MORGENBLATT FÜR GEBILDETE LESER

Digitized by Google

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Einundzwanzigster Jahrgang.

1827.

Januar.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den lezten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jezt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiernit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck beizulegend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparteylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns

Digitized by Google

daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Länder- und Völkerkunde.

Skizzen aus Amerika. 19. 20. 21. 22. 23. 24.
Die Schenken in Paris. 16. 17.
Die Zahl 5 in China. 24.
Der englische Adel. 15.
Indisches Vorurtheil. 7.

Erzählungen und Romane.

Jo-Kiao-Li; chinesischer Roman. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8.
Lord Howith. 11. 12. 13. 14. 15. 18. 19. 20.

Reisen.

v. Matthissons Reise von Wallenstadt nach Genf. 16. 17. 18. 19.
Reise nach Madrid. 25. 26. 27.

Biographie.

Talma. 2. 3. 4. 5. 7. 8. 9. 10. 13. 14.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Halt! Visitation der Tagesblätter. 10. 11. 12.
Merkwürdige Apotheose. 10.
Anglomanie. 14.
Urtheil der Engländer über teutsche Literatur. 22. 23.
Gewicht ohne Gegengewicht. 19.
Wohlthätigkeit in Calkutta. 20.
Bemerkungen über Sprache und Styl. 24. 25.

Gedichte.

Griechenlands Hoffnung v. Schwab. 1.
Der englische Gesandte und der Reis-Effendi. 3.
Kleine Liebeslieder v. W. Müller. 21.
Serbische Volkslieder. 26.
Distichen: Erkennung. 21. Am lezten December. 23. Wetterfahne. 4.
Charaden. Augapfel. 6. Hühner-Hund. 12. Christtag. 18.
Räthsel. Neujahr. 25.
G. Schwabs Romanzen vom Bodensee. 6. 9.
Blüchers Standbild in Berlin. 15.

Korrespondenz.

Wien. 1. 2. 3. — Petersburg. 4. 5. — Leipzig. 8. 9. 10. — Zürich. 8. 9. — München. 10. 11. — London. 11. 12. 13. — Paris. 6. 7. 13. 15. 22. 23. 24. 26. — Lyon. 18. 19. — Rom. 17. 18. — Schweiz. 13. — Dresden. 20. 21. — Genf. 21. — Frankfurt. 22. 23. 25. 26. 27. — Hannover. 16. 17.

Kunst-Blatt.

Nro. 1.

Ueber Wesen, Umfang und Vortrag der Aesthetik. Eine Rede, beym Antritt der Professur der Aesthetik an der Ludwig-Maximilians-Universität in München, gehalten am 27. November 1826. Vom Herausgeber.

Nro. 2.

Brief von Straßburg. — Kupferstecherei in Mailand 1825. — Pompeji.

Nro. 3.

Kunstausstellung in Berlin. — Neue Kupferstiche.

Nro. 4.

Kunstausstellung in Berlin. (Forts.) — Kunstnachrichten aus dem Badischen. — München. — Genf. — Nekrolog.

Nro. 5.

Kunstausstellung in München. — Bildniß Kaiser Karls V. Holzschnitt von Enea Vico.

Digitized by Google

Nro. 6.

Ueber ein Gemälde von Raphael: Johannes den Täufer darstellend. — Anfänge der italiänischen Kunst. — Ueber die frühesten Malereyen im Baptisterium zu Parma.

Nro. 7.

Anfänge der italiänischen Kunst. (Forts.) — Ueber ein Gemälde von Raphael, Johannes der Täufer.

Nro. 8.

Anfänge der italiänischen Kunst. (Beschluß.) — Sopra i moderni falsificationi di medaglie etc. — Kopenhagen. — Nekrolog.

Nro. 9.

Anzeige neuer Bearbeitungen derjenigen lateinischen und griechischen Schriftsteller, welche von der alten Kunst handeln. — Collezione scelta de' monumenti sepolcrali del comune cimitero di Bologna.

Literatur-Blatt.

Nro. 1.

Walter Scott und sein Jahrhundert.

Nro. 2.

Walter Scott und sein Jahrhundert. (Beschluß.) — Dichtkunst. Die Verwandlungen des Ebu Seid von Serug, von Friedrich Rückert. 1r Theil.

Nro. 3.

W. Gerhards Gedichte. 2 Bde. — Gedichte zum Besten der unglücklichen Greise, Wittwen und Waisen Griechenlands von Amalie v. Helwig. — Missolunghi von W. Müller.

Nro. 4.

Uebersicht der französischen Literatur. — Die Häuptlinge Ostfrieslands von H. Suur.

Nro. 5.

Historical researches on the wars and sports of the Mongols and Romans etc. By John Ranking. — Uebersicht der französischen Literatur.

Nro. 6.

Tagebuch einer zweyten Reise über Paris nach London und einigen Fabrikstädten Englands von J. C. Fischer. — Kriegsgeschichte von Bayern unter König Maximilian Joseph I. von Freyherrn von Völderndorf-Waradein. — Physiologie der Leidenschaft nach Alibert, von Dr. Schindler.

Nro. 7.

Ansichten der Natur mit wissenschaftlichen Erläuterungen v. Alexander v. Humboldt. — Schwedische Volksharfe von J. L. Stubach.

Nro. 8.

Traité des brevets d'invention, de perfectionnement et d'importation, par A. C. Renouard. — Die verschiedenen Systeme zur Erklärung der ägyptischen Hieroglyphen. — Koptische Sprache.

Nro. 9.

Solgers nachgelassene Schriften, herausgegeben von Tieck und Raumer. — Traité des brevets etc. par A. C. Renouard. — Sagen der Hebräer, aus dem Engl. des Heimann Hurwitz von *r.

Bey mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Handbuch
der
deutschen Literatur
seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von
Johann Samuel Ersch.
Neue, mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. Vier Bände. 1822—26. gr. 8., auf feinem Druckpapier 12 Thlr., auf feinem französischen Schrbpr. 16 Thlr., auf demselben Pap. in gr. 4. 24 Thlr.

Erschienen ist davon bis jezt: der erste Band (Philologie, Philosophie, Pädagogik; Theologie), die erste Abtheilung des zweyten Bandes (Jurisprudenz, Politik, Kameralwissenschaften), die erste Abtheilung des dritten Bandes (Medizin), die und der vierte Band (Geschichte und Hülfswissenschaften); die zweyte Abtheilung des zweyten Bandes (Schöne Künste, vermischte Schriften) und die zweyte Abtheilung des dritten Bandes (Naturwissenschaften, Gewerbskunde, Mathematik, Kriegswissenschaften) befinden sich unter der Presse und erscheinen zur Ostermesse 1827. Jede Abtheilung ist unter besonderm Titel auch einzeln zu erhalten.

Leipzig, d. 15. December 1826.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Nro. 1.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 1. Januar 1827.

Verlaß mit deinem Götterschilde,
Verlaß, o du der Kühnen Genius,
Die Unschuld nie! Gewinne dir und bilde
Das Herz der Jünglinge mit Siegsgenuß!
O säume nicht! erwache, strafe, siege!
Und sichre stets der Wahrheit Majestät,
Bis aus der Zeit geheimnißvoller Wiege
Des Himmels Kind, der ew'ge Friede, geht.

Hölderlin.

Griechenlands Hoffnung.

Es ging das Jahr in mattem Schlummer
Verachtet seinem Ende zu,
Im Osten wühlt der alte Kummer,
Und um uns her ist Grabesruh';
Das Licht der Wahrheit — mag's ersterben!
Das Volk der Freyheit — mag's verderben!

Geht, hoffet noch auf Wunderwerke,
Und glaubt, daß euer rost'ger Stahl,
Hineingesandt, die Schwachen stärke,
Zu trotzen Feinden ohne Zahl!
Geht, reicht den Weibern, Kindern, Greisen,
Fünf Gerstenbrode, sie zu speisen!

So sprach der Zweifel, hohen Hauptes
Ging er durch unsre Straßen hin;
Den Geiz erfreut's, die Schwäche glaubt es,
Der kalten Bosheit däucht's Gewinn:
Jezt ist die lezte Glut verglommen,
Ja, bleyern wird die Nacht jezt kommen!

Und anderwärts hebt schon die Schande,
Die Thorheit schon ihr Banner dreist: —
Da regt sich an Europens Rande
Der niebezwungne, freye Geist;
Im Land, um das die Fluten wallen,
Läßt Ein Mann seine Stimme schallen.

Wer heftet nicht auf Ihn die Blicke,
Von dessen Mund die Rede weht,
Daß durch die langsamen Geschicke
Der Zeit ein Fieberschauer geht,
Und daß von seinem Wink erschüttert
Der dumpfe, ferne Süden zittert!

Zwar gilt es nicht dem armen Volke,
Das schmachtend nach dem Retter blickt,
Auf das die steh'nde Wetterwolke
Vertilgungsstrahlen niederschickt:
Doch darf das eine Leid schon hoffen,
Wenn andrem Leid ein Ohr steht offen.

O die ihr Worte habt wie Schwerter,
Beschwingte Schiffe, Waffen, Gold:
Dort drängt die Wuth, die Noth noch härter,
Als wo der Mönch die Fahn' entrollt;
Dort, wo das Sichelschwert seit Jahren
Wild durch die fremde Saat gefahren.

Die Saat des Korns, die Saat der Helden,
Der Mütter und der Kinder Saat!
In Haufen liegen sie und melden,
Was dort der Schnitter niedertrat!
Dort helft, dort stellt euch an die Spitze,
Dort schleudert rettend eure Blitze.

Ihr aber, ihr in allen Landen,
Die noch erweichet andrer Noth,

Digitized by Google

Auf, laßt uns rütteln an den Banden,
Auf, theilet euren Biſſen Brod;
Daß hier und dort ein Arm, der bebet,
Erſtarkt zum Kampfe neu ſich hebet.

Die Zeit blickt uns mit Hoffnungsaugen
Tiefſinnig funkelnd, fragend, an;
Jezt will ſie Herzen, welche taugen,
Jezt rüſt'ge Wandler ihrer Bahn.
Drum nicht mehr lau, nicht mehr verzaget;
Laßt wirken uns, ſo lang es taget!

Guſtav Schwab.

Die beyden Kouſinen.

Ein chineſiſcher Roman nach der franzöſiſchen Ueberſetzung des Herrn Abel Remuſat.

Wir theilen dem Leſer hier den Auszug eines chineſiſchen Romans mit, welcher vor Kurzem in einer franzöſiſchen Ueberſetzung erſchienen iſt. Der Ueberſetzer, der gelehrte Abel Remuſat, begleitete ihn mit einer langen wiſſenſchaftlichen Vorrede, die er mit der ſehr wahren Bemerkung beginnt, daß keine Reiſebeſchreibung uns ſo gut von den Sitten und der Denkart eines Volkes unterrichten könne als einer ſeiner nationellen Romane. Die Romane der verſchiedenen europäiſchen Völker geben uns den Beweis dieſer Behauptung, doch nur ein großer Theil der Deutſchen neuerer Zeit eignet ſich dazu, indem ſie ihre Scene in fremde Länder verlegen, oder Ausländer unter die Hauptperſonen ihrer Dichtung aufnehmen. Leider nöthigte uns der beſchränkte Umfang, den ein Auszug einnehmen darf, eine Menge Epiſoden abzuſchneiden, die freylich kleinlich und durch ihre Weitſchweifigkeit langweilig, aber oft die originellſten Züge dieſes befremdlichen Gemäldes enthalten. Da dieſes nicht der Ort für eine Anzeige der zwey Kouſinen iſt, müſſen wir es dem Scharfſinne der Leſer überlaſſen, rückſichtlich des ſittlichen und geiſtigen Standpunktes der Chineſen ein Urtheil aus dieſen Blättern zu ziehen. Wir fürchten, daß es wohl die Neugier nach einer umfaſſenden Kenntniß von China reizen, uns aber nie mit der unfreyen, erkünſtelten Natur von deſſen Einwohnern befreunden kann.

* * *

Herr Pe Hiuan Thaihinan aus Nanking hatte ſich in der Zeit, da der Eunuche Wangtſchiü unter dem Kaiſer Pinglſung das Reich beherrſchte, voll rechtlichem Unwillen von den Geſchäften zurückgezogen und lebte auf einem Landgute in der Provinz, bis der Kaiſer von den Tartaren bey Thumu geſchlagen und gefangen fortgeführt ward. Des Kaiſers Bruder übernahm während deſſen Abweſenheit das Regiment und Herr Pe hielt es für ſeine Pflicht, auf ſeinen erſten Wink wieder in die Hauptſtadt zurückzukehren, wo er die wichtige Hofcharge eines Ceremonienmeiſters erſter Klaſſe übernahm. Herr Pe hatte das Unglück, mit ſeinen verſchiedenen Weibern nie einen Sohn, ja gar keine Kinder zu erhalten. Die Religion der Chineſen kennt keine Hoffnung der Unſterblichkeit, um ſo eifriger ſind ſie beſtrebt, ihr Andenken durch ihre Söhne und den Todtendienſt, den dieſe ihnen leiſten, fortzupflanzen, deßhalb ſind ſie ſehr beſorgt, ihre Töchter ſo früh als möglich zu verheirathen, und wenn auch dieſe ihnen verſagt waren, einen jungen Mann an Kindesſtatt anzunehmen. Bey ſchon vorgerücktem Alter ward Herr Pe Vater einer Tochter, die ihrer angebornen Schönheit wegen Hungiu genannt ward. Dieſer Name aber bedeutet rother Jaſpis, denn dieſer Stein iſt bey den Chineſen das Sinnbild von Allem was ſchön und herrlich iſt, ſo daß ſich die ſuperlative Empfindung ihrer Damen nicht mit dem Ausruf: „ein wunderſchöner Mann, — ein himmliſches Häubchen!" zu behelfen hat, ſondern „ein jaſpiſcher Mann, — ein jaſpiſches Häubchen!" liſpeln kann. Herr Pe widmete ſich ganz der Erziehung ſeiner Tochter, ſo daß ſie, wie er ſie in ihrem ſechszehnten Jahre nach Pecking führte, ſchon Bücher zu leſen und zu ſchreiben wußte, und mit ihrem Vater in die Wette Verſe machte auf alle Vorfälle des häuslichen Lebens.

In Pecking angelangt, richtete Herr Pe ſein Haus ſehr anſtändig ein und genoß der vielen Freyſtunden, die ihm ſein Amt ließ, des Weins und der Dichtkunſt. Von Blumen und Laub umgeben, in Geſellſchaft weniger Freunde zart-witzige Geſpräche führen, Verſe machen und gewärmten Wein in Nußſchaalen-großen Taſſen trinken — darin beſteht das Glück eines gebildeten Chineſen. Herr Pe hatte bald nach ſeiner Ankunft in Pecking ſeinen Schwager Gu, ſeinen Studiengenoſſen Sie unter dieſen Umſtänden bey ſich verſammelt, und war eben im Begriff, mit ihnen um die Wette eine wohlriechende Afterblume, welche ſich unter den Blumen befand, von denen das Bibliothekzimmer, wo die Herren verweilten, angefüllt war, zu beſingen, als ein anderer Studiengenoſſe, Herr Yang, Generalinſpektor, die Geſellſchaft vermehrte. Herr Yang war ein kösartiger, eitler, ränkeſüchtiger Höfling, er drängte ſich zu den drey Freunden, die ſich ſo eben zum Verſemachen anſchickten, und mußte nun ihren Zeitvertreib theilen. Herr Pe, der ihn ſehr ungern aufnahm, war ziemlich böſer Laune; dieſe führte einen ſehr höflichen, witzigen Streit zwiſchen ihm und dem Herrn Generalinſpektor herbey, in Folge deſſen Herr Pe den ſcherzhaften Geſetzen zufolge, welche ſich die Dichter heute aufgelegt hatten, in die Strafe verfiel, eine größere Taſſe, die zehn ſolche Nußſchälchen enthielt, mehrmals auszutrinken, ſo daß ihm endlich der Kopf ſo ſchwer ward, daß er ohne weitere Formalität, bevor er ſeine ihm aufgetragenen Verſe

Digitized by Google

gemacht, sich hinter einem Zimmerschirm auf ein Ruhebett legte, um seinen Wein zu verdunsten. Der alte aufwartende Diener eilte der schönen Hongiu, welche unaufhörlich für das Wohl ihres Vaters besorgt war, den Vorgang zu melden, und wie der boshafte Herr Yang sich rühme, daß Herr Pe, sobald er vom Schlafe erwache, seine Versäumniß, die ihm aufgetragenen Verse nicht gemacht zu haben, durch neues Trinken büßen solle. Die schöne Hongiu fürchtete für ihres Vaters Gesundheit. Der alte Diener mußte den Gegenstand des aufgetragenen Gedichtes auf dem Tisch, wo die Herren dichteten und tranken, entwenden. — Sie dichtete unverzüglich ein meisterhaftes Impromtu darauf und befahl dem Diener, dieses ihrem Vater bey seinem Erwachen sogleich zuzustecken. Der sinnreiche Plan der Tochter gelang, allein das Erstaunen der Dichter über das Meisterstück der jungen Schönen zog eine Erklärung nach sich und Hongiu ward als ein Wunder ihres Geschlechtes gepriesen. Nun hatte aber Herr Yang einen einzigen Sohn, einen zwanzigjährigen Schüler, der in seinem lezten Examen schlecht bestanden, oder, wie es in Europa auch zuweilen geschieht, nur durch des Vaters Einfluß nicht ganz durchgefallen war. Yang kam auf den Gedanken, diesen Sohn mit der geistreichen Hongiu zu verheirathen; sie vereinte alle Vorzüge der Person, des Ranges und der Glücksgüter; allein sein Sohn war ein schwerfälliger Pinsel und Herr Pe, ein unbestechlich redlicher Mann, wollte durchaus einen gelehrten Schwiegersohn haben. Es kam also darauf an, Herr Pe über die Unwissenheit seines Sohnes zu betrügen. Gerade zu gelegener Zeit erhält Yang den Besuch eines Astrologen, den ihm der Gouverneur einer Provinz zuschickt. Dieser hat auch für Herr Pe Empfehlungsschreiben und ihn beauftragt Herr Yang, Herrn Pe wegen eines Heirathsvorschlages zu sondiren. Herr Pe, dem er den jungen Yang auf's Herrlichste herausstreicht, findet den Vorschlag der Ueberlegung werth, zieht seinen Freund Gu zu Rathe, und dieser lädt Vater und Sohn ein, um den lezten zu prüfen. Der alte Yang, welcher Gu's Absicht erräth, richtet seinen Sohn, dessen Mittelmäßigkeit er wohl kennt, so gut wie möglich ab, und fast hätte derselbe die alten Herren hintergangen, denn er zog sich mit Hülfe des Vaters bey einem Verstandesspiel, das wir auch unsern geistreichen Zirkeln empfehlen, recht gut heraus. Man nennt nämlich ein Wort (bey den chinesischen Schöngeistern war es „Roth"). Dieses muß der Erste einmal in einen Spruch, Bemerkung, Metapher oder Reflexion bringen, der Zweyte zweymal u. s. f. Doch Herr Gu knüpft ein Gespräch mit dem Freywerber an, in welchem Verse citirt werden, und in diesem kommt ein Wort vor, welches der Gelehrte und Dichter in einem ganz andern Sinne braucht, als es im gemeinen Leben gebraucht wird, dem jungen Herrn ist aber dessen gelehrte Bedeutung unbekannt; dadurch erweist er sich als ein unwissender Mensch; der Betrug ist entdeckt und Herr Yang bekömmt einen Korb.

Der alte Yang, um sich für diese Demüthigung zu rächen, weiß es so zu karten, daß der Kaiser Hrn. Pe zum Botschafter ernennt, um dem gefangenen Kaiser Winterkleider zu bringen, sich nach seiner Gesundheit zu erkundigen, und unter der Hand Friedensvorschläge einzuleiten. Diese Botschaft zu dem barbarischen Volk, in der strengen Jahreszeit nach Norden zu, ward für ein durchaus lebensgefährliches Unternehmen gehalten, und Yang hoffte der alte Pe werde sie ablehnen, darinnen verunglücken, oder um sie zu vermeiden, seinen Heirathsvorschlag eingehen. Darum sendet er nun abermals einen Unterhändler an Pe, der ihm verspricht den Befehl des Kaisers rückgängig zu machen, wenn er die schöne Hungiu seinem Sohne zum Weibe gebe. Hr. Pe beharrt mit edlem Stolze auf seiner Pflicht als Staatsbeamter, und bereitet sich zu seiner Abreise. Um seine Tochter dem Einfluß des ränkevollen Yangs zu entziehen, und ihr während seiner Abwesenheit, die durch die barbarische Sitte der Tartaren sehr gewaltsam verlängert werden könnte, Schuz zuzusichern, vertraut er sie seinem Schwager Gu an, dieser aber, aus Furcht mit Yang in Kollision zu kommen, und des Hoflebens müde, fordert seinen Abschied, und begibt sich mit Hungiu und seiner ganzen Familie nach Nanking, in dessen Nähe er ein Landhaus bewohnt. Gu hat selbst auch eine Tochter, weil er seine Nichte aber zärtlich liebt, und um sie vor Yangs Nachstellungen zu schützen, gibt er sie ebenfalls für seine Tochter aus, und ändert ihren Namen, so daß sie anstatt Hungiu (rother Jaspis), wie sie bisher hieß, Wukiau (Reizloß) genannt wurde, indeß seine eigene Tochter, welche nicht durch Schönheit glänzte, von jeher Wuyen (Unschön) genannt worden war. Seine nächste Sorge ging nun dahin, dem Versprechen, das er seinem Schwager gegeben hatte gemäß, Wukiau einen Mann zu suchen, der ihrer würdig sey. Allein er suchte vergebens! keiner der heirathbaren Jünglinge konnte sich an Geist und Wissenschaft mit Fräulein Pe messen, — denn nur diese Eigenschaft verlangte Hr. Pe von seinem Schwiegersohne, Geld hatte er genug, und dem Gelehrten stehen in China alle Ehrenstellen offen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien.

Unsere Residenz bietet in einem fort das Gemälde einer regen und rastlosen Thätigkeit dar, besonders vom Gegeneinanderwirken der schönen Künste belebt. Kaum war die Kunstausstellung der Gemälde, wo sich besonders die herrlichen Landschaften des Galleriedirektors Revel ausgezeichnet und die Bewunderung aller Kenner und Layen auf sich gezogen haben, und die nach einer längern Dauer, früher gegen Bezahlung dann zur Erleichterung ärmerer Beschauer, unentgeldlich eröffnet stand, geschlossen, als vielseitig die Theilnahme des Publikums auf's Neue in Anspruch genommen wurde. Dem. Garnerin, welche in Gesellschaft ihres Vaters früher ihren Luftball und den damit verbundenen Fallschirm im Redoutensaal gezeigt hatte, begann vor einer zahlreichen Ver-

Digitized by Google

sammlung ihre neun-und-zwanzigste Luftfahrt, und ließ sich aus einer Höhe von 370 Klaftern wohlbehalten in dem, von ihrem Vater verfertigten Fallschirme zur Erde; Herr Br'sezny, Erfinder einer Dampfkanone, führte den Versuch über 200 Kugeln in einer Minute auf ein gegebenes Ziel zu schießen, und damit Eisenblech zu durchlöchern, glücklich durch; der erste Kämpfer der königlichen Akademie zu Paris, Herr Lebesnier (gegenwärtig zugleich als bedeutender Maschinist beym Wiener Theater angestellt), ließ seine wirklich beyspiellose Stärke, mit welcher er 2000 Pfund von der Erde emporhebt, einen großen Tisch, auf welchem fünf Personen eine Kollation einnehmen, mit den Zähnen aufhebend, einige Augenblicke herumtrug u. dergl. bewundern, und bewährte zugleich in seinen mimisch plastischen Darstellungen ein erfolgreiches Studium der bildenden Kunst. Herr Souchetti stellte in seinem, am Eingang des Praters neu erbauten prächtigen Marstempel die österreichische Land- und Seemacht mit beweglichen Figuren dar, auf dem Graben wurde ein Kosmograma, Wanderungen durch Pompeji gezeigt, Enslen eröffnete eine neue optische Zimmerreise, von Aken verschaffte uns das seltne Schauspiel einer ihre Jungen säugenden Löwin, ein Herr Ad Rinent zeigte lebendige Klapper- und Riesenschlangen. Der Kunstreiter Bach war nach einer langen Abwesenheit zurückgekehrt, eröffnete auf's Neue seine Vorstellungen im Circus gymnasticus, zugleich in den Kunstreitern Baßin und Constant wackere Nebenbuhler findend; Dem. Rosa Mariani gab im Redoutensaale eine Vorstellung in der Fechtkunst, wobey die vorzüglichsten Fechtmeister mitwirkten, und es schwer zu unterscheiden war, ob sie gezwungen oder aus herkömmlicher Artigkeit der Dame den Sieg über sie gestatten mußten oder wollten.

Was das Theater betrifft, so überragt die Hofbühne noch immer alle übrigen, nicht allein durch die Bedeutenheit der Stücke, welche sie zur Aufführung bringt, sondern noch mehr dadurch, daß sie das höhere Ziel, auf Bildung und Veredlung des Geschmacks und der Sitten einzuwirken, unabläßig verfolgt, und sich durch keine laut oder im Geheim geäußerte falsche und unverständige Ansicht und Meynung irre machen läßt. Der Ferial-Monat und die vielen Gastrollen, unter welchen die der Mad. Stich vom Berliner Hoftheater die bedeutendsten genannt werden müssen, verhinderten die Darstellung neuer Stücke von Bedeutung, als welche wir nur „die Tochter der Luft," nach Calderons Idee von Raupach, und „Erziehung" ansehen können, ein Familiengemälde in fünf Akten, nach dem Französischen von Mosel, dem wir bereits die geistreichen Uebersetzungen des Paria, und die musterhafte Bearbeitung der „Schule der Alten" verdanken. Raupachs Stück gefiel in den ersten drey Akten bedeutend. Dem. Müller in der Hauptrolle war ausgezeichnet. Schon gegenwärtig auf einer hohen Kunststufe stehend, berechtigt sie zu noch größeren Erwartungen. „Erziehung" macht durch einen lebhaften Kontrast zwischen einem einfachen und einem überbildeten Mädchen die Gefahren einer verkehrten Erziehung anschaulich, und verbindet so den ästhetischen Zweck mit dem sittlichen, ohne dem erstern Eintrag zu thun; eine Aufgabe, deren Lösung besonders jenen Bühnen anvertraut ist, die als Bildungsinstitute der Nation angesehen werden müssen. Freylich füllen derley Stücke nicht immer die Häuser, dieß zu thun ist aber auch nicht die höchste Aufgabe, welche eine Hofbühne zu verfolgen hat. Von den Gastrollen berühre ich nur die der Mad. Stich als die ausgezeichnetesten. Sie trat zuerst in der Phädra auf, und hernach zwey Mal als Julie in Romeo und Julie, zwey Mal in der Donna Diana, in der Jungfrau von Orleans, als Lady Milfort in Kabale und Liebe, in — Haß allen Weibern, und der dramatischen Aufgabe „Komm her," in der Maria Stuart als Maria, zwey Mal in der Schule der Alten, im lezten Mittel als Baronin, zwey Mal in Alexander und Darius, zwey Mal in der Tochter der Luft. Mit der zweyten Vorstellung der Julie beschloß sie ihre Gastrollen. Die Künstlerin erfreute sich wieder der allgemeinsten Theilnahme, obschon Manche sich und Andere überreden wollten, es sey damit doch nicht so lebhaft hergegangen, wie bey ihrem vorlezten Besuche in Wien. Gegen Meynungen ist schwer zu streiten, zumal wenn sie aus unlautern Gründen entstehen. Thatsache ist, daß Mad. Stich, so oft sie spielte, das Haus füllte, daß sie jedes Mal zwey, auch drey Mal gerufen wurde, und daß, incredibile dictu, sämmtliche Recensenten in den Wiener Zeitschriften auch nicht ein Aederchen zu tadeln wußten, sondern allzumal mit vollen Backen in die Lobtrompete stießen. Hätte Mad. Stich nicht zur ersten Debut-Rolle die Phädra gewählt, so würde der Beyfall, den sie während ihrer Anwesenheit erhielt, noch bedeutender gewesen seyn, allein jene hohe Tragödie, in welcher wir die Schröder zu bewundern Gelegenheit haben, sagt dem Talente jener Künstlerin weniger zu als das sogenannte Leidenschafts-Trauerspiel, oder das feinere Lustspiel. Unser Publikum, welches gerne den Weg des Vergleiches einschlägt, stellte sie in jener Rolle der Schröder gegenüber, hinter welcher sie darin zurückblieb. Als Julie gefiel wieder besonders die Balkonscene, wo Mad. Stich allen Zauber der ihr eigenthümlichen Liebenswürdigkeit entfaltete. Schon allein ihr Herunterbeugen zu Romeo ist fast unnachahmlich. Die Schlußscene des vierten Akts spielte sie mit ergreifender Wirkung. In der Donna Diana und als Jungfrau von Orleans zeigte sie sich durch ein großartiges Verschmähen des Theater-Effektes als vollendete Künstlerin. Dieß und ein plastisches Ausprägen der Rolle gehören zu den charakteristischen Eigenheiten der Mad. Stich. Alles ist immer bey ihr aus einem Gusse, und eher wird sie eine schöne Einzelnheit um des Ganzen willen fallen lassen, bevor sie das Ganze um eines Theils willen aus den Augen läßt. So erschien sie in der Schule der Alten, so in der Tochter der Luft; als Milfort, Stuart und in den kleineren Stücken hab' ich sie nicht gesehen. In Alexander und Darius könnte sie weniger durchgreifen, weil das Stück, welches bey ihrem Auftreten das erste Mal gegeben wurde, nicht ansprach. Es ist unbestritten Zeuge eines schönen poetischen Talents, aber zugleich auch eines Talents, welches mit den Erfordernissen eines höhern dramatischen, für die Darstellung berechneten Gedichtes nicht im Reinen ist. Wir sehen hier wohl Materialien zu einem Ganzen, aber das Ganze fehlt, es sind Stücke da, aber das Stück wird vermißt. Dem Anscheine nach bedeutende Begebenheiten sind ohne Folgen. Wozu all der Uebermuth Alexanders, wenn er zuletzt nicht bestraft wird. Unbefriedigt wie er selbst, verlassen wir das Schauspielhaus, wenn wir nicht wissen, was mit ihm geschieht, und keine höhere Anschauung oder Erkenntniß mit nach Hause nehmen können. — Einen zu betrauernden Verlust erlitt die Hofbühne durch den Tod der Dem. Weber, welche nach kurzer Krankheit in der Blüthe ihrer Jahre starb. Selten ist eine Schauspielerin so allgemein und so herzlich betrauert worden wie sie, wozu größtentheils die liebenswürdige Anspruchslosigkeit, welche ihr eigen war, und der gute moralische Ruf, welchen sie genoß, beygetragen haben. Eine bedeutende Zahl ihrer Bekannten und Gönner hatten sich bey dem Leichenbegängniß eingefunden, ihr Sarg wurde von Schauspielern durch die Kirche getragen, eine große Anzahl von Wagen geleitete den Leichenzug nach dem Friedhofe, wo von Freundinnen und Kunstverwandten frische Blüthen der Hingewelkten in's Grab gestreut wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylagen: Kunstbl. Nr. 1. u. Monatsreg. December.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 2.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 2. Januar 1827.

Ich wußte nichts von Cbina, als es ſey
Ein trefflich Mittel gegen's kalte Fieber.
Und jezt erſtaun' ich über alle Maßen,
Daß ich ſo ganz kurioſe Bräuche hier
Vorfinde, ſo kurioſe Schwüre und Geſetze,
Und ſo kurioſe Frau'n und Herrn.

Schiller. Turandot.

Die beyden Kouſinen.

(Fortſetzung.)

Eines Tages beſuchte Herr Gu, die Lieblichkeit des Frühlings zu genießen, einen öffentlichen Ort, wie unſere Herren nach Kannſtadt, Richters Garten, der Au u. ſ. w. gehen, es hieß aber dieſer der Tempel der Unſterblichen. Die Wände des Tempels, der mit den ſchönſten Blumen aufgepuzt war, waren mit auserleſenen Verſen beſchrieben, mit deren Leſen man ſich unterhielt. Gu nahm in einem der Zugänge ein friſch beſchriebenes Papier wahr, er las es und fand darauf ein Gedicht, — „das Lob der Pflaumenblüthe" (welche wirklich in dieſer Zeit die Beſuchenden herbeyzog), ein Gedicht, deſſen vollendete Schönheit und ſeltner Werth ihn in Erſtaunen ſezte. Auf ſeine eifrige Nachfrage erfährt er, deſſen Verfaſſer ſey ein Herr Sſe Ye-upe, ein ſehr unbemittelter Student von neunzehn Jahren, deſſen Fleiß und Talente aber allgemein gerühmt wurden, indeß ſeine angenehme Geſtalt Wohlgefallen erregte. Herr Gu iſt hoch erfreut, denn es ſcheint ihm unzweifelhaft, daß er in Herr Ye-upe den für Wukia-u beſtimmten Gemahl gefunden habe. Er ſucht den Jüngling auf, den er an eines Waldes Saum mit mehreren Jugendgenoſſen neben einem auf den Raſen gebreiteten Scharlachteppich gelagert findet, wo ſie beym Wein Verſe und Muſik machen. Er findet ihn ſehr liebenswürdig, läßt gleich des folgenden Tages eine Unterhändlerin kommen — ein in Nanking ſehr honorables Gewerb — erlaubt ihr, die ſchöne Hongin, jezt Wukia-u genannt, zu betrachten, und ſendet ſie an Herr Lizentiat Sſe Ye-upe ab, um ihm Fräulein Wukia-u zur Frau anzutragen. Madame Unterhändlerin begibt ſich zu dem armen Lizentiaten, der ſie höflich empfängt, ihr eine Taſſe Thee reichen läßt, und nachher ihren Auftrag vernimmt. Lange kann er nicht glauben, daß der vornehme, reiche Herr Gu die Abſicht habe, ihm ſeine Tochter zu vermählen; aber ſein Sinn ſteht darauf, ohne Rückſicht auf Reichthum und Stand, nur das geiſtreichſte, gebildetſte, ſchönſte Mädchen zu wählen; eine ſolche im Beſiz jedes andern Vorzuges konnte Herr Gu ſeinem Ermeſſen nach keinem armen Unbekannten anbieten. Er war daher mißtrauiſch und verlangte die Schöne vorher zu ſehen. Die Unterhändlerin, welche wegen der Verborgenheit, in der die Weiber im Innern des Hauſes leben, Herrn Gu's eigene Tochter nicht geſehen hatte, machte ihm einen Ort, gegenüber eines Gartenhauſes des Herrn Gu, bekannt, wo er das Fräulein am Fenſter belauſchen könne. Ye-upe begab ſich dahin; unglücklicherweiſe zeigte ſich aber ſtatt Hongin Herrn Gu's rechte Tochter, Woyan am Fenſter; dieſe entſprach nicht Herrn Ye-upe's Ideal, und er trug der Unterhändlerin, wie ſie ſich verabredetermaßen wieder bey ihm einſtellte, eine abſchlägige Antwort auf. Herr Gu ward dadurch ſehr verlezt; allein alle Eigenſchaften des ſtolzen Jünglings erfüllten ſeine Wünſche für ſeiner Nichte Verſorgung auf eine ſo genügende Weiſe, daß er die Unterhändlerin zum zweyten Mal an ihn abſendete. Wie Herr Sſe bey ſeiner

Weigerung beharrte, ließ er sich von seinem Zorn verleiten, den Rektor des Lyceums in Nanking dahin zu vermögen, daß er unter dem Vorwand einer halsstarrigen und vorlauten Gesinnung (etwa chinesische Umtriebe?) ihn des Grades eines Lizentiaten durch öffentlichen Anschlag beraubte.

In eben diesen Tagen, wo der arme schutzlose Student diese Ungerechtigkeit erfuhr, erhielt Herr Gu die Nachricht, daß sein Schwager Pe seine Botschaft in der Tartarey glücklich vollbracht habe, und vom Kaiser mit neuen Ehren gelohnt, in die Hauptstadt zurückkehre, daß er selbst ebenfalls eine Beförderung erhalten, und sich nach Pecking zu begeben aufgefordert sey. Ueber diese angenehmen Vorfälle vergaß Herr Gu den armen Studenten, so daß er seinen Schwager, der, um seine Tochter abzuholen, seinen Rückweg vom Tartarenlager über Nanking genommen hatte, nur flüchtig den mit Sse Ye-upe gehabten Verkehr erzählte. Der wackere Pe mißbilligte die an Sse geübte Rache, er erbat die Rückgabe eines Lizentiatendiploms von dem bereitwilligen Rektor und reiste mit seiner Tochter nach Pecking ab. Herr Sse erhielt in den Tagen vor Herrn Pe's Abreise eine Botschaft von seinem väterlichen Oheim, Generalinspektor Herrn Sse, welcher sich bey seinem herannahenden kinderlosen Alter seiner erinnerte und ihn liebevoll einlud, Sohnesstelle bey ihm zu übernehmen. Dieser Vorschlag konnte Ye-upe nur angenehm seyn, nur in der Hauptstadt hoffte er das Ideal eines Weibes zu finden, so wie er es zu seiner Gemahlin verlangte, und so entschloß er sich, stehenden Fußes zu seinem Oheim zu eilen, der auf seiner Reise nach Pecking begriffen, ihn auf dem, wenige Stunden entfernten Kanal in seiner Barke erwartete. Herr Ye-upe stieg, von seinem Diener, der ihm zu Fuße folgte, begleitet, demzufolge eilig zu Pferd, hatte aber nur erst einen kleinen Theil des Weges zurückgelegt, als ihm auf einem Kreuzweg ein Mensch in den Zügel fiel und flehentlich um seine Peitsche bat. Herr Ye-upe, der kein besonders geschickter Reiter war, ein stätiges Pferd hatte und sonach die Peitsche nicht wohl entbehren konnte, auch über den Aufenthalt zornig ward, wehrte den Mann erst mit Worten, bald aber mit Schlägen ab; der Streit zog Zuschauer herbey, und der Mann, der nicht abließ um die Peitsche zu bitten, erzählte endlich: ihm sey sein Weib von vier Räubern entführt worden; nachdem er sie vergeblich gesucht, habe er einen klugen Mann und Wahrsager, der in einem nahen Kloster wohne, um Rath befragt. Von diesem sey er angewiesen worden, zu einer bestimmten Stunde an diesen Kreuzweg zu gehen, dort werde er einen Reiter antreffen, den er ihm umständlich beschrieben und zum Wahrzeichen noch hinzugesetzt, daß dieser Reiter auf eine Heirath ausgehe; diesen solle er um seine Peitsche bitten, und während er diese in der Hand halten würde, werde er seine Gattin finden. Er habe dem Wahrsager gefolgt, Herrn Sse's ganze Gestalt sey mit der von dem Wahrsager gemachten Beschreibung übereingekommen und auf dessen Verheißung trauend, bitte er um des Reiters Peitsche. Ye-upe und die Umstehenden fanden, daß diese Zumuthung unter den Umständen nicht abzuschlagen sey, allein da der Reiter die Peitsche sehr entbehren werde, sollte der fremde Mann ihm dagegen eine derbe Weidengerte abschneiden. Dazu war dieser willig, er kletterte, die erbetene Peitsche in der Hand, auf eine alte, innerhalb der Ringmauer einer nahe liegenden Kapelle stehende Weide, um dieser Bedingung zu genügen. Doch während er die Gerte abschnitt, hörte er Wehklagen aus der Kapelle ertönen und erblickte vom Baume aus seine Frau, die, von drey Räubern gewaltsam zurückgehalten, zu entfliehen versuchte. Der Mann sprang schnell vom Baume, seine Frau zu befreyen; die Räuber entwischten und Ye-upe so wie alle Umstehende waren über die wundervolle Erfüllung von des Wahrsagers Prophezeihung erstaunt. Nachdem der Mann mit seiner wiedergefundenen Gattin dankbar und fröhlich seinen Heimweg angetreten hatte, fiel es Ye-upe erst ein, daß der wundersame Wahrsager, der ihn und seine innersten Gedanken so genau kenne, ihm vielleicht rücksichtlich seiner Wünsche in der Wahl einer Gattin einen guten Rath zu geben im Stande seyn würde. Obgleich er sehr eilte, zu seinem Oheim zu gelangen, hoffte er doch, den kleinen Umweg nehmen zu können und schlug die Straße nach Ke-upung, dem Wohnorte des Wahrsagers, den er von dem fremden Manne genau erkundet hatte, ein; doch er hatte schlecht gerechnet, die Sonne ging unter, es wurde dunkel und die Kapelle von Ke-upung war noch immer nicht erreicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Talma's Leben.

Lebensumstände und erstes Auftreten Talma's.

Bey einem Künstler, und besonders bey einem großen Schauspieler, ist es ganz anders als bey andern großen Menschen, welche die Geschichte mit ihren Handlungen und ihren Werken der Nachwelt überliefert. Ihren Ruhm kann die Zeit nicht reifen; die Zeitgenossen können ihnen nie nahe genug seyn. Um von einem Staatsmann, einem Feldherrn, einem Schriftsteller oder Könige zu sprechen, darf man beynahe nicht zu seiner Zeit gelebt haben, darf sein Andenken weder im Guten noch Bösen unsere Gefühle rege machen; um aber den Schauspieler zu schildern, muß man vor der Schaubühne, deren Zierde er war, geschaudert und geweint haben. Talma selbst schreibt hierüber: „Ein Unglück unserer Kunst ist, daß sie gleichsam mit uns stirbt. Andere Künstler hinterlassen Denkmäler in

ihren Werken; das Talent des Schauspielers lebt nach seinem Tode nur noch in der Erinnerung seiner Zuhörer."

Franz Talma wurde zu Paris den 15ten Januar 1760 von wohlhabenden Eltern geboren, die nichts an seiner Erziehung versäumten; er brachte einen Theil seiner ersten Jugend in England zu. Erst nach seiner Rückkehr nach Paris im fünfzehnten Jahre flößte ihm der Besuch des théâtre français Geschmack an der Deklamation ein. Er besaß von Natur eine düstere Phantasie und eine außerordentliche Nervenreizbarkeit, traurige Vorzüge, die ihm aber einst die Leichtigkeit geben sollten, sich zur Begeisterung zu stimmen, die so nothwendig ist, um in den Geist der Rollen einzudringen. Dieses Temperament äußerte sich schon, als er im Alter von zehn Jahren in einer Tragödie (Tamerlan), welche die Kinder seiner Pension aufführten, die lezten Augenblicke eines Freundes, der von seinem Vater zum Tode verurtheilt war, zu erzählen hatte. Er war so erschüttert, daß seine Thränen während der Darstellung strömten und er noch eine Stunde nachher nur mit Mühe zu trösten war. Von nun an schien sein Beruf entschieden. Nach vollendeten Studien kehrte er zu seinem Vater nach London zurück. Lord Harcourt und einige andere Herren, die ihn hier mit einigen jungen Franzosen kleine französische Stücke hatten aufführen sehen, drangen in seinen Vater, ihn auf die englische Bühne zu bringen, und dieser, selbst ein Freund des Theaters und stolz auf das Talent seines Sohnes, war nicht abgeneigt. Besondere Umstände brachten ihn jedoch nach Paris zurück, wo ihn sein Geschmack für das Theater die Bekanntschaft mehrerer berühmter Schauspieler suchen ließ; er besuchte die königliche Schule der Deklamation, und genoß daselbst Molés Unterricht und Dugazons Freundschaft.

Mademoiselle Sainval, die jüngere, soll ganz vorzüglich zu seinem Entschlusse, in Barons und Lekains Fußstapfen zu treten, beygetragen haben. Wenige Tage vor seinem Auftreten hatte Talma seine Freunde in einem Theater in Marais versammelt, um ihr Urtheil zu hören. Ihre strengen Urtheile hatten ihn bereits in seinem Entschlusse wankend gemacht, als die junge Schauspielerin, welche die Liebhaberinnen auf dem théâtre français spielte, ihn seine Schüchternheit besiegen lehrte.

Talma trat zum ersten Mal auf dem théâtre français den 27sten November 1787 in der Rolle des Séide auf; er suchte von nun an die Gesellschaft von Gelehrten und Künstlern, und gab sich eine zweyte Erziehung, die des Künstlers.

„Das Theater," so schreibt er selbst gegen das Ende seiner Laufbahn, „soll für die Jugend ein lebendiger Lehrkurs der Geschichte seyn; man darf ihr keine falschen Ideen über die Sitten der Völker und die Personen geben, welche die Tragödie wieder in's Leben ruft. Ich erinnere mich wohl, daß ich mir in meiner Jugend die Helden und Könige so dachte, wie ich sie auf dem Theater gesehen. Bajard stellte ich mir vor in einem eleganten, chamoisfarbenen Kleide, ohne Bart, gepudert, frisirt wie einen Stuzer vom achtzehnten Jahrhundert; ich sah Cäsar in einem schönen Kleid von weißem Atlas stecken, mit fliegenden Haaren und Bandschleifen. Näherte sich zuweilen ein Schauspieler in seinem Kostüm der antiken Tracht, so zerstörte er ihre Einfachheit durch das Uebermaß lächerlicher Stickerey. Lekain gelang es nur zum Theil das lächerliche Theaterkostüm zu verbannen, ohne daß er das wahre einführen konnte. Diese Kunst war damals völlig unbekannt, selbst den Nachbarn. Es war dieß die Zeit der Boucher und Vanloo, die sich wohl hüteten Raphaels und Poussins Beyspiel im Anpassen der Kostüme an das Zeitalter zu befolgen. Erst Davids Erscheinen ermunterte vorzüglich die jungen Künstler zu Studien dieser Art; vertraut mit den meisten derselben, warf ich mich mit lebhaftem Eifer darauf; ich wurde Maler auf meine Weise, ich hatte viele Schwierigkeiten und Vourtheile, weniger von Seiten des Publikums als von Seiten der Schauspieler zu überwinden; aber endlich wurden meine Bemühungen mit Erfolg gekrönt, und ich kann ohne Eigenliebe sagen, daß mein Beyspiel auf sämmtliche Theater Europa's großen Einfluß gehabt hat. Lekain wäre nicht im Stande gewesen diese Schwierigkeiten zu überwinden. Wie hätte er die nackten Arme, die antike Fußbekleidung, die ungepuderten Haare, die langen, wollenen Gewänder wagen können, eine Tracht, die damals für schmuzig und unschicklich gegolten hätte. Lekain that indessen was er konnte, er that den ersten Schritt."

Das römische Kostüm in seiner ganzen strengen Einfachheit versuchte Talma zuerst in einer untergeordneten Rolle des Trauerspiels Brutus. Er erschien im wollenen Gewand und schwarzen Haaren. Mademoiselle Contat rief, als sie ihn so vor dem Auftreten in der Kouliſſe sah: „Pfui, wie ist er so häßlich, er sieht aus wie eine Statue!" und flößte ihm dadurch unwissend Muth ein. Sein Erscheinen erregte, wie zu erwarten war, allgemeines Erstaunen unter den Zuschauern; sie waren an die rothen Absätze, die französischen Kleider der Helden der Fabel und der Geschichte gewöhnt; aber der junge Schauspieler siegte über die Vorurtheile eines Parterres, dem Neuerungen mißfallen, und das durch das überlegene Talent Talmas noch nicht gefesselt war.

Indessen bereiteten sich ganz andere Veränderungen vor, und die Revolution sezte alle Gemüther in Gährung. Talma bekannte sich mit Eifer zu den Grundsätzen und Wünschen der konstituirenden Versammlung. Sein Freund, der jüngere Mirabeau, vertraute ihm im Jahr 1789 die wichtige Rolle Carls IX. in der Tragödie dieses Namens an. Der Verfasser und der Schauspieler ernteten gleichen Beyfall; aber Ludwig XVI. hatte die Schwach-

heit einer Deputation von Bischöffen nachzugeben, welche verlangten, daß das Stück wegen seiner außerordentlichen Wirkung auf das Volk verboten werden sollte. Mirabeau der ältere, der die Besorgniß der Bischöffe zu Gunsten der Henker der Bartholomäusnacht nicht theilte, ließ die Tragödie von einem Parterre verlangen, das beynahe ganz aus Einwohnern der Provence bestand, die ihn selbst zur Versammlung gewählt hatte.

Dieses Verlangen des Publikums, und die Weigerung der meisten Schauspieler, die, wenn sie gleich ihrem Theater den Namen eines Nationaltheaters gegeben hatten, aristokratische Grundsätze hegten, veranlaßte zwischen ihnen und Talma Mißverständniß und Spaltung. Denn er selbst sagt von sich: „erzogen zu London auf dem glücklichen Boden der Freyheit, habe ich mich mit Eifer der Sache der Revolution ergeben, aus Grundsätzen sowohl als aus Dankbarkeit, sie hat mich zum Bürger gemacht; vorher war ich blos würdig es zu werden."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien.

(Fortsetzung.)

Die übrigen Theater bewegen sich mit größerem und geringerem Glücke neben der Hofbühne, und sind nun alle wieder eröffnet. Das Kärnthnerthor-Theater hat Barbaja auf drey Jahre gepachtet, und die Theater in der Josephsstadt und an der Wien stehen unter gemeinschaftlicher Leitung der Henslerischen Erben, und des Münchner Hofschauspielers und Direktors Carl. Das Theater in der Leopoldstadt wird von einem Ausschusse geleitet. Besonders besorgt für die Unterhaltung des Publikums ist das Theater in der Josephsstadt. Was den Wechsel von Stücken anlangt, und die scenische Ausstattung derselben, weiß es selbst zu hoch gestellte Forderungen zu befriedigen. Hauptsächlich ist die Pantomime dort gut bedacht; das Lustspiel hat durch das Engagement des Herrn Scholz vom Grätzer Theater, eines lebendigen und dabey die Grenzen der Wahrheit nicht übertreibenden Komikers viel gewonnen. Nicht minder thätig ist das Wiedner Theater. Carl hat mit dessen Direktion fast das Unmögliche geleistet; mit geringen Mitteln füllt er ein Haus, welches man vor ihm fast verwaist nennen durfte, da sich Unglücksfälle seltner Art, und die öffentliche Meynung dagegen erhoben. Wenn eine festere Stellung gewonnen seyn wird, so läßt sich von des Direktors bekanntem, unermüdlichen Eifer und seiner theatralischen Wirksamkeit, welche nur fast zu sehr angespannt werden, viel Erfreuliches erwarten. Das Leopoldstädter Theater weiß seinen eigenthümlichen Charakter, den eines eigentlichen Volkstheaters fortwährend zu behaupten. Raimund und Schuster sind noch immer die Seele desselben, die Krones dürfte im Lokalfache kaum eine Schauspielerin ihres Gleichen finden. Ersterer, welcher seit einiger Zeit mit bedeutendem Glücke auch als Lokaldichter auftrat, hat letzthin ein Stück unter dem Titel: „das Mädchen aus der Fremde" oder „der Bauer als Millionär" zur Aufführung gebracht, welches die Theilnahme des Publikums auf eine ungewöhnliche Weise in Anspruch nimmt. Es wird in einem fort mit immer vermehrtem Beyfalle gegeben, und verdient ihn auch in der That, nicht allein in Rücksicht der Bühnenwirkung, sondern auch der wirklich plangerechten Erfindung. Obschon durch drollige Beweglichkeit sehr ergötzlich, führt es zugleich die bedeutende Grundidee: „memento mori" anschaulich durch. Der Millionär erscheint am Ende als Aschenmann, und ruft ziemlich ergreifend seinen Ruf „Asche" in die lärmenden Freuden der Welt. — Das Kärnthnerthor Theater hat viele Leistungen versprochen, welche wir, wenn sie erfolgt sind, besprechen werden. In den Wintermonaten erwartet man die italienischen Sänger, und eine Verbesserung des Ballets, welche noth thut, da die vorzüglichsten Tänzer nach einigen Darstellungen uns auf unbestimmte Zeit verlassen haben. Von Balletten machte Jolo, der brasilianische Affe, Furore, in welchem ein Herr Briol die Rolle des Affen mit vieler Behendigkeit und Täuschung gab. Er kletterte auf mehreren Bäumen, sprang von einem Baum zum andern, machte verschiedene Kunststücke mit einem Stocke u. dergl. Das unfläthige Jucken und Verzehren von Ungeziefer verdient eine um so strengere Rüge, da es häufig geschah. Die Gesellschaft der französischen Schauspieler befriedigte die Erwartungen nicht ganz, welche man von ihr hatte. Ein Theil der Ursache davon lag darin, daß jene Erwartungen zu überspannt waren, und man die Unvorsichtigkeit beging, die Sänger zum ersten Debut in einer Oper auftreten zu lassen, welche Stimmen erfordert, die den meisten Mitgliedern der Gesellschaft fehlten. In der Folge gefielen sie besser; eine allgemeine Theilnahme erregte sie nie. Der Vorzüglichste der Gesellschaft ist Herr Clement, Komiker. Herr Brice als Liebhaber, und Herr Frabelle, der Väter-Rollen spielt, dürfen neben ihm genannt werden. Der übrige Theil der Gesellschaft ist weniger bedeutend, und hält keinen Vergleich mit den obgenannten Mitgliedern aus. Gegenwärtig haben sie ihre Vorstellungen auf dem Kärnthnerthor Theater beschlossen, und geben sie im Redoutensaale gegen Abonnement in einem niedlich erbauten Theaterchen, aber zu einer unbequemen Stunde fort. Der Anfang ihrer Stücke, wovon meistens zwey gegeben werden, ist nämlich 10 Uhr Abends. Die Vorstellungen werden größtentheils nur vom Adel besucht. Da man nun mit der Natur ihrer Leistungen vertraut ist, gefallen sie dort besser, besonders weil die Regsamkeit und das Ineinandergreifen ihres Spieles in der Komödie und dem Vaudeville vorzüglich genannt werden müssen. Die deutsche Oper ist ziemlich verwaist. Von Bedeutung sind nur der Bassist Forti, der aber bereits nach Neapel gereist ist, und Dem. Schechner, früher beym Münchner Hoftheater engagirt, eine der ersten Sängerinnen Deutschlands. Bey dem übrigen Personale ist mehr der gute Wille als die Leistung zu beloben. Wenn wir auf die frühere Blüthezeit der Oper zurückdenken, als die beyden Hoftheater noch miteinander vereint waren, auf den Kunstverein einer Milder, Buchwiesen, Seidler, eines Vogel, Weinmüller, Wild, können wir nur wehmüthige Erinnerungen feyern. Die weiße Frau. Musik von Auber, durch Castelli, dann „der Maurer und der Schlosser." Musik von Auber, durch Seidl bearbeitet, haben am meisten gefallen. Als Virtuosen waren Maras, Bimercati, besonders aber Moscheles ausgezeichnet, welcher letztere auf seiner Durchreise zwey Akademien gab, und darin nicht nur seinen frühern Ruhm bewährte, sondern noch Gelegenheit gegeben hat zu behaupten, daß er ihn vergrößert habe.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 1.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 3.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 3. Januar 1827.

Sägt auch nicht soviel mit den Händen durch die Luft, sondern behandelt alles gelinde. Denn mitten in dem Strom, Sturm, — Wirbelwind eurer Leidenschaft müßt Ihr euch eine Mäßigung zu eigen machen, die ihr Geschmeidigkeit gibt.

Shakspeare. Hamlet.

Der englische Gesandte und der Reis-Effendi.

Großbrittanniens Gesandte
Bey der hocherhabnen Pforte,
Um ein altes Recht zu wahren,
Auch wohl um ein neues Vorrecht
Für die Zukunft zu erlangen,
Sendet eine lange Note,
Derb und höflich, diplomatisch
In des Reis-Effendi's Wohnung. —
Darin steht, nach vielen Klagen
Ob der Neuerung der Topschis,
Daß er solche Ehrenwache
Zu erhalten nicht gewohnt sey. —
Bauend auf die gute Sache
Heg' er die gerechte Hoffnung
Zu des Divans weisem Rathschluß,
Daß sich die erhabne Pforte
Wenden werde zu den alten,
Längst schon hergebrachten Formen,
Und ihm, nämlich dem Gesandten,
Gönnen werde nach Gewohnheit,
Und wie's üblich, Janitscharen,
Als ein schützendes Gefolge.
Demzufolge und wasmaaßen
Könn' er die gesandten Topschis
Provisorisch nur empfangen,
Nur erdulden provisorisch. —
Lange währt es, bis die lange,
Feingewandte derbe Note
Dem Effendi vorgetragen
Von dem Dragoman der Pforte.
Aber ruhig und gelassen
Hört sie auf dem weichen Polster
Der ungläub'ge Diplomate
Bis zum allerletzten Worte. —
Dann — nach einer Pause — sagt er:
Provisorisch, provisorisch?
Richtig. Denn es ist ja alles,
Was der Mensch thut, provisorisch.
Ewig nur allein ist Allah,
Allah, die allein'ge Gottheit. —

Ludwig Robert.

Erinnerungen aus Talma's Leben.

(Fortsetzung.)

Am 21sten Juli, als eben der Vorhang für das kleine Stück aufging, verlangten die Deputirten der Provence, gereizt durch die Weigerung der Schauspieler, während alle Korporationen, ganz Paris wetteiferten, ihnen gefällig zu seyn, Karl IX. „Man gab Epimenides; wir waren zu drey auf der Bühne, Naudet, Mademoiselle Lange und

ich. Einer der Deputirten hatte sein Verlangen schriftlich verfaßt, er liest es vor, es wird lebhaft beklatscht und wiederholt gerufen: Karl IX. Karl IX.! Naudet gibt zur Antwort, es sey unmöglich, das Stück zu spielen; Mademoiselle Vestris sey krank und Saint Prix durch ein Rothlauf am Bein abgehalten. Das Geschrey nimmt zu: ich höre, wie meine Gesellschaft öffentlich des Einverständnisses mit den Feinden der Revolution beschuldigt wird; ich sehe, daß die Zuschauer im Begriffe sind, in ihren Ausschweifungen so weit zu gehen, daß die öffentliche Sicherheit dadurch gefährdet werden konnte. Erfüllt von diesen Gedanken, trete ich ohne weitere Rücksicht vor und spreche: Meine Herren, Mademoiselle Vestris ist wirklich unpäßlich; aber ich kann davor stehen, daß sie spielen und Ihnen diesen Beweis ihres Eifers und ihres Patriotismus geben wird; was die Rolle des Kardinals betrifft, so wird sie vorgelesen werden." Dieß hatte das Publikum verlangt."

Karl IX. wurde wirklich gespielt. Dieser Vorfall, der sich mit einem Zweykampf zwischen Naudet und Talma endigte, ist von Wichtigkeit in dem Leben des berühmten Schauspielers, weil er ihn und einige seiner Kameraden zu dem Entschlusse veranlaßte, ein neues Theater in der Straße Richelieu zu gründen; und hier schimmerte sein Talent, unterstützt von Monvel, Dugazon und Mademoiselle Vestris in neuem Glanze.

Im Laufe der Revolution blieb Talma der Liebe zur Freyheit immer getreu; er theilte das Entzücken, mit dem Frankreichs unerhörte Triumphe die guten Bürger erfüllte. Allen Parteyen fremd, trug er Niemandens Abzeichen, doch hätte ihm seine ehrenvolle Verbindung mit Vergniaud, Guadet und Condorcet beynahe das Leben gekostet; er entging nur wie durch ein Wunder den Folgen des 21sten Mai.

Erste Manier, Fortschritte und Vollendung von Talma's Talent.

Gleich bey seinem ersten Auftreten erschien Talma frey von der falschen Größe der tragischen Helden; seine Aktion war edel und einfach, seine Sprache natürlich und betont; aber den Schauspieler, der auf einem neuen Wege sich zur höchsten Stufe erheben sollte, konnte man in ihm noch nicht ahnen. Zwey Rollen, Karl IX. und Othello, verkündeten diese seine Laufbahn. In lezterer Rolle war er weit weniger vollendet als in Karl IX.; er beging darin sogar bedeutende Fehler, aber er war auf eine Weise erhaben, die von den bisherigen Bemühungen um die Gunst des Publikums völlig verschieden war.

Indem er aber seine bisherige Manier änderte, während er dabey Schönheiten schuf, die man seinem Talent, so wie es damals bekannt war, nicht zugetraut hatte, verfiel er in Fehler; seine Sprache wurde, wie sie fließend und harmonisch gewesen war, hart und ungleich. Aber Heinrich VIII. von Chénier und Nero von Epicharis enthüllten uns seine Tiefe und wiesen auf den Mann hin, der einst Rollen, in denen sich berühmte Männer in der öffentlichen Meynung ein Andenken gegründet hatten, eine neue Gestalt würde geben können. Im fünften Akt von Epicharis Stück war das Spiel Talma's in Sklaventracht wie er, den Furien des Verbrechens und der Verzweiflung preisgegeben, nicht wagt den Dolch an seine Brust zu setzen, von ergreifender Wahrheit. Allgemein war vorzüglich die Begeisterung in einer Vorstellung, der Robespierre und zwey andere Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses vor den Augen des ganzen Publikums im zweyten Logenrange beywohnten.

Talma wurde von Tag zu Tag größer; man sah ihn nacheinander als Makbeth und als Hamlet. Alle glänzenden Unwahrheiten, alle Vorurtheile hatten in lezterer Rolle der Natur und der Wahrheit Platz gemacht; es war ein tief gefühlter Schmerz, der gleich einem Genius überall gegenwärtig ist, eine Melancholie, düster und zart zugleich, welche die Liebe zuweilen erhellen, aber nicht verscheuchen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die beyden Kousinen.

(Fortsetzung.)

Endlich kam er mit seinem Diener an ein Kloster, wo er die Nacht zu verweilen gedachte. Er ward freundlich aufgenommen, und wie die Mönche erfuhren, daß er der Neffe des Generalinspektors Sse sey, mit Ehrerbietung behandelt. Auf seine Nachfrage hörte er, das Kloster sey einst von Herrn Pe, Ceremonienmeister erster Klasse, der hier ein Landgut besitze, erbaut worden, um den Himmel seinen Wunsch nach Kindern günstig zu machen; auch habe ihm seine Gattin darauf eine Tochter geschenkt, welche der Inbegriff aller leiblichen und geistigen Vollkommenheit sey. Ye-nye! sagte eine andere Stimme, diese Tochter müßte die ihm bestimmte Gattin seyn; der Gedanke an diese Bestimmung beschäftigte ihn so sehr, daß ihn der Schlaf floh, von der herrlichen Mondnacht angelockt, verließ er sein gastfreundliches Lager und schlich in das nahe Gebüsch. Schwatzende Stimmen leiteten ihn an einen Pavillon, in dem er, durch die Fenster blickend, zwey Jünglinge sitzen sah, die beym Wein Verse machten, sie sich einander vorlasen und lebhaft bewunderten. Sse, dem diese Bewunderung, so wie die holprigen Reime sehr belustigten, brach in ein Lachen aus, das seine Gegenwart den Dichtern verrieth. Anfangs waren sie empfindlich, allein Sse beredete sie leicht, daß sein Lachen ein Ausdruck der Bewunderung beym Anhören ihrer schönen Verse gewesen sey, und nun nöthigten sie ihn, als einen Mann von Geschmack, ihnen

Gesellschaft zu leisten. Bald erfuhr er, daß diese beyden Jünglinge Tschangfangan und Wenbiang heißen. Sie erzählten ihm, ein sehr schönes, wundergeistvolles Fräulein, die Tochter eines vornehmen Herren, der in der Nachbarschaft wohne, habe ein göttliches Gedicht auf die neubelaubten Weiden gemacht, und Budha in einem Gebet ersucht, er möge ihr den Dichter zum Gatten geben, der ein noch schöneres Gedicht in eben der Versart machen könne; ihr Vater habe deßhalb auf ihre Bitte einen Konkurs eröffnet, dessen genügender Ausgang seiner Tochter einen Gatten geben solle. Diesen Preis zu erlangen, hatten sich Wang und Tschang in diesem Pavillon abgearbeitet, und nun forderten sie Ye-upen auf, seine Versekunst an dem gleichen Gegenstand zu üben. Der junge Lizentiat war das wohl zufrieden, machte jedoch die geziemenden Ceremonien, und bat dann, das Mustergedicht der Fräulein lesen zu dürfen. Man holte es aus einem Kästchen herbey. Ye-upe las und ward bezaubert, entzückt, begeistert von der unbedingten Vollkommenheit der Verse. In dieser Extase schrieb er Verse nieder, deren Vortrefflichkeit die Herren Tschang und Wang in Erstaunen setzten und der genossene Wein machte die beyden Mitwerber großmüthig genug, um, Ye-upe's Bitten nachgebend, ihm zu versprechen, daß sie ihm am nächsten Morgen die Bekanntschaft der göttlichen Dichterin verschaffen wollten. Die Jünglinge wurden nun vertrauter und auf seiner neuen Bekannten Frage, ob Ye-upe Herrn Gu kenne, erzählt dieser ihnen jezt ohne Umschweife, daß er gar nicht gut mit demselben stehe, weil er seine Tochter, die er ihm zum Weibe angeboten, ausgeschlagen habe. Die Jünglinge finden das seltsam und schön; Sse macht noch ein wunderschönes Gedicht, das seinen Gesellen Ehrfurcht einflößt, sagt ihnen dann gute Nacht, und geht in sein gastfreyes Kloster zurück.

Dieser Auszug berechtigt und nöthigt uns nicht, die zahlreich eingestreuten Verse dieses Romans zu verdeutschen — auch würden uns die wenigsten unserer Leser dafür Dank wissen. Mit Herrn Sse's Wettgedicht an die Frühlingsweide wollen wir doch eine Ausnahme machen, hoffend, daß so treu wir dem Sinn blieben, doch Herrn Sse's Verse weit bessere waren, wie die unsern.

Ist die schöne Zeit gekommen,
Wo der goldne Stamm der Weide
Grünen Mantel angelegt.

O erröthe Maudelblüthe! trockne, sink' am Boden nieder!
Du mußt neiden diese Zweige, die sich zierlich neigend wiegen.
Dieser Zweige weiche Biegung, ohne Prunk und unverschlungen,
Dieses Laubes zarte Färbung, dieses Gipfels sinnig's Neigen,
Wird nicht jene junge Schöne
Aus dem Fenster sie betrachten?
Hätte, bis die Seidenraupe ihm ein Frühlingskleid gesponnen,
Dieser Baum wohl warten sollen,
Da doch jedes seiner Blättchen
Ihm zum Festgewand sich fügt?

Wie beym Erwachen am folgenden Tage die Weinlaune verflogen war, sahen die beyden windigen Gesellen sehr gut ein, daß sie sich sehr im Lichte stehen würden, wenn sie seine Verse Herr Pe übergeben ließen. Sie schmieden daher einen Betrug, vermöge dessen Tschang für den Verfasser von Sse Ye-upe's vortrefflichen Versen angesehen wird, dieser aber, dem man Tschangs elendes Gereime untergeschoben, ohne von Herrn Pe vorgelassen zu werden, eine spöttische Verabschiedung erhält. Herr Pe ist von den gestohlenen Versen so bezaubert, daß er die persönliche Bekanntschaft Tschangs sucht, und nun gar nicht begreifen kann, wie eine so erhabene Dichterseele in einem so gemeinen, unangenehmen Menschen wohnen möge. Er verhehlt seiner Tochter Hau-gin diesen Umstand nicht; das Mädchen, welches die Verse mit gleicher Bewunderung ergriffen hatten, war schon von den rohen, unzierlichen Schriftzügen des Gedichts, das Tschang abgeschrieben hatte, widrig angeregt worden; jezt bittet sie den Vater dringend, den Freyerber erst genauer zu prüfen, und um ihr darin zu willfahren, lud Herr Pe den betrügerischen Tschang ein, als Hofmeister seines Bruders-sohnes, Yinglang in sein Haus zu ziehen. Yinglang war aber ein kränklicher, halb blödsinniger Knabe, den Herr Pe seit kurzer Zeit adoptirt hatte. Tschang begriff alle Vortheile, welche ihm diese Lage versprach, sah aber voraus, daß ihn Herr Pe auf die Probe setzen werde, ob die schönen Verse wirklich aus seiner Feder geflossen, und daß dann sein Betrug an den Tag kommen müsse. Wang ersann einen Ausweg; er rieth ihm Herrn Sse, unter dem Vorwand ihm Freundschaft zu erzeigen, seinen Pavillon zum Aufenthalt anzubieten, wodurch er in Stand gesezt werden würde, dessen Talent im Fall der Noth benützen zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien.

(Beschluß.)

Die literarische Thätigkeit bringt erfreuliche Früchte hervor. Die Anzahl der Journale und Zeitschriften hat sich zwar nicht vermehrt, aber die bestehenden haben durch Sorglichkeit in der Wahl unstreitbar am Gehalte gewonnen. Die Jahrbücher der Literatur behaupten darunter noch immer den ersten Platz. Die Geschichte Wiens, durch den Historiographen des Reichs, Baron Hormaier, eilt nun rasch ihrem Ende zu. Ein in seiner Art einziges Werk vereint es gründliche, aus dem genauen Quellenstudium abgeleitete Belehrung mit einem, durch die Anschaulichkeit des Vortrags erfolgenden Interesse der Darstellung. Der Druck des ersten Theils der Hammerschen

Geschichte des osmanischen Reichs ist nun gleichfalls beendet, und nur die dazu kommende Karte des Stammgebietes der Osmanen dürfte die Erscheinung noch um ein paar Wochen verspäten. Dieser erste Theil umfaßt den Zeitraum von dem Ursprunge der osmanischen Dynastie, bis zur Eroberung Konstantinopels. Es scheint, daß der Verfasser dieselbe Eintheilung beybehält, welche er in der im Hormairischen Archiv gelieferten Uebersicht aller in Europa über osmanische Geschichte erschienenen Werke gegeben, nämlich 1) von der Gründung des Reichs bis zur Eroberung von Konstantinopel. 2) Von der Eroberung Konstantinopels bis auf Soliman den Großen. 3) Die Regierung Solimans des Großen und Selims II. der Zeitpunkt des höchsten Flors osmanischer Macht. 4) Von der Schlacht von Lepanto bis auf die Eroberung Bagdads unter Murad IV. 5) Von der Eroberung Bagdads bis auf den Carlowitzer Frieden 1699. 6) Von diesem bis auf den von Hainardschi. 7) Von dem Frieden von Hainardschi bis zum Ausbruche des griechischen Aufstands im Jahr 1821. Nach dieser Eintheilung scheint, da der erste Band den ersten Zeitraum umfaßt, das ganze Werk auf sieben Bände berechnet zu seyn, die aber in weniger als eben so vielen Jahren erscheinen werden, da bereits am zweyten gedruckt wird. Der große Vortheil, welchen der Verfasser vor allen andern bisherigen europäischen Geschichtsschreibern osmanischer Geschichte voraus hat, ist nicht nur die genaue Kenntniß der orientalischen Sprachen, wodurch ihm die Benützung der Quellen möglich wird, sondern auch der Besitz derselben, indem ihm Studien, Forschungen, Reisen und Ankäufe, seit dreyßig Jahren zum selben Zwecke unternommen, den Besitz einer Sammlung von mehr als zweyhundert orientalischer Werke über osmanische Geschichte verschafft haben, so daß seine Sammlung darin reicher ist als die aller europäischen Bibliotheken zusammen. Dazu hat er die Schätze des kais. Hausarchivs, welches an Urkunden für osmanische Geschichte ohne allen Zweifel das reichhaltigste in Europa, benutzen dürfen. Seine vorige Geschäftslaufbahn in der Levante als Leg. Sekretär und General-Konsul und seine jetzige, als Hofdollmetsch und Hofrath an der Staats-Kanzley lassen voraussetzen, daß diese Geschichte pragmatischen Werth haben werde, an welchem es fast allen bisherigen europäischen des osmanischen Reichs gebricht; auch sind alle bisherigen (den Gebrauch einiger wenigen Quellen abgerechnet) nur einseitig geschrieben, und nicht einmal die Byzantiner, viel weniger die osmanischen selbst in ihrem ganzen Reichthum gehörig benutzt worden. Das erste Verdienst um osmanische Geschichtsschreibung aus Quellen in Europa hat Gauttier Spiegel, der Hofdollmetsch Ferdinand I., sich durch die Uebersetzung einer türkischen Chronik erworben, welche hernach mit ein paar anderen Leunclavius seinem Werke zum Grunde gelegt. In dem langen Zeitraume von anderthalb Jahrhunderten zwischen Spiegel und Centemir ist gar nichts, und erst in der jüngsten Zeit einiges aus den Geschichtsschreibern (Resmi und Wassif) fragmentarisch übersetzt worden, so daß das eigentliche Binnenland der osmanischen Geschichte bisher terra incognita geblieben, und Zedlung in seinem Essai sur les Panaristes vollkommen Recht gehabt zu sagen: daß die osmanische Geschichte noch zu schreiben ist. Wie armselig und unkritisch Centemirs Geschichte sey, ist in dem Journal asiatique zur Genüge gezeigt worden, alle übrigen älteren und neuesten Werke über osmanische Geschichte, besonders die französischen: Petit de la Croix, Mignot, Alin, sind Kompilationen eine der andern nachgebetet, nur der Engländer Rycaut und der Venetianer Sagredo haben die Begebenheiten, wovon sie selbst Zeugen gewesen, mit achtungswerther Treue beschrieben; aber keiner der genannten, bisher geschätzten europäischen Geschichtsschreiber über osmanische Geschichte hat von den eigenthümlichen Quellen derselben Notiz genommen, oder auch nur Notiz gehabt. Ich glaube nicht, daß seit Gibbons Werk über den Verfall des römischen Reichs, die Byzantiner zu irgend einer Geschichte des Mittelalters fleißiger benutzt worden als zu diesem, und wie die byzantinischen hat der Verfasser auch die osmanischen benutzt. Es lebt heut in Europa Niemand, dem gleiche Hülfsmittel und gleiche Kenntnisse über türkische Literatur zu Gebote standen und bey des genialen Verfassers bekanntem freymüthigen Sinne für Wahrheit und Recht läßt sich von ihm, dem bekannten großen Orientalisten, auch als Historiker Vorzügliches erwarten. Bisher haben blos Europäer die Feldzüge wider die Türken, und die Türken haben ihre eigene Geschichte beschrieben, ohne daß die einen von den andern Kunde genommen. Herr v. Hammer mit beyden vertraut, und im Besitze aller Quellen tritt als der erste Schreiber osmanischer Geschichte auf, welcher die Zeugen beyder Seiten historisch verhört, und das Resultat derselben pragmatisch darstellt. Die Vorrede gibt über die auf seinen Reisen in der Levante sowohl als in England, Frankreich, Deutschland und Italien zum Zwecke dieser Geschichtsschreibung angestellten Forschungen und über die benützten Quellen umständlichen Bericht.

Von des Patriarchen von Porter Rudolphiade ist gegenwärtig wieder eine neue Auflage unter der Presse, ein Beweis, welche Anerkennung des Verfassers Verdienst um das, besonders in letzterer Zeit ganz vernachlässigte Epos gefunden. Schreivogel (West) hat sich endlich zur Herausgabe einer Sammlung seiner Werke bestimmen lassen, und damit dem so oft geäußerten Wunsche der zahlreichen Verehrer seiner Muse entsprochen. Sie wird aus mehreren Bänden (ungefähr sechs) bestehen, und außer den Originalaufsätzen auch einige der vorzüglichsten Bearbeitungen der Werke großer Schriftsteller enthalten, welche durch ihn von den Schlacken des Zufälligen und Unreinen geläutert, gleichsam zu neuen Werken geworden sind. Auch jene (größeren) Aufsätze, welche uns aus dem Sonntagsblatte besonders lieb geworden, werden darin einen Platz finden. In einer Zeit der wässrigsten Flachheit und der verrücktesten Uebertreibung wie die unsrige, sind Werke wie die seinigen, welche Gründlichkeit und Tiefe der Erkenntniß, gereifte Erfahrung, und ein treues Studium der Natur und der Kunst mit der Lust eines ächt künstlerischen Ergötzens und einer seltenen Musterhaftigkeit des Styls verbinden, ein wahres Bedürfniß. Von Deinhardstein, welchen der Kaiser zum Professor der Aesthetik und der klassischen Literatur an der Akademie ernannt hat, ist der erste Band seines Theaters in einer besonders geschmackvollen Ausgabe bey Armbruster erschienen. Er enthält nur solche Stücke, welche in der Darstellung sowohl als in der Beurtheilung durchgehends gefallen haben, und sich noch auf den Repertoiren der bedeutendsten deutschen Bühnen befinden. Vor Kurzem hat er ein größeres dramatisches Gedicht, die Frucht einer mehrjährigen Arbeit der Hofbühne übergeben. Auch die jüngern Dichter thun sich wacker hervor. Von jenen, welche besondere Anlage mit einem schönen Bestreben nach Korrektheit verbinden, sind besonders Gottfried v. Leitner, Ebert und Gabr. Seidl zu nennen. Die Dichtungen des Letztern erschienen in zwey Bänden bey Sollinger, wovon der erste Balladen, Romanzen, Sagen und Lieder, der letzte, Lieder der Nacht, Elegien aus Alfons von Lamartine und ein lyrisches Spiel enthält. Auch hat der Jahreswechsel mehrere Almanache in's Leben gerufen, deren wir in unserm künftigen Berichte gedenken wollen.

— ß —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 4.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 4. Januar 1827.

Man sollte keinen Künstler glücklich preisen,
Eh' man nicht weiß, was ihn zum Ziel geführt
Und seinen Werken die Entstehung gab.

Houwald.

Die beyden Kousinen.

(Fortsetzung.)

Der arme Sse wird überlistet; Herr Pe, der bey Tschangs gemeiner Persönlichkeit immer mißtrauisch bleibt, macht eine Probe über die andere; allein Tschang ließ sich von Sse die schönsten Verse machen, lernte sie auswendig und schrieb sie in Pe's Gegenwart als improvisirt auf. Hongin war zwischen Bewunderung und Betrübniß getheilt, und schwankte sehr, ob sie um des großen Talentes willen nicht die Unannehmlichkeit der Person und Sitten übersehen solle. Sse Ye-upe konnte sich der Betrübniß nicht erwehren. Anfangs hielt er eine Schöne, die Tschangs Gedicht dem seinen vorzuziehen vermöge — denn so mußte er, da er den Betrug nicht ahnete, glauben, — nicht mehr für das Ideal seiner Phantasie; allein sein Herz und ihre Verse zogen ihn zu ihr, und endlich trat ein junges Kammerzöfchen ins Mittel. Yansu, so hieß sie, errieth den Betrug des H. Tschang. Da das weibliche Gesinde jeden Theil des Hauses betreten darf, machte sie Ye-upes persönliche Bekanntschaft, wie ihn Tschang eines Tages zu sich eingeladen, um sein Dichter-Talent zu seinem Vortheil zu benutzen. Yansu kommt dem Betrug des Tschang auf die Spur, sie macht ihrer Herrin die günstigste Beschreibung von Sse's liebenswürdiger Persönlichkeit, diese ist höchst erfreut, doch um sich seines Verdienstes zu versichern, gibt sie ihm ein Gedicht zu componiren auf, dessen Bedingungen wirklich ein Muster scharfsinniger Spielerey sind; Titel, Anfangsworte und Endreime haben einen symbolischen Sinn, der ihres Herzens Gesinnungen und gegenwärtige Lage auf das zarteste schildert. Yansu hat diese Räthsel kaum gegen Sse Ye-upe ausgesprochen, so weiß er sie aufs richtigste zu erklären, wirft in der Zofe Gegenwart das köstlichste Gedicht (ein Jaspis-Gedicht) auf das Papier und Hun-giu, nachdem sie es gelesen hat, ist von seinem Werthe überzeugt. Da die Sitten, welche die tugendhaften Liebenden um keine Linie übertreten wollen, durchaus keine Zusammenkunft erlauben, bleibt Yansu die Vermittlerin, welche endlich dem Liebhaber im Namen ihrer Herrin aufträgt, sich sogleich zu ihrem Oheim Gu zu begeben, und ihn zum Vertrauten ihrer Verhältnisse und zu seinem Freywerber zu machen, und es ihm zu überlassen, ihrem Vater Herrn Tschangs Betrug zu entdecken. Herr Sse übersieht mit einem Blick die Schwierigkeit dieses Auftrages, da er sich durch seine Weigerung Herrn Gu's-Tochter zu heirathen, dessen Unwillen zugezogen hat — denn seine Wiedereinsetzung in seine Lizentiaten-Würde war ihm, da sie erst nach seiner Abreise von Nanking stattgefunden hatte, unbekannt, er hielt ihn also noch immer für seinen Feind. Er wollte der Zofe Erläuterung geben, allein ihr Dienst rief sie ab; denn eben langte jener bösartige Herr Yang, der Herrn Pe's Tochter für seinen einfältigen Sohn verlangt hatte, zu einem Besuch bey Herrn Pe an; er war zum Gouverneur einer benachbarten Provinz ernannt,

und sein Besuch, so wenig ihn Herr Pe achtete, forderte einen freudigen und ehrerbietigen Empfang. Da dieser Besuch angemeldet war, hatte der Hausherr bey seinen Vorbereitungen auch an eine anständige Gesellschaft für seinen vornehmen Gast gedacht; die benachbarten Männer von Stand waren sehr mittelmäßige Köpfe, Herr Tschang, durch seinen Grad als Baccalaureus aber im erforderlichen Standesverhältniß, um dem Gouverneur Gesellschaft leisten zu können, weßhalb er vom Augenblick seiner Ankunft bey Herrn Pe dessen unaufhörlicher Begleiter war. Dieser Umstand war Ursache, warum Sie, der über den, wie er nun einsieht, von Tschang ihm gespielten Betrug weder Abscheu noch Rache zu empfinden scheint, ohne von ihm Abschied zu nehmen, sich um seiner Geliebten Befehle zu gehorchen, auf den Rückweg nach Nanking begab. Nachdem er einen Theil der Reise zurückgelegt, empfindet er, sein Diener und sein Roß das Bedürfniß der Ruhe und Nahrung; da nun die Gasthöfe dort zu Lande den türkischen ähnlich, keine andere Versorgung als ein Obdach zu gewähren scheinen, war Sie Ye-upe um eine Mahlzeit verlegen, als einer seiner Universitätsfreunde des Wegs kommt und ihn auf sein nahes Landgut einlädt. Sein jetziger Gastfreund, Sie Ye-ute, der, obgleich dessen Name so viel Aehnlichkeit mit dem seinen (Ye-upe) hatte, doch keineswegs zu seiner Familie gehörte, war ein unnützer Wohllieber, dem angeerbter Reichthum das Studium ersparte, und Wein und Essen für entbehrte Ehre entschädigten. Als ein reicher Mann wußte er sich — freylich nicht den ersten Platz, aber doch eine der niederen Stellen bey den Examen zu verschaffen, und so schwelgte er, wenige Zeit dem Studium widmend, auf seinem Landhaus. Sehr erfreut, einen Gast einführen zu können, behandelte er Ye-upe mit der, solchen Gesellen gewöhnlichen Gutmüthigkeit, und dieser, den die Gelehrsamkeit — so wie wir es auch bey uns erleben — keine Menschenkenntniß gelehrt hatte, ließ sich von ihm alle seine Verhältnisse ablocken. Nun hatte aber Sie Ye-ute selbst Absichten auf Fräulein Hongiu, es war ihm daher höchst ärgerlich, sich von Ye-upe zuvorgekommen zu sehen; er sann also auf Mittel, ihn aus seiner günstigen Stellung bey der Schönen zu verdrängen. Zu dem Ende machte er ihm glauben, daß Gu, dessen Fürsprache bey Herr Pe zu suchen, sein Gast auf dem Wege war, sich schon in Peking befinde, weßhalb er so schnell als möglich dahin eilen solle. Um alle Schwierigkeiten zu heben, bot er Ye-upe Reisegeld, Mundvorrath und Kleider an und dieser machte sich des folgenden Morgens dahin auf den Weg; Ye-ute aber ritt nach Nanking, wo er sicher war, Herrn Gu zu finden, denn eine Krankheit hatte ihn, wie er wußte, an seiner Abreise nach der Hauptstadt verhindert. Es gelang ihm, sich bey Herrn Gu, als Sie Ye-upe's Beauftragter und Freund einzuschleichen und ihn mit einem Lügengewebe zu umstricken, dem zu Folge der alte Herr glauben mußte, Ye-upe berene seine Weigerung, seine Tochter zum Weibe zu nehmen und bitte nun um ihre Hand. Gu entdeckte dem hinterlistigen Ye-ute, was ihm längst bekannt war, daß die dem Ye-upe angetragene Schöne seines Schwagers Tochter gewesen, und durch ein Gewebe von Lügen erhielt Ye-ute einen Brief an Herrn Pe, nebst der Darlegung des ganzen Vorganges den Ueberbringer zu einem würdigen Schwiegersohn empfahl.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Talma's Leben.

(Fortsetzung.)

An Talma's Hamlet waren drey Manieren bemerklich. Die erste bezeichnete die Rückkehr zur Wahrheit, aber man bemerkte noch Unvollkommenheiten; der Vortrag war nicht rasch, nicht mannigfaltig genug. In der zweyten erschien der große Schauspieler vollendeter in gewissen Theilen der Kunst, einzelne Stellen waren bewundernswürdig, aber zugleich trat sein Talent in eine unglückliche Periode; sein Spiel glich den englischen Kupferstichen, in denen immer der Schatten zu dunkel gehalten ist; seine Sprache wurde schleppend, seine Aktion schwerfällig; der Schmerz wurde zur unausstehlichen Eintönigkeit; seine Thränen ermüdeten nicht selten und drangen nicht zum Herzen; freylich machte er, wenn er sich durch einen plötzlichen Aufschwung diesem Schlafe entriß, alle seine Fehler vergessen. Als er aber die Rolle zum dritten Male aufnahm, hatte er seine Vollendung erreicht; dieser ewige Schmerz wurde wahr, er weinte nicht mehr von einem Ende des Stücks zum anderen, er war nach einander Sohn, Liebhaber und König; als lezterer war er fürchterlich, wie er sich Polonius ganz enthüllt. Ebenso ging es mit dem Nero im Britannicus, seine anfängliche und seine spätere Manier unterscheiden sich wie der Entwurf vom Gemälde. Talma war nun ganz Meister jener Lethargie geworden, die einige Jahre gedauert hatte; die vorher hohle Stimme hatte nun ihren Klang wieder, mit einer großen Mannigfaltigkeit von Biegungen, nun war diese in der Mitte so schöne Stimme, in den Momenten der heftigsten Leidenschaft bewundernswürdig. St. Prix, ein Schauspieler von glänzendem Ruf, begabt mit den schönsten äußern Vorzügen, erhob sich noch vor Talma's Auftreten als Mahomed II. von Lanoue und als Manlius von Lafosse; er entzückte Paris und verdiente sein Glück. Aber welcher Unterschied, als Talma, mit gereifter Erfahrung, gebildet durch die Ideen einer großen Revolution, einer Zeit,

wo die Freyheit beständig mit denen, die sie in der Wiege ersticken wollten, im Kampfe lag, uns Manlius vorführte, den Verschwörer, den ein tiefer Haß gegen das Patriziat beseelt; den Konsul, der durch Stolz und Rache populär geworden ist, den großmüthigen Mann, der stirbt, weil er zu fest auf Freundschaft gebaut, der seinem Verräther verzeiht, und sich durch Reue entwaffnen läßt, wie Cäsar durch Beredsamkeit. Nie vielleicht war ein Schauspieler so vollendet auf der Bühne als Talma in der Toga des Manlius. Diese Rolle erinnert noch an sein vollendetes Spiel als Brutus in Cäsars Tod, und als Titus.

Nach so gedäuften Triumphen schien Talma seinen Kulminationspunkt erreicht zu haben; er blieb eine Zeitlang stehen, aber seit einigen Jahren hatte er tiefe Entdeckungen in seiner Kunst gemacht, und war gleichsam ein neuer Mensch geworden.

Denn je mehr Talma über seine Kunst nachdachte, desto deutlicher wurde ihm die Wahrheit, daß unsere tragischen Rollen durchaus nicht wahr genug sind, und daß die Unwissenheit und der Ehrgeiz der Schauspieler diesen Fehler beständig vergrößert; er fühlte, daß man den Griechen und Römern eine spanische Emphase gab, die völlig mit ihrem Charakter in Widerspruch stand; daß die Bemühung, die Schönheit der Verse hervorzuheben, zum Nachtheile des Dichters und zum Mißvergnügen der Zuschauer alle Täuschung zerstöre, und daß Langeweile und gänzlicher Mangel an Wahrheit Folge dieser Methode sey. Diese Ueberzeugung führte unsern Roscius zu dem Entschluß, in seinem Spiele keine einzige Unwahrheit mehr zu dulden, und uns in den Fürsten und Helden den Menschen blicken zu lassen. Schon sein Spiel des Cinna bewies, daß er diese Grundsätze seit langer Zeit geübt, aber als August zeigte er, welche Fortschritte er gemacht hatte; und noch auffallender war seine Verwandlung, als er Joad gab, seine Deklamation und sein Spiel in dieser Rolle verdienten für immer als Muster zu dienen.

Wie könnte man hohe Bewunderung einem Manne versagen, der eine Reihe von Rollen, wie folgende, verherrlicht hat: Séide, Arsaces, Orestes, Ninias, Vendôme, Hamlet, Manlius, Augustus, Joad, Nicomedes, Agamemnon, Marius, Capello, Regulus, der junge Marigny, der Großmeister der Templer!

Es scheint, als ob nach dieser Aufzählung Talma's Ruhm nichts mehr zuzusetzen wäre, und doch sah die neueste Zeit noch neue Wunder. In der Rolle des Orestes in der Klytemnestra von Soumet bewirkte seine antike Gestalt, sein getreues Kostüm, seine Stellung, seine gen Himmel gerichteten Blicke, der ruhige Heroismus, der über sein ganzes Wesen ausgegossen war, eine Illusion, wie sie noch kein französischer Schauspieler in keiner Rolle hervorgebracht hatte. Dasselbe Wunder wirkte er als Sylla, oder vielmehr Napoleon von Joup, den ganz Paris in achtzig Vorstellungen beklatscht hat, wobey das Theater unaufhörlich von einer Menge belagert war, welche nicht satt wurde, eine so erstaunliche Metamorphose, eine so vollendete Nachahmung in zwey so verschiedenen Gattungen anzusehen. Vom Diktator Sylla, umgeben von einem Haufen von Königen, seinen Klienten, bald hätte ich gesagt, seinen Unterthanen, wie er mitten im von Schrecken stummen Rom hochmüthig die unumschränkte Gewalt niederlegt, auf die Rolle Karls VI. überzugehen, der alt, krank, oft des Nothwendigsten entbehrend, seine Vernunft in Zwischenräumen nur darum wiederfindet, um blutige Thränen über Frankreichs Unglück zu weinen, war für Talma's Talent nur ein Spiel.

Nicht allein war es unmöglich ihn unter seiner Maske und seinem Kostüm zu erkennen, er ließ einem kranken Herzen Laute des Schmerzens und der Vaterliebe entströmen, wie er sie bisher noch nie hatte hören lassen; er entriß Thränen Aller Augen, während er Alles durch die vollendete Wahrheit seines Spiels entzückte. Jeder sagte: ich habe Karl VI. gesehen, so mußte er seyn, als er gebeugt unter der Last des Unglücks, ein Gegenstand des Mitleids für das arme Volk ward, das die Krankheit seines Königs für die einzige Quelle seiner Leiden hielt.

(Der Beschluß folgt.)

Die Wetterfahne.

Wetterfahne! du drehst dich nach jedem veränderten Winde.
Zeigst du, im Reiche der Luft, uns dein Ministertalent?

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, 12. Dec.

Vor wenigen Tagen, am ersten December beging unsere Residenz, und mit ihr gewiß das ganze Kaiserreich das traurige Rückerinnerungsfest an ihren hohen Todten, um Alexander den ersten, der ja vor einem Jahr an diesem Tage zu Taganrog verschied. Dieser Tag wird gewiß noch lange von Rußlands Völkern mit tiefem Kummer begangen werden. Schon am Donnerstage wurden die drey hier bestehenden Theater und alle übrigen öffentlichen Lustbarkeiten, die seit dem 7ten September neuen Styls *) ununterbrochen stattgefunden haben, auf eine höhern Orts ergangene Weisung geschlossen. Sie blieben es bis zum 3ten, an dem die Festesfeyer der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus des ersten einfiel. Am Freytage fand ein feyerliches Todtenamt in der Schloßkapelle des kaiserlichen Winterpallastes statt, dem die erlauchten Glieder der kaiserlichen Familie, die ersten Hof- und Civilcharaxen beyder Geschlechter, die distinguirtere Generalität, die Minister,

*) Am Abende zuvor war die frohe Botschaft von der in Moskau am 3ten glücklich vollzogenen Krönungsfeyer Ihrer jetzt regierenden kaiserlichen Majestäten hier eingegangen.

die fremden Gesandten und ihre Gemahlinnen, alle wieder in demselben tiefen Trauerkostüme, wie dasselbe in den ersten Monaten nach erfolgtem Todesfall des Kaisers angeordnet war, bewohnten. Ein gleiches Trauerfest ward in der Kasanschen Kathedrale, in allen übrigen Pfarr-, selbst in allen Regimentskirchen der hier kantonnirenden Militär-Korps begangen. Alle waren mit Schaaren Betender gefüllt, die für Alexanders des Gebenedeiten in höhere Weltensphären entflohnen Geist, ewigen Frieden vom Allwaltenden erflehten. — Nicht so leicht hätte sich ein Russe von der Vollziehung dieser letzten heiligen Pflicht für seinen verblichenen Monarchen unter dessen milder, sanfter und menschenliebender Regierung die Russen sich in fünfundzwanzig Jahren so glücklich gefühlt, der sie in der europäischen Civilisation so hoch empor gehoben hatte, ausgeschlossen gesehen. Unsere ganze Residenz atmete an diesem Tage den Geist des tiefsten Kummers, den die Natur einigermaßen mitzufühlen schien, denn ein dichter Wolkenflor umzog am Tage den Horizont, der sich am Spätabend in lange Regenschauer mit heftig brausendem Nordwestwinde begleitet, auflöste. Mit diesem Tage hörte die äußere Landestrauer völlig auf, wiewohl die Trauerklänge um Alexanders und Elisabeths Verlust in den Herzen aller dankbar-getreuen Russen noch lange nachhallen werden. Auch unsere deutsch-akademische Zeitung widmete an jenem Tage dem allgemeinen Trauergegenstande eine ernste erhabene Betrachtung, die rühren sollte, dennoch den Leser kalt und ohne Theilnahme ließ, weil das ganze Gemälde nur mit zu künstlich gesuchten Farben aufgetragen, überhaupt nur ein Wortschwall war. Diese Zeitung hat nach dem Tode unsers verewigten Astronomen Schubert, der sie bekanntlich früher dirigirte, viel von ihrem innern scientifischen Werthe verloren.

Erst jezt machen uns die russischen Literaten Hoffnung auf ein Werk, das einigermaßen als eine Regierungsgeschichte dieses Kaisers anzusehen, es dennoch aber im strengen Sinne genommen, nicht ist, da es nur Fragmente aus derselben anzudeuten scheint. Es führt den Titel: Leben, ausgezeichnete Thaten und merkwürdige Redensarten Alexanders des ersten, die seinen festen hohen Geist, seine Milde und Sanftmuth, seinen gütevollen, großmüthigen Charakter, seinen außerordentlich frommen und religiösen Sinn bezeichnen. Es wird auf Subscription in drey Theilen erscheinen. Bekanntlich kam uns Deutschland im lezten Februar mit diesem Bedürfnisse unsrer neuesten Zeitgeschichte schon zuvor. — Wie sehr sich Alexanders milder, menschenfreundlicher Sinn, vorzüglich auf seinen vielen Reisen in die Fremde und in das Innere seines Reichs, oft gegen die Niedrigsten im Volke, die sich ihm stets zutraulich mit ihrem Anliegen nahen durften, aussprach, ist durch so viele Züge, die mündliche zuverlässige Gerüchte verbreitet haben, bekannt geworden. Seine beyden vorlezten Reisen in das Innere, während der Jahre 1823 und 24 waren reich an denselben, doch die inländische Presse bemühte sich nie sie zur allgemeinen Mittheilung zu bringen; nachstehender wird uns erst jezt auf diesem Wege offiziell mitgetheilt. „Kaiser Alexander verweilte auf seiner 1823 bis an die Grenze Sibiriens unternommenen Reise am 20sten September in Bränsk, einer zum Gouvernement Orell gehörigen Kantonsstadt. Von dem Balkon des von ihm bewohnten Hauses die Lage der Stadt und das unten versammelte Volk beschauend, bemerkte er im Gewühl des leztern einen Greis, der durch eine besonders kostbare Kleidung von der übrigen Menge sehr abstach: Guten Tag, Onkelchen.*) rief ihm der Monarch von oben herab. Der Greis höchst bestürzt über diesen unerwarteten Anruf von oben, erwiedert den huldvollen Gruß mit einem tiefen und demuthsvollen Bücklinge. Bald darauf erhält der Obrist Solomka, einer von den gewöhnlichen Reisebegleitern des Verewigten, den Auftrag den Greis zu ihm heraufzubringen. Er erscheint, und man las aus seiner Miene, mit der er den Monarchen gleich ehrfurchtsvoll denn froh begrüßte, daß ihm nun sein höchster Wunsch auf Erden gewährt worden sey. Wer und von wo sind Sie, fragte ihn der Kaiser? Einer von Eurer Majestät getreuesten Unterthanen, Wilhelm Breschkow, Bürger aus dem Kanton Meglinsk, im Gouvernement Tschernigow.*) Weßwegen sind Sie hier? — Nur um einmal im Leben das Glück zu haben, die geheiligte Person meines Kaisers zu schauen, nun mir Gott dieses gewährte, will ich Ihn um ein baldiges und seliges Abscheiden von dieser Welt bitten. Gut, erwiederte Alexander, haben Sie aber sonst kein Anliegen an mich? Breschkow hatte ein solches, eröffnete es dem Kaiser treuherzig; es betraf die Wiederanerkennung seiner Familie in die Adelswürde, welche seine Vorfahren früher besaßen, durch widerwärtige Schicksalsfügungen aber verloren, und bey der Erneuerung ihrer Ansprüche darauf vielfältige Bedrückungen hatten erleiden müssen. Zur Betreibung dieser Angelegenheit hielt sich Breschkows Neveu hier in Petersburg auf. Der Kaiser hörte den ganzen Antrag des Alten theilnehmend und gelassen an, sagte ihm darauf: Ich werde Sie gewiß nicht vergessen; schreiben Sie ihrem Neveu, daß er gleich bey meiner Rückkehr in Petersburg sich bey mir melde. — Dem Gespräch nun eine andere Wendung gebend, fragte ihn der Kaiser, wie alt der Rock sey, den er trage? 113 Jahre, Eure Majestät, erwiederte Breschkow. Ihr Urahne, Kaiser Peter der Große schenkte ihn noch meinem Großvater bey Gelegenheit einer ausgezeichneten Kriegsthat, die derselbe unter der Veste Jungernhof bey Riga vollzog. Er, mein Vater und ich trugen ihn nun an unsern festlichsten Lebenstagen, und heben ihn als unser köstlichstes Kleinod auf, damit er unsern künftigen Geschlechtern noch zum Andenken diene. Das ist brav, sagte der geehrte Monarch. Er nahm nun den Stoff des Kleides in die Hand, und wunderte sich eben so sehr über dessen außerordentliche Festigkeit als sein so hohes Alter. Den betagten Greis (er zählte schon damals 85 Jahre) entlassend, sagte ihm Alexander im Moment des Abschieds mit dem mitleidvollen Blick eines Schutzengels der Menschheit: Seyn Sie ganz ruhig — und leiden Sie je an etwas wieder Noth, schreiben Sie mir nur gerade zu unter der Adresse: In die eigenen Hände des Kaisers Alexander des Ersten, dann kömmt mir ihr Brief unfehlbar zu. — Ich werde Sie nicht vergessen. Kaiser Alexander hielt getreu sein kaiserliches Wort, das er dem einfachen biedern Breschkow gegeben hatte. Wenige Wochen nach seiner Rückkehr in Petersburg ließ er sich durch den Justizminister einen Extrakt aus Breschkows Prozeß vorlegen, las ihn aufmerksam durch, fand seine Ansprüche gerecht, und entschied auf der Stelle den Prozeß zu Breschkows Vortheil. Der gute Greis konnte dieses Ereigniß später nie andern ohne die innigste Rührung mittheilen. Es fesselte ihn mit Leib und Seele so sehr an seinen angebeteten Monarchen, daß er ihn nur wenige Monate überlebte. Alexanders Tod vernehmend, überwannte ihn die Trauer so sehr, daß er in eine Gemüthskrankheit verfiel, von der er nicht mehr erstand.

(Der Beschluß folgt.)

*) Eine im Russischen sehr übliche Begrüßungsart der Jüngern an das Alter.

*) Er war ein naher Verwandter jenes Hausbesitzers, bey dem der Kaiser für diesen Moment abgestiegen war.

Beylage: Kunstblatt Nr. 2.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 5.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 5. Januar 1827.

Ich bin bereit zur Ewigkeit zu gehn;
Noch eh' sich der Minutenzeiger wendet,
Werd' ich vor meines Richters Throne stehn,
Doch wiederhol' ich's, meine Beichte ist vollendet.

Schiller.

Erinnerungen aus Talma's Leben.

(Beschluß.)

Alle jungen Schriftsteller im Gebiete der Tragödie verdankten Talma sehr vieles. Nicht nur bekämpfte er ihre Schüchternheit, seine lebendige Unterhaltung über dramatische Kunst, seine scharfsinnigen Urtheile wurden oft Veranlassung zu wesentlichen Verbesserungen der Stücke; oft hatte der Autor nichts zu thun als Talma's improvisirten Dialog in Verse zu bringen. Arnault, Ducis, Chénier, Legouvé, Lemercier, Reynouard erkennen Talma's Verdienste um sich an; und erst kürzlich hat der Verfasser von Richard III. anerkannt, wie viel sein Stück ihm verdanke. Vielleicht nur Talma konnte Zuschauern, die immer geneigt sind, das Lächerliche aufzufassen, einen buckichten König vor Augen bringen, der nur in der linken Hand das eiserne Szepter der Tyranney trägt.

Auch als Schriftsteller verdient Talma Erwähnung. Was Frau von Staël, seine aufrichtige Verehrerin, die den Schmerz ihres Exils doppelt fühlte, weil es sie von Talma entfernte, vorausgesagt und wozu sie ihn aufgefordert hatte, geschah im Jahr 1825. Die Herausgeber der Mémoires dramatiques hatten den glücklichen Gedanken, Talma mit der Herausgabe der Memoiren von Lekain zu beauftragen, und die am schwersten zu befriedigenden Kritiker mußten das ausgezeichnete Verdienst seiner Réflexions sur l'art théatral anerkennen.

* * *

Talma's Krankheit und letzter Willen.

Zu Anfang des Sommers 1826 wurde Talma von einer Krankheit befallen, an der er schon verschiedene Male in seinem Leben gelitten hatte. Es war dieß eine Entzündung der Eingeweide, die in wenigen Monaten eine vollständige Verschließung des nothwendigsten dieser Organe zur Folge haben und eine Katastrophe herbeyführen mußte, welche die ärztliche Kunst nicht lange hinausschieben konnte. Er schien sich indessen nach sechswöchentlichem Leiden wieder zu erholen, er ging wieder aus und seine Freunde feyerten seine Wiedergenesung; er erfuhr, daß Bülletins über sein Befinden in den Zeitungen eingerückt gewesen waren, und daß im Theater, dessen Ruhm er war, sich die Zuschauer jedesmal bey Aufgeben des Vorhangs erkundigt hatten, was sie zu hoffen oder zu fürchten hätten. Bald aber wurde sein Zustand noch beunruhigender als zuvor; er versuchte umsonst die Wirkungen des Landes und der Bäder von Enghien, er mußte nach Paris zurückkehren, um in seinem neugebauten Hôtel rue Tour des-dames zu sterben.

Der Herr Erzbischof von Paris verlangte am 16ten Oktober Talma zu sprechen; er bat dringend um eine Unterhaltung mit dem berühmten Schauspieler und äußerte, er würde, wenn er im Stande wäre, ihn zu Annahme seines Beystandes zu vermögen, diesen Tag als den glücklichsten seines Lebens betrachten. Die Familie besorgte, dieser unerwartete Besuch möchte auf Talma einen nachtheiligen Eindruck machen. Der Erzbischof versicherte bey seinem Abschiede, er werde Tag und Nacht für die Wünsche

des Kranken bereit seyn. Am 17ten erneuerte der Prälat sein Gesuch in der Hoffnung, zum Bette des Sterbenden zu gelangen, dessen bekannter Wille sich mit diesem Wunsche nicht vertrug. Endlich gab der Hochwürdigste seinen Entschluß zu erkennen, die Nacht in Talma's Hause zuzubringen, um bereit zu seyn, den Sterbenden anzuhören, wenn er den Wunsch äußern sollte, ihn vor sich zu lassen. Nach einigen Berichten hätte Herr von Quélen, beleidigt durch die wiederholten abschlägigen Antworten, Worte hören lassen, welche die Anwesenden in Erstaunen setzen mußten. Nach dem Rufe von Toleranz, den sich Herr v. Quélen während seiner Amtsführung erworben hat, muß sich dieses im Publikum umlaufende Gerücht nothwendig auf falsche Berichte gründen. Wie sollte ein Bischof durch Drohungen haben erreichen wollen, was ihm mit den Waffen der Sanftmuth nicht gelungen war!

Am 19ten Oktober um 11 Uhr 35 Minuten Morgens starb der große Schauspieler ohne Todeskampf. Um acht Uhr hatte er noch von Jouy und Arnault einen Besuch erhalten, aber er wußte, was ihm bevorstand, und man hatte ihn sagen hören: „Keine Priester! ich verlange blos nicht zu bald beerdigt zu werden. Was kann man von mir wollen? mich die Kunst abschwören lassen, der ich meinen Ruhm verdanke, eine Kunst, die ich vergöttere! mich die vierzig schönen Jahre meines Lebens verläugnen lassen! meine Sache von der meiner Kameraden zu trennen, sie ehrlos erklären . . . niemals!" Er murmelte mit leiser Stimme: „Voltaire, Voltaire, wie Voltaire *)!"

Keine Konvulsion ging seinem lezten Seufzer voran; als er fühlte, daß der Augenblick da sey, raffte er alle seine Kräfte zusammen, suchte in der Nacht, in welche er schon versunken war, die Wesen, die ihn bey seinem Abschiede von der Welt umgaben und streckte die Arme nach ihnen aus als wollte er seine Freunde segnen und ihnen für ihre rührende Sorgfalt danken. Als der Erzbischof von Paris erfuhr, daß Talma den ausdrücklichen Willen geäußert habe, nicht in die Kirche gebracht zu werden, gab er die Bemühungen auf, die ihn sein Eifer mehrere Male hatte wiederholen lassen.

* * *

Ein holländischer Student, mit Namen Talma, schickte im Jahr 1822 dem berühmten Tragiker ein Exemplar der Dissertation zu, die er vertheidigt hatte. Talma antwortete seinem holländischen Namensvetter in folgendem Briefe:

Herrn Aretius Sibrandus Talma in Engevirum in Friesland.

Paris, 15. Juni 1822.

Mein Herr!

Erst vor acht Tagen habe ich die Ehre gehabt, Ihren Brief vom verflossenen Februar, nebst zwey Exemplaren Ihrer Dissertation zu erhalten. Ich bin Ihnen für Ihre gütige Aufmerksamkeit sehr verbunden, und bitte Sie, meines aufrichtigen Dankes versichert zu seyn.

Ob wir Eines Stammes sind, weiß ich nicht und es würde mir schwer fallen, es auszumitteln. Als ich vor bereits mehr als fünfzehn Jahren in Holland war, erfuhr ich, daß es in diesem Lande Familien gebe, die denselben Namen führen wie ich. Der Hauptsiz der meinigen ist an einem Orte, sechs Lieues von Cambrai, im französischen Flandern. Es ist dieß übrigens nicht das erste Mal, daß mein Name zu Erkundigungen über meine Herkunft von Seiten Fremder Anlaß gibt. Vor etwa vierzig oder fünfzig Jahren war der Sohn des Kaisers von Marocco in Paris, und da er den Namen meines Oheims nennen hörte, erkundigte er sich bey diesem, ob er nicht arabischer Herkunft sey. Seitdem that ein Kaufmann aus einer afrikanischen Seestadt, den ich in meiner Jugend in Paris sprach, dieselbe Frage an mich, und ich konnte dem Kaufmann nicht mehr sagen als mein Oheim dem Sohne Sr. marocanischen Majestät. Herr Langlès, ein in den orientalischen Sprachen sehr ausgezeichneter Gelehrter und mein Jugendfreund, sagte mir damals, Talma bedeute wirklich im Arabischen unerschrocken, und es sey eine der Benennungen, mit denen diese Völker die verschiedenen Zweige Einer Familie bezeichnen. Sie können leicht denken, mein Herr, daß eine solche Erklärung mich sehr stolz machen mußte, und ich mich fortwährend bemüht habe, dieselbe nicht Lügen zu strafen. Da ich mich aber von jeher den Künsten gewidmet habe, fand ich leider keine Gelegenheit zu beweisen, daß ich gerechten Anspruch auf diesen Namen habe. Kurz, nach allen diesen Angaben vermuthe ich, eine maurische, in Spanien zurückgebliebene Familie könnte das Christenthum angenommen haben, von dort in die Niederlande gekommen seyn, die damals im Besiz der Spanier waren, und von da aus irgend einer Veranlassung sich im französischen Flandern niedergelassen haben.

Andrer Seits aber sagte man mir, unser Name habe im Holländischen eine holländische Endung, und er sey in diesem Lande sehr verbreitet. Diese neue Angabe warf das schöne Gebäude meiner Einbildungskraft völlig über den Haufen und versezte mich mit einem Male aus dem Sande Afrika's wieder auf Hollands Weiden. Da Sie Holländisch sprechen, so können Sie besser als ich entscheiden, ob wir am Ende aus dem Norden oder aus dem Süden stammen, ob unsere Ahnen den Turban oder die Kappe getragen, Mahomet oder den Gott der Christen angerufen haben.

Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß der Graf Mouradja, der sich lange im Orient aufgehalten und ein Werk über das Religionssystem der Orientalen geschrieben hat, eine Stelle eines ihrer Schriftsteller anführt, aus der mir er-

*) Es ist bekannt, daß Voltaire kurz vor seinem Tode die Worte aufgeschrieben haben soll: je meurs en adorant Dieu, en aimant mes amis, en ne haissant mes ennemis, et en détestant la superstition.

sehen, daß der vierte König, oder vielmehr Pharao von Egypten, der, der die Israeliten verjagte, Talma hieß. Dieser König war ein großer Spitzbube, man darf es aber nicht so genau nehmen, wenn man sich eines so glänzenden Stammes rühmen kann. Sie sehen, mein Herr, es gibt keinen deutschen Baron von sechszehn Ahnen, sogar keinen König in den vier Welttheilen, die sich einer so alten und so legitimen Herkunft rühmen könnten. Uebrigens, mein Herr, ziehe ich die Ehre, Verwandter eines ausgezeichneten Gelehrten wie Sie zu heißen, weit der Ehre vor, der Abkömmling eines gekrönten Hauptes zu seyn. Ich hoffe, Sie werden die Güte haben es mir mitzutheilen, wenn Sie wirklich der Meynung sind, unser Name sey eher holländisch als arabisch. In jedem Falle wünsche ich mir von Herzen Glück einen Namen zu führen, dem Sie so große Ehre machen und schmeichle mir, daß einmal ein glückliches Ungefähr mir das Vergnügen verschaffen wird, Sie zu sehen und Ihre nähere Bekanntschaft zu machen, sey es nun, daß ich nach Holland gehe oder daß Sie nach Paris kommen.

Genehmigen Sie u. s. w.

Talma.

Die beyden Kousinen.

(Fortsetzung.)

Sobald Ye-oute in sein Landhaus zurückgekehrt war, öffnete er Herrn Gu's Brief an Herrn Pe und sah zu seiner großen Freude, daß in demselben sein Nebenbuhler nur als Herr Sse ohne Zusatz seines zweyten Namens genannt ward, es ihm also ein Leichtes war, sich als Sse Ye-oupe unterzuschreiben, und bey seiner dem armen Ye-oupe abgefragten Kenntniß der Verhältnisse, die schöne Hongin zu erbeuten. Er legte kostbare Kleider an, bestieg ein schönes Pferd, ließ sich von vielen Dienern begleiten und machte sich nach Pe's Landhaus auf den Weg. Bey seiner Ankunft schickte er ihm nebst dem Brief seines Schwagers eine Visitenkarte und ein Verzeichniß der Geschenke, die er ihm anzubieten gedachte. Sie bestanden in Fächern, Elfenbeinarbeiten, Seidenstoffen und Kästchen (ein Werth von mehr als 700 Franken) *).

Herr Pe hatte den Namen des Herrn Sse als den des schlechten Dichters, der mit seiner Tochter im Versemachen gewetteifert hatte, vergessen und erinnerte sich nur alles Lobes, das jener Student, der Hongin als Gu's vermeynte Tochter ausgeschlagen hatte, als vorzüglicher Schüler genoß. Da er glaubte die Botschaft komme von diesem, lud er den Uebersender der Geschenke zum Besuch ein, sucht sich einige seiner Geschenke aus, ist aber weder mit seinem Aeußern noch seiner Gestalt sehr zufrieden. Herr Sse Ye-oute trug das Gepräge seiner Lebensweise: Korpulenz, blasse Wangen und rothe Nase zur Schau; da Herr Gu's Brief ihn aber als jenen gelehrten Schüler legitimirte, hatte Pe keinen Zweifel über ihn und bedauerte gegen seine Tochter, daß dieses Bewerbers Aeußeres so wenig wie das des Herrn Tschang ihren vorzüglichen Talenten entspräche. Hongin, durch ihrer Zofe Dazwischenkunft auf ihrer Hut, beschwört ihren Vater sich nicht neuem Betrug auszusetzen, und dieser nimmt abermals zu seiner Feuerprobe des Versemachens seine Zuflucht. Doch dieses Mal mit besserem Erfolge. — Er vereinigt den vermeynten Sse Ye-oupe mit dem Hofmeister seines Sohnes, Herrn Tschang, und nach der Tafel, wo diese beyden Herren sich gegenseitig nicht trauend, mit spitzen Reden gegen einander zu Felde ziehen, nöthigte er beyde zum Dichten. Dieser Falle hatte sich Herr Ye-oute nicht versehen, und Herr Tschang glaubte, nachdem er oft siegreich auf der Probe bestanden, nicht mehr ihr ausgesetzt werden zu sollen. Da er den wahrhaften Sse Ye-oupe nicht mehr zum Nothhelfer hatte, gerieth er, so wie sein neuer Mitbuhler, in die peinlichste Noth, ihre Unfähigkeit und somit ihr Betrug, ward unbezweifelt, und nachdem Herr Pe ihre Qual hinlänglich hatte dauern lassen, gab er ihnen beyden, doch ohne sie einer demüthigenden Oeffentlichkeit auszusetzen, ihren Abschied.

Nachdem der wahrhafte Sse Ye-oupe seinen betrügerischen Freund Ye-oute verlassen, eilte er von ihm mit allen nöthigen Reisebedürfnissen ausgestattet, die Hauptstadt zu erreichen. Nach einigen Tagreisen brachte er die Nacht in dem Gasthofe eines Städtchens zu; wie sein Knecht am folgenden Morgen bey der Abreise sein Gepäck zusammensucht, findet er zu Haupten des Bettes einen weiß leinenen Sack, mit einigen ansehnlichen Geldpaketen. Nach einiger Berathung mit seinem treuen Knecht findet Ye-oupe es durchaus nothwendig, wenigstens einen halben Tag in diesem Gasthof zu verweilen, um abzuwarten, daß der Reisende, welcher ohne Zweifel dieses Geld vergessen, solches aufzusuchen zurückkehre. So peinlich jeder Aufschub für Herrn Sse war, legte ihm die Redlichkeit dieses Opfer auf. Gegen Mittag jagte auch eiligst ein Reiter herbey, welcher sich dem Gastwirth als einen Kurier des Tribunals, und den zu erkennen gab, der das Geld in dem Bett des Gasthofes vergessen hatte, das er nun unter den gefährlichsten Drohungen als Regierungseigenthum zurückforderte. Sobald sich Ye-oupe überzeugt hatte, daß die Aussage des Mannes wahrhaft, händigte er ihm seinen Geldsack ein. Die Männer bewunderten seine seltene Redlichkeit, und wollten ihn durchaus bewirthen und vermögen bis zum nächsten Morgen zu verweilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Bey dem ersten Besuch muß der Subalterne dem Vornehmern Geschenke darbieten, von denen dieser auf dem dargereichten Verzeichnisse einige Gegenstände zur Annahme aussucht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, 12. Oct.

(Beschluß.)

Am 11ten November beging die hier seit 1765 bestehende freye ökonomische Gesellschaft, unter dem Vorsitz ihres mehrjährigen Präsidenten, des in vielfacher Hinsicht auch als Staatsmann so hochverübmten Admirals Morowinow, ihr 61stes Stiftungsfest. Wenige Wochen vor dem Eintritt dieser Feyer, am 3ten October erfreute sie der Monarch mit einem neuen Beweise seiner huldvollen Gnade, die eine Bestätigung des ihm von ihrem Präsidenten unterlegten Memorials enthielt, wodurch nun mit dem Beginn des nächstfolgenden 1827sten Jahrs binnen eines zehnjährigen Termins jedes Gouvernement des großen russischen Kaiserstaats aus den für die Naturals-Abgaben der Regierung zu entrichtenden Steuern dieser Gesellschaft jährlich tausend Rubel zuzustellen verpflichtet wird. Diese bedeutende Unterstützung gedenkt die Gesellschaft für ihre Operationen auf die schon so glücklich von ihr begonnene und bereits bedeutend im Reich verbreitete Schutzpockenimpfung zu verwenden. Aus der bey dieser solennen Versammlung von ihrem permanenten Sekretär dem Geheimenrath Dschunkowsky verlesenen Rede heben wir nachstehende Stellen von allgemeinem Interesse hier aus: „In den vielen, von der Gesellschaft schon erschienenen Bänden ihrer Memoiren zeichnet sich jeder Jahrgang durch Vervollkommnungen oder neue Beschreibungen einzelner Zweige des Ackerbaus und andrer landwirthschaftlicher Kenntnisse aus, welche den Wohlstand der öffentlichen und häuslichen Oekonomie befestigt haben. — Die im Jahre 1824 neu organisirten und Allerhöchst sanktionirten Statuten der Gesellschaft separirten sie in besondere Sektionen, bestimmten jeder einen besondern Verein von Mitgliedern, von denen jeder jezt die ihm angewiesenen Geschäftszweige zu verfolgen hat. Durch diese zweckmäßigere Reform kann nun die Gesellschaft bey den mannichfaltigen ihrer Wirksamkeit obliegenden Geschäften, dieselben getrennt, wirksamer verfolgen, und zur schnellern vervollkommnetern Ausführung für's praktische Leben bringen. Im Verlauf dieser kurzen Frist hat sich eine ihrer Hauptsektionen, die für die Gesundheitspflege der Landleute für's allgemeine Wohl auf eine überaus thätige Weise benommen. Vorzüglich verdient hat sie sich um die Verbreitung der Schutzpockenimpfung, die sie nicht nur bereits unter allen Bauern des hiesigen St. Petersburgischen Gouvernements, sondern nach Möglichkeit auch in den meisten innern Provinzen einzuführen suchte, gemacht. Größtentheils hat sie bisher diesen für die Menschenmasse aller Stände Rußlands so wohlthätigen, für die niedern Volksklassen aber unendlich heilsamen Dienst der Menschenliebe, ohne den früher die Pocken-Epidemie jährlich gräßliche, über alle Vorstellung gehende Verheerungen anrichtete, aus eigner Kraftanstrengung zu realisiren gesucht, dessen überaus günstige Erfolge jezt ihre frühern Erwartungen weit übertrift. Die oben erwähnte, durch die Großmuth des Kaisers ihr nun neugewährte Unterstützungssumme setzt sie in den Stand, neue kräftigere Mittel zu ergreifen, um dieses wohlthätige Schutzmittel, das einer dem Leben der Menschen gefährlichsten Seuchen Schranken setzt, bis an die äußersten Grenzen des Reichs zu verbreiten.

Nächstdem wurde der Versammlung über mehrere, im Laufe des lezten Jahrs von der Gesellschaft in Ausführung gebrachte allgemein nützliche Operationen Bericht erstattet, unter denen nachstehende zu den bemerkenswerthern gehören: 1) Zur größern Verbreitung der ächten spanischen Merinos in Rußland und zur Heilung ihrer Krankheiten hat sie auf ihre Kosten aus Mähren drey geschickte Hirten verschrieben, und etablirt dieselben in den Südgouvernements bey Gutsbesitzern, die solche noch nicht in ihren Dienst, mit der Bedingung, daß sie russische Hirten in ihrer Kunst unterweisen. 2) Um den Wasaschen Roggen, dessen fruchtreicher Ertrag und günstiges Gedeihen in Rußland sich durch vieljährige Erfahrungen bestens bewährt haben, möglichst im Innern des Reichs zu verbreiten, hat sie 200 Säcke desselben zur Verbreitung unter russische Gutsbesitzer in Finnland angekauft. 3) Mit allerhöchstem Consens wird sie künftig denjenigen ihrer Feldscheerer, die sich mit der Pockenimpfung im Innern am thätigsten und geschicktesten auszeichnen, eigene Medaillen zur Tragung im Knopfloche verleihen. Auf dieser Medaille sieht man eine weibliche Figur dargestellt, die einen Haufen Kinder mit dem Mantel der mütterlichen Liebe schüzt. 4) Sie hatte eine zum Druck bestimmte Uebersetzung eines Werks über die Pferderennen veranstaltet, das den Präsidenten der königlich Bayerschen ökonomischen Gesellschaft, Staatsrath von Hazzi, zum Verfasser hat. 5) Sie hat sich aus Frankreich das Modell einer neuerfundnen Maschine zum Schlagen des Hanfs und Flachses kommen lassen. Da beyde Naturerzeugnisse ein so wichtiger Industrie- und Handelsartikel in Rußland sind, so werden nun auf besondern Betrieb der Gesellschaft mehrere Exemplare nach jenem Modell der Maschine in natürlicher Größe hier angefertigt, und zur Prüfung in diejenigen innern Provinzen versandt, die reich in Erzeugung dieser beyden Produkte sind, und mit ihnen einen bedeutenden Handel treiben. Die Ausführung gleicher Resultate beabsichtigt die Gesellschaft auch nächstens mit einer Maschine zur Vervollkommnung des Weinbaus für unsre Südprovinzen. Die Beschreibung und Zeichnung derselben ward der Versammlung am 11ten November vorgezeigt. 6) Der Vorsitzer der fünften Sektion, der wirkliche Staatsrath Holynsky, gab der Versammlung in seinem, an diesem Tage verlesenen Bericht, Nachricht von allen Thatumständen, die zum Behuf der Schutzpockenimpfung im vergangenen Jahr nur allein im hiesigen Gouvernement geschehen waren. Aus ihnen ging hervor, daß durch vier, auf Kosten der Gesellschaft ausgelernte Feldscheerer an 10648 Kindern die Schutzpocken waren eingeimpft worden, und 317 Personen verschiedenen Standes in dieser Kunst Unterweisung erhalten hatten. Jezt ist also durch jene Inoculatoren die Pockenimpfung unter allen Landleuten des hiesigen Gouvernements für immer gesichert. Wenige Wochen vor dem Eintritt gedachten Stiftungsfestes hatte Hr. von Holynsky alle Kantone des Gouvernements bereist, um sich selbst von der Wahrheit des hier Dargethanen zu überzeugen. Um die Schutzpockenimpfung auch in andern Gouvernements des Innern möglichst zu verbreiten, hatte die Gesellschaft an ihre verschiedenen Impfungs-Komités eine baare Geldsumme von 13500 Rubeln, nächstdem zur unentgeldlichen Vertheilung: 9274 Gläser mit Lymphe, 56100 ohne Lymphe, 201113 Etuis mit Lanzetten und Nadeln, und 94418 Exemplare der ausführlichen sowohl als der kurzen Instruktion versandt. — Am Schlusse dieser Jahresversammlung beschloß die Gesellschaft einmüthig ihrem Mitgliede, dem Leibmedicus des kaiserlichen Hofs, Staatsrath von Kühlewein, der derselben bey Verbreitung der Schutzpockenimpfung mit menschenliebendem Eifer die ersprießlichsten Dienste geleistet hatte, eine goldne Medaille von 30 Dukaten an Werth darzubringen.

Bo**g.

Beylage: Literaturblatt Nr. 2.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 6.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 6. Januar 1827.

Oft hat aus Bränden, welche längst verglühet,
Ein Flämmchen unverſehens ſich geſchwungen,
Oft iſt noch eine Blüthe vorgedrungen
Aus Aeſten, die ſonſt völlig abgeblühet.

Uhland.

Romanzen vom Bodenſee.

Von Guſtav Schwab.

5.

Im kupfernen Keſſel von Bodmann zu ſingen. *)

Im Keſſel zu Bodmann, da ſteh' ich zur Stund',
Soll leeren den Becher bis auf den Grund,
Den Becher, gefüllet mit Königswein,
Herr Karol ihn pflanzt' auf dem Felſengeſtein.

Und was gezogen der mächtige Frank',
Ein freyer Schwabe jetzt erntet's mit Dank,
Er ſperrt's in den Keller nicht feindlich ein,
Er ruft den Fremdling zum Trunk herein.

Und wie in den Becher mein Auge ſchaut,
Das Dunkel der alten Geſchichten ihm graut,
Und wie der Wein an die Lippe mir ſchwillt,
Die Sage hervor ſchon, die ſprudelnde, quillt:

Sie ſaßen zu Bodmann beym fröhlichen Mahl,
Der Vater, die Mutter, die Kinder im Saal,
Die Söhne, die Töchter, wie Roſen und Schnee,
Das edelſte, ſchönſte Geſchlecht am See.

Viel Gäſte, beglänzet vom Sonnenſchein,
Sie tranken und ſangen beym Königswein,
So wie ich heut trink' und heut ſinge mein Lied;
Der Abend von feſtlicher Luſt ſie nicht ſchied.

Die Nacht kam heran mit Wetter und Wind,
Des ſtürmiſchen See's verſtoblenem Kind,
Die Wolken ſammeln ſich über dem Haus,
Doch gehen die Lampen im Schloſſe nicht aus.

Die Gäſte ſie tanzen Thür' aus und Thür' ein,
Die Wolken auch führen den nächtlichen Reihn,
Es ſprühen die Fackeln in Gang und Saal,
Die Blitze die ſpähen mit bleichem Strahl.

Und in der Schalmey und der Flöte Geſang
Spielt heimlich des Donners begleitender Klang,
Noch rauſchet im Saale das Spiel und der Witz,
Da ſchlägt durch die Decke der zackige Blitz.

Und Flammen umwölben den nächtigen Saal,
Erſticken die Gäſte, verzehren das Mahl,
O Waſſer und Himmel, wie glänzt ihr ſo hell,
O herrlich Geſchlecht, wie vergehſt du ſo ſchnell!

Der Vater, die Mutter, ſie liegen ſchon;
Ach, dringt zu der Thüre kein blühender Sohn?
Die zuckende Flamme läßt keinen hinaus,
Es fällt auf die Leichen das wankende Haus.

Da dringt durch Flammen und Feuers Schwall
Die Amme, die treue, heraus auf den Wall,
Sie hat es enthoben der Wiege geſchwind,
Sie trägt auf den Armen ein wimmerndes Kind.

*) Dieſer Keſſel wird noch zu Bodmann gezeigt; der Fremde muß hineinſtehen und einen Becher edeln Weins leeren, den der Gutsherr aus einem, von Kaiſer Karl dem Dicken zuerſt angepflanzten, Weinberge gewinnt, und daher Königswein nennt.

Sie ſtößt einen Keſſel durch Glut und Flamm',
Im Schloß iſt verlodert der edle Stamm,
Da ſchließt ſie beſonnen in's eherne Haus
Das Zweiglein, das lezte, und ſchleudert's hinaus.

Es rollet der Keſſel den Berg hinab,
O Kind, iſt's dein Wieglein, iſt's nicht dein Grab?
Die Dienerin folgt ihm mit Mutterblick,
Und ſinkt in die Flammen des Hauſes zurück.

In Trümmern die Burg lag ein manches Jahr,
Bis daß das Knäblein erwachſen war,
Da baute ſtolz über Schutt und Graus
Der lezte Bodmann ſein ſteinernes Haus.

Der lezte Bodmann der erſte ward,
Er zeugte Söhne von edler Art,
Und liebliche Töchter und Enkel ſo hold,
Die Flamm' hat im Keſſel geläutert das Gold.

Und Vater und Mutter beym fröhlichen Mahl,
Und Kinder noch heut in dem feſtlichen Saal.
Sie ſitzen, ſie trinken vom Königswein,
Sie ſchenken dem Wandrer ihn freundlich ein.

Im Keſſel, daraus iſt erblühet das Haus,
Im Keſſel ſoll er ihn trinken aus,
Er ſoll der verſunkenen Ahnen mit Fug,
Soll der Amme gedenken bey jedem Zug.

Mein Lied iſt geſungen, wie wird mir zu Muth?
Ich träume von Flammen, ich ſpüre die Glut,
Es drehet der Keſſel, der eherne, ſich,
Wald, Himmel und Waſſer umtaumeln mich.

Doch beißet im Kopf mich der Königswein,
Getroſt bey dem Wunder, dem ſeltſamen, ſeyn;
Er rettet mich glücklich durch jede Gefahr,
Der Keſſel ſteht ſtille, mein Auge wird klar.

Es ſchauet die Burg und den See und das Land:
Gott hüte Haus und Geſchlecht vor Brand!
Und will er Flammen ja ſenden hinein,
So ſepen es Ströme von Königswein!

Die beyden Kouſinen.

(Fortſezung.)

Ye-upe ſezte aber, unerachtet der Warnungen des Wirthes über die Unſicherheit des Weges, ſeine Reiſe fort. Kaum hatte er einige Stunden zurückgelegt, als ihn ein heftiges Ungewitter befiel; vergebens ſuchten ſeine Blicke ein Unterkommen, keine Menſchenwohnung war in der Nähe, und ehe er ſich's verſah, ſtürzte ein Räuber aus dem Gebüſch, ſchlug ihn mit ſeinem Prügel über den Kopf, ließ ihn gänzlich ausgeplündert auf dem Wege liegen und eilte, ſich auf ſein Pferd ſchwingend, davon. So fand ihn ſein Knecht, wie er nach einer Weile zu ihm ſtieß. Zum Glück war Ye-upe von dem erhaltenen Schlage nur eine kleine Weile betäubt, aber beraubt und unberitten blieb ihm kein Mittel, ſeine Reiſe fortzuſetzen, übrig; er eilte daher, in jenes Städtchen, wo er die Nacht zugebracht hatte, zurückzukehren, um dort auf Mittel zu ſeinem weitern Fortkommen zu ſinnen.

Der Wirth bezeugte ihm ſein Beyleid und ein gegenwärtiger Einwohner des Ortes eröffnete ihm unerwartet die Ausſicht eines Geldverdienſtes. Er ſagte ihm: daß ein Herr Li die Geſchenke bereite, welche er der neuen Gouverneurin der Provinz darzubringen gedenke. Unter ihnen befinde ſich ein Schirm, auf den er, nebſt andern Verzierungen auch vier Gedichte zu ſchreiben wünſche, aber bisher Niemand gefunden habe, der ſie ihm hätte fertigen können. Ye-upe war zu dieſem Geſchäft erbötig, Herr Li empfing ihn recht gut; nach den nöthigen Eingangsceremonien ſezte ſich Herr Sſe vor ein Gartenhaus an einen Stein nieder und fertigte in Blitzesſchnelle die verlangten Gedichte. Während dieſer, für ihn ſpielend leichten Arbeit glaubte er, an ein benachbartes Fenſter hinaufblickend, hinter den Schallern ein hübſches Mädchenantlitz zu erblicken; nicht weiter darauf achtend, bemühte er ſich, Herrn Li's Beyfall über ſeine höchſt gelungenen Verſe mit der dringenden Bitte, ihn weiter reiſen zu laſſen, abzukürzen; allein das war nicht ſeines Gaſtfreundes Abſicht. Herr Li war ein gemeiner Menſch, dem Gönner zu einem ſo anſehnlichen Amte verholfen, der nun bey dem Bewußtſeyn ſeines Unvermögens ſehr froh war, einen ſo vorzüglichen Gelehrten als Gaſt zu beſitzen. Ye-upe war nicht in der Lage, ſeine dringenden Einladungen, dieſen Tag bey ihm zu verweilen, ablehnen zu können; ſehr unwillig ſah er ſich bis zum folgenden Morgen aufgehalten, wo er bey einem Spaziergange, den er in Abweſenheit ſeines Gaſtfreundes im Garten machte, durch eine offene Thür in einen benachbarten Garten trat; hier begegnete er einem höchſt anmuthigen Knaben von ſechzehn bis ſiebzehn Jahren, der ihm mit den ſchmeichelhafteſten Aeußerungen über ſein poetiſches Talent entgegen kam. Es fand ſich, daß er Mengli heiße, der Sohn eines Herrn Lo ſey, und von dem Fenſter ſeiner Schweſter aus Zeuge von der an Wunder gränzenden Fertigkeit geweſen war, mit welcher Ye-upe Verſe gemacht hatte. Der Anblick des reizenden Knaben hatte des Dichters Herz gewonnen, es entſtand bald ein Verhältniß ſchwärmeriſcher Freundſchaft zwiſchen ihnen, der zufolge der Jüngling in einer zweyten Unterredung Ye-upe ſeine Schweſter zur Gattin antrug. Ye-upe, durch des Bruders Beſchreibung ihrer Vollkommenheiten und der Zuverſicht, daß ſie dieſem ähnlich ſehe, entbrannt, fand ſich bey ſeinem Verhältniß zu Fräulein Pe jezt in der größten Verlegenheit. Er entdeckte ſeinem jungen Freund aufrichtig die Seltſamkeit ſeiner Lage; dieſer ſah darin gar kein Hinderniß, ſeiner Schweſter Glück zu begründen

und ſich ſelbſt ein ſtetes Beyſammenleben mit einem ſo geliebten Freunde zuzuſichern. Mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß ein gebildetes Mädchen, wie ſeine Schweſter, doch wohl unmöglich eiferſüchtig ſeyn könne, traf er mit Ye-upe die beſtimmte Verabredung, daß dieſer ſogleich nach der Hauptſtadt abreiſen ſolle, um Herrn Gu's Vorſprache bey Herrn Pe zu gewinnen, dann ſeine Studien fortſetzen, um neue gelehrte Würden zu erlangen und wenn er endlich Fräulein Pe als Gattin heimgeführt habe, ſolle er wieder zurückkehren und Fräulein Lo zur zweyten Gattin begehren. Die Geiſteslebendigkeit, geſunde Urtheilskraft und Entſchloſſenheit, mit welcher dieſer zarte Jüngling ſeinen Freund zu dieſen Entſchlüſſen vermochte, iſt höchſt anziehend, und die Art, wie er Ye-upe, um ihn ohne Herrn Li's Beyhülfe zur ſchnellen Fortſetzung ſeiner Reiſe in Stand zu ſetzen, eine anſehnliche Summe Geldes und zwey goldene Armbänder ſeiner Schweſter aufdringt, trägt den Charakter einer höchſt anziehenden Erſcheinung. Dieſe Armbänder ſollen ihm, ſagt der anmuthige Knabe, als Nothpfennig dienen, und brauche er ſie nicht, ſo ſolle er ſie einſt ſeiner Schweſter zurückgeben. Ye-upe läßt ſich ganz von ſeinem bezaubernden jungen Freund leiten, er nimmt das Darleben und eilt mit den ſchönſten Hoffnungen für die Zukunft ſeine Reiſe in die Hauptſtadt fortzuſetzen.

Nach einigen weitern Tagreiſen, die nicht ſehr groß ſeyn konnten, da der Knecht den reitenden Herrn immer zu Fuß begleitete, traf er unverſehends auf eine Abtheilung kaiſerlicher Truppen, und erfuhr auf ſeine Erkundigung, daß ſie zum Empfang des neuen Gouverneurs der Provinz hier aufgeſtellt ſey. Wirklich erfolgte in dieſem Augenblick ſeine Ankunft; ein zahlreiches Gefolge begleitete ihn, und unter den Unterbedienten ſeines Hauſes trat einer aus ſeiner Reihe, um Ye-upe auf das freudigſte zu begrüßen. Es war kein anderer als der Kourier, der durch Ye-upe's Redlichkeit das ihm anvertraute Geld zurückerhalten hatte. Ye-upe erfuhr von ihm, daß der vorüberzieht Gouverneur niemand anders als ſein Oheim, der ehemalige Generalintendant ſey, der, jetzt zum Gouverneur ernannt, ſich auf ſeinen Poſten begebe. Ganz unverhofft hatte Ye-upe nun ſeinen Oheim gefunden, ward ſehr gütig von ihm aufgenommen und ſogleich in alle Rechte ſeines Adoptivſohnes eingeſetzt.

Wie ſich der Gouverneur nach den Verhältniſſen ſeines neuen Sohnes erkundigte, theilte ihm Ye unverholen alle ſeine Begebenheiten, Sorgen und Hoffnungen mit. Der Oheim freute ſich ſehr über die Ausſicht, ſeinen Sohn mit der Tochter ſeines alten Freundes Pe verheirathet zu ſehen, bemerkte ihm aber, daß Herr Pe gewiß nur einem mit drey obern Würden bekleideten Mann dieſes Kleinod würde zugeſtehen wollen, daß er deßhalb ſeine Studien auf's eifrigſte fortſetzen müſſe. Dieſer Rath ſtimmte mit der Anſicht ſeines liebenswürdigen Freundes Mengli ſo gut überein, daß er ſich unter ſeinem neuen Namen als des Gouverneurs Sohn zu dem Konkurs der Hauptſtadt ſtatt der von Nanking meldete, und von den Wohlthaten und dem Anſehen ſeines Oheims begünſtigt, dahin abreiſte. In dem erſten Examen erlangte Ye-upe die zweyte Stelle und in dem zweyten des darauf folgenden Frühlings ward ſein Verdienſt durch die Doktorwürde gelohnt und das Amt eines Tribunalrichters einer Provinz ihm ertheilt. Nun ſah er ſich in der Lage, bey Herrn Pe mit der Wahrſcheinlichkeit des beſten Erfolgs um ſeine Tochter zu werben.

Mit dem Beyfall ſeines Oheims und Herrn Gu's, dem er in der Hauptſtadt aufgewartet hatte, verſehen, reiſte er an den Ort ſeiner Beſtimmung; er nahm ſeinen Weg durch die Provinz, wo ſein Geburtsort und Herrn Pe's Landgut lag, doch lag ihm daran ſeinen Freund Mengli noch zu ſehen, deßhalb ging er über Tſiu, wo er ihn im verfloſſenen Sommer gefunden hatte. Leider wurde ſeine Hoffnung betrogen, er fand das Haus, welches der Jüngling damals bewohnte, verſchloſſen und verſiegelt, und hörte von ſeinem damaligen Gaſtfreund Li, daß die ſämmtliche Familie Lo auf einer Pilgrimſchaft nach einem weit entlegenen Heiligthum begriffen ſey. Tief gebeugt von dieſer Fehlſchlagung, ſetzte Ye-upe ſeine Reiſe nach Kinhi, dem Wohnort des Herrn Pe fort; allein auch hier war der Augenblick ſeinen Wünſchen gänzlich ungünſtig. Herr Pe war an dem See des Occidents, eine Gegend, wo man ſich, wie an unſern Badeorten, zum Vergnügen verſammelte, gereiſt, und die Sitte machte es Ye-upe unmöglich, in Abweſenheit des Familienhauptes deſſen Haus zu betreten.

Dieſe Reiſe hatte Herr Pe zu ſeiner Erheiterung unternommen. Er war in dieſem letzten Jahr von einer ſchweren, Krankheit heimgeſucht geweſen, und die Schwierigkeiten die er in der Wahl eines Schwiegerſohnes fand, gingen ihm ſehr zu Herzen. Nur die Nothwendigkeit, ſeine geliebte Hongiu allein zu laſſen, ſtand ſeiner Reiſe im Wege, als er eines Tages von dem Beſuch ſeiner Schweſter Lo überraſcht ward. Sehr erfreut, nach langer Trennung dieſe Schweſter wieder zu ſehen, erfuhr er auf ſeine Nachfrage, daß ſie Wittwe geworden ſey, und unter dem Vorwande einer Pilgerſchaft mit ihrer ſiebzehnjährigen Tochter Mengli und einem noch im Kindesalter ſtehenden Sohn ihren Wohnort Tſiun verlaſſen habe, um der Verfolgung eines alten Feindes ihres verſtorbenen Mannes, aus dem Wege zu gehen, der auf ein Jahr Unterpräfekt der Provinz geworden ſey, und ſie ſey gekommen, um während dieſer Zeit bey ihrem Bruder eine Zuflucht zu ſuchen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 28. Nov.

An Engländern ist in Paris ein beständiger Zufluß; sie haben ihre eigenen Hotels, Restaurants, Zeitungen, Lesekabinette, Buchhändler, Pferdehändler, Apotheker, Waarenlager, und sogar ist die Rede davon, auch ein kleines englisches Theater anzulegen. Schon seit mehreren Jahren wird für sie englischer Gottesdienst gehalten, und vor nicht gar langer Zeit war ein Bischof aus England gekommen, um englischen Kindern die Konfirmation zu ertheilen. Nach und nach sieht man die meisten merkwürdigen Männer Englands in Paris erscheinen. So sahen wir in der lezten Zeit den Major Denham, der mit Clapperton die gefahrvolle und wichtige Reise in's Innere Afrika's unternommen hat, der sich wie ein Petit maitre in den Pariser Salons darstellte wider die allgemeine Erwartung, die an einem solchen Reisenden vielmehr einen rauhen Seemann zu finden geglaubt hatte; dann den jezt das ganze englische Ministerium leitenden Canning, mit der schlauen Miene eines pfiffigen Staatsmannes und dem einfachen Betragen eines gewöhnlichen Bürgers. Das Corps diplomatique hatte ihm fast durch lauter Gastmahle zu Grunde gerichtet, und wäre ihm mit Hülfe der französischen Köche überliefert gewesen; allein er wußte durch diese Gefahren glücklich hindurchzusteuern, und brachte seine Zeit noch mit etwas besserem zu als mit Essen und Trinken. Vergebens betheuerten die englischen Ministerialblätter, er sey nur so zum Zeitvertreibe nach Paris gegangen; dieß ließ sich Niemand in Paris weis machen, und man bemerkte nur zu wohl, daß er wichtige Sachen im Schilde führte, obschon er alle Vergnügen mitnahm, die ihm in Menge dargeboten wurden. Indessen mag er am Ende doch wohl nicht weiter gekommen seyn, als ob bloße Zerstreuung der Zweck seiner Reise gewesen wäre; denn seine Ansichten und Wünsche der Jesuitenparthey begreiflich und annehmlich zu machen, war eben so unmöglich, als ob er Mohren hätte waschen wollen. Was kümmert die Jesuiten oder vielmehr die Obskurantes Staatswohl, Humanität, Industrie und Handel? Ihr einziges Streben geht nur auf Wiederherstellung der Finsterniß und Geistesslaverey; zur Erreichung dieses Zweckes soll alles aufgeopfert werden. Was Canning also auch während seines Hierseyns Gutes und Nüzliches mag vorbereitet haben, ist seitdem wenig Früchte getragen, es sey denn seine Vermittlung zu Gunsten der Griechen, die, wie es scheint, hier angenommen ist, und von welcher sich hoffentlich bald gute Wirkungen zeigen werden, denn das muß man den verschiedenen Partheyen in Frankreich nachsagen, daß sie mit wenigen Ausnahmen, alle zu Gunsten der Griechen gestimmt sind; dieß beweisen ja hinlänglich die vielen milden Beyträge, die zum Besten der morgenländischen Christen veranstalteten Konzerte, Kunstausstellungen u. s. w., die vielen Schriften, die zur allgemeinen Theilnahme aufforderten, der Zutritt von Männern verschiedener politischer Seiten zum Komité, das so thätig und so rühmlich für die griechische Nation wirkt. Nur hier und da läßt sich zuweilen in einer Ultrazeitung eine feindselige Türkenstimme hören; allein diese Dissonanz vermag nicht die allgemeine Stimme, die sich zu Gunsten des bedrängten und bedauernswürdigen Volkes erhoben hat, zu übertönen. Man mag in Frankreich allerdings wünschen mit Egypten in gutem Einverständnisse zu leben, und Handelsverbindungen mit dem Gebieter dieses Landes anzuknüpfen; deßhalb verabscheut man aber nicht minder die Verheerungen und das viele Elend, das ein egyptisches Heer über das von Allem entblößte Griechenland verbreitet. Man sieht es nicht ungern, und die Humanität muß sich sogar darüber freuen, daß eine Menge egyptischer Jünglinge jezt in Paris erzogen werden; aber man verwendet sich deßhalb nicht minder wohlthätig zum Besten der Griechenkinder, welche dem Pariser Komité anvertraut worden sind. Eine Marseiller Zeitschrift, l'Ami du Bien, von Tholozan redigirt, gibt Nachricht von der Thätigkeit eines andern Komité, das zu Marseille selbst seinen Sig hat, und mit weit geringern Mitteln als das Pariser, doch sein möglichstes thut, um der Griechen Elend zu lindern, und die allgemeine Wohlthätigkeit anzufachen oder zu unterhalten. Marseille kann nicht vergessen, heißt es in dieser Zeitschrift, daß seine Stifter Griechen waren; ihm steht es mehr zu als irgend einer andern Stadt Frankreichs, ihnen zu Hülfe zu eilen. Die Zeitschrift beschreibt den edeln Eifer, der die Anhänglinge beseelt, die den Vorsaz gefaßt haben für die Griechen zu kämpfen; anfangs kamen, wie es scheint, viele Jünglinge nach Marseille, die blos deßhalb nach Griechenland gingen, weil sie hofften dort ihr Glück zu machen. Jezt aber, da man weiß, daß das arme Griechenland weit entfernt davon ist seine Freunde und Anhänger belohnen zu können, und sich selbst in dem hülflosesten Zustande befindet, begeben sich nur solche Jünglinge nach Griechenland, die von einer großmüthigen Menschenliebe beseelt sind, und Gemächlichkeit, Ruhe, ja sogar vortheilhafte Aussichten aufopfern, blos um sich der Griechensache ganz und gar zu ergeben. Einige sind freylich nicht in den besten Glücksumständen, und sprechen das Marseiller Komité um Hülfe an; dieses kann nicht allen beystehen; dennoch hält ihre mißliche Lage sie nicht ab, wie l'Ami du Bien versichert, sich einzuschiffen; einige haben sich sogar durch die dringendsten Bitten ihrer Landsleute, ihrer Aerzte u. a. nicht abhalten lassen zum Kampfe abzusegeln. So viel vermag die geläuterte Menschenliebe! Jedoch es ist Zeit wieder auf die Engländer in Paris zurückzukommen. Walter Scott war dann auch unter den berühmten Männern Englands, die in der lezten Zeit Paris besuchten; die englischen Zeitungen haben versichert, er sey nach Paris gereist, blos um Materialien zu seiner Geschichte Napoleons zu sammeln. Dazu wäre es freylich ziemlich spät gewesen, denn dieselben Zeitungen haben zu gleicher Zeit gemeldet, die ersten Bände des historischen Werkes des berühmten Schottländers würden Anfangs Decembers schon erscheinen. Vielleicht war es Walter Scott nur darum zu thun, die ehemalige Residenz des Helden seiner Geschichte etwas näher kennen zu lernen, oder um mit Pariser Buchhändlern einen Vergleich wegen der Herausgabe seines Werkes zu treffen, wie denn auch wirklich sogleich nach seiner Anwesenheit von Pariser Buchhandlungen angekündigt worden ist, eine französische Ausgabe werde an eben demselben Tage erscheinen, als die Originalausgabe in London und Edinburg.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 311.

Das Alter.

Charade.

Drey Sylben.

Die erste, sonnenhaft von der Natur gestellt,
Sie zeigt die Sonne dir, sie spiegelt dir die Welt.
Zwey Andre zieren sodann den Baum als eine Krone;
Und ward Verderben auch und langer Fluch zum Lohne,
Dort einem Volk, hier gar dem menschlichen Geschlecht
Durch dieses Sylbenpaar; das Ganze schlicht und recht
Behalten in der ersten Sylbe Hut
Bleibt doch ein theures Gottesgut.

— o —

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 7.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 8. Januar 1827.

Geliebter! ja dein Auge voll Zärtlichkeit
Hat dir mein Herz schon dazumal zugewandt,
Als ich zum ersten Mal dich sahe,
Als ich dich sah' und du mich nicht kanntest.

Klopstock.

Die beyden Kousinen.

(Fortsetzung.)

Herr Pe war in jeder Rücksicht über den Besuch erfreut, zuvörderst, weil er nun seine Reise unbesorgt antreten konnte, da er seine Tochter in einer so angenehmen Gesellschaft zurückließ. Hongiu und Mengli, die in Schönheit und Anmuth miteinander wetteifern konnten, gefielen sich gegenseitig; wie aber Frau Lo unter andern Vollkommenheiten ihrer Tochter auch ihr Talent zur Dichtkunst rühmte, forderte Herr Pe die beyden Kousinen zu einem Wettstreit auf. Obgleich Herr Pe Mengli's Anmuth Gerechtigkeit wiederfahren ließ, hielt er sie doch nicht für fähig, mit Hongiu wetteifern zu können; er suchte ihr demzufolge die Aufgabe, die er ihr gab, auf's gefälligste zu erleichtern. — Doch wie erstaunte er, als sie mit spielender Leichtigkeit ein Gedicht aufschrieb, das alle Bedingungen der Kunst erfüllend zugleich die blühendste Phantasie verrieth. Seine Freude, in seiner Familie zwey solche Wunder der Gelehrsamkeit zu besitzen, war ungemein groß. Völlig über die Lage seiner Tochter beruhigt, machte er sich zum westlichen See auf den Weg.

Hongiu und Mengli wurden bald durch die innigste Freundschaft verknüpft, und da diese nur auf völligem Vertrauen beruht, waren sie in kurzer Zeit über ihre gegenseitige Verhältnisse verständigt. Mengli war niemand anders als jener reizende Jüngling, der in Tsiu bey Herr Sse Ye-upe für seine Schwester geworden hatte. Als eine vaterlose Waise und ohne sich der Vorsorge eines männlichen Verwandten zu erfreuen, sah sie keinen Weg vor sich, einen Gatten zu finden. Bey dem Anblick von Herrn Ye-upe, dessen bewundernswürdiges Talent zu dichten sie aus ihrem Fenster in Herrn Li's Garten beobachtet hatte, legte sie männliche Kleider an, und sich für einen Knaben ausgebend, machte sie seine Bekanntschaft. Um ihr gegenseitiges Glück zu befördern und sicherzustellen, hatte sie, da ihres Geliebten günstige Schicksalsveränderung durch die Adoption des Herrn Sse, so wie das, seitdem erfolgte ehrenvolle Gelingen in dem Examen der Hauptstadt durch Herrn Li bekannt gemacht worden, ihre Mutter unter dem Vorwande der Feindschaft des Unterpräfekts bewogen, sich zu ihrem Bruder, Herrn Pe, zu begeben, um mit ihrer Kousine Honaiu ihre Zukunft zu verabreden. Hongiu war von allen diesen Nachrichten entzückt. Die Ehrengrade, welche Ye-upe erhalten hatte, waren ihr unbekannt geblieben, weil er in den öffentlich bekannt gemachten Listen unter seinem neuen Namen als des Gouverneurs Sohn eingezeichnet war. Auch diese Adoption hatte sie nie erfahren und deßwegen Ye-upe's Treue fast bezweifelt. Nun erfuhr sie von ihrer reizenden Kousine, wie sehr er ihr ergeben sey, so daß er ihr, bey Mengli's verführerischen Anerbietungen, dennoch den Platz seiner ersten Gemahlin vorbehalten hatte. Täglich sahen sie nun der Ankunft des bewunderten und gefeyerten Mannes und mit ihm einem langen glücklichen Leben in der innigsten Vereinigung entgegen.

Herr Pe, welcher den Ceremonien und Besuchen ausweichen wollte, zu denen ihn sein Rang auf seiner Reise zum See aussetzen würde, legte ein einfaches Kleid an, gab sich für den Bürger Hoangfu aus und brachte seine Zeit an den Ufern des See's des Occidents und in der Grotte Gu's in angenehmer Einsamkeit zu. Ye-upe war indessen an seinen Geburtsort gereist, hatte dort auf den Gräbern seiner Vorfahren geopfert und alsdann sein Amt als Tribunalrichter angetreten. Er versah es mit eben so viel Thätigkeit als Ruhm; leider fand es sich aber, daß dieses Tribunal in eben der Provinz lag, von welcher Yang Gouverneur war. Er mußte ihm die Aufwartung machen, und dieser Yang ersah ihn sich sogleich zum Manne seiner einzigen Tochter. Da sich Herr Tschang, der Baccalaur, welcher früher den armen Sse Ye-upe um sein schönes Gedicht an die Frühlingsweide und eine Menge anderer betrogen, seines Examens wegen an dem gleichen Ort befand und ihm oftmals aufgewartet hatte, ersah er ihn zum Unterhändler. Tschang übersah sogleich den Vortheil, den er aus diesem Auftrag ziehen könnte: wenn Ye-upe Yang's Tochter heirathete, konnte die schöne Hongiu noch immer die Seinige werden; er eilte deßhalb, sich seines Auftrags bey Sse zu entledigen, und als dieser ihn aus der Ursache ablehnte, daß sein Adoptivvater Sse und der Freund Herrn Pe's, Gu, schon um Hongiu für ihn geworben habe, machte er ihn glauben, dieses Fräulein Hongiu sey im Laufe des vorigen Winters gestorben, und es stehe einer neuen Verbindung nichts mehr im Wege. Sse ist über seiner Geliebten Tod sehr betrübt, beharrt aber um so mehr auf seiner Weigerung, da er nun gar nicht mehr zu heirathen gedenkt. Yang ist über diese abschlägige Antwort so beleidigt, daß er aus Rache Sse sein Amt so viel möglich erschwert. Diese Verfolgung und seine große Betrübniß verleiden ihm alle Ehren und Würden solchergestalt, daß er die Entlassung von seinem Richteramt eingibt und sich in die Einsamkeit begraben will. Sobald er seine Geschäfte geordnet hat, reist er unter dem angenommenen Namen Lein von Nanking ab. Unterwegs trifft er den Wahrsager, der bey seiner Reise des vorigen Jahres den Mann, der ihm seine Peitsche abforderte, kraft seiner Prophezeihung zum Wiederfinden seiner Frau geholfen hatte. Plötzlich fällt es ihm ein, sich von ihm wahrsagen zu lassen. Der Prophet bedient sich der einfachsten Mittel: der verschiedenen Zusammenfügung von ganzen und gebrochenen Linien – um ihm eine Zukunft zu weissagen, die zu Sse's unendlichem Erstaunen sich zu seinen Verhältnissen und Wünschen vollkommen paßt. Zuvörderst weist er ihn an, sich an den See des Occidents zu begeben, wo sein gutes Glück seinen Anfang nehmen soll. Ye-upe kann zwar nicht begreifen, wie er der Prophezeihung zufolge mit Hongiu, welche gestorben ist, und der Schwester Mengli's, von der er jede Spur verloren hat, verheirathet werden soll; denn zwey zärtlich verschwisterte Schönen versprach ihm das Orakel zu Frauen, und so viel er wußte, war Hongiu und die Schwester seines Freundes Mengli gar nicht miteinander bekannt — allein er macht sich, nachdem er den Propheten mit einer halben Unze Silber (drey Franks) belohnt hat, nach der Grotte des Kaisers Gu am See des Occidents auf den Weg.

(Der Beschluß folgt.)

Einige Worte über Talma.

Von G. L. P. Sievers.

Die Pariser französische Zeitung, die Etoile, hat vor einigen Wochen eine biographische Skizze von Talma geliefert, welche, wie sie versichert, im doppelten Sinne, aus dessen eigner Feder geflossen seyn soll. Andere Pariser Blätter haben dieses Vorgeben bezweifelt. Ich bin im Stande, über die Entstehung einer ähnlichen Notiz, welche wirklich von Talma herrührt und schon vor eilf Jahren von ihm abgefaßt worden ist, Aufschluß zu geben, ob es mir gleich nicht möglich ist, buchstäblich nachzuweisen, in wiefern das von der Etoile benutzte Manuscript mit jener übereinstimmen dürfte oder nicht. Wenn ich bey dieser Gelegenheit dem deutschen Publikum einige Nachrichten über die Person und die Kunst des berühmten Schauspielers, von dem hier die Rede ist, mittheile, so glaube ich damit um so weniger eine uninteressante Arbeit zu übernehmen, als Talma nicht allein eine europäische, ja kosmopolitische Berühmtheit genossen und als Pariser Schauspieler von den ausgezeichnetsten Individuen aller Nationen, welche sich dort Jahr aus Jahr ein zu versammeln pflegen, gesehen zu werden, Gelegenheit gehabt, sondern auch durch seine zweymalige Anwesenheit in Deutschland, in Erfurt und Dresden, einen Theil des dortigen Publikums in den Stand gesetzt hat, ihn kennen und beurtheilen zu lernen.

Es mochte etwa im August oder September des Jahres 1815 seyn, als ich von dem bekannten dramatischen und Romanschriftsteller, Picard, der damals noch Direktor der großen Oper war, bey Talma eingeführt ward. Er benahm sich anfangs mit einiger Förmlichkeit; diese aber schwand schon nach der ersten Viertelstunde und machte einer solchen offnen Hingebung Platz, als hätten wir uns schon seit Jahren gekannt. Es geziemt mir nicht, zu entscheiden, ob die Theilnahme, welche er mir bewies, eine Folge meiner mehr oder mindern Kenntniß der französischen dramatischen und Schauspielkunst war, oder ob ihn der Umstand anzog, daß er mit mir über Obersachsen und über die dortigen Schriftsteller, deren vornehmste ihm persönlich bekannt geworden waren, sprechen konnte. Unser

freundschaftliches Verhältniß dauerte ein halbes Jahr, während welcher Zeit ich ihn wöchentlich ein-, oft sogar zweymal, theils bey mir, theils in seiner Wohnung sah, bis eine Störung dazwischen trat, von welcher ich weiter unten umständlicher reden werde.

Ende des Jahres 1815 ward ich vom nun verstorbenen Herausgeber der Zeitgenossen eingeladen, zum Behuf dieser eine Gallerie der vornehmsten Pariser Schauspieler zu schreiben. Um dem Kunsturtheile über die Mitglieder des Théâtre françois auch eine oder die andere authentische biographische Notiz beyzufügen, wandte ich mich an einige derselben, welche bey Talma aus- und eingingen, und an Talma persönlich, und bat sie, Behufs des besagten Zweckes, den ich ihnen auseinander setzte, mir die nöthigen Mittheilungen zu machen. Von den männlichen Schauspielern war Talma der einzige, welcher meinem Begehren willfahrte und mir nach einigen Wochen eine von seiner eigenen Hand geschriebene biographische Skizze übergab, in welcher, außer einigen seiner frühern Lebensumstände, auch Züge zu einer psychologisch-philosophischen Geschichte seines Künstlerwerdens enthalten waren. Ich übersetzte letztere wörtlich und fügte sie dem Artikel über Talma, welcher, gleich der übrigen besagten Gallerie der vornehmsten Pariser Schauspieler im sechsten Hefte der Zeitgenossen abgedruckt ist, bey. Diese Notiz ist es wahrscheinlich, welche nach einer bey Talma vorgefundenen Kopie von der Etoile abgedruckt worden ist. Daß beyde, wenigstens im Allgemeinen und der Hauptsache nach, übereinstimmen, kann ich versichern, nicht aber, wie schon oben gesagt, da sich das Talma'sche Manuscript nebst vielen andern meiner Papiere jetzt nicht in meinen Händen befindet, in wiefern sich die Identität auch auf jede darin enthaltene Einzelnheit erstreckt. Wer neugierig ist, diese von Talma eigenhändig geschriebene, also auch (wenigstens habe ich keinen Grund, das Gegentheil zu vermuthen) von ihm abgefaßte Notiz kennen zu lernen, möge sie im erwähnten Hefte der Zeitgenossen nachlesen. Mögen hier jetzt einige Andeutungen über die Persönlichkeit und das Künstlertum dieses berühmten Schauspielers, so wie mir beydes im Verfolge meiner Bekanntschaft mit ihm und von der Bühne aus bekannt geworden sind, Platz finden.

Talma war mehr klein als groß, sehr regelmäßig, aber keineswegs hervorstechend gebaut, mehr mager als fett; besonders zeichnete sich sein Kopf aus, obgleich auch dieser nicht eigentlich schön genannt werden konnte. Das Gesicht, dem Körper ähnlich, war gleichfalls sehr regelmäßig geformt, aber nicht ausgezeichnet, die Augen ausgenommen, aus deren dunkelbrauner Farbe ein bedeutender, fast tiefsinniger Ernst hervorleuchtete. In seinen Zügen, welche mehr gedehnt schlaff als compakt-rundlich waren, zeigte sich eine Reizbarkeit, welche dem Gesichte einen höchst leidenden, aber sehr interessanten Ausdruck gab, zugleich aber auch auf ein bedeutendes Uebermaß der Irritabilität seiner Nerven schließen ließ. Er selbst gedenkt derselben in seiner Notiz, und schreibt sie einer schweren Krankheit zu, meynt jedoch sie habe ihn in den Stand gesetzt, die von ihm darzustellenden Charaktere mit mehr Tiefe und Innigkeit aufzufassen als zuvor. Ueber die Unstatthaftigkeit dieser Meynung, wenn sie im Allgemeinen auf die Kunst, aber vielleicht nur zu wahr, wenn sie auf die neueren Leistungen Talma's angewandt wird, weiter unten ein Mehreres. Mir schien jene Reizbarkeit die unmittelbare Folge einer schon längst in ihm vorherrschenden Körperdisposition, und nicht erst Erzeugniß der von ihm überstandenen Krankheit zu seyn, wenigstens hatte er schon früher öffentliche Beweise gegeben, bis zu welchem Grade von Vergessenheit seiner selbst und aller Konvenienzen sie ihn zu verleiten vermochte. So war er einst (um nur eine einzige der öffentlich bekannten Thatsachen zu erwähnen), während der Vorstellung im Théâtre françois, zu Geoffroy in die Loge gestürzt, und hatte sich nicht gescheut, Angesichts des ganzen Publikums, an diesen ohnmächtigen Greis, wegen einiger von demselben über ihn geschriebener Kritiken, Hand zu legen. Neben jener Körperdisposition möchten noch zwey andere, sich völlig einander entgegengesetzte Ursachen zu dem, in seinen Zügen vorhandenen Ausdrucke von leidenschaftlicher Passivität, oder, um es mit einem Wort zu sagen, von Leiden Veranlassung gegeben haben, sein häusliches und sein künstlerisches Leben; ersteres, von dem ich sogleich umständlicher reden werde, so viel es die Diskretion erlaubt, hatte materiell eben so störend auf ihn eingewirkt, als er durch letzteres fortwährend in tragisch-gereizter Stimmung erhalten ward. Seine äußere Erscheinung war höchst natürlich und ungezwungen, ohne im geringsten den Schauspieler, der jeden Abend einen König oder Helden der römischen und griechischen Vorzeit vorzustellen hatte, errathen zu lassen. Eben so zeichnete er sich in seiner Kleidung durch nichts als durch Reinlichkeit aus, hierin weit entfernt von vielen andern desselben Standes, welche durch Karikatur im Schnitte, oder durch Neuommisterey in den Farben auch außer dem Theater die Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollen. Talma trug sich, wie jeder gebildete Mann in Paris, er gehöre zum Bürger- oder zum Adel-Stande! man hätte ihn eben so wohl für einen wohlhabenden Handwerker als für einen Mann aus den höheren Ständen nehmen können. Um diese Bemerkung nicht sonderbar zu finden, muß man Gelegenheit gehabt haben die Haltung mancher Pariser Bouteikenbesitzer, welche oft mehr imponirt als der geübteste Hofmann vermag, kennen zu lernen. Talma's, im gesellschaftlichen Leben, war bey weitem keine solche Repräsentation eigen, sey es, daß ihm die Natur die Anlagen

dazu verſagt, oder daß er es verſchmäht hatte, ſie ſich im Wege des Studiums zu eigen zu machen. Daher iſt das Gerücht, Bonaparte habe bey ihm Unterricht in der Repräſentation genommen (ein Gerücht, dem er gegen mich mehr als einmal auf das Allerbeſtimmteſte, und nicht blos zum Scheine widerſprochen hat) um ſo lächerlicher, als jener ungleich mehr perſönliche Würde als Talma, und überdem zu viel Geiſt beſaß, um nicht einzuſehen, daß ihn eine künſtliche Theaterhaltung, wie ſie ihm lezterer allerdings hätte einlernen können, nur lächerlich gemacht haben würde.

(Die Fortſetzung folgt.)

Indiſches Vorurtheil.

Die Kuhpocken-Impfung findet in Indien, beſonders in den entlegneren Theilen des Landes, ſchwer Eingang; man glaubt nämlich dort, die Engländer hätten blos vor, die Kinder der Eingebornen mit einem Zeichen zu verſehen, um ſpäter gleich zu wiſſen, wer eine Kopfſteuer zu entrichten und als Sepoy in's Heer zu treten habe.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, 28. November.

(Beſchluß.)

Walter Scott iſt mit ſeiner Tochter nur vierzehn Tage hier geweſen; ſein Aeußeres hat wenig oder nichts Auffallendes, und iſt ſchon durch mehrere Reiſende beſchrieben worden, die ſeine Bekanntſchaft in Edinburg aufgeſucht haben. Sein Aufenthalt in Paris hat wenig Merkwürdiges dargeboten, und ſcheint ſich meiſtens auf das Betrachten der wichtigſten Anſtalten und Gebäude, und auf das Beſuchen einiger wenigen engliſchen und franzöſiſchen Häuſer beſchränkt zu haben. Ein Pariſer Blatt hat ihm den Rath gegeben, mit ſeinem Romanſchreiben aufzuhören, da ſeine lezten romantiſchen Dichtungen eine ſolche Erſchöpfung des Geiſtes und der Einbildungskraft ankündigten, daß er ſelbſt, ſeines Ruhmes halber, ſich entſchließen müßte keine Romane mehr zu ſchreiben, und keinem Dringen der Verleger nachzugeben. Wie würde der Herausgeber dieſes Blattes erſtaunen, wenn Walter Scott nun wieder mit ganzer Kraft ſeines Genies aufträte! allein es gibt Leute, welche dieſe Erſcheinung nicht erwarten, vielleicht wird er ſie durch ſeine Geſchichte Napoleons in Erſtaunen ſezen, obwohl er gerade hier von den Franzoſen, die noch ſo manche Lokalerinnerungen an die Napoleon'ſche Regierung beſizen, ſtrenger als von jeder andern Nation wird gerichtet werden, beſonders da ſich mehrere ausgezeichnete franzöſiſche Schriftſteller, denen die beſten Materialien zu Gebote ſtanden, ſich an eben dieſem Gegenſtand mit Glück verſucht haben oder noch verſuchen. Andere meynen es wäre noch etwas zu früh, eine vollſtändige Geſchichte der Napoleon'ſchen Regierung zu bearbeiten, da noch mit jedem Jahre neue Materialien erſchienen, und manche bedeutende Perſonen, welche während jener berühmten Regierung gehandelt haben, beſonders von Staatsmännern, denen es vergönnt geweſen iſt hinter den Vorhang zu blicken, und die geheimen Triebfedern der Staatsmaſchinen in der Nähe zu ſehen, ihre Memoiren zwar geſchrieben haben, aber nicht geſonnen ſeyen ſie vor ihrem Abtreten von der Weltbühne erſcheinen zu laſſen. Freylich wenn die Jeſuiten oder Oſturantenpartey an's Staatsruder käme, und Gewalt über die Preſſe erhielte, ſo würde es künftighin mit der Bekanntmachung der Wahrheit mancher Geſchichtmaterialien ſchlimm beſtellt ſeyn; zum Glück ſind aber die Brüſſeler Drucker und Verleger, die wenig einheimiſches zu drucken und zu verlegen haben, in die größte Thätigkeit gerathen. Dieſe Herren bereichern ſich auf Unkoſten des franzöſiſchen Buchhandels; alles was in Frankreichs Literatur einiges Aufſehen erregt, wird in den Niederlanden, beſonders in Brüſſel ſchnell nachgedruckt oder wieder aufgelegt; ſie haben keinen Heller für Manuſcripte und Verlagsrecht zu bezahlen; ſie können die Bücher wohlfeiler ablaſſen als die Verleger der Originalausgaben, und wenn ſie einen eben ſo ausgebreiteten Handel mit dem Auslande treiben als die Hauptſtadt Frankreichs, ſo würden ſie dem Pariſer Buchhandel einen überaus großen Schaden zufügen, zumal da ſie auch angefangen haben gut zu drucken, welches ihnen jedoch nicht immer gelingt. Schwerlich iſt ſeit ſechs Jahren irgend ein merkwürdiges Buch in Frankreich erſchienen, welches nicht in Brabant nachgedruckt worden ſey. Dies geſchieht mit einer ſolchen Gleichgültigkeit, daß es ſich nicht ſelten ereignet, daß ſich ein Brüſſler Verleger, wenn er nach Paris kommt, dadurch bey einem Pariſer Verleger oder Schriftſteller bekannt macht, daß er geradezu anbiet: Herr, ich bin derjenige Buchhändler oder Drucker, der in Brüſſel ihr Werk wieder aufgelegt hat, womit dann der Pariſer Verleger oder Schriftſteller aus Höflichkeit nichts anders erwiedern kann, als: Herr! Sie haben meinem Werke viele Ehre erwieſen; fiele nun die Preßfreyheit in Frankreich ein Opfer der harten Angriffe ihrer Feinde, ſo würden natürlich alle diejenigen Schriftſteller, die ſich nicht unters Cenſurjoch beugen wollten, es vorziehen ihre Schriften unverfälſcht in den Niederlanden drucken zu laſſen, das dann auch einzig im Stande ſeyn würde, unverſtümmelte Ausgaben von den philoſophiſchen franzöſiſchen Schriften des ſechszehnten Jahrhunderts zu liefern; ein Vortheil, der den belgiſchen Buchhandel weit über den franzöſiſchen erheben würde. Dieſe Rückſicht hat bisher auch große Kraft ſelbſt bey denjenigen Staatsmännern gehabt, die eben nicht der Sklaverey der Preſſe abgeneigt waren; allein es wäre möglich, daß ſie fernerhin all ihr Gewicht verlöre; denn ob der Buchhandel oder jeder andre Handel blühe oder nicht, iſt den Oſturanten völlig gleich. Wofern nur der Abſatz der aſcetiſchen Bücher und der abgeſchmackten Erbauungsſchriften der Kongregation vorangeht, ſo ſteht Alles gut. Ihrer Meynung oder ihrer Lehrer zufolge brauchen die Völker keine andern Bücher, denn ihr Loos ſoll doch nur ſeyn, zu zahlen, zu glauben, zu ſchweigen und zu gehorchen; die meiſten Bücher die erſcheinen, hindern an dieſer vierfachen Vollkommenheit; alſo beſſer keine Bücher! ſo denkt die ſogenannte Kongregation; und ſollte nun unglücklicher Weiſe die Preßfreyheit, welche Frankreich ſeit einigen Jahren ſo ſtark macht, und ihrer Literatur, beſonders der geſellſchaftlichen, einen ſo hohen Reiz gibt, in ihre Hände fallen, ſo würde ſie auch nicht ſäumen, dieſer Denkart gemäß zu handeln. Dafür behüte der Himmel Frankreich und die Menſchheit!

Dg.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 3.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Nro. 8.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 9. Januar 1827.

„Nimm ihn ganz, laß mir ihn ganz; Jede soll ihn haben ohne der Andern etwas zu rauben; wir sind dein!“ — Und ihr Glück und ihre Liebe faßte selig eine Wohnung und ein Grab.

Goethe, Stella.

Einige Worte über Talma.

(Fortsetzung.)

So anspruchlos die äußere Erscheinung Talma's war, mit derselben Mäßigung, ich möchte sagen Bescheidenheit, benahm er sich in der Unterhaltung. Dem eigentlichen wissenschaftlichen Gespräche oder einer philosophischen Diskussion wich er aus, ja er gestand, seine frühere Bildung, welche nicht weiter gegangen war, als ihn zu einem tüchtigen Zahnarzt zu bilden, vorschützend, mit Offenheit sein Unvermögen dazu. Dagegen war ihm die griechische und römische Geschichte, wenigstens insofern die französische dramatische Literatur aus ihr geschöpft ist, bis in die kleinsten Details bekannt. Ein besonderes Studium hatte er sich aus dem Kostüme der beyden Völker gemacht; hier zeigte er eine Ausdauer und Beharrlichkeit, welche um so mehr in Verwunderung setzten, wenn man sah, daß ein Künstler, dem das poetische Studium seiner Rollen nichts weniger als gleichgültig war, bey bloß materiellen Nachforschungen über die Kleidung der Alten, welche, aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtet, nichtsdestoweniger ungenügend ausfallen mußten, weil die antike Mode nicht seltener gewechselt haben mag, als die moderne, und bey accessorischen Nebensachen, welche mit der Kunst gar nichts zu schaffen hatten, eine Zeit verschwenden konnte, welche er hätte nützlicher anwenden können. Gleich den wissenschaftlichen oder philosophischen Diskussionen vermied er auch jede eigentliche theoretische Erörterung seiner Kunst. Es ist mir nicht möglich gewesen, so oft ich auch das Gespräch darauf leitete, von ihm eine Erklärung gewisser Eigenthümlichkeiten seiner Deklamation und eine Darlegung der Ansicht, nach welcher er diese so, wie es geschah und nicht anders, handhabte, zu erhalten. Hatte er sich darüber keine eigentlichen Grundsätze zu eigen gemacht, oder schien es ihm eine Mittheilung derselben gegen einen Fremden, der einem ganz andern schauspielkünstlerischen Systeme huldigte, seye ein unnöthiges Unternehmen, das will ich dahingestellt seyn lassen. Dagegen machte es ihm ein großes Vergnügen, alle die älteren historischen Charaktere, welche er vorstellte, in einer Ausführlichkeit und mit so haarscharfen ethischen Nuancen auseinanderzusetzen und zu schildern, daß man hätte glauben sollen, es wären seine persönlichen Freunde gewesen und er hätte mit ihnen auf Du und Du gelebt. Oft wandelte mich ein Lächeln an, wenn ich ihn z. B. den Charakter des Oedip mit haarscharfer Genauigkeit abwägen und daran bald ein Atom abzwacken, bald wieder eins zulegen sah. Wie es Personen gibt, welchen im gemeinen Leben keine Kleinigkeit zu klein scheint, wenn es darauf ankömmt, ihren Nächsten zu verläumden, so klatschte (man verzeihe mir den Ausdruck) Talma den Charakter seiner Heroen zusammen, als wollte er einen poetischen Steckbrief von ihnen entwerfen. Es gemahnte mich dabey mehr als einmal der närrischen deutschen Kritiker, welche sich im Ernste mit der Untersuchung

beſchäftigt haben, ob Emilia (in Emilia Galotti) in den Prinzen heimlich verliebt iſt oder nicht?

Talma, als tragiſcher Schauſpieler betrachtet, war vielleicht ſchwerer zu begreifen und noch ſchwerer zu definiren, als alle übrigen großen Theaterkünſtler ſeiner und der übrigen Nationen. Der Grund davon lag in der Doppelnatur, welche ſein Spiel charakteriſirte, ein Amalgama der franzöſiſchen konventionellen Formalität und der engliſchen aufgedrungenen Leidenſchaftlichkeit. Um dieß begreiflich zu finden, muß man erwägen, daß Talma, obgleich in Paris und von franzöſiſchen Eltern geboren, mit Ausnahme von drey Jahren, welche er in einer Pariſer Unterrichtsanſtalt zugebracht hatte, in London erzogen, aufgewachſen war und bis zu ſeinem fünf-und-zwanzigſten Jahr (vorausgeſetzt, daß ſein Geburtsjahr nicht in 1766, ſondern 1760 fällt, und daß er folglich ſechs Jahre älter war als er ſelbſt anzugeben pflegte) zugebracht hatte. Wenn ſelbſt im reifern Mannesalter ein langjähriger Aufenthalt in einem fremden Lande auf Gemüth, Sitte, ja ſelbſt auf Intelligenz, wenigſtens auf die Modifikation derſelben, einwirkt, wie ſehr muß der Geiſtesbildung des Kindes, wenn es zunächſt in den väterlichen angeſtammten Sitten erzogen, mittelbar aber unter völlig widerſtrebenden phyſiſchen und moraliſchen, ja ſelbſt politiſchen Angewöhnungen lebend, ein Doppelcharakter aufgedrückt werden! Letzterer war Talma'n zunächſt als Menſch ſo vollkommen eigen, daß, wenn er in derſelben Konverſation die beyden Sprachen mit gleicher Vollkommenheit redete, man nicht wußte, wofür man ihn halten ſollte, ob für einen Franzoſen oder für einen Engländer? Der Franzoſe ward in ihm von einem gewiſſen pedantiſchen Ernſte, der Engländer von der äußern Formalität ſeiner angeſtammten Nation unterdrückt. Dieſer Doppelcharakter leuchtete zugleich auf eine ſo auffallende Weiſe aus ſeinem Spiele hervor, daß beſonders, wie ich aus vielfältiger Erfahrung abzunehmen Gelegenheit gehabt habe, die Ausländer davon ergriffen wurden, und wahrlich nicht immer auf eine erfreuliche Art. Niemand wußte, wie er mit ſich daran war, wenn man ihn plötzlich aus der formellſten franzöſiſch-tragiſchen Etikette, aus der höchſten Begeiſterung des enthuſiaſtiſchen Salon-Pathos in die trivialſte Natürlichkeit der engliſchen Parlamentsdemonſtration verfallen, wenn man ihn z. B. als Leiceſter, im Rücken der ſitzenden Eliſabeth, dieſer mit ſo ſchlagender Dialektik in's Gewiſſen reden ſah, wie etwa ein gutmüthiger Vater zu ſeinem ungerathenen Sohne zu thun pflegt, wenn es ihm darum zu thun iſt, nicht allein ſein väterliches Anſehen, ſondern auch die Kraft ſeines Räſonnements in's Licht zu ſetzen. Von der andern Seite machte dieſes Haſchen nach der Natürlichkeit der engliſchen Tragik einem ſo ſichtbaren Streben, durch den Kontraſt zu imponiren und, wie es die Franzoſen nennen, die Wirkung zu berechnen (calculer les effets), Platz, daß eins ſeiner allergewöhnlichſten Hülfsmittel zu dieſem Zwecke darin beſtand, eine mit allem Schmucke tragiſcher Farbenauftragung ausgeſtattete Tirade in völlig gleichen, ſehr tiefen Baßtönen und ſo einförmig und ruhig als möglich zu enden. (Die Fortſetzung folgt.)

Die beyden Kouſinen.

(Beſchluß.)

Am See des Occidents angelangt, begegnete Ye-upe bey ſeinem erſten Spaziergang in dieſer ſchönen Gegend einem alten Mann von edelm Anſehen, obgleich ſehr beſcheidner Kleidung. Sie machen Bekanntſchaft und gefallen ſich einander ſo ſehr, daß ſie bald unzertrennliche Gefährten werden. Der Alte, welches niemand anders als Herr Pe war, ſegnet ſeinen Aufenthalt am See des Niedergangs, weil er überzeugt iſt, in dieſem liebenswürdigen jungen Mann den ſo lange vergeblich geſuchten Schwiegerſohn gefunden zu haben. Ohne Bedenken bietet er in ſeiner Verkappung als Bürger Hoangfu dem vermeynten Lizentiaten Beyde zu Gattinnen an. Sie Ye-upe ſieht mit Erſtaunen des Propheten erſte Weiſſagung in der Bekanntſchaft des edeln Alten, ſeine zweyte, welche ihm zwey verſchwiſterte Gattinnen verſprach, in der Tochter und Nichte deſſelben, in Erfüllung gehen. Er vertraut, doch ohne einen Namen zu nennen, ſeinem neuen Freund ſein ehedem eingegangenes doppeltes Verlöbniß, und wie ſeine erſte Geliebte ihm durch den Tod entriſſen, die zweyte unfindbar verſchwunden ſey, und wie er bisher entſchloſſen geweſen, keine neue Wahl wieder zu treffen. Hoangfu gibt ſeiner Denkart den vollkommenſten Beyfall, ſagt ihm darauf, da ſeine erſte Geliebte todt ſey, ſeine Tochter als erſte Gattin zu und kommt mit ihm überein, ſeine Verbindung mit ſeiner Nichte als zweyte Gattin noch zu verſchieben. Mit großer gegenſeitiger Zufriedenheit trennen ſie ſich, um ihre häuslichen Anſtalten zu treffen, und Sie verſpricht — noch immer unter dem Namen Lein — ſich nach vierzehn Tagen im Dorfe Kinchin, wo auch Herrn Pe's Landgut gelegen war, einzuſtellen.

Herr Pe reiſte, immer unter ſeinem angenommenen Namen, einige Tage früher wie Sie zu ſeiner Familie zurück; Sie machte ſich auch dahin auf den Weg, begegnete aber dem Präfekten der Provinz, welcher ihn mit den größten Ehrenbezeigungen empfing und ihn unterrichtete, daß ihn die Regierung zu einer großen Staatswürde befördert habe, indem ſeine Ernennung zum Tribunalsrichter die Folge einer feindlichen Intrigue und der Nachläſſigkeit des Staatsraths geweſen. Dieſer Umſtand nöthigte Sie, in die Gouvernementsſtadt zurückzugehen, woſelbſt ihn Yang nothgezwungen mit vieler Achtung behandeln mußte. Tſchang, der ſeine neue Erhebung erfuhr, hielt es nun für ſein Beſtes, ſich einem ſo ſchnell emporſteigenden Mann lieber anzuſchließen als ihn feindſelig zu necken. Er machte

dem Sie Yeupe daher seinen devoten Besuch und gestand ihm ohne Umschweife, daß seine Nachricht von Hongiu's Tod eine Lüge gewesen sey. Yeupe ist entzückt über diese Entdeckung, macht aber Herrn Tschang gar keine Vorwürfe über seinen wiederholten Betrug, sondern sinnt nur auf Mittel, sich seiner gegen den Bürger Hoangfu eingegangenen Verbindlichkeit zu entledigen. Er findet es am angemessensten, ihm auf das Rührungsvollste die Wahrheit in einem Briefe zu schreiben, welchen er Herrn Tschang beauftragt, dem wackern Bürger Hoangfu in Kinschi zu übergeben, zugleich hat er aber auch sein Freywerber bey Herrn Pe um die Hand der schönen Hongiu zu seyn.

Herr Pe war indessen zu seiner Familie zurückgekehrt und hatte ihr mit der größten Freude die Nachricht ertheilt, daß er endlich einen Mann für seine Tochter und seine Nichte gefunden. Madam Lo war sehr froh über diese Aussicht; die beyden Mädchen sahen sich sehr bestürzt einander an, allein die Sitte erlaubte ihnen keine Einrede, sie mußten den Ausgang erwarten. Nach wenigen Tagen stellte sich Herr Tschang als Freywerber für Sie Yeupe ein. Herr Pe war nicht wenig betroffen, wie er hörte, daß jener Jüngling, der ein so schönes Gedicht auf die Frühlingsweide gemacht hatte, ein so großer Mann, ein Doktor der ersten Klasse geworden sey, nur that es ihm bitterlich weh, seine Tochter dem Herrn Le in, so liebenswürdig er ihn auch fand, versprochen zu haben, und obschon er keinen Rath wußte, sein Wort zurückzunehmen, war er im Begriff, Herrn Tschang ohne eine bestimmte abschlägige Antwort zu entlassen, als dieser sich die Freyheit nahm, Herrn Pe nach dem Aufenthalt des Bürgers Hoangfu, dem er einen Brief zustellen solle, zu fragen. Herr Pe errieth, von wem dieser Brief komme und ließ ihn sich, auf das Versprechen, ihn diesem Mann, der sein Verwandter sey, zuzustellen, einhändigen. Kaum hatte sich Herr Tschang entfernt, so ersahe er durch des vermeynten Le in Brief, daß dieser sich nicht im Stande finde, des Bürgers Hoangfu Schwiegersohn zu werden, aber in wenigen Tagen erscheinen werde, um sich seinem verehrten Freund völlig zu erklären. In dieser Zeit war auch Herrn Pe's Schwager, Gu, angelangt und die beyden alten Herren erwarteten mit Ungeduld die Ankunft der beyden Freyer Le in und Sie Yeupe, um auf eine oder die andere Weise die beyden jungen Fräulein endlich zu verheirathen.

Herr Pe hatte seine Maßregeln genommen, damit Sie Yeupe, wenn er bey seiner Ankunft in Kinschi nach dem Bürger Hoangfu frage, nicht irre geleitet werde; man brachte ihn daher, wie er daselbst ankam, unverzüglich in einen Pavillon von Herrn Pe's Landhaus. Dieser empfing ihn sehr freundschaftlich, obgleich mit allen unerläßlichen Ceremonien, und hier erfolgte endlich durch des jungen Mannes offenherziges Geständniß aller seiner Abenteuer die Entdeckung, daß Sie Yeupe und Le in, der Bürger Hoangfu und Herr Pe, des Bürgers Tochter und die schöne Hongiu ein und dieselbe Person seyen. Die Freude der drey Herren ist sehr groß, sie banquetiren zusammen den ganzen Tag, ohne daß der Leser erfährt, ob die beyden Fräulein von den wichtigen und frohen Entdeckungen Kunde erhielten. Eine persönliche Zusammenkunft fand zwischen dem Edelknaben, der Sitte gemäß, nicht statt, sondern nachdem der als doppelt und dreyfacher Betrüger erkannte Herr Tschang nebst seinen ebenfalls in der Nähe sich aufhaltenden, bey dem Betrug um das Gedicht an die Frühlingsweide so thätigen Gesellen Wang, von Seite Herrn Yeupe beauftragt waren, dem Brautvater die Hochzeitgeschenke zu überbringen, fand die Hochzeitfeyer statt; bey dieser saß Sie Yeupe zwischen seinen beyden Bräuten am Mahle, durfte zum ersten ihr Antlitz erblicken, und endlich wahrnehmen, wie die Gegenstände seiner Liebe und Gedichte eigentlich beschaffen wären. Am Schlusse des Festes begaben sich die beyden Bräute, eine jede in einen für sie bereiteten Pavillon des väterlichen Gartens. Sie Yeupe bringt die erste Nacht in dem der schönen Hongiu zu, weil sie das Vorzugsrecht der ersten Gattin besitzt. Den folgenden Morgen besucht er die reizende Mengli, und eilt sie nach ihrem Bruder zu fragen. Sie offenbart ihm, daß sie selbst es war, die in männlicher Kleidung das unaufschiebbare Geschäft, sich einen Gatten zu suchen, selbst übernommen hatte. Dieser Beweis von Klugheit und Liebe verstärkt noch die Zuneigung des jungen Mannes, der die zweyte Nacht seiner Ehe ihr widmet. Der alte Pe genießt viele Jahre das Glück seiner Kinder und Kindeskinder, und hat noch die Freude den zweyten Sohn seiner Tochter Hongiu, nachdem sein frühzeitig adoptirter kränklicher Neffe gestorben war, zu seinem Erben zu erklären.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, 26. Dec.

Zwey Gegenstände haben in diesen Tagen unsere Aufmerksamkeit sehr beschäftigt. Das erste war der Verlust unseres Mahlmann, den eine Krankheit von mehreren Wochen immer unerwartet von uns abrief. Er lebte seit mehreren Jahren im Sommer auf seinem Landgute in der Nähe von Wurzen; im Winter bezog er eine seiner Besitzungen ganz nahe bey Leipzig. Die literarische Muße, welche ihm durch seine glückliche Lage zu Theil ward, widmete er theils der Naturkunde und Oekonomie, die er mit großem Eifer betrieb, und als Direktor der hiesigen ökonomischen Gesellschaft beförderte, theils der sorgfältigen Leitung der ältesten hier befindlichen Loge, die ihm seit vielen Jahren übertragen war. Um beyde Gesellschaften hat er sich ein großes Verdienst erworben; aber in letzterer entfaltete sich besonders sein seltenes Talent als kräftiger Redner im freyen Vortrage, welches ihm aller Herzen gewann. Wie in seinen besten Gedichten, die er dem deutschen Volke übergab, so vereinte sich auch in seinen Reden populäre Kraft mit dem Feuer der Erhebung. Hierzu kam sein Enthusiasmus für alles Große und Gute, der ihn bey der Rüstigkeit seines Körpers noch in seinem sechsundfünfzigsten Jahre zum Jünaling machte, und so ist der segensreiche Einfluß erklärbar, den er vornehmlich in jenem Kreise auf nah und fern ausübte, und die Trauer derer, die ihn vermissen, erregt. Sein feyerliches Begräbniß am 20sten Dec. bezeugte die allgemeine Theilnahme, mit welcher man den ausgezeichneten Mann ehrte.

Das andere Ereigniß, freudiger Art, welches ich hier zu berichten habe, war das 76ste Geburtsfest unseres verehrten Herrn und Königs, Friedrich August, der in ungestörter Gesundheit jetzt noch die Freude erlebt, der Fortpflanzung seines

erhabenen Fürstenstamms durch seinen Neffen, Herzog Johann, hoffend entgegenzusehen. Immer ist dieses königliche Geburtsfest bey uns ein Tag der hohen Freude. Diesmal wurde dasselbe aber auf unserer Bühne auf eine höchst ausgezeichnete Weise begangen. Am Abend nach dem feyerlichen Tage (denn die großen Vorbereitungen nöthigten zum Aufschub) wurde

C. M. v. Webers Oberon

zum ersten Male, und zugleich zum ersten Male in Deutschland aufgeführt. Ein Prolog von dem Hofrath M. Müller gedichtet, und von Hrn. Stein des Gegenstandes würdig gesprochen, setzte die Aufführung dieses Werks mit der erfreulichen Gelegenheit auf eine sinnige Weise in Verbindung.

Ueber Webers köstliches Werk ausführlich zu sprechen, behalte ich mir für einen andern Ort vor. Ich schildere daher nur flüchtig den Eindruck, den es im Ganzen auf mich gemacht. Das Interesse an diesem Schwanengesange des unsterblichen Meisters bewog mich den zwey letzten, sehr sorgfältigen Proben mit vollem Orchester beyzuwohnen; so daß ich die Musik bey der Aufführung zum dritten Male hören konnte. Wenn ich, ohne die Größe der Intention zu verkennen, es offen gestanden habe, daß der Genuß der Oper Euryanthe mir durch den Eindruck des Gekünstelten häufig verkümmert wird, so empfing ich dagegen gleich bey der ersten Aufführung der Musik des Oberon den Eindruck des sich von äußern Fesseln frey bewegenden Talents. Scheinen ihn dort selbst die Formen der sogenannten großen Oper etwas beschränkt zu haben, so geht er hier, wie im Freyschützen, wiederum seinen eigenthümlichen Weg. Er eröffnet hier wieder eine ganz neue Welt in Tönen, mit Schwung, Glanz, Charakterkraft und Innigkeit, wie kaum ein anderes seiner Werke ausgestattet. Wenn an die Ferse des Freyschützen sich die verführenden Erdgeister hängen, die den unbefangenen Sinn mit betäubender Gewalt herabzuziehen streben, so trägt uns im Oberon der schützende Geist des Guten in das lichte Reich der Lustgeister. Beyde verhalten sich wie Erde und Himmel. Dort sucht sich der schwache Sterbliche der bethörenden Macht des Bösen zu entreißen; hier kämpft der Held, dem das Gute zur Seite steht, mit äußern Hindernissen und Gefahren, aus denen ihn seine Tugend unter schützender Macht der guten Geister rettet. Den Schmerz, der ihn und seine Liebe trifft, sehen wir, vertrauend auf seine Heldentugend und den höhern Beystand, schon im Voraus gelöst. Die Freude ist Herrscherin; der klare Freudenhimmel verdunkelt sich nur einen Augenblick, damit wir den zurückkehrenden Einklang der Natur um so tiefer empfinden, und die rohe Heidenwelt muß vor dem Glanz des christlichen Heldenthums und seiner Liebe und Treue, mit Spott verschwinden. Dieß ist der Geist und Sinn der Weber'schen Musik, wenn ich dieselbe in ihrer Verbindung mit der Oberonssage auffasse, wobey ich von der Einrichtung des Textes, der dem Tonsetzer dargeboten ward, noch ganz absehe. Es geht ein heiterer, frischer Ton durch das Ganze, und verknüpft das Mannichfaltige. Wenn man aber dieß und den Reichthum der Schilderungen, welche das Werk in sich schließt, das Zarte und Aetherischleichte in den Elfenchören, und überhaupt das Feyerliche der Zauberwelt, das Starke und Kräftige des Heldenthums (vorzüglich in den Scenen des Hüon), den freudigen Schwung des ahnenden Herzens im Kontrast mit der dumpfen, trägen Barbarey (Schlußsatz des ersten Aktes), die Macht der reinen weiblichen Liebe im Kampfe mit der empörten Natur wie im lieblichen Einklange mit derselben (große Scene der Rezia), und dann wieder die lichteren Töne der treuen, nach Freyheit sich sehnenden Sklavin — wenn man, sage ich, dieß Alles erwägt, dann ist man fast geneigt, Oberon für das reichste und genialste dramatische Werk des verewigten Meisters zu halten. (Die Fortsetzung folgt.)

Zürich, December.

Die vor siebzehn Jahren durch den verewigten Doktor Hirzel gestiftete Blindenanstalt in Zürich ist, wie durch ihre schönen Leistungen so hinwieder dadurch auch außer der Schweiz vortheilhaft bekannt, daß sie lediglich aus freywilligen Beyträgen des Zürcherischen Publikums ist gegründet und erhalten worden. Aus gleicher Quelle ist ihr Reservefond, jetzt nahe an 20,000 Gulden betragend, gebildet worden, und dieser würde ohne Anderes eine größere Ausdehnung der Anstalt gestatten, als die wirklich vorhandene nicht ist. Da kömmt nun aber das merkwürdige Verhältniß zum Vorschein, daß mit den zunehmenden Mitteln für die Bildung der Blinden das Bedürfniß derselben gleichzeitig sich vermindert hat. Die Zahl der bildungsfähigen Blinden, oder was gleichviel ist, der blinden Kinder, ist nämlich im Kanton Zürich, wie überall, wo die Schutzpockenimpfung eine geregelte Anwendung erhalten hat, lange nicht mehr die nämliche wie vor zwanzig Jahren, sondern sie ist eine viel kleinere geworden, durch Entfernung des bedeutsamsten pathogenischen Verhältnisses der Erblindung von Kindern. Eine neuerliche Zählung der Blinden im Kanton Zürich hat diese zuvor nur vermuthete Thatsache vollends konstatirt. Anders verhält sich's mit der Zahl der Taubstummen, und die Direktion der erstern Anstalt findet sich dadurch veranlaßt mit längst genährten Wünschen für Errichtung einer Taubstummenanstalt in Zürich zusammentreffend, durch Aufnahme einer solchen in die schon bestehende, beyde zu vereinbaren. Das geräumige Lokale und andere Umstände mehr scheinen die Ausführung zu begünstigen, und ein kleiner Versuch ist seit einem halben Jahr bereits auch gemacht worden, da der neue Oberlehrer der Blindenschule (Hr. Scherr) früher bey einer Anstalt in schwäbisch Gmünd als Lehrer angestellt war, wo Blinde mit Taubstummen unterrichtet wurden. Er selbst hat über das gegenseitige Verhältniß der Zürcher-Direktion eine Denkschrift eingereicht, welcher die nachfolgenden Ansichten entnommen sind: Als vor einigen Jahren, sagt Hr. Scherr, das früher in Würtemberg bestandene Taubstummen-Institut, die gedoppelte Bestimmung zur Taubstummen- und Blinden-Bildungsanstalt erhielt, hörte man über diese Anordnung verschiedene Stimmen laut werden. Einige gaben die Ansicht, diese Vereinigung könne so enge geschlossen werden, daß Taubstumme und Blinde miteinander und zugleich unterrichtet würden. Diese Ansicht war eine jener pädagogischen Hypothesen, die manchmal das Gute, was durch Einschlagung der Mittelstraße erreicht würde, zugleich mit dem Unstatthaften verloren geben machen. Wer einigermaßen über die große Verschiedenheit dieser beyden Menschenklassen nachdenkt, wird einsehen, daß die Wege zu ihrer Herzens- und Verstandesbildung eben so von einander abweichen müssen als ihre körperlichen Gebrechen verschieden sind. Niemand wird in Abrede bringen, daß bey Taubstummen der Weg zum Verstande und Herzen durch das Gesicht, bey Blinden durch das Gehör genommen werden müsse. Die Erfahrung bestätigte, daß nie Taubstumme und Blinde zweckmäßig zugleich und miteinander Unterricht zur intellectuellen Bildung empfangen können. Dieß rechtfertigt aber die Ansicht derjenigen noch bey weitem nicht, welche behaupten, die Vereinigung einer Taubstummen- und Blinden-Bildung sey ganz und gar unzweckmäßig. Scheidet man den wissenschaftlichen Unterricht aus, und faßt die weitere Erziehung, den Unterricht in Handarbeiten und die ökonomische Versorgung in's Auge: so erscheint eine solche Vereinigung nicht nur zulässlich, sondern sogar nützlich.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 3.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 9.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 10. Januar 1827.

— Seine Großmuth iſt ein ſtolzer Eigenſinn,
der nie in fremdes Joch den ſteifen Nacken beuget,
dem Schickſal ſelber trotzt und eher bricht als fällt.

Haller.

Romanzen vom Bodenſee.

Von Guſtav Schwab.

6.

Der Fleiſcher von Konſtanz.*)

Wohl wehrt ſich die alte, die freye Stadt,
Den herrlichen römiſchen Namen ſie hat,
Und römiſchen Muth,
Und deutſches Blut,
Und Chriſtenglauben,
Den ſoll ihr der ſpaniſche Henker nicht rauben!

Drum kämpfen die Bürger vom Thurm und am Thor
Und dringen zur hallenden Brücke hervor,
Es hört es der Rhein,
Da rauſchet er drein,
Es ruft die Söhne
Der See mit der toſenden Wellen Getöne.

Wer ſtreitet am kühnſten für Ehr' und für Heil?
Das iſt der Fleiſcher mit hauendem Beil,
Sonſt ſchlägt er den Stier,
Das brüllende Thier,
Heut muß er ſie ſchlachten,
Die ihm nach der Metzig, der blutigen, trachten.

Er ſteht auf der Brücke zuvörderſt im Schwarm,
Den Aermel geſtülpet, mit nervigtem Arm,
Und jeder Streich
Schlägt Einen bleich,
Da kommen die Andern,
Zur Schlachtbank läßt er ſie ſpöttlich wandern.

O weh, ihr Brüder! verlaſſet ihr ihn?
Es doppelt das ſpaniſche Heer ſich, ſie fliehn.
Sie rufen ihn mit:
Doch keinen Schritt
Weicht von der Stelle,
Alle Feinde bekämpfet der kühne Geſelle.

Vorn Einer und hinten da nahet ein Paar,
Die wildeſten Knechte der ſtürmenden Schaar,
Sie packen in Eil
Des Fleiſchers Beil —
Er iſt verloren;
Da denkt er: es ſoll ſie nicht frommen, die Thoren.

Zween Arme ja hat er, die faſſen die zwey:
Und wollt ihr Ein Leben, ſo opf're ich euch drey!
Er hält ſie umſpannt,
Er drängt ſie zum Rand,
Er ſendet die Blicke
Hinab zu dem ſchäumenden Rhein von der Brücke.

Und ſchnell an's Geländer, eh' Andere nahn,
Drückt er ſie, die ringenden, kräftiglich an;
Mit ihnen hinein
Kopfüber zum Rhein
Mit frohem Schwunge
Sieht man ihn ſtürzen im tödtlichen Sprunge.

*) Die Stadt Konſtanz hatte im Jahr 1528 die Reformation angenommen; nach Auflöſung des Smalkaldiſchen Bundes wurde ſie von Kaiſers Karl V. ſpaniſchen Truppen überfallen, nach tapferer Gegenwehr durch Betrug zur Uebergabe gebracht, und verlor ihren Glauben und die Rechtsfreyheit (1548).

Die klagenden Feinde verſchlinget die Flut;
Lang wiegt ſie, lang trägt ſie den Bürger gut,
Jezt zeigt ſie den Fuß,
Den Arm, wie zum Gruß,
Die Schultern, die blanken,
Das lockigte Haupt und den Nacken, den ſchlanken.

Da ſucht ihn das fremde Geſchoß, doch der Rhein
Hüllt fromm in den Mantel, den grünen, ihn ein,
Er zieht ihn hinab,
In's feſtliche Grab,
Dort ruht er geborgen
Vor feindlicher Schmach bis zum ewigen Morgen.

Dort ſchläft ohne Traum er den ſüßeſten Schlaf,
Er weiß nicht das Loos, das die Heimath ihm traf,
Man trügt, man raubt,
Ob ſeinem Haupt
Freyheit und Glauben;
Die Märtyrerkrone wird keiner ihm rauben!

Einige Worte über Talma.

(Fortſezung.)

Nicht minder häufig ſah man ihn den Kunſtgriff anwenden, zwey, drey ja mehrere Perioden, ſo widerſprechend auch ihre logiſchen Beziehungen unter einander ſeyn mochten, wenn ſich nur eine Homogenität des materiellen Sinnes darin verſpüren ließ, ohne allen Abſatz, ſelbſt ohne alle Veränderung der Skala und des Takts zu ſprechen. Sonderbar, daß alle dieſe Eigenthümlichkeiten ſeines Spiels nur einem einzigen unter den franzöſiſchen Kritikern, nämlich dem berühmten Geoffroy, vollkommen bekannt und bewußt geworden ſind, ob es gleich auch dieſem an logiſch-philoſophiſchen und pſychologiſchen Scharfſinn gemangelt zu haben ſcheint, die Urſache derſelben da zu ſuchen, wo ſie eigentlich lag, nämlich nicht im Mangel an Talent oder Studium, ſondern vielmehr in ſeiner doppelartigen Nationalität, und ihm völlig unbewußt. Dunkel mochte dieſer diſparate Kontraſt dem großen Haufen nicht minder bemerkbar werden als einigen Kunſtrichtern; wenigſtens ging der äußere Beyfall, den Talma dabey erhielt, nie vom eigentlichen unintereſſirten Publikum, ſondern von ſeinen Freunden und nebenbey von den gedungenen Klatſchern aus, von welchen beyden er mehr beſaß als alle übrigen Pariſer Schauſpieler. Wo man das große Publikum aus eignem unmittelbaren Antriebe und von ganzem Herzen applaudiren ſah, war in allen denjenigen Scenen, wo es darauf ankam, eine paſſive Leidenſchaft auszudrücken und ſie verſtändlich zu machen, oder im Räſonnement. Dieß geſchah jedesmal mit großer Beſtimmtheit und Klarheit und in ſo einheitsvollen Formen, daß ſelbſt der beſchränkteſte Sinn davon ergriffen und freundſchaftlich angeſprochen ward. Freylich haben einige Kritiker in den lezten Jahren beſonders ſeine Art, das eigentlich Tragiſch-Gräßliche und (als wäre es damit noch nicht genug) ſelbſt das Gegentheil deſſelben, das Zärtlich-Sentimentale, darzuſtellen, bis in den Himmel erhoben; ich kann und darf hier nur ſagen, was mich davon gedünkt hat, und dieß iſt, daß ſich gerade in den beyden genannten Gattungen jener Kontraſt am meiſten und am grellſten zeigte. Zwey Naturgaben, auf das große Publikum zu wirken, kamen ihm inſofern vorzüglich zu ſtatten, als ſie in die Sinne fielen und, um verſtanden zu werden, weder der Reflexion, noch des Studiums bedurften, ſein vortreffliches, höchſt klangbares Organ und die Beweglichkeit ſeiner Geſichtszüge. Durch ſie ward er in den Stand geſezt, in den meiſten ſeiner Darſtellungen jene ſinnige Geſtalten, welche die Reflexion ſchon im Voraus in ihm geſchaffen hatte, auch äußerlich vollkommen zu verwirklichen und ihnen mit dem günſtigſten Erfolge eine allgemeine Verſtändlichkeit zu geben. Vielleicht machte dieſes Talent die glänzendſte Seite ſeiner Kunſterſcheinung aus, da es in der Schauſpielkunſt gar ſehr auf die Bedeutung, welche die Künſtler in ihre Darſtellungen zu legen wiſſen und auf den Grad der Konſequenz ankömmt, welche ſie zu entwickeln wiſſen! Möge dabey immer von einem falſchen Grundſatze ausgegangen werden, das Publikum wird ſtets, erſcheint er nur folgerecht, die Verſtandesoperation anerkennen, wenn auch die eigentliche menſchliche Theilnahme daran geſchmälert wird. Dieſe Eigenthümlichkeit des Talma'ſchen Spiels, von welcher ich jedoch die erwähnten un- und widernatürlichen Uebergänge aus der höchſten Stimmlage in die tiefſte und aus dem tragiſchen Pathos in die trivialſte Proſa ausnehme, mögen ihm vielleicht jene Berühmtheit verſchafft haben, welche er während ſeiner ganzen langen theatraliſchen Laufbahn (von 1787 bis 1826, alſo von beynahe vierzig Jahren) genoſſen hat. Dieß führt mich von ſelbſt auf die Frage: War Talma ein Genie, d. h. ein Künſtler, der voll Begeiſtrung ſchuf, oder ein Talent, welches von der Reflexion geleitet, blos nachahmte? Sein ängſtliches Beſtreben, ſich im Wege ſinnlicher Erfahrungen, als z. B. durch das Studium der Geſchichte, oder das Beſchauen eines Gemäldes, oder anderer dergleichen Hülfsmittel, zuvor ein Modell des Charakters zu entwerfen und über dieſes hernach das eigentliche ſchauſpielkünſtleriſche Gebilde oder die Statue ſeines Helden gleichſam abzuklatſchen, möchte die Antwort nicht zweifelhaft laſſen. So lange es überall der Charakter der franzöſiſchen Kunſt bleibt, nicht nach materiell-freyen und nur von der höchſten Verſtandespotenz beſchränkten Grundſätzen zu ſchaffen, ſondern blos bürgerlich-konventionell nachzuahmen, kann es in ihr von dem, was man in der höchſten Bedeutung Genie nennt, keine Rede ſeyn. Es gibt jezt vielleicht nur einen einzigen Schauſpieler in Frankreich, den man ein Genie nennen könnte, dieß iſt Potier. Daß dieſer ein Komiker, oder vielmehr gar nur ein Farceur iſt, thut nichts zur Sache. Talma ſtudirte und

memorirte ausnehmend langsam, ja unter so viel geistiger Mühe und Anstrengung, daß ihm mehr als einmal das Geständniß gegen mich entschlüpft ist, jede neu einzulernende Rolle verursache ihm eine Art von krampfhaftem Nervenleiden, welches oft mehrere Wochen und gewöhnlich so lange anhalte, bis er den Charakter aus dem Groben gearbeitet (débrouiller, wie er sich ausdrückte) habe und an die eigentliche künstlerische Ausarbeitung desselben gehen könne. So ward nicht allein die entschiedene Vorliebe, welche er für das ältere tragische Repertoire in ihm von Kindheit auf und späterhin in der königlichen Deklamationsschule, wo er sich von 1785 bis 1787 befunden hatte, gleichsam zu Saft und Blut geworden, besaß, sondern auch der Umstand begreiflich, daß er überall nur von diesem, mit Einfluß aller bis zum Anfang der Revolution geschriebenen Stücke ein Dutzend Rollen spielte. Jene Vorliebe beruhte aber nicht auf dem unmittelbaren Interesse, welches er an den ältern klassischen Produkten seiner Nation nahm, sondern war eben Folge der Anstrengungen, welche ihm, wie eben gesagt, das Einlernen neuerer Rollen in späteren Jahren verursachte. Seiner innersten Neigung nach war er, wie ich ihn vielfältig unter vier Augen und nicht selten auch in großen Gesellschaften äußern gehört habe, dem dramatischen Prinzipe, wie es die ältern Meister der französischen Bühne nicht willkürlich, sondern als in der gesellschaftlichen und politischen Bildung der Nation nothwendig begründet, aufgestellt haben, nichts weniger als zugethan, indem er dabey von den Begriffen ausging, welche er in England eingesogen hatte, und von welchen er sich zu der englischen Dramatik, besonders zu Shakespeare, hingezogen fühlte. So kam es, daß die Uebertragungen dieses Dichters in die französische Sprache an ihm eine Stütze gefunden hatten, welche von Ducis, dem Verfasser derselben bis zu Anfang der Revolution und noch lange nachher vergeblich gesucht worden. Talma, selbst ein Bastardprodukt von französischer und englischer Kunstbildung, schien an diesen Zwitterbildern, an welchen weder das eine noch das andere Abstammungsgeschlecht nachgewiesen werden kann, ein großes Behagen zu finden und wußte ihnen durch die, oben angedeuteten Vorzüge und Eigenthümlichkeiten seines Spiels einen fast gewaltsam erzwungenen Beyfall zu verschaffen. In Masse und von innen aus hat die Nation an diesen Mißgeburten nie Antheil genommen; überdem werden sie mit Talma's Tode auf der französischen Bühne für immer abgestorben seyn. Eine andere Gattung tragischer Produkte, welche sich insofern mehr mit dem ästhetischen Prinzipe derselben vertrugen, als auf ihre schulgerechte ältere Form Anklänge der neueren Sittenumkehr gepfropft waren, zogen Talma'n, der während Buonapartes Herrschaft seine republikanischen oder wenigstens liberalen Grundsätze unter dem Gehorsam der auferlegten Rücksichten, gefangen gehalten hatte, alsobald an, als er nach dessen Abtritte jenem freyen Lauf lassen zu können glaubte. So entstanden, von ihm veranlaßt, und mit besonderer Theilnahme auf die Bühne gebracht, der „Germanikus," von Arnault, „Belisar," und in den letzten Jahren, „Sylla," beyde von Jouy, und wurden von ihm mit einem solchen Aufwande aller, ihm zu Gebot stehender Hülfsmittel dargestellt, daß der Effekt, besonders des letztern, welches man wirklich als ein Gelegenheitsstück betrachten konnte, dem ganz ähnlich ausfiel, welcher einem andern famösen Gelegenheitsstücke zu Anfang der Revolution, „Karl IX.," womit Talma, sonderbar genug, seine erste Weihe in der tragischen Kunst empfangen hatte, zu Theil geworden war.

Es steht nicht wohl abzusehen, wie weit sich der Einfluß, welchen Talma auf die tragische französische Schauspielkunst ausgeübt hat, erstrecken wird. Daß letztere, wie überhaupt alle französische Kunst, schon seit Jahren einer Umkehr entgegen geht, wird Niemand bezweifeln. Ob ihr aber im Wege einer Verschmelzung mit der englischen Darstellung, wie sie Talma versucht hat, das gewünschte Heil widerfahren kann, ist eine andre Frage. Einstweilen suchen die neuen angehenden Tragiker ihren Meister in allen äußern Mechanismen, um so sklavischer zu kopiren, als es ihnen unmöglich fällt sich auch den Geist, welchen er den von ihnen dargestellten Charakteren mitzutheilen verstand, anzueignen. Selbst auf die älteren Schauspielerinnen des Théâtre français hat Talma eingewirkt: wenn die Düchesnoy der plastisch-formellen und konventionellen Darstellungsweise der älteren klassischen Schule, welche in der Raucourt ihre lezte Ausüberin gehabt hat, ungetreu geworden ist, oder sie vielmehr gar nie gekannt hat: so kann die Schuld niemanden als eben Talma'n zugemessen werden, dessen Autorität jene Schauspielerin blindlings huldigte. Weniger ist die Georges von seinem Beyspiele fortgerissen worden, weil ihr theils die lange Abwesenheit vom genannten Theater, theils die besondere Art ihres Talents, welches sich mehr auf Gefühl und Phantasie, als auf Reflexion und Form stützt, weder Zeit noch Empfänglichkeit gewährten, Talma's Spiel zum Muster zu wählen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, Dec.

(Beschluß.)

Der Blinde lebt gern geräuschlos, behaglich in Stille und Ungeschäftheit. Aber eben daher rührt auch häufig Trägheit und körperliche Unbehülflichkeit. Der Taubstumme ist in der Regel ein beweglicher, ein gewandter, oft stürmischer, meistens unruhiger Mensch. Daher sein polterndes Wesen, rasches Aufbrausen, seine nicht seltene Unzufriedenheit und Scheue vor anhaltender Arbeit. Man sieht, daß hier zwey, beym

feindſelige Temperamente in Berührung kommen. Betrachtet man aber das Zuviel und Zuwenig von beyden Seiten, ſo dürfte vielleicht eine Klaſſe durch die andere dem wahren Punkte näher gebracht werden. Der ſanfte Blinde ſey des ſtürmiſchen Taubſtummen und dieſer in ſeiner Lebhaftigkeit des phlegmatiſchen Blinden belehrendes Vorbild! Es verſteht ſich, daß der Lehrer wiſſen muß, wie die abweichenden Eigenthümlichkeiten zur gegenſeitigen Zuneigung zu leiten ſeyen. Die Blinden zeigen überdieß eine Furcht, ich möchte faſt ſagen eine Scheu gegen Taubſtumme. Wer wollte ihnen ſolches verargen? Nothwendig müſſen ſie diejenigen, welchen das Gehör und die Sprache mangelt, für Weſen halten, die der menſchlichen Würde nicht vollſtändig theilhaft ſeyen. Der ungebildete Taubſtumme betrachtet den Blinden als ein hülfloſes Geſchöpf, und nicht ſelten macht er ſich über ihn luſtig, oder neckt ihn wohl gar. Die Vorurtheile haben beyderſeits ihren Urſprung in irrigen Anſichten. Sie verſchwinden, ſobald näherer Umgang dieſe verſcheucht hat. Ja, durch Umgang und gegenſeitige genaue Bekanntſchaft verwandelt ſich Furcht und Geringſchätzung in Mitleid, Bewunderung und Liebe. Oefters äußerten ſich Taubſtumme mit gerührter Achtung über die Geſchicklichkeit der Blinden, und dieſe vertrauten ſich jenen, als Führern, gerne an. Es mag paradox klingen, wenn man von einem geſellſchaftlichen Verkehr zwiſchen Taubſtummen und Blinden redet, da man glauben dürfte, es ſeyen zwiſchen beyden Klaſſen Mittheilungen unmöglich. Dieß iſt jedoch nicht der Fall. Der Taubſtumme kann die Tonſprache (freylich immer ohne Wohlklang) erlernen. Er kann langſam geſprochene Worte an der Bewegung der Sprachorgane durch Ablieben verſtehen. Der Blinde kennt die Formen der Schriftzüge. Der erſtere ſchreibt dieſem mit den Fingern auf den Rücken und derſelbe verſteht, durch das Gefühl, was jener ſchreibt. Auch durch natürliche Geberdenſprache (Winken, Hindeuten, Nachahmen der beym Handeln vorkommenden Bewegungen) kann ſich der Blinde dem Taubſtummen verſtändlich machen. In Handarbeiten können Taubſtumme und Blinde vortheilhaft zugleich unterrichtet werden. Erfreulich iſt dieſes zu ſehen, wie der Taubſtumme dem Blinden mit aller Aufmerkſamkeit beyſteht, dieß und jenes herbeyträgt, und gerne ſchwierige Verrichtungen für dieſen beſorgt.

Der eben ausgegebene Jahresbericht für 1826 von der Blindenanſtalt in Zürich enthält nicht blos von dem ökonomiſchen Fortſchreiten derſelben erfreuliche Kunde, er liefert vielmehr auch von ihren moraliſchen Vorzügen durch manche einzelne Nachweiſung den unzweydeutigen Beweis. Ihre Einrichtungen beabſichten weder prunkende Kunſtſtücke, noch Aufſehen erregende, nutzloſe Tändeleyen; ſondern es zielen dieſelben darauf hin, dem Blinden eine fertſame Fertigkeit in nützlichen Arbeiten zu verſchaffen, und bey Erweiterung ſeiner Kenntniſſe durch den Unterricht in wiſſenſchaftlichen Fächern zugleich auf Veredlung ſeines Gemüths und Herzens zu wirken. Ohne dieſe könnte billig in Frage geſtellt werden: ob ein Blinder durch Vermehrung ſeiner Kenntniſſe und durch die Fähigkeit ſich in Handarbeiten die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe zu verſchaffen, auch wirklich glücklicher und zufriedner werde? Einer entehrenden Unwiſſenheit und Unthätigkeit wäre er dadurch allerdings entriſſen, aber je mehr er durch ſelbſtthätiges Eingreifen mit der Menſchen Werken und Treiben bekannt wird, deſto mehr Bedürfniſſe lernt er auch kennen, und indem er ſich in nützlicher Kraftanwendung anderen Menſchen gleich zu ſtellen bemüht, kann ihm die traurige Erfahrung nicht entgehen, wie dieſen zahlloſen Freuden winken, die er doch immer entbehren muß. Um ſo nöthiger iſt ihm alſo, daß er Ruhe und Zufriedenheit mit ſeinem Zuſtande in ſich ſelbſt und in einer veredelten Geſinnung finde, daß er mit ſtillem Dulderſinn die Entbehrungen trage, welche ihm auferlegt ſind, und vertrauensvoll heiter in ſeinen lebensdunkeln Tagen das Herz zu Gott erhebe. — Dieſe höhern Freuden ſind es, an welchen der Blinde mit dem Sehenden gleichen Theil haben kann, und ihn für dieſe empfänglich zu machen, ſoll wohl auch letzter und Hauptzweck der Blindenanſtalt ſeyn.

Leipzig, 26. Dec.

(Fortſetzung.)

Das was dieſem Werke dagegen bey den Deutſchen im Wege ſteht, das trifft theils die ganze Gattung, die man Schauſpiel mit Geſang nennen kann; eine Gattung, bey welcher es freylich im Einzelnen zufällig ſcheint, welche Theile und Situationen gerade muſikaliſch ausgeführt werden; theils die beſondere Bearbeitung der Fabel und die Berückſichtigung der Verhältniſſe der engliſchen Bühne, für welche das Werk zunächſt beſtimmt war. Hierher gehört folgendes: Obgleich man, im Ganzen genommen, die dramatiſche Behandlung der Fabel durch Planché nicht gerade ungeſchickt nennen kann, ſo ſchadet es doch dem Eindrucke der herrlichen Muſik, nach der man hier begierig iſt, daß die Muſikſtücke durch langen proſaiſchen Dialog getrennt ſind, ſo daß man den deutſchen Theaterdirektionen rathen muß, denſelben, wie hier geſchehen, ſo viel als möglich zu kürzen, noch fehlerhafter iſt, daß die Hauptperſonen nicht in Enſembleſtücken handelnd zuſammengebracht werden, ſondern ſich mehr lyriſch in Arien ausſprechen, wodurch die höchſte Wirkung dramatiſcher Charakteriſtik auf ähnliche Weiſe, wie im Freyſchütz entbehrt wird. Endlich iſt es, in muſikaliſcher Hinſicht, ein großer Uebelſtand, daß unter den Hauptpartien kein eigentlicher Baß iſt, was durch das Bühnenperſonal in London beſtimmt wurde, und daß ſelbſt die Partie des Oberon durch einen Tenor oder hohen Baß vorgetragen werden muß. Daß dadurch der Elfenkönig im leichten ätheriſchen Weſen verliert, iſt keinem Zweifel unterworfen, und beſſer war es allerdings, wenn er in der alten Wranitzky'ſchen Oper zu einem Sopran gemacht und von einer Dame dargeſtellt wurde. In dem letzten Akt iſt die Handlung gar zu ſehr zuſammengedrängt, alle Augenblicke wechſelt die Scene; zwey neue Perſonen, die nicht entrathen werden konnten, werden eingeführt, und machen ſich ſehr breit als Epiſoden, der Emir von Tunis und Roſchona; beyde ſingen nicht. Freylich nach vollbrachtem Zauber marſchirt noch Carl der Große mit ſeinem Hofe während eines feyerlichen Marſches auf, ſetzt ſich auf ſeinen Thron, und gibt das geprüfte Paar zuſammen. Dieß Aufmarſchiren macht ſich nach dem verſchwundenen Glanz der Feenwelt höchſt proſaiſch. Ich würde folgendes ſtatt deſſen vorſchlagen. Nach den letzten Worten des Oberon, und während dieſer langſam in die Luft verſchwebt, müßte ſich der Hintergrund verwandeln, und Carl der Große mit ſeinem Hofe ſogleich ſitzend erſcheinen. So kann der prächtige Marſch, der für das Eintreten des Hofes beſtimmt war, wenigſtens ein Mal durchgeſpielt werden. Die Feenwelt kann aber im Vordergrund, das Bild im Hintergrunde noch einſchließen; will man Karl den Großen dagegen ganz weglaſſen, ſo verliert man den genannten Marſch, und hat keinen muſikaliſchen Schluß. Auf jeden Fall aber muß die Geſtalt des an die Sage geknüpften Kaiſers Karl auf eine impoſante Weiſe dargeſtellt werden. — Der Text iſt hie und da ſeltſam, und der Geſang könnte ſehr gewinnen, wenn man die deutſche Unterlegung geſchmeidiger machen wollte.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Nro. 10.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 11. Januar 1827.

Mein gegenwärtiger Aufsatz ist weder ein gründliches scientifisches Gebäude der Kunst, noch eine tiefere Analytik einzelner Gegenstände derselben; sondern blos was die Aufschrift sagt, eine kurze Apostrophe, eine flüchtige Rhapsodie, ein theilnehmender Aufruf an Kenner und Liebhaber.

Seume.

Ein Wort an Schauspieler.

Halt!!
Visitation der Tagesblätter.

Der Theaterrezensent der Berliner Spenerschen Zeitung, schon allein deßhalb ein achtbarer Kritiker, weil er von Goethen belobt wurde, stellt diesen unsern Dichterfürsten in eine Reihe und nebeneinander mit Raupach, sie beyderseits mit dem gemeinsamen Titel: Klassische Autoren, beehrend. Raupach selbst, der verdienstvolle Dramatiker, wird diese hyperbolische Schmeicheley nicht billigen, Goethe nicht dankbar dafür seyn; sie ist also eine unpolitische Schmeicheley. Gleich darauf aber lesen wir in der besagten Zeitung eine höchst politische Schmeicheley im buchstäblichen Sinne des Wortes. Madam Stich nämlich wird die legitime Donna Diana genannt. Dieses Kompliment klingt, als ob es ein Kanzleydiener beym Ministerium des Auswärtigen erfunden hätte, und hat eben so viel Sinn als ein tugendhaftes Rechenexempel oder eine mühsam-erstudirte Genialität.

Im Gesellschafter steht gedruckt zu lesen, daß Herr Gehe durch seine bezauberte Rose sich den Namen eines Dichters hätte erwerben können, wenn dieses überhaupt durch ein Operngedicht möglich wäre; die Musikstücke einer Oper seyen Perlen, das Drama der Faden, auf welche diese gezogen, so wäre es denn auch gleichgültig, ob dieser ein seidner oder ein Zwirnsfaden sey. — So unglücklich der Gegensatz von Zwirn und Seide ist, indem ja auch Seide gezwirnt seyn kann, so hinkend und falsch ist die ganze Metapher; denn wahrlich! das muß eine höchst undramatische Komposition seyn, in welcher die einzelnen Musikstücke keinen inneren, nothwendigen, keinen andern Zusammenhang haben als den zufälligen, daß sie wie Perlen auf einen Faden gezogen sind, d. h. daß sie am nämlichen Abend hintereinander von der Bühne herabgesungen werden. Wer in einer Oper nichts weiter als einzelne aneinandergereihte Musikstücke vernimmt, sollte nur in Konzerte und schon deßhalb nicht in die Oper gehen, um das Unverstandene nicht für Unverstand auszugeben. Man ersucht diesen Kritiker, bevor er sich wieder über dramatische Musik vernehmen läßt, die Operngedichte Don Juan, die Vestalin, der Wasserträger, Tarar, Quinaults Meisterwerke, ja selbst die schlecht-versifizirte Zauberflöte zu studiren, d. h. sich daraus die Regeln zu abstrahiren, nach welcher ein Operngedicht zu erfinden und zu vollführen, und daß dieses so schwierig ist und eine so eigene Ueberlegung, ein so eigenes musikalisches Empfindungsvermögen, so hundertfache Berücksichtigung und Erfahrung erfordert, daß man ein trefflicher dramatischer Dichter seyn kann, ohne doch im Stande zu seyn, auch nur eine einzige tüchtige Opernscene zu schreiben; dagegen der Operndichter stets ein tüchtiger Dramatiker seyn muß. So lange Publikum und Kritiker dieses nicht mit Klarheit einsehen und würdigen, so lange werden sich auch unsere talentvolleren Dichter von der Oper zurückziehen, und wir werden uns nicht allein mit Uebersetzungen aus dem

Französischen begnügen müssen, sondern unsere vorzüglichsten Musiker, wie bisher schon Weber, Meyerbeer, Hummel thaten, werden künftighin ausschließlich für das einsichtsvollere Ausland komponiren, welches sie um so zuversichtlicher thun dürfen, da Uebersetzungen ja heute mehr Glück auf unsern Bühnen machen, als deutsche Originalwerke. Verachtet nur Eure Operndichter und Ihr werdet bald so verachtete Lohnknechte haben, wie die italienischen Koulissenpoeten, und ein zweyter deutscher Gluck wird wieder nach Frankreich auswandern müssen, um einen Quinault zu finden.

In demselben Blatte, in derselben Kritik sagt derselbe Urtheiler: „Wann in der Oper nach dem Gesange die Rede beginne, so werde ihm, als ob er in einem lauen Bade säße und man ihn mit einem Kübel eiskalten Wassers begösse." Wenn dieses nur die individuelle Empfindung des Kritikers wäre, so könnte sie auf sich beruhen bleiben. Aber man hört öfters ähnliche Klagen in Deutschland, und so fragt es sich wohl, warum man dergleichen in Frankreich nie hört? Erstlich deßhalb, weil dort die Gattungen streng getrennt werden, sowohl auf den verschiedenen Bühnen als schon früher von den dramatischen Künstlern selbst. Man weiß genau, was man in der erhabenen Oper mit Recitativen, was in der Oper mit Gespräch, was in der Operette und was im Liederspiel zu geben und zu empfangen hat, und es werden daher an keine dieser Gattungen ungerechte und verwirrte Ansprüche gemacht. Dann aber sind wir Deutsche dasjenige Volk, welches sich, wenigstens in dem freyen Gebiete der Kunst, am allerwenigsten die Konvention gefallen läßt. Und doch bedarf es ja zwischen Dichter und Zuschauer, noch ehe der Vorhang aufrollt, der Konvention, daß der Held des Trauerspiels in Versen sprechen, daß der Held der Oper singen wird. Das erstere hat man zugestanden, die Verwilligung des leztern bestreitet hie und da noch bald der trockene Verstand eines Kritikers, bald selbst ein dramatischer Versifikator. — Aber nun gar in derselben Oper singen und sprechen, das heißt doch die Konvention zu weit getrieben! und wenn es auch noch erträglich ist, wann nach der Rede der Gesang eintritt, so wird Einem doch bey der Rede nach dem Gesang als ob man „mit einem Kübel eiskalten Wassers begossen würde." Nicht zu läugnen ist es, daß dieses in unsern Opern gar oft und allgemein gefühlt wird, doch bevor man bequemerweise deßhalb gleich die Gattung anklagt, soll man erst untersuchen, ob auch nicht die Unfähigkeit der Künstler Schuld an unserer Mißempfindung ist. Vielleicht hat der Operndichter (und wahrlich das ist ein sehr schwieriger Theil seiner Arbeit) Rede und Musik nicht an ihrer nothwendig gehörigen Stelle eintreten lassen; vielleicht den Uebergang von dem Musikstück zur Rede dem Tonsetzer nicht musikalisch vorbereitet; vielleicht hat dieser Leztere nur einseitig sein Musikstück bedacht und dieses zu schroff, zu hart, zu lärmend und rücksichtslos auf das folgende Gespräch geschlossen; vielleicht ist auch der Operist eine ultradeutsche oder ultraitalienische, d. h. eine Person, welche selten den Text der Gesangstücke memorirt, noch seltener ihn verständlich auszusprechen weiß, den zu sprechenden Theil ihrer Rolle aber als so überflüssig, so tief unter ihrer trillernden und wirbelnden Würde hält, daß sich die prima donna oder der primo huomo sogleich bey eintretender Rede in lächerliche und ungeschickte Komparsen verwandeln, ihre Linkheit mit dem durchlöcherten Bettelgewande des Hochmuths bedeckend. Da muß einem denn freylich zu Muthe werden, als ob man „mit einem Kübel eiskalten Wassers begossen würde;" aber nicht die Gattung, nicht die Oper mit Gespräch ist Schuld daran, sondern die Unwissenheit, die Linkheit und der Bettelstolz der Künstler — oder auch die verwirrten Ansprüche des Publikums, wenn es, nach der abgeschlossenen Kunstkonvention, dieselbe bricht und mit angemaßter Afterweisheit eine unstatthafte Natürlichkeit fordert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Worte über Talma.

(Fortsetzung.)

Interessant würde es seyn, Talma in seiner von ihm selbst unternommenen Künstlerbildung Schritt vor Schritt zu folgen. Man würde alsdann sehen, wie viel weniger seine eigene innere Anlage, als vielmehr die äußern Umstände, unter welchen er sich zum Schauspieler berufen gefühlt, auf die Art und Weise seines Künstlerthums eingewirkt und sie gemodelt haben. Will man einer Sage Glauben beymessen, welche sich noch bis in die lezten Jahre unter den Theaterfreunden zu Paris erhalten hat, so soll Talma bereits vor seinem Eintritte in die Deklamationsschule, auf das Spiel Larive's hindeutend, jene berühmten Worte Massillons, welche dieser meistens in Bezug auf Bourdalour sprach: „Si je prêche jamais, je ne ferai peut-être pas aussi bien, mais je prêcherai autrement (sollte ich je predigen, so wird es vielleicht nicht so gut geschehen, aber ich werde auf eine andere Weise predigen)" wiederholt haben. Ist diese Anekdote gegründet, so beweist sie zur Genüge, daß Talma über den Weg, welchen er einschlagen wollte, schon längst mit sich im Reinen war. Sonderbar dabey bleibt, daß er sowohl in der oben erwähnten, von ihm selbst redigirten, Notiz als in einer kurzen Einleitung, welche er im Jahr 1819 auf Ersuchen des Verlegers den Memoiren Lekain's vorgesetzt hat, das schon oben erwähnte Geständniß ablegt, daß sich erst mit einer schweren ihm überstandenen Nervenkrankheit die ganze Summe seiner theatralischen Anlagen in ihm entwickelt habe. Nun aber fällt diese Krankheit in

das Jahr 1815; Talma hat also im Jahr 1819 gestanden, daß er vier Jahre vorher, d. h. seitdem er bereits sechs- und zwanzig Jahre (nämlich von 1789, oder von seiner Darstellung Karl IX. an) im Rufe des ersten tragischen Schauspielers von Frankreich gestanden und bereits ein Alter von fünf-und-fünfzig Jahren erreicht hatte, noch weit von der ihm erreichbaren Vollendung entfernt gewesen ist! Mehr ist von seinem geistvollsten und gerechtesten Kritiker, Geoffroy, nicht gegen ihn ausgesagt worden. Entweder hat Talma, wie es häufig selbst im bürgerlichen Leben, wo weder von Kunst noch von Gelehrsamkeit, noch sonst von Geistestalenten die Rede ist, zu geschehen pflegt, sich selbst und dem Publikum einen eigenliebigen, übrigens höchst unschuldigen Betrug gespielt, oder er, für seinen Theil, ist wirklich von dem Einflusse, welchen die besagte Krankheit auf ihn ausgeübt hat, überzeugt gewesen; in beyden Fällen zeigt der unwürdige, höchst strafbare Ausbruch der Erbitterung, dessen er sich, wie bereits gesagt, gegen den Greis Geoffroy zu Schulden kommen gelassen hat und der selbst von Buonaparte, unter dessen vermeintlichem Schutze er sich dergleichen allein erlauben durfte, mißbilligt wurde, bis wie weit nicht allein unter dem ärmlichen Trosse der Dutzendbistrionen, sondern sogar bey den ausgezeichnetsten theatralischen Talenten der sogenannte Künstlerstolz, den ich aber Künstlerunverschämtheit heißen möchte, gehen kann. Leider sehen wir nicht allein unter den Schauspielern, sondern selbst unter andern Künstlern, die freche Anmaßung, kein anderes als ein lobendes Urtheil (noch dazu muß es unbedingt lobend seyn) über sich ergehen zu lassen. Daß es heut zu Tage eine so große Menge von Kunstschreiberey gibt, über welche sich die Künstlerunverschämtheit beklagt, ist eine natürliche Folge von der Menge von Künstlerey, welche sich zu keiner Zeit überschwemmender gezeigt hat als eben in unsern Tagen, denn hier bewährt sich der ästhetische Grundsatz: der Gegenstand gebietet über die Darstellung. Aus demselben Grunde, warum es kein vollendetes Kunstprodukt gibt, muß auch die Kunstkritik unvollkommen bleiben. Von dieser Wahrheit sind alle die großen Meister der Vorzeit, wenn sie zugleich Denker waren, überzeugt gewesen: sie haben die mangelhaftesten Kritiken ertragen, wie das Publikum ihre mangelhaften Produkte erträgt, wobey ihnen zugleich die Wahrheit vorgeschwebt hat, daß keine schlechte Kritik ein gutes Werk schlecht machen kann. Nur Halbschlägern in der Kunst wie in der Wissenschaft, denen kein inneres Bewußtseyn für den Abgang des äußern Beyfalls Ersatz leistet, kann es einfallen, sich öffentlich gegen schlechte Kritiken (d. h. gegen tadelnde, denn in ihren Augen ist jede Kritik schlecht, welche nicht lobt) aufzulehnen und dabey auf eine so bettelstolze Manier zu benehmen, daß man wohl sieht, es sind keine wahrhaft edelgeborne Genies, sondern Emporkömmlinge, Leute, welche man logisch und künstlerisch Pinsel nennen könnte. Kehre ich zu Talma zurück.

Als Mensch lebte dieser berühmte Schauspieler häuslich und gegen seine Kameraden, ja, seit der Wiederherstellung der Monarchie auch öffentlich in sehr gezwängten, um nicht zu sagen drückenden Verhältnissen. Der Hof schätzte sein Talent, liebte aber seine Person nicht, eine natürliche Folge der politischen Rolle, welche er unter dem Konsulate und dem Kaiserthum gespielt hatte. Ueber den Antheil den er an den ersten Anfängen der Revolution genommen haben soll, ist im Wege der Publicität nie etwas historisch Erwiesenes ausgemittelt worden; die Gerüchte, mit welchen man sich mündlich herumtrug, verdienen keinen Glauben. Unbestritten aber ist, daß sich Talma früher als einen Heros der Freyheit bewiesen, späterhin diese Rolle mit der des Günstlings des damaligen Machthabers vertauscht hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Apotheose.

Ein Engländer, der auf Java Missionär ist, fand im Dorfe Buitenzorg in der Nachbarschaft von Batavia, wo eine Niederlassung von 2000 Chinesen ist, in einem chinesischen Hause ein europäisches Gemälde Napoleons in vergoldetem Rahmen, welchem Gemälde die Leute Weihrauch opfern, und ihr Morgen- und Abendgebet bringen.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Ende Dec.

Unsre unermüdet thätige Theaterintendanz hat uns in den lezten Monaten vieles Neue vorgeführt. Seit meinem jüngsten Berichte sahen wir: Die Flitterwochen, Lustspiel in zwey Akten, nach dem Französischen von Heil. Es soute heißen aus dem Englischen, denn offenbar liegt die Intrigue des alten the taming of a shrew zum Grunde, nur ist sie schwerfällig behandelt, der Dialog breit und gedehnt, und die Entwicklung nichts weniger als überraschend; da nun auch die Darstellung nicht sehr gelungen war, so war der Erfolg des Stückes nur sehr gering. — Eine interessante Neuigkeit war dagegen: Henriette von England, Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Eduard von Schenk; da das Werk nicht gedruckt ist, und bald auch anderweitig besprochen werden wird, so ist es billig die Leser mit dem Inhalte bekannt zu machen: Ein Ritter, Julius von Lothringen, verliebt sich in Henriette, Gemahlin des Herzogs von Orleans, des Bruders Ludwigs XIV. Er erlaubt sich, um zu seinem Zwecke zu gelangen, den Herzog unter der heuchlerischen Maske der innigsten Freundschaft, mit Verdacht und Argwohn gegen seine Gemahlin zu erfüllen, und beyder Glück durch schändliche Einflüsterungen zu zerstören; dann geht er hin, wirft sich zu Henriettens Füßen, und hofft glücklichen Erfolg für das Geständniß seiner strafbaren Liebe. Die Herzogin aber, unerschüttert in ihrer Treue, weist ihn mit Stolz und Verachtung zurück und bringt es, ohne die eigentliche That seines Vergehens, seine

ihr eröffnete Liebe näher zu bezeichnen, bey dem Könige dahin, daß man ihn aus Frankreich verbannt. Aber auch jenseits der Alpen gibt Julius weder seine Liebe noch die Mittel auf, seinen Zweck zu erreichen. Er entfernt sich, nachdem kaum ein Jahr seiner Verbannung verflossen, aus Rom, kehrt heimlich nach Frankreich zurück, und trifft den Herzog in unkenntlicher Verkleidung zu St. Cloud gerade zur Zeit, wo er die Ankunft des Königs erwartet. Philipp von Orleans ist damit beschäftigt, Schloß und Garten zu einem festlichen Empfang seines königlichen Bruders zu schmücken. Er erwartet mit ihm zugleich seine Gemahlin, die den Monarchen nach der Küste Englands begleitete, und dort zu einer Unterredung mit ihrem Bruder Karl II., nach ihrer Geburtsinsel hinüberging. Julius, um unerkannt zu bleiben, nimmt die Kleider eines Gärtners und den Namen Antonio an. Philipp, dessen Herz sich sonst längst von seiner Gemahlin gewendet, sieht in dieser Reise nur Proben eines vertraulichen Verhältnisses zwischen ihr und seinem Bruder. Der Hof kömmt an, die gewöhnlichen Begrüßungen haben statt, und es dauert nicht lange, so bemerkt selbst die Königin die Spannung und Kälte des Herzogs zu seiner Gemahlin. Julius liebte, ehe ihn Henriette bezauberte, ein Hoffräulein der Königin, Klotilde von Montalais; er wurde von ihr wieder geliebt, und sie liebt ihn noch. Er gibt sich ihr in seiner Verkleidung zu erkennen, und sie, die in seiner Abwesenheit der Gegenstand der feurigsten Bewerbung des Marschalls Turenne geworden, entdeckt ihm ein großes Staatsgeheimniß, das der Feldherr, weil außer ihm, dem Könige und Henrietten keine menschliche Seele darum wußte, und weil es eine höchst wichtige Angelegenheit betraf, der Geliebten als das stärkste Pfand seiner Liebe und seines unbegränzten Vertrauens mitzutheilen wagte. Denn da sie Julius auffordert zu fliehen, und man bald dieses bald jenes Land anräth und vorschlägt, um vor Verfolgung sicher zu seyn, war kaum der Gedanke auf die Niederlande gefallen, als Klotilde entdeckt, daß die Reise des Königs in Begleitung der Herzogin von Orleans nach Englands Küsten einen großen politischen Plan in sich verbarg, daß sich der Monarch Henriettens bediente, um ihren Bruder, den König von England, zu einer Verbindung mit ihm gegen die Niederlande zu bereden; daß die Herzogin diesen Wunsch des Königs mit dem besten Erfolge bey Karl II. erreichte, und daß nun dieses mit aller Vorsicht eingeleitete und vorbereitete Werk der geheimen Staatskunst durch einen plötzlichen Einfall der Franzosen in die Niederlande in Kurzem vollführt werden würde. Julius sieht sich kaum im Besitz dieses Geheimnisses, als er es auch schon dem Herzog von Orleans mittheilt. Dieser, der nie aufhörte Henriette zu lieben, war schon auf dem Punkte sich mit seiner Gemahlin zu versöhnen, als der alte Feind ihres edlichen und häuslichen Glückes wieder dazwischen tritt und, um ihm zu beweisen, wie wenig er das Vertrauen seines Bruders und die Liebe seiner Gemahlin besitze, und wie eng vielmehr beyde verbunden seyn müssen, die wichtige Rolle aufdeckt, welche Henrietten, mit Ausschließung ihres Gemahles, im Kabinet des Königs zu spielen erlaubt ist. Hat Julius auf diese Weise Philipps Herz von der Herzogin aufs Neue entfernt, so hofft er nun, sich selbst um so freyer derselben nähern zu können, und kaum hat er Gelegenheit dazu wahrgenommen, als er sich ihr zu Füßen stürzt, und mit allem Feuer der Leidenschaft sein Elend und die unbesiegbare Gewalt seiner Liebe beschreibt.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, 26. Dec.

(Beschluß.)

Was die glänzende Aufführung anlangt, zu welcher sich Fremde und Einheimische mit seltener Begierde hinzudrängten, so würde ich fast ungerecht seyn, wenn ich das Verdienst einzelnen besonders nennen wollte. Doch gebührt dem Eifer der Direktion das größte Lob, welche die großen und fast unerhörten Anforderungen, die diese Oper namentlich in Hinsicht auf Pracht und Abwechslung der Scenerey macht, sich nicht hindern ließ, und unterstützt von dem talentvollen Dekorateur Gropius, der unter andern in dem Saale des Kalifen eine vortreffliche Perspektive gemalt hat, und dem gewandten Maschinisten Höck das Unglaubliche geleistet hat. In den Sängern und im Orchester waltete sichtbar und hörbar ein großer Enthusiasmus für die Musik des unsterblichen Meisters, der auch auf das Publikum überging. Doch wurde, wie immer, das Zarte und Tiefe von den letztern weniger anerkannt als das Glänzende der Musik, sonst müßten die Eisenhöhre, und vorzüglich der erste, im leisesten piano gesungene Chor: „leicht wie Feentritt ꝛc.“ und die unvergleichliche Cavatine Rezias im letzten Akte: „traure mein Herz ꝛc.“ in welcher der Ton der tiefsten Schwermuth angeschlagen ist, noch mehr ausgezeichnet worden seyn. Sehr viel — fast zu viel ist von den Hauptpartien der Rezia und Huons gefordert. Die Scenen des Huon erfordern eine bedeutende Kraft, Stärke und Umfang der Stimme, vorzüglich die glänzende Heldenscene im ersten Akte. Ebenso erfordert die Partie der Rezia, und vornehmlich die Scene: o Ocean du Ungeheuer, nun so größere Mittel, da in derselben die größte leidenschaftliche Bewegung sich noch mit äußerer Bewegung verbindet. Herr Vetter und Fräulein Tanzi leisteten Alles, was man in dieser Hinsicht von ihnen fordern kann; brave sangen mit Schwung der Empfindung. In der Partie Fatimens wurde die Absicht des Tonsetzers und des Dichters nicht ganz klar. Es scheint als habe Weber durch den sentimentalen Ton, welchen er der Arie derselben gegeben hat, „Arabiens einsames Kind,“ die Sklavin und Gespielin Rezias, etwas zu hoch gestellt. Auch die zweyte Romanze Fatimens (im dritten Akte) trägt ein sehr eigenthümliches Gepräge, welches sich mit dem gewöhnlichen Zofenspiel nicht vertragen will. Hr. Fischer, welcher zu dem Scherasmin recht wohl paßt, hat auch noch ein anderes Verdienst durch das Einstudiren der Chöre, welches eine große Sorgfalt erfordert. Der Rolle und Figur des Oberon sieht das oben Angeführte entgegen; was seine erstre und einzige Arie anlangt — so kann ich mich mit dem Gedanken des Dichters, dem der Tonsetzer hier ganz treu gefolgt ist, nicht versöhnen; Oberon tritt nicht als leichter Geist, sondern mit einer — ich möchte sagen massiven — Leidenschaft auf. Man höre: Schreckensschwur! dein wildes Quälen selbst im Schlummer niemals ruht! Leiden weißt du nicht zu zählen, sachst nur an die innere Wuth. Immer Angst und immer Schmerzen!“ ꝛc. Man kann fragen tantaene animis coelestibus irae? Und was der Grund zu solchem Lärm? Puck sagt: geringeren Grund hat Mann und Weib gewiß noch nicht entzweyt, als hier vorhanden ist. Wer unbeständiger sey, ob Weib ob Mann: — der Streit ward heftiger — im Zorne stoben sie, wie vordem nach Ost und West und schwuren — in Liebe nimmer sich wiederum zu finden, als bis irgend ein zärtlich Pärchen felsenfest gelobte Treue bewähre.“ Es scheint sich daraus zu ergeben, daß die Stimmung des Oberon, ohne Nachtheil der daran geknüpften mährchenhaften Handlung leichter konnte gehalten werden. — Auch die geringsten Partien griffen in das Ganze gut ein. —

In der zweyten Vorstellung am 28sten Dec. wurde Webers Musik mit noch größerem Beyfall gehört und aufgenommen. Aus dieser Musik hört jedes musikalische Ohr und Gemüth immer mehr heraus.

Wendt.

Beylage: Kunstblatt Nr. 4.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 11.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 12. Januar 1827.

Noch einmal lauscht er auf die Hörner-Klänge,
Die mit der Jagd sich nähern durch die Klüfte;
Dann als er sieht den ersten im Gedränge
Springt er vom Busch empor mit schlanker Hüfte.
Und vorwärts eilend, in die Fern' und Weite,
Sucht er des Hochlands ungebahnte Haide.

Walter Scott.

Lord Howth.

Eine Irische Sage.

Mehr Dinge gibt's auf Erden und im Himmel, Horatio,
Als ihr mit eurer Philosophie euch träumen laßt.

Shakspeare.

Jedermann, der die schöne Bay von Dublin gesehen hat, kennt den Hügel Howth. Dieser Hügel gab einst seinen Namen einer alten und ansehnlichen irischen Familie, deren Stamm jezt erloschen ist, indem er in der Person des Helden meiner gegenwärtigen Geschichte zu Ende ging.

Der wunderbare Umstand, der das Leben des Lord Howth für uns merkwürdig gemacht und das ganze Lebensglück desselben entschieden hat, hätte in einer viel früheren Periode vorfallen und erzählt werden müssen, um allgemeinen Glauben zu finden; denn wie Wenige wollen im neunzehnten Jahrhundert ihrer Leichtgläubigkeit wohl noch einige Nachsicht vergönnen? Nur den Eindrücken der Kinderstube verdanken wir es, wenn es noch eine gewisse Klasse von Personen gibt, welche die süßen Täuschungen der Kindheit sich zu bewahren wünschen, die gern den Scepter der Vernunft den Händen der Phantasie übergeben und am besten unterhalten sind, wenn sie am meisten betrogen werden.

Solchen flüstere ich die folgende Geschichte in's Ohr, wie sie aus dem Munde der gegenwärtigen Bewohner der Ländereyen, die einst mit der Baronie verbunden waren, aufgenommen worden ist; ehrliche Landleute, welche behaupten, sie von ihren Großvätern gehört zu haben, die noch Zeitgenossen des Helden der Sage waren.

Der lezte Lord Howth war, wie man erzählt, einer der schönsten und vollkommensten Männer seiner Zeit; er war jung, lebhaft, großmüthig und verständig, auf eine edle Weise gastfrey, ohne jene Ausschweifungen der Tafel zu befördern, die damals in Irland gewöhnlich waren, und ausgezeichnet durch die zuvorkommendste Aufmerksamkeit in allen geselligen Verhältnissen. Aber der junge Lord hatte große Fehler; er fühlte eine fliegende Hitze, wenn er lächerlich gemacht wurde, die ihn zuweilen der Gefahr aussezte, seinen sittlichen Grundsätzen untreu zu werden, und oft war er das Spiel des stärksten Aberglaubens. Lord Howth las Gedichte, schrieb Gedichte und, was noch mehr ist, er fühlte poetisch; wen kann es daher Wunder nehmen, wenn er für alle Sagen empfänglich war, die in der Phantasie ihre Wurzel haben?

Sein lästigster Fehler war ein so hitziges und reizbares Temperament, daß er seine Freunde beständig mehrere Male an einem Tage verlor und gewann. Immer folgten zwar die bittersten Kämpfe von Scham und Reue den Ausbrüchen der Heftigkeit; aber zuweilen kamen diese besseren Bewegungen zu spät, um eine Beleidigung wieder gut zu machen oder sich mit dem Beleidigten zu versöhnen; und nicht selten hatte er daher den Bruch von Freundschaften zu beklagen, die nie wieder Wurzel faßten und Früchte

trugen. Lord Howth war in seinem sechs-und-zwanzigsten Jahr und auf der Mittagshöhe des Ruhmes im öffentlichen und Privatleben (denn er war ein ausgezeichnetes Mitglied des Senats), als er mit einer Anzahl auserwählter Freunde nach Roskerry kam, seinem Lieblingssitz an der Seeküste.

Er war ermüdet durch einen langen Aufenthalt in Dublin; in den beyden Häusern des Parlaments daselbst waren einige wichtige Sachen verhandelt worden, an denen er lebhaften und thätigen Antheil genommen hatte, aber das Fehlschlagen von einer derselben hatte ihn in solche Leidenschaft versetzt, daß er es nicht länger auszuhalten vermochte. Noch mehr war er ermüdet — durch etwas, was allerdings vielleicht unter allen Dingen das Beschwerlichste ist: durch die fortwährende Jagd, die von der Hälfte der manoeuvrirenden Mütter und herzlosen Töchter in der beau monde von Irland auf ihn gemacht wurde.

Ich glaube, daß es unnöthig wäre, hier zu beschreiben, worin die Qual und Tortur einer solchen Jagd besteht. Das reiche oder edle Opfer, das aus der ganzen Heerde zu diesem Zweck ausgespürt worden ist, sieht sich von zwanzig verschiedenen Seiten auf einmal von seinen Verfolgern bedroht; jezt wird es mit Pfeifen, jezt mit Halloh empfangen, von einer Gesellschaft zur andern gejagt, mit einem ausdauernden Eifer, der ihm nicht einen Augenblick Ruhe läßt — durch alle Arten von Schlingen und Fallen, ausdrücklich dazu gemacht, um ihn zu fangen, und zulezt ist es genöthigt, sich seinen Jägern und seinem Schicksal Preis zu geben, blos weil es keinen Athem, oder kein Feld mehr vor sich hat; — selten behält ein unglückliches Wesen, das so gejagt wird, noch Kraft genug, sich gegen seine Verfolger zu wenden und sie zu zerreißen, oder auch nur ihnen zu stehen, bis es ihm gelingt, über ihre Köpfe hinwegzuspringen und sich in einen rettenden Fluß zu stürzen.

Wenn einer meiner gegenwärtigen Leser je eine dieser zu ihrem Unglück ausgezeichneten Kreaturen gewesen ist, so wird ihm ohne Zweifel bey der bloßen Erinnerung an seine vergangenen Leiden das Blut in den Adern gerinnen. Möge er dann Theil nehmen an dem Gefühl meines Helden, das denselben belebte, als er die frische Luft seiner heimathlichen Berge athmete und für sich hin murmelte: Dank dem Himmel, ich bin frey von meiner gnädigen Loch-Erin, von ihrer tanzenden Tochter und dem ganzen Rest!

Die erste, oder die beyden ersten Wochen von Lord Howth's Aufenthalt zu Roskerry waren entzückend; so lebhaft genoß er das Vergnügen seiner Freyheit und seiner eigenen guten Laune. Da er unverheirathet und seine Schwester in einem andern Königreiche vermählt war, so hatte er keine weibliche Gesellschaft, die ihm angehörte und es war daher für die benachbarten Familien unmöglich, sich selbst und eine hübsche Tochter bey ihm einzuquartiren, um die Stürme von Dublin hier in eine enge Einschließung zu verwandeln — er gab weder Bälle im Grünen, noch Thee- und Schlippermilchparthien, bey denen eine freundliche Matrone präsidirt hätte. Junger Damen ganz überdrüssig, ließ er seinem Widerwillen weislich Zeit sich zu setzen, ehe er sich wieder in die Gesellschaft mischte, indem er insgeheim hoffte (denn Lord Howth hatte ein Herz, das für tiefe und zärtliche Neigung nicht unempfindlich war), daß sein gutes Glück ihm eines Tages ein Wesen darbieten würde, wie seine Phantasie es sich ausmahlte und sein Herz es sich ersehnte.

Lord Howth's Gesellschafter zu Roskerry waren junge, lebendige Männer, einige von ihnen Männer von Talent, und mit jenen glücklichen Eigenschaften begabt, welche uns fähig machen, an allem Vergnügen zu finden, woraus sich irgend eine unschuldige Unterhaltung ziehen läßt. Lord Howth selbst war im Stande, der Stumpfheit selbst einen belebenden Anstoß zu geben, wenn er gerade in der Laune war, dieß zu thun. Die Jagd- und Wasserparthien zu Roskerry waren daher äußerst angenehm und da die leztern auf offner See gemacht wurden, Wind und Wetter zum Trotz und mit dem Vergnügen bey denselben Gefahr verbunden war, so wurden besonders Seezüge unter den Hausgenossen bald allgemein beliebt.

Ein paarmal wären diese kühnen und unwissenden Seefahrer beynahe verunglückt und Lord Howth's Leben wurde nur durch seine Gegenwart des Geistes gerettet; seit dieser Zeit trieb er das Schwimmen als eine Art von Dienstpflicht, bis er eine vollkommene Fertigkeit in dieser nützlichen Kunst erlangt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Halt!!
Visitation der Tagesblätter.

(Fortsetzung.)

Im Leipziger literarischen Unterhaltungsblatte unterzeichnen, wie bekannt, die Kritiker mit einer Zahl. Ein Beurtheiler des Raupach'schen Trauerspiels: Isidor und Olga, glaubt aber ohne Zahl zählen zu können, betrachtet sich als eine selbstständige literarische Größe und unterzeichnet seine Kritik flottweg: Loebell. So anmaßend jedoch dieses erscheinen dürfte, so hat Herr Loebell doch offenbar mit dieser Unterschrift zu wenig gethan; denn unter fünfzig Lesern des Literarischen Unterhaltungsblattes werden sicherlich neun-und-vierzig eben so wenig wissen, wer Herr Loebell, als wer Herr 136 ist. Er hätte hinzusetzen sollen, welches Amt er bey einem adeligen Institute bekleidet; und so würde man seine Einwendungen gegen eine edle Intention des trefflichen zeitgemäßen Trauerspiels gar nicht zu lesen brauchen. Denn man würde sich es haben an den Fingern abzählen können, daß in der Beurtheilung dieses erhabenen

und freysinnigen Stückes ein aristokratisches Gespenst im Lügengewande der Milde sein Unwesen treibt und gern die Leibeigenschaft vertheidigen möchte, wenn es nur die miserable, aufgeklärte, plattliberale Zeit erduldete. Darum muß in diesem dialektisch-kritischen Schulmeisterwerke das Höchste, was die Tragödie darstellt, die Beleidigung der Menschheit im Menschen und das dadurch erweckte Gerechtigkeitsgefühl, welches sich bis zum leidenschaftlichen Voll- und Uebermaß steigert, von obigem Lehrer denunzirt werden, als eine niedrige Selbstrache eines gebornen Sklaven gegen seinen angestammten Herrn, unwürdig der Vorwurf einer Tragödie zu seyn. Unwürdig ist das nicht, Herr Loebell, aber unangenehm ist es, das will ich wohl glauben, wenn auf öffentlicher Bühne die Tragödie des Tages und der Umgebung dargestellt wird. Es sollen dazu nur Stoffe aus fernen Zeiten, aus fernen Welttheilen genommen werden, damit ja keine eigentliche, wirkliche, oder, wie sie es nennen, prosaische Wirkung entstehe. Die Tragödie des Tages nennen sie politischerweise die bürgerliche, um, sich hinter die Poesie versteckend, ein Anathema dagegen aussprechen zu können, das aus einer andern Quelle als aus der angeblichen Liebe zur Kunst herrührt. So will Herr Loebell auch hier einfür allemal zeigen, wo die Gränze der erlaubten bürgerlichen Tragödie zu finden sey. Vergebens! Ob er der Geschichtschreiber einer bestimmten Parthey werden kann, muß sich erst noch zeigen; aber so wenig er uns glauben machen wird, daß Shakespeare ein heutiger Anbeter des Mittelalters ist, so wenig werden seine dramatischen Kunstgesetze in Ausübung kommen. Raupach weiß und braucht es nicht erst von Herrn Loebell zu lernen, welche Stoffe sich zur Tragödie eignen; aber dem Herrn Loebell sey es hier gesagt, weil er es nicht zu wissen scheint, daß es zwey Gesinnungen gibt, die darzustellen der Tragiker durchaus vermeiden muß — die eine, die des vollendeten Christen, der jedes ihm angethane Unrecht als eine Prüfung, als ein Läuterungsprozeß betrachtet und in frommer Demuth erduldet — die andere, die des absoluten Juden, der jeden Schimpf und jede Schmach sich kriechend gefallen läßt, weil die Würde der Menschheit durch seine und seiner Peiniger Schuld in ihm ertödtet ist. Der vollendete Christ ist zu himmlisch erhaben für das Trauerspiel, der absolute Jude dazu zu erniedrigt.

In dem nämlichen Unterhaltungsblatte findet sich, ganz gegen die Tendenz dieser Zeitschrift, eine lange, lange Apologie der Jesuiten, angeblich von einem Franzosen und mit der diplomatischen Ueberschrift: Note. Wie kommt Saul unter die Propheten? kann man hier fragen. Sollte dieser Aufsatz wirklich aus Frankreich eingelaufen seyn, so ist er offenbar eine von einem heimlichen Jesuiten in dieses Blatt eingeschwärzte Konterbande. —

Das Weimarsche Modejournal fährt mit gewaltiger Extase über eine Kritik her, die sich im Literaturblatte des Morgenblattes befindet, und die neueste Novelle Tiek's: den Krieg in den Cevennen betrifft. Daß das Modejournal das Allerneueste der literarischen Tagesordnung verficht, ist schuldige Amtspflicht. Auch daran thut es wohl, daß es Tiek nicht mit Walter Scott will verglichen wissen, und den vielseitigen deutschen humoristischen Dichter, hoch über den stets breiten und oft flachen englischen Erzähler stellt, dessen antiquarische Mühseligkeit uns die Zahl der Knöpfe auf dem Wams seines Helden, und den Namen des Waldes, und den Stand des Baumes angibt, aus welchem die Brücke gezimmert wurde, über die er in die Burg reitet, wo die Geliebte wohnt. Aber darin irrt das Modejournal, daß es den liebenswürdig-versatilen Tiek für einen unverführbaren Helden ausgeben möchte, auf den die Mode gar keinen Einfluß ausübte. Haben doch selbst Hoffmann'sche Zerrbilder auf seine Produktionen eingewirkt, wie dieses der italienische Kapellmeister in seinen musikalischen Leiden und Freuden und seine Zaubergeschichte: Pietro d'Abano, nur leider allzu evident darthun.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Ende Dec.

(Beschluß.)

Henriette, erst entrüstet, dann allmählig dem Unglücklichen ihr Mitleid gewährend, will ihm nicht blos vergeben, sie will beym König die Aufhebung seiner Strafe bewirken, wenn er, statt sie mit seiner Liebe zu quälen, ihr vielmehr die ihres Gemahles wieder verschaffen und, statt sich zwischen ihm und ihr als Geist der Zwietracht zu beweisen, vielmehr seinen Einfluß auf Philipps Herz dazu gebrauchen wolle, um das schöne Glück ihrer ersten Liebe wieder herzustellen und zu befestigen. Julius scheint von der Unschuld und Güte der schönen Henriette ergriffen, er verspricht, sich in ihrer Meynung wieder herzustellen, ihre Vergebung — ihre Freundschaft zu verdienen, und Henriette ist entzückt, indem sie von dieser Willens- und Gesinnungsänderung des Ritters die Herstellung ihrer Ruhe und ihres Glücks erwartet. Während dieses vorgeht, erhält der König die Anzeige aus Rom, daß Julius von Lothringen daselbst heimlich verschwunden; ein bey dem Monarchen selbst in großem Ansehen stehender Astrolog warnt vor den Gefahren, womit Henriettens Leben bedroht sey; es entdeckt sich, daß Philipp mit dem Gärtner geheime Unterredung habe, welche auf die Spur des verbannten Ritters leitet. Der König verhehlt seinen Verdacht dem Bruder in einem Zweygespräch nicht, und der Herzog beeilt sich den Freund von den neuen Gefahren zu Kenntniß zu setzen. Julius zweifelt keinen Augenblick, daß es Henriette gewesen, die sein Hiersetyn dem Könige aufgedeckt, er hält ihre ihm zugesicherte Vergebung für Verstellung, sieht sich von ihr getäuscht, und beschließt nun das äußerste Mittel, sich für einen solchen Verrath an ihr zu rächen; — der Rasende schwört ihr den Tod. Er will erst Klotilden sterben, ihm zur Ausführung dieser That behülflich zu seyn, aber dies seine

Seele schaudert vor Abscheu zurück. Nun trifft er einen welschen Giftmischer, der eben mit Kräutersuchen beschäftigt ist; an ihm, dem er sich schon in Rom wohlthätig bewiesen, findet er das willkommene Werkzeug des Mordes. Henriette, von Warnungsstimmen geängstigt, und von innerer Ahnung des Todes gefoltert, verlangt im lezten Akte den gewohnten Krämpftrank — man reicht ihn ihr — von Camillos, des Banditen Händen gewürzt. Der König läßt inzwischen Julius verhaften, man hört Volksgetümmel von außen; es fällt ein Schuß; bald darauf tritt der Herzog zu seiner Gemahlin herein, ihr unter den bittersten Vorwürfen meldend, daß Julius, um ihrer und des Königs unaufhörlicher Verfolgung für immer zu entgehen, sich durch eine Kugel das Leben geraubt. Und nun fällt erst die Binde von den Augen des Herzogs, und zwar auf die schrecklichste Weise. Schon will er Anfangs an Allem, was ihm Henriette über den eigentlichen Grund, weßhalb der König ihn verbannte, mittheilt, zweifeln, da tritt der Tod ihr an's Herz, und Orleans erblickt nun an der sterbenden Gemahlin selbst die Wirkung des empörendsten Verraths an der Freundschaft. Die Worte, welche der König bey dieser Todesscene spricht:

„Daß unser Leben nichts als Schatten ist
Und Ruhm und Größe nur ein eitles Spiel."

faßt zugleich die ganze Idee in sich, welche diesem Drama zu Grunde liegt. — — So viel vom Inhalt. Was die Sprache dieser Dichtung betrifft, so ist sie überaus reich an Wohlklang der Verse, und an überraschend schönen und treffenden Bildern und Gedanken. Der Dichter hat sich außer der Einheit der Handlung auch an die Einheit der Zeit strenger gehalten, ja selbst die Einheit des Orts erleidet nur eine geringe Unterbrechung. Die Darstellung gehörte in Bezug auf die Hauptrollen zu den gelungensten, die wir seit lange sahen; die Kostüme waren eben so reich und geschmackvoll als historisch richtig, und der Dichter des Belisar hat in diesem seinem zweyten Werke einen neuen Triumph gefeyert.

Im musikalischen Elemente sahen wir als Neuigkeit: Die weiße Frau, von Avenel, Musik von Boieldieu. Diese Oper hat nicht nur in Frankreich einen glänzenden Erfolg gehabt, sondern sich auch auf allen deutschen Bühnen, wo sie bis jezt gegeben wurde, einen Ehrenplatz gegründet. Das Buch ist interessant, und gab dem berühmten Komponisten Gelegenheit, Empfindung und Gefühl aufzuregen. Heiterkeit und Komik behalten zwar die Herrschaft, doch ist jeder für die Musik zu gewinnende Moment benüzt, und eine seltene Originalität in das Werk gebracht, wobey der Charakter immer der Situation angemessen und von dramatischer Haltung und Wirksamkeit ist. Welch ein Reichthum von feiner musikalischer Ironie und romantischen Zauber athmenden Melodien spricht an unser Ohr! — Wenn nun ein so schönes, überall beyfällig aufgenommenes Werk in München, einer der nahmhaftesten Musikstädte Deutschlands, keinen Beyfall erhalten hat, so ist der Grund natürlich nur in der Darstellung zu suchen. Mit dem Singen allein ist in französischen Opern nichts gethan, hier bedarf es auch Schauspieler. Außer Dem. Sigl, die in der Rolle der weissen Frau allen Anforderungen der Kunst entsprach, hat keiner der Darstellenden Vorzügliches geleistet. Am meisten Anstoß gab die Rolle der Jenny, die zum Gelingen des Ganzen so wichtig ist, und das Talent einer ersten Sängerin und Schauspielerin in Anspruch nimmt. Die Vortrefflichkeit der Chöre und des Orchesters muß gerühmt werden. —

In der Rolle der Ninetta in der diebischen Elster sahen wir als Gast Dem. Stern aus Ihrem Stuttgart. Sie hat eine schöne, metallreiche Stimme von bedeutendem Umfang, und verräth Geschmack im Gesang, wenn wir auch ihre Methode, zumal den Vortrag ihres Rezitativs und ihre Gesichtverzerrung tadeln müssen. Eine schöne Stimme ist doch immer die Hauptsache, das andere kann man sich bey gutem Muster aneignen. In sofern freuen wir uns, daß die Sängerin für zweyte Partien bey unsrer Hofbühne angestellt worden ist; wie sie in Ensemblestücken durchzugreifen versteht, zeigte sie uns in dem Quintett des zweyten Akts in der Stretta, wo uns durch die Kraft und Fülle ihres hohen Soprans die Schönheit dieses Musikstücks recht bemerkbar wurde. Die Wahl ihrer zweyten Rolle, Elvira in Don Juan, können wir nicht gut heißen, in sofern sie nämlich zu wählen hatte. Diese Rolle ist eben so schwer als undankbar, und wir kennen größere Sängerinnen, die an dieser Klippe gescheitert sind. Nach unserer unvergeßlichen Schechner war es Dem. Stern vollends unmöglich, darin zu genügen.

— n.

London.

Man sieht und hört täglich so viele Jeremiaden über das Sklavensystem, die Freunde der Afrikaner sind so geschäftig, theils aus mißverstandenem Eifer, theils aus unedleren Gründen die Welt mit wahren und falschen Bildern von dem Elende der in Sklaverey lebenden Neger und dem Glücke und der Bildsamkeit der in Freyheit lebenden Afrikaner zu überschwemmen, daß es mir die Billigkeit zu erfordern scheint, auch von Zeit zu Zeit die Ansicht solcher Augenzeugen mitzutheilen, die ihre Erfahrung zu einem jenem entgegengesezten Schlusse geführt. So schreibt z. B. ein Offizier (der Verfasser eines kürzlich erschienenen Werkes: the Subaltern, in der zweyten Ausgabe eines älteren Werkes: A Narrative of the Campaigns of the British Army at Washington and New Orleans, in 1814, 1815) folgendes: „Ich sah die Zubereitung des Zuckers, und besuchte mehrere Krankenhäuser, deren jedes Gut zum Behufe der Neger eines hat. Ich zog auch viele Erkundigungen über den Zustand der Sklaven ein, besah ihre Hütten, und untersuchte sogar ihre Nahrungsmittel; und ich muß gestehen, daß ich durch diese Forschungen vieles von den Vorurtheilen verlor, welche mir sonst der Name Sklaverey einzuflößen pflegte. Es liegt etwas in dem Gedanken der Leibeigenschaft, welches für Personen, die die Freyheit als Erbe erhalten haben, etwas sehr Empörendes hat; und es gibt kein Uebel, welches solche Menschen nicht lieber ertragen würden als daß sie diesem Erbtheile entsagen sollten. Aber am Ende ist das Elend des einen Zustandes, und das Glück des anderen blos in der Einbildung. So weit das wirkliche Wohlbefinden damit zu thun hat, so sollte ich denken der Negersklave in Jamaika sey ein glücklicherer Mann als der Bauer in England. Wie der Soldat wird er wohl genährt, gekleidet so viel er's bedarf, hat ein gutes Bett, worauf er schläft, hat keine Familiensorgen, und braucht für Alles dieses nur eine gewisse Anzahl von Stunden im Tage zu arbeiten. Freylich wird er geschlagen, und darf nicht widerstehen; aber er wird nie geschlagen, wenn er es nicht verdient(?): und ein Mensch, der nicht durch ein zartes Ehrgefühl geplagt, oder wenn man will, veredelt ist, leidet von einer Tracht Prügel keine andere Schmerzen als die, welche ihm die Prügel selbst verursachen."

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 4.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 12.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 13. Januar 1827.

Er sey mein Freund nicht, welcher die göttliche
Natur nicht liebt! Engelgefühle sind
ihm nicht bekannt.

Fr. L. Gr. v. Stollberg.

Lord Howth.

(Fortsetzung.)

Als die Jahrszeit vorrückte und nach und nach ernstbaftere Stürme mit sich brachte, mußten alle Wasserbelustigungen unvermeidlich aufgegeben werden. Lord Howth bedauerte dieß um so mehr, als er einen natürlichen Abscheu vor allen Uebungen hatte, die einem andern lebendigen Wesen Schmerz verursachen; und obgleich er zu sehr fürchtete, sich lächerlich zu machen, als daß er diese Weichheit bekannt hätte, auch nie bey dem Tode eines Wilds zugegen war oder den flatternden Fall eines Vogels sah, ohne einen innerlichen Schauder zu empfinden.

Zuweilen wagte er es zu sagen, daß, wer auch immer dieß thun möchte, es doch ihm nicht zukäme, der so oft durch sein heftiges Temperament verletze, auch auf andere Weise Schmerz zu machen, und eine solche Erklärung war noch nie mit Spott aufgenommen worden.

Nachdem der Aufenthalt zu Rosterry einen Monat gedauert hatte, wurde es eine Frage, wie man die leere Zeit ausfüllen und Abwechslung in die Vergnügungen bringen sollte: — es wurde vorgeschlagen, sich einmal in Holzfäller zu verwandeln und bey dem Fortschaffen einiger häßlichen Bäume behülflich zu seyn, die eine alte Wassermühle auf dem Gut überdeckten. Dieß malerisch-schöne Gebäude (das Studium manches wandernden Landschafters) war ein Lieblingsort des Lord Howth, der in seinen melancholischen und poetischen Stunden sich gern dahin an das steile und bewaldete Ufer zurückzog und, hingeworfen auf das glänzend grüne Moos, den Fall des Baches über das einer Höhle ähnliche Bett, das er sich durchgebrochen hatte, beobachtete. Hier konnte er Stunden lang liegen, zuweilen durch den eintönigen Schall des Rades in eine süße Betäubung eingeschläfert, dann wieder zu lebhaften Phantasien erweckt durch das Funkeln des im Kreise herumgewirbelten Wassers.

Um die romantische Schönheit dieser Stelle vollkommen zu machen, schlug Lord Howth vor, einige entstellende Gegenstände fortzuschaffen, welche außer seinem geübten Auge schwerlich ein anderes bemerkt haben würde, und nachdem er zu diesem Zweck sich selbst und seine Gefährten mit Sägen und Beilen versehen hatte, machte er sich an einem schönen Oktobermorgen auf den Weg nach der Mühle.

Eine frische Herbstluft vertrat die Stelle witzerweckenden Champagners; und vielleicht war diese kleine Gruppe von muntern jungen Männern nie in höherem Grade das gewesen, was man „gute Gesellschaft" nennt, als während sie hier an den Ufern eines namenlosen Baches umherschwärmten, ohne ein schönes Auge, das sie bewundert, oder ein schönes Ohr, das sie gehört hätte. Jeder verrichtete das ihm auferlegte Geschäft mit sorgloser Heiterkeit, indem sie einander über das Wasser von den Ufern, wo sie knietief in üppigem Grase standen, manches unterhaltende oder lächerliche Witzwort zuwarfen.

Einer der unthätigsten war bey Lord Howth zurückgeblieben, der eben die Frage aufwarf, wie viel von einem

ſchattigen Maßholder übrig bleiben ſollte, als eine Ratte aus dem Waſſer heraufguckte und darauf ſich unter den Schutz einiger am jenſeitigen Ufer blühenden Schwertlilien begab, wo ſie in Sicherheit ſaß und ruhig die Holzfäller anblickte.

Waſſerratten ſind ſprüchwörtlich häßlich, aber dieſe Ratte war ungewöhnlich ſchmal und zierlich; ihr Leib war von einem ſilbernen Grau, mit wenigen Linien von glänzendem Schwarz geſtreift, und ihre kleinen Augen funkelten von Diamantenfeuer.

Als dieß Geſchöpf ſo zutraulich umſchauend da ſaß, bemerkte Lord Howth laut ſeine Artigkeit und Furchtloſigkeit; ſogleich hetzte ſein Begleiter einen Dachshund, um ſie zu fangen und herauszuholen. Mit kaltem Blute ein Leben zerſtören zu ſehen, war Lord Howth unerträglich; er ſprang im Augenblick über den ſchmalen Bach und ergriff den Hund, der die ſchreyende Ratte fahren ließ und ſich kühn gegen den neuen Feind wandte, der ihn zurückhielt. Lord Howth's grobe Jacke ſchüzte ſeinen Arm. Wie zornig er den Dachshund züchtigte, will ich hier, da uns ſein Temperament bereits bekannt iſt, nicht beſchreiben; die Ratte war gerettet und rannte ſchnell hinweg, doch waren einige Blutſpuren auf ihrem Silberkleide ſichtbar, als ſie unter den Schutz des Schilfes floh, welche Lord Howth veranlaßten, ſich heftig gegen den Muthwillen zu erklären, der ſich blos zu ſelbſtiſcher Unterhaltung am Schrecken und Zerſtören ergötzen könnte.

Zum Glück nahm der junge Mann, auf den ſich dieß bezog, zum Scherz den Schein an, als reue ihn ſeine That, er bekannte ſeinen barbariſchen Leichtſinn und ging an ſeine Beſchäftigung zurück, und da er auch nicht einmal ein Wort für ſeinen Hund einmiſchte, ſo zertheilte ſich die Wetterwolke auf Lord Howth's Brauen. Ein ſo unbedeutender Vorfall war daher lange vergeſſen, ehe der Tag ſich neigte; ein geſelliges Abendmahl verſcheuchte alle unangenehmen Erinnerungen, und als unſer Held ſich in ſein Schlafgemach zurückzog, war er in der harmoniſchſten Stimmung des Gemüths. Seine Herrlichkeit war gewohnt, wenn er mit Gäſten auf dem Lande war, mit denen er den Tag über viel Zeit zubringen mußte, dieſen Verluſt dadurch wieder zu erſetzen, daß er jede Nacht noch zwey oder drey Stunden las. Er hielt jezt ſeinen Diener nur einen Augenblick zurück, wechſelte ſein Kleid gegen einen Schlafrock und ſaß nieder, mit einem ungeheuern Folianten vor ſich, um, wie man ſagt, ſteif zu leſen.

Indem er zufällig die Augen gegen den vordern Theil des Gemachs wandte, fielen dieſelben auf etwas Glänzendes in einem Winkel; zuerſt nahm er es für einen Diamanten, der vielleicht aus dem Griff ſeines Staatsdegens herausgefallen war, und er ſtand eben auf, um ſich davon zu überzeugen, als der funkelnde Gegenſtand ſich bewegte und er nun wahrnahm, daß jenes kleine glänzende Licht von den Augen eines lebenden Geſchöpfes ausginge. Den nächſten Augenblick darauf ſprang daſſelbe durch die Oeffnung in dem eichenen Getäfel, von wo aus es ihn beobachtet hatte, und rannte ſchnell über den Boden gegen ſeine Füße hin.

Lord Howth zog ſich zurück; denn bey all ſeiner zarten Rückſicht für die demüthige Kreatur hatte er doch einen natürlichen Abſcheu für Ratten, der wahrſcheinlich ſeinen Urſprung in einer Sage hatte, die ihm oft erzählt wurde, als er noch in der Kinderſtube war, nämlich, daß der lezte des Hauſes Howth ſeinen Tod durch ein Thier dieſer Gattung finden ſollte. So wie der Lord ſich zurückzog, ſtand die Ratte ſtill und blickte ihn, wie ſeine poetiſche Phantaſie ihn glauben ließ, mit einem Ausdruck von Dankbarkeit an; dem ſey, wie ihm wolle, ſeine Phantaſie war aufgeregt und er blieb ruhig.

Wieder wagte das Geſchöpf ſich zu nähern; und indem es eine Bewegung machte, welche die Aufmerkſamkeit des Lord auf den Rücken deſſelben zog, bemerkte er drey kleine Blutflecke auf demſelben, die ſo genau denen glichen, welche er an der geretteten Ratte des Morgens geſehen hatte, daß er nicht anſtehen konnte zu glauben, daß dieß daſſelbe Thier ſey, und ſein Erſtaunen über das Gefühl und Gemüth einer Ratte war daher außerordentlich.

Das kleine Geſchöpf ſchlich noch näher, der Lord zog ſich zurück; die Ratte zog ſich darauf ſchüchtern auch ihrer Seits zurück, aber nicht wie aus Furcht, denn ihre kleinen glänzenden Augen blieben auf ihren Retter geheftet, und alle ihre Bewegungen ſchienen den Wunſch auszudrücken, ihre Dankbarkeit zu bezeugen. Allmählig wurde Lord Howth ergözt durch ihre ſchnellen Annäherungen und ihr plözliches Zurückweichen und intereſſirt durch den ungewöhnlichen Umſtand, zuerſt, daß ſie den Weg zu dem Hauſe gefunden hatte, und dann in ſein beſonderes Gemach, und dieß von einer ſolchen Entfernung wie von der Mühle.

Ein Mann von gewöhnlichem gemeinem Menſchenverſtand würde ein ſolches Wunder viel ſchwerer zu begreifen gefunden haben als die natürliche Annahme, daß dieß eine andere Ratte ſey, die zufällig auf eine ähnliche Weiſe verwundet worden wäre, wie der Gegenſtand ſeiner neulich gezeigten Humanität. Aber Lord Howth hatte mehr romantiſchen als gemeinverſtändigen Sinn, wo ſein Gefühl mit in Anſpruch genommen wurde, und er triumphirte nun über dieſe Beſtätigung des Glaubens, zu dem er ſich ſchon lange bekannt hatte, daß alle lebenden Geſchöpfe mehr oder weniger mit einem vernünftigen Princip begabt wären — Seele wagte er es nicht zu nennen.

Nachdem ſo in einer Art von abwechſelndem Annähern und Zurückbeben vor der Beobachtung des Lords einige Zeit vergangen war, zog ſich die Ratte langſam zu der Wand, aus der ſie hervorgekommen war, zurück, und dar-

auf, nach einem zweyten langen Blick auf ihren Retter, verschwand sie augenblicklich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Halt!!
Visitation der Tagesblätter.

(Fortsetzung.)

Das Literaturblatt des Morgenblatts gibt uns die Uebersetzung einer Kritik des Goetz von Berlichingen, die der aus der Nachfolge Fr. Schlegel's und Haller's hervorgegangene Baron Eckstein zu Paris in seiner Zeitschrift: le catholique, geschrieben hat. Daran thut das Literaturblatt wohl, weil dieser Baron bey weitem geistreicher als Herr von Haller, offenherziger als Fr. Schlegel, und seine Beurtheilung Goethe's beachtungswerther, als so manche deutsche ist. Darin aber irrt das Literaturblatt, daß es diese Kritik für eine französische Ansicht hält und ausgibt. Wer die kritischen Bemühungen des Herrn von Eckstein in dem drapeau blanc und in dem catholique nur oberflächlich kennt, oder auch diese Uebersetzung nur näher ansieht, muß sich leicht überzeugen, daß hier von einem französischen Urtheil gar nicht die Rede ist, sondern daß im Gegentheil die französischen Urtheile über Goethe und die deutsche Dichtkunst von einem Deutschen berichtigt werden sollen; eine Intention, die um so verdienstlicher und nöthiger ist, als selbst die vorurtheilsfreyeren der französischen Kunstrichter sehr weit, sogar im sprachlichen Verständnisse deutscher Dichterwerke, zurück sind. Des Baron Ecksteins Kritik Goethe's ist die individuelle Ansicht eines Deutschen, der in einem bestimmten Verhältnisse seit längerer Zeit in Paris lebt, und was in derselben französisch klingt, sind nur Eigenheiten der fremden Sprachformen, die vielleicht in dem ursprünglichen Manuskripte nicht einmal stattfanden. — Das Literaturblatt gibt in der Fortsetzung dieses Artikels auch des Herrn von Ecksteins Kritik der andern dramatischen Werke Goethe's. Daß hier lauter Neues und Gutes sollte gesagt seyn, wäre zu viel verlangt. — Stella und Klavigo blieben dem Kritiker unverstanden; für Iphigenie fehlt ihm der Standpunkt, die moderne Grundidee im antiken Gewande zu erfassen; die tieferen Schönheiten Tasso's, wie dessen ebenfalls nicht auf der Oberfläche blinkende Tragik dürfte nur ein Künstlergemüth ganz erfassen können, und zwar ein ächtes, das heißt ein ewig-jugendliches und freyes! — Merkwürdiger als derley schon mannigfaltig-dagewesenes Mißverstehen des der Natur ähnlichsten, das heißt des am meisten plastischen und objektiven Dichters des Jahrhunderts ist das Lob, das demselben hier ob seinem Faust ertheilt wird. Da verräth sich der Jünger einer esoterischen und allein- und heimlich-herrschen-wollenden Priesterlehre auf eine so naive Weise, daß man nur lächeln kann, ohne ihm böse zu werden. Es war — das ist der kurze Sinn des langen Lobes — es war, so heißt es, eine würdige Aufgabe für den großen Dichter, der den Don Juan des Wissens schildern wollte, den Erfinder der Buchdruckerkunst vom Teufel holen zu lassen, den Erfinder dieser heillosen, fluchwerthen Höllenkunst, die das Volk verführt und das Heer der Halb-Wisser erzeugt. Da fällt uns ein Wort aus einer Posse ein, die uns kürzlich in die Hand kam: Staberl in höheren Sphären, von L. Robert. Gerade wie der Herr von Eckstein sich über die Halb-Wisser beklagt, sagt dort der Wiener Schirmmacher, als ein paar Mohren halbes Vieh genannt werden: „Nur halbes? Schad', daß es nicht ganzes ist, selbiges wär' leichter zu regieren." — Weder Halb-Wisser und noch weniger Ganz-Wisser kann jene Kaste gebrauchen, sie bedarf der Gar-nichts-Wisser, und daher ist ihr die Presse die Wurzel alles Uebels, und eine Erfindung der Hölle. An allem Unheil muß die Presse Schuld seyn; und auch selbst da, wo es gar keinen Anlaß gibt ihrer zu erwähnen — wie bey Gelegenheit des Goethe'schen Faust, wo nicht eine Sylbe von der Erfindung der Buchdruckerkunst vorkommt — muß der Bannfluch gegen sie ausgerufen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London.

(Fortsetzung.)

„Was die Behandlung der Sklaven betrifft, so ist das Geschrey, welches man in England gegen die Aufseher erhebt, ganz abgeschmackt. Niemand, wie unmenschlich er auch seyn mag, wird muthwillig sein Eigenthum zu Grunde richten. Derselbe Grundsatz, welcher einen englischen Pächter verbindert, sein Pferd zu überarbeiten oder zu mißhandeln, verbindert den westindischen Kaufmann seinen Sklaven zu überarbeiten und zu mißhandeln. Auch ist es den Sklaven nicht verboten, etwas für sich selbst zu thun; und sie haben mehrere Stunden des Tages zu eigen, während welcher sie sich nach Belieben Geld verdienen oder unterhalten können. Ihre Nahrung ist freylich von grober Art, aber sie ist gesund, und so wie sie sie allzeit gewohnt gewesen; ihre Wohnungen sind nicht schlechter als die, welche man im Allgemeinen den Armen in einer Gemeinde zuweist; und wenn sie krank sind, so bringt man sie in Hospitäler, wo sie wie Leute von Stande verpflegt werden. Aber sie sind vor Allem von Familiensorgen frey. Sie wissen, daß ihre Kinder dieselbe Behandlung erhalten werden wie sie selbst, daß es ihnen nie an Nahrung, Kleidung und Wohnung fehlen wird, und sie sterben daher ohne jene Angst, welche so oft den armen Arbeiter in England auf dem Todtenbette quälet... Daß sie Sklaven sind ist wahr, aber die meisten dieser Sklaven haben nie gewußt, was Freyheit ist, und können daher nicht nach dem schmachten, was sie nie gekannt. Freylich haben sie in den letzten Zeiten, Dank [illegible] es den menschenfreundlichen Leuten, die ohne die Lage de[illegible]

aus Erfahrung zu kennen, sie so laut bedauert haben, daß ihr Bedauern zu ihnen über's Meer gedrungen ist, angefangen sich über die Beraubung ihrer Freyheit zu beklagen; und Neger, welche früher lustig und vergnügt waren, sind jetzt grübsinnig und mißvergnügt, und zu den verzweifeltsten Unternehmungen reif. Ein Beweis aber, wie thöricht sie sind, ihre Freyheit zu verlangen, wenn man ihnen nicht zugleich auch die Inseln einräumte die sie bewohnen, ist es, daß bey weitem die meisten Neger, welche von ihren Herrn die Freyheit erlangt haben, nachdem sie eine Zeitlang im größten Elend umher gewandert, es als eine Gunst erflehen, wieder in ihre vorige Sklaverey zurückkehren zu dürfen. Die Maroons sind freye Neger, welche ganz abgesondert in den blauen Bergen leben, und als Freunde und Bundesgenossen der englischen Regierung angesehen werden. Sie wohnen in mehreren Dörfern oder Städten, wie man sie nennt, in den wildesten Gegenden des Innern, meistentheils am Ufer eines Flusses. Sie haben ihre eigenen Beamten und Gesetze; aber an der Spitze eines jeden dieser kleinen Gemeinwesen ist ein Europäer, welcher zu gleicher Zeit als Abgesandter von den Weisen und Oberhaupt des Ortes gilt. Sie sind sehr nützlich im Zurückbringen der entlaufenen Sklaven, wofür sie eine gewisse jährliche Bezahlung und Waffen und Munition empfangen. Sie sind ganz schwarz, und gleichen beynahe in allen Stücken den Negern Afrika's, nur daß ihre Gesichtszüge nicht im Allgemeinen so flach, und ihre Haare nicht immer wollig sind. Einige ihrer Weiber sind vorzüglich schön. Sie sind jedoch sehr ausgeartet, indem während des Kriegs mit ihnen eine Menge anderer Neger sich zu ihnen flüchtete, und sich mit ihnen vermischte, ein Umstand, welcher die Schönheit der Race sehr vermindert hat, und ihre ursprünglichen Züge gänzlich zu zerstören droht. Woher sie zuerst hergekommen, weiß man nicht. Aber es ist gewiß, daß sie ehemals Sklaven auf der Insel gewesen, aber den Muth gehabt sich durch die Flucht zu befreyen, und diejenigen, welche sie in einem langen und hartnäckigen Kriege zu ihren Ketten zurückzubringen suchten, zu zwingen, sie im ruhigen Besitz ihrer, von der Natur gebildeten, Festen zu lassen. Jetzt treiben sie mit den Europäern einigen Handel mit Federn, Vögeln und Fellen, und leben in der Nähe eines Wassers von Fischen, und anderwärts vorzüglich von der Frucht des Plantanenbaumes. Ihre Städte bestehen aus zwey sich einander durchkreuzenden Straßen, und jede Hütte ist von einem kleinen Garten umgeben, worin süße Pataten, Jams und andere gemeine Küchengewächse gezogen werden. Die Hütten selbst gleichen in Allem den Wohnungen der Sklaven; nur daß sie weniger Niedliches und Bequemes an sich haben, so wie überhaupt in Nahrungs- und Lebensweise die Maroons den Sklaven nachstehen. Auch sieht man es offenbar an der Art, wie sie sich gegenseitig beschäftigen, daß diese freyen Neger nicht so glücklich sind als die Sklaven. Wenn man durch ein Dorf der letzteren kömmt, nachdem das Tagewerk vollendet ist, so sieht man sie tanzen, oder sich in männlichen Körperbewegungen üben. Zu welcher Stunde aber man durch eine Stadt der Maroons komme, so sieht man die Bewohner in träger Unthätigkeit vor ihren Hüttenthüren sitzen, und so sehr von Langeweile darnieder gebeugt, daß sie sich kaum die Mühe geben, den Reisenden anzusehen. Wenn sie nicht der Hunger zu einem Plantanenbaum treibt, oder sie nicht einen entflohenen Sklaven zurückzubringen und die Belohnung dafür zu holen haben, bewegen sie sich selten von der Stelle; und sogar ihr kleiner Handel wird nur mit denjenigen getrieben, die zu ihnen kommen." Alles dieses sind freylich keine Gründe für die ewige Fortdauer der Sklaverey der Neger; aber es ist doch genug, um zu zeigen, daß der Eifer derer, welche so sehr auf die Befreyung derselben dränget, zum wenigsten unzeitig ist. Es ist jetzt anerkannt, selbst von den Redlichen unter der afrikanischen Gesellschaft, daß die kostspielige Anstalt von Sierra Leone weder zur Erziehung und Beglückung der von Sklavenschiffen befreyten Neger, und noch viel weniger zur Bildung der umwohnenden Völker vom geringsten Nutzen ist. Die dahin verpflanzten Neger, jetzt 10 bis 12,000 an der Zahl, bekennen sich zum Theil zur christlichen Religion, aber nur in ihren eigenen Formen, und Personen, welche dort gewesen, versichern, daß der Leichtsinn, womit sie des Sonntags dem Gottesdienste beywohnen, und nach demselben sich einander auf der Straße ihre Bemerkungen über Gott zurufen, ganz empörend ist. Dabey haben sie noch alle ihre ursprüngliche Wildheit, Trägheit und Wollüstigkeit an sich, und nichts als eine sklavenmäßige Behandlung unter dem glänzenden Namen der Freyheit vermag sie in Schranken zu halten. Die Schuld daran mag nun freylich großen Theils in dem Charakter der Neger liegen, aber man muß auch gestehen, daß die Anstalten, die man bisher zu ihrer Besserung getroffen, nicht berechnet waren, diesen Zweck herbeyzuführen; und waren auch die Anstalten gut, so waren es doch selten die Personen, denen sie zur Ausführung anvertraut gewesen. Das schreckliche Klima, welches so vielen Tausenden das Leben geraubt, scheint nur Fanatiker, oder Leute, die sonst in der Welt nichts mehr zu gewinnen haben, einzuladen, sich dem Bekehrungs- und Regierungsgeschäft der dortigen Neger zu unterziehen, wenn anders ihre militärische Pflicht sie nicht dahin zu gehen zwingt. Frauen über dem Rang des gemeinen Soldatenweibes finden sich nie dort, und folglich kein Mittel, die rohen Sitten verzweifelter Menschen in Schranken zu halten. Und so ergeben sich fast alle dort anwesenden Europäer jeder Ausschweifung der Wollust und des Geizes, und stellen den Negern nur die schändlichsten Beyspiele vor Augen. Auf diese Weise ließ sich freylich wenig Gutes von der Anstalt erwarten. Es heißt daher auch die brittische Regierung sey entschlossen, jene Niederlassung, der es noch obendrein zu einem leichten Handelsverkehr mit dem Innern an Flüssen fehlt, zu räumen, und eine andere in der weit besser gelegenen Bucht von Benin zu begründen; ein Entschluß, dessen Ausführung besonders durch die Mittheilung von Kapitän Clapperton, daß der Niger, nachdem er den besten Theil Afrika's durchströmt, sich wirklich in diese Bucht ergieße, beschleunigt worden seyn soll.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 6.

Augapfel.

Charade.

Drey Sylben.

Die ersten Sylben zieren
So manches Hausthofs Rund durch buntes Farbenspiel,
Auch nutzen sie zu Tisch und in der Wirthschaft viel.
Der letzten Sylbe Werth scheint fast sie zu verlieren.
Inhaber zählet sich zu den vierfüßigen Thieren;
Doch daß auch Menschen oft den Namen müssen führen
Zum Schimpf von Menschen, bringt ihm viel Verdacht;
Doch bringt es ganz ihn nicht in Aberacht;
Denn ruhig ist er, treu, ein Bischen Sans façon,
Und bläst er manchmal auch im Recensententon,
Mag man ihn meist doch mehr als diese Herrchen leiden —
Das Ganze ist die Species davon
Und nimmer wird sich gern ein Waidmann von ihm scheiden.

— o —

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 13.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 15. Januar 1827.

Der Triumphbogen der Sittlichkeit ist ein Regenbogen, durch welchen noch kein Sterblicher gezogen, und den Keiner über seinem Haupte gehabt hat, Einer ausgenommen, der aber selber als Sonne unter den Wolken stand.

Jean Paul.

Einige Worte über Talma.

(Fortsetzung.)

Es lag in Bonaparte's Politik, alle bedeutenden Männer in sein Interesse zu ziehen; Talma hatte sich aber da so wohl befunden, daß ihm, bey Rückkehr der Bourbonen, die Einbuße einer jährlichen außerordentlichen Pension von achtzehntausend Franken, die bedeutenden Nebengeschenke nicht einmal gerechnet, welche ihm bey besondern Veranlassungen zugeflossen waren, sehr schmerzhaft fallen mußte. Daher seine unverhaltene Opposition gegen die Umgestaltung der Dinge, daher, besonders in den ersten Jahren, seine Erbitterung gegen alle diejenigen, welche sie herbeygeführt hatten. Daß er dabey, besonders in kleinen Zirkeln, alles Maß und Ziel vergaß und auf die Individualität der anwesenden Personen gar keine Rücksicht nahm, ward die Ursache, daß ich, wie schon oben gesagt, nach sechs Monaten auf das Vergnügen seines Umgangs Verzicht leisten mußte. Jener Verlust hatte seine ökonomischen Verhältnisse um so fühlbarer derangirt, als er früher auf einem sehr glänzenden Fuß gelebt und besonders auf den Bau und die Ausschmückung seines Landhauses zu Brünoy, in der Nähe von Paris, sehr große Summen verwandt hatte. Die Bauluſt verließ ihn selbst späterhin nicht und er opferte ihr nicht allein die Equipage, sondern sogar einen großen Theil seines frühern häuslichen Aufwandes. Seine damalige Oekonomie ging so weit, daß er sich auf seinen Gastrollenreisen häufig des öffentlichen Postwagens oder der Briefpost bediente.

In seinen unmittelbaren häuslichen Verhältnissen herrschte eine Spannung, welche Erstaunen und Mitleid zugleich erregte. Mehrere Pariser Blätter haben sich über diesen Gegenstand Mittheilungen erlaubt, welche an Indiskretion gränzen. Ich begnüge mich, wie billig, nur solche Einzelnheiten anzuführen, welche zur Charakteristik Talma's gehören. Schon seit längern Jahren von seiner Gattin getrennt (nicht geschieden), lebte er in einer Verbindung, welche ihn, obgleich daraus bereits mehrere Kinder entsprossen waren, eben so wenig glücklich machte als seine frühere Ehe. Der Hauptgrund lag in dem Hofe, welchen ihm nicht allein sämmtliche tragische Schauspielerinnen des Théâtre françois, sondern auch alle fremden, welche auf demselben angestellt zu werden, ja sogar die Zöglinginnen der königlichen Deklamationsschule, welche auf denselben zu debütiren wünschten, mit einem Eifer machten, welcher ebensowohl eine Folge seiner Künstlereinsicht als seines Einflusses in die innern Angelegenheiten des Theaters war. Talma nahm sich in diesem dramatischen Harem von Künstlerinnen wie ein ästhetischer Sultan aus, gerieth aber, da man sich oft mit nicht geringer Erbitterung um das Schnupftuch seines Beyfalls stritt, nicht selten sowohl von seinen häuslichen Mitteln aus, als unter den artistischen Odalisken, hart in's Gedränge. Am auffallendsten war dieß der Fall, als er im Jahr 1816 zwischen der Duchesnoy und der Georges mitten drin stand und, von

Beyden gezerrt, nicht wußte, zu welcher er ſich wenden ſollte. Ueberdem war es ſeine Sitte, ſich auf ſeinen Reiſen von einer oder der andern disponibeln Schauſpielerin, welche gewöhnlich ſelbſt von ihm gebildet worden war, begleiten, oder an Ort und Stelle erwarten zu laſſen, um durch den Mangel eines tüchtigen weiblichen Subjekts in den Provinzen nicht in ſeinen Darſtellungen geſtört zu werden. Alle dieſe Umſtände waren natürlich eben ſo wenig geeignet, ihm in ſeinen vier Pfählen als hinter den Koulissen Ruhe zu verſchaffen. Da war es ſonderbar anzuſehen, wie den Mann, welcher jeden Abend Krone und Scepter handhabte, mit Gift und Dolch kramte und ſeine Hände in Menſchenblut tauchte, ein oder das andere armſelige Weib in eine Abhängigkeit verſetzen konnte, welche ſich nicht ſelten höchſt ſchülerhaft ausnahm.

Als wäre es ihm vom Schickſale beſtimmt geweſen, nirgends eigentlich glücklich als auf den Brettern zu ſeyn, lebte Talma ſelbſt mit ſeinen Kameraden, Lafond ausgenommen, ſtets in Hader und Feindſchaft. Mir ſchien dabey das Unrecht durchaus auf Talma's Seite zu ſeyn. Verſtimmt, ja nicht ſelten wahrhaft niedergebeugt von den mancherley Einwirkungen, welche ich eben geſchildert habe, trat er unter die übrigen Mitglieder des Theaters, deren Talente ihm nichts weniger als Bewunderung abnöthigten, mit dem ganzen erdrückenden Gefühle ſeiner Ueberlegenheit und verletzte dadurch die Eigenliebe derſelben um ſo empfindlicher, als es ihnen nur zu ſehr bekannt war, daß ſie ohne ihn nichts vermochten. Es kränkte, ja es ergrimmte ihn, daß er, obgleich ſein Name auf dem Anſchlagzettel allein vermochte, jeden Abend das Haus zu füllen (was ſelbſt der Mars bey weitem nicht ſo oft gelang), keinen größern Antheil an der Einnahme hatte als alle übrigen Societaires, ſelbſt den untauglichſten nicht ausgenommen. So kam es, daß er bey der jedesmaligen neuen Wahl des Theater-Komité von demſelben entweder ausgeſchloſſen, oder daß er ſelbſt, darin aufgenommen, auf die Stelle verzichtete und die übrigen ſchalten und walten ließ, wie es ihnen gut ſchien. Selbſt die größern Verſammlungen der Mitglieder, deren jede Woche eine ſtattfindet, worin die adminiſtrativen Angelegenheiten des Theaters, die Aufnahme der Schauſpieler, die Annahme der Stücke nach vorhergegangener Vorleſung derſelben von den reſpektiven Verfaſſern u. ſ. w. verhandelt werden, beſuchte er höchſt ſelten; ſein ganzes Thun und Laſſen beſchränkte ſich darauf, in die Proben zu gehen, Abends zu ſpielen und (ſeine eigenen Worte) „de faire recette.“ Da er ſchon längſt penſionsfähig geworden war, ſo entſtand bey jedesmaligem Ablaufe der neu-kontrahirten Zeit dieſelbe Scene, von ſeiner Seite gedrohter Abgang oder Gewährung größerer Vortheile, d. h. Vermehrung der ſogenannten Feux (außerordentliche Bezahlung für jede Vorſtellung, in welcher der Schauſpieler die Bühne betritt), Urlaub oder Verlängerung deſſelben, Gratifikationen u. ſ. w. und von Seiten der Societaires anfangs Sträuben, endlich aber Zugeſtändniß aller oder doch der meiſten ſeiner Forderungen. Wahrſcheinlich hat er in den letzten Jahren ſeines Lebens theils durch dieſe immerwährenden Steigerungen der Feux, durch die Gratifikationen und den verlängerten Urlaub, andern Theils durch die jährliche Penſion, welche, wenn ich mich nicht irre, die Regierung ihm unter der Hand bewilligt hatte, eine Einnahme gehabt, welche der unter Buonaparte wo nicht gleich, doch ſehr nahe gekommen ſeyn mag.

(Der Beſchluß folgt.)

Lord Howth.

(Fortſetzung.)

Den nächſten Morgen wurde die Begebenheit von Lord Howth erzählt, mit vielem Rühmen ſeiner richtigen Beurtheilung der Fähigkeiten der niedern Geſchöpfe. Alles brach natürlich in ein lautes Gelächter aus; aber da der Lord ſelbſt darin einſtimmte, ſo wurde die Heiterkeit nicht unterbrochen, und er beſtand daher großmüthig auf ſeiner Behauptung, daß es die gerettete Ratte geweſen ſey, die ſeiner Spur in das Haus gefolgt und in ſein Gemach geſchlichen ſey zum Zeichen ihrer Dankbarkeit. „Sie hatte, ſagte er, dieſelben Streifen von Agatſchwarz über das Grau ihres Fells herab, ihre Bartharre waren eben ſo ausgezeichnet durch ihre Länge, ihre Augen durch ihren Glanz“ — kurz er war entſchieden zu glauben, daß es ſeine Ratte war, und keine andere.

Des Lords hohe Meynung von dem Gefühl der Thiere ging indeſſen nicht ſo weit, ihn zu der Einbildung zu verleiten, daß er ſeine Ratte je wieder ſehen würde. Wie groß war daher ſein Erſtaunen, als er bey ſeinem Eintritt in ſein Gemach auch die zweyte, dritte, vierte und ſo alle folgenden Nächte ſich wieder von dieſem ſeltſamen Thier beſucht ſah!

Da er wohl wußte, daß eine Wiederholung dieſer Materie ihn unvermeidlich dem Verdruß ausſetzen würde, der Gegenſtand gehäſſiger Bemerkungen und Sarkasmen zu werden, ſo hütete Lord Howth ſich jezt ſeiner nächtlichen Beſuche zu erwähnen, obgleich er und die Ratte nach und nach ſo geſellig geworden waren, daß die leztere die ganze Zeit über, ſo lange ihr Retter las, ſtill ſaß, ihn anblickte und beobachtete, ſo daß er ſelbſt oft ſein Buch bey Seite legte, um lachend einen Ausruf über ſeine Thorheit auszuſtoßen, daß er ſich ſo von einer Ratte bewundern laſſen könne.

Jede Nacht waren die Beſuche der Ratte von längerer Dauer, bis ſie ſich zulezt durch die ganze Nacht ausdehnten, bis zu der Stunde, wo Lord Howth aufſtand und in

sein Ankleidezimmer ging, wohin die zartfühlende Ratte ihm niemals folgte.

Eines Morgens erschien sie zu Seiner Herrlichkeit Erstaunen plötzlich im Speisesaal, gerade als die Gesellschaft im Begriff war, sich zum Frühstück niederzulassen. „Ey, da ist Ihre Ratte, theuerster Lord!" — „Ist das nicht Ihre Ratte, Howth?" — „Schau den alten Schnauzbart!" — „Bey Jupiter, es ist kein moustache!" Diese und ähnliche Ausrufungen wurden in demselben Moment von des Lords Gesellschaft ausgestoßen, als sie unter den Ausdrücken des unmäßigsten Gelächters das Thier vorüberschleichen und sich bey den Füßen seines Retters niederlassen sahen.

Widersprechende Urtheile wurden nun darüber gefällt, ob dieß dieselbe oder nicht dieselbe Ratte sey, die am Morgen ihrer Holzfällerlustbarkeit in den Zähnen des Dachshundes gewesen war. Da die Mehrheit der Stimmen sich für die erste Meynung erklärte, so wurde beschlossen, nemine contradicente, daß fortan ihr edler Wirth privilegirt seyn sollte, seine wunderbare Geschichte nicht allein zu erzählen, sondern darauf zu schwören und sie alle, bey Strafe im Fall des Nichterscheinens, als Zeugen aufrufen zu dürfen.

Von diesem Tage an schien das sonderbare kleine Thier sich selbst in die Liste der Hausgenossen von Roßkerry eingetragen zu haben; denn sie war bald in jedem Gemach gesehen, das der Lord besuchte, seine Gegenwart war ihr Schutz, bis nach und nach auch die Hunde, die dieß Privilegium mit ihr theilten, ihr erlaubten, ihren Platz auf dem Teppich vor dem Feuer *) und den ersten Bissen aus der Hand ihres Herrn zu nehmen.

So lange seine Gäste bey ihm verweilten, wurde der Lord weniger gerührt durch die treue Anhänglichkeit seiner Ratte; als diese aber abreisten und er einige Winterwochen für sich allein gelassen war, legte sein einsames Herz einen wesentlichen Werth auf die zärtliche Aufmerksamkeit dieser kleinen glänzenden Augen, welche blos von seinen Blicken zu leben schienen, und so oft er nach einem langen Ritt oder einer kleinen Exkursion in die Umgegend wieder in sein Haus trat, fühlte er eine Art angenehmer Bewegung, wenn er von seiner Ratte bewillkommt wurde. Sie war dann stets in Bereitschaft, ihn zu empfangen, indem sie sogleich aus ihrer kleinen Behausung in dem Getäfel des Saals, wo sie sich weislich während seiner Abwesenheit einschloß, hervorsprang und vergnügt, ihre Freude zeigen zu können, zu seinen Füßen spielte.

Die, welche mit warmem, sehnsuchtsvollem Herzen durch ihre Verhältnisse zu einem einsamen Leben verurtheilt sind, werden diese Art von Neigung wohl begreifen. Jedes Auge, das demüthig, zärtlich die unseren beobachtet und bewacht; jedes lebende Wesen, für welches wir wirklich der einzige Gegenstand seiner Liebe zu seyn scheinen, erhält mit der Zeit Einfluß auf unser Glück. Ist es nicht süß die Macht zu haben, eine fremde Existenz zu beglücken und zu beseligen, wenn diese Existenz auch immer nur die kurze und trübe eines untergeordneten Thieres ist?

Mit diesem Gefühl legte der elegante und bewunderte Lord Howth oft sein Buch nieder, wenn er in seiner Bibliothek war, um mit seinem sonderbaren Liebling zu spielen, dessen leichte und gewandte Bewegungen in der That eben so anmuthig als unterhaltend waren. Zuweilen hätte er sich selbst darüber ertappen können, daß er zu ihr von den Winterstürmen oder dem angenehmen Sonnenscheine sprach, als ob sie seine Bemerkungen verstehen könnte. —

Endlich riefen andere Pflichten unseren Helden in die Hauptstadt; und da er wußte, daß sein Aufenthalt dort mehrere Monate dauern würde, so wollte er seinen kleinen Spielkameraden nicht verlassen, ohne sich eines Mittels zu versichern, ihn wieder zu erkennen; denn die Blutspuren waren schon lange verschwunden, und seine Identität wurde ihm nur noch durch sein tägliches Erscheinen gewiß gemacht.

Die natürliche Antipathie des Lords gegen diese Thiergattung war noch nicht so ganz überwunden, daß er sich einer Uebelkeit und eines Schauders hätte enthalten können, als er die kleine Kreatur sich auf das Knie sezte, und dann einen goldenen Faden um einen ihrer Füße befestigte.

Die Ratte duldete dieß mit sichtlicher Zufriedenheit, indem sie ihren kleinen Kopf sanft gegen die Hände rieb, welche mit der Befestigung des Fadens beschäftigt waren, und ihre glänzenden Augen zu den seinigen erhob, getrübt durch eine Feuchtigkeit, welche des Lords Phantasie zu Thränen machte. Er konnte das Klopfen ihres Herzens fühlen, als er sie mit einem sanften Druck fest hielt; ja er hörte einen leisen schmerzlichen Seufzer, der sich in ihre schnellen Athemzüge mischte. Es ist überflüssig zu gestehen, daß er, während er dieß that, aufrichtig den Schmerz seines armen Lieblings theilte — den nächsten Augenblick darauf lachte er darüber, oder glaubte wenigstens darüber zu lachen.

Indeß wie unzählige Männer bey viel ernsteren Gelegenheiten vor ihm gethan haben, bald beschloß er, nicht mehr an seine Ratte oder ihren Kummer zu denken, sondern es ihr zu überlassen, sich einzurichten wie sie könnte, während er sich anderwärts glücklich machte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Bekanntlich sind in Irland wie in Großbritannien, den Niederlanden ꝛc. noch jezt statt unserer Oefen allgemein Kamine in Gebrauch.

Korrespondenz-Nachrichten.

London.

(Beschluß.)

Vor ein paar Tagen wurde eine Mulattin vor einen Friedensrichter gebracht, welche ohne irgend eine Ursache in einen Laden gekommen war, den sie durchaus nicht verlassen wollte, und endlich aus Muthwillen drey Fensterscheiben zerbrach. Als sie der Beamte fragte, wie sie heiße, erwiderte sie: „Fragen Sie den Grafen Powis;" wo sie lebe? Antwort: „Hier." Wo sie schlafe? Antwort: „Wo ich kann." Dieß war Alles, was aus ihr zu bringen war, und sie wurde für einen Monat in's Zuchthaus geschickt.

Zwey Frauenspersonen aus der Grafschaft Galway in Irland, welche einiges Vermögen besaßen, erhielten Heirathsvorschläge von zwey Männern, welche ihre Verwandten als unter ihrem Stande betrachteten. Die Liebhaber wußten daher die armen Mädchen zu bereden, mit all ihrer Baarschaft zu entfliehen, in der Absicht, sich heimlich mit ihnen trauen zu lassen. Eine gewisse Stunde in der Nacht ward anberaumt, wo beyde Paare an einem einsamen Orte zusammentreffen sollten. Es fügte sich indessen, daß eines der Mädchen früher an Ort und Stelle kam als das andere und die beyden Männer; und da sie sich allein sah, und entdeckt zu werden fürchtete, so versteckte sie sich. Nicht lange darauf kamen die Männer und ihre Freundin, welche letztere sogleich von den ersten ihres Geldes beraubt und vor ihren Augen von den Ungeheuern in einen brennenden Kalkofen geworfen ward. Sie nahm sogleich die Flucht, und erreichte, ohne von den Mördern bemerkt worden zu seyn, einen Karren auf dem Wege, dessen Eigenthümer sie unter das Stroh versteckte, und sie bis zum nächsten Polizeyposten brachte. Auf ihre Anzeige begab sich eine Abtheilung desselben an Ort und Stelle, und traf die beyden Schurken, die sie mit dem Gelde in ihrem Besitze ergriff. Die Unglückliche, welche in's Feuer geworfen worden war, war zur Kohle verbrannt, bis auf die Hände, womit sie sich oberhalb der Flamme angehalten hatte.

In einer eben erschienenen Schrift, mit dem Titel: Rights of the Poor (Rechte der Arme) werden die Einkünfte der verschiedenen milden Anstalten, zum Besten der Armen, folgendermaßen berechnet: In England 972.396 Pfund, in Wales 3,519, und in Schottland 53.077 Pfund, und also zusammen auf beynahe 1.029.000 Pfund Sterling.

Der unselige Partheygeist, welcher Irland so sehr bewegt, hat zu Dublin zwischen Hrn. Bric, einem vortheilhaft bekannten Advokaten, und einem protestantischen Sachwalter von York zu einem Zweykampf geführt, in welchem ersterer das Leben verlor.

Während ein englisches Schiff vor einigen Monaten an der Küste von Ceylon vor Anker lag, kam eine Boa-Schlange plötzlich an Bord, und schoß in die Kajüte hinab. Die Matrosen warfen ihr eine Schlinge über, worauf sich das Ungeheuer um ein Wasserfaß wand. Es ward endlich mit vieler Mühe mittelst einer Rolle in die Höhe gezogen, aber in dem Widerstand, den es leistete, drückte es das Faß so sehr, daß die mittleren Reifen desselben zu Boden fielen.

Die Regierung thut in der Stille Manches zur Unterstützung der noch immer leidenden Fabrikarbeiter, besonders durch die Vertheilung von Kleidungsstücken. Auch hat der König so eben ein Schreiben an den Erzbischof von York erlassen, worin er ihm aufträgt, in den Kirchen Sammlungen zum Besten derselben veranstalten zu lassen. Und da inzwischen der Handel sich hebt, und hier und da bereits neue Beschäftigung für die Fabriken herbeygeführt hat, so hofft man, daß der Winter friedlich vorübergehen, und im Frühjahr die Regierung durch Beförderung der Auswanderungen dem Fabrikstand noch mehr aufhelfen werde.

Die Weihnachtsfeyertage haben nichts Neues von Bedeutung hervorgerufen; in der italienischen Oper wird man in Kurzem Pacini's Sklaven in Bagdad geben.

Aus der Schweiz, Dec.

Auf mehreren Punkten der Schweiz ist in der jüngsten Zeit die Aufmerksamkeit auf Alterthümer, die der Boden mannichfach birgt, neuerdings gerichtet, und sonderlich durch die Eröffnung von Kunstmuseen in etlichen Hauptstädten aufgeregt worden. Neben einigen nicht fruchtlos gebliebenen diesjährigen Nachgrabungen im Kanton Waadt hat nun auch eine zufällige Entdeckung im Kanton Aargau stattgefunden. Der Eigenthümer eines, nahe bey Zofingen, an der Straße nach Luzern liegenden Landgutes ließ zu Anfang des Herbstes eine Feuerstelle zum Hanfrösten einrichten. Beym Ausgraben der Erde fanden sich in geringer Tiefe Stücke hart gebrannter Backsteine und Ziegel von einer jetzt nicht mehr gebräuchlichen Form, und bey mehrerem Suchen zeigten sich regelmäßig aus Backsteinen und hartem Mörtel gefügte Mauern, und ein Boden von hartem Cemente aus Kalk, mit groben Stücken gebrannten Thones vermischt, darunter ein zweyter von Kalk und Kies, und zu unterst ein dritter, aus großen Kieselsteinen mit Pflaster verbunden. Auf diesem dreyfachen Boden standen niedrige, nach oben dünnere Postamente von viereckigen Backsteinen, regelmäßig in Reihen, je zwey und zwey Fuß auseinander gestellt, auf jedem oben ein plattes rundes Stück. Bey weiterem Nachgraben zeigten sich die zerstörten Ueberreste ziemlich weitläufig gewesener Badeinrichtungen, die Auslaufkanäle des Badwassers, ein viereckiges Badgemach, wo noch viele einzelne Stücke weißen geschliffenen Marmors, mit dem es bekleidet war, herum lagen, viele Stücke von Kalkauftrag mit Fresko-Malerey, die an Wänden und Decke angebracht seyn mochte. Unter dem Schutte fanden sich auch Bruchstücke von runden Vasen, aus hellgrauer und dunkelgrauer, nur wenig gebrannter Erde. Noch wurden mehrere in allen Richtungen durch den Boden laufende Grundmauern, worunter eine aus sehr festem Cement, von Kalk und fein gerievenem Ziegelmehl bestehend, aufgedeckt, auch das Bruchstück des Fußgestells einer runden Säule gefunden. Als etwas seitwärts ein neues Versuchloch geöffnet wurde, zeigte sich hier, nur etwa anderthalb Fuß tief, der Anfang eines sehr schönen Mosaikbodens, welcher, sorgfältig abgedeckt, in einer Größe erschien, die, in der Schweiz wenigstens, noch selten vorgekommen ist. Er bildet ein etwas länglichtes Viereck, 18'2" breit, 22'3" lang. Die Hauptfigur, die sich immer wiederholt, ist ein sechseckiger Stern, an welchem sich kleinere Sechsecke schließen, in welchen abwechselnd ein Blatt, eine Tulpe oder eine Sternblume gezeichnet ist. In dem Sechsecke in der Mitte ist eine Rose. Die Grundfarbe der Zeichnung ist weiß (Alabaster aus dem Jura), die Bänder der Figuren dunkeldraungrau; die Blumen und Blätter roth, gelb, strohgelb und weiß, in schöner Abstufung. Der größere Theil ist sehr gut erhalten. Unter dem unmittelbar auf diesem Boden liegenden, viele Kohlen enthaltenden Schutte fand man eine bronzene Münze. Auf der einen Seite zeigt dieselbe ein schönes weibliches Brustbild, mit der Umschrift: Diva Augusta Faustina, auf der Kehrseite eine weibliche Figur, mit dem Zepter in der Hand, das Haupt mit einem Sternkranze umgeben, auf einem emporfliegenden Adler sitzend, mit der Umschrift: Conservatio, unten die Buchstaben S. C. Auch ein Stück sehr dickes hellgrünes Glas und ein kupferner Löffel fand sich vor, aber kein Hausgeräthe von Werth. — Der Magistrat von Zofingen will im künftigen Frühjahr weitere Nachgrabungen veranstalten lassen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 14.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 16. Januar 1827.

Ruodlie: Ihr ſeyd nicht klug! Ein unvernünftig Vieh?
Werni: Iſt bald geſagt. Das Thier hat auch Vernunft,
das wiſſen wir.

Schiller.

Lord Howth.

(Fortſetzung.)

Lord Howth ging nach Dublin: dort wurde er wieder in einen Strudel von Politik und Vergnügen hineingezogen, und wieder gejagt von Lady Loch-Erin und ihrer Tochter und zwanzig andern Haifiſchen ähnlicher Art. Seit zwey Wochen war das ſchwindlichte Treiben von Geſchäften und Luſtbarkeiten, — das uns, wenn wir in eine Hauptſtadt kommen, ſtets anfangs uns ſelbſt entzieht, — alltäglich für ihn geworden, und er hatte jezt Muße an ſeine früheren Begebenheiten zu denken. Indem er dieß that, fand er ſich eines Tages über dem Gedanken, was wohl aus ſeiner Ratte geworden ſey, und ob man ſie auch genährt und beſchüzt habe, wie er es hinterlaſſen hatte? den nächſten Tag darauf wünſchte er, er könnte das arme kleine Ding ſehen.

Gleichſam wie in Verbindung mit dieſem Wunſch lief noch dieſelbe Nacht, nachdem er ſeinen Diener entlaſſen hatte, unter dem Fuß eines Schirms mit einem kleinen freudigen Schrey eine Ratte hervor. Auch ohne den goldenen Faden um ihren Fuß würde Lord Howth die ſeinige wieder erkannt haben. Das Gefühl von Vergnügen, womit er das treue kleine Geſchöpf wieder ſah und ſeine zärtlichen Liebkoſungen erwiederte, wurde indeß mehr als aufgewogen durch ſein Erſtaunen über ihre Erſcheinung an dieſem Ort. Es war unbegreiflich. Sie mußte wenigſtens vierzig Meilen zurückgelegt und überdieß die belebteſten Straßen von Dublin durchſchnitten haben. Sie mußte alſo eben ſo fähig, eben ſo ſcharfſinnig, eben ſo geſchickt ſeyn, Wege zu finden und der Spur ihres Herren zu folgen als irgend ein Hund, deſſen in der Geſchichte gedacht wird; und da der goldne Faden ihre Identität außer Zweifel ſezte, ſo verlor er ſich in Verwunderung über dieſen unerwarteten Verſtand in einer ſo untergeordneten Thiergattung.

Lord Howth in Dublin war indeſſen ein ganz verſchiedener Menſch von Lord Howth in Roskerry; und da er ohnedieß bereits unangenehm berührt wurde durch die Stichelreden ſeiner Bekannten über die entſchloſſenen Nachſtellungen der Lady Olivia Loch-Erin, ſo beſchloß er, ſich nicht einem neuen Ridikule auszuſetzen, indem er dieſe zweyte Probe von dem Scharfſinn und der Zuneigung einer Ratte erzählte.

Da die Ratte vorſichtig zu Haus blieb, und, wenn Beſuche angemeldet wurden, ſich in den Hintergrund zurückzog, ſo war der Lord eine Zeit lang im Stande, ſein Geheimniß zu verbergen; aber als einſt zufällig einige von ſeiner Geſellſchaft zu Roskerry bey ihm einſprachen, wurden ſie einen Augenblick ſeinen ſeltſamen Freund anſichtig, wie er eben hinter ein Büchergeſtell ſchlüpfte; ſogleich forderten ſie nähere Auskunft, richteten Fragen an ihn, erzwangen Antworten und machten ſich, als ſie die Verlegenheit bemerkten, in die der Lord dadurch verſezt wurde, ein Vergnügen daraus, dieß Verfahren fortzuſetzen.

Die natürliche Reizbarkeit des Lords machte es ihm

unmöglich, immer auf ſeiner Huth zu ſeyn, und ein witziger Kopf, der auf dieſe Weiſe bemerkte, wie man ihm beykommen konnte, verfehlte nicht, ſeine Kräfte an ihm zu üben.

Bald wurde es dadurch unter allen verſuchten Witzbolden Mode, Lord Howth und ſeine Ratte bey ihren Mahlzeiten oder bey ihren Studien zu überraſchen, und mehr als einmal hörte er das Geflüſter: „Taſſo und ſein Hausfreund," „Sankt Antonius und ſein Ferkel," umlaufen, bis die Schwäche ſeines Temperaments auf die äußerſte Probe geſezt war, und er ſich verſucht fühlte, den Poſſenreißer niederzuſchlagen. Obgleich er ſeinen kleinen Bewunderer gelehrt hatte, ſich außer Geſicht zu halten, wenn er Geſellſchaft hatte, ſo gab er doch ſelten ein Diner, ohne von irgend einer albernen Perſon oder einem unter ſeinem Stand gebornen Fremden, der ihn zur Zielſcheibe ſeines Witzes machen wollte, gefragt zu werden, ob er ihnen nicht die Gunſt erzeigen wollte, ſie ſeine wunderbare Ratte ſehen zu laſſen? Damen fragten ihn, ob ſie ihm nie in das Parlament, oder in die Kirche folgte? ob er ganz gewiß ſey, daß er ſich die ganze Geſchichte nicht blos einbilde? kurz lange, ehe ſeine gewöhnliche Aufenthaltszeit in Dublin zu Ende ging, war Lord Howth durch eine Art von Verſchwörung, die ſich zum bloßen Scherz gegen ſeine Ruhe und gegen ſeine gute Laune gebildet hatte, bis zum Wahnſinn gebracht; denn wenn er auf Bälle und Aſſembleen ging, um Bemerkungen über ſein zu Hauſe bleiben zu entgehen, wurde er gejagt von Lady Olivia und auf verdeckte Weiſe von ihren Anhängern dekomplimentirt über ihre ſichtliche gegenſeitige Zuneigung. Und wenn er, um ſie zu vermeiden, zu Haus blieb, ſo wurde er von witzigen Bemerkungen und Beſuchen, um ſich zu erkundigen, ob er oder ſeine Ratte krank ſey, beſtürmt.

Endlich wurde er es ſo müde, ſeine Wuth länger im Zaum zu halten (denn in völlige Wuth hatten dieſe Scherze ihn verſezt), daß er männlich beſchloß, mit Beyden, mit Lady Olivia und der Ratte, abzubrechen und plözlich das Königreich zu verlaſſen.

Nachdem er alle ſeine Geſchäfte in Ordnung gebracht hatte, in der Abſicht, wenigſtens ein Jahr lang auf den Kontinent zu gehen, machte er in der Eile einige Abſchiedsbeſuche bey einigen wenigen wahren Freunden, und war eben im Begriff, aufzubrechen und ſich zu dem Kahn zu begeben, in welchem er das Dubliner Paketboot erreichen wollte, das ihn zuerſt nach England hinüberführen ſollte, als eine Anzahl ſeiner ſorg- und gedankenloſeſten „guten Bekannten" kam, um, wie ſie ſagten, ihn abreiſen zu ſehen.

Lord Howth hatte ſeine arme Ratte, wie er glaubte, zum lezten Mal geſtreichelt und geklopft und angeſehen; da es nicht wahrſcheinlich war, daß dieß Geſchöpf, während ſeiner Abweſenheit dem Gutdünken von Miethlingen überlaſſen, lange am Leben bleiben würde; noch weniger, daß ſie ſich zurückziehen ſollte nach Rockerry, wo ihr Herr nicht mehr zu finden war.

Er konnte die einfachen Worte: „Lebe wohl, mein armes kleines Thier" gegen die ganz bewegungslos und traurig ſcheinende Ratte nicht ausſprechen, ohne einen innerlichen Schmerz zu empfinden; und das Bewußtſeyn, in der That dadurch gerührt zu ſeyn, daß er eine hülfloſe Kreatur ſo verlaſſen ſollte, die auf eine unerklärliche, doch augenſcheinliche Weiſe an ihm hing, verbunden mit Reue und Selbſtverachtung, vermehrte ſeinen Verdruß bey dem Anblick der Perſonen, die ihn aus Gefühl und Humanität herausgeſpottet hatten.

Er hatte gerade ſein kurzes Adieu ausgeſprochen, als die Geſellſchaft Müſſiggänger gemeldet wurde. Aergerlich über die Maßen beeilte er ſich, ihnen auf der Schwelle zu begegnen, unter dem Vorwand, daß er keine Zeit zu verlieren habe; und ſtatt ſie in das Haus einzuladen, bat er ſie, unbeſonnen genug, ihn zu begleiten.

Unterwegs wurden unter andern Kapiteln unnüzen Gewäſches auch die beyden einander ſo ähnlichen Verfolgungen von Lady Olivia und der Ratte abgehandelt. Lord Howth wußte wohl, daß ein Mann von Stande, der kein Ridikule ertragen und es mit gleichgültigem Weſen zurückgeben kann, mit derſelben Verachtung angeſehen wird, wie der Soldat, der vor dem Feuer des Feindes davon läuft; eben ſo gut wußte er, daß wenn ein Streit und ein Duell aus ſeiner Empfindlichkeit über die gegenwärtigen Scherze hervorginge, er von aller Welt ausgelacht werden würde. Er fraß daher ſeinen Unwillen in ſich hinein, während lächerliche Situationen für ihn und ſeine beyden verliebten Verfolger ausgedacht wurden und der Witz mehr ſcharf und ſchneidend als glänzend um ſein Haupt blizte.

(Die Fortſezung folgt.)

Einige Worte über Talma.

(Beſchluß.)

Daß ihm die Kritik und folglich auch die Kritiker verhaßt waren, habe ich bereits oben angeführt. Dem Journale des débats, in welchem bekanntlich Geoffroy's Theateranzeigen erſchienen, blieb er auch noch nach deſſen Tode feind, beſonders da der Abbé Düriquet, welcher an Geoffroy's Stelle getreten war (derſelbe, welcher ſeine Theaterfeuilletons mit C unterzeichnet), vielleicht eben ſo ſehr aus innerer Ueberzeugung, als um Rache für die an ſeinem Freunde und Kollegen verübte Schmach zu nehmen, in die Grundſäze ſeines Vorgängers einging und ungefähr daſſelbe Urtheil über ihn fällte, ob er ihm gleich eine mildere äußere Form zu geben wußte. Nicht minder waren ihm die übrigen ſogenannten royaliſtiſchen Blätter verhaßt, nicht allein, weil ihm Kritiken hin und wieder wahre Urtheile

waren, d. h. weil sie verglichen, zusammenkellten und dann einen Schluß zogen, ohne sich durch eine bloße seichte materielle Lobhudeley zu entehren, sondern sie waren ihm auch aus andern leicht zu errathenden Gründen ein Gräuel. Um so inniger zeigten sich ihm die liberalen Blätter und er wieder ihnen befreundet; viele ihrer Redaktoren gehörten zu seinen intimsten Freunden, wie z. B. Jouy, Tissot u. s. w. Doch gab es auch unter diesen einige, welche seiner Darstellungsweise, besonders seiner unbedingten Huldigung des englischen Trauerspiels und seinem Bemühen, dasselbe, wenn auch nicht rein, wenigstens mit dem Französischen verschmolzen, auf die französische Bühne zu verpflanzen, nicht durchaus zugethan waren. Unter lezten stand Etienne oben an, dessen politische Grundsätze jedoch, in Folge einer Homogenität ihrer Schicksale, nichts weniger als verschieden von den seinigen waren.

Die religiösen Umstände, welche Talma's Tod begleitet haben, sind Veranlassung zu Aufsehen und Diskussionen geworden, durch welche dem Scheine nach die öffentliche Schicklichkeit nicht gewonnen hat. Leider war dieß ein Uebel, welches nicht zu vermeiden stand: weit entfernt, daß (wie es einigen, mit dem wahren Geiste des Katholicismus nicht vertrauten, Personen geschienen haben mag) der, von der kirchlichen Behörde gethane und drey bis vier Mal wiederholte Schritt im Geiste der Religion überflüssig gewesen seyn sollte, hat der würdige Prälat, welcher hier betheiligt ist, nichts als eine ihm obliegende Pflicht erfüllt, welche hier darin bestand, eine Formalität des Katholicismus zu beobachten, deren Nichtbefolgung zur Regel und somit auch dem Geiste desselben hätte gefährlich werden können. Wer überhaupt den öffentlichen Eindruck, welchen dieser Vorfall sowohl auf das Pariser als auswärtige Publikum gemacht, nicht blos mit den Augen der Neugierde betrachtet hat, dem kann die Bemerkung nicht entgangen seyn, daß das gegebene Beyspiel eben seiner Natur nach nicht zur Nachahmung einladen, sondern vielmehr davon abschrecken muß. Ueberhaupt wird der Religion nie etwas vergeben, wenn sie im Sinne ihrer selbst und konsequent mit sich handelt. Die Schritte, welche in Paris geschehen sind, werden in Rom, obgleich in einem andern Sinne, bey jedem irgend bedeutenden sterbenden Protestanten gethan, ohne daß der Geistliche, welcher aus eigenem oder fremden Antriebe damit beauftragt worden ist, im Fall eines Nichtgelingens, seine Würde oder die Religion für kompromittirt halten sollte; im Gegentheile würde ihn die Kirchendisciplin für strafbar erkennen, wenn er sich durch eine solche außerwesentliche Rücksicht von der Ausübung seiner Pflicht hätte abschrecken lassen wollen. Nicht blos Priester, sondern sogar Laven, glauben die Pflicht eines solchen geistlichen Zuspruchs auf sich zu haben, und üben sie in vorkommenden Gelegenheiten aus.

Am Schlusse dieses Artikels werde ich gewahr, daß vielleicht einer oder der andere Leser fragen dürfte, warum ich nur von Talma dem Tragiker gesprochen, und diejenigen Rollen, welche er auch in Lustspielen übernommen hatte, unerwähnt gelassen habe? Bis zu meiner Abreise aus Paris (vor fünf Jahren) beschränkten sich leztere auf eine einzige, dem Vater Michaut in dem bekannten, zum Lobe Heinrichs IV. geschriebenen Lustspiele: Les Héritiers de Michaut. Diese Darstellung war ein Kunststück, welches er alljährlich ein paar Male zu machen pflegte, um indirekt seine politischen Meynungen und seine Gefühle über die Umgestaltung der Dinge aussprechen zu können. Von innen aus ohne eigentliches geniales Leben zeichnete sie sich, wie zu erwarten, äußerlich durch Konsequenz und Methode aus, bey welcher sich die poetische Wahrheit durch materielle cadencirte Rhythmik in Pantomime und Deklamation ersetzen lassen mußte. Von der größeren bedeutenderen Rolle, welche er später im Duvalschen Lustspiele: L'Ecole des Vieillards, übernommen hat, kann ich nicht urtheilen, da dieß Stück erst nach meiner Abreise aus Paris auf die Bühne gebracht worden ist.

Anglomanie.

Es gab wenige Jahre vor der französischen Revolution eine Periode, wo es unter den jungen Leuten zum guten Ton gehörte, die Engländer nachzuahmen. Die Vernünftigeren nannten dieß Anglomanie, und dieß Wort war zum Sprüchwort geworden. Ein merkwürdiges Beyspiel ist aber folgendes: Ein von der Tages Sitte durch und durch angesteckter Hofkavalier ritt in vollem Trabe neben dem Wagen des Königs her, ohne zu bemerken, daß die Hufen seines Pferdes Kotd in die königliche Karosse warfen: „Vous me crottes, Monsieur!“ sagte der König. Der Reiter glaubte die Worte lauten: „Vous trottez“ und der Fürst mache ihm wegen seiner Geschicklichkeit im Reiten ein Kompliment; er antwortete daher: „Oui, Sire, à l'Anglaise.“ Der gutmüthige Monarch zog das Glasfenster vor, und sagte blos zu dem Edelmann, der neben ihm im Wagen saß: „Voilà une Anglomanie bien forte.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 3. Dec.

Scribe ist nun fast der einzige Herr der Pariser Bühne; kein andrer dramatischer Schriftsteller kann sich solch eines Beyfalls rühmen, keiner arbeitet leichter, geistreicher und glücklicher als er. Sein Vaudeville, die Vernunftheirath,

das erst seit sechs Wochen gegeben wird, hat dem Théâtre de Madame schon hunderttausend Franken eingebracht, und wird ihm wahrscheinlich noch eben so viel, wo nicht noch mehr einbringen, da es fast alle Tage gegeben wird, und ganz Paris es sehen will. Die deutschen Bühnen werden wahrscheinlich auch Nutzen davon ziehen, wie sie mit andern Scribeschen Stücken thun; denn man sieht hier wenigstens die Vernunftheirath als ein's der besten, oder was für den Erfolg dasselbe ist, als ein's der geistreichsten, anzüglichsten Stücke an, die er geliefert hat, obschon man ihm darin einige Unwahrscheinlichkeit zu gute halten muß, wie in manchen andern seiner Dichtungen. Einige Personen haben vermuthet, Scribe habe in diesem Vaudeville der herrschenden Partey schmeicheln, und durch die Vernunftheirath eines Mädchens, das auf den Sohn eines Generals und Herrn von ** Verzicht leistet, und sich mit einem Invaliden begnügt, und glücklich wird, die von den Kanzeln und von den ministeriellen Blättern gepredigte Ungleichheit der Stände in einer dramatischen Lektion einschärfen wollen; allein da der Sohn des Generals, Herrn von **, in dem Scribeschen Stücke ein liederlicher Kerl ist, der die Mädchen verführt, und sich über sie lustig macht, wogegen der Invalide ein redlicher Mensch ist, so läßt sich eher eine andere Lektion aus dem Stücke herausziehen, die nämlich, daß ein armes Mädchen den Schmeicheleyen und Bitten eines reichern mißtrauen soll, und eher in einer Verbindung mit ihres Gleichen ihr Glück finden kann. Diese Moral ist freylich nicht neu, allein sie ist zu allen Zeiten anwendbar, und vermuthlich, weil sie allgemeinen Gebrauches ist, hat sie viel zur guten Aufnahme des besagten Vaudevilles beygetragen. Die komische Oper möchte auch gern mit Scribe arbeiten, und durch ihn bereichert werden, allein hier ist die Aufgabe schwieriger. Ein witziger Text ist hier nicht genug, es gehört noch eine reizende Musik dazu. Boyeldieu arbeitet, aber langsam, oder braucht Erholung zwischen seinen Kompositionen. Auber ist zwar immer flink, und schreibt Operetten fast mit eben der Leichtigkeit, womit man sie in Italien setzt; aber man sieht es auch seinen Operetten wohl an, daß sie flüchtig gearbeitet sind; der leichte gefällige Styl ist ihm nun einmal eigen, und schwerlich wird er je etwas Ernstes, Tiefgedachtes liefern. So hat er eben hier mit Scribe ein neues Stück aufführen lassen, Fiorella, oder die Bublerin, dessen erste Darstellung kalt aufgenommen wurde. Man war weder mit dem Texte noch mit der Musik zufrieden; indessen ereignet es sich zuweilen, daß bey den folgenden Darstellungen, vermittelst einiger Abkürzungen und Verbesserungen, das Publikum wieder auf eine andere Meynung gebracht wird, und sich allmählig herbeyziehen läßt, um ein Stück zu sehen und zu beklatschen, das es mit Murren empfangen hatte. Jedoch wird Fiorella schwerlich zu den bessern Dichtungen Aubers und Scribes gezählt werden, noch sich eines Beyfalls erfreuen, wie Scribes und Boyeldieus Dame blanche genossen hat, und noch fortwährend genießt. Seit sechs Monaten gibt die komische Oper diese beliebte Operette zwey oder drey Mal jede Woche, und immer ist der Saal, wo nicht ganz, doch wenigstens ziemlich voll. Eine Menge Tonkünstler haben sich über die Themata der Dame blanche durch Variationen, Phantasien, Potpourris u. s. w. geübt; außer dem Calife de Bagdad und dem Chaperon rouge ist keine neue Operette Boyeldieus so populär geworden als jene, und erst nach der Dame blanche hat der Munizipalrath seiner Geburtsstadt Rouen ihm ein Gastmahl gegeben, und ihm feyerlich eine zu seinen Ehren geschlagene Denkmünze überreicht. Jean de Paris mag bey Kunstkennern mehr gelten; das große Publikum findet mehr Behagen an den erwähnten Operetten, und besonders an der Dame blanche. Vielleicht hat Scribe oder ein andrer Dichter wieder das Glück, Boyeldieu einen Text zu liefern, der sein musikalisches Genie wieder in Glut versetzt, und ihm einen zweyten Kalifen oder einen andern Jean de Paris eingibt. Boyeldieu und nach ihm Auber sind jetzt die einzigen Stützen der komischen Oper, und von allen den jüngern Künstlern, die in den letzten Jahren nach Italien und Deutschland geschickt worden sind, um sich im musikalischen Fache auszubilden, hat sich bisher keiner durch Operetten hervorgethan, und Herold allein hat etwas in diesem Fache geleistet. Panseron, ein anderer Zögling der hiesigen Musikschule, setzt meistens nur kleine Gesangstücke, und singt sie selbst recht gut; ein Talent, das in Pariser Gesellschaften sehr gesucht wird, und womit ein Tonsetzer oft weiter kömmt, als mit einer Oper. Des Mangels an Opernsetzern ungeachtet, klagt man doch darüber, daß die Direktion der komischen Oper zu viel neue Stücke bey Seite läßt oder zurückweist; natürlich kommen diese Klagen von den Tonsetzern selbst her; vielleicht will die Direktion es nicht wagen, Stücke von jüngern Tonkünstlern aufzuführen, deren Ruf noch nicht begründet ist, und von denen es ungewiß ist, ob sie wie ein Boyeldieu oder ein Auber das Publikum herbeyziehen, und den Aufwand einer neuen Oper ersetzen werden. Es kann jedoch unter den jüngern Tonkünstlern einige geben, die nur Aufmunterung und Gelegenheit bedürfen, um sich auszuzeichnen, und für diese wäre es allerdings zu wünschen, daß das Odeontheater auch das Recht bekäme, neue Operetten aufzuführen, wie man schon seit einigen Jahren darauf dringt. Bis jetzt hat dieses Theater nur alte, oder aus fremden Sprachen übersetzte, und aus bekannten fremden Stücken zusammengetragene Opern aufführen können, worüber es sich eben nicht zu beklagen gehabt hat; denn Webers Freyschütz oder Robin des Bois hat ihm mehr eingebracht, als ihm wahrscheinlich zehn neue Stücke lebender französischer Künstler eingebracht haben würden. Aus Dankbarkeit hat dann letzte Woche die Direktion des Odeons der Familie Webers — zwar keine Unterstützung, sondern — eine Benefizvorstellung bewilligt, wobey sich das Publikum an Weber'scher Musik satt hören konnte; denn außer dem Freyschütz wurde auch noch Preciosa gegeben. Diese Preciosa war bekanntlich schon einmal auf der Odeonbühne so zu sagen durchgefallen; allein da man dießmal den Text abgekürzt und verbessert, und auch die Musik an einigen Stellen abgeändert hatte, ungefähr nach dem Geschmacke des Pariser Publikums, so hoffte die Direktion dießmal auf ein sichereres Gelingen. Der Ertrag der Vorstellung hat sich auf 7000 Franken belaufen, allein in der Hoffnung, eine andre Weber'sche Oper als den Freyschützen in Aufnahme zu bringen, wurde die Direktion getäuscht: denn auch in der verbesserten oder abgeänderten Gestalt fand man an der Preciosa wenig Behagen; es scheint also so ziemlich ausgemacht zu seyn, daß die Pariser in keiner andern Weber'schen Oper als im Freyschützen, wahre Genialität entdecken, und daß kein anderes Stück dieses Meisters je in Frankreich sich auf der Bühne wird erhalten können. Dieß ist schlimm für das Odeontheater; denn wenn auch die andern Weber'schen Stücke Beyfall gefunden hätten, so hätte es noch lange aus dieser Quelle schöpfen können; wo soll es aber nun schöpfen, da auch schon die Rossinischen Opern für diese Bühne großentheils benutzt worden sind? Die mit so vielen Kosten unterhaltene italienische Oper leidet jetzt an einem andern Gebrechen: denn ihr fehlt es eben nicht an Meisterstücken, wohl aber an einigen Meistersängerinnen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 15.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 17. Januar 1827.

Schau hin, dort geht der Lord von Clankerthon
sein Stammbaum ist so lang als jene Elle,
womit sein Ahnherr in der City maas,
nicht länger als der Stamm der Merino's,
mit deren Wolle sein Papa gehandelt;
und so berühmt sind diese Clankerthony
als jenes edle Thier, aus dessen Fell
man ihr Diplom und Pergament gegerbt.

Spencer.

Der englische Adel.

Wenn man die Schriften über die englischen Pairs liest, muß einem nothwendig der Umstand auffallen, daß dieser stolze Adel, der mit aristokratischer Verachtung auf jedes nützliche Gewerbe, sogar auf den Handel herabsieht, auf dem das Gebäude der brittischen Wohlfahrt ruht, so gar wenig Anspruch auf hohes Alter machen kann. Es würde den Mitgliedern dieses Adels so schwer fallen, ihren Stammbaum bis Noah hinaufzuführen, als dem niedrigsten Bauer auf ihren Gütern.

Die erste Epoche der brittischen Geschichte beginnt mit Julius Cäsar. Die alten römischen Familien befanden sich damals in ihrem höchsten Glanze, sie zählten Venus und Anchises zu ihren Ahnen, opferten dem Herkules als ihrem Beschützer und Freunde und zählten unter ihren jüngern Söhnen Imperatoren, Diktatoren und Konsuln, und diese Pairs können ihre Genealogien nicht einmal bis zu den tatowirten Prinzen an Caractacus Hofe hinaufführen!

Die zweyte Epoche ist die von Vortigern; sie ist um vier Jahrhunderte jünger, aber der englische Adel hat eben so wenig Anspruch daran. Wieder vier Jahrhunderte weiter kommen wir auf den Sachsen Egbert; auch von seinen Pairs finden sich keine Repräsentanten in den heutigen aristokratischen Familien. Mehr als zwey Jahrhunderte später fand die Eroberung statt, und vielleicht nicht Ein Mitglied der Kammer der Lords kann seine Abkunft von Wilhelms Begleitern mit Sicherheit erweisen.

Ueberdieß hätte man nicht Ursache, auf eine solche Abkunft sehr stolz zu seyn; der normännische Adel begleitete Wilhelm bey seinem Einfall in England nicht; er hatte blos den Auswurf der Bevölkerung bey sich, und die englischen Familien, die durchaus so weit hinaufreichen wollen, gestehen damit unbewußt, daß sie von Wilhelm [illegible] Kärruer, Hugo dem Schneider, Wilhelm [illegible] Trommler u. s. w. abstammen, oder sogar von Individuen, die gar keinen Namen hatten und die man blos mit dem Namen der Städte oder Provinzen bezeichnete, aus denen sie weggejagt worden waren, St. Quentin, St. Denis, Verdun, Champagne u. s. w., auf welche Art man heut zu Tage noch in Frankreich die Bedienten bezeichnet.

Nur eine sehr kleine Anzahl von Pairs schreibt sich von den Plantageners her; und die Familien, die bis zu den Kriegen der beyden Rosen hinaufreichen, die nur zweyhundert Jahre älter sind als die Thronbesteigung des Hauses Hannover, betrachten ihren Adel als sehr alt.

Vergleicht man den englischen Adel mit dem Adel im übrigen Europa, so wird dieß noch auffallender. Dante, der unter der Regierung Eduards II. starb, spricht in der Divina Comoedia von mehreren italienischen Häusern, deren Ursprung sich damals schon in der Nacht der Zeiten verlor und die noch jezt bestehen. In der Kammer der

Lords sucht man vergeblich seine Zeitgenossen, nicht Einer verdankt seinen Titel der Freygebigkeit Eduard Langbeins. Mehrere der venetianischen Patrizierfamilien, die tausend oder zwölfhundert Jahre lang die Souveränität über anderthalb Viertheile des römischen Reichs ausübten, erweisen authentisch ihre Abkunft von den Gründern der Republik im fünften Jahrhundert; wo aber sind in England die Söhne von Hanzists und Horsas Höflingen?

Die Großen der pyrenäischen Halbinsel stammen größtentheils von den gothischen Edelleuten, die sie eroberten. In den Balladen, welche die Siege der Mendozas, der Palafox über die Mauren besingen, findet man dieselben Namen wie in der Madrider Zeitung, wenn sie von den Handküssen und den Feyerlichkeiten an Ferdinand des Vielgeliebten Hofe Bericht erstattet; und vor mehr als zweyhundert Jahren führt der Verfasser des Don Quixote als sehr alt Familien an, die jezt noch in voller Blüthe stehen.

Die Nachkommenschaft jener ersten christlichen Barone, der Gefährten Pipins und Karls des Großen, welche der Sturm der Revolution verweht hatte, ist von Neuem an Frankreichs Horizonte erschienen. Uebrigens stammt bey weitem nicht der ganze französische Adel aus jener Zeit; ja er ist nach dem englischen der neueste von allen. Aus Gelegenheit eines Streits, der sich unter der Regentschaft zwischen dem Parlament von Paris und den Pairs über einen Punkt der Etiquette erhoben hatte, überreichte das Parlament dem Herzog von Orleans eine Denkschrift, in welcher man zu beweisen sucht, daß viele Parlamentsfamilien, die man ungerechter Weise für bürgerlich halte, sogar älter seyen als die meisten Pairsfamilien, von denen mehrere aus den niedrigsten Klassen abstammen.

Nach dieser Schrift war der Herzog von Lupes der Sohn eines Prokurators in Morai, Namens Albert; er und seine beyden Brüder waren Anfangs so arm, daß sie miteinander nur Ein Kleid hatten, mit dem sie abwechselnd in's Louvre gingen. Nach ihrer Erhebung behaupteten sie von den Alberti, einer berühmten florentinischen Familie abzustammen. René Viperrot, der wahre Name des Herzogs von Richelieu und des Herzogs von Aiguillon, war Flötenspieler beym Kardinal Richelieu gewesen. Der Kardinal gab ihm seine Schwester zur Frau, weil sie sich in ihn verliebt hatte. Der Stammvater der Villeroi's ist ein Fischhändler, der später in Franz I. Küche diente. Der Marschall de la Meillerac, der Vater des lezten Herzogs von Mazarin, war der Sohn eines Advokaten vom Pariser Parlament, dessen Vater Apotheker in Pontenay war. Der älteste Sohn einer alten Familie in Languedoc wollte seinen Stammbaum machen lassen und vertraute seine Papiere einem berühmten Feudalisten an; nach sorgfältiger Untersuchung entdeckte dieser, daß einer seiner Vorfahren im dreyzehnten Jahrhundert Henker in Carcassone gewesen war.

Dank seinen Kapiteln und einigen andern Instituten, ist der deutsche Adel nächst dem venetianischen und italienischen derjenige, dessen Alterthum am sichersten erwiesen ist. Georg IV. z. B. kann auf unwiderlegliche Weise darthun, daß er von einem Zeitgenossen und Gefährten Attilas abstammt. Aber umsonst würde er sich bey seinen großen Levers nach den Repräsentanten von Familien umsehen, die nicht mehr als tausend Jahre jünger wären; er fände nicht sechs Individuen, die in das ehemalige Straßburger Kapitel hätten aufgenommen werden können.

Der celtische Adel Irlands, die O'Neils, die O'Briens, O'Donnel, O'Conor dürfen auf den englischen Adel weit herabsehen; ohne allen Zweifel sind seine Ahnen Könige, die zur Zeit der sächsischen Dynastien in England lebten.

Trotz des geringen Alters des englischen Adels hat man abergläubische Achtung vor ihm. Man dürfte übrigens wünschen, er möchte etwas älter seyn, wenn, wie eines seiner Mitglieder, Lord John Russel, behauptet, die Tugend fast immer unzertrennlich von der Geburt ist. Se. Herrlichkeit mag ihre guten Gründe haben, diejenigen, die in den untern Klassen der Gesellschaft geboren sind, zu verachten und zu behaupten, daß gemeines Blut mit den Azurfluten, die in erlauchten Adern rollen, nichts gemein habe. Er hätte aber nicht vergessen sollen, daß die Geschichte des englischen Adels die Geschichte weniger Generationen ist, und daß seine Ansprüche auf alte Herkunft so lächerlich als abgeschmackt sind. Sonderbar ist, daß diese Titel je höher desto neuer sind; die Herzoge sind größtentheils von gestern, die Marquis von vorgestern. Gleichfalls verdient Erwähnung, daß der größte Theil des englischen Adels von dem jüngsten der drey Zweige der englischen Familie stammt, nämlich von den Abenteurern und Glücksrittern, die Wilhelm den Bastard begleiteten; während man in der untern Klasse, wie man sie nennt, unter zwanzig Namen kaum Einen von normännischem Ursprung findet; fast alle sind sächsisch oder celtisch. Die plebejischen Familien sind demnach wirklich älter als die andern.

Lord Howth.

(Fortsezung.)

Viel Vergnügen machte es seinen Begleitern, als einer von der Gesellschaft Lord Howth ernstlich in Furcht zu sezen suchte, indem er ihn an die Familienprophezeihungen erinnerte; aber der Lord hörte zu mit stoischem Gleichmuth, und seine Fassung wurde nicht gestört, bis er an das Gestade kam, und indem er auf das Boot wartete, plözlich seine Ratte erscheinen sah, keuchend und staubbeschmuzt und kaum noch im Stande, ihre entstellte kleine

Gestalt gegen ihn hinzuschleppen. Sie war also seiner Spur von dem Phönixpark her gefolgt!

Bey diesem rührenden Anblick konnte Lord Howth sich nicht enthalten, in einem natürlichen Ausbruch seines Gefühls auszurufen: „Ach! mein armes kleines Geschöpf, was soll ich thun mit dir?" Das Gelächter seiner Begleiter war nun unauslöschlich; sie bestürmten Se. Herrlichkeit mit so oft wiederholten Ausbrüchen desselben, daß er endlich in einer zornigen Aufwallung in das Boot sprang und den Bootsleuten gebieterisch befahl, vom Ufer abzustoßen.

Sich scheuend im nächsten Augenblick das Boot zurück zu befehlen, fühlte er sich doch eines Verbrechens schuldig, als der Sturm der Leidenschaft vorüber war und er auf das Gestade zurückblickte, wo er seinen Liebling so verlassen hatte; mit jedem Schlage der Ruder wurden seine Empfindungen schwermüthiger und unerträglicher.

Wir sind gewiß nie so feindselig gegen andere, als wenn wir in Feindschaft mit uns selbst sind; und Lord Howth, nun in seiner schwärzesten Laune, versprach daher, als Mitpassagier im höchsten Grade widerwärtig zu werden. Dieß schreckte indessen einen seiner aufgeweckten Bekannten, der zum Unglück in demselben Paketboot die Ueberfahrt machen wollte, nicht ab, ihm in einem andern Kahn zu folgen und neben ihm Platz zu nehmen.

In solcher Gesellschaft dauerte die finstere Laune des Lords die ganzen vier-und-zwanzig Stunden ihrer Reise; am Schluß dieser kurzen Periode fand unser Held sich mit andern Passagieren bey einem trefflichen Mahl im Gasthof zu Holyhead.

Nach Tisch sahen sie der Ankunft eines andern kleinen Schiffes entgegen, das beynahe zu derselben Zeit mit dem Paketboot abgesegelt und nun im Begriff war, in den Hafen einzulaufen, als plötzlich der Peiniger ausrief:

„Was wollen Sie wetten, Howth, daß entweder Lady Olivia oder Ihre Ratte in dieser Schmacke mit herüber gekommen ist? ich will jede Bedingung eingehen, die Ihnen gefällig ist."

„Mein Leben gegen das Ihrige, Sir, keine von beyden!" war die ärgerliche Antwort, die in dem Moment gegeben wurde, während der Lord eine große Austerschaale untersuchte, die er vom Boden aufgenommen hatte. In demselben Augenblicke steckte eine Ratte ihren Kopf aus einer Höhle in dem Getäfel des Zimmers; entrüstet durch dieß lächerliche Zusammentreffen warf Lord Howth die Schaale mit wüthender Gewalt von sich; sie traf das Thier, als es im Begriff war, fortzuspringen und streckte es sogleich todt darnieder.

Aber das arme kleine Geschöpf hatte ihn angeblickt und geschrien, eh' es fiel. Sein sterbender Schrey machte den Lord schaudern. Er sprang mit ahnungsvoller Unruhe hinzu, und als er sah, daß es in der That seine eigene Ratte war, die nun in ihrem Blute gebadet vor ihm lag, so wandte er sich mit der Wuth eines Rasenden gegen den jungen Mann, dessen Thorheit ihn hierzu herausgefordert hatte. Ohne Zweifel würde er ihn auf der Stelle seiner blinden Rachsucht geopfert haben, hätten nicht andere Personen sich in's Mittel gelegt, und Lord Howth von einer schwereren Schuld bewahrt, als die, welche er jezt beklagte.

Die Wuth seines Schmerzes war in der That der seines Zornes so gleich, daß in die Mißbilligung der Umstehenden sich Mitleid und Bedauern mischte. Der junge Mann selbst, der die Veranlassung gegeben hatte, war so gerührt durch das was er sah, daß er keinen Anstand nahm, dieß Gefühl zu gestehen, und Lord Howth um Verzeihung zu bitten. Diese wurde ihm mit Widerstreben gewährt, unter der Bedingung, daß sie, statt den Rest ihrer Reise gemeinschaftlich fortzusetzen, sich hier trennen sollten.

Ein Geschäft, das die Gegenwart des Lords erforderte, rief ihn nach London; er blieb dort nur so lange, bis es vollendet war, eilte dann nach Dover, ging hinüber nach Frankreich und durchschnitt zwey Jahre hindurch die schönsten Gegenden des Kontinents.

Aber Lord Howth war nicht mehr derselbe Mensch; der sterbende Blick und der sterbende Schrey seines treuen kleinen Thierchen's beunruhigte seine schlafenden und wachenden Stunden, und verbitterte jene geistigen Genüsse, die vielleicht er vor allen am meisten fähig gewesen wäre auf dem klassischen Boden von Italien und Griechenland zu finden. Er wandelte unter den riesigen Schatten des Coliseums, und stand auf der schweigsamen Ebene von Marathon mit Gefühlen, die getrübt und vergiftet waren durch Selbstvorwürfe.

Er klagte sich unaufhörlich selbst an, nicht wegen der unabsichtlichen That des Mordes (wie er streng die Vernichtung der Ratte nannte), sondern wegen der pflichtwidrigen Hingebung an eine Leidenschaftlichkeit, die, so begünstigt, eben so gut zu der Vernichtung eines menschlichen Wesens hätte führen können. Und gewiß, wenn auch der Streich, welcher den Tod gegeben hatte, nur die bewußtlose Handlung eines außer sich Seyenden war, so konnte sie doch nicht schuldlos seyn, da sie unmittelbar seine Strafe mit sich gebracht hatte, indem sie ihn auf die grausamste Weise des unschuldigen kleinen Geschöpfes beraubte, das ihn liebte und ihm mit so treuer Anhänglichkeit folgte. Dazu kam die Bitterkeit, die in der Idee lag, daß man die That einer Furcht zuschreiben könnte, die er in Folge der alten Wahrsagung hegte, welche seine Familie betraf.

Wechselsweise durch diese beyden Vorstellungen gequält, wurde Lord Howth nach und nach düster und übel-

launig; er reiste allein, sah alle merkwürdigen Gegenstände allein; mied alle Vergnügungen, und verlor bald völlig seine Gesundheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Blüchers Standbild in Berlin.

Romanze.

Auf der Wahlstatt steht der Marschall,
In der Hand das Schwert entblößt,
Das den Freunden Muth und Hoffnung,
Schreck den Feinden eingeflößt.

Wenn er in der Schlacht es regte,
Das Geschütz in seinem Grimme,
Die Kanonen mußten schweigen
Vor dem Donner seiner Stimme.

„Vorwärts" rief der Fürst der Wahlstatt
Unter schweren Schwertesstreichen;
Die Kartätschen, die Haubitzen,
Und die Feindesschaaren weichen.

Auf der Wahlstatt schaut der Marschall
Seiner Thaten reifen Lohn;
Unter seinen Füßen seufzet
Ein zerschmettertes — Kanon.

K. Simrock.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 3. Dec.

(Beschluß.)

Die prime donne sind in Europa so selten, daß sich die Theater zu Paris, London, Neapel die wenigen vorhandenen einander gleichsam leihen müssen, damit keines derselben zu Grunde gehe; so reisen dann die Pasta und die Fodor von Frankreich nach England, von England nach Italien, und die Directoren verstehen sich brüderlich, um von Zeit zu Zeit ihr Publikum mit einer Prima Donna zu ergötzen. Zwar trägt noch manche andere Sängerin den Titel Prima Donna neben jenen wenigen; allein eine gewöhnliche stehende Prima Donna hat für die große Welt, die ihre Logen in der Pariser und Londoner opera ital. theuer bezahlt, keinen Reiz: sie verlangt mit Recht für ihr schweres Abonnement die ersten Singtalente Europas zu hören. Vor einem Jahre war die italienische Oper in Paris reich, denn sie besaß die Pasta und die Fodor zusammen, und sie war, beynahe verlegen, wie sie sich mit den beyden Nebenbuhlerinnen, die schon aneinander gerathen waren, abfinden sollte. Hätte der Directeur des beaux arts, Vicomte de la Rochefoucauld, die Sache nicht durch eine leckere Tafel, guten Wein, höfliche Worte und Geld aus der königlichen Kasse ausgeglichen, so wäre Paris vielleicht zum Wettplatze zwischen den beyden Nebenbuhlerinnen geworden. So aber ging Alles vor der Hand gut; die Pasta blieb und die Fodor ging nicht fort; da im Sommer darauf die Pasta einige Wochen lang die Londoner ergötzte, so kam unterdessen die Sontag und ersetzte den einstweiligen Verlust, und weil man nicht zu vorsichtig seyn kann, so traf man mit der Letztern Verabredungen fürs Jahr 1828, obschon sich unterdessen manches ändern kann, besonders an einem Theater. Jetzt aber sehen die Sachen anders aus. Die Pasta ist nach Neapel gegangen, die Fodor ist, ich weiß nicht wo, und die Sontag erwartet in Berlin das Herannahen des Jahres 1828. Unterdessen hat die italienische Oper in Paris gar keine Prima Donna ersten Ranges, es sey denn die Dem. Cinti; da diese aber in Paris wohnt, auch in der französischen großen Oper auftritt, und da man sicher ist, sie immer zu hören, so erregt sie natürlich keinen Zulauf. Bey so bewandten Umständen hat der Directeur des beaux arts, oder der unter ihm stehende Theaterdirektor einen Entschluß gefaßt, den die ministeriellen Blätter für weise ausgegeben haben, und der es wirklich auch ist, wofern die Weisheit darin besteht, daß man den einzigen Weg einschlägt, der einem in einer mißlichen Lage übrig bleibt. Man schließt nämlich an den meisten Tagen, an welchen die italienischen Vorstellungen statt zu haben pflegen, das Theater zu, und läßt die Sänger und Sängerinnen spazieren gehen, oder sich auf sonstige Art vergnügen, bis daß der Himmel oder der Zufall dem Director einmal wieder eine Prima Donna bescheert. Es gibt das ganze Jahr hindurch, und während des Winters besonders, Unterhaltung und Belustigung genug in Paris für die große Welt, um allenfalls die italienische Oper entbehren zu können; die königliche Kasse wird freylich darunter leiden, denn Sänger, Orchester und andre vom Theater abhängige Personen müssen doch immer fort bezahlt werden. Dieß ist großentheils des Hrn. Vicomtes Schuld; denn hätte der nicht die italienische Oper auf einen so hohen Fuß gestellt, daß sie nur noch von den Reichen besucht werden kann, so würde das Publikum auch keine so hohe Erwartungen hegen, und sich mit den noch vorhandenen guten Sängern und Sängerinnen begnügen. Die große französische Oper hat nach Rossinis Mahomet nichts Neues hervorgebracht, und zehrt hauptsächlich von ihren Balletten. Das Théâtre français errichtet Talma eine Bildsäule, hat aber noch niemand gefunden, um ihn zu ersetzen. Indessen hat es doch in der letzten Zeit einige neue Trauerspiele aufgeführt, als Rosamunde, (vermuthlich nach dem Englischen des Mason), und Marcel, ein Trauerspiel von Rougemont, der den Stoff dazu aus der Geschichte der bürgerlichen Unruhen in Paris, während der Gefangenschaft Johanns in England genommen hat, oder vielmehr aus einem prosaischen Stücke ähnlichen Inhalts von Sedaine. Bey allen den neuen Trauerspielen, die seit einem Jahre auf dem Théâtre français und auf der Odeonsbühne gegeben worden sind, sieht man auch nicht das mindeste Streben der Verfasser, sich eine neue Bahn zu brechen; alle sind in der gewöhnlichen Form der französischen Trauerspiele gegossen: so daß das Aufreizen der Zeitschrift Le Globe zu Versuchen andrer Art bisher ohne Erfolg geblieben ist. Entweder haben die Dichter kein Genie, um solche Neuerungen zu versuchen, oder sie fürchten sich zu sehr vor dem Publikum, das an solche Neuerungen vielleicht allmählig gewöhnt werden muß. Indessen sollte der geringe Beyfall, der allen jenen nach der beliebten klassischen Form bearbeiteten Dichtungen zu Theil geworden ist, die Verfasser abhalten, ferner auf der alten Bahn fortzuschreiten. In andern Dichtungsarten lassen sie schon mehr Kühnheit blicken; am Theater haben sie aber das regelrechte Parterre vor sich, mit dem nicht zu spaßen ist; denn ein neues Stück ist bald ausgepfiffen und durchgefallen, welcher Dichter hätte wohl den Muth, sich dieser Gefahr auszusetzen! Somit bleibt es beym Alten. Auf den kleinern Theatern, wo weniger Zwang herrscht, und das Publikum nur zufrieden ist, wenn man es belustigt, sind auch die Dichter kühner; hievon zeugen le Bénéficiaire, le Chiffonier, und neuerdings die Abenteuer mit der Diligence, eine Posse, die auf vier oder fünf verschiedenen Poststationen vorgeht, und also die sonst so gepriesene französische Regel der Einheit des Orts auf eine sonderbare Art verletzt. Allein die Zuschauer der kleinern Theater nehmen es mit den Farsen nicht so genau, so wie sich das Publikum der Boulevards oder Volkstheater die abenteuerlichsten Kriminalgeschichten darstellen läßt, wenn nur recht viel Verrätherey und Schelmstücke darin vorkommen, und die Tugend im letzten Auftritte wieder zu Ehren gelangt.

Dg.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 16.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 18. Januar 1827.

Die Sonne sinkt. Ein purpurfarbner Duft
Schwimmt um Savoyens dunkle Tannenhügel;
Der Alpen Schnee entglüht in hoher Luft,
Genevа malt sich in der Fluten Spiegel.
Matthisson.

Reise von Wallenstadt nach Genf.

Flüchtige Zeichnungen. 1825.

1.

Die Seefahrt von Wallenstadt bis Weesen war durch widrigen Wind anfangs langweilig. Dieser legte sich bald, und nun wurde sie durch die prachtvolle Abendbeleuchtung der phantastischen Glarner Bergformen eine der anzenehmsten, die gemacht werden können. Noch vergoldete die scheidende Sonne jene Riesenhäupter, als wir zu Weesen vor dem Gasthof zum Schwert an einem stattlichen, von großen Quadern zusammengesezten Kay landeten, wo man einst Sumpf und Moder durchwaten mußte. Ueberhaupt haben die Umgegenden von Wallenstadt und Weesen auf eine Weise sich umgestaltet, daß sie keinem Reisenden, der vor Eröffnung der Linthkanäle so schnell als möglich ihnen zu entkommen strebte, in ihrer gegenwärtigen Verwandlung noch erkenndar sind. An die Stelle der alten pesthauchenden Sümpfe und unübersehbaren Schilfbreiten sind üppige Wiesen, Viehweiden, Gemüsegärten und Bauerngehöfte getreten.

Folgenden Tags unternahm ich den Gang nach beyden Kanälen. Der Glarnerkanal geht in den See, der andere ist der Abfluß des See's, der vormals die Maag hieß, von keinem Bette geregelt wurde, und meilenweit die scheußlichen Versumpfungen bildete, welche den Dunstkreis dieser unglücklichen Landstrecke vergifteten. Jezt strömt die Maag unter dem Namen Linth in einem herrlichen für Jahrhunderte berechneten Kanale, der die Schiffahrt beyder Seen verknüpft. Er hat drey Stunden Länge, die eine Barke in anderthalb Stunden zurücklegt.

Mit frohem Erstaunen sahe ich nun die Lintharbeiten in ihrer Vollendung. Alles, was ich prophetisch mir davon versprach, ist in Erfüllung gegangen. In mächtigem Laufe flutet die Linth zwischen zwey Mauerböschungen, die jedem Abweichen oder Ueberschwellen unübersteigbare Schranken setzen. Wie müssen wir den reichen und wohlverstandenen Anbau der vormaligen Schlammwüsten bewundern! Gewiß bleibt selbst die gespannteste Erwartung nicht unbefriedigt beym Anblick dieser lachenden, der Kultur und dem Lebensglück gleichsam eroberten Bezirke. Es konnte auch nur der Beharrlichkeit, dem Genie, der Menschenliebe und dem Heldenmuthe Eschers gelingen, die tausend Schwierigkeiten, welche bey dem großen Werke entgegentraten, glorreich zu überwinden.

In Weesen, wo früher die trostlose Lage der todtenblassen Einwohner, die durch diese mephitische Atmosphäre, gleich acherontischen Schatten, selten im Greisenalter, dem Grade zuschlichen, in jeder gefühlvollen Brust das tiefste Mitleiden erregen mußte, weidet sich der Blick nun an lauter heitern und segenverkündenden Gegenständen. Die blühenden Wangen beyder Geschlechter deuten auf einen langen und fröhlichen Lebenswinter. In der ganzen, vom nahen Verderben geretteten Gegend hört man im Volke nur eine Stimme über Escher, vieler Bür-

gekrönen würdige, Verdienste um die Austrocknung dieser pontinischen Sümpfe Helvetiens.

Das Monument, welches dem unsterblichen Patrioten das dankbare Vaterland zu weihen beschlossen hat, wird auf dem Biberlikopf, einem weit umschauenden Höhepunkt errichtet werden, wo man den ganzen Lauf beyder Kanäle beherrscht.

In einem Bauerngute, auf dem den Fröschen abgewonnenen Erdreiche, gehörig Herrn Schindler von Mollis im Kanton Glarus, liest man auf einer schwarzen Tafel folgende von ihm selbst verfertigte Denkschrift, die in ihrer anspruchlosen Einfachheit Escher's Ruhm vielleicht glänzender hervorhebt als Odenschwung und Rednerfeuer:

„Die ganze Gegend war Sumpf. Hier fuhren Schiffe die Straße entlang. Der Jammer war groß und jedes Jahr größer. Da sah der erbarmende Vater vom Himmel herab auf die tausend trauernden Kinder und sprach: Es werde trocken! Ich habe schon ein Werkzeug gewählt. Es ward trocken. Danket Menschen dem rettenden Gotte, danket dem rettenden Werkzeuge! Auch des Gütchens Name sey Dank; es heiße die Escherau."

2.

Der Weg von Weesen bis Rapperswyl ist einer der anmuthigsten, die dem Reisenden sich darbieten können. Fast immer durchläuft man eine jener Gegenden, wo das Auge ringsum, außer der Landstraße, nichts Kahles erblickt.

Zu Rapperswyl fand ich Herrn Heußi in seinem neuerbauten Gasthofe, vor der Stadt auf hohem Seeufer, ganz im Freyen gelegen, schon völlig eingerichtet. Das Haus hat ein vornehmes Ansehen und würde selbst in der Umgegend von Genf zu den zierlichen Landsitzen gezählt werden. In den geschmackvoll möblirten Zimmern ist für jede Bequemlichkeit gesorgt. Gegen Küche und Keller (vorausgesetzt, daß alles im gegenwärtigen Gleise fortläuft) werden sogar verwöhnte Gastronomen kaum etwas einzuwenden haben. Eine englische Gartenanlage, wohlgeordnet und reich bepflanzt, ist in fröhlichem Gedeihen. Die Seelandschaft, wo der Blick am längsten auf Huttens ernster Grabinsel verweilt, ist eine der bezaubendsten an Zürichs herrlichem Wasserspiegel. Vor allen Dingen muß aber jedem Fremden, der nicht mit dem Spleen oder anderm Unheil befangen, sondern an Körper und Seele frisch und gesund ist, die zuvorkommende Freundlichkeit des Wirths den Aufenthalt unter dessen Dache doppelt angenehm und erfreulich machen. Man darf daher dem Hotel zum Pfauen ohne Bedenken das Horoskop stellen, daß es in Kurzem zu den Gasthäusern vom ersten Range gehören werde, welches Emporkommen in der Schweiz mit nicht minderer Schwierigkeit verbunden ist als in England.

3.

Mit Ebel machte ich von Zürich aus, wo ich nur einen Tag verweilte, bey milder Sonnenwärme, die Spazierfahrt nach dem Niedelbade, einem der besuchtesten Vergnügungsörter am Seeufer. Im Wirthshause war Tanz und Volksjubel. Wir suchten ein Plätzchen im Freyen unter einer weitschattenden Linde.

In der Bergkette von Glaris war nur der Glärnisch ganz wolkenfrey. Die übrigen Gipfel hatten sich mehr oder weniger umflort. Ebel, als Ausleger der Alpenwelt, in seiner kraftvollen und edlen Sprache, verbunden mit dem reinen Wohlklange seiner Stimme reden zu hören, gewährt einen hohen, in seiner Art einzigen Genuß. Bey Nennung des Ethelberges gab er die allerdings merkwürdige Notiz zum Besten, daß am Fuße desselben, im Dorfe Wollbrau, sich ein Kirchengemälde befinde, welches eine Henkersscene darstelle, die keinem Sterblichen in Spanien oder im Kirchenstaate auffallen würde, die aber in jenem entlegenen Erdwinkel wie aus den Wolken gefallen, erscheinen müsse. Schergenbände haben Rousseau und Voltaire zum Scheiterhaufen geführt, um diese Verrätder an Papst und Kirche dem Flammentode zu überantworten.

Ebel hat seit Jahr und Tag viel über Graubündten geforscht und gelesen. Die Resultate dieser Studien werden in einem Kupferwerke von Herrn Meyer, welches die neuen Fahrstraßen über den Splügen und Bernardin zu Gegenständen hat, niedergelegt werden.

Man zählt in dem so vielseitig merkwürdigen Bündnerlande hundert und neunzig, theils zerstörte, theils noch bewohnbare Burgen, und zweyhundert und vierzig Gletscher. Von diesen schicken hundert und fünfzig ihre Abflüsse dem Rheine zu, fünf-und-sechzig dem Inn, und die übrigen, mittelst des Tessin, der Adda, und der Etsch, dem adriatischen Meere.

Ich konnte der seit Kurzem eröffneten Zürcher Kunstausstellung, statt mehrerer Stunden, wie mein Wunsch gewesen wäre, nur wenige Minuten widmen. Ein Basrelief von Imhof, Danneckers hoffnungsvollem Schüler, nach Thorwaldsen, in karrarischem Marmor, die Nacht mit ihren Kindern vorstellend, kündigt sich auf den ersten Blick, als ein Werk von der höchsten Vollendung an. Besonders sind die beyden Flügel so meisterhaft ausgeführt, daß Thorwaldsen, der den jungen Künstler väterlich zurecht weist und begünstigt, einen Gypsabguß davon zu haben wünschte, indem er erklärte, das Original werde von der Kopie noch übertroffen. Das treffliche Bildwerk gehört dem Herrn

von Cotta, der aber die öffentliche Aufstellung deſſelben im Vaterlande des Künſtlers, als Urkunde ſeiner zu Rom gemachten Fortſchritte, mit Vergnügen bewilligte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Schenken von Paris.

I. Die Schenke der Fiaker.

Ich trete in ein feuchtes, düſteres Gewölbe, das durch ein enges Fenſter an der Decke Licht erhält; keck wie ein Page dränge ich mich ſtolz durch die edle Verſammlung, zünde meine Pfeife an der ſchwarzen Lampe an, fordere von dem Mädchen Fricot für fünf Sous und einen Schoppen, ziehe mein Brod aus der Taſche und bemühe mich, meine Rolle natürlich zu ſpielen. Ausnehmend einladend iſt es, daß in dieſer eleganten Fiakerreſtauration die eiſernen Meſſer, Gabeln und Löffel an kupfernen Ketten befeſtigt ſind, damit dieſes koſtbare Silberzeug nicht den Weg alles Fleiſches gehe; die Magd wäſcht es an Ort und Stelle und dieß iſt nun außerordentlich appetitlich.

Es war Eſſenszeit und eine Menge von Kutſchern kam in die feuchte Herberge herunter. Einer, der mir etwas manierlicher vorkam als die übrigen, legte ſeine Peitſche auf meinen Tiſch, forderte Wein und zog ein Papier mit Speckſchwarte heraus, wobey er immer vor ſich hin lachte und innerlich vergnügt zu ſeyn ſchien. — „Ihr ſeyd zufrieden, wie es ſcheint," ſagte ich. „Ja, antwortete er händereibend, es könnte ſchlechter gehen." — „Aber, meynte ich, es iſt kaum Mittag und . . ." — „O! wegen heute lache ich noch nicht; dieſen Morgen iſt es nicht viel geweſen, aber geſtern, was war das für ein Tag! Teufel, wäre es das ganze Jahr ſo, hätte ich bald ein kleines Gut in der Normandie gekauft." — „Das iſt erſtaunlich, aber wenn man euch ſo ſtehen ſieht, ganze Stunden vergeben, bis ihr zu fahren habt." — „Allerdings, mein Lieber (in der Fiakerſchenke wird man ſchnell vertraut); aber Ein guter Tag iſt für die ganze Woche; der geſtrige z. B. iſt einen ganzen Monat werth." — „Bah!" — „Ganz gewiß!" — „So erzählt mir doch, ſagte ich, und ſchrie, eine Bouteille um fünfzehn Sous. Ihr ſcheint ein guter Burſche, ſcheint es." — „Warum nicht? O das Leben in dieſer Welt iſt ja nur ein Spaß, und wir Kutſcher, wir ſehen Dinge . . . kurz, geſtern Morgen um ſieben Uhr bey ſchönem Wetter . . . Eure Gemahlin." — „Die Eurige." — „Wollt Ihr ein wenig von meiner Schwarte?" — „Nein, danke." — „Geſtern Morgen komme ich aus dem Stalle Faubourg de Temple, und mache mich im Schritte an die Reihe in der Straße Montmartre; ich gebe meinem Handgaul, dem Schimmelchen, einen Hieb; da ſchlägt er aus und hebt den Schwanz auf; es wird einen guten Tag geben, denke ich, der Hafer macht ſich gut, denn immer iſt es für mich ein gutes Zeichen, wenn Schimmelchen ausſchlägt. Wahrhaftig, kaum bin ich auf dem Platz, da kommt ein großer Schlingel, Bänder und Blumenſtrauß auf der Bruſt und beſtellt mich zu einer Hochzeit; man gibt mir Blumen, weiße Handſchuhe und fort auf die Munizipalität, in die Kirche, zum berühmten Cadranblau, Boulevard du Temple, wo das Eſſen iſt. Kurz, ich bekomme achtzehn Franken und der Brautführer gibt mir eine tüchtige Kapaunenkeule in Papier und ein hübſches Stück Brod. Gut! dachte ich, das geht ſchon nicht übel; ich ſtecke meine Hinterräder*) in meinen kleinen Lederbeutel, und immer dem Boulevard Poiſonnière zu; ein junger Menſch, bleich, verſtört, in ſeinem Garrik eingemummt, fragt mich: „Biſt du gemiethet, Kutſcher?" — „Nein, Herr." — „Gut, nach dem Boulogner Gehölz und geſchwind, da, zehn Franken." Meine Pferde hatten einen Vierling Hafer gefreſſen, alſo geſchwind wie der Wind an das Gitter des Boulogner Gehölzes. Mein junger Menſch ſteigt aus und ſagt nichts als nur: „Gut, du biſt frey." Dann macht er ſich raſch in den Wald, und ich verlor ihn bald aus dem Geſichte. O! dachte ich, eine Liebesgeſchichte; doch, was geht das mich an; 18 und 10 macht 28, das iſt nicht von Stroh zum Anfang. Aber kaum hatte ich meinen Beutel unter meine drey Weſten gebracht, da höre ich einen Piſtolenſchuß, der im Walde wiederhallt. Mein Gott! rief ich, ich wette mein armer junger Menſch hat ſich den Kopf abgeſchoſſen! Ich irrte mich nicht, denn eine ſchöne Dame ſtieg aus einem Kabriolet und ſchrie mir zu: „Kutſcher! Kutſcher! haſt du einen jungen Menſchen, ſo und ſo und ſo und ſo hierher geführt?" — „Ja, Madame, und ich fürchte, der junge Menſch ſo und ſo und ſo und ſo iſt der, der . . ." — „Der was? ſprich!" — Nun ja, der eben im Walde geſchoſſen hat. Ich kann aber nicht ſagen, ob er auf ſich . . ." — „Ach! mein Sohn! ach! mein Sohn! Alles konnte noch gut werden. . . ." Da läuft die arme Frau in den Wald hinein; es war nur zu wahr mein Sohn (ich war ſein Sohn geworden). Der junge Menſch hatte ſich nicht gefehlt, man brachte ihn und legte ihn ganz blutig in meine Kutſche; die Dame ſtieg ganz in Thränen wieder in ihr Kabriolet, und ich wie ein Trauerzug im kleinen Trab nach der Straße Menard und hier wurde der Todte abgeladen. Der Arme hatte mir zehn Franken gegeben, ſeine Mutter gab mir noch zehn; wahrhaftig, es war als ob der brave Junge mir dieſes Legat vermacht hätte. — 28 und 10 macht 38. Wahrhaftig, ſagte ich, Schimmelchen führt mich nicht an, und ich gab ihm ein Paar Hiebe auf das Kreuz; da kommt eine junge elegante

*) Ausdruck der Kutſcher für Fünffrankenſtücke.

Dame, ihr Geld in das Schnupftuch geknüpft, thut sehr eilig, heißt mich den Schlag aufmachen, nach den Bädern von Tivoli und flink. Wir kommen an, ein schöner Herr empfängt sie, küßt ihr die Hand, gut! dachte ich. — „Hast du Münze, Kutscher, hier sind hundert Sous.“ — Ich, wie es bey uns so gebräuchlich ist, zähle bedächtig ein Paar Dutzend große Sous, um ihr die Zeit lang zu machen; denn Verliebte haben nicht viel Geduld. — Bah, wie machst du so lange mit deinen großen Sous! da nimmt sie den schönen Herrn unter den Arm und weg ist sie. — Ha, vortrefflich dachte ich, 38 und 5 macht 43. — Jezt ist es vielleicht aus, meynt ihr? Nichtsweniger, es nimmt kein Ende.“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hannover, 28. Dec.

Der Cyclus älterer und neuerer Trauer-, Schau-, Lust- und Gesangspiele brachte während des jüngst verflossenen Monats im bunten Gemische auf unsere Bühne eine tüchtige Vorstellung des „Otto von Wittelsbach,“ worin Alles gerundet und gelungen war. Unser Regisseur, Hr. Kazianer, ist der Mann, der es versteht, den „Otto“ ritterlich darzustellen. Müllners „Schuld“ wurde nach diesem gegeben. Eine eben so neue als erfreuliche Erscheinung war uns der liebliche Zögling unserer Mad. Gehlhaar, die kleine Julchen Echternach, welche die nicht unbedeutenden Reden des „Otto“ mit mehr Umsicht deklamirte, als ihrem zarten Alter eigenthümlich ist, und sich mit der ihrem Rednertalente homogenen Künstlichkeit bewegte. Laut wurde dieses frühkeimende Talent anerkannt, welches unter dem Einflusse seiner würdigen Pflegemutter einer vollkommnen Reife entgegen siedt. Endlich ist auch bey uns Spohr's romantische Oper „Faust“ gegeben worden. Hat auch mancher Theoretiker das Grandiose dieser Tondichtung schon hier und dort öffentlich anerkannt, so können wir dem ungeachtet nicht umhin, aus dieser reichen Schatzkammer einige Goldkörner hier in unser Gedächtniß zurückzurufen. Einer solchen Komposition ergeht es wie einem Goethe'schen Epos oder philosophischen Raisonnement Jean Pauls; sie will zwey, drey Mal angehört, studirt seyn, um völlig verstanden zu werden. Wenn wir diese Oper beym rechten Ende, also beym Anfange näher beleuchten wollen: so müssen wir hier zuvor die Anordnung tadeln, daß der eigentliche Maskenballsaal unsern Augen entzogen, und uns nur ein Ost-Meilenzeiger, ein an der Pforte angeheftetes Schild, den Eingang in das Innere desselben andeutete. Denn so viel uns bekannt, muß der Maskenball auf der Bühne selbst dargestellt werden, zumal da, wie wir bestimmt wissen, nach Vorschrift des Dichters, die Mennet Nr. 1, auf der Bühne gespielt werden soll. Wahrhaft bacchanalisch ist das liebliche Weinlied Nr. 2, und die obligate Begleitung der Bässe vom gefälligsten Effekt. In dem Duette Nr. 3, „Folg' dem Freunde mit Vertrauen ꝛc.“, zwischen Faust und Röschen, wie wohlberechnet ist das Alterniren dieses Wechselgesanges, und welche treffende Nachbildung der Angst und Besorgniß liegt in dem Chor, während welchem die Bauern Röschen aufsuchen. Kunigundens Arie: „die stille Nacht entweicht,“ greift in die Seele, ist aber leider! zu kraftverbrauchend für die Stimme unserer Dem. Böhm. Eine der werthvollsten Pieçen dieser Oper ist unstreitig die Arie mit Chor Nr. 6, in der gewichtigen Tonart C-dur; namentlich die brillante Stelle darin: „Die Rettung naht, die Rache wacht!“ welche vom Chor repetirt wird, ist von der größten Wirkung. Das Finale des ersten Akts, das Originelle des Hexen-Chors, und das Fieben derselben um einen Trunk beschließen würdig die erste Abtheilung. Von gleicher Gediegenheit ist im zweyten Akte die Arie Röschens: „Dürft ich mich nennen! ꝛc.“ Wie viel Wehmuth und Schmerz sprechen hier die Töne aus! Die Arie mit Recitativ Nr. 13, schwebt in fortwährenden Reminiscenzen der meisterhaften Ouvertüre dahin, und ist im recitirenden Style energisch durchgeführt. Ferner die Polonaise in C-dur und das Melodieuse des Trio's: „zu hoher Schönheit Fülle. Dann das Meisterwerk, die Bajazie: „Stille noch dies Wuthverlangen;“ wobey sich die kolossalen Ideen des Tondichters dermaßen über einander thürmen, daß der Zuhörer alle Dämonen des Tartarus losgelassen glaubt, und ihm die Brust erbebt. An diese Arie reihet sich nochmal der schöne Hexenchor, und nun beginnt die klagende Einleitung des Finales, wo Kunigunde den Dolch gegen Faust zückt, und das Ganze schließt — zu früh für unser nimmersattes Ohr, wann ihm solche Götterkost dargeboten wird. Das darstellende Personal leistete viel Vorzügliches. Hr. Uez machte sich um die Partie des Faust's sehr verdient, ebenso um die des Mephistopheles, Hr. Sedlmayr. Das Fremdartige seines Organs, welches dieser der Dämonengestalt verlieh, war dem Charakter völlig analog. Mit seinem Kostüm, und noch weniger mit dem Zeichen des Degens im zweyten Akte sind wir übrigens nicht einverstanden. Hr. Rauscher, „Graf Hugo,“ war ganz vorzüglich. Dem. Böhm gab die Kunigunde allerdings mit lobenswerthem Fleiße; jedoch reicht, wie bereits oben erwähnt, ihre zarte Stimme in solchen kraftverheischenden Partien nicht überall aus. Die Lösung einer der wichtigsten Aufgaben, die des „Röschens,“ ward wegen Krankheit der Dem. Kodelka, unserer Dem. Hauff übertragen, die sich den gerechtesten Anspruch auf unsern Dank für diese schwierige, aber dennoch sehr gelungene Leistung erfungen hat. Die Scenerey hätte hie und da wohl besser seyn können. Die Anordnungen dazu scheinen uns mit vieler Besonnenheit getroffen gewesen zu seyn; um so unverzeihlicher und im strengsten Sinne strafbar war, namentlich bey wiederholter Darstellung dieser Oper, die so mangelhafte Ausführung, welche doch nur dem Maschinisten zur Last fallen kann. Dekorationen blieben hängen, der kolossale Kronleuchter klemmte sich in den Koulissen, und kam nur um zwey Drittheil zum Vorschein, statt in der Mitte zu schweben. Der elegante Fackeltanz, von Hrn. Volange so geschmackvoll arrangirt, ward am Schlusse auf das Unangenehmste dadurch gestört, daß die Kuppel, woran en feston verflochtene Bandstreifen befestigt, flatterten, kaum bis in die Sophiten hinaufgewunden war, als sie auch schon mit einem Gepraffel wieder auf die Bühne herabstürzte, und die zierlichen Tänzerinnen zu erschlagen bedrohete, uns aber, nachdem die Gefahr vorübergezogen war, ein mitleidiges Lächeln ablockte. So wurden uns auch am Schlusse die Qualen der Hölle eben nicht sehr anschaulich dargestellt. Uebrigens hätte der Dichter des Dialogs, da wir so treffliche Bearbeitung dieses Süjets besitzen, noch Manches benuzen können, was dem romantischen Zwecke sehr förderlich gewesen wäre.“

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 6.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 17.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 19. Januar 1827.

Hier iſt er heimiſch in ſeinem Element, bereitwillig, jeden guten, ſchlechten oder gleichgültigen Auftrag raſch zu vollziehen, und ſeines gleichen ſuchend in Scheinerey und Spitzbüberey.

Walter Scott.
Nigels Schickſale.

Die Schenken von Paris.

1. Die Schenke der Fiaker. (Beſchluß.)

„Vier Herren, ſehr erhizt, ſchimpfend und drohend, ſteigen in meine Kutſche; der eine hatte ein Kiſtchen unter dem Arm. „Maul gehalten, ſagte lezterer zu mir, und ſteckte mir zwey Hinterräder in die Hand, zu den Steinbrüchen am Montmartre. Wir kommen an; meine Leute machen ſich in eine dunkle Allee, ich höre zwey Piſtolenſchüſſe; ſie kommen wieder, einer trägt den Arm in der Schlinge, ich führe ſie zurück zum Reſtaurateur le Riche, Boulevard Italien; ich bekomme noch ein Fünffrankſtück; und da die Wunde des jungen Herrn unbedeutend war, höre ich ſie einen guten Verſöhnungsſchmauß beſtellen.“ — „Tenfel noch einmal, unterbrach ich den Abenteurer, damit konnte Euer Tag zu Ende ſeyn.“ — „Lieber Kamerad, verſezte er, ſo meynte ich es auch, da kam ein ganz ſchwarz gekleideter Herr und holte mich zu einer Leiche; heute ſollte meine Kutſche einmal bey Allem ſeyn; fort mit der Leiche nach Père Lachaiſe. Da der, der mich genommen hatte, erbte, ſo zahlte er mich gut und zwey neue Stücke von hundert Sous wanderten zu ihren Brüdern. Während man den Verſtorbenen begrub, fraßen meine Pferde ihren Hafer; ich hätte ein Barbar ſeyn müſſen, hätte ich ihn heute ſparen wollen. Wir kehren nach Paris zurück; die Erben ſpringen luſtig heraus und ſchwatzen vom Teſtament. Dieß ging mich nichts an, aber da wollen mich ſchöne Fräulein in Ballkleidern haben, denn es war ſchon Nacht. Gut! dachte ich, da kommt noch etwas, einen Kavalier haben ſie nicht, die müſſen anbeißen. — Ich fahre nicht, ſagte ich, meine Pferde ſind müde, und da ich nicht auf dem Platze bin, ſo bin ich nicht verpflichtet zu fahren; zum allergrößten Glücke fielen einige Regentropfen und der zierliche Putz ward von einem Guſſe bedroht. „Wie, lieber Freund, ſagten alle zuſammen, ſeyd ſo gut, Ihr ſollt mit uns zufrieden ſeyn, hier iſt ein Sechsfrankenthaler (vier Sous weniger, verſteht ſich) und fahrt gut.“ — Nun das iſt ein Wort, alſo hinauf auf den Bock und in die Straße Michaudière im ſcharfen Trab. — Könnt Ihr glauben, mein Lieber, daß das bisherige nur Kleinigkeit war? Kommt ein Bankhalter mit verſchiedenen Geldſäcken; ich führe ihn an ſeinen Ort, Mitternacht war es und drüber, das Hundertſousſtück fällt da wie ein reifer Apfel, und, jezt kommt das Beſte, er vergißt einen Sack mit 1200 Franken. Als ehrlicher Mann hatte ich den andern Tag nichts eiligeres zu thun als den Sack auf die Präfektur zu tragen, und meine Ehrlichkeit trug mir fünfzig Thaler ein.“ — „Jezt iſt aber doch der merkwürdige Tag zu Ende?“ — „Ja, wahrhaftig, ich war es müde, ſo viele Hinterräder einzuſtecken, man bekommt alles ſatt, denn laßt uns ein wenig rechnen:

Hochzeit, thut	18 Fr.
Selbſtmord des jungen Herrn	10 —
Seine arme Mutter	10 —
Das Bad des ſchönen Fräuleins . . .	5 —
Leiche	10 —
Ball	6 —
Belohnung für das gefundene Geld . .	150 —
	209 Fr.

Zweyhundert neun Franken, damit konnte man zu Bette gehen, meyne ich." — „Teufel! das glaube ich." — „Ach! leider bin ich nicht immer Fiaker gewesen. Wie Ihr mich hier seht, war ich Kutscher bey einem Minister, ich trug eine feine Frisur und ein gallonirtes Kleid; aber eines Tags hatte ich das Unglück, den gnädigen Herrn in den Tuilerien umzuwerfen, und man jagte mich fort. Ich kam von da zu einem Stutzer, der seine Gläubiger mit Peitschenhieben bezahlte; wir saßen völlig auf dem Trockenen, nur der Pastetenbäcker wollte uns noch borgen. Ich sagte dieß eines Morgens meinem Herrn. Jaques, sagte er, weil allein dieser gute, dieser großmüthige Pastetenbäcker Zutrauen zu uns hat, so gib meinen Pferden Kuchen; ich fütterte sie wahrhaftig ein Paar Tage mit Backwerk, bis es auch der gefühlvolle Pastetenbäcker satt bekam; die Pferde wanderten auf den Markt, mein Herr nach St. Pelagie und ich auf die Straße. Ich trat bey einem Spieler in Dienst; verfluchtes Handwerk! ich bivouakirte alle Nacht; dann kam eine Modedame, ganze Abende vor der Thüre bey Theatern und Bällen: kurz, ich ward des Wechselns müde und schlüpfte in den Mantel des Fiakers. Ich gestehe es, die ersten Tage wurden mir sauer, Regen, Schnee, Eis, Hitze und Kälte; aber bald gewöhnte ich mich an Alles. War ich traurig, mißvergnügt, die Wollust eines Polichinells auf dem Schenktische verscheucht alle Grillen. Ich fühlte bald, daß Freyheit mit leerem Magen besser ist als Sklaverey, die sich stopfen kann; ich betrachte alles philosophisch."

Ich dankte dem geistreichen Fiaker für seine Gefälligkeit und ließ zum Abschied eine Flasche Riquigni und zwey Gläser kommen.

Reise von Wallenstadt nach Genf.

(Fortsetzung.)

4.

Ich stieg zum hohen Felsenschlosse von Lenzburg hinauf, dem vormaligen Wohnsitze der Berner Landvögte, wo der verdienstvolle Jugendfreund, Herr Lippe, seit zwey Jahren ein Erziehungshaus begründete, das gegenwärtig sechs-und-zwanzig Zöglinge zählt. Es gereicht der Regierung des Kantons Argau auf jede Weise zur Ehre, daß sie dem wackern Manne das ganze weitläuftige Lokal für seinen edlen Zweck unentgeldlich überließ. Herr Lippe, der zum Erzieher geboren ward, wie Klopstock zum Dichter, und Raphael zum Maler, fühlt sich am glücklichsten im Kreise seiner Knaben und Jünglinge, die aber auch mit wahrhafter Kindesliebe an ihm hängen; eben so, wie einst in Fellenbergs berühmtem Institute zu Hofwyl, als dessen Seele man ihn in vieler Hinsicht betrachten konnte.

Der Patriarch der Pädagogen, Pestalozzi, lebt seit einigen Monaten, in einsiedlerischer Zurückgezogenheit, auf seinem Gütchen Neuhof, wo ich im Jahre 1787 zuerst seine Bekanntschaft machte, als er eben durch sein treffliches Volksbuch, Lienhard und Gertrud, in Deutschland und der Schweiz Erwartungen erregte, denen er durch Beharrlichkeit und Aufopferungen mancher Art in der Folge zu entsprechen redlich bemüht war. Er nährt noch großartige Ideen über Menschenbildung und Menschenglück, die er, seines hohen Alters vergessend, in Frankreich oder England noch zu realisiren gedenkt.

5.

Auf der Plattform des Bernermünsters war es am Abend so lebhaft, daß man sich in die Villa Reale zu Neapel hätte versezt glauben können. Ueberhaupt hat Bern seit meinem lezten Aufenthalt an großstädtischem Ansehen noch bedeutend gewonnen. Die Magazine des Luxus und der Mode gleichen beynahe denen zu Paris.

Den Dichter des, mit gerechtem Beyfall aufgenommenen, Trauerspiels: „die Schlacht bey Sempach," fand ich zu meinem Bedauern nicht in der Heimath. Er hatte nach dem Tode seines Bruders, der mit ihm von Kindheit an ein Herz und eine Seele war, sich auf Reisen begeben, und auch mir einen Besuch in Stuttgart zugedacht. Sein Bruder, dahingerafft in der schönsten Blüthe des Lebens, hat ein Trauerspiel, „Waldmann," hinterlassen, dessen Erscheinung wir wahrscheinlich bald zu erwarten haben.

6.

Auf der Stätte des in den Flammen von Frankreichs Revolution mit aufgegangenen Murtener Beinhauses hat die Regierung von Freyburg einen Obelisken errichtet, der durch Form und Größe sich vor ähnlichen Monumenten vortheilhaft auszeichnet. Ein würdiges Ehrenmal des unsterblichen Freyheitskampfes, welcher vor allen Schlachten der neuern Völkergeschichte altrömisch zu heißen verdient! Auch hat Johann Müller es vortrefflich verstanden, diesen und andere Triumphe seines Vaterlandes altrömisch zu schildern.

Auf der einsam trauernden Tempelsäule in den Trümmern von Aventikum, hat seit meiner lezten Durchreise sich ein Storch angesiedelt, der mir eine Stelle aus Goethe's Wanderer ins Gedächtniß zurückrief:

Hoch baut die Schwalb' an das Gesims,
Unfühlend, welchen Zierrath
Sie verklebt.

Vor Payern ist eine Promenade entstanden, wo Pappeln mit Platanen wechseln, auf beyden Seiten mit Hecken eingefaßt. Wer das Waadtland in frühern Zeiten kannte, der muß angenehm überrascht werden durch den Verbesserungs- und Verschönerungseifer, welchen dieser

Kanton seit seinem Selbstständigwerden zu entwickeln fortfährt.

7.

Im Städtchen Moudon wogte fröhliches Getümmel. Es war eben Revue gewesen und in allen Straßen drängten Offiziere und Soldaten sich dem Schützensaal entgegen, an dessen hohem Rüsterngange die Broye vorbeyfließt. Hier griff nun Alles zu einem muntern Volksfeste ineinander. Unter dem Schirm einer alten Linde begann der schwäbische Wirbeltanz. Jeder Soldat schwang sein Liebchen. Es versteht sich von selbst, daß die Mädchen, welche meistens recht hübsch waren, sich nach bestem Vermögen herausgeputzt hatten. Zwey Fiedler, von aufrechtstehenden Tonnen auf die Versammlung herabschauend, versahen den ganzen Orchesterdienst. Gegen solche Naturtänze müssen, wenn es auf durchaus reines und unvermischtes Vergnügen des Augenblicks ankommt, alle Hof- und Stadtbälle zurücksteben. Wie selten wird man dort mit Wahrheit sagen können, was diese Söhne der Freyheit Goethe's Faust jubelnd nachsprechen dürfen:

Hier bin ich Mensch, hier darf ich's seyn.

Von allen Seiten erschollen Volkslieder, auch der Jungfernkranz in französischer Mundart von einem blinden Minstrel vorgetragen, fand ein zahlreiches Publikum. Eine Reihe von Zelten vollendete den militärischen Charakter der Scene. Unter diesen versammelten sich zahlreiche Trinkvereine, in denen bald Gesänge laut wurden, die nicht weniger kräftig und resolut klangen, als Bürgers:

Ich will einst bey Ja! und Nein!
Vor dem Zapfen sterben.

Ewig Schade, daß kein Ostade oder Teniers sich zur Stelle befand, um wenigstens einige dieser niederländischen Gemälde vor dem Untergange zu bewahren.

8.

Nyon bot mehrere neue Gebäude und andere Verschönerungen, besonders am öffentlichen Spazierplatze, dar. Aber auf der alten Burg, wo in Bonstettens Familienkreise nur allzurasch mir zwey Jahre vorüberflogen, die ganz Harmonie waren, herrschte melancholische Stille. Alles verkündigte Verlassenheit und Verfall. In dem grünen Kabinette, meiner vormaligen Wohnung, das ich vor vier Jahren als Malerwerkstatt wieder sahe, webten die Spinnen in ungestörtem Frieden.

Hinter dem Gasthof zum weißen Kreuz nimmt jezt ein baum- und blumenreicher Garten, an welchen die Wellen anschlagen, den Reisenden in seinen Schatten auf.

Der Abend war wunderschön und der See nur in leiser Wallung. Ich nahm Besitz von einer Laube mit der Aussicht gegen den Montblanc. Dieser König der Berge mit der ewigen Eiskrone zeigte sich in voller Klarheit. Tausend Bilder aus dem Frühlingsleben an diesen Ufern wurden in meiner Seele lebendig. Längst verklungene Melodien wehten aus dem Haine von Promenton zu mir herüber. Da weckte plötzlich aus meinen Träumen mich das Jauchzen vieler Stimmen: Der Winkelried! der Winkelried!

Es war das Dampfboot dieses Namens, welches von Lausanne nach Genf zurückkehrend, gehorsam einer übermächtigen Naturkraft, auf ruhiger Wasserfläche wie vom Sturme beflügelt, vorübereilte, und besonders mir, dem ein solches Wunderschiff noch niemals zu Gesichte kam, einen wahrhaft majestätischen Anblick gewährte. Unbegreiflich schnell trat der Moment ein, wo das königliche Gebäude, an Größe der ansehnlichsten Fregatte gleich, sich zu verkleinern anfing, und dem Auge kurz darauf gänzlich entschwand.

Der Montblanc war diesen Abend besonders prachtvoll durch das magische Schauspiel des allmähligen Ueberganges von der Flammenröthe zur Leichenbläße.

9.

Endlich am Ziele meiner Wallfahrt! Ich begrüßte das ehrwürdige Genf mit Wehmuth und Freude. Bonnet, Saussüre und Pictet waren nicht mehr; aber Bonstetten lebte. Diesen vortrefflichen Freund fand ich eben so geisteskräftig und lebensfroh, wie bey jedem Wiedersehen seit vierzig Jahren.

In der kleinen Gemeinde der Achtziger wird er immer eine der seltensten Erscheinungen bleiben. Noch sind seine Augen klar und feurig; die Gesichtsfarbe hat sich blühend erhalten, das Organ ist ungeschwächt und volltönend, der Gang rasch, und die Körperhaltung völlig aufrecht. Bonstettens neueste Schriften, vor Allem aber die an Vertraute gerichteten Briefe, athmen einen Jugendgeist, der Jeden, welcher um seinen Taufschein weiß, in gerechtes Erstaunen sezt. Daher prophezeyen ihm auch seine Freunde Fontenelles Jahrhundert. Möge dann auch sein Hinscheiden Fontenelles gleichen, der ohne Krankheit leblos in den Stuhl zurücksank, mit den Worten: Je sens une certaine difficulté d'être.

Seine Liebe hatte mir eine gar freundliche Wohnung bereitet, mit einer Gallerie, wo man über die höchsten Baumwipfel hinweg, der herrlichsten Aussicht gegen die Arve und den Jura genießt.

In meinem Zimmer schienen alte Bekannte aus dem Gesellschaftssaale zu Nyon mich freundlich willkommen zu heißen: Raphaels Madonna della Sedia, Guido Reni's Fortuna, und Domenichinos Cäcilia, in meisterhaften Kopien.

Wir beschlossen, wie durch einen Willen, nach wenigen Tagen

Jamum et opes strepitumque Genevae

zu verlassen, und der Wiege unserer Freundschaft, dem Landgute Valepres unweit Orbe zuzueilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 18. Nov.

Ich habe schon einmal von den Annali d'Italia dal 1750 des Abbate A. Coppi gesprochen. Sie sind bestimmt, eine Fortsetzung des Werks von Muratori zu machen, welches bekanntlich mit jenem Jahre abbricht. Es liegt in der Natur einer solchen Unternehmung, daß sie, besonders wenn darin, wie bey Coppi, gleichsam die Begebenheiten des Tages beschrieben werden, weder neue Fakta noch neue Ansichten liefern kann: Annalen sind keine eigentliche Geschichte. Alles, was man von einem solchen Werke erwarten kann, ist eine klare Darstellung, natürliche Aneinanderreihung, und besonders Partheylosigkeit darin zu finden. Diese drey Eigenschaften besitzt das Coppische Werk im hohen Grade. Wo der kundige Geschichtsforscher durch dasselbe angezogen werden dürfte, ist im zweyten Theile, bey Erzählung der Begebenheiten Roms, vom Jahr 1798. Hier hat der Verfasser aus den nächsten und sichersten Quellen geschöpft, ja die Dinge beschrieben, wie sie sich unter seinen eignen Augen zugetragen haben. Ich komme vielleicht nächstens auf diesen Theil der Annalen zurück, wo über die Bildung der Republik zu Rom die interessantesten und wichtigsten Aufschlüsse gegeben werden. Für heute begnüge ich mich, eine Eigenthümlichkeit dieser Annalen zu berühren, von welcher ich schon einmal gesprochen habe, ich meyne die höchst auffallende Liberalität, mit welcher sie nicht allein im Allgemeinen, sondern besonders an allen den Orten, wo die neuesten römischen Begebenheiten abgehandelt werden, censirt worden sind. Unter letztern habe ich neulich die Erklärung, mit welcher sich zu seiner Zeit, bey Gelegenheit der erneuerten Ansprüche des römischen Hofes auf Parma und Piacenza, die Bourbonischen Höfe gegen letztere zu verwahren für gut befanden, als einen Beweis der Wahrheit angeführt, daß, während die ganze römische Regierung den Charakter einer gewissen, aus dem Kreise der übrigen europäischen Proceduren tretenden Ungewöhnlichkeit auf der Stirne trägt, ihre Censur nicht minder nach Ansichten betrieben wird, von welcher man, außer Rom, keinen Begriff hat. Um diese Wahrheit in ein helleres Licht zu setzen, führe ich hier ein Seitenstück zu jener Erklärung an. Es ist dieß die Akte, mit welcher sich am 15ten Febr. 1798 das römische Volk in Person von drey dazu beauftragten Notarien auf dem Campo Vaccino (dem alten Forum Romanum), unter dem Schutze eines, von Mürat kommandirten, Detachements französischer Truppen, für frey und Rom selbst zu einer Republik umgeschaffen, erklärte. Gleich der Anfang dieser Akte ist von der Art, daß er mich der Mühe, sie ganz hierher zu setzen, überhebt. Er lautet: „Il popolo Romano stanco fin da gran tempo del mostruoso despotismo da cui era oppresso, aver più volte tentato di scuoterne l'enorme peso (das römische Volk, seit langer Zeit des abscheulichen Despotismus müde, von welchem es unterdrückt werde, habe zu verschiedenen Malen die ungeheure Last desselben abzuschütteln gesucht)." Weiterhin heißt es: „Dichiara in primo luogo di non aver avuta alcuna parte negli attentati ed assassinj dal Governo papale commessi a grave offesa della invitta repubblica e nazione francese *) (vor allen erkläre es (das römische Volk), keinen Theil an den, von der päpstlichen Regierung, zu gröblicher Schmach der unbesiegten französischen Republik und Nation verübten Anfällen und Mordthaten gehabt zu haben)."

(Der Beschluß folgt.)

Hannover, 28. Dec.

(Beschluß.)

In Iffland's „Erinnerung," einem der Schauspiele, worin es freylich wenig zu schauen, desto mehr aber zu empfinden gibt, wo zwar nicht das ganze Theater, wohl aber Seele und Herz in Flammen gerathen, ist Hr. Keller als „Geheimerrath Seeger," und Hr. Hanff als „Hardamm," jeder in seiner Sphäre so ausgezeichnet, daß wir, so oft auch dieß Drama auf das Repertoir zurückkehren mag, diesen beyden andern Künstlern dankbar entgegen lächeln müssen; überhaupt war in dieser Darstellung das gesammte darin auftretende Personal von dem regsten Fleiße beseelt. Mad. Brunner, vom Breslauer Theater, gab uns den „Tancred." Hätte diese deklamatorische Sängerin, die mit einem Vortrage, der die beste Schule und einen veredeltern Geschmack beurkundet, eine jugendlich-blühende Gestalt mit auf die Bühne gebracht, es würden sich Tausende an ihren Triumphwagen festgeflammert haben; so aber wurde zwar fleißig geklatscht und Bravo gerufen, sie selbst aber nicht einmal hervorgerufen. Freylich sind ihre Töne über den fünf Linien nicht so klangreich als die Mittel- und tiefern Töne; in dieser Partie hingegen stand Mad. Brunner als Altistin mit Auszeichnung vor uns, und ihr Spiel war sehr lebendig, ja wir möchten wohl sagen, fast zu lebendig. Unsre Dem. Böhm hatte sich an jenem Abend als „Amenaide" wahrhaft ausgezeichnet, und es wollte uns bedünken, als hätte sie ihrem Spiele mehr Gewandtheit als früherhin verliehen. Auch die aus unserm Chor herbeygezogene Dem. Herold sang als „Cuphanie" ihre niedliche Partie mit kraftvoller und wohltönender Stimme. Die HH. Rauscher, Ley und Weidner sind uns in dieser Oper bereits ehrenwerth bekannt. Als zweyte Gastrolle gab Mad. Brunner die „Donna Elvira." Aber diese Partie liegt wohl für den Bereich ihrer Stimme viel zu hoch; weßhalb sie sich denn auch keines Beyfalls zu erfreuen hatte. Glücklicher war an jenem Abend ein einheimischer Gast, „der steinerne Gast." Unser Hr. Spitzeder möchte wohl in dieser gediegenen Rolle Seinesgleichen nicht häufig finden, und laute Beyfallsbezeigungen bewiesen ihm, wie sehr wir dieß zu würdigen wissen. „Zriny," diese Tragödie des glühendsten Sängers in jenen schwülen Tagen gedichtet, ist von manchem kritischen Richterstuhle gedrückt entlassen worden; doch können auch wir dem mehrmals gefällten Urtelsspruche, daß das Idealische hier zu excentrisch gehalten sey, und daß der wärmste Patriotismus, selbst in seinem kühnsten Aufflug, doch wohl nicht so ganz ohne Noth Weib und Kinder aufopfern würde, durchaus nicht widersprechen. Hr. Kayaner gab den „Grafen Zriny" mit großer Auszeichnung, und der „Soliman" ist eine Paraderolle unsers Hrn. Marr, in der er schon auf den ersten deutschen Bühnen wohlverdiente Lorbeeren gesammelt hat. Hr. Voltmar war als „Juranitsch" ganz vortrefflich, und Hr. Grühn brav als „Wilati," nur am Schlusse mit dem Tone zu durchgreifend; die starke Seele mußte doch am Ende wohl dem matten Leibe unterliegen. Die Damen Geldhaar, „Gemahlin," und Artour, „Tochter des Zriny," trugen zu der gelungenen Darstellung dieser Tragödie nicht wenig bey.

Georg Harrys.

*) Dieß bezieht sich auf den Tod des Generals Düphot, welcher am 28sten Dec. 1797 von einer päpstlichen Patrouille vor dem Pallaste des französischen Botschafters, Joseph Buonapartes, im Augenblicke, wo letzterer den Anführer derselben zum Rückzuge zu bewegen und die römischen Meuterer, welche sich zu ihm geflüchtet hatten, zu schützen suchte, unter seinen Augen erschossen ward.

Beylage: Literaturblatt Nr. 6.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 18.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 20. Januar 1827.

Wie der Schatten früh am Morgen
Iſt die Freundſchaft mit dem Böſen:
Stund für Stunde nimmt er ab.
Doch die Freundſchaft unter Guten
Wächſet wie des Abends Schatten,
Bis des Lebens Sonne ſinkt.

Langbein.

Reiſe von Wallenſtadt nach Genf.

(Beſchluß.)

Dieſe wenigen Tage wurden den neueſten Merkwürdigkeiten des helvetiſchen Athens gewidmet. Dazu gehören hauptſächlich Herrn Eynards Feenpallaſt, der botaniſche Garten, die Naturſchätze des Muſeums, die Eiſendrahtbrücke und Herrn Saladins im ächt antiken Styl erbautes Landhaus auf dem Schweizerufer. Ein Prachtgebäude, worin die Kunſt- und Naturalienſammlungen aufgeſtellt werden ſollen, iſt zur Hälfte ſchon ausgeführt. Das Werk wird mit raſtloſer Thätigkeit gefördert. Unter allen patriotiſchen Beyträgen zur Begünſtigung dieſes koſtbaren Unternehmens verdienen die achtzigtauſend Franken der Künſtlerin Rath gewiß eine auszeichnende Erwähnung.

Ein Dampfboot, ganz von Eiſen zuſammengeſezt, iſt im Entſtehen. Bald wird in der Gegend von Secheron eine Art fliegender Brücke, ebenfalls von Eiſen, beyde Seeufer in Verbindung ſetzen. In der That ein dankenswerther Zuwachs von Bequemlichkeit für die Bewohner der auf der Savoyer- und Schweizerſeite zahllos verſtreuten Landhäuſer.

Am ſtärkſten zog der botaniſche Garten mich an, ganz die Schöpfung de Candolles, des größten Pflanzenkundigen unſerer Tage, deſſen unſterbliche Verdienſte um die Republik Genf und um die Republik der Wiſſenſchaften einander die Wage halten, und von Genf und Europa einmüthig anerkannt ſind. Dieſes Heiligthum der Flora iſt in ſeiner Art, was die Iliade als Gedicht und die Verklärung als Malerey, Muſterform.

Was Humboldt vor mehr als zwanzig Jahren als höchſt wahrſcheinlich annahm, daß wir nämlich noch nicht den dritten, ja vielleicht nicht den fünften Theil der auf dem Erdball exiſtirenden Gewächſe kennen, davon iſt Herr de Candolle bis zur vollkommenſten Evidenz überzeugt. Linné zählte im Jahr 1763 achthalb tauſend, Herr de Candolle im Jahr 1818 ſieben-und-fünfzig-tauſend Pflanzenarten. Niemals gab es in ſo kurzem Zeitraume, mit Ausnahme von Mineralogie und Chemie, ein rieſenhafteres Fortſchreiten irgend einer Wiſſenſchaft. Ueber die noch zu entdeckenden Gewächſe findet gar kein Kalkul der Wahrſcheinlichkeit ſtatt. Inner-Südamerika, Inner-Afrika, Inner- und Oſt-Aſien, Inner-Neuholland, die Nordweſtküſte von Amerika, Mexiko, Spanien, Dalmatien und die Türkey wurden zum Theil nur wenig, zum Theil gar nicht botaniſch durchforſcht. Von den bereits entdeckten Pflanzen werden in den botaniſchen Gärten Europa's kaum ſechs- bis ſiebentauſend Species kultivirt.

In einer Abendgeſellſchaft, wo nach altem Herkommen in Genf, Individuen verſchiedener Nationen zuſammentrafen, brachte ein Amerikaner die Bemerkung vor, daß auf der Stelle, wo die Stadt Lexington erbaut wurde, und jezt Equipagen rollen, vor drey-und-zwanzig Jahren noch Bären in ungefährdeter Sicherheit hauſten. Ein

charakteristischer Zug zum wundervollen Kulturgemälde der nordamerikanischen Freystaaten.

10.

An einem hellen Juniusmorgen bestiegen Bonstetten und ich um acht Uhr den Winkelried, groß und haltbar genug, um eine Reise nach den fernsten Meeresküsten ohne Scheu darin zu wagen, und erreichten bald nach zwölf Uhr Ouchy, den Piräus von Lausanne. Der Tell war eine halbe Stunde früher von Genf abgefahren und doch überholte ihn jenseits Morges der Winkelried.

Diese Fahrt glich einem Feenzauber. Alles vereinte sich zum reinen Einklange. Das Wetter war köstlich; wie aus den Gärten der Armida, würde der alte Ariosto gesagt haben. Von Minute zu Minute wechselte die Landschaft, rechts im ernsten Savoyen und links in der freundlichen Waat. Das Schweben des magischen Fahrzeugs war so sanft und leise, wie ich mir das Schweben der Aerostaten denke. Der Menschenarm ruhte. Keine schweißbedeckte Stirn des erschöpften Ruderers mahnte den Schiffenden an Bürgers armen Sklaven,

der im Tyrrhenermeere
die Last der Ruder hebt.

denn unten walteten die geheimnißvollen Mächte unsichtbarer Feuergeister.

Was mir aber den Genuß der schönen Gegenwart bis zur Seligkeit erhöhte, war die Nähe des Freundes, der nie müde ward, mein Leben zu verschönern, seit wir an der Quelle des Wolfbrunnens bey Heidelberg uns fanden und einander ewige Brüdertreue gelobten. Bis dahin war meine Zukunft bewölkt und unsicher und mein Weg winterlich und rauh; durch ihn wurde mir die Zukunft morgenhell und hoffnungsreich und jeder Weg blumenvoll und eben.

„Dort waren wir doch am glücklichsten, sagte Bonstetten, als wir uns Nyon gegenüber befanden." — „Zugegeben, war meine Antwort, aber dennoch war ich dort, selbst in unserm Dichterwalde, nicht glücklicher als ich mich heute fühle."

Wir stiegen vom Verdeck in den mit geschmackvoller Eleganz möblirten Gesellschaftssaal hinab. Plafond und Wände sind mit Mahagoni getäfelt und lezteren mehrere Spiegel eingepaßt. Auf den Marmortischen lagen die neuesten Pariser und Londoner Zeitblätter verstreut. Hier liefert und bereitet ein Restaurateur an Getränken und Speisen auf das Beste, was jeder Tageszeit angemessen ist. Aber auch der Geist sollte nicht darben. Zwey kleine Bibliotheken in Glasschränken, eine englische und eine französische, enthalten erlesene Sammlungen von poetischen und prosaischen Klassikern, Romanen, Biographien und Reisebeschreibungen. Den Phalanx der Romane bildet Walter Scott und den der Gedichte Lord Byron. Um wo möglich keine Art von Geistesbedarf aus der Acht zu lassen, durften auch Andachtsbücher nicht vergessen werden. Ein rother Don Juan stand neben einer schwarzen Bibel, welches wunderlich genug aussahe. Das Heiligste neben dem Profansten! Oromazes neben Ariman! Wahrscheinlich der Muthwille eines lucianischen Reisenden.

11.

Im Falken zu Lausanne fanden wir ein Billet von Frau von K****, das uns zum Mittagessen einlud. Wir nahmen das gerne und willig an, weil wir die geistreiche und edelgesinnte Frau schon seit Jahren hochschäzten. Wir verdankten ihr einige recht angenehme Stunden. Die Chronik der nähern und entferntern Vergangenheit gab der Unterhaltung ein so lebendiges und vielseitiges Interesse, daß wir ungern schieden. Frau von K**** hat sich wegen fortwährender Kränklichkeit ganz aus dem Weltleben zurückgezogen und findet ihren reinsten Genuß in der Lektüre, der Musik und im Anblick der herrlichen Seelandschaft, welche sie aus ihrer hochgelegenen Wohnung überschaut.

12.

Herr von Bonstetten, der Sohn, war bey unserer Ankunft schon zu Orbe, um seinen Vater und dessen Freund in seinem Wagen nach Valeyres zu führen. Zum lezten Male sah ich ihn zu Genf im Jahre 1808 bey meiner Wiederkehr von Grenoble nach Vevey als vielversprechenden Jüngling. Jezt fand ich einen wissenschaftlich-gebildeten, gesellschaftlich-angenehmen und weltklugen Mann wieder. Er gehört zu den wenigen Auserwählten, denen in der bedenklichsten aller Lotterien das große Loos fiel. Die Gattin seiner Wahl brachte ihm einen dreyfachen Brautschaz: Jugend, Schönheit und Reichthum. Lezteren vermehrten in der Folge zwey hoffnungsvolle Kinder, Knabe und Mädchen. Diesen Lieblingen gibt der in allen Beziehungen glückliche Vater selbst Unterricht in Sprachen und Wissenschaften, welche Beschäftigung ihm so viel Vergnügen gewährt, daß er dieselbe jeder andern Unterhaltung vorzieht.

Das alte Valeyres, wo Johann Müller seine Schweizergeschichte zu schreiben anfing, und Bonstetten und ich die Frühlingstage unsers Freundschaftsbundes der Natur und den Musen weihten, war verschwunden. Alles hatte sich umgestaltet. Die Raupe war zum Schmetterlinge geworden. Der Landsiz von Valeyres gehört nun unstreitig zu den reizendsten Villen der Schweiz. Neue Gebäude im reinsten Style, eine Gallerie mit antiker Säulenstellung, gegenüber der Montblanc-Kette ein Springwasser, dessen gewaltige Fülle an die Fontäne vor St. Peter in Rom erinnert, Bäume, Sträuche und Blumen, zum Theil von der edelsten Art, zu einem der anmuthigsten englischen Gärten verständig benuzt: dieß Al-

les bildete ein Ganzes, das mit seltenem Anordnungs- und Verschönerungsgeiste gedacht und ausgeführt wurde.

Wir machten Ausflüge in die Umgegend, unter andern nach der Grotte von Montcherand, einer der merkwürdigsten Felsenpartien in der Schweiz. Die Wölbung mißt vierzig Schritte Tiefe. Man hat eine kleine Pflanzung am Rande des Abgrunds angelegt, in dessen finsterem Schooße die Orbe in wildem Aufruhre dumpfbrausend sich durcharbeitet, eine Via mala nach verjüngtem Maßstabe.

Der Tag der Trennung war gekommen. Bonstetten blieb noch bey seinen Kindern. Auf's Neue schieden sich unsere Wege. Daß sie gewiß wieder zusammentreffen werden, ist mein fester Glaube! In welchem Lande? auf welchem Sterne? das gilt gleich. Mit diesem Glauben drückt man auch dem Theuersten auf Erden die Hand zum Abschied, gefaßt, ungebeugt und muthvoll.

Matthisson.

Lord Howth.

(Fortsetzung.)

Nach zwey Jahren war er in der That in einem so übeln Zustande, daß er den Rath erhielt, nach Irland zurückzukehren und zu sehen, was die heimathliche Luft für ihn thun würde.

In seine Heimath zurückgekehrt, schlug Lord Howth daher noch einmal seinen Sitz in Roskerry auf.

Aber die Heitern und Sorglosen waren jezt nicht mehr eingeladen nach Roskerry, dessen Herr eine unüberwindliche Abneigung gegen solche Gesellschaft fühlte; denn war es nicht in einem ähnlichen Kreise, wo er seine Herzwunde empfangen hatte?

Wie die physische Gesundheit des Lords wich, so verlor auch sein Geist seine natürliche Elasticität. Gefühl und Phantasie wurden immer mehr vorherrschend, so daß man mit Recht sagen konnte, daß er durch Kummer und Aberglauben hinstarb. Da er alle Kräfte seiner Vernunft unvermögend fand, die Vorstellung von Blutschuld zu bannen, die ihn verfolgte, so hatte er allmählig der Einbildung Raum gegeben, daß in seiner Person die alte Prophezeihung ihre Erfüllung finden sollte; und je mehr er seinen unverhältnißmäßigen Kummer mit dem Gegenstand desselben verglich, desto mehr wurde er überzeugt, daß darin etwas Wunderbares und Uebernatürliches sey.

Von dieser Zeit an hörte Lord Howth auf, gegen seine Krankheit und Melancholie zu kämpfen, obgleich er im Leben weit kräftiger auftrat, als er mit seiner Neigung zur Leidenschaftlichkeit je zuvor gethan. Seine Pflichten als Mensch und als großer Landeigenthümer erhielten eine höhere Wichtigkeit in seinen Augen, und seine Vollziehung derselben wurde ihm jezt weit mehr eine Sache des Gewissens, als jenes Ehrgeizes, der ihn früher vermocht hatte, sich im Parlamente und in öffentlichen Versammlungen auszuzeichnen. Jezt war er offenbar mehr mit dem ernsten Gefühl, daß er künftig Rechenschaft ablegen müsse, und mit jenen ehrfurchtfordernden Wahrheiten beschäftigt, die vielleicht in einer Erzählung, wie diese, nicht genannt werden sollten.

Dem sey wie ihm wolle, der Charakter des Lords war unstreitig durch seine Leiden besser geworden, denn er verstattete sich weniger einsame Vergnügungen, als er selbstsüchtig genug gethan hatte, da er glücklicher war, las wenig, schrieb wenig, und widmete die Zeit, die er seinen blos eleganten Studien entzog, den nützlicheren Beschäftigungen der Verbesserung seiner Güter und der Ausübung seiner Amtspflichten. Sein Vermögen versprach bald eine reiche Ernte für seine Erben; indeß das Land überhaupt sowohl als seine Pachtungen zu ihrem Beystand und Unterricht Schulen, Hospitäler und Armenhäuser erstehen sahen. Der Stifter dieser Anstalten fühlte sein Herz besänftigt, wenn nicht geheilt, durch den Anblick anderer, die Wohlthaten genossen, die von seiner Hand kamen.

Lord Howth's Rückkehr auf seine Güter, verbunden mit dem veränderten Zustand seiner Gesundheit und seiner Gemüthsart, war natürlich das Gespräch der Stadt und des Landes. Die sonderbare Geschichte von seiner Ratte wurde oft erzählt, aber bald ohne Leichtsinn; denn man stimmte fast allgemein in dem Glauben überein, daß die gegenwärtige Lage des jungen Lords ausschließlich diesem merkwürdigen Umstand zuzuschreiben sey. Verständige erklärten seinen Zustand aus den Wirkungen des peinlichen Bewußtseyns einer Schuld und einer leicht erregbaren Einbildungskraft. Abergläubische waren einfach überzeugt, daß in ihm die Wahrsagung nun in Erfüllung gehe.

Unter denen, welche sich zu der leztern Meynung neigten, war Mistreß Florence O'Grady, seine unverheirathete Tante; eine Dame, die nicht sobald von der Rückkehr und dem Geisteszustande ihres Neffen hörte, als sie sich nach Roskerry verfügte, und, selbsteingeladen, ihren Sitz innerhalb der Mauern des Schlosses aufschlug.

Mistreß Florence war eine ausgezeichnet gutherzige Art Weib, von wenigen Worten, und ohne Launen. Es war nichts in dem langen Besuch einer solchen Person, das auch den Schwermüthigsten und Verdrießlichsten hätte belästigen können, und ihr Neffe empfing sie daher mit dankbarer Liebe.

Durch den Takt des richtigen Gefühls entdeckte die würdige Frau bald, daß sie, um Lord Howth von seiner Melancholie zu befreyen, ihm weder vorpredigen, noch

ihn mit Fragen quälen, oder durch ängstliche Beobachtung martern müßte, sondern daß das einzige Mittel dazu sey, zu erforschen, welche Vergnügungen ihm am meisten zusagten, um so den Weg auszufinden, seine Genüsse und Freuden zu vermehren.

Sie entdeckte bald, daß gegenwärtig für ihn Vergnügen nur in Gegenständen von Nutzbarkeit gesucht werden könne, und sie entwickelte ein nicht verächtliches Talent, diesen lobenswürdigen Geschmack zu befriedigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Januar.

Die in unserer Stadt um Mitte Oktober des verflossenen Jahres durch eine Gesellschaft ausgezeichneter Männer stattgefundene Stiftung einer Provinzial-Akademie (Académie provinciale) ist schon an und für sich eine so merkwürdige Begebenheit, daß sie die Aufmerksamkeit aller Gebildeten verdienen würde, selbst wenn sich nicht voraus bestimmen ließe, daß sie eine neue Epoche in der französischen Literatur bezeichnen kann und wird.

Bald nach der Ankunft des gewesenen General-Prokurators Karl Durand von Genf, wo dieser eben so sehr als würdige Magistratsperson, denn als vorzüglicher Schriftsteller des kannte Gelehrte zwey Winter zugebracht, und öffentliche Vorlesungen über Literatur und Beredsamkeit gehalten, mit Anfang 1826 auch das Journal de Genève, und später den Courrier du Léman begründet; aber durch den Krämergeist einer politisch-literarischen Klicke, an deren Spize ein gewisser Hr. Evaponnière steht, angefeindet worden, — wurde von ihm die Stiftung einer Provinzial-Akademie in Rede gestellt, und von den Eigenthümern der Zeitschrift l'Indépendant (der Unabhängige), den Herren de Loy, de Jussieu, Rastoul und Morin eifrig aufgenommen und unterstüzt.

Eine Versammlung der für dieses neue literarische Institut sich interessirenden Personen fand statt; man entwarf ein vorläufiges Reglement, das einige Tage nachher durch ein bestimmtes ersezt wurde, und man nahm die Hauptneuerungen vor. Nach der künftighin als festes Gesez der Gesellschaft zu betrachtenden Verordnung besteht die Provinzial-Akademie aus drey Klassen. In der ersten befinden sich fünfzig Mitglieder, Akademiker genannt, und aus zehn Mitgliedern des Ausschusses der schönen Künste der Akademie. Die zweyte zählt hundert Mitglieder, die in den verschiedenen französischen Departementen, oder im Auslande sich aufhalten. Sie führen den Titel: korrespondirende Mitglieder der Akademie. Die dritte umfaßt die Mitgenossen (Associés) oder Theilnehmer, deren es bis auf tausend geben kann.

Die Tendenz der Akademie ist weder politisch noch kommerziell, sondern reinliterarisch. Ihre Mitglieder vereinigen sich weder an einem bestimmten Orte, noch an gewissen Tagen. Sie ist das Centrum aller religiösen, politischen und literarischen Meynungen, von denen keine vorherrschend, keine ausschließlich angenommen seyn kann. Sie gehorcht allein der gesunden Vernunft, als unumschränkter Gebieterin, und Recht und Billigkeit, als ihren festesten Stüzen.

(Der Beschluß folgt.)

Rom, 18. Nov.

(Beschluß.)

Früher ließ man, in Bezug auf die Ermordung des Generals Düpuy, folgende Aeußerung des französischen Direktoriums: „Essere appunto per uniformità di principj che i Papi avevano stabilito il loro trono accanto a quello di Nerone; doversi vendicare l'onore francese (aus Uebereinstimmung der Grundsäze sey es geschehen, daß die Päpste ihren Thron neben demjenigen des Nero errichtet hätten; die Ehre der Franzosen müsse gerächt werden)." Ich frage: In welchem Lande Europa's, ja der Erde, wo eine Censur existirt, hätten dergleichen Stellen, gegen die eigene Regierung gerichtet, gedruckt werden dürfen? Die Verwunderung wächst, wenn man bedenkt, daß derselbe Pater Piazza, welcher jezt wegen seiner Widersezlichkeit gegen den Papst in Censurangelegenheiten abgesezt worden, der Censor der Coppischen Annalen ist. Schließe ich für heute die Anzeige derselben mit Erwähnung der Kontribution, welche die Franzosen in derselben Epoche der sich so eben unter ihren Auspizien bildenden, römischen freyen Republik auferlegten. Die Vertheilung derselben kann von dem Reichthume einiger der vornehmsten römischen Familien, von denen das Vermögen der Borgheſischen neulich öffentlich zur Sprache gekommen ist, einen ungefähren Begriff geben. Es ward bestimmt, daß von drey- bis sechstausend Scudi jährlicher Einkünfte ein Drittheil, von sechs- bis zehntausend zwey Drittheile, und von zehn und mehreren Tausend ein ganzes jährliches Einkommen bezahlt werden sollte. Auf diese Weise erhielt man von sechsundvierzig Familien 1,321,000 Scudi. Fünf hatten dazu 30,000, andere fünf 40,000, die beyden Familien Colonna und Doria 80,000, die Familien Piombino und Borgheſe 130,000 Scudi beygetragen. Aus dieser Repartition ergibt sich, daß die beyden leztern Familien, welche noch heute die reichsten Roms sind, damals jede ein jährliches Einkommen von 65,000 Scudi besaßen. Erwägt man aber, daß es bey dieser Schäzung nicht gerade bis auf Heller und Pfennig genau zugegangen seyn mag, besonders aber, daß darin alle liegenden Gründe, als Paläste und Villen, welche nichts einbringen, aber dennoch im Kapitalbestande des ganzen Vermögens ihre Stelle einnehmen, nicht gerechnet worden sind; so möchte das ganze Besizthum einer jeden dieser beyden Familien auf ein jährliches Einkommen von mehr denn 100,000 Scudi, oder auf ungefähr 300 Scudi (beynahe 425 Thaler sächs.) täglich angeschlagen werden können.

S.

Auflösung der Charade in Nr. 12.

Hühnerhund.

Charade.

Die erste Sylb'? Ein Heil der ganzen Welt,
Ihn feyern Myriaden Zungen.
Hoch ist sein Siegespanner aufgestellt,
Und Länder hat es sich und Herzen sich errungen.
Die zweyte deutet auf die Zeit,
Wo solches Heil die Welt von Himmel aus erfreut.

— 9 —

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 19.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 22. Januar 1827.

Häusliche Ruhe, Freundschaft, Liebe kränzen
Uns mit Blumen der Freude, Freyheit gibt uns
Mannsinn; aber göttlich zu leben ist
Das einzige Größte.

Klopstock.

Skizzen aus Amerika.

I.

Häusliches Leben. Oeffentliche Gastmähler. Bälle.

Nirgends ist das öffentliche Leben des Volkes (die Regierung) häuslicher, und das häusliche Leben wieder öffentlicher als in Amerika. Das Familienleben der Amerikaner hat einen Anstrich von Kälte und Formalität, der Ausländern auffällt, weil sie sie mißverstehen. — Der Fremde, der in einen Familienzirkel tritt, wird sich oft unter Menschen glauben, die einander ganz fremd sind. Der Amerikaner behandelt auch seine Frau, seine Kinder, nicht viel vertraulicher als Bekannte oder Fremde. Diese Formalität hat etwas Eigenes, und scheint mit der republikanischen Freyheit nicht wohl übereinzustimmen. Im Grunde jedoch ist sie nothwendig. Ohne diese Art Zurückhaltung würde die Gleichheit in Rohheit ausarten.

Es liegt in dieser Form, daß in der amerikanischen Familie so selten jene Ausbrüche von Rohheit gehört werden, die in den untern Volksklassen anderer Nationen so häufig sind. Auch in den Häusern der minder Wohlhabenden wird die Frau von ihrem Manne stets Mistreß, und so gegenseitig der Mann Master geheißen. Läßt eine Mutter ihre Tochter rufen, so heißt es call Miss Jenny (rufen Sie Fräulein Jenny). — Es ist nicht Kälte, die den Amerikaner gegen seine Frau formell macht, sondern Achtung ihrer weiblichen Rechte. Die Liebe zwischen Eheleuten zeigt sich nie in Empfindeleyen oder Zärtlichkeiten, sondern im ganzen Wesen, im ganzen Leben des amerikanischen Ehelebens. Es würde in einer Gesellschaft für unschicklich gehalten werden, in irgend etwas, einem Gefühle ähnliches, auszubrechen. Von Sentimentalität, im europäischen Sinne des Wortes, weiß der Amerikaner nichts, und sie ist ihm widerlich. Aber der Hülfsbedürftige kann und darf zu jeder Stunde in sein Haus treten, und wird, wenn nicht mitleidsvolle Thränen, beym Ehemanne und seiner Frau stets wirksame Hülfe finden. Diese Art kalter Würde hat noch einen andern Grund. Das Leben des Bürgers der Vereinigten Staaten von Nordamerika ist mehr als irgend eines andern öffentlich, und jeder seiner Schritte wird beobachtet. Dieß läßt ihn auch in seinem Hause seine Würde nicht vergessen, da er nicht weiß, ob er nicht heute oder morgen das günstige Urtheil seiner Mitbürger als Kandidat für irgend ein Amt braucht. Daher sein sichtbares Streben Decency (Anstand) überall hervorblicken zu lassen. Er wird stets im Kreise seiner Nachbarn ein gesetztes Benehmen zeigen, und dieß mehr als unter Fremden, um deren Urtheil er sich nicht kümmert, und die er geringschätzt.

Es sind dieß nicht Gefühle, sondern angeborne Grundsätze und Achtung vor der öffentlichen Meynung. Wo diese das Walzen oder das Whist erlaubt, da wird gewalzt oder Whist gespielt, während man an andern Orten die bloßen Namen nicht ohne Schauder über seine Lippen zu

bringen scheint. Daß dieß eine Art Schlauheit ist, und vielleicht zu weit geht, das gestehe ich gerne, doch in Amerika ist alles schlau, und mit Schlauheit betrügt man da Niemanden. Das Leben auf dem Lande oder in Countystädten ist unverdorben, und mehr republikanisch. Wen nicht besondere Verhältnisse in großen Städten festhalten, der zieht sich deßhalb auch immer auf das Land zurück. Hier erst erscheint der Amerikaner als das, was er ist, als der freye und einflußreiche Bürger einer mächtigen Nation. Die größten und einflußreichsten Männer der Vereinigten Staaten, Jefferson, Madison, Mouroe ꝛc., leben auf dem Lande oder in Countystädten. Das, was in Europa Kleinstädterey heißt, existirt in Amerika nicht, weil der Bürger der mindesten Countystadt gerade eben so viel Einfluß besizt, als der Bewohner von New-York.

Das Leben in diesen Countystädten ist angenehmer und wohlfeiler. Mit sieben- bis achthundert Dollars kann eine Familie von sechs bis acht Gliedern, wenn sie ihr eigenes Haus hat, sehr anständig leben, und drey Pferde und eben so viele schwarze Diener halten, was in Philadelphia 4000, in New-York 5000, in New-Orleans 6000 Dollars kosten würde. Um die Möglichkeit dessen einzusehen, stehen die Preise der verschiedenen Bedürfnisse hier angesezt. Das Pfund Rindfleisch 1½ bis 2 Cents; Schweinfleisch 2½ bis 3 Cents; frisches Hirschfleisch 2, getrocknetes 4 Cents; Schinken, geräuchertes und getrocknetes Schweinfleisch 6 Cents; ein Bushel Hafer (54 Pfund) 10 bis 12 Cents; Roggen 19, Wälschkorn eben so viel. Waizen 37½ bis 50 Cents; 112 Pfund feines Waizenmehl 1 Dollar 50 Cents. Das Pfund Thee von der besten Gattung (Gunpowder oder Imperial tea) 2 Dollars. Geringere Sorten 75 Cents bis 1 Dollar. Brauner Zucker 10 bis 12½, weißer 20 bis 25 Cents; Kaffee, das Pfund 23 bis 25 Cents; die Tonne Heu (2200 Pfund) 4 bis 6 Dollars. Ein Pferd, wenn man es selbst hält, kostet nicht mehr als 25 Dollars jährlich. Das Theuerste auf dem Lande sind die Kleidungsstücke und Zimmereinrichtung.

(Die Fortsezung folgt.)

Lord Howth.

(Fortsezung.)

Um seine physische Gesundheit wieder herzustellen, kochte die Tante allerley Hausmittel und Brühen zusammen; Lord Howth war nicht so undankbar, sich zu weigern, sie von der welken Hand anzunehmen, die mit so geduldiger Güte für alle Vergnügungen sorgte. Seine Gesundheit fuhr daher nicht fort abzunehmen, wie dieß geschehen war, als er in seiner Herzenskrankheit alle Nahrung verschmähte und Niemand bey sich hatte, der ihn zum Bewußtseyn seiner sträflichen Nachsicht gegen seine Schwäche gebracht hätte.

Ein Theil seiner ursprünglichen Kraft war nun zurückgekehrt, und wenn er auch nicht die volle Energie seines Geistes wieder fand, so erhielt er doch wenigstens so viel Herrschaft über sich, um seine Traurigkeit unter einem gelegenheitlichen Lächeln zu verbergen.

Es war jezt Herbst: der Oktober ging eben zu Ende und führte die dritte Jahreswiederkehr des Tages herbey, an welchem unser Held das arme kleine Opfer seiner unbezähmten Leidenschaft, das nun der Gegenstand seiner zärtlichsten Erinnerung war, getödtet hatte.

Statt diesen Tag in niedergeschlagener Einsamkeit zuzubringen, wie er es bey seinen Vorgängern gethan hatte, verbrachte ihn Lord Howth nun in thätiger Milde, so daß es erst nach seinem Mittagsmahl mit Mistreß Florence geschah, daß er sich die Zerstreuung eines einsamen Spazierganges längs des Seeufers erlaubte.

Die Sage meldet nicht, ob der Lord zum Andenken seines Lieblings blos Thränen vergoß und seufzte, als er unter einer Wolke von ungewöhnlicher Dunkelheit langsam an dem felsigen Ufer hinging; gewiß war er traurig und gedankenvoll, und er erwachte nicht, bis sein Auge ein kleines Schiff zu Gesicht bekam, das, alle seine Segel zerrissen, gerade auf die Felsen der Küste zu trieb. Den nächsten Augenblick sah er den Blitz seiner Nothkanone; den Schall konnte er nicht hören, denn der Sturm erstickte ihn zugleich mit dem Geschrey des unglücklichen Schiffsvolkes.

Der Lord, der bis zu diesem Augenblick weder den heulenden Wind gehört, noch bemerkt hatte, daß seine Schritte zudringlich, aber liebevoll von einem seiner Pächter bewacht worden waren, sah jezt den Mann und rief ihn an, er solle ihm beystehen, ein Boot in See zu bringen und mehr Hülfe aufzubieten.

Während seine Befehle vollzogen wurden und er selbst eifrig Hand anlegte, stieß die Sloop (die um eine Landspitze herumbiegend ihnen plözlich wie eine Erscheinung zu Gesicht gekommen war) gegen einen Felsen und sank. Sie verschwand mit fürchterlicher Stille vor seinen Augen in den Wogen.

Aber eine menschliche Gestalt war sichtbar, die auf den Wellen trieb, nachdem das Schiff gesunken war; es war die eines Weibes, das der Lord sich in das Wasser stürzen gesehen hatte, als die Sloop strandete.

Noch immer ungestüm und übereilt sprang Lord Howth in die hohe See; und da sie zum Glück die weibliche Gestalt auf ihn zutrieb, gelang es ihm, sie bey ihren weißen Gewändern zu fassen und sie durch die fürchterliche Brandung an's Land zu bringen.

Die Dame schien völlig todt; doch Lord Howth, belebt

durch die Hoffnung, daß es ihm vergönnt seyn werde, ein Leben an diesem Tage zu retten, an welchem er sich vorwarf, eines geraubt zu haben, eilte, wie mit übernatürlicher Kraft begabt, mit ihr in seinen Armen nach seiner Behausung; und dort hatte er, durch die Hülfe der Mistreß Florence, die Freude, Zeuge ihrer Rückkehr in's Leben zu seyn.

Selbst als die schöne Unbekannte noch sinnlos auf des Lords Schulter lag, bemerkte er die Anmuth ihrer Gestalt und ihrer Züge, die Alabasterweiße des zurückfallenden Halses, den er stützte, die langen und glänzenden Locken des rabenschwarzen Haares, welches triefend von der See über eine Wange strömte, der nur das Leben fehlte, um Liebreiz zu strahlen. Selbst diese passive Schönheit fesselte seinen bewundernden Blick.

Aber als sie wieder auflebte, ihre dunkeln, feuchten Augen öffnete und sie auf ihn heftete, durchdrang ihr Blick ihn mit einem Gefühl, das er noch nie empfunden hatte, und von diesem Augenblick an bewunderte er sie weniger mit den Augen als mit dem Herzen.

Als Mistreß Florence die gerettete Dame anredete, schüttelte die leztere traurig ihr Haupt, legte die Hand auf ihren Busen zum Zeichen der Dankbarkeit und sprach in Silbertönen, die von einem Strom von Thränen begleitet waren, einige Worte in einer unbekannten Sprache.

Aus ihren Blicken und Bewegungen schlossen Tante und Neffe, daß alle Angehörigen ihres neuen Gastes in dem gescheiterten Schiffe umgekommen waren; und sie versuchten dagegen ihrerseits ihr durch Zeichen ihren Wunsch verständlich zu machen, diesen unwiederbringlichen Verlust zu ersetzen.

Die Fremde schien mit einem wunderbaren Talent begabt, Zeichen und Mienen des Gesichts zu verstehen; denn als Lord Howth seine Bewunderung ihrer Schönheit äußerte, so erröthete sie gleich einer Himmelsrose, obgleich die Sprache, deren er sich bediente, ihr nicht bekannt seyn konnte; und ob ihre feuchten Augen mit süßer Festigkeit auf ihm ruhten, oder durch schnelle Blitze unter dem Schatten der dunkeln Wimpern sprachen, der verschiedene Ausdruck ihrer Sprache wechselte blos zwischen Dankbarkeit und wachsender Hochachtung.

Wenn Lord Howth ihnen begegnete, tauchten aus der Tiefe dieser schönen Augen stets Blicke von so schmelzender Süße auf, und von so sehnsuchtsvollem Bestreben, sich verständlich zu machen, daß er mit schnellen Schritten bereits Jahre in seiner Liebe vorgerückt war, eh' er sich überzeugt hatte, daß, was er sah, mehr war als ein angenehmer Traum. Es unterlag keinem Zweifel, daß die schöne Fremde, während sie in Lord Howth's rettenden Armen lag, sich ihrer bewußt gewesen war; denn so oft sie ihn ansah, schienen so viele zarte Bewegungen in dem bald zurückgezogenen, bald wiederkehrenden Strahl zu liegen, daß nichts außer wirklichem Bewußtseyn, wer sie gerettet hatte, diese Richtung ihrer Empfindsamkeit erklären konnte.

Alles Nöthige, was Gastfreyheit und liebevolle Aufmerksamkeit verleihen konnte, wurde ihr bald von Mistreß Florence dargeboten; die Dame wurde in das beste Gemach geführt, mit Nachtkleidern versehen, und nachdem sie die Erfrischungen, die Mistreß Florence ihr anempfahl, zu sich genommen hatte, allein gelassen, um Ruhe zu suchen.

Der nächste Morgen brach heiter und ruhig an, „den lezten Herbsttag schön entfaltend." Der Ocean war glatt und lächelnd, glatt und lächelnd — über dem Wrack der vergangenen Nacht.

Alma (so nannte sich die fremde Dame) wandte ihre Augen von seinen glänzenden Wogen ab, als sie bey einem Seitenfenster in dem Speisesaal vorüberging, das ihr die Aussicht auf denselben gestattete. Aber sie eilte mit erröthender Heftigkeit Lord Howth's dargebotener Hand zu begegnen; ergriff sie und drückte sie an ihre Lippen.

Sonderbar und entzückend zugleich war die Bewegung, welche bey dieser unerwarteten Handlung ihn durchbebte. — Da sein Gesicht glühend aufflammte, ließ Alma seine Hand fahren, und wandte ihre Augen in Verwirrung ab; aber im nächsten Augenblick heftete sie dieselben wieder auf ihn, voll von weiblich zarter Dankbarkeit.

Der Lord wußte nicht, wie er sich das Entzückende in seinen Gefühlen erklären sollte, das aus der Ueberzeugung hervorging, daß diese Gefühle von Alma getheilt und gebilligt wurden. So fest war diese Ueberzeugung, und so innig sein Glaube, (wie thöricht er auch wußte, daß er war) daß Alma ein liebendes und geliebtes Wesen sey, das ihm bereits früher zugehört habe, und jezt nur wieder gegeben worden sey, daß er sich nicht im Stande fand, denselben zu bemeistern.

Von diesem Augenblick an war Lord Howth's Gesundheit und Geisteskraft wie durch einen Zauberschlag zurückgekehrt. Alle seine früheren bittern Empfindungen gingen unter in dem Vergnügen, täglich die Bedürfnisse und Wünsche eines liebenswürdigen menschlichen Wesens zu befriedigen, das von dem großen Herrscher der Winde und Wogen unmittelbar seinem Schutze übergeben schien.

Alma's Unfähigkeit, sich durch die Sprache verständlich zu machen, die Schwierigkeit, die er selbst hatte, ihr Alles, was er fühlte und dachte, auszudrücken, erhöhten sein Interesse, und vermehrte den Eifer seiner ängstlichen Bemühungen.

Seine Freygebigkeit versah sie mit jeder Gattung von reichen und geschmackvollen Stoffen zu weiblichen Gewanden, die ihre schönen Hände in Kleider verwandelten, die völlig verschieden waren von allen, die von den Damen irgend eines Landes getragen wurden, das Lord Howth

gesehen, oder durch Beschreibungen kennen gelernt hatte; aber alle waren eben so einnehmend als seltsam. Die Worte, die sie sprach, wenn sie heftiger bewegt wurde, gehörten eben so einer Sprache an, die er nie gehört hatte: bald wurde es sein liebstes Geschäft, sie Worte seiner eigenen zu lehren.

Aber Sprache schien unnöthig, ihr seine Wünsche mitzutheilen. Sie schien eine unmittelbare Kenntniß von allen seinen Neigungen, Gewohnheiten und Eigenheiten zu haben. Hätte sie Jahre lang in häuslicher Gemeinschaft mit ihm gelebt, so hätte sie nicht besser geeignet seyn können, für seine Bequemlichkeit zu sorgen, und alles Unangenehme von ihm zu entfernen. Kurz Alma schien einzig für Lord Howth zu leben.

Alma zeigte indessen bey allen Gelegenheiten, daß sie das Vorrecht der Forderungen, welche die Pflichten der Gesellschaft machen, vor dem Vergnügen einer begünstigten, obschon reinen Leidenschaft wohl kannte; — sie vernachlässigte nie die liebevolle alte Tante neben dem Neffen, und als sie sich die Sprache des Landes, welches sie aufgenommen, zu eigen gemacht hatte, wetteiferte sie mit dem Mann, den sie liebte, in dem Bestreben, in demselben nützlich zu werden.

Sie konnte allein durch den rauhen Schnee gehen, um die Hütten und die Schulen zu besuchen, arbeiten für den Hülfsbedürftigen, wachen an dem Bett des Kranken, und lächelnd ihren Beystand leihen dem armen Krüppel, der sonst vergebens einen freundlichen Arm gesucht hätte, ihn in den Sonnenschein zu führen.

(Der Beschluß folgt.)

Gewicht ohne Gegengewicht.

Man hat berechnet, daß dreyhundert Menschen die englische Staatsschuld in Banknoten zu zehn Pfund Sterling, wovon 512 ein Pfund wiegen, nicht tragen könnten. Schlüge man die Schuld nur zu 726 Millionen Pf. St. an, würde sie 142,650 Pfund wiegen, und dieß gäbe, auf dreyhundert Mann vertheilt, 476 Pfund für jeden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Januar.

(Beschluß.)

Die Akademie hat nichts zu verbergen, ihre Korrespondenz wird durch den Druck bekannt gemacht, und dem Urtheile der öffentlichen Meynung unterworfen. Sie gibt jährlich zwölf Bände verschiedener Werke heraus, die unter den Handschriften der Mitglieder von einem dazu eigends ernannten Jury ausgewählt werden, und wovon die guten Theaterstücke nicht ausgeschlossen sind, die sie auf Verlangen selbst vorstellen läßt. Jedes Mitglied zahlt jährlich sechzig Franken, oder fünfzehn Franken alle drey Monate. Die Devise der Akademie, so wie ihr erstes Gesetz, ist: „Einigkeit und Duldsamkeit."

Bey den stattgefundenen Wahlen sind ernannt worden: der Vicomte von Châteaubriand, zum beständigen Ehren-Präsidenten, Karl Nodier, zum Jahres-Präsidenten, Karl Durand, zum beständigen Sekretär, de Loy, zum zeitweisen und besondern Sekretär. Die vorzüglichsten Akademiker sind bis jezt; Arago, Ballanche, Bignon, de Cuénebollé, Victor Cousin, Germain Delavigne, Frau Desbordes Valmore, Dugas-Montbel, Léonard du Stillet, Victorin Fabre, Froment, Fräulein Delphine Gay, Gérand, Guizot, Ulrich Guttinger, Victor Hugo, Jouffroy, de Jussieu, de Lamartine, Lebrun, Lesourd, Lortet, Mauguin, Mignet, Morin, Nadde, Rasloni, Rabouté, Servan du Sugny, de Sigover, Soulié, Frau Amable Tastu, Thiers, Vernay-Girardet, Weiß. Den Ausschuß für die schönen Künste bilden: Albertin, de Genève, Ghesaldin, Reverchon, Roux-Martin, Singier. Zu den ausgezeichnetsten korrespondirenden Mitgliedern gehören: der General-Prokurator Cèard, der Doktor der Wundarzneykunde und Direktor des Courrier du Léman, Karl Pescier und Adolph Pictet zu Genf, der brasilianische Admiral Cochrane, die Professoren Monnard und Porchat, zu Lausanne, Gabriel de Mogria u. a.

Seit Langem betrachtet man Paris als einen moralischen Abgrund, der alles Talent von ganz Frankreich verschlang, und einen so großen Einfluß auf die Provinzen ausübte, je mehr das allgemeine Vorurtheil in jeder Hinsicht ihm günstig war. Die einzige und unbedingte Autorität in Allem war Paris; man kannte keine andere, und mochte keine andere anerkennen. Schon längst ging das Bestreben mehrerer ausgezeichneter Männer dahin, diesen übeln Umstand zu beseitigen, das Talent in den Provinzen von dem unbedingten Urtheilsspruche, den Sarkasmen und der Oberflächlichkeit der Pariser Splitterrichter zu emanzipiren, und ihm einen eigenen Heerd zu schaffen, um nicht fernerhin, wie bisher, alle Departements Frankreichs, mit Ausnahme dessen der Seine, mit moralischer Unfruchtbarkeit geschlagen zu sehen. Sie waren überzeugt, daß Mirabeau ein großer Redner, Vauvenargues ein tiefer Denker gewesen wären, selbst wenn beyde die Provence nie verlassen hätten, daß Pascal und Fénélon, obgleich in Auvergne geboren, doch nicht unbekannt geblieben seyn würden; daß Corneille zu Rouen und Racine zu La Ferté Milon keine schlechten Dichter waren; daß La Fontaine keine erbärmliche Fabeln zu Château-Thierry gedichtet hätte, daß J. J. Rousseau zu Genf, Buffon zu Montbar, Montesquieu zu Bordeaux keine mittelmäßigen Schriftsteller geblieben wären. Und die Gegenwart durchmusternd, glaubten sie, daß die Provinzen mit Châteaubriand, Lanjuinais und Köratry; Havre mit Delavigne; Macon mit Lamartine, Lyon mit Camille-Jordan; Bordeaux mit Ravez, Lainé, Martignac; Aix mit Manuel; Nimes mit Guizot; Toulouse mit Remigniòre; Rennes mit Bernard und Toullier, und so viele andere, an berühmte Namen fruchtbare Städte, dieselben literarischen Rechte haben dürften als Paris. Um nun den ausschließlichen Einfluß der Hauptstadt zu bekämpfen, um den von den Pariser Gesellschaften so oft zurückgestoßenen Männern, die oft so ungerecht ihnen geraubte Hoffnung wieder zu gewähren, um allen Freunden der Wissenschaften und Künste eine vielleicht eben so ruhmvolle als einträgliche Laufbahn zu eröffnen; endlich um einer ganzen, unter das Joch einer einzigen Stadt gebeugten Nation ihre philosophische und literarische Unabhängigkeit, und das wahre Gefühl ihrer nationellen Würde wieder zu erstatten, ist die Provinzial-Akademie gestiftet worden.

Beylage: Kunstblatt Nr. 7.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 20.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 23. Januar 1827.

Der Mensch hat drey Minuten, eine zum Lächeln, eine zum Seufzen, eine halbe zu lieben, denn mitten in dieser Minute stirbt er.

Jean Paul.

Lord Howth.

(Beschluß.)

Diese thätigen Tugenden, verbunden mit Alma's augenscheinlicher Verehrung gegen eine obwaltende Vorsicht, schlugen die seltsame Meynung nieder, die anfangs von den Dienern und Angehörigen Lord Howth's unterhalten wurde, daß die Dame eine Hexe und die Neigung des Lords zu ihr die Wirkung von Zauberey sey. Mistreß Florence war die erste, die diese Vorstellung verachtete und herzlich ihre Zustimmung gab, als ihr Neffe ihr seine Absicht mittheilte, sich mit Alma zu vermählen.

Durch ein unbekanntes Mittel, das nur Liebende kennen, machte Lord Howth Alma bald seine Absicht verständlich, und sich selbst gewiß, daß ihr Herz nicht abgeneigt davon sey; aber da er wußte, daß sie nicht gesetzlich mit ihm verbunden werden konnte, bis sie die Gelübde auszusprechen vermochte, die Liebe und Pflicht miteinander vereinigen, so verfolgte er sein Geschäft, sie zu unterrichten, mit allem Feuer des vorausgenossenen Entzückens. Jede frühere Beschäftigung, Bekümmerniß und Freude war in ihr vergessen; Gesundheit kam mit dem Glück und gesellige Gefühle mit dem Stolz auf den Gegenstand seiner Liebe. Moskerry öffnete wieder seine Thüren Freunden und Reisenden und erhielt seinen alten Ruhm der Gastfreyheit und heiterer Freundlichkeit wieder.

Die Gegenwart von Mistreß Florence O'Grady und das Benehmen der schönen Unbekannten kamen jedem Ridicule und Aergerniß zuvor. Staunen und Neugierde mischten sich jedoch in die Bewunderung, welche sie einflößte, und einige, welche den durchsichtigen Alabaster ihrer Farbe sahen, flüsterten heimlich, daß der Glanz, welcher durch dieselbe hindurch schiene, mehr als sterblicher Glanz wäre. Sie waren gewiß, daß Lord Howth seine Ehrfurcht, sie ihre Bewunderung einem gesegneten Wesen bezeigten, dem nur für eine Zeit und aus einem geheimnißvollen Grunde verstattet sey, auf dieser niederen Welt zu wandeln.

Solche Vorstellungen kamen indeß glücklicherweise nicht zu Lord Howth. Seine schöne Pflegbefohlene erlangte ruhig die nöthige Fähigkeit, ihren Antheil an den Vermählungsgebräuchen zu übernehmen; und an einem schönen Morgen wurden sie unter den Gebeten und Segnungen ihrer Lehnsleute vermählt.

Die Sage versichert uns, daß nie eine Verbindung glücklicher war. Beyde, Alma und ihr Gemahl, schienen die traurigen Erinnerungen ihres vergangenen Lebens ganz ineinander zu vergessen, während sie doch stets der verschiedenen Ansprüche an ihre Zeit und ihre Aufmerksamkeit von Gegenständen, die mit ihrem häuslichen Glück in keiner Verbindung standen, eingedenk blieben. Sprache war ohne Bedeutung zwischen zwey Personen, bey denen

„Gedanken zu Gedanken sprach und Wunsch
dem Wunsch zuvorkam."

Alma begann indessen Irisch und Englisch mit fließender Anmuth zu reden und war daher bald im Stande, mit

Worten einer thörichten Einbildung des Lords zu widerstreben, die sie bisher mit ernster Geberde zurückgehalten hatte. Diese Einbildung bestand in dem Verlangen, das er sich in den Kopf gesetzt hatte, ihr ein seltsam gearbeitetes Armband abzunehmen, das stets ihren Arm umgab, und auf das sie sichtlich einen hohen Werth legte.

Sobald sie ihrem Gemahl dieß sagen konnte, versicherte sie ihn, daß seine Entfernung ihr das Leben kosten würde, denn sie hielt es eben so werth als ihre Existenz.

Lord Howth schloß natürlich daraus, daß es die Gabe eines nahen und geliebten Verwandten sey, der nun nicht mehr wäre, vielleicht gegeben in der schrecklichen Stunde ihres Schiffbruchs; und er stand einige Zeit ab von seinen Versuchen, es abzuziehen. Aber unglücklicherweise ergriff ihn eine Art von eifersüchtigem Argwohn, als sie eines Tages lächelnd ablehnte, ihm zu erlauben, daß er es durch ein anderes ersetze, was er ihr anbot. Beleidigt und beunruhigt fragte er ungehalten: ob es also nicht das Geschenk eines begünstigten Liebhabers sey? Alma, welche die Wahrheit selbst war, erwiederte: es sey von einem, der sie innig liebte, an ihrem Arm befestigt worden, und daß, wenn Lord Howth ihres unbegränzten Vertrauens in seine Treue, Ehre und Liebe würdig wäre, er sich mit der feyerlichen Versicherung beruhigen und begnügen würde, daß sie ihren Gemahl mit einem ungetheilten Herzen liebte und dieß gethan habe von dem ersten Augenblick, in dem sie ihn erblickte. Sie beschwor ihn, sie nicht mehr zu verwunden durch die Wiederholung dieser Frage, und ihr dadurch einen Beweis des Vertrauens zu geben, ohne welches sie nicht leben könnte. Zum ersten Male seit ihrer Vermählung brach jezt Lord Howth's natürliche Schwäche, denn außer sich selbst gebracht, gab er sich dem ungemäßigten Ausbruch der Eifersucht und Leidenschaft hin und endigte, indem er sie sinnlos fragte, was die Folge davon seyn würde, wenn er diesen verhaßten Schmuck ohne ihre Einwilligung abzöge?

Alma hatte ihn diese ganze Zeit über mit dem Blick seines sorgenden Schutzengels angesehen. Thränen strömten aus ihren Augen, als sie, ihn zärtlich in ihre Arme schließend und pressend, ausrief: „Der Tod deiner Alma! ich wiederhole es, daß ich nicht leben kann, wenn du dem schlechtern Theil deiner Natur nachgibst. Sey versichert, daß es dein Mißtrauen und deine Gewaltthätigkeit seyn wird, nicht der Verlust eines Schmuckes, wenn er auch sehr werth gehalten ist, was mir den Tod bringen wird. O Gerald, liebst du deine bis jezt noch zu glückliche Alma, so vertraue auf ihre Treue!"

„Ob ich dich liebe, Alma!" und mit dieser leidenschaftlichen Rückkehr zu Zärtlichkeit und Vertrauen riß der liebende Gemahl sie an seine Brust, und für dießmal war der Gegenstand des Mißvergnügens vergessen.

Wenige Wochen nach diesem Auftritt kehrte Lord Howth, der baden gegangen und deßhalb früh aufgestanden war, von seinem Ankleidezimmer in das Schlafgemach zurück, um, ehe er in den Saal hinabstieg, einen Kuß von seinem schlafenden Weibe zu stehlen.

Das Wetter war ungewöhnlich heiß und Alma hatte unbewußt sich zum Theil von ihren Nachtkleidern befreyt und lag nun, ihr schönes Antlitz und ihre Schultern mit nichts bedeckt als den aufgelösten Locken ihres üppigen Haares. Durch die schwarzen und glänzenden Locken erschien der rosige Teint ihrer Wangen und die Elfenbeinweiße ihres zartgerundeten Halses um so blendender. Während der zärtliche Gemahl stand und ihren Schlummer bewachte, schienen sich bey jedem sanften Athemzuge die Rosen ihrer Wangen sichtlich zu entfalten, mit jedem Athemzuge erhöhte sich ihre Farbe. Lord Howth, zugleich Liebender und Dichter, murmelte vor sich hin:

„— Die frische Luft,
Welche die Rosen ihrer Wangen weckt,
Bringt zugleich auch ihren süßen Duft."

Er würde vielleicht seine Rhapsodie vollendet haben, hätte Alma nicht ihre Lage verändert und somit auch den andern Arm vor seinen Blicken entblößt. Es war der, an dem sie das Armband trug! Gleich parischem Marmor und gerundet wie durch des Bildhauers Kunst fesselte dieser schöne Arm den Blick des Lords; aber es war weder die tadellose Form, noch die blauen Adern, die sich unter seiner durchsichtigen Oberfläche hinzogen und einander durchschnitten, was jezt sein Auge fesselte — es war das verhängnißvolle Armband.

Alma holte einen tiefen Seufzer, er sah besorgt nach ihr; sie hatte geseufzt in ihrem Schlaf. Er blickte nieder auf ihren Arm und machte einige Schritte vorwärts; das Licht fiel gerade auf ihr Gesicht, das nun durch die Veränderung ihrer Lage völlig der Beobachtung ausgesezt war, er sah Thränen, die auf ihren Wangen standen, wie Thautropfen in frischgepflückten Rosen.

„Sie träumt von ihrem früheren Geliebten! vernichtet sey jedes Denkmal von ihm!" und indem er dieß sagte, riß er in augenblicklicher Wuth den verhängnißvollen Schmuck hinweg.

Alma erwachte mit einem durchdringenden Schrey; schon einmal war Lord Howth so von einem Schrey durchbohrt worden. Sie öffnete ihre Augen und wandte sie auf ihn; — dieser Blick! — er drang in seine Seele: es war der lezte von ihren sterbenden Augen. Sie strebte sich zu erheben mit ausgestreckten Armen, seine wahnsinnige Umarmung zu erwiedern; aber während sie dieß noch that, schloß sich schon ihr Auge und sie fiel zurück auf das Kissen, nicht länger seine Alma. Wild, doch mit stummem Erstaunen, stand Lord Howth einige Augenblicke, unfähig sich zu bewegen. Alma war vielleicht blos in Ohnmacht gefallen durch heftige Gemüthsbewegung! Aber nein! es ist ein furchtbares Etwas in der Gegenwart des Todes, das

ſich uns fühlbar macht: — wer kann es verkennen? Während der ſchmerzerſtarrte Gemahl eingewurzelt neben dem Bett ſtand, ſah er etwas ſich regen dicht bey Alma: wie groß war ſeine Beſtürzung und ſein Schreck, als er eine Ratte erblickte, die hervorſprang, einen eben ſolchen Blick auf ihn warf, wie die ſterbende Alma, und aus ſeinem Geſicht verſchwand! Von Wahnſinn getrieben, ſah Lord Howth auf das Armband in ſeiner konvulſiviſch zuſammengepreßten Hand; es war von außen prächtig gearbeitet, aber innen erblickte er denſelben Goldfaden, den er um den Fuß ſeines kleinen Lieblings befeſtigt hatte.

Ueberwältigt von den tauſend wilden, widerſprechenden und beſtürzenden Gedanken, die ihn beſtürmten; getheilt zwiſchen der Vorſtellung von einem guten und einem böſen Geiſt, und ſich bewußt, daß er gewiß in den Armen eines von beyden gelebt hatte, verließen ihn eine Zeit lang ſeine Sinne; und als ſeine Diener ihn fanden, war er kalt und fühllos wie der ſchöne Leichnam, auf dem er lag.

Lord Howth lebte nur noch kurze Zeit nach dieſem außerordentlichen Ereigniß. Er war Katholik; und in ein Kloſter zurückgezogen, widmete er die wenigen noch übrigen Monate ſeines Lebens der Buße und dem Gebet. Es wird erzählt, daß er mit beruhigtem Gemüth ſtarb, denn er hatte ſich überzeugt, daß es ein ſeliger Geiſt war, mit dem er in ſo reinem und Segen verbreitender Gemeinſchaft zuſammen geweilt hatte; und daß er dieſes ſelige Glück verwirkt habe, indem er der Schwäche ſeiner niedern Natur nachgegeben, obgleich dieſelbe durch heilſame Leiden bereits faſt ganz überwunden geweſen war. Man kann daher wohl ſagen, daß er weniger in trüben als ernſt-feyerlichen Gefühlen ſtarb; und die, welche ſeine Geſchichte berichten, erzählen ſie deßhalb mit mehr Ehrfurcht als Schrecken.

Dieſe Geſchichte wird noch heute in der Gegend, in welcher ſie der Sage nach ſich ereignet haben ſoll, ehrerbietig geglaubt; und mancher einbildungsvolle, eiferſüchtige Liebhaber hat daraus gelernt, ſich Lord Howth's Schickſal zur Warnung dienen zu laſſen, ehe er ſich Zweifeln hingibt, wo Vernunft und Liebe ihm Vertrauen lehren ſollten.

Skizzen aus Amerika.

(Fortſetzung.)

Der Centralpunkt der Aufmerkſamkeit einer amerikaniſchen Familie iſt ſtets das Sprachzimmer (Parlour). Dieſes iſt ſo ziemlich der Thermometer des Wohlſtandes der Familie. In reicheren Haushaltungen, auch auf dem Lande, koſtet es nicht leicht unter 1000 Dollars. Gewöhnlich beſteht es aus zwey Zimmern, die durch eine vierflügelige Thür von einander getrennt ſind, und nöthigenfalls bey größern Geſellſchaften oder Bällen ganz aufgemacht werden können. Das Parlour iſt ſtets auf dem Lande im Erdgeſchoſſe, und der Fußboden durchgängig mit Blumenteppichen, die Yard zu zwey bis drey Dollars belegt. In dem vordern Theile befindet ſich ein Pianoforte, im Hintertheile der Sideboard (Schenktiſch) von Mahagoniholz mit geſchliffenen Gläſern und Bouteillen. An einer der Wände das Sopha und zwölf Seſſel. Ueber dem Kamin, der mit eine der Hauptzierden des Parlour iſt, iſt ein Trumeau-Spiegel in einer vergoldeten Rahme der Länge nach aufgeſtellt, und mehrere Vaſen.

Minder wohlhabende Familien laſſen das Pianoforte oder die Spiegel weg. Ein Sideboard iſt jedoch überall zu finden. Eine derley Einrichtung kömmt auf 500 bis 1000 Dollars. Ich ſah jedoch in den Seeſtädten Parlours, deren Einrichtung auf 4 und 6000 Dollars zu ſtehen kam, und wo blos das Pianoforte 1000 Dollars koſtete. Dieſe Verſchwendung findet nie auf dem Lande ſtatt.

Auf das Uebrige der häuslichen Einrichtung wird nicht ſo viel verwendet, und die Einrichtung iſt einfach. Das zweyte, oder wie es in Europa genannt wird, das erſte Stockwerk, iſt ganz für die Familie, und der Fremde hat hier, ausgenommen es wird ihm da ſein Schlafzimmer angewieſen, keinen Zutritt.

Gewöhnlich ſteht die Familie zwiſchen ſechs und ſieben Uhr auf. Um acht Uhr wird gefrühſtückt. Dieß beſteht aus friſchgebackenen, kleinen, runden Waizenkuchen (cakes), Waizen-, Buchwaizen- oder Wälſchkorn-Pfannkuchen, einem eingemachten Huhn, roast beef, gebratenen Kalb- oder Hammelsſchnitten, Fiſchen und Eiern. Die Getränke ſind Thee und Kaffee. Der Hausherr zerlegt die Fleiſchſpeiſen, und bedient die Tiſchgenoſſen, wobey er immer den Gaſt fragt, welchen Theil vom Huhn oder ſonſt einer Speiſe er wünſche: Shall I help You to a piece of chicken? What part do You choose? (Verlangen Sie ein Stück Huhn? Welchen Theil wünſchen Sie ꝛc.?) Nachdem alle befriedigt ſind, bedient er ſeine Gattin, und endlich ſich ſelbſt. Die Dame ſchenkt Kaffee oder Thee ein, und verſieht ihre Tiſchgenoſſen damit. Hat einer ſeine Taſſe geleert, ſo reicht er ſie zum Füllen, mit den Worten: I take another cup, oder I thank You for another cup. Man wartet nie bis man gefragt wird. Die Dame nimmt ſie, zieht ſie durch eine bereitſtehende Schaale mit Waſſer gefüllt, und reicht ſie eingeſchenkt zurück. Man ladet nie zum Frühſtück, ausgenommen der Gaſt übernachtet im Hauſe.

Auf das Mittagsmahl wird weniger Aufmerkſamkeit verwendet als in Europa, wenn, was ſich immer verſteht, kein Fremder zugegen iſt. Ein Stück Schwein-, Kalb- oder Hammelfleiſch mit einem Zugemüſe rother Rüben, Butter, Gurken ſind die gewöhnlichen Gerichte. Die Männer trinken ein Glas Waſſer mit Rum oder Brandy, die Frauen bloßes Waſſer, Cider oder Milch.

Häufig wird auch Kaffee zum Mittagsessen, nie aber darnach getrunken. Sind keine Fremden zu Gaste geladen, so erscheint die Frau beym Dinner im Negligé, und kleidet sich erst um drey bis vier Uhr, worauf Visiten, Spaziergänge oder Fahrten unternommen werden.

Der Centralpunkt der Geselligkeit in Amerika ist jedoch die Teaparty (Theeparthie) und der Abend. Diese Theeparthien sind in Amerika so ziemlich zur Regel geworden, und für den Familienvater eine lästige Sache. Alle Bekannten oder Bekanntinnen sind geborne Mitglieder, und man findet bey einer solchen Theeparthie Thee, Kaffee, frische und gesalzene Fische, Cottelets, gebratene Hühner, Beefsteaks, Cakes, Wälschkorn-, Waizen- oder Buchwaizen-Pfannkuchen — Zungen, gedörrte Hirschfleischschnitten, Schinken ꝛc. Die Art ist wieder ganz dieselbe, wie beym Frühstück. Der Herr legt die Speisen vor, die Frau die Getränke. Nach der Theeparthie setzt sich die Gesellschaft in einem Halbzirkel um den Kamin, und die Unterhaltung beginnt. Ist ein Fortepiano vorhanden, so wird gespielt oder gesungen. Sind Kartenliebhaber da, so wird eine Whistparthie gemacht; nie wird jedoch um Geld gespielt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wohlthätigkeit in Kalkutta.

In Kalkutta ist eine Subscription eröffnet worden, um ein Haus zur Aufnahme von Pilgern und andern hülflosen Leuten jeglichen Glaubens, welche die Stadt besuchen, zu errichten. Denn es ziehen Pilger in Menge aus Deccan über Kalkutta nach Benares und andern Ländern Hindustans und viele haben bisher, da sie nirgends unterwegs einkehren konnten, ihrem Elend unterliegen müssen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Anfang Januar.

Der Monat December des abgewichenen Jahres hat sich in gefährlichen Krankheiten und schnellen Todesfällen uns noch furchtbarer gezeigt, und wenn unsere, von den Stadtkirchnern ausgegebenen Todtenlisten genauer und zweckmäßiger eingerichtet wären, so würde es sich wahrscheinlich finden, daß dieser Monat leicht der fruchtbarste des Jahres für Freund Hayn gewesen sey. Besonders ward der Tod des hiesigen Stadtrichters, Dr. Tittmann betrauert, eines in seinem ausgebreiteten Wirkungskreise wohlthätig einschreitenden Mannes, den dabey die reinste Freude an dem Glücke anderer belebte, und welcher in der Blüthe der Jahre den angenehmsten häuslichen Verhältnissen entrissen ward. Eben so wie dieser brave Geschäftsmann starb auch plötzlich der Hofrath Bucher, welcher in der Commerzien-Deputation arbeitend, seine ausgebreiteten Kenntnisse in den sächsischen Handelsbeziehungen zweckmäßig für das Vaterland benuzt hatte. Ausgezeichnet in neuern wie in ältern Sprachen, hatte er besonders die spanische sich zum Liebling erkohren, und mehrere Arbeiten in derselben über Handels- und andere Gegenstände bewiesen seine Meisterschaft. Noch nicht aus den fünfziger Jahren tretend, übereilte ihn bey einem Nachmittagsspaziergange in's Freye, Schwindel und lähmender Schlagfluß. Er sank unweit der Stadt am Wege nieder. Erst spät ward ihm durch eine strafbare und bereits von den Behörden zur Untersuchung gezogene Vernachlässigung ärztliche Hülfe zu Theil, aber wohl zu spät, denn er starb noch in der folgenden Nacht in den Armen seines bereits auch durch einige literarische Arbeiten bekannten Sohnes.

Doch hinweg von diesen traurigen Gegenständen, lassen Sie uns lieber im Gebiete der Tonkunst uns ergehen, welche uns noch am Schlusse des Jahres einen der ausgezeichnetsten Genüsse darbot. Die königliche Kapelle führte nämlich in dem Saal des großen Opernhauses mit mehr als 200 Instrumentalisten und Sängern die herrliche Schöpfung Haydn's, in italienischer Sprache auf. Es war ein wahres Musikfest im edelsten Sinne des Wortes. Die klassische, und in ihrer Art noch unübertroffene Tonschöpfung Haydn's ward mit einem Feuer, einer Präcision, einer Zartheit, und doch wieder einer Kraft ausgeführt, wie wenigstens hier in Dresden, sie bey allen Hülfsmitteln dafür doch noch nicht gehört worden. Der Kapellmeister Morlacchi leitete das Ganze mit sichtlichem Durchdrungenseyn von der Erhabenheit des Gegenstandes. Da, laut der Anschlagezettel, Sgra. Palazzesi, und Sgr. Bonfigli ihre bereits übernommenen Stimmen kurz vor der Probe wieder zurück geschickt hatten, so wurden die Soloparthieen blos von Sgra. Schiasetti und den Herren Zezi und Rubini gesungen. Die beyden erstern leisteten das Treflichste, und Wohllaut, Anmuth und Kraft vereinten sich mit Ausdauer bis zur lezten Note dieser höchst angreifenden Parthieen. Herrn Rubini's Stimme war etwas belegt, und füllte den großen Saal nicht ganz, doch leistete auch er der Aufgabe freundliche Genüge. Die Versammlung war eben so glänzend als aufmerksam und befriedigt. Sehr hat es mir gefallen, daß man nicht einzelne Musikstücke beklatschte, sondern blos am Schlusse jeder Abtheilung in Beyfall ausströmte. Dem Vernehmen nach soll künftig jedes Mal am Palmsonntage zum Besten der Wittwen und Waisen der musikalischen Kapelle die Aufführung einer solchen großen Musik stattfinden, und das nächste Mal dazu das Weltgericht von Schneider gewählt worden seyn. Eine erfreuliche Nachricht für Fremde, welche ohnedieß um diese Zeit zahlreich nach Dresden zu pilgern pflegen.

Das deutsche Theater, welches leider stets in der Mitte des Decembers geschlossen wird, brachte als neue Erscheinung in diesen vierzehn Tagen uns das schon an vielen Bühnen bald mit ausgezeichnetem, bald mit wenigerm Beyfall aufgeführte Raupach'sche Lustspiel: Laßt die Todten ruhen. Der so wechselnde Grad des Wohlgefallens an dieser genialen Arbeit des jezt unstreitig um die deutsche Bühne am meisten verdienten Dichters so mancher ausgezeichneten Trauerspiele scheint mir ganz von der Art und Weise abzuhängen, wie das Publikum diesen Versuch einer neuen Bahn im Felde des Lustspiels betrachtet. Es ist so ganz etwas anderes als das, was man gewöhnlich sieht, daß schon eine große Freyheit der Ansicht und allgemeinen Bildung dazu gehört, um nicht gewissermaßen irre daran zu werden. Alles steht keck und kräftig da, wenig Verschmolzenes, geringeres Streben nach Anmuth, Ausschluß alles Sentimentalen, dafür aber Neuheit, scharfe Zeichnung, kräftige Züge, kühne Ueberschreitungen mancher Regel der Theorie wie des geselligen Lebens. So wenig ich stets nur solche Stücke mit ansehen möchte, um so eranicklicher wirken sie im Einzelnen auf mich, und enthalten Zündstoff genug zu Reibungen für Kritik und Belebung von Funken für zahmere Schöpfungen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 7.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 21.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 24. Januar 1827.

Die Welt iſt ſo leer, wenn man nur Berge, Flüſſe und Städte darin denkt; aber hie und da Jemand zu wiſſen, der mit uns übereinſtimmt, — das macht uns dieſes Erdenrund erſt zu einem bewohnten Garten.

Goethe.

Kleine Liebeslieder aus den Inſeln des Archipelagus.

(Zum Theil freye Nachbildung neugriechiſcher Originale.)

Von Wilhelm Müller.

Die Augen.

Schwarze Augen, das Haus zu erhellen,
Blaue, an's offene Fenſter zu ſtellen,
Graue bewachen das Pförtchen zu Nacht,
Braune betrügen die treueſte Wacht.

Sonne und Morgenſtern.

Wenn die Sonne ſich verdunkelt, wiſſ', es iſt von meinen Augen,
Deren Thränen ihre Strahlen mit dem Thau der Frühe ſaugen.
Aber du biſt immer helle, gleich dem kalten Morgenſterne,
Der ſich in der Perlen Spiegel nur beguckt aus eitler Ferne.

Der kleine Schreiber und das kleine Mädchen.

Kleiner Schreiber, kleiner Schreiber, hör' und laß dein Werfen ſeyn!
Warfſt mir heut ein Stückchen Zucker in den Buſen grad hinein.
Wenn du wirſt noch einmal werfen, zeig' ich es dem Biſchof an,
Und er läßt das Haar dir ſcheeren, und er thut dich in den Bann.
„Kleines Mädchen, kleines Mädchen, hör' und laß dein Schießen ſeyn!
„Alle Pfeile deiner Augen treffen in mein Herz hinein.
„Wenn du wirſt noch einmal ſchießen, zeig' ich es dem Herrgott an,
„Und er ſpricht: das kleine Mädchen nehme ſich den kleinen Mann!"

Sichere Botſchaft.

Mein Liebſter in der Fremde, was ſend' ich dir hinaus?
Die Aepfel ſie verfaulen, es welkt der Blumenſtrauß.
So will ich Thränen weinen in dieſes ſeidne Tuch,
Und will den ſchnellſten Winden es geben in den Fing.
Sie tragen es hinüber wohl über Meer und Land —
Und ſiehſt du nicht die Thräne, ſo fühlſt du ihren Brand.

Das zerſplitterte Herz.

Wenn ich dein im Herzen denke, wie ein Glas zerſpringt es mir,
Und wie Spreu von einer Tanne fliegt es ſplitterweiſ' zu dir.

Wer ſchreibt die Liebe aus?

Wären Flüſſ' und Meere Dinte, wär' der Himmel mein Papier,
Wüchſen Federn wie die Aehren auf der weiten Erde mir,
Hülfen mir die Engel ſchreiben um die Wette Tag und Nacht,
Sag', wann wär' es ausgeſchrieben, was die Lieb' in mir gedacht?

Der Liebe Ruhekiſſen.

An des Meeres Klippenſtrande ſuch' ich nach dem harten Stein,
Den dein Fuß zuletzt betreten, als du ſtiegſt in's Boot hinein.

Will ihn als ein Ruhekiſſen legen auf mein krankes Herz,
Daß kein weicher Traum der Liebe es betrüg' um ſeinen Schmerz.

Ahnung des Frühlings.

Die Schwalbe kömmt, die Schwalbe kömmt, ſie kömmt vom weißen Meer,
Sie fliegt heran, ſie ſieht ſich um, als ob's nicht ſicher wär'.
„O März, o März, mein ſchöner Freund, ich fühl's, du biſt mir nah'!
„O Februar, o Februar, wie lange bleibſt du da?
„Magſt regnen, reifen, ſchneyen auch, ich ſpreche doch dir Hohn,
„Du riechſt in deinen Schauern mir nach meinem Frühling ſchon."

Der Venus Hofhaltung am Himmel.

Tritt an's Fenſter, meine Liebe, ſieh den hellen Himmel an,
Wie der Mond, der keuſche Frever, mit der Venus ſcherzen kann,
Wie ſie ſich ſo nahe rücken, und die kleinen Sterne ſehn
Lüſtern nach dem ſchönen Paare und vergeſſen fort zu gehn.
Tritt an's Fenſter, meine Liebe, neige nieder dich, mein Stern!
Venus herrſcht am Himmel heute, und die Erde folg' ihm gern.

Erſtes Liebeszeichen.

Dein Herz von Eiſen wird ſich nicht, bis daß ich ſterb', erweichen:
Dann nähe mir ein Todtenhemd, als erſtes Liebeszeichen.

Der Kuß.

Dank deinem Kuſſe ganz allein, nun flieg' ich in den Himmel
Und haſche mit den Engeln mich im ſeligen Gewimmel.
Sie jagen mich, ſie greifen mich, ſie wollen gern mich fangen,
Ich reiß mich los und laufe heim, zu küſſen deine Wangen.

Von einem Schlage fällt kein Baum.

Von dem harten Riff zerſchlagen, kehrt die Welle dennoch wieder:
Schiltſt du heut mich weg vom Fenſter, ſing' ich morgen aus die Lieder.

Das Verhör.

Thu auf die Thür, du holde Maid, thu auf und laß mich ein! —
„Wer klopft, wer ruft in ſtiller Nacht? Ein Türke wird es ſeyn." —
Es iſt kein Türk', es iſt ein Chriſt, es iſt ein guter Chriſt,
Der deinen purpurrothen Mund vieltauſendmal geküßt. —
„Ich ſehe dich im Dunkel nicht, ſo ſag' ein Zeichen mir
„Von Hof und Haus und Kämmerlein, damit ich traue dir."
Im Hofe ſpringt ein Silberquell, und wie der Wind auch weht,
Er ſpringt nach deinem Fenſter nur, wenn eines offen ſteht.
Am Hauſe rankt die Rebe ſich hinauf von Stein zu Stein,
Bis mit den naſſen Augen ſie kann ſehn zu dir hinein.
Du trocknеſt ihre Thränen ab, ſie brechen auf zumal,
Und goldne Nektartrauben glühn in deiner Sterne Strahl.
In deiner Kammer an der Wand iſt ein verhängter Schrein,
Es blickt kein Mond, es blinkt kein Stern, kein Lämpchen flimmt hinein:
Darinnen liegt die Lilie auf einem Roſenbeet —
„Ich komme ſchon, ich öffne ſchon! Herein, wer draußen ſteht!"

Skizzen aus Amerika.

(Fortſetzung.)

Für das Einkommen und die Bedürfniſſe des Hauſes, worunter ſelbſt die Einkäufe für die Küche begriffen ſind, ſorgt der Mann. Die Hausfrau bekümmert ſich um dieſe nicht, und erkennt willig die Verfügungen ihres Gatten. Die Achtung, mit der ſie die Maßregeln des Mannes in Bezug auf Verwaltung und Vermehrung ſeines Eigenthums betrachtet, iſt engliſchen Urſprunges, und einer der ſchönſten Züge im Charakter des amerikaniſchen Weibes. Man findet häufig Damen, die durch ihres Mannes Verſchulden von der höchſten Stufe der Wohlhabenheit zur Dürftigkeit herabgekommen, ihr eigenes Vermögen einbüßten, dieſen Verluſt mit edler Selbſtverläugnung ohne das mindeſte Murren ertrugen, und ihrem Manne treu ergeben überall hinfolgten. Im vorigen Jahre fallirte die Familie M. in New-York, und verlor ihr ganzes, gegen eine Million betragendes Vermögen. Den größten Theil hatte die Frau ihrem Manne zugebracht. Sie war in hohem Wohlſtande und in den gebildetſten Zirkeln erzogen, die Söhne ſtudirten, die Töchter waren in Damenſchulen. Kaum war die herbe Gewißheit ihres Schickſals ausgeſprochen, als die Mutter ſogleich den Ueberreſt ihres Geſchmeides verkauft, das gelöſte Geld den in den Erziehungsanſtalten befindlichen Söhnen und Töchtern mit der Weiſung zuſendet, die rückſtändigen Beträge zu bezahlen, und ſich nach Hauſe zu verfügen. Wer den Werth des Reichthumes, des einzigen äußern Unterſcheidungszeichens in den Vereinigten Staaten, zu ſchätzen weiß, der wird den Fall einer ſolchen Familie zu würdigen verſtehen. Als die Kinder zu Hauſe ankamen, empfing ſie die kränkliche Mutter. Keine Klage, keine Thräne war zu ſehen, zu hören, der Vater, die Urſache des Kummers, wurde entfernt, und ein ſehr geachteter Prediger eingeladen, der mit der Familie eine religiöſe Uebung vornahm. Als dieſe vorüber war, beſchloß die

Mutter: „Theure Kinder! Wir sind durch die Hand der Vorsehung nicht unverschuldet getroffen. Wir müssen uns nun trennen. Was ich, was unsere Freunde thun konnten, ist geschehen. Ihr werdet mit eurer Hände Arbeit euch nun ernähren müssen. Wir trennen uns morgen; hier sind eure Briefe, hier ist meine lezte eheliche Habe;" und somit reichte die würdige Frau jedem Kind sein Reisegeld und seine Empfehlungen. Ich sah einen der trefflichen Söhne dieser herrlichen Frau in New-Orleans. Er sendet seiner Mutter jedes Jahr hundert Thaler. So die übrigen Kinder. Die kleinern wurden von den angesehensten Familien zu sich genommen. Die grösern verdienen ihr Brod und unterstützen ihre Eltern. Diesen wurden von Freunden gleichfalls Unterstützungen angetragen, die aber ausgeschlagen wurden. Die Familie zieht vor, sich durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren.

Für ihre Kinder tragen die Frauen mütterliche Sorge; — nähren sie selbst; sie lassen sie nie aus dem Auge und überlassen sie nie Fremden. Wenigstens ist dieß durchgängig auf dem Lande Sitte. Die Amerikanerin sieht in ihrem Sohne den künftigen Bürger, und daher hat sie auch vor ihrem Kinde eine gewisse Achtung. Schläge sind ungewöhnlich. Der amerikanische Hausvater hat das Recht, seinen Sohn bis zum 21sten Jahre für seinen Dienst zu gebrauchen und sich so für die auf ihn gewandte Mühe bezahlt zu machen. Auf dem Lande findet dieses noch häufig statt, und dieß gibt Eltern und Kindern ein gewisses fremdes Verhältniß, das beyden Theilen die Trennung leicht, und sie dafür gefühllos macht. In der wohlhabendern Klasse hat dieß aufgehört; die Gleichgültigkeit bey der Trennung dauert jedoch fort. Die angeborne Selbstständigkeit des Amerikaners erlaubt weder dem Vater noch dem Sohne eine Geldunterstützung zu des Leztern Establishment. Alles was der amerikanische Vater thut, ist, daß er seinem Kinde Gelegenheit gibt, eine Lehranstalt zu besuchen, oder sich irgend einem Geschäftszweige vor seinem 15ten Jahre zu widmen. Die Wahl des Standes steht dem Sohne ganz frey; der Vater übt hier nicht den mindesten Zwang aus. Die Kosten der Vorbereitung, gleichviel ob literarisch oder mechanisch, trägt er, mehr aber nicht, und so wie sein Sohn seine Erziehung vollendet hat, ist er auch ganz sich selbst überlassen. Von seinen Eltern hat er auch keinen Cent zu erwarten, außer einem halben Dutzend Empfehlungsschreiben, mit denen man in den Vereinigten Staaten sehr freygebig ist, weil sie dem Geber nichts, denjenigen, an den sie adressirt sind, wenn es hoch kömmt, ein Couvert bey seinem Dinner kosten. Tausend, zweytausend Meilen Entfernung von seiner Heimath sind dem Sohne, so wie seinen Eltern, gleichviel. Ich sah Mütter, die einen ihrer Söhne nach New-Orleans, den andern nach Carracas, den dritten nach Buenos-Ayres abgehen sahen, und die von dieser zwey- bis fünftausend Meilen weiten Entfernung ihrer Kinder, die sie mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit in ihrem Leben nicht mehr zu sehen hoffen konnten, gerade so sprachen, als wenn von einer Reise von New-York nach Philadelphia die Rede gewesen wäre. Dieß ist jedoch nicht Mangel an Liebe, sondern die inwohnende Ueberzeugung, daß der Sohn nicht blos ihr, sondern sich und dem Staate angehöre. Die Töchter bleiben bis zu ihrem dreyzehnten, vierzehnten Jahre im elterlichen Hause, und genießen da den erwähnten öffentlichen Unterricht. Sind die Eltern wohlhabend genug, dann werden sie in eine der Damenschulen nach Philadelphia gesandt, und bleiben nach ihrer Rückkehr im elterlichen Hause, bis sie dieses mit dem ihres Mannes vertauschen. Ihre Zeit ist dann zwischen weiblichen Beschäftigungen und Gesellschaften getheilt; um das Hauswesen bekümmern sie sich in der Regel nicht so viel, als die deutsch-amerikanischen Töchter. Im ein-und-zwanzigsten Jahre ist die Tochter mündig, und dann kann sie, wenn sie es früher nicht gethan hat, ohne die mindeste Rücksicht auf ihre Eltern, wählen. Selten machen jedoch diese gegen ihre Wahl auch vor ihrem Mündigwerden (to be of age) Einwendungen, vorausgesezt, die Ehelustige hat die Mittel, ihr Kind zu ernähren; und selbst darum kümmern sich in der Regel mehr die Kinder als die Eltern. Ist der Liebhaber ganz fremd, dann sind die Nachfragen genauer, immer jedoch in der Ordnung, und die Eltern suchen weniger ihr Kind reich, als an einen gesezten (steady) Mann zu verheirathen. Ein tüchtiger junger Mann, der seine Wissenschaft, Kunst, oder was immer, gehörig gelernt hat, ist auf dem Lande, selbst in guten Familien, stets willkommen, gleichviel, ob fremd oder Amerikaner. Man sieht weniger auf Reichthum als auf Eigenschaften, die zu diesem führen. In dieser Hinsicht ist viel gesunder Sinn im Innern der Vereinigten Staaten zu treffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Distichon.

Erkennung.

Wie wenn Perlen mir oft der Traum in die willige Hand drückt,
Die der eröffnende Tag wieder entschüttet der Hand;
So sind Freuden der Wirklichkeit schnell mir oft schon entschwunden,
Und der Besitz? Er dauert' eine Minute des Traums.

Cz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Januar.

Die Schauspielergesellschaft, welche diesen Winter über uns die langen Abende einigermaßen verkürzt, ist nicht mehr die des Direktors Claparède, sondern die der Direktorin Lintant und ihres Beystandes Lonce, auf die man das Privilegium des Ersten übertragen hat, und zwar mit vollem Rechte, denn nichts konnte mittelmäßiger, man möchte fast sagen schlechter seyn, als die Truppe, mit der er in den lezten Jahren sich einzustellen wagte. Darum war denn auch das Schauspielhaus gewöhnlich leer, und der Fremde, der von der großen Vorliebe der Genfer für das Theater gehört, erstaunte nicht wenig, bey dem Besuche desselben, sich in einer Art von Wüste zu befinden, in welcher er die wenigen Nomadenhorden der Zuhörer, oder vielmehr der Zuschauer (denn außer dem Pfeifen und Zischen war nicht besonders viel zu hören) zählen konnte. Jezt ist das anders und besser, post nubila phoebus. Zudem ist der Saal neu ausgemalt und ausgeschmückt worden, und wird durch Gas erleuchtet. Die Eröffnung für das Winterhalbjahr fand am 25sten Oktober statt, und zwar mit der einfachen Geschichte (simple histoire) von Scribe und Melesville und dem Honigmond (la lune de miel), beydes angenehme Stücke des Theaters der Frau Herzogin von Berry zu Paris. Seitdem zeichnen sich unter den gegebenen Stücken besonders aus: die Brüder auf der Probe (les frères à l'épreuve), die Milchbrüder (les frères de lait), der Unter-Chef (le Sous-chef), das Wirthshaus zu Bagnères, der Wald von Sennart, das Thal von Barcelonette, Blaise, les folies espagnoles, Jean Shogar, die Alte, die verschleierte Frau, das sprechende Gemälde, die Vernunftheirath, die weiße Frau, Harlekin Rothbart, die sechszehnjährige Alte, die Marktschreyerey, die Reise nach Dieppe, die falsche Agnes und Tartüffe. — Unter den Schauspielern und Schauspielerinnen verdienen vorzüglich genannt zu werden: Dem. Bally, erste Sängerin, ein wirklich ausgezeichnetes Talent, vereinigt mit vieler Grazie und dem glücklichsten Spiel; Dem. Fédora, unübertrefflich in den Soubretterollen, eine angenehme, nicht besonders vollklingende Stimme; Frau Weiß, sehr gut in den Rollen geschwäziger Nachbarinnen oder lächerlicher Wittwen, wenig Stimme; Frau Caussin, fast in allen Rollen an ihrem Platze, schade, daß die Stimme nicht angenehmer ist; Frau Allan spielt die Liebhaberinnen mit vieler Naivetät und allem Anstand; Dorfeuil, sehr gut in den Rollen edler Väter; Alexander, gewandter Schauspieler, manchmal zu tragisch in Ton und Geberden; Laurent, erster Sänger, vortrefflicher Musiker, ziemlich guter Schauspieler, undankbares Aeußere, schwache aber angenehme Stimme; Allan, erste Liebhaber-Rollen, guter Schauspieler, Melodramenton; Lonce, ächter Komiker im höhern Styl, uns angenehme Stimme; Rose, Komiker im mittlern Styl, vortrefflich in den Rollen der Dummköpfe, wenig Stimme; Malpart, gut in den alternsten Rollen, die er oft übertreibt, in allem Uebrigen sehr mittelmäßig; Mériel, gut in den Tyrannen und Verräthern, verspricht sich oft auf sehr possierliche Weise, wie: le coeur du chemin, le salut de la voie, le village du clocher u. s. w. Im Ganzen kann man indessen mit der neuen Gesellschaft zufrieden seyn. Die Stücke sind meistentheils gut gewählt, und werden gut und zusammengreifend gespielt. Manchmal gibt man uns aber auch sogenannte Vaudevillen, die in der Schweiz spielen, und von der größten Unkunde unsers Landes zeugen. So stellt Demoustier in seinem „hölzernen Bein" zwey Bewohner des Invalidenhauses zu Paris als gute alte Schweizer dar, die sich für ihren König haben verstümmeln lassen. Es ist hier weder von Reislaufern noch von kapitulirten Soldaten die Rede, sondern von solchen, die ihr Vaterland nie verlassen, und im Garnisondienste grau geworden sind, indem sie auf ihrem Posten allen Vorübergehenden den gewöhnlichen Zürcher Gruß: „Ko trüej zie (Gott grüß Sie)" zugerufen.

Dresden, Anfangs Januar.
(Beschluß.)

Am 2ten Januar ward die Bühne wieder mit Gehe's großem Drama: die Maltheser, eröffnet. Es war viel vorher davon gesprochen worden, namentlich von den scenischen Zurüstungen dafür von verschiednen Ansichten über die Rollenvertheilung u. s. w., und ich glaube, daß dieß dem Stücke keinen Vortheil brachte. Ueberhaupt unterliegen alle Stücke, wo mit ein Theaterabschnitt begonnen wird, einem schärferen Urtheil, namentlich hier bey der eigenthümlichen Stellung des Publikums. Wäre das Alles nicht gewesen, das Drama hätte wohl müssen mit größerer Wärme aufgenommen werden, denn es enthält des Guten und Gelungenen viel, und einige Schattenseiten desselben treten nicht so störend hervor, daß sie, Einzelnes nur berührend, dem Eindrucke des Ganzen nachtheilig werden könnten. Es herrscht eine einfache edle, dem Ganzen angemessene kräftige Diktion darin, die Hauptcharaktere, namentlich die des La Valette, Romegas, Montalto, Scipio, Conqui, (vier Herr Werdy, Zaylhas, Pauli, Becker und Devrient) sind gut geschildert und individualisirt, und ist auch die Intrigue an sich sehr einfach, indem sie sich nur auf die Vertheidigung Malta's gegen den Sturm der Türken bezieht, so sind doch auch noch andere Beziehungen darein verflochten, welche andre Saiten des menschlichen Herzens berühren, und zum Eintlange ertönen lassen. Das Griechenmädchen Helena (Mad. Schirmer) ist die einzige weibliche Erscheinung darin, und so mannigfach der Dichter sie auch mit dem Ganzen zu verweben gesucht, und so sehr in einzelnen schönen Stellen ihrer Rolle das Gemüth zu erschüttern und zu erheben gewußt, und dazu namentlich auch die jetzige Richtung des Blicks auf Griechenland mit geschickter Hand benuzt hat, so scheint sie mir dennoch unter diesen Männern, und in diesem nur von Krieg und innerem Ritterzwist bewegten Zeitpunkte zu isolirt dazustehen, und dadurch nicht ganz dem Zwecke des vermittelnden Princips zu genügen, wozu sie die Bühneneinsicht des Verfassers wohl bestimmte. Anerkennender Beyfall entging jedoch in den beyden Vorstellungen vom 2ten und 7ten Januar dem Werke wie den Darstellenden nicht, und man bemerkte besonders bey der zweyten Aufführung die Liebe und den Fleiß mit Vergnügen, welche diese auf ihre Rollen gewendet hatten.

Die italienische Oper begann am 3ten Januar mit einer neuen komischen Oper von Paccal, Peter der Große, oder die Eifersucht auf der Folter, von der man nichts sagen kann, als daß das Publikum für die Flachheit der Musik, durch die ächte Komik des Sgr. Benincasa, als Kapitän Paul von Sardam, und die Virtuosität, mit welcher Sgra. Palazzesi ihre Schlußvariationen vortrug, wieder in etwas entschädigt ward.

Guido.

Berichtigung.

In der „Reise von Wallenstadt bis Genf" (Morgenblatt d. J. Nr. 16—18) ist der Satz, Seite 69, Spalte 2, Zeile 9 von unten, so zu lesen: Im Jahre 1807 wurden, nach Humboldt, in den botanischen Gärten von Europa kaum 6 bis 7000 Species kultivirt; der Berliner Pflanzengarten zählte deren im Jahre 1826 bereits 15,000.

d. Verf.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 3.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 22.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 25. Januar 1827.

In Deutschland ist nichts so auffallend als der Gegensatz zwischen Empfindungen und Gewohnheit, zwischen Talenten und Geschmack. Ausbildung und Natur scheinen dort noch nicht genug zusammen geschmolzen zu seyn. Enthusiasmus für Dichtkunst und schöne Künste unter gemeinen gesellschaftlichen Sitten und Gewohnheiten.

Frau von Staël. (Deutschland.)

Urtheil der Engländer über deutsche Sitten und Literatur.

Für manchen unserer Leser ist es wohl von nicht geringem Interesse, zu vernehmen, wie über unsere Literatur unter einem Volke geurtheilt wird, dessen geistige Produkte wir, wie seine materiellen bewundern, einführen und unter uns naturalisiren. Das Interesse an solchen Urtheilen steigt, wenn man bedenkt, welchen Beyfall die ersten Geister der Franzosen unserer Literatur schenken, wie sie übersezt verbreitet wird; wenn man bedenkt, daß durch Abstammung, Denkungsart und geistige Ausbildung die Engländer uns im Grunde näher stehen als — Franzosen. Man mache sich übrigens auf ein ungünstiges Urtheil gefaßt. Aber es kann wie einzelnen, so ganzen Völkern heilsam seyn, von Fremden und sogar von Feinden ihre Meynung über sich zu vernehmen; es läßt sich immer etwas dabey lernen, wenn man nur vernünftig genug ist, über dem unverdienten Tadel, der sich dabey befindet, nicht den etwa verdienten zu verwerfen. Aus diesem Gesichtspunkt möchten wir die Sache betrachtet wissen, wenn wir einige Auszüge aus einer Kritik im lezten Stück des Blackwoodschen Magazins geben. Sie enthält bey Gelegenheit von Gillie's Sammlung und Uebersetzung deutscher Erzählungen von Hoffmann, Fouqué, Pichler und andern, welche vor Kurzem in drey Bänden in Edinburg erschienen ist, einen beißenden Ausfall auf deutsche Sitten, deutsche Gemüthsart und deutsche Romanliteratur. — „Die deutschen Sitten sind in schlechtem Geschmack, gemein und roh — und die Deutschen, die Sitten seyen roh oder nicht, sind schlechte Sittenmaler. Wir wünschen nicht zu beleidigen, aber es ist nicht zu läugnen, daß das ganze Aeußere der deutschen Lebensweise und Sitte den Stempel dessen trägt, was die Deutschen selbst „Kleinstädtigkeit" (?) nennen. Wenn man von unedeln Dingen redet, muß man sich unedler Wörter bedienen, und das Wort Hugger-mugger ist ungefähr der paßlichste Ausdruck für die deutsche Lebensweise. Behaglichkeit ist der höchste Luxus der Deutschen, und jeder Familienvater in Deutschland scheint uns nothwendig das zu seyn, was man in gemeiner Sprache einen Mollycot, oder in der Sprache Shakespears (wo er vom alten Capulet redet) Cot-queans nennt. Sogar die jungen Leute sind Cot-queans; vertraut mit den Einrichtungen des Speiseschranks, strenge Verschließer der Käse und Butter, und wachsame Förster im häuslichen Wildzaun der Vorrathskammer. — Was kann abgeschmackter seyn, als der Anblick eines großen dicken deutschen Empfindlers von zwey- bis drey-und-zwanzig Jahren, mit Thränen auf den Wangen, die ihm irgend eine kindische Scene abgelockt, die er eben gelesen, plötzlich auf einer Citation seiner Köchin aus dem bodenlosen Abgrund seiner Tasche einen ungeheuern Bund Schlüssel hervorzieht, und mit den Sprüngen eines aufgescheuchten Rhinoceros hinausstürzt, um Molly Zucker und Gewürz, und Katty den Essig zu geben. Oder man stelle sich die unaussprechliche Wirkung vor, welche erfolgen müßte, wenn

jemand in einer gebildeten englischen Gesellschaft ein Gespräch über die beste Art Wallnüsse zu pickeln, oder Kochzucker zu wählen, einführen wollte. Ja es würde einen Zirkel im Staatszimmer vom St. Jamespallast kaum mehr aus der Fassung bringen, als wenn man dort eine Dame niederknieen sähe, um sich den Strumpf aufzubinden, oder einen Kamm hervorziehen, um sich das Haar zu ordnen. Und solche Haushaltungsgegenstände sind es, welche man die deutschen Romanenschreiber oft als mit den Sitten und der Unterhaltung ihrer „vornehmen Leute" verträglich auftischen sieht; selbst von Goethe thut es, und von Goethe hat doch an einem Hofe gelebt. . . . Wir glauben nicht, daß es einen deutschen Gentleman gebe — Bouterweck sagt, daß sich das Wort, in Bezug auf die Sitten, gar nicht in's Deutsche übersetzen lasse — wir glauben ihm, daß es eben so sehr den Deutschen an dem Worte fehlt, als an dem Dinge selbst, zum wenigsten in dem höchsten und idealischen Begriff, den wir in dieser Insel damit verbinden."

„Nun, was ist die Ursache von allem diesem? woran liegt es, daß die deutsche Gesellschaft einen schlechtern Ton hat, als die in andern Ländern? Einige mögen es aus dem Mangel einer allgemeinen Hauptstadt für ganz Deutschland erklären. Andere dürften vielleicht, mehr philosophisch, die Ursache in dem Mangel der engen Vermischung aller Klassen der Gesellschaft finden, welche in England durch unsere eigenthümliche Regierungsform und unsere bürgerlichen Einrichtungen entsteht. Bey uns ist die anziehende Kraft zwischen unsern höchsten und niedrigsten Ständen sehr groß, und folglich auch die zurückstoßende, welches beydes zur Erhöhung des Nationalmaßstabes der Sitten beyträgt. Die Söhne einer herzoglichen Familie sogar kommen unter das Volk, in der Schule, auf der Universität, auf der Wahlbühne und in mancherley öffentlichen Geschäften; auf diese Weise wird die reinste Gattung der guten Erziehung so zu sagen öffentlich zur Schau gestellt und zieht sich durch alle Stufen bis zum gemeinsten Volke hinab. Auf der andern Seite wieder, da die Vornehmen diese fortlaufende Abstufung kennen und wissen, daß sie nicht wie der Adel auf dem festen Lande durch eine schroffe Scheidelinie vom Volke getrennt sind, so werden sie von ihrem hohen Blute angespornt, sich durch die Unterschiede in den Sitten und in der Verfeinerung eine solche Scheidewand zu bilden. Und so geschieht es, daß, während in England das aristokratische Gefühl die höchste Zartheit in den Sitten nothwendig macht, dieselbe durch die Nothwendigkeit, dem demokratischen Geiste nachzugeben, verbreitet wird. In Deutschland ist es ganz anders; dort ist keine Zurückstoßung zwischen den verschiedenen Theilen des Staatskörpers, blos weil es keine Anziehung gibt."

(Der Beschluß folgt.)

Skizzen aus Amerika.

(Fortsetzung.)

In den Seestädten ist das häusliche Leben der reichern Klasse auf großem, in New-York auf viel zu großem Fuße für einen republikanischen Staat. Die New-Yorker Damen haben noch immer nicht einsehen gelernt, daß ihre Muster die Cornelias und nicht die englischen Dutchesses und Countesses (Herzoginnen und Gräfinnen) sind, die sie nie ungestraft nachäffen dürfen. Der Kleideraufwand in New-York übersteigt alle Gränzen. Ein Schleyer (veil) von niederländischen Spitzen, ein Cachemir-Shawl, eine Londner Damenuhr mit goldner Kette sind mit den übrigen eben so kostbaren Bestandtheilen des weiblichen Anzuges die täglichen Bedürfnisse. Und damit geht das schöne Geschlecht um, wie der Matrose mit seiner rothen Baumwollenjacke. Der Vormittag verstreicht unter Putzvorbereitungen für den Tag; höchstens unterbricht eine Stunde Pianoforte oder irgend ein anderer Unterricht dieses wichtige Geschäft. Um zwölf Uhr erscheinen die Freundinnen, oder ein Dandy (Stutzer), mit dem die Geschichte und Chronique scandaleuse des verflossenen Tages abgehandelt wird. Während dem ist die Miß angekleidet, und nun geht sie in Begleitung ihrer Freundinnen oder ihres Freundes auf ihren Morgenausflug aus, der im Besuchen der sämmtlichen fashionablen Modeläden besteht. Dieß ist tägliches Geschäft und dauert zwey bis drey Stunden. Nach gewechselten Kleidern wird zu Mittag gespeiset, wieder Kleider gewechselt, und entweder ein Walk (Spaziergang), oder eine riding party (Spazierfahrt) unternommen. Die italienische Oper oder das Theater folgt hierauf, wenn keine förmliche Theepartie angenommen ist. Auch hiezu wird noch der Anzug gewechselt, und der Tag so mit Anziehen, Fahren und Modeladenbesuchen hingebracht. Man könnte eine solche Lebensart für Republikanerinnen ein wenig zu französisch finden. Doch wer ein vier- bis fünfmaliges Kleiderwechseln und zwey- bis dreystündiges Besuchen der Modeläden nicht vertragen kann, sucht sich seine Frau besser auf dem Lande. Wenn sie jedoch nicht gefallen, so liegt die Schuld nicht an ihnen. An Bemühungen, den Fremden, wenn er ihnen interessant genug scheint, an sich zu ziehen, lassen sie es nicht fehlen. Jeder neue Ankömmling im honetten Anzuge ist Gegenstand der Anziehungskraft der spekulirenden Miß, und zwar stets so lange, bis der status quo seiner Finanzen die angenehme Täuschung entweder verwirklicht oder gehoben hat. Nichts ist interessanter, als wenn irgend ein Foreigner (Ausländer) erscheint, dessen Aeußeres etwas Ausgezeichnetes vermuthen läßt. Alle Springfedern weiblicher Spionerie werden in Bewegung gesetzt, und der abenteuerliche Geist der Glücksjägerinnen hat seinen Culminationspunkt erreicht, wenn der Fremde etwas einem

Solitaire oder derley Dingen ähnliches blicken läßt. Gewöhnlich wird aus dem Berge ein Mäuschen, aus dem Lord, Count oder Baron ein Abenteurer, und aus seinen Diamanten Glassteine. Nun nimmt die verlegene Miß auch sogleich wieder die tugendhafte Kälte an, bis sich ein neuer Gegenstand findet. Eine Menge Anekdoten dieser Art hört man jedes Jahr, und obwohl der zehnte Theil erdichtet ist, braucht es doch keine sehr scharfe Beurtheilung, um so viel als richtig einzusehen, daß die Klugheit dieser Ladys noch viel weiter geht, als die ihrer englischen Schwestern, die es bekanntlich darin sehr weit gebracht haben, und ihrer Gefühle so sehr Meister sind, daß sie diese nie ausbrechen lassen, ausgenommen sie wissen, wie weit ihr Settlement sich erstreckt. Vor einiger Zeit kam Mr. B., ein junger Britte aus einem guten Hause, nach New-York. Er hatte Empfehlungsschreiben an Mr. R. Ein zweymaliges Sehen war hinreichend, um ihn mit der Miß R. in ein ziemlich nahes Verhältniß zu bringen. Geschenke wurden gewechselt, und der junge Mann war in seinen Gaben nicht sparsam. Er war nicht reich, doch auch nicht arm, und jung, blühend, in seinem Geschäftskreise vollkommen ausgebildet, mußte er für jeden Familienvater eine willkommne Erscheinung seyn. Die Eltern sprachen von der Nothwendigkeit, sich zu erklären; der junge Mann that dieß, und sie waren zufrieden. Der Tag der Trauung war zwar noch nicht bestimmt angesezt, doch auch nicht ferne, als Mr. S., ein reicher vierzigjähriger Bachelor und Pflanzer erschien. Das war eine zu bedeutende Person, als daß man nicht alles versucht haben würde, ihn festzuhalten. Er schien sich auch festhalten lassen zu wollen, und besuchte mit der schönen Miß R. das Theater, fuhr sie in seinem prächtigen Wagen aus, war jedoch Praktikus genug, sich nicht in Geschenken zu übernehmen. Dem Britten gab man zeitweiligen Abschied, jedoch, wie es sich von selbst versteht, keine Geschenke zurück. Er sendet nun Miß R. die ihren, und auch da erscheint noch nichts von den seinigen. In vierzehn Tagen war auch der reiche Bachelor weiter gezogen, und man versuchte nun wieder eine Annäherung mit John Bull. Doch dieser hatte so den Spleen bekommen, daß er nicht weiter Lückenbüßer seyn wollte, und Miß R. freylich ziemlich bullenmäßig bedeutete, daß er ihr Verhältniß in den öffentlichen Blättern bekannt machen würde, im Falle die brillantnen Ohrgehänge und Ringe nicht zurückkämen. Nun endlich kamen auch diese an, und Miß R. hatte in ihrem siebzehnten Jahre den dreyfachen Kummer, zwey Geliebte und einen Brillantschmuck verloren zu haben.

(Die Fortsezung folgt.)

Sonderbare Inschrift in Agra.

Man liest folgende Inschrift in großen Buchstaben über dem Haupttore von Agra in Hindostan:

„Im ersten Jahre der Regierung des Kaisers Jalof wurden zweytausend Ehen nach beyderseitiger Einwilligung der Gatten von der Obrigkeit getrennt. Dieß erregte so sehr den Unwillen des Kaisers, daß er die Ehescheidung in seinen Staaten abschaffte. Im Laufe des folgenden Jahrs verminderte sich die Anzahl der Ehen in Agra um dreytausend, und die der Ehebrüche stieg um beynahe siebentausend. Dreyhundert Frauen wurden lebendig verbrannt, weil sie ihre Männer vergiftet, und fünfund-siebenzig Männer, weil sie ihre Weiber ermordet hatten; der Werth des Geräthes, das im Innern der Familien zerbrochen und verdorben wurde, belief sich auf drey Millionen Rupien; der Kaiser führte schnell die Ehescheidung wieder ein."

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. im Januar.

Durch den raschen, so allgemein betrauerten Todesfall des Staatsrathes Moritz von Bethmann hat die Stadt einen empfindlichen, und in der That unersezlichen Verlust erlitten. Er nahm eine ausgezeichnete Stelle in unserem kleinen Freystaat ein, nahm die Ehre der Stadt bey feyerlichen Anlässen gegen Einheimische und Fremde wahr, wirkte durch Rath und That in manchen Zweigen des Gemeinwesens kräftig mit, war ein Förderer der Künste und Wissenschaften, Stifter und Vorsteher von Unterrichts- und Wohlthätigkeits-Anstalten, und übte noch viel Gutes im Stillen, was erst jezt nach seinem Tode an den Tag kommt. Nicht leicht hat ein Mann in ähnlichen Verhältnissen von einem so großen Vermögen (man schäzt es auf acht Millionen) einen so wohlthätigen Gebrauch gemacht. Als Chef eines großen Banquier-Hauses bedurfte er großer Summen, die er im Umsaz geltend machte; außerdem hatte er ansehnliche Herrschaften in Böhmen, schöne Güter um Frankfurt, eine zahlreiche Dienerschaft, man kann sagen eine kleine Hofhaltung, — und überall zeigte er sich mild und väterlich gegen die Seinen. Seine Eigenschaften als Weltmann, seine geselligen Tugenden, ja seine Fähigkeiten, wo es galt als Staatsmann, als eifriger Verfechter seiner Vaterstadt und seiner Mitbürger aufzutreten (z. B. bey der französischen Retirade, wo die Stadt in großer Gefahr schwebte), wurden durch mannichfaltige Reisen und Verbindungen zu rege erhalten, als daß sie in Deutschland, ja in Europa unbekannt seyn sollten. Selten erklang seit dem Mittelalter der Name eines Kaufmannes — eines Binnenländers — so weit wie der Name Bethmanns, welcher, vom Anfange seiner Laufbahn in großen und glänzenden Verbindungen genannt, über fernen Meeren von Bekannten und Unbekannten als Menschenfreund und edler Bürger eben so betrauert werden wird wie in der Heimath. Die allgemeinste Theilnahme äußerte sich hier bey der Nachricht von

seiner gefährlichen Erkrankung. Im Theater war es, in einem Konzerte des Herrn Kapellmeisters Fuhr, worin Spohrs Oratorium: Die lezten Dinge, aufgeführt wurde, wo Bethmann von dem Schlagflusse getroffen wurde, von welchem er nicht wieder genas. Völlig wohl war er in's Theater gefahren, wohin er Mad. Catalani brachte, die auch dieses Mal wieder an dem Verehrer der Kunst einen zuvorkommenden Freund und Beschüzer finden sollte. Eine halbe Stunde darauf brachte man den Erkrankten über den Corridor in ein Zimmer am Eingange des Theaters; eine partielle Lähmung war eingetreten. Die Aerzte erklärten den Zustand für bedenklich, und als nach vier und zwanzig Stunden banger Erwartung die Sprache noch nicht zurückkehren wollte, der Kranke vielmehr, trog aller angewandten Mittel aus einem schlafähnlichen Zustande in den andern verfiel, da bemächtigte sich eine unverkennbar trübe, niedergeschlagene Stimmung aller Kreise, und vier und zwanzig Stunden weiter — war er verschieden. Die große Theilnahme der ganzen Stadt ward bey seinem Leichenbegängnisse kund, welches am lezten Tag im Jahre stattfand. Schon Tags vorher, wo die Leiche auf einem Paradebett ausgestellt war, mußte dem heftigen Andrang der Menschen mit bewaffneter Hand Einhalt gethan werden. Am Morgen des 31sten Decembers waren, schon eine Stunde bevor der feyerliche Zug eröffnet wurde, alle Straßen, durch welche er führen sollte, mit einer zahllosen Menschenmenge bedeckt, und fast alle Fenster besezt. Auf dem Kornmarkt, an welchem das Bethmannische Haus steht, mußte eine Abtheilung Soldaten die Mitte der Straße für den Leichenzug frey halten, und weitere Posten liefen durch die anderen Straßen. Die Fenster des großen Kornmarkts waren bis hoch zu den Dächern mit Zuschauern gefüllt. Endlich sezte sich um 11 Uhr der Zug in Bewegung. Den Anfang machten zwey städtische Hellepartiere; hinter dem Kreuz ging eine Anzahl von den Mitgliedern des hiesigen Cäcilien-Vereins, welche (gegen den gewöhnlichen Gebrauch) schon vom Trauerhause an geistliche Lieder sangen. Diese Singbegleitung von einem aus vielen vornehmen Mitbürgern bestehenden Verein ist eine Auszeichnung, welche bisher noch keinem Verstorbenen zu Theil ward. Nach ihnen kam das Komptoirs-Personale, die Hausbedienten und die Dienerschaft, und endlich der düstere Leichenwagen, zu seinen Seiten zehn Nebengänger; achtundvierzig Träger, größtentheils die Handwerker des Bethmannischen Hauses, folgten. Nun kamen die nächsten Leidtragenden in drey Trauerkutschen, diesen zunächst gingen andere Leidtragende aus der Familie, die Chefs des Banquierhauses und nähere Freunde. An diese schloß sich eine unabsehliche Reihe von Leidtragenden aus der ganzen Bürgerschaft. Zwey Tage vorher erschien in den Zeitungen eine Bekanntmachung, unterschrieben von vielen der angesehensten hiesigen Einwohner aus verschiedenen Ständen, worin es hieß: „die gesammte hiesige Bürgerschaft hat durch den plözlichen Tod eines ihrer achtbarsten Glieder, des Herrn Staatsraths M. v. Bethmann, einen allgemein tief empfundenen Verlust erlitten. Die Verdienste, welche er sich um die hiesige Stadt in jeder Beziehung erworben, erregen gewiß den allseitigen Wunsch, ihm die lezte Ehre durch feyerliche Begleitung der Leiche zu erweisen. Die Unterzeichneten, von gleichem Wunsche beseelt, erlauben sich daher ihren Mitbürgern die Behausung ꝛc. als Versammlungsort vorzuschlagen.“

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, 20. Dec.

Man machte neulich einen ziemlich merkwürdigen Versuch auf der Seine mit einer Vorrichtung, die dazu dienen sollte, die Böte wider den Strom hinaufzuziehen. Dieß Hinaufziehen war bisher eine sehr schwierige Arbeit, wegen der vielen Brücken und wegen der vielen Waaren, welche immer an den Ufern der Seine liegen. Besonders wenn schwer beladene Böte den Fluß hinaufschifften, wie dieß neulich mit den zu Livorno angekauften und zu Hâvre angelandeten egyptischen Alterthümern der Fall war, war die Reise vom Eingange der Stadt bis zum Bestimmungsorte lang, schwierig und kostspielig. Eine Kompagnie hatte daher den Entschluß gehabt, die Dampfschifffahrt zu dem Hinaufziehen der Böte zu benuzen, und hatte sich ein Patent erwirkt, um in Paris, so wie auch an allen beliebigen Orten zwischen Paris und Hâvre ihre Vorrichtung anzulegen und zu gebrauchen. Sie hat nun zuerst mit Paris selbst anfangen wollen, wo es in der That besser die Mühe verlohnt der Schifffahrt zu Hülfe zu kommen, als auswärts. Diese Vorrichtung besteht in einer langen Kette, die an dem Bestimmungsorte festgemacht, und bis zum Eingange der Stadt, den Fluß hinab ausgedehnt wird. Ein kleines Dampfboot, welches das belastete Boot hinter sich herzieht, fährt längs dieser Kette den Strom hinauf, und zwar so, daß die Zähne eines eisernen Kammrades, welches durch den Dampf gedrehet wird, in die Ringe der Kette greifen, und einen nach dem andern durchlaufen. Natürlich haben die Ringe so genau abgemessen werden müssen, daß die Radzähne sie eben so leicht ergreifen können als in einem Uhrwerke die Zähne der Räderchen in einander greifen. Uebrigens durchläuft das Rad die Kettenringe mit einer großen Schnelligkeit, und macht sich wahrscheinlich aus jedem dieser Ringe einen Stüzpunkt, um gegen die folgenden vorzurücken. Wollte man nun die Böte von Hâvre bis nach Paris hinaufziehen, so müßte man eine zwanzig Meilen lange Kette haben; welches eben keine leichte Aufgabe ist. Auch scheint sich die Kompagnie vor der Hand auf Paris und auf einige Oerter in der Seine, wo das Hinaufziehen sehr beschwerlich ist, beschränken zu wollen. Wirklich ist der Vortheil ihres Unternehmens für manche Personen noch nicht erwiesen. Bey den in Paris auf der Seine angestellten Versuchen haben sie nur ein geringes Boot, und keineswegs ein's der schwersten stromaufwärts gezogen, und selbst dazu bedurften sie eines ziemlich starken Dampfbootes. Die Kosten müssen also beträchtlich seyn, vielleicht eben so beträchtlich, als ob das belastete Boot mit Pferden gezogen würde. In dieser Voraussezung wäre der Kettenzug eben nicht sehr wichtig, und würde sich auch nicht lange halten. Möglich wäre es jedoch, daß die Erfindung vervollkommnet, und wie so manche andre, allmählig verbessert und vereinfacht würde. Dieß ist gerade der Fall mit der Uhrmacherey in Paris; bey einer der lezten Sizungen der Gesellschaft zur Beförderung des Gewerbfleißes wurde ein Bericht über eine Erfindung eines Mechanikers verlesen, die wahrscheinlich Aufsehen erregen wird. Seit einem Jahrhundert zeichnen sich einige Pariser Uhrmacher durch die große Richtigkeit ihrer Uhren aus; die Namen Lépine, Breguet, Leveautre sind in ganz Europa bekannt. Aber diese Herren lassen sich eine gute Uhr auch theuer bezahlen. Es gibt einige dieser Fabrikanten, die keine Uhr unter dem Preise von 800 bis 1200 Franken aus ihren Händen lassen, und mit ihrem Namen bezeichnen. Breguets Uhren sind sehr einfach, indem er zur Bewegung ein échappement libre anwendet; aber solch eine einfache Uhr kostet doch immer wenigstens fünf und zwanzig bis dreyßig Louisdor.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 8.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 23.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 26. Januar 1827.

Nach meinem Gold mißt er den Grad der Wärme,
Womit er mir die Hand beym Empfang drückt,
Sein Weib errathet nicht mich auszuforschen,
Wieviel ich wohl noch einmal erben könnte,
Ja! selbst die Töchter ziehen die Bilanz:
Und ihre Gunst verdank ich meinem Schneider,
Sie prüfen Schnitt und Feinheit meiner Kleider
Und meiner Kette, meiner Ringe Glanz.

Englisches Schauspiel.

Skizzen aus Amerika.

(Fortsetzung.)

Im Ganzen genommen werden aus diesen Spekulantinnen nicht die schlechtesten Frauen. Was ihnen an Gefühl abgeht, ersetzen sie an Klugheit. Sie sind das, was Boarding schools- and houses (Kostschulen und Kosthäuser), Luxus, Fremde, und ein hoher Grad von Sittenverfeinerung aus ihnen machen können. Die weiblichen Gefühle haben hier durchgängig eine merkantile Richtung, und Klugheit ist das vorherrschende Prinzip. Freylich wird diese Klugheit zuweilen Gefühllosigkeit und Vergessen alles mütterlichen oder weiblichen Gefühls. In New-York oder Philadelphia muß man jedoch diese Dinge nicht suchen. — Der Sohn einer gewissen Mrs. F. von Ph. kam nach K., um da als Lawyer zu praktiziren. Er suchte — und erhielt auch keine Geschäfte, und brachte seine Zeit so ziemlich in der Tavern oder im Bette zu. Der junge Mann hatte jedoch ungeachtet seines heftigen Zitterns da einen Gegenstand gefunden, der seinen Wünschen entsprach, und war nahe daran, sich mit diesem zu vermählen. Seine Mutter erhielt Wind, und Aristokratin in jeder Hinsicht, berief sie ihren lieben Sohn sogleich nach Hause. Er kam. Die erste Anrede war: are You married? „(Sind Sie verehelicht)?" No, Madam! „(Nein)." „Wohl, geben Sie in Ihr Zimmer, und erwarten Sie da meine weiteren Befehle." Diese bestanden darin, daß der liebe Sohn dreyhundert Meilen von K. entfernt seine Praxis beginnen sollte. Einige Wochen hierauf kamen Bekannte von mir nach Ph. und besuchten Mrs. F. „Ich weiß nicht, äußerte die zärtliche Mutter, was ich mit diesem Menschen anfangen soll? Er trinkt mir so stark, und riecht immer nach Brandy und Cigarren. Ich denke, ich werde ihn nach New-Orleans senden, das gelbe Fieber wird wohl da das Beste thun und ihn kuriren! Die Auslagen werden mir zu viel." — Buchstäbliche Aeußerungen einer sogenannten respektabeln Dame, die wenigstens 10,000 Dollars jährliche Einkünfte und nur noch einen Sohn zu Hause hat. So sind nun zwar nicht alle Mütter, und Mrs. M. hat noch viele gleich edle Schwestern in New-York und den Seestädten.

In der Regel jedoch ist hier mehr kaufmännischer Sinn, mehr Klugheit und weniger Gefühl, so passiv die Dame auch erscheinen mag. Doch auch in den Seestädten ist die Frau ihrem Manne treu ergeben. Ehebrüche sind äußerst selten und werden mit allgemeiner Verachtung betrachtet, obwohl in jüngern Jahren so mancher Blick, und ein vielsagender dazu, auf Seitengegenstände fällt. Würde man jedoch diese Augensprache für etwas Wirkliches nehmen, so dürfte man sich sehr getäuscht finden. Die amerikanische Hausfrau in Seestädten ist in der Regel häuslich ohne arbeitsam, stille und gelassen ohne geduldig, passiv ohne gefühlvoll zu seyn.

Ein gewisses Stillleben ist der Hauptzug der amerikanischen Familie. Für rauschende Vergnügungen hat die Amerikanerin nicht Sinn, und man wird sehr reiche und

gebildete Mädchen zu Tausenden finden, die nicht tanzen können, ins Theater zu gehen für eine Sünde halten und in ihrem ganzen Wesen einfach und würdevoll sind. Bälle, obwohl nicht mehr in dem schiefen Lichte betrachtet, wie früher, sind bey weitem nicht so häufig als in Europa. Ich glaube nicht, daß z. B. in Pittsburg das ganze Jahr hindurch zehn Privatbälle gegeben werden. Oeffentliche sind höchstens zwey, am Geburtstage Washingtons und am Jahrestage der Unabhängigkeitserklärung. Zu beyden hat man nur Zutritt, wenn man geladen ist. Bey öffentlichen ladet die Komittee, die die Leitung des Balles hat. Sie folgen gewöhnlich auf ein öffentliches Gastmahl, das nebst den zwey obenerwähnten Gelegenheiten noch bey der Ankunft irgend eines ausgezeichneten Volkslieblings, z. B. Lafayette, oder nach der Wahl eines begünstigten Kandidaten von dem Volke oder der interessirten Parthey gegeben wird.

(Der Beschluß folgt.)

Urtheil der Engländer über deutsche Sitten und Literatur.

(Beschluß.)

„Anziehung kann es keine geben, wenn der Geist für's Oeffentliche und für Unternehmungen schlummert und das Volk keinen Einfluß auf die Regierung hat; und keine Zurückstoßung, wo die ausschließlichen Vorrechte einer Klasse einen Schlagbaum zwischen sich selbst und jede andere werfen, welcher jeden Grund zur Eifersucht und zum Wetteifer entfernt. Der hohe Adel in Deutschland, bey dem man doch natürlicherweise das Muster der Sitten suchen sollte, ist gänzlich von der Masse der Nation getrennt und übt durchaus keinen Einfluß auf den allgemeinen gesellschaftlichen Ton."

„Diese Betrachtungen tragen etwas dazu bey, die deutschen Sitten zu erklären, aber noch nicht alles. Wer die deutsche Lebensweise betrachtet, wäre es auch nur im Spiegel eines deutschen Romans, wird bald finden, daß die Verfassung des deutschen Gemüthes selbst großen Theils an dem schlechten Geschmack im geselligen Umgang schuld ist. Die häuslichen Neigungen der Deutschen sind warm und liebenswürdig, sie sind aber nicht von einem edeln Schlage und es läßt sich nicht läugnen, daß derselbe falsche Ton in dem Ausdruck ihrer Gefühle wie in ihren Sitten herrscht. Unter welchem Volke z. B. als bey dem deutschen, nennt eine Tochter ihren Vater „liebes kleines Väterchen?" Zwar bedienen sich alle Nationen der Verkleinerungswörter als der geziemendsten Sprache für die Liebe; aber welcher Liebe? der Liebe, welche von Gleichem zum Gleichen redet, oder der zärtlichen Herablassung, gewiß nicht der Ehrfurcht gebietenden kindlichen Liebe. Dieser einzige Umstand möchte beynahe genug seyn, um uns zu überzeugen, daß das deutsche Gefühl durchaus verzärtelt ist, daß es ihnen an einem männlichen Tone in ihren Empfindungen gebricht, ohne welchem es nichts Edles in den Sitten, die ihren Einfluß von ihnen erhalten, geben kann. Aber dieselbe Art paralytischer Schwäche zeigt sich in der ganzen Lebensweise der Deutschen. Nirgends ist die verächtliche Kindischkeit so gemein, Eheverbindungen nach dem ersten zufälligen Antrieb der Lust oder Einbildungskraft zu knüpfen. . . . Verbindungen, mit solcher kindischen Eile und solchem Leichtsinn geknüpft, werden eben so leicht gelöst. Nirgendwo in der Welt wird der Ehestand so sehr durch die niedrige und entwürdigende Leidenschaft der Eifersucht entstellt. Dieser Umstand allein beweist, auf welchen elenden Grund die Verbindungen zwischen den Geschlechtern gebaut sind. . . . Indessen glaube man nicht, daß die Deutschen ein sinnliches Volk seyen, da würde man ihnen sehr unrecht thun; es ist nicht in ihrem Gelüsten, sondern in den liebenswürdigen Regungen unserer höheren Natur, wo die Deutschen die Entnervung ihres Gemüthes zeigen. Die Elternliebe z. B. nimmt immer den krankhaften kindischen Charakter an, den sie bey uns selten hat als bey abgelebten Großeltern. Das Benehmen eines deutschen Dorfpredigers gegen seine Heerde ist ziemlich von demselben Schlage. . . . Sie besitzen mehrere vortreffliche Geistesgaben, die uns in England fehlen. Aber sie haben dessen ungeachtet keine Knochen — kein Gegengewicht von gesundem männlichem Verstande in ihren Empfindungen. Es gibt ein gewisses Prinzip des Widerstandes von Seiten des Willens und Verstandes, welches bey uns den häuslichen Neigungen Stärke und Würde gibt, und dieses Prinzip geht den Deutschen ab. Derselben schwächlichen Nachgiebigkeit gegen die Empfindung schreiben wir auch zum Theil das Unvermögen zu, den Charakter eines Gentleman hervorzubringen — wie sollte der Deutsche, der seine Bewunderung schreyt, sein Erstaunen kreischt, sein Mißfallen brüllt und seinen Beyfall mit geballter Faust auf den Tisch schlägt, die ruhige Selbstbeherrschung und Würde eines brittischen Gentleman erlangen? Und wo es keine Gentleman gibt, da fehlt der Schlüssel zu einem guten Sittensystem."

Wir haben gewiß in Deutschland manche hochfahrende vornehme Kritik gelesen, aber so außerordentlich geschmackvoll, gebildet und vornehm wie diese — niemal. Es muß das Muster eines Gentleman seyn, der diese Recension im Blackwoodschen Magazin niederlegte. Aber man erlaube uns einige Bemerkungen. Der Vorwurf von Bequemlichkeit, den uns dieser Britte macht, ist eben so neu als außerordentlich. Nicht aus Widerspruch, sondern in wahrem Ernst wollten wir nachweisen, daß es kein unbequemeres Volk als die Deutschen gibt. An Bequemlichkeit müssen wir wenigstens den Engländern den Vorrang lassen. Wir

sahen in Deutschland, Frankreich und Holland englische Gentlemans in der guten Gesellschaft und können versichern, daß wir uns über ihre an Naivetät gränzende Bequemlichkeit gewundert haben. Ein Dandy von gutem Ton legt sich queer auf das Sopha oder in den breitesten Fauteuil neben dem Kamin und läßt Damen neben sich stehen, oder sieht ruhig zu, wie sie sich geringere Plätze suchen müssen. Doch nicht aus eigener Anschauung, aus dem „Spiegel ihrer Romane" läßt sich dieß zur Genüge nachweisen. Wer Florentina Maccarthy der Lady Morgan, wer Walter Scotts St. Ronansbronnen gelesen hat, wird von der Wohlgezogenheit und Artigkeit englischer Gentlemans schlechte Begriffe bekommen. Es ist hier nicht der Ort, unsern bessern Ständen Lobeserhebungen über die Würde ihrer Frauen, über den feinen Takt ihrer Männer zu machen, doch wissen wir, daß sie sich am Hofe von St. James so geschickt und anständig repräsentiren würden, als der erste Fuchsjäger in den drey Königreichen. Daß die Bildung in England tiefer herab in die Volksklassen gehe, läugnen wir durchaus. Diese allgemeine, weitgehende Bildung besteht nur darin, daß der Handwerker denselben Rock, dieselbe Hutform trägt wie der beste Gentleman, daß er seine Times liest und über Politik und das Unterhaus spricht.

Phantasieen eines Hoffmann, der selten in der wirklichen Welt einkehrte, Romane eines Fouqué, die gerade durch Unwahrscheinlichkeit ihren Zauber erhalten, Historien eines Van der Velde, die den Chroniken einer längstvergangenen Zeit angehören, können nie ein Maßstab für den Zustand unserer Literatur, vielweniger für unsere Sitten seyn, und wer Goethe's Tasso, seine Wahlverwandtschaften und einige Partieen aus Wilhelm Meister gelesen hat, wird ihm wenigstens den Vorwurf nicht machen, daß er die Sitten besserer Stände zu roh und unbehülflich erscheinen lasse, daß ihm und seinen Bildern jene Feinheit und Gewandtheit, jener Anstand des Betragens abgehen, die Folgen einer guten Erziehung und des Zusammenlebens mit Gebildeten sind.

„Liebes (kleines) Väterchen" ist ein Ausdruck kindlicher Liebe, der jedem Volke eigen ist, in welchem die Kinder das Glück haben, zu ihren Eltern „Du" sagen zu dürfen; und in Rußland, wo sich die höhern Stände an Bildung mit jedem von Europa messen können, gereicht es einer jungen, wohlgezogenen Dame nie zur Schande, wenn sie zu ihrem Vater „batuschka" (Väterchen) sagt.

Doch genug; spricht man uns auch Nationalgefühl ab, so haben wir uns doch ein Selbstgefühl gerettet, das über die vornehme Aufschneiderey eines englischen Journalisten lächelt; und zählt auch, wie behauptet wird, die ganze deutsche Nation keinen einzigen Gentleman unter sich, so haben wir doch Männer genug, die den Anstand nie so weit vergessen, in guter Gesellschaft (wie doch die literarische ist) durch grobe Klatschereyen und Lügen sich lächerlich zu machen.

W. H.

Distichon.

Am lezten Dezember 1826.

Glückliche Zeit, die nur nach Freudigem zählet das Leben,
Fest' an Feste gereiht, Blumen an Blumen sich reiht;
Ehe der Wirklichkeit Arm, der rauhe der glühenden Farben
Schmelz und den Zauberduft ihr unerbittlich entstreift;
Seliae Jugendzeit! Ein Echo von dir doch, ein Abbild
Lockt aus dem Musenhain selber den Greisenden noch.
Eilt denn ihr Jahre dahin! Was ich von dem Herrn mir bitte? . . .
Daß sie treu mir zum Grab wahren dieß freundliche Bild.

Ez.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. im Januar.

(Fortsetzung.)

In diesem Nachbarhause versammelte sich eine unglaubliche Menge von Leidtragenden, man sagt, daß jedes Handlungshaus einen Repräsentanten geschickt habe, der vielen übrigen Theilnehmenden aus allen Klassen nicht zu gedenken. Den Glanz des Zuges vermehrten die beyden regierenden Bürgermeister zu Fuß, an dessen Spitze mehrere andere Glieder des Senats, mehrere Stabs- und sonstige Offiziere, der Wagen des russischen Gesandten mit zwey Kavalieren von der Mission, und eine lange Reihe von mehr als vierzig Wagen einheimischer und fremder Herrschaften, von lezteren die der hier anwesenden Bundestags-Gesandten. So bewegte sich der feyerliche Zug durch den größeren Theil der Stadt, von allen Seiten gedrängt mit Zuschauern umgeben, die durch tiefe Stille ihre Theilnahme bezeugten. Vor der lezten Straße zum Kirchhofe wurde der Sarg, dekorirt mit den Orden und Insignien des Verewigten, aus dem Leichenwagen genommen, und von den Trägern bis an das Kirchhofsthor getragen. Hier übernahm das Korps der freywilligen Bürgerkavallerie den Sarg mit den irdischen Resten seines ehemaligen Chefs. Unter Trauermusik wurde derselbe zur Grabesstätte geleitet, wo viele Schüler der von Bethmann so treulich unterstützten Musterschule (für Söhne der Kaufleute) zum Gesang aufgestellt waren. Jezt trat der fungirende Geistliche, Herr Konsistorialrath Pfarrer Kirchner, ein Freund des Verewigten, in den großen geschlossenen Kreis der Leidtragenden, und hielt eine tief ergreifende Rede. Von den Worten dieses meisterlichen Redners nur folgende einzelne Stellen: „Wenn solche Männer fallen, wird die Gesellschaft um sie her erschüttert, und tausend Herzen macht das Stillestehen des Einzigen beklommen. Die Thränen, die wir ihm nachweinen, sind kein leeres Schaugepränge, und die, welche seinem Leichenzuge folgen, trauern nicht blos mit ihrem Gewande. — Wer verstand, wie Er, im Tumulte großer Weltbegebenheiten, deren nicht unthätiger Zeuge er gewesen, neben der Gegenwart des Geistes die noch seltnere Gegenwart des Gemüths zu bewahren? Wer verstand, in den besorglichen Verschlingungen eines viel bewegten Lebens, die Gunst des Augenblicks so wie er zu erschauen und zu fassen? Und wann, in der sorgenschwersten Zeit, fand je ein Freund ihn kalt, ein Mitbürger ihn unzugänglich, das bedrängte Gemeinwesen ihn kalt und

engherzig? — Und im Sonnenscheine des Friedens: schnell im Auffassen, wie Wenige, und mit den Besten seiner Zeit vertraut, konnte dem Vielseitigen nichts entgehen, was zu einem schönen und guten Ziele führte. Nicht allein Würdiger, auch Förderer jedes gemeinnützigen Strebens im unerschöpflichen Gebiete der Wissenschaft und Kunst, stand sein gefeyerter Name bey jedem großartigen Unternehmen obenan. Viel weiter als die deutsche Zunge reicht, vom Süd zum Nord, vom Ost zum West, war dieser Name bekannt und verehrt; und klug benutzte der Umsichtige seine weltbürgerlichen Verbindungen, um die wissenschaftliche Ausbeute der entferntesten Regionen dem Vaterlande zuzuwenden. Alles sagen darf man nicht, sonst würde hier noch viel zu erzählen seyn von frühen Talenten, die er im Keime erkannt und gepflegt, von schlummernden Kräften, die er geweckt, vom bidden Verdienste, das er aus dem Schatten gezogen, von weinenden Angesichtern, die er getrocknet, von brechenden Herzen, die er unterstützt, und von so manchem Beytrag, den er zur Vermehrung menschlicher Glückseligkeit geleistet hat." — Noch eines verehrungswürdigen Zuges gedachte der treffliche Parentator in den Worten: „dort harret seiner, neben so manchen vorangegangenen Freunden, eine edle Seele, die seinem kindlichen Herzen über Alles theuer war." Seine Mutter, eine treffliche Frau, war ihm vor vier Jahren in die Ewigkeit vorausgegangen. Die Art, wie er sie ehrte, und sich ihr vor Fremden und Einheimischen aufmerksam bewies, ist eine der schönsten Seiten in dem Charakter unseres verewigten Mitbürgers. — — In seinem Testamente vermachte er viele und bedeutende Legate an Freunde und Diener, milde Stiftungen und wissenschaftliche Anstalten. Unter lezteren nennt man die Summe von 40,000 fl., welche Bethmann für die Errichtung einer Lancasterschen Schule ausgesezt hat. Der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft schenkte er nicht allein die ihr gemachten, nicht unbeträchtlichen Vorschüsse, sondern noch ein Kapital von 10,000 fl. — In dem Testament, welches natürlich sogleich bekannt wurde, ist unter andern auch festgesezt, daß dem ältesten Sohn (jezt 16 Jahre alt) die um Frankfurt belegenen Güter als Majorat zufallen sollen, und ein Kapital von 200,000 fl. dazu bestimmt sey, den Glanz des Hauses durch Repräsentationen aller Art, wie bey seinen Lebzeiten aufrecht zu erhalten. — Bethmann hinterläßt eine Wittwe, geborene Boode aus Amsterdam, mit vier unmündigen Söhnen und drey Schwestern mit deren Kindern. Er beschloß seine segensreiche Laufbahn im noch nicht vollendeten 59sten Lebensjahre. Sit illi terra levis.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, 20. Dec.

(Fortsezung.)

Nun hat ein Mechaniker in Paris, der niemals Uhrmacher gewesen ist, gedacht, es wäre eine hübsche Sache, wenn er es soweit brächte, den gewöhnlichen Uhren die Genauigkeit und die Einfachheit der schönen Breguet'schen Uhren zu geben, ohne deßhalb ihren Preis zu erhöhen. Mit einem wahren Reformatorsinne hat sich also der Mann sogleich an's Werk begeben. Von den sechzig oder siebenzig Stücken, woraus eine gewöhnliche Uhr besteht, hat er sechs-und-dreyßig fortgeschafft, unter andern die Kette, der komplizirteste Theil der Uhren; die Bewegung geschieht wie in den feinen Breguet'schen Uhren, vermittelst des échappement libre; das Aufwinden hat dieser Reformator auch abgeschafft; das Regulirer wird ebenfalls überflüssig, indem die neuen Uhren keine andere Abweichung erleiden können, als diejenige, welche durch den Einfluß der Temperatur auf die in der Uhr gebrauchten Metalle hervorgebracht wird, etwa eine Minute in einem Monate. Man denke sich die Revolution, womit diese Ankündigung die Uhrmacherkunst bedroht. Nach dem Versprechen des Erfinders wird hinfüro jedweder für acht oder zehn Thaler eine Uhr besitzen können, die keiner Breguet'schen oder Graham'schen, fünfzig Louisdors kostenden, Secuhr etwas nachgeben wird. Das Verfertigen wird leichter und geschwinder von statten gehen, die Uhren werden verkleinert, oder wenigstens viel platter werden können, und schlechte Uhren wird es eigentlich, nach dem neuen System gar nicht mehr geben, da diesem System zufolge die Uhren nicht anders als richtig gehen können. Ein Kaiser Karl V. wird also künftighin aus dem verschiedenen Gange der Uhren keine Schlüsse mehr über die verschiedenen Meynungen des Menschen ziehen können, und wenn künftig die Köpfe so wohl übereinstimmen werden als die Uhren des Pariser Uhrenreformators, so wird gewiß das goldene Zeitalter nicht lange ausbleiben. Natürlich rede ich hier immer nur nach dem Versprechen des Reformators, da ich vor der Hand nichts weiter als Versprechen und eine einzige nach seinem Muster verfertigte Uhr kenne. Ich darf auch nicht verhehlen, daß der an die Aufmunterungsgesellschaft neulich abgestattete Bericht vom Hrn. Francoeur einige Fehler und Unbegreiflichkeiten der neuen Erfindung aufdeckte, die dann freylich dazu geeignet sind, um den Enthusiasmus über eine so merkwürdige und gemeinnützige Sache sehr zu dämpfen. Das sogenannte échappement libre soll leicht überschlagen, obschon der Uhrenreformator den Schlüssel abschafft, da nach seinem System kein Aufwinden mehr nöthig ist, aus dem Grunde, weil keine Kette mehr da ist, so meynt Francoeur, der Schlüssel werde doch immer noch nöthig seyn, um den Zeiger zu stellen. Ich möchte aber fast diese Einwendung für etwas sehr Kleinliches halten; da jedoch Francoeur und andere Kommissarien der Aufmunterungsgesellschaft die Mechanik gut kennen müssen, so kann es sehr wohl seyn, daß das neue Uhrensystem wirklich einige bedeutende Fehler hat. Kömmt die Sache einmal zur Ausführung, so wird sich dieß bald zeigen. Wie ich höre, soll das Publikum nicht eher Proben der neuen Uhren in Händen bekommen, als bis zehntausend Stück fertig sind, vermuthlich um nicht des Vortheils verlustig zu werden, indem das Patent, das sich der Mann hat ausfertigen lassen, ihn nur in Frankreich, nicht aber im Auslande gegen Nachahmen schützen kann. Die zehntausend Stück Uhren, die auf einmal in die Welt wie ein Regen herabfallen sollen, scheinen also größtentheils für's Ausland bestimmt zu seyn. Dieser Uhrenvogel soll im nächsten Frühjahr stattfinden. — Es müßte wahrlich kein Erfindungsgeist in der französischen Nation mehr seyn, wenn jezt, aller Bemühungen der Obskuranten ungeachtet, die Leute von dem Gewerbsfleiße ab- und zu Andachtsübungen hinzuziehen, nicht mancher Gewerbszweig mit nützlichen Verbesserungen bereichert würde; denn erstlich ist man nie in Frankreich so eifrig darauf bedacht gewesen, sich die besten Erfindungen der englischen Mechanik zu Nutzen zu machen, wie denn auch wirklich manche geschickte englische Mechaniker und Arbeiter sich in Frankreich niederlassen, und sie selbst Fabriken angelegt haben, und zweytens hat sich in Frankreich ein großer Drang nach theoretischen Kenntnissen kund gethan, und diesem Drange ist durch öffentliche und unentgeldliche Vorlesungen über die Theorie der Technik in dreyßig bis vierzig Städten Frankreichs Genüge geleistet. Das erste Beyspiel solchen Unterrichts für Handwerker und Fabrikanten ist in Paris durch den Baron Dupin gegeben worden, der vor zwey Jahren zum ersten Male einen Kursus für die Gewerbsfleißigen aus freyen Stücken anordnete. Ob sie viel technische Kenntnisse aus diesem Kursus holen, möchte ich eben nicht behaupten.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 8.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 24.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 27. Januar 1827.

„Allein der Vortrag macht des Redners Glück,
Ich fühl es wohl, noch bin ich weit zurück.“
Such Er den redlichen Gewinn!
Sey er kein schellenlauter Thor.
Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor.

Goethe.

Bemerkungen über Sprache und Styl.

Im Jahr 1814, glorreichen Andenkens, war ich, als Herausgeber eines politischen Blattes, so glücklich, unter der pädagogischen Leitung eines großmüthigen Polizeydirektors und Censors zu stehen. Ich war damals, was sich von selbst versteht, jünger als jezt, stand in den Flegeljahren der Schriftstellerey, war ohne Scheu, freymüthig, ein kleiner Hutten. In dieser glücklichen Gemüthsstimmung ließ ich drucken: „Die Engländer sind Spitzbuben.“ Der Herr Polizeydirektor strich ganz gelassen diesen Satz aus der Weltgeschichte, und bemerkte mir freundschaftlich: ich wäre ein junger Mann nicht ohne Talent, und es wäre recht schade, daß ich meinen Geist nicht auf etwas Solides legte. Sehr beschäftigt wie er war, wartete er nicht erst meine Erkundigungen ab, was er unter Solides verstehe, sondern fügte von selbst hinzu: in der deutschen Sprache wäre noch viel zu thun, und das wäre eigentlich mein Feld, auf dem ich Ruhm und Lohn einernten könnte. Ich erwiederte hierauf: dieses Feld wäre allerdings so angenehm als fruchtbar, aber, meiner Meynung nach, wäre jezt gar nicht die Zeit, wo ein braver Mann an seine Spaziergänge oder sonstige Vergnügungen denken dürfe. Wenn wir uns mit Untersuchungen über die deutsche Sprache beschäftigten, wer denn Europa in Ordnung bringen sollte? — fragte ich ihn. Ohne von dem Censurblatte aufzublicken und mit dem Streichen einzuhalten, antwortete mir der Polizeydirektor: das ist unsere Sorge; Sie aber sollten Ihre glückliche Freyheit — Freyheit? Nein; das Wort gebrauchte er nicht. Er sagte: Sie aber sollten Ihre glückliche Sorglosigkeit gehörig benutzen, über unsere Muttersprache Forschungen anzustellen. Beatus ille qui procul negotiis — setzte er mit klassischer Bildung hinzu. Atque emolumentis? frug ich satyrisch. Aber er hörte diese Frage nicht, oder wollte sie nicht hören, und es blieb zweifelhaft, ob das Imp., das er im nämlichen Augenblicke niederschrieb, die Abbreviatur von Impertinent oder von Imprimatur war. Indessen versprach ich, den guten Rath zu befolgen, nahm mein radirtes Blatt und empfahl mich. Seit jener Zeit habe ich oft und ernstlich über Sprache und Styl nachgedacht; aber was ich suchte, habe ich bis jezt nicht entdeckt. Was heißt Styl? Büffon sagte: le style c'est l'homme. Büffon hatte einen schönen und glänzenden Styl, und es war also sein Vortheil, diesen Satz geltend zu machen. Ist aber der Satz richtig? Kann man sagen: wie der Styl, so der Mensch? Nur allein zu behaupten: wie der Styl, so das Buch — wäre falsch, denn es gibt vortreffliche Werke, welche in einem schlechten Style geschrieben sind. Doch die Behauptung, der Mensch ist wie sein Buch — ist noch falscher, und die Erfahrung spricht täglich dagegen. Der Eine dichtet die zartesten Lieder, und ist der erste Grobian von Deutschland; der Andere macht Lustspiele, und ist ein trübsinniger Mensch; der Dritte ist ein fröhlicher Knabe und schreibt Nachtgedanken. Machiavelli, der die Freyheit

liebte, ſchrieb ſeinen Prinzen, ſo daß er alle rechtſchaffene Pſychologen in Verlegenheit und in ſolche Verwirrung gebracht, daß ſie gar nicht mehr wußten, was ſie ſprachen, und behaupteten, Machiavelli habe eine politiſche Satyre geſchrieben. Was heißt alſo Styl? Wie geſagt, ich weiß es nicht, und ich wünſche ſehr darüber belehrt zu werden.

Die Schreibart eines Schriftſtellers gehörig zu beurtheilen, muß man die Darſtellung von dem Dargeſtellten, den Ausdruck von dem Gedanken ſondern. Aber dieſes wird zu oft mit einander verwechſelt. Noch ein Anderes wird nicht immer gehörig unterſchieden, nämlich: die Schönheit und das Charakteriſtiſche eines Styls. Man kann ſehr ſchön ſchreiben, ohne einen Styl zu haben, und einen Styl haben, ohne ſchön zu ſchreiben. Ja, eine Schreibart von eigenthümlichem Gepräge ſchließt ihre vollkommne Schönheit aus, wie ein Geſicht mit ausgeſprochenen Zügen ſelten ein ſchönes, und ein Mann von Charakter ſelten ein liebenswürdiger iſt. Nicht im Kolorit, in der größern oder kleinern Lebhaftigkeit der Farben, ſondern in der Zeichnung, Stellung und Gruppirung der Gedanken liegt das Eigenthümliche einer Schreibart. Vielleicht hängt der Styl eines Schriftſtellers mehr vom Charakter als vom Geiſte, mehr von ſeiner ſittlichen als von ſeiner philoſophiſchen oder Kunſtanſchauung des Lebens ab. Cicero ſchreibt vortrefflich, aber er hat keinen Styl; er war ein Mann ohne Charakter. Tacitus hat einen, und Cäſar. Die Franzoſen können keinen Styl haben, weil ihre Sprache einen hat. Wer in Frankreich ſchreibt, ſchreibt wie die guten franzöſiſchen Schriftſteller, oder ſchreibt ſchlecht. Vergleicht man Rouſſeau mit Voltaire, ſo findet man zwar Beyder Styl ſehr von einander verſchieden; doch ſind ſie es nur ſo lange, als ſich Beyder Anſichten von einander unterſcheiden. Wo Rouſſeau denkt wie Voltaire, ſchreibt er auch wie er. Die deutſche Sprache hat — der Himmel ſey dafür geprieſen — keinen Styl, ſondern alle mögliche Freyheit, und dennoch gibt es ſo wenige deutſche Schriftſteller, die das ſchöne Recht, jede eigenthümliche Denkart auch auf eigenthümliche Weiſe darzuſtellen, zu ihrem Vortheile benutzen! Die Wenigen unter ihnen, die einen Styl haben, kann man an den Fingern abzählen, und es bleiben noch Finger übrig. Vielleicht iſt Leſſing der Einzige, von dem man beſtimmt behaupten kann: er hat einen Styl.

Eine andere Frage: woher kömmt es, daß ſo viele deutſche Schriftſteller ſo ſehr ſchlecht ſchreiben? Vielleicht kömmt es daher, weil ſie ſich keine Mühe geben, und ſie geben ſich keine Mühe, weil ſie, als Deutſche treu und ehrlich, ſich mehr an die Sache und die Wahrheit haltend, es für eine Art Koketterie anſehen, den Ausdruck ſchöner zu machen als der Gedanke iſt. Entſpringt die Vernachläſſigung des Styls aus dieſer Quelle, ſo iſt zwar die gute Geſinnung zu loben, doch iſt die Sittlichkeit, von der man ſich dabey leiten läßt, eine falſche. Wie man ſagt: der Gedanke ſchafft den Ausdruck, kann man auch ſagen, der Ausdruck ſchafft den Gedanken. Worte ſind nichtswerthe Muſcheln, in welchen ſich zuweilen Ideen als edle Perlen finden, und man ſoll darum die Muſcheln nicht verſchmähen. Zu neuen Gedanken gelangt man ſelten. Der geiſtreiche Schriftſteller unterſcheidet ſich von dem Geiſtarmen nur darin, daß er, mit größerer Empfänglichkeit begabt, ſchon vorhandene Ideen, deren Daſeyn jener gar nicht merkt, aufzufaſſen und ſich anzueignen vermag; aber neue ſchafft er nicht. Der menſchliche Geiſt müßte eine ungeheure Umwälzung, eine ſolche erfahren, von der wir gar keine Ahnung haben, wenn der Kreis ſeiner Wirkſamkeit ſich bedeutend erweitern ſollte. Die größte bekannte Umgeſtaltung, welche die Menſchheit erlitten, kam durch das Chriſtenthum, und doch kann man nicht ſagen, daß wir viele neue Ideen gewonnen, welche den Alten fremd geweſen. Freylich erklärt ſich dieſes dadurch, daß auch ſchon vor Chriſtus chriſtliche Weltanſchauung, wenn auch nicht in ſolcher Ausdreitung als jetzt geherrſcht hat. Kann aber der Schriftſteller keine neue Ideen ſchaffen, ſo vermag er doch, die alten in neue Formen zu bringen, und wie die Lebenskraft in der ganzen Natur die nämliche, und es nur die Geſtalt iſt, welche in der Weſenkette ein Geſchöpf über das andere ſtellt, ſo wird auch der ewige ungeborne Gedanke durch einen edlern oder gemeinern Ausdruck edler oder gemeiner dargeſtellt — und der Pflegevater iſt auch ein Vater.

(Der Beſchluß folgt.)

Skizzen aus Amerika.

(Beſchluß.)

Bey ſolchen Gelegenheiten treten die angeſehenſten Einwohner der Stadt, oder die Glieder der Parthey zuſammen und wählen eine Komitté, die die Anordnung des Gaſtmahles und des darauf folgenden Balles über ſich nimmt. Von dieſer werden die Gäſte eingeladen. Um drey Uhr in Countyſtädten und um fünf Uhr in den Seeſtädten nimmt das Mahl ſeinen Anfang. Es beſteht immer aus drey Trachten. Die erſte gewöhnlich aus eingemachten Fiſchen, Fleiſchſpeiſen, Gemüſe und Paſteten, worunter in Seeſtädten ſtets Schildkrötſuppe und Paſteten. Das gewöhnliche Getränk iſt Claret-Wein. Die Speiſen werden, wie gewöhnlich, auf einmal auf die Tafel geſetzt, und die Gäſte ſetzen ſich an den ihnen angewieſenen Plätzen. In einer halben Stunde wird die erſte Tracht abgeräumt, und es folgt die zweyte, die aus Braten ꝛc., Jelly und Salaten beſteht. Iſt auch dieſe abgeräumt, ſo kömmt die dritte, nämlich Mehlſpeiſen und Konfituren. Und nun erſt werden die Geſundheiten ausgebracht. In der

Mitte der Tafel, und an beyden Enden ſitzen die Glieder der erwählten Komittee. Der erſte erhebt ſich und lieſt von einem Blatte den erſten Toaſt. Dieſem folgt das Komitté-Mitglied am obern, und darauf das am untern Ende. Die Gäſte trinken nun die ausgebrachte Geſundheit, die ſtets auf das Feſt ſich bezieht. Man nimmt zu dieſer ſtets Madeira- oder Champagner-Wein. In zehn Minuten wird die zweyte ausgebracht, wieder auf dieſelbe Weiſe. Gewöhnlich gilt die zweyte dem Wohle der Vereinigten Staaten. Die dritte wieder ſo — dem Andenken Waſhingtons ꝛc. Ueber ſechs offizielle Geſundheiten werden ſelten ausgebracht. Auf dieſe folgen die Volunteers (Privatgeſundheiten), die nun die Gäſte einander zutrinken. Das Mahl dauert gewöhnlich drey bis vier Stunden, und es herrſcht Anſtand und Würde dabey. Um acht Uhr beginnt der Ball. Für Erfriſchungen und Supper, das gewöhnlich, wenigſtens in Countyſtädten, ſtehend (die Damen ſitzend) genommen wird, iſt reichlich, und, zum Leidweſen der Damen, die nach zwölf Uhr ziemlich ſchwankende Tänzer haben, zu reichlich beſorgt. Die Muſik iſt in Countyſtädten ſchlecht; gewöhnlich beſteht ſie aus einer oder zwey Violinen, die bärentanzartig geſpielt werden. Die Tänze ſind Kotillons, Kontretänze, und auf Privatbällen auch Walzer. Ich fragte einen jungen gebildeten Franzoſen, der auf einem Balle zu S. mit mir war, wie er ſich unterhalte? Wie unter lauter Kandidaten der Theologie, war die Antwort. Die Geſellſchaft erſchien ihm nämlich unerträglich ſteif und formell. Doch die Decency (Anſtand) vergißt der Amerikaner ſelbſt im Genuſſe ſeiner Freuden nicht leicht. Er weiß, daß er gerade da ſeine Achtung nicht verlieren darf, und daß ſeine Bälle öfters auch politiſche Nebenzwecke haben, die für ihn Fallſtricke werden ſollen. — Vor einiger Zeit wurde in H. ein Ball dieſer Art gegeben, zu dem Judge Y. von G. geladen wurde. Seit längerer Zeit nährten die Lawyers von H. gegen ihn einen Amtsgroll, und Lawyer B. zielte ſchon lange nach ſeiner Stelle. Doch dem finſtern moroſen Judge war in nichts beyzukommen, außer daß er öfters zu tief ins Glas ſah. Zu einem Supper wäre er nicht gegangen, da er ſich ſeiner Schwachheit bewußt war. Einer Einladung zum Balle konnte er, oder vielmehr ſeine Tochter, die er mitgebracht hatte, nicht widerſtehen. Er kam, wurde freundlich empfangen, weiter ſchien man ſich jedoch um ihn nicht zu bekümmern. Das machte ihn ſicher. Nach zwey Stunden peinvoller Enthaltung verſuchte er endlich ein Glas des köſtlichen Franzbranntweins, und nun war kein Widerſtand mehr möglich. Gleich einem Indianer ſtürzt er über die Bouteillen her, und nach einer Stunde Arbeit, während welcher zwey junge Lawyers ſeine Tochter nach Kräften zu unterhalten ſtrebten, mußte er nach Hauſe getragen werden.

Man hatte Vorkehrungen getroffen, den Präſident-Judge während ſeiner Transportirung den Augen von wenigſtens fünfzig Zeugen auszuſetzen, und der Meth, den man ihm unter den Rum gemiſcht hatte, machte den ſonſt ziemlich ſtarken Mann auch für den folgenden Tag unfähig. Eine Adreſſe zirkulirte, durch den Ballgeber veranſtaltet, Unterſchriften wurden geſammelt, und die Klage auf Abſetzung des am Court-Dienſtage betrunkenen Oberrichters nach Harrisburgh geſandt. Die Aſſembly war jedoch zu rechtlich, um den dem honourable Judge geſpielten Streich nicht gehörig zu würdigen, und er kam mit einem derben Verweiſe davon.

Die Zahl fünf.

In China zollt man dieſer Zahl hohe Achtung. Die Chineſen nehmen fünf Elemente an: Waſſer, Feuer, Holz, Metall und Erde; fünf Verwandtſchaften unter Menſchen: Fürſt und Miniſter, Vater und Sohn, ältere und jüngere Brüder, Mann und Weib, Freunde; fünf Tugenden: Barmherzigkeit, Gerechtigkeit, Schicklichkeit, das Wiſſen und die Wahrheit; fünf Stufen des Adels; fünf Abtheilungen des Kompaſſes: Oſt, Süd, Weſt, Nord und Mittelpunkt; fünf Arten von Geſchmack: ſauer, ſüß, bitter, ſcharf, geſalzen; fünf Farben: himmelblau, geld, Fleiſchfarbe, weiß, ſchwarz; fünf Eingeweide des Menſchen: Leber, Herz, Lunge, Nieren und Magen; fünf Sinnenwerkzeuge: Ohren, Augen, Mund, Naſe und Augenbraunen. Es gibt ein launiges Geſpräch zwiſchen dieſen Organen von einem chineſiſchen Schriftſteller: der Mund beklagt ſich über die Naſe, daß ſie zu ſehr in ſeiner Nähe und über ihm ſteht; die Naſe vertheidigt ihr Recht dadurch, daß, wenn ſie nicht wäre, der Mund alles Schmutzige eſſen könne; die Naſe beſchwert ſich, daß die Augen über ihr ſtänden; die Augen erwiedern, ohne ſie könne die Naſe durch Anſtoßen wider ungeſehene Gegenſtände gebrochen werden. — Aus Plutarch ſieht man, daß die alten Griechen auch fünf als eine myſteriöſe Zahl betrachteten.

* * *

Was die fünf Tugenden betrifft, ſo meynt freylich Davis in einem unlängſt nach Europa gelangten Briefe:

„Reiſt man in ihrem Lande, ſo kömmt man beynahe vor Hunger um, das iſt ihre Barmherzigkeit. Schenkt man ihnen im geringſten Vertrauen, ſo wird man betrogen; das iſt ihre Gerechtigkeit. Geht man in ihren Straßen ſpazieren, ſo kömmt man nie ohne Beſchimpfung weg, und wird man darüber ungehalten, ſo wird man zuweilen mit derben Bambusſchlägen begrüßt; das iſt ihre Höflichkeit. China liegt in der Mitte der vier Meere, ſagen dieſe gelehrten Leute; das iſt ihre Wiſſenſchaft: und vom Kaiſer bis zum Bauer herab ſind ſie ſammt und ſonders Lügner; das iſt ihre herrliche Wahrheitsliebe.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 20. Dec.

(Beschluß.)

Dupin, welcher gern etwas Lärm und Aufsehen macht, läßt sich in allzu viele Dinge ein, die den Handwerkern nichts lehren können, und scheint vielmehr zu dem großen Publikum sprechen zu wollen, als zu derjenigen Klasse insbesondere, dem dieser Lehrkursus gewidmet seyn soll. Allein Dupins Eifer hat doch das Gute hervorgebracht, daß die Fabrikanten die Nothwendigkeit eingesehen haben, sich mit theoretischen Kenntnissen zu versehen, und daß sein Beyspiel in den Provinzen nachgeahmt worden ist, so daß nun überall in Frankreich dergleichen Lehrkurse im Gange sind. An manchen Orten freylich hat es damit ziemlich gestockt. Eines Theils bildeten sich die Handwerker, besonders in den Seestädten ein, die Regierung lasse diesen Unterricht ertheilen, um die Handwerker hernach auf den Schiffen zu gebrauchen, so gewohnt sind die Leute auch noch jezt unter einer konstitutionellen Verfassung an das Verfahren despotischer oder unumgeschränkter Regierungen. Anderntheils mochte an manchen Orten der Unterricht ihren Bedürfnissen nicht angepaßt seyn; wenigstens kamen sie nach den ersten Vorlesungen nicht wieder, und die Herren Professoren sahen ihr Auditorium allmählig verschwinden. Manche dieser freywilligen Lehrer mögen auch wohl nicht die Gabe besessen haben, ihre Zuhörer durch einen angenehmen oder lehrreichen Vortrag zu fesseln. Dupin versteht das Ding besser; er läßt sogleich in allen Zeitungen ausposaunen, was er den Zuhörern vorgetragen hat, und das ganze Publikum wohnt gleichsam zum zweyten Male seinen Vorlesungen bey. Besonders hat seine erste Vorlesung dieses Winters Aufsehen erregt. Der Hr. Professor hatte nämlich mit einer Landkarte Frankreichs die Katheder bestiegen, und auf dieser Karte, die er seinen Zuhörern erklärte, hatte er mit hellen und dunkeln Farben die aufgeklärten und die unwissenden Theile des Reiches bezeichnet. Alle Zeitungen haben seine Berechnungen eingerückt, woraus erhellt, daß das nördliche Frankreich ungleich betriebsamer, gewerbfleißiger, mit Schulen, Fabriken und nützlichen Anstalten reichlicher ausgestattet ist, als das innere und das südliche Frankreich. Ueber diese lezten Landstriche war der Herr Professor dann auch mit einem, in schwarzer Farbe tief eingetauchten Pinsel einhergefahren. Dieß war eine gute Lektion für die mittäglichen Provinzen, die so wenig Anhänglichkeit an eine freye Verfassung und an gute aufgeklärte Staatseinrichtungen zeigen, welche wenig Fabriken anlegen, und wenig Handwerker beschäftigen, aber dagegen die Brüderschaften der weißen, schwarzen, grauen und blauen Büßenden wieder herstellen, und gehaltlose Menschen zur Deputirtenkammer schicken. Freylich gibt es Städte im südlichen Frankreich, die mit den gewerbfleißigsten Städten des übrigen Frankreichs wetteifern, und worin Lehranstalten und Fabriken blühen, allein es war in Dupins Berechnung von der allgemeinen Zahl die Rede, und aus dieser Berechnung geht nur allzudeutlich hervor, daß der Süden Frankreichs dem Norden in mancher Hinsicht weit nachsteht. Man sollte ähnliche Vergleichungen zwischen dem nördlichen und südlichen Deutschland, zwischen dem nördlichen und südlichen Europa anstellen, und die trägen und unwissenden Länder in schwarzer Farbe zur öffentlichen Warnung darstellen, wie es Dupin so eben mit den faulen und sorglosen Provinzen Frankreichs gemacht hat. In Frankreich verdienen diejenigen Landstriche, denen es an Gewerbsfleiß fehlt, um so mehr Vorwürfe, da keine Innungen, Meisterschaften und dergleichen lästiger Zwang dem Fleiße und den Unternehmungen der Handwerker Schranken sezt, und das Reich groß genug ist, um auch bey schlechten Märkten im Auslande auf Absaz ihrer Waaren rechnen zu können. So lange als diese Gewerbsfreyheit bestehen wird, ist es wahrlich der Provinzen eigne Schuld, wenn sie zurückbleiben. In Paris selbst hat es damit keine Noth, denn hier sprechen Konkurrenz, bedeutender Absaz, Mode und Zulauf von Fremden den Gewerbfleiß beständig an. Hier wachen die Handthierungen aber auch sorgfältig über die Aufrechthaltung ihrer, seit der Revolution bestehenden, Gewerbsfreyheit. So haben die Schlossermeister, oder wenigstens ein großer Theil der hier ansässigen Schlosser eine Schrift drucken lassen, worin sie sich über die Concierges der drey großen Leichenhöfe um Paris beklagen, welche das Monopol der zu den Denkmälern erforderlichen Eisenarbeit an sich reißen wollen. Auf jedem der drey Leichenhöfe wohnt nämlich ein Wächter oder Aufseher, der gleichsam der Konservator der Anstalt ist, ein Register über die eingebrachten Leichen hält, die Gräber numerirt, und mehrere Leute unter seiner Aufsicht hat. Beym größten jener Leichenhöfe, nämlich beym sogenannten Cimetière du père Lachaise, ist das Amt eines solchen Concierge beynahe ein wichtiges Staatsamt. Der Departementspräfekt Chabrol, der dieß Amt zu vergeben hat, ist beynahe nach dem Brauche aller oder mancher Staatsbeamten und Großen verfahren, indem er einen Kammerdiener damit versorgt hat. Dieser Kammerdiener oder ehemaliges Faktotum, den er aus dem Piemontesischen, wo Gr. v. Chabrol sonst Präfekt war, mitgebracht hat, ist ein Italiener, nämlich Tapponi, der seinen Namen französirt hat, und jezt Tappon heißt. In der Schriftschrift wird er beschuldigt, daß er sich ein Einkommen von sechzigtausend Franken verschaffe, so daß sich also der Aufseher des Leichenhofes besser stände als ein Staatsrath; vermuthlich ist die Beschuldigung übertrieben; zwanzigtausend Fränkchen soll der Mann jährlich doch einstreichen, was denn allerdings noch ein hübscher Gehalt wäre, und dem Hrn. Tapponi oder Tappon ein Recht gäbe, von der Wahrheit eines Aufsazes, den neulich eine englische Monatschrift unter dem Titel: Von der Nützlichkeit der Todten für die Lebenden, gab, innig überzeugt zu seyn. Daher lebt der Hr. Tapponi oder Tappon auch wie ein kleiner Fürst auf seinem Leichenhofe, hält zwey Sekretäre, hat eine Schreibstube, worüber Bureau d'agence steht, hat ein halbdutzend Wächter unter seinen Befehlen, nebst den Todtengräbern, und macht bedeutende Lieferungen an Blumen, Grabsteinen u. a. Dingen, welche der Schmerz der Lebenden zur Ehre der Hingeschiedenen bestellt, und selten zu theuer findet. Was Wunder also, daß dieser kleine Fürst des Leichenhofes Neid und Eifersucht erweckt, und daß man ihn in Druckschriften anfeindet, und seine Beschäftigung unter den Leichen als eine allzuvortheilhafte Stelle schildert? Manche verdienstvolle Männer quälen sich unter den Lebenden ab, und gewinnen kein Viertel von demjenigen, was der Hr. Tapponi unter den Todten einzieht.

Dg.

Auflösung der Charade in Nr. 18.

Christtag.

Räthsel.

Der Augenblick, der meines Bruders Leben
Erlöscht und in das Grab
Ihm Kron' und Zepter stürzt, muß mit dem Herrscherstab
Und mit der Krone mir das Licht des Lebens geben.
Ob glücklicher seyn wird mein Regiment.
Das mag die Zukunft lehren!
Genug! wer zum Guten nur sich wackern Sinns bekennt,
Dem kann ich gute Zeit beschwören.

— o —

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 25.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 29. Januar 1827.

„Wer ist der Mann, der sich so ungezwungen als Bettler benimmt?“ Eine Landplage ist er; und solche bettelnde Gäste werden am Ende so bekannt mit uns, als Hausthiere.

Walter Scott.

Reise nach Madrid im August und September 1826.

Wir theilen hier unsern Lesern einige Skizzen aus einer Reise mit, die Hr. Blanqui im vergangenen Jahr in Spanien machte. Diese Reise, allein in der Absicht zu beobachten unternommen, gibt ein lebendiges Bild vom klägliehen Zustande dieses unglücklichen Landes; Blanqui wollte ganz Spanien bereisen, aber die Polizey fand es für gut, den Lauf seiner Beobachtungen in Madrid zu hemmen, das gegenwärtig einer afrikanischen Stadt gleicht, zu der man sich durch Wüsten und Räuberbanden durchschlägt.

* * *

Ein zerlumpter Soldat öffnet die Thüre an der Brücke über die Bidassoa, streckt die Hand aus und bettelt: algo para echar un trago, ein kleines Trinkgeld; dieß sind die ersten Worte, die ich in Spanien hörte. Hinter diesem Soldaten stellt sich ein Douanier, noch schmutziger und elender, steif vor die Reisenden hin und bettelt gleichfalls mit einer Kaltblütigkeit und Unverschämtheit, die uns empörten: dieß sind die Vorrechte der Angestellten dieser Regierung. In Irun umringt uns ein Haufen neuer Bettler; der eine erbietet sich, uns zum Alcaden zu führen, der andere auf die Polizey, der dritte ins Wirthshaus, und es kostet uns viele Mühe, uns von diesen Zudringlichen, deren Züge und Kleidung gleich verdächtig sind, loszumachen. Der Polizeybeamte wohnte am Ende des Dorfs, es war Nacht als wir in sein Bureau traten; zwey Alguazils mit unheilverkündenden Gesichtern saßen am Eingang unter einem Rechen mit verrosteten Gewehren von antiker Form. Der Sekretär, ein artiger Mann, nahm uns gut auf und fertigte uns ohne weiteres ab; aber unsere Päße wurden uns von den Alguazils gebracht und diese mußte man bezahlen.

Je weiter man in der Gegend kommt, desto schärfer tritt der Charakter von Land und Volk hervor. Es gibt nichts so malerisches in Frankreich als die Gegenden von Ovarzun, Freani und die reizenden Thäler von Guipuscoa. Die Berge sind von oben bis unten bebaut; endlose Maisfelder, von sehr hohem, kräftigem Wuchse, eine unzählige Menge von Fruchtbäumen schmücken diese lachenden Fluren, wo die Nebel der Pyrenäen das Grün ewig frisch erhalten. Aber das Innere der Dörfer entspricht leider diesen guten Anzeichen nicht. Die Häuser sind entsetzlich schmutzig, alt und verfallen; die Gitter vor den Fenstern der untern Stockwerke, die endlosen Balkone, die Wappen, die ganze Mauern bedecken, alles trägt das Gepräge der Düsterheit und des Mönchthums. Priester und Mönche in wunderlichen Kostümen, tragen in den Dörfern ihre Faulheit zur Schau; meistens bringen sie die Zeit damit zu, daß sie Havannahcigarren rauchen oder sich durch die Fenster der Erdgeschosse mit den Weibern unterhalten. Ihr familiärer Ton fiel mir in den ersten Tagen sehr auf; aber bald erfuhr ich, es sey dieß eine Ehre, nach der die besten Familien streben.

Der Landbau, die Viehzucht und die Eisenwerke beschäftigen beynahe die ganze Bevölkerung von Guipuscoa; alle andere Industriezweige sind gänzlich vernachlässigt. Der Schleichhandel versieht das Land hinreichend mit Baumwollenzeugen, Kattun, Leinwand und Geweben aller A.t. Die Priester werden sehr verehrt, und ihre Wohlbeleibtheit sticht auffallend gegen die trockene, magere Leibesbeschaffenheit der Einwohner ab. Wenn sie durch die Straßen gehen, stürzen die Kinder herbey, um ihnen die Hände zu küssen; dieser Gebrauch gründet sich auf Gewohnheiten, welche die Zeit geheiligt hat und die sorgfältig unterhalten werden. Wie könnte man sich auch eines Gefühls von Furcht und Achtung vor Menschen erwehren, die über die Güter dieser Welt verfügen und in der andern Belohnung und Strafe austheilen?

Die Gesetze unterstützen noch die Gewohnheiten. Jeder Spanier, der sein Kind nicht innerhalb vier-und-zwanzig Stunden nach der Geburt taufen läßt, wird zu einer harten Geldbuße und zu geistlichen Strafen verurtheilt; läßt er diese Zeit verstreichen, und stirbt der Neugeborne ungetauft, so verliert der Vater seine Bürgerrechte, seine Güter werden konfiszirt, und er wird vom spanischen Gebiete verbannt. Wer nicht mehr als einmal vierteljährlich die Sakramente genießt, wird der Gleichgültigkeit verdächtig. Was für Strafen gegen diejenigen verfügt werden, die dem Gottesdienste nicht sehr regelmäßig beywohnen, kann ich nicht sagen; ich weiß aber, daß es welche gibt. Doch alles dieses darf einen nicht in Erstaunen setzen, wenn man bedenkt, daß die Summarien des heiligen Thomas das Handbuch der Artilleriezöglinge in Segovia geworden sind.

Alles trägt hier den unauslöschlichen Stempel der theokratischen Regierung, sogar die Art, sich anzukündigen. Wer ist da? fragt die Person, die man besucht: nach dem Gebrauche antwortet man lateinisch: Ave Maria, worauf man spanisch erwiedert: Sin pecado concebida, (die ohne Sünde empfangen) und die Thüre geht auf. Ich habe die Ehre mich zu empfehlen, wird gegeben mit vaya Vmd. con Dios (Gott geleite Euch). Alle diese Höflichkeitsformeln und noch viele andere sind offenbar mönchisch. Ich führe sie an als einen Beweis des alten Bündnisses zwischen diesem Volke und der Kirche. Wir nehmen in unsern Träumen für die Civilisation der Halbinsel zu wenig Rücksicht darauf, und haben Unrecht, wenn wir es den Mönchen so sehr zum Vorwurf machen, daß sie sich ihres Vortheils bedienen. Ist es ihre Schuld, wenn es den Spaniern beliebt zu säen, damit die Geistlichkeit erute?

(Die Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über Sprache und Styl.

(Beschluß.)

Die schlechte Schreibart, die man bey vielen deutschen Schriftstellern findet, ist etwas sehr Verderbliches. In Büchern ist der Schaden, den ein vernachlässigter Styl verursacht, geringer und verzeihlicher; denn Werke größern Umfangs werden mehr von solchen gelesen, die eine umschlossene oder gesicherte Bildung haben, und der sittliche und wissenschaftliche Werth dieser Werke kann ihre Kunstmängel vergüten. Zeitschriften aber, aus welchen allein ein großer Theil des Volks seine Bildung, wenigstens seine Fortbildung schöpft, schaden ungemein, wenn sie in einem schlechten Style geschrieben sind. Die wenigsten deutschen Zeitschriften verdienen in Beziehung auf die Sprache gelobt zu werden. Es ist aber leicht, an ihnen zu gewahren, daß die Fehlerhaftigkeit des Styls von solcher Art ist, daß sie hätten vermieden werden können, wenn deren Herausgeber und Mitarbeiter mit derjenigen Achtsamkeit geschrieben hätten, die zu befolgen Pflicht ist, sobald man vor dreyßig Millionen Menschen spricht. Man glaubt gewöhnlich, jedes Kunsttalent müsse angeboren seyn. Dieses ist aber nur in einem beschränkten Sinne wahr, und gibt es ein Talent, das durch Fleiß ausgebildet werden kann, so ist es das des Styls. Man nehme sich nur vor, nicht alles gleich niederzuschreiben, wie es einem in den Kopf gekommen, und nicht alles gleich drucken zu lassen, wie man es niedergeschrieben. Eine gute Stylübung für Männer (denn Knaben auf Schulen im Style zu üben, finde ich sehr lächerlich) ist das Uebersetzen, besonders aus alten Sprachen. Ich meinerseits pflege mich am Horaz zu üben und es kömmt hier nicht darauf an, ob mir die Uebersetzungen mehr oder minder gelungen, aber das habe ich dabey gelernt, daß die Reichthümer der deutschen Sprache, wie wohl jeder, nicht oben liegen, sondern daß man darnach graben muß. Denn oft war ich Tage lang in Verzweiflung, wie ich einen lateinischen Ausdruck durch einen gleichkräftigen deutschen wiedergeben könne; ich ließ mich nicht abschrecken und fand ihn endlich doch. So erinnere ich mich, acht Tage vergebens darüber nachgedacht zu haben, wie sub dio moreris zu übersetzen sey, und erst am neunten kritischen Tag fand ich das richtige Wort. Mehrere deutsche Journalisten werden es einst sehr bereuen, daß sie die gegenwärtige vortheilhafte Zeit nicht zur Verbesserung ihres Styls benuzt haben. Die goldene Zeit der römischen Literatur begann, als die der Freyheit aufhörte. Natürlich. Wenn man nicht frey heraussprechen darf, ist man genöthigt, für alte Gedanken neue Ausdrücke zu finden. Die schönsten Stellen des Tacitus sind, wo er von der alten Freyheit spricht, weil er dieses verdeckt thun mußte, da er, zwar unter einem guten Kaiser, aber doch unter einem Alleinherrscher lebte. Unsere Zeit auch ver-

ſtattet nicht alles frey herauszuſagen, und durch dieſen Zwang befördert ſie ſehr den guten Styl. Man möchte von Konſtitution, von Spanien, von Italien ſprechen; aber manches iſt verboten. Was thut ein erfinderiſcher Kopf? Statt Konſtitution ſagt er „Leibesbeſchaffenheit;“ ſtatt Spanien „Iberien;“ ſtatt Italien „das Land, wo im dunkeln Hain die Goldorangen glühen,“ und gebraucht für dieſen und jenen Gedanken, dieſen und jenen dichteriſchen Ausdruck, den der gemeine Mann nicht verſteht. Die deutſchen Journaliſten müſſen ſich aber eilen. Wenn ſie nicht bald ihren Styl verbeſſern, werden ſie mit ihrem ſchlechten Style in die Ewigkeit wandern.

Weil wir gerade in ſo freundſchaftlichen Unterhaltungen begriffen ſind, will ich noch erzählen, wie ich dazu gekommen, den Horaz zu überſetzen. Am 20ſten März 1815 kehrte Napoleon von der Inſel Elba zurück. Wir deutſche Zeitungsſchreiber wurden wie toll vor Freude. Nicht etwa aus Liebe für die korſiſche Geißel — bewahre der Himmel! — ſondern weil uns nach langer Dürre endlich wieder erfriſchende Nachrichten zugekommen. Ich ſchrieb hurtig einen Artikel in meine Zeitung — nicht für, ſondern gegen Napoleon. Aber der Artikel, der mit vielem Feuer geſchrieben, wurde von obenerwähntem Polizeydirektor dennoch geſtrichen. Den andern Tag fragte ich deſſen Sekretär, warum es geſchehen, da wir doch alle mit der Geißel der Menſchheit Krieg führten? Dieſer antwortete mir: „Wind iſt Wind. Ob er nach Oſten oder nach Weſten bläst — gleichviel. Er ſoll gar nicht blaſen, wir wollen Ruhe haben.“ Alſo, wie geſagt, mein Artikel wurde geſtrichen. Es war zehn Uhr Abends, und es fehlte mir eine halbe Spalte. Was thue ich? Im Polizeyzimmer lag unter den Sachen eines Jenaer Studenten, der am nämlichen Tage, weil er ſeine Wirthshauszeche nicht bezahlen konnte, arretirt worden war, ein kleiner Horaz. Ich ſetze mich hin, überſetze daraus die Ode: Nunc est bibendum, und bringe das naſſe Manuſcript zum Cenſiren ins Nebenzimmer, wo der Polizeydirektor ſaß. Dieſer las es und ſprach: „Charmant! Ich muß Ihnen das Kompliment machen, daß Sie die Ode recht gut überſetzt. Horaz — das war ein Mann! Welche Sprache, welche Delikateſſe, welches attiſche Salz! (Schade, bemerkte ich, daß auch dieſes Salz ein Regal iſt!) Und welche Philoſophie, welche Sittlichkeit, welche Tugend! Ja, Horaz, das nenne ich einen wackern Mann!“ . . . Als ich Horaz wegen ſeiner Sittlichkeit loben hörte, pochte mir das Herz, ich konnte es nicht länger aushalten, und mußte mir Luft machen. Ich ordnete meine Glieder, ſtreckte feyerlich wie ein Geſpenſt meine Rechte aus, und ſprach wie folgt: „Horaz ein wackerer Mann? der? Nun, dann ſeyd mir willkommen, ihr Memmen und Schelme! Nicht als ich Sylla morden, als ich Cäſar rauben, als ich Oktavius ſtehlen ſah, gab ich die römiſche Freyheit verloren — erſt dann weinte ich um ſie, als ich Horaz geleſen. — Er ein Römer, Ihr Götter! und ſeine Kinderaugen hatten die Freyheit geſehen — er war der erſte, der ſich am Feuer des göttlichen Genius ſeine Suppe kochte! Was lehrt er? Ein Knecht mit Anmuth ſeyn. Was ſingt er? Wein, Mädchen und Geduld. Ihr unſterblichen Götter! ein Römer und Geduld! Er vermochte darüber zu ſcherzen, daß er, in jener Schlacht bey Philippi, wo Brutus und die Freyheit blieb, ſeinen kleinen Schild „nicht gar löblich,“ verloren. Klein war der Schild, Herr Polizeydirektor, und doch warf er ihn weg — ſo leicht machte er ſich zur Flucht! Und der ein wackerer Mann?“ . . . Ich ſagte noch mehrere ſolche, theils fürchterliche, theils beidniſche Dinge. Der Polizeydirektor entſetzte ſich, trat weit, weit von mir zurück, und ſah mich ſtedendlich an. Ich ging. Auf der Treppe dachte ich: er iſt doch kein ganzer Türke — er fürchtet die Anſteckung!

Aber das Lob, das offizielle Lob, daß ich nunc est bibendum gut verdeutſcht, hatte ich weg. Das munterte mich auf, ich übte mich weiter, und ſo habe ich nach und nach faſt den ganzen Horaz überſetzt. Da liegen ſie nun die armen Oden und Satyren, und ich weiß nicht, was ich damit machen ſoll. Sollte ein unglückſeliger Zeitungsſchreiber Gebrauch davon machen wollen, die Zahnlücken der Zeit damit auszufüllen, ſo ſtehen ſie ihm zu Gebote. Briefe werden poſtfrey erbeten. Dr. B.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. im Januar.

(Fortſetzung.)

Um von dem Traurigen auf etwas Erfreuliches überzugehen, gebe ich Ihnen die für unſere arme poetiſche Literatur erfreuliche Nachricht, daß die wunderſchönen Mährchen von Clemens Brentano hier in der Vaterſtadt des Dichters herauskommen werden. Ich kann mich nicht enthalten, das herrliche Lied an den Rhein, welches den Cyklus der Mährchen des Rheinſtroms eröffnet, als Surrogat jeder anderen, immer nur mangelhaften Ankündigung ganz herzuſetzen, damit dieſen deutſchen Dichter lieben lerne, wer ihn noch nicht in ſeiner Tiefe kennt, und um auf viele ſolcher ſchönen eingeſtreuten Lieder und Dichtungen aufmerkſam zu machen. — Ein junger frommer Müllerburſche, Radlauf, ſingt, indem er vor Schlafengehen einen Kranz in den Rhein wirft, folgendes Lied:

Nun, gute Nacht! mein Leben,
Du alter treuer Rhein,
Deine Wellen ſchweben
Schon im klaren Sternenſchein;
Die Welt iſt rings entſchlafen,
Es ſingt den Wolkenſchafen
Der Mond ein Lied.

Der Schiffer ſchläft im Nachen
Und träumet von dem Meer,
Du aber, du mußt wachen
Und trägſt das Schiff einher,
Und führſt ein freyes Leben,
Durchtanzeſt bey den Reben
Die ernſte Nacht.

Wer dich gesehn, lernt lachen;
Du bist so freudenreich,
Du labst das Herz der Schwachen
Und machst den Armen reich.
Du spiegelst hohe Schlösser,
Und füllest große Fässer
Mit edlem Wein.

Auch manchen lehrst du weinen,
Dem du sein Lieb entführt;
Gott wolle die vereinen,
Die solche Sehnsucht rührt,
Sie irren in den Hainen,
Und von den Echosteinen
Erschallt ihr Weh.

Und manchen lehrst beten
Dein tiefer Felsengrund.
Wer dich im Zorn betreten,
Den ziehst du in den Schlund,
Wo deine Strudel brausen,
Wo deine Wirbel sausen,
Da beten sie.

Mich aber lehrst du singen,
Wenn dich mein Aug' ersieht,
Ein freudenselig Klingen
Mir durch den Busen zieht.
Treib fromm nur meine Mühle,
Jezt scheid' ich in der Kühle
Und schlummre ein.

Ihr lieben Sterne decket
Mir meinen Vater zu.
Bis euch die Sonne wecket,
Bis dahin mahle du.
Wird's gut, will ich dich preisen,
Dann sing' in höhern Weisen
Ich dir ein Lied.

Nun werf' ich dir zum Spiele
Den Kranz in deine Fluth,
Trag ihn zu seinem Ziele,
Wo dieser Tag auch ruht,
Und nun muß ich mich wenden
Und segnend dich vollenden
Den Abendsang.

Welche Phantasie, mit welcher Einfalt gepaart, wie groß und wie kindlich zugleich. Ist ein würdiges Lied dem Rhein gesungen worden, so ist es dieß, worin er sich ganz spiegelt wie er ist, mit seinen Reben und Schlössern, den, vom Echo beseelten Felsen und den raschen Strudeln, in dem langen Heldenlauf zum Meere, wovon dem Schiffer träumt! Wenn dereinst Goethe's Fischer und König von Thule und andere herrliche Volkslieder aus dem Munde dankbarer und gerührter Enkel fortklingen in alle Zeiten wie jezt, so wird es dieses Lied gewiß nicht minder; aber es erfordert auch einen Komponisten, der dem großartigen Sinn des Dichters keinen Zwang auferlegt, und nicht matt hinter ihm zurückbleibt.

Bey unserem Theater sieht es gegenwärtig mit der Oper ganz betrübt aus. Dem. Heinefetter, deren Glockentöne Jedermann Bewunderung abnöthigen, hat uns mit ihrer Schwester vor zwey Monaten, und Dem. Bamberger, die liebliche Sängerin, hat uns, ebenfalls mit ihrer Schwester, ganz kürzlich verlassen. Die erstere ist in Cassel der Liebling des Publikums geworden, und wir können von Spohrs weiser Leitung für ihr Talent nur das Beste hoffen. Ihr Abgang von hier bot eine traurige Scene im Theater, die jedoch durch die Auslegung der Worte, welche die junge Künstlerin beym Abschied sprach, eine komische Wendung bekam. Auch Dem. Bamberger wird unter dieser Direktion schwerlich wieder zurückkehren, da sie sich, wie man hört, auf Verhältnisse bezieht, welche schwerlich so bald zu beseitigen seyn werden. Die Künstlerin soll Tieck auch für's Lustspiel und Melodrama empfohlen seyn, und wirklich schon das Suschen im Bräutigam aus Mexico und die Preciosa einstudiren, zwey Rollen, zu welchen sie freylich hier nicht gelangt wäre, da sie im Besiz von Dem. Lindner sind. Ob sie dieselben mit so viel Kunst wie dieses ihr hiesiges Vorbild geben wird, steht dahin; zu erwarten ist aber, daß sie sie mit mehr Natur geben wird; denn Dem. Lindner, wir müssen es mit innigem Bedauern bekennen, schlägt immer mehr den Weg der Mad. Neumann ein, und sucht die Gunst des Publikums, welche der Jugend nicht mehr gezollt wird, durch künstliche Auffassungen und Nüancirungen zu erhalten, oder gar zu steigern, die man gelinde mit dem Ausdrucke Manier bezeichnet. Die Künstlerin hat es vielleicht noch in ihrer Gewalt, zurückzukehren — später könnte es ihr wie der allzu sehr gefeyerten Mad. Neumann ergehen, und ihr unmöglich werden. Zwey Fächer sind, wo die zwey Künstlerinnen, auch im schlimmsten Fall, bleiben werden, was sie sind, und was sie waren, woraus sich ihr Talent entwickelt habe, Dem. Lindner in den naiven Landmädchen, worin sie von keiner jezt lebenden Künstlerin (die Renner ist todt) übertroffen wird, und Mad. Neumann in den Weltdämchen, die sie mit unvergleichlicher Laune darstellt. — Für die abgegangenen zwey bedeutenden und zwey werdenden Sängerinnen sind vorerst zwey Dem. Nolsten, vom Theater in Trier engagirt worden, recht brave Anfängerinnen, die aber mit jedem neuen Auftreten in der Erinnerung neue Wunden schlagen. Für den entwichenen Herrn Gröser sind in kurzer Zeit drey Baritons erschienen, ein Herr Kuhn von Mannheim, ein Frankfurter von Geburt, den man früher unbegreiflicher Weise hatte weggehen lassen, und der jezt auch nicht wieder gewonnen ist, Herr Hauser von Dresden, welcher Forderungen machte, daß den Aktionärs die Augen übergingen, und Herr Marder, von einem kleineren Theater am Rhein, als Anfänger recht brav, dessen Name aber sogleich zu dem Witz Anlaß gab, daß man die Tauben, oder vielmehr die Kanarienvögel und Nachtigallen habe fliegen lassen, und den Marder dafür in den Käfig bekommen habe.

Neue Opern sind seit vorigem Herbst, seit der weißen Dame von Boyeldieu nicht gegeben worden; in Konzerten hörten wir wohl die Ouvertüre von Webers Oberon, und der Raugraf, eine Oper von einem genialen ehemaligen Mitgliede des hiesigen Orchesters, Femy, einem Schüler von Cherubini, mit dessen und Boyeldieu's Styl seine Musik Verwandtschaft hat, ist ebenfalls theilweise in Konzerten, als Probe und Vorläufer einer Aufführung, gegeben worden, wobey es indessen auch verblieben ist. Eine dritte Oper, auf welche man wegen der schönen Ouvertüre begierig war, ist von dem ausgezeichneten Komponisten im Liederfache, Herrn Schnyder von Wartensee, den wir seit mehreren Jahren den Unsrigen nennen, sie heißt Estella. Alle Versuche der Art, unserem Theater durch gediegne neue Opern aufzuhelfen, scheinen an der Unzuverlässigkeit der Operndirektion zu scheitern. Die beyden lezteren Werke wurden dem hiesigen Theater fast zu sagen unentgeldlich angeboten!

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 9.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 26.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 30. Januar 1827.

Niemand soll ihm Gutes thun, Niemand erbarme sich seiner Waisen; seine Nachkommen müssen ausgerottet werden, ihr Name werde vertilgt, schon im andern Gliede!

Psalm CIX.

Erinnerungen aus den serbischen Volksliedern.

Die serbischen Volkslieder, von denen wir unter dem Namen Talvi eine Anzahl übersezt erhalten haben, sind so anmuthig und reizend, daß man wohl öfter darauf zurückkehren und aufmerksam machen darf, wie viel Merkwürdiges und Schönes darin enthalten ist, um immer mehr Leser zu denselben zu ziehen und den Wunsch allgemeiner zu erregen, daß auch die übrigen Gedichte der so reichen Sammlung uns nicht entzogen werden, sondern bald ihre Verpflanzung auf deutschen Boden finden möchten. Diese Zeilen sind nur als einzelne Winke zu betrachten.

Die Verwünschungsformeln, deren die Serben sich bedienen und die ganz das orientalisch Ueberschwengliche und Uebermächtige zeigen, sind oft furchtbar und grausenhaft, wenn man ihnen auch, eben da sie mehr orientalisch sprichwörtlich sind, keine zu tiefe innere Wahrheit beymessen darf, sondern sie mehr als Betheurungen leicht bewegter leidenschaftlicher Gemüther betrachten muß. Wir wollen hier eine Reihe derselben zusammenstellen.

S. 50.:

Drob erzürnt, verwünschend, ruft die Jungfrau:
„Der da sagt, ich sey von niederm Stamme,
Nie werd' ihm ein Herzenskind geboren!
Der da sagt, ich sey schlimm, wie die Schlange,
Winde sich um's Herz ihm eine Schlange,
Uebersommre Sommers in dem Haar ihm,
Ueberwintre Winters ihm im Busen!
Der da träumerisch mich nennt und schläfrig,
Krankheit such' ihn heim neun lange Jahre,
Und kein Schlaf erquick' ihn in der Krankheit!"

Seite 51. setzen wir lieber ganz:

Küßten sich zwey Liebste auf der Wiese,
Und sie glaubten, daß sie Niemand sähe.
Doch es sahe sie die grüne Wiese,
Und sie kündet es der weißen Heerde,
Und die Heerde sagt' es ihrem Hirten,
Und der Hirt dem Wandrer auf dem Heerweg;
Auf dem Meer' dem Schiffer sagt's der Wandrer,
Und der Schiffer seinem Schiff von Nußbaum;
Schiffstein saget es dem kalten Wasser,
Und das Wasser sagt's des Mädchens Mutter.
Drauf verwünschend spricht das schöne Mädchen:

„O, du Wiese, sollst mir nimmer grünen!
Heerde Wölfe mögen dich zerreißen!
O! du Hirt, die Türken dich enthaupten!
Wandrer, mögen dir die Füße schwinden!
Schiffer, dich hinweg die Wellen spülen!
Leichtes Schiff, du sollst in Brand auflodern!
Wasser, du sollst bis zum Grund versiegen!"

Seite 52. ist auch nur im Ganzen verständlich:

Flucht das Mädchen ihren schwarzen Augen:
„Schwarze Augen, möchtet ihr erblinden!
Alles schaut ihr, und seht doch nicht heute,
Wie mein Liebster bey dem Hof vorbeyging,
Eine Blume trug in seinen Händen,
Auf den Schultern ein gesticktes Tüchlein,
Das ein andres Liebchen ihm gegeben!
Zweige waren drauf gestickt in Menge.

So viel Zweige auf dem Tüchlein waren,
So viel Herzenswunden mög' er haben!
So viel Aeste waren an den Zweigen,
So viel Herzensqualen mög' er leiden!"

Seite 53. Der Jüngling singt dem Mädchen, das ihn verschmäht und seinen Segen zu ihrer Vermählung wünscht:

„Laß' sie sich vermählen, laß' sie!
Kommen nicht mag ich zur Hochzeit,
Aber ich send' ihr den Segen:
Nimmer einen Knaben gebähre sie!
So viel Brodte sie verzehret,
So viel Weh erdulde sie!
So viel Wasser sie trinket,
So viel Thränen vergieße sie!"

Schrecklich und höchst ergreifend ist Seite 63. der Schwägerinnen Fluch, welches aber nicht im Bruchstück, sondern auch nur im Ganzen seine furchtbare Kraft übt.

Einst zum grauen Kuckuk sprach die Schwalbe:
„Glücklich bist du doch, o grauer Kuckuk!
Denn du schläfst nicht im Kamin des Hauses,
Mußt nicht Jammer jederweise hören,
Wenn einander Schwägerinnen fluchen!
Zu der ältern zürnend sprach die jüng're:
„Du, Verworfne, bist nicht meine Schwäg'rin,
Die du keine Frucht träust unterm Herzen!"
Und die ält're also ihr entgegnet:
„O und du, so wie du, meine Schwäg'rin,
Einst den Sohn Mijajlo hast erzeuget,
So gebäre neun geliebte Töchter!
Wahnsinn komm' dann über alle neune,
Und Mijajlo, in die Fremd' entlassen,
Kehre nimmer heim dir aus der Fremde!
Nieder lieg er, fern, an schlimmen Wunden!"

Wie sie fluchten, so sie sich verfluchten!
Die gebar noch neun geliebte Töchter;
Wahnsinn kam dann über alle neune;
Und Mijajlo, in die Fremd' entlassen,
Nieder lag er, fern, an schlimmen Wunden.
Aus der Fremd' entbot er seiner Mutter:

„Sende mir doch, meine liebe Mutter,
Sende mir doch jenes Stückchen Linnen,
Jenes Linnen, so ihr Pätel spinnen,
Als ihr euch im grimmen Zorn verfluchtet:
So ihr webet, als ihr wild getobet,
So gebreitet, als ihr euch entzweitet,
So gebreitet lag, da ihr es bleichtet!
Sende mir es, daß, damit verbunden,
Mir gesunden meine schlimmen Wunden!"

(Der Beschluß folgt.)

Reise nach Madrid im August und September 1826.

(Fortsetzung.)

Von Bergara bis Salinas fortwährend traurige Dörfer und herrliche Fluren. Ein alter Platz mit einem alten Rathhause, das der Sitte gemäß ganz mit Wappen bedeckt ist, macht den einzigen Schmuck von Mondragon aus, dessen Bevölkerung uns ganz aus Mönchen und königlichen Freywilligen zu bestehen schien: diese Müßiggänger sind während der Arbeitsstunden allein auf den Straßen zu sehen. Ein solcher Anblick sagt mehr als ein ganzes Buch.

Im Dorfe Salinas, das am Abhange eines steilen Hügels liegt, tanzten die Weiber und Mädchen auf dem öffentlichen Platze unter sich, ohne Männer, und blos die Geistlichen wohnten ihrem Ball bey. Als natürliche Beschützer der Moral wandelten sie väterlich unter der frohen Gesellschaft umher, von der die Brüder, die Männer, die Familienväter ohne Weiteres ausgeschlossen zu seyn schienen. Wer weiß, vielleicht ließ jeder die Geheimnisse dieser jungen Mädchen durch sein Gedächtniß gehen und bereitete ihnen strenge Worte im Beichtstuhle vor. Nur dieß weiß ich, daß ihre schönen Haare, ihre schwarzen Augen, ihr leichter Gang einen merkwürdigen Kontrast bildeten mit dem beschaulichen Ernst der guten Väter und der traurigen Wildheit des Orts.

Die artige Stadt Vittoria zeigt sich von Ferne in einer weiten, von Bergen bekränzten Ebene, am Ufer eines kleinen wasserarmen Flusses. Es ist dieß von den Pyrenäen an die erste spanische Stadt, die diesen Namen verdient. Ein gut angepflanzter Spaziergang, wo sich eine rege Volksmenge drängt, bildet einen angenehmen Eingang. Der Handel und der Gewerbfleiß ihrer Einwohner haben sie vor dem Verfall bewahrt, der sich in den übrigen Provinzen der Halbinsel durch so schreckliche Symptome äußert.

Bey unserm Einzug durch das Thor von Vittoria erlebten wir eine Scene, die für einen Franzosen äußerst auffallend seyn mußte: sie kann einen Begriff von dem Elend und der Erniedrigung geben, zu der die Angestellten in diesem Lande herabgesunken sind. Die Douaniers, die unsere Koffer untersuchen und den Zoll, die Haupthülfsquelle der Regierung in diesen jämmerlichen Zeiten, einnehmen sollten, stellten sich nicht einmal, als ob sie ihre Schuldigkeit thun wollten, sondern kamen, den Hut in der Hand, in der Stellung der niedrigsten Betteley an den Kutschenschlag. Es war die gewöhnliche Stunde des Spazierengehens und mehr als fünfzig Personen waren Zeugen, wie die Trinkgelder ausgetheilt wurden. Einer von uns, ein gebornor Spanier, führte zwey Kisten mit Kontrebande, im Werth von mehr als 60,000 Franks, ein und gab 12 Franks; die andern gaben, obgleich sie nichts Verbotenes hatten, gleichfalls, um nicht auf offener Straße aufgehalten zu werden.

Von Vittoria nach Miranda läuft die Straße am Ufer des Ebro durch eine öde, von der Sonne verbrannte

Ebene. Die hin und wieder zerstreuten Bäume beweisen, wie kräftig die Vegetation ist, aber Niemand will pflanzen; es ist dieß ein unüberwindliches Vorurtheil. . . . . Der Boden ist nackt wie die Hand, und die Einwohner sind nackt wie der Boden; Legionen von Kindern beyderley Geschlechts, ohne Strümpfe, ohne Schuhe, ohne Hemden, drängen sich um die Wagen und betteln mit kläglicher, studirter Stimme: es ist dieß der einzige Unterricht, den sie von ihren Eltern genießen, die mit ihnen betteln. Die Mönche lehren sie weiter die Kunst, beym mea culpa im Takt an die Brust zu schlagen, mit dem Rosenkranz umzugehen, und einige Auserwählte die fünf Arten bey der Messe zu dienen. Die kleine Stadt Miranda verkündet sich von weitem durch seine Glocken, die, so wie in den elendesten Dörfern, auf jedem Thurm mit einem vollständigen Glockenspiel versehen sind. Man kömmt oft durch Weiler von 150 Seelen, die sieben bis acht Glocken haben; nicht selten zählt man ihrer hundert.

In Previesca, das reichlich mit Kapuzinern aller Art versehen ist, wohnte ich zum ersten Mal einer sonderbaren Ceremonie bey, die in Frankreich blos durch Karrikaturen bekannt ist. Sämmtliche Einwohner, bewaffnet mit langen Richtkämmen und kleinen Kämmen von Buchsbaum, befanden sich auf den Straßen. Die Frauen durchwühlten mit unerbittlichen Nägeln die Haare ihrer Kinder. Diese unumgänglich nothwendige Operation wird im Allgemeinen jeden Sonntag vor der Messe verrichtet, und zwar familienweise und auf der Straße: eine Vorsicht, die sehr heilsam und achtungswürdig ist, besonders im Sommer.

Ein einziger Mann nahm an der gemeinschaftlichen Arbeit keinen Antheil: einen Beutel und eine Monstranz von vergoldetem Kupfer in der Hand kam er bald auf uns zu und verlangte una limosna per Dios, ein Allmosen für Gott. Man kann sich unser Erstaunen denken und sich leicht vorstellen, daß er nichts bekam. Aber plötzlich kam Jemand hergelaufen, küßte achtungsvoll die Monstranz und warf ein Goldstück in den Beutel, den ihm jener hinstreckte. Sollte man es glauben? dieser Allmosensammler von einer für uns neuen Art war ein Pächter des benachbarten Klosters: die Mönche verpachteten an ihn gegen eine jährliche Abgabe das Recht, die Monstranz alle Vorübergehende küssen zu lassen, und er stellt sich auf die Straße, um seine Beyträge einzusammeln. Die Industrie ist also in Spanien noch nicht zu Grunde gegangen, wie man meynte; sie hat sich in die Klöster geflüchtet, und besucht von da zuweilen die Landstraßen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 28. Dec.

Die Furcht vor Dieben, Räubern und Mördern hat sich nun wieder gelegt, wie denn alles in Paris nur eine kurze Zeit die Aufmerksamkeit des Publikums zu fesseln im Stande ist. Die ministeriellen Blätter haben angekündigt, die Polizey habe, ich weiß nicht wie viele Dutzend, Diebe aufgefangen; ganze Diebesnester sollen in den Steinbrüchen um Paris herum aufgespürt worden seyn; das gutmüthige Publikum hat es geglaubt; die Oppositionsblätter sind auch müde geworden, täglich von Dieben zu reden, und die Polizey der Sorglosigkeit zu beschuldigen, und somit ist dieß Thema von den Tagesblättern und auch in den Gesellschaftsgesprächen verlassen worden. Allein die Polizey ist auf eine andre Veranlassung zum Tagesgespräche geworden. Es ist nämlich ein ewiger Streit darüber in Paris, was für einen Charakter die sogenannten Agens de police, das heißt die den Polizeykommissarien untergeordneten Beamten haben sollen; nun ist es aber für die Bürger sehr wichtig, genau zu wissen, worin die Rechte solcher zweydeutigen Beamten bestehen, die kein äußerliches Zeichen ihres Amtes an sich tragen, und deren Namen oder Titel jedweder übelgesinnte mißbrauchen könnte. Ein wegen seiner Freymüthigkeit und seiner konstitutionellen Grundsätze sehr beliebter Advokat am Kassationshofe, Namens Isambert, hatte in einer Gerichtszeitung einen Aufsatz eingerückt, worin er behauptete, die sogenannten Agens de police und die Gensdarmen hätten so wenig das Recht einen Bürger zu verhaften, daß der Bürger in solchem Fall befugt sey, sich zu widersetzen, und Gewalt mit Gewalt zurückzustoßen. Dieser auf Citate, aus den Gesetzen und Verordnungen gegründete Aufsatz wurde in andern Zeitungen wiederholt. Alle diese Zeitungen nun, und den Hrn. Isambert dazu, ließ das Ministerium vor Gericht ziehen, unter dem Vorwande, sie hätten die Bürger wider die Obrigkeit aufgewiegelt, und sie zu gesetzlosem Widerstande wider die Polizey angetrieben. Dieß zog nun die oben erwähnte, für die Pariser Bürger wichtige, Frage an's große Tageslicht; denn es sollte nun öffentlich vor Gericht entschieden werden, was für einen Charakter die sogenannten Agens de police haben oder haben sollen. Dupin, der Bruder des Baron Dupin, und einer der besten Gerichtsredner, vertheidigte seinen Mitbruder Isambert auf eine äußerst witzige Art, indem er alle die Mißbräuche aufzählte, die sich die Polizey in Paris oft erlaubt hat, und die mehrmals sogar von den Gerichtshöfen sind bestraft worden. Besonders daß unter den niedern Polizeybeamten oft Kerls sind, die noch weit mehr verdienen bestraft zu werden als diejenigen, die sie verhaften, wußte er recht schlau herauszuheben. Auch die beschuldigten Zeitungen hatten geschickte Advokaten zu Wortführern, die alle bündig zu beweisen suchten, daß Leute, die durch äußerliche Zeichen gleichsam nicht zu Polizeyagenten gestempelt sind, unmöglich das Recht haben können, über die Freyheit der Bürger zu verfügen, und von ihnen Gehorsam zu fordern, weil sonst jedweder sich für einen solchen Polizeyagenten ausgeben, und als solcher seine Mitbürger in's Gefängniß senden könne, wovon man auch wirklich Beyspiele hat. Der königliche Anwald ließ, wie solche Beamten zu thun pflegen, hochtrabende Worte hören über Schriftsteller, welche das Volk zum Ungehorsam aufwiegeln, über den großen Nutzen der Polizey, über die Nothwendigkeit, den Polizeybeamten die erforderliche Vollmacht zu Verhaftungen zu ertheilen u. s. w. Ja er ging so weit, daß er beynahe den Untergang des Staates prophezeyte, wenn man ihm nicht Recht gäbe, und einen ohne äußere Zeichen seines Amtes und ohne Vollmacht der Obrigkeit handelnden Polizeydiener abzuprügeln

erlaubte, wofern er sich etwa an einem Bürger vergreifen sollte. Auch er hatte eine Menge Gesetze und Verfügungen der Regierung anzuführen, denn in Frankreich ist von der alten Zeit, von der Revolution, von der kaiserlichen Regierung, und von der königlichen her eine solche Menge einander widersprechender Gesetze und Verfügungen vorhanden, daß auch die abgeschmackteste Behauptung, in juristischer Hinsicht, durch irgend einen Gesetzert belegt werden kann. So hatte er denn auch eine königliche Verordnung aus der Verborgenheit hervorgezogen, welche die sogenannten Agens de police oder officiers de paix als öffentliche Beamte anerkennt, ihnen aber die Verpflichtung auflegt, mit einem weißen Stabe, und mit einer Lilie auf einem weißen Bande an öffentlichen Orten zu erscheinen. Dieß ist jedoch bis jetzt nie geschehen, und die besagte Verordnung ist nicht einmal in's Gesetzbulletin eingerückt worden, so daß Niemand verständen ist, sie zu kennen. Auf diese Verordnung nun stützte sich hauptsächlich der königliche Anwald, um die Verurtheilung des angeklagten Aufsatzes zu betreiben. Die Richter des Polizeygerichts, die stets geneigt sind, ihre liebe Polizey in Schutz zu nehmen, verurtheilten Jsambert, und jedes der Tagesblätter, welches seinen Aufsatz eingerückt hatte, zu einer Geldbuße von hundert Franken. Doch haben die Verurtheilten sogleich von diesem Urtheil an einen höhern Gerichtshof appellirt, wo man vielleicht vernünftiger urtheilen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M. im Januar.

(Fortsetzung.)

Das Lustspiel hält sich in seinem anerkannten Ruf durch Mitglieder, wie die Herren Otto, Weidner, Rottmayer, Febringer, Hassel, und die Damen Dem. Lindner, Mad. Ellmenreich, Mad. Schulze und Mad. Weidner; für den erstgenannten Künstler, der in vorgerückten Jahren und als Regisseur zu vielfach beschäftigt ist, hat man zu untergeordneteren Rollen einen Herrn Ludwig aus Hannover gewonnen. Dem Schauspiel fehlt es noch immer an einem jugendlichen Helden, der zugleich erste Liebhaberrollen übernehmen kann, und an einem umfassenden Talente für ältere Heldenrollen.

Die Bekehrten (Lustspiel von Raupach) sind hier von der Kritik in Prosa und Versen schlimm empfangen worden, haben aber den Sturm überlebt. Daß Herr Raupach in dem Versifikator einen geistreichen Gegner gefunden, mag der schöne Eingang jener Kritik beweisen:

Es lebt' in London vor zweyhundert Jahren
Ein Webermeister, Namens William Shakspeare,
Ein reicher Mann, der diese Kunst mehr seines
Vergnügens als der Nothdurft willen trieb:
Drum war er auch nicht um sein Zeuch verlegen,
Je köstlicher der Stoff, je lieber; Purpurseide
Vom schwersten Faden nahm er wie gemeines
Armsel'ges Garn zum Aufzug, schlug darein
Bald Gold, bald Silber, wohlgemuth und sorglos,
Und bildete die herrlichsten Gewänder,
Wie nur sie Könige der Fabelzeit,
Wie nur Unsterbliche sie tragen können.
Und alle solche Pracht (mögt Ihr's begreifen?)
Gab er umsonst; die zauberische Hand
Schuf immer neu, und immer wuchs ihm nach,
Wie aus verborgnem Fernschatz das Gut,
Aus dem die Wunder sich gestalteten.
Er ging noch weiter, nicht Gewänder blos,
Laubzelte, Bogengänge, Baumgewölbe,
Mit einem Grün, Natur vermag's nicht schöner,
Von einem Wuchs, des Paradieses Zone
Kann nur die Füll' und die Vollendung zeugen,
Mit Früchten, Hesperidengärten haben
Nicht solche Süße, Farb' und Duft am Baum:
Dieß Alles rief mit Genius gewalt
Der schlichte Meister lächelnd aus dem Nichts —
— — — — — — — — — — — — —
Da kommt aus eis'gem Nord ein Schneiderlein,
Vertrieben, weil es dort für's rauhe Klima
Die Kleider allzu windig nähen thäte,
Das findet von den feenhaften Lauben,
Die, wie wir sagten, der gewandte Meister
Aus Aetherstoffen zauberisch gewebt,
Etwa wie's Euch gefällt und was Ihr wollt,
Und denkt, sie sind gottlob noch nicht verschnitten;
Daraus mach ich mir meine Faschingslust."

Nachdem der Kritiker sich über alles Mögliche im Stück lustig gemacht: über den Eremiten, den Narren, der wie der Schnee auf Pfingsten auf die Bühne hereingeschneit komme, über das neue Motiv, daß die Intrigue statt weiter gespielt, weiter gebunsel wird ꝛc., schließt er:

Das waren die Verkehrten; wenn sie sich
Von unsern Bühnen leise fortgemacht
In ihres Schneiders Lappenhülle sich,
In Bedlam meinethalben sich verkrochen,
Mit ihrem hochgeschraubten Stelzengang,
Mit ihrer Plattheit breiter wind'ger Bühnung,
Mit ihrer schlüpfrigen Koketterie,
Dann wollen wir sie die Bekehrten nennen.

Doch erhob sich kürzlich wieder eine achtbare Stimme dafür, welche es das erste gute Lustspiel nennt, das seit Jahren aus dem dürren Boden der dramatischen Literatur in frischer Kraft hervorstieg. — Die mit fester Hand gezeichneten Charaktere, wenn auch der italienischen Komödie nachgebildet, die einfache und doch lebensvolle Handlung, die gefällige, witzreiche Sprache, die heitere Ironie, die über dem Ganzen schwebt, und aus welcher der rechte Sinn der Handlung geschöpft werden muß, konnte man nicht tadeln, und griff das Stück von Seiten der Wahrscheinlichkeit an. Wem aber ist wohl jemals eingefallen, bey Molière's Geizigen, bey Holbein's Zinngießer nach der Wahrscheinlichkeit zu fragen? Jede dramatische Dichtung, vor allen das Lustspiel, darf sich bis zur äußersten Gränze des Möglichen bewegen, und die Möglichkeit kann der Handlung, die den Bekehrten zum Grunde liegt, nicht streitig gemacht werden. — Die dramatische Aufgabe: Komm her! von Elsholz fand durch die feine Nüancirung in dem Spiel der Dem. Lindner eine günstige Aufnahme. — Der Kuß nach Sicht wurde, wie es der Verfasser wünschte, mit Nachsicht aufgenommen. — Für den Pensionsfond gab man den Vetter in Lissabon, von Schröder, um sich selber und die Kunst durch ein gediegnes altes Stück zu ehren — auf wie vielen Bühnen können noch solche alte Stücke gegeben werden? Eine darauf folgende Vaudeville-Posse, Schüler-Schwänke oder die kleinen Wilddiebe, übersetzt von Angely, gefiel durch ineinandergreifendes komisches Spiel und gutgewählte Musikstückchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 9.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 27.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 31. Januar 1827.

Umsonst blickt Titan hier so milde,
Umsonst bekränzet er im Jahr
Zwey Mal mit Erndte die Gefilde;
Du suchst von Allem, was einst war,
Umsonst die Spur. —

Seume.

Reise nach Madrid im August und September 1826.

(Beschluß.)

Burgos, das ungefähr wie Vittoria am Ende einer weiten, öden, unfruchtbaren Ebene liegt, war der Schauplatz einer blutigen Schlacht, die Napoleon in Person gewann. Der Thurm der Kathedrale und die malerischen Ueberreste der Citadelle lassen diese einst so berühmte Hauptstadt von Altkastilien, die auf einen Augenblick einmal die Hauptstadt von ganz Spanien war, aus großer Ferne gewahren. Auf den ersten Blick scheint sie nicht unbeträchtlich: der breite, reinliche, mit großen Gebäuden geschmückte Quai von Arlanzon gleicht dem Eingange in eine große Stadt; leider hat der Fluß kein Wasser. Cids und Chimenens Gräber liegen, von Thränenweiden beschattet, auf einer Insel.

Beym Eintritt in die Stadt fällt eine Inschrift, die für die gegenwärtige Epoche charakteristisch ist, in die Augen: Es lebe Ferdinand VII., der unumschränkte König; sie steht in großen Buchstaben auf der Façade des Hauptgebäudes an der Plaza Mayor. Die Bevölkerung von Burgos, das einst vierzigtausend Seelen zählte, beläuft sich jezt kaum auf achttausend. Die Soldaten sind mit zerlumpten Kleidern bedeckt, und der größte Theil der Einwohner hat nicht einmal Lumpen. Eine große Zahl lebt Tag für Tag vom Almosen der Klöster und zieht diese Erniedrigung der Arbeit und einer ehrenvollen Unabhängigkeit vor. Zur Stunde der Austheilung stürzt sich Alt und Jung, Weiber und Kinder unter einander an die Thüren der Klöster, und man kommt zu den Speisen nicht immer ohne Kampf; diese Elenden, wie sie sich im Staube wälzen um einen Knochen, ein Stück Brod oder etwas Kichererbsen zu erhaschen, gewähren einen empörenden Anblick. Die Mönche blicken mit gleichgültigem Auge auf diesen entwürdigten Haufen, der stets bereit ist, ihre Befehle zu vollziehen, und da zuzuschlagen, wo ihr Fanatismus ein Opfer bezeichnet. So bleibt dem rechtschaffenen Manne durchaus kein Mittel, sich gegen diese plötzlichen Ueberfälle zu schützen und den Sturm zu beschwören, der beständig im Namen des Himmels tobt. Ich fand tausend Gelegenheiten, mich davon zu überzeugen: der Pöbel, der in Spanien wilder und zahlreicher ist als in jedem Lande Europa's, ist die Miliz der Klöster; er steht zu ihrem Befehl, er lebt von ihren Almosen und will von einem Stande der Dinge nichts wissen, der ihn in seiner Faulheit stört und die Stunde seiner Mahlzeit verrückt.

Von Burgos bis Lerma bietet die flach gehügelte Ebene nichts Merkwürdiges dar, als etwa einige ungeheure Galgen, die als Zeichen der Feudalität auf Hügeln stehen. Ueberall entsetzliche Dürre; in hundert Jahren ist Altkastilien, wenn es so fortgeht, eine Wüste; an mehreren Orten verdrängt bereits der Sand die Erde, die Bäche vertrocknen, die wenigen Bäume, welche die Verheerungen des Kriegs überlebt haben, sterben ab. In Lerma, einem Flecken von 1200 Seelen, wo ich sechs Klöster besuchte, besizt der Herzog von Infantado beträchtliche Schäze. Ein

altes verfallenes, mit Wappen bedecktes Schloß war der Stammsitz seiner Ahnen; jezt ist es nichts mehr als eine lange Reihe baufälliger Bogen, durch die man das Feld und den Lauf des Flusses überblickt. Hier ergehen sich nach ihrem Mahle die Kartäuser, die Franziskaner, die Augustiner, die wahren Paschas dieses traurigen Landes: nie tritt man vor sie ohne die größte Ehrerbietung; die Männer bleiben vor ihnen immer unbedeckt, die Kinder küssen ihnen die Hände.

Die kleine Stadt Aranda de Duero von 4000 Seelen zeigt noch manche Narbe von den Wunden, die ihr im Unabhängigkeitskriege geschlagen wurden. Beym Hinabgehen zum Flusse sahen wir die Mauern des bischöflichen Pallastes ganz durchlöchert von Kanonen- und Gewehrkugeln, die der berühmte Guerillasanführer, Empecinado, auf ein Regiment kaiserlicher Truppen, das daselbst verschanzt stand, hatte schießen lassen. Wer hätte damals gedacht, daß dieser furchtbare Parteygänger eines Tags von der Hand seiner Mitbürger, am Ufer des Flusses, der der Schauplatz seines Ruhms war, sterben müßte! Sein tragisches Ende ist bekannt: Empecinado, der nach der Restauration von 1823 den Absolutisten ausgeliefert worden war, kämpfte noch auf dem Blutgerüste mit seinen Henkern, und man mußte ihn mit Bajonettstichen tödten, weil es unmöglich war, ihn zu hängen: ganz Europa schauderte bey dem schrecklichen Bericht dieser Hinrichtung; aber dieß weiß man vielleicht nicht, daß die Mönche die Barbarey begingen, ihn während seiner ganzen Gefangenschaft in einem sehr niedrigen, eisernen Käfich den Beschimpfungen des Pöbels von Roa, das er so tapfer vertheidigt hatte, auszusetzen. In diesem kläglichen Zustande schleppte man ihn durch die Straßen und über die öffentlichen Plätze. Die Kinder spuckten ihm in's Gesicht; die Weiber gossen siedendes Wasser über ihn und die Priester sangen Te Deum. Diese Abscheulichkeiten erfuhr ich in Aranda, und die sie mir erzählten, rühmten sich, Theil daran genommen zu haben.

Erinnerungen aus den serbischen Volksliedern.

(Beschluß.)

Seite 132. bey Ermordung des Helden Nenad aus einem Hinterhalte durch Predrag:

Böse Stelle traf der Pfeil im Fluge,
Böse Stelle traf das Herz des Helden!
Wie der graue Falke kreischte Nenad auf,
Lauten Schrey's sich an das Roß anklammernd:
„Weh dir, weh! Held aus dem grünen Walde!
Lebend, Bruder, soll der Herr dich strafen!
Deine rechte Hand soll dir verdorren,
Die den mörderischen Pfeil entsendet!
Aus der Stirn dein rechtes Auge springen,
Das mein Herz zum blut'gen Ziel ersehen.
Nach dem Bruder quäle dich die Sehnsucht,
Wie sie mich um meinen Bruder quälet;
Die mich Armen in der Welt umher treibt,
Und mich heut' in mein Verderben stürzte!"

Furchtbar ist es, daß hier Nenad seinen eigenen geliebten Bruder, den er zu suchen ausgezogen, verflucht, daß Predrag unwissend den theuren Bruder tödtete, mit dem ihn aber auch gleich ein Dolchstoß in's Herz wieder vereint.

König Wukaschin verflucht seinen eigenen Sohn Marko (S. 184.), den Helden eines eigenen großen Liedes in mehreren Abtheilungen, einen der männlichsten Recken der serbischen Sagenwelt:

Und der König zürnte sehr dem Sohne,
Und verdammte und verfluchte ihn also:
„Gott, der Herr, soll dich erschlagen, Marko!
Grabstein nicht noch Kinder sollst du haben!
Eher nicht soll deine Seele ausgehn,
Bis dem türk'schen Sultan du gedienet!"

Hier wird aber der Fluch und die Verwünschung sogleich durch einen Segen wieder gelöset:

Flucht der König, segnet ihn der Zare:
„Paibe Marko, möge Gott dir helfen!
Stets im Paibe leuchten soll dein Antlitz,
Auf der Wahlstatt soll dein Säbel hauen,
Ueber dich soll sich kein Held erheben!
Ueberall gepriesen sey dein Name,
Stets, so lange Mond und Sonne scheinet!"
Wie sie sprachen, also ist's geschehen.

Nicht bloß die britannischen, französischen und altdeutschen Dichtungen wissen von der zarten Verschlingung liebender Frauen und Männer nach ihrem Tode aus ihrem Grabe hinaus zu erzählen, nicht nur Tristan und Isolde, Sigune und Schionatulander verschlingen sich in Reben und Blumen nach ihrem Tode über ihren Gräbern, auch der Serbe kennt die zarte Dichtung. Die Eltern trennen einen Jüngling und ein Mädchen (S. 68.):

Durch den Stern ließ er darauf ihr sagen:
„Stirb, o Liebchen, spät am Samstag Abend!
Früh am Sonntag, will ich, Jüngling, sterben!" —
Und geschah es also, wie sie sagten.
Spät am Samstag Abend starb das Liebchen,
Früh am Sonntag Morgen starb der Liebste.
Bey einander wurden sie begraben.
Durch die Erde schlang man tneinander
Ihre Hände, grüne Aepfel drinnen.
Wenig Monden und des Liebsten Grabe,
Sieh! entsprosset eine grüne Kiefer;
Und des Liebchens eine rothe Rose.
Um die Kiefer windet sich die Rose,
Wie die Seide um den Strauß sich windet.

Was altdeutsche Dichter, nicht blos in dem Winsbecken, sondern auch in andern Gedichten (Vergl. Heidelberger Handschrift der Erzählungen XCIV. 1. a.) so oft sagten:

Ich hort le sagen, daz ist war,
Vrawen die haben langes har,
Do bi einen kortzen sin;

oder auch (Bl. CXVIII. 1. b. und 2. a. derſelben Handſchrift):

Ich spreche noch wol vrowe gut,
Vrowen die haben korzen mvt,
Saget man, vnd langes har;

das drückt der Serbe ganz ähnlich aus (S. 79.):

Frauen ſind langhaarig, doch kurzſinnig.

Die altbritanniſchen und franzöſiſchen Sagen erzählen, wie König Vortiger (der Vorfahr des Uter Pendragon und Artus) nicht im Stande geweſen ſey, einen feſten Thurm zu bauen, indem immer, wenn der Thurm drey oder vier Fuß aus der Erde gebaut worden, das Werk zu beben und zu wanken anfing, und mit ſtarker Erſchütterung einſtürzte; ſo ging es dreymal, bis der weiſe Knabe Merlin verkündete, tief unter der Grundmauer kämpften zwey Drachen mit einander, die erſt ausgegraben und getödtet werden müſſen, ehe der Thurm ſtehen könne. Aehnlich ſo die Serben: Drey Brüder wollen Scader (Scutari) bauen (S. 117.); was am Tage aufgebaut, wird in der Nacht eingeriſſen von unbekannten Kräften, und ſo bauen ſchon drey Jahre dreyhundert Meiſter (auch hier die drey) vergebens. Da verkündet die Wile (eine Schickſalsgöttin der Eddiſchen Wole ähnlich und vergleichbar) ſie ſey die Zerſtörerin und verlangt nun zweyerley nach einander von dem König Wukaſchin, was er in den Grundſtein müſſe mit einmauern laſſen, wenn die Mauern haltbar werden ſollten.

Hier iſt die Erzählung nun anders gewendet und äuſſerſt rührend und lieblich in der ſerbiſchen Sage, indem nämlich die Gemahlin des jüngſten Königs zur lebendigen Einmaurung beſtimmt wird, welche Gräueltat auch, als ſie ſich dem Platze naht, unverzüglich in Ausführung kommt. Die Unglückliche, welche ein ſäugendes Kind zu Hauſe gelaſſen, ſieht nun den Baumeiſter an, als ſie ſchon bis zur Bruſt eingemauert ſteht:

„Du, in Gott mein Bruder, lieber Meiſter!
Laſſ' ein Fenſterlein an meiner Bruſt mir,
Laſſ' hinaus die weiße Bruſt mich halten,
Wenn mein Säugling kommt, das Kind Johannes,
Wenn er kommt, daß ich ihm Nahrung reiche!"
Und um Gott erbarmte ſich der Meiſter,
Ließ ein Fenſterlein an ihrer Bruſt ihr,
Und hinaus auf's Feld die Bruſt ſie halten,
Daß ſie ihrem Säuglinge Johannes,
Wenn er komme, Nahrung reichen könne.
Und noch einmal flehte ſie zum Meiſter:
„Ich beſchwöre dich, in Gott mein Bruder,
Laſſ' ein Fenſterlein mir an den Augen,
Daß ich ſchau' nach meinem weißen Hofe,
Wenn ſie mir das Kind Johannes bringen,
Und wenn man nach Haus ihn wieder trägt!" —
Brüderlich erkannte ſich der Meiſter,
Ließ ein Fenſterlein ihr an den Augen,
Daß ſie ſchau' nach ihrem weißen Hofe,
Wenn man ihr das Kind Johannes bringe.

Dieſer Weil' erbauten ſie die Feſte.
Doch zur Stelle brachte man das Kindlein,
Und ſie ſäugt' es eine ganze Woche,
Eine Woche, dann ging ihr die Stimm' aus.
Doch noch immer Nahrung blieb dem Knaben
Und ſie ſäuget' ihn ein ganzes Jahr lang.

So wie damals alſo iſt es heute!
Frauen, die der Muttermilch ermangeln,
Um des Wunders, um der Heilung willen,
Kommen hierher ſie, ihr Kind zu ſtillen.

Eine feuchte Stelle in einer von Scutari's Mauern, aus welcher Kalk tropft, erhält dieſe rührende Sage, und macht den Ort zum Wallfahrtsziel liebender Mütter, denen es an Nahrung fehlt.

An ſchönen Sprüchen fehlt es nicht, und gar viel könnte daraus geſammelt werden, was zu Motto's und Stammbuchſprüchen ſehr erſprießlich wäre. Es würde zu weit führen, wenn wir alles, was wir uns angeſtrichen, hier bemerken wollten, nur zwey Sprüche, von denen beſonders der erſte eine herrlich ausgedruckte Wahrheit enthält, deren wir uns, ſo ausgeſprochen, noch nicht erinnern, ſetzen wir her:

S. 167. Reichthum iſt nicht Gold und iſt nicht Silber;
Reichthum iſt nur, haben was uns lieb iſt!

Ferner S. 191. Wo das Glück iſt, weilet auch das Unglück! oder noch anders ausgedrückt. S. 44.

Von dem Glück begleitet iſt das Unglück,
Wie vom Unglück wird das Glück begleitet.

Zuletzt noch eine Stelle, aus der man ſieht, daß falſche Eide, auf Vorſpiegelungen gegründet, die der Eidleiſtende zur Umgehung ſeines Gelübdes macht, auch in Serbien nicht fehlen. Es iſt dieſe Stelle aus den Liedern vom Königſohn Marko, wie dieſer gefangen ſitzt, und die Tochter des Mohrenkönigs ihn befreyen will, wenn er ſchwört: ſie zur Gattin zu nehmen, ſobald ſie ihn aus dem Gefängniß befreyt. Da heißt es S. 199:

„Als ich mich in dieſer Noth ſah', Mutter,
Nahm ich meine Mütz' ab, legt auf's Knie ſie,
Und der Mütze auf den Knieen ſchwor ich:
Meine Treu! ich will dich nicht verlaſſen;
Meine Treu! ich will dich nicht betrügen!
Auch die Sonne hat ihr Wort gebrochen,
Scheinet nicht im Winter, wie im Sommer;
Aber ich will dieſes Wort nicht brechen!"

Das getäuſchte Mädchen, welches ihn nur hört, nicht ſieht, glaubt, ihr gelte dieſer Eid; ſie befreyt ihn, und als Marko auf der Flucht ſich von den ſchwarzen Armen des Mädchens umſtrickt ſieht, als er das ſchwarze Geſicht, die weißen Zähne erblicket, da ergreift ihn Grimm und Schauder, daß er ſeinen Säbel ergreift, und ſie in zwey Theile ſpaltet.

Nr. 1.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 2. Januar 1827.

Walter Scott und sein Jahrhundert.

Unter den Kindern der Zeit ist immer eins, das sie zum Liebling sich auswählt, und diese Lieblinge wechseln wie die Zeit selbst. Die unsere hat ihre ganze Zärtlichkeit jenem Britten zugewendet, den man noch immer gern den großen Unbekannten nennt, um ihn als den Dalai Lama der Dichter zu bezeichnen. Walter Scott ist aber nicht nur in dem Maße der Liebling unserer Zeit, als andere Dichter die Verehrung früherer Zeiten genossen haben, sondern unzweifelhaft in einem weit höheren Maße. Noch nie ist ein Dichter so allgemein bey allen Nationen der gebildeten Welt, ich will nicht sagen beliebt, nur überhaupt bekannt geworden, als Walter Scott. Der ersten Bekanntschaft mit ihm ist aber wirklich überall eine grenzenlose Werthschätzung und Vorliebe gefolgt. Nur einzelne Männer haben diesem Strome der Begeisterung sich widersezt, die große Masse des Publikums ist überall davon fortgerissen worden, und mit Erstaunen sehen wir zum ersten Mal alle noch so verschiedene Völker in ein und demselben Geschmack übereinstimmen. Noch wichtiger ist der Umstand, daß seine Manier überall nachgeahmt wird, und daß er der Vater einer neuen, die halbe Welt überschwemmenden Literatur geworden ist. Nachahmer hat es immer gegeben, aber so zu Hunderten sind sie doch noch nie aus allen Winkeln der Erde hervorgeschossen, und noch nie hat ein Dichter oder eine Dichtungsart sich so auffallend vervielfältigt. Man muß bey diesem Romanenkraut, das so leicht in jedem Boden Wurzel faßt und um sich wuchert, unwillkürlich an die Kartoffeln denken, die sich einst aus demselben Lande und auf dieselbe Weise über ganz Europa verbreiteten. Alles baut jezt die wohlfeile Frucht, und die literarische Oekonomie erlebt eine der größten Katastrophen. Das neue Nahrungsmittel für die Seelen führt zugleich im Geschmack und, ich möchte sagen, in der ganzen Constitution derselben eine eben so große Katastrophe herbey. Kaum hat ein Mensch davon gekostet, so muß er immer wieder kosten, und die verschiedensten Nationen sitzen ohne Neid und Eckel brüderlich an einer Schüssel, und eben so brüderlich der Ladendiener, der die Neunkreuzerausgabe kaum mit der Elle messen kann, und der tiefsinnigste Dichter oder Philosoph, wie Tieck und Steffens, die an die neue Zauberwelt den unendlichen Maßstab des Genies legen. Eine so große und noch immer in der lebhaftesten Crise begriffene Revolution der Literatur und des Geschmacks fordert zum Nachdenken auf, und so häufig man auch schon den Gegenstand besprochen hat, so ist er doch nicht leicht zu erschöpfen.

Wir wollen, um die Betrachtung nicht zu sehr zu verwirren, die Erscheinung nur im Großen und Ganzen auffassen, und nur das zu charakterisiren suchen, was in jener ganzen Masse von historischen Romanen in Walter Scotts Manier das Wesentliche, Vorherrschende, Allgemeine ist. Nur was allen diesen Romanen gemeinschaftlich zukommt und wodurch sie eben eine so imposante Masse bilden, kann uns einen sichern Haltpunkt für die Betrachtung gewähren, während sie die Berücksichtigung dessen, was an jedem einzelnen Roman oder Autor individuell und zufällig ist, zu weit von der Hauptsache verirren würde. Walter Scott hat etwas, was ihm keiner seiner Nachahmer abgelernt hat, aber dieß erscheint zufällig und unbedeutend in Vergleichung mit dem, was von ihm wirklich auf alle seine Nachahmer übergegangen ist. Jeder dieser Nachahmer hat wieder eine individuelle Eigenthümlichkeit, und wir würden nicht fertig werden, wenn wir von jeder besonders reden wollten, zumal da immer neue Nachahmer zum Vorschein kommen. Was aber allen gemeinsam ist und was auch die künftigen Nachahmer immer wieder theilen werden, das läßt sich wohl in einen gedrängten Ueberblick zusammenfassen.

Haben wir erst das Wesen des historischen Romans erkannt und in seine Elemente zerlegt, so wird es von selbst in die Augen springen, daß einzelne Elemente auch vorzugsweise von einzelnen Dichtern ausgebildet worden sind, und man wird aus der Mannigfaltigkeit der Seiten, welche der historische Roman überhaupt darbietet, die Menge und Verschiedenheit der Dichter sich auf eine ziemlich natürliche Weise erklären können. Man wird z. B. finden, daß Walter Scott selbst mehr das Volks-

thümliche, Cooper das Lokale, Horaz Smith das Politische, Picard das Standesmäßige und Bürgerliche, Oehlenschläger das Contraſtirende, Zſchokke das Burleske, Spindler das Abenteuerliche, Tieck das Myſtiſche, Steffens das Verhängnißvolle aus der Poeſie des Völkerlebens vorzugsweiſe herausgehoben, und das aus den Tiefen der Nationalität ausſtrahlende Licht in allen möglichen Farben und Schattirungen gebrochen haben. Wir wagen hier nur leiſe Andeutungen, da es verwegen ſcheint, jezt ſchon die unendliche Fülle raſtlos wechſelnder Erſcheinungen ordnen zu wollen. Auf jeden Fall muß zuerſt von allen dieſen individuellen Geſtaltungen der Begriff der Gattung abgezogen werden.

Vor allen Dingen werden wir den poetiſchen Werth des hiſtoriſchen Romans in Walter Scotts beliebter Manier ſicher ſtellen, dann ſein Verhältniß zu andern Gattungen der Poeſie und endlich zum Leben ſelbſt und zu dem Zeitgeiſt uns erklären müſſen.

Die große Vorliebe des Publikums für die neue Manier hat hellſehende Geiſter doch nicht darüber getäuſcht, daß unter der Firma Walter Scotts eine unſägliche Menge baarer nüchterner Proſa, ja plumper und ſchmutziger Unpoeſie mit untergelaufen iſt. Die nahe Nachbarſchaft, in welcher der hiſtoriſche Roman auch mit den niedrigen Regionen des Lebens ſteht, hat einen Verkehr der gemeinſten Geiſter mit der Poeſie veranlaßt, aus welchem unzählige Mißgeburten, Wechſelbälge und Karrikaturen entſtanden ſind. Walter Scott ſelbſt iſt keineswegs frey davon, und auch ſeine beſten Romane haben noch etwas Gedrücktes, Böotiſches, dem es an einem gewiſſen Adel mangelt. Man kann ihn als einen reichen Mann ſchätzen, aber man verehrt in ihm nichts Heiliges, wie bey Shakſpeare oder Schiller. Ludwig Tieck hat in einem Briefe, der in Solgers Nachlaß abgedruckt iſt, ein ſehr feines Urtheil über ihn ausgeſprochen (Theil I. S. 713): „wie wenig fehlt dieſem Meiſter, um ein Poet zu ſeyn, und wie iſt dieſes Wenige, was fehlt, doch mehr als ſein ganzes großes Talent.“ Um ſo erfreulicher iſt es aber, daß Tieck ſelbſt verſucht hat, dieſes Wenige zu ergänzen, und wer findet nicht, daß es in ſeiner walterſcottiſirenden Novelle, der Aufruhr in den Cevennen, wirklich ergänzt iſt? Es fragt ſich hier nicht, wie dieſer oder jener Dichter den hiſtoriſchen Roman verunſtaltet und mißbraucht hat, ſondern, was überhaupt in ihm für poetiſche Anlagen zu Grunde liegen, die dann der eine allerdings mißbrauchen, ein anderer aber auch vollendet ausbilden wird.

Walter Scott hat unläugbar das Verdienſt, den hiſtoriſchen Roman als eine eigenthümliche poetiſche Gattung begründet zu haben, wenn er auch noch nicht das Höchſte darin geleiſtet hat. Zwar gab es ſchon vor ihm genug hiſtoriſche Romane, aber ihre Tendenz war doch eine andere. Das Geſchichtliche war nur Vehikel für gewiſſe philoſophiſche und moraliſche Ideen. Man bediente ſich der Geſchichte, um ideale Charaktere daraus hervorzuheben, oder hineinzutragen, und um ſie gleich der Natur zum bloßen Hintergrunde für einzelne Helden- oder Familiengruppen zu machen. Die Romantik nahm ein hiſtoriſches Gewand an, aber das hatte man noch nicht begriffen, daß die Geſchichte ſelbſt eingeborne Romantik ſey. Man hatte geſchichtliche Romane, wie man bürgerliche, ländliche und Familienromane hatte, aber man beſaß keine romantiſche Geſchichte. Der Held des Romans war eine hiſtoriſche Perſon, und hätte eben ſo gut nur eine gedichtete ſeyn dürfen, weil es nur darauf ankam, in ihm irgend ein Ideal aufzuſtellen. Wunderbare Begebenheiten aus der wirklichen Welt wurden geſchildert, aber auch nur, weil ſich eine Lehre daraus ziehen ließ. Ueberall *diente* die Geſchichte höhern Zwecken, ſie wurde nicht ſelbſtändig, frey, rein um ihrer ſelbſt willen von den Dichtern behandelt, man ſuchte darin nur Stoffe, um ſie mit einem fremden Geiſt zu beleben, nicht den ihr eigenen Geiſt. Die Hiſtorienmalerey war in der italieniſchen Schule befangen, und idealiſirte nur. Die Geſchichte lag wie ein großer wilder Garten vor den Dichtern ausgebreitet, aber ſie ſuchten nur hier nach den ſchönſten Blumen der Unſchuld und Tugend, dort nach den heilſamſten Kräutern ſittlicher Lehren und nach den Rieſenbäumen großer Charaktere. Ein Landſchaftmaler mußte kommen, und unſchuldig und naiv an allem ſich laben, was in dem großen Garten durcheinander rankte, und dieß war Walter Scott. Er zuerſt wendete den ſinnigen Blick von den glänzenden Hauptpartien der Geſchichte auch auf die unſcheinbaren Winkel derſelben, und ſuchte nichts beſonderes darin, ſondern nahm alles, wie es war, und ſiehe, es war poetiſch. Es gibt allerdings eine naive Anſicht der Geſchichte, die ſie in allen ihren natürlichen Erſcheinungen auffaſſen und den darin waltenden Geiſt, die ſtille wunderbare Vegetationskraft der Nationen an und für ſich poetiſch finden kann und muß, ohne die Poeſie von höhern Idealen entlehnen zu dürfen, die nur zu oft dieſe natürliche Poeſie in den Schatten ſtellen. Es iſt gut und ſchön, wenn wir uns über die beſchränkten Lebenskreiſe einzelner Zeiten und Völker zum Idealen erheben können, aber die naive, kindliche, gläubige Weltanſicht, die in jenem engen Kreiſe befangen bleibt, die Illuſion beſchränkter Nationalitäten, Gegenden, Climate, Kulturſtufen und Zeitalter behält ihren hochpoetiſchen Werth nicht nur für die Befangenen, ſondern auch für alle, die darüber ſtehen, und gleichſam in die Kindheit des Menſchengeſchlechts zurückblicken.

Das innerſte Weſen des hiſtoriſchen Romans iſt in

etwas ganz anderem zu suchen, als worin die historischen Darstellungen bisher befangen gewesen sind. Im Drama hat man die Geschichte bloß zu einer Probe der menschlichen Kraft und zur Folie der Ideale gemacht. Im Epos hat man eine göttliche Vorsehung über der Geschichte angenommen, und die Prosa der Wirklichkeit durch Wunder von oben einigermaßen erfrischt und belebt. Dort stand der Mensch frey außer der Geschichte und ihr kämpfend gegenüber, hier aber fügte die Gottheit die Geschichte ebenfalls von außen, und behandelte sie als einen todten Stoff. Etwas ganz anderes zeigt uns der historische Roman, in dem Sinne, wie Walter Scott ihn aufgefaßt. Hier ist der Mensch nur ein Produkt der Geschichte, gleichsam eine Blüthe, die aus ihrer Mitte hervorvegetirt, von ihren Säften genährt, und von ihren geheimen Kräften festgehalten. Aber auch die Gottheit ist nicht getrennt von dem in der Geschichte still waltenden Naturgeist, schwebt nicht über dem Leben, sondern ist das Leben selbst, wirkt keine Wunder von oben, die sich unterscheiden von dem gemeinen Leben unten, sondern sie wirkt alles nur von innen, und alles, was sie hervorbringt, oder nichts ist ein Wunder. In diesem Sinne kehrt die Poesie gewissermaßen zum ältesten Pantheismus und Elementardienst zurück, und ahnet das Heilige nur in allem, was ist, bildet sich aber keine Götter mehr außer und über den übrigen Dingen. Bisher war die Poesie der Vielgötterey oder dem Monotheismus zugethan, sofern sie immer nur gewisse Gruppen von ausgezeichneten Menschen und Familien oder auch nur einen einzigen Helden in den Vordergrund stellte. Dagegen ist nun die neue Manier, statt jener Helden ganze Völker, statt einzelner Charaktere die Physiognomie, den Geist und Ton, die Sitten und Eigenthümlichkeiten ganzer Länder und Zeiten, statt einzelner Thaten den Lebensproceß ganzer Generationen zu schildern, allerdings ein poetischer Pantheismus zu nennen. Man kann diese Poesie aus denselben Gründen auch durch den Charakter des Demokratischen bezeichnen. Der Held im Vordergrunde ist immer der poetische Monarch, und ganze Gruppen im Vordergrunde bilden eine natürliche Aristokratie. Wirklich ist auch das Volk im Hintergrunde immer zu einer sehr erbärmlichen Statistenrolle herabgewürdigt worden. In dem neuen historischen Roman aber herrscht eben dieses Volk, und was davon in den Vordergrund sich herausstellt, sind immer nur seine Organe, aus seiner Mitte, aus allen seinen Classen, ja aus seiner Hefe herausgegriffen. Darum sind die Helden aller Walterstottisirenden Romane niemals Ideale, sondern nur schlichte Menschen, Repräsentanten einer ganzen Gattung, und sofern ein solcher Held den ganzen Roman zu beherrschen scheint, dient er doch nur als ein Faden, um daran die Länder-, Völker- und Sittengemälde aufzureihen.

Von jeher war das Thema aller Poesie der Mensch, und auch die neue Romanpoesie kann davon nicht abweichen; sie faßt aber den Menschen mehr in der Gattung auf, während er früher mehr in der Individualität aufgefaßt wurde. Ihr Held ist also eigentlich nicht mehr der einzelne Mensch, sondern das Volk. Dadurch wird sie aber eng an die Natur und die wirkliche Geschichte gebunden, denn die Gattung folgt unwandelbar dem stillen Zuge der Natur, nur der Einzelne reißt sich los und strebt nach Idealen. Aus dem Einzelnen kann der Dichter machen, was er will, aber ein Volk muß er nehmen, wie es ist. Hier bleibt ihm nur übrig, das Poetische in der Wirklichkeit zu erkennen, nicht es eigenmächtig zu erschaffen. Wie glücklich man den Menschen idealisirt hat, so ist es doch nie gelungen, die Gattung im Ganzen oder nur ein bestimmtes Volk zu idealisiren. Die Träume von Mustervölkern sind immer sehr leer und aufgeblasen, die Verschönerungen wirklicher Völker, z. B. die Schweizeridyllen eines Clauren, immer sehr albern gewesen. Sobald der Dichter ein Volk schildert, muß er es treu schildern, wie die Natur.

Die Elemente einer solchen Volkspoesie liegen in der Natur vorgezeichnet. Das Volk wurzelt einer Pflanze gleich in einem bestimmten Boden und Clima. Das Land ist die Bedingung seines Charakters wie seiner ganzen Existenz, und bietet dem Dichter zunächst die Gelegenheit dar, mit dem Landschaftmaler zu wetteifern. Hier ist dieser Wetteifer, den man sonst getadelt hat, an seiner rechten Stelle. Allerdings sind die idyllischen Bildchen, welche nur die Absicht haben, Landschaftsgemälde zu geben, gewöhnlich nur Tändeleyen, und der Maler übertrifft den Dichter immer, wo dieser nur ihn erreichen will. Anders verhält es sich schon mit jenen großen Naturansichten Humboldts, indem hier ein philosophischer Geist hinzukommt, den der Maler nicht mehr ausdrücken kann, wohl aber der Dichter. Noch mehr aber siegt die Sprache über die Farbe, der Dichter über den Maler, wo es gilt, den historischen Geist einer Gegend zu bezeichnen. Dieser historische Geist, wenn ich mich eines solchen Ausdrucks bedienen darf, ist gewöhnlich das Interessanteste, Reizendste, und das vorzugsweise Poetische in einer Gegend. Er wird ihr gleichsam eingehaucht durch den Geist der Bewohner. Nicht nur das Volk nimmt eine gewisse Eigenthümlichkeit von seinem Boden an, sondern auch dieser von ihm, wenigstens in unserer Einbildung. Dadurch unterscheidet sich jeder historische Boden von dem neuentdeckten, noch unbevölkerten; und dadurch unterscheidet sich auch ein bewohntes Land von dem andern weit mehr, als durch seine bloß physischen Eigenschaften. Wir denken uns kein solches Land, ohne zugleich an das Volk, seinen Charakter und seine Geschichte zu denken, und dadurch erst erhält es

den romantischen Reiz für uns. Diesen Reiz nun kann niemand besser erwecken, als der Dichter, der nicht bloß die Gegend malt, sondern das Volk und seine Geschichte dazu, der uns in die lebendige Mitte nicht nur der Natur und des Raumes, wie der Maler, sondern auch der Zeit und der Begebenheiten versezt. Der Dichter hat dabey noch den Vortheil, daß er uns Gegenden höchst interessant macht, die es nicht seyn würden, wenn nur ein Maler sie abbildete.

Ein zweytes Element bietet der physische Charakter des Volkes selbst dar, die Nationalphysiognomie, die Stammesnatur, das Temperament, worin die Natur eine unerschöpfliche Fülle von interessanten Eigenthümlichkeiten und tiefromantischen Reizen entfaltet. Hier schließt sich dem Dichter ein unermeßliches Feld auf, das noch sehr wenig bebaut worden ist. Gleichsam nur unwillkürlich haben bisher die Dichtungen verschiedener Völker ein nationelles Gepräge getragen. Das Streben der Dichter ging nicht dahin, das Nationelle zu bezeichnen, vielmehr etwas Humanes, allgemein Menschliches davon auszuscheiden. Man kann die unzählbare Masse von Helden, welche die Poesie seit Jahrtausenden erschaffen hat, besser nach den Classen eines psychologischen Systems, worin ein Normalmensch als Typus des ganzen Geschlechts erscheint, als nach den Fächern der Geographie und Geschichte eintheilen, oder, um mich eines philosophischen Ausdrucks zu bedienen, besser nach der Analyse des Möglichen, als nach der Synthesis des Wirklichen. Die meisten Poesien tragen nur etwas Allgemein Menschliches in eine Fabelwelt hinüber, die nirgends existirt, und halten sich nicht an einen wirklichen Ort auf der Erde, an einen wirklichen Zeitraum in der Geschichte. Ihre Helden sind so, wie sie im süßen Traum des Weltverbesserers erscheinen, nicht wie sie das wirkliche Leben zeigt. Es sind die Ideale aller Tugenden oder auch Laster, aller Vollkommenheiten und Genüsse, oder auch Leiden, die menschenmöglich sind, nicht der treue Spiegel dessen, was wirklich ist. Was ist auch wohl natürlicher und unschuldiger, als die Freuden in der Einbildung zu genießen, die uns in der Wirklichkeit fehlen; und was gibt es Höheres für den Menschen, als in der Poesie sich selbst zu idealisiren, zu veredeln und zu vergöttlichen, so lange dieß ihm nicht im Leben selbst gelingt. Die Poesie bezeichnet dem Menschen die Bahn zu jeder Größe, Tugend und Heiligkeit, und er soll nicht verkümmern in gemeiner Gewohnheit des Alltäglichen. Aber gerade je freyer sich sein Geist erhebt, desto weniger wird er die Natur und jene ersten heiligen Bande, die uns an das Wirkliche fesseln, mit einem feindlichen Auge betrachten können. Er wird sich mit der Nothwendigkeit versöhnen, und was ihm darin Anfangs hart, drückend, beengend, kleinlich und gemein erschien, wird sich mit neuen Reizen überkleiden. Das Wirkliche, dem er in das Land der Ideale zu entfliehen gesucht, wird einen stillen und allmächtigen Zauber für ihn gewinnen. Ahnungsvoll wird er in dem Walten der Natur das Heilige wiederzufinden glauben, was er vielleicht in seinen kühnsten Träumen vergeblich gesucht und aufgegeben. Dieß wird ihn auch bald dahin führen, im großen Garten des Lebens alles nach seiner Art interessant zu finden, besonders aber das Ganze in seinem harmonischen Zusammenhange und in seiner reizenden Mannigfaltigkeit. Eine kleine Blume, die er sonst wohl verachtet hat, wird ihm werth werden durch die Bedeutung, die sie im Ganzen hat. So wird er nun das wirkliche Leben der Gegenwart und Vergangenheit, die Menschen und ihr Treiben, wie es wirklich ist, wunderbar anziehend finden, und die Zukunft und ihre Ideale darüber, wenn nicht vergessen, doch nicht mehr allein daran hängen. Dem Dichter wird es nun gelingen, das bisher so unscheinbare, das man nicht einmal mitleidswürdig genug fand, um es in einer Idylle oder in einer Posse brauchen zu können, auf eine neue und dankbare Weise für die Poesie zu gewinnen. Er wird den gemeinen Menschen aus dem Volk herausheben können, bloß weil er zu diesem Volke, zu diesem Stande, in diese Gegend, in diese Zeit gehört, und dieß wird ihm einen romantischen Reiz verleihen, der außerdem gar keine ausgezeichnete Persönlichkeit voraussezt. Wir werden in ihm nicht die Person, den Helden, den Schäfer oder die Karrikatur, sondern nur den Repräsentanten seines Volks und seiner Zeit und ihrer Sitten sehen. Der romantische Reiz, den ihm schon diese Physiognomie verleiht, wird durch Contraste noch erhöht, und endlich sehen wir nicht bloß solche Menschen mit verschiedenen Gesichtern, Geberden und Trachten wie in einer Kinderfibel beysammen, sondern sie leben und handeln in ihrer Zeit, und vergegenwärtigen uns dieselbe in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit. Man hat das Nationelle bisher zu sehr als etwas Zufälliges oder Gleichgültiges behandelt, oder alle Nationen nach einem idealen Muster beurtheilt, und nur das gelten lassen, worin sie einander gleich waren, oder sie gleich machen, mit dem großen Hobel der Kultur und Aufklärung sie planiren wollen. Aber in der Eigenthümlichkeit, Verschiedenheit, Sonderung der Völker liegt schon jenes Allgemein Menschliche so wunderbar verborgen, wie in den Farben das Licht, und kann niemals davon geschieden werden. Jeder physischen Verschiedenheit der Völker entspricht ein gewisses Temperament, eine Stimmung, Richtung und Kraft der Seele, und der Inbegriff aller dieser Richtungen offenbart uns erst den unendlichen Reichthum und die Tiefe des Menschlichen.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 2.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 5. Januar 1827.

Walter Scott und sein Jahrhundert.

(Beschluß.)

Hieran knüpft sich das dritte Element, der geistige Charakter des Volks, die Seele desselben. Sie läßt sich schwerer malen, als das Aeußere eines Volks, wenn man ihre geheimsten Nuancen verfolgen will, aber was in ihr so unerschöpflich ist, das ist eben die Poesie. Die Nationen sind sich auch beynahe alle gleich in dieser Unergründlichkeit ihres Charakters, in der romantischen Tiefe, die uns den Keim so eigenthümlicher Bildung verbirgt. Der Dichter findet in jedem Volk etwas heiliges und unbegreifliches, was da ist, aber man weiß nicht wie und warum, was so wirklich und natürlich ist, als etwas, aber zugleich so wunderbar. Die Sitten und Institutionen prägen bey weitem noch nicht alles aus, was in der Seele der Völker schlummert, ja die Geschichte selbst läuft daran nur ab, zeigt uns nur wechselnde Momente an einem Beharrenden. Jeden Augenblick schließt die Geschichte den Kreis, und was vergangen ist, kehrt nie wieder, aber im Volkscharakter selbst fließt ewig die Quelle neuer Bildungen aus unergründlicher Tiefe hervor. Die neuern Griechen geben uns das schönste und augenfälligste Beyspiel dessen, was Nationalität, eingeborne, unverwüstliche Volksnatur und Volksgemüth ist. Es läßt sich zwar nicht läugnen, daß ein Ueberblick über die Völker der Erde dem Menschenfreunde manchen traurigen Anblick darbietet; aber auf der andern Seite findet sich auch wieder „jedwedes Hohe, Herrliche auf Erden" an das unschuldige jungfräuliche Daseyn edler Völkerstämme geknüpft, in denen die Naturkraft unmittelbar bewirkt, was die höchste Kultur nicht wieder ersetzt hat. Und gesetzt, es gebe eine gleichgebildete allgemeine Menschheit, in der alle Unterschiede der Völker aufgehoben wären, einen Freymaurerbund über die ganze Welt verbreitet, wie uniform, farblos und öde müßte derselbe gegen den vollen bunten Völkergarten der Vergangenheit erscheinen, und sollten die Philosophen wirklich alle Völkerströme zuletzt in den Ocean einer einzigen und gleichen Brüdergemeinde der allgemeinen Menschheit leiten können, die Dichter würden an den Strömen aufwärts gehen und in jene Gebirge zurückkehren, die am Horizonte der Geschichte stehen.

Als das letzte Element betrachten wir das Schicksal, die Thaten, die Geschichte der Völker. Wenn Schiller sagt: „in deiner Brust sind deines Schicksals Sterne!" so gilt dieß auch von ganzen Völkern. Die Natur bestimmt sich selbst, die Seele baut sich ihren Leib, die Seele des Volks verkörpert sich in eigenthümlichen Organen, die wir als Sitten, Stände, Staaten erkennen. In diesen Organen ist es thätig oder leidet, und seine innerste Eigenthümlichkeit ist zugleich sein äußeres Verhängniß. Diese Ansicht, die sogar der Geschichtforschung nicht mehr fremd ist, empfiehlt sich noch weit mehr dem Dichter, denn sie ist durchaus poetisch, ja gewissermaßen der einzige poetische Schlüssel zur Geschichte. Der Dichter kann aber seinen Standpunkt auf verschiedene Weise nehmen, er kann sich mitten in ein Volk versetzen, oder sich darüber stellen oder zwischen die Völker, und auf jedem Standpunkte stellt sich ihm die Geschichte in einem neuen Reize dar. Versetzt er sich mitten in die Seele seines Volks, so wird seine Dichtung von jenem patriotischen Feuer glühen können, das jedes Herz in gleicher Glut entzündet und von jeher eine unwiderstehliche poetische Kraft behauptet hat, und dieß ist die Lyrik des historischen Romans. Stellt sich der Dichter über das Leben und die Zeit, so wird er ihr Bild am reinsten auffassen können. Der Geist der Völker antwortet auf unsere Fragen am besten in einiger Entfernung, wie das Echo. Darum spricht er aus der Vergangenheit am vernehmlichsten. Die Zeit bewirkt schon, was dem Dichter erforderlich ist; sie drängt nämlich das Bild der Völker und der Geschichte zusammen. Auch verbreitet schon ihre Ferne von selbst über jeden Gegenstand einen magischen Duft und Schleier, der ihm ein rührendes Interesse verleiht, und es bedarf nicht erst der elegischen Mittel des Dichters, über ein Gemälde des Alterthums den sanften Reiz der Wehmuth auszugießen. Vorzüglich untergegangene Nationen, aber überhaupt jede Vergangenheit erscheint uns schon an sich poetisch, und nur

in der Gegenwart thront die gemeine Alltäglichkeit und Prosa; so wie wir auch nur in dem Lande, darin wir leben, gelangweilt werden, während uns das große Panorama der Völker rings umher Erstaunen und Sehnsucht einflößt und die Seele mit einer unendlichen Fülle von Bildern und Empfindungen sättigt. Aus dem ganzen Umkreis des Entfernten und Vergangenen wählt nun der Dichter helle zusammenhängende Bilder aus, und stellt sie uns in einem gefälligen Rahmen vor die Augen. Wir blicken in die fremde Gegenwart hinein, in eine andere Welt, in der doch alles so natürlich ist, als ob es noch lebte, und dieß ist das Epos des historischen Romans. Endlich führt der Dichter verschiedene Nationen zusammen, und wählt dazu Momente der Geschichte, in welchen sie wirklich in lebhaften Conflict gekommen sind. Hier hebt sich jede Eigenthümlichkeit durch den Contrast, und die Reibung ruft die höchste Thätigkeit des Nationalgeistes hervor. In Kriegen und Revolutionen spielen und glühen alle Farben durcheinander, schärft sich die Physiognomie, erwachen die schlummernden Kräfte und offenbaren in großen Leidenschaften, was im Gemüth der Völker zu Grunde liegt. Das ist das Dramatische des historischen Romans und seine Vollendung.

Ziehen wir alles dieß in Betrachtung, so ergibt sich, daß es immer nur das Volk ist, was als der eigentliche Held des historischen Romans betrachtet werden muß. Davon hängt nun auch das Gesetz ab, daß der Dichter sich einer möglichst objectiven Darstellung befleißige, denn wenn es ihm vergönnt ist, einem Menschen seine Gesinnungen und Empfindungen unterzulegen, so kann dieß doch nicht bey einem Volke oder dessen Repräsentanten stattfinden. Das Volk muß treu nach der Wahrheit geschildert werden, und der Dichter darf sich nie erlauben, seine Geschichte willkürlich zu entstellen. Wir finden dergleichen Entstellungen in mehreren Romanen. Gewisse Dichter tragen die Interessen, Gesinnungen und Partheyansichten der gegenwärtigen Zeit in die Vergangenheit hinüber, und dieß ist eine poetische Sünde. Jede Zeit hat ihre eigene Poesie und sie darf nicht verfälscht werden. Dem Dichter steht der ganze Himmel offen, dahin kann er alles anpflanzen, was er erfindet, aber auf dem Boden der Wirklichkeit muß er die Poesie so lassen, wie sie demselben schon von Natur eingepflanzt ist.

Außerdem hat der Dichter noch zwey Extreme zu vermeiden, wenn er die Poesie der Völker charakteristisch bezeichnen will. Er muß ein zu Hohes und ein zu Niederes scheuen. Zu hoch sind gewisse Helden der Geschichte, die gleichsam aus dem Kreise der Nation heraustreten, in denen der Genius der ganzen Menschheit waltet, deren überwiegende Kraft die Bande der Gewöhnung, des Ländlichen und Sittlichen zerreißt. Solche Helden ziehen, wo sie erscheinen, alle Augen allein auf sich, und das Volk tritt in den dunkeln Hintergrund. Wer also das Volk schildern will, muß es in seiner Mitte, nicht in solchen ausschweifenden Höhenpunkten ergreifen. Aber es gibt auch eine zu niedrige Sphäre, in der man es ebenfalls nicht vorzugsweise auffassen darf, ohne es ganz zu verkennen. Dann malt der Dichter nur wie ein Teniers und Ostade an jener letzten Grenze des Menschlichen, wo es in's Bären- und Affenmäßige übergeht.

Ich kann nicht umhin, noch zwey andere Extreme zu rügen, in welche die Walterscottische Schule häufig verfallen ist. Gewisse Dichter verweilen gar zu ausführlich bey dem Ausmalen der Lokalitäten, der Sitten und der Costüms, und geben das, was man in der Malerey Stilleben nennt; das ist aber keine wahre Poesie, und verbirgt schlecht den Mangel an lebendiger Darstellung des Volksgeistes. Auf der andern Seite hat man denselben Mangel durch abenteuerliche Frazzen zu ersetzen gesucht, und Walter Scott selbst hat dafür den Ton angegeben.

Fragen wir nun zuletzt noch, in welcher Weise die neuen Romane mit dem Zeitgeist übereinstimmen, und woher es komme, daß sie gerade jetzt und so allgemein beliebt werden, so wird sich uns bald entdecken, daß hier nicht bloß von einem flüchtigen Rausch der Mode die Rede sey. Vielmehr greift diese poetische Gattung tief in das Wesen der Zeit ein, und ist eine davon unzertrennliche und nothwendige Erscheinung, ein ächtes und nothwendiges Erzeugniß des neuen Kulturzustandes, ganz ungleich jenen Manieren oder Manieen, mit denen man bisher ein wechselndes und tändelndes Spiel getrieben hat.

Niemand zweifelt länger, daß die Richtung des gegenwärtigen Zeitalters eine wesentlich praktische und politische sey. Dieß muß auch auf die Poesie Einfluß üben, und wer kann ihn in den historischen Romanen verkennen? Man irrt sich, wenn man befürchtet, die praktische Richtung der lebenden Generation laufe der Poesie schnurstracks entgegen; sie reißt sie vielmehr mit sich fort, wie alles andere. Wenn man auch in unserer bewegten politischen Zeit nicht mehr mit rechter Lust und Muße die alten poetischen Ergötzungen forttreiben kann, so bieten sich uns doch andere dar, die mehr in diese Zeit passen. Da noch alles um uns her so friedlich war, konnten wir auch mit all unserer Poesie gleichsam in der Familie leben. Jetzt ist es anders geworden. Wie wir selbst aus dem Schooße des Friedens und der Familie auf die große politische Laufbahn fortgerissen worden sind, so hat auch unsere Poesie den Kreis erweitert. Das zärtliche Paar, um das sich bisher fast alle Poesie gedreht, ist zu einem Volk erwachsen. Unsere poetischen Helden haben sich im Volk verloren, wie die wirklichen. Sind alle großen Männer der Zeit, selbst der größte, unter den Völker-

riesen erlegen, die aus dem alten Schlummer erwachen, wie sollte die Poesie dem Geist der Völker nicht auch huldigen? Wir haben diesen Geist über die Weltbühne schreiten sehn, mit eigenen Augen haben wir Revolutionen, Völkerzüge, wunderbare Verhängnisse, ungeheure Thaten und Leiden gesehn; und wie klein erscheint gegen diese große Wirklichkeit alles, was wir bisher im stillen Familienkreise gedichtet und geträumt! Soll sich nun die Poesie nicht schämen, so muß sie der Geschichte nacheifern, und soll sie dem Zeitgeist huldigen, so muß sie das historische Element in sich aufnehmen, wie sie ja auch im vorigen Jahrhundert ein philosophisches mit sich vermählt hat. Der historische Roman ist mithin das ächte Kind seiner Zeit.

Wir haben schon oben in jenem historischen Element zugleich ein demokratisches erkannt, und eben dadurch unterscheidet sich die neue Gattung von Romanen von den ältern historischen Darstellungen. Die Poesie zeigt hier dasselbe Verhältniß, wie die Politik. Die Walterscottisirenden Romane repräsentiren das Volk, die ältern Heldengeschichten die Monarchie oder Aristokratie. Diese Wechselbeziehung ist natürlich. Beydes, die neuen Verfassungen und die neuen Romane beruhen auf der Wichtigkeit, welche die Völker neuerdings erlangt haben.

Natürlich steht der historische Roman in einem sehr nahen Verhältniß zur Geschichtschreibung, und wenn er auch vorzugsweise das Schöne oder nur das Interessante, Reizende, die strenge Geschichte dagegen das Wahre, abgesehen von jenem Reiz, auffaßt, so ist doch der Stoff immer der nämliche. Wirklich grenzen aber beyde im Gebiet der Specialgeschichte so nahe zusammen, daß sie eigentlich in einander übergehen. Die Weltgeschichte ist bereits so angewachsen, daß wir Mühe haben, sie nur in ihren wichtigsten Thatsachen zu überblicken. Das Detail müssen wir sondern, wir können es nicht mehr dem Bau des Ganzen in der weltbistorischen Darstellung einfügen. Die Sammlungen in hundert und mehr Quartbänden, welche die Weltgeschichte im Detail behandeln und ungern einen assyrischen König oder deutschen Churfürsten auslassen, sind wegen ihrer monströsen Unbehülflichkeit mit Recht aus der Mode gekommen. Man sucht das Wichtigste der Weltgeschichte in gedrängtem Zusammenhange zu begreifen, und das Einzelne gleich Bildern in kleine Rahmen zu fassen, in Biographien, Sittengemälde, Memoires. Dieß sind allein die Formen, in welchen man das auf eine befriedigende Weise schildern kann, was die Geschichte ganzer Zeiten und Völker oder gar des ganzen Menschengeschlechts unbeachtet lassen muß. Wer den Gang der Geschichte im Großen verfolgt, kann sein Interesse nicht endlos zersplittern; dem Interesse für das Einzelne wird aber vollkommen Genüge geleistet, wenn wir den höhern Standpunkt verlassen, und uns nur in einen Moment der Geschichte, in eine bestimmte Gegend und in den Gesichtskreis eines oder weniger Menschen versetzen. Hier geht nun aber die Specialgeschichte unmittelbar in den Roman über. Es ist wenig Unterschied, ob der Biograph die Wirklichkeit in allen ihren reizenden, romanhaften Einzelnheiten schildert, oder ob der Romandichter sein Werk dem Geist und Ton eines bestimmten Zeitalters genau anpaßt. Ist nicht ein gewöhnlicher Liebeshandel oder irgend eine philosophische Idee der Zweck des Dichters, will er nur den alterthümlichen Geist, die Erinnerung an vergangene Tage heraufbeschwören, und sucht er den Ruhm darin, der Natur und Wirklichkeit treu zu bleiben, so reiht er sich wirklich an den Historiker an. Der Roman ist sodann nur eine freyere Form der Geschichtschreibung, aber eine Form, worin sich der Geist der Geschichte oft treuer spiegelt, als in bloßen trocknen Berichten. In gewissen altfranzösischen und altenglischen Romanen werden wir besser über die Sitten der Zeit und über die Physiognomie der Nation unterrichtet, als in irgend einem Historiker; oder denken wir an Cervantes Novellen, welcher spanische Geschichtschreiber hat uns so lebendig in die Mitte jener Zeit und Lokalität versetzt? Man darf also wohl behaupten, daß der Historiker nicht unrecht thut, wenn er den Romanschreiber zu Hülfe ruft. Dieß ist in der neuen Zeit um so nöthiger, als in derselben der Stoff der Geschichte unermeßlich zugenommen hat, und vom Standpunkt des Romandichters, Biographen und Memoiristen aus allein in seiner Vielseitigkeit genügend aufgefaßt werden kann. Seit der Reformation ist die Geschichte immer verwickelter geworden, der Geschichtschreiber kann sich nur an den Gang der Hauptbegebenheiten halten, die unzähligen kleinen Episoden, worin das Einzelne zu beleuchten ist, muß er den Biographen und vorzüglich den Romanschriftstellern überlassen, die solche kleine Detailgemälde in den schicklichsten Rahmen zu fassen wissen, und in deren Werken die Nachwelt sich das Vergangene lebendiger vergegenwärtigen wird, als in unsern Zeitungen.

Aus allem bisher Gesagten erhellt nun wohl von selbst, warum der historische Roman gerade in unserer Zeit und so allgemein und bey allen gebildeten Völkern übereinstimmend kultivirt wird. Obgleich die Engländer den Ton angegeben haben, so versteht ihn doch nicht bloß das englische, sondern jedes Ohr. Den Engländern gebührte der Vorgang, weil sie von jeher auf Nationalität besser gehalten haben, als andere Völker. Es ist aber hier nicht von englischer Volkspoesie die Rede, sondern von Volkspoesie überhaupt. Man ahmt in Walter Scott nicht den Engländer, sondern den Dichter der Vergangenheit nach, und jede Nation hat die ihrige.

Darum haben gegen Walter Scott alle die nationellen Vorurtheile geſchwiegen, die ſich ſonſt ſo laut gegen andere fremde Dichter geltend gemacht haben. Walter Scotts Manier iſt überall nationell, wo eine Nation ſich ſelber fühlt und begreift, und nur aus ſolchen Ländern vernehmen wir kein Echo ſeiner Stimme, in denen das Volk unter deſpotiſchem Druck noch ſchläft, noch nichts von ſich ſelber weiß.

W. M.

Dichtkunſt.

Die Verwandlungen des Ebu Seid von Serug, oder die Makamen des Hariri, in freyer Nachbildung von Friedrich Rückert. Erſter Theil. In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung, 1826.

Das Morgenblatt hat ſchon im vorigen Jahrgang Auszüge aus dem vorliegenden Werke gegeben, bevor es noch gedruckt war. Unſere Leſer werden ſich wohl noch der ſonderbaren Erſcheinung jener gereimten Proſa im Ton des Pater Abraham a St. Clara zu erinnern wiſſen. Auf den erſten Anblick ſcheinen dieſe Makamen ziemlich barock, aber man muß ſie, wie alles Fremde und beſonders das Orientaliſche, ſich erſt ein wenig näher vertraut machen, um ihre wahren Schönheiten einzuſehen.

Der arabiſche Dichter Hariri hat zu Anfang des zwölften Jahrhunderts nach unſerer, oder des ſechsten nach muhamedaniſcher Zeitrechnung gelebt. Seine Makamen ſind Novellen, Erzählungen, denn Makame bedeutet einen Ort, wo man ſich aufhält und ſich unterhält, daher auch eine Unterhaltung ſelbſt, oder eine unterhaltende Geſchichte. Die hier an einander gereihten Makamen haben einen gemeinſchaftlichen Helden, und ſchildern deſſen einzelne Abenteuer und lehrreiche Erfahrungen, und man kann ſie nicht unſchicklich mit den Hiſtorien unſers Eulenſpiegels vergleichen. Auch iſt der Held Ebu Seid ſelbſt wirklich ein arabiſcher Eulenſpiegel, ein Philoſoph in der Schellenkappe, nur ein wenig feiner, als der unſrige, und er iſt darin zugleich unſerem Reinecke Fuchs ähnlich. Dieſen beyden deutſchen Helden iſt Ebu Seid hinſichtlich ſeiner Handlungsweiſe und Lebenstendenz, die ſich am kürzeſten durch das bekannte mundus vult decipi bezeichnen läßt, auf's genaueſte verwandt; im Ton und in der ironiſchen Darſtellungsweiſe moraliſcher Lehren aber hat er die auffallendſte Aehnlichkeit mit unſerem Pater Abraham. An Bilderreichthum und poetiſchem Gehalt darf ſich Ebu Seid dem Reinecke gleich ſtellen, dem Eulenſpiegel aber an Vielgeſtaltigkeit, Laune, Keckheit, Witz, und er übertrifft ihn weit an Feinheit, Geſchmeidigkeit und Sitte, indem er überall die groben Späße vermeidet, die unſern Schalksnarren ſo oft ungenießbar machen. Mit Pater Abraham iſt die Uebereinſtimmung im Ton des Vortrags wahrhaft wunderbar, und Ebu Seids moraliſcher Inhalt mag wohl ſo viel werth ſeyn, beſonders in den mehrmals vorkommenden Predigten, als der unſers Wiener Controverspredigers, natürlich ſo weit dieß der Unterſchied zwiſchen chriſtlicher und muhamedaniſcher Lehre zuläßt. Ueber allen dreyen aber ſteht unſer Held durch ſeinen aus dem Gemüth entſpringenden reinen Humor und den überall ſich darſtellenden Beweggrund ſeines Vagabundenlebens und ſelbſt ſeiner Betrügereyen; dieſer iſt nämlich ein rein poetiſcher Sinn für möglichſte Zwangloſigkeit und ein Bewußtſeyn geiſtiger Ueberlegenheit, ſo daß bey ihm ſich Shakeſpeare's „der wahre Bettler iſt allein der wahre König" vollſtändig beſtätigt. Selbſt eine liebenswürdige Seite läßt ſich ſeinem Charakter abgewinnen, wenn man beachtet, daß er nie aus Geiz oder niedrigem Egoismus die Menſchen preßt, ſondern immer nur, um den Humor davon zu haben, aus reiner Genialität.

Die Ueberſetzung iſt nach der arabiſchen Ausgabe des Baron Silveſter de Sacy von einem Mann entworfen, der als Orientaliſt und Dichter vor allen andern dazu berufen war. Auch konnte die große Schwierigkeit, die in den wunderbar verſchlungenen Reimen des arabiſchen Dichters liegt, wohl niemand ſo glücklich löſen, als Friedrich Rückert, der unſtreitig der größte Sprachkünſtler unſerer Zeit iſt. Man hat ihm ſein unübertreffliches Talent für den Reim oft genug zum Vorwurf gemacht, da in der That eine allzugroße Künſtlichkeit im Reim den poetiſchen Geiſt eines Gedichtes nicht weniger verdunkelt, als die übertriebene Taktmäßigkeit des Rhythmus bey dem dadurch ſo berühmt gewordenen Voß. In der vorliegenden Ueberſetzung wird man dieſe Künſteley auf den höchſten Grad getrieben finden; man höre z. B.

Doch als nun unſre Reiſezunft
Sich eingefunden an dem Ort der Zuſammenkunft.
Ergab ſich eine Verlegenheit,
Die hemmte die Anlegenheit.
Denn wir hatten nicht die Verwegenheit,
Zu wagen des Weges Entlegenheit
Ohne eines Geleitsmanns Zugegenheit.

Aber man darf nicht vergeſſen, daß dieſe Art von Reimen im arabiſchen Original ſelbſt ununterbrochen fortläuft, daher der Ueberſetzer ihr treu bleiben muß, und daß ſie auch dem humoriſtiſchen Geiſt des Gedichts vollkommen angemeſſen iſt. Hat man den Pater Abraham darum bewundert, ſo wird man dieſe kecke barocke Manier auch dem Araber zu Gute halten. Jedes nach ſeiner Art.

Nr. 3.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 9. Januar 1827.

Dichtkunst.

W. Gerhards Gedichte. Zwey Bände, Leipzig bey Barth. 1826. 8.

Ein neuer Rüdiger Manesse, der die lyrischen Gedichte unserer Zeit sammeln wollte, würde nicht fertig werden, denn jede Leipziger Messe bringt wenigstens zehn Mal so viel neue Lieder, als jener alte Codex umfaßt. Wozu bedarf es aber auch eines Ueberblicks? Die Empfindungen und Gefühle, die sich in den lyrischen Gedichten aussprechen, sind Gemüthsblüthen, so unzählig wie die Blumen des Frühlings, und daß man nie damit fertig wird, ja sogar, daß sie sich immer dieselben immer wiederholen, ist gerade das reizendste, wie am Frühling der Natur, so an dem des menschlichen Gemüths. Der Recensent thut übel, wenn er hier streng verfährt, wenn er das einfältige Gänseblümchen tadelt oder einen im Schatten aufgeschossenen Giftpilz zertritt, anstatt sich im Großen an der unendlichen Blumenwelt zu laben. Ueberhaupt gewinnt alles Einzelne, wie in der Natur, so in der Kunst, durch den Zusammenhang des Ganzen, in dem wir es erblicken, und wir sollten es nicht so oft und so schadenfroh herausreißen, als wir thun.

Stellen wir uns z. B. die Gedichte des Herrn Gerhard als ein natürliches Beet voll dichter schlanker Glockenblumen unter zahllosen andern Blumen und Kräutern am Abhang eines Waldes vor, so werden sie uns weit besser gefallen, als wenn wir sie einzeln in's kritische Herbarium eintragen und etwa mit den köstlichsten Blumen, die wir aus den fremden Zonen der größten Genies als Muster entlehnt, vergleichen wollten. Es ist wahr, es gibt noch schlankere Stiele, noch größere schöngeformtere Glocken, aber warum sollten denn diese nicht in fröhlicher Menge hier beysammen stehen, da Raum genug vorhanden ist? Der Dichter spricht Gefühle aus, die größtentheils weder neu noch einzig sind, aber warum sollten sie sich nicht äußern dürfen? Schöne seltene Gartengewächse machen keinen Frühling, sie zeigen nur, wie weit die Natur bilden kann. Die größten Dichter beweisen nur, bis zu welchem Grade die Temperatur und Produktionskraft des Gemüthes steigen kann, aber die Menge der Dichter zeigt uns das eigentliche Clima der Nation an.

Gerhards Gedichte gehören zu den schöneren der Mittelklasse. Von der höchsten Klasse scheidet sie der Mangel an Tiefe, Glut und Originalität aus. Sie bewegen sich in jener gemäßigten Zone des Gefühls, in der es keine große, aber auch keine kranke Leidenschaft gibt. Es äußert sich darin ein gesundes, aber auch ein etwas zahmes Herz, das von Natur guter Dinge ist und weder große Leiden, noch große Triebe kennt. Von den zahllosen gewöhnlichen Gedichten dieser zahmen empfindsamen und fröhlichen Art unterscheiden sich die vorliegenden aber wieder sehr vortheilhaft durch die doppelte Consequenz des Charakters und des Styles. Der Charakter ist überall derselbe, Zufriedenheit, Sicherheit, bescheidener Lebensgenuß, und dem entspricht durchgängig der sichere fröhliche Ton und Styl aller dieser zahlreichen Lieder. Der Styl der Verse ist schlank, gewandt, höchst sicher und der Klang der Reime klar, hell und glockenrein. Man wird selten so wohlklingende lichtvolle Verse finden, und sie zeigen von der harmonisch gestimmten Seele des Dichters, von einer Harmonie, die um so glücklicher ist, als sie durch keine große Leidenschaft gestört wird. Auf Kosten einer tiefern männlichen Glut hat sich freylich hin und wieder eine zahme, weibliche Empfindeley und Tändeley eingeschlichen, die gar zu gern mit den liebkosenden Verkleinerungswörtern: Liedchen, Weibchen, Aeuglein, Sternlein, Täubchen, Plätzchen und dergleichen spielt, und sich oft bis zum Kindischen in Refrains, wie z. B. Hoido-i! Hickup, Hazi, Vawah, Haba, Fallera lalla! Wistehi! Bim baum! Bum bum! Piffpaff trarab, juchheisasasa! Lyrum, lyrum! Juchheisa hopsasa! Tralla, juchhei, tralli, tralla! u. s. w. gefällt.

Der Dichter theilt sein Werk in sieben Bücher und weiht jedes derselben einer Muse. Er ahmt darin Goethe'n nach oder vielmehr dem ehrlichen alten Herodot, von dem das Epigramm sagt: er bewirthete die Musen

und jede gab ihm zum Gastgeschenk ein Buch! Das erste Buch, Erato, enthält Liebeslieder, unschuldig, scherzend, keusch, beglückt und größtentheils an Erinnerungen oder gelegentliche Anlässe geknüpft. In allen spricht sich ein glückliches, von Freude überwallendes Gemüth aus. Daran schließen sich Uebersetzungen des Anakreon, dergleichen auch die folgenden Bücher begleiten. Sie sind unvergleichlich besser als alle bisherigen Uebersetzungen des süßesten Sängers glücklicher Liebe. Als Probe heben wir gleich das erste hervor:

Die Leyer.

Die Atreiden wollt ihr singen
Und des Kadmos Abenteuer;
Doch ich hörte meine Leyer
Nur im Ton der Liebe klingen.

Andre Saiten ließ ich bringen,
Und vertauschte selbst die Leyer,
Um mit neuem Heldenfeuer
Den Aeciden zu besingen.

Doch umsonst! zu Kampfestönen
Konnt ich nimmer sie gewöhnen:
Liebe klang nur, ewig Liebe!

Nun, so lebet wohl für immer,
Helden in des Lorbeer's Schimmer!
Meine Leyer tönt nur Liebe.

Das zweyte Buch, Euterpe, enthält Lieder und Romanzen, worunter sich eine artige Uebersetzung der bekannten Barkarole: o pescator etc. auszeichnet. Das beste sind aber wieder Uebersetzungen aus Anakreon, z. B.:

Der Bienenstich.

Ein Bienchen schlief im Schooße
Der aufgeblühten Rose,
Und während Amor sich,
Nichts ahnend, nach ihr bückte,
Und sie begierig pflückte:
Traf ihn der Biene Stich.

Verwundet war der Finger
Dem kleinen Weltbezwinger;
Er schrie aus vollem Mund,
Und eilte, halb im Fliegen,
An Kypris sich zu schmiegen,
Zum Hain von Amathunt.

Bethränt ist ihm die Wange;
Ach, Mutter! eine Schlange,
Geflügelt, klein und bunt,
Der Landmann nennt sie Biene,
Rief er mit Schmerzensmiene,
Biß mir den Finger wund.

Dem Händchen Kühlung fächelnd,
Sprach drauf Kythere lächelnd:
So schmerzt ein Bienenstich:
Wie aber mags in Herzen,
Die Du verwundest, schmerzen?
Das, Söhnchen! frag ich dich.

Am trefflichsten ist „Amors nächtlicher Besuch" übersetzt, welcher anfängt:

Als schon dunkle Mitternacht
Rings die stille Flur bedeckte,
Rief es draußen: aufgemacht!
Amor war es, der mich weckte.

Mürrisch frug ich: wer ist hier?
Regen plätschert durch die Bäume —
Wer zerschlägt mir meine Thür,
Und verscheuchet meine Träume?

Amor sprach: es ist ein Kind,
Das im Finstern sich verirrte;
Laß mich ein, ein kalter Wind
Brauset durch das Laub der Myrthe ꝛc.

Warum hat der Verfasser diese meisterhaften Uebersetzungen nicht besonders herausgegeben, zumal da sie seine eigenen Gedichte etwas verdunkeln? Das dritte Buch, Terpsichore, enthält Gesellschaftslieder, die etwas zu nüchtern, zahm und spielend sind. Das vierte Buch, Urania, bringt ernste, meist didaktische Gedichte, das fünfte, Melpomene, Trauergedichte und eine Uebersetzung aus Byrons Manfred. Im sechsten, Kalliope, finden wir Balladen, größtentheils Sagen aus der sächsischen und thüringischen Geschichte, z. B. von dem Schmidt von Apolda und dem Edelacker, von der eisernen Mauer des neuen Schlosses, von dem Rosenkorb der heiligen Elisabeth, von der böhmischen Libussa ꝛc., alles bekannte Sachen. Sehr sinnig ist dagegen „die Erfindung der Karten," worin wir folgende Deutung erhalten:

Das Pique bedeutet im Waffenglanze
Den Ritterstand mit Schwert und Lanze.
Das Coeur, getaucht in Purpurglut,
Das geistliche Herz bezeichnen thut.
Das Carreau aber, der Quaderstein,
Begründet einst der Bürger Verein,
Und Treffle, der Klee im blühenden Land,
Bedeutet den löblichen Bauernstand.

Vortrefflich ist auch die persische Sage „der Granatbaum;" aber ein größeres Gedicht, „Walters Kampf am Wasgensteine," hat mir nicht so wohl gefallen. Es geht in die Zeit der Niebelungen zurück, es führt uns die Gestalten Etzels und des grimmen Hagen vor, aber es ist nicht in jenem einfachen und kräftigen Versmaaß der Niebelungen oder des Heldenbuchs, sondern in zartverschlungenen weichen Ottaverimen gedichtet, und überhaupt taugen die alten Recken nicht an den Leipziger

Theetisch. Der Dichter, ein Meister im Leichten, Feinen, Scherzenden, Süßen, taugt nicht recht für das Tragische und Heroische. — Im siebenten Buch, Thalia, stoßen wir auf Maskenzüge und hören Theater- und Festreden: im achten, Klio, werden wir durch Kriegslieder und Lobgedichte auf hohe Personen, vorzüglich des sächsischen Hauses, unter denen wir zulezt auch noch Goethe'n antreffen, an des Verfassers Zusammenhang mit der Weltgeschichte erinnert, und im neunten und lezten, Polyhymnia, finden wir Worte an Vertrautere, Wünsche, Erinnerungen und Gelegentliches. Das Aeußere des Werkes ist sehr heiter und elegant.

W. M.

1. Gedichte zum Besten der unglücklichen Greise, Wittwen und Waisen in Griechenland, herausgegeben von Amalia von Helwig, geb. Freyin von Imhoff. — — δοσις ὀλιγη τε φιλη τε, Homer. Berlin, in Comission bey Krause, im Mai 1826. 47 S.

2. Missolunghi. Von Wilhelm Müller. Der Ertrag des Verkaufs ist für die nothleidenden Griechen bestimmt. Dessau, im Juni, 1826. Gedruckt auf Kosten des Verfassers, 14 S. Preis 4 Groschen.

Diese beyden Schriftchen haben ohne Zweifel ihren wohlthätigen Zweck schon erfüllt, da sie vor geraumer Zeit erschienen sind; wenigstens vernimmt man von dem zweyten, daß der in 1200 Exemplaren, zunächst bloß für Anhalt gemachte Abdruck der heiligen Sache den reinen Ertrag von beynahe fünfhundert Reichsthalern gebracht hat. Uebrigens verbürgen bey beyden schon die Namen der Verfasser einen mehr als bloß ephemeren Werth, und sie gehören ihrem Gehalte nach keineswegs zu denjenigen Produktionen, die nach Entscheidung der Sache, für welche sie kämpfen, vergessen seyn oder nur durch die Erinnerung an den großen Kampf werden mitaufbewahrt werden. Beydes sind Erzeugnisse einer ächten, sittlichen und dichterischen, Begeisterung; aus beyden spricht die Empfindung, die jezt wie etwas Neues klingt, in einer Zeit, wo so viel Unempfundenes abgesungen wird.

In den Gedichten der Frau von Helwig ist das Gefühl, wie es sich für die Feyer einer Frau schickt, ganz in subjectiver Form ausgesprochen; wie sie Hellas von Jugend auf geliebt, wie sie es einst besungen, was sie für das edle, unglückliche Volk thun möchte, und was sie dafür thun kann, was sie glaubt, daß andere thun sollten — das legt sie in diesen Liedern mit natürlicher Wärme, in einer Sprache vor, die aus dem Herzen kommt und zu Herzen geht:

„Wär' ich Herrscher — Heere zögen,
Flotten, kriegsgerüstet flögen
Der Bedrängten Schutz herbey.
Hätt' ich Schätze: Wehr und Waffen
Wollt' ich Hellas Kämpfern schaffen,
Ihre Kinder kauft' ich frey.

Was ich immer wär', ich weihte
Jede Kraft dem heil'gen Streite
Dort in ruhmlicher Gefahr:
Arzt — Verwundete zu heilen,
Krieger, kühn voran zu eilen,
Führer der erles'nen Schaar.

Doch von allen seinen Spenden
Fiel mir aus des Glückes Händen
Nur des Weibes enges Loos,
Und, dem Kummer früh Vertraute,
Legt' ein gütiger Gott die Laute
Mild der Weinenden in Schooß." —

Wir vergessen über dem innigen Gedanken die undeutsche Construktion des lezt angeführten Verses und lesen mit steigender Theilnahme das Lied (S. 3 — 5) bis zum schönen Schlusse:

„Tönt indeß, ihr goldnen Saiten! —
Kann ich Hülfe nicht bereiten,
Geb' ich, was die Muse gab. —
Und wenn alle kalt frohlocken,
Halle leis, wie Trauer-Glocken,
Du mein Lied um Hellas Grab."

Dieß Lied ist „Weihe an Hellas" überschrieben. Einen gemesseneren, elegischen Gang gehen der „Zuruf an Griechenland" (S. 6) und „den Zauderuden" (schon 1821 ihnen zugerufen!)

„Unsel'ge Staatskunst, die am Weltrecht schnitzelt:
Nichts möglich haltend, was sie nicht erlebt. —
Im Dünkel blind auf Wachs Gesetze kritzelt,
Wenn Noth das ihr' in eherne Tafeln gräbt.
Wer mag den Schritt des Geistes rückwärts drängen,
In Schlaf ihn wiegen wer, wenn er erwacht? —
Der, gleich dem Strom, den morsche Dämm' umengen,
Hochschwellend, furchtbar neue Bahn sich macht."

In diesem Gedicht erhebt sich die Sängerin am meisten zur Objectivität. Ganz auf eigene, innere Erfahrung dagegen gegründet ist das tief empfundene Lied, das sie an die „weinenden Mütter Deutschlands" richtet. — Byron's furchtbare Individualität ist in dem kräftigen und doch mildernden Liede S. 31 voll Auer-

kennung und Theilnahme, abgespiegelt. Das Gedicht an Deutschlands Frauen scheint uns zu bewußt und berechnet: es soll auf putzliebende Jungfrauen, auf hohe Personen, auf reiche Damen — auf jede mit besondern Motiven — wirken. Daraus entstehen gesuchte Gedanken, ja geradezu unrichtige Behauptungen. Oder ist es etwa wahr, wenn Frau v. H. singt, „daß es zwar rührend sey, wenn die Armuth, froh entbehrend, dem bedrängten Bruder biete, was der Mühe Schweiß errungen hat; aber rührender, wenn das heilige Erbarmen der Reichen zu dem Scherflein frommer Armen das geliebte Kleinod lege?" Wie stimmt das zu dem Sinne dessen, der uns mit der Parabel vom Scherflein der Wittwe vorgeleuchtet hat? —

Mit edlem Stolze wird Wilhelm Müller von der Dichterin angeredet (S. 39), aber nicht ganz gerecht als der Einzige deutsche Dichter genannt, der, während die andern in fremden Formen sprechen und Treibhausblumen brechen, sich der Griechen mit der Leyer angenommen habe. Frau v. Helwig vergißt, daß in der Nachbarschaft ihrer Lieder, deren mehrere zuerst im Morgenblatt erschienen sind, von den ersten Zeiten des griechischen Freyheitskampfes an, sich verschiedene begeisterte Liederstimmen haben hören lassen. Nichts desto weniger ist jenes Lied an W. Müller eins der schwungreichsten ihrer Sammlung, und geleitet uns würdig zu dieses Dichters Missolunghi hinüber.

Wir brauchen W. Müllers Griechenlieder nicht erst zu charakterisiren oder ihnen das Lob zu singen, und bemerken hier nur, daß auch diese neuen Lieder der früheren werth sind. Ihr objektiver, von der Phantasie beflügelter Schwung macht sie zu einem schönen Gegenstücke der eben beurtheilten Sammlung, in der die in sich zusammen schmelzende, thränende Lyrik des Gefühles herrscht.

Herr Müller gibt uns drey Triumphlieder (denn mehr dieß sind es, als Elegieen) auf Missolunghi's Vertheidigung und Fall. Das erste heißt: „Die Veste des Himmels." Es ist noch an das stehende Missolunghi gerichtet:

„Ob sich deine Tonnen leeren, deine Scheuern werden licht,
Wäge nicht den letzten Brocken, miß den letzten Tropfen nicht.
Hat dein Heiland mit fünf Broden nicht fünf Tausende gespeist?
Bebe, bis vor deinem Rufe sich des Himmels Zelt zerreißt!"

Dann werden ihm die Heldengeister seiner Gefangenen, ein Markos Bozzaris, ein Normann, ein Byron mit Flammenschwertern und leuchtenden Wunden als Vertheidiger zugeführt. Vergebens! denn schon das zweyte Lied feyert Missolunghi's Himmelfahrt; es gehört zu den schönsten, die Müller gesungen:

„Missolunghi bu gefallen? — Nein, gefallen bist du nicht,
Bist in donnerndem Triumphe auf der Blitze Flammenlicht
Zu den Himmel aufgeflogen, Stein und Erde, Thurm und Wall,
Siegeswaffen, Heldenglieder, Alles auf in Einem Knall!"

Am Schlusse desselben heißt es:

„Kommt, ihr hohen Christenhäupter, die ihr mit dem Schwert der Macht
Habt von ferne still gestanden und an weisen Rath gedacht,
Als die Todtenglocken riefen: helfet uns, so helf euch Gott,
Als die Heldenherzen brachen in des Hungers grimmer Noth;
Kommt, von dieser Asche sammelt in die Purpurmäntel ein,
Streuet sie auf eure Kronen über Gold und Edelstein.
Und so tretet vor den Richter, der des Himmels Wage hält,
Wann er euch dereinst wird rufen von den Thronen seiner Welt.
An dem Tage wird er fragen: Helfer ihr, mit meinem Schwert
Warum habt ihr nicht geholfen, warum habt ihr nicht gewehrt,
Als der Heiden Tigerzähne würgten meine kleine Schaar,
Und mit ihrem Blut begossen meiner Kirche Hochaltar,
Als sie meines Kreuzes Banner niedertraten in den Staub,
Und die Zionsburg der Freyheit ward der Sklavenhorde Raub?"

Das dritte Lied zeigt uns ein „neues Missolunghi" in den Herzen und Lanzen der durchgebrochenen Helden:

„Unsre Arme deine Mauern, unsre Brüste deine Schanzen! —
Ach, und um uns her gezogen ist ein tiefer rother Graben,
Blut der Weiber und der Kinder, die sie uns geschlachtet haben." —

Am Schlusse dieser Anzeige wünschen wir den edeln Sängern den Lohn, daß ihre Liedersaat auch in diesem dringenden Augenblicke, wo das halb ausgehungerte Griechenland nicht mehr um Männer und Waffen, sondern um Brod schreit, in recht vielen deutschen Herzen wuchern möge!

Nr. 4.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 12. Januar 1827.

Ueberſicht der franzöſiſchen Literatur.

Komiſches Epos.

Zweck des Lebens iſt glücklich ſeyn. Das wahre Glück erkennen und es auf dem richtigen Wege ſuchen, iſt Weisheit und Tugend; den lügneriſchen Schein des Glücks — den Vortheil des Moments — für Glück halten und ſtatt deſſelben verfolgen, iſt Thorheit und Laſter. Der Unterſchied zwiſchen Gut und Böſe iſt daher weſentlich derſelbe mit dem Unterſchiede zwiſchen Wahrheit und Lüge; und die Handlungen der Menſchen, die wir gut oder ſchlecht nennen, ſind eigentlich nur Beſtrebungen nach einem Ziel, in Bezug auf daſſelbe aber theils zweckmäßig, theils unzweckmäßig.

So lange der Menſch in dem natürlichen geſunden Zuſtande lebt, welcher in der ganzen Menſchheit, wie in jedem einzelnen Menſchen nothwendig dem krankhaften vorausgehen muß, kann er ſich ſelten über das, was für ihn gut oder zweckmäßig iſt, irren. Ein Beſtreben, das ſeinen Zweck verfehlt, iſt unnatürlich, und erregt in ihm — da er Hohn, Haß und Verachtung, als ebenfalls unnatürliche krankhafte Zuſtände, nicht kennt — wie alles unnatürliche die Neigung zum Lachen. Das Kind lacht über alles, was es zum erſten Mal ſieht — es lacht vor Schmerz und es lacht bey dem Anblick von Qualen, die andere leiden. Der Irokeſe, auf dem Scheiterhaufen, von ſeinen Feinden mit allen erſinnlichen Martern gepeinigt, lacht über die Vergeblichkeit ihrer Bemühungen. Der ſkandinaviſche Berſerkr hieb ſeinem gefangenen Feind mit dem Schwerte den Rückgrat auf und zog Herz und Lungen durch die Wunde heraus — er nannte dieß einen Adler ſchneiden (ara hingva) und lachte zu dem grauſamen Scherz. Odyſſeus ruft dem Kyklopen, der ſeine Gefährten verzehrt hat, lachend zu:

Da, Kyklop, trink Wein, da Menſchenfleiſch dich geſättigt!

Je weiter der Menſch aus dem anfänglichen Naturzuſtande herausſchreitet, deſto enger wird für ihn der Kreis des Lächerlichen beſchränkt. So wie ſeine Bedürfniſſe ſich vervielfältigen, und vervielfältigen ſich, als eben ſo viele Abwege vom Glück, ſeine Leidenſchaften. Das Glück, das dem Naturmenſchen ſein natürlicher Zuſtand war, iſt jezt eben ſo ſelten, wenn nicht eben ſo unnatürlich, als in dem Naturzuſtande die Abirrung von demſelben. Auch der Gebildete lacht noch über das, was ihm unnatürlich ſcheint; aber Laſter und Verbrechen ſind für ihn nichts unnatürliches mehr, und ihre Folgen greifen zu ernſthaft in ſein eigenes Leben ein, als daß er ſie lächerlich finden könnte. Unſere Väter lachten mehr, als wir; weil ſie über vieles lachten, worüber wir nicht mehr lachen können. *)

Daß in der älteſten Literatur das komiſche Element nur eine ſehr untergeordnete Stelle einnimmt, wird man unſerer Anſicht nicht entgegenſetzen; da dieß vielmehr nur ein neuer Beweis iſt, daß das Lächerliche — Unnatürliche noch nicht in ſo drückender Maſſe vorhanden war, daß man es mehr als der augenblicklichen Beachtung würdig gefunden hätte. Alle Momente des Lebens, die wichtig genug waren, um als ein Abſchnitt deſſelben betrachtet zu werden, wurden in kleinen epiſchen Liedern geſungen, die von Mund zu Munde gingen und als Bilder

*) Anm. Sey es uns hier vergönnt, da wir uns unverhofft auf dem Gebiet der Aeſthetik befinden, einen kleinen Ausfall in das unſerer Aeſthetiker zu machen, die auf keine Definition des Lächerlichen kommen können und in Ermanglung derſelben ſich damit begnügen, dem Lächerlichen das Ernſthafte entgegen zu ſetzen. Eben dieſer falſche Gegenſatz iſt es, der die ernſthaften Männer hindert, die Natur des Lächerlichen zu erkennen; denn nicht das Nichternſthafte iſt lächerlich, ſondern das Nichtnatürliche: τὸ μὴ κατὰ μοῖραν. Man kann über das Ernſthafteſte lachen — wie wir z. B. über die Aeſthetiker — und daſſelbe wird auch für den Lacher dadurch nicht weniger ernſthaft. Das Lachen iſt nichts als eine Art der Verwunderung, die beyläufig der Bewunderung auf ähnliche Art entgegengeſetzt iſt, wie z. B. der Teufelsſturm des Freyſchützen dem grandiöſen Kampf der Töne im Don Juan, oder — um mich eines weniger anſtößigen Gleichniſſes zu bedienen — wie die ohnmächtige Wuth eines Knaben, der mit Händen und Füßen um ſich ſchlägt, nachdem er die Ruthe bekommen hat, dem Zorn des Mannes, der die feindlichen Mächte des Schickſals zum Kampf herausfordert und untergeht, oder als Sieger.

der Zeit der Väter ehrfurchtsvoll den Söhnen überliefert wurden. Aber nur die würdigsten dieser Bilder — die, welche die würdigsten Gegenstände schilderten, wurden auf diese Weise aufbehalten; Scherz- und Spottlieder mußten mit dem Vorübergehen der Veranlassungen, die sie hervorgerufen hatten, ihr Interesse verlieren. Wenn dann später ein Meister die einzelnen kleinen Bilder in ein größeres Gemälde zusammenfaßte — wozu selten mehr, als die einfachste Aneinanderreihung erforderlich war, so erhielt natürlich das so entstandene Ganze den ernsten würdigen Charakter der einzelnen Theile, aus denen es zusammengesezt war. Wie wenig komische Züge finden wir in der Ilias und Odyssee, ungeachtet der Heiterkeit des jonischen Himmels, welche jedes Erzeugniß desselben durchweht? — Im Nibelungenliede sind selbst die Scherze tragisch, und die einzige komische Stelle im ganzen Gedicht ist die, wo der Küchenmeister Rumold seine Herren bittet, lieber zu Haus zu bleiben und in Ruhe ihre guten Bähschnitten zu verzehren, als an Etzels Hof zu ziehen.

Als die Formen der Gesellschaft, des Staates veralteten und ihrem Zweck nicht mehr entsprachen; als daher die einzelnen Individuen, unklar und verwirrt in ihren Begriffen von ihren individuellen Bedürfnissen, gezwungen waren, entweder sich von der Natur zu entfernen, wenn sie den Forderungen der Gesellschaft genügen wollten, oder aus der Gesellschaft auszuscheiden — wenigstens einen Seitenweg von der großen Heerstraße des Lebens einzuschlagen, wenn sie die Ansprüche der Natur nicht verläugnen konnten: da mußte die Thierwelt dem entarteten Geschlecht als Repräsentant der Natur entgegentreten und durch ihr stummes Beyspiel die Rückkehr zu derselben predigen. Unter den Menschen war Thorheit und Laster nicht mehr die Ausnahme; wenn sie als solche lächerlich erscheinen sollten, mußten sie sich in einer Welt zeigen, die von ihrem Einfluß frey geblieben war. Die Fabel ist daher der Zweig der komischen Literatur, welcher am frühesten ausgebildet worden ist. Die Vergleichung des Thierlebens mit dem Menschenleben, die derselben zum Grunde liegt, ist schon an sich rein komisch, wird dieß aber noch mehr durch die beabsichtigte Wirkung, da dieselbe auf der Voraussetzung der Vorzüglichkeit des Menschen vor dem Thiere beruht und doch das Thier dem Menschen wieder in gewisser Beziehung als Muster darstellt. — Fabeln sind Bilder des Thierlebens, die Parallelen zu Scenen des Menschenlebens liefern; auf ähnliche Weise, wie die leztern den Stoff zum heroischen Epos darbieten, kann daher aus den erstern ein komisches Epos gebildet werden.

Daß das griechische Alterthum uns die beyden vollendetsten Muster des historischen Epos — die Ilias und Odyssee — gegeben hat, das französische Mittelalter das ausgezeichnetste, oder vielmehr das einzige wahre komische Epos in seinem Roman du Renard *) (aus dem der flämändische, niederdeutsche und hochdeutsche Reineke-Fuchs übersezt ist), können wir als ein charakteristisches Zeichen für die Zeiten und Völker betrachten, denen diese Gedichte angehören. Nur in einer Zeit, wo die empörendste Ungerechtigkeit der Mittelpunkt des Staatslebens war, konnte dasselbe den Kern bilden, um den sich die einzelnen Scenen, die früher der Gegenstand der Fabel gewesen waren, zu einem Ganzen ordneten. Daß auf diese Weise der Roman du Renard entstanden ist, können wir leicht beweisen — was auch die albernen Fabeln unserer gelehrten Literatoren von einem Nicolaus Baumann und ich weiß nicht welchem Herzog von Lothringen, der in einen Fuchs verwandelt worden sey, sagen mögen. Wie von dem Nibelungenliede — in isländischen, färöischen, dänischen und friesischen Liedern — so haben sich auch von dem Roman du Renard noch mehrere der Elemente, denen er seine Entstehung verdankt, in ihrem ursprünglichen Zustand erhalten. Wir dürfen, da eine weitere Ausführung uns hier zu weit führen würde, nur die Fabeln der Marie de France erwähnen (Poésies de Marie de France, Poète Anglo-Normand du XIIIe siècle, publiées par B. de Roquefort. T. II. p. 59 — 402), z. B. an die bekannte 59ste: don Lion qui manda le Worpil (d. i. vulpes) von dem Löwen, der auf den Rath Reineckes in die Haut seines treuen Rathes, des Wolfs, gehüllt wird.

Uns Liuns fu mult desbaitiez,
De mal souspris et empiriez;
Tutes les bestes i alèrent,
Entr' aus distrent et esgardèrent,
K'um le devreit médichiner
Se nus en seit cunseil truver.
Au Werpil distrent li plusur,
Ki des bestes set le retur,
Et se oisiaus resait parler,
Mécine querre et demander.
Par messaiges l'unt fait semunre;
E li Gourpis le vait repunre,
Les la sale s'esteit mucies,
Car cointes ert et vésiies.
Li Liuns mult se curruca,
Le Leu, son Prévost apela,
Demanda li pur coi ne vint etc.

Ein Löwe war viel übellaunig,
Von Uebel ergriffen und unwohl.
Alle Thiere gingen hin,
Sagten untereinander und beriethen,
Daß man ihn medicinren müßte.

*) Eine Ausgabe des Roman du Renard, 4 Vol. 8° ist unlängst angekündigt worden und wird, wie wir vernehmen, noch im Laufe d. J. erscheinen.

Wenn einer davon Rath zu finden wüßte.
Beym Fuchs sagten die meisten,
Der von den Thieren die schlauesten Gänge weiß,
Und zu den Vögeln zu reden versteht,
Sey Medicin zu suchen und zu verlangen.
Durch Gesandten ließen sie ihn auffordern,
Aber der Fuchs entging dem Antworten:
In der Höhle hatte er sich versteckt;
Denn er ist listig und verschlagen.
Der Löwe ward viel zornig,
Den Wolf, seinen Burgrichter, rief,
Fragte, warum er nicht käme u. s. w.

Die Kritik des verderbten Zustandes der Gesellschaft, die im Anfang des Mittelalters schüchtern in den Fabeln, darauf kecker durch die Masse im Renard aufgetreten war, gewann immer weiteres Feld, je mehr die Verderbniß zunahm, und je größer zugleich die Zahl derer wurde, die derselben entgingen. Bald erkannten die letzteren, die bisher vereinzelt gestanden hatten — als sie von allen Seiten verwandte Stimmen vernahmen — ihre Kraft. Sie hüllten nun ihren Spott nicht mehr in das Gewand der Fabel; sie setzten dem verderbten Menschengeschlecht nicht mehr die Natur — in der Thierwelt, sondern sich selbst entgegen, die Vernunft — die Natur im Geiste des Menschen. Der Aberwitz, das Laster, die Bosheit, die bisher am hellen Tage mit ihrer Erbärmlichkeit prunkend einhergeschritten waren, wurden mit den schärfsten Waffen des Witzes bekämpft, und bald gezwungen — wenn auch mit den Zähnen knirschend — in die geheimen Schlupfwinkel der Nacht zurückzufliehen, aus denen sie sich hervorgeschlichen hatten. Die große Revolution des sechszehnten Jahrhunderts, die Reformation, war der Sieg der höchsten komischen Kraft, die, so wie sie ihrer Uebermacht bewußt handelnd in's Leben einschritt, das Schlechte vernichtete, und damit zugleich sich selbst in den tiefsten tragischen Ernst verwandelte. Hutten's Verdienst ist es, das Zeichen zum Angriff gegeben zu haben; Luther's, die schwache Seite des Feindes erkannt und den Angriff geleitet, den Sieg entschieden zu haben. Luther war der Napoleon der Reformation; aber so wenig dieser die französische Revolution gemacht hat, die er beendigte, so wenig hat Luther die Reformation gemacht. Er fand die Reformation und organisirte sie; aber die wahren Apostel derselben waren die Frömmler und Satyriker des 15ten und 16ten Jahrhunderts, die theils ihm vorangegangen waren, theils gleichzeitig mit ihm wirkten. Ohne die Deutschen zu nennen, die wir als bekannt voraussetzen dürfen, wollen wir nur an einige der ausgezeichnetsten Franzosen erinnern, an Marot, Jodelle und seinen Abbé Eugène etc., und da uns die Chronologie keine Fesseln anlegt, vor allen an Rabelais — den komischen Homer seiner Zeit.

Durch ein sonderbares Mißverständniß hat eine gewisse Parthey die Meynung verbreitet, als sey die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts die Mutter der Revolutionen, die das 18te und das 19te erschüttert haben; mit demselben Rechte könnte man der Pockenimpfung, die Europa von seiner gefährlichsten Seuche befreyt hat, den Ausbruch einer Pest in Egypten zuschreiben, oder das Abtragen eines alten Thurmes, der den Einsturz drohte, als die Veranlassung des Sturzes eines benachbarten bezeichnen, den man nicht abgetragen hatte, als er baufällig wurde. Die Kirchenreformation hat Deutschland vor einer politischen Revolution bewahrt: sie rettete den siechen Staat durch Eröffnung der Eiterbeulen und durch Ableitung des Krankheitsstoffes, der ihn an den Rand des Grabes gebracht hatte. — Frankreich verschmähte die Hülfe der Aerzte, oder, um der Wahrheit gemäß zu reden, die Krankheit gewann die Oberhand über die Kunst derselben, und nachdem sie den höchsten Grad erreicht und die edelsten Lebenstheile ergriffen hatte, mußte eine Krisis eintreten, die den Kranken entweder vernichtete, oder ihn rettete. Das letztere ist mit Hülfe einiger chirurgischen Operationen erfolgt, Frankreich ist gerettet, und wenn einzelne Theile seines Organismus noch nicht zur vollen Gesundheit zurückgekehrt sind, andere die ganze Wuth der Krankheit in sich concentrirt zu haben scheinen, so ist doch im Allgemeinen die Genesung entschieden und die allmählige Rückkehr zu einem natürlichen Zustande keinem Zweifel mehr unterworfen. Dieß ist der Unterschied zwischen der gegenwärtigen Lage Frankreichs und Deutschlands. Deutschland hat die Mängel seiner Verfassung verbessert. Frankreich hat ohne einzelne Verbesserungen das Ganze niedergerissen und neu zu bauen angefangen; es hat seine Krankheit nicht einseitig curirt, sondern durch die Selbsthülfe der Natur völlig herausgeworfen, neue Lebenskraft gewonnen, und eine neue, gesunde Organisation angefangen.

Die Aerzte, welche die Bewegungen des Kranken während seiner Krisis — in dem Wahnsinn der Revolution — mit Kopfschütteln beobachtet und mit Achselzucken seinen unfehlbaren Tod vorausgesetzt hatten, weil man ihren Rath verschmäht habe — sie sahen voll Verwunderung seine Genesung, und standen nicht an, dieselbe ihren Rathschlägen und Medikamenten beyzumessen. Leider sind die weisen Männer uneins unter sich selbst: die Ultra's von Stahls Schule hatten adstringirende, die liberalen Brownianer relaxirende Mittel gegeben — deren Wirkung sich zum Glück gegenseitig aufgehoben hatte — und jede Parthey behauptet nun, daß ihr die Ehre der Heilung gebühre, und besonders, daß ihr und ihrer Methode die Fortsetzung der Cur anvertraut werden müsse. Denn, daß diese noch keineswegs vollendet sey, ist der einzige Punkt, worüber beyde Partheyen übereinstimmen, wenn auch der Patient frisch und gesund vor ihren Augen her-

umspazirt. Bewahre der Himmel Frankreich, daß es so wenig in die Hände der Liberalen, als der Ultra's falle. Amen!

(Der Beschluß folgt.

Dichtkunst.

Die Häuptlinge Ostfrieslands. Historisch-romantisches Gedicht in zwey Gesängen von H. Suur. Hannover 1826, in der Hahn'schen Hofbuchhandlg.

Der Verfasser beklagt sich in seiner Vorrede mit Recht, daß die Geschichte der Ostfriesen noch so wenige Dichter begeistert hat. Auf dem klassischen Boden der kräftigen Marschländer an der Nord- und Ostsee haben höchstens Voß und Kosegarten sich ein wenig angebaut, kleine Schweizereyen oder Holländereyen angelegt, und die Poesie getrieben wie Kuhmelken und Käsemachen, „diese nützlich häusliche Verrichtung." Als ob jene Hirtenvölker nie etwas Edleres gekannt, als ob sie nicht auch das Schwert geschwungen in unsterblichen Freyheitskämpfen, wie die Schweizer, als ob der Dichter nicht etwas Höheres an ihnen zu preisen fände, als jene Vossische dörfliche Philisterey, zu der freylich auch sie gleich den Schweizern endlich herabgesunken sind. Man verpflanzt Vossische Louisen nach Holstein und Kosegartensche Jukunden nach Rügen, wie Clauren'sche Mimilis auf die Alpen; wird denn nie ein Dichter aufstehen, der jenes Heldenmädchen besingt, die eine reine Jungfrau die Fahne vorauftrug, als Wolf Isenbrand mit 6000 Bauern aus Dithmarsen das schwarze Heer der Dänen von 30,000 Mann grimmig niederwarf und seinem armen Vaterlande die Freyheit erkämpfte? Die Dithmarsen und Friesen sind an Thaten überreich, und diese Thaten waren schön, wie die der Schweizer, doch haben sie noch keinen Schiller gefunden, so wenig als einen Johannes Müller.

Herr Suur hat in dem vorliegenden Heldengedicht die Bahn gebrochen, aber ich begreife nicht recht, warum er keinen schönern Gegenstand gewählt hat, deren ihm die Geschichte seines Vaterlandes nicht wenige darbietet. Sein Gedicht schildert uns nichts von jenen Freyheitskämpfen seiner Ahnen, sondern nur die Fehden ostfriesischer Häuptlinge in einer schon entarteten Zeit. In jenen Kämpfen galt es etwas Heiliges, Vaterland und Freyheit; in diesen Fehden gilt nur noch das kleinliche habsüchtige Interesse einzelner Burgherrn, oder wilde Fehdelust, Blutrache und dergleichen. Sie verdrängen sich durch rohe Gewalt oder Verrath und gehen unter, um neuen Platz zu machen. Das Volk ist dabey passiv, und von einem patriotischen Interesse verschwindet jede Spur. Warum hat uns der Dichter nicht die Kämpfe der Bauern geschildert? Auf diesen Bauern allein beruht das lokale und nationelle Interesse und zugleich alle Poesie jener Gegenden und jener Zeit. Als ein geborner Friese wird er von der Geschichte der Marschländer besser unterrichtet seyn, als ich, der ich nur dem Bolten und Wiarda folgen kann; aber auch schon die Geschichtbücher dieser beyden wackern Männer bieten dem Dichter eine Mannigfaltigkeit von Stoffen dar, die weit poetischer und patriotischer sind, als die Kämpfe Ockos und Focko's.

Indeß läßt sich bekanntlich den Dichtern nichts vorschreiben, und man muß ihre Gaben nehmen, wie sie sind. Ihr Ruhm besteht ja zum Theil darin, daß sie aus nichts etwas, und aus wenig viel zu machen wissen. Suurs Gedicht enthält viele Schönheiten, und die vorzüglichste liegt im Ton des Ganzen, in einer originellen und unnachahmlichen Einfachheit, worin ein ächt epischer Geist weht. Die neuern Epiker gefallen sich gar zu sehr in Schwulst, glänzenden Bildern, pathetischen Redensarten und Exklamationen, und haben fast nichts mehr von der edlen Einfalt des Homer, der Nibelungen und der ältern Chroniken, worin doch gerade der epische Geist so mächtig wirkt. Herr Suur hat dagegen seinem Gedicht den ganzen Zauber dieser Einfalt einzuhauchen verstanden, und ihm dadurch ein lokales und altertümliches Gepräge verliehen, welches sehr anziehend ist. Damit stimmt auch sein Versmaaß, die vierfüßige Jambe, vortrefflich überein. Man höre den Anfang:

Des Herbstes Frühstrahl drang hervor
Durch Reif und Nebel auf das Moor,
Auf Rockensteppel, Haid' und Bruch;
Laut lärmend zog der schwarze Zug
Der Dohlen über's Land. Am Wall,
Im Erlbusch tönt überall
Der Drosseln Pfeiffen, stärker gellt
Der Ammer Stimme durch das Feld.
Es malt der Sonne matter Glanz
Der moosbedeckten Zinnen Kranz
Des Thurms, der, die Dünste durch,
Hochprangt am Schloß zu Oldenburg.

Ich habe schon im vorigen Jahrgang unsers Blatts, bey Gelegenheit einer Beurtheilung des Divko von Henne, darauf aufmerksam zu machen versucht, daß der Deutsche eigenthümliche epische Versmaaße besitze, die ihn besser kleiden, als die Ottaverimen oder Hexameter, die er von Fremden borgen muß. Auch Suur hat wie Henne ein solches ächt nationelles Versmaaß gewählt, und es ist sehr zu loben, daß man in dieser natürlichen und vernünftigen Weise fortfährt. Nur einigemal wechselt Suur mit italienischen und spanischen Versmaaßen ab, ja sogar mit Hexametern, welches gewiß fehlerhaft ist, da es die Haltung des ganzen Gedichtes stört, doch einigermaßen Entschuldigung verdient, weil diese Abweichungen nur dann eintreten, wenn der Dichter seinen Helden wirklich nach Süden in die fremden Umgebungen führt.

Nr. 5.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 16. Januar 1827.

Geschichte.

Historical researches on the wars and sports of the Mongols and Romans; in which Elephants and wild Beasts were employed or slain, etc. etc. with a map and ten plates. By John Ranking (4. pp. 516). London, 1826.

Eine so sonderbare, um nicht zu sagen absurde Meynung als diejenige ist, welche der Verf. dieses Werks aufstellt, ist wohl selten durch einen solchen Schatz von interessanten, zum Theil ganz unbekannten historischen Thatsachen unterstützt worden, als wir hier beysammen finden. Der Verf. ist nämlich der Meynung, daß die fossilen Ueberreste von Elephanten, Löwen, Tigern, Nilpferden u. s. w., welche man an vielen Orten in dem ganzen Norden der alten Welt gefunden hat, nicht das Resultat großer natürlicher Umwälzungen auf der Erde seyen, wie die Naturforscher bis jezt geglaubt haben, sondern die Ueberreste der wilden Thiere, welche durch die Eroberungen und Heereszüge der Römer und später der Mongolen aus südlicheren Klimaten nach dem Norden verpflanzt worden sind. Um diese Behauptung zu erweisen, führt Hr. Ranking eine große Menge von Thatsachen an, die er in den Geschichtschreibern des Alterthums und besonders Asiens gefunden hat. Ein zwanzigjähriger Aufenthalt in Hindostan und Rußland haben ihn in den Stand gesezt, besonders in den leztern zu schöpfen, und oft scheint es wirklich, als wenn er die Elephantenknochen nur als Vorwand brauchte, um eine Geschichte der Mongolen einzuschwärzen oder vielmehr als Rahmen, um sie einzufassen. „Während seiner Bemühungen, sagt er selbst, historische Beweise für seine Ansicht zu sammeln, ist der Verf. durch den ausgedehnten Schauplatz der Eroberungen, die außerordentliche Macht und Größe der Mongolischen Khans, die Pracht ihrer Jagdzüge und Hoffeste, welche alles übertreffen, was je in Europa gesehen worden ist, verleitet worden, einen Quartband aus dem zu machen, was leicht in einen kleinern Raum zusammengedrängt werden konnte..... und einen Auszug der Geschichte des Sibirischen Gengis Khan und seines Enkels Kublai hinzuzufügen u. s. w.“ — Der Verf. ist offenbar besser in der Geschichte der Mongolen bewandert, als in der Geschichte der fossilen Knochen, ihrer Lage, Beschaffenheit, der Orte, wo sie gefunden werden u. s. w., und scheint wirklich nur über die, welche in England gefunden worden sind, genauer unterrichtet zu seyn. So wenig indessen auch seine Ansicht eine ernsthafte Widerlegung verdient, so können wir es billigerweise ihm nicht abschlagen, kürzlich auseinanderzusetzen, auf welche Thatsachen er sie begründen will. Es geht aus zahlreichen Zeugnissen der alten Schriftsteller hervor, daß die Römer und früher die Carthaginenser auf ihren Heereszügen Elephanten mit sich führten. Wir sahen Hannibal für seine Elephanten einen Weg über die Alpen bahnen; wir sahen in einer einzigen Schlacht in Spanien 39 Elephanten erschlagen, und in einer andern Schlacht zwischen Römern und Carthaginensern bey Palermo hundert und vierzig Elephanten im Gefecht. In Griechenland kämpfen Elephanten sowohl in den Reihen der Römer als in denen des Antiochus und Mithridates. Der Kaiser Claudius gebraucht Elephanten bey der Eroberung von Britannien. — Wilde Thiere aus allen bekannten Gegenden der Erde, sowohl aus Norden als Süden, wurden in ungeheurer Anzahl bey den Kampfspielen der Römer gebraucht, und zwar nicht nur in Rom selbst, sondern in vielen andern großen Städten ihres Weltreiches. Diese Thiere wurden an besondern Orten (vivaria genannt) in der Nähe der Städte für die Kampfspiele aufbewahrt. Ist es demnach zu verwundern, daß Knochen von diesen Thieren in der ganzen Ausdehnung des römischen Reiches gefunden werden? — Daß (um bey England zu bleiben) in der Nähe von Kew, Brentford, Ilford, Romford, London, York, Colchester Knochen von Elephanten, Rhinoceros, Löwen, Gazellen u. s. w. sich finden? — York war der Sitz dreyer Kaiser, Severus, Caracalla und Geta, und hier feyerte Severus seinen Triumph über die Parther. Das Thal, in welchem die fossilen Knochen von Kirkdale bey York gefunden werden, scheint sich vollkommen zum Kampfplatz für diese Thiere, oder zur Aufnahme eines vivarium geeignet zu haben. Die übrigen der genannten Orte waren ebenfalls

römiſche Städte von großem Umfang und Reichthum, und es iſt ſchwer als einen bloßen Zufall das Daſeyn foſſiler Knochen in ihrer Nähe zu erklären. Gegen die Theorie der Geognoſten ſpricht noch beſonders der Umſtand, daß man die Knochen von ſolchen Thieren, die den kälteſten Klimaten angehören, neben ſolchen gefunden hat, die Afrika und Oſtindien bewohnen, z. B. bey Paris Löwen und Tiger neben Rennthierknochen, bey Harwich Knochen des Rhinoceros, des Hippopotamus neben denen des Elenthiers aus Irland. In Irland ſelbſt hat man ein ſolches Elenthier gefunden, was durch einen Pfeil oder Speer verwundet worden war. Alle dieſe Thiere aber wurden bey den Kampfſpielen der Römer zuſammengebracht, und wenn ſich ihre Ueberreſte an vielen Orten finden, von denen wir nicht wiſſen, daß die Römer je daſelbſt Niederlaſſungen gehabt haben, ſo muß man bedenken, daß die Thiere bey ihrem Transport das römiſche Reich nach allen Richtungen durchkreuzen mußten; endlich mußte die Anzahl derer, welche während mehrerer Jahrhunderte auf dieſe Art in Europa umgekommen ſind, ſo groß ſeyn, daß man ſich eher über die geringe Menge der Ueberreſte, welche von ihnen gefunden worden ſind, wundern könnte, als über ihre Menge. *) Das Daſeyn ähnlicher Ueberreſte im nördlichen Aſien, in Rußland, Polen u. ſ. w. wird durch die Ausdehnung der mongoliſchen Rieſenherrſchaft leicht erklärlich. Timur und ſeine Nachfolger beherrſchten zugleich China, Tibeth und Oſtindien öſtlich vom Burhampooter, lauter Länder, die reich an Elephanten ſind, und Sibirien bis an die Behringsſtraße. Der große Khan Oktai führte in China Krieg, während ſein Neffe mit 600,000 Reitern Rußland und Polen überzog. Die Mongolen bedienten ſich aber in ihren Kriegen ſowohl als bey ihren Feſten derſelben ſüdlichen Thiere, deren foſſile Ueberreſte in jenen nördlichen Gegenden gefunden werden. Daß dieſe Thiere, beſonders aber die Elephanten, die Kälte bis zu einem hohen Grade ertragen konnten, geht nicht nur aus Hannibals Zug über die Alpen hervor, ſondern auch daraus, daß der Kaiſer Mahmud einmal 1300 und ein andermal 500 Elephanten gegen den König von Kaſchgar führte, wobey dieſe Thiere die Kälte der Tartarey aushielten, während Menſchen und Pferde zu Grunde gingen. Was die Mammuthsknochen betrifft, welche in Sibirien gefunden worden ſind, ſo meynt der Verf., ſie könnten entweder einer damals noch lebenden und jetzt ausgeſtorbenen Thierart angehören, oder ein großer Theil der ſogenannten Mammuthsknochen ſeyen wahrſcheinlich Wallroßknochen, und nur aus der undeutlichen Beſchreibung der Eingebornen bekannt. —

Dieß ſind in Kurzem die Thatſachen, womit Ranking ſeine antigeognoſtiſche Anſicht erweiſen will, doch iſt es billig zu ſagen, daß er ſelbſt eingeſteht: manche der foſſilen Knochen könnten wirklich einen andern Urſprung haben, als den, den er für den größten Theil derſelben angibt. Wir können uns nicht darauf einlaſſen, ſeine Meynung zu widerlegen, was für diejenigen Leſer, die mit den Thatſachen, worauf die entgegengeſetzte Anſicht Cuviers und anderer Naturforſcher beruht, nur einigermaßen bekannt ſind, auch überflüſſig wäre. Wir übergehen auch die Abhandlung über die Zigeuner und über tauſend andere Dinge, welche Ranking anzubringen weiß, und wollen mit der Beſchreibung einer großen mongoliſchen Jagd ſchließen, welche er unter andern zum Beſten gibt und woraus freylich hervorgeht, daß in jenen Zeiten ungeheure Niederlagen von animaliſchen Ueberreſten ſich bilden konnten. „Während Gengis Khan ſich in Termed aufhielt, ordnete er im Winter 1221 eine große Jagd an, um die Krieger in Bewegung zu erhalten, indem die Jahrszeit den Krieg unterbrochen hatte. Da Touſchi Khan, des Kaiſers älteſter Sohn und Oberjägermeiſter des Reichs, abweſend war, ſo erhielt ſein Stellvertreter Befehl, Alles zur Jagd in Bereitſchaft zu ſetzen. Der Kaiſer bezeichnete den Raum, der eingeſchloſſen werden ſollte, und die verſchiedenen Abtheilungen des Heers ſetzten ſich nach den ihnen angewieſenen Stellungen in Bewegung und umſchloſſen den ganzen ungeheuren Raum wie mit einer dichten Hecke. Die Hauptleute erinnerten ihre Soldaten, daß es ihnen das Leben koſten würde, die wilden Thiere aus dieſem Kreiſe entkommen zu laſſen, der viele Meilen im Umfang hatte und große Wälder einſchloß. Die Mitte des Kreiſes bildete eine kleine Ebene, wohin alles Wild zuſammengetrieben werden ſollte. Nachdem Alles bereit war, wurde es dem Kaiſer durch Eilboten angezeigt, und dieſer ſandte den Befehl zum Aufbruch an die Anführer der verſchiedenen Heeresabtheilungen. Bey dem Klange der Pauken, Hörner und Trompeten ſetzte ſich das ganze Heer zur ſelben Zeit in Bewegung nach dem Mittelpunkte des Kreiſes hin. Die Soldaten hielten ſich dicht zuſammen, die wilden Thiere vor ſich hertreibend und die Hauptleute folgten hinter den Reihen, um die Ordnung zu erhalten. Alle waren in voller Rüſtung wie zum Kriege, mit eiſernen Helmen, ledernen Harniſchen, Schilden, Säbeln, Köchern und Bogen bewaffnet, und trugen außerdem noch Beile, Packnadeln, Bindfaden und Seile. So rückten ſie mehrere Wochen hintereinander vor ohne Unterbrechung. Alles, was im Kriege nothwendig iſt, wurde ſorgfältig beobachtet, in der Nacht Lager geſchlagen, Wachen ausgeſtellt und die Loſung gegeben. Ein Fluß hielt ſie nur wenig auf, das Wild wurde hineingetrieben

*) Abgeſehen von allen andern Gründen wäre dieſer ſchon hinreichend, um zu beweiſen, daß unſere foſſilen Knochen nicht die Ueberreſte der in den Kampfſpielen und Kriegen der Römer gefallenen Thiere ſeyn könnten. Welche ungeheure Menge ſolcher Knochen müßte man ſonſt in der Nähe von Rom finden!

und schwamm hindurch, und die Soldaten sezten auf zusammengebundenen Fellen hinüber, welche an dem Schweif der Pferde befestigt wurden. — Als auf diese Art der Kreis immer enger ward, und die Thiere anfingen sich gedrängt zu fühlen, rannten sie theils auf die Gebirge, theils in die Thäler und Schluchten oder in's Innerste der Wälder, oder suchten in Höhlen eine Zuflucht; überall wurden sie aber herausgetrieben, so daß sie endlich in der Verzweiflung sich auf ihre Verfolger warfen und denselben viel zu thun machten, um so mehr da den Soldaten befohlen war bey Todesstrafe, die Thiere nicht zu tödten oder zu verwunden, sondern sie nur vor sich herzutreiben. Eilboten brachten dem Kaiser immer Nachricht von den Fortschritten der Jagd und dem Betragen der Soldaten. Das beständige und immer zunehmende Getöse der Pauken und Trompeten und das Geschrey der Soldaten, deren Reihen immer dichter wurden, je mehr sich der Kreis verkleinerte, versezte endlich das Wild, das immer mehr zusammengedrängt wurde, in eine solche Angst, daß die reißendsten Thiere ihre natürliche Wildheit vergaßen. Löwen und Tiger schienen sanftmüthig geworden zu seyn, und Bären und Eber schienen niedergeschlagen und fast ihrer Sinne beraubt vor Schrecken. Nachdem alles Wild auf der bezeichneten Ebene zusammengetrieben war, begab sich der Kaiser mit seinem Gefolge an Ort und Stelle, trat zuerst in den Kreis in der einen Hand sein Schwert, in der andern den Bogen und den Köcher voll Pfeile auf dem Rücken, seine Söhne und seine angesehensten Heerführer begleiteten ihn. Er begann nun das Gemezel, indem er die wildesten Thiere, Löwen und Tiger zu Boden streckte, wovon einige in der Verzweiflung ihr Leben zu vertheidigen suchten. Bald aber zog sich der Kaiser nach einer Anhöhe zurück, wo ein prachtvoller Thron für ihn errichtet war, und beobachtete von dort aus die Gewandtheit und den Muth seiner Kinder und der Krieger, welche die wilden Thiere ergriffen und sich kühn allen Gefahren aussezten, wohl wissend, daß der Kaiser ihren Werth darnach beurtheilen werde. Nach den Prinzen und Feldherren betraten die jüngern Soldaten den Kreis und richteten ein großes Blutbad unter allen Arten von Thieren an. Hierauf traten die Enkel des Kaisers und mehrere Edelknaben von ihrem Alter vor den Thron und baten in einer Rede nach ihrer Art den Kaiser, die noch übrigen Thiere zu schonen und ihnen Leben und Freyheit zu schenken, was er ihnen zugestand, und das Heer, nachdem er es für sein Betragen gelobt hatte, wieder nach seinen Winterquartieren zurückschickte. Die Thiere, welche den Säbeln und Pfeilen entronnen waren, flohen nach ihren Höhlen und Wäldern zurück. So endete die Jagd von Termed." —

Uebersicht der französischen Literatur.

Komisches Epos.

(Beschluß.)

Wenn der gegenwärtige Zustand Frankreichs — wie wir behaupteten — ein gesunder natürlicher ist, wenn die Gebrechen desselben nur Ausnahmen von der Regel sind; so bedarf es nur der einfachen Herausbebungen derselben, um sie als Verzerrungen zu bezeichnen, und dem allgemeinen Gelächter Preis zu geben. Auf diese Weise hat Beranger uns in einer Menge kleiner Lieder eine Reihe Karrikaturen gegeben, die selbst von der Stirn des Polizeykommissärs, der sie bey dem Buchhändler confiscirte, die Falten verscheuchten. — Wenn aber eine der beyden Partheyen, die einander feindlich gegenüberstehen, weil eine der andern das Handwerk verdirbt, ihr einseitiges Interesse für das des Ganzen erklärt, und nicht diesem, sondern ihrer eigenen Vortrefflichkeit die Gegenparthey entgegensezt; so fällt der Effekt des Lächerlichen, der allerdings hervorgebracht wird, weniger auf die angegriffene, als auf die angreifende Parthey. Um alle Versuche dieser Art zu charakterisiren, dürfen wir bloß einen einzigen anführen, den wir überdieß schon seines augenblicklichen Triumphs wegen, in einer Uebersicht der neuesten französischen Literatur nicht mit Stillschweigen übergehen können.

La Villéliade ou la Prise du Château Rivoli, Poème Heroi-comique en cinq chants par Mery et Barthelemy. Onzième édition. Par. 1826. 8.

Die Mittelmäßigkeit der beyden Verfasser spricht sich hinreichend darin aus, daß das geübteste Auge keinen Unterschied zwischen der Arbeit des einen und der des andern entdecken kann; nur ein todtgebornes Kind entbehrt so sehr aller Individualität, daß man darin keine Aehnlichkeit mit dem Vater zu finden weiß. Aber wir bezweifeln, ob das ausgezeichnetste Talent einem so undankbaren Stoff, wie der Wettstreit um eine Ministerstelle, eine poetische Idee abzugewinnen vermocht hätte: dieß ist der Gegenstand des Gedichtes!

cette grande querelle,
Qui troubla si long temps le sommeil de Villèle,
Comment Labourdonnaie et de fiers députés
Du comte de Toulouse ennemis indomptés
Lassés de haranguer une Chambre muette
Sonnèrent des combats la bruyante trompette,
Et sur le haut balcon du château Rivoli *)
Proclamèrent son règne à jamais aboli!

Die Beschreibung eines großen diner ministeriel eröffnet den ersten Gesang, die dabey anwesenden Deputirten werden — nach dem Muster des homerischen

*) Der Pallast des Ministeriums der Finanzen auf der Straße Rivoli, der eines der schönsten Gebäude von Paris ist.

Schiffskatalogs — aufgezählt und einzelne derselben durch kurze Beysätze, ohne Witz, bezeichnet. Villèle hält eine Anrede an sie, worin er sie von der Gefahr benachrichtigt, die ihm von Seiten Labourdonnaie's droht, und seine eigenen Verdienste heraushebt — den spanischen Krieg, die siebenjährige Kammer, die Emigranten-Entschädigung, die drey Procents, den Glanz der Kirche und der Jesuiten. Einer der wenigen glücklichen Züge des Gedichts ist die Bereitwilligkeit, mit der die fotirten Deputirten die Aufforderung zum Kampf beantworten:

Ils se lèverent tous; en voyant leur figure
On eut dit, qu'ils alaient demander la cloture.

Aber unmittelbar darauf halten sich die Verfasser für diese ungewöhnliche Anstrengung ihrer komischen Ader durch eine doppelte Gabe Fadheit schadlos; die Deputirten schwören, muthig dem Feind entgegen zu gehen:

Lors Martignac so lève, au valet en livrée
Il demande sa lyre avec de l'eau sucrée. (!)

Er begeistert die Streiter Villèles durch eine äußerst platte Hymne, die den ersten Gesang schließt.

Im zweyten Gesange beginnt Villèle den Feldzug durch den Ausmarsch seines Heeres gegen Labourdonnaie's Lager in der Faubourg St. Germain *); eh' er indessen die Seine passirt, versucht er noch einmal den Weg friedlicher Unterhandlungen, die Veranlassung zu einer Beschreibung der Streitkräfte Labourdonnaie's geben. Damit das Gedicht indeß kein allzufrühes Ende habe, werden alle Ausgleichungs-Vorschläge natürlich abgewiesen.

Im dritten Gesang setzen sich Geistererscheinungen, die aus der Seine aufsteigen, dem Uebergang über den Strom entgegen. Die Armee, verstärkt durch die Abonnenten der Etoile, die fünfzig Abonnenten des Journal de Paris und

le prote de Pillet,
seul homme de Paris qui lise la Gazette, **)

zieht sich in ihr Lager zurück: Villèle wird in seinem Zelt von dem Gespenst eines Rentier's besucht, der — durch die drey Procents ruinirt — sich ersäuft hat, und verlangt, daß Villèle, wenn er die Geister besänftigen wollte, mit Rothschild ihm ein Monument auf dem Grève errichte. Rothschild wird durch einen spiritus familiaris aus London citirt, das Monument errichtet und die Geister der Wässer beruhigt.

Der vierte Gesang bringt Villèle endlich über die Seine. Er passirt, nachdem die Jesuiten von Montrouge ihm zu Hülfe gekommen sind, auf seinem großen Portefeuille den Fluß: Labourdonnaie stellt sich ihm entgegen; aber vergebens sucht er ihn durch die boule noire zu erlegen. Villèle läßt die Rebellen mit Goldstücken beschießen; diese vergessen alle Vertheidigung, um die kostbaren Kugeln zu sammeln und werden völlig zerstreut. Labourdonnaie flüchtet sich in den Convent von Issy; er hält eine Anrede an seine geschlagene Armee, worin er den Sieg des Feindes bloß dem Beystand der Söhne von Montrouge zuschreibt, und beschließt diese für sich zu gewinnen.

Während Villèle im Palais Rivoli das Siegesfest feyert, haben sich, im fünften Gesange, die Gegner erholt und gesammelt. Sie rücken gegen den Pallast an. Um vor demselben aber nicht zehn Jahre liegen bleiben zu müssen, wie die Griechen vor Troja, machen sie bereits im ersten und am ersten Tage von der List derselben Gebrauch. Eine ungeheure Kriegskasse, in deren Innerm Hundert der tapfersten Streiter verborgen sind, wird unter schwacher Bedeckung vor den Augen des Feindes vorübergeschickt; dieser macht einen Ausfall, erobert die Kasse und bringt sie im Triumph in den Pallast ein. Dieß ist das Zeichen zu einem allgemeinen Angriff. Labourdonnaie ersteigt den Balcon des Hotel's. Die Belagerten vertheidigen sich indeß tapfer; diplomatische Traktate in allen Formaten fliegen den Angreifern an den Kopf, unter andern:

les mémoires fameux
Publiés par Ouvrard, rédigés par Villèle;

und es hätte um den Ausgang bedenklich ausgesehen, wenn nicht die Krieger, die in der Kasse verborgen waren, dieselbe gesprengt und den Sieg entschieden hätten. Villèle, von allen den Seinigen verlassen, wirft sich Labourdonnaie zu Füßen; er wird zu Gnaden aufgenommen; und der Anfang des neuen Reanum's durch diesen Act der Milde schließt würdig das heroisch-komische Gedicht.

Ob dasselbe aber ein Gedicht sey, wird durch den Mangel an allem inneren Leben, den man schon aus unserem Grundriß ersehen kann, entschieden; keine einzige individuelle Gestalt, keine einzige scharf und bestimmt hervortretende Handlung — im Ganzen keine durchgeführte, und, wir möchten sagen, überhaupt keine Idee, wenn nicht die höchst unpoetische: daß Geld der Gott der Diplomaten, so wie anderer ehrlicher Leute sey. Nach diesem allgemeinen Verdammungsurtheil wird man uns die Mühe, einzelne Ausstellungen zu machen, ersparen; doch können wir uns der Bemerkung nicht enthalten, daß das si long temps im Eingang des Gedichts uns charakteristisch für die ganze Gattung scheint: vergebliche Anstrengung etwas darzustellen, die sich endlich nicht anders zu helfen weiß, als indem sie uns zuruft: aber ihr wißt es ja schon, warum soll ich es euch erst beschreiben. Boileau, dessen gepriesenes Meisterwerk freylich in dieselbe Kategorie fällt, kann den Herrn Merry und Barthelemy keinen poetischen Lehrbrief ertheilen, da seine eigene Meisterschaft sich nur auf einen sehr untergeordneten Handwerkszweig — die Politur der Verse — beschränkt und außer dem Gebiet desselben schwerlich noch anerkannt werden dürfte. Voltaire's Pucelle und Parny's Guerre des Dieux gehören in ein anderes Capitel, mit dem die Villèliade nichts zu schaffen hat.

*) Das Quartier von Paris, in dem — weil es den Tuilerien gegenüber — die meisten Herren und Damen vom Hofe wohnen.

**) La Gazette de France, ausgezeichnet durch ihre Langweiligkeit und ihre Bereitwilligkeit, bey jedem Wechsel der Minister jeden denselben gefälligen Ton anzunehmen. Das Journal de Paris, die älteste P. Zeitung, ist gleichen Gehaltes.

Nr. 6.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 19. Januar 1827.

Reisebeschreibung.

Tagebuch einer zweyten Reise über Paris nach London und einigen Fabrikstädten Englands, vorzüglich in technologischer Hinsicht. Von Johann Conrad Fischer, Oberstlieutenant der Artillerie. Aarau, Heinrich Remigius Sauerländer. 1826. 276 S. 8.

Der durch wichtige Entdeckungen, welche in der Eisen- und Stahlfabrikation bedeutsame Fortschritte herbeyführten, rühmlichst bekannte Herr Fischer in Schaffhausen besuchte auf der Geschäftsreise, von deren Tagebuch hier ein Auszug mitgetheilt wird, England zum dritten Mal. Vor einigen und dreyßig Jahren, aus Schweden zurückkehrend, sah er es zum ersten Mal. Zwanzig Jahre später (1814) reiste er hin, um die in sein Arbeitsfach einschlagenden technischen Fortschritte mittelst Selbstansicht kennen zu lernen, und das Tagebuch dieser Reise hat er 1816 bekannt gemacht. Jezt ging er dorthin, um Entdeckungen und Fortschritte auszutauschen, und seiner vorjährigen Reise wichtiges Geschäft war „die Ueber„tragung seiner Erfindung des Meteorstahls, so wie „zweyer in England bis jezt noch nicht bekannter Proceduren „für Verfertigung von Oefen zu Schmelzung des reinen „Stableisens, und dann der dazu erforderlichen Schmelz„tiegel.“ Wenn indeß technische Vorwürfe Hauptgegenstand der Reise und somit auch ihres Tagebuchs waren, so ward dieses leztere durchaus so geschrieben, daß sein Inhalt jedem Gebildeten verständlich ist, und es wird dasselbe (wie bereits mit der vor zehn Jahren erschienenen Reiseerzählung der Fall war) auch für Jedermann erfreulich, weil der Reisende zu denen gehört, „die nichts Menschliches sich fremd achten,“ und weil seine, übrigens nirgends zur Schau getragene, Persönlichkeit Vertrauen und Zuneigung einflößt.

Ausnehmend anziehend erscheint schon die kurze Geschichte der Entdeckung des sogenannten Meteorstahls. Um einen am polytechnischen Institut in Wien studirenden Sohn zu besuchen und dessen vortreffliche Lehrer kennen zu lernen, war Hr. Fischer im Spätjahr 1824 nach Wien gereist. Der Freyherr von Jacquin führte ihn in's kaiserliche Naturalienkabinet, wo den Technologen besonders die Schäze des Mineralreichs anzogen, und unter diesen am meisten die als Stein und als gediegenes Eisen vorkommenden Meteormassen; immer gleich merkwürdig, seyen es nun Trümmer untergegangener Welten, die, im unendlichen Raume schwimmend, dem Gravitationsgesez der Erde folgend, in dessen Bereich sie kommen, oder Aussendlinge der Feuerschlünde des Mondes, oder Erzeugnisse energischer chemischer Verbindungen von Urstoffen in den höhern Regionen des Luftkreises. Das wunderbare, heterogen scheinende, und dennoch aus homogenen Massen bestehende Gefüge des Meteoreisens, welches Herr von Widmanstadt so glücklich geahnt und für das Auge dargestellt hat, veranlaßte den Hrn. Fischer, sich gegen den Hrn. von Jacquin zu äußern: nach der Heimkehr wolle er versuchen, das Meteoreisen kunstlich nachzumachen. Die Rückreise ging über Triest und Venedig. Im Waffensaale des Arsenals der lezteren Stadt erblickte der Reisende auf türkischen Klingen jene Zeichnungen von Damast, die ihm Analogie mit denen des Meteorsteins zu haben schienen. Dieß erzeugte den Gedanken, statt des beabsichtigten Meteoreisens vielmehr Meteorstahl zu verfertigen. Eine lange Reihe von Versuchen zu diesem Zweck in den Werkstätten zu Schaffhausen unternommen, brachte alsdann die Ueberzeugung, daß durch Kombination des Nickels mit Stahl, einzig nur, aber in der That auch, die ächte Damascener Klinge erhalten werden möge. Wie diese Ueberzeugung sich seither durch Urtheile sachkundiger Richter und durch die Huldigungen, welche in dem Vaterlande der feineren Stahlarbeiten dieser Entdeckung gebracht wurden, bestätigt hat, wird in dem Tagebuch der Reise gemeldet.

Diese war auf den kurzen Zeitraum von anderthalb Monaten (Juni und Juli 1825) beschränkt; wie man aber durch gute Benuzung die Zeit vervielfachen könne, das mag man bey Hrn. Fischer lernen, dessen Hin- und Herreise, von und nach London, mit der größten Schnelligkeit geschehen ist, wozu auch die Dampf-

boote beygetragen haben, indem dasjenige zur Rückfahrt den Weg von Dover nach Calais in weniger denn drey Stunden zurücklegte. Es soll hier weder eine Aufzählung der Gewerbstätten, Fabriken und Kunstwerke, von denen der Reisende Kunde gibt, noch eine Liste der ausgezeichneten Männer, Gelehrten, Künstler, Fabrikanten u. s. w., mit denen er zusammentraf, gegeben werden. Von den einen wie von den andern wird man je über die merkwürdigsten Bericht finden und manches Eigenthümliche inne werden, das der guten Aufnahme zu verdanken ist, die dem Hrn. Fischer beynahe überall zu Theil ward, weil er einerseits nicht nur um zu empfangen, sondern hinwieder auch um zu geben und zu tauschen gekommen war, und weil anderseits, wenn wir nicht irren, sein persönlicher Charakter durch Einfachheit und Treuherzigkeit dem brittischen Nationalcharakter verwandt ist.

Wenige einzelne Züge, die seinen Schilderungen sollen enthoben werden, mögen das Vorgesagte bestätigen. Von einem Besuch der soderographischen Werkstätte des Hrn. Perkins und einem langen Gespräche mit diesem merkwürdigen Mann, oder von Erzählung derselben scheidet Hr. Fischer mit der Bemerkung: „Wenn das Auge und die Physiognomie mehr oder minder der Wiederschein der Seele, und welche Bilder der Vergangenheit oder Gegenwart ihr vorschweben, darin zu lesen ist, so glaube ich aus seinem freundlich ernsten, aber wie nach hohen Fernen schauenden Auge entnehmen zu können, daß das Reich des Wissens ihm noch mehr als eine Entdeckung wird zu verdanken haben, und daß die Verfolgung großer Ideen ihn mehr als die staubige Erwerbung irdischer Güter beschäftigen möge." — Beym Besuch der großen mechanischen Flachsspinnerey in Leeds, war der Eigenthümer abwesend, und der erste Commis, welcher den Hrn. Fischer empfing, begann mit einem Personaleramen, und frug ihn dann ohne weitere Einleitung: ob die Leute in seinem Lande auch glücklich seyen? „Ich sagte: es komme nur darauf an, was man damit verstehe, denn darüber seyen, ich wisse nicht ob zum Glück oder Unglück, die Begriffe noch verschieden. Wenn es sich aber darum handle, wie man es im allgemeinsten und so ziemlich überall adoptirten Sinne nehme, nämlich gut essen und trinken, sich belustigen, ein sorgloses Leben führen u. s. w., so sey dieß, so sehr man auch bey uns dafür gesinnt seyn möchte, noch nicht allen Leuten gelungen, indessen könnten wir aber doch auch nicht besonders klagen." — Es könnte aber alles gelingen, wenn man nur wollte, erwiederte er; haben Sie die Schriften von Owen gelesen? Ich sagte, ich kenne Hrn. Owen persönlich, schätze seine Philanthropie, aber gelesen habe ich von ihm nichts. — Nehmen Sie das, sagte er, indem er ein Pult öffnete und mir einen gedruckten Bogen gab, stecken Sie es zu sich und nehmen Sie es mit in Ihre Heimath. Dieses Blatt enthält alles, was erforderlich ist, um die Menschen glücklich zu machen. Ich that geschwind, was er sagte, denn eben trat sein Principal ein. Als ich nun zu Hause mein wundervolles Papier öffnete, da fand sich der Eingang so prächtig und philosophisch, wie kaum bey einer der ephemeren Constitutionen, die Monarchien in Republiken zu verwandeln bestimmt waren; wie wurde aber meine Meynung heruntergestimmt, als ich fand, daß man in dieser, vermuthlich doch nur noch auf dem Papier bestehenden Cooperativ Society, die unter andern nicht sehr verdeckt den Grundsatz der Communio bonorum ausspricht, um zehn, zwanzig oder vierzig Pfund Sterling glücklich seyn kann. Nur die jedoch, welche vierzig Pfund bezahlen, können sogleich in dieses Himmelreich, wohlverstanden aber auch nur unter dem Vorbehalt, daß man erst die Häuser dazu bauen müsse, eingeben, die andern müssen noch warten. Beym Ueberblick des Plans im Ganzen kam es mir vor, wie ein Pfründerspital." Eine zweyte Anekdote mag dieser als Seitenstück dienen. „Ein Zug von englischer Charlatanerie (erzählt der Reisende), die es, so solid übrigens die Nation ist, in Anpreisung ihrer Waaren und Fabrikate weiter als sonst nirgends treibt, ergötzte mich sehr auf einem abendlichen Heimweg. Bekanntlich ist die englische Schuhwichse, welche sie Japan Blacking nennen, schön und gut, aber es sind viele Fabrikanten von diesem Artikel, und jeder will die beste haben. Nun sah ich am Fenster eines Ladens einen großen gelben Zettel mit großen Buchstaben darauf gedruckt Marvel (Wunder)! Turners incomparable blacking, und dann darunter das Schlafzimmer eines Gentlemans abgebildet, neben dem Tisch ein zerbrochener Toilettenspiegel, auf dem Tisch aber einer von des Gentlemans Stiefeln, vor welchem er sich ganz gemächlich rasirt, während dessen die Hauskatze sich sehr erzürnt, da sie, in dem andern auf der Erde stehenden Stiefel sich selbst erblickend, eine unbefugte Nachbarin wahrzunehmen wähnt."

Hr. Fischer war veranlaßt sich umzusehen, ob räthlich wäre, daß er für seine jüngste Erfindung ein englisches Patent sich erwerbe? „Ich fand nun aber durchaus bestätigt, sagt er, was mir ein sehr einsichtsvoller Mann vor einiger Zeit gesagt hatte, nämlich wenn man nicht durchaus müsse, so solle man nur ja keines nehmen. Gewiß wird die englische Gesetzgebung in diese so verwickelten und mancherley Deutungen fähigen Verordnungen eine größere Klarheit und Einfachheit zu bringen wissen. Schon die französischen Verfügungen darüber sind viel besser, weitaus aber am besten, geradesten und billigsten sind die österreichischen."

In Birmingham traf der Reisende an einem

Sonntag ein, und durchwanderte, weil an diesem Tag keine Fabrik besucht werden konnte, die Stadt. „Mehr noch als vor eilf Jahren fiel es mir durch die Menge von Arbeitern beyderley Geschlechts auf, daß Birmingham einzig nur Manufakturstadt ist. Noch mehr aber fiel mir das verdorbene Aussehen, und die, obschon es Sonntag war, höchst armselige Kleidung vieler dieser Menschen auf. In den Straßen, welche dieselben dann vorzugsweise bewohnen, sieht man Weibspersonen jedes Alters herumgehend oder vor der Thüre sitzend Tabak rauchend; eine große Depravität derselben, die man noch über dieses wahrzunehmen Gelegenheit hat, vollendet die Idee über Erziehung und Bildung dieser eigentlich bedauernswürdigen Menschenklasse." Der große Fabrikunternehmer in Manchester, Hr. Phillips, führte den Hrn. Fischer, nachdem er ihm seine Werkstätte gezeigt hatte, auch in sein Treibhaus. „Ich erstaunte da über die Wirkung des Dampfes auf die Vegetation der Trauben, und nie in meinem Leben habe ich in Hinsicht auf Menge und Größe auch nur entfernt etwas Aehnliches gesehen. Dieses ganze ziemlich große Treibhaus, dessen schräges Dach auch aus lauter Fensterscheiben besteht, von dem ebenfalls alles dicht voll Trauben herunterhängt, bildet nur Ein Rebgelände. Man läßt den Dampf nicht bloß als Wärmestoff in geschlossenen Röhren, um die beliebige Temperatur zu erzwecken, wirken, sondern auch von Zeit zu Zeit als Dampf selbst, der sich dann bey seiner Abkühlung als wohlthätiger Thau niederschlägt, und wodurch also die zwey großen Bedingnisse aller Fruchtbarkeit, Feuchte und Wärme, mit einem Male in's Leben treten. Hr. Phillips, der die Schweiz kennt und eilf Monate an den Ufern des Genfersees zubrachte, sagte, als wir von unserem Weinbau sprachen: You have a climate, but we must make one (Sie haben ein Klima, aber wir müssen eins machen)."

Von mancherley Notizen über die Beleuchtungs-Einrichtungen mit Kohlen- und Oelgas sind zwey vorzüglich bemerkenswerth. Die kundigen Personen, welche Hr. Fischer befragte, trafen darin überein, daß, wo die Steinkohlen wohlfeil sind, solle man Kohlen, und, wo das Oel wohlfeiler ist, Oel gebrauchen für den Gasbedarf. Von Hrn. Daniel, dem Sekretär der imperial gaslight company, welchem Hr. Fischer bemerkt hatte, wie wünschenswerth es wäre, daß man auf dem Continent, gleich wie in London, das Gas in comprimirtem Zustande kaufen und in schicklichen Gefäßen verbrauchen könnte, ward die Antwort gegeben: dieß werde kaum thunlich seyn, denn es habe sich gezeigt, daß das comprimirte Gas die helle Flamme nicht gibt, wie das in natürlicher Spannung; auch kehre das Gas durch die Compression nicht zum Theil in Oel zurück. Diesem ungeachtet will er nun doch bey einiger Muße die Sache nicht unversucht lassen.

Wir schließen diese kleine Aehrenlese, vorzugsweise aus dem nicht technologischen Theile des Buches gewählt, mit dem kurzen Bericht von der Philosophical Hall, einem schönen, seit kurzem erst aufgeführten Gebäude in London, das, wie hundert andere, seine Entstehung dem Verbindungs- und Gemeingeist der Engländer zu verdanken hat. „Der Zweck desselben, erzählt Hr. Fischer, ist Unterricht in der Physik und Chemie; die erforderlichen Instrumente, ein Laboratorium und ein schöner Hörsaal sind dafür vorhanden. Obenauf ist eine artige, ausgewählte Sammlung englischer Mineralien und Fossilien, nebst wohl erhaltenen, aber nicht sehr zahlreichen Exemplaren aus dem Thierreich. Einige vortrefflich erhaltene Mumien, die noch nicht lange hier sind, interessirten mich darum, weil ich hörte, daß die auf den Särgen von Sycamoreholz so trefflich und in den lebendigsten Farben erhaltenen Hieroglyphen von zwey jungen Männern, die aus Oxford den Schlüssel dazu erhalten haben, mit Leichtigkeit und Uebereinstimmung sepen gelesen worden. Es ist eine Bitte der Verstorbenen an die Luftgeister, sie möchten sie doch, obschon sie in ihrem Leben zuweilen Böses, doch aber auch manches Gute gethan haben, durch ihr Gebiet in die Regionen der höchsten Glückseligkeit, wohin sie nun trachten, gelangen lassen. Genaue Gegenuntersuchungen (cross examinations), eine in England besonders bey den Gerichtshöfen eingeführte Methode, die Wahrheit zu erforschen, und wie man sie wohl nirgends so approfondirt hat, bewährten hier die Richtigkeit der Lesung dieser Zeichenschrift, und also auch in dieses seit Jahrtausenden lichtlose mystische Dunkel eines frühern Kultus dringt der Forschungsgeist unserer Tage ein." — Möge der kundige Reisende keine seiner künftigen Geschäftsreisen vorbeygehen lassen, ohne durch ähnliche Mittheilungen das Publikum an ihren Ergebnissen Theil nehmen zu lassen.

Geschichte.

Kriegsgeschichte von Bayern unter König Maximilian Joseph I. Von Ed. Freyherrn von Wldberndorf und Waradein, Major im K. Bayr. General-Quartiermeisterstabe. Vier Bände. München 1826.

Bekanntlich trat der hochselige König von Bayern im Jahr 1799 die Regierung seines Landes an, und beynahe

gleichzeitig begann die große Napoleonische Periode, welche Maximilian Joseph noch lange überlebte. Die Kriegsgeschichte der Bayern unter seiner Regierung umfaßt also den ganzen Zeitraum der lezten ewig denkwürdigen Kriege, und da die Bayern in zerstreuten Corps fast auf allen Punkten der Entscheidung thätig waren, so ist ihre Kriegsgeschichte auch von einem sehr allgemeinen und nicht bloß provinziellen Interesse. Es wäre zu wünschen, daß jeder Heerestheil der ci-devant großen Armee einen Geschichtschreiber gefunden hätte, wie der Bayrische. Es gibt auch eine Special-Kriegsgeschichte, die in's Detail geht, und für den Krieger denselben Werth hat, wie die Specialgeschichte überhaupt für den Historiker. Erscheint der Faden der Begebenheiten in dem vorliegenden Werk auch zuweilen abgerissen, weil er jeder kriegerischen Bewegung nur so weit folgt, als die Bayern darin verwickelt waren, so wird der fehlende Zusammenhang doch durch ein gewisses, durch das Ganze durchlaufende Nationalinteresse ersezt. Es sind überall die Bayern, welche hier oder dort, weniger oder mehr in Thätigkeit sind und ihre Nationalphysiognomie spricht sich überall auf die gleiche Weise aus, und es muß nicht nur dem Geschichtsfreunde, sondern auch jedem Militär interessant seyn, die kriegerischen Eigenschaften eines eigenthümlichen Volksstammes kennen zu lernen. Daß die Nationen im Großen wie die Stämme im Einzelnen in dieser Hinsicht sehr verschieden sind, hat der größte Feldherr unserer Zeit am besten anzuerkennen und zu benuzen verstanden; und das vorliegende Werk gibt häufig Zeugniß von dem genialen Takt, mit welchem Napoleon dem Nationalsinn und Nationalstolz der Bayern zu schmeicheln wußte.

Dem Verfasser gebührt das Lob, daß er mit einem gesunden vorurtheilsfreyen Sinne geschrieben, und sein Werk trägt überall das Gepräge der Wahrheitsliebe und umständlichen Sachkenntniß. Die vier sehr starken Bände umfassen die ausführlichste Darstellung selbst der kleinsten Ereignisse, und wenn alle diese Nachrichten auch den Nichtbayern viel zu weitläufig erscheinen, so müssen sie doch den Bayern selbst von großem Werthe seyn, da vom Feldherrn bis zum Gemeinen hinab fast jeder bayrische Krieger, der sich auf irgend eine Weise ausgezeichnet hat, nahmhaft gemacht wird. Der wichtigste und am umständlichsten behandelte Theil des großen Gemäldes umfaßt den Krieg im Tyrol, da hier die Bayern das Meiste zu thun hatten. Es ist sehr erfreulich, diesen Krieg einmal von dem Standpunkt eines Bayern aus so vorurtheilsfrey, ja vielleicht noch unbefangener geschildert zu sehen, als es bisher vom Standpunkt der Tyroler aus geschehen ist.

Philosophie.

Physiologie der Leidenschaften oder neue Theorie der moralischen Empfindungen von J. L. Alibert. Nach dem Französischen bearbeitet von Dr. K. H. Schindler. Weimar im Landes-Industrie-Comptoir 1826.

Das Buch verläugnet die französische Herkunft nicht. Es ist weit unterhaltender, aber auch weit oberflächlicher als unsere anthropologischen, physiologischen und psychologischen Handbücher von Kant, Carus, Eschenmaier ꝛc. Der Titel prahlt etwas, denn er läßt eine neue wissenschaftliche Begründung erwarten. Davon ist aber im ganzen Buche nichts zu finden. Besonders fehlt darin alle Physiologie, alle Herleitung der Leidenschaften aus physischen, organischen Verhältnissen, und es ist höchstens psychologisch zu nennen, sofern es von Erscheinungen der Seele handelt. Aber es faßt diese Erscheinungen auch nur ganz oberflächlich und äußerlich auf und gibt nur artige Schilderungen der Leidenschaften und Schattenrisse leidenschaftlicher Charaktere, ausgeputzt mit interessanten Anekdoten und moralischen Nutzanwendungen; keineswegs aber eine neue Theorie. Der Verfasser zeigt schlechthin und ohne weitere philosophische Erklärung die vier bekannten Grundtriebe des Menschen, den Selbsterhaltungs-, Nachahmungs-, Geselligkeits- und Fortpflanzungstrieb, und ordnet denselben acht und dreyßig Neigungen oder Leidenschaften unter. Jede derselben wird in einem Kapitel abgehandelt; ihr Zusammenhang ist völlig lose, es sind kleine Bildchen in Rahmen, und wie sie einzeln dastehen, ohne daß ihr tieferer Zusammenhang mit dem gesammten geistigen und physischen Organismus des Menschen nachgewiesen wäre, so sind sie auch bey weitem nicht vollzählig und viele Zwischenglieder und feine Nuancen bleiben unberührt. So steht das Buch dem wissenschaftlichen Werthe nach tief unter den zahlreichen Werken deutscher Philosophen, welche denselben Gegenstand behandeln. Immerhin aber ist es als ein nützliches Lesebuch für alle Stände sehr verdienstlich. Da jene tiefsinnigen, geistreichen Werke unserer Psychologen fast ohne Ausnahme für das größere Publikum unlesbar sind, so daß die darin enthaltene Weisheit keine Früchte trägt, so ist es immer ein dankbares Unternehmen, Bücher wie das vorliegende zu schreiben, die, wenn auch minder tiefe und geistvolle, doch nützliche Lehren enthalten und, was die Hauptsache bleibt, lesbar sind und unter das Volk kommen.

Nr. 7.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 23. Januar 1827.

Naturwissenschaft.

Ansichten der Natur mit wissenschaftlichen Erläuterungen von Alexander von Humboldt. Zwey Bände. Zweyte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1826. 12.

Alexander von Humboldt, den man den Fürsten unter den Naturforschern nennen könnte, wie man wohl Goethe'n den Fürsten unter den Dichtern genannt hat, gibt uns hier zum zweyten Male sein unübertreffliches Bild der tropischen Natur, und wir dürfen es als das Lieblingsgemälde dieses großen Meisters betrachten, denn er hat es nicht nur mit philosophischem Geist und wissenschaftlicher Strenge, sondern auch mit dichterischer Wahl und Vorliebe und mit jener schönen Leidenschaft entworfen, die das Herz dessen erfüllen mußte, der in einer innigern Nähe die große Mutter Natur erkannt und den Schleyer der Isis gelüftet. Darum gehört dieses Werk auch zu den seltenen, die gleich einem blumenreichen Isthmus aus dem Lande der Wissenschaft hinüberreichen in die Poesie, und Herz und Auge laben, während sie den sinnigen Geist mit mannigfachen neuen Kenntnissen und Aufschlüssen bereichern und erhellen. Man betrachte Linne's Systema Vegetabilium, das große trockene Register von Wörtern und Zahlen, in deren todten Formeln die ganze blühende Vegetation der Erde eingetrocknet liegt, und nun auf der andern Seite Humboldts Ansichten der Natur, worin im lebendigen Panorama die hohen Vesuve sich erheben über den ewigen Schnee der Cordilleren, und das unendliche Meer lachende sonnenhelle Küsten umarmt, und diese die wimmelnde Menge der tropischen Pflanzen tragen, in einem unauflöslichen ewig blühenden Blumenkranz, und man wird dem genialen Maler die Genugthuung nicht versagen können, daß es etwas mehr heißt, die Natur gleich der meerentstiegenen Göttin in ihrer plastischen Vollendung zu bilden, als ihre Reize nur anatomisch zu zerlegen und die reizenden Glieder abgerissen im Spiritus der Systeme aufzuhängen. Humboldt spricht diese Ansicht selber aus, vorzüglich in Bezug auf die Pflanzenwelt. Die nachfolgende Stelle seines Werkes wird auf die ganze Naturansicht des großen Forschers ein helles Licht werfen und jede weitere Erklärung überflüssig machen.

„Jede Zone hat außer den, ihr eigenen Vorzügen auch ihren eigenthümlichen Charakter. So wie man an einzelnen organischen Wesen eine bestimmte Physiognomie erkennt; wie beschreibende Botanik und Zoologie, im engern Sinne des Worts, fast nichts als Zergliederung der Thier- und Pflanzenformen ist: so gibt es auch eine gewisse Naturphysiognomie, welche jedem Himmelsstriche ausschließlich zukommt.

„Was der Maler mit den Ausdrücken schweizer Natur, italienischer Himmel bezeichnet, gründet sich auf das dunkle Gefühl dieses lokalen Naturcharakters. Himmelbläue, Beleuchtung, Duft, der auf der Ferne ruht, Gestalt der Thiere, Saftfülle der Kräuter, Glanz des Laubes, Umriß der Berge — alle diese Elemente bestimmen den Totaleindruck einer Gegend. Zwar bilden unter allen Zonen dieselben Gebirgsarten Trachyt, Basalt, Porphyr-Schiefer und Dolomit, Felsgruppen derselben Physiognomie. Die Grünsteinklippen in Süd-Amerika und Mexiko gleichen denen des deutschen Fichtelgebirges, wie unter den Thieren die Form des Alco oder der ursprünglichen Hunderace des neuen Continents mit der europäischen Race übereinstimmt. Denn die unorganische Rinde der Erde ist gleichsam unabhängig von klimatischen Einflüssen; sey es, daß der Unterschied der Klimate neuer als das Gestein ist; sey es, daß die erdärtende, wärmeentbindende Erdmasse sich selbst ihre Temperatur gab, statt sie von außen zu empfangen. Alle Formationen sind daher allen Weltgegenden eigen, und in allen gleich gestaltet. Ueberall bildet der Basalt Zwillingsberge und abgestumpfte Kegel; überall erscheint der Trapp-Porphyr in grotesken Felsmassen, der Granit in sanftrundlichen Kuppen. Auch ähnliche Pflanzenformen, Tannen und Eichen bekränzen die Berghänge in Schweden, wie die des südlichsten Theils von Mexiko. Und bey aller dieser

Uebereinstimmung in den Gestalten, bey dieser Gleichheit der einzelnen Umrisse, nimmt die Gruppirung derselben zu einem Ganzen doch den verschiedensten Charakter an.

„So wie die Kenntniß der Fossilien sich von der Gebirgslehre unterscheidet, so ist von der individuellen Naturbeschreibung die allgemeine oder die Physiognomik der Natur verschieden. Georg Forster in seinen Reisen und in seinen kleinen Schriften; Goethe in den Naturschilderungen, welche so manche seiner unsterblichen Werke enthalten; Herder, Büffon, Bernardin de St. Pierre, und Chateaubriand haben mit unnachahmlicher Wahrheit den Charakter einzelner Himmelsstriche geschildert. Solche Schilderungen sind aber nicht bloß dazu geeignet, dem Gemüthe einen Genuß der edelsten Art zu verschaffen; nein, die Kenntniß von dem Naturcharakter verschiedener Weltgegenden ist mit der Geschichte des Menschengeschlechtes und mit der seiner Kultur auf's innigste verknüpft. Denn wenn auch der Anfang dieser Kultur nicht durch physische Einflüsse allein bestimmt wird, so hängt doch die Richtung derselben, so hängen Volkscharakter, düstere oder heitere Stimmung der Menschheit größtentheils von klimatischen Verhältnissen ab. Wie mächtig hat der griechische Himmel auf seine Bewohner gewirkt! Wie sind nicht in dem schönen und glücklichen Erdstriche zwischen dem Orus, dem Tigris und dem ägeischen Meere die sich ansiedelnden Völker zuerst zu sittlicher Anmuth und zarteren Gefühlen erwacht! Und haben nicht, als Europa in neue Barbarey versank, und religiöse Begeisterung plötzlich den heiligen Orient öffnete, unsere Voreltern aus jenen milden Thälern von Neuem mildere Sitten heimgebracht! Die Dichterwerke der Griechen und die rauheren Gesänge der nordischen Urvölker verdankten größtentheils ihren eigenthümlichen Charakter der Gestalt der Pflanzen und Thiere, den Gebirgsthälern, die den Dichter umgaben, und der Luft, die ihn umwehte. Wer fühlt sich nicht, um selbst nur an nahe Gegenstände zu erinnern, anders gestimmt in dem dunkeln Schatten der Buchen, oder auf Hügeln, die mit einzeln stehenden Tannen bekränzt sind; oder auf der Grasflur, wo der Wind in dem zitternden Laube der Birken säuselt! Melancholische, ernsterhebende, oder fröhliche Bilder rufen diese vaterländischen Pflanzengestalten in uns hervor. Der Einfluß der physischen Welt auf die moralische, dieß geheimnißvolle Ineinanderwirken des Sinnlichen und Außersinnlichen, gibt dem Naturstudium, wenn man es zu höheren Gesichtspunkten erhebt, einen eigenen, noch zu wenig gekannten Reiz.

„Wenn aber auch der Charakter verschiedener Weltgegenden von allen äußeren Erscheinungen zugleich abhängt, wenn Umriß der Gebirge, Physiognomie der Pflanzen und Thiere, wenn Himmelbläue, Wolkengestalt und Durchsichtigkeit des Luftkreises den Totaleindruck bewirken; so ist doch nicht zu läugnen, daß das Hauptbestimmende dieses Eindrucks die Pflanzendecke ist. Dem thierischen Organismus fehlt es an Masse, und die Beweglichkeit der Individuen entzieht sie oft unsern Blicken. Die Pflanzenschöpfung wirkt dagegen durch stetige Größe auf unsere Einbildungskraft. Ihre Masse bezeichnet ihr Alter, und in den Gewächsen allein ist Alter und Ausdruck stets sich erneuernder Kraft mit einander gepaart. Der riesenförmige Drachenbaum, den ich auf den kanarischen Inseln sah, und der sechszehn Schuh im Durchmesser hat, trägt noch immerdar (gleichsam in ewiger Jugend) Blüthe und Frucht. Als französische Abenteurer, die Bethencourts, im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die glücklichen Inseln eroberten, war der Drachenbaum von Oratava (den Eingebornen heilig wie der Oelbaum in der Burg zu Athen, oder die Ulme zu Ephesus) von eben der kolossalen Stärke als jezt. In den Tropen ist ein Wald von Hymeneen und Cäsalpinien vielleicht das Denkmal von einem Jahrtausend.

„Umfaßt man mit einem Blick die verschiedenen Pflanzenarten, welche bereits auf dem Erdboden entdeckt sind, und deren Zahl nach Decandolle's Schätzung über 56,000 beträgt, so erkennt man in dieser wundervollen Menge wenige Hauptformen, auf welche sich alle andern zurückführen lassen. Zur Bestimmung dieser Formen, von deren individueller Schönheit, Vertheilung und Gruppirung die Physiognomie der Vegetation eines Landes abhängt, muß man nicht (wie in den botanischen Systemen aus andern Beweggründen geschieht) auf die kleinsten Theile der Blüthen und Früchte, sondern nur auf das Rücksicht nehmen, was durch Masse den Totaleindruck einer Gegend individualisirt. Unter den Hauptformen der Vegetation gibt es allerdings ganze Familien der sogenannten natürlichen Systeme. Bananengewächse und Palmen werden auch in diesen einzeln aufgeführt. Aber der botanische Systematiker trennt eine Menge von Pflanzengruppen, welche der Physiognomiker sich gezwungen sieht, mit einander zu verbinden. Wo die Gewächse sich als Massen darstellen, fließen Umrisse und Vertheilung der Blätter, Gestalt der Stämme und Zweige in einander. Der Maler (und gerade dem feinen Naturgefühle des Künstlers kommt hier der Ausspruch zu!) unterscheidet in dem Mittel- und Hintergrunde einer Landschaft Tannen- oder Palmengebüsche von Buchen, nicht aber diese von andern Laubholzwäldern!"

Dichtkunst.

Schwedische Volksharfe, mit einer Beylage Norränaliedern und Melodieen, von J. L. Studach. Stockholm bey Samuel Rumstedt. 1826. XXII und 239 S. 8.

Dieser merkwürdige Beytrag zur Alterthumskunde und zur Kunde des skandinavischen Volksliedes ist der Erbfürstin von Hohenzollern-Hechingen zugeeignet und rührt von einem jungen Schweizer her, (Altstetten im St. Gallischen Rheinthal ist sein Geburtsort), der als Hofkaplan der Kronprinzessin von Schweden in die nordische Landschaft versezt ward, wo er Stammverwandte seiner heimathlichen Landsleute zu finden hoffte und wirklich auch gefunden hat. „Als ich noch, so erzählt er, in Rhätiens Alpenthälern weilte, sah ich schon mit Liebe nach dem Land der Sagen, zu der Mitternacht hin, wo das Nordlicht glimmt und die Sonne am längsten den Sommer begrüßt; dorthin, wo die eigene Sage mich hinwies — von wannen den Alpen die Väter gekommen. Mit ungewöhnlicher Neugier betrat ich den skandinavischen Boden vor einigen Jahren, mit eigenem Ohr die Sprache zu hören und ihre Mundart mit den Alpenzungen zu vergleichen. Wie ward ich in Schweden überrascht! Es klang mir die Rede so heimisch an's Ohr, daß ich glaubte an einen Alpensee mich entrückt; und ich konnte erst nicht einig werden, warum mein Sinn nicht verstände, was meinem Ohr so verwandt war. Da griff ich, weil ich gern in den Hütten einkehre, zu den Volksliedern des Landes, und lernte an ihnen zuerst die Fülle und Kraft, den Gesang und Ernst der hochherzigen Sprache, übertrug, was mich vorzüglich ansprach, und des schwedischen Volkes ausschließlicheres Eigenthum war, in die Mutterzunge, nach Laune, ohne alle weiter spähende Absicht, bis die gegenwärtige Sammlung herangewachsen, und ich auf den Gedanken kam, sie möchte ein nicht unwillkommener Gruß der fernen Heimath seyn."

Diesen Angaben von des Buches Entstehung reihen sich umständliche Betrachtungen über seinen Inhalt an. Wenn Volkslieder sich von einander unterscheiden, wie Völker, wie Land und Sitte und ihre eigenthümliche Erziehung durch die Geschichte, so muß die reichste Ernte da gefunden werden, wo die Zeit am bewegtesten war, die größten Thaten geschahen, und dem Volke so viel übrig blieb, zu Sinn zu kommen. Des skandinavischen Volksliedes Geschichte und Art verliert sich weit hinauf in den Skaldengesang, und es hatte einige Stufen zu durchwandern, bis sein Kehrreim (omquaedet) so sich gestaltete, wie er jezt noch gefunden wird. Was von den Quellen, die der Verf. benuzt hat, gemeldet wird, läßt künftighin weitere Ausbeute erwarten. Von den zwey Dutzend der skandinavischen Volkslieder, welche dießmal gegeben und mit erläuternden Anmerkungen begleitet werden, wählen wir zur Probe gleich das erste: es ist überschrieben: „Der Jungfrau Zuversicht," eines der kürzesten und, wie der Sammler versichert, findet sich solches, mit kleinen Variationen, durch alle Gauen, in aller Mund. Sein Inhalt ist dieser:

Das holde Kätchen diente
Am jungen Königs Hof,
Und alle schöne Frauen
Verdunkelte die Zof.

Sie glänzte wie die Rose
In bunter Blumen Chor,
Da sprach der junge König
Dem holden Kätchen vor:

Du holdes Kätchen, höre,
Sag', willst du leben mir?
Und Roß und güldnen Sattel
Das schenk ich dir dafür.

Und Roß und güldner Sattel
Die wollen mir nicht stehn,
Der Königin sie schenke,
Laß mich in Ehren gehn.

Du holdes Kätchen, höre,
Sag', willst du leben mir?
Die güldenschmucke Krone
Die schenk ich dir dafür.

Die güldenschmucke Krone
Die will mir ja nicht stehn,
Der Königin sie schenke,
Laß mich in Ehren gehn.

Du holdes Kätchen, höre,
Sag', willst du leben mir?
Mein Königreich zur Hälfte
Das schenk ich dir dafür.

Dein Königreich zur Hälfte
Das will mir ja nicht stehn,
Der Königin es schenke,
Laß mich in Ehren gehn.

Und hör', du holdes Kätchen,
Willst du nicht bleiben mein,
So schließ dein junges Leben
Die Nageltonne ein.

Und schließt mein junges Leben
Die Nageltonne ein,
So sehen Gottes Engel,
Daß ich von Schulden rein.

Da schloß das holde Kätchen
Die Nageltonne ein;

Des Königes Gesellen
Sie rollten sie vom Rain.

Da lenkten her vom Himmel
Zwo weiße Tauben treu,
Den Flug zum holden Kätchen
Und wurden ihrer drey.

Es spielt das Lied, sagt Hr. Stubach, auf der Meereswelle der Geschichte mit seinem Säugling, dem Volke, und feuchtet seine trockene Lippe mit dem Milchthaue der Sommernacht, welcher als silberner Aether über der Gesangeswoge schwebt; regt seine Seel aus der Verkümmerung und hebt ihm das Haupt über den Pflug. Was das Lied ihm noch vorenthält, rundet die Sage ihm aus, und so sammelt sich ihm ein Born, aus dem sein Durst süßduftende Labe trinket. Wer nun aber doch, was manchem Leser begegnen kann, eine kräftigere Speise verlangen möchte, der findet sie in des Buches zweyter Hälfte, welche die Norränalieder begreift, Dichtungen nämlich, die in der Stammsprache Skandinaviens, Norränazunge genannt, geschrieben wurden, die bis zum dreyzehnten Jahrhundert und darüber herrschte, und noch auf Island sich erhalten hat, wo der Polyhistor Are (1068 — 1148) in ihr die erste Geschichte schrieb. Von diesem Skaldengesang werden drey größere Stücke: Odins Weisheit, die Lilie und das Sonnenlied hier mitgetheilt; das erste oder das Spruchlied Havamal im Distichon übersezt, welches der Urform zu entsprechen und ihre Kraft vollends auch noch zu verstärken schien. Von den 106 seiner Distichen will ich etliche hersetzen:

1) Hohn und Spott bewillkomme nie den nahenden Fremdling:
Keiner ist ohne Fehl, keiner so schlecht, der nichts taugt.

2) Bösen argen Gemüths belacht der Unselige Alles:
Weiß nicht wessen er Noth; das er sich selber belacht.

3) Alles sich traut zu verstehn der Faut, wenn fern die Gefahr ist:
Stockt mit dem albernen Rath, prüft ihn der Mann in der Noth.

4) Reisen heischen Verstand, er öffnet dir sicher die Herberg:
Denn der verlässigste Freund ist der bereite Verstand.

5) Bessere Bürd' als Verstand nimmt man nicht leicht auf den Weg mit:
Treuer aushilft er als Gold, steht dir am höchsten die Noth.

6) Bessere Bürd' als Verstand nimmt man nicht leicht auf den Weg mit;
Schlechtere Wegkost nicht trägt man als Liebe zum Trunk.

7) Länder und Meere durchreist und viele Bräuche erfahren:
Kennst du der Menschen Gemüth, warst du auch weise zuvor.

Das Ganze dieser Sprüche umfaßt Räthe des Lebens, Räthe der Freundschaft, Ermahnungen zur Gastfreygebigkeit und Wohlthätigkeit, Räthe auf die Reise. Im Sonnenlied sind auf andere und eigenthümliche Art Lehren der Weisheit und Klugheit vorgetragen. Die Warnung vor der Wollust durch nachfolgende Erzählung:

Die Macht der Wollust
Hat Mancher beweint,
Oft Weh von Weibern kam,
Zur Fahr sie führen,
Ob Gottes Finger
Gleich rein sie gab.

Gesellen waren sich
Swafar und Skarthethin,
Keiner des andern entbehren konnte:
Bis sie entbrannten
Ob eines Weibes,
Die Beyder Brandmal worden.

Nicht wahrten sie
Vor der weißen Maid
Spiel nach schönem Tag:
Kein andrer Gedanke
Vor ihnen stand,
Als haar ihr lichtes Bild.

Schmerzvoll wurden
Die schwarzen Nächte,
Kein süßer Schlaf sie gräßte:
Aber vom Harm
Der Haß aufwuchs
Unter treuen Freunden einst.

Unthaten werden
Auf alle Fälle
Grimmig vergolten;
In Zweykampf rennend
Für das reize Weib,
Traf beyde der Tod.

Die Lilie endlich, ist freye Uebersetzung des gleichnamigen Liedes, vom Bruder Eystein, dem Norweger, zur Ehre Mariens gesungen, in hundert stabgereimten achtzeiligen Gesetzen, woraus in der neuen Bearbeitung die Kehrreime weggelassen sind. Es war zu seiner Zeit ein sehr berühmtes Lied, von vielen gekannt, gebetet und gesungen; fiel aber bey den spätern protestantischen Kirchengeschichtschreibern und Literatoren, seiner angeblichen Marienabgötterey wegen, in Ungnade. Es wurde zuerst im Jahr 1612, dann 1748 gedruckt, aber verstümmelt. Finn Johannsen, der Bischof zu Skalholt auf Island, gab es in der ursprünglichen Gestalt (1772) in seiner Kirchengeschichte Islands wieder, und aus ihr hat Hr. Stubach seine Uebersetzung bearbeitet. Der junge Schweizer im Norden verdient Dank für die ersten Mittheilungen seines Fleißes und seiner Forschungen; ihr Gehalt ist aufmunternder Theilnahme werth, und er bürgt zugleich auch für fernere Gaben, die fortschreitend reicher und mehrseitig befriedigend werden mögen.

Nr. 8.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 26. Januar 1827.

Gewerbwesen.

Traité des brevets d'invention, de perfectionnement et d'importation: par Augustin Charles Renouard, avocat à la cour de Paris. Paris chez Antoine Augustin Renouard. 1825. (8. S. 501.)

Dieß ist eine sehr vollständige Abhandlung über die Gesetze, welche in Frankreich die Fortschritte der Industrie und des Wohlseyns der Gesellschaft durch diese, in so fern sie von neuen Entdeckungen abhängt, befördern und sichern. Der Verf. betrachtet den Gegenstand sowohl in geschichtlicher und juristischer als in philosophischer Rücksicht, und obgleich er dabey vorzüglich Frankreich im Auge hat, so fehlt es seinem Werke keineswegs an allgemeinem Interesse, sowohl durch die allgemeine Wichtigkeit des Gegenstandes selbst, als durch die Vergleichung der ihn betreffenden Gesetzgebung in Frankreich mit derjenigen anderer Länder, besonders Englands. Es ist immer eine mißliche Sache, ein bestehendes Verhältniß auf seinen moralischen oder philosophischen Ursprung zurückzuführen, da man früher oder später dabey auf einen Punkt kommt, wo kein philosophischer Beweis mehr möglich ist, und da auch bey Fragen von praktischer Wichtigkeit diese Mühe sehr überflüssig ist. Der Verf. sezt ein angebornes Recht des Erfinders auf die Erfindung oder im Allgemeinen des Denkers auf den Gedanken voraus. Dieß, wie alle sogenannten angebornen oder natürlichen Rechte möchte schwer zu erweisen seyn, und uns scheint es, der Denker habe nur das Recht seine Gedanken für sich zu behalten, wo sie dann für die Gesellschaft nicht vorhanden sind, sobald er sie aber, ohne vorhergegangenen Vertrag geäußert hat, so kann er nicht das geringste Recht mehr darauf haben, wenn das Recht nicht vorher durch einen Vertrag festgesezt ist; das Recht beruht also auf dem Vertrag, nicht der Vertrag auf einem natürlichen Recht; der Vertrag beruht in diesem Falle wie in allen andern auf der Nothwendigkeit, den beyderseitigen Bedürfnissen. Der Denker, der Erfinder würde seine Erfindung für sich behalten, wenn er durch ihre Bekanntmachung nicht irgend einen Vortheil zu erwarten hätte, und die Gesellschaft würde dadurch eines Genusses entbehren, beyde vereinen sich daher über die Bewegungen, unter welchen der Erfinder seine Erfindung in's Leben treten läßt, und werden wohl thun, ihre Philosophie nicht zu verschwenden, um den Ursprung ihres Vertrags a priori zu erklären, sondern sie zu brauchen, um a posteriori, d. h. durch Erfahrung diesen Vertrag so vortheilhaft wie möglich für beyde Theile zu machen. Die Erreichung dieses Zweckes wird für uns besonders durch geschichtliche Untersuchung der verschiedenen Abänderungen, welche dieser Vertrag zu verschiedenen Zeiten erlitten hat, erleichtert, und in dieser Hinsicht ist das vorliegende Werk von großem Interesse, indem es die Betrachtung der gegenwärtigen Gesetzgebung über diesen Gegenstand durch eine Uebersicht der Geschichte des Gewerbwesens überhaupt in Frankreich einleitet; dieß war um so nothwendiger, da die jetzigen Gesetze wegen der brevets d'inventions zwar einen besondern Zweig der Gesetzgebung über die Patente und Gewerbsfreyheit ausmachen, während vor der Revolution der Gewerbszwang die brevets d'inventions ganz ausschloß, und allerley andere Auswege nöthig machte und hervorbrachte, wodurch man die Fortschritte der Industrie von dem Drucke der bestehenden Gesetze zu befreyen suchte, was gewöhnlich nur dadurch geschehen konnte, daß man dem bestehenden Gesetze das Machtwort der Könige entgegensezte. Der Verf. zeigt übrigens, daß in dem Gewerbswesen, wie in allen andern Verhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft, eine verhältnißmäßige Freyheit dem drückenden Zwange, von dem die Revolution Frankreich befreyt hat, vorherging, und daß dieser Zwang nur allmählig und zum Vortheil Einzelner überhandnahm. Diejenigen, welche damals diese und ähnliche Einrichtungen einführten und vertheidigten, gestanden wenigstens ehrlich und offen, daß sie ihren eigenen Vortheil dabey suchten und fanden, dagegen wollen uns jezt die Freunde des Mittelalters alle jene schönen Sachen aus sogenannten höheren An- und Rücksichten anpreisen und uns glauben machen, das Wohl

des Staates, der Throne und der Völker hänge davon ab. Wenn sie doch wenigstens so ehrlich wären wie ihre Vorfahren und sich oder uns nichts weiß machen wollten. Wenn z. B. ein großer Herr im Mittelalter sagte: ich muß großes Landeigenthum besitzen, um mächtig zu seyn, so hat das Hand und Fuß und Menschenverstand, aber wenn man uns jezt versichert: es müsse große Landeigenthümer und Majorate und Pairs geben, damit der Thron nicht umfalle, so ist es zum Lachen. Von alle dem war sonst keine Rede. Wenn in der guten Zeit die Gilde dem, der ein nicht in den Reglements angeführtes Verfahren anwenden wollte, die Arbeit untersagte, so berief sie sich dabey auf ihr Recht oder vermeintlichen Vortheil, ohne sich weiter auf etwas einzulassen; wenn man aber jezt wieder Gilden und Gewerbszwang anpreißt, weil sie uns, und dem Thron und der Kirche und der Moral und Gott weiß wem sonst noch sehr gedeihlich und nothwendig seyen, so muthet man uns einen sehr starken Glauben zu.

Ohne weiter zurückzugehen, genügt es hier zu sagen, daß (nach dem Verf.) die erste einigermaßen gesetzlich bestimmte Gerichtsbarkeit im Gewerbswesen im Mittelalter den großen Hofstellen zustand, so daß z. B. der Oberstmundschenk (Grand-bouteiller) die Gerichtsbarkeit über die Weinhändler und Weinwirthe, der grand pannetier über die Bäcker, der Oberstallmeister über die Hufschmiede, der Oberstkämmerer über die Krämer, Kleiderhändler, Pelzhändler u. s. w. ausübte. Jeder von diesen Großwürdenträgern gab nicht nur denjenigen Handelsleuten oder Handwerkern, welche in dem unter seiner Aufsicht stehenden Theile des Hofdienstes arbeiteten, sondern allen Gewerksgenossen in Paris Meisterbriefe. Sie bezogen dagegen eine gewisse Taxe und hatten das Recht über die Tauglichkeit der Arbeit, Verlust der Meisterschaft u. s. w. zu entscheiden. Aehnlich bildete sich das Verhältniß an den Hofstellen der mächtigern Vasallen. Im Verlauf der Zeit gelang es den verschiedenen Gewerken und andern Corporationen, sich immer mehr der Gerichtsbarkeit der Kronbedienten zu entziehen und ihre eignen Vorsteher zu wählen; diese Veränderung hängt jedoch zu genau mit der Geschichte der Städtefreyheiten zusammen, als daß sie hier ausführlicher nachgewiesen werden könnte. Ludwig der Heilige ordnete die Gerichtsbarkeit der Kronbedienten derjenigen des prevot de Paris unter, und um diese Zeit wurde das Meisterrecht allgemein gegen eine gewisse Summe verkauft, nachdem gewisse Proben vorhergegangen waren, und die Gesetzgeber glaubten besonders durch Schärfung dieser Proben das Wohl des Ganzen zu befördern. Im Jahr 1260 wurde von dem Prevot von Paris, Boileau, eine Sammlung der auf diesen Gegenstand Bezug habenden Gesetze veranstaltet unter dem Titel: établissemens des métiers de Paris; sie enthält im ersten Theil die Statuten der verschiedenen Gewerbe, die sich unter dem Namen confréries gebildet hatten, im zweyten Theil die Bestimmung der Abgaben und Einfuhrzölle, welche von verschiedenen Waaren dem König zufielen, und im dritten Theil die Rechte und Privilegien der verschiedenen Gerichtsbarkeiten in der Stadt und in den Vorstädten. Diese Sammlung hat den meisten der nachfolgenden Verordnungen als Grundlage gedient, allein sie ist denselben weit vorzuziehen, indem sie die unbegränzte Zahl der Meisterschaften und den freyen Zutritt in dieselben für einen jeden, der die vorgeschriebenen Bedingungen erfüllte, anerkannte. Es werden übrigens in dieser Sammlung hundert verschiedene Gewerbe angeführt, und ihre zum Theil gegenwärtig ganz ungebräuchlichen oder unbekannten Benennungen geben einen Begriff des damaligen Standes der Industrie und der Bedürfnisse und Genüsse der Gesellschaft. Als die angesehensten Gewerbe, und die, welche mehr unmittelbar eine politische Existenz und Antheil an der Stadtverwaltung erhielten, traten nach und nach die Tuchhändler, Gewürzhändler, Krämer, Pelzhändler, Mützenmacher und Goldschmiede hervor. Diese machten die sechs Corporationen der Stadt Paris aus und ihre Vorsteher nannten sich Anfangs Könige und Prinzen, später Geschworne, Wächter, Aelteste, Syndike; sie wurden bald von den Corporationen erwählt, bald von den Regierungsbeamten ernannt, je nachdem die Könige den Corporationen oder der Stadt überhaupt gewogen waren oder glaubten, sie bestrafen zu müssen. Der König der Krämer (roi des merciers) hat sich am längsten erhalten, seine Autorität erstreckte sich über ganz Frankreich; kein Krämer konnte ohne von ihm ausgefertigte Freybriefe aufgenommen werden und er hatte die Aufsicht über ihre Masse, ihr Gewicht und ihre Waaren. Obgleich diese Stelle 1597 aufgehoben wurde, so ward noch 1614 von den General-Staaten (états-generaux) darüber Klage geführt und verlangt: „daß die Stelle, Kosten und Rechte des Königs der Krämer und anderer Gewerbe und Waaren aufgehoben werden solle.“ Durch ein Gesetz von 1581 war die Einrichtung der verschiedenen Gewerbe, ihr gegenseitiges Verhältniß, und die Bedingungen der Aufnahme in dieselben für alle Städte des Reichs bestimmt. Diese Verordnungen hatten zum wirklichen oder vorgeblichen Zweck, den Preis und die Güte der Arbeit und der Waaren zum Vortheil der Arbeiter und der Verbraucher, der Verkäufer und der Käufer zu sichern, allein bald wurden sie immer mehr dazu gemißbraucht, um einerseits den Fiskus durch den Verkauf der Meisterschaften und anderer Stellen und Vorrechte zu bereichern, und anderseits den verschiedenen Körperschaften, Gilden u. s. w. ein drükendes Monopol zu sichern, wodurch sie sich ge-

wissermaßen auf Kosten des Publikums für die Eingriffe des Fiskus schadlos halten sollten. Colbert suchte vergebens diesem Unwesen ein Ende zu machen und durch specielle Privilegien die Einführung neuer Industriezweige zu befördern; die Industrie gedeiht nicht unter den Händen der Macht, und man war damals noch nicht zu der Einsicht gekommen, daß die größte Wohlthat, welche die Regierungen ihr erzeigen können, die ist, sie sich selbst zu überlassen. Colbert glaubte durch neue, den Fortschritten der Künste und Wissenschaften angemessenere Reglements die Fortschritte der französischen Industrie zu begünstigen, allein das damalige System war so radikal schlecht, daß auch diese Verordnungen in den Händen der Corporationen eine Waffe gegen die Industrie wurden, indem sie alle Neuerungen, welche nicht in diesen Reglements angeführt waren, verfolgten und als ungesetzlich unterdrücken ließen. Es würde zu weit führen, wenn wir ausführlicher den Weg nachweisen wollten, auf welchem das Gewerbswesen in Frankreich zu dem Punkte gelangte, der endlich eine gänzliche Reform in diesen, so wie in andern Theilen des bürgerlichen Lebens durch die Revolution herbeyführte. Welchen Einfluß die damaligen Einrichtungen auf die Industrie hatten, geht am besten aus einigen Beyspielen hervor. Einige Fabrikanten von Nantes und Rennes wollten Manufakturen von Wollen-, Leinen- und Baumwollenzeug anlegen; und neue Zubereitungen der Farben anwenden, allein kaum waren diese Anstalten im Gange, so protestirte die Gilde der Sergefabrikanten gegen die Fabrikation der Zeuge, und die Färber reklamirten ihr ausschließliches Privilegium. Die für diese Unternehmung bestimmten Kapitale gingen nun in Prozeßkosten auf, und als endlich nach mehreren Jahren ein günstiges Urtheil die Fortsetzung der Arbeiten gestattete, fehlte es an Mitteln und die Unternehmer sahen sich zu Grunde gerichtet. — Die Kunst, Eisenblech zu firnissen und zu löthen (emboutir), ward 1761 in Frankreich erfunden, allein da man zu dieser Arbeit die Werkzeuge mehrerer Gewerbe braucht, und der Erfinder nicht reich genug war, um die Gebühren an alle diese Gilden zu bezahlen, so sah er sich gezwungen, seine Erfindung im Auslande anzuwenden. — Lenoir, der sich zu seiner Zeit in der Verfertigung von physikalischen und mathematischen Instrumenten auszeichnete, bedurfte bey seinen Arbeiten eines kleinen Schmelz-Ofens, um die Metalle zuzubereiten; allein kaum hatte er einen solchen errichtet, so rissen ihn die Syndike der Schmelzergilde mit eigener Hand ein, weil er nicht zu ihrer Corporation gehörte. — Wenn Frankreich erst so spät in den Besitz von Fabriken für gemalte Zeuge gekommen ist, so verdankt man es den Vorstehern der Weber, der Tuchhändler und der Seiden-Fabrikanten von Lyon, Tour und Rouen, welche sich dieser Neuerung hartnäckig widersetzten, indem sie versicherten: „daß die Fabrikation von gemalten Zeugen den Staat zu Grunde richten und die Arbeiter an den Bettelstab bringen werde; daß Alles verloren sey, wenn die Regierung nicht die Einführung der neuen Industrie unterdrücke u. s. w." — Als Argand seine Lampen mit doppeltem Luftzug erfunden hatte, war er genöthigt gegen die Gilden der Blechner, der Schlosser, der Messerschmiede und der Schmiede zu prozessiren, welche ihm alle das Recht streitig machten, Lampen zu verfertigen. — Reveillon, der in Frankreich die Fabrikation des bunten Papiers eingeführt hat, war lange Zeit den Verfolgungen mehrerer Gilden ausgesetzt, und hätte seine Unternehmung ganz aufgeben müssen, wenn er nicht das Privilegium einer manufacture royale für dieselbe erhalten und sich so durch eine Ungerechtigkeit gegen eine andere geschützt hätte. — Der Balancier, um Medaillen zu prägen, ward 1615 von Nikolas Briot erfunden, aber der Erfinder erfuhr so viele Verfolgungen von Seiten der Gilden, daß er sich nach England wandte. Dasselbe Schicksal hatten die Maschinen zur Verfertigung der Gase, das Rothfärben der Baumwolle, der Strumpfwirkerstuhl, welcher zu Nimes erfunden wurde, und mehrere andere Erfindungen.

(Der Beschluß folgt.)

Alterthumskunde.

Die verschiedenen Systeme zur Erklärung der egyptischen Hieroglyphen.

In einer gelehrten Abhandlung des Herrn Dr. Sickler über die Priestersprache der alten Egyptier *) zählt eine beyläufige Note die hauptsächlichsten Systeme auf, welche zu Erklärung der egyptischen, weltberühmten Hieroglyphen sind erfunden worden. Da nach einem der menschlichen Natur eingeborenen Triebe, gerade das Dunkelste, Entlegenste, Verschlossenste, aufzubellen, kennen zu lernen und zu entriegeln, eben jene Hieroglyphen schon seit undenklichen Zeiten die Forschbegierde der Gelehrten in Thätigkeit gesetzt und die Neugierde der Ungelehrten beschäftigt haben, so dürfen wir wohl auch den Dank unserer Leser, deren Ueberzahl wir in diesem Fall ohne Furcht, sie zu beleidigen, den lezteren beyrechnen, zu verdienen hoffen, indem wir ihnen aus jener Note die Uebersicht der hieroglyphischen Systeme mittheilen. —

Unstreitig kommt in dem gegenwärtigen Stand der Untersuchungen über das wahre Wesen der Hieroglyphik der alten Egyptier Alles darauf an, vorerst möglichst bestimmt auszumitteln, was für eine Sprache derselben zum Grunde liege? Denn ohne bestimmte Sprache keine Schrift, auch keine hieroglyphische. — Bey

*) Hildburghausen. 1826.

den nun schon seit zweytausend Jahren immer wiederholten Versuchen, den verloren gegangenen Schlüssel zu den egyptischen Hieroglyphen aufzufinden, glaubte man zuerst eine ideale, sodann die koptische Sprache, die gewöhnlich auch für die altegyptische, von einigen für neuegyptisch gehalten wurde, als deren Grundlage annehmen zu können. Noch hat diese Annahme zu keinem befriedigenden Resultate geführt. In der neuesten Zeit ward, fährt Herr Dr. Sickler fort, von mir ein dem (hinlänglich bekannten) semitischen Sprachstamme nahverwandter Dialekt als diese Grundlage aufgestellt; — — — Nicht geringer ist die Verschiedenheit der Ansichten, die bisher in fünf bis sechs Systemen über das Wesen der Hieroglyphen aufgestellt worden sind.

Das erste ist das sogenannte Figurative, nach dessen Princip die Hieroglyphen unmittelbar die Begriffe bedeuten, welche sie vorstellen.

Das zweyte ist das Symbolische, nach dessen Princip die einzelnen Begriffe zwar andere Begriffe, als die vorgestellten Bilder zeigen, jedoch damit verwandte andeuten.

Das dritte ist das Phonetisch-paronomatische, in einer Wortschrift bestehende, durch welche nicht einzelne Buchstaben- und Sylbenlaute, sondern ganze Worte und Begriffe, theils durch die ihnen vollkommen entsprechenden Bilder unmittelbar, oder mittelbar durch Bilder von gleich- oder ähnlichlautenden und benannten Gegenständen geschrieben werden. — Dieses ist das von Herrn Dr. Sickler aufgestellte System und hat mit dem schon von den Alten angenommenen, theils figurativen, theils symbolischen Vieles gemein.

Das vierte ist das Ideologische, nach welchem mehrere Hieroglyphen zusammengenommen werden, um aus ihnen den Begriff zu entwickeln, dessen Merkmale die einzelnen Bilder ausdrücken sollen.

Mit diesem ist das fünfte oder protophonetische verbunden, wo jede Hieroglyphe vermöge des ersten Lautes des ihr unmittelbar zukommenden Namens einen der Buchstaben ausdrückt, aus welchen das zu schreibende oder geschriebene Wort besteht. Diese beyden Systeme sind die seit einiger Zeit so hochgerühmten Erfindungen des Engländers Dr. Young und des Franzosen Champollion d. J.

Das sechste und neueste ist das Spohn-Seyffarthische, nach dessen kalligraphischem, oder grammatisch-symbolischem Princip die Hieroglyphen im Allgemeinen weiter nichts, als verzierte Buchstaben einer hieratischen und priesterlichen Schrift der alten Egyptier sind.

Dieses neueste System scheint, wie manches Neueste, nicht gerade das Vortrefflichste zu seyn, denn obgleich wir uns nicht aufgefordert fühlen, die Bitterkeit zu theilen, mit welcher Herr Dr. Sickler in edlem Eifer für verständliche Auflösung egyptischer Geheimnisse dasselbe tadelt, so verräth es doch auf den ersten Blick eine allem Alterthümlichen widersprechende, moderne Willkürlichkeit, der es nie gelingen wird, eine gewiß der Natur selbst abgelauschte und also einfachgesetzmäßige Bezeichnungsweise zu enträthseln. So rühmt sich denn dieses System vor der Hand der bedeutenden Anzahl von 6000 Buchstaben, wovon jedoch erst 3000 einigermaßen bestimmt sind. Dabey bedeuten dieselben Hieroglyphen oft mehrere Buchstaben, und bisweilen sollen die Hieroglyphen, vorzüglich der Eleganz wegen, nicht in sprachgemäßer Ordnung zusammengestellt werden, wogegen jedes Wort, so oft es wiederkehrt, ein oder zwey neue Zeichen erhält. Obgleich nach Allem klar ist, daß noch keine feste Regel gefunden und Alles noch im Werden ist, so rühmt sich dasselbe System gleichwohl durch sich selbst jene längst vermuthete, altegyptische Priestersprache, die keiner bekannten entspricht, entdeckt zu haben. Eine dieser merkwürdigeren Entdeckungen ist unter andern die, daß die egyptischen Priester den Königstitel ihrer Pharaonen, welcher nach Herrn Prof. Seyffarth das Wort „Boro" (König) ist, mittelst der „Blattlaus" auf der Bildsäule Memnons geschrieben haben sollen, und zwar also: Zu dem Buchstaben B ward ein Stengel nebst dem Kopf und den Fühlhörnern, zum O ein Halbkreis nebst dem einen Flügel zum Buchstaben R der Mittelkörper nebst dem andern Flügel, zum O endlich ward der Hinterleib des Insekts nebst einem darunter befindlichen Halbkreis genommen. — Um solche Kleinlichkeiten auszuhecken, hätten die egyptischen Priester, welche in den Obelisken befruchtende Sonnenstrahlen zu symbolisiren wußten, eine Schnittlingsphantasie haben müssen! —

Dr. — nn —

Koptische Sprache.

Balbis Atlas ethnographique enthält folgende von Champollion Figeac mitgetheilte Bemerkung: Auf der Königl. Bibliothek zu Paris ist ein provenzalisch-koptisches Wörterbuch. Marseille und die benachbarten Städte standen jederzeit in Verkehr mit Alexandrien, und da sich demnach die Provenzalen und Egypter einander verständlich machen mußten, so verfaßte man Wörtersammlungen, worin provenzalische Wörter und ganze Sätze mit koptischen Buchstaben geschrieben und auf arabisch erklärt sind. Darunter sind blos Sätze aus dem gewöhnlichen Leben begriffen, ferner Wörter, die auf Handel oder auf die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse Bezug haben, die Zahlwörter u. dgl. m. Das Koptische hat sich seit mehr als zweyhundert Jahren in Egypten verloren. Das erwähnte Wörterbuch scheint vom 13ten Jahrhundert herzurühren, zu welcher Zeit Marseille's Handel mit dem Orient in größter Blüthe stand.

Nr. 9.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 30. Januar 1827.

Vermischte Schriften.

Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel. Herausgegeben von Ludwig Tieck und Friedrich von Raumer. Zwey Bände. Leipzig bey Brockhaus, 1826.

Wenn der selige Solger auch kein anderes Verdienst hätte, als daß er die Philosophie dem größern Publikum hat verständlich und genießbar machen wollen, so müßte man ihm schon deßhalb ein ehrenvolles Denkmal setzen. Er gehörte zu den wenigen neuern Gelehrten, die nach dem großen Beyspiel Lessings und Herders die Schätze des Wissens und der Kunst in der Nation verbreiten, verallgemeinern, sie nicht bloß im Allerheiligsten gewisser dem Volk unzugänglicher Tempel zusammenscharren wollten. Sein eifrigstes Bemühen war, die Vorhallen der Weltweisheit jedem Uneingeweihten zu öffnen, die Philosophie dem Leben anzupassen, das Volk zur Philosophie zu erheben, und jene große Kluft auszufüllen, die bisher die Schulen und Sekten der Philosophen von dem übrigen Volke getrennt. Er fühlte mehr als irgend jemand den Widerspruch, daß ein kleiner Theil der Nation bis zu einer schwindelnden Höhe des Geistes hinaufstieg, während der andere größte Theil tief unten zurückblieb, und jene kühnen Geister sogar verlachte. Es ist aber freylich dem wackern Solger so wenig als irgend einem andern noch gelungen, diesen Widerspruch genügend zu lösen, jene Kluft wirklich auszufüllen. Dazu gehört vielleicht eine jahrhundertlange Durchbildung des ganzen Volks; ein einzelner Mann kann das Ungeheure nicht leisten. Man muß sein Verdienst mehr nach dem guten Willen und nach der richtigen Idee, wovon er ausging, nicht nach dem Erfolge würdigen.

Es ist schon immer viel gewonnen, wenn nur einzelne Männer, mit vielem Wissen und einem gesunden Menschenverstand ausgestattet, uns die Möglichkeit zeigen, daß die unendliche Verwirrung der Meynungen sich auflösen, die so verschiedene Bildung der Stände sich vermitteln läßt. Die Gelehrten werden dadurch aufgefordert, ein wenig von ihren excentrischen Höhen hinabzusteigen, sich dem Volke liberaler mitzutheilen, und die Ungebildeten lernen wenigstens ahnen, daß ihnen das Heilige und Hohe keineswegs verschlossen ist, wenn es ihnen nur auf die rechte Weise, nicht in einer gelehrten prahlerischen Hieroglyphensprache mitgetheilt wird, und sie müssen sich endlich einmal jenes brutalen Trotzes schämen, womit sie nur zu lange das Treiben großer Gelehrten und Denker verachtet haben. Es ist unendlich viel gewonnen, wenn ein gesunder Menschenverstand zwischen einseitige kastenmäßige Gelehrsamkeit und rohe barbarische Unwissenheit in die Mitte tritt, und die Bessern von beyden Partheyen unter der Fahne der Popularität versammelt. Wodurch anders haben Lessing und Herder so weitverbreitete, segensreiche Wirkungen hervorgebracht, die ganze Nation eine Stufe höher gehoben, und ihr einen Augenblick griechischen Gemeingeist eingehaucht, während selbst die tiefste Weisheit und gründlichste Gelehrsamkeit der unpopulären Schriftsteller von Kant bis Hegel verhältnißmäßig im Volke selbst nur sehr kümmerliche Früchte getragen hat?

In dem zweyten Bande des vorliegenden Nachlasses von Solger finden wir philosophische, philologische und kritische Aufsätze, die wir größtentheils als Nachträge zu seinem Erwin und zu seinen früher herausgegebenen philosophischen Gesprächen betrachten dürfen. In allen spricht sich die eben bezeichnete Tendenz der Popularität aus. Wichtiger aber erscheint uns der erste Band, welcher den Briefwechsel Solgers mit Tieck, Friedrich von Raumer, von der Hagen, Krause und einigen andern Männern jenes Kreises enthält. Hierin liegt unstreitig ein weit reicherer Schatz von Ideen und Ansichten, als in seinen ausführlichen Werken selbst, denn die Briefform gestattet ihm, sich über alles, was ihm vorkommt, auf's freymüthigste und ungebundenste auszusprechen, während er bey seinen sorgfältig ausgearbeiteten Aufsätzen und Gesprächen in zu engen Schranken gehalten ist. Da er überdem frühzeitig gestorben ist, und lange nicht alles ausführen konnte, was ihm noch im Sinne lag, so müssen uns seine brieflichen Aeußerungen wenigstens dazu dienen, uns von seinem allseitigen Streben eine Vorstel-

lung zu geben, und sie sind bey ihm dasselbe, was bey Novalis die bekannten Aphorismen sind, Bruchstücke, Keime, Anfänge, die uns leider nur die großen Anlagen seines Geistes bezeichnen, aber auch in dieser unvollendeten Form unschätzbar sind.

Die Herausgeber des Nachlasses haben nicht nur Solgers Briefe an die genannten Dichter und Gelehrten, sondern auch deren Antworten in die Sammlung aufgenommen, und wir müssen ihnen dafür dankbar seyn. Sie geben uns nicht einzelne Blätter von einer Gattung und Farbe, sondern den ganzen vollen Kranz, und versetzen uns mitten in den schönen Kreis geistreicher Männer, den die Freundschaft und die Muse eng verbunden hatte. Warum sollten wir uns auch mit Solger allein auf seine Studirstube und nicht lieber in die Mitte seiner Freunde versetzen, die auf alle seine Bestrebungen und Werke so mannigfach eingewirkt haben, wie er auf die übrigen! Vorzüglich interessant und belehrend ist das Verhältniß Solgers zu Ludwig Tieck. Wir dürfen nur wissen, daß beyde sich herzlich geliebt und ununterbrochen mit einander Briefe gewechselt haben, um uns sogleich zu überzeugen, wie weit Solgers Philosophie und Gelehrsamkeit von aller Schulsteifigkeit und Pedanterey entfernt gewesen. Uebrigens bieten sich bey der Lektüre dieses Briefwechsels sehr interessante Vergleichungen mit ähnlichen frühern Briefsammlungen deutscher Dichter- und Gelehrtenkreise dar, z. B. Gleims, Johannes Müllers, Jakobis ꝛc. Dabey ist uns besonders zweyerley sehr charakteristisch erschienen, der freyere von der Etikette und Sentimentalität minder gebundene Ton, und die kritische, fast kriegerische Tendenz. Wem muß nicht vor der läppischen Väterlichkeit in Gleims Hüttchen, vor der widerlich warmen Brüderlichkeit in Johannes Müllers Briefen ekeln? Bey aller Ehrfurcht, die wir dem Geist jener Männer schuldig sind, können wir uns doch nicht darüber täuschen, daß ihre Freundschaft übertrieben, erkünstelt, weibisch, weinerlich gewesen. Männern ziemt dieses süßliche, höfliche, beleckende Wesen nicht, und was am Ende daraus entsteht, hat Schiller in einem guten Epigramme vorhergesagt, und der alte Voß handgreiflich bewiesen, denn die am liebreichsten sich gestreichelt, haben sich hintennach am grimmigsten gekratzt. Wie erfreulich ist es dagegen, jenen freyen, männlichen Ton zu vernehmen, in welchem sich die Briefsteller der uns vorliegenden Sammlung ihre Ansichten mittheilen! Hier ist jede Spur von Pedanterey und Affektation verschwunden, und besonders ist der Humor in den Briefen Tiecks von einer unschätzbaren Liebenswürdigkeit und männlichen Grazie. Zweytens muß uns die feindliche kritische Stellung auffallen, in welche diese Gesellschaft hochgebildeter Männer gleichsam wider Willen gerathen ist. Wir ersehen daraus nur zu deutlich, wie wenig ein geistvoller Mensch in unserer Zeit dem Unmuth und dem edlen Zorn entgehen kann, den so zahllose Ungereimtheiten, Uebertreibungen, ja Schändlichkeiten unserer Literatur hervorrufen. Selbst der Friedlichste fühlt sich empört und unwillkürlich zum Kampf hingerissen, oder wenigstens zu Klagen, die um so peinigender sind, da sie nichts helfen. Immerhin aber ist es heilige Pflicht mit solchen Klagen und Protestationen hervorzurücken, um andere zu trösten oder anzufeuern. Will ein zügelloser Pöbel sich aller Gebiete der Wissenschaft und Kunst bemeistern, so soll er wenigstens darum kämpfen müssen; und unterdrückt er die schwächere Parthey der edlen Geister, so sollen diese wenigstens ihre Meynung zu Protokoll geben dürfen, damit die Nachwelt nicht den Unschuldigen mit dem Schuldigen verdamme.

W. M.

Gewerbwesen.

Traité des brevets d'invention, de perfectionnement et d'importation: par Augustin Charles Renouard, avocat à la cour de Paris. Paris chez Antoine Augustin Renouard. 1825. (8. S. 501.)

(Beschluß.)

In einem Bericht, den 1778 der nachmalige Minister Roland auf Necker's Verlangen machte, heißt es: „ich habe in Rouen oft an einem einzigen Morgen 80, 90 bis 100 Stücke Tuch zerschneiden sehen, und das alle Wochen während vieler Jahre, ich habe Waaren confisciren und Strafgelder zahlen sehen, ich habe sie öffentlich verbrennen oder zur Marktzeit an den Schandpfahl binden, und dem Fabrikanten mit demselben Schicksal drohen sehen, und alles dieß in Folge der Reglements oder ministerieller Befehle. Und warum? wegen der Unterlassung einiger Förmlichkeiten, oder wegen geringer Fehler in der Fabrikation, oder endlich wegen einiger nicht in den Reglements vorgeschriebenen Handgriffe oder Neuerungen .... Ich habe in Amiens Haufen von Gerichtsdienern in die Werkstätten eindringen, die Werkstühle umwerfen, zerbrechen, Alles in Verwirrung und Schrecken setzen, Vorladungen, Verhöre, Confiskationen, Geldstrafen und Alles, was daraus folgt, Armuth, Schande, Unglück aller Art gesehen. Und warum? weil die Leute eine Art von Sammt fabrizirt hatten, die man in England macht und die die Engländer überall und auch in Frankreich verkaufen, und das, weil die Reglements in Frankreich nur von einer einzigen Art Sammt sprechen. Ich habe dieselben Auftritte, dieselben Verfolgungen gesehen, weil man Camelote in einer Breite gemacht hatte, die in England und Deutschland sehr all-

gemein ist, die in Portugal, in Spanien, in Frankreich selbst sehr gesucht wird; die aber in den französischen Reglements nicht vorgeschrieben ist. Ich habe Alles dieß selbst gesehen, und könnte zwanzig Arten von Zeugen anführen, die alle im Auslande verfertigt werden, die in allen Ländern verkauft und in Frankreich von allen Seiten verlangt werden, und deren Verfertigung in Frankreich dieselben Mißhandlungen zur Folge haben, von denen ich eben sprach." Ich habe aber noch schlimmere Dinge gesehen. Die bewaffnete Macht ist in Bewegung gesetzt, die Gefängnisse gefüllt worden, weil vernünftige, mitleidige Fabrikanten, statt von ihren Arbeitern zu verlangen, daß sie alle Tage drey, vier Stunden weit nach ihren Werkstätten gehen und Weib und Kind verlassen sollen, um in der Stadt zu arbeiten, ihnen an Ort und Stelle Arbeit gegeben hatten. Ich habe die Fabrikanten bis zu ihrem Untergang durch die Gerichte verfolgen sehen, weil sie ihre Bedürfnisse da eingekauft hatten, wo sie am wohlfeilsten waren, u. s. w. Das Unwesen war so hoch gestiegen, daß die Nothwendigkeit einer Reform schon viele Jahre vor der Revolution allgemein gefühlt und häufig ausgesprochen wurde; man fing auch endlich an einzusehen, daß diese Reform nicht durch neue Reglements, sondern durch die Abschaffung aller Reglements bewerkt werden könne. Dieß sprach schon Colbert aus, und später entwarf Türgot — von dem Ludwig XVI. sagte: „hier meint es Niemand wirklich gut mit dem Volke als Türgot und ich" — wirklich 1776 eine Verordnung, wodurch alle jene Fesseln der Industrie zerbrochen und die später in dieser Hinsicht durch die Revolution in's Leben gerufenen Grundsätze ausgesprochen wurden. Diese Verordnung fand jedoch von Seiten aller derer, deren Interesse sie verletzte, so großen Widerstand, daß sie sogleich wieder zurückgenommen ward, und alles blieb auf dem alten Fuße bis zum Ausbruch der Revolution. Die Beschlüsse der konstituirenden Versammlung sind es, auf denen wesentlich die gegenwärtige französische Gesetzgebung in Hinsicht des Gewerbwesens beruht. Indem diese Versammlung dabey von dem Grundsatz ausging, daß jeder Bürger das Recht habe, seine geistigen und materiellen Mittel in allen Zweigen der Industrie anzulegen, wollte sie zugleich die Fortschritte der Industrie durch neue Erfindungen befördern, indem sie dem Erfinder einen billigen Vortheil sicherte. Auf diese Art theilte sich die Gesetzgebung über diesen Gegenstand in die Gesetze, welche auf die Patente, das heißt auf die freye Ausübung jedes Gewerbes Bezug haben, und in diejenigen, wodurch die Ansprüche, welche der Erfinder neuer Industriezweige oder der Verbesserer der bestehenden an die Gesellschaft machen kann, festgesetzt werden, indem sie ihm ein Privilegium auf eine bestimmte Zeit bewilligen. Daß die französischen Gesetze über diesen Gegenstand, wenn sie auch nicht vollkommen sind, doch keine wesentlichen Mängel haben, geht schon daraus hervor, daß sich keine Klagen dagegen erheben, daß alle Theile, sowohl das Publikum als die Handwerker, Fabrikanten und Kaufleute, damit zufrieden zu seyn scheinen, und daß die französische Industrie seit der Revolution ungeheure Fortschritte gemacht hat, und täglich durch neue Erfindungen bereichert wird. Der Verf. des vorliegenden Werkes geht ausführlich in die verschiedenen Fragen ein, welche seit der Revolution in Hinsicht auf die Art, die Dauer und die Bedingungen des Privilegiums, das dem Erfinder oder Verbesserer gebührt, zur Sprache gekommen sind, und führt dabey im Wesentlichen Alles an, was von Schriftstellern und Gesetzgebern darüber geschrieben oder gesagt worden ist. Einer der wesentlichsten Punkte wäre dabey wohl der: ob diese Privilegien (die brevets d'invention) ohne vorhergehende Untersuchung ausgestellt werden sollen, oder ob es rathsamer sey, die Erfindungen oder Verbesserungen, wofür ein brevet verlangt ward, vorerst durch irgend eine Behörde untersuchen zu lassen, um zu entscheiden, ob sie ein Privilegium verdienen und ob sie wirklich neu sind und kein schon bestehendes Privilegium verletzen. Die französischen Gesetzgeber haben sich endlich für das erstere entschieden, und der Verf. beweist zur Genüge, daß sie wohl daran gethan haben, und, daß es besser sey jeden vorläufigen Einfluß der Behörden auf die Fortschritte der Industrie abzuschneiden und sie nicht für das etwaige Mißlingen einer Erfindung verantwortlich zu machen, das Urtheil über die Wichtigkeit oder Nützlichkeit derselben dem Publikum, d. h. den Käufern, etwaige Reklamationen gegen das ausgestellte Privilegium den Betheiligten und die Entscheidung den Gerichten zu überlassen *). Unter der kaiserlichen Regierung kam die Einrichtung einer vorläufigen Untersuchungs-Commission durch folgende Veranlassung wieder zur Sprache. Der Kaiser fand einst unter den ihm zur Unterschrift vorgelegten Papieren ein brevet d'invention „für eine unsichtbare Frau," so nannte man die bekannte akustische Vorkehrung, wodurch auf eine Frage die Antwort von einem unsichtbaren Wesen erfolgt. Napoleon warf das Papier unter

*) Dieß gibt zwar zu Prozessen Anlaß, allein es kommt hier darauf an, zwischen zweyen Uebeln das kleinere zu wählen. Die Freunde der guten alten Zeit mögen bedenken, daß der Prozeß zwischen den Trödlern und Schneidern in Paris, der 1530 angefangen hatte, 1775 noch nicht beendigt war, weil man nicht darüber einig werden konnte, was ein fertiges und was ein altes Kleid sey. Der Prozeß zwischen den Schuhmachern und Schuhflickern hat ungefähr eben so lang gedauert, und man hat berechnet, daß die Gilden von Paris jährlich etwa 800,000 Fr. auf dergleichen Prozesse verwandten.

Nr. 1.

Kunst-Blatt.

Montag, den 1. Januar 1827.

Ueber Wesen, Umfang und Vortrag der Aesthetik.

Eine Rede, beym Antritt der Professur der Aesthetik an der Ludwig-Maximilians-Universität in München,

gehalten am 27. November 1826.

Vom Herausgeber.

Unter die Wissenschaften, deren Gränzen unbestimmt sind und deren Vortrag theoretisch oder praktisch erfaßt, in rein philosophischer oder in angewandter Form, sehr verschiedene Resultate hervorbringt, gehört die Aesthetik. Eine neuere Disciplin, trägt sie für das große Gebiet, welches sie gewonnen hat, eine zu enge Bezeichnung und wird deßhalb oft einseitig beurtheilt, obgleich sie, richtig erkannt und in der Ausdehnung gepflegt, deren sie fähig ist, den unschätzbarsten Vortheil für die allgemeine Bildung gewährt. Es sey mir daher erlaubt in einigen Andeutungen von dem Wesen, dem Umfang und dem Vortrag dieser Wissenschaft zu handeln.

Aesthetica, wird von dem Ersten, welcher ihr System begründet hat, Baumgarten, als Wissenschaft der sinnlichen Erkenntniß, scientia cognitionis sensitivae, definirt. Die sinnliche Erkenntniß oder Empfindung aber ist, wo sie in Verbindung mit den Ideen des Geistes tritt, auf das Schöne gerichtet, und die Wissenschaft der sinnlichen Erkenntniß wäre demnach die Wissenschaft von den Wirkungen des Schönen auf die menschliche Empfindung. Hiebey tritt aber die doppelte Schwierigkeit ein, daß die Wissenschaft weder das Schöne als Absolutes erkennen, noch das Wesen der Empfindung vollkommen erläutern und zergliedern kann, daß sie beyde blos in Erscheinungen und Wirkungen wahrzunehmen vermag. Wir haben keine Anschauung von dem Schönen in Abstracto, wir erkennen es nur in Concreto an den Werken der Natur und an denen, welche wir selbst aus unserm geistigen Vermögen gestalten, und wir bezeichnen dieses mannichfaltige Schöne nach den Verhältnissen der Empfindungen, die es uns erregt. Die inneren geistigen Gründe dieser Empfindungen aber zu erforschen, ist uns eben so wenig vergönnt; wir können nur Arten und Stufen derselben bezeichnen und beschreiben. Dennoch bleibt das Studium des menschlichen Empfindungsvermögens nach seinen Beziehungen, Aeußerungen und Wirkungen ein nothwendiger Gegenstand philosophischer Betrachtung und einer der anziehendsten Theile der Psychologie.

Umfassender als jene erste Definition der Aesthetik ist die zweyte, schon von demselben Verfasser aufgestellte, welche sie als theoria liberalium artium, ars pulchre cogitandi bezeichnet. Betrachten wir nämlich das Schöne, welches nicht durch die Natur gegeben, sondern von dem menschlichen Geist aus eigenem Vermögen gestaltet wird, so eröffnet sich die Untersuchung einer Thätigkeit, welche durch das Zusammenwirken verschiedenartiger Seelenkräfte und Fähigkeiten entsteht. Die Vernunft gibt die Idee, der Verstand den Begriff, die Phantasie das Bild, und die aufgeregte Empfindung entwickelt die Kraft, dieß alles in eine Darstellung zu vereinigen, die als ein mit dem Reize der Schönheit begabtes Werk anspricht und die ihr eingeprägte Idee versinnlicht. Jene Thätigkeit heißt Kunst und was sie hervorbringt Kunstwerk. Da nun das mannichfaltige Schöne, welches der menschliche Geist selbst gestaltet, der nächste und anziehendste Gegenstand für die philosophische Untersuchung seyn muß, wird die Aesthetik zur Theorie der Kunst, indem sie theils die Eigenthümlichkeit der schaffenden Geistesthätigkeiten und ihr Verhältniß unter einander und zu der Außenwelt, theils die Verschiedenheit ihrer Aeußerungen betrachtet, und die einzelnen Gattungen der Kunst, welche dadurch hervorgebracht werden, ihrem Wesen nach zu erklären sucht. So theilt sie sich in eben so viele besondere Theorien, welche sich den allgemeinen Grundsätzen der schönen Darstellung unterordnen. Eine jede derselben sucht nachzuweisen, wie jede besondere Kunstart die obersten Grundsätze aller Kunst innerhalb ihrer Gränzen in Anwendung bringt, welche Vortheile und welche Beschränkungen ihr durch die Beschaffenheit ihrer Darstellungsmittel zugetheilt seyen, und

wie sie, was ihr zu Gebote steht, weise gebrauchen, was ihrer Natur widerspricht, vorsichtig vermeiden müsse.

Die Theorie der Kunst gibt mithin eine Uebersicht der Formen, in welchen der künstlerische Geist wirkt; aber mit dem, was die Kunst sich zum Gegenstande nimmt, mit der Natur und dem menschlichen Leben, welches sie darstellt, kann sie sich nur wenig beschäftigen, da ihre Bestimmungsgründe mehr innere als äußere sind. Die Werke des Dichters schildern Ereignisse, sie deuten Gefühle an, welche das Anschauen äußerer Gegenstände in ihm erregt; der Bildner drückt seine Gedanken allein durch menschliche Gestalten, der Maler durch Gestalten und Naturerscheinungen aus, und selbst die abstrakten Formen, welche der Architekt, die systematischen Töne, welche der Musiker als Zeichen seiner Ideen braucht, beruhen in allen ihren Verhältnissen auf den Gesetzen der Natur. Wie nothwendig ist daher die Kenntniß des menschlichen Lebens und der Natur, um die Darstellungen der Kunst zu würdigen. Auf ihrer Anwendung allein beruht die Wahrheit des Kunstwerks, und nur in der Wahrheit kann die Schönheit hervortreten. Eine Tragödie zu dichten ist nicht möglich, ohne tiefe Kenntniß der Leidenschaften; und wer nie die Menschen in den mannichfaltigen Stufen des Schmerzes und der Freude beobachtet hat, wird nicht im Stande seyn, ein historisches Gemälde zu componiren. Dasselbe findet beym Genuß des Kunstwerks statt. Wer wollte sich an einem Sonnenaufgang von Claude oder an Haydn's „Es ward Licht!" erfreuen, wenn er nie den Anbruch des Tags gesehen hätte?

Sodann entspringen selbstständiges Leben und freudiger Genuß des Kunstwerks hauptsächlich aus der Eigenthümlichkeit der Anschauung und Kraft und aus der innern Wärme, mit welcher es aufgefaßt und gestaltet ist. Die Begeisterung, in welcher der Künstler sein Werk erschafft, bleibt auf diesem ruhen, als ein dauernder Segen, und bildet den Zauber, mit welchem es alle fesselt, die sich ihm nähern. Diese Frucht der Individualität in ihrer ganzen Schönheit vor Augen zu stellen, reicht die allgemeine Formenlehre nicht hin; es bedarf der Erörterung des einzelnen Werks, und die Formenlehre selbst wird erst in dieser Anwendung deutlich. Wie der Botaniker durch die scharfsinnigste Erörterung physiologischer Gesetze weniger bewirkt, als indem er eine Pflanze vorzeigt, und die Schönheit ihres Baues, die wunderbaren Formen ihrer Gestaltung, die Stufen, in welchen sie sich entwickelt hat, bis sie zu dieser Blüthe gelangt ist, an ihr selbst zergliedert, so wird auch der Aesthetiker seine Lehren verständlicher und eindringlicher machen, wenn er einzelne Kunstwerke erläutert, ihre Eigenthümlichkeit darlegt, ihre Anordnung erklärt, und ihre Schönheiten, wie ihre Mängel dem betrachtenden Geiste nachweist.

Und in dieser Anwendung wird das ästhetische Studium Kritik. In einem Werke der Dichtkunst, der Malerey, der Musik die besondere Richtung und Anlage des Künstlers zu ergründen, seine Denk- und Empfindungsweise, seine Eigenthümlichkeit in Handhabung der Darstellungsmittel zu bezeichnen, den Inhalt und die Ausführung des Werks vom Ganzen bis ins Einzelne mit dem Wesen der Natur und des menschlichen Lebens zu vergleichen, dieß ist die schwierige aber schöne und dankbare Aufgabe der Kritik.

Es ist ein gewöhnlicher unbilliger Vorwurf, den man ihr macht: sie entspringe aus Kälte des Gemüths und erkälte hinwiederum das Gemüth. Der erste Grundsatz des ächten Kritikers ist, wie Winckelmann sagt: die Vorzüge des Werks zu erkennen; und solches vermag er nicht ohne die Wärme der Empfindung, ohne den Enthusiasmus für das Schöne, aus welchen alle Freude am Kunstwerk stammt. Durchdrungen und geleitet von dieser Wärme stellt der Kritiker oft Schönheiten ans Licht, deren sich der Geist des Urhebers im Schaffen selbst nicht bewußt geworden. Und wenn er tadelt, so gelingt es ihm häufig Mängel anzudeuten, deren Vermeidung bey ähnlichen Werken von dem ersprießlichsten Nutzen ist. Warnung vor Irrwegen, sowohl an einzelnen Werken als in ganzen Bestrebungen und Richtungen, ist der Beruf der Kritik, und ihre Stimme hat schon Viele zum Rechten und Wahren geführt. Es liegt in der menschlichen Natur, Gegenstände des Schönen nicht blos anschauend zu bewundern, sondern mit Urtheil und Bewußtseyn zu genießen. Ueber jedes Kunstwerk bildet sich, sobald es öffentlich hervortritt, auch ein öffentliches Urtheil, und der gute Eindruck, welchen es macht, beweist sich dadurch, daß viel darüber gesprochen, gemeynt und geurtheilt wird. Auch war die Kritik zu allen Zeiten vorhanden, sey es nun, daß sie von Dichtern und Künstlern gegen einander selbst, oder vom gesammten Publikum, oder von Einzelnen, die sich ihr als einem eigenthümlichen Fache widmeten, ausgeübt wurde. Von unserer deutschen Literatur dürfen wir sagen, daß ohne Hervortreten der Kritik sie niemals die Höhe und Ausbildung erreicht hätte, in welcher sie nun ein Gegenstand des Studiums und der Bewunderung aller gebildeten Völker ist. Schon in der Zeit, wo das neuere Deutschland wieder anfing Dichtkunst zu pflegen und den Sinn fürs Schöne zu bilden, erschienen auch die ersten Kritiken; und welcher Masse von Belehrungen, welcher Anregungen und Berichtigungen würden unsere Schriftsteller entbehrt haben, wären Lessing, Winckelmann, Herder nicht aufgetreten, ja hätten nicht die Koryphäen unserer Dichtkunst selbst die kritische Feder eifrig und mit Schärfe geführt. Doch ist hier nur die Rede von der ächten Kritik. Der ächte Kritiker hält an den allgemein gül-

ligen Gesetzen der Kunst und der Natur, und sein Urtheil unterscheidet sich dadurch von dem bloßen Geschmacksurtheil, welches nur von dem individuellen Wohlgefallen ausgeht. Zwar erwecket das innere Leben, die geistige Wärme, die in jedem Werke des künstlerischen Genius waltet, meist allgemeines Wohlgefallen, und die öffentliche Anerkennung ist in so fern als eine gültige Stimme zu betrachten; doch gibt das größere Publikum sich nur selten Rechenschaft über die Gründe seines Beyfalls und verirrt sich deßhalb leicht in der Scheidung des Aechten und Falschen, wird leicht vom äußeren Schimmer geblendet und übersieht eben so leicht verborgene Verdienste, wie verborgene Mängel. Die allgemeine und würdige Anerkennung vortrefflicher Geisteswerke verdankten wir meistens der gesunden, von richtigen Grundsätzen ausgehenden Kritik, welche mit Wärme der Schönheit huldigt, mit Scharfsinn die Wahrheit sagt und ihren Tadel mit Ruhe und ohne Leidenschaft vorträgt.

Nur eine durchgeführte Kritik macht es auch möglich die Geschichte der schönen Künste aufzustellen, welche das dritte ist, was der Aesthetik ihrem Umfange nach obliegt. Wie die politische Geschichte sich mit Auseinandersetzung der innern und äußern Triebfedern beschäftigt, welche das Aufblühen eines Volks befördert, seinen Wohlstand begründet, seine Unglücksfälle herbeygeführt, seinen Untergang veranlaßt haben: so muß auch die Kunstgeschichte darzulegen suchen, durch welche Mittel die Kunst unter den Völkern emporgekommen, welches die Anlässe und die Talente waren, die ihre Richtung bestimmt, welche Eigenthümlichkeiten, welche besondere Verdienste und Vorzüge sich in jedem Volk und in jeder Zeit entwickelt und wodurch es gekommen, daß sie bald früher, bald später von ihrer Höhe herabgesunken sey und oft kaum die Spuren ihrer einstigen Vortrefflichkeit zurückgelassen habe. Für die Geschichte der bildenden Kunst des Alterthums ist uns auch nicht ein Schriftsteller aus jenen entfernten Zeiten übrig, welcher den Anforderungen einer solchen Geschichte genügte. Gelegentliche Andeutungen und trockene Angaben machen allein die Hülfsmittel aus, die sie uns an die Hand geben. Aber der unsterbliche Geist unseres Winckelmann hat uns gelehrt, wie es möglich sey, aus der Betrachtung der Trümmer jener vergangenen Welt, verglichen mit den spärlichen Nachrichten die uns übrig sind, auf den Gang und die Entwicklung jener Kunst zu schließen; er hat uns das Urtheil geschärft, aus den Verdiensten und Mängeln des einzelnen Werks die Eigenthümlichkeit seines Erfinders und die Epoche, in der es entstanden seyn mag, zu erkennen. Zwar mußte er vieles noch unbestimmt lassen, theils weil er selbst in den Principien noch schwankte, theils weil ihm die Kenntniß der Monumente fehlte, deren Entdeckung der jüngstvergangenen Zeit über manche Perioden der alten Kunst ein helles Licht aufgesteckt hat. Aber der Weg, den er vorgezeichnet, die Art, wie er die Geschichte behandelt hat, werden stets die wahren und musterhaften bleiben, und es ist eine Aufgabe für die Gegenwart, nach dem Standpunkt unserer jetzigen Erfahrungen eine Geschichte der Kunst des Alterthums zu liefern, welche mit Winckelmanns Gelehrsamkeit, Scharfblick und Enthusiasmus zugleich die lichtvolle Ordnung und den Wohllaut der Sprache verbände, die seinem Werk einen klassischen Werth in unserer Literatur für immer sichern.

Festeren Schritts gehen wir in Behandlung der neueren Kunstgeschichte. Hier sind uns die Facta meist genau bekannt und die Werke stehen vor unseren Augen, an welchen wir Gang und Entwicklung in jedem Jahrhundert erkennen können. Es ist zugleich ein erfreuliches Geschäft, den Spuren des Genius nachzugehen und die Gesetze zu finden, die er unbewußt ausgesprochen hat. Für den Künstler wie für den Kunstfreund gibt es nichts Erweckenderes als dieses Studium und die Einsicht in den Zusammenhang jedes bedeutenden Werks mit seiner Zeit, mit seinen Vorgängern und Nachfolgern; denn die Ursachen, wodurch es veranlaßt worden, der Ruhm, in welchem es bestanden und die Wirkungen, die es hervorgebracht, gewähren den schönsten Blick in das geistige Leben, befeuern die Nacheiferung und zeigen den Weg, welcher allein zu der Unsterblichkeit führt.

Was von der Behandlung der Geschichte bildender Kunst gilt, läßt sich in seiner ganzen Ausdehnung auch auf die Geschichte der Poesie, der Beredtsamkeit und der Musik anwenden. Für die Geschichte der schönen Literatur stehen uns größere Mittel zu Gebote als für irgend ein anderes Fach, denn die Werke, die aus allen Zeitaltern übrig geblieben, sprechen für sich selbst und bedürfen nur einer strengen, sichtenden Kritik, um von ihrer Eigenthümlichkeit ein klares Zeugniß zu geben. Aber wie die Kunst der Rede mit allen menschlichen Dingen in engerer Verbindung steht, als jede andere Kunst, so erfordert auch ihre Geschichte eine genaue Berücksichtigung und Entwicklung aller Zeitverhältnisse, um ein anschauliches Bild ihres Umfangs, ihres Charakters und ihrer Wirksamkeit zu liefern. Die alte und neue Zeit hat in der Geschichte der schönen Literatur viel gelungenes Einzelnes aufzuweisen, aber noch sind manche der schwierigsten Epochen unbearbeitet und es bleibt dem Forscher ein eben so mannichfaltiges als ergiebiges Gebiet.

Im Ganzen ist die Geschichte jeder Kunst der Prüfstein ihrer Theorie, denn was im Grundsatze wahr ist, davon muß sich im Lauf der Ereignisse die Anwendung finden lassen, und die Principien der Kunst haben sich

immer an ihren Meiſterwerken ausgeſprochen. Darum wird auch der Vortrag der Aeſthetik ohne Zweifel am fruchtbarſten auf dem Weg der Geſchichte und Kritik. Denn die allgemeinen Principien ſind bald erlernt, die ausgeführte Theorie aber gibt die Formen ohne das Weſen und bleibt deßhalb oft unverſtändlich. Auch hilft es zu nichts, Beſtimmungsgründe zu kennen ohne die Fähigkeit, ſie auf das Beſondere anzuwenden. Geſchichte der Kunſt kann nicht gelehrt werden, ohne daß eine Ueberſicht der Kunſtgattungen und Arten nach ihren Hauptgrundſätzen vorausgeſchickt und bey der Schilderung jeder Epoche oder jedes einzelnen Künſtlers und Kunſtwerks auf dieſe hingewieſen wird. Die Kritik aber beruft ſich mit jedem Schritt auf die theoretiſchen Lehren und entwickelt ſie genauer und beſtimmter, als es im allgemeinen Syſteme geſchehen kann. Beyde, Geſchichte und Kritik aber gehen von dem Lebendigen aus und bringen dadurch jene Friſche der Wahrnehmung mit ſich, die bey allem Studium erfreulich, förderlich und erweckend iſt. Die kritiſche Beleuchtung und Erläuterung eines Dichterwerkes beginnt ſelbſt mit der Leſung deſſelben und bringt es ſomit in allen ſeinen Theilen zur Kenntniß der Zuhörer. In dieſem Felde wird von den Lehrern der Philologie ſchon auf das Kräftigſte für die äſthetiſche Bildung gewirkt, wenn die klaſſiſchen Schriftſteller des Alterthums nicht blos der Sprache, ſondern auch dem Geiſte nach, von ihnen erklärt werden. Ein gleiches ſollte den Dichtern chriſtlicher Zeit wiederfahren, die uns entfernter ſtehen und den Umſchwung einer Periode bezeichnen, wie Dante's göttliche Comödie. Doch darf auch die Geſchichte, ſey es der redenden oder der bildenden Kunſt, nie ohne Beyſpiele oder Anſchauung ſeyn; denn Ein Blick auf das Kunſtwerk macht die Vorſtellung klarer als die ausgeführteſte Beſchreibung, und nur an dem Schönen ſelbſt iſt es möglich, die Erkenntniß deſſelben zu bilden. Auf ſolchem Wege vermag das Studium der Aeſthetik das natürliche Talent zu ſtärken, die Wärme der Empfindung zu erhöhen, den Schwung der Phantaſie zu beflügeln; durch Hinweiſung auf die ewigen Muſter vermag die reine Lehre auch den reinen Blick in die Natur zu erhalten, aus welcher der künſtleriſche Geiſt die Anläſſe, Mittel und Gegenſtände ſeiner Darſtellungen nimmt. Freylich iſt die Aeſthetik nicht im Stande jene bewußtloſe Kraft hervorzurufen, die in dem Künſtler thätig iſt und ſeinem Werke den Odem des Lebens einhaucht. Wo Talent, Wärme der Empfindung, Schwung der Phantaſie, treue Auffaſſung des uns umgebenden Lebendigen nicht angeboren ſind, mit einem Worte, wo die Anlage zur Kunſt fehlt, da würden auch die vollkommenſten Lehrer der Theorie, Kritik und Geſchichte der Kunſt nicht hinreichen einen Künſtler zu erziehen. Doch haben ſie deßhalb einen nicht geringeren Werth für die allgemeine Bildung. Denn auch der, welchem es nicht gegeben iſt, Schönes zu geſtalten, ſoll ſich an dem Genuß des vorhandenen erfreuen; die großen und anmuthigen Ideen, welche die Werke der Kunſt ausſprechen, der Zauber, der in ihren Formen liegt, ſollen ſeinen Geiſt erheben, ſeine Sinne veredeln, und ſein ganzes Denken und Thun mit jener Schicklichkeit und Anmuth durchdringen, welche den Geſetzen des Guten und Wahren, die in unſerm Innern walten, entſpricht.

Denn wie nichts dem Schönen angehören kann, was nicht auch zugleich dem Wahren und Guten angehört, ſo wirkt auch die rechte Veredlung des Schönheitsſinnes auf Wiſſen und Sitte. Und wie beyde, Kunſt und Wiſſenſchaft nur dem Einen Höchſten dienen, welches Anfang und Ende alles menſchlichen Beſtrebens iſt, ſo wirken ſie auch deſto tiefer und lebendiger, je inniger ſie vereiniget ſind. Kunſt kann nicht beſtehen ohne Wiſſenſchaft, denn ſie wäre ſonſt nur Form ohne Inhalt und Geiſt, und Wiſſenſchaft beſteht nicht ohne Kunſt, ja ſie wird in ihrer vollkommenen Durchbildung und Lebendigkeit ſelbſt zur Kunſt, denn die rechte Conſtruktion, der durchgreifende Organismus und die Anwendung auf das Leben ſind Ergebniſſe des bildenden Sinns, welchem das Wiſſen zum Vermögen und der geſammelte Vorrath zur Kraft wird. Darin beſtand die Blüthe der Griechen, daß Wiſſen und Können bey ihnen aufs engſte vereint war, daß alles was ſie wußten, im Handeln angewendet, und alles was ſie leiſteten, durch gründliche Einſicht und richtiges Denken vorbereitet wurde. Und wir, mit unſrer reinen Religion, wir ſollten in geringerer Begeiſterung die Elemente unſeres höhern Daſeyns erfaſſen, wir ſollten nicht zu der Einigung gelangen, in dem Wahren Schönes, in dem Schönen Wahres zu bilden und in beyden das ewig Gute, das Göttliche zu erkennen? Allerdings, je höher der Standpunkt, aus welchem die Aufgabe erfaßt wird, deſto ſchwieriger iſt ihre Löſung. Aber der Geiſt ſchwingt raſcher ſeine Flügel, wo er von großartigem Leben, vortrefflichen Mitteln der Wiſſenſchaft und erhabenen Werken der Kunſt umgeben iſt. Dieſes Glücks genießen wir hier, an dieſer neu errichteten Univerſität, unter dem Scepter eines Königs, welcher freye Forſchung und großartige Kunſtübung will, in dem Zuſammenwirken gründlicher Denker und genialer Künſtler, welcher ſchon Treffliches hervorgebracht hat und noch Großes geſtalten wird, unter einer Jugend, deren kräftige Anlagen ſich einer glücklichen Entfaltung bieten. Darum, ſo hoffe ich, wird jeder geſunde Keim, den wir pflanzen, fröhlich gedeihen und Blüthen und Früchte tragen in Fülle!

Nr. 2.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 4. Januar 1827.

Straßburg im October 1826.

Auszug aus dem Briefe eines Reisenden.

Zu Straßburg haben wir einige Tage gerastet, und die Werkstätten der zwey trefflichen Künstler Helmsdorf und Ohmacht besucht. — Von beyden mit freundlich anspruchloser Gefälligkeit aufgenommen, will ich zuerst dich in das Atelier des schon von dir rühmlichst gekannten Landschaftmalers einführen. — Hier zeugt alles von einer wahrhaften, reinen Liebe zur Kunst und Natur; von einem ernsten Streben mit dieser immer vertrauter zu werden. Daher vermuthlich die lebendigen Blumen in Töpfen und Sträußen, welche die Werkstätte dieses Künstlers schmücken, und durch ihren Farbenglanz eine stete Aufmunterung zur Frische der Töne scheinen, welche auch wirklich in Helmsborfs Bildern eine große Klarheit und Durchsichtigkeit haben.

Mehrere große Gemälde fanden wir theils angelegt, theils mehr oder weniger vorangerückt; eins bereits fertig; ein anderes fast vollendet. Von diesen beyden letzteren dir eine Uebersicht zu geben, ist eine Aufgabe, die ich mir kaum zu unternehmen getraue; denn was hätte ich dir nicht allein von dem Praktischen, von der Wahrheit der Darstellung, von der Mannichfaltigkeit der Töne, ihrem Schmelze, ihrer Harmonie von dem beharrlichen Fleiß in der Ausführung zu sagen! — Im ersteren Gemälde macht eine hohe, vom Lichte des Aethers umflossene Ruine des Mittelalters (Schloß Ortenberg im Schwarzwalde) den Vordergrund; in ihrem Schatten, unter Wald- und Obstbäumen, bilden mehrere Figuren, mit Obstlesen beschäftigt, liebliche Gruppen.

Durch das Bedeutungsvolle, das ihnen der geistreiche Künstler zu geben gewußt, erregen sie das Nachdenken über den ewigen Wechsel der Zeit, welche nichts verschont, welche das Kind so wie das blühende Mädchen und die schon Mutter gewordene Frau, der Vergänglichkeit näher bringt. Ernsthaft schweift der Blick über die Gipfel der Bäume ins Thal hinab. Aber erfreut von Wiesen und Feldern, von freundlichen Dörfern und Städtchen, von anmuthigen Hügeln und Bergen, den Reben und Waldungen, den Krümmungen eines Baches, der seinen muntern Lauf, von fernher, aus dem sich immer enger schließenden Thale mit dem schönsten Farbenspiel bezeichnet, möchte man ausrufen wie Hebel in seinem Gedichte von der Wiese:

. . . . Wie stöhn an sunnige Halde
Reben an Reben uf! Wie woget uf höhere Berge
Rechts und links der Buchewald und dunkleri Eiche!
O's ist alles so schön, und überall anderst und schöner!

Aber nun zum zweyten Gemälde.

Dort Lieblichkeit, idyllische Natur; hier der ernste, grandiose Styl einer römischen Landschaft. Im Vordergrunde die imposanten Ruinen der Kaiserpaläste, welche sich links in verschiedenen Abstufungen, bis zu einem Klostergebäude erstrecken. Zwischen ihren, mit wildem Gestripp, allerley südlichen Pflanzen, wie Agaven, Kaktus, u. s. w., verwachsenen Trümmern, gräbt ein habsüchtiger Italiener emsig nach Alterthümern, und nicht vergebens; denn schon hat er röthliche, irdene Gefäße gefunden; ein anderer hat sein Geschäft unterbrochen, um freundlich mit seiner Frau zu kosen, die ihr Kind stillt.

Im Mittelgrunde, die Via Appia mit dem Triumphbogen des Constantin; die Aqueducte; dahinter, das über alles hervorragende Coliseum mit seinen unzähligen Bögen und Gewölben; rechts Fabriken und Ruinen; die Gebirge bey Tivoli in dunkelblauer Ferne.

Herrlich stehen Luft und Beleuchtung im Einklange mit diesem höchst poetischen Bilde.

Die Mittagsonne eines stürmischen Spätjahrtages, erhellet in breitem Lichte die ganze Gegend, besonders aber das Coliseum und eine grandiose Wolkenmasse, die der Herbstwind übereinander schichtet und gewaltsam über die Campagna fortwälzt. Die immer grünen Pi-

nien, Cypressen und Lorbeeren beleben zwar die Landschaft mit sommerlichem Schmuck; aber hin und wieder mahnet röthliches Laub an zartern Bäumen, daß auch in Italien der Himmel nicht immer ungetrübt ist, und nicht immer die Zephyre wehen, so wie keines Menschen Leben, auch des glücklichsten, ohne Widerwärtigkeiten vorübergehen kann.

Den folgenden Tag besuchten wir des trefflichen Bildhauer Ohmachts Werkstätte, und fanden ihn mit dem Ausbauen einer Flora beschäftigt, aus carrarischem Marmor. Sie soll einem bekannten französischen Botaniker als Denkmal bestimmt seyn, da aber dieser Gelehrte die europäische Pflanzenwelt mit einer fremden Blume bereichert hat (die Castelaria), so hat die Göttin mit der Rechten einige derselben aus der linken Hand genommen, um den Blumenkranz auf ihrem Haupte damit zu vermehren. Höchst wahr und einfach ist die ganze Stellung; voll jugendlicher Grazie; geschmackvoll und natürlich sind die Falten der Tunika; sie umgeben die schlanken Formen des Körpers, ohne sie zu verbergen, und ein Peplum, mit reich verzierter Kante, unterbricht lieblich den Faltenwurf des Gewandes.

Edel ist besonders die Haltung des Kopfes, der sich etwas neiget, um die Blume zu empfangen. Ueberall ist das unermüdete Studium der Natur, verbunden mit dem reinen Geschmack der Alten unverkennbar. Außer diesem, etwa 5 Schuh großen Bilde, sahen wir einige Porträts, in denen viel Adel und Leben war. Bedauern mußten wir, daß Ohmacht von früher verfertigten bedeutenden Werken keine Abgüsse aufbewahrt, ein Mittel, welches das Schöne und den Geschmack für dasselbe verbreitet, und dem Künstler selbst den freudigen Ueberblick seiner früheren Arbeiten gewährt.

Kupferstecherey in Mailand 1825.

1. Longhi. Les délices maternelles: Porträts einer Mutter und zweyer Kinder, gemalt von Lawrence in der Größe von 9¼ auf 8¼ Zoll. Grabstichel und kalte Nadel sind vortrefflich gehandhabt, aber der Ton ist im Ganzen kalt, was man dem Originale zuschreiben muß, das ohne allen Effekt ist.

2. Anderloni (Faustino). Eine Jungfrau nach Raphael, mit der Umschrift: Dilectus inter filias, 8¼ auf 7 Zoll. — Eine Magdalena nach Correggio, mit der Umschrift: Dilexit multum, 6 auf 5 Zoll. Diese Kupferstiche schaden dem Namen Anderloni nicht, obgleich dieser, ein Bruder Pietros, sich noch nicht eines gleichen Ruhmes erfreut. Man erkennt die gute mailändische Schule in der Genauigkeit der Zeichnung, an der Handhabung des Grabstichels und der Ausführung des Fleisches.

3. Garavaglia (Giavito). David den Kopf des Goliath in den Händen haltend, nach Guercino, 12¼ auf 11 Zoll. Herodias den Kopf des heil. Johannes haltend, nach Luini, 11 auf 9¼ Zoll. Warum erregen solche Gegenstände in unseren Zimmern aufgehängt kein Entsetzen? Wie viele Personen würden nicht bey der wirklichen Hinrichtung des größten Verbrechers, selbst eines Vatermörders, von Bestürzung ergriffen werden, die bey Gemälden, wie die obengenannten, nur an die Kunst des Meisters denken? Wir finden hier einen schönen Grabstichel, aber etwas Uebertreibung in der Führung desselben, welches mehr Kühnheit als Gefühl anzeigt; so gut behandeltes Fleisch hat keinen solchen starken Gegensatz nöthig. Möchten doch die Kupferstecher von ganz Europa die Magdalena von Edelink vor Augen behalten, hier werden sie ihre Mittel der Ausführung richtig gebrauchen lernen.

Hagar und Ismael in der Wüste, nach Baroccio. Ein zu gleichförmiger schwarzer Ton: vielleicht hatte das Bild diese Monotonie, vielleicht haben auch die Farben zu sehr nachgedunkelt, ein Zufall, den der Kupferstecher bemerken und durch Einsicht entfernen kann. — Eine heil. Familie, nach Raphael 13¼ auf 11 Z. Man erkennt immer den Styl der Meister unter dem Grabstichel dieses Künstlers, der selbst mit Reinheit und Genauigkeit zeichnet. Das Fleisch ist ausgezeichnet schön.

4. Jesi. Erst in neuerer Zeit beginnen auch Israeliten sich mit den Künsten zu beschäftigen. Ihre Sitten hatten sie früher davon entfernt und Vorurtheile hielten sie auch von den Schulen ab, wo sie die Anfangsgründe hätten erlernen können. In Mailand, wo alles Gute aufgenommen und gepflegt wird, hat man auch Samuel Jesi aufgemuntert und sein Kupferstich, die entlassene Hagar, nach Guercino's Gemälde in dem Museum der Brera zeigt, daß er seine natürlichen Anlagen durch Studien dahin auszubilden strebt, um einen Platz unter den guten Kupferstechern Italiens einzunehmen. — Die mütterliche Liebe, nach Cipriani 12 auf 9¼ Zoll. Dieses neue Produkt seines Grabstichels gibt noch mehr Hoffnung; es ist mehr Festigkeit in den Arbeiten und Leichtigkeit in der Führung des Grabstichels.

5. Bisi. Die Jungfrau und der heil. Antonius Eremita, nach Luini 14 auf 19 Zoll. Wenn man Bisi's Zeichnungen nach der Natur gesehen hat, so verwundert man sich nicht in diesem Bild die Schönheit

der Köpfe wieder zu finden, die das vorzüglichste Verdienst jenes berühmten Meisters aus der lombardischen Schule sind. Auch wird man die feine und glänzende Behandlung des Grabstichels bewundern. — Venus den Amor umarmend, nach Appiani, 13 auf 17 Zoll. Man nennt Appiani den Maler der Grazien, und dieses Gemälde könnte als eine Rechtfertigung für den Lobspruch gelten. Der Künstler hat die Eigenthümlichkeit seines Vorbildes aufzufassen gewußt.

6. Caronni. Venus mit Amor spielend, nach Procaccio 12½ auf 17 Zoll, Leichtigkeit der Grabstichel, aber trockene und harte Behandlung.

7. Marri. Der heil. Johannes als Kind, nach Ann. Carracci 11 auf 8½ Zoll, Marri ist ein Schüler der Brera. Wir werden vielleicht das Talent des jungen Künstlers loben können, wenn er ein andres Werk geliefert hat.

8. Gandolfi. Den Kupferstecher Gandolfi hätten wir allen andern Schülern der Brera vorsetzen sollen. Unter der Anleitung Longhi's herangewachsen, macht ihm dieser Künstler mit Recht den Rang streitig. Mehrere Liebhaber ziehen ihn sogar seinem Meister vor. Da er aber der Lombardey nicht angehört, und man ihn einen Cosmopoliten nennen könnte (er hat sich auch in Amerika aufgehalten), so reihen ihn wir hier ein und bemerken blos, welchen Rang er hätte einnehmen sollen; er hat noch dazu den Vortheil selbst der Erfinder von einigen seiner Stiche zu seyn.

Die heilige Cäcilia die Orgel spielend 15 auf 20½ Zoll, nach eigener Zeichnung. Ein schönes Blatt, sowohl in der Anlage als in der Ausführung. Man bewundert an diesem Künstler neben der großen Leichtigkeit eines glänzenden Grabstichels, einen besondern Geschmack in der Behandlung aller Details, indem er jedes dem Gegenstande gemäß behandelt, ohne schroffe Gegensätze. Man sieht, daß er sich Edelink zum Muster nimmt. Das Einzige, was man zur Vollkommenheit wünschen könnte, wäre, nicht immer denselben Charakter an allen Köpfen zu finden. Dieselbe gerundete Form kehrt in allen seinen Werken wieder, sowohl in den eigenen Compositionen als in den Stichen nach Gemälden. So in den folgenden: Judith den Kopf des Holofernes in der Hand haltend, nach Allori. Trotz ihrem rundlichen Aussehen hat sie doch noch einen ziemlichen Grad von Strenge behalten, der sie zur Vollziehung ihres Vorhabens recht passend macht. Schöne Arbeit und wohl berechneter Effekt. — Venus, die ihrem Sohn das Lesen lehrt, nach Pelagio Palagi. Dieses Bild kann der schönen Clytia von Bartolozzi an die Seite gesetzt werden und es wird nichts verlieren. — Petrarca 5 auf 8 Zoll. Was auch das Verdienst dieses Porträts seyn mag, so kann es doch neben den Bildnissen von Longhi's Hand nicht bestehen. Es erschienen eine Menge Porträts der Souveräne, die dieses Jahr Mailand besuchten; sie waren theils mit dem Grabstichel, theils in punktirter Manier verfertigt, aber sie schienen alle übeln Humor's zu seyn, sich so schlecht dargestellt zu sehen; deßhalb wollen wir uns auch nicht mit ihnen befassen.

Unter den zahlreichen Graveurs in Aquatinta, die sich seit einigen Jahren gebildet haben, muß man Gallina auszeichnen, der vier Zeichnungen von Palagi, das schreckliche Schicksal der Familie Agolini darstellend, gestochen hat.

Die Fasti di Milano in Aquatinta werden fortgesezt. Einige Darstellungen sind ziemlich gut durch verschiedene Künstler gegeben worden.

Ein Bilderhändler hat auf dieselbe Weise die römische Geschichte unternommen, gezt in der Art des geistreichen Zeichners Pinelli in Rom. Das ist wahrscheinlich das ganze Verdienst dieser Unternehmung, welche sich dessen ungeachtet einer ziemlichen Anzahl Subscribenten erfreut, während das schöne Werk des Grafen Litta über die berühmten Familien Italiens ganz allein auf dem vortrefflichen und beharrlichen Verfasser liegt, der es in keiner Beziehung an dessen Vervollkommnung fehlen läßt. Der Text ist äußerst interessant, die zahlreichen, zum Theil colorirten Stiche sind voll Wahrheit und Feinheit, und die Darstellungen der Monumente vortrefflich.

Wir besitzen zwey Hefte eines Werkes, das allgemeine Aufmerksamkeit verdient, nämlich: die schönsten Cathedral-Kirchen. Man kann unmöglich einen treuern und geistreichern Zeichner finden als Rupp, den Verfasser und Herausgeber des Werkes, und wir können behaupten, daß Niemand so, wie er, bis jezt die Radirnadel zu führen verstanden hat. Man muß ihn bewundern, wenn man die Ansichten der Peterskirche zu Rom, die Kathedrale zu Mailand u. dgl. durchgeht, mit ihrem unermeßlichen Detail von Bildhauerarbeiten, Ornamenten u. s. w. Andere Künstler können Aehnliches versuchen, aber Niemand wird mit Hrn. Rupp wetteifern können. Dieser Künstler zeichnet alles nach der Natur, er mißt alles und sollte ganz Europa durchreisen. Der Text ist italienisch; französisch würde für das europäische Publikum besser gepaßt haben: Verfasser davon ist Herr Sergent Marceau der Sohn. Das Werk erscheint auf Subscription und es sind auch colorirte Exemplare zu haben.

Artaria, Musik- und Gemäldehändler zu Mailand, hat eine Geschichte und Beschreibung der dortigen Cathedrale herausgegeben, deren italienischer Text von demselben Verfasser ist; der französische ist von seinem Vater. Das Werk ist mit 66 Kupfern versehen, gezeichnet und gestochen von Rupp, die Figuren sind von Bramati. Wir wollen unsere Leser nicht mit dem historischen Theile aufhalten, da der Verfasser als Künstler über die einzelnen Theile dieses herrlichen Monuments selbst urtheilt, wir werden uns blos auf die Stiche beschränken, die man nicht genug bewundern kann. Man wird unter andern darin wahrnehmen, mit welcher Kunst, mit welcher Geduld Rupp in einem so kleinen Raum (in 4.) die gemalten gothischen Fenster wiedergegeben hat. Außerdem bietet uns dieses Werk auch eine interessante Vergleichung dar mit den einzelnen Darstellungen in dem vor Kurzem erschienenen Werke des Grafen d'Azincourt. Den Zeichnungen des Hrn. Rupp muß man unbedingt das Lob einer größern Genauigkeit ertheilen. Der Preis einer Lieferung, Text mit 10 bis 12 Kupferstichen ist 6 Gulden.

Auch existirt eine andere Beschreibung dieser Kirche mit ganz gleichen Stichen von denselben Künstlern durch den Marquis d'Adda, nur etwas abgekürzt; auch hat der Verfasser auf das ausführlichere Werk im Verlage des Hrn. Artaria verwiesen.

Geschichte und Beschreibung der Kirche zum heil. Ambrosius von dem Abbate Ferrario in groß 4. mit colorirten Kupfern, die Zeichnungen sind mit der größten Genauigkeit verfertigt und mit vielem Geschmack in Aquatinta ausgeführt. Man erhält Ansichten des Aeußern und Innern der Kirche und sonstige interessante Details. Was dieses Werk besonders interessant macht, das ist die Genauigkeit, mit der es colorirt wurde und die Kunst, mit welcher die Künstler den reichen Schmuck der Gold- und Silberarbeiten gegeben, indem sie mit vieler Kunst die Lichter in Gold und Silber aufgesezt, und dadurch an die Arbeiten alter Miniaturmaler erinnert haben, die nur nicht immer ebenso geschmackvoll sind.

Wir haben früher von dem Talente des Malers Losé und seiner Gattin gesprochen, welche die Ansichten der Brianza unweit Mailand herausgegeben haben. Von diesem Künstler sind nun einige Ansichten des Splügen erschienen. So viel Mühe Losé auch darauf verwendet, so ist er doch nicht so von den Coloristen unterstüzt, wie die Schweizer Künstler, was desto mehr zu bedauern ist, weil die Blätter von ihm vortrefflich in Aquatinta ausgeführt sind. Das Werk wird bey Bernacca um 80 L. verkauft.

Obgleich die Künstler und Herausgeber der Ansichten vom Garda-See zwischen Brescia und Mailand nicht der Lombardey angehören (sie sind Schweizer), so glauben wir doch von dieser Sammlung reden zu können, indem die dargestellte Gegend diesem Lande angehört und die meisten Abdrücke daselbst abgesezt werden. Die Arbeit übertrifft alles, was in Italien von dieser Art hervorgebracht wird. 15 Blätter 8. 10 L.

Locatelli, Il cavaliere jurfetto, in 4. Bey den Brüdern Sonzogno Buchhändlern. Eine Sammlung von allen Pferderacen, nach Vernet, gestochen und colorirt von Locatelli. Man kennt in ganz Europa das Talent Vernets, Sohnes des berühmten Marinenmalers. Diese Blätter zeichnen sich dadurch aus, daß sie alle schönen Bewegungen dieser Thiere darstellen. Auch die Copie ist nicht ohne Verdienst.

Pompeji.

Vor Kurzem ward in Pompeji ein schöner Brunnen aufgedeckt, nach Art einer Nische gebaut, welche inwendig mit Mosaik bekleidet und auf eine angenehme und bizarre Weise mit mannichfaltigen Muscheln verziert ist. Das Wasser sprang aus Mund und Augen zweyer Larven in ein schönes marmornes Gefäß. Vier Säulen von korinthischer Ordnung dienen zur Verzierung und das Ganze ist so elegant, daß sich der König von Neapel eigens nach Pompeji begab, um diesen Brunnen zu sehen.

Am 4. August fand man ebendaselbst in Gegenwart des Königs fünf Glasflaschen, die ins Mus. Borbonico gebracht wurden. Als sie am 28. Oktober gereinigt werden sollten, bemerkte man, daß in einer derselben eine buttrige und oelige Substanz sich befand, die ursprünglich Olivenoel gewesen zu seyn scheint. In einer andern fand man eine Art buttrigen Schlamm, und dazwischen eine Menge Oliven. Der König befahl die chemische Analyse davon zu machen und alles sorgfältig im Museum aufzuheben. Diese Oliven zur Zeit des Titus gepflückt, sind so wohl erhalten als wären sie unter der Regierung Franz I. gebrochen, und haben einen pikanten zusammenziehenden Geschmack.

Nr. 3.

Kunst-Blatt.

Montag, den 8. Januar 1827.

Kunstausstellung in Berlin 1826.

Die dießjährige Kunstausstellung ist wohl die zahlreichste, welche hier je statt gehabt hat (das Verzeichniß zählt jezt schon über 1000, und häufig mehrere Stücke unter einer Zahl); zugleich ist sie vielleicht die besuchteste, was zum Theil wohl von der großen Menge trefflicher und merkwürdiger Bildnisse herrühren mag, aber ohne Zweifel auch der Anziehungskraft der übrigen Kunstwerke in den heiteren Sälen bey den schönen sonnigen Tagen beyzumessen ist, und auf jeden Fall eine erfreuliche Anerkennung für Meister und Schüler enthält.

In dem vorderen runden Saale, wo auf Nischen und Gestellen, neben plastischen Erzarbeiten, allerley elegante und kostbare Geräthe zur Schau stehen, wogte an manchen Tagen die bunte Menge wie auf einem Jahrmarkte umher, und bot selber ein fröhliches Gemälde dar; so wie nicht selten auch in den andern Sälen sich neben den Bildern und Bildnissen eine zweyte lebendige Ausstellung der Urbilder, und der neusten Trachten und Moden, ergötzlich sehen ließ. Aus der Fülle der Gegenstände im runden Saale ragen einige Kolosse der Bildnerey hervor, und an einem zu Gleiwitz in Schlesien in Eisen gegossenen, ohne Ciselirung vollkommen ausgebildeten korinthischen Säulenkopfe vorbey, nähern wir uns einem schlafenden Löwen, der nach Rauchs meisterhaftem Modell in der hiesigen Eisengießerey in Eisen gegossen, und vom Ciseleur Glanz überarbeitet ist. Dieß Seitenstück zu dem schlafenden Löwen an Blüchers Denkmale wünschten wir auf einem der manchen noch leerstehenden Baugestelle, (dergleichen am Schauspielhause, auf der Schloßbrücke), zur stäten Anschauung gebracht zu sehen. Einen ähnlichen Wunsch erregt in uns der überraschende Anblick einer mächtigen Granitschaale, welche aus der Steinmetzwerkstätte des Bauinspectors Cantian (schon rühmlich bekannt durch sein Werk über Peter Vischers Grabmal im Magdeburger Dom) hervorgegangen ist: sie ist kreisrund, hat oben sechs Fuß Durchmesser und ist, mit dem Fuße, fünftehalb Fuß hoch. Der feinkörnige Granit, der auf unserm märkischen Boden liegt, und zu dem Urgebirge in Schweden gehören soll, ist von einer Gleichartigkeit und Reinheit, die durch Maschinen bewirkte Politur von einem Glanz, und dabey die Form von einer Schärfe und Schönheit, daß diese Schaale getrost neben den kolossalen antiken Badewannen aus ägyptischem Granit stehen könnte, welche wir sonst in diesem Saale zu sehen gewohnt waren. Sie wäre eine Zierde des neuen Museums; und hiebey können wir nicht übergehen, daß in der großen Werkstätte deſſelben Mannes Säulenblöcke deſſelben heimischen Urgesteins liegen, welche die würdigste Stütze des runden Saals für die Plastik in dem neuen Kunsttempel abgäben, und uns so einigermaßen die alten Aachener Granitsäulen verschmerzen ließen, welche wir in Paris gelassen haben, weil sie als Karyatiden in der Gemäldegallerie verbaut waren. — Zwey andere kleine Schaalen aus verde antico und giallo antico aus derselben Werkstätte, sind nicht minder vollkommen und zierlich gearbeitet. Ganz dasselbe ist von zwey Granitvasen des Steinmetzmeisters Wimmel zu rühmen, dem wir in dieser Art schon so manches zu verdanken haben. Auch ein aus Schweden herübergekommenes Becken aus Porphyr ist ein schöner Beweis der jezt (wie schon einmal zur Zeit der Medici in Florenz) erst wieder entdeckten und erweckten Bearbeitung dieses härtesten Gesteins.

Von einer andern eben erneuten Kunst, der Glasmalerey, strahlen uns einleuchtende Beweise vom Fenster her. Die an mehreren Orten zugleich gemachte Erneuung dieser Kunst ist schon in diesen Blättern besprochen worden. Hier zeigen sich jetzo drey kleine Gemälde, eine Landschaft vom Comer-See, der bekannte Fürst von Geldern, der seinem Vater bräut (von Rembrandt in der hiesigen Gallerie), und die kleine Rafaelische Madonna (die Camuccini in Rom besizt), und das Meiningensche Wappen, sämmtlich von .....: die aus wenigen Stücken zusammengesezten Gemälde mit ihren Schattirungen muß man nicht bey hellem Sonnenschein, sondern gedämpft sehen, dann erscheinen sie, wie

ſie ſollen, doch weniger die Madonna; dagegen die reizende italieniſche Landſchaft (die Gegend von Gravedona) von der Sonne herrlich durchſtrahlt wird, ſo wie das Wappen. Neben dieſem lezten erſchien aber kürzlich noch das große preußiſche Wappen von den Gebrüdern Müller aus Bern, deren auch in dieſen Jahrbüchern der Kunſt, als Wiedererfinder rühmlich gedacht iſt, und mit Recht, denn ſie übertreffen in Farbenglanz und Gründlichkeit der Ausführung das Nebenbild, und geben die alte Kunſt in ihrer vollen Eigenthümlichkeit wieder. Mehr maleriſche Ausführung, aber im großen Maaßſtabe doch der alten Art näher, hat das ganze Fenſter, welches nach einer Zeichnung Schinkels von .... ausgeführt iſt: der Vorbildner hat ſchon einen glücklichen Gegenſtand gefunden: in zierlicher Rundbogeneinfaſſung drey ſüdliche Mädchen an einem ſtrahlenden Springbrunnen unter einem Orangenbaume mit ſmaragdgrünen Blättern und goldglühenden Aepfeln; vorn auf den leuchtenden Marmorſtufen ſchillernde Täubchen und Pfauen mit ihren Spiegelſchweifen. Dieſen lezten wäre etwa noch mehr Glanz zu wünſchen; ſonſt iſt alles ſehr wohl gerathen, und wir können uns nun dieſer alten Kunſt wieder als der unſrigen erfreuen.

Hiebey gedenken wir auch dreyer Lichtſchirme von mattgeſchliffenem Glaſe, worin durchſichtige Glaspaſten von mannichfaltigen Farben, nach antiken Gemmen, eingeſezt ſind, von Reinhardt, von welchem auch die vollſtändige Sammlung Gypsabgüſſe der hieſigen Gemmen, wohlgeordnet, und in einem zierlichen Buche eingerahmt, vorliegen. Von beyden iſt ebenfalls in dieſen Blättern ſchon verdiente Meldung gethan.

Weniger genannt, obwohl gangbarer und in ihrer Art noch meiſterhafter und eigenthümlicher, ſind die Werke des erſten Münzmedailleurs Brandt, welcher uns die neuen ſchönen Münzen geliefert hat, und hier eine Reihe eben ſo rein und ſcharf, als ſchön geſchnittener Medaillen und kleiner erhobener Bildwerke ausgeſtellt; die lezten meiſt nach Rauch, als: das ganze Standbild Blüchers, wie es für Breslau beſtimmt iſt, und einzeln erhobene Bildwerke von dem hieſigen, z. B. die Boruſſia, alles höchſt treffend. Nach Rauch ſteht hier auch eins dieſer erhobenen Bildwerke des Blücher-Denkmals, welche das Kunſtblatt ſchon gewürdigt hat, in Erz nachgebildet und trefflich ciſelirt von Wuarin, nämlich der Einzug in Paris, mit den vielen Bildniſſen. Dann aber erſcheinen hier noch folgende, künftig auszuführende Modelle des wunderbar ſchöpferiſchen Künſtlers. Goethe, baarhaupt, im langen, ſchön an ſich ſchmiegenden Mantel und Schnürſtiefeln daſtehend, antik und doch zugleich modern, den vollen Kranz der Dichtung in der einen Hand haltend, mit welchem die Mitwelt doch ſchon das prechende Haupt des Dichterfürſten krönt. Wir geben dieſer Darſtellung den Vorzug vor dem ſizenden Bilde Goethe's von derſelben Hand, wie es in der vorigen Ausſtellung zu ſehen war, freylich nur als roher Guß: dagegen dieſe kleine Figur ſehr ſauber ciſelirt iſt, von Vollgold; ſo wie ein anderes kleines Bildniß Goethe's nach Rauch, von Lucas, aus derſelben Gießer- und Ciſeleur-Schule.

Auch dieſe Schule verdanken wir der Gnade unſers kunſtfreundlichen Königs, und beſoldete Lehrer derſelben ſind, für die Gießkunſt Lequine, und für die Ciſelirkunſt Loué, beyde ſchon durch die großen Gußwerke nach Rauch's Modellen rühmlichſt bekannt, und ſich hier auch durch eine Reihe von tüchtigen Schülern und Arbeiten bewährend. Dergleichen ſind das Standbild Blüchers, wie es Rauch für Breslau gemacht hat, verkleinert gegoſſen von Kaſtner und ciſelirt von Rautenſtein; und ein anderes ähnliches kleines Bild Blüchers, wie er mit emporgehobenem Schwerte vorwärts ſchreitet, nach Rauch, von Kratzenberg.

Im Großen wird jezt ausgeführt das Franke'ſche Denkmal, deſſen kleines Modell, nach Rauch, von Heinr. Fiſcher meiſterlich gegoſſen und ciſelirt, eine höchſt anziehende Erſcheinung iſt. Auf einem ebenfalls aus Erz gegoſſenen Fußgeſtelle, welches auf beyden Seiten durch zwey leicht gedrehte Füße neben dem Würfel (mit der Inſchrift) die Platte darüber verlängert, ſteht der ſelber noch jugendliche Waiſenvater (nach einem alten Familienbilde) mit liebevollem Antlitze, unter ſchlichtem Haar, im langen weiten Gewande, in der Mitte von zwey leicht bekleideten Kindern, von welchen er dem kleineren, vertrauend zu ihm aufblickenden, mit der Rechten ſegnend das Haupt berührt, während er mit der Linken, unter welcher der größere Knabe mit einem Buche im Arme ſchon vor ſich hinſchauet, aufwärts nach dem Vater im Himmel zeigt. So wird dieß wirklich rührende Denkmal des Aug. Herm. Franke, der ohne alle andere Mittel, als feſtes Vertrauen auf das Mitgefühl ſeiner Brüder und den Segen von oben, eines der größten Waiſenhäuſer, ſammt ſo vielen damit verbundenen wichtigen Anſtalten, gründete, in Halle, auf dem erweiterten Platze vor ſeiner Stiftung, eine neue Zierde der alten Stadt und ein bedeutendes Seitenſtück zu Luthers Denkmal in Wittenberg ſeyn.

Hiebey kann ich nicht übergehen, daß kürzlich in einer Berliner Zeitung ſich eine recht gebäſſige Stimme vernehmen ließ, welche die Unſchicklichkeit rüge, daß dem Kinderfreund ein ſolches Kunſtwerk errichtet würde, während man Leſſing in ſeiner Vaterſtadt Kamenz, durch ein Krankenhaus feyerte. Man verkümmere doch Niemand, noch weniger einer ganzen Stadt, in ſolchen Dingen ihre Art und Weiſe. Wir finden wenigſtens die der Stadt Halle ſehr lieblich. Der Kunſt muß überall ihr

Recht bleiben zur Erheiterung des ernſten Lebens. Franke's Stiftung iſt freylich ſein größtes Denkmal; aber auch ſchon weil dieſelbe äußerlich in einer eigenen kleinen Stadt von Gebäuden ſo mächtig heraustritt, fordert ſie zur Zierde derſelben auf: und wie kann es vor dem Eintritte, ſchöner allgemein anſchaulich gemacht werden, für wen und von wem alle dieſe Anſtalten ſind, als durch Rauch's Denkmal? Leſſings Wirkſamkeit ſtellt ſich nicht ſo äußerlich dar: an die Tempel des Schauſpiels machen mehrere mit ihm Anſpruch. Vielleicht, wenn jenes Haus zu Kamenz ein großes Gebäude wird, findet ſich auch ein Denkmal für den, deſſen Namen es führt. Die gegenwärtige Kunſtausſtellung bietet dazu ſogar ſchon einen Entwurf dar. Von Troſchel, einem Schüler Rauch's, ſteht unter den Gypſen, in halber Lebensgröße, ein Bild Leſſings, im Mantel, ohne weitere Abzeichen; der aus Bildern und Büſten bekannte Kopf iſt nur der Plaſtik eben nicht ſehr günſtig. — Daß aber die Kunſt auch noch widerſtrebendere Geſtalten für ſich zu gewinnen vermag, zeigt das in derſelben Größe von Bräunlich, einem andern Schüler Rauch's, ausgeführte Bild des alten Kant, wie er auf ſeinem Stuhle, auch im einfachen Philoſophen-Mantel, nachdenklich daſitzt. Dieſem Gebilde, dem ein gewiſſer einſamer gutmüthiger Ausdruck wohl anſteht, iſt in der Lequine-Lous'ſchen Schule aus Erz gegoſſen und von Rautenſtein mit ungemeiner Weichheit ciſelirt.

Vor allen muß aber unter dieſen mannichfaltigen Denkmälern aus Rauch's Werkſtätte noch das neueſte und größte erwähnt werden, welches in dieſen Blättern auch ſchon angekündigt iſt, nämlich das koloſſale Erzbild, wodurch die Stadt München ſich ihren, noch mitten in voller Lebenskraft plötzlich entrückten, König Maximilian immerdar gegenwärtig erhalten will. Das Modell dazu, welches Rauch binnen kurzer Zeit vollendet hat, ſteht hier vor uns, und löſet die große Aufgabe auf die würdigſte Weiſe. Die Zeichnung des Fußgeſtelles iſt vom Geh. Oberbaurath v. Klenze in München und ſtimmt ſehr glücklich mit und zu dem Ganzen. Auf einem ſchlichten Unterſatze treten an den Ecken vier auf den Vorderfüßen ſtehende Löwen völlig ausgearbeitet hervor, deren übriger Leib, nur ſtark erhoben, ſich in die Seitenflächen verliert, auf welchen ebenſo noch Trophäen gebildet ſind. Sie ſind ſo die Träger eines großen Würfels, deſſen Vorderſeite die kurze Inſchrift einnimmt, ſo wie auf den übrigen Seiten erhobene Bildwerke, im antiken, idealiſchen Style die Thaten und Pflege des Landesvaters vorſtellen. Die Rückſeite zeigt den König auf dem Throne, wie er der vor ihm knieenden Bavaria die Verfaſſungsurkunde darreicht für die Stellvertreter der Landſtände hinter ihr. Auf der rechten Seite, im erſten Felde, pflügen und pflanzen Landleute, daneben allerley Vieh: die Förderung des Landbaues andeutend. Im zweyten Felde daneben thront die Gerechtigkeit; zur Seite ſtehen ihr Minerva und Herkules: die durch Weisheit und Stärke wohlberathene und verbeſſerte Rechtspflege. Auf der andern Seite, im erſten Felde, bezeichnen Sinnbilder der ſchönen Künſte die Pflege der letzten, die ſich hier wieder ſo dankbar dafür erweiſen. Im zweyten Felde erſcheint ein Engel in der Mitte zwiſchen einem Biſchof in vollem Ornate mit Stab und Mütze, und einem evangeliſchen Geiſtlichen mit der Bibel; die chriſtliche Religionsfreyheit und Eintracht andeutend. Alles dieſes bietet die Grundlage des Throns, auf welchem der König ſelber, im Königstempel, ſitzt, das Scepter in der Linken, welche auf dem Schooße ruhet, die Rechte ſegnend ausgeſtreckt. Das Haupt, ohne Krone und andre Bedeckung, vergegenwärtigt höchſt lebendig die kräftigen und wohlwollenden Züge des wahrhaften Landesvaters. Das Ganze ſtellt ſich eben ſo harmoniſch, als reich und prächtig dar, und iſt darnach zu beurtheilen, daß es auch ganz in Erz gegoſſen werden ſoll, wie das Blücher-Denkmal hier in Berlin, bey welchem wir in dieſen Blättern uns genügſam hierüber ausgeſprochen haben. Die einzige Ausſtellung, welche man mit Grund gemacht hat, daß nämlich die geraden Füße des Thrones mit den geraden Linien des Fußgeſtelles zu einförmig fortlaufen, läßt ſich ja wohl leicht durch zierliche Schweifung der Füße, nach Art der antiken Stühle ſitzender Bildwerke, beſeitigen. Dieſes Denkmal wird in der Ausführung 28 Fuß hoch ſich auf dem großen neuen Platz erheben. —

Außerdem ſind in dieſem reichen Saale noch zu bemerken: Zwey verſchiedene Büſten des verſtorbenen Kaiſers Alexander, nach Rauch's Modellen, von Fiſcher in Erz gegoſſen und ciſelirt, nicht minder rein und zart, wie das Franke'ſche Denkmal. Die Büſte des jetzigen Königs von Frankreich, in vollem Krönungsſchmuck, nach einem franzöſiſchen Vorbilde in Eiſen gegoſſen und von Glanz aufs feinſte und geſchmackvollſte ausgearbeitet und ciſelirt. Das Bruſtbild des verſt. Kardinals Gonſalvi, nach Thorwaldſens Marmorbüſte, in Erz gegoſſen und ciſelirt von Hopfgarten in Rom, dem trefflichen vulkaniſchen Künſtler, der uns ſchon ſo manches dauerbare Werk dieſer Art dorther geſandt, und auch das bedeutende Geſicht dieſes tüchtigen Staatsmannes, lebendig in Erz überſetzt hat. Die Büſte des preußiſchen Miniſters v. Schuckmann, nach Rauch's Modell, in der königlichen Eiſengießerey in Bronce gegoſſen und von Glanz ciſelirt, gehört zu den ähnlichſten und ausdrucksvollſten Bildniſſen der ganzen Ausſtellung: der Kopf des kräftigen Staatsmannes hat etwas vom Titus; und die Erzbüſte iſt meiſterhaft dem auch unter den Bildhauerwerken in Gypsabguß aufgeſtellten Modelle nachgearbeitet. Des Feldmarſchalls v.

Gneisenau, von Tieck's Meisterhand modellirtes Brustbild, mit den muthigen und freundlichen Zügen des feuerfesten Helden, ist von Fischer nicht minder trefflich in Erz gegossen und ausgearbeitet, und zur Aufstellung im Lustgarten zu Potsdam bestimmt. Das Brustbild unserer anmuthsvollen Kronprinzessin, nach der Marmorbüste desselben Meisters, die wir in der vorigen Ausstellung sahen, ist hier von demselben Erzkünstler im rohen, unciselirten Guß ausgestellt, als ein Meisterstück seiner Gießkunst: um so bewährter, als die modischen dicken Locken, welche die Jugend alt machen und wahre Unbilden für die Kunst sind, die Schwierigkeiten erhöhten. —

Besondere Erwähnung verdient noch ein kleines Erzbild des Königs, von Kalide, einem Schüler Rauch's, modellirt und ciselirt, und in Gleiwitz gegossen: der König, als Feldherr, in Uniform, zu Pferde, streckt commandirend die Rechte aus; das ernste Antlitz und die ritterliche Gestalt ist sehr ähnlich, die Gebärde lebendig, und das schöne muthige Pferd im raschen Schritte künstlerisch festgehalten, und alles höchst sorgfältig ausgeführt, sammt dem Fußgestelle, welches aus einem bunten, zu Maren bey Dresden gebrochenen Marmorstücke in der Cantiani'schen Werkstätte nach Schinkels Zeichnung zierlich gearbeitet ist.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Kupferstiche.

1. Die Vermählung der heil. Catharina, nach Correggio, gez. und gest. von C. Lorichon. Fol. 6 fl.

2. Rafael und die Fornarina, nach J. A. Ingrés, gest. von C. S. Pradier, gr. Fol. 18 fl.

3. Carlo Porta, nach G. Longhi, gest. von P. Anderloni, kl. Fol. Mannheim bey Artaria. 2 fl.

Nr. 1. Die Legende, welche hier dargestellt wird, hat eine rein mystische Bedeutung und ist auch wohl aus dieser entstanden, wie man denn im Mittelalter überhaupt bemüht war, gewisse mystische Begriffe ins historische umzukleiden, ohne darum ihren Sinn zu verändern. Der Gegenstand hat außerdem etwas anmuthiges, weßwegen ihn auch Correggio mit Vorliebe wiederholte. In der Brühl'schen Gallerie, die bekanntlich nach Petersburg kam, fand sich dieselbe Vorstellung von seiner Hand, jedoch mit Veränderungen. Das vorliegende Blatt macht im Ganzen einen erfreulichen Eindruck, die Köpfe ermangeln zwar der Schönheit, aber sie haben jene Grazie, die oft mächtiger anzieht. Das Hauptlicht geht vom Kinde aus: schon die ältesten Meister beobachteten dieß bey der Darstellung des göttlichen Knaben, ohne Zweifel in Bezug auf die biblische Stelle, wo er ein Licht genannt wird, zu leuchten in den Finsternissen. Diese große Schwierigkeit für den Kupferstecher, der nach Correggio arbeitet, liegt weniger in der harmonischen Abstufung seiner Töne als in seiner genauen Beachtung der zufälligen Lichter und Schatten und besonders in der steten Uebereinstimmung seiner Schatten mit den Lokalfarben, so wie in den effektvollen Gegenscheinen, welche ohne Farbe nicht zu erreichen sind. Lorichon ist ein Künstler von Talent und Gefühl; er hat seinem guten Original nachzuringen gesucht, und sein Blatt läßt den großen Meister nicht verkennen. Die Schatten schneiden sich aber mitunter zu hart ab, und Lichter und Schatten kehren bisweilen in derselben Stärke wieder, was Correggio immer vermied. Da übrigens nach diesem Meister verhältnißmäßig noch wenig Bedeutendes gestochen worden, so wird dem Kunstliebhaber das gegenwärtige Blatt immer willkommen seyn.

Nr. 2. Maler und Schauspiel-Dichter haben sich in unsern Tagen beeifert, Momente aus dem Leben denkwürdiger Künstler darzustellen. Jene waren darin meist glücklicher, als diese, was sich leicht begreifen läßt, indem der Maler sich mit dem allgemeinen persönlichen Interesse seines Gegenstandes begnügen kann, während der Dichter genöthigt ist, ein besonderes, dramatisches Interesse hinzuzufügen. Ingrés hat seine Gruppe malerisch schön angeordnet, nur können wir nicht billigen, daß seine Fornarina etwas kokettirend aus dem Bilde herausschaut. Auch an den Haaren der Donna und am Umriß des Nackten könnten strenge Richter Stoff zum Tadel finden. Die Köpfe sind nach den bekannten Originalen, und gut behandelt. Der Mantel des Künstlers ist wohl etwas zu schwer. Sonst ist es ein Blatt von vieler Wirkung, der Stich markig, einfach und schön.

Nr. 3. Einfach, leicht, aber mit außerordentlich vielem Geist und im wahren Porträtstyl behandelt. Der Kopf hat einen sprechenden Ausdruck und edle Formen.

Da die Preise der Kupferstiche in Deutschland bisweilen verschieden sind, so bemerken wir, daß die von uns angegebenen die Preise der bekannten, soliden Kunsthandlung Artaria und Fontaine in Mannheim sind.

—ber.

Nr. 4.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 11. Januar 1827.

Kunstausstellung in Berlin 1826.

(Fortsetzung.)

Noch steht in dem runden Saale eine Menge größerer und kleinerer, nach Antiken und neueren Werken, meist von Lequine gegossener und von Wuarin ciselirter Gebilde, welche von dem Eifer und Geschick in diesem hier neuen Kunstzweige zeugen, und sich zur gefälligen und dauernden Zierde vor Häusern und Gärten empfehlen. Ich bezeichne darunter nur den bogenspannenden Amor, groß, nach der Antike, ciselirt von Glanz, und einen Ganymed, von Krebs gegossen und von Coué ciselirt.

Endlich, die mannichfaltigen Porcellan-Gefäße bewähren, sowohl in Form als Malerey und Vergoldung, die anerkannten Vorzüge der hiesigen königlichen Manufaktur, so wie ihres Stoffes.

Bevor wir aus diesem überreichen Saale uns zu den durch Gemäldehallen davon getrennten Bildhauereyen begeben, müssen wir in dem nächsten Zimmer noch bey einem ganz zuletzt erst erschienenen, und in der Mitte von Schildereyen alleinstehenden, lebensgroßen und lebensvollen Marmorwerke verweilen. Man kann nichts Lieblicheres und Zarteres sehen, als diese aus der Kindheit zur Jungfrau aufknospende, nur mit leichtem Gewande um die Hüften, und mit vollem Kranz um das kindliche Haupt dasitzende Gestalt, wie sie spielend einen Schmetterling in den Händen hält, das Bild ihrer eigenen baldigen Entfaltung, so wie ein Körbchen mit Blumen und Früchten zu ihren Füßen steht. Der reinste und weißeste Marmor stimmt höchst glücklich zu dem zarten Gebilde, und zu beyden die feinste und liebevollste Ausführung auch der kleinsten Nebenwerke, der Blumen und Schmetterlingsflügel, ja des Blüthen- und Flügelstaubes, so daß das Ganze wie ein flüchtiger Hauch vor uns erscheint. — Das Modell dazu ist schon im Jahr 1809 in Rom gemacht, das Marmorbild aber jezt erst vollendet, und der Meister heißt Rauch. —

Treten wir nun in den Saal der Marmore und Gypse, so bemerken wir, daß die Absonderung von den farbigen Werken der Plastik ihnen nicht vortheilhaft ist: die zahlreiche weiße Gesellschaft aus dem Reiche der Formen ist für sich zu geisterhaft, zumal an den grangrünen Wänden; daher die klugen Alten selbst einzelnen Marmorwerken lebhaften rothen und goldigen Hintergrund gaben. Die meisten Schauenden gehen hier kälter und schneller durch nach den bunten Sälen. Verweilen wir aber hier, so finden wir die beste Gesellschaft. In der Mitte umschließt ein Kreis von Büsten und anderen Bildern: zuvörderst eine kleine, auf einer Decke hingestreckte weibliche junge Nacktheit, von Schadow, dem Vater, mit großer Naturwahrheit ausgearbeitet, scheint aber noch nicht ganz vollendet. Die größere Gruppe in der Mitte ist von Professor Ludwig Wichmann: Psyche sizt, nur leicht um die Hüften bekleidet, und hält in der Linken einen Granatapfel, indem sie mit der Rechten den Amor umschlingt, der neben ihr steht und mit beyden Händen einen Blumenkranz über ihrem Haupte hält, sie damit zu krönen. Dieser unerschöpfliche Gegenstand ist hier im Sinne der Alten behandelt, ohne jene Uebertreibung, wodurch Canova ihn neu machen wollte, und doch eigenthümlich, lebendig und anmuthig, besonders Psyche, die Hauptgestalt, in der ersten sich entfaltenden Blüthe. Die Gruppe kann sich von allen Seiten sehen lassen, — was viel sagen will, — und verdient es gewiß, in Marmor sorgfältig ausgeführt zu werden. Des Künstlers schon bewährte Geschicklichkeit darin bezeugen hier einige Marmorbüsten. Zulezt kam noch die Büste des Prof. Hegel in Gyps hinzu; ist aber eine der vorzüglichsten in Aehnlichkeit und Auffassung: man glaubt, einen Philosophen der alten Welt vor sich zu sehen. — Zwey kleine Standbilder desselben Künstlers, der Kaiser Alexander in Erz, und der König in Gyps sind noch zu erwähnen: die Schwierigkeit der Darstellung in Uniform ist besonders in der lezten recht gut überwunden. — Endlich, eine ganze Wand voll kleiner erhobener Bildwerke in Gyps zeigt uns die wohlgerathenen Verzierungen von einer Decke der Zimmer des Kronprinzen.

Die neue Einrichtung und Bekleidung dieser Räume in dem großen königlichen Schlosse durch den erfindungsreichen Schinkel hat aber noch zu einer Reihe von Bildwerken Anlaß gegeben, welche, ungeachtet ihrer Bestimmung, zu den ersten Kunstwerken dieser Ausstellung gehören. In der Beschränkung zeigt sich der Meister. Die auf gleicher Linie im Zimmer umher vertheilten einzelnen Figuren mußten alle gleiches Maaß halten, nicht über 2 Fuß 7 Zoll Höhe, und alle sitzen: und dennoch ist Mannichfaltigkeit, volle Selbstbedeutung und zugleich Zusammenhang in sie gebracht. Unser Tieck, der dieses so meisterhaft geleistet hat, zeigt sich auch hier, wie schon in so manchen Werken, als einen dichtenden Künstler, und gerade eine solche cyklische Darstellung ist seine Stärke. Wie herrlich und selbstständig hat er hier die Antike wieder belebt, die alten wohlbekannten, ewig jungen Götter- und Heldengestalten zauberisch wieder verjüngt! zwey liebliche Kinder tragen ein Gesims, und auf acht solchen Gesimsen (von denen hier nur eins ausgestellt ist) erscheinen folgende acht Götter- und Heldenbilder, welche wir auch ohne die griechische Namenschrift, alsbald erkennen würden, so typisch sind sie hingestellt. Psyche und Eros, Odysseus, Iphigenia und Achilles; Theseus, Ariadne und Bacchus. Alle sind durch die drey Frauen auf dem Wege zur Apotheose verbunden: Psyche sitzt mit dem verhängnißvollen Gefäße rührend da, Eros ihre Verherrlichung vorschauend, gegenüber. Iphigenia kniet, wie in reizender Trauer um ihre eigene Schönheit, an dem Opferaltar, die Hinde, von ihr ungesehen, hinter ihr, verkündigt ihre Lösung und Erhebung zur Priesterin, welche zuletzt ihre Göttin selber vertritt; ihr zu beyden Seiten die Hauptheiden des trojanischen Krieges, für welchen dieses Opfer fallen sollte: Odysseus, der gewandteste und unerschütterlichste Held, die eigentliche Seele des großen Unternehmens von Anfang bis zu Ende, sitzt sinnend mit dem Schwerte, in voller Kraft des reifen Alters da; ihm gegenüber der Sohn der Göttin, Achilles, in hoher Schönheit des Halbgotts, doch wehmüthig auf die Lanze gestützt, wie trauernd über den schon vor ihm gefallenen brüderlichen Freund und den ihm selber geweissagten frühen Tod, dem Polyxena wirklich zum Opfer fallen mußte. Das dritte Gebilde in dieser Trilogie ist Ariadne, holdselig im Schlafe liegend (der sogenannten Kleopatra lebendig nachgebildet); daneben Theseus, in mächtiger Heldengestalt, mit leiser Trauer, doch auf den Ruf des Vaterlandes hörend; und auf der andern Seite der junge Gott der Freude selber, der die Verlassene bald aus dem ängstlich seligen Traume wecken wird, um mit ihr, als seiner Göttin, im ewigen Jugendrausche alles besiegend um die Erde zu ziehen. — Tieck hat mit Recht behalten, was die Antike ihm hier wahrhaft Vorbildliches bot, aber für die bestimmte Aufgabe alles mit Freyheit umgeschaffen; und zwey Grundzüge der Antike scheinen uns hier bedeutsam zur Anschauung gebracht: die tiefe rührende Trauer der Schönheit über sich selbst, über ihr frühes irdisches Loos, in welcher zugleich die göttliche Trunkenheit der in der höchsten Blüthe geopferten, und so unvergänglichen, in den Kreis der seligen Götter aufgenommenen Schönheit. —

Aber wir wollen hier innehalten; denn die Büste des Künstlers, welchen die Freundeshand Rauch's so lebhaft und ausdrucksvoll hingestellt hat, blickt etwas ironisch herüber; wenn wir es auch gerade nicht allein auf uns, sondern auch auf manche andere bekannte und unbekannte Köpfe und Masken um ihn her beziehen wollen.

Unter den mannichfaltigen Gesichtern fällt uns eins durch sein Profil besonders auf: der jüdische Typus erscheint hier in seiner ganzen Schärfe, und erinnert an einen Kopf auf Leonardo's Abendmahl: es ist der in Rom unlängst verstorbene preußische Konsul und eifrige Kunstfreund Bartholdy, der auch in den für ihn von deutschen Künstlern gemalten Stanzen in Rom von Cornelius, als Schatzmeister Pharao's, so treffend im Profil abgebildet ist. Die Marmorbüste, von Emil Wolf aus Rom gesandt, sieht unfertig aus, oder der großkörnige Marmor (salino) läßt es doch so erscheinen. Sonderbar stand daneben, von derselben Hand, das Marmorbrustbild des verst. Papstes, nach Thorwaldsen (von dem für die Peterskirche bestimmten Denkmale?) der gutmüthige, auch der Kunst so freundliche Alte ist würdig dargestellt, wie schon die fleißige Copie bezeugt. — Hieran reihen sich mehrere Marmorbüsten verdienter Männer des Vaterlandes, als, des Geheimraths von Raumer, des verst. Medicinalraths Hagen zu Königsberg, des Fürsten Puttus von Rügen u. a., sämmtlich von Karl Wichmann (dem Bruder des vorgenannten) in Marmor mit rühmlicher Wahrheit und Feinheit ausgeführt. Nicht so gut gelungen ist die Gypsbüste der liebenswürdigen, in der Blüthe verstorbenen Schauspielerin Luise von Holtey: die Todtenmaske, wonach sie künstlerisch gearbeitet worden, ist nicht künstlerisch wiederbelebt, obschon der Tod selber später die Züge verklärt. — Das Brustbild unsers Musikobersten Zelter, von Rauch, ist eben so treffend als getroffen, und wird noch gewinnen, wenn es etwas niedriger aufgestellt wird. Die trefflichste Büste ist jedoch die des Königs. Rauch hat uns schon manchmal das hochverehrte Haupt würdig abgebildet, dieses Bild aber ist gegenwärtig das wahrste, und die vollen weichen Stellen sind mit solcher Zartheit und Kunst behandelt, daß es eine der vollkommensten Werke dieser Art ist, an welchem nur einige Locken etwas zu künstlich gelegt scheinen. Gegen sie erscheint die kolossale Büste des Königs, welche aus

Paris hergesandt, und sonst gut gearbeitet ist, doch zu allgemein. — Rauch's schon erwähnte Büste des Ministers v. Schuckmann erscheint hier in Gyps noch frappanter, als vorn in Bronze. Die hier in Gyps aufgestellten vier erhabenen Bildwerke von dem hiesigen Bücherdenkmale, vom Auszuge aus Breslau bis zum Einzuge in Paris, lassen dagegen recht erkennen, wie der Künstler sie eigens für den Erzguß bestimmt hat, wo sie sich offenbar am besten ausnehmen: (wie man hier auf der Stelle das lezte Bildwerk unter den Bronzen vergleichen kann;) die moderne Tracht überhaurt und die vielen kleinen, auf mehreren Gründen abgestuften, und lebhaft bewegten Figuren, sagen dem farbigen und biegsamen Erze mehr zu, als dem weißen spröden Steine und seinem noch spröderen Stellvertreter, dem Gypse. — Von dem akademischen Künstler Simonow ist der Kopf einer Victoria mit der Macke der Gorgone als Helm aufgesezt, ein antiker sinnreicher Gedanke, in Marmor fleißig ausgeführt. Das kleine Bildniß des Kronprinzen, ganze Figur, im übergeworfenen Mantel, einherschreitend, ist ähnlich und ansprechend, die Bewegung nur durch die Stellung etwas gehemmt. —

Unter den Arbeiten der Kunst-Jünger verdienen Erwähnung: das kleine Bildniß des noch so rüstigen Altmeisters Schadow, ganze Figur, in bequemer und gefälliger Künstlertracht, mit dem gebogenen Zirkel, dem sichern Messer der Bildhauerei, in der Hand. Von seinem Schüler Köhler sehr treu und ansprechend geformt.

Derselbe hat die schönste unter den sogenannten Töchtern des Lykomedes in der hiesigen Antikensammlung aus der alten unrichtigen Restauration wieder hergestellt als Muse Polyhymnia, wie mehrere alte Denkmäler sie ebenso, mit aufgestütztem Arme stehend, zeigen: die Nachbildung in Marmor, etwas kleiner als das Vorbild, dessen Wahl schon sehr zu billigen, ist recht gut gerathen, und die zum Theil dreyfach über einander gezogenen Gewänder und die Durchzeichnung der Glieder durch dieselben, besonders der Arme, sind lobenswerth wiedergegeben. Nicht so glücklich hat sich der junge Plastiker in dem Standbilde einer Maria mit dem Christkind auf dem Arme, an einer freilich der schwierigsten Aufgaben der Bildnerei versucht; eine Aufgabe, welche selbst die fast zur Meisterschaft gediehene Kunst des zu früh verstorbenen jüngern Rudolph Schadow nicht zu lösen vermochte, wie in der vorigen Ausstellung zu sehen war.

Von Rauchs Schülern zeichnen sich aus, außer den schon bey den Bronzen gedachten Arbeiten von Kalide, Troffel und Bräunlich, noch von dem leztern ein erhabenes Bildwerk in Gyps, Venus und Amor in der Werkstätte Vulkans, welches diesen für die Plastik so günstigen Gegenstand, (so daß er, besonders für Erzkünstler, als Sinnbild dienen kann,) recht glücklich erneuert, nur mit etwas jugendlicher Uebertreibung in Formen und Ausdruck. Von Alotsio Lazarini aus Carrara, (wo Rauch und Tieck so lange weilten, um die in den dortigen Felsen verschlossenen Gestalten zu befreyen) sieht hier ein Narciß, selbstgefällig niederblickend nach dem Spiegelbilde seiner Schönheit, welche wir leiblich in reinstem Marmor abgeformt vor uns sehen; ein hoffnungsvolles, einer schönen Natur nachgebildetes Werk, obwohl noch nicht ganz vollendet. Von derselben Hand ist eine Wiederholung eines, uns bisher noch unbekannten Gebildes von Thorwaldsen: Amor sitzend mit einer großen Schildkrötenleyer, (auf welcher Merkur die lockenden Töne erfand), eine höchst liebliche Erscheinung, welche schalkhaft ihre Gewalt über Götter und Menschen verbirgt, und uns auch so den nordischen Heros der neuen Bildnerei erkennen läßt. Dieß bürgt schon für die Treue der Nachbildung, an welcher wir auch sehen, wie ein Lazarini den schönen Marmor bearbeiten kann.

In Rauchs Werkstätte ist auch noch eine weiße Marmorschaale nach Schinkels Zeichnung ungemein zierlich und sauber ausgeführt.

Endlich haben sich auch hier Porzellan-Arbeiter der Bildnerei angereihet, und zwar in weißem Porzellan, welches gegenwärtig unter der wissenschaftlichen Leitung des Oberbergraths Frick, sich noch mehr mit der eigentlichen freyen Kunst befreundet. Auf sechs der Antike nachgeformten Konsolen stehen, in halber Lebensgröße, die Büsten folgender Helden der Kunst und Wissenschaft: Goethe und Wieland, nach Rauchs Modellen; Schiller, Herder und Berzelius, nach Tiecks Modellen; und Mozart, vom Modellmeister Riese: sämmtlich, wie sich versteht, in unglasirtem marmorähnlichem Porzellan, untadlich ausgeführt, und eine geschmackvolle, doch nicht der Mode unterworfene Verzierung, auch für kleinere Zimmerräume darbietend. — Das meiste Aufsehen in diesem Saale erregte freylich, zumal bey den Frauen, ein unter einer Glasglocke aufgestelltes Werk, eben dieser Fabrik, nämlich das wohlgetroffene, bekleidete Brustbild unserer ältesten Königstochter, jetzigen Kaiserin von Rußland, deren von dem Haupte herabhängender, fein durchbrochener Spitzenschleier mit solcher Feinheit und Natürlichkeit aus dem Feuer hervorgegangen ist, als wenn er von Asbest gemacht und ausgebrannt wäre. Läßt auch leicht die Bewunderung eines solchen Kunststücks von der Kunst selber ab, so ist jedoch auch diese hier zu loben, so wie überhaupt der Bund, welchen die Technik mit der Kunst so mannichfaltig eingegangen ist, und wodurch sich wieder wahrhafte Kunstschulen gebildet haben und die kunstreiche Bearbeitung von Erz, Erde und Stein, durch

Feuer und Stahl, so weit gediehen ist, als wir erfreulich hier vor uns sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstnachrichten aus dem Badischen.

Fräulein Ellenrieder, die jezt in Carlsruhe verweilt, hat ein neues Bild gemalt von sinniger Erfindung und herrlicher Ausführung. Es ist ein Kniestück, und stellt die heil. Jungfrau Anatolia vor, welche unter Kaiser Decius den Märtyrer-Tod starb, und hier ihrer Freundin zuredet, sich gleichfalls dem Himmel zu weihen, und den Freuden der Erde zu entsagen. Der Ausdruck der Ruhe, Unschuld, Frömmigkeit und Gottergebung in dem schönen jugendlichen Gesicht, ihre Stellung und der Ernst, womit sie spricht, lassen den Inhalt der Worte errathen. Ihre Freundin ist ganz Aufmerksamkeit und Nachdenken. Der Styl der Zeichnung, die ungesuchte Anmuth in der Gruppirung, der Wurf der Gewänder und das einfache, harmonische Colorit sind Beweise von den großen Fortschritten der Künstlerin.

Lotsch, ein junger, talentvoller Bildhauer aus dem Badischen, (Schüler Feodor's) hat ein Basrelief nach Carlsruhe geschickt, eine Flucht nach Aegypten, welches ungemeines Talent und ein gründliches Studium der Natur, so wie der alten Meister verräth.

Schnells Ansicht des Münsters in Straßburg ist erschienen. Zeichnung und Stich machen dem jungen Künstler Ehre.

Die Herder'sche Kunsthandlung in Freyburg läßt, auf den Münster in Freyburg, wozu so eben ein für die deutsche Kunstgeschichte sehr interessanter Text erschienen ist, nun auch den Münster in Straßburg folgen. Eilf Blätter sind fertig; das Werk wird in Absicht auf Genauigkeit und wohlverstandene Behandlung dem ersten nicht nachstehen.

Ein anderes Unternehmen gedachter Handlung, (welche wohl die bedeutendste lithographische Anstalt in Deutschland besizt) ist die Herausgabe einer Bildergallerie, welche auf 220 Blättern über 3000 Abbildungen enthalten soll. Die Gegenstände sind aus den Naturwissenschaften, der Völkerkunde, Architektur und Religionslehre alter und neuer Völker genommen, und die Zeichnungen aus den vorzüglichsten und kostbarsten Prachtwerken. Diese Sammlung ist zwar zunächst als bildliche Erläuterung einzelner Artikel des Conversations-Lexicons bestimmt, ist aber auch außerdem sehr brauchbar beym Unterricht, indem die Nachbildungen mit großer Genauigkeit gemacht sind und der Preis von 16 fl. 30 kr. für das Ganze höchst mäßig ist.

— ber.

München.

Die Nordamerikaner haben, wie die ganze civilisirte Welt, die Nachricht von der durch die Humanität Sr. Maj. des Königs von Baiern den unglücklichen Griechen gewordenen großmüthigen Hülfe mit Beyfall und Freude aufgenommen und die Stadt New-York sah sich dadurch veranlaßt, ein mit vielen Kupfern und Steindrücken ausgestattetes Prachtwerk, welches dort im Drucke erschienen ist, dem König als Ausdruck der Ehrfurcht für Allerhöchstdenselben und seine hochherzigen Gesinnungen, zu übersenden. Dieses Werk, von dem nur wenig Exemplare vorhanden sind und keines in den Buchhandel kommt, führt den Titel: Memoir prepared at the request of a Committee of the Common Council of the City of New-York, and presented to the Mayor of the city, at the Celebration of the Completion of the New-York Canals. By Cadwallader D. Colden, Printed by order of the Corporation of W. A. Davis 1826. Die Veranlassung zu diesem Werk gab das zu New-York am 4. Nov. 1825 veranstaltete große Fest bey Eröffnung des aus dem großen Erie-See in den Hudsonstrom geleiteten Kanals. (Allg. Zeit.)

Genf.

Der Prinz von Dänemark, der seit mehreren Monaten zu Plongeon, in der Nähe von Genf, wohnt, hat dem, nach dem Entwurfe und unter Leitung des geschickten Architekten Vaucher erbauten Museum Rath (gegründet durch eine bedeutende Stiftung des verstorbenen Generals Rath und durch Geschenke seiner Schwester) eine Medaillen-Sammlung zum Geschenk gemacht, und mehrere patriotische Beyträge von andern Personen, unter denen sich besonders der verdienstvolle Philhellene Hr. Eynard Lullin und die HH. Duval auszeichnen, haben den Grund zur Ausschmückung dieses schönen Gebäudes gelegt. (Allg. Zeit.)

Nekrolog.

Am 8. December 1826 starb zu Rom der Bildhauer Aleſſandro d'Eſte, Mitglied der Akademie von S. Luca, im 39sten Jahr seines Alters an einem heftigen Anfall von Epilepsie, an welcher er schon lange schmerzlich gelitten, und die ihm die plözliche Nachricht von Canova's Tode, dessen vorzüglichster und geliebtester Schüler er war, zugezogen hatte.

Nr. 5.

Kunst-Blatt.

Montag, den 15. Januar 1827.

Kunstausstellung in München. *)

V.

Es bleibt uns noch übrig von den Werken der Bildhauer, welche in den großen Antikensälen, und von den Zeichnungen der Architekten, die in den Räumen der Architekturschule ausgestellt waren, Bericht zu geben. Doch haben wir vorher noch einige Gemälde nahmhaft zu machen, die in den vorigen Berichten aus Versehen übergangen worden sind, obgleich sie zu den vorzüglichen unter den ausgestellten Bildern ihrer Art gehören. Dieß ist eine Dorfschmiede von H. Bürkel, die mit viel Geist und Lebendigkeit in der Art des Wouvermann behandelt war, ein männliches Porträt von Professor Zimmermann, sehr sorgfältig und kräftig ausgeführt, und eine Landschaft von Ernst Kaiser aus Neuburg, den Sonnen-Untergang am Wolfgang-See darstellend. Dieser Künstler faßt die Natur großartig und poetisch auf und scheint nur vor zu dunklen und grellen Farben sich hüten zu müssen.

Unter den Bildhauerarbeiten befand sich eine beträchtliche Zahl von dem im verflossenen Juli dahier verstorbenen Johann Haller. Ein noch junger Mann von ausgezeichnetem Talent, ward er in den Jahren der blühendsten Kraft vom Tod übereilt, und die Kunst erlitt an ihm einen beklagenswerthen Verlust. Es war ihm sehr früh das seltene Glück zu Theil geworden, große Aufträge zu erhalten, an welchen er sein ganzes Kunstvermögen entwickeln konnte; Se. Maj. der jezt regierende König als Kronprinz hatte die Ausführung der kolossalen Statuen, welche das Giebelfeld und die äußeren Nischen der Glyptothek schmücken sollen, in seine Hände gegeben, es war ihm deßhalb ein mehrjähriger Aufenthalt in Rom gestattet worden, wo er noch des besonderen Vortheils genoß, von dem als Maler, wie als Bildhauer gleich erfahrenen und mit allen Darstellungsweisen des Alterthums innigst vertrauten Künstler Martin Wagner geleitet zu werden, dessen vortheilhafte Mitwirkung auch an allen dort von ihm gefertigten Figuren nicht zu verkennen ist. Hierher zurückgerufen war er bis an seinen Tod mit Fortsetzung dieser Arbeiten beschäftigt. Alles was sich unter seiner Hand gestaltete, zeugte von einem großartigen Talent, von kräftiger und gewandter Auffassung, und es blieb nur zu bedauern, daß diesen schönen Anlagen nicht eine in frühen Jahren erworbene feinere Ausbildung des Geistes und Gemüths zu Hülfe kam, um ihn auf dem Wege, den ihm das Glück so schön geebnet hatte, immer weiter zu führen.

Die in Gyps modellirten Figuren, welche hier von ihm ausgestellt waren, sämmtlich in einer Größe von 8 Fuß, hatten etwas Grandioses und Gewaltiges. Es sind drey zu den Figuren des Giebelfeldes gehörige, welche die um die Minerva Ergane versammelten Gewerke der alten Bildnerkunst darstellen sollen. Der Bildhauer steht, den Hammer und Meissel in der Hand, den einen Arm auf die kleine Figur einer Grazie im altgriechischen Style stützend, die er eben vollendet zu haben scheint. Der Bildergießer sizt sein flüssiges Erz in die Form gießend — eine phrygische Mütze bedeckt sein Haupt — und der Plastes, der Bildformer, arbeitet, die Modellirstäbe in

---

*) In dem vorhergehenden Bericht Nro. IV. Kunstbl. 1826. Nr. 102. bittet man neben anderen weniger störenden folgende sinnentstellende Druckfehler zu verbessern:

Sp. 1. Z. 2. v. u. statt: lithographirte lies: lithographirt.
Sp. 1. Z. 6. v. u. st. überrascht — überraschte.
S. 406. Sp. 1. Z. 11. st. bartigem — markigem.
Ebend. Sp. 2. Z. 23. st. Orangerinde — Orangenrinde.
S. 407. Sp. 1. Z. 23. st. die an — die Freude an.
S. 408. Sp. 2. Z. 19. st. hat — hatte.

Und in den folgenden Artikeln:

Ebend. Z. 25. st. oder als erster — die er als ersten.
Sp. 2. Z. 25. st. 1 fl. — 38 fl. 30 kr.
welches der Preis von Gandolfi's Blatt nach Correggio ist.

Ferner im Kunstbl. Nr. 204.

Sp. 2. Z. 1. st. Beobachten — Beobachter.
S. 414. Sp. 1. Z. 17. v. u. st. kein — ein.

der Hand, an der kleinen Figur einer altgriechischen Spes, welche vor ihm auf erhöhtem Sockel steht. Als eine gleichförmige, doch nicht eben günstige Eigenthümlichkeit dieser drey Figuren tritt hervor, daß Köpfe, Hände und Füße an allen etwas zu groß und derb gehalten sind, weßhalb das kolossale Verhältniß der Gestalten nicht so sehr in die Augen springt, als es sollte. Auch die Muskulatur des Nackten, mit großer Sicherheit ausgeführt, fällt etwas ins Uebertriebene, ein Fehler jedoch, der bey der hohen Aufstellung der Figuren weniger merklich werden wird.

Unter den kolossalen Büsten, welche derselbe Künstler ebenfalls in Auftrag Sr. Maj. des Königs modellirt hatte, zeichnete sich besonders die des verstorbenen Professors v. Fraunhofer aus: der reine Mensch und der tiefe Denker sprechen aus diesen feinen und edlen Zügen, in welchen man den Ausdruck hohen Strebens, scharfsinniger Forschung und milder Gesinnung nicht verkennen kann. Das etwas magere und kränkliche Ansehen ist durch die großartige Darstellung gemindert, und dieser Kopf gehört zu denen, in welchen der Geist unmittelbar die Schönheit gibt. Die übrigen Bildnisse, des Bischofs von Sailer, des verst. Kapellmeisters von Winter und des bairischen Geschichtschreibers v. Westenrieder sind sämmtlich stark markirte Köpfe, hie und da selbst zu stark muskulirt und daher, wie jene Statuen, ans Uebertriebene gränzend. Jedoch verleugnet sich in Keinem der Geist der Auffassung und eine vorzügliche Kenntniß des menschlichen Baues. Es fehlte diesem Künstler nur jene hohe Achtung der Natur, die im Bewußtseyn, daß der Darstellung immer noch etwas zu erreichen bleibe, zu jener Verfeinerung des Sinnes führt, auch die zarteren Formen des Lebens zu bemerken und nachzubilden.

Von Hrn. Stiglmair, Inspektor der königlichen Erzgießerey, sah man zwey wohlgelungene Büsten in Erz, das Bildniß Sr. Maj. des Allerhöchstseligen Königs, und das des verst. Staatsministers Grafen Törring Guttenzell. Strebte Haller oft zu sehr nach dem Gewaltigen und Massenhaften, so scheint Hrn. Stiglmair das Entgegengesezte gefährlich zu werden. In der Büste Maximilians ist das Einzelne zu ängstlich behandelt und der Kopf hat dadurch etwas Kleinliches erhalten. Wahr und einfach ausgeführt schien uns das ebenfalls in Erz gegossene Grabrelief für die in München gestorbenen jungen Brasilianer. Der Knabe und das Mädchen sind verschieden dargestellt, vom Hauche des Boreas getödtet, der ihnen entgegenschwebt; aber die an sich gute Allegorie leidet an einiger Undeutlichkeit dadurch, daß die verderbende Naturgewalt nicht feindlich genug erscheint, mithin nicht klar wird, daß die Kinder nur durch sie erliegen.

Ein schlafender Amor, welchen Hr. Leeb aus Memmingen, während eines längeren Aufenthalts in Rom, zweymal in Marmor ausgeführt hatte, das einemal für den Hrn. Grafen v. Schönborn-Wiesentheid, erwarb sich viele Gunst des Publikums durch die Natürlichkeit und Anspruchlosigkeit der Stellung und des Ausdrucks. Vielleicht mochten die Beine in Verhältniß zu dem Körper um ein Geringes zu stark gehalten seyn; im Ganzen aber war die Figur und das zarte Kindesalter wohl verstanden, der süße ruhige Schlaf mit Wahrheit ausgedrückt und die Behandlung des Marmors gewährte einen gewissen Reiz, indem sie weit entfernt von schwächlicher Weichheit, doch das Zarte der Jugend glücklich bezeichnete. Man sah an dieser Figur, wie ansprechend die Natürlichkeit der Auffassung für Jeden bleibt. *)

Mehr und vielleicht hie und da zu sehr hatte der Künstler dem Styl gehuldigt in der zarten Figur eines sitzenden Mädchens, welches ein Nest voll Amorinen hält. Diese, im Einzelnen sehr naiv gedacht und niedlich gearbeitet, scheinen doch im Verhältniß zum Ganzen gar zu winzig und der Gedanke selbst erhält dadurch etwas bedeutungsloses. Am schönsten und anmuthigsten war der Körper des jugendlichen nur kaum aufblühenden Mädchens, der mit einem zarten Sinn für Verhältnisse behandelt war. Auch durch die sorgfältige Anordnung und Ausführung machte das Werk einen angenehmen Eindruck und fand unter dem Publikum vielen Beyfall.

Ein Basrelief in Marmor von demselben Künstler, die drey Grazien, welche den Pegasus pflegen, zeigte unter allen diesen Arbeiten am wenigsten Naturwahrheit. Man erkannte darin den Styl einiger antiken Reliefs aus guter römischer Zeit; aber das Streben nach dem Zierlichen, welches sich vorherrschend aussprach, selbst die schönen Formen des Nackten und der Köpfe konnten keineswegs für den Mangel an natürlichem Gefühl entschädigen. Die Behandlung neigte sich zu einer gewissen Härte, die auch den früher genannten Werken schon hie und da nachtheilig gewesen war und im Einzelnen noch zum Theil an mehreren gut gearbeiteten Büsten in kolossaler Größe für die Walhalla, und andern in Lebensgröße hervortrat, welche Hr. Leeb ebenfalls auf die Ausstellung gebracht hatte: Jedoch war in diesen die Treue und charakteristische Aehnlichkeit der Auffassung fast durchgängig zu loben.

Eine fast lebensgroße Gruppe in Gyps von Peter Schöpf, Zögling der Akademie, stellte Dädalus dar, wie er den ertrunkenen Ikarus emporhebt. Der Körper

*) Der Künstler hat auf den Wunsch mehrerer Kunstfreunde diese Statue formen lassen, und es werden in Kurzem Gypsabgüsse davon bey ihm zu haben seyn.

des Jünglings war mit viel Anmuth ausgeführt, jedoch der des Dädalus von zu kurzem Leib und zu großen Extremitäten. Auch schien uns seine Stellung nicht völlig sicher und zu gespreizt, so daß sie der Anordnung des Ganzen auffallend schadet. In dem Bestreben eine heftige und leidenschaftliche Bewegung auszudrücken, mag wohl der Künstler nicht genug auf die Natürlichkeit geachtet haben, ein Versehen, aus welchem in der neuern französischen Schule unter den verschiedensten Meistern viele Mängel und Irrthümer und zum großen Theil die sogenannten theatralischen Compositionen entsprungen sind.

Die stehende Figur des Aristides, welcher seinen Namen auf eine Scherbe schreibt, ebenfalls lebensgroß und mit vieler Sorgfalt in Gyps ausgeführt, schien uns mehr das Studium einer guten Stellung und Drapirung, als die wirkliche Darstellung des Moments, in welchem der gerechte Athenienser zu seiner eigenen Verbannung seine Stimme gibt. Nächst der Ruhe und Entschlossenheit, womit er seinen Namen schreibt, mußte wohl auch einige Betroffenheit über die Zumuthung des Bürgers ausgedrückt seyn. Der Ausdruck dieser Figur hat aber eher etwas Unbedeutendes. Auch hier sind Kopf und Füße verhältnißmäßig zu groß.

Eine jugendlich männliche Figur, lebensgroß in Gyps, war blos als ein Akt nach der Natur bezeichnet: Hr. Schöpf hatte sie aber mit Ausnahme der auch hier zu großen Füße, so wohl verstanden ausgeführt, daß sie leicht als ein bedeutungsvolleres Kunstwerk hätte gelten können. Auf dem Wege genauen Naturstudiums verbunden mit dem einfachen und wahren Gefühle des Ausdrucks der Empfindungen wird der noch junge Künstler ohne Zweifel einst etwas Bedeutendes zu leisten im Stande seyn.

Weniger gefallen wollten uns drey Reliefs, in welchen eine zu entschiedene Weise des Vortrags herrschte, als daß sie vollkommen aus eigenem innerem Gefühl hätten entsprungen seyn können. Auch fiel besonders in der Darstellung des Odysseus, welcher von seinem Hunde Argos erkannt wird, der Mangel auf, daß die Figur des Helden und die seiner im Gemache sitzenden Gattin zu weit von einander entfernt gedacht und zu verschieden in der Größe waren, welches dem guten Styl des Reliefs nicht angemessen ist.

Die Säle der Architekturschule enthielten eine große Menge von Arbeiten ihrer Zöglinge, welche im Allgemeinen sowohl von dem Fleiß der Schüler, als von der guten Leitung, deren sie genießen, ehrenvolles Zeugniß gaben. Es befanden sich darunter mehrere ausgeführte Entwürfe von großem Verdienst, unter welchen uns besonders der Plan zu einem Hafen an der Ausmündung eines Stromes von Friedrich Ziebland aus Regensburg die ehrenvollste Anerkennung zu verdienen schien. Der Grundplan war äußerst zweckmäßig und schön gedacht; der Aufriß von ausgezeichnet guten Verhältnissen, und in allen seinen Theilen vollkommen ausgebildet. Von vieler Anlage zeigte ferner der Plan zu einem öffentlichen Bade von Wilhelm Riedel aus Bayreuth, nur daß die obern korinthischen Säulen im Verhältniß zu dem untern Theile etwas zu hoch erschienen. Sehr gute Wirkung that die perspektivische Ansicht des Eingangs zu einem Leichenacker in dorischer Ordnung, in welcher derselbe Künstler das Ernste und Strenge der Architektur mit dem Malerischen der Umgebung glücklich vereinigt hatte. — Jakob Rothhaas aus Bergzabern hatte die Pläne zu einem Kaufhause von schönen Verhältnissen und glücklicher Anordnung geliefert. — Durch zweckmäßigen Grundplan, charakteristische Auffassung der Formen und einfach schöne Verhältnisse zeichnete sich auch der Entwurf zu einem Hospitium von Theodor Stawitz aus Wisbaden, aus. Der Anblick des Gebäudes erregte die Idee seines Zwecks und dieses Verdienst der architektonischen Charakteristik ist desto höher anzuschlagen, je schwerer es in vielen Fällen erreicht werden mag. — Unter den übrigen Entwürfen nennen wir noch die von Albert Frommel, da der Raum uns verbietet, aller übrigen Versuche namentlich zu gedenken, obgleich viele von guten Anlagen zeugten.

Doch dürfen wir nicht mit Stillschweigen die radirten Werke der beyden Architekten Thürmer und Gutensohn, ehemaligen Zöglingen der Akademie und jezt in Rom befindlich, übergeben, welche hier zur Beschauung des Publikums aufgelegt waren. *) Sie enthalten die schönsten Theile und Ornamente aus den Loggien des Vatikan und der Villa Madama, besonders aus der leztern die trefflichen und nun halb verlornen Deckengemälde des Julio Romano, und die Herausgeber haben sich sowohl durch die Treue als durch die Zierlichkeit, womit sie diese Werke nachgebildet, ein wahres Verdienst um die Kunst und ihre Geschichte erworben.

Zum Schluß haben wir noch dreyer von Hrn. Frank ausgeführter Glasgemälde zu gedenken: die Beschneidung nach Golzius, die heil. Barbara nach Holbein, und die heil. drey Könige nach Rubens. Einzelne Theile waren dem Künstler recht wohl gelungen, auch fehlte es den meisten Farben nicht an Feuer und Reinheit, doch wäre dem Ganzen mehr Harmonie, und hauptsächlich der Carnation in Köpfen und Händen eine größere Wahrheit und zartere Verschmelzung zu wünschen gewesen.

Die bedeutende Zahl verkäuflicher Gemälde, die sich

*) Vergl. die Anzeige im Kunstbl. 1826. Nr. 39.

auf der Ausstellung befanden, hatte unter verschiedenen Kunstfreunden den Wunsch erregt, eine Anzahl derselben aus gemeinschaftlichen Beyträgen ankaufen zu können. Es ward auch eine hinreichende Summe zusammengebracht, um mehrere historische Bilder, Genregemälde und Landschaften, in allem 10 Stücke, für die Gesellschaft zu erwerben, welche nach Abschluß des Ankaufs unter die Mitglieder verloost wurden. Es war dieß ein leichtes und zweckmäßiges Mittel verdienstvollen Werken ihren Preis und den Kunstfreunden einen erfreulichen Besitz zu verschaffen.

Ueberblicken wir zum Schluß dieses Berichts noch einmal diese Schaustellung einheimischer Kunstwerke, von welchen nur die bedeutendsten hier aufgezeichnet worden sind, so können wir nur mit Freude auf die große Thätigkeit und das vielfältige Talent blicken, womit die Kunst in Baiern angebaut und gepflegt wird. In Betracht der mittleren Größe unsres Staates dürfen wir keinen Vergleich mit den Kunstleistungen anderer, auch der größten scheuen, ja es möchte kaum irgendwo die Anzahl glücklicher Talente, so mit dem rechten Eifer und der Wahrhaftigkeit des Strebens und zugleich mit der Kunstliebe der Regierung und des Publikums im Gleichgewicht seyn als hier. Diese gegenseitige Anregung und Begünstigung erhält die Kunst immer frisch und jugendlich und bey der großen Ermunterung die ihr fortwährend und in immer steigendem Maaße durch unsern kunstliebenden König zu Theil wird, dürfen wir hoffen, in der nächsten Ausstellung der Akademie noch bedeutendere und mannichfaltigere Beweise ihres Fortschreitens zu erhalten.

S.

Bildniß Kaiser Carls V., Holzschnitt von Enea Vico.

Der verstorbene Ritter von Bartsch sagt zu dem 15ten Band seines jedem Kupferstich-Sammler unentbehrlichen Werks: le Peintre-Graveur, unter dem Artikel Enea Vico S. 281. „Il nous reste encore à remarquer que Huber (dans son Manuel de Graveurs etc.) parle d'un Portrait de l'Empereur Charles V. avec de figures emblématiques gr. in fol. en y ajoutant: La plus belle piece gravée en bois par notre artiste; mais nous pouvons assurer nos lecteur, qu' Enée n'a jamais gravé en bois et qu'il n'existe pas même de gravure en bois, faite d'après son dessein.

Es thut uns sehr leid, dem verstorbenen Ritter von Bartsch, welcher eine Berichtigung über diesen Artikel aus Hubers Handbuch, im Peintre-Graveur geben wollte, hierdurch widersprechen zu müssen, indem wir den Kunstsammlern anzeigen können, daß wirklich ein Holzschnitt mit dem Bildniß Carl V. nach derselben Zeichnung, wie das von Enea Vico gestochene Kupferblatt, vorhanden ist.

Ein Abdruck dieses Blattes, welches als sehr selten zu betrachten ist, erschien in der zu Dresden am 17. Mai 1826 versteigerten von Blücherschen Kupferstich-Sammlung 1ste Abtheilung ital. Schule Nro. 3647; ein zweytes Exemplar fanden wir in der Kunsthandlung des Hrn. Caspar Weiß in Dresden.

Durch das wirkliche Auffinden dieses Blattes bewährt sich also die Stelle in Hubers Handbuch 3ter Bd. S. 180. Es ist auch vollkommen wahr, daß dieses Blatt sehr schön ist; nur bleibt noch dunkel, ob dasselbe das Einzige von Enea Vico in Holz geschnittene sey, oder ob es mehrere Holzschnitte von diesem Künstler gibt, da Huber sagt: „das schönste Blatt, was unser Künstler in Holz geschnitten hat."

Außer Huber's Handbuch ist über Enea Vico's Holzschnitt nichts bekannt und selbst Heller in seiner Geschichte der Holzschneidekunst S. 177. §. 368, bezweifelte, so wie Bartsch, das Vorhandenseyn eines solchen Blattes. Um so angenehmer ist es uns unsern Lesern eine nähere Nachricht darüber mitzutheilen, da wir dieses seltene Blatt gesehen und geprüft haben.

Der Holzschnitt mit dem Bildniß Carl V. ist ganz wie das von Enea Vico in Kupfer gestochene Blatt, *) in ovaler Einfassung und reicher Architektur und mit allen Einzelnheiten, wie das im P. Gr. Vol. XV. Nr. 255 beschriebene Kupfer, nur mit dem Unterschied, daß es von der Gegenseite, (wo folglich das Bildniß sich nach rechts wendet) zu sehen ist. Selbst die Inschriften, die auf dem Kupferblatt an mehreren Orten sich befinden, so wie die unten auf dem Architrav befindliche, welche leztere so lautet: INVENTVM SCVLTUMque AB Aenea VICO PArmensee MDL, sind bis auf die Eintheilung der Zeilen auf den übrigen Tafeln ganz gleichförmig. Die reichen Umgebungen des Bildnisses, welche aus vielen allegorischen Figuren, Architektur und Wappen des österreichischen Kaiserhauses, so wie in vielen Blumengewinden bestehen, sind mit eben so vieler Genauigkeit und Bestimmtheit als im Kupferblatt ausgeführt und hinsichtlich des Technischen in der Holzschneidekunst ist dieses Blatt jederzeit als vorzüglich zu betrachten. Der Geschmack der Arbeit reihet sich sehr an den der deutschen Meister des 16ten Jahrhunderts. Das Maaß der Höhe ist 18 Pariser Zoll 6 L. Die Breite 13 Zoll 4 L.

Frenzel.

---

*) Das herrliche Kupferblatt dieses Bildnisses ist eines der schönsten Arbeiten des Künstlers, wofür der Kaiser Carl V. dem Künstler ein Geschenk von 200 Thalern machte.

Nr. 6.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 18. Januar 1827.

Ueber ein Gemälde von Raphael: Johannes den Täufer vorstellend, in der großherzoglichen Gemäldegallerie zu Darmstadt und die übrigen Johannesbilder von ihm und seiner Schule.

Darmstadt besizt seit Jahren einen Schaz, der in seiner bisherigen Verhüllung nie ganz erkannt, und darum oft falsch beurtheilt wurde, nämlich den jugendlichen Täufer Johannes, von dem aus Raphaels Schule mehrere Nachahmungen hervorgingen, welche wir jezt mit dem Urbilde, wofür wir das zu Darmstadt befindliche erklären, vergleichen und dadurch das Verhältniß dieser Johannesbilder zu einander ins Klare zu sezen, uns bemühen wollen.

Das Gemälde zu Darmstadt kam durch Ankauf von dem Grafen Truchses in großherzoglichen Besiz, und zwar in einem Zustande, in den es ein Gemäldeherstellter in Wien, unter der Aufsicht dreyer Maler, gesezt hatte. Eine braune Kruste, Patina genannt, gleichsam die aerugo nobilis (der edle Alterthumerost) der Gemälde, unter dem man aber leider oft selbst die Zeichnung, besonders aber die Färbung des Meisters verliert, bedeckte den jugendlichen Körper, und tausend Punkte liesen eine völlige Ueberkleisterung vermuthen. Durch einen kleinen Versuch davon überzeugt, wagte es endlich nach langem Zögern und mehrerern glücklichen Versuchen an minder bedeutenden auf ähnliche Weise übermalten Bildern, der Galleriedirektor F. H. Müller den Vorschlag zur Reinigung des Ganzen zu machen, welcher auch von des Großherzogs königlicher Hoheit genehmigt wurde. Mit der größten Vorsicht ging seine Arbeit nach und nach so glücklich von statten, daß wir nun den in Raphaels gereiftem Künstlergeiste zuerst gebornen Johannes in aller Farbenreinheit wieder erblicken. Die dunkle Bräune entstellender Schatten schreckt nicht mehr; das Fleisch ist wahre Jugendblüthe der Gesundheit und man meynt einen natürlichen Jüngling aus dem Felsengrunde der Landschaft hervortreten zu sehen. Manche Zusäze des Wiener Herstellers sind verschwunden, z. B. an der rechten Seite des eingezogenen hohlen Leibes, wo nun der Einbug dem Körper seine lebendige Bewegung in Wechselwirkung mit der linken sich hinandrängenden Hüfte wieder gibt, und die Steifheit, welche Johns Kupferstich an dieser Stelle zeigt, völlig hebt. Auf den Kopf hatte ein früherer Uebermaler noch einige Zoll Haare hinzugesezt, welche ebenfalls, so wie der Name Joannes Baptista über dem Kopfe und einige Zusäze am Lämmerfell, das die Hüften bekleidet, verschwanden. Das ist die Geschichte der Wiedergeburt dieses, für die Kunst bisher bald verlorenen Gemäldes. Wir geben nun zu einer Vergleichung desselben mit andern ähnlichen über, und hier glauben wir mit überzeugenden Gründen darthun zu können, daß eben erwähntes die zuerst ausgeführte Idee Raphaels sey.

Die beyden der unsrigen am nächsten kommenden Vorstellungen befinden sich die eine zu Florenz, die andere in England. Erstere ist in dem florentinischen Galleriewerk von Bervic gestochen, 5 Fuß 5 Zoll hoch, 4 Fuß 7 Zoll 10 L. breit: lezstere, ehemals in der Gallerie des Herzogs von Orleans befindlich, dann in London, bey einem öffentlichen Ausgebot, an einen Gemäldehändler um mäßigen Preis verkauft, ist vom ersten Kupferstecher des Königs François Ebereau, und später in England von J. Wendramini gestochen, hat 5 F. 1 Z. Breite und 4 F. 6 Z. Länge, auf Holz gemalt. Maria v. Medicis brachte dieß Bild nach Frankreich, und schenkte es dem Marquis d'Uncre, späterhin kam es an den Herzog von Orleans. —

Diese Kupferstiche schon zeigen den großen Unterschied der drey Gemälde augenscheinlich, mehr noch die Copien, welche man verglich, unter denen der Kopf des florentinischen Bildes von W. Tischbein in schwarzer Kreide mit gehöhten Lichtern sicherlich sehr treu ausgeführt, im Museum zu Darmstadt vorliegt. Das florentinische Bild stellt einen Johannes dar, welcher nahe am Mannesalter ist, sein Gesicht und der ganze Körperbau drückt eine Härte aus, welche mehr schreckt und abstößt, als anzieht. Offenbar ein Widerspruch mit der Symbolik des Bildes, welche die frohe Verkündigung des Lichtes ausspricht.

Die Miene des Predigers ist grämlich, den Mund scheint ein strafendes Wort zu öffnen, die Augenbraunen senken sich gegeneinander, wie bey einem Zürnenden. Ganz ähnlich, nur um einige Jahre jünger, erscheint das zweyte, nun in England befindliche Bild, dessen harte Muskulatur im Kupferstiche vielleicht etwas übertrieben ausgedrückt ist; die Färbung dagegen zieht Crozat der des florentinischen Bildes vor. Das Gemälde in Darmstadt zeigt uns einen Jüngling von kaum 20 Jahren, in dem zum ersten Male eine Ahnung des höhern geistigen Lebens erwacht; der in der Einsamkeit einer düstern Wüste plötzlich erkannt hat, was Er seyn soll und der Höhere, der nach ihm kommen wird. Gleich einem Sonnenblicke durchstrahlt dieser Gedanke sein Inneres; der kindliche Mund öffnet sich, ihn leise für sich und mit einiger Scheu vor seiner Größe und entzückenden Schönheit auszusprechen; die Hand deutet nach dem nahen, am Rohrstab wie zufällig neben dem Flußufer gebundenen Kreuze, von dem ein Lichtschimmer herabstrahlt, und den schwachen Nimbus um das Haupt des Verkünders auf der ihm zugekehrten Seite heller beleuchtet. Der ganze Oberleib scheint sich nun sanft zu erheben nach der Erscheinung hin; es ist die Bewegung eines Menschen, der auf etwas außer ihm aufmerksam wird: man sieht es, Johannes hat vorher sinnig geruht, und seinen Betrachtungen nachgehangen, welche ihn endlich bis zu diesem Ziele geführt haben, das Göttliche zu erkennen, über das ihn dennoch ein Erstaunen ergreift, als er das dunkel geahnete nun in solcher Klarheit gefunden. In diesem Augenblicke, wo das innere Licht ihm aufgegangen, stammt auch das Kreuz, und offenbart die Weihe Johannes zu seinem hohen Berufe. Dieß ist die Idee, welche hier Raphael ausdrücken wollte. Und um sie in der würdigsten Gestalt auftreten zu lassen, wählte er dazu den schönsten Jugendkörper zu seinem Studium; wählte er nicht den Mann, sondern den zarten Jüngling, in dem schon früh die göttliche Kraft wirkte. Der Ausdruck durfte der Idee gemäß nicht hart oder dräuend wie im Bußpredigen, sondern mußte sanft begeistert seyn; die ganze Gestalt aber diesem Ausdrucke gemäß gehoben von dem Erhebenden, nicht mit schwellendem scharf geschnittenem Muskelspiel wie in den beyden andern Bildern; noch von dunkelbraunen Schatten oder grünen Mitteltinten, wie das Florentinische, *) sondern von dem blühendsten, den ganzen Leib ätherisch überströmenden Colorite seyn. Die Idee Raphaels gibt sich also durch ihre zarte Hoheit kund, welche nur Er und kein anderer Meister seiner Zeit, selbst Andrea del Sarto nicht, noch weniger aber einer der Schüler Raphaels so zu fassen vermocht hätte. Nie wäre ein solcher, auch der beste, im Stande gewesen, aus einem ältern Johannes (die beyden andern als frühere Bilder gedacht) diesen jugendlichen mit solcher Durchführung des Jugend-Charakters in der ganzen nackten Figur nachzuschaffen. Er müßte wahrlich Medea's oder Circe's Verjüngungskunst besessen haben. Dagegen ließ sich leicht aus dem angehenden Jünglinge der Mann hervorbringen, oder er kam vielmehr unwillkürlich auch ohne Zusatz des Bartes, der doch an einem 25jährigen Jünglinge nicht fehlen dürfte, durch den Zwang der Nachahmung von selbst hervor.

Was tadelt man gewöhnlich an den Bildnissen jüngerer Künstler? daß sie junge Köpfe zu alt, und alte zu jung malen. Dasselbe begegnete den Schülern Raphaels, besonders zu der Zeit, wo ihr Meister todt war, und sie selbstständig seyn wollten. Die meisten schufen sich eine eigene Manier, und Manier liebt schon das Einfache, Natürlich-leichte nicht mehr; sie will Kenntniß zeigen, will gelehrt seyn, und wird hart; der wellenförmige Zusammenfluß der Muskeln, den der Meister selbst aus der Natur aufgehascht, wird zu stark bezeichneten Einschnitten, und der Ausdruck des Gesichtes, nur um etwas übertrieben, wird aus dem Zarten und Kindlichen fad und süßlich, aus dem Ernsten grämlich oder finster. So erging es Raphaels Nachahmern bey diesem, seinem ursprünglichen Johannesbilde, besonders als sie ihre Eigenthümlichkeit nicht mehr dem leitenden Geiste des Meisters zu unterwerfen hatten, wie er ehemals selbst that, als er noch Pietro Vanucci's Schüler war. Damals fertigte er auch einen Prediger Johannis, stehend und lehrend, umgeben von einer Menge verschiedenartiger Menschen aus allen Ständen, lauter Figuren aus Perugia, bloße Naturnachahmungen, so im Geschmacke Pietro's, daß man es mit dessen Werken verwechseln könnte. Johannes ist dort bärtig, aber doch sehr jugendlich vorgestellt, hat in der Linken ein langes Kreuz, und deutet mit dem Zeigefinger der Rechten, eben wie in den spätern Bildern, aufwärts. Die Haare fliegen zurück, und bilden sich nicht zu kurzen Locken. Unter dem langen fliegenden Mantel trägt er das Kameelhaarkleid. Dieses Bild (welches

*) Dessen Colorit Quandt (in seiner Reise nach Italien 3 Th. S. 180) kalt †) nennt, und wenn es von Raphael wäre, nicht unter seine schönsten Werke zählt. Er meynt, es wäre eine Wiederholung des Pariser (Orleans'schen) Bildes.

†) Hierin thut Hr. v. Quandt dem Bilde Unrecht, denn der bräunliche Ton, in welchem es gemalt ist, kann zwar düster und undurchsichtig, aber nicht kalt genannt werden. Die Strenge des Ausdrucks, welche hier der Figur gegeben ist, scheint einen ganz verschiedenen Gedanken anzudeuten, und wir möchten auch andrer Gründe wegen nicht geradezu an der Originalität zweifeln.

E.

Anton Capellan gestochen, und das Blatt Lord Robert Spencer gewidmet hat) möchte wohl Raphaels frühseste Johannesbildung seyn. Dann käme das, wovon hier die Rede ist, und in dessen Vergleichung mit den beyden andern wir fortfahren wollen. Nicht allein in der Hauptfigur aber wichen die Nachahmer von der Einfachheit des ersten Entwurfes ab, sondern auch in allen Nebenwerken. Dem großen Meister genügte es, einen schroffen dunkeln Felsen als Gegensatz der zartbewegten Figur nur zum Hintergrunde hinzustellen, und links davon eine kurze Aussicht auf einen im Morgenduste ergrauenden Berg zu eröffnen, weiter dann den Jüngling auf einen bemoosten Felsensitz ohne Höhlung zu setzen; der rechte Fuß stemmt sich wider einen grauen Stein, daneben liegt ein Baumsturz, dessen noch grüner Zweig das daran befestigte Rohrkreuz trägt. Ein faulendes Stück ist abgehauen, hindeutend auf Johannes eignen Ausspruch: „den Bäumen ist die Art an die Wurzel gelegt." Zur Seite zeigt sich das abschüssige Ufer des Jordans, aus dem nur ein schwacher Schimmer blinkt, und etwas höher ganz in der Ferne eine dem Felsen entrieselnde Quelle mit wenigen Lichtblitzen. Aber dem Schüler war dieß Hinreichende nicht genug; er verzierte die Landschaft mit angebauten Fluren unterhalb des Berges, statt das dunkle Wasser des Stroms bis unten an den Rahmen fortgehen zu lassen, malte er einen Vorgrund mit schönen Kräutern und Blümlein, und benahm dadurch der Wüste ihre Eigenthümlichkeit. Selbst das Kreuz, welches bey Raphael seitwärts halb in den Rahmen fällt, weil vermuthlich die Leinwand nicht zureichte, ward hier ganz hingemalt, und daneben und drüber noch einige Zoll Leinwand zugesetzt, wodurch die Maaße der drey Bilder verschieden wurden. Der eine noch grüne Ausschuß des stehen gebliebenen Baumstammes, dem an einem Zweiglein wenig grünende Blätter entsprießen, sollte bey Raphael nur eine Anspielung seyn, wie das Christenthum auf dem faulenden Stamme des Judenthums frisch und lebendig sich erhob: der Nachahmer sah nur einen Zweig, und malte ihn fleißig mit Blättern aus. Auch der Felsenmassen schuf er mehrere, höhlte sie aus, und benahm ihnen die schreckende Schroffheit. Allen diesen Betrachtungen gemäß, könnten wir nun die beyden Gemälde zu Florenz und in England auf alle Fälle später setzen als das in Darmstadt, welches als die erste in voller Begeisterung nach der schönsten Natur entworfene und durch eine vorgefaßte Idee veredelte Erfindung des Meisters selbst erscheint. Daß aber diese Figur wirklich in ihren nackten Theilen nach der Natur ausgeführt sey, wobey Raphaels richtiges Gefühl unter dem Malen alles Mangelnde verbesserte, und dem Kopfe einen den Symbolen gemäßen Ausdruck gab, dieß beweisen die Veränderungen, welche er auf der Leinwand machte, als er die schönste Stellung der Glieder zu einander suchte. Der frühere Entwurf leuchtet noch zum Theil bedeutend durch, wie es auch Johns Kupfer ausdruckt. So war die rechte Hand mehr gehoben, wovon der Daumen und Zeigefinger noch ganz sichtbar sind, und die Verbesserung ist äußerst vortheilhaft für die Figur: am rechten Fuß ist nach Außen sehr glücklich ein Stück abgeschnitten, die linke Hüfte und Wade ist verstärkt und der frühere Umriß leuchtet noch durch. Raphael hat also, wie alle große Meister, nicht stark übermalt, sonst hätten sich diese Stellen mehr gedeckt. Die Umfangslinien der Figur sind mit bräunlichen Strichen angegeben, wodurch die Zeichnung sehr bestimmt wird, jedoch ohne Härte, indem die daneben liegenden Schatten zu ihr einen unvermerkten Uebergang machen. —

(Der Beschluß folgt.)

Anfänge der italienischen Kunst.

II.

Ueber die frühesten Malereyen im Baptisterium zu Parma.

Auf Vasari's Wort hat man eine Zeitlang angenommen, der Anfang der neuen Malerey sey von Cimabue an zu rechnen. Allein dagegen haben sich in der Folge viele Stimmen erhoben und behauptet, die Kunst sey nie untergegangen gewesen. Sie haben mit der entschiedensten Gewißheit erwiesen, daß durch alle Jahrhunderte in verschiedenen Ländern die Malerey geübt worden und haben diese Kunstübung die altchristliche genannt, da gerade die Darstellung von christlichen Ideen ihre Aufgabe war. Wenn dieses nun vernünftiger Weise nicht zu bestreiten ist, so ist dagegen zu fragen, ob diese altchristliche Malerey in den Zeiten vor dem höheren und kräftigeren Aufschwunge der neuen Malerey noch mit Recht den Ehrennamen einer Kunst trägt, oder vielleicht nur mißbräuchlich so benannt ist, und ob sie daher im Kunstleben mit Recht eine Stelle findet?

Wir wollen sie, so weit dieß im Kurzen und mit Worten möglich ist, etwas näher bezeichnen, um die Antwort, welche wir auf die Frage geben werden, zu rechtfertigen. Sehen wir uns zuerst nach dem Uranfange des Kunstwerkes in der menschlichen Seele, nach der begeisternden Idee um, so finden wir, daß eine selbstständig erfundene in diesen Bildern gänzlich mangelt. Es werden nur die Worte wiederholt, die in den ersten Jahrhunderten des Christenthums gesprochen sind. Die Erscheinungen der Natur, in denen sich die Idee aussprechen sollte, finden wir auf das Jämmerlichste gemißhan-

delt und entstellt. Die Umrisse der Gestalten, die Darstellung der Gewänder geht von todter Starrheit bis zu abenteuerlicher Mißgestalt. Die Zusammenstellung der Gestalten ist eine symmetrische Vertheilung zu bequemer äußerer Uebersicht, ohne eine Spur innerer Nothwendigkeit und inneren Zusammenhanges. Die Farbe ist ein mumienhaftes Braun, das, wie die Nacht alles lebendige Aufblühn überzieht und unsichtbar macht. Der Ausdruck ist nicht etwa nur ganz abwesend, ganz todt, sondern er ist schreckhaft gespenstisch, und es überläuft Einem dabey ein heimliches Grauen. Und dieser Charakter ist nicht etwa wandelbar, so daß seine Unvollkommenheit allmählig abnähme, sondern er ist stehend, und seine Mangelhaftigkeit wächst eher von Jahrhundert zu Jahrhundert. Diese Malerey ist also in Wahrheit keine Kunst zu nennen, sondern eher eine Nachäffung der Kunst; sie ist von dem Kunstleben ausgeschlossen, denn es fehlt ihr der Charakter der Entwicklung, es müßte denn Jemand die Rückwärts Entwicklung geltend machen wollen; sie ist weiter nichts als ein todter Schlendrian, ein mechanisches Handwerk ohne Liebe geübt und darum ohne irgend eine Wirkung des Gefallens und der Lust. An ihr konnte sich daher das neue Leben nicht entzünden.

Mit richtigerem Blicke haben andre die Leistungen dieser Zeit gewürdigt und darum den ersten Anstoß von einem andern Lande hergeleitet, wo sich die Uebung der altchristlichen Kunst noch in größerer Reinheit und Würde erhalten haben soll. Offenbarer Zusammenhang abendländischer Werke mit denen des byzantinischen Kaiserthums, geschichtliche Erinnerungen an Uebersiedelungen sogenannter neugriechischer Maler nach Italien gaben zu der Meynung Veranlassung, daß eben durch sie der neue Aufschwung hervorgebracht sey.

Eine ähnliche, obgleich durch die nähere Modifikation mehr erklärende Meynung treffen wir unter Andern in einem Aufsatz des Hrn. v. Rumohr in dem Kunstblatt von 1821 an, und je mehr und zuverlässiger wir uns auf die Ergebnisse seiner verdienstvollen Forschungen in diesen fernen Zeiten verlassen können, desto nothwendiger wird es abweichende Ansichten nicht zu verschweigen, damit die Wahrheit an den Tag komme. Hr. v. Rumohr sagt in dem angeführten Aufsatze ausdrücklich: „Die Italiener bedurften allerdings keiner Griechen, um auf den Gedanken zu gerathen, ihre Heiligen zu malen. Aber sie bedurften eines Musters erreichbarer Vortrefflichkeit, eines Mittelgliedes, um sich dem würdigen und erhabenen Sinn der altchristlichen Kunst wieder anzunähern. Dieses Muster fanden sie bey demselben Volke, welches dem Handel ihrer Seestädte die lebhafteste Beschäftigung gab. Vielleicht aber veranlaßte eben die Eroberung Konstantinopels, an dessen Plünderung italienische Seestädte Theil nahmen, durch Verbreitung älterer neugriechischer Kunstgegenstände jene Annäherung an die Behandlungsart und an die Vorstellungen eben derselben, welche nach dem Anfange des 13ten Jahrhunderts in den Malereyen der toskanischen und umbrischen Städte hervortritt und bis Giotto überall fortdauert."

An einer andern Stelle:

„Jene allgemeine Nachahmung neugriechischer Kunstideen und Malerbehelfe, welche wir in dem ersten Aufschwunge der italienischen Malerey wahrnehmen, ist aus dem neu erwachten Triebe entstanden, sich dem Trefflichen immer mehr anzunähern. Auf eine ähnliche Weise wirkten die antiken Bildnereyen anreizend und vorbildlich auf das Bestreben nach höchster Vollendung der neueren Kunst unter Leonardo, Raphael und einigen Andern ihrer Zeitgenossen."

Soll nun nicht angenommen werden, daß diese besseren Bilder zugleich die Lust in den Italienern anfachte, etwas Vortrefflicheres zu leisten, so muß der Ursprung des neueren Kunstlebens doch noch tiefer gesucht werden, wie er denn auch wohl schwerlich in einem äußeren Anstoße wurzeln möchte.

Hätte eine solche äußere Veranlassung unmittelbar wirken können, so wäre es wunderbar, daß dieß nicht eher geschehen wäre. Denn schon seit dem ersten Kreuzzuge hatte man die besseren, älteren christlichen Kunstwerke, die etwa sich noch erhalten hatten, vor Augen, und erst im 12ten Jahrhundert bemerken wir Verbesserungen im Abendlande. Und diese Verbesserungen verrathen so wenig den Gebrauch vollkommnerer Vorbilder, daß sie im Gegentheil nur aus einer neu erwachten Lust an künstlerischer Betrachtung und Auffassung der Natur zu erklären sind, wie der Verfolg ausweisen wird. Zudem erwähnt die Geschichte wohl Künstler, welche aus dem byzantinischen Staate ins Abendland kamen, und vielleicht Verbesserungen mitbrachten, aber die herübergekommenen Kunstwerke, deren sie Meldung thut unter dem Titel von Madonnen, die der Evangelist Lukas gemalt, sind nicht geeignet zu Vorbildern zu dienen, nach den Urtheilen derer, welche einzelne derselben, die auf unsre Zeiten gekommen sind, gesehen haben. Ob aber die Werke neugriechischer Maler um diese Zeit als Vorbilder dienen konnten, woran sich die Italiener hätten hinaufarbeiten können, ist wohl mit Recht zu bezweifeln. Die Geschichte zeigt uns das Volksleben des griechischen Reiches um diese Zeit in einem so aufgelöseten und unwürdigem Zustande, daß es unerklärlich wäre, wie daraus in irgend einem Gebiete menschlicher Thätigkeit etwas Vortreffliches hätte hervorgehen können. Wenigstens hätte dieß doch immer sehr einzeln stehen müssen und dadurch die Kraft verloren, auf ein anderes Volk zu wirken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 7.

Kunst-Blatt.

Montag, den 22. Januar 1827.

Anfänge der italienischen Kunst.

II.

Ueber die frühesten Malereyen im Baptisterium zu Parma.

(Fortsetzung.)

Diese Vermuthung wird durch ausdrückliche geschichtliche Zeugnisse bestätigt, welche in Raumers Geschichte der Hohenstaufen III. 222 nachgelesen werden können.

Herr v. Rumohr hat diese Meynung auch nicht, sondern unterstützt selber unsre Meynung von der Kraft- und Leblosigkeit der neugriechischen Kunst um diese Zeit, wenn er sagt:

„Es ist nämlich ins Auge zu fassen, daß die neugriechischen Denkmale, welche im Allgemeinen als eine sehr mechanische Ueberlieferung aus einem höheren, noch producirenden Alterthum anzusehen sind, um so schöner werden, als sie ihrem Ursprunge in der Zeit näher rücken, und um so unbelebter und geistloser, als sie sich der neueren Zeit nähern. Man dürfte daher annehmen, daß die neugriechische Malerey um die Zeit allen Werth verliert, in welchem die italienische Malerey beginnt sich aus dem rohen Zustande herauszuarbeiten."

Er macht auch aufmerksam darauf, daß schon die Werke von Jakob della Turrita vom Jahre 1225 in der Johanniskirche zu Florenz, die neugriechischen musivischen Gemälde an der Kuppel derselben Kirche an Vollendung übertreffen. Wie konnte ein solches sinkendes und verwelkendes Leben wohl eine Anregung zu einem jungen und neuaufstrebenden in sich tragen? Wir sehen auch wirklich, daß die neue Kunst in dem Maaße vollkommener wird, als sie sich aus der alten Art herauswindet, und schon frühe nur das Fehlerhafte der neuen Kunstübung noch an die alte erinnert.

Wir können daher der Meynung nicht beypflichten, daß die neugriechische oder selbst altchristliche Malerey einen wirksamen Anstoß zu dem Erwachen der neuen Malerey gegeben. Wenn wir berücksichtigen, für welches Publikum die neugriechischen Maler arbeiten mußten, für einen Hof, der an kindischem Gepränge und augenblendendem Glanz sein Gefallen fand, so glauben wir das einzige Verdienst der Neugriechen darein setzen zu müssen, daß sie dem Abendlande eine heitere augenerfreuende Farbenbehandlung zubrachten, welche freylich die Italiener aus einer Alles überwuchernden Ueberladung erst mühsam herauslösen mußten. Wirklich bestätigt die Bemerkung des Hrn. v. Rumohr, daß sich auf ächt italienischen Gemälden vor 1200 kein Gold befindet, unsre Vermuthung, denn die Verschwendung desselben auf den Gemälden ist ein recht eigentlicher neugriechischer Luxus, und eben um diese Zeit hatten byzantinische Künstler nach der Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner sehr treibende und zwingende Veranlassung, sich in andern Ländern Unterhalt zu suchen.

Verhält es sich nun wirklich so mit der altchristlichen Kunst im Allgemeinen und mit dem byzantinischen Zweige derselben im Besonderen, so ergibt sich leicht, welchen Standpunkt sie gegen die neuerwachte mittelalterliche Kunst einnimmt und wie weit sie das Studium auf sich ziehen muß. Sie ist weiter nichts, als der Grund und Boden für die neue Pflanze und hat auch nicht einmal an dem frühesten Keime derselben Theil, viel weniger denn an der weiteren Entwicklung. Selbstständig treibt diese aus einem in allen seinen Richtungen aufgeregten Volksleben hervor, und bildet sich bis zur Vollendung aus. Wer ihren Organismus kennen lernen will, darf also getrost die Kunstübung der früheren Zeit bey Seite lassen, denn für die Ergründung des wahren Kunstlebens gibt sie so wenig Resultate, wie die chemische Analyse des Bodens, worin die Pflanze wächst, für deren organische Bildung.

Es ist nicht ein ganz unfruchtbares Unternehmen, wenn wir hier die frühere handwerkliche Uebung der Malerey aus dem Gebiete des wahren Kunstlebens hinwegweisen. Entwickelt sich dieses durchaus selbstständig, so ist es überflüssig die Werke aufzusuchen, die noch aus jener Zeit an manchen Orten aufbewahrt werden, und wie wenig auch aus den 1000 Jahren vor dem Aufschwunge der neuen Malerey auf unsre Zeiten gekommen

seyn mag, so ist es doch immer genug, um die Mühe und den Zeitaufwand des Reisenden ansehnlich zu mehren, wenn er es für nöthig halten müßte, sich auch an jene alten Bilder zu wenden, um das ganze Gebiet der Malerey zu überschauen. Wenn wir aber so die Beschäftigung mit diesen früheren Werken von einem Studium absondern, welches sich zur Aufgabe macht, das Wesen der neueren Malerey sich zum Bewußtseyn zu bringen, so wollen wir gar nicht damit sagen, daß es an sich unwichtig wäre, sondern die gründliche Erforschung dieser ältesten Thätigkeit hat auf einem andern Felde des Wissens seine unbestrittenen Verdienste, und man muß gegen die Männer, die ihre Kräfte dieser Angelegenheit widmen, um so dankbarer seyn, je weniger Genuß und Freude sie aus ihren Anstrengungen schöpfen.

Eine schwierigere Aufgabe ist es nun aber, die Keime des neuen Lebens nachzuweisen. Bey dem allmähligen Verschmelzen des Alten mit dem Neuen, bey den fast unmerklichen Uebergängen möchte es überhaupt gewagt scheinen, hier nur irgend einen Punkt festzusetzen, auf dem der Tod und das Leben sich scheiden.

Dürfen wir uns nicht mit der oberflächlichen Ansicht bezeugen, die dem Zufalle die Entstehung einer neuen Lebensrichtung zuschreibt, sondern müssen wir annehmen, daß ein höherer Genius über jedem Gebiete menschlicher Thätigkeit waltet, ihr die Gesetze ihrer Wirksamkeit einpflanzt und sie zur Erfüllung ihrer Bestimmung treibt und lenkt, so müssen wir auch das Walten dieses Genius bey dem Aufleben der Malerey voraussetzen und annehmen, daß sie nur in dem ihr eigenthümlichen Wesen hervorbrechen muß. Wenn daher weiter auch noch gar nichts von einer früheren todten Kunstübung abweicht, weiter gar nichts eine Spur von einem selbstständigen Leben, einer höheren Vervollkommnung auf dem Gebiete aller der Darstellungsmittel aufzeigt, die auf der langen Stufenleiter zwischen Unvollkommenheit und Vollendung auf- und absteigen, so muß wenigstens Haltung des Körpers und Bewegung der Glieder, als der hervorstechendste, am leichtesten nachzubildende natürliche Ausdruck des aufgeregten Seelenlebens frey und sprechend werden und aus dem Gefühle fließen; so müssen in Gruppen, in der Wechselwirkung der Personen, die Ursachen für den so individuellen, so beweglichen, so flüchtigen Ausdruck vor unserm Auge stehen. Oder es muß dem Beschauer die Ursache des Ausdrucks schon sonst woher bekannt seyn, weßhalb die früheste Kunst nur allgemein bekannte Begebenheiten zur Darstellung wählen wird, aber sich nicht mehr mit einzelnen Gestalten begnügen.

Und an dieß neu aufgeregte Künstlerleben kann sich nun auch die Natur mit ihrem verwandten Leben nicht länger vergebens wenden. Der begeisterte Künstler erfaßt die höchste Blüthe ihres Lebens, den lebendigsten Reiz in ihrem weiten Reiche, die Farbe, mit inniger Lust und kleidet seine neuen Schöpfungen fröhlich darin ein. Ideen und Farben, beyde Blüthen des Lichts, des höheren und des niederen, vermählen sich mit einander. So ist der lang abgebrochene Verkehr zwischen der Natur und der Vernunft wieder zu Stande gebracht und wie der Mensch aus ihnen das Gewebe seines ganzen Lebens sich webt, so erzeugt die Malerey in diesem Verkehr eine neue Welt. Wenn wir nun so den Charakter der frühesten Schöpfungen aus dem Wesen der Malerey abgeleitet haben, so prüfe man, ob sich derselbe nicht in den Malereyen findet, welche sich in dem Baptisterium zu Parma noch erhalten haben, und deren kurze Beschreibung wir folgen lassen.

Wenn wir aber hier die Zahl trockener Kataloge vermehren, so haben wir wenigstens das vor vielen unsrer Vorgänger voraus, daß wir den folgenden nicht aus einem andern abschrieben. Zudem glauben wir auch unsern Zweck, die Aufmerksamkeit der Reisenden auf diese vernachlässigten Werke früherer Kunstübung zu richten, nicht besser erreichen zu können, als wenn wir den Reichthum der merkwürdigsten Bilder ihnen vorüberführen.

Der innere Raum des Baptisteriums war einst ganz frey, da die Decke ein Gewölbe ist, und ist von sechzehn Mauerflächen, die in sechzehn Winkeln zusammenstoßen, umschlossen. In jedem Winkel stehen Säulen, auf denen die sechzehn Rippen des Gewölbes ruhen, die sich in der Spitze alle um eine große runde Rose vereinigen. In der Mitte der Höhe laufen zwey Gallerien rund umher, in denen Bildwerke aus Marmor zur Verzierung stehen. Sonst sind alle Wände mit Malereyen bedeckt, die in so reicher Fülle angebracht sind, daß auch kein Raum unbenuzt geblieben ist, und sie vor dem Bau neuerer Kapellen und anderer Anlagen bis auf den Fußboden herabgingen, wie man noch an einigen Stellen sieht. Es ist aber sehr deutlich, daß diese Gemälde nicht alle zu gleicher Zeit gemacht sind, und daß wir sie nicht alle in ihrer ursprünglichen Gestalt sehen. Bey Manchen ist der Einfluß von Giotto's Schule unverkennbar; bey Andern möchte es nur nach sorgfältiger Untersuchung möglich seyn zu entscheiden, was noch ursprünglich und was neu sey.

Für unsern Zweck ist die Decke am wichtigsten. Die Malereyen an derselben scheinen außer dem Bereiche späterer Uebermalungen gewesen zu seyn, und haben daher wenigstens durch menschliche Willkür keine Veränderungen erlitten. Sie sind in drey Abtheilungen getheilt. In der obersten befinden sich die Apostel und die Symbole der Evangelisten. In der Abtheilung, die sich unter der vorigen rund um das Gewölbe herzieht, sind Propheten und andere Männer des Alten Testaments, in einer

Nische aber ist Christus mit Johannes dem Täufer auf der einen, der Mutter auf der andern Seite. Unter dieser Abtheilung zieht sich die dritte umher, welche Geschichten aus dem Leben Johannes des Täufers enthält. Da aber diese Reihe von vier Fenstern unterbrochen ist, so sind neben einem jeden dieser Fenster immer zwey Heilige.

Die Darstellungen aus dem Leben Johannes des Täufers sind folgende:

1. Die Verheißung, mit der Unterschrift .... quod non credidisti. Unter einem Baldachin, wodurch auch sonst wohl das Innere eines Hauses angezeigt wird, stehen die würdigen Gestalten des Zacharias und der Elisabeth in wartender Stellung, wie erstaunt und verwundert. Zacharias streckt seine Hände offen aus. Der Engel, als ob er eben herbeystürmte, streckt seine Hand gegen ihn aus, als ob er ihm die unten stehenden Worte zurufe.

2. Die Geburt des Johannes mit der Unterschrift: Nativitas Johannis Baptistae. An der linken Seite liegt Elisabeth im Bette: zwey Freundinnen oder Dienerinnen sind um sie beschäftigt. Zur Rechten baden zwey Andre den kleinen Johannes.

3. Der Engel führt Johannes in die Wüste; die Priester und Leviten treten weiter hin zu ihm; mit der Unterschrift: Mitto Angelum; Sacerdotes et Levitae. Mit eben so stürmischer Bewegung, wie in der Verheißung schreitet der imposante Engel, den kleinen Johannes an der Hand, fort. Von den fünf Gestalten der Priester und Leviten, die ihn mit ergwöhnischen Blicken anzusehen und mit einander zu reden scheinen, wendet sich der junge kräftige Johannes unwillig ab und scheint fortzugehen.

4. Johannes in der Wüste, mit der Unterschrift: Vox clamantis in deserto. Er ist hier in seiner gewöhnlichen ehrwürdigen Gestalt dargestellt und predigt in die Wüste hinein. Zwey Jünger treten eilig zu ihm heran.

5. Johannes tauft, mit der Unterschrift: Hic baptizat Johannes. In einem Badegefäße sitzen drey nackende Gestalten in demüthiger Stellung. Johannes berührt mit einer lebhaften Bewegung ihr Haupt. Zur Rechten stehen vier Schriftgelehrte und andre Männer und scheinen sich über des Täufers Kühnheit still und laut zu verwundern.

6. Johannes verkündigt Jesus, mit der Unterschrift: Ecce agnus dei, ecce qui. Jesus ist eben rechts herausgetreten. Von der linken Seite scheint Johannes mit einem Gefolge ihm zu begegnen und weiset auf ihn hin. Sein Gefolge scheint darüber nachzudenken. Jesus aber macht mit der Hand eine Bewegung der Demuth und Bescheidenheit. Es ist nicht zu sagen, wie hier die Bewegungen den Beschauer lebendig ergreifen und in die Scene hineinreißen.

7. Johannes tauft Jesus, mit der Unterschrift: Hic baptizatur Christus. Christus steht in der Mitte im Wasser mit aufgehobenen und in der Höhe der Brust vor sich gefalteten Händen. Neben ihm im Wasser eine kleine menschliche nackte Figur, eben wie auf dem Basrelief am Baptisterium zu Pisa. Johannes zur Rechten gießt die Schaale über ihn aus. Zur Linken stehen Engel, welche bey der Handlung dienen.

8. Johannes vor Herodes, mit der Unterschrift: Stetit Johannes ante regem. Der König sitzt auf einem Thron und scheint unwillig und beschämt zugleich vor sich hin zu sehen. Johannes zur Rechten, eine ruhige und würdige Gestalt, scheint ihm mit tiefem Unwillen seine Sünden vorzuhalten. Zwey Soldaten mit Schilden, die zum Zeichen der Ruhe auf der Erde stehen, sind hinter Johannes. Diese blicken unwillig den König an, als ob sie dessen Gebot erwarteten, den Täufer zu greifen.

9. Johannes wird in das Gefängniß geführt, mit der Unterschrift: Hic miserunt Johannem in carcerem. Der Soldat, der hinter dem Täufer geht, hält diesen am Arm und scheint ihn vor sich hinzutreiben. Zur Rechten die beyden Jünger Johannis, die zu Jesus gehen. Sie schreiten in verschiedenen Bewegungen gewaltig darauf los und scheinen nach der Bewegung der Hand und der Wendung des Kopfes des Ersten mit einander zu reden.

10. Die Jünger fragen Jesus, ob er der Messias sey, mit der Unterschrift: Caeci vident, claudi ambulant. Jesus in der Mitte, weiset mit der Rechten auf einen Haufen von Kranken hin, die mit flehenden Stellungen und Geberden die Hände zu ihm aufheben. Die beyden Jünger an der andern Seite stehen erstaunt, auf die Gruppe hinweisend.

11. Die Enthauptung des Täufers, mit der Unterschrift: Hic amputavit caput Johannis. Zur Linken wird er aus dem Gefängniß geführt, und ein Soldat scheint sein Haupthaar zusammen zu fassen; zur Rechten enthauptet ihn der Soldat. Die Bewegungen des Soldaten sind ungemein heftig und lebendig.

12. Das Haupt des Täufers wird dem König gebracht, mit der Unterschrift: Hic adduxit caput autem regem. Der König sitzt am Tische zwischen zwey Weibern. Von der Linken tritt der Soldat herein mit dem Haupte auf der Schüssel. Die vordere Figur, wahrscheinlich die Königin, sieht befriedigt das Haupt an, der König vor sich hin, die dritte Figur wendet sich davon weg. Zur Rechten trägt eine Dienerin in der freyesten, edelsten Stellung etwas auf dem Haupte herbey.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber ein Gemälde von Raphael: Johannes den Täufer vorstellend, in der großherzoglichen Gemäldegallerie zu Darmstadt und die übrigen Johannesbilder von ihm und seiner Schule.

(Beschluß.)

Wollten wir diesem Gemälde einen Zeitpunkt in Raphaels Künstlerleben anweisen, so wäre es der, wo er den Erzengel Michael und den heil. Sixtus malte; also die Epoche, wo er Wahrheit mit geläutertem Geschmack verband, und auch in der Technik sich zur Freyheit aufgeschwungen hatte. Das Colorit entspricht ebenfalls dem, was v. Mannlich in seiner Beschreibung der Münchner Gallerie als charakteristisch von Raphael angibt, daß er nämlich seine Farben dünn auftrug, *) und sie fleißig verarbeitete. Die Fleischtinten bestanden größtentheils aus einer Mischung von weißer, rother Erde, Beinschwarz, etwas Oker und Ultramarinasche. So einfach sind sie auch auf dem genannten Bilde, und möchten damit zu erreichen seyn.

Das Gemälde ist auf Leinwand. — Ein gewaltiger Einwurf gegen seine Aechtheit bey Solchen, die nur nach Stoff oder Format über Originalität urtheilen. Indeß können wir auch diesen zum Troste sagen, daß die unbestreitbar ächte heil. Familie, welche für Franz I. 1518 gemalt, und später von G. Ebelink gestochen wurde, auf Leinwand ursprünglich war, eben so der Johannes zu Florenz, und einer, den ich gleich näher erwähnen werde, ehemals im Cabinet des Königs von Frankreich. Und ist es nur von Einem ächten Raphaelischen Gemälde erwiesen, daß es auf Leinwand gemalt ist, so kann es auch der Anerkennung eines zweyten und dritten nicht hinderlich seyn, wenn sonst alle Merkmale für die Aechtheit zeugen.

Die Johannesfigur, ehemals im Cabinet des Königs von Frankreich von Simon Vallée gestochen, ist wahrscheinlich etwas später als die Darmstädtische. Die Figur scheint nach demselben Modell zu seyn, auch die Motive der Bewegung sind die nämlichen, Johannes deutet nach dem Kreuze hin; aber die Stellung ist abgeändert, indem das eine Bein hinter dem Baumstamm sich streckt, und das andere zurückzieht, wodurch Körper und Kopf halb seitwärts gewendet sind. Das Kameelhaarkleid ist sogar über den Kopf gezogen, und fällt über den Rücken zwischen den Beinen hindurch. Die Symbole sind ähnlich, Kreuz und Agnus Dei Band, nur fehlt dem Kreuze der Schimmer, dem Bande die Aufschrift, und dem Kopfe der Heiligenschein; diese ließ die ältere Zeit nicht fehlen, und sonach ist das Bild, wo sie sich vorfinden, früher zu setzen. Die Landschaft hat neben dem Wasser auch noch den kräuterreichen Vorgrund, den die Nachahmer des Darmstädter Bildes hier für das übrige entlehnt zu haben scheinen. Hinter dem Sitze des Johannes scheinen Disteln zu stehen, die Zeichen der Verödung.

Auch in Bologna findet sich ein Johannesbild, das in den Wettstreit mit dem Florentiner tritt, wiewohl Bottari und Pelli das letztere vorziehen; zu Wien in der Lichtensteinischen Sammlung soll eine Nachahmung sich befinden, und sicher gibt es noch mehrere uns unbekannte. Das Hauptbild malte aber Raphael nach Vasari in seinen letzten Lebensjahren für den Kardinal Colonna, der es seinem Arzte Jacob da Carpi, welcher es für eine Kur zu fordern wagte, schenkte. Zu Vasari's Zeit gehörte es einem gewissen Franz Benintendenti. *) Auch das Leben Raphaels von einem unbekannten Gleichzeitigen (München 1817 bey Hübschmann gedruckt) erwähnt eines heil. Johannes für den Kardinal Colonna, (S. 18) und zwar neben dem Bilde mit dem heil. Sixtus und dem Erzengel Michael, ein Zeichen, daß dieß Bild aus den zwey letzten Jahren Raphaels war.

Noch galt früher ein Johannes in der Düsseldorfer, nun Münchner Gallerie, für einen Raphael, und Heinse's, wie Forsters Begeisterung legte in ihn eine Idee, welche uns bey der Beschreibung dieses Bildes entzückt und die eigentliche des Johannes ist; aber in neuerer Zeit will man das Gemälde dem Julio Romano, und wie wir glauben, mit Recht zuschreiben. Die ganze Figur ist eine Nachahmung des Raphael'schen Adam in einem der Stanzen des Vatikans, wie er der Eva den Apfel reicht.**) Der Kopf ist nur niedergesenkt und der eine Arm etwas anders gedreht; der ganze Unterkörper derselbe, nur daß die Verkürzung des einen Beins nicht ganz gelungen ist. So hätte sich Raphael schwerlich selbst wiederholt.

Gleichwohl ist diesem Bilde eine hohe Idealität nicht abzusprechen, welche noch von Raphaels Geiste als ein Keim in Julio's Seele gelegt, so schön hervorsproßte.

Auch den Mann Johannes, den abgehärteten Sohn der Wüste, stellte Raphael mehrmals, zuerst nach der ererbten Vorstellung seines Meisters in den sogenannten fünf Heiligen zur linken Seite Christi und hinweisend auf diesen, dann in der Disputa vom Sakrament vor, wo die obere Gruppe, Christus, Maria und Johannes, sich ziemlich ähnlich gestalten. Aber einen weit idealern Johannes im Mannesbart mit stark ausgebildeten Muskeln finden wir in dem Weihungsbilde der Maria zu Foligno, welches Desnoyers so treu gestochen hat. ***) Später als diese Bilder, malte Raphael nach einem schönen Jüngling erst den jugendlichen Johannes. Mit einem nun auch durch das Studium der Antike gebildeten Auge sah er nun die Schönheiten der Natur, und daher kam es, daß unser oft erwähntes Johannesbild etwas Antikes zeigt, welches mit dem Natürlichen so glücklich vereinigt ist, daß dieses nur dadurch veredelt und des Ueberflüssigen oder blos Zufälligen entkleidet scheint.

Mainz, den 17. Okt. 1826.

G. E. Braun, Prof. in Mainz.

*) Dieß läßt sich wohl nicht von allen, am wenigsten von den späteren Bildern Raphaels behaupten.

S.

*) S. über das Leben und die Werke Raph. Sanzio's von H. H. Füßli, Zürich 1815. S. 38, wo das Florent. für das letzte Johannesbild ausgegeben wird.

**) Man sehe die Stiche von Müller und Richomme.

***) S. das angeführte Werk Füßli's S. 16, wo von dem ganzen Bild eine gute Beschreibung ist.

Nr. 8.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 25. Januar 1827.

Anfänge der italienischen Kunst.

II.

Ueber die frühesten Malereyen im Baptisterium zu Parma.

(Beschluß.)

Alle diese Bilder sind in einem Styl behandelt, der auf den ersten Blick gar nicht von dem der alten steifen Mosaiken abzuweichen scheint. Irgendwo haben wir gelesen, daß nur einige abgeschabte Stellen, wo der dicht darunter befindliche Kalk zum Vorschein kommt, den Beschauer überzeugten, daß hier wirklich Freskogemälde und keine Mosaiken seyen. Eben diese harten, schwarzen Linien als Umrisse, eben diese unnatürliche Behandlung der Gewänder, diese willkürlichen, unordentlichen Faltenmassen, eben dieser Mangel an aller Verschmelzung der Farben und hervortretender Rundung. In dieser Hinsicht scheint sich der Maler sclavisch an seine Vorbilder gehalten zu haben. Doch scheinen ihn diese bey einer selbst erfundenen und angeordneten Gruppe in dem Leben des Täufers verlassen zu haben, denn in Nr. 10. kommen bey den stehenden Krüppeln und Blinden die sonderbarsten Bekleidungen zum Vorschein, so daß die Figuren fast nackend bleiben und nur einige steife, schmale Streifen nothdürftig die Blöße bedecken. Aber die Farben, so weit sie von einer abgeschmackten Buntheit entfernt sind, zeigen sich doch so lebendig blühend und so angenehm wechselnd, daß das Auge zu immer neuem Anschauen eingeladen wird. Und so oft man auch wieder hinblickt, so wird man doch gar nicht, wie sonst bey den alten Mosaiken von ängstlich zusammengezwängten, gespenstisch verzerrten, leblos steifen Gestalten abgestoßen. Man fühlt es ihnen an, daß sie den Beschauer anreden wollen, und läßt sich es gefallen zu warten, bis sie das Wort herausgebracht haben, wie man nachsichtig bey dem Stammelnden sich geduldet. Und hat man sich dieses Warten nicht verdrießen lassen, so wird man von einer Sprache überrascht, welche mächtig die Seele trifft. Sucht man nach den Ursachen des mächtigen Eindrucks, den man empfindet, so erkennt man ihn in den heftigen, stürmenden Bewegungen der Gestalten. Hier offenbart sich deutlich das Feuer der Begeisterung, das den Künstler hinriß bis zum Uebertriebenen. Eine Menge von Verzeichnungen, die langen Hälse, die gewaltsam gewendeten Köpfe haben in diesem Feuer des Künstlers ihren Ursprung. Der Engel, der verschiedene Male vorkommt, scheint den Boden kaum zu berühren, so hastig schreitend, tritt er auf. Die Jünger, die zu Johannes in die Wüste treten, scheinen ebenfalls in der größten Eile begriffen. Die Bewegungen des taufenden Johannes, der stehenden Kranken, der forteilenden Jünger in der Scene der Gefangennehmung des enthauptenden Soldaten scheinen aus einer Phantasie geflossen zu seyn, welche sich die lebendigsten und heftigsten Bewegungen mit Vorliebe vergegenwärtigte.

Dieser mächtige und ergreifende Geist offenbart sich aber auch in den ruhigen Stellungen. Die edle, großartige Würde des Daniel und der beyden Propheten zu seinen Seiten werden gewiß einem Jeden imponiren, der sich nicht absichtlich dem Eindrucke verschließt. So kann man auch die ruhige, würdige Gestalt des Täufers, der so recht aus tiefer Seele auf den Herodes einredet, nicht ohne Ehrfurcht ansehen.

Ueberhaupt fühlt man, je mehr man sich in das innerste Leben dieser Bilder vertieft, desto stärker die Wahrheit in dem Paradoxon, das Goethe einmal aufstellt: „durch die treueste Nachahmung der Natur entsteht noch kein Kunstwerk, aber in einem Kunstwerke kann fast alle Natur erloschen seyn, und es kann doch noch immer Lob verdienen.“ Man fühlt mit Wonne, wie die ächte, freye Liebe zum Schönen, die den Künstler erwärmt und begeistert, wenn er ein Kunstwerk hervorbringen will, auch unter der rohesten, unscheinbarsten Form nicht verloren geht. Wenn sie nur wahr und tief und lebendig in der Seele gewurzelt hat, so offenbart sie sich im Kunstwerke dem verwandten, liebefühlenden Gemüthe und ruft das ästhetische Leben in demselben hervor. Das Interesse,

welches das Kunstwerk erregt, ruft auch unsre Theilnahme für den Künstler auf, und wenn es ein herzerhebendes und gemüthkräftigendes Schauspiel ist zu sehen, wie ein gewaltig strebender, nach Ebenmaaß und Schönheit ringender Geist im Kampfe mit Hindernissen seine Würde behauptet, und nicht besiegt wird, wenn er auch selbst nicht den Sieg gewinnen kann, so bieten uns die Malereyen im Baptisterium zu Parma dieß Schauspiel in vollem Maaße dar. Wir zollen mit gerührtem Herzen dem hohen, begeisterten Streben unsern Dank.

Wir mögen es nicht wagen über den Grad der Freyheit, der sich im Ausdrucke der Gesichter zeigt, einen Ausspruch zu thun. Die Bilder, die wahrscheinlich die ältesten sind, erlauben wegen der Höhe, in der sie sich befinden, kaum ein begründetes Urtheil, und bey dem dunklen Wetter mußten wir ganz darauf verzichten, darüber zur Befriedigung zu kommen. Ist es aber erlaubt, nach den Bildern in den Lünetten zu urtheilen, die allerdings mit dem Style der oberen Malereyen zusammen zu treffen scheinen, so müssen wir gestehen, daß in einigen Engeln Milde gepaart mit Ernst sich eben so deutlich und frey ausspricht, wie in den Evangelisten und Doktoren gebietende Würde. Nur einige der größeren Gestalten in der Höhe erscheinen im Ausdrucke noch etwas gebunden. Es ist als ob sie eben sich aufgerichtet hätten, als schauten sie sich um, zu sehen, wer bisher sie in so schmählicher Knechtschaft gehalten hätte, als könnten sie sich noch nicht recht besinnen. Aber so viel Kraft und Leben leuchtet schon aus ihrem Blicke hervor, daß wir wohl sehen, sie werden sich nicht wieder unter ein solches Joch zwingen lassen.

Wir vernehmen hier die ersten, zwar noch fernen, aber doch sehr hörbaren Klänge der Echo, die dem Rufe der Natur antwortet. Wir finden hier eine Lebhaftigkeit und Kraft der Farben wieder, die sich kaum noch in den Mosaiken früherer Zeit erhalten hat, in der eigentlichen Malerey aber ganz erloschen war. Diese Eigenschaft ist so hervorstechend, daß Lanzi ausdrücklich bemerkt: „Vor allen Dingen zeigen diese alten Werke eine seltene Behandlung der Vergoldungen und der Farben, die sich fünf (wir können sagen: sechs) Jahrhunderten zum Trotz in sehr gutem Zustande erhalten haben.“ Will man diesen Vorzug auf Rechnung der Byzantiner schreiben, die eine bessere Farbenbehandlung nach dem nahen Venedig brachten, so wüßten wir nichts dagegen einzuwenden.

Wir bemerken in diesen Bildern Bewegungen eines aufgeregten Lebens, die an das Uebertriebene gränzen und oft wirklich übertrieben sind. Ja, wir bemerken, daß in den Darstellungen, die aller Wahrscheinlichkeit nach eine selbstständige Erfindung des Künstlers waren, die Bewegungen viel natürlicher und sprechender sind, als in den Figuren, die wahrscheinlich früheren Vorbildern nachgebildet wurden.

Wir erblicken zuletzt mitten unter den einzelnen Figuren Gruppen, in welchen das Leben sich in Wechselwirkung zeigt, und eine Anordnung der Gruppen, die sich von der alten todten Symmetrie völlig losmacht und nach dem Vorbilde der Natur die einzelnen Personen so vertheilt, daß ihr Zusammenhang entschieden hervortritt und durch die Verbindung ihres inneren Lebens vermittelt wird. So sind wir denn wohl berechtigt zu behaupten, daß hier der Genius der Malerey kühn die Hülle durchbrochen hat, in welche er bis dahin geschlagen war, wie der Schmetterling in das enge Gespinnst, das die sterbende Raupe um ihn wob. Aber wie dieser, wenn er nun zuerst die befreyten Flügel gebrauchen will, sich nur unbehülflich vom Boden erhebt und oft wieder niederfällt, so sehen wir auch in diesen Werken mehr das junge muthige Streben, als das triumphirende Gelingen desselben. Wie der Schauplatz des sieggekrönten Ringens, wo der Schmetterling zuerst die beengende Hülle abgestreift hat, noch mit den, freylich zerrissenen Ueberbleibseln derselben bedeckt ist, so sind auch hier noch die Ketten der alten Sclaverey in jedem Theile der Kunst zu bemerken, und das Gespenst der alten Kunstübung scheint schadenfroh das kindliche Bemühen zu verlachen.

Zwar dürfen wir, so sehr wir auch von der gewissenhaftesten Wahrheitsliebe und von der strengsten Wahrheit in unsrer Darstellung überzeugt sind, billiger Weise nicht übel nehmen, wenn Jemand den Zweifel erregte, ob wir nicht nach vorgefaßten Meynungen gesehen, oder das Gesehene nach später ersonnenen Ansichten gemodelt und gedeutelt. Wir werfen diesen Zweifel selber auf, um Unpartheyische zu veranlassen, die Irrthümer, in die wir verfallen seyn können, nachzuweisen oder der Wahrheit die Ehre zu geben.

Wir werden es bis zur Widerlegung für nöthig halten, daß jeder, der die Malerey als ein Ganzes überschauen will, sie in ihrem Keime kennen lernen will, diese Werke nicht übersehen darf. Wir werden so lange überzeugt bleiben, daß die Idee der Malerey an dieser Stätte ihren Geburtstag ins Leben gefeyert hat.

Wenn die ältesten Gemälde des Baptisteriums wohl unbezweifelt die niedrigste Stufe der Kunstfertigkeit unter allen Werken der wieder aufgelebten Malerey zeigen, so ist es nicht ohne Interesse zu wissen, ob sie der Zeit nach auch wohl als die ersten anzusehen sind. Bey unserer Festsetzung derselben leitet uns einzig des P. Affò: Il Parmigiano servitor di piazza; doch geben uns seine Anführungen andre Ergebnisse, wie er daraus gezogen hat.

Der Fra Salimbeni degli Adami, ein gleichzeitiger Schriftsteller erzählt, daß der obere Theil des Baptisteriums erst nach dem Tode Ezelins habe vollendet werden können, weil dieser den Marmor von Verona nicht habe verabfolgen lassen. Nun meynt der P. Affò, da Ezelins Tod erst in den September des Jahres 1259 fällt, so habe man erst nach 1260 dazu gelangen können die Wände zu malen.

Allein dieser Schlußfolge lassen sich mehrere Umstände entgegensetzen. Derselbe Salimbeni erzählt nämlich, daß Guidolino da Enzola die Knaben gehindert habe, die Bildhauerwerke und die Malereyen des Doms und des Baptisteriums durch Steinwürfe zu beschädigen. Ein Enkel dieses Guidolino aber, der Giacopo da Enzola hieß, war im Jahre 1285 Podestà von Modena. Daraus schließt nun Affò, Guidolino müsse gerade um die Zeit von 1260 gelebt haben. Allein man sieht leicht, wie willkürlich er dieß zur Unterstützung seiner Annahme thut. Wir stellen eine andre in der Natur begründete Rechnung auf. Das Leben des Großvaters, Vaters und Enkels schließt gerade drey Generationen, also etwa ein Jahrhundert ein. Wenn nun der Enkel um 1285 in der Geschichte vorkommt, so ist aller Wahrscheinlichkeit nach, der Großvater schon 1185 da gewesen. Nehmen wir nun an, daß er um dieses Jahr erst geboren sey, so müßte seine männliche Wirksamkeit, die etwa zwischen sein 30stes und 60stes Jahr gefallen seyn soll, die Jahre von 1215 — 1245 einnehmen. Müssen wir nun einmal für einen einzelnen Fall seiner Wirksamkeit willkürlich die Zeit festsetzen, so sind wir gewiß von aller Partheylichkeit freyzusprechen, wenn wir den Mittelpunkt derselben wählen, der auf das Jahr 1230 fällt, also 30 Jahre früher, wie dem P. Affò beliebt.

Hienach ist es also wahrscheinlich, daß die ältesten Gemälde schon um 1230 vorhanden gewesen seyn müssen.

Diese Vermuthung findet eine Bestätigung in dem Bilde eines heil. Franziskus, welches ganz ohne Zusammenhang an einer der unteren Wände zu sehen ist. Die Tradition sagt davon, daß dieses Bild bey Gelegenheit der Durchreise des heil. Franziskus durch Parma seinen Ursprung erhalten habe. Wir würden dieser Sage aber nicht Erwähnung thun, wenn nicht innere Gründe, aus dem Bilde hergenommen, für die Wahrheit derselben sprächen. Es ist nämlich nach seiner ganzen Art als ein erster, höchst unvollkommener Versuch anzusehen, einen Gegenstand frey und selbstständig nach dem Leben zu malen, und er stimmt in dieser Hinsicht ganz und gar mit den Figuren überein, die in den Darstellungen aus dem Leben des Johannes wahrscheinlich ohne früheres Vorbild selbstständig aus der Phantasie des Malers entsprungen sind. Dieß ist besonders an der Kleidung sehr auffallend, die mit einigen wenigen, willkürlichen Falten abgefertigt ist und vorzüglich in der ganzen Art seines Vorkommens. Frey aus der Phantasie einen heil. Franziskus zu erfinden, konnte doch wohl zu der Zeit, da dieser offenbar gemacht seyn muß, keinem Maler einfallen, und bekam man sein Bild anders woher, so hätte er schon vollkommener seyn müssen, denn schon Giunta liefert eine bessere Darstellung des Heiligen.

Es ist auch nicht zu verkennen, daß man dieß Bild in späteren Zeiten mit Ehrfurcht angesehen hat. Denn rund um dasselbe her sind an den unteren Wänden die Bilder der ältesten Kunstübung durch die Werke einer neueren, die den Zusammenhang mit Giotto's Schule verräth, verdrängt. Nur der heil. Franziskus hat bey aller seiner alterthümlichen Mangelhaftigkeit seinen Platz behauptet.

Wir finden aber den heil. Franziskus in der Lombardey um das Jahr 1220, denn in diesem Jahre war er zu Bologna ein Gegenstand des Spottes und Muthwillens, machte jedoch bald durch seine Predigten den größten Eindruck. S. v. Raumer: Geschichte der Hohenstaufen III. 584, Note 2. Es ist also wahrscheinlich, daß sein Bild im Baptisterium um diese Zeit entstand.

Noch ein andrer redender Beweis für die frühere Vollendung dieser Gemälde ist das Schweigen des Geschichtschreibers Salimbeni, der zu Parma lebte. Wenn wir sehen, daß er der Gemälde auf den Fahnen Erwähnung thut, die 1233 bey einem feyerlichen Aufzuge aufgeführt wurden und um 1260 Malereyen anführt, die auf einem bloßen Deckel oder einem Ueberzuge in einer Kirche zu sehen waren und sogar die Art derselben angibt; — wenn derselbe ferner nicht vergißt zu erzählen, daß um 1287 von einem pisanischen Meister eine große, schöne und gute Glocke gegossen wurde, so können wir, da dieß ohne eine besondere äußere Veranlassung geschieht, doch wohl mit Recht vermuthen, daß wenigstens in der Zeit, da er schrieb, die Bilder des Baptisteriums nicht müssen gemalt seyn, weil er dieß sonst würde so gut der Nachwelt überliefert haben, wie die übrigen Kunstnachrichten. Je größer und wichtiger das Werk ist, von dem wir sprechen, desto gewisser hätte er seine Entstehung gemeldet, wenn sie zu seiner Zeit vorgefallen wäre. Nun begann er aber seine Chronik, wie wir glauben um 1233, wenigstens finden wir ihn, wenn wir uns nicht irren, bey diesem Jahre zuerst von v. Raumer genannt. Die lezte Nachricht von dem pisanischen Glockengießer ist aber vom Jahre 1287. Nach dieser Zeit können diese Bilder aber wohl schwerlich entstanden seyn, und so müssen wir sie vor 1233 setzen.

Nach diesen so verschiedenen Umständen, die aber alle auf den kurzen Zeitraum zwischen 1229 und 1233 hinweisen, möchte die Meynung Ruta's, der das Baptisterium um 1221 ausmalen läßt, wohl die richtige seyn,

und nicht durch den Umstand widerlegt werden, daß das Baptisterium erst um 1260 habe im Bau vollendet werden können. Wir müssen annehmen, daß das Fehlende nicht von der Art gewesen sey, um die Ausmalung zu hindern, um so mehr, da Salimbeni, der diesen Umstand erzählt, sonst gewiß auch die weitere Vollendung durch die Ausmalung nicht verschwiegen hätte.

Wir bedauern, Ruta's Guida, der zuletzt 1780 zu Mailand herausgekommen ist, nicht benutzen zu können. Führt er wohl Gründe für seine Meynung an?

Es ist also allerdings sehr wahrscheinlich, daß diese Gemälde, welche nach ihrer Ausführung als das unvollkommenste Werk der neuen Malerey angesehen werden können, auch der Zeit nach die frühesten sind. Denn Giunta, der dieser Zeit zunächst steht und die Kunst vervollkommnend auftritt, lernt nach P. Angeli erst um 1210 und seiner Werke wird erst von 1230 an gedacht.

Fr. K.

Florenz.

Sopra i moderni falsificatoni di medaglie groche antiche nei tre metalli, e descrizione di tutte quelle prodotte dai medesimi nello spazio di pochi anni. Firenze, presso Attilio Tofani 1826.

Der berühmte Verfasser so vieler numismatischer Werke, mit einem Worte, der Nestor der Numismatik, der Professor Domenico Sestini ist der Verfasser dieses Werkchens, welches man mit Recht das Buch der Enttäuschung nennen könnte. Es handelt sich darum zu zeigen, daß die Nachbildner alter Münzen nicht als Künstler, sondern als Betrüger dargestellt werden und deßhalb mit Recht einer Strafe unterworfen seyn sollten. Die Kunst, die auf betrügerische Absichten ausgeht, ist unerlaubt, und jeder, der sich in der bürgerlichen Gesellschaft aus diesen strafbaren Absichten mit ihr beschäftigt, soll dafür gezüchtigt werden. Dann werden die berühmtesten Verfälscher alter und neuer Zeit der Reihe nach aufgezählt und, um desto leichter die falschen Münzen unterscheiden zu können, die von Becker und die aus den Fabriken zu Smorna, Syra und anderer Orte beschrieben; nebenbey sind die Museen angezeigt, wo sie sich befinden. Ein Verzeichniß des Preises von neun und zwanzig falschen Münzen, im Betrag von 14,204 Franken, die einem Liebhaber der Numismatik von Constantinopel gesendet wurden, ist den drey Tafeln, worauf die falschen Becker'schen Münzen abgebildet sind, vorangestellt; der Verfasser schließt mit folgenden Worten: „Aus diesem Verzeichniß kann man sehen, daß nicht die Kunst diese Verfälscher angetrieben hat, sondern der Vorsatz, diesen oder jenen zu betrügen, deßwegen machet Gebrauch, ihr erhabenen Gesetzgeber, von dem Gesetze de dolo malo und wendet es an auf alle diejenigen, die in Zukunft desselben Weges gehen wollen."

Kopenhagen.

Die Gemälde-Gallerie ist nun völlig aufgestellt, doch sind noch keine öffentlichen Tage für den Eintritt des Publikums festgesetzt; daher haben Reisende, welche dieselbe zu sehen wünschen, sich direkt an den Hrn. Kunstinspektor Spengler zu wenden, durch dessen Vermittlung ihnen der Besuch aufs bereitwilligste gestattet wird. In der Sammlung der Kupferstiche finden sich sehr viele seltene und erhebliche Blätter. Auch eine bedeutende Anzahl von Silberstiftzeichnungen aus einem Skizzenbuche Holbeins hat sich vorgefunden. (Wir wünschten durch die Güte des Hrn. Bar. v. Rumohr, welcher sich viel mit diesen Schätzen beschäftigt, und von den Gemälden schon früher im Kunstblatt Nachricht ertheilt hat, einige ausführlichere Angaben darüber zu erhalten.)

Nekrolog.

Die Kunst hat einen schmerzlichen Verlust erlitten durch den plötzlichen Tod des jüngern Mazois, Ritter des königlichen Ordens und der Ehrenlegion, General-Inspektor der öffentlichen Arbeiten zu Paris. Er starb am 31. December 1826 an einem Schlagfluß. Ein Schüler Percier's verband er mit den Kenntnissen eines geschickten Architekten Talent und Geschmack des Schriftstellers. Unter den Werken, die er hinterläßt, wird man seine Beschreibung der Ruinen von Pompeji, deren Monumente er alle sorgfältig gezeichnet hatte, und der Palast des Scaurus, ein von Didot prächtig ausgestattetes Werk, immer ehrenvoll nennen. Er hatte einen Theil der Arbeiten am Dom von Rheims für die Krönungs-Ceremonie geleitet und bey dieser Gelegenheit ausgezeichnete Beweise des königlichen Wohlgefallens erhalten. Obgleich noch jung (er wurde kaum 40 Jahre alt) war er doch schon zwey Mal als Candidat für die Akademie der Künste vorgeschlagen worden.

Nr. 9.

Kunst-Blatt.

Montag, den 29. Januar 1827.

Anzeige neuer Bearbeitungen derjenigen lateinischen und griechischen Schriftsteller, welche von der alten Kunst handeln.

I.

Pausanias.

Wir wollen unsern Lesern Nachricht von neuen Bearbeitungen, Erläuterungen und Uebersetzungen solcher Werke der alten Literatur geben, auf welche unsere Kenntniß der alten Kunstgeschichte zumeist gegründet ist, indem Alles, was in diesem Gebiet geschieht, in den Kreis eines Blattes gehört, das sich die Aufgabe gestellt hat, Gedichte, Theorie und Beschreibung der Kunst und der Kunstwerke in möglichster Ausdehnung zu umfassen. Wir beginnen heute mit dem Pausanias.

1. Παυσανίου Ἑλλάδος περιήγησις. Description de la Grèce do Pausanias, Traduction nouvelle .... par Mr. M. Clavier. (Sechs Bände von 1814 bis 1821 und ein Band Supplemente 1823.)

2. Παυσανίου τῆς Ἑλλάδος περιήγησις. Pausaniæ Græciæ descriptio. Edidit .... Carolus Godofredus Siebelis. Vol. Lipsiae libr. Weidm. G. Reimer. T. I. 1822. T. II. 1823. T. III. 1825. (Es fehlt noch ein vierter Band, welcher Böotien, Phokis und die Register enthalten wird.)

3. Pausaniae de situ Graeciæ libri decem recognovit Immanuel Bekkerus. Tomus primus Berolini Typ. Reimeri. A. 1826.

4. Pausanias Beschreibung von Hellas, aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen erläutert von Ernst Wiedasch, Oberlehrer am königlichen Gymnasium zu Wetzlar. Erster Theil. Mit einem Plane von Athen nach Pausanias. München 1826, bey C. A. Fleischmann.

Pausanias erfreuet sich als Beschreiber alter, besonders plastischer Kunstwerke, als Sammler von Nachrichten über Ursprung und Schicksale der Kunst bey den Griechen, zwar eines großen, aber eines vielfach bestrittenen Ansehens, und hat auf jeden Fall wie kaum irgend ein Beschreiber von Ländern und ihren Merkwürdigkeiten den Dank der Nachwelt verdient. Ohne seine Hülfe wäre nur eine zerstreute Sage über oft das Wichtigste und Wesentlichste zu uns gekommen, und wie viel wir ihm auch in dieser Hinsicht verdanken, wird besonders deutlich, wenn man mit den Ländern, die er beschreibt, mit den Vorräthen alter Kunstwerke und mit den Schaaren alter Meister, die er aufführt, diejenigen griechischen Städte und Landschaften vergleicht, welche von dem Lichte seiner Schilderungen und Meldungen nicht beleuchtet werden. Wie wenig wissen wir von Rhodos, von den kleinasiatischen Städten, von Sicilien, im Gebiete der Plastik, und wie deutlich treten dagegen in seinen reichen Schilderungen die geheiligten Räume von Delphi, der Akropolis von Athen und von Olympia mit ihrem unermeßlichen Reichthume bewährter Meister und ihren Werken uns vor die Augen! Hätte er weiter nichts als diese Nachrichten geliefert, er wäre schon deßhalb des Kranzes der Unsterblichkeit werth, den ihm noch in diesen Tagen einer der vorzüglichsten Forscher in diesem Gebiete streitig zu machen scheint.

Nächst dem Reichthum seiner Schilderungen empfiehlt sie aber auch ihre Genauigkeit und in den meisten Fällen ihre Anschaulichkeit, wo beyde nicht durch die Art seines Styles getrübet werden. Mancher zwar hat ihn wegen seiner Kürze in Anspruch genommen, andere haben seine Kennerschaft in Zweifel gezogen, sie sagen, er deute meist nur an, und spreche nur nach, was andere ihm gesagt, der das Kunstwerk ganz darstellenden Schilderungen habe er sich überall enthalten, und des eigenen Urtheils in Sachen der Kunst fast ganz entbehrt, nicht unähnlich den flüchtigen Reisenden, die in ihre Tagebücher die Berichte der modernen Periegeten oder Platzbedienten, Dimostratoren und Diaconi ohne Wahl aufnehmen. Fast sollte man glauben, daß die Schwierigkeit seines Ausdrucks und die Geschraubtheit seiner Verbindungen die üble Laune vieler Leser gegen ihn errege, welche sich denn dadurch äußert, daß ihm löbliche Eigenschaften abgesprochen

und Vorwürfe gemacht werden, deren Quelle meist in der Flüchtigkeit oder Unkunde des Lesers zu suchen ist. Vor allen erweckt schon die Genauigkeit, mit welcher er Orte und Lagen, Wege, Stege und Entfernungen beschreibt, ein günstiges Vorurtheil in Bezug auf ähnliche gewissenhafte Sorgfalt, da, wo es sich von Kunstwerken, ihrem Wesentlichen und Unterscheidenden handelt. Es ist bekannt, daß der Reisende in Griechenland, in den Gegenden, welche Pausanias bewandert und beschrieben hat, sich mit seiner Beschreibung in der Hand nach allen Richtungen zurecht findet, und sich überall wieder erkennt. Hobhouse in seiner Reise durch Albanien I. S. 214 sagt: „Pausanias allein wird Euch in den Stand setzen, „Euch einheimisch in Griechenland zu fühlen, und sicher„lich ist die genaue Uebereinstimmung des gegenwärtigen „Aussehens mit den genauen Beschreibungen des Reise„berichts nicht weniger überraschend als genugthuend." Wie sollte nun ein Mann, welcher die ungeordnete Natur mit solcher Treue und Auffassung des Wesentlichen schildert, als nachlässig und das zufällige im Auge habend, da erscheinen und betroffen werden, wo es sich von den Erzeugnissen des bildenden Geistes handelt, welche seine Aufmerksamkeit auf eine ganz andere Art in Anspruch nehmen, als Berge und Fußpfade? was aber die Kennerschaft belangt, so kann man getrost annehmen, daß ein in der Kunstanschauung erwachsener Alter, den von seinen frühesten Jahren an die edelsten und erlesensten Werke bewährter Meister umstanden, und der in der allgemeinen geltenden Ansicht über sie erzogen war, sich einer lebendigeren Kenntniß und eines gesunderen Urtheils hierüber erfreute, als irgend einer der Neuern, die ihn nicht zu verstehen geeignet, und darum herabzusetzen bemüht sind, und man dürfte das bey ihm schon im Voraus erwarten, wenn er auch nicht so oft wie er gethan, über Werth und Eigenthümlichkeit der Meister, über Styl und seine Verschiedenheiten geurtheilt hätte. Unsere Art der Kunstbeschreibung, bey welcher dem oft allzunachsichtigen Leser kein Fuß und kein Leibrock des Kunstwerks erlassen wird, darf man bey dem Griechen freylich nicht suchen. Dazu setzet das Verständniß seiner meist eben so treffenden und genauen, als kurzen Schilderungen Leser voraus, wie sie Pausanias überall fand, welche auch ihrer Seits der Anschauung, Betrachtung und Vergleichung alter Kunstwerke, viele Zeit und Aufmerksamkeit gewidmet haben, dem die hierhergehörigen Vorstellungen, Uebungen und Verbindungen geläufig sind und die Fähigkeit gegeben haben, aus dem Gehalt der Andeutung auf das Ganze den Schluß zu machen. Wer z. B. zu seiner Beschreibung des Kastens des Kypselus, statt die Form und Beschaffenheit solcher Geräthe aus alten Kunstwerken gegenwärtig zu haben, dazu wie Quatremère de Quincy, das Urbild in den Wäsch- und Kleiderladen der niedersächsischen Dienstboten findet, ist freylich im Begriff, sich nach des Pausanias Schilderung davon einen ganz falschen Begriff zu machen und mit diesen Franzosen ein Geräth zu zeichnen, dergleichen in Griechenland zu keiner Zeit ist gesehen worden, hat aber die Schuld nicht dem alten Periegeten, sondern seiner eigenen Unfähigkeit, die Alten im Geiste der Alten zu lesen, beyzulegen. Aehnliches wird ihm begegnen, wenn er ohne genaue Kunde dessen, was zu den alten Thronen, ihren Schemeln, Lehnen, Armleisten, Füßen gehört, sich nach seiner Schilderung ein Bild von dem Thron des amykläischen Apollo machen will, und er wird mit dem französischen Archäologus und seinem schönen Foliobande voll schöner bunter Abbildungen in Gefahr kommen, in dem Throne den Sitz wegzulassen, um in den innern Raum desselben kleine Sessel, wie zu einer Conversation zu stellen, und die hintere Lehne mit einer Drapperie zu behängen.

Freylich wird das archäologische Studium des Pausanias noch durch andere Umstände, als durch die Anforderung, die alte Kunst zu verstehen, erschwert. Er schreibt meist unbeholfen, ist in den Ausdrücken gesucht und schwierig, in den Verbindungen nicht selten verwickelt, und um das Leidwesen zu vermehren, kommt eine große Zahl von Verderbnissen hinzu, welche der Text durch die Abschreiber erfahren hat. Eine Berichtigung des Textes, ein besonders archäologischer Commentar, und für das größte kunstliebende Publikum eine genaue und treue Uebersetzung sind die dringendsten Bedürfnisse, da wo es sich von seinem Verständniß und von seiner Benutzung für Geschichte, Lehre und Beschreibung alter Kunst handelt.

Die Berichtigung des Textes haben die drey oben genannten Herausgeber, jeder auf seine Art unternommen, ohne daß die beyden erstern für ihn eine feste diplomatische Grundlage gewonnen hätten. Clavier folgt meist dem Text des Facius, des einzigen Herausgebers, welcher darauf bedacht gewesen, den Pausanias mit Handschriften zu vergleichen oder vergleichen zu lassen; doch ist, was ihm aus Wien geschickt wurde unverlässig und unvollständig, und die Varianten des Moskauer Codex, so viel er deren aus dritter Hand von dem Rand einer in Dresden aufbewahrten Ausgabe bekam, reichen eben hin, die Moskauer Handschrift als eine wichtige zu bezeichnen, und eine genaue Vergleichung wünschenswerth zu machen. Er selbst, Clavier, hatte zwar Pariser Codices; doch bis auf Einen unbedeutend, und wie nachlässig dieser benutzt worden, hat erst die zuletzt angeführte Ausgabe von Becker gezeigt. Dazu war er selbst ein Mann von nur

mäßiger Kenntniß des Griechischen *) und starb bereits nach dem Druck des zweyten Bandes. Die zwey Freunde, welche den Druck seiner Arbeit fortsetzten, bemerken selbst, daß ihr die lezte Hand abgeht; doch verstanden sich Freunde zur Aushülfe, ein „Academicien" lieferte Verbesserungen der Uebersetzung, der ehrwürdige Coray des griechischen Textes, auch Hr. Courier hat die Ausgabe seiner Prüfung unterworfen, und so sieht man, daß Freunde und Bekannte keine Mühe gespart haben, ein mit mäßigen Kräften unternommenes, mit nicht sichtbarer Sorgfalt geführtes Werk zu Ende zu bringen, das bey der Unbrauchbarkeit der frühern französischen Uebersetzung des Chédoye, welche großen Theils aus des Amasäus lateinischer gemacht ist, ein Bedürfniß für die Franzosen geworden war, welche sich mit archäologischen Dingen viel beschäftigen und im Griechischen meist wenig oder nicht unterrichtet sind. Wie unter diesen Umständen der Text gerathen mußte, braucht kaum besondere Erinnerung. Das alte Hin- und Wiederschwanken ist geblieben, und die Verwirrung noch dadurch vermehrt worden, daß die Herausgeber der spätern Theile nicht selten Caviers Vermuthungen den Zugang in denselben verstellt haben; doch trifft man hie und da auf gute Vermuthungen, auf eine brauchbare Lesart der Pariser Handschrift, auch auf Nachweisungen von Lücken durch dieselbe, vor allen aber sind die Conjecturen schätzbar, die Coray beygetragen hat.

Die Uebersetzung ist nicht ohne Sorgfalt gemacht, und bey schwierigen Stellen, über die das Urtheil schwankt, haben die obengenannten helleniſtischen Freunde das Ihrige gethan, ihn zu leiten und aufzuklären. Die Anmerkungen im Supplement sind meist klein und geringfügig.

Herr Siebelis hat den kritischen Apparat zwar vermehrt, doch nur mit untergeordnetem Vorrath. Weder die Wiener, noch die Moskauer, Pariser oder die römischen Handschriften sind neu verglichen. Dagegen hat er das Mögliche gethan, um die streitigen Punkte des Textes zu erörtern und ein Urtheil über sie wenigstens einzuleiten. Seine Commentare sind deßhalb, zugleich aber auch als Repertorien des bisher über Pausanias gesagten, vermutheten und gestrittenen sehr brauchbar, und sein Streben nach Vollständigkeit geht so weit, daß häufig auch die neue italienische Uebersetzung des Hrn. Nibby wörtlich angeführt ist, ungeachtet bey ihr Amasäus und Clavier so oft gefragt und befolgt wurde, als der griechische Text. Auch die Erläuterungen der Sachen sind nicht sparsam, und wie zu Aufklärungen über Geographie die meisten Werke der Engländer, so sind zur Aufstellung des Archäologischen die Schriften der neuen Archäologen, selbst die von Meyer beygezogen, obwohl dieser nach eigener Angabe nicht als Gelehrter geschrieben hat, und seine Erörterungen auf dem Felde literarischer Discussion wenig brauchbar sind.

Diesen beyden Männern schließt sich der Hr. Prof. Immanuel Becker an, und die Kenner seiner Art und Weise werden schon im Voraus vermuthen, daß sein ausnehmender Scharfblick, unterstüzt von einer bewunderungswürdigen Kunde des Griechischen wie von handschriftlichen Mitteln, durch alle Schäden wird gedrungen und daß sofort durch Umgestaltung des Textes dem Pausanias Heil wird wiederfahren seyn, wie früher dem Plato, dem Thucydides, den Rednern, dem Photius von demselben großen Helleniſten.

Leider hat Becker nur Einen Codex des Pausanias verglichen, einen Pariser papiernen. (Nr. 1410.) welcher, wie er selbst angibt, sich weder durch Alter noch durch Genauigkeit empfiehlt; doch ist dieser nach Clavier der bessere unter den Parisern. „Obgleich neu, sagt dieser „in der Vorrede, ist er doch sehr kostbar, als Copie „eines Exemplars, in dem man die Lesearten, auch wenn „sie unverständlich waren, beybehalten hatte. Auch die „Spuren der Lücken sind oft genug in ihm angedeutet." Zu beklagen ist, daß Hrn. Prof. B. seine gelehrten Arbeiten in Rom nicht zum Codex der Bibliotheca Angelica geführt haben, und er die Vergleichung desselben unterlassen hat, welche nicht nur Fehler in einzelnen Worten berichtiget, sondern auch Lücken im Texte nachgewiesen und ausgefüllt hätte. Indeß haben wir durch den Gebrauch, welchen er von seiner Handschrift gemacht hat, doch eine sichere Grundlage des Textes bekommen. Denn während die früheren Ausgaben zwischen meist ungenau benuzten Handschriften umher schweifen, ist hier die Pariser Handschrift, genauer als früher irgend eine verglichen, als Basis angenommen, und der Herausgeber entfernt sich nicht ohne den Leser zu erinnern von dem, was sie darbietet.

Außer dieser diplomatischen Sicherheit und Genauigkeit besizt die Ausgabe noch den Vorzug, daß die bedeutenden Varianten und die Verbesserungen der Kritiker unter dem Text genau zusammengestellt sind, und man ist erfreut, zwischen des Herausgebers eigenen Vermuthungen

*) So wird gleich in der zweyten Note das Supplement zur Stelle ἓξ (τριήρεις) Πτολεμαῖος ὁ τοῦ Λάγου I, 1 vorgeschlagen, ὁ τοῦ Λαγωοῦ zu lesen, und dieser König zum Sohn eines Hasen (λαγώς, λαγωός) gemacht, weil in dem Schol. des Theocrit 17, 41 τρεῖς δὲ ἐγένοντο Πτολεμαῖοι· ὁ Λαγωός· ἐγένητο δὲ οὗτος κ. τ. λ. das seltsame Wort steht, wo man leicht wahrnehmen wird, daß es aus Λάγου υἱός zusammengewachsen und verdorben ist.

und Vorschlägen, auch nicht wenige, zum Theil sehr glückliche, von seinen Freunden, von Böckh, Buttmann und Schleyermacher zu finden, die mit ihm den Ruhm einer großen Sprachkunde und eines ihrer Gelehrsamkeit gleichen Scharfsinnes gemein haben. Diese drey vortrefflichen Männer haben, wie verlautet, mit Becker den Pausanias zum Gegenstande einer sorgfältigen gemeinsamen Lesung gemacht, deren schöne und der Wissenschaft im Allgemeinen, der Archäologie aber im Besondern heilsame Frucht in jenen Verbesserungen vorliegt. Denn nicht wenige dem Archäologen wichtige Stellen finden in ihnen neues Licht oder Herstellung, und so sey die gemeinsame Gabe der vier hochbegabten Berliner Freunde mit jener Anerkennung und dem Danke angenommen, der einem jeden ausnehmenden Verdienste gebührt.

Einen sachlichen Commentar besonders über Archäologie zum Pausanias auszuarbeiten, wäre eine schöne und fruchtbringende Aufgabe. Eine solche hatte Visconti zu der Clavier Ausgabe versprochen; indeß der Tod hat beyde Männer abgerufen, ehe das Werk zu Stande kam. In diesen Tagen hat Hr. Ciampi in Florenz mit einer neuen Uebersetzung einen auch das Archäologische umfassenden Commentar unternommen, von dem der erste Band vor uns liegt; indeß ist er fast ungenießbar durch Breite und Seichtigkeit, vom gemeinen Schlag italischer Vielredung im Gebiet des Alterthums, und des Eigenen und Brauchbaren beynahe ganz und gar ermangelnd, und wenn nicht einer unserer jüngeren Archäologen, oder Welcker einen solchen Commentar unternimmt, wird der Freund alter Kunst dessen Hülfe beym Pausanias noch lange entbehren müssen.

Eine neue deutsche Uebersetzung des Pausanias war um so mehr nothwendig, da die ältere von Goldhagen dem Stande der Studien nicht mehr entspricht, und von den vielen die des Pausanias bedürfen, nicht viele des Griechischen mächtig genug sind, um ohne solche Hülfe die oft gesuchte Dunkelheit seiner Darstellung zu besiegen. Hr. Wiedasch hat sich bemüht, die seinige möglichst treu zu liefern, mit Recht behauptend, daß bey einem solchen Schriftsteller allein die Wörtlichkeit das Richtige geben kann. Daß dabey in den deutschen Ausdruck hie und da etwas Gezwungenes und Steifes kommt, wird Niemand gegen die Verlässigkeit und Sicherheit, welche dabey auch der deutsche Text gewinnt, in Anschlag bringen, zumal die Alten in Uebersetzungen nicht zur Ergötzung, sondern zum Nutzen sollen gelesen werden. Die beygefügten Anmerkungen sind für die weniger Unterrichteten berechnet, und, wie der Verf. in der Vorrede selbst bemerkt, großentheils aus Siebelis Commentar geschöpft. Zugleich hat aber auch Hr. Wiedasch die Werke neuer Archäologen und Mythologen fleißig benutzt, und einen Plan von Athen beygegeben, der nach Otfried Müllers und Siebelis ihrem eingerichteten die Richtigkeit der Uebersetzung, die gute Auswahl in den Anmerkungen und der sich gleich bleibende Fleiß, mit dem Alles behandelt ist, machen, daß wir diese schätzbare Arbeit allen denen, die des Pausanias und einer solchen Hülfe bedürfen, zum Gebrauch statt der älteren empfehlen können.

Fr. Thiersch.

Bologna.

Collezione scelta de' monumenti sepolcrali del comune cimitero di Bologna. Jui presso Salvardi 1826, fascicolo primo in Fol.

Von den hundert versprochenen Monumenten enthält das hier angezeigte Fascikel blos fünf, welche Zahl von keinen der folgenden überschritten werden soll. Die Abbildungen in Folio sind immer getrennt von den Inschriften des Monuments und von der kurzen Notiz über die Lebensumstände der Person, womit jedes Monument ausgestattet ist. So finden wir in diesem Fascikel, bey dem Monument des Lodovico Saviali auf eine bündige und klare Weise das Nöthigste und Wichtigste aus seinem Leben dargestellt. Wir erfahren daraus etwas für die Wissenschaften sehr Unerfreuliches, daß nämlich die Manuscripte, die Saviali seinem Freunde Garatoni vermachte, jezt, nachdem auch dieser gestorben ist, unwiderruflich verloren sind. Unter ihnen befand sich auch eine Fortsetzung seiner Annali Bolognesi, deren Trefflichkeit vorzüglich auch von deutschen Gelehrten, wie von Savigny Raumer und andern anerkannt wurde. Das zweyte und dritte hier abgebildete Monument sind die von Giovanni Lambertini und Rosalia Sanclemente Berlaiqua, dann folgen die von Giacomo Becadelli und Petronio Buratti. Jedes Monument sollte eigentlich mit dem Charakter der verstorbenen Person auf eine gewisse Weise in Harmonie stehen, was den Inschriften nach zu urtheilen hier nicht statt findet. Das Titelblatt zeigt den Kirchhof und im Hintergrunde sind Hügel, unter welchen der Berg Guardia mit seinen Hallen und seinem Tempel sichtbar ist. Eine herrliche Erfindung, die traurigen Pforten des Todes zu Gängen umzuwandeln, die in die himmlischen Regionen führen.

Nro. 1.

Intelligenz-Blatt.

1827.

Einladung
an die resp. Subscribenten der neuesten Auflage von
Goethe's sämmtlichen Werken.

Mit wahrer Freude hat gewiß jeder gebildete Deutsche die Kunde vernommen, daß der größte unserer Dichter uns mit einer vollständigen Ausgabe seiner Werke erfreuen wird, und dem so regen Sinn, der sich jetzt überall für unsere National-Literatur darthut, darf man die Ueberzeugung schenken, daß hier die Theilnahme allgemein seyn wird.

Gewiß ist es der Wunsch Aller, daß diese schönste der Sammlungen auch in einem der Sache würdigen Gewande erscheine, und wodurch könnte wohl dazu mehr beygetragen werden, als durch gelungene Darstellungen der Kunst, wozu ja fast jede Seite den reichlichsten und schönsten Stoff darbietet. Dies voraussetzend, und auf den ungetheilten Beyfall fußend, den man meinen früheren Lieferungen zu Wieland, Klopstock, Bürger ꝛc. geschenkt hat, kündige ich hiermit an: eine

Kupfer-Sammlung
zu Goethe's sämmtlichen Werken
für beyde Ausgaben in 40 Blättern,

welche in Lieferungen zu 5 Blättern gleichzeitig mit den Werken selbst erscheinen sollen. Ich verspreche alles anzuwenden, um diese Kupfersammlung des Gegenstandes würdig zu machen, und habe zu dem Ende einen Kreis der ersten Künstler unseres Vaterlandes vereint, um die Ausführung zu bewirken; sie wird um so mehr vorsichtig zu behandeln seyn, als die Art der Ausgabe der Werke selbst hinlängliche Zeit dazu verstattet.

Der Subscriptionspreis (erst bey Empfang jeder Lieferung zu entrichten) ist

für jede Lieferung von fünf Blättern zur Ausgabe in Taschenformat 10 gGr. oder 12½ sGr. oder 45 kr. rheinl.

für jede derselben zur Ausgabe in groß Octav 12 gGr. oder 15 sGr. oder 54 kr. rheinl.,

wofür nur gute Abdrücke auf feinem Velinpapier geliefert werden, welche also dann auch zu den gewöhnlichen, so wie zu den bessern Ausgaben passen.

Sollte jemand es vorziehen, auf die ganze Suite von 8 Lieferungen zugleich beym Empfang der ersten Lieferung vorauszubezahlen zu wollen, so wird dann der Preis sich

für die vollständige Kupfersammlung zur Taschenausgabe auf 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr.,

für dieselbe zur Octavausgabe auf 3 Thlr. 12 Gr. oder 6 fl. 18 kr.

vermindern.

Da die Bestellungen nach der Reihenfolge, wie sie eingehen, expedirt werden, so haben die sich zuerst Meldenden auch die ersten Kupferabdrücke zu erwarten.

Jede deutsche Buchhandlung nimmt Unterzeichnungen an. Sollten Sammler sich direct an mich wenden wollen, so verspreche ich ihnen für ihre Bemühungen auf 5 Exemplare das 6te frey.

Leipzig, im September 1826.

Friedrich Fleischer.

Die unterzeichnete Verlagshandlung gibt sich die Ehre, die resp. Subscribenten von Goethe's sämmtlichen Werken auf die vorstehende Einladung aufmerksam zu machen. Der Ruf der rühmlichst bekannten Firma, welche nach genommener Rücksprache mit uns dieses Unternehmen gemacht und längst angezeigt hat, bürgt uns für eine des Gegenstandes würdige Ausführung.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Neueste Staats-Akten und Urkunden in monatlichen Heften. Sechster Band. Erstes Heft.

Neue allgemeine politische Annalen. Zweyundzwanzigster Band. Erstes Heft.

Inhalt: I. Jeremias Bentham, der brittische Reformator der Rechtswissenschaft und Gesetzgebung. — II. Die Monarchie Ludwigs XIV. (Forts.) — III. Ueber die vornehmsten Operationen des Feldzugs 1813. Von General Peter. (Forts.) — IV. Einführung des Geschwornen-Gerichts auf der Insel Ceylon. — V. Politische Miscellen aus Goethe's Schriften. — VI. Betrachtungen eines politischen Eremiten.

Plangemäße Beyträge können an die Verlagshandlung in Stuttgart adressirt werden. Die Buchhandlungen des In- und Auslandes, welche eine Anzeige ihrer Verlagsartikel politischen Inhalts in dem Journal wünschen, werden ersucht, ein Exemplar derselben portofrey, sobald als möglich, an die Verlagshandlung für den Herausgeber der Neuen allgemeinen politischen Annalen zu senden.

Der Preis dieser Annalen ist für 12 Hefte oder 3 Bände von 70 bis 80 Bogen 9 fl.

Bey Fr. Chr. W. Vogel in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Des Herrn D. Karl Friedrich Wilhelm Gerstäcker, Beysitzer der Juristenfacultät zu Leipzig, akademische Schrift:

Juris politiae ex uno securitatis, juriumque defendendorum principio repetit, et ad artis formam redacti brevis delineatio. 4 maj. 18 Gr.

Der Hr. Verfasser stellt in derselben ein neues System der Policeywissenschaft auf. Nachdem er in der Einleitung die große Gefährlichkeit jeder Unbestimmt-

heit in Hinsicht der Gränzen, und des Begriffs der Policey angedeutet hat, handelt er in der ersten Abtheilung, und deren ersten Kap. von dem (mit andern Theilen der Staatswissenschaft) gemeinschaftlichen Charakter der Policeywissenschaft, im zweyten von ihrem Distinktions-Charakter, im dritten von den Hauptursachen des bisherigen Schwankens in ihr. In der zweyten Abtheil. entwickelt er die Grundsätze, nach welchen die Gränzen dieser Wissenschaft erweitert werden können, oder die Heuristik derselben. In der dritten deducirt und ordnet er die sämmtlichen Policeyeinrichtungen in 5 Abtheilungen zu einem systematischen Ganzen, und handelt im ersten Kap. von der Vervollkommnungspolicey, im zweyten von der Uebersichtspolicey, im dritten von der Communicationspolicey, im vierten von der Aufklärungspolicey und im fünften von der Staatspolicey.

Literarische Nachricht
für Lesegesellschaften, Lesebibliotheken und Freunde der schönen Literatur.

Im Laufe vorigen Jahres erschienen im Verlage der Gebrüder Franckh in Stuttgart folgende empfehlenswerthe Werke, welche in allen Buchhandlungen Deutschlands um beygesetzte Preise zu haben sind:

Lichtenstein.
Romantische Sage aus der würtembergischen Geschichte. Von Wilhelm Hauff. 3 Theile. gr. 12. elegant brosch. Preis 6 fl. 30 kr. oder 3 Rthlr. 12 Gr.

Es möchte für das deutsche Publikum von nicht geringem Interesse seyn, zu sehen, wie der Herausgeber der so großes Aufsehen erregenden „Memoiren des Satan," der Verfasser des witzigen „Mannes im Monde" einen historischen Stoff zu einem Roman benüzte. Wir glauben sagen zu dürfen, daß dieser Roman, indem er sich in der vaterländischen Geschichte, auf vaterländischem Boden bewegt, indem er geschichtliche Charaktere auf die anziehendste Weise schildert, mit Recht den historischen Romanen der neuesten Lieblings-Dichter an die Seite gesezt werden kann und sich die Liebe des Publikums in einem hohen Grade verdienen wird.

Controvers-Predigt
über H. Clauren und den Mann im Monde. Gehalten von Wilhelm Hauff, in 8. elegant brosch. 1 fl. oder 15 Gr. sächs.

Der Mann im Monde ꝛc. hat zu einem berühmten Prozeß Anlaß gegeben, dessen Erfolg der geheime Hofrath Heun dem Publikum bekannt gemacht hat. Es versteht sich von selbst, daß jener Urtheilsspruch nur der Art, wie jenes Buch in's Leben trat, gelten konnte; daher hat sich der Herr Verfasser die Freyheit genommen, zu beleuchten, auf wessen Seite das innere, das literarische Recht sey, zu betrachten, welchen Zweck der Mann im Monde gehabt, und wie er ihn verfolgt habe. Wir empfehlen diese Predigt zur Erbauung jedem andächtigen Leser, und wünschen, daß sie in recht vielen Herzen eine gesegnete Rührung hervorbringen möchte.

Mährchen-Almanach
für Söhne und Töchter gebildeter Stände auf das Jahr 1827. Herausgegeben von Wilhelm Hauff. Mit Kupfern. Schön gebunden. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 21 Gr. sächs.

Mit wahrer Freude übergeben wir der deutschen Jugend den zweyten Jahrgang dieses Almanachs, dessen erstes Erscheinen mit so vielem und so gerechtem Beyfall aufgenommen wurde. Hat nun schon der erste Jahrgang ein so ausgezeichnetes Lob, wie es ihm z. B. das liter. Conversationsblatt, die Hall. lit. Zeitung und mehrere andere recensirende Institute spendeten, gar wohl verdient, so sind wir desto fester überzeugt, daß dieser neue Jahrgang seines Innern als auch seiner äußern Ausstattung wegen eines der beliebtesten Lesebücher nicht blos für die Jugend, sondern auch wohl für Erwachsene seyn wird. Er hängt mit dem frühern Jahrgange durchaus nicht zusammen, und ist also ein für sich bestehendes Ganze. Andere bekannte Erzähler haben den Herausgeber durch gediegene Beyträge unterstüzt; wir brauchen nur die Gebrüder Grimm zu nennen, um unser Büchlein würdig zu empfehlen. Ueberhaupt zeichnet sich sein Inneres durch Gediegenheit, durch ein glücklich erreichtes Streben, das Angenehme, Unterhaltende — mit dem Belehrenden, moralisch Nützenden zu verbinden, vor jedem ähnlichen Werke vortheilhaft aus; es ist als Weihnachts-, Geburtstags- oder Neujahrsgeschenk eine der freundlichsten Gaben, die jungen Leuten beyderley Geschlechts nur gereicht werden kann — es wird gewiß immer Freude machen! Das Aeußere ist des Innern würdig; auf feinem Velinpapier geschmackvoll gedruckt, durch nette Kupfer und einen sehr zierlichen Einband geschmückt, läßt unser Mährchenalmanach auch dem Auge nichts zu wünschen übrig; wir können ihn also Eltern und Lehrern, so wie allen Freunden der Jugend mit wahrer Zuversicht als ein Buch empfehlen, welches jeder Anforderung einer ausgezeichneten Jugendschrift in vollkommenem Maße entspricht — der wohlverdiente Beyfall unserer lieben Jugend wird sicher unser Vertrauen rechtfertigen!

Mittheilungen aus den Memoiren des Satan.
Herausgegeben von Wilh. Hauff. Zweyter Theil. in 8. elegant brosch. 3 fl. oder 1 Rthlr. 21 Gr. sächs.

Wer den ersten Theil dieser so berühmt gewordenen Memoiren gelesen hat, dem wird auch der zweyte ohne weitere Empfehlung willkommen seyn. Wir begnügen uns, seinen Inhalt hier anzuzeigen: I. Vorspiel zum zweyten Theile der Memoiren des Satan: Worin von Processen, Justizräthen die Rede, nebst einer stillschweigenden Abhandlung, „was von Träumen zu halten sey?" II. Der Fluch, Novelle. (Fortsetzung und Beschluß). III. Mein Besuch in Frankfurt. 1) Wen der Satan an der Table d'Hote im weißen Schwanen sah. 2) Trost für Liebende. 3) Ein Schabbes in Pornheim. 4) Das gebildete Judenfräulein. 5) Der Courier aus Wien kommt an. 6) Der Reis Effendi und der Teufel in der Börsenhalle. 7) Die Verlobung. IV. Der Festtag im Fegefeuer. (Forts. und Beschl.) 1) Der junge Garnmacher fährt fort, seine Geschichte zu erzählen. 2) Der Baron wird ein Recensent. 3) Das Theater im Fegefeuer.

Deutschland,

oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. Erster Band. gr. 8. Preis 5 fl. oder 3 Rthlr. sächs.

Es gibt bis jezt so gut als keine Reisebeschreibung, die ganz Deutschland umfaßte; und Deutschland ist noch leider so manchem Deutschen eine terra incognita. Vorliegende Briefe umfassen das ganze Vaterland; Keiner suche aber in ihnen einen mageren Wegweiser für ausgestopfte Vögel, Standbilder und gothische Thürme; das Leben, der Mensch ist der vorzüglichste Gegenstand des Verfassers, — eines unserer besten Satyriker — der selbst gesehen, und nicht hinter seinem Schreibtische das Vaterland bereist hat; die Natur liegt ihm näher als die Kunst, das Volk näher als die Höfe. Von der Hauptstadt jedes Landes ausgehend, ungebunden von sogenannter systematischer Ordnung, schildert er mit kräftigen Zügen und stets heiterer Laune, auch gelegentlich mit treffendem Witze, immer aber mit Wahrheit den Genius, die Sitten, die Sprache des Volks und der Städte; er führt den Leser, ein treuer, wahrer Wegweiser, an den Naturscenen des weiten Vaterlands vorüber, von den erhabenen Alpen des Süden bis zu den sanften Gestaden der nördlichen Meere; der Kunst, vorzüglich der deutschen Kunst, vergißt er nie, aber er vergißt auch über ihr nie des Menschen; und Politik, und vollends deutsche Politik? — wie kann man diese Klippe glücklicher vermeiden, als wenn man den Leser in den Zauberspiegel der großen Lehrerin für Gegenwart und Zukunft, der Geschichte, blicken läßt? Dies thut der Verfasser beständig; durch bald flüchtige, bald ausgedehntere, aber immer belehrende und geistvoll vergleichende Hindeutungen darauf aufmerksam gemacht, wie es war, fühlt der Leser mit Dank oder mit Unmuth wie es ist, und wie es seyn wird und werden sollte. — Der erste Band umfaßt Würtemberg, Baden und einen Theil von Baiern.

Jeder Deutsche wird durch dieses heitere Gemälde sein großes Vaterland besser kennen und schätzen lernen; jeder wird die Skizze seines speziellen Vaterlandes finden — und treffend gezeichnet finden.

Der lezte Mohican.

Eine Geschichte aus dem Jahre 1757. Aus dem Englischen des Amerikaner Cooper. gr. 12. 4 Theile. eleg. brosch. Preis 7 fl. od. 4 Rthlr. sächs.

Dieses neue Werk des Nebenbuhlers des großen Unbekannten — Walter Scott — wird der deutschen Lesewelt um so größeres Vergnügen machen, da es einen ganz neuen unbetretenen Schauplatz auf dem Gebiete der neuen Welt darbietet, die uns durch die früheren Schilderungen Coopers so interessant geworden ist. Die Uebersetzung ist möglichst getreu und fließend, und wird, wie wir hoffen, den Genuß, den das Werk an sich gewähren muß, gewiß nicht stören.

Bramble type-Haus,

oder Ritter und Rundköpfe. Ein Roman von Horaz Smith. Aus dem Engl. 3 Theile. 8. (Nach der zweyten Auflage des Originals.) Preis 7 fl. oder 4 Rthlr. sächs.

In der Ueberzeugung, daß sich das Unternehmen einer treuen und sorgfältigen Uebersetzung jenes ausgezeichneten Produkts der englischen Literatur bey unsern deutschen Lesern von selbst rechtfertigen werde, halten wir jede weitere Empfehlung für überflüssig, und bemerken nur noch zur Vermeidung möglicher Mißverständnisse, daß der oben angegebene und dem Inhalt des Werks genau entsprechende Titel: Bramble type-Haus, oder Ritter und Rundköpfe — auch der Titel des in drey Theilen bestehenden englischen Originals ist, ohne uns jedoch ein Urtheil über die Gründe zu erlauben, die eine Buchhandlung in Leipzig veranlaßt haben, bey ihrer Uebersetzung des erwähnten Romans die wesentliche Abänderung des Titels in: — Bramble type-Haus, oder der schwarze Geist — eintreten und, statt der drey Theile des Originals, deren vier erscheinen zu lassen.

Eduard und Olivier.

Zwey Romane. Von der Verfasserin der Urika. Aus dem Franzbsischen. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 21 Gr. und 1 fl. 30 oder 21 Gr.

Wer kennt nicht die bezaubernde, herrliche Sprache der Verfasserin der Urika, ihre feine Beobachtungsgabe, welche nur in den Zirkeln der höhern Stände zu gewinnen ist. Gleich der Urika athmen auch diese neuesten, so eben in Paris erschienenen geistreichen Werke dieser Verfasserin, welche hier in einer vollendet schönen Uebertragung den Gebildeten dargeboten werden, versagende Liebe und Trost in der Religion.

Drey Tage in der Unterwelt.

Ein Schriftchen, das Vielen ein Anstoß seyn wird, und besser anonym herauskäme. Mit dem Motto: „Nichts für ungut!" Von Wilhelm Waiblinger. gr. 12. brosch. Preis 1 fl. 30 kr. oder 21 Gr. sächs.

Der Dichter macht eine Excursion in die Unterwelt, wo er gleich einem Reisenden, unter Begleitung eines poetischen Cicerone die traurig lächerlichen Tummelplätze und Straforter der verschiedensten Poeten neuerer Zeit betrachtet, sich in Gespräche einläßt und uns gelegentlich auf eine höchst anziehende Art der Ironie seine eigenen Ansichten zu erkennen gibt. Es geht gleichsam ein Schattenspiel an dem Leser vorüber, voll Abwechslung, voll Leben, und so gewinnt diese originelle Composition, neben dem Ansehen der Satyre, zugleich den vollkommenen Reiz eines freyen Produkts, der ungebundenen Phantasie, die ihr Feuer in tausend Funken und in keckem, herzerfreuenden Witz, doch wo möglich nie auf Kosten der Wahrheit spielen läßt. Wenn Erscheinungen wie Göthe Franz Horn, Müllner, Jean Paul u. a. unverholen genannt und zum Theil in Versen und in ihrer wahren Individualität eingeführt werden, so wird der Leser unwiderstehlich gespannt, um so mehr, als keine Carricatur und immerhin Gutmüthigkeit hervorblickt.

Wir freuen uns, jeden unbefangenen Freund der Literatur auf die Schrift aufmerksam machen zu dürfen, überzeugt, daß sie auf einige Stunden erheitern, und der Leser solche nicht ohne Wohlgefallen aus der Hand legen werde.

Die Proselyten.

Herausgegeben von °°°. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 21 Gr. sächs.

Es soll in dieser zeitgemäßen Schrift ein Gegenstand, der leicht Mißdeutung und Verkennung findet, auf eine jedem Gebildeten zusagende Weise, — unter der Form des Romans, beleuchtet werden. Der Rathbedürftigen gibt es bey der Geistesbewegung unserer Zeit so viele, daß der Zweck, welchen der Verfasser sich bey dieser Dichtung steckte, gewiß mancherseits beyfällige Aufnahme finden wird. Wer aber des Wegweisers auch nicht bedarf, eins mit sich ist und geregelte Grundsätze hat, wird mit Vergnügen die Ansichten eines scharfsinnigen Mitbürgers, der nicht zum ersten Mal sein Votum in einer hochwichtigen Angelegenheit abgibt, vernehmen und sie mit den seinigen prüfend vergleichen.

Octavia,

oder Leben und Abentheuer einer fürstlichen Maitresse. Eine wahre Geschichte neuester Zeit aus den Papieren eines verstorbenen Diplomaten. 2 Theile. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 21 Gr. sächs.

Leben, lezte Augenblicke und Todesfeyer des

General Foy.

Aus dem Französischen. Mit dessen Bildniß. gr. 8. brosch. 1 fl. 30 kr. oder 21 Gr. sächs.

Wir halten es für überflüssig, ein Werk zu empfehlen, dessen Held nicht nur die Bewunderung seiner Nation, sondern der ganzen Menschheit, für deren Sache er gekämpft und in deren Diensten er gestorben ist, mit sich in sein Grab genommen hat. Jedem wird diese Schrift ein heiliges Denkmal an den Helden seyn.

Leben und die Memoiren des Scipio von Ricci,

Bischof von Pistoja und Prato, Reformator des Katholicismus in Toskana unter der Regierung Leopolds. Nach den eigenhändigen Manuscripten dieses Prälaten u. a. berühmter Männer des vor. Jahrhunderts bearb., und mit rechtsgültigen Urkunden a. d. Archiven des Hrn. Lapo v. Ricci zu Florenz versehen, v. H. v. Porter. 4 Bände. gr. 8. Preis 12 fl. oder 7 Rthlr. sächs.

Da in Würtemberg die Behinderungen nicht bestehen, welche anderorten die Publicirung dieses wichtigen, für jeden Freund der Geschichte zum rechten Verständniß der frappantesten Erscheinungen unserer Zeit nicht zu entbehrenden Aktenstückes gestört haben dürften: so waren wir, und zwar sehr bald, im Stande, dem Publikum eine Uebertragung obgenannten Werkes — des Denkmals einer Wahrheitsliebe, die kaum ihres Gleichen hat, vorlegen zu können. Ricci's Denkwürdigkeiten übertreffen an Interesse die meisten uns aus Frankreich zugekommenen Memoiren; die Ereignisse, welche darin geschildert werden, spielen in die neueste Zeit herüber, und viel des Räthselhaften, das sie gebar, findet hier eine überraschende Erklärung. Wir werden mit den versteckten Ursachen bekannt, die es möglich machten, den stolzen Bau einer stolzen Hierarchie, das Werk von mehr als einem Jahrtausende durch materielle Gegenkräfte zu stürzen, und es wird deutlicher, warum weniger die nächste Umgebung und nicht die Ferne, ihren Sturz beweinte. Ein aufgeklärter Prälat, verdienstvoll wie Fenelon, zeigt sich uns, der als treuer Diener der Religion und des edelsten Fürsten, persönliche Aufopferung und Gefahr nicht scheute, um eine Verwechselung des Heiligen mit dem Profanen, das dafür gelten wollte, zu verhüten. Auch liefern diese Memoiren neue faktische Belege zur Würdigung eines berüchtigten Ordens, der in der lezten Zeit von Neuem, und vorzüglich durch des Grafen von Montlosier Anregung, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich und seine Verzweigungen gelenkt hat.

Hauptinhalt: Ricci's Leben und Wirken. Aufhebung der Jesuiten. Clemens XIV. wird vergiftet. Pius VI. Papst. Klagen über Leopolds Maßregeln. Unordnung in den zwey Klöstern der Dominicanerinnen zu Pistoja. Zwist mit den Exjesuiten wegen der Andacht zum Herzen Jesu und deren Entlarvung. Unglauben und Ausschweifungen zweyer Dominicanerinnen zu Prato. Recapitulation der scandalösen Geschichte der Dominicanermönche und Nonnen zu Pistoja und Prato seit 150 Jahren. Rom unterstützt sie; Aktenstücke. Noten: Leichen-Oeffnung des, von den Jesuiten vergifteten Clemens XIV. Geschichte der Contrerevolution zu Neapel 1799. Eine Rede, die Pius VI. zu Wien hielt, ein Brief Joseph II. an denselben. Grausamkeit des Kardinals Johann von Medicis, nachmaligen Papstes Leo X. Die Nonnen klagen die Dominicaner der Liederlichkeit an (1775). Die Minoriten schlafen in den Klöstern der büßenden Nonnen. Die Regierung verbietet den Mönchen, sich den Nonnenklöstern zu nähern. Klageschrift mehrerer Nonnen gegen ihre Schwestern, die sie umzubringen drohen. Komödien in den Nonnenklöstern. Päpstliches Breve gegen Ricci u. über den Genuß von Fleischspeisen während der Fasten. Missionen, Katechismen. Unwissenheit der Mönche. Bücher, welche Ricci verbreitet, und Unannehmlichkeiten, die er sich dadurch zuzieht. Ehedispensationen. Mißbrauch der Indulgenzentaxen für den Bau von St. Peter. Ricci in Lebensgefahr. Reform des Breviers. Volksaufstand in Prato. Aufstand zu Pistoja und Ricci's Flucht. Tod Leopolds. Religionskrieg gegen die in Italien befindlichen Franzosen. Mysticism zweyer Klosterfrauen. Aussagen von Layenschwestern, ausschweifende Anreizungen ihrer Beichtväter betreffend. Auto da Fé von Siena im Jahr 1709. Mißbrauch des Ablasses. Vorbehaltssünden. Cagliostro. Aufstand zu Arezzo im Namen der heil. Jungfrau. Wiederherstellung aller Mißbräuche unter der Regierung des Königs von Hetrurien. Wunderwerke der Madonna von Ancona 1769. Erscheinung einer abgeschiedenen Seele 1800, bestätigt durch den Erzbischof Martini. Wunderbare Erzeugung einiger Fäßer Oel, durch denselben Erzbischof bestätigt. Unwissenheit Pius VI. Unglaube der italienischen Juden. Religion des römischen Hofes u. s. w.

Nro. 2.

Intelligenz-Blatt.

1827.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Richard, L. C., botanices professoris in facultate medicinae parisiensi, regiae scientiarum academiae socii, etc. Commentatio botanica de Conifereis et Cycadeis caracteres genericos singulorum utriusque familiae, et figuris analyticis eximie ab autore ipso ad naturam delineatis ornatos complectens. Opus posthumum ab Achille Richard, filio, doctore medico, botanices in academia parisiensi professore, perfectum et in lucem editum. Avec XXX planches. Preis: Velinpapier 33 fl., ord. Ausgabe 24 fl. 45 kr.

Dieses wichtige Werk hat so eben die Presse verlassen. Alle Gelehrte dieses Faches wissen, daß der verstorbene Professor Richard in der fleißigsten und genauesten botanischen Analyse, so wie in der Kunst, durch treue Zeichnung die zartesten Organisationen des Pflanzenlebens wiederzugeben, von Niemand übertroffen worden ist. Die Abhandlungen desselben über die Hydrocharideen, Calycereen und Balonophoreen gelten schon für wahre Musterarbeiten. Allein das eben angekündigte Werk übertrifft sie bey weitem durch seine Ausdehnung, seinen Reichthum und seine Vollkommenheit. Alle Arten, ohne irgend eine Ausnahme, welche diesen beyden Pflanzen-Familien angehören, findet man hier nach ihrer ganzen Organisation analysirt, so wie ihr Charakteristisches durch Figuren erläutert ist, welche diese nämliche Organisation in allen ihren Modificationen und Nuancen darstellen. Bedenkt man die Eigenthümlichkeiten der Organisation der Coniferen und Cycadeen, die Kleinheit ihrer Blüthen und die Wichtigkeit dieser Vegetabilien, so wird man sich von dem Werth eines Werkes überzeugen, welches uns im kleinsten Detail mit dem ganzen Lebens-Organism dieser beyden Familien bekannt macht. Zu dem innern Werthe des Werkes trägt der Umstand noch Vieles bey, daß die Kupferstiche mit dem größten Fleiße in Paris ausgeführt sind, und daß der Text durch die Pressen des H. P. Renouard besorgt, mit einer Art von Aufwand gedruckt ist. Alles dies zusammen läßt auf ungetheilten Beyfall der Kenner und Liebhaber der Botanik schließen.

Anleitung zum practischen Ackerbau von J. N. v. Schwerz, Director der königl. würtemb. Versuchs- und Unterrichts-Anstalt für den Landbau zu Hohenheim. Preis: 1r Bd. mit 15 lithograph. Tafeln in 4. 5 fl. 2r Bd. 6 fl.

Die landwirthschaftlichen Schriften des geehrten Hrn. Verfassers sind so sehr über alles Lob erhaben, daß es eine Mühe seyn würde, sie zu loben oder zu empfehlen. Der gute Klang des geschätzten Namens ihres Verfassers ist Empfehlung genug; er reicht hin alle gebildete Landwirthe auf sie aufmerksam zu machen. Dennoch können wir uns nicht enthalten der in Nr. 84, Julius 1826, der Ergänzungs-Blätter zur Allgemeinen Literatur-Zeitung, enthaltenen Anzeige dieses Werkes das Folgende zu entheben.

„Was der Verfasser in dem Verlaufe von 24 Jahren versucht, erfahren, mit mancherley Beschwerlichkeit an vielen Orten und in verschiedenen Gegenden gesammelt, zum Theil auch schon in einigen Schriften zerstreut bekannt gemacht hat, das hat er, mit zweckmäßiger Benutzung der Erfahrungen anderer Schriftsteller, wohl geordnet und in einer äußerst gefälligen Gestalt den practischen Landwirthen in dieser Schrift vorgelegt. Rec. ist lange keine Schrift vorgekommen, die ihm einen solchen Genuß verschafft, und die er mit solcher Befriedigung aus der Hand gelegt hätte, als die vorliegende; er enthält sich daher auch aller Auszüge aus derselben, indem er überzeugt ist, daß kein Landwirth sich den Ankauf dieser Schrift gereuen lassen werde. Nur eine Stelle stehe hier, als Probe, wie der Verf. das Himmlische an das Irdische anzuknüpfen versteht. „Alles," sagt der Verf. (S. 47) als Einleitung zu dem Kapitel über Dungmittel, „Alles, was aus Theilen zusammengesetzt ist, es sey organischer oder anorganischer Abkunft, dessen Gefüge ist der Zersetzung und Wandelbarkeit unterworfen. Schneller und leichter das Eine, langsamer und schwerer das Andere; je nachdem es aus mehr oder weniger verschiedenen Theilen zusammengesetzt ist u. s. w. Daher rührt dann in der ganzen Körperwelt ein immerwährendes Regen und Wogen, ein Anziehen und Abstoßen, ein Ab- und Zunehmen, ein Werden und Entwerden. Kein organischer Körper kann zwey Augenblicke hinter einander in demselben Zustande fortbestehen. Sein Leben beruht gewissermaßen auf einem anhaltenden Wechsel. Selbst nach dem Tode finden seine Reste keine Ruhe. Die rastlose Natur entwebt ihr Gefüge, löst sie in ihre ursprünglichen Bestandtheile auf und bedient sich dieser Materialien, um frische Zusammensetzungen daraus zu gestalten. Nichts von dem Alten geht in ihrer geheimnißvollen Werkstätte verloren, und nichts ganz Neues geht daraus hervor. Was ist, das war, das wird seyn. Wie der Phönix aus seiner eignen Asche, so ersteht aus dem Grabe Leben. Die Formen der Dinge mögen zerfallen; aber ihr Wesen ist unvergänglich. Der Mensch staunt. Er weiß nicht, ob er mehr die Allmacht oder die Weisheit des Schöpfers bewundern soll. Doch in ihm sind Allmacht und Weisheit ja nur Eins. — Aus jener unleugbaren Thatsache leitet sich nun ab die Quelle der Entstehung, der Erhaltung, des Wachsthums, der Fortpflanzung der Vegetabilien" u. s. w.

Der vorliegende erste Band dieser Schrift zerfällt in drey Abtheilungen, und jede Abtheilung wiederum in mehrere Abschnitte. Die erste Abtheilung handelt in zwey Abschnitten vom Klima und Boden; die zweyte Abtheilung in 8 Abschnitten von dem Dungmittel, und die dritte Abtheilung in 4 Hauptstücken und 19 Abschnitten

vom Grasbau. Nee, kennt keine Schrift, in welcher der lezt genannte Gegenstand so gründlich und erschöpfend und zugleich so lichtvoll dargestellt wäre, als in dem vorliegenden Werke.

Der zweyte Band zerfällt in 2 Abtheilungen und handelt:

Erste Abtheilung. Anbau mehlartiger Körner. — Erstes Hauptstück. Stroherzeugniß. — Zweytes Hauptstück. Anbau des Getreides. — 1r Abschnitt. Anbau des Weißens. — 2r. Dinkel, Spelz. — 3r. Einkorn. — 4r. Rocken. — 5r. Wintergerste. — 6r. Sommergerste. — 7r. Haber. — 8r. Emmer. — 9r. Sommerweitzen. — 10r. Sommerdinkel. — 11r. Sommer-Rocken. — 12r. Mais. — 13r. Hirse. — Drittes Hauptstück. Anbau der Schotenfrüchte. 1. Erbsen. 2. Wicken. 3. Linsen. 4. Pferdebohnen. 5. Fitzbohnen. 6. Buchweitzen. — Zweyte Abtheilung. Anbau der Futterpflanzen. — Erstes Hauptstück. Futterkräuter. — Erster Abschnitt, rother Klee. — 2r, weißer Klee. — 3r, Luzerne. — 4r, Esper. — 5r, Futtersurrogate. — Zweytes Hauptstück. Wurzel- und Knollengewächse. — 1r Abschnitt. Bedingungen bey ihrem Anbau. — 2r Rüben. — 3r Runkelrüben. — 4r Kohlrüben. — 5r Möhren. — 6r Kartoffeln. — 7r Topinambur. — 8r Kopfkohl.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Die deutsche Lesewelt hat die ersten eilf Jahrgänge dieser Zeitschrift so richtig gewürdigt, und so wohlwollend aufgenommen, daß auch die zuverlässige Erscheinung des zwölften, für das bevorstehende Jahr 1827, angekündigt werden kann. Er wird den früheren weder an Auswahl und Anordnung der durchaus-originalen Aufsätze, die auch seinen Inhalt ausmachen sollen, noch an Zierlichkeit der Beygaben und der äußeren Ausstattung nachstehen; er wird sie, wo möglich, zu übertreffen suchen. Bedürfte es noch eines Beweises, daß der Herausgeber nicht Mühe, nicht Kosten scheuet, Wort zu halten, und selbst mehr zu leisten, als er versprochen: so liegt er in den Costume-Bildern vor, die das, in der Geschichte des heutigen europäischen Geschmackes vielfach wichtige Ballfest des Sir Wellesley (Excellenz) verewigen, und die den HH. Abnehmern dieser Zeitschrift unentgeldlich geliefert werden. Der Herausgeber bedauert, daß durch Herrn von Stubenrauch's Ueberhäufung mit anderweitigen Geschäften drey, vielleicht auch nur zwey Bilder erst mit Anfang des künftigen Jahres nachzuliefern kommen. Indeß gehören sie in den heurigen Jahrgang, und die HH. Besitzer desselben werden daher ersucht, ihre Pränumerations-Scheine, die den Rechtstitel darauf enthalten, bis zum gänzlichen Bezug aller Costume-Bilder aufzubewahren. Durch die löbl. k. k. Oberstbofpostamts-Haupt-Zeitungs-Expedition und durch die löbl. Buchhandlungen werden sie gehörig nachgeliefert werden.

Die Wiener Zeitschrift erscheint wöchentlich drey Mal, nämlich: Dienstag, Donnerstag (mit dem colorirten Modebilde) und Sonnabend, in groß Octav auf Velinpapier. Jeder Jahrgang besteht aus vier Heften oder Bänden, und ist mit Titelblatt, Register und Umschlag versehen.

Die Pränumeration beträgt mit den Modebildern in Wien vierteljährig 6, halbjährig 12, und jährlich 24 fl. C. M.; ohne Modebilder (doch aber mit den orginellen Kupfer- und Musik-Beylagen) vierteljährig 3 fl. 45 kr., halbjährig 7 fl. 30 kr. und jährlich 15 fl. C. M. Um diesen Preis wird die Zeitschrift in Wien am Tage der Erscheinung ausgegeben und von den löbl. Buchhandlungen abgelassen. Auswärtige, welche die Zeitschrift Blattweise zu erhalten wünschen, wollen sich mit ihren Bestellungen an die hiesige Oberstbofpostamts-Zeitungs-Expedition, oder an die ihnen nächsten löbl. Postämter wenden, und zahlen, einschlüssig der Frankirung bis an die östreichischen Staatsgränzen halbjährig 13 fl. 12 kr. und jährlich 26 fl. 24 kr. C. M. in 20 fl. Fuß.

Im Wege des Buchhandels ist die Zeitschrift nur ganzjährig, mit und ohne Modebilder, um die oben für Wien angezeigten Preise durch alle löbl. Buchhandlungen der Provinzen des Kaiserstaates und des Auslandes mittelst der Buchhandlung des Hrn. Carl Gerold in Wien zu beziehen.

Noch sind einige vollständige Exemplare des diesjährigen und der bisherigen Jahrgänge um die bemerkten Preise auf allen angeführten Bezugswegen zu haben.

Einsendungen aller Art von Original-Beyträgen, wovon die aufgenommenen mit fünfzehn Thaler für unsern Druckbogen honorirt werden, geschehen unter der Aufschrift:

An das Bureau der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur Theater und Mode.

Die Quart-Ausgabe der Costume des Ballfestes betreffend.

Hinsichtlich dieser besondern Quart-Ausgabe, — welche, wie bereits öfter angezeigt wurde, in dreyzehn, auf das sorgfältigste colorirten ersten Abdrücken der Costume-Darstellungen (davon bis jezt die Nummern I., II., III., IV., V., VI., IX., X. XI und XIII. erschienen sind), mit der Schilderung des Festes in deutscher und französischer Sprache, alles auf dem besten englischen Velinpapier, und in einem gefärbten Umschlage bestehen wird, — glaubt die Redaction anführen zu müssen, daß davon eine kleine Anzahl vorbereiteter Exemplare noch vorhanden sey, auf welche vorzüglich bey Hrn. Anton Strauß (Dorotheergasse Nr. 1108), dann in den hiesigen Buchhandlungen der HH. Carl Gerold, Tendler und von Mansteín, und in Prag in der löbl. Anton Borroschschen Buchhandlung, ferner bey der genannten hiesigen k. k. Oberstbofpostamts-Haupt-Zeitungs-Expedition um 12 fl. C. M. pränumerirt werden kann.

Wien, im Dec. 1826.

Bey mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Christliche Bekenntnisse und Zeugnisse von J. G. Hamann. Ein geordneter Auszug aus dessen gesammtem Nachlaß mit genauer Hinweisung auf denselben nebst einem Anhang vermischter Fragmente. Herausgegeben von A. W. Möller. XIV und 358 S. 8., in Umschlag geh. 1 Thlr. 8 gGr. oder 1 Thlr. 10 sGr.

In diesem Werkchen wird den Kennern der Hamann'schen Schriften der Hauptinhalt derselben auf eine, soviel thunlich, systematische Weise vorgelegt, die ihnen gewiß willkommen seyn wird. Wem der Magus im Norden noch fremd war, der wird hier auf die leichteste und vollständigste Weise diesen feinen und schwerdarten Geist, wie ihn Wizenmann nannte, kennen lernen, und jeder christliche Leser wird hier reichen Nahrungsstoff für Erkenntniß und Erbauung finden. — Daß auch alle wichtigen Aeußerungen Hamann's über sich selbst hier vorangestellt sind, wird sein Verständniß vielfach erleichtern und kann zugleich als Selbst-Biographie seines inneren Menschen angesehen werden, die ein hohes Interesse für ihn einzuflößen nicht verfehlen wird. — Die Anordnung des Büchleins und die genaue Hinweisung auf den gesammten Nachlaß wird des Beyfalls der Leser gewiß nicht entbehren.

Fr. Regensberg in Münster.

Wir eilen, die verehrlichen Interessenten von

Rivinus Atlantis,

Zeitschrift des Wissenswürdigsten aus Amerika,

zu benachrichtigen, daß das, durch Aequinoctialstürme aufgehaltene Manuscript des 4n Hefts 1826 vollständig eingetroffen, bereits unter der Presse ist, und vor Mitte Januars 1827 bestimmt an alle Besteller versandt wird.

Für 1827 werden 8 Hefte sechswöchentlich erscheinen, zu demselben Preise (4 Thlr. pränumer.), und der Herausgeber wird, wie schon im 4n Hefte 1826 ersichtlich, alles aufbieten, um durch Neuheit und Interesse des Stoffs dem gebildeten Publikum eine ausgezeichnete Lektüre zu verschaffen, daher wir es jedem Journalzirkel empfehlen können.

Wir bitten aufs baldigste um Aufträge.

Leipzig, den 18. Dec. 1826.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Die Kunst,

sich auf eine

beyspiellos wohlfeile Art

eine

deutsche, französische und englische schönwissenschaftliche und historische Bibliothek

anzuschaffen,

welche stets in

allen guten Buchhandlungen Deutschlands

um die angezeigten Preise vorräthig zu haben ist:

Taschenausgabe

von

Napoleons sämmtlichen Werken.

Deutsch herausgegeben

von

D. Widemann.

Jedes Bändchen brosch. zu fünfzehn Kreuzer.

Seit einiger Zeit sind sowohl in Deutschland als in Frankreich mehrere Lebensbeschreibungen Napoleons erschienen, und mit gespannter Erwartung sieht beynahe ganz Europa der neuen Erscheinung einer Lebensbeschreibung derselben von dem großen englischen Dichter Walter Scott entgegen, aber noch ist es wahr, was Venturini und andere gesagt: daß für den großen Hingeschiedenen zwar die Nachwelt begonnen, aber da der Leidenschaften Stimme noch keineswegs verhallt ist, noch nicht die Stunde eines wahrhaften gerechten Todesgerichtes geschlagen hat. Alle diejenigen, welche zur Zeit seines Wirkens schon lebten, d. h. schon dachten und handelten, bewegt Liebe und Haß, und die Eindrücke früherer Zeit erlöschen so leicht nicht. Zu tief hat Er, dessen Leben die Geschichte seiner Zeit war, sogar auf das persönliche Schicksal der meisten seiner Zeitgenossen eingewirkt, als daß dies auch nur möglich wäre.

Zu einer richtigen Beurtheilung dieses Mannes ist deswegen gewiß nichts nöthiger und wünschenswerther, als eine Sammlung seiner eigenen Werke, welche er selbst theils auf St. Helena seinen Genossen Montholon und Gourgaud diktirte, theils gesprächweise Las Cases und Omeara mittheilte, ein großer Theil aber auch in Briefen, Proklamationen und Befehlen besteht, welche authentisch von ihm selbst herrühren. Der deutsche Herausgeber wird mit kunstverständiger Hand jene Briefe, Proklamationen, jene Mittheilungen von Omeara, Las Cases, Fleury de Chaboulon in den Gang der Erzählung einreihen; wozu die in Paris nachstens erscheinenden Oeuvres complètes de Napoleon par Thibaudeau als Grundlage dienen werden. Dadurch entsteht eigentlich ein eigenes Werk, aber doch darf das eigenthümliche Gepräge des Styls, das allen Schriften Napoleons so unverkennbar verliehen ist, so wenig, wie immer möglich, darunter leiden. —

Das Ganze wird in folgenden drey Abtheilungen erscheinen.

1) Der Zeitraum, wo er hauptsächlich nur als Soldat und Feldherr auftritt, nämlich bis zum 18. Brumaire;
2) der Zeitraum vom 18. Brumaire bis zu seiner Verbannung nach St. Helena, wo seine Stellung als Oberhaupt des französischen Reichs vorherrscht;
3) seine Verbannung, woran sich zugleich seine kriegswissenschaftlichen Schriften, und seine zerstreuten militärischen Ansichten reihen.

Mit dem 1. Januar 1827 wird das 1ste Bändchen ausgegeben, und wird jeden Monat eins, zuweilen auch zwey Bändchen folgen, jedes 128 Seiten stark und broschirt. Der Subscriptions-Preis ist 15 Kreuzer per Bändchen.

Subscribentensammler erhalten auf 9 Exemplare das 10te gratis, wenn solche sich directe an die Verlagshandlung wenden.

Innerhalb zwey Jahren werden sämmtliche Werke fertig erschienen seyn, und man besitzt um wenige Gulden gewiß das würdigste Andenken von diesem großen Manne und seinen Werken!

Taschenausgabe

einer

Sammlung auserlesener Werke

der

neuern und ältern englischen Literatur.

Das Bändchen broschirt achtzehn Kreuzer.

Scotts, Byrons und Shakespeares Romane und

Dichtungen haben in Deutschland den Geschmack für englische Sprache und Literatur stärker als je verbreitet; aber als ein bedeutendes Hinderniß stand immer nicht nur der hohe Preis der englischen Schriften, sondern auch bedeutende Schwierigkeiten in der literarischen Communikation mit England im Wege. Der gute Fortgang, den unsere Sammlung französischer Werke unter der Leitung der Herren Mozin und Courtin hat, ermuntert uns, auch eine Herausgabe englischer Schriften zu möglichst wohlfeilen Preisen zu unternehmen, um den stets zahlreicher werdenden Freunden der englischen Literatur die beliebtesten Schriften dieser Nation, oder vielmehr dieser Sprache in die Hände zu geben. Deswegen sind Schriften geistreicher Amerikaner nicht ausgeschlossen, und da diese beynahe noch weniger, als die Englischen bey uns bekannt sind, so werden wir unter die zunächst herauskommenden Werke, die Schriften des geistreichsten Schriftstellers der neuen Welt, wir meynen Washington Irvins, aufnehmen. Ernstes und Scherzhaftes, Romane, Reisen, Geschichte und Satyre sollen in bunter Reihe einander folgen, um auch durch Abwechslung Interesse zu erregen; nur Dichter im engern Sinne sollen für's erste ausgeschlossen seyn. Zugleich wagen wir es, nicht blos ältere bereits bekannte Werke, sondern auch neue, gleich bey ihrem Erscheinen in englischer Sprache, herauszugeben, da bey diesen noch mehr, als bey den älteren, der hohe Preis die Verbreitung bisher hinderte.

Das so eben erscheinende Werk:

THE LIFE OF NAPOLEON BUONAPARTE
by Walter Scott

bietet uns eine Gelegenheit dar, dies gleich mit einem begierig erwarteten Werke zu versuchen, das also die Sammlung eröffnet, und wovon das erste Bändchen, was zugleich als Probe dienen kann, Ende dieses Monats noch erscheint. — Die erste Serie englischer Schriften soll in nachstehender Ordnung einander folgen:

1) Life of Napoleon Buonaparte by Walter Scott.
2) Irving, Wash. Works.
3) Roderich Random by Smollet.
4) Goldsmith History of England continued to the treaty of Paris by Coote.
5) Tom Jones by Fielding.
6) Castle of Otranto by Horace Walpole.
7) Peregrine Pickle by Smollet.
8) France and Italy by Lady Morgan.
9) Humphry Clinker by Smollet.
10) Th. Sommerville's History of England from the Restoration to the death of queen Anne.
11) Tristram Shandy by Sterne. —
12) Sentimental Yourney by Yorik.
13) Gulliver's Travels by Jonath. Swift.

Jeden Monat erscheinen 2 Bändchen, jedes Bändchen ist ungefähr 130 Seiten stark, und kostet nur 18 Kreuzer. Papier und Correktheit des Drucks werden den Wünschen der Leser eben so, wie bey der Taschenausgabe französischer Werke, genügen.

Subscribentensammler erhalten auf 9 Exemplare das 10te gratis, wenn solche sich directe an die Verlagshandlung wenden.

Taschenausgabe
von
Walter Scotts sämmtlichen Werken.

Jedes Bändchen broschirt zu Neun Kreuzer.

Die außerordentliche Theilnahme, welche diese Unternehmung in allen deutschen Ländern, unter jedem Stande, gefunden hat, gibt uns einen erfreulichen Beweis von den Fortschritten, welche das deutsche Volk in den lezten Jahren in der Kultur und geistigen Bildung gemacht hat. Von 30,000 Exemplaren dieser wohlfeilen Taschenausgabe sind nur noch wenige Hundert in der Verlagshandlung vorräthig, und es dürfte wohl keinem Zweifel unterworfen seyn, daß auch diese geringe Anzahl in kurzer Zeit gänzlich vergriffen seyn wird. Jeden Monat erscheinen zwey Bändchen, jedes von etwa 130 Seiten, schön gedruckt, auf gutem Papier und broschirt, zu dem äußerst geringen Preise von neun Kr. per Bchn. Bis jezt sind fertig und in allen Buchhandlungen zu haben:

I) Erzählungen von den Kreuzfahrern.
Erste Erzählung enthält: die Verlobten. 5 Thle.
II) Dieselben, zweyte Erzählung, enthält: der Talisman, oder Richard Löwenherz. 4 Thle.
III) Woodstok, oder der Ritter. Erzählung a. d. Zeit Cromwells. 5 Thle.
IV) Redgauntlett. Erzählung a. d. 13ten Jahrhundert. 5 Thle.
V) Quentin Durward. 5 Thle.

Unter der Presse befindet sich und erscheint zuverlässig Ende dieses Monats:

Leben Napoleons
in's Deutsche übersezt
von
General J. von Theobald,

wovon wir, durch Uebereinkunft mit dem Verleger des Originals in London, die Aushängebogen mit sehr bedeutenden Kosten von daher erhalten, deswegen auch keine andere Handlung in Deutschland dieses Werk bälder liefern kann, ehe unsere Ausgabe erscheint. Wir bemerken dabey, daß nur an die Subscribenten der ganzen Sammlung von Scott's Werken das Bändchen um 9 Kreuzer abgegeben wird; für die Nichtsubscribenten erscheint eine Ausgabe in erhöhetem Preise.

Nach dem „Leben Napoleons" erscheint ferner: 1) Kenilworth 5 Thle., 2) Ivanhoe 5 Thle., 3) der Astrolog 5 Thle., 4) der Alterthümler 5 Thle., 5) der Abt 5 Thle., 6) das Kloster 5 Thle., 7) Robin der Rothe 5 Thle., 8) die Schwärmer 5 Thle., 9) der Pirat 5 Thle., 10) Waverley 5 Thle., 11) die Braut von Lammermoor 5 Thle., 12) das Herz von Midlothian 5 Thle., 13) Montrose 3 Thle., 14) Nigels Schicksale 5 Thle., 15) Ritter Peveril vom Gipfel 5 Thle., 16) der schwarze Zwerg 2 Thle., 17) der St. Renansbrunnen 5 Thle.

Innerhalb drey Jahren wird die ganze Sammlung vollständig erschienen seyn; man hat dann um wenige Gulden Alles, was der größte Dichter unserer Zeit schrieb — eine schöne Taschenbibliothek über Hundert Bändchen! Wir bemerken wiederholend, daß um obigen Preis einzelne Werke aus dieser Sammlung nicht gegeben werden können, indem diesen Vortheil nur die Abnehmer sämmtlicher Romane billigerweise genießen können, welche sich deswegen auch für Abnahme des Ganzen verbindlich machen müssen. Stuttgart, im Okt. 1826.

Gebrüder Franckh.

Nro. 3.

Intelligenz-Blatt.

1827.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Hesperus. Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgegeben von Christian Karl André. December 1826.

Polytechnisches Journal,

Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc. Herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten in Augsburg. Jahrg. 1826. Zweytes Decemberheft.

Enumeratio plantarum germaniae helvetiaeque indigenarum, seu Prodromus, quem Synopsin plantarum germaniae helvetiaeque edituri du botanophilisque adjuvandam commendantes scripserunt, E. Steudel et Chr. F. Hochstetter. 8 maj. Preis 2 fl. 45 kr.

Die Verfasser, schon seit geraumer Zeit mit Bearbeitung einer Flora von Deutschland und der Schweiz beschäftiget, geben hier als Vorläufer eine vollständige Aufzählung aller im Gebiete dieser Flora bis jezt entdeckten sowohl phanerogamischen als kryptogamischen Gewächse. Schon als Uebersicht des Reichthums der vaterländischen Flor wird das Werkchen jedem Freunde der Botanik um so mehr willkommen seyn, als selbst die neuesten Werke über diesen Gegenstand hinsichtlich der vollständigen Aufzählung des entdeckten, weit hinter dem hier gegebenen zurückbleiben. Man glaube aber nicht, daß diese Vollständigkeit durch kritiklose Aufnahme der täglich neu gemachten Arten erzielt worden sey. Im Gegentheile haben die Verfasser alle Arten, deren Selbstständigkeit noch nicht durch wiederholte Prüfungen erwiesen ist, blos in Noten als weiter zu prüfende Gegenstände aufgezählt. Für die Ausländer gibt dieser prodromus eine bequeme, bisher gänzlich entbehrte Uebersicht der deutschen und schweizer Flor, und macht ihnen weitläufigere Werke entbehrlich. Die Verfasser, so vollständig sie gesammelt haben, fordern übrigens zu weiteren Mittheilungen auf, und liefern somit jedem, der die vaterländische Flor bereichern zu können glaubt, ein bequemes Mittel in die Hand, zur endlichen Erreichung einer ganz vollständigen vaterländischen Flor mitzuwirken.

Gotha et New-York:
Published this day, January 6, imperial 8vo.
VOLUME I, NUMBER I.
OF
Meyer's British Chronicle,
A
UNIVERSAL REVIEW
of
BRITISH LITERATURE etc.
To be continued weekly.

Nahe an 1000 Subscribenten (deren Namen dem ersten Hefte vorgedruckt sind) bezeugen die Aufmerksamkeit, die dieses merkwürdige Unternehmen nicht nur in allen Ländern Europa's, sondern auch in Amerika gefunden hat; das, so zu sagen, die Freunde der englischen Literatur und Sprache in beyden Welttheilen vereinigt. — Probehefte sind heute an alle soliden Buchhandlungen und an alle Postämter Deutschlands, Frankreichs, der Niederlande, der Schweiz, Dänemarks, Schwedens, Rußlands, Italiens und Portugals versandt worden, und wir laden alle Literaturfreunde und die der englischen Sprache ein, sich solche zur Ansicht vorlegen zu lassen. Schöneres ist noch nie aus einer deutschen Presse hervorgegangen, und der Inhalt, das interessanteste der neuesten Literatur des brittischen Reichs in allen Welttheilen zusammenfassend, ist eines solchen Aeußern werth.

Der halbe Jahrgang von 26 Heften kostet in allen Buchhandlungen und Postämtern Deutschlands, portofrey, 4 Thaler sächs. oder 7½ Gulden im 24 fl. Fuß, ein, für ein so prachtvolles Werk äußerst wohlfeiler Preis.

Gotha, den 6. Januar 1827.
Bibliographisches Institut.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der neue
Kalendermann,
oder ausführliche Erklärung des Julianischen und Gregorianischen Kalenders für die der Mathematik unkundigen Leser.
Ein populärer Vortrag zur Kenntniß des Weltgebäudes und der Zeitrechnung.
Von
Johann Heinrich Helmuth.
Zweyte Auflage.
8. Leipzig, bey Gerhard Fleischer. Pr. geh. 12 Gr.

Der Name des Verfassers, dessen Gabe, eine Sache allgemein faßlich darzustellen, bekannt ist, kann schon dem Leser dafür bürgen, daß er auch in diesem Buche völlige Befriedigung finden werde. Es enthält Belehrung über alles, was der Mathematik Unkundige, den Kalender betreffend, zu wissen wünschen können: die Entstehung des Julian. und Gregorianischen Kalenders, die Art, wie in beyden das Osterfest, das einen so wichtigen Abschnitt im Jahre macht, berechnet wird, auch geschichtliche Nachrich-

ten über die christlichen Feste, über verschiedene merkwürdige Personen, deren Namen im Kalender vorkommen ꝛc., so daß jeder aufmerksame Leser durch dieses nicht nur völlige Auskunft über alles Nöthige erhält, sondern auch selbst, zu eignem Bedürfniß oder zum Vergnügen, für jedes beliebige Jahr sich einen Kalender entwerfen kann. — Uebrigens ist bei dieser zweyten Auflage Mehreres, besonders was die Berechnungen betrifft, berichtigt, und den Bedürfnissen der Zeit gemäß abgeändert worden.

In der J. N. Seemüller'schen Buchhandlung in Constanz erscheint nächstens:

Betrachtungen, christliche, zur Vorbereitung auf die Feyer der Auferstehung des Herrn, von J. H. v. Wessenberg, circa 16 Bog., 8.

Bey H. L. Brönner in Frankfurt a. M. J. Nr. 148 hat so eben die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Kleine Schwärmer
über
die neueste deutsche Literatur.

Eine Xeniengabe für 1827. Mit den Xenien des Schiller'schen Musenalmanachs von 1797.

12. cartonirt. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Stuttgart. (Literarische Anzeige.)

Von der, aus 12 Bändchen bestehenden, ersten Sammlung der

Taschenbibliothek
für Freunde christlicher Erbauung

hat so eben das 1ste Bändchen die Presse verlassen, und ist sowohl bey uns als in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben. Zugleich bemerken wir, daß der Subscriptionstermin bis zum 1. April 1827 verlängert worden ist. Jedes zwischen 130 und 150 Seiten starke Bändchen in 12Format, deren monatlich zwey erscheinen, kostet 15 Kreuzer rhein., der spätere Ladenpreis wird auf 24 kr. erhöht.

E. A. Sonnewald'sche
Buch- und Musikalienhandlung.

Originalien
aus dem Gebiete
der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Von dieser wöchentlich dreymal erscheinenden, und nur bisher ungedruckte Aufsätze liefernden Zeitschrift, deren Tendenz der Titel ausspricht, beginnt mit 1827 der eilfte Jahrgang. Der Unterzeichnete, den das Unglück traf, im 30sten Jahre unheilbar zu erblinden, erfreut sich bey diesem Unternehmen der allgemeinen Theilnahme des deutschen Publikums, und der Mitwirkung vieler ausgezeichneten Dichter und Schriftsteller des Vaterlandes, wovon die bereits erschienenen 10 Jahrgänge den Beweis liefern. Ein durch alle Stücke fortlaufender Artikel, hamburgische Theaterzeitung, ist mehreren einsichtsvollen Dramaturgen übertragen, und es werden überhaupt weder Kosten noch Mühe gescheuet, dem Ganzen ein immer mannichfacheres Interesse zu verleihen. Das vierteljährige Abonnement bei dem Unterzeichneten ist 3 Mk. 12 fl. Court (oder circa 1 Rthlr. 12 Gr. sächsisch). Auswärtige, welche diese Zeitschrift ebenfalls wöchentlich, postäglich oder in monatlichen Heften, wie es verlangt wird empfangen können, wollen sich gefälligst an die resp. Postämter oder jede ihnen zunächst gelegene Buchhandlung, letztere aber an die Herold'sche Buchhandlung hierselbst wenden.

Hamburg, im Oktober 1826.

Georg Loh,
Valentinscamp, Nr. 148.

Bey J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, am Bauernmarkt Nr. 590, sind im Jahre 1826 erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Baumgartner, D. A., die Naturlehre nach ihrem gegenwärtigen Zustande, mit Rücksicht auf mathematische Begründung dargestellt. 2te, verbesserte und vermehrte Auflage, mit 7 Steindrucktafeln. gr. 8. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. rheinl.

— — und A. von Ettingshausen, Zeitschrift für Physik und Mathematik, 1r und 2r Band, jeder aus 4 Heften bestehend, mit 8 Kupfertafeln, gr. 8. 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr. (Wird fortgesetzt, und erscheint in zwanglosen Heften, jedoch werden wenigstens 2 Bände jährlich geliefert.)

Ehrmann, M., Handbuch der pharmaceutischen Waaren- und Präparaten-Kunde, als vollständige Erläuterung der östreichischen Pharmacopoe. 2 Bände. gr. 8. 5 Rthlr. oder 9 fl.

Fitzinger, L. J., neue Classifikation der Reptilien nach ihren natürlichen Verwandtschaften; nebst einer Verwandtschaftstafel und einem Verzeichnisse der Reptilien-Sammlung des k. k. zoologischen Museums zu Wien. gr. 4. 1 Rthlr. oder 1 fl. 44 kr.

Fornasari, A. J., Edler von Verce, Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Italienische, mit angehängter Phraseologie. Zur Erlangung der nöthigen Gewandtheit im Style herausgegeben. 12. Geh. 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Geist der Zeit, ein Journal für Geschichte, Politik, Geographie, Staaten- und Kriegskunde und Literatur. 12 Hefte. 8. Geh. 5 Rthlr. 8 gGr. oder 9 fl. 36 kr.

Hildenbrand, Fr. Nob. ab, Annales scholae clinicae medicae ticinensis. Vol. I. 8 maj. 1 Rthlr. 16 gGr. oder 3 fl.

Ischl und seine Soolenbäder, mit 3 Kupfertafeln. 8. Geh. 1 Rthlr. 8 gGr. oder 2 fl. 24 kr.

Mükisch, D. St. A., die Homöopathie, in ihrer Würde als Wissenschaft und Kunst dargestellt. 8. Geh. 21 gGr. oder 1 fl. 36 kr.

Pannasch, A., Erinnerungen an Italien, in Briefen; nebst vermischten Gedichten. 8. Geh. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Partsch, P., Bericht über das Detonations-Phänomen auf der Insel Meleda bey Ragusa, nebst geogr. statist. und hist. Notizen über diese Insel, und einer geognostischen Skizze von Dalmatien, mit einer Karte. gr. 8. Geh. 1 Rthlr. 18 gGr. oder 3 fl. 12 kr.

Porker, J. L., Patriarch von Venedig, Perlen der heiligen Vorzeit. 2te vollständige Ausgabe. gr. 8. 1 Rthlr. 20 gGr. oder 3 fl. 18 kr.

— — Rudolph von Habsburg. Ein Heldengedicht in 12

Gesängen. Neue vollendete Ausgabe, mit des Verfassers Bildniß. gr. 8. 2 Rthlr. 6 gGr. oder 4 fl. 3 kr.

Scheid, J. B., Geschichte der Länder des östreichischen Kaiserstaates, 8ter und 9ter Band, Zeitraum von dem Regierungs-Antritte des Kaisers Carl V. im Jahre 1519 bis zum Tode Kaiser Josephs II. im Jahre 1790. gr. 8. 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr.

— — Geschichte des südöstlichen Europa unter der Herrschaft der Römer und Türken. 2 Bde. gr. 8. 4 Rthlr. 16 gGr. oder 8 fl. 24 kr.

Scholz, D. B., Anfangsgründe der Physik, als Vorbereitung zum Studium der Chemie. 3te, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 5 Kupfertafeln. gr. 8. 3 Rthlr. 16 gGr. oder 6 fl. 36 kr.

Steindüchel, A. von, Beschreibung der k. k. Sammlung ägyptischer Alterthümer. Mit 2 Kupf. 12. Geh. 12 gGr. oder 54 kr.

— — Notice sur les medaillons romains en or du musée impérial et royal de Vienne trouvées en Hongrie dans les années 1797 et 1805, avec 4 planches. gr. 4. 2 Rthlr. 4 gGr. oder 3 fl. 54 kr.

— — Scarabées egyptiens figures du musée des antiques de S. M. l'Empereur, avec planches. gr. 4. 1 Rthlr. 8 gGr. oder 2 fl. 24 kr.

Trop, Fr., theoretisch-praktisches Lehrbuch der französischen Sprache; nach den Sprachlehren der Herren Wailli, Restaut, Mozin, Silbert, und in der grammatikalischen Ordnung nach der italienischen Sprachlehre des Prof. v. Fornasari bearbeitet. gr. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Versuche über einige Theile der Artillerie und der Befestigungskunst von dem General-Grafen C***. Aus dem Französischen übersezt, und mit einem Nachtrage begleitet von J. Rueker. Mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

Wewrother, M. v., Anleitung, wie man nach bestimmten Verhältnissen die passendste Stangen-Zäumung finden kann. Mit 2 Kupfertafeln. 2te verbesserte Aufl. gr. 8. 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Zeitschrift, östreichische militärische. Jahrgang 1826. 12 Hefte. 8 Rthlr. oder 14 fl. 24 kr.

Bey Friedr. Wagner in Freyburg hat so eben die Presse verlassen und ist in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Chateaubriands sämmtliche Werke

16 Bändchen,

enthält: Tagebuch einer Reise von Paris nach Jerusalem, übersezt von K. v. Kronfels. 1r Theil, nebst der Note über Griechenland. Subscriptionspreis 18 kr.

So eben sind erschienen:

Bauer, D. K. G., Paragraphen als Grundlage zu Vorlesungen über die Homiletik. 8. (64 B.) 8 Gr.

Epistolae obscurorum virorum aliaque aevi decimi sexti monumenta rarissima. — Die Briefe der Finsterlinge an M. Ortuinus von Deventer, nebst andern sehr seltenen Beyträgen zur Literatur-, Sitten- und Kirchengeschichte des 16ten Jahrhunderts. Herausgegeben und erläutert durch Ernst Münch. gr. 8. 2 Rthlr. 16 Gr.

Lindau, W. A., Erzählungen. Mit 1 Kupfer. 8. (16 B.) in Umschlag geh. 21 Gr.

Mai, Angelo, die Aegyptische Papyrus der Vaticanischen Bibliothek. A. d. Italien. von Ludw. Bachmann. Mit 3 großen lithograph. Tafeln in Folio. gr. 4. geh. 1 Rthlr.

Derselbe Herausgeber beabsichtigt eine neue vollständ. Ausgabe des Lycophron, wozu er auf seiner Reise nach Italien mehrere noch unbenuzte Handschriften verglich; das Nähere behalten wir einer besondern Anzeige vor.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
in Leipzig.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erster Sieg des Lichts über die Finsterniß in der katholischen Kirche Schlesiens. Ein interessantes Aktenstück. 8. geh. 4 gGr.

Neue Musikalien

im Verlage der Breitkopf- und Härtel'schen Musikhandlung in Leipzig.

Für Gesang.

Arnold, C., Non parlarmi d'amor (Sprecht nicht von Liebe). Rondeau per un Soprano con acc. di Pianoforte. 12 Gr.

Basily, Fr., Miserere à 8 voci concertanti con ripieni ed un Versetto à 16 reali, da cantarsi senza accompagnamento. Partitura. 1 Thlr.

Haydn, Jos., Aria: Cara è vero, avec accomp. de Pianoforte, arr. par Mockwitz. 8 Gr.

— — Mich. Tenebrae, vierstimmiger Chor. Nr. 1. 8 Gr.

Kreutzer, Conr., Lieder und Romanzen von Uhland für eine Singstimme, mit Begleit. der Guit. arrangirt von Präger. Op. 64. 1 Thlr.

Neukomm, S., Das deutsche Magnificat (Meine Seele erhebt den Herrn), für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. 6 Gr.

— — Singstimmen zu der Cantate: der Ostermorgen, von Tiedge. 1 Thlr.

Speier, W., 4 Gedichte von Uhland, für eine Singstimme mit Begleit. des Pianof. Op. 18. 16 Gr.

Winter, P., Requiem. Mit latein. und deutschem Texte. Klavierauszug. 2 Thlr.

Für Guitarre.

Castellacci, Introduction et Bolero pour Guitare. Op. 46. 10 Gr.

Drexel, P., petit Bouquet mélodieux, contenant 12 pièces faciles p. la Guit. Op. 15. Nr. 1. 2. à 6 Gr.

— — 12 Exercices instructifs et amusans p. la Guitare. 1iv. 1. Op. 46. 8 Gr.

— — do. Liv. 2. O. 47. 8 Gr.

Unter der Presse:

Börgel, Sinfonie à grand Orchestre.

Fürstenau, Flötenschule.
Neukomm, S., Oratorium: Christi Grablegung. Partitur.
— — do. do. Klavierauszug.
— — Messe de Requiem à 3 parties en Choeur, avec acc. à grand Orchestre. Partition.
Schneider, Fr., 6 religiöse Gesänge für Sopran, Alt, Tenor und Bass, 1e — 3e Sammlung. Partitur.
— — do. do. in Stimmen.
u. m. a.

In der Rein'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Die Großmama.

Eine Sammlung von Mährchen für die Jugend.

von J. Sartori.

Der Verfasser, um seinen Schülerinnen, von Elisabeths höherer Töchterschule zu Elbing, welche sich des hohen Schutzes Ihrer Königl. Hoheit der allverehrten Frau Kronprinzessin von Preußen erfreut, ein Denkmal seiner Liebe zu geben, eignete er ihnen diese Sammlung von Mährchen öffentlich zu. Und Eltern, welche ihren Kindern ein erfreuendes und unterhaltendes Geschenk zum heiligen Christ- oder Geburtstag geben wollen, werden ihren Zweck eben so wenig verfehlen, als sie es nicht bereuen werden, dieses Buch zum Geschenk gewählt zu haben. Ein sauberer Einband, netter Druck und acht fein illuminirte Kupfer zieren dasselbe bey dem billigsten Preis von 1 Rthlr. 12 Gr.

Einladung zur Unterzeichnung
(ohne Vorausbezahlung)
auf
Ernst Wagner's
sämmtliche Werke,
in 10 Bänden.
Ausgabe lezter Hand,
besorgt von
Friedrich Mosengeil.

Des Herausgebers „Briefe über den Dichter E. Wagner" fanden eine freundliche Aufnahme im Publikum, und die vorläufig verbreitete Subscriptions-Anzeige von Wagner's Werken in wohlfeiler Taschenausgabe hat ebenfalls bis jezt kein ungünstiges Resultat geliefert. An der baldigen Erscheinung läßt sich nunmehr um so weniger zweifeln, da Herr Gerhard Fleischer in Leipzig das ausschließliche Verlagsrecht von den Wagner'schen Erben erworben, Herr Varnhagen aber das Subscriptionsgeschäft vertragsmäßig an den Herrn Verleger abgegeben hat.

Sich hier über den klassischen Werth jener Werke zu verbreiten, möchte um so überflüssiger seyn, da dieses bereits in den erwähnten „Briefen" umständlich geschehen, und unter anderm auch mit dem Urtheile eines großen Schriftstellers, Jean Paul Fr. Richters, belegt worden ist.

Der Zusatz des Titels: „Ausgabe lezter Hand," hat seine Geltung im eigentlichsten Verstande. Der Herausgeber fand nämlich im handschriftlichen Nachlasse des Dichters sehr viele Vorarbeiten für künftige Auflagen; und hat die eingetragenen Verbesserungen und Zusätze auf das gewissenhafteste zu benuzen gesucht.

Fr. Mosengeil.

Mit Vergnügen habe ich den Verlag der sämmtlichen Werke von Ernst Wagner übernommen, welche in 10 Bänden bey mir erscheinen werden.

Der Subscriptions-Preis für alle 10 Bände ist Vier Thaler Sächsisch, oder Sieben Gulden Zwölf Kreuzer Rheinisch, und dauert, bis das Werk die Presse völlig verlassen hat. Nach diesem Termin findet eine beträchtliche Erhöhung des Preises statt.

Die Ausgabe wird in 3 Lieferungen geschehen, und zwar die erste in der Jubilate-Messe, die zweyte in der Mitte des Sommers, und die dritte und lezte zur Michaelis-Messe 1827. Bey Empfang der ersten Lieferung wird der Betrag für alle 10 Bände entrichtet.

Ausführliche Anzeigen dieser Ausgabe, nebst Probe des Drucks und des Papiers, sind in allen Buchhandlungen zu haben, so wie auch jede Buchhandlung Subscription darauf annimmt.

Im December 1826.

Gerhard Fleischer in Leipzig.

An Deutschlands fromme Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen aller Confessionen.

Einladung zur Subscription
auf eine
sorgfältig geordnete splendide Ausgabe
des
Vaters Unsers
für
Christen höherer Bildung (Stände).

Auf Velinpapier, mit lateinischen Lettern, in einem Bande von circa 30 Bogen mit Titelkupfer. gr. 8.

Subscriptionspreis 2 Rthlr., welcher erst bey Ablieferung des Werkes entrichtet wird, und bis zum 1. März d. J. gilt. Nach dessen Ablauf dürfte diese Ausgabe, (neben welcher die schon bestehenden mit deutschen Lettern gedruckte Ausgaben ungehindert fortgehen,) kaum um höhern Preis zu erkaufen seyn, indem wenige nur über die Zahl der subscribirten Exemplare gedruckt werden sollen.

Da die Namen der resp. Subscribenten dem Werke vorgedruckt werden sollen, so wird um baldige und deutlich geschriebene Namen-Einsendung (bis spätestens Ende Februar 1827) ergebenst gebeten.

Ausführliche Anzeigen und Proben sind in jeder Buchhandlung unentgeldlich zu haben.

Leipzig, im Januar 1827.

Die Verlagshandlung
von
Ch. H. Kayser.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Einundzwanzigster Jahrgang.

1827.

Februar.

Wenn Geiſt mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie ſchlummernde Funken nährt,
Dann werden ſelbſt der Apollonia
Eifrigſte Prieſter euch nicht verkennen.

Klopſtock.

Im Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den lezten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jezt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparteylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns

daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, mitelnander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Länder- und Völkerkunde.

Skizzen aus Amerika. 29.
Nachrichten über die Birmanen. 45. 46.

Erzählungen und Romane.

Die Engländerin unter den Banditen bey Como. 28. 29. 30.
Der Trauring, von Fr. Laun. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 38. 39. 40. 41. 42.
Reiseabenteuer. 43. 44. 45. 46. 47.
Die Gespenster-Nacht. 48. 49. 50. 51.

Reisen.

Ausflug in die Vogesen. 47. 48. 49. 50. 51.

Naturgeschichte.

Ueber die vielfältige Benutzung des Kocosbaumes. 31. 32. 33.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Mirabeaus Witz über sich selbst. 28.
Napoleons Reise-Bibliothek. 30.
Anekdoten. 32. 37.
Shakespeare als Adjutant. 34.
Die Völker und die Zeitungen. 36.
Bemerkungen über Tasso, von L. Robert. 37. 38.
Bericht über die neuesten Ueberschwemmungen des Anio bey Tivoli, von A. Weissenburg. 39. 40. 41. 42. 43. 44.
Briefsteller. 48.

Gedichte.

Neugriechische Lieder, von Theodor Kind. 28. 34. 46. 49.
Lebewohl, von Adelheid v. Stolterfoth. 28.
Der Genius des Schönen von v. Weissenberg. 31.
Die Schöpfung des Weibes I. und II. Von Simrock. 34. 36.
Charaden. Winkelmann. 30. Wehmuth. 30. Stundenglas. 42.

Korrespondenz.

London. 34. 35. 38. 39. 40. — Paris. 28. 31. 32. 33. 36. 37. 41. 44. 45. 47. 48. 50. — Petersburg. 45. 46. 47. — Berlin. 39. 40. 41. 42. — Rom. 29. 30. 31. 32. 49. — Neapel. 49. — Frankfurt. 28. — Leipzig. 51.

Kunst-Blatt.

Nro. 10.

Lithographie. 1. Joseph von seinen Brüdern verkauft, nach Overbeck, lithographirt von Oeri. Karlsruhe, Welten 1826. — 2. Christus im Hause der Martha, nach demselben lithographirt. von demselben, ebend. — Berlin im December 1826. Neue Kunstwerke. Baden und seine Umgebungen von Prof. Frommel, mit Beschreibung von Hofrath Schreiber. — Merkwürdigkeiten des Gr. Herzogthums Baden, auf Stein gezeichnet von J. Bergmann.

Nro. 11.

Archäologie. Verzeichniß der alten und neuen Bildwerke in Marmor und Bronce in den Sälen der Königl. Antikensammlung in Dresden. Walther 1826. — Kunstausstellungen zu Gent und Amsterdam, im December 1826.

Nro. 12.

Neue Bauwerke in München. — Kunstausstellungen zu Gent und Amsterdam, im December 1826. (Forts.)

Nro. 13.

Alterthümer in Nubien, von Professor Lessegrem, aus dem Schwedischen übersetzt von Dr. Hermes. — Petersburg, am 10. Januar — Prato.

Nro. 28.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 1. Februar 1827.

Gott mit uns und unsrer Fahne,
Gott mit uns in unsern Herzen,
Wir mit Gott im Siegesjubel,
Wir mit Gott in Todes-Schmerzen.

Lieder der Griechen 2.

Der Gesang des Kolokotroni *).

(Aus dem Neugriechischen.)

Was, ihr Kinder Hellas, wollt ihr säumen?
Zu den Waffen! auf! die Zeit ist da!
Warum wollt ihr in der Fremde weilen?
Eilt herbey, euch alle zu vereinen;
Denn wir kämpfen einen heil'gen Kampf.
Unsre Hoffnung, unser Heil und Leben
Ruht nur in der Flinte, in dem Schwert!
Wollen uns mit ihnen unsre Freyheit,
Wollen Ordnung uns und Recht erkämpfen!

Unser Krieg ist kein Krieg für die Throne,
Die die Ruhmbegierde nur beherrscht.
Uns ruft Gott und die Natur zum Kampfe,
Von uns fordert's unser heil'ger Glaube,
Gegen die Barbaren auszuziehn.
Sitte und Gesetz, die eigne Ehre,
Leben, Glauben und die Tugend selbst
Haben die Tyrannen uns genommen,
Die Verhaßten! uns mit blut'ger Gier.

Warum wendet ihr die bangen Blicke,
Tapfre Griechen, nach dem Norden hin?
Ob ein Glaube beyde Völker einet,
Fühllos bleiben sie bey euren Leiden
Und der Herrscher schläft in tiefem Schlaf.

Denn die kalten Indienbeherrscher,
Denen ganz Europa unterthan,
Haben alle Könige bezaubert,
Und sie fühlen Nichts bey unserm Leid.

Doch wenn auch die mächtigen Gebieter,
Die den Sultan rechtlich anerkannt,
Den verhaßten Halbmond unterstützen,
Ueberlaßt euch muthlos nicht der Furcht!
Ruht der Sieg doch nur in unserm Willen,
Und frey werden von dem Joch wir seyn,
Wenn wir fest uns an einander schließen *),
Wenn die Einigkeit die Kraft erhöht!

Auf, ihr Griechen, denn! — und auf die Türken,
Die Tyrannen, die uns fesseln, tödten!
Die nur sinnen, kalt uns hinzuwürgen,
Und in unserm Blute umzuwühlen,
Die das schöne Griechenland verwüsten.
Auf, ihr Brüder, auf, wer in dem Herzen
Treu des Vaterlandes Liebe wahrt!
Auf! und eilt herbey mit euren Waffen,
Röthet sie mit der Osmanen Blut,
Mit dem wilden Blute der Tyrannen,
Die die Christusstreiter hingewürgt,
Die die göttlichen Gesetze schänden,
Die in Raserey das Heil'ge morden;
Röthet sie mit roher Türken Blut!
Auf! entsühnet die erschlag'nen Brüder!

*) Mit diesem Namen ward der nachstehende Gesang im Anfange der griechischen Revolution bezeichnet. Er ist im Originale gereimt, aber der Uebersetzer hat eine reimlose, übrigens metrisch-treue, Verdeutschung vorgezogen.

Th. K.

*) In einem Gesange des Kolokotroni — in der That! das klingt wie Ironie. Denn von Kolokotroni ging die Uneinigkeit der Griechen zum größten Theile aus.

Rächet, rächet sie! die Zeit ist da.
Kommt, euch fester alle zu verbinden
Zu dem heil'gen, dem geweihten Kampf!

Th. Kind.

Die Engländerin unter den Banditen im Gebirge bey Como.

Die Nacht war dunkel, die letzte Fackel eines unserer Führer war ausgebrannt, und er hatte eben eine kleine Laterne angezündet, die ich ihm hinhielt, als eine rauhe Stimme aus dem Gebüsche ein Aspetta! hervordonnerte. Ladroni, rief der Führer erschrocken, während ein Mann athemlos hervorsprang und meinen Maulesel beym Zaume ergriff. „Räuber! Räuber!" schrie ich dem Obrist und seiner Gemahlin zu, die mit dem andern Führer eine gute Strecke voraus waren, „um Gotteswillen, retten Sie sich!" Sie hörten den Ruf und waren mit dem Führer, der sich an den Schweif eines ihrer Thiere hing, in einem Augenblick aus dem Gesichte. Der keuchende Schurke, welcher mein Thier festhielt, rief drohend: „Denari subito!" Statt der Antwort schlug ich ihm die Laterne mit einer solchen Gewalt in's Gesicht, daß er geblendet zurücktaumelte und das Licht ausging. Schnell stieß ich dem Thier den spitzen Stock in die Seite, und dieses, sich von der Hand des Räubers losreißend, sprengte über Stock und Stein davon. Da ich keinen Verfolger hinter mir hörte, so hielt ich mich für glücklich befreyt, ob ich gleich jeden Augenblick fürchtete, wie Absalon an einem Baume hangen zu bleiben, aber ich schlug auch nicht ein einziges Mal an. Das Thier rannte immer fort; ich erblickte Licht, welches ich für die Fackel des Obristen hielt, und schon freute ich mich meines Entkommens, als ich mich, indem ich es erreichte, auf einmal mitten unter einem Haufen bewaffneter Räuber befand. Ich erwartete augenblicklichen Tod und bat daher, indem ich ihnen ungefragt meine Börse darreichte, flehentlich um mein Leben. Sie aber, ohne auf meine Bitte zu achten, verlangten meine Uhr und mehr Geld; und als ich sie versicherte, daß ich ihnen Alles gegeben, was ich von Werth bey mir hätte, erklärte mir der Anführer nach kurzer Berathung mit den Uebrigen, ich müsse ihm einen Brief an meine Freunde geben, des Inhalts, daß man ihnen tausend Kronen für meine Auslösung bezahle. Diesen Brief wolle er durch zwey von seinen Leuten abschicken; bekämen sie das Geld, so sollte ich demjenigen ausgeliefert werden, der mich abzuholen käme, wo nicht, so müsse ich sterben. Alle Gegenvorstellungen waren vergebens. Der Anführer ließ Tinte und Papier bringen, und ich schrieb einen Brief an den Obrist Cleveland, nach Cantenabbia; da es aber möglich war, daß der Obrist diesen Ort in seiner Flucht verfehlt, so gab ich die Weisung, daß man in solchem Falle den Brief weiter zu Lord L. bringe. Es läßt sich denken, daß ich meine Freunde um die schnellste Hülfe bat, da die Räuber mir durchaus nicht mehr als fünf Stunden Frist vergönnen wollten, indem sie, wie sie sagten, noch einen weiten Gang vorhätten, um einen andern Raub zu begehen, und sich auch bald trennen müßten, weil ihnen die Sbirren auf der Spur wären. Umsonst bat ich, im Fall, daß meine Freunde nicht schnell genug das geforderte Geld zusammen bringen könnten, mich doch lieber mit nach dem Orte zu nehmen, wo sie den andern Raub zu begehen hätten, indem ich sie versicherte, daß meine Freunde gewiß das Lösegeld bezahlen würden, wenn man ihnen nur die gehörige Zeit gäbe. Aber der Hauptmann war unerbittlich. „Wenn er seine Drohungen nicht genau erfüllte, sagte er kalt, so würde er niemals ein Lösegeld bekommen; deßwegen müsse er, wenn er einmal sein Ehrenwort gegeben, einen Gefangenen zu einer gewissen Stunde zu ermorden, sein Wort halten. Ja noch kürzlich wären sie genöthigt gewesen, eine Frau umzubringen, deren blutiger Leichnam droben auf dem Berge liege, weil man ihr Lösegeld nicht zur genannten Zeit gebracht." Ich schauderte bey dem Gedanken, daß dieß in wenigen Stunden mein eigenes Schicksal seyn könne.

Wie sehr ich aber auch den Tod fürchtete, so erfüllte mich doch noch eine andere, weit gräßlichere Furcht. Denn einer der Banditen hatte eine Drohung fallen lassen, die alles Blut in meinen Adern erstarren machte, ehe ich daher den Brief schrieb, erklärte ich dem Hauptmann, daß, da meine Ehre mir theurer sey als mein Leben, ich, wenn er mir nicht für dieselbe bürgen könne, nicht einen Heller für mein Leben geben wolle. Er versprach, mich so viel wie möglich zu schützen, denn er bewunderte den Muth und die Entschlossenheit, die ich in dem Versuch, dem Banditen, der mich zuerst angefallen, zu entgehen, gezeigt, und ich wäre eine solche brava ragazza, daß er alles für mich thun wolle, was in seiner Macht stünde. Doch, setzte er hinzu, stehe es nicht immer in seiner Macht, Frauenspersonen zu schützen, indem die Unverheiratheten unter der Bande — und nur den Anführern sey es erlaubt, sich zu beweiben — eine jede, die ihnen in die Hände fiel, als ihre rechtmäßige Beute betrachteten. Am Ende erhielt ich jedoch das Versprechen, daß er mir lieber selbst das Messer in's Herz stoßen, als die Mißhandlung meiner Person zugeben wolle.

Die Unterredung fand auf dem Wege statt, wo er mir zur Seite ritt, während die Uebrigen von der Bande in einiger Entfernung folgten. Indessen kamen wir bey der Höhle der Räuber an, welche sich in einem Marmorfelsen befand und so gut hinter Gestein und Gesträuch versteckt war, daß ein uneingeweihtes Auge hier auch nicht die entfernteste Spur von einer Wohnung entdeckt haben

würde. Wir mußten durch den Eingang beynahe auf Händen und Füßen kriechen, und kamen dann in eine geräumige, marmorne Halle, an deren anderem Ende, etwas durch einen Vorsprung versteckt, die Frau des Hauptmanns auf zwey großen Kohlenbecken das Abendessen der Bande zubereitete. Sie war eines von den schönsten Geschöpfen, die mir noch je vorgekommen, und ihr ward ich zur Untersuchung übergeben, ob ich nicht noch etwas von Werth bey mir trüge.

Sie fragte mich allerley über meine Kleider, mein Vaterland, meinen Liebhaber, und besonders über die Ursache, die mich in diesen Wald gebracht, und sezte dann, ohne auf eine Antwort zu warten, hinzu, der Priester hätte ihr gesagt, wir Engländer wären alle Ketzer und vom Teufel besessen, welches die Ursache wäre, warum wir so ohne Zweck und Ziel in der Welt herumliefen — und sie wünschte zu wissen, ob es denn wirklich wahr sepe, daß wir vom Teufel besessen wären.

Es fiel mir ein, daß ich diesen Aberglauben wohl zu meinem Vortheil benuzen könnte und ich erzählte daher der schüchtern Horchenden ein Langes und Breites von blauen Teufeln,*) von denen wir besessen wären; wie diese ihre Opfer quälten und sie oft dazu brächten, sich zu hängen oder zu ertränken, und wie diese Teufel endlich in alle führen, die uns zu nahe kämen, um uns zu umarmen oder zu küssen. Die arme Frau trat zitternd zurück und begnügte sich, daß ich ihr den Inhalt meiner Tasche von Ferne zeigte, und eilte dann sogleich, um der Bande die gräßliche Entdeckung, daß sie eine vom Teufel Besessene in der Höhle hätten, mitzutheilen. Zu meiner Freude hörte ich, daß das Mährchen auch bey diesen wilden Seelen wirkte, und ich hoffte, daß es dazu beytragen würde, wo auch nicht mein Leben, doch meine Ehre zu retten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) blew devils (Vapeurs.)

Mirabeau's Witz über sich selbst.

Die Gesichtszüge und die ganze Gestalt Mirabeau's trugen das Gepräge seines Charakters. Er war untersezt, stark gebaut, hatte den Nacken eines Stieres, dicke, verworrene Haare beschatteten seine Züge; dabey war er blatternarbig und mit Sommersprossen bedeckt. „Stellen Sie sich," sagte er einst zu einer Dame, die ihn nicht kannte, und ihn bat, ihr Mirabeau's Aussehen zu beschreiben, „stellen Sie sich einen Tiger vor, der die Blattern gehabt hat." Wenn er davon sprach, wie er seine Gegner in der Versammlung angreifen wolle, so sagte er: „Ich will Ihnen den Kopf des wilden Ebers zeigen." Damit meynte er seine verworrenen, düsteren Gesichtszüge.

Leb wohl.

Ich fühl es tief im Herzen,
Es ist der bitterste von allen Schmerzen,
Nach streng verborgnen unterdrückten Klagen
Kalt zu dem theuren still Geliebten sagen
„Leb wohl."

„Ich seh ihn nimmer wieder,"
So wogt es in dem Busen auf und nieder
Wie ein durchstürmtes Meer um Felsenklippen.
Doch lächelnd klingt es von den bleichen Lippen
„Leb wohl."

Und ist er fort auf immer,
Auf ewig, und das Auge sieht ihn nimmer,
O könnt' es dann verlöschen — sinken — brechen —
Doch einmal noch zu ihm die Worte sprechen:
„Leb wohl."

Adelheid von Stolterfoth.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. im Januar.
(Beschluß.)

Von ausgezeichneten Fremden haben Mad. Catalani und die Harfenspielerin Mad. Longhi Möser Konzerte gegeben. Mad. Catalani trat zum ersten Male im Saale des rothen Hauses auf; man bemerkte, daß sie weit zuvorkommender und bescheidner geworden sey, auch sezte sie den früheren Eintrittspreis von einem Dukaten auf drey Gulden herab. Im zweyten Konzert konnte man sie noch wohlfeiler hören, da dieses im Schauspielhause war, wo man die gewöhnlichen Preise nur verdoppelt hatte; hier wurde sie von Mad. Longhi unterstützt, welche zur Entschädigung für einen verlorenen Konzertabend einen Theil an der Einnahme erhielt. Beyde Male schloß Mad. Catalani, um sich für den unermeßlichen Applaus freundlich und dankbar zu beweisen, mit God save the king, worin sie bekanntlich ihre Stimme zu einer unglaublichen Stärke anwachsen läßt, und welches durch den wahren, einfachen, begeisterten Ausdruck den ächten Kenner am meisten befriedigt. — Die Künstlerin geht nach Schweden.

An den Abenden des Museums wurden die im vorigen Winter begonnenen Vorlesungen aus Shakspeare'schen Stücken unter der Leitung des Herrn Berly fortgesezt.

Von dem Elephanten, der lange das Stadtgespräch war, und in auswärtigen Zeitungen den Ruf eines sehr klugen Thieres erlangte, schreibe ich Ihnen zulezt, da die Geschichte aus mehreren unterhaltenden Anekdoten besteht. Jedermann bewunderte die hartnäckige Klugheit dieses Thieres, das sich durch nichts wollte bewegen lassen, in seinen vierrädrigen Kasten zurückzugehen, weil es darin auf der Herreise umgeworfen worden war. Die Sache hatte die größte Wahrscheinlichkeit für sich, und man erzählte sich mehrere schlaue Betrügereyen, die man ihm, und er wieder seinen Wärtern gespielt habe, wobey der Erfindungsgeist der Frankfurter auch seine Rolle spielen mochte. Man soll ihm unter andern, nachdem er lange gehungert, seine Lieblingsspeisen und Getränke ganz hinten in den offenen Kasten gesteckt haben, um ihn hinein zu locken. Er habe abgewartet, bis seine Wärter schliefen oder zu schlafen schienen, und sey dann in den Kasten gestiegen, aber nur mit drey Beinen, um gegen Ueberfall gesichert, sich schnell zurückziehen zu können, und habe so mit dem Rüssel Alles ver-

vorgebolt. Diese Erzählungen unterhielten ungemein, und Jedermann war auf den Ausgang gespannt. Der Polizey dauerte dieser Spaß indessen zu lange, und es wurde der Eigenthümerin des Thieres angezeigt, daß, wenn der Elephant bis zu einer bestimmten Frist nicht in seinen Kasten sey, werde man Anstalten machen, ihn zu tödten, da man die Stadt durch seine Widerspenstigkeit keiner Gefahr aussetzen könne; — eine neue Quelle der Unterhaltung. Wie wollte man das Thier tödten? Es sollten, schlug man vor, rings um die Bude große Pfähle eingerammt, und dann das Thier entweder durch Gift oder durch Schießgewehre aus der Welt geschafft werden. Man kann sich die gespannte Erwartung, die Besorgniß der ganzen Stadt, das geheime Grauen vor der neuen Schicksalstragödie dieses kolossalen Helden denken, den ein so reines tragisches Motiv, der edle Trieb der Selbsterhaltung und der Würde seines Geschlechts dem Tode entgegenführte. Der Termin nahete heran — plötzlich, an einem Mittag, verbreitete sich die Nachricht, der Elephant sey in seinen Kasten gegangen. Seltsam — wie hatte man dem Thier die drohende Lebensgefahr begreiflich gemacht? Statt die Klugheit des Thieres noch höher erheben zu müssen, ergab sich bald, daß die Eigenthümerin ihre Scheu, in einen gewissen anderen, mit Gitterstäben versehenen Kasten zu wandern, dem armen Elephanten aufgebürdet, welcher sich das gute Füttern außer dem Kasten fortwährend willig gefallen ließ, ohne nach dem Arrak und Kuchen im Innern zu verlangen. Mittlerweile war eine Subscription von Haus zu Haus gegangen, um das edle Thier, das so viele Anhänglichkeit an Frankfurt bewiesen, für die Stadt anzukaufen. Man schlug sogleich den neuen Maurhall vor, wo dieser Monarch der Wüste den geselligen Frankfurtern künftig Audienz geben und Unterhaltung aller Art, schöner als in der Bude, als ovaler Körper zwischen Transparenten etwa als Rutschberg und Schaukel (mit dem Rüssel) oder als Vorschneider, da er in Paris sich so schon bey Tisch zu produciren gelernt, oder als Oberkellner, der schnell allenthalben mit seinem Rüssel seyn könne, auch die Pfropfen aus den Bouteillen zöge, endlich als Pferdchen, um die schweren Gäste auf dem Rücken oder in einem geräumigen Einspänner nach Hause zu bringen — man hatte tausend erfinderische Vorschläge, und die originelle Idee fand Liebhaber in allen Ständen. Der Chef eines bedeutenden jüdischen Handlungshauses that für den edlen Orientalen, als eine Art Landsmann, einen starken Griff in die Kasse, und spendete tausend Gulden: andere, abendländische Häuser, trugen bey minderem Interesse kleinere Summen bey, und so war das Tödten des friedfertigen Thieres auf einmal umgangen, die Frau konnte ihre Schulden bezahlen, und der Elephant ist für die Stadt gewonnen. Es ist nun zu erwarten, wie bald der wachsende abgöttische Sinn der Frankfurter für Vergnügungen hier zu einer Art Baalsdienst führen wird, und ob wir nicht bald hier in Deutschland einen schwarzen Elephanten eben so verehren, wie der Asiate den weißen in Siam.

Paris, 28. Dec.

(Beschluß.)

Die Richter an den Pariser Gerichtshöfen sind zum Theile Leute voll von Vorurtheilen und von Ergebenheit gegen das Ministerium; nur bey einigen Gelegenheiten hat sich die Cour royale allein mit einiger Unabhängigkeit und einigem Freysinn gezeigt, besonders bey dem wichtigen Prozesse, den das Ministerium den beyden freysinnigen Tagesblättern Constitutionnel und Courrier français angehängt hatte. Hier rettete die kühne Entscheidung der Cour royale wirklich die Pressfreyheit, und machte den Plackereyen des Ministeriums und der Geistlichkeit ein Ende. Seitdem hegt das Ministerium aber auch tiefen Groll im Herzen gegen die Tagesblätter, und wird sich über kurz oder lang an denselben zu rächen suchen. Schon wird seit einigen Wochen von dem Gesetzentwurfe gesprochen, den es bey der dießjährigen Session den Kammern vorlegen wird, und der voll von arglistigen Verfügungen wider die Presse seyn soll. Indeß ist doch schon so viel gewonnen, daß kein Minister mehr von der Censur zu sprechen wagt, so allgemein verhaßt ist dieses Joch bey allen Partheyen, ausgenommen bey der ächten theokratisch-ultramontanischen, welche die abgeschmackten Grundsätze eines Grafen de Maistre angenommen hat, und welche, diesen Grundsätzen gemäß, auf nichts weniger dringt, als daß die gesammte Druckfreyheit in die Hände der Geistlichkeit ihrer Parthey übergeben solle. Glücklicherweise ist dieses wüthende Häuflein doch zu schwach, um die Sache auf einmal beseitigen zu können; vielleicht aber gelingt ihm etwas durch Hülfe der langsam arbeitenden und allmählig untergrabenden Jesuiten; denn diese werden kräftig von innen und von außen unterstützt, und ziehen aus allen Kräften die Finsterniß wieder herbey, so gut als es in Frankreich angeht, wo dreyßig neue Ausgaben von Voltaire's und Rousseau's Schriften ihnen einen starken Damm entgegenstellen. Die Jesuitenparthey hatte damit angefangen, daß sie abergläubische Schriftchen unters Volk austheilen ließ. Die Liberalen ahmten dieß sogleich nach, und da liberale Schriften weit besser abgesetzt werden als ascetische, so hatten sie den jesuitischen Schriften bald den Rang abgewonnen; seitdem schreyen die Ultrablätter gewaltig über den Unfug kleiner Volksschriften, und dringen auf Maßregeln, der Verbreitung solcher Schriften Schranken zu setzen. Wahrscheinlich wird man dieß den Jesuiten zu Gefallen thun; allein was hilfts? Das Volk will doch auch lesen, und obschon es in Frankreich bey weitem nicht so viel Antheil an öffentlichen Angelegenheiten nimmt als in England, und überhaupt nicht so unterrichtet ist, so will es doch auch etwas erfahren, und bekümmert sich ein wenig um dasjenige, was in der Welt vorgeht, und was seine Obern mit ihm treiben oder vorhaben. Die kleinen Volksschriften mögen in der letzten Zeit von einigen Uebelgesinnten zu frevelhaften Zwecken mißbraucht worden seyn. Allein gibt es nicht Gesetze, um der Verbreitung wirklich strafbarer Schriften Einhalt zu thun, und soll deßhalb jeder Versuch, das Volk zu unterrichten, als strafbar behandelt werden? Dieß geht unmöglich an. In Frankreich sind keine Volkszeitungen wie in England und einigen Gegenden Deutschlands vorhanden, weil Zeitungsunternehmungen wegen Stempel und andern Auflagen zu theuer zu stehen kommen, als daß die Zeitungen leicht vom Volke gehalten und gelesen werden könnten. Seit der Revolution sind daher auch keine eigentlichen Volksblätter mehr da. In Paris, wo man mit einer gebildeten Volksmenge zu thun hat, weiß man übrigens den rechten Volkston nicht zu treffen. Auch die kleinen Volksschriftchen, die im 32ger Format erscheinen, sind noch immer nicht für das Landvolk, sondern blos für die Städter berechnet. Freylich wohnt die französische Lesewelt eigentlich in den Städten, und nur für diese städtische Lesewelt schreibt man in Paris. Aber auch dieß steht der Obscurantenparthey nicht an; ihrem Systeme zufolge soll Niemand mit dem Volke, weder in Städten noch in Dörfern reden, als ihre wandernden Missionäre, und ihre Société des bons livres, das heißt ihre Gesellschaft zur Verbreitung obscurantter Schriften. Es ist also kein Wunder, daß sie alles Mögliche thut, um die Verbreitung von Schriften zum Unterrichte des Volkes zu hemmen und gänzlich aufzuheben. In dem Jahre 1827 werden die Versuche dieser Parthey, um alles Licht beym Volke auszulöschen, und eine spanische Glückseligkeit herbeyzuführen, in Frankreich wahrscheinlich zu kuriosen Erfolgen Anlaß geben, und in dem Lüttricher Almanache könnte ebenfalls der Kampf des Lichts und der Finsterniß als eine der großen Begebenheiten geweissagt werden, welche dieses Jahr bemerklich machen werden. Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 10.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 29.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 2. Februar 1827.

Und bald war in der Wälder dunkle Schatten
Erminiens Roß mit seiner Last geflohn;
Denn freyen Lauf muß ihm die Hand gestatten,
Und zwischen Tod und Leben schwankt sie schon;
Der Gaul durchstreift nach Willkühr ohn' Ermatten,
Den wirren Pfad der wald'gen Region.

Torq. Taſſo.

Die Engländerin unter den Banditen im Gebirge bey Como.

(Fortsetzung.)

Unter den mancherley Dingen, die ich aus der Tasche gezogen, fand sich auch ein Stück Opium, welches ich am Morgen zu mir gesteckt, um einen Aufschlag für das kranke Auge eines Bedienten damit zu bereiten, den ich aber vor meiner Abreise nicht hatte vollenden können. Auch dieses, hoffte ich, sollte mir hier zu statten kommen. Die Banditenfrau hatte zu wissen verlangt, was es wäre, und ich hatte ihr gesagt, es wäre ein Harz, das, in einer gewissen Menge genommen, dasjenige, was dem Menschen bevorstehe, im Traum zeige. Das schwache Weib, an jede Art von Aberglauben gewöhnt, glaubte auch dieses, und kam daher bald zurück, um mich um die gehörige Dosis zu bitten. Ich gab ihr, was ich für genug hielt, um sie in einen tiefen Schlaf zu versenken, und zerbröckelte dann das Uebrige so klein wie möglich und verbarg es in einem meiner Handschuhe.

Die Banditen waren jezt beym Essen und ich ward zu ihnen zurückgebracht, um ihnen dabey Gesellschaft zu leisten. Ich hielt es nicht für rathsam, die Einladung abzulehnen, ob ich es gleich schwer fand, etwas hinunter zu bringen. Ich bat um etwas zu trinken, in der Hoffnung, wenn man mir den Weinkrug reichen würde, aus dem sie alle tranken, und mit der Absicht, sodann das Opium hineinzuwerfen; aber aus Furcht vor den Teufeln, von denen sie mich besessen wähnten, verweigerten sie mir diesen und gossen mir etwas Wein in einen Becher. Jezt war guter Rath theuer; die Räuber, sieben an der Zahl, saßen alle um den Tisch her, den sie nicht sobald verlassen zu wollen schienen, indem einige das bekannte lärmende Morraspiel anfingen, während die Uebrigen unter Gesprächen über ihre begangenen Gräuelthaten, Flüchen und unflätdigen Liedern fortzechten. Einer von diesen Teufeln rühmte sich, daß er, seitdem er das Handwerk angefangen, neunzehn Personen bey kaltem Blute mit eigener Hand ermordet. „Nun, Pietro, rief ein anderer mit einem Seitenblick auf mich, wenn du's so gerne thust, so dürftest du wohl heute Nacht die zwanzigste voll machen, denn ich will des T—s seyn, wenn wir für die was kriegen. Die Kerls hätten schon zwey Mal von Cadenabbia zurück seyn können. Es ist nur noch fünf Viertelstunden Zeit, und wenn sie dann nicht zurück sind, so muß sie springen."

Der Wein fing immer mehr an, seine Wirkung zu äußern, und Einer von ihnen, der mich mit wilden Blicken betrachtete, murmelte seine Zweifel über die vorgeschützten Teufel und meynte, am Ende wäre doch eine so besessene Frau besser wie keine. Ein Anderer rieth ihm, zu warten, bis die Zeit verstrichen. Man denke sich meine Lage, die mit jedem Augenblicke qualvoller ward. Ich faß die Augen auf die langsamen Zeiger von des Hauptmanns Uhr gerichtet, welche an einem Haken unter der Lampe hing. Ich folgte ihnen von Minute zu Minute, deren

jede mir ein Jahrhundert schien, und ach! für mich doch nur zu schnell vorübereilte, denn eine jede schien mich dem Tode und der Schande näher zu bringen.

Die Banditenfrau lag schon, von dem Opium betäubt, in tiefem Schlaf. Der Hauptmann selbst schien zu schlummern. Die Räuber wurden immer stürmischer, ihre Drohungen und Blicke wilder — auch war ihre lezte Flasche Wein auf dem Tische. Entschlossen, das Aeußerste zu wagen, fuhr ich auf einmal in die Höhe und rief: „Gli Sbirri! gli Sbirri!“ (Gensdarmen! Gensdarmen!) — „Impossibile!“ schrieen die Banditen allzusammen; doch ergriffen sie ihre Flinten und eilten an die Mündung der Höhle. Schnell warf ich das Opium ins Getränke, rührte es hastig um und hatte eben dieses gefährliche Geschäft vollendet, als sie wieder zurückkamen und mich lachend versicherten, ich müsse geträumt haben. Ich bat sie, sie möchten doch meine Gesundheit trinken, denn sagte ich, ich zweifelte gar nicht, daß solche Galantuomini lieber mein Geld als mein Leben haben wollten. „Eviva Signora!“ riefen alle einstimmig, schenkten sich ein und leerten die Flaschen in gleichen Theilen. Sie erklärten, ich sey eine bravissima Donna, und hätte ihnen durch Schreyen und Lärmen keinen Verdruß gemacht, ja ich verdiente eines Banditen Frau zu seyn, eine Ehre, um die ich freylich nicht sehr geizte. Der Hauptmann sah besorgt nach der Uhr und schüttelte den Kopf, indem er bemerkte, wenn die Gesandten nicht zurückkämen, so hätte ich nur noch eine halbe Stunde zu leben.

Ich schauderte. Aber im Rathe des Schicksals war es anders beschlossen. In kürzerer Zeit als ich zu hoffen gewagt, fing der kräftige Schlaftrunk zu wirken an, und bald lagen alle in einem Schlafe, welcher lang und tief zu seyn versprach. Vor Furcht und Eile kaum im Stande zu athmen, schlich ich mich leise zur Oeffnung der Höhle. Nicht ein Laut unterbrach die Stille der Nacht; ich erinnerte mich, daß die Räuber mein Maulthier dicht daneben angebunden hatten, und da es jezt mondhell war, so fand ich es bald, band es los und bestieg es. Es würde ein fruchtloses Bestreben gewesen seyn, meinen Weg nach Cadenabbia zurückzufinden zu suchen, auf dem ich noch überdieß zu fürchten hatte, den beyden dahin geschickten Banditen in die Hände zu laufen. Ich überließ es also dem Thier, sich selbst aus dieser Wildniß herauszufinden und zweifelte gar nicht, daß es mich nach Porlezza tragen würde, wo ich es her hatte. Sobald ich mich aber so weit von der Höhle entfernt glaubte, daß Niemand mich hören konnte, fing ich an, das Thier mit athemloser Hast vorwärts zu treiben, und es lief auch mehrere Stunden weit ohne Unterbrechung fort, als wenn es gewußt hätte, daß von seiner Schnelligkeit und seiner Wegkenntniß meine Rettung abhänge.

(Der Beschluß folgt.)

Skizzen aus Amerika.

2.

Theater und Bälle in New-Orleans.

New-Orleans besizt zwey Theater, von denen das amerikanische fünf, das französische acht Monate hindurch offen ist. Das amerikanische gewinnt jedes Jahr, obwohl es noch immer keine auch nur mittelmäßige Stufe erreicht hat. Mehrere Stücke werden jedoch leidentlich gegeben, unter denen Sheridans shool of scandal, sodann the Miser und Would be a soldier, ein amerikanisches Nationalstück aus der Revolutionszeit. — Weber würde sich sehr gewundert haben, wenn er seinen Freyschüz noch bey seinen Lebzeiten hier gehört hätte. In New-York ließ man ihm diesen Namen, und gab ihm nur noch den Robin als Beysaz. Hier machte man den wilden Jäger von Böhmen daraus (the wild huntsmen of Bohemia). Das Stück gefiel jedoch, und die Kentuckier *) gaben ihren Beyfall auf die ungetheilteste Weise durch ein wüthendes Hurrahgebrülle zu erkennen. Dieß Theater hat noch statt der Courtine einen Vorhang von ungebleichtem grobem Segeltuch, und der ungeheure Tabaks- und Whiskygestank hält die bessere Klasse vom Besuche desselben zurück, und so gern ich auch den originellen Mr. Caldwell, den Unternehmer dieses Theaters, öfters gehört hätte, fand ich es doch rathsam, meine Besuche dort seltener zu machen. Das französische Theater gibt meistentheils die klassischen Stücke der französischen Bühne. Racine, Corneille, Voltaire: die Maria Stuart, Regulus ꝛc. werden hier landstadtmäßig aufgeführt. Die einzige ausgezeichnete Schauspielerin dieser Gesellschaft ist Madame Clauzel, die wirklich gut spielt. Mit der Zeit wird dieses Theater, das jeden Tag auf weniger nationalem Boden steht, entweder ganz aufhören, oder amerikanisch werden. Es fällt den Kreolen schon gegenwärtig schwer, es aufrecht zu halten. Wer jedoch an französischen Stücken Geschmack findet, wird es meistens ziemlich befriedigt verlassen.

Gegen Ende Dezembers fängt in New-Orleans der Karneval an. Für die bessere Klasse werden Redouten und Gesellschaftsbälle gegeben. Diese leztern, so wie die dritte und lezte Redoute sind die glänzendsten. Regelmäßig findet sich da der Kreolische Pflanzer und Kaufmann, gleichviel, ob reich oder nicht, mit seinen Töchtern ein. Es läßt sich jedoch nichts Langweiligeres denken, als ein Maskenball in New-Orleans. Einige reiche junge Kaufleute und Pflanzer hatten den Einfall, sich als arme Irländer zu maskiren und hatten sich deßhalb mit Kartoffeln be-

*) Der Verfasser dieser Skizzen schildert an einem andern Orte die Kentuckier als den rohesten Stamm unter den Bewohnern der nordamerikanischen Union. Wir werden ein ander Mal diese Schilderung mittheilen.

D. R.

hängt. Bey dieser Gelegenheit, die der bornirtesten Amerikanerin oder Engländerin einige witzige Einfälle über Paddy (Spottname des Irländers) entlockt hätte, wußten die albernen Mädchen, die gerade fünf an der Zahl an die verkappten Irländer hinantraten, nichts weiter hervorzubringen, als „Ah! Ich weiß, daß Sie kein armer Irländer sind. Sie sind der reiche X. und wohnen da." — Und die zweyte: „Ich weiß, daß Sie der reiche Y. sind, und da wohnen," und so sprachen die sämmtlichen fünf Gänschen. Aber sie sagten eben, was ihnen am meisten am Herzen lag. — Alles ist hier Kaufmann, und die vierzehnjährige Miß fragt in der ersten Stunde der Bekanntschaft, ob man auch reich ist, und wie viele Baumwollenballen und Zuckerfässer man allenfalls jährlich produciren könne. Da die Kreolinnen nicht den zehnten Theil des Mutterwitzes der Amerikanerinnen besitzen, so kommen bey diesen Bällen häufig Scenen vor, die ernst und komisch zugleich sind. Eine ausgezeichnete Maske hatte vor zwey Jahren die Aufmerksamkeit einer reichen jungen Kreolin gefesselt. Die Maske merkte es und benützte die Ueberraschung des Mädchens und ihrer Eltern dazu, ihnen von seinen Grafschaften, die sie in Italien besitze, so Vieles zu erzählen, daß Mutter und Tochter nicht genug eilen zu können glaubten, den hohen Fremdling ja recht geschwind zu fangen. Er wird eingeladen, und in acht Tagen soll die Hochzeit seyn. Die Familie der Braut war eine der reichsten und angesehensten des Landes. Am sechsten Tag kommt für die Braut glücklicher, und den Bräutigam unglücklicher Weise ein Schiff von Livorno an, als eben der Bräutigam mit seiner künftigen Braut und ihrer Mutter an der Levee (die Straße am Hafen) spazieren gehen. Die Schiffsgesellschaft betritt das Land, und zwey der Matrosen stürzen mit wüthendem Geschrey auf den Pseudografen und schlagen ihn zu Boden. Die Braut wird ohnmächtig. Die Scene klärt sich auf. Der Herr Graf war ein — entlaufener Schneidergesell, der mit dem Gelde dieser zwey Matrosen und anderer derley Gesellen alle die schönen Sachen kaufte, die ihn den Grafen spielen ließen, und sich dann aus dem Staube und auf die See machte. Ein Tag später hätte die reichste und stolzeste altadelich französische Familie Louisianas mit diesem Galgenkandidaten sich vereinigt.

Die allerlangweiligsten Bälle sind die öffentlichen. Bis zum Jahre 1826 herrschte die sonderbare, aus der Spannung der Amerikaner und Kreolen hervorgehende Sitte, daß die Amerikaner mit ihren Damen, und die Kreolen mit den ihrigen zwey Partheyen bildeten, die sich einander gegenüber stellten, einander ansahen, mit einander weder tanzten noch sprachen, und sich so die öffentlichen Feste zu wahren Qualscenen machten. Im lezten Jahre schien man sich jedoch zu nähern.

Sich Geld zu machen, to make money, ist der Hauptzweck, um dessenwillen Alle hierher kommen, und sich der Gefahr, vom gelben Fieber hingerafft zu werden, aussetzen. Unterhaltung, Bildung, Religion, sind alles Nebensachen. Was, wie gesagt, die mäßigsten Städte von Ohio, Kentucky ꝛc. bereits haben, ein Lesezimmer oder ein Museum, sucht man in New-Orleans vergebens. Die Bibliothek der Stadt verfault und vermodert im alten Gouvernementshause, ungebraucht und ungelesen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 3. Jan.

Was den Schatz anbetrifft, von welchem schon so oft von hier aus in öffentlichen Blättern die Rede gewesen ist, so möchte das auswärtige Publikum leicht auf den Gedanken gerathen, man wolle es eben so zum Besten halten, wie es bis der die Römer von den Schatzgräbern geworden sind. Er schien seit mehreren Monaten in Vergessenheit gerathen zu seyn. Aber plötzlich hat sich die Sage davon in diesen Tagen wieder dergestalt im Publikum verbreitet, und ist mit so ausführlichen, und dem Scheine nach authentischen Details besprochen worden, daß selbst die determinirtesten Zweifler an das fortwährende Daseyn des Projekts glauben müssen. Das ist aber auch Alles, was sich davon sagen läßt; denn über die Art der Hebung ist in diesen Tagen das Publikum wieder auf eine so grobe Art bey der Nase herumgeführt worden (und zwar im eigentlichen Verstande), daß man wohl sieht, es gibt Narren, welche absichtlich Lügen darüber verbreiten, blos um die Leichtgläubigkeit des großen Haufens auf die Probe zu stellen. Am vorigen Freitage (29. Dec.) ward nämlich so allgemein versichert, daß in der folgenden Nacht die Hebung vorgenommen werden sollte, man wußte die Namen der, von der Regierung ernannten Kommission so bestimmt anzugeben, ja man kannte sogar die Anzahl der dazu beorderten Gensdarmen, daß es wirklich schien, es sey Ernst mit der Sache. Nur über den wichtigsten Umstand war man getheilter Meynung: Niemand wußte mit Bestimmtheit anzugeben, wo der Schatz läge. Nach dem Campidoglio zu ward versichert, er sey im Tempel der Vesta (der Sonne) auf der Piazza della Verità, gewöhnlich die Kirche zum heiligen Karossenstephan genannt, hart neben dem sogenannten Tempel des männlichen Glücks, jezt die Kirche zur egyptischen Madonna, vergraben; auf dem Campo Marzo *) dagegen hieß

*) Zwischen dem alten Campus Martius und dem heutigen Campo Marzo ist ein großer Unterschied. Ersterer war die große, in die Bucht, welche die Tiber im Nordwesten der Stadt bildet, eingefaßte Pläne, auf welcher früher die militärischen Uebungen gehalten, nachher aber, besonders unter den ersten Kaisern, Prachtgebäude aller Art aufgeführt wurden. Der, dem Kapitol am nächsten liegende Theil, so wie der Strich derselben, welcher sich unter dem Quirinalis weg nach dem Pincio (Collis Hortulorum) zu zog, wurden beyde, obgleich außerhalb der Mauern des Servius liegend, von August, ersterer unter dem Namen des Circus Flaminius, und lezterer des Via lata-Quartiers (die erste Hälfte des heutigen Corso vom Campidoglio an), gleichsam als zwey Vorstädte zur Stadt gezogen, bis Aurelianus den ganzen Campus Martius bis an das Flaminiusthor (Volksthor), nebst dem Pincio, mit einer Mauer umgab, und somit im eigentlichen Verstande in die Stadt einschloß. Was im Auslande nicht bekannt, oder wenigstens meistens übersehen zu werden scheint, ist der Umstand, daß das

es fortwährend, er läge auf seiner alten Stelle, nämlich in der Nähe der Piazza Madama, auf dem Grund und Boden der Familie Giustiniani, oder vielmehr, einem dritten Gerüchte zu Folge, in der dort stehenden Kirche des heiligen Eustachius. Ueber die Zeit, wo das große Werk beginnen sollte, waltete kein Zweifel ob: es war die Mitternachtsstunde; einige meynten, man habe diese gewählt, um das Aufsehen zu vermeiden, andere, weil sich der Schatz nur um diese Zeit heben lasse. Die Römer mögen zwar gern Alles wissen, aber sie sind nicht neugierig; besonders ist ihnen die Nachtschwärmerey verhaßt. So mochte es kommen, daß sich nur wenige Personen entschlossen, sich an Ort und Stelle zu begeben, um der Schatzgräberey in Person beyzuwohnen. Die Wahl unter den beyden Orten hatte keine Schwierigkeit, und der größere Theil entschied sich für die Piazza Madama. Dieser Platz liegt in der Mitte der Stadt, und auf ihm steht der Pallast des Polizeyministers; folglich war hier weder die Entlegenheit noch die Unsicherheit des Orts zu fürchten. Anders verhielt sich's mit der Bocca della Verità: der Weg dahin, aus dem Mittelpunkte der Stadt eine kleine deutsche Meile entfernt, geht durch Dick und Dünn, über Stock und Block, über Berg und Thal, durch eine vollkommen einsame Gegend, welche, obgleich so unbewohnt, daß nicht einmal Diebe dort hausen, aus dem ganz einfachen Grunde, weil es da nichts zu stehlen gibt, doch Furcht einjagt, weil Niemand weiß, ob sich nicht irgend ein Malvivente, von der Polizey verfolgt, in diese Wüste „zurückgezogen" *) hat, besonders aber, weil dort allnächtlich eine Heerde abgerichteter Hunde nach Aasung ausgeht, welche ihnen die dort häufig krepirenden Esel und Pferde der durchpassirenden Bergbewohner darreichen. Hierher begaben sich, aus allen diesen Gründen, nur die Entschlossensten unter den Neugierigen. Zu diesen gehörte ich. Mir war nämlich von einer Person, welche unmittelbar aus der Staatskanzley ihre Nachricht erhalten haben wollte, mit Hand und Mund betheuert worden, die Sache habe ihre Richtigkeit, und der Schatz (vorausgesetzt daß einer da wäre) solle in der erwähnten Nacht in oder um den Karossenstephan wirklich gehoben werden. Ich machte mich daher gegen zehn Uhr auf den Weg; das Wetter, welches sich in dem verflossenen Tage geändert hatte, und seitdem ungefähr acht Tage gut geblieben ist, war milde, windstill, und der Himmel so sternenhell, wie ich ihn irgend gesehen hatte. Es war mit einem Worte eine so vortreffliche Winternacht, als befänden wir uns schon zu Anfange des Frühlings. Ich hätte, um den nächsten Weg zu nehmen, der Länge nach über das alte Forum Romanum zwischen dem Capitolinus und Palatinus durch, dann quer über den Circusmaximus gehen, und somit rechts neben der Kirche S. Maria in Cosmedin (dem antiken Tempel der patrizischen Keuschheit, oder der Fortuna) heraus, an Ort und Stelle gelangen können. Aber, ob mir gleich dieses nächtliche Herumirren auf diesem Grabe der Vorzeit nicht unlieb war, und ich es wohl ehemals schon, aber nur im Sommer, getrieben hatte, so wollte ich doch dieses Mal, besonders in einer der längsten Winternächte des Jahres, und in der angegebenen sehr unsichern Gegend, den Teufel nicht muthwillig an die Wand malen. Ich trat daher den längsten Weg, das heißt über das Forum Trajanum (Piazza di Colonna Trajana), neben dem Grabmahle des Bibulus, unter und um den Capitolinus und am Theater des Marcellus, und den drey Tempeln der Kindesliebe, der Hoffnung und der Matuta, (welchen letztern einige Antiquare hieher versetzen) weg, nach dem Platze der S. Maria Egiziaca, bis wohin sich ehemals das sogenannte Pulchrum Litus (das schöne Ufer), der köstlichste und glänzendste Spaziergang des alten Roms, heut zu Tage, gleich dem ganzen übrigen beyderseitigen Tiberufer, nach dem Forum Romanum, der ärgste Schauantheil der Stadt, erstreckt hat. Man sieht, dieser Weg, obgleich minder antiquarisch, als der über das Forum, gewährte immer noch Veranlassung genug, in der Phantasie um ein paar tausend Jahre zurückzuschreiten, und darüber das Jammerthal von heut zu Tage, nebst allen seinen über und unter der Erde befindlichen Schätzen zu vergessen. Wenn diese und andere einsame Gegenden Roms, wo ehemals das Geräusch des üppigsten Luxus und aller irdischen Schein- oder wahren Größe ertönte, wo man jetzt aber nichts als das I—a eines unter der Last krepirenden Esels, oder die Bettelphrasen nichtswürdiger, verstoßener Taugenichtse, oder in hin und wieder zerstreut liegenden Strohhütten das Gezänk eines rohen, fast unter die Instinktkultur der weißen vierfüßigen Thiere herabgesunkenen Pöbels vernimmt, schon am Tage bey hellem Sonnenlichte, wo doch die traurige, über alle Begriffe entmuthigende Realität auch die robusteste Phantasie erdrücken zu müssen scheint, gleich dem animalischen Magnetismus auf die Sinne wirken, sie einschläfern, und den Menschen nur im Innern seiner selbst lesen lassen, ohne sich von der umgebenden materiellen Wirklichkeit stören zu lassen, in welchen historisch-antiquarischen Somnambulismus muß sich der Mensch, um die Nachtzeit dort wandernd, wo weder Auge noch Ohr durch den geringsten äußern Gegenstand zerstreut werden, versetzt fühlen? In der That wird hier die Seele von Regungen bestürmt, welche sich nicht beschreiben, sondern nur von denen begreifen lassen, welche irgend einmal in ihrem Leben Gelegenheit gehabt haben, ihrer auf demselben, oder auf einem ähnlichen Wege theilhaftig zu werden. Was Wunder also, daß ich beynahe beym Tempel der Vesta angelangt wäre, ohne es zu wissen, hatte mich nicht ein plötzlicher Schmerz, der sich in meinem hintern Theile verspüren ließ, auf den Ort aufmerksam gemacht, wo ich mich befand: ich lag in der Grube, welche vor einigen Jahren gegraben worden ist, um die, hoch über der ehemaligen Erdfläche liegende Grundmauer des vom Könige Servius Tullius dem männlichen Glücke erbauten Tempels der heutigen egyptischen Maria von der Erde zu entblößen, welche sich hier sowohl, wie über die gesammte Oberfläche Roms, in Folge der neueren Verwüstungen der Stadt, aufgehäuft hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

neue Rom gerade auf dem antiken Campus Martius steht, wohinab es von den Bergen, (heut zu Tage nur noch dem allerkleinsten Theile nach bewohnt) gewandert ist. Ein Theil des alten Campus Martius, oder des modernen Roms, namentlich die Gegend in der Nähe des heutigen Monte Citorio (des Theaters des Baldus), wo ehemals der berühmte Gnomon (Sonnenuhr-Pyramide, nicht Sonnenobelisk, welcher etwas anders ist) stand, führt jetzt den Namen des Campomarzo-Quartiers. Dieses ist es, wovon im Texte gesprochen wird.

*) Malviovente heißt in der römischen konventionellen Sprache, welche den bekannten Grundsatz der Franzosen: Il ne faut pas mettre les points sur les i, ausübt, ohne ihn zu kennen, und daher mit nicht geringerer Sorgfalt die termes choquants vermeidet, ein Räuber und Mörder. Dieselbe Bewandtniß hat es mit dem „ritirarsi." „Si è ritirato (er hat sich zurückgezogen)" sagt der Römer von jedem, welcher, nachdem er einen Mord begangen hat (die Diebe gehören in eine andere Kategorie), sich bey seinen Bekannten verborgen hält, um entweder aus dem Lande zu entweichen, oder sonst von seinem Hinterhalte aus, unter irgend einer Begünstigung, die Impunität zu erhalten, und in seine Familie zurückzukehren.

Beylage: Literaturblatt Nr. 10.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 30.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 3. Februar 1827.

Des Menschen Thaten und Gedanken, wißt!
Sind nicht wie Meeres blindbewegte Wellen.
Die innre Welt, sein Microcosmus, ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.
Sie sind nothwendig, wie des Baumes Frucht;
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln.
Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.

Schiller, Wallenstein.

Napoleons Reisebibliothek.

Napoleon ließ häufig Barbier, seinen Bibliothekar, vor sich rufen; er ließ sich mehrere Male die Woche, gewöhnlich während und nach dem Essen, zuweilen sogar Nachts, die besten Werke bringen, die herauskamen, oder welche die Verfasser geschickt hatten, damit sie ihm vorgelegt würden *). Hatte ihm der Bibliothekar über diese neuen Schriften Bericht erstattet, so wurde er im Nothfall sein Vorleser, wenn Napoleon, was oft geschah, nicht zufrieden mit der Meynung eines Andern, selbst urtheilen wollte.

Während seiner Feldzüge ließ sich Napoleon täglich die Neuigkeiten mit Auszügen und Beurtheilungen derselben zusenden. Bey seiner Abreise zur Armee nahm er eine kleine Reisebibliothek mit sich, die in kleinen Formaten das Beste an Büchern über Literatur und Geschichte des Landes, so wie über das Land selbst enthielt, das er bereisen wollte.

Da der Kaiser bemerkte, daß in dieser Bibliothek mehrere wichtige Werke fehlten, und erfuhr, die Größe des Formats habe nicht erlaubt, sie aufzunehmen, faßte er zu verschiedenen Zeiten den Plan (der aber nie ausgeführt wurde), zu seinem Gebrauch eine Bibliothek drucken zu lassen, wozu er in den beyden folgenden Noten an Barbier, seinen ersten Bibliothekar, selbst den Entwurf machte.

* * *

Bayonne, 17. Juli 1808.

Der Kaiser will sich eine tragbare Bibliothek von tausend Bänden klein 12., mit schönen Lettern gedruckt, bilden. Se. Maj. hat die Absicht, diese Werke zu seinem Privatgebrauch ohne Rand drucken zu lassen, um keinen Raum zu verlieren. Die Bände müßten 500 bis 600 Seiten stark seyn, mit freyem abstehendem Rücken, und so dünn als möglich eingebunden. Diese Bibliothek bestände ungefähr aus vierzig Bänden Religionsschriften, vierzig Bänden epischer Gedichte, vierzig Bänden Theater, sechszig poetischer Schriften, hundert Bänden Romanen, sechszig historischer Werke. Den Ueberschuß bis zu tausend würden die historischen Memoiren aller Zeiten ausmachen.

Die Religionsschriften wären: das alte und neue Testament in den besten Uebersetzungen; einige Episteln und andere der wichtigsten Werke der Kirchenväter; der Koran; Mythologie; einige auserlesene Abhandlungen über die verschiedenen Sekten, die den meisten Einfluß

*) Diese Bücher waren oft mit Bittschriften begleitet; sie wurden vom Kaiser dem Bibliothekar zugestellt oder zugeschickt, um Bericht darüber zu erstatten. Auf Barbiers Vorschlag bevollmächtigte ihn Napoleon, der damals kaiserlichen Bibliothek einige kostbare Werke zuzustellen, wie die Fabeln von Pilpey, gedruckt zu Kalkutta in persischer Sprache, 1805; die Iliade, griechisch, auf Velinpapier, gedruckt von Bodoni, und mehrere andere von dessen Meisterwerke; das befreyte Jerusalem, übersetzt von Lebrün, gleichfalls auf Velinpapier.

auf die Geſchichte gehabt haben, wie die der Arianer, der Calviniſten, der Reformirten u. ſ. w.; eine Kirchengeſchichte, wenn ſie in der vorgeſchriebenen Zahl von Bänden Platz finden kann.

Die epiſchen Werke wären Homer, Lucan, Taſſo, Telemach, die Henriade u. ſ. w.

Tragödien; von Corneille blos was ſich erhalten hat; von Racine die feindlichen Brüder, Alexander und die Plaideurs weg; von Crebillon blos Rhadamiſtes, Atreus und Thyeſtes; von Voltaire blos was ſich erhalten hat.

Geſchichte; einige gute Werke über Chronologie, die vornehmſten alten Schriftſteller; Werke über die Details der Geſchichte von Frankreich. Für Geſchichte kann gelten: Machiavell's Reden über Titus Livius, Montesquieus Geiſt der Geſetze, die Größe der Römer, was man von Voltaires Geſchichte beybehalten kann.

Romane. Die neue Heloiſe und die Bekenntniſſe von Rouſſeau; von Fieldings, Richardſons, Lesages u. ſ. w. Meiſterwerken verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſie aufgenommen werden; Voltaires Erzählungen.

Nota. Von Rouſſeau weder Emil noch eine Menge unnützer Briefe, Memoiren, Reden und Abhandlungen; für Voltaire gilt daſſelbe.

Der Kaiſer wünſcht einen ausführlichen Katalog zu haben mit Noten, die auf die vorzüglichſten Werke hinweiſen, und ein Memoire, wie viel dieſe tauſend Bände zu drucken und zu binden koſten würden, wie viel von den Werken jedes Schriftſtellers jeder Band faſſen könnte, wie viel jeder Band wiegen würde, wie viele Kiſten man nöthig hätte, von welcher Dimenſion, und wie viel Raum ſie einnehmen würden.

Der Kaiſer wünſchte gleichfalls, Herr Barbier möchte mit einem unſerer beſten Geographen folgendes Werk unternehmen: Memoiren verfaſſen über die Feldzüge, die am Euphrat und gegen die Parther ſtattfanden, von Craſſus Feldzug an bis zum achten Jahrhundert, mit Inbegriff von Antonins, Trajans, und Julians u. ſ. w. Feldzügen; auf Karten von ſchicklicher Größe den Weg verzeichnen, den jede Armee nahm, mit den alten und neuen Namen der Länder und vornehmſten Städte; geographiſche Bemerkungen über das Land und hiſtoriſchen Bericht über jeden Feldzug aus den Originalſchriftſtellern.

Schönbrunn, 12. Juni, 1809.

Der Kaiſer fühlt täglich das Bedürfniß einer Reiſebibliothek von hiſtoriſchen Werken. Se. Maj. wünſcht die Bändezahl dieſer Bibliothek auf dreytauſend zu bringen, ſämmtlich in 18., wie die Werke der Sammlung in 18. des Dauphin, 4 bis 500 Seiten ſtark, und gedruckt mit ſchönen Didot'ſchen Lettern auf dünnes Velinpapier. Das 12 Format nimmt zu vielen Platz ein, und überdieß ſind die in dieſem Format gedruckten Werke faſt lauter ſchlechte Ausgaben.

Die dreytauſend Bände kämen in dreyßig Kiſten, in drey Reihen, jede Reihe von drey und dreyßig Bänden.

Dieſe Sammlung hätte einen allgemeinen Titel und eine allgemeine Nummer, unabhängig vom Titel des Werks und der Nummer der Bände des Werks. Sie könnte in fünf bis ſechs Theile getheilt werden: 1) Chronologie und allgemeine Geſchichte. 2) Alte Geſchichte in den alten, und alte Geſchichte in den neuern Schriftſtellern. 3) Die Geſchichte des Verfalls des römiſchen Reichs in den Originalſchriftſtellern und in den neueren. 4) Allgemeine und beſondere Geſchichte, wie Voltaires Verſuch u. ſ. w. 5) Neuere Geſchichte der europäiſchen Staaten, Frankreichs, Italiens u. ſ. w. Strabo müßte dabey ſeyn, die alten Karten von Danville, die Bibel, eine Kirchengeſchichte.

Dieß iſt der Rahmen zu fünf oder ſechs Abtheilungen, den man ſorgfältig und umſichtig auszufüllen hat. Eine gewiſſe Anzahl von Gelehrten, Männer von Geſchmack, müßten beauftragt werden, die Ausgaben durchzuſehen, ſie zu verbeſſern, alles Unnütze, wie Bemerkungen der Herausgeber u. ſ. w., jeden griechiſchen und lateiniſchen Text unterdrücken, blos die franzöſiſche Ueberſetzung beybehalten. Blos einige italieniſche Werke, von denen es keine Ueberſetzung gibt, könnten italieniſch beybehalten werden.

Der Kaiſer bittet Herrn Barbier, den Plan zu dieſer Bibliothek zu entwerfen und ihm die vortheilhafteſte und ſparſamſte Weiſe, auf welche dieſe dreytauſend Bände angeſchafft werden können, anzugeben.

Wenn dieſe dreytauſend Bände Geſchichte fertig ſind, ließe man ihnen dreytauſend andere, Naturgeſchichte, Reiſen, Literatur u. ſ. w. folgen. Sie wären größtentheils leicht zuſammenzubringen, denn man findet viele Werke dieſer Art in 18.

Herr Barbier wird auch gebeten, eine Liſte dieſer Werke einzuſchicken, nebſt klaren und umſtändlichen Noten über das Ganze, über die Gelehrten, die man damit beauftragen könnte, eine Ueberſicht über die dazu erforderliche Zeit, den Aufwand u. ſ. w. *).

* * *

Oft beauftragte auch Napoleon, wie man aus dem lezten Abſchnitte der erſten Note erſieht, Barbier, ihm Berichte über verſchiedene geſchichtliche Punkte, zuweilen ſogar über verſchiedene religiöſe Materien zu machen **). Die

*) Nach dieſen beyden Noten verfaßte Barbier den Katalog einer Napoleonſchen Bibliothek, und den Katalog einer hiſtoriſchen Bibliothek; die Einleitung machte ein Bericht, in welchem er die verſchiedenen an ihn gemachten Fragen beantwortete, und die Mittel zur Ausführung angab.

**) Die Entwürfe aller dieſer Berichte, von denen einige mit Napoleons Unterſchrift verſehen ſind, befinden ſich in Barbiers Bibliothek.

hauptsächlichsten Berichte dieser Art beziehen sich auf die Fortsetzung von Velly's Geschichte von Frankreich; auf Lediards Geschichte Marlboroughs, die auf Napoleons Befehl von Madgett und Dutems ins Französische übersetzt wurde; auf die Uebersetzung Strado's, von Laporte du Theil, Gosselin und Corap, gleichfalls auf Napoleons Befehl; auf verschiedene griechische und lateinische Werke, die noch nicht übersetzt waren, oder von denen es blos veraltete Uebersetzungen gab; — auf die Freyheiten der gallikanischen Kirche und die Erklärung der französischen Geistlichkeit von 1682; — auf die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit; — auf Beyspiele von Kaisern, welche Päpste suspendirt oder abgesetzt haben; — auf den Buchdrucker Bodoni; — auf die Iconographie von Visconti; — auf die Tiare und ihren Ursprung; — auf die Manuscripte, die sich auf den Prozeß der Tempelherrn beziehen; — auf die Originalpapiere von Galiläis Prozeß. Im J. 1810 wurden die Papiere dieses Prozesses, die sich zu Rom in den päpstlichen Archiven befanden, nach Paris gebracht. Barbier wurde beauftragt sie zu untersuchen und zu übersetzen; und auf den Vorschlag, den er Napoleon machte, sollte dieser Prozeß öffentlich bekannt gemacht werden. Aber im J. 1814 forderte Pius VII. diese kostbaren Originale zurück, und sie wurden ihm ausgeliefert.

Die Engländerin unter den Banditen im Gebirge bey Como.

(Beschluß.)

Die Angst, die ich die ganze Zeit über empfand, war gränzenlos: jeder Baum schien mir ein lauernder Räuber und jeder Windstoß das Geräusch nachsetzender Banditen. Zuletzt vernahm mein Ohr ein Stampfen, welches so gänzlich dem Hufschlag von Pferden glich, daß ich mich vor Angst nicht mehr zu fassen wußte; umsonst sagte ich zu mir selber: es ist der Wind! — mein Gefühl strafte mich Lüge — eine brennende Röthe flog mir über's Gesicht, und das Herz im Leibe schien mir zu zerspringen, als ich die letzten Kräfte anstrengte, um die Eile meines Thieres zu vermehren. Aber immer schneller und immer näher kamen die Töne — es war ganz deutlicher Hufschlag — noch einmal vernahm ich den fürchterlichen Ruf: Aspetta! ich sah mich von bewaffneten Männern umgeben — einer derselben fiel mir in den Zügel. In diesem Augenblick verließen mich Muth und Besinnung zugleich, ich hielt mich für verloren und sank mit einem Ausruf des Entsetzens empfindungslos auf dem Hals meines Thieres zusammen.

Als ich wieder zu mir selber kam, fand ich mich, auf dem Grase liegend, von den Armen eines Mannes unterstützt, während ein anderer, der vor mir stand, mich reichlich mit frischem Wasser besprengte und mehrere andere uns zu umringen schienen. Wer anders konnte es seyn als die Räuber, welche die in der Höhle erwarteten, und die mich auf meiner Flucht erblickt, verfolgt und eingeholt hatten; dieß war die gräßliche Vermuthung, die mir sogleich durch den verwirrten Sinn fuhr. Ich kämpfte verzweifelnd gegen die Arme an, die mich umfaßt hielten, und bat flehendlich, mich doch lieber gleich umzubringen und meiner Ehre zu schonen.

„Beruhigen Sie sich, meine theuerste Miß Saint Clair," flüsterte mir eine Stimme mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit in englischer Sprache zu: „Sie sind im Schutze von Männern, die eher sterben würden, als daß sie Ihnen irgend ein Leid zufügen lassen sollten." Man denke sich mein freudiges Erstaunen — es war Lindsay, der mich in den Armen hielt; vor mir stand der brave Obrist, und die übrigen waren Bedienten und Sbirren, die, auf dem Wege mich zu befreyen, mich von weitem fliehen gesehen, und jezt so glücklich eingeholt hatten. Der Obrist und seine Gemahlin hatten Candenabbia glücklich erreicht, und der erstere, nachdem er diese in Sicherheit gebracht hatte, sogleich Anstalten getroffen, mich mit Gewalt zu befreyen; und so kam es, daß er Candenabbia verlassen hatte, als die abgesandten Räuber dort ankamen. Die Obristin hatte nicht über zweyhundert Kronen bey sich; Lord Lindsay war abgereist, und während sie zu allen Freunden dieß- und jenseits des See's herumschickte, um das Blutgeld aufzutreiben, verstrich die Frist, und ich würde unfehlbar ermordet worden seyn, wenn mir meine List nicht so glücklich gelungen wäre. Denn daß die braven Männer, die zu meiner Befreyung ausgezogen, die Höhle entdeckt und mich auf diese Weise gerettet hätten, war ganz undenkbar. Ich kann nun die Erzählung dieses Abenteuers mit wenigen Worten schließen. Meine Freunde setzten mich auf ein Pferd, und brachten mich in Sicherheit, alsdann brachen sie, durch eine große Anzahl Sbirren verstärkt, und von den beyden Banditen, die nach meinem Lösegeld ausgeschickt worden waren, geführt, nach der Höhle auf, um die Unbill, die ich erfahren, zu rächen, und die Banditen dem Arm der Gerechtigkeit zu überliefern. Sie fanden die ganze Bande vereinigt, und hatten einen harten Kampf zu bestehen, in welchem der größte Theil der Bande entweder gefangen oder getödtet wurde, und unter den ersteren der Hauptmann. Einige wenige entkamen, und unter diesen befand sich auch des Hauptmanns Frau.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 3. Jan.

(Fortsetzung.)

Der Tempel des männlichen Glücks hätte um ein Haar breit mein Unglück gemacht. Wahrscheinlich wäre, wie

wohl hätte geschehen sollen, die Grube längst wieder verschüttet worden, hätte die Polizey voraus sehen können, daß über kurz oder lang nächtlicher Weise in dieser Gegend ein Schatz gehoben werden sollte, und daß dieß nicht eben von solchen Leuten geschehen könnte, welche sich vorher den Hals gebrochen hätten. Indem ich da lag, in der Furcht von Neuem und vielleicht noch tiefer als vorhin zu fallen, blieb mir Zeit genug, über die hohe Lage des genannten Tempels, welche Schuld war, daß ich darunter lag, nachzudenken: auf einmal begriff ich, (was bis dahin weder mir noch den römischen Antiquaren hatte einleuchten wollen), daß die Nähe der Tiber, deren Ueberschwemmungen man auf diese Weise auszuweichen gesucht habe, Schuld an derselben sey. Nachdem sich meine Augen nach und nach an die Dunkelheit gewöhnt hatten, versuchte ich es, mich mehr auf allen vieren, denn auf zweyen, aus der Grube herauszuarbeiten. In demselben Augenblicke erschallten Stimmen in der Nähe; ich rief: Chi è? erhielt aber keine Antwort. Auf mein abermaliges Rufen ward mir mein Chi è? zurückgegeben. Ich begriff nun, daß wir uns gegenseitig fürchteten; doch war ich als Fremder beherzter als die Personen, welchen die Stimmen angehörten, und welche wahrscheinlich Römer waren, deren auffallendster Charakterzug darin besteht, daß sie allenthalben Räuber und Mörder wittern, und sich gewöhnlich hinter sechsfache Schlösser und Riegel in Sicherheit setzen. Ich rief ihnen zu, sie sollten näher kommen, um einem, der hier in der Grube läge, herauszuhelfen. Ich vernahm deutlich, wie sie mit einander zu Rathe giengen, ob es geheuer sey näher zu treten, oder davon zu gehen. Einer, der Beherzteste, meynte, es wäre keine Gefahr dabey, da nur Einer in der Grube liege, verbesserte sich aber auf der Stelle, indem er hinzusetzte: „Freylich, er kann eine Pistole haben;" ein zweyter meynte, es können auch mehrere in der Grube versteckt liegen; einem dritten schien es sogar gerathener zu seyn, „di andar via e di lasciarlo stare." Diesem Rathe traten auch die übrigen bey, und alle giengen weiter, dem Karossenstephan zu. Unterdessen war es mir gelungen aus der Grube heraus zu klimmen. Ich beschloß, mich an den hartherzigen Leuten, welche nicht so viel Menschenliebe besäßen, einem, der gefallen war, und von dem sie nicht wissen konnten, ob er Schaden genommen, beyzuspringen, zu rächen. Ich eilte, so viel es der unebene Boden und der Schmerz, welchen mir die Hüfte verursachte, gestattete, hinter ihnen her, aus allen Kräften rufend, sie möchten warten, weil ich ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen hätte. Lange Zeit war mein Rufen vergebens; endlich aber, wahrscheinlich aus Schaam, daß ein halbes Dutzend Menschen vor einem einzigen davon laufe, standen sie, schrieen aber ihrerseits aus der Ferne, wer ich sey, was ich wolle, wie ich in die Grube gerathen sey u. s. w.? Alle diese Fragen giengen wie ein Heckenfeuer aus einem Munde in den andern, besonders die letztere, welche von jedem einzelnen mehrere Male besonders wiederholt ward. Ich war ihnen unterdessen ziemlich nahe gekommen, und erwiederte nun Folgendes: Ich sey, wie sie sähen, eine einzelne wehrlose Person, von welcher, selbst im Fall sie böse Absichten hege, kein vernünftiger Mensch ein Attentat auf ein halbes Dutzend handfester Männer befürchten könne; im Gegentheil sey mir banger als ihnen, nicht etwa vor Räubern und Mördern, sondern vor einem ganz andern Wesen, welches dort (auf den Karossenstephan deutend) hause, und mir sehr übel mitgespielt hätte; wenn ich ihnen übrigens zugerufen hätte, so wäre es blos geschehen, um ihnen eine heilsame Warnung zu geben. Diese Worte, mit so viel furchtsamem Wesen hervorgebracht, wie mir zu erkünsteln möglich war, machten auf die Leute einen solchen Eindruck, daß ich nun glaubte, ihnen die volle Ladung geben zu müssen. Ich sey, fuhr ich fort, zu den Stufen des Karossenstephan hinaufgestiegen, um mich im Porticus desselben nach dem Schatze umzusehen, der heute Nacht dort gehoben werden solle; da habe mich ein Ungeheuer mit Hörnern, Bocksfüßen und flammensprühenden Augen ergriffen, mit sich durch die Lüfte geschleppt, und in die Grube der egyptischen Marie geworfen, brüllend: „So wird es diese Nacht allen Neugierigen ergehen." Kaum hatte ich geendet, als der ganze Trupp schweigend davon gieng, ohne sich weiter nach dem Karossenstephan umzusehen, anfangs im mäßigen Schritte, dann aber über Hals und Kopf. Nachdem sie fort waren, stieg ich nun wirklich die Stiegen zum Tempel der Vesta hinan und sah mich nach allen Seiten um, nahm aber nicht den geringsten Gegenstand wahr, welcher auf die vorgegebene Schatzgräberey hätte schließen lassen. Im Gegentheil herrschte ringsumher die allertiefste Stille, durch nichts unterbrochen, als durch das Rauschen der Wellen der hinter dem Tempel fließenden Tiber, und hin und wieder durch das Hinwegfliegen einer oder der andern Krähe unter dem Dache desselben dem vorkommend, wo sie durch meine Ankunft aus dem Schlafe gestört worden waren. Auf den herumliegenden Klöstern begann es Mitternacht zu schlagen, und ich trat meinen Heimweg an, im Grunde nicht unmuthig über diese nächtliche Wanderschaft, welche mir, den Fall in die Grube der egyptischen Marie abgerechnet, in mehr als einer Hinsicht eine interessantere Unterhaltung gewährt hatte, als, selbst im Falle der wirklich stattfindenden Schatzgräberey, davon zu erwarten stand. Wenn sich übrigens einer oder der andere unter meinen Lesern finden sollte, dem das erzählte Abenteuer unwahrscheinlich schiene, der möge bedenken, daß die Einwohner Roms, und nicht blos die der unteren Klassen, abergläubischer sind, als man es nach den hellen Begriffen, welche sie über viele Dinge, ja selbst in der Religion haben, glauben sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 24.

Neues Jahr.

Charade.

Drey Sylben.

Erstes Sylbenpaar.

Bald spitz; bald stumpf; jezt grad, jezt schief bin ich;
Der Geometer kennt und mißt am meisten mich;
Und meines Maßes, soll sein Werk ihm gut gerathen,
Kann nicht ein Werkmann wohl entrathen.
Die lezte Sylbe ist, zumal wenn du ihr werth
In klugem Rath, in edlen Thaten,
Der Schöpfung Würdigstes, worin sie sich verklärt. —
Das Ganze ist ein deutscher Mann,
Der, einst der alten Kunst hellsinniger Erspäher
Und ihrer Offenbarung Seher
Sich mit der Musen Preis Unsterblichkeit gewann.

— o —

Beylagen: Intelligenzbl. Nr. 4. u. Monatsreg. Januar.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 31.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 5. Februar 1827.

Wenn Phantaſie ſich ſonſt mit kühnem Flug
Und hoffnungsvoll zum Ewigen erweitert,
So iſt — ein kleiner Raum ihr nun genug.

Goethe.

Der Genius des Schönen.

Von J. H. v. Weſſenberg.

Wann kehrſt du wieder, goldne Zeit des Schönen,
Wo mit Geſang die Völker lenkt Apoll?
Ha! ſüße, holde Zeit, wo ruhevoll
Die Welt ſich labt mit allen Muſentönen!

Wie ſchön, wie ſchön, als noch bey allen Feſten,
Indeß der frohe Becher ging umher,
Der Barde ſang die Sagen von Homer
In niedern Hütten, wie in Goldpalläſten!

Wie herrlich, als bey jedem Schritt den Blicken
Ein großes Bild vom Vaterland ſich wies!
Sein Ideal der Künſtler leben hieß
In Stein und Erz, die Seele zu entzücken.

Wie oft hat nicht das Denkmal edler Helden
Der hohen Sehnſucht ſchöne Thrän' entlockt!
Weh, weh dem Volk, wo dieſe Thräne ſtockt!
Was kann von ihm die hehre Muſe melden?

Wen hat der Völker freudige Bewegung
Nicht hoch entzückt, als zu Olympia
Auf jede Kunſt der Himmel lächelnd ſah!
Da blieb dem Wettſtreit fremd des Neides Regung.

Urania! auf jeden Pfad des Lebens
Ergoß ſich damals deiner Anmuth Glanz.
Dem ſchönſten Sylphen bießeſt du, den Kranz
Des Jünglings, der die Fackel neigt, umſchweben.

O kehre wieder, Genius des Schönen!
Den Helden kränz' im Lorbeerhain Apoll,
Und ſinget Ruh, ſo weit der Krieg erſcholl *),
In jede Bruſt, ihr freundlichen Kamönen!

Doch ſey das Schönſte jeder Kunſt den Hallen,
Wo unſer Dank zum Schöpfer wallt, geweiht,
Der allwärts Abglanz ew'ger Schöne ſtreut,
Und nur an ſchönen Seelen hat Gefallen.

Wohl höher darf die Muſe jetzt ſich ſchwingen,
Da düſtrer Wahn nicht mehr das Leben trübt,
Da unſer Gott uns treu und ewig liebt,
Die wir ein Siegeslied an Gräbern ſingen.

*) Dieſes Lied iſt 1814 gedichtet. Daſſelbe befindet ſich in den „neuen Gedichten von J. H. v. Weſſenberg. Konſtanz 1826, bey Wallis" fehlerhaft und unvollſtändig. Was durch eine Verwechslung der Abſchriften verurſacht und zu ſpät wahrgenommen wurde.

Der Verfaſſer.

Der Trauring.

Novelle von Fr. Laun.

1.

Durch das Ableben ſeines Vaters wurde der Baron Eugen von Tangern der männlichen Oberleitung ſchon im vierzehnten Jahre verluſtig. Die Vollendung ſeiner ſittlichen Ausbildung fiel daher faſt einzig einer noch wie in den Strahlen der erſten Jugend daſtehenden Mutter an-

heim. Nur mit der Bücherwelt vertraut, konnte der sehr gelehrte Hofmeister ihr in diesem wichtigen Geschäfte wenig oder keine Unterstützung gewähren, und Eugens Vormund, der Bruder ihres verstorbenen Gemahls, war seiner ganzen sorglosen Natur nach, noch minder geeignet, einen wohlthätigen Einfluß auf das Gedeihen seines jungen Neffen zu äußern. Des leztern Stellung im Hause, als des einzigen Sohnes und Erben der bedeutenden Lehngüter seines Vaters, seine großen geistigen Anlagen, eine weit über die Jahre hinausgehende körperliche Reife und sehr einnehmende Wohlgestalt, mit einem Worte, Alles vereinigte sich, ihm in so frühem Alter schon ungewöhnliche Aufmerksamkeit und Achtung und das Gefühl der Unabhängigkeit zu verschaffen. An der Seite seiner, unter dem Trauerschleyer neu aufblühenden, Mutter glich er mehr einem Bruder als einem Sohne von ihr, und es mochte ein großer Trost für sie seyn, daß auch sein verständiges Betragen die Achtung festzuhalten wußte, welche so manche Umstände ihm vor der Zeit darboten.

Das Tangernsche Haus war der Vereinigungspunkt sehr vieler Vornehmer und Gebildeter der ansehnlichen Stadt und Umgegend gewesen. Die Trauerzeit nach dem Tode des Stammherrn brachte hierin allerdings einige Störung hervor. Bald nachher aber erhob sich solches wieder beynahe ganz zu seinem vorigen Glanze.

Eugen besuchte die Hörsäle der dortigen Universität mit ausgezeichnetem Erfolge. Da dergleichen gewöhnlich erst im achtzehnten oder zwanzigsten Jahre begann, so fiel bey seiner Größe und seinem Ansehen gewiß nur wenigen ein, daß er deren kaum fünfzehn hatte, und es fehlte nicht an weiblichen Herzen, für welche seine angenehme Person eine große magnetische Kraft besaß. Sein immer reges Gefühl, sein glänzender Witz und eine unversiegbar scheinende Heiterkeit gaben ihm auch über sehr Viele, die, dem Ansehen nach, an Jahren ihm gleichkamen, ein entschiedenes Uebergewicht.

Im eigenen Busen die sicherste Richtschnur für ihr schönes Leben tragend, kannte die Mutter unstreitig auch ihm diese innere Haltung zu, und zögerte vermuthlich um so mehr durch trockene, ihrer Meynung nach überflüssige, Lehren und Grundsätze ihrem Sohne das Leben zu erschweren, weil dieses ganz offen vor ihrem Auge lag, auch gar kein Anschein irgend eines Abweichens vom Rechten in ihm vorhanden, und wenn der Fall ja einmal eintrat, immer Zeit genug übrig war, durch Grundsätze das zu regeln, was jezt noch in der geradesten, edelsten Richtung aus seiner schönen Natur von selbst ganz tadellos hervorging. Aber — das ist das Schicksal der Hoffnungen und Pläne der Menschen! — eben als der Ernst ihres Vorsatzes, sich nie wieder zu vermählen, sie endlich vor den, stets sich erneuernden, Bewerbungen um ihre Hand gesichert zu haben und hiermit das Einzige eingetreten zu seyn schien, was ihr zu einer vollkommenen Ruhe bis dahin noch gefehlt, wurde ihr blühendes, von der Zeit bis dahin wie mit Absicht verschontes Leben der Raub einer epidemischen Krankheit noch in dem Augenblicke, als man sie von derselben schon genesen geglaubt hatte.

2.

Nach der tiefen Erschütterung durch diesen Todesfall war es vielleicht das heilige Bild der tugendhaften Mutter, was den verwaisten Jüngling noch eine Zeit lang ganz auf der zeitherigen Bahn erhielt. Aber seine inzwischen gemachten mannigfachen Frauenbekanntschaften boten zum Theil den gewöhnlichen Irrthümern der männlichen Jugend nur allzusehr die Hand. Sein Oheim und Vormund, in sittlicher Strenge ebenfalls kein Muster, lachte herzlich dazu, wenn er wegen der immer zunehmenden Frivolität seines Mündels drohend den Finger gegen ihn aufhob. So kam es denn, daß in Kurzem vielen jungen und zum Theil recht schönen Fräulein und Frauen auf die bekannte Rechtlichkeit Eugens von Tangern in Erfüllung dessen, was er zugesagt hatte, alle Ansprüche verloren gingen.

Nach beendigter Studienzeit durchstreifte der Baron mehrere Jahre die Welt, und bey seiner Heimkehr bedauerte man sehr, daß er, statt die eingesammelten Kenntnisse und Erfahrungen im Dienste des Staats gelten zu machen, sich einzig der Verwaltung seiner Güter zu widmen gedachte.

Sein erstes Wiederauftreten in der Geburtsstadt fiel in den Winter und war überaus glänzend. Eine auffallende Vervollkommnung an Geist und Körper gab ihm gewissermaßen den Reiz einer ganz neuen Erscheinung. Seine Gewandheit im Umgange bahnte ihm noch mehr als zuvor den Weg zu den Herzen der Frauen, da die Leichtfertigkeit seiner frühern Weise nur noch dann und wann, aber allezeit in der verführerischsten Anmuth aus dem glänzenden Mantel des feinsten Anstandes hervorblickte.

Bald fingen seine Liebschaften und Treulosigkeiten an, zu den Gegenständen der täglichen Theegespräche zu gehören. Unstreitig bürdete man ihm deren zehnmal mehr auf, als ihm wirklich zur Last fielen und fallen konnten. Allein gerade die Menge anmuthiger Abenteuer und galanter Freveltaten erhöhte ungemein das Interesse an seiner Person. Tangern! erscholl es leise in mehreren Gegenden des Salons, wo Damen saßen, sobald er in die Versammlung trat. Die Blicke der meisten leuchteten ihm da unwillkürlich ein Willkommen entgegen. Die erfahreneren Damen nahmen solches zwar gewöhnlich unmittelbar darauf zurück. Und ob sie schon nicht unterließen, Töchtern oder Nichten die Gefahren seines Umganges in's Licht zu stellen, wünschten doch viele insgeheim gewiß, daß es Einer gelingen möchte, den Treulosen zur Treue zu bekehren. Mehrere Winter jedoch hatte Tangern bereits

wieder in seiner Vaterstadt zugebracht, und solch ein Triumph, so oft dergleichen auch schon an andern leichtfertigen Herzensbezwingern erlebt worden, ein Triumph dieser Art über diesen schien zu den Unmöglichkeiten zu gehören.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die vielfältige Benutzung des Kokosbaumes.

Aus den Verhandlungen der Wernerschen naturhistorischen Gesellschaft.

Der Kokosnußbaum ist der Mannigfaltigkeit und Nützlichkeit seiner Erzeugnisse wegen der interessanteste des ganzen Palmengeschlechts. Man findet ihn zwischen den Wendekreisen beyder Halbkugeln, und er soll, einigen Schriftstellern zufolge, in alten Zeiten auch in Arabien gezogen worden seyn; allein Niebuhr behauptet, daß man ihn nördlich von Mocha nicht finde. Gleich allen andern Aequinoktial-Pflanzen wird der Kokosbaum weniger üppig, je mehr wir uns den beyden Wendekreisen nähern, und im Ganzen scheint er eine Zone von 25 Graden nördlich und südlich vom Aequator einzunehmen, was ungefähr vier Fünftheile von Afrika, ein Sechstheil von Asien, und ein Drittheil von Amerika ausmacht.

Der Kokosbaum hat einen geraden, sechzig bis neunzig Fuß hohen, und einen bis zwey Fuß dicken Stamm. An der Krone trägt er 12 bis 15 Palmblätter, wovon jedes 12 bis 14 Fuß lang ist. Der Stamm besteht aus harten, biegsamen, holzigten, schwarzen Fasern, die durch ein zartes, bräunliches Zellengewebe mit einander verbunden sind.

Gegen den untern Theil des Stammes ist das Holz außerordentlich hart, und nimmt eine schöne Politur an. Schneidet man diesen Theil des Baumes queer durch, und polirt ihn gut, so bekommt er einen steinartigen Glanz, welcher dem des Agats gleichkommt.

In einigen Theilen der Welt macht man aus der netzförmigen Substanz, die sich am untern Theile der Blätter befindet, eine Art Wiege für Kinder; und die noch unentwickelten Blätter werden gelegentlich, von Europäern und Eingebornen, als Kohl oder Salat gegessen. Zuweilen werden sie auch in Essig aufbewahrt, und als Marinirung genossen. Uebrigens ist zu bemerken, daß der Baum stirbt, wenn dieser Theil abgenommen wird. Viele unter den Eingebornen und Europäern decken ihre Häuser mit Kokosblättern, die man in der schingalesischen Sprache Polattu nennt. Manchmal werden sie auch Ollabs, und bisweilen Cadjans genannt. Bey der Verfertigung der Cadjans wird der mittlere, holzigte Theil des Blattes der Länge nach gespalten, und die Blättchen beyder Hälften zusammengeflochten, wodurch sie zu einer Menge von Gegenständen dienen. In diesem Zustande gebraucht man sie zum Decken der Hütten, zum Schutze junger Pflanzen vor den brennenden Strahlen der Sonne, zur Errichtung von Zäunen, zur Verfertigung von Zimmerdecken und Körben, um Früchte, Fische u. s. w. zu tragen. Zuweilen werden auch Körbe von Palmblättern so dicht gemacht, daß man sie statt Kübel gebrauchen kann, um Wasser aus tiefen Brunnen zu ziehen. Zum Kalfatern der Schiffe sind sie unvergleichlich.

Die unreifen Blätter des Kokosbaumes haben eine schöne gelbe Farbe, und ein prächtiges Gewebe, welches Leder oder Atlaß gleicht. In einigen Theilen von Ceylon zeigen die Eingebornen viel Geschmack, wenn sie Triumphbögen, Tanzsäle und ähnliche Plätze mit den Blättern dieses Baumes und einer besonders schönen Moosart verzieren; und weil die jungen Blätter durchscheinend sind, so machen sie auch Laternen daraus, worin sie sehr geschickt sind.

Auf der Insel Otaheite tragen die Weiber Hüte, welche sie aus den Kokosblättchen verfertigen, und in Ceylon machen die europäischen Soldaten aus schmalen Blattstreifen ebenfalls Hüte, die wie unsere Strohhüte verfertigt werden. Hüte dieser Art, mit breiten Rändern, werden überhaupt häufig von Eingebornen und Fremden, besonders aber von Fischern getragen, welche der Sonnenhitze stark ausgesetzt sind.

Manchmal werden die Blättchen auch zum Schreiben gebraucht, wozu man einen eisernen Griffel nimmt. Die Blätter des Palmyra (Borassus flabelliformis), oder des Talipot (Corypha umbraculifera) werden jedoch häufiger dazu genommen. Nimmt man Palmblätter, so müssen sie erst etwas zubereitet werden, damit sie den Eindruck des Griffels annehmen; so nennt man sie Ollabs. Die Eingebornen schreiben einander Briefe darauf, die hübsch zusammengerollt und öfters mit Gummilack versiegelt sind. Während des Schreibens wird das Blatt auf der Hand gehalten, und die Buchstaben mit dem spitzigen Theile des Eisens eingekratzt. Anstatt die Hand zu bewegen, womit sie nach der Rechten schreiben, bewegen sie das Blatt nach der entgegengesetzten Richtung mit Hülfe des Daumens der linken Hand; und damit die Charaktere lesbarer werden, überschmiert man sie mit frischem Kuhmist. Durch diese Substanz werden sie schwarz und sehr lesbar. Zuweilen aber werden sie auch mit Kokosöl, oder einer Mischung von Oel und Kohlenstaub überstrichen. Die Eingebornen gebrauchen keine Tische, um darauf zu schreiben, sondern sie schreiben entweder stehend oder gehend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 31. Dec.

Das Journal des Débats hat durch Maltebruns Tod einen seiner gewicktesten und thätigsten Mitarbeiter, und die geographische Wissenschaft einen ihrer eifrigsten Beförderer verloren. Malte-brun war noch nicht alt und auch nicht schwach von Leibesbeschaffenheit, allein ein so feuriger Kopf wie der seine, der rastlos seine Seelenkräfte in Bewegung, und seinen Arbeiten nie Schranken sezte, mußte sich vor Ende der ihm zugemessenen Lebenszeit abmatten und erschöpfen. Malte-brun war in jeder Hinsicht ein merkwürdiger Mann, und vielleicht gibt es in der gegenwärtigen Zeit wenig solche weit umfassende Genies als das seinige war. Was aus diesem Kopfe Alles hervorgegangen ist, und was noch in demselben zur Entwickelung bereit lag, ist unglaublich. Für einen so regen Geist, welchen Alles ansprach, gehörte eine vielfältige Beschäftigung; diese hatte er in dem Journal des Débats gefunden, an welchem er beynahe zwanzig Jahre lang gearbeitet hat, und welches seiner eben so bedurfte wie er dieses Journals. Hier war er in seinem Elemente; hier konnte er sich mit den vielen, beständig etwas Neues darbietenden und wechselnden Tagesbegebenheiten, mit den vielen literarischen Produkten, mit der Tagschronik, mit den Fortschritten der Wissenschaft, und mit vielen andern Dingen abgeben, die ihn alle mit einer Lebhaftigkeit fesselten, als ob sie das Wichtigste in der Welt wären, die er auch eben so schnell ein's nach dem andern wieder verließ und aufgab, um sich mit etwas Neuerm zu beschäftigen. Diese lebhafte Theilnahme an Tages- und Weltbegebenheiten hatte ihm in seiner Jugend ein hartes und wahrscheinlich ungerechtes Urtheil in seinem Vaterlande zugezogen, und da Dänemark für einen so offenen und lebhaften Politiker kein Land war, so hatte er sich nach Frankreich begeben, wo er zwar keine sichere Aussicht hatte, aber sich bald zu erkennen gab, und Luft schöpfte. Denn nachdem er bemerkt hatte, daß die Franzosen, damals wenigstens, fremde Sprachen wenig studirten, und daher mit der Literatur andrer Völker wenig vertraut waren, und sogar die Beschaffenheit fremder Länder wenig kannten, so suchte er sich gerade durch Abhelfung dieses Mangels auszuzeichnen, und einen Erwerbszweig zu gewinnen. Dieß gelang ihm völlig. Mentelle, welcher damals beynahe der einzige Geograph in Frankreich war, und bey welchem es mit der Kenntniß fremder Quellen nicht zum besten aussah, nahm ihn zum Mitarbeiter einer großen geographischen Kompilation an, worin Malte-brun, so hastig er auch arbeiten mußte, doch eine Menge merkwürdiger Stücke ausarbeitete. Die Redaktion des Journal des Débats, das auch eben nicht durch Kenntniß auswärtiger Länder und Völker sich auszeichnete, fühlte ebenfalls, was es an einem Manne gewinnen konnte, welcher über die auswärtige Politik eine Fülle von unerwarteten Ansichten vortrug, und über die fremden Kabinette eine Menge von Sonderbarkeiten und geheimen Anekdoten wußte, die er mit außerordentlicher Geschwindigkeit her erzählte. So wurde er denn Mitarbeiter an diesem Journal, welches bald durch ein zufälliges Zusammenwirken mehrerer Umstände das erste Journal Frankreichs wurde, und in ganz Europa als ein Organ der Napoleon'schen Regierung angesehen wurde. Hier war Malte-brun ganz auf seinem Platze.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom, 3. Jan.

(Fortsetzung.)

Es möchte wohl keinem Zweifel unterworfen seyn, daß wir seit den lezten zweytausend Jahren nur in den positiven Wissenschaften, das heißt in solchen, deren Grundsätze in die äußeren Sinne fallen, Fortschritte gemacht haben, in allen andern aber in der Irre herumtappende Stümper geblieben sind. Zu erstern rechne ich keineswegs die Heilkunde: diese steht heutiges Tages noch immer auf den nämlichen schwachen Füßen, wie ehemals. So schreiben die meisten europäischen Aerzte ihren Brustkranken, wenn alle andere Mittel nicht anschlagen, eine Reise nach Italien, besonders nach Neapel, vor. Dieses Jahr sollen deren, nach den Nachrichten, welche ich darüber einzuziehen Gelegenheit gehabt habe, sehr viele in und um Neapel gewesen, aber auch eine größere Anzahl, vorzüglich Engländer, gestorben seyn, als bisher. Und doch sollte man glauben, der gesunde Menschenverstand sehe ein, daß Brustkranken die seine, an Stickstoff zu arme neapolitanische Luft, besonders die in der Gegend um Torre di Greco herum, nicht anders als höchst verderblich seyn könne. Trey dem ziehen die Hektischen aus allen Ländern in ganzen Schwärmen dahin, am meisten Engländer. Sie fürchten sich vor Rom, und doch herrscht in den beyden am höchsten liegenden Oertern um Rom herum, in Rocca del Papa und Rocca Priora, auf dem albanischen Berge die Sage, daß hektische Personen, welche dorthin von Rom kommen, entweder in drey Tagen sterben, oder, im Falle sie am Leben bleiben, nach Verlauf derselben der Besserung entgegengehen, und am Ende ganz geheilt werden. Wie viel Wahres an dieser Sage ist, lasse ich dahin gestellt seyn; nur so viel dünkt mich ausgemacht, daß ihr, da selbst ganz Rom daran glaubt, irgend eine positive Wahrnehmung zum Grunde liegen müsse. Sonderbar ist, daß die Bergörter um Rom, als Albano, Castel Gandolfo, La Riccia, Marino, Frascati, die beyden genannten Rocca, Monte Porzio, Monte Compatri u. s. w., so wie die auf den Apenninen, Tivoli, Paleſtrina u. s. w. ihre Brustkranken an die Meeresküste, nach Nettuno, Porto d'Anzo u. s. w. schicken, deren Luft auf jede Weise Bestandtheile beygemischt sind, welche sich in der Luft jener Berge nicht finden. Hier in Rom nimmt man gleichfalls zweyerley Arten von Luft an, nämlich die dicke Luft (aria grossa) und die feine Luft (aria fina). Erstere soll sich vorzugsweise an der Tiber, namentlich vor dem Volksthore und auf dem Vaticane, am häufigsten aber auf allen unbewohnten Höhen in deren Nähe finden; lezlere sucht man eigentlich nur auf einer einzigen Stelle, nämlich auf dem Monte-cavallo, wo demnach auch, dem Vorurtheile nach, die meiste Gesundheit herrscht. Jene Höhen werden in der Regel nur des Winters bewohnt, Sommers verlassen; besonders wandern die dort wohnenden Mönche jährlich regelmäßig vom 14ten Mai bis zum 14ten Nov. aus, und bringen die böse Jahreszeit (cattiva stagione) in einem, im bewohnten Rom belegenen Kloster zu. Das Vorurtheil gegen die Luft auf dem Vaticane ist so tief eingewurzelt, daß der prächtige, von Pius VI. neben der Peterskirche erbaute Pallast, unter dem Namen der Sagristia di s. Pietro bekannt, welcher dem Kapitel an dieser Kirche zur Wohnung bestimmt ist, sogar im Winter leer steht, und daß die Domherren lieber im Inneren von Rom Miethe bezahlen, als hier frey wohnen wollen. Freylich ist dieß Vorurtheil der Aria cattiva, in so fern es sich auf den Vatican beziehl, und wirklich als die lächerlichste fixe Idee erscheint, in den lezten Jahren auf die auffallendste Weise widerlegt worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 11.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 32.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 6. Februar 1827.

Ein sanfter Ernst, ein offner Blick,
Aus dem der Glanz der Unschuld strahlet,
Dieß ist der höchste Reiz, der Schöpfung Meisterstück,
Daß noch kein Pinsel ausgemalet.
Heil diesem Angesicht
Und dreymal Heil dem Herzen,
Das hält, was jenes blos verspricht.

Pfeffel.

Der Trauring.

(Fortsetzung.)

3.

Eines Abends bey einem sehr glänzenden Thee mochte der geheimen Räthin von Horsten im Uebermaße des Glückes, ihre Tochter endlich wieder zu erhalten, welche das Testament des verstorbenen Vaters bis zum vollendeten sechszehnten Jahre der Erziehung in einem Fräuleinstifte gewidmet hatte, das Mutterherz zu weit aufgegangen seyn. Man spottete laut über die Unschicklichkeit, mit der diese Dame zur Lobrednerin der Schönheit ihres eigenen Kindes geworden war. Vergebens hatte die geheime Räthin schon einige Tage auf Celiciens Ankunft gewartet. Endlich kam sie eines Nachmittags, kurz vor der Zeit zu einer Assemblee, welcher die Mutter ihre Theilnahme zugesagt hatte. Vielleicht erschien diese unter solchen Umständen blos in der Versammlung, um die Freude, von der sie erfüllt war, nicht allein tragen zu dürfen. Aber statt sie wieder nach Hause zu der einsam dort lebenden Tochter zu lassen, machten die Wirthin und andere Damen, deren Neugier auf's höchste gereizt war, der Frau von Horsten Vorwürfe, daß sie Celicien nicht mitgebracht habe, und ob sie schon diese mit der großen Müdigkeit von der Reise zu entschuldigen versuchte, bestand man doch auf dem Kommen des Fräuleins. Je unbezwinglicher man die Sehnsucht nach Celiciens Schönheit zu schildern strebte, desto weniger konnte die Mutter sich versagen, ihrer geliebten Tochter den unbeschränkten Beyfall, auf den sie rechnen zu dürfen glaubte, noch an diesem Abende zu verschaffen.

Aber die Verwunderung, als nach einiger Zeit das Fräulein wirklich erschien, sah gar nicht aus wie ein Erstaunen über ihre Schönheit. Das schwer unterdrückte Lächeln auf manchen Gesichtern schien der mütterlichen Eitelkeit zu entgehen, welche Wunder erblickte, in dem Fräulein, mit dem sich fast alle in jeder Hinsicht messen zu können glaubten. Doch gerade das gänzliche Verschwinden einer geheimen Furcht vor der unbekannten Erscheinung erzeugte große Freude in Vielen, und weil man die neuaufgeblühte Nebenbuhlerin für unbedeutend achtete, kamen ihr die meisten mit besonderm Wohlwollen entgegen.

Celicie, den Gebräuchen der Gesellschaft noch völlig fremd und ganz verschüchtert durch eine Herzlichkeit, die sie mit nichts verdient zu haben glaubte, wußte um so weniger mehr, wie sie sich benehmen sollte, daß Frau von Horsten für Pflicht hielt, die höchstbefangene Tochter theils mit dem Ungewohnten eines glänzenden Cirkels, theils mit den Folgen der abspannenden Reise zu entschuldigen. Das allgemeinste Gefühl in den Damen der Versammlung war bald ein Bedauern für Mutter und Tochter, weil die erste so wenig Sinn und Takt hatte, aus diesem Kinde eine Vollkommenheit machen zu wollen und die andere durch ihr äußerst linkisches Wesen nichts als der Gegenstand der bittersten Epigramme zu werden versprach.

Vielleicht gab es unter den anwesenden Männern manchen, der den Wuchs Celiciens durch den sehr unvortheil-

haften Anzug durchleuchten sah, und auch die heilige Unschuld ihrer Miene zu schätzen wußte. Allein die Tonangeberinnen sprachen sich in allen Ecken des Saales so entschieden gegen das erwartete Weltwunder aus, daß sie ihr Urtheil nicht laut werden zu lassen wagten.

Da trat Tangern herein, und manche eingebissene Lippe verrieth im Voraus die Schadenfreude über das Nichts, worein die von ihm vermuthlich ebenfalls genährte Hoffnung auf die vorher verkündigte Schönheit vor der Erscheinung derselben mit Einem Male versinken würde. Man säumte nicht, durch Hinleitung seiner Aufmerksamkeit auf Celicien sich diesen Genuß zu verschaffen.

Seltsam genug fanden die Hochgespannten, daß sie dießmal in vollkommenem Irrthum gestanden hatten. Das große blaue Auge des Fräuleins erschien dem Baron gerade darum von unschätzbarem Werthe, weil der mannigfache Glanz der Umgebung solches nur ganz oberflächlich zu berühren schien. Die ruhige Klarheit dieses Auges, während die meisten der Uebrigen fortdauernd mit größter Anstrengung theils die geringsten Vorfälle beobachteten, theils sich selbst gelten machten, die ganze edle Gesichtsbildung und Miene, der hohe, durch Toilettenkunst und Koketterie nicht im mindesten hervorgehobene Wuchs des Fräuleins, mit Einem Worte, Alles zog den feinen Kenner der Schönheit nach Celicien hin.

Frau von Horsten, bereits von dem Glauben zurückgekommen, daß das scheinbare Wohlwollen der Damen für ihre Tochter auf einer unwillkürlichen Anerkennung von Celiciens schönem Wesen beruhe, erfreute sich daher um so inniger der offenbaren Auszeichnung, welche der geheime Liebling des Frauenkreises ihr wiederfahren ließ. Celicie, wenig geeignet zu Erwiederung oder Ablehnung der Feinheiten, die Tangern ihrer Schönheit schuldig zu seyn glaubte, empfing sie mit einem Anstande, der ihre gerechte Würdigung dieser Dinge aussprach und sie so in Zukunft vor den Huldigungen dieser Art von seiner Seite immer mehr sichern mußte.

4.

Während der folgenden vierzehn Tage war es dem Baron gelungen, im Hause des Obersten von Horsten, Celiciens Vormunde, wo sie und ihre Mutter die meisten Abende zubrachten, fast so gut als einheimisch zu werden.

Was man allgemein wie ein Wunder anstaunte, war solches doch keineswegs. Längst hatte Tangern nur allzutief gefühlt, daß bey dem zeitherigen Herumflattern von Blume zu Blume sein Herz seine Rechnung unmöglich finden könne, ja daß es allmählig ganz verarmen müsse, wenn es nicht noch in Zeiten einen würdigen Punkt finde, sich daran festzuhalten. Celicie war ein solcher. Auch an wahrer, innerer Ausbildung ließ sie, nach näherer Bekanntschaft, ihm nichts zu wünschen übrig. Die Geläufigkeit in Beobachtung der gesellschaftlichen Formen schien das Einzige, worin das Muster frommer und gebildeter Frauen, die Stiftsvorsteherin, ihre Tante, der sie Alles zu verdanken hatte, ihr mit Lehren nicht an die Hand gegangen war. Vor dem reinen Golde einer seltenen, schönen Natur war ihm die Nichtigkeit des bunten Flitterscheines, dem er zeither gehuldigt, in's volle Licht getreten, und so zögerte er auch nicht, sein Verlangen nach der Hand des Fräuleins der Mutter an's Herz zu legen.

Daß der geheimen Räthin sein Antrag willkommen war, sagte die Freude, mit der sie ihn aufnahm. Allein da ihr verstorbener Gemahl Celiciens Verheirathung, wenn solche vor ihrer Mündigkeit beabsichtigt würde, von dem Willen des Obersten, seines Bruders, abhängig gemacht hatte, so mußte sie ihn mit dieser Angelegenheit hauptsächlich an den Vormund verweisen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die vielfältige Benutzung des Kokosbaumes.

(Fortsetzung.)

Körbe zum Fischfangen macht man aus den holzigten Rippen der Blättchen, und man gebraucht sie auch statt der Stecknadeln. Aus einem Bündel solcher Rippen macht man allgemein Besen; und wenn ein Europäer nach einem Zahnstocher fragt, so bringt ihm sein Bedienter einige dieser Fasern.

Im zahmen Zustande werden Elephanten hauptsächlich mit Kokosblättern gefüttert, und in der Absonderung der elastischen Holzfaser von dem dünnern Blattrande zeigen diese Thiere sehr viel Scharfsinn.

Zu kurzem Gebrauche bauen sowohl Eingeborne als Europäer häufig Cadjan-Häuser. Während der Empörung im Kandybezirke, im Jahr 1818, wurden viele von den kranken Soldaten in Cadjan-Spitälern untergebracht, die außer dem Gestelle ganz aus Kokosblättern gemacht sind. Gewöhnlich dauert eine solche Wohnung ein Jahr lang und darüber.

In heißen Klimaten reist man gewöhnlich bey Nacht, um der Sonnenhitze zu entgehen. Zu diesem Zwecke gebraucht man Fackeln, die hauptsächlich aus Kokosblättern gemacht sind. Verbrennt man das Holz, besonders aber die Blätter, so enthalten sie sehr viel Pottasche, woraus die Kaste der Wascherleute Nutzen zieht, und alle Pottasche sich verschafft, die sie zu ihrem Gewerbe braucht. Seife wird selten genommen.

Mit der Mittelrippe des Blattes rudert man auch; und das untere Ende dieses Blatttheiles wird zuweilen stark zerschlagen und dadurch in eine Bürste verwandelt, die man zu mancherley Zwecken benutzen kann. Die Blumenscheide ist entzündlich, weßhalb man sie ebenfalls öfters zu Fackeln benutzt. In andern Theilen Indiens und Ame-

rila's wird sie in Wasser eingeweicht, um Taue daraus zu verfertigen, womit die Dächer festgebunden werden. Die stärksten Ankertaue macht man in Südamerika aus den holzigten Rippen des Blättchens.

Aus der Blüthe und Frucht dieses Baumes werden manche nützliche Erzeugnisse gemacht. Durch eine besondere Behandlung gibt die Blüthe einen reichhaltigen Zuckersaft, den man in Arrack oder Zucker verwandeln kann. Den süßen Saft erhält man aus der unentwickelten Blüthe, die täglich zwey bis vier Schoppen gibt, wenn sie gut und gesund ist, und womit sie vier bis fünf Wochen lang anhält.

Ceylon führt jährlich nach Bengalen, Madras und Bombay 5000 bis 6000 Leaguers Arrack aus, wovon jeder 150 Gallonen enthält. Fracht und Zoll inbegriffen, verkauft man ihn zu Madras für etwa 40 Kreuzer die Gallone. In Ceylon selbst kommt die Gallone auf 24 bis 30 Kreuzer zu stehen. Der Ausgangszoll ist zehn Prozent. In England hat man ihn schon mit fünf und sechs Schilling die Gallone bezahlt. Dieser Arrack wird aus einer Mischung von Melassen, Palmwein und Reis nach folgendem Verhältniß gemacht:

Melassen	62	Theile
Toddy oder Palmwein . .	3	—
Reis	35	—

und 100 Theile davon geben 23½ destillirten Probearrack.

Wenn der aus dem Palmsafte verfertigte Zucker, dort Jagery genannt, stark mit Kalk gemischt wird, so gibt er einen herrlichen Kitt, welcher der Feuchtigkeit widersteht und große Hitze aushalten kann. Dieser Kitt nimmt eine sehr schöne Politur an. Ehe man Wände damit bekleidet, werden sie erst mit einem starken Aufguß von den Spelzen unreifer Kokosnüsse benezt, und dasselbe Fluidum nimmt man auch, um die Materialien damit zu mischen. In Madras und einigen andern Theilen Indiens werden die flachen Hausdächer mit diesem Kitte bedeckt. Man gebraucht ihn häufig, um Säulen damit zu bekleiden und Fußböden zu machen, die man öfters wie Marmor färbt.

Wenn die Blüthe des Kokosbaumes nicht beschädigt wird, so trägt der Baum Nüsse, die man zu vielerley nützlichen Zwecken gebrauchen kann. Junge Nüsse essen die Eingebornen häufig als Krankenkost. Die Bewohner einiger Inseln unter dem Aequator kennen fast keine andere Nahrung als die Kokosnuß; und wenn ein Volk seinen Unterhalt auf eine so leichte Weise bekommt, wie ihn der Kokosbaum gewährt, so fühlt es keinen Antrieb zur Arbeit.

Sago wird ebenfalls leicht aus dem innern Theile des Stammes dieser Bäume gewonnen, wenn man das darin enthaltene Zellengewebe stampft, mit Wasser auswascht und durchseiht, um die holzigten Fasern von dem Satzmehl zu trennen.

(Der Beschluß folgt.)

Anekdote.

In einem der kleinern Gerichtshöfe in London herrscht der unsinnige Gebrauch, einen Freygesprochenen 1 Pf. 7. 8. für Sporteln bezahlen zu lassen und ihn im Weigerungsfalle wieder einzukerkern, und ein Londner Journal versichert, daß die Richter jenes Hofes oft Personen, die wegen Schlägerey oder anderer geringer, aber nicht ganz erwiesener, Vergehungen angeklagt sind, aus Barmherzigkeit den Geschworenen zur Schuldigsprechung empfohlen haben, weil sie solche dann mit einem Schilling Strafe freygeben konnten, während sie im Fall der Freysprechung zu jenen schweren Sporteln verdammt worden wären, die sie vielleicht nicht hätten entrichten können. — Ist das nicht eine weise Gesetzgebung? —

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 31. Dec.

(Fortsetzung.)

Die auswärtige Politik war Malte-bruns eigentliches Departement; er übersetzte, machte Noten gegen die Engländer im Style der Napoleon'schen, erdichtete Privatkorrespondenzen, die in ganz Europa für ächte Münze angenommen wurden, dabey klopfte er die Stümper in der Geographie auf die Finger, kritisirte oft so derb, daß man in andern Blättern auf ihn schimpfte und ihn herunter machte, ohne daß es eine andere Wirkung auf ihn gehabt hätte, als daß es seine Lebensgeister noch mehr anfachte. Er zog sich durch seine beißenden Kritiken manche Händel, manche Unannehmlichkeit zu; allein was einem andern tiefen Verdruß gemacht hätte, schien ihm mehr lustig als widerwärtig. Dabey nahm er eine Menge von Einkleidungen in seinen Aufsätzen an, war bald ernsthaft, bald spaßhaft, lobte Napoleon unmäßig, und dachte doch wieder auf eine unabhängige Weise; wenigstens stimmten seine Gespräche oft mit seinen Aufsätzen nicht überein. Ein so lebhafter Geist mochte auch wohl oft Tags darauf nicht mehr dieselbe Meynung hegen, die er bey Abfassung eines Aufsatzes gehabt hatte. Sehr ergötzte es ihn, wenn die englischen Blätter, besonders die ministeriellen, irgend eine politische Aeußerung von ihm, oder eine lang ausgearbeitete Note für eine Eingebung Napoleons hielten, und sie ernsthaft zu widerlegen suchten, oder wenn die deutschen Blätter mit vieler Demuth eine solche Note wörtlich und gewissenhaft wiederholten, als ob es die Sprache des Tuilerienkabinets sey, und als ob keine Sylbe an einem solchen Orakelspruch verändert werden dürfe. Allerdings dachte er sich in den Geist der Napoleon'schen Regierung sehr geschickt hinein, und die damaligen Staatsmänner waren manchmal mit seinen Orakelsprüchen sehr zufrieden, und nahmen sie als die ihrigen an. Malte-bruns Aufsätze im Journal des Débats verschafften ihm einen außerordentlichen Ruf, da dieses Journal so zu sagen das einzige Journal in ganz Frankreich war, und allgemein gelesen und ausgeschrieben wurde. Buchhändler und Gelehrte machten ihm den Hof, um von ihm angezeigt und gelobt, oder wenigstens, um von ihm nicht hart mitgenommen zu werden. Zu jener Zeit war ein Mitarbeiter am Journal des Débats eine so wichtige Person, daß ein Lob oder ein Tadel in einem so hohes Ansehen genießenden Tagesblatte einen Schrift-

steller erhob oder niederschlug, und ein neues Buch entweder in Aufnahme brachte, oder auf immer zur Vergessenheit verurtheilte. Malte-Brun behielt nicht immer im Loben und im Tadeln die erforderliche Mäßigung bey. In der Folge machte ihn das Alter gemäßigter. Der Charlatanismus erbitterte ihn, und er fiel oft unbarmherzig über die literarischen Charlatans her, wovon eine Hauptstadt wie Paris zu wimmeln pflegt. Besonders wußte er ihnen ihre Unwissenheit in der fremden Literatur nachzuweisen, und in dieser Hinsicht leistete er der Wissenschaft einen nicht unwichtigen Dienst. Er freute sich zuweilen ungemein, wenn er so einen Charlatan oder Stümper in seiner Blöße vor den Augen des Publikums dargestellt hatte. Das Journal des Débats war aber nicht hinreichend zur Beschäftigung eines so außerordentlich thätigen Gelehrten. Er unternahm die Herausgabe einer geographischen Zeitschrift, der Annales des Voyages, der ersten kritischen, die in Frankreich je erschienen ist. Das Journal des Débats diente ihm dazu, um das große Publikum zur Theilnahme anzuregen, und dieses Unternehmen hatte den besten Erfolg, und ist seitdem fast beständig fortgesetzt worden. Außerdem unternahm er sein großes Handbuch der Universalgeographie, das er nicht hat ganz vollenden können, das aber längst fertig geworden wäre, wenn er sich nicht durch eine Menge kleiner Nebenbeschäftigungen hätte zerstreuen lassen. In diesem Werke hat er die schwierige Aufgabe gelöst, eine, von fremden Namen und beständig wiederkehrenden kleinen Thatsachen wimmelnde Wissenschaft zu einer angenehmen, belehrenden Lektüre zu machen. Als im Jahr 1814 die kaiserliche Regierung über den Haufen geworfen wurde, konnte oder wollte Malte-Brun, der sich mit so vielem Eifer der Napoleon'schen Sache angenommen hatte, besonders in der letzten Zeit, nicht am Journal des Débats bleiben, und fing an, einen Spectateur français heftweise heraus zu geben, worin er manche pikante Anekdoten sammelte, und sehr freymüthig die politischen Zeitbegebenheiten erörterte. Indessen hatte dieser Spectateur, der in der bewegtesten Zeit, und mitten unter einer Fluth von Zeit- und Flugschriften erschien, eben keinen großen Erfolg, und Malte-Brun, um doch wieder an einem Tagesblatt zu arbeiten, gesellte sich zur Quotidienne, dem bekannten ultraroyalistischen Blatte, das eben so heftig wider Napoleon loszog, als das Journal des Débats ihn zuvor gelobt hatte.

Rom, 3. Jan.

(Fortsetzung.)

Leo XII. hat mit Ausnahme der ersten sechs Monate seiner Regierung, im Pallaste des Vaticans seine beständige Residenz gehabt und dort Wiederherstellung von einer heftigen Hämorrhagie gefunden. Aber dieß Beyspiel ist verloren für die Römer: sie bestehen auf ihrem Vorurtheile und meynen, dem Papste sey die Luft dies ausnahmsweise bekommen, einen jeden andern würde sie getödtet haben. Trotz des Vorurtheils, welches die Römer gegen die benannten Stadtviertel hegen, ist es eine Freude zu sehen, wie sie ihnen das Wort zu reden wissen, wenn es darauf ankömmt, hier irgend ein Besitzthum zu vermiethen, oder zu verkaufen. „È aria buona, Signore, aria buona", ist der Refrain, mit welchem sie jedes dritte Wort in der Aufzählung der guten Eigenschaften des Locals zu begleiten pflegen. Auf diese Weise fügt es sich dann, daß selbst der Vatican, ja sogar das Volksthor, aria buona haben, und daß es sich, zum Beyspiele, in der Nähe der Villa Poniatowsky außerhalb des letztern, eben so gesund athmen läßt, als bewohnte man den päpstlichen Pallast auf dem Montecavallo. Sonderbar, daß es ein gewisses Stadtviertel Roms gibt, wo ohngeachtet seiner nahen Lage an der Tiber, keine Rede von der Aria Cattiva ist, ja, daß man daselbst nicht einmal den Namen derselben zu kennen scheint. Dieß ist das Viertel jenseits der Tiber. — Seitdem ich dieses geschrieben habe, ist die obenerwähnte Schatzgräberey wirklich vor sich gegangen; es wurde unter dem Karossenstephan nachgegraben, aber nichts gefunden als ein paar Säulenstücke von sehr gewöhnlichem Grau nit von der Insel Elba; so endete hiemit diese Geschichte. Nicht minder hat in diesen Tagen eine andere gesellschaftliche Begebenheit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Im Auslande, wo das Wort Conversazione für Unterhaltung durch Rede genommen wird, hat man nämlich die Meynung als vertreibe man sich in den italienischen Gesellschaften die Zeit meistens mit Gespräch; aber dieß ist ein Irrthum, dem man zu entsagen gezwungen wird, sobald man einen Fuß auf italienischen Boden setzt. In der neusten Zeit hat sich aber in den römischen Sitten ein eben so merkbarer, obgleich verhältnißmäßig immer noch geringerer Wechsel ergeben, als bey den übrigen Nationen Europa's: die Leidenschaft des Spiels ist die nächste Folge davon gewesen; sie nimmt, heißt es, mit jedem Jahre zu. Man kennt eine Menge Leute von Stande, welche, in Ermanglung einer andern Existenz bloß vom Spiele zu leben suchen: mehrere große Familien sind durch die Spielwuth, entweder des Mannes oder der Frau, an den Bettelstab gerathen, unter diesen eine, welche der Papst unter seinen Vorfahren zählt. Ja selbst in den Bürgerfamilien ist das Spiel allgemein und bey weitem mehr verbreitet, als in Frankreich und Deutschland. Das Hasardspiel ist in Rom, wie in allen andern Staaten scharf verboten; ja es steht sogar ein Jahr öffentlicher Zwangsarbeit darauf. Nichts desto weniger haben dergleichen Tripots, alte Ueberreste aus der Zeit der französischen Okkupation, noch fortwährend seit der Wiederherstellung der päpstlichen Regierung existirt; es scheint selbst, daß man unter dem vorigen Papste eine Nachsicht dagegen ausgeübt hat, welche, da man offenbar dem Gesetze Hohn sprach, nur zu immer häufigerer Uebertretung desselben eingeladen haben mag. Ausgemacht ist, daß besonders Fremde, weil man von ihnen keine Verrätherey befürchten zu müssen glaubte, häufig zu jenen Tripots eingeladen wurden, und darin ihm und wieder bedeutende Summen verloren. Niemand zweifelt, daß diese Spielwuth schon seit langer Zeit der jetzigen Regierung bekannt gewesen sey; man versichert sogar, es seyen zu verschiedenen Malen indirekte, sehr dringende Warnungen dagegen ergangen. Letzteres scheinen nichts gefruchtet zu haben, und somit ist die Sache auf einmal losgebrochen: vor vierzehn Tagen sind in der Nacht eilf Personen, sämmtlich aus adlichen Familien, welche in einem Privathause verbotene Spiele spielten, auf der That ertappt und zwar nicht arretirt, doch am folgenden Morgen fiskalisch vernommen, und ein jeder zu dreyhundert Scudi Strafe, oder zu einjähriger öffentlicher Zwangsarbeit verurtheilt worden. Nach gehaltener Berathschlagung unter einander, haben sie sich sämmtlich freywillig als Gefangene in die Engelsburg begeben, in der Hoffnung, der heilige Vater werde sich durch ihren Gehorsam entwaffnen, und sie mit einer kürzeren oder längeren Gefangenschaft davon kommen lassen, und im äußersten Falle sey es immer noch Zeit, der öffentlichen Zwangsarbeit durch Entrichtung der Strafe auszuweichen; ja sie schmeicheln sich sogar, die Regierung werde demnächst ein Jahr Gefängniß in der Engelsburg für die zuerkannte Zwangsarbeit gelten lassen, in welchem Falle sie lieber das Jahr in der Engelsburg aushalten, als die Geldstrafe zahlen würden, da sich mehrere unter ihnen befinden, denen es schwer fallen möchte, letztere zu entrichten. Uebrigens ist so viel gewiß, daß der Befehl, die Spieler aufzuheben, unmittelbar vom heiligen Vater gekommen ist, und daß der Gensdarmerie-Offizier, der damit beauftragt war, den Schlüssel zu dem Zimmer, wo das Spiel stattfand, aus dessen eigenen Händen empfangen hat. (Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 11.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 33.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 7. Februar 1827.

Herr, deine Weisheit hat kein Ziel!
Und wie mißt deine Huld und Stärke?
Mit Staunen seh' ich deine Werke,
Wie schön sind sie, wie groß und viel.

Kirchenlied.

Ueber die vielfältige Benutzung des Kokosbaumes.

(Beschluß.)

Die Spelze oder faserige Fruchthülle der Nuß gebraucht man zum Poliren von Hausgeräthe, zum Aufreiben von Fußböden u. s. w. Vögel, welche hängende Nester bauen, machen sie gewöhnlich aus dieser Substanz. Am meisten aber wird sie zu Verfertigung von Coir gebraucht, wozu die Nuß nicht ganz reif seyn darf. Das Wort Coir, manchmal auch Cair geschrieben, kommt wahrscheinlich von dem portugiesischen Hauptworte Cairel her, was eine Perücke oder Franze bedeutet. Das Singalesische Wort für Coir ist Kobu. Um die Spelze abzunehmen, befestigt man einen eisernen großen Nagel oder ein scharfes Stück hartes Holz in den Boden: die Nuß wird sodann darauf gedrückt, die Spitze geht durch die Fasern, wodurch die Rinde von der Schale getrennt wird. Auf diese Weise kann ein Mann täglich 1000 Nüsse reinigen. Will man Coir verfertigen, so weicht man die Rinde einige Monate in Wasser ein und klopft sie dann auf einen Stein mit einem schweren Holz. An den amerikanischen Küsten, wo man keine fließenden Gewässer hat, graben die Coirfabrikanten Löcher in den Sand unterhalb des hohen Wasserstandes und verscharren die Rinde, ehe sie geklopft wird. Nachher wird sie mit der Hand so lange gerieben, bis die zwischen den Fasern befindliche Substanz ganz von der Spelze getrennt ist. Vierzig Kokosnüsse geben etwa sechs Pfund Coir. Nach dieser Arbeit werden die Fasern zwischen den Fingern zu Fäden gedreht, woraus man alle Sorten Tauwerk macht. Ehe die eisernen Ankertaue eingeführt wurden, versah man alle nach Indien gehende Schiffe mit Ankertauen aus dieser Substanz; besonders auch deßwegen, weil das Seewasser ihnen zuträglich ist. Sind Taue aus Coir gehörig gemacht, so sind sie biegsam, glatt, stark und elastisch, und man kann sie auf Schiffen recht wohl gebrauchen.

Mit Coirgarn nähen die Eingebornen die Bretter ihrer Nachen zusammen. Dieses Garn kostet in Ceylon etwa 2 Pf. St. die 500 Pfund. Viel davon wird nach den indischen Häfen ausgeführt; und unter der holländischen Regierung wurden jährlich an 3,000,000 Pfund verfertigt. Eine große Fabrik zur Verfertigung von Coirtauen wurde unlängst zu Recif, in der Nähe von Pernambuco in Brasilien errichtet.

Coir wird in Indien auch viel statt Haar benuzt, um Matratzen, Kissen, Sättel und dergleichen damit auszustopfen. Eben so wird es zur Verfertigung von Besen und Bürsten oder Pinseln genommen, womit Häuser weiß angestrichen werden.

Der Kern der reifen Kokosnuß schmeckt ungefähr wie Mandel, und die Einwohner essen ihn mit Jagery. Auf den Ladronen wird er statt Brod mit Fleisch und Fische gegessen. Manchmal wird er auch geraspelt und mit Reis gemengt, um ihm einen angenehmen Geschmack zu geben. Zuweilen zerstößt man auch den Kern zu Mehl, mischt es mit Zucker und backt kleine Kuchen daraus. Ueberhaupt

aber hält man diese Frucht für sehr nahrhaft, und viele glauben, daß sie fett mache.

Preßt man den Kern ein wenig, so zeigt er eine weiße Flüssigkeit, die der Milch gleicht; und wenn die in Indien lebenden Europäer keine Kuhmilch bekommen können, so nehmen sie Kokosmilch dafür. Einen andern Stellvertreter für Milch bekommt man dadurch, wenn man einen Kern zerreißt, und das Mehl mit der in einer Nuß befindlichen Flüssigkeit vermengt, die man nachher durchseiht. In Westindien macht man Puddings aus Kokosnüssen, so wie auch Eingemachtes, wenn man sie mit Honig und Zucker aufbewahrt.

Sobald die Nuß reif ist, gebraucht man sie, um eine öligte Flüssigkeit daraus zu bekommen, womit man Curry macht, ein unter allen in Indien lebenden Menschenklassen sehr beliebtes Essen. Allein das hauptsächlichste Erzeugniß des Kokoskernes ist ein vorzügliches Oel. Zehn Nüsse geben ungefähr zwey Schoppen unreines Oel; wenn es aber rein ist, geben dreyßig Nüsse nur etwa drey Pfund. Der wässerige Theil des Kernes wird verflüchtigt, indem man ihn der Sonnenhitze aussezt, wodurch er in einigen Tagen ziemlich ranzig wird. In diesem Zustande nennt man den Kern Copra, und bringt ihn auf eine von Ochsen getriebene Mühle, wo das Oel abgesondert wird. Seit einigen Jahren hat man in Colombo viel Oel mit Hülfe einer Dampfmaschine gewonnen. Die Substanz, welche zurückbleibt, nachdem das Oel ausgepreßt ist, nennt man Taur, womit man Schweine, Hühner u. s. w. mästet.

Ceylon führt jährlich eine große Menge Kokosnüsse, hauptsächlich nach Ostindien aus. Im Jahre 1809 gingen 2,977,275 Stück aus dem Lande. Im Durchschnitt verkauft man das Hundert für zwey und in Brasilien für drey Gulden. Nach England kommen sie von Westindien, wo die Schiffskapitäne sie einnehmen, um den leeren Raum zwischen Fässern und Kisten auszufüllen. Daher kostet die Fracht auch nur wenig oder nichts, und man sieht sie in den englischen Seestädten eben so häufig als Orangen.

Kokosnußöl kann man aus Ceylon für 54 Kreuzer die Gallone ausführen, und zu diesem Preise geht jährlich viel nach Ostindien. In Java wird es eingeführt und dort kostet der Picul gewöhnlich 15 Gulden, oder etwa 1 Gulden und 3 Kreuzer die Gallone. Seit einigen Jahren hat man es auch in England eingeführt, wo die Gallone 3 Gulden bis 3 Gulden 36 Kreuzer kostet. Man hat es theils zum Brennen, theils in den Tuchmanufakturen gebraucht; auch macht man gute Seife, und besonders gute Lichter daraus. In den Glashütten sollen die Bläser dieses Oel jedem andern vorziehen.

Aus den Schalen der Kokosnüsse macht man Rosenkränze, so wie auch Trinkgeschirre und andern Hausrath. Den daraus gemachten Trinkschalen hat man besondere Tugenden zugeschrieben, und sie sollen berauschenden Getränken antiapoplektische Eigenschaften mittheilen. Gelegentlich werden sie auch von den Eingebornen polirt, welche erhabene Figuren darauf schnitzeln. So verziert, gebrauchen sie die Engländer häufig als Zuckerdosen. In der Nachbarschaft von Monte Video, in Südamerika, trinken die Damen Thee aus sehr schön verzierten Kokosschalen, indem sie den Thee durch lange silberne Röhren einschlürfen. Gewöhnliche Schöpflöffel werden in Ostindien und Brasilien aus einem Theile einer Kokosnuß gemacht, woran ein hölzerner Stiel befestigt ist. Die Bewohner einiger der asiatischen Inseln gebrauchen sie auch zu einem Maß für trockene und flüssige Bestandtheile. Ihren Gehalt kennt man an der Zahl der Kauris (Cypraea monela), die sie enthalten. Daher gibt es Kokosschalen von 500 oder 1000 Kauris u. s. w.

In ältern Zeiten wurden Kokosnüsse viel höher geschäzt, als jezt. Rochon behauptet, daß es zu einer Zeit nichts Ungewöhnliches war, 400 Pfund Sterling für eine zu bezahlen. Kaiser Rudolph der Zweyte konnte eine für 4000 Gulden nicht bekommen; allein jezt sind sie sehr wohlfeil geworden.

Der Kokosbaum trägt zuweilen, in fünf oder sechs Jahren nach seiner Verpflanzung, Früchte; allein vor dem achten oder neunten Jahre gibt er nur wenig. Dagegen aber bleibt er sechzig bis siebzig Jahre lang fruchtbar. In gutem Boden und bey nassem Wetter, blüht der Baum alle vier bis sechs Wochen; daher findet man auch gewöhnlich reife Früchte neben Blüthen zu gleicher Zeit auf einem Baume. Gemeiniglich hängen fünf bis fünfzehn Nüsse in einem Büschel beysammen; und auf gutem Boden kann ein Baum acht bis zwölf Büschel, oder 80 bis 100 Nüsse tragen. Daß es welche gibt, die mehr tragen, ist bekannt; allein im Durchschnitt kann man wohl nicht mehr annehmen.

Der Trauring.

(Fortsezung.)

„Lieber Baron, antwortete der Oberst, als Tangern ihm eines Abends, wo er ihn allein fand, die Sehnsucht seines Herzens vertraute — meine Pflicht als Vormund und Onkel erheischt die rücksichtloseste Aufrichtigkeit von mir in diesem Punkte. Haben Sie auch wirklich die Neigung zu Celicien der nöthigen Prüfung unterworfen und untersucht, ob sich Ihre zeitherigen Gewohnheiten nicht Ihrem und des Mädchens vereintem Glücke in den Weg stellen sollten?“

„Ja, Herr Oberst — antwortete Tangern mit Festigkeit — das ist redlich von mir geschehen. Ich schwöre Ihnen — —“

„Nicht das, Baron — versezte der Oberst — ein Schwur könnte Ihrer jezigen Gesinnung so wenig Dauer verleihen,

als die bloße Versicherung. Aber bey allem Glauben an die Güte dieser Gesinnung muß ich voraussagen, daß auf den Fall der muthwilligen Verwahrlosung des Kleinods, wonach Ihre Wünsche ausgehen, Ihnen in mir ein steter, furchtbarer Rächer zur Seite stehen, und daß nach meinem Tode die Verpflichtung zu solcher Rache auf meine Söhne übergehen würde."

„Dem Himmel sey Dank — entgegnete der Baron — daß ich in meinem treuen Herzen die sicherste Bürgschaft für die Erfüllung Ihrer Wünsche in dieser Beziehung fühle. Meine zeitherigen Verirrungen — —"

„Haben — unterbrach ihn der Oberst — mich in den lezten Wochen zu den sorgfältigsten Nachforschungen veranlaßt. Bey Ihren unverkennbaren Absichten auf Celiciens Liebe war ich solches der Tochter meines verewigten Bruders schuldig. Das Ergebniß dieser Nachforschungen kommt mir weit besser vor als der Ruf, den Ihnen Ihr jugendlicher Leichtsinn erworben hat. Allerdings scheinen Sie bey Ihren leichtfertigen Streifereyen im Gebiete der Liebe von dem Gedanken ausgegangen zu seyn, daß ein junger lebenslustiger Mann wohl den Beruf habe, aus dem Leichtsinn der Weiber Vortheil zu ziehen und Personen mit dem Anschein von Treue zu täuschen, von denen ebenfalls keine Treue zu erwarten stünde. Aber nach allen meinen Nachrichten ist doch der heilige Friede der Unschuld nie von Ihnen gestört worden."

Daß das gewiß nie geschehen sey, rief der Baron hier mit Feuer den Himmel zum Zeugen auf.

„Doch wird Ihnen auch — fuhr der Oberst fort — wird das Einerley, selbst der glücklichsten Ehe Sie jene lockenden Zerstreuungen vergessen lassen, ohne deren Entsagung für immer kein Heil im Ehestande zu denken ist?"

„Verehrter Mann — antwortete der Baron — längst schon erwog ich das Verhältniß, welches jezt der Gegenstand meiner innigsten Sehnsucht geworden und gerieth so auf die unbestreitbare Wahrheit, daß einzig in ihm die Bestimmung des Menschen zur vollen Erfüllung gelangen kann. Nur daran verzweifelte ich, die Person in der Wirklichkeit zu finden, welche mir zu solch einem Vereine vor Augen schwebte. Als eine ganz unverhoffte Gunst des Himmels ist sie mir nun in Celicien erschienen. Schon die Art dieser Werbung allein redet vielleicht meinem ernsten Nachdenken über die Sache und der Verschiedenheit meiner zeitherigen Verbindungen mit Weibern von der jezigen das Wort. Noch nie gingen meine Bemühungen um weibliche Herzen bis zu dem Punkte, von dem ich solche jezt anfange. Ohne Celicien irgend ein Geständniß gethan zu haben, schlage ich den ziemlich veralteten Weg ein, zuvor bey Mutter und Vormund um sie anzuhalten."

„So haben Sie wohl schon mit der Geheimen Räthin gesprochen? Welche Hoffnung gab sie Ihnen?"

„Frau von Horsten schien Alles auf Ihre Bestimmung ankommen lassen zu wollen."

„Dann kann ich — sprach der Vormund — Sie um so weniger mit einer verneinenden Antwort entlassen, da ich weiß, wie sehr meine gute Schwägerin für Sie eingenommen ist. Aber freylich — fügte er lächelnd hinzu — fehlt es noch an der Hauptsache. Denn wozu mein bester Wille, wenn vielleicht Celicie selbst Ihrem Antrage zuwider seyn sollte?"

Obschon Tangern in der That ihr Herz hierüber noch nicht mit Worten erforscht hatte, so würde er doch auf keinen Fall den nunmehr gelungenen Schritt gewagt haben, wenn er, aus ihrem ganzen Benehmen gegen ihn zu schließen, dieses Herzens nicht gewiß zu seyn geglaubt hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 28. Dec.

(Beschluß.)

Malte-brun fand sich, wie es scheint, ziemlich in den Geist dieses Blattes hinein, und schrieb wie ein Ultraroyalist aus der Zeit des ancien regime. Diese Versatilität zog ihm bittere Vorwürfe in einigen freysinnigen Blättern zu, es kam sogar zu einer Herausforderung zwischen ihm und dem Mitarbeiter an einer unabhängigen Zeitung, dem H. Auger, jetzigem Mitgliede der Académie française. Auf dem Kampfplatze wurde jedoch das Duell durch beyderseitige Freunde verhindert, aber Auger nahm einen Aufsatz, den er über Malte-bruns Charakter eingerückt hatte, nicht zurück, und that nichts, um ihn zu widerrufen. Einige Jahre zuvor, als Malte-brun noch am Journal de l'empire arbeitete, war er einmal in seiner Wohnung von den Schülern der École polytechnique angegriffen und mißhandelt worden, weil er sich über einen ihrer Professoren, den bekannten Gelehrten Biot, in einem Aufsatze etwas lustig gemacht hatte, den er jedoch nicht unterzeichnete. Biot, um nicht das Ansehen zu haben, als ob er diesen Schülerstreich befördert habe, schrieb einen lobenden Aufsatz über Malte-brun im Mercure de france, und Malte-brun lobte seinerseits Biot wieder im Journal des Débats, und bat die Polizey den Schülerstreich nicht gerichtlich zu verfolgen. Dieß war der sonderbare Ausgang einer Angelegenheit, die einiges Aufsehen in Paris erregte. Die allgemeine Stimmung war damals so, daß man über die Schüler, die den Gelehrten in seiner Wohnung fast meuchelmörderisch angefallen hatten, nur lachte, und ihnen beynahe Recht gab. An der Quotidienne legte Malte-brun wieder seine vielseitigen Kenntnisse an den Tag, und übernahm sogar die Kritik der theatralischen Vorstellungen. Jedoch mochte er sich wieder zum Journal des Débats zurück sehnen, das weit mehr gelesen wird, als die veraltete Quotidienne, die Herausgeber jenes Blattes mochten selbst fühlen, wie nöthig ihnen ein so gewandter und gelehrter Politiker und Geograph sey, Anträge wurden gemacht und angenommen, und so ging Malte-brun wieder zum Journal des Débats über, und ist bis zu seinem Tode als Redakteur bey diesem Blatte geblieben, mit einem Gehalte von ungefähr 8000 Franken. In diesem Blatte herrschte ein andrer Geist als in der Quotidienne; eine Zeitlang war das Journal sogar ministeriell; Malte-bruns biegsamer Geist wußte sich in alle diese verschiedenen Lagen hinein zu finden und einheimisch zu machen, und er, der Napoleon bis auf den lezten Augenblick vertheidigt und gelobt hatte, ward einer der rüstigsten Vertheidiger der Bourbonschen Legi-

timität, und ſchrieb auch ſelbſt eine Abhandlung über die Legitimität, als die ſogenannte Société des Bonnes lettres dieß zur Preisaufgabe gemacht hatte. Den Preis erkannte ihm die ultraroyaliſtiſche Geſellſchaft zwar nicht zu; ſeine Schrift enthielt manche allzu freymüthige Aeußerungen und Erörterungen, um einer ſolchen Geſellſchaft zu gefallen, die das Ding nicht von oben herab, ſondern nur etwas von der glänzenden Seite angeſehen haben wollte. Am Ende der hunderttägigen Regierung Napoleons, im Jahr 1815, hatte Maltebrun in der Eile eine Apologie de Louis XVIII. geſchrieben, und unter die Repräſentanten der Nation austheilen laſſen, die damals von den Bourbonen nichts hören wollten. Auch dieſe Apologie enthielt manches freymüthige Urtheil, und gefiel wahrſcheinlich der Bourbon'ſchen Regierung eben ſo wenig als der Repräſentantenkammer, wenigſtens erhielt Maltebrun nicht die mindeſte Belohnung, ſo wie er auch von Napoleon, in der Zeit als er ihn lobte, keine einzige Gnade erhalten hatte. Ueberhaupt haben die Fürſten und Machthaber den däniſchen Gelehrten nicht verzärtelt, denn er iſt immer ohne Anſtellung, ohne Titel, ohne Ehrenbezeugung, ohne Penſion geblieben; nur im lezten Jahre ſeines Lebens hatte der König von Dänemark den ehemaligen Prozeß, der ihm wegen ſeiner jugendlichen Schriftſtellerey angehängt worden war, von Neuem durchgehen laſſen, und es war daraus hervorgegangen, daß Maltebrun gar nicht ſtrafbar geweſen war. Dieſe Gerechtigkeit widerfuhr ihm leider etwas ſpät, und konnte ihm zu nichts dienen, da er einmal Frankreich zu ſeinem Vaterlande gewählt, und von Dänemark nichts mehr zu hoffen noch zu fürchten hatte. Uebrigens hat er, wenn ich nicht irre, ſeinem ehemaligen Landesherrn Memoiren und Pläne über Anlegung und Anordnung von Kolonien zukommen laſſen. In dieſer Hinſicht hatte er weitausſehende Pläne, die alle wohl eben nicht ausführbar waren, aber doch viel Nüzliches enthielten, woran noch kein Staatsmann gedacht hatte, weil ein Staatsmann ſelten ein großer Geograph iſt. Auch unter Napoleons Regierung ließ er in's Journal des Débats zuweilen ſeine Ideen über die Kolonien einfließen, und meynte, Frankreich könne noch zu einer großen Kolonialmacht anwachſen; hiebey ſchien er jedoch die Uebermacht Englands zur See nicht gehörig in Anſchlag gebracht zu haben. Als Schriftſteller hatte er es dahin gebracht, daß er die franzöſiſche Sprache auf's Beſte handhabte, obſchon zuweilen einige kleine Fehler ſich einſchlichen. Dieß Zeugniß hat ihm das Journal des Débats, das ſich beſtändig durch ſeinen Purismus ausgezeichnet hat, nach ſeinem Tode gegeben. Seine Unterhaltung hatte etwas Originelles. Da ſein Kopf mit Ideen aller möglichen Art angefüllt war, und er auf alle Fächer des menſchlichen Wiſſens ſeine Aufmerkſamkeit gerichtet zu haben ſchien, ſo brauchte man ihn nur auf irgend einen intereſſanten Gegenſtand hinzulenken, um einen Strom von Gedanken aus ihm herauszubringen. Unter dieſen Gedanken lief manches Sonderbare, und zuweilen etwas Kindiſches mit unter: war der Damm aber einmal gebrochen, ſo fuhr der Strom ſtundenweiſe heraus; manchmal nahm ſeine Unterhaltung eine ironiſche oder ſatyriſche Wendung, und war mit Anekdoten aus dem Privatleben der auf der Weltbühne handelnden Perſonen gewürzt. Fremdes Verdienſt hat Maltebrun oft in Paris zur Anerkennung gebracht, und bey ſolchen Gelegenheiten ſcheute er ſich nicht, den Eigendünkel der Nation, unter welcher er lebte, kühn anzugreifen, und ihr mit deutlichen Worten zu beweiſen, daß manches im Auslande weiter gediehen oder beſſer beſtellt ſey als in Frankreich. Er war einer der eifrigſten Beförderer der geographiſchen Geſellſchaft in Paris, und führte eine Zeitlang das Amt eines Sekretärs bey derſelben. Jedoch entſpann ſich bald einiger Zwiſt in derſelben; er ſelbſt mochte wohl nicht immer ſo duldſam oder ſo behutſam in ſeinem Reden ſeyn, als es eine Geſellſchaft von Gelehrten erfordert; er zog ſich allmählig zurück, und überließ die Geſellſchaft ihrem eignen Willen. Sicher hat ſie an ihm ihr eifrigſtes und gelehrteſtes Mitglied verloren. Sonſt hielt er wenig auf gelehrte Verſammlungen, und ſo machte er ſich mehrmals im Journal des Débats über die Anmaßungen und kleinen Zwiſtigkeiten derſelben luſtig. Maltebrun hinterläßt ſeiner Familie kein Vermögen; aber die Inhaber des Journal des Débats haben ſeiner Wittwe eine Penſion von 1200 Franken ausgeſezt. Dieſe Großmuth macht dem Journal Ehre; allein wenn man bedenkt, daß Maltebrun und einige andre Mitarbeiter das meiſte zum Emporkommen jenes Tagblatts und zu ſeiner großen Verbreitung beygetragen haben, ſo wird man finden, daß dieſe Großmuth im Grunde nichts mehr als Gerechtigkeit iſt, und daß nur durch ein ſo gerechtes Verfahren ein literariſches Inſtitut die ausgezeichnetſten Schriftſteller an ſich ziehen kann. Maltebrun hatte ſeinen Namen ein wenig franzöſirt, denn er hieß eigentlich Malte Bruun; da zwey u hintereinander etwas Ungewöhnliches in der franzöſiſchen Sprache ſind, ſo ließ er das eine u weg, und ſchrieb ſich Brun, welches auch ein franzöſiſches Wort iſt. Seine däniſchen Dichtungen ſollen große Anlagen zur Dichtkunſt verrathen. Vielleicht wäre er ein ausgezeichneter däniſcher Dichter geworden, wenn er nicht durch ein beſonderes Geſchick ein großer franzöſiſcher Geograph geworden wäre.

Dg.

Rom, 3. Jan.

(Beſchluß.)

Außer allen dieſen Ereigniſſen iſt in dieſen Tagen ein Schauſpiel geſehen worden, welches, obgleich im Allgemeinen nichts weniger als unbekannt in Rom, doch in ſeiner äußeren Geſtalt einen Reiz der Neuheit gehabt hat. Es iſt nämlich von Sr. Durchlaucht dem Herzoge von Lucca und dem neapolitaniſchen Bankier Falconet, welcher lezterer eigens dazu von Neapel nach Rom kam, auf einer Ebene, eine deutſche Meile von Rom, auf der Straße nach Ancona (der alten Via Flaminia) bey Tordiquinto, ein Pferderennen gehalten, und dabey die Wette von hundert Louisdor von lezterem gewonnen worden. Die beyden Renner ſollen engliſcher Race geweſen ſeyn. Es iſt dabey nach allen Regeln der engliſchen Wettrennerkunſt verfahren worden; die Jockeys haben ſich acht Tage vorher aushungern laſſen müſſen. Vor Anfang des Rennens ſind die beyden Jockeys vor Kunſtverſtändigen gewogen, und dabey ſo genau verfahren worden, daß man, heißt es, ſogar die halben und Viertelpfundſtücke angewandt habe, um das wahre Gewicht auszumitteln.

Geſtern Abend (7ten Jan.) ſind hier ſämmtliche Theater geöffnet worden, und haben, wie man mich verſichert, alle mehr oder weniger Fiasco gemacht. Aus eigner Erfahrung kann ich nur von Argentina urtheilen. Hier iſt dieſelbe Roſſiniſche Zelmira, welche vor fünf Jahren in Wien im eigentlichen Verſtande Furore machte, beynahe ausgepfiffen worden. Die Wahrheit gebietet jedoch zu geſtehen, daß die Schuld davon nicht an der Muſik, welche wirklich eine der beſten des Komponiſten iſt, ſondern an der erbärmlichen Ausführung liegt. Was ich von der Prima Donna, Paſtorie, befürchtet habe, iſt leider nur zu ſehr eingetroffen: in der komiſchen Oper, und beſonders in einem beſchränkteren Raum allerliebſt, beſizt ſie weder die Stimme noch die Darſtellungsmittel, um den ungeheuren Raum des Theaters Argentina zu füllen oder ein Orcheſter von circa fünfzig Perſonen zu überſchreyen. Selbſt der Bariton Benaghi, der einzige, auf welchen man Hoffnung geſezt hatte, iſt hinter der Erwartung zurückgeblieben, und der Tenoriſt, ein Dilettant von Stande, den die Noth gezwungen hat, das Theater zu betreten, iſt förmlich, und zwar von Anfang bis zu Ende, ausgepfiffen worden.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 34.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 8. Februar 1827.

Es ist überall gut wohnen, so weit sich Gottes schöner Himmel wölbt, und wo ein frohes Herz im reinen Busen schlägt, da ist des Erdenbewohners Eden.

M. Claudius.

Die Schöpfung des Weibes.

Erstes Lied.

Als aus rothem Thon gebildet
Stand der Mann, der Schöpfung Krone,
Und der Herr den Flammenodem
Eingehaucht dem Staubessohne,
Jauchzten ihm die Himmel Beyfall
Und die blüthenreiche Erde,
Die Geschlechter auch der Thiere
Beyfall seinem mächt'gen Werde.

Und dem Neugeschaffnen legten
Schmeichelnd sich der Leu zu Füßen,
Und der goldgefleckte Tiger,
Ihren König zu begrüßen.
Luft und Land und Welle schwiegen
Lauschend seinem Machtbefehle:
Sie erkannten den Gebieter,
Ihren Ordner, ihre Seele.

Warum war nach diesem Werke
Nicht der sechste Tag zerronnen?
Niemals was es überträfe
Sah das heitre Licht der Sonnen.
Ueber allen Preis erhaben
Stand die Schöpfung da vollendet:
Besser hätt' er gleich gefeyert,
Als sein Meisterstück geschändet.

Denn als er die Ripp' entwandte
Von des Mannes Eingeweiden
Und begann das Weib zu bilden,
Sie mit Fleische zu bekleiden,

Da gelang es ihm mit Nichten
Daß er Höheres bereite:
Nicht ein Meisterstück erschuf er,
Nur dem Mann die schwache Seite.

Als er ihrem schönen Leibe
Seines Odems Hauch verlieben,
War sie zu der Schöpfung Zierde
Zu des Schöpfers Lust gediehen.
All' in ihres Reizes Fülle
Mußte sie ihn selbst entzücken,
Und es zwang ihn an den Busen
Das geliebte Weib zu drücken.

Und er küßte Stirn und Lippe
Und des Busens Silberwogen,
Bis den Geist, die Gottesgabe,
Er ihr wiederum entsogen.
So geschah's, daß es dem Weibe
Fehlt am Geist und an der Seele;
Und so sind sie all' entstanden
Seiner schönen Schöpfung Fehle.

K. Simrock.

Der Trauring.

(Fortsetzung.)

Tangerns Rechnung bewährte sich. Es war der höchste Moment seines Lebens, als mit seinem Antrage der Verklärungsschimmer der Morgenröthe über Celiciens Gesicht sich ergoß, und dann ihr zu Boden gesenktes Auge einen

einzigen kurzen Blick empor zu ihm that, das Wort: ich bin dein! auf das Entzückendste aussprechend.

Die Verlobungskarten brachten eine Art von Revolution in den feinen Cirkeln der Stadt hervor. Man beklagte Celicien, man beklagte den Bräutigam. Viele hielten sie und noch Mehrere vielleicht ihn für wahnsinnig wegen des seltsamen Schrittes. Alles, was er jemals gegen die Frauen verschuldet hatte, war auf einmal wieder aus der Vergessenheit hervorgezogen, und jeder seiner leichtsinnigen Handlungen prägte man mit vielem Scharfsinne den Stempel der schwärzesten Bosheit auf.

Anonyme Briefe mit Schilderungen dieser Art gelangten an den Obersten, an die Mutter und an die glückliche Braut. Aber seine Selbstanklage im Allgemeinen war ihnen schon vorausgegangen und seine nunmehrigen Erläuterungen der ihm schuldgegebenen einzelnen Thatsachen entkräfteten die auf eitel Unheil ausgehenden Bestrebungen.

Bey dem Allem unterließ der Oberste nicht, noch am Hochzeitmorgen mit dem Baron allein, diesem seine Verpflichtung und die Folgen, falls er ihnen früh oder spät zuwider handeln würde, nochmals auf das Feyerlichste in's Gedächtniß zurückzurufen.

5.

Ein wahrhaft paradiesisches Leben war das Loos des neuen Ehepaares. Durchdrungen von der Wahrheit, daß das höchste irdische Glück nur in den einfachsten Verhältnissen zu finden sey, sah Tangern bald mit mitleidigem Lächeln, bald mit entschiedener Verachtung auf das zwecklose Treiben hin, das ihn so lange vom Herzen der Natur entfernt und in einem ewigen Wechsel betäubender Zerstreuungen und Gaukelspiele sich selbst entfremdet hatte. Der rechte Sinn für den Glanz der Wiesen, das zarte Grün der Bäume und den Gesang der Lerchen und Nachtigallen war ihm erst in diesem Frühlinge aufgegangen, den er ganz auf dem Lande zubrachte. Die süßesten Geheimnisse der Natur enthüllten sich vor dem geistigen Auge des Glücklichen, und wenn er oft nach mannigfachen Beschwerden und Beunruhigungen den höchsten Punkt seines Wohnguts erstiegen und dort, den Arm um Celiciens Schulter geschlagen, hinunterblickte in den Strom, glühend von der untergehenden Sonne und von den hellaufblitzenden Lichtern aus den Fenstern der Häuser auf den purpurfarbigen Bergen gegenüber geblendet, sein Auge nach dem ihrigen sich wendete, das solches schon erwartet zu haben schien, und in Celiciens blauem Himmelsblicke gleichsam seine bessere Seele versöhnend und beruhigend vor ihm lag, dann dünkte ihm alles Irrdische nichts, außer der Liebe und dem Glücke durch einen lebendigen Zeugen derselben, auf welches er bereits Hoffnung fassen konnte.

Mit dem Ende des durch das fest um die Gemüther geschlungene Band sehr reizend verflossenen Sommers war diese Hoffnung der Erfüllung schon sehr nahe gerückt. Man begab sich nunmehr wieder nach der Stadt. Frau von Horsten und der Oberst, die sich den Sommer über mehrmals von der innigen Zufriedenheit des Paares persönlich überzeugt, hatten sich bemüht, die Vorbereitungen zu dem Winteraufenthalte desselben nach seinen Wünschen zu treffen. Tangern und seine Gemahlin strebten Beyde, das Einfache ihrer ländlichen Verhältnisse und Gewohnheiten auch in der Residenz fortzusetzen. Der Umgang mit wenigen Freunden sollte zwar weder aufgegeben noch vernachlässigt, aber der geselligen Freude doch nur eine sehr enge Gränze gezogen werden. Um sich nie über diese durch die Umstände wider Willen hinausgeführt zu sehen, waren des Barons Wünsche nach einer Wohnung von nur geringem Umfange gegangen und sie fanden eine, wie sie solche für ihre Zwecke nicht besser hätten ersinnen können.

Sie sezten auch darin ihr ganzes, liebes, ländliches Leben mit einer nur geringen Erweiterung fort, unbekümmert um die Urtheile der Menschen, die um so eher ihnen zu Ohren gebracht wurden, da ihren Bekannten der Ungrund derselben einleuchten mußte.

Diese wollten ihre Eingezogenheit für bloße Affektation ansehen. Jene fanden sie wegen der Blößen natürlich, welche die in der Gesellschaft zum Gelächter werdende junge Frau sich außerdem allenthalben geben würde. Andere legten ihre Absonderung von der eigentlichen großen Welt, der sehr leicht erklärbaren Eifersucht einer Frau zur Last, die, durch ihren Mangel an äußern und innern Vorzügen geängstet, allenthalben glückliche Nebenbuhlerinnen besorgen müsse, zumal bey einem Manne, von dem die früher als Meister betriebene Verführungskunst durch ihre Geringhaltigkeit schwerlich in Vergessenheit gebracht worden sey. Noch Anderen war es außer allem Zweifel, daß das junge Ehepaar den höchsten Grad der wechselseitigen Unzufriedenheit einzig auf diesem Wege dem Auge und Ohre der Menschen wenigstens so lange entziehen könne, bis die bereits eingeleitete Scheidung stattgefunden hätte.

Und alle diese sinnreichen Behauptungen wurden gemeiniglich durch Anekdoten erläutert und so scharf als möglich gewürzt.

Daß das schuldlose Söhnlein, welches nachher der Zufriedenheit des Paares die Krone aufsezte, durch eine fast unglaubliche Häßlichkeit dem Argwohne des Mannes einen neuen Gegenstand des Haders dargeboten und der unpassenden Ehe den Todesstoß gegeben haben sollte, hätte unstreitig dem Baron und seiner geliebten Gattin nur ein Lächeln des Mitleids abgenöthigt, wäre ihnen davon etwas zu Ohren gekommen. Sogar aus der Affenliebe, wie die späterhin sichtbar werdende innige Freude der Eltern an ihrem Söhnlein gescholten wurde, und ihrer mehr als sonst vor Anderen zum Vorschein kommenden herzlichen Zuneigung wollte man die Unhaltbarkeit ihrer Ehe bewei-

sen, welche allem Vermuthen nach, aus geheimen Gründen noch einige Zeit künstlich aufrecht gehalten werden sollte; denn an dieser sogenannten Liebe könne die gröste Uebertreibung und Unnatürlichkeit keinem gesunden Auge entgehen.

6.

Frau von Horsten, von dem Glücke der Tochter durch die Zärtlichkeit ihres treuen Gemahls und den Besitz des Söhnleins fest überzeugt, sah alle Wünsche ihrer Zukunft der Erfüllung mit jedem Tage näher treten, und den Obersten wandelte nur darum beym Anblicke des so heitern Looses, das diesem Paare gefallen war, bisweilen die Besorgniß einer plötzlichen Erschütterung desselben an, weil mannigfache Erfahrungen und das Mißgeschick, welches, wie aus völlig heiterm Himmel mit dem plötzlichen Ableben seiner geliebten Gemahlin ihn selbst vormals betroffen, den Mann zu dem trostlosen Glauben geführt hatte, daß jedes Glück, das, gleichsam der irdischen Unvollkommenheit zum Trotz, in höchster Vollendung dastehe, durch feindliche Dämonen bedroht, der Dauer entbehren müsse.

Noch mitten im Schnee des ziemlich harten Winters träumte Celicie sich in die Blüthen des Frühlings hinein. Voll von einer wahrhaft kindlichen Sehnsucht nach dem Landleben zählte sie die Wochen und Tage, welche sich noch dazwischen ausdehnten. Das Gedeihen ihres Söhnleins dort, am offenen Busen der Natur, auf blumigen Wiesen, im kühlen Schatten schöner alter Linden erfüllte sie im Voraus mit den seligsten Empfindungen. Wenn sie im Beyseyn von Mutter und Onkel mit dem Feuer der Begeisterung hierüber sprach, konnte Frau von Horsten sich der Freudenthränen nicht enthalten. Der Oberst hingegen blickte dann gern bey Seite. Denn in dem allzuhohen Glanze ihrer Hoffnung glaubte er eine jener reichgefüllten Blüthen wahrzunehmen, denen keine Frucht beschieden ist.

7.

Ein Todesfall, auf den Niemand so früh gerechnet hatte, brachte zu Anfange Aprils einen Stillstand in die bereits getroffenen Vorkehrungen zu Veränderung ihres Aufenthalts. Er nöthigte den Baron mit entfernten Verwandten Rücksprache zu nehmen. Dieser ging so ungern von seiner Frau, als sie ihn ungern allein reisen ließ. Es dünkte beyden unmöglich, einen Raum von zwanzig Meilen zwischen einander zu wissen; daher geriethen sie zugleich auf den Gedanken, die Beschwerden der Reise mit einem noch so kleinen Kinde nicht zu achten, und sich vereint an den Ort des Todesfalls zu begeben.

Aber nur allzugern zeigt das Schicksal die Ausführbarkeit von Dingen, die wir, ihrer Bitterkeit halber, für unerträglich achteten. Das Kind erkrankte, zwar nach der ärztlichen Versicherung ohne alle Gefahr, wenn es in so rauher Jahreszeit nicht der Reise ausgesezt wurde, den kleinen Liebling aber zurückzulassen, auch da sie wußte, welchen guten Händen er anvertraut blieb, wäre der treuen Mutter unmöglich gewesen, hätte auch keine Krankheit ihn ergriffen. So mußte denn, da die auswärtige Angelegenheit keinen Aufschub litt, der Baron sich entschließen, die Reise allein zu unternehmen.

Am Abschiedsmorgen schien der kleine Eugen fast hergestellt, zur Mitreise war er jedoch, nach des Arztes Behauptung, noch nicht geeignet.

Vielleicht gab eben dieses schnelle Vorschreiten der Besserung des Kindes, Celicien bey der Trennung eine Kraft, die sie sich früher nie zugetrauet hätte. Sie übertraf darin bey Weitem ihren Mann, der vor tiefer Rührung kaum fortkonnte.

Warum das, mein Herz? fragte sie. Wir sind ja unser; ich baue auf deine Treue so fest, als du auf die meinige bauen kannst. Derselbe Gott, der dich geleitet, wird auch bey mir seyn und bey diesem Kleinen. Wir waren Kinder, als wir die zwanzig Meilen zwischen uns für ein Unheil ansehen konnten. Ist doch das Band, welches unsere Seelen vereinigt, so fest, daß auch der gröste Raum nicht im Stande ist, solches entzwey zu reißen! Und welch ein Wiedersehen dann! Wahrlich, nur durch die jetzige Trennung konnte eine künftige Erhöhung unseres Glückes möglich werden!

8.

Nach langem, dumpfem Sinnen in der Ecke seines Wagens, dämmerten im trüben Gemüthe des Reisenden allerley Gefühle und Gedanken, aber in sehr schwankenden Umrissen auf. Am bestimmtesten noch gab sich das Mißvergnügen über Celiciens Kälte (so nannte er ihre Fassung beym Abschiede) zu erkennen.

So sind die Weiber! dachte er. In den Gefühlen der Mutter gehen die für den Gatten, wenn nicht ganz zu Grunde, doch gewiß dem Untergange allmählig entgegen! Während der Mann sein Herz zwischen Mutter und Kind treu vertheilt, wird das übrige von dem Kinde dergestalt erfüllt, daß für des Gatten Bild fast kein Raum darin übrig bleibt. Und auch die Farben des so sehr seiner Rechte beraubten Bildes ermatten immer merklicher, bis es zulezt in einen ganz dunkeln, nichtssagenden Schattenriß ausartet.

Hinterher bekämpfte er freylich diese Vorstellung wieder mit Ernst, erhob die tiefe Weisheit der Natur, welche gerade in der gewaltigsten, magnetischen Hinneigung der Mutter zu dem Kinde am schönsten hervortrete, pries sich glücklich, nach so manchen Irrthümern, in seiner Gemahlin ein Muster schöner Weiblichkeit erhalten zu haben, aber eine Aengstlichkeit, deren Grund er sich nicht recht erläu-

tern konnte, ließ ihn in diesem Augenblicke doch nicht zum ruhigen Genusse des erkannten Glückes gelangen.

Der bunte Wechsel der Gegenstände, die an ihm vorüberflogen, verdrängte endlich diese Betrachtungen. Sein jetziges Alleinfahren führte ihm die Erinnerung an viele Bilder aus einer Zeit zurück, wo er noch mehr in der Welt als im Hause einheimisch war. Manch freundliches, lebensfrohes Mädchengesicht verklärte ihm eine Vergangenheit, welche (das ließ sich nicht läugnen) doch auch ihre Freuden und Genüsse gehabt hatte. Sie kamen ihm vor, wie die schönen Gegenden, die ihm jezt gleichsam ihre Grüße in den Wagen warfen, und die er in der Hoffnung, immer wieder auf neue zu stoßen, ohne Schmerz verlassen konnte. Das Bleibende war nunmehr im Leben sein Theil geworden, und es verstand sich von selbst, daß bey dem Festhalten am Soliden die frühere Mannigfaltigkeit der Genüsse aufgegeben werden mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Shakespeare als Adjutant.

Der Versuch, den ein englischer Schauspieler, Namens Penley, vor vier Jahren machte, in Paris ein englisches Theater zu errichten, scheiterte an dem mißverstandenen Patriotismus der Franzosen. Eines Abends, als ein Stück von Shakespeare gegeben werden sollte, füllten die Intriganten das Parterre mit Studenten und Ladendienern, sogenannten Calicots, an und verbreiteten, um die Unwissendsten, deren Zahl nicht klein seyn mochte, noch mehr in Eifer zu bringen, das Gerücht, dieser Shakespeare sey bey Waterloo Adjutant des Herzogs von Wellington gewesen, und fanden Glauben.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Anfangs Januar.

Unter den neueren Monatschriften, welche im Laufe des vorigen Jahres in's Daseyn getreten, zeichnet sich The Inspector, Literary Magazine, durch die parlamentarischen Skizzen aus, die in den beyden lezten Stücken desselben erschienen sind, und regelmäßig fortgesezt werden sollen; der leichte Styl, womit ein Parlamentsmitglied hier die merkwürdigsten Begebenheiten berührt, sind besser geeignet uns mit Personen, Partheyen und Maßregeln bekannt zu machen, als die langen Berichte der Zeitungen zu thun vermögen. So sagt dieser Senator z. B. von dem Streit zwischen Lord Palmerstone und Hume, deren ich in meinem vorlezten erwähnt: „Lord Palmerstone, ein affektirtes, eingebildetes Geschöpf, hat Hume's Ruf den Gnadenstoß gegeben. Hat je ein Mann einen solchen Schimpf empfangen, und so geduldig ertragen? Wahrhaftig, ich fühlte mich für Hume, oder vielmehr für die Menschheit bekümmert, sie so herabgesetzt zu sehen; nicht eine Seele, die sich seiner annahm, nicht ein einziges „hört!" als er antwortete; um so merkwürdiger im Vergleich mit dem Beyfallsrufen zu beynahe jedem Worte von Palmerstone, welcher, wäre er nicht an seiner Stelle, weniger als nichts seyn würde. Die Griechen haben, was den armen Joseph (Hume) betrifft, die vollkommenste Rache gehabt." Ueber Cannings berühmte Rede drückt er sich folgendermaßen aus: „Canning wartete den Augenblick zum Schlagen ab, und schlug dann zu, wie Fabius im Ennius: „Non ponebat enim rumores ante salutem;" sondern wartete auf Thatsachen, und erschien dann bewaffnet mit dem Bewußtseyn der Stärke und des sittlichen Unwillens. Es war eine Epoche im Leben eines Menschen, ihn gehört zu haben.

Himmel! er übertraf sogar sich selbst — die kunstlose Zierlichkeit, die anstandvolle Einfachheit, die klangvollen Töne seiner Eröffnungsrede, und die erhabene Kraft seiner Antwort werden mich bis in's Grab begleiten. Welch ein Ausbruch der Empfindung, als er von der portugiesischen Verfassungskarte sagte: „Möge Gott diesen Versuch zur Verbreitung gesetzmäßiger Freyheit segnen; und möge die Nation, der sie gereicht worden, sich eben so fähig zeigen, sie anzunehmen und zu lieben, als sie fähig ist, ihre andere Pflichten unter den Völkern Europa's zu erfüllen!" Nie werde ich den tiefempfundenen Ernst seines Tones, und die flammende Glorie, welche sein Gesicht zu umglänzen schien, vergessen! Eben so erhaben war er, als er in seiner Antwort sagte: „Ich glaube nicht, daß es noch das Spanien gibt, auf das unsere Vorfahren mit so vielem Rechte eifersüchtig waren, jenes Spanien, von dem so stolz gesagt worden, daß auf seinem Boden die Sonne niemals untergehe." Als er aber mit der Art und mit dem Tone Evathams ausrief: „Ich suchte Spanien in Indien, ich rief eine neue Welt in's Daseyn, um das Gleichgewicht der Alten wieder herzustellen!" war die Wirkung wahrhaft furchtbar. Es war als hätte ein elektrischer Schlag einen jeden im Hause getroffen — Tierney, welcher vorher den Hut abgenommen und aufgesezt, eine Prise nach der anderen genommen, und unruhig auf seinem Sitze umhergerutscht war, saß auf einmal wie angewurzelt, und mit offenem Munde da. Hr. Canning schien größer geworden zu seyn, so majestätisch war sein Anstand; ich bemerkte, daß er seine Bewegungen mit dem linken Arm machte; die Wirkung war neu und schön; seine Brust hob sich und dehnte sich aus, die Nasenlöcher öffneten sich, ein edler Stolz bog sanft die Lippe, Alter und Kränklichkeit verschwanden, und waren in der Gluth eines jugendlichen Genius vergessen; und die ganze Zeit über thronte eine Heiterkeit auf seiner Stirne, welche auf rühmliche Thaten deutete. — Daß Hume so wahnsinnig seyn konnte, in einem solchen Moment einer entflammten, rasenden, glühenden Versammlung etwas anderes vorzuschlagen! Selbst das wiederholte Gelächter, das er erregte, war kaum Strafe genug für seine Thorheit; selbst die Zuhörer in der Gallerie verbargen eben so wenig ihre Verachtung gegen ihn, als ihre Bewunderung Cannings — es war ein herrlicher Abend."

Diese Zeitschrift, welche keinen Verleger zum Eigenthümer hat, hat auch das Verdienst furcht- und partheyfreie Recensionen zu enthalten, und behandelt besonders in seinem lezten Stücke einige der anderwärts sehr hoch gepriesenen neuen Werke ziemlich strenge, übrigens vertheidigt es die Sache der westindischen Land- und Sklaveneigenthümer; und es borgt manche hübsche Erzählung aus dem Deutschen, ohne immer die Quelle anzugeben, aus denen die Uebersetzung geschöpft ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 12.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 35.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 9. Februar 1827.

Der Mensch ist, nach Platos Dichtung, in Mann und Weib zerspalten; aber seine Vollendung besteht in der Wiedervereinigung von Macht und Milde; die Liebe gibt Stärke, und die Stärke Liebe, aber die Liebe gibt am reichlichsten.

Jean Paul.

Die Schöpfung des Weibes.

Zweytes Lied.

Böser Sänger, böser Sänger,
Wahres hast du zwar berichtet,
Doch das Falsche sollst du büßen,
So dein loser Mund erdichtet:
Wer die Seele euch bezweifelt
Und den Geist, ihr süßen Frauen,
Sollte nie zu aller Strafe
Euch in's tiefe Auge schauen.

Wahr ist, daß des Mannes Seite
Stoff zum Weibe hat gespendet;
Darum scheint ihr liebes Bildniß
Wie aus seiner Brust entwendet.
Schon in seines Frühlings Tagen
Fühlt er einen Bruch im Herzen:
Wer ein holdes Weib gewonnen,
Weiß allein ihn zu verschmerzen.

Wahr ist, daß der Herr des Himmels
Sie an seine Brust gezogen,
Stirn und Lippen ihr zu küssen
Und des Busens Silberwogen:
Doch geschah's nur, um sein Schooßkind
Mit der Gabe zu beschenken,
Daß sie nimmer das Unedle
Möge fühlen, sagen, denken.

Daß den Geist, die Gottesgabe,
Er ihr wiederum entzogen,
Böser Sänger, böser Sänger,
Ist erdichtet und erlogen.

Nur dem Manne Vorbehaltnes
Raubt' er ihr in seinen Küssen:
Nur des Muthes Heldenstärke,
Nur den Drang nach tieferm Wissen.

Und gewiß an seiner Lippe,
Daß sie auch den Kuß erwiedert,
Ihr entsog der Liebe Gabe
Mit der Sitte stets verbrüdert,
Ihr entsog die zarte Demuth,
Die da leuchtet gleich den Sternen,
Und die stille Seelengröße,
Die wir erst vom Weibe lernen.

Nun begreift ihr der Geschlechter
Wundersame Unverwandtschaft,
Die beständig dringt zum Ziele
Immer näherer Bekanntschaft:
Was an Beyde Gott vertheilte,
Möchte wieder sich vereinen,
Was ein Ganzes einst gewesen,
Wieder gern ein Ganzes scheinen.

K. Simrock.

Der Trauring.

(Fortsetzung.)

9.

Das für des Barons nächtlichen Aufenthalt bestimmte Gut bot dem dort Ankommenden ein fröhliches Fest dar. Herr von Hüning, der Besitzer, auf seine Ankunft vorbereitet, hatte, ihn recht angenehm zu überraschen, der Ju-

gend seiner benachbarten Bekannten, unter dem Namen des Winterabschieds, noch einen kleinen Ball veranstaltet. Hüning, ein lebensfroher Universitätsfreund von Tangern, der ihn lange nicht gesehen, zu seiner Verwunderung aber von des Barons jetziger Eingezogenheit gehört, hatte sich's angelegen seyn lassen, ihn in ihre blumenreiche Vergangenheit zurückzuversetzen.

Zufällig besaß die dortige Gegend eben einen außerordentlichen Reichthum an weiblichen Reizen, und Frau von Hüning selbst war zu schön, um vor dem anmuthigen Kranze von Jungfrauen und Frauen, den ihr Gemahl von Zeit zu Zeit in seinem Hause versammelte, in Sorgen zu stehen. Ueberhaupt ging dieses Paar bey seiner Ehe von ganz andern Grundsätzen aus als Tangern. Eine an das Leichtfertige streifende Fröhlichkeit führte den Vorsitz in Hünings Hause. Die männliche und weibliche Jugend der Gegend kannte keinen glücklichern Vereinigungspunkt. Außer dem Anstande, an dem man festhielt, war auf Hüningsfreude (so hatte der Besitzer das erst vor anderthalb Jahren gekaufte Gut genannt) der Geselligkeit und dem Vergnügen keine Fessel angelegt. Manch Elternpaar in der Gegend schüttelte freylich über den Bestand der Sache den Kopf, und wirklich dauerte bis dahin die ganze Herrlichkeit noch nicht sechs Wintermonate; denn erst im Oktober des vorigen Jahres hatte Hüning die schöne Frau geheirathet.

Waren schon auf einigen Bällen des vergangenen Winters, welchen der Baron mit seiner Gemahlin beywohnte, die Gedanken an so Manches in ihm aufgestiegen, was er in seinen jetzigen Verhältnissen entbehren mußte, so geschah solches erst recht bey diesem Balle. Die vielfache anmuthige Weise, auf welche Schönheit und Reiz ihren Wunsch zu gefallen darthaten, die zum Theil recht bewundernswerthe Kunst im weiblichen Anzuge, in Bewegungen und Blicken, die wohlgeformten Hände, welche er im Tanze flüchtig zu berühren hatte, und von denen er mitunter zweifelhaft blieb, ob sie sich an die seinige, fester als nöthig war, anschlossen, mit Einem Worte: der ganze Ball kam ihm vor wie ein Zauberneß, worein er sich nicht oft begeben durfte, weil die vielen blendenden Lichter dem Glanze des in seinem Herzen lebenden Bildes allmählig großen Abbruch thun konnten, welches doch der einzige Talisman gegen die Kraft solcher Netze war.

Am meisten zog ihn die schöne Hausfrau an. Nach einem Walzer, in dem das glühende Herz dieser vollen Jugendgestalt an dem seinigen klopfte, und die Maiensonne ihrer Augen mehrere Mal in der höchsten Freundlichkeit auf seine Augen traf, glaubte er sich zusagen zu müssen, unter irgend einem Vorwande den Tanz für diese Nacht ganz aufzugeben, um nur desto gewisser der Gefahr zu entrinnen, welche ihn in den runden, schneeweißen Armen dieser Göttin bedrohte.

Aber die Zusage ließ sich nicht halten. Ueber Tafel war er der Nachbar von Frau von Hüning, und bey ihrem und dem allgemeinen Frohsinne würde ihm der Vorwand einer Unpäßlichkeit unmöglich gewesen seyn, welcher dem Entschlusse, nicht zu tanzen, nothwendig zur Einleitung dienen mußte. Und bald nachher, als man schon wieder den Saal walzend auf und nieder flog, und er eben die Frau vom Hause aufzusuchen dachte, um sich unter jenem Vorwande nach seinem Schlafgemache zurückzuziehen, fühlte er auf Einmal den freundlichen Druck einer schönen Atlashand.

„Nun sehen Sie, Tangern, meinen Mann — sprach die Hauswirthin selbst, auf Hüning deutend, der wirklich, einzig noch in den schmachtenden Blicken seiner jungen Tänzerin lebend, vorüberschwebte. — Verdient dergleichen nicht die bitterste Rache, und könnten sie ihrer neuen Freundin wohl den Beystand in solch einem gerechten Beginnen versagen?" Dabey gab sie ihm schon ihren Arm.

Viel zu betäubt von dieser Ueberraschung, würde seine Entschuldigung durch Krankheit nur hölzern und beleidigend erschienen seyn. Uebrigens that das unverkennbar Zudringliche hierin wenigstens so viel für die Erreichung seiner Absicht, als das Nichttanzen bewirkt haben würde.

10.

Frau von Hüning schlief noch, als am Morgen der Hausherr mit dem Reisefertigen frühstückte. Begierig auf das Urtheil seines Gastes über den Ball, freute er sich des unbeschränkten Beyfalls, den der Baron ihm ertheilte und sagte dann: „Du mußt wissen, alter Freund, daß ich den ganzen Winter von Zeit zu Zeit solche Versammlungen gehalten und die Freude auf meinem Gute recht zu organisiren gesucht habe. Das Bestreben, die Vorzüge des ehelichen Lebens mit den Vorzügen des ledigen Standes zu vereinigen, schien mir eine Aufgabe, deren Lösung sich wohl der Mühe lohne."

„Aber, mein Freund — versetzte der Baron — aufrichtig zu gestehen, geht doch wohl deinem Werke die rechte Haltbarkeit ab. Die menschlichen Leidenschaften — —"

„Widerstreben — unterbrach ihn Hüning — allenthalben der Regel, also auch hier. Indessen streitet man für diese, so lange es gehen will. Und Haltbarkeit überhaupt! da das ganze Leben keine hat, so muß man deren nicht zu viel von andern Einrichtungen verlangen. Was kann man auch wohl thun, als was an mir geschieht, will man nicht mitten im Ueberschwange der jugendlichen Kraft den Genüssen der Jugend entsagen und sich Schranken anlegen, die vielleicht zu gar nichts führen als zu unnatürlichem Schmerze?"

Das Eintreten der Frau vom Hause gab dem Gespräch eine andere Richtung. Leichenblaß und trübäugig, wie sie erschien, fragte sich der Baron, ob das dieselbe Person sey, deren Einfluß er in der Nacht so sehr gefürchtet hatte,

und verließ bald nachher das Gut, in der festen Ueberzeugung, daß er mit seiner häuslichen Einrichtung doch wohl das bessere Loos gewählt habe, ihm auch in seiner Gemahlin ein ganz anderes, weit besseres, Wesen zu Theil geworden sey. Zugleich aber führte ihn jener Walzer zu der Betrachtung, wie zerstörend oft ein einziger Augenblick, wenn man seinen Lockungen sich hingäbe, auf das Lebensglück eines ganzen Hauses einwirken könne, und so schien das am Abend Erlebte ihn in der Bahn des Rechten eher befestigt als gestört zu haben.

II.

Gerade zur Zeit der Mittagstafel stieg der Baron im ersten Gasthofe seines jetzigen Bestimmungsortes ab. Der feyerliche Einzug des Fürsten, dem nach des zeitherigen Regenten Ableben das Land zugefallen war, hatte das ansehnliche Haus bis unter das Dach mit Gästen überfüllt, und nach der Versicherung des achselzuckenden Oberkellners stand zu besorgen, daß es in einem zweyten Gasthofe derselbe Fall seyn werde.

Hoffentlich — hieß es — würden nach beendigter Table d'Hôte mehrere Anwesende aus der Nachbarschaft wieder fortreisen. Er könne solches dort abwarten, wenn ihm vielleicht die Theilnahme am öffentlichen Mittagstische gefällig wäre.

Allein Tangern hatte ein zu starkes Frühstück bey Hünings eingenommen, um nicht zunächst nach Ruhe sich zu sehnen, zumal da die überaus schlechte Straße ihn unterwegs zu dem Schlafe nicht kommen lassen, den er in der vorigen Nacht versäumt hatte. Sein verdrießliches Gesicht schien den Oberkellner erst auf den Einfall zu bringen, daß Nro. 2. im ersten Stocke vor einer Stunde frey geworden. Da man schon zweymal nach ihm gerufen und die höchste Ungeduld in Tangerns Miene nicht zu verkennen war, so gab er einem vorüberkommenden Gehülfen seinen Hauptschlüssel mit dem Geheiß, jene Nummer zu öffnen.

Erst nachdem des Barons Bedienter schon seine Sachen dorthin gebracht und den Herrn wieder verlassen hatte, nahm dieser einen Frauenhut und andere weibliche Anzugsstücke wahr. Wenig aufgelegt zum Nachsinnen, wer sie zurückgelassen, streckte er sich auf das Sopha hin, sprang jedoch unmittelbar darauf wieder in die Höhe, um der Ruhe auf demselben durch Verriegeln des Zimmers gewiß zu werden.

Aber ein Husten aus der nur angelehnten Glasthüre eines bis dahin gar nicht bemerkten Alkovens mußte ihn doch um so stutziger machen, da es von weiblicher Stimme herrührte, und ein durch einen fremdartigen Accent nur noch pikanter werdendes: Wer da? sich unmittelbar daran schloß.

Indem er hierauf dem Alkoven näher trat, kam viel eiligeren Schrittes die Bewohnerin desselben an die Glasthür, verschloß diese von innen und schob den grünseidnen Fenstervorhang zurück.

Das zuvor gar nicht erwartete Frauenköpfchen, das hier, wie ein von der größten Meisterhand gemaltes Brustbild hinter Glas und Rahmen erschien, war zu interessant, als daß es die durch Müdigkeit zuvor so fest-gebundenen Geister in dem Baron nicht auf der Stelle hätte entfesseln sollen. Das frische Kolorit eines überaus niedlichen Gesichts, die vollen Korallenlippen, das rabenschwarze Haar, dessen eine Locke nur über den Hals herabgefallen schien, um dessen Lilien mehr hervor zu heben, vor Allem aber ein paar Augen, deren brauner Glanz berauschend auf jeden einwirken mußte, der ihnen gegenüberstand, das Alles machte, daß Tangern zur Bildsäule wurde, und vor dem stillen Bewundern der seltenen Reize nicht zu dem entschuldigenden Worte kommen konnte, das die Umstände und diese Reize selbst dem gebildeten Manne auferlegten.

Das Lachen, worin jezt mit einem Male die Dame im Alkoven ausbrach, gab ihrem lieblichen Gesichte erst das vollste, hinreißendste Leben. Tangern stammelte seine Entschuldigung, und erklärte, daß er, nach erhaltener Verzeihung, welche ihm nothwendiges Bedürfniß sey, sich sogleich entfernen werde.

„Ihr ganzes Betragen, mein Herr — sagte jezt die Dame in sehr einnehmendem Französisch — spricht Sie von aller Schuld los, und gibt zu erkennen, daß Sie ungefähr in dieselbe Verlegenheit gesezt worden sind als ich. Ungefähr! denn die meinige, das können Sie leicht ermessen, muß noch bey weitem größer seyn. Darum bin ich mir auch selbst schuldig, Sie von den Umständen zu unterrichten."

Bey diesen Worten öffnete sie die Thüre, und das schöne Ebenmaß aller Glieder, welches mit ihrer ganzen Figur zum Vorscheine kam, mußte den Eindruck mächtig verstärken, den ihr Brustbild auf den Baron gemacht hatte.

„Entschuldigen Sie nur vor allen Dingen die Unordnung!" sagte sie, mehr vielleicht, um für's Erste die durch Tangern verriegelte Thüre wieder zu öffnen, als um den Shawl anderwärts hinzulegen, der nahe an derselben auf einer Stuhllehne hing. „Der großen Wärme wegen, dächte ich!" fügte sie dann hinzu, die Thür halb aufschiebend.

Man sezte sich, und sie erzählte, daß sie äußerst matt vom langen Warten auf den fürstlichen Einzug, und dann durch diesen selbst, wenn nicht noch matter, doch seiner Unbedeutendheit wegen, wenigstens verdrießlicher geworden, vor der Rückreise nach einem benachbarten Gute noch ein wenig habe ausruhen wollen. Ihre drey Gefährtinnen hätten ihr hierzu nicht mehr als eine halbe Stunde Zeit zugestanden, und geäußert, daß sie, im Fall des längern Schlafes, ohne sie abreisen würden. Unter der Voraussetzung, man werde sie der Verlegenheit, allein im Gasthofe zurückzubleiben, schwerlich aussetzen, sey sie dieß zufrieden gewesen. Ein sehr unzeitiger Muthwille aber habe ihr, wie sie sehe, den angedrohten Streich wirklich gespielt und, wie aus Tangerns Einweisung in das Zim-

mer hervorgehe, ohne im Hause von ihrem Zurückbleiben etwas zu sagen. Eine besondere Empfindlichkeit zeigte sie darüber, daß die Abgereisten sogar das Zimmer offen gelassen hätten.

Der Baron konnte sie hierüber beruhigen, die Dame äußerte dabey, daß zwar schon Nachmittags wieder eine Reisegelegenheit für sie eintrete, meynte aber, der Erfolg allein zeige, in welch einen Schrecken sie hätte versezt werden können, wenn ein Gast von rohen Sitten an Tangerns Stelle gewesen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Anfangs Januar.

(Beschluß.)

Unsere Leser erinnern sich unstreitig des lezten Kaffernkrieges in der Kolonie des Vorgebirges der guten Hoffnung in den Jahren 1818 und 1819, in welchem diese einst so kräftige Nation fast gänzlich aufgerieben ward. Das lezte Stück des New Monthly Magazine enthält einen ziemlich ausführlichen Bericht über die Ursachen, den Fortgang und die Folgen dieses Krieges, welcher, während er die dortige englische Regierung und einige ihrer Agenten als heimtückisch, habsüchtig und grausam erscheinen läßt, Züge von Edelmuth von Seiten dieser sogenannten Wilden mittheilt, welche ihre europäischen Feinde beschämen. Nach diesem Berichte reizte die englische Regierung die Kaffern zum Kriege, indem sie an einem Bürgerkriege unter ihnen selbst Theil nahm, ein Kommando in ihr Land schickte, und solches verheeren und plündern ließ, und ihnen einen durch Lichtenstein und Barrow in Europa bekannten Mann, Namens Gaika, welcher sich der Nation durch seine Bosheit und Falschheit verhaßt gemacht hatte, zum Herrscher aufdringen wollte. Ein Mann, Namens Makanna, welcher schon einige Zeit vorher unter seiner Nation als Prophet aufgetreten war, bewog jezt die Kaffern, ihre Verfolger mit vereinter Macht anzugreifen; und er rückte mit 9 bis 10.000 Mann gegen Graham's Town vor, wo er aber geschlagen und mit Hinterlassung vieler Todten in die Flucht getrieben ward. Und nun rückten die Europäer mit regelmäßigen Truppen und Landmiliz ins Kafferland, verbrannten die Dörfer, zertraten die Ernten, entführten das Vieh, trieben das Volk in die Wälder, wo sie Alles, was ihnen in den Weg kam, ohne Unterschied des Alters oder Geschlechtes unbarmherzig niederschossen; dabey wurde bekannt gemacht, daß diese Grausamkeiten so lange fortgesezt werden sollten, bis Gaika als Herrscher anerkannt, und Makanna und mehrere andere Häupter ausgeliefert würden; aber weder die wirklichen Bedrängnisse, die das Volk erlitt, noch diese Drohungen, noch das Versprechen großer Belohnungen für die Auslieferung jener Personen „todt oder lebendig," vermochten dieses Volk im Ganzen ihren Fürsten untreu zu werden, oder einen einzigen Mörderarm gegen einen derselben zu bewaffnen. Zulezt aber lieferte sich der edelmüthige Makanna, in der Hoffnung, dadurch dem unglücklichen Kriege ein Ende zu machen, selber aus, und ward auf eine Insel in der Tafelbai geschickt, wo er auf einem Versuche zur Flucht ertrank. Die anderen Häupter aber wußten sich der Rache der Engländer und holländischen Bauern zu entziehen; und diese mußten zulezt, ohne ihren Hauptzweck, den Gaika zum Fürsten einzusezen, erreicht zu haben, das verheerte Land verlassen. Bey einer Zusammenkunft zwischen dem britischen Befehlshaber und dem Kaffernkönig S'Lhambi, hielt dieser folgende Rede: „Dieser Krieg ist ungerecht, denn ihr seyd entschlossen, ein Volk auszurotten, das ihr zu Feindseligkeiten gezwungen. Als unsere Väter und die Väter der Bauern sich zuerst im Zuurveld niederließen, lebten wir in Frieden zusammen. Ihre Heerden weideten auf denselben Hügeln; ihre Hirten rauchten mit einander aus denselben Pfeifen; sie waren Brüder, bis die Heerden der Kaffern sich so sehr vermehrten, daß den Bauern das Herz darüber wehe that. Was diese geizigen Leute nicht von unseren Vätern für alte Knöpfe bekommen konnten, nahmen sie ihnen mit Gewalt weg. Unsere Väter waren Männer: sie liebten ihr Vieh; ihre Weiber und Kinder lebten von Milch: sie fochten für ihr Eigenthum. Sie fingen an, die Pflanzer zu hassen, die nach all ihrer Habe strebten und sie aufzureiben suchten. Nun waren ihre Kraals und unserer Väter Kraals getrennt, die Bauern machten Streifzüge gegen unsere Väter. Unsere Väter trieben sie aus dem Zuurveld, und blieben dort wohnen; denn sie hatten es erobert. Dort wurden wir beschnitten, dort nahmen wir Weiber, und dort wurden unsere Kinder geboren. Die Weißen haßten uns, konnten uns aber nicht vertreiben. Wenn es zum Kriege kam, plünderten wir euch; war es Friede, so stahlen einige von unseren Leuten: aber unsere Häupter verboten es. Euer verrätherischer Freund Gaika war immer im Frieden mit euch, plünderte euch immer, und theilte immer den Raub mit seinen Leuten. Haben eure Patrouillen je in Friedenszeiten geraubtes Vieh, geflüchtete Sklaven oder Ausreißer in den Kraals unserer Oberhäupter gefunden? Sind sie je in Gaika's Land gekommen, ohne daß sie solche in seinem eigenen Kraal gefunden? Aber er war euer Freund, und ihr wolltet das Zuurveld haben. Endlich kamet ihr wie Heuschrecken. Wir standen, mehr konnten wir nicht. Ihr sagtet: „gebt über den Fischfluß — das ist Alles, was wir verlangen." Wir gaben nach, und kamen hierher. Hier lebten wir in Frieden. Einige schlechte Leute stahlen vielleicht; aber das Volk war ruhig — die Oberhäupter waren ruhig. Gaika stahl, seine Oberhäupter stahlen, das Volk stahl. Ihr schicktet ihm Kupfer, ihr schicktet ihm Glasperlen, ihr schicktet ihm Pferde, worauf er ritt, um noch mehr zu stehlen. Uns nur schicktet ihr Soldaten. Wir stritten mit Gaika um Gras — es ging euch nichts an. Ihr schicktet ein Kommando, ihr nahmt unsere lezte Kuh, ihr ließt uns nur ein paar Kälber, und diese verschmachteten aus Mangel mit unseren Kindern. Ihr gabt die Hälfte der Beute dem Gaika; die andere behieltet ihr selber. Ohne Milch, unser Getreide vernichtet, sahen wir unsere Weiber und Kinder dahin sterben, wir sahen, daß wir selbst zu Grunde gehen müßten; wir folgten daher der Spur unseres Viehes in die Kolonie. Wir plünderten, und kämpften für unser Leben. Wir fanden euch schwach, wir tödteten eure Soldaten. Wir sahen, daß wir stark waren, wir griffen euer Hauptquartier an; und wäre es uns gelungen, so war das Recht auf unserer Seite, denn ihr finget den Krieg an. Es fehlte uns fehl, und ihr seyd hier. Wir wollen Frieden: wir wollen in unseren Hütten rasten; wir wünschen Milch für unsere Kinder zu bekommen; unsere Weiber möchten gern das Land bauen. Aber eure Soldaten bedecken das Feld, sie schwärmen im Gebüsch, wo sie nicht die Frau von dem Manne unterscheiden können, und Alles niederschießen. Ihr wollt, daß wir uns dem Gaika unterwerfen: dieses Mannes Gesicht ist euch freundlich, aber sein Herz ist falsch. Ueberlaßt ihn sich selbst; macht Friede mit uns. Laßt uns für uns selbst kämpfen; wir werden euch nicht um Hülfe anrufen. Laßt Makanna los, und S'Lhambi, Congo und die Uebrigen werden zu euch kommen, wenn ihr es verlangt. Wollt ihr aber den Krieg fortsezen; so könnt ihr wohl den Lezten von uns umbringen — aber Gaika soll nicht über diejenigen herrschen, die ihn als ein Weib betrachten." Diese Rede blieb indessen ohne Erfolg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 12.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 36.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 10. Februar 1827.

Ich weiß wie man den Geist des Volks versöhnt;
Zwar sind sie an das Beste nicht gewöhnt,
Allein sie haben schrecklich viel gelesen.
Wie machen wir's, daß Alles frisch und neu,
Und mit Bedeutung auch gefällig sey?

Goethe.

Die Völker und die Zeitungen.

Bemerkungen eines Franzosen.

Ich war jung, als sich Europa gegen Frankreich verband; ich folgte unsern Heeren überall hin, zu unsern Nachbarn, nach Asien, nach Afrika, selbst in die neue Welt. Mitten unter dem Lärm des Kriegs beobachtete ich die Gewohnheiten, die Sitten der Nationen, die wir demüthigten, befreyten oder vertheidigten. Alt und schwach wie ich bin, in diesem Winkel der Welt sitzend, lasse ich nicht von meiner alten Gewohnheit; ich kann die Völker nicht mehr auf ihrem Boden studiren, da lese ich ihre Journale, und lerne sie so gut kennen als durch meine Reisen, denn die Journale sind die Repräsentanten ihrer Leser.

Die Tagesblätter Englands sind von ungeheurer Größe; alles ist mit der größten Pünktlichkeit ausgeführt; die Handels- und Familienanzeigen, die Prozesse, der Bericht von Mittags- oder Abendtafeln vom hohen Tone, die Untersuchungen der Coroner, beweisen, daß sich die Leser beynahe ausschließend mit sich und ihrem Lande beschäftigen; die auswärtige Politik interessirt sie nur, so weit sie das Staatswohl angeht. Andrerseits zeigen platte Lobsprüche oder eine bittere Kritik, unanständige Persönlichkeiten, grobe Späße, wie weit die öffentliche Erziehung im neuen Carthago noch zurück ist. Die wahre Literatur hat sich in die periodischen Schriften geflüchtet, die meistens Muster von Geschmack und Kenntniß sind: sie allein beweisen, aber auf glänzende Weise, daß England civilisirt ist.

Die niederländischen Zeitungen sind der Ausdruck eines Volks, das nicht schafft, und doch mit Glück der Spur seiner Nachbarn folgt: sie sind verständig und geben nichts zu Sprechen. Die Schweizer Zeitungen haben ungefähr denselben Charakter; sie machen mehr Ansprüche, haben mehr Nationalität und sind zuweilen besser.

Deutschland bietet ein sehr merkwürdiges Schauspiel dar; ein religiöses, gewerbfleißiges, den Wissenschaften und der kontemplativen Philosophie ergebenes Volk erhebt sich langsamen, aber sichern Schrittes. Dort gibt es keinen Mittelpunkt, jede Stadt hat ihre Zeitung, in der sich ihre politischen und religiösen Lehren aussprechen, die ihre berühmten Mitbürger preist, und sie unaufhörlich der Bewunderung der wetteifernden Staaten empfiehlt. Die literarischen Werke, auf die man hohe Wichtigkeit legt, streben beständig dahin, die Menschen zu bessern, oder sie durch das Bild einer bessern Zukunft und der kurzen Wanderung auf der Erde zu trösten. Selbst wer sich von der mystischen, oft dunkeln Sprache der deutschen Schriftsteller abgestoßen fühlt, muß anerkennen, daß nirgends die häuslichen Tugenden so häufig sind als in Deutschland; leider fehlt es der Literatur an einer Leitung, die Sprache ist gar nicht bestimmt; was darf man aber nicht von ihr hoffen, da Klopstock, Schiller, Goethe das erste Jahrhundert verherrlichten, in dem sie geschrieben wird? Uebrigens sind die deutschen Zeitungen mit großer Gewis-

senhaftigkeit geschrieben; Jeder wird darin ex professo beurtheilt, der Agronom vom Agronomen, der Geograph vom Geographen, der Chemiker vom Chemiker. Was den politischen Theil der deutschen Tagesblätter betrifft, so ist derselbige nach den besondern Verhältnissen, nach welchen sie mehr oder minder unter höherem Einfluß stehen, zu beurtheilen; doch ist er meist bey den vorzüglichern immer dadurch ausgezeichnet, daß er umfassender ist, wie die englischen, französischen u. s. w.

Was ist heut zu Tage Italien neben Deutschland? sein Leben ist gleichsam aufgehoben, seine Zeitungen haben nichts Originelles; Albernheit ist ihnen Leichtigkeit, Pedanterey Wissenschaft. Glücklicherweise enthalten sie viele Beschreibungen von Alterthümern, und erinnern zuweilen an Rom und seine Kolonien. Was läßt sich von der italienischen Literatur sagen? Wozu begeistert die Unterwerfung unter Mönche und Große? zu pompösen, gedankenleeren Hymnen, zu platten, niedrigen Lobgesängen. Einige Schriftsteller könnten sich noch auszeichnen; aber ihre Muße ist zum Schweigen verurtheilt.

Die spanischen und portugiesischen Zeitungen sind die Nullität selbst; man liest in ihnen unförmliche Auszüge aus den französischen Zeitungen, und aus ihnen erfährt man nie, was in Madrid oder Lissabon vorgeht. Die einheimischen Neuigkeiten bestehen aus den Listen der Verhaftungen und Hinrichtungen.

Rußland, Dänemark, Schweden haben sehr wenige Zeitungen; ihre Redakteurs stehen daher auch in hohem Ansehen. Die Wissenschaften, die Handelsindustrie, die Kriegskunst sind ihre vornehmsten Gegenstände.

Auf dem Kap der guten Hoffnung, in Sierra-Leone, in Bombay, Kalkutta, in Neu Südwallis kommen einige englische Handels- und wissenschaftliche Zeitungen heraus; sie reichen im Allgemeinen hin, um die Einwohner, sie mögen weiß, schwarz, oder kupferfarbig seyn, damit bekannt zu machen, daß es ein Europa gibt, mit dem sie die Erzeugnisse ihres Landes austauschen.

Die Kindheit Amerikas malt sich in den spanischen und portugiesischen Zeitungen der neuen Welt: einige Phrasen aus Montesquieu und Rousseau, eine Anrufung an Cicero, Leonidas oder Brutus, dieß ist der Grundstoff ihrer gelehrten Artikel; es gibt noch keine einheimische Literatur.

Die vereinigten Staaten scheinen schon so alt zu seyn als ihre alte Hauptstadt: die Zeitungen von Washington, Boston, New-York, Philadelphia sind nach den Londnern zugeschnitten und in Rücksicht auf Handel und Industrie beynahe eben so gut geschrieben; sie geben sich sehr wenig mit Literatur ab, da sie blos gute Kompilationen oder wissenschaftliche Werke zu beurtheilen haben.

Was soll ich von den Pariser Journalen sagen? Aesop würde behaupten, sie seyen die schlechtesten und die besten: Organe der Freyheit, hochherziger Gesinnungen, aber auch Organe der Sklaverey und der Meynungen des mächtigen Egoismus; man sieht sie unsere Institutionen vertheidigen, und an ihrer Auflösung arbeiten: jene munstern das Verdienst auf, ziehen gegen das Lächerliche zu Felde, diese preisen die Nullität und bieten ihr Lob feil. Es ist wahr, für alle ist das Zeitungsschreiben ein Erwerbszweig, aber die einen machen ihm Ehre, die andern würdigen ihn herab.

Der Trauring.

(Fortsetzung.)

12.

Die Thurmglocke, welche drey schlug, entdeckte der Dame erst, wie lange sie geschlafen. Ihrer Aeußerung nach hätte sie unter diesen sehr wider ihren Willen herbeygeführten Umständen die Table d'Hôte des Gasthofs gern benuzt. Der Baron versicherte, daß es dazu noch Zeit sey, und erbot sich, sie dahin zu begleiten.

Das Aufsehen, welches die reizende Fremde im Eintreten bey Herrn und Damen an der starkbesezten Tafel erregte, konnte weder ihr noch dem Baron entgehen. Ein elektrischer Schlag schien besonders die Herrn zu treffen, und die Dienstfertigkeit war groß, mit der man die zwey lezten, übrigen Kouverts, welche sehr weit auseinander lagen, durch eine fast die Hälfte des ansehnlichen Tisches angehende Platzveränderung mit den bereitwilligsten Mienen zusammenbrachte.

Um so mehr mochten sich auch bald die nächsten Nachbarn der neuesten Tischgenossen über die eigene, von Niemand ihnen abverlangte, Gefälligkeit ärgern, als aus den Reden und dem ganzen Betragen der Beyden ziemlich klar hervorging, daß sie einander fast so fremd als der übrigen Gesellschaft waren.

Der Nachbar, welcher der Dame zur Rechten saß, ein Elegant nach der strengsten Modefaçon, dazu sehr empfohlen durch Jugend und Wohlgestalt, bemerkte dieß kaum, als er auch schon anfing, sein Glück in der Unterhaltung mit ihr zu versuchen.

Die Nachsicht, welche sie auf seine Entschuldigung dem schlechten Französischen wiederfahren ließ, das er sprach, ermuthigte ihn sichtbar. Nur allzubald aber erfolgte nunmehr eine Abfertigung, so artig, daß ihr dadurch die Herzen aller Herrn in der Nachbarschaft zuflogen, und das Bestreben nach Glück bey der Dame einen Wetteifer in ihnen erregte, dessen unglückliches Resultat ihr auf einmal die Herzen der meisten, bisher zum Theil sichtbar mit Neid gegen sie erfüllten Damen zuwendete. Denn die Uebertreibung in der Galanterie, deren sie sich insgesammt schuldig machten, zog ihnen ebenfalls Zurechtweisungen zu, um so empfindlicher, je geistreicher sie ausfielen.

Tangern war der einzige, dem sie die Auszeichnung

einer beſſern Behandlung vorbehielt. Beſonders gab ſie auch ihr Wohlgefallen über ſein zierliches Franzöſiſch zu erkennen. Sie begriff nicht, wie ſie ſagte, daß er wirklich kein Landsmann ſeyn ſollte von ihr, welche der Hauptſtadt Frankreichs Geburt und Erziehung verdankte.

Gegen das Ende der Tafel erſchien ein Bedienter, den Beſuch ihrer Mutter anzukündigen, welche ſo eben in einem andern Gaſthofe abgeſtiegen war.

„Herr Baron — ſagte die Dame — der weitläufigen Erörterung auszuweichen, ob das Quartier, das wir durch einen ſonderbaren Zufall Beyde bewohnen, Ihnen oder mir angehöre, bitte ich Sie, ſobald meine Mutter hierher kommt, mich dahin zu begleiten und für die lezte Stunde, die ich dort zubringen werde, uns Ihre Unterhaltung zu ſchenken. Wenn Sie vielleicht in der kurzen Zeit unſerer Bekanntſchaft ſchon bemerkten, daß ich nicht alle Geſchenke dieſer Art zu würdigen weiß, ſo werden Sie dieß wohl um ſo weniger als ein leeres Kompliment betrachten können.“

Sie ſagte das leiſe und mit ſo einnehmender, verbindlicher Miene, daß mehrere der umberſitzenden Herren ihren Groll über den Vorzug, den ſie Tangern offenbar einräumte, nicht zu verbergen im Stande waren.

„Einen einzigen Augenblick zu wenigen Worten mit meiner Mutter allein!“ ſprach ſie noch, als jezt dieſe Dame angelangt war, dann eilte ſie hinweg. Tangern verließ ebenfalls die Gaſttafel, um dem Begegniſſe in einem entfernten Fenſter nachzuſinnen.

Die ächt franzöſiſche Bildung der Frau von Soiſſons (denn die er für ein Fräulein gehalten, hatte ſich ihm bereits als Wittwe zu erkennen gegeben) trug etwas äußerſt Verführeriſches an ſich. Auch kein einziger Vergleichungspunkt zwiſchen ſeiner im erhabenen Schmucke der Stille und Einfachheit, wie die Liebe und Güte ſelbſt daſtehenden Gemahlin und dieſem lebendigen Weſen, das für jeden Augenblick eine beſondere Miene, einen eigenthümlichen Reiz zu haben ſchien. Und doch war eben darum der Eindruck der ganzen Perſönlichkeit ſo groß und mächtig auf ihn, daß er ihre nahe Abreiſe für ein Heil erachtete. Lieber noch würde er bey dem ernſten Nachdenken, worein er jezt verſank, dieſe Bekanntſchaft gar nicht gemacht haben. Wenigſtens konnte ein ſeiner Ruhe nachtheiliger Stachel davon in ihm noch lange zurückbleiben. Es wollte ſich nämlich der Glaube ihm aufdringen, daß nach ſo vielen genauen Bekanntſchaften mit Damen, von denen die Koketterie der einen dieſe, der andern jene beſondere Anziehkraft verliehen habe, die Verbindung mit einem ſchönen, deutſchen weiblichen, von aller Gefallſucht weit entfernten Weſen auf die Länge ihm weniger zuſagen müſſe, als der Verein mit einer liebenswürdigen Franzöſin, in der die Kunſt der Koketterie ſelbſt zur Natur geworden, jeden Augenblick ihres Lebens durch eine neue Grazie verſchönerte.

Da kam der Bediente, ihn zum Kaffee einzuladen.

13.

Die Frau, welche die reizende Wittwe dem Eintretenden als ihre Mutter vorſtellte, war noch ſehr anſehnlich und wohlerhalten, wie ſolches bey einer, erſt etwa neunzehnjährigen, Tochter wohl auch der Fall ſeyn konnte.

„Baron — begann Frau von Soiſſons nach den erſten herkömmlichen Redensarten — meine gute Mutter begehrt Ihren Rath. Sie wünſcht zu wiſſen, ob wohl hieſige Stadt und Gegend ihr die Zeit von morgen und übermorgen hinreichend ausfüllen werden.“

Tangern verſicherte das; entwarf auch ſogleich einen Plan zur zweckmäßigſten Benuzung jeder Stunde.

„Sie ſehen wohl, theure Mutter — ſprach die junge Dame — daß ich Sie ganz an den rechten Mann adreſſirte. Uebrigens, Herr Baron, trauen Sie meiner Mutter Diskretion genug zu, daß ſie nicht etwa zum Danke für die Zeit, welche Ihre geſchickte Berechnung ihr erſpart, Ihnen Ihre Zeit rauben zu wollen denkt. Meine Mutter macht durchaus keinen Anſpruch auf Ihre perſönliche Begleitung zu irgend einer der vorgeſchlagenen Parthien. Ich ſelbſt werde ihr zur Gefährtin dienen. Zu Ihnen geſagt, ſo iſt es weniger ein Verlangen nach den hieſigen Merkwürdigkeiten, was meine Mutter zum Hierbleiben bewegt, als die Indignation, welche auch ſie über die Art empfindet, mit der man mich, durch das Alleinlaſſen hier im Gaſthofe, in Verlegenheit ſezte. Denn daß ich dieſer undelikaten Handlungsweiſe das Vergnügen einer ſehr werthen Bekanntſchaft verdanke, kommt nicht auf Rechnung der Freunde, die wir durch unſer Hierbleiben ſtrafen wollen, ſondern lediglich auf die, eines mir ſehr günſtig geweſenen Zufalls.“

Ein Herr und eine Dame erſchienen, um Mutter und Tochter nach dem Gute abzuholen. Während der Weigerung und der Unterhandlung darüber entfernte ſich Tangern, ſeinen Geſchäften nachzugehen, konnte aber, der hinreißenden Bitte der jungen Wittwe, ihr und ihrer Mutter auf den Abend, wenigſtens noch für einen Augenblick, ſeine Geſellſchaft zu vergönnen, unmöglich eine Verneinung entgegenſetzen.

Sehr verdrießlich, die Angelegenheit, welche ihn zur Reiſe veranlaßt, viel verwickelter als er geglaubt hatte zu finden, kehrte der Baron erſt ziemlich ſpät in den Gaſthof zurück. Das Zimmer Nummer 3, wohin inzwiſchen ſeine Sachen geräumt worden, ſtieß an die Wohnung der beyden Damen, und kaum hatte er den Hut abgelegt, als auch ſchon nach leiſem Klopfen an die Zwiſchenthüre die Mahnung von wohlbekannter Stimme erſcholl, daß er ſeiner Zuſage nicht vergeſſen ſolle. Er eilte, ſie zu erfüllen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 9. Januar.

Während des Kontinental-Blokus, als der Zucker sehr theuer war, und daher die Freygebigkeit mit Bonbons am Neujahrstage hoch zu stehen kam, begann die Mode der Almanachs und Taschenbücher sich in Frankreich einzuschleichen; ein Almanach kostete weniger als ein Pfund Bonbons, und wenn man den Damen keine verzuckerten Früchte darbieten konnte, so kam man mit dem Geschenke zuckersüßer Dichtungen in vergoldetem Einbande los; allein seit dem Frieden ist der Zucker wieder eine zugängliche Waare; die Pariser Konfiseurs machen aus demselben allerliebste Sachen. Eine ganze Geographie, eine Zwergausgabe des Molièreschen Tartuffe, die witzigsten Quatrains und Distiques werden in oder mit Zucker eingeschlossen, und es hat dießmal auch Bonbons à la Talma und Jesuiten-Konfett gegeben. Aber diese vervollkommnete Zuckerfabrikation ist Schuld, daß die Almanach-Literatur in Stocken gerathen ist, und seit dem Frieden nicht den mindesten Fortschritt gemacht hat. Zwar erscheint noch ein Almanac des Dames, ein Almanac des Demoiselles, ein Hommage aux Dames, ein Hommage aux Demoiselles; allein diese erschienen sonst auch; vielleicht erscheinen noch einige andere mit; sie sind sämmtlich sauber gedruckt, und mit niedlichen Kupferchen geziert; aber an Gedichten, welche bey den meisten den ganzen Almanach ausfüllen, haben sie doch nicht mehr als der alte, noch immer erscheinende Almanac des Muses, der so ziemlich alles einrückt, was im ganzen Jahre und auch früherhin Gutes und Mittelmäßiges von französischen Versmachern und Dichtern zur Welt gebracht worden ist. Also Alles mitgerechnet, ist ein Pfund guterfonnener Bonbons mit Devisen beynahe eben so viel werth als ein Hommage aux jeunes Demoiselles oder ein sonstiger reinpoetischer Almanach. Denn die Pariser Konfiseurs sind, glaube ich, die ausgezeichnetsten Leute in ihrem Handwerke, und versenden ihre Waare in alle vier Welttheile, und sogar schon nach Australien; dagegen sind die Pariser Almanachs noch nicht die ersten in der Welt, und die Engländer, welche diesen Literatur- oder Industriezweig erst vor wenigen Jahren auf englischen Boden verpflanzt haben, thun es den Franzosen hierin schon zuvor. Vermuthlich fehlt es ihnen an guten superfeinen Bonbons am Neujahrstage. Wenn es mit den Almanachen in Frankreich nicht fort will, so gehts dagegen mit den Tagesblättern desto thätiger und lebhafter. Der Corsaire, le France chrétienne, le Courrier des Spectacles, la Nouveauté, Figaro, und mehrere andere, die fast alle denselben Zuschnitt haben, tischen dem Pariser Publikum täglich ein Gericht mit Witzelevey auf, über Jesuiten, Minister, Ultras, Rossini, die Académie française, und eine Menge andrer Gegenstände, so wie sie die Tagesbegebenheiten dem Publikum vorführen. La France chrétienne ist ein sonderbarer Titel für ein sehr weltlich gesinntes Oppositionsblatt; die Herausgeber haben demselben aber keinen andern Titel geben können. Hiemit verhält es sich folgender Maßen. Da nach dem bestehenden Gesetze über Journale, zum Herausgeben einer neuen politischen Zeitung eine ministerielle Berechtigung gehört, die Minister aber so klug sind, eine solche Berechtigung nur denjenigen zu ertheilen, von denen sie nichts zu fürchten und viel zu hoffen haben, das heißt von dem sie statt Tadels nur Lob erwarten, so konnten einige liberale Schriftsteller, welche Lust hatten ein neues freysinniges Blatt herauszugeben, auf dem rechtlichen Wege nicht zu ihrem Zwecke gelangen, sie brauchten daher einen Umweg. Es war ein armseliges Ultrablatt vorhanden, das unter dem Titel La France chrétienne in der Verborgenheit einherschlich, und weder Leser noch Abonnenten hatte. Dem Herausgeber dieses Blattes, der ganz bereit willig war, sich dieser Bürde zu entledigen, ließen sie durch eine unverdächtige Person Vorschläge thun. Der Herausgeber willigte ein; nur verlangte er zu wissen, in welchem Geiste das Blatt sollte fortgesetzt werden, da er um vieles nicht seine Unternehmung an einen Freysinnigen hätte abtreten mögen. Um ihn zu befriedigen, ließ man ein Probeblatt drucken, das völlig in dem Sinne der Ultraroyalisten und Ultramontanen abgefaßt war. Der Mann war damit völlig zufrieden, und trat nun sein Eigenthumsrecht ab; allein kaum war dieß geschehen, so wurde das vorgezeigte Probeblatt bey Seite gelegt, und ein andres Blatt in einem ganz andern Geiste abgedruckt und herausgegeben. Das Entsetzen des Verkäufers muß groß gewesen seyn. Man vermuthete nun, einige der ausgezeichnetsten Publizisten in Paris würden an diesem Blatte Theil nehmen. Dieß ist jedoch nicht der Fall gewesen. La France chrétienne ist seitdem aus einem politischen Wochenblatte ein Tagesblatt geworden, das sich weit mehr mit kleinen Begebenheiten, Schauspiel, Literatur u. s. w. abgibt, als mit Politik, und den Ministeriellen keine große Furcht einjagen muß, da es nicht sehr verbreitet ist. Allein die vielen Pfeile, welche die kleinen Tagesblätter unaufhörlich auf alle diejenigen Personen abschießen, die auf einem hohen Posten stehen, und auf denselben irgend einen dummen oder lächerlichen Streich begehen, sind doch schmerzlich. Daher sollen nun alle, oder doch meistens die Tagesblätter durch den Machtstreich des Ministers Peyronnet vernichtet werden, und zwar anscheinlich auf einem gesetzlichen Wege durch das neue Preßgesetz.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 30.
Winkelmann.

Charade.

Wenn einst mit Körperschmerzen
Das Erste schwer dich drückt,
Und dem beklommnen Herzen
Den letzten Trost entrückt;

Wenn du dich, bange zagend,
Von Gott verlassen wähnst,
Und über Leiden klagend
Nach ew'ger Ruh' dich sehn'st:

Dann wird zu neuem Leben,
Zur Tragung neuer Pein,
Das Zweyte dich erheben
Und Stärke dir verleih'n.

Doch, wenn mit innern Leiden
Die bange Seele kämpft,
Und trotz des starken Zweyten
Verzweiflung kaum bedämpft;

Wenn durch des Zweifels Nächte
Kein Strahl von Hoffnung dringt,
Nichts ist, was Linderung brächte,
Die letzte Sonne sinkt;

Und wenn der Glaube schwächer
Und schwächer wird in dir; —
Dann reicht des Trostes Becher
Das zarte Ganze dir.

Es wandelt wildes Sehnen
In milde Leidenslust,
Und reicht in linden Thränen
Dir Balsam für die Brust.

J. R.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 37.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 12. Februar 1827.

Einheim'scher Kunst ist dieser Schauplatz eigen.
Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient;
Wir können muthig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt.

Schiller an Goethe.

Bemerkungen, weniger für Deutsche als für Franzosen, über Goethe's Tasso und den von Herrn Alexis Düval in Paris.

„Man hat den Torquato Tasso von Herrn Alexis Düval in Paris gegeben, so schreiben Sie mir; und „ich müßte über dieses Werk, welches der dreiste courrier „français für eine Verbesserung des Goethe'schen Meis„sterwerks ausgeben möchte, ein derbes Wort zu Ehren „der Deutschen und aus Achtung für die französische Na„tion öffentlich aussprechen; ich sollte diese Antwort in das „Morgenblatt einrücken lassen, weil diese Zeitschrift „in Paris gelesen würde."

Hierauf erwiedere ich folgendes: Erstlich dürften es wohl kaum zwanzig Pariser seyn, die sich die Mühe nehmen, eine deutsche Zeitschrift zu lesen; welche Wirkung also könnte ich mir versprechen? Dann aber, gesezt halb Frankreich verstände deutsch, so sagt ja unser Goethe: „Ein Jeder lernt nur, was er lernen kann." Und wahrlich! auch der beste Lehrer: die stets fortschreitende Weltbewegung selbst, lehrt jeglichen Menschen, jegliches Volk nichts als was sie eben auf dem bereits erreichten Standpunkte lernen können. Indessen sagt unser Dichter gleich darauf: „Doch wer den Augenblick ergreift, das ist der rechte Mann!" Ein wahrhaftes Trostwort, denn ohne diesen „rechten Mann," der seinem Volke vorauseilt und über seiner Zeitepoche steht, ohne solchen Vorläufer des allgemeinen Weiterschreitens würde die Menschheit durch die natürliche Schwere und Trägheit der Masse immer tiefer zurücksinken, statt empor sich zu heben. Ein solcher Vorläufer und Vorkämpfer im Gebiete der französischen Kunstkritik ist nun der Globe*), eine neuere Pariser Zeitschrift, die auch bereits den Goethe'schen Tasso dem des Herrn Düval auf eine höchst verständige Weise gegenüber gestellt hat. Da aber dieses französische Blatt, Muth mit Vorsicht verbindend, nur eine französische Ansicht von den beyden Werken geben durfte, so will ich hier die eines Deutschen niederschreiben und die Herrn Redaktoren des Globe bitten, eine Uebersetzung dieser deutschen Ansicht in ihr Tagblatt einzurücken und sie als eine solche zu geben. Sie werden alsdann auf keine Weise gegen das französische Publikum anstoßen, dessen Billigkeit hierin nur Gerechtigkeit sehen wird und die würdige Handlung eines Journals, das in einer literarischen Streitsache sich nicht von der alten Regel losſagen will: Audiatur et altera pars.**) Mei

*) Man darf diese Zeitschrift den deutschen Museen, Kasinos und sonstigen Lesekreisen schon deßhalb, und abgesehen von ihrem allgemeinen Werthe, empfehlen, weil ihre Mitarbeiter der deutschen Sprache mächtig sind, und also gründlich urtheilen und nicht so oberflächlich und absprechend über deutsche Literatur schwatzen, als die meisten der Pariser Blätter, die oft von unserer Sprache nicht ein Wort verstehen.

**) . . . en priant Messieurs les rédacteurs du Globe, de vouloir bien avoir la complaisance d'insérer dans leur journal cette opinion d'un critique allemand et de la donner comme telle. Ils ne manqueront aucunement

nen Landsleuten werde ich freylich nichts Neues sagen; sie mögen mich aber deßhalb entschuldigen, weil ich für Franzosen schreibe. Auch werden sie mit mir einverstanden seyn, daß man gegen Fremde nicht unartig seyn soll, daß ich mich also bemühen muß, das strenge Wesen der Wahrheit so viel als möglich mit dem Gewande schmeichelhafter Höflichkeit zu bekleiden; selbst auf die Gefahr, daß es dem ernsten Manne lächerlich vorkomme, wenn man ihm sagt: Verzeihen Sie gütigst, daß zweymal zwey sich die Freyheit nehmen Vier zu betragen.

Kaum noch dreyßig Jahre mögen es seyn, daß die Franzosen nicht nur von der schönen Literatur der Deutschen nichts wußten, sondern auch wähnten, a priori überzeugt zu seyn, daß es keine solche gäbe. Die Deutschen wußten das; es that ihnen auch wohl hin und wieder leid, von einem gebildeten Nachbarvolke so übersehen zu werden; indessen waren wir doch weder so niedergeschlagen von dieser Nichtbeachtung, noch so imponirt von der Unfehlbarkeit der französischen Poetik, die auch der geringste unserer Literatoren sehr genau kannte, um nicht gelassen und mit freudigem Muthe den eigenen Weg im Gebiete der Kunst zu verfolgen. Dieß war weder dünkelhafte Nationaleitelkeit, noch ein Verkennen der französischen Meisterwerke, sondern die nothwendige Bedingung, ohne welche kein Volk zu einer selbstständigen Kunst gelangt. Seine eigenen Bahnen muß es sich brechen, gemäß seiner nationalen Individualität. (Das thaten die Franzosen auch.) Aber um nicht einseitig und beschränkt zu werden, muß es überdieß fleißig umherschauen nach dem, was alte und neue, was ferne und nahe Völker in artistischer und kritischer Hinsicht geleistet haben. Doch soll es diese fremden Leistungen nicht etwa oberflächlich durch das gefärbte Glas nationaler Konvention, sondern mit vorurtheilslosen, mit kunstliebenden Augen betrachten. (Das thaten schon längst, das thun noch immer die Deutschen.) Auf diese Weise kamen wir, mit Hülfe unserer Lessing und Schlegel, unserer Schiller, Goethe und Tieck und (um auch unsere neuesten Dramatiker zu nennen) durch Müllner, Grillparzer und Raupach, über Gräcomanie, Gallomanie und Anglomanie hinaus und zu uns selbst zurück. Wir gelangten, bereichert mit den mannigfaltigsten Schätzen, zu einer längst begründeten deutschen Dichtkunst, die, obgleich sie bereits unsterbliche Meisterwerke aufzuweisen hat, doch ihr sogenanntes goldenes Zeitalter, Gott sey Dank! noch nicht so bald erreichen, das heißt: die Pforte des Musenhaines hinter sich schließen wird, wie solches mit dem Tempel der französischen Melpomene unläugbar geschehen ist. Wir dürfen uns ferner rühmen, durch Nachbildungen alter und neuer Dichterwerke, durch bewundernswerthe Uebersetzungen aus den meisten Sprachen, der unsern einen Reichthum und eine Biegsamkeit gegeben zu haben, die sie zu den verschiedensten Formen prosodischen Wohlklangs, zu jedem poetischen Aufschwung, zu jeder lebendigen Darstellung geschickt macht. — So stand es mit unserer Sprache und unserer Dichtkunst, als wir (es mögen fünfzehn bis zwanzig Jahre seyn) die Nachricht erhielten, daß zwey deutsche Dramen sich eines ungemeinen Beyfalls auf der ersten französischen Bühne erfreuten. Es waren: Menschenhaß und Reue, und die Versöhnung von Kotzebue, einem Manne, den Deutschland zu seinen fruchtbaren und talentvollen, keineswegs aber zu seinen klassischen Schriftstellern zählte, indem sein glänzendes Talent, wann es sich an ernste Gegenstände wagte, von großartiger Weltanschauung, poetischer Erhabenheit und sittlicher Tiefe entblößt, nur in der Fähigkeit einer höchst lebendigen Effektmalerey bestand, die, von der Scene herab, wie ein Dekorationsgemälde täuschte, aber in der Nähe betrachtet, allen Reiz und alle Wahrheit verlor. Daher auch (obgleich durch diese erste Anerkennung eines bühnenverständigen Volkes geschmeichelt) kümmerte sich Deutschland doch wenig darum, ob und wie Frankreich die Dramen Kotzebue's für sein nationales Bedürfniß umgestaltet hatte; denn es konnte hier von keinem verbesserten Meisterstücke die Rede seyn, im Sinne Lessings nämlich, welcher bekanntlich sagt: „Ein Meisterstück verbessern, heißt es verpfuschen." — Als aber vor einiger Zeit Nach- oder Umbildungen einiger der grandiosen Werke Schillers auf dem théâtre français erschienen, da, trotz ihrer freudigen Genugthuung, den angebeteten Dichter von einem geistreichen Nachbarvolke bewundert zu sehen, erfüllte die Deutschen ein wahres Gefühl der Wehmuth; nicht sowohl ob jener für den bestimmten Zweck vielleicht nothwendigen Umbildungen, als vielmehr über die Täuschung, in welche das französische Publikum hiedurch gerieth. Es wähnte nämlich die dichterischen Glanzgemälde dieses Meisters zu besitzen, zu beschauen, zu beurtheilen, und hatte von denselben doch nur einen dürftigen, farblosen Schattenriß, und nicht einmal einen getreuen vor Augen. So hat Deutschland sich weder gegen Racine noch Voltaire, weder gegen Shakesprare noch Calderon betrogen. Wir führten diese und andere Dichter in ihrer unangetasteten Nationalität und Individualität bey unserm Publikum ein, und würden es uns als Ungeschicklichkeit und zugleich als Anmaßung zugerechnet haben, wenn wir sie zu unserm Hausbedarf germanisirt hätten. Wenn wir jedoch den Franzosen über die Umgestaltungen der Schiller'schen Trazödien nur hie und da ein Wort, und nur ein flüchtiges, gesagt haben, so mag dieses wohl zwey Ursachen haben. 1) Sahen wir Frankreich, nach dem Zeugniß seiner eigenen unbefangenen Kri-

alors au public français, lequel n'y verra qu'un acte de justice, digne d'un journal impartial, qui ne voudrait, dans une discussion littéraire, déroger à l'ancienne loi: Audiatur et altera pars.

titer, ſich der Feſſeln ſeines konventionellen Trauerſpiels bewußt werden, und das erſte Rütteln an denſelben konnte noch kein Zerbrechen ſeyn; daher wäre es unklug geweſen, dieſes erſte Erwachen aus einem angenehmen, wenn gleich allzulang gebundenen, Traume voreilig zu beſchleunigen. Das Bedürfniß, in die wirkliche Welt zurückzukehren, war ja da, und war ein hoffnungsvoller Anblick für den kosmopolitiſchen Freund der Kunſt. 2) Wie unſterblich groß Schiller auch ſey, ſo iſt es doch kaum zu läugnen, daß er ſeine dramatiſchen Werke, mit rückſichtsvollem Hinblick auf eine beſtimmte Kunſtepoche, auf ein beſtimmtes Publikum und deſſen ſpezielle Bühne angefertigt hat. Daher die gewaltige Wirkung ſeiner Dramen; daher aber auch konnten ſie vielleicht dem Looſe nicht entgehen, für eine andere Bühne, für ein anderes Publikum, Umgeſtaltungen zu erleiden.

Wie weſentlich verſchieden von dem erhabenen Genius eines Schiller die tiefe und klare Schöpferkraft Goethe's iſt, braucht man dem Deutſchen nicht zu wiederholen; dem Fremden aber, der unſerer Kunſt und Art unkundig iſt, läßt ſich dieſes nicht ſo raſch, etwa durch ein Paar blendende Antitheſen, darthun. Der Fremde alſo, bis er den Geiſt unſerer vielſeitigen Sprache vollkommen erfaßt hat und ſelbſt urtheilen kann, möge es bis dahin auf Glauben annehmen, daß der Taſſo zu jenen Dramen Goethe's gehört, die, obwohl für die Darſtellung gedichtet, doch für keine heutige Scene, für kein heutiges Theaterpublikum geſchrieben wurden. Es iſt noch viel zu früh an der Zeit, um ſie unangetaſtet auf die Bühne zu bringen; jede Veränderung dieſer Meiſterwerke iſt aber nicht nur eine Verunſtaltung, ſondern eine gänzliche Vernichtung derſelben. Der courier français wird dieſes freylich am allerwenigſten zugeben; und doch hat man es hier recht eigentlich mit ihm zu thun, nicht mit dem Herrn Düval, der ſeinen eigenen Taſſo ſchrieb, nicht mit dem franzöſiſchen Publikum, das ſich an den Talenten eines ihrer ausgezeichneten Dramatiker erfreute. Dem courier français alſo, und nur ihm, ſey hiemit geſagt: Geſetzt es würde in einer deutſchen Geſellſchaft folgende Stelle ſeiner Kritik vorgeleſen: Mr. Goethe dans un drame que Mad. de Staël juge avec une extrême sévérité, mais où l'on trouve au milieu de beaucoup d'extravagances (!!) de véritables beautés, montre l'infortuné Torquato succombant au chagrin que lui causent les mépris (?) d'une cour aux usages (!) de laquelle le génie indépendant ne peut jamais se plier etc. — ſo wird der jüngere Mann aufbrauſen und zu allen Waffen der Polemik greifen, um von ſolch einem armſeligen Mißverſtehen des tiefſinnigſten Dichterwerks den Stahlflitterſtaat des kritiſchen Hochmuths herunterzuſtreifen, und die Lächerlichkeit in ihrer ganzen Blöße hinzuſtellen. Der ältere, erfahrene Mann aber wird ſolches nicht dulden; er wird zeigen, wie der Kurier, bey ſeinem flüchtigen Reiſegalopp durch Deutſchland, ſo wenig Zeit hatte, unſere Sprache zu ſtudiren, daß er ſich nicht einmal ein Glas abkühlendes Zuckerwaſſer auf deutſch fordern kann, daß man alſo das Verſtändniß des Goetheſchen Taſſo's unmöglich von ihm fordern kann. Er wird in dem courier français mit gelaſſener Ironie alſo fortleſen: Mr. Duval a pris dans Goethe l'idée de la scène du duel, mais l'auteur français en a tiré bien meilleur parti que l'auteur allemand. Mit wenigen Worten wird er nun die Zartheit und die rhetoriſche Kunſt unſeres Dichters bey dieſer unnachahmlichen Scene nachweiſen, in welcher nicht ein Wort vorkommt, das den Edelmann, als ſolchen, beleidigen könnte, während man die Uebergänge nicht auffinden kann, wo das Geſpräch Wortwechſel, der Wortwechſel Streit wird; dahingegen dieſelbe Scene des franzöſiſchen Autors, nach dem gegebenen Inhalt zu urtheilen, zwiſchen zwey beliebigen Fähndrichen jedes europäiſchen Regiments in jeglicher Garniſon alljährlich vorfallen kann. Er wird ferner zeigen, wie der Goethiſche Alphons, dieſer Repräſentant des bewältigenden Königthums, während jenes Streites hinzukommt; wie vor dieſem Antonio, der beſonnene Staatsmann, beſchämt, der feurige Dichter zermalmt ihm gegenüber ſteht; und wie tiefſinnerlich tragiſch der Moment iſt, wann nun der freyheitberaubte Torquato dem verehrten und doch verkannten Fürſten Degen und Kranz zu Füßen legt. Hierauf wird unſer gelaſſener Mann wieder in den courier français blicken, und von dem Taſſo und dem Alphons des Herrn Düval alſo fortleſen: ces événements se passent en l'absence d'Alphonse qui se livre au plaisir de la chasse (!!!). Belmonte (Goethes Antonio) est déjoué par Eléonore qui en avouant sincèrement à son frère ce qui s'est passé dans ce tête à tête et qui a voulu jetter dans l'esprit du gouverneur du palais, espèce d'imbécille, (bravo!) qui n'estime que les gens de guerre, d'injurieux soupçons (!!!) sur la conduite (!) de la princesse. — „Wie roh, wie indezent!“ wird hier der junge Mann ausrufen; doch der ältere wird ruhig ſagen: Nur in ein ſchweigendes Erſtaunen ſollte der vernünftige Deutſche bey dieſer ſogenannten Verbeſſerung des Goethiſchen Meiſterſtücks gerathen. Denn man muß es ja gleich inne werden, daß von Dichtern und Kritikern, die unſeres Meiſters organiſches, lebendiges Kunſtgebilde ſo zerreißen, zerſchneiden, und die zerſtreuten Glieder auf ſolche Weiſe wieder an einander binden, daß von ſolchen Dichtern und Kritikern kein Wort über Taſſo beſſer verſtanden werden könnte, als eben Goethes Werk ſelbſt, welches man aber mit halber Sprachkenntniß nicht zu leſen vermag. So lange ſich alſo die gewöhnlichen franzöſiſchen Kritiker nicht die Mühe geben, deutſch zu lernen, und zwar vollkommen ſo gut als wir franzöſiſch verſtehen, ſo lange kann man ſich auch weniger über ihren grenzenloſen Irrthum

besprechen, als über ihren divinatorischen Tadel lächeln; — und so laßt uns, ihr Freunde, von mehr belehrenden Dingen sprechen!

(Der Beschluß folgt.)

Anekdote.

Bekanntlich rutschen die Frauen auf den Knieen die Scala Santa hinan, welche die heilige Helena so geschickt war in dem gänzlich verwüsteten Jerusalem zu entdecken. Manche englische Protestanten thun dasselbe, und rühmen sich nachher der That. Vor kurzem kamen zwey junge Engländer bey derselben vorüber, als eben ein alter Mann und ein altes Weib auf der untersten Stufe niedergekniet waren. Dieß gab den jungen Herrn sogleich den Gedanken eines Wettrennens; der eine nahm den Mann, der andere die Frau unter seinen Schutz, und es galt die Wette, wer von den beyden Alten zuerst die höchste Stufe erreichen würde. Während diese nun, ohne zu ahnen, zu welchem unheiligen Spiele ihr frommes Werk Anlaß gab, und ohne vielleicht ihr gegenseitiges Daseyn zu bemerken, standen die beyden rohen Jungen laut jubelnd unten und verdoppelten ihre Wette, je nachdem bald der Mann, bald die Frau den Vorsprung gewann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 9. Januar.

(Beschluß.)

Die großen Tagesblätter haben sich darüber gewaltig erbost, aber die kleinern machen sich über Peyronnet, über sein Gesetz und über die Obskuranten lustig, und haben täglich neue Witzeleyen. Da hat Peyronnet, als er noch jung war, ein Lied über die Gleichgültigkeit in Hinsicht der Liebe gedichtet. Dieses Lied haben sie, ich weiß nicht wo, aufgescharrt, und zerren es auf alle mögliche Weise umher. Den Minister muß es reuen, je die Gleichgültigkeit in der Liebe besungen zu haben, denn seine zärtlichen Versehen sind Schuld, daß man wenigstens zwanzig Mal auf Unkosten Sr. Excellenz gelacht hat. Ferner haben diese kleinen Tagesblätter irgendwo gehört, der Graf Peyronnet sey ein guter Fechtmeister; auch dieser Umstand ist nicht verloren gegangen, und sie erzählen nun, wie die Preßfreyheit von einem tüchtigen Fechter angegriffen worden sey, und wahrscheinlich im Duell erliegen werde, da der Angreifende Waffen gebrauche, deren die arme Preßfreyheit sich nicht bedienen könne. Ich glaube der kühne und mächtige Fechtmeister wird zuletzt doch den Kürzern ziehen, da man sich allzu allgemein über seine Maßregeln als unvorsichtig und unklug beklagt, und gefunden wird, daß seine Versehen und seine Fechtkunst beynahe das Einzige sind, wodurch er sich bisher ausgezeichnet hat. Andere Zeitschriften nehmen einen ernstern Gang. Der Globe macht die Franzosen mit der fremden Literatur bekannt, hat zuweilen interessante Nachrichten aus den französischen Provinzen und aus dem Auslande mitzutheilen, wovon sich in den gewöhnlichen Zeitungen nichts vorfindet, und er erörtert mit vieler Bedachtsamkeit, aber auch mit einem völlig unabhängigen und freysinnigen Geiste die wichtigen Tagesbegebenheiten; besonders wenn sie sich auf die bürgerliche Freyheit, oder auf Gewissens- und Druckfreyheit, so wie auf Aufklärung oder auf Versuche zur Verbreitung des Aberglaubens beziehen. Die Revue britanique liefert Uebersetzungen aus den besten englischen Zeitschriften. Die wichtigen gehaltreichen Aufsätze aus dem quarterly und dem Edinburgh Review, erscheinen hier unverstümmelt in französischer Gestalt, und zeigen den Franzosen, wie man in England über manche Dinge ganz anders denkt als auf dem Festlande. Besonders sind die politischen Aufsätze aus dem Edinburgh Review wichtig, da sie großentheils von den ausgezeichnetsten Mitgliedern der Oppositionspartey verfaßt werden. Andre Zeitschriften, die zum Zwecke haben, die industriellen Erfindungen der Engländer, ihre medizinischen Erfahrungen oder sonstige nützliche Dinge in Frankreich zu verbreiten, haben nicht denselben Erfolg als die Revue britanique, theils weil die Herausgeber nicht vermocht haben, die Aufmerksamkeit der großen Tagesblätter, welche in Paris Schiedsrichter über literarische Erscheinungen sind, auf ihre Unternehmungen zu lenken, theils weil das Reinwissenschaftliche weniger Personen angeht, theils auch, weil die Auswahl der Aufsätze nicht so gut war. Die Revue britanique soll über 2000 Abonnenten zählen, und die ersten Bände haben wieder neu aufgelegt werden müssen. Ein Tagesblatt, das nicht weniger Glück gemacht hat, ist die Gazette des tribunaux, die von den öffentlichen Verhandlungen vor Gericht genaue Rechenschaft gibt, und besonders wegen der kleinen, vor dem Polizeygerichte geschlichteten Händel interessant zu lesen ist. Solch ein Blatt war seit langer Zeit ein Bedürfniß in Paris; denn seitdem die Politik und die öffentlichen Verhandlungen der Volksvertreter einen so großen und wichtigen Raum in den Pariser Tagesblättern einnehmen, bleibt für die gerichtlichen Verhandlungen, die bey der Oeffentlichkeit des Verfahrens in Frankreich oft sehr dramatisch sind, und so merkwürdige Beyträge zur Sittengeschichte und zur Menschenkenntniß liefern, wenig Platz übrig. Um so begieriger mußte man nach einem Blatte greifen, welches auf eine sehr anziehende Weise die täglichen Begebenheiten im Pariser Gerichtspallast, und auch die merkwürdigsten Prozesse in den Provinzen erzählt. Es hat dem Blatte auch nicht an Nachahmern gefehlt, so ist jetzt ein Echo des Tribunaux, und auch ein Spectateur des Tribunaux vorhanden, die jedoch nicht mit derselben Geschicklichkeit abgefaßt sind, wie es mit den meisten Nachahmungen der Fall ist. Zwar bietet das Pariser Polizeygericht nicht das Interesse dar, das die Londoner kleinen Polizeygerichte gewähren, wo es nimmer an Originalcharakteren fehlt, und wo Leute aus allen Ständen erscheinen. Dafür kömmt bey dem einzigen Polizeytribunale in Paris mancher Sittenzug für den Beobachter vor. Zuweilen erscheint auch hier ein Originalkopf, wie deren fast täglich in London vorkommen. So mußte neulich der sonderbare Hr. Berbignier, der drey dicke Oktavbände über das Daseyn der Quälgeister geschrieben hat, vor Gericht erscheinen, um seine Anklage wider eine Biographie zu erhärten, worin er als ein Verrückter geschildert worden war, und die er der Verläumdung beschuldigt hat. Der Mann zog eine Flasche aus der Tasche, und wollte dem Gerichte zeigen, wie man einen Quälgeist in solch eine Flasche hineinbanne. Zu Hause soll es bey diesem Manne wie in einer Apotheke aussehen, indem er alle seine vorgeblichen Feinde in Flaschen bannt, oder sie mit Nadeln an der Wand fest heftet. In seiner Schrift hat er alle diejenigen, die er als seine Feinde und Quälgeister betrachtet, namentlich angeführt, besonders den neulich verstorbenen Dr. Pinel, dem er es nicht verzeihen kann, daß er von ihm als ein Narr behandelt worden ist. Auch sagte er vor Gericht, Pinel müßte nothwendig jetzt verdammt seyn, und als das Gericht den Hrn. Berbignier mit seiner Klage abwies, äußerte dieser, auch mit der Seele der Richter stehe es nicht zum besten.

Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 13.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 38.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 13. Februar 1827.

Der Ring macht Ehen,
Und Ringe sind's, die eine Kette machen.

Elisabeth in „Maria Stuart."

Der Trauring.

(Fortsetzung.)

14.

„Gott sey Dank, daß Sie endlich kommen, Baron! rief Frau von Soissons ihm entgegen. Hier sitzen wir nun schon den ganzen Abend. Zuletzt, als wir uns völlig ausgesprochen hatten, nahm ich noch die Zuflucht zum Kammermädchen meiner Mutter, einer Deutschen, die weit bewanderter ist in Romanen als in dem, was zu ihrem Dienste gehört, und daher auch an jedem Orte, wohin wir kommen, die Leihbibliotheken zuerst aufsucht. Dort liegt das Buch, das sie bekommen hatte. Wer aber möchte seine Hand hergeben, die schmutzigen Blätter umzuwenden, wer es aushalten, die widerwärtigen Gerüche einzuathmen, die solches weithin aushaucht."

„Ich hörte doch — versetzte der Baron — daß die Wirthstafel unten auch Abends besucht seyn soll. Warum nahmen Sie nicht Theil an ihr, meine Damen?"

„Weil wir — antwortete Frau von Soissons — ehrlich zu gestehen, Ihre Rückkehr früher erwarteten."

Tangern konnte auf dieses recht schmerzlich ausgesprochene Wort kaum anders als ein gleiches Bedauern zu erkennen geben, über die sehr verdrießliche Unterhaltung, welche ihn von der angenehmsten abgehalten habe.

„Uebrigens — fuhr die reizende Wittwe fort — fehlte meiner Mutter die Lust, eine Gesellschaft aufzusuchen, von der ich ihr (da Sie schwerlich darunter waren) nicht die beste Idee beybringen konnte. Man beschuldigt gewöhnlich meine Landsleute, zumal die jugendlichen, einer zudringlichen Artigkeit. Artigkeit aber ist doch immer noch eine bessere Eigenschaft als jenes plumpe, abgeschmackte Wesen, welches so oft die jungen Herrn in Deutschland zu Tage legen. Wenn die Unverschämtheit der Blicke, die mir diesen Mittag entgegenkam, sobald ich nur einmal mein Auge vom Teller empor richtete, für eine besondere Huldigung gelten soll, so muß wenigstens ein wohlerzogenes Frauenzimmer auf dergleichen Verzicht leisten. Besonders zuwider waren mir einige davon, an deren Hand ich den Trauring zu sehen glaubte. Auch hierin beobachtet man doch, wenigstens in der gebildeten Gesellschaft Frankreichs, so viel Schicklichkeit, um das Zeichen der gelobten Treue nicht vor so vielen Menschen geradezu bloszustellen. Wenn man auch vielleicht bey uns in manchen Dingen schwerlich gewissenhafter verfährt, als hier, so weiß man doch zuverlässig die Façon weit besser zu ehren und zu beobachten."

Schüchtern geworden aus Besorgniß, er könne vielleicht selbst in seinen Blicken gegen sie zu weit gegangen seyn, suchte Tangern nach einer Entschuldigung für seine Landsleute, und wie er so verlegen seine rechte Hand beschaute, vermißte er an dieser den Trauring, den er seit seiner Verheirathung nur selten abgelegt hatte.

„Mein Gott, was widerfährt Ihnen? rief die junge Dame. Sie werden ja bleich, wie mein Tuch."

Ihr offenbares Erschrecken zeigte wenigstens dem Ba-

ron, daß ihre Bemerkung über die Herrn mit Trauringen an der Hand, ihn nicht hatte treffen sollen. Zugleich fiel ihm auch ein, daß er vorhin, als er sich auf seinem Zimmer gewaschen, dabey wohl den Ring habe ablegen und liegen lassen können. Beydes zusammen gab ihm die verlorne Haltung zurück.

„Ein Schwindel — antwortete er — der schon vorüber ist.“

Mit größter Theilnahme erkundigten sich die Damen, ob er dergleichen Anfällen öfter unterworfen sey, und riethen ihm allerley an zur Begegnung des Uebels. Durch ein absichtliches Zusammenraffen seiner Geisteskräfte und eine Lustigkeit, die ihm jedoch nicht aus dem Herzen kam, suchte er das Unbedeutende des nur augenblicklichen Uebels ihnen in's Licht zu setzen. Er sprang auf, und mit sichtbarer Freude bemerkten die Damen, daß auch das aus seinem Gesichte verschwundene Blut wieder dahin zurückkehrte und bald keine Spur von jener Anwandlung weiter an ihm wahrzunehmen war. Halb gedankenlos griff er nach dem vorhin erwähnten Buche aus der Leihanstalt. Es war die alte Uebersetzung eines bekannten Romans von Laclos, unter dem Titel: die gefährlichen Bekanntschaften.

„Und morgen — sprach Frau von Soissons, als er schon den Hut genommen hatte — werden wir von früh an jede Stunde mit Dank annehmen, welche Ihre Gefälligkeit für uns etwa übrig haben sollte. Vor Ihrem Ausgehen ein Mehreres darüber. Da wir Nachbarn sind, so werde ich Ihnen sagen, von welcher Zeit an Sie uns sprechen können.“

15.

Tangerns Erstes, nach der Rückkehr auf sein Zimmer, war das Suchen nach dem Trauringe. Aber nirgends ein Ring, weder auf dem Waschtische noch anderswo. Er klingelte. Allein der Kellner, den er fragte, versicherte, daß kein Mensch auf das Zimmer gekommen sey, und suchte es mit dem, von dem nachlässigen Dienstmädchen noch nicht einmal wieder in Ordnung gebrachten, Waschtische zu beweisen.

Bald ward es Tangern sogar einleuchtend, daß der Verlust unstreitig viel früher erfolgt war, und er den Ring vermuthlich schon an der Table d'Hôte nicht mehr gehabt hatte, weil die feine Soissons bey so vieler Artigkeit gegen ihn sonst schwerlich über die Männer mit Trauringen an der Hand, wie es geschehen, sich ausgelassen hätte. Ueberhaupt hatte der Ring, seitdem er ihn trug, erst einige Mal sich über das Gelenk des Fingers geschoben und das im Anfange seiner Ehe. Ganz abgefallen war er ihm nie.

Sein Gewissen legte dem Zufalle eine tiefe unglückliche Bedeutung unter. Beym ersten Wanken seiner Treue schien auch das Zeichen derselben ihn verlassen zu haben. Bey weiterem Nachdenken jedoch fing er an, in dem Verluste eine heilsame Warnung zu erblicken. Er glaubte sogar eine Wiederholung derselben in dem Titel jenes Romans sehen zu müssen. Allerdings war es auch gewiß die gefährlichste Bekanntschaft seines Lebens, vor der er sich jezt zu hüten hatte.

Allmählig ward ihm wieder recht leicht und wohl. Mochte auch das leere Zeichen vom Finger gefallen seyn; nur desto fester dachte er die Treue, von der es zeugen sollte, in seinem Herzen zu bewahren. Seine geliebte Cecilie, die zärtliche Mutter seines Kindes, stand so ganz in der Glorie ihres schönen Wesens vor seinem Geiste, daß er voll der tiefsten Beschämung sein Auge niederschlug. Aber es erhob sich wieder, theils beym Gedanken an ihre unendliche Güte und Liebe, theils in der Betrachtung, daß außer unwillkürlichen Regungen auch noch gar nichts ihm zur Last fiel. Wie aber, wenn er diesen Regungen nachgegeben, wenn er, belastet mit wirklicher Schuld, der reinsten, treuesten Gattin unter die Augen hätte treten müssen? Wahrlich, sein ganzes Lebensglück wäre dann für immer untergraben gewesen. Denn er fühlte nur allzuklar, daß solches nicht allein auf ihrer Liebe und Treue, sondern hauptsächlich auch auf der eigenen Liebe und Treue gegen sie beruhte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen, weniger für Deutsche als für Franzosen ꝛc.

(Beschluß.)

Der eben geschilderte Auftritt (man versichert es dem courier français) kann in jeder deutschen Gesellschaft vorfallen, indem seine Ansicht des Goethe'schen Tasso's durchaus keinen andern Eindruck diesseits des Rheins hervorbringt. „Die Zeiten der Nationalfeindschaften sind vorüber,“ sagte neulich ein Pariser politisches Blatt. Man darf vermuthen, daß sich dieses versöhnliche Wort auch auf gewisse blinde literarische Feindseligkeiten bezieht. Kein unterrichteter Franzose glaubt jezt mehr, wie ehemals, daß jenseits der Gränzen Frankreichs nichts als Barbarenvölker hausen, ohne Kunst und Literatur. Selbst auf dem boulevard des italiens ist man schon von diesem klassischen Römerstolze zurückgekommen und in dieser Hinsicht tant soit peu romantisch geworden. Daher sollte man doch den deutschen Tasso deutsch und einige Male gelesen haben, bevor man, wie der courier français, den Herrn Duval über einen Dichter, einen Gelehrten und einen Weisen sezt, dem eines der gebildetsten Völker Europa's, nachdem er über ein halbes Jahrhundert in Wissen und Kunst voranschritt, den Kranz des Ruhmes flicht und ihn als den Fürsten seiner Dichter, als den Senior seiner Literatur verehrt. Dieß können die Deutschen von den frau-

zösischen Kritikern endlich fordern, und dieß sey hiemit dem voreiligen Kurier gesagt.

Wie anders, wie dezent benimmt sich der Globe; aber seine Mitarbeiter verstehen auch deutsch! diese Zeitschrift zeigt dem Herrn Düval, was er hätte thun sollen, im Fall er die Absicht hatte, ein historisches Gemälde von Tasso's Leben darzustellen, hinweisend auf Shakespeare, als auf ein Muster dieser Gattung *). Sie zeigt ferner, was Goethe, und schon in seiner herrlichen Exposition gethan hat, um in einem einzigen Ereignisse das vollständig-innere Leben jenes (wir Deutsche sagen eines) Dichters zu offenbaren. Der Globe erlaube aber, daß man noch Einiges, was er vielleicht nur nicht sagen wollte, hinzufügt.

Es soll hier nicht zergliedert werden, wie unser Dichter den thätigen, nach außen wirkenden Staatsmann (Antonio) gezeichnet hat, im Gegensatze Tasso's, des in einer idealen Welt lebenden Dichters, der sich dieses Traumzustandes, obgleich fortträumend, bewußt wird; und welche innere Tragödie aus diesem Konflikte hervorgeht. Es soll nicht nachgewiesen werden, wie sittlich gebildet alle Personen dieses Trauerspiels gehalten sind, und wie hier die verschiedenartigsten Naturen, da sie sich sämmtlich zu wahrhaft brüderlicher Anschauung der Menschheit erhoben haben, sich einander ergänzen und unterstützen, sich einander so nöthig sind, wie nur die Gegenstände der freyesten Herzenswahl. Es soll nicht gezeigt werden wie Goethe dieses dargestellt hat, auf den langen Wegen der Schmerzen, des Irrthums und des endlichen Wiederzurechtfindens: die eigentlichen Wege alles Irrdischen. Man vermag auch nicht auszudrücken, welch ein italischer Glanzhimmel sich über dem Gemälde wölbet, welche südliche Balsamdüfte jeden Vers durchströmen. Nur einige Fragen sollen dem zartsinnigen französischen Publikum vorgelegt werden. — Wie vermag dieses Publikum, mit seinem so leicht verwundbaren Gefühle, mit seinem Feinsinn für zart und roh, mit seinem (wie es ihn selbst nennt) keuschen Geschmacke, kurz, wie vermögen Franzosen den Düval'schen Tasso über den Goethe'schen zu stellen? — Wie leise zeigte sich in Goethes Leonore die Liebe, als tiefe, geheime Herzenswahl, als kaum bewußte Zustimmung ihrer Eigenschaften zu Tasso's — und wie geberdet sich, gegen alle französische, so nie zu erlassende Sitte, die des Herrn Düval? Sie läuft nach des Liebhabers Gefängniß! er darf ihr zu Füßen, und länger als einen Augenblick, liegen, ihr eine vollständige Liebeserklärung machen! und — ist es glaublich? — sie! will mit ihm davon laufen!! —

*) Der Globe deutet auf drey historische Eleonoren. Er wird aber erlauben zu bemerken, daß drey (und warum alsdann nicht noch mehrere?) gleichnamige Frauen zu sehr an das Lustspiel gränzen würden. Daher führt Goethe uns nur zwey vor.

Die Sittlichkeit umgibt, wie eine hohe Mauer,
Das zarte leicht verletzliche Geschlecht.

Alphons, der bey Goethe die Gottheit im Fürsten, die eigentliche Majestät darstellt, deren hochgestellte Milde alles beschwichtigt und wie Sonnenlicht reinigt, wärmt und erhellt, dieser Friedensfürst muß bey Herrn Düval, weil er im Wege steht, reisen. Ein Prinz Belmonte (der gewöhnliche Nebenbuhler bey herkömmlichen Liebes-Intriguen) muß roh der Prinzessin Zimmer bestürmen und — wie im Lustspiel Almaviva den Pagen — Tasso im Gemache finden. Wie neu, wie zart ist der keusche Goethe dagegen! In seiner Tragödie wird der edle Antonio immer herbeygerufen, und zuletzt von Tasso selbst. — Der Kurier beleidigt seine Nation, indem er uns überreden will, daß die Franzosen diese Zartheit und jene Nicht-Zartheit verkennen. Welche unwahre, welche indezente und extravagante Scene im Gefängnisse, wo alle fürstliche Personen hinlaufen müssen! Und dann der Schluß des Düval'schen Trauerspiels: Tasso muß sterben. Nun das ist ja das alltägliche Ende jedes alltäglichen Lebens. — Goethe aber schildert den Herzensuntergang auf die hochartigste, anständigste und ergreifendste Weise, indem er uns zuletzt zeigt, daß derjenige, der aus sich einem Untergange nicht als Weiser hervorgeht, als ergebenes Gotteskind ihn überlebt, toll werden muß. Das wurde auch der geschichtliche Tasso. Aber diesen betäubenden, zerreißenden Anblick verschleyert uns der hohe, heitere und, wenn man so sagen darf, reinliche Dichter, der in diesem zarten und tiefsinnigen Gemälde so viel, ja eben so viel geleistet hat, als der große, herzvolle, von Goethen hochverehrte Racine in seinem weisesten Stücke, in seiner von ganz Deutschland gekannten und allbewunderten Athalie.

Hätten die Deutschen (das muß noch hier zum Schlusse dem geschmackvollen französischen Publikum gesagt werden), hätten die Deutschen das selbstverschuldete Unglück gehabt, irgend ein zartes, keusches französisches Meisterwerk auf ähnliche Weise umzukehren, wie Herr Düval mit unserem Tasso verfuhr, wie lange hätten dann unsere Barone, in Vaudevilles und Scherzwerken aller Art mit Zöpfen und plumper Lächerlichkeit erscheinen müssen, wie lange hätten sie dann noch Thunder-then-tronekh *) und unsere Literatur tudesque und wir Welches geheißen; und wie oft hätte man uns zu verstehen gegeben, daß wir uns schämen sollten! —

Ludwig Robert.

*) Siehe Voltaire's Candide, und bemerke wie der Geist unserer Sprache, bey Erfindung dieses Namens, so kenntnißreich aufgefaßt ist.

Neugriechisches Klephtenlied.

Der Tod des Zidros*).

Ein Vöglein kam und ſezte ſich hin auf das Haupt des Zidros.
Es redet' wie ein Vogel nicht, nicht wie die andern Vögel;
Das Vöglein redete und ſprach mit eines Menſchen Stimme:
„Du warſt, mein Zidros, doch ſo klug vor allen Kapitänen,
Du warſt der erſte Exarchos vor andern in den Klöſtern.
Viel Berge biſt durchſtrichen du, und alle haben Kräuter,
Daß du ſie fänd'ſt und ſammelteſt, damit du nimmer ſtürbeſt." —
„Bin Armatole, Klephte bin ich vierzig Jahr geweſen,
Noch and're vierzig werd' ich's ſeyn — darauf dann werd' ich ſterben.
Nicht klag' ich, daß ich ſterben werd' und gerne will ich ſterben;
Den Photis nur beklage ich, der klein iſt und nicht Klephte:
Die Aga's wollen haben Geld, und Mahlzeit die Geronten,
Die Protopallikaren woll'n, daß er den Sold erhöhe."

Th. K.

*) Fauriel 1, 70. theilt die vier erſten Zeilen dieſes Liedes mit und ſagt S. 67, daß daſſelbe vollſtändig, wahrſcheinlich deutlicher und intereſſanter ſeyn werde, als das von ihm „auf die Hochzeit des Sohnes des Zidros" (des Photis) mitgetheilte. Es bleibe Andern überlaſſen, zu beſtimmen, ob Fauriel Recht habe.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London.

Bekanntlich erklärt das engliſche Geſez alle in England geſchloſſenen Ehen, die nicht in der anglikaniſchen Kirche eingeſegnet worden, für ungültig, und die aus ſolchen Ehen entſprungenen Nachkommen ſind wie Baſtarde von der geſezlichen Erbſchaft ihrer Eltern oder anderer Verwandten ausgeſchloſſen. Nur die Juden und Quäker ſind von dieſem Gewiſſenszwange befreyt. Die Unitarier, oder wie ſich ein Theil der Sekte nennt, freydenkenden Chriſten, haben ſich ſchon lange bemüht, eine ähnliche geſezliche Befreyung von dieſem Zwange zu erhalten, und da man ſie ihnen verweigert, ſo haben ſie ſich's zur Regel gemacht, ſo oft ein Paar derſelben ſich zur Verehelichung vor den Altar einer anglikaniſchen Kirche ſtellt, dem Geiſtlichen einen Proteſt zu überreichen. Dieſes that auch eines derſelben dieſe Woche; worauf der Geiſtliche ſich weigerte es zu trauen, wenn die beyden Perſonen nicht den Proteſt zurücknehmen, und die Worte des Rituals dem Brauche gemäß wiederholen wollten. Am folgenden Tage unterwarfen ſie ſich dieſer Forderung, aber ſo oft der Bräutigam den Namen der Dreyeinigkeit ausſprechen mußte, erklärte er, daß er nicht daran glaube, auch brachte man ihn mit Mühe zum Niederknieen, und er kehrte ſogar mehrere Male auf den Rath eines gegenwärtigen Aelteſten ſeiner Gemeinde dem Altare den Rücken zu; ſo wenigſtens wird die Sache erzählt, welche bey beyden Religionsparteyen Erbitterung erregt hat. Es iſt wirklich Schade, daß die ſonſt ſo aufgeklärte Geiſtlichkeit der anglikaniſchen Kirche nicht ſelbſt dagegen proteſtirt, daß ſie in ſo vielen Fällen in die Neigungen des Volkes eingreifen muß, das doch wenigſtens zur Hälfte nicht mehr zu dieſer Kirche gehört; dieſe blinde Beharrlichkeit bey verjährten und verdaßten Vorrechten muß ihr am Ende ſelbſt den Untergang bereiten, wie feſt ſie auch im Staate gegründet iſt.

Man hat bereits unter den Offizieren eine Subſcription zur Errichtung eines Denkmales für den Herzog von York angefangen.

Während der lezten zwanzig Jahre ſind in den vereinigten Königreichen 430,308,170 Pfd. Thee verbraucht worden, welches im Durchſchnitt 58,947 Pfd. auf den Tag gibt.

In der großen Waldung in Dorſetſhire, Cranbourn-Chace genannt, welche ungefähr 120,000 Acker Land bedeckt, rechnet man, daß es im Durchſchnitt 10,000 Rehe gibt; aber im vorigen Jahre rechnete man deren 14,000. In den lezten Tagen haben ſich dieſe Thiere, aus Mangel an Nahrung, meiſtentheils in die Niederungen gezogen.

Faraday und Brunel, der Erfinder des Verfahrens, das bey dem Bau des Weges unter der Themſe befolgt wird, trugen im königlichen Inſtitut die ganze bisherige Verfahrungsart vor, und verſinnlichten dieſelben den Anweſenden durch Modelle und Zeichnungen vollkommen. In wunderbarem Kontraſte ſtand das Intereſſe, ja der Enthuſiasmus, der ſich bey dieſen Mittheilungen äußerte, mit dem ſtarken Sinken der Aktien, wobey die Spekulanten, von denen eine bedeutende Zahl anweſend war, beträchtlich verlieren. Es war als ob das Vergnügen, an der Vollendung eines ſo merkwürdigen Werks einigen Theil zu haben, eine hinreichende Vergütung für den wahrſcheinlichen Verluſt dabey wäre. Es iſt bekannt, daß Brunels kühner Gedanke, an die Stelle eines Schachtes einen über der Erde gebauten Thurm zu ſetzen, und denſelben nach und nach bis zu der erforderlichen Tiefe von vierzig Fuß einzuſenken, gelungen iſt. Der aus Backſteinen erbaute Thurm war vierzig Fuß hoch, ſein Gewicht betrug 2000 Tonnen, oder 2,000,000 Pfund, und indem man ihn abwechſelnd durch Pfeiler unterſtützte und im Umkreiſe untergrub, gelang es ihn drey-und-dreyßig Fuß tief einzuſenken, weiter vermochte man ihn nicht zu bewegen, man mußte die Erde darunter wegnehmen, und eine Mauer bauen. Wenn der Thurm durch eine Lage feuchten Sandes ging, ſchoß vom Druck das Waſſer von allen Seiten fontainenartig hervor. Dieſes Waſſer wurde in einen Behälter geſammelt, und das Innere des Thurms blieb vollkommen trocken; ſonderbar iſt, daß man den Behälter mit Waſſerſtoffgas und kohlenſaurem Gas angefüllt fand. Mit jedem Stoße ſenkte ſich der Thurm ungefähr um zwey bis drey Zolle; da aber mitten in der Arbeit der Boden weniger Widerſtand leiſtete, ſenkte er ſich auf einmal um zehn Zolle; dieß verurſachte eine Erſchütterung oder Schwingung des Bodens, von der die benachbarten Gebäude wie von einem Erdbeben zitterten. Um die Mauer zum Behufe der Thüre des unterirdiſchen Gangs zu öffnen, mußte man von 84½ Fuß 30½ wegnehmen; das Mauerwerk war ſo feſt, daß der Thurm dabey nicht litt. Das Gewicht des eiſernen Rahmens, der zum Graben des Gangs dient, beträgt 80 Tonnen oder 160,000 Pfund; der Druck von Waſſer und Erde, den er auszuhalten hat, iſt 700 Pfund auf den Quadratzoll, oder 60,000 Pfund im Ganzen. Man ſtützt dieſe Laſt durch Pfeiler, während man den Rahmen vorwärts ſchiebt, dadurch kann man raſcher arbeiten. Die Arbeiter hatten eine fünfzehn Fuß mächtige Kieſsſchichte zu durchgraben; hier war die Pumpe zum Ausſchöpfen des Waſſers nöthig, und man konnte blos eine Stütze auf einmal wegnehmen; bald kamen ſie zum Thon, und Alles wurde bald wieder trocken. Von den 1300 Fuß, welche der Gang lang werden ſoll, ſind etwa 200 bereits gegraben. Auf jeden Fuß muß man 40 Tonnen, oder 80,000 Pfund Erde wegnehmen, und trotz des Eifers, mit dem man die Arbeit betreibt, kann man nicht mehr als hundert Tonnen täglich herausſchaffen. Im nämlichen Zeitraum braucht man zu der Verkleidungsmauer 17 Tonnen oder 17,000 Stück Backſteine.

(Die Fortſezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Nro. 39.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 14. Februar 1827.

Du sprichst, und brausend schäumt der Woge Schwellen;
Du sprichst — und Friede säuselt auf den Wellen.

A. Schreiber.

Bericht über die neuesten Ueberschwemmungen des Anio bey Tivoli, und die daraus erfolgte Zerstörung eines Theils der Stadt.

(Mit einem Grundriß von Tivoli und seinen Umgebungen.)

Von A. Weißenburg.

Die Theilnahme, welcher Rom und seine Umgebungen sich von jeher zu erfreuen hatten, ist so allgemein, daß sie sich immer erhalten wird. Sie kann in der Zeiten Lauf steigen oder sinken, aber nie wird sie ganz aufhören. Die Ursachen davon sind zu bekannt und Jedem zu sehr einleuchtend, als daß nöthig wäre, etwas darüber zu sagen, obwohl sie so verschieden sind als die einzelnen Fächer der Wissenschafts-, Kunst- und Gewerbsthätigkeit, denen sich die einzelnen Menschen ergeben. Jeder, der nach Rom kommt, sucht etwas Anderes, aber Alle bereichern ihre Kenntnisse und Keiner mag diese Pilgerreise je gereuen.

Befindet man sich eine Zeit lang hier, so hat man Gelegenheit genug, dieses jährliche Hin- und Herwogen der Menge der Reiselustigen aus allen Klassen, Geschlechtern und Altern der Menschen, aus allen Zonen und Gegenden der Welt ruhig zu beobachten, und das Ganze kommt einem unwillkürlich wie ein großes, wohlgeordnetes Fest vor, woran eine zahlreiche Menge nach freyem Willen Theil nimmt. Jeder sucht sich darauf im bunten Gewühl auf seine eigene Weise und nach seinem Geschmack zu ergötzen, bleibt gefesselt oder zieht weiter, wohin ihn sein Hang besonders treibt. So wie aber hier doch die Meisten über den Totaleindruck übereinstimmen, und sich dem Genuß desselben mit Vergnügen hingeben werden, eben so geschieht es auch mit den Naturschönheiten in den Umgebungen Roms. Das Interesse an diesen ist unabhängig und frey von aller menschlichen Fessel, und Jeder genießt sie daher ungetrübt.

Von den Umgebungen Roms aber ist von jeher Tivoli (das alte Tibur) das gefeyerteste gewesen. In der alten und neuen Zeit war es der Lieblingsaufenthalt der Dichter und der Reichen. Es ist der Ort, welchen sich der feine, genußliebende Horaz vor allen andern nach den überstandenen Mühseligkeiten der Jugend als den Sitz seines Alters wünscht. Bietet es auch jetzt die Herrlichkeit nicht mehr in dem Grade, als noch Horaz, Virgil, Properz ihre Besitzungen dort hatten, als noch die ausgedehnten, reichen, herrlichen Villen des Mäcenas und Varo vorhanden waren, als noch die von Statius vielbesungene Villa des Vopiscus dort blühte, als es noch im vollen Glanz seiner prachtvollen Tempel prangte, und überhaupt die Großen Roms dort im Genusse schwelgten, so ist ihm doch seine schöne Lage, seine gerühmte Fruchtbarkeit mit den viel besungenen phantastischen Gewässern des Anio (jetzt Teverone) *) geblieben, welche es zum unerschöpflichen Studium der Maler und zum kühlen Sommeraufenthalte

*) Weßwegen der Fluß jetzt il Teverone heißt, sind manche Muthmaßungen aufgestellt; allein es ist keine davon gegründet, man weiß daher weder warum er so heißt, noch wann er diesen Namen erhalten.

der Landfreunde machen. Wer hat in der That Tivoli gesehen, und gedenkt nicht stets mit Freuden des lieblichen Orts? Diese Betrachtungen lassen mich daher glauben, daß ich den Lesern dieser Blätter einen angenehmen Dienst erweise, wenn ich denselben eine klare Darstellung seines jetzigen zerstörten Zustandes zu verschaffen suche. Damit aber die Leser eine möglichst klare Anschauung von der Sache gewinnen, ist nöthig, daß wir zuerst den nächsten Urheber seiner Verheerung, den Fluß Anio, etwas genauer betrachten.

Der in der Geschichte berühmte Fluß hieß vordem im grauen Alterthum nach Plutarch *) Pareusio. Dieser erzählt die Ursache seiner Namensveränderung also: Anio, König der Toskaner, hatte eine Tochter von seltner Schönheit, deren Name Salvea war, und vom Vater sorgfältig bewacht wurde. Catbetus, ein edler Jüngling aus seiner Gegend, hatte sie gesehen, während sie mit andern Jungfrauen spielte, und wurde von ihrer herrlichen Gestalt so bezaubert, daß er der Heftigkeit seiner Liebe nicht widerstehen konnte und den Entschluß faßte, sie gewaltsam zu entführen. Er vollzog auch sein Vorhaben und floh mit der geraubten Jungfrau gegen Rom zu. Der Vater verfolgte den Räuber, allein als er bald die Unmöglichkeit einsah, ihn einzuholen, stürzte er sich in den Fluß Pareusio, und dieser wurde deßhalb Anio genannt. Sein Ursprung ist im päpstlichen Staat gegen die Gränze von Neapel hin zwischen Felettino und Trevi etwa 60 Miglien (15 Stunden) von Rom. Er entsteht aus zwey Quellen, die in den Bergen von Treba Augusta nach der Benennung der Alten (jetzt heißen sie trevi di Subiaco) entspringen. Gleich nach seinem Ursprung wird er durch einen kleinen Bach vermehrt, welcher von Valle preta kommt, geht hierauf bey Tenna, Vita eterna und S. Lorenzo vorbey und kommt dann in die Nähe von Subiaco; hier bildete er zu den Zeiten des Plinius (gerade zwischen jenem schauerlichen Geklüfte, wo man heutiges Tages die Höhle des heiligen Benedikts bewundert und verehrt) drey Seen, welche wegen ihrer Annehmlichkeit im hohen Rufe standen. Dieselben (auch Frontin und Selinus ꝛc. erwähnen deren) hießen nach Tacitus die Simbrivinischen Seen und gaben dem Ort den Namen Sublaqueum, das heutige Subiaco **).

Nachdem er Subiaco verlassen, und ein Stück längs der Straße nach Subiaco (die alte Via Sublacensis) gelaufen ist, geht er in die alte Via Valeria ein, nimmt unweit St. Cosimato die Digentia auf, welche aus der Horazischen Quelle Blandusia entspringt, bewässert die berühmte Varia des Horaz, jetzt ein Städtchen Vico Varo genannt, und gelangt endlich nach vielen Krümmungen in die Gemarkung von Tivoli. Er verfolgt ruhig seinen Lauf durch dieselbe bis er in dieser Stadt ankommt. Wie er zu den Zeiten der Alten in derselben floß, davon soll weiter unten geredet werden, in unsern Tagen aber nahm er hier, bevor die gegenwärtige Zerstörung eintrat, folgende Gestalt an. Er zerfiel nämlich in drey Theile. Ein Theil des Wassers floß auf dem linken Ufer ab, wo der größte Theil der Stadt liegt, durch mehrere künstliche Canäle, die theils offen, theils unter dem Boden sich befanden, um die vielen Frucht- und Oelmühlen in und außer der Stadt, dann die Eisen- und Kupferwerke und die Pulvermühlen, die theils in der Villa des Mäcenas sind, zu treiben. Nachdem diese Gewässer alle diese Gewerbsgebäude in Thätigkeit gesetzt hatten, trugen sie dann keinen geringen Theil zu der Schönheit Tivoli's mit bey. Sie flossen nämlich wieder in verschiedenen kleinen Wasserfällen (s. den beygefügten Plan a) von dem Abhang herab in den Anio, und bildeten unter dem Namen der so berühmten Cascatellen eine Hauptschönheit des der Stadt gegenüber liegenden Thales. Gewiß haben die meisten der Leser schon ein Bild oder eine Zeichnung dieser Ansicht gesehen, welche ihrer einzigen Schönheit wegen gar oft wiedergegeben wird. In den noch vorhandenen Ueberresten der Villa des Mäcenas bildete dasselbe Wasser mehrere Fälle, wodurch deren magischer Reiz gar sehr erhöht wurde. Ein anderer Theil des Wassers ging zur rechten Seite des Flusses bey (b) in einen Kanal (b c), der meist durch Felsen gebauen ist (er wurde von Bernini angegeben und unter dessen Leitung ausgeführt und heißt auch deßhalb l'emissario di Bernini), und sich als ein kleiner Wasserfall in dem Felsenkessel zwischen der Villa des Vopiscus und den Tempeln der Vesta und Sibylle, diesen gegenüber bey (c) unter dem Namen der Stipa (ein zusammengedrängter Haufen) in die Tiefe herabstürzt. Außerdem, daß dadurch die Schönheit dieser so malerischen Stelle vermehrt wird, mag dieser Kanal hauptsächlich dazu gedient haben, einen Theil des Flusses darin abzuleiten, um etwaige Beschädigungen des Hauptwehrs, über welche er sich stürzt, desto bequemer wieder ausbessern zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Plutarch Parall. 77.

**) Nach der Meynung des Pater Volpi wären diese Seen nicht durch die Natur allein gebildet, sondern Kaiser Nero, als er bey ihnen seine prächtige Villa baute, hätte sie erweitert, und in diese Epoche fiele auch der Name des Orts Sublaqueum sowohl als die Gründung der Via Sublacensis. Früher aber habe nach alten Zeugnissen der Ort und seine Umgegend Mandrae geheißen, und zwar deßwegen, weil sich bey der Gelegenheit der großen Arbeiten, welche man sowohl bey Anlegung besagter Villa, als der Aquaducten und der Seen daselbst machte, eine Menge Lastthiere, Heerden und Sklaven dort versammelten, und ihre Wohnungen aufschlugen. p. Giuseppe Rouo Volpi De Tiburtibus lib. 18. Cap. 14.

Der Trauring.

(Fortsetzung.)

16.

Den festen Vorsatz, der hierauf in ihm entstand, suchten zwar während seines Nachtschlafs leichtfertige Träume ihm aus der Seele zu gaukeln; aber kaum verscheuchte der Morgen den Schlummer, so sammelten sich auch alle seine Gedanken wieder um das fromme Bild seiner geliebten Frau.

Seine Geschäfte am Orte machten nun vor Allem Anspruch auf seine Thätigkeit. Und wie er eben dasaß und schrieb, klopfte es an die Thüre, welche aus dem Zimmer der beyden Damen in das seinige führte. Der ganz leise guten Morgen! der ihm darauf geboten wurde, vollendete die reizende Gestalt der Wittwe, welche schon bey jenem Klopfen seine Einbildungskraft vor ihn hingezaubert hatte.

Hinüber mußte er. Er war es der eigenen Ehre schuldig, die Bekanntschaft zweyer sehr gebildeten Damen nicht auf unhöfliche Weise abzubrechen und um so fester entschlossen, den Vorwand von seinen Geschäften zu einer Reise zu nehmen, da ohnehin die Erklärung, nach welcher er eben geschrieben hatte, unter einigen Tagen gar nicht eintreffen konnte, und eher sich kein Schritt weiter thun ließ.

Einen neuen, ganz unerwarteten Eindruck aber machte die Art, wie die junge Wittwe dem Eintretenden entgegen kam, auf diesen. Der heitern Dame standen Thränen in den Augen; ihre Mutter war eben erkrankt. Der unmittelbar drauf aus dem Alkoven heraustretende Arzt bestätigte mit Achselzucken die schon besorgte Bedeutsamkeit ihres Uebels. Während sie mit ihm sprach, wollte Tangern sich wieder entfernen, aber sie bat ihn so dringend, noch einen Augenblick zu verweilen, daß er's unmöglich verweigern konnte.

Der Arzt verschrieb ein, jedoch erst dann anzuwendendes, Heilmittel, wenn der Schlummer, der sich einstellen zu wollen schien, vorüber seyn würde.

„O mein Freund — seufzte, als der Doktor hinweg war, die niedergeschlagene junge Frau — was wird das nun wieder einmal geben? Fast einzig mit den Bitterkeiten des Lebens vertraut geworden, muß ich bey jedem Unfalle mich immer sogleich auf das Aergste vorbereiten!"

Unter vielen Thränen gab sie ihm hierauf einen kurzen Abriß ihres an seltsamen Unglücksfällen überaus reichen Lebens. „Wahrlich — fügte sie hinzu — nichts als der mir verliehene heitere Sinn hat mir über so manche schreckliche Klippe hinausgeholfen. Er nur erhält mich aufrecht und der Trost, den mir oft gerade in der bösesten Zeit die Vorsehung zugesandt hat. So gewährt mir jetzt Ihre werthe Bekanntschaft, der Umstand, daß Sie noch eine Zeit lang hier verweilen, die köstliche Beruhigung an diesem fremden Orte, wenigstens in den ersten Tagen, nicht ganz allein zu seyn, sondern mich im Nothfalle Ihres gewiß heilsamen Rathes erfreuen zu dürfen."

Das Zutrauen in den von Thränen gerötheten schönen Augen konnte Tangern bey seinem weichen Herzen unmöglich Lügen strafen. Er wäre — so sagte er sich — ein Tiger gewesen, wenn er solches hätte täuschen und die, an sich ganz unnöthige Reise noch vornehmen wollen, um die arme Leidende ihres jetzt einzigen Trostes zu berauben! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im Januar.

Sie werden sich vielleicht wundern, daß ich Ihnen so spät erst von den Neuigkeiten des Jahres berichte, aber ich verschanze mich hinter den Gemeinplatz: es gibt nichts Neues unter der Sonne, und kann es in dem gegenwärtigen Falle dreist wagen, da sich hier in der That nichts Neues und Bemerkenswerthes zugetragen hat. Dieß würde freylich bemerkenswerth seyn, wenn es nur neu wäre. So lassen Sie uns auch lieber unbemerkt darüber hinweggehen. Was sagen Sie aber dazu, daß jetzt ein Schauspieler aus Wien im Königstädter Theater seine Gastspiele als „Wölfin" begonnen hat, als „Bär" fortsetzen und als „Hund," wie es heißt, beschließen wird. Weil nämlich das Publikum jetzt die Königstädter Schauspieler vergöttert, verwandeln sie sich in Thiere, um das Gleichgewicht und rechte Maß herzustellen. Und es wäre freylich gut, wenn die Vergötterten bald einmal möchten für gewöhnliche Schauspieler angesehen werden. Erstaunen werden Sie aber höchlich, wenn ich meinen Bericht mit der Neuigkeit fortsetze, daß Herr Raupach eine Mißgeburt auf die königliche Bühne gebracht habe, doch erinnern Sie sich an so manches Schiefe, was auch andere Söhne dieses Vaters durch ihre russische und türkische Kleidung, statt zu verbergen, erst recht zur Schau tragen, so werden Sie finden, daß dieß letzte Kind nur durch die Größe des Muttermahls sich von den übrigen Geschwistern unterscheide. Jedoch ragt es an Adel der Geburt über alle hervor, denn es rühmt sich von dem alten Fürsten der Dichter, dem edlen Spanier Don Pedro Calderon de la Barca, herzustammen. Wer kennt nicht „die Tochter der Luft," aber wer erkennt sie in der „mythischen Tragödie" des Herrn Raupach „nach der Idee des Calderon" wieder, da sie nirgend Calderonische Züge an sich trägt, sondern überall nur die Idee des Herrn Raupach personificirt. Die Ausführung dieser Idee kommt uns so vor, wie wir wohl glauben können, daß Holbein den Goetheschen Faust für die Bühne bearbeiten würde, so nämlich, daß von Goethe und Faust nichts übrig bleiben möchte als die Namen auf dem Theaterzettel; doch indem wir anklagen, haben wir die Nothwendigkeit des Beweises auf uns geladen.

Die beyden Calderonischen dreyaktigen Dramen, welche unter dem Titel „die Tochter der Luft," den Calderonischen Charakter der Semiramis entwickeln, gehören zu den Schicksalstragödien dieses Meisters. Und zwar ist das Calderonische Schicksal sowohl von dem antiken als auch von dem modernsten so zu unterscheiden, wie die Vorstellung von der Allwissenheit Gottes, von den dunkelen Aussprüchen der delphischen Pythia und den zufälligen Einfällen irgend einer Zigeunerin oder sonstigen Wirkung eines beliebigen Fluches oder Ahnung-erregenden und erfüllenden

Dolches. Der erſte Kreis Calderoniſcher Dramen nämlich enthält die Tragödie des erſten Chriſten: durch Aufgebung aller eigenen Wünſche und Begierden, und aller weltlichen Intereſſen und Thaten überhaupt das verkündete, geoffenbarte Himmelreich in ſich lebendig zu machen, und ſeine Heldenſchaft im Martyrthume zu beweiſen. Ein zweyter Kreis läßt nach jener erſten Heiligung des Menſchen, nach ſeinem Kirchenleben nun auch die menſchlichen Intereſſen zur Darſtellung kommen. Doch zunächſt haben dieſe Zwecke, welche auch ſchon in dem erſten Kreiſe die einfache Entwicklung der Grundſituation vermannichfachten und verlebendigten, noch keinen weitern Inhalt als den der ganz inhaltsloſen perſönlichen Ehre, ſo wie den Schmerz, die Sehnſucht, die Eiferſucht und Anbetung einer ritterlichen verehrenden Liebe, und die Kolliſionen von Ehre und Liebe, Freundſchaft und Treue in immer wechſelnden, tauſendfach veränderten Situationen, und was ſonſt menſchlicher Inhalt iſt. Familien und Staatszwecke werden nur zur Grundlage, zum allgemeinen Boden, auf welchem jene erſten Intereſſen ſich trennen, bekämpfen und vereinen. Die glanzvolle Form, die Pracht der Bilder weiß die Armuth dieſes Inhalts ſo zum Reichthum aufzuſchmücken, der Wechſelgeſang des Verſes, die Melodie des Reimes, ſo die Stimme weiterer Anforderungen zu übertönen, die ganze Natur ſo ihren Reichthum zu ſpenden, und der berechnendſte Verſtand mit der vollendetſten Geſchicklichkeit der Erfindung den einfachen Gang jener inhaltleeren Zwecke ſo zu verwickeln, zu verwirren und zum befriedigenden Schluſſe zu führen, daß wir zwar in dieſer ſpaniſchen Welt nicht die unſrige wiederfinden, aber ſie doch als das erfreuende Bild einer ſchönen Vergangenheit vor uns können vorübereilen laſſen. — Der dritte Kreis ſchließt ſich den beyden Führern auf die Weiſe an, daß die Darſtellung der menſchlichen Zwecke und Handlungen nur als die Vollbringung des Willens der Vorſehung angeſehen wird, indem der Menſch nur ſein *Schickſal* vollführt. Dieß Schickſal iſt dann entweder das allgemeine Schickſal der Eiferſucht, oder der Liebe und Ehre, welches die ergreift, welche von dieſen Mächten erfüllt ſind, und dadurch dieß Schickſal zu dem *ihrigen*, und deßhalb zu einem auf beſtimmte Weiſe geſtalteten, machen oder es ſtellt ſich noch ſelbſtſtändiger als das Schickſal eines beſtimmten Charakters. Dann hat es den Sinn, daß, was das Individuum vollbringt, nur die nothwendige Folge ſeines Charakters ſey und die Anſchauung der *Nothwendigkeit* zeigt ſich eben darin, daß die *Vorſehung* dieſe Folgen beſchloſſen, und durch Träume und Weiſſagung verkündet hat. Ein ſolcher Charakter iſt die Tochter der Luft. In welche Situationen die Ehre und Liebe kommen können, iſt zufällig, und hängt, wie Calderon es ſelbſt darſtellt, von Wandſchränken, Blumen, Schärpen und tauſend anderen Glücks- und Unglücksfällen ab. Bethätigte aber früher der Held nur die Zwecke des Himmelreichs, und hat er ſich in's Himmelreich erhoben, ſo wird jezt ſeine That zugleich Zweck der Vorſehung, und dadurch das nothwendige Schickſal ſeines Lebens. Weil aber *ſein* Charakter, und die Folgen dieſes Charakters den Inhalt ausmachen, welcher als vorausbeſtimmtes Schickſal erſcheint, ſo iſt die Entgegenſetzung des eigenen inhaltloſen Willens ein leeres Gerede, an welches beym wirklichen Thun nicht mehr gedacht wird; erſt nach der Ausführung, wenn das Schickſal nun dadurch eingetroffen iſt, kehrt die Erinnerung an die Vorherſagung zurück, deren Wahrhaftigkeit ſich rechtfertigt. Doch wird die That nicht darum *ausgeführt*, weil ſie *vorhergeſagt* iſt, ſondern darum, weil ſie in dem darzuſtellenden Charakter liegt, und ſie iſt deßhalb nur *vorhergeſagt*, weil ſie jenem Charakter gemäß *ausgeführt* werden muß, und der Charakter ſich als ein in ſich nothwendiger beweiſen ſoll. Ihn trifft nur *ſein* eigenes Schickſal. Daher iſt es nicht die Vorſehung, welche handelt, ſondern das Individuum vollbringt ſich, und ſeine innere abgeſchloſſene Welt; doch kommt die Reflexion, daß dieſe Vollbringung in ſich ſelbſt nothwendig, und von Gott gewußt und gewollt, ſo wie daß das beſtimmte Individuum ein Zweck Gottes ſey, hier noch mit zu einer ſelbſtſtändigen Darſtellung in aſtrologiſchen Weiſſagungen und in Träumen. (Die Fortſetzung folgt.)

London.

(Fortſetzung.)

In den Schauſpielhäuſern hat man ſeit Kurzem nichts Neues gegeben, man ſagt aber, ſie ſollen eine Menge neuer Schau-, Luſt- und Singſpiele vorräthig haben. Kean iſt wieder in Drurylane erſchienen, und mit rauſchendem Beyfall aufgenommen worden, und der Sünder ſcheint ganz über dem beliebten Schauſpieler vergeſſen zu ſeyn. Der Franzoſe Laporte, welcher es unternommen, auf der engliſchen Bühne zu erſcheinen, iſt noch immer ſehr beliebt, obgleich nicht zu läugnen, daß er in ſeiner eigenen Sphäre, dem hieſigen kleinen franzöſiſchen Theater, mehr Beyfall zu erhalten pflegte — und auch verdiente. Es muß jedoch als ein Beweis der zunehmenden Humanität des Zeitalters betrachtet werden, daß der hieſige Pöbel nicht den Franzoſen mit einem Schauer fauler Aepfel begrüßt hat. Aber Laporte iſt nun einmal Mode, und geht in Kurzem nach Dublin, wo er ein ſehr einträgliches Engagement hat.

Ich habe Ihnen oft Beyſpiele von den Widerſinnigkeiten in der engliſchen Gerichtspflege mitgetheilt, hier iſt wieder eines: Vor wenigen Tagen wurde ein des Diebſtahles angeklagtes Weib freygeſprochen — nicht weil deren Unſchuld bewieſen worden, oder auch das Zeugniß gegen ſie zweifelhaft geweſen wäre, nein — weil die Anklägerin, oder vielmehr ihr Anwald, in der Anklageakte die geſtohlenen Dinge das Eigenthum derſelben nannte, ſie aber nicht gerichtlich darthun konnte, daß ihr Mann nicht mehr am Leben ſey, und es folglich nicht *ihr*, ſondern *ihres Mannes* Eigenthum war, welches geſtohlen worden — ein wahrhaft Salomoniſcher Ausſpruch!

Vor einigen Tagen ereignete ſich folgender Vorfall im Kanzleygerichtshof, der Großkanzler wandte ſich nämlich auf einmal an zwey Advokaten, und ſagte: „Meine Herrn, ich bin über die Sache Ihrer Klienten NN. und BB. zur Entſcheidung gekommen: NN. brauchte den bewußten Kontrakt nicht zu halten.“ Die beyden Herrn ſtanden, wie aus den Wolken gefallen; „Mylord,“ ſtammelte endlich der eine, „die Sache iſt ſo lange her, daß ich mich der Umſtände gar nicht mehr erinnere; ja ich weiß es ſogar nicht einmal mehr, auf welcher Seite ich geweſen; indeſſen zweifle ich nicht, der Ausſpruch werde allen Partheyen gefallen.“ Der andere Advokat meynte, „dieß ſey kaum wahrſcheinlich; erklärte aber, er befände ſich in derſelben Lage wie ſein gelehrter Hr. Bruder, und bat nur, der Aktuarius möchte die Entſcheidung niederſchreiben, bis man ſich der genaueren Umſtände erinnert habe, damit dieſelbe nicht vergeſſen werde.“ Denn es hat ſich wirklich zugetragen, daß Entſcheidungen in dieſem Gerichtshofe wegen Befolgung dieſer Vorſchrift vergeſſen wurden, und langwierige Prozeſſe auf's Neue angefangen werden mußten. Und doch gibt es bey uns Leute die Zeter ſchreyen, wenn irgend Jemand das ehrwürdige Gebäude engliſcher Gerichtspflege, das Werk „der Weisheit unſerer Väter“ anzutaſten wagt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Ein Steinabdruck.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

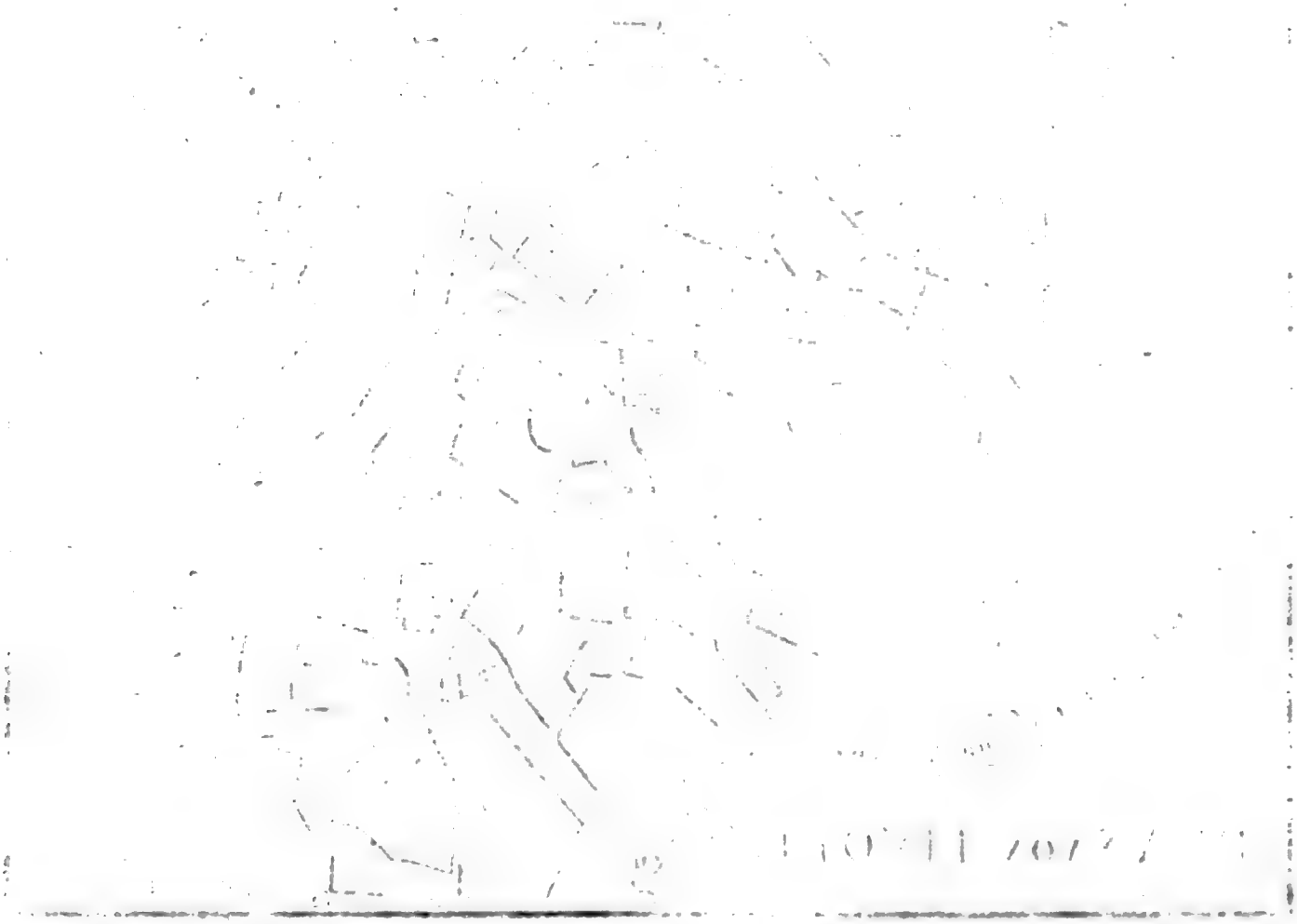
Villa des Quint. Varo.
Villa des Horaz.
ANIO FL.
Weg nach der Villa Hadriana
Villa d'Este
Neue Straſse von Rom nach Tivoli
Straſse nach Subiaco
ANIO FL.

PLAN VON TIVOLI.

1 *Vesta-Tempel,* 2 *Tempel der Sybille, jetzt S. Giorgio,* 3 *Antikes Forum,* 4 *Hercules-Tempel, jetzt Cathedrale;* 5 *Tempel der Juno, jetzt S. Biagio,* 6 *Dianen-Tempel, jetzt S. Andrea;* 7 *Antike Thermen,* 8 *S. Vicenzo u. Grotte der H. Simforosa;* 9 *S.M. della Carità, Villa des C. Marius,* 10 *Villa des Metellus,* 11 *Amphiteater und antike Citadelle,* 12 *S. M. degli Angeli,* 13 *S. Giovanni;* 14 *S. Bartolomeo;* 15 *S. Simforosa;* 16 *S. M. Maggiore;* 18 *S. M. del Carmine,* 19 *Annunziata;* 20 *S. Antonio Abbate,* 21 *S. Michele;* 22 *S. Lucia,* 23 *Mad. del Ponte;* 24 *Nonnen von S. Michele,* 25 *S. Cecilia,* 26 *S. Silvestro,* 27 *S. Nicolò,* 28 *Porta romana,* 29 *Villa des Mäcenas,* 30 *Porta S. Croce,* 31 *Porta S. Giovanni,* 32 *Porta S. Angelo,* 33 *S. Filippo,* 34 *u.* 35 *Cascatellen,* 36 *Piazza della Regina,* 37 *Mühlen,* 38 *Via Tiburtina.*

Nota. *Von den bezeichneten antiken Ruinen sind, ausgenommen* 1, 2. 4, 29, *nur die Stellen noch vorhanden.*

Digitized by Google



Digitized by Google

Nro. 40.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 15. Februar 1827.

Die höchste Liebe kennt nur Ja und Nein, keinen Mittelstand, kein Fegefeuer, nur Himmel und Hölle.

Jean Paul.

Der Trauring.

(Fortsetzung.)

17.

Die Krankheit der ältern Dame nahm schon am Nachmittage einen noch weit bösartigern Charakter an. Der Doktor glaubte den, wahrscheinlich sehr schlimmen, Ausgang nicht auf seine Schultern allein nehmen zu können und brachte den berühmtesten Arzt in der dortigen ganzen Gegend mit vor der Kranken Bette. Auch dieser meynte, daß sie, wenn nicht besondere Umstände einträten, kaum den folgenden Tag erleben würde.

Als die Aerzte hinweg und nur noch die geängstete Tochter und Tangern im Zimmer waren, faßten die Schauer ihres Alleinstehens die allem Vermuthen nach bald Verwaiste. Tangern hielt es für Pflicht, alle Trostgründe aufzusuchen, aber was er ihr auch sagen mochte, schien sie nur tiefer in die wilden Wogen der Verzweiflung zu versenken.

Erst bey seinem Worte: „Wahrlich, so lange ich lebe, sollen sie nicht allein seyn!“ erst da kehrte ihr Blick zurück aus der düstern Nacht zu ihm. Ihre Hand erfaßte die seinige, wie der in den Fluten Verunglückte die vom Ufer herüberreichende Baumwurzel, durch welche er Rettung zu finden glaubt.

Die Auslegung, welche sie ganz offenbar seinem Worte gab, traf ihn betäubend gleich einem Donnerschlage. Ihr Wesen nahm von diesem Momente eine völlige Hingebung gegen ihn an und aus ihren nassen Blicken quollen Ströme von Liebe, denen er nicht widerstehen konnte. Während er die schmerzliche Erläuterung jenes Wortes bis zu dem Zeitpunkte, wo sie ruhiger geworden seyn würde, sich vorbehielt, bekam ihr ganzes Verhältniß unvermerkt eine andere Gestalt, und mit der Liebe, welche sie ihm nunmehr bey jeder Gelegenheit unverholen zeigte, entfaltete sich auch eine Liebenswürdigkeit an ihr, die, unterstützt von den feinsten Berechnungen der Koketterie, allmählig Sinne und Herz immer mächtiger gefangen nehmen mußte.

Die Nacht, welche gar oft mit dämonischer Gewalt auf die menschlichen Gefühle einwirkt, vollendete das Uebel.

Das Entzücken über die ganz unerwartete Besserung der Mutter warf die Tochter in ihrem Beyseyn an den Hals des Geliebten. Mit zwey Worten sagte sie der Patientin, was er ihr verheißen, und Tangern war außer Stande, die Frau, von der die Aerzte so eben geäußert hatten, daß ihre Herstellung einzig bey der sorgfältigsten Vermeidung aller widrigen Gemüthseindrücke möglich sey, merken zu lassen, daß der Segen, welchen sie mit Inbrunst über ihre Tochter und ihn aussprach, wie der tödtlichste Fluch auf seine Seele wirke.

18.

Die Befolgung der ärztlichen Vorschriften, die sich seit der für die Kranke eingetretenen gewissen Lebenshoffnung sehr vervielfältigt hatten, nahmen am Tage nachher die Aufmerksamkeit der jungen Wittwe besonders in Anspruch.

Dafür ging es auch, nach der Aerzte Verſicherung, zuſehends beſſer mit der Patientin, deren Natur ſie eine beyſpielloſe Kraft zuſchrieben. Tangern hatte auf mehrere Geſchäftsbriefe umſtändliche Antwort zu geben, was ihm den ganzen Tag wegnahm. Als er fertig war, plagte ihn wie ein böſer Geiſt der Gedanke der Pflicht, an ſeine Gemahlin zu ſchreiben, da er nun ſchon ſo lange ihrer Nachricht über das kranke Kind vergebens entgegengeſehen hatte. Er mußte glauben, daß etwas Schlimmes vorgefallen, daß vielleicht ſie ſelbſt krank geworden war. Wie aber wäre er auch nur eines Wortes an ſie fähig geweſen bey dem unglückſeligen Verhältniſſe, welches ſich eingeleitet, in dem Labyrinthe, worein er ſich geſtürzt hatte? —

Einzig um der troſtloſen Einſamkeit zu entfliehen, ging er in's Nebenzimmer. In einem ceremoniöſen Tone, wie er gar nicht mehr zwiſchen ihm und der jungen Wittwe üblich war, begann dieſe: „Herr Baron, ich habe vorhin einen Fund gethan und wollte ihn dem Kellner abgeben, da ſagte mir dieſer, daß es vielleicht derſelbe Gegenſtand ſey, den Sie am Tage Ihrer Ankunft hier vermißt hätten.“

Und mit ſeinem Trauringe, den ſie ihm vorhielt, wich ihm plötzlich alles Blut aus dem Geſicht. Er ſank am Sopha, wo ſie ſaß, zu ihren Füßen. Die Worte: „Wo fanden Sie den Ring?“ bebten von ſeinen bleichen Lippen.

„Unter dem Sophakiſſen. Unſtreitig iſt er Ihnen vom Finger gefallen, als Sie, unmittelbar nachdem man Sie in dieſes Zimmer gewieſen, hier Platz genommen hatten. Sie ſind alſo verheirathet?“

Sein ſtummes Bekenntniß preßte ihr die Thränen in Strömen aus den Augen.

„Herr Baron — ſprach ſie — Sie haben unrecht, höchſt unrecht an mir gehandelt. Verlaſſen Sie mich!“

„Und koſtete es mir das Leben, ſo könnte ich das nicht in dieſem Augenblicke! Ich könnte es nicht ohne Ihre Verzeihung!“ rief er, ihre widerſtrebende Hand mit Gewalt an ſeine Lippen preſſend.

„Verzeihen ſoll ich Ihnen — erwiederte ſie mit Heftigkeit — verzeihen, noch ehe Sie mir gelobten, Ihr Unrecht gut zu machen?“

„Wodurch, Theuerſte, ſagen Sie mir, wodurch? Mit Freuden, mit tauſend Freuden ſoll es geſchehen!“

„Seltſame Frage — antwortete ſie, immer heftiger werdend — Ihre Schuld macht hier Ein Opfer durchaus nothwendig. Wer ſoll das ſeyn, ich oder die Perſon, von der dieſer Ring herrührt?“

„Theuerſte — rief Tangern aus — laſſen Sie hierüber die Zukunft walten. Daß mein Herz Ihnen zugehört“ — —

Ein plötzlicher, heftiger Fall dicht hinter der offenen Zwiſchenthüre ſchauerte Beyden durch das Mark. „Gott, was war das?“ rief die davon aus dem Schlafe geſchreckte Kranke im Alkoven. Das eingetretene, abendliche Dunkel vermehrte noch das Grauen. Lange ſtarrten die junge Wittwe und Tangern nach der Thür, wo der Fall geſchehen und wo kein Laut weiter zu vernehmen war.

Endlich erhob ſich der Baron, um nachzuſehen. Schweigend nahm er dem ſo eben Lichter herbeybringenden Kellner eins aus der Hand und eilte damit zu jener Thüre. Die böſe Ahnung drohte ihm die Pulſe zu zerſprengen, als dort eine ſchwarz verſchleyerte Dame am Boden lag. Seine Rechte ließ vor Kraftmangel das brennende Licht zur Erde fallen, als er mit der Linken den Schleyer aufhob, und ein völlig bleiches Leichengeſicht, das Geſicht ſeiner geliebten Gemahlin, erblickte. Seine Sinne waren dahin.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bericht über die neueſten Ueberſchwemmungen des Anio bey Tivoli ꝛc.

(Fortſetzung.)

Der dritte Theil endlich, welcher den Fluß ſelbſt ausmacht, bildete bey (D) den ſogenannten großen Waſſerfall von Tivoli (la gran cascata di Tivoli), indem ſich das Waſſer über ein quer in den Fluß gemauertes Wehr (K) von einer Höhe von ungefähr 50 römiſchen Palmen (35 franzöſiſche Fuß) herabſtürzte, dann über Felſenboden forteilte, und durch die Neptunsgrotte, wo es ebenfalls wieder einen kleinen natürlichen Waſſerfall bildete, ſich in den vorhin genannten Felſenkeſſel, der Stipa ungefähr gegenüber, mit vielem Getöſe niederſtürzte. Ich unterlaſſe es, über die phantaſtiſche Eigenthümlichkeit dieſes zauberiſchen Ortes etwas zu ſagen, denn kaum vermag das ausgeführteſte Bild, wie man neuerlich noch das Vergnügen hatte, hier eines von dem trefflichen Landſchaftsmaler Robden aus Kaſſel *) zu ſehen, mehr als den Schatten von ſolch einer wunderbaren Naturbildung wieder zu geben, und fahre daher in meinem Berichte fort. In dem Keſſel vereinigt ſich der Fluß wieder mit dem Waſſer der Stipa und geht in die Grotte der Sirenen bey (F), verliert ſich unter den Ruinen des ehemaligen Waſſerfalls (jetzt ponte lupo genannt) und verſchwindet, ſo daß man glauben ſollte, er ſey für immer vom Abgrunde verſchlungen. Allein ein kleines Stück weiter kündigt das Geräuſch ſein Erſcheinen wieder an, und nachdem er ſich wieder in Abſätzen von einer Höhe von ungefähr 220 Palmen (etwa 152 franzöſiſche Fuß) über Felſentrümmer herabgeſtürzt hat, beginnt er ſeinen ruhigen Lauf, geht durch die römiſche Campagne und ergießt ſich bey Rom unweit von Ponte Milvio (jetzt Ponte Molle) in den Tiberſtrom.

---

*) Dieſes Bild befindet ſich gegenwärtig in Deutſchland. Es iſt mit der bekannten Treue, Gewiſſenhaftigkeit und Farbenkraft dieſes Malers gemacht, und muß jedem Liebhaber der Landſchaftmalerey große Freude gewähren.

Die hier gewöhnlichen ſtarken Regen zur Herbſt- und Frühlingszeit, welche ſeit ſechs Jahren ausgeblieben waren, ſo daß alle Waſſerleitungen an Mangel litten und viele Brunnen und Fontainen ſehr kärglich Waſſer gaben, ſtellten ſich dieſes Jahr mächtig ein, ſo daß alle Flüſſe dadurch zu einer beträchtlichen Größe anſchwollen. Der Anio, der wie alle Gebirgsflüſſe, die einen kurzen Lauf haben, ſich leicht vergrößert, wuchs ſtark an und wurde zu einem reißenden Strom und zwar in dem Maße, daß er ſogar in der Campagne zwiſchen Tivoli und Rom, wo er ruhiger fließt, über ſeine Ufer trat und zu einer Höhe ſtieg, daß er über Brücken und Straßen ging, dieſe aufwühlte, und von jenen die Bruſtwehren niederriß. In Tivoli ſelbſt aber brach er am 16ten November das gemauerte Wehr auf der Seite nahe beym rechten Ufer (V) durch, und zwar geſchah dieß nach dem Berichte der dortigen Einwohner auf folgende Weiſe. Seit mehreren Jahren ſchon fehlten an dem Wehr unten auf dem Boden etliche Steinblöcke, ſo daß das Waſſer nach und nach ein Loch ausſpülte. Aus Nachläſſigkeit verſäumte man dieſen Schaden auszubeſſern, und bey der eingetretenen vermehrten Kraft des Fluſſes mag das Waſſer mittelſt dieſes Lochs, deſſen Tiefe man nicht kannte, ſich unter dem Wehr einen Weg gebahnt haben, hob daſſelbe von dieſer Seite in die Höhe, wodurch es zerplatzte und zuſammen fiel. Durch dieſe Oeffnung, die etwa 15 Palmen (10 – 11 franzöſiſche Fuß) anfangs betrug, ſtürzte ſich nun der Strom mit ſeiner ganzen reißenden Gewalt, und führte einen großen Theil des angeſchwemmten Kieſes, aus dem ſein Bett beſtand, mit ſich fort. Da der Fluß durch das Wehr an dieſer Stelle ſeit 236 Jahren geſpannt war, ſo hatte er in dieſem Zeitraume ſo viel angeſchwemmt, daß ſein Bett ſchon in einer Entfernung von etwa anderthalb Miglien (anderthalb Viertelſtunde) vor der Stadt künſtlich erhöht war, ſo daß er auch von dort an ſchon anfing, den Kiesboden mit fortzureißen, und nicht eher aufhörte, als bis er wieder einen natürlichen Fall und ſein ehemaliges Bett gewonnen hatte. Er verließ daher ſeinen vorigen obern Lauf, und geht jezt unten 50 Palmen (35 franzöſiſche Fuß) tiefer, und der Theil des Wehrs, welcher ſtehen geblieben, ragt als ein ſtarkes Mauerwerk trocken hervor. Er unterwühlte nun, von der angegebenen Entfernung von der Stadt an bis zu dem Wehr auf beyden Seiten, die Ufer, und riß ganze Stücke von Feldern und Weingärten fort. Da er gegen das linke Ufer her in (O) eine ſtarke Krümmung macht, ſo würdete er auch auf dieſer Seite deſto gewaltiger, und als das Ufer, welches nur aus lockerem Erdboden beſteht, untergraben war, ſo mußten auch die Häuſer, welche noch dazu keine Fundamente im Boden hatten, ſondern blos darauf hingebaut waren, zuſammen fallen. Dieſes geſchahe dann auch noch in derſelben Nacht vom 16ten Nov. auf den 17ten. Das im Plan durch die krumme Linie bezeichnete Stück (GH) iſt die Grenze des eingeſtürzten Stücks. Die Anzahl der eingefallenen Häuſer beläuft ſich auf dreyßig, worunter der Pallaſt Boſchi das beträchtlichſte iſt, ſammt der kleinen Kirche S. Lucia. Obgleich dadurch zwey Hauptſtraßen, Strada degl' Abbruzzi und Via Palatini (M und N) unterbrochen ſind, und viele Einzelne dabey großen Schaden gelitten haben, ſo iſt dieß doch noch nicht das Härteſte, was Tivoli durch dieſe unglückliche Begebenheit getroffen hat, denn durch das Folgende leidet die ganze Stadt noch weit empfindlicher. Die Kanäle nämlich, welche das Waſſer zu allen Mühlen und Werken in und außer der Stadt leiteten, liegen ſo hoch als früher das Flußbett oder das Wehr war, und da jezt der Fluß fünfzig Palmen tiefer läuft, ſo iſt demſelben alles Waſſer entzogen, ſo daß alle jene Gewerbsgebäude ſtill ſtehen. Ein Haupttheil der Tivoleſer Induſtrie iſt daher gänzlich zerſtört, es mußten ſich eine Menge Menſchen, die in jenen Fabriken ihr Brod fanden, entfernen, und die Einwohner Tivoli's, welche ſonſt für andere Frucht und Oel mahlten, mußten jezt in der Umgegend ihre eigene Früchte mahlen laſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London.

(Beſchluß.)

Eine Neu-Yorker Zeitung enthält eine ſonderbare Begebenheit. Ein Arzt hatte ſpät in der Nacht einen Kranken zu beſuchen, und band ſein Pferd, das an eine Kaleſche geſpannt war, an einem Pfoſten vor dem Hauſe an. Als er den Kranken geſehen hatte, und wieder einſteigen wollte, bemerkte er einen Mann am Kopfe des Pferdes, welcher eben die Zügel gefaßt hatte. Ohne ein Wort zu ſagen, ſtreckte er ihn mit einem Fauſtſchlage zu Boden, und ſprang in die Kaleſche. In demſelben Augenblick ſprang ein anderer Mann auf der entgegengeſezten Seite hinein und ſezte ſich neben ihn, während der Arzt ſchnell davon fuhr. Der Unbekannte, ein Gefährte des Diebes, den jener niedergeſchlagen hatte, bleut ihm für dieſen, und ſagte ihm zu wiederholten Malen, welche Straßen er einſchlagen ſollte, um bald aufs Feld zu kommen; als er aber fand, daß dieſer gar nicht auf ihn achtete, ſondern immer weiter in die Stadt hineinfuhr, rief er am Ende ungeduldig: „aber zum Geier, wo führſt du mich denn hin?“ — „In's Zuchthaus, du Spitzbube!“ erwiederte der Doktor. Bey dieſem Donnerworte ſprang der Kutſchendieb aus der Kaleſche, fiel aber mit dem Kopf gegen das Rad, das über ihn weg ging, und ihn halb todt liegen ließ.

Es iſt vor Kurzem ein Prozeß hier vorgekommen, welcher in vielen Beziehungen mitgetheilt zu werden verdient. — Bekanntlich verlangt das engliſche Geſetz für die Zuſicherung des Eigenthumsrechtes auf literariſche Werke, oder dafür, daß es den Verfaſſer oder deſſen Erben, oder jedem anderen, welchem derſelbe ſein Recht überträgt, für 28 Jahre und darüber, wenn der Verfaſſer länger lebt, gegen Nachdruck ſichert, daß er erſtens ſein Werk in einem gewiſſen Amte, Stationer's Hall genannt, einſchreiben laſſe, und zweytens, auf Verlangen eilf Exemplare auf dem beſten Papiere, worauf er das Werk drucken läßt, an die ſieben Univerſitäten von England, Schott-

land und Irland, dem brittischen Museum und drey anderen Kollegien zu Edinburg und Dublin kostenfrey abliefere — eine Bestimmung, welche schon viele Klagen erregt, und oft besonders bey Kunstwerken zur wirklichen Umgehung des Gesetzes geführt hat. So sind eben jetzt z. B. Ansichten der vornehmsten öffentlichen Gebäude in England blos im Kupferstich, und ohne alle Erklärung erschienen, und dadurch von dieser Steuer frey, später aber wird eine Beschreibung ohne Kupfer nachfolgen, womit die öffentlichen Bibliotheken sich werden begnügen müssen. Die Steuer kann auch dadurch vermieden werden, daß das Werk blos für Subscribenten gedruckt wird, welches auch manchmal geschieht. Das Schlimmste aber bey der Sache ist, daß jene Bibliotheken, sobald nur ein einziges Exemplar von dem Verleger an einen Nichtsubscribenten verkauft worden ist, auf ihre Exemplare Anspruch machen können, selbst wenn dieser dem Schutze des Gesetzes entsagt, und es auf den Nachdruck ankommen läßt, welcher bey ausgedehnten Kunstwerken selten zu befürchten ist, wenigstens nicht für's Ganze. Diesem Rechte gemäß geschah es nun, daß die Vorsteher des brittischen Museums von dem Verleger eines großen botanischen Werks, Flora Graeca genannt, welches in Nummern, deren jede einen halben Band bildet, erscheint, und wovon bereits neun Nummern herausgekommen sind, die vier lezten Nummern forderten, und ihn deßwegen gerichtlich belangten. Diese Herrn, scheint es, hatten niemals an dieses Werk gedacht, bis Sir Joseph Banks, der einer der Subscribenten gewesen war, starb, und ihnen in seiner reichhaltigen Bücherssammlung, die er nach dem Tode seines alten Bibliothekars dem Museum vermachte, die fünf ersten Nummern desselben zufielen. Nun zeigte es sich, daß der Ursprung dieses Werkes von einer Art ist, welcher es einer Anstalt, wie das brittische Museum, zur Pflicht zu machen scheint, die Herausgabe desselben durch ihre Subscription aufzumuntern, wie auch die beyden englischen Universitäten wirklich gethan haben, aber so weit ging die Großmuth der Vorsteher nicht; der Oxforder Professor Sibthorpe, welcher im Jahre 1796 starb, hatte nämlich in seinem Testamente ein Gut angewiesen, von dessen Ertrag dieses Werk in zehn Foliobänden, jeden zu 100 Kupfern, und in eben so vielen Oktavbänden, ohne Kupfer, herausgegeben werden sollte, und zwar jedes Jahr ein Band von jeder Ausgabe. Aber das Gut erträgt nicht mehr als 220 Pfund des Jahres; und die Unkosten für die Herausgabe der vier ersten Bände, welche erst im Jahre 1806 anfing, betrugen schon 8300 Pfund Sterling, während die Einnahme für die verkauften Exemplare sich nicht über 3663 belief. Man nahm jezt seine Zuflucht zu Subscriptionen, und vermochte in ganz Großbritannien nicht mehr als 27 Subscribenten für das größere Werk zu finden, worunter die beyden genannten Universitäten und die beyden Testamentsvollstrecker des Stifters, aber nicht Einen für die kleinere zu finden; und so beschloß man das Werk in Nummern, deren jede zwölf Guineen kostet, herauszugeben, und druckte nicht mehr als man wirklich Subscribenten hatte, von denen, sogar einige durch den Tod eingegangen sind. Die Angeklagten stellten auf diese Weise das Ungerechte des Verlangens vor, und zeigten, daß die Unkosten für den erneuerten Druck der verlangten Exemplare, besonders wenn die übrigen zehn öffentlichen Bibliotheken gleichfalls auf ihrem Recht bestehen sollten, so groß seyn würden, daß das Werk nicht fortgesezt werden könnte. Alle diese Vorstellungen aber vermochten nichts gegen das Gesetz; und der Verleger würde verurtheilt worden seyn, wenn es sich nicht zu seinem Glücke gefunden hätte, daß ein Band bereits herausgegeben war, als das jezige Gesez gegeben wurde, so aber wies die Jury auf die Weisung des Richters die Klage ab.

Berlin, im Januar.

(Fortsetzung.)

Da nun aber in dem christlichen Gott nicht zugleich auch das Prinzip des bestimmten Charakters liegt, so muß die Poesie, wenn sie ihn als nothwendig und von Gott herkommend darstellen will, an die Stelle des christlichen Gottes einen poetischen seyen, der das Prinzip des bestimmten Charakters in sich enthält. Dieß ist z. B. in der Tochter der Luft so dargestellt, daß eine Nymphe Arceta, die sich ganz Dianens Dienst geweiht, und die Liebe eines Jünglings, der für sie glühte, verschmäht hatte, dennoch einst von diesem Jüngling überrascht, durch Zwang erdulden mußte, was sie willig nicht schenken wollte. Aber mit rächender Sprödigkeit tödtete sie den Unedlen, und als nun endlich die Zeit herankam, wo die Frucht jener strafbaren Liebe das Licht der Welt erblicken mußte, sandte auch Diana die vierfüßigen Raubthiere des Waldes, das Kind der betrogenen Sprödigkeit zu tödten, aber Venus ließ es durch die Thiere der Luft vertheidigen, so daß ihr Priester es finden und auferziehen konnte. Doch verkündete ihm Venus diese Tochter der Luft. Diana, die stete Feindin der Venus, werde die ihr angethane Schmach rächen wollen, und Semiramis Loos sey daher, durch sich selbst unterzugehen. Nachdem sie tausend Schrecken erzeugt, und einen wie besiegten König zum Tyrannen umgewandelt, so ist denn also der Charakter weiblicher Herrschsucht durch diese Geburt der Semiramis, durch den Haß der Nymphe und der Diana gegen die Liebe allegorisch bezeichnet. Denn die antiken Götter haben bey Calderon die klassische Bedeutung, ihren Inhalt vollendet darzustellen, verloren, und sind zum bloßen Bilde, zur Metapher herabgesezt. Wie aber Calderon zu diesem Charakter weiblicher Herrschsucht komme, ist leicht zu sehen. Denn die Sprödigkeit ist die Ehre des Weibes, die Jungfräulichkeit der schönste Schmuck und die Liebe in stetem Kampf mit der Sprödigkeit. Befreyt diese sich nun von allen Fesseln der Liebe und schwingt sie sich zur Alleinherrscherin auf, so wird sie in ihrer lezten Vertiefung zur weiblichen Herrschsucht, die nichts beugen kann, sondern der sich Alles unterwerfen soll. Doch indem die Liebe die eigentliche Natur des Weibes, und die Sprödigkeit nur die Waffe gegen alles Ehrlose ist, so wird die Sprödigkeit der liebelosen Herrschsucht und des ungebeugten Stolzes zugleich die Schuld und der Untergang der übermüthigen Königin, die Strafe und Vorbersagung der Venus. Daß die Liebe aber zur Natur des Weibes gehöre, zeigt Semiramis darin, daß sie, wohin sie kommen mag, Liebe verbreitet, und auf diese Weise den unbesiegten König in einen Tyrannen verwandelt, indem ihre Schuld darin besteht, die Liebe, die sie anfacht, nicht zu theilen, sondern zum Mittel ihrer Herrschsucht zu verwenden. Wie hat nun Herr Raupach sogleich die ganze Geburt und Genealogie unserer Semiramis verwandelt. Der menschliche Ursprung, dem Venus und Diana, alles kannte Gestalten, eine wesentliche Bedeutung gaben, ist verschwunden, und Semiramis unmittelbar zur Tochter der Astaroth (Mond und Liebesgöttin erklärt der Theaterzettel) gemacht. Konnte die Bearbeitung nun, wenn sie überhaupt Sinn haben sollte, nur in dem Sinn unternommen werden, das Calderonische Stück dem heutigen Theaterpublikum näher zu rücken, so ist diese Veränderung gewiß so unzweckmäßig als möglich. Wer hat eine eben so bestimmte Vorstellung von der Göttin Astaroth als von Venus und Diana, und wer interessirt sich für die Astarothischen Kinder? Wollen wir am Schicksal der Semiramis Theil nehmen, so müssen wir ihre Raupach'sche Geburt vergessen, und nicht hinhören, wenn dieß Götterkind auf seine vornehme Abstammung pocht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 14.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 41.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 16. Februar 1827.

Die Liebe nimmt Alles, aber sie gibt Alles.

Jacobi.

Der Trauring.

(Fortsetzung.)

19.

Als des Barons Bewußtseyn zurückkehrte, saß er neben Celicien auf dem Sopha.

„Madame — sprach Frau von Solssons, die vor ihnen stand — da der Zufall Sie von der Hauptsache unterrichtete, so lassen Sie uns jetzt bey dieser stehen bleiben. Nach dem Vorgefallenen kommt, meines Erachtens, Alles darauf an, ob die Erklärung dieses Herrn für Sie ausfallen wird, oder nicht."

Hier wendete Frau von Tangern die starr vor sich hin gerichteten Augen mit einem ihr sonst gar nicht eigenen Mißtrauen und zugleich mit einer Gleichgültigkeit für Alles, wie es schien, nach ihm herüber.

Und er stürzte vor ihr nieder und rief mit einer wahrhaft herzerschütternden Kraft: „Du, nur du bist mein; nur dir kann ich angehören, meine süße, inniggeliebte Seele!"

Sogleich warf die Andere seinen noch in ihrer Hand befindlichen Trauring auf den Tisch, eilte im größten Zorn hinweg, warf die Thüre hinter sich zu, schob den Riegel vor und noch nach mehreren Stunden war ihre Wildheit und ihr Schluchzen vernehmbar.

Die Begebenheiten bis zu jenem Falle hatten übrigens folgenden Zusammenhang: Trotz dem besten Anscheine der Besserung und den Tröstungen der Aerzte, nahm bald nach des Barons Abreise vom Hause seines Sohnes Krankheit die schlimmste Wendung. Er starb. Und um in dem Wiedervereine mit ihrem Gemahl die einzige Beruhigung aufzusuchen, die ihr geblieben war, reisete die gebeugte Mutter sogleich ihm nach. Im Gasthofe angekommen, wo er wohnte, eilte sie nach dem Zimmer, das man ihr als das seinige bezeichnete und so erstarrte sie dort hinter der Zwischenthüre vor seinem Gespräche im Nebengemache, bis sie bewußtlos zur Erde stürzte.

20.

Der Verlust des inniggeliebten Sohnes hatte Celicien in tiefen Gram versenkt und das verlorne Zutrauen zu dem Gatten ihr Leben im Innersten zerrüttet. Durch jene wahrhaft entsetzliche Scene eine ganz Andere geworden, wußte, nach ihrer Heimkehr mit dem Gemahl, Niemand mehr, was er von ihr halten sollte. Sie sprach nur noch das Nothwendigste, äußerte Mißtrauen gegen die bewährtesten Personen und bat um Gotteswillen, ihr die Trostversuche zu ersparen, weil aller Trost einzig von oben ihr kommen könne.

Dieser verklärte auch unverkennbar ihr Gesicht an dem Abende, wo sie, nach fortdauernder Abnahme ihrer Kräfte, die irdische Laufbahn beendigte. Schon an dem Tage als sie ihres Gatten Verbrechen inne geworden, hatte sie ihm völlig verziehen, aber der einmal erwachte Argwohn, seine, seit jener Scene ihr ganz verändert vorkommende, geistige Gestalt war fortdauernd zwischen ihn und sie getreten, und selbst

wenn ihr Auge einmal die frühere innige Liebe zu ihm darthat, befiel solches dann wieder gewöhnlich ein Zagen, eine Versteinerung, das auch seine zärtlichsten Zusagen nicht verbannen konnten. Als sie sterbend von ihm Abschied nahm, besorgte er daher in jedem Momente diese grausame Seelenfolter. Er fürchtete, daß sie so ihn verlassen werde. Aber es war nicht der Fall. Ihre Hand zuckte zum lezten Male in der seinigen, ihr Blick verging mit einer wahrhaften Engelsmilde in seinem Blicke. Auf ihren erblaßten Lippen schien noch ein Segen für ihn zu schweben. Uebrigens nahm sie die Begebenheit, welche wahrscheinlich ihren Tod so schnell herbeyführte, als das tiefste Geheimniß mit in ihre Gruft.

21.

Mit Standhaftigkeit scheuchte Tangern alle Versuche der Verwandten und Anderer, ihn zu zerstreuen, von sich. Am meisten von Allen vermied er Frau von Hüning, welche, geschieden von ihrem Gemahl, in seinem Wohnorte so eben einen zweyten aufzusuchen schien und mit des Barons Hand unstreitig gar nicht unzufrieden gewesen seyn würde.

Sieben Monate waren verstrichen, seitdem man Celicien an die Seite ihres Söhnleins zur Ruhe gelegt hatte. Niemand schien weiter an die fortdauernde stille Trauer ihres Gemahls zu denken. Allmählig seines blassen, ernsten Gesichts gewohnt, störte ihn kein Mensch weiter mit Bemühungen, ihn zum gesellschaftlichen Leben zurückzuführen.

Desto größer aber war die Störung, welche der eben aufsprossende Frühling in ihm hervorbrachte. Das helle, frische Laub der Bäume, der grüne, glänzende Teppich, den die Natur über die Erde breitete, führte ihm die ganze unglückliche Zeit der Reise zurück, welche das Grab seines Friedens geworden war.

Und als er nun Alles that, um durch wissenschaftliche Forschungen die Gedanken von den vorjährigen schrecklichen Ereignissen möglichst abzulenken, da trat eines Morgens Frau von Sotsfous zu ihm herein, reizender als er sie noch gesehen. Aber ihr Eindruck auf ihn war ganz verschieden von dem, den sie einst auf ihn gemacht hatte.

„Fanden Sie Niemand, gnädige Frau, der Sie melden konnte?“ fragte er, vom Stuhle aufspringend.

„Mein ausdrückliches Verbot“ — stammelte sie, vor dem zunehmenden Unwillen des Barons die Fassung verlierend.

Er klingelte. „Wer heißt ihn auf Verbote achten, die nicht von mir kommen? fuhr er den herzueilenden Bedienten an. Er hätte wissen können, daß diese Dame im Irrthume war, als sie zu mir wollte. Führe er sie nun auch wieder zurecht.“

„Herr Baron“ — sprach die Gedemüthigte, und ein Gemisch von Grimm und bitterm Schmerz gaben Ton und Miene zu erkennen. Aber Tangern rief in höchster Wuth: „Nur fort, fort!“ —

Bis gegen Abend war noch kein Wort wieder aus seinem Mund gegangen. Er hatte das Mittagsessen hereinbringen und unberührt wegtragen lassen: den Kaffee auch. Als der Bediente ihm erzählte, daß die hinweggewiesene Dame fast den ganzen Tag beym Oberst Horsten zugebracht habe, verfinsterte sich sein Gesicht immer mehr. Nicht über die Sache, nur über den Bericht. Er scheuchte auch endlich den Diener mit einer drohenden Geberde hinweg.

(Der Beschluß folgt.)

Bericht über die neuesten Ueberschwemmungen des Anio bey Tivoli ꝛc.

(Fortsetzung.)

Noch härter wird das Unglück durch den Zeitpunkt, in welchen es fiel, nämlich jezt sollte eben das Oel gepreßt werden, was nicht zu verschieben ist, wie man es bey der Frucht thun kann. Auch wird das Zerstörte bis zum Frühjahr, wo der Fluß wahrscheinlich noch einmal austwillt, nicht so weit wieder hergestellt seyn können, daß nicht wieder Schaden dadurch entstehen dürfte, und das zwar aus Gründen, die man aus dem Weitern ersehen wird. Hat nun Tivoli in seinen Nahrungszweigen beträchtlich gelitten, so hat es nicht minder hinsichtlich seiner Schönheit verloren, denn nicht allein seine große Cascata ist verschwunden, sondern auch die in ihrer Art so einzigen und reizenden Cascatellen, deren Entstehung oben beschrieben wurde, sind nicht mehr. So schön auch noch an sich das Thal ist, so hat es doch eine Hauptzierde verloren, die kein Auge unbefriedigt ließ. Eben so hat die Villa d'Este all ihr Wasser eingebüßt, das ihr in mannigfaltigen Fontainen und Wasserspielen eine so große Zierde gab. Geht man jezt die alte Straße (L) (Via Constantiana) hinauf nach Tivoli, so wird einem wundersam zu Muthe. Längs dieser Straße floß nämlich vorher auf einer Seite das Wasser in einem offenen Kanal aus der Villa d'Este wieder ab, und machte durch sein Geräusch viel Leben. Jezt ist daselbst Alles still und todt. Aengstlich geht man weiter, um endlich das volle Maß der Verheerung zu schauen. Denn das gleiche Schicksal nimmt man in der Villa des Mäcenas wahr. Waren früher die alten Ruinen durch Wasser und Gewerbe belebt, daß sie einen fröhlichen Eindruck machten, so stehen sie jezt öde und verlassen da. Eben so hat die oben erwähnte Stipa ihr Wasser verloren, weil der Kanal von Bernini ebenfalls die Höhe des vorigen Flußbettes hat, und jener bezeichnete Felsenkessel voll magischer Schönheiten hat doppelt eingebüßt, nämlich sowohl durch den Verlust des kleinen Wasserfalls, als auch, weil sich

der ganze Fluß jezt durch die Grotte des Neptuns stürzt, so daß man sich dieser nicht nähern kann und sie auch wegen der Menge des Wassers nicht ihren frühern schönen Anblick gewährt. Allein diesem Schaden wird sich bald leicht wieder abhelfen lassen, wie der Verlauf dieses Berichtes zeigen wird.

Der Schrecken, welcher die Einwohner Tivoli's im ersten Augenblick ergriff, war groß, und die Verwirrung nahm noch besonders in der Nacht vom 16ten November auf den 17ten zu, da immer noch Häuser einstürzten. Sogar die vom Fluß entfernter Wohnenden räumten ihre Häuser aus, weil sie nach ihrer eigenen Aussage in der ersten Betäubung sich gar nicht vorstellen konnten, wohin der Fluß seine Richtung nehmen, noch wo die Verheerung enden werde, obwohl bey ruhigem Blick gleich anfangs wahrzunehmen war, daß nur diejenigen, welche in der unmittelbaren Nähe des Flusses wohnen, gefährdet seyn konnten, indem derselbe bey seinem Tiefersinken seinen Lauf, der Richtung nach, nicht mehr zu verändern vermochte, ja er hat dadurch sogar ein weit sicherers Bett als zuvor gewonnen. Immer war es aber ein großes Glück, daß dieser verderbliche Vorfall bey Tage seinen Anfang nahm, so daß die Leute Zeit hatten, ihre Häuser noch schnell zu räumen, und kein Mensch dabey umkam, was vielfältig der Fall gewesen seyn würde, wenn das Ereigniß zur Nachtzeit die Menschen schlafend in ihren Häusern überfallen hätte.

Den andern Tag, als den 17ten November, kam sogleich eine Deputation, welche aus dem Bischof und den Vornehmsten der Stadt bestand, nach Rom zum Papst. Se. Heiligkeit gab durch das Organ der Behörden die angemessenen Befehle, damit weiterem Schaden Einhalt gethan werde. Die genommenen Maßregeln sind dem Ganzen nach meist lobenswerth, doch fehlt der Ausführung, wie den meisten hiesigen Unternehmungen, die gehörige Energie. Sie bestehen darin, daß man den Fluß theils in den von Bernini gemachten emissario, der zu diesem Behuf bis zur Tiefe des nunmehrigen Flußbettes ausgegraben w rd, theils in einen alten Kanal (P), den das Wasser kürzlich unweit der ehemaligen großen Cascata aufgedeckt hat, dessen Richtung unter dem Boden man aber noch nicht kennt, leiten will. Dabey werden auf dem linken Ufer, besonders wo die starke Krümmung des Flusses sich befindet, Faschinen und Pfahlwerk angelegt, um den Fluß von dieser Seite nach dem andern rechten Ufer zu lenken, wo er, vermöge der Eigenschaft des Bodens, keinen großen Schaden thun kann. Da aber dergleichen Arbeiten hier so selten vorkommen, so geht man auch zum Theil etwas ungeschickt dabey zu Werke, indem den Ingenieurs alle Erfahrung mangelt. In Deutschland, wo man gewöhnt ist größern Flüssen, wie z. B. dem Rhein Schranken zu setzen, würde man dem Uebel schneller abhelfen. Auch würden daselbst die verunglückten Einwohner durch zahlreiche Beyträge von wohlthätigen Privatleuten unterstützt werden, woran hier gar nicht zu denken ist. Die Regierung muß hier Alles thun, und man muß gestehen, daß sie sich bis jezt sehr hülfreich gezeigt hat. Der heilige Vater hat zu diesem Ende den Monsignore Niccolai, einen thätigen, entschiedenen Mann, mit ausgedehnten Vollmachten nach Tivoli gesendet, um das Ganze zu leiten. Seit seiner dortigen Anwesenheit ist auch eine größere Thätigkeit bey den angefangenen Arbeiten eingetreten. Er kann aber doch nur die Sache betreiben, aber nicht die zweckmäßigen Mittel vorschlagen. Es würde in der That schon hinreichend seyn, wenn man den ganzen Fluß, da er jezt wieder so wenig Wasser hat, und noch immer mehr abnehmen wird, daß er mehr ein Bach zu nennen ist, rasch in den Emissario des Bernini leitete, so daß er bey der Stipa heraus käme, um alsdann desto bequemer im Flußbette und an den Ufern diejenigen Arbeiten vorzunehmen, welche man für gut findet, statt daß die Leute jezt ohne Ordnung vertheilt sind, sich zum Theil mit unnützen Arbeiten abquälen, und nichts mit Schnelligkeit zu Stande kommt, was doch bey dergleichen Vorfällen die Hauptsache ist.

Was die Regierung in der Folge thun wird, weiß man noch nicht. Es dürfte aber auch lange dauern, bis zur Herstellung des ehemaligen Zustandes etwas Bestimmtes beschlossen und ausgeführt wird, indem hier gewöhnlich die Berathungen viel Zeitaufwand kosten, und bey der Ausführung sich die Schwierigkeiten nur noch mehr anhäufen, da gewöhnlich diejenigen, welche damit beauftragt werden, die Hindernisse vermehren, statt sie schnell aus dem Wege zu räumen, wodurch denn auch die Arbeiten so in die Länge gezogen werden, daß der Papst bey dem besten Willen gar manches nicht zu Stande bringen kann, weil ihm die Leute zur Ausführung fehlen. Diesem Uebelstande ist hier gar nicht so leicht abzuhelfen als manchem scheinen möchte, aus Gründen, die nicht hierher gehören. So viel ist aber gewiß, daß der jezt regierende Papst dieß gar wohl einsieht, denn er soll, dem Gerüchte nach, bey einer Gelegenheit selbst einmal geäußert haben, mi mancano le braccia (es fehlen mir die ausführenden Hände).

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Briefstellen. *)

Paris, December 1826.

. . . . . Was kann ich Ihnen denn Neues von den Theatern sagen? — erstlich, daß ein ganz neues erbaut wird, der eben fertig gewordenen Börse gegenüber, die sehr schön ist. Man spricht von allerley, was auf dieser neuen Bühne

*) Die üblichen Korrespondenz Artikel der literarischen Tagesblätter sind meist mit dem Vorwissen geschrieben, daß sie öffentlich erscheinen werden. Diese Auszüge wirklich empfangener Briefe aber, die wir hier geben, dürften vielleicht, eben weil sie keineswegs für den Druck bestimmt waren, außer dem Interesse, das die Wahrheit immer an und durch sich selbst hat, auch noch den Reiz frischer, nicht bereiteter Lebendigkeit, und das Anziehende unbewußter, doch individueller Fassung gehabt haben. Die Einsender.

gegeben werden soll, unter andern, daß Blangini's kleine Opern dort einstudirt werden. Das hatte ich nun für ein gewagtes Unternehmen, weil kleine wie große Opern, um Vergnügen zu machen, dort gut gesungen werden müssen, und da ein großer französischer Sänger nicht angenehm singt, so singt ein kleiner unangenehm. Genug ich denke mir nichts Erfreuliches davon, indem dergleichen früher das Théatre de Madame fast stürzte. Etwas halbes kommt hier schwer durch. Die italienische Oper ist jetzt verriegelt und versiegelt, man spielt schon seit mehreren Monaten nicht. Die Pasta *) singt in Neapel ohne Beyfall; die Italiener legen keinen Werth auf Spiel, sind bey der Oper nicht gewöhnt hinzusehen; ihre Stimme thut ihnen nicht in dem ungeheuer großen Saale. Im Ganzen soll jetzt in Italien die Musik ganz und gar herunter seyn, so berichtet unser sehr einsichtsvoller Freund MM., der eben von daher zurückkommt. Im Théatre de Madame gibt man das schönste Stück, was Scribe noch schrieb: le mariage de raison. Es hat mir ungemein gefallen; doch soll ein neueres im Vaudevilletheater noch besser seyn, es heißt: la mère au bal et la fille à la maison. Im Théatre français schreyt die Ducheſnois, man weiß nicht recht ob über den verlorenen Talma, ob über Agamemnon, Hippolyt, Leicester; genug sie schreyt. Die Mars spielt ihr Repertoir durch. Die große Oper hat le siège de Corinte, von Rossini, gegeben, wobey man sich eben so langweilt, als er dafür übermäßig belohnt ist. Feydeau hat Unglück mit einer neuen Oper: Fiorilla; sie gefällt nicht, obgleich das Stück von Scribe ist. Da haben Sie alles Neue; das Allerneueste aber ist, daß wir jetzt hier auf ein anderes großes Schauspiel gespannt sind, das die Eröffnung unserer Kammer uns bald geben wird, und welches . . . . . .

Berlin, im Januar.

(Fortsetzung.)

Daß Diana und Venus die winkenden Mächte bey der Geburt waren, daß Venus das Schicksal der Semiramis voraus verkündet, ist das einzig Mythische in dem Calderonischen Stück, die spätere Entwicklung ist nur eine Entwicklung des durch jene Mächte und ihren Streit bezeichneten Charakters, die Raupach'sche Tragödie aber kündigt sich als mythisch überhaupt an, und so soll denn jene Abstammung von der Göttin Astaroth, so wie die zwecklose, unmäßige, und ganz unbestimmte Herrschlust unserer Heldin, und ihr mystischer Traum von der Vermählung mit dem großen König in Osten vielleicht eine weitere Bedeutung haben, die uns jedoch nicht klar werden wollen. Wenigstens sind Calderons Zwecke deutlicher ausgeführt, und ein Hauptfehler der Raupach'schen Bearbeitung liegt in der Auflösung dieser bestimmten Zwecke, wodurch das Stück zu planloser Unbestimmtheit verschwimmt. Werden wir doch vom todten Meere nach Ninive, von dort an den Euphrat, von dort nach Baktra, dann wieder nach Medien, nach Babylon, zurück nach Medien, und zuletzt nach Indien umhergeschleppt. Soll etwa Semiramis die plan- und zwecklose, durch sich selbst wieder untergehende asiatische Eroberungssucht und Prachtliebe seyn? Ein solcher allgemeiner Hintergrund blickt wenigstens hindurch. Wie bestimmt und in sich abgeschlossen und begründet ist dagegen die Calderonische Semiramis. Aber es ist Zeit, daß wir auch einige einzelne Proben geben. Calderon beginnt sein Stück mit der Rückkehr des Ninus, aus einem Feldzug nach Ascalon, derselben Gegend, wo Semiramis eingeschlossen ist; der Feldherr Menon empfängt und begrüßt den siegenden König, und erhält, als glänzenden Lohn der Tapferkeit, die Statthalterschaft von Ascalon. Diese ganze Scene, welche bey Calderon nothwendig ist, um die Sonne der königlichen Gnade über Menon aufgehen zu lassen, damit nachher die Verfinsterung dieser Sonne durch Semiramis, die durch Venus gedrohte Umwandlung des nie besiegten Königs in einen Tyrannen, desto dunkler sey, streicht Herr Raupach sogleich weg, obgleich er Menon mit der Hauptperson erhebt, und sogar zum Grunde von Semiramis Untergange macht. So muß Herr Raupach denn sogleich mit der Scene beginnen, wo Menon Semiramis aus ihrer Gefangenschaft, in welcher sie der Priester der Venus gehalten hatte, durch Zufall befreyt. Bey Calderon tritt Semiramis gemessen, selbstbewußt und sicheren Geistes aus ihrem Kerker, indem sie sogleich selbst ihr bisheriges Leben und die Prophezeihung ihres Zukünftigen erzählt. Herr Raupach dagegen legt diese Erzählung unbedingt dem Priester in den Mund, und läßt die Befreyte dann wild und unbändig herausstürzen, und nichts als Lebensgier beweisen. Wie denn überhaupt bey der bearbeiteten Semiramis alles nur als Temperament und bewußtlose Leidenschaft erscheint, was bey Calderon sich als fester, selbstbewußter Charakter ausspricht. Außerdem fehlt der Raupach'schen Prophezeihung ihres drohenden Geschicks alle Bestimmtheit, sie soll nur Greuel überhaupt verursachen, eine Unbestimmtheit, welche mit der Maßlosigkeit des nachher gezeichneten Charakters freylich konsequent Hand in Hand geht. Warum hat aber ferner Herr Raupach den ergötzlichen Bauer, den Thato, den steten, künftigen Begleiter der Semiramis, ganz ausgelassen, den Calderon darum an Semiramis knüpft, weil er ihr närrisches Gegenstück ist, und in vollendeter Unselbstständigkeit sich erst von seinem Weibe und dann von jedem Zufalle auf der Nase spielen läßt. Warum, fragen wir weiter, hat Herr Raupach bey diesem allgemeinen Schiffbruch der Calderonischen Reichthümer nicht wenigstens einige Bilderjuweelen gerettet, sondern an die Stelle der ächten Krondiamanten nur immer seine eigenen böhmischen Steine gesetzt? Der Glaube ferner, daß dem Publikum die feinen Darstellungen und Situationen des Calderon nicht klar werden würden, und daß deßhalb diese sauberen, lebendigen Gemälde erst müßten mit einem Dekorationsmaler-Pinsel überfahren werden, um deutliche Gestalten zu zeigen, ist eine unverzeihliche Beleidigung, und die Zuversicht, diese breiten, und dennoch unbestimmten Raupach'schen Figuren würden besser in's Auge fallen, als die fest in sich abgeschlossenen Calderonischen, beweist eine Eitelkeit, die wir kaum einer Dame verzeihen möchten, wenn sie auch als Schriftstellerin herrschsüchtiger wäre wie Semiramis als Königin.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ein Aufsatz in diesen Blättern, der von jener tragischen Darstellerin handelt, hat mannichfache Schicksale erfahren. Eine Zeitschrift hat ihm die Ehre erwiesen ihn wörtlich nachzudrucken — eine andere, in einem Korrespondenz-Artikel aus Wien erwähnt desselben, bey Gelegenheit, daß man die Pasta in der Kaiserstadt erwartet. Die vergötterte Pasta, sagt dieses Journal, denn so sey noch Niemand vergöttert worden als diese Sängerin im Morgenblatte. Von der Sängerin ist in jenem Aufsatze (der ebenfalls eine Briefstelle ist) nur beyläufig die Rede, von der tragischen Schauspielerin aber wird in der That mit Enthusiasmus gesprochen — jedoch keineswegs mit üblich leeren Interjektionen, mit stereotyper Lobhudeley, sondern ihre Darstellung der Desdemona ist, so treu als es mit Worten möglich war, wieder gegeben, ihre Grundauffassung dieser Rolle nachgewiesen worden. Auf welche andere Weise könnte die Kritik ihren Enthusiasmus rechtfertigen, und sich von alberner Vergötterung unterscheiden? Es gibt in dem gebildeten Wien noch viele nicht italienisirte Deutsche, die das tragische Genie der Pasta beachten, und ihm Gerechtigkeit anthun werden.

Beylage: Literaturblatt Nr. 14.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 42.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 17. Februar 1827.

Der fällt am tiefſten, der ſtolz genug iſt in ſeine Tugend kein Mißtrauen zu ſetzen.

Gellert.

Der Trauring.

(Beſchluß.)

22.

Der Oberſt Horſten ward ihm angekündigt. Noch nie, ſelbſt nicht bey der größten Feyerlichkeit, hatte Tangern ihn in Uniform geſehen. Dießmal blickte ſie aus dem Mantel, den er trug, hervor.

„Lange — ſo begann der Mann, und ſein Blick ſchien in der Flamme des Zorns verlodern zu wollen — lange glaubten wir, einzig das Ableben Ihres Kindes ſey die Urſache des Verwelkens meiner geliebten Nichte in ihrer ſchönſten Lebensblüthe. Endlich aber iſt das ſcheußliche Geheimniß an's Licht gekommen. Sie, Baron — Sie haben Ihr herrliches, tugendhaftes Weib ermordet, und wiſſen, was ich auf dieſen Fall für meine Pflicht achte!“

Hiermit legte er den Mantel ab und zog zwey Piſtolen aus demſelben hervor.

Tangern lachte laut auf. „Da, da! rief er aus, die Bruſt entblößend, immer zu!“

Der Oberſt trat zurück. Das Auge des Barons und ſein ganzes Benehmen trug die Zeichen des Wahnſinns. Mit gieriger Luſt funkelte es nach den Schießgewehren hin. Der Oberſte riß ſie hinweg und ging. Der Arzt, den er ſchickte, mußte die gewaltſamſten Maßregeln anwenden, den in Kurzem völlig Raſenden gegen ſich ſelbſt zu ſichern.

23.

Erſt nach ſechs Wochen ließ ſich das Uebel zu einer dauernden Beſſerung an. Der Oberſt hatte inzwiſchen auch ſeinem Zorne Einhalt gethan. Die Erwägung, daß ſeine Nichte völlig verſöhnt mit dem Gatten aus der Welt gegangen war, nahm ihm die Rache aus der Hand. Es ging ſo weit, daß er, eingenommen durch die Darſtellung der Frau von Soiſſons von den Umſtänden, ſogar zuletzt den Gedanken faßte, durch Tangerns Vermählung mit ihr die beyderſeitige Lage zu verbeſſern. Denn den Empfang, welcher der Wittwe durch den Baron wiederfahren war, ſchrieb er ſchon auf Rechnung des Wahnwitzes. Frau von Soiſſons ſelbſt ſchien ſehr geneigt zu Annahme dieſer Vermuthung. Uebrigens verhehlte der Oberſt ihr nicht, daß die Aerzte den ſeit einiger Zeit in eine ſtille Schwermuth Gerathenen keineswegs vor allen Rückfällen in jene ſchlimme Krankheit geſichert glaubten. Sie erklärte, ihre beſondere Neigung zu dem Baron werde auch darein ſich finden, was der Oberſt für das Zeichen einer Liebe betrachtete, an deren Hand der Patient noch vielleicht am erſten der künftigen gänzlichen Heilung entgegen ſehen könne.

Da ſogar die Aerzte den Oberſten in dieſem Glauben beſtärkten, ſo benutzte er endlich eine, dem Anſcheine nach günſtige Stunde, dem Schwermüthigen deutlich, aber behutſam in's Licht zu ſetzen, welch eines Unrechts er ſich ſchuldig mache, indem er die Frau von Soiſſons als eine Theilnehmerin an dem Vergehen behandle, das er durch die Annäherung an ſie gegen ſeine verſtorbene Gemahlin begangen habe, und daß die Vermählung mit der Wittwe eine offenbare Schuldigkeit von ſeiner Seite ſey.

Tangern beharrte jedoch darauf, von Wiedervermählung könne bey ihm nicht die Rede seyn. Dabey räumte er ein, daß er Unrecht haben könne und daß seine Abneigung gegen die Wittwe einzig auf die Art ihres Benehmens im Entscheidungsaugenblicke zwischen ihr und seiner Verstorbenen sich gründe, diese Abneigung aber unbezwinglich sey. Und wenn er auch — fügte er hinzu — sich aufopfern könnte durch eine Verbindung mit ihr, so würde doch dieß gewiß seine Schuld gegen sie eher vermehren als gutmachen.

Dessen ungeachtet dachte der Oberst seinen Plan zu dieser Heirath noch nicht aufzugeben. Um so mehr aber hielt er für Pflicht, zuvor noch recht genaue Erkundigung über Frau von Soissons einzuziehen. Das Resultat derselben war so, daß er dem Projekt völlig entsagte. Wenn auch Frau von Soissons nicht gerade eine Buhlerin zu nennen war, so gehörte sie doch zu denjenigen Koketten, von denen kein verständiger und gefühlvoller Mann sein Glück erwarten darf.

Die unglückliche Weissagung der Aerzte traf ein; Tangerns Wahnsinn kehrte wieder von Zeit zu Zeit. Ein wildes Lachen war gewöhnlich die Einleitung dazu. Arzneyen wurden fruchtlos dagegen angewendet.

Zuletzt verfiel er noch von selbst auf ein großes Beruhigungsmittel. Er suchte sich eifrigst in der schon von seiner frühesten Jugend an betriebenen Malerkunst zu vervollkommnen. Als er darin zu einer gewissen Fertigkeit gelangt war, beschäftigte er sich fast täglich mit der Darstellung des Porträts seiner verstorbenen Gemahlin. Obschon einzig aus seiner Phantasie genommen, da es kein nach dem Leben gefertigtes, ähnliches Bild von ihr gab, fand doch Jedermann seine Darstellung der Verstorbenen außerordentlich ähnlich. So malte er sie nach und nach in einer Menge Situationen aus ihrem gemeinschaftlichen Leben, stattete ein ganzes großes Zimmer damit aus und war nie glücklicher, als wenn er sich in diesem an den Darstellungen einer Lebensperiode ergötzte, welche seine höchste Freude und seinen tiefsten Schmerz in sich faßte, und mit der sein eigentliches Leben gewissermaßen ganz aufgehört hatte.

Bericht über die neuesten Ueberschwemmungen des Anio bey Tivoli ꝛc.

(Fortsetzung.)

Nach meiner Einsicht wäre in gegenwärtigem Falle das Einfachste, um Tivoli ganz in seinem vorigen Zustande wieder herzustellen, und diese Stadt auch künftighin für immer vor solchen Unfällen zu schützen, folgendes. Nachdem das noch vorhandene Wasser des Flusses in den Emissario geleitet wäre, müßte man das Flußbett so reguliren, daß die zu große Krümmung (O) wegfiele, was durch den Durchschnitt (ST) leicht zu bewirken wäre. Alsdann könnte man da, wo das gemauerte Wehr und die große Cascata sich befunden, ein anderes errichten, welches mit einem Schleußenwerk versehen wäre, so daß, wenn der Fluß im Frühling und im Herbst zu stark anschwellen würde, und den Ufern Gefahr drohete, man ihm durch eine breite Schleußenöffnung nach Gutfinden Luft machen könnte. Das Stück des linken Ufers, so weit die Gebäude der Stadt reichen, müßte mit einem Steindamm versehen werden, der nach Art der ciklopischen Mauern zu machen wäre und etwa nur von der nämlichen Höhe wie das Schleußenwehr angelegt seyn dürfte; der übrige Theil des Ufers aber bis zur Entfernung, wo der Fluß anfängt seinen Fall zu verändern, etwa eine halbe Miglie (eine halbe Viertelstunde) von der Stadt an, könnte blos mit einem leichtern Wasserbau von Faschinen und Pfählen befestigt werden. Auf dem rechten Ufer wäre sehr wenig zu machen, weil da zum Theil Felsenboden ist. Das Flußbett würde sich dann bald von selbst wieder erhöhen, besonders da dieser Fluß bekanntlich so viel Material mit sich führt, wie aus den vielen Felsenbildungen, die er hier geschaffen, zu ersehen ist, und man könnte das Wasser dabey ganz nach Willen reguliren, statt daß es jetzt nach dem römischen Ausdrucke a suo capriccio läuft. Der Kostenaufwand würde aus doppeltem Grunde nicht so sehr bedeutend seyn, denn erstlich ist das Material ganz in der Nähe, indem der Berg bey (U), der von dem Fluß nur durch die Via Valeria (X) getrennt ist, ganz aus Felsensteinen besteht, die nur gesprengt und mit wenig Mühe in den Fluß hineingerollt werden dürfen, und zweytens müßten auch die Dimensionen der Dämme nicht sehr ausgedehnt seyn. Auf jeden Fall aber möchte die Nutznießung sowohl von dem wieder gewonnenen Terrain als von den wieder in Gang kommenden Mühlwerken und andern eben genannten Gewerksgebäuden reichlich die Zinsen des angewandten Kapitals decken. Ob aber das jetzige Geschlecht bey dem schon angeführten diesigen schlaffen Gang Tivoli in seinen ehemaligen Stand wieder hergestellt sehen wird, möchte sehr zu bezweifeln seyn, der Verfasser dieses glaubt wenigstens nicht daran.

Nachdem ich nun gesucht habe, den Lesern dieser Blätter Tivoli in seinem jetzigen Ruin vor Augen zu führen, so halte ich es nicht für uninteressant, noch Einiges über die Beschaffenheit des früheren Laufs des Anio hinzuzufügen, das vielleicht nicht allgemein bekannt seyn dürfte, doch aber zur klareren Anschauung des Ganzen etwas beytragen kann. Es stellen sich hiebey zunächst zwey Fragen auf. Erstens: war zu den Zeiten der Alten ein Wasserfall in Tivoli, und an welchem Ort war derselbe? und zweytens: ist das jetzige Niveau des Flußbetts das alte, wie man jetzt glaubt, oder war dasselbe höher? Obgleich sich der Untersuchung so viele Dunkelheit entgegen stellt, daß sich nicht alles mit Gewißheit behaupten läßt, so kann doch

mit Hülfe der Spuren, welche sich theils in den alten Schriftstellern, theils in den Annalisten und Historiographen von Tivoli vorfinden, Einiges mit Sicherheit beantwortet und Anderes mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthet werden.

Daß in Tivoli zur Zeit der Alten ein Wasserfall war, ist außer allem Zweifel, indem es die Worte des Strabo [1]), welche heißen: „In Tivoli ist ein Tempel des Herkules und ein jäher Wassersturz (den man Catarakte heißt), welchen der schiffbare Fluß Anio macht, indem er sich von einer hohen Stelle in das tiefe Thal stürzt," klar aussprechen. Nicht weniger geht es aus Dionysius von Halicarnaß [2]), aus Horaz [3]) u. a. m. hervor. Allein über die Bestimmung der Stelle, wo derselbe war, bieten sich schon mehr Schwierigkeiten dar, und die Meynungen sind getheilter. Es haben mehrere gelehrte Schriftsteller darüber geschrieben, als da sind Porro Ligorio, Antonio del Re, der Pater Volpi u. a. m. Doch die beyden gelehrten und sachkundigen Antiquare von Tivoli, Stefano Cabral und Fausto del Re [4]), Beyde vom Orden der Jesuiten, haben zuerst die alten Substruktionen des alten Wasserfalls aufgefunden, sie genauer untersucht und seine Lage mit vielem Scharfsinn bestimmt. Die Hauptbeweisstelle findet sich unter andern in Statius [5]), der eine poetische Beschreibung der Villa des Vopiscus [6]) macht. Nach seiner Schilderung kann diese Villa an keiner andern Stelle gelegen haben als an den beyden Ufern des Anio, wo oben die Tempel der Vesta und Sibylle stehen, und auf dem Stück Land, welches ihnen gegenüber liegt. Auch findet man noch daselbst altes Mauerwerk, wovon noch mehr vorhanden war zu der Zeit des Porro Ligorio. Beyde Ufer waren nach Statius durch Brücken miteinander verbunden, deren Bogen eben Porro Ligorio noch gesehen, und das Wasser floß ruhig unter den Gewölben der Villa fort, vermehrte durch sein sanftes Geräusch die Annehmlichkeit derselben, und an ihrem Ende stürzte es sich dann mit Gewalt in das tiefe Thal hinab. Da nun noch hinzukommt, daß die Mauern jener erwähnten Substruktionen [7]) bey (Y) mit einer dicken Wasserkruste (Tartar) überzogen sind, und man gleich bey geringem Graben in den Gärten auf der entgegengesezten Seite auf Flußsand stößt, so ist kein Zweifel, daß jene alten Gewölbe (G), welche heut zu Tage porte lupo heißen, die Substruktionen des Wehrs sind, über welchem zu den Zeiten der Alten der Fluß seinen Hauptsturz machte. Der Fluß kann zwar vor und nach diesem noch mehrere kleinere Wasserfälle gebildet haben, was sogar dem Lokale nach sehr wahrscheinlich ist; allein derjenige Fall, von welchem die alten Schriftsteller oft reden, und der dem Anio den Beynamen des Jähen gegeben hat, ist gewiß an keiner andern Stelle gewesen als an der bezeichneten.

(Die Fortsetzung folgt.)

1) Strabo lib. 5.

2) Dionys. Halic. lib. 5. Antiq. Rom.

3) Horat. ad lib. 1. 7.

4) Stefano Cabral portoghese e Fausto del Re nuove ricerche di Tivoli Roma 1779.

5) Statius Sylo. lib. 1.

6) Manlius Vopiscus war von Geburt ein Tiburtiner, römischer Dichter und Konsul mit Aennius Hasta 114 n. Chr. Geb.; er war Günstling Domitians, von welchem er mit Schätzen überhäuft wurde. Antonio del Re Kap. 10.

7) Diese bestehen in überwölbten Gängen von 50 Palmen Länge, 12 Palmen Breite; es sind vier solche Wölbungen neben einander, die durch Mauern getheilt sind, und in die man steigen konnte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im Januar.

(Fortsetzung.)

Calderon läßt Semiramis dadurch zur Königin werden, daß Menon, der bey dem ersten Anblick für sie glühte, nun zum König eilt, um die Erlaubniß zur Verehlichung einzuholen, und bey dieser Gelegenheit dem Ninus ein solches Glanzbild von seiner Geliebten in Worten hinzeichnet, daß der edle König, jezt schon voll Liebe, ihn bittet, dieses Wunderkind der Schönheit nie vor sein Auge zu führen. Diesem Befehl, den Menon befolgt, leistet aber Semiramis Geschick nicht Gehorsam, sondern führt sie bey einer Jagd dem Könige als Lebensretterin entgegen. Nun geschieht die Umwandlung in die gedrohte Tyranney. Menon, der von seiner Liebe nicht lassen will, wird verstoßen, seiner Güter beraubt, geblendet. Aber welche interessante Verwicklungen und mannigfache Situationen stellen diesen einfachen Inhalt dar, wie vortrefflich ist das Verhältniß der Dankbarkeit unserer Heldin zu Menon und ihrer Neigung zum Thron, wie zart die stumme Liebe der Irene, einer Schwester des Ninus, zu Menon, wie lebendig die Umwandlung der Freundschaft des Königes zu seinem Feldherrn in die Willkür und Wildheit der Tyranney gezeichnet. Und womit ersezt uns Herr Raupach den Raub aller dieser Schönheiten? dadurch gewiß nicht, daß er die Schwester des Ninus dem Bruder unaufgefordert ihre Liebe zu Menon gestehen läßt, ein widerwärtiges Geständniß, da wir wissen, daß Menon sie nicht liebt; noch weniger aber dadurch, daß er den Ninus in Krieg verwickelt, um seine Heldin einen Felsen erklettern, und Pechkränze in Baktra werfen zu lassen, eine Bravour, die wir bey jedem Dragoner loben, und auch bey einer gottbegeisterten Jungfrau von Orleans, an welche sie erinnert schön finden werden, doch an der Raupach'schen Semiramis tadeln müssen, weil sie nichts als der Ausdruck einer ungezügelten Wildheit des Temperaments und eines Geistes ist, der nicht weiß, was er will, sondern nur überhaupt begehrt, und die Kraft hat zu erringen. Bey Calderon ist Semiramis nur in Vertheidigung ihrer Herrschaft tapfer, sie liefert außer ihrer Todesscene nur eine Schlacht, aber wie großartig zeigt sie sich da, während die Raupach'sche junge Wilde von Anfang an Kriegsdienste nimmt, und sich überall zwar als kühn, aber als eben so unbändig darstellt. Doch es scheint überhaupt als habe Herr Raupach sich vorgenommen, in allen Beziehungen das Gegentheil des Calderonischen Sinnes auszuführen. Denn in dem zweyten Drama Calderons, welches zwanzig Jahre später als das erste spielt, sehen wir Semiramis voll Freude in dem neu erbauten Babylon ein-

sam thronen, denn sie ist in der Zwischenzeit, um allein zu herrschen, Mitschuldige am Tode des Gatten geworden. Raupach läßt aber den Ninus in seinem dritten Akt noch leben, und ihn ungehalten über den Trop und den Männerwillen der Kriegerin den Entschluß fassen, sie zu ermorden. Nur ein Zufall rettet sie, indem Ninus selber, ohne es zu wissen, den Giftbecher leert, und todt dahin sinkt. Auch in diesem Akt erhalten wir von Semiramis nur die Anschauung eines klugen und tapfern Feldherrn, der, weil er den Krieg besser als andere versteht, sich auch das Recht des Befehlens anmaßt. Außerdem aber sehen wir den blinden Menon, der bey Calderon mit Ninus nicht wieder auf die Scene kommt, in der Gesellschaft der königlichen Liebhaberin wieder, die ihm als Knabe, um ihn zu führen, gefolgt ist, sich jezt als Weib entdeckt, und plötzlich zu seiner Gattin umwandelt. Diese uncalderonische Auferstehung des Menon zaubert uns Kotzebue und sein ganzes Zeitalter herbey. Und so ist denn nun auch in dem vierten und fünften Akt vom Original nicht die geringste Spur übrig geblieben. Wie schön entwickelt sich jezt dagegen im Calderon der Charakter der Königin, sie muß herrschen, ihre ganze Natur treibt sie dazu hin, sie kann ihrem Stolze nicht gebieten, und wo die Gewalt nicht ausreicht, muß die List ihr den Sieg verschaffen. Der ganze Streit mit Lidor bleibt bey Raupach natürlich weg, und so geht denn wieder eine Calderonische Hauptgestalt verloren, die hingestellt war, wie Menon, die Hinfälligkeit, den Wechsel des Glücks, der Macht und Hoheit auf's Ergreifendste zu beweisen. In jenem ersten Zuge, mit dessen Beendigung das Calderonische Stück beginnt, hatte Ninus diesen König von Lydien besiegt; flüchtend und voll Liebe für Irene, Ninus Schwester, der er nach der Schlacht unerkannt das Leben gerettet hatte, sah man ihn auftreten; der Magnet seiner Liebe zog ihn an Ninus Hof, wo er sich durch treues Dienen Gunst und Ehre, und zulezt die königliche Schwester und sein verlorenes Reich erwarb. Nach Ninus Tode belagert er nun Babylon, und verlangt von Semiramis, sie solle ihren Sohn Ninias, den sie in Ninive verborgen halte, auf den Thron Assyriens setzen. Bey dem Lärm der aufstürmenden Krieger sizt die Heldin ruhig bey Flötenklang am Putztisch; doch sezt sie den Helm auf die königliche Stirn, eilt hinaus, schlägt Lydors Heer, nimmt Lydor gefangen, kettet ihn als Wächterhund, da er geprahlt hatte, dem Ninus so treu als ein Hund gewesen zu seyn, an Babylons Thor, und vollendet dann das unterbrochene Geschäft ihres Putzes. Bey Herrn Raupach sizt sie statt dessen in dem eben erbauten Babylon, die unbestimmte Maßlosigkeit einer allgemeinen nimmersatten Herrschbegier schwellt ihre nie zufriedene Brust, ihr hat von einem König in Osten geträumt, der ihr Gemahl werden soll, und sie will nun nach Indien ziehen, den Traumgatten zu finden. Bey Calderon folgt unterdeß der schönste Theil des Gedichts. Ninias kehrt nämlich auf Semiramis Befehl nach Babylon zurück, das ganze Volk jauchzt ihm zu, ruft ihn zum König aus, und zum ersten Mal sieht sich die siegreiche Königin in ihrem Frauengemache einsam und machtlos. Aber Zwang kann ihre königliche Seele nicht erdulden; freywillig übergibt sie Krone und Scepter, und verbirgt sich für Keinen sichtbar im Innersten des Pallastes. So ist jezt plötzlich Alles im ganzen Reiche verändert, wer in Gunst gewesen war, fällt in Ungnade, und dieß wechselnde Loos alles Irdischen zeigt sich besonders im Geschick der beyden Brüder, Phrygus, des treuen Feldherrn der Semiramis, und Kyoas, der sogleich für Ninias stimmte. Auch Lydor wird befreyt, indeß Scenen der Liebe und Eifersucht, des Verschmähens und Begünstigens den einfachen Grundton des Stückes wieder auf's Mannigfachste in den verschiedensten Melodien erklingen lassen. Selbst Charo, der närrische Alte, wird nicht vergessen. Doch Semiramis findet in ihrem Frauengemache keine Ruhe, nur auf dem Gipfel der Macht und Herrschaft kann sie die Luft athmen, durch welche sie lebt, und so zwingt ihr Innres sie dem Sohne die Herrschaft, da sie Gewalt nicht gebrauchen kann, durch List und Entschlossenheit um jeden Preis wieder zu entreißen. Der Sohn gleicht der Mutter an Gestalt, Stimme und Gebärden. Darauf baut sie ihren Plan. Mit Hülfe ihres treuen Feldherrn überrascht sie den schlafenden Ninias, Phrygus schleppt ihn eilig im Schutze der Nacht in den Kerker, und am andern Morgen steht Semiramis unerkannt statt ihres Sohnes auf dem Thron. Welch neuer Wechsel! Wie wandelt sich alles kaum erst Gewandelte. Der befreyte Lydor muß zurück in die Fesseln, der begünstigte Feldherr des Ninias muß dem treuen Phrygus, seinem Bruder, weichen, und alle staunen über den plötzlichen Muth, den Ernst, die Kraft des kaum noch zaghaften, bittern, schwachen Ninias. Doch Muth und Kraft sind auch jezt erforderlich, denn Lydors Sohn zieht heran, den Vater zu befreyen. Voll Siegeshoffnung eilt ihm Semiramis entgegen, aber ihr Schicksal ist vollbracht, die Schuld ihrer Herrschsucht rächt sich an ihr, sie wird besiegt, verwundet, und sterbend sieht das Auge ihres Geistes den gemordeten Gatten, den geblendeten Menon, den gefesselten Sohn. Sie stürzt vom Gipfel ihrer Hoheit mit dem Bewußtseyn, daß dieser Tod die Rache für Ninus Tod und Ninias Kerker sey. — Von dergleichen Schuld hat sie denn freylich Herr Raupach befreyt, denn er läßt Ninias den Stiefsohn der Semiramis seyn, und von den Satrapen zum Herrscher ausgerufen werden. Da sie zum Widerstande zu schwach ist, müssen ihre Getreuen Frieden und Versöhnung heucheln, verkleidet eilt sie mit ihnen in das Lager des Stiefsohns, doch in nächtlicher Weile läßt sie es anzünden, besiegt das feindliche Heer, fängt die aufrührerischen Satrapen, daß Ninias kaum mit seinem alten Lehrer zu entfliehen Zeit hat. Siegend zieht sie nun nach Indien. Aber Ninias findet unterdessen Menon und seine Gattin, alle drey glauben sich von der Königin tödtlich beleidigt, Menon, der Geblendete, der bey Calderon vor Schmerz und Verzweiflung stirbt, stellt sich an die Spize des Heers, alle ziehen nach dem Indus, wo Semiramis von den Friedensvorschlägen und weisen Mahnungen, Ahnungen und Weissagungen des Inderkönigs nichts wissen will, sondern die Schlacht beginnt, und nun, von zweyen Heeren bedrängt, besiegt wird, fliehend, den Indus durchschwimmt, und verwundet, aber verklärt durch die Hoffnung, jezt sich mit dem hellichen Könige ihres Traumes zu vereinen, langsam hinstirbt.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 36.
Wehmuth.

Charade.

Freund! nütze wohl die Ersten deines Lebens,
Denn sie entfliehn gleich einem Augenblick,
Und sind sie fort, so rufst du sie vergebens
Dir wiederum zurück.

O trachte nicht nach eitlen Erden Freuden,
An ird'sche Güter hänge nicht dein Herz,
Denn ach! sie gleichen nur zu sehr dem Zweyten.
Auf Freud folgt Leid, das Glück verdrängt der Schmerz.

Kennst du ihn wohl, vor dem die Thoren beben?
Der weise Mann verachtet ihn.
Er leitet dich zu einem bessern Leben,
Und mahnend hält er dir das Ganze hin.

F. R.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 43.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 19. Februar 1827.

Dort, an das ſchlechtverwahrte Gitter
Hatt' ich mein Ohr gepreßt, und gierig ſog es
Des Ritters leiſe Flüſterworte ein:
O Malcolm! ich vernehm ein ſchrecklich Wort.
Ein Wort — daß mir das Blut in allen Adern
Zu Eis gerann, und dann in beſt'ger Angſt
Wie glühend Eiſen nach dem Herzen ſtürzte.

Der Erbe von Mac Allan, IV. 5.

Reiſeabenteuer,

erzählt von Muſſet Pathay.

Unter die vielen Dinge, die ſeit einer Reihe Jahren verändert worden ſind, gehören die ſogenannten Diligencen — und dieſe ſind es zu ihrem Vortheil. Sie beſtehen jezt in drey großen, luftigen Abtheilungen; die erſte heißt das Coupé, weil ſie die Geſtalt der Wagen dieſes Namens hat, die dritte nennt man Rotonde. Mitten inne befindet ſich der ehemalige Kutſchkaſten, der keine Veränderung erlitten hat. In dieſem nahm ich meinen Platz; das Coupé war von drey jungen Leuten beſezt, und zwey Männer ſtiegen in die Rotonde — ein junger und ein alter, der ſehr verdrießlich ſchien, daß ſich Jemand im Kutſchkaſten befinde, und der, um mit ſeinem Gefährten allein zu ſeyn, bezahlte er die übrigen Plätze. Ich bin gewohnt, die Gegenſtände um mich her zu unterſuchen, und ſo entdeckte ich bald, daß von dem Kutſchkaſten aus Oeffnungen, durch bewegliche Kiſſen bedeckt, ſowohl in das Coupé als in die Rotonde gingen. Die Fenſter dieſer lezten waren herunter gelaſſen, der Mond ſchien hell, und der junge Mann, der hinein geſtiegen war, ſaß ſo, daß ich ſein Geſicht vollkommen erkennen konnte. Später erfuhr ich, daß er Almire von Tivrac heiße und ſich mit dem Marquis, ſeinem Vater, nach einem Landgut in der Gegend von Chartres begebe, welches der Leztere vor Kurzem gekauft hatte. Den Vater konnte ich, da er im Schatten ſaß, nicht unterſcheiden; doch alles, was er ſprach, ward mir, wenn der Wagen ſtille ſtand, deutlich, und der Inhalt ſeiner Reden ſchien mir ſo anziehend, daß ich ſehr wünſchte, oftmals Gelegenheit zum Zuhören zu haben. Der Zufall diente mir, denn indem wir durch eine abhängige Schlucht fuhren, lief das eine Vorderrad ab, der fortrollende Wagen ging darüber und mußte nun angehalten werden, bis das ganz zerbrochene Rad wieder hergeſtellt war. So hörte ich folgende Unterredung, die ich gleich nach meiner Ankunft in Chartres zu Papier brachte.

Der Vater begann nach einigem Schweigen: „In dem Stand, in dem du geboren biſt, iſt es unſer Beruf, die Menſchen und die Dinge zu Nutzen zu ziehen; dem zufolge muß man in die Werkſtatt eintreten, wo man zu dieſem Zwecke am vortheilhafteſten arbeitet.“ Der Sohn antwortete erſtaunt: „Was iſt das für eine Werkſtatt und wo iſt ſie, mein Vater?“ — Der Vater: „Wenn man eingeweiht iſt, allenthalben. Wenn ich dich beſſer geſtimmt ſehe, mich anzuhören, mir zu folgen, werde ich dir andeuten . . .“ — Der Sohn. „Vater, fordern Sie, was meinem Gewiſſen nicht widerſtreitet, und Sie werden ſich von meinem Gehorſam überzeugen.“ — Vater. „Undankbarer Menſch! doch es iſt meine Schuld. Warum ließ ich dich ſo ſorgfältig erziehen. . . .“ — Der Sohn. „Das iſt eine Wohlthat, die ich ganz zu ſchätzen weiß, für die ich nicht genug danken kann.“ — Vater. „Und die mich vor Verdruß noch umbringen wird!“ — Sohn. „O mein Vater!“ — Vater. „Schweige!“ Hier erfolgte eine Pauſe; nach einer Weile begann der Mar-

quis von Neuem: „Uebrigens kommt alles auf die Wahl an: willst du das Glück deiner Familie, die Beförderung deines Vaters, oder seinen Untergang, seine Schmach?“ — Sohn. „Großer Gott, welche Frage!“ — Vater. „Die Maßregeln sind so geschickt genommen, daß wir keine Wahl haben. Ich bin zu weit gegangen, um innezuhalten, um dir einen Ausweg zu lassen, als indem ich dich ihrem grausamen Gericht überlasse; ich muß mich mit dir opfern oder dein Henker werden.“ Des Mannes Stimme war bey diesen Worten kraftvoll und rührend; sie stimmte mit dem Uebrigen nicht überein; sie schien ein Schrey der Natur, der sogleich unterdrückt ward. „Höre mich, fuhr er fort, ich lege dir keine Verschwiegenheit auf, dein Vortheil verbürgt sie mir. Eine geheime, aber verbriefte Gesellschaft hat sich seit langer Zeit gebildet; sie hat nur Einen Zweck, alle ihre Mitglieder streben unaufhörlich diesem zu. Jeder Einzelne denkt darauf, es ist sein Sinnen bey Tag, sein Traum bey der Nacht, und diese Gesellschaft umgibt Alles wie ein Netz; sie hat die Welt in drey Klassen getheilt, in Agenten, Werkzeuge, Schlachtopfer: die erste läßt die zweyte ihren Einfluß fühlen, und diese übt den übrigen ebenfalls, allein ohne zu wissen wozu, denn sie kennt das Geheimniß nicht; deßhalb handelt sie in Treu und Glauben, ist deßhalb weniger verdorben wie die erste, aber darum gefährlicher, denn da sie überzeugt ist, hat sie die Fähigkeit, andere zu überreden; die erste zieht die zweyte unmittelbar zum Nutzen und vermittelst ihrer die dritte.“ — Hier sah ich, wie Almire mit einem Ausdruck von Abscheu und Schrecken seinem Vater näher rückte; dem Vater entging das nicht, er schien sich an seiner Unruhe zu weiden und nahm erst nach einer langen Pause wieder das Wort: „Denke dir ein über alle Einwohner unsers Landes verbreitetes Netz; hier hängt es schlaff und wehend, dort straffer und gespannter, an einem dritten Ort auch drückend und schwer, so daß die Köpfe frey und aufrecht, oder bey jeder Bewegung gestört, oder ganz eingezwängt sind — je nachdem das Netz mehr oder weniger gespannt ist; doch kein einziger entgeht ihm ganz, und je williger man sich unter ihm bückt, je weniger fühlt man's. Dieses ist die Aufgabe der Obern; täglich werden die Schlingen dieses Netzes vermehrt; man kann sein Daseyn eben so wenig läugnen als seinem Drucke entgehen. Denen, die es flechten, sind die Ehrenstellen, der Reichthum, alle Güter der Erde vorbehalten.“ — Almire hörte zu, stumm, niedergeschlagen, schwerathmend als drücke ihn der Alp.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bericht über die neuesten Ueberschwemmungen des Anio bey Tivoli ꝛc.

(Fortsetzung.)

In der lezten Hälfte des ersten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung, oder unter der Herrschaft des Domitians, kann also mit Sicherheit angenommen werden, daß der Wasserfall des Anio an der alten besagten Stelle sich befand. Es bliebe daher noch die Beantwortung der zweyten Frage übrig, wann der Anio sein Flußbett tiefer gelegt habe, was eigentlich die Veränderung des Wasserfalls nach sich zog, ungefähr gerade so, wie es bey der jetzigen Ueberschwemmung geschehen, indem der Fluß, statt oben über den Gewölben zu laufen, anfing, unten durch sie zu gehen. Hierüber läßt sich, aus Mangel an Beweisstellen, nichts Bestimmtes festsetzen, indem bey keinem Schriftsteller davon Erwähnung geschieht. Vermuthen läßt sich aber, daß schon zu der Zeit Plinius des jüngern, welcher ein Zeitgenosse des Vopiscus und Statius gewesen seyn kann, der Fluß eine Veränderung erlitten habe, indem die Beschreibung, welche Plinius *) von einer Ueberschwemmung des Anio macht, es kaum anders denken läßt. Wer nicht Augenzeuge der jetzigen Verwüstung war, könnte leicht bey der Kleinheit des Anio auf den Gedanken kommen, als hätte dieser Schriftsteller die Sache etwas übertrieben; allein dieß fällt gänzlich weg, wenn man die jetzige Lage der Dinge gesehen hat. Da diese Schilderung so ganz auf den jetzigen Fall paßt, so setze ich sie in der Uebersetzung (nach Schäfer) hierher. „Ist bey Euch (an „Macrinus) auch so unfreundliches und stürmisches Wetter? Bey uns hören die Stürme nicht auf, und eine „Ueberschwemmung kommt auf die andere. Die Tiber ist „ausgetreten und strömt nun hoch über ihre niedrigen Gestade hinweg. So viel Wasser ihr auch der Kanal abgenommen hat, den wir der unbegränzten Vorsorge unsers „Kaisers verdanken, so bedeckt sie doch die Thäler, überschwemmt die Felder, und wo flaches Boden ist, sieht „man statt des Bodens nur sie. Strömen, die sie sonst „aufnimmt und mit sich fortführt, stemmt sie sich daher „jezt gleichsam entgegen und bedeckt auf diese Art Gegenden, wohin sie selbst nicht kommt, mit fremden Gewässern. „Der Anio, dieser so anmuthige Fluß, und den die anliegenden Villen durch ihre einladenden Reize gleichsam „zu seinem Bett erhielten, hat das Lustgehölze, das ihn „beschattet, großentheils niedergerissen und mit sich fortgerafft, hat Berge untergraben, und da er durch den herabstürzenden Schutt an mehreren Orten gesperret, seine „verlorne Bahn wieder suchte, Häuser umgestürzt und sich „mit Gewalt über ihre Trümmer erhoben.“

„Die Bewohner höherer Gegenden, die also dieses Unglück nicht traf, sehen hier Geräthschaften und kostbare „Meubeln von Reichen, dort Feldgeräthe, hier Rinder, „Pflüge und Ackerleute, dort ganze Heerden von lorgemachtem, ledigem Vieh und mitunter auch Baumstämme „oder Gebälke von Villen in buntem Gemische weithin umhertreiben.“ Aber auch solche Orte, zu denen der Fluß „nicht hinanstieg, blieben von diesem Jammer nicht frey. „Denn statt des Flusses hatten sie die anhaltenden Regen-

*) Plinius lib. 6. Epist. 19.

„güsse und Wirbelwinde, die aus den Wolken herabstürz„ten, die Werke, mit denen die schönsten Ländereyen ein„gefaßt waren, zerstörten und Denkmäler erschütterten, ja „sogar niederschmetterten. Und bey diesem Einstürzen „wurde dann eine Menge von Menschen verstümmelt, ver„schüttet, zerquetscht, und so der Schaden noch durch „Trauerfälle vermehrt."

Diese Verheerung, welche die jetzige allerdings noch übertrifft, muß wohl große Veränderungen im Laufe des Flusses hervorgebracht haben und hat auch vielleicht die Veränderung des Orts des Wasserfalles bewirkt. Nimmt man aber an, daß dieses nicht stattfand, weil in den spätern römischen Schriftstellern etwa keine Erwähnung davon geschieht, und daß durch die Sorgfalt der folgenden Kaiser, wo man kein großes Unternehmen scheute, und beträchtliche Arbeiten auf ihre Winke mit Leichtigkeit ausführte, alles in seinem alten Zustande wieder hergestellt worden sey, so mag doch dadurch der erste Grund zur Veränderung der Stelle des großen Wasserfalls gelegt worden seyn, und dessen gänzliche Zerstörung ließe sich dann mit größerer Wahrscheinlichkeit zwischen dem ersten und sechsten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung annehmen, da, wie sich aus dem Folgenden ergibt, in jenem Zeitraum eine große Ueberschwemmung vorgefallen seyn muß, und da noch, besonders in jenen Zeiten der Unruhen und der Verwüstung, das einmal Verfallene sich selbst überlassen und auf seine Wiederherstellung, vorzüglich wann sie mit beschwerlichen und kostspieligen Arbeiten verknüpft war, wenig Rücksicht genommen wurde. Da in den Zeiten des heiligen Benedikts, nämlich im Anfang des sechsten Jahrhunderts, von den oben angeführten drey Simbrivinischen Seen nur einer existirte, wie aus dem Leben dieses Heiligen, von Gregor dem Großen beschrieben, hervorgeht, so läßt sich wohl daraus folgern, daß, wenn eine Ueberschwemmung jene Dämme, Substruktionen und Arbeiten, welche die Macht der römischen Kaiser um und bey diesen Seen gegründet hat, zerstören konnte, welche die Schwäche der folgenden Zeiten nicht mehr wiederherzustellen vermochte, auch wohl der Fluß seinen Lauf und Bett dabey bedeutend verändert und der Wasserfall da erst aufgehört habe auf seiner alten Stelle zu seyn. Es können bey dieser Ueberschwemmung, die alle vorhergehenden übertroffen haben muß, abgerissene Felsenstücke an den Ort des gegenwärtigen Wasserfalls von der reißenden Gewalt des Flusses gebracht worden seyn, wodurch sich dann von selbst ein natürlicher Fall bildete, welchem man später durch Mauerwerk nachgeholfen hat.

Welche Schicksale der Anio von dieser Zeit an bis zum fünfzehnten Jahrhundert erlitten, ist weder zu bestimmen noch zu muthmaßen, indem nirgends Erwähnung davon geschieht *). Vom Jahr 1432 findet sich blos angemerkt, daß unter Eugen IV. eine schreckliche Ueberschwemmung in Tivoli durch den Aniofluß verursacht worden sey, welche gewaltigen Schaden angerichtet haben, zu dessen Wiederherstellung der öffentliche Schatz genöthigt gewesen, ungeheure Kosten aufzuwenden.

Ferner im Jahr 1489 hatte unter Innocenz VIII. eine Ueberschwemmung bey dem Wehr des Wasserfalls außerordentlichen Schaden verursacht, so daß, wenn man nicht schleunige Hülfe geleistet hätte, die Fabrikanten beträchtlichen Verlust dadurch erlitten haben würden. Der gute Papst, durch dieses Unglück gerührt, verordnete sogleich eine Beysteuer von 400 Dukaten. Da aber durch diese Umstände der öffentliche Schatz sehr erschöpft war, so erließ er noch der Stadt auf zwey Jahre eine jährliche Abgabe, die sie zu entrichten hatte.

Es war also schon um diese Zeit der Wasserfall gewiß an der jetzigen Stelle, so wie auch die Kanäle, welche schon damals das Wasser zu den Gewerbsgebäuden in die Stadt leiteten. Auch geht dieß deutlich aus Gobellinus *) hervor, der eine Schilderung von dem damaligen Zustande von Tivoli und seinem Territorium macht, und darin sagt, daß ein Theil des Wassers vom Anio in die Stadt geleitet sey, zum Gebrauch der Fontainen, Mühlen und anderer Gewerke, was der Stadt eine große Zierde verleihe.

(Der Beschluß folgt.)

*) Durch den Brand, der, als Bourbon nach Rom zog, unter Clemens VII. das Archiv von Tivoli vernichtete, ist die Geschichte der Ueberschwemmungen des Anioflusses bis zu jenem Zeitraum unterbrochen.

*) Joan. Gobellinus Com. Pii. II. lib. 5. pag. 138.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im Januar.

(Beschluß.)

Daß aber Menon, an dessen Blendung sie nur die Schuld hatte, daß sie, ohne es zu wollen, von ihm geliebt wurde, und also unschuldig war, gerade die Ursache ihres Unterganges wird, und zu diesem Zwecke durch drey Akte das langweiligste, undramatische blinde Leben fristet, mag Herr Raupach selber verantworten, wir können nur damit schließen, daß wir zwar nie berechtigt waren, von dem Bearbeiter, wenn er verändern wollte, ein eben so vollendetes Drama zu erwarten, wie es in ihrer spanischen Sphäre, die Tochter der Luft, ist, daß wir aber von ihm als Dichter verlangen konnten, daß er die Schönheiten eines Dichterwerks fühlte, und nicht, um sich im eigenen Werke zu koquettiren, das ihm fremd gebliebene Fremde zerstörte. Denn wenn Herr Raupach vom Publikum fordert, mit ihm nach Rußland zu ziehen und sich an den Kollisionen des Herrn und Knechts zu befriedigen, oder sich für türkische Interessen zu interessiren, so liegt uns wenigstens das westliche Spanien eben so nah als jener Osten, und wenn wir einmal aus der Gegenwart unserer eigenen Welt herausgehen sollen, um uns theoretisch in den Geist einer uns fernen Weltanschauung zu vertiefen, so wird dem

Kunstgeiste dennoch Calderons Semiramis ewig verwandter bleiben als Raupachs Raphaele und Olga, und daß er jene hohe Tochter der Luft, um sie uns näher zu bringen, zu seinem eigenen Kinde machte, ist eine Adoption, gegen welche die Kritik sich auflehnen muß, weil dadurch gerade nur verhindert worden, was zu erreichen war, und erreicht, was hätte verhindert werden müssen.

Ehe ich nun meinen Bericht schließe, erlauben Sie mir Ihnen auch einiges Musikalisches mitzutheilen. Vor einigen Tagen wurde, nachdem sie mehrere Jahre geruht hatte, Dido, große Oper in drey Aufzügen, vom Musikdirektor Bernhard Klein, auf Veranlassung seiner königlichen Hoheit des Kronprinzen, wieder auf die Bühne gebracht. Leider hat der Dichter den Komponisten im Stich gelassen, und statt eines in sich gerundeten und begründeten Ganzen finden wir mancherley Szenenfragmente zufällig an einander gereiht. Dadurch geht alles Interesse verloren, indem sich im Stücke auch nicht der geringste Fortgang zeigt. Aeneas weiß von Anfang an, daß er von Carthago nach Rom muß; Selene, Didos Schwester, von Anfang an, daß sie den Aeneas, aber Aeneas sie nicht wieder liebt, und nur Jarbas bringt einen Schein von Bewegung hinein, indem er auftritt und sagt, daß er Dido liebe, als Gesandter ihre Hand fordert, und da sie ihm abgeschlagen wird, sich als Jarbas entdeckt, Krieg erklärt, doch von Aeneas besiegt, im dritten Akte stirbt. Weil diese ganze Bewegung aber von Jarbas ausgeht, für den sich auf diese Weise, wie er erscheint, kein Mensch auch mit dem besten Willen interessiren kann, bringt sie auch keine Theilnahme hervor, und geht spurlos vorüber. Dann steigt des alten Anchises Schatten aus der Erde, und mahnt den Sohn. Käme diese Mahnung zum ersten Mal, und wäre Aeneas nicht schon durch das ganze Stück der stete, unglückselige Selbstmahner gewesen, dann könnte wohl eine solche väterliche Erscheinung der Paukendonner seyn, der Rinalden aufschreckt. Doch wir wollen nicht an Armida erinnern, denn diese Erinnerung deckt alles Mangelhafte der Dido auf. Es ist eine große Einsicht der Franzosen, bey jeder Oper zunächst nach dem Inhalte zu fragen, denn was der Komponist auch thun möge, er kann ein neu an und für sich interesseloses Gegenstand nicht beleben. Wie schön sind in dieser Kleinschen Dido nicht alle Recitative, in denen sich die königliche Hoheit, die Unerschrockenheit, die Macht der Herrscherin ausspricht, sie erinnern an das Beste einer längst vergangenen Zeit, aber was helfen einzelne Momente, wenn sie nur Blitze sind, welche augenblicklich erst recht zeigen, was man in den anderen Stunden der Dunkelheit entbehrt. Man wird in keiner Scene heimisch, weil keine durchgeführt ist; von keinem Zustande erhält man den vollen Eindruck, weil alle Zustände zufällig einander folgen. Auch der Todesseufzer: „Aeneas." mit welchem Dido endet, scheint uns zwar neu, aber unmusikalisch. Denn die Musik kann nicht mit einer Dissonanz schließen, ohne sie vollkommen aufzulösen. Solch ein Todesseufzer ist aber im Inhalt eine unaufgelöste Dissonanz, ein festgehaltener Schmerz, ein großer Septimen- oder ein Nonenaccord, der, wenn er sich in der musikalischen Darstellung auflösen muß, den Inhalt und musikalischen Ausdruck aus einander treten läßt. Zwar kann die Musik, trotz einer Auflösung, dennoch sehnsüchtig und dadurch unbefriedigt schließen, doch wenn bey der Auflösung, wie es in der Kleinschen Dido der Fall ist, doch noch der Nachdruck auf den Klang der unbefriedigten Sehnsucht, und auf diese Weise auf das Nichtaufgelöste und Ruhelose gelegt wird, so ist dieß eine musikalische Marter für das Gemüth, die freylich neu, aber raffinirt ist, und dem ganzen früheren Charakter der Dido'schen Majestät widerspricht. Denn Dido verwandelt sich dadurch in ihre Schwester Selene, welche im ganzen Stück im Mondenschimmer solcher ruhelosen Sehnsucht umhergeht. — Die Darstellung war von Seiten der Madame Milder, für deren königliche Stimme der Komponist die Parthie der Dido geschrieben hat, vollendet gelungen, und Herr Bader und Madame Schulz bereicherten sich, wenigstens durch ihre Schuld nicht solcher Geliebten und solcher Schwester unwürdig zu erscheinen. — Die Zelter'sche Singakademie hat jezt ihr neues Lokal, das sie, um nicht nomadisch umherziehen zu müssen, mit vielen Kosten sich hat erbauen lassen, am Anfange dieses Jahres eingeweiht. Das neuerrichtete Gebäude steht zwischen dem Universitätsgarten und dem Lokal des königlichen Finanzministeriums, und gewährt den unerfreulichen Anblick schön und antik seyn zu sollen, und doch die Schönheit in den Dienst der Nüzlichkeit zu bringen und zu zerstören. Es sieht von allen Seiten aus als habe der Baumeister ein schönes Werk ausführen wollen, aber als seyen Küche und Keller überall hindernd dazwischen getreten. — Der große, geschmackvolle innere Saal soll auch an fremde Konzertgeber vermiethet werden. — Für die nächsten Tage hat der berühmte Klavierspieler Ries, der früher in London, doch seit zwey Jahren am Rhein auf einem ihm zugehörigen Landgute lebt, ein Konzert angekündigt, und man glaubt sogar, daß er vielleicht die Stelle eines zweyten Kapellmeisters gern übernehmen würde, welche bisher Herr Seidel versah.

Wie reich wir an neuen Berliner Tagesblättern geworden sind, wenn dieß nicht vielleicht gerade Armuth beweist, werden Sie wohl erfahren haben. Doch die angekündigte Narrenzeitung hat keine Narren, und der Saphirsche Kourier, welcher schon am Morgen zu lesen geben sollte, was am Abend vorher geschehen sey, bisher keinen Censor gefunden, der Nachts dieser Berichte wegen wach bleiben wollte. Dagegen trabt die „Schnellpost" in ihrem zweyten Jahrgang fort, wenn auch mit verändertem Verleger, anderem Publikum, neuen Mitarbeitern, alten Witzen und schlechterem Papier. Der Gesellschafter wird in gute Gesellschaft noch mitgebeten, weil es doch nun einmal ein alter Bekannter ist, der seine Visiten richtig abstattet, und über eine bequeme Mittelmäßigkeit selten hinaus geht. Wenn aber das neue Berliner Konversationsblatt das Versprechen hält, das es im Vorwort gibt, so möchte es sich wohl konversirend konserviren. Nur scheint uns das Unternehmen des Herrn Verlegers, durch seine beyden Redaktoren Disparates vereinen zu wollen, nichts als ein neuer Versuch Wasser und Oehl zusammenzurühren. Von der neuen Societät für wissenschaftliche Kritik hört man vielerley in mancherley Sinne sprechen. Die Einen loben, daß man endlich den Einfall habe ein Buchgericht zu versammeln, welches vollständig besezt ist, um so dem türkischen Gerichte der Jenaer oder Hallischen Cadis zu entgehen; die Anderen halten diese Cadis für englische Richter, und tadeln die Anmaßung der Societät, den Kassationshof in Büchersachen machen zu wollen. So viel ist gewiß, daß, wenn für den Anfang die Neugier dem Unternehmen günstig ist, die Namen der Mitarbeiter demselben auch für die Folge Festigkeit und Dauer versprechen. Die Wolke, welche nemlich ein Furchtsamer ohne die Göttin umarmt hat, trug wesentlich dazu bey, mit ihrem Wasser die schon an sich rege Neugier frisch zu erhalten. Freylich der Schuz, den bisher deutsche Mittelmäßigkeit gefunden hat, dürfte hier schwerlich gewährt werden, und in diesem Sinne sich allerdings der große Mitschreyers-Konvent in die gefürchtete Monarchie verwandeln. Daß die Charte dieser neuen Monarchie geheim gehalten wird, soll ihr zum Vorwurf dienen; wenn aber je haben Engländer und Franzosen ihre Gesetze für Ausländer publicirt?

Beylage: Kunstblatt Nr. 15.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 44.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 20. Februar 1827.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen —
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Schiller.

Bericht über die neuesten Ueberschwemmungen des Anio bey Tivoli ꝛc.

(Beschluß.)

Eine andere Ueberschwemmung fand statt im Jahre 1530, als Marc'Antonio Croce Bischof von Tivoli war, und sich um diese Stadt viele Verdienste erwarb. Er begleitete den Papst Clemens VII. nach Bologna, um daselbst Kaiser Karl V. zu krönen, und als er wieder von dort zurückkam, fiel im Herbst desselben Jahrs eine starke Ueberschwemmung der Tiber und darauf des Anio vor. Die Menge seiner Gewässer war so groß, daß mittelst ihres Ungestüms und der Last die Mauern des Wasserfalls so beschädigt wurden, daß, nachdem wie gewöhnlich das Flußbett sich erniedrigt hatte, die Wasser nicht mehr nach ihrer künstlichen Weise liefen, und die Gewerbsgebäude unthätig wurden. Um diesen verderblichen Schaden wieder herzustellen, war nöthig, große Kasten von Holz zu bauen, welche mit Erde und Faschinen angefüllt wurden, und man mußte mehrere Häuser, welche sich nahe an dem Wasserfall befanden, zerstören. Hierzu war die Summe von 2000 Scudi erforderlich, und im künftigen Jahr 1531 wurde die Arbeit, Dank dem Eifer des Magistrats und der Vorsorge des Bischofs Croce, vollendet *).

Folgendes findet sich bey demselben Annalisten im Jahr 1564 angemerkt: in diesem Jahre wurde unsere Stadt wieder dem Unglück Preis gegeben, welches durch das Austreten des Anio entsteht. Entweder im Frühjahr, welches dem Tode des Bischofs Croce vorranging, oder wahrscheinlicher im nächsten Herbst, hatten die anhaltenden Regen ein starkes Wachsen dieses Flusses verursacht. Dieses zerstörte die Substruktionen des Wasserfalls, so daß, nachdem das Flußbett seinen natürlichen Fall verloren hatte, die Gewerbsgebäude zum größten Nachtheil der Stadt unthätig verblieben. Der Eifer des Kardinals von Ferrara *), welcher nach dem Tode Pauls III. in seine Statthalterschaft über Tivoli wieder eingesezt wurde; die Thätigkeit des Magistrats und die Freygebigkeit des regierenden Papstes Pius IV., welcher eine Beysteuer von 700 Scudi gab, machten, daß die Ausbesserung mit der größten Schnelligkeit zu Stande gebracht und in kurzer Zeit jeder Schaden wieder hergestellt wurde.

Im Jahr 1590 wurde Tivoli abermals von einer Ueberschwemmung und von vielem andern Unglück heimgesucht. Die Stadt litt durch Hungersnoth und Krankheit, und die Felder wurden verheert durch Hagel, Eis und Schnee. Orazio Sedastiani, vielleicht der beste Bürger seines Zeitalters, sowohl durch patriotischen Eifer als durch Talente, schildert die damalige betrübte Lage der Stadt in einer Rede, welche er den 18ten Sept. zu Tivoli in einer Munizipal-

*) Carlo Ansaloni Manse. im Hause der Mission in Tivoli.

*) Hippolyt von Este regierte eine Zeit lang Tivoli unumschränkt und that viel für die Stadt, er erbaute die schöne Villa d'Este.

verſammlung hielt, und worin er theils die Mittel vorſchlägt, um dem Elend des Vaterlandes abzuhelfen, theils die edeln Vorzüge und das ſchöne Benehmen des Vicenzo Giuſtiniani, damaligen Governatore von Tivoli, in ſo kritiſchen Umſtänden beſchreibt. Ich ſetze aus dieſer vortrefflichen Rede dasjenige hierher, was zweckdienlich iſt. Dieſelbe fängt alſo an: „Unſere Stadt, meine verehrten Mitbürger, iſt gebeugt von einer Reihe verderblicher Unglücksfälle, die ſie überwältigt haben. Wir haben ſtarke Mauern niederſtürzen und die Subſtruktionen des Fluſſes auseinander reißen ſehen.“ Indem er nun fortfährt das Unglück zu ſchildern, und dann die Mittel zu deſſen Abhelfung vorſchlägt, kommt er auf die Verdienſte des genannten Giuſtiniani, wo es unter andern heißt: „Und in der That, wer von uns weiß und ſieht nicht, wie groß ſeine Thätigkeit iſt, damit das Dammwerk des Fluſſes beendigt werde, wie er täglich die Unternehmer dieſer Arbeit bewacht, wie er genaue Rechnung hält über die dazu beſtimmten Summen, und wie er alles Nöthige vorher ſieht und beſorgt *).“

Endlich kommen wir dann auf die lezte Ueberſchwemmung, welche im Jahr 1593 vorfiel. In dieſem Jahre, heißt es in Crocchiante **), kam zu anderm Unglück noch das von einer großen Ueberſchwemmung hinzu. Es wuchs der Schaden noch mehr durch den Bruch des Wehrs am Waſſerfall, und es vermehrte ſich deßhalb die Schwierigkeit, denſelben zu beſeitigen. Während ſich indeſſen die Stadt wegen dieſes Unglücks in dem betrübteſten Zuſtand befand, hatte ſich in der Nacht vom 18ten Auguſt deſſelben Jahrs, welche dem Feſte des heiligen Hyacinths vorherging, ein übermäßig großes Felsſtück umgeſtürzt und ſich auf der zerſtörten Subſtruktion ſo feſt eingefugt, daß der Fluß ſeinen natürlichen Lauf wieder annahm, und die Waſſer, welche wieder in die Kanäle gingen, gaben den Gewerbsgebäuden von Neuem ihre frühere Thätigkeit. Das Volk war der Ueberzeugung, daß das unvermuthete Herabſtürzen dieſes großen Steines durch die kräftige Dazwiſchenkunft jenes Heiligen bewirkt worden ſey, indem man vorher um deſſen Hülfe gefleht hatte. Um ſich erkenntlich gegen denſelben zu zeigen, erklärte ihn das Volk daher von damals an zum Mitbeſchützer der Stadt, und zum Andenken an dieſes erfreuliche Ereigniß hat es ſtets jedes Jahr in der Kirche der Dominikaner ein feyerliches Feſt gehalten. Da dieſer herabgefallene Stein nun den Reparationen zum Fundament diente, ſo wurden dieſe in demſelben Jahre vollendet, und die Erinnerung daran ward durch eine paſſende Inſchrift verewigt, welche man nach vollbrachter Arbeit ſezte.

Ich füge dieſelbe hier bey, ſie war bis jezt am Ufer in einer Kapelle, worin das Bild der heiligen Jungfrau und das des heil. Hyacinths ſich befand.

D. O. M.

Joannes Maria Cocanarius Caput Militiae Caesar De Caesaris Horatius Canaule Marius Bonfilius Civitatis Tiburtinae Priores Molem Hanc Ad Anienis Impetum Reprimendum A Thoma Crucio Capito Militiae Hercule Ciaccia Laurentio Quagliolino Flavio Bernardello Prioribus A. D. MDXCII Communi Civium Aere Atque Opera A Fundamentis Inceptum In Publicum Commodum Perfecerunt A. D. MDXCIII Pontificatus D. N. Clementis Papae VIII. Anno Secundo Huius vero Civitatis Antistite Jo Andrea Crucio et Jo Francisco Ripano Gubernatore.

Dieſes Wehr wurde unter der Leitung des berühmten Baumeiſters Fontana gemacht, und hat allerdings lange gehalten, und würde wohl gewiß noch länger gehalten haben, wenn man nicht die oben angeführte Nachläſſigkeit begangen hätte. Allein trotz dieſem iſt ſeine Anordnung nicht ganz zu loben, indem daſſelbe gerade auf der Seite, wo es durchgebrochen iſt, an das lockere Ufer hingebaut iſt, ſtatt daß es ſich an den nicht fern davon ſtehenden Felſen hätte anlehnen können, oder wenigſtens ein Stück in's Ufer hinein hätte verlängert werden müſſen. Doch würde es jezt ſchwerlich noch ſo gut gemacht werden, indem alles, was gegenwärtig hier gebaut wird, trotz des vortrefflichen Baumaterials, nur ſehr kurze Zeit dauert, und Vieles zuſammenfällt, was kaum fertig geworden iſt.

Aus allem dieſem geht daher hervor, daß ſich von dem Flußbett nicht behaupten läßt, daß es das alte ſey, indem daſſelbe bald hoch, bald niedrig ſtand. Doch möchte es in der lezten Zeit höher als je geſtanden haben, ſo weit nämlich die Geſchichte reicht. Denn in der früheſten Zeit, ehe der Fluß ſeine jetzige Bahn gewonnen hatte, muß das Waſſer hier lange ſehr hoch geſtanden haben, indem ſich allenthalben, ſelbſt auf Anhöhen, ſehr bedeutende Felsmaſſen von Waſſerbildungen vorfinden. Bey der jetzigen Aufwühlung des Flußbettes ſind große Trümmer einer antiken Brücke zum Vorſchein gekommen, welche früher vom Fluß tief bedeckt waren. Die Maſſen liegen da, wie ſie zuſammengeſtürzt waren und werden jezt zum Theil für die einſtweilige Ausbeſſerung des Ufers verwendet. Der Anfang dieſer Brücke iſt noch vorhanden bey (Z).

Zu der Zeit der Alten war der Anio von Tivoli an ſchiffbar. Strabo *) heißt in der oben angeführten Stelle den Anio einen ſchiffbaren Fluß und ſagt weiter, daß derſelbe bey den Steinſägen vorüber gehe, was verurſache,

*) Lib. Dei Consegli zum Jahr 1590, befindet ſich in Tivoli auf dem Rathhauſe.

**) Crocchiante Chiese di Tivoli lib. 6. cap. 17.

*) Strabo lib. 5.

daß die Travertin und Tuffsteine mit Leichtigkeit zu Schiffe nach Rom gebracht werden können, woselbst die meisten Gebäude aus diesen Steinen gemacht würden. Auch Plinius *) sagt: der Anio sey von Tivoli an schiffbar. Die Schiffbarmachung dieses Flusses würde auch jezt noch für Rom und Tivoli große Vortheile bringen, und dieß würde gegenwärtig noch leichter zu vollführen seyn als ehemals, indem jezt die Wassermasse des Anio stärker und beträchtlicher ist, als bey den Alten, wo er, ehe er nach Tivoli kam, viel Wasser durch die drey Wasserleitungen (Anio vetus, Anio novus und aqua Claudia) verlor. Der Papst Clemens XII. dachte darauf und wendete beträchtliche Summen an, um dem Fluß diesen Vortheil wieder zu verschaffen, und das Unternehmen hatte bereits schon Fortschritte gemacht, als es plözlich wieder in Stockung gerieth, man weiß nicht aus welcher Ursache. Auch der Papst Pius IV. versuchte von Neuem den Anio schiffbar zu machen, und schon fuhren kleine Schiffchen mit Rudern auf seinen Gewässern, allein die bekannten politischen Wechsel (sagt ein Tivoleser Historiograph) seines Pontificats verschlossen den großen Ideen dieses herrlichen und gerechten Fürsten die Straße und verhinderten die Vollendung dieser Arbeit.

* * *

Nachtrag. Während dieser Bericht geschrieben wurde, ist durch den eifrigen Betrieb des Mons. Niccolai, der zum Glück für Tivoli dieselbe Thätigkeit beweist als jener oben gerühmte Governatore Vicenzo Giustiniani, und daher ganz dem Vertrauen Sr. Heil. entspricht, der oben bezeichnete Kanal (P) geöffnet (er war zugemauert) und gereinigt worden. Man fand seine Richtung durch die Stadt nach (PQ), so daß das durchgehende Wasser wieder einige Mühlen (37) treibt und die Caskatellen (34) bildet, indem dieselben auf dem niedrigen Theil der Stadt liegen. Der Kanal ist 4 Palmen breit und 14 hoch, so daß man bequem darin gehen kann, und hat gewiß früher in einer jener angeführten Perioden der christlichen Zeitrechnung, wo das Flußbett mehrere Male dasselbe Niveau hatte als jezt, ebenfalls dazu gedient, die Gewerbsgebäude in der Stadt durch sein Wasser in Thätigkeit zu setzen. So vortrefflich dieser unvermuthete Fund für den Augenblick auch ist, so würde doch der Nachtheil den Nutzen weit überwiegen, wenn die Regierung dadurch bewogen würde, die ganze Wiederherstellung des Schadens zu unterlassen oder auch nur zu verschieben, indem die höher gelegenen Theile der Stadt doch nur dann wieder Wasser bekommen können, wenn das Niveau des Flußbettes wieder erhöhet wird. Noch ist nachzuholen, daß im Diario di Roma vom 23. Dec. ein kurzer Bericht, von Mons. Niccolai verfaßt, abgedruckt ist, worin angegeben wird, daß in den Jahren 1669, 1670, 1671, 1680, 1688, 1693, 1742, 1757 und 1779 Ueberschwemmungen stattgefunden haben; allein diese können in Vergleich der gegenwärtigen nicht in Anschlag gebracht werden, indem der Schaden, da das Wehr dabey nicht aufgebrochen wurde, leicht wieder herzustellen war. Auch ist darin angegeben, daß 1822 das Wehr mit neuen Travertinblöcken ausgebessert wurde; dieses ist aber nur auf der Horizontalfläche des Wehrs geschehen, der schadhafte Theil hingegen war, wie oben angegeben, unten am Fundament, wo sich dasselbe an das rechte Ufer anlehnt. Es wurde daher durch jene Reparation die Gefahr eines zu entstehenden Bruchs nicht beseitigt.

*) Plin. lib. 3. art. 9.

Reiseabenteuer.

(Fortsetzung.)

„Willst du, Unseeliger, denn deinen Kopf in das Joch beugen, und die Fäbigkeiten, die du so hoch anschlägst, die Unabhängigkeit deiner Gedanken nicht mehr genießen? ....“ — Sohn. „Eben um diese zu behaupten, will ich frey bleiben, lehne ich jede Verbindung ab ....“ Vater. „Du wirst Sklav seyn, wenn du nicht in diese Gesellschaft trittst. Ihren Mitgliedern erlaubt sie alle Freyheit des Denkens und Handelns, selbst das Verbrechen zu ihrem Vortheil begangen, bleibt unbestraft, — ja noch mehr! es wird belohnt ....“ — Sohn. „O mein Vater! und Sie ... und ich sollte ...“ — Der Vater sagte sanfter: „Mein Kind, rechtliche Leute bedürfen keiner Ausnahme; was ich dir sagte, sollte dir nur einen Begriff von unsrer Macht geben ... Du begreifst, daß diese Fälle selten sind; aber es ist doch besser zu einer Klasse zu gehören, welche gebietet, als welche gehorcht; reich zu seyn als arm; frey als dienstbar.“ — Sohn. „Wie, mein Vater, wenn man nicht in Ihrer Verbindung ist, verliert man sein Vermögen ....“ — Vater. „Wozu nüzt es, wenn man es nicht nach Willkür benüzen kann, wenn es seinen Besizer zum Gegenstand einer strengen Bewachung macht? wenn er, wie ansehnlich er sey, keinen Zutritt bey Hof, keinen zu der Person des Königs hat?“ — Sohn. „Aber, Vater, wie macht es denn Ihre Gesellschaft unter einem biedern, gesezlieben den König?“ — Vater. „Sie umgarnt ihn mit ihren Veteranen und den von uns hintergangenen Simpeln; diese haben die Aufgabe ihn glauben zu machen, daß alle Vorschläge, die man ihm macht, weder seiner Gerechtigkeit noch seinem Willen entgegen stehen, und zwischen dem Fürsten und der Wahrheit eine eherne Mauer zu errichten, — so bald diese Wahrheit uns Nachtheil bringen kann.“ — Sohn. „Wenn sie der Fürst nun aber durchaus wissen will?“ — Vater. „So stellt man ihm einen trügerischen Popanz vor Augen, und verhütet dabey durch untrügliche

Mittel, daß er den Unterschied nicht wahrzunehmen vermag — und das ist der Triumph unsrer Sache. Denn hat er einmal dieses Trugbild für die Wahrheit gehalten, so würde er die ächte, sollte sie ihm je vor Augen kommen, als eine Täuschung zurückstoßen — und daß er diese jezt erblicken könne, scheint mir unmöglich. — Sohn. „Aber ein Fürst, welcher ruft: keine Hellebarden?" — Vater. „Diese verschwinden, und ihre Schwenkungen entdecken ..." — Sohn. „Was entdecken sie?" — Vater. „Die Unsrigen, welche dem Fürsten wie sein Schatten folgen, hinter ihm, vor ihm, ihm zur Seite sind sie, und immer sie — und ist er allein, so haben sie ihm einen solchen Eindruck gelassen, daß er, ihm selbst unbewußt, noch bey uns ist. Die meisten dieser Leute sind von der zweyten Klasse: Ueberzeugte, denn da sie aufrichtig sind, erzeugt ihre Treuherzigkeit keinen Verdacht, doch sie selbst läßt man nie ohne einen der ersten Klasse, einen Aufseher, einen unsichtbaren Direktor, der die Ungeschicktheiten, welche ihre Treuherzigkeit begehen könnte, sogleich wieder gut machen kann. Auf diese Weise lebt der Fürst in einem abgeschiedenen Dunstkreise, den er aber für denselben hält, der Alles einschließt. Stets von uns und zu uns gehörigen umgeben, ahnt er gar nichts: denn diese selbst wissen nicht, daß sie uns eigen sind, rühmt er sich, wenn man uns anklagt, gegen uns, die ihn umgarnt halten, daß er uns zu beschränken verstehe. Wer als Gott selbst, der Alles sieht, könnte gegen solche Mittel Stand halten? Geduld ist die uns bezeichnende Tugend, und Geduld siegt über Alles! sie macht die Verstellung vollkommner, undurchdringlicher, sie gibt ihr das, was sie der vollkommensten Treuherzigkeit ähnlich macht."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 19. Januar.

Das Neujahrsfest konnte in unsern gelbarmen, auch in andern Rücksichten so beschränkten Zeiten, nichts Außerordentliches darbieten. Am reichsten ging es etwa noch bey Hofe zu; die königlichen Kinder der herrschenden und der Neben-Familie wurden sowohl vom König als von den Prinzen und Prinzessinnen, mit dem ihrem Alter angemessenen Luxus beschenkt; die Kunst, die dabey vorzüglich mitwirkte, war die der Silberarbeiter; Herr Odille hatte eine Menge Kinderspielzeug von Silber geliefert. Auch die Konditorey ist in unsern Tagen in die Reihe der plastischen Künste emporgestiegen, so daß sie jezt unter den Gaben des Jahreswechsels allgemein die erste Stelle einnimmt; „auch ich bin ein Maler," können einige unserer Zuckerbildner des Palais-royal ausrufen, denn sie haben die Farbenmischung auf Zucker auf einen Grad hoher Vollkommenheit getrieben, und das Kolorit ihrer Erfindung hat nicht nur das Verdienst, daß es ohne alle Gefahr mit dem Stoffe, auf welchen sie es auftragen, verschluckt werden kann, sondern ihre Farben sind auch meistens in den Stoff selber in unzähligen Nüancen vermengt. Wir sprechen hier nicht von der hochberühmten Marzipankunst, die auch hier, wie in Italien und Deutschland, sehr weit getrieben wird, sondern von der Bildnerey von Figuren, Früchten, Spielzeug und allerley Geräthe aus Zucker selbst. Hier in dem Lande des Witzes und der Satyre schließt sich zugleich die Devisenliteratur an die Zuckerbäckerey in unzähligen Werken des Witzes und des Aberwitzes an; man hat Devisen von Einer Zeile, die ein Epigramm aussprechen, bis zu ganzen Ausgaben irgend eines Geisteswerkes, zum Beyspiele das, in neuern Zeiten zum Gelegenheitsstück gewordene Meisterwerk Molières, der Tartüffe, findet man, mit äußerst feinen Lettern auf das schönste Kunstpapier gedruckt, in einer Figur von Zucker. Eine traurige Bemerkung ist, daß das ganze Palais-royal zusammen, das sonst auf eine Million Franken Erlös an Goldarbeiten und Juwelen für Neujahrsgeschenke zählen konnte, und schon seit dem Börsenspiel alle Jahre weniger Erlös hatte, dießmal kaum 50.000 Franken für dergleichen einnahm; auch ist nicht zu erwarten, daß dieser Erwerbszweig je wieder empor kommen werde, indem alle diejenigen, die sonst reichliche Geschenke mit freygebiger Hand spendeten, jezt ihr Geld an der Börse verspielen, und wenn sie vormals eine Nadel mit einem Brillanten von zwey Karaten kauften, so begnügen sie sich jezt mit einem fetten welschen Hahn mit Trüffeln gefüllt.

In den Tagen der Neujahrswoche wird auch hier, so wie in andern großen Städten Europens, viel in den Magazinen umher gewandelt; diese Mode, etwa von zwölf bis zwey oder drey Uhr die Zeit mit Beschauung neuer Hüte, oder mit Aufsuchung eines niedlichen Bandes eines neuen Romans, oder etwa auch in der Bude des Pasterenbäckers mit dem Genusse einiger feinen Stücke Backwerkes zuzubringen, ist übrigens nicht neu, nur die Sprache ist dadurch mit einem neuen Worte bereichert worden; man heißt dieses Umherspähren von Butike zu Butike boutiquer; wenn der Hausherr seine Neugierde bey der Nachbausekunft so weit treibt, daß er die junge, schöne Hausfrau fragt, wie sie ihren Morgen zugebracht habe, so antwortet sie: „ich habe bey meiner Näherin meine Corsage à la Sevigné probirt, et ensuite j'ai boutiqué."

Der große Gewinn, den die Kunst im vergangenen Jahre gemacht hat, ist das Gebäude, worin die Börse gehalten wird. Paris ist an Meisterstücken der Architektur nicht reich; das Louvre behauptet kaum seine königliche Würde durch die Regelmäßigkeit seiner Anlage, aber gerade sein Verstoß, das größte Werk der französischen Baukunst, ist nicht an der Wasserseite angebracht, sondern einer Reihe alter, armseliger Gebäude gegenüber. Die Börse ist auf einem, durch seine Regelmäßigkeit und Ausdehnung des Gebäudes würdigen Platze angebracht; ein unermeßliches Parallelogramm ist rings um auf seinen vier Seiten mit prächtigen Kolonnaden umgeben. Die Fläche des Daches gibt dem Ganzen seine edle, große, antike Gestalt. Wenn je Paris künftig wieder der Reise des Kenners und des Künstlers werth werden sollte, so wird es diesen Vortheil seiner Börse zu verdanken haben; Schade nur, daß Börse in Paris nichts anders heißt als Spieltisch für das falsche Spiel in Staatspapieren!

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 15.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 45.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 21. Februar 1827.

Sie stürmen an, sieh, wie so wild sie fechten!
Sie dringen vor, als wären unsre Kugeln
Von Wachs und schmelzen an des Pulvers Blitz!
„Das ist nicht Muth, Freund! das ist Opium;
Das treibt sie in die blanken Bajonette.
Berauscht von Mohnsaft stürzen ihre Tapfern.“

Die Sulioten.

Nachrichten über die Birmanen.

Der Major Snodgreß, Militär-Sekretär des Oberbefehlshabers der Expedition gegen die Birmanen und politischer Mitagent auf Ava gibt in seiner Narrative of the Burmese War (Geschichte des Birmanischen Krieges) unter anderem folgende interessante Notizen:

Die Unverletzbaren.

Dieses Korps besteht aus mehreren Tausend Mann, welche in mehrere Klassen eingetheilt sind, wovon aber nur ein auserwählter Haufe auf die obige Benennung Anspruch machen kann. Sie zeichnen sich durch ihr kurz geschnittenes Haar und die Art sich zu tatowiren aus, indem sie die Gestalten von Elephanten, Tigern und andern wilden Thieren unauslöschlich und schön auf den Armen und Beinen gezeichnet haben; die Soldaten aber kannten sie am besten an den kleinen Stückchen Gold, Silber und sogar Edelsteinen, die sie in den Armen hatten, und welche wahrscheinlich in früher Kindheit unter die Haut gesteckt wurden. Diese Leute werden von dem Volke als unverletzlich angesehen, und nach der thörichten Art, womit sie sich dem feindlichen Feuer aussetzen, sollte man vermuthen, daß sie entweder selbst dieses Glaubens sind, oder es doch für nöthig halten, durch ein besonder muthiges Auftreten diesen Glauben aufrecht zu erhalten. In allen Verschanzungen der Feinde fand man gewöhnlich einen oder zwey dieser Helden, welchen die Pflicht oblag, auf den gefährlichsten Stellen den Kriegs- und Herausforderungstanz aufzuführen, welches sie dann auch zur Ermuthigung ihrer Landsleute und der Unterhaltung ihrer Feinde treulich thaten. Diese armen Schelme, von der betäubenden Kraft des Opiums aufgeregt, setzten oft ihren Tanz so lange fort, bis sie durch ihren Fall bewiesen, wie wenig Anspruch sie auf ihre Benennung hatten.

Bey einer Gelegenheit hatte ein Haufen von diesen sich freywillig erboten, den Britten die große Pagoda bey Rangun wieder abzunehmen, in welche sich diese verschanzt hatten. In der Stille der Nacht stürzten sie auf einmal mit gräßlichen Flüchen gegen die Schänder ihres Tempels aus dem Dickicht hervor. Die Vorposten zogen sich langsam zurück und ließen sich bis in den engen Pfad verfolgen, welcher zum großen Thore des Tempels führt. Hier hatte sich die Besatzung in tiefer Stille aufgestellt und empfing die siegträumenden Unverletzlichen mit einem solchen Feuer, daß ihnen keine Wahl zwischen gänzlicher Aufreibung und schneller Flucht blieb. Die meisten wählten auch die letztere, und da sie Niemand bey sich hatten, der sie hätte verrathen können, so haben sie wahrscheinlich ihr unglückliches Abenteuer zu ihrem Vortheil zu erklären gewußt.

Die Carians.

Die Häuser dieses sonderbaren Volkes sind von der elendesten Art, nicht besser als Taubenhäuser, welche auf Pfählen in die Luft gebaut sind, und keinen andern Zugang

haben als einige Einschnitte im Holze; aber sie beschützen ihre Bewohner gegen die regelmäßig wiederkehrenden Ueberschwemmungen, und noch mehr gegen die furchtbaren Anfälle der Tiger, welche die hiesigen Wälder füllen. Die Carians sind das friedfertigste und harmloseste Volk von der Welt und zugleich eines der kräftigsten; der Anbau des Landes in Pegu und den untern Provinzen ist meistentheils ihnen überlassen; und so groß ist die Fruchtbarkeit des Bodens, daß, obgleich ihre Anzahl gering, sie nicht nur eine hinlängliche Getreidemenge für den Gebrauch ihrer Provinzen erzielen, sondern auch noch jährlich eine große Menge davon zum Besten der weniger begünstigten Landesgegenden nach Ava senden. Sie entrichten sehr hohe Steuern, sind aber von allen Kriegsdiensten frey. Die Weiber altern früh, wahrscheinlich in Folge der schweren Arbeiten, die sie zu verrichten haben. Sie beweisen sich gegen die Engländer dienstfertig und treu.

Etiquette.

Wer unter den Birmanen in einem Hause von höherer Bauordnung wohnt als ihm seinem Range nach zukömmt, wird am Leben bestraft, und er ist beschimpft, wenn er sich in einem niedrigeren aufhält als ihm geziemt. Daher ist es gewöhnlich, daß die Vornehmen auf Reisen sich auf jedem Nachtlager ein standesmäßiges Haus errichten lassen; die armen Bauern, welche es thun müssen, erhalten nur sehr kurze Nachricht von des großen Mannes Annäherung, und wehe ihnen und ihrem Dorfe, wenn das Haus bey seiner Ankunft nicht vollendet, oder irgend etwas an der Bauart versehen, oder auch nur ein Bambus weggelassen ist.

Heimtückische Bestrafung.

Der Statthalter von Sumza hatte einen Tag vor der Ankunft der brittischen Truppen die Stadt mit seinen Leuten verlassen, nachdem er dieselben erst ein Paar Mal ihre Flinten hatte abfeuern lassen, um den Glauben zu erregen, er habe sich zuvor mit den Feinden gemessen; doch vermochte dieses nicht, ihn vor der Rache seiner Vorgesetzten zu sichern. Er schien dieß bald inne geworden zu seyn, denn er schickte mehrere Botschaften an die Engländer mit dem Erbieten, sich unter ihren Schutz zu begeben; aber von Spionen umgeben, die alle seine verzweiflungsvollen Schritte bewachten, vermochte er nicht, der Aufsicht seiner Wächter zu entgehen. Zuletzt trat einer dieser Elenden mit einem angeblichen Verzeihungsschreiben von dem Prinzen Sarrawaddy zu dem Unglücklichen und hieb ihm, während er es las, mit einem Streiche den Kopf ab.

(Der Beschluß folgt.)

Reiseabenteuer.

(Fortsetzung.)

„Ich glaube, es war der heilige Augustin, welcher von Gott sagte: patiens quia aeternus. Um ewig zu seyn, ist unsere Gesellschaft geduldig; weil sie dieses vernachlässigte, hörte sie auf, oder schien vielmehr aufzuhören, denn sie bestand immer fort. Ihrer Geduld wird sie die Herrschaft der Welt zu verdanken haben. Daß sie sich, bey allen ihr zugefügten Beleidigungen gänzlich leidend verhält, darin besteht ihre große Tugend, sie ersetzt ihr alle andere, sie wird sie triumphiren machen. Den Streich zur rechten Zeit führen, das ist ihr Grundsatz — bedenke wohl, ich wiederhole es — daß du ihr Genosse oder ihr Opfer seyn mußt, daß du ihrer Macht, ihrer Wirksamkeit, ihrem Einfluß nicht entgehen kannst und daß dein Vortheil demzufolge erfordert, daß du willig einer ihrer Agenten werdest, wodurch du . . .“ — Sohn. „Vater, ich bin nicht ehrgeizig. Ruhe . . .“ — Vater. „Armseliger Mensch! Ruhe in deinem Alter! . . .“ — Sohn. „Ruhe des Gewissens und Thätigkeit des Lebens.“ — Vater. „Du hast keinen Ehrgeiz! Was weißt du davon? Diese Leidenschaft gehört nicht für dein Alter; die kommt in den Dreyßigen, kommt plötzlich, und wenn man nicht auf sie vorbereitet ist, verbittert sie, von Bedauern und Reue begleitet, das Leben; sie macht uns deutlich, was wir hätten erstreben sollen, um das, was sie uns wünschen macht, zu besitzen, und was nun unsern Bestrebungen entflieht; sie borgt die Sprache der Liebe, der Familienbande, sie spricht aus deiner Frau, deinen Kindern — die Ehre selbst spricht in ihr . . . aber vergebens! es ist zu spät. Allein du wirst das nicht fühlen, die Hoffnung wird dich täuschen, du wirst Hirngespinnste verfolgen, wirst mit Mißmuth von dem Einen zum Andern übergehen, und dabey stets an das denken, was du in der Vergangenheit hättest thun können und sollen, um dir das Gelingen deiner Wünsche zuzusichern. — Und so schleichst du dem Alter zu, mit welkem Herzen, einem Häufchen Kinder und Enkeln, welche dir ihre dunkle Undeutsamkeit zu danken haben . . .“ — Sohn. „Sagen Sie lieber ihre Ehre!“ — Vater. „Ey ja doch! diese Ehre taugt auch in einem Zeitalter, wo das Gold alles gilt, um dessen Besitz man alles thut. Die Ehre! du armer Pinsel, die Ehre!“ — Sohn. „Ja, die Ehre. Und dieses Wort bringt mich wieder auf den lovalen Fürsten . . .“ — Vater. „Du kommst immer wieder auf den lovalen Fürsten! Das wird er nicht weniger seyn, wenn er nach unserm Willen thut. Man muß ihm nur die Beweggründe und den Erfolg verhehlen, ihn nur überreden, daß er Gutes thut. Dazu haben wir tausend Mittel in Händen — ich sage wir, denn ich bin in der ersten der drey dir genannten Klassen, und in dieser hat man weder Gattin, Kind noch Freund.

Ich hab es dir schon gesagt: der Fürst kann uns nicht entgehen." — Sohn. „Aber seine ersten Aeußerungen . . ." — Vater. „Die sind uns bekannt. Er mußte also handeln, er mußte Pfänder geben, daß der Weihrauch der Popularität ihm köstlich däuchte. Das liegt in unsern Planen: er soll sich zuerst beliebt machen, furchtbar kann er werden, sobald wir es wollen." — Sohn. „Aber er handelt selbst, er untersucht selbst." — Vater. „Sobald es Zeit ist, treten ihm unsere Kreaturen in den Weg." — Sohn. „Und sein Sohn?" — Vater. „Dessen sind wir gewiß, sobald wir ihn wollen. Wie thätig auch ein Fürst seyn mag, muß er nothgedrungen doch immer durch andere Augen sehen, und wir schieben ihm die unsern unter. Begreifst du? wir stehen da, immer da, neben ihm, neben seinem Vater. Sobald die Popularität, welche sie gewinnen, uns gefährlich scheint, verleiden wir sie ihnen; anfangs hinterbringen wir Reden, die Niemand ausgesprochen hat, dann lassen wir ihnen Schmähschriften zukommen, die wir unsern Feinden zuschreiben; und man glaubt uns, man klagt sie an, man zieht sie vor Gericht. Scheinen die Beweise gegen sie diesem auch zweifelhaft, der Fürst hält sie für zuverlässig, und wir haben den doppelten Vortheil, ihm Mißtrauen gegen die Richter, welche uns nicht anstehen, einzuflößen, und ihn von einer uns verhaßten Parthey zu entfernen. Wir verläumden das Volk, wenn wir es wollen, wenn es Zeit dazu seyn wird — nichts ist leichter. Spricht ein Einzelner ein Sprüchwort, so sagen wir: alle Welt thu' es. Champfort sagte: Wie viele Pinsel bedarf es, um ein Publikum zu machen? Das ist unsere Sache, und da wir immer zwischen diesem Publikum und dem Fürsten stehen, so wird es immer nur was wir wollen gesagt haben, und wo es nöthig ist, daß es spreche, mag es zehnmal schweigen, wir geben ihm dennoch eine Sprache. Laß uns die Sache ein für allemal erschöpfen. Uns ist schon recht, wenn der Monarch gefällt; die Popularität ist recht gut, sobald wir über das walten, was sie bewirkt. Daß ein Fürst vor seiner Thronbesteigung wegen seiner Freymüthigkeit, Leutseligkeit, seines edeln, gütigen, zuvorkommenden Wesens beliebt sey, hindern wir nicht, nicht daß er diese Vortheile auf dem Thron beybehalte — das ist eine Varietät, aus der wir eben so viel Vortheil ziehen wie aus dem Gegentheil, das heißt aus einem falschen, widrigen, verschlossenen Fürsten. Der Thron ist ein Nest, auf dem wir immerfort brüten, ein Adlernest, und wir leiten den Flug seiner Jungen so bald sie aus dem Ey schlüpfen. Keine Handlung eines fürstlichen Kindes entgeht uns, wir kennen dessen gute wie dessen üble Eigenschaften, und wir errichten demzufolge unsre Batterien."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, 4. Januar.

Die heftigste und allgemeinste Klage führt man jezt bey uns über den schlechten Winter, und die jezt erst in ihrer ganzen Ausdehnung fühlbar werdenden Nachwehen des vorigen Sommers. — Schon seit einigen Decennien machen unsre Meteorologen die durch die Erfahrung bestätigte Bemerkung, daß die russischen Winter, die sonst regelmäßig um die Mitte Novembers begannen, und ununterbrochen mit 15 bis 25, oft auch bis zu 30 Graden Reaumur Kälte, bis zum Schlusse des Märzes fort dauerten, ganz von uns gewichen sind. Vom Oktober bis über die Mitte des Decembers hatten wir hier keine Spur des Winters. Monate lang war unsre, für die vorgerückte Jahrszeit beyspiellos milde Atmosphäre in einen dichten Wolkenschleyer gehüllt, der sich fast täglich in Regen oder Schnee entlud, und des Schmutzes auf den Straßen, trotz der in dieser Rücksicht musterhaft eingeführten Anordnungen unsrer Polizey, kein Ende machte. Zu diesem, in die Länge höchst drückenden Ungemache gesellten sich öfter heftige Südwestwinde, wobey uns zwey Mal im November die Wiederholung des schrecklichen Phänomens von 1824 drohte; die Fluthen des finnischen Golfs drangen wirklich, wie damals, mit Heftigkeit in die Stadtkanäle, überfüllten diese, setzten einige, am niedrigsten gelegene Stadttheile unter Wasser, namentlich die beyden Kolonnas, und hätten neues großes Unglück über die schöne Kaiserstadt gebracht, hätte sich nicht um zwey Uhr nach Mitternacht der Wind glücklich gewandt, und bald darauf besänftigt. So währte es bis einige Tage vor dem Eintritt unsrer Weihnachten, wo sich denn der Winter mit fünf Graden Reaumur einzustellen schien, und gegen eine Woche in diesem Bestande fortblieb. Alles schöpfte neuen frohen Muth, und über den sicher erwarteten soliden Winter vergaß man gerne das viele Ungemach der Vergangenheit; doch nur kurz währte diese Freude, seit einigen Tagen ist wiederum warmes Thauwetter eingetreten, und der Winter steht im Begriff, uns nach einem momentanen Besuch sein Lebewohl zu sagen. Nichts wirkt nachtheiliger auf den Russen, vorzüglich auf den gemeinen Mann, als ein schlechter gelinder Winter. Er erregt in seiner physischen und intellectuellen Konstitution eine völlige Desorganisation, er wird muthlos in seinem Geschäftsverkehr, und überläßt sich um so eher einer düstern Geistesstimmung; dagegen befindet er sich bey einem solidstrengen Winter immer wohl, einige Gläser starken Branntweins kräftigen seine Gesundheit und seinen Muth, seine Laune ist stets heiter und froh; gerne erträgt er die Kälte, wenn er bey seiner Arbeit nur trinken und singen darf. Die über drey Monate hindurch mit ewig feuchten Nebeldünsten geschwängerte Atmosphäre, und der fühlbare Mangel an frischen Lebensmitteln, eine Folge der so lange grundlos gewesenen Heerstraßen, wodurch die Produkten-Zufuhr aus den innern Provinzen fast stockte, und auf eine Population von 300,000 Menschen fühlbar wirken mußte, haben eine Menge Krankheiten hier erzeugt, und selbst die Mortalität bedeutend befördert. Nächst diesen Uebeln kämpfen nun noch alle Bewohner-Klassen hiesiger Residenz, mehr oder weniger fühlbar für ihren Börsenbestand, mit den großen Nachwehen des vergangenen Sommers. Seine bekannte beyspiellos große Hitze und Dürre, erzeugten in fast allen Theilen des Reichs eine totale Mißernte in den meisten Feld- und Gartenfrüchten, diese traf vorzüglich das Heu, den Hafer, Kohl, die Kartoffeln und anderes Gemüsewerk, welches ganz mißrieth, und jezt in enorm hohem Preise steht. Andre Konsumtionsartikel, wie Brennholz, konnten des unerhört niedrigen Wasserstandes der Ströme wegen, vermittelst der Kanäle, nicht zur Re-

sidenz geschafft werden, und mußten auf dem halben Wege hieher Halt machen; ein Umstand, den die Holzaufkäufer hier gar trefflich für ihren Vortheil zu benutzen verstanden; in Eile kauften sie von allen ankommenden Barken die Holzvorräthe für einen im Herbst noch erträglichen Preis weg, und zwingen nun die unbemittelten Volksklassen, zu dreyzehn bis vierzehn Rubel den Faden (ein bisher hier beyspielloser hoher Preis), von ihnen zu kaufen. Gerade aber der milde Winter hat diesen Gewinnsüchtigen ihre Rechnungen doch verdorben — diese Wohlthat möchte vielleicht die einzige seyn, die ihm unsre dürftigen Bewohner zu verdanken haben. Die ungeheuern Waldbrände, welche vergangenes Jahr von der Mitte des Juni bis zum Ausgange des August, in den Ostsee-Provinzen und den meisten der großrussischen Gouvernements fortwütheten, haben unstreitig auch viel zur hohen Theurung des Holzes hier beygetragen.

Auch für die Halbinsel Krimm wurde der vorige Sommer äußerst unheilbringend. Er züchtigte sie wieder mit der fürchterlichen Landplage, den Heuschrecken, welche ihren Bewohnern nun schon vier Sommer hindurch die Erzeugnisse ihres schönen und fruchtreichen Bodens bis auf jede Spur wegfressen. Unglaublich waren die Verwüstungen, die sie auf den Landgütern mehrerer angesehener Gutsbesitzer anrichteten. So schwand z. B. auf dem Landsitze eines Grafen St. Riest, gleich nach ihrer Erscheinung, innerhalb weniger Stunden alles Grün aus den Feldern und Gärten; in den letztern beugten sich selbst und brachen bald die Baumäste von der Masse der Heuschrecken, die sich auf sie setzten. Der General Cobelet, Besitzer eines schönen Gütchens, in der Nähe Odessas, sah im Mai und Juni zahllose Schwärme derselben zu sich angeflogen kommen; zu ihrer Vertilgung gebrauchte er alle möglichen, unter den Bewohnern der Halbinsel für diese Zwecke bekannten Mittel, doch alle halfen nichts. Die Getödteten wurden im Juli durch neue Wolkenzüge ersetzt, die ein heftiger Nordwind daselbst absetzte. Der Besitzer konnte sich von dieser fürchterlichen Landplage nicht anders retten, als daß er zu stark rauschenden Instrumenten seine Zuflucht nahm, zu deren Anregung er alle seine Bauern aufbot. Dieß Mittel glückte, die den Erdboden bedeckenden zahllose Heuschrecken-Schwärme erhoben sich plötzlich in die Lüfte, der scharfe Windzug führte sie mit sich fort, und stürzte sie alle in das Meer. Eine Woche später fanden Reisende die ganze Küste dieser Gegend auf mehrere Werste weit mit todten Heuschrecken bedeckt, und Schiffskapitäne, die aus Ekersón nach Odessa kamen, versicherten, ihrer eine große Menge im Meere selbst getroffen zu haben. Die vor drey Jahren in der Krimm beabsichtigte Begründung einer Aktiengesellschaft zur Kultur des dortigen Weinbaus, für welche sich selbst damals höchsten Ortes der für die Beförderung des innern Wohlstandes der Halbinsel so unermüdet thätige Generalgouverneur, Graf Woronzow, lebhaft interessirte, hat sich bis jezt nicht realisiren können. Die schon für diesen Behuf zusammen getretenen Glieder des Vereins werden sich wahrscheinlich nächstens auflösen, denn es mangelt ihm das so nothwendige Vertrauen des Publikums, hauptsächlich steht seiner Begründung wohl der allgemeine Geldmangel entgegen, der hier schon so manches gemeinnützige Institut zu Grabe gebracht hat. Die Industrie der Landeigenthümer hätte viel gewonnen, wäre derselbe in's Leben getreten, denn seine Gründer wollten nicht nur, dem entworfenen Plane zufolge, eine bessere Kultur des Weinstocks erzielen, sondern auch durch praktische Erfahrung bewährte Grundsätze zu seiner langjährigen Erhaltung und seiner bequemern Verführung in die innern Provinzen des Reichs aufstellen. — Eines weit günstigern Erfolgs erfreut sich die Regierung bey ihren, in den lezten Jahren angestellten, Versuchen zur Verbreitung des Weinbaus in Bessarabien. In einigen Jahren hat derselbe die bedeutendsten Fortschritte in dieser Provinz gemacht, früher war er ganz der Natur allein überlassen; jezt bearbeitet man den dazu dienlichen Boden mit der möglichsten Sorgfalt, und sucht auf demselben Weinstöcke aus Frankreich, Ungarn und dem fernen Rhein zu verpflanzen. Zwar war der vorigjährige Weinertrag nicht so ergiebig wie der einiger frühern Jahre, aber von ganz vorzüglicher Güte, darum ging er auch zu sehr hohen Preisen ab. Nach den offiziellen Berichten der Lokal-Autoritäten betrug der Gesammtertrag der lezten Weinernte 44,797 Wedros (Eimer), jeder Eimer kostete an Ort und Stelle zwischen 5—7 Piaster. Weingärten-Besitzer rechnet man in ganz Bessarabien 278, größtentheils Griechen oder Armenier.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, 19. Januar.

(Beschluß.)

Im vorigen Jahre hat die Singkunst in Paris drey merkwürdige Epochen erlebt; sie besaß die Demoiselle Sonntag; sie verlor die sogenannte Göttliche (la diva) Pasta; und am Ende wurde das italienische Opernhaus auf einige Monate gar geschlossen. Das liebliche Bild der mit allen Verdiensten und Reizen, wie sie die Pariser so selten an den Kindern des Auslands anerkennen, begabten Sonntag würde ihnen auch dann unvergeßlich bleiben, wenn es auch nicht unter den großen Bildern des einheimischen und fremden Verdienstes bey den Kunsthändlern, vortrefflich in Kupfer gestochen, ausgestellt wäre. Ihr allein hat die deutsche Singkunst es zu verdanken, daß sie nun in Frankreich auf immer anerkannt ist, und eine reichliche Frucht davon erntet bereits schon jezt eine Madame Schütz, die vor der Ankunft des Wunderkindes Sonntag durchaus nicht empor kommen konnte, und nun im Odeon, wo man deutsche und italienische Opern und Operetten französirt darstellt, alle Schwierigkeiten besiegt, welche ihr sonst auf der italienischen Bühne entgegen gewesen waren, und die ihr auf der französischen Bühne die Unkunde der französischen Aussprache noch nebenher schuf. Den Verlust der Dem. Sonntag ersezte Mad. Pasta nur auf kurze Zeit; diese ging über die Alpen, aber keine andere Nachtigall zog dagegen herüber, und so verstummten die himmlischen Gesänge in dem Geiste Mozart's und Rossini's. Und da las man nun viele Wochen hindurch den traurigen Anschlagzettel der Italiener mit dem unglaublichen, traurigen Worte: Relâche. Schon der Sinn des Worts erregte ein schmerzliches Gefühl; denn man hatte die Gewißheit, daß keine andere Sängerin zu hoffen war, und doch wollte das Wort so viel sagen, daß die italienische Oper nur eine Zeitlang geschlossen bleiben würden. Endlich ist nun freylich das Haus wieder geöffnet, aber die einzige Stimme, die dort erschallte, kömmt aus der süßen Kehle der Dem. Cinti, die in Frankreich erzogen, aber mit italienischer Lehre und Methode genährt ist; man hätte sie von den Italienern zur großen französischen Oper verführt, aber die weite, gefährliche Halle des grenzenlosen Opernsaales wäre das Grab des unersetzlichen Talents, der für eine begränztere Bühne geschaffenen Natur der Künstlerin geworden, wenn nicht das Machtwort des Arztes sie von dem Rande des Abgrunds zurückgerissen hätte; wir sagen: unersetzlich, denn über Dem. Cinti sprechen die ersten Kenner und Meister das unglaubliche, aber wahre Wort, daß sie noch nie einen falschen Ton aus der Brust gestoßen, und diese wundersame Unschuld nicht einmal auf der großen Opernbühne verloren habe, wo die zarten Ohren der Dilettanti gewöhnlich so vielerGefahr ausgesezt sind.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 46.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 22. Februar 1827.

Manche bilden sich ein, sie können den Zeitgeist wie die Kinder den Drachen steigen lassen, und dann wiederum nach Wohlgefallen an dem Bindfaden auf die Erde ziehen.

Welt und Zeit. V.

Reiseabenteuer.

(Fortsetzung.)

„Man muß viel weniger auf das, was ein Fürst sagt, aufmerksam seyn, als auf das, was er thut. Ist denn der Minister, gegen den man so viel geschrieen hat, fortgeschickt worden? Nein, und es wird nicht geschehen. Gegen Mazarin schrie man noch ganz anders und er starb als Minister. Tapferer wie der heutige — denn er scharmuzirte mit ganz andern Leuten wie dieser — behauptete er sich, und der heutige wird sich auch behaupten, denn die Verhältnisse sind wider dieselben. Der höchst feine Italiener hatte es mit Leuten seiner Art zu thun, denen aber der Geist abging, den er selbst im höchsten Grade besaß; der heutige, ein Gascogner, besitzt in der heutigen allgemeinen Mittelmäßigkeit dasselbe Uebergewicht. Die Staatsmänner mögen die Einzelnheiten immer vernachlässigen, man vergißt nicht, daß, so wie in der Moral kleine Vorsichtsmaßregeln die großen Tugenden sichern, auch in der Politik die kleinste Unterlassung durch einen unvorhergesehenen Zufall selbst die geschicktesten Kombinationen vernichten kann. Alles im Vorausſehen, ist deßhalb die Devise einer Gesellschaft, welche es nie vergessen wird, daß sie ihren Untergang herbey führte, wie sie dieselbe ein einziges Mal vergaß. Aber für sie ist die Lehre der Erfahrung nicht verloren." — Sohn. „Da die Presse für die Zeitblätter ungebindert ist, kann der Fürst . . ." — Vater. „Niemals! (der Marquis rief dieses mit auffallender Lebhaftigkeit und dem Ton, mit welchem man einer Wahrheit auszuweichen gedenkt, weil man den Einwurf vorher sieht, den man fürchtet und den man sich besser im Stande fühlt zu beseitigen als zu widerlegen oder aufzulösen). Niemals!" wiederholte er ruhiger. — Sohn. „Nehmen wir an, daß ein Artikel in einem Oppositionsblatt . . ." — Vater. „Der Fürst liest einen andern." — Sohn. „Wie das?" — Vater. „Man läßt das Blatt dieses Journals umdrucken, nimmt den fraglichen Artikel heraus oder ändert ihn ab; und so sieht das Blatt allen andern, die im Publikum umlaufen, ähnlich. Das hat zwey für uns gleich günstige Folgen: der Fürst erfährt das nicht, was wir ihm verhehlen wollen, und das Publikum, welches im Wahne steht, er habe es gelesen, schließt, daß er ihm keine Aufmerksamkeit geliehen, es sogar tadelt, und uns stillschweigend Beyfall gibt. Wir gewinnen dabey nach und nach noch einen Punkt, den wir eifrig wünschen und betreiben; das Volk erkaltet, sein Enthusiasmus verraucht, es denkt endlich, der Fürst wäre wie die andern, die es auch betrogen, und fängt an, nun seinerseits ein gleiches zu thun . . . denn wenn uns die Popularität gleich Nutzen bringt, so taugt uns doch die Tyranney eines uns gehörigen Fürsten viel, erfordert von unsrer Seite weniger Geschicklichkeit, weniger Mühe. — Unser Regiment ist dann vollständig." — Sohn. „Sie erklären mir wohl, wie man den Fürsten rücksichtlich der Zeitblätter einmal, zweymal betrügen kann, aber endlich . . ." — Vater. „Meinst du, daß die täglichen Deklamationen der Journale gegen den Minister uns

beunruhigen? im Gegentheil, ihr Stillschweigen würde uns schaden. Sie schreiben fast auf unser Geheiß. Ich kenne noch eine Art von Demagogen, die sich für sehr wichtig hält, weil sie in einem kleinen Bezirk eine Erschütterung hervorbringt — etwa wie eine Fliege, die sich in einem Spinnengewebe fängt. Einer dieser Demagogen hatte einen der Unsern zu Rath gezogen — der rieth ihm derb zuzuschlagen und so persönlich wie möglich zu seyn. Er that es und wir sorgten dafür, den Fürsten auf diesen Artikel aufmerksam zu machen, ihn vermöge Zusammenstellung mit andern Artikeln aus der gleichen Fabrik zu überreden, daß man ihm seine Handlungen, sein Betragen vorschreiben, ihn zurechtweisen wolle. Das reichte hin. Der Fürst nahm die Gefahr wahr, er sah, daß man, um in Zukunft das Ministerium zu ändern, die Journale nur mit Deklamationen anzufüllen brauchte — und fortan ward nicht mehr dessen gedacht." — Sohn. „Allein es könnte sich in der Umgebung eines der beyden Fürsten ein unbestechlicher Mann befinden . . ." — Vater. „Hast du denn die Antwort vergessen, welche der rechtschaffenste Mann an Ludwig XIV. Hofe der Königin*) gab? Nun! wenn der Mann, der des Fürsten Vertrauen besaß, theurer wie der Abbé Terrasson wäre . . ." — Sohn. „Nehmen Sie aber mit mir an, daß es einen — einen einzigen redlichen, unzugänglichen Mann gäbe . . ." — Vater. „Mag es! er wird, ohne es zu wissen, unser Werkzeug seyn, also von den Unsrigen. Was du immer für eine Hypothese machen willst, mein Sohn, so muß sie innerhalb der Möglichkeit liegen. Der Tugendhafte hat irgend eine Schwäche, sein Herz ist an irgend einer Stelle angreifbar; diese müssen die Unsern erkunden, die Ausgänge alle erspähen — und nichts entgeht ihrem Forschen! die Tugend verräth weder ihre Absicht noch ihre Plane, dann wäre es gar keine Tugend mehr. Und setzen wir den schlimmsten Fall, so wäre unser Spiel gar nicht verloren. Kannst du je berechnen, was unermüdliche Geduld vermag? Sie ist ein Gewicht, das allzeit und unsichtbar wirkt, einzig kraft seiner Schwere; sie ist der Wassertropfen, der endlich den Stein höhlt. Und zu dieser kommt noch die viel mächtigere Gewalt einer stets gleichen Sprache, die immer dieselbe ist, unter tausend Gestalten immer wiederkehrt, die Aufmerksamkeit erregt, wenn sie verstummt, die durch eine beabsichtigte Lücke, durch eine Bewegung, eine Haltung, einen Zweifel fortspricht! Wer könnte so einer Uebereinstimmung von Mitteln widerstehen?" — Sohn. „Unglückseliger Fürst!" — Vater. „Warum unglückselig? Was geht ihm ab? Gewalt? wir machen ihn unbeschränkt — ist er da zu beklagen?" — Sohn. „Wenn nun aber diese seine Gewalt durch den Gehorsam gegen die Gesetze eben so unumschränkt wird? wenn, wie gar nicht zu zweifeln, die unbegränzte Macht mit diesem Gehorsam vereinbar ist . . ." — Mit feyerlichem Ton rief der Marquis: „Halt ein, Uneingeweihter! das wollen wir nicht. Der Fürst mag diese Gewalt haben, allein wir müssen sie theilen, wir müssen deren Aufbewahrer seyn. Sie ist der Lichtstrahl, der, ohne schwächer zu werden, einen unermeßlichen Raum durcheilt. Es gibt eine feste Basis, von deren man mit Sicherheit weiter rechnen kann: der Eigennutz. Was will der, welcher der Macht genießt? daß diese Macht so ausgebreitet sey wie möglich, also unumschränkt." — Sohn. „Gut! mit der Charte kann er dieses in der That seyn, und vereint dann mit der Macht, von der Sie sprechen, glänzenden Ruhm. Seine Gewalt ruht auf unerschütterlichen Säulen, auf der Liebe seines Volks." — Vater. „Philosophie! alte Begriffe, die in die Bücher gehören. Du denkst dir die Menschen, wie sie seyn sollten, wie sie aber zu keiner Zeit waren, noch sind, noch seyn können. Die Gesellschaft, in die ich will, daß du eintretest, nimmt sie, wie sie sind. Höre deinen Vater und laß ihn reden! Begreife doch endlich, daß diese Gesellschaft über alle andere Macht erhaben ist, sie weiß, daß der regierende Fürst im Ganzen denen mehr mißtraut, die ihm, ohne zu seinen Vertrauten zu gehören, nahe kommen, als denen, die ihm ferne stehen, daß der Einfluß dieser letzten, wenn sie zu Einfluß gelangen, wirksamer ist, weil er weniger vorhergesehen, weniger vermuthet ward, und langsam gewonnen um so fester begründet ist. Die Gesellschaft schützt diesen Einfluß, nachdem sie sich von der gränzenlosen Ergebenheit dessen, der ihn übt, überzeugt hat."

„Studium und Erfahrung haben ihr das Kapitel „von den großen Begebenheiten aus kleinen Ursachen entsprungen," ergründen gelehrt; sie vergißt nicht, daß ein berühmter Mann des Alterthums, um die Aufmerksamkeit des Publikums abzulenken, seinem Hund den Schwanz abschneiden ließ. Des Menschen Geist liebt das Geheimnißvolle, Wunderbare; diesen Tribut zahlte seine Schwäche selbst in den entferntesten Zeiten; je höhern Standes man ist, je größer ist diese Schwäche. Um Nutzen aus ihr zu ziehen, verbindet die Gesellschaft mit dem Wesen der Großen unserer Zeit etwas Wunderbares, das ihnen gefällt. So vergötterte man ehedem die römischen Kaiser und beredete sie, sich anbeten zu lassen. In einer Zeit und bey einer Religion wie die unsere, ist das unmöglich; allein eben diese Religion dient uns für einen großen Theil der Menge, die nicht allesammt aufgeklärt ist, und

*) Dieser Abbé schrie laut über ein Urtheil, weil, wie er behauptete, die Richter sich hatten bestechen lassen. Die Königin (Marie Leczinsa) sagte schwerzend zu ihm, er würde es eben so wie sie gemacht haben, und schätzte, wäre er Richter gewesen, seine Stimme auf 500.000 Franken. Der Abbé verwarf diese Summe mit bitterm Unmuth; sie steigerte sie, bis sie endlich eine Million bot — und der Abbé sagte ganz kleinlaut: Wahrhaftig, Ihre Majestät treiben es so weit, daß ich nicht mehr weiß, was ich sagen soll.

für die Andern haben wir Geheimes, Verführung, Schrecknisse, Ehrgeiz und Leidenschaft zur Verfügung."

(Der Beschluß folgt.)

Nachrichten über die Birmanen.

(Beschluß.)

Henzedah.

Henzedah und Keaum-zeik, welches daran stößt, bilden eine beträchtliche Stadt, welche zum wenigsten zwey englische Meilen lang, aber sehr schmal ist. Der unter einem hohen Ufer wegfließende Strom ist tief und reißend. Wir fanden den Ort ganz verlassen, außer von Rudeln magerer Hunde, welche die Luft mit ihrem Heulen nach ihren Herrschaften erfüllten, obgleich in diesem Lande die Hunde wie die Katzen mehr Anhänglichkeit an den Ort als an die Personen zu haben scheinen, und man sie nicht leicht aus den Häusern wegbringt, worin sie eine Zeit lang gefüttert worden. Nichts als die vielen Pagodahs und andere Gebäude zum gottesdienstlichen Gebrauch unterscheiden diese Stadt von dem elendesten Dorfe, und dieß ist eine Bemerkung, welche sich beynahe auf alle Städte in Ava anwenden läßt; die Häuser sind sich alle ziemlich ähnlich und meistentheils von derselben Art von Materialien gebaut. Die Wohnungen der Vornehmen und Priester allein zeichnen sich durch die vielen übereinander emporsteigenden Dächer und andere Standeseigenheiten aus. Henzedah ist ein bedeutender Handelsplatz. Es wohnten hier einige Armenier und andere Kaufleute, welche Indigo zogen, der in diesem Lande sehr gut fortkommt, und zwar ohne die Gefahren für die Ernte, denen diese Pflanze in Bengalen ausgesezt ist. Die Fluren waren voll Rindvieh, welches aber gegen uns wilder war als die Bergrehe, und es geschah nur mit Mühe, daß das Kommissariat so viel von ihnen verschaffte, als der tägliche Bedarf des Heeres erforderte.

Zusammenkunft der brittischen und birmanischen Oberhäupter zur Erlangung eines friedlichen Vergleiches.

Nachdem alle Einrichtungen über die Form getroffen waren, so daß keiner der Theile sich etwas vergeben zu haben scheinen sollte, verließen beyde das Lager in demselben Augenblicke, und trafen vor dem Konferenzhause zusammen, in welches sie, nachdem sie sich gegenseitig die Hände geschüttelt und auf's freundlichste begrüßt, zusammen eintraten, und sich auf zwey Reihen Stühle einander gegenüber sezten. Die Mongies und ihr Gefolge, in Allem fünfzehn Personen, deren jeder die Adelskette trug, und seine prächtige Hofkleidung anhatte, fanden es augenscheinlich sehr unbequem auf Sitzen, an die sie nicht gewohnt waren, die sie aber nicht aufgeben wollten, damit nicht der kleinste Unterschied zwischen beyden Theilen stattfinden möchte; ja sie waren in dieser Hinsicht so ängstlich, daß kaum auf der einen Seite eine Bewegung gemacht werden konnte, die nicht augenblicklich auf der andern nachgeahmt wurde, und ihr vorzügliches Augenmerk schien dahin gerichtet zu seyn, sich in den europäischen Sitten vollkommen zu Hause zu zeigen.

Nach vielen freundschaftlichen Erkundigungen nach dem Wohlbefinden des Königs von England und der königlichen Familie, worin jede Anspielung auf den General-Gouverneur und die Ostindische Gesellschaft sorgfältig vermieden ward, baten die Wongies, daß alle Unterhandlungen bis auf den folgenden Tag verschoben werden möchten, damit, ehe man zu dem wichtigen Geschäft schreite, weßwegen man zusammen gekommen, eine nähere Bekanntschaft zwischen beyden Partheyen stattfinden möge, und beschränkten sich für jezt auf allgemeine Freundschaftsversicherungen und gute Wünsche zu einem baldigen Frieden, bedauernd, daß zwey so große und aufgeklärte Völker durch Irrthum oder Mißverstand gegen einander in Krieg verwickelt seyn sollten.

Nichts war auffallender während der Unterhandlung als die Begierde der Oberhäupter, sich mit den Sitten und Gebräuchen der europäischen Nationen vertraut und ihre eigenen Ansprüche, denselben in Bildung gleich zu stehen, zu zeigen, indem sie jede Gelegenheit ergriffen, um, von ihrer eigenen Nation und England redend, sich des Ausdrucks: „Die zwey großen und gebildeten Völker" zu bedienen und das Morden der Gefangenen und andere grausame Handlungen zu tadeln, deren sie sich beständig schuldig machen. Im Ganzen indessen betrugen sie sich mit vieler Umsicht und Gutmüthigkeit, und wir schieden mit den freundschaftlichsten Ausdrücken von einander. Ehe sie gänzlichen Abschied nahmen, speisten sie mit dem General Campbell und benahmen sich bey Tische auf's ungezwungenste und anständigste, indem sie auf's genaueste die Bewegungen ihrer Wirthe beobachteten und solche mit erstaunlicher Leichtigkeit nachahmten. Sie aßen von Allem, besonders aber schien ihnen ein Schinken zu behagen, welcher auch dem Ate Wongie auf sein Verlangen gegeben ward; aber entweder aus Neigung, oder aus Achtung gegen den Befehl ihres Monarchen, welcher den Genuß des Weines und der geistigen Getränke bey Todesstrafe untersagt hat, enthielten sie sich fast gänzlich des Trinkens. Ob die Herrn unter vier Augen so enthaltsam gewesen seyn würden, ist eine andere Frage, denn das gemeine Volk ergreift jede Gelegenheit das Verbot des Königs zu verletzen.

Neugriechisches Klephtenlied.

Nikotharas.

Durch diesen Engpaß geht Nikos, Nikos, der Sohn des Tzaras. —
„Zum zweyten Male wirst du nicht durch diesen Engpaß gehen.“ —
„„Woher, mein Vöglein, weißt du es, daß du es mir verkündest?““ —
„Als gestern und vorgestern ich herflog durch Vlachochori,
Da hörte die Geronten so ich in Livadia sprechen:
Den Nikos wollen tödten wir, den Nikos, Sohn des Tzaras,
Der gleicht der Blume im Gebirg, im Felde der Cypresse,
Den Nikos, der dem Thurme gleicht, im Meere fest gegründet.“ —
Da Nikotharas das vernahm, ward er darüber zornig,
Reißt seinen Pflegesohn herbey, und sprach zu den Gefährten:
„Umgürtet schnell die Schwerter euch und nehmet eure Flinten,
Und laßt uns nach Livadia gehn, daß wir es niederbrennen.“
Sie zogen aus und gingen hin und kamen nach Livadia,
Und warfen Feuerbrände ein und banden die Geronten,
Und schleppten in die Berge sie und quälten sie gar grausam. —
Wen wollt, Geronten, tödten ihr? den Nikos, Sohn des Tzaras?
Den Nikos, der 'ne Rose ist, und in der Welt bewundert?

Th. K.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, im Januar.

(Fortsetzung.)

Durch ausgezeichneten und industriösen Fleiß zeichnet sich in Rücksicht des Weinbaues eine Schweizerkolonie, aus ungefähr zwölf Familien bestehend, aus, die man vor vier Jahren in der Nähe der Stadt Akermann ansiedelte. In einer so kurzen Frist haben sich diese in Dürftigkeit angelangten Ansiedler durch beharrliche Anstrengungen zu einem gewissen Grade des Wohlstandes emporgeschwungen. Die Kolonie liegt in jener überaus romantischen Gegend am Liman, den die angepflanzten Weinrebenhügel begrenzen, die Hütten tragen alle das Gepräge schöner wirthschaftlicher Ordnung und lieblich ansprechender Reinlichkeit. Particuliers und die Regierung unterlassen nichts, um durch Hülfe der Kunst den Wein möglichst zu veredeln. In dieser Hinsicht zeichnen sich die Etablissements der Herren Kollin und Krimzky aus, die selbst in diesem Sommer von dem Hrn. von Ribeaupierre und Grafen Woronzow, während ihrer diplomatischen Geschäftsleitung mit den Agenten der Pforte, mit beyfälligem Interesse besucht wurden. Unter andern besitzen sie ein besonderes chemisches Verfahrungsmittel, durch das sie den Grad der Gährung bestimmen können, den der neue, in Fässer gebrachte Wein entwickeln soll, vermittelst dessen erkennen sie den günstigsten Moment, wo man ihn ohne Gefahr aus diesen abzapfen kann. Nächst der obgenannten, von Privaten gewonnenen Weinquantität, betrug die der Regierung im vergangenen Herbst 32,000 Bouteillen.

Am ersten Weihnachtsfeste, den 6ten Januar, ward in den Gemächern des kaiserlichen Winterpallastes, die unter dem verewigten Kaiser Alexander im Jahr 1818 begründete Militärgemälde-Gallerie, zwischen dem Georgen- und sogenannten weißen Saale befindlich, feyerlichst eingeweiht. Wir übergehen hier das Detail dieser religiösen Weihe, denn sie ward schon von uns früher einigen politischen Tagesblättern des Auslandes mitgetheilt. Es wird daher an seinem Orte seyn, von dieser Gallerie, in Beziehung auf ihren Kunstwerth, zu sprechen. Es war gewiß eine erhabene Idee des verewigten Monarchen, eine Kunstgallerie in's Leben zu rufen, in der die ausgezeichneten Waffengefährten bey den so glorreich von ihm in den Jahren 1812, 13, 14 und 15 geführten Feldzügen aufgestellt würden, und so ihr ruhmwürdiges Andenken für Gegenwart und Nachwelt auf immer erhalten werden möchte. Die Ausführung dieser Idee übertrug er dem durch sein Talent im Porträtzeichnen so rühmlichst bekannten Engländer Dowe, der diesen Auftrag auch ganz allein ohne fremde Beyhülfe in sechs Jahren vollzog. Der Architekt Rosse, derselbe, der den schönen neuen Michailow'schen Pallast aufführte, richtete auch in Auftrag des jetzt regierenden Kaisers diese Gallerie im Winterpalais ein. Sie ist hoch, geräumig, und von bedeutender Länge, als bogenförmige Halle gebaut, die schöne Malerey ist von Scotti ausgeführt. Sie formirt unstreitig eine der ersten Zierden dieses antiken kaiserlichen Pallastes.

Durch Kolonnaden zerfällt die Gallerie in drey Abtheilungen, zwischen den Säulen sind prachtvolle Candelabres angebracht. Der Haupteingang zur Gallerie ist von der Schloßkapelle, und gleich der erste Gegenstand, der die Aufmerksamkeit des Eintretenden fesselt, ist das Bildniß des Kaisers Alexander in Lebensgröße, in reichverzierten Rahmen gefaßt, und von kostbaren Vorhängen umhüllt. Er ist in der Chevaliers-Gardeuniform, und man muß die frappante Aehnlichkeit bewundern, die das Gemälde mit dem erlauchten Verblichenen hat. Der himmlische Zauber seines menschenfreundlichen Blicks scheint noch wohlwollend auf den Schaaren seiner tapfern Krieger zu ruhen, die ihn in der glorreichen Epoche jener vierjährigen Feldzüge umgaben. Das Bildniß ist aber wirklich zu klein für seinen Standpunkt, dieß hat man allgemein erkannt, und wird es nächstens durch ein anderes, in unweit größerm Maßstabe ersetzen. Dowe ist in diesem Augenblick damit beschäftigt, und wird gewiß allen Eifer seines Talents aufbieten, um durch dessen wundervolle und tadellose Darstellung das Werk seiner sechsjährigen Arbeiten ruhmvoll zu krönen. *) Zu beyden Seiten des Verewigten sind die Stellen bestimmt, die nächstens die Bildnisse seiner hohen Verbündeten, des Kaisers von Oesterreich und Königs von Preußen in Lebensgröße einnehmen werden. In der mittleren Gallerie-Abtheilung, den beyden Hauptthüren gegenüber, von welchen die eine zum Georgen-, die andre zum weißen Saale führt, werden die Porträts des Großfürsten Konstantin, der Feldmarschalle Fürsten Kutusow, Barclay-de-Tolly, und Herzogs von Wellington aufgestellt.

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Es wird den Kaiser gleichfalls in Lebensgröße zu Pferde darstellen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 16.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 47.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 23. Februar 1827.

Weit hinaus auf jenen Höhen,
Auf der Berge blauen Reih'n,
Durch der Nebel dichtes Weben
Darf das Auge sich erfreu'n.
Wie sie stolz gen Himmel ragen
Riesenkinder der Natur,
Geisterwehn von alten Sagen
Wiegt sich durch die stille Flur.

Th. Körner.

Ausflug in die Vogesen im Sommer 1826.

Man hatte mir in Straßburg so viel von den Vogesen gesagt, daß ich mich entschloß, einen Theil derselben zu durchwandern, und ich kann versichern, daß es Niemand reuen wird, dasselbe zu thun. Es gibt in Deutschland wenig Gegenden, welche so viel Naturschönheiten, mit so viel interessanten historischen Denkmälern verbinden, wie sie die Vogesen und das Elsaß überhaupt darbieten, und es ist zu verwundern, daß dieses Land von Deutschland aus so wenig besucht wird, daß besonders unsere reiselustigen Musensöhne nicht diese linke Seite des Rheins mit in ihre Wanderungen hineinziehen. Es würde mich sehr freuen, wenn dieser kleine Reisebericht meine Landsleute vermöchte, sich von dem hergebrachten motus peristalticus der Rhein- und Schweizerreisen ablocken zu lassen. Ihr Patriotismus braucht sich dieser kleinen Untreue nicht zu schämen, denn hier ist, wenigstens auf dem Lande, noch Alles deutsch; kaum daß hier und da einmal ein übergescheidter Wirth, oder ein Soldat von der alten Armee uns französisch anredet, und auch diese sind froh, wenn sie es sich wieder bequem machen und deutsch sprechen können. Die Bauern verstehen größtentheils nicht einmal Französisch. Wollte aber der Patriotismus eine Rechtfertigung haben, so braucht er nur um einige Jahrhunderte zurückzugehen — was er ohnedieß nur zu oft thut — um das Elsaß als einen der schönsten Edelsteine der deutschen Kaiserkrone zu betrachten. Besonders aber war ja Straßburg eine Zeit lang in mancher Hinsicht die erste deutsche Reichsstadt, sowohl vor als während der Reformation. Das bürgerliche Leben, wie es sich in Straßburg entwickelte, und das daraus hervorgehende Streben in Kunst und Wissen bietet, vielleicht mehr als das irgend einer andern deutschen Stadt, interessante Vergleichspunkte mit der Geschichte der griechischen Städte dar. Besonders hat Straßburg den Vorzug eines trefflichen Chronisten, der sich zuweilen bis zum Geschichtschreiber erhebt. Doch zu meinem Ausflug in die Vogesen zurück.

Um nicht unnöthigerweise Zeit zu verlieren, nahm ich meinen Platz in der Diligence bis Zabern, was am Fuß der Gebirge liegt, doch stieg ich in Masmünster aus, um die dortige Kirche zu sehen, welche im byzantinischen Styl und wahrscheinlich aus dem neunten Jahrhundert ist. Von Masmünster oder Marmoutier ist es nur noch eine kleine Stunde bis Zabern (Saverne), wovon aber nicht viel zu sagen, als daß es ein altes Städtchen ist, worin jedoch viele wohlhabende Leute zu wohnen scheinen. Die Kirche ist gothisch, aber ohne weiteres Verdienst. An einem Fenster ist ein Schwalbennest eingehauen mit einer Schwalbe, die eben hineinkriecht; dieß gehörte in der guten alten Zeit zu den Merkzeichen, welche ein gewanderter Maurergeselle nicht vergessen oder übersehen durfte; kein alter Meister glaubte ihm, daß er in Zabern gewesen sey, wenn er die steinerne Schwalbe und ihr Nest nicht kannte. Der ehemalige bischöfliche Pallast hat nach hinten zu eine

schöne Façade, die aber nicht vollendet ist; sie ward unter dem, durch die Halsbandgeschichte berüchtigten Kardinal von Rohan erbaut, welcher auch der lezte Straßburger Bischof war, der hier residirte. Gegenwärtig gehört das Gebäude der Stadt, welche alle öffentlichen Behörden und sonstige Bedürfnisse, als Kornhalle, Schlachtbank, Gefängniß u. dgl. hinein verlegt hat.

Etwa eine Stunde von Zabern liegt das kleine Dorf St. Jean des choux; diesen Namen hat es wenigstens auf der Karte; in der Gegend kannte ihn kein Mensch, und erst als ich nach St. Johann und dem Michelsberg fragte, ward ich zurechtgewiesen. Im Elsaß, wie in einigen andern Gränzländern, haben die meisten Orte zwey Benennungen, und aus der französischen, die man auf den Karten findet, kann man oft die deutsche, besonders wie die Landleute sie aussprechen, unmöglich errathen. In St. Johann ist eine alte Kirche, wovon das Chor von außen den ältesten byzantinischen Styl zeigt. Auf dem Sims des Mittelfensters liegen zwey sehr ungeschlachte Löwen, die Herr von Hammer ohne große Mühe unter seine Basomete anwerben könnte. Das Dorf liegt am Fuß des sogenannten Michelsberges — ein mit prachtvollen Kastanienbäumen bewachsener Hügel, über welchen sich ein kahler Sandsteinfels erhebt, auf dessen steilstem Vorsprung eine kleine Kapelle steht. Sie ist dem Erzengel Michael geweiht, gegenwärtig halbverfallen, war aber früher ein sehr besuchter Wallfahrtsort und soll es wieder werden. Einige Schritte von der Kapelle, am äußersten Vorsprung des Felsens, bemerkt man eine runde, in den Felsen gehauene Vertiefung von etwa zwölf Schritt im Durchmesser und zwey bis drey Fuß Tiefe. Nach der Volkssage sollen hier die Hexen ihren Sabbath gefeyert haben, und hoffentlich bald wieder feyern. Einige Gelehrte haben in dieser Vertiefung ein Druidendenkmal gewittert, was ungefähr eben so vernünftig seyn mag, wie jene Volksmeynung. Mir schien dieser Kreis nur den Ort anzudeuten, wo einmal vielleicht zur Bequemlichkeit der Klosterfrauen von St. Johann ein Zelt oder Pavillon errichtet war, der zur Aufnahme vornehmer Wallfahrer oder, wie man bey Wallfahrtorten noch heut zu Tage findet, für einen Kramladen oder dergleichen benuzt ward. Noch bemerkt man ringsum mehrere Löcher, worin wahrscheinlich die Pfähle gesteckt haben. Am Fuß des Felsens, worauf die Kapelle steht, befindet sich im Gebüsch versteckt eine Höhle, das Hexenloch genannt; sie war früher von einem Einsiedler bewohnt, und in der Mitte derselben sieht man noch ein Grab eingehauen. Diese Kapelle, diese Höhle erinnerte mich lebhaft an die Beschreibung in Schillers „Kampf mit dem Drachen," und es wundert mich, daß sich keine ähnliche Sage an diesen Ort knüpft; ich wüßte wenigstens kein angenehmeres Logis für einen Lindwurm als diese Höhle. Die Aussicht aus derselben ist herrlich in die fruchtbare Ebene des Unterelsaß, nach Straßburg und über den Rhein. Eine Sage, welche mit der Gründung des Benediktinerklosters zu St. Johann in Verbindung steht, will ich doch hier anführen, sie hat das Eigene, daß sie in gewisser Hinsicht durch Dokumente bestätigt wird. Der Gründer des Klosters, Graf Peter von Lützelburg, dessen alte Burg ebenfalls nicht weit von Zabern liegt, besaß außer vielen andern guten Dingen auch eine ehrsame Gräfin, die sich aber zum Zeitvertreib auf Hexenkünste und Wettermachen gelegt hatte. Wie es sich für einen frommen Rittersmann ziemt, verbot Graf Peter seiner Gräfin all dergleichen unheimliches Treiben auf's strengste; an einem Sommertage jedoch, als Beyde sehr von der Hitze zu leiden hatten, gestattete der Graf nach vielem Bitten und Beten seiner beshaften Frau, ein kleines Lüftchen wehen zu lassen zur Kühlung. Die Gräfin hatte nicht sobald diese Erlaubniß, als sie einen Sturmwind durch die Thäler rasen ließ, wodurch drey Dörfer mit ihren Ernten und Früchten zerstört wurden. Zum Schadenersaz mußte dann der Graf diesen Dörfern einen Antheil an seinen Waldungen einräumen, und für seine und seiner Gemahlin Seelenheil gründete er das Kloster St. Johann. Die gräfliche Hexe aber hat ohne Zweifel als fromme Aebtissin des Klosters ihre Tage beschlossen, wenigstens wäre dieß nicht zu verwundern, da noch heut zu Tage Hexen von Stand sich auf diese oder ähnliche Art mit dem Himmel abfinden. So viel aber ist gewiß, daß noch bis auf diesen Tag die drey Dörfer, welche jener gräfliche Sturmwind beschädigte, besondere Vorrechte in den Lützelburgischen Waldungen haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reiseabenteuer.

(Beschluß.)

„Der Carbonarismus, ein allgemeiner Ausdruck, der alles Unbestimmte in sich begreift, ist eine reiche Mine, die man schon bearbeitet hat und die, geschickt benuzt, noch viel Ausbeute verspricht. Nach einer Revolution, die alle Throne erschütterte, ist es leicht, die Besitzer dieser Throne zu bereden, daß sie noch immer Feinde haben, die sich im Verborgnen gegen sie verschwören. Je weniger man deren findet, je geschickter müssen sie seyn, je geschickter sie sich der Aufsicht zu entziehen wissen, je mehr sind sie zu fürchten. So hält sie die Könige in ihrer Hand, die nicht wissen können, ob man sie hintergeht, denn sie hat, um ihre Besorgnisse wach zu erhalten, Mittel, die sie selbst veranstaltet. Beweise für eine Klasse gefährlicher, im geheimen verbündeter Menschen sind allzeit bereit ..." — Sohn. „Wie

wollen Sie aber diese vorgebliche Klasse von Menschen zur Strafe ziehen? Was soll diese Mischung?" — Vater. „Sie soll dem Fürsten die Gefahr eines Systems, welches die Herrschaft der Gesetze verlangt, fühlbar machen, denn diese können sie nicht erreichen. — Und man versucht auch nur . . . . Nun sollst du aber auch erfahren, wie, Dank uns! — das Laster die Ehrenbezeugungen der Tugend erhält. Du bist bey Frau von ** gewesen; was denkst du von ihr?" — Sohn. „Sie ist liebenswürdig, eine angenehme Wirthin, gibt gut zu essen, große Gesellschaften, glänzende Bälle . . ." — Vater. „Du gestehst also ein, daß sie Achtung genießt?" — Sohn. „Besonders daß sie achtungswerth ist." — Vater. „Nun höre wie sie ihr Vermögen erlangte: ihren gegenwärtigen Ruf verdankt sie ihrem Eifer für uns; ihr Vermögen den uns geleisteten Diensten durch gegebene Nachrichten und zahlreiche Anwerbungen. Ehedem hielt sie ein Spielhaus; sie gewann, verlor, gewann wieder, und verlor Alles. Wir erfuhren, daß sie viel Verstand habe, besonders den ränkevollen, der mit Klugheit zu warten, zur rechten Zeit zu handeln weiß. Wir sahen ein, daß sie uns sehr nützlich seyn könnte; aber ihr Ruf war dahin! Wir lehrten sie ihre Lage einsehen, boten ihr Geld, Kredit, Ehrenbezeugungen — sie ging unsre Vorschläge ein, und ist reich und angesehen." — Sohn. „Sie sind ihrer nicht sicher . . ." — Vater. „Doch! ihr Vortheil bürgt für ihre Treue, und sie weiß, daß man uns nicht ungestraft verläßt. Wir haben Zugang zu ihren geheimsten Gedanken, alle ihre Bedienten sind in unserm Sold, so wie in allen Häusern, aus denen wir Nachrichten bedürfen. Jedermann, der auf irgend eine Art uns nutzen kann, gehört von rechtswegen uns an. Wir umgarnen ihn wie den Fürsten, wissen was er sagt, was er thut, was er vorhat, kennen alle, die sich ihm nahen, kennen alle, die ihm lieb sind . . . Das sind alles Mittel zur Erreichung unseres Zwecks . . ." — Sohn. „Das ist schaudervoll!" — Der Marquis rief verächtlich: „Und du bist bejammernswerth! So krieche denn in deiner Unbedeutendheit fort . . ." hier unterbrach eine Bewegung des Wagens, durch die Arbeiten bey dessen Ausbesserung veranlaßt, das Gespräch.

Ich hatte schon früher beobachtet, daß der Kondukteur bey jeder Wegverzweigung an die Rotonde trat, und mit dem Marquis einige Worte wechselte. Schon lange brannte ich vor Ungeduld, die Ursache dieses Verfahrens zu erfahren, als der Zufall mich begünstigte. Der Wagen fuhr einen steilen Weg hinan, und um die Pferde zu erleichtern, bat der Kondukteur die Reisenden auszusteigen — nur der Rotonde ward diese Zumuthung erspart. Ich nahte mich sogleich dem Kondukteur, zeigte auf diese Abtheilung des Wagens, und fragte ihn: ob diese Reisende nicht auch aussteigen; er verneinte es, und ich schwatzte nun mit ihm von seinen Mühseligkeiten, seinen Trinkgeldern, seinen Vortheilen, und gelangte endlich geschickt zu der Frage: warum jene Reisende in der Rotonde nicht ausgestiegen seyen? „Ja, mein Herr, antwortete er, die sind die Herrn." — „Sie gehören also zu euren Postbeamten?" — „Noch viel mehr." — „Wie das?" — „Herr, davon weiß ich nicht mehr wie Sie; ich weiß nur, daß ich Befehl habe ihnen in Allem zu gehorchen, auf die Gefahr hin abgesezt zu werden und meinen Platz zu verlieren. Gott behüte mich dafür! aber es ist immer ärgerlich, links gehen zu müssen, wenn man rechts gehen und seinem Beruf redlich folgen möchte. Mein Beruf ist aber, meinen Wagen, meine Pferde, meine Passagiere zu besorgen, ohne mich darum zu bekümmern, ob sie zur Messe gehen, oder ob sie getauft sind" — „Freylich! wenn sie Euch nur bezahlen." — „Darauf kommt es an. Die da in der Rotonde wollen aber alles wissen, ich muß ihnen mein Marschbüchlein geben, sie zeichnen sich den Namen, den Stand, den Weg der Reisenden auf, befehlen mir, sie zu beborchen . . ." — „Werdet Ihr ihnen auch unser Gespräch sagen?" — „Ey sie sehen uns ja nicht sprechen — und wenn sie fragen, sage ich, Sie wären stumm wie ein Fisch." — „Aber warum geht Ihr denn bey jeder Wendung des Wegs an die Rotonde, mit ihnen zu sprechen?" — „Weil ich den Befehl habe, sie bey jeder Verzweigung des Wegs um Rath zu fragen. Als ob ich die beste Strafe nicht wüßte! das ärgert mich eben am meisten. Ich darf aber nichts dagegen einwenden. Doch man beobachtet uns, lassen Sie uns auseinander gehn!" Und bey diesen Worten schritt der Kondukteur auf die andere Seite des Wegs, die Reisenden aber stiegen wieder in den Wagen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, im Januar.

Der neue Gesetzesvorschlag gegen die Preßfreyheit zieht in ganz Frankreich die öffentliche Aufmerksamkeit, besonders in seiner literarischen Tendenz auf sich; der politische Gesichtspunkt mußte sich dabey ganz verlieren, sobald man eingesehen hatte, daß bey der Verdopplung der Stempelkosten alle Tagblätter, auch die literarischen, größtentheils aufhören müßten, und daß künftig kein Buch mehr herauskommen könnte, weil den Buchdruckern bey ungeheurer Strafe verboten wäre, etwas Zweydeutiges zu drucken, so daß jeder Buchdrucker zum Censor gemacht würde. Man hat erst bey dieser Gelegenheit entdeckt, wie weit in Frankreich die Liebhaberey zum Lesen gediehen ist; und man kann ohne große Anstrengung beweisen, daß künftig beynahe alle Gewerbe darunter Noth leiden würden, wenn es keine Zeitungen und wohlfeile Bücher mehr gäbe. In allen Departementen von ganz Frankreich ist in jeder Stadt und jedem Städtchen ein's, zwey und noch mehr Lesekabinette, wo man beynahe alle guten, großen und kleinen Blätter findet; in

jedem Kaffeehause in ganz Frankreich findet man, in Paris bis an zehn Zeitungen aller Art, in den Städten und Städtchen wenigstens zwey. Alle Modehändlerinnen in ganz Frankreich haben wenigstens ein litterarisches Blatt, worin von Mode, Theaterkostümen u. s. w. gesprochen wird. Jede Theaterdirektion hält zwey bis drey Theaterjournale. Alle Musikliebhaber von beyden Geschlechtern lesen durch ganz Frankreich ihr Kunstblatt. Alle Landhäuser bestellen sich wenigstens auf sechs Monate lang im Jahre ein Unterhaltungsblatt. Der Schneider, der Schuster, der Haarkräusler, der Krämer wegen seines Handels mit Kleinigkeiten der Mode, der Künstler, aufmerksam auf die Schritte der Kunst, der Fabrikant aller Arten von Stoffen, der Handelsmann im Großen und von Mittelgröße, sogar der Händler mit den Artikeln der täglichen Konsumtion, viele leicht alle Städter der hohen und Mittelklasse, und unter den Landbewohnern alle Beamte, alle ehemaligen Soldaten, alle seit den lezten Jahren auf den Gang der politischen Welt aufmerksam gewordene Landeigenthümer, lesen alltäglich. Man hat bisher bey der Kritik des vorgeschlagenen Gesetzes nur die Freyheit der politischen Presse in Gefahr gesehen, und darüber das allgemeine Bedürfniß aller Stände vergessen. Man wird keine übertriebene Schilderung des Bildes machen, das Frankreich am Tage der Einschränkung des Lesebedürfnisses darstellen würde, wenn man sagte, das ganze große Reich würde an einem Tage alle Bande seines bürgerlichen Lebens gelöst, und sich alle Befriedigung seiner täglichen Lebenswünsche entzogen sehen. Wir sprechen hier geflissentlich nicht von den Gegenständen des öffentlichen Unterrichts, noch von der Wirkung eines solchen Gesetzes in einem Lande, wo eine Staatsreligion angenommen ist, auf die Religionsverwandten der blos geduldeten. Bis jezt beschränkt sich die allgemeine Besorgniß darauf, daß sie sich in Satyren gegen das neue Werk und gegen seine Meister ausspricht; man wird also wohl thun abzuwarten, ob diese Waffe scharf genug seyn wird, um der Macht des allgemeinen Gegners zu widerstehen.

Noch ist das furchtbare Gesez nicht erlassen. Noch begnügt man sich, über dasselbe zu lachen. Noch sind die Kaffeehäuser und die Foyers der Theater überall voll Leser und Hörer. Die Bälle haben bereits wieder angefangen, die andere Hälfte der Nacht auszufüllen, welche man in der ersten Hälfte in den Theatern getödtet oder etwa auch belebt hatte, je nachdem man so glücklich war, unter dem unzähligen Gemische von guten, mittelmäßigen und abscheulichen Werken der dramatischen Kunst oder des musikalischen Talents seine Liebhaberey zu nähren. Aber im italienischen Theater, dessen so nahen Zerfall wir neulich gemeldet hatten, ist bereits wieder durch die einzige Demoiselle Cinti das Bedürfniß vollkommen befriedigt. Wie das zuging, mag man aus folgendem lebhaften Bilde sich erklären, das die leichte Hand eines Kenners der diesigen Welt gezeichnet hat. „Die Dem. Cinti, auf deren Person gegenwärtig das Schicksal des italienischen Theaters beruht, und deren lange Krankheit alle Freunde dieses Genusses beunruhigt hatte, ist wieder am Horizont erschienen, zwar bleich, doch glänzend wie das Gestirn, das die Nacht erleuchtet. Man sah auf ihrem lieblichen Gesichte einige Spuren der Leiden, aber sie gefiel darum nur noch mehr, und ihr bald schmachtendes Auge schien nur ein Kunstgriff der Gefallsucht zu seyn. Ihre Stimme schien etwas an Kraft verloren zu haben, aber noch hatte sie ihre ganze Lieblichkeit und Frische. (Man vergleicht fast immer die Namen Cinti und Sonntag.) Eine Stimme, wie die der Cinti, würde auch ein häßliches Gesicht verschönern. Sie ist sowohl als Sängerin wie als Schauspielerin von einem solchen Werthe, daß man sie nothwendig schonen muß. Nie soll sie wieder ihren Weihrauch auf die Altäre des Baals bringen; sie soll ihr leichtes Stimmchen nicht wieder anstrengen unter den weiten Wölbungen der Oper. Sie ist geschaffen zu gefallen und nicht in Erstaunen zu sezen. Sie begnüge sich mit einem solchen Loose; es ist das angenehmste für die Frauen; lasse sie so manche andere schreyen in der königlichen Akademie, und möge sie singen bey den Italienern. Die Barbaren hatten sie als Opfer ihrem furchtbaren Orchester geweiht, wie einst die Druiden junge zarte Jungfrauen dem Gotte der Stürme und des Donners opferten. Aber das Opfer Cinti ist ihnen entgangen. Freylich werden wir anfänglich an ihr nicht wiederfinden, was sie war, als man sie uns raubte; aber ein wenig Ruhe wird sie bald wieder eben so reizend machen, als sie in ihren schönsten Tagen war. Nur nehme sie sich künftig vor abermaligen Unglücksrathgebern in Acht; für ihr Leben so wie für ihren Ruhm ist das Theater Favart das Kapitol, aber die Straße Lepelletier (wo die große französische Oper ist) der tarpeische Felsen."

(Der Beschluß folgt.)

Petersburg, 4. Januar.

(Beschluß.)

Die Porträts der russischen Generale, alle in zierlichst gearbeitete goldne Rahmen gefaßt, umgeben den Kaiser zu beyden Seiten. Von jeder laufen fünf Parallellinien derselben fort, die unterste enthält blos die Generals en Chef und Generallieutenants, die zweyte sezt leztre fort, die drey übrigen stellen die verdienstvollsten Generalmajors dar. Nur bis zu diesem Rang geben die Helden jener Epoche. Unter jedem Porträt liest man unten eine Aufschrift, welche seinen Rang, seine Ehrenzeichen, zugleich das Jahr und den Tag nennt, wann und wo er sich hervorthat. Beyde Seiten, rechts und links vom Bildniß des Kaisers, enthalten in den fünf Reihen eine gleiche Zahl von Porträts. Die ganze Sammlung beläuft sich auf 350, doch bemerkt man noch viele Rahmen leer, zwar mit Inschriften versehen, zu denen die Porträts in Kurzem hinzukommen sollen.

Die drey denkwürdigen Jahre 1812, 13 und 14 befinden sich mit goldnen Buchstaben an den drey, zur Gallerie führenden Hauptthüren angedeutet. Neben ihnen erblickt man in gleichen Inschriften die vier, in jenen drey Feldzügen gelieferten, Haupttreffen, von Lorbeerkränzen umwunden. — In einer so großen Zahl von Gemälden hat Lowes Meisterpinsel dennoch eine bewunderungswürdige Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit zu bringen gewußt, bey einigen thut dieß eine besondre Stellung des Kopfes, die der Physiognomie einen eignen charakteristischen Ausdruck gibt, bey andern ein umgeworfener Militär-Mantel, in die kunstvollsten Falten geschlagen. — Eine rührende Scene war für den ruhigen Beobachter am Tage der obgedachten religiösen Weihe dieser Gallerie der Moment, wo es den dienstthuenden Garden gestattet ward, die Porträte beschauen zu dürfen. Mit dem leidenschaftlichsten Interesse stürzten sie hinzu, erkannten ihre frühern Chefs gleich auf den ersten Blick, erinnerten sich der unter ihnen verlebten Helden-Epoche, erzählten sich gegenseitig mit der innigsten Theilnahme Scenen heroischer Auszeichnung aus jenen Befreyungs-Kriegen, und konnten nur mit Mühe von diesen Gegenständen ihrer ganzen Verehrung und Liebe getrennt werden.

B***g.

Beylage: Literaturblatt Nr. 16.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 48.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 24. Februar 1827.

„Ah! eine Geistergeschichte; eine Geistergeschichte!“ ging der Ruf rings um den Tisch; und Jeder rückte seinen Stuhl ein wenig näher.

Washington Irving.
Erzählungen eines Reisenden.

Die Gespensternacht.

Ein Winterabendmährchen.

Vor vielen Jahren starb in Oberschwaben ein Edelmann, der, wie viele andere seines Gaus, sein Vermögen vergeudet hatte. Er hinterließ — die lezten ihres Geschlechtes — zwey Söhne, deren ältester, der Sitte gemäß, die verschuldeten Güter erbte, der jüngste aber, ein schmuckes, goldlockiges Bürschchen von vierzehn Jahren, hatte einen Pathen in M*, der ihn, wie er von der betrübten Lage desselben hörte, zu sich kommen ließ, wo es ihn, bey seinem glatten Angesicht und artigen Manieren mit einem altadeligen Namen verbunden, bald als fürstlichen Pagen unterzubringen gelang. Der wohlthätige Pathe glaubte nun genug gethan zu haben, und bekümmerte sich wenig um des Neffen weitere Bildung; der fürstliche Page aber ward von Niemand zum Briefschreiben angehalten, und so kam es denn, daß die beyden Brüder bald einer von dem andern nichts mehr hörten, wenig mehr aneinander dachten. Das war sehr erklärlich, da beyder Lebensweg sehr von einander abwich. Hildebrand von Eichfels, der älteste, heirathete ein unbemitteltes altadeliges Fräulein, mit dem er auf seinem verfallenen Stammschloß in den Bergen des Algaues hauste. Seine vier Junker lernten vom Schulmeister lesen und schreiben, vom Dorfpriester Gottes Wort und sonst von Niemand etwas, denn nach damaliger Sitte reichte im Kriegsdienst und in der Kirche — in der sie ihren Weg zu machen hatten — ein altadeliger Name hin. Hildebrands Fräulein lernten lesen und schreiben, Gottes Wort aber viel besser als die Junker, denn das findet in einem guten Mädchenherz eine viel offenere Stätte als bey ungestümen Knaben; außerdem lehrte sie ihre wackere Mutter nähen und stricken, und zu ihrer Gemüthsergötzung durften sie die Wälschen füttern, die Eyer ausnehmen und hatten die Erlaubniß jede einige Hühner auf ihre Rechnung brüten zu lassen, auf deren wohlgezogene Küchlein, die man nach Gsey zu Markt schickte, ihr Taschengeld angewiesen war. Dieses dem Paradiese nahekommende Unschuldsleben hatte auch die paradiesische Aehnlichkeit, daß die guten Leute auf ihrem Schloß im Algau so wenig von der Welt wußten, als sey es, wie das alte Eden, vom Phrat und Pison umflossen.

Calixt, der Bruder des Erbherrn, war, wie oben gesagt, von seinem Herrn Pathen in M* in seinem vierzehnten Jahr zum fürstlichen Pagen befördert worden. Er lernte fechten, tanzen, reiten; die Hofsprache, das Französische, ward ihm geläufig, er belustigte den frommen Fürsten, gefiel den schönen Frauen, war ein guter Jäger und lustiger Tischgenoß bey den Domherren, und durch alle diese Verdienste gehoben, ward er Kammerjunker, dann Kammerherr, und erzeigte endlich, aus besondern Gründen, seinem Pathen Hofmarschall einen wesentlichen Dienst, indem er seine einzige Tochter und Erbin, eines der schönsten Fräulein des Hochstiftes, zur Frau nahm. Auch hier ermüdete das Glück noch nicht, ihn mit seinen Gaben zu überschütten. Ein sehr reicher Domherr, des Hofmar-

schalls Hausfreund, faßte zu des Kammerherrn Töchterlein, die sein einziges Kind blieb, eine so ausgezeichnete Vorliebe, daß er ihr bey seinem Absterben ein sehr großes Legat hinterließ.

So war also Calixt ein vornehmer und reicher Mann zu eben der Zeit, wo sein Bruder Hildebrand seinen ältesten Sohn und Stammhalter nebst seinem kleinen Bündelchen nach A. brachte, um ihn als Unterlieutenant in der dasigen Garnison einreihen zu sehen.

Herr von Eichfels war seit seiner Heirath nicht weiter als in das, seinem Schlosse nächste, Reichsstädtchen Gsep gekommen, wo er je zuweilen mit seinen Advokaten und Gläubigern zu unterhandeln pflegte. Die Reise nach A. war ein großes Wagstück für ihn; er machte in seinem Bräutigamsrock mit verblichenen Goldtressen, breiten Aufschlägen, gebauschten, aus jenen hervortretenden Hemdärmeln und riemenschmaler batistener Halsbinde, deren silberne Schnalle unter der kurzen Beutelperücke hervorglänzte, einen possierlichen Aufzug. Der Oberst seines angehenden Kriegsheldèn lud ihn zu Tisch; neben ihm saß ein M*er Domizelar, der in Geschäften seines Stiftes nach Wien geschickt wurde. Bey dem Namen Eichfels fragte er unsern Landjunker, ob er den fürstlichen Kammerherrn dieses Namens, der am Rhein begütert sey, unter seine Verwandten zähle? Bey dieser Frage tauchte das längst versunkene Andenken an seinen Bruder plötzlich in Hildebrands Seele auf. Ueberzeugt, wie es Leute bey einem Eichfels'schen Paradiesleben leicht werden, daß seine Angelegenheiten der ganzen Welt Antheil erregen müßten, versicherte der alte Herr, es gäbe außer ihm und seinen Söhnen gar keinen Eichfels mehr auf der Welt, denn sein einziger Bruder, der als Knabe am M* Hofe Page geworden sey, müßte schon längst todt seyn. Der Domizelar verzog spöttisch den Mund und versicherte, dieser Schicksalszug sey noch nicht ganz am M* Hofe vergessen, und der M* Kammerherr müsse aller Wahrscheinlichkeit nach sein Bruder seyn. Hildebrand glaubte zu träumen. Bruder Calixt Kammerherr und Gutsbesitzer am Rhein! Er erzählte es der ganzen Tischgesellschaft, so wie einer von ihr sich mit der Kaffeetasse in der Hand nach aufgehobenem Tische ihm nahte, und sobald sein Sohn sicher in der Uniform stak, eilte er auf sein Schloß im Algau zurück, um seiner Schloßdame die erstaunliche Kunde zu berichten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ausflug in die Vogesen im Sommer 1826.

(Fortsetzung.)

In geringer Entfernung von einander und von Zabern erheben sich die Ruinen der Burgen Hohbar und der beyden Geroldseck. Von keiner derselben ist weder historisch noch sonst viel zu sagen. Hohbar gehörte von jeher, glaube ich, den Bischöfen von Straßburg, es ward 1580 neu befestigt, und in dem Krieg von 1744, den man hier zu Lande den Pandurenlärm nennt, gänzlich zerstört, so daß nur noch einige Ringmauern davon stehen. Die beyden Geroldseck gehörten im zwölften Jahrhundert den Bischöfen von Metz, später der Abtey Masmünster (Marmoutier). Die Bauern nennen diese drey Schlösser auch Hohbar, Mittelbar und Unterbar, oder die Barerschlösser, und mein Führer wußte eine Geschichte zu erzählen von zwey Brüdern, wovon der ältere den jüngern auf der Jagd fing und auf seinem Schloß Hohbar in einen tiefen Kerker warf; nach langen Jahren gelingt es dem jüngern zu entfliehn; er besucht darauf seinen Bruder, der ihn nicht erkennt, und durch seine Antwort auf des jüngern Fragen sich selbst das Urtheil spricht, worauf dieser ihn erstickt.

Der ehrliche Kerl hatte mir mit dieser Geschichte einige lange Weile gemacht, und ich suchte daher nach Lützelburg den Weg allein zu finden, hatte mich jedoch bey den vielen durchkreuzenden Waldwegen so verirret, daß ich bald ohne irgend einen Weg umherlief und endlich, statt bey Lützelburg, bey den sogenannten Habraker, oder Ochsensteiner Schlössern an's Tageslicht kam. Ich will übrigens Jedermann rathen, sich wo möglich eben so zu verirren, denn prachtvollere Buchenwälder als diese kann man nirgends zu sehen bekommen. Die drey Ochsensteiner Schlösser liegen in geringer Entfernung von einander auf drey Sandsteinfelsen, die sich nicht sehr hoch über waldige Hügel erheben; von der Ebene aus und überhaupt aus einiger Entfernung sieht man nur einzelne Mauern dieser Ruinen sich über die Gipfel der Bäume erheben. An dem mittleren Ochsenstein ist eine Thüre in den Felsen gebauen, welche durch eine Wendeltreppe, ebenfalls im Felsen, in's Schloß hinaufführt. Die Besitzer und Erbauer dieser Burgen gehörten eine Zeit lang zu den mächtigsten Herren des Landes. Ein Ochsenstein heirathete eine Schwester Rudolphs von Habsburg, und als dieser später Kaiser ward, vermehrte er die Lehen und die Macht der Ochsensteiner in dieser Gegend. Otto von Ochsenstein, der Neffe Rudolphs, erklärte sich nach dessen Tod für den Kaiser Adolph von Nassau, und erstickte in der Schlacht bey Gelnheim vor Hitze in seinem Harnisch. Südöstlich von den Habrakerschlössern steht in geringer Entfernung ein hoher Sandsteinfels, seiner Gestalt wegen der Spillfelsen (Spindelfelsen) genannt. Quer durch das Gebirge suchte ich nun wieder Lützelburg zu erreichen und kam auch bald an die Zorn, einen kleinen Fluß, der bey Zabern vorbeyfließt, und ein sieben bis acht Stunden langes Thal belebt, worin er viele Mühlen treibt, besonders Sägmühlen, und auch Holz flößt. Außer mehreren kleinern Orten liegen in diesem Thal und auf benachbarten Höhen Lützelburg, Dagsburg und der Leonsberg mit seinen alten Burgen. Das

Zornthal war aber nicht nur im Mittelalter der Sitz muthiger Geschlechter, sondern die, besonders in der Gegend von Dagsburg, gefundenen Basreliefs und einzelne Ueberreste, vielleicht celtischer, Befestigungen, beweisen, daß die Zorn schon vor Jahrtausenden vielleicht in diesen grünen Thälern Menschenwerke hervorgerufen und bethätigt hat. Grüne Wiesen breiten sich aus, wo das Thal etwas weiter ist, die Hügel sind mit herrlichen Waldungen bedeckt, und lassen zuweilen dem klaren Fluß kaum einen Ausweg. Um eine Waldecke biegend, hat man die Ruine von Lützelburg vor sich, auf einem steilen vorspringenden Hügel, zu dessen Füßen in den Windungen des Thals das Dorf sich hinzieht. Zwey hohe Thürme und doppelte Ringmauern von ungeheuren Steinen bilden die Ruine; einer der Thürme hat die Gestalt eines sehr platt gedrückten, verschobenen Vierecks, ohne daß ich aus der Oertlichkeit diese ungewöhnliche Bauart erklären könnte. Wer etwa nach solidern Genüssen als schiefen Thürmen verlangen sollte, dem empfehle ich die Forellen, welche in dem Wirthshaus zu den drey Tauben in Lützelburg zu finden sind.

Der Weg von Lützelburg nach Dagsburg führt Anfangs an der Zorn fort; dann über ziemlich steile Hügel, über welche sich einzelne Sandsteinfelsen oft in sonderbaren Gestalten erheben. Dagsburg selbst liegt am Fuß eines steilen Kegels, auf dessen Spitze sich ein runder, nach allen Seiten senkrecht abgeschnittener und oben flacher Sandsteinfels erhebt. — Der Fels mag ungefähr hundert Fuß hoch seyn, und sieht in der Entfernung aus wie ein Faß. Auf diesem Felsen stand sonst die Burg Dagsburg, der Sitz der mächtigen Grafen von Egisheim-Dagsburg, aus dem Hause des alten Elsassischen Herzogs Eticho. Dieß Geschlecht starb 1225 aus, indem die beyden lezten Sprößlinge desselben, zwey Brüder, sich unvorsichtigerweise gegenseitig tödteten, da sie nach Knabenart ein Turnier nachahmen wollten, welches ihr Verwandter Balduin von Flandern gegeben hatte, eh' er in's gelobte Land zog. So ging ein mächtiges Geschlecht unter, und wurde eine Herrschaft zersplittert, die vielleicht, wie so viele andere jener Zeit, Keim und Kern großer Reiche seyn könnte. Vergebens wird sich der Geschichtschreiber bemühen das Gesez aufzufinden, wonach aus den vielen mächtigen Häusern und Herren jenes Zeitalters einige wenige sich erhoben, um nach und nach die Reiche zu bilden und zu beherrschen, die jezt zu dem europäischen Staatenbund gehören — oder die Ursachen anzugeben, welche die Bildung eines mächtigen, unabhängigen Staates zwischen Frankreich und Deutschland verhinderten, da doch die Elemente dazu alle vorhanden waren, und mehr wie ein Mal nach einer Vereinigung zu streben schienen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Briefstellen.

(Fortsezung.)

. . . . . n im Nov.

Ueber ein weibliches Portrait.*)

Es ist in vieler Hinsicht ein gelungenes, wünschenswerthes Bild. Ein Maler, der eine so vollkommen schöne Person, so ähnlich machen kann, reißt sich selber die Lorbeerzweige vom Baum, die man ihm flechten muß, Augen, Stirne, Haar vortrefflich! Haltung, Miene! — bey dieser bleib' ich stehn. Wer solch vollkommenen Zügen die Miene abgewinnen kann, ist schon ein halber Künstler, wer sie wiedergeben kann, ein ganzer; weil nämlich vollkommen schöne Gesichter beynahe keine Miene machen können, heißt: die Züge bewegen, ohne der grosen Harmonie zu schaden, die schwerste Aufgabe; daher auch nur Büsten in ihrer Schönheit ertragen werden können, und in der Natur hübsche Menschen vorgezogen werden. Unsere Freundin aber hat eine Miene, die das Glück hat, ihr bestes Innere auszudrücken; es ist die Festhaltung mannigfacher Bewegung ihrer Gedanken und ihres Zumuthe-Seyns; es ist der Moment — etwa wann sie einer guten, hübschen, gebrten Frau vorgestellt wird — wo sie aufmerksam, klug und unschuldig ihren Gegner (der gegenüber steht) betrachtet, zugleich weiß, daß sie betrachtet wird, und in kindlicher Bescheidenheit ihr Bestes aus der Seele reicht, und doch fürchtet zu mißfallen, welches eine leichte, menschenfreundliche Schaam auf das schöne Gesicht führt. Dann ist sie schön und äußerst hübsch; und diese schöne Miene, diesen herrlichen Ausdruck hat der glückliche Maler mit seinen Augen abgeschöpft, mit den Kunstbänden auf die Leinwand gebannt. Heil dem jungen Künstler! das spricht für künftig. Sie hat noch einen Moment zum Malen; den, wenn sie sibyllenartig aussieht und mit keinem Menschen, keinem Gegner zu thun hat, ganz allein sieht mit ihrem angebornen Muthe — von der besten Sorte — (zornfertig, nur fertig, er könnte kommen, wenn er sollte) und allein mit der Natur, die sie wohl zu schauen und ihrem Wesen nach zu fassen weiß. Diesem Ausdrucke strebte der Maler nach, der sie hier früher malte, und zwar nicht schlecht; nur konnte er den Thiermenschen, Haut, Haare Knochen, Schatten, Licht nicht so zusammenhalten als schon unser M . . . . . Mit der Nase aber hätte auch dieser glücklicher verfahren können. Ich weiß, auch auf die richtigsten, schönsten fallen oft Schatten und Lichter, die ihnen ihre Regelmäßigkeit rauben; das ist wahr, und schadet solcher Nase in der Natur nicht; denn augenblicks nachher wendet sich der Kopf, und sie wird wieder vollkommen schön. Weil aber ein Bild gefesselt ist, soll der Maler auch lügen, um wahr zu seyn. Das ist seine Sorge, wie: zu Gunsten der Wahrheit im Nachbilden; er muß sie schaffen die Wahrheit, und ließe er auch einen oder mehrere Schatten weg, auf die Gefahr von Schatten-Messen den getadelt zu werden. Kurz die schöne Nase muß er mir zeigen, mit dem Pinsel keck lügen, oder eine andere Stellung wählen. Dieß nur (obgleich hier mein Gegenstand) nur zum Exempel der Fälle überhaupt, wo gelogen werden muß, wie es (mein altes Beyspiel!) in Fresko so offenbar geschieht. Auch

*) Wir geben diese Ansicht, theils wegen ihrer Originalität, theils wegen ihrer lebendigen Anschaulichkeit. Inhalt sowohl als Form dieser Kritik sind total von dem unterschieden, was uns bisher über Porträt-Malerey vorkam. Ob es den Lesern so interessant seyn wird, als es uns zusagt, steht zu erwarten. Leichtlich hätten wir das Ganze durch einige gangbare Schul-Ausdrücke aufputzen können; aber wir haben uns gehütet, selbst Nachlässigkeiten des Styls auszufeilen, um nur ja die Eigenthümlichkeit, oder, wenn man will, die Eigenheit dieses kritischen Naturproduktes unangetastet wiederzugeben.

der Mund ist nicht ganz so wie er ist, dargestellt, wodurch er im Bilde an Feinheit verliert; nicht aus Unfähigkeit, das bin ich überzeugt; sondern aus Verführung, aus dem Irrthum, aus welchem das Ideal mißbraucht wird. Das Ideal ist ein Maß, weiter nichts! jedes Produkt aber ein Wesen, mehr oder weniger sichtbar schön, und nach dem Ideale beweislich abzumessen; das Maß selbst aber bleibt wissenschaftlich lebendiges, doch hier, als Todtes, aus dem Spiele *). Vielleicht sind die Lippen unserer schönen Freundin nach dem Maße zu dünn. Gut! der Geist ihres Gesichts braucht sie aber so und hat glücklich auch sie sich so bereitet; das sahen der Maler zu übersehen, und gab diesen Lippen, nach einem Ideale, etwas zu viel Fülle, und weg sind unserer Schönen ihre wahre Lippen und deren Feinheit. Einem jungen Künstler, von seinen Meistern entzückt, kann dies geschehen. Wie vortrefflich hat er die Haare gemacht, den Kopfputz behandelt! Wir sind nicht gewöhnt die Person mit gescheiteltem Haar zu sehen; er hat es so wundervoll schön gescheitelt und gelegt und verziert, daß er alles, was dieses Haar leisten kann, zugleich geleistet hat; und wir sind Alle befriedigt, auch die Verwöhnten, denn es zeigt die vergangne, jetzige und künftige Mode. Die Miene aber dieses Bildes ist so vortrefflich, daß ich's besitzen möchte.

Berlin, Ende Dec. 1826.

Was das hiesige gesellschaftliche Leben betrifft, so würdest du es sehr verändert finden. Schon bey deinem letzten Hiersein machtest du selbst die Bemerkung, daß die früheren, interessanten Kreise, die sich mit dem Besten, was der Art in den besten Zeiten zu Paris stattfand, füglich messen konnten, weil geistreiche, kunstsinnige und lebenskundige Wirthinnen die schöpferischen Mittelpuncte dieser Kotterieen waren, daß diese kleinen Kreise zu großen breiten und flachen Thee-trink-gelagen zusammengeflossen waren, in welchen man, trotz aller Gebundenheit, doch nicht den mindesten Zusammenhang fand; weil Kunst und Richtigkeit, Prüderie und Laune, Geist und Kartenspiel, Frommthuerey und Heiterkeit, und was sonst noch für heteroaene Dinge dort anzutreffen waren, nie einen Kreis der Geselligkeit bilden können. Aber selbst diese ungeselligen Gesellschaften scheinen jetzt sich auflösen zu wollen, und es zeigt sich nun doch, daß die Stadt nicht groß genug für so viel Theaterleben ist. Durch die vielen Vorstellungen, die man alle sehen will, gehen wenigstens die Abendzirkel zu Grunde; denn von Herzen sehnt sich hier Alles um eilf Uhr nach dem Bette. Und — sonderbar! — dabey kommt kein Theater auf einen grünen Zweig, weil jedes das andere übertreffen will, nicht an Kunst, sondern an kostspieligen Darstellungen des dümmsten Zeuges und — einiger vortrefflichen Opern, zu welchen aber Webers Oberon, wie es scheint, nicht so bald gehören soll. Dagegen dominiren auf unserer großen Bühne Lewin'sche Pantomimen, worin — wir sind doch recht geschlagen! — fortwährend gerügelt wird, welches aber gar nicht übel wäre, wenn nur die Rechten die Prügel bekämen; wären exempla nicht odiosa, so würde ich sagen z. B. eigensinnige, filzige Vormünder. Ferner dominirt dort Joko der Affe, ein edles Vieh, welches so natürlich spielt, so unmenschlich natürlich, wie wir Berliner sagen, daß man gar nicht einsieht, warum man nicht, um der Oekonomie willen, lauter wirkliche Affen ꝛc. auftreten läßt, und den theuren Tempel der Kunst mit kalkulatorischer Offenherzigkeit, in einen wohlfeilen Stall verwandelt. — Aber nein, es singen fünf wirkliche Menschen Tyroler Lieder; und dazwischen werden elende Uebersetzungen kleiner französischer Lustspiele einstudirt. Und doch ist es zum Brechen voll im Theater, wenn hie und da unsere Stich, Wolff, Devrient in einem alten klassischen Stücke auftreten. Apropos von der Stich! Sie wird nicht mehr lange so heißen; sie ist mit einem Herrn Crelinger verlobt (keinem Schauspieler) und Ostern wird die Vermählung stattfinden. Carl Blum (der Dichter und Kompouist) wird Director des Königstädtischen Theaters, hat jedoch seine Entlassung von dem königlichen noch nicht erhalten. Raupach dichtet für Spontini eine Oper zur Vermählungsfeyer des Prinzen Carl, und der Tonseyer zieht ihm die Verse unter der Feder weg, um sie zu komponiren. Es ist erfreulich, daß jetzt namhafte Dichter sich der verlassenen deutschen Oper annehmen; und daß man zu solchen Hoffest-Vorstellungen nicht mehr kleine französische Portchen nach Deutschland beruft.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Das Ideal ist ein Maß (Regel), das Maß außerhalb der Kunstdarstellung in der reinen Wissenschaft gelegen. Wir kennen keinen kürzeren oder bündigeren Beweis für das Unstatthafte und Fruchtlose jener Bemühung, das leibhaftige Ideal in bildender oder redender Kunst vorführen zu wollen.

Paris, im Januar.

(Beschluß.)

Unter den Büchern, welche sich Freunde oder Freundinnen zum Neujahrsgeschenke gaben, waren besonders die Gedichte der Madame Tastu, Gattin des vortrefflichen Buchdruckers dieses Namens; man sagt, Herr Tastu besitze an seiner Dichterin zugleich die tugendhafteste Hausfrau, und die würdigste Mutter. Die große Epoche der französischen klassischen Litteratur hat keine Dichterin aufzuweisen; nur die Prosa der Madame de Sevigné, der Mademoiselle Lafayette u. s. w. ist auf die jetzige Nachwelt gekommen; vielleicht ist dieser Mangel an Vorbildern die Ursache, daß die Corinnen jetzt in Frankreich selten sind. Madame Dufresnoy ist zu Grabe gegangen, und ihre Nation hat sie erst seit ihrem Tode durch die Anerkennung ihrer großen Verdienste getröstet; die schöne Jungfrau Delphine Gay scheint die Myrthen für ihre Gegenwart, dem Lorbeer für ihre Zukunft vorzuziehen. Nun erhebt sich eine junge Dame, die Frau Tastu; ein Band Gedichte erscheint von ihr, und eine allgemeine Stimme des Triumphs erhebt sich zugleich zu ihren Ehren, und zu Glückwünschen für ihren Gatten, als Buchdrucker. Das Buch ist einigermaßen eine Prachtausgabe; aber daran ist nicht nur die feine Aufmerksamkeit des Buchdruckers für seine geliebte Dichterin zu loben, sondern auch das Werk selbst lobt seine Meisterin. Jedes Gedicht hat seine eigene geschmackvolle Vignette, je im Sinne des Gedichts. Die Gesänge der Madame Tastu zeichnen sich durch jene gefällige Melancholie aus, welche den französischen Dichtern ganz fremd ist, aber außerdem spricht sie auch die kräftigern Gefühle für Vaterland und Freyheit so aus, daß dabey noch immer die zarte Stimme der Frau anzieht. Ihre Verse haben einen ganz besonders reinen Bau. Der Geist Hölty's herrscht z. B. in dem Gedichte, Vorabend von Weihnachten.

Auflösung der Charade in Nr. 42.

Stundenglas.

Räthselfrage.

Kennst du mich? dein eigener Sinn, du züchtiges Mädchen,
Mahnt dich an mich; dein Bild unter den Pflanzen bin ich.

— o —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 49.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 26. Februar 1827.

Trauernd denk ich, was vor vielen Jahren,
Diese morschen Ueberreste waren:
Ein bethürmtes Schloß, voll Majestät
Auf des Berges Felsenstirn erhöht!

Matthisson.

Ausflug in die Vogesen im Sommer 1826.

(Fortsetzung.)

Von dem Schlosse Dagsburg steht übrigens gar nichts mehr, es ward von den Schweden zerstört, und die Ueberreste in neuerer Zeit zu Bauten verschleppt. In einer Höhlung in einer Ecke der Grundmauern fand man noch vor einiger Zeit zwey grüne Gläser von ungewöhnlicher Gestalt.

Auf das Plateau des Felsen gelangt man nur vermöge einer Leiter; die Aussicht von da herab über die umliegenden Thäler und Berge, in die Lothringer Ebene hinein bis Metz, ist sehr schön. Auf dem Leonsberg, der tiefer im Gebirge sich erhebt, und noch einige Trümmer trägt, ward der Papst Leo IX. (1050) aus dem Geschlechte Egisheim-Dagsburg geboren. Etwa eine halbe Stunde von Dagsburg liegt auf dem Plateau eines länglichen, steilen Hügels das Dorf Haselburg; hier soll, wie die Leute sagen, vor alten Zeiten eine große Stadt gestanden haben; diese Sage erhält durch ein Stück von einem hohen Erdwall vor dem Dorfe einiges Gewicht, obgleich durchaus keine weiteren Ueberreste oder Münzen an diesem Ort gefunden worden sind. Nach dem noch vorhandenen Stücke zu urtheilen, bildete der Wall ein Oval von großem Umfang, das ganze Plateau einnehmend. Diese Form erkennt man besser von dem Felsen der Dagsburg herab, wo man Haselburg tief unter sich sieht und von wo aus die Lage desselben etwas sehr Auffallendes hat. In dem Dagsburger Wirthshaus waren einige Arbeiter, reisende Käsehändler u. dgl. versammelt, worunter mehrere gar geheimnißvoll von den Schätzen sprachen, die auf der Dagsburg zu heben wären, und zum Theil schon gehoben seyen, wobey die „Jesuiter" (so sprechen sie aus) eine große Rolle spielten. Der Glauben an verborgene Schätze ist wohl kaum irgendwo so allgemein wie in den Vogesen, was auch bey den vielen Ruinen von Burgen, Klöstern und Kirchen, die es hier gibt, nicht zu verwundern ist. Ich habe kaum ein solches Gemäuer besucht, wo nicht an mehreren Orten Spuren von Schatzgräbereyen bemerklich gewesen wären. Zuweilen mußten diese Arbeiten viel Zeit und Mühe gekostet haben. Ich ging denselben Tag noch bis Wangenburg, einem ziemlich großen Dorf in einem schönen, von Wald eingeschlossenen Thal, an dessen Ausgang in die Elsasser Ebene Haslach mit einer alten Abtey und Kirche liegt. Wenige Schritte von dem Dorfe liegt das alte Schloß Wangenburg *), am Rande einer tiefen, waldigen Schlucht; ein gewaltiger Thurm vertheidigte den Eingang nach dem Dorfe zu, wo es ganz eben ist. In diesem Thurm soll vor mehreren Jahren eine große Summe Geldes gefunden worden seyn. Der Maire des Dorfes hatte seinen blödsinnigen Bruder daselbst eingesperrt; dieser fand einen Kasten voll Geld, und theilte ihn seinem Bruder mit, der nebst seiner Familie plötzlich sehr wohlhabend ward.

*) Wangenburg gehört noch jetzt einem Herrn von Wangen, der in russischen Diensten ist.

Durch herrliche Waldungen geht es von Wangenburg nach dem Nideder Wasserfall; was diesem an Höhe abgeht, ersezt die romantische Lage. Ein bedeutender Waldbach stürzt sich eine etwa hundert fünfzig Fuß hohe Felswand herab, die eine enge, waldige Schlucht schließt. Ueber dem Rande des Felsen erhebt sich aus dunkeln Tannen ein gewaltiger Thurm, die Ruinen der Burg Nideck, von der ich nicht begreife, wie Jemand auf den Einfall kommen konnte, sie in diese Wildniß hineinzubauen. Doch hat die Geschichte aus dieser Einöde und aus dieser Zeit, die eben so dunkel und wild war als sie, einen Zug der Menschlichkeit aufbewahrt, der mit dem Eindruck, den der Ort macht, sonderbar kontrastirt. In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hatte ein Ritter Wirich, der auf Nideck hauste, eine Fehde mit dem Grafen von Liechtenberg und den Straßburgern, die er vielfach beleidigt hatte. Endlich ward er in seiner Burg belagert, und der Graf hatte geschworen, ihn und die ganze Besatzung aufzuhängen, wenn er die Burg erobere. Bald sahen die Belagerten, auf's Aeußerste gebracht, nichts als einen schmachvollen Tod vor Augen, als die schwangere Gattin des Ritters allein in's Lager des Grafen von Liechtenberg hinausging und ihn um Gnade für ihren Mann anflehte. Von ihren Bitten gerührt, verzieh der Graf seinem Feinde und die Fehde ward beygelegt. Die Hirten, welche in diesen Wäldern hüten, wagen es auch bey Tage nicht, ihr Vieh innerhalb der Ringmauern des Schlosses weiden zu lassen, ein boshafter Geist hause darin, sagen sie. Nicht weit von dem Wasserfall steht ein Försterhaus, wo man gut bewirthet wird, und frisches Fleisch oder Wildpret findet, was man in vielen Dörfern dieser Gegend — außer an Sonntagen — vergebens sucht. Von diesem Försterhaus nahm ich einen Führer, der mich über den Neller nach der Hochtenne bringen sollte. Eine Merkwürdigkeit dieser Gegend mußte ich übergehen, weil sie zu weit von meinem Wege ablag: den sogenannten Lottelfels auf dem Schneeberg, ein ziemlich bedeutendes Felsstück, das, auf einem andern aufliegend, ohne Mühe mit einem Arm bewegt werden kann. Aehnliche Felsen finden sich bekanntlich auch anderwärts, z. B. an der Küste von Cornwallis und in der Nähe des Escorial in Guadarama, auch bey dem Alexandersbad im ehemaligen Fürstenthum Bayreuth. Der Schneeberg hat außerdem noch das Eigene, daß in einigen seiner Schluchten den größten Theil des Jahres durch Schnee liegt, obgleich er keiner der höchsten Gipfel der Vogesen ist.

Mein Weg führte eine Zeit lang bergauf bis auf eine freye Stelle im Walde, den sogenannten Pandurenplatz, wo mehrere hohe Erdhügel den Ort bezeichnen, wo ein Haufen Panduren während des sogenannten Pandurenlärms von den Bauern überfallen und niedergemacht wurde. Auch in den lezten Feldzügen von 1813 und 15 fielen in diesen Wäldern ähnliche Scenen vor, und an mehreren Orten, z. B. in Wangenburg und Fremont, bezeichnete man mir Leute, die an der Spitze kleiner bewaffneter Haufen gestanden, und den feindlichen Truppen nach Kräften geschadet hatten. Mangel an Einigkeit und besonders an einer kräftigen Aufforderung von Seiten des Kaisers, oder noch mehr von Seiten der Deputirtenkammer von 1815, welche sich mit schönen Reden und Theorien zankte, wo es darauf ankam sich zu schlagen, verhinderte einen allgemeinen Ausbruch und ernsthaftere Folgen für die Alliirten sowohl als für das Land. Jene sogenannten Partisans stehen indessen noch immer in einem gewissen Ansehen bey dem Volke.

Eine Stunde sehr beschwerlichen Steigens, den sogenannten Eichelberg hinauf, durch einen schönen Tannenwald, brachte mich auf die Höhe des Gebirgs, wo ein einzelnes Bauernhaus, der Neller, steht. Von diesem Bergrücken aus sieht man zu beyden Seiten über das Gebirge hinweg in die Elsasser und Lothringer Ebene, nur nach Süden schließen höhere Gipfel die Aussicht, worunter sich die kahlen Kegel der beyden Donnons auszeichnen. Der höchste von beyden ist seiner Alterthümer und der herrlichen Aussicht wegen, die er darbietet, merkwürdig; vom Neller geht es noch etwa anderthalb Stunden größtentheils auf der Höhe des Gebirges fort, bis an den Fuß des Kegels. Auf den Gipfel desselben führt der Weg anfangs durch den Wald, dann bis auf eine Art von Terrasse, von wo sich erst der eigentliche Gipfel kahl und sehr steil erhebt. Die Abhänge dieses Kegels sind ganz mit Felsstücken bedeckt, welche los übereinander liegen, so daß der ganze Berg ein Haufen von Felstrümmern zu seyn scheint. Doch zeigt sich auf dem Gipfel noch der eigentliche Kern, von dem sich diese Trümmer abgelöst haben, eine Felsenplatte von geringem Umfang und nach drey Seiten senkrecht, etwa fünfzehn Fuß hoch. Das Heraufsteigen wird noch beschwerlicher durch das hohe Heidekraut, auf dem man beständig wieder herabgleitet, wenn man sich nicht mit den Händen festhält und heraufzieht. Die Aussicht von der Höhe ist herrlich und erstreckt sich nach drey Seiten über das ganze Gebirge hinweg, weit in die Ebenen hinein bis Nancy, Metz, Straßburg und über den Rhein, wo der Schwarzwald den Horizont begränzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gespensternacht.

(Fortsetzung.)

Die wackere Frau von Eichfels hatte mehr praktischen Verstand als ihr Eheherr; sie faßte sogleich den Nutzen auf, der aus diesem Verhältniß gezogen werden könnte, und vermochte ihren Ehegatten, dem Bruder Kammerherrn und Gutsbesitzer zu schreiben. Der Brief ward lang. Zum Eingang bezeugte der Stammherr seine Freude und Theilnahme an den günstigen Schicksalen, von denen er so un-

erwartet Nachricht bekommen; dann drückte er sein aufrichtiges Bedauern aus, daß Sprößlinge Eines Stammes sich im Leben so fremd geworden, und machte — diesem Uebel abzuhelfen — mit einem genauen Bericht über den Bestand seiner Familie und ihre mannichfachen Bedürfnisse den Schluß. Bey Erwähnung dieser lezten bat er den Kammerherrn mit brüderlichem Vertrauen, des von Gott empfangenen Segens eingedenk, möge er etwas für seine Neffen thun, vorzüglich für den, Familiengebrauch zufolge, als zweyter Sohn wie der Kammerherr, Calixt genannten; dieser, ein bildschöner Blondkopf, wie der Herr Bruder bey seiner Abreise aus dem elterlichen Hause gewesen, nun im siebzehnten Jahr, solle — da er durchaus die Tonsur nicht nehmen wolle — ebenfalls Kriegsdienste suchen, sobald der väterliche Beutel, durch des älteren Sohnes Equipirung erschöpft, einer neuen Ausgabe wieder gewachsen seyn würde.

Dieser Brief fand den Kammerherrn Calixt von Eichfels bey sehr übler Laune. Der Hofmarschall, sein Schwiegervater, war vor Kurzem gestorben und seine Gemahlin hatte dessen sämmtliches Vermögen geerbt. — Das war sehr gut; allein seit dieser Zeit sah sich der Kammerherr von dem Hofadel, vor allen von den Verwandten des schon früher verstorbenen Domherrn, oft mit einer Nachlässigkeit behandelt, die seinen Stolz niederschlug, ohne sein Gewissen zu erwecken. Die Kammerherrin, der diese Kränkungen eben so wenig erspart wurden, ließ sich aber nicht niederschlagen, sondern begegnete ihnen mit hochfahrender Wiedervergeltung, richtete ein glänzendes Haus ein, gab eine köstliche Tafel und stopfte durch diese Politik den müßigen Höflingen den Mund. Aber Affra, ihre einzige Tochter, der Liebling des hochseligen Domherrn, ein Mädchen von einnehmender Schönheit, und wenn man ihre Güte und Demuth wahrnahm, neben der französischen Gouvernante wahrscheinlich von unsichtbaren Engeln erzogen, begründete ihre sicherste Hoffnung, alle Feinde zu beschämen. Sie war im sechszehnten Jahr, und die Kammerherrin intriguirte aus allen Kräften, um ihr einen Neffen des Fürsten zum Gemahl zu gewinnen. Aber dieser edle Sprößling wies den Vorschlag mit Anführung unangenehmer Gründe zurück. Erbost machte sie dann einen zweyten Versuch, der auch nicht gelang, und war eben mit ihrem Gemahl in einem sehr verdrießlichen Zwiesprache über diese Fehlschlagungen begriffen, als diesem der Brief seines lange vergessenen Bruder Stammherrn zugestellt wurde. Er war zur guten Stunde angelangt. Der Kammerherr fühlte die Vereinzelung seiner Stellung, ein Neffe mit gewinnendem Aeußern, ein guter Schüler, wie sein Vater ihn rühmte, konnte mit dem altadeligen Namen seines Stammes unter günstigen Umständen zu seiner Stütze heran wachsen; der Weg, wie er selbst sein Glück gemacht hatte, war immer noch gangbar; er konnte ihn im siebzehnten Jahre nicht mehr als Page, aber auf irgend eine andre Art betreten. Seine Gemahlin hörte den ihr gethanen Vorschlag mit einigem Naserümpfen an, allein sie mußte doch auch Vortheile dabey sehen, denn sie erlaubte dem Kammerherrn den blondköpfigen Neffen nach M* kommen zu lassen.

Calixt langte auf den ersten Ruf bey dem großmüthigen Oheime an. Ja, ein schöner Jüngling war er! Je nachdem er ernst oder muthwillig aussah, glich er einem jungen Johannes, oder der Maja beflügeltem Sohne: immer war Geist und Anmuth in ihm vereint. Er stellte sich dem gnädigen Verwandten in seinem einzigen, das heißt, bisherigen Sonntagsröckchen dar, dem er so entwachsen war, daß es ihm bey seiner Antrittsreverenz schnell über den Rücken hinauf fuhr, aber nur langsam wieder hinunter. Sein Lächeln, das die ihn im Vorzimmer empfangenden, buntscheckig behänderten Bedienten erregt hatten, schien statt Verlegenheit, vielmehr Ironie auszudrücken, die sich bey dem neuen Anblick vornehm modiger Zweckwidrigkeit in ihm regte. So barock Calixtens Kleidung und Benehmen mitten in der Zierlichkeit dieses Hauses und seiner Bewohner erschien, fand ihn doch Jedermann naiv und artig, denn so linkisch und theilnahmlos er auch war, wurde er doch bald mit den neuen Formen so bekannt, ja so in sie eingeübt, als habe er stets in ihnen gelebt. Wie er, zierlich gekleidet und modig zugestuzt, zum ersten Male der Salonsgesellschaft hatte beywohnen dürfen, und sorglos, wie im Scherz, die am Morgen vom Tanzmeister gelernten Verbeugungen und Schritt-Tempos praktisch benuzte, fragte ihn die gnädige Tante: „Wunderst du dich denn gar nicht über die vielen prächtigen Herrn und Damen?“ — „Nein, nicht besonders! war seine Antwort, sie kommen mir wie das Tulpenbeet in des Rathsgärtners Garten in Jßny vor; die waren auch bunt, und standen eben so steif — unsre Wiesenblumen sind aber viel schöner!“ — Bey diesem Andenken überfloß das leichtsinnige Gesicht eine sichtbare Wehmuth — „und statt der bunten Sommervögel, fuhr er nach einer Pause fort, die um die Wiesenblumen flattern, schleppen sich die gezierten Herrn um die schönen Damen her, wie die Engelinge um die farbigen Tulpen des Gärtners.“ — Die gnädige Tante lachte höhnisch, und rief ihrer Tochter einige Worte französisch zu, bey denen diese errötbete, und den ungehobelten Vetter wehmüthig anblickend sagte: „Nun bist du aber von der Wiese in's Tulpenbeet verpflanzt, mache es jezt wie des Gärtners Blumen, und blühe recht lustig und schön.“ — „O daran soll's nicht fehlen! und noch besser, denn ich bin nicht in die Erde gewachsen wie sie!“ — dabey machte er zum Beweise einen Luftsprung, und stellte sich zum Käfig, um den Papagay zu necken. (Die Fortsetzung folgt.)

Neugriechisches Klephtenlied.

Cazos.

Es sitzen drey Rebhühner hoch auf einem Apfelbaume:
Sie haben rothe Nägel all' und haben bunte Flügel,
Und klagten sehr und sagten laut, sie klagten und sie sagten:
Mein Gott! was ist geworden doch aus dem Erzchen Cazos,
Aus Cazos, von dem in der Welt so viel gesprochen worden?
Warum, mein Cazos, läßt du dich nicht sehen diesen Sommer?
Daß du auf einem schwarzen Roß als Armatole wanderst,
Du, dessen Kniedecken hell mit Gold geschmücket glänzet,
Der du auf deiner tuch'nen West' zwölf Reihen Knöpfe zählest,
Der dir verziert mit goldnem Griff das Schwert zur Seite hanget;
Daß Morgens sich und Mittags sich die Sonne drinnen spiegle?

Th. K.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 10. Jan.

Die Schaygräberey, von welcher wir vor Kurzem berichteten, hatte, wir jezt bekannt geworden ist, ein Spezereyhändler, Cartoni, unternommen. Sein Verhältniß zum Theater Argentina scheint ihn dazu genöthigt zu haben. Hr. Cartoni, ein reicher Mann, welcher sich von jeher mit Theaterunternehmungen abgegeben, und zu dem Ende früherhin mit dem Herzoge Cesarini, dem dieselbe Liebhaberey eigen ist, in Verbindung gestanden hat, ist seit einigen Jahren alleiniger Verfüger des Theaters Argentina, des größten, vornehmsten und berühmtesten aller römischen Theater, welchem ehemals das Prädikat Teatro Regio eigen war, und dem in dieser Eigenschaft die Pflicht oblag, in jedem Karneval zwey neue ernste Opern und zwey dergleichen Ballette auf die Bühne zu bringen. Die früheren Regierungen pflegten einen Zuschuß, meistens von sechstausend Thalern, dazu zu geben, weil die Vorstellungen auf diesem Theater besonders dazu bestimmt waren, dem Karneval Glanz und Leben zu geben, einen Zusammenfluß von Fremden zu veranlassen, und dadurch Geld unter das Volk zu bringen. Das Theater selbst ist, nicht durch müßigen Zierrath, sondern durch seine regelmäßigen und grandiosen inneren Verhältnisse, ein's der schönsten Italiens, man kann sagen, ganz Europa's. Die Ausschmückung der Logen mit farbigen, seidnen Tapeten, meistens mit goldenen und silbernen Borden besetzt, deren Kosten von den jedesmaligen Miethern bestritten werden, übrigens aber von ihrer Willkür abhängen, selbst die Wachskerzen, welche in den Logen der Botschafter (den einzigen, denen dieß Vorrecht zusteht) brennen, wodurch einige Punkte sehr hell erleuchtet werden, während der ganze übrige Schauplatz, wie in allen italienischen Theatern, fast stockfinster ist: alles dieses trägt zu dem imponirenden Anblick bey, welchen dieses Theater gewährt. Die jetzige Regierung hat sich, wie es heißt, zu dem erwähnten Zuschusse nicht verstehen wollen, und somit der Unternehmer, dem keiner vorwerfen kann, daß er auf's Gerathewohl zu Werke geht, sich außer Stande befunden, ein sogenanntes Teatro Regio zu eröffnen, und hat blos eine schon bekannte ernste Oper ohne Ballet veranstaltet, und somit die Kosten für lezteres, so wie für die Komposition einer neuen Oper gespart. Dabey wäre für ihn sowohl, wie für das Publikum, nichts verloren gewesen, wenn er bessere Sänger gewählt hätte. Aber diese sind sämmtlich so unter dem Mittelmäßigen, daß auch der nachsichtigste Theil des Publikums unbefriedigt gelassen wird. Die Pastori, eine junge, hoffnungsvolle Sängerin, welche vor zwey Jahren im Balletheater ausnehmend gefiel, weil dort ihre Stimme auszureichen vermochte, wird im weiten Raume des Argentina-Theaters kaum in den Solostücken vernommen; die Otto ist im eigentlichen Verstande ein untaugliches Subjekt; der Tenorist, ein Dilettant von Stande, wird jeden Abend ausgelacht, und selbst über Benaglia, einem Sänger von Ruf, schwebt ein Unglücksstern. Das ungeheure Theater gleicht jeden Abend einer Einöde, und Hr. Cartoni wird wahrscheinlich von der Theaterkommission (Deputazione de' Publici Spettacoli) gezwungen werden, die Logeninhaber ihres Kontrakts zu entlassen; man versichert sogar, dieß solle bereits heute oder morgen geschehen. Somit gleicht Hr. Cartoni für dießmal wirklich einem Impresario in angustie, und es ist ihm nicht zu verdenken, wenn er durch die Schaygräberey wieder zu gewinnen sucht, was er dießmal bey seinem Theater einbüßt. Die zweyte Oper wird der Rossinische Tancred seyn. Für diese ist noch eine zweyte Sängerin, Namens Pericoli, im Hintergrunde, deren Name aber allein schon im Stande ist, zur bösen Vorbedeutung zu dienen. Das Theater Valle theilt das Schicksal der Argentina. Hier hat die neue Oper Olivo und Pasquale, von Donizetti, zwar keinen absoluten Fiasco gemacht, bedarf doch aber des rectirten Schauspiels, wo vor wie nach die Polvaro, besonders aber Modena, gefallen, um nothdürftig das Haus zu füllen. Herrschte in dieser Komposition nicht von der ersten bis zur lezten Note ein zu hörbares Haschen nach komischer Charakteristik, ihr würde der ernste wissenschaftliche Musikkenner vor allen neueren komischen Opern Italiens den Preis zuerkennen. Es ist trotz dem eine höchst verdienstvolle Komposition, welche ich jeden Abend mit neuem Vergnügen höre. Mich dünkt sie dürfte, wenn hin und wieder gestrichen würde, auf den deutschen Theatern großen Beyfall erhalten, um so mehr, da auch der Text, nach einem beliebten Lustspiele bearbeitet, (zwey Brüder, der eine heftigen, der andere sanften Gemüths, in Opposition gesezt) bey weitem zu den besseren der Gattung gehört.

Neapel, im Januar.

Herr Zahn, welcher von dem Könige die Erlaubniß erhalten hat, alle im vorigen Jahre zu Pompeji ausgegrabenen Gemälde zu zeichnen, ist mit einer äußerst interessanten reichen Ausbeute von dort zurückgekehrt. Besonders zeichnet sich darunter eine Reihenfolge von zehn Gemälden aus, welche folgende Gegenstände vorstellen. 1) Ein Gemälde mit acht Figuren, einen Traum oder den Tod vorstellend. Dieses ist wohl eines der interessantesten der bisher in Pompeji gefundenen. Es sind erst zwey Monate, daß es ausgegraben wurde. 2) Eine sehr schöne Gruppe von zwey Figuren; Faun und Bachantin. 3) Ein Gegenstück, ebenfalls Faun und Bachantin. 4) Eine komische Scene, fünf Figuren. 5) Bachus und Ariadne in lieblicher Stellung, von Amor begleitet. 6) Ein Jupiter mit einem Nimbus auf einem Throne sitzend, neben ihm ein Adler und andere Attribute. 7) Eine schwebende Gruppe mit zwey Figuren, die Musik und Dichtkunst vorstellend. 8) Ein Gegenstück, gleichfalls mit zwey Figuren; die Fülle. 9) Ein Bachus auf dem Throne sitzend, mit einem Tiger und anderen verschiedenen Attributen. 10) Ein Gegenstück, eine Ceres auf dem Throne, mit ihren Attributen.

Es sind außerdem in dem verflossenen Jahre noch viele schöne Malereyen gefunden worden, unter andern mehrere einzelne schwebende Figuren. Drey derselben übertreffen die berühmten Figuren aus Herkulanum.

Beylage: Kunstblatt Nr. 17.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 50.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 27. Februar 1827.

So raffe dich denn eilig auf,
Du biſt ein junges Blut;
In deinen Jahren hat man Kraft,
Und zum Erwerben Muth.

Goethe.

Die Geſpenſternacht.

(Fortſetzung.)

Es war damals unter den deutſchen Fürſten Mode, Künſte und Wiſſenſchaften zu befördern; darauf hatte der Kammerherr ſeinen Plan gebaut. Er inſinuirte ſeinem Herrn, daß er einen Neffen von ganz ausgezeichneten Anlagen, aber ohne alle Mittel zu ſich genommen habe, und ihn mittelſt einer ſorgfältigen, wiſſenſchaftlichen Bildung zu einem tüchtigen Staatsdiener Seiner Durchlaucht zu erziehen gedenke. Beym nächſten Anlaß bat er um einen Beytrag zu deſſen Univerſitätsſtudien. Der Fürſt, der von ein Paar liebenswürdigen Damen den allerliebſten Neffen des Kammerherrn, von einigen Domherrn die geſcheidten Antworten des Algäuer Junkers hatte rühmen hören, verſprach das Stipendium; der Kammerherr eröffnete ſeinem Neffen den Plan, den er für ſein Fortkommen entworfen hatte; Calixtens Eitelkeit ſah ſich im Geiſt ſchon auf hohe Ehrenſtufen geſtellt, und er folgte unerſchrocken ſeinem Oheim, wie er ihn, um für das Studiengeld zu danken, dem Fürſten zum Handkuß vorſtellte. Der, auch mit den Studienanſtalten beauftragte, Kanzler befand ſich Geſchäfte halber in des Fürſten Kabinet. Dieſer ſowohl wie der Fürſt ſelbſt wurden von dem Anblick des Jünglings angezogen, und der Fürſt rief jenem zu: „Sehen Sie her, was ich Ihnen da für einen wackern Studenten liefre! Junker Eichfels, empfehl Er ſich dem Herrn; das iſt der Univerſitätskanzler.“ — Calixt, vom Augenblick begeiſtert, rief — unhöfiſch — was zur guten Stunde am Hofe Glück machen kann — „O, Herr Kanzler, ich will recht fleißig ſtudiren!“ — Der Fürſt und der Kanzler lachten laut auf, der Kammerherr zupfte ängſtlich den zu täppiſchen Neffen beym Aermel und ſuchte ihn zu entſchuldigen; allein der Kanzler, von Calixtens Unbefangenheit und geſcheidtem Geſicht gewonnen, befahl ihm gutmüthig, den folgenden Tag zu ihm zu kommen, wo er ſich von ſeinem Können und Wollen näher unterrichten werde.

Calixt folgte furchtlos dieſem Ruf; der Kanzler mußte aus dem kleinen Examen, das er von ſeines Sohnes Hofmeiſter mit ihm anſtellen ließ, günſtige Hoffnung geſchöpft haben, denn er gewann des Fürſten Einwilligung, daß er, ſtatt, wie es des Kammerherrn Abſicht geweſen, die Landesuniverſität mit ſeinem Sohn und deſſen Führer Göttingens Hochſchule beziehen durfte. Calixtens Fortſchritte lohnten des Fürſten Freygebigkeit, noch mehr des alten Kanzlers gütiges Wohlwollen. Sein Oheim hoffte die Früchte ſeiner Bemühungen in dieſem ruhmwürdigen Neffen zu ernten. Selbſt die Tante empfing ihn bey ſeinen Ferienbeſuchen von der Univerſität aus mit ſichtbarer Herablaſſung, während Mühmchen Affra vertrauensvoll ihn je mehr und mehr als Freund und Bruder behandelte. Calixt reifte in dieſem Zeitpunkt ſelbſt zum Manne, ihn konnte daher dieſe Veränderung in ſeiner Muhme Betragen nicht befremden. Bey ſeinem erſten Eintritt in des Oheims Haus war Affra, obſchon faſt in gleichem Alter wie er, als Mädchen un

Fräulein so viel gebildeter wie er, daß sie ihn als ihren Schützling behandelte, oder vielmehr sein Schutzgeist war: denn oft stand sie als solcher neben ihm, um den Eindruck der schnöden Geringschätzung, mit der Höflinge den eigentlichen Menschenwerth behandeln, von ihm zu entfernen. Wie er klüger ward, nahm er immer mehr wahr, wie sie, mit Vater und Mutter in stillschweigendem Zwiespalt, ein vereinzeltes, zwangvolles Leben führte. Und dennoch war dieses ihr Leben sichtbar eben so voll Liebe und Wohlthun, wie Jener Leben voll Selbstsucht und Kälte. Calixtens besserer Theil zog ihn immer zu ihr, sein Leichtsinn und Ehrgeiz riß ihn von ihr, und sie raisonnirte oft mit Jansenistischer Salbung und ernster Theilnahme mit ihm über den Zwiespalt in seinem Gemüth.

Wie Calixt von seinen Studien und Reisen zurückkehrte, war die gnädige Tante gestorben, und Affra's Verhältniß zu dem Kammerherrn darum nicht herzlicher geworden. Calixt trat bald in ein Ministerium ein, er befriedigte seine Obern durch Kenntnisse und Leichtigkeit im Arbeiten, die Damen durch seine Artigkeit, den Oheim durch seine Fortschritte auf seiner Laufbahn — nur Affra ward schweigender gegen ihn und brach die Unterhaltung mit ihm da ab, wo sie ehedem auf seine Denkart zu wirken versucht hatte. Ungeachtet Calixt nichts that, um sein ehemaliges Verhältniß zu ihr wiederherzustellen, blieb sie doch in seinen Augen das Ideal weiblichen Werthes. Er war nun in einem Alter, wo andere junge Männer sich noch um die ersten Dienststellen bewerben, ein gemachter Mann; manche Mutter suchte Mittel, ihn im Salon neben ihre Tochter zu setzen oder sie in der Menuet à la Reine zu seiner Dame zu machen; er tafelte mit den Domherrn, jagte mit den Domizelaren und suchte sich von jeder ernsthaftern Ansicht des Lebens zu zerstreuen.

So weit das ihn anging, gelang es vollkommen, allein Affra's Wohl oder Weh behielt ein Vorrecht, seine Selbstzufriedenheit zu unterbrechen. Er bemerkte, daß ihr gleichmüthiger Ernst seit Kurzem in Traurigkeit übergehe, und in eben dem Grade des Oheims anständige Gleichgültigkeit in ein gespanntes, auch wohl herrisches Wesen. Bald vertraute ihm eine alte Dame, deren Spielpartie er zuweilen machte, seine Fräulein Muhme bestehe darauf, in ein Kloster zu gehen. Calixt hatte wohl schon einige Mal daran gedacht, daß Affra, schön, hochgebildet und reich, schon längst hätte heirathen können, allein bey der Strenge ihrer Denkart fand er es nicht zu verwundern, daß keiner von Seinesgleichen ihr gefalle, so wie er Seinesgleichen sehr gut begriff, wenn sie nicht geneigt waren, eine Frau von so entschiedener Ueberlegenheit zu wählen. Aber so wie er Affra kannte, hülfreich und thätig, helldenkend und die kirchlichen Formen nur für das achtend, was sie werth sind, mußten sehr wichtige Gründe, sehr unglückliche Verhältnisse sie nöthigen, einen Entschluß, der ihrer Denkart gänzlich widerstrebte, zu ergreifen. Daß er, dessen geringste Schicksale sie von jeher mit Theilnahme behandelt hatte, sich um ihre Verhältnisse so wenig bekümmert, daß sie ohne sein Vorwissen zu solch einem Entschluß geschritten seyn sollte, erregte die ersten Selbstvorwürfe in ihm, die er je sich gemacht haben mochte. In seiner Bestürzung that er der alten Dame einige Fragen, von denen diese nur das beantwortete, was ihr das Wichtigste schien; sie gab ihm Winke über die ansehnliche Erbschaft, die ihm bey Affra's Eintritt in's Kloster von seinem Oheim zufallen würde. Geldsucht hatte nie unter Calixtens Fehler gehört, und sein Leichtsinn ward in diesem Augenblick von seiner Sorge um Affra's Schicksal besiegt. Er spielte mit unleidlicher Zerstreuung, denn er sann auf einen Plan, Affra dem Kloster zu entreißen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ausflug in die Vogesen im Sommer 1826.

(Fortsetzung.)

Was nun die Alterthümer des Donnon (woraus das deutsche Hochtonna gemacht ist, obgleich der französische Name nichts mit tonneau zu schaffen hat) betrifft, so ist eigentlich wenig darüber zu sagen. Sie bestehen gegenwärtig aus einigen sehr grob gearbeiteten Basreliefs, wovon sechs oder sieben, zerstreut unter den Felstrümmern herumliegend, menschliche Figuren, ungefähr in Lebensgröße darstellen. Einige derselben haben gewundene Schlangen in der Hand, jedoch ohne Stab und ohne Flügel, andere haben Attribute, die kaum mehr zu unterscheiden sind, und scheinen zum Theil weibliche Figuren zu seyn. Diese Figuren nun sollen den Merkur vorstellen, und daraus schließen die Gelehrten, daß auf diesem Gipfel ein Tempel des Merkur gestanden habe. An der einen Seite des Felsens ist auch noch ein Hund und ein Eber eingehauen, diesen Thieren kommen wenigstens die groben Figuren am nächsten, die einander übrigens ganz ruhig gegenüber stehen. Unter dem Hund ist das Wort BELLICeUS eingehauen und unter dem Eber das Wort SURBUR. Auf der Terrasse oder dem Absatz, von dem sich der höchste Gipfel des Donnon erhebt, sieht man noch einige geringe Ueberreste von Mauerwerk; zu Schöpflins Zeiten, also im Anfang des vorigen Jahrhunderts, soll man jedoch noch deutlich die Ueberreste eines römischen Tempels hier erkannt haben, welche auch Schöpflin in seiner Alsatia illustrata beschreibt und abbildet, so wie auch die Basreliefs, von denen ich oben sprach, und deren damals noch vierzehn vorhanden waren. Jener Tempel soll, wie aus einer Inschrift geschlossen wird, dem Jupiter geweiht gewesen seyn. Das mag seyn! was aber die Herren Gelehrten seit Don Calmet und Schöpflin über den Merkurstempel auf dem

Gipfel des Berges gesagt haben, will mir eben nicht sehr einleuchten. Ob dieser Tempel dem römischen oder gallischen Merkur geweiht war, ob diese Basrelief's druidischen, oder celtischen, oder römischen Ursprungs sind, ist eben so wenig ausgemacht, als wer eigentlich dieser sogenannte gallische Merkur war; denn daß Cäsar sagt: Galli praecipuo Mercurium colunt, hilft uns nicht viel, und gegen einen römischen Merkurstempel auf diesem hohen Bergkegel und mit so grober Bildhauerarbeit ließe sich doch auch viel einwenden. Will man durch Hypothesen beyde Meynungen vereinigen, so kann man sagen, daß schon vor der römischen Herrschaft dieser Gipfel durch die Religion der Druiden geweiht war, daß die Römer hier Darstellungen einer Gottheit fanden, die durch ihre Attribute an den Merkur erinnerten, und daß so der druidische Andachtsort nach und nach zu einem Merkurstempel umgeschaffen ward. Ich für meinen Theil werde alles dieß an seinen Ort gestellt seyn lassen, und finde die archäologische Ansicht des Holzhackers, der mir den Weg zeigte, eben so beyfallswürdig als die seiner gelehrten Vorgänger: er versicherte sehr bestimmt: voilà monsieur, le tombeau du roi Pharamond. (Hier sehen Sie das Grabmal des Königs Pharamund).

Dieser Berg, von dem aus der Blick weit über Gebirg und Ebene hinschweift, war auf jeden Fall einst der Gegenstand der Furcht und der Verehrung des ganzen Landes; von ihm gingen vielleicht die ersten Keime der Civilisation in diese Wälder aus, als noch von den Vogesen bis zum Schwarzwald der Rhein seine Fluten rollte und der erste kühne Schiffer seinen Nachen an die höchsten Felsen der Vorgebirge band. Noch zeigt der Landmann an mehreren Orten eiserne Ringe in den Felsen, denen er diese Bestimmung andichtet. Wie aber die Religion bald als ein Werkzeug der Herrschaft in den Händen ihrer Priester die Civilisation aufhält, welche sie angeregt hat, und das Geschlecht versteinert, das sie einst belebte, so mag auch von dieser Höhe, wie vom Vatikan und aus den Grüften egyptischer Riesenwerke und aus dem Allerheiligsten aller Tempel, die Menschenhände bauten, eben so viel Dunkelheit und Unheil ausgegangen seyn, als Licht und Wahrheit. Auch auf diesem freyen Felsen hat der Mensch das Heiligste gemißbraucht und das Wort den Geist getödtet, und Völker sind ringsum in Barbarey untergegangen, um andern Platz zu machen, die wieder mühsam nach Wahrheit und Freyheit rangen, und statt ihrer, Priester und Fesseln fanden — und vor Jahrtausenden beleuchtete die untergehende Sonne den Felsengipfel und warf seine Schatten über Berge und Thäler wie heute, und Gewitter umspielten ihn wie jenes, dessen ferner Donner mich wieder von meiner Höhe herabzusteigen zwang.

Am Fuße des Donnon liegt das wohlhabende, betriebsame Städtchen Fremont, dessen Eisenschmelzen die ganze Gegend beleben, und von da führt eine vortreffliche Chaussee durch das Bruscthal nach Straßburg. Das Thal von Fremont öffnet sich bey Schirmeck in das noch reichere und betriebsamere Thal der Brusch, das in hohem Grade die Schönheiten der Natur mit dem Interesse verbindet, das die Schöpfungen des menschlichen Kunstfleißes und der Gewinnsucht haben, wenn sie zu einem tüchtigen, unabhängigen Daseyn führen. Die Lage des Landmanns in diesen Thälern, so wie in den Orten, die längs des Abhanges der Vogesen nach dem Rhein zu liegen, scheint, trotz mancher nachtheiligen Umstände, welche aus den politischen Veränderungen der lezten Zeit für dieses Gränzland hervorgegangen sind, doch viel vortheilhafter zu seyn als die der Bauern in den meisten Gegenden des benachbarten Deutschlands. Besonders aber befinden sich die ärmeren Klassen die Tagelöhner und Fabrikarbeiter, hier sehr gut. Ein Tagelöhner verdient in dieser Gegend zwanzig bis dreyßig, auch wohl zuweilen vierzig Sous täglich, und hat dabey eine reichliche und gute Kost, drey Mahlzeiten des Tages von Fleisch und Gemüse, und Wein so viel er nur trinken kann oder mag. Außerdem besizt der größte Theil der Tagelöhner noch eine eigene Hütte, ein Feld oder einen kleinen Weinberg. Dasselbe gilt von den Fabrikarbeitern, welche jedoch Stückweise bezahlt werden, und keine Kost bekommen; auf diese Art kann ein fleißiger Arbeiter fünf- und-zwanzig bis dreyßig Franken wöchentlich verdienen, womit er reichlich auskommen kann, obgleich die Kornpreise hier nicht so niedrig sind wie in Deutschland, sondern sich mehr einem billigen Mittelpreise nähern, wobey der Bauer und der Käufer leichter bestehen kann. Ich habe mehrere Tagelöhner zu Führern gehabt, und mich über das rechtliche Aussehn und Wesen der Leute, so wie über ihre vernünftigen Reden gefreut. Könnten Thatsachen eingewurzelte Vorurtheile überwinden, oder engherzigen Eigennutz belehren, so möchte es nicht ohne Nutzen seyn, wenn die Feinde der Vertheilung des Grundeigenthums hier in der Nähe die Folgen sehen, welche in dieser Hinsicht die französische Revolution für den moralischen und physischen Zustand des Landvolkes gehabt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 25. Januar.

Jezt ist die Zeit der Konzerte; eine junge, hübsche deutsche Künstlerin, Mad. Stockhausen, hat sich in Begleitung ihres Gatten bereits einige Mal in dem Saale der Straße Clery hören lassen; Herr Stockhausen ist ein sehr guter Harfenspieler, und an seiner Gattin hat man die süße, sanfte Stimme eben so entzückend gefunden, als die naive, unschuldige deutsche Art lieblich und löblich; die Pariser haben schon durch Dem. Sonntag gelernt, was deutsche Art und Kunst der Frauen ist, und daß diese etwas Andres besitzen, um zu gefallen, als Koketterie und reizenden Anzug. Man bemerkt wohl, daß diese Fa-

miße Stockhausen in Frankreich ansäßig ist; sie wird mithin von der französischen Eifersucht als französisch angesprochen; aber die beyden Künstler haben sich unter Deutschen und in Deutschland gebildet, und der sprechendste Beweis davon ist, daß Madame Stockhausen etwas geleistet hat, was kein französischer Mund leisten kann, nämlich sie sang deutsche Lieder, besonders Tyrolerlieder in reiner Gebirgs-Mundart, und entzückte damit nicht nur die einheimischen Deutschen, welche sie verstanden, und sogar die, welche sie nicht verstanden, sondern auch die Fremden.

Unter den Romanschreibern Frankreichs wollte man neuerlich eine neue Art historischer Erzählungen einführen, die jedoch bereits wieder aufgegeben zu seyn scheint; man erzählte wahre Geschichten aus den Zeiten des europäischen Fanatism oder Thatsachen aus den neueren Kriegszeiten, und vermischte die romanhafte Dichtung so sehr mit dem wirklichen Gange der Begebenheit, und zeichnete dabey die historischen Charaktere mit so ächten Farben, daß man nicht mehr wußte, ob das Buch ein Roman war oder eine Geschichte; so erschien ein Fray Eusenio in vier Bänden, in welchem manche Kapitel schauervolle Gemälde aus den Zeiten der allerfurchtbarsten Macht der Inquisition darstellten. Die Zeitepoche, aus welcher der Gegenstand dieses Werks gewählt war, ist übrigens gerade die, welche dem lesenden Publikum derjenigen Klasse vorzüglich zusagt, die jezt ihre Befriedigung in der Mischung der leichteren Unterhaltung mit den ernsteren Gegenständen der Politik sucht, und sich besonders an Zügen der Geschichte ergözt, die eine Anspielung auf die jetzige Zeit darbieten. Darum hat auch eine Histoire de Don Juan d'Autriche, von Herrn Alexander Dumesnil, die sich von der Wahrheit der Begebenheiten nicht entfernte, aber dabey dennoch in einer glänzenden, jedermann zuständigen Schreibart abgefaßt war, einen ganz außerordentlichen Beyfall gefunden; wir setzen hier eine Stelle her, die auch einzeln merkwürdig, und dabey eine Probe des kleinen Werks selber ist: „Don Juan von Oestreich gab anfänglich Hoffnungen, er werde der Freyheit huldigen, wurde derselben ungetreu, verlor dadurch einen Theil seines Ruhms, starb als Opfer der brüderlichen Eifersucht, und befleckte sein eigenes Angedenken durch einen gewissen Hang zur Tyranney. Don Juans Geburtsort ist Regensburg, wenige Tage nach seiner Geburt schickte man ihn nach Villa-Garcia bey Valladolid. Er wurde erzogen durch den Ludwig Quixada, Oberhofmarschall des Kaisers Carls V.; im fünfzehnten Jahre erst erfuhr er, daß er Carls natürlicher Sohn sey. Sein Bruder, Philipp II., wollte ihn in ein Kloster bringen, Don Juan zog die Kriegsfahne vor. Maria von Mendoza, in die er sich verliebte, hielt ihn zwey Jahre lang ab, an den damaligen Unruhen in Spanien Antheil zu nehmen. Philipp II. hatte die Verbindungen seines Sohns, Don Carlos, entdeckt, und drohte; Don Juan wollte für Carlos bitten; aber gerade darum beschleunigte Philipp, der ihren Bund fürchtete, die Hinrichtung; Carlos wurde den 24. Juli 1568 in den Gefängnissen der Inquisition im 24sten Jahre seines Lebens ermordet. Erst nachdem er sich von Don Carlos losgemacht hatte, vertraute Philipp dem Don Juan ein Geschwader, und später eine Armee gegen die Mauren; Don Juan wurde ein großer Feldherr. Philipp rief ihn aus Eifersucht zurück, aber bald wurden die Muselmänner auf's Neue furchtbar, und in der Noth ernannte man Don Juan zum Befehlshaber einer großen Flotte. Am 7ten Oktober 1571 schlug Don Juan die Schlacht von Lepanto; 10,000 Christen sterben hier den Heldentod; 30,000 Muselmänner geben dabey zu Grunde; Don Juan erobert zweyhundert türkische Galeeren und alle feindliche Transportschiffe. Der Feind flieht bis unter die Mauern von Konstantinopel; der Sieger will ihnen nachfolgen, aber man hindert ihn daran ꝛc. Don Juan wollte eine christliche Monarchie in Afrika stiften, und so Europa gegen die Barbaren auf immer schützen; aber Philipp fürchtete Don Juan, wenn er auf einem Throne geherrscht hätte, und rief ihn nach Europa zurück. Nun brauchte ihn Philipp gegen seine unglücklichen Niederländer, und hier scheiterte der große Charakter an dem unedeln Geschäfte, das er für den Bruder übernommen hatte. Er wollte sich selber zum Könige der Niederlande emporschwingen; Philipp entdeckte es, und Don Juan starb plötzlich an fürchterlichen Krämpfen, im Alter von 33 Jahren, den 1sten Oktober 1578." Die merkwürdigste Stelle des Buchs des Herrn Dumesnil ist folgende: „Zu Anfang Novembers dieses Jahrs kam Don Gabriel Nugno de Juniga, Oberstallmeister von Don Juan, nebst einigen andern Offizieren dieses Prinzen durch Frankreich, auf der Reise nach Spanien; einige ihrer Handpferde waren mit Bagage beladen. Ein einziger dieser Reuter hatte vornen am Sattel zwey kleine lederne Säcke und einen etwas größern Sack über seinem Felleisen; er gehörte zwar zu dem Gefolge, ging aber alle Abende allein ganz traurig zu seinen Kameraden. Auf der spanischen Grenze fragte man den Kriegsmann, was in den drey Säcken sey; er fing an zu weinen, und erzählte mit Schluchzen, sie enthalten einen kostbaren Schatz; er bringe die Ueberreste Don Juans von Oestreich in sein Vaterland zurück. In der That schaffte man auf diese Art die Gebeine des Helden, von denen man das Fleisch abgelöst hatte, unter der Bagage nach Spanien, und er, der in der Welt einen so großen Raum eingenommen hatte, war hier in einem so engen eingeschlossen. Es war noch keine zwey Jahre, daß Don Juan in seiner ganzen Kraft, und mit allem seinem Ruhme durch Frankreich nach den Niederlanden zog; aber nun zog er wieder durch, insgeheim, und welch einen Rückzug! Welch eine Schändung eines großen Namens! Freylich sobald der Oberstallmeister in Madrid angekommen war, setzt man die gesonderten Gebeine des Don Juan mit Draht zusammen; man bekleidet das Skelett mit königlichem Ornat; man bedeckt den Leichnam mit seinen Waffen, in der Hand hat er den Stab des Oberbefehlshabers. Dieß prächtige Trauerspiel wird dem Könige gezeigt, und der König hat den Muth es anzusehen. Wenigstens verlangte Tiber die Asche des Germanikus nicht zu sehen!" Unter den Beylagen des Buchs ist ein Briefwechsel zwischen Don Juan und seinem Erzieher Don Quixada; die Kritik hat die Aechtheit dieser Urkunden nicht bezweifelt. Don Juan hatte den frommen französischen König Heinrich III. in Paris gesehen, und sagte von ihm in einem Briefe: „Heinrich trägt Ohrgehänge, und schmückt sich wie ein Frauenzimmer; seine Haare sind sorgfältig gekräuselt; an seinem Gürtel hängt ein langer Rosenkranz; so erschien vor uns der Sieger von Moncontour. Gonzaga wollte die Unterredung auf einen wichtigern Gegenstand zurückbringen, aber vergebens; wir mußten die Erzählung von den Masteraden, und dann von den gottesdienstlichen Uebungen anhören, womit der Monarch sein Leben zubringt. Wir sahen ihn einmal nach dem Pallaste zurückkommen, gekleidet wie ein Pilger in der Buße, mit einer Geisel und einem großen Rosenkranz in der Hand. Er hat sich in die Kongregation der Battus (der Geschlagenen) aufnehmen lassen, um den Ablaß des Jubiläums zu verdienen, das Gregorius der XII. verordnet hatte. Heinrich geht mit den andern Büßenden zu Fuß in den Straßen von Paris, und in jeder Kirche sagt er andächtig seine Gebete her. Er warf in unserer Gegenwart seinen Rosenkranz von Todtenköpfen auf die Tafel; alsdann spielte er mit einem Hunde, und wieder mit einem Papagey, und dabey unterhielt er uns von den Angelegenheiten seines Königreichs."

Beylage: Literaturblatt Nr. 17.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 51.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 28. Februar 1827.

Ach, wie viel Jahr' und Stunden sind entflohn,
Seit menschliche Gestalt am Tafelrund
Hier saß, von rothem Fackellicht beschienen, —
Mich dünkt, ich höre der Vergangenheit,
Grausige Töne flüstern durch die Oede
Der weiten Hallen, gleich wie Geisterstimmen
Der Edlen, die schon lang im Grabe ruhn.

W. Scott im Ivanhoe II. 21.

Ausflug in die Vogesen im Sommer 1826.

(Fortsetzung.)

Auf der Stufe geistiger Bildung, auf der das Landvolk in den französischen Staaten sich befindet, sind diese Dinge wichtiger für dasselbe, als sogenannte Konstitutionen und politische Rechte; und in den lezten fünfundzwanzig Jahren hat sich die Lage des französischen Landvolks trotz aller Uebel, die der Despotismus siegender Parthenen, oder der militärische Despotismus der folgenden Epoche mit sich führen mußte, um eben so viel verbessert, als sich in derselben Zeit die Lage des englischen Landmanns unter einer vorgeblich freyen Verfassung verschlimmert hat.

Von Schirmeck wanderte ich, dem Laufe der Brüsch folgend, bis Viche, wo ich rechts ab das Gebirge hinanstieg, wo sich das Brüschthal vom Klingenthal trennt. Etwa eine Stunde unterhalb Viche, bey dem Dorf Heiligenberg, hat man dicht an der Chaussee einen römischen Töpferofen entdeckt, der zwar jezt zum Theil wieder verschüttet ist, von dem aber auf der Straßburger Bibliothek ein sehr interessantes Modell aufbewahrt wird. Auf der Höhe hat man eine schöne Aussicht über das ganze Brüschthal. Auf einem gegenüberliegenden Bergrücken sieht man sehr deutlich das sogenannte Thürgestell, eine Felsenpartie, welche von ihrer Gestalt diesen Namen hat; in der Entfernung könnte man sie leicht für ein Menschenwerk, etwa ein druidisches Denkmal halten, obgleich es, wie ich von solchen weiß, die es in der Nähe sahen, ein bloßes Spiel der Natur ist. Dagegen sieht man auf einem andern Berg, nicht weit von Viche, eine runde Einfassung von trocknen Steinen, welche, so wie viele ähnliche Ueberreste, z. B. das sogenannte Heidenschloß und das Purpurschloß, dem alten Schloß Girbaden gegenüber, celtischen Ursprungs zu seyn scheint. Dieser Platz hat bey den deutschen Bewohnern der Gegend gar keinen Namen, dagegen nennen es die französischen Bauern le chateau des fées. Von Grendelbrück, einem wohlhabenden Fabrikdorf auf der Höhe des Gebirgs am Anfang des Megelthals, welches sich nach der Ebene hinzieht, stieg ich einen langen waldigen Bergrücken hinan, an dessen äußerstem Ende nach der Ebene zu sich auf einem einzelnen Felsen, deren sich in Sandsteinformationen so viele finden, die weitläuftigen Ruinen des Schlosses Girbaden erheben. Doppelte Ringmauern schließen den Felsen ein, auf dem die Hauptgebäude (besonders ein großer viereckiger Thurm) erbaut sind, zum Theil indem man die vorspringenden Felsenecken durch kühne Bogen verbunden hat. An einigen Fenstern, nach der Westseite, finden sich noch recht zierliche Bogen und Säulen in byzantinischem Styl, auf einer Wiese, noch innerhalb der Ringmauern, steht eine Kapelle des heil. Valentin; das alte Waldbrüderlein, das dazu gehört, ersezt die menschliche Gesellschaft, die ihm zuweilen fehlt, durch eine große Menge von Uhren aller Art, womit er seine Klause vollgepfropft hat, und woran er große Freude zu haben schien. Die Aussicht von hier herab ist, wie von jedem hohen Punkte dieser Gegend, sehr schön.

Von Girbaden geht es über ein Paar schöne Höfe und Bleichen nach dem uralten Städtchen Rosheim; einer dieser Höfe, von Wiedertäufern bewohnt, heißt der Bildhauerhof, und hier sollen die Steine zu der Kirche von Rosheim behauen worden seyn. Diese Kirche ist ohne Zweifel eine der merkwürdigsten in Deutschland, wenigstens sollte sie es jedem seyn, den die Geschichte der Kunst und also der Civilisation des Mittelalters interessirt. Diese Kirche ist wahrscheinlich aus dem neunten Jahrhundert, ganz im byzantinischen Styl, ganz ausgebaut und ganz erhalten, auch durch neuere Anbaue wenig verunstaltet. Nur die zwey kleinern Kapellen, welche ursprünglich neben dem Chor die Ecken des Kreuzes, das die Kirche bildet, ausfüllten, sind durch späteres Bauwerk ersezt. Allein auch dieser *spätere* Anbau ist auf der einen Seite noch byzantinisch, welches einen sprechenden Beweis für das hohe Alter der Kirche gibt; auf der andern Seite ist der Anbau im gothischen Styl und dient zur Sakristey, welche aber noch ganz unversehrt das ursprüngliche byzantinische Bauwerk einschließt; es sieht ganz eigen aus. Auffallend ist bey dieser Kirche, so wie bey andern aus dieser Zeit, die ausnehmende Schönheit der architektonischen Verhältnisse und zum Theil die Zierlichkeit der architektonischen Details im Vergleich mit der Plumpheit der eigentlichen Bildhauerarbeit, der thierischen oder menschlichen Figuren, welche hier und da angebracht sind. Einige derselben sind ganz ohne Symetrie über den Fenstern oder Thüren oder auf dem Dach vertheilt, z. B. über der einen Thüre ein paar Bestien, die aussehen wie Seekälber und ganz nachlässig daliegen, und eine andere, die einen angringt.*) Bey dieser Gelegenheit will ich anmerken, daß es eine Stunde von Rosheim, in Drolisheim wirkliche Tempelherrnantiquitäten geben soll, in dem sogenannten Tempelhof, der früher dem Orden gehört hat. Ich habe weder Lust noch Beruf, die Rosheimer Kirche ausführlich zu beschreiben, und wünschte blos die Aufmerksamkeit derjenigen, die beides vereinen, auf das Gebäude, das weniger bekannt ist als es verdient, zu richten. Sollten sachkundige Männer sich entschließen, den Uebergang der alten Baukunst in die des Mittelalters bis zum reinsten gothischen Styl hinauf zu untersuchen, so würde die Rosheimer Kirche, so wie viele andere ähnliche Gebäude im Elsaß, zu den wichtigsten Materialien eines so interessanten Werkes gehören. Zunächst fehlt es freylich noch viel zu sehr an Materialien, und es würde ein sehr glückliches Zusammentreffen von Umständen, von Lust, Talenten, Gelehrsamkeit und vor allem von Unbefangenheit auf der einen, und von materiellen Hülfsmitteln auf der andern Seite dazu gehören, um ein solches Unternehmen würdig durchzuführen. Es müßten dazu nicht blos die Fortschritte und Uebergänge der Baukunst in Italien, Deutschland, England und Frankreich beachtet, sondern Spanien und Portugal, Griechenland und Rußland und der hohe Norden müßten von sachkundigen Männern bereist werden, um die größtentheils noch so wenig bekannten Denkmäler der Baukunst des Mittelalters, die sie enthalten, zu untersuchen, zu zeichnen u. s. w. Ein Laye kann in seiner Unschuld oft nicht umhin sich zu verwundern, wie die Herren vom Fach sich aus den wenigen bekannten Thatsachen ihre Ansichten zusammen schmieden, ohne auch nur ein bischen Raum für künftig hinzukommende Fakta zu lassen. Kommt dann eine solche unglückliche Thatsache nach Thoreschluß, so wird sie entweder ganz ignorirt, oder ohne Gnade abgethan.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Diese liegenden Thiere finden sich sehr häufig an gleichen Plätzen angebracht, so z. B. an dem herrlichen Regensburger Dom an einer Thür im Innern, wo sie der Küster ohne Umschweife den Fremden als Seekälber präsentirt. In Brenz, am Flüßchen dieses Namens unweit Dillingen, in Donauwörth an der Hauptkirche, in Arnstadt ebenfalls an der Hauptkirche, und wahrscheinlich an vielen andern liegen solche Seekälber.

Die Gespensternacht.

(Fortsetzung.)

Gleich den folgenden Morgen suchte Calixt seine Muhme auf und sagte ihr mit einer Art Vorwurf, was er von ihrer Absicht auf's Kloster gehört hatte. Sie läugnete es keinen Augenblick und sezte hinzu, daß sie nicht sowohl das Klosterleben suche als die Gewißheit, durch dieses Gelübde den Verfolgungen ihres Vaters zu entgehen, der ihr den ledigen Stand nicht länger erlauben wolle. Calixtens guter Genius mußte seit dem vorigen Abend sonderbar an der Rinde, welche Ehrgeiz und Weltlust um sein Herz angelegt hatten, gerüttelt haben, denn er hatte, ehe er es sich versah, seine Muhme mit wahrer Innigkeit gebeten, ihres Vaters Wünschen zu seinen Gunsten nachzugeben. Uffra ward tief bewegt, sie kämpfte mühselig mit ihren Gefühlen, sagte aber entschlossen: „Ich darf keines ehrenwerthen Mannes Gattin werden, und Ihr Dichten und Trachten ist dem meinen so fremd, daß Sie mir nicht die Stütze gewähren können, die mein Weg im Weltleben erfordert.“ Calixt überrascht und fast erschrocken, verlangte eine Erklärung des ersten Satzes; sie versprach sie ihm nach abgelegtem Gelübde freywillig zu geben. Er betheuerte mit Heftigkeit seinen festen Willen, im *Weltleben*, wie sie es nannte, mit unverbrüchlicher Treue ihre Stütze, ihr Führer zu seyn. Sie hörte eine Weile still weinend seine Betheurungen an, dann sagte sie, wie man eine Bitte abwehrend, wohl das Unmögliche zur Bedingung macht: „Wenn Sie mich als ein armes Mädchen in Ihres Vaters verfallenes Schloß einzuführen den Muth hätten, dann

wollte ich Ihre Bitte gewähren. Das können Sie nicht — so laſſen Sie mich meinen Weg gehen.“

Calirt war von dieſer Rede wie verſteinert. Er ſtellte ſie mit einigen Erinnerungen aus der erſten Zeit ſeines Aufenthalts bey ſeinem Oheim zuſammen, dann auch mit einigen geheimnißvollen Andeutungen der alten Dame von geſtern, und eine Ahnung ihres eigentlichen Verhältniſſes zu ſeinem Oheim ſtieg in ihm auf. — Von ſtreitenden Gefühlen betäubt, blieb er ſtumm vor ihr ſtehen, indeß ſie, Faſſung erſtrebend, mit einer Nadelarbeit beſchäftigt zu ſeyn ſchien. Ehe er noch das Wort zu einer Erörterung finden konnte, trat der Kammerdiener mit einem Billet des Miniſters herein, das ihn unverzüglich zu ihm beſchied. Die Worte: Miniſter, Befehl, Befliſſenheit, hemmten wie ein Zauber ſein gegenwärtiges Ungeſtüm, er ſchwor Affra, daß dieſes Geſpräch weitere Erklärungen nothwendig mache, und folgte eilig dem erhaltenen Befehl. Es galt eine ſchleunige wichtige Sendung, die den Boten ſehr auszeichnete und ſichere Anwartſchaft auf weitere Beförderung gab. Calirt hatte nur Zeit, ſeinem Oheim ein flüchtiges Lebewohl zu ſagen, und unter dem Vorwand, einen Freund, der ihm in Schwalbach ein Rendez-vous gegeben habe, aufzuſuchen, rollte er nach einer Stunde zum Thore hinaus.

Sein Geſchäft hielt ihn viel länger als er gerechnet hatte aus M* entfernt. Die Kaiſerwahl und Kaiſerkrönung fanden indeſſen ſtatt, und Calirt konnte erſt zu der lezten in Frankfurt eintreffen. An dem kleinen Hofe, von dem er ſo eben kam, hatte er einige Monate lang gleich einem Glanzgeſtirne geprangt. Der regierende Herr hatte ihm um des Geſchäftes willen geſchmeichelt, die Damen hatten ihn verzogen, er war überall der Erſte geweſen; jezt, in dem Zuſammenfluß von angeſehenen Fremden, bey einem Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit, der Alles verſchlang, ward Calirt, der ohne allen öffentlichen Charakter auftrat, ziemlich überſehen, und fand zum Erſtenmale an dem Hofgepränge wenig Vergnügen. Er hatte in B. ein engliſches Ehepaar kennen lernen, das aus Ungeſchicklichkeit verſäumt hatte, ſich zu dem in M* bey der Zuſammenkunft der Fürſten vorauszuſehenden Zufluß von Fremden eine Wohnung zu beſtellen. Die Engländerin war ſchön, von allen Männern bewundert, am Hofe von B. gefeyert, ſie hatte Calirtens Huldigung günſtig aufgenommen, er war ſtolz, ihr und ihrem Gemahl während der feſtlichen Tage ſeine Junggeſellen-Wohnung in M* abtreten zu dürfen, ſicher, bey ſeinem Oheim ein nothdürftiges Unterkommen zu finden. Wenig gekurzweilt von den Krönungsfeſten, ſuchte er den Kammerherrn auf, um ihn um dieſe Gefälligkeit zu bitten; dieſer bedeutete ihm, daß ſo er viele Verwandte in ſeinem Haus in der Stadt logiren müſſe, daß er daſelbſt über kein Bett mehr gebieten könne, allein in der Erwartung noch zahlreicherer Gäſte, habe er in Grauenhalde einige Zimmer zu deren Empfang zubereiten laſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

An den Frühling.

Aus dem Neugriechiſchen.

Du lebensreicher Frühling du, du Zeit voll Luſt und Wonne!
In der ſich mit dem jungen Jahr auch die Natur verjünget.
Der Zephyr, ſanften Hauches, ſchmückt, wie ein geſchickter Maler,
Mit bunten Bildern ohne Zahl das freundliche Gefilde.
Wie duftet das Baſilikum, wie lieblich Hyacinthe!
Und Wohlgerüche ſtrömen aus, gleich Balſam, durch die Lüfte.
Der Himmel lacht im lichten Blau, das Meer in hellem Glanze,
Und über Alles weit und breit iſt Leben ausgegoſſen.
Die Schiffer ziehn mit lautem Lärm die Anker auf die Schiffe,
Und ſcherzen zu der frohen Fahrt, bereit, mit Spiel und Tänzen.

Th. K.

---

*) Das Gedicht ſcheint kaum, nach den Worten des gereimten Originals, ſo wie es mir von einem Griechen mitgetheilt worden iſt, zu urtheilen, der Volkspoeſie anzugehören, ſondern vielmehr das Werk eines λογιώτατος zu ſeyn. Uebrigens fühlt der Ueberſeyer nur zu ſehr, daß in der Verdeutſchung die Anmuth, der Wohllaut des griechiſchen Originals ganz verloren gegangen iſt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, 21. Februar.

Zeit und Raum mangeln mir, um in dieſen Mittheilungen alle verdienſtlichen Beſtrebungen zu würdigen, die ſich in Beziehung auf Kunſt, und vornehmlich in dem Gebiete der Bühne und der Tonkunſt, ſeit meinem lezten Berichte geäußert haben; und ich muß mich daher auf das beſchränken, was die Fortſchritte unſerer Inſtitute für jene Künſte im Großen bezeichnet. Ich kann daher nur flüchtig erwähnen, daß die Gaſtrollen des Hrn. Devrient (Mitglied des königlichen Hoftheaters in Dresden) uns einen gewandten Schauſpieler zeigten, in deſſen Leiſtungen theatraliſche Fertigkeit und abſichtliches Hinſtreben nach Effekten die innere Wahrheit der Darſtellung bedeutend überwiegen. Wir könnten Scenen aus der Rolle des Ferdinand (in Kabale und Liebe) und des Carlos anführen, in denen der Darſteller, ungeachtet eines großen Aufwandes von Bewegungen und Modulationen der Stimme dennoch nicht auf das Gefühl wirkte. Seinem Bruder, der nach einer bedeutenden Krankheit als Poſa zum erſten Male wieder mit ihm die Bühne betrat, müſſen wir das Lob größerer Wahrheit und Einfachheit der Darſtellung beylegen. Unter den Leiſtungen des Gaſtſpielers ziehe ich die Darſtellungen in Konverſationsſtücken denen der Tragödie weit vor; in ſeiner Darſtellung des Flittner (in dem Luſtſpiele: der Unſchuldige muß viel leiden) und des Grafen Sonnenſtett (das lezte Mittel) kommt ihm Routine und Anſtand ſehr zu ſtatten, und wir bedauerten nur, daß ſein Gedächtniß der Hülfe des

Nr. 10.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 2. Februar 1827.

Zur Ethnographie und Geographie.

Das zierliche Werk einer unserer Landsmänninnen zieht zunächst unsere Aufmerksamkeit auf sich. Die Frau Baronin Wolfardine von Minutoli, geb. Gräfin v. Schulenburg, begleitete ihren Gemahl, den K. Pr. General Minutoli, auf seiner Untersuchungsreise nach Egypten in den Jahren 1820 — 22, stieg mit ihm in die Pyramide des Cheops, schiffte mit ihm den Nil hinauf bis Assouem, brachte mehrere Wochen in den Tempeltrümmern, Königspallästen und Königsgräbern von Oberegypten zu, und entschloß sich erst 3 Jahre später nach ihrer Rückkunft nach Europa, bloß ihrem treuen Gedächtnisse vertrauend, da sie sich kein eigentliches Tagebuch gehalten hatte, ihre Erinnerungen an jenes den europäischen Frauen ihres Standes noch so wenig besuchte Wunderland niederzuschreiben. Allerdings hatte sie an ihrem Mann, mit welchem sie zuletzt in Lausanne lebte, den kundigsten Wegweiser und Rathgeber; denn in frischem Andenken ist uns ja allen das gelehrte und forschungsreiche Prachtwerk über Egypten, seine Reise zum Tempel des Jupiter Ammon und nach Oberegypten, welche 1824 (bey Rückert in Berlin) in einem starken Quartband nebst einem Atlas von 30 Imperial-Folio-Tafeln in Steindruck erschienen und, mit dem Zusatze des Prof. Tölken bereichert, bereits Gemeingut unserer Literatur und auch von Heeren neuerlich gebraucht worden ist. Jetzt erschien nun in Paris im niedlich 18Format aus der Feder der Frau v. Minutoli: Mes souvenirs d'Égypte, Paris 1826. 2 Bändchen mit 7 sehr sauber kolorirten Kupfern. Daß die deutsche Frau französisch schrieb, wird man in ihren Verhältnissen und Umgebungen gewiß nicht befremdend finden. Sie legte ihre Erinnerungen in der Handschrift einer auch unter uns durch Uebersetzungen aus dem Deutschen und durch ihre anmuthigen und geistreichen Romane geschätzten Kennerin beyder Sprachen, der Frau von Montolieu, vor, und nachdem diese ihre Zufriedenheit damit bezeugt hatte, fand sie an dem berühmten Alterthumsforscher und Conservateur der K. Bibliothek in Paris, Raoul-Rochette, der Archäolog und geistreicher Schriftsteller zugleich alle Eigenschaften dazu vereinigt, einen trefflichen Herausgeber, der in seinem Vorwort das schmeichelhafte Zeugniß ablegt: la Baronne de Minutoli manie le plus souvent notre langue, qui lui est étrangere, avec une aisance, une grace et une facilité qui lui envieraient beaucoup de Français et même beaucoup de Françaises. Nimmt man nun diese anspruchlos dargebotene, durch eine gefühlvolle Zueignung der Verfasserin an ihre Schwester, die Gräfin von Kanitz, noch besonders geweihte Gabe, nur nicht mit der Erwartung in die Hand, über die Wunder und Menschen am Nil hier ein ganz neues oder durch grundgelehrte Forschungen gewonnenes Resultat zu finden, — diese gab selbst die heroische Brittin, die Frau des kühnen Belzoni, nicht im Anhange zur Reise ihres Mannes — sondern denkt man sich die geistreiche und liebenswürdige Berichterstatterin im blumenreichen Salon oder am knisternden Kamin gegenüber und folgt mit Vergnügen ihrem fein aufgefaßten, unterhaltend vorgetragenen Blick auf Sitten, Gebräuche, pittoreske oder wilde Nilansichten, auf die dunkle Kammer in den Pyramiden und Königsgräbern, auf Schlangenbeschwörer und Tänzerinnen (beyde treten abgebildet vor uns) und auf das ganze Leben und Seyn im Orient, so wird man sich bald überzeugen, daß die Beobachterin und Erzählerin nichts in der Nähe und Ferne zu erborgen braucht, daß sie vielmehr die Haupteigenschaft eines Schriftstellers, der gelesen seyn will, so erfüllt, wie sie Raoul-Rochette angibt: d'être soi, d'avoir sa physionomie propre et particulière. Als Lady Montague ihre seit einem Jahrhundert gelesenen und bewunderten Briefe aus der Türkey schrieb, zog darin ihr Besuch im Serail des Großherrn, von welchem später man so wunderbare Dinge sich in's Ohr sagte, die Aufmerksamkeit am meisten auf sich, und noch heute läßt ihre Schilderungen kein Gebildeter ungelesen. Gern möchten wir der Verfasserin dieser Souvenirs eine ähnliche Aufnahme auch für spätere Zeiten versprechen. Wenigstens haben ihre Schilderungen der verschiedenen Besuche, die sie von der Frau ihres gastfreyen Wirthes Basil Faber in Damiette erhielt und ihr erwiederte, und dann im Harem des dortigen Janitscha-

ren-Aga abstattete, alle Reize der frischesten und lebendigsten Darstellung, die durch zwey allerliebste Costümblätter der Bewohnerinnen des Harems in ihrem festlichen Schmuck ungemein an Lebhaftigkeit gewinnen. Wer zweifelt nicht, daß sich deutsche Unterhaltungsblätter alles dessen bey Zeiten bemächtigen werden, was die Verfasserin im zweyten Theil des 19ten bis 21sten Kapitels uns mit höchstem Interesse vorzuführen versteht. Und hätte auch ihre durch Anschauungen, wenn sie kaum irgend einem Deutschen dort am Nil noch zu Theil wurden, aufgeregte Einbildungskraft einige verschönernde Pinselstriche hinzugefügt, das Ganze trägt unverkennbar das Gepräge innerer Wahrheit. Wir haben, was sie über die nur scheinbare Verschließung der Frauen des Orients und über das, was sie sehr treffend Systême de compensation nennt (Vol. II. pag. 110.), nach welchem der völlige Mangel aller geistigen Bildung sie wegen aller Entbehrungen entschädigt, auf wenigen Seiten kaum etwas Treffenderes gelesen. Bey dieser Gelegenheit mag auch noch folgende literarische Bemerkung an ihrer Stelle seyn. Man hat in neuern Zeiten aus den Reisebeschreibungen einen eigenen Luxusartikel, besonders für die Damen-Toilette zu machen gewußt, Auszüge in Taschenformaten mit niedlichen Kupferstichen und gefälligem Druck. In Deutschland that dieß der spekulative Hartleben in Pesth zuerst durch seine Miniaturgemälde aus der Länder- und Völkerkunde, worin in zwey Folgen, zusammen an 40 Bändchen, nach den lezten und neuesten Reisebeschreibern Gemälde von Rußland, Dalmatien, dem westlichen Afrika, Egypten, (4 Bändchen, mit 67 Kupfern) Spanien, Brasilien, Ostindien, u. s. w. mitgetheilt wurden. Der Unternehmer erfreuet sich eines verdienten und bleibenden Beyfalls, konnte aber vielleicht nur da gedeihen, wo Wohlfeilheit des Drucks und Kupferstichs so große Erleichterung gewährte. Unser wackerer Landsmann, der Kunsthändler Ackermann in London, verpflanzte, so wie die deutschen Almanachs in seinem Forget me not, auch diese Taschenbibliothek der Reisebeschreibungen in seinem bereits zu 16 Abtheilungen (die lezte hat es mit der Schweiz zu thun) angewachsenen Werke the World in Miniature. Mehrere Abtheilungen hat der fleißige Schoberl geradezu aus Hartlebens Sammlung übersezt, andere aber, wie die Südseeinseln, Tibet und Indien jenseits des Ganges, sind neu und sehr lehrreich bearbeitet worden. Die vor uns liegende ganze Sammlung hat sowohl durch die Zweckmäßigkeit des Textes, als die anlockende Zierlichkeit der kolorirten zahlreichen Kupfertafeln und den verhältnißmäßig billigen Preis (so kosten die Südseeinseln, 2 Bände, mit 26 farbigen Kupfern nur 12 Sch.) so viel Empfehlendes, daß der Verleger, der auch einen großen Absatz nach Amerika macht, immer neue Auflagen davon veranstalten muß. Indeß trugen auch in dieser Art der literarischen Garkochkunst und Leckerbissenbereitung die Franzosen den Preis davon. Die Souvenirs der Frau v. Minutoli machen einen Theil einer höchst gefälligen petite Encyclopédie portative des voyages, welche der Pariser Buchhändler Neveu (passage du Panorama Nro. 26.) seit mehreren Jahren mit aller Eleganz und Verfeinerung der Hauptstadt an der Seine auszuschmücken wußte; und indem er die zuverlässigsten und neuesten Hülfsquellen für die Redaktion des leicht und faßlich geschriebenen Textes und die kundigsten Redaktoren, Breton, Castellan, Gauttier, Geoffroy, Langlès u. s. w., dafür zu gewinnen wußte, für die Kupfer überall, wo möglich, Originalzeichnungen erwarb (so lieferten für China die von den Missionaren eingeschickten Bilder, für Constantinopel, Mellig einen Zug des Sultans in die große Moschee, für Rußland Sauerweid und Ker Porter ausgemalte Zeichnungen), und diese mit seltener Nettigkeit stechen und koloriren ließ, eine Handbibliothek von Länder- und Völkergemälden aufstellt, die in ihrer reizenden Ausstattung schwer zu übertreffen seyn möchten, so bald der Preis so billig gestellt werden soll, als hier wirklich der Fall ist. Gleich zuerst trat der schon oben genannte Raoul-Rochette mit seinen Briefen über die Schweiz in den Jahren 1819 und 20, 6 Bändchen mit 40 kolorirten Prospekt- und Costümtafeln, nach Originalzeichnungen von König, Lori, Olauere u. s. w. auf. (Preis 25 Fr.) So sind nun bereits Einhundert und zwey Bände erschienen, die zusammen eine Gallerie von mehr als 800 ausgemalten Kupfern umfassen und zusammen allerdings die bedeutende Summe von 561 Fr. (im freyen Verkauf) kosten, aber auch für jedes Land einzeln zu haben sind. In Deutschland ist so etwas zu unternehmen, völlig unstatthaft. Selbst Wien und Berlin entbehren des Publikums und Vertriebs in alle Weltgegenden, wie ihn die Metropolen an der Themse und Seine allein haben. Doch ist's nur Luxussache, für welche die Bewohner jener Städte so manches entbehren, was uns für diese Beschränkung in weit höhern Genüssen entschädigt.

Im deutschen Buchhandel ist jezt Wohlfeilheit das Feldgeschrey. Auch in Werken, die zur Erdbeschreibung gehören, und im Landchartenwesen sucht in diesen Zeiten des Wohlfeildrucks und des ihm so gern zur Begleitung sich anbietenden Steindrucks, im Mindergebot die eine Unternehmung der andern den Rang abzulaufen. Wohlfeiler ist wohl bis jezt noch keine Landchartensammlung mit erklärendem Text geliefert worden als im folgenden Werke: Atlas von Europa nebst den Kolonien, für Geschäftsmänner, Zeitungsleser und Besitzer des Conversations-Lexikons, mit einem alphabetisch eingerichteten Text vom K. S. Kammerrath von Schlieben, Leipzig, bey G. J. Göschen,

seit 1820. (Bis jezt 5 Lieferungen in Querfolio.) Jeder europäische Hauptstaat erhält seine Generalcharte mit den farbig begränzten Provinzen. Diese folgen nun vereinzelt in Specialcharten überall mit illuminirten Begränzungen. Hier fehlen selbst merkwürdige Dörfer nicht, und für die Vollständigkeit bürgt auch das auf gespaltenen Columnen im engsten Druck beygefügte alphabetische Ortsverzeichniß, wobey die wichtigsten statistischen Angaben eingetragen sind. Diesem Register geht aber allezeit auch noch eine tabellarische Uebersicht der Statistik des ganzen Landes in 32 Abschnitten voran, wo nichts über die kirchliche, politische, militärische Verfassung, Lehranstalten, Industrie, Münze, Maaß, Gewicht u. s. w. ausgelassen ist. Den Staaten, welche in andern Welttheilen Kolonien besitzen, sind diese sogleich in Specialcharten und in der Erläuterung beygefügt. Die Charten sind zwar nur lithographirt, aber der Verleger hat alle Sorgfalt angewendet, daß er aus Bayern und Süddeutschland tüchtige Zeichner und Drucker dafür gewann; das Papier zu den Charten ist weiß und stark, vor allem aber verdient die Deutlichkeit der Schrift, die auch für geschwächte oder ungeübtere Augen sehr lesbar ist, alles Lob. Es liegt die lezte, die 5te Lieferung vor uns, welche in 24 Charten das Königreich der Niederlande, Dänemark, Schweden und Norwegen umfaßt. Der reiche Anbau der Niederlande, die zahllosen Inselgruppen und Vorgebirge der skandinavischen Küsten treten genau und ohne Verwirrung hervor. Und ein solches Heft mit 24 Charten kostet schwarz 1 Thaler, kolorirt 1 Thaler 8 gGr. Denn der in diesem Heft auf 24 halben Foliobogen engen Druckes bestehende Text wird umsonst dazu gegeben. Die einzelne Charte schwarz kostet 10 Pfennige, kolorirt 16 Pf. Bey einem solchen Preise noch mehr Ausführung, die Darstellung aller Gebirge und Canäle u. s. w. zu fordern, wäre unbillig. Aber die in den Ankündigungen gegebenen Versicherungen, daß Verleger und Herausgeber sich selbst genügen und sowohl das Technische als das Wissenschaftliche des Unternehmens bey jeder Lieferung noch mehr zu vervollkommnen suchen, ist keine bloße Redensart. Die lezten Hefte zeugen von unläugbaren Fortschritten; dieß Unternehmen scheint ganz dazu geeignet selbst in der Masse des Volkes und in den Schulen, wo jeder Aufwand ein unübersteigliches Hinderniß wird, einzudringen.

Es fehlt uns nicht an periodischen Musterungen des Neuesten in der Erd-, Völker- und Staatenkunde. Die Bibliothekare von Europa, die Deutschen, thun es auch hier allen englischen und französischen Journalen zuvor, wiewohl die Redaktoren des unter des Barons von Feruſſac vielbethätigender Leitung herauskommenden Bulletin Universel auch in diesem Abschnitt ihrer Monatsberichte schon jezt viel leisten (der Septemberheft 1826 enthält allein 48 Nummern, worunter doch wenigstens ein Drittel nicht aus andern Zeitschriften entlehnte Artikel sind). Neben den noch immer Neuheit mit Mannigfaltigkeit verbindenden neuen Allgemeinen geographischen und statistischen Ephemeriden, die, der Alles nur bissenweis genießenden Uebersättigung sich bequemend, jezt auch in einzelne Bogen oder Hefte zerschnitten, wovon 15 einen Band bilden, unter des kundigen Hassel Redaktion erscheinen (bereits 20 Bände), hat die im J. G. Cotta'schen Verlage geförderte Hertha (bis jezt zwey Jahrgänge in 6 Bänden) unstreitig durch Reichthum der größern und kleinern Aufsätze und Uebersichten sowohl als durch Gründlichkeit ganzer Abhandlungen sich in Kurzem ein sehr ausgebreitetes Publikum zu verschaffen gewußt. Der begabteste und umsichtigste aller jezt lebenden Reisenden und Erdmesser, Alex. v. Humboldt, den Berlin künftig wenigstens abwechselnd besitzen wird, hat den zwey rühmlich bekannten Herausgebern dieser Hertha, Bergbaus und Hoffmann, seine Mitwirkung gewidmet und so wird hier die täglich wachsende Masse dem Geist wohl am wirksamsten belebt und durchdrungen erscheinen. Man darf, um sich davon zu überzeugen, nur die geographisch-statistische Section in Feruſſac's Bulletin Universel damit vergleichen, da sind zwey Drittel erborgt, hier ist alles eigene Arbeit, eigenes Excerpt. Es fehlt dabey auch nicht an Zeitschriften, die nur Einzelnes umfassen, wo dann z. B. an die Stelle der einst so gern gelesenen englischen Miscellen von Hüttner, jezt die in Stuttgart erscheinende, von England aus gut unterstüzte Britannia, an die Stelle der vordem vielgeachteten Ebelingischen Sammlungen Röding's inhaltreicher Columbus getreten ist. Allein man wünscht auch aus dieser ethnographischen Vorrathskammer und aus dem üppigen Zuwachs neuer Reisebeschreibungen allgemein unterhaltende Lesebücher in mäßigem Umfang zubereitet zu erhalten. D. Braun in Jena weiß in seinem ethnographischen Magazin durch geschickte Auszüge aus den neuesten ausländischen Reisebeschreibungen immer das auszuwählen, was gebildeten Lesern aller Classen willkommen seyn muß. Auch enthält selbst das Morgenblatt nicht selten sehr anziehende Reiseberichte und Auszüge der Art, so wie dieß auch von dem überall kräftig eingreifenden und nie Erborgtes auftischenden Hesperus und von den eben so freymüthig als unterhaltend redigirten Unterhaltungsblättern für Welt- und Menschenkunde (wovon nun schon im 3ten Jahre wöchentlich zwey enggedruckte Bogen in gespaltenen Columnen in gr. 4. bey Sauerländer in Aarau erscheinen und in manchen Gegenden Deutschlands viel zu wenig gekannt und geschäzt werden) reich an den mannigfaltigsten ethnographischen Notizen und kleinen Sittengemälden sind, und die An-

gabe: Uebersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball, nicht bloß als Aushängeschild führen. Allein ein so planvoll aufgefaßtes und durchgeführtes Lesebuch, wie einst der Hofrath Zimmermann in Braunschweig mit dem einfachen Titel eines geographischen Taschenbuchs bey Gerh. Fleischer herausgab, welches noch jezt in Büchersammlungen seinen Ehrenplatz hat, vermißt unser Publikum sehr ungern. Ein durch Prof. Lichtenstein in Berlin versuchte Fortsetzung scheiterte bald an der so rasch in Anspruch genommenen Berufsthätigkeit eines Mannes, der seinem zoologischen Cabinet gern die ganze Erde zinsbar machen möchte. Indeß sucht uns doch der vielunterrichtete und thätige Herausgeber des nun mit dem 6ten Bande geschlossenen Gemäldes der physischen Welt, J. G. M. F. Sommer (Professor bey der ständischen Musikschule in Prag) durch sein Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse, so viel nur Kräfte und Mittel es gestatten, uns für diese Entbehrung zu entschädigen. Man wird den vor wenigen Wochen erschienenen 5ten Jahrgang (Prag 1827 in der Calve'schen Handlung LVI und 451 S. im kleinsten Quartformat, mit 6 zum Theil kolorirten Kupfertafeln und Charten) gewiß nicht ohne mannigfaltige Belehrung und Unterhaltung aus der Hand legen. Wer wissen will, wie weit in Jahresfrist die Länder- und Völkerkenntniß in alle außereuropäische Länder durch öffentlich unterstützte Reiseunternehmungen und einzeln kühnvordringende Reisende gefördert wurde, darf nur die auch in diesem Jahrgang voranstehende allgemeine Uebersicht der geographischen Entdeckungen mit einer tüchtigen Weltcharte, wie sie zulezt noch Campe lieferte, oder, was das jezt von allen Küsten hinein erforschte Afrika betrifft, die unvergleichliche Berghausische Charte von Afrika zur Hand durchlesen. Aber auch die 11 Artikel, welche den eigentlichen Inhalt des Buches ausmachen, zeigen sich durch Auswahl und Reichhaltigkeit aus, und sind zum Theil unmittelbar aus englischen und französischen Originalwerken gezogen. Zwey Hauptstädte, Peking (aus Timkowski) und Lima in Peru (aus Hall) eröffnen dieß Ethnorama. Dann tritt uns Valparaiso in Chili (aus Caldcleugh, Schmidtmeyer u. s. w.) vor Augen. Eine Uebersicht aller ungarischen Bäder aus den unter uns noch fast gar nicht gekannten, in Kaschau 1825 erschienenen Merkwürdigkeiten des Königreichs Ungarn von den HH. v. Szepisbazy und v. Thiele, ist ein guter Beytrag für einen bald zu erwartenden allgemeinen Brunnen- und Bad-Almanach. Dem verdienten böhmischen Reisenden und Botaniker Thaddäus Hänke wird ein Denkmal aus den Reliquiis Haenkianis gesezt, welche vor Kurzem der für Naturwissenschaft und Erdkunde so kräftig wirkende Präsident des K. Böhmischen Museums in Prag, Graf Kaspar von Sternberg, herausgegeben hat. Die Auszüge aus des K. Sächsischen Leibarztes, D. Erdmann in Dresden reich ausgestatteten Beyträgen zur Kenntniß des Innern von Rußland, aus Anderson über Sumatra, aus Cambessedès Iles Baleariques, und der Aufsatz die Bhills im nördlichen Hindostan unterhalten durch Mannigfaltigkeit. Vorzüglich hat uns der ausführliche Auszug aus des Britten Weddell 1825 in London erschienenen und noch nirgends in's Deutsche übersezten Reise nach dem Südpol gefallen, wozu auch eine neue Charte von den Neu-süd-shetländischen Inselgruppen gekommen ist. Welch eine neue Welt in den nur sparsam dort zerstreuten Vögelgattungen und der seltsam gemischten Menschenrace!

Wie Manches hätte schon aus diesem Taschenbuch der in Förderung neuer Lese- und Lehrbücher unermüdete Veteran Galetti in Gotha für den dritten und lezten Theil seiner (bey Schlesinger in Berlin) erschienenen anschaulichen Erdbeschreibung eintragen können. Dieser Theil umfaßt auf 458 Seiten die 4 übrigen Welttheile auf Europa. Sammlerfleiß und wohlgeordnete Zusammenstellung rechtfertigen besonders in diesem Schlußtheil die auf dem Titel stehende Empfehlung: der leichten und gründlichen Erklärung der Erdkunde gewidmet. Wenn die vorhergehenden zwey Theile mit eben so viel Genauigkeit und verständiger Benutzung des schon vorhandenen zusammengestellt sind, wie diese dritte, so ist dieß Werk, so viel auch ähnliche schon vorhanden sind, ein sehr brauchbares zu nennen. Vielleicht hätte zu größerer Begründung der Gründlichkeit bey jedem Staat die neueste Quelle aus Reisebeschreibungen kurz angedeutet werden können.

(Der Beschluß folgt.)

Indische Literatur.

Die Bibel ist, ganz oder zum Theil, von den baptistischen Missionären in viele indische Sprachen übersezt worden. Nur einige Uebersetzungen waren vordem von andern Missionären gemacht worden. Die hauptsächlichsten Mundarten, in welche die Bibel übertragen ist, sind das Sanskrit, Hindi, Hindustani, Brudsch, Haruti, Dschuva-pura, Uduva-pura, Maravar, Bikanir, Pendschabi, Dovura, Caschemir, Utsch, Sindi, Kutsch, Gusserate, Kunkuna, Malabar, Maldivische, Cingalesische, Carnatara, Tamulische, Telinga, Orissa, Bengali, Assam, Nepal, Mithili, Magudha, Mahrattische und Bundelchund. Es gibt, außer diesen, Uebersetzungen der Bibel in's Syrische, Alt- und Neuarabische, Alt- und Neu-Gheez und in's Ambarische, welche Mundarten zur semitischen Familie gehören; in's Persische, Afghanische und Bellutschische, welche zur persischen Familie gehören, wie auch in die für Dialekte ausgegebenen Zweige der Rukhena-barma Sprache, nämlich das Birmanische und das Rukheng; in's Moktay und Chassi, das Siamesische, Chinesische und andere Mundarten der Länder jenseits des Ganges.

Nr. 11.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 6. Februar 1827.

Zur Ethnographie und Geographie.

(Beschluß.)

Mit einem aus der fleißigsten Forschung hervorgehenden und die gewonnenen Resultate auf drey lithographirten Charten darstellenden Ueberblick hat uns der schon durch mehrere statistische Tabellen und Uebersichten bekannte Professor der Statistik an der Karl-Ferdinandeischen Universität in Prag, D. Schnabel, eine lehrreiche Schrift: über Raum- und Bevölkerungs-Verhältnisse der österreichischen Länder (Prag, Calvesche Buchhandlung 1826. 16 S. enger Druck in 4. mit den 3 kolorirten Blättern besonders geheftet) gegeben. Da sich hier alle Angaben auf die neuesten Distriktabgränzungen, Volkszählungen, Militäretats gründen und dem Verfasser die lautersten Quellen fließen, so mag ein Fingerzeig auf diese Erscheinung, die uns die erstaunenswürdige Grundmacht des gewaltigen Ländervereins der österreichischen Monarchie so lebhaft versinnlicht, auch hier an ihrer Stelle seyn. Die erste Charte schildert auf eine sehr anschauliche und neue Weise den sämmtlichen Flächenraum der Monarchie. Das Areal jedes Bestandtheils dieser Ländermasse und die Einwohnerzahl auf jeder Quadratmeile gibt viel neue und von den vorigen bekannten Angaben abweichende Zählungen. Die zweyte Charte gibt die politischen, Justiz- und Militärverwaltungsbezirke durch eine dreyfache Signatur bey den Verwaltungsstädten. Die dritte liefert mit großer Genauigkeit die Höhenverhältnisse der Alpen und höchsten Gebirge in der Monarchie und berichtigt die bis jezt irrig in Umlauf gesezten Angaben darüber.

Aller Augen sind fortdauernd auf Griechenland gerichtet. Während die Griechenvereine durch alle Länder Europa's, wo nicht höhere Politik dem Triebe der Wohlthätigkeit Schranken gesezt hat, die thätigste Theilnahme fortdauernd beurkundeten und Stratford Canning und Ribeaupierre, nach dessen nun gewiß erfolgter Ankunft, als kräftige Vermittler beym Divan auftreten, ist jede geographische Forschung und Berichtigung über das alte und neue Griechenland doppelt willkommen. Noch immer bleibt die Periegese des Pausanias aus dem 2ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung eine unerschöpfliche Fundgrube hellenischer Ortsbestimmung und Alterthumskunde, welche auch O. M. F. Müller bey seinen Forschungen sowohl in den hellenischen Geschichten als in einzelnen Artikeln der Ersch-Gruber'schen Encyklopädie meisterhaft benuzt und durch selbstgezeichnete Charten erläutert hat. Italiener und Franzosen hatten neuerlich kritisch berichtigte Uebersetzungen des Pausanias durch den Archäologen Antonio Nibby in Rom und den verstorbenen Clavier in Paris erhalten, und von beyden gab der unermüdete, sprachkundige Siebelis, Rektor am Gymnasium in Budissin in der Oberlausitz, dessen reich ausgestattete Ausgabe des Pausanias bald mit dem 4ten Theil vollendet seyn wird, eine genügende Anzeige in den ersten zwey Heften der Jahrbücher der Philologie, welche Jahn, Privatdocent an der Universität Leipzig, dort bey Teubner herausgibt und im Verein mit tüchtigen Mitarbeitern, wie Passow, Bremi, Görenz u. s. w., eine uns noch fehlende Zeitschrift gestaltet. Aber das neueste Verdienst um diesen alten Periegeten erwarb sich der Oberlehrer des Gymnasiums in Wezlar, Ernst Wiedasch, von dem wir erst vor wenigen Monaten den ersten Theil einer sehr lesbaren und verständig bearbeiteten deutschen Uebersetzung: Pausanias Beschreibung von Hellas, 1ster Theil, mit einem Plan von Athen (München, Fleischmann, 1826) erhalten haben, welcher die ersten zwey Bücher des Originals und dabey am Ende einen zweckmäßigen Commentar enthält, in welchem der Uebersetzer sowohl von den Gründen seiner Uebersetzung Rechenschaft, als auch die nöthige Aufklärung über die von alten Reisebeschreibern erwähnten Gegenstände mit treuer Benutzung der neuesten Untersuchungen deutscher Archäologen ertheilt. Und damit ist nun auch für die jezt immer zahlreicher werdende Classe solcher Künstler und Kunstfreunde gesorgt, die, der alten Sprachen unkundig, doch im klassischen Alterthum Begründung und Vorbild, ihrer Kunststudien finden. Wie erwünscht würde z. B. den Brüdern Riepenhausen in Rom bey der jezt fertigen und auf Unterzeichnung angekündigten Darstellung

und Wiederherstellung der zwey großen Wandbilder des alten Meisters Polygnotus in der Beschreibung zu Delphi die Benutzung von solchen Uebersetzungen gewesen seyn, da ihnen weder der veraltete Goldhagen noch der moderne Nibby überall befriedigende Auskunft geben konnten? Es tritt aber auch täglich das Bedürfniß dringend ein, alle alten und neuen Untersuchungen über das alte Griechenland, zum Theil aus den theuren Reisebeschreibungen des Auslands, doch stets auf der Basis philologischer Forschungen in den altgriechischen Erdbeschreibern und Geschichtschreibern, in ein einziges, durch Nebensache nicht allzusehr angeschwollenes Werk zusammengestellt, gleich vor sich zu haben. An einem solchen Werk arbeitete seit vielen Jahren Professor und Bibliothekar Ukert in Gotha, der durch die zwey nur zu lange unterbrochenen Bände seiner Geographie der Römer und Griechen und mehrere dahin einschlagende Abhandlungen eben so wohl, als durch ein früher erschienenes Taschenbuch über Griechenland seinen Beruf zu einer solchen Arbeit hinlänglich erwiesen hat. Allein noch wartet der Unterrichtete mit Sehnsucht darauf. Es ist aber ein anderer Mann mit einem Werk der Art unter uns aufgetreten, der sich durch seine früheren Forschungen über mehrere Ortsbestimmungen in der Geographie des Ptolemäus noch während seines Aufenthalts in Breslau und durch andere archäologische Abhandlungen auch schon ein Recht erworben hat, hier mitzusprechen. Es ist D. Fr. K. H. Kruse, Professor der Geschichte und Geographie in Halle. Von ihm sind bereits 2 Bände eines sehr umfassenden Werks unter dem Titel erschienen: Hellas, oder geographisch-antiquarische Darstellung des alten Griechenlands mit steter Rücksicht auf die neuen Entdeckungen. Leipzig, Leopold Voß, 1825 und 1826, XXII, 626 und VIII, 652 S. in gr. 8. sehr anständig gedruckt. Das auf 5 Theile berechnete Werk verdient als ein, mit großer Sammlergeduld und gewissenhafter Befragung aller nur immer aufzufindenden Quellen, lichtvoll geordnetes und mit eigenen Urtheilen überall durchflochtenes Repertorium, als ein Werk deutschen Fleißes auch dann noch dankbare Anerkennung, wenn die strenge, in diesem Gebiete seit Jahren festhafte Kritik Vieles noch nicht erschöpft, Anderes nur einseitig dargestellt, oder auch wohl irrig erklärt finden sollte. Denn schon der Muth, ein solches Werk, wozu die Vorbereitung gewiß nicht die Jahre des trojanischen Kriegs erreichte, schneller zu gestalten, weil das Bedürfniß allgemein gefühlt wurde, verdient fördernde Anerkennung, nicht hemmenden Tadel. Der erste Band umfaßt in 5 Kapiteln und drey wichtigen Beylagen die allgemeinen Vorkenntnisse, und dazu gehören auch mehrere Charten und Ortabbildungen in einem eigenen Atlas. Man darf nur im zweyten Kapitel die Literatur, die hier, in drey Epochen getheilt, uns meist aus eigener Anschauung auf die kostbaren Kupferwerke vorgeführt wird und bis auf Bröndstedt und Hughes geht, vergleichen, um sich zu überzeugen, daß der Verfasser sich die Sache nicht leicht machte. Im Verfolg dieser Prolegomena, wo er in einem ausführlichen Abschnitt die Bewohner des Landes, die ursprünglichen Pelasger, unter welchen auch die kolonisirenden Phönizier mit begriffen sind, und die Hellenen nach ihren Stämmen und Verzweigungen uns vorüberführt, wird ihm von der jezt herrschenden Mythenauslegung gar mancher Zweifelsknoten geschürzt werden. Indeß gibt er, rücksichtlos und wie es seyn soll, die Ergebnisse seiner Forschungen. Man kann nun selbst die Stellen vergleichen. Ueberall ist auch auf das Neueste Rücksicht genommen. Nur der oft oberflächliche Pouqueville hätte schon in diesem Band oft berichtigt, der gründliche Dodwell noch mehr benuzt werden sollen. Eine ganz erwünschte Zugabe ist die durch den großen Orientalisten Gesenius, seinen Collegen bey der Universität Halle, mitgetheilte Vergleichung des phönizischen Alphabets mit den ältesten griechischen und den untergesezten Belegen aus Böckh's corpus inscriptionum in der ersten Beylage S. 576 — 592. Der zweyte Band beginnt die Darstellung der einzelnen Provinzen, beschäftigt sich mit Mittelgriechenland, fängt im 6ten Kapitel mit Attika an. In den zwey folgenden kommt Megaris und Böotien an die Reihe. Bey Attika sind außer Leake, dessen Topographie von Athen oft Berichtigungen erhält, und Gell auch die unedited monuments der Dilettanti fleißig verglichen. Bey Megaris hätten Welker's gelehrte Forschungen über die Staatsverfassung von Megara in den Prolegomenen zum Theognis benüzt werden können. Bey Böotien hatte O. N. F. Müller in seinem Orchomenos und in der Encyklopädie schön vorgearbeitet. Aber auch mehrere gründliche Aufsätze in Walpole's doppelter Sammlung, Clarke, Galt und andere sind genau verglichen. Und so mag dieß mühsame Werk, durch keine gehässige Kritik unterbrochen, mit wachsenden Kräften und Einsichten des Verfassers recht bald sein Ende erreichen. Aus vollem Herzen rufen auch wir das stat sua cuique dies, jeder erfüllet sein Loos, wie es über der sinnvollen Vignette auf dem Titelblatt des ersten Bandes heißt, wo die Sonne über das Thal von Tempe aufgeht, und theilen die fromme Erwartung, die in dem kräftigen Vorwort ausgesprochen worden. Das Gegenstück dazu, die Beschreibung des neuen, wiedergeborenen Griechenlands mag dann der kundige und begeisterte Verfasser der Leukothea, D. Iken in Bremen, uns geben! —

Böttiger.

Kulturgeschichte.

Ueber die Fortschritte der Gesellschaft. Von James Douglas. Aus dem Englischen übersezt. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1825.

Das geistvolle Werk des Engländers schließt sich gewissermaßen an Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit an, und führt dieselben ein wenig weiter in die Zukunft hinaus. Vermuthungen über das, was künftig seyn wird, Rathschläge, fromme Wünsche füllen den größern Theil des Werkes aus, die historische Einleitung nur den kleinern. Der Verf. sucht zuerst darzuthun, daß die menschliche Gesellschaft wirklich Fortschritte mache, nicht stille stehe, wie die einen, oder rückwärts schreite, wie die andern glauben. Er verfolgt sodann in einem großen Ueberblick diese Fortschritte durch die ganze Geschichte. Die Griechen, Araber und Deutschen erscheinen ihm als die Träger und Hüter aller Kultur. Er charakterisirt sie nach den Zonen. „Wenn die Menschheit ihre bestimmten Zonen hat, wie die Welt, welche sie bewohnt, so kann die Breite Griechenlands als das Klima und der Sitz des Schönen betrachtet werden. Im Norden herrscht sittliche Erhabenheit, oder der Kampf des Menschen mit der Natur. Im Süden das Erhabene der Unendlichkeit, wo er schmachtend in der Hize und verloren in der Unermeßlichkeit der Natur den Streit aufgibt." Ueber die Kultur der Griechen stellt der Verfasser höchst interessante Betrachtungen an, und wenn sie auch nicht vollkommen neu sind, so sind sie doch sehr klar und scharf. Unter andern gibt er mit Recht der Musik der Griechen eine Bedeutung, die nur zu oft verkannt worden ist. Er sagt, es sey in gewissem Sinne keine Fabel, „daß die griechischen Stämme durch Musik gezähmt und die Mauern ihrer Städte durch den Gesang ihrer Dichter erbaut wurden. So wesentlich war sie mit ihrem gesellschaftlichen Leben und bürgerlichen Einrichtungen verwebt, daß das Studium derselben, als mit der Bildung gleichbedeutend und zusammentreffend betrachtet wurden, und es ist eben so wahr, daß diejenigen ihrer Stämme, welchen die Musik unbekannt und zuwider war, Barbaren blieben und einen geringen Theil an der sittlichen Vollkommenheit ihrer Landsleute hatten. Ihre Musik war nichts, als der richtige und äußere Ausdruck jener inneren Harmonie, die in Gemüthern wohnt, welche mit allen Bildern der Schönheit beseelt sind. Ihre große Einfachheit war ihr günstig. Sie bestand nicht in Schwierigkeiten, absichtlich aufgestellt, um geschickt gelöst zu werden ꝛc." Bey der Kultur der Araber macht Douglas folgende Bemerkung: „Sobald die Griechen aufhörten, mitzutheilen, hörten die Saracenen auf, vorwärts zu schreiten. Die arabischen Uebersetzungen griechischer Schriftsteller wurden die Grenzen ihres Geistes." Endlich verbreitet sich der Verfasser eben so einsichtsvoll über die moderne Kultur, und vorzüglich über die Wissenschaft. Er betrachtet beyde als ein gemeinsames Gut der Europäer und ihrer Abkömmlinge in der andern Welt, und hofft von der Zukunft ihre weitere äußere Verbreitung und innere Vervollkommnung. Dabey weiset er auf noch bestehende Mängel hin und gibt die Mittel an, wie denselben abzuhelfen sey. Er verlangt die Abfassung einer Literatur-Geschichte, damit man sich gleichsam des ganzen geistigen Thatbestandes bemächtigen könne, ferner eine Uebersicht über den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaft, eine größere Ausdehnung der wissenschaftlichen Reisen, die Stiftung eines Briefwechsels zwischen den Gelehrten aller Nationen, die Vereinfachung und gedrängteste Anwendung aller bisherigen Lehren und Kenntnisse, um den Ueberblick zu erleichtern, thätige Unterstützung und Hülfe für alle Wissenschaften und diejenigen, welche sie treiben, Verbindung der Künste, und endlich vorzüglich der Religion mit der Wissenschaft. Alle diese gewiß sehr wohlmeynenden Rathschläge führt der Verfasser sorgfältig aus. Indeß täuscht er sich auch nicht über die Hindernisse, welche der Erfüllung seiner frommen Wünsche jezt, und wer weiß wie lange noch, im Wege stehen. Er spinnt sich nicht so ganz in die seligen Träumereyen eines Weltverbesserers ein, daß er nicht sähe, was wirklich und möglich ist. So fest er überzeugt ist, daß die Menschheit im Allgemeinen beständig fortgeschritten ist und fortschreiten wird zum Höheren und Besseren, so zweifelt er doch, ob er den allgemeinen Satz auf den besondern Fall Europa's anwenden dürfe. Auch er fühlt ein ungewisses ahnungsvolles Bangen, von dem fast jeder ergriffen wird, der auf der Höhe der Geschichte steht und den Blick auf das gährende Europa wirft. Wer kann die Zukunft dieses Welttheils sich enträthseln? Ein Theil seiner edelsten Kraft erscheint als abgenuzt und verbraucht, ein anderer hat mit einer überwiegenden Gegenkraft zu kämpfen. Siegt Asiens materielle Kraft, so droht die Barbarey; siegt die europäische Geisteskraft, so droht byzantinische Ueberbildung und Erschlaffung. Indeß sind dergleichen trübe Gedanken vielleicht auch nur die natürlichen Folgen einer hypochondrischen Langeweile, die vor und nach großen Ereignissen gewöhnlich einzutreten pflegt, und die Wirklichkeit ist nicht so schlimm, als die Meynung davon. Dem sey indeß, wie ihm wolle, Douglas weiß sich folgendermaßen zu trösten: „Wenn das Schicksal Europa's verschieden von den Erwartungen wäre, die sich auf sein wachsendes Gedeihen gründen, und wenn seine freyen und civilisirten Staaten einem neuen Einfalle der Barbaren unterlägen, so würde Amerika bald die Lücke ausfüllen, und die Führung der Fortschritte der Gesellschaft

übernehmen. Die Edlen und Aufgeklärten der alten Welt würden sich der Sklaverey ihres Vaterlandes entziehen, und auf einer andern Seite der Erdkugel mit demselben Eifer der Wahrheit nachforschen, und die Grenzen der Wissenschaften erweitern. Amerika, welches nicht länger einen Zuwachs des Wissens von Außen erhielte, würde eine Original-Literatur beginnen, und dort anfangen, wo die Europäer aufgehört hätten; so würde es eine frische Laufbahn der Verbesserungen betreten, und neue Schätze des Geistes auffinden. In weniger als fünf und zwanzig Jahren verdoppeln die amerikanischen Staaten ihre Bevölkerung, und vermehren ihre Hülfsquellen mehr als zweyfach; ihr Einfluß, der selbst jezt in Europa gefühlt wird, muß mit jedem Jahre seine Herrschaft über den Geist des Menschen erweitern, und ihnen ein glänzenderes Beyspiel des Gedeihens und der Freyheit darstellen. In ein wenig mehr, als einem Jahrhunderte werden die vereinigten Staaten eine zehnfach größere Bevölkerung enthalten, als noch jemals durch den Geist und die Kraft einer freyen Regierung belebt worden, und in weniger als anderthalb Jahrhunderten wird die neue Welt nicht mehr fähig seyn ihre Bewohner zu fassen; gedrängt durch ihre überfließende Menge, wird es sie über die Küsten der weniger gebildeten Völker ausgießen, bis die ganze Erde von der Wissenschaft erleuchtet und mit den Wohnungen freyer und civilisirter Menschen bedeckt ist. Doch wird sich der Geist und die Nachahmung der amerikanischen Freyheit noch weiter und schneller als seine Macht verbreiten. Keine Gewalt vermag die Sympathie zu zerstören, welche schon zwischen Europa und der neuen Welt besteht und sich täglich vermehrt. Die Augen der Unterdrückten wenden sich schon jezt sehnlich nach dem Lande der Freyheit, und die Anhänger des Alten betrachten mit Furcht und Unruhe das neue Rom, das sich im Westen erhebt, und dessen zukünftige Erstarkung."

Inschrift einer byzantinischen Damascenerklinge.

Friedlich werden in der École spéciale des langues orientales zu Paris in einem und demselben Hörsale Vorlesungen über das Neugriechische und Türkische gehalten. Lezteres findet Zuhörer, weil es den Talenten des bekannten Reisenden Jaubert anvertraut ist; das Neugriechische erregt an sich Interesse und noch mehr durch den geistreichen Vortrag des berühmten Philologen Hase. Die Kunst bleibt darin nicht unberücksichtigt, und besonders die Malereyen in den griechischen Handschriften, welche bey aller Unvollkommenheit und talentlosen Ausführung sehr oft schätzbare Spuren der alten Kunst wie eine schlechte Kopie an sich tragen, werden vorgelegt, verglichen und erklärt. Hievon später. Ein anderes Interesse haben für die Kunst jene zahlreichen Inschriften, zu welchen wohl nie ein Volk mehr seine Zuflucht nahm, um Ersatz für die Unkunde der Buchdruckerkunst zu suchen, als die alten Griechen. Daß öffentliche Urkunden, Testamente der Fürsten u. dgl. m. einzelne Marmorstücke oder ganze Wände bedeckten, darüber kann man sich nicht wundern, und die Griechen und Römer verfuhren bey diesem Vollschreiben aller Wände mit mehr Geschmack als die Egypter und Etrusker, welche die Bildsäulen selbst mit Inschriften überfüllten; wenn die Griechen Sachen, welche heut zu Tage kaum in Zeitungen einen Platz fänden, in Marmor gegraben auf den Landstraßen ausstellten, so müssen wir bedenken, mit welcher Schnelligkeit sie sogar die Werke der höheren Künste vollbrachten; aber merkwürdig genug ist es, daß sie auch ihre Bleykugeln, deren sie sich im Kriege bedienten, nicht bloß mit dem Namen der Fabrikanten und der Archonten beschrieben, sondern auch nicht selten mit einem ironischen kräftigen ΛΑΒΕ (Accipe). Die breiten kurzen Degen der Alten eigneten sich noch besser als solche Bleykugeln zu Inschriften, und unter den griechischen Kaisern des Mittelalters bestand die Sitte, Verse auf die Klinge zu schreiben, als religiöser Brauch fort.

Unlängst wurde ein Damascenersäbel nach der Königl. Bibliothek gebracht. „Die Inschrift, welche auf der Klinge steht," bemerkt Hr. Hase in seiner Vorlesung, ein sogenannter politischer Vers, ist, in gewöhnliche große Buchstaben umgeschrieben, folgende:

† ΣΥ ΒΑΣΙΛΕΥ ΑΗΤΤΗΤΕ ΛΟΓΕ ΘΕΟΥ
ΠΑΝΤΑΝΑΞ

Du unbesiegbarer König, Wort Gottes, Allherrscher.

Es ist der erste Vers einer Anrufung Christi; man sollte erwarten, die Fortsetzung des Gebets zu finden, aber die Klinge zeigt, jezt wenigstens, keine Spur davon (H. sah dergleichen Anrufungen, in Jamben, zu Venedig). Nahe dem Griffe sind zwey angezündete Leuchter abgebildet, ein mystisches Zeichen des Christenthums; darüber die heilige Jungfrau mit dem Kinde. Zwey Engel tragen das Zeichen des Kreuzes auf der Brust, halten in der einen Hand Schwerter, und auf der andern ruht eine kaiserliche Krone. Aus diesem Sinnbild könnte man schließen, der Säbel sey für einen byzantinischen Kaiser verfertigt worden, oder einer dieser Fürsten habe ihn einem Feldherrn verehrt. Das Kreuz, welches vor dem Verse steht, sieht man auf den meisten griechischen Inschriften des byzantinischen Kaiserthums. Die Form der Buchstaben gehört dem 12ten, 13ten oder 14ten Jahrhundert, in welchen die Comnenen, die Lascaris und Paläologen regierten." Das genaue Alter der großen Buchstaben ist bekanntlich viel schwerer zu bestimmen als das der Cursivschrift.

D.

Nr. 12.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 9. Februar 1827.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der französischen Literatur.

Es ist eine vielfach sich vordrängende Behauptung, daß die französische Literatur während der Herrschaft Napoleons höchst mittelmäßig gewesen sey; dagegen seit Einführung der Charte von Neuem in preiswürdiger Gestalt sich gezeigt habe. Auch fehlt es nicht an fertigen Erklärungen, warum dieß nicht anders habe seyn können. „Es wäre zuvörderst zu bemerken, daß, wenn eine Kraftäußerung des menschlichen Geistes zur Vollkommenheit gebracht werden solle, dieß nur gelinge, wenn alle Geister die gleiche Richtung zur Entwickelung derselben nehmen. Daher auch die Literatur nur reich werden könne, wenn der allgemeine Ehrgeiz einer Nation in Ausbildung der Wissenschaften und Künste seine Befriedigung suche. Dann mache sich das Genie Bahn unter der Menge, und große Meisterwerke kämen zum Vorschein.“ Man erläutert dieß durch Beyspiele: „Als ganz Italien malte, sagt man, da glänzten Michel Angelo und Raphael. Als ganz Frankreich Tragödien und Comödien schrieb, warf man sich mit Begeisterung auf die Literatur, und es erschienen Moliere, Racine und Voltaire.“ Es wäre der Wahrheit gemäßer, wenn man sagte: weil große Dichter Meisterwerke lieferten, glaubte die Legion der Nachahmer, sie könne deßgleichen thun. Wir wollen jedoch die Weisheit unserer jungen Literatoren ungestört sich aussprechen lassen, und hören, was sie weiter vorbringen. — „Als in dem vorigen Jahrhundert, fahren sie fort, die allgemeine Bewegung der Geister eine Richtung gegen den Aberglauben und gegen politische Verirrungen nahm, da traten Rousseau, Voltaire und Montesquieu auf. In Frankreich besonders, wo man nur thun will, was Jedermann thut, scheine auf keinen Erfolg zu rechnen, als wenn ein allgemeines Streben nach einem einzigen Gegenstand hindringt.“ Daraus schließt man dann weiter: „Unter Napoleon warf sich aller Ehrgeiz auf den Krieg. Jeder Mensch, der einen Rang unter seinen Mitbürgern sich erwerben wollte, suchte ihn in dem Feldlager zu gewinnen. Man trachtete nicht mehr darnach, Mitglied der Akademie, sondern Oberst oder General zu werden. Dieß sey Thatsache, und daher soll die Literatur arm und pedantisch geworden, und den Schulmännern heimgefallen seyn. Delille sey das poetische Genie jener Zeit gewesen; er habe die Alten und die Neueren in glänzendem Styl übersezt, oder didaktische Gedichte gemacht, die damals bewundert wurden, und jezt vergessen sind. Der jüngere Lacretelle habe die Geschichte im Styl der Reden geschrieben, wie sie bey Aufnahmen in der Akademie gehalten werden; und der junge Villemain, zu jener Zeit im Beginn seiner Laufbahn, habe Lobreden gehalten, die mit damals üblicher Pracht gekrönt wurden. Frankreich sey nur eine Rednerschule, Hr. von Fontanes, unter dem Titel eines Großmeisters der Universität, deren erster Professor gewesen. Napoleon habe, wie in allen Theilen des Staats, so auch gewissermaßen in der Literatur, die Verwaltung eingeführt, und vergessen, daß, wenn man mit starkem Willen und großem Ordnungsgeiste schöne Straßen, prachtvolle Brücken oder Gebäude für den öffentlichen Nutzen baut, man damit noch kein einziges Kunstwerk hervorbringe. Er habe in der That Straßen und Brücken hinterlassen, die ihm für lange Zeit die Erkenntlichkeit der Völker sichern; er habe Denkmale errichtet, die ihre Einbildungskraft in Staunen seßen; aber kein Monument der Architektur sey als seine Schöpfung aufzuweisen, so wenig als ein Meisterstück der Literatur, das er hervorgerufen. Sein bewundernswürdiger Takt, der sich gleichmäßig mit Allem beschäftigte, hätte ihn zwar merken lassen, daß Frankreich, in literarischer Beziehung, sich in einem Zustande der Dürftigkeit befände. Er hätte deßhalb gegen Hrn. von Fontanes Klage geführt; dieser aber habe nichts Besseres zu thun gewußt, als künstlich ein Ey auszubrüten, aus welchem denn eben jener Hr. Villemain hervorgegangen, der ein verständiger, schulgerechter Mann, doch sonst nichts wäre. — Das Genie der Kunst brauche Freyheit und eine allgemeine Vorliebe für dieselbe; wenn man nur politische Redner höre, oder nichts als einen Eroberer sehe, so verberge sich das Genie und schweige, gleich einem verzogenen Kinde, das stets verlange, man solle sich mit ihm

allein beschäftigen." — — Solche Urtheile hört man in Paris von unsern jungen Literatoren von allen Dächern predigen; und wirklich muß diese Ansicht als eine ziemlich allgemein verbreitete angegeben werden. Sie wird also, als öffentliche Meynung, von Allen, welche Abgötterey mit dieser Dame treiben, als unwiderleglich angesehen.

Da jedoch gegenwärtig die Freyheit, wenigstens die literarische, nach dem Sturze Napoleons bey uns eingekehrt seyn soll, so wird es erlaubt seyn, dem Götzen der öffentlichen Meynung abzuschwören, und ein unabhängiges Urtheil zu wagen. Zur Einleitung desselben bemerken wir, daß die Völker ihre verschiedenen Entwickelungsperioden haben, und daß in einer Epoche, wo das Leben selbst alle Kräfte der Gesellschaft in Anspruch nimmt, die Darstellungen eines bloß künstlichen Schein-Lebens wenig Aufmerksamkeit erregt, es sey denn, daß die Kunst sich eben jenes neue, aufgeregte Leben zum Stoffe wählt. Als Napoleon der Welt eine andere Gestalt gab, suchten die literarischen Menschen, die ihre Bildung einem andern, untergegangenen Leben verdankten, nicht etwa das neue Leben zu verstehen; sondern traten in Opposition gegen die neue Schöpfung des Prometheus. Daraus ist die Dürftigkeit der französischen Literatur zur Zeit des Kaiserreiches zu erklären. Es mußte sich erst ein neues Geschlecht bilden, dessen Geist, von der großen Gegenwart ergriffen, sich in Darstellung derselben versuchen, und die Literatur mit neuen, in ihrem innern Wesen neuen Schöpfungen bereichern konnte. Daß dieß möglich sey, beweisen mehrere Gedichte des Delavigne, die ächt poetisch sind, weil sie die Harmonie in dem neugebornen Leben auffassen, das sie jedoch nur in elegischen Tönen wiedergaben, weil es unterdessen in dem großen Trauerspiel der Zeit unter der Gewalt des Schicksals wieder zu Grunde gegangen war. — Wenn übrigens solche Geister sich finden, so hat man es der Natur, nicht den Umständen zu danken: diese können das Genie nur begünstigen, nicht erschaffen. Daß Napoleon, wo er Genie fand, es auszeichnete, daß er die Talente ermunterte, — wer wird es läugnen? Ist es vor ihm einem Fürsten eingefallen, unadelige Gelehrte und Dichter mit dem Stern der Ehre zu schmücken? Schrieben unter ihm die alten Literatoren nicht, so geschah es, weil sie in ihrer Einseitigkeit nicht begreifen konnten oder wollten, daß eine neue Zeit gekommen sey. Ihre, nicht seine Schuld, war die Dürftigkeit der schönen Literatur in Frankreich. An wissenschaftlichen Werken fehlte es nicht, die jeden Schutz, jede Aufmunterung fanden, und dem Ernst der Zeiten angemessen waren. Welches Zeitalter hat ein Monument wissenschaftlichen und künstlerischen Strebens aufzuweisen, das dem großen Werke über Egypten an die Seite gesezt zu werden verdiente? — Kein architektonisches Denkmal hätte Napoleon hinterlassen? Der Dom in Mayland, das Louvre und viele, ohne seine Schuld unvollendete Gebäude in Paris mögen antworten. Welche erhabene Begriffe der Kaiser über Architektur gehabt, davon zeigt ein Brief von ihm, den unlängst der Globe bekannt machte. War es Napoleons Schuld, wenn er wenig Architekten fand, die ihn verstanden, wenn auch ihnen die alte Routine mehr galt, als eine aus dem Genie lebendig hervorgehende neue Schöpfung? Und welches sind denn in Frankreich die wahrhaft architektonischen Monumente aus dem großen Zeitalter Ludwigs XIV.? — Doch, wir sprechen von der Literatur, und hier müssen wir fragen, ob die ausgezeichneten Werke, die gegenwärtig erscheinen, etwas anders als Resultate der kaiserlichen Periode sind? Ist nicht sein eigener historischer Nachlaß eine ruhmvolle Bereicherung der französischen Literatur? Gibt es in andern Ländern und Zeiten viele solche Denkmale historischer, ächter Beredtsamkeit, als seine Beschreibung des 18ten Brumaire? Hat Napoleon nicht das große literarische Verdienst, daß er durch seine Thaten, wie durch seine Schriften, uns den lebendigen Geist des Alterthums erst aufschloß? In diesem antiken Charakter spiegelte sich die Größe der römischen Welt, die er uns von Neuem begreiflich machte. Wer hat wie er die großen Feldherren mit einer Genialität geschildert, die jedem Dichter zum Ruhme gereichen würde? Nicht Alle haben ihn verstanden: der modernen Flachheit stand er zu hoch. Doch sind reiche Geister aus seiner Schule hervorgegangen. Die historischen Schriften eines Daru, eines Sismondi, eines Boulay de la Meurthe, eines Fain, eines Pelet gehören dem Kaiserreiche an.

Was hat denn Großes die neue Literatur unabhängig von ihm hervorgebracht? Zwey berühmte Talente, sagt man, bewahrten nicht nur ihre Freyheit, sondern begannen rühmlich den Kampf gegen ihn, schufen eine andere Literatur, und gaben das Signal der Unabhängigkeit. „Dieß sollen Hr. von Chateaubriand und Frau von Staël gethan haben." „Beyde, heißt es, sind viel gereist, haben die Literatur und Sitten fremder Völker studirt, nach Frankreich neue Ideen gebracht, und so dem Vaterlande einen großen Dienst, den einzigen der Emigration, geleistet, indem sie die Bekanntschaft mit den ausländischen Schöpfungen und den Geschmack an denselben bey uns einführten. Wir konnten nun jene Einseitigkeit ablegen, welche bisher uns verführte, die Werke des Auslandes zu verachten, ohne sie zu kennen." Dagegen ließe sich vielleicht zweifeln, ob das Große und Treffliche im Auslande von Leuten entdeckt werden könnte, welche für das Einheimische blind waren. Wie dem auch sey, so haben jene berühmten Schriftsteller, gerade indem sie den Stoff, der sie begeisterte, aus fremden Ländern holten, aufgehört der National-Literatur anzugehören, die früher

ſich erſchöpft hatte, indem das ältere Leben, das ihr Nahrung gab, ausgeſtorben war. Das neue Leben aber verſtand Hr. von Chateaubriand ſo wenig als Frau von Staël. Beyde führten, durch ihre Vorliebe für das Ausland, nur eine Erſcheinung herbey, die allemal ein Zeichen des Verfalls inländiſcher Literatur iſt: man ſucht durch fremde Formen neu zu ſeyn, nachdem das Genie die heimiſchen erſchöpft hat. Jedes nationelle Leben hat ſeine Periode der eigenthümlichen Literatur, die, ſo wenig als jenes, in ſtarrer Geſtalt ewig dauert. Nur wenn das Leben ſich erneuert, kann es auch die Literatur werden. Was wäre aus der deutſch-lutheriſchen Literatur geworden, wenn der große Friedrich nicht den Geiſtern einen neuen Schwung gegeben hätte? Sind aber die Literatoren blind gegen das Neue, aus Vorurtheil, Leidenſchaftlichkeit oder Beſchränktheit, wogegen ein ſchönes Talent zu ſchreiben nicht ſichert: ſo werfen ſie ihre Blicke auf entfernte Zeiten und Länder, weil hier das Neue ihre Eitelkeit nicht beleidigt, wie ſolches der Fall iſt, wenn in ihrem Vaterlande, ohne von ihnen geahnet zu ſeyn und ohne daß ſie dazu halfen, ein jugendlicher Geiſt in Selbſtſtändigkeit und Originalität ſich Bahn macht.

Was leiſteten jene beyden gefeyerten Geiſter?

Hr. von Chateaubriand bemühte ſich die poetiſchen Schönheiten des Chriſtenthums darzuſtellen, das doch nur dann Religion iſt, wenn es Wahrheit und keine Poeſie iſt. Darum wußte ihm auch kein Gläubiger Dank für ſeine Bemühung, und kein Ungläubiger wurde dadurch bekehrt. Die Kritik aber mußte bemerken, daß der Dichter ſich im Stoffe vergriffen habe, was dem ächten Genie nicht geſchehen wird. Hr. von Chateaubriand hatte allerdings das Verdienſt, auf manche poetiſche Seite des Mittelalters, das man bisher nur als eine Periode der Barbarey angeſehen, aufmerkſam zu machen; aber er that dieß zur Unzeit, indem die Geſellſchaft vielmehr die Aufgabe hatte, einem neuen Leben Geſtalt und Bildung zu geben, als ſich Muſter für das zu Schaffende aus dem Mittelalter zu holen. Uebrigens iſt, Alles wohl erwogen, Hrn. von Chateaubriand das Verdienſt, ein brillanter Styliſt zu ſeyn, nicht abzuſprechen; doch wird es Niemand einfallen, in ihm ein poetiſches Genie zu ſehen.

— Frau v. Staël, ihrer Seits, wollte die Deutſchen, die ſie nicht kannte, in den Augen ihres ſtolzen Siegers erheben, und, indem ſie das Genie der Engländer, von dem ſie nur verworrene Begriffe hatte, ohne Maß und Ziel lobte, den Eroberer ärgern, der ſie exilirt hatte. Solche Rückſichten können wohl Gelegenheitsſchriften erzeugen; die Werke des Genies entſpringen aus reinerer Quelle. Und dann, ſo achtungswürdig und ausgezeichnet auch das Talent der Frau von Staël war, ſo reichte es doch nicht aus, mit ſchöpferiſcher Kraft der Literatur eine andere Geſtalt zu geben. — Indem Hr. von Chateaubriand und Frau von Staël unſern ausſchließenden Geſchmack angriffen, haben ſie nichts bewirkt, als daß ſie Anlaß gaben zu dem Streite über Claſſicismus und Romantismus, der gegenwärtig in unſerer Literatur Lärm macht, und nächſt den Reden der Tribünen am meiſten unſere gebildeten Geiſter beſchäftigt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Dichtkunſt.

Virgils Georgika. Ueberſezt von C. G. Bock und J. H. Voß.

Mittheilung der Anſichten von Heyne und F. A. Wolff über dieſe Arbeiten.

Intereſſant wird es ſtets bleiben, wie zu allen Zeiten die vorzüglichſten Philologen, — die ſelbſt in Anſichten und Beurtheilungen unter ſich ſehr uneinig und hart waren — doch übereinſtimmten in Beurtheilung des J. H. Voß in Heidelberg.

Als im Jahr 1790 C. G. Bock die erſte Ausgabe ſeiner Ueberſetzung der Georgika herausgab, (— 1783 waren ſchon Proben vorhergegangen, die großen Beyfall fanden —) wozu Bürger auf Anrathen Heynes eine für die damaligen Verhältniſſe zweckmäßige Vorrede verfaßte, ſchrieb der alte treffliche Heyne: „Bocks Georgika ſind in keiner günſtigen Periode erſchienen; recht von Grund des Herzens möchte ich dem Ueberſezter in dieſer Lage der Sache beyſtehen, allein meine Kräfte langen hierbey nicht zu. Bock gewönne das nicht, was er erwarten möchte; ich hingegen verlöre wirklich beträchtlich dabey und auf eine unbeſonnene Weiſe. Voß hat ſich gegen mich als ein böſer, paſſionirter Menſch betragen, greift mich mit und ohne Veranlaſſung an. Erbittert durch meine Mäßigung hat er neue Inſolenzen in ſeiner Ausgabe des Georgiſchen Gedichts gegen mich begangen. Ich werde ihn mit Stillſchweigen ſtrafen; das iſt Alles, was ich thun werde, und meinem Charakter nach thun kann. Ich darf über Bocks Ueberſetzung nichts öffentlich ſagen, dieß würde erſt über das Werk, Voßens ganze Galle erregen; er würde gegen daſſelbe Gift und Galle geifern.“

Als 1803 Bock eine neue umgearbeitete Ausgabe der Georgika veranſtaltete, ſchrieb Heyne: „Lob und Tadel laſſe ich gern über mich ergehen. Fällt der Leztere hämiſch und leidenſchaftlich boshaft aus — wie von Voß — ſo iſt das Einzige, das mir wehe thut, die Unſittlichkeit

und die täglich bestätigte Erfahrung Litterae non mutant mores, als Gegentheil von dem, was man doch erwarten sollte. Ich, für mich, gehe meinen Gang vorwärts nach den einmal festgesetzten Prinzipien und Gründen; am wenigsten werde ich mich auf das kleine Stück Weges, das ich für dieses Leben noch zu wandeln habe, von dem vorgeschriebenen Pfade durch leidenschaftliche Angriffe von Aufpassenden ablenken lassen. Aber Herrn Bock beklage ich, daß er für seinen literarischen Ruhm in Concurrenz mit einem Manne gekommen ist, der schwerlich einem Nebenbuhler anständig begegnen wird. Aus diesem Grunde stehe ich auch sehr an, von dieser trefflich durchgearbeiteten Uebersetzung in den gelehrten Anzeigen Erwähnung zu thun, da dieß leicht seine Galle noch mehr erregen würde. Mitleiden verdient der Mann, denn es ist bey ihm körperliche und Gemüthskrankheit."

So urtheilte der ehrwürdige Heyne!

In vor uns liegenden Briefen von F. A. Wolff kommen über Voß und Bocks Arbeiten folgende Stellen vor. Im Oktober 1814 schrieb derselbe: „Sollte Ihnen ein gewisser Versuch deutscher Herameter (die 11te Satyre des Horaz) zu Gesichte gekommen seyn, so brauche ich nicht erst zu sagen, was ich an den frühern, auch Voßischen Versen der Art zu wünschen übrig sehe. Es ist dieß ganz außerordentlich viel, so daß man nicht weiß, wo anzufangen, wo aufzuhören. Voß scheint als Cyclop (wie Herder sagte) in einer Art von Eisenhammer zu arbeiten, folglich sehr regelmäßig; und dennoch sind weder in seinem Homer noch Virgil auch nur fünf Verse hintereinander durchaus richtig. Denn Trochäen statt Spondeen, wie er so oft deraleichen hat, wären den Alten unlesbar gewesen; da jene einer Zeit, einer Kürze nämlich für den Fuß ermangeln. Hiernach bleibt auch in Bocks Uebersetzung der Georgika (zweyte Ausgabe 1803) bey aller Leichtigkeit und Schönheit für den strengen Metriker manches zu wünschen."

„Der Deutsche wird trotz allen großen Worten so bald nicht zur Nation werden und seine eingeborenen Schätze kennen lernen, auch schwerlich jemals ein sicheres Gehör bekommen. Denn, außer etwa in 20 Sylben, bleiben in unserer Sprache niraend Ungewißheiten über Länge und Kürze; wenn gleich eine gute Anzahl Sylben anoipites sind, so gut als in beyden alten Sprachen. Anceps ist aber das nämliche Wort oft durch seinen Sinngehalt, z. B. und als Copula durchaus kurz; lang hingegen, wenn ich z. B. sagte: und dies wolltest du thun, für ergone u. s. w. Darin stimme ich übrigens bey, daß Bock in seinen Verbesserungen, die ich handschriftlich vor mir habe, (Ausgabe: Wiesbaden 1819) die Vergleichung mit Voßens so unnatürlich harten Dollmetschereyen nicht scheuen darf, allein Voß und seine Leute im Eisenhammer — — —."

Im Juni 1821 schrieb Wolff: „Ich interessire mich sehr für Bocks unermüdetes Streben nach metrischer Vollendung in der schon so sehr geglätteten Uebersetzung (Wiesbaden 1819) der Georgika. Bock hat mir abermals handschriftliche Verbesserungen auch schon von dieser Ausgabe mitgetheilt, die mir recht große Freude gemacht haben, und, ich mag auf die Sache selbst oder auf Bocks jetziges Alter — 80 Jahre — sehen, meine Hochachtung, ja Bewunderung der noch so regen Kunstliebe erhöht. So wenig ich mich auch gern unter die praktischen Metriker mischen mag, habe ich mich doch spielweise auch im Herameter so weit versucht, (besonders durch den Anfang der Odysse in dem 3ten Theil der lit. Analekten), daß ich dergleichen Bemühungen um die höchste Vollkommenheit des Versbaus wohl zu schätzen im Stande bin. Bocks Uebersetzung wird ohne mein Dazuthun sich schon feststellen; denn theils ist sein Gegner, den ihm das Schicksal beym Virgil entgegen gebracht hat, ein von moralischer Seite allzuwiderlicher Mensch, als daß ihm nicht alles, was man für die Kunst thut, der Kabale verdächtig seyn sollte, theils behält auch alles Richtige und Wahre die Eigenschaft, zu seiner Zeit einen entschiedenen Sieg über die gegnerischen Bestrebungen und Schläge davon zu tragen. Die Vollendung der sämmtlichen 4 Bücher auf die so muthig angefangene Art wünsche ich gar sehr. Bock wird, selbst in seinem hohen Alter, jetzt aufs neue durch die revidirte Arbeit bey Vieweg in Braunschweig zur Fortsetzung gereizt werden. Von mir wird dagegen keine metrische deutsche Zeile weiter gesehen werden, weder aus Aristophanes noch aus Homer, und ich werde mit allem, was davon bereit liegt, das erste Kaminfeuer des nächsten Winters nähren."

Von Wichtigkeit und vielem Interesse sind die brieflichen Auszüge für alle geschmackvollen Gelehrten und Freunde des klassischen Alterthums, zumal wenn — wie es verlautet — die von Wolff gekannte und so sehr gelobte (der Verewigte lobte selten!) neue Umarbeitung der Bock'schen Uebersetzung der Georgika noch erscheinen sollte, und herzlich wünschen wir dem würdigen Greise, der mit seinem Freunde, dem Bischof Borovski, allein noch aus Königsbergs großem, vielwirkenden Gelehrtenverein übrig ist — daß Wolffs Prophezeihung noch bey seinen Lebzeiten wahr werde, nämlich: „daß alles Richtige und Wahre die Eigenschaft habe, zu seiner Zeit einen entschiedenen Sieg über die gegnerischen Schläge davon zu tragen."

Doron.

Nr. 13.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 13. Februar 1827.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der französischen Literatur.

(Fortsetzung.)

Im Augenblicke der Restauration bildeten alle etwas lebhaften Köpfe sich ein, sie hätten nun, ohne zu wissen, wie? und wodurch? eine allgemeine Unabhängigkeit erlangt. Unter der Verwaltung des Kaisers fühlten sie sich wie betäubt; es stand ihnen eine Größe gegenüber, die sie erdrückte, die es ihnen unmöglich machte, die Welt durch unsterbliche Werke zu beglücken, wie, meynten sie, ohne seine Tyranney unfehlbar ihnen gelungen wäre. Die nach dem Sturz des großen Feldherrn und Regenten in der Phantasie des Volks entstandene Leere glaubten sie bald ausfüllen zu können. Sie unterwarfen Alles ihrer Kritik, wagten sich an Alles, und verkündigten das Morgenroth eines Reichs der Freyheit, der Talente und der allgemeinen Glückseligkeit. Da die Verwaltung, die dem Kaiserreiche folgte, ihrer Erwartung nicht entsprach, so unterhielt dieß bey ihnen den Geist der Fronde, den sie von ihrer erlangten Unabhängigkeit unzertrennlich achteten, und der sie anreizte, über unsere Institutionen ihre unfehlbaren Richtersprüche kund zu machen. So wurden unsere Lese-Cabinette mit einer Menge politischer Schriften und Broschüren überschwemmt, die freylich jetzt beynahe vergessen sind, obgleich sie sämmtlich verschiedene, allemal einzig mögliche Mittel, Frankreich zu retten, in Vorschlag brachten. Mit gleicher Gründlichkeit warf sich dieser Geist eingebildeter Unabhängigkeit auf die Literatur. Man prüfte die in Frankreich anerkannten Regeln des Schönen, man verglich damit alle Werke der andern Nationen, ohne jedoch fremde Sprachen zu verstehen, und ohne die Werke anders als aus schlechten Uebersetzungen zu kennen; aber man glaubte, bald zu sehen, woran es uns fehlte, — und versprach, uns nächstens für den universellen Geschmack geschickt zu machen. — Auch in der Philosophie wollte man nicht zurückbleiben: man warf das Joch ab, das Locke und Condillac, durch ihre bey uns geltenden Systeme, uns auferlegt hatten, und glaubte an deren Stelle eine nach französischem Geschmacke zugestutzte Kantische Philosophie setzen zu müssen. — So wurde der Geist der Unabhängigkeit allgemein. Es ist nicht zu läugnen, daß diese neue Aufregung viele gute Köpfe zu dem Entschluß ermuthigte, das, was sie bisher auf Treu und Glauben, und als orthodoxe Literatoren, angenommen hatten, einer neuen Untersuchung zu unterwerfen, und daß dadurch viele neue Ideen in Umlauf kamen, die uns aus früherer Selbstgenügsamkeit aufschreckten. Indessen laufen diese Ideen noch ziemlich in chaotischer Unordnung durch das Gebiet der Mittelmäßigkeit, und erwarten ein schöpferisches Genie, das aus diesem Material einen neuen Tempel des Apollo zu bauen verstünde. — In politischer Beziehung haben wir vielleicht am meisten durch unsere Discussionen über die wesentlichen Grundsätze der repräsentativen Regierung gewonnen: das Volk hat eingesehen, daß seine schwer erkämpften Rechte nicht im Schlaf zu bewahren seyen, daß mehr als Worte und Buchstaben sie beschützen müssen; daß die Freyheit, die es wünscht, nur aus seiner eigenen höheren Civilisation hervorgehen könne, zugleich aber gegen die Feinde derselben thatkräftig zu sichern sey. Diese in der Nation verbreitete Gesinnung ist es aber nicht, die sich bey unsern liberalen Publicisten ausspricht, welche noch immer nicht über die Formen sich haben erheben können. Unsere Herren Benjamin Constant, Donou, Guizot ꝛc. halten die Leser in Spannung; doch sind sie noch nicht, aus dem Zauberkreis ihrer Doctrinen heraus, in's Innere der Natur einer in unserem Jahrhundert sich verbreitenden Reform gedrungen. Wenn ein Schriftsteller sich durch das Labyrinth der Theorien Bahn zu machen sucht, findet er wenig Aufmunterung. Daher Dünoyer's treffliche Schrift: L'industrie et la morale, ziemlich kalt aufgenommen wurde, vielleicht weil die Liberalen ahneten, daß dieser besonnene, klare, das Wesen der bürgerlichen Gesellschaft auffassende Geist, wenn er Gehör fände, bald ihre Phraseologien und oberflächlichen Ansichten außer Credit bringen würde.

Es ist hier nicht die Absicht, sich in ausführliche Erörterung über unsere politische Schriftstellerey einzulassen. Nur der neue Gang der eigentlichen Literatur

im Fach der schönen Wissenschaften, soll hier in der Kürze angedeutet werden. — Die erste Bewegung unserer literarischen Independenten bestand darin, daß sie gegen die bisherige Theorie, die man das klassische System nennt, sich erhoben. Corneille, Racine, Voltaire waren lange Zeit, und mit vollem Rechte, Gegenstand der Bewunderung Frankreichs. Aus ihren Werken hatte man gewisse Regeln abstrahirt, deren Beobachtung bey Hervorbringung poetischer Arbeiten für wesentlich nothwendig gehalten wurde. Die literarischen Independenten, die von Frau von Staël (welche Hr. Schlegel in die Schule genommen hatte) in Frankreich zuerst den Namen: Romantiker erhielten, griffen diese Regeln an, und behaupteten, daß Shakespeare, Schiller und andere fremde Dichter sich zur Höhe der Kunst erhoben hätten, ohne die Regeln zu beobachten. Besonders war dieser Angriff gegen die bekannten drey Einheiten dramatischer Werke gerichtet. Man führte an, daß selbst die Griechen, von denen diese Regeln entlehnt sind, sie nicht immer beobachtet hätten, und schloß daraus, daß das, ihnen zu gefallen, uns aufgelegte Joch weder legitim durch Alterthum, noch nothwendig durch seinen Nutzen wäre. Man klagte es sogar als schädlich an: es ersticke das Genie und sey geradezu die Ursache der Kälte und Mittelmäßigkeit, die nach dem Tode Voltaire's in den französischen dramatischen Schöpfungen sich bemerklich mache. Die freyen Künste müßten unabhängig seyn, und hätten daher die fremden Regeln nicht zu achten. — Ihre Gegner, die Classiker, antworteten: daß die, gegenwärtig mit zweydeutiger Heftigkeit ergriffenen, Regeln nicht willkürlich von den Kritikern ersonnen, sondern als Resultate aus der Vergleichung der größten Dichterwerke hervorgegangen wären; daß die Griechen und die französischen Dichter, die im Zeitalter Ludwigs XIV. am meisten durch Genie und Vollendung sich auszeichneten, jene Regeln beobachteten, und durch diese Beobachtung ihr Genie nicht geschwächt hätten. Es sey allerdings möglich, daß Dichter, die sich über die Regeln hinaussezten oder sie nicht kennen, gleichwohl ihren Werken große Schönheiten verleihen; aber selbst Shakespeare wäre erhabener gewesen, hätte er sich ihnen unterworfen. Wenn Nachahmer, trotz der Beobachtung der Regeln, frostige Stücke geliefert, so sey der Fehler in dem Mangel des Genies, nicht in den Regeln zu suchen. Einheit des Orts und der Zeit wäre so wenig willkürlich als jene der Handlung, die wenigstens noch Gnade bey den Romantikern fände. Selbst in der Malerey gelte dasselbe Gesetz: würde in einem historischen Gemälde der Held im Vorgrunde als Kind auf einer Wiese spielend, in der Mitte als Erwachsener in dem Zimmer eines Pallastes, und im Hintergrunde als Greis in einer Kapelle dargestellt: so könnte solche Widersinnigkeit unmöglich als neue, die Grenzen der Kunst erweiternde Erfindung gepriesen werden. Da das Drama ebenfalls ein historisches Gemälde, so müsse die Natur des Zuschauers, welche Einheit verlangt, auch hier geachtet, sie dürfe nicht durch widernatürliche Sprünge über Zeit und Ort hinaus verlezt werden. — Der Streit bezog sich jedoch nicht bloß auf jene Einheiten; man wollte vielmehr eine eigenthümliche, romantische Dichtungsart entdeckt haben, die der klassischen wenigstens ebenbürtig sey. „Das Klassische, sagten die Romantiker, bezieht sich auf ein ehemaliges, abgeschlossenes Leben; das Romantische greift in's gegenwärtige, frische, bunte, bewegte Daseyn ein, und muß schon deßhalb die Gemüther lebhafter rühren.“ — Wie geschieht es denn aber, daß die Romantiker immer nur vom Mittelalter träumen, und gleichsam als Abgeordnete des 15ten Jahrhunderts die Rathgeber des 19ten seyn möchten? Soll übrigens vergangenes und gegenwärtiges Leben den Unterschied beyder Gattungen bezeichnen, so war ja das Klassische einmal gegenwärtig, also romantisch. Auch wird es nicht schwer seyn, aus den Alten ächt romantische Schilderungen aufzufinden. Sonach ist vielleicht der ganze Unterschied nur eingebildet, oder gleichbedeutend mit den Ausdrücken civilisirt und barbarisch. — Die Romantiker sind in der That in Verlegenheit, wenn man sie drängt, bestimmte Unterscheidungszeichen anzugeben. Die Deutschen, denen sie die angeblich neue Entdeckung abborgten, waren selbst nicht einig in ihren Begriffen: sie hatten beyde Gattungen bald durch die Benennung: naiv und sentimental, bald durch: plastisch und pittoresk unterscheiden wollen; doch in der That sich dabey in abstruse Ideen verloren, die sich nie zu erfreulicher Klarheit erheben konnten. Je undeutlicher aber die Begriffe wurden, desto leidenschaftlicher wurde der Streit; denn gerade weil man mit dem Verstande nicht fortkam, rief man das Gemüth zu Hülfe, gleichsam als wäre dieß ein eigens geformter Geist ohne Verstand, oder der Verstand nur ein künstlich an das Gemüth angesezter Fetzen, den man willkürlich und nach Gefallen lostrennen könne. — Eine Eigenheit dieses Streites, die bey uns sichtbar wurde, zeigte sich darin, daß die politischen Partheyen, die sich in denselben mischten, im umgekehrten Verhältniß ihrer Doctrinen sich für eine oder die andere Ansicht entschieden. Die sklavischen Anhänger des Alten in der Politik waren die Independenten und Neuerer in der Literatur. Hr. von Chateaubriand stellte sich an die Spitze der Romantiker. Dagegen erklärten sich die Liberalen für das Alte, und der Constitutionnel wurde das Organ der Klassiker oder literarischen Ultras, wie man hier sagte. — Ruhige Zuschauer mußten fragen, ob diese kritischen Händel ein Beweis wären, daß Napoleon die Literatur unterdrückt, und daß nach ihm die Unabhängigkeit der

Genies sich in vollem Glanze gezeigt habe? — Auf jeden Fall gab es nur ein Mittel, die Gründlichkeit des einen oder andern Systems zu beweisen: man mußte eine schöne Tragödie nach dem Muster des Racine oder nach dem des Shakespeare hervorbringen; man mußte ein Epos dichten, das mit der Aeneide oder mit der Hölle des Dante wetteifern konnte. So wäre die Entscheidung schneller als durch theoretische Untersuchungen gefördert worden. Was waren aber die Folgen dieser Kämpfe? Seit zehn Jahren hat man Tragödien und Comödien geschrieben, aber die Verfasser mochten sich den Regeln unterwerfen oder sie absichtlich verletzen, klassisch oder romantisch zu Werke gehen: so hat die gerühmte Unabhängigkeit unserer Literatur doch nur mittelmäßige Arbeiten zu Stande gebracht. — Sobald ein solches Resultat bemerkt wird, verliert nothwendig der Streit alles Interesse; die wahrhaft selbstständigen Geister werden ermüdet, und wenden mit Widerwillen ihre Blicke davon ab. Es wird klar, daß unsere Zeit weniger poetisch sey, als die napoleonische, die in erhabener Romantik über die Erde zog; und daß wir Unrecht haben, ihm die Schuld beyzumessen, wenn die Natur nicht jedem Zeitalter Genies wie Racine und Voltaire gibt.

(Der Beschluß folgt.)

Roman.

Die Overstolzen. Von H. E. R. Velani. Drey Theile. Braunschweig, bey Meyer. 1826.

Abermals Walter Scott und immer wieder Walter Scott! Doch ist es gewiß ein glücklicher Gedanke, den historischen Roman auch einmal nach der alten „heiligen Stadt Cöllen" pilgern zu lassen. Die von Overstolz waren das mächtigste Patriziergeschlecht in Cölln und in langer Fehde mit dem Erzbischof und der gemeinen Bürgerschaft. Diese Kämpfe fielen in die Zeit, da der große Cölner Dom gegründet wurde, und eine liebliche Erscheinung tritt mitten unter den kühnen Gestalten jenes Jahrhunderts der edle Maler Wilhelm von Cölln auf. Der Verfasser hat gar nicht Unrecht, wenn er in der Vorrede sagt, daß er gleich den alten Malern auf Goldgrund male. Die Geschichte liefert ihm diesen Goldgrund, wie aber hat er das Bild ausgeführt? Herr Velani ist unstreitig in seine Stadt so verliebt als irgend ein Cölner, er schildert sie mit Vorliebe und nicht ohne romantischen Zauber. Wir glauben uns zuweilen selbst an einem frischen Sonntagmorgen mitten auf die Straßen der hundertthürmigen alten Stadt versetzt und das Geläut der Glocken zu vernehmen. Die Lokalfarben sind lebendig und mit Liebe aufgetragen. Indeß hat der Verfasser das Poetische der Geschichte verfehlt. Der große Kampf der drey mächtigsten Stände des Mittelalters war einer geistreicheren Behandlung würdig und fähig. In Cölln fand dieser Kampf so recht den Brennpunkt, denn der Cölner Erzbischof war der gewaltigste Kirchenfürst im Reich, und die Cölner Bürgerschaft die unternehmendste und stolzeste, weil ihre Stadt der Mittelpunkt des Handels war. So mußten denn auch die Ritter, welche zwischen beyde sich stellten, gewaltige Menschen seyn. Cölln zeigt uns auf einem Punkt dasselbe, was uns ganz Deutschland im Großen zeigt. Der Kampf der stolzen, an Kraft überströmenden Stände war das Hauptinteresse des Jahrhunderts, und wenn irgend ein Kampf, so war dieser poetisch, denn auf keiner Seite zeigte sich krankhafte Schwäche; gesunde, starke, gewandte, muthwillige Ringer stritten sie mehr aus rein poetischer Lust an Kampf, als aus Noth. Herr Velani hätte bey seiner Darstellung mehr auf diesen Charakter der alten Stände Rücksicht nehmen und aus ihm allein die Begebenheiten auf eine natürliche Weise entwickeln sollen. Statt dessen behandelt er das eigenthümliche Wesen der Stände sehr oberflächlich, besonders die Geistlichkeit, von der wir viel mehr hätten erfahren sollen, denn wir befinden uns im heiligen Cölln. Von den Kirchen und Pfaffen ist kaum die Rede, und der Erzbischof erscheint als das Werkzeug eines intriganten Höflings. Die Hierarchie erscheint daher ziemlich albern und verächtlich, und die religiösen Farben fehlen auf der Palette des Verfassers nur allzusehr. Auch der gemeine Bürgerstand wird nicht richtig geschildert in seiner gesunden Kraft, sondern im Geist der Krähwinkliaden sehr unzeitig verspottet. Nur die Ritter hat der Verfasser begünstigt und einige schöne und charakteristische Gestalten ausgeführt. Der Hauptfehler seiner Darstellung liegt aber darin, daß er das ursprüngliche historische Interesse seines Romans aufopfert, um einen gemeinen Intriguen- und Liebesroman daraus zu machen. Das Ganze bewegt sich um die Intrigue eines Höflings und um drey Liebschaften. Der Verfasser behandelt die Liebe in einigen Scenen mit vieler Wärme, doch verirrt er sich auch zuweilen in unbegreifliche Unnatur. So läßt er ein achtjähriges Mädchen, die kleine Hedwig Overstolz, mit dem etwas ältern Wilhelm von Cölln gar romantisch in einer Kirche zusammentreffen, und mir nichts dir nichts sich verloben.

„Weißt du was, Wilhelm? — lachte das Mädchen aufspringend und klatschte vor Freuden in die kleine Hand: — wenn ich groß bin und du groß bist, dann werde ich deine Braut. Komm nur gleich mit mir, ich sag es heute noch dem Vater.

Hedwig — meine süße Hedwig — schmeichelte der Knabe und Thränen feuchteten seine Blicke: — ich darf ja nicht fort aus den Klostermauern; — aber wenn es darum Gottes Wille wäre, so mag es sich doch einmal fügen.

Hier Wilhelm! sagte das kleine Mädchen ernsthaft,

und zog einen kleinen einfachen Goldreif von dem Mittelfinger ihres Händchens: — hast du den Verlobungsring.

Der Chorknabe nahm den Ring und steckte ihn mit Mühe an den kleinen Finger seiner Linken. — Aber — sagte er verlegen: — ich habe nun keinen Ring. — Ich habe auf der Welt nichts, als einen Kuß — willst Du den, dann sind wir Brautleute.

Ja — aber — entgegnete Hedwig zögernd, — ich habe das wohl gesehen bey Oheim Rüdgar und Base Kunigunda — indeß Amme sagt, — man muß keine Männer küssen."

Bald darauf findet eine ähnliche noch sentimentalere Scene zwischen einem zehnjährigen Mädchen und einem andern Knaben Statt. Das heißt die Rosenknospen mit den Fingernägeln aufkratzen, um die rothen Blätter hervorzuzerren, ehe sie von selber kommen.

Unterhaltungs-Literatur.

Sagen und romantische Erzählungen von Ludwig Rellstab. Zweytes Bändchen. Berlin, Friedrich Laue 1826.

Unter den vielen der Poesie Ergebenen, welche nicht gerade geeignet scheinen, neue Bahnen der Dichtkunst zu eröffnen und unbekannte Inseln, Planeten oder Fixsterne und selbst Cometen zu entdecken, (ein Unternehmen, welches nicht allein aus Mangel des Entdeckbaren, immer schwieriger zu werden anfängt), nimmt der Herr Verf. einen nicht unbedeutenden Platz ein. Um Originalität wenig bekümmert, ja dieselbe fast, aus Scheu vor der falschen, verschmähend, sucht er sich vielmehr hauptsächlich durch gebildeten Geist, Geschmack und Styl auszuzeichnen und dieß ist unstreitig, wenn man jener entsagen zu müssen glaubt, ein sehr lobenswerthes, in sich selbst würdiges Bestreben. — Schon durch das erste Bändchen seiner Sagen und romantischen Erzählungen hat Herr Rellstab dem ästhetischen Publikum gezeigt, daß er, nicht sowohl durch eine willkürliche Laune, als vielmehr durch den naturnothwendigen Zug eines angemessenen Talentes bewogen, sich mit Glück in der Gattung von Poesie versucht habe, als deren Meister wir unter uns Deutschen Ludwig Tieck verehren. Wenigstens würde es ihm ohne eine, zum wenigsten formale Aehnlichkeit seines Geistes mit dem des genannten Dichters, auch wohl eines Hoffmann und anderer schwerlich gelungen seyn, uns in seinen Erzählungen auf eine lebhafte und zugleich angenehme Art an die eben Erwähnten zu erinnern. — An Gewandtheit, Leichtigkeit, Lebendigkeit und Klarheit der äußeren Darstellung ist Herr Rellstab seinen Vorbildern noch näher getreten. Eben so haben die Schilderungen der Natur, die im ersten Bande manchmal noch wie mit einem leichten Flor überkleidet waren, an Deutlichkeit und an Bestimmtheit der Contoure so wie an wohlgeordneter Gruppirung der einzelnen Parthien zu einem Ganzen gewonnen. Obwohl dieselben hie und da der von Walter Scott beliebten Manier, durch Contraste Effekt zu machen, huldigen, so wissen wir dem Verf. es doch sehr Dank, daß er uns mit dem breiten Detail eines gewissenhaften Reisebeschreibers verschont hat. Gleichwohl sieht man es den Schilderungen an, daß sie aus Localanschauung gegriffen sind. In der einen Erzählung des gegenwärtigen Bandes befinden wir uns in Prag und den böhmischen Waldgebirgen, in einer andern bald am Komersee, bald an den Gestaden der Ostsee. Im vorigen Bändchen hatte uns der Verf. einmal in's Neckarthal und in den Odenwald und dann in Harzgegenden versetzt; und da dem Ref. alle genannte Gegenden zum größten Theil durch eigene Anschauung bekannt sind, so ist dessen Lob nicht gerade aus der Luft gegriffen. Nächst den Naturschilderungen verdienen die damit verwandten, aus der Natur entlehnten Bilder und Gleichnisse für Personen und deren Mienen, Gebährden, Empfindungen und Sinnesweise unsere Anerkennung. Hierin, so wie in der Charakteristik des Einzelnen und besonders edeler, reiner und zarter Empfindung, ist Herr Rellstab gewiß sein eigenes Muster. Weniger eigenthümlich, als in diesen lyrischen Parthieen, finden wir denselben in der Erfindung und Durchführung des Ganzen seiner Erzählungen. Namentlich ist uns eine gewisse Monotonie aufgefallen, mit welcher derselbe die Räthsel und die Wunder, welche das romantische Interesse den vorgetragenen, unerklärlich scheinenden Begebenheiten ertheilen, gelöst werden, wenn gleich überall der Romantik zu Liebe immer noch ein Residuum des Unerklärlichen übrig bleibt. Jene Auflösung besteht immer in Erzählung unbekannt gebliebener Ereignisse aus früherer Zeit, die theils alten Männern in den Mund gelegt oder in Briefschaften, Kloster- oder Kirchenbüchern zur gelegenen Zeit, nämlich wenn die Geschichte endigen muß, aufgefunden werden. Bey alle dem gewähren diese Erzählungen eine angenehme Unterhaltung, und zeichnen sich noch dazu vor den Meisten Ihresgleichen durch sittliche Reinheit und Beobachtung der Wohlanständigkeit aus. In einer Erzählung des zweyten Bändchens, „das Hochzeitfest," welches uns in einigen Scenen an Tieck's „Liebeszauber," in andern an die Hochzeit in Heinse's „Ardinghello" erinnert hat, werden wir doch etwas mehr, als sich mit einem ächt ästhetischen Genuß vertragen will, durch fortgesezte Spannung auf das Entsetzliche, was hereinzubrechen droht, gequält. Wenn freylich Herr Rellstab uns mit dem Beyspiel einiger Compositionen, in denen Tieck und Hoffmann uns in beängstigende Träume versetzt, abweisen will, so haben wir darauf nichts zu erwiedern als: Aller Virtuosität unbeschadet, die Beyde in diesen Fällen an den Tag gelegt, haben dieselben gleichwohl nur das Extravagante, nicht das Musterwürdige damit geleistet. W. B. M.

Nr. 14.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 16. Februar 1827.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der französischen Literatur.

(Beschluß.)

Auch fangen wir an einzusehen, daß jede Kunst etwas Conventionelles habe, dem der Künstler sich unterwerfen müsse, wenn er auf seine Nation wirken will, indem sie sich nun einmal nicht von ihren Sitten und Gewohnheiten, romantischen Tönen zu Liebe, trennen wird. Franzosen können so wenig politisch als poetisch in Deutsche oder Engländer umgeschaffen werden. Es gibt vielleicht einen universellen Geschmack; so wie aber jedes Kunstwerk, wenn es Leben und Wärme haben soll, irgend eine Individualität darstellen muß, so kann es sich auch nicht von aller Nationalität lossagen. Der Cesar des Shakespeare ist, trotz der Unabhängigkeit des Dichters, immer ein Britte. Dieß bringt schon die Sprache, das erste und wesentlichste Element aller Poesie, mit sich. Mit den conventionellen und nationellen Rücksichten stehen die Regeln in mehr oder minder fester Verbindung. Bey einer Wiedergeburt der Nation können dem Genie sich andere Regeln offenbaren; wird aber die Wiedergeburt verkannt, und sucht man die Quelle der Begeisterung unter fremden Nationen, so läuft man Gefahr, nur Mißgeburten zur Welt zu bringen. Unsere Romantiker haben es sogar an Abgeschmacktheiten nicht fehlen lassen. Etwas Absolutes in der Kunst zu suchen, kann so wenig gelingen, als in der Moral. Entspricht ein schönes Werk dem Genie einer Nation, so ist seine Wirkung groß, sein Zweck erfüllt. Ohne eigenes Genie des Dichters aber wird eine im fremden Geschmack gefertigte Arbeit jederzeit verwerflich seyn. Der gebildete Geist wird die Schönheiten ausländischer Literatur anerkennen und verehren, er wird jedoch nicht glauben, sie auf fremden Boden durch sklavische Nachahmung ihrer Eigenheiten verpflanzen zu können, ohne die Kunst zu besitzen, den Geist seiner Nation mit dem Fremden zu verschmelzen. Die sklavischen Nachahmungen gleichen den buchstäblichen Uebersetzungen eines Gedichts, das nur im Geiste empfangen und nur durch den Geist wiedergeboren werden kann. — Diese Ansichten fangen an sich zu verbreiten, und werden hoffentlich bald den langen und langweiligen, fruchtlosen Streit für immer endigen.

Ohne uns nun weiter in die Theorien der Classiker und Romantiker einzulassen, betrachten wir die verschiedenen Zweige der Literatur, und werfen zuerst einen Blick auf den gegenwärtigen Zustand unsers Theaters. Der Geschmack am Schauspiel ist in Frankreich fortwährend so lebendig, als er es ehedem nur seyn konnte. Alle Völker finden Vergnügen daran, vor ihren Augen Gemälde menschlicher Leidenschaften und großer historischer Verhältnisse durch lebendige Personen vorgestellt zu sehen; diese Schauspiele sprechen vernehmlicher und eindringender, als Erzählungen, die im einsamen Zimmer gelesen werden. Die Franzosen besitzen diesen Geschmack in höherem Grade, weil er durch alle ihre geselligen Neigungen gestärkt wird. Sich gemeinschaftlich, Einer neben dem Andern, an Beschäftigungen der Einbildungskraft ergötzen, ist ihnen ein größeres Bedürfniß, als andern Menschen, die auch in der Absonderung sich erlustigen. Unglücklicherweise ist diese Neigung jezt schwerer als sonst zu befriedigen; nicht bloß weil man uns künstlich vom Theater herab eine Begeisterung für die gute alte Zeit einimpfen möchte, sondern vorzüglich weil wir wirklich Mangel an dramatischen Schöpfungen leiden. —

Ist das Jahrhundert zu langweilig, um dramatisch zu seyn? Fehlt es an Stoff? Sind die Kräfte der Menschen geschwächt? Allerdings sind Jugend, Naivetät und Phantasie des Volks unerläßliche Bedingungen, und diese finden sich nur in dem Jugendalter der Literatur und der Künste. Ist uns die erneuerte Jugend genommen, und dafür das Alter wieder auf den Nacken gelegt: so sind auch frische Schöpfungen jugendlicher Einbildungskraft nicht zu erwarten. Ein altes Volk beschäftigt sich mit Raisonnement, Philosophie und Politik; es ehrt noch die Künste, aber es hat seine bildende Kraft in ihnen erschöpft. Vielleicht offenbart sich dieß in der gesammten europäischen Literatur. Wieland hat den Untergang der Deutschen vorausgesagt; nur der einzige Goethe stärkt die Freunde noch durch geistvolle Erinnerungen; — dage-

gen führt ein Müllner das große oder grobe Wort in der Kritik. —

Bey uns hatten Racine und Molière die dramatische Kunst, wie sie dem Nationalsinn entspricht, bis zur Vollendung gebracht. Voltaire kam nach ihnen und fand ein Mittel die Kunst dadurch zu verjüngen, daß er sie zur Gehülfin bey Ausführung philosophischer Intentionen machte. Gelang ihm dieß aber, indem er den Leidenschaften seiner Zeit schmeichelte: so werden doch seine vor 50 Jahren bewunderten dramatischen Schöpfungen heut zu Tage nur selten noch gespielt, und scheinen sonach nicht die unbestrittene Unsterblichkeit der Werke des Corneille und Racine erlangt zu haben. Nach Voltaire hat Ducis auf einen Augenblick lebhafte Theilnahme erregt, indem er Shakespeare auf unsere Bühne brachte. Das Mittel aber, von Fremden zu borgen, ist erschöpft, und seit der Restauration haben zehn Jahre lang viele vergebliche Versuche bewiesen, daß die Zeit der Tragödie bey uns vorübergegangen sey. Man hat nach einander alle fremden Theater nachgeahmt, das spanische, englische und deutsche; doch kein großes Werk zu Stande gebracht. Unstreitig die glücklichste Nachbildung war Maria Stuart nach Schiller. Den großen Schönheiten des Originals und dem feinen Sinne des Uebersetzers, Herrn Lebrün, verdankte dieses Stück einen ausgezeichneten Erfolg; doch läßt sich ein fremdes Meisterstück nicht als eine französische Schöpfung ansehen. —

Hrn. Delavigne sind in der sicilianischen Vesper einige ächt tragische Züge gelungen; in seinem Paria hat er durch glänzenden Styl und Aufregung der Einbildungskraft den Zuschauer bestochen; und in der École des vieillards durch eine unsern gegenwärtigen Sitten entlehnte Scene allgemeinen, begeisterten Beyfall geerndtet. Die gemischte Gattung des letzteren Drama verräth aber die Mühe, welche unsere heutigen Dichter anwenden müssen, durch neue Gegenstände die Herzen zu rühren; und neu scheint ihnen die Vermischung der Gattung, was doch ein sicheres Zeichen der Erschöpfung ist. Hr. Delavigne verdient ohne Widerrede als glänzender Schriftsteller geachtet zu werden; gleichwohl wird man eingestehen müssen, daß weder seine Arbeiten, noch die unserer anderen Dichter, Schöpfungen eines dramatischen Genies sind. Nach ihm haben die Herren Soumet, Giraud, Ancelot und Arnaud der Sohn ein hübsches Talent, in Versen zu schreiben, gezeigt; ein Meisterwerk tragischer Poesie hat keiner zu Tage gefördert. Die Kunst, in Versen zu schreiben, läßt sich durch Zeit und Mühe erwerben, so daß man es darin zu einer gewissen, mechanischen Fertigkeit bringt, ohne daß eigentliche Begeisterung sich einmischt. So erklärt sich der reine, oft glänzende Styl dieser Herren. Sie können schreiben, was heut zu Tage fast Jeder mehr oder weniger versteht; mit Leben und Seele begabte Werke bringen sie nicht hervor, denn vom Felde der Schöpfungen ist die Erndte bereits eingetragen worden. —

In dem unglücklichen Zustande der dramatischen Kunst blieb dem Publikum noch eine Quelle des Vergnügens und den Dichtern eine Bürgschaft für den Erfolg: — es war das große, zur Meisterschaft ausgebildete Talent Talma's. Dieses Talent ist nicht mehr, und wir müssen besorgen, daß die Tragödie mit ihm zu Grabe gegangen ist. —

Es dürfte zeitgemäß seyn, hier an den Einfluß zu erinnern, welchen Talma auf unser Theater und auf unsern Geschmack in seiner langen künstlerischen Laufbahn ausübte. Während nach Corneille und Racine die dramatische Dichtung in zunehmende Schwäche versank, ging im Gegentheil die Darstellung immer mehr der Vollkommenheit entgegen. Die Deklamation war zur Zeit des Racine eine Art Psalmengesang, eintönig und hochtrabend. Das Costüme zeichnete sich durch die lächerlichste Ausstaffirung aus: Cesar erschien in gepuderter Perücke und in französischer Kleidung; Phedra und Iphigenie trugen Reifröcke. — Zur Zeit des Lekain wurde die Deklamation einfacher und wahrer; und im Costüme begann eine Revolution. Erst Talma gab der Deklamation ihre natürliche Einfachheit menschlicher Rede wieder, und unterwarf das Costüme dem Gesetz der historischen Wahrheit. Mit ihm erreichte die Kunst des tragischen Schauspielers ihren höchsten Gipfel. — Diese Bewegung im entgegengesetzten Sinn, wodurch die Poesie abwärts und die Darstellung aufwärts stieg, ist aus einem einfachen Grunde zu erklären: Alles, was schöpferische Begeisterung voraussetzt, muß in unserer erschöpften oder verschrobenen Bildung täglich seltener werden; was aber nur nachbildende Kunst erfordert, kann mit der Zeit, durch Erfahrung und Auffinden der Handgriffe, immer vollkommener werden. Das dramatische Gedicht ist eine unmittelbare Frucht der Begeisterung und des Genies; die Darstellung ist nur nachbildende Kunst, der Studium zu Hülfe kommen kann, und die mit dem Talent sich begnügt. Daher hatten wir in Talma den vollendetsten tragischen Schauspieler zu einer Zeit, wo wir keinen tragischen Dichter erster Größe aufweisen können. — Talma fand die Deklamation noch singend; er führte sie zur natürlichen Sprache des Gefühls und der Leidenschaften zurück. Er that mehr: früher zerlegte man merklich den Alexandriner in zwey Theile und betonte den Abschnitt; Talma richtete sich in Abtheilung der Verse nach dem Sinn, nicht nach dem Versmaaß. Er deklamirte dramatische Poesie fast wie Prosa; daher routinirte Ohren ihn Anfangs beschuldigten, er versinke in's Triviale. Doch bald fühlte und würdigte man die Wahrheit dieser Neuerung und bewunderte sie als eine Entdeckung. Bey dieser Reform kam ihm sein ernstes, feyerliches, unvergleichliches Organ, und seine ächt tragische Physiognomie zu Hülfe. Im

Besitz solcher Gaben wußte er Alles zu veredeln, selbst was bey Andern gemein erschienen wäre. Zugleich hielt er Haus mit den Mitteln außerordentliche Wirkung hervorzubringen, und verließ seine gewohnte Einfachheit nur bey Anlässen, wo die Wuth der Leidenschaft in Stürmen ausbricht und den Menschen aus der gewöhnlichen Natur hinaustreibt; dann war er erschütternd — gerade durch die Wahrheit seines Spiels. Seine in allen Schattirungen des Gefühls und der Leidenschaft geübte Kunst, lie nicht ihn, die er als Meister beherrschte, reichte daher auch aus für die Vielseitigkeit der verschiedensten Rollen. In Jeanne Shore erschien er als mißgestalteter Richard III. doch mit Würde, und ohne daß der Höcker auf seinem Rücken seinen Anblick widerlich gemacht hätte. In Carl VI., wenn Talma ihn spielte, war der Wahnsinn des Königs so rührend als edel; in solcher Narrheit ging noch nicht alle Majestät verloren. —

Nur Talma war es, der unserem großen Theater das Leben erhielt. Die dramatischen Autoren, die sich auf ihn verließen, schrieben nur Stücke, worin sie ihm eine glänzende Hauptrolle zubereiten konnten. So geschah es, daß unter seinem Einfluß es der Tragödie fast erging, wie den Operngedichten in Italien, die man bloß als Canevas für die Musik ansieht: unsere tragischen Dichter schrieben eine Art Canevas, um dem großen Schauspieler Gelegenheit zu geben, eine neue Rolle zu komponiren. So hatte z. B. der Sylla keinen andern Zweck, als Talma zu veranlassen, den Kaiser Napoleon den Franzosen wieder vor Augen zu stellen, und wirklich gelang ihm dieß auf eine Art, die einigen Leuten als furchtbare Wirkung seiner Kunst erschien. —

Talma war allein der tragische Dichter unserer Zeit; die Autoren waren nur seine Sekretäre. Er schuf das Gemälde, das man bewunderte; seine bezaubernden Töne, nicht des Dichters Melodieen, zu hören, ging man in's Theater. Mit Talma scheint auch das Theater gestorben. —

Landeskultur und Armenwesen.

Beyträge zur Beurtheilung der Vortheile der Kolonisation eines Theils der Alpenweiden im Gegensatz der Armenhäuser und Zuchthäuser in Städten und Flecken und der Einbürgerung der Heimathlosen in schon bestehenden Gemeinden. Von Kasthofer, Oberförster. Leipzig bey Gerhard Fleischer. 1827. 8. 33 S. und 13 Bogen Tabellen.

In seinen zwey Alpenreisen, denen sich nun bald eine dritte durch das Wallis vom Jahr 1825 anreihen wird, hatte der Bernische Oberförster, Hr. Kasthofer, zwey Lieblingsideen zu empfehlen versucht, deren eine die rationelle Kultur der Alpen befaßt, um sie durch vermehrten Ertrag nutzbarer und bewohnbarer zu machen; die andere dann eben diesen Zweck durch Anlegung von Kolonien im bewohnbaren Gebirgsland zu erzielen sucht, um damit wie der Uebervölkerung von Thalgegenden zu begegnen, so die allzugroße Zerstückelung des Grundeigenthums zu behindern und einer Classe von Einwohnern, die kein Gründeigenthum besitzt, solches zu verschaffen. Die vorliegende Schrift ist nun bestimmt, eben diese Vorschläge näher zu begründen und weiter zu entwickeln; sie thut dieß durch Zusammenstellung eigener und fremder Versuche über den Anbau des höheren Gebirgslandes und der dafür dienlichen nutzbaren Gewächse, so wie hinwieder auch durch historische Nachweisungen, welche den philanthropischen Ansichten zur Stütze dienen können.

Die Schrift muß den Naturforscher, den Landwirth und den Staatsmann gleichmäßig ansprechen. Die Armenkolonie in den Alpen, wozu Herr Kasthofer den Plan vorlegt, bildet ein merkwürdiges Seitenstück zu den wirklich bestehenden Armenkolonien im Königreich der Niederlande, und das Gedeihen von diesen darf mit Recht als Zeugniß für die Ausführbarkeit von jener angerufen werden. Anders verhält sich's mit der Kolonie von Botany-Bay, die Herr Kasthofer auch anruft, wo er anzudeuten scheint, daß die Kosten der Bauten für neue Zuchthäuser und Strafgefängnisse in Hauptstädten wohl zweckmäßiger auf die Einrichtung von Alpenkolonien verwandt würden.

„Wenn es (sagt er unter anderm) bey den Einrichtungen der Strafgefängnisse bloß darum zu thun wäre, Verbrecher zu strafen und gefährliche Verbrecher in Ketten zu halten, so ist die Aufgabe bald gelöst; Eisen, Mauern, fühllose Aufseher, Wächter und Stockschläge sind dann die Haupterforderniße solcher Anstalten. Wenn es aber darum zu thun ist, nicht nur zu strafen, nicht nur zu fesseln und zu züchtigen, sondern durch Behandlung, Art und Maß der Strafe den Keim des Guten, der in jedes Menschen Gemüth noch wohnt, aufzusuchen, zum Bewußtseyn zu bringen, zu schonen und zu pflegen; wenn es darum zu thun ist, dem Verbrecher Arbeitsamkeit zur Gewohnheit, zum Bedürfniß zu machen, die Anlagen seines Gemüthes, die Kräfte seines Verstandes, seines Körpers zu entwickeln und zu üben, diesen Kräften in Bildung zur Erwerbs-Fähigkeit die gehörige Richtung zu geben, damit er, nach seiner Entlassung aus der Anstalt, sich selbst vor Mangel schützen und in ehrenhaftem Fleiß die Achtung seiner Mitbürger wieder gewinnen könne: dann führt die Aufgabe zweck-

gemäßer Einrichtung der Zuchtanstalten zu den Grundsätzen zurück, deren Wahrheit für Landschulen und Armenanstalten anerkannt worden ist, und wir betrachten, für jene wie für diese, die Landwirthschaft als wesentliche Hülfsquelle der Zuchthäuser, die Einrichtung aber, den Verbrecher wüstes Land verbessern, durch Fleiß und sittliches Betragen ihn das Eigenthum, oder die ausschließliche Nutzung dieses durch ihn verbesserten Landes erwerben zu lassen: jene Hülfsquelle und diese Einrichtung sehen wir für die Grundlage, für den Nerv jeder zweckmäßigen Zuchtanstalt an." — Schwerlich jedoch möchte hiermit die Verpflanzung von Anstalten, bey denen die Sicherheit der Gesellschaft erstes Beding ist, in's Gebirgsland gerechtfertigt werden, wo, diese Sicherheit zu erzielen, ohne neue sehr kostbare Einrichtungen völlig unmöglich seyn würde, und nicht leicht dürfte die Armenkolonie selbst etwas gefährlicher werden, als wenn die Zuchtgefängnisse mit ihr vereinbart werden sollten.

Auf dreyzehn Bogentafeln hat Herr Kasthofer eine Uebersicht derjenigen Nahrungspflanzen, Futtergewächse, für Kleidung, Wohnung und jeglichen Menschenbedarf nützlichen Pflanzen gegeben, deren Kultur auf dem Alpengebirge mehr und minder vortheilhaft erachtet werden kann. Von jeder derselben wird nachgewiesen, die Gränze ihres Gedeihens auf der Höhe des Alpengebirges, so wie desjenigen in geographischer nördlicher Breite, dann aber auch die bisher über ihren Anbau und ihre Benutzung im Hochlande gemachten Wahrnehmungen und die Ergebnisse angestellter Versuche, mit welchen Herr Kasthofer selbst seit vielen Jahren im Bernischen Oberlande beschäftigt ist. Mit diesen Versuchen aber, hält er dafür, sey erst noch ein kleiner Anfang gemacht worden.

„Von den vielen tausend Pflanzen, die auf den Höhen unsers Gebirgs gedeihen, eine thätige Bevölkerung ernähren und Mittel des Wohlstandes ihr darbieten könnten, sind nur wenige genannt worden. Wer hat noch hinreichend das Himelaya-Gebirge, den Ural, das Mondsgebirge, die Anden und so viele hohe Gebirgsketten anderer Welttheile; wer hat noch hinreichend die Alpen und Pyrenäen erforscht? Wie viele Schätze bürgt noch die Pflanzenwelt, wie viele Gewächse finden sich, deren Anbau und Benutzung auf den Hochgebirgen noch Niemand versucht hat? Wer bürgt dafür, daß die Erde auf der Höhe unserer Gebirgskette nicht durch fortgesetzte Erzeugungen der nämlichen vegetabilischen Bildungen an denjenigen Kräften und Nahrungs-Elementen erschöpft werde, welche seit Jahrtausenden die Rothtanne z. B., und immer nur die Rothtanne auf dem gleichen Standort mit ihren Wurzeln sucht, und an sich zieht? Ist es nicht möglich, daß die Erder, die auf den asiatischen Hochgebirgen 13000 Fuß hoch über dem Meere wächst, besser als die Rothtanne auf den Alpen, diese umgekehrt besser auf den asiatischen Gebirgen gedeihen würde? Und läßt sich dieses Beyspiel nicht auf Sträucher, nicht auf Futterkräuter, Oehi- und Webepflanzen anwenden? Es hängt das Gedeihen von Armenkolonien auf den Alpen wesentlich von der Bestimmung ab, bis zu welchen Höhen hinauf die Bewohnung dieser Gebirge während des ganzen Jahres möglich, und bis auf welche Höhen ferner die Kälte oder Witterungszufälle ein Hinderniß des Gedeihens jener Pflanzen werde, auf deren Anbau in landwirthschaftlicher Betriebsamkeit der Wohlstand der Anwohner beruht. Jene Frage der Bewohnbarkeit wird zum Theil durch diese Frage der Kulturfähigkeit bedingt, zum Theil wird sie durch die Thatsache des Daseyns vieler 5 bis 6000 Fuß über das Meer erhöhter, auch während dem Winter bewohnter wohlhabender Bergdörfer im Alpengebirge beantwortet. Tief im Norden, in Norwegen, Lappland und Siberien stehen Temperatur und Witterungszufälle mit dem Alpengebirg in Uebereinstimmung; die Kulturen, die dort versucht worden, können also nicht ohne Belehrung für die Bewohner der Alpen seyn. Die Unterschiede wird der verständige Beobachter zu würdigen und zu beurtheilen wissen."

— Ueberall weiset der Verfasser auf diejenige Staatswirthschaft hin, die nicht selbst das Bessere auszuführen, nur Hindernisse des Bessern zu heben sucht, die thätig und unverdrossen jede erzeugende und bildende Kraft im Boden und im Volke zu erkennen und zu beleben strebt, die keine den Wohlstand fördernde Anlage, kein gemeinnütziges Unternehmen gleichgültig ansieht oder lähmt, die jeder Hemmung des freyen Verkehrs im Innern und nach Außen kräftig und entschlossen entgegen sieht, die da will, daß jeder unter dem Volke und jeder Stand im Volke sich frey unter gerechten Gesetzen bewege, sich bilde, hervorbringe, erfinde, den Wohlstand erringe.

Der vorletzte chinesische Kaiser Kienlung fand es übel, daß man eine gar zu große Menge chinesischer Wörter in der Mandschu-Sprache gebrauche, und ließ daher neue Wörter aus Wurzeln der letzteren bilden, um eine Menge Begriffe auszudrücken, welche die Mandschu's selbst ihrer niederen Bildungsstufe halber nicht hatten. Diese Arbeit ward durch einen Verein von den sprachgelehrtesten Mandschu's, die er zu diesem Behufe aus der Mandschurei verschrieb, ausgeführt. Der Verein gab im Jahr 1777 nach Chr. ein mandschu-chinesisches Wörterbuch heraus, worin man 5000 neue Wörter findet. Jeder, welcher eine öffentliche Anstellung hat, muß sich darnach in seinen Schriften richten, und auf den Gebrauch der sonst gebräuchlichen chinesischen Wörter ist als Strafe — körperliche Züchtigung gesetzt.

Nr. 15.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 20. Februar 1827.

Aesthetik.

Möron. Philosophisch-ästhetische Phantasien in sechs Gesprächen von Andreas Erhard, Professor. Passau, bey Pustet, 1826.

Der Verfasser scheint es gefühlt zu haben, daß eine Geschmackslehre selbst geschmackvoll seyn müsse, und er hat gewiß keine unglückliche Wahl getroffen, indem er der seinigen die schöne Form des platonischen Gespräches gibt. Es ist indeß nicht genug, den Schleyer der Grazie in Händen zu haben, man muß ihn auch wie die Grazie selber tragen. Dieß ist dem Verfasser nicht gelungen, und es kommt mir so vor, als ob er das platonische Gewand nur so umhängen hätte, wie ein neuer Doktor den alten Doktormantel, so daß man die modische Cravatte deutlich hindurchblicken sieht. Es ist überhaupt etwas demüthigendes für uns, daß wir uns mit der fremden Form immer so kümmerlich herauszuputzen streben, während wir uns der eigenen schämen. Es fällt niemanden ein, dem göttlichen Platon damit schmeicheln zu wollen, daß er in Deutschland hätte Professor seyn können; aber ein deutscher Professor wäre nur gar zu gern der göttliche Platon. Wie viele haben nicht schon nach seinem Gewande, nach seinem Kranze gegriffen, aber weder Fries hat ihn im Evagoras, noch Bouterweck im Septimius Severus, noch Erhard im Möron erreicht.

Der Verfasser versammelt jüngere Schüler um einen ältern Weisen und läßt diesen gesprächsweise docciren. Alle tragen griechische Namen und reden wirklich in deutscher Zunge, als ob es eben erst aus dem Griechischen übersezt wäre. Man kann den Platon in den äußersten Aeußerlichkeiten kaum treuer copiren, als es hier geschehen ist. Die kurzen Antworten, die feyerlichen Anreden, alles ist platonisch. Ein Deutscher würde sagen: „nein, lieber Freund, die Sache verhält sich so!“ oder „du hast recht, mein Sohn.“ Damit es aber ächt platonisch klinge, läßt Herr Erhard seine Personen stets ausrufen: „o Wunderbarer, du sagst recht,“ oder „wie meynst du das, o Seliger?“ und es klingt gewiß jedem deutschen Ohre ganz so griechisch wie: o Malarie! In diesen Kleinigkeiten ist die Copie Platons völlig sklavisch, und die mühsame Geduld, welche der Verfasser darauf verwendet hat, bewunderungswürdig. Der Herr Verfasser erlaube mir aber, ihn nun auf das aufmerksam zu machen, was an seiner Arbeit **nichtplatonisch** ist.

Die Form des Gespräches eignet sich für die wissenschaftliche Darstellung nur, in so fern ein und derselbe Gegenstand von verschiedenen Standpunkten aus aufgefaßt werden soll. Jede an dem Gespräch theilnehmende Person hat nur dann eine Bedeutung, wenn sie von einer eigenthümlichen Ansicht ausgeht, und das ganze Gespräch dient nur, alle verschiedenen Ansichten zulezt auf die eine einzig wahre zurückzuführen, die Wahrheit aus dem Irrthum zu befreyen, wie in Platons Gorgias, oder unter einer Menge einseitiger, halber, zu umständlicher oder bloß witziger Erklärungen endlich die richtigste, einfachste und erschöpfendste, gleichsam unter einer Menge krummer Linien endlich die gerade zu finden, wie in Platons Gastmahl. Dort wird die Wahrheit durch den contrastirenden Irrthum lichthell hervorgehoben, hier wird ihr Licht durch die bunte Menge variirender Ansichten wie durch ein Prisma gebrochen, und der reinste Strahl herausgesucht. Immer erscheint die richtigste Ansicht im Kampf mit der entschieden irrigsten, und die klarste mit den unklaren und dämmernden. Diese Art, im Gespräch zu philosophiren, die Wahrheit in lebendigem Kampf mit dem Irrthum, der absichtlichen Lüge oder der unfreywilligen Täuschung zu erhärten, ist mit Recht als die kunstreichste, schönste, und doch zugleich auch als die natürlichste von jeher anerkannt worden, und Platons Gespräche sind als das Ideal der philosophischen Darstellung von seiner Zeit bis auf unsere gepriesen worden. Griechen und Römer, besonders Lucian und Cicero, haben ihn schon nachgeahmt, und unsere neuen Philosophen würden seine Formen ihren Systemen und dem Charakter unsers Zeitalters gern anpassen, wenn sie das jezt so sehr erweiterte Gebiet der Philosophie so klar überschauten, als Plato, wenn sie nicht beständig noch mit dem eigenen Irrthum zu kämpfen hätten. Unsere Philosophen suchen selbst noch nach der Wahrheit, sie können sie also dem

fremden Irrthum noch nicht klar und sicher gegenüberstellen. Es sind daher immer sehr unglückliche Versuche geblieben, Platons Formen nachzuahmen. Die modernen Sokratesse stehen unter den gewaltigen Perturbationen, welche die Philosophie gegenwärtig bewegen, immer ein wenig wankend und schwindelnd. Wie kommt aber wohl Herr Professor Erhard zu einem solchen Platonisiren, da er seine Wahrheit durchaus keinem fremden Irrthum, keinen fremden Ansichten, sondern überhaupt nur der Unwissenheit seiner Schüler gegenüberstellt? Er lehrt nur vor gehorsamen und aufmerksamen Schülern, keine fremde Meynung, kein Widerspruch tritt ihm entgegen. Seine Schüler fragen nur, wie die Kinder in Campes Robinson Crusoe, wenn sie etwas nicht recht verstanden haben, oder vielmehr, wenn der Verfasser noch etwas anbringen will. Von einem lebendigen Kampf und Austausch der Meynungen wie bey Platon ist nirgend die Rede. Wozu also überhaupt das Gespräch? Es stört nur den Zusammenhang des Ganzen. Soll uns nur eine Lehre und die Meynung eines Einzigen vorgetragen werden, so ist die dialogische Zerstückelung nur unbequem und völlig bedeutungslos. Eine fortlaufende Abhandlung würde weit schicklicher seyn.

Mit dem Kampf der Meynungen fällt auch alle Schärfe, Gewandtheit und Grazie der Dialektik, und jene heitere Ironie, worin Platon so bewunderungswürdig ist, gänzlich weg. Statt dessen gefällt sich unser Verfasser in einem etwas sentimentalen, moralischen Ton, und anstatt uns seinen Weisen in dem liebenswürdigen Licht zu zeigen, in welchem Plato den Sokrates beständig hervorzuheben weiß, indem er ihn allen groben und feinen Angriffen seiner Gegner bloßgestellt, mit unnachahmlicher Anmuth ringen und siegen läßt, begnügt sich Herr Professor Erhard, seinen Sokrates wie den Sarastro in der Zauberflöte immer nur als ein unfehlbares Orakel Worte der Weihe von sich geben und von seinen artigen Schülern ohne Widerspruch und Kampf mit Staunen, Bewunderung und Schmeicheleyen überschütten zu lassen. Diese Prahlerey ist ein wahres Gegengift gegen den Platonismus, der überall und immer in den Grenzen der zartesten Bescheidenheit verweilt.

Auch ist es wohl ziemlich unpassend, platonische Griechen auf den Standpunkt unserer Zeit zu versetzen, und ihnen Dinge in den Mund zu legen, von denen die alte Hellas noch keine Ahnung hatte. Herr Erhard verweilt nicht bloß bey der antiken Poesie, er geht auch auf die Ideen der christlichen, modernen und deutschen Dichtkunst ein, und er hätte deßhalb nicht Griechen, sondern Deutsche darüber sprechen lassen sollen. Platon schrieb als Grieche von Griechen für Griechen. Seine Gespräche bewegen sich in demselben nationellen Kreise, in dem Platon lebte. Warum hat ihn Herr Erhard hierin nicht nachgeahmt, und nicht als ein Deutscher, der für Deutsche schreibt, auch Deutsche redend eingeführt? Warum bringt ein deutscher Professor seine rein deutschen Phantasien, die in deutscher Sprache geschrieben, nur von Deutschen gelesen werden sollen, in der fremden Form vor und legt sie Personen in den Mund, welche Speiolithes, Haliakron, Hamareios, Karpheus und Möron heißen, also Griechen seyn sollen und sich auch gar griechisch, ja athenienſisch und obendrein platonisch geberden? Es ist doch recht kläglich, daß der Deutsche noch immer so gern eine fremde Uniform anzieht, wenn sie ihn auch zum Sklaven stempelt, gleichviel physisch oder geistig, oder beydes. Wahrlich, wenn wir in Wissenschaft und Kunst ein Eldorado bey uns entdeckten, wir würden unser Gold nicht eher für Gold halten, bis es in einer fremden Münze gestempelt worden wäre. Wenn Herr Erhard eigene, tiefe, neue Gedanken zu Tage gefördert, warum gibt er sie für ein griechisches Produkt aus? Es wäre höchst komisch, wenn Platon seinen Sokrates nach Passau versezt hätte; und nicht weniger komisch ist es, daß ein Professor in Passau seine Collegien unter dem Namen Speiolithes in Athen halten will. Er kann sich auf andere Philosophen und Dichter berufen, die seit Wieland oft die gleiche Thorheit begangen; aber es ist und bleibt eine Thorheit.

Als eine Kleinigkeit, die aber doch einen sehr üblen Eindruck macht, muß ich es noch rügen, daß der lehrende Weise, der Sokrates des Herrn Erhard, gerade Speiolithes heißt. Warum kann er denn nicht auch anders heißen? Der Name klingt einem deutschen Ohre doch gar zu fatal.

Ueber die Form des Werkes wäre genug Tadel ausgesprochen. Wir kommen zum Inhalt, zur Sache. Der Titel ließ etwas Fragmentarisches erwarten, indeß werden die versprochenen Phantasien an einem sehr zusammenhängenden philosophischen Faden herausgesponnen. Der Verfasser verfährt so sehr systematisch, daß wir eine ganze Philosophie durcharbeiten müssen, bevor wir auf dem eigentlichen Felde der Aesthetik angelangt sind. Die Leser werden es mir vielleicht Dank wissen, wenn ich ihnen den Grundriß jenes Systems in wenigen Hauptzügen entwerfe, denn man muß das Buch sehr sorgfältig und mit gesammeltem Geist durchlesen, um den Zusammenhang nicht zu verlieren, und ein sorgfältiges Lesen philosophischer Bücher ist nicht jedermanns Sache, wenn die Mühe sich auch reichlich belohnte. Folgende Sätze werden den Leser orientiren.

Gott offenbart sich in der Natur, im Geist und in der Einheit von beyden.

Das Wesen der göttlichen Offenbarung in der Natur ist Nothwendigkeit, die Form derselben Wahrheit.

Das Wesen im Geist ist Freyheit, die Form das Gute.

Das Wesen in der Einheit beyder ist das Heilige, die Form das Schöne.

Der Typus oder die Urform des Wahren, Guten und Schönen ist das Ideal und liegt in des Menschen Seele (nach der altplatonischen Lehre) als eine dunkle Erinnerung zu Grunde, die allmählig wieder belebt wird in Wissenschaft, Tugend und Kunst.

Das Schöne neigt sich mehr zur Natur und zur Nothwendigkeit, oder zum Geist und zur Freyheit, die Kunst stellt also theils Naturideale, theils Freyheitsideale dar.

Alle Kunst beruht auf diesen Idealen. Nur die Erinnerung, Entdeckung, Erdichtung des Idealen macht den Künstler, nicht die technische Ausführung.

Im Orient überwog die Natur, daher galten auch seiner Kunst mehr Naturideale. Bey den Griechen überwog der Geist, daher in ihrer Kunst das Ideal der Freyheit, und es sprach sich aus im Kampf der Helden gegen das Schicksal. Das Christenthum erhob sich aber über beyde in der höchsten Einheit des Heiligen.

Aus diesen wenigen Grundzügen wird der denkende Leser leicht erkennen, daß Herrn Erhards Werk, was man auch an seiner Form mit Recht mißbilligen muß, doch im Wesen und Inhalt sehr interessante Wahrheiten und fruchtbare Gedanken darbietet. In der ersten Hälfte des Buchs ist zwar die philosophische Einleitung ein wenig zu lang ausgesponnen, und vermag so wenig, als irgend eine andere philosophische Begründung der Aesthetik, die große Frage genügend zu lösen. Besonders vermißt man darin die so nothwendige Rücksicht auf das Gemüth, die eigentliche Empfindungs- und Schöpfungskraft des Schönen, die lebendige Mitte zwischen Natur und Geist. Der Verfasser bleibt zu streng bey dem bloßen Gegensatz von Natur und Geist stehen. Dagegen ist die zweyte Hälfte seines Werkes, nachdem er auf dem historischen Gebiet der Kunst angelangt ist, und nicht mehr bey bloß philosophischen Erörterungen verweilt, sondern wirkliche Kunstwerke betrachtet, sehr reichhaltig und belehrend. Vor allem ist seine Vergleichung des antiken und christlichen Geschmacks am ausführlichsten und geistvollsten behandelt, und zwar besonders in den dramatischen Formen. Wer A. W. Schlegels Erörterung dieses Gegenstandes in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur kennt, wird hier einen umfassenden Commentar dazu finden. Jeder Freund der Kunst wird daher Herrn Erhards Möron willkommen heißen müssen, und der Schatz von tiefen und klaren Ideen, den er darin findet, wird ihn die falsche Künsteley in der Form bald entschuldigen und vergessen lassen.

W. M.

Dichtkunst.

Romantische Dichtungen von Lope de Vega Carpio. Aus dem Spanischen übersezt von C. Richard, K. Großbr. Hannöv. Major a. D. Zweyter und dritter Band. Aachen und Leipzig bey Mayer. 1826.

Im ersten Bande dieses Werkes ist eine größere Novelle, der Pilger, vorangegangen, und durch die günstige Aufnahme desselben aufgemuntert, läßt der Uebersezer hier sechs kleinere nachfolgen. Lope de Vega verdient, auch den Deutschen mehr bekannt zu werden, ob er gleich seine Landsmänner, Cervantes und Calderon, bey weitem nicht erreicht. Sein größter Vorzug und sein größter Fehler sind in einer Eigenschaft eingeschlossen, in seiner Leichtigkeit, worin er etwas mit unserem Wieland gemein hat. Sein Styl ist voll Grazie und schreitet so behend und locker einher, wie ein junger Kastilianer zum Fandango. Oft sollte man glauben, den Liebenswürdigsten unter allen Erzählern, Cervantes selbst zu hören, wenn uns nicht eine gewisse Oberflächlichkeit, die nirgends eine Tiefe verräth, daran erinnerte, daß es nur Lope de Vega ist, den wir vor uns haben. Es fehlt ihm im Ganzen an der unübertrefflichen Ironie des Cervantes, und im Einzelnen an guten Gedanken, womit die Spanier sonst ihre Schreibart zu schmücken wußten, wie ihren Putz mit Edelsteinen und Perlen. Bekanntlich hat Lope de Vega ungeheuer viel geschrieben, und dieß erklärt einigermaßen die Leichtigkeit seiner Produkte. Wenn man ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen will, so muß man mehr den Umfang seiner Werke im Ganzen würdigen, als das eine oder andere einzeln durchmustern. Sehen wir ihn als Schöpfer einer so unermeßlichen Welt voll anmuthiger Abenteuer und Liebesgeschichten, so müssen wir die Fülle seines Geistes bewundern, und in dem reichen Kranze nehmen sich selbst gemeine und ungefüllte Blumen noch sehr artig aus. Dieser so erfindungsreiche Dichter hat in seinen Werken den Franzosen und auch uns Deutschen eine ganz unerschöpfliche Quelle von Grundrissen und Stoffen zu Liebesgeschichten und Intriguenstücken aufgeschlossen, und er ist häufig benuzt und nachgeahmt worden, ohne daß man ihn dabey genannt hätte. Er war eigentlich der erste, der die leichte und bequeme Manier der modernen Unterhaltungspoesie einführte, wodurch sich sofort eine Mehrzahl geringerer Geister des Parnasses bemächtigten und die Bretter und sogenannten gebildeten Cirkel beherrschten. Vor ihm war die Poesie viel strenger und spröder und ergab sich nur den kräftigsten Geistern. Man mußte ihr huldigen, und sie hatte nur mit den großen Leidenschaften des Menschen, vorzüglich mit Andacht, Ehrgeiz

und Liebe Verkehr. Nachher huldigte sie selbst und richtete sich nach der Bequemlichkeit der Gesellschaft ein und ließ sich herab, ein bloßes Mittel der Unterhaltung, ein Präservativ gegen die Langeweile und ein gefälliges Spielzeug der Mode zu seyn. Lope de Vega's Muse zeigt uns zuerst dieses Bestreben, nur gefallen, und nur den modischen Herrn und Damen seiner Zeit gefallen zu wollen. Diese Absicht leuchtet auch aus den vorliegenden Novellen hervor, doch fehlt es ihnen nicht an einem fremdartigen und romantischen Zauber, weil seine Zeit und besonders sein Spanien noch gar ritterlich und romantisch war. Einige dieser Novellen sind ziemlich leer und unbedeutend, die besten sind Dianens Prüfungen und Don Gusman der Schläger, zwey höchst reizende Gemälde altspanischer Ritterlichkeit und Minne.

Aus Italien.

— Unter den neuesten literarischen Produkten bemerken wir für diesmal die, unter dem Titel: Alcuni ritratti di donne illustri veneziane, im Verlage von Horjopoli zu Venedig erschienene Sammlung von Bildnissen berühmter Venezianerinnen von B. Samba. Zwölf, theils durch Talente, theils durch ihre Schicksale ausgezeichnete Damen finden sich in derselben abgebildet, nämlich Isotta Nogarola von Verona, die an Bessarion einen Bewunderer hatte; die von Politian gefeyerte Venezianerin Cassandra; Irene von Spilimberg, aus dem Friaul, eine Schülerin Tizians und bewundert von Tasso; Gaspara Stampa, deren Verse und Liebe noch jetzt hier und da eine Thräne hervorlocken; die drey Venezianerinnen Veronica Franco, Modesta de Pozzo und Marietta Tintoretto; Isabella Andreini, von Padua, die sich bey den Akademien durch ihre Verse und auf den Theatern von Frankreich und Italien, durch ihre Deklamation nicht wenig Ruhm erwarb; Elena Cornaro Piscopia, ebenfalls von Padua, und endlich Rosalba Carriera, Luisa Bergalli Gozzi und Elisabetta Caminer-Turca, insgesammt Venezianerinnen, deren Blüthenzeit in das abgewichene Jahrhundert fällt. Die Bildnisse sind größtentheils nach Gemälden von gleichzeitigen Meistern ausgeführt. — Eine willkommene Erscheinung, zumal wenn sie mehr als bloß ephemerisch bleiben sollte, sind die im Juli v. J. zu Mailand begonnenen Annali universali di tecnologia etc., von welchen der gelehrte Agronom Lomeni, der Graf Bossi und mehrere andere, sich für die Sache der Wissenschaften und des öffentlichen Unterrichts in Italien interessirende Gelehrte, die Besorgung übernommen haben. Der erste Heft enthält eine Analyse der Abhandlungen des Hrn. Bonafous über die Seidenwürmer-Zucht, einen Aufsatz über die Papier-Fabrikation der Chinesen, einen andern über die Dampf-Diligencen von den Hrn. Burstall und Hill, nebst einer Anzeige und Würdigung einer großen Anzahl neuer Procedurен. — Als in Italien zu Tage gefördert, obwohl französischen Ursprunges und in französischer Sprache abgefaßt, bemerken wir auch den Essai sur la versification des Grafen von Saint-Leu, wovon der erste Band im Jahr 1825 zu Rom aus Salvinischen, der zweyte 1826 zu Florenz aus Mollinischen Pressen hervorgegangen ist. Der Verfasser, welcher auch, seitdem er wieder in den Privatstand zurückgetehrt ist, nicht aufgehört hat, den Musen hold zu seyn, gibt am Anfange seines Werkes zu vernehmen, daß er jener Ungenannte gewesen, der seiner Zeit als Preisaufgaben die Fragen zur Beantwortung vorgelegt habe, welches die Schwierigkeiten seyen, die sich der Einführung des Rhythmus der Alten in die französische Poesie entgegenstellen, warum man keine andere als gereimte französische Verse machen könne, ob der Mangel an einer festen Grundlage der französischen Prosodie ein unüberwindliches Hinderniß sey, und warum, dieß angenommen, andere Sprachen zu einer solchen fixen Grundlage haben gelangen können? Die französische Akademie, mit Zuerkennung des Preises beauftragt, krönte die Abhandlung des Abbé Scoppa, welcher versucht hatte, zu beweisen, daß die modernen Sprachen dieselbe metrische Quantität haben, wie die lateinische und griechische; daß sich der Rhythmus der leztern beyden auch in die französische Versifikation einführen und somit sich auch reimlose französische Verse, die noch harmonischer klingen müßten, als die italienischen, verfertigen lassen, u. s. w. Nunmehr aber hat der Graf von St. Leu, der von ganz andern Ansichten ausgeht, als Hr. Scoppa, die von ihm aufgegebenen Fragen selbst zu lösen versucht. Seine Schrift, welche neben der individuellen Ansicht des Verfassers auch einen Auszug aus der italienischen Schrift des Abbé Balni über die Identität des poetischen und musikalischen Rhythmus liefert, hat zum Zwecke darzuthun, daß die französische Prosodie nicht bestimmt genug sey, um für die französische Versifikation das Metrum der Alten gangbar machen zu können, daß sie sich hingegen gar wohl durch die Zusammensetzung der prosodischen Accente mit dem musikalischen Rhythmus identificiren lasse, und daß in diesem Falle der Reim, als zur Unterscheidung der Poesie von der Prosa nicht mehr erforderlich, gänzlich proscribirt seyn und bleiben müßte. Der zweyte Band der Schrift des Grafen liefert eine Analyse der Meynungen und Ansichten der bedeutendsten Schriftsteller, welche über Reim und Versbau gesprochen haben. — Die Süd-Italienerin Cäcilia von Luna-Folliero hat sich, nachdem sie früherhin die Dichtkunst zu ihrer Lieblingsbeschäftigung gemacht hatte, in neuester Zeit einen ernsthaftern und wichtigern Gegenstand, nämlich die Erziehung ihres eigenen Geschlechtes, zur Bearbeitung erkoren. Ein zu Neapel (b. Marotta und Vanspandoch) kürzlich erschienenes Werk: Mezzi onde far contribuire le donne alla pubblica felicità, d. h. von den Beförderungsmitteln des allgemeinen Wohles durch die Frauen, hat die gedachte Dame zur Verfasserin. Ueberzeugt durch eigene Erfahrung von den hohen Vortheilen, welche eine gute Erziehung dem weiblichen Geschlechte gewährt, durchgeht und prüft sie zuerst mit mehr als gewöhnlicher Einsicht und Kenntnissen die vorzüglichsten, denselben Gegenstand behandelnden Schriften, und legt dann, ohne sich ausschließlich an eines der bisherigen Systeme zu halten, dem Leser eine selbst ausgedachte Methode vor Augen, nach welcher die Sphäre des Wissens bey der weiblichen Erziehung, Religion, Moral, Grammatik, Rhetorik, Geschichte und Dichtkunst, beynebens auch etwas von den strengen Wissenschaften, nämlich Arithmetik, Geometrie und Kosmographie, umfassen soll. Auch die schönen Künste, Tanz, Musik und Deklamation dürfen, nach dem Erziehungsplane der Frau v. Luna-Folliero, dem schönen Geschlechte keineswegs fremd bleiben. Wie viele Italienerinnen dürften nicht im Falle seyn, die von ihrer Landsmännin ihnen ertheilten Räthe und Anweisungen zu ihrem nicht geringen Vortheile zu benutzen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 16.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 23. Februar 1827.

Lyrische Gedichte.

Die lyrische Muse lebt in einem ewigen Frühling und überschüttet uns mit so viel Blumen, daß wir sie unmöglich alle zählen, bey allen gleich lange verweilen können. Die beste Gabe, die wir in der jüngsten Zeit aus ihrer Hand empfangen, ist ohne Zweifel die dritte Auflage von Ludwig Uhlands Gedichten (J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1826). Uhland ragt über den bunten Wiesenteppich der neuern Lyriker,

„wie ein Baum, der Blüthen regnet."

zu ihm wird der Blick hingezogen, wenn er über die andern nur leicht hinwegstreift. Er ragt über sie hinaus und wird noch viele, viele Frühlinge, viel aufkeimende und wieder hinwelkende Generationen überdauern. Eine zweyte, ebenfalls recht erfreuliche Erscheinung ist die zweyte Auflage von Wilhelm Müllers Liedern eines reisenden Waldhornisten (Dessau, bey Ackermann 1826). Der wohlverdiente Ruf des vielbesprochenen Dichters scheint sich dadurch noch fester begründen zu wollen. Auch von Fouqués Gedichten ist der fünfte Band erschienen (J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1826). Wenn diese Namen keiner Empfehlung bedürfen, da jedermann sie kennt und schätzt, so fordert uns dagegen das unbekanntere Verdienst auf, es aus der Dunkelheit hervorzuziehen.

Die jüngst erschienenen Gedichte von Friedrich Hölderlin (J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1826) sind eine auffallende Erscheinung. Ein ächter Dichter voll göttlichen Feuers hat seit geraumer Zeit unter uns gelebt und ist nur wenig bekannt geworden, da wir bisher nur einen Roman von ihm, Hyperion, besitzen. Aber seit drey und zwanzig Jahren liegt der Geist des edlen Sängers in dunkeln Banden. Seine Gedichte, größtentheils noch aus dem vorigen Jahrhundert, haben einen gewissen Reiz des Alterthümlichen, die meisten sind in Hexametern und im alcäischen Versmaß oder in pindarischen Dithyramben geschrieben. Doch hat er darum nie und nirgend der deutschen Sprache Gewalt angethan, und seine Verse können als Muster ionischer Lieblichkeit gelten. Es ist etwas Eigenes, ein magischer Reiz darin verborgen. Wir glauben eine fremde niegehörte und doch wunderbar dem Herzen vertraute, innig rührende Musik zu vernehmen. Die Gegenstände dieser Gedichte sind Liebe, Freundschaft, Natur, vor Allem aber jene tiefglühende Sehnsucht jeder Dichterbrust. Diese Sehnsucht tritt uns hier mit einer Wahrheit, mit einem Schmerz entgegen, die unser Innerstes erschüttern. Wir werden an die furchtbaren Töne des gefesselten Prometheus erinnert. Das Gefühl der gefesselten Kraft ist das Herrschende, und wenn es sich in den stärksten, ergreifendsten Tönen ausgesprochen, schmilzt es in milde Wehmuth hin. Von diesem gewaltigen Charakter sind die Gedichte, das Schicksal, der Genius der Kühnheit, der gefesselte Strom, die Eichbäume. Ein herzzerreißender Schmerz liegt in dem Gedicht, der blinde Sänger. In der leisesten sanftesten Wehmuth ist aber die lange Elegie, der Archipelagus, wie seufzend hingehaucht. Eine wunderbare Neigung lenkt die Sehnsucht des Dichters nach Griechenland. Auf den sonnenhellen Inseln Joniens ruht sein Geist aus, und hier wird seine Klage sanfter, wenn er in die Laute Homers und des Alcäus greift. Doch der wilde Sturm in seinem Innern läßt ihn nicht ruhen. Zuletzt, denn dieses sind die spätesten Gedichte, bricht diese flammentrunkene Seele in wilde kühne Dithyramben aus, die mit aller Grazie des Erhabenen sich schmücken, furchtbar schön. Diese Gedichte sind überschrieben Andenken, die Wanderung, der Rhein, Hyperions Schicksalslied. Der Rhein ist das gewaltigste und schönste Gedicht der ganzen Sammlung, nur zu lang, als daß wir hier mehr als folgenden Auszug daraus geben könnten:

Jetzt aber, drinn im Gebirg,
Tief unter den silbernen Gipfeln,
Und unter fröhlichem Grün,
Wo die Wälder schauernd zu ihm
Und der Felsen Häupter übereinander
Hinabschaun, tagelang, dort
Im kältesten Abgrund hört'
Ich um Erlösung jammern

Den Jüngling, es hörten ihn, wie er tobt,
Und die Mutter Erd' anklagt',
Und den Donnerer, der ihn gezeuget,
Erbarmend die Eltern, doch
Die Sterblichen flohn von dem Ort,
Denn furchtbar war, da lichtlos er
In den Fesseln sich wälzte,
Das Rasen des Halbgotts.

Die Stimme war's des edelsten der Ströme,
Des freygebornen Rheins,
Und anderes hoffte der, als droben von den Brüdern,
Dem Tessin und dem Rhodanus,
Er schied und wandern wollt', und ungeduldig ihn
Nach Asia trieb die königliche Seele.
Doch unverständig ist
Das Wünschen vor dem Schicksal.
Die Blindesten aber
Sind Göttersöhne, denn es kennt der Mensch
Sein Haus und dem Thier ward, wo
Es bauen solle, doch jenen ist
Der Fehl, daß sie nicht wissen wohin?
In die unerfahrene Seele gegeben.

Ein Räthsel ist Reimentsprungenes. Auch
Der Gesang kann darf es enthüllen. Denn
Wie Du anfiengst, wirst Du bleiben,
So viel auch wirket die Noth
Und die Zucht, das Meiste nämlich
Vermag die Geburt
Und der Lichtstrahl, der
Dem Neugebornen begegnet.
Wo aber ist einer,
Um frey zu bleiben
Sein Leben lang und des Herzens Wunsch
Allein zu erfüllen, so
Aus himmlischgünstigen Höh'n
Und so aus reinstem Schooße
Glücklich geboren, wie jener.
Drum ist ein Jauchzen sein Wort,
Nicht liebt er, wie andere Kinder
In Wickelbanden zu weinen;
Und wenn, wo die Ufer sich ihm
An die Seiten schleichen, die krummen,
Und durstig umwindend ihn,
Den Unbedachten, zu ziehen
Und wohl zu behüten begehren
Im eigenen Schlunde, lachend,
Zerreißt er die Schlangen und stürzt
Mit der Beut', und wenn in der Eil'
Ein Größerer ihn nicht zähmt.
Ihn wachsen läßt, wie der Blitz muß er
Die Erde spalten, und wie Bezauberte fliehn
Die Wälder ihm nach und zusammensinkend die Berge.

Den Schluß des Ganzen macht ein unvollendet gebliebenes Trauerspiel, der Tod des Empedokles. Dieser Grieche stürzte sich in den Feuerschlund des Aetna, und so spricht auch hier wieder die kühne, schöne, in ihrer Zerrissenheit noch so erhabene Seele des Dichters sich aus. Er selbst fühlte, daß sein Weg von dem gewöhnlichen Pfade der Menge abführte, und er drückt sich darüber auf eine rührende Weise aus, in dem Gedicht:

Stimme des Volks.

Du seyest Gottes Stimme, so ahndet' ich
In heil'ger Jugend; ja, und ich sag es noch. —
Um meine Weisheit unbekümmert
Rauschen die Wasser doch auch, und dennoch

Hör ich sie gern, und öfters bewegen sie
Und stärken mir das Herz, die Gewaltigen;
Und meine Bahn nicht, aber richtig
Wandeln in's Meer sie die Bahn hinunter.

Allein er ist des eigenen Werthes stolz sich bewußt:

Ach! der Menge gefällt, was auf den Marktplatz taugt,
Und es ehret der Knecht nur den Gewaltsamen,
An das Göttliche glauben
Die allein, die es selber sind.

Und er weiß, was das Loos des Schönen ist auf Erden:

Denn sie, die uns das himmlische Feuer leihn,
Die Götter schenken heiliges Leid uns auch,
Drum bleibt dieß. Ein Sohn der Erde
Bin ich; zu lieben gemacht, zu leiden.

Er ahnet ein trauriges Loos, doch jenseits seiner Nacht schimmert ihm ein helles Licht.

Mit ihrem heil'gen Wetterschlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt;
Und wenn in ihren Ungewittern
Selbst ein Elysium vergeht,
Und Welten ihrem Donner zittern —
Was groß und göttlich ist, besteht.

Im heiligsten der Stürme falle
Zusammen meine Kerkerwand
Und herrlicher und freyer walle
Mein Geist in's unbekannte Land!
Hier blutet oft der Adler Schwinge;
Auch drüben warte Kampf und Schmerz!
Bis an der Sonnen letzte ringe,
Gewährt vom Siege dieses Herz!

Man kann von Hölderlin sagen, er sey nicht nur ein Dichter, sondern auch selbst ein Gedicht. Sein Gemüth gehört zu den seltenen, die von Natur poetisch sind und in jeder Aeußerung Poesie athmen, wie die Blume den beständigen und eigenthümlichen Duft. Er denkt auf nichts Poetisches, er bemüht sich nicht, es zu machen, es zu künsteln, er ist es schon. Er strahlt das poetische Feuer nur von innen aus, er läßt es brennen in kunstlosen, ja in wilden Flammen, bis es sich selbst verzehrt hat. Seine Seele ist eine zartbesaitete Aeolsharfe, erst leise melodisch vom Winde bewegt, dann vom Sturm gepackt und unter furchtbaren, doch immer noch schönen Klängen zerrissen. Wenn je ein Dichter gefühlt hat, was er singt, so ist es dieser. Im Strome seiner Lieder ist jeder Tropfen aus seinem innersten Herzen entsprungen.

Hölderlins glühende verzehrende Leidenschaft ist eine seltene Erscheinung in unserer lyrischen Welt, in der gewöhnlich nur sehr zahme Leidenschaften in elegischen

Liebesklagen laut werden. Es gibt der Salvator Rosas so wenige in der lyrischen Poesie, als in der Malerey. Unsere Dichter sind größtentheils zufriedene Leute, die Jahr aus Jahr ein Frühling, Wein und Liebe preisen, und oft sogar den Liebesjammer nur erkünsteln. Unter der Masse der neuern Lyriker stößt uns sogleich einer auf, der gegen Hölderlin auf's Lebhafteste contrastirt. In den Gedichten von Hoffmann von Fallersleben (Breslau bey Grüson, 1827) spricht sich ein stilles in sich selbst vergnügtes, in Scherz und Leid gleich mäßiges Gemüth aus. Der Dichter sagt von sich selbst:

Bin noch jung und guter Dinge,
Freue mich auch, daß ich's bin;
Wann ich rede, wann ich singe,
Immer kommt's aus heiterm Sinn.

Er liebt, wie gutmüthige Menschen pflegen, bloß aus Temperament, und gleichsam alles, was ihm vorkommt.

Mein Mädel lebet überall
In Wald, Gefild und Au,
Im Maigesang der Nachtigall
Und in des Himmels Blau.

Drum wird's dem Sänger auch so leicht,
Zu Liebeslust gestimmt,
Er singt, was nur sein Aug' erreicht,
Und was sein Ohr vernimmt.

Er verwundert sich selbst über diese Allerweltsliebe oder Simultanliebe, wie sie Jean Paul einmal genannt hat.

Ich ärg're mich so stumm und dumm,
Daß ich so vieles liebe,
Das geht mir so im Kopf herum,
Ich liebe selbst die Liebe.

Der größte Theil seiner Gedichte besingt die Natur in ihren sanftesten Erscheinungen, Frühling, Thau, Rosen u. s. w. fast immer in Beziehung auf Liebe, dann die Liebe selbst, wieder in ihren sanftesten Regungen, gewissermaßen furchtsam, und ein wenig allzu tändelnd und leise, sanguinisch flatternd von Blume zu Blume, kaum wagend, daran zu nippen, wie ein Schmetterling. Der Mangel an Kraft, Feuer und Leidenschaft wird aber besonders in den Wein- und Soldatenliedern bemerklich, die sich niemals zur rechten bacchischen und kriegerischen Lust erheben wollen. Er versucht, im Ton eines alten deutschen Landsknechts zu singen, aber es klingt gerade so, als ob ein junger zahmer deutscher Literator sänge, der kein anderes Pulver gerochen, als Dintenpulver. Er hätte sich in das Gebiet des alten rostigen Eisens und der alten Knasterbärte nicht wagen sollen. Seine Landsknechte denken vor dem Humpen oder vor den feindlichen Kanonen immer nur an ihre Schätzchen daheim, und sind gar zahm. Glücklicher ist er in der originellen Manier seiner „Maikäferiade oder Lieben, Lust und Leben der Maikäfer." Dieß ist ein Cyclus von kleinen romanzenähnlichen Liedchen, worin die Maikäfer die Helden und die blühende Frühlingswelt die Scenen darstellen. Hier hat das spielende, mit dem Zarten, Kleinen sich vergnügende Talent des Verfassers sein rechtes Feld gefunden. Mit etwas mehr Auswahl und Geschmack hätte sein scherzhaftes Heldengedicht sich zu der Lieblichkeit des Elfenlebens in Shakspeares Sommernachtstraum erheben können. Folgendes Liedchen erinnert einigermaßen daran:

Wir wollen die Braut begraben,
Sechs Schröterlein müssen sie tragen,
Wir andern, wir folgen und klagen.

Wer spielet und singet zur Trauer?
Heuschrecken, und Heimchen, und Grillen,
Sie zirpen und gillen und schrillen.

Wo bleiben die Fackelträger?
Johanniswürmchen im Dunkeln,
Sie kommen und leuchten und funkeln.

Wo ist der Pfaff von der Rose?
Mit goldenem Mantel umwunden,
Hat er sich hier eingefunden.

Er lieset vom Rosenblättchen:
Die gute, die edele Frau,
Sie starb am kühlen Thaue.

Als zwanzig Mainnächte —
Gott müsse die Seele behüten
Im Reiche der ewigen Blüthen.

Gott müsse die Seele behüten,
Wo unsere Väter hintamen!
Nun betet und saget: Amen.

Zeitgeschichte.

Lettres sur la Grèce, notes et chants populaires extraits du portefeuille du colonel Voutier. Paris 1826. XXXI 224.

Nicht ohne mannigfaches Interesse ist vorliegende Broschüre für diejenigen, welche mit den einzelnen Begebenheiten der griechischen Revolution vertraut sind oder an der Person des von der griechischen Regierung im J. 1823 zum Oberst ernannten französischen Philhellenen Voutier selbst besonderen Theil nehmen. Es ist derselbe, der im J. 1823 die in Deutschland nach Verdienst gewürdigten „Mémoires sur la guerre actuelle des Grecs" herausgab. V. hatte nach seinem ersten Aufenthalte in Griechenland dasselbe in der ersten Hälfte des J. 1823 verlassen, kehrte aber zu Anfang 1824 dahin zurück und blieb daselbst bis zu Ende desselben Jahres, wo ihn eine heftige Krankheit nach Frankreich zurückzukehren nöthigte, von wo er aber in sechs Monaten nach Griechenland zurückkommen wollte. Auf jener Reise nun nach Griechenland (über Rom und die jonischen Inseln) und während seines Aufenthalts daselbst bis December 1824 sind die hier mitgetheilten Briefe größtentheils von Missolonghi, wo er, im Mai, landete, und von Argos und Napoli aus geschrieben worden, und es scheint kein Grund vorhanden

zu zweifeln, daß sie so, wie sie hier mitgetheilt, auch geschrieben worden seyen. Der Inhalt ist natürlich gar verschieden, nicht immer in Beziehung auf Griechenland und dessen Revolution, indeß im Ganzen und Einzelnen von Interesse und nicht ohne Nutzen auch für die Geschichte der innern und äußern Begebenheiten in Griechenland. Der Oberst Voutier hielt es für „important, de mettre au jour tous les renseignemens, tous les faits, toutes les notions propres à faire connaître l'état, les ressources, les hommes, la situation civile et militaire de la Grèce, und dieß war es, was ihn zur öffentlichen Bekanntmachung der Lettres bestimmte. Namentlich will Rec. erwähnen, daß der Leser, außer einzelnen Ereignissen in Griechenland im J. 1824, manches Interessante über Englands Einfluß auf die Angelegenheiten Griechenlands findet, über Lord Byron (bald nach dessen Tode kam V. nach Missolonghi), über den er, neben sehr wichtigen Bemerkungen, doch nicht ganz unbefangen und ruhig urtheilt, über die englische Anleihe vom J. 1824 (die verzögerte Ankunft dieser Gelder hatte äußerst nachtheiligen Einfluß auf den Feldzug des Jahres 1824 und zog manche bedeutende Verluste der Griechen nach sich), und über mehrere Beyspiele, wie die von den europäischen Mächten in dem gr. Kampfe proklamirte Neutralität beobachtet worden. Sehr richtig ist im Ganzen das Urtheil über Stanhope, mit dem V. zu gleicher Zeit in Griechenland war, und über einzelne seiner Urtheile (S. 65. 66. 116.), und besonders kommt das, was über dessen Ansicht von Odysseus gesagt wird, auf das hinaus, was Rec. in der Anzeige der Briefsammlung des Obersten Stanhope in diesen Blättern (1826. Nr. 51.) ausgesprochen hat. Den Briefen voranstehet eine zur Kenntniß der Art der Kriegführung in Griechenland und der dortigen militärischen Verhältnisse sehr lehrreiche „Notice sur les troupes régulieres de la Grèce," aus welcher Rec. hier, zur Beachtung Aller für Griechenland sich wahrhaft Interessirenden, besonders der Griechenvereine, nur folgendes aushebt: „C'est vers l'organisation des forces navales de la Grèce, qu'il faudrait tourner ses soins et son attention: c'est à l'empire de la mer que tiennent les destinées de la Grèce." Ferner sind sogenannte pièces justificatives angehängt, von denen indeß nur die wenigsten allgemeines Interesse haben, die meisten dagegen wohl nur zur Legitimation des Obersten Voutier (vergl. Vorrede S. VIII. IX.) bekannt gemacht worden sind. Wichtiger sind aber die S. 193 ff. im Originale, mit einer französischen Uebersetzung, mitgetheilten, von V. an Ort und Stelle gesammelten Chants populaires, größtentheils κλεφτικὰ τραγούδια, an der Zahl sieben, alle, wie es scheint, aus der Zeit der gegenwärtigen Revolution, wobey nur das zu bedauern ist, daß theils das Original nicht ganz fehlerlos, auch die Uebersetzung nicht durchaus richtig ist, theils nicht, wie in Fauriels Sammlung, historische Erklärungen zum bessern Verständniß der einzelnen Lieder hin und wieder hinzugefügt sind.

Geschichts-Literatur.

Jahrbuch der gesammten Literatur und Ereignisse, betreffend die Erdbeschreibung, Geschlechter-, Wappen-, Münz- und Staatenkunde, die Staatswissenschaft, Zeitrechnung, politische Geschichte und Archäologie von 1824 und 1825. Von Ernst Gabriel Woltersdorf, Prof. Berlin, bey Ludwig Oehmigke, 1826. 556 S. 8.

Wir finden in diesem schätzbaren Werke die Titel aller in den Jahren 1824 und 1825 im In- und Auslande erschienenen, die Geschichte und deren Hülfswissenschaften betreffenden Bücher und Abhandlungen mit unsäglichem Fleiße gesammelt, systematisch geordnet, und mit einem kurzen Urtheil begleitet. Ihre Zahl beläuft sich auf mehr als 5000, und nur in zwey Jahren. Daraus ersieht man schon, welche Mühe der Verfasser für uns übernommen hat. Wenn sich auch die größern Werke in den gewöhnlichen Bücherverzeichnissen genannt finden, so sind sie doch nicht nach Fächern und Unterabtheilungen bequem geordnet, und die vielen in Zeitschriften zerstreuten Aufsätze, die oft so wichtig sind, als ein Buch, entziehen sich bey der großen Menge der Journale sehr leicht dem Blicke. Ohne Zweifel werden diese Jahrbücher fortgesetzt werden, und es wäre sehr zu wünschen, daß in dieser Art auch alle andern Fächer der Literatur für den Ueberblick geordnet würden, besonders in Rücksicht auf die Journalartikel, die man in ähnlichen encyclopädischen Sammlungen bisher unbeachtet gelassen hat. Auch ein kurzes Urtheil wird jedem Nachschlagenden erwünscht seyn, wenn es so unparthepisch ist, wie das des Herrn Prof. Woltersdorf.

In der vorliegenden Sammlung ist die geschichtliche Literatur zunächst nach den Hauptvölkern eingetheilt. Wir finden allgemeine Geschichten von Rußland 5, von Frankreich 9, von England 13, von Deutschland 20, die sämmtlich in den genannten zwey Jahren erschienen sind. Warum beurtheilen unsere gelehrten Journale alle diese einen Gegenstand behandelnden Werke nicht gleich mit einander in Masse? Sie könnten sich dadurch Raum ersparen und das Urtheil durch die Vergleichung schärfen. Wenn Jahrbücher, wie das vorliegende, immer zur rechten Zeit erschienen, so würden sie den Recensenten glücklich in die Hände arbeiten und der Unordnung vorbeugen, über die man sich so häufig beklagt, da viele Werke gar nicht und die übrigen so sehr zerstreut recensirt werden.

Nr. 17.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 27. Februar 1827.

Ueberblick der russischen Literatur, von einem (ungenannten) russischen Edelmann.

Auszug aus dem Französischen.

Die russische Sprache ist, wie viele andere, eine Tochter der slavischen, das heißt der Sprache, welche zur Uebersetzung des Evangeliums und anderer heiligen Bücher diente, wiewohl auch diese schon nach der Ansicht vieler Gelehrten ursprünglich nur eine Mundart war. Zwey griechische Mönche, Methodios und Konstantinos oder Kyrillos, welche im Jahre 863 von Konstantinopel nach Mähren geschickt wurden, um dort die christliche Religion zu predigen, erfanden das slavische Alphabet und übersetzten das Evangelium, die Apostel und andere Theile der Bibel in's Slavische, so daß dieses sich nach einer reichen und gelehrten Sprache bildete. Die älteste Abschrift dieser Uebersetzungen, vom Jahre 1056, ist in der kaiserl. Bibliothek zu Petersburg; seitdem sind durch Abschreiben, und um die Sprache der heiligen Schriften der eigentlichen russischen näher zu bringen, viele Veränderungen hineingerathen. Das Slavische der heiligen Schrift ist der heutigen servischen sehr ähnlich. Der Russe versteht bey einiger Aufmerksamkeit die auf slavisch geschriebenen Bücher. Das Russische wird am reinsten in Moskau und der Umgegend gesprochen; von den andern Mundarten ist die hauptsächlichste die von Klein Rußland, welche die Mitte zwischen dem Russischen und Polnischen hält. Die Bewohner von Archangel und Astrachan können sich mit Leichtigkeit unterreden, und der Grund davon soll im Lesen der heiligen Bücher und dem allgemeinen Gebrauch der slavischen Sprache beym Gottesdienst liegen.

Ihren Ursprung dankt die russische Nation den Normannen, welche im Jahre 862 vom Ufer der Ostsee mit ihren Fürsten, Rurik und seinen beyden Brüdern, zu den zwischen Nowgorod und Kieff wohnenden Slaven kamen. Rurik's Abkömmlinge setzten ihr kriegerisches Leben fort, und kamen mit Beute beladen von den Thoren Konstantinopels zurück. Der Urenkel Rurik's, Wladimir, nahm 988 die Taufe und machte die christliche Religion zur herrschenden in Rußland. Griechische Mönche brachten die erwähnten Uebersetzungen, und derselbe Wladimir stiftete die erste Schule in seinem Reiche. Sein Sohn Jaroslaff brachte die Herrlichkeit des Reichs zu einer Höhe, welcher damals nichts gleichkam. Zu Anfang des eilften Jahrhunderts, als ganz Europa noch kaum aus der Finsterniß, womit es ein halbes Jahrtausend bedeckt war, hervorzutreten begann, stand Rußland in fortwährendem Verhältniß mit Griechenland, damals dem einzigen Zufluchtsort der Künste und Wissenschaften. Jaroslaffs erster Sohn vermählte sich mit der Tochter Harald's von England, der zweyte mit des polnischen Königs Casimir Schwester, der dritte mit der Schwester des regierenden Bischofs zu Trier, der vierte mit der Tochter von Konstantinos Monomachos, Kaiser zu Konstantinopel. Seine erste Tochter heirathete einen König von Norwegen, die dritte einen König von Ungarn; und die zweyte, Anna, vermählte sich mit Heinrich I. von Frankreich; ihr Sohn Philipp I. war Vorfahr von Ludwig IX. Wäre Rußland so ruhmvoll fortgeschritten, gewiß hätten sich die griechischen Gelehrten, welche zur Zeit der Eroberung von Konstantinopel ihr Vaterland verlassen mußten, am liebsten zu ihren Religionsbrüdern, den Russen, geflüchtet; der Norden wäre dem Süden in der Kultur vorangegangen. Aber Jaroslaff theilte das Reich unter seine Söhne; innere Kriege schwächten die Kräfte des Volkes, bis 1223 die Mongolen oder Tartaren mit Feuer und Schwert verheerten, was die Wuth innerer Zwietracht verschont hatte. Ihre barbarische Herrschaft lastete fast zwey Jahrhunderte auf dem unglücklichen Rußland, und auf lange verlöschte das Licht, welches eben angefacht war; die Sitten der Nation änderten sich, die Frauen kamen um ihre Freyheit, die Männer wurden feige und abergläubisch, die Regierung despotisch und grausam.

Diese Zeit der Unwissenheit hinterließ wenige literarische Denkmäler, zerstörte vielmehr die früheren. Doch ist das Gesetzbuch, welches man Jaroslaff und seinen Söhnen beylegt, merkwürdig in Hinsicht der Sprache und des Gerichtswesens, welches im 9ten Jahrhundert in

allen von den Normannen bewohnten Ländern in Gebrauch war. — Die Nestorianische Chronik, welche die ganze Zeit von der Entstehung der russischen Nation bis zum zwölften Jahrhundert, in welchem der Verfasser starb, begreift, ist ein kostbares Denkmal für die Russen und die slavischen Völker (herausgegeben von Schlözer, zu Göttingen); sie ist fast ohne Unterbrechung von andern, meist dem Namen nach unbekannten, bis zum 17ten Jahrhundert fortgesezt. — Das Gedicht über das Heer Igur's gehört auch dem 12ten Jahrhundert an. Es besingt den Heldenmuth dieses Fürsten von Nowgorod-Sewersky, seine Niederlage durch die damals am Don wohnenden Polowzen, seine Gefangenschaft bey diesem Barbarenvolke, desselben Rückkehr nach Rußland; und verdient durch seine Originalität, die Kühnheit der Bilder und den der Dichtung aller jugendlichen Völker eigenthümlichen Reichthum der Einbildungskraft ganz besondere Aufmerksamkeit. *) Des Verf. Name ist unbekannt; des ältern Dichters Bojane Schriften sind verloren. — Die Ueberlieferung hat unter dem russischen Volke eine Menge Lieder aufbewahrt, welche man der Zeit der Tartarenherrschaft zuschreibt. In einigen dieser Lieder, welche voll Naivetät und Gefühl sind, kommen Refrains vor, welche auf heidnische Bräuche Bezug haben. Andere preisen den Glanz von Wladimir's Hof und die Thaten seiner Waffengefährten. Hierin hat die Zeit dieses Fürsten das Ansehen der Fabel, wie Karls des Großen Regierung in den Romanen des Mittelalters. Es fehlt nur den Ueberlieferungen ein Ariost. Ist wirklich das Wundersame in den Romanen der Ritter von der Tafelrunde und von den zwölf französischen Paladins durch Odin von Asien nach Skandinavien gebracht worden und von da nach England und Frankreich gelangt, so könnte dasselbe zur Zeit der normännischen Ansiedlung nach Rußland gekommen seyn.

Langsam ging die Befreyung von den Tartaren vor sich; erst der Großfürst Johann III. in der zweyten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts war freyer Selbstherrscher von ganz Rußland. Botschafter des Papstes, des deutschen Kaisers, der Könige von Polen und Dänemark, vom Freystaate Venedig kamen nach Moskau; man führte diese aber von der Grenze mit asiatischer Pracht nach der Hauptstadt, ohne die Einwohner in Verhältnisse mit ihnen treten zu lassen. Durch Aufhebung der republikanischen Verwaltung von Nowgorod, welches noch Verbindungen mit den Hansestädten hatte, war Rußland von allen civilisirten Völkern Europa's getrennt; denn die Architekten, Aerzte und andere aus der Fremde blieben ohne weiteren Einfluß. Johann IV. legte Schulen und die erste Buchdruckerey in seinem Reiche (1553) an, aber die Musen flohen beym Anblick seiner Gräuel, und wenn auch Boris Godounoff durch Beyziehen fremder Gelehrten und dadurch, daß er junge edle Russen in der Fremde ihre Studien machen ließ, einige Hoffnung gab, so folgte doch hierauf eine tiefe Nacht. Alexis versuchte endlich, was Peter der Große vollendete; er ließ ein Schiff bauen, welches freylich von den Kosacken bey der Einnahme von Astrachan verbrannt wurde, bildete ein disciplinirtes Heer, legte Fabriken an, ließ fremde Officiere und Handwerker kommen; aber die Russen flohen ihre Gemeinschaft.

Dieser Zeitraum ist in Hinsicht der Literatur merkwürdig durch den Einfluß, welchen die Geistlichkeit von Klein- und Weiß-Rußland, unterrichteter als die des eigentlichen Rußlands, ausübte, und welcher für die Literatur nützlich, für die Sprache schädlich war. Zur Zeit der Vereinigung mit dem Mutterlande besaß Kieff schon eine geistliche Akademie; desgleichen ward durch den Czar Theodor 1682 eine zu Moskau gestiftet. Er hatte große Liebe für Dichtung und Musik. Sein Lehrer, der Mönch Simeon aus Polozk, war einer der besten Dichter seiner Zeit, und Verfasser der von der Prinzessin Sophie und den jungen adelichen Herrn und Damen ihres Gefolges bey Hofe aufgeführten Dramen; die Prinzessin selbst arbeitete für das Theater. Die dramatische Kunst war kurz vor diesem Zeitraum in Rußland bekannt worden. Den ersten Begriff davon gaben die Studenten der Akademie von Kieff, welche während der Ferien in den südlichen russischen Provinzen Dramen aus der heiligen Schrift aufführten. Die Moskauer Akademie ahmte dieß nach, und so kamen sie an den Hof. Auf diese Weise offenbarte sich die Liebe zur Kunst; aber für den Geist Peters des Großen war dieser Gang zu langsam; warum geduldete er sich nicht, sie allmählich entwickeln zu sehen, und ohne daß alles Nationale darin ausgetilgt wurde? Er studirte die Arzneywissenschaft, Architektur, Mathematik, besonders aber die Schiffbaukunst. Die 36 Jahre seiner Regierung gestalten sein ganzes Reich um; die Hauptstadt wird nach einer unlängst ihr unbekannten Gegend verlegt, sein Heer mit europäischer Kriegszucht siegt über den größten Feldherrn der Zeit; seine Flagge wird von allen Seemächten geehrt, der Boden ist voll von Fabriken und Manufakturen, der Handel öffnet sich neue Wege, das Kaspische Meer wird mit der Ostsee vereint, die Unterthanen erlernen in ganz Europa Künste und Wissenschaften, im Lande finden die Fremden Aufnahme und Auszeichnung, der Jugend wird fast in allen Städten Belehrung zu Theil. Buchdruckereyen blühen zu Petersburg auf, und in einem abgeänderten Alphabet erscheinen Uebersetzungen ausländischer Werke zum Gebrauch der neuen 51 Schulen, ungerechnet die 26 für die Geistlichkeit, die 58 für das Heer und einer andern für das Seewesen. Auch legte er eine naturhistorische Sammlung und eine öffent-

*) S. Lit. Bl. von 1826. Nr. 89.

liche Bibliothek an, und nur sein Tod (1725) hinderte ihn an der Stiftung einer Akademie der Wissenschaften nach Leibnitzens Plan. Aber Katharina I. gab bald dieser durch Euler und Müller so berühmt gewordenen Anstalt ihr Entstehen, und Anna der Kadettenschule, woraus der Marschall Rumianzoff und die Dichter Sumarokoff und Oseroff hervorgingen.

Von dem Vorwurfe, welcher in der Mitte des 17ten Jahrhunderts Klein- und Weiß-Rußland trifft, ist besonders Demetrius, Erzbischof von Rostoff, frey, dessen (slavische) Sprache als Muster gilt. Er verfaßte unter andern geistreiche Dramen, welche in seinem Bisthum von den Studenten der Theologie aufgeführt wurden. Unter Peter kamen mit den Sitten und Kenntnissen fremde Wörter aller Nationen nach Rußland. Dieß Chaos herrscht in allen Schriften aus dem Anfang des 18ten Jahrhunderts. Auch der Erzbischof Theophanes, der Vater russischer Kirchenberedtsamkeit, ist nicht ganz frey davon. Seine Gedichte sind vergessen, die Epistel an den berühmten Kantemir ausgenommen. — Fürst Kantemir, geboren zu Konstantinopel, und 4 Jahr alt mit seinem Vater, welcher Hospodar in der Moldau war, nach Rußland gekommen, darauf außerordentlicher Botschafter erst in England, dann in Frankreich (starb zu Paris 1744 im Alter von 36 Jahren) hatte mehrere alte und neue Sprachen inne, ist aber mehr durch seine originellen Dichtungen und besonders durch die Satyren bekannt, worin er mit Erfolg, und ohne zu copiren, Horaz und Boileau nachahmt. Sein Styl ist etwas veraltet, das Versmaß beruht auf der Zahl der Sylben.

Den Rhythmus der Griechen und Römer führte zuerst Trediakofski ein, er ward aber erst durch Lomonossoff allgemein. Ersterem hat sein Lehrer Rollin Kenntnisse und Arbeitsliebe eingeflößt, Genie war ihm nicht zu geben. Katharina II. ließ als Strafe Verse desselben auswendig lernen. Lomonossoff aber würde hinreichen, ein ganzes Jahrhundert zu verherrlichen. Schon in seiner ersten Ode (über die Einnahme von Chotin, 1739) bewunderte man die Harmonie der Jamben, den schönen reinen Styl, den lyrischen Schwung. Er war damals 28 Jahr alt und befand sich in Deutschland. Unter dem eiskalten Himmel von Archangel in einer Fischerhütte geboren, begab er sich vom väterlichen Erwerb nach Moskau, ward später nach Deutschland zu Wolf geschickt, und lehrte von 1741 an bis zu seinem Tode (1765) zu Petersburg Chemie und andere Naturwissenschaften. Seine physikalischen, chemischen, geognostischen, astronomischen Schriften sind von keinem Nutzen mehr. Aber er war der erste, welcher eine russische Grammatik verfertigte, der Sprache ihre Reinheit gab und die Regeln des Styles festsetzte. Die lyrischen Gedichte und die akademischen Reden sind seine besten Arbeiten; er hatte das Griechische, Lateinische, Französische und Deutsche inne und bereicherte die russische Literatur mit Uebersetzungen; weniger Erfolg hatten seine epischen und tragischen Versuche. Der einzige Dichter, welcher bey seinen Lebzeiten ihm nachahmen konnte, war der jungverstorbene Popofsky, dessen Meisterwerk die Uebersetzung in Versen von Pope's Versuch über den Menschen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Böhmische Literatur.

Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen. Erster Jahrgang. Januar. Prag, im Verlag des böhmischen Museums. 1827. 96 S. 8.

Wer möchte den Nutzen läugnen, den Zeitschriften, diese Erfindung neuerer Zeiten, durch schnelle Verbreitung der Ideen schon gestiftet haben? Freylich ist der Unterschied unter ihnen sehr groß, und während einige und eigentlich die meisten im wörtlichen Verstande Ephemeren sind, erheben sich andere zu Jahrbüchern der Wissenschaft, die man nach längerer Zeit selbst mit Nutzen zu Rathe zieht. Die oben angekündigte Monatschrift gehört in die Reihe der lezteren; denn durch sie will sich (wie es das Vorwort besagt) die Gesellschaft des böhmischen Museums, dieser vor acht Jahren entstandenen, nun immer mehr und mehr emporblühenden Anstalt, in eine innigere vielseitigere geistige Berührung mit der Nation setzen. Dieser Monatschrift geht zur Seite eine andere in böhmischer Sprache in vierteljährigen Heften, die mit eigenen Originalaufsätzen ausgestattet wird. Beyde Zeitschriften werden, wie das Museum selbst, vorzugsweise eine vaterländische Tendenz festhalten. Sie werden alles Historische sammeln, was im Leben, so wie in der Wissenschaft und der Kunst die Nation berührt, oder von ihr erstrebt worden ist; sie werden den vielfach gewünschten Vereinpunkt für die gesammte literärische Thätigkeit in Böhmen bieten.

Die Redaktion der beyden Zeitschriften besorgt, im Einverständniß mit einem aus der Mitte des Ausschusses der Gesellschaft gebildeten Comité, der böhmische Literator Franz Palazky. Die Monatschrift beginnt mit drey Bruchstücken aus dem epischen Gedichte: Wlasta oder der böhmische Mädchenkrieg von Karl Egon Ebert. Des Verfassers Gedichte (Prag bey Kronberger und Weber 1824) haben überall ehrenvolle Anerkennung gefunden. Das zweyte Bruchstück dieses

Nr. 10.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 1. Februar 1827.

Lithographik.

1. Joseph von seinen Brüdern verkauft, nach Overbeck, lithographirt von Oeri. Carlsruhe bey Velten 1826. 2¼ Fuß breit, 2 Fuß hoch.

2. Christus im Hause der Martha, nach dems. lithographirt von dems. Ebend. 2 F. br. 2¼ F. hoch.

Das erste dieser großen Blätter ist nach dem bey Hrn. Passavant in Frankfurt a. M. befindlichen Carton der Composition, welche Overbeck in dem Hause des verstorbenen General-Consuls Bartholdy zu Rom für den Cyklus der Geschichte Josephs a fresco gemalt hat. *) Der Meister hat den Augenblick dargestellt, wo der Ismaelitische Kaufmann den Knaben hinwegführt zu den Kameelen, welche auf der Seite halten; die Brüder empfangen den Kaufpreis von dem ältern Ismaeliten, den sie in einer höchst gelungenen Gruppe umstehen. Der Araber, welcher eine edlere Natur verrathend nachdenklich auf sie hinblickt, der Knabe, der das Kameel hält, auf welchem ein anmuthiges Mädchen sizt und der Mohr, welcher mit Wohlgefallen zu ihr hinaufschaut, sind zur Rechten des Bildes eine schöne Episode, an welche sich der vom Berge herabkommende Zug der Kaufleute anschließt. Links etwas rückwärts wird der Bock geschlachtet, bey den entfernten Schaafen weilt noch einer der Brüder und ganz im Vordergrunde sieht man den Brunnen, aus welchem Joseph eben heraufgezogen ward. Alle Figuren sind voll Wahrheit des Charakters so in der Tiefe des Gemüthes aufgefaßt, und mit so viel Anmuth dargestellt, daß man bey längerer Betrachtung immer mehr für sie gewonnen wird. Besonders schön gezeichnet ist der Körper des beynahe nackten Joseph. Gegen die übrigen läßt sich nicht ohne Grund einwenden, daß sie in den Verhältnissen etwas kurz, und für jene Menschen der Urwelt nicht kräftig genug gehalten sind, derselbe Tadel trifft das Gemälde selbst; aber für diese Mängel bietet die Reinheit der Empfindung und die innere Lebendigkeit, womit die Scene aufgefaßt ist, reiche Entschädigung.

Die Art wie Hr. Oeri den auf graues Papier gezeichneten und nur mit Kohle schattirten Carton lithographisch wiedergegeben hat, verdient im Ganzen alles Lob. Mit sicherer Verständniß sind die Hauptmassen durch leichte Schattirung gedeckt, und wir wünschten nur, daß der Boden, auf welchem die Figuren stehen, etwas kräftiger und die Schlagschatten an ihren Füßen bestimmter angegeben wären, dieß würde gewiß der Wirkung des Ganzen von großem Vortheil seyn. Die Behandlung der Gewänder geht durch die sehr gekreuzten Schraffirungen, welche Hr. Aeri zu lieben scheint, hie und da ins Schwerfällige, welches bey diesen einfachen Massen besonders nachtheilig ist; auch dürften wohl die Haare zum Theil mit mehr Freyheit und nicht mit so drahtartigen Linien ausgeführt seyn.

Wir äußern diese Bemerkungen um so unbedenklicher, weil die Wirkung im Ganzen und Charakter und Ausdruck im Einzelnen (nur der Kopf des Joseph scheint etwas zu alt) dem Lithographen so trefflich gelungen sind, daß sein Blatt einen ausgezeichneten Werth dadurch erhält; dann hauptsächlich auch, weil wir glauben, daß Hrn. Oeri nur eben die Beachtung einiger geringeren Theile seiner Kunst, wozu das oben Angedeutete zu rechnen ist, fehlt, um durchaus erfreuliche und verdienstliche Werke zu liefern.

Nr. 2. ist nach einer früher 1825 von Overbeck in Oel ausgeführten Composition, und in gleicher Größe mit dem, bey Hrn. Rathsherrn Vogel in Zürich befindlichen Gemälde lithographirt. Jesus, im Profil gesehen, sizt in der Mitte, Maria, in Nachsinnen verloren, zu seinen Füßen. Freudige Bilder künftiger Seligkeit scheinen vor ihrer Seele erwacht und sie blickt unbeachtend, was außer ihr vorgeht, den Kopf in die Linke gestüzt, zu

*) Vergl. die Nachricht im Kunstbl. 1825. Nr. 25.

Boden. Hinter ihm kommt Martha, die Hausfrau, mit raschem Schritte herbey, zu dem Heiland sprechend und die unthätigen Schwerter anklagend, auf welche sie mit der Linken deutet, während sie die andere, wie im Gefühl ihres Rechts, in die Seite stützt. Aber Christus, wehrend und sie beruhigend hebt die linke und belehrt mit erhabenem Zeigefinger, wie Unrecht sie der Schwester thun. Diese Gruppe, besonders die der beyden Schwestern, ist voll lebendigen Gefühls, und von großer Zartheit und Schönheit. Weniger spricht uns das Profil des Christus und die Figur des Lazarus an, welcher hinter Jesus fast zu künstlich hingelehnt dasteht. Drey Jünger, wohl Johannes, Jakobus und Petrus, welche sich etwas rückwärts von Christus zu einer schönen Gruppe vereinigen, erinnern in ihren Zügen an Werke und Bildnisse dreyer großer Künstler, des Lionardo, Raphael und Michel-Angelo, welches in der Bescheidenheit, womit es hier angewendet ist, einen angenehmen Eindruck macht. Den Ausspruch des Heilands enthalten die Worte, welche oben an der Wand geschrieben stehen: Luc. 10, 41. „Martha, Martha, du hast viel Sorge und Mühe. Eines aber ist Noth: Maria hat das gute Theil erwählet, das soll nicht von ihr genommen werden." In der Aussicht durch das Fenster gewahrt man in einer einfachen Landschaft den barmherzigen Samariter, welcher dem Unglücklichen Labung reicht.

Hr. Oeri hat seine Lithographie der Wirkung des Bildes angemessen behandelt, daher dieß Blatt mehr überdeckt und dunkler schattirt ist. Da wir das Original nicht kennen, vermögen wir nicht anzugeben, in welchem Grade treu die Nachbildung ist. Wohl aber können wir den großen Fleiß der Ausführung rühmen, bey welchem nur ebenfalls die oben gerügten Mängel in Behandlung der Gewänder und Haare bemerklich werden. Der Druck dieses Blatts scheint uns wenigstens in dem vor uns liegenden Exemplare nicht so gut gerathen, als in dem ersten. Einigen Stellen fehlt es an gehöriger Kraft und Klarheit.

Uebrigens ist es höchst erfreulich, daß durch diese Blätter die Werke eines der besten lebenden Künstler auf eine befriedigende Weise dem Publikum vor Augen kommen, und es wäre sehr zu wünschen, daß Hr. Oeri Gelegenheit hätte, noch mehrere Compositionen zu lithographiren, aus welchen das oft verkannte Bestreben der neuern deutschen Schule nach Wahrheit der Auffassung, Tiefe des Gedankens und Würde der Darstellung sich kund gibt.

S.

Berlin im December 1826.

Der um die Wissenschaft hochverdiente kaiserl. russ. Staatsrath Baron Fischer v. Waldheim in Moskau hat daselbst in diesem Jahre eine interessante Broschüre über ein mongolisches Götzenbild unter dem Titel: Notice sur le Yamântaga, idole rare du Museum d'histoire naturelle et d'antiquités de l'université impériale de Moscou, 4. 1826. herausgegeben und dieser Abhandlung drey Tafeln Abbildungen beygefügt. Die Universität in Moskau hat dieses unter dem Namen Yamantaga bekannte mongolische Götzenbild durch Schenkung des P. S. Demidow erhalten, begleitet mit der Versicherung, daß es durch seine Vorfahren von den Bucharen erkauft sey, welche es in einem Kriege mit den Mongolen erobert hätten, da es bey diesen Sitte, ihre Götzen mit sich zu führen; die Feinde, mit denen sie kämpften, suchten das Schicksal der Schlacht stets dadurch zu entscheiden, daß sie vorzugsweise den Ort angriffen, wo sich der geheiligte Gegenstand aufbewahrt fände. Hr. v. Schmidt sagt: „Reisende, welche ich gesprochen und die diesen Götzen in den Tempeln der Mongolen gesehen haben, berichten: daß sie ihn gewöhnlich plump auf Leinwand dargestellt gefunden, niemals aber einen von Metall angetroffen hätten; nach allen Nachrichten, welche ich mir außerdem darüber habe verschaffen können, darf ich behaupten, daß der hier mitgetheilte Götze wohl so ziemlich der einzige Vorhandene seyn wird. Die Masse besteht aus Silber mit einer geringen Vermischung von Zinn; die Arbeit daran ist so sorgfältig, daß sie die Aufmerksamkeit der Künstler verdient. Es würde heutzutage schwer seyn, ihn nachzubilden. Die Hauptfiguren sind zusammen geformt und geschmolzen, die Arme jedoch besonders gearbeitet und sehr kunstreich durch Ringe gelöthet, welche zugleich als Zierrath dienen. Der zarte Ausdruck in den Zügen der Köpfe, die Vollendung in den Armen, die natürliche Bewegung in den Händen machen dieses Götzenbild zu einem Meisterwerke der Kunst. — Die kleine Bildsäule hat, das Fußgestell nicht mitbegriffen, 6 Zoll Höhe und 4 Zoll 6 Linien Breite mit ausgestreckten Armen. Sie ist zusammengesetzt aus einem Körper mit 9 Köpfen, 16 Beinen und 34 Armen. Sechs weibliche Köpfe umgeben die Hauptfigur, welche einen Ochsen darstellt, und diese Gruppe wird noch von zwey andern Weiberköpfen überragt, die übereinander stehen und von denen der eine, durch seine Häßlichkeit merkwürdig, von Strahlen umgeben, der andere dagegen — der oberste — sich durch Jugendlichkeit und Schönheit seiner Züge auszeichnet. Sämmtliche Köpfe haben Halsbänder von Perlen und tragen Kronen von Todtenköpfen, aus welchen Flammen sprühen. Das Auge der Vorsehung befindet sich auf der Stirn aller dieser Köpfe, ausgenom-

men des obersten, der auch keine Krone von Todtenköpfen trägt und allein nur mit einem Flammen-Diadem geschmückt ist. Die 34, mit Armbändern von Perlen und mit Ringen verzierten Arme halten die Sinnbilder der Stärke und der Verwüstung, mit Ausnahme der Hände der vordern Figur, in denen man einen Theil der Veda und den Lingam sieht. Die 16 Füße berühren nicht den Boden, sondern werden auf der einen Seite von Rennthieren oder Antilopen, auf der andern von Adlern getragen, welche Thiere selbst wieder auf neun Götzen verschiedener Gestalt ruhen. Unter den vordern bemerkt man drey, welche Kronen tragen; die Nase der zweyten von der linken Seite, geht in einen Elephantenrüssel aus." (Augenscheinlich Ganesa.)

„Brust und Beine der Hauptfigur sind gleichmäßig mit Perlen verziert. Zwischen ihren Schenkeln hängen zwey Guirlanden, die Eine von Todtenköpfen und die Andere von lebenden Köpfen. Es bleibt uns nun noch unter den äußern Verzierungen dreyer Fackeln zu erwähnen, von denen sich zwey an beyden Seiten der Figur befinden und die dritte zwischen ihren Beinen hängt. Diese so zusammengesezte und mit dem Sinnbilde des Lingams versehene Figur umarmt ein junges Mädchen; der eine Fuß desselben steht auf einem Vogel, der andere umschlingt die Schenkel des Götzen. Es ist ebenfalls mit Todtenköpfen gekrönt, die von Flammen umlodert werden; die Stirn ist mit Perlen geschmückt und auf Armen und Beinen sind ebenfalls Bänder mit Perlen besezt; das Halsband besteht aus Todtenköpfen."

Etwas zu lobend und übertrieben möchte es wohl erscheinen, wenn Hr. v. Fischer nun in folgenden Worten sich ergießt: „Die Arbeit an dieser kleinen weiblichen Gestalt ist von dem Künstler mit vieler Zartheit und Sorgfalt behandelt; alle Verhältnisse daran sind genau beachtet und die Vollkommenheit so groß, daß ein geschickter Bildhauer wie Benvenuto Cellini sich hoch verherrlicht gefühlt haben würde durch Hervorbringung eines so schönen Werks." Auf der dritten Kupfertafel hat Hr. v. Fischer die verschiedenen Sinnbilder, welche in den Händen gehalten werden, abbilden lassen, gibt jedoch keine nähere Deutung davon, außer daß er glaubt, was man in den Händen der Hauptfigur, so wie in denen der jungen weiblichen Gestalt erblickt, für den Lingam halten zu müssen. Das Täfelchen in dem zweyten Armpaar der Hauptfigur wird als die Veda bezeichnet. Hr. v. Fischer führt nun zur nähern Erklärung dieses Idols an: „Die Mongolen beten diesen Götzen unter dem Namen Yamantaga an — d. i. Rachegott der Lamas-Hindous. Es ist leicht begreiflich, daß dieses Götzenbild den allmächtigen Gott, den Schöpfer, Erhalter und Zerstörer darstellen soll. Ueber seinen Ursprung will ich noch einige Worte zufügen. Ich habe geglaubt, die Mongolen hätten die Grundbegriffe ihrer Götterlehre von den Indiern erhalten. Die so alten und so aufgeklärten Indier oder Hindus scheinen lange vor den Aegyptiern und Griechen eine sehr wichtige Rolle gespielt zu haben. Es ist hinreichend, an die Ruinen von Ellora zu erinnern, um nicht andere Beweise ihres geistigen Reichthums anzuführen." — Nun entwickelt Hr. v. Fischer aus Berichten der Missionäre die Begriffe der indischen Trimurti, welche übrigens nichts Neues enthalten und schließt: „Meine Vermuthung, daß die mongolische Mythologie indischen Ursprungs sey, erhielt selbst einen Grad von Gewißheit, als ich eines Tages den Prinzen Visapur beym Erblicken dieses Götzenbildes lebhaft ausrufen hörte: das ist der Lingam, aus einem unsrer Tempel entführt."

Herr v. Fischer, mit seiner Erklärung nicht zufrieden, wendete sich J. J. Schmidt in Petersburg, welcher durch seine Forschungen im Gebiete der ältern religiösen, politischen und literarischen Bildungsgeschichte der Völker Mittelasiens, vorzüglich der Mongolen und Tibetaner, 1824. 8. wohl hauptsächlich im Stande seyn möchte, diesen Gegenstand am gründlichsten zu beleuchten. Die Antwort desselben ist der vorgedachten Abhandlung beygedruckt und scheint mir von einem solchen Interesse, daß eine Uebersetzung derselben hier gern gelesen werden wird, da das Original gewiß in Deutschland wenig bekannt ist. Im Eingange des Antwortschreibens stellt Hr. Schmidt die Begriffe des Buddhaismus und Brahmaismus fest, welche er in den Hauptsätzen wesentlich verschieden findet und läßt es unentschieden, ob man Erstern als eine aus dem Leztern entsprungene Sekte, oder als dem Brahmaismus vorausgegangen, betrachten soll. Nach dieser Auseinandersetzung kommt nun Hr. Schmidt auf unser Götzenbild und sagt: „Diese Gottheit (der Yamantaga) ist für sich selbst nur eine der zahlreichen und mannichfaltigen Darstellungen des Siva und sein Name der eines geistigen Wesens der dritten Ordnung, welche die Brahminen Trimurti nennen. Es ist nicht der Lingam, den der Prinz Visapour vermuthet hat; sondern der Lingam, — der Gestalt nach mit dem Phallus übereinkommend — ist nur eine seiner vorzüglichsten Eigenschaften, und mit der ganzen Gruppe bildet er nach dem System der Brahminen ein Bild der zerstörenden und wiedererzeugenden Natur. Beyde Gestalten, sowohl der Götze als das weibliche Wesen, welches ihn umarmt, haben ihre Hände verschlungen und halten den Lingam mit der Rechten. Der Name ist aus den Worten des Sanscrit: Yama und Antaka zusammengesezt; der Erstere ist der Eigennahme des Gottes der Hölle und der Andere bezeichnet Zerstörung. Bey den Mongolen ist er gleichmäßig Ueberwinder der Höllengötter genannt, welches mit der Bezeichnung des Sanscrits-Worts Yaman,

taka übereinzukommen scheint. Es ist entschieden, daß dieser Götze keine Brahmaische, sondern eine Buddhaische Gestalt ist; wovon man sich durch den Kopf des Buddhaischen Gottes der Weisheit überzeugen kann, — Mandschouchri — der über dem Götzen steht; man unterscheidet aber auch mehrere Brahmaische Gottheiten unter den mit Füßen getretenen Figuren, namentlich den Ganesa, kenntlich am Elephantenrüssel. Unter den Gegenständen, welche sich in den zahlreichen Händen des Götzen befinden, erkennt man mehrere, die beym Gottesdienste des Buddha gebraucht werden, z. B. die priesterliche Glocke, der priesterliche Scepter, die Pauke u. s. w. Die Buddhaisten stellen Yamantaka unter die drohenden Gottheiten, bestimmt, alles zu vertilgen, was die Fortpflanzung und den Zweck der Lehre des Buddha hindert, u. s. w. u. s. w. Es würde schwierig seyn, den Ort zu bestimmen, wo dieses Götzenbild verfertiget worden, da sich keine Inschrift darauf befindet. Von China erhalten wir nur den unwichtigsten und wenigst geachteten Theil der Götzen; der größte Theil kommt von Tibet, wo man eben so geschickte Gießer als in China hat. Die schönsten kamen in ältern Zeiten von Balpo oder Nepal. Die Chroniken Tibets und die der Mongolen rühmen vorzüglich die Figuren von Neapel, und bey der Gründung eines neuen Tempels ließ man von dieser Stadt häufig die Künstler kommen, welchen man die Anfertigung der verschiedenen Götzen anvertraute. Der Stoff, aus welchen der Yamantaka gebildet worden, ist vielleicht das Metall, welches unter dem Namen des weißen chinesischen Kupfers bekannt ist. Man weiß, daß die Jesuiten, getäuscht durch die Aeußerungen der Chinesen, dieß Metall als ein besonderes mineralisches Product betrachteten, bis die Erfahrung sie vom Gegentheil überführte, indem sie den Beweis erhielten, daß es nur eine Zusammensetzung sey." Hiermit schließt diese interessante 16 Seiten starke Abhandlung.

Druck und Papier sind zu loben, doch tadeln möchte ich die dazu gelieferten Abbildungen, welche durchaus keine klare Anschauung von dem Götzen gewähren. Ich hoffe später durch zu erwartende Mittheilung eines Abgusses, in den Stand gesetzt zu werden, genauere Darstellungen von diesem Werke der Kunst liefern zu können, indem es mir sehr der Mühe werth scheint, daß Gelehrte und Kenner des Orients diesem Idole Beachtung schenken, da ein Aehnliches wohl bisher nirgend bekannt gemacht ist.

Herrn A. W. v. Schlegel sind diese Zeilen vorzüglich gewidmet und mögen denselben einen freundlichen Neujahrsgruß von mir bringen.

Dr. Dorow.

Neue Kunstwerke.

Baden und seine Umgebungen in malerischen Ansichten von Professor Frommel, mit Beschreibung von Hofrath Schreiber. 3ter Heft. Preis 5 fl. 30 kr.

Dieser neue Heft eines Werks, welches der deutschen Kunst Ehre macht, enthält, wie die vorhergehenden, sechs Blätter: 1. Den Wasserfall bey Geroldsau; 2. das Kloster Lichtenthal; 3. die Todtenkapelle daselbst; 4. das neue Gesellschaftshaus in Baden; 5. die Ruinen der Burg Windeck, und 6. Türenne's Denkmal bey Dasbach. Auch an diesen Abbildungen muß man wieder die glückliche Wahl der Standpunkte, so wie die geistvolle Behandlung rühmen, die Effekte sind nicht gesucht, sondern wie sie die Natur selbst darbietet, wenn manche Vedutenzeichner sich damit begnügen, ihren Gegenstand beym ersten Anblick, und in der ersten besten Beleuchtung flüchtig zu skizziren, und bey der Ausführung eine meist ungetreue Erinnerung zu Hülfe zu nehmen, so zeigt sich dagegen bey unserm Künstler überall ein sorgsames Studium des Charakteristischen, im Ganzen wie im Detail. Ein vierter Heft wird die schönsten Parthieen des romantischen Murgthals enthalten, und dieses Werk schließen; zu einer ähnlichen mahlerischen Darstellung des Schwarzwaldes hat Hr. Prof. Frommel bereits die Zeichnungen an Ort und Stelle gefertigt.

Merkwürdigkeiten des Großherzogthums Baden, in Bezug auf Kunst und Geschichte, nach der Natur und auf Stein gezeichnet von J. Bergmann. Constanz. 1r—4r Heft. gr. Fol.

Es herrscht seit einigen Jahren ein löblicher Wetteifer, die Ueberreste deutscher Art und Kunst in Abbildungen und Beschreibungen bekannt zu machen. Der Plan des vorliegenden Werks hat aber einen noch weitern Umfang; es nimmt auch interessante Ansichten von Städten ꝛc. und Darstellungen merkwürdiger Naturformationen auf. An Stoff kann es sobald nicht gebrechen, denn die badischen Gegenden am Bodensee und Oberrhein enthalten einen Reichthum von Werken der Architektur, Sculptur und herrliche Szenereien, der wohl eine ziemliche Reihe von Heften füllen mag. Nur ist freylich Bergmann kein geübter Zeichner, und besonders mißlingen ihm landschaftliche Gegenstände und Figuren. Auch mit der lithographischen Technik hat er sich noch zu wenig befreundet. Der beygefügte Text ist kurz, aber zweckmäßig und zur Belehrung hinreichend.

— der.

Nr. 11.

Kunst-Blatt.

Montag, den 5. Februar 1827.

Archäologie.

Verzeichniß der alten und neuen Bildwerke in Marmor und Bronze in den Sälen der königlichen Antikensammlungen zu Dresden. Walther 1826. VI. 122 S.

Dankenswerth in mehrfacher Beziehung ist das vorliegende Büchlein, welches dem Vernehmen nach von dem königl. sächsischen Hofrath Hrn. Dr. Hase herrührt und den früheren Catalogue des marbres etc. Dresde 1807. 8. von Lipsius in reichem Maße ersezt. Von Dresden her, wo das kunstgeschichtliche Studium unsrer Landsleute seit längerer Zeit einen Anfangs- und Mittelpunkt zu suchen pflegte, muß es Auswärtigen als Erinnerung an bekannte Kunstwerke, gegenwärtigen Beschauern als Wegweiser durch geehrte Umgebungen erwünscht seyn, und selbst die archäologische Forschung hat gerechte Gründe, jedes vollständige Verzeichniß einer Antikensammlung als einen Zuwachs des in seiner Gesammtheit nie und nirgends abbildungsfähigen archäologischen Materials anzusehen. Werke, deren Daseyn wichtig ist, während ihre einfache, sonst bekannte, zerstörte oder artistisch allzu untergeordnete Gestalt niemals zu ihrer Abbildung auffordern würde, kommen erst durch ein solches Verzeichniß zur Sprache; andere, selbst die bekanntesten, deren offenes Angesicht hie und da durch die Schlangenwindungen eines vielzüngigen Gespräches mehr verdunkelt als erläutert wird, können in einer gedrängten Beschreibung leicht zu ihrer gültigsten Betrachtungsweise zurückgeführt werden.

Eine Arbeit dieser Art, die nichts zu wünschen übrig ließe, muß zur Zeit den unmöglichen Dingen beygezählt werden; der gegenwärtigen gereicht es zum Lobe, daß sie den wesentlichsten Erfordernissen eines Antikenverzeichnisses mit einer Enthaltsamkeit entspricht, für die man, an die redselige Breite der meisten archäologischen Werke allzugewöhnt, selbst manche unbequem verschlossene Belehrung dann und wann gern hinzugeben pflegt. Die einzelnen Stücke der Sammlung sind unter Bezeichnung fortlaufender Nummern aufgeführt; Herkunft und Größe sind sorgfältig angegeben, Nachweisung der Ergänzungen und der Abbildungen mangelt wenigstens da nicht, wo durch Beckers Augusteum vorgearbeitet war. Aushebung archäologischer Besonderheiten, wie im Pariser Antikenverzeichnisse bezweckt ist, lag nicht im Plan der gegenwärtigen und dürfte bey ihrem verhältnißmäßig beschränktem Material auch kaum erwartet werden; dagegen ist allerdings zu bedauern, daß die Beschreibung der umfassenderen Bildwerke dem ungeübten Auge nicht mehr als geschehen ist, nachhilft und daß daher auch dem Beschauer wesentliche Ansichten neuerer Forscher zugleich mit den begründenden Einzelnheiten der Bildwerke mangeln. So sind die Vorstellungen der allbesprochenen Kandelaberbasis Nro. 99. zwar ungefähr benannt, aber weder beschrieben noch erklärt. Richtiger als bey Becker ist die Folge der Seiten von der Linken zur Rechten (Augusteum Taf. V-VII. VI.) angenommen, aber, da jede Erwähnung der im Epheukranz des Neokoren (Taf. VII.), in den Silenesken-Verzierungen, ja wohl gar in vermeintlichen, thyrsusähnlich verbundenen Tempelbesen für uns unverkennbaren bacchischen Beziehung jener zwiefachen Apolloweihe fehlt, ohne irgend eine Begründung; daß auf der dritten Seite dem Lichtgotte Apoll eine Fackel geweiht werde, wo Becker in Abbildung und Erklärung einen Köcher gibt, ist ebenfalls stillschweigend angenommen, und statt der Hauptmeynungen Visconti's, Becker's, Böttiger's und neuerer Gelehrten einzig O. Müller's Schrift de tripode Delphico angeführt, auch diese aber ohne Erwähnung der in ihr vorgetragenen Meynung. Da jedoch ähnliche Uebelstände hauptsächlich bey Reliefs zur Sprache kommen und diese dem verzeichneten Theil sonst völlig mangeln, so verliert auch das gegenwärtige Verzeichniß durch sie weniger an seinem Werth.

Das Verzeichniß befolgt vom Eingang an die fortlaufende Reihe der Säle. In dem ersten und in den lezten derselben sind bekanntlich fast durchgängig moderne Bildwerke aufgestellt. Indeß würde außer den ägyptischen Löwen des Eingangs auch der, sehr willkürlich so benannte, Pfullus (Nr. 5.), eine Bronze-Statue in Le-

bensgröße, vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen, wäre ihr Alterthum so entschieden als es dem Verfasser für unbezweifelt zu gelten scheint; an den Hermenschäften von buntem Marmor Nro. 30. 32. hegt Ref. geringeren Zweifel. Eine Unterscheidung des Antiken und Modernen durch Druck oder Beyzeichen wäre hier und noch im zweyten Zimmer an ihrem Orte gewesen. In diesem ist von Antiken außer der bereits erwähnten Kandelaberbasis nur der reich verzierte Altar mit drey Nischen bemerkenswerth, dessen Abbildung Becker (August. I. 33. 34.) mit einer im Verzeichniß wiederholten Deutung auf den Dienst der Penaten gab; der Einwand liegt nahe, daß drey zusammengehörige Nischen nicht wenigen Dreyvereinen von Gottheiten dienen konnten, den Penaten aber, die im römischen Kultus als ein Götterpaar vorzukommen pflegen, am wenigsten. Referent fährt fort auch aus den folgenden Zimmern, in denen fast ausschließlich antike Bildwerke aufgestellt sind, Einzelnes auszuheben, was ihn zu abweichenden Meynungen veranlaßte. Die unter Nr. 119. im dritten Zimmer angeführte Gruppe (August. II. 66.) würde er nach anderwärts beygebrachten Analogien nackter Venusbilder (Venere Proserpina illustr. S. 66) mit dem Priapusdol und bekleideter weiblicher Figuren mit dem Idol einer mystischen Göttin (Ebend. S. 62) ohne Schwierigkeit als eine Venus neben der Statue eines Priapus bezeichnen. Die vermeintliche Thetis im vierten Zimmer (Nr. 153. August. III. 104) würde Ref. mit dem Ergänzer für eine, nach häufigem Gebrauch mit dem Delphin begleitete Venus halten, wenn die Züge des Kopfes wirklich ein Bildniß verriethen; eine Porträtfigur als Thetis darzustellen war so wenig Anlaß vorhanden, als reichlicher für die Bildung einer Venus Anadyomene. Indeß ist der Kopf jener Statue mit dem zusammengefalteten Kopftuch (Zoega zu bassir. I. 42.), Kredemnon bedeckt, welches bekanntlich keiner Meergöttin so vorzugsweise zukommt als der Leukothea. — Eine Figur mit Bocksbeinen, Marsyas benannt, zu finden, müßte selbst bey Werken von moderner Erfindung befremden; in der allerdings sehr geflickten Gruppe Nr. 159. (August. III. 83) ist es jedoch nicht der Bocksfüßler, dem die antike Begründung fehlt. Dieses ist ein entschiedener, vom Kopf bis auf die Kniee antiker, bärtiger Pan; sein rückwärts gehaltener linker Arm und die erhobene Richtung des ungeschickt mit einem Stamm ergänzten rechten erinnert allzusehr an häufige Ringergruppen auf Reliefs, um die Figur nicht am liebsten einer vormaligen Gruppe des mit Eros ringenden Pan beyzumessen. Daß die gegenüberstehende Apollofigur antike Theile habe, ist trotz ihrer Ueberarbeitung nicht abzuläugnen; der mit einer Chlamys bekleidete Sturz ist nicht modern. Wer aber beweist uns, daß dieses Fragment je zu der Figur des Pan gehörte? — Daß die als Pan und Olympus ergänzte Gruppe Nr. 165. (August. III. 81.) zur weiblichen Figur einer Nymphe zu ergänzen gewesen wäre, scheint eben so wenig ausgemacht. — Werke wie Nr. 169. (August. I. 36.) kann Ref. nur für Votivschilder halten und daher nur in Gebäude, niemals in Sarkophage, eingesetzt glauben. — Bilder eines durch Pinien-Ast, Gartenmesser und einen Hund bezeichneten Landgottes sind durch mehrfache Votivinschriften allzuentschieden als Silvansbilder bezeichnet, um sie noch dem Vertumnus beymessen zu dürfen, wie im fünften und achten Saal (Nr. 188. August. III. 82. und 348.) geschehen ist. — So wenig auf Köpfe ankommt wie auf den Ebend. Nr. 192. (August. II. 72.) angeführten, so mahnen sie doch billig an eine Beschränkung der allzuhäufig beliebten Benennung eines Amor zu Gunsten der häufigen Brunnen- oder sonstigen Lokalgenien. — Ob die sitzende Statue Nr. 213. (August. II. 68.) eine Erato sey, will auch Ref. nicht bejahen; sie erinnert an die vatikanische Terpsichore. Für eine Muse jedoch ist sie nach ihrer Bekleidung und nach dem Felsensitz mit Wahrscheinlichkeit gehalten worden, und einer solchen paßt auch der mit metallenem Stirnband (ἄμπυξ) geschmückte Kopf. Warum dieser leztere der Statue fremd seyn solle, gesteht Ref. nicht einzusehen. — Die im sechsten Saal Nr. 224. (August. I. 11.) befindliche Spesfigur ist mit gleich ungegründetem Verdachte belegt worden. Der Rest eines Füllhorns in ihrer Linken ist unzweifelhaft antik, und für die Dutzendarbeit dieser, immerhin auch nachhadrianischen, Statue weder zu gut noch zu schlecht; ein Füllhorn aber kam der Statue zu, wie zum Ueberfluß eine ganz ähnliche im Antiquarium zu München zeigt. — Das vermeintliche Herkuleskind Nr. 250. (Aug. III. 89.) ist keineswegs erwiesen; statt der Fische konnte man ihm einen Vogel in die ergänzte Hand geben und er glich vielen ähnlichen Votivknaben nicht weniger als einem Herkules. — Nach einem Korbe, der an der linken Seite des sitzend schlafenden Knaben Nr. 305. (Le plat. 126.) roh angedeutet ist, war derselbe als Fischerknabe zu bezeichnen. — Die von Nr. 306. (Le plat. 127.) gegebene Deutung einer Elektra am Grabhügel des Orest steht und fällt mit des Verf. im Conversationsblatt 1822. Nr. 123. vorgetragener Meynung über die Venus von Melos; für die gegenwärtige Statue dürfte wenigstens ein Felsstück, wie es der alten Plastik als häufige Andeutung dergigen Raumes dient, nicht ohne Weiteres einem Grabhügel gleichgesetzt werden. — Daß die sehr merkwürdigen Statuen Nr. 364. 367, welche Becker (August. III. 107.) für Gladiatoren mit zufälliger Aehnlichkeit des Hadrianus erklärte, diesen Kaiser wirklich vorstellen, ist ohne weitere Rechtfertigung, aber mit guten Gründen angenommen. Zweifelhafter ist, was eben so stillschweigend vorausgesetzt wird, daß die vormalige durch Verstümmlung der Arme unkenntliche Handlung die des

Ballspieles gewesen sey, da auch für Diskuswurf sich viel sagen ließe; ferner, was dem Ref. eben so willkürlich als unwahrscheinlich scheint, daß sie einem Sphäristerium, ja mit dem gegenüberstehenden Statuenpaar (Nr. 365. 366.) dem Giebel eines solchen angehörten, nämlich mit hinzugefügter und verlorener Statue eines dritten Mitspielenden. Die Willkür einer solchen Annahme, wo uns vier zusammengehörige Statuen von leidlicher Erhaltung gerettet sind, die gleiche Größe dieser vier Statuen, endlich das neue Wagstück aus einem so magern Bildervorrath Giebelgruppen für Spielplätze zu componiren, müssen jener Meynung einen ernstlichen Widerspruch entgegensetzen, dagegen es nahe liegt, die beyden Kämpferpaare am Eingang eines hadrianischen Spielplatzes auf Sockeln gegenübergestellt zu denken.

Zu manchen andern Widersprüchen eben dieser Art bietet die vorliegende Schrift wie mehr oder weniger alle Arbeiten über ähnliche Gegenstände, ein weites Feld dar. Ohne die vormalige Stelle und Umgebung einer Statue zu wissen, wie sie uns kaum irgend einmal bekannt zu seyn pflegt, oder ohne die entschiedenste Nachweisung individueller Attribute, müssen gelehrte Götterbenennungen durch mehr oder weniger allgemeine, aber in ihrer Gattung fast allemal an ein bestimmtes Lokal gebundene Beynamen, wie Poseidon Meilichos (Nr. 35.) und ähnliche nicht blos willkürlich, sondern auch störend erscheinen; für eine allgemein zustehende Benennung können wir nicht einmal die Athene Stratia (Nr. 146.) und Promachos (Nr. 149.), gelten lassen, und wenn eine jede fackeltragende Artemis auch immerhin Daduchos heißen mag, so müssen wir für eine, die wir blos als schreitend kennen (Nr. 111.), die Anwendbarkeit einer solchen Benennung billig bezweifeln. Warum muß ein jeder Satyr, der, nicht einmal mit entschiedener Hinwendung auf einen Dionysos, Wein einschenkt, Ampelos genannt werden (Nr. 219.), warum jeder Herkules, der das nicht seltene Beyzeichen eines Stierkopfes trägt, ein Besieger des kretischen Stieres (Nr. 299.) heißen? Warum wollen wir für jegliches Bildniß einen Namen suchen, zumal entschieden namenlose aus Familiengräbern die zahlreichsten unseres Vorrathes seyn mögen und die Abbildungen oft eben so leicht täuschen als entschieden bey jenem Epikurus (Nr. 179.)? Wichtiger als eine so unsichere Ausdehnung unsrer Grenzen ist die sorgfältige Beschreibung der Denkmäler; vielen wird keine Abbildung gegönnt, andern ist die beste nicht genügend. Es ist nicht unwesentlich für die vormalige Gestalt jenes schönen satyresken Mundschenken (Nro. 192. 178. 143. 219.), daß Reste des von der Rechten gehaltenen Kruges sich an ihren Köpfen (wenigstens bey Nr. 162. 178.) noch erhalten haben; der Epheuzweig am Stamme eines für Vertumnus versehenen Silvanus (Nr. 348. Le plat. 107.), der Delphin mit einer Muschel als Attribut einer Venus (Nr. 257.), die Verschleyerung durch Mantel oder Kopftuch am Idol des Priapus (Nr. 119.) und ähnliche Besonderheiten dieser Art gehören ganz eigentlich in ein Verzeichniß, welches den Beschauer zu sorgfältiger Beobachtung auffordern, den entfernten Forscher über jedes Eigenthümliche belehren soll. Selbst ob ein Kopf schlechtweg ein Kopf oder, wie Nr. 100, ein Hermenkopf sey, ist bey einem solchen keinesweges gleichgültig und die Sorgfalt der Beobachtung in scheinbar geringen Gegenständen verhütet oft Irrungen in den wichtigeren und vorzugsweise ausgehobenen. Da die Beschreibung selten aufs Einzelne eingeht, so sind Uebereilungen in ihr seltener bemerklich als in der Anwendung archäologischer Ausdrücke; Satyriskus, d. h. Satyrkinder als Benennung erwachsener Satyrn (Nr. 124. 162. 178. 193. 219.), ein Faun statt eines Satyrs, wo vom Original des Praxiteles (irrig Protogenes Nr. 191.) die Rede ist, Krotalen für Cymbeln (Nr. 296.) u. s. w. So wäre selbst das Kunsturtheil hie und da strenger zu wünschen. Mehr denn ein Bronzekopf der Sammlung verdient strengere Prüfung (so der Niobide Nr. 126, des Drusus Nr. 170.), das Relief Nr. 330 scheint entschieden modern, dagegen Ref. die für Nr. 163. 336. angenommene Neuheit verneinen möchte. Ueber den Frauenkopf Nr. 319. läßt sich streiten, ob er wirklich altgriechisch oder spätrömisch sey; die kleinen Löckchen scheinen einem Haarauffatz anzugehören.

Der verdiente Verfasser wird in diesen mancherley Ausstellungen den Beweis einer dankbaren und aufmerksamen Benutzung nicht verkennen, den wir ihm zu geben wünschten. Er wird unsre Bemerkungen mit prüfender Sichtung jenen nie ausbleibenden Berichtigungen anreihen, welche jedes Verzeichniß einer Sammlung schon durch einzelne Aenderungen der Gegenstände und ihrer Aufstellung zu erwarten pflegt. Bereits in gegenwärtiger ist die Ordnung von Nr. 346. 347. verkehrt worden; eine Jünglingsfigur, deren irrige Ergänzung zum Meleager erwähnt wird (Nr. 145.), ist durch die Attribute eines Rhytons und eines Strickes oder einer Schleuder der ihrer beygemessenen ästhetischen Bedeutung näher gerückt. Ueber die Gründe, aus welchen Verf. das lezte Antikenzimmer der königlichen Sammlung zur Zeit unbeschrieben ließ, hat derselbe sich nicht erklärt. Die verschiedenen, aus Alten und Neuen gemischten, überdieß bey kleinerem Umfang leicht zu vernachlässigenden Gegenstände jenes Zimmers, unter denen doch auch größere, wie die beyden merkwürdigen bacchischen Sarkophage (August. III. 111 — 115.) sich befinden, dürfte vielleicht noch dringendere Anforderungen auf ein sorgfältigeres Verzeichniß machen als die beschriebenen größeren Mar-

morwerke, und werden hoffentlich von den thätigen Bemühungen des Verfassers noch nachträglich ein solches erhalten. H. R. G.

Kunstausstellungen zu Gent und Amsterdam, im Dezember 1826.

In meinem lezten Briefe vom Juli d. J. versprach ich Ihnen Einiges über die Kunstausstellungen zu Gent im August und zu Amsterdam im October mitzutheilen; dringende Angelegenheiten und Geschäfte anderer Art haben mich jezt verhindert mein Wort zu halten; dennoch hoffe ich, daß diese Zeilen, obschon etwas verspätet, Ihnen nicht unwillkommen seyn werden.

Wie ich in meinem vorigen sagte, war von der Académie Royale de dessin, Peinture, Sculpture et Architecture zu Gent ein Concurs eröffnet; zu der Beurtheilung waren, wie gewöhnlich, einige Künstler und Dilettanten aus Brüssel, Antwerpen, Brügge, Doornik, Amsterdam ꝛc. eingeladen, und die Akademie theilte zu gleicher Zeit die Preise an Ihre Zöglinge aus. Die Aufgabe des höchsten Preises im Concurs, *) für alle Künstler des Königreichs erreichbar, war eine Hebe dem Adler des Jupiters den Becher darreichend. Die des zweyten Preises (eine Medaille und fl. 300 Nied. C.) war ein historisches Gemälde aus der neuern Geschichte, und sollte den Grafen v. Egmont vorstellen, wie er nach dem Blutgerüste gehend, dem Bischof Rythovius einen Brief überreicht, worin er seine Gattin und Kinder Philipp dem II. empfiehlt. Ein dritter Preis, blos für Damen zu gewinnen, bestand in einem Lockenkranz, einer Medaille und fl. 200 Nied. C. Die Aufgabe: Eine schlafende Nymphe mit ihrem Hunde, von natürlicher Größe. Für den vierten Preis, eine Medaille und fl. 200 Nied. C., war die Aufgabe ein Genrestück, eine junge Verlobte, welche in Gesellschaft ihrer Mutter und Schwester, durch ihren künftigen Gatten in die Werkstätte eines Malers geleitet wird, der ihr Porträt vollendet hat. Der fünfte Preis (eine Medaille und fl. 150) betraf die Landschaftmalerey und die Aufgabe war ein Mondscheingemälde, der sechste (eine Medaille und fl. 100) in der Bildhauerkunst, das Brustbild des Erasmus; der siebente in der Architektur (eine Medaille und fl. 250) der Grundriß, Aufriß und Durchschnitt eines Gebäudes für die botanische Gesellschaft zu Gent.

*) Eine Medaille und fl. 600. Nied. C.

Schade daß seit einiger Zeit die älteren Künstler nicht mehr für einen Concurs arbeiten wollen, und dieß den Jüngeren überlassen. — Indessen waren die drey eingesandten Stücke für den ersten Preis, alle sehr lobenswerth. Dem Hrn. Picquét von Brüssel, Schüler des Hrn. Navez, wurde der Preis ertheilt. Die HH. Dielman von Brüssel und Diez von Gent, bekamen Jeder ein Accessit. Den zweyten Preis gewann Mad. Adele Kindt von Brüssel, der dritte wurde Mad. Elise de Gamon von Brüssel zuerkannt. Im Genrestücke bekam Hr. Scheppers von Antwerpen den Preis, Hr. de Vlieger von Gent ein Accessit. V. J. v. Stoven aus dem Haag gewann den fünften Preis mit einem Mondscheingemälde, und A. de Noter zu Gent ein Accessit. In der Bildhauerey wurde dem Erasmusbilde des Hrn. Voituron der Preis und dem des W. Franck (beyde von Gent) ein Accessit zugetheilt. Hr. Focquenu von Gent bekam den Preis in der Architektur.

Diese Preisstücke wurden am 21. August zu gleicher Zeit mit den Arbeiten der Zöglinge der Akademie, im neuen Saale des Universitäts-Gebäudes ausgestellt, einer prächtigen Rotunde von 80 Fuß im Durchmesser, wo etwa 1500 Personen, worunter die vornehmsten Damen der Stadt, in glänzendem Putze versammelt waren. Die Gekrönten wurden von dem Hrn. Bürgermeister, den Professoren der Akademie und den Mitgliedern der Société des beaux arts in offenen Caleschen nach Hause begleitet, die Straßen, wo die Gekrönten wohnten, waren mit Guirlanden geschmückt und Abends beleuchtet. In den südlichen Provinzen ist dieß ein wahres Volksfest. Den beyden Kunstausstellungen von Gent und Amsterdam waren viele Stücke gemeinschaftlich, da sie auf Verlangen der Künstler zuerst in Gent ausgestellt und dann nach Amsterdam geschickt wurden. In der erstgenannten Stadt konnte ich mich nur wenige Tage aufhalten, deßhalb werde ich blos einiger vorzüglichen Bilder erwähnen, welche nicht zu Amsterdam waren, und die andern unter der Rubrik Amsterdam aufführen.

Zu Gent zeichnete sich, unter den Stücken, welche nicht versandt wurden, vorzüglich aus, ein Bild mit Figuren über Lebensgröße von Hrn. Navez: Rebecca wie sie von Elieser begleitet dem Jacob begegnet. — Die Gruppirung, die Zeichnung, und der Ausdruck der handelnden Personen fand vielen und verdienten Beyfall; das Colorit aber ist etwas kalt, wozu der Hintergrund viel mitwirkt, auch dürften die Figuren auf dem zweyten Plane etwas schwächer gehalten seyn. Die Draperien und das Nackte sind vortrefflich. Hr. Navez zeigt sich als ein guter Schüler des verstorbenen David.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 12.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 8. Februar 1827.

Neue Bauwerke in München.

Seit der Grundlegung der Pinakothek, von welcher in diesem Jahre bereits der Unterbau errichtet worden ist, sind mehrere andere Gebäude von großer Ausdehnung und Bedeutsamkeit in unsrer Hauptstadt, theils angefangen, theils vollendet worden, welche durch die Schönheit ihrer Construction wesentlich zu der Ausschmückung derselben beytragen. Die folgende Uebersicht wird unsere Leser wenigstens einigermaßen von der Wichtigkeit dieser Worte überzeugen.

1. Der Königsbau,

welcher an der nördlichen Seite des Max Joseph Platzes errichtet wird. Die östliche und Hauptseite dieses großen Raumes nimmt das neue von Fischer erbaute und nach dem Brand im Jahr 1823 ganz gleich dem frühern wiederhergestellte Theater ein; auf die Mitte desselben kommt das kolossale Denkmal zu stehen, welches die Stadt München dem Höchstseligen König Maximilian Joseph errichtet. Professor Rauch aus Berlin, im vergangenen Frühjahr eigens deßhalb nach München berufen, wird das Modell dazu fertigen, und wir hoffen es in wenigen Jahren aus der hiesigen Erzgießerey hervorgehen und auf dem Platze seiner Bestimmung emporsteigen zu sehen.

Der neue Flügel des königlichen Residenzschlosses, welcher auf der einen Seite dieses Platzes den Haupttheil des ganzen Gebäudes bilden soll, war eine für die architektonische Anordnung sehr schwierige Aufgabe, sowohl wegen der Verbindung mit dem übrigen schon bestehenden Gebäude, als in Hinsicht der Wahl des Styls und der Verhältnisse in der Nachbarschaft des nahen Theaters, dessen korinthische Säulenfaçade einen eben so großartigen als reichen und geschmückten Anblick gewährt. Die größere und die beyden kleinern Façaden zusammengenommen werden eine Länge von 660 Fuß ausmachen. Das Ganze wird aus Quadersteinen errichtet, und der Styl, obwohl nicht nach einem besondern Vorbilde behandelt, ist florentinisch zu nennen. Auf einem mit Stufen und einer Sitzbank umgebenen hohen Stylobate in Bossagen a punto di diamante abgesezt, erhebt sich das Erdgeschoß ganz in Rustico-Styl und mit dorischem Hauptgebälke gekrönt. Hierauf folgt der erste Stock mit einer jonischen Pilaster-Ordnung und jonischem passend verziertem Gebälke. Die zweyte Etage erhebt sich nur theilweise, etwa 220 Fuß lang über der Mitte der Hauptfronte, in korinthischer Ordnung und von einem reichen Consolen-Gesimse gekrönt. Drey Thore öffnen sich in der Hauptfronte und sind so wie die Arkadenfenster des ganzen Baues, mit eben so kräftig als mannichfaltig und reich geformten Bossagen umgeben. Der ganze Bau wird 105 Fuß hoch und mit flachen Terrassendächern bedeckt, auf welchen zum Theil Wintergärten anzubringen sind, die jedoch von außen nicht sichtbar werden.

Das Erdgeschoß wird nebst den zur Hofhaltung nöthigen Gemächern eine Reihe von gewölbten Zimmern enthalten, in welchen die Fabel der Nibelungen a Fresco gemalt werden soll. Zwey prächtige Marmortreppen führen zum ersten Stock, worin die Wohnung des Königs und der Königin angebracht ist. Der zweyte Stock enthält ein Festgemach in Verbindung mit jenen Wintergärten, welches bestimmt ist, den kleineren Hoffesten, Bällen und Conzerten ganz außerhalb der Wohnzimmer Raum zu gewähren. Die Verzierung dieser Gemächer der zwey obern Stockwerke soll den Befehlen S. M. des Königs gemäß durchaus auf dem Wege der Kunst, ohne Fabrik- und Flitterwesen, und in großer Einheit des Styls durchgeführt werden, zugleich aber neben Pracht und Größe allen Forderungen genügen, welche die Bequemlichkeiten des täglichen Lebens bedingen.

Die Heitzung mit warmer Luft wird in diesem großen Bauwerke eine passende und sehr ausgedehnte Anwendung finden. Der Grundstein ward am 18. Juni 1826 von S. M. dem König in eigener Person unter feyerlicher Begleitung der Geistlichkeit und des ganzen Hofes gelegt; seitdem war man mit dem Ausmauern des Grundes eifrig beschäftigt und in diesem Jahre wird hoffentlich das Gebäude schon um ein beträchtliches über

die Erde emporsteigen. Wir verdanken die obigen Angaben über die Anordnung desselben der gefälligen Mittheilung des Architekten Hrn. geheimen Oberdaurath v. Klenze.

2. Die Allerheiligen-Kapelle.

Theils durch den Bau des königlichen Wohnhauses, welcher in zu große Entfernung mit der jetzigen Schloßkapelle kam und nur eine unpassende Verbindung mit derselben hätte erhalten können, theils und hauptsächlich wegen zu großer Beschränktheit dieser alten Kapelle ward es nöthig eine neue zu erbauen, zu welcher am 1sten Nov. 1826 der Grundstein an der Ostseite des königl. Schlosses gelegt wurde.

Diese Kirche, mit der Vorderseite sich an das königl. Schloß lehnend, wird eine bedeutende Ausdehnung bekommen. Die ganze Länge beträgt 165, die Breite 110 Fuß. Das Aeußere wird blos als Nebenbau des Residenzschlosses behandelt und daher mit keinem bedeutenden Schmuck versehen. Im Innern hat das Hauptschiff zwey durch Säulen gesonderte Nebenschiffe, an deren Ende die zwey Nebenaltäre liegen, und fünf große Emporkirchen. Die Decke ist gewölbt und soll ganz mit Freskogemälden auf Goldgrund geziert werden. Die unteren Theile der Wände werden mit Marmorvertäfelungen bedeckt.

Der Architekt Hr. v. Klenze hat in seinem Entwurfe gesucht, den schönen frommen Sinn der frühern christlichen Gebäude des Südens mit architektonischer Reinheit und Consequenz zu vereinigen und dabey die imponirende Pracht des Anblicks zu erreichen, welche in Gebäuden, die nur den Regungen des Gemüths und Herzens gewidmet sind, als erste Bedingniß erscheint.

3. Das Kaufhaus.

Diese neue dem öffentlichen Nutzen und Vergnügen gewidmete Anlage nimmt die ganze westliche Seite des Hofgartens ein, und ist bereits im Aeußern und im Innern ganz vollendet. Die Länge beträgt fast 600 Fuß. Im Innern des Gartens zieht sich ein hoher Arkadengang hin, welcher theils mit historischen, theils mit andern Dekorationen a Fresco geziert werden soll; 16 große Felder werden Darstellungen aus der Geschichte des Hauses Wittelsbach enthalten. An diesem Gange liegen Kaffeehäuser und Kaufläden, welche doppelt, auch nach der Seite der Ludwigsstraße sich öffnen. Im ersten und zweyten Stockwerke sind schöne Wohnungen und das Lokal des Kunstvereins. Das Ganze, nach dem Entwurf des Hrn. v. Klenze erbaut, erinnert in Hinsicht der Anordnung und Verzierung des Aeußern an den Styl der venetianischen Architektur, und ist mit flachen Kupferdächern gedeckt.

4. Die Isarbrücke.

Am 9ten November wurde der lezte Schlußstein an der neuen Isarbrücke mit einer passenden Feyerlichkeit eingesezt. Nachdem die alte Brücke eingestürzt war, hatte man eine neue steinerne bekommen, die aber, nachdem sich sogleich die größten Fehler in Anlage und Construction zeigten, wieder abgetragen werden mußte. Es entstanden nun allerley Projecte für Eisen- und Holzbau, welchen aber endlich der feste Entschluß, eine Brücke ganz aus Quadersteinen aufzuführen, ein Ende machte. Die Entwürfe zu dieser Brücke wurden nun von Hrn. v. Klenze nach den hydrotechnischen Angaben des städtischen Baurathes Hrn. Probst gemacht, welcher sich bey der Ausführung als ein eben so erfahrener als vorsichtiger Techniker bewährte. Das Ganze ist aus Quaderstücken, und da das Terrain durchaus eine hohe Brücke nicht gestattete, mit fünf Bogenöffnungen von 58 Fuß Spannung versehen. Das Geländer wird aus Piedestal bestehen, welche mit Statuen und Candelabern geziert, und deren Oeffnungen mit reichen Ornamenten von Gußeisen ausgefüllt werden. Da es nicht rathsam war, hier eine Brücke mit halbzirkelförmigen Bögen zu bauen, so hat man doch gesucht, der flachen Bogenform das klassische, constructive Ansehen zu geben, dessen Brücken dieser Art gewöhnlich ermangeln.

Ueber das kürzlich von Hrn. O. B. R. Pertsch vollendete Gebäude der neuen Frohnfeste behalten wir uns vor, die näheren Angaben nachzutragen.

Kunstausstellungen zu Gent und Amsterdam, im Dezember 1826.

(Fortsetzung.)

Von Hrn. Odevaere war ebenfalls ein sehr großes Bild, 16 Fuß breit, 12 Fuß hoch ausgestellt: Die Aufopferung des Themistokles und der Athenienser für die Freyheit Griechenlands. Eine reiche Composition von etwa 18 lebensgroßen Figuren auf dem ersten Plane; das ganze zeigte viel Gewandtheit; der Ausdruck der Charaktere war gut gefaßt und alles im großen Style gearbeitet.

Sehr glücklich aufgefaßt war von dem nämlichen Künstler ein kleines Bild: Der lezte Tag von Missolunghi. In einem unterirdischen Gewölbe steht der Bischof bereit, ein Pulverfaß anzuzünden, sobald die Türken eindringen, welche die Griechen aufsuchen, und schon oben an der Treppe stehen. Einige Griechen erwarten mit gespanntem Ernst den Augenblick, worin sie sich mit

ihren Feinden in die Luft sprengen werden. Ein verwundeter Jüngling umarmt seinen alten Vater: Ein anderer blickt vor sich hin in Gedanken an den nahen und gewissen Tod. Hier ringt einer verzweiflungsvoll die Hände, während dort ein andrer sein Antlitz bedeckt und so den Schlag erwartet. Dieß Bild ist voll Ausdruck und macht dem Künstler viele Ehre. Es wird, wie ich vernommen, von einem seiner Schüler in Kupfer gestochen.

Hr. Odevaere war auch früher ein Schüler Davids, sein Colorit ist eben nicht das Vorzüglichste an seinen Bildern.

Von Hrn. de Cauwer, Professor an der Akademie zu Gent, sah man eine sehr gelungene Scene aus Mithridates von Racine Act. 5. Scene 5.

Von P. van Hanssere von Gent, jezt in Neapel, war die Verläugnung des heil. Petrus zu sehen, und einer der ersten Christen, in eine Grotte geflüchtet. Die Bilder dieses Künstlers sind von guter Zeichnung und Färbung. Hr. Ducq, Professor an der Akademie zu Brügge, hatte zwey Bilder aus dem griechischen Romane Daphnis und Chloe ausgestellt. Hr. Ducq ist einer der ältesten belgischen Künstler, und hat in Italien studirt. Seine Zeichnung ist edel und er besizt viel Gewandtheit. Schade daß die Folgen einer schweren Krankheit uns fernerer Arbeiten von ihm, wie ich fürchte, berauben werden.

Außer den schon oben erwähnten, hatten mehrere Damen Gemälde und Zeichnungen eingesandt, worunter die Werke der Mad. Rude, geb. Fremiet und Mlle. Horgnies manchem Künstler würden Ehre gemacht haben. Erstere, eine Schülerin Davids, die Vorstellung der Kinder Jesu im Tempel, halbe Figuren in Lebensgröße, und eine Ariadne auf der Insel Naxos. Mlle. Horgnies eine schlafende Nymphe, welche sie für den Concurs verfertigt, aber nicht eingesandt hatte, obschon ihr gewiß der Preis würde zu Theil geworden seyn. Beyde leztere Stücke waren lebensgroß in großem Style gezeichnet und von guter Färbung.

Von Hrn. E. Moons zu Antwerpen sah man einen Christus mit den Wanderern nach Emmaus und Hiob mit seinen Freunden. Zu Amsterdam war von dem nämlichen eine heil. Familie, und Jakob, dem das mit Blut gefärbte Kleid des Joseph gezeigt wird. — Hr. Moons ist aus der früheren belgischen Schule, doch ein sehr braver Künstler.

Die HH. van Assche zu Brüssel, J. van Regemorter zu Antwerpen, und Ducorron zu Ath, gehören zu den besten Landschaftmalern der südlichen Provinzen.

Die romantischen Gegenden in den Ardennen, und das Gebirge am Ufer der Maas sind die Gegenstände, die sie am liebsten wählen. Von Hrn. Regemorter sahen wir auch sehr schöne Stadtansichten von vorzüglicher Färbung. Hr. van Assche sollte hie und da seine Gründe mehr aus einander halten; er malt die Bäume mit vieler Naturwahrheit und hat ein angenehmes Colorit.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich alles Gute, was in Bildnissen, kleineren Historien- und Genrebildern, Landschaften ꝛc., auch in Miniaturen von Künstlern und Dilettanten zu Gent ausgestellt war, aufzählen wollte. Doch muß ich im Genrefache eines Gemäldes von J. Geirnaert zu Gent erwähnen, der ungarische Doctor genannt: welches unter allen seinen Stücken, sowohl zu Gent als zu Amsterdam, den ersten Platz einnahm und von dem Gouvernement gekauft worden ist. Ein lieblicher angenehmer Ton herrscht im Ganzen, alles ist ausführlich und breit behandelt.

Als Miniaturmaler verdienen die HH. Autissier und De la Tour von Brüssel alles Lob; auch sahen wir mit großem Vergnügen die Arbeit der Mad. Dagois zu Brüssel, welche den Endymion von Girodet, den Zephyr und Psyche von Prudhon in Miniatur copirt hatte.

Das vorzüglichste Werk der Bildnerey war von Hrn. Calloigne zu Brügge, eine sehr schöne Gruppe in Marmor, für das Grabmal des Architekten Pisson, es stellt den Genius der Baukunst vor, welcher am Busen der Religion sich zu trösten sucht. Das Ganze war herrlich ausgeführt, das Nackte und der Faltenwurf großartig behandelt, und die Figuren voll Charakter und Ausdruck.

Auch Hr. Parmentier zu Gent ist ein sehr geschickter Bildhauer, man sah von ihm in Marmor einen kleinen Merkur; in Thon, lebensgroß, einen Jason, eine junge Nymphe mit einem Schmetterling spielend, und ein junges Mädchen, welches einen Blumenstrauß bindet.

Indem ich auf die Kunstausstellung zu Amsterdam komme, so muß ich voraus bemerken, daß man niemals Copien zuläßt, und, kein Stück zwey Mal darf eingesandt werden. Der Katalog bestand aus 537 Nummern. Es ist nicht zu läugnen, daß sich viel mittelmäßiges darunter befand, die Mehrzahl aber war lobenswerth, und konnte mit Früherem wetteifern. Das Lokal ist in den Sälen oberhalb der Börse, wo im Winter die Privatschulen der Akademie gehalten werden; jeder Saal ist 70 Fuß lang, und von oben vortrefflich erleuchtet, so daß alle Stücke ein gutes Licht bekommen; die Direction ist von Seiten der Stadt einer speciellen Commission aufgetragen, die aus drey Mitgliedern der besten Klasse des königlichen Institutes, drey an der königl. Akademie und

dem Secretär des Hrn. Bürgermeisters besteht; die Kosten werden von der Stadt getragen.

Unter den Bildern mit lebensgroßen Figuren ist vorzüglich zu erwähnen der Kriegsrath der Nationalgarde (Schuttery) von Amsterdam durch Hrn. L. Moritz. *) Wenn man bedenkt, was ein Maler zu überwinden hat, der 13 Personen, alle in dunkelblauer Uniform, mit rothen Aufschlägen und Orange-Schärpen vorstellen soll, so möchte man die Aufgabe für unerreichbar halten. Hr. Moritz aber hat dieß alles überwunden, und ein Ganzes geliefert, das man den besten Stücken dieser Art aus früherer Zeit zur Seite stellen dürfte. Die Zeichnung der einzelnen Figuren, die genaue Aehnlichkeit der Porträte, die Composition des Ganzen, der Ton des Colorits, die Keckheit des Pinsels, macht ihm gleich große Ehre.

Von Hrn. Pieneman, Professor an der königlichen Akademie, war, außer seinem eigenen Porträt und dem seiner beyden jüngsten Kinder, ein Simeon in dem Tempel, halbe Figuren in Lebensgröße zu sehen. Der Charakter des Simeon verdiente alles Lob: die Mutter mit dem Kinde und der Joseph waren nicht so glücklich, und man sah, daß er in diesem Fache noch wenig gearbeitet hatte, und daß Schlachten wie die von Waterloo und Quatre Bras (deren ich in meinem vorigen erwähnte), mehr seinem Talente zusagen, als das zarte und mystische der religiösen Gegenstände. Dabey war die Maria und das Kind in einem Nester-Lichte gehalten, indem der Simeon stark durch die Sonne erleuchtet schien, wodurch beyde erstere zu kraftlos und wie nicht ganz vollendet aussahen.

Das Porträt des Künstlers möchte man das Vortrefflichste und Vollendetste nennen, was in dieser Gattung vorhanden war. Hr. Pieneman strebt nach Wahrheit und nach dem feinen Fleischton des Rembrandt.

Hr. Maas von Gent, Pensionär Seiner Majestät zu Rom, hatte einen barmherzigen Samariter (zwey lebensgroße Figuren mit einem Pferde) eingesandt. Der Ausdruck und die Zeichnung waren sehr gelungen: auch das Colorit sehr brav. Das Bild ist vom Gouvernemente angekauft. Zu Gent war noch von demselben eine lebensgroße Frascatanerin an einem Brunnen, ein sehr angenehmes Gemälde. Von beyden ist in dem zu Gent erscheinenden Messager des Arts et des Sciences, vom October, ein Umriß zu finden.

*) Der Name dieses Künstlers ist im vorigen Berichte fehlerhaft abgedruckt Letterich.

Hr. Picquet von Brüssel, der nämliche, welchem zu Gent der erste Preis zugetheilt wurde, hatte nach Eröffnung der Ausstellung ein Bild eingesandt, mit halben Figuren in Lebensgröße. Es stellte den Prinzen Willem I. vor, wie er den beyden Grafen v. Egmont und Hoorn zur Flucht räth, weil ihre Verschwörung dem spanischen Hof entdeckt ist. Die Behandlung war großartig und edel; das Colorit aber etwas zu hart, auch wurde die geringe Bildniß-Aehnlichkeit der in der Geschichte so sehr bekannten Personen allgemein getadelt.

Die Direction der königlichen Akademie hatte auch das Gemälde ausgestellt, womit J. de Fiennes im vorigen Jahre den Preis erhalten hat, und als Pensionär nach Rom gegangen ist. Die Aufgabe war Adam und Adam bey der Leiche des erschlagenen Abels. Die Zeichnung der einzelnen Figuren, auch die Composition war sehr brav; das Colorit aber war zu schwach und viel zu wünschen übrig: doch verspricht der junge Künstler, wenn er so fortfährt, einst etwas Gutes zu leisten, da sich ein edler Styl in seinen Versuchen zeigt.

Hr. Brakeleer von Antwerpen, vormals Pensionär, wählt kleinere modern historische Gegenstände. Zu Gent war von ihm, Jan Steen mit seiner künftigen Frau Maria Herkulens, unter einer Laube sitzend: zu Amsterdam, Frans Hals, der den jungen Brouwer, aus dessen Zeichnungen er den künftigen Künstler ahnet, zum Schüler annimmt. Zeichnung und Colorit sind vortrefflich und nähern sich unserer alten Schule, besonders der Art des Gabriel Metzu.

Von einem noch jungen Künstler, Gustav Wappers, der in derselben Gattung arbeitet, sah man den Infanten Don Ferdinand, wie er mit seinen Edelleuten in Gesellschaft des Bürgermeisters von Antwerpen, den großen Rubens besucht, der an der Gicht leidet; ferner: Jan Steen, wie er seine künftige Braut seiner geistlichen Schwester vorstellt. Beyde Stücke waren von vieler Lebendigkeit und versprechen Gutes für die Zukunft.

Hr. Ricquier, ein Niederländer, obschon er sich meistens in Paris aufhält, hatte auch drey kleine historische Bilder gesandt: den Abschied des Hugo Grotius von seiner Frau, wie er aus seinem Gefängniß zu Loevestein flüchtet; die Gräfin Jacoba von Baiern mit ihrem Liebhaber Franc v. Borsselen, und Frans Hals, der den Vandyck aus einigen Pinselstrichen erkennt, die er auf die Leinwand gemalt hat. Hr. Ricquier ist ein guter Zeichner und besitzt ein anmuthiges Colorit; seine Draperien drücken den Stoff gut aus, aber seine Compositionen dürften etwas weniger theatralisch seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Ueber antike Bildwerke.

Nr. 13.

Kunst-Blatt.

Montag, den 12. Februar 1827.

Alterthümer in Nubien, vom Professor Lejegrenn, aus dem Schwedischen, übersezt von Dr. Hermes. *)

Das Menschengeschlecht ist ein Ganzes, die Nationen Glieder in der großen Kette, bestimmt durch Umgebung und Lage zu größerem oder kleinerem, früherem oder späterem Einfluß auf ihre gegenseitige und auf des Ganzen physische und moralische Ausbildung. Wer ohne diese höhere Ansicht, es sey selbst, oder durch fremde Hülfe, in dem großen Buche der Menschheit zu lesen versucht, verschwendet nur unnütz seine Zeit. Die tausend Völkerschaften der Erde bleiben für ihn allezeit eben so vielen Räthseln gleich, ihre Geschichte ein schwer zu erschließendes Fragment; die Länder, die sie bewohnen, die Denkmale, die sie errichten, leblose Gegenstände für eine kindische Neugier.

Dieß ist der Grund für den Plan, den ich auffaßte zu einer dauernden Beschreibung der höchstmerkwürdigen Theile der alten Welt, die ich im Jahr 1815 durchreiste, und den ich auf dein Begehren dir nun in der Kürze mittheilen will; ein Plan, den ich vermuthlich niemals im Stande seyn werde auszuführen, der aber bey meinen künftigen Reisen immer den stärksten Einfluß auf mich selbst und meine individuelle Bildung haben wird. Weit entfernt daher in meiner Arbeit die Gestalt eines Tagebuches von Constantinopel nach Nubien, und von Nubien nach Constantinopel zurückzugeben, soll derselben zu Grunde gelegt werden eine streng historische Untersuchung, welche die Grundelemente der frühen und hochgetriebenen, von der aller andern Völker verschiedenen Kultur des innern Afrika's aus den Quellen selbst erforschte; welche nachwiese, in welchem Verhältniß dieselbe steht zu der des Menschengeschlechts im Allgemeinen und zu der der Nachbaren insbesondere; welche solchergestalt, um mich so auszudrücken, aus der eigenen Geschichte des Volkes reconstruirte die Monumente von so ungleichem Zeitalter, mit dem Stempel von so ungleichem Bildungsgrad, welche die alten und neuern Reisenden in das innere Afrika erwähnen, und welche, gemäß den neuesten Entdeckungen, sich gleichsam auf einander häufen, je mehr man sich den Quellen des Nil nähert.

Vielleicht müßte ich, um dieser Untersuchung allen erforderlichen Umfang zu geben, 1) Schermas Abkömmlingen folgen von dem südlichen Abhang des Himalaya durch die drey Indien, 2) über Shank Odadhi (das rothe Meer) bis zu dem Götter-See und dem weißen Lotosberge, ja durch Aethiopien, Nubien und Aegypten den edlern Menschenstamm 3) auf die Küsten von Asien führen und von dort über den schönen Archipelagus nach Europa. In einer solchen Reise durch die Jahrtausende würde man gewiß den Stammbaum für diese, unsern Augen so himmelweit verschiedenen Nationen wieder finden; sich überzeugen, daß derselben Mythologie mehr oder minder divergirende Strahlen desselben ursprünglichen Lichtes besaßt; in ihrer wissenschaftlichen Entwicklung dasselbe Endziel sehen und kennen in ihren Denkmalen und Kunsterzeugnissen dasselbe Ideal, welches bereits geahnt ist in der frühesten rohen, aber gigantischen Kindheit, und dargestellt in den erhabenen und schönen Denkmälern, die wir noch aus Aegyptens und Griechenlands Mannesalter besitzen. Aber ich bin noch uneingeweiht in Wedas Mysterien; und wenn ich auch hoffen könnte, sie einst kennen zu lernen, wie auch dann noch Bramah mit Thot vereinen, so lange der dichte Schleyer noch ver-

*) Von Lejegrenn's Reise ist außer diesem Aufsaz bisher noch nichts ins Publikum gekommen, welcher um so interessanter ist, da er einen Beleg zu Gau's Denkmälern von Nubien liefert, indem der Vf. meist mit den dort gegebenen Zeichnungen übereinstimmt. G.

1) Wer erkennt nicht in Padmanurams Scherma, Charma, und Japati den Sem, Cham und Japhet der Genesis?

2) Görres Mythengeschichte der asiatischen Welt. S. 329.

3) Das. Vorbericht S. XXXIII.

hüllt das reiche Ophir, das duftende Saba, das Land, welches das Mittelglied ausmachte zwischen Indien und Afrika. Dann erst kann man hoffen, in dergleichen Untersuchungen zu einem genügenden Resultat zu gelangen, wenn ein glücklicher Reisender die Welt aufklärt über alle die Merkwürdigkeiten, die sich wahrscheinlich in Magias und Tamnas Ruinen finden. Oder sind sie verschwunden mit Sabotas 60 Tempeln und den Stelae lapideae literis incognitis, die noch zu Plinius Zeit standen, als Wächter, am Eingang zu Arabiens Heiligthümern auf einer Insel beym Hafen Gobaëa im persischen Meerbusen; gleich den Stelæ, welche die Heiligthümern Afrika's bewachten, auf einer Insel vor dem Portus Isidis im arabischen Meerbusen? Außer Stande den Ursprung der afrikanischen Kultur aus andern Gründen als wahrscheinlichen Vermuthungen anzugeben, wollte ich zum mindesten nicht still stehen, bis ich zu dem Seriadischen Land gekommen und dort mir und andern Aufschluß gegeben hätte über die köstlichen Säulen, in welche Osiris und Isis alles eingegraben, was für das Menschengeschlecht nützlich wäre von den hohen Mysterien, die Hermes Thot, ὁ πάντα νοῦς, der Götter, des Himmels und der Schöpfung Geschichtschreiber ihnen offenbart; aber ein bürgerlicher Krieg, der in Nubien, während meiner Anwesenheit ausbrach, hinderte mich, vorzudringen bis Atbar, das alte Meroe, und von dessen Ruinen, die alten Athyrier (Aethioper) zu begrüßen, bey welchen Homers Götter zu Gast waren, welche sich die Erstgebornen des Menschengeschlechts nannten und welche einst ihre Eroberungen bis auf Italiens Küsten erstreckten. 4) Democritus, de his quae sunt in Meroe, und Simonides des jüngern Arbeit, verfaßt nach einem fünfjährigen Aufenthalt an Ort und Stelle, zwey wichtige Quellen für die nähere Kenntniß dieses Landes fehlen uns; aber die fragmentarischen Berichte, die wir noch über dasselbe besitzen, in Herodotus, Strabo, Diodorus Siculus, Plinius u. a. sind auf eine so meisterhafte Weise redigirt von Heeren, daß Niemand noch zweifeln kann an dem hohen Alter dieses afrikanischen Central-Reiches, an der Einwohner desselben bewundernswürdigen Fortschritten in allem, was zur menschlichen Bildung gehört und an dem wichtigen Einfluß ihrer Kultur auf die des von ihnen, vermuthlich allmählig, colonisirten Nillandes, Aegypten. Ich verweise dich daher auf ihn, in Absicht auf die Geschichte dieses Reiches, die ich selbst noch einmal in seinen Verhältnissen mit Indien und Aegypten näher entwickeln zu können hoffe, und will hier blos erwähnen, daß ich bey der Untersuchung von dem nördlichsten Theil des alten Meroischen Reiches, Nubien, zwischen den lezten Nilfällen, unter dem 22sten bis 24sten Grade N. Br., ungefähr 12 große und mehrere kleinere Monumente gefunden habe, von denen ein Theil aus jener ältesten Zeit ist, da wahrscheinlich noch kein Thebe sich fand. Andere weisen hin auf die vergänglichen Eroberungen der Aegypter, durch Tempel, die in Schönheit und Pracht wetteifern mit denen in Tentyra und Esné; andere wieder reden von Candace, Aethiopiens einäugiger Semiramis, und ihren Söhnen, die in Augustus Zeiten über dieses Land herrschten; einige dieser Tempel sind aus der Zeit, da das Land unterjocht war von den Römern; auch finden sich von diesen noch große Casernen, vermuthlich für die Cohorten, welche zuerst in Syene lagen, als diese Stadt die Gränze für die römische Gewalt in Afrika auf dieser Seite ausmachte. 5) Das Christenthum, welches sich zeitig ausbreitete in Ober-Aegypten und Nubien, hat sich mehrere der alten Tempel zugeeignet und, nach dem, was die Hand eines Rechtgläubigen auf dem Tempel in Phole eingerissen, wiedergewonnen das Heiligthum dem wahren Gott; die dort wohnenden Cenobiten und Mönche haben neben prächtigen Tempelgrotten für sich kleine, anspruchlose Höhlen (σπήλαια) ausgehauen. Von den Saracenen finden sich noch, außer einer großen, nun ruinirten Moschee, auf der Arabischen und besonders auf der Libyschen Bergkette, mehrere bedeutende Schlösser und Festungen, welche, wie der Römer Castra Lateris Arabiæ, bey Syene, angelegt waren wider die auf die beyden Seiten im obern Nilthal herumstreifenden Syeniter. Bevor ich in eine weitläufigere Untersuchung über diese Monumente eingehe, deren Gewicht für eine künftige

4) Aegyptiorum bellis attrita est Aethiopia, vicissim imperitando serviendoque, clara et potens etiam usque ad Trojana bella Memnone regnante, et Syriæ imperitasse eam nostroque littore, stata regis Cephei, patet Andromedæ fabulis. C. Plin. N. H. CVI. p. 276. Merkwürdig genug, daß einer der Gelehrten, welche der französischen Expedition nach Aegypten folgten, die auffallende Aehnlichkeit erwähnt, die er zwischen den Bewohnern Calabriens und Aegyptens fand.

5) Noch zu Strabos Zeit waren die Gränzen des römischen Reiches bey Syene. Indem er die römische Kriegsmacht in Aegypten aufzählt, sagt er: Τρεῖς (σπεῖραι Ῥωμαίων) ἐπὶ τῶν ὅρων τῆς Αἰθιοπίας ἐν Συήνῃ φρουρὰ τοῖς τόποις. L. XVII. (Drey römische Cohorten auf den äthiopischen Bergen in Syene zur Besatzung dieser Orte).

6) In Constantinus des Großen Zeit bestand noch das alte äthiopische Reich, obwohl wahrscheinlich sehr geschwächt. Eusebius de vita Constantini l. V. c. 7. erwähnt eine Gesandtschaft an den Kaiser von den Aethiopiern, welche doppelt getheilt zu äußerst wohnen der Männer (ὧν διχθὰ δεδάασται ἔσχατοι ἀνδρῶν).

Geſchichte dieſes Landes jeder einſieht, will ich, blos im Vorübergehen, dich aufmerkſam machen, auf die reiche Erndte für Religion, Wiſſenſchaft, Kunſt und Geſchichte, die man erwarten kann aus den hundert großen Werken Aegyptens. Du ſiehſt leicht, wie lehrreich die Vergleichung zwiſchen derſelben und den Geſchichten und noch erhaltenen Monumenten der Juden werden muß, und wunderſt dich gewiß nicht, daß man mehrere von Davids (Daubs, Tauts) Pſalmen auf dieſen Heiligthümern gefunden, daß man dort die Bundeslade ſieht, getragen von Leviten, überſchattet von Cherubim, und daß zugleich auch der Tempel, den der Prophet Ezechiel ſah, und wovon er ſeinen Landsleuten eine ſo prächtige Beſchreibung gab, nach dem Plan, den ein alter Commentator uns davon entwirft, nichts anderes war, als ein rein ägyptiſches Kunſtwerk. Moſes ſelbſt war ja, nach einigen alten Schriftſtellern, ein Oſarſiph (Oſiris Prieſter), und man ſieht auf jeder Seite des alten Teſtaments, wie tief der ägyptiſche Cultus eingewurzelt war bey den Hebräern, wie ſchwer es war für ſie, die durch Moſes offenbarte reine ethiſche Religion anzunehmen und wie ſchnell ſie wieder zu ihren alten Göttern zurückfielen. 7) Es ſind nur ſehr wenige jüdiſche Denkmale von der Zeit verſchont geblieben; dieſe weiſen jedoch alle, mehr oder weniger, nach Aegypten; und jeder, der Thebes Nekropolis geſehen hat, wird gewiß darüber erſtaunen, eine gleiche, wenn auch in minderem Maaßſtab, in Jeruſalem wieder zu finden.

Du weißt, wo die trauernde und ſuchende Iſis ruhte und es kann dich daher nicht wundern, ſie in Syrien wieder zu finden. Die Königsgräber bey Sidon; der kleine Adonistempel in rein ägyptiſchem Styl im Libanon, und der große Sonnentempel in Baalbek, obgleich aus einer weit ſpäteren Zeit, alles winket nach Afrika. War doch der Gott in Neu-Heliopolis mit großer Pracht von On, dem alten Heliopolis in Aegypten, gebracht worden, und obwohl hier umgeben mit aller griechiſchen Kunſtpracht, zeugen doch Iſis und Orus, die geflügelte Kugel, die von einer Schlange umgebene Kugel, für ihre älteſte Heimath, ſo wie der mit einem ἱέραξ oder Geyer geſchmückte modius, welcher einen Theil der Kopfbedeckung der druſiſchen Weiber ausmacht, die Ahnung erweckt, daß Oſiris auch nun noch nicht ganz vergeſſen iſt in Libanons Thälern. Cypern war lange eine ägyptiſche Provinz; mehrere kleinere dort gefundene Denkmäler zeugen für einſt dort herrſchende ägyptiſche Religion und Kultur. Delos Ruinen, die Katakomben auf Kimolis und Milo, die Inſchriften, gefunden bey Kyzikos und auf den Geſtaden des ſchwarzen Meeres, um nicht von hundert andern zu reden, beweiſen, daß der Einfluß dieſes Landes ſich bis nach Colchis erſtreckte; wohin einſt Jaſon und die Argonauten gingen, merkwürdig genug, um den Ammon zu ſuchen.

Bey dieſer Gelegenheit, da ich den Zuſammenhang Griechenlands mit Aegypten erwähne, muß ich dich aufmerkſam machen auf das 42ſte Capitel von Pauſanias Arkadika. Er berichtet dort, unter andern, von einer (uralten) Holzſtatue, die Göttin Ceres vorſtellend, mit Pferdekopf und Mähne, auf welcher man Schlangen und andere Thiere ſah, mit der Beyfügung, daß er, beſonders um dieſes Bild zu ſehen, nach Phigalia gereiſt war. Vereinigt man mit dieſer Nachricht das, was die Alten über die Verwandlungen der Götter im Titanenſtreit ſagen, und erinnert ſich der urſprünglichen Bedeutung von Homers βοῶπις und γλαυκῶπις, um nichts zu ſagen von den beſtändigen und gewiſſermaßen cohärenden Thier-Symbolen, welche die meiſten griechiſchen Gottheiten begleiten, die aber der mehr entwickelte Schönheitsſinn der Nation den idealiſirten menſchlichen Typen unterordnete, während die Aegypter beyde mit einander verſchmelzten; ſo wird man nicht länger daran zweifeln, daß die griechiſche Mythologie in ihrer anfänglichen Darſtellung nur eine bedeutungsvolle Symbolik war, und daß, wie unähnlich auch das Parthenon und Tempora nun ſind, die älteſten griechiſchen Tempel, gleichwie — vielleicht noch in den ſpäteſten Zeiten, die Heiligthümer, an denen die ſamothrakiſchen und eleuſiniſchen Myſterien hafteten, faſt ganz denen glichen, die wir jezt noch in dem alten Misraim bewundern. 8)

7) Ein großer Theil der verſchiedenen Formen, worunter die Initiirten ſich den Einen Gott vorſtellten in ſeinen verſchiedenen Wirkungen, die aber das Volk bald für eben ſo viele Götter nahm und die man theils auf den ägyptiſchen Tempeln abgebildet findet, theils auf Mumien, als beſchützende Amulete, iſt in der Bibel erwähnt. Ich will das goldene Kalb und andere nicht nennen, ſondern nur, wegen ihrer Allgemeinheit und hohen ſymboliſchen Bedeutung, die Scarabeen. Sie ſchmücken als Schöpfer (Kugelbildner nach der arabiſchen Derivation) die Eingänge zu mehreren ägyptiſchen Tempeln. Amulete unter dieſer Form, auf der untern Seite oft mit kleinen Hieroglyphen bedeckt, wurden faſt allgemein getragen. Unſre alten Bibelüberſeyer, die Schwediſchen, die nicht Gelegenheit hatten Aegypten zu unterſuchen, überſetzen dieſe Hagiłylim mit dem allgemeinen Namen Abgötter, mit der Anmerkung, daß das Wort ſagen will Stercorei Dei, entweder quia animum impurant, oder weil ihre Verehrer male olent vor Jehovah.

8) Ich kann mich nicht enthalten, die hier folgende Stelle mitzutheilen aus einer Beſchreibung der Entdeckungen,

Aber ich kehre zurück nach Nubien und seinen Monumenten; das Land sowohl als diese sind wenig bekannt: ein Auszug aus meinem Reisejournal von dort wird daher natürlich ein höheres Interesse haben, als eines geschrieben auf einer Reise in andern mehr bekannten Theilen des Orients; auch jezt noch, obgleich die Zeit mir nicht gestattete, ihn bis über die Nilkatarakten auszudehnen. Aber mein Auszug würde leicht ein Buch werden, falls ich etwas anderes sagen wollte, als den und den Tag reiste ich von Syene nach Com Ombos, und so nach Theve, Cairo, Jerusalem, Baalbec und Constantinopel, wo ich, nach einer so und so langen Reise, frisch und gesund eintraf.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

die im Jahr 1811 an dem Tempel des Panhellenischen Zeus auf Aegina. Nachdem der Vf. mit dem größten Lobe von Stellung, Gestalt und Drapirung des Statuen gesprochen hat, fügt er hinzu: dans les tetes il n'y a presque point d'expression et dans tous leurs traits il regne une certaine dureté qui, n'ayant rien de commun avec le style du reste des figures, leur feroit donner par chaque connaisseur quelques siècles d'antiquité de plus, s'il ne voyoit le tout travaillé du même bloc de marbre. On ne sait que penser du pedantesque et singulier ajustement des chevelures et du poil de la barbe etc. Les lèvres surtout et les yeux sont durement contournés, et dans la position et la forme de ces derniers il y a quelque chose d'Egyptien, qui frappe.

St. Petersburg, den 10. Januar.

Nach den für Rußland so glorreich beendigten Feldzügen der Jahre 1812, 13, 14 und 15 faßte bekanntlich der verewigte Kaiser Alexander die schöne Idee, in den Gemächern des kaiserlichen Winterpallastes eine Gallerie von Gemälden jener berühmten Vaterlandsheiden aufzustellen, die in diesen blutigen Kriegen dem Vaterlande und fremden Staaten Freyheit, Unabhängigkeit und Lorbeeren eines unverwelklichen Ruhmes erfochten hatten. Die Ausführung dieses Entschlusses förderte am Wesentlichsten der durch sein Talent bekannte englische Porträtmaler Dowe. Diese Gemälde-Gallerie ward aber unter dem verblichenen Monarchen nicht beendigt. Ihre Vollendung war der Regierung Nikolaus des Ersten vorbehalten; am ersten Weihnachtsfeste den 6 dieses ward ihre Einweihung vollzogen. Sie befindet sich zwischen dem weißen und Marmor-Saale des Winterpallastes, und ist durchgehends reich und überaus geschmackvoll gezieret; von der einen Seite führt eine Treppe zu ihr, deren Stufen mit karmoisinrothem Sammet beschlagen sind. Von hier gelangt man zu Kaiser Alexanders Bildniß in Lebensgröße, von einem schönen Baldachin beschattet. Ihm zu beyden Seiten sieht man die Bildnisse des Cesarewitsch Großfürsten Konstantin, Ihrer Majestäten des Kaisers von Oestreich und des Königs von Preußen, der Feldmarschälle Kutusow, Barclay de Tolly und Wellington; in einiger Ferne von diesen sieht man dann noch die Porträte von 340 andern Generalen, die alle den obenerwähnten Feldzügen beygewohnt haben. Auch geschieht in Medaillons mit goldner Inschrift, welche Lorbeerzweige umwinden, Erwähnung der zwölf Hauptschlachten, die in den denkwürdigen drey Jahren 1812, 13 und 14 geschlagen wurden, namentlich bey Borodino, Tarutino, Kläßtiz, Krasnoje, Kulm, Leipzig, Dennewitz, Katzbach, Brienne, Fere-Champenoise, Laon und Paris. Am 6. d. wohnten der feyerlichen Einweihung dieser Gallerie alle Generale, Staats- und Oberoffiziere bey, denen die auf die Jahre 1812 und 14 geschlagenen Medaillen verliehen waren; ingleichem die Garde-Unteroffiziere und Soldaten, welche diesen Feldzügen beygewohnt hatten; leztere waren mit den Standarten und Fahnen ihrer Regimenter im weißen und Georgensaale en haye aufgestellt, die Kavallerie und Artillerie im weißen, die Infanterie im Georgensaale. Ihre Majestäten der Kaiser, die Kaiserinnen, der Großfürst Michael und seine Gemahlin begaben sich nach beendigter Messe aus der Hofkapelle durch gedachte beyden Säle in die Gallerie. Hier verweilten die hohen Herrschaften eine geraume Zeit, nahmen die Gemäldegallerie in Augenschein, die Geistlichkeit vollzog in ihrem Beyseyn die Besprengung derselben mit Weihwasser, und stimmte darauf ein feyerliches Todtengebet für den verewigten ein zweytes für die glückliche und heilvolle Regierung des gegenwärtigen Kaisers an. Nach Beendigung der religiösen Feyer erhielten alle anwesenden Subalternen die Erlaubniß, sich den Gemälden selbst nahen zu dürfen, bey deren Musterung sie das lebhafteste und theilnahmvollste Interesse zu empfinden schienen.

P r a t o.

Von d'Agincourt's bekanntem Werke Histoire de l'Art depuis so décadence etc. sind nun die ersten drey Bände durch Stefano Ticozzi ins Italienische übersezt und mit Noten begleitet erschienen. Prato bey Giachetti. 1826. Mit Recht wurde das Werk, welches an den Ufern des Sees von Bolsena begonnen wurde, noch vor der Uebersetzung ein italienisches, in gutem und bösem Sinne des Wortes, genannt.

Nr. 14.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 15. Februar 1827.

Alterthümer in Nubien, vom Professor Leljegrenn, aus dem Schwedischen, übersezt von Dr. Hermes.

(Fortsetzung.)

Das Nilthal zwischen den beyden lezten Katarakten ist ganz schmal; hier und da öffnet sich zwar besonders die Libysche Bergkette, aber das hier einströmende unermeßliche Sandmeer vermindert nur den eingebauten Boden, welcher jezt mit Mühe 8 bis 10,000 Barabras ernährt, vertheilt auf einige und achtzig Dörfer, das eine immer elender, als das andere. Die bedeutendsten Erzeugnisse des Landes sind Durrah und Datteln, und seine einzige Handelswaare Senes. Der Pascha von Aegypten hat in neuerer Zeit die Gränzen seines Gebietes bis nach Dongola ausgedehnt. Unter ihm regiert ein Taschef, der gewöhnlich aus einem von den Janitscharen des alten Selims abstammenden Geschlecht genommen wird, desselben, der zu Nordens Zeit das Land beherrschte. Als wir dort waren, bestand dieß Geschlecht aus drey Brüdern, von denen zwey nach der Taschefswürde strebten. Der eine von diesen gebot zu Deir, der andere am obern Nilfalle; sie konnten beyde zusammen, nach dem, was behauptet wurde, 3 bis 400 Reiter aufbringen. Die Taschefswürde bringt außer dem Recht, die Steuern zu erheben, keine bedeutende Macht über die Einwohner mit sich. Diese stehen, vertheilt in Districte, wovon auch einer unter einem so genannten Semeli, fast ohne alle unmittelbare Verbindung mit einander und oft in offenbarer Fehde; eine unglückliche Folge von dem hier, wie überall, im Orient geltenden lus talionis.

Die Barabras sind im Allgemeinen wohlgewachsen, schlank und sehnig; sie haben nichts von den Negern, außer langen Zähnen und breiten Lippen; ihre Farbe gränzt an das Mahagonybraun. Sie sprechen eine eigene Sprache, die viel Wohllaut hat, und sind alle treue, redliche und ergebene Menschen, wohl bekannt in Aegypten, wo sie, und besonders in Cairo zu allen den Dienstleistungen gebraucht werden, die des Herren näheres Vertrauen voraussetzen. Freundlichkeit ist der Hauptzug im Charakter dieses Volkes; und niemals habe ich soviel singen und plaudern gehört, als in den drey Wochen, die ich in Nubien lebte. Aber ich vergesse, daß du wissen willst, was Nubien war, nicht, was es ist; doch dürften diese abgebrochenen Angaben auch in Beziehung auf die älteste und glücklichste Periode des Landes nicht unnüz seyn; sie werden wenigstens zum voraus beweisen, daß ein Land, so verwahrlost von der Natur und doch im Besitz so vieler kostbarer Denkmale nothwendig durch Handel und Kunstfleiß zu dem Wohlstand gekommen seyn muß, den solche Arbeiten unwillkürlich voraussetzen. — Fünf Tagereisen auf Dromedaren von Syene, auf einem Felsen am rechten Nilufer, den Natur und Kunst gemeinschaftlich zu einer fast uneinnehmbaren Festung bestimmt haben, liegt das Schloß Esk Ibrim, oder vielmehr ein Babylon von Trümmern der verschiedensten Zeitalter. Petronius, des Augustus Heerführer, der erste Römer, der Eroberungen jenseit des Wasserfalles machte, nahm in dem Kriege wider die Königin von Meroë, Candace, unter andern Städten auch Prim, oder Primnis mit der daran angehängten ausländischen Endung, eine von der Natur befestigte Stadt, wie Strabo sagt; er verbesserte die Festungswerke sehr bedeutend und machte sie zu einer Vormauer gegen Aethiopien. Noch in den lezten Zeiten hat dieser Ort zu einer Gränzfestung gedient, bis er von den in das innere Afrika fliehenden Mamelucken von Grund aus zerstört worden ist.

Aus der alten afrikanischen Periode ist noch ein kleiner in ägyptischem Styl gebauter Tempel übrig, der jedoch niemals vollendet gewesen zu seyn scheint. Er ist durchaus entblößt von Hieroglyphen, und nunmehr so verfallen und verbaut und verändert, je nachdem er von den späteren Bewohnern zu anderem Gebrauch benuzt worden ist, daß wir davon keinen Plan aufnehmen konnten. Die römischen Festungswerke sind besser erhalten und auf der Südwestseite sah man noch ganze Strecken von der Mauer, aus wohl behauenen Quadersteinen; flankirt mit ihren beyden Thürmen. Ein in eine Mo-

schee verwandeltes älteres Gebäude und eine Menge Säulen aus Granit, weißem Marmor und Sandstein, aber alle in den elendesten Proportionen, erinnerten an die Glanzperiode der Saracenen, da wenigstens alte Materialien angewendet wurden, wenn auch mit wenig Geschmack. Die hier und dort zerstreuten, bis zu zwey Drittheilen eingefallenen Lehmhütten, in welchen noch des Besitzers ganzes Eigenthum zurückgelassen ist: einige größere und kleinere Wasserkrüge von Thon und einige elende Kochgeschirre aus demselben Stoff zeigten uns, was das Land geworden ist unter seinem Militärdespotismus, dem rohesten vielleicht, den es gibt.

Die Aussicht von Ibrim ist furchtbar öde, und das schmale grüne Band, das sich um den Nil hinwindet, ist das einzige, worauf das Auge verweilen kann, wenn es ermattet ist von der ungeheuren Wüste, deren wogige Oberfläche ein wirklicher Brennspiegel ist.

Auf der Seite des Berges, der fast senkrecht von dem Nil abfällt, sind mehrere kleinere Grabgrotten eingehauen. Die eine hatte weder Inschriften, noch Hieroglyphentafeln, aber im Fond drey auf einer Estrade sitzende Figuren. Zwey andere, zu deren Oeffnung wir kaum aufklimmen konnten, hatten einige zum größten Theil zerstörte Malereyen und ein besser bewahrtes Brettspielsornament zum Plafond. — Am Fuße der ersten sahen wir eine Inschrift in einer für uns durchaus unbekannten Sprache. Die Buchstaben waren dem Aussehen nach Griechische, aber so undeutlich und so abgenutzt, daß wir nicht im Stande waren sie abzuschreiben. (?)

Wir waren zu Pferde auf der Landstraße von Deir nach Genenab gereist, einige Stunden Weges jenseit Ibrim, was ich seiner Seltsamkeit wegen für dich beschreiben mußte. Nachdem man durch einen Paß, zuweilen so schmal, daß die Pferde auf den Steinplatten, wie auf einer Leiter (siego) klettern mußten, mit dem einen Fuße hinter dem andern, über die dem Nil am nächsten liegende Bergkette gekommen ist, befindet man sich auf einer großen ebenen Fläche (plateau), bedeckt mit einem von der Sonne schwarz gebrannten Kieselsand, in welchem schmale gelbe Striche, wie Wasserfurchen in einem Ackerfeld, die gebrauchten Fuß- und Fahrwege nachweisen. Man ist nun so hoch, daß man den Nil nicht sieht; im Osten wird der Horizont von einem mit dem Fluß parallellaufenden, hohen und scharf gekanteten Berg begränzt, gleichfalls Hochebenen von schwarzbrauner Farbe, und so dunkel, daß die aufgehende Sonne sie kaum erleuchten kann; im Westen breitet sich unermeßlich die citrongelbe libysche Wüste aus; kein einziger Gegenstand ruft in uns den Begriff von Leben in der Natur zurück, aber wohl zeigen einige einsame, nun in Ruinen fallende Turbeh, daß man hier eben so gut sterben kann. — Der Rückweg durch einen andern Bergpaß zum Nil ist eben so beschwerlich. — Auf einer Stelle mußten die Pferde über die glatten Steinplatten hinunter gleiten, wie auf dem Eise.

1. Elgatteh, am rechten Nilufer.

Das nächste Monument gegen Ibrim ist ein Grab bey El-Gatteh. Es besteht aus zwey Gemächern, von denen das äußere 16 Fuß L., 10 Br. und 7 H. hat, das innere 10 Fuß L., 6 Br. und 5 H. Beyde Gemächer sind voll von Malereyen und Sculpturen, die Opferscenen darstellen und im Hintergrunde des innern Gemaches sind drey sitzende Gestalten in Hochrelief. — Das ganze Monument ist ausgehauen, in einem Berg, der fast frey steht von der arabischen Kette, und dem man beabsichtigt hatte eine Pyramidal-Form zu geben.

Auf näherem und weiterem Abstand vom Eingang, sieht man größere und kleinere Hieroglyphen-Tafeln, umfaßt von der Bergwand und darstellend Opferungen und Götter; zugleich mit den Opfern Gebete und Götterantworten.

In mehreren Stellen sieht man aus deutlichen Spuren, daß die Christen in späteren Zeiten im Besitz dieses Ortes waren.

2. Deir, am rechten Nilufer.

Es folgt nun das Grab, oder vielmehr die Tempelgrotte in Deir. Bis zu diesem Dorf oder Flecken kam Norden; aber, in beständigen Streitigkeiten mit der Regierung und den Einwohnern des Landes, erfuhr er nicht, daß höchstens 200 Schritt von seinem Boot, ein schätzbares Denkmal der äthiopischen Kunst lag. Durch ein großes Portal und zwey kleinere kommt man zu einer Art Pronars (Vorhaus), dessen Dach getragen ist von 12 Pilastern, in drey Reihen aufgestellt; an die vier innersten Pilaster, die zugleich mit dem darauf ruhenden Dach aus den Felsen selbst genommen sind, stoßen kolossale Hermen, denen bey Medinet Abu in Thebe gleich. Von diesem äußeren Raum kommt man zu einem andern, geschmückt mit sechs Pilastern, gleichfalls in drey Reihen, und davon zu drey kleineren Gemächern, das eine neben dem andern. Das Ganze hat über 100 Pariser Fuß an Länge, fast 50 in seiner größten Breite und 14 in seiner größten Höhe. Die hieroglyphischen Sculpturen, die Wand und Pilaster schmücken, sind von dem höchsten Interesse. Im äußersten Gemach sind die Siege eines Königs vorgestellt, in dem andern seine Initiation und in den kleinern Gemächern vermuthlich seine Aufnahme unter die Götter. Die Hauptfiguren gleichen vollkommen denen bey Karnak; und eine Scene, die einen Jüngling zu seiner Mutter fliehend vorstellt, erinnert an Candace — ein allgemeiner Name für alle nubischen Königinnen — und ihren Sohn. Ein genaueres Studium dieses Monumentes und aufgestellte Vergleichungen

zwiſchen demſelben und einigen Aegyptiſchen, werden, wie ich hoffe, zuverläſſigere Anleitung geben, ſein Alter zu beſtimmen; was mich angeht, ich ſehe es für eins der älteren in Nubien an. *)

Dicht daneben fanden wir kleine Begräbnißſtätten, in den Felſen eingebauen, für 2, 3 bis 4 Perſonen. Sie waren aus chriſtlicher Zeit. Man las auf dem einen:

+ ΑΝΘΚ ΠΑΥΛΟC ΕΙC ΚΑΙΝΟΝ. 9)

was anzuzeigen ſcheint, daß ein Paulus dem Grabe ſeine neue Geſtalt gegeben.

Auf dem andern:

+ ΠC XT ΠΟΗΘΗCΟΝ ΤΩΝ ΤΟΥΑΓΙΟΥ ΑΝΤΟΝΙΟΥ. 10)

3. Scheick Saad, auf dem linken Nilufer.

Das Monument bey Scheick Saad, einige Stunden Weges von Deir, iſt eine wirkliche Geſchichte von den verſchiedenen Revolutionen Nubiens. Selbſt Aegyptiſch — oder Aethiopiſch — welches von beyden ich ſagen will, iſt es den damals verehrten Göttern des Landes errichtet worden. Die Chriſten änderten es um zu ihrem Gebrauch, überdeckten die alten ſymboliſchen Sculpturen mit einem groben Stuc und krazten ihre Heiligen darauf; da kam der ſtolze Muſelmann, verjagte die lezten Inhaber und baute auf das Dach des Tempels ein luftiges Turbeh, 11) zu eines gottesfürchtigen und rechtgläubigen Scheick Ehre. Abgefallen iſt der Chriſten Bewurf, eingeſtürzt die Kuppel auf dem Grabmal; aber noch trotzen die uralten Malereyen und Sculpturen neuen Jahrhunderten.

Ein Theil dieſes aus gehauenem Sandſtein erbauten Tempels iſt ſehr verfallen; man kann jedoch daraus ſchließen, daß er, gleich den meiſten andern in demſelben Styl, zwey ſogenannte Pylonen gehabt hat, mit einem großen Portal in der Mitte, und daß man durch daſſelbe einging zu einem großen Gemach mit acht Pilaſtern und vier Säulen, die in drey Reihen aufgeſtellt waren. Daraus in ein kleineres Gemach, welches gleichwohl die ganze Breite des Monumentes einnahm, und aus dieſem in drey neben einander liegende Gemächer, von denen die auf den Seiten in zwey getheilt waren. Der ganze Tempel hat faſt 60 Pariſer Fuß L., über 27 Br. und 11 H. im innern. So wenig Sorgfalt bewieſen iſt bey allem äußeren des Tempels, mit ſo großer Feinheit ſind die Sculpturen und Malereyen im innern ausgeführt; und die, deren Bedeutung man unter dem von den Mönchen darauf geworfenen Lehmüberzug erkennen kann, ſind höchſt merkwürdig.

Eine Strecke von dem Monument ſieht man unförmliche Ruinen von einem etwas über 30 Fuß langen und beynahe eben ſo breiten Gebäude.

Saad hat einige Uebereinſtimmung mit Naſaud, einer Stadt, welche nach Plinius Angaben in dieſer Gegend lag.

(Die Fortſetzung folgt.)

Kunſtausſtellungen zu Gent und Amſterdam, im Dezember 1826.

(Fortſetzung.)

Von den HH. Bedaff von Brüſſel und P. Kremer von Antwerpen (lezterer ein ſehr junger Mann) waren gute hiſtoriſche Bilder in derſelben Art vorhanden, von Erſterem die Verſchwörung der Edeln gegen Spanien im 16ten Jahrhundert, von dem Zweyten, der Dichter Vondel, wie er ſeine Verſe dem Droſſaerdt P. C. Hoofdt und mehreren Gönnern, auf dem Schloſſe zu Muiden vorlieſt.

Von Hrn. J. A. Kruſeman in Amſterdam, ebenfalls ein noch junger Künſtler, ſah man die Sunamitiſche Frau, welche den Himmel um die Rettung ihrer kranken Kinder anfleht, halbe Figur in Lebensgröße. Dann zwey kleinere Bilder: Jeſus mit der Samaritanerin, und Noah, der den Fluch über Cham ausſpricht.

Unter den Bildniſſen ſind die des Hrn. C. Kruſeman von Amſterdam vorzüglich zu nennen. Hr. Kruſeman iſt vor etwa zwey Jahren von einer Reiſe nach Italien zurückgekommen, und hat früher im hiſtoriſchen Fache viel Schönes geleiſtet. Zwey ſeiner großen Stücke.

---

*) Dieß iſt derſelbe Ort, welchen Gau (Denkmäler von Nubien ꝛc.) Derri nennt und das beſchriebene Denkmal findet ſich in dem angeführten Werke 1ſte Lief. Taf. 50. 2te Lief. Taf. 52. 3te Lief. T. 51. Auch ſtimmen Gau und Huyot mit dem Verfaſſer in der Meynung überein, daß dieß eines der älteſten nubiſchen Denkmäler ſey und in die Pharaonenperiode gehört. S. die Anmerkungen von Beyden in Letronne Recherche pour servir à l'histoire de l'Egypte introd. XXV. S.

9) Ἀνέθηκε Παῦλος εἰς καινόν. Vielleicht der berühmte Paulus, der erſte aller Mönche, und der in dieſen Wüſten ſich ungefähr 90 Jahr aufhielt.

10) (Wahrſcheinlich: ΙC ΧC ΠΑΡΗΘΗCΟΝ etc.) d. i. Ἰησοῦ Χριστὲ, παρήθησον (τοὺτους) τῶν τοῦ ἁγίου Αντονίου. Jeſus Chriſtus, reinige dieſe aus dem Orden des heiligen Antonius. Dieß war jenes Paulus würdiger Nachfolger, der eigentlich das Mönchsleben organiſirte; und man ſieht hier, daß der erſte Orden ſeinen Namen trug.

11) Grabkapelle.

ein bettelnder Belisarius und eine Scene aus Eliezer und Nepthalis von Florian Chant. I. sind vom Gouvernement gekauft, und jezt ist er, wie ich vernehme, mit einem großen historischen Bilde religiösen Inhalts, beschäftigt. Die Porträts, welche er geliefert hat, sind in allen Theilen schön zu nennen. Zwey derselben sind Gruppen, die eine fünf zusammen spielende Kinder, die andere eine Mutter mit vier ihrer Lieblinge. Wahrheit der Färbung, breite treffliche Behandlung, sowohl im Nackten, als in den Sammt- oder Atlasstoffen der Gewänder ist ihm eigen; auch hat er häufige Bestellungen von den vornehmsten Familien des Landes.

Hr. Hodger bewährt seinen Ruhm in der Porträtmalerey. Aehnlichkeit, und eine kecke Behandlung des Pinsels sind seine wesentlichen Verdienste. Das Colorit nähert sich der englischen Schule, die Hr. Hodger vor etwa 30 Jahren in England selbst kennen lernte.

Hr. Van der Kooy von Leeuwarden bestrebt sich der Natur treu zu folgen. Seine Bäuerin, mit ihrem Kinde am Busen, ist aus der Natur genommen, und nach dem Leben dargestellt, aber dennoch befriedigt sie den Kenner nur halb, und läßt ihn kalt, weil er Kunst, und in der Kunst etwas der höheren Natur Angehöriges sucht.

Von Hrn. J. de Hooy von Amsterdam, einem noch jungen Manne, sah man ein historisches Bildniß: die Frau des Beyling (bekannt aus der früheren Geschichte der Stöck'schen und Kabeljauschen Fehden), wie sie mit ihrem Kinde den Tod ihres Gatten beweint; ein Werk von gutem Ausdruck und guter Farbengebung.

Außer diesen fanden sich mehrere Bildnisse, worunter viele sehr lobenswerth waren.

Auch das Genrefach hatte viel Gutes aufzuweisen.

Von Leckhout zu Brüssel, eine Soldaten-Frau, mit ihrem Säugling, auf dem Schlachtfelde, bey dem Leichnam ihres Gatten, und: Ein Savoyard mit einem Hunde und Affen, der seine Künste vor einigen Kindern zeigt, beyde von schöner Färbung und Behandlung. Von Voordecker zu Brüssel; Kinder, die an einem offenen Fenster mit einem Hunde spielen. Treffliches Helldunkel; sorgfältiger und doch breiter Pinselstrich, in der Art wie der des Frans v. Mieris. Francois von Brüssel: Ein Maler an seiner Staffeley, von seiner Frau geliebkoset, und: Ein Doctor bey einer kranken Dame. Brias von Brüssel: Ein Küchenmädchen mit einem kleinen Knaben, und ein Schuster in seiner Werkstatt; allerliebst von Ton und Behandlung. Coene von Brüssel drey Bilder mit lustigen Bauern, Scenen in der Manier von Teniers.

Unter den verdienstvollen Genrestücken sind noch die der HH. LeRoy, J. B. van Eycken und der Mad. La Tour, alle von angenehmer Composition und guter Ausführung zu nennen, dann ein betender Greis mit einem Knaben von Doper zu Zevolle und zwey Wohnstuben mit Staffage, von der Sonne erleuchtet von J. L. Hansen aus Amsterdam.

Mehrere Städte-Ansichten von Verhepen zu Utrecht. Schoenmaker zu Dortrecht, Hauenbrink zu Utrecht, Jelgerhuis zu Amsterdem u. a. m. bewiesen, daß dieses Fach viel bearbeitet wird. Im Ganzen kann man bey allen ein Streben nach Wahrheit und natürlichem Ausdruck nicht verkennen. Jeder hat etwas eigenthümliches und bleibt dadurch originell. Jelgerhuis, einer der ersten tragischen Schauspieler auf unserm National-Theater, hatte drey innere Ansichten von Kirchen eingesandt, in welcher Darstellung er sehr glücklich ist.

In Blumen- und Fruchtstücken gehörte dem Hrn. Bloemers von Amsterdam der Vorrang. Unser vortrefflicher Blumenmaler G. J. J. v. Os, (auch in Paris, wo er sich meistens aufhält, rühmlich bekannt), hatte der Ausstellung nichts dargeboten. Hr. Bloemers nähert sich dem v. Huysum. Seine Behandlung ist sauber und nett ausgeführt und dennoch breit; sein Colorit angenehm. Wenn er so fortfährt, wird er gewiß einmal einer der besten Künstler in diesem Fache. Seine Compositionen dürften etwas freyer und einander weniger ähnlich seyn. Ein Früchtestück von Weiß zu Amsterdam hatte viele Verdienste, wie auch eines mit Blumen von Elkama, einem Taubstummen aus Leeuwarden. Todtes Wild und Geflügel von Esman aus Helversum verdient gleichfalls ehrenvoll erwähnt zu werden.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, im Januar 1827.

Kürzlich sprach ich in diesem Blatte über die trefflichen Zeichnungen, welche der königliche Hofmaler Herr Ternite nach Engelsgestalten des Mantegna in Rom gemacht. Nach dem gründlichen und gewichtigen Urtheile unsers Hofraths Hirt befanden sich die Original-Freskogemälde nicht in der alten Basilica St. Peters, sondern zierten die Kuppel der Kirche Santa Apostoli und wurden ausgenommen, als diese Kirche abgebrochen ward. Camuccini in Rom gab ihnen Mantegna zum Vater; Hirt dagegen, der sie in Rom öfters gesehen und bewundert, hält sie für Werke von Melozzo da Forli, ein Zeitgenosse des Mantegna. Vielleicht haben wir von Hirt noch ausführlichere und aufklärende Nachrichten über die Werke dieses Meisters zu erwarten.

Hier sey auch noch erwähnt, daß Hr. Ternite von Sr. Majestät dem Könige zum Gallerie-Inspektor der Gemäldesammlung in Sans-Souci, an die Stelle des jüngstverstorbenen Professors Puhlmann, ernannt worden ist, eine Stelle, welche diesem talentvollen Manne jezt Muße und Aufmunterung geben wird, das reiche Material zu bearbeiten, welches er während seines Aufenthalts in Italien gesammelt hat. D.

Nr. 15.

Kunst-Blatt.

Montag, den 19. Februar 1827.

Kunstausstellungen zu Gent und Amsterdam, im Dezember 1826.

(Beschluß.)

In Landschaften und Seestücken war diese Ausstellung, wie gewöhnlich, am reichsten, und es bleibt dieß immer das Lieblingsfach der Künstler aus den nördlichen Provinzen.

In Seestücken ist Hr. Schotel von Dordrecht vielleicht der erste der jetzt lebenden Künstler von Europa, wenigstens wenn man unsere W. van de Velde und Backhuysen für unübertroffen in diesem Fache hält. Er nähert sich diesen beyden, und hat dennoch etwas Eigenthümliches. Seine Lüfte sind voll Bewegung, sein Wasser ist klar und durchscheinend, die Fernsicht vortrefflich: dabey ist er des Himmels vollkommen mächtig und seine Färbung bleibt immer wahr und natürlich. Am liebsten wählt er seine Gegenstände in den Meeren von Zeeland, und man kann seine Stücke als wahre Abbildungen dieser Gegenden betrachten. Seine Stürme sind eben so vortrefflich, als seine stillen Gewässer: in den ersten ist er Backhuysen, in den zweyten van de Velde. Es fanden sich vier Stücke von ihm vor, alle von gleicher Vortrefflichkeit.

Vor wenigen Wochen hat Hr. Schotel ein großes Bild von 6 bis 7 Fuß für Se. königl. Majestät verfertigt, das seiner Kunst viele Ehre macht. Das Brausen der Wellen gegen einen Fischerkahn auf dem Vordergrund ist von erstaunlicher Wirkung. — Wie man sagt, soll er für auswärtige Höfe Bestellungen bekommen haben.

Auch Hr. Schoumann aus Dordrecht hat seinen Ruhm in diesem Fache, durch zwey Stücke bewährt. Es ist der Lehrer des Hrn. Schotel, sein Colorit aber ist nicht so glücklich und etwas manierirt.

L. Verboeckhoven zu Gent macht in See- und Wasserstücken bedeutende Fortschritte. Sein Colorit ist kalt, und es fehlt ihm noch an Harmonie im Ganzen; seine Behandlung ist aber dennoch angenehm.

Von Hrn. Schelfhorst in dem Haag, der mehrere Stücke nach Gent geschickt hatte, war nur eine große Landschaft ausgestellt, (5 à 6 Fuß) mit einem aufsteigenden Gewitter. Die Luft war sehr schön; man sah wie der Wind sich erhebt, und schon die Bäume schüttelt, während der Vordergrund noch halb von der Sonne erleuchtet ist. Trotz dem wollte das Bild nicht allgemein ansprechen, da man besseres von dem Künstler kannte, und die ganze Composition etwas Gesuchtes hatte. Hr. Schelfhorst gehört unstreitig zu den besten Landschaftmalern unserer Zeit. Ein Winter auf dem Y von Amsterdam, von Hrn. Bröndgeest daselbst, fand ungemeinen Beyfall. Treue Abbildung der Natur bey einer trefflichen Behandlung des Pinsels sind die Verdienste dieses Künstlers, oder Dilettanten, denn er treibt einen ausgebreiteten Kunsthandel und ist ein großer Kenner.

Michaelis von Haarlem darf auch als tüchtiger Landschaftmaler erwähnt werden. Seine Ansichten sind lieblich und von angenehmem Ton, seine drey Stücke waren aus der Gegend von Haarlem genommen, welche für den Künstler reiches Studium darbietet.

Eine italienische Landschaft von van der Steene zu Brügge hatte unglücklicherweise durch den Firniß gelitten, sonst hätte sie sehr viele Verdienste.

Von den jüngeren Künstlern, HH. Steffelaar, Koekoek und van Veen gingen sehr gute Landschaften ein. Ein Winter des erstgenannten fand großen Beyfall.

Die HH. P. G. van Os und Ravenswaag von Hilversum, und E. Verboeckhoven von Gent malen Landschaften mit Vieh. Ihre Werke sind sehr gesucht: was sie jetzt geliefert, war auch sehr gelungen. Vom ersten waren fünf, vom zweyten sechs Stücke zu sehen. Hr. Ravenswaag ist ein braver Zeichner, und gruppirt seine Rinder und Schaafe sehr gefällig, allein sein Colorit ist nicht immer glücklich. Er wohnt, so wie Hr. Vanos auf einem großen und angenehmen Dorfe in der Provinz Utrecht, und wählt seine ländlichen Scenen meistens aus seiner Nachbarschaft, welche hügel-

artig und waldigt iſt. Schade daß Hr. Verboeckhoven ein ſehr großes Bild, das zu Gent ausgeſtellt war, nicht nach Amſterdam hat ſchicken können: er würde damit viel Lob eingeärntet haben.

J. de Ryk, ein Schüler des Hrn. Ravenswaag, arbeitet in demſelben Fache, und verſpricht einmal ein tüchtiger Künſtler zu werden; ebenſo Hr. A. H. Winter von Utrecht, deſſen Schaafſtall ſehr lobenswerth war.

Ein Stück mit zwey Pferden von Moerenhorſt zu Antwerpen, in dem Ton des Lingelbach, und doch originell behandelt, erhielt verdienten Beyfall.

Koningh und Smack Gregoor, beyde von Dordrecht, ſind unter den guten Malern von Landſchaften mit Vieh zu nennen. Sonderbar, daß Dordrecht, die Vaterſtadt des berühmten A. Cuyp, fortwährend eine Anzahl vortrefflicher Maler aufzuweiſen hat, indeſſen in andern großen Städten unſeres Königreiches gar keine Künſtler von Bedeutung ſich bilden.

Wiewohl unſere Ausſtellung zu Amſterdam ſonſt für fremde Künſtler geſchloſſen iſt, hatte dennoch die Commiſſion dem Hrn. Schönberger, einem deutſchen Maler, der mit ſeiner Frau, der berühmten Sängerin, geborenen Marconi, ſeit mehr als ein Jahr ſich hier aufhält, nicht verweigern wollen, ſeine Landſchaften aufzunehmen. Sie gefielen, und er war ſo glücklich, zwey derſelben, eine Anſicht vom Albaner-See und eine aus Florenz, beyde Mondſcheingemälde, zu verkaufen.

Von den vielen Dilettanten, die ihre Werke eingeſandt, habe ich in dieſem Berichte nicht geſprochen. Doch muß ich der Arbeiten der HH. Praetorius, Nepren, Engelberts, Müller, Pluym zu Amſterdam, Knoll, Singendonck, van Heekeren und Martens zu Utrecht erwähnen, die im Landſchaften- und Genreſache Oelgemälde geliefert, welche manchen Künſtler Ehre machen würden. Vielleicht findet man in keinem Lande ſo viele ausgezeichnete und thätige Liebhaber als hier.

Der junge Merkur des Hrn. Gabriel, Profeſſors an der königlichen Akademie in Amſterdam, von welchem ich in meinem vorigen Berichte ſprach, war jezt in Marmor vollendet. Die Stellung iſt gefällig gewählt: Er ruht auf dem rechten Bein und hält den Arm mit dem Beutel auf dem Rücken: der Leib iſt links gewendet und der linke Arm ruhet auf einem Baumſtamme; das jugendliche Alter iſt ſchön ausgedrückt, und das Nackte trefflich dargeſtellt. Einige möchten den Charakter des Hauptes weniger modern wünſchen.

Von Hrn. Royer, Penſionär Seiner Majeſtät, zu Rom, waren nur zwey Porträt-Büſten vorhanden. Der Künſtler hat vier Basreliefs in Marmor, für eine der hieſigen katholiſchen Kirchen, und ein Ecce homo abgeſandt, welche aber noch nicht zu ihrer Beſtimmung gelangt ſind.

Von Architektur und Kupferſtichen war nichts Außerordentliches vorhanden. Leider iſt die leztere Kunſt hier, wo ſie einſt ſo herrlich blühete, im Verfall; und bedarf höchſt nothwendig der Aufmunterung und Unterſtüzung des Gouvernements, welches, wie vernehme, nicht ungeneigt iſt, auf die eine oder andere Weiſe, für ihre Erhebung und Belebung wirkſame Maßregeln zu ergreifen.

Viele der beſten Gemälde gehörten ſchon vor der Ausſtellung Privatperſonen, andere ſind im Laufe derſelben verkauft worden, für welche Angelegenheit die Commiſſion zum Behufe der Künſtler Sorge trägt. Auch S. E. der Miniſter der inneren Angelegenheiten hat für die königlichen Kabinette etwa 20 Stücke, darunter einige von jungen Künſtlern, angekauft. Nach dem Ablaufe wurden die übrig gebliebenen Stücke portofrey an die Adreſſe der Künſtler zurückgeſandt.

Im September 1827 wird eine Kunſtausſtellung in Brüſſel ſtatt finden. W.

Alterthümer in Nubien, vom Profeſſor Leljegrenn, aus dem Schwediſchen, überſezt von Dr. Hermes.

(Fortſetzung.)

4. Der Tempel bey Garb Sabua, auf dem linken Nilufer. *)

Der Tempel bey Garb Sabua gibt im Kleinen einen Begriff von einem ächtägyptiſchen Gotteshaus. Ueber einem mit Steinen gepflaſterten Dromos, an deſſen Eingang zwey koloſſale Wächter ſtehen und an dem man auf jeder Seite acht Sphinxe findet, kommt man zu dem von zwey Pylonen (Thüren) umgebenen Portal, bewacht von zwey noch koloſſaleren Standbildern; durch dieſelbe in einen offenen Portikus, auf deſſen beyden Langſeiten ein bedeckter Gang iſt, deſſen Dach auf ſechs einander gegenüberſtehenden Pilaſtern ruht, an welche Hermen adoſſirt ſind. Aus dieſem Portikus kommt man in den Tempel ſelbſt, den wir nicht unterſuchen konnten, weil er bis an das Dach angefüllt war. Die Hieroglyphen auf den Pylonen und ein Portikus, ſo wie die auf dem Fußgeſtell

*) Eſſabua bey Gau, welcher dieß Monument zum Theil aufgedeckt und genau unterſucht hat. Die gegenwärtige Beſchreibung ſtimmt genau mit der von ihm gegebenen Abbildung überein. Siehe 3te Lief. Taf. 42. 2te Lief. Taf. 45. 4te Lief. Taf. 43. 6te Lief. Taf. 44. 7te Lief. Taf. 46. 47. S.

und der Rückenlehne der Koloſſen, hat große Aehnlichkeit mit denen Aegyptens, und auch hier ſieht man das gewöhnliche Menſchenopfer. Der ganze Tempel hat ungefähr 122 Fuß Länge und etwas über 30 F. Breite. Die Pylonen waren 29 F. hoch. Die kleineren Koloſſen 10½ F. Die Sphinxe waren 5½ F. hoch, ohne die Piedeſtals. Der Dromos war 187 F. lang und 28 F. breit.

5. Der Tempel bey Uſeddin, auf dem linken Nilufer.

Bey Uſeddin iſt ein noch einigermaßen erhaltener Tempel in ägyptiſchem Styl, der aber ſichtbar aus der Römerzeit herrührt. Das, was übrig geblieben iſt von dieſem Gebäude, beſteht aus einem großen, viereckten Gemach, ungefähr 48 F. lang und 34 F. breit im Innern. Daran ſtößt ein 13 F. breiter bedeckter Gang, der auf den Langſeiten von fünf, und auf der einen Breitſeite von vier Säulen mit ungleichen Lotos-Capitälern, von den keines vollendet war, gebildet wurde. Auf der andern Breitſeite war ein großer Eingang und zur Rechten deſſelben eine Wendeltreppe, die auf das Dach führte. Die Mauer der Langſeite zur Linken des großen Einganges war durchaus umgefallen, lag aber ſo ordentlich da, als wenn ſie abſichtlich umgelegt worden wäre. Die Säulen auf dieſer Seite waren in die Mauer eingefaßt, 6½ F. hoch, aber die gegenüberſtehenden, ſo wie die auf der Breitſeite, ſtanden frey. Gleichlaufend mit der linken Langſeite geht eine lange umgefallene Mauer, welche mit einem eingefallenen Pylon ſchließt, auf welchem man einige Hieroglyphen ſieht; aber ohne Zuſammenhang. Innerhalb des Tempels ſind drey griechiſche Inſchriften und einige koptiſche; mit einem chriſtlichen Gemälde (talla), welches beweiſt, daß der Tempel eine Zeitlang eine Kirche war.

6. Tempel bey Decke, auf dem linken Nilufer. *)

Der Tempel in Decke, der nächſte im Norden von Uſeddin, iſt durch Größe und Pracht der vornehmſte von den bisher erwähnten. Durch zwey Pylonen, vor welchen einſt zwey Obelisken prunkten, kommt man in einen offenen, ſteingepflaſterten Hof und darüber in den Tempel ſelbſt, von welchem vier große Gemächer neben einander und einige kleine noch erhalten ſind. Dieſer Tempel iſt, wie viele der ägyptiſchen Monumente, nach und nach gebaut und zeigt, wie dieſe, daß die älteſten Tempel ſehr klein waren.

Einige griechiſche Inſchriften auf beyden Pylonen gaben uns Anleitung den alten Namen dieſer Ruine und wahrſcheinlich der meiſten nubiſchen Monumente zu beſtimmen. Ich will eine derſelben vollſtändig anführen:

ΦΗΛΙΚΙΩΝ ΑΠΟΛΛΩΝΙΟΥ
ΣΤΡΑΤΗΓΟΣ ΦΙΛΩΝ ΤΟΝ ΟΜΒ
ΕΙΤΟΥ ΕΛΘΩΝ ΕΙΣ ΨΕΛΚΙΝΠΡΟΣΕΚ
ΥΝΗΣΑ ΘΕΟΝ ΜΕΓΙΣΤΟΝ ΕΡΜΗΝ
ΠΡΟΣΚΥΝΗΜΑΤΩΝ ΜΑΣ . . . . . .
. . . . . ΜΕ ΠΑΝ ΤΩΝ

Φηλικίων Απολλωνίου,
στρατηγὸς Φίλων τοῦ Ομβείτου,
ἐλθὼν εἰς ψέλκιν προσεκύνησα
θεὸν μέγιστον Ἑρμῆν
προσκυνημάτων μας . . . . . .
. . . . . με πάντων

Du ſiehſt die Wichtigkeit dieſer Inſchrift ein, welche die Lage der Stadt Pſelkis beſtimmt und zugleich den Namen der Gottheit nennt, welcher der noch erhaltene Tempel insbeſondere geweiht war. Die hieroglyphiſchen Gemälde auf der Mauer müſſen dieſen Hermes Megiſtos zeigen, und ſie thun dieß allerdings. Ueberall von dem innerſten des Tempels bis auf die Pylonen ſelbſt ſieht man ihn, azurfarben, mit einer Mitra geſchmückt mit vier recht aufſtehenden Federn; den den Göttern eignen, mit des Wiedehopfs (härfägels) Kopfe gekrönten Scepter hat er, ſchlangenumſchlungen, in der einen Hand und den Nilſchlüſſel in der andern. Er nimmt verſchiedene Opfer an, und in dem innerſten Gemach einen Lorbeerkranz, auf deſſen Seiten zwey mitrageſchmückte Agathodämonen ſtehen.

Zur Linken in dem dritten Gemach, oder dem älteſten Theile des Tempels, war eine Thür, welche zu zwey kleinen Seitengemächern führte. Das innerſte, welches vermuthlich das Allerheiligſte des Tempels war, iſt mit den ſchönſten Sculpturen geſchmückt. Ich nenne hier blos zwey ſitzende Löwen, mit dem Haupt gegen einander gekehrt und zwiſchen ihnen ein auf zwey Federn geſtellter Nilmeſſer. Niemals habe ich etwas majeſtätiſcheres geſehen, als dieſe Löwen, und kein Bildwerk kann mehr Grandioſes im Charakter, mehr Schönes in der Form und mehr Feinheit in der Anordnung der Theile vereinigen, als dieß. Wenn von dem ganzen Tempel nichts mehr übrig geblieben wäre, als dieſes ſymboliſche Relief, ſo würde doch ein jeder zugeben, daß das Monument, wozu ſie gehörten, gewiß in der glücklichſten Periode der Kunſt erbaut worden.

*) Vergl. Gau 9te Lief. Taf. 34. 21e Lief. Taf. 35. 31e Lief. Taf. 36. 10te Lief. Taf. 38. Gau ſetzt dieſen Tempel in die Zeit der Ptolemäer.

S.

Der Tempel, ohne ſeine äußere Umgebung hat 70 F. Länge und 28 F. Breite. Jedes der beyden Pylonen, welche das koloſſale Eingangsportal umgeben, 36½ F. in der Höhe, 33½ F. an Länge und 15 an Breite, die beyden lezteren Maaße am Fuß genommen; aber bey den Cornichen 30 F. an Länge und 10 F. an Breite. Die eben genannte äußere Umgebung war beſtimmt neue Abtheilungen zu bilden, und vorzüglich war bereits auf der rechten Seite Ein Gemach wenigſtens fertig und auf der andern ein gleiches, wie außerdem ein ſchmaler bedeckter Gang, welcher dieſen Tempel mit einem weiter abgelegenen vereint haben mag, von dem man aber nun keine Trümmer mehr findet.

Ich ſprach von dem Nutzen, den die angeführte griechiſche Inſchrift in geographiſcher Hinſicht darbietet. In dem Itinerarium Antonini ſind mehrere Stationen, vermuthlich Städte, angeführt zwiſchen Syene und Hieraſycaminon, dem äußerſten Punkt im Süden, der in dem Itinerarium angeſezt iſt. Unter dieſen Orten wird auch Pielis genannt, und merkwürdig genug zugleich mehrere Stationen zwiſchen demſelben und Syene, wo wir mehr oder minder wohl erhaltene Tempelruinen gefunden haben.

Namen des Itin. Ant. von Contra Syene	Mill. Rom.	Jetzige N. Gard Eſſuan.
bis Parembole . . .	16	Barembre.
— Tzitzi	2	Kardas und Hindou.
— Taphis	14	Kalapſcheh.
— Talmis	8	Gard Dendur.
— Tuzis	20	Gard Girſché.
— Pielois	12	Decke.
— Corte	4	Ufeddin.
— Hieraſycaminon .	4	Gard Sabua.

7. Die Tempelgrotte bey Gard Girſcheh am linken Nilufer. *)

Das größte Monument in Nubien iſt die Tempelgrotte bey Gard Girſcheh, welche in Größe und Reichthum mit den meiſten der Denkmäler Aegyptens wetteifert und an Alter wahrſcheinlich alle übertrifft. Auf einem in Terraſſen angelegten Weg, umgeben von koloſſalen Menſchengeſtalten, die auf Thronen ſitzen, geht man bis zu dem Portikus herauf, von welchem ein Theil aus den Felſen gehauen und das übrige daran gebaut iſt. Er war umgeben auf zwey Seiten von einem bedeckten Gang, deſſen Dach von acht koloſſalen Hermen getragen wurde, vier auf jeder Seite. Hinter dem Gang waren zwey Seitengemächer zur Rechten, und eben ſo viele zur Linken, in den Fels gehauen, und gerade dem Eingang gegenüber zwey hieroglyphiſche Bildwerke in Hautrelief. Die äußere Wand dieſes Portikus war blos halb ſo hoch, als die vier Säulen, von denen das Entablement und die Cornichen getragen wurden, um dem Monument mehr Licht zu verſchaffen.

Durch ein koloſſales Portal 16½ Fuß hoch, kommt man in einen Salon, geſchmückt mit ſechs Pilaſtern, in drey Reihen. Dieſer war ganz und gar aus den Felſen genommen, etwas über 40 F. lang und faſt gleich breit. Vor einem jeden der Pilaſter ſtand ein großer Koloß, als Herme, deſſen Höhe, ohne das 3½ F. hohe Piedeſtal ungefähr 17 Fuß betrug, und auf jeder der Langſeiten waren vier in die Bergwand eingehauene Hieroglyphen-Tafeln, etwas über 6 F. breit und 6 F. hoch, jede Tafel enthielt drey Figuren faſt in Ronderboſſe. Die Pilaſter und Wände waren voll von Hieroglyphen. Aus dieſem Gemach trat man in ein kleineres, eingenommen von zwey Pilaſtern, welches auf jeder der Langſeiten ein Seitengemach hatte, und zulezt kam man zu drey nebeneinander liegenden kleinen Gemächern. In dem mittelſten ſtand ein Altar mitten auf dem Fußboden, und in einer Niſche im Fond waren zwey ſitzende Geſtalten angebracht. Die größte Länge des Monuments war ungefähr 155 F. und die größte Breite deſſelben 80 Fuß.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Bey Gau Dandicht, 3te Lief. Taf. 13. 9te Lief. Taf. 24. 25. 26.

Venedig.

Die Gazetta di Venezia vom 16. Dec. 1826 enthält eine Nachricht über die Fortſchritte des Kirchenbaues zu Poſſagno, welcher bekanntlich von Canova begonnen iſt, und deſſen Vollendung nun aus ſeinem Nachlaſſe beſtritten wird. Der prächtige Pronaos und die Sculpturen der Metopen, von Canova ſelbſt modellirt, ſind ſchon an ihrer Stelle, und ein vorzügliches Lob wird nicht blos dieſen, ſondern auch der Ausführung der Ornamente geſpendet, welche in der k. k. Akademie zu Venedig gearbeitet worden ſind.

Im nächſten Herbſt ſoll das Gebäude für den Gebrauch zum Gottesdienſt eingerichtet und einſtweilen ſtatt der zu engen Pfarrkirche benuzt werden, bis alle inneren und äußeren Acceſſorien, wozu auch eine neue Orgel gehört, vollendet ſind. Im Jahr 1828 ſoll dann die feyerliche Einweihung ſtatt finden. Die Leitung des ganzen Baues wird fortwährend mit größter Sorgfalt von Canova's Bruder, dem Biſchof von Mindo, beſorgt.

Nr. 16.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 22. Februar 1827.

Alterthümer in Nubien, vom Professor Leljegrenn, aus dem Schwedischen, übersezt von Dr. Hermes.

(Beschluß.)

8. Der Tempel bey Garb Dendur, auf dem linken Nilstrand. *)

Ungefähr eine halbe Tagereise von Garb-Girscheh liegt, am Schlusse von der dem Nil sich nähernden libyschen Bergkette, der kleine Tempel Garb Dendur. Um einen, zu großen Opfer- oder Initiations-Ceremonien brauchbaren, Platz zu erhalten, hat man nahe am Nil eine etwas über 90 Fuß lange und 50 F. breite Mauer aufgeführt. Der Platz, welchen diese Mauer einfaßte, sollte ausgefüllt werden, was auch bis zu mehr als zwey Drittheilen geschehen ist; und darauf mit einer Brustwehr umgeben, wozu gleichfalls der Anfang gemacht ist. Mitten auf der dem Tempel am nächsten Seite ist ein freystehendes kolossales Portal, durch welches man über einen mit Steinen gepflasterten Weg zu dem Tempel selbst geht, dessen Portal umgeben ist von zwey bis zu einem Drittheil eingefaßten Säulen mit Lotoscapitälern. Der Tempel besteht aus drey Gemächern hinter einander. Einige Schritte davon ist ein in den Berg ausgehauenes Grab, versehen mit einem daran gebauten Vorgemach.

Dieß Monument ist im innern noch nicht fertig, aber seine äußeren Langseiten sind voll von den merkwürdigsten symbolischen Sculpturen.

9. Der Tempel bey Kalapscheh, auf dem linken Nilufer. **)

Dieser wird zeigen, wie Nubien in älteren Zeiten einer plötzlichen Revolution unterlegen ist, welche das Land durchaus zerstörte, und daß diese totale Revolution bald nach eines großen Königs glänzender Regierung eintrat. Außer den allerältesten Monumenten, den Tempelgrotten bey Garb-Girscheh und bey Deir ist kein einziges Monument völlig fertig; und es ist sichtlich, daß sie — bis auf einige aus der Römer Zeit — alle aus einer gewissen Periode waren. Bey einigen sieht man die Materialien, ausgeführte Säulen, Pilaster, Cornichestücke, ganz ausgebauen oder beynahe fertig ohne Ordnung in große Haufen gelegt. Die Wände sind aufgeführt, aber nicht glattgehauen; halbfertige Sculpturen, andre, zu denen man erst die Contoure mit rother Farbe entworfen hat; bey dem Anblick des Ganzen kommt es einem vor, als wenn die Arbeiter weggegangen wären, um sich auszuruhen, aber bald wieder kommen würden. Alles was hier gesagt ist, gilt insbesondere von dem großen Tempel bey Kalapscheh, welcher, wenn er fertig wäre, an Schönheit und Umfang mit den größten in Aegypten wetteiferte. Bey den früheren Monumenten war es sehr leicht ihren Plan aufzufassen, wenn sie auch noch so sehr beschädigt waren; denn die meisten standen durchaus selbstständig für sich; und in dem bey Decke zeigte sich wohl einiger Haushalt, aber dieser hatte sich mit dem Tempelraum begnügt, ohne noch etwas daran zu bauen oder das alte umzuändern. In und um die Ruinen von Kalapscheh ist aber jezt ein großes Dorf und einige von den getrennten Theilen des Monuments sind zur Wohnung für die gegenwärtigen Einwohner verwandt und so vollkommen umgeschaffen und entstellt worden, daß man kaum ahnen kann, was sie vordem gewesen. Auf dem Tempeldach war überdieß, wie auf dem Isistempel bey Tentora, vordem ein Dorf angelegt; von dessen 50 oder 60 Lehmhütten die Ueberbleibsel noch zu sehen sind. Nach zwey Tagen mühsamer Untersuchungen glückte es uns endlich, dieses Chaos einigermaßen zu ordnen. Ein Grundriß wurde auf der Stelle entworfen und verificirt, von dem ich dir nun in der Kürze Rechenschaft geben will.

Vom Nil bis zu dem Tempel selbst war ein sanft

*) Bey Gau Girscheh. S. 6te Lief. Taf. 27. 29. 10te Lief. Taf. 28.

**) S. Gau 6te Lief. Taf. 12. 2te Lief. Taf. 13. 1ste Lief. Taf. 14. 15. 4te Lief. Taf. 16. 17. 6te Lief. Taf. 21. 8te Lief. Taf. 22.

abhängiger Dromos angelegt, mit Steinen gepflastert. Dieser schloß mit einer großen ebenen Fläche, etwas über 1500 Fuß im Quadrat, umgeben von einer niedern Brustwehr, welche eben so längs der Seiten des Dromos hinlief. Zur rechten und linken jenes ebenen Platzes, und auf ein Paar Schritte Abstand, waren zwey breitere Treppen zum Nil, und auf den Seiten des Dromos, gerade 100 Fuß von seinem Anfang, zwey kleinere Treppen. Der Dromos schloß mit einer sehr niedrigen, schön gebauten breiten Treppe, die zu einem breiten ebenen Platz vor dem Haupteingang des Tempels selbst führte. Auf der rechten Seite des Dromos, vom Nil an gerechnet, und den kleinen Treppen gegenüber, lag ein kleines Monument, mit einer rund herumlaufenden Colonnade. Es glich sehr dem abgesonderten, schönen Monument bey Philea, war aber größtentheils zu sehr verfallen und überbaut, als daß seine Größe und Form richtig bestimmt werden könnte. Auf der gegenüberliegenden Seite waren bedeutendere Ruinen nicht zu sehen, die die Vermuthung von einem entsprechenden Gebäude hätten rechtfertigen können. Der Dromos war, nachdem, was wir aus den vielen umher zerstreuten größeren und kleineren Bruchstücken schließen konnten, von einer doppelten Reihe Sphinxe umgeben. Ein vollkommen erhaltener 3 Fuß 9 Zoll lang, 1 F. 2 Z. breit, und hoch im Verhältniß, war so schön, daß man sich kaum von seinem Anblick trennen konnte.

Durch ein mit zwey Nebeneingängen, wie gewöhnlich, versehenes Portal kam man zu einem Portikus mit 10 Säulen. Auf beyden Langseiten desselben waren in der Mauer sechs kleine Gemächer angebracht, die durch eine Thür mit dem Portikus, und mit einander mittelst einer länglichen, schmalen Oeffnung vereinigt waren. Von dem Portikus kam man zu einem mit 12 Säulen geschmückten Pronaos, von denen die vier ersten ungefähr bis zur Hälfte eingefaßt waren. Daraus zu drey kleineren Gemächern, hinter einander, von denen die beyden äußersten jedes zwey Säulen hatte. In dem ersten war eine Treppe, welche zu zwey entresollirten Gemächern führte, von denen das innere mit zwey Säulen; und von da auf das Dach, worauf man, eben so wie bey Tentyra, einen kleinen Tempel aufgeführt hatte. In dem andern waren, auf derselben Seite, wie die Treppe in dem ersten, zwey dunkle Gemächer, von denen das eine ohne alle Verbindung gewesen zu seyn scheint.

Der Portikus war breiter als die übrigen Theile des Tempels, aber die geringere Breite desselben wurde durch eine mit den Langseiten des Portikus parallellaufende Mauer verborgen, welche einige und zwanzig Fuß von dem Tempel mit einer ähnlichen zweyten sich verband und den ersten Vorhof zu dem Allerheiligsten bildete. Außer diesem Vorhof sah man auf der rechten Seite deutliche Spuren von drey andern, in einem Abstand von ungefähr 25 Fuß von einander. Auf der linken Seite der andern Umfassung war ein in den Berg eingehauenes Grab, mit einem außen darangebauten Gemach, das mit Säulen geschmückt war. In dem Berge selbst, eine Strecke von dem Tempel waren Katakomben, die eine voll von Mumien; die, welche wir untersuchten, waren lose liegend, ohne Kisten. Die Ruinen dieses großen Tempels nehmen eine Strecke von mehr als 400 Fuß in der Länge und fast 300 Fuß in der Breite ein, und sind für den Architekten, Bildhauer und Maler — um von dem Alterthumsforscher und Philosophen nicht zu reden — von dem höchsten Interesse, da man hier deutlich sieht, wie die Alten zu Werke gingen mit ihren Arbeiten, und dieß von dem ersten Entwurf bis zu dem letzten Handanlegen. Man erstaunt über die Vollkommenheit, auch in den mechanischen Fertigkeiten, die hier überall und in allen Details hervorscheint; und man erstarrt, wenn man daran denkt, wie viele Jahrhunderte nöthig waren, um sie zu erwerben.

10. Grabgrotte bey Kalapscheh, auf dem linken Nilufer.

Ungefähr 1000 Schritt nördlich von Kalapscheh ist ein in die libysche Bergkette eingehauenes Grab, das, obwohl nicht bedeutend an Umfang, doch in Ansehung der hieroglyphischen Sculpturen, die man daselbst findet, von der höchsten Wichtigkeit ist.

Man hat sich 36 Fuß in den Berg hineingearbeitet, bevor man, da derselbe einen sanften Abhang hat, hinreichende Höhe für das Monument selbst fand. Dieser Gang, der 20 Fuß breit ist, war vielleicht zu einem Portikus für das Grab selbst bestimmt; doch findet man jezt keine Spur von einem Dach, im Fall dieß nicht ganz fehlte und der Tempel ein Hypäthros war, (i sou den oj war Hypetr), so wenig als von Säulen vor dem Eingang; aber wohl Reste von sonnengetrockneten Lehmmauern und Kuppeln aus der Zeit, da das Monument zu einer Kirche verbaut war.

Die beyden Langwände des äußeren Ganges sind erhöht mit Hülfe eingefugter Quadersteine und geglättet durch feinen Stuc; und auf demselben sind höchst merkwürdige historische Darstellungen, deren Inhalt dem der Ruinen zu Deir, Medinet-Abu, Karnak u. v. a. gleicht, aber nicht ohne merkwürdige Verschiedenheiten. Auf der linken Seite sieht man ein Weib unter einem Baum, und weiterhin einen Mann, der auf sie zuspringt. In der nächsten Abtheilung von der, worin das Weib steht, ein Kind, welches sie zu verlassen scheint, um zwey andern Personen entgegen zu eilen; weiterhin eine große Feldschlacht. Der Sieger auf seinem Wagen verfolgt fliehende Neger mit dem Bogen in der Hand und Thier-

häute mitten um den Leib. Hinter dem Wagen des Helden folgen zwey andere und auf jedem derselben zwey Krieger, von denen der eine lenkt und der andere streitet; wie bey Homer. In einer neuen Abtheilung fünf Neger mit einem Anführer, die Stäbe in der rechten Hand halten und bittend die linke ausstrecken. Dann eine Menge andrer, die Goldsand führen, Affen, Meerkatzen, Leoparden, Ochsen, Gazellen, Strauße, ein Thier, welches dem neulich in Afrika entdeckten Pabriussa gleicht, u. v. a.

Gegenüber sieht man einen Streit mit Asiaten, bewaffnet mit Lanzen, Bogen und krummen Säbeln. Sie haben spitzige Bärte und gebogene Nasen; Mützen, mit Tüchern umwunden, wie ein Turban. Der Sieger ist, eben so wie auf der andern Seite, auf seinem Wagen. — Eine andere Tafel stellt die Belagerung eines crenellirten, zwey Stockwerk hohen Thurmes vor.

Auf beyden Wänden sieht man, im Hintergrund, Altäre, Opfer, Tempel und Götter. Von dem Portikus kommt man durch eine große und zwey kleinere Thüren zu einem großen Gemach, darin zwey canellirte Säulen ohne Capitelle. Das erste, was man zur rechten und linken Hand am Eingange sieht, ist ein Menschenopfer; ein Neger und ein Asiat. Der opfernde ist rothbraun von Farbe, mit der gewöhnlichen Schlangenbinde um das Haupt und gelbem Weiberrock, über ihm schwebt der schlangenumfaßte Globus. — Das übrige ist verziert mit Opfern, Initiationen u. v. a., und auf den beyden Seiten des Einganges zu dem innersten Gemach sind zwey Nischen mit Figuren in Rondebosse.

Die Seiten an der Thür des zulezt genannten Gemaches sind eingenommen von der Isis, welche ihre Brust einem Jüngling gibt, der den Königshelm auf dem Haupt trägt, den Milchschüssel und eine Art Opferkelle in den Händen. Unter den übrigen symbolischen Vorstellungen dieses Gemaches will ich nur eins nennen: ein Gott mit dem Ammons-Haupt berührt des Helden Mund mit einem umgewendeten Milchschüssel, welcher gleichsam eingefügt ist in einen kurzen Scepter, geschmückt mit dem Wiedehopfskopfe, und nimmt ihn zugleich mit der andern Hand beym Arm. — Im Fond war eine Nische, bestimmt, wie die zu Deir und Garb Girscheh, für sitzende Figuren. Die Sculpturen sind kaum angefangen.

11. und 12. Ruinen bey Hindau auf dem linken Nilufer.

Gleich unterhalb Kalapscheh passirt man einen der malerischesten Punkte, die ich gesehen habe, und bald darauf kommt man zu Hindaus Ruinen. Sie bestehen aus zwey kleinen Tempeln ohne Hieroglyphen, aber in reinem ägyptischen Styl; der eine mit und der andere ohne Sanctuarium, aber beyde geschmückt mit sechs Säulen mit Lotoscapitälern, aufgestellt in drey Reihen; die beyden ersten, welche den Eingang umgeben, bis fast zur Hälfte in die Mauer eingefaßt. In dem größern sah man gemalte Heiligen, einige kleinere griechische Inschriften und eine längere; sie waren alle fast unleserlich, die längere schloß mit den zwölf Cardinaltugenden: πιστις, ἐλπις, ἀγαπη, δικαιωσυνη u. s. w. Auf beyden Seiten der Thür in das innere Gemach ein Kalender mit den zwölf ägyptischen Monaten, sechs auf jeder Seite, der schloß mit Φαμενωφ. Hinter dem kleineren Tempel sah man ungeheure Grundbauten zu einem angefangenen Haus und Casernen; und hier und dort umhergestreute Fragmente von Cornichen, Thürpfosten u. v. a.; auch kleine Basreliefs, unter andern eine Figur, von zwey Genien mit einem Lorbeerkranz gekrönt. Ueberall erkennt man eine geschmacklose Vermischung von ägyptischer und römischer Kunst und eine wunderbare Uebereinstimmung mit einigen Bruchstücken von Maximianopolis (einem Theil von Thebe, der in späterer Zeit diesen Namen erhielt) und demnach wahrscheinlich aus derselben Epoche.

13. Ruinen bey Kardas auf dem linken Nilufer. *)

Nicht weit von Hindau, auf einem hohen Berg (Backe) nahe am Nil, liegt ein kleiner ruinirter Tempel, welcher auf eine bessere Kunstperiode hinweist. Zwey Säulen mit Capitälern, formirt von vier Isishäuptern en face, gleich denen bey Tentyra und vier andere mit Lotoscapitälern sind ausgezeichnet wohl gearbeitet. Der größte Theil der Cornichen ist erhalten, und um dir einen Begriff von den Massen zu geben, die auch zu kleineren Gebäuden verwandt wurden, will ich blos erwähnen, daß das Dach auf diesem Tempel von Steinplatten gebildet wird, die 23½ Fuß lang, 3½ F. breit und fast eben so dick sind. — Eine Strecke davon liegt die Ruine eines römischen Castells, und weiter hin, in derselben Bergkette ein alter Steinbruch, in Katakomben verwandelt. Hier sahen wir unter andern ein kleines Grabmonument einem Stuhl gleich, aber in großen Dimensionen, in den Felsen gehauen. Die Thür zu dem Monument war in schlechtem ägyptischen Styl, und rund umher waren griechische Inschriften eingefaßt. Eine derselben führe ich hier an, obwohl ich einen Aufschluß über den Τομος, der hier genannt ist, wie in allen den übrigen, noch vermisse;

*) Bey Gau Gartas 6te Lief. Taf. 7. 9te Lief. Taf. 8.

ΤΟ ΠΡΟCΚΥΝΗΜΑ
CΗΜΕΡΟΝ ΓΑΙΟΥ ΔΙΟCΚΟΡΟΥ
ΤΟΥ ΚΑΙ ΜΑΚΡΙΝΟΥ
ΙΕΡΕΩΣ ΓΟΜΟΥ ΓΕΝΟΜΕΝΟΥ
ΤΡΙC ΤΗΝ ΜΕΝΑ — LIH = ΚΑΙ ΤΩ
ΒΑCΙΛΕΩ ΚΑΙ ΤΟ... ΠΑΝΤΩΝ
ΤΩΝ ΦΙΛΩΝ ΚΑΙ ΤΗC CΥΜΒΙΟΥ ΚΑΙ ΤΩΝ
ΤΕΚΝΩΝ.

14. Tempel bey Debode, auf dem linken Nilufer. *)

Das nächſte Monument bis nach Philä iſt der Tempel bey Debode, erwähnt bereits in Hamiltons Aegyptiaca. — Von einer breiten, ſchönen Treppe am Nil kam man über einen ſteingepflaſterten Dromos zu einem hohen pyramidaliſchen Portal, darauf zu einem etwas kleineren, durch dieſes zu einem noch kleineren, und hierdurch endlich zu dem Tempel ſelbſt, mit einem Pronaos und drey Gemächern hintereinander. Auf den Seiten dieſer 3 Gemächer ſind vier andere und oben auf dem Dach noch einige. — In dem innerſten, oder Sanctum ſanctorum, ſtehen zwey Monolithen von Syenit, der eine $7\frac{1}{2}$ Fuß hoch, $3\frac{1}{2}$ F. breit und $3\frac{1}{2}$ F. tief, der andere von noch kleineren Dimenſionen. Sie dienten wahrſcheinlich zu einem Verwahrungsplatz für die heil. Vögel, und ſind mit Hieroglyphen geſchmückt. — Auf der linken Seite des Einganges zum Pronaos iſt ein Vorſprung, beſtehend aus einem großen Gemach. Dieſer hinzugefügte Theil iſt eben ſo breit, als die erſte Einfaſſung; er zeigt, auf welche Art und nach welchen Grundſätzen die Aegypter ihre Tempel vergrößerten und ſie in des Wortes eigentlicher Bedeutung zu unendlichen machten.

Die wunderbare Inſel Philä, mit ihren gigantiſchen Monumenten, ſo wie der Tempel auf der dabey liegenden Inſel, ſind bekannt durch die Arbeit des franzöſiſchen Inſtituts. Ich verweiſe daher, ohne ein Wort darüber zu verlieren, auf dieſes Meiſterwerk, groß und gleich klaſſiſch, wie die Welt, die es beſchreibt.

Leljegrenn.

*) S. Gau 3te Lief. Taf. 4. 2te Lief. Taf. 2. 4te Lief. Taf. 6.

Rom.

Der Ritter Camuccini, Inſpektor der öffentlichen Gemälde zu Rom, hat im verfloſſenen Jahre folgende Bilder in den Kirchen und Sammlungen reſtauriren laſſen:

1. In der Kirche de'Greci die zwey Gemälde zu beyden Seiten des Hochaltars vom Cav. d'Arpino.
2. In der Kirche S. Apollinare ein Madonnenbild neben dem Eingang, aus der Schule des Pietro Perugino.
3. In der Baſilica Sta. Maria Maggiore, die Verkündigung von Scipione Gaetano in einer Kapelle neben der Sakriſtey, und die Bilder von Paſſignano in der Taufkapelle und der Sakriſtey.
4. In der Kirche S. Giorgio in Velabro das von Giotto gemalte Catino.
5. In der Baſilica S. Maria in Traſtevern das Bild der Madonna mit dem Kind, und St. Rochus und St. Sebaſtian von Pinturichio in einer Kapelle neben der Sakriſtey.
6. In der Kirche S. Marco alle Altargemälde von Carlo Maratta, Francesco Mola und einige aus dem 16ten Jahrh.
7. In der Kirche S. Martino ai Monti die herrlichen Frescolandſchaften von Pouſſin.
8. Endlich eine Krönung Mariä von Pinturichio, welche für die päpſtliche Pinakothek angekauft worden iſt. (Diario di Roma 17. Jan. 27.)

München.

Bey der im December v. J. ſtattgefundenen Verſteigerung der von Sr. Maj. dem höchſtſeligen König Maximilian Joſeph hinterlaſſenen Kunſtſachen wurde das berühmte Gemälde von Wilkie, die Eröffnung des Teſtaments, auf Befehl Sr. Maj. des Königs für die Pinakothek um 12,000 fl. erkauft. Auch viele andere Gemälde gingen in königlichen Beſitz über und werden den königlichen Sammlungen einverleibt werden. So ward auch die Venus von Canova für 13,340 fl.; die Sandalenbinderin von Schadow für 2350 fl.; die Büſte der Vittoria Caldoni von demſelben für 340 fl.; der Faun von Eberhardt für 2666 fl. und die Leda von demſelben für 2000 fl. für Se. königliche Majeſtät angekauft.

Nr. 17.

Kunst-Blatt.

Montag, den 26. Februar 1827.

Anzeige von neuen Ausgaben solcher griechischer und römischer Schriftsteller, welche sich auf die Kunst der Alten beziehen.

II.

Die beyden Philostrate und Kallistratus.

Nächst den Beschreibungen und Nachrichten des Pausanias, welche die alte Kunst betreffen, ist für die Kenntniß derselben und namentlich der Malerey im Gebiete der griechischen Literatur kaum etwas so bedeutend, als die Beschreibungen von Gemälden, welche wir den beyden Philostraten verdanken. Zwey ausgezeichnete Gelehrte, Jacobs und Welcker, haben sich daher ein wahres Verdienst um Kunde und Verständniß der alten Kunst erworben, indem sie sich zu Berichtigung und zu einer hauptsächlich archäologischen Erläuterung ihrer Texte vereinigten, wie in der Ausgabe geschehen ist, welche wir dem das Alterthum und seine Kunst kennenden Publikum hier anzuzeigen das Vergnügen haben.

Philostratorum imagines et Callistrati statuae. Textum ad fidem veterum librorum recensuit et commentarium adjecit Fridericus Jacobs. Observationes archaeologici praesertim argumenti addidit Fridericus Theophilus Welcker, Professor Univers. Rhenanae. Lipsiae in libr. Dyck. MDCCCXXV.

Der ältere Philostratus, ein Sophist und Rhetor des 3ten Jahrhunderts, hat seinen Aufenthalt in Neapel benutzt, eine Sammlung von 65 Gemälden zu beschreiben, die er in der Vorstadt, in einer gegen das Meer und den Westwind geöffneten Halle aufgestellt fand. „Sie schimmerte," sagt er in seiner geschmückten Rede von dieser Halle, von Marmor, wie ihn die Ueppigkeit lobt, am meisten aber blühte sie von Gemälden, so daß die Tafeln in die Wand eingefügt waren, welche Jemand, wie mir schien, nicht ohne lebendige Neigung gesammelt hatte. *) Denn in ihnen war die Weisheit mehrerer Maler offenbar." Nun stellt der Sophist vor, daß der Sohn seines Wirthes, ein lernbegieriger Knabe sich an ihn angeschlossen, als er sie betrachtet, und um ihre Erklärung gebeten habe. Dazu ist denn der Meister der Redekunst bereit, sobald die andern Knaben gekommen seyn werden, welche der Ruf seines Namens zum Unterricht um ihn gesammelt hat. Dann will er die Erklärung der Bilder zu einem Gegenstande seiner rednerischen Darstellung machen, was sofort auch geschieht, sobald er die junge Schaar um sich versammelt sieht. Er entfaltet alle Blumen und Verzierungen seiner Kunst, um seine declamatorischen Schilderungen damit zu schmücken. Diese rhetorische Einkleidung, verbunden mit den Schwierigkeiten, welche die Composition vieler Gemälde zeigt, und die bey manchen an das Unmögliche zu grenzen schien, haben bey noch unvollkommener Einsicht in die Natur der alten Malerey den Grafen Caylus bewogen, sich die Beschreibung als rein erdichtet und außer Bezug auf wirkliche Gemälde vorzustellen; welcher Meynung dann auch andere folgten, die Jacobs in der Einleitung S. XVII. aufführt. Selbst Heyne, welcher in den neuern Zeiten zuerst wieder jene Gemäldeschilderungen einer fruchtbaren Untersuchung unterworfen, obwohl ihm bey mehrern die Ueberzeugung, daß wahre Gemälde beschrieben werden, sich aufdrängt, bleibt doch in seinem Urtheile schwankend. Andere aber, unter ihnen Männer, wie Winckelmann,

*) So ist wohl das οὐς, ἐμοὶ δοκεῖν, οὐκ ἀπαθῶς τις συνελέξατο zu übersetzen, wenn der Lesart zu vertrauen, und nicht vielmehr οὐκ ἀμαθῶς nicht ohne Einsicht, vom Sophisten geschrieben ward, worauf auch das folgende hinführt: σοφία γὰρ ἐν αὐτοῖς ἐδηλοῦτο πλειόνων ζωγράφων, wo der Styl und die Behandlungsart mehrerer guten Meister, welche darin sichtbar gewesen, mehr auf Kunstkenntniß als auf Leidenschaft bey der Sammlung hinzudeuten scheint, welche, wie anderswärts, so auch in dem Gebiet der Kunstsammlung gemeiniglich blind seyn soll.

Visconti, haben zwar den Werth dieser Schilderungen weniger hoch angeschlagen, aber doch an der Wirklichkeit der beschriebenen Gemälde nicht gezweifelt, auch Goethe nicht, welcher in Kunst und Alterthum II. 1. S. 30 von ihnen spricht, und dem bey dieser Gelegenheit Jacobs das Lob spendet, daß im Gebiet der Kunst die Götter ihm verliehen „allein weise zu seyn; doch die übrigen schweben wie Schatten (οἷον πεπνῦσθαι τοὶ δὲ σκιαὶ ἀίσσουσιν). In der That enthalten auch die Schilderungen der Gemälde eine solche Fülle von Schönheit derselben, von Einsicht in Mittel und Wege der Kunst, von einer in Erfindung und Ausführung vollendeten genialen Behandlung, daß dergleichen zu erfinden einem nicht kunstübenden Schriftsteller von dem größten Geiste, geschweige denn einem Sophisten des 3ten Jahrhunderts, wo die große Malerkunst längst begraben war, rein unmöglich gewesen wäre. Die Schwierigkeiten aber vermindern sich, die Dunkelheiten hellen sich auf, wenn ein Mann von der archäologischen Kunde, wie Welcker, sie beleuchtet, und, wie hier fast überall mit Glück geschieht, die Anlage mit den mehr und mehr bekannt werdenden Gesetzen der griechischen Malercomposition und den Inhalt mit dem, was uns im Gebiete alter Kunstdenkmäler Aehnliches oder Erläuterndes übrig geblieben ist, in Vergleichung setzt.

Dem Beyspiele dieses Philostratus folgte ein anderer desselben Namens, der ihn in der Einleitung zu seiner Schrift seinen Mutter Vater nennt, und lieferte in ähnlichem Geiste, doch mit einer mindern Lebendigkeit und Fülle die Schilderungen einer Reihe von Gemälden, welche nicht schienen an Einem Orte vereint gewesen zu seyn. Von diesen Schilderungen sind siebenzehn auf unsere Zeit gekommen. Gegen sie sind dieselben Bedenklichkeiten erhoben worden, wie gegen die andern, doch ist die Hauptsache für ihren Verfasser schon gewonnen, wenn der ältere Philostratus als Schilderer wirklich ausgeführter Gemälde anerkannt ist. Der Neffe, welcher die Versicherung vorausschickt, daß er in den Fußstapfen seines Oheims wandeln wolle, würde das nicht gethan haben, wenn er eine ganz neue Gattung imaginärer Schilderungen versucht hätte, und Welcker bemerkt S. LVII. der Einleitung ganz richtig, daß der jüngere, welcher in der Vorrede sich ganz und gar seinem Oheim anschließt, dieses, wenn er Gemälde erdichtet hätte, auch in den Schilderungen würde gethan haben, da er doch überall Neues, von jenem Unberührtes liefert, und selbst da, wo dieselben Gegenstände wiederkehren, die sein Oheim geschildert hat, neu ist.

Was den Werth dieser Schilderungen der Philostrate anbelangt, so liegt er in etwas ganz Anderem, als in den zierlich gedrehten Redensarten, Gegensätzen und rhythmisch wohlgebildeten Wendungen dieser geübten Wort- und Redekünstler, er liegt in dem Stoffe derselben selbst. Schon der alte Olearius in der Vorrede zu seiner Ausgabe bemerkt, welche Vortrefflichkeit bey den Alten die Malerey erreicht habe, das leuchte besser aus diesen Schilderungen ein, als aus irgend einem andern Schriftsteller des Alterthums; und da die materielle Gebrechlichkeit keinem vorzüglichen Gemälde des Alterthums gestattet hat, unsere Zeit zu erreichen, so ist ein solches Zeugniß über die hohen Vorzüge der alten Malerey, welche in ihnen Zeichnung, Composition und Färbung in gleicher Vortrefflichkeit vereinigte, schon deßhalb willkommen, weil es die Urtheile der alten Schriftsteller bestätigt, welche die Größe ihrer Maler, der Größe ihrer Bildhauer nicht nachsetzen.

Leider haben die zwey Sophisten nicht für gut befunden, ihre zierlichen Redensarten und den Flug ihrer Begeisterung durch Angabe der Namen der Maler und des Historischen der Bilder zu unterbrechen, und die dürftigen Nachrichten, welche wir bey andern über alte Gemälde finden, gestatten nicht diesen Mangel durch Schlüsse und Vermuthungen auch nur in etwas zu ersetzen. „Dieses aber, bemerkt Jacobs in der Einleitung, „ist unzweifelhaft, daß alle, die er zu seinen Beschrei„bungen gewählt hat (denn noch mehrere scheinen in „der Sammlung gewesen zu seyn, die er mit Stillschwei„gen übergeht), der schon erwachsenen und zur Vollen„dung gediehenen Kunst angehören. Einige sind darum„ter, welche nur Eine Figur enthalten, die meisten ha„ben eine große Fülle der Gestalten, nicht nur der Men„schen, sondern auch der Thiere und eine große Man„nichfaltigkeit anderer Gegenstände; auch empfehlen sich „viele durch die lebendige Bewegung, wobey auch Wen„dungen des Körpers nicht mangeln, die zu den kühn„sten und schwersten gehören. Dabey zeigt sich eine große „Mannichfaltigkeit des Inhalts. Sehr viele beschäftigen „sich mit den Sagen von Göttern und Menschen, einige „mit der Geschichte, einige schildern auch das gemeine „und häusliche Leben. — Hier ist der Künstler, gleich „dem Zeuxis, bemüht die Anmuth des weiblichen Kör„pers zu zeigen, dort wie Euphranor die Würde und „die Zeichen der Helden, auf andern erscheinen Sieger, „wie sie in des Aristodemus Werken gesehen wur„den, auf andern Quadrigen und Rosse, wie sie Kala„mis am glücklichsten bildete, in andern endlich, doch „nur in wenigen, die Kunst des Ludius, von dem „Plinius sagt (H. N. XXXV. 37.), daß er die anmu„thigste Wandmalerey erfunden, Landsitze und Säulen„hallen, Wälder und Haine, Hügel und Fischteiche, Rä-

„sten, wie man sie sich wünschen möchte, dazu Fischfan„gende und Vogelsteller und Jagende auf das erfreu„lichste gebildet habe. Beyspiele solcher Darstellungen „fanden sich in dieser neapolitanischen Gallerie von der „feinsten Kunst, und die Schilderungen des Bosporus „und der Fischer, die Xenien, die Inseln, die „Eberjagd wird Niemand, der ein Liebhaber dieser „Feinheiten ist, ohne Vergnügen lesen."

Den beyden Philostraten wird gewöhnlich Kallistratus beygefügt, von dem wir in ähnlichem Geist die Schilderung von 14 Bildsäulen besitzen. Daß Kallistratus keiner von den älteren dieses Namens sey, ist offenbar. Die Darstellung zeigt den Styl und die Kunst des Philostratus, und man wird nicht umhin können, ihn ungefähr in dasselbe Zeitalter zu setzen. Ueber sein Verdienst urtheilt Winckelmann sehr geringschätzig, eben so Jacobs und Welcker. An Bestreben anschaulich und lebendig zu schildern steht er den andern nicht nach, auch an kunstreicher Redeweise nicht; aber die plastische Einfachheit und Nacktheit seiner Gegenstände bot seiner Redekunst weniger Stoff, als jener die üppige Mannichfaltigkeit der Gemälde. Indem er nun suchen mußte, durch die Schmeichelkünste seiner sophistischen Darstellung zu ersetzen, was dem Stoffe gebrach, ist er fast überall unter seinem Gegenstande geblieben. Was in seiner oft unleidlichen Phraseologie eigentliche Beschreibung ist, hat offenbar ebenfalls alte Bildsäulen zum Grunde, und zeigt auch seinerseits die Vortrefflichkeit alter Sculptur, die wir, hier glücklicher als bey der Malerey, aus großen Werken kennen.

Diese schätzbaren Urkunden über die alte Kunst wurden bis jetzo in sehr verdorbenen Texten gelesen, nachdem Olearius die alten Schäden derselben noch mit neuen vermehrt, und alte Ausgaben und Handschriften, die ihm etwa zur Verfügung standen, sehr schlecht benuzt hatte. Auch die Bemühungen von Heyne hatten mehr die Erläuterungen des Sinnes, als eine durchgreifende Behandlung des Textes sich zum Ziele gesezt.

Hr. Hofr. Jacobs wurde durch seine umfassende Studien über die Archäologie zum Philostratus geführt, und faßte den Entschluß, ihn ganz zu bearbeiten, um so leichter, da sein Freund Welcker sich zur Uebernahme der archäologischen Erläuterungen bereit erklärte. „Wie „vieler Gewinn dadurch diesen Schriftstellern zu Theil „geworden, sagt er S XXX. der Einleitung, kommt „mir nicht zu zu rühmen, zumal Niemand von so stum„pfem Geiste seyn wird, dem die Vortrefflichkeit der Be„merkungen, die Welckers Namen tragen, entgehen „könnte. Das allein sage ich, daß ich mir täglich mehr „Glück wünsche zu einem solchen Genossen meiner Arbeit, „zu einem Manne, welcher nicht nur ausnehmend ge„lehrt, sondern was ich nicht geringer anschlage, von „der lautersten Gesinnung ist" — ein Urtheil, welches den, von welchem es ausgeht, eben so ehrt, wie den, welchem es gilt, und um so mehr hervorzuheben ist in einer Zeit, wo es von andern Seiten das Ansehen gewinnen will, als ob aus den Studien der Humanität die Humanität mehr und mehr verdrängt werden sollte, um der Verkleinerungssucht und einer sittenlosen Freybeuterey gegen fremde Namen und fremdes Verdienst Raum zu machen.

Jacobs hatte für sich die Behandlung des Textes behalten und zu diesem Behuf mit seiner gewohnten Unverdrossenheit die Hülfsmittel zusammengebracht. Die drey Wolfenbüttler von Heyne benüzten Handschriften wurden von neuem untersucht, ein Heidelberger, und durch Boissonade ein vortrefflicher Pariser zum ersten Male, deßgleichen ein Florentiner durch Vermittlung von Del Furia verglichen. Beyde leztere sind die Quellen der meisten Verbesserungen. Auch kam bey einzelnen Stellen dem Verfasser Hr. Prof. Osann mit seinem reichen Apparat über Philostratus zu Hülfe, und für die noch weit mehr verdorbenen Gemälde des jüngern Philostratus ein anderer florentiner Codex. „Aus diesem „Buche sind so viele Lücken ausgefüllt, durch seine Hülfe „so viele falsche Lesearten entfernt worden, daß ich glau„be, wenigstens in diesem Theile unseres Werkes um „einen Schriftsteller, welcher bisher zu sehr war versäu„met worden, ein Verdienst erworben zu haben." Auch für den Kallistratus sind Handschriften, zwey Münchner und drey in Paris, verglichen worden.

Wo die Hülfe der Handschriften nicht ausreichte, da half dem Verfasser seine große, sich nie verläugnende Kunde der griechischen Sprache, und der glücklichste Scharfsinn, dem die Fülle der Belesenheit zur Seite steht. Auch Bemerkungen über Wort- und Sprachgebrauch, und archäologische wird man nicht vermissen, und überhaupt den Verfasser auch hier als den wieder erkennen, als welcher er sich schon längst bewährt hat, als einen der größten Alterthumskenner unsrer Zeit.

Hr. Prof. Welcker schickt nach der gelehrten Einleitung von Jacobs dem Werk eine Beurtheilung der Philostrate und des Kallistratus voran, und fügt dann bey jedem Gemälde den kritischen und exegetischen Bemerkungen des Gehülfen seine meist archäologischen bey. Diese sind nicht selten von großem Umfang, einige breiten sich zu eben so gelehrten als belehrenden Abhandlungen aus, wie z. B. die erste über den Komos, wo

Nro. 4.

Intelligenz-Blatt.

1827.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Allgemeine deutsche Justiz-, Kameral- und Polizey-Fama. Herausgegeben von D. Theodor Hartleben. December 1826.

Neueste Staats-Akten und Urkunden in monatlichen Heften. Sechster Band. Zweytes Heft.

Polytechnisches Journal,

Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc. Herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten in Augsburg. Jahrg. 1827. Erstes Januarheft. Mit 1 Kupfertafel und Tabellen.

Dieses Journal erscheint auch in diesem Jahre nach dem bisher mit so vielem Beyfalle aufgenommenen Plane monatlich zweymal. Jeder Jahrgang bildet für sich ein eigenes Ganzes, und die neu eintretenden Abonnenten sind nicht an die Anschaffung der frühern Jahrgänge gebunden. Der Jahrgang, welcher aus 24 Heften und 36 großen Kupfertafeln besteht, kostet durch die Buchhandlungen und Zeitungs-Expeditionen 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. sächs.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, herausgegeben von der Societät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin. Jahrgang 1827. Nr. 1—16. Der Preis des Jahrgangs ist: 21 fl. oder 12 Thlr.

Hertha, Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. Unter Mitwirkung des Frhrn. Alex. v. Humboldt, besorgt von Berghaus in Berlin und Hoffmann in Stuttgart. Zweyter Jahrgang. Siebenten Bandes zweyter Heft. Des zweyten Heftes erste Abtheilung.

Inhalt:

Ueber die Depressionen der Erdoberfläche. — Ursprung der Albaner und ihrer Sprache. — Ueber den Lauf des Yaru Dsangbo Tschu oder des großen Stromes von Tibet, nebst Nachrichten über die Quelle des Burramputer von J. von Klaproth. — Tycho Brahe's Observatorien auf der Insel Hven. Nach schwedischen Quellen von D. F. W. von Schubert. — Ueber die absolute Höhe von Halle an der S. — Barometrische Höhenmessung einiger Punkte in den Umgebungen von Berlin. Erste Mittheilung. — Zusammenstellung der geognostischen Beobachtungen über das Schiefergebirge in den Niederlanden und am Niederrheine. Von K. von Oeynhausen und Heinr. v. Dechen. Dritte Abtheilung. Steinkohlengebirge.

Zu diesem Hefte gehört:

Tycho Brahe's Observatorien auf der Insel Hven.

Des 2ten Heftes 2te Abtheil. Geographische Zeitung.

Inhalt:

Neuere geographische statistische Werke. Statistical illustrations of the British Empire 1825. — Recherches statistiques sur la ville de Paris et le departement de la Seine 1825. — Chinese Miscellany by Robert Morrison 1825. — Die Geographie der Pflanzen nach der Vergleichung der Erscheinungen, welche die Vegetation der beyden Festlande darbietet, von dem Hrn. Alexander von Humboldt und Karl Kunth. — Tableau comparatif des hauteurs des principales montagnes et lieux remarquables du globe; par A. M. Perrot 1826. — Mission to the east coast of Sumatra by John Anderson. — Alphabetisch-topographisches Post-, Reise-Handbuch für den östreichischen Kaiserstaat von Thielen 1827. — Voyage d'Orenbourg à Boukhara, redigé par G. de Meyendorff 1826. — Versuche zur Ersteigung des Tödi; und über das Einwirken der Luft auf den Menschen in hohen Regionen. — Helvetien. Ueber die Schneelinie in den glarner Alpen. — Ueber die Baumgränze in den glarner Alpen. — Höhenmessungen in den Alpen der Kantone Schwyz und Glarus. Von dem Hrn. Dr. M. Hegetschweiler.

Correspondenzblatt des Würtembergischen Landwirthschaftlichen Vereins. Zehnter Band. November und December 1826.

Allgemeines deutsches Reimlexikon.

Herausgegeben von

Peregrinus Syntax.

Zwey Bände.

Leipzig, F. A. Brockhaus. 1826.

Lexikonformat. 112½ Bogen auf Druckpapier. Subscriptionspreis 6 Thlr.

Im Jahr 1696 — also vor 129 Jahren — erschien zuerst des fleißigen Hübner's Reimwörterbuch und erlebte bis 1743 mehrere neue und vermehrte Auflagen; aber seit dieser langen und für die deutsche Sprache so wichtigen und ertragreichen Zeit wurde kein ähnliches

Werk zum Druck befördert. Mit der Wiedergeburt der deutschen Sprache erwachte und wuchs der Geschmack an reimloser Dichtung, und es fehlte nicht an Dichtern und Kunstrichtern, welche in Worten und Werken (man lese nur in Sulzer's Theorie der schönen Künste den Artikel Reim!) die Geringschätzung des Reims aussprachen und namentlich des guten Hübner's Werk als ein mechanisches Vehikel der göttlichen Musen in Verruf zu bringen bemüht waren.

Jedoch, der Genius der deutschen Sprache ließ sich nicht irren und hielt den Reim fest. Unbeschadet der reimlosen Versarten der Alten und ihrer glücklichen Nachahmer, ist der Reim neuerdings im vollen Besitzstand seiner Kräfte und Reize, und ihn hienieden im breiten Bereiche der Sprache zu suchen und zu finden, ist und bleibt Beruf des modernen Dichters, ob auch höchste Begeisterung ihn in die überirdischen Regionen der Phantasie emportrüge: denn vernehmlicher wird die Götterssprache den Menschenkindern, wenn sie in harmonischen gewohnten Weisen durch die Ohren zu dem Herzen spricht, und der unserer Sprache mit den meisten lebenden Sprachen gemeine Mangel quantitativer Ausbildung sichert den rhythmischen Werth des deutschen Reims.

Noch dienlicher ist der Reim denjenigen Dichtern, welche ihre vocale Musik durch die instrumentale beseelen lassen, weil sich die Accorde freundlicher begegnen, und am wenigsten können des Reims entrathen die Musenfreunde, welche die flatternden Stirnlocken der Gelegenheit ergreifen, um sich prosaischem Standpunkte zu überheben: denn da thut es oft Noth, durch reiche und anmuthige Klänge die Armuth und Mattigkeit der Gegenstände zu verbergen.

Erwägt man bey allen diesem den lexikalischen Charakter unserer Zeit, so wird man die Idee eines Neuen vollständigen deutschen Reimlexikons ganz natürlich finden.

Ein solches Werk wird also in mehr als einer Hinsicht höchst brauchbar und nützlich seyn. Nicht Alle, die sich mit Reimen beschäftigen, sind zum Dichten berufen, nicht Alle sind gebornene Dichter und Dichterinnen; Einigen dient das Versemachen zur Erholung in müßigen Stunden, oder zur Erheiterung eines freundlichen Kreises, Andere finden in ihren besondern Verhältnissen die Aufforderung dazu. In jedem dieser Fälle ist es gewiß angenehm, nicht lange nach dem Reim suchen zu müssen. Der Ueberfluß zuströmender Reime ist Sache des Gedächtnisses, und wenn auch der Genius seinen Erkorenen Fülle der Gedanken bis an's Grab zu verleihen pflegt, so vermindern sich doch die Wunderkräfte des Gedächtnisses mit den Jahren, und wenn auch die Intelligenz gewinnt, so bemerkt der Meister in der Sprache doch zuerst am Erinnerungsvermögen die zerstörende Macht der Zeit. Auch gibt es viele poetische Geister, welche immer ein schwaches Gedächtniß hatten und Viele, die, bey Eleganz und Gewandtheit, Armuth an Reimen verrathen. Das Werk wird also Dilettanten wie eigentlichen Dichtern, Geübten wie Ungeübten, Männern wie Frauen, gewiß ein höchst willkommenes Hülfsmittel seyn.

Erwägt man die seit einem Jahrhundert mit der deutschen Sprache vorgegangenen Veränderungen, erwägt man die ihr zugeflossenen und selbst erworbenen Reichthümer: so wird man nicht erstaunen, wenn obiges Werk gegen 300,000 Reime enthält, da hingegen das Hübnersche Reimregister nur gegen 60,000 und darunter viel überflüssige und jetzt unzulässige Reimbänder befaßt. Dem auf dem Titel genannten Herausgeber wurde von dem verstorbenen Buchhändler Brockhaus ein Manuscript zu einem solchen Werke mitgetheilt, und wenn der Verfasser desselben blos 24,000 Reimwörter brachte, so mag der erstere, welcher dazu die Wörterbücher eines Adelung, Campe, Heinsius, Petri und viele andere speciellere Hülfsmittel benutzte, wohl Glauben verdienen, wenn er versichert, seit Jahren mit der Ausführung beschäftigt gewesen zu seyn. Demnächst hofft dieser Ausführer um die Sprache selbst sich einen Dank damit verdient zu haben, daß er, keinem Systeme huldigend und pedantischen Purismus meidend, sowohl Fremdwörter als Idiotismen und Provinzialismen, wenn sie nur halbwegs zulässig schienen, aufgenommen hat. Er ist dabey von der Ansicht ausgegangen, daß er nur zu sammeln, und nicht zu kritisiren noch zu purisiren hatte, und daß er, des weit umfassenden Zwecks halber, vollständig seyn muß. Hierzu kommt (— was besonders die schweren, gezwungenen, ja unreinen Reime anlangt —), daß die Scherzdichter und Knüttelpoeten um so mehr Rücksicht verdienen, als es neuerdings an ihnen sehr gebricht, und daß — was mehr die Idiotismen und Pöbelwörter angeht — dem allgewaltigen Magister Usus keine Gelegenheit, die Dichter- und Schriftsprache mit neuen Ausdrücken zu bereichern, entzogen werden soll. Auch die meisten wissenschaftlichen Bezeichnungen, termini technici und dergl. sind aufgenommen worden und besonders hat der Herausgeber sich bemüht, für solche Wörter, die gemeinhin reimlos zu nennen sind, Reime irgend einer Art aufzufinden. Selbst die gleitenden Reime sind sammt den Doppelreimen in einem besondern Anhange beygefügt worden, indem die Dichterlaunen unserer Zeit, zumal die der humoristischen Poeten, es vermuthen lassen, daß diese unbehülflichen Reimwörter bey Erfindung neuer Versarten eine gewichtige Rolle spielen werden.

Subscriptionsanzeige.

Geschichte des deutschen Forst- und Jagd-Wesens.

Von

D. Ernst Moritz Schilling.

Die Geschichte des deutschen Forst- und Jagd-Wesens wird so, wie sie hier dargestellt werden soll, entfernt von einer trockenen, einzelne Begebenheiten oder besondere Rechtsfälle aufzählenden Weitläufigkeit, so wie von einer mit bloßen Uebersichten angefüllten Kürze, ein längst gefühltes Bedürfniß befriedigen, und als deutsches Nationalwerk zu betrachten seyn. Mit der Geschichte der Forsten ist die der Jagd, des Vogelfanges, der Waldbienen und der Fischerey verbunden.

Das ganze in zwey Bänden, jeder zu 25 — 30 Bogen, bestehende Werk soll spätestens zu Ostern 1828 erscheinen. Der Subscriptionspreis ist 3 Rthlr. 8 Gr., und bleibt bis zur Erscheinung des Ganzen offen, der Ladenpreis wird wenigstens um die Hälfte erhöht. Subscriptionssammler erhalten bey unmittelbarer Verhandlung mit der unterzeichneten Buchhandlung oder mit dem Verfasser auf sechs Exemplare das siebente

unentgeldlich. Der ausführlichere Prospectus ist in allen Buchhandlungen zu finden.

Leipzig, im Januar 1827.

Dr. C. M. Schilling.
Joh. Ambr. Barth.

Einladung zur Subscription
auf
M. F. Schmelz,
Pastor in der Neustadt Dresden,
Predigten
über auserlesene Abschnitte der heil. Schrift für alle Sonn- und Festtage des Jahres.

Zwey starke Bände in gr. 8.

Leipzig, bey Friedrich Fleischer.

Subscriptionspreise bis Ostern 1827. Druckpapier 2 Rthlr. 8 Gr. preuß. oder 4 fl. 12 kr. rhein., feines Schreibpapier 3 Rthlr. 12 Gr. oder 6 fl. 18 kr. rhein. Nachherige Ladenpreise. Druckpapier 3 Rthlr. 8 Gr. oder 6 fl. Schreibpapier 4 Rthlr. 16 Gr. oder 8 fl. 24 kr.

Der häufig ausgesprochene Wunsch der Freunde des Verfassers, einen vollständigen Jahrgang Predigten von ihm zu besitzen, soll hier erfüllt werden; den in den nähern Umgebungen des Verfassers lebenden Freunden wird es lieb seyn, darin die meisten der im Jahr 1826 gehaltenen Vorträge zu finden. Dadurch, daß es ein ganz vollständiger Jahrgang ist, wird sich dieses Werk sowohl zu einem häuslichen Erbauungsbuch, als auch zum Vorlesen beym öffentlichen Gottesdienste eignen, lezteres ganz besonders da, wo, wie im Königreiche Sachsen, in manchen Jahren über ausgewählte biblische Abschnitte gepredigt wird. Der Verleger läßt, um die Theilnahme allgemeiner zu machen, bis Ostern den gewiß sehr billigen Subscriptionspreis gelten, und verspricht zu dieser Zeit beyde Bände auf einmal schön und gut gedruckt zu liefern. Eine ausführliche Anzeige ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Tiedge's poetische Werke betreffend.

Wir haben so eben den ersten Bogen aus Tiedge's Urania als Probe der rechtmäßigen, wohlfeilen Ausgabe von

Tiedge's poetischen Werken

(7 Bändchen, im Pränumerationspreise 2 Rthlr.) an alle mit uns in Verbindung stehende Sortiment-Buchhandlungen versandt, und wir laden daher die Freunde der Muse des verehrten Verfassers ein, sich durch eigene Ansicht zu überzeugen, daß diese wohlfeile Ausgabe sich in Absicht ihrer äußern Ausstattung unter den ähnlichen wohlfeilen Ausgaben unserer vaterländischen Dichter auf das vortheilhafteste auszeichnet.

Halle, im Januar 1827.

Renger'sche Verlagsbuchhandlung.

In meinem Verlage wird nächstens erscheinen:

The Arabian Nights Entertainments: consisting of one thousand and one Stories. Complete in one Volume. With Engravings. Roy. 8vo.

Leipzig, im Januar 1827.

Ernst Fleischer.

Bey J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, am Bauernmarkt Nr. 590, ist zu haben:

Rudolph von Habsburg.
Ein Heldengedicht in 12 Gesängen
von
Johann Ladislav Pyrker.

Neue vollendete Ausgabe, mit Porträt. gr. 8. in schönem Umschl. 2 Rthlr. 6 gGr. od. 4 fl. 3 kr. rhein.

Es wäre wohl überflüssig, hier ein Werk noch besonders anempfehlen zu wollen, dessen klassischen Werth bereits die vorzüglichsten Gelehrten Deutschlands anerkannt haben. Das höchste Lob, das einem Dichter werden kann, wurde dem Verfasser desselben zu Theil, da es hieß: „er habe mit seinem Rudolph von Habsburg Alles überflügelt, was nach Homeros gekommen." (Siehe Wiener-Zeitschrift für Literatur, Kunst ꝛc. Nr. 94, 1826.) In dieser neuen Auflage, die der Autor selber eine vollendete nennt, erblicken wir auch die holde Gestalt der Hedwig, die, nach dem Wunsche vieler, uns der Dichter mit Meisterhand vor die Augen geführt hat. Exemplare auf schönem italienischem Druck-Velin in Oktav, bey Anton Strauß in Wien gedruckt, mit dem wohlgetroffenen Bilde des Verfassers und einer Titel-Vignette geziert, sind zu oben bestimmtem Preise zu haben.

Literarische Anzeige.

Im Verlag des Unterzeichneten erscheint eine Uebertragung folgender Werke:

Le Barbier de Paris. Par Ch. Paul de Kock. 4 Vol. in 12.

Ferner ist unter der Presse, und wird darauf um vorläufige Bestellung gebeten:

Gemälde Griechenlands und der Europäischen Türkey, oder Abriß der Geographie dieser Länder. Mit einer Karte, gezeichnet von Perrot. Von dem Griechen G. A. M. Aus dem Franz. Ein Werk, voll der anziehendsten und wichtigsten Nachrichten, und besonders im gegenwärtigen Zeitpunkt vom höchsten Interesse. Es bildet den zweyten Band der:

Sammlung geographischer Gemälde, oder compendiöse Bibliothek der alten und neuen physischen, historischen und politischen Geographie. Herausgegeben vom Obersten Bory de Saint-Vincent. Mit Karten. Aus dem Franz. Der erste Band enthält das, gerade jezt, wo Spanien und Portugal eines Jeden Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch nehmen, äußerst interessante Werk:

Gemälde der Iberischen Halbinsel, oder Abriß der alten und neuen physischen, historischen und politischen Geographie von Spanien und Portugal. Vom Obersten Bory de Saint-Vincent. Mit einer Karte, gezeichnet vom Verfasser. Aus dem Französischen. Mit einer Vorrede und Zusätzen von D. Franz Jos. Mone,

Prof. der Geschichte und Statistik in Heidelberg, br. 3 fl. oder 2 Thlr.

Karte von Spanien und Portugal. Gezeichnet vom Obersten Bory de Saint-Vincent.

Auf folgende Werke ist die Subscription bis zur Erscheinung noch offen:

Johnson's Dictionary of the english language in which the words are deduced from their originals, explained in their different meanings, and authorized by the names of the writers in whose works they are found. Printed from Todd's enlarged Quarto Edition with the additions lately introduced by Chalmers and others; newly revised and corrected. To which is prefixed Johnson's Grammar of the english language and annexed a Glossary of Scottish words and phrases which occur in the romances and poetical works of Sir Walter Scott.

Zwey sehr starke Bände in Lexikon-Format, vortreffliches Papier und Druck, 11 fl. oder 7 Thlr. 8 Gr.

Lingard's, D., History of England from the first Invasion by the Romans to the accession of Mary.

Auf schönes ganz weißes Druckvelin elegant gedruckt, der Bogen 4 kr. oder 1 Gr.

Heidelberg, im Januar 1827.

J. Engelmann.

Von

J. Jacob Berzelius Lehrbuch der Chemie

ist nunmehr auch die zweyte Abtheilung des zweyten Bandes, nach des Verfassers schwedischer Bearbeitung der Blöde-Palmstedt'schen Auflage von Fr. Wöhler übersezt, erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen.

Der erste Band in zwey Abtheilungen mit 5 Kupfertafeln kostet 5 Thlr., und der zweyte Band in zwey Abtheilungen kostet auch 5 Thlr., mithin beyde Bände in vier Abtheilungen auf Velinp. gr. 8. 10 Thlr.

Der dritte Band wird in der Ostermesse 1827 erscheinen.

Dresden und Leipzig, im Dec. 1826.

Arnold'sche Buchhandlung.

Bey Fr. Chr. W. Vogel in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Des Herrn D. Karl Friedrich Wilhelm Gerstäcker, Beysitzer der Juristenfacultät zu Leipzig, akademische Schrift:

Juris politiae ex uno securitatis, juriumque defendendorum principio repetiti et ad artis formam redacti brevis delineatio. 4 maj. 18 Gr.

Der Hr. Verfasser stellt in derselben ein neues System der Policeywissenschaft auf. Nachdem er in der Einleitung die große Gefährlichkeit jeder Unbestimmtheit in Hinsicht der Gränzen, und des Begriffs der Policey angedeutet hat, handelt er in der ersten Abtheilung, und deren ersten Kap. von dem (mit andern Theilen der Staatswissenschaft) gemeinschaftlichen Charakter der Policeywissenschaft, im zweyten von ihrem Distinktiv-Charakter, im dritten von den Hauptursachen des bisherigen Schwankens in ihr. In der zweyten Abtheil. entwickelt er die Grundsätze, nach welchen die Gränzen dieser Wissenschaft erweitert werden können, oder die Heuristik derselben. In der dritten deducirt und ordnet er die sämmtlichen Policeyeinrichtungen in 5 Abtheilungen zu einem systematischen Ganzen, und handelt im ersten Kap. von der Vervollkommnungspolicey, im zweyten von der Uebersichtspolicey, im dritten von der Communicationspolicey, im vierten von der Aufklärungspolicey und im fünften von der Staatspolicey.

Ein Chinesischer Roman.

So eben ist bey Gebrüder Franckh in Stuttgart erschienen:

Ju-Kiao-Li

oder die beyden Vasen,

ein chinesischer Roman, übersezt von Abel-Remusat. 4 Theile,

elegant brosch. 7 fl. 30 kr. oder 4 Thlr. 12 Gr.

Wir beeilen uns dieses merkwürdige Werk, vielleicht das merkwürdigste, das seit langer Zeit erschienen ist, in einer treuen Uebersetzung auf deutschem Boden einheimisch zu machen. — Der Hauptreitz der französischen Uebersetzung, das, was ihr vorzüglich ihren Werth gibt, die Treue, mußte der deutschen so viel als möglich erhalten werden. — Es ist dieses das erste Produkt der chinesischen Literatur, das ganz wie es ist, ohne nach europäischen Begriffen beschnitten zu werden, in's Abendland verpflanzt wird. — Die mühsame Arbeit des gelehrten Orientalisten lüftet den Schleyer, der über diesem Wunderlande liegt, um vieles; seinen vorzüglichsten Werth erhält aber das Buch dadurch, daß es alle Klassen von Lesern gleich anziehet. — Der Gebildete findet darin bedeutende Winke über Geographie, Religion, Sprache, Sitten und Cultur dieses ungeheuren Landes, die um so schätzbarer sind, als er keine Berichte befangener Botschafter, oder vorurtheilsvoller Missionaire, sondern überall den Stempel der Originalität erkennt; und wer nach alldem nicht fragt, findet noch einen unterhaltenden Roman, der es an Wahrheit der Charaktere, Feinheit der Züge, Mannichfaltigkeit der Verschlingungen, manchem europäischen Produkte zuvorthut, übrigens, und dieses ist, was am meisten überraschen wird, von der Form, in welche gewöhnlich die abendländischen Romane gegossen sind, bey weitem nicht so weit abweicht, als man erwarten sollte.

Berichtigung.

Im Intelligenzblatt Nr. 2 sind die Preise von Richard, Commentatio botanica de Conifereis et Cycadeis caracteres genericos singulorum utriusque familiae, etc. Velinp. mit 33 fl., ord. Ausgabe mit 24 fl. 45 kr. unrichtig angezeigt worden. Die richtigen Preise sind: Velinp. 44 fl., ord. Ausgabe 33 fl.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Nro. 5.

Intelligenz-Blatt.

1827.

In der unterzeichneten Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

La Sicile, manuel du Voyageur par le Comte Fedor Karakzay, à Paris chez Jules Renouard, libraire 1826. Preis 3 fl.

Bey dem gänzlichen Mangel an einem zweckmäßigen Handbuch über Sicilien für Reisende, dürfte das Erscheinen dieses Werkchens ganz an der Zeit seyn, zumal da die Zahl der jene Insel besuchenden Fremden immer mehr zunimmt, und die bisher über dieselbe erschienenen Werke entweder mehr zu den gelehrten Abhandlungen gehören, oder, wie das Forbin'sche, mit Nebendingen angefüllt sind

Die vorliegende Schrift, für welche der Verfasser die französische Sprache vorzugsweise gewählt hat, da er sie eben so schön als fließend schreibt, und sie der Mehrzahl der Reisenden bekannter seyn dürfte als die deutsche, gewährt in der angenehmsten Form ein gleich erfreuliches und nützliches Gemälde jenes interessanten Landes: ein Gemälde für den Reisenden entworfen, für dessen Bedürfniß es berechnet und bestimmt ist. Es umfaßt nicht allein Sicilien mit all seinen in der Gegenwart und in der klassischen Vorzeit interessanten Punkten, sondern es enthält auch eine kurze Beschreibung der zu Sicilien gehörigen Inseln, sammt einer sehr brauchbaren Reisekarte.

Zur Uebersicht geben wir eine kurze Zusammenstellung seines Inhalts: Allgemeine, historische, politische und statistische Bemerkungen nebst vergleichenden Notizen über die in Sicilien gebrauchten Geldsorten, Maß und Gewicht. — Beschreibung von Palermo, seiner Lage, seinen Merkwürdigkeiten, Einwohnern, deren Sitten, seinen Kirchenfesten und Umgebungen. — Excursion nach dem Tempel von Segeste. Diese Tour ist besonders mit Rücksicht auf diejenigen Reisenden verfaßt, welche Sicilien nur in Palermo und jenen herrlichen Ueberresten des Alterthums sehen, indem sie von dort wieder nach Italien zurückkehren, ohne die Insel weiter zu bereisen. — Reiseroute von Palermo nach Syracus mit genauer Beschreibung der interessanteren Punkte und kleineren Städte, als: Calatafimi, Trapani, der Inseln Favignano, Levanzo, Marettime. Beschreibung von Marsala, Mazzara, der Ruinen des alten Selinunt, von Sciacca, Girgenti u. s. w. und endlich Beschreibung von Syracus, von Catanea und dem Etna, Taormina und Messina. — Beschreibung der Liparischen Inseln, Lipari, Volcano, Stromboli u. s. w. und der Pelagischen Inselgruppe Ustika, Pantellaria, Lampedusa.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist folgende auch für 1827 erscheinende Zeitschrift zu beziehen:

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Von dieser Zeitschrift erscheint, Sonntags ausgenommen, außer den Beylagen täglich eine Nummer in gr. 4. auf gutem Druckpapier, und ist der Preis für den Jahrgang 10 Thlr.

Die „Blätter für literarische Unterhaltung" genießen einer so großen Achtung und sind so allgemein bekannt, daß es überflüssig erscheint, irgend etwas zur Empfehlung derselben zu sagen, und die Redaction bemerkt daher nur, daß sie auch im Jahr 1827 fortfahren wird, ihre Leser mit den neuesten und interessantesten literarischen Erscheinungen des In- und Auslandes auf eine Weise bekannt zu machen, die angenehme Unterhaltung mit Belehrung möglichst verbindet.

Leipzig, den 15. Januar 1827.

F. A. Brockhaus.

Leipziger allgemein-kritische wissenschaftliche Jahresblätter,

der gesammten Journal-Literatur Deutschlands, zugleich mit möglichster Rücksichtnahme der vorzüglichsten wissenschaftlichen Journale des Auslandes, für das Jahr 1827.

Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten
von C. A. Blume.

Diese neue, alle Journale Deutschlands ꝛc. in ihrem wissenschaftlichen Theile schnell, streng und nach wissenschaftlichen Principien controlirende, Zeitschrift erscheint vom April a. c. an in gr. 8. balde Bogenweise, wöchentlich 1—4mal auf gutem weißen Druckpapier.

Den Preis für den Band, aus 50 Nummern und einem Hauptregister darüber bestehend, ist:

1ster Pränumerationspreis bis 12. April a. c. 1 Rthlr. 12 gGr. sächs. netto.

2ter Pränumerationspr. bis zum Erscheinen der 25. Nummer 2 Rthlr. sächs.

Gewöhnlicher Ladenpr. von der 26. Nummer an giltig 2 Rthlr. 16 gGr. sächs.

Pränumerantensammler erhalten von der Redaktion selbst auf 8 Exemplare ein 9tes Freyexempl. Uebrigens nehmen auch alle Buchhandlungen Bestellungen darauf an, in Leipzig vorzüglich die L. Herbig'sche Buchhandlung, so wie auch die K. S. Zeitungsexpedition daselbst. Ganz ausführliche Prospectus über das Unternehmen sind bey jeder Buchhandlung Deutschlands einzusehen.

Leipzig, im Januar 1827.

Die Redaktion der Leipziger Jahresblätter.
Bachmann'scher Garten Nr. 1222.

Aufforderung und Bitte.

Indem der Unterzeichnete eine Lebensbeschreibung seines verewigten Vaters, des Philosophen J. G. Fichte, erscheinen zu lassen beabsichtigt: wünscht er derselben eine Sammlung von Briefen beyzufügen, die in charakteristischer Auswahl ein Bild seiner Persönlichkeit und seines Lebens zu entwerfen vermöchten, was lebhafter und ver-

gegenwärtigender oft gerade durch ſolche Mittheilungen geſchieht, als durch jedes ſonſtige Wort. Viele von ſolchen Briefen ſind in ſeinen Händen; andere ſind ſchon gelegentlich bekannt gemacht: aber viel fehlt noch an einer vollkommenen Ueberſicht, wodurch, nach beſonnener Wahl, das Intereſſante und Lehrreiche mit einiger Vollſtändigkeit gegeben werden könnte. — Um dieſen Zweck zu erreichen, bleibt mir nur die öffentliche Bitte an alle mir bekannten wie unbekannten Freunde des Verewigten, ſo wie an die Erben und Angehörigen derſelben übrig, durch gütige Mittheilung Ihrer Correſpondenz mit meinem Vater jenes Unternehmen unterſtützen und fördern zu wollen. Das Leben von Männern, die auf ihre Zeit kräftig einwirkten, ſcheint uns, faſt eben ſo wie ihre Werke, ein geiſtiges Gemeingut ihres Vaterlandes, wünſcht ja doch faſt ein Jeder, von natürlichem Intereſſe getrieben, treu zu erfahren, wie ſich ihre Denkart auch in Häuslichkeit, Freundſchaft, Rath und That überall bekundete; und ſo kann auch ihr Leben noch bildend und fördernd werden, wenn ſie äußerlich ſchon lange an uns vorbeygegangen. Und in dieſem Betrachte fürchte ich nicht, in jener Aufforderung eine ungeziemende Bitte zu thun, zumal da ich dieſelbe zunächſt an die Freunde des Verewigten richten darf. — Daß bey der Bekanntmachung der Briefe ſelbſt jede Rückſicht beobachtet werden ſolle, bedarf wohl nicht beſonderer Verſicherung, ſo wie auch die Winke, die in dieſem Betreff die verehrten Freunde meines Vaters ihren Mittheilungen vielleicht ausdrücklich beyfügen möchten, gewiſſenhaft von mir benuzt werden ſollen. Ebenſo mache ich mich anheiſchig, die Originalbriefe nach genommener Abſchrift auf Verlangen den Mittheilenden wieder zurückzuſtellen.

Die Art der Einſendung geſchieht auf das Leichteſte und ohne alle Koſten, wenn das Packet der nächſten größeren Buchhandlung unter der Adreſſe: an die J. E. von Seidel'ſche Kunſt- und Buchhandlung zu Sulzbach zur Beförderung mit Buchhändlergelegenheit übergeben wird. Herr Kommerzienrath von Seidel nämlich, der den Verlag des angekündigten Werkes übernommen, will zugleich die große Güte haben, die bey ihm eingehenden Mittheilungen an mich zu befördern.

Eben ſo hoffe ich keine Fehlbitte zu thun, wenn ich die Herren Redakteurs vielgeleſener Zeitungen und Journale erſuche, dieſer Aufforderung zu weiterer Verbreitung, wenigſtens nach ihrem Hauptinhalte, in Ihren Blättern einen Plaz zu vergönnen. Und ſchon im Voraus können Sie ſich dafür meines herzlichſten Dankes verſichert halten!

Zum Schluſſe glaube ich noch bey dieſer Gelegenheit die Erklärung hinzufügen zu müſſen, daß die von vielen Seiten mehrmals in Anregung gekommene Sammlung der Werke meines Vaters bisher durch die jezt beſtehenden ungünſtigen Verhältniſſe des Buchhandels unmöglich geblieben, daß jedoch die im Nachlaſſe noch befindlichen, ungedruckten Schriften deſſelben beſtimmt erſcheinen werden, deren frühere, abgeſonderte Bekanntmachung lediglich der Umſtand verzögert, daß ich noch immer hoffe, ſie in die Reihe der ſämmtlichen Werke gehörigen Orts aufnehmen zu können.

Saarbrücken in Rheinpreußen, im Dec. 1826.

Dr. Imanuel Herrmann Fichte,
Gymnaſial-Profeſſor.

Herabgeſezte Preiſe zweyer werthvollen Bücher.

P. F. A. Nitſch
Mythologiſches Wörterbuch,
für Künſtler und Studirende.

Zweyte Auflage von F. G. Klopfer. 2 Bände 100 Bogen ſtark.

Leipzig 1821 bey Friedrich Fleiſcher.

Sonſt: auf Druckpapier 5¾ Rthlr., weiß Druckpap. 6 Rthlr., Schreibpap. 6¾ Rthlr.

Jezt: auf Druckpap. 4 Rthlr., weiß Druckp. 5 Rthlr., Schreibpap. 6 Rthlr.

Adrian Blacy's
logarithmiſche Tabellen.

20ſte Auflage nach J. J. Ebert, herausgeben von G. Nordmann.

Leipzig 1821 bey Friedrich Fleiſcher.

Sonſt: auf Schreibpapier 1 Rthlr. 10 gGr., extrafein Papier 2 Rthlr.

Jezt: auf Schreibpapier 1 Rthlr., extrafein Papier 1¼ Rthlr.

Die Urſachen zu dieſer Preiserniedrigung, ſo wie ganz ungewöhnliche Vortheile, welche bey Beſtellungen von 6 Exemplaren, gewährt werden, beſagt eine ausführliche Anzeige, welche in allen Buchhandlungen zu haben iſt.

In unterzeichneter Handlung iſt erſchienen und durch alle ſolide Buch- und Kunſthandlungen zu beziehen:

Der Münſter in Straßburg. Gezeichnet und geſtochen von L. Schnell, Großh. Heſſ. Hofkupferſtecher.

Ein halbes Jahrhundert iſt verfloſſen, ſeit Goethe, in der Gluth ſeiner Begeiſterung, das erſte treffende, mahnende Wort über den Münſter in Straßburg ſeinen Landsleuten zurief. Der Geiſt unſerer alten Architektur war uns bis dahin unverſtändlich geblieben, aber die Neigung hat ſich nun jenen herrlichen Werken zugewendet, unter denen die Straßburger Kathedrale als eines der außerordentlichen daſteht. Oft wurde der Münſter gezeichnet, geſtochen und lithographirt, doch nie dem Kenner zu Dank, da es dieſen Nachbildungen meiſt an künſtleriſchem Werthe fehlte. Herr Schnell, Schüler unſers trefflichen Haldenwang, hat es darum unternommen, den gedachten Münſter zu zeichnen und zu ſtechen, und eine Abbildung zu geben, die eben ſo neu und vollſtändig als gefühlt und verſtanden iſt.

Wir ſind nun im Stande, das kunſtliebende Publikum in Kenntniß zu ſetzen, daß dieſe bereits im Stuttgarter Kunſtblatt angezeigte, und von den Freunden der Kunſt mit Verlangen erwartete Total-Anſicht des Doms in Straßburg, von dem öſtlichen Thurme der Thomaskirche aus, ſo eben an die meiſten ſoliden Kunſt- und Buchhandlungen verſchickt wird, und durch ſämmtliche zu beziehen iſt.

Da dies Blatt (16 Zoll breit und 10 Zoll hoch) dem Urtheile der Kenner und Freunde der Kunſt vorliegt, ſo enthalten wir uns billig jeder Anpreiſung: es wird den Beweis führen, daß es deren nicht bedarf. Am würdigſten lobt das Werk ſich ſelbſt.

Die sehr billig gestellten Preise sind:
Vor der Schrift, auf Chinesisch Papier 16 fl.
Mit der Schrift 6 fl. — Auf Chinesisch Papier 9 fl.

NB. Diese Preise gelten nur eine unbestimmte Zeit und nur für diejenigen Hrn. Käufer, welche sogleich bey Empfang des Blatts die Zahlung leisten.

Bey einer Bestellung von 6 Exemplaren (welche aus den verschiedenen Ausgaben zusammengesezt seyn kann) direkt bey Unterzeichneter, wird ein 7tes gratis gegeben.

Herr Schnell arbeitet an einer zweyten Ansicht des Doms, welcher noch eine dritte folgen soll; über beyde wird seiner Zeit dem Publikum in öffentlichen Blättern berichtet werden.

Heidelberg, im Januar 1827.

Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von Joseph Engelmann.

Für Freunde der engl. Literatur.

In allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und der Niederlande sind zu haben:

The poetical works of Walter Scott,
complete in one Volume.
Ladenpreis 6 fl. — Ausgabe auf Velinpapier 7 fl. 12 kr.

The works of Lord Byron,
complete in one Volume.
9 fl. — Velinpapier 11 fl. 42 kr.

Thomson, seasons et castle of Indolence.
Weiß Druckpapier 1 fl. 21 kr. — Velinpapier 2 fl. 15 kr.

Frankfurt a. M., den 1. Febr. 1827.

Heinr. Ludw. Brönner.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist so eben erschienen:

Umrisse aus meinem Skizzenbuche.
Erster Theil. 8. 1827. Velinpapier.
2 Rthlr.

Der obige anspruchslose Titel erinnert an das, mit so allgemeinem Beyfall aufgenommene Werk des berühmten Amerikaners Washington Irwing, und der gebildete Leser wird in der leichten und doch lebendigen Behandlung des reichen und verschiedenartigen Stoffes, in den Schilderungen aus nahen und entfernten Kreisen des Welt- und Volkslebens, in den erhabenen und lieblichen Naturgemälden, dieses deutsche Seitenstück, dem vorausgegangenen ausländischen, nicht nachstellen.

Aber ungeachtet der ähnlichen Tendenz ist hier durchaus nicht etwa eine manierirte Nachahmung des Fremden zu erwarten, sondern selbstständige Originalität, Wahrheit, und eine Fülle eigener Beobachtungen und Anschauungen erheben diese Umrisse über die gewöhnliche Unterhaltungs-Lektüre und sprechen das empfängliche Gemüth, wie den Belehrung suchenden Geist, gleichmäßig an.

Die äußere günstige Stellung des Herrn Verfassers, dessen Anonymität wir vorerst zu behaupten uns verpflichteten, seine Theilnahme an entscheidenden Zeitereignissen, seine vielen und bedeutenden Reisen auch durch sonst weniger bekannte und besprochene Gegenden, verleihen unter anderen seinen Bildern aus Italien und Liefland ein eigenthümliches Interesse, und das Ganze beurkundet eben so sehr den Weltmann als den freymüthigen und warmen Freund der Natur und Kunst, dessen Absicht: die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, die wesentlichsten Grundsätze der Theorie der Kunst und das Charakteristische in mannichfaltigen Naturansichten nach und nach in einem heitern Reiseleben zur Sprache zu bringen, sich noch entschiedner im zweyten Theile darstellen wird, in welchem die Personen des ersten in unerwarteten Verhältnissen erscheinen.

Die Freunde der Tonkunst

mache ich auf folgende bey mir erschienene Werke aufmerksam:

Kochs, H. Chr., Versuch einer Anleitung zur Composition, 3 Thle. 1782—93. 3 Thlr. 20 Gr.

Rochlitz, Fr., für Freunde der Tonkunst, 2 Thle. 4 Thlr. Der erste Theil enthält: I. Bildnisse, a) J. A. Hiller, b) G. E. Mara, c) A. Romberg. II. Betrachtungen, a) die Fuge, b) Verschiedenheit der Urtheile über Werke der Tonkunst, c) Verschiedenheit der Wirkungen der Musik auf gebildete oder ungebildete Völker, d) Veranlassung zur genauern Prüfung eines musikalischen Glaubensartikels, e) Händels Messias, f) Entstehung der Oper. III. Vermischtes, a) der Componist und der Liebhaber, b) erster Ausflug eines Virtuosen, c) blinde Musiker, d) Schreiben an die Redaktion der Leipziger musikalischen Zeitung.

Der zweyte Theil enthält: I. Bildnisse, a) E. Th. W. Hoffmann, b) E. L. Gerber, c) häusliche Musik: Em. d'Astorga und J. H. Rolle. II. Betrachtungen, a) vom zweckmäßigen Gebrauche der Mittel zur Tonkunst, b) vom Geschmack an Sebastian Bachs Compositionen, c) der Frühlingstag, veralten und nicht veralten, d) ein guter Rath Mozarts. III. Vermischtes: a) der siebenzigste Geburtstag, b) die Unzufriedenheit des Künstlers mit sich selbst, c) Scheller, d) das Verhältniß des Kritikers zum Künstler, e) commentatiuncula in usum Delphini.

Tromlitz, ausführlicher Unterricht, die Flöte zu spielen, 2 Thle. gr. 4. 1r Theil 2 Thlr. 16 Gr. 2r Theil 1 Thlr. 12 Gr.

Der zweyte Theil hat auch den Titel:
Ueber die Flöten mit mehreren Klappen; deren Anwendung und Nutzen, nebst noch einigen andern dahin gehörigen Aufsätzen.

Diese Werke sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, im Januar 1827.

Carl Cnobloch.

So eben ist erschienen und in Tübingen und Stuttgart in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliothek guter alter deutscher Lustspiele,
gesammelt und herausgegeben von Pause. 1stes Bändchen. 16. 18 Gr.

Man klagt jezt allgemein über den Mangel an guten Lustspielen. Um diesen Mangel weniger fühlbar zu machen, haben wir diese Sammlung begonnen. Wir wer-

den aus dem Schatz unserer komischen Literatur diejenigen Stücke zur Auswahl stellen, welche entweder auf Bühnen Glück gemacht haben, und noch machen, aber im Buchhandel schwer oder gar nicht zu haben sind, oder die unverdienter Weise vergessen worden und mit der Zeit, trotz ihres innern Werthes, veraltet sind.

Wir hoffen daher, sowohl den Bühnen, als den Lesern, welche sich durch die neuern Productionen in diesem Fache nicht befriedigt fühlen und sich nach würdigen und echt komischen Stücken umsehen, eine Sammlung in die Hände zu geben, womit sie ihr Repertoir bereichern und ihre Stunden gewiß erheitern werden.

Der Herr Legationsrath Pause hat die Durchsicht übernommen, und wird da ändern und umschmelzen wo er es für unsere Zeit und zur Verstärkung des Komischen für nöthig hält.

Das vorliegende Bändchen enthält:

1) Der Diener zweyer Herren. Lustsp. in 2 Aufz., nach Goldoni von Schröder. Aufs Neue durchgesehn von Pause. 8. 9 Gr.
2) Der politische Kannengießer. Lustspiel in 5 Aufzügen von Holberg. Nach Deinhardstein und Oehlenschläger. Herausgeg. von Pause. 8. 9 Gr.

Leipzig, im Januar 1827.

Wepgand'sche Buchhandlung.

Von der wohlfeilen Taschenausgabe von

J. G. Seume's sämmtlichen Werken

in 12 Bänden

sind nun auch Bd. 7—12 erschienen, und können in allen Buchhandlungen von den Pränumeranten in Empfang genommen werden.

Leipzig, den 15. Januar 1827.

Joh. Friedr. Hartknoch.

Ergebenst und bedauernd zeige ich hiermit an, daß ich die neulich gemachten Bestellungen auf die vor kurzem erschienenen Althings kleine Erzählungen, die ich in Commission hatte, nicht mehr befriedigen kann, da mir die vorräthigen Exemplare weggenommen sind. — Unbekannt noch ist mir die Veranlassung, so wie ob andere Handlungen, welche obiges Büchlein auch in verschiedenen Blättern anzeigten, noch Exemplare debitiren können.

Ernst Klein in Leipzig.

Um dem Wunsche vieler Geschichtsfreunde zu begegnen, haben wir uns entschlossen:

Galletti's kleine Weltgeschichte, 27 Bände, welche bisher 37 Rthlr. kostete, auf 18 Rthlr. sächs. oder 32 fl. 24 kr. rhein.

für unbestimmte Zeit herabzusetzen.

Wir zweifeln nicht, daß Viele diese Gelegenheit ergreifen werden, sich dieses Werk jezt anzuschaffen, welches sich durch Klarheit, bündige und unpartheyische Darstellung auszeichnet, und sowohl Lehrern und Lernenden, als auch Jeden, den Geschichte interessirt, als lehrreiche und unterhaltende Lektüre zu empfehlen ist. Bey einzelnen Bänden bleibt der alte Preis.

Gotha, im Oktober 1826.

Ettinger'sche Buchhandlung.

So eben ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Dante Alighieri's

lyrische Gedichte.

Italienisch und deutsch

herausgegeben von

Karl Ludwig Kannegießer.

Gr. 8. 21½ Bogen auf dem feinsten französischen Druckpapier. 2 Thlr. 8 Gr.

Die lyrischen Gedichte des Sängers der „Göttlichen Komödie" erscheinen hier zum erstenmal in einer Verdeutschung, die sich schon dadurch empfehlen möchte, daß der Herausgeber sie unternommen hat, nachdem er sich ein Vierteljahrhundert lang mit dem Dichter beschäftigt, und nach der zweyfachen Bearbeitung seiner Uebersetzung der Komödie seine Kräfte geübt hatte. Die Theilnahme von Wilhelm von Lüdemann und Karl Witte war auch insofern förderlich, als sie wiederholte und genaue Prüfung der Arbeiten eines Jeden veranlaßte. Von dem Letztern rühren noch außerdem die Aussonderung unechter Gedichte, die Anordnung der übrigen, die neue Bearbeitung des italienischen Textes, Einleitung und Commentar her. Diese Arbeiten, die selbst in Italien ohne Vorgänger sind, verleihen dem Buche auch im Auslande einen bleibenden Werth.

Diese Schrift ist als ein Supplementband zu den Uebersetzungen der „Göttlichen Komödie" Dante's von Streckfuß und Kannegießer, mit welcher letztern 2te sehr veränderte Auflage, 1825, drey Theile, mit Dante's Bildniß und geometrischen Plänen der Hölle und des Paradieses, gr. 8. 60½ Bogen, 6 Thlr.) sie im Aeußern ganz übereinstimmt, zu betrachten.

Leipzig, den 15. December 1826.

F. A. Brockhaus.

Folgende Bücher sind von jezt an durch alle Buchhandlungen für beystehende herabgesezte Preise zu haben:

Herder, J. G., zerstreute Blätter. 6 Thle. sonst 8 Rthlr. jezt 2 Rthlr.

Dessen Gott, sonst 1 Rthlr. 8 Gr. jezt 12 Gr.

Gotha, im Oktober 1826.

Ettinger'sche Buchhandlung.

Bey Tob. Löffler in Mannheim ist so eben folgender allen Leihbibliotheken und Lesegesellschaften vorzüglich zu empfehlende Roman erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Graf Conrad von Worms, oder der Sturm auf dem Rheine. Ritterroman von J. Falckh. 8. 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gGr.

Nro. 6.

Intelligenz-Blatt.

1827.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Allgemeine deutsche Justiz-, Kameral- und Polizey-Fama. Herausgegeben von D. Theodor Hartleben. Januar 1827. Der Jahrg. 9 fl.

Hesperus. Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgegeben von Christian Karl André. Januar 1827. Der Jahrg. 16 fl.

Neue allgemeine politische Annalen. Zweyundzwanzigster Band. Drittes Heft.

Inhalt:

England und Europa in Bezug auf Handel und Weltherrschaft. — Bemerkungen über Ostindien, gestützt auf Malcolm's Geschichte von Indien. (Beschluß.) — Die Monarchie Ludwigs XIV. (Beschluß.) — Etwas über Strafanstalten. — Literatur. Du complot contre le Prince Don Miguel. La verité mise en face du mensonge etc. Par Gustave IV., ancien Roi de Suède. Le Cabinet des Tuileries sous le Consulat et sous l'empire. Der Pater Clemens, oder der Jesuit als Beichtvater. Les Jésuites modernes, par l'Abbé Martial Marcet. Die Revolutionen von Süd-Amerika und Mexiko, von Düfey; übers. von Rüder. Die Anwendung der Moral auf die Politik, von Droz; übers. von A. v. Blumröder. La Villéliade, et Rome à Paris, Poëmes par Méry et Barthélemy. Uebersicht der in Amerika bestehenden Staaten und Colonien, von Röding. — Miscellen. Ueber das französische Preßgesetz ꝛc.

Plangemäße Beyträge können an die Verlagshandlung in Stuttgart adressirt werden. Die Buchhandlungen des In- und Auslandes, welche eine Anzeige ihrer Verlagsartikel politischen Inhalts in dem Journale wünschen, werden ersucht, ein Exemplar derselben portofrey, sobald als möglich, an die Verlagshandlung für den Herausgeber der Neuen allgemeinen politischen Annalen zu senden.

Der Preis dieser Annalen ist für 12 Hefte oder 3 Bände von 70 bis 80 Bogen 9 fl.

Hertha, Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. Unter Mitwirkung des Frhrn. Alex. v. Humboldt, besorgt von Berghaus in Berlin und Hoffmann in Stuttgart. Dritter Jahrgang. Neunten Bandes erster Heft. Januar 1827. Preis: 12 Hefte 16 fl.

Inhalt:

Neueste Beschlüsse der merika'schen Regierung über einen Handelsweg in der Landenge von Goazacoalco und Tehuantepec, mitgetheilt von Alexander von Humboldt. — Bericht über eine im Jahr 1823 nach der Quelle des St. Peters-Flusses, dem Winnipig- und dem Wälder-See u. s. w. unternommene Reise. Von dem Major Long. Verfaßt von Keating. — Abriß eines allgemeinen Verfahrens, aus einer Reihe astronomischer, mit dem bordaischen Repetitionskreise angestellter Beobachtungen das mittlere Resultat zu ziehen. Von dem Hrn. Puissant.

Geographische Zeitung der Hertha.

Inhalt:

Reisen und neue geographische und statistische Werke.

Parry's Expedition nach Spitzbergen. — Prospektus eines geographischen und statistischen Wörterbuchs von Spanien und Portugal. — Iberische Halbinsel. Beytrag zur Statistik von Spanien. — Handelsverkehr zwischen Portugal und Angola-Benguela. — Oporto's Weinausfuhr im Jahr 1824. — Italien. Notiz über die geodätischen Operationen der französischen Ingenieur-Geographen in Italien. Von Hrn. Arago in Paris. — Großbritannien und Ireland. Notizen über Englands Handel. — Projekt zu einer telegraphischen Verbindung zwischen Liverpool und Manchester. — Statistik des hohen Adels der vereinigten Königreiche Großbritannien und Ireland. — Die topographisch-militärische Vermessung von Ireland. — Deutschland. Vaterlandsliebe der Helgolander, gegründet auf die innere Verfassung. — Historische Preisfrage. — Beytrag zur Bestimmung des Areals mehrerer Provinzen des Königreichs Hannover und einiger andern Landestheile im nordwestlichen Deutschland. — Verhältniß des kalenberger Fußes zum pariser Fuß. — Vergleichung der Ein- und Ausfuhr an landwirthschaftlichen Produkten im preußischen Staat in den Jahren 1822—1825.

Zu diesem Hefte gehört:

Reymanns Bild.

Die Unterzeichnete macht hiemit bekannt, daß binnen Kurzem eine Uebersetzung der mit nächstem in Paris erscheinenden:

Organographie végetale par De Candolle,

in ihrem Verlag erscheinen wird. Der Inhalt dieses Werkes: Beschreibung des Baues und der Organe der Gewächse, ihrer Entstehung, Bildung, Form und Ausartung, ist von so hoher Wichtigkeit und wegen der Neuheit und Gründlichkeit der Bearbeitung des rühmlichst bekannten Genfer Botanikers von solchem Werth und Interesse, daß es jedem wissenschaftlichen Botaniker unentbehrlich seyn wird.

Die Uebersetzung, welche Hr. Dr. Meisner, ordentlicher Lehrer der Zoologie und Botanik zu Bern, mit Einverständniß und Mitwirkung Herrn Decandolle's besorgt, wird allen Ansprüchen des deutschen, gelehrten Publikums entsprechen.

Das Werk wird einen Band in Oktav geben, welchem sich 60 Kupfertafeln anreihen.

Stuttgart, im Januar 1827.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Pränumerations-Eröffnung
auf eine neue, vollständige Ausgabe von:

LAS
COMEDIAS
DE
D. PEDRO CALDERON
DE LA BARCA,
COTEJADAS CON LAS MEJORES EDICIONES HASTA AHORA PUBLICADAS, CORREGIDAS Y DADAS A LUZ POR
JUAN JORGE KEIL.

EN CUATRO TOMOS, ADORNADOS DE UN RETRATO DEL POETA, GRABADO POR UN DIBUJO ORIGINAL.

Kein Schriftsteller des gesammten Auslandes dürfte noch mit größerem Rechte eine vollständige und kritische Handausgabe seiner Werke zu fordern haben, als Spaniens unsterblicher Calderon, dessen fruchtbarer Genius seinem Vaterlande ein dauerndes Denkmal errichtet, und den unverwelklichsten Kranz des Nationalruhmes gewunden hat. Das übrige civilisirte Europa wetteiferte in der Anerkennung des großen Dichters, und vielfältige Uebertragungen in die Literaturen der meisten Sprachen beurkunden die ausgebreitete Verehrung seiner Muse. Darum so äußerst dringend erscheint das Bedürfniß eines kritisch gereinigten Textes der Calderon'schen Dramen, indem zwey ältere, in Spanien gedruckte, Ausgaben, ungerechnet des theuern Aufwandes, und der sehr großen Schwierigkeit, sich dieselben zu verschaffen, an zahllosen Druckfehlern, Mängeln und Entstellungen leiden, deren Sichtung, mit Hinzuziehung eines sehr umfassenden Apparates der einzeln gedruckten Theaterstücke, so wie der Benutzung vieler, höchst seltener Hülfsquellen, — Zweck und Ziel gegenwärtiger Ausgabe geworden sind. Herr Hofrath Keil hat sich, während seines vieljährigen Umganges mit der spanischen Literatur, in besonderer Vorliebe dem Studium des Calderon gewidmet, und dieser höchst mühsamen Arbeit unterzogen. — Vier starke Imperial-Octav-Bände, jeder von 700 bis 800 Seiten, werden das Ganze umfassen, und nicht weniger als 108 Stücke einschließen, deren letzter spätestens bis Juni 1829, also in zwey und einem halben Jahre, die Presse verlassen soll. Eine Sammlung Noten, welche die Varianten und wichtigsten Sach- und Worterklärungen vereinigend zusammenstellen, so wie eine kritische Literatur Calderons, das Fac-simile seiner Handschrift, und andere Beylagen enthalten wird, erscheint nachträglich in einem Supplement-Hefte, um später dem vierten Bande einverleibt zu werden. — In typographischer Hinsicht erhält diese Ausgabe einen Grad der Vollkommenheit, welcher sie mit den Prachterzeugnissen von London und Paris unbedingt in Einen Rang stellt, und, von Seiten der Oekonomie, unbeschadet der Lesbarkeit einer neuen, für dieses Werk besonders gegossenen, Schrift, welche auf dem feinsten Patent-Velin-Papier sich mit äußerster Schärfe und Schönheit darstellt, alles in dieser Gattung bis jetzt Geleistete überbieten dürfte. Ein ausführlicher Prospektus mit beygefügter Titel- und Text-Probe wird in sämmtlichen Buchhandlungen gratis ertheilt und kann allen Sachverständigen zum Belege dieses, vielleicht anmaßend erscheinenden, Lobspruches dienen. Der erste Band erscheint bestimmt bis Juni des jetzigen Jahres (1827), wird gegen 30 Schauspiele aufnehmen, und, zunächst einer Biographie Calderons, auch dessen Bildniß, nach einer Original-Zeichnung von einem unserer vorzüglichsten Künstler gestochen, als Titelkupfer liefern.

Die Bedingungen der, hiermit eröffneten, Pränumeration sind folgende:

I. Der Pränumerations-Preis für jeden Band beträgt 4 Rthlr. Conv. M. oder 7 fl. 12 kr. rhein.

II. Diese Baar-Pränumeration von 4 Rthlr. Conv. M. oder 7 fl. 12 kr. rhein., auf den ersten Band, wird von jetzt an in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands und der benachbarten Staaten acceptirt, und man bittet die Interessenten, dieselbe recht zeitig zu leisten, so wie eine lesbare Anzeige der Namen, Charaktere und Wohnörter in den respectiven Buchhandlungen, Behufs eines Pränumeranten-Verzeichnisses, zu hinterlassen.

III. Bey Empfang des ersten Bandes ist die Pränumeration auf den zweyten zu entrichten, und gleichmäßig bey Ablieferung des 2. und 3. Bandes mit der Vorauszahlung fortzufahren; wogegen nur allein die Verabfolgung des vorhergehenden Bandes geschehen kann. Diese billige Garantie für die Fortsetzung des Werkes ist bey einem so kostspieligen Unternehmen durchaus unerläßlich.

IV. Ein zweyter, erhöhter Pränumerations-Preis von 5 Rthlr. Conv. M. oder 9 fl. rhein. für jeden Band tritt nach bevorstehender Ostermesse ein, und es ergeben sich also folgende summarische Preisverhältnisse:

A. Erste Pränumeration (mit dem Vorzuge erster Abdrücke des Porträts) für jeden Band 4 Rthlr., beträgt überhaupt: 16 Rthlr.

B. Zweyte Pränumeration für jeden Band 5 Rthlr., beträgt überhaupt: 20 Rthlr.

C. Künftiger Ladenpreis für alle vier Bände: 30 Rthlr.

Von dem wachsenden Interesse, welches neuerdings bey allen gebildeten Nationen für die spanische Sprache, als den Schlüssel zu einer der reichsten Literaturen, und nicht minder als zeitgemäßes Bedürfniß der wichtigsten politischen und merkantilischen Beziehungen des transatlantischen Welttheiles, so äußerst sichtbar ist, darf ich mir auch in Deutschland eine lebhafte Unterstützung dieses, große Aufopferungen erheischenden, Unternehmens versprechen, und hoffe, durch meine zeitherigen Ausgaben englischer und italienischer Klassiker bey dem Publikum nur ein günstiges Vorurtheil für die Leistungen meines Verlages erweckt zu haben. —

Leipzig, Januar 1827.

Ernst Fleischer.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Flora Upsaliensis enumerans plantas circa Upsaliam sponte crescentes. Enchiridion excursionibus studiosorum Upsaliensium accommodatum a Georgio Wah-

lenberg, botanices demonstratore. Cum mappa geographico-botanica regionis. Upsala, 1820. Gr. 8. Auf Druckpapier 2 Thlr. 12 Gr.

Novum testamentum graecum. Pars prior et posterior. Upsala, 1817. Gr. 8. Auf Druckpapier 1 Thlr.

Leipzig, den 15. December 1826.

F. A. Brockhaus.

Ankündigung.

Das überall rege gewordene Interesse an den Ereignissen der Zeit hat sich in unsern Tagen bis zum allgemeinen Bedürfnisse gesteigert, und fast in allen Theilen der civilisirten Welt hat die Geschichte, diese treue, sichere, Führerin zur Lebensweisheit, den ihr gebührenden Rang eingenommen, so daß jeder, der in sich nicht blos einen nährenden oder zehrenden Bürger seines engen Kreises, sondern ein Mitglied der großen Menschengesellschaft sieht, aus dem Schatz der Geschichte Wahrheit sammeln möchte, die er sonstwo vergebens suchet. — Nur aus diesem Grunde läßt es sich erklären, warum der historische Roman in unseren Tagen so viel Glück gemacht hat. — Und was kann auch gewaltiger an das Herz sprechen, was sicherer zur Lösung der größten Aufgaben anleiten, von denen Wohl und Weh Einzelner und ganzer Gesammtheiten abhängt, als die Geschichte der neuesten Zeit? Hier, wo die größten Wahrheiten und die der Menschheit heiligsten Interessen geprüft, erörtert, verfochten, überwunden und wieder aufgerichtet wurden, hier, wo die gehaltreichen Jahre an unsern Erziehern und uns vorübergingen, die Jahrtausende früherer Zeit aufwiegen, Jahre, in denen durch gewaltigen Kampf zwey Welttheile fast gänzlich umgestaltet wurden, wo Reiche untergingen und Reiche auferstanden, kurz, wo Glück und Recht ein halbes Jahrhundert stritten um den Besitz Europens und Amerika's, und der blutige Sieg lange schwankte, bis die Waage, in welcher das Schicksal der Welt gewägt werden sollte, ihre beyden Schaalen senkte, um beyde Partheyen friedlich auszugleichen — hier schließt sich vor dem Forschenden der Tempel der Wahrheit auf, in dem er Licht findet über alle Verhältnisse des Lebens.

Um die Geschichtskunde allgemein zu verbreiten, ist schon viel geschehen, doch bleibt noch Manches zu thun, das allgemeine Bedürfniß zu befriedigen. Darum haben wir uns entschlossen, unter dem Titel:

Geschichtskunde

von der Regierung Friedrich des Großen bis auf unsere Zeit

ein Werk zu veranstalten, welches die Geschichte von 1740 bis 1830 nach folgendem Plane behandeln soll:

Die Darstellung der besonders europäischen Welterreignisse von dem Regierungsantritt Friedrich des Großen an wird nicht allein eine Erzählung des seitdem Geschehenen enthalten, sondern auch das Wie? und Warum? beantworten. Die Erzählung wird im Allgemeinen in chronologischer Ordnung sich fortbewegen, ohne jedoch die Gegenstände selbst zu zerreißen, d. h. es werden die Begebenheiten erzählt werden, wie sie auf einander gefolgt sind, aber es soll dabey auch nicht vergessen werden, anzugeben, wie die eine die andre erzeugt hat. Man wird dabey Rücksicht nehmen auf die Stellung der verschiedenen Reiche gegen einander, auf die Verhandlungen an den europäischen Höfen und außerhalb derselben, ohne die Darstellung in die engern Gränzen der einzelnen Reiche einzuzwängen. Vielmehr soll jedes Welterereigniß umfassend für sich als ein Ganzes erscheinen, gleichviel, wohin es gewirkt hat und wo es geschlossen erscheint. Hiebey wird man zugleich Rücksicht nehmen auf die Lebensbegebenheiten der wichtigsten Männer.

Da nicht zu läugnen ist, daß die pragmatische Sanktion Kaiser Karls VI. fast alle politischen Veränderungen in Europa und Amerika veranlaßt hat, so wird das Werk mit dieser und mit dem Tode Karls VI. beginnen.

Seine Tendenz ist rein populär. Nicht für den Gelehrten, sondern für das Bedürfniß der Gebildeten wird es berechnet seyn, und von einem weltbürgerlichen Standpunkte ausgehen.

Da wir die Leitung des Ganzen einem Manne anvertraut haben, welcher durch seine literarische Tüchtigkeit im Allgemeinen, und ins Besondere durch seine gründlichen historischen Kenntnisse dem Unternehmen ganz gewachsen ist, so können wir verbürgen, daß die Darstellung, in anziehender Rede und blühender Sprache geschrieben, jeder gerechten Erwartung entsprechen werde, und da die Bearbeitung ganz neu und mit Benutzung der besten Werke geliefert wird, so darf jedem Freunde der Geschichte das Werk willkommen seyn.

Für die äußere Form desselben haben wir die jezt beliebt gewordene des kleinen Octavs, ähnlich der neuen Ausgabe von Walter Scott's Romanen, gewählt. Von dem März 1827 an soll mit jedem Monate ein Bändchen in diesem Format von 7—8 Bogen erscheinen. Das ganze Werk wird aus ungefähr 48 solcher Bändchen bestehen. Weil wir nun das Bändchen für den äußerst billigen Preis von 15 Kreuzern oder 3½ Groschen ausgeben werden, so haben die resp. Herren Abnehmer den großen Vortheil, daß sie für höchstens 12 Gulden oder 7 Thlr., die Geschichte der neuesten Zeit sich anschaffen können, welche, wie wir sie liefern, an Gründlichkeit, Fülle und Bündigkeit jedes bisher über diesen Gegenstand erschienene Werk, in Absicht auf Gemeinnützigkeit und Ausdehnung, weit hinter sich zurück läßt: Denn abgesehen davon, daß Theils die allgemeinen Geschichtswerke auch die frühere weniger anziehende Zeit umfassen, und andern Theils die speziellen Werke über die neueste Geschichte zu weitläufig für gemeinheitliche Lektüre sind, so würde die Anschaffung der lezteren nicht nur das Zwanzigfache des Betrages kosten, sondern selbst über mehrere Theile der neuesten Geschichte kein solches sich finden.

Jedes Bändchen erscheint in einem geschmackvollen farbigen Umschlage gebunden und mit einem gut lithographirten Brustbild eines ausgezeichneten Mannes versehen.

Alle löblichen Postämter in Deutschland und der Schweiz nehmen Bestellungen darauf an. Dieselben werden gebeten, ihre Anbestellungen an die hiesige Fürstlich Thurn und Taxische Oberpostamts-Zeitungs-Expedition einzusenden, welche die Hauptspedition des Werkchens übernommen hat. Es ist mit derselben die Verabredung getroffen, daß die mit ihr in unmittelbarer Verbindung stehenden Postämter den Jahrgang von 12 Bändchen um den Preis von 3 fl. oder 1 Thlr. 18 Gr. an die Abonnenten erlassen können. Die weiter entlegenen Abonnenten, welche jedes Bändchen durch die Post gleich nach dessen Erscheinen zu erhalten wünschen, werden sich eine kleine verhältnißmäßige Erhöhung dieses Preises gefallen lassen.

Auch in jeder Buchhandlung Deutschlands kann man für den angegebenen Preis darauf subscribiren. Diese wenden sich mit ihren Bestellungen an die

Jäger'sche Buch-, Papier- und Landkarten-Handlung in Frankfurt a. M.,

welche den Hauptdebit übernommen hat.

Bey den Postämtern sind die Zahlungen dafür viertel- oder halbjährlich zu entrichten, bey den Buchhandlungen aber bey Ablieferung eines jeden Bändchens.

Frankfurt a. M., im December 1826.

Heller und Rohm, Buchdrucker und Verleger des Frankfurter Journals.

Bey C. W. Leske in Darmstadt ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Alterthümer von Jonien, herausgegeben von der Gesellschaft der Dilettanti zu London. 1ste Lieferung. Royal-Folio.

(Das ganze Werk — dessen hoher Kunstwerth schon längst anerkannt ist — wird aus neun Lieferungen bestehen.)

Alterthümer von Attica (the unedits Antiquities of Attica), die architektonischen Ueberreste von Eleusis, Rhamnus, Sunium, Thoricus enthaltend, von der Gesellschaft der Dilettanti zu London herausgegeben. 3te Lief. Royal-Fol.

(Das Ganze wird sechs Lieferungen umfassen.)

Stuart und Revett, Alterthümer zu Athen. 19te und 20ste Lieferung. Royal-Fol.

(Das ganze Werk wird in 28 Lieferungen vollständig gegeben.)

Diese drey Werke, welche mit Inbegriff der gegenwärtig zu London erscheinenden Supplemente zu lezterem Werk, die ebenfalls in meinem Verlage erscheinen werden, einen vollständigen Cyclus der griechischen Alterthümer geben, erscheinen in zwey verschiedenen Ausgaben.

Von der Ausgabe auf Velinpapier kostet jede Lieferung im Subscript. Preis 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 fl., von der ordin. Ausgabe 1 Thlr. 6 Gr. oder 2 fl. 15 kr. Man macht sich bey der Unterzeichnung zur Abnahme eines dieser Werke verbindlich und hat eine Lieferung immer voraus zu bezahlen, wogegen demnächst die lezte gratis geliefert wird. Für Nicht-Subscribenten kostet jede Lieferung auf ordin. Papier 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr. Die bessere Ausgabe wird gar nicht vereinzelt. — Jeder Kenner wird zugeben, daß noch niemals mit so viel Sorgfalt und Eleganz der Ausführung ein so wohlfeiler Preis vereinigt war; so wie auch dieß in mehreren kritischen Blättern bereits öffentlich anerkannt ward.

Moller's und Heger's Entwürfe ausgeführter und zur Ausführung bestimmter Gebäude. 2. Heft (die neue kathol. Kirche zu Darmstadt und einen Brunnen enthaltend). Royal-Fol. Velinp. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr. (Das erste Heft enthält das neue Opernhaus zu Darmstadt und ist um denselben Preis zu haben.)

Zeitschrift für Physiologie. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Friedr. Tiedemann, G. R. Treviranus und L. C. Treviranus. 2ter Band 2tes Heft, mit 7 Kupfertafeln. gr. 4. geh. 2 Thlr. 20 Gr. oder 5 fl.

Der ganze 2te Band auch unter dem Titel:

Untersuchungen über die Natur des Menschen, der Thiere und der Pflanzen u. s. w. Zweyter Band. 5 Thlr. 16 Gr. oder 10 fl.

(Der erste Band dieses Werks ist noch bis zum Juni 1827 zum herabgesezten Preis von 4 Thlr. 8 Gr. oder 7 fl. 45 kr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.)

Zimmermann, D. Ernst, (Großh. Hess. Hofprediger), Predigten in der Hofkirche zu Darmstadt gehalten. 7r Theil. Preis für die Ausg. in gr. 8. 1 Thlr 18 Gr. oder 3 fl. — für die Ausgabe in kl. 8. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 20 kr.

Auch unter dem Titel:

Predigten über die Apostelgeschichte. 3r Theil.

Der Rheinische Bote, ein Volksbüchlein von J. F. Schlez u. A. zum 5tenmale herausgegeb. 4. 3 Gr. oder 12 kr.

So eben ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Solger's
nachgelassene
Schriften und Briefwechsel.
Herausgegeben
von
Ludwig Tieck
und
Friedrich v. Raumer.
Zwey Bände.

Gr. 8. Zusammen 100¼ Bogen auf Druckpap. 6 Thlr.

Leipzig, den 15. December 1826.

F. A. Brockhaus.

So eben ist erschienen und in Tübingen und Stuttgart in allen Buchhandlungen zu haben:

Wander-Epigramme von Julius Eberwein.
Ein Taschenbuch für Reiselustige. 8. 18 Gr.

„Dem guten Vater Goethe" widmet der junge talentvolle Verfasser, der dem gebildeten Publikum überhaupt bereits durch manchen schätzbaren Beytrag in geachteten Zeitschriften, so wie dem berlinischen insbesondere durch sein mit Beyfall aufgenommenes dramatisches Idyll: „das Osterwasser," bekannt ist, diese Wander-Epigramme. Sie entstanden auf mehreren Ausflügen durch Deutschland und tragen den Hauch der reinen Natur, eine frische, kräftige Lebensanschauung und einen Geist heiteren Humors in sich, der gewiß jedes Gemüth zum Mitgefühl erwärmen, und ihnen den Beyfall und die Anerkennung aller Verehrer und Freunde ächter Poesie erwerben wird. Goethe beehrt den Verfasser schon längst mit seinem väterlichen Wohlwollen und erkannte freudig, vorzüglich in dieser Gabe, sein aufblühendes Talent.

Leipzig, im Januar 1827.

Weygand'sche Buchhandlung.

Nro. 7.

Intelligenz-Blatt.

1827.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Neue allgemeine politische Annalen. Zweyundzwanzigster Band. Viertes Heft.

Polytechnisches Journal,

Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc. Herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten in Augsburg. Jahrg. 1827. Zweytes Januarheft.

Literarische Anzeige
für
Philologen, Schulvorsteher und Studirende, so wie für jeden Gebildeten.

Eine correcte, elegante, vollständige
und dabey
äußerst wohlfeile
Sammlung
der
classischen Werke
der
Dichter und Prosaiker des Alterthums in der Ursprache

zu besitzen, ist der Wunsch eines jeden, der den Geist der großen Alten kennt, oder sich mit ihm vertraut zu machen sucht. Aber nur Wenigen ist seine Befriedigung ohne einen mehr oder minder lästigen Aufwand vergönnt und selbst diesen nicht in dem Vereine von Vorzügen, welche die Ausgabe der Classiker schmücken sollen, durch deren Ankündigung der Unterzeichnete versichert ist, sowohl dem eigentlichen Gelehrten wie dem gebildeten Geschäftsmanne und dem studirenden Jünglinge eine erfreuliche Mittheilung zu machen. Obgleich mein Plan sämmtliche uns aus dem classischen Alterthume verbliebenen Autoren umfaßt, so bin ich dennoch entschlossen, vor der Hand meine Ausgabe auf die lateinischen zu beschränken, und diese in zwey für sich bestehenden Abtheilungen herauszugeben, um ihre Anschaffung so viel als möglich zu erleichtern. Die erste Abtheilung wird solche römische Schriftsteller in sich begreifen, die in den Schulen eingeführt sind und für die sich überhaupt jeder Freund des classischen Studiums interessirt — und die andere jene Autoren, die fast ausschließlich in das Fach der Philologie im engern Sinne gehören. Zur ersten Reihenfolge, mit welcher ich das Unternehmen beginnen werde, gehören:

Cäsar, Catullus, Cicero, Cornelius Nepos, Curtius, Dionysius Cato, Eutropius, Florus, Horatius, Justinus, Juvenalis, Livius, Lucanus, Lucretius, Martialis, Ovidius, Persius, Phädrus, Plautus, Plinius Cäcilius sec., Pomponius Mela, Propertius, Quinctilianus, Sallustius, L. Annäus Seneca, Suetonius, P. Syrus, Tacitus, Terentius, Tibullus, Valerius Maximus, Virgilius, Vellejus Paterculus.

Zur zweyten: die Uebrigen außer den genannten Autoren.

Die Herausgabe dieser Sammlung hat der im Fache der Philologie rühmlichst bekannte Herr Professor Zell in Freyburg auf die Bitte des Verlegers übernommen. Die Einrichtung derselben wird folgende seyn: Der Text eines jeden Autors wird nach den besten und neuesten Hülfsmitteln gegeben. Dem Texte wird eine kurzgefaßte Lebensbeschreibung des Schriftstellers und die nöthige Inhaltsanzeige vorausgeschickt. Unter dem Texte sind die bedeutendsten verschiedenen Lesearten mit sorgfältiger Auswahl verzeichnet, wobey die wichtigsten Handschriften und Ausgaben, aus welchen sie geschöpft sind, genannt werden.

Um diese Sammlung auch für weniger Bemittelte, für ärmere Studirende und Schüler zugänglich zu machen, wird dieselbe in Bändchen oder Lieferungen von 12 Bogen in gefälligem Octav (nicht Taschenformat) auf feinem Schweizer-Velinpapier mit typographischer Eleganz gedruckt erscheinen, dennoch aber zu dem mehr als billigen Preise von Vierundzwanzig Kreuzer per Bändchen sauber broschirt abgeliefert werden.

Da dieser äußerst wohlfeile Preis, bey den übrigen Vorzügen der Ausgabe nur bey sehr zahlreicher Theilnahme erreicht werden kann, so richtet der Verleger an alle, denen es Ernst mit der Liebe zur Verbreitung des classischen Studiums ist, und vorzüglich an die Vorsteher von gelehrten Unterrichtsanstalten, an Schuldirectoren und Lehrer der alten Sprachen, die Bitte, sich für dieses Unternehmen thätig zu verwenden, und erklärt sich bereit, Sammlern, die sich unmittelbar an ihn wenden, auf zehn Exemplare ein Freyexemplar zu bewilligen.

Ich verspreche, alle zwey Monate bestimmt drey Bändchen zu liefern, hoffe jedoch, zwey Bändchen in jedem Monate geben zu können. Die Sammlung wird eröffnet durch Cicero de re publica, und die erste Lieferung wird am 1. Juni dieses Jahres ausgegeben; darauf folgt Horatius, dann Phädrus u. s. w. Alle Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes nehmen Unterzeichnungen an, der Subscriptionstermin gehet mit dem 1. Mai zu Ende.

Man kann auch auf einzelne Autoren zu dem vorher angegebenen billigen Preise subscribiren; ich bitte jedoch die Bestellungen hierauf sogleich zu machen, damit ich bey dem schon jezt beginnenden Drucke die Stärke der

Auflage bey einzelnen Autoren nach den Bestellungen reguliren kann.

Stuttgart, im Januar 1827.

Carl Hoffmann.

Interessante Schrift.

So eben verläßt bey Gebrüder Franckh in Stuttgart die Presse:

Biographie
des Herzogs von York
von Walter Scott,

nebst einer Beschreibung des Paradebettes und der feyerlichen Beysetzung des Verstorbenen.
Aus dem Englischen.
8. brosch. Preis 45 kr. oder 12 Gr. sächs.

Subscriptions-Anzeige.

D. C. G. D. Stein's, Professors in Berlin, Reisen nach den vorzüglichsten Hauptstädten von Mittel-Europa, oder Schilderung der Länder, Völker, Sehenswürdigkeiten, Naturschönheiten u. s. w. In sechs Theilen mit Titelkupfer und 6 neuen Karten in gr. Fol. von Deutschland, Preußen, Oestreich, Süddeutschland, den Niederlanden und der Schweiz von Streit und Leutemann. 8. Französ. Druckvelinpap.

Unter diesem Titel erscheint von der Ostermesse 1827 an (von 4 zu 4 Monaten ein Bändchen von 16 bis 18 Bogen) ein Werk, welches sowohl dem Reisenden ein sicherer Wegweiser, als dem Belehrung und Unterhaltung suchenden Leser eine sehr anziehende Lektüre seyn wird.

Der Subscriptionspreis fürs Ganze ist 4½ Rthlr. sächs. oder 8 fl. 6 kr. rhein. Die einzelnen Theile kosten bedeutend mehr, so wird der, mit Erscheinung des 6ten Bändchens eintretende, Ladenpreis wenigstens 7 Rthlr. seyn wird und muß, da nur eine große Anzahl Subscribenten, die wir uns bey einem so nützlichen Unternehmen versprechen dürfen, einen so wohlfeilen Preis zu stellen möglich macht.

Die Expedition geschieht nach der Folge der Bestellungen, da es billig ist, daß die frühesten Unterzeichner auch die besten Kupferabdrücke erhalten. Eine ausführliche Anzeige hiervon und von Rivinus Atlantis, Journal des Neuesten und Wissenswürdigsten aus Amerika für 1827, ist in allen Buchhandlungen zu haben.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
in Leipzig.

Bey uns ist erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu haben:

Volkslieder der Serben. Metrisch übersezt und historisch eingeleitet von Talvj. Zweyte Lieferung. gr. 8. In säuberen Umschlag br. 1 Rthlr. 18 gGr.

Die vollkommene Anerkennung, welche bey der, im vorigen Jahre erschienenen, ersten Lieferung serbischer Volkslieder sowohl der ursprüngliche, dichterische Geist, der in ihnen waltet, als auch das Verdienst der so glücklichen Uebertragung ins Deutsche gefunden hat, ist eine erfreuliche Aufforderung zur Herausgabe dieser zweyten Lieferung gewesen. Sie ist eine höchst schätzbare Bereicherung unserer Literatur, die in keiner Büchersammlung wahrer Freunde echter Volks-Poesie fehlen darf.

Renger'sche Verlags-Buchhandlung
in Halle.

So eben ist erschienen und in Tübingen und Stuttgart in allen Buchhandlungen zu haben:

Neuer kaufmännischer Briefsteller, oder Anleitung zur kaufmännischen Correspondenz und den damit verbundenen mannichfaltigen schriftlichen Aufsätzen, zum Privat- und Schulgebrauch. 8. 29 Bogen 16 Gr.

Je mehr die Zeit eines jungen Mannes, welcher sich der Handlung widmet, von vielen Seiten in Anspruch genommen wird, desto weniger wird er Muße haben, die Kunst einer guten Correspondenz zu erlernen. Sobald er dann in den Fall kommt, einzusehen, wie wichtig dieser Zweig kaufmännischer Kenntnisse ist, so wird er verlegen, wie er sich in den Besitz desselben setzen soll. Dazu gibt ihm dieses Buch die beste Anleitung. Grammatikalischer und stylistischer Unterricht, Abfassung der verschiedenartigsten Handlungsbriefe, der Wechsel, Obligationen, Quittungen, Verträge, Verzeichniß und Erklärung kaufmännischer Kunstausdrücke u. s. w. Kurz, man braucht nur das Inhaltverzeichniß durchzusehen, um sich zu überzeugen, daß es kein Verhältniß des Kaufmannes geben könne, in welchem man hier nicht den nöthigen Rath erhielte. Dies Buch befriedigt ein Bedürfniß unserer Zeit, und die Verlagshandlung hat durch den ungewöhnlich geringen Preis bewiesen, daß sie bey diesem Unternehmen weniger ihr Interesse als Gemeinnützigkeit beabsichtigt.

Leipzig, im Januar 1827.

Wepgand'sche Buchhandlung.

So eben ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Bibliothek klassischer Romane und Novellen des Auslandes.
Elfter bis vierzehnter Band.

Geschichte Tom Jones, eines Findlings. Von Henry Fielding. Neu übersezt durch Wilhelm von Lüdemann. Mit einer Einleitung. 12. 57¼ Bogen auf Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Die frühern Lieferungen enthalten: Don Quixote, von Cervantes, übersezt von Soltau (4 Bände, 2 Thlr. 12 Gr.); der Landprediger von Wakefield, von

Goldsmith, übersezt von Oelsnitz (1 Band, 15 Gr.); Gil Blas, von Le Sage (4 Bände, 2 Thlr.); Geschichte des Erzschelms, von Quevedo, übersezt von Keil (1 Band, 12 Gr.), alle bis jezt erschienene 14 Bände kosten daher 8 Thlr. 3 Gr.

Jeder Roman, mit einer biographisch-literarischen Einleitung, ist unter besonderm Titel auch einzeln zu den bemerkten Preisen zu erhalten.

Die nächste Lieferung wird das „Dekameron" von Boccaccio, übersezt von Witte, enthalten und zur Ostermesse 1827 erscheinen.

Leipzig, den 15. December 1826.

F. A. Brockhaus.

Ankündigung.

Das dritte große Kunstblatt von J. Heinrichs in Cöln, welches

die zehn Gebote Gottes

calligraphisch-bildlich darstellt, ist so eben erschienen. Die Größe des Blatts sowohl, welche 2 Fuß 4 Zoll Höhe und 1 Fuß 7 Zoll Breite beträgt, als die außerordentlichen, auf die bildliche Verzierung desselben verwendeten Unkosten verstatteten nicht, den Subscriptionspreis geringer als fünf Thaler zu stellen. Für diesen ist es noch vorläufig bey mir, so wie durch alle Buch- und Kunsthandlungen, zu bekommen.

Obschon sich die beyden früher erschienenen Kunstblätter, welche das „Vater Unser" mit den Texten des evangelischen und katholischen Cultus darstellen, eines so ausgezeichneten Beyfalls erfreut haben, daß die Platten mehrere Male neu gestochen werden mußten, so darf doch versichert werden, daß dies neue Blatt eines noch größeren Beyfalls würdig ist, indem es das Vollkommenste genannt werden kann, was in dieser Art jemals in Deutschland erschienen ist.

Berlin, im Januar 1827.

T. Trautwein.

Anzeige für Journalleser und Lesezirkel.

Von der

Hebe

Zeitung für heitere und ernste Unterhaltung,

sind zwölf Nummern und ein Blatt Momus versandt. Bestellungen auf diese Zeitschrift, welche in wöchentlichen Lieferungen erscheint und ununterbrochen fortgesezt wird, nehmen alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungsexpeditionen an. Der Preis des Jahrgangs ist 6 Thlr. oder 10 fl. 48 kr. (halbjährig 3 Thlr. 12 Gr. oder 6 fl. 18 kr. oder vierteljährig 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.)

Leipzig, im Januar 1827.

Magazin für Industrie und Literatur.

Bey Friedrich Hofmeister in Leipzig sind folgende neue Musikalien erschienen:

Blahetka, Leopoldine, Variations brillantes p. Pfte. av. Orch. Oe. 14. 1 Rthlr. 18 Gr.

Dasselbe Werk für das Pianoforte allein 12 Gr.

Fürstenau, A. B., 2me et 3me Fantaisie sur un Thême de l'Oberon de Weber, p. Flûte et Pfte. Oe. 47. 48. à 12 Gr.

Gerke, Elève de Spohr, Quatuor brillant p. 2 Violons, Viola et Vcelle. Oe. 1. 1 Rthlr. 8 Gr.

Giuliani, M., Rondeau la Chasse p. Guitarre. Oe. 109. 8 Gr.

— — Marche variè de 2 Journées p. Guitarre. Oe. 110. 8 Gr.

Herz, M., Variations faciles sur la Gavotte de Vestris p. Pfte. Oe. 28. 10 Gr.

— — Rondo caracteristique p. Pfte. sur la Barcarole de Marie. Oe. 33. 16 Gr.

Hummel, J. N., Notturno Oe. 99. arr. en Harmonie p. 1 Clarinette in F., 3 Clarinettes in B, Piccolo, 2 Cors, 2 Bassons, Trompette et Trombone par J. D. Rose. 1 Rthlr. 4 Gr.

Moscheles, J., Souvenirs d'Irlande, gr. Fantaisie p. Pfte. av. Orch. Oe. 69. 2 Rthlr. 16 Gr.

Dasselbe Werk für Pianoforte allein 1 Rthlr.

Onslow, G., Duo p. Pfte. et Violon. Oe. 31. 1 Rthlr. 18 Gr.

Pieces choisies faciles p. Pfte. extr. des Oeuvres de C. Czerny, Hummel, Kalkbrenner, Moscheles et Ries. Cah. 4. 5. à 12 Gr.

Reissiger, C. G., Gesänge für eine Bass- oder Baritonsstimme mit Pfte. 6te Sammlung. 18 Gr.

Richter, C., 18 Redoutentänze für das Orchestre, 7te Samml. 1 Rthlr. 16 Gr.

Dieselben Tänze für das Pianoforte 16 Gr.

Anzeige.

Der Globus, Zeitschrift der neuesten Erdbeschreibung nebst zugehörigen Landkarten. Herausgegeben von Streit und Cannabich,

ist mit dem zweyten Bande geschlossen. Die noch vorräthigen kompleten Bände sowohl, als die einzelnen Hefte, deren acht einen Band bilden, erlasse ich für die Hälfte des seitherigen Ladenpreises, nämlich das Heft für 8 gGr. pr. Crt. oder 10 sGr. Für die Brauchbarkeit des Werkes bürgen wohl die Namen der Hrn. Verfasser. Der Inhalt dieser beyden Bände umfaßt die neueste Geographie von Oestreich, Preußen, Hannover, Sachsen, Baiern, Würtemberg, Churfürstenthum Hessen, Großherzogthum Hessen, Weimar und Eisenach, Mecklenburg-Schwerin und Oldenburg, und jedes Heft enthält die dazu nöthige Karte. Die Keyserſche Buchhandlung in Erfurt übernimmt die Bestellungen.

Erfurt, den 3. Januar 1827.

J. J. Ukermann, Verleger.

In der neuen Günter'schen Buchhandlung in Glogau und Lissa sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Beil, J. S., Entwurf eines kurzen und faßlichen katechetischen Unterrichts in der Lehre Jesu für Confirmanden, nebst Luthers kleinem Katechismus. 8te nach

dem Tode des Verf. durchgesehene Auflage. 8. 1826. 2 Gr.

Gründler, J., Friedrich der Große, oder die Schlacht bey Cunnersdorf; ein dramat. Charaktergemälde in 5 Akten. 8. 1826. geh. 16 Gr.

Munk, Dr. E. de L. Pompoino Bononiensi stellanarum poeta scripsit fragmentaque collegit. 8. 1826. 12 Gr.

Pflug, L., des Christen Weg zur Seligkeit, oder kurzer Abriß dessen, was wir nach dem Worte Gottes thun und glauben sollen, um Christi wahre Jünger zu seyn und die Seligkeit zu gewinnen. Zum Andenken an den Tag der Confirmation und die erste Abendmahlsfeyer. Nebst vorgedrucktem Confirmationsscheine. 8. 1826. geh. 4 Gr.

Schnabel, J. jun., 6 Lieder für eine Singstimme mit Begl. des Pianoforte 12 Gr.

— — Potpourri aus der Oper Jessonda von Spohr, für Pianoforte und Violine 12 Gr.

— — Variationen über den allbeliebten Sehnsuchtswalzer von Beethoven für das Pianoforte 6 Gr.

So eben ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Literatur der Geschichte und deren Hülfswissenschaften

seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von

Johann Samuel Ersch.

Neue fortgesezte Ausgabe.

Gr. 8. 44 Bogen auf Druckpapier. 3 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, den 15. December 1827.

F. A. Brockhaus.

Bleibtreu, L., die arithmetischen Wunder. Sammlung merkwürdiger Zahlenergebnisse und unterhaltender Aufgaben. 1 Thlr. 16 Gr.

Das Literaturblatt zum Morgenblatt, 1825. Nr. 55, 56, enthält eine sehr ausführliche Beurtheilung. In der Haller allgemeinen Literaturzeitung sagt der Recensent:

„Eine Sammlung arithmetischer Aufgaben mit Auflösung, vorzüglich zur Unterhaltung. Mit einem solchen Werke der Laune darf man über Plan und Vollständigkeit nicht rechten. Mannichfaltiges ist ausgewählt, richtig ist gerechnet, verständlich dargestellt, und bey Sachen der Erfahrung bemerkt, woher die Angaben entlehnt seyen. Die Aufgaben sind meist aus dem Gebiet der Combinationslehre genommen. Zahlenkunststücke, Kartenkünste, Permutationen, Combinationen, dann über Wahrscheinlichkeit und Wahrscheinlichkeitsrechnung, dann wieder Permutationen, Dekadik und Dyadik, Gitterschrift, Geheimschrift und Deschiffrirkunst — ist im Allgemeinen der Inhalt. Am zusammenhängendsten und vollständigsten ist der mittlere Theil, welcher die Wahrscheinlichkeitsrechnung nach ihren Grundbegriffen und gewöhnlichen Anwendungen durchläuft und mit ausführlichen Beyspielen erläutert."

Franz Varrentrapp,
Buchhändler in Frankfurt.

Im Jahre 1825 kamen in meinem Verlage heraus:

Dotz, Joh. Chr., die Moden in den Taufnamen, mit Angabe der Wortbedeutung dieser Namen. 8. brosch. 20 Gr.

und ich berufe mich gern auf die in der Zeit darüber erschienenen Kritiken. Jezt ist es einem Herrn Dr. J. E. G. Schinke eingefallen, ein neues opus unter dem Titel:

Zacharias und Elisabeth,
Wie soll das Kindlein heißen? Oder unsere Taufnamen mit ihrer Bedeutung alphabetisch geordnet. Ein Haus- und Handbüchlein für Familienväter und Prediger. 12. geh. 18 Gr.

im Verlage der wackern Gebauer'schen Buchhandlung in Halle erscheinen zu lassen, der ich öffentlich mein Bedauern zu bezeigen mich veranlaßt fühle, daß sie sich so arg hat anführen lassen. Der würdige Herr Dr. Schinke nämlich, den ich gern Verfasser nennen würde, wenn er es wäre, hat nichts weiter gethan, als das vorgedachte Dotz'sche Werkchen (häufig sogar höchst eilfertig und unwissend) abzuschreiben, die zusammenhängende Dotz'sche Ordnung in die alphabetische umzugießen, (was mittelst des Dotz'schen Registers ein Kinderspiel war) und ein paar seichte Perioden seinem Produkte voranzuschicken. Auf solche Weise ist allerdings das Ganze nicht mehr Nachdruck zu nennen (wenn nämlich in dem Begriffe des Nachdruckes der des diplomatisch genauen ungeändert Lassens mit eingeschlossen ist), bleibt aber immer das gewissenloseste Plagiat, eines erbärmlichen Scriblers, der seinen Verleger ums Honorar betrügt, und, mit fremdem Kalbe pflügend, dem Publikum eine Nase zu drehen sucht, die kein Rechtlicher sich stillschweigend anheften lassen kann.

Zu Nutz und Frommen des Publikums habe ich dem saubern Herrn Doctor hiermit einen gebührenden Pranger bauen und ihn darauf stellen wollen, wünsche von Herzen, daß sein Fabrikat sich recht ähnlichen Beyfalls, als ich ihm zolle, erfreuen möge, aber nicht, daß er die Uebertretung des siebenten Gebotes, die bey ihm zum Grundsatz geworden zu seyn scheint, (obschon er als öffentlicher Religionslehrer alles zur Heiligthaltung der zehn Gebote wirken sollte) auch auf die vom Dotz'schen Werke zu erwartenden neuen Ausgaben ausdehne, weil es sonst nicht vermieden werden könnte, ihm noch derber auf die Finger zu klopfen.

Endlich bemerke ich, daß ich von heut an den Preis des Dotz'schen Werkchens von 20 Gr. auf 12 Gr. ermäßige, daß demnach Jeder rein 6 Gr. erspart, wer sich zur Auffindung der Namen die Mühe geben will, im Dotz'schen Register nachzuschlagen.

Leipzig, im Februar 1827.

Joh. Ambr. Barth.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Einundzwanzigster Jahrgang.

1827.

März.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den lezten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jezt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparteylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns

daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblats dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Leyer und Schwerdt von L. Robert. 56.
Klepbtenlieder von Th. K. 57. 60. 68.
Sonett von Petrarka. 58.
Hans Schdu von J. Falk. 67. 69.
Versuchung von L. Robert. 65.
Frage an die Sterne, von Fr. Börsch. 63.
Eine kleine Gabe für Hebel. 61.
Lehrspruch von Follen. 71. 61.
Selbstgespräch einer Quelle, von L. Bauer. 73.
Die Pyramide des Cestius vom Grafen v. Platen. 75.
Räthsel. 60. Die Schwalben. — Jean Paul Richter. 72. — Verstand. 54.
Charade. 78. Buchstab.

Erzählungen und Romane.

Die Gespenster-Nacht. 52. 53.
Der Mann mit der Nase. 59. 60.
Die Hütte am Senegal, von Fanny Tarnow. 70. 71. 72. 74. 75. 76. 77. 78.

Länder- und Völkerkunde.

Schifffahrt auf den westlichen Gewässern Amerika's. 65. 67.
Einiges über Arabien und Persien. 78.

Reisen.

Ausflug in die Vogesen. 52. 53. 54. 55. 56. 57.
Reise der Kaiserin Katharina nach Taurien. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 71. 72. 73.

Biographisches.

Heinrich Pestalozzi. 58.
Erinnerung an Hebel. 63.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Ueber die Wichtigkeit der Buchdruckerey in Frankreich. 55.
Neueste Nachricht für Kunst und Humanität. 56.
Aphorismen aus Paris von L. Robert. 67. 68. 69. 70.
Neues Mittel 30 mal schnell zu reisen. 61.
Das Hospitalschiff Grampus. 59.
Die Apostaten des Wissens und die Neophiten des Glaubens. 73. 74. 75. 76.
Feste in New-York bey Eröffnung des Kanals zwischen dem Eriesee und Hudson-Fluß. 77.
Der kriegerische Pfarrer von Dominika. 57.

Naturgeschichte.

Einfluß des Mondes auf die Gewächse. 68.
Ueber die Geschichte des Waizens und der Gerste. 62. 64. 65.

Korrespondenz.

London. 67. — Paris. 64. 65. 66. 71. 72. 73. — Petersburg. 59. 61. 62. — Moskau. 74. 75. 76. 77. — Berlin. 52. 53. 54. 55. 56. 68. 69. 70. 71. — Rom. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 64. 65. 72. 76. 77. 78. — Brüssel. 68. 69. 70. — Dresden. 74. 75. — Frankfurt. 78. — Leipzig. 52. 63. — Marienwerder. 61. 63.

Kunst-Blatt.

Nro. 18.

Anzeige von neuen Ausgaben griechischer und römischer Schrift-

Nro. 52.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 1. März 1827.

Wie? waren dieſe Dinge wirklich hier
Wovon wir reden?
Die Erde bildet Blaſen, wie das Waſſer,
Und dieſe mögen davon ſeyn.

Shakeſpeare. Macbeth.

Die Geſpenſternacht.

(Fortſetzung.)

Grauenhalde, jenſeits des Rheins an einer wein- und obſtbedeckten Anhöhe, einige hundert Fuß vom Fluſſe gelegen, gehörte zu dem Vermächtniß, welches Affra von dem Domherrn empfangen hatte. Ungeachtet ſeiner Nähe bey der Stadt, ſeiner zierlichen Wohnung und ſchönen Gärten, ward es von der Familie des Kammerherrn vernachläſſigt, wenig beſucht, und niemals bewohnt. Die Kammerherrin, welche zu Lebzeiten des Domherrn ſo vielen glänzenden Feſten dort beygewohnt hatte, ſchien dieſem Orte abgeneigt, und in der Gegend erzählte man ſich ein Mährchen, wie ſie in früheren Jahren einſt von einer Erſcheinung dort erſchreckt worden ſey. Selbſt Affra, der das Landleben ſo lieb war, hatte nie die Luſtfahrten nach Grauenhalde befördert, und ſeit ihrer Mutter Tode es niemals beſucht. Dieſen Widerwillen theilte Calixt nicht. Er fuhr mit ſeiner ſchönen Engländerin und ihrem dreizehn Ehegemahl nach M* ab, und nachdem er ſie in Beſitz ſeiner Wohnung geſetzt und ein Paar Dutzend Beſuche gemacht hatte, ließ er ſich mit einbrechender Nacht in einem kleinen Nachen nach Grauenhalde hinüberrudern. Von Rebenranken und Blumen umgeben, empfing ihn in einer der ſchönſten Sommernächte das einſame Schloß. Der aufgehende Mond warf matte Strahlen auf die langen Reihen unerleuchteter Fenſter, und auf einem großen Waſſerbecken vor den Thüren des Gartenſaals, an dem Calixt von der Flußſeite her anlangte, ſpielte ein Springbrunnen, deſſen Kriſtall pyramidaliſch von Becken in Becken fallend, bey dem unſichern Mondlicht wie eine hohe, in Silberſchleyer gehüllte Geſtalt zu ſchweben ſchien. Er befahl ſeinem Kammerdiener, ſein Gepäck in dem ihm angewieſenen Zimmer zu ordnen und zu Bett zu gehen, da er auf einem Sitz unter einigen hohen, dem Springbrunnen nahen Feigenbäumen den Abend zu genießen gedenke.

Der Wechſel zwiſchen Geſchäftsthätigkeit und ſtetem Geſellſchaftsleben in B., in dem ihm die ſchmeichelhafteſte Stelle eingeräumt war, hatte Affra's Bild in ſeiner Seele gebleicht; bey ſeinem heutigen kurzen Aufenthalt in M* hatte ſie ihn mit ihrer ſtets gleichen Milde und Theilnahme empfangen. Aber ſie war blaß, ſie ſah leidend aus, und er hörte, wie die zärtlichen Freundinnen um ſie her in lauter Molltönen und elegiſchen Klagen ſie zum Tanzen unfähig erklärten. Jetzt, in der faſt ſchauerlichen Stille der Nacht, überfiel ihn die Sättigung, die Ermüdung, der Ekel, welche dem unaufhörlichen Taumel prunkender Feſte folgen. Seine in Frankfurt wenig befriedigte Eitelkeit ſah das dort aufgeſtellte buntſcheckige Prunkgemälde in keinem günſtigen Licht, es ſchien ihm in dieſem Augenblick recht flach und verzerrt. Affra's Bild gewann dagegen an lebendigen Farben; er gedachte ſeines Geſprächs mit ihr vor ſeiner Abreiſe nach B., aber ihr ſeltſamer Vorſchlag, ſie als verarmt auf das verfallene Schloß ſeiner Väter zu führen, ſtand mit ſeinen bisherigen Lebensanſichten in ſo grellem

Widerſpruch, daß er ſich in Nachdenken über den Sinn ihrer ſeltſamen Reden verlor.

Die dichte Finſterniß, die bey zunehmender Umwälkung des Himmels eintrat, erinnerte ihn, ſein Zimmer zu ſuchen. Er zündete an der, auf ſeinen Befehl im Gartenſaal brennenden Lampe eine Kerze an und ſtieg die Treppe hinauf. Ziemlich unbekannt mit dieſem Gebäude, das er nur bey Tage und bey Luſtpartien beſucht hatte, trat er gleich zu Anfang eines Corridor in die Thüre eines großen Gemachs, dieſem folgte ein Toilettenzimmer mit einem reich behangenen Alkoven, und erſt aus dieſem gelangte er in das für ihn beſtimmte Kabinet. Gleich bey ſeinem Eintritt in das erſte Gemach war ihm ein unangenehmer Modergeruch entgegen gekommen, ſtärker als er lang verſchloſſenen, jedoch reinlichen Zimmern eigen iſt; doch würde dieſer ſeine Aufmerkſamkeit nicht erregt haben, wäre ihm nicht ein bleiches, zuckendes Licht aufgefallen, bey dem es ihm bedünkte, bald farbige Gewande, bald unſichere Umriſſe von Geſtalten zu ſehen. Allein er hielt das Licht für Wetterleuchten, welches durch die nachläſſig geſchloſſenen Fenſterläden falle, und erinnerte ſich, daß dieſes Zimmer mit Gobelins, die Geſchichten aus Ovids Verwandlungen darſtellten, behangen war, und begriff, wie deren Götter und Heldengeſtalten ihn in dem trügenden Helldunkel zu täuſchen vermochten. Dennoch ward es ihm bey dem zunehmenden Modergeruch unheimlich und trieb ihn, die Thüre ſeines Kabinets, ſobald er es erreicht hatte, ſchnell hinter ſich zu ſchließen. Eine ſeltſame Empfindung, halb wie Schwindel, halb wie Traum, drang ihm das Bedürfniß nach friſcher Luft auf, und er lehnte ſich lange ohne deutliches Bewußtſeyn an das offene Fenſter. Die Hähne krähten bald hie, bald da aus der Dunkelheit auf; es ſchlug in einem entfernten Dorfe eilf Uhr, dann in einem nähern, endlich in dem über ſeinem Haupte befindlichen Schloßthurm. Dieſer Ton weckte Calixt aus ſeiner Betäubung, und er athmete, aus dem Fenſter ſchauend, die Kühle der Nacht. Nach einer Weile ſchienen ihm die Waſſerſchleyer des Springbrunnens vor dem Gartenſaal wie von einem aus den Schloßfenſtern ſtrahlenden Licht zu erglänzen; er beugte ſich vorwärts und ſah deutlich, daß die Fenſter in den anſtoßenden Zimmern erhellt waren. Daß außer ihm noch andere Gäſte in dem Schloſſe aufgenommen ſeyn konnten, hatte nichts Befremdliches, allein wie ſie während der kurzen Zeit, die er hier am Fenſter geſtanden, ohne Geräuſch die nächſten Zimmer bezogen, ſchien ihm unbegreiflich. Ohne darüber nachzudenken, öffnete er das anſtoßende Gemach, wo er auf der Toilette und neben dem Spiegel große Kerzen in bläulichem Lichte brennen ſah; aus dem anſtoßenden Zimmer ſchimmerte der Kronleuchter durch die offene Thür, und befremdlich ſchwirrende Stimmen tönten ihm daraus entgegen. Entſetzt und doch von innerem Drange angezogen, ſchritt er dem Lichte zu. Auf und neben dem Sopha ſaßen einige Perſonen, die ſich, ihrem Bezeigen nach, ſo eben zuſammengefunden zu haben ſchienen. Ihre Kleidung war ſorgfältig, aber unmodig, etwas verblichen und wie feucht und mit Duft umzogen, ſo auch ihre Geſichter, die alle ohne Ausdruck und ſtarr, doch lebhaft hin und her bewegt wurden. Er unterſchied ihre ſchnarrenden Worte nicht, aber vernahm doch deutlich, als gäbe es ein anderes Verſtehen wie durch das Ohr, daß ſich die Geſtalten beklagten, hierher beſchieden zu ſeyn. Oben an ſaß — Calixt erkannte ſie auf den erſten Blick — die Kammerherrin, neben ihr ein anſehnlicher Mann, den ſeine Kleidung als Domherr bezeichnete. Dieſer entſchuldigte ſich über die Ungelegenheit, die er noch einmal der Geſellſchaft verurſachte, und ſezte hinzu: er wiſſe nicht, daß außer dem Kammerherrn noch jemand Anderes aus ihrem Zirkel fehle. „Behüte mich! rief die Kammerherrin und wedelte mit ihrem Fächer ſo heftig, daß der graue Staub von ihrem Angeſicht aufflog, dann hätte meine Erlöſung nicht lange gedauert.“ — „Und Fräulein Affra? ſchwirrte eine erdgraue, bublerisch herausgeputzte Dame, die hat ſich vielleicht bey den Krönungsbällen todt getanzt. . . .“ — „Die kommt nicht zu uns, ſchnarrte in tiefem Ton ein Abbé, deſſen Soutane noch ziemlich vom grauen Dufte verſchont war, der Domvikar iſt vor einer Stunde angelangt und ſagte mir, ſie beharre in ihrer Sittenſtrenge und habe ihrem Herrn Vater erklärt, daß ſie entſchloſſen ſey, in's Kloſter zu gehen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Ausflug in die Vogeſen im Sommer 1826.

(Fortſetzung.)

In Rosheim gibt es übrigens auch eine ganz neue Kirche, die ſich nicht übel darſtellt, aber ſo wenig ſolide gebaut iſt, daß man die Fundamente einer ganzen Seite hat neu unterbauen müſſen. Wenn ich dagegen bedenke, welchen Angriffen jene alte Kirche ſchon widerſtanden hat, ohne daß ſich ein Stein daran verſchoben, ſo ergreift mich das Gefühl hoher Achtung vor jenen alten Meiſtern. Das Städtchen iſt mehrere Male verbrannt worden, und noch zulezt im dreyßigjährigen Krieg vom Grafen von Mannsfeld; auch im Bauernkrieg mußte es viel leiden. Ittel Jörg, einer der Hauptanführer der Bauern, war aus Rosheim gebürtig *).

Den Fremden, die Straßburg beſuchen, wäre ein kleiner

*) Pour la rareté du fait will ich noch eine Art von Docuſtät anführen, der vor einem Thore der Stadt ſteht, und worauf in goldenen Buchſtaben zu leſen iſt: La ville de Rosheim à Louis XVII.

Elsasser nach Rosheim um so mehr zu rathen, weil sie in einem einzigen Tag auch den merkwürdigen Odilienberg mit seinen Umgebungen besuchen könnten. Es gibt in Deutschland schwerlich eine Gegend, wo auf einem so gedrängten Raum sich so viele Naturschönheiten mit so vielen merkwürdigen Denkmalen der verschiedensten historischen Epochen vereinen. Da ich nicht einsehe, warum dieser Odilienberg dem größten Theil der deutschen Reisewelt bekannter seyn sollte, als er es mir bis jezt war, so glaube ich ein gutes Werk zu thun, indem ich eine kurze Beschreibung gebe, wobey ich mich gerade an die Ordnung halte, in welcher mein Weg mich führte *).

Der Odilienberg (etwa sechs Stunden von Straßburg, und acht von Kolmar entfernt) bildet eine, von den ihn umgebenden Gebirgen durch Schluchten und Thäler getrennte unregelmäßige Masse, die sich nach Westen ziemlich steil aus der Ebene des Elsasses erhebt. Auf einem vorspringenden Sandsteinfelsen liegt das Kloster der heil. Odilia, von welchem auch der Berg seinen Namen hat. Diese Heilige war die Tochter des Eticho oder Attieus, der unter dem König Childerich das Elsaß als Herzog beherrschte, von dem aber wenig historisch Gewisses zu sagen ist. Der älteste Theil des Klosters ist, wie die ganze Bauart zeigt, die Kapelle der heil. Odilia selbst, oder die sogenannte heilige Kreuzkapelle, ein niedriges Gewölbe mit runden Bogen ohne Rippen, auf etwas plumpen Säulen ruhend, deren Kapitäle die Form von umgestürzten Pyramiden haben. Dieser Theil des Klosters mag wohl so alt seyn als die Gründung desselben; er enthält das Grab der heil. Odilia und in einem offenen Sarg die Gebeine ihres Vaters. An diese Kapelle stößt eine größere Kirche, die, so wie die übrigen Klostergebäude, gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts erbaut wurde; sie zeichnet sich eben so sehr durch die große Festigkeit als durch die edle Einfachheit ihrer Bauart aus. Die Klostergebäude umgeben einen Hof, der von einigen schönen alten Linden beschattet ist. Um Pfingsten ist dieser Hof und der freye Platz vor dem Kloster von den Schaaren der Pilgrime bedeckt, welche nach dem Grabe der Heiligen wallfahrten. Das Kloster gehört, so viel ich weiß, einem Straßburger, der für die Erhaltung der Kirche sehr anständig sorgt. Es wohnt kein Geistlicher hier oben, und es wird nur darin Messe gelesen, wenn der Zufall einen solchen herführt; jedoch zweifle ich nicht, daß diesem Mangel bald abgeholfen werden wird. Diese Acquisition ist bey der großen Verehrung, deren die heilige Odilie bey dem Volke im ganzen Lande umher genießt, zu wichtig für die Missionäre, als daß sie nicht danach streben sollten, sich hier festzusetzen. Zwey kleinere Kapellen, welche außerhalb der Klostermauern stehen, scheinen ebenfalls von großem Alterthum zu seyn; eine davon, die sogenannte hängende Kapelle, steht am äußersten Rande des senkrechten Felsens, und läßt auf demselben nur so viel Raum übrig, daß fromme Pilger an die Mauer gedrängt, um die Kapelle herum gehen können, welches viele zu thun pflegen. Die Aussicht von dem kleinen Garten aus, der zwischen dem Kloster und dem Rande des Felsens angelegt ist, gehört gewiß zu den schönsten, die es gibt. Das ganze fruchtbare Elsaß, mit Straßburg, Schlettstadt, Kolmar und unzähligen kleineren Städten und Dörfern, der Rhein, der Schwarzwald, der nach Süden in den blauen Jura übergeht — und hinter beyden die glänzenden Schneegipfel der Schweizeralpen. Zunächst am Fuße des Felsens, worauf das Kloster steht, öffnet sich, von dunkeln Waldungen eingeschlossen, das stille, grüne Thal von Niedermünster, von einem klaren Bach bewässert, der sich am Ende des Thals in vielen Wasserfällen in eine Schlucht verliert, welche das Thal hier vollkommen schließt. Nach oben hin, wo es sich mehr erweitert, stehen die malerischen Trümmer der Abtey Niedermünster. Sie ward von der heiligen Odilie gestiftet, um solchen Pilgern, die aus Alter oder Krankheit nicht bis zum Kloster heraufsteigen konnten, Wohnung und Pflege zu sichern. Der Weg nach der Abtey führt an dem Odilienbrunnen vorbey, dem frommer Glaube oder bewährte Erfahrung große Heilkräfte zuschreiben. Die Ruinen der Abtey bestehen noch in einigen Säulen, Spitzbögen und Fenstern von sehr schönen Verhältnissen und zierlicher Ausführung; die Steine des Gebäudes scheinen zum Theil zur Erbauung zweyer Meyereyen verwandt worden zu seyn, die sich an die Ruinen anschmiegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wer eine ausführlichere Beschreibung der Alterthümer des Odilienberges zu lesen wünscht, dem empfehle ich den treflichen Plan dieser Gegend, den Herr Professor Schweighäuser nebst einem erschöpfenden historischen und beschreibenden Text herausgegeben hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, 21. Februar.

(Fortsetzung.)

Wenn wir nun ferner bedenken, wie viel Leben und Bewegung in dem ganzen Drama ist, welche herrliche und ächtdeutsche Gestalten der Dichter namentlich in dem Churfürsten, und in dem alten Cottwitz geschaffen hat, welche kräftige, von allem falschen Pathos und poetischen Flitterstaat freye Sprache Kleist in diesem Schauspiel redet, und wie beydes, Charaktere und Dialog hier so ganz eigenthümlich und national zugleich dasteht, so ist der Wunsch gerecht, das Publikum möge diesem Werke die gebührende Aufmerksamkeit schenken, und nicht wie vor einem Erzeugnisse des Tages kaltsinnig vorübergehen, welches einmal zu sehen genug ist. Das ist aber die Natur

des tieferen Werkes, daß es einmal mit Liebe angeschaut, zu neuer Anschauung reizt, und von Neuem gesehen, immer tiefer erkannt wird. Ich kann nun zwar nicht läugnen, daß das spielende Personale großes Interesse an dem Werke, und das Publikum die gespannteste Aufmerksamkeit verrieth; will es aber dahin gestellt seyn lassen, ob die Zerstreuungen, an welche unsere Zuschauer jezt gewöhnt sind, eine bleibendere Theilnahme an dem Gedichte werden aufkommen lassen. Die Darstellung würde dadurch gewiß an Vollendung, und durch diese wieder das Vergnügen des Publikums gewinnen.

Unter den Darstellern ist vornehmlich Hr. Devrient zu nennen. Schon seine Individualität eignet sich ganz für die Rolle des Prinzen. Die jugendliche Weichheit, das stolze Aufwallen bringt er vortrefflich zur Erscheinung, und die vorhin angeführte Scene, wo er von Todesfurcht ergriffen, Alles um sein Leben hingeben will, ist in dieser Darstellung wirklich erschütternd. Bestimmter noch wünschte ich die innere Erhebung in der Scene, wo ihn des Churfürsten Brief beschäftigt, ausgedrückt, so wie überhaupt das Fortschreiten im Charakter zu sehen. Hr. Devrient scheint auch die Schwierigkeiten im Vortrag des Dialogs dieser Rolle wohl zu kennen; denn er bemüht sich durch gehöriges Unterscheiden und Absetzen der Rede, den eilenden, oft abgebrochenen Dialog verständlich zu machen, wenn dieß auch nicht überall gleich gut gelingt (wie in den schwierigen Stellen: Heut, Kind der Götter, such ich. — Flüchtiges im dasche dich ꝛc.)

Die Größe des Churfürsten beruht auf der Ruhe und Klarheit, mit welcher der besonnene Fürst seine Kraft beherrscht und zu großen Unternehmungen leitet. So steht der gediegene Mann dem unbesonnenen Prinzen gegenüber. Von diesem Gesichtspunkte aus hat mir Hr. Genast nicht ganz genügt. Cottwiz (Hr. von Zieten) erschien im zweyten Akte gar zu gebrechlich, und die treuherzige Festigkeit, mit welcher er vor dem Fürsten steht und für seinen Freund bittet, das: pectus disserum facit, trat noch nicht genug hervor.

Ueber die Darstellung der Natalie (durch Mad. Genast) hätte ich nur zu erinnern, daß in der schönen Scene, wo sie für den Prinzen bey dem Churfürsten spricht, doch nicht allein die Liebe, sondern auch das Mitleid und die Trauer um das gefallene Ideal sich ausdrücken soll. Im Uebrigen hat schon das Publikum diese Leistungen mit seinem Beyfall belohnt. Hr. Capus, in der bedeutenden Rolle des Grafen von Hohenzollern, hat noch mehr Mannichfaltigkeit in seinen Vortrag zu bringen, sowohl was Modulation als was den Rhythmus der Rede anlangt. Im Anfang erscheint Hohenzollern als neckender Freund des Prinzen, der seinen Zustand leicht, und ihn für einen sonderbaren Menschen nimmt; (die Neckerey, mit welcher er ihn in der früheren Scene erforscht, muß leichter und schneller vorübergehend vorgetragen werden); in der Folge ist er sein Rath und Beystand und Vertheidiger; in der lezten Scene darf Hr. Capus nicht vergessen, daß der Graf die Absicht hat, den Churfürsten zu überzeugen, und daher mit aller Würde, welche die Subordination nur verstattet, vor denselben hintritt. — Im Zusammenspiel kann, wie gesagt, nur durch Wiederholungen Manches abgerundeter und übereinstimmender werden, z. B. die Scene, in welcher die Parole gegeben wird, und wo auch die Gruppirung zum Effekt mitwirken kann. Die Worte, welche den Handschuh betreffen, müssen mit großer Leichtigkeit dazwischen geworfen, und dürfen ja nicht bedeutend herausgehoben werden. Nur für den Prinzen ist die Bedeutung größer. In der Anordnung der ersten Scene, in welcher der Churfürst mit seinem Gefolge den Traumwandler beobachtet, ist dahin zu sehen, daß das stumme Spiel des Prinzen, indem er Natalien und den zurückweichenden Gestalten nachgeht, nicht zu lang dauern darf, wodurch es ängstlich und gezwungen werden muß. Doch ich spreche noch einige Worte über die zweyte Aufgabe unserer Bühne in der lezten Zeit. Dieß war die Aufführung der Tochter der Luft, nach einer Idee Calderons (wie es auf dem Zettel hieß) von Raupach.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, im Februar.

(Fortsetzung.)

Von den Karnevals-Opern war die Spontinische Nurmahal die Reigenführerin, und der nur scheinbare Kampf in ihren Kollisionen, ihr lieblicher Schmerz, die Pracht und Festlichkeit ihrer Chöre und Tänze, der königliche Glanz der Dekorationen und Kostüme macht sie ausschließlich zur Festoper, was überhaupt der Charakter der lezteren Spontinischen Arbeiten geworden ist. Euryanthe, von Weber, die zweyte Karnevalsoper, zeichnete sich durch die besondere Vorliebe aus, mit der sie aufgeführt wurde; Herr Baber vornehmlich scheint sich in dieser Musik heimisch zu fühlen, und auch Madame Seidler gefällt sich und andern in der leider etwas leeren Unschuld, und dem Verschweben in Sehnsucht und Wehmuth, und dem Hegen und Pflegen und Registriren jedweden Gefühlchens. — Alceste, die dritte Oper, wurde endlich einmal vor ganz vollem Hause gegeben; ist sie doch auch mit den Iphigenien und der Armide, da die Mozartischen Opern so selten vorkommen, unser lezter Schutz gegen die Barbarey, zu der die Ueberbildung des musikalischen Genius zurückgegangen ist, seitdem er sich in den Empfindungs- und Frömmigkeits-Rock, und in die langen blonden Haare unserer Altdeutschen von Anno sechszehn gekleidet hat. Aber welch eine Schutzwehr ist unsere Alceste! Wie fremd ist ihr alles Verschwimmen und Verschweben. Wir wollen heute nur das Verhältniß herausheben, in welchem sie zum Tode dargestellt wird. Denn in diesem Verhältniß liegt die Hauptkraft und Wirkung der Oper. Der Geist der Sittlichkeit herrscht nur auf Erden, nur im Leben; noch ist nicht wie z. B. im Don Juan oder im Figaro das Herz und Gemüth sein Feind und Zerstörer, sondern sowohl Alceste als auch Admet wissen und wollen nichts als die Zärtlichkeit und Treue ihrer ehelichen Liebe; so bleibt nur der Tod ihr fürchterlicher, unbesiegter Feind. Beym Siege dieses Feindes gibt es keinen Trost, denn er zerstört das Glück der Gatten für alle Ewigkeit; der frühzeitige Verlust, den sie durch den Tod erleiden, ist unendlich und unwiederbringlich, denn der Genuß der Sittlichkeit fordert Lebendigkeit. Daseyn auf Erden, und daß gegen den Verlust dieses Daseyns kein Trost im Himmel gesucht wird, gibt der Oper die Eindringlichkeit. Dadurch erhält auch der Tod die ganze Kraft seiner Macht, und sein Hauch und Ton erregt den gewaltsamen Schrecken und tiefen Schauer. Wird noch an ein Wiedersehen im Himmel appellirt, und zerfließt der unendliche Schmerz in Sehnsucht und wehmüthige Erinnerung, so ist die Gewalt des Todes zwar zum Theil gebrochen, doch der Geist der Sittlichkeit ist ein lebendiger, auf Erden wandelnder Geist, und der Tod für ihn nur wahrhaft überwunden, wenn er die Freuden und die Seligkeit dieses Erdendaseyns nicht vor dem nothwendigen Ende stört.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 18.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 53.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 2. März 1827.

Halb verfallne Mauern ſchließen,
Hoch hier, niedrig dort uns ein,
Sträuche, weiche Mooſe ſprießen
Auf verſunkenem Geſtein.

Streckfuß.

Ausflug in die Vogeſen im Sommer 1826.

(Fortſetzung.)

Eine kleinere Kapelle in einiger Entfernung ſcheint bedeutend älter zu ſeyn als die Kirche der Abtey, und iſt vielleicht das urſprünglich von der Stifterin erbaute Gebäude. In noch größerer Entfernung auf der Höhe der waldigen Abhänge, welche das Thal von Niedermünſter begränzen, bemerkt man noch hin und wieder Ueberreſte von Gebäuden; dieſe erinnern an eine Legende, welche mit dem Eindruck, den dieſes ſtille Thal macht, übereinſtimmt.

Zur Zeit Karls des Großen, berichtet ſie, ſandte ein Graf Hugo, wahrſcheinlich ein Nachkomme des Herzogs Etticho, der Abtey Niedermünſter ein koſtbares Kreuz mit vielen Reliquien zum Geſchenk. Das Kreuz wurde von einem Kameel getragen, und fünf Ritter geleiteten die koſtbare Ladung zum Kloſter; durch Inſtinkt, oder durch Eingebung fand das Kameel den Weg nach Niedermünſter, und die Ritter brauchten blos ſeinen Schritten zu folgen. Noch bezeichnet eine kleine Kapelle nicht weit von dem Dorfe St. Nabor den Ort, wo dieſes fromme Thier mit ſeiner heiligen Bürde ausruhte. Die fünf Ritter, nachdem ſie ihren Auftrag erfüllt hatten, entſagten der Welt, bauten oberhalb der Abtey Niedermünſter die St. Jakobskapelle und lebten als fromme Einſiedler in der Nähe der Heiligthümer, die ihrer Hut anvertraut waren. Mag auch die ſtrenge Geſchichte an einer ſolchen Sage zweifeln, und nähere Auskunft über jenen Grafen Hugo verlangen, dem Wanderer, der dieſe Gegend beſucht, kann die poetiſche Wahrheit in dieſem Falle leicht die hiſtoriſche erſetzen.

Ich habe ſchon oben geſagt, daß das Plateau des Odilienberges von einer Mauer eingeſchloſſen iſt, welche den unregelmäßigen Gränzen des ſteilſten Bergabhanges folgt, und ſo einen Raum von einer Million Qr.-Metres einſchließt. Es iſt nicht leicht ihr in ihrem ganzen Umfange zu folgen, da an vielen Stellen nur noch wenige Steine übereinander liegen, und von dichtem Gebüſch bedeckt ſind; an andern Orten, wo die Mauer auf dem Felſen ſelbſt ruht, iſt ſie ſchwer zu unterſcheiden, da die gebrochenen Schichten des Sandſteinfelſens oft das Anſehen haben als wären ſie durch Menſchenhände aufeinandergelegt. An vielen Stellen hingegen, beſonders an der Weſtſeite, iſt die Mauer noch ſehr gut erhalten, gegen zwölf Fuß hoch und ſechs bis acht Fuß dick. Nach den umherliegenden Steinen kann man ſchließen, daß die Höhe der Mauer im Durchſchnitt gegen fünfzehn Fuß betragen habe. Sie beſteht ganz aus großen, roh zugehauenen Steinblöcken von ziemlich unregelmäßiger Geſtalt, ohne Kalk und nur durch hölzerne Schwalbenſchwänze verbunden. Die Vertiefungen, worin dieſe eingriffen, ſind an allen Steinen bemerkbar; obgleich die Schwalbenſchwänze ſelbſt größtentheils zerſtört ſind, ſo hat man doch noch einige gefunden, wovon einer auf der Straßburger Bibliothek zu ſehen iſt. Die Größe der einzelnen Steine iſt ſehr verſchieden: die unterſten Lagen beſtehen aus den größten Stücken, worun-

ter manche fünfzehn Fuß lang und fünf Fuß dick, die oberen Lagen aus kleineren Steinen, die aber sorgfältiger behauen sind. Nirgends liegen jedoch in der Dicke der Mauer mehr als zwey Steine neben einander, so daß auch die kleinsten gegen vier Fuß breit, eben so lang und einen bis anderthalb Fuß dick sind. Der von dieser Mauer eingeschlossene Raum ist noch durch zwey quer durchgeführte Mauern von gleicher Bauart in drey Abtheilungen getheilt. Der Haupteingang scheint an der Stelle gewesen zu seyn, wo noch jetzt der Weg von Rosheim über Oberrott nach dem Odilienkloster das Gemäuer durchschneidet; auf diesem Wege finden sich noch hin und wieder deutliche Spuren einer alten, aus regelmäßigen, nebeneinander gelegten Steinplatten bestehenden Straße, welche wahrscheinlich ein Werk der Römer ist. Innerhalb der südlichen Abtheilung dieser Befestigung befindet sich ein in den Felsen gehauenes Wasserbehältniß, worin gegenwärtig das Vieh getränkt wird. An der südlichen Ecke derselben Abtheilung stützt sich die Mauer an ein Paar senkrechter Felsen, den Mennelstein und den Schafstein, und tiefer hinunter am Abhang des Berges erhebt sich mitten im Walde der Wachtelstein. Diese Benennung ist wahrscheinlich aus Wachtstein verdorben, und daß der Fels eine diesem Namen entsprechende Bestimmung hatte, wird dadurch noch wahrscheinlicher, daß er durch eine noch deutlich bemerkbare Mauer mit der Hauptbefestigung verbunden war. Nicht weit von dem Wachtelstein und außerhalb der Mauer finden sich einige roh übereinandergelegte große Steinblöcke, die eine Art von bedecktem Gang, oder eine künstliche Höhle bilden, und große Aehnlichkeit mit manchen druidischen Ueberresten in andern Gegenden Frankreichs haben.

Ueber den eigentlichen Ursprung der merkwürdigen Mauer des Odilienberges etwas Genaues zu bestimmen, ist sehr schwierig, und es kann mir nicht einfallen, den Gegenstand hier ausführlich zu behandeln. So viel ist vor allen Dingen gewiß, daß diese Mauer zum Schutz gegen äußere Angriffe errichtet wurde; die Schwierigkeit ist aber zu entscheiden, ob sie ihren ersten Ursprung den Celten, den Germanen, oder den Römern verdankt, welche abwechselnd diese Gegenden bewohnten oder beherrschten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gespensternacht.

(Fortsetzung.)

Der Domherr lachte laut, wie ihn aber Calixt ansah, war sein Mund fest verschlossen, doch hörte er ihn sagen: „Da schlägt sie den rechten Weg ein . . . und doch, setzte er, sich selbst unterbrechend leiser hinzu, wenn sie Beruf hat, vielleicht könnte doch ihr . . .“ — „Domherr, schnarrte die Kammerherrin scharf, wie der Nordwind durch eiserne Thurmangeln pfeift, Domherr, diese Armesündersnothhülfen sind mir im Leben verhaßt gewesen, wie vielmehr jetzt, wo wir ihre Elendigkeit einsehen. Fräulein Affra mag für sich beten so viel sie will, nur uns verkümmere sie damit unsern Haß, unsere Zwietracht nicht, das ist ja das Einzige, was unsere Hülle noch zusammen hält.“ — „Nun, ich dächte, nahm jene kokette Dame wieder das Wort, an Haß und Zwietracht fehlte es der Frau Kammerherrin nicht; das ist ja die einzige Kurzweil, die ihr da unten noch bleibt.“ Die Kammerherrin wendete den Kopf nach ihrer Seite, als wolle sie antworten, doch so eben trat ein Mann in modiger Hofuniform durch die Thüre des angränzenden Saals, doch ohne sie zu öffnen, weil ihm das Eichenbrett kein Hinderniß bot. Calixt erkannte, unerachtet der erdfahlen Gesichtsfarbe des Eintretenden, seinen Oheim, der mit dem eigenthümlichen Kammerherrnschritt damaliger Zeit, der viel mehr Eilfertigkeit ausdrückte als er Weg zurücklegte, auf die Gesellschaft zuschritt. „Der Kammerherr! schwirrte es von allen Seiten, der Kammerherr!“ und eine allgemeine Bewegung ohne das mindeste Geräusch entstand unter der Gesellschaft. Der Domherr war dem Ankömmling entgegengegangen, und reichte ihm die langgestreckte Hand, welche jener leise mit den zwey ersten Fingern berührte. Die Kammerherrin stand auf, schüttelte sich ein Bischen wie im Frost, beugte sich vorwärts, und schob mit fest verbissenem Munde das Kinn vor, ihr Haupt dem ihres Gemahls nähernd; und durch eine fast gleiche Bewegung von Seiten ihres Gemals schien es, als sey mit diesem Manoeuvre ursprünglich ein Kuß gemeynt gewesen.

Da jetzt die Gesellschaft sämmtlich ihre Sitze verlassen hatte, und sich gegen und untereinander bewegte, bemerkte Calixt zu seinem Entsetzen, daß keine der Gestalten einen Schatten an die Tapeten warf, ja daß sie, in verschiedenen Richtungen gegen die Kerzen gewendet, gar kein Dunkel oder Hell bildeten, sondern ihre Umrisse durch ein, aus ihnen selbst ausgehendes glanzloses Schimmern sichtbar zu werden schienen. Späterhin war er überzeugt, daß sie durchsichtig gewesen waren, und daß er durch den Haarputz, die Blonden und Stoffe hindurch bey dem Einen das Gehirn wie glührothes Eisen, bey einem Andern das Herz schwarz wie eine ausgebrannte Kohle, die Brust eines Dritten wie von geschmolzenem Erz angefüllt, gesehen hatte. Aber der arme Calixt war in diesem Augenblick keiner sichern Beobachtung fähig, die Schattenlosigkeit der Gesellschaft hatte ihn mit solchem Schrecken erfüllt, daß er lange nach ihr hinstarrte, ehe er vernahm, daß allgemeine Zwietracht unter ihr entstanden sey. Die Kammerherrin und ihr eben angelangter Gemahl schienen der Gegenstand des allgemeinen Zorns zu seyn; doch ward er ihnen mit

verschiedenem Ausdrucke bezeigt: die Dame ward mit Geberden des Drohens und des Abscheus angegriffen, ihr Gemahl mit dem Ausdruck der Verachtung überhäuft; der Domherr hatte sich hinter einen Sessel verschanzt, ächzte und tappte an einem Rosenkranz umher, von dem seine starren, grauen Finger vergeblich die Perlen abzuzählen bemüht waren. Calixt verstand die, mit erstaunlicher Schnelle rollenden Töne nicht, nicht einmal ob es Worte waren, die sein Ohr zerrissen, ihr Sinn aber war seiner Seele so verständlich, daß er ihm lebenslang unvergeßlich blieb. Noch im späten Alter versicherte er, dieses Schauspiel habe das Bild von Fegfeuer und Hölle, mit welchem der Schloßkaplan von Eichfels ihn in seiner Kindheit oft erschreckt, gänzlich aus seiner Seele vertilgt, und das viel entsetzlichere von Trostlosigkeit im Grabe durch Haß und Vorwürfe der Mitgenossen im Bösen an seine Stelle gesezt.

Das grauenvolle Geschnarr, Geschwirr und Gezwitscher ward so heftig, daß es endlich einige Fledermäuse, die in den locker hängenden Gobelins mochten geschlafen haben, aufweckte. Sie schwebten einige Zeit kreisend über den Häuptern der badernden Gestalten, dann senkten sie den Flug und fuhren grell pfeifend in doppelten Ringen, unaufgehalten von Kopfputz, Stoffen und Kanten, durch den leisenden Haufen, und wo ihre Flügel eine der Gestalten berührten, sank sie bröckelnd wie leichte Asche zusammen, so daß in wenigen Sekunden der Raum leer war und die flatternden Thiere, denen ein hellleuchtender Blitz ein offenes Fenster deutlich machte, schwirrten mit bebendem Fittig in die Nachtluft hinaus.

Calixt stand lange betäubt. Der rollende Donner belehrte ihn endlich, daß noch eine Wirklichkeit um ihn bestehe. In dichte Finsterniß gehüllt, tappte er nach seinem Zimmer zurück, denn mit dem Einsinken der Gestalten waren Girandolen und Kronleuchter erloschen. Die Kerze, die er neben sein Bett gestellt, war tief niedergebrannt; er trat schwer athmend an's offene Fenster; die Natur ruhte erquickt von dem kühlenden Gewitterregen, die Hähne krähten wieder von Fern und in der Nähe, und in Osten verkündete ein röthlicher Schimmer die Annäherung des Tages. Calixt erwartete ihn mit Ungeduld. Diese Nacht hatten Geisterstimmen zum Wendepunkt seines Lebens gemacht. Kaum graute der Morgen, so langte ein Bote aus M* an, der ihm die Nachricht von seines Oheims plötzlich erfolgtem Tod überbrachte. Affra's Bild hatte seit einer Stunde alle andere in seiner Phantasie verdrängt, und er eilte in die Stadt, um sich mit ihr über sich selbst zu verständigen.

In dem Trauerhause schien die größte Bestürzung zu herrschen; man hatte in demselben seit mehreren Tagen Zubereitungen zu einem großen Feste gemacht, das der Verblichene zu geben gedachte; zu diesem Endzwecke war ein nördlich gelegener Saal, seiner Kühle wegen in dieser warmen Jahrszeit besonders angenehm, mit Laubgewinden, künstlichen Blumen und Spiegeln, lachend und prangend geschmückt worden. Eben auch wegen der Kühle befahl der Arzt, welcher des Kammerherrn lezter Stunde beygewohnt hatte, bey steigender Sonne den Leichnam in diesen Saal zu bringen. Hier war er bey Calixts Ankunft so eben niedergelegt worden, und einige waren beschäftigt die Kränze und Blumen, welche nun Krepp und Trauerlacken Platz machen mußten, von den Wänden zu reißen. Calixt schauderte vor diesen zusammengedrängten Bildern des Leichtsinns und des Todes. Er fragte nach Affra, und ward in ihr Zimmer geführt. Sie war von dem unerwarteten Schauspiel eines Sterbebettes körperlich tief erschüttert, aber gefaßten Geistes und milden Sinnes, wie er sie immer zu finden gewohnt war. Wir wissen nicht wie viel ihr der Vetter von den Familiengeheimnissen, die er in der verflossenen Nacht auf eine so unheimliche Art erfahren, mitgetheilt hat, noch wieviel ihr schon bekannt war. Allein ihren lang gefaßten Entschluß sprach sie jezt deutlich aus: Calixt sollte das sämmtliche Vermögen seines Oheims als rechtmäßiger Erbe in Empfang nehmen, sie werde das, ihr vom Domherrn vermachte große Legat der Familie zurückgeben, und gedenke mit dem Theil ihrer Muttererbschaft, der ihr vorausgesichert sey, im Kloster der Elisabetherinnen den Schleyer zu nehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, 21. Februar.

(Beschluß.)

Es ist ein seltener Fall, daß ein Dichter eines großen dramatischen Dichters Werk umarbeitet. Höchstens geschieht dieß, um es bühnengerechter zu machen. Das Lezere glaubte man würde auch mit Raupachs Bearbeitung der Fall seyn, besonders da Calderons Werk eigentlich aus zwey Stücken besteht, die nach unsern Verhältnissen kaum in einem Abend sich darstellen lassen. Aber Hr. Raupach ist nur in den ersten Akten dem Gange der Handlung gefolgt; in den lezten verläßt er auch diese Spur ganz, und überläßt sich seinem eignen Schaffen. Ungeachtet aller Kunstmittel, wodurch Hr. Raupach sichtbar auf Theatereffekt hingearbeitet hat, scheint er doch seinen Zweck nicht erreicht zu haben. Er hat der Semiramis dadurch, daß er ihr die Ruhe und Besonnenheit genommen hat, die sie bey Calderon zeigt, (nur gegen den Schluß hin tritt ein ruhigerer Zustand ein) wie mir es scheint, gar sehr geschadet. Bey Calderon wechseln ruhigere und besonnene Zustände mit leidenschaftlichen und heftigen ab. So sehen wir gleich im ersten Theil Semiramis, nachdem sie in das Leben eingetreten, in der Einsamkeit, vom Hof entfernt; und dieß Verbergen bedingt auch sehr gut den Zorn des Ninus gegen

Menon. Eine großgedachte und kühne Scene ist dann die, wo Semiramis mit dem Schmuck ihres Haars beschäftigt ist, und in dieser Situation in die Schlacht gerufen wird. Durch solche Schilderungen erhielt der Charakter Mannichfaltigkeit, Schattirung, Fortschreiten und Steigerung. Hier verändert sich nur das Aeußere, die Begebenheit geht weiter; aber das sich gleichbleibende Pathos, welches der Bearbeiter aus seinem reichen poetischen Vermögen jener Heldin beygegeben hat, bringt eine Monotonie hervor, welche den Zuhörer abspannt. Diese Semiramis befindet sich immer in einer Art lyrischer Trunkenheit; in dieser schlachtet sie und erobert die Erde, bis der Osten ihr Gränzen sezt, und der Dichter sie lyrisch-allegorisch apotheosirt, wie eine Heldin, deren großen Sinn diese Erde nicht faßt. Die Heldenschauspielerinnen der deutschen Bühnen finden hier ihr Feld. Nur werden sie es nicht undankbar finden, daß das Publikum, während es ihren lyrischen Ausbrüchen Beyfall zollt, von dem Charakter des Weibes immer mehr abgestoßen wird; sie werden es aber um so weniger, je weniger sie selbst jener Monotonie entgegenzuwirken vermögend sind. Der Mad. Miehke, von deren Darstellung man sich schon im Voraus die Lösung dieses Problems versprach, fiel diese Rolle zu, die sie auch mit großem Beyfall ausführte. Bey Wiederholungen wird sie die eigentlich mimische Seite dieser Rolle gewiß noch mehr auszubilden bestrebt seyn. Neben ihr gefiel am meisten Hr. Devrient als Menon. Das Einzige erlaube ich mir zu bemerken, daß mir in seiner Darstellung der Satrap zu schroff dem König entgegenzutreten scheint. Auch im Uebrigen war noch vieles Mangelhafte, was bey Wiederholungen wahrscheinlich wegfallen wird, und bey der ersten Darstellung sehr verzeihlich ist. Da das Schauspiel an äußern Vorgängen überladen ist, und eine unruhige Bewegung hat.

Von der Oper will ich nur sagen, daß Oberon immerfort das Haus füllt, und mit steigender Begeisterung gehört und auch gesehen wird. Um die Vorstellung bey den häufig eintretenden Hindernissen nicht aussetzen zu dürfen, wird die Oper jezt in den Hauptpartien mit einer andern Besetzung einstudirt. Was ich hier und da über die Art, wie der Komponist und Dichter, den Verhältnissen der Londoner Bühne gemäß, die Parthie des Oberon behandelt hat, gehört habe, hat mich nicht von der Ueberzeugung abgebracht, der Komponist würde sie für Deutschland anders gefaßt haben, wenn er frey gehandelt hätte.

Uebrigens war in der Oper neu einstudirt die schöne Müllerin, die heimliche Ehe (im veralteten Kostüm gegeben) und der Schiffskapitän. Die erste Oper gewann sich durch den netten Gesang und das muntere Spiel der Dem. Canzi, so wie durch die gewandte und launige Darstellung des Hrn. Genast (Pistofolo) neuen Beyfall. In der heimlichen Ehe wurde von mehreren Seiten Lobenswürdiges geleistet, aber die Vorstellung wollte sich nicht zum Ganzen runden, und blieb ohne wahren Humor. So wurde sie auch von dem Publikum lau aufgenommen. — Das leztgenannte Vaudeville war früher ungleich besser besezt. Dem. Jahn hat für naive und muntere Rollen entschiedenes Talent — aber für Singpartien nicht.

Berlin, im Februar.

(Fortsetzung.)

Die aus dem Hades befreyte und seinem Schrecken entrissene Alceste zeigt uns ganz anders, was das Glück der ehelichen Liebe sey, als der auf Wiedersehn hoffende Blick in den Himmel, der dieß Glück in eine Sphäre übersezt, welcher es nicht angehört, und seinen Trost in der Hoffnung einer höheren Seligkeit findet, die wiederum nicht das Glück und die Freude der Gatten- und Elternliebe ist. Durch dieses Hinüberschieben in ein anderes Gebiet verliert der Gegenstand in seiner Darstellung an Kraft und Gegenwärtigkeit, und indem der Trost nur durch die Hoffnung einer zukünftigen Lösung den Schmerz beruhigt, wird dem Schmerz nur seine Unendlichkeit geraubt, während die Hoffnung den Klang einer noch unerfüllten Sehnsucht behält, und so an die Stelle des kräftigen Schmerzes ein schwaches Gemisch von Freude und Klage tritt. Wir müssen es daher dem Komponisten Dank wissen, daß er uns das eheliche Glück im Verhältnisse zum Tode in der antiken Gestalt dargestellt, und von Modernem nur so viel hinzugethan hat als nöthig war, um Admet und Alceste, den Gatten und die Gattin, gleichzustellen, und nicht, wie in der griechischen Welt, das Weib hinter dem Mann noch zurücktreten zu lassen. Admet liebt in ganz modernem Sinn, aber in Gestalt des Gatten und nicht des Liebhabers. Daß er jedoch nur in Alceste und in keinem anderen Weibe das Glück seines Lebens findet, diese modernere Innigkeit ist es, die ihn unserer Empfindung näher rückt. — Beym ersten Auftreten Alcestens zeigt sich der Tod noch nicht als Macht, die das ganze Glück der zärtlichsten, treusten, sittlichsten Liebe zerstört, sondern erst als Krankheit des Gatten, als Möglichkeit des Todes; der Schmerz der ersten Arie ist bey Alceste daher zunächst noch die ruhige Klage eines hohen königlichen Gemüthes, ganz erfüllt von dem einen Gefühl: das sittliche Glück, den einzigen Inhalt seiner Wünsche verlieren zu sollen; kein Strahl der Hoffnung erheitert den Schmerz, der jezt mit allen Schrecken auf die Klagende einstürzt, und die Ruhe des ersten Leidens, mit welchem die Arie begann, in ihrem Schlusse nun mit der Kraft dieses Schreckens zu tieferem Schmerze bewegt, den Schrecken aber zu gehaltenerer Ruhe mäßigt. — In der zweyten Scene, im Tempel Apolls, tritt die unterirdische Macht des Todes in den langgehaltenen gleichen Orakeltönen zur Gewißheit heraus: Admet muß sterben, wenn sich keiner für ihn dem Tode weiht. Siegend ruft Alceste in ihrer Arie: „Nein, nicht der Tod ist's, den ich scheue!" Wie klar und dem Tageslichte gleich bricht daher jezt die Verkündigung des Oberpriesters: „ja, dein Gemahl genese, ja er genest, dein Gemahl." durch die Nacht alles bisherigen Schmerzes. Doch dafür hat jezt Alcesten die Macht des Todes durch und durch ergriffen, und seine ersten Schauer erfüllen sie in der Schlußarie: „ihr Töchter ewiger Nacht." mit welch siegender Kraft der Liebe sie sich dem tiefen innern Grauen auch entreißen mag. Im zweyten Akt ist von dem Gifthauch dieses Schauers das blühende Leben schon erbleicht, und je voller dieses sich uns in dem kurzen zweystimmigen Satz bey der Freude des Wiedersehns gezeigt hatte, desto tiefer treffen uns die schleichenden, geheimen Schmerzenstöne der ersten Arie Alcestens. Der Wechsel der Person hat die Gewalt des Todes nicht geschwächt, Alceste muß nach wie vor des ehelichen Glückes entbehren, und ihr Schmerz ist nur um so tiefer, je mehr sie ihn in die Nacht ihres Busens zurückdrängen will. Die zweyte Arie läßt den Todesschauer neben die volle Gegenwart des Glückes treten, das nur leise von dem Schmerzenshauche, daß es bald nur gewesen seyn werde, getrübt ist. Wie bebt Alceste in den Worten: „bis in's Reich der Schatten." vor den Schrecken des Hades zurück, die schon ihr Inneres erfüllen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 17.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 54.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 3. März 1827.

Heiterkeit lohnt die Erfüllung der Pflichten,
Ruhe beschattet das Ende der Bahn.

Salis.

Die Gespensternacht.

(Beschluß.)

Calixt ließ sie, mit sichtbarer Mühseligkeit sie anhören zu müssen, ganz ausreden; dann sagte er gesammelt, als hätte er seit dem Verschwinden der nächtlichen Erscheinung auf nichts anderes gesonnen: „Affra, warum wollen Sie es nicht aussprechen? Sie sind ein Kind der Sünde, aber Sie haben nur der Tugend gelebt; ich aber, Affra, bin der Sohn beschränkter, aber tugendhafter Eltern, und habe meine Jugend dem herzlosesten Leichtsinne geopfert. Sie bedürfen den weitesten Wirkungskreis des Wohlthuns, um Ihrem Herzen zu genügen, ich bedarf Entfernung vom Geräusche der Welt, bedarf eine warnende Freundin, um meine Kräfte fortan zu einem edlern Zweck unermüdet zu verwenden; aber wir Beyde dürfen die Sünden der Todten den Lebenden nicht aufdecken, und dazu gibt es einen Ausweg. Affra, die einzige ermuthigende Erinnerung aus meinem Leben ist, daß Sie bey allem meinem Leichtsinn, all meinem selbstsüchtigen Ehrgeiz stets mein Ideal des Guten und Schönen geblieben sind — das beweist mir, daß mein besseres Selbst nie erstarb. Nun helfen Sie mir, ihm die Oberherrschaft erhalten, reichen Sie mir Ihre Hand! Affra, dann thun Sie, was das Recht fordert, und decken doch mit frommer Scheu die Blößen des Mannes, den Sie seit Ihrer Geburt Vater genannt; dann beflecken die armseligen Verwandten des Domherrn Ihr edles Betragen nicht mit dem Namen frömmelnder Reue, wie sie, träten Sie in ein Kloster, hohnlachend thun würden.“

Wir übergehen den Kampf, den Affra mit ihren Gefühlen bestand, und den Widerstand, den sie Calixtens Bitten entgegensetzte. Die lange Herrschaft der Ungerechtigkeit, unter der sie gelebt, hatte sie jedem Gedanken an eine lebensfrohe Zukunft entwöhnt; und ihre Neigung zu ihrem Vetter, die von ihren ersten Blüthenjahren bis zum Wendepunkt ihrer Jugend ihr Herz erwärmt hatte, die aber ihre Altersgleichheit und sein Leichtsinn verhinderten, sich als Liebe zu entwickeln, fand in der Schüchternheit und der Demuth, welche die reife Jungfrau bey rein bewahrter weiblicher Würde von dem Gedanken an Liebe zurückschreckt, mächtige Widersacher. Calixtens Seelenzustand hingegen glich der bereiften Flur, auf der sich nach dem ersten Frühlingsregen alle Keime kräftig entwickeln; die letzte Nacht hatte den erstarrenden Reif der Eitelkeit gebrochen, er bat um Affra's Hand wie um den Sonnenstrahl, der die Keime des Guten, die er in sich aufgenommen, entwickeln sollte, und Affra willigte endlich ein, seine Gattin zu werden.

Als Affra's Gatte und Geschäftsverwalter stellte er der Familie des Domherrn die Schenkungsakte des ihr gemachten Vermächtnisses zu. Das Schloß Grauenhalde machte einen großen Bestandtheil desselben aus, und Calixt dachte mit Schauder, wie vielleicht jene nächtlichen aschfarbenen Gestalten sich noch mehrmalen dort versammeln möchten, um einen oder den andern dieser Sippschaft in

ihrem Kreise zu empfangen. Er aber, nachdem er seine Stelle niedergelegt, führte seine Gemahlin seinen Eltern auf dem alten Schloß Eichfels im Allgau zu. Der alte Freyherr und seine treue Gefährtin zweifelten lange an der Wirklichkeit, die sie nie so beglückend geträumt hatten. Der Sohn, der sie so lange vernachlässigt, kam liebend zurück, Armseligkeit und Sorge entwichen vor seinem Einzug. Das rauhe Gebirg, die verödeten Umgebungen erschreckten Affra nicht, sie brachte ein Herz voll Liebe mit, das sich hier zum ersten Mal ungestört in Wohlthun bethätigen konnte. Der Verfall des Schlosses, die Verwilderung der Felder entmuthigten Calixt nicht, er hatte es sich zur Lebensaufgabe erwählt, durch wohlthätiges Bestreben das eitle Treiben seiner Jugend zu versöhnen. Sein Bruder Stammherr war vor Kurzem im Kriegsdienst friedlich gestorben; Calixt, in seine Rechte einzutreten bestimmt, wendete die Hinterlassenschaft seines Oheim Kammerherrn zur Verbesserung seines künftigen Erbes an. Die dunkle, verfallene Wohnung im alten Schloß ward bequem, hell und einfach ausgebaut, die Felder sorgfältig benutzt und verbessert, das Schulhaus des Dorfs zur Pflanzschule des Guten, die Pfarrwohnung zum Quell des geistigen Unterrichts und Trostes, so wie das Herrschaftsschloß die Schatzgrube thätiger Hülfe in den Nöthen des Lebens. Affra gewann ihre ältern Schwägerinnen zu Freundinnen, und versöhnte sie durch ein sorgenloses und wohlthätiges Leben mit ihrem ungern erhaltenen ledigen Stand. Die beyden jüngsten, durch ein erleichtertes Daseyn verjüngt, durch die freundliche Vorsorge der Schwägerin mit einer anständigen Ausstattung versehen, wurden die Gattinnen wackerer Männer, über deren mangelnde Ahnen der gute alte Hildebrand hinwegging, da ihm seine beyden ältern Töchter die Erfahrung aufgedrungen hatten, daß die Ahnen allein keine Schwiegersöhne herbeyführen. Die Versorgung seiner beyden noch übrigen Brüder hatte Calixt allein übernommen. Nach des Vaters früherer Absicht sollte der ältere Soldat werden, der zweyte Priester; jener verabscheute den müßigen Garnisonsdienst, dieser das seelenlose Abwarten der Ceremonien. Calixt prüfte sie lange, ehe er über ihre Bestimmung mit ihnen übereinkam, aber dann führte er seinen Plan aus, so laut die alte Schloßdame exklamirte, so bestürzt und bedenklich der alte Herr, der ihm freye Hand bey der Sache versprochen hatte, bey ihrer Entscheidung aussah. Der Aelteste, der bey gänzlichem Mangel an Hülfsmitteln und Unterricht ein ausnehmendes Talent zu mathematischen und mechanischen Fertigkeiten entwickelt hatte, ward in eine Seestadt geschickt, lernte dort den Seedienst und befehligt jetzt ein Schiff der Republik Buenos-Ayres; der Jüngste, der durch eigenen Fleiß seinen Schulmeister und Pfarrer schon längst überflügelt hatte, erhielt fortan zweckmäßigen Unterricht und ist noch ein berühmter Lehrer der Rechte auf einer deutschen Universität. Calixt und Affra schritten in innigem Verein dem Guten und immer Bessern zu, versammelten sich vielleicht — unsichtbar — die Geister der Abgeschiedenen um sie her, so geschah es, um sie im Wehen der Lenzlüfte zu segnen, denn ihre Enkel bedurften keiner Grabesmahner, um die Tugenden zu üben, in denen Vater und Mutter ihnen als Beyspiel voranschritten.

Ausflug in die Vogesen im Sommer 1826.

(Fortsetzung.)

Einige ältere elsaßische Schriftsteller, z. B. Schöpflin, haben sich große Mühe gegeben, eine zusammenhängende Linie von celtischen Befestigungen längs der ganzen Kette der Vogesen herauszufinden, indem sie die einzelnen Ueberreste, die sich hin und wieder finden, mit dieser Mauer durch verschiedene poetische Lizenzen und Sprünge in Verbindung brachten. Abgesehen aber davon, daß diese kleineren Befestigungen in keinerley Art von Verbindung unter sich oder mit dem Odilienberge stehen, so ist auch ihre Bauart von derjenigen der Odilienmauer ganz verschieden, und namentlich findet sich bey keiner von ihnen, so wie überhaupt bey keinem der bis jetzt bekannten druidischen oder celtischen Denkmäler in Frankreich diese regelmäßige Verbindung durch Schwalbenschwänze, welche man dagegen bey einigen römischen und egyptischen Gebäuden gefunden hat. Außerdem gibt der Ueberblick dieser Befestigung schon den Beweis, daß sie nicht zur Vertheidigung einer Gränze nach jener Seite hin, und als Theil einer fortlaufenden Linie von Verschanzungen errichtet worden ist; sie bildet im Gegentheil ein abgeschlossenes Ganzes und nirgends ist die geringste Spur einer Verbindung, etwa mit den benachbarten Höhen zu finden. Außer der Bauart, welche vielleicht zu künstlich und regelmäßig für den Kulturzustand der Gallier vor der römischen Herrschaft seyn dürfte, spricht auch der Umstand gegen den celtischen Ursprung dieser Befestigung, daß jene wirklich druidischen Ueberreste in der Nähe des Wachtelsteines außerhalb der Mauer liegen, da dieselben, besonders wenn sie mit dem Druidendienst zusammengehangen haben sollten, doch gewiß in den Schutz der Mauer aufgenommen worden wären. Alle diese Gründe reichen indessen keineswegs hin, die Hypothese, welche die Gallier vor der römischen Herrschaft als Erbauer der Odilienmauer ansehen will, vollständig zu widerlegen, und auf jeden Fall ist es noch viel unwahrscheinlicher, daß sie von den Römern erbaut worden seyn sollte, da sie mit keiner bekannten römischen Befestigung eine Aehnlichkeit hat. Der große Umfang dieser Mauer beweist, daß sie nicht zum Schutz eines einzelnen militärischen Postens oder eines Lagers erbaut worden, sondern daß sie bestimmt war, der Bevölkerung einer gan-

gen Provinz eine Zuflucht darzubieten, während doch zugleich die hohe Lage und der gänzliche Mangel irgend einer Nachricht oder auch nur eines Namens und irgend einer andern Spur es nicht denkbar machen, daß diese Mauer jemals eine Stadt eingeschlossen habe. Im Gegentheil läßt sich sicher annehmen, daß die Bevölkerung der Umgegend, besonders des flachen Landes, mit ihrem Eigenthum bey plötzlichen Angriffen eines übermüthigen Feindes sich hinter diese Verschanzung flüchtete. Gegen den römischen Ursprung der Mauer spricht auch der Umstand, daß sich nirgends eine Spur von Thürmen daran findet, oder von irgend einem andern der Befestigungsmittel, welche die Kriegskunst der Römer doch nicht versäumt haben würde. Am wahrscheinlichsten bleibt es immer, daß diese Befestigung von den Galliern errichtet worden, um bey den Ueberfällen der germanischen Gränzvölker Hab' und Gut in Sicherheit bringen zu können. Unter der römischen Herrschaft kann sie dieselbe Bestimmung gehabt haben, und es ist wahrscheinlich, daß die Römer diese Arbeiten einer weniger kriegerischen Bevölkerung unverändert ließen und nur durch einzelne, in der Nähe errichtete, militärische Posten ihr größere Sicherheit zu geben suchten. Dieß wird wahrscheinlich durch die deutlichen Ueberreste einer kleinen römischen Befestigung, die sich auf einem der untern Vorsprünge des Odilienberges gegen Norden befindet. Als später germanische Volksstämme diese Gegenden besetzten, diente wahrscheinlich der Odilienberg noch lange den ersten Eroberern zur Zuflucht gegen die nachfolgenden Züge. Der Zeitpunkt, wo diese Schutzwehr gänzlich aufgegeben worden, ist eben so unsicher als der ihrer Erbauung; doch ist es wahrscheinlich derselbe, wo die Mächtigen des Landes in festen Burgen, und die Bewohner der Ebene hinter den Mauern der Städte Schutz gegeneinander suchten, wo die Angriffe eines mächtigen, gemeinschaftlichen Feindes und die Wanderungen der Völker aufhörten.

Auch aus dieser und der spätern Zeit des Mittelalters bietet der Odilienberg merkwürdige Denkmäler dar. Außer dem Odilienkloster, den Ruinen der Abteyen Niedermünster und Truttenhausen erheben sich an den Abhängen und Vorsprüngen des Berges die Ruinen von vielen festen Burgen, die zum Theil aus den Trümmern der alten Mauer erbaut sind. Am weitesten nach der Ebene zu, auf einem Hügel am Fuß des Berges gegen Rosheim, liegen, von schönen Kastanienbäumen umgeben, die Schlösser Lützelburg und Rathsamhausen. Das erstere scheint noch bis in das sechszehnte Jahrhundert bewohnt gewesen zu seyn, und es finden sich noch Spuren von Gypsanwurf und Malereyen an den Wänden. Die Umgebungen, so wie die Aussicht von diesen Ruinen ist sehr schön, die Vegetation besonders ausnehmend reich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im Februar.

(Fortsetzung.)

Im dritten Akte verwirklicht sich endlich der volle Todesschauer, indem nicht mehr dunkle Orakelsprüche tönen, oder das innere Beben in Alcestens Busen erklingt, sondern der Ort des Todes selbst seine düsteren Schrecken zeigt, vor denen Alceste sich entsetzt, und sich nur durch die Kraft ihrer Liebe emporrafft. Doch sie versenkt sich in der Arie: „Töchter ewiger Nacht, strenge Mören!" in die Götter ihres Lebens, in die Treue und Ruhe der Gattenliebe; es ist ihre Apotheose, sie geht zur Götterruhe hin, und so haben auch alle ihre fernern Arien den Todesschrecken hinter sich. Am reinsten aber ist dieser Schrecken in der Arie des Herkules überwunden, denn auf den Worten: „bis in den Schlund der Nacht." wo Alceste immer voll Grauen zusammengeschauert war, steigt er in fester Lebensgewißheit siegend auf. So überwindet er da, wo Admet verzweifelt. Aber selbst Charons Arie, welche in dem ersten Ruf, in den langgehaltenen gleichen Tönen das unterschiedslose Schattenreich zeigt, doch durch den anapästischen Rhythmus voll Kraft eindringt, und nachher ihre Feindseligkeit noch ausdrücklich erklingen läßt, kann in Alcesten nur den Schmerz der Trennung, doch weder Furcht, noch Grauen, Schauder und Entsetzen erregen. Wie matt, widerstandslos und schwankend ist dann nach dem Siege über Alceste und Admet der Chor der Geister beym Eindringen des Herkules; und wie windet sich aus diesen Schattentönen die Freude des Lebens kräftig hervor, als nun der Sieger die kaum dem Gatten Entrissene frohlockend zurückbringt, und nun der reinste Jubel die Aussicht auf das schönste, glücklichste Daseyn von Neuem eröffnet. Hier ist es noch das Leben selbst, das den voreiligen, unreifen Tod besiegt, und wie der Schmerz rein nur Schmerz ohne Wehmuth und Sehnsucht gewesen war, ist auch diese Freude reine Lebensfreude, und der Jubel, das Licht des Tages noch ferner, und ein ganzes volles Leben hindurch zu genießen. Denselben Genuß müssen wir Mad. Milder mit dankbarem Herzen wünschen; verlöre in ihr doch ganz Europa Iphigenie und Alceste. — Das recitirende Drama wurde für den Monat Februar auf die bestmögliche Weise mit der Aufführung des Shakspearschen „König Johann" begonnen, einer Hauptrolle Wolffs. Er verkörpert in ihr vollendet das, was Shakspeare uns in diesen Johann hineingelegt zu haben scheint, das Bewußtseyn der Macht, der das königliche Recht fehlt, und die daher die freye Ruhe der Heiligkeit und Unantastbarkeit vergeblich mit dem Trotze des Besitzes zu ersetzen versucht, doch immer die Anstrengung solchen Trotzes fühlt, und in der stetn Angst leben muß, daß irgend ein Unglück, eine verlorene Schlacht, ein abfallender Vasall die Stärke dieses Trotzes zu brechen im Stande sey. So zeigt sich Johann wenigstens in allen Scenen der ersten Akte bis zur Gefangennehmung Arthurs. Gleich im ersten Auftritte kündigt der französische Gesandte Chatillon diesen Mangel des Rechts an, indem er von Johann die englische Krone für seinen Neffen Arthur (Sohn von Johanns älterem Bruder Gottfried) fordert, der sich mit seiner Mutter Constanze am Hofe Philipp Augusts aufhält. Dieß Recht ist unbezweifelt, aber Johann ist in vollem Besitz, gekrönt, von seinen Großen anerkannt, sie folgen ihm willig, und nur das Bewußtseyn der Unrechtmäßigkeit, die mangelnde Familienliebe ist der Feind, der ihn zu Grunde richtet. Kein äußerer Feind kann ihn besiegen; Frankreich muß sich ihm beugen. Diese mangelnde sittliche Familiengesinnung, getrennt von der Macht, nur im Gemüthe lebendig, ohne männliche Kraft zu handeln, finden wir in Constanze, Arthurs Mutter. Sie sucht bey Frankreich Hülfe, Frankreich sagt sie zu, aber das Handeln des Staats ist hier das Gemüthlose, das nur auf

den Vortheil sieht, und die Stimme des sittlichen Rechtes hintenansetzt. So verbindet sich denn Frankreich und England, Louis, der Dauphin, heirathet Bianca, Johanns Nichte, und der Friede ist geschlossen. Das unterdrückte Gefühl der Rechte des verwandten Blutes macht sich in Constanzen nur in machtlosen Klagen Luft; was ihr an Energie des Handelns abgeht, ersetzt sie durch die unendliche Kraft und Tiefe ihres Gefühls, und die Freude, der Schmerz der Mutterliebe ist nie schöner, rührender als in dieser Mutter dargestellt. Constanze handelt durch die Wirkung, welche sie auf andere durch die Macht ihrer Gesinnung hervorzubringen versucht. Doch ihr Versuch ist vergeblich, denn wie Shakspeare es den Bastard selbst sagen läßt, nur Eigennutz, dieß allverwandelnde Vermittlerwort, regiert in diesen Königen und bestimmt ihre Thaten. Doch dieß einseitige Handeln nach dem eigenen Vortheil und dem Staatsnutzen zeigt sich als das freye Selbstberuhen auf sich, und als die Lossagung von allen göttlichen Geboten und von allen Pflichten menschlicher Rechte. Johann ist nicht von Gottes Gnaden König, und so ist er auch feindlich gegen Papst und Kirche gerichtet. Er will der Staat soll auf eigenen Füßen stehen, und kein Priester solle in seinem Reiche zinsen und verzehnten. Pandulpho, der Legat des Papstes, verkündet ihm deßwegen den Bannspruch; Frankreich trennt sich; neue Schlachten; Johann bleibt Sieger. Denn nicht sein Zwiespalt mit dem göttlichen Reich, wie es als Kirche weltlich existirt, und der Grundstein jedes Gebäudes seyn will, kann ihn zu Grunde richten; sein Feind ist ein innerlicher, ihm fehlt nicht die göttliche, ihm fehlt die menschliche königliche Heiligkeit, und sein Unrecht liegt nur darin: das Majestätsrecht wider das Majestätsrecht erlangt zu haben. Deßhalb überwindet er Philipp und Louis, nimmt Arthur gefangen, und ist auf den Gipfel seiner Macht und seines Glückes gehoben. Aber auf diese Höhe wird er nur darum gestellt, um zu beweisen, daß eben sein innres Unrecht das Gift sey, an welchem das Leben seiner Macht, seines Glückes und Ansehns langsam hinstirbt. Erst als er den Sohn seines Bruders gefangen nach England führt, als das Recht der Krone ungekrönt neben dem gekrönten Unrecht steht, wird dieser Knabe sein eigentlicher Feind. Johann kann ihn nicht sehen, ohne ewig zu zittern, die geschehene That seiner ersten unrechten Krönung zwingt sein Innres, diesem Unrecht die fehlende Macht der Heiligkeit zu geben. Das Blut des Knaben, meynt er, färbt seinen Mantel zum ächten Königspurpur. Lichtscheu, wie seine bisherige Angst, nur mit Blicken, mit Zeichen, in einzelnen andeutenden Worten, zagend, selbst ohne Muth, nur dem innern Wunsche folgend, unüberlegt, befiehlt er den Mord. Aber von diesem Augenblicke an bricht sein Trotz, die Kraft seines Innern ist geknickt, er ist in sich abgestorben, und die letzten Akte zeigen nur das allmählige Sinken; die zweyte Krönung bleibt nutzlos, die Grafen fallen ab, Frankreich bricht siegend herein; vergebens versöhnt sich Johann mit der Kirche; denn diese Versöhnung führt ihn zum Tode; ein Priester bringt ihm Gift bey; wir sehen ihn erwachen, erkranken, und zuletzt sterben. Schlag auf Schlag trifft ihn das Unglück; daß Arthur nicht auf seinen Befehl umkömmt, sondern indem er sich befreyen will, von der hohen Mauer seines Gefängnisses stürzt, kommt Johann nicht zu Gute, sein Verderben ist unvermeidlich, er geht an sich selber rettungslos zu Grunde. — Solche Betrachtungen stellt uns Herr Wolff auf's Lebendigste dar, und ohne, wie es sonst wohl zu geschehen pflegt, daß seine eigene künstlerische Reflexion aus dem Kunstwerke hervorblickte; wir müssen die Darstellung vollendet nennen, und glauben sie unter die besten zählen zu dürfen, die der Künstler uns jetzt noch vorzuführen im Stande ist. Dasselbe müssen wir von Mad. Wolff als Constanze rühmen, nur daß ihr Organ ihr leider jetzt oft alle Hülfe zu versagen beginnt. Die originellste Gestalt des ganzen Drama ist sicher der Bastard, ein Gegenbild Johanns. Denn er entreißt seinem Halbbruder nicht sein Erbe, sondern gibt es sogar hin, um als Bastard Richards anerkannt zu werden, ohne Eigenthum, ohne Macht steht er da, glänzt sich von dem Glanz des ritterlichsten Königsnamen umstrahlt zu seyn. Sein Trotz ist nicht gegen die Familie gerichtet, sondern gegen den feigen Feind seines Vaters, den prahlenden Erzherzog von Oestreich, und seine ruhmvolle That, dem Räuber die Haut des Löwen wieder abzujagen, und sich selbst damit zu schmücken. „Das süße Gift für des Zeitalters Gaum" will er nicht zum Betruge bereiten, sondern um Betrug zu meiden, obgleich er den Beyschmack der Zeit nicht verläugnen kann, und nach Erhöhung geizt. Doch weil der Eigennutz nicht der Gott seines Lebens ist, und die Grenzen seines Besitzes nicht den Marktstein seines Rechts überschreiten, so hat er nicht den Trotz der Gewissensangst und des Bewußtseyns, unrechtmäßige Gewalt zu üben, sondern Geburt und Gnade haben ihn erhöht, und er vermag mit alle demjenigen zu spielen, was an ihm das Mangelhafte ist, da es ihm nicht durch eigene Schuld anklebt. Dadurch hat er zugleich das ernste Urtheil über die eigennützigen Handlungen der Könige, wenn er auch am Schlusse desselben Monologs, der den Mißmuth über dieß Thun ausspricht, selber den Gewinn anruft, ihm als sein Gott beyzustehen. In den folgenden Akten, als nach Arthurs Tode die Grafen sich von Johann zu Louis wenden, und Johanns Stärke sich innerlich verzehrt, wird der Bastard der Thätige, sein Weg verliert sich in Dornen und Gefahren dieser Welt, aber er ist der Glückliche, dessen Gurt und Mantel dieß Wetter aushält. Sein Pochen gegen Louis, als Abgesandter Johanns, ist nicht das heitere gegen den Erzherzog in den ersten Akten, wo er in seinem eigenen Namen sprach, noch ist es Johanns schuldbewußter Trotz, sondern der Pomp selbstbewußter Kraft, die sich in ihren eigenen Worten zu spiegeln liebt. Der Bastard beschließt das Stück, indem er nun nicht mehr für Johanns Unrecht, wie in den ersten Akten, sicht, sondern für England und Heinrich den III., den rechtmäßigen zukünftigen König, das Schwert zieht, und prophezeit, England werde nie zu eines stolzen Siegers Füßen liegen, wenn es sich nicht selbst verwunde. Aber wie oft verwundet sich dieß schöne, meerumflossene Land noch in den folgenden Dramen. Richard der II., der zwar den Thron rechtmäßig *erworben* hat, sinkt durch den Leichtsinn seiner *Verwaltung* in's Grab, und muß dem Bolingbroke weichen, dessen rebellischer Regierungsantritt das Schicksal seines sorgenvollen, mühseligen Lebens im Kampfe mit den Rebellen und dem anscheinenden Leichtsinn seines Sohnes bestimmt. Erst Heinrich V., der eben so von dem Unrecht des Erwerbs frey ist, als er sich auch von dem Verwaltungsleichtsinn Richards III., so wie er den Thron besteigt, befreyt hat, führt das geheilte England nach Frankreich hinüber, bis dann der Streit der weißen und rothen Rose auf den Schauplatz tritt, und in Richards III. Tod sich endet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der *Räthselfrage* in Nr. 48.
Sinnpflanze. Mimosa sensitiva, pudica.

Charade.

Das Erste ist das Werk der Dichter,
Das Zweyte liebt die junge Welt.
Das Ganze ist des Herzens Richter,
Ihm öffnet sich des Wissens Feld.

F. R.

Beylage: Monatsregister Februar.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 55.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 5. März 1827.

Da winkt, vergoldet von der Abendröthe,
Kein Obdach mehr!
Das Burgrevier, wie ist es jetzt so öde,
Wie freudeleer!
Von seines Thurmes Rest, der Trauersäule,
Vergangner Zeit,
Singt ungestört ihr Solo jetzt die Eule
Der Einsamkeit.

Wagner.

Ausflug in die Vogesen im Sommer 1826.

(Fortsetzung.)

Einen ganz verschiedenen Charakter haben die Ruinen des sogenannten Hagelschlosses, was höher hinauf, mitten im dunkeln Tannenwald, auf einem Sandsteinfelsen liegt, der nur von der Seite der alten Mauer her zugänglich ist. Diese Ruinen tragen die Zeichen von so gewaltsamer Zerstörung an sich, daß man kaum glauben sollte, es hätten Menschenhände oder die Zeit dazu hingereicht. Nicht weit vom Hagelschloß, auf ähnlichen Felsenvorsprüngen, nach dem Klingenthal zu, stehen die Trümmer der Dreysteinerschlösser, oder eigentlich des Schlosses zu den drey Steinen; denn obgleich gegenwärtig diese Trümmer leicht als drey getrennte Burgen erscheinen, so ist es doch wahrscheinlich, daß sie ursprünglich durch gemeinsame Ringmauern oder Verbindungsmauern zusammenhingen. Der Name des Schlosses rührt wahrscheinlich von drey merkwürdigen Steinen her, welche früher hier gestanden haben sollen, von denen aber nichts mehr vorhanden ist; doch läßt sich vermuthen, daß es druidische Denkmäler waren. Etwa eine halbe Stunde westlich von dem Dreysteiner Schloß, am gegenüber liegenden Bergabhang, liegen mitten im Wald die Ruinen der Burg Kagenfels, auch das Hansmatterschloß genannt. Die Erbauung dieses Schlosses fällt in das Jahr 1285, und die deßhalb vom Kaiser Rudolph von Habsburg bestätigte Urkunde wird noch in dem Archiv des kleinen Flecken Oberehnheim aufbewahrt, auf dessen Grund und Boden das Schloß steht. Diese Urkunde ist ein merkwürdiger Beytrag zu den Sitten jener Zeit. Die Stadt überließ dem Ritter Kagen den Platz, um die Burg zu bauen und dieselben Rechte auf die umliegenden Waldungen, deren die Bürger selbst genossen, dafür bezahlte der Ritter ein Pfund Wachs an eine Kapelle, die damals erbaut wurde, und machte sich verbindlich, der Stadt in allen ihren gerechten Fehden beyzustehen, ausgenommen in solchen, die sie gegen den Kaiser führen würde. Wenn zwischen den Freunden der Kagen, oder den Kagen selbst und der Stadt Zwistigkeiten entstunden, sollten sie durch Schiedsrichter, die in Rosheim sich versammeln würden, ausgemacht werden, wenn die Stadt Unrecht hätte, behielten die Kagen sich das Recht vor, ihren Freunden zu helfen oder sich selbst zu vertheidigen. Wenn sie ihre Verpflichtungen nicht erfüllten, sollten sie der Stadt hundert Mark Silber bezahlen und alle ihre Rechte verlieren. Das gute Verhältniß zwischen den Kagen und der Stadt scheint jedoch nicht lange gedauert zu haben, denn schon 1390 — obgleich die Familie der Kagen noch nicht ausgestorben war — gehörte Kagenfels mehreren Rittern gemeinschaftlich, und ward von den Bürgern der Stadt Oberehnheim zerstört. Nicht weit von Kagenfels liegen die Ruinen von Birkenfels; sie sind so im Walde versteckt, daß man sie nicht früher bemerkt, als bis man darin ist.

Die bedeutendste der drey Ruinen, welche den Odilienberg zieren, sind die des Schlosses Landsperg, auf einem länglichen und nach drey Seiten sehr steilen Vorsprung des Berges gegen das Barer Thal zu. Die Qua-

derſteine, woraus das Schloß erbaut iſt, ſind beſonders ſorgfältig behauen und verbunden, und der Plan der Gebäude und Befeſtigungen läßt ſich noch recht gut überſehen. An der Seite, wo ſich der Haupteingang befindet, ſind ein Paar Fenſter mit doppelten Bogen und Säulenreihen, ſehr zierlich gearbeitet, und gerade über dem Thore ein runder Pavillon von auffallender Bauart. Die Ausſicht von da auf das Barer Thal, und die gegenüber liegenden Ruinen des Andlauer Schloſſes und der Spesburg, ſo wie auf die Ebene, iſt herrlich. Die Familie Landsperg, welche ihren Namen von dem Schloß trug, iſt eine der älteſten im Elſaß, und die Erbauung des Schloſſes fällt in den Anfang des zwölften Jahrhunderts. Herrade von Landsperg ward 1167 Aebtiſſin des St. Odilienkloſters, und ſtiftete 1181 die Abtey Truttenhofen, deren Ruinen man vom Schloſſe aus ſieht. *) Dieſe Herrade war auch eine gelehrte Dame; auf der Straßburger Bibliothek iſt ein groſſer Foliband von ihrer eigenen Hand geſchrieben. Er enthält die ganze heilige und profane Geſchichte, nebſt vielen religiöſen und moraliſchen Abhandlungen und Liedern, zum Theil von ihr ſelbſt in Muſik geſezt. Die Landsperger zeichneten ſich noch mehrere Jahrhunderte lang durch Tapferkeit und Treue aus. Als Bundesgenoſſen der Stadt Straßburg gegen den Biſchof Walther von Geroldseck fielen in einer einzigen Schlacht vierzehn Landsperge. Ihre Gräber und die vieler andern aus dieſem Geſchlecht, die ſich auf dem Schlachtfeld und im Rathe ausgezeichnet, umgeben die Ruinen der Kirche von Truttenhauſen. Man könnte ſagen, daß dieſe hiſtoriſchen Erinnerungen, ſo wie die andern, welche ſich an den Odilienberg knüpfen, ſich zu wenig auf ausgezeichnete Männer, oder entſcheidende Reſultate beziehen, um ein bleibendes Intereſſe einzuflößen, und es gibt eine Art von falſcher Philoſophie, oder weinerlicher Philanthropie, die beſonders alle Erinnerungen aus dem Mittelalter, Ritterburgen und Kloſtermauern mit Abſcheu und Verachtung von ſich ſtößt; eine ſo einſeitige Anſicht weiß ich blos durch den Ueberdruß zu entſchuldigen, den das Geſchwäz einer gewiſſen Klaſſe von empfindſam-romantiſchen Verehrern des Mittelalters und die Fouque'ſchen Romane gegen alles mittelalterlich-ritterlich-milde und minnigliche Weſen erregen mußten. Aber warum ſollten uns Denkmäler aus einer merkwürdigen Zeit nicht eben ſo ſehr anziehen, als ſolche, die das Andenken eines einzelnen merkwürdigen Mannes, eines einzelnen Ereigniſſes feyern? Sie können uns im Gegentheil dadurch, daß ſie ganze Jahrhunderte unſern Geiſt zurückrufen, tiefer ergreifen als jene. Wer, der ſich mit der Geſchichte der Vorzeit beſchäftigte, könnte dieſe Gegend gedankenlos überſehen? Die finſtern Opfer der Druiden wurden von dem Getümmel des fliehenden Volkes unterbrochen, das, durch Prieſterherrſchaft entnervt, hinter künſtlichen Bruſtwehren vor den Angriffen wilder, germaniſcher Horden Schuz ſuchte. — Wie oft mag das Gewühl der Schlacht ſich rings um die Mauer des Odilienberges verbreitet haben, wie oft mag das grüne Thal von Niedermünſter, das gerade nach dem Haupteingang der Befeſtigung führt, mit Leichen bedeckt, mit Blut überſchwemmt worden ſeyn, ehe die alte Mauer, deren Felſenblöcke dem rohen Muthe der Germanen widerſtanden hatten, vor der Kriegskunſt der römiſchen Legionen fielen, und unter dem Schuz des Adlers ſich das Elſaß mit blühenden Städten bedeckte, um endlich von dem Strom der Völkerwanderung verſchlungen zu werden. Aus dieſer finſtern, blutigen Zeit, in der die Verſchmelzung feindlicher Völkerſtämme der alten und neuen Zeit, und endlich die Bildung der Nationen des jezigen Europa's vor ſich ging, erhebt ſich dann das Odilienkloſter auf der höchſten Spize des Berges als das Pfand einer neuen Zeit, einer neuen Civiliſation, und dem Toben kämpfender Völker folgt der fromme Geſang der Heiligen und ihrer Schweſtern. Mit dem Mönchthum beginnt das Ritterweſen, und aus den Trümmern der alten Schuzmauer erheben ſich die feſten Burgen, deren zerfallene Thürme und Zinnen in die Ebene herab drohen, aus denen die Mauern der Städte, und als die Blüthe der Civiliſation jener Zeit, das Münſter zu Straßburg aufſteigen. Von ihren Schlöſſern aus konnten die Ritter das Fortſchreiten des Baues, die wachſende Macht der Stadt überſehen, und durch Feuerzeichen ſich mit ihren Verwandten und Freunden, den adeligen Geſchlechtern Straßburgs über Angriff und Vertheidigung verſtändigen, ehe der kühne Burkhardt Twinger die Macht des Straßburger Adels brach und ſeiner Vaterſtadt die Freyheit gab. Man klagt wirklich mit Unrecht, daß es jenen Zeiten an ausgezeichneten Männern und Ereigniſſen fehle; die Geſchichte hat wenig ſchönere Charaktere als dieſen Burkhardt Twinger, und wenig dramatiſchere Ereigniſſe als die Gründung der Straßburger Freyheit, nach den Fehden der Mühlheime und der Zorne. Die meiſten der Burgen, die dieſen Theil der Vogeſen krönen, erinnern an dieſe Begebenheiten, der Theil der Königshofer Chronik, der ſie erzählt, enthält die beſten Materialien zu einem eigentlichen hiſtoriſchen Roman, d. h. zu einer umfaſſenden Schilderung der Sitten und Menſchen jener Zeit in dieſem Lande. Das Andenken an dieſe Zeit, und ſomit die Denkmäler, welche es zurückrufen, hat deßhalb beſonders etwas Ernſtes, Wehmüthiges, weil ſich überall das Daſeyn vieler und groſſer Kräfte, tüchtiger Individualitäten, tiefes Gefühl für Freyheit und für geſezliche Rechte, viel geſunder Verſtand und wahre Weisheit in den Beſchlüſſen, Beharr-

*) Im Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erſchien im Jahr 1818 Herrad von Landsperg, Aebtiſſin zu Hohenburg, und ihr Werk: Hortus deliciarum, von C. M. Engelhardt, gr. 8., mit zwölf Kupfertafeln in Folio, illum. und ſchwarz.

lichkeit und Aufopferung in der Ausführung zeigt, und weil am Ende alle diese Kräfte zersplittert und endlich unterdrückt, zu keiner reinen Entwicklung gelangen, und oft nur dazu dienen, die Civilisation aufzuhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Wichtigkeit der Buchdruckerey und der damit zusammenhängenden Gewerbe in Frankreich.

Aus den vom Grafen Daru aus Veranlassung des neuen Preßgesetzes in Frankreich herausgegebenen Notizen über Buchdruckerey und Buchhandel in Frankreich, werden einige Angaben nicht uninteressant seyn, aus denen der große Einfluß dieser Gewerbe auf eine Menge anderer, und die ungeheure Summe ersichtlich wird, die dadurch in Umlauf kommt.

Noch ehe man diese Summe und die Momente, die zu ihrer Bildung beytragen, kennt, drängt sich der Gedanke auf, daß diese Schöpfung der Presse desto reeller, desto vortheilbringender ist, weil der Urstoff, den dieser Erwerbszweig handhabt, aus beynahe werthlosen Gegenständen besteht; Lumpen, Lampenruß, etwas Oel, Bley, ein wenig Leder sind wirklich fast die einzigen Stoffe, welche das Papiermachen, das Drucken, das Binden andern Industriezweigen entziehen. In der Sprache der politischen Oekonomie ist die Arbeit das Maaß jeden Werthes, aber eben so wahr ist es, daß die edelste aller Kräfte, die intellektuelle, den unfruchtbaren Stoff in kostbare Gegenstände verwandelt, und daß hier der Gedanke wie aus nichts schafft, und zwar Ungeheures schafft.

Die Papier-Fabriken in Frankreich liefern jährlich 1,880,000 Ries Papier, welche 48,960,000 Pfund wiegen; die dazu nöthigen Lumpen wiegen 81,600,000 Pfund. Paris zählt 4000 Lumpensammler, die täglich für 1200 Franken Lumpen sammeln, dieser Werth verdoppelt sich in den Händen der Großhändler; der Werth der jährlich in Paris gesammelten Lumpen ist also 1,752,000 Franken; für das ganze Reich beträgt er 7,480,000 Franken jährlich. Frankreich zählt 200 Papierfabriken, die in der weitesten Ausdehnung 30,000 Personen beschäftigen.

Die Zahl der Schriftgießereyen ist 35; sie beschäftigen tausend Arbeiter und liefern für 650,000 Franken jährlich Waare.

Von Schwärze werden allein in Paris jährlich 38,000 Kilogramme, im Werth von 152,000 Franken verfertigt; für das ganze Reich muß diese Summe verdoppelt werden.

In Paris befinden sich 668 Kupferstecher, Lithographen, Holzschneider, Zeichner u. s. w.

Im Reiche sind 1550 Buchdruckerpressen in Thätigkeit, in Paris 850. Sie verbrauchten im Jahr 1825 930,000 Ries Papier; schlägt man das zum eigentlichen Buchhandel gebrauchte Papier zu Zweyfünftheilen der ganzen Summe an, so beträgt dieß 372,000 Ries, die 186,000,000 Bogen geben. Die Pressen beschäftigen in Allem 10,000 Arbeiter, die 15,262,500 Franken kosten.

Bände wurden bisher jährlich 13 — 14,000,000 gedruckt, von denen die Pressen von Firmin Didot mehr als 4,000,000 lieferten.

Die Satinage beschäftigt 400 Personen, und kostet auf 13,500,000 Bände 202,500 Franken. Das Broschiren beschäftigt in Paris wenigstens 1200 Menschen, ungefähr drey Viertheile vom Gedruckten werden broschirt, und die Ausgabe dafür beläuft sich auf 912,000 Franken. Buchbindermeister sind in Paris 132, im Reiche etwa 300, mit 1200 Arbeitern; sie gewinnen im Jahre 960,000 Franken. Den Werth des Leders, der Pappe u. s. w. zum Binden der Bücher schätzt man auf 1,000,000 Franken.

In Paris sind 480 Buchhändler und 84 Bücherröder; im ganzen Reiche 1586.

Vom ersten November 1811 bis 31sten December 1825 wurden 1,152,295,229 Bogen abgezogen. Im Jahr 1825 wurden gedruckt: 774 theologische Werke, 614 juridische, 798 physische und mathematische, 331 philosophische, 264 ökonomische, finanzielle u. s. w., 132 militärische, 2687 schöngeistige, 1324 geschichtliche Werke.

Man rechnet, daß ein Fünftheil der gedruckten Bücher unverkauft bleibt, rechnet man dieß ein, so kostet der Band von zwölf Bogen den Buchhändler 1 Franken 61 Cent. bis 2 Franken 1 Cent. Die übrigen Kosten des Buchhandels und das Benefiz des Buchhändlers bringen den Preis des Bandes für das Publikum auf 2 Franken 50 Cent. Die 13,500,000 Bände bringen demnach 33,750,000 Franken in Umlauf. Diese Summe begreift vom Taglohne des Lumpensammlers bis zum Honorar des epischen Dichters Alles in sich; rechnet man auf den Kopf 1000 Franken jährlich, so ernährt dieser Handelszweig 33,750 Personen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 26 Jan. und 3. Febr.

Noch immer hört man hier dieselbe Klage über den Mangel an Fremden, welche sich schon zu Anfang des Winters erhoben hatte. Besonders fehlen die Engländer. Wie es heißt, soll auch in Neapel und Florenz kein Ueberfluß daran seyn. Liegt die Ursache in den Zeitumständen, oder hat die Reiselust, wie alle Gelüste, wenn sie bis zum Uebermaße getrieben werden, in England nachgelassen? Wäre dieß wirklich, so würde Italien, besonders die drey größeren Hauptstädte, und unter diesen wieder insbesondere Rom, die Heilung von jener Reise-Manie am schmerzlichsten empfinden. Denn, trotz der übergroßen Sparsamkeit, der sich die Engländer im Auslande ergeben haben, die um so mehr auffällt, als sie nicht angeborne oder angewöhnte Leidenschaft, sondern ein Erzeugniß der Erbitterung über früher erlittene Uebervortheilung ist, und also stets etwas Individuell-Beleidigendes mit sich führt, sind sie noch immer die Schaafe, die vorzugsweise geschoren werden,

weil sie die meiste Wolle geben. Stellet einen Engländer mit der Kauf- und Verkaufskunst, welche das ganze Inselvolk charakterisirt, neben einen jeden andern Fremden, und der Kaufmann wird, so großmüthig auch letzterer, und so geizig auch ersterer seyn mag, den Engländer stets am meisten prellen können, eben weil dieser nie mit Ruhe und Gleichmuth kauft, überall Schlingen wittert, und darüber auf der einen Seite um so sicherer in die Falle geht, mit je größerer Anstrengung er sie auf der andern vermeiden will. Diese Eigenschaft haben die schlauen Römer seit den dreyhundert Jahren, welche sie mit den Engländern handeln, ihnen so vollkommen abgesehen, und wissen sie so vortrefflich zu benutzen, daß sie in der Regel, wie gesagt, den sparsamsten Engländer dem großmüthigsten Fremden eines jeden andern Volks vorziehen. Daher ist das Klagen der hiesigen Kunsthändler diesen Winter besonders groß. Zu diesem passiven Ungemach wäre beynahe ein aktives gekommen, dessen Schaden, hätte ihn der Himmel nicht noch zur rechten Zeit abgewendet, sich nicht leicht hätte absehen lassen. Ich meyne die Wassersnoth, von welcher wir in diesen Tagen bedroht worden sind. Die ungemeine Menge Schnee, welche während der lezten acht Tage, wo wir oft (hier ein außerordentlicher Fall) eine Kälte von vier und einem halben Grad Reaumur gehabt haben, auf den Abruzzen gefallen, und dann durch den plötzlich eingetretenen Südost (Scirocco) in der allerkürzesten Frist geschmolzen war, hatte am 24sten Januar Morgens die Tiber dermaßen zum Steigen gebracht, daß ein großer Theil der Straße, die am Fluß vom Volksthore bis zur Engelsbrücke hinabläuft, unter Wasser gesezt war, und dadurch die Kommunikation der Stadt mit dem Borgo (dem Viertel der Peterskirche) gehemmt zu werden Gefahr lief, besonders da das Wasser gegen Abend fast schon die Engelsbrücke berührt hatte. Indessen fing der Strom, ganz gegen alle Erwartung, bereits gegen Mitternacht an dermaßen zu fallen, daß er sich schon am Donnerstag Morgen von den Straßen zurückgezogen hatte, und gegen Abend in sein altes Bett zurückgetreten war. Die am kleinen Hafen in der Ripettagasse aufgestellte Wasserstafa zeigte am Abend des 24sten, daß der Fluß acht Viertheile von der Höhe erreicht hatte, zu welcher er bey der größten, bisher erlebten Ueberschwemmung, im Jahre 1821 gestiegen war. Leztere ist um einige Palmen höher gewesen als die von 1598, welche bis dahin für die größte gegolten hatte, und noch immer in den Beschreibungen Roms als solche angeführt wird, ein Beweis der Genauigkeit, womit solche Forschungen hier angestellt werden. In der von 1598 brach bekanntlich zum lezten Male die Palatinische Brücke (ehemals auch Pons Senatorius, nachher Marienbrücke, und endlich vom genannten Jahre Ponte Rotto genannt), welche seitdem nicht wieder aufgebaut worden ist, und von der heut zu Tage nur noch zwey Bogen existiren. Diese Brücke ist es, welche dem geistreichen Advokaten Fea Gelegenheit gibt, die alten Römer der Unwissenheit im Brückenbau zu beschuldigen, weil sie, meynt er, dieselbe an einen Ort gebaut haben, wo sich der Fluß nach der linken Seite in's Land wühlt, hier sich senkt, und folglich um so reißender fließt, wodurch natürlich, folgert er, der linke Flügel der Brücke einer immerwährenden Gefahr, vom Strome fortgerissen zu werden, ausgesezt seyn mußte. Sollte aber Hr. Fea, statt den alten Römern eine solche grobe Unwissenheit oder unverzeihliche Unachtsamkeit vorzuwerfen, nicht viel leichter auf die Vermuthung haben gerathen müssen, die Bucht, welche hier die Tiber bildet, sey ein Erzeugniß der spätern Zeit, und die Tiber sey im Augenblicke, wo die Brücke erbaut worden, noch in gerader Linie geflossen? In diesem Augenblicke erscheint eine Broschüre von einem hiesigen Architekten, welche die Herstellung dieser Brücke behandelt. Da ich sie noch nicht gesehen habe, so kann ich für's Erste nur ihr Erscheinen melden, werde aber in der Folge Gelegenheit finden, darauf zurück zu kommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, im Februar.

(Fortsetzung.)

Ein neues Lustspiel von Herrn Elsholz, „die Hofdame," das viele Feinheiten enthalten soll, ist dem Verfasser, wie es heißt, wieder zurück geschickt worden, weil es sich nicht geziemen wolle „die Hofdame" auf's Theater zu bringen. Die früheren und jetzigen Verwaltungen des Königstädter Theaters streiten sich noch immer wacker herum, und das Publikum hat schon vier Schriften (zwey, welche Herr Henoch als Revisor der Rechnungen hat abfassen lassen, und zwey von den Herrn Beth-mann und Kunowsky) vor sich, um aus allen zu sehen, daß jede der bisherigen Direktionen die Sache nur immer verkehrt anzufassen gewußt hat. Die Oper hat das Lustspiel verdrängt, und Vaudevilles, Affen, Bären, Wölfe, Gespenster und Melodramen zu den Wochentagen ihrer Sonntage gemacht. Neulich versuchte Herr Willibald Alexis sogar einen „verwunschenen Schneidergesellen" herauf zu beschwören, um die leeren Bänke zu füllen. Es ist kaum zu fassen, was das Berliner Publikum sich in seiner urtheilslosen Geduld alles aufbinden läßt. Der Verfasser jenes Schneidergesellen gewährt das sonderbare Schauspiel, sich gegen Alles was Theorie heißt mit allen Kräften zu sperren, und dennoch aus einer, den Tieckischen Lustspielen und Novellen entnommenen, Theorie heraus nachzuahmen. Wie ergötzlich Tieck die Kotzebuesche und Iffländische Periode in einigen seiner Lustspiele parodirt hat, ist anerkannt, und in dieser Verdrehung der Ernsthaftigkeit jener lumpigen Gestalten zur Lächerlichkeit liegt die Hauptkraft der Tieckischen Poesie. Dieß hat sich Herr Willibald Alexis gemerkt, und hat seinen Schneidergesellen zum gestiefelten Kater der Müllerisch-Grillparzerischen Schicksalstragödien machen wollen. Der Einfall hätte gut ausfallen können, wenn er nur nicht von sich selber abgefallen wäre, und doch auf Beyfall Anspruch machte. Relegirte Studenten, betrunkene Bauern, zänkische Eheweiber, furchtsame Dirnen sollen jenen Grundgedanken durchführen. Der Saphirsche Kourier sagt von diesem Gesellen: der Schneidergeselle soll ein verwunschener Geist seyn, aber verwünscht: es ist kein Geist im ganzen Stück zu merken. Leider aber enthält der Kourier seit seiner achttägigen allmorgendlichen Ankunft auch nur diesen ersten Witz, und das Stück denn doch ihrer mehrere; denn vom Publikum zu verlangen, es solle dreymal für Witz gelten lassen, daß der siebenjährige Krieg sieben Jahre gedauert habe, ist eine Forderung, die wir nicht auf den Verfasser, sondern auf den Schauspieler schieben wollen. Das von ihm mit Herrn Dr. Fr. Förster herausgegebene Berliner Konversationsblatt, von dem jezt schon für den Monat Januar zwölf Bogen erschienen sind, enthält mehrere Gelegenheitsgedichte von Fr. Förster, der in diesem Fache bey uns gern als Meister anerkannt wird. Herr Willibald Alexis hat eine Folge kleiner Erzählungen geliefert, deren munterer Ton ganz gut unterhält. Wir glauben, solche leichte Unterhaltung sey Herrn Willibalds eigentliches Fach. Doch jeder Journallustige wird am besten thun, selber zu lesen und selber zu urtheilen. Ein Jahresbericht über die Leistungen der königlichen und Königstädter Bühnen, Berichte über die Münchner Ausstellung und sonstige kritische Aufsätze, von Franz Horn und Fouqué, machen größtentheils den übrigen Inhalt aus.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 19.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 56.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 6. März 1827.

Der Dichter sollte wohl das höchste Recht,
Das Menschenrecht, das ihm Natur vergönnt
Um deinetwillen freventlich verscherzen!
Wodurch besiegt er jedes Element?
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt
Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?

Goethe.

Leyer und Schwert.

„Laß deine Lyra tönen,
„Bey Mondes Dämmerstrahl,
„Geheimnißreich vom schönen,
„Vom hohen Ideal!"
Aeol entlockte nimmer
Der Harfe Melodie,
Gestaltlos blasser Schimmer
Ist keine Poesie.

„Von Liebe sing' und Frieden
„Von schöner Unschuldwelt!
„Der Dichter ist hienieden
„Zum Streiter nicht bestellt."
Weil Unschuld, Liebe, Friede
Mit Finsterniß im Streit,
Drum kämpft in meinem Liede
Licht gegen Dunkelheit.

„Zwar nützlich ist das helle,
„Das klare Sonnenlicht;
„Doch schöpft aus solcher Quelle
„Der wahre Dichter nicht."
Der Dichter sey auch Denker,
Und denken soll man klar;
Weßhalb der Sonnenlenker
Der Musengott auch war.

„Gewiegt auf Rosenschäumen,
„Im goldnen Wunderland
„Entschwebt zu holden Träumen
„Die Muse dem Verstand."
Sie schwankt nicht in die Runde
Im Nebelwolkenmeer;
Sie geht auf festem Grunde
Mit festem Fuß' einher.

„Man hört ihr Lied erklingen
„Von ferner Fabelzeit;
„Nicht von den nächsten Dingen
„Gemeiner Wirklichkeit."
Sie schau't mit Sonnenklarheit
In die Umgebung hin;
Und zeigt die Welt der Wahrheit
Als Dichtung unserm Sinn.

„Sie ist ein Weib, mein Lieber,
„Kein Krieger rob und bart;
„Du aber kämpfst mit trüber,
„Unschöner Gegenwart."
Mit einem Rosenschleyer
Soll ich sie wohl umzieh'n?
Mir ward nicht nur die Leyer,
Nein, auch ein Schwert verliehn!

Ein Schwert, zwar nicht von Eisen,
Zu kriegerischem Mord;
Ein Schwert, um zu beweisen
Mit bildlich-scharfem Wort;

Um tapfer zu erregen
Den Kampf mit meiner Zeit.
Des wahren Friedens Segen
Erblüht hier nur aus Streit.

Ludwig Robert.

Ausflug in die Vogesen im Sommer 1826.

(Fortsetzung.)

Von Landsperg führte mein Weg mich am südlichen Abhang des Odilienberges durch niedriges Kastaniengebüsch nach dem betriebsamen Städtchen Bar. Es fällt auf, daß man in diesen Gegenden so selten ausgewachsene, alte Kastanienbäume sieht, lauter niedriges Gebüsch; dieß rührt daher, daß man die Stämme, wenn sie etwa Armsdick sind, abschneidet und zu Rebpfählen braucht, wozu sie sich wegen ihrer großen Dauerhaftigkeit besonders empfehlen. Bar ist im Elsaß auch als Badeort bekannt, und verdiente wohl von Fremden öfters besucht zu werden. Das Bad liegt etwas höher hinauf im Thal, einige hundert Schritte von der Stadt, und man findet dort, so wie in den Gasthäusern der Stadt alle Pflege und Bequemlichkeiten. Das Wasser ist, wie alle Gesundbrunnen, gegen alle mögliche Krankheiten probat, oder doch gerühmt, und enthält besonders kalische Theile; ich würde das Bad aber vorzüglich empfehlen, um von hier aus den Odilienberg und die umliegende Gegend zu besuchen, was gewiß Niemanden gereuen wird. Auf dem Gebirgsabhang, der das Barerthal von dem Andlauerthal trennt, erheben sich die Ruinen des Andlauer Schlosses und höher hinauf die von Spesburg. Das erstere war bis vor der Revolution noch ziemlich gut erhalten, ist aber seitdem bis auf die Mauern zerstört worden; doch haben die beyden Hauptthürme noch ihre Dächer, und der gegenwärtige Besitzer des Schlosses soll die Absicht haben, es so viel wie möglich zu restauriren. Die Kirche von Andlau ist zwar größtentheils aus einer spätern Zeit, doch hat sie eine unterirdische Kapelle im byzantinischen Styl. Auch der Haupteingang ist aus derselben Zeit, und mit vielen grobausgeführten und zum Theil sehr sonderbaren Basreliefs geschmückt. Von Andlau folgte ich dem Weg, der am Fuß des Gebirges hinführt, zwischen Weinbergen mit Kornfeldern und Wiesen abwechselnd unter dem Schatten uralter Nußbäume. Er ist reich an Punkten, wo man entweder in die Ebene und bis zum Rhein und Schwarzwald hinüber sieht, oder wo sich die Thäler der Vogesen nach der Ebene zu öffnen. Am Eingang des Leberthals und des Weilerthals (Val de Lièvre und Val de Villé), die durch ihre Fabriken und Bergwerke wohlhabend sind, stehen die Schlösser Ortenberg und Ramstein auf zwey Felsen, die in geringer Entfernung von einander, am Abhang des Gebirgs hervorspringen. Ortenberg zeichnet sich durch einen gewaltigen achteckigen Thurm aus, und der ganze Bau, aus sorgfältig behauenen Granitquadern aufgeführt, bezeichnet das Schloß als den ehemaligen Sitz eines mächtigen Geschlechts, wogegen Ramstein viel nachlässiger aus unbehauenen Feldsteinen gebaut ist. Die Grafen von Ortenberg werden schon im zehnten Jahrhundert genannt, und Anna von Hohenburg erhielt bey ihrer Heirath mit Rudolph von Habsburg das Schloß Ortenberg als Aussteuer; nach Rudolphs Tod ward es für seinen Sohn Albrecht von Konrad von Lichtenberg besetzt und gegen Otto von Ochsenstein vertheidigt, der dem Kaiser Adolph von Nassau treu blieb. Um das Schloß härter zu bedrängen, ließ Otto von Ochsenstein im Jahr 1292 auf dem nahgelegenen Felsen den Ramstein erbauen; allein nach Adolphs Tode kamen beyde Burgen an das Haus Habsburg. Später gelangten die Müllenheim aus Straßburg zum Besitz von Ortenberg, und fast zur selben Zeit erhielten ihre Feinde, die Zorne, Ramstein als Lehn. Diese Nachbarschaft mag manche Begebenheiten veranlaßt haben, deren die Geschichte nicht erwähnt, die aber die Phantasie beschäftigen können. Weiter im Gebirge, etwa eine Stunde von dem uralten Flecken Chatenoy, der am Eingang der beyden Thäler liegt, verstecken dichte Waldungen die Ruinen von Frankenburg. Der Name dieser Burg, besonders aber die große Verschiedenheit, welche in den einzelnen Theilen ihrer Ringmauern bemerklich ist, lassen vermuthen, daß dieser Punkt schon seit den ältesten Zeiten von den Völkern, welche in dieser Gegend herrschten, befestigt wurde. Am Abhange des Berges, worauf das Schloß steht, bemerkt man große Strecken von Mauern aus Feldsteinen ohne Kalk aufgeführt, während die inneren Ringmauern zum Theil noch aus großen rohbehauenen Steinblöcken bestehen, deren eine große Menge noch umhergestreut liegen. Diese Ueberreste könnten allenfalls den Galliern und Römern zugeschrieben werden, während der Name der Burg an die spätere Herrschaft der Franken erinnert. Daß diese sich einst hier festgesetzt haben, scheint dadurch noch wahrscheinlicher, daß an mehreren Theilen des Schlosses Wappenschilder angebracht waren, auf welchen man die Eidere unterschied, die lange vor der Lilie das Abzeichen der fränkischen Könige war. Doch ist auch dieses spätere Zeichen an einem der Fenster bemerklich. Im Mittelalter gehörte Frankenburg den Grafen von Werth und später den Bischöfen von Straßburg. Den Eingang von zwey reichen Thälern und die Zugänge der Bergwerke von Ste. Marie aux mines und zugleich zwey nach Lothringen und Burgund führende Straßen vertheidigend, mußte dieser feste Punkt von jeher eine große Wichtigkeit haben. Ueber das ganze umliegende Gebirge erhebt sich ein steiler kegelförmiger Hügel, dessen Gipfel die gewaltigen Ruinen der Hochkönigsburg (Hohkinsburg) krönen. Von Chatenoy führt der Weg allmählig bergan bis Kinzheim (eigentlich

Königsheim), einem kleinen Dorf, hinter welchem die Ruinen einer Burg gleichen Namens stehen. Schon König Lothar hatte im neunten Jahrhundert an dieser Stelle eine königliche Meyerey, und man bemerkt in der Nähe des Dorfs noch einzelne Ueberreste von Mauern, deren Bauart dieselbe ist, wie anderer königlicher Wohnungen aus jener Zeit, deren Ueberreste sich häufig im Elsaß finden, wie z. B. die von Königshofen bey Straßburg. Die Ruinen des Schlosses Königsheim sind indessen aus einer viel spätern Zeit; 1298 wurde es von den Bürgern von Chatenoy zerstört, aber hernach wieder hergestellt. Gegenwärtig gehört es einem Baron Faviers, der es einigermaßen in die Anlagen eingeschlossen hat, die zu seinem hier gelegenen Landhause gehören. Er scheint in Frankreich die menschenfeindliche englische Sitte einführen zu wollen, dergleichen Denkmäler dem Reisenden zu verschließen; wenigstens sagte man mir, daß es nicht erlaubt sey, diese Ruine zu besuchen. Ich tröstete mich mit der Aussicht auf die Hohkinsburg, die ich nach einer Stunde ziemlich beschwerlichen Weges erreichte. Dieses Schloß verdiente in jeder Hinsicht den stolzen Namen der hohen Königsburg, und diese Ruinen gehören zu den imposantesten Denkmälern dieser Art. Sie bestehen aus einem großen Hauptgebäude von fünf bis sechs Stockwerken, mit herrlichen gewölbten Decken, die zum Theil, obgleich die Bogen auffallend flach sind, sich ganz vollkommen erhalten haben, und zwar so, daß auf der obersten Decke ein kleiner Wald von Birken und Tannen herangewachsen ist, in dem man herumwandeln kann, als stünde er auf dem Felsen selbst. Auch die Wendeltreppen sind noch sehr gut erhalten, und die verschiedenen Abtheilungen der Gemächer deutlich zu bemerken. Dieses Hauptgebäude hängt durch starke Verbindungsmauern mit zwey ungeheuern runden Thürmen zusammen, welche nach Westen den Zugang der Burg vertheidigten; sie haben gegen hundert zwanzig Fuß im Umfang und die Dicke der Mauern beträgt fünfzehn bis achtzehn Fuß. Das ganze Gebäude, so wie die dreyfachen Ringmauern sind aus Quadersteinen, zum Theil von ungeheurer Größe, erbaut. Aus den Fenstern der Burg übersieht man weithin die umliegenden Gebirge und Thäler, die Ebene von Straßburg bis über Kolmar hinaus, den Schwarzwald, den Jura und die Schweizeralpen; die Ruinen von Ortenberg, Ramstein, Bernstein, Rappoltstein und Frankenburg liegen tief zu unsern Füßen und scheinen die hohe Königsburg zu umgeben, wie Vasallen den Thron.

(Der Beschluß folgt.)

Neueste, wichtige Nachricht für Kunst und Humanität.

Ich bin so begeistert von dem was ich so eben in Breslau in unserm Theater erlebt habe, daß ich es in einem Gedichte verewigen muß. Sie sollen es seiner Zeit erhalten; heute aber mögen sie sich mit der schlichten Anzeige einer Thatsache begnügen, von der sich vielleicht eine neue Aera in unsrer Bühnenwelt datiren wird.

Heil unserm tapfern Publikum! Heil der Menschheit! Heil dem seligen Drako!

Mit einigen Scheffeln Kartoffeln nämlich hatte sich heute unser Parterre adäquat bewaffnet; und als das Pariser Boulevard-Thier, dem die gefesselte Bühnenkunst, wie ehemals Roms verurtheilte arme Sünder, zum Fraß vorgeworfen wird, als dieser eitle Affe in der Arena erschien, wurden die drakonischen Batterien demaskirt, und es begann ein so wohlgenährtes Kreutzfeuer von Haubitz-Erdbirnen und Kartätsch-Kartoffeln, daß der überall gefeyerte, hier aber gefeuerte Orangutang, mit Hinterlassung seines Materials, in die Kulissen sprang; so daß er jezt schon wahrscheinlich in wilder Flucht die wüthende Neiße und die Katzbach durchschwommen hat, und wohl nur erst in der Lausitz sich die nöthige Ruhe gönnen wird.

Heil uns! Schlesien ist von diesem häßlichen, viehischen Usurpator der Bühne befreyt! Aber vorwärts! Vorwärts, ihr andern deutschen Volksstämme! Jagt ihn über den Rhein bis Mont-martre, bis auf seinen heimischen Boulevard zurück, auf daß die rechtliche Herrscherin der deutschen Bühne, die schöne edle Kunst fortan in ungestörtem blühenden Frieden regiere!

Homo.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 27. Jan. und 3. Febr.
(Fortsetzung.)

Diese neue Gefahr einer Ueberschwemmung hat im Publikum abermalige Diskussionen und Streitigkeiten über die Frage veranlaßt, ob, wie häufig und zu verschiedenen Zeiten gedruckt und gesagt worden ist, wirklich in den lezten Zeiten der Republik oder in den ersten Jahrhunderten des Kaiserthums ein Kanal existirt habe, welcher, um den Ueberschwemmungen der Tiber vorzubeugen, vom Ponte Molle an, längs der Via Flaminia und der Via Lata (der heutigen Corsogasse in ihrer ganzen Ausdehnung vom Volksthore bis unter das Kapitolium), dann links über das Forum Trajanum, von hier über das Forum Romanum weg bis unter den Aventinus, wo er sich in den Fluß ergossen hätte, gezogen gewesen sey? Von der einen Seite ist es freylich wahr, daß nirgends und zu keiner Zeit Spuren eines solchen Kanals gefunden worden sind; von der andern dagegen würde es wirklich höchst zu verwundern seyn, wenn ein so oft und so vielfältig und zu verschiedenen Zeiten besprochenes und oft gedrucktes und geschriebenes Gerücht ganz aus der Luft gegriffen wäre, und ganz und gar keinen Grund gehabt hätte. Wie dem aber auch sey, immer wäre die Existenz eines solchen Kanals eine wünschenswerthe Sache, da die Erfahrung zeigt, daß die Ueberschwemmungen im Verlaufe der Zeit, und mit jedem Jahrhunderte immer häufiger und gefährlicher werden, ein Umstand, welcher, meiner Meynung nach, keinem andern Grunde, als dem immer rauher werdenden Klima und der daraus erfolgenden immer häufigern Erzeugung des Schnees auf den Abruzzen zuzuschreiben seyn möchte.

Mit der geringen Anzahl Fremder steht die außerordentliche Menge von Theaterbelustigungen und andern Sehenswür-

digkeiten im umgekehrten Verhältnisse; außer den elf Theatern gibt es noch eine Bude mit Equilibristen, eine zweyte mit ein paar indianischen wilden Weibern, und eine dritte mit Thieren. Das Schicksal des Argentinatheaters habe ich bereits gemeldet. Nachdem die Sänger in der Rossinischen Zelmira dermaßen mißfallen hatten, daß schon bey der zweyten und dritten Vorstellung kaum hundert Zuschauer im ganzen ungeheuern Lokal gezählt werden konnten, ist dem Rossinischen Tancredi, welchen man über Haus und Kopf einstudirt hatte, um der unglücklichen Zenire zu Hülfe zu kommen, noch ärger mitgespielt worden, ob er gleich jeden Tag vor wie nach il tanto applaudito Melodramma genannt wird. Die Pastori ist zwar körperlich weit hübscher, besonders beleibter geworden, aber als Sängerin hat eben dadurch ihre Stimme, an sich schon nicht sehr stark, noch mehr an Kraft verloren; sie dürfte überall für die Folge nur in der komischen Oper zu gebrauchen seyn. Die Altsängerin Otto ist eine gänzlich untaugliche Person, welche außer ein paar tiefen Tenortönen, welche klingen als kämen sie aus einer Baßkehle, keine weitere Stimme besitzt. Der unglückliche erste Tenorist, dessen ich früher gedacht habe, ist von der Bühne verschwunden, und am Bariton Benaglio, der an sich brav ist, findet das Publikum keinen Geschmack, weil er die Passagen einzeln, abgerissen und jedesmal mit neuem Athem hervorstößt, eine Untugend des Gesangvortrags, welche die Franzosen bedeutungsvoll sbecacher nennen, und für welche wir im Deutschen keinen Ausdruck haben. Durch alle diese Unglücksfälle ist die Direktion dermaßen in Verzweiflung gerathen, daß sie einen Taschenspieler zu Hülfe gerufen hat. Dieser wird nun jeden Abend (Donnerstag ausgenommen, wo hier, des folgenden Freitags wegen, die Theater gesetzlich vor Mitternacht, und fällt ein großer Festtag auf den Freitag noch eine halbe Stunde früher geschlossen werden müssen) zwischen den beyden Akten Kunststücke machen und mit den Händen dem Publikum das Geld aus der Tasche zu spielen suchen. So wird nun das Teatro Regio, auf welchem bisher nur die ersten musikalischen Talente Italiens geglänzt, und wo nur Kaiser, Könige und Helden ihre Triller und Entrechats gemacht haben, zu einer Taschenspielerbude herabgewürdigt. Das Balletheater würde sich mit seiner komischen Oper, Olivo e Pasquale von Donizetti, in ähnlicher Verdammniß befinden, wenn ihm nicht sein recitirtes Schauspiel aus der Verlegenheit hülfe. Hier fährt der Schauspieler Modena, dessen ich schon öfter gedacht habe, fort, den größten Beyfall einzuernten, ja wirklich Furore zu machen. Dieß ist besonders in einem, unter aller Beschreibung schlechten Machwerke, il Furioso all' Isola di S. Domingo betitelt, der Fall gewesen. Ich würde dieß Produkt für eine Umarbeitung des Houwald'schen Leuchtthurms nehmen, wenn man mich nicht von allen Seiten und so bestimmt als möglich versicherte, daß der Furioso zum wenigsten schon fünfzehn Jahre alt wäre. Hat nun Houwald, ohne es zu gestehen, den Italiener umgearbeitet, oder haben beyde, zu verschiedenen Epochen, aus derselben Quelle geschöpft, und aus welcher? Das italienische Stück unterscheidet sich vom deutschen durch einen naiven Negerburschen, besonders aber durch die Entwicklung, welche darin besteht, daß der Wüthende, der nach und nach bey'm Anblicke seiner ungetreuen Frau die Vernunft wieder erhalten und dann sich in's Meer gestürzt hat, gerettet, und mit derselben ausgesöhnt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, im Februar.

(Beschluß.)

Als vierte Karnevals-Oper wurde auf der königlichen Bühne statt des angekündigten Correzi die Gluck'sche Iphigenie gegeben, und so lärmten die barbarischen Becken und Pauken doch nur die kurze Scenen-Scene hindurch. Wenn wir die Hauptwirkung der Aleeste der Art und Weise zuschreiben, in welcher die gattliche treue Gattin im Verhältnisse zum Tode, als dem Zerstörer all ihres Glückes, aufgefaßt war, so wollen wir auch Einiges über dieß Verhältniß, wie es sich in Iphigenien wieder findet, hinzufügen. Iphigenie tritt mit ihrem Chor in der hoffnungslosen, tiefen Klage über den Verlust des Vaterlandes und der Eltern und Geschwister auf. Die sittliche Lieve der Heimath und der theuern Verwandten läßt hier nur den Schmerz erklingen, von diesen Göttern des Lebens für immer getrennt zu seyn. Sie leben noch in dem Gemüth, das daher zu keinem Jammer, zu keiner Verzweiflung fortgeht, sondern nur beweint, daß es nicht in der Seligkeit ihres Genusses glückliche, ungetrübte Tage verleben könne. Außerdem ist der Schmerz hier die Klage der Tochter und Schwester, die ein längst verlorenes gegangenes Gut beklagt; es ist nicht die Gattin, welche mit einem Schlage und für immer ihr Höchstes und Bestes, Kinder und Gatten verlieren soll. Wie zart auch die Liebe der Schwester und des Kindes seyn mag, die der Gattin liegt dem Weibe näher, und erfüllt mehr die ganze Seele, so daß es keinen Ort des Herzens gibt, wohin diese Liebe nicht dringen könnte. Daher ist der Schmerz Iphigeniens durch die ganze Oper gehalten, ein Geschick der Götter, zwar ein unendlich tiefer, aber gerade durch seine königliche Würde rührender Schmerz. Doch hier bemmt wiederum nicht die Aussicht eines größeren, höheren Glückes nach dem Tode die Gewalt des Schmerzes, sondern die Klage gewinnt dadurch an Tiefe, daß das Leben keine Hoffnung gewährt, das verlorene Glück wieder zu erringen. Im zweyten Akt ist der Schmerz die Klage beym Todtenopfer; die Thränen fließen jetzt einem bestimmteren Schmerz. Iphigenie weiß, ihr Vater, ihre Mutter, und selbst Oreste seyen dahin, und nur Electra weile einsam in Mycene. Der heilige Schmerz um den Tod der Geliebten ist hier das Todtenopfer, das die Priesterin bringt, und auch durch diese Klage klingt kein Ton der Hoffnung. Es ist ein stiller, aber ein voller, unendlicher Schmerz. Eben so findet Iphigenie in der ersten Arie des dritten Aufzuges in den Worten: „Ach es ist im Orkus nur, daß ich dich mein Oreste wiedersehe!" nicht etwa Trost, sondern im Gegentheil wird durch diese Vorstellung, daß sie den geliebten Bruder nie mehr werde lebend in die Arme schließen können, der Schmerz nur geschärft, und der Ausdruck des Kummers hervorgehoben. Der Trost des himmlischen Wiedersehens wäre ein Trost für die Klagende, durch den sie sich gerade vom Schmerze befreyte. Soll nun der volle Werth der Bruder-, der Kindes- und Vaterlandsliebe dargestellt werden, so darf bey dem Schmerz über ihren Verlust nicht auch der Trost über den Verlust, oder gar das, was den Gewinn dieses Verlustes ausmachen könnte, durchtönen. Und zumal sind die Gluck'schen Gestalten noch nicht dazu gekommen, sich als Personen von ihrem Inhalte abzutrennen, und aus diesem Inhalte heraus sich in sich selbst zu vertiefen. Sie sind so mit ihrem Pathos verwachsen, so ganz nur Freund, Gattin, Gatte, Schwester, Bruder, Liebender, Mutter und Geliebte, daß sie mit solchem Inhalte selber zu Grunde gehen, und kein weiteres Daseyn kennen und wollen, als die Gegenwart in diesem Inhalte. Gluck stellt die Götter des menschlichen Lebens dar, und die Gestalten, die bey ihm vom Himmel herabschweben, sind selbst nur diese Götter, deren Segen friedebringend den Schmerz verscheucht, und die Klage verstummen läßt.

Beylage: Literaturblatt Nr. 19.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 57.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 7. März 1827.

Ich sage dir, wenn ich meinen Chorrock ausgezogen habe, so ist meine Priesterschaft, meine Heiligkeit und all mein Latein mit weg, und in meinem grünen Wams will ich eher zwanzig Stück Wild erlegen als einem Christen predigen.

W. Scott. Ivanhoe.

Der kriegerische Pfarrer von Dominika.

Eine biographische Skizze.

Herr Audain, der Pfarrer von Roseau in der Insel Dominika, war ein Patriot, wie es wenige in seinem Amte gibt; nicht zufrieden gegen die Feinde seines Vaterlandes zu beten, kämpfte er auch gegen sie. St. Peter war ganz zuverlässig Eigenthümer eines Bootes, und nach der anerkannten Bibelübersetzung (und Herr Audain war ein Freund von buchstäblicher Rechtgläubigkeit) hatten mehrere der Apostel ein Schiff unter sich. Demnach baute sich Herr Audain einen Schooner und führte mehrere Jahre lang zu seinem eigenen Vortheil und Ruhm einen praktischen Streit mit den Disputanten aus der französischen Schule. Noch erinnern sich die Einwohner von Roseau als wäre es erst gestern geschehen, wie der Pfarrer einmal an einem Sonntage mitten in der Predigt abbrach, um seiner Freude Luft zu machen, als er das Schiff seines Glaubens mit einem entmasteten Fahrzeuge von Martinique am Taue in die Bucht einlaufen sah.

Es geschah kurz nach dieser Begebenheit, daß Audains Stern zu sinken begann. Sein Eifer war unvermindert, sein Muth groß wie immer, aber sein böses Schicksal trat ihm allenthalben entgegen. Ein Bekannter von mir sah ihn eines Tages auf der Straße zu Basseterre in der Insel St. Kitts von Negern umgeben, unter welche er Plantanen, Jams, Kartoffeln und andere Lebensmittel vertheilte und ihnen heimlich zusprach. Sobald er meinen Bekannten erblickte, kam er auf ihn zu und sagte: „Ich werde diese verfluchten Kerle heute Nacht alle nach Guadeloupe schmuggeln.“ Er schiffte sie auch wirklich in seinen Schooner ein, blieb aber selbst am Lande. Ein Kaper von Nevis jedoch erwischte das Schiff auf der Reise. Audain, auf's äußerste aufgebracht, eilte nach Nevis und forderte den Kapitän zum Zweykampf heraus, da die Herausforderung nicht angenommen ward, so schlug er sogleich den Namen desselben als den eines Schurken an der Mauer des Stadthauses an, und hielt in eigener Person mit einem Säbel an der Seite und vier Pistolen im Gürtel dabey Wache, damit Niemand den Zettel abnehme.

Audain rüstete einen andern Schooner aus und kreuzte selbst damit; aber das Schicksal war zu mächtig für ihn, ob er gleich wie ein Mann dagegen ankämpfte. Am zweyten Tage nach seiner Abfahrt erblickte er ein großes Schiff unter dem Winde, das ihm wie ein spanischer Kauffahrer vorkam, und da er es für ganz unbewaffnet hielt, so ging er als auf eine gewisse Beute gerade auf dasselbe los. Man ließ ihn bis auf Pistolenschußnähe herankommen, und öffnete dann vierzehn verdeckte Schießlöcher, aus denen ihn eben so viele Feuerschlünde angähnten. Der Kaperer ward nun gekapert; doch gelang es ihm und seinem Zimmermann, sich unter einigen Wasserfässern im Raum seines Schiffes zu verstecken; ein großes Glück für sie, denn alle übrigen an Bord wurden von den Spaniern in der ersten Wuth niedergehauen. Hier lagen also die Beyden die ganze Nacht, aber am andern Morgen, als man

das Fahrzeug weiter untersuchte, wurden sie entdeckt. Man brachte sie auf's Verdeck, und die Spanier standen im Begriff, sie niederzuhauen, als ihr Hauptmann plötzlich ausrief: „Halt! dieses Mannes Leben ist heilig, und auch das Leben seines Gefährten um seinetwillen.“ Es zeigte sich, daß Audain ehedem dem Spanier zu St. Thomas einen großen Dienst geleistet hatte, und dieß rettete ihm jezt das Leben.

Inzwischen, obgleich er oft abwesend war, verwaltete dieser Mann noch immerfort sein Predigeramt zu Roseau. Er besaß große Beredsamkeit und predigte selten, ohne den meisten seiner Zuhörer Thränen zu entlocken; sein Benehmen war artig und sanftmüthig, und sein Aeußeres hatte sogar etwas Ehrwürdiges. Gegen die Reichen war er gastfreundlich, gegen die Armen mildthätig. Aber seine vielen Verluste hätten auch den Reichsten zu Grunde richten müssen; auch wurden die Bewohner von Dominika etwas schwieriger, und es kam ein Statthalter, welcher Audain nicht kannte. Audain hatte also nichts besseres zu thun als Roseau und der Kanzel zu entsagen.

Da auf diese Weise Kapern und Schmuggeln fehlgeschlagen, so ward er ein ehrlicher Handelsmann. Er ging mit einer Ladung Getreide nach St. Domingo, verkaufte sie vortheilhaft und blieb auf der Insel sitzen. Aber auch hier verfolgte ihn sein böser Geist: er bekam einen Streit mit zwey schwarzen Generalen, forderte und verwundete sie beyde gefährlich. Christoph ließ ihn rufen und sagte ihm, wenn die beyden Offiziere davon kämen, so wolle er die Sache hingehen lassen; wo nicht, würde er an dem seinem Hause gegenüberstehenden Tamarindenbaum baumeln müssen. Da Audain es nun für möglich hielt, daß die Leute nicht davon kommen könnten, so entging er dem Tamarindenbaum in der Nacht in einem offenen Boote.

Jezt ließ er sich auf St. Eustaz nieder, zog seinen schwarzen Rock auf's Neue an und ward wieder Geistlicher. Hier gab es nun viele Sekten, aber alle waren ohne Priester, als Audain dort erschien. Seine Unglücksfälle hatten ihn freysinnig gemacht, und sein Glaube war so allgemein, daß er alle Meynungen im Christenthum umfaßte. Audain bot sich also allen Sekten zugleich zum Priester an, ein Anerbieten, welches von den ehrlichen Insulanern mit Dank angenommen ward. Also las er des Morgens lateinische Messe, betete nachher die Formeln der anglikanischen Kirche her, hielt Nachmittags einen holländischen Gottesdienst und schnarrte des Abends für die Methodisten. Diese vielfache Beschäftigung, welche ihm Geld und Ruhm einbrachte, erwarb ihm auch die Liebe einer reichen, frommen, holländischen Wittwe. Nun hatte Audain zwar eine Frau zu Bristol; aber der Mann, welcher in seinem Gewissen so großen Raum für religiöse Meynungen gefunden, wußte auch in seinem Herzen für zwey Weiber Platz zu machen: er heirathete die Holländerin und sprach sich selber den Segen zu seiner Ehe. Er hat vierzehn Zweykämpfe gefochten und ist ein guter Vorer.

Audain ist jezt ungefähr sechszig Jahre alt, und seine Sitten haben sich gänzlich verbessert. Er liebt seine holländische Frau und sagt sein Gebet des Abends so laut, daß er seine Nachbarn in der Ruhe stört. Seine englische Frau, welche seine zweyte Ehe nicht übel genommen zu haben scheint, schickt ihm jährlich ein Christgeschenk. Er ist ein Mann von sehr vielen Gaben und hat viel von der Welt gesehen. Ich hoffe, das Gerücht, daß er seine Geschichte schreibe, ist wahr, es müßte das unterhaltendste Buch unserer Zeit werden. Sollte er es nicht, so mögen ihn diese Paar Zeilen der Vergessenheit entreißen, die er nicht zu verdienen scheint.

Ausflug in die Vogesen im Sommer 1826.

(Beschluß.)

Hohkinsburg soll im dreyzehnten Jahrhundert den Hohenstaufen gehört haben, und wird in einem Dokument von 1250 Ostuphin genannt, was freylich durch die Aehnlichkeit der Namen diese Vermuthung rechtfertigen könnte; später kam es an die Herzoge von Lothringen und an Oestreich, und endlich an die Sickingen und Fugger. Im Jahr 1633 wurde es von den Schweden belagert, und auf einer benachbarten Höhe bemerkt man noch die Schanzen, welche zu diesem Zweck aufgeführt wurden. Auf einem Absatz des Berges, etwas tiefer als die Burg, wohnt ein Forstwart, bey dem man ein gutes Unterkommen findet; doch ließe sich im Schlosse selbst eine Nacht sehr wohl zubringen, und der Sonnenaufgang müßte hier auch größere Unbequemlichkeiten vergessen machen. — Der Theil des Wegs, welcher von dem Forsthause bis nach dem Schloß führt, ist mit großen Steinplatten gepflastert, weßhalb einige Schriftsteller ihn für ein Römerwerk halten; so viel ist gewiß, daß er die größte Aehnlichkeit mit den Ueberresten der alten Straße auf dem Odilienberg hat.

Von Hohkinsburg führte mein Weg mich zum Theil durch schöne Waldungen über Berg und Thal nach dem alten Städtchen Rappoltsweiler oder Ribeauvillé, am Fuß eines waldbedeckten, pyramidalischen Berges, auf dessen Gipfel und Seiten sich die Trümmer der alten Burgen Rappoltstein, Giersperg und St. Ulrich erheben. Rappoltstein oder Ribeaupierre ist die älteste dieser Burgen, und steht auf dem Gipfel des Berges; es ist wenig mehr als ein großer viereckiger Thurm davon übrig, bald im finstern Tannenwald versteckt. Ueber die Erbauung dieser Burg sowohl als über den Ursprung des nach ihr benannten Geschlechts scheint man wenig Sicheres zu wissen. Ein Ortlief von Rappoltstein wird schon bey dem Turnier von Rotheuburg

942 genannt; ein anderer des Namens bey dem Turnier von Trier 919, aber freylich zweifeln Geschichtschreiber an der Glaubwürdigkeit der Turnierbücher. Nach einer ebenfalls nicht ganz historischen Erzählung ward die Burg im eilften Jahrhundert von einem Ritter aus dem Geschlecht der Herzoge von Spoleto erbaut, daher der Name Rocca Spoleti in Rappoltstein verdreht. So viel ist gewiß, daß in den nächstfolgenden Jahrhunderten die Burg so stark und ihre Besitzer so mächtig waren, daß sowohl Rudolph von Habsburg als Adolph von Nassau vergeblich das kaiserliche Banner vor ihr aufpflanzten und mit großem Verluste wieder abziehen mußten. Etwas tiefer als dieser alte Thurm, auf einer senkrecht aus der Seite des Berges hervorspringenden Felsenspitze erheben sich die abenteuerlichen Trümmer von Giersperg, was seinen Namen (Geiersberg) wahrlich rechtfertigt, indem man kaum glauben sollte, daß andere lebendige Wesen als Raubvögel sich hier hätten ansiedeln können. Man muß vor Schwindel sehr sicher seyn, um von den Zinnen des Hauptthurms in den Abgrund hinabschauen zu können, über dem er klebt. Diese feste Lage hat indessen die Herren der Burg nicht immer geschützt, und im Jahr 1422 ward Johann von Giersperg nächtlicher Weile von Mar von Rappoltstein und einem Grafen von Lupfen ermordet, indem sie die Burg überfallen und ohne Widerstand erstiegen hatten. Von dem Tode eines andern Ritters von Giersperg gibt die Sage folgende Kunde. Er war ein großer Jäger, und jeden Morgen pflegte ihm sein Bruder von der nahen Burg St. Ulrich das Zeichen zum Aufbruch zu geben, indem er einen Bolzen gegen seinen Fensterladen schoß. Eines Morgens verspätete sich die Ankunft des erwarteten Zeichens; der Ritter reißt ungeduldig den Fensterladen auf, und in dem Augenblick fliegt ihm der Pfeil, von seines Bruders Hand abgedrückt, in die Brust. Ob die Geschichte wahr ist, weiß Gott, aber sie hat wenigstens Hand und Fuß, und wird durch die Lokalität nicht unwahrscheinlich. Das Schloß St. Ulrich, bey weitem das weitläuftigste von den dreyen, liegt noch etwas tiefer als Giersperg auf einem andern Felsen, durch eine tiefe Schlucht vom ersten getrennt. Die drey Ruinen stellen sich noch malerischer dar auf dem Wege vom Rappoltsweiler nach Kolmar, wo sich auch die Gesammtansicht der Vogesen immer schöner entwickelt. Die Aussicht vom Münster zu Kolmar ist vielleicht nicht so ausgedehnt als die vom Straßburger Münster, aber sie ist viel schöner, weil das Gebirge hier näher und seine Formen kühner und malerischer sind. Ich zählte von hier aus eilf alte Burgen am Abhange der Vogesen. Die Ebene selbst ist reicher und bietet mehr Abwechslung dar als die Gegend von Straßburg.

Neugriechisches Klephtenlied.

Verflucht doch sollst du Pfaffe seyn! du Pfaffe von Pouliana,
Mit deinem Brief, den du gesandt am Abende vor Fastnacht:
„Dir, Janni Karali und euch gesammten Pallikaren.
Will geben funfzig Piaster euch, und außerdem Geschenke,
Wenn ihr mir meinen Schwiegersohn, wenn ihr mir Jannis bringet,
Und wenn er selbst nicht kommen will, mögt ihr den Kopf mir bringen.“ —
Drauf zogen fünf Gefährten aus, sein Pflegesohn mit ihnen,
Und trafen Jannis trinkend an mit seinen Pallikaren.
Und sprachen: „Jannis, guten Tag! Willkommen, Pallikaren!“
— „„Sagt, Brüder, wollen essen wir, woll'n wir zusammen trinken?““
— „Zu essen nicht, zu trinken nicht, sind wir hierher gekommen:
Dein Schwiegervater rufet dich; komm, daß wir zu ihm gehen.“ —
„„Hat er was Gutes vor mit mir, will ich zuvor mich schmücken,
Und ist es Böses, was er will, dann komm ich, wie ich stehe.““

Th. K.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 26. Jan. und 3. Febr.

(Fortsetzung.)

Die höchst unklinge, ja selbst höchst unmoralische Idee, den Mann zum Sühnopfer der Vergehungen der Frau zu machen (eine poetische Sünde, die ich schon vor fünf Jahren zu Wien, als der Leuchtthurm auf dem dortigen Hoftheater gegeben ward, nach Gebühr gerügt habe), findet sich zwar im italienischen Stücke ebenfalls, wird hier aber in so fern gemildert, als der Mann, wie gesagt, gerettet wird. Je schlechter das Stück ist, um so bewundernswürdiger, ja ich möchte sagen unübertreffbarer, hat Modena alle die Scenen, in welchen durch seine Tollheit lichte Zwischenräume hervorschimmern, besonders aber die, wo er dem gastfreundlichen Pflanzer seine Geschichte erzählt, herauszuheben gewußt. Wenn ich sage, daß ich dieses jämmerliche Produkt, wegen Modenas Spiel, alle vier Male, wo es hat wiederholt werden müssen *), von Ans

*) In der Polizeyverwaltung der römischen Theater herrscht eine Einrichtung, welche nirgendwo anders in Europa stattfinden möchte. Sie besteht darin, daß in den drey bedeutendsten Theatern (Argentina, Tordinona und Valle) keine Familie oder kein Individuum eine Loge (Palco) ausschließlich, sondern nur mit drey andern Familien (oder Individuen) gemeinschaftlich besitzen darf, so daß an jede derselben nur den vierten Abend die Reihe kömmt. Da die Vorstellungen einer jeden Theaterzeit (Stagione) an einem bestimmten Tage anfangen und an einem bestimmten Tage enden, ohnedem die ausfallenden Festtage durch den Kalender bestimmt sind; so weiß jede Familie im Voraus, an welchem Tage sie in's Theater zu gehen hat, und kann darnach ihre häuslichen und gesellschaftlichen Vorkehrungen treffen. Es versteht sich, daß für jeden einzelnen Abend diejenige Familie, an welcher die Reihe ist, sich im völligen Besitz der Loge befindet, und damit nach Gefallen schalten und walten, das heißt sie wieder vermiethen, verschenken, oder darin aufnehmen kann wie und wen sie will, ohne Jemanden Rechenschaft schuldig zu seyn. Da in allen diesen Theatern, so wie überhaupt in allen Theatern Italiens, der Eintritt in die Vorhalle und die sämmtlichen Corridore des

fang bis zum Ende angesehen habe, so ergibt sich daraus von selbst, welche Meisterschaft der genannte Künstler dabey entwickelt haben muß. Nichts desto weniger gestehe ich, daß er alle die Scenen, wo die vernünftige, nicht die tolle Leidenschaftlichkeit auszudrücken war, übertrieben und unnatürlich (selbst gegen die italienische Natur) dargestellt hat. Dasselbe ist mit der ganzen Rolle des Iffland'schen Spielers geschehen, welche er von Anfang bis zu Ende geradebrecht hat. Von der Uebersetzung dieses Stücks habe ich schon vor mehreren Monaten gesprochen, und, wenn ich nicht irre, damals schon angeführt, daß die Rolle des Posert so gut wie gestrichen, das heißt, daß das, was man davon gelassen hat, dermaßen zusammengeschmolzen ist, daß die Rolle zu einem bloßen Lückenbüßer wird. Der Grund davon liegt in der Einrichtung der italienischen Schauspielkunst, welche für den Charakter des Posert kein Fach, also auch keinen Schauspieler besitzt. Er könnte nur vom Caretto-rista (komischen Alten), oder vom Tiranno (so heißt auf der italienischen Bühne im Ernste, und nicht spottweise, das mit diesem Namen bezeichnete Rollenfach) gespielt werden; aber jener würde demselben lächerliche, dieser wüthende Anhängsel beymischen, ein Uebelstand, den die Italiener recht gut fühlen, und folglich dadurch, daß sie die Rolle schlecht und recht, und ohne alle Nüancirung spielen, zu vermeiden suchen. Vielleicht wäre der Caratteve brillante (Chevalier oder auch Bonvivant) am tauglichsten dazu; aber diesem fehlt, wie überhaupt der ganzen italienischen Schauspielkunst, die Kunst der Charakteristik. Ich bleibe bey meiner Meynung über die Oper Olivo e Pasquale, obgleich man ganz Rom den bittersten Tadel, den ein Römer aussprechen kann, nämlich daß kein canto spianato darin sey, darüber ausgießt. Ich habe diese Musik mehr denn zehn oder zwölf Male, und immer mit neuem Vergnügen gehört, und werde sie noch ferner hören. Die mehrstimmigen Stücke sind mit seltenem Fleiße, und, was die beyden entgegengesetzten Charaktere, den lustigen Olivo, und den phlegmatischen Pasquale anbetrifft, mit einer Kunst gearbeitet, wovon der rohe Instinkt, welcher seit zehn Jahren auf den Bühnen Europa's sein Wesen treibt, auch nicht die leiseste Ahnung hat. Auch der Liebhaber, ein gutmüthiger, lustiger Zeisig, der das Mädchen, welches aber schon heimlich einen andern liebt, heirathen soll, ist vortrefflich gehalten. Die besten Geschäfte macht das Tordinonatheater; aber wenig fehlte, so wären sie ihm in diesen Tagen, bey der Anschwellung der Tiber, zu Wasser geworden. Schon war der Zugang von allen Seiten überschwemmt, und das Theater am Mittwoch Abend nur von einigen Wagbälsen entweder zu Fuß (das heißt, durch Böte, welche die Direktion in aller Eile hatte aufstellen lassen) oder zu Wagen besucht worden, als glücklicherweise am folgenden Morgen, wie schon gesagt, das Wasser gänzlich verschwunden war. Am meisten gefallen hier die beyden Ballette, von denen das große für einen, der die Pariser Ballette kennt, nicht des Ansehens werth, das komische aber in so fern interessant ist, als sich die bewundrungswürdige Kunst, welche die Italiener in der Deutlichkeit der Pantomime besitzen, darin auffallend zeigt. Außerdem hat die Direktion seit einigen Tagen angefangen, das Theater (wie es hier heißt) a giorno illuminiren zu lassen; nichts desto weniger ist es noch immer so finster darin, daß man keine Hand vor den Augen sieht. Unter den recitirten Theaterstücken hat hier besonders die Großmutter (la Nonna) gefallen, welche schon vor einem Jahre auf dem Balletheater mit großem Beyfall aufgeführt, und von mir, mit der Vermuthung, sie sey aus dem Deutschen übersetzt, in diesen Blättern erwähnt worden ist. Das recitirte Schauspiel dieses Theaters, obgleich in seinem Ensemble höchst verdienstlich, mitunter sogar vortrefflich, besitzt keinen Künstler von Auszeichnung. Das Theater Capranica, das vierte im Range, kleiner als Argentina und Tordinone, aber bey weitem größer als Valle, hat die bequemste, und zugleich für das Publikum die sicherste Lage, weil es völlig im Mittelpunkte der Stadt (gleich neben dem Säulenplatze) und auf einem ziemlich großen Platze steht, und daher das einzige Theater Roms ist, aus welchem das Publikum beym Nachhausegehen nicht befürchten darf gerädert zu werden. Trotz dem steht es, außer im Karneval, leer, weil der Besitzer des Balletheaters durch das Amt, welches er bekleidet, Mittel und Wege gefunden hat, das einzige Schauspielprivilegium für die Zeit außerhalb des Karnevals zu erhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Theaters frey ist, so kann jeder, dem es beliebt, frey und ungehindert zu der Loge gelangen, welche er entweder selbst gemiethet hat, oder deren Zutritt ihm vom Besitzer derselben gestattet worden ist. Den Eintritt in die äußere Theaterthüre besonders bezahlen zu lassen, um dadurch die ungebührliche Ueberhäufung der Logen zu verhindern, ist eine Maßregel, welche man sich höchst selten, und nur bey außerordentlichen Gelegenheiten erlaubt, und welche dann jedesmal die allergrößte Unzufriedenheit erregt, wie es im vorigen Karneval bey der Catalani der Fall gewesen ist, welcher dafür die Kränkung widerfuhr, daß die Beyfallsbezeigungen, welche ihr verdientermaßen ihre Freunde spendeten, vom übrigen Publikum ausgezischt wurden. Wer seine gemiethete Loge für den Abend, wo ihn die Reihe trifft, nicht zu benutzen gesonnen ist, läßt es Morgens früh dem Theaterbureau (Botteghino del Teatro) anzeigen, und dieses bemüht sich alsdann, sie an diejenigen Personen, welche eine Loge zu miethen suchen, für einen übereingekommenen Preis abzusetzen. Zu dem Ende stehen vor der Thüre des Theaterbureaus vom Einbruch der Nacht an Leute, welche die disponiblen Logen mit Stentorstimmen ausschreyen, und sich dabey folgender Phrasen bedienen: Chi vuol palchetti? Ci ho palchetti! Palchetti nobili! Primo e quart'ordine! Dabey ist zu merken, daß der erste (unmittelbar an der Erde, oder die Parterrelogen) und der vierte Rang im Preise sowohl wie im Ansehn, dem zweyten und dritten Range nachstehen, welche letztere sich gleich sind, obgleich der zweyte immer vorzugsweise gesucht wird. Die Logen der beyden letzten Reihen werden deshalb auch Palchetti nobili genannt, welches übrigens nicht hindert, daß sie, im Falle die Besitzer am Abend keinen Gebrauch davon machen wollen, an den ersten besten Plebejer, der sie bezahlen will, vermiethet werden. So trifft es sich nicht selten, daß auf demselben Stuhle, wo am Abend vorher eine Ducheffa aus einer der sechsundzweyßig famiglie privileggiate durch Putz und Schönheit geglänzt hat, sich am folgenden Abende eine Trasteverinerin brüstet und jene durch ihre Reize für den Augenblick in Vergessenheit bringt. Da, wie schon gesagt, die Reihe, seine Loge zu benutzen, nur alle vier Tage an die Miether derselben kömmt, so ist hieraus das Gesetz für den Unternehmer hervorgegangen, eine Oper, sie sey so schlecht wie sie wolle, wenigstens vier Mal zu geben, damit sich sämmtliche Logeninhaber im Stande befinden, ein Urtheil darüber zu fällen. So drückend diese Einrichtung für den Unternehmer seyn mag (weil er, im Fall die Oper wirklich durchfällt, für alle drey folgenden Abende den größten Theil der Einnahme aus dem Parterre und aus den nicht vermietheten Logen verliert), so darf er doch nur in den seltensten Fällen (das heißt höchstens dann, wenn auch nicht eine einzige Nummer der Oper gefallen hat) von dieser Regel abgehen. Mit dem recitirten Schauspiele verhält es sich umgekehrt, obgleich in demselben Sinne: hat ein Stück dermaßen Beyfall erhalten, daß es wiederholt werden kann, so muß dieß vier Mal geschehen; über diese Zahl hinaus wird selten gegangen.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 58.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 8. März 1827.

Ein edler Held ist der für's Vaterland
Ein edlerer, der für des Landes Wohl.
Der edelste, der für die Menschheit kämpfte.

Herder.

Heinrich Pestalozzi's Tod und Begräbniß.

Am 17ten Hornung l. J., Morgens gegen acht Uhr, starb zu Brugg im Aargau Heinrich Pestalozzi — der Vater Pestalozzi!

Freundlich, in mancher Beziehung, war des Verewigten letzter Aufenthalt auf seinem Neuhof im Aargau. Unter andern durch seine Erwählung zum Präsidenten der helvetischen Gesellschaft im benachbarten Schinznacherbade, einer Gesellschaft, die er im Verein mit dem unvergeßlichen Lavater und Salomo Geßner stiften half; — durch das Geschenk des Aargauischen Bürgerrechtes, wodurch die Regierung und der große Rath dieses Kantons, nachdem der deßfallsige Vorschlag einhellig wie mit Akklamation genehmigt worden, indem sie dem Greise eine unerwartete Freude zu bereiten sich beeiferten, zugleich sich selbst ein prunkloses aber würdiges Denkmal ihrer Gesinnung gestiftet*); — erfreulich insbesondere auch durch die ungetheilte zutrauliche Liebe, mit welcher Alt und Jung bis zum Schulkinde herab ihm entgegenkam und sich zudrängte. Alles dieß und anderes schien sich zu vereinigen, ihm den Abend seines Lebens zur heitern Feyerstunde eines hochverehrten und unendlich lieben Vaters unter seinen Kindern zu machen. Aber anders wollte es ein hartes Verhängniß, es wollte dem vielgeprüften Dulder noch einen bittern Schlaftrunk reichen.

In seinen Arbeiten an seinem Elementarwerke, vorzüglich über Sprache, denen er, bis zum Aeußersten seiner großen Idee getreu, mit unermüdlich frischem Eifer seinen Lebensrest zu widmen gedachte, unterbrach ihn ein, in Form eines Auszugs aus einem Schreiben des Herrn von Fellenberg, durch öffentliche Blätter mitgetheilter Angriff auf

*) Es verlohnt sich daher wohl der Mühe, die betreffenden Schreiben hier öffentlich mitzutheilen, auch um einen erfreulichen Gegensatz der Verunglimpfungen zu bilden, welchen Pestalozzi in der letzten Zeit noch Preis gegeben ward. Sie lauten wörtlich wie folgt:

Wir Bürgermeister und Großer Rath des Kantons Aargau, thun kund hiermit: Nachdem die Gemeinde Effingen, Bezirks Brugg, in dankbarer Anerkennung der Verdienste des Herrn Heinrich Pestalozzi von Zürich, demselben unterm 20sten März letzthin das dortige Ortsbürgerrecht unentgeldlich zu ertheilen beschlossen hat: So haben Wir nun dem Herrn Pestalozzi auch unserseits einen Beweis Unserer aufrichtigen und hohen persönlichen Verehrung, und unseres lebhaft gefühlten Dankes für sein langjähriges, gemeinnütziges und segenvolles Wirken im Fache der Volksbildung an den Tag zu geben, und in der Absicht, durch die Aufnahme dieses würdigen Greises einen durch Edelsinn, menschenfreundliches, einsichtsvolles Streben und kräftige Thätigkeit um das Vaterland hochverdienten Mann unter unsre Bürger zählen zu können, auf den verfassungsmäßigen Vorschlag des Kleinen Rathes

beschlossen:

§. 1. Dem Herrn H. Pestalozzi von Zürich ist hiermit die Naturalisation als Bürger unsers Kantons unentgeldlich ertheilt. §. 2. Der Kleine Rath ist mit der Zustellung dieses Dekrets beauftragt. Gegeben in Unserer Großen-Raths-Versammlung in Aarau am 4ten April 1826. (Unterschriften.)

ihn, und die Biber'sche Schrift: „Beytrag zur Biographie H. Pestalozzi's ꝛc." — eine Schrift, die ungefähr das Maß dessen enthält, was kurzsichtig-dünkelhafte, freche Schimpf- und Schmähluſt an Männern, welche den Dank der achtbaren Mit- und Nachwelt genieſſen und verdienen, zu verüben im Stande iſt.

Tiefergriffen arbeitete Pestalozzi, und was seit vielen Jahren nie geschehen, eigenhändig an Widerlegung von Beyden; dieſe gewaltſame Bewegung und Erſchütterung brachte dem ein-und-achtzigjährigen Greiſe Krankheit und Tod.

Nachdem er noch am 15ten Vormittags dem Pfarrer ſeiner Gemeinde den lezten Willen ausgeſprochen, ließ er ſich von ſeinem Gute, dem Neuhof auf dem Birrfeld nach Brugg bringen, weil er jeden Augenblick ärztliche Hülfe nöthig hatte, die wegen der Entfernung des Neuhofes von da, bey aller Bereitwilligkeit des Arztes doch unmöglich immer ſchnell genug hätte geleiſtet werden können. Aber die ſchnellſte Hülfe kam ihm von Oben! — Nach einem Bade, das er am 16ten Mittags mit nur augenblicklicher Erleichterung genommen, verſagten ihm Aug' und Ohr; er erkannte weder die Seinigen mehr, die mit ihm nach Brugg gekommen waren, noch die ihn beſuchenden Freunde, und kämpfte den lezten Kampf die ganze Nacht hindurch.

Nach ſeinem ausdrücklichen Befehl ward er zur Beerdigung wieder in ſeinen Neuhof, von wo vor zwey-und-fünfzig Jahren ſeine pädagogiſche Laufbahn, als er daſelbſt die armen Kinder der Umgegend zu einer von ihm aus eignen Mitteln geſtifteten Armen- und Gewerbſchule verſammelte, begonnen, hinausgeführt. Dort wurde ſein Leichenbegängniß am 19ten gehalten, unvorbereitet, einfach, aber ernſt und fromm, wie es den Seligen einzig ehren konnte. — Die Schullehrer ſeiner Kirchgemeinde Birr trugen den Sarg; vor demſelben zog ihre Schuljugend, hinter ihm, mit ihren Lehrern, die Knabenſchule von Brugg, Grablieder ſingend. Dem Großſohne Peſtalozzi's, den ihn begleitenden wenigen Verwandten von Zürich, ſchloß ſich die ganze Einwohnerſchaft der benachbarten Dörfer an; ferner die Söhne des durch unaufſchiebbare Amtsgeſchäfte abgehaltenen Herrn Amtsbürgermeiſters Herzog, des älteſten, in allen Lebensſchickſalen treu bewährten Freundes des Seligen; der achtzigjährige Oberamtmann des Bezirks; die umwohnende Geiſtlichkeit; Freunde und Verehrer aus den näher liegenden Städten, ſelbſt einige aus entfernteren; Profeſſoren und Lehrer von Aarau, ſo wie von Lenzburg mit ihren Schülern. — Bey dem Grabe empfingen den Sarg die aus den Bezirken Lenzburg und Brugg verſammelten Schullehrer und ſangen, nach Nägeli's, eines Freundes des Verewigten, trefflicher und erhebender Kompoſition das Grablied:

Ruhe ſanft beſtattet,
Du, von Schmerz ermattet!
Allen Kummer deckt das Grab ꝛc.

Du, ſo liebreich und geſellig,
Du, zu Wort und That gefällig ꝛc.

Ruhe, Staub bey Staube!
Unſres Freundes Glaube
Soll auch uns das Herz erhöhn!

Eingeſenkt wurde der Sarg zunächſt dem auf dem Kirchhofe ſtehenden Schulhauſe, das Fundament deſſelben iſt nun die Gruft desjenigen, der durch das neue Leben, welches er der Volksbildung und Erziehung einzuhauchen wußte, den Grund zu ſo vielen Schulhäuſern, auch im Aargau gelegt hat; das Schulhaus ſelbſt iſt ſein bedeutſames Monument.

In der Kirche dann ſprach der Ortspfarrer Steiger in einer einfachen, der Beſcheidenheit des Seligen ganz angemeſſenen Rede, unter andern folgendes:

„Gemäß ſeinem Wunſche liegt ſeine ſterbliche Hülle bey dem Schulhauſe, in welchem er ſo oft mit froher Begeiſterung unter den um ihn verſammelten Kindern weilte, prüfend ihre Geiſter und die Mittel ſeiner Elementarmethoden. — Körperlich nie gelenk und gewandt, konnte er dieß am wenigſten in ſeinem hohen Alter ſeyn, allein deß

Das Schreiben des Kleinen Rathes an den Großen Rath, dem vorſtehendes Dekret als Vorſchlag beygefügt war, lautet alſo:

Tit. pl. Es iſt Uns überaus erfreulich, Uns im Falle zu ſehen, Hochdenſelben einen Vorſchlag zu machen, der, Wir dürfen überzeugt ſeyn, Ihren Geſinnungen vollkommen entſpricht, indem er Sie, Tit., in den Stand ſezt, auf ehrenvolle Weiſe die Anerkennung der hohen Verdienſte eines Mannes auszuſprechen, der, wie Wenige, durch ausgezeichnete Talente, reine Humanität und ſeltene Uneigennüzigkeit während langjährigen, raſtloſen Wirkens ſich die Achtung und den Dank der Mit- und Nachwelt erworben und geſichert hat. Seit vierzig Jahren verehrt die Schweiz in dem nun greiſen Heinrich Peſtalozzi einen ihrer edelſten Männer, als Menſch, als Bürger, als Gelehrter hochachtungswerth. Was dieſer Biedermann durch ſeine Forſchungen und ſeine Lehren im Gebiete der Volksbildung und insbeſondere der Jugendbildung leiſtete, welche hauptſächlich ihm den neuen, kräftigen Aufſchwung zu verdanken hat, iſt in ganz Europa mit Dank und Bewunderung erkannt worden, und es hat wahrlich das Vaterland die erſte Pflicht, einem ſolchen Manne ſeine Verehrung zu bezeugen. Als Bürger eines benachbarten Kantons begann einſt Herr Peſtalozzi auf Aargauiſchem Boden ſeine rühmliche Laufbahn; hier war ſein erſter Wirkungskreis als Erzieher der Jugend: als Greis hat er ſich wieder hieher zurückgezogen, den Reſt ſeines ſegenvollen Lebens in Ruhe zu genieſſen. Daß nun unter dieſen Verhältniſſen unſer Kanton dieſen würdigen Mann unter ſeine Bürger zähle, kann dem Kanton nur zur Ehre gereichen. Bereits hat die Gemeinde Eſſingen, Bezirks Brugg, demſelben mit Unſerer Bewilligung ihr Ortsbürgerrecht geſchenkt, wie der beyliegende Bürgerbrief beweiſt, und wir ergreifen dieſen gewünſchten Anlaß, Hochdemſelben einen Dekretsvorſchlag beyzulegen, wodurch die unentgeldliche Naturaliſation des H. Peſtalozzi ausgeſprochen wird ꝛc.

ungeachtet lebte er frisch und kräftig, gleich dem Jünglinge. Keine Witterung und Anstrengung übte einen fühlbar nachtheiligen Einfluß auf ihn. Bey seiner wohlbeachteten Diät genoß er der besten Gesundheit. Körperlich hatte er am meisten an der Sehkraft verloren, geistig, wie er sagte, an der Treue des Gedächtnisses. Was er neu gedacht und durch eine Störung von außen ihm entfallen, das mußte er wieder neu erfinden. Sonst arbeitete er mit großer Leichtigkeit. Zeugen seiner Geisteskraft werden noch seine allerletzten Werke seyn. Seine Freunde werden und müssen es aber schmerzlich bedauern, daß die Veranlassung*) derselben nicht eine andere war. Er arbeitete, und zwar eigenhändig, an einer psychologischen Charakteristik, in der ihn Freunde und Feinde erkennen und sagen sollten: ja, so ist er! er vermochte nicht mehr so viel, als er hoffte. — Aber, wenn einmal groß in seinem Leben, so war er es in den letzten Tagen seiner Krankheit. — Hätte doch Jeder Zeuge seyn können, wie standhaft er seine Schmerzen und Leiden trug, und wie gottergeben und willig er der Welt und allen seinen Wünschen in dieser entsagte. — Seit er wieder auf seinem Neuhof lebte, waren die vielseitigen Beweise der Achtung, Freundschaft und Liebe, die er empfing, sein höchster Genuß; sie freuten und erquickten ihn bis in des Lebens letzte Stunden." — —

Nach der Rede sangen die Schulkinder der Kirchgemeinde ein Todtenlied; nach dem Schlußgebete dann die Schullehrer der beyden Bezirke Lenzburg und Brugg, und die Mitglieder der dasigen Männerchöre, ungefähr achtzig Anwesende, das folgende Lied, welches, aus dem Gefühle des augenblicklichen, tiefen Eindruckes hervorgegangen, auch einen tiefen Eindruck auf die Versammelten nicht verfehlen konnte; es hat den Herrn Pfarrer Fröhlich (den Dichter jener geist- und gemüthvollen Fabeln) zum Urheber.

Rufet Heil dem Frommen!
Der zum Herrn gekommen
Aus dem langen, bittren Leid.
Der Vergelter, der Befreyer
Spricht zu ihm: „Du Vielgetreuer!
Geh' nun ein zu meiner Freud'.

„Stets für meine Armen,
Hast du voll Erbarmen
Rath und Hülfe ausgedacht;
Stets für die verwaisten Kleinen,
Hast, als wären sie die Deinen,
Du mit Muttersinn gewacht.

„Sie zum Licht zu heben,
Dieses war dein Leben,
Rastlos, bis zur letzten Stund'!
Geh' nun ein zu meinen Wonnen
Du, der manches Pfund gewonnen
Mit dem anvertrauten Pfund."

Seines Namens Segen
Soll uns stets bewegen
Mensch zu seyn, wie Er, und Christ:
Weil von dem, was wir erringen
Und dereinst hinüberbringen,
Liebe die Erfüllung ist.

Sichtbar, allgemein und groß war Theilnahme und Rührung; jeder Anwesende hat nicht nur dem Seligen, sondern auch dessen Lebenszwecke, der heiligsten Angelegenheit der Menschheit, die schuldige Ehrerbietung bewiesen. Den vielen mitfeyernden Knaben und Töchtern aber wird dieß Leichenbegängniß um so unvergeßlicher seyn, als ihnen der Greis bey seinen öfteren Besuchen in den benachbarten Schulen eben so freundlich als hochehrwürdig entgegentrat.

Wer den Todten noch im Sarge sah, erblickte verklärte Züge des tiefen Denkers und zugleich des liebevollsten Menschenfreundes um die auf ewig schlummernden Augen und die freye, heitere Stirne. Dieß ist keine leere Redensart, sondern eine Wahrheit, welche auch bey vielen Umstehenden in den Worten laut ward: so herrlich sahen wir ihn nie! Um seinen Mund lächelte noch ein wohlwollendes, liebes Wort.

---

*) Die betreffenden Stellen darüber in seinem letzten Willen sind folgende: „Mit so viel Lust und Freude ich an diesem Werke (die Elementar-Mittel) arbeitete, es gelang endlich doch meinen Feinden, mir dieses zu verderben. Bibers Buch trieb mich zu einer psychologischen Karakteristik, und der Auszug aus einem Schreiben des Hrn. v. Fellenberg, in Nr. 10. der N. Z. Z., zu einer Antwort an denselben. Was seit vielen Jahren nie mehr, ich ging eigenhändig an die Arbeit, und erlag unter ihr. Getrosten Muthes meynte ich es dahin zu bringen, daß ich Freunde und Feinde fragen könne: „Kennet ihr mich besser?" — — Die Vorsehung hat es anders beschlossen, und ich verehre sie. Weil ich aber im Grabe nicht mehr reden kann, so fordere ich alle meine Feinde, die offenen und die versteckten, namentlich Fellenberg, der als offizieller Anwalt eine übelgesuchte Rolle spielt, indem ich in Folge seiner Vertheidigung unzweydeutig ein Schelm bin, oder ein zwanzigjähriger Narr, so eifrig er sich anstellen mag, in meinem Ruhme die Sache der Menschheit und des Vaterlandes vertheidigen zu wollen; — Biber, der im Gegensatze zu Fellenberg, mir geradezu auf den Leib geht, dessen Angriff aber ich gerne variirt hätte, wenn meiner altersschwachen Hand die leichte Waffe nicht entfallen wäre; Niederer, Krüsi und Näff, die für einmal ihren Biber, seiner Gegenversicherung ungeachtet, zum Verfechter zu brauchen scheinen, und durch ihn den Ruhm der Friedensliebe zu gewinnen suchen, obschon sie an allen Spektakeln schuld sind, die mir die letzten Jahre meines Lebens verbittert haben: sie alle fordere ich auf meinem Sterbebette und bey der Gerechtigkeit des Himmels auf, ihre Anschuldigungen und Anklagen vor Gericht zu bringen, und von der kompetenten richterlichen Behörde, unter der mein Haus steht, alles was ich und .... gesündigt haben sollen, aufs Strengste untersuchen und ahnden zu lassen. — — Möge aber meine Asche die grenzenlose Leidenschaftlichkeit meiner Feinde zum Schweigen bringen, und mein letzter Ruf sie bewegen, zu thun was Rechtens ist; und mit Ruhe, Würde und Anstand, wie es Männern ziemt.

Die Aerzte fanden bey der Oeffnung, daß von seinen innern Organen einzig das Herz gesund und vollkommen erhalten war: — das große, reine, liebevolle Herz, das so warm für die heilige Sache der Menschheit schlug, und aus welchem er noch die Schlußworte seines letzten Willens hauchte:

„Möge der Friede, zu dem ich eingehe, auch meine „Feinde zum Frieden führen! Auf jeden Fall verzeihe ich „ihnen. Meine Freunde segne ich, und hoffe, daß sie in „Liebe des Vollendeten gedenken und seine Lebenszwecke, „auch nach seinem Tode noch, nach ihren besten Kräften „fördern werden." Φ — γ.

Sonette von Petrarka.

I.

Anmuth, vom reichen Himmel karg vergeben,
Seltsame Tugend, nicht der Erd' entsprungen,
Wo greise Weisheit Lockengold umschlungen
Und Himmelsreiz' ein irdisch Weib umschweben;

Holdseligkeit, nicht heimisch diesem Leben,
Gesang, der in die Seele tief gedrungen,
Ein himmlisch Wandeln; Geist von Glut durchdrungen,
Der Härten bricht, dem Hoheit untergeben;

Und, seelenschmelzend, jenes Aug's Gefunkel,
Das Nacht erleuchten kann und Grabesdunkel
Und Leben tödten und hervor kann rufen:

Zusammt der Rede, tief und hold gesprochen,
Zusammt den Seufzern, die so süß gebrochen —:
Die Zaubrer sind es, so mich anders schufen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 27. Jan. und 3. Febr.

(Fortsetzung.)

In Capranica spielt die Truppe des Taddei, dessen Tochter die, in Italien nicht unbekannte Improvisatrice, Rosa Taddei ist, und zugleich die erste Liebhaberin unter der Gesellschaft ihres Vaters macht. Man denke auch noch so wenig vortheilhaft von der Stegreifdichtung; so ist doch zu bedauern, daß dieses junge Frauenzimmer, welche eine nicht gewöhnliche Geistesbildung besitzen soll, keinen andern Nahrungszweig finden kann, als unter der höchst mittelmäßigen Truppe ihres Vaters die noch mittelmäßigere Prima Donna zu spielen. Das, ohne allen Vergleich beste Mitglied derselben ist der erste Liebhaber, der aber weniger dieses Fach als alle übrigen Fächer, zum Beyspiele polternde Alte, naive Bursche, Bonvivants u. s. w. spielt, und in so fern wirklich eine Ausnahme auf der italienischen Bühne ist. Ich habe ihn in diesen Tagen in einem Lustspiele, I due Ritratti betitelt (wo zwey Porträte, des Herrn und des Dieners, eine sehr natürliche und ungemein ergötzliche Verwicklung machen), die Rolle des Dieners mit einer Gewandtheit in den Lazzi's und im Extemporiren spielen sehen, welche mich in Erstaunen gesetzt haben: kein italienischer Schauspieler, so viel ich deren auch bis jetzt in Italien gesehen habe, besitzt gleich ihm die Kunst, mit den halben Wörtern (les demi-mots, wie es die französische Kunstsprache nennt) eine größere Wirkung hervorzubringen, als dieser höchst geniale Schauspieler. Ich würde die duo Ritratti, in welchen sich, außer dem Arlechin, auch der spitzbübische Brighella, Pantalone, Colombine, ja sogar der Liebhaber Lelio befindet, für ein Produkt der älteren extemporisirten Bühne halten, wenn nicht der Souffleur aus einem geschriebenen Buche souflirt hätte. Welchen Ursprunges auch dieß Stück seyn möge, immer verdiente es auf die deutsche Bühne verpflanzt zu werden. Wie oft habe ich bey Ansicht der Vorstellung solcher und ähnlicher Stücke einen oder den andern der Narren, die da, entweder weil es ihnen an Kenntniß oder Interesse oder Unparteylichkeit, oder Zeit, oder an der Sprache, oder endlich an natürlicher, unverdorbener Geistesbildung gefehlt hat, in den Tag hineingeschrieben haben, die Italiener besäßen keine Schauspielkunst, in meiner Nähe zu haben gewünscht, um ihn von der Wahrheit zu überzeugen, daß, werden sie gleich von der Darstellung in einigen andern Ländern an Regelmäßigkeit, innerer und äußerer Haltung, ja an allem, was man übereingekommen ist, Kunst zu nennen, übertroffen, diese Italiener dennoch durch die klarste und unverdorbenste Natur über alle übrigen Nationen den Sieg davon tragen, durch die Natur, zu welcher doch immer der denkende Künstfreund in reiferen Jahren zurückkehrt, nachdem er sich am Hautgout der Kunst übersättigt hat. Die drey übrigen recitirenden Theater, Pallacorda, Pace und Cesarini kenne ich nur vom Hörensagen. Wenn ich sie nicht besucht habe, so ist daran keine vornehmthuende Verachtung, sondern einzig der Umstand Schuld, daß es in diesen Theatern, wie in allen andern, außer dem Parterre, keine einzelne Sitzplätze gibt, wo es um so drückender wird, als das gemischte Publikum jede unmittelbare Berührung doppelt fühlbar macht. Der geringe Preis von zehn Bajocchi (drey Groschen, vier und einen halben Pfenning), für welchen hier ein vier- und mehrstündiges Schauspiel gegeben wird, macht den Genuß desselben auch der ärmsten Klasse möglich. Den eingebornen Honoratioren wird der Zutritt in so fern erleichtert, als eine ganze Parthie derselben sich zusammenschlägt, und in Gemeinschaft eine Loge miethet, welche dann mit Weib und Kind, und Magd und Vieh (denn in Rom gehen auch die Hunde mit in's Schauspiel) vollgefüllt wird, so daß das Legegeld auf jeden einzelnen vertheilt, zu einer wahren Kleinigkeit wird. Den Fremden, welche diese Familienverbindung nicht haben, bleibt nichts übrig, als auf ihre eigne Hand eine Loge zu miethen, oder (wenn ihnen dieß der Mühe nicht lohnt) aus den kleinen Theatern wegzubleiben. Das Theater Capranica ist das einzige, welches in dieser Theaterzeit angefangen hat, ein halbes Duzend Parterrelogen durchbrechen und zu einer Art von Gallerie einrichten zu lassen, wo die vordersten Sitze mit zwanzig, die hintersten mit fünfzehn Bajocchi (das Parterre kostet, wie in den übrigen kleinern Theatern, zehn Bajocchi) bezahlt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 26.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 59.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 9. März 1827.

Ein schön Stück Fleisch, um eine solche Nase!
Sieht sie nicht aus, Herr Nachbar, wie ein Schinken
Den man so eben in den Rauch gehenkt?
„Was Schinken! wie ein rundes Mutterschwein,
Recht fett und glänzend von der Wintermastung."

Robert Randoner;
das Wettrennen.

Der Mann mit der Nase.

(Aus dem Tagebuch eines Reisenden.)

Wer Bracebridge-Hall, eines der trefflichsten Bücher des launigen Amerikaners, Washington Irving, gelesen hat, erinnert sich wohl der Geschichte von dem dicken Herrn, die in jenem Buche erzählt wird. Nicht ohne Grund bezog man dieses treffliche Gemälde auf den großen Unbekannten, von welchem Washington Irving „nur den breiten Rockschoß sah, als er in den Wagen stieg." Ein gelungenes Gegenstück in Manier und Farbe ist „der Mann mit der Nase" in Blackwoods Magazin; es rührt aber nicht von Washington Irving her, sondern wird allgemein als Satyre auf ihn bezogen. Und in der That, dieses Schauergeschichtchen, ohne wirklichen Gespensterschauer, die Figuren im Wirthshaus, die geringsten Nebendinge bis auf das Puff — Puff — Puff der Pfeife, sind so glücklich aus den Schriften des Amerikaners kopirt, daß der „dicke Herr" hinlänglich gerächt ist. Ob der Mann mit der Nase auch noch eine persönliche Satyre auf Washington Irwings Angesicht enthalte, mögen die Bewohner Dresdens entscheiden, in deren Mitte Washington Irwing mehrere Jahre lebte.

* * *

„Ihr sprecht vom Mann mit der Nase," sagte der dicke Wirth zum goldenen Löwen zu einem seiner Gäste, einem zierlichen Bürschchen mit anliegenden ledernen Hosen und grünem Rock, der mit übereinandergeschlagenen Beinen vor dem Feuer saß und eine Cigarre rauchte. „Ey ja wohl, erwiederte dieser, nun, wie gesagt, der Mann mit der Nase erschien zu York im Jahr 1823." — „Es war Anno 22," unterbrach ihn eine sanfte Stimme hinter der Thüre, welche sich eben öffnete, und einem langen, hagern Mann in völlig schwarzem Anzuge, mit silbernen Knie- und Schuhschnallen, Einlaß gab. Diese Worte, aber noch mehr die Person, die sie gesprochen, erregten eine lange Pause in der Rede des Grünrocks. Er zog die Cigarre aus dem Munde und blickte den Fremden mit stummem Erstaunen an. Eine solche Unterbrechung der Rede eines Mannes, der wegen seiner Redseligkeit so berühmt war, mußte natürlicherweise die Aufmerksamkeit der übrigen Gesellschaft erregen, welche außer dem Wirthe aus drey Personen bestand, nämlich dem Bardier, dem Stadtmusikus und dem Stadtschreiber. Sie sahen bald den kleinen Mann im grünen Rocke, bald den langen Mann im schwarzen, der sich inzwischen an's Feuer gesetzt und eine Pfeife aus der Tasche gezogen hatte, bald einer den andern an, als wollten sie fragen: „Was, zum Gukuk, soll das heißen?"

Endlich faßte der Wirth Muth zur Frage: „Wer ist Er, Freund?" — „Ich bin der Mann mit der Nase," erwiederte der neue Gast, indem er die Pfeife aus dem Mund zog und eine Wolke Tabaksrauch von sich blies. — „Der Mann mit der Nase!" murmelte der Wirth mit

starrem Blick, „und was steht denn zu Seinem Befehl?“ — „Eine Kanne gutes Bier und ein Bett für die Nacht,“ antwortete der Fremde, indem er wie vorher die Pfeife aus dem Munde nahm und sie sogleich wieder hineinsteckte. Diese Antwort enthielt zwar nichts Merkwürdiges, vermehrte aber dennoch das Erstaunen der vorerwähnten Personen, die ihn mit einer Neugierde anstarrten, welche unverzeihlich gewesen wäre, wenn der Mann nicht eine so ungemeine Nase gehabt hätte. Es war weder eine Adler-, noch Römer-, noch Stumpfnase, ja sie gehörte durchaus zu keiner Klasse, und zeichnete sich blos durch ihre außerordentliche Länge und Röthe aus, und glich mehr einer Maskennase als der Nase eines Menschenkindes.

„Der Mann mit der Nase!“ schrie der Wirth noch einmal mit aufgehobenen Händen. „Der Mann mit der Nase!“ wiederholten der Barbier und der Fiedler mit gleichem Erstaunen. „Ja, der Mann mit der Nase,“ wiederholte der Fremde; ist das so was Merkwürdiges, daß ein Mann eine Nase im Gesicht hat?“ — „Aber eine solche Nase!“ rief der Stadtschreiber beynahe athemlos vor Verwunderung. „Freylich meine Nase ist etwas ungemein in ihrer Größe, das muß ich gestehen, sprach der Eigenthümer der Nase, aber dennoch, mein Freund, ist es immer — ist es immer — ist es immer“ — „Was?“ rief der Stadtschreiber mit gespannter Neugierde. „Eine Nase,“ schloß der andere, indem er die Pfeife wieder in den Mund steckte, und mit unbeweglichem Ernste fortrauchte.

Diese Antwort brachte die Gesellschaft ganz außer Fassung; sie wußten nicht mehr was sie sagen sollten, und murmelten nur noch abgebrochene Worte zwischen den Zähnen, die keiner außer ihnen verstehen konnte. Sie lehnten sich auf ihre Stühle zurück und starrten den Fremden an, der von seiner Seite ihre Musterung nicht zu bemerken schien. Je länger er rauchte, desto dringender wurde ihre Neugierde, und dieses schmerzhafte Gefühl war aufs höchste gestiegen, als der kleine Mann mit dem grünen Rock aufstand, einen Schilling als seinen Theil der Zeche auf den Tisch warf, seinen Hut aufsetzte und in sichtbarer Angst aus der Stube eilte.

Jetzt fing es den andern an unheimlich zu werden, ohne daß sie wußten warum. Der Fremde hatte freylich eine lange Nase — aber was gab es dabey zu fürchten, war sie auch schon länger als die längste, die einem von ihnen je vorgekommen war. Das sagte sich ein jeder von ihnen wohl hundertmal; aber was half's? sie vermochten kein Auge von dem langen Mann mit der langen Nase zu verwenden, welcher vor dem Feuer so ganz zu Hause zu seyn schien, seine Pfeife fortrauchte, und dann und wann der Kanne zusprach, die auf sein Verlangen die Magd vor ihn gesetzt hatte, während sie selbst ihr gutes Bier ungekostet vor sich stehen ließen. Nicht ein Wort kam über ihre Lippen; der Wirth strich sich von Zeit zu Zeit mit bedeutenden Seitenblicken den fetten Bauch; der Geiger wagte dann und wann ein halbunterdrücktes Gähnen; der Barbier starrte wie angewurzelt; der Stadtschreiber athmete schwer wie ein Blasbalg — kurz die vier Leute saßen da wie bezaubert, eben so unfähig zu reden als sich zu bewegen.

Inzwischen ging es bey dem Fremden Puff — puff — puff, und jedem Puff folgte eine Rauchwolke, die, nachdem sie ihm das Gesicht verhüllt hatte, sich entweder in der Stube verlor, oder in wellenförmigen Massen ins Kamin emporstieg. Mit jedem Puff stieg die unerklärliche Angst der Viere — ihre Wünsche führten sie weit weg von dem geheimnißvollen Raucher, aber wie von Basiliskenblicken festgehalten, wagte es keiner sich zu entfernen. Doch endlich faßte sich der Stadtschreiber, welcher der Thüre zunächst saß, ein Herz. Nachdem er sorgfältig zuerst diese, dann den langen Mann angesehen, faßte er schnell seinen Hut und war wie ein Blitz aus der Stube. Er war noch nicht drey Minuten weg, als der Geiger seinem Beyspiele folgte und den Barbier und Wirth mit ihrer Angst allein ließ. Der letztere rückte instinktmäßig seinen Stuhl näher zum Sitze des Bartputzers. Aber der Held des Rasiermessers schien wenig geneigt, ihn lange durch seine Gegenwart zu trösten; der arme Schelm zitterte am ganzen Leibe, ein kaltes Fieber schien ihn zu schütteln; leichenblaß und mit klappernden Zähnen hob er sich in die Höhe, schlich mit schlotternden Knieen um die leeren Stühle herum und sprang auf einmal wie ein geschrecktes Reh mit einem Satze zur Thür hinaus.

(Der Beschluß folgt.)

Das Hospitalschiff Grampus auf der Themse.

Eine Menge kranker und im Elende befindlicher Matrosen, welche vormals die Straßen von London, besonders des Winters, füllten, haben im Jahr 1821 Veranlassung zur Errichtung eines Hospitalschiffs gegeben, das durch freywillige Beyträge erhalten, und durch einen Ausschuß von wackern Männern geleitet wird. Das dazu erforderliche Schiff wurde von der Admiralität, auf Verlangen des Ausschusses bewilligt, und das Fünfzig-Kanonen-Schiff Grampus dazu bestimmt, das nun in der Nähe von Deptford auf der Themse vor Anker liegt.

Matrosen und Seeleute überhaupt, welche von Jugend auf an die Gefahren des Oceans gewöhnt sind, haben einen ganz verschiedenen Charakter, und ihre Gewohnheiten vertragen sich mit denen solcher Personen nicht, welche auf dem Lande erzogen wurden. Ihr größter Feh-

ler liegt in dem beynahe gänzlichen Mangel an Vorsicht und Sparsamkeit, und sie sorgen nie für den kommenden Tag, als bis es zu spät ist. Dabey haben sie einen eigenthümlichen Widerwillen gegen alle nicht ausschließend für Seeleute bestimmte Anstalten, und willigen nur dann ein, sich dahin zu verfügen, wenn ihnen das Elend zu groß wird. Dieß ist besonders sichtbar, wenn sie Krankheit halber nach einem Hospital auf dem Lande gebracht werden sollen, denn sie wollen lieber auf einem Schiffe sterben als dort wieder gesund werden.

Aus diesem Grunde, und weil es traurig ist, so viele ehemals nützliche Menschen ohne Obdach herumirren zu sehen, denen das Vaterland großen Dank schuldig ist, wurde dieses Hospitalschiff eingerichtet, dessen Anordnungen wirklich lobenswerth sind.

Jeder kranke Matrose, der sich an Bord des Hospitalschiffs zeigt, wird augenblicklich ohne weitere Empfehlung aufgenommen, wenn sein Zustand Hülfe erheischt. Häufig geschieht es, daß Schiffe aus großen Entfernungen auf der Themse ankommen, und kranke Matrosen an Bord haben, die nun augenblicklich aufgenommen werden, während man früher mehrere Tage auf Erlaubniß dazu aus dem Hospital warten mußte. Dieß war die Ursache, daß mancher Kranke entweder ein Opfer der Verzögerung wurde, oder nicht mehr herzustellen war.

Wenn kranke Matrosen hergestellt sind, so werden sie nicht augenblicklich aus dem Hospitale vertrieben, sondern dürfen bis zu ihrer völligen Genesung und bis sie Arbeit finden daselbst verweilen, wozu ihnen auch der Ausschuß behülflich ist. Dieß ist um so wohlthätiger, weil dadurch zugleich die ärztlichen Vorschriften besser befolgt werden können, jeden Genesenden nach dem Klima zu senden, das am besten für ihn taugt.

Auf dem Schiffe wird eifrig für die Verbreitung der christlichen Lehren sowohl unter den Kranken als Gesunden gesorgt, wozu ein eigener Kaplan angestellt ist. Kommen Schiffbrüche vor, und die dabey verunglückten Seeleute sind dergestalt ruinirt, daß ihre Gesundheit nicht mehr hergestellt werden kann, so werden sie mit aller möglichen Sorgfalt und Bequemlichkeit nach Hause geschafft. Andere werden gekleidet und mit sonstigen Bedürfnissen versorgt. Diese Anstalt, welche den Britten so viele Ehre macht, erstreckt sich aber nicht blos auf einheimische Matrosen, sondern sie steht auch den fremden Seeleuten aller Nationen offen, und verdient daher, daß man sie öffentlich mit Dank anerkenne.

Dieses Hospital wurde den 24sten Oktober 1821 eröffnet, und in weniger als sechzehn Monaten waren bereits 1030 kranke Matrosen darin aufgenommen worden. Der König, als Schutzherr dieser Anstalt, gibt jährlich hundert Guineen dazu, und die ganze Einnahme mag sich ungefähr auf 3000 Pfund Sterling belaufen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, 14. Februar.

Die am 10ten Januar dieses Jahrs so solenn begangene Feyer der hundertjährigen Existenz unsrer Akademie der Wissenschaften, der ersten gelehrten Anstalt unsers großen Kaiserstaats, gehörte gewiß zu den wichtigsten wissenschaftlichen Festen, deren sich unsre nordischen Musen in der lezten Zeitepoche zu erfreuen hatten. Zwar ward die Stiftungsakte der Akademie schon am Schluß von 1724, und noch unter Peter des ersten Regierung entworfen; doch verhinderte der Tod diesen Monarchen, (er starb bekanntlich am 9ten Februar 1725) sie durch seine Unterschrift zu sanktioniren, dieß geschah erst durch seine Gemahlin, die Kaiserin Catharina die erste, am 2ten Januar 1726. Am 8ten Januar desselben Jahrs hielt sie ihre erste öffentliche Sitzung, doch war die Zahl ihrer Glieder, die alle aus dem Auslande einberufen werden mußten, bey weitem noch nicht voll; dieß war erst bey ihrer zweyten, am 13ten August desselben Jahrs stattgefundenen Sitzung der Fall, die geschichtlich als ihre erste öffentliche Einweihung gelten sollte, und von Catharinen mit ihrer Gegenwart beehrt ward; billig hätte auch die gegenwärtige Säkularfeyer im lezvorgangenen August celebrirt werden sollen, doch die Akademie datirte sie vom Tage ihrer zulezt gehaltenen fünfzigjährigen Jubelfeyer, die sie auf den ausdrücklichen Wunsch der Kaiserin Catharina der zweyten, welche ihr beywohnte, am 10ten Januar 1777 beging. — Eine besondere Deputation, bestehend aus dem Minister des öffentlichen Unterrichts, Admiral Schischkow, dem Präsidenten der Akademie, Geheimenrath Uwarow und einigen Akademikern, verfügte sich zwey Tage zuvor in das eigene Palais des Kaisers Nikolaus und seiner durchlauchtigsten Gemahlin der Kaiserin Alexandra, darauf zur Kaiserin Mutter, die schon vor fünfzig Jahren, noch im schönsten Lenze der Jugend als russische Großfürstin und Gemahlin des nachmaligen Kaisers Paul des ersten, strahlend an der Seite ihrer erhabenen Schwiegermutter, jener Sitzung obgedachter Jubelfeyer beygewohnt hatte, und zu allen übrigen erlauchten Gliedern unsers erhabenen Kaiserhauses, um sich das Glück ihrer Gegenwart zu dieser so merkwürdig-seltnen Feyer zu erbitten. Von allen, selbst vom Kaiser und seiner Gemahlin, (lezre erfreut sich gerade jezt keiner ganz festen Gesundheit), erhielt sie dazu die Gewährung in den huldvollsten Ausdrücken. Der Kaiser bezeugte der Deputation sogar freywillig den Wunsch, mit seinem geliebten Sohne, seinen Brüdern und seinem hochverehrten Schwiegervater, dem Könige von Preußen, unter die Zahl der Ehrenmitglieder der Akademie aufgenommen zu werden. Die Versammlung des gedachten Tages war eine der glänzendsten, die wir in literärischer Hinsicht in neuerer Zeit hier erlebt haben. Man sah in derselben ein Publikum aus unsern höhern und gebildetsten Ständen. Der hohen Geistlichkeit, den Gliedern des auswärtigen diplomatischen Korps, den distinguirtern Staatsbeamten und allen anwesenden Ehrenmitgliedern der Akademie waren besondere Plätze zu beyden Seiten des Sitzungstisches eingeräumt, um den herum die Akademiker die übrigen einnahmen. Der schöne große Konferenzsaal, Monate zuvor für diesen

wichtigen Tag mit der ihm entsprechenden Würde eingerichtet und ausgeschmückt, ward an demselben der hohen Versammlung zum ersten Male geöffnet. In einer Vertiefung des Saals, unter Marmorsäulen, befand sich unter einem Baldachin die Kolossal-Büste Kaiser Peters des Großen, ihm zur Rechten die des jezt regierenden Kaisers, zur Linken die des Kaisers Alexander des ersten, beyde in Lebensgröße. In einiger Entfernung standen die Brustbilder der Kaiserinnen Catharina der ersten und der zweyten. Vor der Büste Peters des ersten befand sich die erhöhte Rednerbühne, an einem halbrunden Tische, vor welchem sämmtliche Akademiker ihre Sitze hatten. Um halb zwölf Uhr erschien der Kaiser, begleitet von seiner ganzen durchlauchtigen Familie, selbst von seinem Sohne, dem jezt neunjährigen Thronfolger und Großfürsten Alexander. Der Monarch und die erhabenen Seinigen wurden mit dem feyerlichsten Gepränge, unten an der großen Paradetreppe, von dem General-Kriegsgouverneur der Residenz, Herrn von Kutusow, oben aber von Herrn von Schischkow, seinem neuernannten Gehülfen, Herrn von Bludow, und der obenerwähnten akademischen Deputation empfangen und begrüßt. In einem Vorsaale ließen sich Se. Majestät die sämmtlichen Akademiker einzeln vorstellen. Sie waren an diesem Tage in die Preobraschenskische Gardeuniform, die Uniform des Leibregiments Peters des Großen, des ursprünglichen Gründers der Akademie gekleidet. Die höchsten Personen nahmen ihre Sitze auf einer Reihe für sie hingestellter Sessel, wenige Schritte von den Akademikern entfernt, die Büsten ihrer Ahnen im Auge habend. Links an den Wänden saßen die Ehrenmitglieder der Akademie, rechts die Glieder des diplomatischen Korps, im entferntern Hintergrunde des Saals die übrigen zu dieser Feyer geladenen Gäste, deren Zahl sich weit über 400 belief. — Nun bestieg der Präsident, Hr. von Uwarow, die Rednerbühne und gab der erlauchten Versammlung in russischer Sprache einen gedrängten Abriß der Geschichte der Akademie, während des ersten Säkulums ihres Bestehens. In demselben gedachte er dankbar des großmüthigen Schutzes aller wissenschaftlichen Beförderungsmittel, welche die verschiedenen Herrscher Rußlands, von Peter dem Großen bis auf Alexander, ihr zur allmählichen Vervollkommnung, mit so zuvorkommend eifriger Liebe gewährt hatten. Am längsten verweilte er in dieser Skizze bey der Regierungsgeschichte Catharinens der zweyten, die auch gewiß für Rußlands Kulturgeschichte die goldene Epoche bildete. Wir können nicht umhin, aus dieser interessanten Rede die merkwürdige Stelle hier auszuheben, die spezielle Beziehung auf den unter dieser großen Monarchie so vielfältig entfalteten wissenschaftlichen Wirkungskreis der Akademie nimmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom, 26. Jan. und 3. Febr.

(Fortsetzung.)

Unter den drey Puppentheatern zeichnet sich, wie immer, Fiano durch seine sehr reinliche, oft sogar höchst elegante Kleidung, besonders aber durch den bis zur Vollendung gesteigerten Mechanismus der Bewegung aus. Einer der merkwürdigsten besteht darin, daß sie Bouteille und Glas ergreifen, sich einschenken und das Glas vor den Mund setzen. Da diese Spiele stets mit sehr gutem Gesang (Arien und mehrstimmigen Stücken) versehen sind, und das kleine Orchester wirklich recht brav spielt, so ist das Theater, ob es gleich jeden Abend drey Mal spielt, stets gedrückt voll. Im Parterre zahlt die Person einen Carlino (neapolitanische Münze, welche hier dem Namen nach gilt, und so viel wie sieben und einen halben Bajocchi bedeutet), und auf der Gallerie zehn Bajocchi.

Von den Theatern auf die Moden, ist nur ein kleiner Sprung: denn wo haben die Moden mehr Gelegenheit sich zu zeigen, als eben in den Schauspielhäusern? Unter den Moden des Tages zeichnen sich am weiblichen Geschlechte die ungeheuren Locken auf der Stirne und um die Schläfe herab am meisten aus. Wer die Moden getadelt hat, hat die menschliche und physische Natur getadelt, denn wem ist es bis jezt gelungen den lezten Schönheitsgrundsaz für beyde aufzufinden? Wenn aber die Römerinnen den reizendsten Schmuck, den irgend die Natur ertheilt haben kann, ihre Haare nämlich, der Mode wegen abschneiden, um sie mit künstlichen Locken zu ersetzen, und um des Guten zu viel zu thun, so kann der unparthevische Beobachter nicht anders als eine solche jämmerliche Verkehrtheit mit Bedauern ansehen. Denn wer immer den reizendsten Schmuck, den das weibliche Geschlecht besitzen kann, und der vorzugsweise vor allen andern Frauen des Erdbodens das Haupt der Römerinnen schmückt, nach Gebühr zu schätzen vermag, dem muß der Unverstand, diese seltene Naturgabe nur darum zu vernichten, um sie durch einen ärmlichen, künstlichen Ersaz nur immer noch mehr zu übertreiben zu suchen, in seiner ganzen Jämmerlichkeit erscheinen. Die Köpfe der meisten Römerinnen von Stande, oder der, welche dafür gehalten werden wollen, sind dergestalt in einen Wust von Locken gehüllt, daß im eigentlichen Verstande nichts anders als die Nase hervorsieht. Glücklicherweise ist diese, trotz der von Jahr zu Jahr immer mehr verschwindenden römischen Nationalphysiognomie, noch immer römisch, das heißt, gebogen genug, um anzuzeigen, daß das respektive Gesicht kein Pudels, sondern ein Menschenantlitz ist. An den Köpfen derjenigen Frauen jedoch, welche entweder nicht reich oder verbildet genug sind, um eine bewundernswürdige Naturschönheit gegen einen künstlichen Behelf zu vertauschen, beweist die besagte Lockenmode die wunderbare Begünstigung, welche die Natur den Römerinnen vor allen andern Frauen der Erde hat angedeihen lassen, denn eben die Sorgfalt, welche auf die Bildung der Locken, und folglich auch auf die reinliche Unterhaltung der Haare verwandt werden muß, läßt leztere in desto glänzenderem Lichte erscheinen. Im Auslande hat man keinen Begriff davon, was so ein Lockenstrudel in seiner wellenförmigen Fülle und geglätteten Rabenschwärze, auf einem weiblichen römischen Kopfe, gleichfalls dem schönsten, welcher irgend auf Frauenschultern sitzen kann, sagen will. Wenn übrigens, wie nicht anders zu vermuthen steht, die Lockenmode auch im Auslande herrscht, so dürfte daselbst kein einziges Frauenzimmer im Stande seyn, sie bis zu der Uebertreibung, wie hier, mit ihren eignen Haaren mitzumachen. Hier in Rom braucht ein Frauenzimmer nur eben einen Strich eines halben Fingers breit zu nehmen, um sich acht Locken, dick wie eine geballte Faust, auf die Stirne und an die Schläfe zu machen.

Der Papst fährt fort, sich von der einen Seite, als Regent und Gesezgeber, eben so streng als von der andern, als Vater und Freund seiner Unterthanen, gütig, liebenswürdig, ja selbst scherzhaft zu zeigen. Mehrere Anekdoten laufen davon im Publikum herum, welche sämmtlich beweisen, wie sehr er den Ernst, welcher ihm von seiner erhabenen Würde auferlegt wird, durch Leutseligkeit zu mildern weiß, wenn es die Umstände gestatten.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 20.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 60.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 10. März 1827.

— Ein fröhlich Volk,
Das sich, so oft ich öffentlich mich zeige,
Mit Segnungen um meine Sänfte drängt.
Das ist das Schauspiel, das ich fremden Augen
Mit ein'gem Stolze zeigen kann.

Schiller.

Reise der Kaiserin Katharina II. nach Taurien.

Der vor Kurzem erschienene dritte Band der Memoiren des Grafen von Segur, Pairs von Frankreich, enthält vornehmlich die Beschreibung der berühmten Reise der Kaiserin Katharina II. nach Taurien im Jahr 1787, auf welcher Herr von Segur, damals französischer Gesandter, die große Herrscherin begleitete, und die er folgendermaßen erzählt:

„Meine Bestimmung war, an dem Siegeswagen Katharinens ihr großes Reich und jenes Taurien zu besuchen, das in der Fabel sowohl als in der Geschichte berühmt ist, und welches diese kühne Frau den wilden Kindern Mahomets entrissen hatte. Ich sollte Zeuge der Verehrung seyn, welche ihr unterwegs eine Menge Fremder von hoher Bedeutung zollen wollten; ein König von Polen, neuerlich durch diese gebieterische Monarchin eines Theils seiner Staaten beraubt, ja sogar der Kaiser des Occidents, der sein Diadem ablegte und für einen Augenblick den Purpur auf die Seite legte, mischte sich unter die Hofleute der kaiserlichen Siegerin. Zugleich Hofmann und diplomatischer Unterhändler, sollte ich die Gunst dieser ehrgeizigen Fürstin immer mehr zu erhalten suchen, zugleich aber auch ihre Plane und Handlungen beobachten. Ihre zahlreichen Truppen standen damals an den Ufern des Dnieper und des schwarzen Meers, und sie schien, im Einverständniß mit ihrem Alliirten, Joseph II., das ottomanische Reich mit einer nahen und gänzlichen Zerstörung zu bedrohen. Zu dieser merkwürdigen, sonderbaren Sendung ging ich ab ohne Gesandtschaftsgefolge, ohne Kanzley, ohne Sekretär. Unaufhörlich auf der Reise, unter Festen, Audienzen, Hofceremonien und Spielen konnte ich keine Freyheit zur Beobachtung, keinen einsamen Augenblick zum Nachdenken voraussehen. Für einen Reisenden, der frey ist, wird Alles belustigend, unterrichtend oder anziehend; aber ein Hof, mit dem man reist, wird allein zum Gegenstand der allgemeinen Neugierde; der Hof ist das, was man schaut, und nicht das Land; nicht die Menschen und die Völker sieht man, sondern sie selber eilen herbey, und unter dem ewigen Lärm ihres freywilligen oder gezwungenen Zurufs hat man wenig Muße, um sich angenehm zu unterhalten oder um in der Stille zu beobachten. Darum erwartete ich auch nicht, auf dieser Reise von 800 Stunden hin und 800 Stunden her, die Länder und die Menschen in ihrem natürlichen Zustande zu sehen.

Einen Monat vor unserer Abreise nach der Krimm verließ uns der östreichische Gesandte, der Prinz von Ligne, um dem Kaiser Joseph II. den Reiseplan der Kaiserin zu bringen; zu meinem großen Leidwesen sollte er uns erst in Kioff (Kiow) wieder antreffen, und seine gewöhnlichen Gefährten wieder mit sich bringen, nämlich die natürliche und dabey anziehende Lustigkeit, jene edle und angeborne Grazie, jene immer gleiche, frohe Stimmung, die nur geistvollen und gutmüthigen Menschen angehört, und die reiche, mannigfaltige Phantasie, bey welcher die

Unterhaltung nie stockt und die Langeweile auch an einem Hofe trotz aller Etikette keinen Augenblick eintritt.

Den 17ten Januar reisten der Herr Fitz Herbert (englischer Gesandter), der Herr Graf Cobentzel und ich nach Czarskoezelo; wir trafen da die Kaiserin; sie war gegen ihre Gewohnheit etwas düster, weil sie die Großfürsten Alexander und Konstantin nicht mit sich auf die lange Reise nehmen konnte, und weil ihr Günstling, der Flügeladjutant Graf Momonoff, ein wenig Fieber hatte. Der Cerkel dauerte nicht lange; um acht Uhr wurden wir entlassen. Wir sahen damals nicht voraus, daß dieser Triumphzug einem großen, bald nachher eintretenden Umsturz vorausgehen werden sollte. Ohne jedoch diese furchtbare Zukunft vorauszusehen, schien die große Reise gerade bey ihrem Antritt schwer auf uns zu lasten, und zwar aus ganz natürlichen Gründen; Fitz Herbert, ohnedieß melancholisch und gerne unabhängig, hätte lieber den Hof sich entfernen gesehen, und wäre mit Vergnügen bey einer russischen Dame, die er zärtlich liebte, und bey Herrn Ellis, einem der liebenswürdigsten Engländer, geblieben. Was mich betrifft, so quälten mich einige Briefe aus Frankreich; dort fing der Schleyer der Täuschungen, womit uns Herr von Calonne geblendet hatte, an sich zu lüften; eine große Krise drohte, und dieser kühne, leichtsinnige Minister beschleunigte sie noch durch seine gewagten Maßregeln, wodurch er sie entfernen wollte. Auch sollte auf dieser Reise nach der Krimm alle Korrespondenz für mich aufhören, nur selten sollte ich Nachrichten von Gattin, Kindern, Vater, Vaterland und allen andern Gegenständen meiner Liebe erhalten; ich sollte doppelt abwesend seyn. Unter uns drey behielt der Graf von Cobentzel allein seinen unveränderlichen Frohsinn, der Hof war sein Element. Uebrigens waren wir jung; in des Lebens Frühling lassen die Sorgen eben so wenig Spuren im Herzen als Furchen auf der Stirne.

Den 18ten Januar 1787 machten wir uns auf den Weg; die Kaiserin nahm in ihren Wagen die Mademoiselle Protosoff und den Grafen Momonoff, welche sie nie verließen, den Grafen Cobentzel, den Oberstallmeister Narischkin und den Oberkammerherrn Schuwaloff. Im zweyten Wagen waren Fitz Herbert und ich, nebst den Grafen Tschernitscheff und Anhalt. Der Zug bestand aus vierzehn Wagen, 124 Schlitten und vierzig Hülfsfuhrwerken; 560 Pferde warteten auf jeder Station. Wir hatten siebenzehn Grad Kälte, der Weg war vortrefflich; rasch gleiteten wir dahin, unsere hoch aufgesetzten Wagen schienen zu fliegen. Wir waren Alle in ungeheure Bärenpelze eingewickelt und unter denselben trugen wir feines, kostbares Rauchwerk; auf dem Kopf hatten wir Mardermützen; damit waren wir auch gegen zwanzig und fünf-und-zwanzig Grad Kälte gesichert, und in den Absteigequartieren hatten wir von den Ofen vielmehr das Uebermaß der Heitzung zu befürchten. Die Sonne beleuchtete uns nur sechs bis sieben Stunden des Tags, aber bey Nacht verschaffte uns ein orientalischer Luxus eine beständige Helle; auf beyden Seiten der Straße brannten ganz nahe aneinander ungeheure Haufen von Tannen, Birken und Fichten; die nächtlichen Feuer waren glänzender als die Lichtstrahlen des Tages, und die stolze Selbstherrscherin des Nordens sprach zu der dunkelsten Nacht — es werde Licht. Wir durcheilten unabsehliche Ebenen, gleich Meeren von Schnee, in den Wäldern glänzten die Eiszapfen an den Bäumen wie Krystalle und Diamanten; unzählige Schlitten, wie Flotten von leichten Barken, flogen in allen Richtungen durch das Land und trugen die Produkte und Waaren von Osten nach Westen, und von Norden nach Süden. Einen sonderbaren Kontrast bildete auf dem weißen ungeheuern Raume die lange Reihe von tausend Feuern und der zahlreiche majestätische Zug der erlauchten Herrin des Nordens; die tiefe Stille des Landes wurde je bey Annäherung eines Marktfleckens oder einer Stadt unterbrochen durch das begrüßende Geschrey der Bewohner.

Das Leben der Kaiserin war auf ihren Reisen immer dasselbe; um sechs Uhr stund sie auf und arbeitete mit ihren Ministern; dann frühstückte sie und ließ uns vor. Um neun Uhr machte man sich auf den Weg; um zwey Uhr hielt man an zum Mittagsmahle; wir stiegen wieder ein und fuhren bis sieben. Ueberall wartete ein Pallast oder ein für sie bereitetes niedliches Haus auf sie. Alle Tage speisten wir mit Ihrer Majestät; dann brachte sie einige Minuten mit ihrer Toilette zu, kam wieder in den Salon, sprach oder spielte mit uns, und zog sich um neun Uhr zurück, um noch bis eilf Uhr zu arbeiten. Wir wurden in den Städten immer bey reichen Einwohnern, aber in den Flecken bey den Bauern untergebracht; bey diesen konnten wir indessen wegen der Hitze ihrer Kammern nie schlafen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Mann mit der Nase.

(Beschluß.)

Nie befand sich ein Mensch in einer solchen Lage als jezt der Wirth, nie sah man die Todesangst so deutlich auf ein Gesicht gemalt. So lange seine Freunde neben ihm saßen, war seine Lage noch einigermaßen erträglich; aber als sie sich einer nach dem andern entfernten, als er sich endlich mit dem furchtbaren Unbekannten allein sah, da wußte er sich vor Angst nicht mehr zu helfen. Da saß er nun auf seinem hochgepolsterten Stuhle, seinem Gaste gerade gegenüber, welcher von seiner Seite fortrauchte, ohne des andern Gegenwart durch einen Blick zu beachten. Das Feuer brannte helle, und warf einen röth-

lichen Schein auf die rein gescheuerten Krüge, Töpfe und Kessel an den Wänden umher, und die großen Speckseiten, welche von dem Boden herabhingen, warfen den Schein von ihrer fetten Oberfläche spiegelnd zurück. Er vermochte nicht, sich von seinem Sitze zu bewegen, er konnte weder sprechen noch denken. Ja er konnte nichts als hören und sehen, und er sah und hörte nur das, was seine Angst steigern konnte. Vor ihm saß die lange, unbewegliche Gestalt des Mannes mit der Nase, und das unaufhörliche Puff! Puff! seiner Pfeife fiel wie eben so viele Quecksilberkügelchen auf sein Ohr. Er versuchte es die Augen zu schließen, aber das ewige Puff! Puff! gab ihm die nur zu deutliche Versicherung von dem Daseyn seines Quälgeistes; und die geschäftige Einbildungskraft brachte ihm dessen lange Nase grinzend so dicht vor's Gesicht, daß er den Tabaksdampf, der sie umhüllte, zu fühlen glaubte; wider Willen mußte er die Augen aufschlagen, und der Mann mit der Nase saß da wie vorher und rauchte. Ein Schauder lief ihm über's Herz, aber nicht durch die Glieder, diese blieben unbeweglich — alle Anstrengungen, um aufzustehen und zu entfliehen, alle Bemühungen Hülfe zu rufen, blieben fruchtlos; an Händen, Füßen und Zunge gebunden, mußte er auf dem Sessel angezaubert sitzen bleiben und leiden. Die ganze Welt schien sich gegen ihn verschworen zu haben; weder Knecht noch Magd ließen sich hören oder sehen, seine besten Freunde hatten ihn im Stich gelassen, und der sonst so sehr besuchte goldene Löwe blieb diesen Abend ohne einen einzigen Kunden, der den armen Wirth hätte von seiner Qual befreyen können.

Dieser schreckliche Zustand hatte schon lange fortgedauert, als die Wanduhr eilfe schlug, und der Gukuk in derselben die Schläge eben so oft beantwortete. So lange diese Unterbrechung der Puff-Puff-Stille dauerte, fühlte unser armer Wirth einige Erleichterung — aber ach! die Schläge hörten auf, der Gukuk schwieg, und Puff! Puff! schallte lauter als vorher — Puff! Puff! blies der Mann mit der Nase, Tick! tick! ging die Uhr, und krach! krach! antwortete darunter das flackernde Feuer — der Wirth wollte vor Angst vergehen. Der Schweiß lief ihm in großen Tropfen über das glühende Gesicht; seine Hände waren krampfhaft gefaltet, sein Athem arbeitete sich in schweren Pausen aus seiner pochenden Brust, und versagte ihm den Trost der Klage; ja er vermochte nicht einmal seinem gepreßten Herzen durch einen Seufzer Luft zu machen.

So rollten die Minuten vorüber, langsam und schwer, und der Fortgang der Zeit verkündigte sich durch das Puff! Puff! des langen Mannes, das Tick! Tick! der Uhr, dem Sinken des Feuers, und dem Schmelzen des trübbrennenden, ungeputzten Lichtes. — Endlich schlug und pfiff es zwölf — der Wirth schöpfte tief Athem. „Es ist zwölf Uhr, dachte er, jetzt geht er gewiß, und befreyt mich von meiner Pein — o, er klopft die Pfeife aus!“ setzte er freudig hinzu. Aber ach, es geschah nur, um sie auf's Neue zu füllen! Der Wirth sah, daß seinem Leiden noch kein Ende werden sollte, und versank in tiefere Muthlosigkeit als je. Der Fremde schien mit jeder frischen Pfeife neue Kraft einzusaugen; immer lauter und schneller erschallte sein schreckliches Puff, immer dichter und schwärzer erschienen die Rauchwolken in der immer dunkler werdenden Küche; sie umhüllten dem Fremden den Kopf; aber die Nase, die schreckliche geheimnißvolle Nase, leuchtete wie der Schweif eines unheildrohenden Kometen, roth und feurig mitten aus demselben hervor, wenn auch das Gesicht nicht mehr sichtbar war. Je länger sie der Wirth ansah, desto mehr schien sie zu wachsen; schon schien sie einen Fuß lang, und wer weiß, wie viel länger sie geworden seyn würde, hätte nicht der Mann die Pfeife aus dem Mund genommen, um einen Zug aus einer Kanne zu thun, denn jetzt verzog sich der Rauch und zeigte Mann und Nase wieder in ihrer natürlichen Größe und Verbindung. Aber diese Beruhigung dauerte nicht lange; noch einmal ging die Pfeife in den Mund zurück, noch einmal trennte der aufwallende Dampf die Nase von des Mannes Gesichte, und noch einmal wuchs sie zu riesenhafter Länge. Während diese furchtbare Erscheinung sich wiederholte, ward die Küche immer dunkler; das Geräthe an den Wänden versank allmählig in der Hülle der Nacht, die Speckseiten hingen nur noch als schwarze Massen da, die Uhr war nicht länger sichtbar, und selbst der lange Mann war sogar ohne Tabaksdampf nicht mehr zu unterscheiden; aber das Puffen seiner Lippen dauerte fort, und übertäubte das Ticken der Uhr; und die Nase, die unmenschliche Nase zeigte sich noch immer wie ein glühender Feuerbrand im Dunkeln — eine Elle lang! Dem armen Wirth schwindelte der Kopf; die ganze Küche fing an sich mit ihm umzudrehen; er hörte furchtbare Töne; er sah Teufel von allen Gestalten, Schlangen, Eidechsen, Kröten und anderes Ungeziefer im Rauche tanzen, und der Fremde schüttelte den Kopf, grinzte und krächzte mit höllischer Stimme, während seine Nase wie ein rothes Banner hin und her flog, und schwarze Teufel mit Schwänzen und grünen Augen sich darauf setzten, und gräßlich jauchzten. — Dieß war mehr als eine menschliche Natur zu ertragen vermochte; der arme Mann sank zurück, und eine wohlthätige Ohnmacht verschloß ihm mitleidig Aug' und Ohr . . . . . Als er wieder erwachte, war es heller Tag; der Mann mit der Nase war fort — er war vor einer Viertelstunde weggeritten, hatte seine Zeche richtig bezahlt, und Magd und Knecht freygebig beschenkt. — Wer mochte wohl der Mann mit der Nase gewesen seyn?

Neugriechisches Klephtenlied.

Photis, der Sohn des Zidros *).

Die Nachtigall singt im Gebirg, das Rebhuhn in den Thälern;
Es singt ein schönes Vögelein dort auf des Photis Grabe:
„Hat es dir Spros nicht gesagt? ein Mal und drey und fünf Mal:
Mein Photis, putz' dich also nicht mit deinem Schmuck von Silber,
Trag' deinen Turban nicht so hoch, laß nicht dein Silber sehen!
Die Albanesen sehen es und knirschen mit den Zähnen." —
„Sie fraßen mir das Silber nicht, den Uebermuth mir auch nicht,
Es fraßen die Geronten mich, Geronten von Livadia.
Ich hatte ihnen Geld geborgt, es waren siebzig Beutel,
Und wie ich noch ein Klephte war, versprachen sie's zu zahlen,
Doch da ich in Alassona mich hatte unterworfen,
Da sprachen zu einander sie, der eine sagt's dem andern:
Den Photis wollen tödten wir, den Photis, Sohn des Zidros;
Und sandten einen Brief darauf sogleich nach Alassona:
„An Achmet Bulumdaicht Gruß und allen Pallikaren **).
Wir aßen Brod und Salz mitsamm und werden's wieder essen;
So tödtet denn den Photis nun, Photis, den Sohn des Zidros;
Denn alle Dörfer will er uns und das Gebiet verheeren."

Th. K.

*) Fauriel 1, 108 folg., hat vier Zeilen eines Liedes auf den Tod des Zidros, und ein Lied auf die Hochzeit des Sohnes des Zidros, also des Photis, den er indeß nicht mit Namen nennt. Ich besitze jenes im Originale ganz, und werde es ebenfalls in der Uebersetzung mittheilen.

**) Für Sprachkenner und Sprachforscher stehe hier die Bemerkung, daß das Wort παλληκάριον ohne Zweifel mit dem altgriechischen: πάλλαξ (d. i. Jüngling in der Blüthe seiner Jahre; wie der neugriechische Konstantinos Kumas in seiner neugriechischen Uebersetzung des griechisch-deutschen Lexikons von Riemer, welche 1826 in Wien bey Haykul erschienen ist, s. v. πάλλαξ sagt: νέος, τὴν ποιότητα τῆς ἡλικίας καὶ τοῦ μεγέθους) zusammenhängt und daraus entstanden ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 27. Jan. und 3. Febr.
(Beschluß.)

Vor einiger Zeit war der Graf Giraud, bekannter und geschätzter Verfasser mehrerer Lustspiele (zum Beyspiele des Ajo in imbarazzo u. s. w.) vom päpstlichen Schatzminister, mit dem er in seiner Eigenschaft als Direktor der von ihm errichteten Escompte-Bank in Kollision gerathen war, wegen Injurien belangt worden, und die Sache schien eine üble Wendung nehmen zu wollen. Er glaubte demnach nichts besseres zu thun zu haben, als den Papst um Gnade anzusehen, damit der Prozeß niedergeschlagen werde. Dieß geschah. Der Graf wirft sich dem heiligen Vater zu Füßen, und bittet um Vergebung seines Vergehens; dieser hebt ihn lächelnd auf und spricht: „Ich wußte, daß Sie Lustspieldichter sind, daß Sie aber auch Tragödie spielen, war mir unbekannt." Des Prozesses ward fortan nicht weiter gedacht. In diesen Tagen sind zwey andere Züge bekannt geworden, welche nicht minder als der vorige von des Papstes Liebenswürdigkeit zeugen. Der Dichter Ferretti, der Verfasser aller Operntexte, zu welchen in Rom und für die römischen Theater seit zwanzig bis dreyßig Jahren die Musik gesetzt worden ist, hatte sich in einer poetischen Epistel an den Papst gewandt, und ihm um ein Almosen angesteht. Dergleichen Betteley fällt hier weiter nicht auf, wo es Styl ist zu nehmen, wenn man etwas bekommen kann; sie hat selbst dann nichts Anstößiges, wenn sie, wie hier vom genannten Ferretti, der durchaus nicht bedürftig ist, sondern blos eine Krankheit von ein paar Wochen ausgestanden hatte, von Individuen getrieben wird, welche die Hände im Schooße ruhen lassen. Der Papst nahm die Supplik mit vieler Leutseligkeit auf, und schrieb mit eigenen Händen, indem er sich mehrerer der darin enthaltenen Reime bediente, auf den Rand derselben seine Entscheidung, welche dahin ging, Ferretti solle dreyßig Scudi bekommen, im übrigen aber fortfahren poetisirend zu schwitzen und sich abzumatten. Eine dritte Anekdote, welche neulich in einem öffentlichen Blatte dem päpstlichen Censor (Maestro del Sagro Palazzo *) zugeschrieben worden ist, soll, wie man jetzt erfährt, vom heiligen Vater ausgegangen seyn. Ein Ordensgeistlicher hatte ein Buch geschrieben, welchem, wegen der vielen darin enthaltenen Sonderbarkeiten, besonders wegen der Prophezeihung, daß im Jahre 1831 die Welt untergehen werde, der Censor den Druck versagt hatte. Der Pater wandte sich unmittelbar an den Papst, und dieser schrieb mit eigener Hand auf das Titelblatt: Imprimatur anno 1831. Auch die Spielergeschichte, welcher ich in einer meiner vorigen Einsendungen gedacht habe, hat, in Folge der menschenfreundlichen Gesinnung des Papstes, für die dabey interessirten Individuen einen günstigern Ausgang genommen, als man anfangs geglaubt hatte: statt der dreyhundert Scudi Strafe, welche das Gesetz verhängt, sind sie sämmtlich jeder einzeln mit fünfzig Scudi davon gekommen. Einige Burschen, welche in diesen Tagen auf der Straße beym Spielen ertappt worden sind, haben das Cavaletto (Stockprügel, die auf einem öffentlich aufgeschlagenen Gerüste, in welches der zu Strafende an Händen und Füßen krumm eingeschlossen ist, ertheilt werden) bekommen, eine Strafe, welche, selbst wenn damit ein bloßes Polizeyvergehen geahnt wurde, vom hiesigen Volke für infamirend angesehen wird, auch übrigens unfähig zu jeder öffentlichen Dienstanstellung macht.

*) Dieses Amt wird bekanntlich seit Jahrhunderten stets von einem Dominikaner bekleidet. Ehemals scheint es das, was der Titel (Haushofmeister) besagt, gewesen zu seyn, aber seit dem Jahre 1620, wo (wahrscheinlich um den Orden für den, durch die Jesuiten bewirkten Verlust an Macht und Einfluß zu entschädigen) das Amt eines Staatscensors damit verbunden ward, sich blos auf die Geschäfte des leztern beschränkt zu haben. Der Maestro del S. P. ist der lezte in der Reihe der unmittelbaren höheren päpstlichen Staatsbeamten (Famiglia Pontificia), und der einzige Klostergeistliche unter derselben. Mit ihm müssen der Prefetto de' Sagri Palazzi Apostolici, welcher zugleich Maggiordomo ist, und der Maestro di Camera, beyde gleichfalls zu der Famiglia Pontificia gehörend, aber im Range über dem Maestro del S. P. stehend, nicht verwechselt werden. Leztere sind Prälaten, also Weltgeistliche.

Auflösung der Charade in Nr. 54.
Verstand.

Räthsel.

Frühlingsboten.

Zwey Frühlingsboten nenn' ich dir,
Darin sich gleich, daß für und für,
Wenn's lenzt, die Wände sie besalben.
Wie heißen sie? das rathe mir! — o —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 61.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 12. März 1827.

„O, 's isch en Engel usem Paradies
mit sanften Augen und mit zartem Herz.
Vom reine Himmel abe het en Gott
— zum Trost und Sege gschickt.“

Hebel.

Eine kleine Gabe dankbarer Liebe auf das Grab meines theuern Lehrers J. P. Hebel.

So wärest du so lautlos still geschieden,
Kein dankbar Wörtlein wäre dir geweiht,
Kein frommer Wunsch von allen, die hienieden
Sich deiner Lehre, deiner Lied' erfreut?

Mich treibt's, ich muß, und kann mich nicht bezwingen,
Dem Manne, der so viel an mir gethan,
Muß ich des Dankes kleine Gabe bringen,
So gut als ich mit schwachen Kräften kann.

Mein Lob kann deinen Namen nicht erheben,
Ich weiß es wohl, den groß und zart,
So lange deine schönen Lieder leben,
Ein jedes gute, reine Herz bewahrt.

Du hast mit deinen heitern, reinen Blicken
Der Schöpfung stille Herrlichkeit durchschaut,
Aus ihren hohen Bildern im Entzücken
Ein heilig Monument dir aufgebaut.

Wenn wir uns Hand in Hand mit dir ergehen
Im hehren Heiligthume der Natur,
Scheint Gottes Odem mild uns zu umwehen,
Und freundlich reden Wald und Bach und Flur.

Das Allerheiligste ist dir enthüllet,
Und Gottes Engel geh'n vor deinem Blick,
Und die Begeistrung, die dich fromm erfüllet,
Quillt uns aus deinem Munde fromm zurück.

Bald redest du in einfach schönen Lehren,
Erhellst mit Himmelsfreuden unser Herz,
Lehrst Gott in Geist und Wahrheit uns verehren,
Erhebst uns im Gebete himmelwärts.

Du lehrst auf deine einfach klare Weise,
Die auch der schlichte Menschensinn versteht,
Wie Sonn' und Mond in wandellosem Kreise
Die lichte Bahn im Himmelsraume geht.

Du schaffst schon früh im kindlichen Gemüthe
Durch der Geschichte heilig frommes Bild
Ein dankbar Herz für Gottes große Güte;
Bewahrst die Unschuld mit des Glaubens Schild.

Wie aber soll der Jüngling dich erheben,
Der deiner Lehre, deiner Lied' genoß,
Dem sich in deines Geistes regem Leben
Ein neues Leben voller Lust erschloß?

Verjüngt, in neugeschaffenen Gestalten
Erstand vor uns der alten Dichter Welt;
Voll frischen Lebens sahen wir die Alten
Vom Lichte deines Genius erhellt.

Du lehrtest uns das Schöne zart empfinden,
Und kluges Maß im Flug der Phantasie,
Für die Gefühle rechte Worte finden,
Der Rede feingewebte Harmonie.

Doch lehrtest du nicht bloß in eiteln Worten,
Dein Beyspiel selber war der Achtung werth,
Und aus dir selber bist du ganz geworden,
Was noch die späte Nachwelt in dir ehrt.

Du hatteſt für dein kurzes Erdenleben
Natur zur holden Freundin dir gewählt,
Du blühſt ihr treu, von Glanz und Ehr' umgeben,
Und ſcheinſt ihr ſelbſt im Tode noch vermählt.

Die zarten Zweige ſenkt die Trauerweide
Auf deinen kleinen Hügel bald herab,
Bald ſchmückt Natur mit ihrem Feyerkleide
Im Frühlingsgrün zum erſten Mal dein Grab.

Der Dank, der ſich aus meiner Seele ringt,
Sey rein und warm dir über's Grab gebracht.
Gewiß, wer Todten ſeine Opfer bringt,
Hat nicht auf irdiſchen Gewinn gedacht. —

H. A. B.

Reiſe der Kaiſerin Katharina II. nach Taurien.

(Fortſetzung.)

Am zweyten Tage unſerer Reiſe erhielt ich nebſt dem Herrn Fitz Herbert einen Platz in dem Wagen der Kaiſerin. Die Unterhaltung war lebhaft, heiter und ſtockte nie. Die Rede kam auf die Muſelmänner; ſie nannte ihre Sultane „despotiſche Schwachköpfe, welche, erſchöpft durch die Wollüſte des Serails, beherrſcht durch ihre Uiemas, und Sklaven ihrer Janitſcharen, weder denken, noch ſprechen, noch verwalten, noch ſich ſchlagen können; ihre Kindheit ſey ohne Ende.“ Bald darauf ſprach man von ihrem eigenen Reiche, von deſſen Ausdehnung, von ihren mancherley Völkerſchaften und von den vielen Schwierigkeiten, welche Peter der Große und ſeine Nachkommen haben mußten, um Menſchen von ſo verſchiedenen Sitten zu civiliſiren. Die Kaiſerin ſtellte dabey den Satz auf, ein großes Hinderniß der Kultur ſey in ihren Ländern der Ueberfluß an Lebensmitteln geweſen, indem nur das Bedürfniß den Kunſtfleiß wecke; längs der Ufer des Wolgaſtuſſes könnten die Einwohner ihre fruchtbaren Felder und ihre zahlreichen Heerden ganz vernachläſſigen, die Fiſcherey würde ſie hinlänglich nähren; hundertundzwanzig Menſchen leben von einer Quantität Störe, die kaum 30 Kreuzer Reichsgeld werth wären. Ich aber wehne, das Haupthinderniß der Civiliſation ſey die Sklaverey; der Leibeigene hat nur phyſiſche und beſchränkte Bedürfniſſe.

Wir kamen nach Potkhoff; hier empfing uns der Fürſt Repnin als Gouverneur mit ziemlich eitelm Prunke; er war es, der ſich in Polen durch ſeinen Hochmuth verhaßt gemacht hatte. Einſt wohnte der König Stanislaus dem Schauſpiele bey; der erſte Aufzug war bereits geſpielt, als der ruſſiſche Geſandte kam; er meynte, man hätte ohne ihn nicht anfangen ſollen, verlangte, daß man den Vorhang fallen laſſe, und befahl, das Stück wieder von vornen zu beginnen.

Um keine langweilige Vorleſung über Geographie zu halten, werde ich nicht alle unſere Abſteigequartiere benennen. Ueberall verſammelten ſich die armen Landleute trotz der Kälte und blieben mit ihren eiſigen Bärten vor dem kleinen Pallaſte ſtehen, welchen man wie durch ein Zauberwerk hingeſtellt hatte; da ſahen ſie an einer reichlich beſetzten Tafel, oder auf ungeheuer breiten Kiſſen bequemer Divane, das fröhliche Gefolge der Kaiſerin, wie es das rauhe Klima, die Armuth des Landes nicht bemerkte, und wie man uns überall die vortrefflichſten Weine, die ſeltenſten Baumfrüchte und die feinſten Speiſen auftiſchte.

Die Kaiſerin ſelber wußte dieſe unſere Cerkel immer zu beleben, ſo ſehr ſie auch auf der langen Reiſe immer dieſelbe Einförmigkeit darboten; eine liebenswürdige Frau, auch wenn ſie Königin und Despotin iſt, läßt die Langeweile nie aufkommen. Folgender Zug iſt vielleicht an ſich nicht merkwürdig, aber er gibt einen ganz richtigen Begriff von Katharinens Geiſt. Einſt wollte ſie im Wagen, wo ich gerade über von ihr ſaß, ich ſollte ihr einige flüchtige Gedichte von mir vorleſen. Gewöhnlich war ſie ganz zutraulich mit ihren Reiſegefährten; ihr junger Günſtling war gegenwärtig; wir wußten, daß ſie vormals andere gehabt hatte, wir kannten ihre Philoſophie, ihre Fröhlichkeit, ihre Korreſpondenzen mit dem Prinzen von Ligne, Voltaire und Diderot, und ich konnte mir alſo nicht wohl vorſtellen, daß der etwas freye Ton einer galanten Erzählung ihr mißfallen würde. Ich las ihr alſo etwas vor, was freylich etwas frey und heiter, jedoch in den Ausdrücken noch immer ſo war, daß darüber einſt der Herzog von Nivernais, der Prinz von Beauvau, und ſogar Damen, die eben ſo tugendhaft als liebenswürdig waren, nichts zu ſagen hatten. Aber zu meinem höchſten Befremden ſah ich plötzlich, wie die heitere Reiſende den Ernſt einer majeſtätiſchen Monarchin annahm, und mich durch eine gar nicht hieher gehörige Frage auf einen andern Gegenſtand leitete. Einige Minuten nachher, um ihr zu beweiſen, daß ich die Warnung verſtanden hatte, bat ich ſie, ein anderes Gedicht von ganz verſchiedener Art anzuhören; nun that ſie dieß mit der verbindlichſten Aufmerkſamkeit. Katharina wollte, daß man ihre Schwachheiten in Ehren halte; ſie ſelber zog darüber den Schleyer der Sittſamkeit und der Würde.

Die Eigenliebe der Kaiſerin wurde immer durch die beißende Kritik Friedrichs II. beleidigt, der in bitterer Ironie von Katharinens Finanzen, von ihrer Politik, von der ſchlechten Taktik ihrer Truppen, von der Sklaverey ihrer Völker und von der geringen Feſtigkeit ihrer Macht ſprach. Darum ſpielte auch die Kaiſerin oft auf dieſe ſatyriſchen Züge an, indem ſie ihr unermeßliches Reich ihre kleine Haushaltung nannte. „Wie finden Sie, ſagte ſie, meine kleine Haushaltung? Nicht wahr, ſie wird nach und nach eingerichtet und größer? Viel Geld hab' ich nicht, aber es ſcheint mir, das wenige werde gut angewandt.“ Ein ander Mal ſagte ſie zu mir: „Ich wette

drauf, Herr Graf, daß Ihre schönen Damen in Paris, Ihre feinen Herrn und Ihre Gelehrten Sie sehr beklagen, daß Sie da im Lande der Bären, bey den Barbaren, mit einer langweiligen Czarin herumziehen. Ich habe alle Achtung für Ihre Gelehrten, aber die Unwissenden sind mir lieber, mir, die ich weiter nichts zu wissen brauche, als wie ich meine kleine Haushaltung zu führen habe." „Ew. Maj. wissen besser, erwiederte ich, als irgend Jemand, was Frankreich von Ihnen denkt; Voltaire drückt glänzend und deutlich genug unsere Meynung und unsere Gefühle darüber aus. Aber dagegen könnten Sie über eine gewisse Furcht und Eifersucht böse seyn, welche auch die größten Mächte über die riesenhafte Zunahme Ihrer kleinen Haushaltung haben." „Ja, sagte sie bisweilen mit Lachen, ihr wollt nicht, daß ich eure Kinder, die Türken, aus meiner Nachbarschaft vertreibe; ihr habt schöne Zöglinge an ihnen, diese Schüler machen euch Ehre. Wenn ihr dergleichen Nachbarn in Piemont oder in Spanien hättet, die euch alljährlich eine Pest oder eine Hungersnoth brächten, und wenn sie euch alle Jahre ein Zwanzigtausend Menschen umbrächten oder wegführten, wie würde es euch gefallen, wenn ich sie in meinen Schutz nähme? Dann erst meyne ich, würdet ihr mich als eine Barbarin verschreyen." Ich zog mich, so gut ich konnte, aus der Sache und zwar durch Gemeinsprüche von der Nothwendigkeit der Erhaltung des Gleichgewichts und des Friedens in Europa. Meine eigene Meynung war aber, daß die größten Mächte sich selber durch die blinde und falsche Politik beschimpfen, die sie zu Freunden und beynahe zu Zinspflichtigen jener wilden und sinnlosen Mauren, Tuneser, Algierer, Araber und Türken macht, die bald die Schande, bald der Schrecken der civilisirten Welt sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neues Mittel, dreyßig Mal schneller zu reisen als bisher.

Vor drey Jahren erfand Vallance, ein englischer Ingenieur, eine Vorrichtung, mittelst welcher man zehnmal schneller sollte reisen können, als mit den bisherigen Mitteln. Das vorgeschlagene Mittel ist so außerordentlich, daß die Ausführung unmöglich schien, und man die Erfindung in den chimärischen Projekten rechnen zu müssen glaubte. Da man aber vor Kurzem Versuche im Kleinen damit angestellt hat, und man der Sache bald eine größere Ausdehnung geben will, so werden einige Notizen darüber, die von Augenzeugen herrühren, nicht uninteressant seyn.

Diese Erfindung beruht auf dem Vortheil, der sich aus der Benutzung des atmosphärischen Drucks ziehen läßt, den der leere Raum bewirkt, der sich durch das Spiel einer Pumpe bildet, die durch eine, am Ende einer großen Röhre oder eines cylindrischen Gangs aufgestellte Dampfmaschine in Bewegung gesetzt wird; in diesem Gange läuft auf einer Eisenbahn ein Wagen, an dem ein Schirm oder kreisrundes Brett befestigt ist, das den Gang schließt, und auf welches der Druck der Luft wirkt. Man sieht leicht, daß die Schnelligkeit des Wagens in dieser Art von großer Windbüchse ganz außerordentlich seyn kann, weil er sich mit der Geschwindigkeit der Luft, abgerechnet die Reibung und die Hemmungen in der Umdrehung der Räder, bewegen würde. Der Erfinder behauptet, die cylindrischen Blasebälge gewisser Werke treiben die Luft aus den Röhren mit einer Schnelligkeit, die zwischen 50 und 200 Lieues in der Stunde wechselt, und er hält es für möglich, den Wagen, die in den großen Cylindern laufen, eine Geschwindigkeit von 30 Lieues in der Stunde zu geben, wenn man Dampfmaschinen von gehöriger Kraft anwendete. Die Möglichkeit eines Resultats der Art war lebhaft bestritten worden, und man sprach sogar nicht mehr von Vallances Erfindung, bis man endlich in Brighton im Kleinen einen Versuch damit machte. Der Erfinder ließ einen etwa 200 Fuß langen Cylinder erbauen, in welchem eine Menge von Neugierigen fuhr, unter andern der Herzog von Bedford und Lord Holland.

Der Cylinder hatte bey diesem Versuche neun Fuß im Durchmesser; das Fuhrwerk, in das man sich setzte, bestand aus einem Wagen auf drey Rädern; am Vordertheile desselben war ein Brett oder eine Wand angebracht, die den Cylinder ganz ausfüllt, und der Luft, die den vorne mittelst einer am Ende des Gangs angebrachten Pumpe gebildeten leeren Raum auszufüllen strebt, einen Widerstand, und so zu sagen ein Segel bietet. Am andern Ende war eine zweyte Pumpe angebracht, so daß man willkührlich vorwärts und rückwärts fahren konnte. Die Fahrenden, die hinter dem Brett sitzen, bemerken durchaus keinen Luftzug.

Diese Vorrichtung hat indessen bey weitem noch nicht die Vortheile gewährt, die sich der Erfinder davon verspricht, weil man dabey blos etwa zwey Lieues in der Stunde macht; doch muß man billigerweise bemerken, daß der Cylinder blos aus Brettern, mit Leinewand überzogen, bestand, und deßhalb nicht so luftdicht seyn konnte, als wenn er aus Backsteinen gebaut wäre; ferner, daß das kreisförmige Brett im ganzen Umfange einen Zoll frey ließ, und der Barometer durch die Verdünnung der Luft mittelst der Pumpe blos um ein Zehntheil einer Linie fiel.

Vallance macht bekannt, er wolle einen größern Gang bauen lassen, der sich von London bis zu den großen Bassins, Ost- und Westindia-Docks genannt, etwa drey Meilen weit, erstrecken soll; da hier alle überseeischen Waaren ausgeladen werden, so wäre hier eine ungeheure Menge von Ballen fortzuschaffen, und dieß kann einen Begriff vom Nutzen dieser Erfindung, in Hinsicht auf Schnelligkeit und Ersparniß geben.

In England sind die Meynungen über dieses neue Kommunikationsmittel und die Möglichkeit, Nutzen daraus zu ziehen, noch sehr getheilt. Im Allgemeinen hält man es für unmöglich, dasselbe im Großen auszuführen; indessen hat der von der russischen Regierung nach England geschickte Ingenieur Coulin vor Kurzem einen Bericht bekannt gemacht, der sich sehr günstig über diese Erfindung ausspricht. Er behauptet, der Bau eines Wegs oder Gangs dieser Art würde weniger kosten, als der Bau eines Kanals; da der Druck der Luft in jeder Richtung wirke, brauche die Röhre nicht horizontal zu seyn, sie könne allen Krümmungen und Abhängen des Bodens folgen; man könnte so gut bey Nacht als bey Tag darin reisen, da die Wagen mit tragbarem Gas erleuchtet wären; man könnte sie leicht nach Belieben anhalten, wenn man die Scheibe wendete und einen Druck auf die Räder ausübte; sie könnten nicht umgeworfen werden; durch Vermehrung der Kraft der Dampfmaschinen würde die Geschwindigkeit in's Ungeheure vermehrt und auf mehr als dreyßig Lieues in der Stunde gebracht werden können, selbst bey Transporten von bedeutendem Gewicht, weil der Luftdruck im Cylinder, auch vorausgesezt, der Raum sey blos unvollständig luftleer gemacht, sich zu einer ungeheuern Kraft steigert; kurz, man dürfe nicht so vorschnell ein Projekt verdammen, das nicht außerordentlicher sey, als es Anfangs die Erfindung des Pulvers, die Erfindung des Luftballons, des Telegraphen, des Gasmessers, der Dampfmaschine und der Dampfschiffe war.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, 14. Februar.

(Fortsezung.)

Unter Catharinens der Großen Leitung (heißt es darin) wurden die Reisen der Akademiker, die schon 1733 mit der Sendung Kraschenikows nach Kamtschatka begonnen hatten, nach neuentworfenen Instruktionen mit erhöhter Thätigkeit wieder fortgesezt. Jezt thaten sich Pallas, Falk, Georgi, Güldenstädt, Rytschkow, Numowsky, Oserezkowsky, Gmelin, Lepechin und mehrere andere hervor — alles unvergeßliche Namen in den Annalen unsrer Akademie und im Andenken Rußlands. Astronomische und geographische Beobachtungen zum Zweck habend, begaben sich einige von ihnen in die entlegensten Gegenden des Reichs, und kehrten nach Vergleichung und Bestimmung der Lage der Hauptörter Rußlands, und nachdem sie die Astronomie durch wichtige Entdeckungen bereichert hatten, zurück. Andere, deren Thätigkeit der Naturkunde gewidmet war, theilten unter sich das vor ihnen liegende weite und bisher noch unbetretene Feld, indem sie den Schooß der Erde durchspähend, die reichhaltigsten Quellen im Gebiete der Mineralogie zu Tage förderten; dort sah man Botaniker die schöne Flora Sibiriens systematisch bestimmen und ordnen; Zoologen endlich ihre Wissenschaft durch fruchtbare Forschungen und mannichfaltige Beobachtungen erweitern. Zu gleicher Zeit wurden zum ersten Mal glaubwürdige Nachrichten von der Bevölkerung, der klimatischen Beschaffenheit, dem Laufe der Flüsse, dem Ackerbau und der volksthümlichen Betriebsamkeit in dieser oder jener entlegenen Provinz des Reichs zusammengetragen; Mittel zur Verbesserung des Handelsverkehrs und der innern Verfassung ausfindig gemacht; eine nähere Bekanntschaft mit dem Geiste und den Gebräuchen der verschiedenen, zwar unter einem Scepter vereinten, doch noch durch den Grad der Bildung und die Kennzeichen verschiedener Abstammung sehr von einander abweichenden Völkerschaften eingeleitet. Die bis dahin von Fehlern wimmelnden geographischen Karten wurden allmählich berichtigt; Bayers, Müllers und Schlözers Erläuterungen über die Denkmäler der Geschichte und der Sprachen erregten allgemeine Aufmerksamkeit; mit einem Worte, die Wissenschaften wurden, indem sie aus dem einengenden Zimmer des Gelehrten traten, und den Charakter blos spekulativer Theorien verloren, ein Eigenthum der ganzen Gesellschaft und der bürgerlichen Thätigkeit. Nur auf dieser Bahn fortschreitend, rückte die Akademie dem ihr vom Geiste Peters vorgesteckten Ziele immer näher. — Die ausgezeichnetsten Zöglinge des damals noch existirenden akademischen Gymnasiums wurden dem Willen der Kaiserin gemäß zur Vervollkommnung ihrer Bildung in das Ausland geschickt. Der unsterbliche Euler ward wieder, nachdem er Rußland verlassen und in Berlin sich niedergelassen hatte, zurückberufen, und durfte sich des besondern Schutzes und persönlichen Wohlwollens der großen Monarchin erfreuen; einer gleichen Gnade wurden auch der treffliche Pallas und einige andre seiner Zeitgenossen gewürdigt. Dasselbe Gebäude, in dem die Akademie heute das Glück hat eine so glänzende Versammlung zu sehen, erstand auf ihren Wink. Sie schenkte der Akademie das Herschelsche Teleskop und die Keplerschen Manuscripte, welche in England und Frankfurt angekauft worden waren; alle Sammlungen, die vereint das akademische Museum bilden, statiete ihre Großmuth mit den reichsten Gaben aus, unter welchen unstreitig die von ihrer eignen Hand geschriebene Instruktion für die Gesezkommission und ihre Grundzüge zur Staatsverwaltungs-Wissenschaft die kostbarsten sind." Darauf hielt der Akademiker Fuß, beständiger Sekretär der Akademie, eine Rede in französischer Sprache, in welcher er eine systematisch-geschichtliche Uebersicht von der wissenschaftlichen Thätigkeit der Akademie seit ihrer Stiftung gab. Insonderheit bezog er seine Rede auf zwey Gegenstände: auf ihr nutzvolles Wirken durch die veranstalteten Reisen der obgedachten Akademiker in die entferntesten Gegenden Rußlands, wodurch sie dasselbe dem In- und Auslande in naturgeschichtlicher, statistischer und geographischer Hinsicht bekannt gemacht hätten; auf den ihnen durch ausgezeichnete russische Mäzenaten am Throne gewordenen Schutz, welcher den Fortschritten ihrer wissenschaftlichen Arbeiten und der Bereicherung ihrer Kabinette in den lezten Jahren überaus förderlich gewesen wäre. Nach Beendigung dieser lezten Rede wurden Ihren kaiserlichen Majestäten und allen übrigen Gliedern ihrer erhabenen Familie durch den Präsidenten Exemplare der goldnen Medaille überreicht, welche die Akademie zur bleibenden Erinnerung dieses Festes, nach der Angabe des Akademikers Köhler durch unsern bekannten vaterländischen Künstler den Grafen Theodor Tolstoy, mit Allerhöchster Bestätigung hatte verfertigen lassen. Der Avers dieser Medaille stellt das wohlgetroffene Bildniß des Monarchen mit der Umschrift: Nikolaus der Erste, Kaiser und Selbstherrscher aller Reussen; der Revers eine sizende Pallas mit ihren antiken Attributen dar. In der ausgestreckten Rechten hält sie einen Kranz über einer Herme, mit den Häuptern Peters des Ersten und Alexanders des Ersten. Die Umschrift lautet: dem Stifter und den Erhaltern.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 21.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 62.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 13. März 1827.

Ob Fürsten Erdengötter sind,
Sie Niemand richtet, richten sie
Doch — That und Leben.

Hartmann.

Reise der Kaiserin Katharina II. nach Taurien.

(Fortsetzung.)

Am sechsten Tage nach unserer Abreise kamen wir in Smolensk an. Die Franzosen kennen Smolensk durch große Siege und großes Unglück. Die Stadt wurde durch ihre eigenen Einwohner in Brand gesteckt, und die Flammen erleuchteten den Triumph des berühmtesten Kriegers der neuern Zeit; als er zurück zog, waren die Ruinen der Stadt das traurige Denkmal, das den Zeitpunkt der Vernichtung seiner Armeen und des Sturzes seines Reichs bezeichnete, des Reichs, gestiftet durch ihn, dessen kurzes Heldenleben in einem einzigen Gemälde und in wenigen Jahren die Triumphe der Konsuln Roms, den Ruhm der Gesetzgeber des Alterthums, die Eroberungen Alexanders, Cäsars, Trajans, Karls des Großen, die Unfälle des Cambyses, die Niederlagen Karls XII. und Prometheus trauriges Ende darstellt.

Wir hatten bis Smolensk 172 Stunden zurückgelegt; die Kaiserin war ermüdet. Hier war jedoch wenige Zeit, sich zu erholen; denn sie wollte ihren Hof halten, öffentlich sich zeigen, die Anstalten untersuchen, Audienzen geben, Beschwerden anhören, Mißbräuche abschaffen, nützliche Anweisungen geben und Belohnungen austheilen. Schon unterwegs zeichnete sie sich durch einen beständigen Aufwand von Grazie, Witz und Fröhlichkeit aus; es war ihre Gewohnheit, nur darum auszuruhen, um sich zu neuen Handlungen der Güte zu bereiten. Wir sollten drey Tage in Smolensk bleiben.

Die Kaiserin gab einen Ball, auf welchem dreyhundert reichgeschmückte Damen uns bewiesen, wie weit man bereits in den Provinzen ihres Reichs den Luxus, die Moden und die Grazie nachzuahmen wußte, welche man an den glänzendsten Höfen Europa's bewundert. Ueberall sah man die Kultur auf der Oberfläche, aber unter der leichten Rinde fand der aufmerksame Beobachter noch gar leicht das alte moskovitische Reich.

Der Erzbischof von Mohilow machte der Kaiserin seine Aufwartung; mir fiel sein mehr kriegerisches als geistliches Aussehen auf. „Das darf Sie nicht wundern, bemerkte Katharine, er war lange Zeit Dragonerhauptmann; in dieser Eigenschaft dürfen Sie ihm beichten.“ Der gute Geistliche gab uns den Beweis, daß er sein ehemaliges Handwerk noch nicht vergessen hatte, denn er begleitete uns zu Pferde bis Kioff, und galoppirte täglich fünfundvreyßig Stunden weit, ohne sich über Mattigkeit oder über das Eis zu beklagen. Die drey Tage der Ruhe waren mir beschwerlicher vorgekommen als die Reise; wir waren beständig des Morgens schon in Gallakleidern, hatten Zünfte empfangen, lange Schmeichelreden und die einförmige Weise des griechischen Kirchengesangs in Tempeln angehört, wo Bänke und Stühle verboten sind.

Nach einer zehntägigen Reise kamen wir den 9ten Februar in Kioff, der alten Hauptstadt der ersten russischen Czare an; hier sollten wir über zwey Monate lang anhal-

ten. Die erste Stadt nach Smolensk war Mscislaff mit zwey katholischen Klöstern und einer großen Jesuitenschule. Hier hatte dieser Orden, der damals aus allen Reichen Europa's verjagt war, ein Asyl gefunden; man hielt sie nicht für gefährlich, weil sie die zwey oder drey Städte, welche man ihnen in Rußland zum Wohnort angewiesen hatte, nicht verlassen durften; auch hielt man sie nicht für fähig, daß sie ihren Einfluß in einem Lande auszubreiten suchen sollten, wo der Monarch, der Hof, der Adel und das Volk so fest an einer Kirche hängen, die sich seit vielen Jahrhunderten von der römischen Kirche getrennt hat. Allein nach Katharinens Tode wußten sie bald die Erlaubniß zu erhalten, ins Innere des Reichs vorzudringen; sie wurden in Petersburg und Moskau aufgenommen, aber die Regierung entdeckte ihre heimlichen Plane; sie hatten in mehreren Familien durch Proselytenmacherey Zwietracht gestiftet, und wenige Jahre vor seinem Tode vertrieb sie Alexander aus seinen Staaten.

Ueberall fragte die Kaiserin die Behörden, die Bischöfe, die Eigenthümer, die Kaufleute über ihre Lage, ihren Vermögenszustand, ihre Wünsche und Bedürfnisse aus; auf diese Art wurde sie beliebt und die Wahrheit drang bis zu ihr durch, um ihr die ungeheuern Mißbräuche aufzudecken, die ihr so Manche zu verbergen suchten. „Man lernt, sagte sie einst, mehr an einem Tage, wenn man mit Ungelehrten von ihren eigenen Angelegenheiten spricht, als von Gelehrten, die nichts wie Theorien besitzen und eher ihre Unwissenheit bekennen sollten, als lächerliche Antworten über Dinge zu geben, die sie nicht verstehen. Wie sehr bedaure ich die armen Gelehrten, die es nie wagen, die paar Worte auszusprechen: ich weiß es nicht, welche für uns Ignoranten so bequem sind und uns manchmal verhindern, gefährliche Entscheidungen zu geben; denn im Zweifelsfall ist es immer besser nichts zu verfügen als schlecht zu verfügen.“ Bey dieser Gelegenheit erzählte sie eine sehr beißende Anekdote von dem bekannten Herrn Mercier de la Rivière, der ein Buch über die natürliche und wesentliche Ordnung der politischen Gesellschaft herausgegeben hatte, und den sie nachher deßhalb zu einer Reise nach Rußland auf ihre Kosten einlud. Er hatte die Sache mißverstanden und glaubte, die Kaiserin habe ihn berufen, um ihr Reich zu regieren; in Moskau richtete er äußerst geräumige Lokale ein, und schrieb über die Thüren der Bureaus: Inneres Departement, Handelsdepartement, Justizdepartement, Finanzen, Auflagen u. s. w.; er berief sogar Russen und Fremde, um ihm ihre Ansprüche zu beweisen, die sie auf Aemter haben möchten, welche er ihnen zugedacht hatte. Da kam die Kaiserin selbst nach Moskau und zog ihn mit dem Bedeuten aus seinem Irrthum, daß sie ganz und gar nicht die Absicht gehabt habe, ihn zu ihrem ersten Minister zu machen; zwar war sie mit seinen Aufklärungen über sein Buch sehr wohl zufrieden, und beschenkte ihn auch zu seiner Rückreise reichlich. Aber sie konnte sich doch nicht enthalten, über ihn folgendes an Voltaire zu schreiben: „Herr de la Rivière ist hieher zu uns gekommen, um Rußlands Gesetzgeber zu werden. Er glaubte, wir gingen auf allen Vieren, und hatte sich ganz gefällig die Mühe gegeben, aus Martinique herüber zu reisen, um uns auf die Hinterbeine abzurichten.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die alte Geschichte und das Vaterland der Getreidearten, namentlich des Weizens und der Gerste.

Wenn der Ursprung der nährenden Pflanzen in tiefes Dunkel gehüllt ist, wenn es schwer ist, durch die Nacht der Jahrhunderte die Morgenröthe der Civilisation zu entdecken, die mit der Einführung und dem Bau der Getreidearten genau zusammenhängt, so ist eben dieser Zeitpunkt eine Sache von so hohem Interesse, und hat auf das Wohl der Gesellschaft einen so großen Einfluß geäußert, daß es durchaus nicht als unnütz erscheinen kann, Untersuchungen darüber anzustellen.

Sehr schwer ist es, dieses historische Problem anders zu lösen, als daß man so viele Wahrscheinlichkeiten als möglich zusammenbringt; denn es ist bekannt, daß diese Gewächse, welche seit undenklicher Zeit bey uns gebaut werden, in unserm Klima nach der ersten Anpflanzung zwey Jahre lang sich fortpflanzen und im dritten sterben; auch der Haser pflanzte sich, z. B. in den Theilen des Boulogner Gehölzes, wo die Bivouaks der verbündeten Heere waren, blos von 1815 bis 1819 fort. Die Botaniker, die an verschiedenen Orten die Cerealien in wildem Zustande gefunden haben wollten, hätten demnach mehrere Jahre an Ort und Stelle bleiben und genau darthun müssen, daß sie sich daselbst fortwährend von selbst fortpflanzen.

Am sichersten möchte man zu einer befriedigenden Lösung der Frage gelangen, wenn man die ältesten Traditionen, die ältesten Skulpturen mit der Erzählung der Bibel vergliche; den Ursprung und die Wanderungen des Ceresdienstes, die wahrscheinlich nichts sind als die Wanderungen der Pflanze selbst, mit den Bildern der Aehre, die auf den Thierkreisen im Sternbild der Jungfrau dargestellt ist, und mit dem Getreide selbst zusammenhielte, das man in den Gräbern von Theben findet.

Der Weizen (Triticum hibernum, Trit. aestivum) und die Gerste (Hordeum vulgare hexastichon) erfrieren oft in unserm Klima. Sie kommen weder in den Ländern um den Aequator von mittlerer Höhe, noch jenseits der Wendekreise in sehr bedeutender Erhebung über der Meeresfläche vor. Dieser Umstand läßt schließen, daß sie aus ei-

nem gemäßigten, nicht sehr hohen Lande stammen. Man weiß bestimmt, daß sie weder in Europa noch sonstwo im alten und neuen Kontinent, wohin europäische Kolonien drangen, sich von selbst fortpflanzen; sehr wahrscheinlich finden sich die Cerealien im wilden Zustande eben so wenig in den weiten Ländern, wo sich Jäger und Hirtenvölker umhertreiben; denn diese wären, wenn sie einmal diese sichere, angenehme Nahrungsquelle entdeckt hätten, nicht lange im Zustande von Nomaden geblieben, wie das Beyspiel der Egypter, der Hebräer, der Griechen beweist, die zu ackerbauenden Völkern wurden, sobald sie das Getreide entdeckt hatten oder dasselbe ihnen zugeführt worden war.

Nach den ältesten Denkmalen der egyptischen Geschichte finden Isis und Osiris den Weizen, die Gerste und den Weinstock wildwachsend bey Nysa oder Bethsane, im Thale des Jordans. Wo lag dieses Nysa? Eine Stelle in Homer und mehrere von Diodor versetzen diese Stadt im Allgemeinen nach Arabien, zwischen den Nil und Phönizien. Genauer verlegt sie Plinius nach Palästina auf die Gränze von Arabien; und Josephus erzählt, diese Stadt Nysa, später von den Griechen Scythopolis genannt, habe zu seiner Zeit Bethsane geheißen, und sey vor einer Ebene jenseits des Jordans gelegen gewesen. Da die Gränzen Arabiens von jeher sehr unbestimmt waren, so konnte der Theil von Palästina, der daran stößt, dazu gerechnet werden. In der alten Geschichte von Java wird die Gerste als eine eingeführte Pflanze betrachtet und heißt Jawa nusa. Sollte dieß eine alte Tradition vom Ursprunge dieser Pflanze seyn? Die Identität der Namen ist immerhin auffallend. Ein anderer Grund, der sich auf das wohlbekannte Vaterland eines berühmten Gewächses stützt, bestätigt den Ausspruch der angeführten Erdbeschreiber und versetzt Nysa ein für allemal nach Palästina. Denn um Nysa finden Osiris und der egyptische Bacchus, nach Diodor und den meisten Griechen ein und derselbe König, den wilden Weinstock, der sich meistens um Bäume schlingt. Im Lande Kanaan findet auch Noah den Weinstock (Moses 1. c. 9.). Die großen Trauben, die Moses aus der Gegend von Hebron gebracht wurden, sind bekannt: nun weiß man, daß der Weinstock im Allgemeinen dem Becken des Mittelmeers angehört; er wächst weder in Aethiopien noch im eigentlichen Arabien, noch selbst in Egypten wild. Die heilige Schrift, die alte egyptische Geschichte und die Naturgeschichte vereinigen sich also über diesen wichtigen Punkt. Palästina war die Wiege des Ackerbaus, hier fand man zuerst den Weizen, die Gerste und den Wein, die Osiris nach Oberegypten einführte, und deren Anbau Kains und Seths Nachkommen vervollkommneten. Diese historische Thatsache fließt unmittelbar aus der Bestimmung der Lage der Stadt Nysa.

„Die egyptische Geschichte, sagt Diodor, versichert, Osiris aus Nysa, im fruchtbaren Arabien, wo es an Egypten stößt, habe den Landbau geliebt, und in der Nachbarschaft von Nysa den Weinstock wild und in großer Menge gefunden; hier fand auch Isis den Weizen und die Gerste, wild unter den andern Pflanzen wachsend, aber den Menschen unbekannt. Feste, bey denen man Getreidegarben, Gefäße voll Weizen und Gerste trug, sollten das Andenken an diese große Entdeckung erhalten, die bey den Egyptern dem schrecklichen Gebrauche des Menschenfressens ein Ende machte."

Auch nach der Genesis wurden die Cerealien in Palästina entdeckt, und der Ackerbau begonnen. Moses erinnert das Volk der Hebräer an diesen Umstand, der ihm das verheißene Land noch theurer machen sollte: „der Herr, dein Gott führet dich in ein gutes Land, ein Land, worin Bäche und Brunnen und Seen sind, ein Land, da Weizen, Gerste, Weinstöcke, Feigenbäume und Granatäpfel sind; ein Land, da Oelbäume und Honig wachsen; ein Land, dessen Steine Eisen sind, da du Erz aus den Bergen haust." Gleichfalls in Palästina findet Noah den Weinstock. (I. Mos. 9.) und es ist das Vaterland des Erdharzes. (I. 4.) Dieses nämliche Land beschreibt uns die Bibel als das Vaterland der Ceder vom Libanon, des Balsambaumes, des Solanum melongena, der Dattelpalme, der Sycomorenfeige, des Dromedars, des Chakals, des Jerboas, des Löwen, des Bären und der Gazelle. Nun bestätigen sämmtliche Gelehrte, die Palästina bereist haben, daß alle diese Pflanzen und Thiere noch jezt sich wild daselbst finden; eben so ist das Vorkommen von Eisen, Kupfer und Harzseen keinem Zweifel unterworfen. Auch weist der Umstand, daß im nämlichen Lande Gewächse vorkommen, die großer Hitze bedürfen, und andere, die ein kaltes oder gemäßigtes Klima lieben, wie die Palmen oder die Ceder, der Balsambaum und der Weinstock, auf einen sehr beschränkten Landstrich hin, und namentlich auf ein Gebirgsland, das durch die verschiedene Höhe sehr wechselnder Temperatur unterliegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Marienwerder in Westpreußen, im Jan.

Es thut mir leid, daß ich Ihrer Aufforderung, Ihnen während meines Aufenthalts in dieser Provinz, Interessantes über Eigenheiten des Volks, über Gewohnheiten, Alterthümer und Sagen mitzutheilen, bis jezt schlecht entsprechen kann, denn dieser Bezirk ist, nebst dem angrenzenden Cösliner, in Hinterpommern, sicher der ärmste und uninteressanteste der ganzen Monarchie. Es bildet derselbe den südlichen Theil der Provinz Westpreußen, in seiner längsten Ausdehnung von Westen nach Osten insektenartig eingetrocknet. Der einzige Strom und schiffbare Fluß ist die Weichsel, welche, ihn von Süden nach Norden durchschneidend, zwey ziemlich gleiche Hälften bil-

det. Er iſt zuſammengeſezt aus einigen Bezirken des alten Königreichs Preußen (jezt Oſtpreußen), wozu auch Marienwerder gehört, und denjenigen Theilen des ehemaligen Königreichs Polen, welche durch die erſte Theilung im Jahre 1772 erworben, und durch die Stipulationen des Wiener Kongreſſes zurück genommen wurden. Mit Ausnahme eines ſchmalen, etwa meilenbreiten Striches an beyden Seiten der Weichſel, der Weichſel-Niederung, gehört derſelbe zu den unfruchtbarſten und von der Natur am wenigſten begünſtigten Ländern. Auf größtentheils dürrem Boden wohnt eine arme und unwiſſende Bevölkerung von im Durchſchnitt wenig mehr als 1000 Menſchen auf die Quadratmeile, welche zur größten Hälfte in katholiſchen Polen beſteht. Ja es gibt Kreiſe, welche nur 5 bis 700 Menſchen auf die Quadratmeile zählen. Die Armuth erſtreckt ſich ſo weit, daß ſelbſt bey einer nicht ſchlechten Ernte, die geringern Bauern und Tagelöhner in den lezten Monaten vor der folgenden Ernte nicht ſelten ohne Brod ſind, und allein von Kartoffeln und Kräutern ohne Salz leben, welches leztere ſie noch ſeltener bezahlen können. Schlägt aber Mißernte das Land, ſo iſt das Elend vollendet, die Menſchen würden verhungern, wenn der Staat ſich nicht in's Mittel ſchlüge, und das geſchieht denn regelmäßig durch Veranſtaltung öffentlicher Arbeiten, wozu durch die Gnade des Königs bedeutende Summen bewilligt werden, und wodurch es allein möglich wird, den Hülfsbedürftigen Erwerb zu verſchaffen. Denn einen anderen Erwerbszweig als die Bebauung des unfruchtbaren Bodens gibt es nicht. In dem ganzen Departemente gibt es keine Fabriken von einiger Bedeutung. Eben ſo iſt der Handel nicht nennenswerth; nach dem Aufhören der Getreideausfuhr ſind es allein die nicht werthvollen Produkte der weit verbreiteten Kiefernwälder, welche ausgeführt werden. Der Tranſithandel von Danzig nach Polen, und umgekehrt berührt die Provinz nur auf der Straße der Weichſel, und läßt wenig Vortheil zurück. Die dießjährige ſchlechte Ernte iſt abermals Veranlaſſung geweſen, daß auf verſchiedenen Stellen an einer zweyten Chauſſee durch die Provinz gearbeitet werden ſoll. Die Mittel zu dieſem Aufwand vermag das Departement, welches kaum die Koſten der Verwaltung, der Unterhaltung der Truppen und Feſtungen bergibt, nicht aufzubringen. Die Centralfonds des Staats müſſen hinzu treten.

(Die Fortſezung folgt.)

Petersburg, 14. Februar.

(Beſchluß.)

Im untern Abſchnitt lieſt man: die kaiſerlich Petersburgiſche Akademie der Wiſſenſchaften, am 29ſten December 1826. (alten Stils). Darauf verlas man öffentlich die Preisfragen, die die Akademie für dieſen außerordentlichen Fall aufzugeben beſchloſſen hatte, es waren deren drey, eine phyſikaliſche, eine hiſtoriſche und eine ſtaatswirthſchaftliche, die beyden leztern nehmen ausſchließlich Rückſicht auf Rußland. Vorzüglich nüzlich kann die leztere für mehrere Zweige der inneren Induſtrie, wie des Ackerbaus, des Manufaktur- und Fabrikweſens werden, wenn ein talentvoller und dem ſchwierigen Gegenſtande hinreichend gewachſener Mann ihre Beantwortung übernimmt. Als lezte Friſt für die Beantwortung dieſer leztern ſezte die Akademie den 1ſten Januar 1828, für die der beyden andern den 1ſten Januar 1829 feſt. Als Prämie für die beſte Beantwortung der phyſikaliſchen beſtimmte ſie 200, der geſchichtlichen und ſtaatswirthſchaftlichen dagegen 100 Dukaten. Nächſt dieſen ſezten der Präſident und ein Ungenannter zwey beſondere Preisfragen aus, die die Geſchichte des ruſſiſchen Rechts betreffen. Für die gelungenſte Beantwortung jeder deponirten ſie hundert Dukaten bey der Akademie. Jede einlaufende Abhandlung, muß an den beſtändigen Sekretär der Akademie ſelbſt adreſſirt, darf in deutſcher, franzöſiſcher, ruſſiſcher oder lateiniſcher Sprache verfaßt, und, was zu einer Hauptbedingung gemacht iſt, in einer leſerlichen Hand geſchrieben ſeyn. In dem öffentlich abgeleſenen Verzeichniß der Ehrenmitglieder bemerkte man nächſt den früher genannten erlauchten Perſonen eilf In- und ſechszehn Ausländer, unter den leztern befinden ſich bekanntlich Gelehrte von der höchſten Celebrität. Zu Korreſpondenten wurden vierzehn im In- und neun im Auslande ernannt. Zum Schluß der Feyer ward eine Dankrede in franzöſiſcher Sprache, von dem Akademiker Kollins verleſen, die der Akademiker und wirkliche Staatsrath Storch verfaßt hatte, ſeines überaus ſchwachen Geſichts wegen aber nicht ſelbſt ableſen konnte. Mit Gefühlen ganz beſonderer Ehrfurcht hatte der Verfaſſer in dieſer Rede mehrere ausſchließlich auf die Kaiſerin Mutter bezogen, die bey dieſer Feyer von allen Anweſenden die einzige war, welche 1776 der fünfzigjährigen Jubelfeyer beygewohnt, und das ſeitdem abgelaufene halbe Säkulum ſo außerordentlichen Handlungen der Menſchenliebe für Rußlands und der ganzen Menſchheit Wohl geweiht hatte. Nach aufgehobener Feyer beſahen die erlauchten Gäſte noch mit dem beyfälligſten Intereſſe mehrere auf dem Tiſche ausgebreitete wichtige Denkmäler der Akademie, wie die von Katharinen der Zweyten eigenhändig geſchriebene Inſtruktion zur Verfaſſung eines Geſezbuchs, die 1747 von Eliſabeth, und 1803 von Alexander dem Erſten beſtätigten akademiſchen Statuten, den neuerſchienenen zehnten Band der akademiſchen Memoiren, den vom Akademiker Fräyn verfaßten Katalog der mohametaniſchen Münzen des aſiatiſchen Muſeums, die ſieben erſten Bände der ruſſiſchen Ausgabe von den unter Katharinen der Zweyten gemachten Reiſen der Akademiker ꝛc. Sie unterhielten ſich ſonach mit dem größeren Theil der Akademiker, und erſt eine Stunde nach der aufgehobenen Feyer verließen ſie den Saal, von den ſtillen Segenswünſchen der ganzen Verſammlung begleitet. Am Abende dieſes Feſttages waren ſämmtliche, zur Akademie gehörende Gebäude auf's ſchönſte erleuchtet. — Dieſe Säkularfeyer wird gewiß der wiſſenſchaftlichen Thätigkeit der Akademie ſchon für die nächſte Folgezeit einen neuaufmunternden erhöhten Schwung geben, auch ſind ihre Glieder, beſonders die Akademiker, jezt in pekuniärer Hinſicht in eine weit vortheilhaftere Lage verſezt. Der ihnen urſprünglich von Peter dem Großen beſtimmte Beſoldungs-Etat von 2500 Rubel in Silber ward ſpäter, wahrſcheinlich durch die willkührliche Diſpoſition irgend eines Miniſters, da alle Beamten-Gehalte hier in Papier ausgezahlt werden, auf dieſen Münzfuß reduzirt. Bey deſſen, durch eingetretene Umſtände der neuern Zeitepochen herbeygeführtem enormen Sinken, der außerordentlichen Theurung, welcher alle Lebensbedürfniſſe unterworfen wurden, kamen unſre Akademiker alſo wirklich in die ſchwierigſten Verhältniſſe, ſie mußten mit Nahrungsſorgen kämpfen, der Würde ihres Berufs als erſte Gelehrte des Reichs gewiß nicht entſprechend. Mit dem Beginn dieſes Jahrs werden ihnen aber ihre Gehalte wieder, wie urſprünglich, in Silber ausgezahlt. Der Monarch war mit der Feſtesfeyer wie auch mit den geleiſteten wiſſenſchaftlichen Arbeiten der Akademie überaus zufrieden, und gab dieß ſchon, den Saal verlaſſend, dem Präſidenten in den wohlwollendſten Ausdrücken zu erkennen. Mehrere Akademiker und andere ihrer Beamten wurden gleich am folgenden Tage auf die ausgezeichnetſte Weiſe durch Orden und Rangbeförderungen belohnt, wie die politiſchen Tagesblätter zu ihrer Zeit erwähnten.

B***g.

Beylage: Literaturblatt Nr. 21.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Nro. 63.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 14. März 1827.

Wenn mir aller Muth will ſinken,
Blick' ich, wo die Sterne blinken,
Aufwärts nach dem lichten Zelt.
Wo Ein Lichtlein glüht am andern,
Wo ſie kommen, wo ſie wandern,
Täglich eine neue Welt.

C. Grüneiſen.

Fragen an die Sterne.

Wie wandelt ihr ſo ſtille
Dort in der blauen Fern',
Euch führt ein hoher Wille,
Ihr dienet einem Herrn.

Wißt ihr vom weiſen Rathe,
Der alle Weſen führt?
Folgt euer Blick dem Pfade,
Der ſich in Nacht verliert?

Ihr leuchtet nicht als Wüſten
In unſre Nacht herein,
Auf eurem lichten Küſten
Muß Geiſt und Leben ſeyn.

Singt euch wohl Philomele?
Tönt dort der Wachtel Schlag?
Entſteigt der Lerche Kehle
Auch dort der Liebe Klag'?

Brennt Liebe Opferfeuer,
Die nie ein Tod bedroht?
Tönt hehr das Lied zur Leyer
Bey ew'gem Morgenroth?

Wird wohl das Herz, von Wunden
Und herbem Gram geplagt,
Im Sternenland' gefunden
Vom Schmerz', der es benagt?

Doch, ſtill und heiter ſtrahlet
Ihr fort und fort herab.
Sieh! Himmelsfriede malet
Sich in den Strahlen ab.

Das Land, das wir einſt ſchauen,
Iſt, wie die Strahlen, mild.
Dort in den blauen Auen
Iſt unſrer Zukunft Bild.

Fr. Börſch.

Reiſe der Kaiſerin Katharina II. nach Taurien.

(Fortſetzung.)

Katharina hatte die Bekanntſchaft des Herrn de la Rivière durch Diderot gemacht, der ſelber nach Petersburg gekommen war; er machte anfänglich vielen Eindruck durch ſeinen lebhaften Geiſt, durch die Eigenheit ſeines Genies und ſeines Styls, durch ſeine heftige, hinreißende Beredſamkeit; er bekannte ſeinen Glauben an das Nichts mit einem lächerlichen Fanatiſmus; er ſprach beſſer als er ſchrieb, die Kraft ſeiner ungeſuchten Ausdrücke riß raſch hin, ſo daß man keine Zeit hatte, zu bemerken, daß ſeine Gedanken unrichtig waren; er war der Genius des Paradoxen und der Prophet des Materialiſmus; jetzt ſind ſeine Schriften mehr berühmt als geleſen. Das Urtheil Katharinens über Diderot war folgendes:

„Ich habe mich lange und oft mit ihm unterhalten, aber mehr aus Neugierde als daß ich Vortheil davon gehabt hätte. Hätte ich ihm glauben wollen, ſo wäre Alles in meinem Reiche drunter und drüber geworfen worden; ich hätte Geſetzgebung, Verwaltung, Politik, Finanzen, Alles abgeſchafft, um unausführbare Theorien

an die Stelle zu setzen. Da ich jedoch mehr zuhörte als redete, so würde ein Zuhörer ihn für einen strengen Schullehrer und mich für eine unterthänige Schülerin gehalten haben. Wahrscheinlich glaubte er das selber, denn da er einige Zeit nachher keine der großen Neuerungen, die er mir angerathen hatte, in meiner Regierung bemerkte, bezeugte er mir sein Befremden mit einem gewissen stolzen Mißvergnügen. Nun sagte ich ihm ganz unverholen heraus: „Herr Diderot, ich habe mit dem größten Vergnügen Alles angehört, was Ihnen ihr lebhafter Geist eingegeben hat; ich begreife gar wohl Ihre großen Prinzipien, aber damit macht man nur schlechte Arbeit, obgleich schöne Bücher. In allen Ihren Planen vergessen Sie die Verschiedenheit der Lage, in der Sie sind und in der ich bin. Sie arbeiten auf dem Papier, das Alles mit sich anfangen läßt, weil es glatt, geschmeidig ist, und weder Ihrer Einbildung noch Ihrer Feder widerstrebt, dagegen ich arme Kaiserin es mit der menschlichen Haut zu thun habe, die äußerst reizbar und kitzlich ist." Ich bin überzeugt, daß er mich von diesem Augenblick an für einen beschränkten, gemeinen Geist hielt und Mitleiden mit mir hatte; er sprach von nun an mit mir einzig von schönen Wissenschaften, und die Politik blieb weg."

Uebrigens hatte Diderot mehr Ursache, mit Rußland zufrieden zu seyn als mit Frankreich; in seinem Vaterland warf man ihn in's Gefängniß, die Kaiserin dagegen kaufte ihm seine Bibliothek, die er bis an sein Ende behalten durfte, für 50,000 Franken ab, und schenkte ihm dabey noch ein Haus in Paris. Hierher gehören Auszüge aus zwey Briefen Katharinens an Voltaire und seine Antwort:

„Mein Herr, ich habe einen eben so harten Kopf als der Name Czarin hart auszusprechen ist. Auf Ihre hübschen Verse antworte ich in schlechter Prosa. Ich mache keine Verse, aber darum bewundere ich die Ihrigen nicht weniger; Sie haben mich so verwöhnt, daß ich beynahe keine andere mehr lesen kann. Ich habe in meinem großen Bienenkorbe als Königin zu thun, und kann also nicht zu gleicher Zeit etwas Anderes treiben. Nie hätte ich geglaubt, daß mir der Ankauf einer Bibliothek so viele Lobsprüche zuziehen würde; Jedermann macht mir wegen der Bibliothek Diderots Komplimente. Aber geben Sie zu, Sie, welchem die Menschheit Dank weiß für den Schutz der Unschuld und der Tugend, den Sie der Familie Calas gewidmet haben, daß es grausam gewesen seyn würde, einen Gelehrten von seinen Büchern zu trennen."

In dem andern Briefe sagt Katharina:

„Der Glanz des Sterns im Norden ist nur ein Nordschein. Das Gute, was über einige hundert Stunden Landes verbreitet worden, und dessen Sie die Güte haben Erwähnung zu thun, gebört mir nicht zu. Die Calas haben das, was sie erhielten, ihren Freunden zu verdanken. Herr Diderot verdankt den Verkauf seiner Bibliothek seinem Freunde; aber die Calas und die Sirven verdanken Ihnen alles. Seinem Nächsten etwas Weniges von seinem Ueberflusse abzugeben, das ist nichts; aber man macht sich unsterblich, wenn man der Fürsprecher des Menschengeschlechtes, der Vertheidiger der unterdrückten Unschuld wird." Voltaire antwortete: „Verzeihen Ew. Maj. Nein, Sie sind kein bloßer Nordschein; gewiß, Sie sind das glänzendste Gestirn des Nordens und es gab nie ein so Wohlthätiges als Sie. Andromeda, Perseus und Calisto stehen weit unter Ihnen. Alle diese Gestirne hätten Diderot Hungers sterben lassen. In seinem Vaterlande war er verfolgt, und Sie suchen ihn dort auf, um ihm Gutes zu thun."

Wir sahen nun Kioff, die schwache Wiege des unermeßlichen Reichs, das so lange in der Finsterniß gelegen und nun seit einem Jahrhundert sich daraus so kolossal, so furchtbar erhoben hatte. Aus Kioff's Mauern zogen einst die ersten Armeen aus, welche den Thron der morgenländischen Kaiser erschütterten und ihre Lanzen in die goldenen Pforten der Stadt Konstantins stießen. Nach Kioff trug eine griechische Prinzessin die Fackel des Evangeliums, dessen Licht sich bald bis in die entferntesten Gegenden des Nordpols verbreitete. Vielleicht werden aus Kioff die rächenden Heere ausziehen, um die wilden Muselmänner aus Europa zu jagen und um die griechischen Helden zu unterstützen, welche man so lange der barbarischen Grausamkeit und dem unerträglichen Joche ihrer Unterdrücker hülflos überlassen hat.

Die Kaiserin wollte nachher wissen, welchen Eindruck der Anblick der Stadt und ihrer Umgebungen auf Herrn von Cobenzel, auf Herrn Fitz Herbert und mich gemacht habe; und seither sprach sie oft mit Lachen davon, wie die Verschiedenheit unserer Antworten einen ziemlich richtigen Begriff von dem Geiste der drey Nationen gebe, die wir bey ihr vorstellten. „Wie finden Sie die Stadt Kioff?" sagte sie zu dem Grafen von Cobenzel. Der Graf antwortete mit Enthusiasmus: „Ich habe nie eine so schöne, so imposante, so prächtige Stadt gesehen." Auf dieselbe Frage erwiederte Fitz Herbert: „In Wahrheit, es ist ein trauriger Ort, man sieht ja nichts als Ruinen und altes Mauerwerk." Als die Reihe an mich kam, sagte ich: „Madame, Kioff deutet auf die Vergangenheit und die Zukunft einer großen Stadt."

In der That, man sah hier mit staunendem Auge so mancherley beysammen, einen Hof voll Prunk, eine Kaiserin voll Eroberungslust, einen reichen und kriegerischen Adel, stolz und prachtliebend, Kaufleute in langen Röcken und mit herabhängenden Bärten, Offiziere von allerley Waffenarten; jene berühmten Kosacken vom Don, prächtig gekleidet in asiatischer Tracht, bekannt geworden in ganz Europa in neuern Zeiten durch ihre langen Lan-

gen, ihre Tapferkeit und ihre schlechte Kriegszucht; dann Tartaren, vormalige Beherrscher Rußlands und nun unterthänig dem Joche einer Frau und Christin; wiederum einen Prinzen aus Georgien, der den Tribut des Phasis und von Colchis zu den Füßen Katharinens legte; dann mehrere Abgesandte jener zahlreichen Kirgisenstämme, dieser Nomaden und Krieger, die man so oft besiegte aber nie zähmte; endlich jene wilden Kalmucken, ein wahres Bild der Hunnen, die durch ihre Häßlichkeit Europa eben so sehr schreckten als das furchtbare Schwert ihres grausamen Monarchen Attila. Der ganze Orient war hier beysammen, um die neue Semiramis zu sehen, welcher alle Monarchen des Occidents huldigten. Es war eine Zauberbühne, wo nebeneinander auftrat das Alterthum und die neue Zeit, die Kultur und die Barbarey, und der anziehendste Kontrast der verschiedensten, entgegengesetztesten Sitten, Gesichter und Kostüme.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an Hebel.

Indem ich dem Verfasser des nekrologischen Artikels in der Allgemeinen Zeitung über meinen unvergeßlichen Freund Hebel meinen Dank für die wahre und freundliche Auffassung jener seltenen Individualität zolle, erlaube ich mir, einige Zusätze und Nachträge, und einige Wünsche beyzufügen.

Eine, wie mir scheint, sehr charakteristische Anekdote aus Hebels früherem Leben habe ich von ihm selbst. Er sammelte als Knabe Puppen von Raupen, zimmerte ein kleines Kästchen zusammen, füllte es mit Erde, begrub die Puppen in diese, setzte jeder ein Kreuz, und sah sehnsüchtig nach ihrer Auferstehung.

Als Student war er Amicist, schlug sich zu Erlangen und hatte den verstorbenen K. bair. G. R. von Reinwald zum Sekundanten. Er verbarg sein Herzklopfen so gut er konnte und kam mit einer leichten Wunde im Arm davon. Er wiederholte noch nach mehreren Jahren Reinwalds pathetische Anrede auf unnachahmliche Weise.

Sein erstes Examen bestand er so unzulänglich, daß er zu einem zweyten aufgefordert wurde. Auf seinem ersten Vikariat wurde er umgeäzt *).

Seine ersten poetischen Versuche erzeugte das Heimweh. Als er berühmt geworden war, war er, nach seinem eigenen Ausdrucke, wie ein beschrieener Geist und dachte bey allem, was er schrieb, an Kritik und andere Flüche der Celebrität.

Es war 1807 die Rede davon ihn als protestantischen Prediger und Professor nach Freyburg zu versetzen. Er war unschlüssig, ob er hingehen sollte, und seine Unschlüssigkeit raubte ihm den Schlaf, als er bey einem Freunde auf dem Lande war; da hörte er den Nachtwächter seine eigenen Verse rufen: „du armer Tropf dei Schlaf isch hin, Gott sorgt, es wär nit nöthig gsy! Sollst du diese Verse gemacht haben, und dich selbst nicht trösten können? fragte er sich, schlief ruhig, und wurde durch einen Boten geweckt, welcher Entscheidung seines Schicksals brachte. Er blieb in Karlsruhe.

Als Vikar hatte er eine Braut. Niemand wußte warum er nicht heirathete. Beyde blieben ledig. Sie lebte 1812 noch im Oberlande. Im Jahre 1809 hatte Hebel noch eine Art Leidenschaft für eine geistreiche Frau, welche als Schwiegermutter im Hausfreunde aufgeführt ist. Seine Brechräthsel fallen in jene Zeit. Sie war die lustigste seines Lebens.

Ein angefangenes Gedicht, in welchem eine Predigt eingewebt ist, ein Bau-Spruch, ein Idyll auf die Landstraße, ein Zusatz zum Nachtwächter in der Mitternacht sind wohl in seinen hinterlassenen Handschriften vorgefunden worden. Im Jason steht von ihm eine Rede über das glückliche Leben eines Schneiders, und ein herrlicher Aufsatz über die Juden. Er wollte den Lumpenspiegel Plouquets neu bearbeiten, und eine Auswahl der besten deutschen Volkslieder in allemannischer Mundart herausgeben, kam aber nicht dazu. Einige seiner Predigten sind gedruckt; mehrere verdienen Bekanntmachung. Ich besitze einige Polymeter von ihm, welche dem Herausgeber seiner sämmtlichen Schriften zu Dienste stehen.

Der zu früh verstorbene Kupferstecher Müller, der Sohn, zeichnete 1810 in Karlsruhe Hebels Bild ausnehmend ähnlich. Es verdiente einer Herausgabe seiner Werke beygefügt zu werden.

Sein deutsches Herz, das 1810 auf die Kehler Ehrenpforte Germaniae memor! setzte, kannte Niemand besser als ich. Ob er rücksichtlich Tyrols unrecht gehabt habe, mögen unbefangene Tyroler selbst entscheiden.

Rom, 21sten Februar 1827.

Der ehemalige Adjunkt des rh. Hfr.

*) Umäzen; diesem Gebrauch zu Folge, welcher in vielen Gegenden Deutschlands üblich, wird der Geistliche von den Bauern des Kirchspiels der Reihe nach und unentgeldlich gespeist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, im Februar.

Um Ihnen noch einiges Interessante aus dem Gebiete der Musik zu berichten, so habe ich zuerst von dem Konzerte zu sprechen, welches der als Komponist und Virtuos geachtete Ferdinand Ries hier vor einem nicht zahlreichen Kreise von Musikfreunden gegeben hat. Er führte zuerst eine noch in Manuscript befindliche Symphonie auf, welche ihn als tüchtigen Meister in dieser Gattung von Neuem bewährte. In dem Finale derselben ist wohl dem Effekte zu viel zu Liebe gethan. Dann spielte er ein Konzert für Pia-

noforte, ein Rondeau brillant mit Einleitung von seiner eigenen Kompositien. Das leztere hat noch mehr gefallen als das erste; sein Spiel hat man den ihm vorausgehenden Rufe nicht ganz entsprechend gefunden. Referent will nicht entscheiden, wie viel die Stimmung des Konzertgebers oder das ihm fremde Instrument daran Schuld haben mag, oder die Erinnerung der Zuhörer an den eleganten und brillanten Vortrag Moscheles, den wir vor Kurzem erst gehört hatten. Aber daß das Tragen und die Ruhe seines Vortrags höchst ausgezeichnet ist, darf ich nicht unbemerkt lassen. Die freye Phantasie, die er am Schlusse seines Konzerts vortrug, ziehe ich wegen ihrer harmonischen Kunst den von Moscheles gehörten vor.

Ein anderes Konzert gab der Flötist Guillon aus Paris im hiesigen Theater, worin auch Fräulein Canzi und Hr. Vetter einige ausgewählte Gesangstücke vortrugen. Die Fertigkeit und Eleganz des Hrn. Guillon wurde allgemein anerkannt. Es ist diesem Künstler nachzurühmen, daß er nichts, der Natur seines Instruments Widerstreitendes unternimmt. Das Gefällige herrscht auch in seinen Kompositionen vor, die übrigens für uns Deutsche nicht genug Tiefe der Empfindung und Originalität zeigen. Derselbe Künstler trat auch in einem unserer Abonnementskonzerte mit Beyfall auf. — Im lezteren hat uns das glückliche Fortschreiten des sehr begabten Fräulein Graben im feinern Vortrage (z. B. in der großen Arie aus Rossinis Semiramis) viele Freude gewährt.

Außer den großen Beethovenschen Symphoniewerken und Ouvertüren, die wir in dem gegenwärtigen Abonnement in umgekehrter Ordnung, d. h. von den neusten anfangend und fortgehend zu den älteren Werken, hörten, und außer einigen trefflichen Symphonien von Haydn, Mozart und dessen zu früh gestorbenem Schüler Eberl, haben wir auch zwey neue, noch in Handschrift befindliche Symphonien talentvoller jüngerer Komponisten kennen lernen, nämlich eine von Felix Mendelsohn-Bertholdy in Berlin (dem Enkel des berühmten Philosophen) und eine zweyte Symphonie von Kalliwoda (in Donaueschingen). In jener, scheint mir, zeigt sich das Talent noch in dem Aufstreben begriffen, die empfangenen Kunstformen mit seinen eigenthümlichen Gedanken zu vereinigen. Die freye Handhabung der Instrumentation aber steht ihm noch nicht zu Gebote, doch zeigen sich schon die Merkmale einer Kraft, die bey ruhiger Ausbildung sich zu dem Gediegenen und Vortrefflichen zu erheben fähig ist. Der zweyte genannte Komponist zeigt sich in seinen Werken schon im völligen Besiz der äußern Kunstmittel, und er handhabt sie, wiewohl ohne hervorstechende Originalität, zur Hervorbringung gemüthlicher Stimmungen.

Unter den hiesigen Künstlern, welche in der lezten Zeit aufgetreten sind, zeichnen sich aus der Klarinettist Tretbar, welcher im Vortrag eines interessanten Rondo's von Lindpaintner von seinen außerordentlichen Fortschritten in der Beherrschung seines schönen Instruments das erfreulichste Zeugniß ablegte; ferner der Posaunist Queisser. Der junge, sich zum Virtuosen bildende Schornstein aus Elberfeld, zeigte eine, in seinem Alter seltene Kraft und Fähigkeit des Ausdrucks in dem Vortrag eines Hummel'schen Rondo's. Von großen Vokalmusiken wurde C. M. von Webers Kantate, zur Feyer des Regierungsjubiläums unseres verehrten Königs geschrieben, wiederholt gehört; sie hat treffliche Partien, unter denen der erhebende Anfang: „erhebt den Lobgesang! Orgel und Glockenklang" und der feyerliche Schluß: „Der Herr segne uns ꝛc." sich hervorheben. Die Einleitungsscenen zu der von C. Claudius, einem hiesigen Musiklehrer, komponirten, aber nicht auf die Bühne gebrachten Oper Arion, empfehlen sich durch edle Haltung und Fluß der Modulation, und verrathen einen schon gewandten Harmoniker, der noch nicht völlig vom fremden Einflusse sich frey gemacht hat. Rossinis berühmtes Quartett, aus Bianca e Falliero, welches wir zum ersten Male trefflich einstudirt, von guter Stimme vortragen hörten, kündigte sich als eines seiner besten Werke an.

Am 29sten Januar verloren wir den, seit Kurzem an einem schmerzlichen Brustübel leidenden Musikdirektor des Konzerts, Chr. Schulze, durch einen zu frühen Tod. Ueber seine Verdienste um die musikalische Welt, hat unser Fr. Rochlitz in der hiesigen musikalischen Zeitung ein ernstes und wahres Wort gesprochen. Dem auswärtigen Publikum ist er vornämlich durch seine ausdrucksvollen Liederkompositionen rühmlich bekannt. An seine Stelle ist der hiesige Organist Polenz als Musikdirektor getreten, der sich als eifriger Direktor des Musikvereins um guten musikalischen Vortrag bey uns verdient gemacht hat, und zu den besten Gesangslehrern gehört. Unter seiner Leitung hörten wir auch kürzlich die schöne Krönungsmesse von Eybler in der genannten Gesellschaft. In kurzer Zeit wird auch hier L. Spohrs neues Oratorium, die lezten Dinge, zur Aufführung kommen, wovon eben der vollständige Klavierauszug (von Ferd. Spohr gearbeitet) im Steindruck erschienen, und von dem Komponisten selbst verlegt worden ist. Dieser Klavierauszug wird besonders den Mitgliedern der Singvereine angenehm seyn, welche edle geistliche Musik lieben und gern studiren.

Wendt.

Marienwerder in Westpreußen, im Jan.

(Fortsezung.)

Einen verhältnißmäßigen, nicht vortheilhafteren Anblick als das platte Land gewähren die Städte, die größtentheils nicht besser als Dörfer sind, und von diesen nur durch eine größere Anzahl von Krämern und Handwerkern sich auszeichnen. Im ganzen Departement ist keine Stadt von einiger Bedeutung. Danzig, Elbing, Marienburg, die größten und merkwürdigsten Städte der Provinz, gehören zum Danziger Departement. Im hiesigen Bezirk ist die größte Stadt Thorn an der Weichsel, mit etwa 8000 Menschen, deren Wohlstand durch das Aufhören der Getreideausfuhr sehr gesunken ist. Die nächste Stadt, der Größe nach, ist Graudenz, mit 6000 Menschen, welches gleichfalls in der Zeit des Getreidehandels zum Wohlstand gelangt war, und noch gegenwärtig ein recht städtisches Ansehen hat. Sodann folgt Marienwerder, der Sitz der Departementsregierung und des Oberlandesgerichts von ganz Westpreußen. Diese beyden Landeskollegien geben dem Ort von etwa 3000 Seelen Bedeutung, welche es ohne diese gar nicht haben würde; die eigentliche Bürgerschaft besteht nur aus Ackerleuten, Krämern und Handwerkern. Die Erlangung literarischer Hülfsmittel war bis jezt sehr schwierig. Im ganzen Departement, vielleicht mit Ausnahme von Thorn, war bis vor vierzehn Tagen keine Buchhandlung; selbst nicht hier in Marienwerder, wo doch in zwey großen Kollegien so viele gebildete Leute leben. Ganz kürzlich hat die Maurersche Buchhandlung zu Berlin eine Kommandite hier errichtet, so daß man die Gegenstände des Buchhandels nun mehr näher zur Hand hat. Das Abonnement bey einer noch so schlechten Leihbibliothek war bisher unverhältnißmäßig theuer. Im Allgemeinen herrscht hier Theurung, nicht der rohen Produkte des Landes, welche in der Regel sehr wohlfeil sind, aber aller derjenigen Gegenstände, welche aus der zweyten Hand gekauft werden müssen, oder durch Fabrikation entstehen, und der Wohnungsmiethen. Lezte sind in diesem kleinen Ort so theuer als in Berlin.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 64.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 15. März 1827.

Wir wünschen Eure Gegenwart bey diesem königlichen Akt, der für Uns als Dame, und als Mutter und Obervormünderin dieses Volkes, wichtig ist.

Kenilworth II. 17.

Reise der Kaiserin Katharina II. nach Taurien.

(Fortsetzung.)

Die Kaiserin, beständig ihrer Gewohnheit getreu, gab auch in Kioff den Einwohnern einen prächtigen Ball. Ich hatte während der bisherigen langen Reise gehofft, im Gefolge der Monarchin unbekannte Anstalten und fremde Länder zu sehen. In der Ungeduld über meine mißlungene Hoffnung entfuhr mir die übellaunige Bemerkung, es sey doch unangenehm, immer nur das Hofleben zu sehen, immer nur griechische Messen zu hören und immer nur Bällen beyzuwohnen. Katharina erfuhr es und sagte zu mir: „Man sagt mir, Sie tadeln mich wegen meiner ewigen Audienzen und Feste; aber ich habe dazu folgende Gründe: ich reise nicht, um die Länder zu besehen, sondern der Menschen halber; ich kenne durch Zeichnungen, durch Beschreibungen all das äußerlich Sichtbare hinlänglich, was ich auf dem raschen Zuge doch nicht hinlänglich untersuchen könnte. Aber ein wesentliches Bedürfniß für mich ist, die Völker in der Nähe zu sehen, ihre Klagen anzuhören, und denen Furcht einzuflößen, die meinen Namen mißbrauchen, und deren Irrthümer, Nachlässigkeit oder Ungerechtigkeit ich hier entdecke. Einen solchen Vortheil wünschte ich von meinen Reisen zu ziehen; schon daraus entsteht Gutes, daß man sie nur ankündigt; da, wo der Herr selber zuschaut, geht das Werk von Statten."

Die Kaiserin hatte Befehl gegeben, daß wir auf der ganzen Reise kostenfrey gehalten werden sollten. Als ich in Kioff in einem mir angewiesenen sehr schönen Hause ankam, traf ich alle Arten von Vorrath darin an; sie hatte einen Maitre d'Hôtel, Kammerdiener, Köche, Aufwärter, Bediente, Kutscher, Wagen, Postillons, schönes Silberzeug, mehrere Porcelänservice, vortreffliche Weine dahingeschickt, so daß nichts fehlte, um auf's Glänzendste zu erscheinen. Sie hatte verboten, uns das Geringste bezahlen zu lassen. Auf der ganzen Reise durften wir also nichts ausgeben; nur hielten wir es für schicklich, den Hausherrn je nach ihrem Range oder ihrer Eigenschaft Geschenke zu machen. Zweymal in der Woche speisten wir nicht bey der Kaiserin, sondern gaben selber in unsern Wohnungen große Gastmahle; später speisten wir zusammen bey dem Grafen von Cobentzel in seinem etwas größern Hause, so daß wir mehrere Personen auf einmal zu Tische laden konnten. Es war weniger lästig, so viele Fremde gemeinschaftlich als einzeln aufzunehmen.

Hier sah ich mit Vergnügen den Grafen von Stakelberg wieder, der aus Warschau kam; er hatte mir bey meiner Sendung Dienste geleistet. Er war eine ganz andere Person; der in Polen so stolze, so glänzende Vicekönig war hier in Rußland ein Hofmann, der sich beynahe in dem großen Haufen verlor; man hätte ihn beynahe für einen entthronten Monarchen gehalten. Obgleich Fürst Potemkin und die andern Minister zu seiner kalten Aufnahme bey der Kaiserin beygetragen hatten, zog er sich

doch mit Würde aus seiner falschen Stellung. Die Gewohnheit zu herrschen zeigte noch in ihm den Mann, der mächtig gewesen war und lange Zeit Ehrfurcht eingeflößt hatte. Auch kamen viele Polen, jedoch gewiß mehr aus Furcht als aus Zuneigung zur Beherrscherin des Nordens; besonders glänzten die Grafen Branitzki, Potocki, Mincheck, Fürst Sapieha, Fürstin Lubomirska.

Mehrere junge Franzosen hatten neuerlich in Rußland tolle Streiche gemacht; ich hatte zu befürchten, die alten Vorurtheile der Kaiserin gegen die Franzosen möchten noch nicht erloschen seyn; ich bat also den Herrn von Vergennes und meinen Vater, den jungen Hofleuten in Frankreich keine Erlaubniß zu Reisen nach Rußland zu geben. Es kamen demnach nur zwey Franzosen nach Kioff, beyde ausgezeichnete Männer, nämlich der Ritter Alexander von Lameth und der Graf Eduard Dillon. Auch Herr von Lafayette hatte Lust bezeugt an Katharinens Hof zu kommen, allein er konnte nicht, weil er zum Mitgliede der Versammlung der Notabeln ernannt worden war. Der Kaiserin war dieses äußerst leid; sie hätte ihn gar zu gern kennen lernen, denn damals war Jedermann vom Enthusiasmus für die Befreyung Amerika's eingenommen, sogar die gekrönten Häupter. Herr von Lafayette war ihnen ein Held, weil er für die Sache der Freyheit, nur in einer andern Halbkugel gekämpft hatte; damals waren alle jungen Hofleute der Könige neidisch auf den Cincinnatusorden, den ich trug, und welchen heut zu Tag manche Personen für ein Zeichen von Demagogie halten würden. Die Kaiserin nahm den Herrn Eduard Dillon und vorzüglich Herrn Alexander von Lameth mit wohlwollender Auszeichnung auf; sowohl ihr Geist als ihr Ehrgeiz verleitete sie, Eroberungen zu machen; sie wußte gar gut, daß Männer, ausgezeichnet durch ihren Namen, durch Verdienst, Handlungen, Talent, Schriften, oder durch ihr Glück in der großen Welt die besten Werkzeuge sind, um den Ruhm der Monarchen zu verbreiten.

Unter den Generalen, die in Kioff bey der Kaiserin sich meldeten, fielen zwey besonders auf: der General Kamenski, ein lebhafter, harter, aufbrausender und heftiger Mann; man sagt, einer seiner Bauern habe ihm im hohen Alter aus Verzweiflung mit der Axt den Kopf gespalten. Viel merkwürdiger war der General Souwaroff; durch seinen Muth, durch seine Geschicklichkeit, durch das Zutrauen, das er den Soldaten einzuflößen wußte, hatte er das Mittel gefunden, obgleich man damals, wie in jeder absoluten Monarchie, nur durch die Gunst emporkam, rasch, ohne Vermögen, ohne Schutz, und trotz seiner unbekannten Familie, vorzurücken. Mit der Degenspitze hatte er jeden Grad erfochten; überall, wo Gefahr war, wo es einen schweren Befehl zu vollziehen, kühn einen Vortheil zu erringen gab, dachten die Befehlshaber immer an Souwaroff. Da er aber schon beym Anfang seiner ruhmvollen Laufbahn der Gegenstand der Eifersucht der Hofleute und Günstlinge gewesen war, die ihn darin aufzuhalten mächtig genug gewesen seyn würden, so faßte er den sonderbaren Plan, sein überwiegendes Verdienst unter der auffallenden Außenseite der Narrheit zu verschleyern. Seine Plane waren vollkommen deutlich, seine Entwürfe tief ausgedacht und seine Ausführung schnell; aber im gemeinen Leben und vor dem Publikum war in seiner Haltung, in seinen Geberden, in seinen Worten ein solcher Zug von Eigenheit und sogar von Uebertriebenheit, daß die Ehrgeizigen ihn bald nicht mehr fürchteten, indem sie ihn für ein nützliches Werkzeug zum Handeln, zum Dreinschlagen, aber für unfähig hielten, ihnen zu schaden, oder ihnen Ehrenstellen, Ansehen und Macht streitig zu machen. Man könnte die sonderbare Vergleichung anstellen und sagen, dieser Held des Despotismus habe sich, um emporzukommen und Ruhm zu erwerben, derselben Maske bedient wie Brutus, der Held der Freyheit, unter Tarquins Herrschaft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die alte Geschichte und das Vaterland der Getreidearten, namentlich des Weizens und der Gerste.

(Fortsetzung.)

Da sich nun die Aussagen der Tradition, die egyptische und jüdische Geschichte nach allen Punkten bestätigen, ist gewiß große Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß dasselbe für den Weizen und die Gerste gelten werde, die ihrer Behauptung nach in Judäa einheimisch seyn sollen, und deren Ursprung wir ihrer allzufrühen Verbreitung wegen aus dem Gesichte verloren. Diese für die Geschichte der Botanik und der Civilisation wichtige Thatsache wäre vielleicht nicht mehr im Zweifel, wenn Botaniker mehrere Jahre an Ort und Stelle geblieben wären, und während ihres Aufenthalts diejenigen Species, die sich blos augenblicklich und zufällig fortpflanzen, von den wirklich wilden, einheimischen Arten hätten unterscheiden können.

Es können zwey Einwürfe gemacht werden, einmal, der Weizen und die Gerste, von denen die Bibel und die egyptische Geschichte sprechen, seyen vielleicht nicht die Arten, die man heut zu Tage baut; zweytens, diese Arten können von ihrem ursprünglichen Zustande sehr abweichen, und durch die Kultur sehr verändert, verbessert worden seyn.

Nun aber verändern sich die grasartigen Gewächse durch die Kultur wenig oder gar nicht; und der Weizen, der in verschlossenen Gefäßen in den Gräbern der Könige zu Theben gefunden wurde, und dessen Form und Farbe sich durch das Klima und das Einbalsamiren vollkommen

erhalten hatte, schien Delille und den andern Gelehrten von der egyptischen Kommission völlig identisch mit unserem jetzigen Getreide zu seyn. Der Anbau des Getreides wurde überdieß in Egypten und Palästina seit seinem Beginn nie wieder unterbrochen, und die Pflanzen behielten fortwährend denselben Namen bey. Die Aehren, die auf den Thierkreisen von Theben und Esne vorgestellt sind, das Getreide, das in den ländlichen Scenen von Eleithuia vorkommt, gleicht ebenfalls unserem Getreide vollkommen; auch ist der Weizen, der in Egypten gebaut wird, an den langen Spitzen und der gedrungenen Aehre leicht kenntlich; denselben sieht man auf den Denkmälern. In den Broden, die in den Grabmälern Oberegyptens entdeckt wurden, fand der Engländer Brown mehrere ganze Gerstenbälge, die unserer Gerste vollkommen ähnlich waren; er entdeckte an der Basis dieser antiken Bälge einen kleinen Ansatz, dessen in den botanischen Beschreibungen nicht erwähnt wird; er überzeugte sich aber, daß er sich an unserer Gerste gerade eben so findet; dieß ist wohl der sicherste Beweis, daß wenigstens diese Art sich seit zweytausend Jahren in nichts verändert hat. Ein positives Kennzeichen, das auf den Zeitpunkt der Reife des Getreides und der Gerste hinweist, findet sich im zweyten Buche Mosis (c. 9.). Von einer der Plagen Egyptens, dem Hagel, wurden Flachs und Gerste vernichtet, denn beyde standen in Reife; Weizen und Spelz wurden verschont, weil sie spät reifen; nun ist bekannt, daß in den heißen Klimaten der Flachs und die Gerste vor dem Weizen und dem Spelz reif werden.

Was den Einwurf der Ausartung oder Veränderung durch die Kultur betrifft, so beweist das Getreide aus den Grädern von Theben, das vielleicht dreyßig bis vierzig Jahrhunderte alt ist, und das von Herkulanum, Pompeji und Royat in Auvergne, welches freylich nicht älter ist als siebzehnhundert Jahre, daß wenigstens seit dieser Zeit die Art ihre Gestalt nicht geändert hat.

Ueber das Vaterland des Getreides herrschen nun bey den Schriftstellern die verschiedensten Meynungen. Den Weizen lassen Homer und Diodor aus Sicilien kommen, Berose aus Babylon, Heinzelman versetzt ihn in das Land der Baskiren; das Sommerkorn, das nach Strabo im Lande der Musicans, einer Provinz von Nordindien, wild wachsen soll, konnten die englischen Botaniker daselbst nicht finden; alle diese Behauptungen fanden aber wenig Glauben. Ebenso ging es mit der Gerste, die Chorenes an die Ufer des Araxes oder Kur in Georgien versetzt, Marc Pol nach Balaschiana, einer Provinz von Nordindien, und Berose nach Babylon. Theophrast und Plinius halten Indien für ihr Vaterland, und Pausanias, und nach ihm Barthelemy, lassen sie mit Cybele aus Phrygien kommen. Diese Widersprüche rühren, wie schon erwähnt, von dem zu kurzen Aufenthalte der Reisenden in jenen Ländern her.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 4. Februar.

Zwar ist der, von den Ministern gemachte Vorschlag zu einem neuen Preßgesetze, oder eigentlich zu einem neu erfundenen Preßzwange eine politische Begebenheit, die also nicht hieher gehört. Allein die Wirkung, welche dieser Vorschlag in Paris hervorgebracht hat, und die moralischen Erscheinungen, wozu er Anlaß gegeben hat, sind auch die Sache des Sittenbeobachters und des Berichters über Tagesbegebenheiten; folglich verdient er auch in dieser Hinsicht eine Stelle in der Korrespondenz des Morgenblattes. Seit der Restauration wird das Publikum fast jedes Jahr mit einem neuen Preßgesetze bedroht. Anfangs, als man noch an den Napoleon'schen Despotismus gewöhnt war, war es die Censur unter verschiedenen Gestalten; späterhin, als sich die Nation in ihrer konstitutionellen Freyheit anfing zurecht zu finden, war die Censur fast nicht mehr anwendbar; dennoch wollten die am Staatsruder stehenden ihren Einfluß auf die Presse nicht ganz aufgeben, und daher wurden denn allerley Arten von Zäumung erfunden, um die Schriftsteller lenken zu können. Dieß war aber nicht wohl ausführbar. Die Staatsbegebenheiten gaben zu allerley lebhaften und wichtigen Debatten in der Schriftstellerwelt Anlaß, die den Machthabern wohl mißfallen mochten, aber in einem Staate, wo die Karten auf den Tisch gelegt werden, und die Minister Rechenschaft von ihrem Betragen geben müssen, unvermeidlich sind. Zudem ist das Pariser Publikum immer ein witzelndes, spöttisches Publikum gewesen; verbietet man ihm in Druckschriften zu witzeln, so sucht es Anspielungen in den Theaterstücken, welche aufgeführt werden, und gibt dadurch sein Mißfallen zu erkennen, oder es witzelt und spöttelt ohne Hülfe der Druckpresse noch weit mehr als es sonst würde gethan haben. Es bedarf in Paris keines Pasquinos, keines Marforios, in jedweder Gesellschaft ist ein solcher Pasquino, der die Spöttereyen zu Markte bringt. Strenge und Drohungen helfen dagegen nichts; unter dem despotischen Zepter Napoleons wurden beständig dergleichen Witzeleyen ersonnen, und liefen mit Blitzesschnelle in ganz Paris umher; er wußte es, und vermochte nichts dagegen; zuweilen war dieß Spötteln ein Fingerzeig für ihn, und machte daß er von seinem Vorhaben abstand. Unter der jetzigen Regierung hat diese Gewohnheit des Pariser Publikums eine etwas andere Richtung genommen; erstlich sind die gesellschaftlichen Unterhaltungen nicht mehr so frivol, und dann läßt sich in den Tagesblättern so viel sagen und andeuten, daß die Anekdoten- und Bonmotekrämer in Gesellschaften wenig Neues aufzutischen haben, denn fast alles wird gedruckt. Die Regierung kann sich die Mühe ersparen Spione zu unterhalten, um sich in Gesellschaften einzuschleichen, und zu beborchen: was gesagt wird. Die Polizey braucht nur die Tagesblätter zu lesen; aus diesen kann sie besser die Gesinnung des Publikums erfahren als aus Spionberichten, wofern ihr nicht etwa darum zu thun ist genau zu wissen, wie dieser oder jener Privatmann insbesondere denkt und spricht, was in einem konstitutionellen Staate, wo sich so manche Gelegenheit zum Sprechen darbietet, etwas ziemlich überflüssiges wäre. Allein eben diese Tagesblätter machen den Ministern viel zu schaffen; diese hatten versucht, sie an sich zu kaufen, und den Herausgebern mit

Gold den Mund zu stopfen. Dabey ist man aber so ungeschickt verfahren, daß diese Versuche allgemeinen Unwillen verursacht haben, und manche Schriftsteller, denen man den Antrag gemacht hatte, ihr Gewissen zu verkaufen, haben sich mit Recht über solche schändliche Anträge erboßt, und ihre Gesinnungen kühn geäußert. Da die Bestechung also nicht gehen wollte, sann man darauf, den Journalisten auf eine andere Art beyzukommen, und dieß hat nun zu dem berüchtigten Gesetzesentwurfe Anlaß gegeben, der die offenbare Absicht hat, das Journalwesen ohne Censur dergestalt zu beschränken, daß es seinen vorigen Einfluß verliert; nebenbey soll den Flugschriften durch eine tüchtige Stempeltaxe Einhalt gethan werden; da nun aber die meisten Volksschriften nichts anders als Flugschriften sind, so würde dadurch die Volksliteratur so gut als aufgehoben, oder doch wenigstens außer alle Thätigkeit gesezt werden. Dieß lezte ist offenbar eine Eingebung derjenigen Partey, die beständig schreyt, das Volk dürfe nicht aufgeklärt werden, und ihm daher nichts anders zukommen lassen will als abergläubische, abgeschmackte Bücher, wovon einige nichts weiter sind als alte, wiederaufgewärmte Mönchsschriften aus dem vorigen Jahrhundert. So drückend dieser Gesetzesentwurf auch ist, so gibt es doch Länder, die sich glücklich schäzen würden, wenn sie statt des noch viel drückendern Censurwesens eine ähnliche Vorkehrung von Seiten ihrer Regierung ergreifen sähen. Allein in Frankreich ist dem Volke mehr Freyheit feyerlich verheißen worden, es hat sich an den Preßzwang nicht gewöhnt; die freye und zwanglose Mittheilung der Gedanken und Gesinnungen ist bey ihm, besonders seitdem unter der verfassungsmäßigen Regierung alles öffentlich verhandelt wird, ein dringendes Bedürfniß geworden. Schon die angeborne Lebhaftigkeit des französischen Charakters treibt dazu, und jezt um so viel mehr, da Justiz, Gesetzgebung u. s. w. vor dem Angesicht der Nation verhandelt wird, und so viele wissenschaftliche und philanthropische Institute das öffentliche Reden zu einer allgemeinen Gewohnheit machen. Und dieser Nation nun will man die wechselseitige Mittheilung ihrer Gesinnungen und Gefühle erschweren durch allerley kleinliche Mittel, die wahrscheinlich, falls sie wirklich eingeführt werden sollten, ihren Zweck verfehlen werden, aber doch vor der Hand der Journalistik, der Druckerey und dem Buchhandel Hindernisse in den Weg legen. Der Buchhandel ist seit der Restauration des königlichen Thrones, das heißt seitdem keine Censur mehr da ist, einer der blühendsten Zweige des französischen Handels, und wiewohl hierin eben so unbedachtsam verfahren worden ist wie bey andern Handelszweigen, nämlich durch übermäßiges Fabriziren, ohne Rücksicht auf das Bedürfniß, so hält sich dieser Zweig doch immer noch aufrecht, und würde sich von seinem erlittenen Schaden bald wieder erholen, wenn man jezt nicht den unseligen Einfall hätte, ihn auf allen Seiten beschneiden zu wollen.

(Die Fortsezung folgt.)

Marienwerder in Westpreußen, im Jan.

(Beschluß.)

Auf dem Adel, welcher einen großen Theil des Grund und Bodens besizt, lasten die Zeitverhältnisse; von dem Luxus und der Verschwendung, mit welchen er sonst gelebt haben soll, bemerkt man keine Spur mehr. Nicht wenige, sonst begüterte Familien sind gänzlich verarmt; wozu die in den guten Zeiten der hohen Kornpreise angewöhnte Verschwendung, und die Leichtigkeit durch das Kredit-System zu fremden Kapitalien zu gelangen, welche den jezigen Werth der Güter übersteigen, beygetragen haben. Dieser Adel, welcher zum großen Theil deutschen Ursprungs aus den Zeiten der Ritter ist, bietet ein merkwürdiges Beyspiel dar, wie der Besiegte durch den Sieger entnationalisirt werden kann. Sie waren unter der langen Herrschaft der Polen völlige Polen geworden, und hatten alles Deutsche, sogar den Namen, aufgegeben.

Wie ich ihn bisher beschrieben, ist der allgemeine Anblick des Landes auf der Höhe; aber es gibt noch einen, freylich verhältnißmäßig kleinen Theil, welcher sich sehr vortheilhaft auszeichnet; dieß ist die Weichselniederung. Die Weichsel fließt in einem Thale, welches durch zwey neben einander fortlaufende Ketten von Hügeln eingeschlossen wird. Diese Hügelketten treten zuweilen auf beyden Seiten bis dicht zum Ufer des Stromes heran; in der Regel aber ziehen sie sich auf der einen oder der andern Seite bis zu größerer oder geringerer Entfernung zurück, und lassen ein niederes, durch Dämme gegen den Strom geschüztes Marschland frey, welches sich durch hohe Fruchtbarkeit und durch sorgfältigern Anbau auszeichnet. Bis zur nördlichen Grenze des Regierungsbezirks ist dieses Thal selten über eine Stunde breit. Im Danziger Departement, wo die Weichsel sich in zwey Arme theilt, deren einer den Namen Nogath erhält, dehnt es sich mehr aus, und nimmt zugleich den höchsten Grad der Fruchtbarkeit (bey Marienburg und Elbing) an. Das ist das Land, welches den Danziger Weizen hervorbringt. Die Vegetation ist die üppigste. Die Gerste trägt nicht selten dreyßigfältig. Die Bodenkultur wird durch die deutschen Einwanderer, unter welchen sich mehrere tausend Familien von Mennoniten befinden, sorgfältiger betrieben. Zur Zeit der hohen Getreidepreise herrschte hier große Wohlhabenheit, die nicht selten zu übermüthiger Verschwendung führte. Die Häuser sind aus einander gebaut, und liegen bey den Ländereyen eines jeden Besizers unter Wiesen und Gärten, in denen ein bedeutender Obstbau getrieben wird. Das Ganze hat, von der Höhe betrachtet, auf der die benachbarten Städte liegen, mit der Aussicht auf den breiten blauen Rücken der Weichsel ein, wenn auch nicht romantisches, doch lachendes und reiches Ansehen, und hier kann in der That von Sehnheit der Landschaft gesprochen werden, welche den übrigen Theilen des Landes gänzlich abgeht. In Beziehung auf Kunst und darauf sich beziehende Institute muß ich schweigen. In der Provinz ist weder eine stehende noch eine wandernde Schauspieler-Gesellschaft. Der Direktor Schröder zu Königsberg, welcher daselbst und in Danzig abwechselnd spielt, hat ein Privilegium und kommt in zwey oder drey Jahren einmal hierher, wo er ein bretternes Schauspielhaus, das im Innern aber recht hübsch ist, erbaut hat. Es ist hier ein merkwürdiges Ereigniß, wenn einmal eine Bande Prager Musikanten eintrifft. Da hört man denn doch einige Musik, was sonst gar nicht der Fall seyn würde. So war die Stadt in Bewegung, als vor einiger Zeit die Seiltänzer-Gesellschaft Chiarini auf ihrer Durchreise einige Vorstellungen gab. Herr Felix Chiarini bewies auch hier, daß er den Titel des ersten Akrobaten von Frankreich und Italien, den er sich beylegt, wohl verdienen mag. Außer einigen alten Schlössern, aus der Zeit der Herrschaft des deutschen Ordens, weiß ich nicht, daß die Provinz beschreibungswerthe Alterthümer enthielte. Das Merkwürdigste ist das bekannte Schloß zu Marienburg, das ich noch nicht gesehen habe, worüber ich aber bald interessante Mittheilungen machen zu können hoffe.

Die Geschichte des Landes, mit Rücksicht auf diejenige des deutschen Ordens, ist überhaupt seine größte Merkwürdigkeit, und ich denke bald Notizen genug gesammelt zu haben, um Sie besser als dießmal befriedigen zu können.

Beylage: Kunstblatt Nr. 22.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 65.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 16. März 1827.

Sire,
— etwas lebt noch in des Weibes Seele,
das über allen Schein erhaben ist
und über alle Lästerung — Es heißt
weibliche Tugend.

Schiller.

Die Versuchung.

Romanze.

Wer tritt so heimlich und dreist dort hin
Zur schönen, zur stattlichen Kaiserin?

Es ist ein junger Rittersmann,
Er sieht sie leis' um Minnesold an.

Wie wagt er das im erleuchteten Saal?
Sie ist ja seines Kaisers Gemahl!

Es hat ihn der Kaiser selbst gesandt,
Kaiser Heinrich der Ueble genannt.

Ei was versucht er die Keusche nur?
Sie hält ihm ja sittig der Treue Schwur.

Das thut er eitel aus Uebermuth;
Doch Uebermuth thut selten gut.

Und was beginnt die Kaiserin jezt,
Da der Ritter ihr frech von Minne schwäzt?

Entrüstung und Scham und Rachelust
Bekämpfen sich wechselnd in keuscher Brust.

Und welche der Drey erringet den Sieg
In so gerechtem innern Krieg?

Die Rache siegt. Ein Räthselwort
Wirft flüsternd sie hin, und eilt dann fort.

Und nun, wer schleicht um Mitternacht ein
Zur Kaiserin in's Kämmerlein?

Der Kaiser selbst, die Kleidung an
Von jenem vertrauten Rittersmann.

Wer fährt denn da auf den Kaiser los?
Wer sind die drey Mägde riesig groß?

Das sind, trotz Haud' und Weiberkleid,
Drey Knechte, fauststark, schulterbreit.

Was beginnen die Knechte im Weiberrock,
Ein jeder mit seinem Haselstock?

Sie kriegen den Kaiser unter sich,
Und gerben ihn ganz erbärmiglich!

Und wehrt er sich gar nicht seiner Haut?
Was kreischt er denn, was ruft er so laut?

Er kreischt aus Schmerz mit Wehgeschrey
Und ruft, daß er der Kaiser sey.

Wie aber ging es nun weiter her?
Der Kaiser versuchte sein Weib nicht mehr.

Ludwig Robert.

Reise der Kaiserin Katharina II. nach Taurien.

(Fortsetzung.)

Suwaroff, voll Ehrfurcht für seine Obern, freundlich gegen seine Soldaten, war gegen Seinesgleichen unhöflich, stolz und ungebildet; er machte an Leute, die ihn nicht kannten, in der Geschwindigkeit eine Menge Fragen, als ob er das Recht gehabt hätte, gleichsam ein Verhör mit ihnen anzustellen; es war seine Art, die Leute damit in einem Augenblick kennen zu lernen; er fand nichts an denen, die er in Verlegenheit sezte, aber zollte rasch seine Achtung dem, der ihm frey und offen antwortete. Ich hatte diese Probe mit ihm in Petersburg gemacht; meine lakonischen Antworten hatten ihm behagt, und während sei-

nes kurzen Aufenthalts war er oft zu mir zu Gast gekommen. Ich erinnere mich, daß ich ihn fragte, ob es wahr sey, daß er bey der Armee nie schlafe, der Natur trotze und sogar unnöthiger Weise immer auf Stroh ruhe, ohne sich auszukleiden oder den Degen abzulegen. Er antwortete mir: „Ja, ich hasse die Faulheit; und aus Furcht einzuschlafen, habe ich beständig in meinem Zelt einen Hahn, der mich ganz genau und oft aufweckt; wenn ich bisweilen weichlich seyn und mir gütlich thun will, so lege ich Einen meiner Sporen ab.“ Als er zum Reichsfeldmarschall ernannt wurde, bekleidete er sich in Gegenwart seiner Soldaten auf die drolligste Weise selbst mit dieser Würde; er ließ in einer Kirche auf beyden Seiten des Schiffs und kolonnenweise so viele Stühle hinstellen, als er ältere Generale übersprungen hatte; nun kömmt er in die Kirche im Wamms, springt über die Sitze hin, wie die Schüler, wenn sie einer nach dem andern übereinander hüpfen, und nachdem er auf diese Art muthwillig daran erinnert hatte, wie er alle seine Nebenbuhler hinter sich gelassen, bekleidet er sich mit der großen Feldmarschallsuniform, legt alle die zahlreichen Orden an, womit man ihn über und über behangen hatte, und fordert nun in allem Ernste den Geistlichen auf, er möchte die Feyerlichkeit mit einem Te Deum endigen. Eben so, sagt man, habe er, als ihm der Kaiser von Oestreich einen seiner ehrenvollsten Orden geschickt hatte, sich selber zum Ritter aufgenommen, und zwar öffentlich vor einem großen Spiegel mit den allerdrolligsten Ceremonien. Bekanntlich war er in der Schweiz durch Korsakoffs Schuld genöthigt worden, sich vor dem General Massena zurückzuziehen und ließ nun eine Grube graben, in welche er sich hineinstellte und seinen Soldaten zurief, sie sollten ihn lieber mit Füßen treten und mit Erde bedecken als vor dem Feinde fliehen. Als ich in Rußland war, hatte Souwaroff noch nicht die höchsten Militärgrade erreicht; wir sahen in ihm nur den tapfern Kriegsmann, den kühnen General bey der Armee, aber den sonderbarsten Mann bey Hofe. Als er Herrn Alexander von Lameth zum ersten Male sah, dem man nicht vorwerfen konnte, daß er sich allzuleicht in Andere füge, hatten sie mit einander eine ganz eigene Unterredung, die hier erwähnt zu werden verdient. „Aus welchem Lande sind Sie?“ fragte ihn auf einmal der General. „Franzose.“ — „Was treiben Sie?“ — „Ich bin vom Militär.“ — „Ihr Grad?“ — „Obersier.“ — „Ihr Name?“ — „Alexander von Lameth.“ — „Gut.“ Herr von Lameth, den das kurze Verhör befremdete, wandte sich seinerseits an Souwaroff, sah ihn steif an und fragte: „Aus welchem Lande sind Sie?“ — „Vermuthlich aus Rußland.“ — „Was treiben Sie?“ — „Ich bin vom Militär.“ — „Ihr Grad?“ — „General.“ — „Ihr Name? — „Souwaroff.“ — „Gut.“ Nun brachen Beyde in Lachen aus, und von nun an waren sie ganz gute Freunde.

Fürst Potemkin war noch immer abwesend, beschäftigt mit den Anstalten zur Aufnahme seiner Monarchin in seinen Gouvernements. Während dieser seiner Abwesenheit, suchte Jedermann insgeheim gegen seine Launen, seinen Stolz und seine Ungerechtigkeiten in der Verwaltung bey der Kaiserin zu sprechen; Romanzoff allein drückte öffentlich sein Mißvergnügen aus. Bald kam Potemkin, und nun lobte ihn Jedermann.

Die Kaiserin setzte in der Abendgesellschaft immer allen Zwang und alle Etikette bey Seite; hier verschwand die Kaiserin und man sah nur die liebenswürdige Frau; man erzählte, spielte Billard, sprach von Literatur. Es fiel ihr ein, Verse zu machen; acht Tage lang bemühte ich mich, ihr die Regeln der Dichtkunst beyzubringen, aber bald erkannte sowohl sie selbst als ich, daß die Zeit verloren war, und daß ihr Ohr die Harmonie der französischen Verse durchaus nicht faßte. Auch fand ihr Kopf, voll Verstand und Politik, keine Bilder zur Verschönerung ihrer Gedanken, ihrem Geiste behagte das Aufsuchen des Versemaßes und der Reime nicht. Es schien, sie wolle böse darüber werden; Herr Fitz Herbert sagte ihr: „Es ist ganz gut, Madam, daß es Ihnen nicht gelingt; man kann nicht alle Arten von Ruhm zugleich erringen, und Sie hätten sich mit den zwey schönen Versen begnügen sollen, die Sie auf Ihre Hündin und Ihren Leibarzt gemacht haben. „Ci-git la duchesse Anderson, qui mordit monsieur Rogerson.“ Ich that also Verzicht auf mein Lehreramt und erklärte meiner erlauchten Schülerin, sie müsse sich begnügen, ihre Gesetze und Eroberungen in Prosa zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die alte Geschichte und das Vaterland der Getreidearten, namentlich des Weizens und der Gerste.

(Beschluß.)

Die Vergleichung und genaue Untersuchung der verschiedenen bekannten Thierkreise kann vielleicht der Lösung dieses historischen Problems näher bringen. Die Thierkreise, in welche die Völker die Gegenstände ihrer Verehrung oder Nothdurft aufnahmen, die Thiere deren Erzeugung, die Gewächse deren Reife an eine bestimmte Jahreszeit erinnerten, sind sehr verschieden, namentlich weichen, wie schon Humboldt bey seiner Erklärung des mexikanischen Thierkreises bemerkt, die Thierkreise der ackerbauenden und die der Nomaden- und Jägervölker völlig von einander ab. So hält die mexikanische Ceres einen Maisstengel in der Hand; der Weizen ist auch nicht bey den Chinesen das Sinnbild des Gottes des Ackerbaus; weder Gerste noch Weizen finden sich unter den einfachen chinesischen Schriftzeichen, deren Erfindung bis zweytausend Jahre über unsere Zeitrechnung hinausgeht, aber der Reis

und die Hirse kommen darunter vor. Die Aehre erscheint auch nicht im Zeichen der Jungfrau auf dem arabischen Kreis von Abd-Arrahman, auch nicht auf den indischen Thierkreisen. Das Getreide war aber auch weder bey Chinesen, noch bey Arabern, noch Indiern die Hauptnahrung. Alle egyptischen Thierkreise dagegen stellen das Sternbild der Ceres oder Isis als eine Frau vor, die eine Aehre in einer oder in beyden Händen trägt. Die griechischen und römischen Thierkreise, die aus dieser Quelle stammen, zeigen dasselbe Sinnbild. Kann man nicht daraus folgern, daß der Weizen, den wir hier in der Hand der Göttin des Ackerbaus sehen, aus den Ländern stammt, wo die Thierkreise gezeichnet wurden, daß seine Reife einen Abschnitt im Jahre ausmachte, daß er in Egypten die Hauptnahrung war wie in Mexiko der Mais, und daß jedes Volk die Pflanze in den Himmel versetzte, die ihm am unentbehrlichsten war?

Die griechische Ceres und die egyptische Isis ist bekanntlich Eine Göttin; die Griechen nährten sich in ihrer Urzeit vornehmlich von Eicheln, nicht von unserer Eiche, sondern der quercus ballota, deren Frucht man auch heut zu Tage in Spanien, Afrika und der Levante ißt; und erst seit der Ankunft der egyptischen und phönizischen Kolonien wurde mit dem Getreide der Isis- und Ceresdienst eingeführt. Dagegen findet man in Indien und Bactrien, die man ohne allen Grund für das Vaterland des Getreides ausgab, keine Ceres. Sämmtliche mythologische und geschichtliche Traditionen, die Reisen von Osiris und Hermes, Ceres und Triptolemus bezeichnen uns die Wanderungen dieser nährenden Gewächse und weisen immer auf Egypten und Phönizien zurück, als von denen ausgegangen wurde.

Nehmen wir noch zuletzt den botanischen kritischen Grundsatz zu Hülfe, daß, wenn das Vaterland einer angebauten Pflanzenart unbekannt ist, dasjenige Land, in welchem die meisten Arten dieses Geschlechts vorkommen, als das wahrscheinliche Vaterland der fraglichen Art betrachtet werden muß, so läßt sich zwar nicht läugnen, daß dieser Grundsatz bey einer an Arten sehr reichen Pflanzengruppe, wie das Getreide, weniger streng anwendbar ist als bey Gattungen von weniger Arten und beschränkterem Wohnplatze; vergleicht man indessen die vollständigsten Verzeichnisse der bis jezt bekannten Pflanzen, so findet man, daß die Levante und das Becken des mittelländischen Meers überhaupt die größte Menge von Arten aus den Gattungen Hordeum und Triticum aufzuweisen haben, während z. B. Humboldt und Bonpland in Amerika blos Ein Hordeum und gar kein Triticum fanden. Eine Beobachtung, die Labillardière gemacht hat, bestätigt die bisher entwickelte Ansicht auffallend. Bey Baalbec, in Syrien, sah er Weizen, der zwey Jahre hintereinander der Trockenheit wegen nicht hatte keimen können, auf demselben brachgebliebenen Felde im dritten Jahre aufschießen und sich besaamen; dieß wurde noch in keinem Lande, wo man unsere Getreidearten baut, beobachtet.

Diese Thatsachen nun erheben es gewiß zu so großer Wahrscheinlichkeit, als man einem Gegenstande geben kann, dessen Ursprung wir durch tausendjährigen Gebrauch aus dem Auge verloren haben, daß das Thal des Jordan, die Kette des Libanon, oder der Theil von Palästina und Syrien, der an Arabien stößt, das Vaterland des Getreides sind, und daß dasselbe Becken des mittelländischen Meeres, das die Wiege der europäischen Kultur war, zugleich die Nahrungsstoffe lieferte, welche die unumgänglichen Bedingungen der Kultur, wenigstens der Kultur waren, zu der sich der Westen des alten Kontinents emporgehoben hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 4. Februar.

(Fortsezung.)

Für die politische Journalistik hat Frankreich große Vortheile vor andern Ländern. Die französische Sprache ist allgemein verbreitet. Frankreich ist zu gleicher Zeit eine Land- und eine Seemacht; es liegt England zur Seite, und zwischen dem Norden und Süden Europas; mit London korrespondirt es in 2½ Tagen, mit Nordamerika bey gutem Wetter in drey Wochen. Die Franzosen schreiben angenehm, klar und heiter. Lauter Vortheile für die politischen Journale Frankreichs. Aber um dieselben ganz zu genießen, müßte auch nicht der geringste Zwang sie hemmen. Jedermann müßte ein politisches Blatt, groß oder klein, täglich oder wöchentlich herausgeben können, wie es ihm gut dünkte, keine drückende Stempeltaxe müßte auf den Blättern lasten, keine Scheidungslinie zwischen politischen und nichtpolitischen Blättern gezogen werden: alsdann würden wahrscheinlich so viele Zeitungen in Frankreich entstehen, als deren jezt in Nordamerika vorhanden sind, und vielleicht würde dann auch kein Blatt ein so überwiegendes Ansehen haben als jezt der Constitutionel und das Journal des Débats, weil dann auch minderbegüterte Herausgeber mit diesen reichen Journalen wetteifern könnten. Aber gerade das Gegentheil von allem diesem soll nach dem Plane der Regierung erfolgen. Eine ungeheure Stempeltaxe, soll nicht allein das Herausgeben aller politischen Blätter, sondern auch noch dasjenige aller Flugschriften erschweren. Jedwedes, auch nicht politische Blatt soll eine furchtbare Gewährleistung in Geld stellen u. s. w. Solch ein Projekt mußte um so mehr mißfallen, da man wohl einsah, daß es von der Ostfurantenpartheh ausgesonnen worden war, in der Hoffnung, dadurch wie mit einem Machtstreiche die Aufklärung zu hemmen, und zur Herbeyführung der Finsternis desto beyzutragen. Journalisten, Dichter, Gelehrte, Buchdrucker und Buchhändler, Papierkrämer, und sogar Buchbinder und Druckergesellen geriethen bey der Bekanntmachung des Projektes in Bewegung. In den kleinen Tagesblättern hagelte es Epigramme und Späße über die Erfinder des Projekts, in den größern Journalen erschienen derbe Widerlegungen der ministeriellen Anklagen wider die Preßfreyheit; in ganz Frankreich wurden Bittschriften wider den Entwurf unterzeichnet, und die Académie française ward ganz unerwartet von dem ehemaligen Censor Lacretelle,

den man bisher als einen dem Ministerium blindlings ergebenen Mann betrachtet hatte, und über welchen sich deßhalb die freysinnigen Blätter oft hergemacht hatten, aufgefordert sich auszusprechen. Allein seitdem man die Geschichte Frankreichs, die dieser Gelehrte abgefaßt, für nicht monarchisch genug gehalten hat, mag der Mann über seine Lage nachgedacht und eingesehen haben, daß er es mit schwer zu befriedigenden Aussprüchen des französischen Ministeriums zu thun habe, und die Volksgunst verliere, ohne das Glück zu haben die monarchischen Herrn zu befriedigen. Somit hat er dann einige Schritte abwärts gethan, und sich der Seite der Liberalen genähert, wozu er vormals gehörte, ehe Bonaparte ihn zu einem kaiserlichen Büchercensor machte. Dieser Hr. Lacretelle that also der Académie française den Vorschlag, eine Bittschrift wider den Preßzwang dem Könige direkt einzureichen, weil diese Akademie, vermittelst ihrer alten Statuten, den König als ihren Beschützer anerkennt, und direkt sich an ihn wenden kann, ohne dazu der Vermittlung der Minister zu bedürfen. Da, wie es scheint, Niemand in der Akademie auf diesen Vorschlag vorbereitet war, so hatte auch Niemand Zeit gehabt seine Rolle vorzubereiten oder einzustudiren, und so geschahe es denn, daß jedweder so ziemlich seinem Charakter gemäß handelte, und diesen, ohne es zu ahnen, an den Tag legte. Der berühmten Männer wegen, welche zu dieser Akademie gehören, ist die Sitzung, worin der Lacretelleſche Vorschlag abgehandelt worden ist, sehr merkwürdig, und hat daher auch das Publikum eine Zeitlang beschäftigt, um so mehr, da dieß eine Art von Lustspiel war, das vor den Parisern aufgeführt wurde. An dem Tage, an welchem über Lacretelles Vorschlag in der Académie française berathschlagt werden sollte, hatten sich die Mitglieder derselben in zahlreicher Menge eingefunden; nur einige wenige, die ihres Benehmens halber verlegen waren, und es mit Niemand verderben wollten, hatten es für klug gehalten, nicht zur Akademie zu gehen; der eine hatte sich Blutegel angesetzt, der andere hatte Husten und Schnupfen, der dritte hatte gerade an dem Tage auf dem Lande zu thun. Solche vorsichtige Leute gibt es in allen gelehrten Gesellschaften. Ein recht vorsichtiger Mann war der Hr. Präsident, Marquis de Laplace, der berühmteste Geometer unserer Zeit, aber auch der friedliebendste Mann, der lieber alles aufopfern würde, als daß er sich der Regierung in irgend einer Sache widersetzen möchte.*) Als dieser alte Herr, der zufällig die Präsidentschaft bey der Akademie hatte, merkte, daß es unheimlich werde, griff er ganz leise zu seinem Stock und Hut, ließ den Präsidentenstuhl im Stiche, und schlich sich davon, so daß, als die Herrn Akademiker aufschauten, kein Präsident mehr zu finden war, und die Heerde sich ohne Hirten befand. Nach den Statuten wurde der Secrétaire perpetuel zum Vorsitze berufen. Es war ein Schreiben an die Akademie gerichtet worden, von einem ihrer Mitglieder, dem Erzbischofe von Paris, der auch so vorsichtig gewesen war, zu Hause zu bleiben. In diesem Schreiben ermahnte der Herr Akademiker seine Mitbrüder auf eine recht erbauliche Weise, die Herrn möchten doch von einem so tollkühnen Unternehmen abstehen, sich nicht der Ungnade der Regierung und der Gefahr aussetzen, daß die Akademie ganz aufgehoben werde. Als man so weit mit dem Vorlesen des Schreibens gekommen war, brach der Unwille der Akademiker aus. Es schien ihnen schimpflich, von einem Mitbruder auf diese Weise bedroht zu werden, wie Spielknaben, denen man die Ruthe zeigt. Villemain und einige andere Akademiker vertheidigten mit vieler Beredtsamkeit die Würde der Akademie und die Unabhängigkeit eines Gelehrten-Vereins, und bestanden darauf, der Brief solle bey Seite gelegt werden, ohne daß man ihn zu Ende läse. Hr. Freyssinous, Bischof von Hermopolis, suchte seinen Mitbruder, den Erzbischof von Paris, zu entschuldigen; er meynte, seine Drohungen wären freylich etwas hart, indessen müsse man zu Ende lesen; vielleicht käme weiterhin etwas vor, das den Anfang beschönige. Allein der Unwille der Akademie war so groß, daß die Mehrzahl von dem Brandbriefe nichts mehr hören wollte, und ihn ohne weiteres der Vergessenheit übergab. Lacretelle entwickelte nun seinen Vorschlag, indem er zeigte, wie nothwendig es sey, daß die erste Akademie Frankreichs sich gegen einen Gesetzesentwurf ausspräche, welcher, wenn er durchgänge, den Verfinsterern in Europa ihr Handwerk sehr befördern, und eine Schande für einen so aufgeklärten Staat als Frankreich seyn würde. Villemain unterstützte den Vorschlag zu einer Bittschrift oder Gegenvorstellung an den König, und dieser Professor der Eloquenz, der in seinem Cursus mit einer so außerordentlichen Beredtsamkeit aus dem Stegreife Reden hält, sprach auch dießmal mit einem Feuer, einem Nachdrucke und einer Eleganz, daß wenige zu widerstehen vermochten, und daß die meisten dem Lacretell'schen Vorschlage ihre Zustimmung ertheilten.

(Der Beschluß folgt.)

*) Die Nachricht von Laplaces Tod eilte leider diesem Brief voran. Anm. d. Red.

Rom, Febr.

Nachrichten an deutsche Alterthumsforscher.

Herr Buchhändler Salvi, einer der gelehrtesten und thätigsten Antiquare unserer Zeit, kaufte vor Kurzem eine Sammlung eigenhändiger Briefe berühmter Italiener, Machiavellis, Vittoris ꝛc., und auch die Handschrift einer Reise durch Oberdeutschland, welche von Francesco di Pier Vittori 1507 und 1508 gemacht, aber erst später beschrieben wurde. Sie berührt Bologna, Trient, Landeck, Konstanz, Ueberlingen, Ulm, Memmingen, Kaufbeuren, Schongau, Inspruck, enthält eine Menge Histörchen, welche Vittori seinen Wirthen in den Mund legt, zuweilen einzelne sehr charakteristische Züge, aber nichts über Vittoris Verrichtungen als Botschafter bey Max I.

Am Bodensee findet er Badstuben, ganz auf jetzige russische Weise.

Zu Ulm am 8ten Sept. 1507 betet einer seiner Geführten in der Sakristey des Predigerklosters, wo eine junge schwangere Scheintodte liegt; und sie erwacht. Man zerreißt aus Andacht dem Beter seinen langen Rock. Zu Ulm beichtete mehr als die Hälfte aller Erwachsenen jeden Sonntag.

Zu Ammergau wurden schon damals Kruzifixe in Menge geschnitzelt.

Zu Kaufbeuren lud ihn der Bürgermeister zu Gast. Man ißt das Fleisch auf Schnitten schwarzen Brods, wascht sich vor und nach Tische.

Zu Memmingen bestand schon damals, neben dem Bolzenschießen, ein regelmäßiges Büchsenschießen.

Dieses sind die bedeutendsten Züge, welche mir bey Durchlesung der Handschrift auffielen, die Namen der Orte sind so entstellt, daß man Mühe hat sie zu errathen. Vielleicht erwirbt eine deutsche Bibliothek die Handschrift, welche als testo di lingua den Druck verdient, aber in Italien wegen vieles Aergerlichen, welches von der damaligen Geistlichkeit erzählt wird, nicht die Censur passiren würde. Sie sollte mit Poggio, Montaigne, Cellini etc. in einer Sammlung alter Reisebeschreibungen herausgegeben werden.

Nölle.

Beylage: Literaturblatt Nr. 22.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 66.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 17. März 1827.

Seht! wie den Fluß heraus die Segel zahllos schweben,
Seht auf dem Hafendamm das buntbewegte Leben.
Und sagt mir: habt Ihr je in Eurem Vaterland
Der Menschen heitern Fleiß so wundervoll gekannt?

Regnard.

Schiffahrt auf den westlichen Gewässern Amerikas.

Ein amerikanisches Werk: „Erinnerungen von einem zehnjährigen Aufenthalt am Mississippi," von Flint, enthält sehr anziehende Schilderungen von Gegenden, über welche wir in Europa um so gerner sprechen hören, je weniger Genaues man bisher von ihrer Eigenthümlichkeit wußte. Eine der interessantesten Schilderungen schien uns die, welche wir hier mittheilen.

In diesem Augenblicke bin ich nahe dem Mittelpunkte des großen Mississippithales, dem größten der Erde. Westlich von der Kette der Alleganp's bis zu den Cheppwen oder Felsgebirgen, von deren östlichen Seite die Gewässer des Missouri gegen Westen fließen, rechnet man gegen 2500 (englische) Meilen in gerader Linie und zweymal diese Länge nach dem Laufe des Ohio und Missouri. Von den Höhen, welche die Gewässer des nördlichen rothen Flusses, des Saskaschawin und des Sklavensee's von denen des obern Mississippi trennen, bis zu dem Meerbusen von Mexiko gegen Süden beträgt die Länge mehr als 3000 englische Meilen. Die Breite an dem schmalsten Orte, von den Quellen des Tenessee bis zu denen des südlichen rothen Flusses kann fast nicht geringer als auf 2200 englische Meilen angegeben werden. Ein Kielboot von vierzig Tonnen kann seine Reisenden und seine Ladung in dem Staate von Neu-York einnehmen und über den Alleganp, Ohio, Mississippi, Missouri fahrend, am Fuße der Felsgebirge landen, was in einer fortwährenden Fahrt eine größere Reise ist, als wenn man über den atlantischen Ocean segelt. Man sagt, daß Boote über die Roche Jaune oder den gelben Felsen des Missouri mehr als 1000 Meilen hinaufgehen können. Boote fahren den Arkansas und rothen Fluß ungefähr 2000 Meilen hinauf. Fahrzeuge kommen mit sehr kleinen Ladungen von Montreal bis zum obern Mississippi, und ich sah ein kleines Schiff von Mackinaw von fünf Tonnen, welches von den Seen in den Chicago von Michigan fuhr. Boote gehen durch Neu-Madrid, von welchen einige den Wabasch mehrere hundert Meilen herunterfahren, ehe sie den Ohio erreichen und andere gehen in einer entgegengesetzten Richtung den Tenessee herunter, viel weiter als der Lauf des Wabasch's.

Im Frühling hat man schon hundert Boote in einem Tage in der Mündung des Bayoms zu Neu-Madrid landen sehen. Ich ging an einem Frühlingsabend nach dem Landungsplatze und sah sie in ganzen Flotten ankommen; die lärmende Lustigkeit des Schiffsvolks, die Bewillkommnungen, das bewegliche Gemälde des Lebens am Bord der Boote, mit Thieren von allen Arten, groß und klein, beladen; die verschiedenen Waaren, welche sie bringen; die Zeichen des sich erweiternden Ackerbaus in den höher herauf liegenden Ländern, und mehr als alles, die ungeheure Entfernung, aus welcher sie kamen, und die Reise, welche sie noch zu machen hatten, waren reichhaltige Quellen des Nachdenkens. Man kann keinen Ort an den zahlreichen Strömen des Ohio und Mississippi nennen, von wel-

chen nicht irgend eines dieser Boote käme. Hier sieht man Boote mit Brettern aus den Tannenwäldern im Südwesten von Neu-York beladen; dort die Yankees vom Ohio; von Kentucky kommt Schweinefleisch, Mehl, Branntwein, Hanf, Taback, Sackleinwand und Stricke; von Tenessee dieselben Dinge und viel Baumwolle; von Missouri und Illinois Vieh und Pferde; im Allgemeinen dieselben Artikel als vom Ohio, so wie auch Rauchwerk und Blei. Einige Boote sind mit Korn beladen, andere mit Tonnen voll Aepfel und Kartoffeln; andere haben Ladungen von Cider, getrockneten Früchten; alle Arten von in diesen Ländern destillirtem Branntwein; kurz, die Produkte der Kunst und des Ackerbaus des ganzen Oberlandes im Westen. Sie kamen aus tausend Meilen von einander entfernten Ländern, und schwammen nach einem allgemeinen Punkte des Vereins. Die Boote bedeckten eine Strecke von mehreren Morgen. Man sieht Geflügel auf dem Verdecke flattern; der Hahn kräht, die Schweine grunzen, das Vieh brüllt, die Pferde stampfen wie in ihren Ställen. Es gibt Boote, die ganz mit Putern beladen sind.

(Der Beschluß folgt.)

Reise der Kaiserin Katharina II. nach Taurien.

(Fortsetzung.)

Der Fürst von Ligne, der von Wien zurück zu uns gekommen war, ließ keine Langeweile in unsern kleinen Cirkeln aufkommen; er erzählte hundert lustige Geschichten, machte auf Alles ein Madrigal oder ein Lied; er erlaubte sich Alles herauszusagen, was ihm einfiel, er mischte etwas Politik in die Charaden, in die Räthsel; er trieb zwar manchmal die Heiterkeit bis zur tollen Posse, aber bey allem Lärmen, den er mit seinen Narrenglöckchen machte, brachte er immer einige heilsame und geistvolle Warnungen an. Er war Hofmann aus Gewohnheit, Schmeichler aus System, gut vermöge seines Charakters und Philosoph aus Liebhaberey; seine Einfälle erregten Lachen, aber beleidigten nicht. Einst erlaubte er sich einen sonderbaren Scherz mit dem Grafen von Cobentzel und mir. Wir Beyde und er hatten das Fieber bekommen. Er warf uns unsere Gleichgültigkeit vor und verlangte durchaus, wir sollten eine Kur vornehmen, er selber wolle uns das Beyspiel geben. Cobentzel wollte seiner los seyn; er hatte ein heftiges Halsweh, und ließ sich also stark zur Ader; ich nahm zwey Mal zum Abführen. Einige Tage nachher waren wir beysammen bey der Kaiserin, und nun sagte sie zum Fürsten von Ligne: „Sie sehen heute ganz gut aus, ich glaubte Sie wären krank; hat Sie mein Arzt besucht?“ — „Ach nein, Madame, erwiederte er, meine Krankheiten dauern nie lange; sobald ich krank bin, lasse ich meine beyden Freunde holen; ich habe Cobentzel eine Ader öffnen und Segur purgiren lassen, und somit bin ich kurirt.“ Die Kaiserin wünschte ihm Glück zu seinem Rezepte und machte sich lustig über uns, daß wir uns seiner Kur unterworfen hatten.

In Kioff sah man dreyerley Scenen. Bey der Kaiserin war glänzender Hof oder enger, geschlossener, ganz heiterer Cercle. Bey Cobentzel, wo ich und Fitz Herbert für Fremde und Russen die Honneurs machten, war gleichsam Europens Kaffehaus; da sah man Menschen von allen Nationen; da aß man Gerichte, Obst und trank Weine aller Länder; man spielte alle Spiele; man sprach zusammen oder einzeln von Allem, ernsthaft oder ganz vertraulich heiter. Ging man aber hinauf ins große Kloster von Petschersky, um Potemkin zu besuchen, so glaubte man einer Audienz in Konstantinopel, in Bagdad, oder in Cairo beyzuwohnen. Da herrschte Stille und gewissermaßen Furcht. Es war entweder natürliche Indolenz oder geflissentlicher Stolz, den er für vortheilhaft und politisch halten mochte, weßhalb dieser mächtige und launige Günstling Katharinens zwar bisweilen in großer Marschallsuniform, bedeckt mit brillantnen Orden, ganz belegt mit Stickerey und Spitzen, gekräuselt, gelockt, gepudert wie der älteste Hofmann dastand, aber gewöhnlich einen Pelz, den Halskragen offen, die Beine halbnackt, die Füße in weiten Pantoffeln, die Haare glatt und ungekämmt trug, und auf einem breiten Divan weichlich ausgestreckt blieb, mitten unter einer Menge von Offizieren und Großen des Reichs, nur selten Einige einlud sich zu setzen, und beynahe immer that, als wäre er zu sehr in eine Parthie Schach vertieft, als daß er die Ankommenden hätte bemerken können. Ich kannte alle diese Sonderbarkeiten; da aber Niemand wußte, wie innig der sonderbare Mann mit mir vertraut war, so gestehe ich, daß ich bey meiner Eigenliebe in einiger Verlegenheit darüber gewesen wäre, wenn so viele Fremde den Gesandten des Königs von Frankreich seinem Uebermuth und seinen Launen ausgesetzt gesehen hätten. Damit man also gleich sehen sollte, wie man uns zu nehmen habe, so benahm ich mich auf folgende Art: als ich im Kloster ankam und sah, daß der Fürst sich nicht rührte und nicht einmal den Blick von seinem Schachspiel abwandte, ging ich gerade auf ihn zu, nahm ihn mit beyden Händen beym Kopf, küßte ihn herzlich und setzte mich ohne Weiteres neben ihn auf seinen Divan. Das vertrauliche Wesen befremdete zwar ein wenig die Anwesenden, allein da es ihm selber ganz natürlich vorkam, so war damit Alles erklärt. Uebrigens nahm er auch, entweder aus Achtung für mich oder aus persönlicher Rücksicht die Herrn von Lameth und Dillon mit vieler Höflichkeit und Auszeichnung auf. An den Tagen, wo der Fürst Potemkin keine öffentlichen Audienzen in seinem Kloster gab, oder vielmehr wo er nicht asiatische Hofhaltung hatte, sah ich ihn und zwar mit mehr

Vergnügen, im Vertrauen, in Gesellschaft seiner liebenswürdigen Nichte und einiger wenigen Fremden. Da war er dann ein ganz anderer Mensch, freylich immer Sonderling, aber doch geistvoll und fähig, über Gegenstände der verschiedensten Art in der Unterhaltung, den anziehendsten Reiz zu verbreiten.

Mitten unter diesen Lustbarkeiten blieb die Politik nicht unthätig. Von Konstantinopel stieg ein Gewitter auf, das gleichsam der Vorbote der nachherigen dreyßigjährigen Stürme in Europa war. Ueber die Furcht, der deutsche Kaiser und die russische Kaiserin möchten die weitläufigen türkischen Besitzungen in Europa ihren Staaten einverleiben, Frankreich, Preußen und Schweden sich dagegen setzen, und England es mit den Kaiserhöfen halten, um die Inseln des Archipelagus für sich zu behalten, vergaß man die anfänglich noch unbedeutenden Unruhen in Frankreich; man glaubte vielmehr, Frankreich würde bald kein Gewicht mehr in den europäischen Angelegenheiten haben. Ich erhielt in Kioff von Herrn von Vergennes den lezten Brief, worin er mir auftrug, der Kaiserin zu sagen, der König wolle Frankreichs Notabeln versammeln. Die Kaiserin war darüber äußerst vergnügt; sie sprach davon mit Begeisterung, sah darin die Wiederherstellung unserer Finanzen und die Befestigung der öffentlichen Ordnung; sie sagte, sie könne den jungen König nicht genug loben, der in den Herzen der Franzosen der würdige Nebenbuhler Heinrichs IV. werde. Alle Fremde in Kioff wünschten mir Glück, sie mochten von einer Nation seyn, von welcher sie wollten. So sehr lebten damals in allen Gemüthern, so sehr hoben damals alle Geister und gährten in allen Herzen die liberalen Gesinnungen, der Wunsch nach Abschaffung der Mißbräuche, nach dem Sturz der Vorurtheile, nach der Schwächung der willkürlichen Gewalt und nach der Freyheit, die im Grunde nichts anders ist als die Gerechtigkeit. Damals befürchtete man noch nichts für das Privatinteresse und nur das gemeine Wohl hörte und begriff man. Ihr glücklichen Tage, ihr seyd nicht wiedergekommen! Damals umgaben uns tugendhafte Täuschungen; aber warum hat nachher der Hauch der Leidenschaft und die Wuth des Partheygeistes die Gemüther verdorben, die natürlichsten Gefühle verpestet, und warum sind die Fackeln der Vernunft und der Wahrheit zu Flammen der Zwietracht geworden? Auch ich theilte damals die glänzenden Hoffnungen der meisten meiner Zeitgenossen; nur mein Vater schrieb mir, der König habe ihn über die Berufung der Notabeln um Rath gefragt und er habe geantwortet: die Notabeln könnten gar zu leicht der Keim zu Generalstaaten werden. Mein Vater als alter Minister hatte Recht; ich glaubte, es sey bey ihm nur die Furcht vor Neuerungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 4. Februar.

(Beschluß.)

Ganz ohne Opposition ging die Sache jedoch nicht durch; der Staatsminister Lainé, Hr. von Chateaubriand und Lally Tollendal weigerten sich ihre Stimmen abzugeben, weil sie dazu berufen wären, ihre Meynung über den Gesetzesentwurf anderswo, nämlich in der Pairskammer, wozu sie gehören, äußern zu müssen; eine sonderbare Entschuldigung! denn was konnte sie verhindern, sich in der Akademie so zu äußern, und daselbst so zu stimmen, wie sie entschlossen sind in der Pairskammer sich auszusprechen? Lally Tollendal, der sonst liberale Gesinnungen hegte, aber sich seit einiger Zeit den monarchischen Männern genähert hat, predigte seinen Mitbrüdern, wie zuvor der Herr Erzbischof, stille Ergebung in den Willen des Ministeriums; allein auch diese zweyte Predigt verfehlte ihre Wirkung. Der Staatsminister Lainé hatte einen eigenen Gedanken; er meynte, so lange der Gesetzesentwurf ein bloßes Projekt gewesen, und noch nicht den Kammern vorgelegt worden wäre, hätte die Akademie die Befugniß gehabt, darüber zu berathschlagen und den König zu bitten, es bey dem bloßen Projekte bewenden zu lassen; jezt aber, da die Kammern im Begriffe wären, über das vorgeschlagene Gesetz zu debattiren, stehe es keiner Akademie mehr zu sich mit diesem Gegenstande zu befassen. Aber, lieber Herr Konfrater! erwiederte der Dichter Andrieux mit seiner feinen beissern Stimme, haben Sie doch die Güte uns zu sagen, wie man über etwas hätte berathschlagen können was man nicht kannte, und wie ein Projekt anders gefährlich scheinen kann, als wenn es als Gesetzesentwurf zum Vorschein kommt? Dieß war ein so tüchtiges Argument, daß der Staatsminister nichts darauf zu erwiedern wußte. Da die Gegenvorstellungen nun erschöpft waren, so ging der Lacretelleische Vorschlag durch, und zwar mit einer bedeutenden Mehrzahl der Stimmen, und es ward ein Tag angesezt, um die Bittschrift an den König abzufassen und zu genehmigen. Dieß geschah; aber bekanntlich hat der König, natürlich auf Anrathen seiner Minister, die Deputation der Akademie nicht annehmen wollen, und um ihren Unwillen noch heftiger zu äußern, haben die Minister die Absezung dreyer Akademiker, Villemain, Lacretelle und Michaud, von ihren verschiedenen Staatsämtern bewirkt, und zwar schon am folgenden Tage nach jener merkwürdigen akademischen Sitzung. Dieß sah aus wie ein Anfall von Zorn, daher denn das Publikum sich auch der drey entsezten Gelehrten lebhaft annahm. Lacretelle und Michaud besitzen Vermögen, und können der Staatsämter entbehren. Villemain, dessen außerordentliches Rednertalent allgemeine Bewunderung erregt, wurde bedauert, weil ihm nur seine Professorstelle an der Fakultät des Belles Lettres, und seine Akademikerstelle übrig bleibt, was ihm sechs bis siebentausend Franken einbringt. Mit einem solchen Einkommen ist man allerdings noch nicht zu beklagen; allein ein so ausgezeichneter Mann pflegt in einem großen Staat, wie Frankreich, auf etwas Besseres Anspruch zu machen. Gleich nach seiner Absezung dachten begüterte Freysinnige darauf, eine Subscription für Villemain zu eröffnen, und es war die Rede davon, ihn mit hundert tausend Franken zu beschenken, wie man der Familie des General Foy eine Nationalgabe von einer Million dargereicht hatte. Allein da man Ursache hatte zu vermuthen, daß der edle junge Gelehrte kein bloßes Geschenk annehmen würde, so beschloß man ihm eine beträchtliche Summe als Honorar für das erste literarische Produkt, das er in den Druck geben würde, durch Buchhändler anzubieten; dieß ist geschehen. Eine unzählige Menge Menschen aus allen Ständen, angesehene und niedrige, reiche und arme, ließen sich beym Pförtner seines Hauses einschreiben, um ihm ihr Beyleid und ihre Theilnahme

zu bezeigen, oder vielmehr um ihm Glück zu wünschen. Denn läßt sich ein schönerer Triumph für einen jungen, nach Ruhm strebenden Gelehrten denken, als dieser Unfall? Sogar in England hat das Betragen der drey Gelehrten Bewunderung erregt, obschon man dort gewohnt ist, Beweise von unabhängigem, unbestechbarem Charakter zu sehen, aber, wie es scheint, rühren dergleichen Beweise doch seltener von Gelehrten als von Parlamentsgliedern oder andern Ständen her. So urtheilt wenigstens das Londoner Morning-Chronicle, das merkwürdige Aeußerungen in dieser Hinsicht enthält. „In England, sagt dieß berühmte Oppositionsblatt, stehen die Landeigenthümer im Besitze der Macht und eines großen Einflusses; Personen, welche bey uns ihre Zeit dem Studium der Wissenschaften und der Gelehrsamkeit widmen, stehen zu jenen in einem demüthigen Verhältnisse, und die einzige Art, wie bey uns ein Gelehrter von rühmlicher Gesinnung seine Selbstachtung bewahren kann, ist, daß er sich vor der Erniedrigung hüten muß, welche aus dem vertrauten Umgang mit der aristokratischen Klasse entspringt. Hr. Moore, welcher mehr Gelegenheit gehabt hat als irgend ein andrer irländischer Gelehrter, die englischen Aristokraten kennen zu lernen, liefert in seiner Biographie Sheridans Beweise genug davon, wie erniedrigend die Verhältnisse zwischen ihnen und derjenigen Klasse der Gesellschaft sind, wozu der Dichter gehörte. Zwar, wenn sie nichts Besseres zu thun haben, lassen sie sich wohl herab, und geben mit blos talentvollen Männern um; allein nie werden sie ihm, wie Moore äußert, erlauben sich mit Ihnen ganz vertraut zu machen. Dieser Verfasser kömmt oft in seinem Werke auf die Hindernisse zurück, womit Sheridan als Politiker wegen seines Mangels an Rang und Eigenthum zu kämpfen hatte. In England ist Reichthum alles, und jede andere Auszeichnung wird durch ihn verdunkelt. Daraus läßt sich erklären, warum sich so manche Gelehrte in England bestechen lassen, ihre Kniee vor der Macht beugen, und ihr Talent dem meistbietenden verkaufen." „Und aus eben diesem Grunde, setzt das Morning-Chronicle hinzu, geschieht es, daß in einem Nachbarlande (Frankreich), in welchem das Landeigenthum nicht denselben Einfluß ausübt, die Gelehrten einen so unabhängigen Geist an den Tag legen." Vielleicht hat der Unterschied aber auch noch einen andern Grund, nämlich das große Ansehen, worin der Handel in England steht. In einem Lande, wo die Handelsklasse so bedeutend ist, so viel ausrichtet, und so sehr beschäftigt ist, können Wissenschaft und Kunst nur einen untergeordneten Rang einnehmen, in Frankreich hingegen, und besonders in Paris, hat die Literatur beständig zur Verschönerung des gesellschaftlichen Umganges gedient. Man weiß, in welchem Ansehen das Theater steht, und oft muß die Regierung auch wider ihren Willen diejenigen aufmuntern oder belohnen, welche ihr der öffentliche Ruf als ausgezeichnete talentvolle Gelehrte oder Schriftsteller vorstellt; oder wenn sie so ungeschickt ist und sie vernachlässigt oder gar verfolgt, so werden sie vom Publikum in Schutz genommen und von diesem entschädigt. Dieß ist besonders der Fall, seitdem die freye Staatsverfassung die Bürger daran gewöhnt hat, ihre Gesinnungen unverholen zu äußern. Natürlich verläugnet sich bey dergleichen Aeußerungen auch der fröhliche, leichtfertige Sinn der Nation nicht, und indeß die ernsthaftesten Auftritte die allgemeine Aufmerksamkeit in Beschlag nehmen, fließt ein Strom von Späßen und Witzeleyen mitunter. Seit der Bekanntmachung des oft erwähnten Gesetzesentwurfes über oder wider die Preßfreyheit, ist fast kein Tag vergangen, an welchem nicht irgend etwas Lustiges darüber, wären es auch nur einige Wortspiele, dem Publikum zum Besten gegeben worden wären. Zwey junge Dichter, Mery und Barthelemy, die beständig zusammen arbeiten, und mehrere sehr freysinnige, satyrische Dichtungen herausgegeben haben, sind mit einer sogenannten Pevronnéide hervorgetreten, worin sie die Bemühungen der Ultras, bürgerliche Freyheit und Aufklärung zu vernichten, sehr beißend schildern, und die Folgen zeigen, die aus dem Preßzwange entspringen würden. Sie vergleichen das Zuströmen der in Belgien gedruckten Bücher mit dem Zuströmen des Tageslichts aus verborgenen, weit entfernten Oefen:

Du fond des ateliers que nourrit la Hollande,
D'invisibles agents glisseront dans Paris
Par de secrets canaux les chefs d'oeuvre proscrits;
Aux griffes de Franchet*) dérobant la pensée,
Ils tromperont l'instinct de sa meute exercée,
Et du bon sens banni colporteurs glorieux,
De sillons de lumière éblouiront nos yeux.
Ainsi dans ces bazars où sous un toit de verre
La foule de Paris à longs flots se resserre,
Sitôt que sur les murs de la vaste cité
La diligente nuit verse l'obscurité,
Do cent cristaux qu'effleure une cire timide,
Le gaz impétueux jaillit en pyramide etc.

Es ist sonderbar, daß diese beyden jungen Dichter, welche so große Anlagen verrathen, und so gute Satyren verfertigen, bisher noch nichts anderes geliefert haben als diese Art von Dichtung. Einen andern Dichter, Viennet, der sich ebenfalls durch politisch-satyrischen Geist auszeichnet, hat der berüchtigte Gesetzesentwurf wider die Preßfreyheit auch begeistert; er hat eine poetische Epistel an die Chiffoniers gerichtet. Natürlich, wenn nicht mehr so viel als zuvor gedruckt werden kann, wird es auch weniger Papierschnitzel geben, folglich erleidet das Chiffonier-Handwerk großen Schaden, weßhalb auch schon ein bedeutender Papierschnitzel-Krämer eine Bittschrift wider den Gesetzesentwurf eingereicht haben soll. Diese armen Leute nun tröstet Viennet ironisch damit, daß die Presse eine sehr verdammliche Erfindung sey, welche dem Volke die Augen öffne und seine Kenntnisse erweitere, so daß es alsdann sich nicht mehr wie ein Haufen Schlachtvieh wolle leiten und lenken lassen, weßhalb dann die Presse auch von allen Liebhabern der uneingeschränkten Gewalt und des blinden Gehorsams bis in den Abgrund der Hölle verwünscht werde, und unter den Schlägen der Jesuiten nothwendig zu Grunde gehen müsse. Jedoch würden sie, die Chiffoniers, darüber nicht zu verhungern brauchen; denn wahrscheinlich würde man ihnen, wie dem Volke in Spanien, täglich zur Mittagszeit, am Eingange der Klöster die Suppe reichen. Diese Epistel ist schon sechs Mal abgedruckt worden; diejenige der HH. Mery und Barthelemy mag wohl nicht wenigere Male aufgelegt worden seyn. Die Späße in den Journalen brauchen nicht wieder abgedruckt zu werden; denn es werden deren täglich neue gegeben. Bey Gelegenheit der Beobachtung eines neuen Kometen bemerkte ein Journalist, wenn sich der Komet nicht bald wegbegebe, so werde der Hr. Siegelbewahrer, Graf Pevronnet, wahrscheinlich auf den Einfall kommen, auch den Schweif desselben stempeln zu lassen.

*) Franchet, Polizeydirektor.

Auflösung des Räthsels in Nr. 60.
Die Maurer und die Schwalben.

Räthsel
für die, so reich werden wollen.

Nichts hinten, vorn doch Eins! Mach' fort, es kann dir glücken.
Wenn zu dem hintern Nichts noch mehre Nichts sich schicken.

O.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 9.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 67.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 19. März 1827.

Er meynt, die Welt könnt' nicht bestehen
Wenn er nicht thät' drauf herumergehen;
Meynt er wollt die Welt verbessern,
Ihre Glückseligkeit vergrößern,
Und lebt ein jeder doch fortan
So übel und so gut er kann.

Goethe.

Hans Schön.

Eine Reliquie von Joh. Falk.

Wär' mal ein Färber, der hieß Hans Schön;
Thät fleißig nach seinem Kessel sehn;
Er färbte Woll' und Seid' und Tuch
Und hatt' auch immer zu färben genug,
Und wie er beschickt die Schönfärberey:
So lobt' er Gott mit Gesang dabey,
Wie's gethan seine fromme Vorfahren,
Seit vielen hundert, ja tausend Jahren.
Im Schmuck von seinen grauen Haaren,
Nahm er sich recht ehrwürdig aus:
Da kommt zu Meister Schön in's Haus,
Auf einen Tag, ein junger Student;
Der war gelehrt, potz Element!
Wußt' alles genau und auf ein Haar,
Wer Benjamin und wer Isaschar,
Wer Nepomuck und St. Christoph war,
Und zählte doch kaum — zwanzig Jahr.
Man sollt' es glauben nimmermehr;
Er war gereis't die Kreuz und Quer,
Und doch nicht aus der Stube gekommen,
Hatt' Alles nur so aus Büchern genommen;
Auch das von der edeln Schönfärberey;
Was man nur wollt', er war dabey.
Für diesmal ward des Wissens Frucht
An einem armen Färber versucht.
Hans Schön, nimm deines Zeichens wahr!
Begleitet von einer bunten Schaar,
Mit Augengläsern versch'ner Damen,
Wovon ich leider vergaß die Namen,
War der edle Herr, so gelehrt und jung,
In des Meisters Haus, mit einem Sprung.
Und wie er gekommen in das Haus,
So kramt' er sogleich sein Wissen aus;
Er schwazte viel von Oken und Kant,
Und hielt ein Ding in seiner Hand,
War Farbenprisma, glaub' ich, genannt;
Damit bemalt er die weiße Wand,
Mit sieben Farben vom Regenbogen;
Sind's mehr als sieben, so hab' ich gelogen.
Es waren rothe und blaue dabey;
Die nahmen sich herrlich aus mein' Treu!
Nur daß sie im Augenblick wieder erstarben;
Sonst waren's wunderliebliche Farben.
Das mochte nun auch gegangen seyn;
Aber soll eben ein Unglück seyn,
Da fällt's dem jungen Professor ein,
Weil seine Farben so lieblich und rein
Erglänzen thäten im Sonnenschein,
So müßt' er auch ein Färber wohl seyn;
Stellte sich mit in dieselbe Reihe,
Und sprach zu Schön: „Wir sind unsrer Zweye!"
Der alte und ehrenfeste Mann
Hört gelassen das Ding mit an,
Und guckt, indessen die Farbengespenster
Die Damen vergnügten, hinaus zum Fenster,
Was es außen für Wetter wär'?
Der Wind ging eben von ohngefähr:
Allein das hielt in seinem Lauf
Unsern gelehrten Freund nicht auf;
Der demonstrirt in einem fort,
Und segelte grades Weg's zum Port.

(Der Beschluß folgt.)

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung von N. 275 v. J.)

Wie sonst Talma in der Tragödie, so auch steht die Mars in der Komödie allein da — doch bey weitem nicht so einsam. Allein steht sie nämlich, weil auch sie eine Erfinderin ist, auch sie ihren eigenen Weg sich gebahnt hat, auch sie die Natur befragt und von diesem Orakel aller Kunst Offenbarungen erhält, welche die Mitspielenden um sie her nicht vernehmen, weil sie das Allerheiligste des Musentempels nicht betraten und in dessen Propiläen verweilen, wo man ein selbstgeschaffenes Bild, die Konvention, als Göttin verehrt, und ihr so häufigen Weihrauch streut, daß jeder Blick in das Innere des Tempels, welches nichts anderes als die Natur selbst ist, mit Dunstwolken verhangen bleibt. Einsam aber, wie der große Tragöde stand, steht sie nicht, weil erstlich die Weise, das Lustspiel darzustellen, sich nicht so von dem wirklichen Leben (von der Natur) losreißen kann, als die Tragödie, deren vorausgestellte und innere Bedingung ja schon will, daß sie sich über die Wirklichkeit (wenn auch mit ihr) erhebe; daher denn auch selbst die Feindin der Kunst und Natur, die Konvention, im Lustspiel Natürlichkeit verlangt, und dadurch den Grund gelegt hat, auf welchem sich die französische Komödie hoch über die Tragödie heraufbaute. Zweytens aber steht diese große Künstlerin deßhalb nicht einsam, sondern in derselben Sphäre nur allein und höher als ihre Umgebung, weil zu der Darstellung des geselligen Lebens auch die Konvention desselben gehört, und diese also in der Komödie nicht so durchaus verlassen werden kann als im Trauerspiel. War es nun der Mars einerseits leichter gemacht als dem Tragöden, sich einen neuen Weg zu bahnen, indem sie ja nicht ganz einsame Pfade, wie Jener, brechen mußte, so war es andrerseits doch um so schwieriger, in einem lebendig bevölkerten und ganz durchwanderten Lustbaine neue, unbekannte Blumengänge aufzufinden. Auch hatte sie nie nöthig, wie Jener, mit dem Publikum zu kämpfen, da sie demselben nichts Fremdartiges zu bieten, nichts Unerhörtes anzumuthen brauchte; und doch war in dem so reich und schön angebauten Lustbaine der französischen Komödie so Liebliches nie geboten, so Wahrhaftes nie gehört worden. Auch ist es leicht zu bemerken, daß die Kunst dieser Meisterin einen mächtigen Einfluß auf die Darstellungsweise der Frauen übt. Während die Männer um Talma her noch immer, wie ehemals, höchst altfränkisch auftraten, hüten sich die Damen des Lustspiels, Blumen von der Putzmacherin mit spitzen Fingern zu präsentiren, nachdem die Mars aus allen Blüthen des Frühlings eine Kette geflochten, an der sie das freudetrunkene Publikum mit rhythmischem Tanzschritt aus dem französischen Garten hinaus, in die offene, freye, reiche Natur führt. Die physischen Gaben dieser Künstlerin sind: eine weder zu große noch zu kleine, im richtigsten Ebenmaße gehaltene Gestalt; ein schönes, freundliches Antlitz, das, im Zustande der Ruhe, den Ausdruck offenherziger Unschuld hat, und, bey bewegtem Gemüthe, jedes andern nicht bösartigen, bis an die Gränze des Hochtragischen, fähig ist; vor allem bezaubernd aber ist der Silberklang ihrer Stimme, und der geperlte Solbenfall ihrer Accentuation, wodurch sie die schlichteste Prosa in Musik verwandelt und an das Wort des Dichters erinnert: „Solch ein Hymnus verhallt ohne prosodisches Maß.“ Der durchgehende Charakterzug (der rothe Faden) in ihrem Spiele ist ein Nie-zu-viel, das man nur deßhalb nicht ein negatives nennen darf, weil es von positiv-mächtigster Wirkung ist; und dieses Nicht-zu-viel, dieses Maß der Kraft, dem die vollendetste Anmuth entquillt, ist eben das neue, eigene und selbsterfundene dieser Meisterin. Wenn gleich sie nun aber in so verschiedenen Fächern groß ist, wenn sie hier uns das naive Mädchen, dort die Kokette darstellt, in Kabale und Liebe, mit genialer Divinationsgabe ein deutsches Gemüth entfaltet, und in Eugenie (ein dem Augenarzt nachgebildetes Stück) bis an die Gränzen der Tragik vordringt, wenn sie in allen diesen verschiedenen Rollen, treu der Natur und ihrer Eingebung, eine tapfere Gegnerin alles Manierirten bleibt, so hat sie dennoch eine Manier — oder wenn dieser Ausdruck gehässig mißdeutet werden kann — ein Wiederkehrendes, Stehendes, oder wie man es sonst nennen will. Da diese wiederkehrende Manier, wie gesagt, nichts Positives ist, so ist sie auch nicht manierirt; eben so wenig ist sie eine ärmliche Negativität aus nothgedrungener Oekonomie, was bey den unglücklichen Schülern Iffands so sehr verstimmt; im Gegentheil, immer von Neuem wieder erfreut dieses Wiederkehrende, weil es kein Kunstgriff, kein Nothbehelf ist, sondern, theils der Natur, theils den Konventionen der geselligen Bildung abgelauscht, Naivetät und Feinheit und Anmuth und Innigkeit verbindet. Die Franzosen stellen die Mars über Talma, weil sie fertiger ist, das Vollendete erreicht hat, und gewissermaßen ein: „Bis hieher und nicht weiter!“ ausspricht. Wir Deutsche werden Talma höher stellen, größer finden, weil er, bey der klarsten Ueberzeugung von der Unendlichkeit der Kunst, unaufhaltsam in sich und an sich schaffte. Georgine Mars ist eine Schülerin der großen Schauspielerin gleichen Namens. Ich habe ihrem ersten Auftreten in zwey Hauptrollen auf dem théâtre français mit beygewohnt. Sie wurde günstig, aber ohne Enthusiasmus aufgenommen, und es würde von dieser Erscheinung in diesen Aphorismen nicht die Rede seyn, wenn sie nicht einen Vergleich darböte, wie man in Frankreich und wie man in Deutschland auf die Bühne gelangt. (Einen solchen vergleichenden Maßstab anzulegen, habe ich mich aber überall in diesen

Skizzen bemüht, weil ich etwas Anderes beabsichtige als der flüchtigen Neugier die laufende Chronik der Pariser Tagesereignisse zu geben. Dieß muß ich, auf die Gefahr, für anmaßend gehalten zu werden, einschaltend bemerken, damit man in diesen Notizen aus Paris nicht Nachrichten suche, die darin nicht zu finden sind.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Schiffahrt auf den westlichen Gewässern Amerikas.

(Beschluß.)

Die Mannschaft geht von einem Boote zum andern, macht Bekanntschaft und verbindet sich zu gegenseitigen Hülfsleistungen bey der Landung in Neu-Orleans. Nach einer oder zwey so verbrachten Stunden gehen sie an's Land, um Lärm in der Stadt zu machen. Es ist glücklich für die Einwohner, wenn sie nicht gegen Abend zu lustig werden; oft habe ich strenge Maßregeln gegen sie nehmen sehen. Um Mitternacht wird Alles still. Die Flotte vereinigt sich wieder zu Natchez oder Neu-Orleans, und wiewohl auf demselben Flusse lebend, sehen sich diese Menschen vielleicht niemals auf Erden wieder.

Am andern Morgen bey Tagesanbruch hörte man die Hörner blasen, Alles, was auf und an den Booten ist, geräth in Bewegung, und in einer halben Stunde sind alle auf dem Wege. Bald hat man sie aus den Augen verloren und man sieht nichts mehr als das regelmäßige Strömen des Wassers. Wenn man den Mississippi herunter geht, sieht man oft mehrere zusammengebundene Boote dahin schwimmen; ich war einst an Bord einer Flotte von acht auf diese Weise vereinten Fahrzeugen. Man konnte einen ziemlich langen Spaziergang auf dieser schwimmenden Stadt machen. Auf einem Boote schlachtete man Schweine, auf einem andern waren Aepfel, Cider, Nüsse und trockene Früchte; auf einem andern war eine Branntweinschenke. Der Zweck dieser Vereinigungen ist Handel zu treiben, und oft fangen sie mit einem Feste an und endigen mit einem Streite, und der Theil, der sich beleidigt glaubt, löset sein Boot ab und läuft dann auf seinem eigenen Wege dahin.

Während ich in Neu-Madrid war, sah ich eine Zinngießerbude in einem Boote dahin schwimmen, worin alle nur mögliche Zinnwaaren verfertigt und im Großen und Kleinen verkauft wurden. Wenn der Insulaner lange genug an einem Orte Handel getrieben, fuhr er nach einem andern hin. Man sagte uns, daß auf dem Ohio eine noch sonderbarere Manufaktur schwimme, die man bald in Neu-Madrid erwartete, und worin man Aexte, Sensen und andere Eisenwaaren verfertige und Pferde beschlage u. s. w.

St. Louis ist eine Art Mittelpunkt in diesem ungeheuern Thale. Von hier geht man beständig zu den verschiedenen (militärischen) Posten und zu den entferntesten Gegenden, um Pelzwerk zu erhalten.

Man erinnere sich, daß der Kanal von Neu-York die Seen mit dem Ocean vereint. Illinois wird bald auch mit Chicago und Michigan verbunden seyn, im Frühling ist es schon zum Theile so von Natur. Die Vereinigung des Ohio mit den Seen auf der einen Seite, und mit den Gewässern von Virginia auf der andern ist nicht ein bloßer Plan, die Arbeit ist wirklich begonnen. Wenn alle die Kanäle vollendet sind, so kann sich gewiß kein Land in der Welt mit Amerika in der Zahl und Ausbreitung seiner innern Wasserverbindungen vergleichen.

Der Vortheil der Dampfboote ist groß in jedem Lande, allein nirgends so fühlbar als hier. Der Ohio und Mississippi waren von Neu-Orleans durch innere Hindernisse getrennt, deren Ueberwindung schwieriger als die Ueberfahrt über den atlantischen Ocean war. Um die Wichtigkeit der Dampfboote für dieses Land zu begreifen, muß man die Mühe und Gefahr gesehen haben, ein Boot gegen den Strom dieser ungeheuren Flüsse zu führen, wo eine Strecke von zehn englischen Meilen des Tages für eine beträchtliche Reise gerechnet werden kann. Es gab kein anderes Mittel die Fahrzeuge herauf zu bringen, als ein Tau eine halbe Meile lang voraus zu schleppen, und an einen Baum zu befestigen: die Mannschaft des Boots zieht es dann bis dahin, während dieser Zeit ist ein anderes kleines Boot heraufgerudert und hat ein Tau an einen noch höher liegenden Baum befestigt, und auf diese gefährliche und mühvolle Weise legt man ungefähr sechs Meilen des Tages zurück.

Korrespondenz-Nachrichten.

London.

Vor Kurzem starb hier der reiche Juwelier und Silberschmidt Rundell, mit Hinterlassung eines Vermögens von 1,200,000 Pfund Sterling, aber keiner Kinder. In Ermanglung dieser hat er es durch sein Testament unter seine Verwandten und Freunde vertheilt, von denen einer allein 400,000 Pfund bekam. Man erzählt von diesem Manne manche Züge der Wohlthätigkeit und Großmuth; unter andern diesen: Er war sehr vertraut mit der Familie des Schauspielers Banister, dessen Sohn für den Advokatenstand studirte. Den Tag vor dem Ablauf seiner Lehrzeit besuchte Hr. Rundell den jungen Menschen, und lud ihn für den folgenden

Morgen zum Frühstück ein. Er kam, und beym Weggehen steckte er ihm ein Papier in die Hand, mit dem Befehl, es nicht zu öffnen bis er nach Hause käme, es war eine Banknote von 10,000 Pfund!

Vor wenigen Wochen als Sir F. Burdett erfuhr, daß ein unbemittelter hiesiger Fleischer drey arme Kinder zu sich genommen, die durch den plötzlichen Tod ihrer Eltern hätten an den Bettelstab kommen müssen, schickte er dem Fleischer 200 Pfund für sich, und eben so viel für die Kinder.

Fünfzehnhundert Aktien, jede von 100 Pfund, zur Gründung der hiesigen Universität, sollen Abnehmer gefunden haben, und auf die meisten derselben fünfundvierzig Prozent bezahlt worden seyn, so daß der 7te März zur Legung des ersten Steines bestimmt ist, was von Seiten des Herzogs von Sussex geschehen wird. Man erwartet, daß dann spätestens im Februar 1829 die ersten Vorlesungen darin gegeben werden können. Die folgenden Professuren sind von dem Rathe als zu vergeben angekündigt, und Kandidaten aufgefordert, sich bey demselben zu melden. Griechische und römische Sprache, Litteratur und Alterthümer, englische Litteratur, französische, italienische, spanische, deutsche und nordische Sprachen und Litteratur, Elementar-Mathematik, höhere Mathematik, mathematische Naturlehre, Chemie, Naturgeschichte der Thiere und vergleichende Anatomie, Anwendung der physischen Wissenschaften auf die Künste, Logik und Philosophie, Rechtskunde, mit Einschluß des Völkerrechts, englisches Gesetz, vielleicht mit besonderen Vorlesungen über die Verfassung, Geschichte, Staatswirthschaft, Anatomie, Physiologie, Chirurgie, Geburtshülfe, Weiber- und Kindertrankheiten, Materia Medica und Pharmacie, Medizin. Dieser ausgedehnte Plan, welcher beynahe den ganzen Kreis des menschlichen Wissens umfaßt, ist einer in unsern Tagen, und in der Hauptstadt Großbritanniens gestifteten hohen Schule würdig, und verdient den besten Erfolg. Nur ist die Sache unglücklicher Weise ein Partheyunternehmen, welchem das ganze Ansehen der Aristokratie und der hohen Geistlichkeit entgegensteht. Indessen liegt es in den Händen der Herrn, welche den Rath der Anstalt bilden, durch die Wahl tüchtiger Lehrer, ohne Rücksicht auf Parthey, und das kluge Vermeiden politischer Trennung im Vortrag, besonders aber durch Vermeidung eines offenbaren Wettkampfes mit den alten privilegirten Universitäten, dieß jezt bestehende Vorurtheil zu beseitigen, und die Anstalt so gemeinnützig zu machen als sie es nur immer werden kann. — In einem der lezten Stücke des New Monthly Magazin wird auf eine drollige Weise erzählt, auf welche Art der berüchtigte irländische Duellist Arthur Fitzgerald, welcher vierzehn Menschen im Zweykampf getödtet, ohne selbst je mehr als gerizt worden zu seyn, sich in den Club der vornehmen Whigs, Brooks's Club genannt, gedrängt hatte, trotz dem, daß er drey Mal durch Ballotage abgewiesen worden war. Aus Furcht vor einem Zweykampf mit einem so gefährlichen Menschen hatte keiner der Versammelten, die er der Reihe nach fragte, gestehen wollen, daß er ihm eine schwarze Kugel gegeben, und so konnte er sich allgemein rühmen, einstimmig zum Mitgliede gewählt worden zu seyn. Beym lezten Zweykampfe dieses Elenden zeigte es sich, daß er seine scheinbare Unverletzlichkeit einem Panzer zu verdanken hatte, den er bey solchen Gelegenheiten unter den Kleidern zu tragen pflegte. Zu Newmarket reizte er, wie er immer zu thun pflegte, einen Herrn zum Zweykampf. Man wählte den Degen als Waffe, worin beyde Anfangs gleiche Fertigkeit bewiesen. Zulezt aber gab Fitzgeralds Gegner demselben einen so kräftigen Stoß auf die Brust, daß er hätte stürzen müssen, wenn der Degen sich nicht umgelegt hätte und abgebrochen wäre. Wüthend über ein so schändliches Verfahren, schleuderte ihm der Herr den Hut in's Gesicht, und rief: „Du heilloser Schurke! — das ist dein Mittel, womit es dir gelungen so viele tapfere Männer zu besiegen, aber ich will dafür sorgen, daß du mit keinem mehr fichst!" Mit diesen Worten rannte er auf ihn los, worauf Fitzgerald sich umwandte und über mehrere Felder hinweg in ein Bauernhaus lief. Sein Gegner war dicht hinter ihm her, aber der so lange gefürchtete Held rettete sich dieses Mal durch einen Sprung aus einem hintern Fenster; und ließ sich nachher nie wieder öffentlich in England sehen. Seine heftige Gemüthsart brachte diesen verworfenen Sprößling eines edlen Hauses zulezt in seinem eigenen Geburtslande an den Galgen; man fand nach seinem Tode in seinen Kleiderschränken mehrere eiserne und stählerne, mit Pappe oder Flanell gefütterte Harnische.

Ich glaube Ihnen schon längst von einem Manne, Namens Taylor, geschrieben zu haben, der die anglikanische Kirche, in welcher er ein Geistlicher war, verlassen hat, und öffentlich gegen das Christenthum predigt, besonders in einer Art von Kapelle, die er in der Londoner Altstadt hat; dieser Mann, an dem Manches einen gewissen Grad von Verrücktheit anzudeuten scheint, ist auf Verlangen des öffentlichen Prokurators der Stadt verhaftet, und wird ohne Zweifel als Gotteslästerer vor Gericht gestellt werden. Wenn dieß geschieht, werde ich Ihnen über einen so merkwürdigen Prozeß das Nähere mittheilen.

Vor Kurzem wurden 5000 Pfund von Hrn. Ponds Beobachtungen zu Greenwich, zu drey Schilling der Band, als Makulatur zum Verkauf ausgeboten; und da die Sondervarteit der Sache die Aufmerksamkeit des gelehrten Publikums erregte, so ward die Sache untersucht, und es soll sich gefunden haben, daß Hr. Pond selbst die ihm zugefallenen unverkauften Exemplare auf diese Weise losgeschlagen hat. Was man ihm dabey übel nimmt, ist, daß er sie nicht lieber den Buchhändlern zum wohlfeilen Verkauf überlassen, damit Gelehrte, welche nicht die Mittel besitzen, dieses sonst so theure Werk zu kaufen, es sich hätten anschaffen können.

Hr. Gurney, der Chemiker, hat ein musikalisches Instrument erfunden, in dem gläserne Röhren die Stelle der Saiten vertreten; es soll an Wohllaut die Celestina übertreffen, jedoch im Tone derselben ähnlich seyn.

Hr. Robertson von Neu York hat im Laufe des vorigen Jahres die kühnsten Luftfahrten unternommen, von denen man gehört. Trotz der Nähe des Meeres und heftiger Winde, fuhr er mehrere Male des Nachts in die Höhe, und am 20sten September soll er so hoch emporgestiegen seyn, daß ein Schiff die Feuerwerke, die er abbrannte, in einer Entfernung von dreyundzwanzig Seemeilen sehen konnte.

Bey den lezten Londoner Gerichtssitzungen wurden mehrere Personen von ihrer Pflicht, als Geschworene zu sitzen, frey gesprochen, weil sie erklärten, daß ihnen ihr Gewissen nicht erlaube einen Menschen eines Verbrechens schuldig zu erkennen, worauf die Todesstrafe stehe. Auch ein Schornsteinfeger, welcher in seinen rußigen Kleidern kam, diese wichtige Pflicht zu üben, welche durch Hrn. Peels neues Gesetz weit mehr den untern Ständen obliegt als sonst, wurde davon freygesprochen, indem die andern nicht bey ihm sitzen wollten.

Beylage: Kunstblatt Nr. 23.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 68.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 20. März 1827.

Lebendige Beyspiele thun mehr, als ganze Rollen todter Regeln; und wenn die Schauspieler im Stande sind den wahren Sinn ihrer Rollen im Ganzen und Einzelnen richtig einzusehen, so wird ihnen der wahre Ausdruck niemals fehlen.

Seume.

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Georgine Mars zeigte sich, von dem Moment ihrer ersten Erscheinung bis zu der lezten Sylbe ihrer Rolle als Schülerin und als eine gelehrige ihrer großen Meisterin. Kein zu viel, kein zu wenig, weder Aengstlichkeit noch keckes Vordrängen, kein Abstand gegen die geübtere Umgebung, noch ein rücksichtsloses Allein-Thun neben derselben, kurz, auch nicht eine Spur von einer Anfängerin. Ich setze den Fall, daß ein Ausländer, oder vielleicht auch selbst ein Franzose aus der Provinz an jenem Tage das théâtre français zum ersten Male besucht hätte, gewiß er würde das junge, zum ersten Mal auftretende Mädchen für eine ausgezeichnete und längst bewährte Künstlerin mit vollem Rechte gehalten haben. Wer aber ihr Vorbild kannte, erkannte auch das Bild als Nachbild, die treue, bis auf die geringste Einzelnheit in Form und Farbe nachgeschaffene Kopie, ein abgerichtetes Vögelein, eine Schülerin im absolutesten Sinne des Wortes. — Eine deutsche Debutantin entschließt sich entweder von einem höchst disparaten Geschäft zur Schauspielkunst plötzlich überzugehen, d. h. Engagement zu suchen, zu finden, frisch drauf los zu spielen und sich Künstlerin zu nennen; oder sie hat höchstens früher auf einem Liebhabertheater einigen Dilettantismus getrieben; oder sie war nie Debutantin, sie erblickte zuerst nicht das Licht, sondern die Lampen, sie kam zu gleicher Zeit auf die Welt und auf die Bühne; ein Kind der Bretter sollte sie, kaum geboren, in Salomons Urtheil halbirt, später in den Hussiten gespießt werden, spielte im neunten Jahre schon den edelmüthigsten Heldenmuth in Fluch und Segen, im fünfzehnten als Gurli noch die Naive, zeigt sich im achtzehnten als Thekla deklamirend, und avancirt so, der Anciennität nach, von dem Lustigsten bis zum Höchst-Tragischen, bis zu Lady Makbeth und Fürstin von Messina. Auf diese Weise gehört denn in Deutschland die Schauspielkunst nicht nur zu den sieben freyen, sondern sie ist eine wahre Ultra-Liberale. In ihrem Bretterstaate hat sich die All-Herrschaft-Anarchie so fest eingenistet, daß die Erscheinung einer Schülerin, wie Georgine Mars, dort ganz unmöglich ist; denn gesezt, es erzöge eine bewährte Schauspielerin ein junges Mädchen zu ihrer Kunst, wie solches auch wohl ausnahmsweise hie und da geschehen ist, gesezt, sie bildete sie für ein bestimmtes Fach und ließe sie im selben nur dann erst auftreten, wenn sie dafür gebildet ist, so wird doch weder die deutsche Meisterin verlangen, daß die Schülerin nichts von eigener Erfindung hinzuthue, noch die deutsche Schülerin so viel Selbstverläugnung üben, um nichts, durchaus nichts, als eine Kopie ihrer Meisterin zu liefern. In Frankreich findet gerade das Gegentheil statt; die Lehrerin nicht und nicht das Publikum würden der auftretenden Schülerin eigene Erfindungen erlauben, und eben so wenig Ungehörigkeiten und Stümperey. Dem Schüler widmet man Aufmerksamkeit und Antheil; die herumtappenden Anfänger, die

in Deutschland auf den größten Bühnen ihr Wesen treiben, würde man hier auch auf der kleinsten nicht dulden. In Deutschland kann ein ungehobeltes Genie auftreten, und durch einige unzusammenhängende Glanzmomente lauten Beyfall und Hoffnungen erregen, die er nie und nimmer rechtfertigt, indem er nie zur Meisterschaft gelangt; in Frankreich dagegen kann eine Georgine Mars auftreten, die, günstig aufgenommen, durchaus keinen Enthusiasmus erregt; sie kann mehrere Jahre völlig unselbstständig spielen, nichts als die Kopie ihres Vorbildes geben und durchaus keine Hoffnung gewähren, bis sie es endlich später wagen darf, zu erfinden und ihren eigenen Weg zu gehen; gelingt ihr dieß, so spricht das Publikum sie frey, frey von dem Namen einer Schülerin, sie ist nun das, womit unsere jungen Damen der deutschen Bühne beginnen, sie ist eine Künstlerin. Kurz die Franzosen haben eine Schauspielerschule. Welchen Nutzen aber und welchen Nachtheil Kunstschulen gewähren, darüber ist sattsam gestritten worden.

Rossini hat in seinem Mahomet das lezte Bollwerk der ernsten, ja man darf wohl sagen, der sittlichen dramatischen Tonkunst erstürmt; und indem seine Nachahmer die ächte Nationalmusik der Franzosen, das volksthümliche Idyll, die Liebesklagen des Troubadours und die ritterliche Romanze von dem Theater der französischen komischen Oper verdrängen, usurpirt er selbst die ernste, ehrwürdige Scene Gluck's, und hat von hier aus nur nöthig mit dem Geschwader seiner leichtfertigen Töne, mit seinen bachantischen und wollüstigen Tanzmelodien in das Heiligthum der Kirche einzudringen, um die musikalische Verführung und Verderbniß der neuesten Zeit bis auf das Aeußerste zu steigern. Möchte Herr Meyer-Beer, der vielleicht Recht hatte, einige Zeit lang dem italienisch-rossinischen Tagsgeschmack zu huldigen, um sich einen Namen zu erobern, möchte unser deutsche Landsmann muthig und tapfer gegen jene tiefe Kunstverderbniß ankämpfen und in seinen Werken für drey verschiedene Theater nun auch zeigen, daß man den italienischen Reichthum an Melodie mit deutscher harmonischer Tiefe und französischer Charakteristik und Bühnenkenntniß verbinden kann: eine Aufgabe, die jeder ächte dramatische Tonsetzer sich stellen sollte, und die eben deßhalb dem nichts als wollüstigen Rossini auch nicht im Traume einfällt. Wäre dieser Mann ohne Talent, so brauchte man seiner nie zu erwähnen, da er aber seine herrlichen Gaben unwürdig mißbraucht, und, statt durch Schönheit zu erheben, mit gleißenden Buhlkünsten reizt und verführt, so kann nicht oft und nicht derb genug gegen ihn gesprochen werden. Inwährend dieser Geschmacksverwirrung levert ein hier lebender großer Komponist, der Direktor des Konservatoriums, Cherubini; doch nur als Dramatiker levert er; es scheint, als ginge es ihm auf der Bühne zu bunt her, er hat sich gänzlich von ihr zurückgezogen und opfert Zeit und Kraft, theils um für die Kirche große Werke zu liefern, theils um durch weisen Unterricht Schüler zu bilden. Eine herrliche Messe hat er z. B. für die Krönung des Königs geschrieben, die auch bey dieser erhabenen Gelegenheit in Rheims ausgeführt wurde; andere dirigirt er selbst und fast jeden Sonntag in der königlichen Kapelle zu St. Cloud; aber wie herrlich das auch ist, davon ist hier die Rede nicht *).

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Man glaube aber ja nicht, daß es nur in Deutschland Privatkreise gibt, die der ernsten Musik huldigen und Messen und Oratorien vor gewählten Zuhörern aufführen. Auch hier finden dergleichen Versammlungen ächter Musikfreunde häufig statt. Paris ist ja eine kleine Welt. —

Einfluß des Mondes auf die Gewächse.

(La lune rousse.)

Man glaubt allgemein, vorzüglich in der Nähe von Paris, der Mond äußere in gewissen Monaten einen großen Einfluß auf die Vegetation. Waren die Gelehrten nicht zu voreilig, wenn sie diese Meynung unter die Volksvorurtheile rechneten, die keine Untersuchung verdienen?

Die Gärtner nennen la lune rousse den Mond, der im April ins erste Viertel tritt, und entweder am Ende dieses Monats, oder gewöhnlicher im Lauf des Mai voll wird. Nach ihnen hat das Mondlicht in den Monaten April und Mai einen schädlichen Einfluß auf die jungen Pflanzenarten. Sie versichern beobachtet zu haben, daß Nachts, bey heiterm Himmel, die Blätter und Knospen, die diesem Lichte ausgesezt sind, roth werden, d. h. erfrieren, obgleich das Thermometer sich mehrere Grade über dem Gefrierpunkt hält. Weiter sagen sie, wenn ein bedeckter Himmel die Strahlen des Gestirns abhält, sie verhindert auf die Pflanzen zu fallen, findet diese Wirkung, unter übrigens vollkommen gleichen Temperaturverhältnissen, nicht mehr statt.

Diese Phänomene scheinen darauf hinzuweisen, daß das Licht unsers Trabanten mit einer gewissen erkältenden Kraft begabt ist; wenn man aber das Mondlicht mit den größten Linsen, den größten Reflexionsspiegeln auffängt und in den Brennpunkt sehr empfindliche Thermometer bringt, bemerkt man nie etwas, das jenen sonderbaren Schluß rechtfertigen könnte. In der Meynung der Physiker ist daher dieses Phänomen unter die Volksvorurtheile zu dem sogenannten Einflusse der Phasen auf die Veränderung des Wetters verwiesen, während die Landleute sich von der Richtigkeit ihrer Beobachtung überzeugt halten. Eine schöne Entdeckung, die Wells vor wenigen Jahren ge-

macht hat, könnte diese scheindar so widersprechenden Meynungen vereinigen.

Vor Wells dachte Niemand daran, daß die Körper an der Oberfläche der Erde, außer dem Fall einer schnellen Verdünstung, bey Nacht eine, von der sie umgebenden Atmosphäre verschiedene Temperatur annehmen können. Diese wichtige Thatsache ist jezt vollkommen bestätigt. Sezt man kleine Flocken Baumwolle, Eiderdun u. dgl. der freyen Luft aus, so findet man oft, daß ihre Temperatur um 6, 7, selbst 8 Grade der hunderttheiligen Skale niedriger ist als die Temperatur der umgebenden Atmosphäre. Die Pflanzen befinden sich im nämlichen Falle. Man darf daher die Kälte, der eine Pflanze Nachts ausgesezt war, nicht blos nach den Graden eines in freyer Luft hängenden Thermometers beurtheilen; die Pflanze kann stark erfroren seyn, und dabey hat sich die Temperatur der Luft mehrere Grade über Null erhalten.

Diese Verschiedenheit zwischen der Temperatur der festen Körper und der der Atmosphäre steigt nur bey vollkommen klarem Wetter auf 6 bis 8 Grade; wenn der Himmel bedeckt ist, verschwindet der Unterschied ganz oder wird unmerklich.

In den April- und Mainächten ist die Temperatur der Atmosphäre oft blos 4 bis 6 Grade über Null. In diesem Falle können die dem Mondlicht, d. h. einem heitern Himmel ausgesezten Gewächse erfrieren, trotz der Angabe des Thermometers; scheint aber der Mond nicht, ist der Himmel bedeckt, so fällt die Temperatur der Pflanzen nicht unter die der Atmosphäre herab, und es friert nicht, wenn das Thermometer nicht auf Null weißt. Die Gärtner haben also Recht, sie machen blos den falschen Schluß, daß sie die Wirkung den Strahlen des Gestirns zuschreiben. Sein Scheinen ist blos das Zeichen eines heitern Himmels; diese Klarheit des Himmels ist an dem nächtlichen Erfrieren der Pflanzen Schuld, der Mond hat nichts damit zu schaffen; das Phänomen tritt ein, ob er über oder unter dem Horizont ist. Die Ursache dieser niedrigeren Temperatur der Pflanzen in gewissen Fällen entwickelt Wells in seinem Werke über den Thau, denn mit diesem Phänomen hängt die erzählte Erscheinung genau zusammen.

Neugriechische Volkslieder.

Aus dem Originale *) verdeutscht.

I.

An eines Sabbats Abend, an einem Sonntag früh
Ging ich allein spazieren im jüdischen Quartier.
Und ein hebräisch Mädchen traf ich da ganz allein,
Und sprach zu ihr: Willst, Mädchen, du eine Christin seyn?
Am Sabbat dich zu baden, zu putzen Sonntags dich?

O Mutter, 's fragt' ein Grieche, ob ich wollt' Christin seyn?
Zu baden mich am Sabbat, zu putzen Sonntags mich. —
Dorchbohren säh' ich, Tochter, des Türken Schwert dich eh'r,
Als daß du zu mir sagtest, wollt'st eine Christin seyn.

Th. K.

*) Es ist mir von Griechen selbst mitgetheilt worden. Die einzelnen Lieder folgen in einer metrischen, dem Originale entsprechenden, möglichst treuen Uebersetzung. Ihre charakteristischen Eigenheiten zu finden, überlasse ich dem Leser.

Anmerkung. Das Lied scheint darum einige Beachtung wohl zu verdienen, weil es den Widerwillen der in der Türkey lebenden Juden gegen die Griechen oder die Christen überhaupt zeigt, auf der andern Seite die Proselytenmacherey der Griechen anzudeuten scheint. In poetischer Hinsicht betrachtet, so finden sich besonders auch in dem vorstehenden Liede die dramatischen Elemente vor, die die neugriechische Volkspoesie so sehr charakterisirt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, im März.

Es ist eine Sache von nicht geringer Schwierigkeit, zum ersten Mal in einem öffentlichen Blatt über eine Stadt Bericht abzustatten, von welcher man in Deutschland so selten spricht; denn wenn man die Nachrichten über Sitten und Kunst, welche die unterhaltenden Zeitschriften unseres Vaterlandes geben, vergleicht; wenn man von den Städten, über welche gesprochen wurde, auf die Länder schließt, so möchte es scheinen Holland verdiene die wenigste, vielleicht gar keine Aufmerksamkeit. Ich selbst hegte die Meynung, man müsse, um sich zu unterhalten, am wenigsten nach Belgien gehen, und staunte sogar, als ich hier in Brüssel von Kunstakademien, mehreren trefflichen Theatern hörte, als ich ein Volk fand, das sich mit der größten Theilnahme über Kunst und Literatur unterhält, und eine Stadt, die sich an Feinheit der Sitten mit jeder Hauptstadt unserer Königreiche messen kann. Doch darf ich hierbey nicht verschweigen, daß dieß Alles nur von dem höher gelegenen Theile der Stadt gesagt werden kann. Der höchste Theil der Stadt ist der glänzendste. Hier liegt der Park, der Prater dieser Stadt, ein Wald von Alleen, die mit denen des Tuillerien-Gartens wetteifern. Auf zwey Seiten schließen sich die königlichen Paläste an. Den übrigen Theil des Bergrückens schmücken einige große Plätze, von Gebäuden im schönsten Styl eingeschlossen, wie place royale, und der ältere place du sablon. In diesem Theile der Stadt wohnt der Adel. Palastähnliche Hôtels sind für reiche Fremde, besonders Engländer eingerichtet, die jährlich in großer Menge hieher strömen, um einige Monate die gesunde Luft dieses Hügels zu athmen. In der rue royale, die den Berg abwärts nach der Mitte der Stadt führt, schließen sich glänzende Gewölbe an. Hier und in der nächsten Straße am Abhange des Berges wohnt in den alten, ehrwürdigen Giebelhäusern die reichere und angesehenere Bürgerklasse, und die große Menge der Buchhandlungen, die dort ihren Sitz aufgeschlagen haben (oft drey bis vier in einer Straße) haben auch die Gelehrten nach dies

sein palatinischen Berg gezogen. In diesem obern Theil der Stadt wird durchaus französisch gesprochen, die Sitten, die Trachten sind französisch, und es ist hier noch Vormittag, wenn man diese Zeit nach dem Mittagessen berechnet, während es in der Mitte der Stadt Mittag, und am Kanal schon Nachmittag ist. Zwar findet man diesen Unterschied in der Zeiteintheilung in jeder größeren Stadt, und auch in Paris und London kann man die Differenz geographisch messen, aber ich kenne keine Stadt, wo man so auffallend jeden Augenblick daran erinnert würde, in welchem Theile man sich befindet. Ein Hauptgrund davon ist auch die Sprache. Hat man sich auf dem Berge an der wohllautenden französischen Sprache der dortigen Bewohner ergözt, so erschrickt man in der Mitte der Stadt vor einem sonderbaren kreischenden Patois, das mit der Entfernung vom Berge immer härter und breiter zu werden scheint, und endlich am Kanal, wo die niederste Klasse wohnt, in ohrzerreißendes Flammändisch ausartet.

Ungleich großartiger ist jedoch in Brüssel die Erinnerung als die Gegenwart. Es gab für mich Anfangs nichts Angenehmeres als Goethe's Egmont zu lesen, und dann im Dämmerlicht durch die Straßen zu gehen, und mich um Jahrhunderte zurück zu träumen. Und wie günstig ist zu solchen Träumen das Kostüm der Häuser und der Menschen! In jenem älteren Theile der Stadt, der früher der glänzendste war, steht kein Haus, das nicht dreyhundert Jahre zählte. Die hohen ausgezackten Giebelhäuser, die schmalen Fenster, die engen düsteren Straßen sind noch dieselben, in welchen man den schweren, dumpfen Schritt der spanischen Soldaten hörte; Mädchen, die der alten, eigenthümlichen Sitte nach, das schwarze Regentuch auch beym schönsten Wetter zierlich über den Kopf und um die Schulter schlagen, daß nur ein Theil des reizenden Gesichts, und die großen, schönen Augen hervor sehen, erinnern, wenn sie geschäftig vorbeyeilen, an Clärchen, wie sie die Bürger von Brüssel zur Befreyung Egmonts aufruft. Welche Erinnerungen ruft der altertümliche Place de régence hervor! Hier stieg das schwarze Gerüste auf, wo Egmont und der treue Horn bluteten, und an einer Ecke in einem düsteren Hause zeigt man noch das Fenster, aus welchem Alba und Granvella auf ihre Opfer herab schauten. Bedeutungsvoll durch die Geschichte ist in einem Garten an der kleinern Straße des sablons jener Springsbrunnen, an welchem die Geusen ihren Bund beschworen; das Haus und der Garten gehörten einst dem Grafen Horn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, im März.

Wenn man etwa glaubt, daß der Mangel an politischem Leben und an der Regsamkeit des Geistes für die Interessen des Staates und der Oeffentlichkeit durch andere Interessen ersezt werde, so irrt man im Ganzen; damit dann etwas geschehe, muß ein Krieg ausbrechen, eine Universität oder Societät gegründet werden u. s. w. Die Reibungen, an denen andere Nationen heranwachsen, die Kämpfe, in denen sie stark werden, erregen hier allerdings Theilnahme und Aufmerksamkeit, aber nicht viel bedeutendere als die man einem Schauspiele zuwendet, bey dem die stark Ergriffenen zwar lachen oder weinen, den andern Tag aber bey ihren täglichen Geschäften von diesen Eindrücken nichts mehr wissen oder wissen wollen. Das Einzige, worauf man bisher sich viel zu gut wußte, Kunst und Wissenschaft, scheint uns allerdings noch nicht verlassen zu haben, und sogar in manchen Beziehungen zu wachsen. Mangelhaft ist auf der andern Seite die öffentliche Kritik, namentlich die Theaterkritik; das Schicksal dieser anheim zu fallen, hat leztbin auch ein bereits älteres Stück: die Macht der Verhältnisse, von Robert, getroffen, das zu allen Zeiten, und auch noch vor wenigen Tagen mit der unzweydeutigsten Theilnahme auf der hiesigen Bühne gesehen worden ist, und das, trotz dem, was auch von anderer Seite her über eine neuliche Aufführung zu Weimar berichtet worden ist, eines der bessern deutschen Trauerspiele bleibt, die, seitdem Goethe und Schiller vom dramatischen Schauplatz abstraten, geschrieben worden sind. Man hat sich oft gegen das bürgerliche Trauerspiel überhaupt erklärt, und dadurch, ohne daß man es gründlich bedacht hat, unseren Verhältnissen alle Innerlichkeit abgesprochen, denn Verhältnisse, die gar nicht tragisch werden können, verdienen kaum, daß man von ihnen spricht. Es mag zugegeben werden können, daß die Verlegung der Geschichte der Virginia an einen kleinen italienischen Hof nur durch die scharfe Berechnungsgabe ihres Verfassers vertheidigt werden dürfte, daß Kabale und Liebe nur in der belebenden Anwesenheit eines, jedoch immer nur abstrakt darin hausenden Genies Entschuldigung finden, daß aber die Macht der Verhältnisse untragisch sey, kann man nicht behaupten. Das wahrhaft Pathetische und Tragische an diesem Stücke ist aber, daß es das Pathos der Zeit nicht einzelner Individuen ist, was vorgestellt wird. Kein einzelnes Individuum ist in diesem Stücke der sogenannte Held desselben. Alle vielmehr sind die Helden, weil es der Gedanke der Zeit ist, der nach seiner tragischen Seite zu entblößt wird. Der Dichter hat dieß sehr wohl eingesehen, und seinem Stücke nicht den Namen irgend einer darin spielenden Figur, sondern einen zwar anscheinend abstrakten, aber hier gerade sehr treffenden und wahren gegeben. Wenn sonst das Individuum und sein Schicksal Gegenstand der Tragödie waren, so sind es hier die Weltanschauungen, die an die Stelle treten, wie etwa in der politischen Welt der Krieg um Gedanken und Vorstellungen den Krieg um besondere Interessen verdrängt hat. Eines der Hauptverhältnisse, um welches es sich in dieser Tragödie hauptsächlich handelt, ist das der persönlichen Ehre, der Ehre, welche dem Menschen als Menschen, unabgesehen von seinen weiteren Verhältnissen der Geburt oder Stellung in der bürgerlichen und politischen Welt gebührt, und aus deren Verlezung er sich wieder herstellen muß, wenn er nicht ohne das Gefühl als Mensch, als Person anerkannt zu seyn, ein schmachvolles Leben führen will. Daß die Ehre die Grundlage tragischer Kollisionen seyn könne, wird keiner läugnen können, der sich in den Calderon'schen Tragödien umgesehen hat; der Arzt seiner Ehre, geheime Rache für geheimen Schimpf, sind zu treffende Beweise dafür. Denn bey Calderon ist in den meisten Stücken die persönliche Ehre so sehr das vorwaltende Pathos, daß Familienbande und Staatsverhältnisse nicht zum Inhalte derselben werden, sondern nur der Stoff sind, an welchem sie sich darstellt. Der englische Dichter dagegen erfüllt seine Gestalten mit dem vollen Inhalt alles Menschlichen, und elterliche Liebe, Liebe der Gatten, alle Gefühle der Sittlichkeit, der Streit um das Mein und Dein, der Stolz der Vasallen, der Leichtsinn der königlichen Herrscher, der Kampf der Nationen, Eifersucht, Bosheit, Herrschsucht, sittliche Treue, die innigste Liebe, und was nur sonst die weite Menschenbrust als Wunsch erfüllt, welche Zwecke die Kraft des Armes sich erkämpfen mag, all dieser mannigfache Inhalt tritt nicht mehr in der mageren Gestalt der inhaltlosen Ehre auf, sondern wagt sich in eigener Form hervor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 23.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 69.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 21. März 1827.

Herr Philosoph, von allen Welten trunken
Und auf der seinen hier in öden Koth versunken,
Mich dünkt, in Seinem Hirn glühn wunderbare Funken!

Herder.

Hans Schön.

(Beschluß.)

Die Farben wurden sämmtlich verglichen,
Das Abendroth sehr herausgestrichen;
Der Färber trug einen blauen Schurz,
Der kam gegen den blauen Himmel zu kurz:
Und auf dem Kopf seine rothe Mütze,
Die war nun vollends gar nichts nütze;
Sondern verblich, im Morgenroth,
Mit Ehren zu melden, fast zu Koth.
So ging es ungehindert fort;
Wie Schneeflocken stöberten, Wort auf Wort,
Aus dem gelehrten und theuren Mund;
Wie im Augenblick' verrannte die Stund',
Und die Herrn und Damen insgesammt,
Von so hoher Weisheit entflammt,
Besonders die vom schönen Geschlecht,
Gaben dem jungen Professor Recht,
In diesen, so wie in allen Stücken,
Und was sie von Woll' und Zeugen erblicken,
Das wird auf's Urlicht zurückgeführt,
Und über die Maßen kritisirt;
Kurz jedem Kinde, das sieben Jahr,
Oder einen Monat drüber war,
Dem ward das Ding nun sonnenklar,
Daß Meister Schön, mit seiner Waar'
Ein ganz gemeiner Färber nur war,
Der nie docirt um ein Honorar;
Da riß doch endlich die Geduld
Dem guten Alten — und wer war Schuld,
Als Ehren-Sausewind-Naseweis,
Der so in Harnisch gebracht den Greis?
Er nahm das Wort, und sprach: „mit Gunst,
„Vergönnt dem Meister der Färbekunst,
„Ihr Herren und Frauen, insgemein
„Doch auch ein Wort zu reden drein;
„Daß der Himmel blau ist, das mag wohl seyn;
„Am Abendroth auch und seinen Strahlen,
„Ergötzt' ich mich schon zu tausend Malen.
„Nur bitt' ich Bescheid auf meine Frage,
„Merkt wohl, was ich, als Färber, sage,
„Die Frag' ist ja nicht, wie ihr alle wißt,
„Ob der Himmel blau oder roth ist,
„Das weiß ja ein jeder guter Christ;
„Sondern, wie man's eben vollführt,
„Daß man das Abendroth destillirt;
„Oder, was nie ein Färber vermocht,
„Wie man den blauen Himmel wohl kocht,
„Und ihn in einen Kessel bringt;
„Jedoch dabey sich ausbedingt,
„Daß ja von schmier'ger Woll' und Seide
„Sein Glanz auch im geringsten nichts leide.
„Wenn das der junge Herr vermag,
„So schenk' ihm Gott einen fröhlichen Tag!
„Wo nicht — hab' heute noch viel zu färben:
„Was wollen wir uns die Zeit verderben?"
Dieß Wort gesagt, kehrt er in Ruh
Den Herrn und Frauen den Rücken zu.
Der junge Gelehrte, den dieß verdroß,
Kam plötzlich außer sich, wie Voß,
Wenn Stolberg katholisch wird, und schoß
Als ständ' er auf einem Katheder-Sitze,
Aus seinen Augen flammende Blitze,
Auf seinen Gegner allewege;
Allein es waren nur kalte Schläge;
Sie zündeten nicht! Und nicht allein Er,
Auch sein ganzes, gläubiges Schülerheer,
Das blitzt' und donnerte kreuz und quer,
Von gänzlichem Mangel an Genie,

Und gedankenlos blinder Empirie,
Auf unsern armen Färber los,
Weil er dem Prisma versetzt einen Stoß;
Und wie sie gekommen so geschwind,
So fuhren sie, wie der Wirbelwind,
Auch wieder heraus zu des Färbers Thüren,
Um anderwärts zu kritisiren,
Mit überschwänglichem Künstlerwitze;
Bedächtig aber schob sich die Mütze,
Wie er allein war, recht und schlecht,
Haus Schön auf beyde Ohren zu recht,
Und sprach: „Mit Gunst," zu seinem Knaben,
„Solch naseweisen Besuch zu haben,
„Verschmäht mein silbergrauer Scheitel;
„Bursch, klopft je wieder so ein Beutel,
„Der angefüllt mit nichts als Wind,
„Vor unsrer Thür, so verschließ sie geschwind!
„Ich kenn' dieß leidige Geschlecht der Zeit,
„Das wird nicht klüger in Ewigkeit;
„Bedünkt sich weiser, wie Salomo,
„Und wiegt doch kaum ein Pfund Indigo;
„Denn damit kann man doch was verstreichen;
„Allein was thut man mit ihresgleichen?
„Ja, stößt man die Narr'n im Mörser klein,
„So werden's doch immer Narren seyn!"

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Die große französische Oper académie royale de musique, erhält von der Regierung jährlich mehrere hundert tausend Franks Unterstützung; außerdem erhält sie drey Prozent von der Brutto-Einnahme aller hiesigen nicht königlichen Theater, und doch erhält sich — nach dem Ausspruch der hiesigen Tagesblätter — diese Akademie der Musik nur durch Tanz, durch große Prunkballets. So wird denn überall das Großartige von den kleinen Nichtlichkeiten, das Schöne und Einfache, von blendender Ueberladung und prächtigem Zierrath verdrängt. Wenn Antheil und Liebe aufhören, eine Kunstanstalt zu unterstützen, so fällt sie in sich zusammen. Das ist hier bey der Königl. Oper der Fall. Der Gesang der einzelnen Personen hätte in keiner Zeit zum Muster dienen können; sie sahen in ihrer Gattung, die sie auch drame oder tragédie lyrique nannten, die Zwillings-Schwester des französischen Trauerspiels, und nahmen von da herüber, nicht allein den Cothurn der Erscheinung und Bewegung, welches ganz recht gewesen wäre, sondern auch jene hergebrachte Uebertriebenheit des deklamatorischen Ausdrucks der Leidenschaft, der nun im Rezitativ und Gesang, seiner Natur gemäß, sich noch steigerte und zu einem karikirten Geschrey wurde. Dagegen wurden alle Ensemble-Stücke meisterhaft ausgeführt; die Chöre gingen mit einer bewundernswürdigen Präzision, und eben so bewundernswürdiger Abstufung des Pianos und Fortes; das Orchester zumal war in jener Zeit (vor ungefähr zwanzig Jahren) vielleicht das erste in Europa hinsichtlich seines innigen Zusammenspielens, und ich weiß namhafte deutsche Musikdirektoren und Tonsetzer, die damals verwundert eingestanden, nie Aehnliches gehört zu haben. Dabey wurden die Tempi der ältern Meisterwerke mit einer Richtigkeit, mit einem Feuer und oftmals mit einer Originalität genommen, die von den tonsetzenden Meistern selbst herrührte und sich durch Tradition erhalten hatte. Jetzt sind alle diese alten Herrlichkeiten dort zu Grunde gegangen. Weder in den mehrstimmigen Stücken noch in den Chören herrscht jenes imposante Ineinandergreifen mehr; das Orchester ist bey weitem nicht so präzis als manches andere der kleineren Bühnen; und wenn gleich den einzelnen Sängern und Sängerinnen ein gewisses Etwas von italienischer Gesangsweise zugekommen ist, wenn Madame Quency auch eine edle tragische Schauspielerin genannt werden kann, so beruht der Vortrag dieser musikalischen Akademie doch immer noch viel zu sehr auf einem deklamatorischen Geschrey, und kein ächter Sänger, keine wahrhafte Sängerin ist auf dieser Bühne zu finden. Wie sollte sich auch hier und heute das ernste musikalische Drama fortschreitend ausbilden, da es durchaus keine antheilnehmenden Freunde mehr findet? Welche der neuen großen Opern, selbst die beliebtesten, können sich denn noch rühmen, Styl zu haben? Sie wollen ihn nicht einmal haben, weil man ihn nicht will; ja man hat ihn so lange nicht gewollt, daß jetzt Niemand, wenigstens die Masse nicht, weiß, was Styl in einem ernsten dramatischen Tonwerk ist. Mit Posaunen und Pauken und Trommeln wird er nicht erreicht, und gesetzt, wir Deutsche wären musikalischer, so sind die Franzosen doch erfahrener und klüger, um sich, wie wir es leider thun, dergleichen weiß machen zu lassen. Und so ist es die reine Wahrheit, was die hiesigen Tagesblätter sagen, daß sich die große Oper nur durch das Ballet erhält. In Deutschland ist es, trotz unsers bessern Gesang-Personals, derselbe Fall. Man lasse die Pracht der Kostume, den Reiz schöner Dekorationen, die Ueberraschungen des Maschinenwesens und den Tanz ausfallen, und unsere Prunkoper wird vor leeren Bänken gespielt werden. In Frankreich weiß das jedes Kind; wer in Deutschland aber es ausspricht, beleidigt.

„Die große Oper erhält sich nur durch Ballet." Was soll dieser Ausspruch der französischen Journale, in Hinsicht auf das Ballet, sagen? Soll es heißen: Inwährend die große Oper rückschreitend sich ihrem Verfall nähert, erhält sich das Ballet auf den Höhen der Kunst, oder ist vielmehr im Höherstreben begriffen, da jeder Stillstand in geistigen Sphären ein Rückfall ist? — Ich kann nicht glauben, daß es so gemeynt war. Denn wahrlich, auch im Ballet gewahrt man nicht eben Tröstliches; und wenn irgendwo, neben dem alten Schlendrian, neue Auswüchse

der Unkunst, und, neben dem Mangel an Gedanken und Erfindung, ein konvulsivisches Bemühen, in Staunen und Betäubung zu setzen, recht klar an den Tag kommt, so ist es in Terpsichore's entweihtem Tempel. Der rechte Winkel und der Kreisel, sagt ein geistreicher Kritiker aus Berlin, sind die Ur-Typen unseres Ballets. Er hätte dasselbe aus München oder Wien schreiben können; und ich, am Quell der modernen Tanzkunst, kann versichern, daß es in Paris eben wie bey uns ist, oder, um den Anachronismus zu vermeiden: es ist bey uns wie in Paris. Je stumpfer der Winkel wird, den die Beine der Tänzerin bilden, indem das eine senkrecht auf dem Boden steht, das andere, mit dem gebognen Fuße eine gerade Linie bildend, sich in die Luft erhebt, je höher steht sie als Künstlerin. Den Winkel von neunzig Graden muß sie erreichen können, um Solo-Tänzerin zu seyn; vermag sie aber bis zu ein und neunzig ein viertel oder gar ein halb zu kommen, und in dieser Kunsthöhe das ausgereckte Bein fächelnd und winkend auf und nieder zu bewegen, so hallt das Haus vom Donnergebrülle des Beyfalls wieder. Eben so wird der Tänzer beklatscht und bejubelt, je nachdem er sich sechs, zehn oder zwölf Mal in progressiver Geschwindigkeit auf einem Beine herumdreht, dann plötzlich, wie angenagelt, stehen bleibt, und, ein selbstzufriedener Storch, auf seine Einbeinigkeit herabschaut. Kurz, der Kreisel ist im heutigen Ballet der Grundtypus aller Bewegungen, der rechte Winkel der aller Stellungen; und wie schön, wie kunstgerecht, wie geschmackvoll dieß ist, mögen Maler und Bildner beurtheilen. Hier soll bey dieser Gelegenheit nur bemerkt werden, wie die entartete Tanzkunst uns anmuthet, gerade dasselbe mit anzusehen, was die entartete Kunst des Gesanges uns zu hören gibt, nämlich — Vorübungen; hier zur Ausbildung der Kehle, dort zur Ausbildung der Füße. In seinem Studierzimmer soll der Sänger fleißig solfeggiren, soll der Tänzer die Beine recken und biegen, sich drehen, springen und auf einem Beine stehen so lange, so hoch, so oft er nur immer kann, damit Stimme und Körper geschmeidig und gelenk werden; und sind sie das, dann erst ist der Schüler im Stande, vermöge dieser so geübten Organe ein Kunstwerk darzustellen. Statt dessen aber tischt man uns die geübten Organe, das Werkzeug der Kunst, als Kunstwerk auf; gleich als ob der Maler die eingetauchten Pinsel für ein Gemälde ausgeben wollte. Man trillert und wirbelt und cuirlt mit der Stimme, wie mit den Beinen; und es kommt, vor lauter Verzierungen, hier zu keinem melodischen, dort zu keinem pantomimischen Gedanken. Wir erwarten ein Kunstwerk, und man macht uns Kunststückchen vor. Wie der Herr, so der Knecht, wie die Kunst, so das Publikum; eine schöne Melodie, einfach und seelenvoll vorgetragen, hören die Liebhaber (die Dilettanti, wie man sie hier nennt) mit tiefer, unerschütterlicher Apathie an; wenn aber bey der Fermate das quirlende Kunststückchen, oder am Ende das bekannte schlängelnde Schwänzchen kommt, dann schlürfen sie den Ohrenschmaus wie ein Trüffeln- oder Austerngericht hinunter, verkehren selig die Augen, lassen ein seufzendes Ah!!! hören und schlagen, nach dem letzten Gewaltschrey der Arie, lautdröhnend die Hände zusammen. So macht auch im Ballet, weder mimischer Ausdruck, noch charakteristische Darstellung, noch sinnvolle Gruppirung und Handlung des corps de ballet, und noch weniger der dramatische Gang des Ganzen Eindruck, so daß dieses auch vernachlässigt und alles nur auf Springen, Drehen und Beinrecken berechnet ist. Schon der alte Vestris sagte zürnend zu seinem Sohne: „Du hast die Kunststücke der Springer in unsere „edle Kunst eingeführt; das wird sich aber rächen; es „wird Einer kommen, der noch höher und besser, als Du, „springen und Dich verdunkeln wird." Und es geschah, wie er gesagt hatte: Duport kam und ward der Liebling des Publikums. Aber wie hoch stand damals, zu den Zeiten Vestris, Düports, der Gardel und der alles vermögenden Pantomimin Bigotini, wie hoch stand das damalige Ballet über dem heutigen!

(Die Fortsetzung folgt).

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, im März.

(Fortsetzung.)

Doch, wenn auch mancher Theil dieser Stadt zu solchen Erinnerungen Anlaß gibt, und wie ein großes Grab einer schöneren Zeit, wie ein trauriges Denkmal von Brüssels früherer Größe erscheint, so sorgt man in andern Stadttheilen desto thätiger dafür, dem Leben eine heitere Seite abzugewinnen, und den alten, gesunkenen Glanz auf neue Weise wieder herzustellen. Der König, der einen großen Theil des Jahres hier verweilt, die Generalstaaten und der Magistrat von Brüssel wetteifern den großartigen Verschönerungsplan zu verwirklichen; die neuen Thore, die schönen Straßen am untern Theil des Kanals, die nach der Form der Pariser angelegten Boulevards, zeugen davon, und es ist nur zu befürchten, daß in zehn, fünfzehn Jahren, wenn, wie man erwartet, die Seiten der Boulevards mit Häusern geschmückt sind, und dort eine breite, schöne Straße alles Glänzende und Reiche anzieht, die verödeten Theile der Stadt nur noch trauriger und verlassener seyn werden.

Das glänzendste Werk dieser Verschönerung ist aber wohl das neue, in einem edlen, großartigen Style erbaute Theater. Man glaubt, wenn man vom alterthümlichen Play de regence, und seinem gothischen Rathhause, die wenigen Straßen zu diesem Theater und seinem, von geschmackvollen Häusern umgebenen Play gegangen ist, in eine andere Stadt versetzt zu seyn. Das Theater nennt sich „das große," zum Unterschied vom Théâtre du parc, das auf dem Berge, in der Nähe des Schlosses liegt, und früher das Haupttheater war. Die Gesellschaft kann man in ihren Leistungen am besten mit der des Odeon in Paris vergleichen, doch möchte die komische Oper und das Ballet leicht besser seyn als dort. Für

das Drama finden sich vorzügliche Subjekte, und es ist kein geringer Ruhm für die Gesellschaft, daß Talma gerne mit ihr auftrat, und regelmäßig alle Jahre Brüssel besuchte. — Das hiesige Publikum wußte aber auch den großen Schauspieler zu schätzen; man darf vielleicht sogar sagen, dieses Volk, dessen Charakter schon einen bedeutenden Theil von deutschem Ernste zeigt, verstand ihn besser als sein eigenes Volk; und wenn auch die hiesigen Schauspieler ganz nach französischem Muster gebildet sind, so weht doch den Deutschen aus dem Spiele eines Bouchez, eines Lemoigne, schon ein Hauch des deutschen Genius an, der den von Paris lieber kommenden Deutschen unwillkührlich an die vaterländischen Bretter erinnert. Schwerlich möchte der große Mann, an dem auch Brüssel viel verloren hat, je ersetzt werden; die tragische Bühne eilt in Frankreich ihrem Verfall entgegen, und die dramatische Censur wird vollenden, was die Nachlässigkeit oder Unfähigkeit der Schauspieler begonnen hat. Um hier diesem Uebel so viel möglich zu steuern, äußern sich vielseitig Wünsche für Errichtung einer Deklamationsschule, die auch ein wirkliches Bedürfniß zu seyn scheint; die jungen Künstler bedürfen der Aufmunterung; der Stachel des Wetteifers muß die ältern aus ihrem Schlafe aufrütteln, während dessen sie nicht einmal daran denken, Talmas Erbschaft unter sich zu theilen. Doch spricht man, wie es scheint, blos deßhalb viel von der Nothwendigkeit einer solchen Schule, die wohl nie zu Stande kommen dürfte, weil man gegenwärtig hier ohnehin viel von neuen Schulen spricht, nämlich von der Gründung mehrerer Musikschulen. Der Grund zu einem dieser Institute, bey dem man auf den erbaherrn Titel eines Konservatoriums verzichtet zu haben scheint, wurde sehr geheimnißvoll gelegt; eine Kommission bringt schon mehrere Monate mit vorbereitenden Arbeiten zu, und scheint sich auch die Ernennungen allein vorbehalten zu haben, da man doch in solchen Fällen den Ausspruch der öffentlichen Meynung nicht gering achten sollte.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, im März.

(Fortsetzung.)

Erst im Corneilleschen Cid führt dann die Ehre ihre weitere Tragödie auf, indem sie nun schon die sittliche Gesinnung: „den entehrten Vater zu rächen" in sich aufgenommen hat. In dem modernen Robert'schen Trauerspiel der Ehre, sind einerseits alle gesellschaftlichen und bürgerlichen Verhältnisse fest geworden, die Stände haben sich gesondert, sie haben ihre bestimmten Rechte und Pflichten, ihre enggezogenen Gränzen, und das einzige verbindende Mittelglied dieser strengen Unterschiede bleibt einzig und allein die Religion; anderseits aber ist der menschliche Geist in sich hineingestiegen, und hat die Persönlichkeit als den Punkt erkennen lernen, der Alles erschafft, und als Mensch geboren zu seyn, sich als Person zu wissen, dieß Selbstbewußtseyn soll das Majestätsrecht geben, Theil an allem zu nehmen, was den Stempel des Göttlichen und Menschlichen an sich trägt. Dagegen sträuben und stemmen sich aber jene hergebrachten Unterschiede mit der ganzen Kraft ihrer Starrheit, und weil sowohl jene starren Gränzen, als auch jenes Recht der Persönlichkeit, das seine Anerkennung fordert, und mit jedem Blutstropfen vertheidigt, gleiche Berechtigung für sich hat, sah das hingeschiedene Jahrhundert in jenem politischen Weltkampf ganze Reiche anarchisch zusammenbrechen, und unsere Tragödie wiederholt das Bild dieses Bruches in verengertem Kreise, und faßt das weltgeschichtliche politische Gemälde in seinen gesellschaftlichen Verhältnissen auf. Es zeigt sich sogleich als ein Hauptverdienst des Dichters, die Verhältnisse nur als die wirkende Macht in den bestimmtesten, bis aufs Genaueste gezeichnetern Individuen erscheinen zu lassen. Nur dadurch werden sie poetisch, daß diese Mächte die Leidenschaften, die Gesinnungen, die Wünsche, Hoffnungen, Zwecke von Individuen sind. Wie besonnen der Dichter, mit welcher Oekonomie und Verschmähung alles Glänzenden und Blendenden sein Werk behandelt, wie scharf er die Scenen in einander gefugt hat, ist hier kein Raum auseinander zu setzen. Das zweyte Verdienst unseres Dichters liegt darin, daß er jene persönliche Ehre und die festgewordene Gesinnung der Standesunterschiede und bürgerlichen Verhältnisse nicht in leerer Feindseligkeit einander gegenüberstellt, sondern zeigt, daß in der Gesinnung aller Personen, beyde an einander geknüpft sind: der Schriftsteller und Ehrenheld hat über die Rechte des Adels geschrieben, und sie anerkannt, der Oberst liebt die arme Predigertochter, die Gräfin Sophie den schroffen, in sich zurückgezogenen Dichter; selbst der Graf Faltenau, der Justizminister, hat in seiner Jugend der Stimme seines Herzens Gehör gegeben, das rebellisch gegen den festen Marktstein seines Standes schlug; auch er hat geliebt, aber ohne das Kind, welches dieser Liebe ein unglückseliges Daseyn verdankte, anzuerkennen; alle fühlen denselben Widerspruch, der das Ganze bewegt, und die einzelnen Seiten einander bestreiten läßt. Ihrer wahrhaften Natur nach gehören diese Seiten zu einander; dieß ist das Resultat ihres tragischen Kampfes, der Held der persönlichen Ehre ist der natürliche Sohn des Ministers, der ihn erkennt und anerkennt. Aber die Anerkennung kommt zu spät, denn eben diese Vereinigung ist erst das Resultat des unendlichen Widerstreits. Haben doch St. Just und Robespierre der wechselseitigen Anerkennung der Volksrechte und der eingeborenen Dynastie auch in der politischen Welt vorangehen müssen. Man hat in unserem Stücke getadelt, daß der Held der Ehre, der stolz darauf ist das Schaffot als Märtyrer des allgemeinen Menschenrechtes zu besteigen, als er erfährt, wer ihn erzeugt, aus Liebe für den gräflichen Vater das Gift nimmt, das dieser ihm reicht, um der Schmach des Schaffotts zu entgehen, aber diese Anerkennung ist gerade die höchste Tiefe, und nur dadurch kann uns der Schluß befriedigen. Wer wird es tadeln, daß Carl Moor, der seinen Freund vom Schaffot zu befreyen, eine ganze Stadt hatte niederbrennen lassen, sich selber dem Gericht zur Hinrichtung übergibt? Ein drittes Verdienst des Dichters, die kunstreiche Verschlingung der Interessen, Wünsche und Zwecke der einzelnen Personen, in welcher dann die Macht der Verhältnisse ihre tragische Wirkung zeigt, braucht hier nur angedeutet zu werden; der unbefangene Theil des Publikums hat dieß überall heraus gefühlt. Man könnte zwar einwenden, auch diese Interessen seyen in ihrer Entgegensetzung der Zustand einer schon für und vergangenen Zeit, aber wie wenig diese Revolution auf politischem Felde geendet sey, zeigt uns unser Nachbarvolk noch in den neyesten Tagen in zu deutlichen Beyspielen; der Franzose wird sich weder die Ehre und Freyheit seines Wortes widerstandslos verkümmern lassen, noch würde er es dulden können, wenn ein neuer Ludwig XIV. sagen wollte: l'état, c'est moi, noch kann er den Versuch, den freyen protestantischen Geist in neuerbaute und geheiligte Klostermauern zu sperren, ohne Widerstand ertragen, und wehrt sich daher mit allen Kräften. Eben so wenig ist auch die gänzliche Reform der gesellschaftlichen und bürgerlichen Verhältnisse schon in dem Grunde vollendet, daß die Darstellung ihrer gährenden Elemente nicht noch sollte die Anschauung eines gegenwärtigen Zustandes geben. Möchten sich doch auch für die Hofwelt von Kabale und Liebe in Deutschland noch Beyspiele auffinden lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 70.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 22. März 1827.

— O ich litt mit ihnen,
Die ich so leiden sah: ein wackeres Schiff,
Das sicher herrliche Geschöpfe trug.
In Stücke ganz zerschmettert! O der Schrey
Ging mir an's Herz!

Shakspeare.

Die Hütte am Senegal,
oder
Leiden der Familie Picard.

Von Fanny Tarnow.

Im Jahr 1800 erhielt Herr Picard, der bis zu diesem Zeitpunkt in einem Bureau in Paris gearbeitet hatte, eine Anstellung als Greffier bey der französischen Niederlassung am Senegal. Er konnte sich nicht entschließen, seine Frau und zwey kleine Mädchen, von denen das älteste erst zwey Jahr alt war, den Gefahren einer so weiten Reise auszusetzen und es wurde daher beschlossen, daß er sich allein einschiffen und seine Frau ihm im künftigen Jahre, nach der Entwöhnung des jüngsten Kindes, das sie selbst stillte, folgen solle. Der Krieg machte aber die Ausführung dieses Planes unmöglich und die Trennung von einem geliebten Gatten brach ihr Herz; sie welkte langsam dem Grabe zu, in das sie nach fünfjährigen Leiden sank, und hinterließ ihrem Vater die Sorge für ihre Töchter Charlotte und Amalie, die beyde noch zu jung waren, um den Verlust ihrer Mutter lange betrauern zu können und in dem Hause ihres Großvaters eine glückliche Kindheit verlebten.

Im Jahr 1809 eroberten die Engländer die französische Kolonie am Senegal, und diese Begebenheit führte Herrn Picard wieder nach seinem Vaterlande und zu seinen Kindern zurück. Ein Jahr später starb sein Schwiegervater und er gab jetzt seinen Töchtern eine Stiefmutter, die sich durch ihre liebevolle Freundlichkeit bald die Herzen der Verwaisten gewann.

Nach dem Einzug Ludwigs XVIII. in Paris im Jahr 1814 wurde in Brest eine Expedition ausgerüstet, um die von den Engländern zurückgegebene Kolonie am Senegal von Neuem in Besitz zu nehmen. Picard erhielt seine ehemalige Stelle wieder und war entschlossen, sich nicht wieder von seiner Familie zu trennen. Nach mancherley Hindernissen und Verzögerungen wurde es endlich im Jahr 1816 entschieden, daß die Expedition in Rochefort ausgerüstet werden solle, und Picard nahm nun seine beyden ältesten Töchter aus der Kostschule, in der sie bis jetzt erzogen worden waren, um sie mit sich nach Afrika zu führen. Beyde Mädchen hatten mit einer Kousine den Bund treuer Jugendfreundschaft geschlossen, und Maria, so hieß die Kousine, bestand darauf, ihre Freundinnen nach dem fernen Welttheil begleiten zu wollen, was ihr auch zugestanden wurde.

Den 17ten Juni 1816 lichtete die Expedition die Anker; sie bestand außer der Fregatte Medusa, auf der die Familie Picard sich befand, aus noch drey Schiffen, der Loire, dem Argus und der Echo. Von Wind und Wetter begünstigt, erblickte man schon am 28sten den Pic von Teneriffa, und mehrere Offiziere der Medusa erhielten die Erlaubniß an's Land zu gehen und einige Erfrischungen einzukaufen.

Zum Unglück befand sich am Bord der Medusa auch ein Mitglied der philanthropischen Gesellschaft des grünen

Vorgebirgs *). Dieser Mann, Namens Richefort, behauptete, das Meer dieser Weltgegend öfter befahren zu haben und mit allen seinen Klippen, Untiefen und Gefahren genau bekannt zu seyn. Der Kapitän der Fregatte, Herr le Roi Lachaumareys, schenkte ihm sein Vertrauen und übergab ihm die Leitung der Fregatte. Vergebens stellten ihm seine Offiziere vor, wie gewagt es sey, einem Unbekannten so viel Vertrauen zu schenken, und daß sie nie den Befehlen eines Mannes gehorchen würden, der in keiner Art berechtigt sey, ihnen diese zu ertheilen; der Kapitän beachtete ihre Einwendungen nicht, und der Steuermann nebst der ganzen Mannschaft erhielt Befehl, Richefort blindlings zu gehorchen. Dieser änderte nun, um mit seinen vorgeblichen Kenntnissen zu prahlen, den Lauf des Schiffes und ließ es so oft wenden und zwecklos hin und her kreuzen, daß die Matrosen ihm endlich den Gehorsam versagten und es laut aussprachen, daß er ein unwissender und ungeschickter Prahler sey. Dieser Mensch hatte jedoch dem Kapitän ein so unbedingtes Vertrauen einzuflößen gewußt, und dieser war so froh, jemand zu finden, dem er die ihm zu schwere Last seiner Pflicht als Befehlshaber übertragen konnte, daß alle diese Einwendungen und Vorstellungen vergeblich blieben. Der 29ste und 30ste gingen so vorüber; man begann schon die von der Wüste Sahara herströmenden glühenden Winde zu empfinden, und am 1sten Juli erblickte man das Vorgebirge Bojador und die Küste von Sahara. Der plötzliche Wechsel in der Farbe des Meeres ängstigte die Erfahrenen unter der Schiffsmannschaft, aber Richefort gab eine weiße Wolke am Rande des Horizonts für das weiße Vorgebirge aus, und statt sich nach den Verhaltungsbefehlen zu richten, die das Ministerium der Marine allen nach dem Senegal bestimmten Schiffen mitgibt, nahm er einen, diesen ganz entgegengesezten Lauf. Vergeblich gab die Echo, die die Meduſa bis zum 2ten Juli treu begleitete, Signale über Signale; diese blieben unbeachtet und sie folgte nun den andern Schiffen, die alle glücklich in der Kolonie ankamen. Die Offiziere der Meduſa stellten dem Kapitän noch einmal die Gefahr vor, mit der die Nähe der furchtbaren Bank Arguina bedrohte; er ließ einen von ihnen verhaften, um die andern von jeder weitern Einwendung abzuschrecken, und auch Herr Picard, der schon zweymal diese Reise gemacht hatte, wurde mit seinen Bitten und Vorstellungen auf höchst unhöfliche Art abgewiesen.

Der Wind wurde indessen stärker und trieb das Schiff mehr und mehr den Klippen zu, die es bedrohten. Die Farbe des Wassers änderte sich mehr und mehr — ein dumpfes Erstarren bemächtigte sich Aller, und gegen drey Uhr Nachmittags vernahm man auf dem Verdeck ein allgemeines Angstgeschrey, denn Jeder, der darauf war, glaubte zu bemerken, daß die Wellen Sand mit sich führten. Der Kapitän befahl die Tiefe zu sondiren — man fand achtzehn Klafter und kurz darauf nur noch sechs Klafter; jezt erkannte er endlich seinen Irrthum und befahl den Lauf des Schiffes zu ändern, aber es war zu spät. Ein starker Stoß verrieth, daß die Fregatte auf dem Grund festsaß. Schrecken und Bestürzung bemächtigten sich Aller. Man schrie Rache, und stürzte auf den Urheber dieses Unglücks zu, um ihn in's Wasser zu werfen, doch gelang es Herrn Picard und einigen Offizieren ihn zu retten und die Mannschaft zu besänftigen. Man sann auf Rettungsmittel; mit bewegter Stimme gaben die Offiziere den Befehl, das Schiff zu erleichtern, allein man verlor eine kostbare Zeit mit halben Maßregeln, die eben deßhalb ohne Erfolg blieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Diese Gesellschaft zählte ungefähr sechzig Mitglieder. Sie hatten von der Regierung die Vergünstigung einer freyen Ueberfahrt und die Erlaubniß erhalten, die Halbinsel des grünen Vorgebirgs anzubauen; allein diese Kolonie hatte mit der des Champ d'asyle beynahe gleiches Schicksal.

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Mit Recht durfte sich das frühere Ballet das erste und einzige in Europa nennen; denn obgleich Wien eine Casentini, Italien eine Viganò besaß, so war doch nirgends ein solcher Verein von Künstlern, nirgends ein so vollständiges und vortrefflich eingeübtes corps de ballet. Von dem leztern sind noch Spuren vorhanden, ja vielleicht wäre es noch ganz das gute alte, wenn ihm nur Gelegenheit gegeben würde, sich hervorzuthun, anstatt daß hier der nachlässige Schlendrian eben recht an der Tagesordnung ist und man bey den verschiedenartigsten Situationen immer wieder die abgedroschenen, nichtssagenden Touren zu sehen bekäme. Und doch ist, wie gesagt, die Geübtheit und Geschicklichkeit des corps de ballet noch das einzige, wodurch sich das Pariser Ballet vor dem unsern auszeichnet, und außer diesem kann ich keinen Unterschied, wenigstens keinen intensiven finden. Denn daß hier ein Solotänzer sich vielleicht einmal öfter als einer bey uns herumdreht, oder eine Tänzerin das Bein noch höher heben kann, darin sehe ich keine emsthentere Kunsterhebung. Von neuen graziosen Pas, neuen Verschlingungen und Stellungen in den pas de deux, pas de trois etc. habe ich nichts bemerkt. Hinsichtlich des Nebenwerks aber, was nämlich Kostüm, Dekorationen, Maschinen, Feuerwerke etc. betrifft, stehen die Theater von München, Berlin und Wien dem hiesigen nicht nach; ja der Aufwand, um geistloser Augenlust zu fröhnen, ist jenseits des Rheins noch ungemessener als hier. Doch muß ich eines glutrothen bengalischen Feuers erwähnen, das mir in Deutschland noch nicht vorgekommen ist, und welches die respektiven

Großtheater des Vaterlandes sich doch möglichst bald verschreiben sollten. — Was nun den dramatischen Werth der Ballette betrifft, so sollen, nach dem Ausspruche einsichtsvoller Kunstrichter, die unlängst in Italien gegebenen bey weitem edler, großartiger und den Forderungen der Kunst entsprechender als die hiesigen seyn. Ich kann hierüber nicht als Augenzeuge urtheilen und weiß nur so viel, daß diejenigen, welche hier erfunden und dargestellt werden, in einer ganz augenfälligen Progression um so geringeren Werth haben, je jünger sie sind, so daß das neueste Ballet, wonach ganz Paris läuft, und welches für ein niegesehenes Meisterwerk ausgeschrieen wird, an Nichtigkeit und Erfindungslosigkeit seines Gleichen sucht. Die beyden einzigen sinnigen Scenen, die, wo Terpsichore der Venus Tanzunterricht gibt, wo also die gewöhnlichen Schulübungen doch ein vernünftiges Motiv haben, und die andere, wo das Springen nicht ganz am unrechten Ort ist, die pas de deux des Zephirs und der Flora, sind aus ältern Ballets rein ausgeschrieben. Alle andern Einzelnheiten des Tanzes sind ganz gelegenheitslos und könnten eben so nichtssagend, wie hier, an jedem andern Orte stehen. Der dramatische Gang des Ganzen aber ist ärmlich und erfindungsleer, indem der Stoff, die Liebe der Venus und des Mars, und ihre Einfangung in das Netz des alten Vulkans, nur zu einem komischen, nie aber zu einem ernsten Ballet zu benutzen war. Auch sind eine Menge Parodien bey den kleinern Theatern sogleich in Gang gekommen, welche diesen Mißgriff lustig genug rügen. Wirft man einen Blick auf das, was seit dreyßig Jahren im ernsten und halbernsten Ballet geleistet worden, so wird man finden, daß diejenigen Werke der dramatischen Tanzkunst den meisten Werth haben, welche eben nach berühmten Dramen gebildet wurden; jene aber, die der Balletmeister selbst erfand und ausführte, sich selten eines dramatischen und nicht gar zu oft eines malerischen Interesses zu erfreuen haben. Da nun überdieß der Dichter, welcher das zum Tanz benutzte Schau- oder Trauerspiel schrieb, durchaus nicht an ein Tanzspiel dachte und sich also sein Werk gegen eine solche Metamorphose gewiß eben so sträuben wird als der Shakespear'sche Mohr gegen Rossini, so drängt sich die Frage auf: warum die Ballermeister denn nicht eben so bescheiden sind als die Tonsetzer, und ein dramatisches Werk, wozu der Dichter und der bildende Künstler mitwirken sollten, ganz allein anfertigen wollen. Die Opern, wo Musik und Gedicht von demselben Allerweltsgenie herrühren, sind bekanntlich die Mittelmäßigkeit selbst; das sollten die Balletmeister, oder wenn diese zu eitel dazu sind, die Intendanten und Direktoren bedenken. Ein Dichter soll das durch Tanz darzustellende Drama erfinden, ein bildender Künstler die Gruppirungen erdenken, und dann erst soll der Balletmeister seine Einwendungen und Bemerkungen machen, und das Werk, wie der Komponist in Musik, in Tanz setzen. Nur durch einen Verein von Künstlern kann ein so zusammengesetztes Werk zu Stande kommen; mit eben dem Recht aber als der Balletmeister könnte auch der Dekorationsmaler oder der Dichter ein dramatisches Tanzspiel ganz allein anfertigen wollen. Was da herauskommen würde, wenn der Maler oder der Dichter solche nicht vernünftige Ansprüche durchsetzte, weiß ich nicht genau; bey des Ballet[illegible]s Drama aber ist das Drama Nebensache; die Haupt[illegible]re ist, daß sich die Hauptpersonen hinsetzen und sich von den Nebenpersonen etwas — und in allen Balletten dasselbe — vortanzen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, im März.

(Beschluß.)

Man spricht von vier dergleichen Schulen; der König soll 20,000 fl. bewilligt haben, ein Mitglied der Generalstaaten spricht blos von 16,000 fl. Ob diese Summe für vier Schulen, oder blos für die von Brüssel bestimmt ist, weiß man nicht. Aber wozu vier Schulen für sechs Millionen Menschen? Frankreich hat blos Eine. Und wie wird es gehen, wenn die Zöglinge der vier Schulen zusammen treffen, sich über ihre verschiedenen Systeme und Methoden zanken? In Brüssel, der Stadt wo der Hof, die Fremden, die Künstler leben, wo das beste Theater ist, sollte Ein Konservatorium errichtet werden, das für das ganze Königreich Subjekte liefern könnte. Durch Theilung der Hülfsmittel macht man, auch abgesehen von dem Nachtheile für die Kunst, der aus der Eifersucht, die noch lange kein Wetteifer ist, entspringt, in pekuniärer Hinsicht das Gelingen unmöglich. Wenn man jede Stadt aufforderte nach ihrer Bevölkerung Zöglinge zu schicken, würden gewiß alle mit Vergnügen am Institut Theil nehmen. Und es scheint auch wirklich einmal Zeit zu seyn, daß man ernstlich daran denkt, nicht die Musik, wie sie ist, zu conservi[illegible]ren, sondern eine bessere zu schaffen; denn die bisherige hiesige Musikschule ist noch unglücklicher als die französische. Letztere ist vierundzwanzig Jahre alt, und man erstaunt wie wenig ausgezeichnete Schüler sie für Komposition und Mu[illegible]sik geliefert hat; erstere ist etwa halb so alt, und wenn die französische wenig geleistet hat, so hat die Brüßler gar nichts hervorgebracht.

Die Debatten über das neue Preßgesetz in Frankreich bringen hier natürlich in allen Gemüthern eine außerordentliche Gährung hervor. Mit gemischten Gefühlen sieht man in Firmin Didots hiesigem Etablissement den Vortrab der emigrirenden französischen Buchdruckerey. Wenn in den Herzen der Brüßler die liberale Gesinnung über den Reiz der großen Vortheile, die ihrer Stadt und ihres Landes möglicherweise warten, den Sieg davon trägt, so pocht den hiesigen Nachdruckern das Herz, und dießmal theilen honette Leute die Gefühle dieser Spekulanten. Auch ich hoffe und wünsche nicht, daß um diesen Preis Brüssel, und damit meine Berichte mehr Interesse erhalten möchten.

So eben hat das Karneval Abschied genommen, und diese Zeit der Thorheit wird hier ungefähr gerade so begangen, als an andern Orten; nur scheint sich die alte Sitte, sich seiner ungebundenen Lustigkeit vornehmlich in den Straßen zu überlassen, hier mehr erhalten zu haben als in manchen Gegenden; Maskenzüge zu Pferd, zu Wagen, zu Fuß, machen an ge-

wissen Tagen, welche die Mode, nicht die Witterung bestimmt, in den Hauptstraßen nicht wenig Lärm. Namentlich war der letzte Sonntag des Karnevals glänzend; das Gedränge war, trotz der drohenden Regenwolken, sehr groß; elegante Wagen, die in der Reihe bleiben müssen, und über die der beschreibende Fiaker, der den Vortritt vor ihnen hat, weil er vor ihnen fährt, sich lustig zu machen scheint; Toiletten, wenn auch nicht sehr reich, doch sehr geschmackvoll, vom, ringsum in die offenen Wagen gepeitschten Kothe kläglich zugerichtet; der Pöbel, den Genever und Bier auf die Höhe des Festes gestimmt haben; dieser beklagend, daß er nasse Füße machen muß, jener stolz darauf, daß er seine Mitbürger mit Koth bespritzen kann; Lärm, Unsinn, augenblickliches Vergessen der Leiden dieses Lebens — dieß ist hier, wie überall, das Bild des Karnevals.

Berlin, im März.

(Fortsetzung.)

Bey der Darstellung der Macht der Verhältnisse wurde sonst immer das Spiel Herrn Beschorts, als Graf Faltenau, bewundert; doch der diesmalige Gast, Herr Lenz vom Hamburger Theater, gab ihm an Vortrefflichkeit nichts nach. Die übrigen Gastrollen des fremden, genugsam bekannten Künstlers waren, der alte Coop in den Jugendjahren Heinrich V., König Philipp im Don Carlos, der Oberförster in den Jägern, und der Einnehmer in der Reise nach der Stadt. Besonders in diesen letztern Rollen beurkundete Herr Lenz, in welcher Schule er sich gebildet habe. Es mag für den Schauspieler keine schwerere Aufgabe geben als diese Charaktere durchzuführen, welche einerseits in so beschränkten Kreisen den einfachsten Inhalt alle Töne der Empfindung durchspielen lassen, und die sorgsamste Ausführung in den feinsten Schattirungen erfordern, während sich diese Pächter, Förster und Einnehmer, anderseits wieder als edle Naturen, ja als das Höchste, Beste und Tiefste darstellen sollen, wozu es der Mensch nur immer bringen kann. So darf der Schauspieler über jener Ausführung in's Kleine, Einzelne und Alltägliche auf keine Weise die würdigste, edelste Haltung vergessen. Solch ein Einnehmer muß sich auch wie ein Wallenstein geriren können. Nur wenn es an das Gerede über Tugend und Rechtschaffenheit, oder an die Rührung über ein verirrtes Gemüth kommt, das sich zum Besseren bekehrt, wenn der moralische Jammer, oder die Entzückung über die Vortrefflichkeit eines guten Herzens, ihre langen Tiraden absingen, verschwimmt alle Bestimmtheit in eine allgemeine Melodie. Unsere jüngeren Schauspieler wissen sich in jene Vergangenheit selten hinein zu finden. In der neuenstudirten Reise nach der Stadt, wo die Bauerjungen sich wie Stadtherrn darzustellen suchen, sah man umgekehrt nur Stadtherrn, die sich zu Bauernjungen verstellten. Das allgemeine Thema dieser einst so beliebten Dramen: retournons à la nature, das weder von bürgerlichem Getreibe noch von politischem Leben, noch von irgend andern Verhältnissen, welche, um zu existiren, Bildung erfordern, das Geringste wissen will, sondern sie als das Schlechte und Nichtswürdige schildert und verschmäht, hat für uns alle seine Variationen abgespielt. Wer glaubt jetzt noch, daß nur unter einem Strohdache das Paradies zu finden, und Dorf und Wald die einzigen Oerter seyen, wo man die wahrhafte Menschheit suchen müsse? Wer hat noch den Wahlspruch: eine Hütte, einen selbstgepflanzten Kohlkopf und einen Freund? Es gewährt einen interessanten Anblick in jenen abgelebten Gesinnungen zu sehen, wie die Bildung und Aufklärung ihrer selber überdrüssig werden, und im Gefühle, die ganze weite Welt, den reichen Complexus menschlicher Verhältnisse und Zustände sich verdorben und vergällt zu haben, nun sehnsüchtig auf die Kindheit und Unschuld zurückblicken, und in den Schooß der Familie zurück kriechen, um das erkältete, erstarrte, lebensatte, verdrogene Herz am Busen der Natur wieder zu erwärmen und zufrieden zu stellen. Herr Lenz schloß den Kreis seiner Darstellungen als „dankbarer Kosak" in einem unbedeutenden Gemälde aus den verflossenen Kriegsjahren, das nur durch die Lebendigkeit und Treue, mit welcher der Künstler die treuherzige Gutmüthigkeit wieder gab, erträglich wurde. Das Beste blieb, daß jene Scenen, wie oft in damaliger Zeit, nur darauf berechnet schienen, Gelegenheit zum Gesundheittrinken zu geben, so daß nun auch jetzt unserem genesenden Könige ein lautes Vivat gebracht werden konnte, in welches das Publikum rauschend einstimmte, zum Beweise, daß jene Begeisterung und Liebe, die sich in den Jahren des Krieges so lebendig ausgesprochen hatte, auch durch die Zeiten des Friedens noch auf keine Weise geschwächt sey.

An Opern haben die letzten Wochen des Karnevals, gleich den ersten, nichts Neues gebracht. Nurmahal und Aleidor, Aleidor und Nurmahal wechselten nur mit Armiden; Don Juan ward ein Mal als Nothbehelf eingeschoben. Leider rauschen und lärmen die früheren Spontinischen Opern so sehr neben dem allgemeinen Jubel und Getöse der prachtvollsten majestätischsten Festlichkeit, daß sie sich leider zu häufiger Wiederholung nicht eignen. Ein Fest, das keinen weiteren Inhalt als die Festlichkeit hat, wird für die Länge langweilig und ermüdend. — Die letzten Subscriptionsbälle im Saale des königlichen Schauspielhauses waren alle durch die Gegenwart des Hofes glänzend und belebt, ohne überfüllt zu seyn; die Redouten jedoch verläugneten ihren früheren Charakter auf keine Weise. Zu größeren Privatbällen und Festen scheint unserer Stadt einstweilen die Lust ausgegangen zu seyn; dagegen schlossen Se. Hoheit der Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz in seinem Palais zu Monbijou das Karneval am Mardi Gras mit einem glänzenden kostümirten Hofball. Schon in früheren Jahren zeichneten sich die Feste dieses Prinzen durch geschmackvolle Anordnung und durch Lebendigkeit aus. Dieß Mal waren die Maskenzüge eines Festes, das einst bey der Zusammenkunft Franz I. und Heinrich VIII. gefeyert wurde, den Kostümen zu Grunde gelegt. Die Aufzüge zeichneten sich durch Pracht der Edelsteine und Zeuge, so wie durch die möglichste Treue aus. Zuerst trat der Zug des französischen Hofes ein; Franz I. und seine Gemahlin, nebst den Großen des Reiches setzten sich auf die ihnen bestimmten Sitze, und ließen das Gefolge bey sich vorüberziehen; dann sahen sie den Zug des englischen Hofes hereintreten; sogleich erhoben sie sich von ihren Sitzen, und gingen den befreundeten Herrschaften entgegen, um sie zu ihren Plätzen zu geleiten, bey denen sodann das englische Gefolge langsam vorüber zog. Später traten nach einander drey Quadrillen in polnischer, in badischer, und in der Tracht edler Herrn und Damen vom Hofe ein, begrüßten die königlichen Häupter voll Ehrfurcht, führten ihre Tänze nicht immer ganz ohne Scheu aus, und mischten sich, wenn sie geendet hatten, und wieder mit tiefem Neigen vor den gekrönten Herrschaften vorbey gezogen waren, unter die Zuschauer, welche dicht gedrängt in allerley bunten und reichen, zierlichen und prachtvollen Kostümen umher standen. Der Ball dauerte bis tief in die Nacht, und gefiel so allgemein, daß man von einer Wiederholung in dem geräumigern Ballokal des königlichen Schauspielhauses spricht. Am Tage vorher hatten Se. königliche Hoheit Prinz Wilhelm, Sohn des Königs, ein Dejeuner dansant gegeben, und am folgenden Tage, als dem Geburtsfeste der Herzogin von Cumberland, soll Se. Majestät zum ersten Mal, um der Herzogin Glück zu wünschen, ausgefahren seyn; am Mittag war großes Diner bey Sr. Majestät.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 24.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 71.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 23. März 1827.

Wohin, wohin ſie ſieht, blüht Glück!
Ein Blick der Grazie ſchafft Tempe aus den Wüſten,
Dort, wo die Wilden früh die Morgenſonne grüßten,
Vom Newa bis zum Don, und von der Düna Strand,
Bis zu des Nordpols ewiger Nacht,
Wird ihr Unſterblichkeit gebracht,
Denn ſie, ſie ſegnet alles Land.

Herder, an Katharina II.

Reiſe der Kaiſerin Katharina II. nach Taurien.

(Fortſetzung von N. 66.)

Der Winter war vorüber, der Dnieper frey vom Eiſe, die Natur ſelber gab das Signal zur weitern Reiſe. Die Monarchin verrichtete zuvor noch ihren Gottesdienſt im Kloſter von Petſchersky. Auch theilte ſie eine Menge Orden und Gnaden, Diamanten und Perlen aus. Endlich ſchiffte ſich die Kaiſerin den 1ſten Mai 1787 auf ihrer Galeere ein, begleitet von der zahlreichſten Flotte, die je ein großer Strom getragen hatte. Es waren über achtzig Fahrzeuge, mit dreytauſend Seeleuten und Soldaten; an der Spitze zogen ſieben Galeeren von eleganter Form, künſtlich bemalt, mit zahlreichen, muntern, gleichgekleideten Matroſen bemannt. Gold und Seide glänzten in den reichen Zimmern, die auf dem Verdeck angebracht waren. Eine dieſer Galeeren beſtiegen die Herrn von Cobenzel und Fitz Herbert; eine zweyte wurde dem Fürſten von Ligne und mir angewieſen; die andern waren für den Fürſten Potemkin, ſeine Nichten, den Oberkammerherrn, den Oberſtallmeiſter, die Miniſter und Großen beſtimmt. Der Reſt der Flotte enthielt die niedrigern Hofbeamten, die Bagage, den Kriegsvorrath. Mademoiſelle Protoſoff und der Graf Momonoff waren auf der Galeere der Kaiſerin. Jeder von uns fand auf ſeiner Galeere ein Zimmer und ein Kabinet, die ſo reich als niedlich eingerichtet waren, einen bequemen Divan, ein vortreffliches Bett von geſtreiftem Taffet und einen Schreibtiſch von Mahagonyholz. Jede Galeere hatte ihre Muſik. Eine Menge Schaluppen und Kähne flogen unaufhörlich an der Spitze und auf den Seiten dieſes Geſchwaders, das einem Zauberwerk ähnlich ſah. Unſer Zug ging langſam; wir legten öfters an und benuzten dieſe Halte, um in leichtern Booten an das Ufer des Stroms, oder auf die friſchen grünen Inſeln deſſelben zu fahren. Eine ungeheure Menge Volkes kam um die Kaiſerin zu begrüßen; da donnerten dann die Kanonen, während die Matroſen der majeſtätiſchen Flotte mit ihren bemalten, glänzenden Rudern die Gewäſſer des Dniepers in abgemeſſenen Schlägen durchſchnitten. Unaufhörlich erneuerten ſich am Ufer die neugierigen Haufen; ſie kamen aus allen Theilen des Reichs, ſtaunten über unſern Zug und brachten ihrer Monarchin als Tribut die Erzeugniſſe ihrer Himmelsſtriche. Oft ſah man leichte Korps von Koſacken in den Ebenen am Dnieper manoeuvriren. Die Städte, die Dörfer, die Landhäuſer und ſogar manchmal die ländlichen Hütten waren mit Triumphbögen, mit Blumengeflechten, mit hübſchen architektoniſchen Verzierungen ſo bekleidet, daß wir vollkommen getäuſcht ſie für prächtige Reſidenzen, für eilig aufgebaute Paläſte, für Zaubergärten hielten. Der Schnee war verſchwunden; ein lachendes Grün bedeckte die Erde; die Wieſen glänzten vom Schmelz ihrer Blumen, eine herrliche Sonne belebte und färbte alle Gegenſtände. Die Luft erſchallte von der Harmonie der Inſtrumente auf unſern Galeeren; und dieſes reiche, bewegliche Gemälde wurde alle Augenblicke verändert durch den Anblick der am

Ufer ſtehenden Zuſchauer in ihren mancherley Koſtümen. Endlich gegen Abend, als wir uns einer großen Stadt näherten, ſahen wir Schwadronen von regelmäßigen Truppen auf ihren Poſten; ihre glänzenden Waffen, ihr prächtiger Anzug kontraſtirten mit der Blöße der Regimenter des Marſchalls Romanzoff, und wir ſahen nur gar zu klar, daß wir aus dem Gouvernement des alten verdienten Kriegers in jene traten, welche das Glück dem Fürſten Potemkin angewieſen hatte. Die Elemente, die Jahreszeit, Natur und Kunſt ſchienen einverſtanden, um den Sieg des mächtigen Günſtlings zu befeſtigen. Er hoffte mit den Zauberſcenen in dieſen neuerlich eroberten Ländern den Ehrgeiz ſeiner Monarchin zu neuen kühnen Eroberungen anzufachen.

Unſere Morgen allein waren frey. Wir brachten ſie mit leſen zu, wir ſprachen, wir beſuchten einander auf den Galeeren. Um ein Uhr ſpeiſten wir mit der Kaiſerin auf ihrer Galeere; ihre Gewohnheit war, nie mehr als zehn Gedecke zu haben. Nur einmal in der Woche lud ſie alle Perſonen vom Gefolge ein; dann waren ſechzig Gedecke auf einem ſehr großen Fahrzeuge.

Fünf Tage nach unſerer Abfahrt hielten wir bey der Stadt Kanieff an, wo der König von Polen uns mit ſeinem Hof erwartete. Hier ſollten Staniſlaus und Katharina einander wiederſehen. Beyde waren fünf-und-zwanzig Jahre vorher durch ihren Anſtand, ihre Schönheit ausgezeichnet, durch gegenſeitige Liebe einſt verbunden geweſen, und waren nun nach einigen Jahrzehnten eben ſo ſehr in ihren Geſtalten als in ihren Gefühlen verändert. Ihr Wiederſehen, woran jedoch die Politik mehr Antheil hatte als die Freundſchaft, mußte ein wahres Schauſpiel ſeyn; Fürſt von Ligne und ich wollten daſſelbe mit anſehen und mußten lachen über die Traurigkeit und Eiferſucht, die der junge Günſtling fühlte oder zu fühlen ſich ſtellte, als der Beſuch, an welchem doch die Liebe keinen Antheil mehr haben konnte, ſtatthaben ſollte; offenbar hatte ja Staniſlaus, deſſen Krone auf ſeinem Haupte wankte, von ſeiner ſtolzen Beſchützerin nur aus Furcht und aus Staatsgründen um eine augenblickliche Zuſammenkunft gebeten; und dieſer mehr diplomatiſche als ſentimentale Beſuch war ihm auch nur aus kalter Höflichkeit bewilligt worden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Hütte am Senegal,

von Fanny Tarnow.

(Fortſetzung.)

Der Verluſt des Schiffes ſchien allen entſchieden zu ſeyn, und es kam hier nur auf Rettung der Menſchen an. Einige ſchlugen vor, die Mannſchaft nach der Inſel Arguina überzuſetzen, die man nicht weit entfernt glaubte; andere waren der Meynung, man ſolle die Mannſchaft und die Paſſagiere nach und nach in den Booten an der Küſte der Wüſte Sahara landen, und ſo viel Lebensmittel mitnehmen, daß man von dort aus die Inſel St. Louis im Senegal erreichen könne. Die Folge bewies, daß dieſer Plan ausführbar geweſen ſeyn würde, allein er wurde unglücklicher Weiſe nicht angenommen. Herr Schmalz, der zum Gouverneur der Kolonie ernannt war, ſtimmte dafür, daß man ein Floß bauen ſolle, welches 200 Perſonen und die erforderlichen Lebensmittel zu tragen vermöge, und da die beyden oberſten Befehlshaber der Fregatte dieſem Plan Beyfall gaben, wurde er angenommen.

Man beeilte ſich nun, die Materialien zu demſelben in's Meer zu werfen und bemühte ſich, die Meynung zu verbreiten, daß diejenigen, die auf dieſem Floß Rettung zu ſuchen beſtimmt wären, auf demſelben mehr Bequemlichkeit und Sicherheit finden würden, als in der Schaluppe und dem Boot der Fregatte, und als es vollendet war, verſprachen die Befehlshaber feyerlich, daß die Fahrzeuge es bis an die Küſte der Wüſte begleiten ſollten, wo alle ſich in eine Karavane vereinen würden, um, mit Lebensmitteln und Waffen verſehen, die Wanderung bis zum Senegal anzutreten.

Den 3ten Juli erneuerte man die Verſuche, die Meduſa wieder flott zu machen, doch ſie mißlangen, und man beſchäftigte ſich nun nur noch mit den Vorbereitungen, das Schiff zu verlaſſen. Das Meer wurde ſtürmiſch; allein am 4ten leuchtete ein Hoffnungsſchimmer, da die Fluth das Schiff faſt wieder flott machte, und hätte man die Kanonen über Bord geworfen, ſo wäre es wahrſcheinlich gerettet worden; Herr von Lachaumareys konnte ſich aber hierzu nicht entſchließen, und mit der Ebbe verſank die Meduſa ſo tief, daß jede Möglichkeit zur Rettung verſchwand.

Mit dem Einbruch der Nacht verdoppelte ſich die Heftigkeit des Windes und das Waſſer drang mit furchtbarer Gewalt in den untern Raum; die Pumpen konnten nicht mehr gebraucht werden und die einzige Hoffnung der Unglücklichen beruhte nun auf dem Floß und den Booten. Obgleich die weiblichen Mitglieder der Familie Picard die einzigen Damen waren, die außer der Familie Schmalz zum Etat-Major gehörten, war man doch ſo hart, ſie auf dem Floß einſchiffen zu wollen, das eigentlich nur für Soldaten, Matroſen, für die Koloniſten des grünen Vorgebirges und für einige edelgeſinnte Offiziere beſtimmt war, die nicht zu des Gouverneurs und des Kapitäns Günſtlingen gehörten. Empört durch dieſe Behandlung ſchwur Picard, daß er ſich mit ſeiner Familie durchaus nicht auf dem Floß einſchiffen würde, und daß er mit Frau und Kindern am Bord der Fregatte bleiben wolle, wenn man ihm die Aufnahme in einem der Boote verſagte. Der Gouverneur, voll Beſorgniß, daß ihm ſeine Unmenſchlichkeit dereinſt zum Vorwurf gemacht werden könnte, entſchied endlich, daß ſie in einem Boot eingeſchifft werden ſollten.

Hierdurch einigermaßen beruhigt, beredete Picard seine Frau und seine Kinder, sich zum Schlafen niederzulegen, um für die Mühseligkeiten des nächsten Tages Kraft zu sammeln. Gegen Mitternacht kam aber einer der Passagiere zu ihm, sich zu erkundigen, ob er zur Abreise bereit sey, und Picard fand, als er aufstand, daß ein großer Theil der Mannschaft und einige Passagiere sich bereit machten, das Schiff heimlich in den Booten zu verlassen. Ein so unredliches Verfahren mußte ihn um so mehr beunruhigen, da unter denen, die ohne sein Wissen das Schiff hatten verlassen wollen, mehrere waren, die ihm am Abend des vorigen Tages feyerlich versprochen hatten, sich nicht ohne ihn und seine Familie einschiffen zu wollen.

Der Gouverneur, Herr Schmalz, erschien auf dem Verdeck, um die empörten Gemüther zu beruhigen, aber die Soldaten achteten so wenig auf seine Worte, daß sie schwuren, auf Jeden ohne Ausnahme Feuer zu geben, der den Versuch machen würde, das Schiff heimlich zu verlassen. Ihre Festigkeit rettete in diesem Augenblick die Unglücklichen, die man hülflos dem traurigsten Schicksal hatte überlassen wollen; der Gouverneur ging in seine Kajüte zurück, und berief hier eine Zusammenkunft aller Offiziere und der Passagiere, in der er mit einem feyerlichen Eide betheuerte, daß er die, welche sich auf dem Floß einschiffen würden, um keinen Preis verlassen wolle, und daß alle Fahrzeuge bis zur Landung an der Küste bey einander bleiben sollten, damit sich, wenn diese bewerkstelligt sey, alle in eine Karavane vereinen könnten. Picard und seine Familie fühlten sich durch diese Erklärung sehr beruhigt, da sie ihm nicht die Unwürdigkeit zutrauten, sie durch dieß Versprechen täuschen zu wollen.

Einige Stunden später, gegen drey Uhr Morgens, wurde man durch ein gewaltiges Krachen erschreckt, das alle Schlafende erweckte; das Steuerruder war zerbrochen. Man eilte auf das Verdeck, und die Befehlshaber entschieden, daß alle um sechs Uhr das Schiff verlassen sollten. Diese Entscheidung führte einen der wunderlichsten und trostlosesten Auftritte herbey, die man sehen kann. Man denke sich eine höchst gemischte Menschenmasse aus den verschiedensten Ständen und von jedem Alter, die hier mitten im Weltmeer, auf einem entmasteten, gebrorsteuen Schiffe ihren Tod vor Augen sehen, und in denen doch die Liebe zum Leben und zum irdischen Besitz die Angst vor dem todtdrohenden Elemente besiegt. Der Geizige dachte nur an die Rettung seines Geldes und beschäftigte sich, es in seine Kleider einzunähen; ein Anderer riß sich voll Verzweiflung die Haare aus, weil er die Unmöglichkeit einsah, eine Kiste mit Kontrebande retten zu können, von der er sich ungeheuern Gewinn versprochen hatte. Noch ein Anderer warf voll blinder Selbstsucht sein silbernes Besteck und alle seine Sachen von Werth in's Meer, während einer der Offiziere großmüthig sein Felleisen öffnete und Alle, die dessen bedürftig seyn könnten, einlud, sich daraus mit Strümpfen, Hemden, Mützen u. s. w. zu versehen. Die Soldaten und Matrosen bemächtigten sich der Weinfässer und bald überbrüllte ihr trunkenes Geschrey das Brausen des Meeres, das alle in seinen tiefen Abgrund zu verschlingen drohte. Die Unordnung auf dem Schiffe erreichte nun den höchsten Grad; die berauschten Soldaten hörten nicht mehr auf das Gebot der Offiziere, und diese wagten nicht mehr ihren Ungehorsam zu bestrafen.

(Die Fortsetzung folgt).

Lehrspruch.

Streng gebunden, streng gepuzt,
Wasserreiser scharf gestuzt,
Wie der Obstbaum, wie der Wein
Soll der Knab' erzogen seyn.

Weichheit brütet Tyranney:
Strenge schuf die Alten frey,
Sporn und Zaum der Willenskraft,
Minengang zur Wissenschaft.

Strenge pflanzt die Siegstrophä
Ewig auf Thermopylä;
Strenge fand das Retterschwert
Und die Kron' am Vogelheerd.

Brich den Fels im Jugendmuth,
Stürz' ein Bergstrom in die Fluth,
Miß die Tiefe, klar erstes:
Wie der Rhein vom Bodensee!

A. A. L. Follen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 28. Februar.

An Bällen, Konzerten, Soirées musicales und dansantes und dergleichen, hat es diesen Winter in Paris nicht gefehlt, eben so wenig als an neuen Stücken in den vielen Theatern, und Jemand, der in Paris nichts anders als Zerstreuung sucht, müßte wahrlich schwer zu belustigen seyn, wenn er in diesem Strudel von Lustbarkeit und Vergnügen nicht befriedigt worden wäre; denn in welcher Stadt Europas würde er eine so unzählige Menge von angenehmen und mannigfaltigen Zerstreuungen haben finden können? Wer ein Liebhaber von starken Zuläufen ist, der brauchte ja nur Donnerstag Abends dem Grafen von Villèle den Hof zu machen. An diesem Abende passiren ungefähr 1500 Menschen unter den Augen des Ministers, die er doch alle wenigstens grüßen muß, und die sich dann in den großen Sälen des Finanzministeriums zerstreuen. Es ist eine eigne Art neuer Hüte erfunden worden, die sich platt zusammen drücken lassen, vermuthlich um durch dieß Gedränge hindurch zu kommen, oder wenigstens um bis zum Minister gelangen und ihm eine unterthänige Verbeugung machen zu können. Es gibt Leute, welche sich ein ernsthaftes Geschäft daraus machen, ihr Gesicht dem Herrn Minister eine Weile lang zur Schau zu stellen, und welche von da zu einem andern Minister laufen oder fahren, um auch dort ihr Antlitz in Erinnerung zu bringen. Vermuthlich sind dieß stumme Sollicitanten, die gern eine Stelle

bekommen, oder die übrige gegen eine bessere vertauschen möchten. Am Sonntag Abends ist ebenfalls große Soirée beym Hrn. v. Villèle; aber zu dieser werden nicht alle diejenigen, die dem Minister ihre Aufwartung machen wollen, zugelassen, sondern man muß dazu ein für alle Mal eingeladen seyn. Der eingeladenen Personen sind indessen vielleicht 800; aber natürlich erscheinen diese 800 Personen nicht insgesammt. Es befindet sich am Eingange zum Anmelden ein Mensch, der schon seit zwanzig Jahren, und vielleicht länger die Leute ankündigt, und daher einige hundert Gesichter kennt, von denen manche freylich sich unter sechs oder sieben successiven Finanzministern regelmäßig einfanden, und sich zum ministeriellen Abend begaben, wer auch immer der herrschende Minister seyn mochte. Dieser schätzbare Mann weiß auch genau, wer auf der langen Liste der Eingeladenen steht, was vermuthlich der Minister selbst nicht einmal weiß. Vor einiger Zeit ereignete es sich, daß sich zwey Damen bey des Ministers Abendgesellschaft eingeschlichen hatten, die dem Thürbeobachter nicht zu den 7 oder 800 Eingeladenen zu gehören schienen. Der Mann theilte seinen Zweifel der Frau Ministerin mit, die Liste wurde durchgegangen, und da die beyden Damen nicht darauf verzeichnet standen, so wurden sie bey ihrem nächsten Erscheinen gebeten, zuvörderst eine Einladung abzuwarten. Die großen Gesellschaften bey den fremden Gesandten wurden diesen Winter durch die beym österreichischen Gesandten eingeführte Neuerung, den Napoleonischen Adel bey seinem Namen und nicht mit seinen Titeln zu nennen, überrascht. Ganz Paris war über diesen unerwarteten Vorfall in Bewegung; die Tagesblätter nahmen sich sehr lebhaft der Napoleonischen Ehrentitel an, auch erschienen mehrere Flugschriften, worin der österreichische Gesandte angegriffen wurde. Eine dieser Flugschriften behandelte den Vorfall jedoch nur ironisch, und meynte, es geschehe den Leuten, die sich mit Feudaltiteln brüsteten, schon recht, wenn man ihnen die verlangte Achtung versage, sie hätten sollen bey ihren schlichten Namen bleiben, die weit berühmter wären als alle Grafen- und Herzogstitel von der Welt; auch das Volk erkenne nur die alten Heldennamen, und nicht die ihnen beygelegten Titel an; es spreche von Massena, und nicht vom Herzoge von Rivoli u. s. w. Keine Nation ist auf die seit der Revolution erworbenen Siege, und auf seinen militärischen Ruhm eifersüchtiger als die französische, und keine weniger geneigt sich dieses Eigenthum streitig machen zu lassen. Nun blieb allerdings den gekränkten Baronen, Grafen und Herzogen der Napoleonischen Siegeszeit ein Mittel übrig, dieser Behandlung ein Ende zu machen; sie brauchten nämlich nur mit dem österreichischen Gesandten alle Verbindung abzubrechen, manche haben dieß auch gethan; bey einem großen Balle, den der Gesandte kurz nach jenem Vorfalle gab, erschien fast kein Militär aus der Kaiserzeit. Die unabhängigen Zeitungen warfen am folgenden Tage den Ministern vor, daß sie die Generaldirektoren ihrer verschiedenen Ministerien gezwungen hätten, mit ihnen auf jenem Balle zu erscheinen, um die Leere desselben zu bedecken; indeß gab es doch einige Generaldirektoren, welche darauf in den Zeitungen versichern ließen, sie wären nicht mitgegangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, im März.

(Beschluß.)

Die Direktion des Königstädter Theaters hat von Webers Wittwe die Partitur des Oberon, wie es heißt, für 800 Thlr. gekauft, und ihr von den ersten vierzig Vorstellungen noch eine gewisse Quote der Einnahme bewilligt. Kaum war der Kontrakt durch Mittelspersonen abgeschlossen, als schon der General-Intendant weit mäßigere Bedingungen vorschlug, doch kam er zu spät. Wie schade ist es, daß die Königstädter Bühne sich zu keiner gefährlicheren Nebenbuhlerschaft erheben kann, dann würde sich die bequeme Sicherheit der Königlichen, doch in etwas zu regerer Beweglichkeit ermuntern müssen. Herr Sieber, unser einziger Bassist von einigem Belang, hat ein vortheilhaftes Engagement nach Kassel angenommen, weil er bey uns fast nur zu stimmtödtenden Spontinischen Oberpriestern benutzt wurde, und so laufen wir Gefahr, unsere Opern, wie vortrefflich sie sonst auch durch die Damen Milder, Seidler und Schulz, und die Herren Bader und Stümer besetzt seyn mögen, fürs Erste ohne Bassisten hören zu müssen. Doch dieß schadet nach der neueren Ansicht unserer Direktion wenig, welche bald die Schauspieler überhaupt für unnütz halten wird, um das Theater in ein prachtvolles Diorama zu verwandeln. In dieser Hinsicht ist es in der That zu bedauern, daß die Tieckische Stimme nicht eine noch höhere Autorität erlangt hat. Wie der französische Vaudeville-Dichter durch seinen bewunderten Affen die inhaltlose Schauspielergeschicklichkeit, und die Lust des Publikums an solcher mimischer Seiltänzerey treffend karrikirt hat, so sollte ein deutscher Dichter unsere komische Dekorations- und Kostümsliebhaberey und Opernwuth darstellbar parodiren.

An Konzerten ist in diesem Winter eben kein Ueberfluß gewesen; fremde Künstler sind uns vorübergegangen, und die Einheimischen es müde geworden, nach vielfachen Bemühungen den großen theuern Konzertsaal leer oder halbgefüllt zu sehen. Doch heißt es, Mad. Milder werde jetzt Abonnements-Konzerte zu Stande zu bringen versuchen, in welchen nur ältere klassische Musikstücke, sowohl einzelne Arien, Duette u. s. f., als auch ganze Oratorien aufgeführt werden sollen. Es ist zu wünschen, daß solcher Versuch nicht an der Unlust des Publikums scheitere. Einige Mitglieder des Sängerpersonals des Königstädtischen Theaters haben in den vorigen Monaten mit Konzerten gute Geschäfte gemacht; dem Sonntags Konzert aber war gegen die Erwartung weniger gefüllt. So mancher hatte, aus Furcht keinen Platz zu finden, keinen Platz gesucht, und es ging der Sängerin daher wie auf jenem Balle, wo alle Tänzer fürchteten, die allangebetete Schöne werde gleich Anfangs mit Aufforderungen überschüttet seyn, und nun, um sich keinem Korbe auszusetzen, nicht zu ihr heranstraten, so daß sie in der That, bey lebhafter Lust zu tanzen, gerade weil sie zu gesucht schien, nicht gesucht wurde. Man sieht die schöne Sängerin in den ersten und besten Gesellschaften, man begegnet ihr auf öffentlichen Promenaden zu Fuß und zu Wagen, doch wollen manche bemerkt haben, weniger an der Seite ihrer Mutter und Schwester, als an der Seite eines hier allbekannten fremden Gesandten. — Mad. Catalani, welche schon vor längerer Zeit in Magdeburg angelangt war, und dort ein Konzert gegeben hatte, wird hier mit vieler Neugier erwartet, denn jeder will hören, ob sie, die Fürstin des Tons und Gesanges, denn wirklich an Stimme verloren habe, und ob man durch den Rest noch immer so entzückt werden könne wie früher. Es heißt, die berühmte Sängerin werde sich in zwey Konzerten hören lassen, und den Ertrag des einen, wie sie bey uns wohl schon gethan, den Armen überlassen. Man sagt, Ihre königliche Hoheit, die Königin von Baiern, werde Mitte dieses Monats von Dresden hier eintreffen, indem die durch das plötzlich eingetretene Thauwetter verdorbenen Wege die frühere Ankunft verhindern. Se. königliche Hoheit der Herzog von Cumberland haben vor wenigen Tagen die Operation des grauen Staars glücklich überstanden, die Nächte sind ruhig gewesen, und zu gänzlicher baldmöglichster Genesung bieten sich die besten Hoffnungen dar.

Beylage: Literaturblatt Nr. 24.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 72.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 24. März 1827.

Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen;
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe,
Und vertrauet, scheiternd oder landend
Seinen Göttern.

Goethe.

Die Hütte am Senegal,

von Fanny Tarnow.

(Fortsetzung.)

Um sechs Uhr schiffte man einen Theil der Soldaten, denen man ausdrücklich verboten hatte, ihre Waffen mitzunehmen, auf dem schaumbedeckten Floße ein, doch kaum waren vierzig Mann darauf, als es schon wenigstens zwey Fuß tief sank, und man sich, um die Einschiffung der Nachfolgenden zu erleichtern, gezwungen sah, mehrere Fässer mit Lebensmitteln, die man schon am Abend vorher darauf gebracht hatte, ins Meer zu werfen. Es gelang hundert fünfzig Mann in dieses schwimmende Grab auf einander zu häufen, doch statt sechzig Matrosen, die darauf eingeschifft werden sollten, betraten es kaum zehn. Man hatte am 4ten eine Liste der Einzuschiffenden verfertigt, und jedem seinen Platz bestimmt, aber man nahm auf diese kluge Einrichtung keine Rücksicht, und Jeder suchte auf die bestmöglichste Weise für seine Rettung zu sorgen. Die Eile, mit der man jene hundert fünfzig Unglückliche auf das Floß trieb, war Schuld, daß man es ganz vergaß, ihnen Zwieback mitzugeben. Zwar warf man ihnen, als sie von der Fregatte abstießen, noch einen Sack mit 25 Pfund nach, aber er fiel in das Meer, und es kostete ihnen viele Mühe, ihn wieder aufzufischen.

Nun wurde der Gouverneur Schmalz sehr bequem in einem Lehnstuhl in das große Boot hinabgelassen, in welchem sich schon mehrere große Kisten mit Mundvorrath aller Art, seine Frau und Tochter, so wie seine liebsten Freunde befanden. Dann stiegen in das Boot des Kapitäns 27 Personen, unter denen 24 Matrosen geschickte Ruderer waren. Die von dem Schiffsfähnrich Estian befehligte Schaluppe nahm 45 Passagiere ein und stieß dann ab; das eine Boot nahm deren 25, noch ein anderes 33 und das kleinste Boot nur 10 ein. — So waren schon fast alle Passagiere, alle Beamten und Offiziere eingeschifft, und noch wartete die Familie Picard in unsäglicher Angst auf dem Verdeck des Augenblicks, der auch ihr Rettung bringen sollte. Die älteste siebenzehnjährige Tochter, die mit äußerer Liebenswürdigkeit und allen Annehmlichkeiten, welche eine sorgsame Erziehung in Paris zu geben vermag, Energie und Entschlossenheit verband, rief die Offiziere in den davon eilenden Booten an, sich ihrer Eltern und Geschwister anzunehmen, und da das nur schwach beladene Boot des Gouverneurs sich der Medusa wieder näherte, als wolle es noch einige Personen einnehmen, glaubte sie, daß seine Frau und Tochter, die sich früher gegen Charlotte und die ihrigen sehr freundschaftlich benommen hatten, ihn bewogen hätten, diesen einen Platz in ihrem Boote einzuräumen; doch Lachaumareys, der noch auf der Fregatte war, sagte ihr, daß die Familie Schmalz fest entschlossen sey, sich mit ihrer Familie nicht belästigen zu wollen; der Offizier, der in dem sogenannten Majorsboot befehligte, hatte den Auftrag erhalten, Picard und die Seinigen mit an Bord zu nehmen; da er aber schon von

der Fregatte abgestoßen hatte, blieb dem unglücklichen Picard kein Zweifel, daß man ihn und seine Familie verlassen habe. Er rief den Offizier durch das Sprachrohr an, allein dieser setzte seinen Weg fort, ohne darauf zu achten. Einen Augenblick nachher erblickte er in den Wellen einen Nachen, der auf die Medusa zuruderte; es war das kleinste Boot. Picard beschwor die Matrosen, die in demselben waren, ihn und die Seinigen an Bord zu nehmen, und nach dem Majorsboote zu bringen, aber sie schlugen es ab. Voll Verzweiflung ergriff er eine Flinte und erzwang durch die Drohung, jeden niederzuschießen, der sich seiner Einschiffung widersetzen werde, was man seinen Bitten versagt hatte. Die Matrosen murrten, aber sie wagten es nicht, sich länger zu widersetzen und nahmen in dem kleinen Fahrzeuge die aus neun Personen bestehende Familie Picard auf. Ein kleines Kästchen mit wichtigen Papieren und einige Kleidungsstücke, welche Picard gern retten wollte, warfen sie aber in's Wasser, weil sie behaupteten, daß sie in dem größern Boot alles finden würden, was sie zu ihrer Reise bedürften. Alles was Picard besaß, selbst einige Manuscripte, die Frucht jahrelanger Forschungen, blieb auf der Medusa zurück, und er rettete durchaus nichts als die Kleider, die er und die seinigen trugen. Der Offizier, der das Majorsboot befehligte, suchte sich, als sie bey demselben ankamen, zu entschuldigen, daß er die Fregatte verlassen habe, ohne sie davon zu benachrichtigen; allein Picard überzeugte sich aus Allem, daß man ihn gerne los gewesen wäre; auch muß man gestehen, daß vier kleine Kinder, von denen das jüngste noch an der Brust lag, eine sehr beschwerliche Zugabe für Menschen waren, die sich genöthigt sahen, alles an die Erhaltung ihres Lebens zu setzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise der Kaiserin Katharina II. nach Taurien.

(Fortsetzung.)

Nie habe ich die Kaiserin liebenswürdiger gesehen als am ersten Tage unserer Abfahrt aus Kioff; das Mittagsmahl war sehr heiter; wir waren alle froh, die traurige Stadt zu verlassen, in der wir drey Monate lang vom Eis blokirt gewesen waren. Unsere Unterhaltung war unbestimmt; wir sprachen bald von diesem, bald von jenem. Wir verglichen die alten Zeiten mit den neuen, Frankreich mit Athen, England mit Karthago, Preußen mit Macedonien, Katharinens Reich mit dem Reiche des Cyrus; man erzählte Anekdoten, alte und neue; die Kaiserin erzählte uns einige von Peter dem Großen und von Elisabeth. Als wir ihr dazu Glück wünschten, daß sie in so kurzer Zeit Sitten gemildert habe, die vormals so rauh und unbändig gewesen waren, antwortete sie: „Allerdings müssen die russischen Greise einigen Unterschied zwischen ihrer und unserer Zeit finden. Ich kann nicht ohne Schauer an das Schicksal des Volks unter der Kaiserin Anna oder vielmehr unter der Regierung ihres Ministers Biron denken; dieser grausame Mensch, der sie beherrschte, ließ über siebenzigtausend Menschen umbringen, verstümmeln oder nach Sibirien bringen." Wir sprachen von den wilden Horden, die in den entfernteren Theilen ihres Reichs wohnten. „Die Zeit, sagte sie, ist für diese Nomaden noch nicht vorangerückt; seit ihrem Entstehen haben sie beständig dieselbe Einfachheit der Sitten beybehalten; da sie unter dem Zelte leben, sich mit dem Fleisch und der Milch ihrer Heerden nähren, da sie Oberhäupter haben, die vielmehr ihre Familienväter sind als ihre Herrn, so darf man sie für glücklich halten, denn sie haben nur wenige Bedürfnisse und ihre Wünsche sind immer leicht zu befriedigen. Ich weiß nicht, ob, wenn ich sie gebildet hätte, sie nicht vielmehr verdorben worden wären; die unbedeutenden Tribute an Pelzwerk, die sie mir bezahlen, sind ihnen nicht zur Last, weil die Jagd ihre Beschäftigung ist und ihre Leidenschaft." In dem raschen Wechsel der Gegenstände, worüber man sich unterhielt und worin von den Gelehrten die Rede war, kam die Kaiserin auf die Frage, was wir glaubten, daß sie geworden wäre, wäre sie unseres Geschlechtes und Privatmann gewesen? Herr Fitz Herbert antwortete: ein tiefdenkender Gelehrter in der Gesetzgebung; Sobentzel, ein großer Minister oder ein Gesandter; ich versicherte, es würde ein berühmter General aus ihr geworden seyn. „Was das betrifft, erwiederte sie, da irren Sie sich; denn ich kenne meinen Kopf, er ist hitzig, ich hätte Alles gewagt, um Ruhm zu erwerben, und wäre ich auch nur Unterlieutenant gewesen, so hätte ich mich schon im ersten Feldzuge zusammenschießen lassen." Ein andermal sprachen wir davon, was man in Europa von ihrer Reise sagen würde. Hierüber waren wir Alle derselben Meynung, nämlich daß man glauben werde, sie und der Kaiser wollen die Türkey, Persien, vielleicht sogar Indien und Japan erobern; überhaupt beschäftige gegenwärtig und beunruhige das wandernde Kabinet Katharinens alle andern. „Dieses Kabinet, fragte sie, das jezt auf dem Dnieper dahinschwimmt, scheint also sehr groß zu seyn?" „Ja, Madame, sagte der Prinz von Ligne, und doch ist es ganz klein; denn es hält nur einige Zolle von einer Schläfe zur Andern und von der Wurzel der Nase bis zu den Haaren."

Unsere Flotte stellte sich in Reihe unter den Mauern von Kanieff; die Anhöhen und die Ebenen glänzten auf allen Seiten von den Massen der zahlreichen, prächtig ausgerüsteten polnischen Schwadronen. Die Artillerie der Flotte und der Stadt verkündigte die Ankunft der beyden

Monarchen. Katharina schickte in einer niedlichen Schaluppe einige ihrer Groß-Offiziere, um den König von Polen zu begrüßen. Der König kam darauf mit ihnen zurück; trotz seiner pompösen Aufnahme glaubte er doch das Inkognito beobachten zu müssen, um jede Etikette zu vermeiden, und sagte zu den Hofleuten: „Meine Herrn, der König von Polen läßt Ihnen den Grafen Poniatowsky empfehlen.“ Als er die kaiserliche Galeere bestiegen hatte, drängten wir uns im Zirkel um ihn her, voll Begierde, die ersten Worte dieser hohen Personen zu hören, bey einer Gelegenheit, die so verschieden von ihren frühern Verhältnissen war. Allein unsere Erwartungen wurden fast durchaus getäuscht; denn nach einer gegenseitigen, tiefen, majestätischen und kalten Begrüßung gingen sie in ein Kabinet und blieben dort eine halbe Stunde eingeschlossen. Sobald diese Unterredung zu Ende war, erschienen ihre Majestäten wieder, und da wir nichts hatten hören können, so suchten unsere neugierigen Blicke ihre Gedanken in ihren Zügen zu lesen; allein einige leichte Wölkchen auf ihren Stirnen erschwerten das Lesen sehr; es war bey der Kaiserin eine sonst ungewöhnliche Verlegenheit und ein gewisser Zwang bemerklich, und in den Augen des Königs ein gewisser Ausdruck von Kummer, den er umsonst mit einem erkünstelten Lächeln verbergen wollte. Der König sprach nun mit denen aus unserer Mitte, die er kannte, die Kaiserin stellte ihm die andern vor. Ich wurde von ihm sehr gnädig aufgenommen. Alles war so berechnet worden, daß keine leere Zwischenzeit an einem Tage sich bilden konnte, welchen vielleicht beyde Theile gleich sehr abzukürzen wünschten. Bald schiffte man sich in schönen Schaluppen ein, um die für das Fest bereiteten Galeeren zu erreichen; dieses Fest war gewiß das kostbarste, das feinste und ausgesuchteste, das man je sah. Die Kaiserin hatte zu ihrer Rechten den König und zu ihrer Linken den Gesandten Cobenzel; der Fürst Potemkin, Herr Fitz Herbert und ich saßen Ihren Majestäten gegenüber. Es wurde wenig gesprochen, wenig gegessen, man sah einander oft an; man hörte eine schöne Musik und trank auf die Gesundheit des Königs unter dem Donner einer starken Salve. Beym Aufstehen nahm der König einem Pagen die Handschuhe und den Fächer der Kaiserin ab und reichte sie ihr. Der Monarch selber konnte seinen Hut nicht sogleich finden; die Kaiserin sah es, ließ sich den Hut geben und reichte ihn nun dem Könige. Als er ihn nahm sagte er: „Ach Madame, es war eine Zeit, wo Sie mir einen weit schönern gaben.“ Der König schiffte sich um acht Uhr wieder nach Kanieff ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 28. Februar.

(Fortsetzung.)

Auf dem Opernballe fiel ein kleiner Umstand vor, bey welchem sich ebenfalls das Nationalgefühl oder Nationalvorurtheil lebhaft äußerte. Von den in Paris studirenden jungen Egyptern hatten sich mehrere in ihrer Landestracht auf dem Balle eingefunden; diesen brachten einige zu leicht aufwallende Köpfe das Unheil in Erinnerung, das Egypten jetzt über Griechenland verhängt; sie beschimpften die jungen Fremden; Jemand, der sich in einen Türken verkleidet hatte, ward eben so behandelt; vergebens versicherte er, er sey ein wahrer Griechenfreund, und habe nur zum Spaße die Tracht der Feinde Griechenlands und der Menschheit angelegt; es half nichts, man hielt sich an das Kleid, und der Mann mußte sich aus dem Staube machen. Sonst ist man gegen die jungen Egypter in Paris sehr gefällig; sie wohnen ungestört den öffentlichen und Privatlustbarkeiten bey; dieß gebietet auch schon die Gerechtigkeit, denn wenn der Pascha Paris als den zur Bildung der Jünglinge am besten geeigneten Ort angesehen, und der französischen Nation die Blüthe der egyptischen Jugend zur Erziehung anvertraut hat, so ist es doch gewiß billig, daß Paris sich dieses Zutrauens würdig beweist, und wie kann Frankreich besser zur Bildung jener Fremdlinge beytragen, als wenn es sich in Allem zuvorkommend gegen sie zeigt, ihnen mit dem Wohlwollen gebildeter Europäer begegnet, und dadurch die Zuneigung jener halb kultivirten Fremden gewinnt? Vermuthlich waren auf dem Opernballe, als die jungen Egypter beschimpft wurden, mehrere Hitzköpfe, die sich einbilden mit Schmypfen und Schmähen werde die Sache der Menschheit befördert. Auf den Bällen anderer Theater fiel nichts dergleichen vor, und sie gingen fröhlich vorüber. Ein eigener Ball hatte, wie die vorigen Jahre, im Varietétheater statt. Hier geben nämlich die galanten Schauspieler den Schauspielerinnen im Theaterfoyer einen Ball, wozu nur durch Begünstigung profane Tanzliebhaber zugelassen werden; jedoch läßt sich, wie ich gehört habe, diese Begünstigung gegen ein zwanzig Franken Stück erhalten, wofür man also die Freude hatte, zwischen den Actricen und ihren Anbetern umher wandeln zu dürfen, und sie sogar zum Tanze führen zu können. Unter den Privatbällen zeichneten sich noch diejenigen des Bankiers Lafitte aus, an welchen jede Woche einige hundert Personen Theil nahmen. Da bey fast allen Bällen das Ecartéspiel Oberhand genommen hat, an welchem sogar die Umstehenden durch Wetten Antheil haben können, und wobey mithin viel Geld gewonnen und verloren wird, so hatte sich auch an einem der wöchentlichen Lafitteschen Bälle ein sehr belebtes Spiel entsponnen, bey welchem sich besonders vier Jünglinge, die einander nicht zu kennen schienen, durch starke Wetten auszeichneten. Sie leerten allmählig die Beutel der vielen Umstehenden aus, so daß sie zuletzt über zwölftausend Franken eingezogen hatten. Einer der Verlierenden blieb einem der vier Jünglinge einige tausend Franken schuldig, die er ihm dann am folgenden Tage durch einen Freund zuschickte. Bey dieser Gelegenheit fand man die vier glücklichen Spieler bey einem üppigen Frühstücke beysammen, das sie sich auf Unkosten der am vorigen Abende Ausgeplünderten wohl schmecken ließen. Offenbar waren sie Gauner, die auf Beute ausgegangen waren, und sich durch heimlich verabredete Zeichen beym Spiele unter einander verstanden hatten. Natürlich hat man diese Schelme nicht mehr zugelassen, allein bey dem großen Zulaufe von Gästen und Fremden hält es in Paris schwer, sich

vor dergleichen Gaunern zu bewahren. Sie schleichen sich ein, ehe sich Jemand versieht, und können sie beym Spiele nichts erbeuten, so erwischen sie im Vorzimmer neue Hüte oder neue Mäntel statt ihrer alten. Bekannt ist die Bemerkung eines treuherzigen Bedienten in einem großen Hause, wo man immer große Gesellschaft empfing. Jemand suchte daselbst beym Weggehen um ein Uhr in der Nacht seinen neuen Hut, und fand nichts als alte Hüte. O, sagte der Bediente, Sie geben sich vergebliche Mühe; seit 11 Uhr ist kein neuer Hut mehr vorhanden. An Konzerten hat es diesen Winter auch nicht gefehlt, jedoch wurden wenige von fremden Künstlern gegeben. Eines der frühesten war das von Hrn. und Mad. Stockhausen im großen Konzertsaale der Elérystraße. Das Künstlerpaar war vor einiger Zeit von einer Reise aus der Schweiz zurückgekommen, und wollte den Parisern daher etwas aus den Alpen zum Besten geben. Hr. Stockhausen hatte einige Kuhreigen in ein Ganzes vereinigt, und für Harfe und Waldhorn gesetzt, und Mad. Stockhausen sang einige Schweizermelodien. Die Kuhreigen haben außerhalb der Schweiz wenig Anziehendes; sie dürfen nirgends als auf den Alpen vernommen werden, um einige Wirkung hervor zu bringen. Mit den Schweizermelodien ist es etwas anders, wiewohl auch diese auf den Gebirgen und in den Sennhütten besser lauten als in einem Pariser Konzertsaale. Einige dieser Melodien gefielen sehr, und Mad. Stockhausen hat sie seitdem in einigen andern Konzerten und soirées musicales wiederholen müssen. Hernach wurde Weigels Schweizerfamilie auf die Odeonsbühne gebracht, der man die Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, daß sie sich bestens bestrebt, ausländische Opern auf französischen Boden zu verpflanzen; leider ist sie damit nicht stets glücklich; es herrscht ein allzu großer Unterschied zwischen dem deutschen und dem französischen Geschmacke in Betreff dramatischer Dichtungen und Kompositionen; nur einige wenige deutsche Opern und Operetten haben sich auf der französischen Bühne erhalten können; alle übrigen, so sorgfältig sie auch ausgewählt waren, sind von derselben wieder verschwunden. Jedoch geht es manchen neuen französischen Operetten auf der Feydeau-Bühne nicht besser; neulich wurde ein erster Versuch in einem Aufzuge von Berton, dem Sohne, gegeben, aber mittelmäßig befunden und kalt aufgenommen, und da kurz vorher die Kreolen, Musik von Berton, dem Vater, nicht viel günstiger aufgenommen worden waren, so bemerkte ein Tagesblatt, der Sohn beginne grade wie der Vater endige.

(Der Beschluß folgt.)

Rom, 20. Febr.

Die Armenanstalten sollen nach dem Willen Sr. Heiligkeit endlich ernstlich verbessert, und zu besserer Erziehung des heranwachsenden Geschlechts benützt werden. Bedeutende Summen sind hiezu angewiesen, mehrere sehr tüchtige und wohldenkende Männer mit der Organisation beauftragt worden. Es ist unverkennbar, daß die Beobachtungen, welche Sie auf ihren Reisen, besonders in Deutschland, machten, Se. H. zu diesen Ansichten über Armenversorgung und Beschäftigung bestimmt haben. Eines jedoch scheint übergangen worden zu seyn, daß der höhere Standpunkt der sittlichen Bildung des Volks im Ganzen, und die große Lehrerin, die Noth, bey uns manches erweckt haben, was in einem Wahlreiche, wo aus Grundsatz nur Greise regieren sollen, in einem, der Trägheit so holden Klima, bey einer, seit Jahrhunderten nur an ruchlosen Gewinn gewöhnten Bevölkerung nicht ausgeführt werden kann. Pius VII. lächelte, als er zu Savona hörte, wie Napoleon bemüht sey, um Kunstfleiß und Gewerbsamkeit in Rom einzuführen; er kannte die Römer, und wußte wozu sie taugen. Traurig ist es übrigens zu bemerken, wie gerade die heilsamsten Maßregeln der jetzigen Regierung den heftigsten Widerstand finden, welcher sich nicht etwa in Thätlichkeiten und Vorstellungen, sondern in stillem Aufhäufen von Schwierigkeiten, in geflissentlichem Ermüden, im Erschleichen einzelner Ausnahmen, und in einem Eigensinn der Trägheit äußert, welcher auch den Thätigsten ermüden könnte.

Die Freyheit von der Mauth, welche seither den Städten Ancona und Civitavecchia gestattet war, soll nun auf die Häfen und die Magazine derselben beschränkt werden, um die Schmuggeley zu verhindern, welche allerdings sehr stark getrieben wird; doch soll sie nicht gehoben, sondern der toskanischen Gränze überantwortet werden, bis entweder die Zölle leidlich, oder die inländischen Fabrikate preiswürdiger sind. Es ist sonderbar, daß man die Manufakturen nur in der Hauptstadt anlegen will, wo Holz, Lokal, Taglohn ꝛc. theuer, und die Arbeiter zu vielen Zerstreuungen und Versuchungen ausgesetzt sind. Nur erst vor Kurzem kam der neue Eigenthümer der Nellischen Glasfabrik auf den Gedanken, diese nach der Sabina zu verlegen, wo das Holz sehr wohlfeil ist, und von wo das Fabrikat leicht auf dem Flusse nach Rom geschafft werden kann.

Roms Gewerbe leiden durch den Stillstand der vielen Mühlen und Hämmer zu Tivoli, welche der Kanal der Cascatelle trieb. Ob der Tevrone je wieder zu der Höhe wird aufgebaut werden können, welche jener Kanal fordert, steht dahin. Mich dünkt, eine Mauer aus polygonen Werkstücken, s. g. Cyclopen-Mauer, werde allein dem Andrange der ungeheuren Wassermasse widerstehen können, welche nach Schließung des jetzigen Betts auf die Cascata, d. h. das Wehr von hinten drücken wird.

Sie werden mit Vergnügen hören, daß demnächst Rom mit dem See von Celano und dem schönen Thale des Garigliano (Valle di Rovoto) durch eine Kunststraße über Subjaco Tagliacozzo — wo unsere Hohenstaufen untergingen — Avezzano, am hoffentlich bald wieder gangbaren Emissare vorbey, nach Capistrello und Sora in Verbindung gesetzt werden wird. Die Bewohner der neapolitanischen Gränze werden dadurch eben so sehr gewinnen, als die Freunde der schönen Natur und der Alterthümer.

M.

Auflösung des Räthsels in Nr. 66.

Zahl 10.

Räthsel

Zwey Vornamen geborgt, von zwey Aposteln, (doch trugen
Kellner und Knechte sie auch) machten ihn früher berühmt,
Als sein auch ehrbarer Name des Stamms: Fort lebt er in vielen
Werken des Genius, trotz der ungesegneten Zunft
Der Lobhudeler und maulaffender tappender Kessler,
Die sein zu üppiges Laub pflücken, den Blüthen vorbey.

— o —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 73.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 26. März 1827.

Sey willkommen Wandersmann,
In des Waldes Einsamkeit!
Was ein armes Leben freut,
Hier man einzig finden kann.
Bach und Thau gibt kühlen Schein,
Tief in Klüften, nie erblickt,
Schlummert Gold und Edelstein.

Justinus Kerner.

Selbstgespräch einer Quelle.

Mein Vater ist ein reicher Mann,
Hat Gold und Erz die Fülle;
O, säht die Herrlichkeit ihr an
In seiner Kammern Stille.

Doch weiß er nicht, was Leben heißt,
Und ewig muß er brüten,
Ihn treibt ein ungesell'ger Geist,
Der Schätze Glanz zu hüten.

Gesellig ist des Wassers Sinn,
Liebt süße Melodien.
Drum trug ich's länger nicht mehr drinn,
Wo keine Bäume blühen.

Stahl heimlich mich ohn' Abschied fort
Aus Felsennacht und Grauen,
Und kam hervor am Berge dort,
Allhier mich umzuschauen.

Sind Liebende im Thal umher,
Die Goldes Werth verachten,
So kommt und setzt euch zu mir her
In vollem Wonneschmachten.

Und plaudert nur und fürchtet nicht,
Ich möcht' es wieder sagen;
Die Meisten ja versteben nicht
Mein Murmeln und mein Klagen.

Und wer einmal nach Quellen lauscht,
Und phantasirt am Bache,
Den hat die Liebe schon berauscht,
Der ist ein Mann vom Fache.

Ludwig Bauer.

Reise der Kaiserin Katharina II. nach Taurien.

(Fortsetzung.)

Mit Anbruch der Nacht war das Gebirge von Kanieff voll glänzender Feuer; auf dem Rücken des Berges waren Furchen gegraben, die, mit brennbaren Stoffen gefüllt, Schlangenlinien bildeten und Lavaströmen glichen; das Bild war um so ähnlicher, als in demselben Augenblick auf der Spitze des Berges hunderttausend Raketen in die Luft flogen, das Land beleuchteten und in den Fluten des Dniepers wiederschienen. Auch unsere Flotte war prächtig beleuchtet, so daß wir am ganzen Horizont keine Nacht mehr hatten.

Der König hatte uns alle eingeladen; wir nahmen es an; er gab uns einen prächtigen Ball, aber die Kaiserin wollte nicht beywohnen. Umsonst hatte Stanislaus sie beschworen, ihre Abreise um vier-und-zwanzig Stunden aufzuschieben, für ihn war die Zeit der Gunst vorüber. Katharina sagte, sie fürchte den Kaiser Joseph, den sie in Cherson treffen sollte, warten zu lassen. Wir reisten also den Tag nachher ab.

Am 10ten Mai kamen wir in Krementschuk an. Hier

erwarteten uns neue Scenen; wir trafen ein großes, schönes Haus, gebaut und eingetheilt nach dem Geschmacke der Kaiserin; einen englischen Garten, in welchen Fürst Potemkin mit großen Kosten Bäume von außerordentlicher Größe gezaubert hatte; eine reizende Aussicht mit Schatten, Blumen und Wasser; zwölftausend Mann neu gekleideter Truppen; den ganzen Adel seines Gouvernements beysammen in reichem Anzug, Kaufleute aus allen Gegenden des Reichs; endlich das Vergnügen, nach drey Monaten endlich einmal wieder in Bewegung zu kommen, und die außerordentliche Reise ihrem Ziele sich nahen zu sehen. Katharina hatte zuvor durch den traurigen Aufenthalt in Kioff und besonders durch die Uebellaune des Marschalls Romanzoff einen Theil ihrer natürlichen Heiterkeit verloren; in Krementschuk wurde sie durch die neuen und anziehenden Gegenstände wieder ganz vergnügt. Potemkin schien in seinen Gouvernemeuten eben so thätig als er in St. Petersburg unthätig war; mit einer unbegreiflichen Kunst schuf seine Einbildungskraft, seine gränzenlose Macht und die Kenntniß, die er von dem Charakter seiner Monarchin hatte, Alles, was ihr Entzücken erregen, was ihren Ehrgeiz befriedigen konnte. Er besiegte wie durch ein Wunder die Natur, verkürzte die Entfernungen, verbarg die Armuth des Landes, täuschte das Auge in den einförmigen Sandebenen, unterhielt ihren Geist trotz der langen Reise, und gab den ödesten Wüsten ein lebendiges Ansehen. Die Flotte hielt immer nur bey Marktflecken oder Städten in malerischen Lagen an; auf den Wiesen bewegten sich unermeßliche Heerden; am Lande wimmelten Gruppen von Bauern und auf dem Wasser waren wir mit zahllosen Nachen voll junger Leute beyderley Geschlechts umgeben, welche ländliche Lieder ihrer Provinz sangen. Gewiß, wenn dieser erste Minister ein mittelmäßiger General, ein eigensinniger Staatsmann und durchaus kein großer Mann war, so war er wenigstens der größte, gewandteste Hofmann. Uebrigens waren unter seinen Kunstschöpfungen auch einige Wirklichkeiten; als er sein Gouvernement antrat, fand er nicht mehr als 200, 400 Einwohner; wenige Jahre nachher hatte er eine, zwar für einen Raum von 200 Stunden in der Länge und 100 in der Breite noch geringe Bevölkerung von 800,000 Griechen, Deutschen, Polen, Invaliden, Soldaten und abgedankten Matrosen. Ein dort seit drey Jahren angesiedelter Franzose sagte mir, er finde dort alle Jahre neue, blühende Dörfer. Der Fürst gab uns in Krementschuk das Schauspiel eines Manoeuvres von 45 Schwadronen und einer zahlreichen Infanterie. Ich habe in meinem Leben nicht so viele schöne, so glänzend gehaltene Truppen gesehen. Sie gaben uns einen Begriff von der für die Türken so furchtbaren russischen Taktik, die damals freylich gegen Truppen anderer Länder nichts taugte; allein seither haben sie den gelehrten Unterricht, den wir ihnen gaben, nur allzusehr benutzt. Damals bestand ihre ganze Kunst darin, daß sie in vier Kolonnen hinter einem Vorhange von Tirailleurs, welche noch ein Kosackenkorps vor sich hatten, marschirten. Bey dem Manoeuvre, das ich sah, war die Voraussetzung, der Feind rücke in großer Anzahl vor; nun bildeten die vier Kolonnen von vier Bataillons, die Mannschaft drey Mann hoch, vier geschlossene Quarre's. Die Kosacken zogen sich hinter die Kolonnen zurück, stellten sich einen Mann hoch in deren Zwischenräume, und so bildete die Schlachtordnung das Bild von vier Bastionen und zwey Kourtinen; die Artillerie stand auf den Winkeln der Quarre's. Nun setzte man voraus, man sey von den Türken nach ihrer Gewohnheit umringt, feuerte lebhaft auf sie, und dann, wiederum in der Voraussetzung, der Feind sey in Unordnung, marschirten die Vierecke vorwärts, die Tirailleurs verließen ihre Reihen und die Kosacken, die Lanze eingelegt und mit großem Geschrey, rannten dem fliehenden Feinde nach. Nach dieser glänzenden Musterung sagte die Kaiserin mit herzlicher Freude zu dem Fürsten: „Von Petersburg bis Kioff hielt ich die Federn meines Reichs für schlaff und abgenutzt; hier finde ich es in seinem vollen Leben und in aller seiner Kraft."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Apostaten des Wissens und die Neophyten des Glaubens.

Ich erinnere mich mit Entzücken jener akademischen Jahre, die ich in Halle gelebt. Zwar ist die Jugend jedem schön, wo und wie sie ihm auch vorüber gehe; aber akademischen Jünglingen ist sie es doppelt. Es ist der nämliche Weg, auf den ihnen Scherz und Ernst begegnen, und die schmerzliche Wahl zwischen Lust und Mühe ist ihnen erlassen; die Andern aber stehen allzufrüh am Scheidewege des Herkules. In Halle herrschte damals ein frisches, seelenvolles, höchst bewegtes wissenschaftliches Leben. Göttingen war, was es immer gewesen, was es noch ist: der Staat des ehrwürdigen, alterthümlichen Wissens, ein hochgeehrter Adelstand, reich an festen, sichern, unveräußerlichen Grunddesitzungen. In Halle aber herrschte mehr der bürgerliche Gewerbfleiß, die Geldwirthschaft des Geistes, und die Lehre wie das Gelernte ging rasch und froh von Mund zu Mund, von Hand zu Hand. Die weise und gütige Sorgfalt der preußischen Regierung hatte einen Verein von akademischen Lehrern gebildet, die, ohne sich vom alten Bewährten abzukehren, dem Neuen zugewendet waren. Wolf, dessen Ruhm nicht größer ist als dessen Verdienst, und ein lebenskräftiger und lebensfroher Mann, machte uns mit Anakreon und Penelopens übermüthigen Freyern ganz genau bekannt. Schleyermacher lehrte die Theologie, wie sie Sokrates gelehrt hätte, wäre er ein Christ gewesen.

In seinen Vorlesungen über die Ethik betrachtete er das sittliche, das wissenschaftliche und das bürgerliche Leben des Menschen; sein Hörsaal vereinte nicht blos die akademische Jugend, sondern auch Männer von reifern Jahren und aus allen Ständen. Zugleich war er Universitätsprediger, und seine Zuhörer wurden um so andächtiger, je bedächtiger sie wurden; denn Schleyermacher schiffte, mit dem Kompasse des Wissens versehen, auf dem Meere des Glaubens, nach berechneter, sicherer, zweifelloser Richtung. Reil war als Mensch, Lehrer der Arzneykunde und ausübender Arzt gleich bedeutend. Er war von ansehnlicher, achtunggebietender Gestalt und hatte die Augen Friedrichs des Großen. Sah man ihn lehrend unter seinen Schülern, die ihn eben so sehr liebten als bewunderten, konnte man sich leicht in die Akademie von Athen versetzen. Er wußte seinen Kranken und deren Angehörigen ein unerschütterliches Zutrauen einzuflößen, und die Ungeheilten verloren das Leben, aber die Hoffnung nie. Er begann und untermischte seine Vorlesungen über Therapie und Augenkrankheiten mit Gedichten von Schiller und Goethe, und die köstlichen Früchte seiner Forschung waren unter Blumen versteckt. Wer nur den ersten Stunden seiner halbjährigen Vorlesungen beygewohnt, hätte glauben können, er höre einen Professor der Moral oder der Aesthetik. Schon in den reifern Jahren, wo das Wissen nur noch in der Breite gewinnt, aber in der Tiefe nicht mehr, und wo die welken Aehren des Geistes ihr schweres Haupt zur Erde niedersenken, und dieses nothwendigen Naturgesetzes sich bewußt — äußerte Reil im engern Kreise von Freunden und Zöglingen, eine kindliche und höchst liebenswürdige Furcht, er möchte die Jugend des Geistes verlieren. Um sich gegen diesen Verlust zu schützen, war er immer darauf bedacht, sich mit strebenden Jünglingen und neuen Büchern zu umgeben. Horkel hatte sich die Lehren Cuvier's angeeignet, und brachte die Wissenschaft der vergleichenden Anatomie und Physiologie zu höherer Schätzung. Er machte uns auf eine geistreiche Art mit den unmündigen Geschwistern des Menschen bekannt, und wies die Vollkommenheit der menschlichen Organisation an den Unvollkommenheiten der thierischen nach. Er war ein so höchst bescheidener Mann, daß er damals noch kein einziges Werk bekannt gemacht hat, und ein so lernbegieriger, daß er oft den Lehrer darüber vergaß, und über die Resultate seiner Forschung, die Wege und Berechnungen mitzutheilen versäumte, über und durch welche er zu jenen Resultaten gelangt. Endlich war es Steffens, der die akademische Jugend zur höchsten Begeisterung trieb. Ein Schüler Werner's, war er als Professor der Mineralogie nach Halle berufen; ein Schüler Schellings, brachte er die Naturphilosophie dahin. Später hat man angefangen über die Naturphilosophie zu lächeln. Es hätte immer geschehen mögen, hätte man darüber gelächelt wie man über seine vergangenen Kinderjahre lächelt. Sie haben aber die Naturphilosophie vergessen, wie sie eigennützig über den spendenden Herbst, den Frühling vergessen, welcher zugesagt! Sie denken nicht daran, daß, wenn sie die Naturphilosophie entbehren gelernt, diese selbst es war die ihre Entbehrlichkeit gelehrt, und daß sie Schelling die größte aller Wohlthaten verdanken, die, daß er sie des längern Bedürfnisses der Wohlthaten überhob. Die Naturphilosophie ist der Schlüssel zum Himmel wie zur Erde; wer den Schlüssel für den Schatz genommen, und statt Gold Eisen gefunden — der hat sich selbst anzuklagen..... Steffens ist ein Däne, und wenn ich mich recht erinnere, war er, als er in Halle sein Lehreramt begann, der deutschen Sprache, wenigstens der deutschen Aussprache, noch nicht ganz mächtig. Dieses gab seinem Vortrage jenes Kindliche und Anmuthige, das an Alcibiades so wohlgefiel. Steffens las nie vom Blatte; was er im Augenblicke geschöpft, reichte er frisch und hell. Seine Rede war ein fortreißender Strom; der Zuhörer dachte was er mußte, ohne Segel, ohne Steuer, ohne Ruder, und erst am Ufer fing er zu überlegen an.

(Die Fortsetzung folgt).

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 28. Februar.

(Beschluß.)

Vermuthlich wird ein neuer Wetteifer die Pariser Tonsetzer beseelen, sobald das eben vollendete neue Theater des Nouveautés den Lauf seiner Operettenversuche wird begonnen haben. Sie beklagten sich bisher, das Feydeautheater lasse sie zu lange warten, und benehme ihnen dadurch alle Lust zum Operettensetzen; das Odeontheater hatte vergebens die Erlaubniß nachgesucht, Kompositionen neuerer Tonsetzer aufführen zu dürfen, in Ermanglung dieser Erlaubniß hatte es sich mit ausländischen Produkten begnügen müssen. Der Direktor des neuen Nouveautés-Theaters scheint vom Ministerium mehr begünstigt worden zu seyn, denn ihm ist jene Erlaubniß, wie es heißt, nicht versagt worden, obschon es in der Nähe des viel ältern Feydeautheaters steht, und diesem viel Abbruch thun kann, wegegen das Odeon eine halbe Meile davon liegt, und also füglich als zweyte Operettenbühne in Paris hätte bestehen können, ohne dem Feydeautheater Schaden zu thun. Aber so pflegt es mit Privilegien und Monopolen zu gehen. Die große Oper hat nur ein neues Ballet in diesem Winter gegeben, nämlich Joconde, nach der Operette gleichen Namens, wozu Nicolo Isouard die Musik gesetzt hatte. Dagegen hat das Theater der Porte St. Martin ein anderes beliebtes Stück, nämlich Scribes Vaudeville: die Vernunftheirath in ein Ballet verwandelt, und zwar mit vielem Beyfalle, was um so schwieriger schien, da die Scribeschen Stücke meistens durch ihren Witz gefallen, und dieser doch nicht mit den Beinen wieder gegeben werden kann; aber vermuthlich denken sich die Zuschauer des Ballettes den witzigen Text dazu, und genießen dann ein doppeltes Vergnügen. Die italienische Oper erwartet noch immer eine Prima Donna ersten Ranges; denn mit einer des zweyten Ranges ist den üppigen Dilettanti in Paris nicht gedient. Ein wenig verbreitetes Blatt brachte neulich eine son-

derbare Beschuldigung gegen Barbaja, den Impresario des neapolitanischen großen Theaters vor, und zog auch Rossini mit in diese Beschuldigung hinein. Es behauptete nämlich, Barbaja habe alle großen italienischen Sänger und Sängerinnen in Europa aufgekauft, und treibe eine Art von Seelenhandel mit diesen Virtuosen. Wolle nämlich ein fremdes Theater, z. B. das Pariser oder das Londoner einen solchen Virtuosen haben, so verkaufe er ihnen denselben, oder vermiethe ihn auf einige Jahre. So habe er vor einiger Zeit Donzelli an die Pariser italienische Oper für dreyßig- oder vierzigtausend Franken verschachert. Wirklich scheint Donzelli, um sich von seiner Verbindlichkeit gegen Barbaja loszusagen, demselben eine sehr beträchtliche Entschädigung haben versprechen müssen, und diese Entschädigung ist wahrscheinlich von der Pariser Oper, die den Donzelli brauchte, bezahlt worden. Vermuthlich ist es dieß, was jenes Blatt unter dem vorgeblichen Seelenhandel des neapolitanischen Impressario versteht. Am Théâtre français war Tassos Liebe das merkwürdigste neue Stück. Mehrere Tagesblätter haben dieses Drama des Hrn. Duval mit Goethes Stück verglichen und gezeigt, was der französische Dichter vom deutschen entlehnt, und was er selbst erfunden hat. Ich begnüge mich mit der Anzeige, daß dieses Stück, wiewohl es kein eigentliches Trauerspiel, und also nach den Gesetzen der französischen Dramatik kein regelrechtes Stück ist, dennoch großen Beyfall erhalten hat, zumal da Dem. Mars die Prinzessin Leonora vortrefflich darstellt. Duvals Tasso ist wiederum ein glücklicher Versuch, im französischen Drama sich dem englischen und deutschen zu nähern, und beweist, daß es nichts weiter bedarf als eines talentvollen Dichters, um auf der französischen Bühne manches zu wagen, was den alten Regeln derselben zuwider läuft. Hier bewährt sich wieder was Voltaire von der Dichtkunst so wahr gesagt hat, daß nämlich alle Gattungen erlaubt seyen, nur nicht die langweilige. Auf einer der Volksbühnen hat man den wahrhaft genialen Gedanken gehabt, Cartouche, den berüchtigten Straßenräuber des vorigen Jahrhunderts, zum Helden eines Melodrama zu machen. Das ist eine ächte Goldgrube für die Theaterdirektion; das Volk strömt haufenweise hinzu, und der Saal ist jeden Abend gedrängt voll. Wahrscheinlich werden hundert Darstellungen die Neugierde des großen Haufens noch nicht sättigen, eben so wenig wie 150 Darstellungen der Boyeldieu'schen weißen Dame bisher die Opernverliebhaber gesättigt haben. Freylich ist so ein Tausendkünstler wie Cartouche, der alle Gestalten, alle Verkleidungen, im Augenblicke der Gefahr aufs Schnellste anzunehmen oder anzulegen weiß, und durch seine Gewandtheit überall entschlüpft, ganz der Mann, an den sich das Volk hängt. Man sieht ihn in die Hausthüre treten, in einem Augenblick darauf erscheint er schon wieder als ein ganz anderer Mann, und setzt die Leute in Schrecken. Einmal bemächtigt er sich einer Zauberlaterne, erscheint als ein wandernder Künstler, und will den Leuten die Bilder in seiner Laterne zeigen, allein zufällig sind dieß Vorstellungen von Cartouches Freveltaten, er erklärt den Neugierigen die Bilder; nur wenn er das Wort Räuber oder Schelm aussprechen soll, stockt er, obschon ihm sein Kamerad zuruft, er solle doch den Spitzbuben nicht schonen; aber im letzten Bilde wird Cartouche par anticipation zum Richtplatze geführt. Dieß ist zu viel für ihn; er gibt sich zu erkennen, und die Zuschauer bleiben wie festgenagelt stehen. Läßt sich ein stärkerer Theaterschlag denken? Dieser nachgeahmte Cartouche wird, wie sein Ebenbild, noch lange das Volk ausplündern, ehe er zur Ruhe gelegt wird. Ein anderes Theater soll über diesen Erfolg neidisch geworden seyn, und die Absicht haben, dem Cartouche einen andern Straßenräuber, Mandrin, entgegen zu stellen. Sollte dieser eben so viel Glück haben als sein Vorgänger, dann wird den lustigen Bewohnern der Vorstädte! Clara Wendel hat bereits schon zu zwey Stücken in Paris Anlaß gegeben, aber blos zu zwey Vaudevilles, die übrigens nur auf einer Namensverwechslung beruhen, und also mit dem Leben dieses berüchtigten Weibes nichts zu thun haben. Eine bloße Verwechslung macht auch den Inhalt eines neuen Vaudevilles, der Telegraph aus, das auf dem Théâtre de Madame gegeben wird. Eine wahre Anekdote soll demselben zum Grunde liegen. Als nämlich der Graf Lauriston sich einmal zu Calais oder zu Boulogne, oder in irgend einem andern Hafen befand, kündigte der Telegraph an, er sey zum Minister des — ernannt worden. Das letzte Wort hatte der Telegraph wegen eingefallenen Nebels nicht lesen und wiedergeben können; Jedermann meynte er sey Minister des Seewesens geworden. Die Beamten des Seewesens beeilten sich ihm ihre Aufwartung zu machen, und sich seiner Gunst zu empfehlen. Allein als der Nebel verschwand, kam heraus, daß er nur Minister des königlichen Hofhaushaltes geworden sey, und nun ging kein Seebeamter mehr zu ihm. In dem Vaudeville ist der Held ein bloßer Amtsschreiber Namens Bonnard, der thut, als ob ihm an Rang und Reichthum nicht das mindeste gelegen sey. Allein plötzlich kündigt der Telegraph an, Bonnard sey zum Generalkommissar des Seewesens ernannt worden. Sogleich verändert sich auch die Gesinnung des vorigen Philosophen. Das Nebelwetter hört auf, und man erkennt nun, daß nicht dieser Bonnard, sondern ein höherer Beamte gleichen Namens, jene wichtige Stelle erhalten habe, was dann wieder eine Veränderung in der Lage und Gesinnung des geprüften Philosophen hervorbringt. Dieß kleine Stück ist ziemlich lustig. Etwas besonderes für die Pariser war die Darstellung, welche der Engländer Yates, vormaliger Schauspieler in Koventgarden, und jetziger Besitzer des Adelphi-Theaters in London auf der kleinen Bühne des Comteschen Kindertheaters gab. Diese Darstellung hieß auf dem Zettel Yates's reminiscences, or etchings of life and character, und bestand aus einer Menge kleiner Schnurren, mit Gesängen und Deklamationen aus bekannten englischen Theaterstücken untermischt. Das Ganze bestand in drey Abtheilungen; in der ersten kamen wenigstens zwölf Schnurren, Auftritte und Volksscenen vor, als Mr. Mogg und Mistreß Ment, kaltes Wasser, Maskarade, Master Somno, Joe Kelly und sein Hund; die zweyte Abtheilung war wieder ein solches Gemisch, die dritte Abtheilung hieß Monopolylogue, und war eine Posse, in welcher Hr. Yates alle Personen des Stückes, acht an der Zahl, darstellte, als den Präsidenten, master Othello, Hob and Sorapo, Peter Snichs; Bob major, mistress Rush u. s. w. Dergleichen Darstellungen, wodurch ein einziger Schauspieler den ganzen Abend hindurch seine Zuhörer belustigt, sind in England durch Mathews komisches Talent sehr beliebt geworden. Yates rühmt sich, diesen Mathews genau nachzuahmen; so wie auch einige andere berühmte Londner Schauspieler. Für Fremde geht natürlich viel von dem Launigten und dem Possenhaften in der Darstellung der Volksscenen und der Volkssprache verloren; indessen sieht man doch, daß dieser Yates eine besondere Gewandtheit besitzt, sich von einem Charakter in den andern, von einer Person in die andere hinüberzudenken, er besitzt viel Laune, und spielt mit der Wärme, mit welcher dergleichen Darstellungen gespielt werden müssen. Er hat auch noch einmal in Gegenwart des Herzogs v. Orleans im Palais-royal spielen müssen, und ist darauf sogleich wieder nach London zurückgekehrt. Mathews selbst muß aber doch lustiger anzuschauen und anzuhören seyn.

Dg.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 74.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 27. März 1827.

Stets handle fest nach männlichen Gesetzen,
Die du dir schreibst, und eines zu verletzen
Sey Hochverrath an der Vernunft;
Trägst du Zufriedenheit in deiner Seele,
So hast du Glück für dich genug, so quäle
Dich nicht um Beyfall einer Zunft.

Seume.

Die Apostaten des Wissens und die Neophyten des Glaubens.

(Fortsetzung.)

Angenehm verflossen uns drey Jahre — eine kurze Reihe von Maimonden. Da wurde die Schlacht von Jena geschlagen, die Franzosen kamen und die Universität wurde aufgehoben. Napoleon fürchtete Europens Heere nicht, aber den Geist fürchtete er — er kannte ihn. Seine Furcht war eines Helden würdig. Aber Napoleon zertrat den Geist nicht, weil er ihn als einen Wurm verachtete, er band ihn fest, weil er ihn als einen Löwen hochhielt, und schwer hat er dafür gebüßt, daß er nicht verstanden, wie viel nöthiger sey die Füchse als die Löwen einzusperren.

Reil ist gestorben; Wolf, Schleyermacher und Horkel lehren in Berlin; Steffens ist in Breslau. Von dem letztern hat man seit einigen Jahren vernommen, mit Verwunderung werden die einen, mit Schmerz werden die andern sagen, er habe sich von der Naturphilosophie „ermüdet abgewendet," (das sind seine eigenen Worte) und sey ein Gläubiger geworden (so sprechen die Andern). Aber warum Verwunderung, warum Schmerz? Die Erscheinung ist nicht neu, und sie thut auch nicht so weh. Die Irrthümer eines großen Geistes sind belehrender als die Wahrheiten eines kleinen, und wenn sie den Weg verfehlen, haben sie den rechten Weg nur auf eine andere Art gezeigt. Seit zwanzig Jahren haben mehrere geistreiche oder sonst bedeutende Männer in Deutschland die gewohnte Lebensbahn verlassen und haben eine neue betreten. Die einen haben es im Stillen gethan, und sich begnügt, den Tempel ihres Herzens umzuweihen, die andern mit Geräusch, und sind zum Katholicismus übergetreten. Es ist wohl ersprießlich, daß wir uns über solche Erscheinungen zu verständigen suchen. Zuvörderst aber ist eines zu beseitigen. Man schämt sich fast davon zu sprechen! Ist aber hierbey etwas, dessen man sich zu schämen, so fällt es auf die zurück, deren kindische Fehler die kindische Zurechtweisung nöthig machten. Einige jener Männer haben in ihrer Seligkeit auch einen irdischen Vortheil gefunden, und da war man — soll ich sagen so frech, soll ich sagen so wahnsinnig? Ich weiß es nicht; der Irrthum kann aus dem Herzen, er kann aus dem Kopfe entspringen — man war so unbedachtsam, zu sagen, den Vortheil, den sie bey ihrer Bekehrung *gefunden*, hätten sie *gesucht*. So wunderlich ist der Mensch, daß er sich bald zu den Göttern erhebt, und sich eine Herrlichkeit anmaßt, die ihm nicht gebührt, und sich bald zum Viehe erniedrigt und sich einer Verworfenheit beschuldigt, die außer seiner Natur liegt! Nie, niemals noch hat ein Mensch seine Meynung seinem Vortheil aufgeopfert. Wo Ihr glaubtet, dieses sey geschehen, da ist es keine wahre, keine Herzensmeynung gewesen, die sie hingegeben. Auch der gleichgültigste Mensch hat eine Meynung, wie er ein Haus hat, in dem er wohnt — er kann nicht in zwey Häusern zugleich wohnen. Wird ihm das Haus gut bezahlt, er gibt es hin, und war

es ihm noch so lieb und bequem. Wohnst du aber nicht in der Meynung, wohnt die Meynung in dir, dann gibst du sie nicht um eine Krone weg. Vielleicht war in der Handlung jener Männer etwas Schmerzliches, aber etwas Verdammliches war gewiß nicht darin. Wohl ist es schmerzlich zu sehen, daß der Geist, wenn auch nur in seinem Wahnsinn, daß die Tugend, wenn auch nur in ihren Verirrungen, in den Sold der Dummheit und des Lasters tritt! Es ist eine kränkende Verrechnung. Jene wußten, sie glaubten etwas; um ihr Wissen zu verbreiten, um ihren Glauben auch andern einzuflößen, hielten sie für recht und klug, sich mit mächtigen Werkzeugen zu verbinden. Sie verstanden aber, oder bedachten nicht, daß, wenn der Geist sich zu gemeinschaftlichen Zwecken mit der Maschine verbindet, die Maschine allein den ganzen Vortheil zieht. Der Geist ist gebrechlich, er wird müde, krank, er stirbt; aber die Maschine wird nicht müde, denn die Hände, die sie in Bewegung setzen, wechseln ab; die verdorbene Maschine kann ausgebessert, die unbrauchbar gewordene durch eine neue ersezt werden. So hatten sie keinen Vortheil gefunden, und Dank und Liebe auch nicht. Denn daß man es nur wisse: die Dummheit haßt und fürchtet mehr den Geist, selbst wenn er ihr dient, als sie die andere Dummheit haßt und fürchtet, die ihr feindlich gegenüber steht.

Steffens neue Schriften kenne ich nicht, und (daß ich es nur gestehe) die Naturphilosophie, von der er sich ermüdet abgewendet, hat sich von mir abgewendet; ich habe sie vergessen. Vieles lernt der Deutsche, und vieles vergißt er; der Franzose lernt weniger und vergißt nichts. Ihm muntert das gesellige Leben täglich die schläfrige Wißbegierde auf, und er lernt, weil zu lesen so angenehm ist. Das Leben aber, welches der Deutsche in seinem Studierzimmer führt, gleicht einer in Zucker oder Essig eingemachten Frucht; oder er verdunstet seinen Geist in Kasinos und Theaterklatschereyen, ist eine Blume, wenn er viel ist, sättigt nicht und wird nicht satt. Doch ob ich Steffens Schriften auch nicht kenne, das hindert mich nicht zu meinem Zwecke. Steffens wird gesagt haben, was seine Glaubensgenossen früher gesagt. Seine geistige Bekehrung ist mir nur aus Kritiken seiner Werke bekannt geworden, und die Beurtheilung seiner neuesten Schrift: „Von der wahren Religion und der falschen Theologie," die im Literaturblatte abgedruckt stand, hat sie mir in Erinnerung gebracht. Ueber solche Erscheinungen will ich, gemeinschaftlich mit den Lesern, eine Belehrung suchen, die ich zu bringen weder Andern noch mir selbst verspreche.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Hütte am Senegal,

von Fanny Tarnow.

(Fortsetzung.)

Alle Boote vereinigten sich jezt in einiger Entfernung von der Meduſa, um das Floß zu begleiten und ins Schlepptau zu nehmen. Herr Lachaumareys hatte die Fregatte auch verlassen, obgleich noch über sechszig Personen am Bord derselben zurückgeblieben waren; einer der Offiziere, Namens Estian, kehrte, als er dieß erfuhr, mit dem Boot, auf dem er sich befand, nach der Meduſa zurück, in der Absicht diese Verlassenen zu retten. Doch vermochte das Boot sie nicht alle zu fassen und siebzehn von diesen Unglücklichen zogen es vor, lieber auf der Fregatte zu bleiben als sich und ihre Gefährten einem unvermeidlichen Untergang auszusetzen, sie wurden aber fast alle ein Opfer ihrer Furcht oder ihrer großmüthigen Aufopferung, denn als man nach zwey-und-fünfzig Tagen das Wrack Meduſa wieder aufsuchte, fand man nur noch drey von ihnen lebend, die auch mehr wandernden Todtengerippen als Menschen glichen *); sie erzählten, daß ihre Elendsgefährten sich, nachdem sie zwey-und-vierzig Tage vergeblich den verheißenen Beystand erwartet hätten, auf Hühnersteigen und Brettern eingeschifft hätten, aber vor ihren Augen ein Raub der Wellen geworden wären.

Estian, dessen Boot die Unglücklichen, die er von der Meduſa noch gerettet hatte, nicht alle zu bergen vermochte, bat die in den andern Fahrzeugen befehlenden Offiziere dringend, ihm einige derselben abzunehmen, doch alle verweigerten dieß und meynten, wenn es ihm beliebt habe, sie nachzuholen, könne er sie nun auch behalten; dieß aber war unmöglich, wenn er sein Boot nicht der augenscheinlichsten Gefahr des Unterganges preis geben wollte, und so steuerte er gerade auf ein Boot zu, in dem noch Platz war. So wie er sich demselben näherte, sprang einer der in seinem Fahrzeug Aufgenommenen in das Meer und suchte jenes Boot schwimmend zu erreichen; schon war ihm dieß gelungen, schon hatten seine Hände den Bord desselben erfaßt, da war einer der darin befindlichen Offiziere grausam genug, den Degen zu ziehen und ihn unter der Androhung, ihm die Hände abzuhauen, wenn er sich noch einmal zu nähern wage, in die Wellen zurückzustoßen. Der Unglückliche schwamm jezt nach Estian's Boot zurück, das dem Majorsboot, in dem Picard war, folgte. Dieser bat den Lieutenant Lapérère, der dasselbe befehligte, ihn darin aufzunehmen, und streckte dem Unglücklichen schon die Arme ent-

*) Zwey von diesen starben wenig Tage nach ihrer Ankunft in der Kolonie; der dritte, der viele einzelne Umstände in Bezug auf den Verlust des Schiffes zu wissen behauptete, wurde, als man nach Frankreich zurückkehren wollte, in seinem Bette ermordet gefunden. Der Mörder wurde nicht entdeckt, auch hatte er sich gehütet, sein Opfer nach der Ermordung desselben zu verstehlen.

gegen, als Lapérère plötzlich das Tau kappte, durch welches er, vereint mit den andern Fahrzeugen, das Floß zog, und in's hohe Meer hinaussteuerte. In demselben Augenblick folgten alle andern Fahrzeuge diesem verabscheuungswürdigen Beyspiel und überließen, um der Annäherung von Estiaus Boot zu entgehen, das von ihnen Beystand forderte, das Floß der Wuth der Wogen, trotz des Schwurs, mit dem man den darauf befindlichen Unglücklichen gelobt hatte, sie bis an die Küste führen zu wollen.

Die Verlassenen ahneten diese Treulosigkeit so wenig, daß sie, als das erste Boot sich entfernte, alle riefen: „das Tau ist zerrissen! das Tau ist zerrissen!" als man diesen Ruf durchaus nicht beachtete, mußten sie wohl die Niederträchtigkeit erkennen, mit der man ihnen so unwürdig das gegebene Wort brach. Einstimmig ertönte nun der Ruf: „Es lebe der König!" als hätten sie durch ihn die Befehlshaber daran erinnern wollen, daß es Mitbürger, Landsleute, Franzosen waren, die sie dem Untergange preis gaben. Doch auch diese Aufforderung blieb ohne Erfolg und nun hörte man, nach dem Schweigen einiger Minuten, das furchtbarste Geschrey der Angst und der Verzweiflung. Das Floß schien schon von den Wellen begraben zu seyn und der Strom riß es weit hinter die Trümmer der Fregatte mit sich fort. Die Unglücklichen waren ohne Steuer, ohne Ruder, ohne Segel — kurz ihnen fehlte jedes Mittel, das ihnen die Möglichkeit der Rettung zu sichern vermochte. Jede Welle, die über das Floß wegschlug, raubte den darauf befindlichen Menschen das Gleichgewicht und verwickelte sie in die Stricke und das Holzwerk — so vermochten diese Elenden, die über dem Abgrund, der sie verschlingen sollte, hin und her geschleudert schwebten, sich nicht einmal frey zu bewegen und wurden zwischen dem Holzwerk des Schaffots, das sie trug, zerquetscht. So oft die Wellen das Floß empor warfen, fühlten sie ihre Knochen zermalmt, ihren Körper mit Wunden bedeckt und sahen die Wellen von ihrem Blute gefärbt.

Da das Floß schon über zwey Meilen von der Fregatte entfernt war, als man es verließ, so war es diesen Unglücklichen nicht mehr möglich, nach dem Wrack zurückzukehren. Der Strom riß sie weiter und weiter hinweg — noch sah man sie ihre Hände flehend ausstrecken, noch hörte man ihr Angstgeschrey, ihre Flüche, ihr Gebet, doch die Befehlshaber blieben unerbittlich. Picard's Gattin und seine Töchter zerflossen in Thränen bey diesem schrecklichen Anblick. Er selbst beklagte es laut, daß er nicht den Platz angenommen habe, der ihm auf dem Floß bestimmt gewesen war. „Wir würden wenigstens mit rechtschaffenen Leuten gestorben seyn und nicht die Schmach erlebt haben, uns mit ehrlosen Menschen zu retten!" Diese Worte legten wahrscheinlich den Grund zu dem Unglück und den Verfolgungen, die diese Familie später erdulden mußte, da der Offizier, der sie hörte, nicht unterließ, sie dem Gouverneur zu hinterbringen.

Nur zwey von den Fahrzeugen waren hinreichend mit Lebensmitteln versehen worden, aber die Mannschaft in dem Boot, das Estiau befehligte, war nicht viel besser daran als die auf dem Floß, da ihre große Anzahl, und der Mangel an Lebensmitteln ihnen die traurigste Zukunft eröffneten. Die andern Fahrzeuge waren zwar nicht so stark bemannt, aber doch alle nur mit wenig Lebensmitteln versehen, und in dem Majorsboot, in dem Picards sich befanden, fehlte es an Allem, und der ganze Mundvorrath desselben bestand aus einem einzigen Fäßchen Zwieback, und einem Tönnchen Wasser; zum Unglück war der Zwieback noch vom Seewasser durchdrungen, so daß man kaum einen Bissen davon hinunterzuwürgen vermochte, und jeder Passagier daher täglich zu seiner Lebensfristung nichts als ein einziges Glas Wasser erhalten konnte. Diese Nachlässigkeit war um so strafbarer, da man auf der Meduse so viele Lebensmittel zurückgelassen hatte, die Offiziere waren aber alle in der Ueberzeugung gewesen, daß man das Floß nicht verlassen, sondern gemeinschaftlich die Küste von Sahara zu erreichen suchen würde, von wo man dann die Boote nach der Fregatte zurücksenden könne, um Lebensmittel, Wasser und die auf dem Wrack noch befindlichen Menschen zu holen — allein der Gouverneur und der Kapitän hatten es anders beschlossen. Diese elenden, in den Annalen der französischen Marine auf ewig mit Schande gebrandmarkten Menschen, hatten diese Unglücklichen, so wie die auf dem Floß befindlichen, dem Tode rettungslos geweiht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, am 7. März.

Unsere geliebte Prinzessin Amalie Auguste, Gemahlin des Prinzen Johann von Sachsen, erschien heute wieder zum ersten Male nach ihrer Niederkunft im Theater, und ward mit der allgemeinsten Freude rauschend begrüßt. Bald hoffen wir auch unsern verehrten König wieder darin zu sehen, da die Krankheit, welche ihn seit mehreren Wochen an das Zimmer fesselte, gänzlich gehoben ist. Durch die Anwesenheit der verwittweten Königin von Bayern, mit ihren jüngsten Töchtern, ist übrigens unser Hof doppelt belebt, und es hat an Festen und Unterhaltungen im engern und weitern Kreise nicht gefehlt. Besonders haben die letzten Tage dazu Veranlassung gegeben, wo analoge und Tableauxvorstellungen, von hoher Hand übergebene und in Musik gesetzte italienische Kantaten dabey statt fanden.

Seit einigen Tagen ist die Elbe von ihrer Eisdecke befreyt, und hat einen sehr hohen Wasserstand, der jedoch noch keine großen Besorgnisse erregt hat. Eines der mannigfachsten Schauspiele gewährt dann unsre Elbbrücke, nebst der an dem Ufer dieses Flusses liegenden Brühl'schen Terrasse. Beyde sind mit Menschen besäet, die darauf verweilen oder hin und her wandeln, und den Strom mit seinen Eisschollen sich betrachten, welche die Pfeiler der mächtigen Brücke zu zerstören drohen. Dieses Mal lockte überdieß der schöne Sonnenschein und das höchst milde Wetter doppelt dahin, und nur erst spät in der Nacht ward es einsamer auf den Trottoirs.

Doch auch die langanhaltende Schlittenbahn benutzten Vor-

nehme und Geringe um die Wette. Besonders gab es in den ersten drey Wochen dieses neuen Vergnügens viele Schlittenpartien. Eine der ausgezeichnetsten fand unter Anführung des Freyherrn von Malzahn statt, doch konnte es Hofrath Böttiger durch seinen Aufsatz im Einheimischen der Abendzeitung nicht dahin bringen, daß die frühere Pracht und Herrlichkeit, Allegorie und Sonderbarkeit dabey wieder herrschend wurde. Man hat diese Fahrten bis auf die Bastey in der sächsischen Schweiz ausgedehnt, wo man ein Mittagsessen eingenommen hat, jedoch soll der Weg dahin nicht ohne Beschwerden gewesen seyn.

Die öffentlichen Maskenbälle konnten bis zum Schlusse sich eines zahlreichen Besuches erfreuen. Desto gedrängter war es auf dem, welchen der französische Gesandte dem Adel gab, und auf einem Privatballe in der Stadt Wien. Aus dem geschlossenen Gesellschaften, welche dergleichen zu halten wünschen, sind selbige, und nicht ohne Grund, von der polizeylichen Behörde abgeschlagen worden.

Ein Vorfall, der zu einer Novelle trefflichen Stoff geben möchte, hat sich hier vor Kurzem ereignet. Bey einem unserer Professoren an der Kunstakademie hatte seit mehreren Jahren ein junger Maler, angeblich aus Schlesien, studirt, welcher sich durch Fleiß und gutes Benehmen auszeichnete, auch ein Belobungsdekret bey der Kunstausstellung gewann. Er war gewöhnlich altdeutsch, aber stets sehr reinlich gekleidet, machte Reisen mit seinen Gefährten, arbeitete mit ihnen in den Gallerien, und sonderte sich in nichts von ihnen ab, als daß er, angeblich wegen seiner schwächlichen Gesundheit, keinen Wein trank. Vor einiger Zeit verließ er seinen Lehrer und die hiesige Stadt mit den besten Zeugnissen versehen. Plötzlich aber erhält jetzt der Professor einen Brief, worin ihm dieser Zögling herzlich für seinen Unterricht dankt, zugleich aber meldet, daß er nun den Pinsel — mit der Nähnadel vertauscht habe, indem er — in Warschau die Gattin eines sehr wohlhabenden und geachteten Mannes geworden sey, folglich nicht mehr der Ausübung einer Kunst bedürfe, welche sie um deßwillen erlernt, um ihrer nothleidenden Mutter Brod zu verschaffen, und, um sie jedoch gründlicher und wohlfeiler zu studiren, sich genöthigt gesehen habe, während einiger Jahre die Rolle eines Mannes zu spielen. Wie genau nun jetzt unsre jungen akademischen Zöglinge betrachtet werden, können Sie sich leicht denken. Zum Glücke für das schnelle Orientiren tragen sie aber fast sämmtlich sehr wohl- oder übelgestutzte Bärtchen.

(Der Beschluß folgt.)

Moskau, Februar.

Moskwà (nicht Moskau) hat in seiner neuen Gestaltung seit 1812 die der alten Zarenstadt so eigenthümliche Lokalreize seiner Physiognomie durchaus nicht verloren, sondern nur veredelt. Ist es erfreulich wahr, daß man jetzt neben Palästen und stattlichen Wohnungen nicht (wie vor 1812) Baraken und elende Ziegelhütten sieht, so ist eine vollkommene Regelmäßigkeit dem ungeachtet nicht hergestellt, und der Kontrast wohl auch noch jetzt bedeutend und auffallend, doch nicht mehr so widerlich, als es früher der Fall war. Der herrliche Geschmack, der in der Residenz an der Newa herrscht, thut sich auch hier kund. Die stolze Architektur Palladio's strebt mit ihren Säulen überall empor, wobey ganze Stadttheile dieses Hauptcharakters ungeachtet das schönste Gepräge der Originalität tragen. Die alterthümlichen Kirchen im gothischen und mongolischen Geschmack, der Kreml mit seinen Zinnen, die goldbehelmten Klöster mit ihren Zwingern, die über Hügel und Thäler gezogenen Straßen, und die reichen Gebäude im edelsten Style wechseln in buntem Kontrast mit den bescheidenen Wohnungen der Wohlhabenheit und des Gewerbfleißes unaufhörlich ab. Der Fremde, der nur wenige Zeit sich in Moskwa aufhalten kann, wird eine große Anzahl von Prachtgebäuden gar nicht kennen lernen, denn er hat selten Muße genug gehabt, aus dem im Umkreise von sieben guten Meilen getragenen Häusermassen diese einzelnen Schönheiten kennen zu lernen; allein wer länger hier verweilt, wird anders urtheilen; es herrscht hier, wie im ganzen Reiche, die löbliche Gewohnheit, daß alle öffentlichen Gebäude im reinsten und edelsten Geschmack aufgeführt werden, und diese großherzige Anwendung des Gemeingutes fordert den Privatmann auf, dem Ganzen sich anzuschließen, und seinen Antheil zur allgemeinen Harmonie zu geben. Moskwa ist also nicht mehr ein Rome-Tartare, sondern wird stets zu den reichsten und herrlichsten Kronen der Architektur gehören, und durch Reize aller Art einen ausgezeichneten Platz in den Arabesken der architektonischen Originalität und den üppigen Bildern des Kontrastes, dem regern Bruder der sanften Harmonie, behaupten. Ein Gemälde der Architektur Moskwa's mit Kunstsinn und Sachkenntniß gezeichnet, historisch durchgeführt, wäre gewiß ein interessanter Beytrag zu den Annalen der Kunstliteratur. Auf einem Umfange von vierzig Werften zählte Moskwa im Jahr 1826, laut offizieller Angabe, 9861 Häuser. Von diesen gehören dem reichsten Gutsbesitzer Rußlands, dem Eigenthümer von ungefähr hundertundfünfzigtausend Seelen, dem Grafen Scheremetieff dreyßig; dem Grafen W. G. Orloff siebenzehn, der Gräfin A. G. Orloff dreyzehn Häuser. — Ferner enthält Moskwa 21 Klöster, 7 Kathedralen, 245 griechische, 2 katholische und 3 lutherische Kirchen; 2 englische, 3 armenische Bethäuser und 1 mahomedanische Moschee. — Dieser kolossale, von ungefähr 250,000 Menschen bewohnte Raum erscheine im Ganzen menschenleer und unbelebt, wenn nicht das Wogen und Treiben der Hauptstraßen, und der Zusammenfluß bey öffentlichen Festen die Menge einander erblicken ließe, und sie wechselseitig von ihrem Daseyn überzeugte. Es ist sehr möglich, daß in dieser Riesenstadt Menschen geboren werden, und endlich sterben, ohne je die Stadt verlassen und sich gesehen zu haben.

Das neue Jahr brachte uns, wie allen übrigen Europäern, neue Wünsche und neue Hoffnungen, mit dem Unterschiede, daß es, laut Verschiedenheit des Styls, zwölf Tage später geschah — welcher Umstand übrigens nichts zu sagen hat: gewinnen wir doch eine Frist, um welche, wenn Freund Hain sie honoriren möchte, wir auch wohl noch beneidet werden könnten. Unser allerersten Wunsch erfüllte Mutter Natur jedoch dießmal nicht: trotz dem Flehen des Landmannes, um seine Produkte absetzen zu können; trotz den Klagen des Gutsbesitzers, aus gleichen Gründen (aber aus verschiedenen Zwecken); trotz dem Stürmen des Elegants, dessen Biberkragen unversilbert blieb; trotz den Fürbitten harrender Reisender aller Art, stellte sich der alte Alliirte Rutheniens, der brückenbauende und wegebahnende Frost nicht ein. Bis zum 6ten Januar verblieb er Tagesgespräch, als er endlich in der Nacht eintrat, und sich, zwar nicht mächtig, doch wenigstens gütig genug bewies, um die Blokade der Zufuhr von Lebensmitteln aufzuheben, und Gesundheit, Wohlfeilheit und Frohsinn in allen Klassen des Volkes wieder herzustellen. — Dieser Mangel an Frost hat in den vergangenen Monaten noch manchen Unglücksfall auf den Winterwegen verursacht: es ist an vielen Orten das morsche Eis durchgebrochen, und Einzelne sowohl als Familien, manchmal in einem und demselben Wagen, haben in den geöffneten Fluthen den Tod gefunden. — Doch wenden wir unsern Blick zu heitern Bildern; eilen wir zu einer kurzen Uebersicht der Feste, die das alte Jahr gemüthlich heim leiten, und das neue fröhlich empfangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 25.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 75.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 28. März 1827.

Wie lauschte, schwebten still der Manen
Geweihte Ehre dort empor,
Den Scipionen, den Trajanen,
Und, Cato, dir mein trunknes Ohr!
Dort, wo der fernsten Nachwelt Söhne,
Dem Himmelsgluth im Busen wallt,
Ein jeder Stein, mit Heroldstöne,
In's Herz noch diesen Namen hallt.

v. Matthisson.

Die Pyramide des Cestius.

Oeder Denkstein, riesig und ernst beschaust du
Trümmer blos, Grabhügel, den Scherbenberg dort,
Und die weltschuttführende, weg von Rom sich
Wendende Tiber!

Stolze Prunksucht thürmte dich einst, o Grabmal,
Als vor zwey'n Jahrtausenden hier Augustus
Sich der Welt aufdrang, der erschreckten durch die
Leiche des Cäsar.

Aber Rom, kaum neigte dem Untergang sich's,
Als das Saatkorn neuer Gewalt gesät ward,
Und es schuf hier jener Apostelfürst zum
Throne den Altar.

Aber Deutschlands rauhes Geschlecht, das ehmals
Deinen Kriegsruhm, herrschendes Rom, zerstörte,
Stürmt noch einmal, stürmt, o geweihtes Rom, dein
Heiliges Bollwerk!

Allzuschwer fast schwebte der Rachedämon
Ueber Roms Haupt, daß einst des frechen
Priesters Goldsteigbügel an Barbarossa's
Stählerne Hand klang.

Aber Rom trozt, doppelt besiegt, und doppelt
Unbesiegbar scheinend, gewöhnt an Hoheit,
Und die dreyfach blizende Krone wankt zwar,
Aber sie bebt nicht.

Wehe, wer nicht spielend im Schooß der Kirche
Als ihr Kind ruht! Wehe, denn jeden Tag droht
Priestermund ihm, Priestergemüth in Rom ihm
Stäte Verdammniß!

Aber huldreich gönnten sie doch des Irrthums
Söhnen gern hier eine geheime Ruhstatt,
Und es kühlt dein Schatten, o Bau des Cestius,
Nordische Gräber.

Möchten hier auch meine Gebeine friedlich
Ausgestreut ruhn, ferne der kalten Heimath;
Denn zu Reif wird, über den Alpen, jeder
Frostige Seufzer.

Gern vermißt sey, neben dem Heidengrabstein,
Was so stolz Rom jedem Verirrten weigert:
Jenes Jenseits, das des Apostels goldner
Schlüssel nur aufthut.

Führt mich dorthin lieber, und sey's die Hölle,
Wo der Vorwelt würdigen Seelen Raum ward,
Wo Homer singt, oder der lorbeermüde
Sophokles ausruht!

Aber schweigt jezt, Sterbegedanken! Blüht nicht
Lebenslust rings unter dem Römervolk noch,
Einem Volk, dem zehrendes Feu'r die Lieb' ist,
Liebe die Freundschaft?

Daure, Herz, ausdulde die Zeit des Schicksals,
Wenn auch einsam. Stimme geheim, o stimme
Deinen bergstromähnlichen, echoreichen,
Starken Gesang an!

Graf von Platen.

Die Hütte am Senegal,

von Fanny Tarnow.

(Fortsetzung.)

Der Gouverneur und der Kapitän gaben auch jezt den sämmtlichen Fahrzeugen den Befehl, statt nach der Küste der Wüste zu steuern, wo alle noch denselben Tag zu landen hofften, den Lauf nach dem Senegal zu nehmen. Dieser Befehl war für alle Offiziere ein Donnerschlag, vorzüglich aber für die Mannschaft in dem Majorsboot, die buchstäblich nur den allernothwendigsten Bedarf an Bord hatte, um im Laufe des Tages nicht das Opfer der glühenden Sonnenhitze und des Hungers und Durstes zu werden. Schmalz und der Kapitän hatten in ihren Fahrzeugen einen reichlichen Vorrath von Früchten, Brod, eingemachten Sachen und feinen Weinen, allein sie versagten den Schmachtenden jede Labung.

Wir wollen jezt erst einen Blick auf das Schicksal derer werfen, die auf dem Floß befindlich waren. Sobald die übrigen Fahrzeuge ihren Blicken entschwunden waren, brach ein Geist des Aufruhrs unter ihnen aus. Die Lage dieser 148 Unglücklichen war schrecklich. Die auf dem Vordertheil des Floßes befindlichen standen drey Fuß tief im Wasser, die andern bis zum Gürtel. Die wenigen Lebensmittel, die sie bey sich hatten, waren theils durch die Wellen fortgerissen, theils durch das Seewasser ungenießbar geworden, und die Mannschaft begann bald sich gegenseitig mit finstern Blicken zu betrachten und den Vorschlag zu thun, den jüngsten und fettesten unter ihnen zu schlachten, damit er von den Uebrigen verzehrt würde. Dieser scheußliche Vorsatz empörte den wackern Kapitän Dupont und seinen braven Lieutenant l'Heureux; doch der Muth, den sie in so manchen Schlachten bewährt hatten, wurde gebrochen und vermochte nichts gegen diese Wüthenden. Unter den Unglücklichen, die zuerst unter den Streichen der Verhungernden fielen, befand sich auch eine junge Frau, welche zuerst Augenzeugin gewesen war, wie man ihren Mann getödtet und seine Glieder verzehrt hatte. — Der Kapitän Dupont, der durch seine Weigerung, an ihrem scheußlichen Mahle Theil zu nehmen, ihre Wuth gereizt hatte, wurde gleichsam durch ein Wunder aus ihren Händen gerettet. Als man ihn ergriff, um ihn zu tödten, fiel eine große Stange, die man als Mast aufgerichtet hatte, nieder und traf ihn. Man glaubte, sie habe ihm beyde Beine zerschmettert und beeilte sich, ihn in's Meer zu werfen. Der Unglückliche taucht unter, versinkt und man hält ihn für ertrunken; allein die Vorsehung belebt ihn mit neuer Kraft; er erscheint von Neuem unter dem Floß, an das er sich mit aller Kraft anklammert und den Kopf zwischen zwey mächtigen Balken durchdrängt, während sein übriger Körper im Meere schwebt. Sechs Stunden bringt er in dieser qualvollen Stellung zu, dann wagt er es, seinem Lieutenant, der zufällig nahe bey der Stelle, wo er war, sich befand, einige Worte zuzuflüstern. Dieser glaubt den Schatten seines ermordeten Kapitäns zu hören; mit Thränen im Auge will er voll Grausen diese Stelle verlassen, da erblickt er ein Haupt, das den lezten Seufzer auszuathmen scheint, er erkennt, er umarmt seinen theuersten Freund, zieht ihn herauf und erfleht ihm durch seine Bitten das Leben.

Die Zahl dieser Unglücklichen schmolz bald bis auf 28; die leiseste Klage, das leiseste Murren, das bey Austheilung der Lebensmittel laut wurde, galt für ein Verbrechen, das augenblicklich mit dem Tode bestraft wurde. — Ja diese 28 Ueberbleibenden beschlossen endlich, 13 von ihnen mit einem Male zu ersäufen, um für die lezten 15 den kleinen Rest von Wein und Wasser, den sie noch hatten, zu sparen. Es geschah, und diese fünfzehn warfen nun alle ihre Waffen in's Meer und schwuren sich gegenseitig zu, nicht weiter unter einander Hand an sich legen zu wollen. — Am Morgen des 17ten Juli gewahrte das Schiff Argus, Kapitän Parnajon, das Floß und nahm diese fünfzehn Mann an Bord, die es nach St. Louis am Senegal brachte. Fünfe von ihnen lebten 1824 noch, unter ihnen Dupont und l'Heureux.

Von diesem grausigen Auftritt kehren wir zu Picard und den Seinigen zurück. Man denke sich ihn, seine zierliche, an alle Annehmlichkeiten des Wohlstandes gewöhnte Frau, drey blühende junge Mädchen voll Reiz und Anmuth und vier hülflose kleine Kinder, in einem offenen Boote in glühender Hitze, allem Ungemach des Mangels preisgegeben, um sich ein Bild von ihrer Lage zu entwerfen. — Ein kleines Glas voll Wasser und ein Stückchen Zwieback war alles, was sie im Laufe des Tages zur Nahrung und Erquickung erhielten. Gegen Abend erblickte man die Küste der Wüste, aber Schmalz und Lachaumareys hatten jede Landung ausdrücklich untersagt, weil sie gerade nach dem Senegal gehen wollten, von dem man noch über hundert Meilen entfernt war. Mehrere Offiziere stellten ihnen vor, daß man nicht hinlänglich mit Lebensmitteln für diese Reise versehen sey, und einige sprachen es auch mit edlem Muthe aus, wie unwürdig und ehrlos man handeln würde, wenn man die Unglücklichen auf dem Floße hülflos lasse. Sie bestanden darauf, daß man an der Küste landen und dort bivouakiren solle, um drey von den Booten zur Aufsuchung des Floßes und die drey andern nach der Meduse abzusenden, um die darauf zurückgelassenen Menschen und so viel Lebensmittel zu holen als man bedurfte, wenn man durch die Wüste nach dem Senegal gelangen wollte; allein Schmalz und Lachaumareys, deren Boote mit allem Nöthigen versehen waren, verachte-

ten den Rath ihrer Untergebenen, und diesen blieb nichts übrig als zu gehorchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Apostaten des Wissens und die Neophyten des Glaubens.

(Fortsetzung.)

Der Mensch hat einen Körper, eine irdische und himmlische Seele. Der Körper dient der irdischen Seele zur Hülle, diese der himmlischen. Sinnlich beginnt der Mensch, dann denkt er, endlich glaubt er. Dieses ist der Weg, den alle zurücklegen, die nach einer vollkommenen Ausbildung streben. Aber nicht alle, die den Weg zurückgelegt, haben auch das Ziel erreicht; die Reise ist erst dem geendigt, der wieder in der Heimath angekommen. Ich bin — mit diesem Gefühle erwacht das Leben; dann frägst du: wer bin ich? dann frägst du: was war ich, was werde ich? Du darfst aber über die erste Antwort nicht vergessen, was du ohne Frage schon gewußt, du darfst über die zweyte Antwort die erste Frage nicht vergessen! Vergebens sagt man dir, wer du bist, wenn du nicht mehr fühlst, daß du bist; vergebens hast du gehört, woher du kömmst und wohin du gehst, wenn du nicht mehr weißt, wer du bist. Dein Verstand ist schwankend, wird er nicht auf die Sinne gebaut, dein Glaube ist dunkel, wenn ihn die Vernunft nicht beleuchtet. Die irdische Seele ist selbstsüchtig, sie nimmt die Welt in sich auf; die himmlische Seele ist alliebend, sie löst sich in der Welt auf. Wie aber deine Vernunft unvollkommen ist, faßt sie nicht die ganze Welt mit allen ihren Erscheinungen, so ist dein Glaube bedingt, lösest du dich nicht ganz mit deinem Geiste und mit deinen Sinnen in ihm auf. Selbstzernichtung ist die Sünde der Tugendhaften. Nichts oder alles wollen, nichts oder alles haben, das ist ganz eins; Alexander wollte Diogenes seyn, wenn er nicht Alexander wäre. Du sagst: ich denke nicht, ich glaube. Wir wollen deine Schwäche nicht benutzen, die sich in ihrem eigenen Netze gefangen. Weißt du, daß du nicht denkst, so denkst du dieses Wissen — doch dieß sey dir übersehen. Aber was machtest du mit deiner Vernunft? Du hast sie zerstört oder zurückgelassen, du hast also nicht alles, was dein war, dem Glauben hingegeben. Sind deine Gedanken nicht bey Gott, ist Gott außer deinen Gedanken, sind deine Sinne außer deinem Geiste, ist dein Geist sinnlos. Du sagst: ein kindlich Herz ist Gott wohlgefälliger als eine prunkende Vernunft — du hast Recht. Nahst du dich mit voller Hand und vollem Herzen dem Freunde, wird der Freund ganz gewiß deine Hand nicht öffnen, sondern an dein volles Herz sich werfen; kömmst du aber mit vollem Herzen und mit leerer Hand, gibst du, an deiner Freundschaft zu zweifeln, dem Freunde Grund genug. Du sagst: „Ich denke nicht, ich glaube, ich fühle mich beseligt in diesem Gefühl überschwenglicher Gewißheit." Wir wollen sehen, welche Ruhe es ist, die du gefunden, und wir fürchten sehr, es ist „die Ruhe des Kirchhofs," wie sie Marquis Posa in Don Carlos nennt. Du wurdest von deiner Sinnlichkeit und deiner Vernunft hin und her geworfen; da suchtest du den Schwerpunkt deines Lebens, und fandest ihn nicht. Du fandest ihn nicht, weil du ihn suchtest. Er ist in dir, er ist überall wo du bist, du magst dich in den Kreis der Sinne oder in den Kreis der Vernunft hinstellen. Aber du suchtest ihn im Norden und im Süden, im Osten und im Westen, und als du ihn nicht gefunden, hast du dich verzweiflungsvoll auf des Weltalls ganze Breite hingeworfen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Moskau, Februar.

(Fortsetzung.)

Das Weihnachtsfest im russischen Reiche unterscheidet sich vom Christfeste Deutschlands — leider zu seinem Nachtheile. Hier mangelt das Gemüthliche, das innige Wesen, mit welchem Groß und Klein die heilige Christnacht erwartet; hier fehlt der Christbaum, der mit seinen bunten Lichtern und den Gaben des heiligen Christs, im späten Alter noch, diese zauberische Freude einer unbefangenen Kindheit entzückend vergegenwärtigt; mit Wehmuth sieht hier der Ausländer ein Fest seiner Heimath erscheinen, das die Landessitte des gemüthlichsten Reizes beraubt hat. Die Fasten vor Weihnachten fangen an mit dem 15ten Nov. a. St. als dem Tage nach St. Philipp (nach welchem sie auch benannt werden) und währen bis zum Christtage; da sie aber durchaus nicht strenge begangen werden, so reizen sie den Heißhunger des Volkes minder als die Fastenperiode von sieben Wochen vor Ostern, welche ohne Zweifel die wichtigste im Jahre ist, und an welcher der Adel selbst großen Antheil nimmt. Die Lustbarkeiten des Christfestes werden verlängert bis zum 6ten Jan. a. St. dem heil. Dreykönigsfeste. Der Cyclus dieser Lustbarkeiten, Swätki (die zwölf Nächte) genannt, hat seit einigen Jahren, durch die verbesserten Sitten der niedern Volksklasse viel von jener Originalität verloren, welche sich in den neuern Zeiten, besonders aus den Hauptstädten, in die Provinz zurückzieht. Das gemeine Volk, zu welchem auch, mit wenigen Ausnahmen, bis jezt die sämmtliche Bürger- und Kaufmannschaft der Provinz gehört, ergözt sich an Verkleidungen, welche beym Gesinde aus der Gesammtgarderobe des Hauspersonals (Pelze, Mützen und Larven) zusammengerafft werden; es läuft so vermummt im Hause und auf den Straßen umher, fährt auch auf Schlitten zu seinen Bekannten, wo lange gerathen wird, wessen Besuch den Hausherrn beehre, bis die Entwickelung bey Naschwerk und Getränken herbeygeführt wird. Diners, Bälle, bals masqués, sind die Vereinigungspunkte der höhern Stände, für welche eigentlich, außer den konventionellen Besuchen, die russische Weihnacht nichts Lokal-Charakteristisches, nichts außer der einförmigen Gestalt des Modelebens, darbietet. Im gemeinen Volke ist es in dieser Periode eine nothwendige

Bedingung, wenigstens dem Maler im Theater gewesen zu seyn, und sich an einigen verjährten Gelegenheitsstücken mit Billetten, auf der Gallerie und im Parterre weidlich ergötzt zu haben. Gesäumaufet und getrunken wird übrigens nach Kräften, aber in keinem Vergleiche mit dem Osterfeste, denn es stirbt wohl selten Jemand an Ueberladung, wie es nach jenem sehr häufig der Fall ist. Die abergläubische Idee, daß der böse Geist (eine Art religiösen Rübezahls) während dieser Zeit einen größern Spielraum und einen überwiegendern Einfluß auf die sündigen Leiber der Verliebten habe, welches Uebel jedoch durch das geweihte Wasserbad, am 6ten Januar gehoben wird, gehört die jetzt noch zu den Eigenheiten dieser Periode. Am 6ten Januar a. St. fand, laut alten Herkommens am Feste der Erscheinung Christi, die Prozession aus der Kathedrale Mariä Himmelfahrt zum Ufer des Moskwaflusses statt, wo eine festlich geschmückte, eigends aufgebaute Rotunde, der Jordan Tempel, die Stätte der Wasserweihe einschloß, und diese mit allen feverlichen Gebräuchen vollzogen ward. Die Gegenwart der kaiserlichen Familie und des Hofes schafft an diesem Tage in Petersburg auf der stolzen Newa eine der interessantesten Scenen des nordischen Lebens. — Es ist sonderbar, daß keine den Geist aufregende, und in Anspruch nehmende Handlung an und für sich bestehen kann, ohne daß der gemeine Mann ihr nicht eine eigene Deutung gäbe, und Motive hinzusche, die sich zu Vorurtheilen gestalten, deren Ursprung sich oft im Dunkel der Vorzeit verliert. So erzählte dem Referenten ein altes Mütterchen daß, wer das Herz habe, sich um Mitternacht vor der Wasserweihe an das Ufer der Moskwa oder irgend eines Flusses hinzustellen, und scharf aufzuhorchen, mit dem ersten Glockenschlage der zwölften Stunde — einen gewaltigen Ruck des Wassers nach aufwärts in den eisfreyen Stellen bemerken werde; übrigens geschähe ein Gleiches mit dem Wasser, das man in derselben Minute in einem Glase auf dem Tische stehen habe.

Ueber die verschiedenen einheimischen Journale, welche jetzt in Rußland, und zu Moskwa insbesondere, erscheinen, wird Referent Gelegenheit finden, sich auszusprechen, da dieselben noch nicht in so wogender Menge wie in England, Deutschland und Frankreich ihre Häupter erheben. Auch in diesem Zweige der Wissenschaft gibt es hier andere Bedingnisse, andere Ursachen, die seinem Emporsprießen noch nicht günstig genug sind. Für jetzt deuten wir nur folgende an: die Lauheit einer allgemeinen Journallektüre, den gänzlichen Mangel eines Ehrensoldes, die Unthätigkeit mehrerer angesehener Schriftsteller für dieses Feld, die unerschwinglichen Kosten der Herausgabe, und die Zanksucht mancher Journalisten, welche die Erstlinge eines aufkeimenden Talents oft mit Macht zu unterdrücken suchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, am 7. März.

(Beschluß.)

Das adliche Gesellschaftstheater, das sich hier zum Besten der Armen organisirt hat, gab bereits vier Vorstellungen, die in mancher Beziehung des Guten und Schätzenswerthen vielerley boten. Besonders zogen die Tableauxvorstellungen an, so wie denn, was äußern Anstand betrifft, das Ganze als Muster aufgestellt werden könnte. Die Einnahmen sind immer sehr bedeutend, und es wird mannichfaches Gute dadurch bewirkt. Möchte diese Anstalt doch auch für folgenden Winter ein segensreiches Bestehen haben!

Im königlichen Theater habe ich einen Zeitraum von fast acht Wochen nachzuholen, und muß daher sehr kurz seyn. Die meiste Wirkung brachte in dieser Zwischenzeit der bekannte Ehevertrag, nach Hoffmann, von Vogel hervor, der bereits vier Mal mit stetem Hervorrufen der Darstellenden gegeben ward. Der Fleiß und die wackere Auffassung von Seiten dieser läßt sich auch nicht in Abrede stellen, und besonders ist dieß der Fall bey Herrn Pauli, dem Darsteller des Daniel. Die Kraft und Kunst, welche dieser vielseitige Virtuos auf diesen Charakter wendet, ist wahrhaft bewundernswerth, und erhebt denselben erst zu einem interessanten Kunststücke. Wenn man bald darauf wieder von demselben Künstler den Pfeffer in Nr. 777 und ähnliche Rollen darstellen sieht, so bekommt man um so mehr Gelegenheit, unsrer Bühne zu dessen Besitze Glück zu wünschen. Neu waren außerdem, folgende Erscheinungen: Ein Tag Karls V., freundlich, einfach, anspruchlos, die Verse hie und da recht gut, dann aber freylich auch manchmal etwas unrein; ein nicht unangenehmes Geschenk Castelli's. Durch das Engagement der beyden Demoiselles Bamberger, bisher in Frankfurt, gewann die deutsche Oper wieder etwas Leben, und am 8ten Februar ward zum ersten Male die schöne Müllerin aufgeführt, worin die ältere Schwester das Röschen spielte. Die Künstlerin erwarb sich gerechten Beyfall; sie hat sehr schätzenswerthe Vorzüge. Reißt sie auch nicht hin, so muß man ihr doch das Lob einer sehr guten Schule, gewandter Stimme, und eines sehr anständigen Spieles zollen. Uns scheint sie durch Stimme und Gestalt übrigens mehr für das Ernstere geeignet, und wir sind überzeugt, sie in andern Rollen als dieser doch sehr — zweydeutigen Müllerin weit vorzüglicher zu sehen. Die jüngere Schwester debutirte als Myrrha im Opferfeste, und ob sie gleich bey großer Jugendlichkeit noch sehr befangen war, so gewährte sie doch für die Zukunft ausgezeichnete Hoffnungen, was auch vom Publikum keineswegs verkannt wird. Dem Vernehmen nach soll sie auch mit für die italienische Oper bestimmt seyn. Neu einstudirt waren: die Vertrauten, die Schwestern von Prag, als Fastnachtsstück, die unglückliche Ehe aus Delikatesse, worin Herr von Zabllhas den Grafen Lüttgenberg lobenswerth gab, und der Dichter und der Schauspieler. Mit gespannter Erwartung sieht man in der nächsten Woche dem Fiesko entgegen, in welcher Rolle Devrient sich gewiß auszeichnen wird.

Bey der italienischen Oper hatte man den beyfallswürdigen Gedanken gehabt, den seit langer Zeit dort nicht mehr gegebenen Don Giovanni wieder neu einzustudiren, und der, glänzendste Erfolg lohnte bey fünfmaliger Vorstellung die darauf gewendete Mühe. Salvatori ist freylich kein Don Juan, wie ihn uns Hofmann schildert, aber durch Anmuth und Gewandtheit der Stimme, ersetzt er das reichlich, was ihm an körperlicher Gewandtheit abgeht. Einen trefflichern Kommandeur als Zezi mit seiner edlen Gestalt und Stimme, welche letztere besonders im Final des zweyten Akts einzig wirkt, kann man sich nicht denken, und mit Beninceasa als Leporello, konnte man vorzüglich in den ersten Darstellungen, wo er noch gut bey Stimme war, wohl zufrieden seyn. Auch Rubini singt seinen Automaten Octavio sehr gut, und die Arie im zweyten Akte verfehlte ihre Wirkung nicht. Welcher von den drey Damen man aber den Preis geben soll, der Palazzesi als Elvira, der Schiassetti als Zerline, oder der Veltheim als Donna Anna, weiß man wirklich nicht; jede war in ihrer Art meisterhaft, und erwarb sich auch rauschend ausgesprochenen Beyfall. In der That gewährt bey dieser Gediegenheit der Darstellung, diese an sich schon so meisterhafte Oper, einen Genuß, wie wenige ihm gleich kommen dürften. Sie wird fortwährend gern gesehen werden.

Guido.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 76.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 29. März 1827.

Und es wächst des Sturmes Toben,
Hoch zu Bergen aufgehoben
Schwillt das Meer, die Brandung bricht
Schäumend sich am Fuß der Klippen;
Selbst das Schiff mit Eichenrippen
Nahte unzerschmettert nicht.

Schiller.

Die Hütte am Senegal,

von Fanny Tarnow.

(Fortsetzung.)

Am Morgen des 6ten Juli nahmen also alle Boote die Richtung nach dem Senegal, allein gegen acht Uhr forderten mehrere Matrosen in dem Majorsboote, daß man sie an das Land setzen sollte, und da der Lieutenant nicht in dieß Begehren willigen durfte, war die ganze Mannschaft auf dem Punkte sich zu empören und sich des Steuerruders zu bemächtigen; doch die Festigkeit des Offiziers hielt die Aufrührer im Zaum. Estian's Fahrzeug, die Schaluppe, die man seit einigen Stunden aus den Augen verloren hatte, kam jezt auf das Majorsboot zu, das ihr auszuweichen suchte, weil man sich gegenseitig fürchtete, und glaubte, es geschehe in der Absicht, das Boot zu zwingen, ihm einige Personen von seiner Mannschaft abzunehmen; man irrte sich aber, Estian rief ihnen durch das Sprachrohr zu, daß er sechszig Menschen an der Küste ausgesetzt habe und daher der Familie Picard anbiete, sie an Bord nehmen zu wollen. Lapérère hielt aber dieß Anerbieten für eine listige Falle, und antwortete daher, daß Picard es vorzöge, in seinem Boot zu bleiben. Wie schmerzlich bereute es aber dieser in der Folge, daß er dieß edelmüthige Anerbieten verkannt und nicht angenommen hatte!

Das Majorsboot fing an Wasser zu ziehen, allein es gelang, den Leck mit Werg und Talg zu verstopfen, welches ein alter Matrose so vorsichtig gewesen war, von der Fregatte mitzunehmen. Gegen Mittag wurde die Hitze so drückend und unerträglich, daß mehrere von denen im Boot Befindlichen ihrem Tode nahe zu seyn glaubten. Der glühende Wind der Wüste wehte sie an, und der feine Sandstaub, den er mit sich führte, verdichtete die Luft. Die Sonne hatte einen blutrothen Hof, die ganze Oberfläche des Meeres überzog sich mit Nebel, und die Luft, die man einathmete, war voll von einem feinen Sand, der in die, durch brennenden Durst ausgetrockneten Lungen eindrang. Dieser qualvolle Zustand dauerte bis nach vier Uhr des Nachmittags, wo ein kühler Nordwestwind ihnen einige Linderung brachte. Der Himmel heiterte sich auf, und wenn gleich von Hunger und weit mehr noch von Durst gepeinigt, hofften Alle doch auf eine gute Nacht. Gegen Abend fand wieder eine Austheilung der Lebensmittel statt, bey der jeder ein kleines Glas mit Wasser und etwa den achten Theil eines Zwiebacks erhielt. So leicht diese Mahlzeit auch war, so war doch Jeder damit zufrieden, weil man am folgenden Tag den Senegal zu erreichen hoffte, und Keiner ahnete, zu welchen Leiden sie bestimmt waren.

Gegen acht Uhr des Abends bezog sich der Himmel mit schwarzen Wolken und sie sahen sich bald von Finsterniß umgeben. Das Meer zeigte alle Vorboten eines nahen Sturmes. Der Horizont glich der Küste zu einer langen, hochgethürmten Bergkette, deren Gipfel Flammen auszuwerfen schienen. Bläuliche, mit kupferröthlichem Schim-

mer geſäumte Wölkchen riſſen ſich von dieſer unförmlichen Maſſe los, und vereinten ſich mit dem Gewölk, das drohend über den Unglücklichen ſchwebte. In einer halben Stunde waren Meer und Himmel in einander gefloſſen, kein Stern war ſichtbar — plötzlich hörte man gegen Weſten ein furchtbares Brauſen, und Berge von Meereswellen ſtürzten auf das leichte Boot los. Alle ſchwiegen vor Schrecken erſtarrt, keiner wagte es, gegen ſeinen Nachbar das Entſetzen auszuſprechen, von dem er ſich ergriffen fühlte, nur die Kinder ächzten zuweilen herzzerreißend. — Madame Picard bot ihrem Säugling die Bruſt, um ihn zu beſchwichtigen, aber dieſe Quelle war verſiegt — ſie mußte ihn aus Mangel an Nahrung am Mutterbuſen verſchmachten ſehen! — Dieſe Nacht war für alle in dem Boote befindliche Menſchen eine Nacht des Grauſens und der jammervollſten Angſt, doch Picard und ſeine Frau litten bey dem Blick auf ihre Kinder zehnfach. — Der Sturm heulte immer gewaltiger, immer furchtbarer wälzten ſich die Wogen heran, eine derſelben riß das Segel mit ſich fort — es blieb keine Hoffnung zur Rettung mehr.

Der Donner rollte, und die ſich durchkreuzenden Blitze enthüllten ihnen die Schrecken dieſes Auftritts; das Boot füllte ſich immer mehr und mehr mit Waſſer, trotz aller Beſtrebungen, daſſelbe auszuſchöpfen, und man entdeckte im Hintertheil einen breiten Spalt, den man nun ſo ſchnell als möglich zu verſtopfen ſuchte. Pantalons, Hemden, Mützen, Shawls, alles wurde dazu angewandt, und der glückliche Erfolg dieſer Bemühungen belebte den geſunkenen Muth der Mannſchaft. Sechs Stunden ſchwebten ſie ſo zwiſchen Tod und Leben, bis ſich nach Mitternacht der Sturm legte. Das Meer wurde ruhiger, einzelne Sterne brachen durch das Gewölk, und jeder ſuchte nun von der erlittenen Angſt ſo gut als möglich auszuruhen, mit Ausnahme des Steuermanns, der bey der noch immer unruhigen See wach bleiben mußte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Apoſtaten des Wiſſens und die Neophyten des Glaubens.

(Beſchluß.)

Das Gleichgewicht kannſt du nun nicht mehr verlieren, aber haſt du den Schwerpunkt gefunden? So fällt die Säule um, die der ungeſchickte Baumeiſter nicht aufzurichten wußte; da liegt ſie — und freylich, ſie wankt nicht mehr! Weil es dir an Muth oder an Kraft gebrach, im freyen Felde des Lebens auszuhalten, haſt du dich in die Feſte des Glaubens zurückgezogen; du haſt nicht geſiegt, du haſt dich nur gegen deine Niederlage geſichert. Weil du lahm biſt, haſt du dich in dein Bett gelegt — biſt du weniger lahm, ſeit du deine Füße nicht mehr gebrauchſt? dein Geiſt war krank; ihn von ſeinen Schmerzen zu heilen haſt du ihn getödtet. Immerhin, genügt dir dieſe Geſundheit; wolle aber Anderer Uebel nicht auf gleiche Weiſe heilen!

Welche Philoſophie iſt die wahre? Welcher Glaube iſt der rechte? Das will ich dir ſagen, Leſer. Die Philoſophie iſt die wahre, die, daß ſie die wahre bleibe, nicht nöthig hat, eine andere Lügen zu ſtrafen. Der Glaube iſt der rechte, der, daß er der rechte bleibe, nicht gezwungen iſt, einen andern irrgläubig zu finden. Ich ſage dieſes, du ſagſt Jenes, ein Anderer ſagt ein Anderes — wer von uns hat Recht? der hat Recht, der den beyden Andern nicht Unrecht gibt, und dennoch Recht behält. So lange du einen Irrthum findeſt, in einem Menſchen oder in einem Dinge, wandelſt du im Dunkeln. Lächelſt du über deinen eigenen, frühern Wahn, wirſt du ſpäter über deinen jetzigen lächeln; bereuſt du dein eigenes früheres Thun, wird eine Zeit kommen, wo du dein jetziges bereuſt. Du kommſt nicht eher zur Ruhe und zur Klarheit, als bis du den Schwerpunkt in dir gefunden, und dir ſelbſt leuchteſt. Ragſt du mit deinem Geiſte noch ſo hoch empor, verſchmähſt aber das Thal zu deinen Füßen und füllſt es aus: dann haſt du mit deinem Thale auch dich vernichtet, du haſt dich ſelbſt abgetragen. Warum ſchmähſt du deine ehemaligen Kinderſpiele nicht? Du biſt gewachſen, deine Puppen ſind gewachſen; dort war Ernſt, oder hier iſt Spiel. Du fragſt: was iſt Wahrheit? frage: was iſt Irrthum? zeige mir ihn! Irrt die Belladonna, wenn ſie ihren giftigen Saft bereitet? . . . Die Erde bebt, die erſchrockenen Menſchen ſtürzen bleich aus ihren Häuſern, und höhere Geiſter lachen, wie wir ſelbſt lachen, wenn die geſchüttelte Mücke eilig von der nieſenden Naſe wegfliegt.

Jene Männer, die einen reuevollen Blick auf ihr früheres Leben und Denken zurückgeworfen, und uns mit ihrer Reue und Buße bekannt gemacht — haben ſie nicht verſtanden, ihr Glück im Vaterlande zu finden, daß ſie hinaus geſchifft nach fremden Welttheilen? Hatten ſie nicht Geiſt, oder nicht Herz, oder nicht Lebenskraft genug? . . . Vielleicht hatten ſie nicht Geiſt genug für ihr Herz, oder nicht Herz genug für ihren Geiſt, oder für Geiſt und Herz nicht Sinne genug. Ihnen fehlte das Gleichmaß der Kräfte, der Einklang des Lebens, und da haben ſie alle Saiten, die ſie nicht übereinzuſtimmen vermochten, zerriſſen, und nur eine Saite übrig gelaſſen, deren Ton, wie er ihr eignes Daſeyn beherrſcht, auch das unſere beherrſchen will. Es gibt eine Schwelgerey des Geiſtes, wie es eine Schwelgerey der Sinne gibt. Daran litten jene Männer; ſie hatten einen Durſt des Wiſſens, der um ſo heftiger ward, je mehr ſie ihn ſtillten. Nun iſt dem Menſchen Erkenntniß genug verſtattet; aber der Geiſt hat eine Pforte, nur eines nach dem andern vermag einzutreten.

Aber jene ungeduldigen Wirthe sind aus sich selbst gestürzt, die Schaar der Gäste vor der Thüre zu empfangen. Da sind sie betäubt worden im Gedränge und im Getöse; da haben die Schlimmen unter ihnen, wie Faust, sich dem Teufel verschrieben, und die Guten, wie Steffens, einem guten Engel. Aber, ob man seine Freyheit wohlfeil oder theuer verkaufe, ob man einem guten oder einem bösen Herrn diene, — man hat seine Freyheit immer zu wohlfeil verkauft, man dient immer, wenn man dient. Dienen aber soll man nur Gott, d. h. Allem, Allen und sich selber; denn Alles, Alle und wir selbst sind in Gott, und Gott ist in Allem, in Allen und in Uns. Gott ist überall und für Jeden, auch für den, der ihn nicht erkennt. Geläugnet hat ihn noch keiner, denn der Blinde läugnet das Licht nicht, das er nicht siehet. Unter Menschen gibt es Findelkinder, die ihren Vater nicht kennen, Väter, die ihre Kinder verläugnet; Gott aber kennt und liebt alle seine Kinder, auch die verlornen.

Auf zweyerley Weise zerfällt der Mensch mit sich und kömmt so zur Sünde, so zur Buße, so zu Bußpredigten, Unschuldigen gehalten. Entweder er entzweyt sich in sich selber, und opfert die eine oder die andere Hälfte seines Daseyns auf, um fortzubestehen; oder die Zeit zerfällt mit sich und theilt die Unentschlossenen, die nicht wissen, sollen sie drüben bleiben, sollen sie herüberkommen. Sie stehen mit dem einen Fuße in der Vergangenheit, mit dem andern in der Gegenwart, wissen nicht, wohin sie sich zu wenden, unter ihnen flutet schäumend die Geschichte, reißt früher oder später die Ufer ein, auf dessen Rande jene fußen, und schwemmt die Zaudernden hinab in das unendliche Meer. Das geschah in jeder kranken oder bewegten Zeit, das geschieht in unserer. Wenn die Erde bebt, schwärmen die Menschen. Dann kommen die klugen Leute, so oder so klug, und sagen: Das Comité Direkteur oder die apostolische Junta wühle wie ein Maulwurf im Dunkeln! Es ist ihr einziger Trost, zu glauben, daß alles durch Menschen geschähe, die man schrecken, köpfen oder bestechen kann. Auch haben sie Recht; gibt es einen Gott, sind sie verloren.

Ich habe früher gesagt: „Du irrst, so lange du Einen im Irrthume findest," — und doch habe ich gesagt, daß Steffens mit seinen Glaubensgenossen irrt! Ich habe es gesagt; ich könnte es zurücknehmen, ehe es Einer liest; aber ich will nicht betrügen. Der Geist ist stark, das Fleisch ist schwach. Eines aber entschuldigt. Der Mensch soll alles dulden — aber auch die Unduldsamkeit? Es ist schwer, sehr schwer; versuche es Jeder mit seiner Kraft. Wem es gelingt, dem wird großer Lohn; denn wer gelernt mit der schwersten Liebe zu lieben, dem fällt die leichtere dann um so leichter.

Der Beurtheiler des Werkes: „vom wahren Glauben und von der falschen Theologie" hat gesagt: das Werk sey unheilbringend. Das war ein böses und ein unkluges Wort! Bös — weil es nicht wahr ist; kein Buch, nur Schweigen ist unheilbringend. Unklug — weil es nicht klug ist zu sagen, was manche Menschen gar zu gern vernehmen. Der Beurtheiler sprach von Inquisition, von Scheiterhaufen und anderm dergebrachtem Jammer, wozu Steffens Lehre führen könne. Die Verderblichkeit einer Lehre — das ist das alte Ammenlied, womit man alte Kinder in den Schlaf zu lullen sucht. Als die Inquisition wüthete, schrieb man keine Bücher sie zu vertheidigen, und jezt, da in keinem christlichen Staate mehr politischer Despotismus herrscht, erscheinen täglich Werke, die den Despotismus anpreisen. Es ist ein gutes Zeichen, wenn ein Schlimmes zergliedert wird; denn entweder es ist todt, weil man, oder man tödtet es, indem man es zergliedert.

Dr. B.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, März.

Welchem Deutschen, der sich irgend mit italienischer Theatermusik beschäftigt hat, wäre nicht aus seinen früheren Jahren erinnerlich, auf Partituren, welche aus Italien kamen, den Namen des Theaters Argentina gelesen zu haben? Und in wessen Gedächtniß hätte dieser Name nicht eine angenehme Erinnerung zurück gelassen? Wirklich hat das genannte Theater bis vor noch nicht gar langer Zeit, nebst S. Carlo zu Neapel und la Fenice zu Venedig (denn die Scala zu Mailand hat von jeher um einige Stufen tiefer gestanden) das Trifolium der Bühnen gebildet, auf welchen die Stücke der Komponisten mit Furore aufgeführt seyn mußten, wenn sie im übrigen Italien für etwas gelten sollten. Noch heut zu Tage ist die Phrase: Tel maestro (oder tal opera) a rincontrato (oder a fatto) furore a Argentina, ein Talisman, der bewirkt, daß die Italiener den Namen des Komponisten, oder den Titel der Oper, von welcher die Rede ist, mit Ehrfurcht nennen. Der Zauber, welcher ehemals über das Theater Argentina verbreitet war, hatte verschiedene Ursachen: nicht allein weil es ein römisches war, und Rom übte, wie in allem Uebrigen, auch in der Musik, besonders im Gesange, über ganz Italien eine absolute Herrschaft aus; sondern das Gebäude selbst war, obgleich alles äußeren und inneren Schmucks beraubt, in seinen architektonischen Verhältnissen eines der zweckmäßigsten, grandiosesten und umfassendsten Theater Italiens, die Scala zu Mailand, dann das alte abgebrannte Theater zu Neapel, der Größe nach etwa allein ausgenommen. Ueberdem war es das Eigenthum eines der reichsten und kunstliebendsten römischen Großen, des verstorbenen Duca Cesarini. Alle diese Umstände wirken nicht mehr mit: der Duca Cesarini ist todt, das Theater gehört jezt einem Krämer, und der ehemalige Glanz Roms, welchen schon die Zeitläufte aller Art sehr geschmälert haben, sinkt, weil gerade die reichsten Familien fortwährend im Auslande leben, von Tage zu Tage mehr. Der

jetzige Eigenthümer besitzt das Theater in immerwährendem Erbpacht, und zahlt dem jetzigen Duca Cesarini (dem Sohne des verstorbenen) einen jährlichen Erbzins von zwölfhundert Scudi (à 33½ gr. Sächs.) Uebrigens ist mit diesem Vertrage, wie mit allen übrigen dieser Art, die Klausel der augenblicklichen Vertreibung des Erbpächters, wenn dieser nicht am bestimmten Tage den Pacht zahlt, verbunden. Da das Theater außer dem Karneval nicht spielen darf, so kann man sich denken, daß der genannte Zins allerdings drückend ist. In einem meiner vorigen Berichte habe ich gesagt, daß der Pächter einen Taschenspieler zu Hülfe gerufen hatte, um das Publikum anzuziehen. Dennoch blieb das Theater leer; ja das allerlärmendste aller seiner Kunststückchen, das Abschießen der mit einer Kugel geladenen Kanone auf seine Brust, ward, wie es verdiente, ausgelacht. Mehr Glück machte die Militärmusik der aus Neapel abgehenden, hier durchmarschirenden österreichischen Truppen, welche der Unternehmer an die Stelle des Taschenspielers engagirt hatte. Sie ließ sich mehrere Abende hinter einander, und meistens bey vollem Hause hören; und in der That ist die Präcision dieser Leute höchst schätzenswerth; doch, dünkt mich, versäumen einige Instrumente, besonders die Klarinette, das Studium des Tons und des Vortrags. Nachdem auch der Rossinische Tancred, welcher auf dessen Zelmirà gefolgt war, nicht hatte ansprechen wollen, glaubte der Impresario einen Nothschuß thun zu müssen; aber auch dieser wurde überhört: es ward nämlich über Hals und Kopf die Rossinische Semiramis einstudirt, welche von der Boccabadati und Pesaroni gesungen, vorigen Herbst in Valle ein großes Glück gemacht hatte. Aber die Pastori reichte in dem ungeheuren Lokale und in dem Geräusch, das die großen Trommeln und die kleinen Flöten in dieser Oper durch einander machen, nicht zu, und die Otto, welcher freylich von der einen Seite der schiefe Mund, die Häßlichkeit, der Nasenton und der wahrhaft automatische Mechanismus der Pesaroni, von der andern aber auch die vollendete Meisterschaft, welche letztere besitzt, fehlt, ward gar ausgelacht. Nichts desto weniger hat es einige junge Narren gegeben, welche zu Ehren beyder ein Sonett drucken ließen. So gewiß ist es, daß in allen Landen nichts Verächtlicheres auf der Welt ist, als die Theaterlobhudeley. Was die Pastori anbetrifft, so wäre sie eines solchen Lobes, vorausgesetzt, daß es einen vernünftigen Menschen zum Urheber hätte, keineswegs unwürdig, wenn es ihr in einer Opera Buffa ertheilt worden wäre; aber in den drey ernsten Opern, und in dem Theater, worin sie gefangen, hat sie es nicht verdient. Auch über das Theater Valle scheint das Schicksal für diesen Karneval seinen Fluch ausgesprochen zu haben. Denn nicht allein hat, wie schon erwähnt, unverdienter Weise die Donizettische Opera Buffa: Olivo e Pasquale, unbefriedigt gelassen, sondern das Publikum hat auch den Rossinischen Otello kalt aufgenommen. Daran war zunächst die unwürdige Verstümmlung Schuld, welche man damit vorgenommen hatte, dann der höchst untaugliche zweyte Tenorist, ein gewisser Domenico Winter, der, sonderbar genug, den Ruf eines guten Sängers besitzt, und endlich das hinfällige Talent der Bonini, welcher alle ruhige, bewußtvolle Herrschaft über sich selbst und über ihre Anlagen fehlt, um die letzteren geltend machen zu können. Berger als Otello war allein erträglich. Ueberhaupt ist dieß eine Sing- und Spielrolle, welche, da in ihr, der Wahrheit unbeschadet, die rohe Leidenschaftlichkeit und materielle Wuth vorherrschen dürfen, von den meisten Italienern, ganz besonders aber von geborenen Römern (was Berger ist), höchst effektvoll, und im allerhöchsten Grade natürlich dargestellt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Moskau, Februar.

(Fortsetzung.)

Mit dem Jahre 1827 trat dießmal ein neues Journal an's Licht: Der Moskowische Bote (Moskówski Wéestnik), herausgegeben von M. Pogódin, zwey Hefte monatlich, jedes ungefähr achtzig Seiten in 8 stark. Referent hat die Erstgebornen vor sich liegen, und glaubt durch die Inhaltsanzeige selbst die Leistungen und die Tendenz benannter Zeitschrift am füglichsten kund zu thun. Die Rubriken lauten: I. schöne Literatur (Poesie und Prosa). II. Wissenschaften. III. Kritik. IV. Bibliographie. V. Vermischte Nachrichten; dem Programm zufolge ist der namentliche Zweck des Herausgebers, die neuesten Produkte eines der gefeyertesten jungen Dichter, Alexander Puschkins (Sängers des Gefangenen vom Kaukasus, der Fontaine von Baktschisaray, Onégin's, der Zigeuner u. a. m.) der Welt in diesem Journale zuerst mitzutheilen, welcher Umstand denn ein mächtiger Hebel zur Pränumeration ward. — Inhalt des ersten Heftes. I. Scene aus dem Trauerspiele: Boris Godunów, Jahr 1603. — Bruchstück einer romantisch dramatischen Dichtung Puschkin's in freyen, reimlosen Versen, noch Manuscript. In den sieben Seiten dieser Scene vermißt man das Feuer, den Wohlklang und den üppigen Reichthum der höheren Phantasie des genialen Dichters, welche ihn zum Liebling der Musen erhoben haben. Monolog aus Goethes Faust (erhabner Geist u. s. w.) übersetzt von A. Wenewitinoff — Morgens und Abendröthe, Gedicht in elf Zeilen, von Chmelnitzkoff; — Julio, Erzählung, übersetzt aus dem Freymüthigen. — II. Gespräch über die Möglichkeit, ein Normalprinzip des Schönen aufzustellen — von Schewirew. Der Verfasser spricht mit vieler Wärme von dem Daseyn eines solchen Prinzips, ohne es mit klaren Worten zu offenbaren. — III. Belobende Kritik des deutschen Werks: „Das älteste Recht der Russen, in seiner geschichtlichen Entwickelung, dargestellt von Joh. Phil. Gust. Ewers, 1826. Dorpat. IV. Ausländische Korrespondenz, über Herrn v. Heyden, Hanka in Prag, Lubensky in Bautzen, Herkel, Karadschitsch — Nachricht über die neue Methode der Stenographie, erfunden von Dr. Erdmann — Brief an den Herausgeber von einem Freunde, in welchem unter bunten Allegorien und Anspielungen auf das mögliche Mißlingen des Unternehmens gedeutet wird, eine Art Vorrede, die jedoch nicht allgemein gefallen hat. Zweytes Heft. I. Trigorskoje, Epistel an Puschkin von N. Jasikoff. Beschreibung des Naturlebens beyder, auf diesem Landsitze — An *** und der Sturm von Puschkin; jedes in zwölf Zeilen. Sonderbar genug klingt das Ende des Letztern: „Doch glaube mir: das Mädchen auf dem Felsen" — „Weit schöner ist als Wogen, Himmel und Sturm." — Das Gold und der Stahl, von Puschkin, wie folgt:

Mein ist Alles, sprach das Gold,
Mein ist Alles, spricht der Stahl.
Ich kauf Alles, sprach das Gold,
Ich nehm Alles, sprach der Stahl.

Epigramm — bloß der Ueberschrift nach, sonst mehr ein Räthsel, und mein Gebet, von A. Wenewitinoff. II. Beschluß der Erzählung Julio. III. Historische Aphorismen und Fragen. Zerstreute philosophische Gedanken des Herausgebers. IV. Beschluß des Werks von Ewers.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 26.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 77.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 30. März 1827.

— Wenn aus sturmbewegter Zeit
Gesetz und Ordnung, Freyheit sich und Recht
Empor gerungen, und sich festgepflanzt.
Da wirket jeder Geist und jede Hand.
Belebend, fördernd für des Ganzen Wohl.

L. Uhland.

Feste in New-York bey der Eröffnung des Kanals zwischen dem Eriesee und Hudsonsfluß.

Bekanntlich ist in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ein großer schiffbarer Kanal zwischen dem Eriesee und dem Hudson, an dessen Mündung die Stadt New-York liegt, eröffnet worden. Die Ausführung desselben wurde vom gesetzgebenden Körper des Staats New-York am 15ten April 1817 beschlossen, die Arbeiten begannen am 4ten Juli desselben Jahrs, und wurden im Laufe des Jahrs 1825 beendigt, am 4ten November wurde die Schiffahrt darauf eröffnet.

Der Eriesee liegt im Innern der Vereinigten Staaten auf einem erhabenen Landstrich zwischen dem atlantischen Ocean gegen Osten und dem mexikanischen Meerbusen gegen Süden. Der Gedanke, mittelst dieses See's eine Verbindung zwischen beyden Meeren herzustellen, bot sich von selbst dar. Ueber den zweyten Theil dieser Verbindung durch den Ohio und Mississippi ist noch kein bestimmter Entschluß gefaßt, aber der erste Theil ist vollendet. Die Länge dieses Kanals vom Eriesee bis zum Hudson beträgt 132 Lieues.

Die New-Yorker Zeitung, der Wally Advertiser, beschreibt die Feste, die am 4ten November 1825 bey Eröffnung dieses Kanals in New-York gegeben wurden. Einige Züge daraus werden nicht ohne Interesse seyn.

Die verschiedenen Gewerbe hatten sich zu einem Zuge vereinigt; derselbe setzte sich gegen halb eilf Uhr in Marsch und kam Greenwich Street herab.

Vier Trompeter zu Pferd kamen vor der Gesellschaft der Landleute und Gärtner, die den Zug eröffneten. Dann kamen die Vereine der Schneider, Metzger, Gerber, Becker, Schiffbauer, Mechaniker, Ebenisten, Pompiers, Buchdrucker, Buchbinder u. s. w. Jede dieser Korporationen hatte einen oder mehrere prachtvolle Wagen mit vier bis sechs reich aufgepuzten und angeschirrten Pferden; auf ihnen saßen Handwerker und arbeiteten wie in ihrer Werkstätte; die schönsten Produkte ihres Gewerbfleißes waren ausgestellt; ringsum flatterten Banner mit Devisen und allegorischen Gemälden.

Besonders bemerkte man die Wagen und Banner der acht Kompagnien Pompiers von New-York; ihre Spritzen, ihr Tauwerk, alle ihre Geräthschaften waren auf's reinlichste und ordentlichste gehalten. Auf dem Wagen der Buchdrucker sah man zwey Druckerpressen, die eine von Smith, die andere von Rust erfunden; zwey herrliche Muster des amerikanischen Kunstfleißes und des guten Geschmacks ihrer Verfertiger. Es wurde darauf eine für das Fest gedichtete Ode abgezogen und von der Presse weg unter das Volk vertheilt. Auf einem ihrer Banner war die Wasserleitung am Mohawk bey den kleinen Wasserfällen vorgestellt, mit der Inschrift: exegi monumentum aere perennius; auf einem andern war das Bildniß des Gouverneurs Clinton. Das Zeichen der Buchbinder war ein großer vergoldeter, in

rothen Saffian gebundener Band mit der Aufschrift: Statistik des Kanals des See Erie.

Hinter den Gewerben kamen Musikanten in Scharlachkleidern mit Gold gestickt; den Zug beschlossen die Mitglieder des Kollegiums von Kolumbia in ihrer Amtstracht, eine Menge von Offizieren aller Grade und verschiedene Kompagnien Milizen.

Schon um acht Uhr Morgens hatte sich eine große Menge von Bürgern auf die Dampfschiffe begeben, die aus dem Hudson in die See fahren sollten. Das Dampfschiff Washington stellte sich an die Spitze der Flotte; es hatte an Bord die ehrenwerthe Munizipalität von New-York; die Deputationen der Cincinnatusgesellschaft, der Geistlichkeit von allen Religionspartheyen, der Land- und Seemacht, die Konsuln der befreundeten Nationen, die Richter sämmtlicher Gerichtshöfe und viele angesehene Fremde. Auf andern Schiffen waren die angesehensten Bürger der Stadt, und mehrere, sehr geschmackvoll mit Baumzweigen und Blumengewinden geschmückt, waren allein für die Damen bestimmt. Auf das Signal, das gegen zehn Uhr gegeben wurde, stellten sich sämmtliche Dampfschiffe und andere Fahrzeuge in eine Linie und begannen zu defiliren; es waren 22 Dampfschiffe, der Kutter der Douane und vier große Pilotenschiffe. Als sie in der Bay waren, wendeten sie; die Scene gewann nun einen neuen Anblick und verschönerte sich über alle Beschreibung. Die Verdecke sämmtlicher Schiffe waren vollgedrängt; Musikbanden ließen kriegerische und Nationalmelodieen ertönen, während die Volksmenge, die das Ufer bekränzte, die Flotte im Vorbeyfahren mit ihrem Jubelruf begrüßte; sie wurde auch begrüßt, als sie unter der Batterie, bey dem Kutter der Douane und dem Schloß der Gouvernementsinsel vorbeykam. Auf dem Wege war das Schiff Hamlet zu ihr gestoßen, das mit den Farben aller Nationen behangen war, und an dessen Bord sich die vornehmsten Kapitäne der Kriegs- und Handelsmarine befanden. Bey der Durchfahrt durch die Meerenge wurde die Flotte von den Forts Lafayette und Tompkins begrüßt, sie wandte sich sodann gegen den Schoner der Vereinigten Staaten, den Dauphin, der in der Bucht von Sandy-Hook vor Anker lag, woselbst die Gedächtnißfeyer der Vereinigung der Wasser des Eriesee mit dem atlantischen Weltmeer begangen werden sollte.

Eine Deputation von Aldermen begab sich an Bord des Washington zu dem Gouverneur des Staats New-York, dem Vice-Gouverneur und den verschiedenen Abgeordneten von Buffalo, Utika, Albany und andern Gebieten, durch welche der Kanal läuft.

Nachdem sämmtliche Schiffe sich um den Schoner aufgestellt hatten, schritt der Gouverneur Clinton zu der Feyerlichkeit, goß das Wasser des Eriesee in das Meer aus und sprach folgende Worte:

„Wir feyern hier die Ankunft der ersten Schiffe aus dem Eriesee im Weltmeer. Wir begehen damit die Feyer der Vollendung einer schiffbaren Straße, die in weniger als acht Jahren in einer Länge von mehr als 425 Metlen (149 Lieues) zwischen unsern Binnenmeeren und dem atlantischen Ocean eröffnet wurde, und die ihre Ausführung der Weisheit, dem Gemeingeiste, der Kraft des Volks vom Staate New-York verdankt. Möge der Gott des Himmels und der Erde gnädig herabblicken auf das Gelingen dieser Unternehmung und sie Früchte bringen lassen zum Besten des Menschengeschlechts."

Sodann goß Doktor Mitchill verschiedene Gefäße mit Wasser von den Flüssen, die sich in den Kanal ergießen, in die See aus. Herr Colden überreichte dem Maire von New-York eine Uebersicht der Geschichte des Kanals von seinem Entstehen bis auf diesen Tag. Nun wurden Geschützsalven vom Kutter der Douane, den Pilotenschiffen und den sämmtlichen Fahrzeugen gegeben, und die Flotte trat den Rückweg zur Stadt an; während desselben wurden auf den verschiedenen Dampfschiffen Gastmahle gehalten. Auf dem Washington wurden folgende Toaste ausgebracht:

1) Dem großen Ereignisse, das wir heute feyern; es ist ein rühmliches Denkmal des Geistes und des Patriotismus einer freyen Nation.

2) Dem Staate New-York; allein, ohne Beyhülfe hat er ein Unternehmen vollendet, das ihn mit unsterblichem Ruhme bedecken wird.

3) Unsern Brüdern, den Staaten der Union; ihre Interessen sind die unsrigen, unser Wohlergehen ist das ihrige.

4) Der Souveränität der Vereinigten Staaten; sie ist das Palladium unserer Freyheit; ihre unauflösliche Verbindung ist der Anker unserer Institutionen u. s. w.

Um drey Uhr Nachmittags setzten die Dampfschiffe ihre Passagiere an's Land. Abends wurden Feuerwerke auf der Batterie beym Stadthause, im Garten von Vauxhall abgebrannt; die vornehmsten Gebäude waren beleuchtet. Den Beschluß der Feyerlichkeiten machte ein großer Ball in einem neuen Cirkus, der zum ersten Mal eröffnet wurde; er bestand aus großen Sälen; derjenige, in welchem die Stadt New-York einen Ball gab, war auf eigene Art verziert; man glaubte, ein Ort, an dem die Vollendung des größten bis jezt eröffneten Kanals gefeyert werden sollte, könne mit nichts würdiger geschmückt werden, als mit den Bildern der Männer, die in verschiedenen Theilen der Welt durch ihre Befehle oder ihre Arbeiten die Kanalschiffahrt ausgebreitet haben; man sah daher daselbst Ludwigs XIV., Peters des Großen, des Herzogs von Bridgewater, Brindley's, Fultons Bildnisse. Ueber dem Eingang des Cirkus standen die Namen der fünf Ingenieurs, die den Kanal ausführten; vorne war Washingtons Büste aufgestellt, mit grünen Zweigen umgeben, zwischen denen man die Namen der gegenwärtigen und der früheren Kommissäre des Kanals las.

Der Gegenstand von dergleichen Festen wird desto achtungswerther, je mehr Zeichen aufrichtigen Dankgefühls sich in den Jubel der öffentlichen Freude mischen. Das Benehmen der Bewohner des Staats New-York bey dieser Gelegenheit beweist, daß sie den Werth des großen Unternehmens, dessen Vollendung sie feyerten, zu schätzen wissen, und läßt ahnen, daß dieses Werk nicht das lezte ist, das zur Vermehrung des Wohlstandes dieses Staats unternommen wurde.

Die Hütte am Senegal,

von Fanny Tarnow.

(Fortsetzung.)

Endlich brach der ersehnte Tag an, aber er brachte keinen Trost. Das Boot war weit in das offene Meer hinaus verschlagen worden, und da der Sturm den Kompaß zerbrochen hatte, wußte man nicht, in welcher Richtung man steuern sollte, bis das Morgenroth dem Steuermann zum Wegweiser dienen konnte. Man sah am Vormittag die Küste wieder, aber nur am äußersten Rande des Horizonts. Die Matrosen bestanden von Neuem auf einer Landung, weil sie am Ufer Wasser und einige eßbare Kräuter zu finden hofften; da man sich aber vor den Bewohnern dieser Gegenden, den Mauren, fürchtete, willigte man nicht in ihr Begehren, doch schlug der Lieutenant Lapérère ihnen vor, daß er sie bis zur Brandung des Ufers führen wolle, wo dann die, welche Lust hätten die Wüste zu durchwandern, schwimmend das Land zu erreichen suchen sollten. Eilfe von ihnen nahmen dieses Anerbieten an, doch als das Boot angelegt wurde, hatte keiner den Muth, schwimmend die vier Wellenberge zu durchschneiden, die sich noch zwischen ihnen und der Küste aufthürmten; sie nahmen lieber ihre Plätze wieder ein und griffen von Neuem zu den Rudern, mit dem Versprechen, sich hinfort ruhiger verhalten zu wollen. Man schritt jezt zur dritten Austheilung von Lebensmitteln und fand, daß nur noch vier Kannen Wasser und ein halbes Dutzend Zwieback übrig waren. In dieser traurigen Lage wünschten Alle an's Land zu gehen, trotz der Gefahren, mit denen dieser Entschluß verbunden war; allein man glaubte am Ufer einen Haufen Mauren versammelt zu sehen, und da der das Boot befehligende Offizier sich mit der Hoffnung schmeichelte, am folgenden Tag den Senegal zu erreichen, so zogen alle es vor, lieber noch einen Tag zu leiden, als sich der Gefahr auszusetzen, von den Mauren gefangen oder von der Brandung verschlungen zu werden. Für Jeden war jezt nur noch ein kleines halbes Glas Wasser und ungefähr der siebente Theil eines Zwiebacks vorräthig, und bey der Sonnenglut, die senkrecht auf sie herabbrannte, hätte ihnen diese Mahlzeit, so dürftig sie auch war, doch große Erquickung gewähren können; allein die Vertheilung sollte erst am andern Morgen statt finden. Picards Kinder weinten und baten nur um einen Schluck Wasser; die jüngste sechsjährige Tochter Laura lag sterbend zu den Füßen ihrer Mutter, und ihr Wimmern erschütterte den unglücklichen Vater so sehr, daß er sich eine Ader öffnen wollte, um mit seinem Blute den Durst seiner Kinder zu stillen, doch wurde er durch das vernünftige Zureden einiger Freunde von dieser Handlung der Verzweiflung zurückgehalten.

Die Frische der Nacht brachte den Leidenden einige Linderung. Sie warfen nahe an der Küste Anker, und der größte Theil von ihnen schlief, wenn gleich halb verhungert, ziemlich ruhig. Mit Anbruch des Tages sezten sie ihren Weg fort; allein der Wind wurde jezt ganz still, und die Matrosen waren zu erschöpft, um rudern zu können. Man vertheilte nun den kleinen Rest der Lebensmittel, und der Augenblick war da, wo man sich entscheiden mußte, ob man auf dem Meere durch Hunger umkommen, oder sich den Gefahren der Brandung und der Wanderung durch die Wüste Preis geben wolle. Man unterschied am Ufer einige weiße Sanddünen und einige Sträucher — plözlich rief einer der Matrosen: da sind Mauren! und wirklich sah man auch einige Menschen, die man für Araber hielt, und alle boten nun die lezte Kraft auf, das Boot wieder von der Küste zu entfernen, weil man fürchtete, diese Mauren oder Araber werden sich in's Meer werfen, um sie zu Gefangenen zu machen. Einige Stunden nachher sah man wieder auf einem kleinen Hügel mehrere Menschen, die dem Boote Zeichen zu geben schienen, und erkannte sie für Unglücksgefährten von der Mannschaft der Medusa. Man antwortete ihnen, indem man an die Spitze des Mastes ein weißes Tuch band, und beschloß nun, trotz der Gefahr der Brandung, an's Land zu gehen. Im Näherkommen gewahrte man einen ganzen Haufen Europäer, die sich bey einem kleinen, von ziemlich hohen Sandhügeln umgebenen Gehölz gelagert hatten, und erkannte in ihnen die Passagiere der Boote, die eben so wenig als das Hauptboot mit Lebensmitteln versehen worden waren.

Nahe am Ufer brachen sich die Wellen auf furchtbare Weise und die einzige Hoffnung, ihrer zerstörenden Gewalt zu entgehen, beruhte auf der Geschicklichkeit des alten Steuermannes, die sich schon während des Sturms zu ihrer aller Rettung bewährt hatte. Er ließ den Mast, die Segel und alles was eine Ladung erschweren konnte, in's Meer werfen. Als das Boot sich der ersten Brandung näherte, versteckten sich mehrere von den am Ufer befindlichen Zuschauern hinter die Dünen, um den Untergang ihrer Unglücksgefährten nicht zu sehen, andere machten ihnen Zeichen, nicht auf dieser Stelle zu landen, noch andere bedeckten die Augen mit den Händen — doch einige verachteten auch die Gefahr und stürzten sich in die Wellen, um den Ankommenden Hülfe zu leisten. Schon

hatte das Boot zwey Wellenberge der Brandung glücklich durchschnitten, doch jezt thürmte sich ein dritter ungeheuer hoher vor ihnen auf, der mit donnerähnlichem Gebrause weithin das Ufer bedeckte. Das Boot, bald hoch gegen den Himmel, bald tief in den Abgrund geschleudert, schien seinem Untergange nahe zu seyn, es drehte sich rund um und versagte den matten Armen, die es zu lenken suchten, den Gehorsam.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Moskau, Februar.

(Fortsetzung.)

Kritik des Werks: Allegorien, oder Versuche figürlicher Erzählungen, in Versen und in Prosa, verfaßt von Theodor Glinka. St. P. 1826. von Titoff — Eine durchaus neue und angenehme, dem Oriente glücklich entlehnte Erscheinung in der russischen Literatur. Ankündigung des Almanachs: Die nordische Leyer auf das Jahr 1827 herausg. von Rätitsch und Osnobischin. Moskwa. bey Selliwanoffsky in 16. 442 Seiten mit Kupfern. Zu gleicher Zeit erscheint hier in Moskwa ein Journal für Damen, in zwey Heften monatlich, herausgegeben vom Fürsten Schalikoff, mit Modekupfern; es ist aber durchaus typemer und seinem Inhalte nach nicht geeignet, in diesen Blättern näher betrachtet zu werden. Kriegsrath Wojeikoff in Petersburg, fortwährender Redakteur des Tageblattes: der russische Invalide, hat mit dem Jahre 1827 die Herausgabe eines andern Journals begonnen unter dem Namen: Der Sslave, (Slawänin) das in zwey Hauptabtheilungen zerfällt. I. Kriegswissenschaften. (Militär-Staatslehre, Strategie, Taktik, Artillerie, Kriegsgeschichte; Bibliographie, Allerley), und II. schöne Literatur. — Wöchentlich erscheint ein Heft aus zwey gebruckten Bogen bestehend. Am 13ten Januar a. St. feyerte das Todtenamt für die verewigte Kaiserin Elisabeth. Sr. Eminenz der Metropolitan Philaret, im Wosnesenskischen Nonnenkloster, in den Ringmauern unsers alten ehrwürdigen Kremls. Es ward gewiß nie seit der Erbauung dieses Klosters (von Eudoxien, der Gemahlin des Großfürsten Demetrius des Donischen, im Jahr 1389) mit innigerer Andacht für das Seelenheil einer hohen Verklärten gebetet, als an diesem Tage für Elisabeth! Es lebt im ganzen Volke, in Prunksälen wie in Hütten, derselbe Sinn, dieselbe Würdigung ihrer Seelengröße, ihres Edelmuths, ihrer hehren Weiblichkeit. Wie wir Alle Alexandern als Ideal eines gütigen Herrschers verehrten, so beugten wir unsere Kniee vor Elisabeth als Ideal eines Engels auf Erden. Und Heil Ruthenien, daß auch jezt auf ihrem Thron die Namen nur wechselten, und nicht — die Herzen!

Wenn wir von Merkwürdigkeiten Moskaus und seinem öffentlichen Leben sprechen, dürfen wir nicht versäumen auch seine Theater zu berühren. Theaterberichte sind in der Regel entweder uninteressant, wenn sie zu lokal sind oder zweckwidrig, wenn sie, statt leicht-kritischer oder einfach historischer Erinnerungen, sich als inhaltsvolle Kommentare für Kenner gestalten, und sich demnach in die leichte Schaale des vergänglichen Lebensgenusses nicht fügen. Wir hoffen weder in den einen noch in den andern Fall zu kommen, indem Nationalität und Sprachverschiedenheit uns von selbst Gegenmittel bieten, ohne welche wir notwendigerweise uns auch dem gewöhnlichen Uebel unterwerfen müßten. Kennern und Literaten werden wir die neuen Produkte einer sich noch entwickelnden Dramaturgie vorführen. Liebhaber werden aus dem eigenthümlichen Gange dieser Schaubühne erfahren, daß auch im Lande der Scythen den Grazien und Musen in herrlichen Tempeln von würdigen Dienern geopfert wird. Da wir das nächste Mal die Berichte über die Schaubühne in Moskau liefern werden, haben wir noch Folgendes zur Würdigung derselben zu bemerken. Interessant für das Ausland, literarisch betrachtet, können nach obiger Ansicht nur Produkte seyn, die Rußlands dramatischen Schriftstellern eigenthümlich der Erfindung und Ausführung nach angehören, und daher dem Auslande durchaus neu seyn müssen. Solchen Produkten wird nun in diesen Berichten der Vorzug gegeben, indem der Inhalt derselben bündig und befriedigend erzählt wird. Fremder Blumen, als Uebersetzungen und Nachahmungen, wird gedrängter und flüchtiger in so fern gedacht, als dieselben sich unter der Feder des Bearbeiters anders gestaltet haben. Da Referent als Eingeborner auch ein inniger Freund der mächtig tönenden russischen Zunge ist, so kann man überzeugt seyn, daß er mit Liebe zu Werk gehen werde.

Nikolas Borchardt.

Rom, März.

(Fortsetzung.)

Man erstaunt über die Natürlichkeit, mit welcher, wie ich schon oft angeführt habe, die Italiener alle heftigen, unmittelbaren Leidenschaften auszudrücken verstehen; selbst der Wahnsinn gelingt ihnen. So haben der Buffo cantante, Pellegrini, zu Paris, und ein anderer, Namens Tamburini, hier in Rom, sonst höchst mittelmäßige, um nicht zu sagen schlechte Schauspieler, den Ubaldo in der Paerschen Agnese höchst verdienstlich, und ein anderer, Coselli, als Schauspieler nicht besser als jene, die Wahnsinnsscene in der Semiramis wahrhaft vortrefflich dargestellt. Das Theater Valle bildet sich, wie schon seit einem ganzen Jahre, durch sein recitirtes Schauspiel, in welchem Modena und die Polvaro, jedesmal wenn sie in Goldonischen Stücken spielen, Furore machen. Im Theater Capranica macht besonders der junge Taddei, der Sohn des Schauspieldirektors und der Bruder der bekannten Improvisatrice gleiches Namens, dessen ich neulich mit verdientem Lobe gedacht habe, Aufsehen. Wenn diese brave Truppe nicht von einem närrischen Wahne verleitet würde, zu glauben, daß das hiesige Publikum keine Komödien, sondern abgeschmackte Spektakelschauspiele sehen möge, so könnte sich hier ein Mensch von Geschmack recht wohl unterhalten. Die besten Geschäfte macht aber der Schauspieldirektor Rastopolo, zugleich Unternehmer des Theaters Tordinone. So polyrig sein Name klingt, so gewandt versteht er seinen Vortheil zu berechnen. Da ihm nicht allein bekannt war, daß Argentina kein Ballet geben würde, sondern auch, daß die Römer, denen das Vergnügen am öffentlichen Tanze das ganze Jahr hindurch versagt ist, vorzugsweise in das Theater gehen würden, wo sie tanzen sehen könnten, so wagte er, im festen Vertrauen auf seine Kenntniß des römischen Charakters, ein Ballet zu engagiren, und seine Erwartung hat ihn nicht getäuscht. Dazu läßt er Spektakelschauspiele geben, in denen brav geschossen und bombardirt wird (wie z. B., ein Machwerk in drey oder gar vier Abtheilungen, betitelt: Enrico IV. Rè di Francia), welches den römischen Plebs ungemein ergötzt hat. Somit würde er selbst den Flus then der Tiber getrost haben, hätten diese, wie ich in meiner lezten Einsendung gemeldet, mehr als Miene gemacht, die Straße Tordinone zu überschwemmen; Schiffbrücken und Boote waren schon zusammen gezimmert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 26.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 78.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 31. März 1827.

Ich bin gereist, und bin im Morgenland
So gut bekannt wie hier in meiner Tasche.
Ein wunderlicher Schlag von Leuten dort;
Doch setzet Euer Glas zu meinem, Freund,
Und rücket näher; Wen'ge wissen
Wie ich in Stambul, in der großen Wüste,
In Mecca und Jerusalem Bescheid.

Cl. Reeve.

Einiges über Arabien und Persien.

Kapitän Keppel schildert in seiner kürzlich in London erschienenen Reise von Indien nach England verschiedene Völker des Orients auf sehr anziehende Weise; wir geben dem Lesern einige Züge daraus.

1. Der Imaum von Maskat und sein Hof.

Wir wurden durch eine enge Thüre in einen viereckigen Hofraum geführt, in dessen Mitte sich ein mit wenigen kränklich aussehenden Pflanzen umgebener Springbrunnen befand. Mannigfaltig bewaffnete Araber waren in unterschiedlichen Gruppen versammelt, einige im Kreise stehend, andere schlafend. In einem Winkel dieses Hofes stand eine gemeine Scheunenleiter. Diese stiegen wir hinan und fanden oben den Imaum, welcher einem Jeden von uns besonders die Hand schüttelte, indem wir in ein langes ungeschmücktes Gemach traten, wo Stühle für Se. Hoheit und seine Gäste aufgestellt waren. Obgleich Se. Hoheit Persisch und Hindostanisch, und, wie man sagt, sogar Englisch versteht, so sprach er doch blos Arabisch. Er that mehrere Fragen nach dem Schiff u. s. w. und wiederholte mehrere Male, die Engländer und wir seyen eins, und sein Haus, seine Schiffe und seine ganze Habe gehören uns. Ein zehnjähriger Knabe, welcher den Imaum immer begleitet, war allein bey der Unterredung gegenwärtig, und man sagte uns, er pflege seine Leute nicht zuzulassen, wenn er sich mit Europäern unterhalte. Ein Verschnittner reichte Scherbet mit Rosenwasser vermischt umher; aber man brachte keine Pfeifen, indem der Imaum, so wie mehrere andere Einwohner der Stadt, zu der strengen Sekte Bid-Aisis gehören, welcher der Gebrauch des Tabaks untersagt ist. Wir nahmen nach dem Verlauf einer halben Stunde Abschied und bewunderten eben so sehr die Schönheit der Perlen dieses Regenten als dessen höfliches und anspruchloses Wesen. Alles an diesem Hofe verräth die erzväterliche Einfachheit der Araber. In dem Divan, welchen der Imaum täglich hält, setzt sich ein Jeder, ohne Rücksicht auf Stand, wie es ihm beliebt, und selbst Bettler werden dabey vorgelassen, und erhalten ein geneigtes Gehör. Er war erst sechszehn Jahre alt, als er auf einem Spazierritt seinen Oheim, den damals regierenden Imaum, ermordete und sich ohne Widerstand auf den Thron setzte. Dieser Mord aber, welchen man blos im Lichte eines Familienzwistes zu betrachten scheint, ist von seinen Unterthanen vergessen, welche ihn lieben, und seine Milde, Gerechtigkeit und Billigkeit preisen.

2. Einzug eines neuen Statthalters in Bassorah.

Um neun Uhr verkündigte ein Haufe Bewaffneter, welcher den Vortrab bildete, durch ein beständiges Flintenfeuer seine Annäherung und eilte bald in einer Art von Trab an uns vorüber; dann kam ein anderer Trupp, welcher gelegentlich stille hielt und im Kreise tanzte, und dabey das Tempo mit den Säbeln auf den Schildern schlug. Diesen

folgten zwey große Abtheilungen von Beduinen mit ihren Scheiks zu Pferde an der Spitze, deren jeder eine große grün und rothe Fahne vor sich hertragen ließ. Sie waren von dem Zobeirstamme, welche um Sold dienen, und gewissermaßen den Statthalter dieses Ortes als Oberhaupt anerkennen. Es sind kurze, gemeinaussehende Leute mit indischen Gesichtszügen. Sie waren mit Flinten oder Säbeln und Schildern bewaffnet. Einige hatten ihre weiten Röcke mit einem Stricke um den Leib festgebunden, andere trugen nichts als ein loses Hemd. Mehrere hatten den, den Arabern eigenthümlichen, Schnupftuchturban auf dem Kopfe, einige aber hatten gar nichts auf demselben und trugen ihr Haar in mehrere lange Zöpfe geflochten. Diesen zunächst kamen die Tubfungies oder Leibwache, welche sich durch Pelzlappen von beynahe drey Fuß im Umfange auszeichneten; dann des Paschas reichgeschirrte Sattelpferde. Hinter diesen eine Bande Tschauschen (Boten) zu Pferde, welche kleine Trommeln schlugen, die sie am Sattelknopfe hängen hatten. Diesen folgten die eingebornen Beamten der englischen Faktorie. Dann kam der Kapitan-Pascha (Admiral), der auf einer Uhr, die er in der Hand trug, nach der von den Sterndeutern zum Einzuge des Pascha bestimmten Zeit sah. Diese war auf zwanzig Minuten nach drey Uhr türkischer Zeit, oder zwanzig Minuten nach neun Uhr nach europäischer Rechnung festgesetzt; nach diesem der Kadi und Mufti und endlich der Pascha selbst, welcher mit der Hand auf der Brust die Begrüßungen des Volkes erwiederte. In dem Augenblicke seines Erscheinens erhob eine Gruppe vom Kopfe bis zu den Füßen verhüllter Weiber ein lautes Geschrey. Ein Haufen Janitscharen zu Pferde schloß den Zug mit einem Musikchor, dessen Instrumentengeräusch einem Kindertrompetenkonzert glich. Das Knallen der beständig fallenden Flintenschüsse, das Quiken der Musik, der Lärm der Trommeln, das Gekreisch der Weiber und der wilde Gesang der Soldaten, bildeten zusammen einen mißtönenden Lärm, welcher leichter zu begreifen als zu beschreiben ist. Eine Salve von den Schiffen im Hafen verkündigte das Ablesen des Firmans, welcher den Pascha Muselim zum Statthalter einsetzte; seine erste Regierungshandlung war eine gnädige Bekanntmachung an die guten Einwohner der Stadt, daß, wer von ihnen sich nach neun Uhr Abends im Bazar treffen lasse, unfehlbar gehenkt werden würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Hütte am Senegal.

von Fanny Tarnow.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke wurde es von einer mächtigen Welle erfaßt, es versinkt, verschwindet, doch die Gefahr selbst belebt die Matrosen mit neuer Kraft, sie vereinen ihre Anstrengungen, das Boot kracht, die Ruder zerbrechen, man glaubt am Ufer zu seyn, aber das Fahrzeug liegt, auf die Seite geworfen, im Sande fest; mit der Allgewalt eines verheerenden Stromes brauset eine neue Welle heran, alle sind bis an den Hals im Wasser; der bittere salzige Schaum droht sie zu ersticken, die Matrosen stürzen sich in die Wogen, nehmen die Kinder auf die Arme, bringen sie ans Land, kehren dann zurück und retten auch die Frauen.

Wenn unsere Leser einen Blick auf die Gefahren und Leiden zurückwerfen wollen, welche diese Unglücklichen erduldet hatten, so werden sie sich leicht einen Begriff von den wechselnden Empfindungen machen können, mit denen diese Landung auf einer wüsten, unfruchtbaren Küste ihre Seelen erfüllte. Gewiß war ihre Freude, sich wie durch ein Wunder gerettet zu sehen, groß; allein wie bald mußte sich ihnen das Bewußtseyn ihrer schrecklichen Lage aufdringen! Ohne Wasser, ohne Lebensmittel, zum Theil fast unbekleidet, sollten diese zarten Frauen, diese Kinder nun noch den mannigfaltigsten Gefahren Trotz bieten und eine unermeßliche, schreckliche Wüste durchwandern, um an das Ziel ihrer Reise zu gelangen. Vom Himmel allein konnte ihnen der Muth und die Kraft dazu kommen, und er gab sie ihnen.

Die andern Schiffbrüchigen waren schon am Morgen gelandet, doch nicht so glücklich wie diese letzten, denn einer von ihnen hatte beyde Beine gebrochen, und lag nun, der Fürsorge des Himmels überlassen, am Ufer. Estian, der Befehlshaber dieser Abtheilung, warf Herrn Picard das Mißtrauen vor, mit dem er sein Anerbieten, ihn und seine Familie an Bord zu nehmen, verworfen hatte. Es war wahr, daß er schon 63 Mann an das Land gesetzt hatte; er nahm darauf die Mannschaft des kleinen Bootes ein, die sonst unfehlbar in der stürmischen Nacht vom 6ten bis zum 7ten Juli hätte umkommen müssen. Auch das andere, von Herrn Maudet befehligte Boot war hier gelandet, und die Fahrzeuge der Herren Schmalz und Lachaumareys wären die einzigen, die sich im Stande gesehen hatten, die Fahrt nach dem Senegal zu wagen. Gegen Abend beschloß man den Weg durch die Wüste fortzusetzen, um frisches Wasser aufzufinden, was sie auch nicht weit vom Ufer des Meeres entdeckten, als sie den Sand aufgruben. Es war trüb und hatte einen schwefligten Geschmack, allein sie fanden es köstlich. Madame Picard und ihre Töchter konnten ihre durchnäßten und ganz zerrissenen Kleider nicht wechseln, da sie gar nichts von ihren Sachen gerettet hatten; einige Offiziere boten ihnen großmüthig an, sie mit männlichen Anzügen versehen zu wollen; die Mutter, Amalie und Maria nahmen dieß Anerbieten an, Charlotte allein zog es vor, in ihren Kleidern zu bleiben. — Man weilte eine Stunde bey dem selbigen

gegrabenen Brunnen und wanderte dann in der Richtung gegen Süden weiter, da man die Lage des Senegals nicht genau kannte. Die Frauen und Kinder sollten voraus gehen, damit sie nicht Gefahr liefen zurückzubleiben. Willig erboten sich die Matrosen, die kleinen Kinder zu tragen, und so trat man die Wanderung an. Es war schon gegen sieben Uhr Abends, allein der Sand noch brennend heiß, was für die Frauenzimmer doppelt peinlich war, da sie bey der Landung die Schuhe verloren hatten. Sobald sie wieder an das Ufer kamen, gingen sie auf dem nassen Sande desselben, um sich ein wenig zu erfrischen. So wanderten sie die ganze Nacht durch; gegen Morgen erblickte man eine Gazelle, allein sie entfloh zu schnell, als daß man auf sie hätte schießen können. Die Wüste lag wie ein unermeßliches Sandmeer vor ihnen, wo das Auge auch nicht einen Grashalm zu entdecken vermochte; doch fand man wieder Wasser, indem man den Sand aufgrub. Zwey von den Marine-Offizieren begannen darüber zu klagen, daß die Frauen und Kinder der Familie Picard den Marsch der Karavane verzögerten, da sie freylich nicht so schnell wie die Männer gehen konnten, und man oft gezwungen war, um ihretwillen Halt zu machen. Es kam sogar zu einer Berathschlagung, ob man sie ferner mitnehmen oder in der Wüste zurücklassen solle, doch fand — zur Ehre der Menschlichkeit sey es gesagt — der letzte Vorschlag wenig Beyfall. Der Infanterie-Kapitän, Beguère, entschied die Sache durch wenige aber eindringliche Worte. „Ihr seyd Franzosen, meine Freunde, sagte er zu den Soldaten, ich habe die Ehre euer Anführer zu seyn, und gewiß werden wir alle diese unglückliche Familie nicht hülflos in dieser Wüste verschmachten lassen, so lange wir ihr noch nützlich zu werden vermögen." Alle gaben diesen Worten ihre Zustimmung, und die unglückliche Familie Picard durfte mit der Karavane weiter wandern.

Gegen Mittag wurde der Hunger der Wanderer so heftig, daß man beschloß, jenseits der Sandhügel, welche die Küste einfassen, nach einigen eßbaren Kräutern zu suchen, aber sie fanden nur ungenießbare Pflanzen. Die Karavane lagerte sich, und einige Offiziere versuchten noch weiter landeinwärts zu dringen. Nach Verlauf einer Stunde kamen sie mit wildem Sauerampfer beladen zurück, den sie vertheilten; doch da dieß nicht zur Sättigung hinreichte, machten sich die Soldaten und Matrosen auf, mehr zu holen, und brachten auch so viel, daß alle sich zu sättigen vermochten. Nach diesem einfachen Mahle setzte man die Wanderung fort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, März.

(Fortsetzung.)

Die drey übrigen kleinern Theater, Pallacorda, Pace und Cesarini, schleppen sich in bescheidener Mittelmäßigkeit dahin. Das letzte erlaubt sich, um seine Logen zu verkaufen, einen Kunstgriff, welcher, ob er gleich wohl nur wenige täuscht, mit einem minder ehrlichen Namen benannt zu werden verdient. Da nämlich die Hauptstraße, welche, vom Monte Cavallo nach der Peterskirche fast mitten durch die Stadt führend (Via Papale), von allen Fremden, die sich nach letzterer oder nach dem Vaticane begeben, passirt zu werden pflegt, vor dem Billetbüreau (Botteghina) durchgeht, so läßt der Unternehmer des Theaters vor demselben die Theaterlogen mit den Worten ausschreyen: Palchetti all' Opera. Die Fremden, welchen Rom nicht bekannt ist, besonders solche, welche ohne Lohnlakaien gehen oder fahren, meynend, dort würden Opern gegeben, oder wenigstens die Logen zu den beyden Opernheatern (Argentina und Valle) verkauft, bemerken am Abend, daß sie getäuscht worden sind, wenn sie eine solche erhandelt haben. Da aber der Preis ausnehmend gering ist, so schämt sich Jedermann von der Mystification ein großes Aufsehen zu machen, und die Sache bleibt ungeahnt, um so mehr, da wahrscheinlich im Nothfalle das Büreau keinen Anstand nehmen dürfte, das Geld wieder herauszugeben.

Seit heute vor acht Tagen hat der eigentliche Maskenkarneval begonnen, und zwar bey dem abscheulichsten Wetter, das man seit Menschengedenken gesehen hat. Freylich sind die drey oder vier Nachmittagsstunden bis vor Einbruch der Nacht meistens ohne starken Regen, aber nie ohne Gefährde abgegangen. Da es aber die Morgen- und Abendzeit jeden Tag stark regnete, so wurde die Menge theils vom Schmutz der Gassen, theils von der Furcht, das Wetter werde auch am Nachmittage so fortfahren, mehr oder weniger vom Besuche des Corso abgehalten. Die wenigen, welche sich einfanden, haben um desto größern Lärm gemacht; man hätte denken sollen, die Verzweiflung über das schlechte Wetter habe sie dazu angetrieben. Nie sind mehr Zuckerkörner (Confetti) und mit mehr Wuth geworfen worden als dieses Jahr: die Corsostraße sah jeden Abend wie beschneiet aus. So achtungswerth auch Nationalsitten und Gebräuche sind, so lange ihnen der ursprüngliche Sinn, von welchem sie ihre Entstehung erhalten haben, unverfälscht unterliegt, so muß ich doch gestehen, daß das Zuckerkörnerwerfen in eine höchst sinnlose, ja selbst gefährliche Spielerey ausgeartet ist. Ich sah zum Beyspiel oft eine grobe Düte mit Zuckerkörnern oder Zuckerbohnen, mehr als ein Pfund schwer, mit solcher Wuth und Erbitterung auf einen oder zwey Schritt Weite in das Gesicht der Umsitzenden oder Umstehenden schleudern, daß den Getroffenen, wenn sie nicht im Ausparriren derselben, oder im Zurückbeugen des Gesichts eine so ungemeine, ihnen von frühester Jugend auf geläufig gewordene Geschicklichkeit besäßen, unfehlbar die Augen ausgeworfen werden würden, in der Regel aber laufen ihnen dennoch vor Schmerz die Thränen über die Wangen. Welch irgend denkbares Vergnügen kann darin bestehen, diese Schmerzen zu erleiden, oder sie zu verursachen? Der Mißbrauch, welcher mit diesem Scherze getrieben wird, muß wohl arg genug seyn, da sogar die Regierung, welcher sicher Niemand den Vorwurf machen kann, daß sie die Unterthanen im erlaubten Muthwillen beschränkt, in ihrer, wie gewöhnlich vor Eintritt jedes Karnevals erlassenen Polizeyverordnung, nicht allein die Qualität und Größe der Confetti, sondern sogar die Art und Weise, wie dieselben geworfen werden sollen, bestimmt, auch eigens zu dem Verkaufe derselben bestimmte Standpunkte (sämmt-

Nr. 18.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 2. Merz 1827.

Zeitgeschichte.

Denkschrift, die Enthüllung eines Systems bezweckend, das die politische und religiöse Absicht hat, der Religion, der Gesellschaft und dem Throne den Untergang zu bereiten. Vom Grafen Montlosier. Aus dem Französischen. Mit einem Vorwort von Dr. H. E. G. Paulus, Großh. Bad. geheimen Kirchenrath. Stuttgart. Bey Gebrüder Franckh. 1826.

Bey dem großen Aufsehen, welches vorliegende Denkschrift nicht mit Unrecht in der politischen Welt erregt hat, dürfen wir voraussetzen, daß jedem unserer Leser dieselbe, als öffentliche, gegen die religiös-politischen Umtriebe in Frankreich gerichtete Anklageakte, schon längst bekannt sey. Aber es ist nicht allein dieser politische Gegenstand und Zweck der Schrift, welche unsere ganze Theilnahme in Anspruch nehmen, sondern bey weitem mehr noch die Art und Weise, wie der Verf. jenen behandelt und diesen verfolgt hat. Was nämlich Rechtsgelehrte, besonders Deutsche, zu tadeln geneigt seyn möchten: die Freyheit, mit welcher derselbe die äußere Form, die eine öffentliche Anklage erheischt, gebraucht, sie mit Geist und Leben erfüllt; — das eben ist es, was wir nicht genug rühmen können. Wir sind darauf gefaßt, einen verwickelten und bedenklichen Fall zu vernehmen, der schwer zu begreifen, über den noch schwerer ein Urtheil zu fassen seyn wird; aber alle Verwickelung löset sich vor unseren Augen wie von selbst auf, und wir stehen keinen Augenblick an, in den wiederkehrenden Ruf des Verf. einzustimmen: Consules videant, ne quid respublica detrimenti capiat. Wir erwarten umständliche Auseinandersetzungen, die nicht wohl festzuhalten und deßhalb geeignet sind, unsern Geist durch überangespannte Aufmerksamkeit zu ermüden; aber wir finden uns auf das angenehmste belehrt, ja bis an's Ende interessirt, als ob wir ein Werk der Poesie gelesen hätten. Und dennoch ist unsere Stimmung fortwährend eine ernste und der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessene gewesen. Der Verf. hat bekanntlich nachgewiesen, daß die Congregationen, die seit der Restauration um sich gegriffen, royalistisch-religiöse Zwecke verfolgen und in der That alle politischen Interessen Frankreichs leiten, indem sie sich des Hofes, der Ministerien, der Polizey, der Posten, der Kammern und selbst eines großen Theiles des Mittelstandes zu versichern gewußt haben. Gleichwohl sind sie wiederum nur Instrumente in der Hand der Jesuiten, der Ultramontaner und selbst der gallikanisch-gesinnten Priesterschaft, indem diese drey sich widerstreitenden, geistlichen Partheyen alle darauf hinzwecken, (unter dem Vorwand, das Königthum und die Religion zu befördern) die geistliche Gewalt von der weltlichen Macht unabhängig zu machen, ja über diese zu erheben. Dieses Resultat geht aus einer einfachen Zusammenstellung weniger Thatsachen hervor, über welche erst das rechte Licht durch eine Charakteristik der genannten, vier religiösen Partheyen verbreitet wird, die der Verf. aus der Vergleichung des Princips und der es bewährenden Geschichte derselben gewonnen hat. Es ergibt sich, daß Jesuiten, Ultramontaner und Gallikaner, so wenig als der Papst selbst, je aufgegeben haben, die weltliche Macht, wo sie nur gekonnt, zu beherrschen, diese nur als ein Werkzeug in ihrer Hand, sich selbst aber als die allein herrschende Macht zu betrachten. Es zeigt sich, daß die Jesuiten zu Erreichung ihrer Plane schon vor und zu Ludwig's XIV. Zeiten Congregationen gebildet und den öffentlichen Unterricht an sich zu reißen getrachtet haben. Merkwürdig erschien uns die Nachweisung, daß jene Congregationen, deren Mitglied selbst Ludwig XIV. gewesen seyn soll, nie, selbst während der Revolution nicht, ganz aufgehört haben. Ueberhaupt zeichnet sich die ganze Denkschrift eben so sehr durch historische Haltung, als durch geistvolle Blicke in das Wesen der Menschen und Ereignisse aus, wie sich freylich von dem Verf., welcher die Revolution erlebt, zum Theil darin gehandelt und sie überlebt hat, kaum anders erwarten läßt. „In der konstituirenden Versammlung saß er auf der rechten Seite und vertheidigte die reine Feudalität. Später schrieb er ein Werk, worin er darthat, daß der Adel seit dem dreyzehnten Jahrhun-

dert immer mehr ausgeartet sey und somit sein Schicksal von 1789 selbst verschuldet habe. Obgleich selbst Royalist, hat er gewisse Royalisten doch schon häufig getadelt und zurechtgewiesen.“ Diese scheinbaren Widersprüche lösen sich auf, wenn man, auch in vorliegender Denkschrift, bemerkt, wie er den wesentlichen Charakter und Werth von Handlungen, wie von Institutionen, stets zu unterscheiden weiß von deren Uebertreibung und Ausartung. So heftig er zum Beyspiel jede priesterliche Anmaßung angreift und zurückweiset, so ganz ist er doch von Achtung vor der Würde der Religion und selbst der Priester erfüllt, sobald diese lezteren ihren heiligen Wirkungskreis nicht überschreiten. Aus dieser stets wachenden, nie zu störenden Besonnenheit, deren sich der Verf. rühmen darf, so wie aus seiner ächtreligiösen und sittlichen Sinnesweise, erklären wir uns, daß es demselben besser als manchem protestantischen Schriftsteller gelungen ist, das Wesen der Religion und Kirchlichkeit, christlicher und priesterlicher Frömmigkeit in ihren mannigfaltigen Wechselbeziehungen eben so fein als treffend zu bezeichnen. Namentlich dürften auch evangelische Geistliche mit Nutzen berücksichtigen, was über die Schranken gesagt ist, in welchen Geistliche ihre religiösen Aufforderungen zur Pflicht und Tugend sowohl auf der Kanzel, als im persönlichen Verhältnisse zu den Gliedern ihrer Gemeinde, halten sollten. — Man wundert sich vielleicht, wie der Verf. auf dergleichen Einzelnheiten habe können zu sprechen kommen, während er doch nur von politisch-religiösen Umtrieben zu reden gedacht habe. Allein, wie man von den Rechten und Pflichten der Kirche und der Priester nicht wohl etwas aussagen kann, ohne sie in den Glaubenslehren selbst begründet nachzuweisen, so mußte der Verf. von den Elementen der priesterlichen Wirksamkeit ausgehen und diese in ihrem engsten Kreise betrachten, weil hier schon die Geistlichen geneigt zu seyn pflegen, die Grenzen ihres Amtes zu überschreiten und auf diese als Rechte usurpirten Ueberschreitungen dann jeden Eingriff in weltliche Angelegenheiten zu begründen suchen. Man denke nur an die Ausdehnung der Kirchendisciplin und die daran geknüpfte Herrschaft über die Gewissen, womit wiederum der Anspruch auf die Leitung des öffentlichen Unterrichts eng verbunden ist, den die Jesuiten so vortrefflich für ihre Plane zu benutzen gewußt haben. — Auf diese Weise werden alle religiösen und kirchlichen Interessen, die in der neuern Zeit wieder mit Lebhaftigkeit erwacht sind, zur Sprache gebracht, obwohl sie alle unter dem politischen Gesichtspunkt, auf den es dem Verf. am meisten ankommt, erscheinen. Und so erhalten wir insbesondere eine sehr deutliche Schilderung von dem sittlich-religiösen Zustande des gegenwärtigen Frankreichs. Es leuchtet ein, daß wirklich daselbst eine sittliche und religiöse Stimmung sich vieler bemächtigt hat, die von den genannten Partheyen, so fern sie selbst nicht darin befangen sind, zu priesterlich politischen Zwecken benuzt wird. Auf eine überzeugende Art erklärt der Verf. auch aus bloß politischen Gründen, wie es möglich geworden, daß die Priester und die Congregationen sich der Leitung der gesellschaftlichen Interessen haben bemeistern können. Er behauptet nämlich zu wiederholten Malen, daß durch die Revolution, welche alle geschichtlich gebildeten Institutionen zerstört habe, eine unermeßliche Leere entstanden sey, die bisher noch nicht wieder habe mit organischen Kräften ausgefüllt werden können, die vielmehr bald von dieser, bald von jener überwiegenden Macht sey besezt worden. Zuerst von den Sansculotten, welche bald den Soldaten haben weichen müssen, auf diese seyen die Gewerbtreibenden gefolgt, und diese wieder durch die großen Gutsbesitzer verdrängt worden. Die lezten beyden Wechsel seyen seit der Restauration und zwar unter Autorität der Congregationen und Geistlichkeit eingetreten. Denn der Hierarchie hätten sich die Bourbonen darum nothwendig in die Arme werfen müssen, weil diese das einzige Institut sey, welchem nicht alle Wurzeln, durch die es mit der alten Zeit zusammenhänge, abgeschnitten worden. Der Verf. fühlt übrigens, so sehr er auch schon als Greis der alten Zeit angehört, wie unmöglich es sey, diese herzustellen, und daß sich erst mit der Zeit aus dem gegenwärtigen chaotischen Zustand ein neuer, organischer entwickeln könne und müsse. Daß er darauf resignire, eine neue Ordnung der Dinge zu erleben, geht aus der folgenden bitteren Bemerkung hervor: „Ich zweifle nicht, daß in dem Zustande, darin wir uns befinden, und bey unserer Regierungsart, Gott der Herr mit Frankreichs Regierung zu Stande kommen werde; aber auch nur Der, der die Welten erschaffen und nur sprechen darf, auf daß sein Wille geschehe, würde es vermögen. Wenn er uns aber bloß einen Engel senden wollte, so könnte dieser sich füglich die Mühe der Reise ersparen, denn der könnte uns nicht zurecht bringen.“

Wir haben geglaubt so ausführlich in unseren Andeutungen über die berühmte Denkschrift seyn zu dürfen, weil sie unserer Ansicht nach zu den wenigen Büchern gehört, welche, wenn man sie noch so oft gelesen hat, doch immer wieder neues Interesse zu erregen im Stande sind. Eben deßwegen müssen wir aber bedauern, daß vorliegende Verdeutschung alle Spuren der Nascharbeit an sich trägt. Inzwischen entschädigt uns wieder für alle damit verbundenen Mängel ein ernsthaftes Vorwort, mit welchem der Herr Geheime Kirchenrath D. Paulus die Schrift des französischen Grafen beym deutschen Publikum einführt.

W. B. M.

Ueberblick der russischen Literatur, von einem (ungenannten) russischen Edelmann.

Auszug aus dem Französischen.

(Fortsetzung.)

Die Kunst der Melpomene und Thalia führte Sumarokoff ein. Er ahmte Corneille, Racine und Voltaire nach. Die Kadettenschule führte seine ersten Trauerspiele auf. Unterdeß sah der Sohn eines Kaufmanns aus Jaroslaff das deutsche und italienische Theater, welches seit Anna bestand, in Petersburg, baute zu Hause ein Schauspielhaus und gab die Stücke von Demetrius aus Rostoff. Elisabeth berief ihn nach Petersburg und errichtete 1756 ein russisches Theater unter der Direktion von Sumarokoff, ein ähnliches entstand 1759 zu Moskau. Sumarokoff's Trauer- und Lustspiele, Dramen und Opern behaupteten lange die erste Stelle im russischen Repertorium; der Stoff ist meist aus der inländischen Geschichte genommen. Sumarokoff bahnte den Weg in fast allen Zweigen der Dichtung. (Er starb 1777).

Elisabeth gründete eine Universität zu Moskau und eine Akademie der schönen Künste zu Petersburg. Pallas (1768) erweiterte, auf Anstiften Katharinens, auf seiner Reise durch Rußland das Gebiet der Erdkunde und Naturwissenschaften. Dieselbe Kaiserin gründete die Akademie der russischen Sprache, die Bergwerksschule, eine andere für Arzneywissenschaft u. a. m.; die Akademie gab ein Wörterbuch und eine Sprachlehre heraus, und Katharina überließ einem Jeden das Recht, Buchdruckereyen anzulegen. Belisaire, in Frankreich von der Sorbonne und dem Erzbischof von Paris verdammt, wurde von ihr und den ersten Großen in's Russische übertragen. Bis dahin war die Nationalgeschichte als Staatsgeheimniß angesehen worden, die Chronikenschreiber und selbst die Historiker Chilkoff und Tatischtscheff waren nicht herausgegeben, unter Katharina aber erschienen die Werke Müllers und Schlözers, sie selbst sammelte Materialien und munterte Tscherbatoff, Boltine und Golikoff auf, sich mit der Landesgeschichte zu beschäftigen.

Petroff hatte nicht so viel Takt und Ohr als Lomonoffoff, aber mehr Mannichfaltigkeit; er lobte nicht bloß seine Fürstin, er besang auch die Heldenthaten seiner Mitbürger; daher der lyrische Schwung, die kräftigen und neuen Bilder. Ein gefährlicher Gegner Petroff's war Derschawin, der bey allen Fehlern, welche die Folge einer vernachläßigten Erziehung sind, eine der ersten Stellen auf dem russischen Parnaß einnimmt. Charakteristisch ist bey ihm Reichthum der Einbildungskraft. So beginnt er seine Ode über Alexanders Geburt mit einem Gemälde der von Boreas angerichteten Verheerungen. Dieser Fürst kam ungefähr um die Zeit zur Welt, als die Sonne den Wendekreis des Steinbocks verließ und der Dichter benuzt dieß; bey seiner Geburt, sagt er, wandte sich das Gestirn des Tages zum Lenze hin, und die Natur begann wieder aufzuleben. Drauf beschreibt er die Genien, welche vom Himmel stiegen und den Neugebornen mit allen einem guten Fürsten nothwendigen Eigenschaften zieren, zeigt endlich Rußland mit gebeugtem Knie, das theure Kind in seine Arme nehmend und für sein künftiges Wohl betend. Derselbe Dichter verstand die Moral in dichterische Form einzukleiden, und seine Originalität ist kein geringes Verdienst in einer Literatur, welche fast ganz aus Nachahmung besteht (st. 1816, Petroff 1799). Der Lyriker Kampaist (st. 1813) besaß mehr Kunst als angebornes Talent, und war glücklicher im Lust- als im Trauerspiel.

In der epischen Dichtung machte Lomonoffoff den ersten Versuch. Er wollte Peter den Großen besingen, vollbrachte aber nur die beyden ersten Gesänge, welchen man, so schöne Verse sie auch enthalten, doch die üble Wahl eines zu nahe liegenden Thema's anmerkt. Ihm wagte Cheraskoff auf der neuen Bahn zu folgen, dessen Rossiade und Wladimir zur Zeit überschäzt wurden. Noch besitzen die Russen kein episches Gedicht. Petroff's Uebersetzung der Aeneide und die der ersten sechs Bücher der Iliade durch Kostroff wurden Anfangs kalt aufgenommen; werden aber jezt hochgeschäzt, so wenig auch der alexandrinische Vers dem alten Hexameter entspricht. In der lezten Zeit hat man die Fortsetzung von Kostroff's Iliade bis zur Hälfte des neunten Buches gefunden.

Gehen wir zum komischen Epos über, so können wir, ohne bey Maikoff's Gedichten, der rasende Bacchus und der Spieler, zu verweilen, deren ersteres besonders sich durch Originalität und die manchmal nur zu plumpe Heiterkeit hervorthut, zu Bogdanowitsch's Psyche (in drey Gesängen) übergehen, worin man für das Gemisch der alten Mythologie mit dem wundersamen russischer Mährchen Ersatz in der lieblichen und naiven, in anmuthigen Versen vorgetragenen Erzählung findet. (st. 1803).

Die dramatische Kunst machte damals Fortschritte, besonders die Komödie; denn die Tragödie ließ sich zu sehr auf Nachahmung der Franzosen ein. In Wisin's beyden prosaischen Lustspielen: der Brigadier und der Unmündige (existirt in franz. Uebersetzung unter dem Titel le Dadais), findet man das wahre Sittengemälde der Zeit; das lezterе ist gewiß das beste unter allen russischen Original-Lustspielen, und war durch seine beißende Satyre von Nutzen.

Die Oper dankt Kniaschnine viel. Einige seiner Stücke behaupteten lange die erste Stelle auf der russischen Bühne. Den Müller von Ablessimoff aber sieht man in Rußland für das erste Vaudeville der Zeit und wohl auch dem Verdienste nach an; es ist ein treues Sittengemälde russischer Dörfer.

Der Fabeldichter Chemnizer vereinigt mit seiner Liebe zur Freyheit und allem Guten und Schönen jene gemüth-

liche Einfachheit, bey welcher das Resultat langen Nachdenkens als hingeworfene Bemerkung erscheint; nur Styl und Verse sind nicht ohne Fehler (st. 1784).

Bey allen Völkern folgt die Prosa langsam den Fortschritten der Poesie. In Italien ging Dante um ein halbes Jahrhundert Bocaccio voraus; in Frankreich setzte Malherbe schon durch seinen kühnen Flug in Erstaunen, als Montaigne noch ungewissen Schrittes ging. Auch blieb die wunderbare Prosa Lomonossoff's lange ohne Nachahmer, bis endlich der Erzbischof Plato (st. 1812) die Kirchenberedtsamkeit zu einer Höhe brachte, welche seinen Nachfolgern den Muth nahm. Wisin war einer der besten Prosaiker seiner Zeit, Kostroff gab in seiner Uebersetzung Ossian's das Meisterwerk poetischer Prosa. Dem geschichtlichen, Brief- und didaktischen Styl widmete sich mit Erfolg Murawieff (st. 1816), Alexanders Lehrer.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte.

Kurzer Abriß der Preussisch-Brandenburgischen Geschichte unter der Regierung Friedrich Wilhelms III. Berlin bey Stuhr, 1826.

In einer seichten und monotonen Sprache erzählt uns hier der anonyme Verfasser eine Reihe von Begebenheiten, die nur eben von der Oberfläche der Geschichte abgeschöpft sind, und selbst dann gründlicher hätten behandelt werden können, wenn sie auch nur der ersten besten Berliner Zeitung entlehnt worden wären. Nicht leicht sind so interessante Ereignisse vor den Zeitgenossen und im Mittelpunkt des betreffenden Staates irgend so fade behandelt worden. Von den innern Verhältnissen Preussens, vom Zustand des Hofes und Heeres, und von den dieselben leitenden Personen, von den Staatseinrichtungen, von den Hülfsmitteln, der Bildung und dem Geist des Volkes ist so wenig die Rede, daß man nicht einmal etwas von dem Einfluß dieser Verhältnisse auf den Gang der Ereignisse erfährt. Nur die Thatsachen der verschiedenen Kriege werden uns im gewöhnlichen Zeitungsstyl erzählt, und der Verf. hat gänzlich vergessen, daß die jüngstvergangene Geschichte Preussens gerade in ihren zwey wichtigsten Momenten nur durch den innern Zustand und Geist des Hofes und der Nation erklärt werden kann. Der Verfall Preussens 1806 und die Erhebung desselben 1813 sind gleichmäßig Folgen seines innern Zustandes gewesen, und noch hat jeder Geschichtschreiber darauf Rücksicht genommen, bis uns ein Buch, das in Berlin selbst herauskommt, lehren will, diese innern Verhältnisse seyen bedeutungslos gewesen. Es ist wahr, der Verfasser sagt uns etwas von der patriotischen Begeisterung der Preussen im Jahr 1813, aber er läßt sie nur mit den Ereignissen geben, während die Ereignisse, wenigstens ein großer und nicht der unwichtigste Theil derselben, aus ihr hervorgegangen sind; warum sagt er uns denn aber gar nichts über den Zustand Preussens von 1806, nichts von den ungeheuren Mißgriffen, durch welche der Sieg verscherzt wurde, bevor es noch zum Kampfe kam? Ist es vielleicht ein edler Patriotismus, welcher den Verfasser hier schweigen läßt? Die Geschichte erkennt dergleichen Beschönigungen nicht an, und weder die Politik, noch die dem Unglück gebührende Achtung rechtfertigen sie. Hat Preussen nicht den Flecken von Jena durch glorreiche Siege so gut abgewaschen, als Frankreich den Flecken von Roßbach? welcher Tugend soll man sich denn rühmen dürfen, wenn man sich schämt, einen Fehler zu gestehen? sollen denn solche Fehler nicht einmal die einzige gute Frucht tragen dürfen, uns zu warnen? Der gute Anonymus scheint sich dergleichen Fragen niemals vorgelegt zu haben. Er schreibt alle Schuld im Jahr 1806 auf das Unglück, und vergißt, daß man mit demselben Recht die Tugenden des Jahres 1813 auf Rechnung des bloßen Glücks setzen könnte, wenn man so geistreich Geschichte schreiben wollte, wie er. Man höre seine Schilderung der Schlacht bey Jena. (Sie findet sich schon auf der 19ten Seite, woraus man schließen kann, wie flüchtig alles Frühere von der Thronbesteigung Sr. Majestät an behandelt ist). „Gleich mit Anbruch des Tages nahm die Schlacht ihren Anfang. Das Heer des Königs stand bey Auerstädt, die Hohenlohesche Armee bey Jena. Der Kampf ward bald allgemein, und ungeachtet der tapfersten Gegenwehr und der glänzendsten Beweise von persönlichem Muthe, welche der König und die Prinzen seines Hauses gaben, wurden die Preussen dennoch geschlagen, und ihre Reihen in Unordnung gebracht, da der oberste Heerführer, der regierende Herzog von Braunschweig, ein Greis von zwey und siebenzig Jahren, durch eine Musketenkugel im Kopfe tödtlich verwundet worden war." Das ist alles. Der Tod des Herzogs war also die einzige Ursache der Niederlage? aber die Schweden haben doch gesiegt, obgleich Gustav Adolf gefallen war. Oder das Alter? aber Blücher war eben so alt bey Waterloo, und hat doch gesiegt. Eine andere Ursache gibt der Anonymus nicht an. Von der Zwietracht der Feldherrn, vom Ungeschick der Dispositionen, von der Schulsteifigkeit des Heeres, von allen weltbekannten wahren Ursachen der traurigen Niederlage sagt uns der Anonymus keine Sylbe. Und das heißt er Geschichte schreiben. Er erzählt nicht einmal, was wirklich geschehen, noch viel weniger zieht er daraus die so heilsame Lehre für die Zukunft. Er beraubt sich selbst des Genusses, seinem Vaterlande, seinem König und den preussischen Fahnen den Triumph zu bereiten, der im Contrast der Jahre 1813 und 1806 liegt. Er wagt so albern und seelenlos zu erzählen, was tausende seiner Mitbürger nicht nur selbst gesehen, sondern selbst gethan, und man kann ihm mit Wallenstein zurufen:

Ersparen Sie's, uns aus dem Zeitungsblatt
Zu lügen, was wir schaudernd selbst erlebt.

Zum Schluß sey noch bemerkt, daß der Verfasser seine Geschichte nur bis zum zweyten Pariser Frieden fortführt. Er thut es darin vielen unserer deutschen Geschichtschreiber gleich, die gern mit dem allgemeinen Friedensfest schließen, wie die Romanschreiber mit der Hochzeit. Aber man sagt, in der Ehe sey noch gar mancherley zu erfahren.

Nr. 19.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 6. März 1827.

Dramatische Literatur.

Die Hohenstauffen. Cyklisches Drama in sieben Abtheilungen. Von Wilhelm Nienstädt. Sieben Bände. Leipzig 1826. bey J. Ambrosius Barth. 8.

Friedrich von Raumers Hohenstauffen haben unter unsern jungen Dichtern einen dramatischen Wetteifer geweckt, denn eben war Ref. über den gigantischen Plan eines Jünglings, welcher die Hohenstauffen in vierzehn Trauerspielen abhandeln wollte, ein wenig erschrocken, als ihn ein anderer, Herr Nienstädt, schon mit der Wirklichkeit überraschte, und bereits sieben solche Stücke fix und fertig hatte. Sie sind in einen Cyklus eingeschlossen wie die alten sieben Churfürsten und Planeten. Statt des Kaisers, der jene, oder statt der Sonne, welche diese führte und verknüpfte, findet sich hier die Muse Clio ein, welche die Stelle des Chores, Prologus und Epilogus vertritt und gleich einer Frau mit dem Guckkasten die Bilder eins nach dem andern vor- und zurückschiebt. Das ist ganz in der Ordnung, denn die Theile müssen zusammenhängen. Warum muß es denn aber gerade die Muse Clio seyn, welche diese Verbindung bewirkt? Was soll denn die griechische Mythologie im Zeitalter Barbarossas und der Kreuzzüge? Doch die Muse hat ein Recht, überall zu seyn, wenn es nur die Muse ist.

Die Muse Nienstädts ist dieselbe, die Shakspeare und — Schlenkert begeistert. Ich weiß nicht, ob der moderne Leser diesen Schlenkert noch kennt. Er findet sich wohl noch in Lesebibliotheken. Vor dreyßig, vierzig Jahren war er als Verfasser Heinrichs des Vierten, Friedrichs mit der gebissenen Wange, Wiprechts von Groitsch ꝛc. ziemlich beliebt und berühmt. Er brachte, nach dem Vorgange Shakspeare's, interessante Parthieen aus der Geschichte des Vaterlandes in dramatische Gemälde. Sein Kaiser Heinrich IV. lief allein durch vier dicke Bände voll unzähliger Scenen. Alles war aber die bagre Prosa, nackte Geschichtserzählung in Dialog gesezt, und mit groben Redensarten, die den Ton des Faustrechts bezeichnen sollten, bis zum Eckel angefüllt. Zwischen diesem Schlenkert und Shakspeare steht Nienstädt ungefähr in der Mitte. Er hat weder jenen ganz vermieden, noch diesen ganz erreicht. Allerdings hat er, man sieht es deutlich, im Allgemeinen Shakspeare nachahmen wollen, und dem Krieg der beyden Rosen den Krieg der Welfen und Gibellinen an die Seite setzen wollen. Wie Shakspeare, hat er sich auf die Höhe eines alles überschauenden epischen Standpunktes versezt, und nicht ohne Glück in ein so überreiches und verwickeltes Gemälde, wie es ihm die Geschichte der Hohenstauffen darbot, einen übersichtlichen Zusammenhang gebracht, und den Faden eines ungetheilten dramatischen Interesses durch das Ganze durchgeführt. Aber im Einzelnen hält sein großes Gedicht die Vergleichung mit Shakspeare nur allzu wenig aus. Wo bleiben Shakspeare's tiefe, wahre, scharfgezeichnete Charaktere, und wo bleibt die Sprache Shakspeare's, die uns in einem vollen unendlichen Strome mit allen Tönen der Menschenbrust, und mit allem Licht und Feuer des Geistes, mit allem überschüttet, was die Sprache jemals von Würde, Geist, Anmuth, Naivetät, Witz und Humor besaß? Hierin steht Nienstädt allzuweit hinter seinem großen Vorbild zurück und nähert sich allzusehr dem armen Schlenkert. Seine Dichtung ist allzuoft nur trockne, kalte, flache Geschichtserzählung in Dialogen.

Nur durch kräftige, warme und natürliche Zeichnung der Charaktere kann dramatisches Leben in die Darstellung der Begebenheiten kommen. Diese suchen wir aber hier vergebens. Statt jenes natürlichen, sichern Ausdrucks inwohnender Kraft, mit welchem Shakspeare starke Menschen schildert, wie den Percy, der den deutschen Heldengestalten jener Zeit noch am meisten gleich kommt, gibt Nienstädt seinen Helden nur zahme Phrasen in den Mund. Statt den Charakteren ein warmes Leben einzuhauchen, finden wir sie kalt und hohl, aus bloßen Reflexionen zusammengeflickt. Statt sie endlich natürlich und wahr zu zeichnen, hat er sie größtentheils ganz falsch aufgefaßt und widernatürlich verzerrt. Betrachten wir z. B. den Kaiser Friedrich Barbarossa, wie Nienstädt ihn

schildert. Diese herrliche Heldengestalt war eines Shakspeare's würdig, oder, wenn wir uns unter den Dichtern unsers eigenen Volks umsehen, so fällt unser Blick auf Goethe, der uns in Göz von Berlichingen gezeigt hat, wie man einen deutschen Helden zeichnen soll. Doch kaum kann man ein Maaß finden, um daran das Bild eines Friedrich Barbarossa zu messen, wie es seyn soll. Und diesen Riesen der Geschichte malt uns Herr Nienstädt als einen girrenden Liebesritter, der Redensarten drechselt „wie ein Schneider vor dem Fenster der Putzmamsell unter den Linden.“ Die schöne Sela verliebt sich in ihn, und er sich in sie. Sie hat aber allem Anschein nach die neuesten Damenromane von der Corinna der Frau von Staël bis zur Tante der Frau Schopenhauer gelesen und daraus die beliebte Resignationsmethode studirt. Sie opfert ihm von freyen Stücken ihr Lebensglück auf, und entsagt ihm, damit er sich durch diesen Liebeshandel nicht stören lassen soll, große Thaten zu vollbringen, als ob nicht beydes mit einander bestehen könnte, als ob es nie einen Helden gegeben, der zugleich geliebt hätte, als ob sie, das kalte, überlegte, belesene Ding nothwendig eine Omphale, und er ein Herkules seyn müßte. Er verwundert sich ein wenig über ihre Prüderie: „Fühlendes Herz, sagt der junge deutsche Bär aus dem zwölften Jahrhundert, Fühlendes Herz! Ja, wie freute ich mich, als wir von Cölln aufbrachen, und es hieß, wir zögen gen Nürnberg. Es führt über Frankfurth — wie erquickte mich das! Dich wiederzusehen, das war der geheime Ursprung meines Entzückens, meiner Ungeduld; Niemanden, ja mir selbst kaum wagte ich's zu gestehen. Dich fand ich, meine Seele jubelt vor Wonne — da ruft mich's von dannen, und du — wendest dich von mir! — Sollte ich sterben, sollte ich getrennt von dir das Leben durchklagen (man glaubt den leidenden jungen Werther und den thränenreichen Siegwart zu hören), wäre es nur weit, recht weit von hier ꝛc.“ Sonach darf es uns nicht mehr wundern, daß diese schneidermäßige Carrikatur des großen Barbarossa, statt das überseine Jüngferchen beym Arm zu nehmen und frischweg zu heirathen, mit einer einfältigen Miene ihre Entsagung anstaunt, ganz unentschlossen und unthätig bleibt und sie ohne weiteres in's Kloster gehen läßt. Sela selbst tröstet sich mit folgenden Tiraden aus den modernsten Frauenzimmer-Romanen: „bleibt er doch immer mein; ich bilde sein Daseyn liebend in mir fort, wie es wächst und sich ausbreitet, ich wachse mit ihm und an ihm auf in geistiger Umarmung und er trägt mich im verborgenen Herzen über die Grenzen der Zeit. — Wohin entreißt mich der Liebe trunkne Begeisterung? was begehre ich? lockt mich nicht geheim die Welt? sind es nicht dennoch eitle Hoffnungen, in denen ich schwärme? — Schnell darum, daß kein Rückweg übrig bleibe, in's Kloster!“ So sind die Charaktere. Mehr davon zu sagen, scheint unnütze Mühe.

Die Sprache unsers Dichters ist eben so wenig zu loben. Das erste Trauerspiel ist in Prosa, die übrigen sind in Jamben geschrieben. So flüchtig diese Verse hingeworfen scheinen, so fehlt es ihnen doch nicht an guter Diktion; aber man kann immerhin fließende und correkte Verse machen, die doch nichts weniger als poetisch sind. Denken wir nur wieder an Shakspeare. Auf jeder Seite fesselt er uns durch tausend kleine Reize, durch den Wechsel im Ausdruck der Charaktere, durch die naivsten Stimmen der Natur, durch tiefergreifende Bilder, durch unerschöpflichen Witz und Humor. Seine Sprache ist in jeder Zeile voll Leben und Geist. Shakspeare und jeder große Dichter weiß nicht nur dem Ganzen eines Gedichtes in Idee und Anordnung einen poetischen Geist einzuhauchen, sondern auch in jeder Kleinigkeit, in jedem geringsten Theile. Wie viele leere Blätter hat aber nicht das bändereiche Werk des Herrn Nienstädt! Eine Person redet wie die andere trocken und gleichförmig fort; Bilder, Gedanken, Naivetäten, Witze fehlen fast gänzlich, und die wenigen Bestrebungen, im alterthümlichen Volkston etwas Naives und Humoristisches zu erzielen, laufen auf Albernheit hinaus. Beynahe der ganze Nothbedarf der alterthümlichen Redeweise wird aus zwey Wörtchen bestritten: gen und traun! Es heißt immer: ich fahre gen Nürnberg, statt nach Nürnberg! und immer: ich will dir's traun gedenken, statt, ich will dir's wahrlich gedenken! Das erinnert nun ganz an den guten alten Schlenkert. Wenn sich der Verfasser nur ein wenig mehr beschränkt hätte. Man kann wohl auf einem Fuß stehend hundert Verse machen, um bald sieben Trauerspiele zu füllen, aber sie werden nicht die besten seyn. Die Flüchtigkeit sieht überall hervor. Nachlässigkeiten, wie in folgender Redensart (Th. II. S. 139)

Der Herr des Morgenlands
Brennt vor Begier, die Trennungsluft zu schlichten,
Die beyde Kirchen in der Vorzeit schied.

würden bey einiger Aufmerksamkeit leicht zu vermeiden gewesen seyn. Ich brauchte dann dem Verfasser nicht erst bemerklich zu machen, daß man wohl einen Streit schlichten, das heißt die Streitenden aus einander reißen, nach beyden Seiten trennen kann, nicht aber eine Kluft, die schon geschlichtet, schon nach beyden Seiten von einander gerissen, die selbst schon eine Schlichtung ist.

Im Ganzen fehlt noch etwas, das ich aber schüchtern kaum zu berühren wage, weil man es in unserem Zeitalter nicht vermissen wird, und nicht vermissen will. Das ist nämlich ein gewisser katholischer, religiöser, mittelalterlicher Ton und Duft, der über einem Gedicht schweben müßte, das die Hohenstauffen besingt. Jene Zeit

der Kreuzzüge wird sich würdig und passend immer nur auf eine Weise schildern lassen, wie Ludwig Tieck das Zeitalter Karl Martells in seiner Genofeva geschildert. Wenn ihr denn in den altkatholischen Zeiten etwas Poetisches findet, warum wollt ihr ihm die Hauptfarbe nehmen? Herr Nienstädt faßt jene Zeiten zu sehr nur von der politischen Seite auf, und behandelt sie zu kalt und zuweilen sogar mit polemischen Seitenblicken gegen den verrufenen Aberglauben, gegen die Pfaffen, kurz zu sehr als ein moderner Protestant. In dieser Behandlungsweise verliert aber das Gemälde seinen eigenthümlichen Reiz. Der Dichter muß mit den Helden, die er schildert, nicht nur handeln oder denken, sondern auch fühlen, glauben, irren, schwärmen. Dann wird sein Gedicht ganz warm, wahr und lebendig seyn und nicht unter der Poesie der Geschichte selber zurückbleiben. Der Protestant geht bey einer Schilderung der Hohenstaufen keineswegs leer aus, er findet seine Ansicht repräsentirt in Arnold von Brescia, in vielen Sektirern und selbst in dem planvollen Reformator Friedrich II., einem Hohenstaufen selbst. Zugleich aber war das Zeitalter der Hohenstaufen auch das der vollendetsten Blüthe des Katholicismus, des christlichen Ritterthums, der religiösen Kunst. Nie war der Katholicismus poetischer, und der Gegensatz, in welchen er gerade damals zuerst mit den Vorläufern und ersten Propheten der künftigen Reformation trat, trägt ungemein viel bey, das poetische Bild desselben zu beleben. Hier hätte der Dichter viel thun können, hier ist ihm eine ganze romantische Zauberwelt verschlossen geblieben.

Er behandelt die Kirche nur als Hierarchie, so weit sie die politischen Begebenheiten berührt, nicht in ihrem innern Wesen, in ihrer stillen Wirkung auf Glauben und Gemüth des ganzen Zeitalters. Ebenso entgehen ihm die Eigenthümlichkeiten der Volkssitte, fast alles, was des Volkes Wesen innerlich betraf und nicht gerade in den politischen Ereignissen wichtig wurde, dem Dichter aber von der höchsten Wichtigkeit seyn mußte. Die Denkweise, Ausdrucksweise ist überall in diesen Dichtungen modern, und verräth Kenntnisse, Meynungen, Gewohnheiten, die dem Mittelalter schlechterdings fremd waren, und in dieser Verbindung seinen Charakter verfälschen. Bey dieser Mißkennung des Alterthums ist es dem Verfasser auch nicht gelungen, von den poetischen Stoffen, die ihm die Vorzeit gleichsam schon fertig ausgearbeitet überliefert hat, den glücklichsten Gebrauch zu machen, z. B. von der Sage, nach welcher Kaiser Friedrich der Rothbart im Kyffhäuserberge schlafen und einst wiederkommen soll mit aller Herrlichkeit der alten Zeit. Hr. Nienstädt benutzt diese Sage nur zu einem sehr unnützen Prolog seines dritten Trauerspiels, Heinrichs VI. Der alte Kaiser prophezeiht hier seinem unwürdigen Sohne dessen eigene Schicksale. Der Verfasser würde sich dessen Dank verdient haben, wenn er den Kaiser hätte von der Zukunft ganz Deutschlands prophezeihen lassen, wenn er ein wenig an den gefesselten Prometheus des Aeschylos gedacht hätte, und in diesem Sinne einen Epilog im erhabensten Styl das Ganze hätte schließen lassen. Da er einmal bey dem Zauberberge war, fiel es ihm natürlich ein, auch des im Volk tief wurzelnden und ebenfalls schon ganz poetisch zubereiteten Elfenglaubens zu erwähnen, und er umgibt den Kaiser Rothbart mit einer Schaar von kleinen Geistern. Indem er aber dabey im Namen und Charakter vom gemeinen Volksglauben abweicht, und die Sache so willkürlich, wie Wieland im Oberon, behandelt, wird auch hier wieder das alterthümliche Gepräge verfehlt, wie alles übrige.

Länder- und Völkerkunde.

Gemälde der Iberischen Halbinsel oder Abriß der alten und neuen physischen, historischen und politischen Geographie von Spanien und Portugal. Vom Obersten Bory de Saint-Vincent. Aus dem Französischen. Mit einer Vorrede und Bemerkungen von Professor D. F. J. Mone. Heidelberg, bey Engelmann 1827.

Das Buch ist nichts anders, als ein résumé von der beliebten Gattung, eine Uebersicht zum Nutzen und Vergnügen des größern Publikums, ohne wissenschaftliche Strenge, daher auch nicht pedantisch, nicht langweilig, sondern sehr unterhaltend. Der Verfasser entwirft zuerst ein Bild des Landes, und das Einfache, Uebersichtliche darin hat uns überrascht. Er theilt den Boden der Halbinsel in vier Abdachungen nach dem Gefälle der Flüsse. Sie entsprechen den vier Himmelsgegenden und dem Charakter der gegenüberliegenden Welttheile. Das nördliche Territorium ist seinem Klima, seinen Produkten und Einwohnern nach ganz europäisch, das südliche afrikanisch, das westliche erinnert in einigen Erscheinungen schon an Amerika und das östliche an Asien. Der Verfasser geht auf die Schilderung des Volkes über, und sie ist eben so übersichtlich und lebendig. Mit den todten Angaben der Statistik, mit dem Ausnehmen von Quadratmeilen und Einwohnerzahl hält er sich nicht lange auf, da er nur den Zweck der Unterhaltung verfolgt und ein Handbuch nicht für einen Eroberer liefern will, der mehr auf diese statistischen Notizen zu sehen hat, sondern nur für einen heitern Reisenden, dem es nur um die Merkwürdigkeiten, Schönheiten und Sonderbarkeiten jenes Landes und Volkes zu thun ist. Er erwähnt daher bey den einzelnen Provinzen und Städten lieber interessante Züge aus der Geschichte derselben oder aus den Sitten und Gewohnheiten ihrer Einwohner, als die Zahl der darin befindlichen Fabriken, Gefängnisse ꝛc. Da er Spanien und sein

Volk aus langer eigener Anschauung kennt, so ist es ihm vergönnt gewesen, in seinen Schilderungen auch von längst bekannten Dingen, z. B. von den Stiergefechten und Autodafés, immer noch etwas Neues anzubringen und durch Ausführlichkeit und lebhafte Darstellung unser Interesse dafür aufzufrischen. Ueber die spanische Literatur sind seine Aeußerungen nur dürftig und einseitig. Er betrachtet sie zu sehr aus einem befangenen, modernen, französischen Standpunkt, und das Religiöse, Ritterliche, Wunderbare darin erscheint ihm nur frazzenhaft. Dagegen lobt er die spanischen Maler mehr, als es bisher geschehen ist. Er kennt ihre Meisterwerke aus eigener Anschauung. Es ist nicht uninteressant ihn darüber zu hören: „Spanien ist mit herrlichen Cathedralen, Kirchen und Klöstern übersäet, ewige Denkmäler des Hochmuths und großen Reichthums der Demuth predigenden Mönche; nichts gleicht aber der Pracht der Gemälde, welche man in allen diesen frommen Anstalten findet. Die Sevilla'sche Schule brachte besonders berühmte Maler hervor, eines viel größern Rufs würdig, als dessen sie genießen. Morillo erhebt sich über alle, und muß Raphael an die Seite gesezt werden. Die Werke dieser großen Meister, von Geistlichen bestellt, um Hochaltäre oder Kapellen zu zieren, waren in dem Umfange der Kirchen und Klöster geblieben, für welche man sie verfertigte, und da nur wenige Reisende sie hier zu sehen kamen, so war ihr Ruf ihrem seltenen Verdienst nicht gleich — seit dem Anfange dieses Jahrhunderts haben aber Tausende von Polen, Italienern, Deutschen, Belgiern, Franzosen und Engländern, durch die Kriege und auf andere Art in's Land gerufen, diese Wunder betrachten können, deren Ruf sich von nun an gründete, und es ist jezt anerkannt, daß die spanische Schule weder der italienischen, französischen, noch flandrischen nachsteht. Jedoch haben nur sehr wenige der bewundernswerthen Bilder, welche man dem strengen Pinsel jener großen Meister verdankt, angenehme Gegenstände zum Vorwurfe; von lezterer Art sind bloß Jesuskinder auf den Knieen wahrhaft göttlicher Jungfrauen. Der übrige Theil spanischer Meisterwerke besteht aus schrecklichen Darstellungen der furchtbarsten Qualen, welche angeblich die Heiden den heiligen Märtyrern angethan haben: zerlumpte Heilige in Verzückung, weibliche Heilige, bleich und abgemagert durch Entbehrungen, in Thränen vor Todtenköpfen; Aussätzige; Bettler oder Mönche, Wunder thuend." Der Verfasser schildert eins der merkwürdigsten dieser Gemälde, das von folgender Geschichte die Hauptscene darstellt. Ein Heiliger zu Valencia verrichtete eine so große Menge Wunder, daß der Obere seines Klosters — in der Meynung, es geschähe aus Hochmuth — ihm verbot, sie zu sehr zu vervielfältigen. Er gehorchte. Da er jedoch eines Tages einer Kirche vorüberging, deren Dach man ausbesserte, geschah es, daß ein Schieferdecker ausglitt und herabstürzte. Der Heilige that sogleich ein stilles Gebet, demzufolge der Dachdecker zwanzig Fuß hoch von der Erde in seinem Sturz inne hielt; doch indem der Wunderthäter des Verbots seines Obern sich erinnerte, befahl er dem armen Teufel, in der Luft zu warten, bis er mit seinem Guardian gesprochen, und von ihm die Erlaubniß, das Wunder zu vollenden, erhalten habe.

Aus Italien.

(Fortsezung.)

— In den zu Mailand, im Verlage des Verfassers vor einiger Zeit erschienenen: Monumenti sacri e profani dell' imperiale e reale Basilica di Sant Ambrogio in Milano rappresentati e descritti dal dottore Giulio Ferrario (224 S. in Folio, mit XXXI illuminirten Kupfertafeln) wird erzählt, bey Anlaß der Wiederherstellung des Fußbodens der gedachten Basilika habe sich unter den damals (1813) an's Tageslicht gezogenen Gebeinen ein Schädel vorgefunden, bekleidet mit einem Netze von fahlbrauner Wolle, mit welchem Netze einige überaus feine, kastanienfarbige Haarlocken verflochten und darin eingewickelt gewesen seyen. Dieser Umstand ermangelte nicht, die Feder eines italienischen Gelehrten, des Dr. Labus, desselben, welcher bey dem Athenäum zu Brescia mit einer Abhandlung zur Erläuterung der merkwürdigern, bey jener Kirchenreparatur ausgehobenen und dann in die Mauer eingesenkten Grabsteine eingekommen ist, in Bewegung zu sezen. Als Resultat seiner Untersuchungen ging die Meynung hervor, jene feinen kastanienbraunen Locken haben einen Theil der sterblichen Hülle einer Römerin ausgemacht und seyen eine Perrücke gewesen, was, wie Hr. Labus meynt, um so weniger befremden könne, weil im Alterthume, und namentlich bey den alten Römern die blonden Perrücken sehr Mode gewesen und aus dem bezwungenen Germanien gar häufig nach der Hauptstadt Italiens versandt worden seyen. Dieser höchst unwahrscheinlichen Conjektur sezt der Herausgeber der Monumenti sacri etc. als historische Thatsache entgegen, daß jene überaus feinen Locken, weit entfernt, einer altrömischen Perrücke anzugehören, vielmehr den Haarschmuck einer edeln Mailändischen Dame, der nicht minder schönen als unglücklichen Giustine Ripa ausgemacht haben, welche in ihrer, unterm 17ten März 1657 gerichtlich aufgesezten lezten Willensmeynung eine alltäglich in der Basilika von Sant Ambrogio zu lesende Messe unter der Bedingung stiftet habe, daß ihr Gebein in gedachter Kirche unmittelbar neben der Gruft ihres Vaters, d. h. gerade an der Stelle, wo jenes Haargeflechte an's Tageslicht gezogen worden, beygesezt werde. Es war aber jene durch ihre vorzügliche Schönheit und ihre blonden ungewöhnlich langen Haarlocken gleich berühmte Dame eine Tochter des Pietro Antonio und der Isabella Lonato. Sie hatte sich nach dem Tode ihres ersten Gatten, Paolo Caravaggio, in zweyter Ehe mit dem Ritter von Calatrava, Filippo Lanzarbo, verheyrathet. Dieser, ein brutaler, in dem Wuste aller Laster sich wälzender Mann, fing damit an, die aus wenigstens 200,000 Lire bestehende Mitgift seiner Gattin zu vergeuden und zu verprassen; dann suchte er neue Opfer von ihr zu erpressen, und da er nicht zum Zwecke gelangen konnte, so ermordete er sie in der schönsten Blüthe ihres Lebens, (sie war gerade 32 Jahr alt) mit acht Dolchstichen, vor der Porta orientale von Mailand, an einem Orte alle Rotole genannt. Bereits hatte sie die Gemahlin des Herrn von Brignano, Alfonso Visconti, zur Erbin ihres ganzen Vermögens eingesezt, und Brignano ist es auch, wo noch jezt, in dem grandiosen Pallaste Visconti an einer der Seitenwände der vier großen Treppen aufgehen, wo Giustinas Bildniß mit dem herrlichen, über die Maßen langen Haarschmucke zu schauen steht. (Die Fortsezung folgt.)

Nr. 20.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 9. März 1827.

Geschichte.

Atlas historique et chronologique des litteratures anciennes et modernes, des sciences et des beaux arts; d'après la méthode et sur le plan de l'atlas de Lesage (Cte de Las-Cases) et propre à former le complément de cet ouvrage; par Jarry de Mancy, ancien élève de l'école normale, professeur d'histoire de l'academie de Paris. (Ire et IIme Livraison). Paris chez Jules Rénouard. 1826.

Man wird dieser Unternehmung ohne Zweifel dieselben Vorwürfe machen, die man schon früher gegen ähnliche Versuche, und namentlich gegen das große Werk von Lesage erhoben hat. Man wird eine größere oder geringere Anzahl von einzelnen irrigen Angaben oder Lücken nachweisen, und das Ganze als oberflächlich und flüchtig mit vornehmer gelehrter Miene und Redensarten verwerfen. Solche Urtheile sind jedoch nicht nur sehr unbillig, sondern sie beweisen, daß man gar nicht begriffen hat, worauf es bey der Sache eigentlich ankommt. Unbillig müssen sie jedem scheinen, der die ungeheuren Schwierigkeiten bedenkt, die mit der Ausführung eines solchen Werkes wie das vorliegende verbunden sind, besonders da es in dieser Ausdehnung der erste Versuch der Art ist. Wenn man aber den eigentlichen Zweck des Werkes begreift, so wird man auch einsehen, daß solche einzelne Fehler ihm wenig oder keinen Eintrag thun. Historische Atlasse, Tabellen, Uebersichten u. s. w. sollen ja keineswegs das Nachdenken und Selbstforschen ersparen, sondern bloß es erleichtern, sie sollen die Verbindung und Zusammenstellung der Fakten, wie sie sich der Ansicht eines jeden Beobachters darstellen, erleichtern und dazu anregen, und dieser Zweck wird nichts desto weniger erreicht, wenn auch einzelne unbedeutendere Thatsachen irrig angegeben oder übersehen seyn sollten; oder wo er nicht erreicht wird, da liegt die Schuld nicht sowohl an dem Werk, als an dem, der es nicht zu gebrauchen versteht. Endlich kann man mit Recht behaupten, so parador es auch klingt, daß es sehr wenig darauf ankommt, ob einzelne historische Fakta wahr oder falsch sind, da der Nutzen der Geschichte nicht in dem bloßen Wissen besteht, sondern in der Wirkung, den die Geschichte, d. h. die Erzählung von Begebenheiten, als moralischer Eindruck, als Reagens auf den Geist hat, und in dieser Hinsicht kommt es mehr darauf an, daß man die Erzählung für wahr halte, daß sie innere Wahrheit habe. Die Erfindung einer Geschichte wäre wirklich mehr überflüssig als schädlich. Wir wollen die Tadler dieses und ähnlicher Werke nur noch auffordern, doch den Nutzen, den das Wissen und Verstehen aller der richtigen Fakta, welche sie enthalten, gegen den Schaden (wenn einer da ist) einiger irrigen Angaben zu halten, und zu bedenken, daß es auf jeden Fall immer besser ist, so viel zu wissen, als weniger oder gar nichts; daß irrige Ansichten noch immer besser sind als gar keine; endlich, daß es viel besser ist etwas unvollkommenes zu schaffen — und was wäre, isolirt genommen, vollkommen — als gar nichts; besonders aber, daß tadeln viel leichter ist als besser machen, und besser machen nützlicher als tadeln. Die große Brauchbarkeit des historischen Atlas von Lesage ist durch die Erfahrung erwiesen; und da dieser Atlas der Literargeschichte eine nothwendige Fortsetzung desselben bildet, so ist kaum zu zweifeln, daß der gesunde Verstand des Publikums ihm eben so sehr Gerechtigkeit widerfahren lasse. Die erste der bis jezt erschienenen Lieferungen des vorliegenden Werkes gibt eine Chronologie der Académie française und académie des inscriptions et belles lettres, welche zwar mehr Interesse für den Franzosen als für den Ausländer haben muß, indeß auch für jeden, der die französische Literatur, und besonders diesen Theil derselben, den man den offiziellen nennen könnte, kennt oder kennen lernen will, sehr lehrreich. Die Tabelle enthält zuerst die lettres-patentes, wodurch Ludwig XIII. die Akademie gründete, dann die ihr von Richelieu gegebenen Reglements und die späteren Reglements von Ludwig XIV. im Auszuge. Traurige Beweise von dem, was sich die Wissenschaft, die Poesie gefallen lassen muß. Gleich das erste der Richelieu'schen Reglements befiehlt, „daß

Niemand in die Akademie aufgenommen werden soll, qui ne soit agréable à Monseigneur le Protecteur (Richelieu bekanntlich), de bonnes mœurs, bon esprit et propre au fonctions académiques.“ Richelieu hat es sich schwerlich träumen lassen, wie boßhaft man heut zu Tage diese Qualifikationen zur akademischen Würde commentirt und deutet.

Dann folgt, ganz durchgehend von der Linken zur Rechten, das Verzeichniß der Mitglieder der Akademie. Unter vierzig Rubriken sind die Inhaber eines jeden der vierzig Fauteuils seit der Gründung der Akademie, durch ihre verschiedenen Reorganisationen, bis auf diesen Tag chronologisch geordnet; so daß also z. B. bey der Rubrik I. oben Godeau und unten Dacier, dessen gegenwärtiger legitimer Nachfolger, steht. Die alte Akademie ist gelb bemalt, das Institut, in welches sie 1795 überging, roth, und nun bleiben die damals ernannten Mitglieder roth, und sitzen beschämt in den Fauteuils ihrer gelben Vorgänger; alle diejenigen aber, welche schon vor der Revolution Mitglieder der Akademie waren, behalten ihre gelbe Tracht, so daß man also bey allen Organisationen, welche die Akademie und ihre Unsterblichkeit sich gefallen lassen mußte, schon auf den ersten Blick diejenigen Unsterblichen herausfindet, die noch zu der alten Mythologie gehören — gleichsam das gelbe Blut des Valencianischen Adels. Deren sind in diesem Augenblick noch achtzehn. Außerdem enthält die Tabelle ein alphabetisches Verzeichniß aller Mitglieder seit der Gründung und ein fortlaufendes chronologisches, die beyde ziemlich überflüssig sind — ferner ein Verzeichniß aller der von der Akademie ausgesetzten Preise, und derer, welche sie davontrugen. Einen traurigen Ueberblick geben die Preisfragen für Beredtsamkeit und Poesie, bis zur Revolution. Der Unzahl von éloges und anderer Plattheiten nicht zu gedenken, wollen wir nur einige der prix de poésie anführen. 1679. La victoire rend le roi plus facile a la paix — 1681. Le Roi toujours tranquil quoique dans un mouvement continuel — 1691. Le Roi seul défend les droits des rois — 1693. Plus le Roi mérite des louanges, plus il les évite — 1695. Le Roi est encore plus redoutable par l'amour de ses peuples que par ses armes. — 1699. Piété du Roi — 1701. Le Roi honête homme et grand Roi — 1717. Louis le Grand perdant ses enfants — 1721. Louis le Grand gardant un secret — 1723. Décence de Louis le Grand — Accroissement de la bibliothèque royale sous Louis le Grand — 1749. Amour des Français pour leur Roi — 1750. Amour de la gloire — 1751. Amour du Jeu. Das ist Poesie, wenn es eine gibt! und das sind die kostbaren Kinder der Musen, wie sie oft die Großen der Erde erzeugen und protegieren. Zwey besondere Rubriken enthalten die Hauptzüge der Geschichte der Akademie ohne Rücksicht auf die einzelnen Mitglieder, eine andere die Namen der fremden und einheimischen Ehrenmitglieder und Korrespondenten, endlich eine kleine grüne Rubrik, eigentlich ein Epigramm auf die ganze übrige Geschichte, die Namen derjenigen französischen Dichter und Gelehrten, welche das Patent der Unsterblichkeit nicht erhalten haben, wie z. B. Descartes, Molière, Bayle, Rousseau.

Die zweyte Lieferung enthält eine allgemeine Uebersicht aller alten und neuen Sprachen, in ihren Abstammungen und Verwandtschaften, oder eine mappemonde des langues pour servir d'introduction à l'atlas etc. — und eine Uebersicht der französischen Literatur. In der ersten dieser beyden Tabellen finden wir erstlich ein aperçu général et synoptique des langues européennes, in fünf nebeneinanderstehenden und mit verschiedenen Farben bemalten Rubriken I. Die familles des langues ibériennes und familles des langues celtiques — (in einer Rubrik, warum?) Unterabtheilungen oder groupes principaux, für das Iberische nur das Escuara oder Baskische, für das Celtische die (lebenden) Gaelischen Dialekte von Irland und Schottland und das Kumbrische (ou celtico-belgique) in einigen Theilen von England und Frankreich. II. Die Germanischen Sprachen a) anglobritannique b) teutonique, — c) saxon-cimbrique — d) scandinave. Jede von diesen vier groupes principaux zerfällt wieder in lebende und todte Sprachen, als a) todt: Anglosaxon, lebend: Englisch. b) todt: Althochdeutsch, lebend: Neuhochdeutsch. c) todt: altmodedeutsch oder altsächsisch, lebend: neu niederdeutsch, flammändisch und holländisch. d) todt: mesogotisch- und normännisch, lebend: schwedisch, dänisch, isländisch. III. Langues thraco-pelasgiques ou graeco-latines mit 4 Gruppen. 1) Italisch (todt: römische, lebend: romanische in den italischen, spanischen, portugiesischen, französischen Sprachen und ihren vielen patois.) — 2) Pelasgohellenisch (todt: altgriechisch, lebend: neugriechisch) — 3) Hetruskisch (ungewiß-todt) — 4) Thrakoillyrisch (todt: idiome des anciens peuples de race thrace et illyrienne en Europe et Asie (?) — lebend: albanesisch oder Sfiz.) — III. Langues slaves in drey Gruppen: 1) Germanisch-slavisch (?) (todt: wendisch und preussisch, lebend: littauisch und lettisch) — 2) Böhmisch-polnisch (boëmo-polonais) (todt: serbisch? — lebend: böhmisch, polnisch.) 3) russisch-illyrisch (russo-illyrienne) (todt: slavensky oder alt russisch, devenue langue du culte — lebend: neuslavisch und neurussisch) — 4) Langues ouraliennes mit fünf Gruppen — 1) ungewisse: hunnisch, awarisch, bulgarisch, Kazare (?) — 2) finnisch-germanisch (finnisch, esthnisch, lässisch, liefländisch) — 3) Wolgaisch (Sprache der Tscheremissen und Mordovines (?) 4) permisch (Sp. der Permier und Wotieken) — 5) Ungrisch (Madjar oder ungrisch, mogolisch, ostiakisch). Hierauf folgen in größeren Rubriken von entsprechenden

Farben tableaux particuliers, worin jede der vorhergehenden in den verschiedenen Dialekten und Verzweigungen der Hauptgruppen, weiter ausgeführt wird. Dann folgt eine Uebersicht der aussereuropäischen Sprachen in vier Hauptrubriken. I. Asiatische Sprachen in sieben Hauptgruppen: 1) Semitische Sprachen: (Hebräisch, Phönicisch, Syrisch, Punisch, Pehlvi, Arabisch u. s. w.) 2) Caucasische Sprachen: (Georgianisch (alt und neu), armenisch.) 3) Persische Sprachen: (Send, Parsi, neupersisch, Puchto oder afghanisch.) 4) Indische Sprachen: (Sanskrit, Pali, Prakrit mit 37 lebenden Zweigen) — 5) Transgangetanische Sprachen: (tibetanisch, arakanisch, birmanisch, peguanisch u. s. w., chinesisch, japanisch u. s. w.) — 6) Tartarische Sprachen: (Mandjou, mongolisch, kalmukisch.) — 7) Siberische Sprachen: (Samoyeden, Kamtschadalen u. s. w.) II. Oceanische Sprachen mit zwey Gruppen. 1) Malayisch und 2) langues des négres océaniques, also Neuguinea, Neuholland u. s. w. (wir verschonen den Leser mit den Unterabtheilungen.) III. Afrikanische Sprachen in fünf Gruppen: 1) Sprachen der Nilregion. 2) Der Atlantischen Region. 3) Guinea und Senegambien. 4) Region de l'afrique australique. 5) Des inneren Nigritien oder Soudan. IV. Amerikanische Sprachen in eilf Gruppen. 1) Australisch-Amerikanische Sprachen. 2) Peruvianische. 3) Guaranibrasilianische. 4) Orenoko-amazonische (ou Andes-Parime). 5) Guatemala. 6) Sprachen des Plateau's von Anahuac oder Mexiko. 7) Sprachen des Plateau's von Central-Nordamerika. 8) Missouri-columbianische Sprachen. 9) Alheganische Sprachen. 10) Sprachen der Ostküste von N. Amerika. 11) Corealische Sprachen. Alle diese und noch viele hundert andere Namen gibt uns hier der wackere Jarry de Mancy zum Besten. Wir haben die Hauptabtheilungen angegeben und möchten es gerne dem Leser überlassen zu entscheiden, in wie fern sie richtig oder falsch sind, Ehrenhalben müssen wir indessen doch ein Wort hinzufügen. Wir glauben, daß gegen viele der Eintheilungen und Benennungen etwas einzuwenden seyn dürfte, aber wir glauben, daß kaum eine darunter ist, zu deren Gunsten sich nicht viel sagen läßt. Wir glauben, daß von einem großen Theil der hier genannten Sprachen weder Hr. Jarry noch selbst irgend Jemand mehr als den Namen weiß, aber was war zu machen? — Die Cadres, die Rubriken z. B. Langues océaniques waren einmal da, mußten da seyn, und mußten auf irgend eine Art ausgefüllt werden, und es wäre lächerlich, wenn man über eine Sache streiten wollte, von der Niemand etwas weiß; auch sind die hier für Amerika, Afrika und Oceanien gegebenen Abtheilungen weislich nur geographisch und nicht sprachkundlich. Was den Theil der Tabelle betrifft, den wir einigermaßen beurtheilen können, z. B. die deutschen und thrakopelasgischen, so finden wir wenig Erhebliches dagegen einzuwenden. Es ist nicht zu verwundern, daß der französische Verf. für die deutsche Familie am meisten in Verlegenheit seyn mußte, es ist ihm also kaum zu verargen, daß er einen Italiener, Hrn. Balbi, als seinen Gewährsmann anführt, der zwar ein sehr verdienter Gelehrter ist, aber eben keine Autorität für die famille des langues teutoniques.*) — Die Punkte anzugeben, worin unsere Ansicht von der Tabelle abweicht, würde ohne Beweis unbillig, und der Beweis zu viel Platz einnehmen, und wir schließen lieber mit der Versicherung, daß dieses Blatt in vieler Hinsicht sehr belehrend ist, und Alles enthält, was man billigerweise fordern kann. Von der tabellarischen Uebersicht der lateinischen Literatur wußten wir nichts zu sagen, als daß sie sehr vollständig und sehr deutlich ist. Der ganze Atlas soll aus 25 Tabellen in zwölf Lieferungen bestehen. Der Preis jeder Lieferung (die regelmäßig alle zwey Monate erscheint) ist 8 Fr. Daß Papier, Druck u. s. w. nichts zu wünschen übrig lassen, braucht kaum erwähnt zu werden, da schon der Name der Verlagshandlung dafür bürgt.

W. A. H.

*) Hr. Balbi ist Verf. eines statistischen Werkes über Portugal, worin nebenbey die Statistik von ganz Europa enthalten ist, und das nur einen Fehler hat, eine zu stupende Vollständigkeit; es thäte Noth eine Statistik von dieser Statistik zu machen. Ueber Hrn. Balbis Atlas ethnographique du globe ist im Lit. Blatt Nr. 104. des vorigen Jahrgangs berichtet worden.

Satyre.

Kleine Schwärmer über die neueste deutsche Literatur. Eine Xeniengabe für 1827. Mit den Xenien des Schiller'schen Musen-Almanachs von 1797. Frankfurth a. M. bey Brönner.

Xenien aus Frankfurth? dacht' ich, ey Willkommen, das wird gewiß etwas recht Witziges seyn, denn Frankfurth besitzt mehrere sehr geistreiche Satyriker. Doch, ich blättere das Buch auf und bin bitterlich getäuscht. Das sind keine Xenien, sondern Nänien; da ist kein Witz, nicht einmal das Bestreben darnach, sondern nur die Prätension davon; ja es ist nicht einmal alles neu, ein großer Theil dieser s. g. Xenien bezieht sich auf längstverstorbene Dichter und Philosophen, unter denen wir Gleim, Ramler, Claudius, Schröder, Gotter, Jakobi, Reinhold ꝛc. bemerken. Der Verfasser selbst gehört in's alte Register und läßt wie der Kasperl auf dem Leopoldstädter Theater seine Schwärmer nur aus dem Zopfe los, den er noch aus dem Zeitalter Friedrichs des Großen trägt. O wolle doch der Mensch um's Himmelswillen nicht witzig seyn,

wenn es ihm die Natur so durchaus versagt hat. Xenien sind Epigramme, Epigramme wollen eine Spitze haben. Man kann aber barfuß durch alle diese Xenien laufen, und man wird nur ein laues Wasser, aber keine Spitze fühlen. Ich will dieß an so vielen Xenien erproben, als der Raum dieser Blätter gestattet, und als es sich etwa der Mühe verlohnt, um die allgemeine Behauptung zu unterstützen. Es ist ganz einerley, wo wir anfangen.

Ueber Klopstock äußert sich der witzige Dichter:

Deine Oden erhalten bey deinem Volk dich unsterblich,
Und der erhabene Sinn, dem du den Musen geweiht.
Dein Messias ergreift in den Episoden, und diese
Dienen zur Schulübung ꝛc.

O du guter Xenienmacher, hättest du doch lieber ein Programm geschrieben, als ein Epigramm. Ich rufe dir hier mit Lessing zu:

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.
Wir wollen weniger erheben,
Und fleißiger gelesen seyn.

Durch das ganze Buch geht der fadeste Recensententon unermüdlich fort. So heißt es von Schiller:

Trafst du nicht ganz der alten Tragödie Sinn in Messinas Brüdern, den tragischen Zweck führen sie groß doch hinaus.
Wie du historischen Stoff in Maria Stuart vergeistigt,
Hast du der tragischen Kunst glänzend Genüge gethan.

Und du selbst, vortrefflicher Dichter:

Trafst du nicht ganz der frühern Xenien Sinn in den kleinen Schwärmern, das alberne Buch führst du doch dummdreist hinaus.
Wie du, statt witzig zu seyn, doch ein Gegenstand für den Witz bist,
Hast du der witzigen Kunst glänzend Genüge gethan.

Zur Probe noch mehr. Ueber Jean Paul sagt er:

Gottwald Harnisch, und Wult und Julius, Gustav und Victor,
Wina, Klotilde, mit eins denken wir eurer gerührt.

Ueber Oehlenschläger:

Respectabel ist dein Talent, und manches gelungne
Einzelne sichert Erfolg dir auf die Dauer auch zu.

Ueber Uhland:

Patriotisch und kräftig, naiv und gediegen in Kunstform,
Stehst du den Würdigsten nah, zeigst du dich ächt populär.

Ueber Gries:

Deinem treuen Bemühn, das aus Hesperischen Gärten
Goldne Früchte uns so viel reicht, ein erkenntliches Wort.

Ueber Jakobs:

Heil dir, würdiger Greis, den Geist, den die alten getränket,
Stellst du in klassischer Form jetzo dem Vaterland dar.

In dieser Jammerprosa geht es fort. Nur in einem Duzend Xenien erhebt sich der Dichter zu einer Gattung von Witz, die bekanntlich die allerschlechteste ist, zum Wortwitz, Namenwitz, z. B. über Houwald:

Hu, das walt' Gott Vater und Sohn und der heilige Geist auch,
Denn in dem Houwald geht, ach! der Gott-sey-bey-uns um.

Ueber Theodor Hell:

Aus den Winkeln zieht er französischen Plunder, im Erdstrom
Wäscht er und bleichet ihn dann, darum auch heißet er Hell.

Hätten wohl Schiller und Goethe jemals solche Xenien gedichtet? und dennoch wagt es der Dichter, diese alten Xenien hinter seinen neuen abdrucken zu lassen. Dieser Wiederabdruck ist das Verdienstlichste von der ganzen Unternehmung, denn nun haben wir doch etwas an dem Buche, das ohne diese Zugabe wohl bald unter alle Tische fliegen würde. Wie hat es aber der Verfasser vermocht, sich einer so demüthigenden Vergleichung auszusetzen? Hat ihn denn gar keine kleine Schamröthe angewandelt, wenn er einen Blick in die alten Xenien gethan? Doch ich schäme mich selbst, einen Blick in die seinigen gethan zu haben, und nehme so schnell als möglich von ihm Abschied.

El Nacional, Zeitschrift zu Buenos Ayres.

Südamerika besitzt eine Menge Zeitungen und Zeitschriften, und die Besonnenheit, womit man dort die Preßfreyheit benuzt, macht Gesetze dagegen unnöthig. Es gereicht zu unschätzbarer Belehrung, bey Vergleichung dieser literärischen Erzeugnisse sich gleichsam eine Charte des politischen und geselligen Zustandes, der Sitten, Gebräuche, Fehler und Fortschritte der Völker zu entwerfen. Wie den Reisenden die eigene Erfahrung belehrt, so den entfernten Beobachter die Lektüre jener Blätter durch Einführung in das rege Getreibe des Auslandes.

In keinem Lande möchte gegenwärtig von der Presse mehr abhängen als in Südamerika. Auch beeifern sich dort die ersten Männer, ihre Ansichten durch die täglichen, wöchentlichen und halbwöchentlichen Journale dem Publikum anzuvertrauen.

Daher ehren auch in den vereinigten Staaten die scharfsinnigsten Schriftsteller das Urtheil der noch in der Kindheit begriffenen südlichen Freystaaten schon. Selbst thätig in der Geschichte, bemeistern sich diese mit merkwürdigem Blicke der hervorstechenden politischen Punkte der Alten und Neuen Welt. Kein Wunder, daß Griechenland dort aller Blicke auf sich zieht. El Nacional namentlich, der seit dem 23sten December 1824 zu Buenos Ayres wöchentlich erscheint, würdigt nach Verdienst, und es bedarf keiner affektirten Aufwallung der Schreibart, zu schildern, wie beladene Schiffe aus den Häfen des mittelländischen Meeres zu Gunsten jener Barbaren auslaufen, welche aller Kultur Hohn sprechen, und sie weder annehmen noch dulden wollen.

Nr. 21.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 13. März 1827.

Lyrische Dichtkunst.

Schweizer-Lieder von Abr. Emanuel Fröhlich. Aarau, 1827. Druck und Verlag von J. J. Christen. (S. 82)

Eine sehr freundliche, willkommene Gabe! Und zwar besonders deßhalb, weil dieselbe mehr als ein schönes Pathengeschenk in Schaumünzen und Dukaten, dann als ein Vermächtniß erscheint, oder als eine Ouvertüre, welche das nachfolgende Singspiel, vorbereitend, uns verkündigen will.

Es ist der gleiche Verfasser, welcher uns zuerst durch seine trefflichen Fabeln (Zürich, 1825) bekannt ward; ein Werkchen, das in mancher Beziehung geeignet war, das Auge des Kenners auf ihn zu lenken, so wie die theilnehmende Aufmerksamkeit eines unverwöhnten und nicht blöden Publikums ihm zuzuwenden. Denn Fröhlich trat als Fabeldichter wirklich schöpferisch, originell auf. Die Antiken behandelten bekanntlich die sogenannte äsopische Fabel als eine rhetorische Figur, ihre Theoretiker verweisen sie, seit Aristoteles Vorgang, geradezu in die Rhetorik; und zwar ganz mit Recht, auf ihrem Standpunkt. Fabeln in der Manier wie die von dem Esel, dem der Herr vergeblich die Flucht empfahl, oder wie die vom Magen und den gegen ihn rebellirenden anderen Körpertheilen, sind ganz sinnreiche oder witzige Redefiguren eines Volksredners oder eines populären Moral- und Klugheits-Lehrers, — nicht Erfindungen eines Dichters. — Auch Lessing und Pestalozzi, welche unter den Neueren dieß literarische Feld mit Erfolg bearbeiteten, sehen es als ein Binnenland der Poesie und der Moral an, wiewohl als an das Gebiet der ersteren nur mit einer Winkelspitze anschießend. Aber wir lassen uns ihre Manier, welche dem Witze, dem Scharfsinn und seiner Charakteristik ziemlich freyes Spiel eröffnet, sehr gerne gefallen, und um solcher Vorzüge willen werden die Fabeln der Genannten sich in der Literatur behaupten. — La Fontaine und Pfeffel fügten zwar die äußere poetische Form wieder zu, aber auch nur diese; sie breiteten einen bunten Teppich über — den Kothe-der. In der That dürfte eine ernstere Kritik solche Mischlinge, wie die Fabeln der Letztgenannten, kaum als ächte Art anerkennen; es fehlt ihnen, wie den Maulthieren, das Vermögen der Fortpflanzung, wenn gleich auch sie wie jene in gewisser Rücksicht, welche aber eben keine poetische ist, ganz harmlos und nützlich seyn mögen.

Was ächtpoetische Fabeln seyen, lernten wir praktisch erst durch die Fröhlich'schen. Solchen muß denn allerdings immer Allegorie zu Grunde liegen, was auch Lessing dagegen vorbringen mag, und es kommt dabey nur darauf an, einerseits, ob der Grundgedanke, sey er ein komischer oder ein nichtkomischer, poetisch darstellbar ist; und dann, was die Kehrseite, ob die Fabelpersonen, welche denselben verwirklicht darstellen, poetische Wahrheit besitzen, ob sie uns, ganz abgesehen von dem allegorischen Zweck, an sich ästhetisch interessiren, oder nicht. — Diese Aufgabe, obgleich bisher nirgends theoretisch klargestellt, finden wir in vielen von Fröhlich's Fabeln vollkommen gelöst; und es ist eine rechte Freude, auch hier wieder die Wahrheit bestätigt zu sehen: daß das Genial-Schöne überall durch Künstlerbegeisterung erfunden und erschaffen, nie ergrübelt und erphilosophirt wird; eine Phrase, die den tonangebenden Philosophen, welche das Bündel aller dichterischen Herrlichkeiten und Kunstraritäten bereits gepackt, eingeschnürt, couvertirt und gegen Schein auf Post gegeben, weder gefallen wird, noch soll.

Es konnte nicht fehlen, daß, einmal die Sache so in ihrem poetischen Mittelpunkt erfaßt, die Fabel ihr bisheriges Gebiet erweitern, ihre Gestalt vielseitiger ausbilden mußte. Denn jede Dichtungs-Gattung und Art ist ursprünglich verwandt mit allen übrigen, und kann auch (wie so leicht Epos in Drama) in jede andere überspielen, ja wesentlich übergehen, — wenn auch nicht schicklich der äußeren, dann doch der inneren Form nach. Geht doch jedem Gedichte ein lorischer Moment, als principium agens, als nothwendige Bedingung seines Entstehens, voraus; wie unser Jean Paul schon, in Wort und Werk, so lebendig bewiesen hat. Darum finden wir auch in Fröhlichs Fabeln welche, die sich der

Satyre, dem bündigen kurzgeschliffenen, witzigen Epigramm, der naiven Idylle, der Elegie, überhaupt der hohen Lyrik nähern und innig anschließen. Der witzigen und satyrischen finden sich dort viele; wer aber Beyspiele in lezterer Weise sucht, der sehe sich nur jene vier an, welche den Schluß der Sammlung machen: Geschichte der Propheten, wahrer Glaube, der Reformator und die Ströme des Heils. Lezterer, vielleicht der tiefsinnigsten, würde Rec. die Palme zuerkennen; fast jedes Wort darin ist treffendes Bild, jedes Bild lyrischer Gedanke.

Es war uns, nach diesem Vorgang, also keineswegs unerwartet, Fröhlich als Liederdichter auftreten zu sehen. Wir haben diese Erwartung in so fern vollkommen befriedigt gefunden, als aus vorliegenden Proben des Vfs. Beruf zum lyrischen Dichter uns unzweydeutig hervorleuchtet; — ein Wort, welches man wohl erwägen soll, ehe man es auszusprechen wagt, besonders in einer Zeit wie die unsere, wo die ästhetische Kultur und die dichterische Sprache in hohem Grade Gemeingut der Nation geworden, so daß es oft große Schwierigkeit hat, den nur zu sehr täuschenden Schein des bloß Angelernten und Angeeigneten von dem Glanze der Originalität zu unterscheiden.

Diese, auf der Thatsache beruhende, allgemeine Anerkennung vorausgeschickt, wird es uns vergönnt seyn, den talentvollen Dichter auch auf das aufmerksam zu machen, was uns mangelhaft an seinen Produktionen erscheint. — Hier und da vermissen wir nämlich, in einzelnen Gedichten, mehr noch in einzelnen Strophen, diejenige gediegene Klarheit, welche die Kritik besonders im lyrischen Gedicht darum unerläßlich fordert, weil das Gefühl an sich nicht so bestimmt und spezialisirt ist, als die Objekte der Anschauung, mit welchen der plastische Dichter und Künstler es zu thun haben. Die sogenannten lyrischen Sprünge widersprechen nur scheinbar dieser Theorie; genauer betrachtet, bestätigen sie dieselbe. Gerade um sein individuell poetisches Gefühl uns anschaulich zu machen, wählt der Dichter die verschiedensten Darstellungsmittel, bald Bilder aus der Natur, bald aus der Geschichte, bald die Form der Sentenz u. s. w., wodurch nothwendig jene Sprünge entstehen, die nur dann Seitensprünge sind, wenn sie nicht als Mittel zu dem gleichen Zwecke der Einheit gebraucht werden. — In dieser Beziehung nun verfehlt sich Fröhlich mitunter. So weiß man z. B. in dem Liede: „Der Alpengarten," nicht recht, welche Anschauung er zum Träger seines lyrischen Gefühles machen will, ob die der wirklichen, hohen Alpmatte, oder ob diese ideal und metaphorisch aufgefaßt ist; dadurch geschieht es, daß die Prädikate der erstern nicht auf die leztere passen, und umgekehrt, und somit entgeht uns der poetische Totaleindruck. — So ist, ferner, der „Schweizerpsalm" in allen Strophen poetisch, nur daß diese selbst allzu lose und mehr äußerlich zusammengefügt sind. — Nicht dieser, aber der entgegengesezte Fehler ist an dem lezten Gedichte: „Trinksprüche," wahrzunehmen; in demselben ist eine äußere Einheit erkünstelt, indem der Dichter seine Trinksprüche an Eigenschaften des Weines anknüpft, und so mitunter nicht einleuchtende oder unpassende Beziehungen vorbringt. Da heißt es z. B.

Säger quillt der Wein bey'm Sange
aus des Kelches Glanz und Klange;
die uns Freuden noch verschönen
mit der Künste goldner Pracht:
„Jubel, den sie angefacht,
soll zum Preis der Künstler tönen!"

Hier sind wohl die Dichter durch den Sang, aber nicht die Künstler durch Glanz und Klang der Becher, noch die goldne Kunst durch den goldnen Wein, hinreichend symbolisirt; der Toast also hat in so weit kein poetisch gültiges Motiv. — Dagegen hat das Gedicht auch ächte Strophen, wie folgende:

Der vom schönen Berg geflossen,
wo die Jugend wir genossen,
duftend bringet er uns wieder
jenes Traumes Seligkeit;
„Heimathlust und Jugendzeit"
sind des Becherklanges Lieder.

und den jovialen Schluß:

Nun wir hier zusammenhalten,
frische Jungen, weise Alten:
„Trinkt, ihr Alten, euch zur Jugend
an dem neuen Feuerwein,
und, ihr Jungen, schenket ein
mit dem alten milde Tugend!"

Neu und wahr ist der Dichter meist in seinen Bildern, doch kommen mitunter auch einige vor, wie jenes in dem sonst trefflichen „Schützenlied:"

Wie durch Waldnacht Strahlen dringen,
fährt zum Wald hinaus der Schuß,

wo die Antithese „durch Waldnacht" und „zum Wald hinaus" die Vergleichung (des durchdringenden Blickes des Schützenauges mit dem der Sonne) aufhebt. — Sonst weiß der Dichter die Antithese, mit welcher sich die Poeten so oft und schwer an der Poesie versündigen, wohl zu handhaben, wie z. B. jene meisterhafte in dem „Bauernstand" bezeugen mag:

Von Hütten ward oft schon der Retter beschieden,
Hier schreitet die Heermacht des Volkes heraus!

Was uns aber am meisten für des Vfs. Beruf zum lyrischen Dichter zeugt: nirgends finden wir bey ihm jene leeren Versicherungen von allerhand vortrefflichen Gefühlen und flammenden Begeisterungen, von welchen so viele alte und junge Poeten geschwängert zu seyn vorgeben; vielmehr treffen wir hier nur lyrische Gedanken, Bilder und Situationsgemälde, wonach uns keine Wahl gelassen wird, ob wir an des Dichters Empfindung für dieselben glauben wollen, oder nicht: und dieß ist einzig und allein der Effekt des Zaubers der lyrischen

Dichtung, deſſen gebietender Stab eben nur der Hand eines Dichters anvertraut iſt. Zum Beleg ſtehe hier eines der kürzern Lieder ganz, das „Tellslied.“

Des Schützen Begleit
iſt frever Muth,
der Knab an der Seit'
ſein Glück und Gut.
„O Knab an der Hand!
ich ſchütz' dein Haupt,
daß Keiner dir Land
und Leben raubt.

„Drum ruf' ich nicht Heil
dem Federhut,
drum führ' ich den Pfeil
und Bogen gut.
Greift Einer dein Herz
mit Mörderfauſt:
hat ſchnell ihm mein Erz
die Bruſt durchſauſt.

„Und was dich bedroht:
ſieh, dieſe Hand
zwang tief aus der Noth
das Schiff zum Strand.
Und reißen dich Wind
und Well' von mir:
ich helfe dir, Kind,
oder ſterb' mit dir.“

Man wird leicht bemerken, wie glücklich hier dem hiſtoriſchen Helden die lyriſche Seite abgewonnen iſt. Statt in neualterthümlich-politiſchen Deklamationen zu rodomontiren, erſcheint uns der wilde Schütze nur in ſeiner felſenfeſten Treue eines tiefen, liebevollen Gemüthes, und der Knabe iſt das natürliche, menſchlich ſchöne Motiv. — Eben ſo gut iſt der „Winkelried“ aufgefaßt und „Rillaus von der Flüh,“ lezteres eines der beſten Charakterbilder lyriſcher Poeſie, die wir kennen.

Der Heerd dieſer Strahlen iſt des Dichters poetiſche Grundanſchauung, in welcher die noch gegenwärtige große Natur ſeines Vaterlandes und deſſen große hiſtoriſche Vergangenheit, wechſelſeitig einander allegoriſirend, ihm zuſammenſchmelzen, indeß ein lebendiges religiöſes Gefühl dem Ganzen Leben einhaucht. — In ihrer Ganzheit tritt dieſe Grundanſchauung am klarſten hervor in dem Gedichte „Die Alpen,“ wie ſchon aus den folgenden, obwohl aus dem Zuſammenhang genommenen, Strophen erhellen wird:

Unſre Berge lugen über's ganze Land,
aus dem Rhonethale zu des Rheines Rand,
und in alle Gauen ruft ihr Freudenfeu'r:
„Schweizermannen, haltet eure Heimath theu'r! — —

Wie die Berge wurzeln unter Meeresgrund:
ſteh' in Herzenstiefen Lieb' und Treu zum Bund!
wie ſie überblicken ſegnend alle Gaun:
laßt uns alleſammen zu den Brüdern ſchaun! — —

O ihr Höhen Gottes! rufet überall:
„Er, der aufgeworfen der Gebirge Wall,
machte Alpenauen zu der Freyheit Hort,
daß ſie grünen, leuchten ringsthin fort und fort.“

Die Behandlung des Rhythmus und Versbaues iſt im Ganzen ſehr zu loben; nicht die ſtehenden und deßwegen häufig leiernden Formen trifft man, ſondern jedes Gedicht hat, ungefähr wie die Lieder unſerer Minneſinger, ſeine eigenthümliche Gliederung und Geſtaltung. — Auch die Sprache iſt rein und wohlklingend; denn gegen die Reinheit verſtoßen ſogenannte Provinzialismen, wenn ſie dem Geiſt und der Analogie der Geſammtſprache nicht zuwider ſind, keineswegs, und wenn ſie, wie das ſchweizeriſche ab (dem Berge) und innert (den Schranken) anſchaulicher, als die herkömmlichen bezeichnen, ſo ſind ſie uns ſehr willkommen. Auch gegen die Apokope der ſtummen E (zumal in pr. praes. u. im nom. sing.) haben wir, wenn ſie nicht zu ſehr gehäuft wird, nichts einzuwenden. — Der Reim iſt mit Sorgfalt behandelt, nur einigemal reimt ü auf i, und einmal ö auf e, was frevlich unerträglich diſſonirt, ſo ſehr unſer Ohr durch die Mißhandlung unſerer neuern Dichter (die alten ahneten nicht einmal, daß dergleichen für Reim irgendwie gehalten werden könnte) hierin iſt abgeſtumpft worden. Dagegen iſt uns ö auf ff, f auf ff nicht anſtößig, unleidlich aber g auf ch, d auf t, was unſer Dichter auch durchgängig vermeidet. — Der Reim iſt ſeiner Natur nach rein muſikaliſch, und wie kommt man nur dazu, ihn doch in Geſtalt ohrquälender, unlösbarer Diſſonanz zu gebrauchen?! Auch verderben ſchlechte Reime die Ausſprache, während gute, wie die ächten Sprachforſcher längſt anerkannt, das beſte Mittel der Erhaltung ſonorer Reinheit derſelben ſind.

H — l.

Vermiſchte Schriften.

Manuſcript eines Clausners auf der ſchwäbiſchen Alp. Erſter Theil. Augsburg und Leipzig, in der von Jeniſch und Stage'ſchen Buchhandlung, 1827.

Die Mengſchriften, die literariſchen Ragouts, werden immer häufiger. Warum ſoll auch der Schriftſteller ſich nicht die Freyheit nehmen, ohne Zuſammenhang und Ordnung über alles zu reden, was ihm in den Sinn kommt, da die Leſer ſelbſt doch nur aus zwanzig wohlgeordneten Büchern ein ein und zwanzigſtes zuſammenleſen, das ein Gemiſch von allen iſt. Die meiſten Leſer behalten aus dem beſten Zuſammenhange doch immer nur etwas Einzelnes, Unzuſammenhängendes. Man lieſt und behält alles aphoriſtiſch, warum ſoll man nicht auch in bloßen Aphorismen ſchreiben?

Der Clausner auf der ſchwäbiſchen Alp bringt uns ein dickes Buch voll ſolcher Aphorismen, theils philoſophiſche wie die von Plattner, theils juridiſche und politiſche, wie die in der bekannten Sammlung Welt und Zeit. Er

übergibt sie uns, wie er in der Vorrede sagt „nicht in der Absicht, uns neue und unbekannte Wahrheiten mittheilen zu wollen, sondern vielmehr in der Hoffnung, daß dieses Manuscript solche Wahrheiten enthalte, von welchen ein berühmter Dichter sagt, daß es Wahrheiten sind, die nicht genug wiederholt werden können.“ Das Buch ist wirklich voll Reminiszenzen; da es sich aber sehr populär und faßlich über eine Menge von Dingen ausspricht, die in gelehrten und philosophischen Werken vergraben dem größern Publikum noch lange nicht so bekannt sind, als sie es seyn sollten, so verdient der Verfasser für seine Mittheilung alles Lob. Deutschland ist unermeßlich reich an Ideen; aber wenn wir die Männer bewundern, welche sie zuerst gedacht, dürfen wir die nicht gering achten, die sie verbreiten, aus der Schule in's Volk bringen, aus der gelehrten Sprache in eine allgemein verständlichere übersetzen. Der Clausner scheint ein im Kameral- und juristischen Fach versuchter Mann zu seyn, und die meisten seiner Fragmente beziehen sich auf Gegenstände der Staatswirthschaft und des Rechts. In einer interessanten Untersuchung bemüht sich der Clausner unter andern zu beweisen, daß die Geschwornengerichte nicht die Grundlage einer guten Rechtsverfassung, sondern nur deren Blüthe seyn könnten. Diese Gerichte setzen, seiner Meynung nach, eine ideale Ausbildung der Sitten und Einsichten im Volk voraus, ohne welche sie immer nur eine Mißgeburt bleiben. Er hält diese Rechtsverfassung, die nur in einem idealen Zustand möglich sey, selbst für ein Ideal. Hat der Clausner aber nicht bedacht, daß ein vollkommen ideales Volk überhaupt gar keine Rechtsverfassung mehr braucht, weil es, mit aller Tugend und Einsicht ausgestattet, gar kein Unrecht mehr begehen kann? Das Ideal jeder Rechtsverfassung und jeder Gesetzgebung ist, sich zuletzt entbehrlich zu machen. Wo es noch eine Rechtsverfassung gibt, setzt sie auch einen unvollkommnen, keineswegs idealen Zustand der Sitten und Einsichten voraus, denn richten und strafen kann man nur, wo noch gezankt und gefrevelt wird. Die Forderung eines idealen Volkes darf der Clausner daher nur immer fallen lassen. Irrt er hierin, so täuscht er sich um so weniger in der zweyten Forderung, die er machen zu müssen glaubt, wenn die Jury jemals gedeihen soll. Er verlangt nämlich auch ein öffentliches politisches Leben überhaupt, und dieß ist die nothwendigste Bedingung der Geschwornengerichte. Wo alles Andere im Staate Geheimniß und Schreiberey ist, kann freylich das Recht nicht allein öffentlich und mündlich seyn.

Am Schluß aller dieser Aphorismen und Fragmente gibt der Verfasser die Uebersetzung von Briefen einer Dame aus dem siebzehnten Jahrhundert, der Frau von Villar, Gemahlin des französischen Gesandten in Madrid zur Zeit Karls II. Diese Briefe schildern sehr anziehend den damaligen Zustand des spanischen Hofes, und sind eine artige Zugabe zu dem Manuscript des Clausners, obgleich sie dem Inhalt nach in gar keinem Zusammenhange damit stehen.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

— Unter der schon früherhin in diesen Notizen angeführten Rubrik von unrichtigen Angaben und verschobenen historischen Daten, welche von Schriftstellern aller Art, Italien betreffend, in die Welt hinausgesandt werden, hat ganz neuerlich wieder eine neue, verbessert seyn sollende Ausgabe des zu Mailand bey Giegler gedruckten Manuel du voyageur en Italie u. s. w. (672 und 24 S. in 8.) sich selbst eine bedeutende Stelle angewiesen, welchem ein italienischer Recensent, neben einer Unzahl von Druckfehlern, die nicht bloß das Buch entstellen, sondern auch, zumal wo es sich um Eigennamen von Personen und Oertern handelt, den Reisenden gar häufig zu den unangenehmsten Irrthümern verleiten können, in dem einzigen Paragraph des Wegweisers, welcher die Reise von Mailand nach Genua enthält, nicht weniger als fünfzehn, zum Theil grobe Versehen und Spropositi aufzählt. Die Bäume, sagt dieser Recensent, mit welchen die Straße von Mailand bis Pavia ganz eingefaßt seyn soll, sind in der Wirklichkeit gar nicht vorhanden. Auf Binasco, welches als eine Stadt aufgeführt wird, paßt dieser Name keineswegs. Die Gärten, Parkanlagen und Kanäle, von denen gesagt wird, daß sie die Karthause zu Pavia verschönern und zu einem reizenden Aufenthalte machen, existiren gar nicht und haben zu keinen Zeiten existirt. Der alterthümliche, in der Nähe der Karthause liegende Park der Visconti, wo Franz I. zum Gefangenen gemacht wurde, wird, der geschichtlichen Wahrheit schnurstracks entgegen, an die Thore von Pavia versetzt. Die Behauptung, daß Pavia früher als Mailand gestanden habe, wird irriger Weise dem Plinius zugeschrieben. Nicht ein prächtiger Portikus, sondern eine ganz ärmliche Säulenhalle ist es, welche den ansehnlichsten der Plätze von Pavia einfaßt. Die angebliche Lanze Orlandos war nicht, wie das Handbuch angibt, ein Ruder, sondern ein mit einer eisernen Spize versehenes Stück von einem Schiffsmaste. Das Gebein des heil. Augustinus, wovon es heißt, es befinde sich in San Pietro in Cielo d'oro, ist längst in die Kathedrale versetzt; in der Kirche von San Pietro aber, welche als mit Bildsäulen und Marmor verziert beschrieben wird, findet gegenwärtig kein Gottesdienst mehr statt. Unter den berühmten Männern, welche der Universität zu Pavia zur Zierde gereicht haben sollen, kommt der Name eines Rechtsgelehrten Jason vor, und nur mit Mühe läßt es sich errathen, daß unter dieser barbarischen Benennung der Gelehrte Giasona del Maino soll verstanden werden. Davon, daß das Haus (denn ein Pallast, wie das Handbuch sagt, ist es keineswegs) des Professors Scarpa sich durch die Kostbarkeit seiner Verzierungen auszeichne, weiß niemand etwas: eben so wenig davon, daß sich aus den Kleidern der Bürger von Pavia auf den Reichthum des Landes schließen lasse. Es ist eine grundlose Behauptung, daß der Hanf einen wesentlichen Bestandtheil jenes Reichthums ausmache, und eben so grundlos ist es, daß die wenigen, jenseits der Brücke gelegenen Häuser eine große Vorstadt bilden, und, daß diese Vorstadt mit einer Mauer umzogen sey. Und diese Dinge alle, fährt der Kritiker fort, läßt man zu Mailand drucken, in einer Entfernung von nicht mehr als zwanzig Meilen von Pavia!...

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 22.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 16. März 1827.

Politik.

1) Mein Antheil an der Politik. II. Nach dem Fall Napoleons. Congreß zu Wien. — Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1826.

Mit Recht legt der würdige Herr Verf. dieser politischen Memoiren in gegenwärtiger Abtheilung derselben den Verhandlungen auf dem Congreß zu Wien eine gleiche, ja höhere Bedeutung bey, als denen gebührt, welche einst zu Münster und Osnabrück gepflogen worden. Denn wahrlich, wenn auch so manche, selbst billige Hoffnungen, zu welchen jene Verhandlungen berechtigten, noch nicht in Erfüllung gegangen, wenn auch eine große Anzahl wohlgesinnter Männer die Besorgniß hegt, es könnte bey nächster Gelegenheit die alte Schmach über Deutschland wieder hereinbrechen, so wird dennoch der Wiener Congreß nach Jahrhunderten als die erste, festgegründete Stufe bezeichnet werden, auf welcher Deutschland und mit ihm Europa einen neuen Lebenslauf in aufsteigender Linie begonnen. Jene Osnabrücker und Münster'schen Verhandlungen haben gehalten, was sie dem Einsichtigen auch damals nur versprechen konnten; sie erhoben eine fortwährende Destruktion zum Gesetz, und sie ist schrecklicher, als man es sich mag haben träumen lassen, gerade an den gesetzgebenden Mächten in Erfüllung gegangen. Zu Wien ist der Grundsatz der Einheit und Einigung der gesetzlichen Freyheit und der Gerechtigkeit festgestellt worden, und die Geschichte wird sich in der Anwendung desselben nicht durch die Schranken der Vorbehalte hemmen lassen. Aber wie jener Grundsatz selbst die Frucht von Jahrhunderten ist, so ist seine Anwendung auch die Aufgabe, welche nicht Jahrzehende, sondern Jahrhunderte zu lösen haben und — lösen werden. — Obgleich der Verf. der Memoiren (und mit ihm wohl mancher Leser) unsere Zuversicht nicht in vollem Maße theilen dürfte, so sind es doch eben sie, welche dieselbe, wenn auch nicht hervorgerufen, doch bedeutend genährt und gestärkt haben. Dieses Selbstbekenntniß, das vielleicht als ein höchst unnöthiges Auskramen subjektiver Meynungen betrachtet wird, gehört gleichwohl sehr zur Sache, indem es das zuverlässigste Zeugniß von dem Sinne und Geiste ablegt, in welchem die vorliegenden Berichte über die Vorgänge am Congreß zu Wien verfaßt sind. — Denn, wenn gleich der Verf. es keineswegs unterläßt, sein mißfälliges Urtheil über Vieles und Wichtiges unumwunden auszusprechen, so geschieht es doch immer um des Friedens, um der Gerechtigkeit selbst willen, und wie wenig derselbe auch mit den Wünschen und Bestrebungen einiger Männer, die, gleich ihm, als Bevollmächtigte dem Congreß beywohnten, einverstanden seyn mag, so erkennt er dennoch an, daß auch diese damals in der aufrichtigen Absicht, Einigkeit und Gerechtigkeit zu fördern, gehandelt hätten. — Das Beruhigende aller hieher gehörigen Aeußerungen liegt aber darin, daß dieselben keine deklamatorischen, sondern in wohlerwogenen Daten begründete sind. Hiezu kommt die edle Freymüthigkeit, wie sie gewiß selten bey Staatsmännern gefunden wird, und mit welcher gleichwohl der Verf. überall urtheilt, wo ihn Gerechtigkeit und eine wohlverstandene Politik dazu auffordern. Und dieses gerade ist es, was zur höchsten Zuversicht berechtigt, daß wir überall jede andere, als auf Gerechtigkeit und selbst auf Sittlichkeit gegründete Politik verschmäht finden. Mag das im Munde eines allgemeinen Menschenfreundes nichts mehr als ein bon mot, in dem eines aufrichtigen und selbst energischen Enthusiasten erfolglos, wenn nicht gefährlich, seyn, in dem eines umsichtigen, vielfach gebildeten, in Staatsgeschäften oft erprobten Staatsmannes ist es weder das eine noch das andere, sondern ein historisches Faktum.

Eben über diese Theilung Polens und das damit verknüpfte Schicksal Sachsens, über den Gang der Verhandlungen und die hauptsächlichsten Veranlassungen mancher Mißverständnisse zu Wien erhalten wir wichtige Notizen. Speciellere Aufschlüsse gibt uns Herr von Gagern über die niederländischen Verhältnisse zu Deutschland, weil diese es waren, welche derselbe zu Wien zu vertreten hatte. Es werden in dieser Beziehung die nöthigen Auszüge aus Briefen mitgetheilt, welche damals an Se. Majestät den König der Niederlande sind gerichtet wor-

den. Außer diesen historisch-politischen Dokumenten erscheinen von allgemeiner Wichtigkeit einige Hindeutungen und Nachweisungen, welche auf das beabsichtigte Direktorium der fünf großen Mächte in Deutschland und die Opposition der übrigen Reichsstände dagegen, bey welcher Herr von Gagern besonders thätig war, Bezug haben. Sodann wird unter andern auch klar, daß manche Erläuterungen des 13ten Artikels der Bundesakte, die oft genug für unbefugte Auslegungen liberaler Phantasten erklärt worden, durchaus wesentliche, ja authentische sind. —

Als Mittelpunkt aller vorkommenden Ansichten und Urtheile über die namentlich für Deutschland entscheidenden Vorgänge und Interessen des Wiener Congresses darf die Idee von Kaiser und Reich betrachtet werden, welcher Herr von Gagern aus politischen und historischen Gründen zugethan ist. Eine gedrängte Uebersicht der lezteren gibt die geistvolle Abhandlung in der 15ten Beylage, die schon 1815 unter dem Titel: „Grundzüge deutschen Staatsrechts und deutscher Geschichte" ist abgedruckt worden. —

2) Der Einsiedler oder Fragmente über Sittenlehre, Staatsrecht und Politik. Zweyter Theil. Zweyter Heft. Spartam nactus es, hanc exorna. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1826.

Wenn der Freyherr von Gagern in seinen Memoiren als Staatsmann auftritt, dessen Mittheilungen, so sehr sie auch von umfassender Wissenschaft, von einem höchst ehrenwerthen Charakter zeugen, dennoch den Ton des Offiziellen durchaus nicht verläugnen dürfen, so erscheint derselbe hier dagegen als vielfachgebildeter, edelgesinnter Privatmann, dessen freye Beobachtungen, Ansichten, Urtheile über den politischen und ethischen Zustand der civilisirten Welt durch ihm einwohnende Erinnerungen an bestimmte Thätigkeit in derselben nur an Klarheit und Entschiedenheit gewinnen können. Denn — jeder tüchtige Schachspieler, welcher dem Spiele Anderer zusieht, hat, wenn diese auch eben so tüchtige, ja überlegene Spieler wären, gewöhnlich einen untrüglicheren, weit unbefangeneren, Blick für die Vortheile und Nachtheile beyder Partheyen, als diese selbst. — Folgende im vorliegenden Hefte des Einsiedlers gethanen Aussprüche S. 17: „Diese Blätter haben ganz eigenthümlich zur Absicht, alles zu entfernen und standhaft zu bekämpfen, was zur Verschlechterung und Entwürdigung der menschlichen Gattung führt" — und S. 38: „Es ist ein viel edleres Bestreben, die menschliche Gattung von ihren schöneren Seiten zu betrachten, sie zu entschuldigen, wo immer dazu Anlaß und Möglichkeit ist; zu zeigen, was natürlich, nicht anders zu erwarten, oder nur vorübergehend und zum Besseren einlenkend, in so vielen Vorkommenheiten und Einrichtungen gewesen sey" — diese Aussprüche enthalten eine Selbstkritik, welche treffender, als wir es sonst vermöchten, den Sinn und Geist dieser ethisch-politischen Zeitschrift bezeichnet. Alle fragmentarische Aufsätze, welche gegenwärtiges Heft darbietet, haben ihren eigenthümlichen Werth. Wir deuten auf einige derselben hin, deren Gegenstände schon allgemeineres Interesse gewähren. Zuerst auf einen über die Seeräubereyen der jetzigen Griechen im Vergleich mit denen, welche einst die niederländischen Geusen geübt, die aus ähnlicher Noth hervorgegangen, zu noch weiterem Extrem getrieben und dennoch gerade der erste reelle Punkt gewesen seyen, den die niederländische Freyheit gewonnen und von dem aus dieselbe sich endlich über das feste Land verbreitet habe. — Sodann würdigt der Verf. auch die Vorgänge auf Hayti, dessen neuerliche Emancipation und deren Folgen. Jene erhalten volle Anerkennung z. B. S. 40 in diesen Ausdrücken: „Aber fürwahr, ich denke bey weitem vortheilhafter von der menschlichen Gattung überhaupt, seit jener Umwandlung, seit jener Erscheinung von Hayti als politischer Staatskörper. Und ich möchte alle meine Zeitgenossen zu ähnlichen, erhebenden Gefühlen, und zu reifem Nachdenken über dieses so unerwartete Ereigniß einladen, welches alle menschlichen Berechnungen und Hoffnungen weit übertrifft. Es zernichtet das System derer, die mit der Hoffahrt der weißen Farbe, oder des Celtenthums, jene für eine schlechtere Menschenrasse hielten, und deren Argumente darauf hinausliefen, daß zwischen Newton, Leibnitz und den Affen eine ununterbrochene allmählige Stufenfolge sey, in welcher der Neger ziemlich tief stehe." Sodann wird die Mäßigung, die Klugheit und die würdige Haltung gerühmt, welche man in Hayti im Allgemeinen bey allen Vorgängen, in Kriegs- und Friedensanordnungen, wie im politischen Betragen gegen das Ausland an den Tag gelegt. Die Emancipation selbst von Seiten Frankreichs wird als ein Akt politischer Weisheit dargestellt, dessen Unterlassung eben so unklug als ungerecht gewesen wäre. Eben so liberal, im edleren Sinne des Wortes, wird die Frage von der Unabhängigkeit Südamerika's und das darauf bezügliche Benehmen des brittischen Cabinets beleuchtet. Die Emancipation der irländischen Katholiken wird gleicherweise in einem andern Fragment als die würdige Aufgabe einer erleuchteten, nach Recht und Billigkeit verfahrenden Politik betrachtet. Der Verf. wünscht dieselbe, lobt den neuerdings dafür laut gewordenen Eifer; doch ist er der Ansicht, daß dieselbe schwerlich so bald eintreten werde, als manche zu erwarten scheinen; denn es reiche keineswegs die allgemeiner gewordene Ueberzeugung, daß es

geschehen müsse, dazu hin; vielmehr handle es sich um das Quomodo der Ausführung, und diese sey ohne freywillige Entsagung auf den Besitz protestantischer Kirchengüter, denen keine Gemeinden entsprächen, rein unmöglich. Denn, sagt der Verf., „was ist eine Kirche anderes, als ein consortium civium. Wo diese fehlen, da ist weder Bürgerschaft noch Kirche, sondern Fiktion und Falsum. Man macht ein kleines Bethaus oder Heiligenhaus nicht zur Domkirche, wenn man es zehnmal so nennt. Also zur Emancipation gehört auch Proportion, wenn sie politisch richtig und politisch heilsam seyn soll. Eine allmählige Entsagung der irländischen protestantischen Kirche, in so fern sie dort ist. Eine gänzliche Umwandelung des Zehentsystems. Mehr Priesterseminarien und Schulen, wenn gleich vom weltlichen Auge inspectirt; —" und: „Nicht weil der protestantische Clerus ärmer, frugaler, einfacher seyn soll, will ich in Irland seine Einkünfte geschmälert sehen, sondern weil er nicht da und nicht anwendbar, weil er Hirt ohne Heerde ist; und weil die vorhandene (katholische) Heerde ihren stattlichen, wohlgehaltenen und fröhlichen Hirten sucht. Weil durch eine barbarische Anomalie, und des Siegers beständigen Hohn der Katholisch-Glaubende für den in seinen Augen abtrünnigen Priester zahlt, leistet und schafft; und darum der bürgerlichen Rechte, und was ärger ist, der bürgerlichen Tugenden verlustig geht. Nehmt ihm den Klageton, den Klagestoff, erdebt ihn zur wahren National-Ehre und Aristokratie, und stellt den Wetteifer her in Sitte, Kenntniß, Klugheit und Kraft. Dann erst habt ihr emancipirt." — W. B. M.

Ueberblick der russischen Literatur, von einem (ungenannten) russischen Edelmann.

Auszug aus dem Französischen.

(Beschluß.)

Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts bereiteten junge Schriftsteller durch Einführen fremder Wörter und Wendungen und durch falsche Empfindsamkeit das Sinken der Literatur, besonders des Trauerspiels, vor. Schon sind ihre Namen in Vergessenheit gerathen, nur zwey sind auszunehmen, Karamsin als Prosaiker, Dmitrieff als Dichter. Ersterer bildete sich wieder durch das Studium der slavischen Sprache; Dmitrieff war besonders in der Nachahmung von Voltaire's Erzählungen und Lafontaine's Fabeln glücklich. Der verbannte und darauf begnadigte Dichter Pancratius Sumarokoff gehört dem Styl und Geschmacke nach eigentlich eher der vorigen Periode an.

Alexander fügte zu den bestehenden Universitäten Moskau, Wilna und Dorpat die drey neuen, Charkoff, Kasan und Petersburg; Abo und Warschau kamen dazu, und das Unterrichtswesen hob sich. Doch folgten die Russen nur den andern Völkern nach. Die Erdkunde allein verdankt ihnen Entdeckungen; die Namen Krusenstern, Kotzebue, Bellingshausen, Golowin, Lasareff, Wassilieff sind rühmlichst bekannt, und von den Russen hauptsächlich erhält man Nachricht über das innere Asien und China. Es ist hier nicht die Rede von Malern und andern Künstlern.

Die Lyriker dichteten in der neuesten Zeit wieder mit dem größten Erfolg. Wostokoff führte neue Rhythmen ein; Jukofsky die deutsche und englische Romantik; harmonischer noch, aber weniger originell ist Batuschkoff, und man fängt an, den Fürsten Schichmatoff nicht mehr zu verkennen. Katenins Verse sind zu nachlässig, aber seine Dichtung originell, und der junge Lyriker Puschkin steht hoch über vielen seiner Vorgänger.

Für das Epos hat Gneditsch den schon früher versuchten Hexameter einheimisch gemacht, und Puschkin ahmte mit Erfolg die romantischen Dichtungen Byrons nach; sein bestes Werk, Ludmila, ist der Sagenzeit Wladimirs entnommen; es ist Schade, daß sich derselbe nicht überhaupt mit nationalen Stücken beschäftigt hat. Des Fürsten Schachofsky heroisch-komisches Gedicht (die gestohlnen Pelze) erinnert nur zu oft an Boileau.

Die dramatische Kunst schritt unterdessen nur langsam vorwärts. Oseroff gab von 1804 bis 1809 vier Trauerspiele, — freylich sind zwey darunter Nachahmungen von französischen Stücken, aber die beyden andern, ihm eigenthümlichen (Fingal und Dmitrii-Donskoi) sind die besseren. Oseroff und mehrere seiner Nachahmer sind gestorben, auch Grusinzoff, der einen völlig antiken Oedipus Tyrannus verfaßt, und die einzige Hoffnung beruht gegenwärtig auf Katenin. Eine Unzahl übersezt aus dem Französischen. Das deutsche, englische und italienische Theater sind der russischen Scene fast fremd. Schillers Jungfrau von Orleans ist in Verse übersezt, aber nicht aufgeführt worden.

Nimmt der Fürst Schakofsky keine sehr hohe Stelle unter den Tragikern ein, so ist er doch der erste Komiker unter seinen Zeitgenossen. Ein Hauptverdienst seiner zahlreichen Lustspiele liegt in der wahren Zeichnung der Charaktere. Die Verse sind etwas nachlässig, und im Plan ist manchmal zu große Hast. Er sieht gern bloß seine eignen Stücke zu Petersburg aufführen. Kryloff hat in derselben Gattung einige glückliche Versuche gemacht, und Sagoskin verbindet viel Komik mit Originalität. Außerdem viele Uebersetzer. Oper und Vaudeville verdanken auch dem Fürsten Schakofsky am meisten; Ilin und Nevachovitsch arbeiteten mit Erfolg Dramen. Die dramatische Kunst ist bey weitem nicht national genug in Rus-

land; Ueberſetzungen und Nachahmungen franzöſiſcher Stücke füllen das Repertorium.

Milonoff, der 1821 ſtarb, hat viele gelungene Satyren hinterlaſſen. Die beſten ſind wohl die des Fürſten Schakofsky. In der Fabel verbindet Kryloff mit den ſchönen Eigenſchaften Chemnitzer's ein bedeutendes Dichtertalent; nur möchte ihm zuweilen Schwulſt und eine zu geſuchte Sittenlehre vorzuwerfen ſeyn. Die beſten ſeiner Fabeln ſind (1825) in's Franzöſiſche und Italieniſche überſezt.

Es gibt einige wenige den Ruſſen eigenthümliche Idyllen von Panaeff und Gueditſch, welcher leztere das Leben der Fiſcher an der Newa mit wahren, poetiſchen Farben ſchildert.

In der Proſa hob ſich, unter Alexander, beſonders der hiſtoriſche und didaktiſche Styl. Der Erzbiſchof Auguſtin zu Moskau, der vor einigen Jahren geſtorben, verdient allein in der Kirchenberedtſamkeit neben Platon genannt zu werden. Karamſin's Geſchichte von Rußland kennt ganz Europa. Auch fehlt es nicht an andern Hiſtorikern, eben ſo wenig als an Verfaſſern von Erzählungen und Schriftſtellern über Sprache und Literatur.

Aus Italien.

(Beſchluß.)

— Von den drey, in neueſter Zeit zu London erſchienenen Commentaren zu der Divina Commedia, einer von Roſſetti, ein zweyter, ohne Text der Ueberſetzung, von einem Ungenannten und ein dritter von Ugo Foſcolo, wovon der erſte Band eine Abhandlung über den Text und die verſchiedenen, in Betreff der Geſchichte und kritiſchen Emendation der Commedia des Dante waltenden Meynungen enthält, trägt der leztgenannte das Beſondere an ſich, daß der Verfaſſer in noch ungleich kategoriſchern Ausdrücken, als ſeine frühern, denſelben Dichter commentirenden und auslegenden Collegen gethan haben, um die Wette, ſich dahin erklärt, es haben mit einigen kleinen Ausnahmen, die zu Gunſten des Peters Lombardie, Gozzi und dem der Mailänder-Ausgabe des Dante, in der Sammlung der italieniſchen Claſſiker, angehängten Commentar von ihm gemacht werden, die übrigen bisherigen Commentatoren alle unrecht geſehen und eins für das andere genommen, (was der Italiener Scrivere colle traveggole nennt). Doni wäre, ſeiner Meynung nach, der ſchamloſeſte Betrüger, ein ruchloſer Prieſter, Manni ein langweiliger Schwäzer, Creſcimbeni ein Compilator von tauſend Sachen, von denen er nicht eine einzige verſtanden habe, Tiraboſchi, als ein Anbeter Petrarchas, hätte den Dante lange nicht genug in Ehren gehalten, Perticaris vortreffliche Abhandlung über Dantes Vaterlandsliebe wäre mit unzähligen Ausdrücken oratoriſchen Feuers angefüllt, und liefere einen unwiderſprechlichen Beweis, daß die Vermiſchung der Kritik mit der Rhetorik einen Kampf auf Leben und Tod zur Folge habe. Die neueſten Atademiker der Cruſca vergleicht Hr. Ugo-Foſcolo mit jener Congregation von Prieſtern auf einem der Eilande des ſtillen Oceans, welche unter der Erde um einen Altar poſtirt, nämlich um einen ſeit Jahrhunderten angefaulten Baumſtamm, welchen mit einem andern umzuwechſeln die Religion der Vorväter verbietet, jeder nach ſeiner Weiſe predigen, indeß die andern um die Wette auf die unter der Aſche längſt völlig erkalteten Scheiter blaſen, um den verhängnißvollen Funken wieder in's Leben zu rufen und mit ſolchem Thun fortfahren, bis ſie zulezt mit heiſerer Kehle und von Ruß und Finſterniß erblindeten Augen, dabey ganz athemlos und triefend von Schweiße, von dannen ziehn, dem Volke zu verkünden, wie ſchön und herrlich auflodernd ſie das heilige Feuer in der Höhle gelaſſen haben. Auf ähnliche Weiſe zieht Hr. F. gegen alle diejenigen zu Felde, welche es gewagt haben, vor ihm das Danteſiſche Feld zu betreten: am leidlichſten kommen noch diejenigen davon, die er ſich begnügt hat, mit dem Namen von Eunuchen zu bezeichnen. Ganz vorzüglich ergrimmt zeigt er ſich auch gegen den Bartoliniani ſchen Codex, über welchen er eine mehr als Danteſiſche Galle ausſchüttet. Es habe, ſagt er, der Gelehrte, welcher jenen Codex beleuchtet, die Methode der Shakeſpear'ſchen Dramen auf die Kritik angewandt. Um es einleuchtend zu machen, daß jener Codex ſowohl (er nennt ihn einen patriarchaliſchen) als die Geſchichte und die Anekdoten, welche deſſen Authenticität in's Klare ſetzen ſollten, mehr als apokryphiſch ſeyen, wäre es hinreichend geweſen, einige wenige der darin vorkommenden Anachronismen und der falſchen Citaten anzuführen, welche der gedachte Gelehrte, ſey es nun im Feuer ſeiner Phantaſie und weil er vor Freude über die Entdeckung jenes Codex außer ſich war, vielleicht auch um dieſes oder jenes andern Entdeckers unbekanntere Notizen zu ſpotten oder aus irgend einer andern Urſache beygebracht: um aber nicht für einen armen Wicht zu paſſiren, der blos darauf ausgehe, die Fehler anderer an's Licht zu ziehen, wolle er ſich einſtweilen enthalten, jenen Codex in den Staub zu treten. (Es ſoll dieſes in ſeinem angekündigten Commentar zu Dante geſchehen, in Betreff deſſen jedoch, ſo wie auch ſeiner Ausgabe des Textes ſelbſt, die Biblioteca Italiana bemerkt, daß man in London noch gewaltig daran zweifle, ob ſie wirklich zu Stande kommen werden.) Es werden übrigens, meynt Hr. F., die den Bartolinianiſchen Codex betreffenden Notizen von Solchen herausgeſtrichen, welche dieſelben nicht leſen, und von Leuten geſammelt, die ſich die Mühe nicht nehmen mögen, ſie in der Nähe zu prüfen. Gleichwohl ſeyen eben dieſe Notizen von den großen Gelehrten der italieniſchen Bibliothek zu Mailand als willkommene Supplemente zu der Geſchichte von Dantes Leben empfohlen worden. Aber nicht allein den Bartoliniani ſchen Text der Divina Commedia macht Hr. Foſcolo zu ſeiner Zielſcheibe, ſondern es werden auch die ſämmtlichen übrigen Codices eben ſo unbarmherzig von ihm mitgenommen. Namentlich iſt dieſes der Fall mit jener Handſchrift des D. C. „welche Boccaccio wieder abgeſchrieben, Petrarca am Rande beſchrieben, Bembo kollationirt und Aldus befolgt hat, die unter den herrlichſten Siegestropäen nach Frankreich transportirt und, damit ſie im Vatikan angebetet werde, wieder nach Italien zurückgeſchickt worden iſt.“ Endlich faßt Hr. Foſcolo ſich noch in die Erklärung zuſammen: daß Dante ſein Gedicht für vollendet gehalten und öffentlich bekannt gemacht habe, ſey eine, zwar allgemein angenommene Hypotheſe; da indeß noch niemand den Beweis, daß ſie begründet ſey, geleiſtet habe, ſo fehle es auch gänzlich an einer Richtſchnur, nach welcher ſich kritiſche Emendationen oder geſchwätzliche Beleuchtungen des Dante'ſchen Gedichtes vornehmen ließen. Dieſer Behauptung zu Folge hätten alle bisherigen Ausleger und Commentatoren der D. C. ihre Zeit und Mühe umſonſt verſchwendet, und auch Hr. F. ſelbſt würde mit dem von ihm verheißenen Commentar, von dem ſich, nach ſolchen Aeußerungen über ſeine Vorgänger, große Dinge ſollten erwarten laſſen, ein Gleiches thun.

Nr. 23.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 20. März 1827.

Novellen und Erzählungen.

Gleich den Vaudevilles und Lustspielen von einem Akt werden auch die kurzen Novellen und Erzählungen immer mehr Mode. Kurz ist zwar nicht allemal gut, aber wenn etwas nur gut ist, so schadet es nichts, wenn es auch kurz ist; und ist es schlecht, so ist es noch gut genug, wenn es wenigstens kurz ist. Vielleicht hat das Bedürfniß der Taschenbücher und belletristischen Journale diese kurzen Waaren so häufig gemacht, sie sind es aber jetzt so sehr, daß sie nicht mehr alle in Almanachen und Zeitschriften untergebracht werden können, sondern in selbständigen Sammlungen erscheinen, und manche Dichter, die einigen Ruf erlangt haben, stellen auch wohl ihre früher zerstreut gedruckten Erzählungen in einer Auswahl zusammen. Von dieser Art sind die Novellen und Erzählungen von Wilhelm Blumenhagen. (Zwey Bände, Hannover, bey Hahn 1826.) Die meisten dieser Novellen sind schon vor mehreren Jahren in Taschenbüchern erschienen. Der bescheidene Verfasser entschuldigt sich, daß er sie wieder aufwärmt, und versichert, er würde es ohne dringende Aufforderung nicht gethan haben. Täuschen wir uns nicht, so ist Blumenhagen von einer Menge gleichzeitiger Almanachsdichter ehrenvoll zu unterscheiden. Seine Darstellungen verrathen durchgängig eine Wärme, die den meisten modernen Novellisten fremd ist. Er malt mit Emsigkeit, Vorliebe und einer gewissen Vertiefung in den Gegenstand, und scheint mehr Genuß beym Ausmalen selbst zu finden, als bey dem Beyfall Anderer, wenn seine Gemälde fertig sind. Er forcirt sich nicht, er buhlt nicht um den Ruhm in Tagblättern, er huldigt nicht sklavisch der Mode. Er besitzt die Selbstzufriedenheit eines Künstlers, nicht die Eitelkeit eines Modegecken. Vielleicht schreibt er aber zu viel, wie es Fouqué, Hoffmann und viele andere vor ihm auch gethan haben. Er würde weniger für die neuesten Taschenbücher, aber wahrscheinlich mehr für die Unsterblichkeit thun, wenn er seine Kraft besser zu Rathe hielte. Dieser Vorwurf trifft aber nicht ihn allein, fast alle unsere Romandichter und Novellisten gefallen sich in einer nachlässigen Vielschreiberey, und richten sich zu sehr nach dem Geschmack des Publikums, das immer Neues haufenweise verschlingen will, aber auch schnell alles vergißt. So lange ein Dichter schreibt, ist er in der Mode; hört er einmal auf, erscheint nichts Neues mehr von ihm, so wird er bald von andern verdrängt, die mit gleichen Eintagswerken den gleichen Eintagsruhm eintauschen. Es ist im Allgemeinen eben so natürlich als unschädlich, daß dergleichen ephemere Produkte, wie sie sich der Neugier schnell aufdrängen, auch dem Gedächtniß schnell wieder entschwinden; von einzelnen talentvollen Dichtern wünschten wir aber doch, daß sie sich nicht mit allzu überlästigem Gepäck beladen hätten, um durch das enge Thor passiren zu können, das der Nachruhm ihnen offen läßt. Man kann sicher darauf rechnen, daß vieles Schöne gänzlich vergessen werden wird, weil die Nachwelt schwerlich Lust haben wird, es unter dem wüsten Schwall so vieler flüchtig hingeschriebener Bände zusammenzulesen. Sicher wird nicht alles, was Fouqué und Hoffmann geschrieben haben, auf die Nachwelt kommen, nur einzelne ihrer frühern und besten Werke werden diese Ehre genießen, weil sie sie verdienen; oder wir müßten eine sehr niedrige Meynung von dieser Nachwelt hegen, wenn wir glauben sollten, daß sie sich das aufbürden lassen würde, was jene Dichter in ihrer spätern Periode halb zwischen Schlaf und Wachen in träumender Gewohnheit und dem Buchhändler zu Liebe auf's Papier gegossen haben. Was nun Blumenhagen betrifft, so finden wir bey ihm allerdings glänzende Spuren eines ächten Dichterfeuers, vor allem eine warme, lebendige Phantasie, und einzelne seiner Schilderungen, besonders Landschafts-, Kriegs- und Reiseseenen, sind so malerisch, daß wir den Dichter bewundern müssen, der so schön mit dem bildenden Künstler wetteifert. Er schwächt aber den Eindruck, den solche Schilderungen machen, nur zu oft dadurch, daß er nachlässiger fortfährt. Er weiß uns oft im Eingang seiner Novellen zu bezaubern, uns höchst romantisch zu stimmen, die Erwartung zu spannen, wie es auch Fouqué so oft gethan, aber er schlägt, wie dieser, durch eine prosaische Entzauberung die schöne Hoffnung nieder, und stimmt

uns, je näher dem Ausgang, desto tiefer herab. Die einzelnen Schilderungen, worin er die größte Kraft und Originalität beyzt, stehen in keinem richtigen Verhältniß zu dem Hauptinteresse der Handlung, in deren Erfindung und Anordnung er weit weniger Genie und Eigenthümlichkeit verräth. Er hält sich daher mit Recht gern an geschichtliche Stoffe, die ihm den Namen zu seinen Gemälden liefern, und hier ist er immer am glücklichsten, besonders wo er Scenen des mittelalterlichen Lebens darstellt. Auf seine eignen Erfindungen üben die Beyspiele Fouqués und Hoffmanns allzu deutlich Einfluß. Wenn er die Vorliebe für kleine Stoffe, die für ihn allerdings den Reiz eines angenehmen Wechsels haben mögen, einmal überwinden und einen größeren historischen Gegenstand mit aller Kraft ergreifen könnte, z. B. die Geschichte, nicht von Luthers Ring, sondern von Luthers Thaten, oder die Schlacht, nicht von Sieversdausen, sondern von Lützen, kurz, wenn er sein großes Talent des Ausmalens auch großen Scenen und Helden widmete, so würde dasselbe seinen rechten Wirkungskreis gefunden haben und wir würden uns viel von ihm versprechen dürfen.

Denn nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen.
Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.

Diese Worte hat Schiller selbst bethätigt. An seinen größten Dichtungen, Tell, Wallenstein, der Jungfrau von Orleans, ist die Größe des Gegenstandes nicht das geringste, was uns Bewunderung erwecken muß. Große Helden finden zwar, wie Alexander, nicht immer den Dichter, den sie suchen, sollten ihn aber immer finden. Es ist ein sonderbarer Eigensinn, wenn es nicht ein Unvermögen ist, daß unsere zahlreichen Dichter lieber alle Hütten und Winkel der Vorzeit aufsuchen, als die Tempel und Paläste, wo die Helden wohnen. Besonders seit Walter Scott stellt man in den romantischen Gemälden immer sehr unbedeutende Subjekte in den Vordergrund, und große Männer bleiben im Hintergrund oder schreiten gar nur wie Napoleon im Don Alonso und in einem neuen Schauspiel stumm über die Bühne.

Eine andere Sammlung von Novellen ist uns aus Dänemark zugekommen, die Abenteuer und Erzählungen in Callot-Hoffmann'scher Manier von B. S. Ingemann, übersezt von Dr. Bertels (Leipzig bey Hartmann, 1826). Sie geben sich ehrlich genug für Nachahmungen aus, und man kann nichts daran loben, als dieses ehrliche Bekenntniß. In einem so wasserreichen Lande, als Dänemark, mußten sie gewässert werden. Die erste Erzählung, das hohe Spiel, ist eine schwache Nachbildung von Fouqués Galgenmännlein oder Halbheller. Die lezte, die Sphinx, hat am meisten Aehnlichkeit mit Hoffmanns wahnsinnigen modernen Mährchen, und aus dessen bekanntem Studenten Anselmus ist hier nur ein Student Arnold geworden. Die schöne Prinzessin, die dort als grüne Schlange figurirt, ist hier als Sphinx auf einem Stockknopf ausgeschnitten, und der Studiosus reitet auf dem Steckenpferd in's phantastische Wunderland. Wer dergleichen nicht schon in Hoffmanns Schriften selbst satt bekommen hat, wird sich hier über die Sprünge der tollgewordenen Phantasie hinlänglich ergötzen können. Die Verwechslung des Stockknopfs mit der Geliebten ist wirklich recht launig durchgeführt. Doch das allzu sichtbare Bestreben, die Hoffmann'sche Manier auch in jeder Kleinigkeit nachzuäffen, muß seine Wirkung verfehlen, wie jede sklavische Copie. Während der Nachahmer nach äußern Kleinigkeiten hascht, entschlüpft ihm immer der innere Geist des Originals, und unter allen Dichtern kann man wohl am wenigsten einen Humoristen, wie Hoffmann, copiren, dessen größter Reiz etwas rein persönliches, einziges und unvergleichliches ist.

Das kleine Buch: Innocentia, Original-Erzählungen und Reiseabenteuer, für junge Damen von F. R. Grosing, Dr. der Philosophie (Wien bey Beck, 1827) enthält fünf recht artige kleine Geschichten von tugendhaften Mädchen und frommen Töchtern. Sie sind durchaus moralisch und sehr gut geschrieben. Was den Charakteren und Handlungen an Erhabenheit und poetischem Zauber abgeht, da sie ganz aus der gewöhnlichen Welt gewählt sind, wird durch Schilderungen der Natur, besonders der Schweiz, ersezt, die sich anmuthig mit der Geschichtserzählung verbinden.

Von sehr gemischtem Inhalt sind die Sämmtlichen Erzählungen von Ch. Kuffner (Erster Band, Wien bey Ludwig, 1826). Die Scene für die vielen kleinen anekdotenartigen Geschichten ist die galante Welt, in welcher der Verfasser vollkommen zu Hause ist. Es mangelt ihm nicht an feinen Bemerkungen und guten Lehren, die er sub rosa gibt, und seine unerschöpfliche gute Laune schmeichelt sich durch den äußerst gewandten und gefälligen Styl ein, der sich nicht unter todten Büchern, sondern unter munterer Gesellschaft so glücklich gebildet zu haben scheint.

Die Erzählungen von der Verfasserin der Agnes von Lilien (J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1826) schildern ebenfalls Scenen des modernen Lebens, und haben den löblichen Zweck, auf Verirrungen der Liebe aufmerksam zu machen. Die Helden und Heldinnen dieser Erzählungen sind von Natur treffliche Menschen, die durch Selbsttäuschungen von einander getrennt werden, sich aber am Ende wiederfinden, da die gute Natur

den Sieg behält. Die Verfasserin ist mit dem menschlichen Herzen vertraut und unterscheidet mit vieler Feinheit die eingebildete und die wahre Liebe. Junge Personen mit überfeinerter Sentimentalität und leicht aufwallender Phantasie werden hier manche heilsame Belehrung schöpfen. Wahrheit ist der beste Schmuck und reichste Inhalt dieser einfachen Erzählungen.

Der Blumenkranz für Freundinnen der Natur, in Erzählungen, gewunden von Henriette Hanke, geb. Arndt (Hannover bey Hahn, 1827), bietet uns eine Anzahl artiger Novellen, jede unter dem Namen einer Blume, Immortelle, Hyacinthe, Moosrose ꝛc. Sie enthalten ebenfalls Darstellungen aus dem gewöhnlichen Leben der Gegenwart, anfangs gehinderte, dann glücklich endende Liebesgeschichten, Belohnungen der Tugend, und so viel Frohsinniges, als der heitere Titel uns erwarten läßt.

Des Indiers Mir Scher Aly Assos Ueberblick der indischen Wissenschaften.

Ueber alle Wissenschaften, welchen sich die Indier ergeben haben, einzeln zu reden, wäre Tollkühnheit; von denen, welche sich in diesen endlosen Ocean geworfen, hat keines einzigen Arm das ersehnte Ufer erreichen können.

Mitten in diesem tiefen Meere ist eine Wissenschaft (die Vedas), welche der Schlüssel zu allen andern und die Grundlage alles Wissens, der Religion und Frömmigkeit ist. Zu Anfang bedeckte Wasser das Weltall, kein geschaffenes Wesen war da. Aber Wischnu ruhte, klein wie ein Ring, auf einem Blatte des heiligen Feigenbaums; unter Wischnu erzeugte Gott der Schöpfer eine Lotusblume, und mitten in der Blumenkrone Brahma als vierköpfigen, vierhändigen Menschen; Brahma vollbrachte das Werk der Schöpfung und aus seinem Munde kamen die himmlischen Vedas, die er vom Höchsten erhielt. Tausende von Jahren sind seitdem verstrichen, aber alle Indier beachten noch mit Ehrfurcht das Wort dieser heiligen Bücher. Brahma's Sohn, Menu, arbeitete darauf die Upanischad-Vedas aus, und that darin die Einheit Gottes dar; Menu's Söhne schrieben sechs Bücher, worin sie mit Hülfe der Gottesgelahrtheit, Naturerkenntniß, Mathematik, Logik und Dialektik zeigten, was Gott sey, oder wenigstens, was wir von ihm erfassen können. Das erste Buch, die Logik, enthält den Satz, daß, weil die Wirkung aus der Ursache entstehe, Gott, wiewohl bey völliger Freyheit, nichts ohne Beweggrund thue. In die Untersuchung dieser Beweggründe darf sich aber Gottes Diener nicht einlassen, gerade wie der Thon dem Töpfer nicht Rechenschaft abzufordern hat über die Form, welche ihm gegeben wird. — Das zweyte Buch beweist, daß bey jeder Sache das Gelingen von den Umständen abhängt; säet der Landmann sein Feld zur unrichtigen Jahreszeit, so hilft alle Pflege nicht. — Wer das dritte Buch gelesen, unterscheidet vortrefflich die Wahrheit von der Lüge, das Wirkliche vom Eingebildeten, den Geist von der Materie. Was sich berühren, fühlen und sehen läßt, ist materiell und vergänglich; was nicht unter die Sinne fällt, immateriell und unvergänglich; dem Tode unterworfen ist der Körper, unvertilgbar die Seele; daher des Menschen Zweck seyn soll, sich von der Materie zu trennen, nur im Geiste zu leben und sich mit der großen göttlichen Seele zu vereinen. — Das vierte Buch lehrt, den Athem zurückzuhalten; in des Menschen Seele malen sich alsdann die geheimsten Gedanken, wie auf einem vollkommen glatten Spiegel; eines Jeden Geheimnisse enthüllen sich ihm; zwischen dem, was er sagt, und der Wahrheit ist kein haarkleiner Unterschied; sein materieller Körper wird so leicht, daß er sich frey in die Lüfte erheben, ohne Zaudern auf dem Wasser einherschreiten kann. — Nach dem Studium des fünften Buches ist man so vom Princip der Einheit durchdrungen, daß das Auge immer nur eins sieht; das Vielfache der Wesen ist eingebildet; und alles Einzelne ist um nichts weniger das eine selbst, wenn es auch der Ausfluß von einem ist. Das Verhältniß der in die Sinne fallenden Gegenstände zu dem Seyn jenes Einzigen ist wie das eines Thongeschirrs zur Erde, der Wellen zum Wasser, des Lichtes zur Sonne. — Das Studium des sechsten Buches geht vor dem der fünf früheren; denn der denkende Mensch findet darin die Regel zu dem, was er thun soll. Alles Vorhandene ist Erzeugniß einer Handlung; ehe der Landmann ackert und säet, hoffe er nicht auf die Erndte; wer dagegen zu pflanzen weiß, wird sicher einlesen; daher Armuth, Reichthum, Wohl, Uebel, Paradies, Hölle das Resultat unserer Handlungen ist. —

Außer diesen sechs Büchern haben die Söhne Brahma's das Buch Dharma aus den Vedas im Auszuge entnommen; es beschreibt die Geschäfte und den Gottesdienst der vier Kasten; die vier religiösen Bedingungen im Leben des Brahminen, als Schüler, Familienvater, Einsiedler und Bettelmönch; alle Bußen und Anderes mehr.

Das Menschwerden der Schlange Scheischnak, auf welcher die Erde ruht, hat die Grundsätze der Wissenschaft Wiakarana oder Grammatik entwickelt; ohne sie kann man das Sanskrit nicht genau lesen.

Die achtzehn Purana oder Chronikenbücher lehren das Loos der heiligen Seelen nach dem Tode, beschreiben

die unsichtbare Welt, die Schöpfung des Alls, die kleine und große Auferstehung, und die Sagengeschichte der Fürsten und Büßenden.

Aus dem Karen dibak lernt man, daß der Aussätzige, Ungestalte, Stumme, Taube, Blinde, Einäugige, Einhändige, kurz jeder Kranke oder Gebrechliche durch eine Handlung in einem früheren Lebenszustande sein Unglück verschuldet hat. Nach dem Studium dieses Werkes kann man nicht bloß jene Handlung nennen, sondern auch den, welcher um Rath fragt, durch Bekanntmachung mit der Sühne von seinem Uebel befreyen. Befolgt der Kranke mit Vertrauen die Vorschrift, so vergönnt ihm Gott alsbald Heilung. Sühnmittel sind gewöhnlich Almosen oder Pönitenzen.

Wer das Buch Lilawati (Rechenkunst und Geometrie) sorgfältig studirt hat, kann die schwierigsten Aufgaben der Geometrie lösen.

Die Kenntniß der theoretischen Arzneywissenschaft sammt der Ausübung lehrt die Anatomie des menschlichen Körpers, die Einrichtung seiner einzelnen Theile, ihre Bänder, Lage, Form, die Veränderungen des Pulses, die Beschaffenheit jedes Temperaments. Ein guter ausübender Arzt unterscheidet die Art der Krankheit eines Jeden, kennt die Behandlungsweise, und oft verhilft er dem Kranken zur Heilung. Gründer dieser Wissenschaft ist Wiasadewa.

Der Sternkundige sagt voraus, wann die Gestirne in die Zeichen des Thierkreises treten und wann sie heraustreten; versteht das Nativitätstellen, ja, was von weit größerem Vortheil ist, er kann Mittel geben, die bösen Anzeichen abzuwenden. Er kennt zum voraus die Stunden der Sonnen- und Mondfinsternisse, und was dieselben für Folgen haben können.

Die Cheiromantik lehrt, aus den Handlinien so wie aus den Strichen und Flecken gewisser Glieder Gutes und Böses zu weissagen.

Die Wahrsagerkunst, vermöge welcher man aus der Stimme des Menschen, der vierfüßigen Thiere oder dem Gesange der Vögel den Ausgang einer Sache kennt, macht den Ruhm vieler Hindus.

Sur heißt die Kunst, durch tägliches, zu einer bestimmten Stunde angestelltes Beobachten, wie der Mensch aus dem rechten und linken Nasenloche bläst, die Begebenheiten voraus zu verkündigen.

Wer die Zauberkunst inne hat, vermag der Tücke der bösen Geister Einhalt zu thun. Die Geisterwelt ist ihm unterthan. Er heilt Krankheiten, wo nichts mehr zu hoffen, erhebt seine Freunde, stürzt seine Feinde.

Durch Kenntniß der Zauberey gegen Gift wendet man Schlange, Skorpion und andere böse Thiere von ihrem Wege ab, schafft das Gift aus dem von ihnen gestochenen Körper, gibt den Stammbaum jeder Schlange an (— die Schlange ist nämlich dem Hindus zufolge eine Inkarnation böser Geister —).

Durch die Kunst des Pfeilschusses durchbohrt man das Herz des Feindes, durch die des Steinschneidens prüft man die Perle, den Rubin, Diamanten, Smaragd und andere Edelsteine, der Baumeister versteht sich auf Häuser, Gärten, Kanäle und dergleichen. Die Chemie lehrt, Gold, Silber, Kupfer, Quecksilber in ein caput mortuum zu verwandeln; die Alchimie, mit Asche Gold und Silber zu machen; wer die Kunst des Talismans besitzt, bringt nach Belieben seine eigene Seele in den Körper eines andern und setzt durch seine Wunder wahrhaft in Schrecken.

Wer Musik versteht, kennt die sechs Rag's, die dreyßig Ragni's, die Reihe der drey Oktaven, das Verhältniß der sieben Noten, singt, spielt alle Instrumente; und ist er geschickt, so ist der Tanz für ihn ein Nichts.

Die indischen Taschenspieler sind gar gelenk. Ihre Frauen haben überdieß das Geheimniß, Greise jung zu machen, und junge Leute — unwiederbringlich! — zu Greisen. Mit einem Kinde an der Brust geben sie auf Bambusrohr, tanzen und laufen auf einem Seil, fädeln mit den Lippen Perlen ein. Von ihrer Beweglichkeit und Kühnheit vermag der Gedanke keinen Begriff zu geben; wie sollte sie also die Zunge beschreiben, die Feder zeichnen können?

Die Wissenschaft Racik bidia lehrt die Gedanken und heimlichen Handlungen von Männern und Frauen kennen.

Aus dem Elephantenbuche lernt man das Alter, die Fehler und guten Eigenschaften eines Elephanten kennen, wie auch die richtige Behandlung seiner Krankheiten. Aehnliches lehrt in Bezug auf das Pferd die Pferdarzneykunst, ja man kann kraft dieser voraussagen, welchen Fehler etwa ein noch nicht geborenes Füllen haben wird.

Zu Calcutta ist erschienen:

Select specimens of the theatre of the Hindus, No. 1. The Mrichchakati, or the Toy Cart, a Drama, translated from the original Sanscrit, by H. H. Wilson, Esq.

Nr. 24.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 23. März 1827.

Alterthumskunde.

Denkmäler alter Sprache und Kunst. Herausgegeben von Dr. Dorow 2ter Band, mit 4 Steindrucktafeln; auch unter dem Titel: Museum für alte Sprache, Kunst, Geschichte und Geographie. Berlin 1827. gr. 4. Paulische Buchhandlung.

Je sorgloser und unbekümmerter ein früheres Zeitalter um seine Vorzeit war, um so eifriger ist dagegen jezt ein reger Forschungsgeist thätig, die Vergangenheit aus ihrem Dunkel zu ziehen, und in all' ihren Beziehungen und Verhältnissen aufzufassen. Wird nun zwar bey dem großen Eifer, mit welchem diese Untersuchungen geschehen, nicht selten der Geist über der äußern Hülle vergessen, und die Erscheinung in ihrer geschichtlichen Entwickelung für das Lezte gehalten, so ist aber wohl von einer weitergeschrittenen Forschung zu hoffen, daß sie die zerstreuten Fragmente zu einem gegliederten Ganzen ordnen, und als Momente einer Totalität erfassen werde. Daher wird denn auch bis dahin bloß von einer relativen Wichtigkeit solcher Untersuchungen und ihrer Resultate gesprochen werden können, was jedoch dem Interesse derselben keineswegs Abbruch thut, sofern sie nur überhaupt ein solches in sich tragen. Wie nun diese Bemühungen vorzüglich der älteren Kunst und Sprache gelten, so bezeichnet dieses Streben auch die Tendenz vorliegender Denkmäler, deren schon einmal in diesen Blättern mit Lob gedacht ist. Aber nicht wie bisher sind sie diesen eigenthümlichen Schöpfungen des Volksgeistes ausschließlich gewidmet; herausgetreten aus der Beschränktheit des früheren Kreises, wollen sie jezt auch auf dem Altare Clios opfern. Gleich die erste Abhandlung zeugt von diesem Bestreben. Ueber Urkunden wird hier gesprochen, und auf das traurige Loos hingewiesen, was immer noch viele dieser unschätzbaren Geschichts-Quellen mit andern Monumenten der Vorzeit theilen. Zum Beweise dieser harten Anschuldigung, von der sich wohl nur wenige Staaten gänzlich reinigen könnten, führt der Herausgeber eine nahmhafte Zahl von Urkunden an, welche, öffentlich feilgeboten, von ihm in der löblichen Absicht erstanden wurden, um sie, nebst seiner vortrefflichen Siegelsammlung, einem öffentlichen Institute zu überlassen. Den hier ausgesprochenen Wunsch: es möge der preußische Staat eine Sammlung seiner wichtigsten Urkunden herausgeben, hegt gewiß jeder Geschichtsfreund, wenn er auch darin nicht mit dem Herausgeber einverstanden wäre, daß die Urkundenbücher, welche in Westphalen und in den Rheinländern von Einzelnen herausgegeben wurden, zu unvollständig und fehlerhaft seyen, um ein bleibendes geschichtliches Interesse zu haben. Die zum Schluß mitgetheilte Urkunde über die Versetzung der Gebeine der h. Thiathilde zeigt recht, wie erfinderisch die Betriebsamkeit der Katholiken war, um der Ausbreitung der protestantischen Lehre entgegenzuwirken. Die darauf folgende Untersuchung über das Nibelungenland und Island des Nibelungenliedes nimmt sogleich unser ganzes Interesse in Anspruch, da sie uns mit einem der schönsten Gedichte des Mittelalters näher bekannt machen will, so daß wohl nur die besondere Art dieser Forschung es verschuldet, wenn wir uns durch dieselbe nicht befriedigt fühlen. Denn wie Untersuchungen dieser Art nothwendig von der Voraussetzung ausgehen, daß eine bestimmte Thatsache, eine fortlaufende Geschichte in jenem Liede dargestellt sey, so zeigt sich sogleich das Vergebliche und Nutzlose solcher Bemühungen. Wichtiger wäre es, früher das Geschichtliche im Nibelungen-Liede auszumitteln, ehe man es versuchte, den in demselben vorkommenden Orts- und Länder-Namen ihre Stelle anzuweisen. Jenes nun erscheint in dem Gedichte als der Träger einer tiefen sittlichen Idee, und kann darum auch unbeschadet des poetischen Werths unseres Liedes so verschiedenen Zeiten angehören, wodurch es aber unmöglich wird, eine historische Begebenheit aufzufinden, welche den Inhalt desselben ausmachte. Deßhalb mußte es denn hier ein fruchtloses Bestreben seyn, der vermeynten Geschichte einen festen Boden zu sichern, welches leider der Hauptzweck dieser, mit vielem Fleiß gearbeiteten, Abhandlung, und deren Resultat ist: „Island habe an dem Ausflusse der Issel in die Zuyder-See oder den Flev" (S. 24),

das Nibelungenland aber in der Gegend von Neuß gelegen, wo auch der breite Werder zu finden sey, auf welchem Siegfried, bey seiner Fahrt von Isenstein nach dem Nibelungenlande, sein Schiff angebunden. (S. 37.) Allein dieß Ergebniß, selbst wenn es keinen Einspruch litte, aus der Art, wie die Untersuchung geführt worden, erscheint als undedeutend und ungenügend, wenn man nur einen Augenblick die Entstehung des Nibelungen-Liedes erwägt. Für diese aber hat einer der wenigen Kenner altdeutscher Sprache und Poesie eine Ansicht eröffnet, deren Wahrheit, wie die der Wolfischen Untersuchung über Homers Gesänge, sich immer mehr dem Forscher bewährt. Aus Volksliedern, welche die einzelnen Theile der Nibelungen-Sage enthielten, entstand das Nibelungenlied; und es ist der frische jugendliche Geist der Volkspoesie, welcher aus ihm zu uns spricht, und nicht, wie Herr v. d. Hagen will, das göttliche Gemüth des Dichters. Jene Ansicht aber läßt sich zur Evidenz erheben; abgesehen von inneren Gründen, deren sich nicht wenige darbieten, braucht hier nur an das alte Gedicht, den Renner, erinnert zu werden, wo der Dichter unwillig von seinen Hörern sagt: der Eine wolle von Siegfrieds Wurm, der Andere von Chriemhildens Rache, der Dritte vom Nibelungenhorte hören, um sich von der Wahrheit derselben zu überzeugen. Hiernach kann sich denn auch die Untersuchung des Herrn v. Ledebur nur auf die lezte Gestalt der Nibelungen-Sage beziehen, welche sie durch Umgestaltung und Verbindung der einzelnen Volkslieder zu einem Ganzen von jenem herrlichen Sänger erhielt, dessen Person bis jezt nicht zu ermitteln war. Das Wichtigste der ganzen Untersuchung wäre wohl, daß durch dieselbe die Geographie des Mittelalters nicht ohne Erläuterung geblieben, und die Lage einiger Gaue näher bestimmt ist. Auf mehr Interesse, wie Forschungen dieser Art erregen, dürfen vielleicht zwey Bildwerke von Elfenbein Anspruch machen, deren Beschreibung und Erläuterung den Inhalt der folgenden Abhandlung ausmacht. Das eine derselben, im Marienburger Schlosse gefunden, stellt einen Christuskopf dar, an dessen Rückseite ein Todtenkopf sich befindet, das andere dagegen, dessen Fundort unbekannt ist, zeigt einen weiblichen Kopf mit einem Christuskopf verbunden. Die nächste Vermuthung beym Anblick dieser Köpfe ist, daß sie eine mystisch-religiöse Bedeutung haben müssen. In einer Beziehung auf den Orden der Templer stehen sie gewiß, was auch wohl, selbst wenn es die, gegen diesen Orden erhobenen Anschuldigungen nicht bewiesen, aus dem Umstand zu schließen wäre, daß die Siegel der Tempelherrn den Kopf des sterbenden Erlösers zeigen. Daß aber „die Deutschen Ordensritter Symbole, selbst gnostische Ideen und Sinnbilder aus dem Orient nach Preußen" gebracht haben, wie der Herausgeber behauptet, ist keinem Zweifel unterworfen. Nach der Deutung des Herausgebers soll nun der mit dem Todtenkopf verbundene Christuskopf die Idee versinnlichen: „Christus habe den Tod überwunden," oder aber ausdrücken, daß selbst „göttliche Naturen vom Tode besiegt würden;" in der andern Darstellung sieht er dagegen die Vergänglichkeit aller Schönheit ausgesprochen. Die als Anhang dieser Abhandlung beygefügte Bulle Pauls II., wichtig für die innere Geschichte des deutschen Ordens, wie sie ist, wurde wohl hauptsächlich wegen ihres ausgezeichneten und seltenen Siegels mitgetheilt, welches bisher nur aus Beschreibungen bekannt war. Zwey sehr sauber lithographirte Abbildungen desselben findet man auf derselben Tafel, welche die eben erwähnten Bildwerke von verschiedenen Seiten zeigt. Unser lebhaft angeregtes Interesse wird nicht geschwächt, wenn wir uns hierauf mit dem Herausgeber zu den oft besprochenen Tyr- und Thorbildern wenden, an denen nun einmal Herr Büsching hat zum Ritter werden wollen. Mit leichter Satyre wird hier der Thor-Glaube bekämpft, ein von Büsching nahmhaft gemachter Thor der Berliner Kunstkammer für einen spanischen Kriegsknecht erklärt, und das hohe Alter dieser angeblichen Götterbilder bedeutend ermäßigt. Wenn nun aber selbst hier es nicht ganz leicht schien, eine zur Lieblings-Ansicht vieler Antiquare gewordene Hypothese zu vernichten, so war dagegen die Entzifferung der Heilsberger Inschrift eine weit schwierigere Aufgabe, deren Lösung H. Kretschmer nicht ohne Glück versucht hat. Eine Kritik dieses Versuchs, welche Herrn Rodenbeck zum Verfasser hat, ist zugleich mitgetheilt, und der Leser hierdurch in den Stand gesezt, die Richtigkeit desselben näher zu prüfen. Es scheint außer Zweifel zu seyn, daß jene Steinschrift sich auf den Landgrafen Ludwig II. (den Springer) bezieht, nicht aber auf den späteren Herrscher Thüringens dieses Namens, wie H. Kretschmer annimmt. Die abenteuerliche Deutung des Hrn. v. Hammer, nach welcher dieses alte Monument sogar des Kaisers Ludwigs des Frommen erwähnen, und zugleich eine Grabschrift auf den Kaiser Lothar seyn soll, anderer Irrthümer zu geschweigen, war schon früher von Kopp mit scharfer Feder gerügt, und ist nun wohl hoffentlich für immer abgewiesen. Mit wie vielem Scharfsinn H. Kretschmer aber auch die von ihm gegebene Entzifferung dieser Steinschrift unterstützt hat, so scheint doch die, nicht mit hinreichender Sorgfalt vom Original genommene Zeichnung, deren Treue auch Kopp bezweifelt, eine durchaus fest begründete Lösung des schwierigen Problems vereitelt zu haben. Dem Herren Kretschmer verdanken wir ferner die Mittheilung einer, für die Geschichte des Vehmgerichts nicht unwichtigen Urkunde, die wohl absichtlich ohne Kommentar geblieben ist, indem durch Wigands treffliches Werk über jenes Institut dergleichen Zugaben überflüssig ge-

macht sind. Die dann folgende Erläuterung eines, aus den Handschriften Kindlingers abgedruckten Nekrologs des Klosters Marienfeld erinnert uns an Geschichts-Quellen, die, wenn sie auch nicht so wichtig sind, wie H. Wedekind glaubt, doch wohl eine größere Beachtung verdienen, als ihnen bisher zu Theil geworden ist. Da jedoch der Gewinn, der sich aus ihnen für unsere historische Kenntniß ziehen läßt, nur der Special-Geschichte anheimfällt, und nicht selten bloße Mikrologie ist, so kann hier diese, durch große Belesenheit wie sorgfältige Forschung ausgezeichnete Arbeit, die in der That auch allen Anforderungen entspricht, die man an sie machen könnte, nicht füglich näher betrachtet werden; auch würde sie es überdieß schwerlich ertragen, auszugsweise sich mittheilen zu lassen. Aus der stillen Abgeschiedenheit der öden Klosterhallen treten wir hierauf zu dem bunten, geräuschvollen Orient, der uns aber hier nicht mit seinen maaßlosen, ungeheuren Bildungen entgegentritt, sondern eine besondere Seite seiner religiösen Vorstellungen uns enthüllt. Es ist die Betrachtung zweyer javanischen Idole, welche uns in diese innerste Welt des orientalischen Geistes führt, und die Abstraktion desselben in ihrer ganzen Tiefe erblicken läßt. Während das eine dieser Idole den Geist in die Natur versenkt zeigt, wie er die zeugende und schaffende Kraft derselben im Symbol verehrt, so erblicken wir im andern Idole den Geist von der Natur getrennt, ganz in sich zurückgezogen, starr in sich schauend, doch ohne zu empfinden noch zu denken; welcher Zustand bey den Indern als die höchste Seligkeit geschildert wird. Für die Beschreibung und Erläuterung dieser merkwürdigen Götzenbilder haben Lichtenstein, Rauch, Weiß und Rudolphi Beyträge gespendet, doch ist das Meiste hierfür von dem Dr. Bolzenthal geschehen. Außer einer sehr sorgfältigen Beschreibung beyder Idole gab er zugleich eine Erklärung derselben, die er nur als Andeutungen will angesehen wissen. Nachdem er jeden Zweifel an der Uebereinstimmung der indischen Religionsbegriffe mit denen der Javanen entfernt hat, charakterisirt er sehr treffend den Lingam-Dienst, auf den sich ohne Zweifel das eine dieser Idole bezieht, als die Verehrung der zu einem Gott erhobenen symbolisirten Naturkraft, und macht zugleich auf die große Ausbreitung dieses Kultus im Alterthum aufmerksam. Eine weitere Ausführung leitet ihn zu der Vermuthung, daß in dem einen Idol, welches eine männliche Figur ist, der Gott Lingam selbst dargestellt sey, über deren Haltbarkeit unsere großen Orientalen Bopp und A. W. von Schlegel, für welchen leztern besonders dieses Idol interessant seyn wird, entscheiden mögen. Das andere Idol, eine weibliche Figur, hält der Dr. Bolzenthal für eine Einsiedlerey, die einer in dem Brahmaismus lebenden Sekte angehöre, und sieht in dieser Darstellung einen Gegensatz zu dem „Materialismus des Lingam-Dienstes." Ueberblicken wir nun zum Schluß noch einmal den gesammten Inhalt dieser Blätter, und vergleichen ihn mit dem, was die früheren Hefte darbieten, so muß sich uns die Ueberzeugung aufdringen, daß er an Mannigfaltigkeit wie an Gehalt bedeutend gewonnen hat. Auch verdient die Sorgfalt des Herausgebers, das Werk recht würdig auszustatten, welche besonders in den vier sauber lithographirten Blättern sichtbar ist, volle Anerkennung.

Materialien zur Geschichte von Nordamerika.

Lucian erzählt von einem gewissen corinthischen Geschichtschreiber, welcher sein Werk förmlich mit dem Satze begann, nur ein weiser Mann sollte es unternehmen, Geschichte zu schreiben. Lucian selbst verlangt von einem Historiker zwey große Eigenschaften: Geist zur Forschung im Gebiete der Politik und Herrschaft über die Sprache. Was Herodot auf Jahre langen Reisen gesammelt hatte, feilte er aus, ehe er es dem geschmackvollen Urtheile der Griechen unterwarf. Der Erfolg hängt oft vom Gegenstande, oft von den zu Gebote stehenden Quellen ab. Das seiner Natur nach Niedrige, nicht Anziehende kann von dem tüchtigsten Geiste nicht würdevoll und interessant gemacht werden. Die Wahl des zu behandelnden Gegenstandes wäre demnach wohl die Hauptsache. Bey der Benuzung der Quellen aber möchte es einseitig seyn, bloß als Politiker, nicht auch als Erzähler zu Werke zu gehen.

Noch ist keine vollständige Geschichte von Amerika oder von den Vereinigten Staaten oder dem Freyheitskriege derselben erschienen. Ueber einzelne Staaten dieses Welttheils hat man geschichtliche Erzählungen, weniger pragmatische Werke. Zumal in den Vereinigten Staaten waren von Anfang an so viele einzelne Verwaltungen, daß die Materialien sehr zerstreut liegen. Und im Freyheitskriege, wie auch später, hat sich vieles verloren. Um dieß übrig gebliebene gehörig zu benutzen, haben sich in den verschiedenen Staaten Gesellschaften gebildet. Die Massachusetts Historical Society hat schon 21 Bände herausgegeben und liefert jährlich wenigstens einen neuen. Zu den 3 Bänden der New Yorker Gesellschaft wird sich bald in einem vierten der zweyte Theil von Smith's Geschichte von New York gesellen, welchen der Verfasser handschriftlich hinterlassen hat. Die Büchersammlung dieses Vereins ist sehr reichhaltig. Die Gesellschaften von New Hampshire und Connecticut sind noch mit dem Sammeln beschäftigt. Der erste Band eines neuen Vereins in Pennsylvanien handelt besonders von den ersten Ansiedlern, den Fortschritten der Bevölkerung, dem Staatshaushalt, der Rechts-, Arzneywissenschafts- und Literärgeschichte, vom Ackerbau, Manufakturen, Handel. Seit

11 Jahren besteht die American Philosophical Society of Philadelphia für Literatur und Geschichte; nur hat sie leider seit sieben Jahren nichts herausgegeben.

In Bezug auf die Ureinwohner findet dasselbe Verhältniß statt, als im Alterthum in Betreff der Karthager: ihre Geschichte wird von den Gegnern beschrieben. Wie die Griechen um die Ehre, im Vaterlande Homers zu wohnen, unter einander stritten, so die Nordamerikaner über die Stelle alter rühmlicher Thaten. Im weiteren Verfolge der Geschichte erstaunt man über den Einfluß des durch die Buchdruckerey belebten Unterrichts in Nord-Amerika. In das Land nördlich von Mexico ward zuerst im Jahre 1638 eine Buchdruckerpresse gebracht, nach Cambridge in Massachusetts, darauf nach Pennsylvanien 1686, und um 1727 nach Virginien. Ich danke Gott, sagt der Verwalter einer der mächtigsten Provinzen zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, daß keine Freyschulen hier sind und keine Druckerey; der Unterricht hat Ungehorsam, Ketzerey und Sekten in die Welt gebracht, die Druckerey hat alles dieß verbreitet und Schmähschriften gegen die besten Regierungen hervorgebracht.

Die nordamerikanischen Bibliotheken sind arm an Büchern über das Vaterland. Am reichsten ist die Sammlung zu Cambridge, welche durch den Aufkauf von Hamburg und Paris angefüllt wurde. Vortheilhafter sind in jener Hinsicht Privatsammlungen versehen, besonders die eines Rechtsgelehrten zu New Hampshire. Aber die öffentlichen geben mehr Belehrung über die Fabelzeit Griechenlands und Roms, als über Amerika. Das Beyspiel von Nord-Carolina, Pennsylvanien, New Jersey, Staatsbibliotheken anzulegen, wäre der Nachahmung würdig. Der dünne Quartband, Lawson's History of Carolina, welcher zu London 1718 erschien und dort fünf Schilling kostete, ist kürzlich von der erwähnten Bücherey in Nord-Carolina für sechzig Dollars angeschafft worden. Das Buch war schon 1737 so selten, daß John Brickell zu Dublin eine Natural History of North Carolina fast wörtlich von jenem ausgeschrieben herausgab, ohne seine Quelle zu nennen — ein kühneres Plagiat ist wohl nie begangen worden. Kaum ein einziger Staat besitzt die Zeitungen u. dgl. aus dem Freyheitskriege und der nächst folgenden Zeit vollständig. Bloß Virginien hat eine genaue Sammlung seiner Gesetze geliefert. Die Handschriften könnten am füglichsten in den Archiven von Washington gesammelt werden; die Akten des Rathes von Süd-Carolina allein unter der Provinzialverwaltung, machen 40 Folianten aus und enthalten Beyspiele indianischer Beredtsamkeit; viele Handschriften liegen noch in Privathäusern zerstreut.

Vermischte Schriften.

Umrisse aus meinem Skizzenbuche. Erster Theil. gr. 8. Hannover, bey Hahn, 1827.

Das Buch enthält Erinnerungen aus dem Leben des Verfassers, durchflochten mit mancherley nützlichen oder humoristischen Betrachtungen. Es ist in einem sehr heitern und gemüthlichen Erzählungston geschrieben, und scheint aus Gesprächen im Familienkreise hervorgegangen zu seyn, wie es denn auch diesem Familienkreise zugeeignet ist. Die interessantesten Skizzen oder Umrisse hat der Verfasser aus den Erinnerungen eines frühern Aufenthalts in Liefland und einer italienischen Reise gewählt. Er schildert uns das gesellige Leben und die Menschen in Liefland und entwirft unter andern ein sehr ausführliches Gemälde von den großen Liefländischen Jagden. Obgleich diese Jagden das hauptsächlichste Vergnügen der Liefländer sind, so herrscht doch dort, nach des Verfassers Behauptung, nichts von der bekannten Jagdpedanterey, die in Deutschland auf den höchsten Grad getrieben wird, und über welche sich der Verfasser folgendergestalt ausläßt. „In Deutschland glaubt man kein Jäger zu seyn, wenn man nicht einen bestimmten Jagdrock von grüner Farbe trägt und mit einer Menge Geräthschaften versehen ist, die selten nützlich, aber immer lästig und hinderlich ist. Am wenigsten verständig aber ist die Affectation einer eignen Jägersprache, die manchem adligen Junker hinreichend scheint, um mit ihr für einen vollendeten Jäger zu gelten, und vollends die kindisch übertriebene hohe Meynung, die solche Leute von der Wichtigkeit einer Belustigung haben, die bey ihnen ein Handwerk wird, und einer Geschicklichkeit, die meistens nichts als leere Prahlerey ist. Sie halten mit einer ausschließenden Jägereitelkeit zusammen; sehen den von oben herab an, dem die Jagd nur eine Belustigung, nicht ein Geschäft von Wichtigkeit ist; glauben eine Jagdwissenschaft studirt zu haben, und halten sich befugt, in jeder Gesellschaft jedermann, selbst Frauen, mit ernster Miene zu berichtigen, die nicht Löffel, sondern Ohren, nicht Schweiß, sondern Blut sagen, und gerade nicht des Hasen Läufe meynen, wenn sie von Hasenfüßen sprechen." Recht anmuthig ist auch die Skizze aus der italienischen Reise „der fucinische See auf dem Apennin." Der Verfasser schweift von dem gewöhnlichen Ton der bloßen Reisebeschreiber, die alle Wege in Italien schon hundert und tausendmal ausgetreten haben, glücklich ab, und flicht in seine Schilderung ein Romaninteresse und allerley verständige Betrachtungen. Als Anhang gibt er zum Schluß eine kleine sehr faßliche Pflanzenphysiologie, im Namen eines jungen Botanikers, der eine Dame über diesen Gegenstand belehrt. So ist das ganze Buch durchgängig unterhaltend und belehrend.

Nr. 25.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 27. März 1827.

Dramatische Literatur.

Alexander und Darius. Trauerspiel von Fr. von Uechtritz, mit einer Vorrede von L. Tieck. In der Vereinsbuchhandlung. Berlin, 1827.

Es ist eine löbliche Sitte in unserem Vaterlande, daß bewährte Dichter aufstrebende Talente dem Publikum vorführen; es ist dieses ein Ehrenamt des älteren, ein freundliches Geschick für den jüngeren Künstler. So stehen auch hier L. Tieck und Fr. von Uechtritz ehrenvoll und begünstigt nebeneinander. Ich sage begünstigt, obgleich die Vorrede Tieck's mehr eine begründete Kritik als eine Lobpreisung dieses Trauerspiels ist. Denn, wahrlich! von den Musen begünstigt darf sich der junge Dramatiker halten, dem eine strenge, ernste mit Gründen belegte Kritik, und mit der Namensunterschrift eines bewährten Kunstrichters gezeichnet, heut zu Tage gegönnt wird — heut zu Tage, wo, nach dem Ausspruch des edlen Vorredners, „in dieser Region der Kritik alles Parthey ist, und nur Persönlichkeit in dieser Anarchie bitter angreift und vertheidigt." Durch ein so kräftiges Vorwort wird das Werk des jungen Künstlers über der allgemeinen Bücherfluth emporgehalten, und er selbst auf eine augenscheinliche Anhöhe gestellt, wo ihn die Hoffnungen, die er erregt, zu neuer Kunstthätigkeit erfrischen und ermuthigen. Daß Herr von Uechtritz dieser Gunst des Schicksals vor vielen Andern würdig ist, davon bin ich schon durch seine früheren Dramen überzeugt worden, und spreche es hier aus, um jedem möglichen Mißverstande vorzubeugen. — Eine Kritik des obigen Trauerspiels ist nun gewissermaßen schon durch Tieck's kritisches Vorwort abgeschnitten; und mir besonders, der ich diesen Kunstrichter verehre, seine Grundansichten theile und keinen gewichtigen Namen zu unterzeichnen vermag. Da aber Tieck das Werk (ohne auf das Bedürfniß der Bühne hinzuweisen, die er ja selbst in seinen dramatischen Werken unberücksichtigt ließ) nur als dramatisches Gedicht beleuchtet, während es doch der Verfasser ursprünglich für die Aufführung bestimmte, die er ja dem Drucke vorhergehen ließ; so sey es mir erlaubt, dieses Trauerspiel rein von einem theatralischen Standpunkte zu betrachten, obwohl es mir nicht unbekannt ist, daß in einer höheren Sphäre Dramatisches und Theatralisches so innig in einander greifen, daß sie nicht mehr zu trennen sind.

Es ist eine Thatsache, daß die Darstellung dieses Stückes keine große, eminente Wirkung hervorbrachte; die Masse des Publikums blieb lau, ein kleiner gebildeter Theil desselben belobte den Dichter, die Kritiker waren in ihren Ansichten getheilt. Einen solchen Succeß nennen die Franzosen, die für die Beziehungen im gesellschaftlichen Leben sogleich ein Wort haben: un succès d'estime. In die plumpe (um mit Lessing's Franzosen zu sprechen), in die plumpe deutsche Sprache übersetzt, heißt dieses: „Der Dichter hat ein recht schönes dramatisches Talent; aber er versteht es noch nicht, von der Bühne herab eine ergreifende Wirkung hervorzuzaubern; man muß seine Intention, ja seine Arbeit loben; und doch läßt sie kalt." Dagegen höre ich schon fragen: „Was macht denn jetzo Furore auf unseren Bühnen; ist es nicht das elendeste, kunstloseste Zeug; und soll sich ein ächtes Talent dazu hergeben, um diesen unwürdigen Anforderungen der Direktoren und der Theatergeher Genüge zu thun?" — Keineswegs! Aber wer für die Aufführung schreibt, soll für die wirkliche Scene und für das wirkliche Auditorium schreiben; berechnen, was dort oben möglich oder unmöglich ist, was hervortritt und was verbleicht, oder verschwindet; und was dort unten vernommen werden und die Aufmerksamkeit und das Interesse fesseln kann, oder was durch Subtilität verloren geht, durch Breite ermüdet, durch allzugroße Fülle abspannend ermüdet. Wenn ein ächt dramatisches Werk diesen theatralischen Forderungen genügt, so bleibt auch bey der Masse jenes Wohlgefallen nicht aus, das man in unsern Tagen Furore nennt. Meisterstücke, die davon zeugen, brauche ich eben so wenig zu nennen, als andere berühmte Dramen, die mit vollem Rechte klassisch genannt werden, und sich doch dieses lebendig-ergreifenden Erfolgs nicht rühmen können, eben weil ihnen jener theatralische Bestandtheil fehlt, welcher wohl auch ein Be-

standtheil des angeborenen dramatischen Talentes seyn dürfte. So hat es auch große Maler gegeben, die dennoch al fresco nicht glücklich waren. Dieses theatralische Talent ist nun dem Herrn von Uechtritz nicht abzusprechen; die glücklich berechnete Dauer der Darstellung, die richtige Eintheilung und geschlossene Rundung der fünf Aufzüge, die bestimmte Zeichnung und hervorspringende Modelirung der Hauptcharaktere, der Gebrauch der Kontraste zu Licht- und Schattenwirkung, mit einem Worte: der größte Theil der Ausführung dieses Drama's zeugt von einer Kenntniß der Bühne, die bey dem ersten Theaterstück eines jungen Künstlers um so mehr zu bewundern ist, als dieselbe im Studierzimmer nicht erlernt, und nur vor der Scene, den eignen, noch unvollkommenen Probestücken gegenüber, erworben werden kann: — eine Gunst, die dem jungen Dichter nur sehr selten in unsern Tagen zu Theil wird, indem die Usurpatorin des dramatischen Kunstthrons (die Theaterkasse) ihre legitime Fürstin (die Kunst) verjagt und proscribirt hat; und, gleich einer selbstsüchtigen Demagoginn, nur dem niedrigsten Pöbel schmeichelt und dessen Ungeschmacke Vorschub leistet. — Warum aber, wenn der größte Theil der Ausführung dieses Drama's so bühnengerecht ist, warum hat dessen Darstellung nur einen lauen Erfolg gehabt? Ich erwiedere: weil der Stoff dieses Trauerspiels ein durchaus untheatralischer ist. „Alexander — und Darius." — Was wollte uns der Dichter hier vorführen und wen? Alexander, oder Darius? den Kriegeszug eines welterschütternden Helden, oder den Einsturz eines veralteten Despotenstaates? Oder Beyde und Beydes? Man muß das Leztere annehmen. Aber zu solch einer dramatisirten Geschichte ist der Raum von fünf Akten, ist die Zeit von kaum drey Stunden viel zu kurz. Wenn in einem so engen Rahmen so viel dargestellt werden soll, so müssen sich entweder die Gruppen verwirren und decken (welches hier nicht der Fall ist), oder es müssen Auslassungen, leere Räume, Unzusammenhang und zerstückeltes Interesse entstehen (welches hier wohl der Fall ist). Shakespear hat den Untergang einer Dynastie auf die Bühne gebracht; aber er würde lückenhaft geworden seyn, oder er hätte sein Stück überladen und das Interesse durch Theilung schwächen müssen, wenn er den frischen thatkräftigen Heldenjüngling, der am Ende des Drama's den verwaiseten Thron besteigt, in den Vordgrund und neben die passive Hauptperson gestellt hätte. Auch hat er diese Tragödie Hamlet genannt, und nicht Hamlet und Fortinbras. Derselbe große Dichter hat einen vielumfassenden und ereignißreichen Theil der englischen Geschichte dramatisch dargestellt; obwohl aber es ihm nicht einfiel, einen so reichhaltigen Stoff in ein einziges, für die Darstellung bestimmtes Schauspiel zusammenzudrängen, so scheint es doch gerade hieraus hervorzugehen, daß er keines dieser historischen Schauspiele einzeln und für sich betrachtet (aufgeführt) wissen wollte, sondern daß man sie als ein Ganzes (gewissermaßen als dramatisches Epos) ansehen (vorstellen) soll. Einem so großen Ganzen sich hinzugeben, dazu ist bis heute, und wird wohl noch so bald nicht das Theater-Publikum reif. Die einzelnen Stücke dieses historischen Cyklus, namentlich die beyden Heinriche, die auf den Bühnenrepertorien blieben, erhielten sich nur durch ihre humoristischen Episoden und deren Hauptperson (Falstaf) in der Gunst dies Publikums, dem die Aufführung der ganzen Reihe dieser historischen Meisterstücke noch nicht angemuthet werden kann. Welche andere Wahl und andere Behandlung aber bey Shakespear, wenn er kein dramatisches Epos, keinen Cyklus von Schauspielen geben will! Man sehe Koriolanus, Julius Cäsar, Macbeth, Antonius und Kleopatra u. a. Hier ist weder eine ganze Geschichts-Epoche, noch ein willkürliches Stückchen derselben gewählt, sondern ein in sich abgeschlossenes Ereigniß, das sich zu unverworrener und doch voller Darstellung auf der Scene und in bestimmt gegebener Zeit eignet; das eine Exposition, eine Verwickelung und eine Lösung darbietet, und, indem es das Interesse auf Einem Punkte festhält und stets die Nothwendigkeit der Konflikte in Evidenz bringt, das Ganze als ein Uebersehbares darstellt. Eine solche Wahl soll der Dichter treffen, der für die heutige Darstellung schreibt. Wählt er einen minder beschränkten Stoff, so verlangt dieser auch eine andere Form; und er wird (z. B. bey Behandlung der Geschichtsepoche der Hohenstaufen) sich entschließen müssen, das reale Theater zu beseitigen, und eine Reihe dramatischer Rhapsodieen, ein dramatisches Epos zu schreiben. Herr von Uechtritz hat den Stoff zu einer Reihe historischer Schauspiele gewählt, und sich dazu der Form eines einzelnen in sich abgeschlossenen Ereignisses bedient; und, wenn man dramatisch und theatralisch scheidet, so ist der Inhalt seiner Tragödie dramatisch, die Behandlung aber theatralisch. Hierin liegt nun ein Widerspruch, der auch von dem immer richtigen Instinkte des großen Publikums gefühlt wurde und sich durch Lauheit aussprach. Die Gegensätze des geliebten jugendfrischen Helden und des kalt-angebeteten, innerlich kranken Despoten, der freysinnigen Macedonier und der knechtischen Perser, wie schön, wie theatralisch-schön sie auch sind, sie können nicht Genugthuung geben, weder für den Mangel jener Fülle, die ein so großartiger Stoff fordert, noch für die Unübersehbarkeit, die ihm trotz oder vielmehr ob diesem Mangel eigen bleibt. Wir müssen entweder die Geschichte mitbringen und das Drama ergänzen, oder es bleibt uns kein klares Bild von dem Vielen und Wenigen, was wir geschaut haben. „Auch haben alle Figuren Alexanders," so sagt der verehrte Vorredner, „die oft von

großen Talenten in England und Frankreich entworfen wurden, kein bleibendes Gemälde für die Zukunft hingestellt.“ Ueber das darauf folgende „Weil“ kann ich mich aber mit Tieck nicht einigen, sondern ich denke: weil Shakespear sicherlich keinen Alexander und Darius geschrieben, sondern diesen Stoff in einer Reihe von Schauspielen würde behandelt haben. Auch darüber kann ich mich mit diesem ausgezeichneten Kunstrichter nicht verstehen; oder ich verstehe ihn auch wohl nicht, wenn er es eine Forderung der neuesten Zeit nennt, daß jeder Aktschluß den stärksten Gedanken, das auffallendste Wort oder eine unvermuthete und erschreckende That vortragen soll, denn der verwöhnte Schauspieler und Zuschauer meynen sonst, das Gedicht sey schleppend. Shakespear ist doch wohl ein älterer Dichter, der den Anforderungen der neuesten Zeit nicht fröhnt; und doch rundet er seine Akte nicht nur, deutet nicht nur am Schluß auf den folgenden, und thut überhaupt alles Nöthige, um nicht die Gardine willkürlich fallen zu lassen, sondern er reimt sogar sehr oft die Schlußreden der Akte. Es ist dieses leztere, in bestimmten Fällen (denn allgemeine Regeln lassen sich hier nicht geben) eine musikalische Befriedigung, die ein so musikalischer Dichter als Tieck doch nur gutheißen kann. Er kann es doch nicht tadeln, wenn der Aktschluß den Akt wirklich und mit einem nothwendigen Schlußaccord schließt; er kann es doch nicht wollen, daß er willkürlich ende oder zufällig ausgehe, wie das Hornberger Schießen, aus Mangel an Pulver. Ich meyne also, daß er nur auf die Bliz- und Donner-Abgänge unserer Kulissenhelden, und auf den Beyfalls-Hagel des Jan-Hagels gezielt hat.

Was aber Tieck zum Lobe dieses ausgezeichneten Drama's gesagt hat, darüber wird jeder Unparthepische, der das Stück und sein Vorwort liest, einverstanden seyn; und ich kann nur den frommen Wunsch hinzufügen, daß auch andere nahmhafte Dichter und Kritiker sich eben so liebevoll anderer Talente annehmen möchten, auf daß unsere jungen, von den Bühnenvorständen mißhandelten Dramatiker nicht ganz verkümmern.

. t .

Lyrische Dichtkunst.

Neue Gedichte von Ignaz Heinrich von Wessenberg. Constanz, bey W. Wallis 1826. 382 S.

Mit lebhafter Freude werden die Verehrer der Wessenberg'schen Muse diese neue und reichliche Spende empfangen, diejenigen aber, die bisher in ihm nur den muthigen und ehrwürdigen Kämpfer für kirchliche Freyheit und Unabhängigkeit, den treuen Seelsorger, den um die Volksbildung hochverdienten Mann verehrt haben, werden aus diesen Gedichten ihr Bild von ihm ergänzen, und das feine Lächeln der Liebenswürdigkeit wird (wie in dem sprechenden Conterfey des Sängers, das, von Jak. Lips gestochen, als eine dankenswerthe Zugabe diese Sammlung ziert) sich zu den Zügen der Würde und des Ernstes gesellen, mit welchen sich ihnen, nach des Verfassers Handlungen, sein Bild bisher gezeigt. Wenn wir einen ausgezeichneten Menschen wirkend und handelnd kennen lernen, so sind wir immer neugierig zu erfahren, wie er phantasirt und empfindet, und umgekehrt möchten wir von demjenigen, den wir bloß aus Phantasien und Empfindungen, das heißt, als Dichter, kennen, gar zu gern auch wissen, wie er wirken und handeln würde; denn es ist uns, als könnten wir erst, wenn wir beydes zusammenhalten, auf sein Inneres und seine Gesinnung schließen, über die wir vor allen Dingen im Reinen seyn möchten, wenn wir uns, sey es mit der Handlungs-, sey es mit der Empfindungsweise eines Menschen recht befreunden sollen. Wer nun die Wessenberg'schen Gedichte zu diesem Ende in die Hand nimmt, wird sie gewiß nicht unbefriedigt aus den Händen legen. Ihm wird zu Muthe werden, als hätte er am kühlen Ursprung der Quelle gesessen, die als ein fruchtbarer, segenreicher Strom schon lange vor seinen Augen das Land bewässert. Mag der Kunstrichter sie immerhin nicht in der Reihe origineller Schöpfungen der Phantasie setzen, nicht neue Kanäle in ihnen entdecken, wie sie sich das Gefühl der großen Meister des Gesanges zu graben pflegt, mag er bemerken, daß der Dichter bald diesen, bald jenen Ton angeschlagen, bald dem, bald jenem Muster nachgerungen, von der Reflexion zur Empfindung, vom Lied zur Lehre geschwankt habe: Eins, und es ist ein Großes, wird er als Eigenthum und persönlichen Charakter allen diesen Dichtungen nicht absprechen können: die sittliche Schönheit; und diese Eigenschaft ist es, die zur Ehre unseres Volkes, sey es gesagt, von jeher einem Dichter bey uns den Empfehlungsbrief für ein großes Publikum mitgegeben, die ihn populär gemacht und erhalten hat. Sie wird auch den Federn unsers Verfassers, die sein berühmter Name nicht allein empfiehlt, bey allen edeln Seelen, besonders bey unsern Frauen, Eingang verschaffen und Liebe erwerben. Diese Schönheit verbreitet ihren milden Glanz, der von der Lauterkeit seines Gemüthes, seiner Denk- und Gefühlsweise ausströmt, besonders auch über die Form dieser Gedichte, in der ein liebliches Ebenmaaß und jene melodische Sprache durchgängig herrscht, die als Wohlklang einer gemäßigten Stimme auch schon im mündlichen Gespräche die Mitgift sittlicher Naturen ist. Mit

dieſer Suada der Wahrheit und Unſchuld verbreiten ſich die Geſänge unſers Dichters über Religion, Tugend, Liebe, Kunſt, Natur, über alles Edle in den geſelligen und geſchichtlichen Verhältniſſen der Menſchheit, in acht Büchern. Wir wählen aus ihnen zum Schluſſe dieſer Anzeigen nur ein paar kleine Belege für unſere Behauptungen:

Religion und Kunſt. (S. 39.)

Der Du ſo alt biſt als die Welt,
O Bund des Heiligen und Schönen,
Geweiht von dem, der Alles hält,
Um Erd' und Himmel auszuſöhnen!

Durch Dich iſt mild, wie Weſt, und hehr,
Wie Sturm und Blitz und Donnerrollen,
Dem Geiſt von Moſes und Homer
Unſterblicher Geſang entquollen.

Wie wiederſtrahlen deine Macht
Apolls und Phidias Gebilde!
Dein Lichtvoot' in die finſtre Nacht
Kam Raphael vom Sternengefilde.

Daß, wenn der Staub ihm täuſchend blinkt,
Der Geiſt nicht ſelbſt zu Staube werde, —
Er dankt es Dir, Dein Zauber winkt
In's Himmelreich den Sohn der Erde.

Das Weltmeer. (S. 84.)

O Weltmeer! großes Bild der ew'gen Macht,
Der Schöpferin aller Erd'e und Himmelspracht,
Der Herrſcherin des Alls; gleich ſchön biſt Du,
In Sturmbewegung und in heit'rer Ruh'.

Wenn feyerliches Schweigen dich umſchwebt,
Wie hehr, wie gränzenlos, wie glanzbelebt!
Voll Glut umarmſt Du Sonn' und Mond als Braut;
Entzückt in Dir das Sternenmeer ſich ſchaut.

Doch, wenn zum Kampf Dich fordert der Orkan,
Mit furchtbar, finſterm Ernſt beſtehſt Du dann;
Die Erd' erſchütternd, ſtraft den Uebermuth
Dein Abgrund, Berge ſchleudernd ſchwarzer Fluth.

Was unterm Mond verwittert, altert nicht?
Nur Du, nicht eine Runzel im Geſicht,
O Meer, dem Himmel gleich, unendlich groß,
Und ſtets bey allem Wechſel wandellos.

Gerne möchten wir, wenn es uns der Raum nicht verböte, aus dem ſchönſten, größern Gedichte der Sammlung, die Kirche (S. 24 ff.), unter welcher der Sänger nur die unſichtbare verſteht, mehr als folgende Probe geben:

Du haſt des Leidens Kelch, den bittern,
Mild, wie Dein Stifter, ausgeleert,
Haſt als den Fels, der den Gewittern
Der Hölle trotzt, Dich neu bewährt.

Und ſegnend ſprichſt Du, wie Dein Lehrer:
„Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt!
Gott ſieht aufs Herz nur der Verehrer,
Nicht auf das Opfer, ſo da fällt.“

— — — — — — —

O möge doch auf Haupt und Gliedern
Verjüngend ruh'n des Stifters Geiſt,
Daß Du nur ſeyſt ein Bund von Brüdern,
Durch welchen eine Seele fleußt.
Daß keiner ſtolz dem andern flucht;
Daß jeder werde wie ein Kind;
Daß aller Herz das Reich nur ſuche,
Deß Glieder nur die Reinen ſind!

Drey Sterne: Glaube, Hoffnung, Liebe
Sind Deiner Stirn erhabne Zier.
Wenn nichts vom Erdenglanz Dir bliebe,
Zur Herrlichkeit was fehlte Dir?
Das Wort, das Du bewahrſt, entfaltet
Sich ſtill, dem Senfkorn gleich, zum Baum:
Sein Schatten hat, wenn Sturmnacht waltet,
Für Gottes ganze Heerde Raum.

Ein literariſcher Betrug ſeltener Art.

Im Decemberheft (vor. J.) der bey Brockhaus erſcheinenden Blätter für lit. Unterhaltung iſt folgender bey Franckh in Stuttgart erſchienener Roman außerordentlich gut recenſirt; ja unter andern dabey den jetzigen Romanen-Schriftſtellern zugerufen: ſo und nicht anders müſſe man ſchreiben.

Der Titel des Romans iſt:

Octavia oder Leben und Abenteuer einer fürſtlichen Maitreſſe. Eine wahre Geſchichte neueſter Zeit; aus den Papieren eines verſtorbenen Diplomaten.

Was wird nun der Hr. Recenſent dazu ſagen, wenn ihn Einſender dieſes darauf aufmerkſam macht, daß dieſe Geſchichte nur in ſo fern wahr iſt, als man ſie Kotzebue's kleinen Romanen und Miscellen 1ſter und 2ter Band entnommen, wo man ſie unter dem Titel: die Pfarrers-Tochter, bis auf Abänderung nur weniger Worte findet?

Er wird mit dem Einſender ſagen: entweder hat der Verleger das Publikum, oder der Plagiator hat den Verleger und das Publikum betrogen. Was würde es aber geben, wenn des Recenſenten Zuruf: „ſo und nicht anders müſſe man ſchreiben,“ buchſtäblich befolgt würde? Eine Taſchenbibliothek mehr, wenn ſich ein Verleger dazu fände. Sie könnte den Titel führen: Taſchenbibliothek aufgewärmter Romane und Erzählungen.

Dr. A. M.

Nr. 26.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 30. März 1827.

Geschichte.

Lettres du Roi de Pologne Jean Sobiesky à la Reine Marie Casimire, pendant la campagne de Vienne, traduites par M. le Comte Plater, et publiées par N. A. de Salvandy. Paris 1826. L. G. Michaud (gr. 8. pp. 224).

„Diese Sammlung bisher noch ungedruckter Briefe des Königs von Polen, Johann Sobiesky, hat ein doppeltes Interesse, erstlich indem sie uns viele neue Aufschlüsse über eine Begebenheit geben, deren Wichtigkeit für das Schicksal Europa's weniger erkannt wird, als sie es verdient, weil ihr Einfluß negativ und nicht positiv war. Der Sieg der Christen bey Wien über die Türken ließ zwar Europa ziemlich in demselben Zustand, in dem es sich vorher befand, aber wer mag die Folgen berechnen, wenn die Türken gesiegt hätten? Zweytens aber machen uns diese Briefe mehr, als es irgend eine Erzählung aus fremdem Munde thun könnte, mit dem Charakter des Retters der Christenheit bekannt. Wir sehen ihn hier in seinen menschlichen Schwächen, in seinen Gefühlen, seinen Tugenden als Mensch, als Vater, als Gatte, und wenn seine Aeußerungen nicht immer den großen Mann verrathen, so erinnert uns ein Blick auf die Zeit, auf den Ort, woher die Briefe datirt sind, bald genug daran. Sobiesky schreibt als Mensch, als liebender Gatte und Vater, während er als Held siegt. Wir wollen, so viel es der Raum erlaubt, zuerst einige Züge herausheben, welche von allgemeinem historischen Interesse sind. Viele Aufschlüsse oder Details über die militärischen Bewegungen und Vorfälle kann man in Briefen an eine Dame nicht erwarten, und Sobiesky wirft selbst einmal der Königin vor, daß sie dafür keinen Sinn habe. Wir finden auch wirklich den tapfern König nach dem Siege in den Zelten des Großveziers schreibend, ohne daß wir eben mehr wüßten, als daß er gesiegt, daß er das Kaiserreich und die Christenheit gerettet hat, nicht aber wie. Die Freude des Sieges dauert aber nur kurze Zeit, und schon der nächste Brief enthält Dinge, die weiter keines Commentars bedürfen, um zu Betrachtungen reichlichen Stoff zu geben:

„Zur Zeit der Römer warf man dem Hannibal vor, daß er seinen Sieg über sie nicht habe zu benutzen verstanden. Heut zu Tage wüßten wir unsern Sieg wohl zu benutzen; aber entweder, daß Gott uns Hindernisse in den Weg legt, um uns für unsere Undankbarkeit zu strafen, nachdem er uns mit solcher Gnade überhäuft hat, oder aus irgend einer andern Ursache gehen die Sachen hier nicht vom Fleck, ohne daß man wüßte, woran es liegt. Die Staroſten von Luck und Strzalkowski sind einige Stunden vor mir, bedecken die Straße mit Leichen und bringen Schaaren von Gefangenen ein. Das kaiserliche Heer ist hinter uns, eine Meile von Wien. Wir rücken heute noch vor. Die Deutschen werden sich nicht rühren, davon bin ich überzeugt. Der Churfürst von Sachsen ist mit seinem Corps zurückgegangen, nachdem er lebhaft seinen Unwillen gegen den Kaiser ausgedrückt hat, u. s. w. Ich habe gestern, den 15ten, meine erste Zusammenkunft mit dem Kaiser gehabt, u. s. w.“ — nun folgen die verschiedenen Botschaften, die deßhalb gewechselt wurden, dann heißt es: „also, sagte ich, ängstigen Sie sich um nichts und wieder nichts; sagen Sie doch lieber offen, was Sie eigentlich wollen; die ganze Schwierigkeit entsteht ohne Zweifel aus der großen Frage, wer die Rechte haben solle. Das Alles läßt sich aber einrichten, wenn man sich nur verstehen will.' Schaffgotsch antwortete, daß dieß es in der That sey, was den Kaiser in Verlegenheit setze; er könne mir nicht den Vortritt lassen; er befinde sich in diesem Augenblick in der Mitte der Churfürsten, und stelle gewissermaßen das Haupt des Reiches vor. Ich schlug nun folgendes Auskunftsmittel vor: „In dem Augenblick, wo der Kaiser sich dem Lager nähert, werde ich ihm entgegen gehen; wir werden uns zu Pferde grüßen, und einer dem andern gegenüber bleiben, ich auf der Seite meines Lagers, er auf der Seite seiner Hauptstadt; er von den Churfürsten begleitet; ich von meinem Sohne, den Hetmanen und Senatoren.“ Schaffgotsch hat diesen Vorschlag angenommen, und alles ist auf diese Art geschehen. Der

Kaiſer war bloß vom Churfürſten von Bayern begleitet, der von Sachſen hatte ihn ſchon verlaſſen. In ſeinem Gefolge waren etwa fünfzig Cavaliers von ſeinem Hofe, Beamten und Miniſter. Trompeter ritten vor ihm her, und einige Diener zu Fuße folgten ihm. Ich gebe Ihnen keine Beſchreibung vom Kaiſer, denn er iſt bekannt. Er ritt einen Falben, von ſpaniſcher Race; trug ein reichgeſticktes Kleid, einen franzöſiſchen Hut mit einer Agraffe und roth und weißen Federn, einen Gürtel mit Diamanten und Saphiren, und den Degen ebenſo. Wir haben uns ziemlich höflich gegrüßt; ich habe ihn lateiniſch und in wenig Worten begrüßt; er hat mir in derſelben Sprache und in geſuchten Ausdrücken geantwortet. Da wir einander gegenüber waren, ſtellte ich ihm meinen Sohn vor, der ſich ihm genähert und ihn begrüßt hat. Der Kaiſer hob nicht einmal die Hand an den Hut; ich war ganz wie erſchreckt darüber. Er machte es ebenſo mit den Senatoren und Hetmanen. Um dem Skandal und den Bemerkungen des Publikums vorzubeugen, richtete ich noch einige Worte an den Kaiſer, worauf ich mein Pferd umwandte, wir haben uns gegenſeitig gegrüßt und ich bin in mein Lager zurückgeritten. *) Der Palatin von Rußland (Klein-Rußland) hat dem Kaiſer auf deſſen Verlangen mein Heer gezeigt; aber unſere Leute ſind ſehr erbittert und beklagen ſich laut darüber, daß der Kaiſer ſie nicht einmal eines Dankes gewürdigt habe, ſey's auch nur durch eine Bewegung mit dem Hute, für ſo viele Mühe und Noth, die ſie für ihn ausgeſtanden haben. Nach dieſer Trennung hat ſich alles plötzlich verändert, es iſt, als wenn man uns gar nicht mehr kennte. Schaffgotſch und der Legat haben uns verlaſſen. Dieſer lezte hat ſich gleich nach der Schlacht ſo gegen uns verändert, daß man ihn gar nicht mehr erkennt. Er iſt nicht allein ſehr ſtolz und ſchreckt jeden zurück, ſondern bey jeder Gelegenheit ſagt er uns Unverſchämtheiten. Man gibt uns weder Lebensmittel noch Fourage mehr. Der ſpaniſche Geſandte, der ſo ſehr wünſchte eine Audienz zu haben und dem ich ſchon die Ehre eines Sitzes zugeſtanden hatte, läßt nichts mehr von ſich hören. Unſere Kranken liegen auf dem Miſte, unſere Verwundeten, deren wir ſehr viele haben, können keine Böte erhalten, um auf der Donau nach Preßburg gebracht zu werden, wo ich ſie auf meine Koſten unterhalten könnte. Man weigert ſich, unſere Todten in den Kirchhöfen der Stadt zu beerdigen, ſogar die Offiziere. Man weiſt ihnen die Felder oder die Kirchhöfe der Vorſtädte an, welche zerſtört und voll von Heidenleichen ſind. Ein deutſcher Dragoner hat vier Schritt von mir einen meiner Pagen in's Geſicht geſchlagen, daß das Blut floß. Ich habe mich bey dem Herzog von Lothringen beklagt und erhalte keine Genugthuung. Man plündert unſere Bagage, nimmt uns mit Gewalt die Pferde, welche wir noch jenſeits des Gebirges gelaſſen hatten." Hierauf beklagt er ſich noch bitter über die Lage ſeines Heeres, den Mangel an Pferdefutter und die Zögerungen in dem Bau einer Brücke über die Donau, um in Feindes Land einzudringen. „Aber die Herrn in Wien verſchieben Alles von einem Tag auf den andern, ſie haben ſich in der Stadt niedergelaſſen und ergeben ſich denſelben Ausſchweifungen, wofür Gott ſie ſo gerechter Weiſe geſtraft hat. Der Hauptmann Obar war bey dem Herzog von Lothringen und dem Commandanten von Wien in Wien. Er hat ſie beym Eſſen und Trinken angetroffen; beyde haben ihn ſehr kalt empfangen, haben ihm nichts zugeſtanden und uns nur vorgeworfen, daß wir die Fourage vorausbezogen hätten, wovon doch keiner von uns etwas geſehen oder berührt hat. Obar hat ſogar Aeußerungen der größten Undankbarkeit angehört. Da viele der Unſern ſich nach der Stadt hindrängen, um einige Nahrung zu finden, denn auf dem Lande ſtirbt man vor Hunger, ſo hat der Commandant befohlen ſie nicht aufzunehmen, ſondern auf ſie zu feuern. Man gibt vor, dieß ſey geſchehen, weil ein Pole auf einen Deutſchen geſchoſſen hat, der ihm ſein Pferd wegnehmen wollte. Ich habe den Pater Hacko, einen Jeſuiten, nach Wien geſchickt, um die Kranken zuſammenzubringen, ihre Schulden zu bezahlen und Schiffe zu miethen, um ſie nach Preßburg zu bringen. Ich für meinen Theil habe mit der größten Mühe von den Vätern der Geſellſchaft einen Platz erhalten, um meine Sachen niederzulegen; und noch dazu haben ſie mir kein Verzeichniß wollen aufnehmen laſſen, ſo daß alles unter Gottes Schutz geblieben iſt .... Nach einer ſo großen Schlacht, worin wir ſo viele Leute verloren haben und von den beſten Häuſern, ſollen wir nun noch unſerer Pferde und unſeres Gepäcks beraubt und obendrein ausgelacht werden ..... Heute ſcheinen wir Verpeſtete zu ſeyn, denen Jedermann ausweicht, während vor der Schlacht meine Zelte, die Gottlob geräumig genug ſind, kaum die Schaar der Beſuchenden aufnehmen konnten ..... Bey meinem Gott! man möchte tauſend Mal des Tages ſterben, wenn man ſo viele ſchöne Gelegenheiten, ſo viele ſchöne Tage unbenutzt vorübergehen ſieht ..... alles, was wir gethan und unternommen haben, gründete ſich auf die Verſprechungen des Papſtes, und jezt bleibt uns nichts übrig, als mit Seufzen unſer Heer zu Grunde gehen zu ſehen, nicht unter den Streichen der Feinde, ſondern durch die Schuld derer, die uns ſo viel verdanken ..... Ich ſehe, daß man ſich nicht mehr um uns kümmert. Dieſe Menſchen ha-

*) Der König ſagt hier nichts von der Antwort, die er dem Kaiſer auf ſeine kalte und unhöfliche Danksagung für die Rettung ſeines Reiches gab: „Es iſt mir lieb, Sire, Ihnen dieſen kleinen Dienſt geleiſtet zu haben."

den ihren ganzen alten Hochmuth wieder erhalten; sie scheinen sogar zu vergessen, daß ein Gott über ihnen ist.“ In den folgenden Briefen finden sich beständig die Klagen über den traurigen Zustand des Heeres, über die Langsamkeit, Unentschlossenheit und Treulosigkeit der Verbündeten wiederholt. Die Polen scheinen jedoch nicht die einzigen zu seyn, die sich beklagen, und es ist wirklich traurig zu sehen, wie engherziges Mißtrauen die Früchte eines so herrlichen Sieges in Gift verwandelte. Unter vielem andern heißt es: „der Herzog von Sachsen-Lauenburg verläßt das Heer; seine Leute und seine Freunde fluchen und drohen; aber viele andere murren ebenfalls; und deßhalb ist es mit unserer Brücke so langsam gegangen; Jedermann ist muthlos und unwillig; es ist ein Jammer zu hören, was die Subalterne sagen. Sie geben so weit es zu bedauern, daß wir dem Kaiser zu Hülfe gekommen sind, sie wollten dieses übermüthige Geschlecht wäre gefallen, um sich nie wieder zu erheben..... Der Herzog von Lothringen besucht mich oft; der arme Teufel hat weder Beute vom Feinde noch Belohnung vom Kaiser.“

Der ganze geschichtliche Theil dieser Briefe, nach der Schlacht bey Wien, macht einen sehr traurigen Eindruck; beständige Streitigkeiten zwischen den Verbündeten, die Polen werden fast wie Feinde behandelt, und nachdem der Feldzug vorbey ist, werden ihnen Winterquartiere angewiesen, wo sie nicht nur an allem Mangel leiden und sogar keine Zelte aufschlagen können, sondern wo sie auch den Krieg gegen die durch das Betragen des Hofes zur Verzweiflung gebrachten Ungarn fortsetzen müssen; während die kaiserlichen Truppen, die wenig zum Siege beygetragen haben, sich in den besten Gegenden des Landes pflegen und erholen. Beständige Klagen über die Unzufriedenheit und den Ungehorsam der Polen, über die Litthauischen Truppen, welche nicht zum König stoßen wollen und erst am Ende des Feldzugs ankommen, nachdem sie dem Feinde nirgend begegnet sind und durch Ausschweifungen die Ungarn zu Feinden gemacht haben. Klagen, daß einerseits der Kaiser, anderseits Tekeli den König geräuscht, nachdem beyde seine Vermittlung verlangt. Nur die Schlacht bey Parkan, die Eroberung von Gran und einige andere erfochtene Vortheile, endlich die Freude nach 300 Jahren Ungarn von der Gegenwart der Muselmänner befreyt zu haben, unterbrechen dieses traurige Bild, was aber reich an einzelnen interessanten Zügen ist. So z. B. die Beschreibung des unglücklichen Gefechts, das dem Sieg bey Parkan vorherging und worin der König selbst die größte Gefahr lief.

(Der Beschluß folgt.)

Reise-Literatur.

Beschreibung meiner Reise von Hamburg nach Brasilien im Juni 1824 nebst Nachrichten über Brasilien bis zum Sommer 1825 und über die Auswanderer dahin. Der Wahrheit gemäß und zur Warnung niedergeschrieben von P. H. Schumacher, vormals Commandant am Bord eines Kolonisten-Transport-Schiffes.

Schon die sehr schätzbaren Nachrichten, welche Freyreiß unlängst über Brasiliens Natur, Boden und Klima, über desselbigen Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt gegeben hat, waren zum großen Theil in der edeln Absicht abgefaßt, unbedachtsamer Auswanderungslust zu steuern, und zu zeigen, daß man, wenn auch der geträumte Lago d'Orado irgendwo gefunden werden könnte, selbst an dessen Ufern und vielleicht nur um so mehr gezwungen seyn würde, sein Brod im Schweiß des Angesichtes zu essen. — Mittlerweile sind auf's Neue Brasilische Agenten, auch in Deutschland, erschienen, welche Aufforderungen im Namen ihrer Regierung an alle die haben ergehen lassen, so etwa geneigt seyn sollten, sich als Kolonisten in Brasilien anzusiedeln. Diese Aufforderungen waren mit dem Versprechen sehr annehmlicher Begünstigungen verbunden, deren alle betreffenden Individuen theilhaftig werden würden. — Die gegenwärtige Schrift zeigt durch ein warnendes Beyspiel, daß jenen lockenden Versprechungen Brasilischer Agenten nicht halb zu trauen sey. Wenigstens ist das Schicksal des ganzen auf dem Titel erwähnten Kolonisten-Transportes weit unter der Verheißung unglücklich ausgefallen. — Zu Hamburg war durch den Brasilischen Agenten, Major Dr. Schäffer, kontraktmäßig versprochen worden, daß 1) jeder Kolonist täglich 8 Schilling Hamb. W. von der Regierung bekommen, außerdem aber auch mit dem nöthigen Ackergeräth und Vieh versehen, und daß es 2) selbst den jungen, zum Militärdienst eingeschriebenen Leuten nach ihrer Ankunft in Rio de Janeiro freystehen solle, wenn sie es vorzüglicher fänden, ein anderes Geschäft zu wählen. Daß Nro. 2. nicht erfüllt worden ist, brauchen wir wohl nicht erst zu erwähnen; dieß war aus der Fassung des Artikels nach vorhergegangener Einzeichnung in die Militärliste nicht anders zu erwarten. Aber auch Nro. 1., die alle älteren Leute angeht, ist in wesentlichen Bestimmungen nicht gehalten worden. Man hat dieselben hundert Stunden landeinwärts in ganz unbekannte Gegenden geschickt, wo sie die umherschwärmenden Wilden des Landes zu Nachbarn haben, von den Küsten und Städten aber, da es an gangbaren Wegen fehlt, so gut wie abgeschnitten sind. Die versprochenen Ackergeräthschaften und das zur Urbarmachung des Landes eben so nöthige Vieh haben sie nicht

Nr. 18.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 1. März 1827.

Anzeige von neuen Ausgaben solcher griechischer und römischer Schriftsteller, welche sich auf die Kunst der Alten beziehen.

II.

Die beyden Philostrate und Kallistratus.

(Fortsetzung.)

Die Erklärung nicht weniger Gemälde wird ganz unmöglich, wenn nicht wahre Scenen und sogar dieselbe Person in ihnen auf demselben Bilde wiederkehrend angenommen werden, wie es von den alten Meistern bis in die Zeit von Raphael nicht selten auch ausgeführt wurde. Herr Prof. Welcker hat dieses Mittel öfter angewendet; doch, wie es scheint, nicht oft genug. So ist das Gemälde „des Hermes Geburt" überschrieben, wo Welcker nur Eine Scene annimmt, nach des Sophisten Schilderung offenbar aus sechs Scenen zusammengesezt, die wir zunächst der Reihe nach anführen wollen.

A. „Hermes wird auf dem Olympus gebo„ren. Die Horen empfangen ihn auf Windeln, welche „mit den schönsten Blumen bestreut sind und bringen „ihn der Mutter, die auf dem Bette liegt." — Hier ist eine in sich abgeschlossene Handlung, und der Augenblick offenbar, wie die Horen, nachdem sie das neugeborne Kind gebadet, es der Mutter überbringen. Wenn der Verf. sagt, daß, im Fall man hier schon aus des Sophisten Worten auf Scheidung der Scene schließen wolle, man auch annehmen müsse, die Geburt habe eine eigene Scene gehabt, weil es heißt: „er wird geboren", so hat der Grund wenig auf sich. Denn der Sophist hat überhaupt die Gewohnheit, seine Rede in kurzen Sätzen abzufassen, wozu auch die apodiktische Art der Darstellung einladete, und das Geschäft des Exegeten ist offenbar, in dieser abgebrochenen Redeweise zusammenzustellen, was sich zu einem Gemälde vereinigen läßt, oder als Gemälde gedacht werden kann. Wo aber hätte jemals die griechische Kunst den Actus der Geburt selbst vorgestellt?

B. „Hermes schlüpft aus den Windeln, „geht vom Olympus herab auf Diebstahl aus. „Ueber ihn freuet sich der Berg. Sein Lä„cheln ist wie eines Menschen." — Hier das zweyte Gemälde. Der Gott des Berges war wohl in gewöhnlicher Weise an einem solchen Felsen ruhend und mit Fichten gekränzt, dem Erzeugniß des Olympus, neben ihm der Knabe, seinen Weg abwärts verfolgend, und im Antlitz des Bergottes Ausdruck von Freude über das neugeborne und schon in listiger Thätigkeit begriffene Götterkind.

C. „Eine Heerde von Rindern, die an den „Vorbergen des Olympus weiden. Sie sind „weißer als Schnee und haben goldene Hör„ner, weil sie dem Apollo geweiht sind. Her„mes treibt sie in eine Höhle." — Die Scene ist einfach, eine von dem Knaben mit rascher Emsigkeit nach einer Höhle getriebene Schaar Rinder, und die zuvorderst laufenden wohl zur größern Deutlichkeit schon im Eingang der Höhle angekommen.

D. „Hermes, als ob nichts geschehen, „schlüpft wieder in die Windeln. Apollo „kommt zu der Mutter des Knaben um die „Rinder wieder zu fordern." Die Scene ist wie im Anfange. Die Mutter, als am Tage der Niederkunft, noch auf dem Lager, neben ihr schlüpft der Knabe wieder unter die Windeln, oder blickt, darunter geschlüpft, listig aus ihnen hervor, während gegenüber Apollon durch die geöffnete Thür tritt.

E. „Apollon begehrt die Rinder zurück. „Aus dem Unwillen in seinen Mienen ist „sichtbar, daß er droht, aus den Mienen der „Mutter, daß sie Unglauben und Verwun„derung ausdrückt. Während sie sprechen, „ist der Kleine dem Apollo auf die Schulter „gesprungen und löset ihm still den Köcher „ab." — Auch diese Scene bedarf keines Commentars.

Während Apollo mit der Mutter eifert, bemerkt er nicht, daß der kleine Dieb ihn selbst zum Gegenstande seiner List macht. Der Verf. leitet aus dieser Scene einen Grund gegen die Annahme her, daß zugleich der Diebstahl der Heerde auf dem Gemälde gewesen sey. Es wäre thöricht, sagt er, wenn Apollo nicht sähe, was doch offen geschehen und sichtbar sey. Da hätte er selbst nach seiner Heerde greifen, nicht aber sie vergeblich von der Maia zurückfordern müssen. Doch bey jeder Verbindung solcher Scenen wird natürlich angenommen, daß sie von einander unabhängig, nur räumlich für den Beschauer vereiniget seyen, nicht, was widersinnig wäre, zugleich auch für die handelnden, und der Künstler macht an jeden Beschauer, wie der dramatische, die billige Forderung, daß dieser der Zeit und dem Ort nach gehörig auseinander rücke, was er durch die Grenzen seiner Kunst unmittelbar auf einander folgen zu lassen, oder neben einander zu stellen genöthigt wird.

F. Hermes wurde nicht bemerkt, da er den Köcher stahl, wohl aber da die That vollbracht war. „Hier „zeigt sich die Weisheit des Malers. Er „bringt den Apollo in heitere Stimmung „und macht ihn lachen, doch ist das Lachen „ihm zugemessen und erscheinet auf seinem „Antlitz, wie die Freude den Zorn besieget." — Auch dieses Gemälde ist vollkommen klar. Der Kleine ist dem Apollon von der Schulter gesprungen und steht, vielleicht nackend mit seinem Rande dem betroffenen und in das Lachen übergehenden Gott gegenüber.

Wenn man, sey es an den capitolinischen Sarkophag mit der Prometheussage, oder an die Sarkophage mit der Geschichte des Protesilaos, der Iphigenia in Tauris und andere, an die Iliſche Tafel sich erinnert, und die Leichtigkeit erwägt, mit welcher die mannichfaltigsten Scenen in engem Raume aneinander gereiht werden, so wird die Verbindung dieser sechs Scenen zu einem Ganzen nicht auffallend oder schwierig erscheinen, zumal wenn man in Anschlag bringt, daß der Maler nicht durch die strengen Gesetze unserer Perspektive, noch auch durch den Raum beengt war. Hr. Welcker dagegen nimmt als „einzigen Gegenstand des Bildes den Apollo an, „wie er mit der Maia verhandelt, und wie indeß Hermes ihm den Bogen von der Schulter entwendet." Was aber wird aus den Horen, die der Mutter den neugebornen Knaben brachten? Sie stehen nur da mit ihren blumigten Windeln gegen die Wiege gewandt, meynt der Verf. Wozu sie aber dann die blumigten Windeln noch halten, wann zwischen ihrem Dienst und dem Streit des Gottes mit der Maia die ganze Zeit des Rinderraubes liegt, ist nicht abzusehen. Dazu sagt der Sophist, daß sie das Kind der Mutter brachten. Sollen wir dieses auch als Ausschmückung der sophistischen Schilderung ansehen? und geschieht dieses, was berechtigt uns nach Aufopferung so entscheidender Züge, wie auch der goldgehörnten Heerden, der Höhle, des Hin- und Herschleichens des jungen Hermes, dann überhaupt noch ein Residuum von Wahrheit in den philostratischen Schilderungen anzunehmen? Eben so ist nicht klar, warum bey der Scene, welche der Verfasser annimmt; die Mutter auf dem Bette liegen soll. Der Verf. sagt zwar das geschehe, „damit wir den Dichtern desto leichter glauben „sollen, der Knabe sey kaum einen Tag alt gewesen, dessen Diebstahl wir erblicken;" aber da kommt man wieder in nicht geringere Verlegenheit. Hermes löset dem Apollo verstohlener Weise den Köcher ab, während dieser mit seiner Mutter rechtet, und aus dem Umstande, daß sie auf dem Lager liegend ihn empfängt, sollen wir desto eher glauben, daß der Gott kaum einen Tag alt war, als er solche Streiche ausführte? wo ist hier der Zusammenhang und der zureichende Grund? Dazu widerstreitet die unmittelbare Hindeutung des Sophisten auf das Gemälde ganz und gar der Annahme Einer Scene. Denn, wäre man auch geneigt, nicht wenige Zusätze, als Ergänzungen des Gemäldes aus der Phantasie des Sophisten aufzuopfern, so muß man, im Fall die alte Annahme von ganz illuſorischen Schilderungen bey Philostratus nicht wiederkehren soll, doch wenigstens das zugestehen, daß er das Gemälde meynt, und bezeichnet, wenn vom kunstreichen Ausdruck des Gemüths in der Darstellung der Figuren, wenn von der Weisheit und Kunst des Malers gesprochen wird. Das aber geschieht in unserer Schilderung, einmal wo Philostratus sagt: „Apollo scheint in seinem Antlitze zu offenbaren „nicht nur daß er spreche, sondern auch was er spreche. Es scheint, als wolle er zur Maja sagen: dein „Sohn beleidigt mich, den du gestern geboren hast, er „hat mir meine Rinder entwendet. Ich werde ihn verderben u. s." Dann weiter unten: „Hier zeiget sich die Kunst des Meisters, er erheitert ihn (den Apollo), er macht ihn lachen." — Wie soll nun der zornige Gott, der den Knaben verderben will, und der aufgeheiterte, der über ihn lacht, wie sollen beyde auf dem Bilde nach ausdrücklicher Angabe des Sophisten, in Einer Figur verschmolzen seyn?

(Der Beschluß folgt.)

René von Anjou, König von Neapel, Herzog von Lothringen und Graf von der Provenz, als Künstler.

Am zweyten December des Jahres vierzehnhundert heirathete Ludwig II., Herzog von Anjou und König von Neapel, Jolande, Erbtochter Johann des I. von Arragonien und erzeugte mit ihr fünf Kinder, unter welchen René am zehnten Januar geboren ward. Sein Großenkel, von dem er auch später Lothringen erbte, der Cardinal Ludwig von Bar, erfreute sich sich des talentvollen Prinzen, nahm ihn zu sich, wo er unter der Aufsicht eines gewissen Johannes de Preissy, bald auf dem Schlosse zu Bar, bald am Hofe König Karls V. von Frankreich seine Jugend- und Frühlingsjahre zugebracht hat. Der alte Cardinal und König Karl selbst waren Freunde der Künste und Wissenschaften und suchten, so weit es die damals zerrüttete Lage Frankreichs erlaubte, die Gelehrten und Künstler aller Länder an sich zu ziehen. Unter diesen waren auch die berühmten Brüder Hubert und Johann van Eyck. 1) Von ihnen ward René wahrscheinlich in der Malerey unterrichtet und in die durch Johann gefundene bessere Mischung der Farben mit Oel eingeweiht; wahrscheinlich, müssen wir sagen, weil wir auf die bloße Meynung einiger Schriftsteller hin, die der lezte Geschichtschreiber des Königes, der Vicomte Villeneuve Bargemont durch keine gleichzeitige Angabe über allen Zweifel erheben konnte, 2) die Sache nicht für ausgemacht halten können.

Die Faktionen Orleans und Burgund kämpften lange um die Herrschaft Frankreichs. Beyde strebten den Hof und den König (Karl VI. und Karl VII.) in ihre Gewalt zu bekommen, um in seinem Namen desto leichter alle ihre Unternehmungen durchsetzen zu können, — beyde trugen gleich viel bey, zur furchtbaren Verwüstung des unglücklichen Landes. René erklärte sich wie sein Vater gegen Burgund, zog in das Feld, ward, indem er sich durch unbesonnene Tapferkeit zu weit in die feindliche Reihen wagte, gefangen und mehrere Jahre in dem Bartburm zu Dijon von Philipp von Burgund gefangen gehalten (1431 — 1437). Diese lange Einsamkeit in den Jahren wo der Jüngling durch mannichfache Erfahrungen zum Manne reift, scheint für sein ganzes übriges Leben, für sein Thun und Treiben von den größten Folgen gewesen zu seyn. Sich selbst überlassen, fern von dem abschleifenden Umgang der Welt haben manche abentheuerliche Ansichten und sonderbare Grillen bey ihm festen Fuß gefaßt, so wie von der andern Seite dieser gezwungenen Einsamkeit seine nie alternde Liebe für Malerey, Musik und Dichtkunst zugeschrieben werden muß. In der Schloßkirche zu Dijon ließ er eine Kapelle bauen und malte das Wappen von Bar an die Wände, — das erste Gemälde, das man von ihm kennt; ebenso stattete er die Kapelle aus, die er in der Karthäuserkirche zu Dijon errichten ließ. Sein eigenes Porträt malte er auf die Fensterscheiben der herzoglichen Kapelle und zwey Jahre nachher (1433) die Wappen von 32 Rittern des goldenen Vließes, so daß er von den Wappenschilden der meisten Ritter umgeben war, die ihn in der Schlacht von Bulgnèville, wo er gefangen wurde, geschlagen hatten. Als er an aller Erlösung verzweifelte, malte er goldene Hohlbippen an die Wand, die in der französischen Sprache Oubliés genannt werden, um damit anzuzeigen, daß ihn alle Welt vergessen habe. 3)

Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Isabelle von Lothringen (1454) zog er sich, im Herzen tief betrübt, nach Anjou zurück und beschäftigte sich ausschließend mit Miniaturmalerey. Das Gebetbuch, das er den Manen der verstorbenen Isabelle weihete — es dauerte nicht lange, so war es in den Händen der geliebten Johanna von Laval — ward mit verschiedenen Darstellungen in Miniatur ausgestattet; bald zeigt ein gespannter Bogen mit der Umschrift: Arco per lentare, piaga non sana, seinen Schmerz um die Verstorbene an, bald finden sich seine Wappen und verschiedene andere Emblemata, bald ein sehr sorgfältig ausgearbeiteter Kopf der Jungfrau mit einem himmelblauen Schleyer und einem Heiligenschein. Der Sage nach soll René zwey Handschriften auf gleiche Weise verziert haben; die eine ward

---

1) Unter den Monuments de la monarchie française soll sich ein Gemählde von 1375 befinden, welches Hubert van Eyck vorstellt, wie er Karl V. ein Buch mit Gemählden überreicht. Saint Vincent Memoires et Notices 33. *)

2) Histoire de René d'Anjou par Mr. le Vicomte L. F. de Villeneuve-Bergemont. Paris 1825. 3r Bd. 8. L. 18. 379.

*) Daß dieß Gemählde, wenn es wirklich von 1375 ist, mit Unrecht dem Hubert van Eyck zugeschrieben werde, ergiebt sich schon daraus, daß Hubert erst um das Jahr 1366 geboren ist. S. Van Mander I. S. 14. Da steht dieß der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit nicht im Wege, daß René den Unterricht der Gebr. v. Eyck in der Malerey genossen haben könne.

S.

3) Villeneuve I. 165. 223.

in einer Versteigerung um 1200 Franken losgeschlagen, die andere soll aus der Bibliothek des Baron Hohendorff in die des Kaisers von Oestreich übergegangen seyn; ein ganz ähnliches Gebetbuch mit der Jahrzahl 1458 findet sich auf der öffentlichen Bibliothek zu Aix. 4)

Der gute René war nun einmal seiner Zeit und den Gegnern mit denen er es immer zu thun hatte, einem Alphons dem Weisen und Ludwig XI. nicht gewachsen; Kummer mochte ihm dieses genug bereitet haben, besonders als ihn in alten Tagen der pfäffisch fromme und teuflisch schlaue Ludwig des größten Theils seiner Erbstaaten beraubte. Wie vielen andern vom Unglück heimgesuchten hohen und niedern Häuptern waren auch ihm Künste und Wissenschaften erquickendes Labsal, gewährten auch ihm die unschuldsvollen Spiele des Landmanns und die ritterlichen Uebungen der kräftigen Jugend Trost und Erheiterung in den mannichfachen öffentlichen und häuslichen Leiden. Freylich gab er durch seine sonderbaren Aufzüge und Masseraden, wo er gewöhnlich selbst als schmachtender Schäfer und die geliebte Johanna von Laval als Schäferin verkleidet war, durch seine berüchtigten Narrenfeste und den tollen Spuck zu Aix, wo in einem Aufzug von den Erzvätern an bis auf den Seher auf Patmos, beynahe alle Personen der heil. Schrift auf Eseln reitend leibhaftig dargestellt wurden, den ernsten Zeitgenossen wie den noch strenger urtheilenden Nachkommen mannichfache Gelegenheit zu bitterem Tadel und beißendem Spott, — doch kann ihm dieses nachgeahmt werden, daß, wenn auch seine Vergnügungen häufig seinem Stande und seinen Pflichten als Regent unangemessen waren, sie doch nie, was in jenen Zeiten so häufig war, zur Unsittlichkeit herabgesunken sind.

Wir haben uns vergebens bemüht seine verschiedenen Arbeiten chronologisch zu ordnen; wir wollen daher zu den obigen noch einige Miniaturmalereyen hinzufügen und dann zu seinen größern historischen Compositionen übergehen.

In dem Tresor des Martes zu Paris befindet sich von seiner Hand ein Miniaturgemälde welches darstellt, wie Johann von St. Maure ihm huldigt. René sizt auf einem grün ausgeschlagenen Thron, er hat die Krone auf dem Haupte, eine himmelblaue Tunika an, mit Lilien übersäet und einen Mantel mit Hermelin verziert. 5) Johann von St. Maure liegt vor ihm auf den Knieen, seine beyden Hände sind in denen des Prinzen; sein Kopf ist entblößt, er hat ebenfalls eine blaue Tunika an und einen Purpurmantel; zur Linken befinden sich die Waffenträger des Königes. Ein anderes ziemlich großes Miniaturgemälde, das sehr gerühmt und ebenfalls dem König René zugeschrieben wird, befindet sich jezt in den Händen eines Gelehrten zu Dijon, Hrn. Baudot. Es stellt eine Capitelsversammlung der Ritter des goldenen Vließes dar, der Herzog von Burgund sizt im Ornate auf einem vergoldeten Thron und ist von den zwölf Ordensrittern umgeben, auf einem Tische liegen einige Bücher und ein stehender Bischof überreicht eine geöffnete Handschrift wo die Worte: „A très excellent prince, très puissant et montrés redouleté seigneur monseigneur le duc de Bourgogne etc." zu lesen sind! man glaubt dieses Miniaturgemälde gehörte zum Titelblatt des Ordensbuches. Seine Moralitäten und Mysterien pflegte er mit eigenen Miniaturen zu verzieren. In der Moralité Mortifiement, ou Mortification de vaine Plaisance, welches in einem Gespräche der frommen Seele mit dem von der Vergnügungssucht befallenen Herzen besteht, wo die Gottesfurcht, das Gewissen, die Hoffnung, die göttliche Gnade, Neid, Habsucht und eitles Vergnügen personifizirt auftreten und das Herz endlich durch die Nagelung an das Kreuz gereinigt wird, sieht man auf dem Titel einer Handschrift ein herrliches Miniaturgemälde, welches René vorstellt, wie er in seinem Cabinette schreibt; der Fürst hat ein himmelblaues Kleid an und einen rothen Mantel mit Hermelin gefüttert, ein weißer Hund liegt zu seinen Füßen. In einem andern Manuscripte ist die andächtige Seele in grauer Kleidung dargestellt, sie hält das Herz zwischen den Händen und drückt es an die Brust: im Hintergrunde der Landschaft sieht man eine gothische Kapelle. In dem Werke werden mehrere Parabeln erzählt, die René gewöhnlich auch bildlich darstellt. „Eine arme Frau trägt einen schweren Sack Frucht, sie will damit zur Mühle, fürchtet aber den daran vorbei fließenden Fluß zu durchwaten. — Die Frau ist das Gewissen, der Fluß Gottes Zorn, die Mühle die ewige Glückseligkeit." „Von einem sehr gerechten und wohlweisen Richter wird eine Stadt voll böser Menschen belagert, vergebens hat man sie mehrmalen angegriffen, nochmals wird ein allgemeiner Sturm beschlossen, ein Ritter thut sich hervor und besteigt zuerst die Mauern, — nach der Einnahme der Stadt giebt ihm der gerechte und wohlweise Richter seine Tochter (die ewige Glückseligkeit) zur Frau."

(Der Beschluß folgt.)

4) Villeneuve II. 310.

5) Hermelinpelz, von Harm Plur. Härme, ein Diminutivum, sogenannt, weil Armenien (Hermenia) der allgemeine Stapelplatz dieser Waare war, gehörte zu den größten Zierrathen der höhern Stände im Mittelalter. In Wigalois, der Ritter mit dem Rade von Wirnt von Gravenberch, herausgegeben von Benecke wird nie der Hermelin in der Beschreibung eines Anzuges vergessen; so heißt es bey der Beschreibung des Rockes einer Jungfrau, man sieht, daß damals schon Frankreich den Ton in den Moden angegeben hat.

Nr. 19.

Kunſt-Blatt.

Montag, den 5. März 1827.

Anzeige von neuen Ausgaben ſolcher griechiſcher und römiſcher Schriftſteller, welche ſich auf die Kunſt der Alten beziehen.

II.

Die beyden Philoſtrate und Kalliſtratus.

(Beſchluß.)

Daſſelbe Verfahren, Scenen, welche Philoſtratus nach den deutlichſten Angaben auf ſeinem Gemälde getrennt ſah, als Ausſchmückung ſeiner Beſchreibung zu betrachten oder auf eine die Schwierigkeiten häufende Art zu Einer zu verbinden, zeiget ſich auch bey der Behandlung andrer Schilderungen; doch mangelt hier der Raum, dem Verf. in die übrigen zu folgen. Dagegen wollen wir noch ſeine Erklärung von dem Gemälde der Mythen beleuchten, welche Schwierigkeiten anderer Art darbietet. Es iſt das dritte Gemälde im erſten Buche.

„Die Mythen kommen zu dem Aeſopus, den ſie „lieben, weil er ſie gepflegt hat. Das ganze menſchliche „Leben hat er mit Mythen umgeben, und ſelbſt den „Thieren vernünftige Rede geliehen, des vernünftigen „Wandels wegen. Denn das Uebermaß beſchneidet er „und treibet den Uebermuth fort und den Betrug. Und „dabey dienet ihm ein Löwe zur handelnden Perſon, *) „oder ein Fuchs, oder ein Pferd, beym Zeus, und auch „die Schildkröte nicht einmal iſt ohne Stimme. Von „ihnen nun lernen die Kindlein die Dinge des Lebens. „Weil aber die Mythen durch den Aeſopus zu Ehren ge„kommen, ſo erſcheinen ſie in der Wohnung des Wei„ſen, ihn heimzuſuchen, ihm mit Binden das Haupt zu „ſchmücken, und ihn mit einem Kranz von Laub zu be„kränzen. Er ſelbſt aber iſt, wie ich meyne, eben im „Begriff eine Sage auszuſpinnen. Denn dieſes bedeutet „das Lächeln auf ſeinem Antlitz, und die Augen, die an „die Erde geheftet ſind. Der Maler hat wohl bedacht, „daß die Erfindung der Sagen einer ruhigen und ſorg„loſen Seele bedarf. Auch zeiget ſich das Gemälde ſinn„reich in Bezug auf die Körper der Mythen. Denn ſie „bringet Thiere mit dem Menſchen zuſammen und ſtellt „ſo um den Aeſopus den Chor, deſſen Bildung ſie von „ſeiner Scene herleitet.*) Als Chorführer iſt der Fuchs „gemalt. Denn Aeſopus brauchet ihn in den mei„ſten Stoffen als einen Diener, wie die Comödie den „Davus.“

Das Gemälde bietet eine große Schwierigkeit in der Stelle, wo von der Bildung des Chores geredet wird. Sind die Thiere, welche den Chor bilden, von den Mythen getrennt, oder iſt ihre Geſtalt eine Miſchung der menſchlichen und thieriſchen, wie es auf den erſten Anblick die unten im Original angeführten Worte zu begehren ſcheinen? —

Dem „Erklärer von Weimar“ erlaſſen wir die „Muſe der Fabel“, die er einführt, bis er uns belehrt, was das für eine Muſe geweſen iſt, wenn er nicht etwa die Polyhymnia meynt, von welcher Philoſtratus keine Meldung thut. Wenn derſelbe beyfügt „Thiere ſtehen menſchenähnlich umher“, ſo iſt weder deutlich, wie das umherſtehen, noch wie das menſchenähnlich

*) Καὶ ταῦτα λέων τις ὑποκρίνεται, καὶ ἀλώπηξ καὶ ἵππος, νὴ Δία, καὶ οὐδὲ ἡ χελώνη ἄφωνος. Hier iſt ὑποκρίνεσθαι das von Schauſpielern gebräuchliche Wort, die deßhalb ὑποκριταί heißen, nach dem ältern attiſchen Sprachgebrauche, der ὑποκρίσθαι ſtatt ἀποκρίνεσθαι hatte. Die Meynung alſo iſt, daß Aeſopus in ſeinen Mythen gleichſam kleine Dramen aufführe und dabey den genannten Thieren die Rollen zutheile.

*) Φιλοσοφεῖ δὲ ἡ γραφὴ καὶ τὸ τῶν Μύθων σῶμα. Θηρία γὰρ συμβάλλουσα ἀνθρώποις περιίστησι χορὸν τῷ Αἰσώπῳ ἀπὸ τῆς ἐκείνου σκηνῆς συμπλάσασα.

zu faſſen ſeyn mag. Das einfachſte wäre freylich mit Tölker in ſeinem lehrreichen Buche über das Verhältniß der antiken Malerey zur Poeſie S. 15. die Thiere von den Menſchen zu trennen. Wir hätten dann eine dramatiſche Anordnung: die Mythen kränzen ihren Günſtling, den Aeſopus, und die Thiere machen Chorus dabey; aber die Ausdrücke des Sophiſten deuten zu beſtimmt auf eine Verbindung beyder Naturen hin. Worin beſtünde ſonſt des Malers Weisheit in Behandlung der Leiber, in Bezug auf welche dann ſogleich das Zuſammenbringen von Menſch und Thier angefügt wird?

Welcker hatte früher geglaubt, die Verbindung beziehe ſich auf Haltung und Gang, wodurch die Thiere nachahmten, *) wobey ſich freylich etwas Beſtimmtes nicht denken ließ, wenn man nicht annehmen will, daß die Thiere auf zwey Beinen gegangen und mit den Vorderfüßen handirt haben. Jacobs nun, nachdem er den Sprachgebrauch erläutert hat, **) erinnert an die Vögel und Weſpen, die in den ariſtophaniſchen Comödien Chorus machen, und nimmt an, die Mythen ſeyen als comiſcher Chor, und ſo dargeſtellt geweſen, daß menſchliche Geſtalt mit thieriſcher auf gewiſſe Weiſe verbunden war. Er ſezt hinzu: „wie dieſes der Maler auf „eine gehörige Weiſe bewerkſtelliget habe, dieſes auszu„denken überlaſſe ich den Kennern der Kunſt.“ — Wenn hier die alte Kunſt verſtanden wird, iſt gegen dieſe Hinweiſung gewiß nichts zu erinnern, denn auf dem Gebiet der Archäologie muß wenn irgend wo die Erläuterung geſucht werden. Welcker tritt der Anſicht von Jacobs vollkommen bey ***) und übernimmt die Aufgabe zu löſen, welche Jacobs dem Kenner der Kunſt geſtellt hatte. Er erinnert ſofort an das berühmte Relief des Archelaos, welches die Apotheoſe des Homer vorſtellt, und auf dem der Mythos als Knabe gebildet iſt, mit der richtigen Bemerkung, daß die allegoriſchen Perſonen jeder Art, zuweilen ſogar der Städte, dem Geſchlecht des Namens folgen. „Daher wird wahrſchein„lich, daß die äſopiſchen Mythen Knaben geweſen ſeyen „mit dem Antlitz, den Ohren, Hörnern der „Thiere, vielleicht auch mit ihren Häuten auf mannich„fache Art bekleidet.“ — Da bekämen wir denn füglich kleine Ungeheuer auf das Gemälde, wenn die Knaben mit thieriſchem Antlitz (ferinis vultibus) gebildet wären. Gleichwohl kennt die griechiſche Kunſt kein ſolches, als den Minotaurus, ſowohl in ſeiner leibhaften Geſtalt, wo er vom Theſeus bekriegt wird, oder erſchlagen liegt, wie auf der Gemme des Philemon zu Wien, auch wo er zum Schrecken der Frauen mit dem Stierkopf geboren wird, auf dem ſchönen Relief im Pallaſt Grimani zu Venedig, das noch unerklärt und unedirt iſt. Dieſe Beſchränkung auf jenes einzelne Fabelweſen, und das Ungeheuerliche und Abſtoßende, was darin liegt, wenn der edle Leib des Menſchen mit dem Antlitz des Thieres verbunden und dadurch unter ſeine Würde herabgedrückt wird, machen, daß jene Vorſtellung von Thierknaben oder Knabenthieren wohl kaum Eingang finden wird. Indeß der Verfaſſer hat noch eine andere zur Hand, welche der vorhergehenden, als ob es nur eine Erläuterung derſelben wäre, unmittelbar angefügt wird: „Den Herkules und andere Helden ſehen wir „in den älteſten Denkmälern mit dem erbeuteten Felle „von Löwen und Wölfen ſo angethan, daß der Theil vom „Thier, welcher ſeinem Kopfe abgezogen und über ihre „Stirn geworfen iſt, mit ihr zuſammenzuhängen, und „eben ſo der Schwanz, welcher vom Rücken herabhängt, „mit ihnen zuſammengewachſen ſcheint.“ — Was alſo, könnte man fragen, iſt des Verfaſſers Meynung, daß die Knaben Bälge der Thiere um Leib und auf dem Kopfe, daß ſie vultus ferinos oder exuvias ferinas gehabt haben?

Mit ſicherm Urtheil hat Jacobs auf die Chöre der Comödie hingewieſen, denn als eine Art von Drama werden die Dichtungen des Aeſopus behandelt, es wird ſeine Scene, es wird der Chor, es wird der Fuchs als Chorführer erwähnt, und die Hauptfrage wird dennoch offenbar ſeyn, wie die Comödie jene Perſonen bildete, die bey ihr Wolken, Fröſche, Vögel oder Weſpen vorſtellen und den Chor ausmachen. Bey den Wolken des Ariſtophanes iſt das Allegoriſche der Geſtalt ganz aufgegeben, denn ſie ſingen ſelbſt, daß ſie ihre feuchte Hülle ablegen wollen, nennen ſich nur als regenbringende Jungfrauen, und auch der darüber verwunderte Strepſiades ſagt, daß ſie

*) De habita atque incessu, quibus homines exprimerent bestias. —

**) Doch die entſcheidende Stelle „De centauris agens Noster II. 3. p. 813 (1) ἀλλὰ ἵππον ἀνθρώπῳ συμβαλεῖν ἰσῶμα οὐδέν, ubi vid. not “ ſteht gar nicht in dem angeführten Gemälde, welches die Centaurinnen beſchreibt. Der Sprachgebrauch ſelbſt aber iſt außer Zweifel.

***) Wenn er ſagt: argumentum addo quod est in verbo συμπλάσσα, ſo iſt nicht abzuſehen, wie das Wort συμπλάσσειν auf ein Miſchen menſchlicher und thieriſcher Natur deuten ſolle, da es im Allgemeinen ausbilden, conformare heißt, und auch gebraucht werden konnte, wenn jenes Bilden aus Menſchen und Thier nicht ſtattgefunden hätte. Ἦλθε γὰρ σύμπλασσε περίκλυτος „Ἀμφιγυήεις“ Παρθένῳ εἴδος ἐκαλὸν Κρονίδεω διὰ βουλάς. Hes. Theog. 571.

Frauen gleich sehen. — Die Wespen in dem gleichnamigen Stücke sind alle habsüchtige und hartherzige Richter, mit bestimmten Namen und in voller Persönlichkeit, welche jedoch, wenn sie gereizt werden, drohen, daß sie ihren Stachel enthüllen wollen, und offenbar war in diesem Stachel, mit dem der Dichter sie ausgerüstet hat, allein ihre Wespennatur ausgedrückt. Die Tragödie verfuhr nicht anders und die Jo im Prometheus des Aeschylus, welche der Umkehrung ihrer Gestalt selbst gedenkt, wird von dem Dichter, was er auch nicht konnte, nicht als eine Kuh, sondern als eine gehörnte Jungfrau bezeichnet. Die Hörner also reichten bey ihr hin, die verwandelte Natur zu bestimmen, wie beym Midas die Ohren. Geht man von diesen Thatsachen in die Kunstdarstellungen über, so ist offenbar, daß das Beyspiel vom Herkules, welcher das Löwenfell fest an seinen Körper bestend trägt, nicht angeführt werden könne, eben so würde nicht passen die Juno Lanuvina mit dem Wolfsfelle um Haupt und Hüften, denn hier sind überall nicht Thiere mit Menschen verbunden. Dagegen darf man anführen jene Meergötter, in deren Antlitz leise Andeutungen von Schuppen, wie in ihrem Bart kleine Fische, die Verbindung des Fisches und des Menschen zeigen, den schönen Pan auf arkadischen Münzen, der von der Natur des Bocks, die ihm anderwärts beygemischt ist, nur noch die zierlichen Hörner über der jugendlichen Stirne trägt, eben so den Bacchus mit Stierhörnern, den Ammon mit Widderhörnern erwähnen, um auf die vielen und leichten Mittel aufmerksam zu machen, welche der alten Kunst zu Gebote standen, um wie in dem Drama durch Stachel und Hörner die Wespe und die Kuh, so hier im Chor des Aesopus durch ähnliche Accessorien am Leibe der Knaben die Thiere anzudeuten, welche der Dichter zur Bildung der Mythen gebraucht hat.

Doch diese Bemerkungen sind vielleicht schon zu lang ausgesponnen worden, und Referent kann nicht umhin, den beyden hochverdienten Herausgebern am Schlusse den lebhaftesten Dank auszudrücken, zu dem er sich durch die vielen Belehrungen über Sprache und Kunst der Alten, die ihm dieses vorzügliche Werk gewährte, verpflichtet fühlt. Er ist überzeugt, daß jeder aufmerksame Leser diese Gefühle mit ihm theilen wird. Uebrigens behält er sich vor, auf den Gegenstand des Werkes zu einer andern Zeit zurückzukommen.

Fr. Thiersch.

René von Anjou, König von Neapel, Herzog von Lothringen und Graf von der Provence, als Künstler.

(Fortsetzung.)

In einem andern Werke: Le Roman en Prose et en vers de très doulce mercy au cueur d'amour espris, finden sich nicht weniger als siebzig vortreffliche und sehr gut erhaltene Miniaturgemälde, wovon die größern sechs Quadratzoll groß sind. Das Werk besteht in der Erzählung eines Traums, den er gehabt haben will; auch sieht man ihn in dem ersten Miniatur in voller Kleidung schlafend mit der Hand auf dem Herzen. Der Eingang des Gedichtes erinnert in manchen Einzelnheiten an Dante. Wir wollen ihn aus dem wenig bekannt gewordenen Werke des Vicomte Villeneuve hieherſetzen:

Une nuict en ce mois passé
Travaillé, tourmenté, lassé,
Porment [grandement] pensif, au lit me mis;
Comme homme las, qui a soi mis
Sou Cueur en la mercy d'amour. . . 6)
La nuit que j'ai dit, tant confus,
Me vis, que près de mourir fus,
Car moitié lors, par fantaisie,
Moitié dormant en réverie
Où que ce fut vision en songe
Advis m'estoit et sans mensonge
Qu'amours hors du corps mon coeur mist,
Es que à Désir le soumist,
Lequel luy disant ensemens [ensemble] etc.

Die Miniaturen sind freylich hie und da abenteuerlich genug; da kommt die Hoffnung, die einen Zuckerhut anstatt einer Mütze auf hat, auf einem Pferde einhergetradt, dessen Satteldecke mit Herzen und goldenen Flügeln übersäet ist; dort erscheint eine mißgestaltete Riesin so scheußlich wie nur eine am Ekelhaften sich ergötzende Phantasie sie erfinden kann, alle Helden des Alterthums, Achilles, Cäsar, Augustus und andere bekommen ihre Wappen; das Herz (Cueur), von Kopf bis zu Fuß geharnischt, mit geöffnetem Visier in Begleitung der wie ein Bauer gekleideten Sehnsucht, mit rother Jacke u. dgl. wirft einen Blick auf das Wappen Cäsars, es war: d'or à une aigle de sable à deux têtes et le chief y estoit de gueules à quatre lettres d'or entre quatre points S. P. Q. R. — Die Wappenkunde, die Aufzeichnung der Wappen und die genaue Darstellung aller rit-

6) Wie ein Mensch, dessen Herz ganz von der Liebe eingenommen ist.

terlichen Spiele und Uebungen gehörten zu seinen liebsten Beschäftigungen. Alles was darauf Bezug hatte, sammelte er, machte sich selbst daran, ein Turnierbuch zu schreiben und auszumalen, ein Werk, welches in Beziehung auf Sitten und Gewohnheiten und Kleidertrachten zu den interessantesten Denkmälern aus dem 15ten Jahrhundert gerechnet werden muß. Seine Vorschriften, gleichsam seine Theorie der Turnkunst, die sich auch noch durch eine gewisse Naivität des alterthümlichen Styles auszeichnen, hat Gassier in seiner Geschichte der Chevalerie (Histoire de la Chevalerie) abdrucken lassen, einen Theil der bildlichen Darstellungen hat Vulson de la Colombière, in seiner Ehrenbühne (Théatre d'honneur) aufgenommen, wo sie mit großer Sorgfalt gestochen sind. Die Handschrift, die sich zu Paris befindet (Nr. 8352. Bibl. royale) besteht aus 305 Blättern in 4. mit 26 Darstellungen; voran ist bemerkt, daß König René dieses Werk dictirt und dann mit eigener Hand ausgemalt habe, gewidmet ist es seinem Bruder, Karl von Anjou. Villeneuve hat in der angeführten Geschichte (II. 300) die einzelnen Darstellungen genau beschrieben, später hat er auch das ganze „livre des tournois, ou traité de la forme et de la manière des tournoys à plaisance" herausgegeben. Wir wollen die Beschreibung der verschiedenen Turnierkünste aufsparen, bis wir Gelegenheit haben, das Werk selbst damit zu vergleichen.

René's Gemälde tragen meistentheils Spuren von Melancholie; die meisten stammen wahrscheinlich aus der Zeit, wo ihm Ludwig XI. Anjou gewaltsam entrissen hatte. Vor der Revolution waren viele seiner Werke in Angers, Lyon, Avignon, Marseille und Aix vorhanden; jezt sind sie leider großentheils verschwunden und man kann sie nur nach den einzelnen hie und da zerstreuten Notizen beschreiben. Anjou und seine Hauptstadt erfreute sich mehrerer Werke des Königes, von ihm waren einige Gemälde in der Bernhardiner-Kirche zu Angers, in der Galerie Recülée, der Eremitage de la Baumette und in der Kapelle Notre-Dame du Petit-Mont; so befand sich auch in dem dortigen Gefängniß ein Porträt Karls VII., welches dem Könige zugeschrieben wurde. Auch befiehlt er in seinem Testament ausdrücklich: Que tous les ouvrages, édifices, peintures par lui commencés ou commandés en aucune église, comme à St. Pierre de Saumur, St. Bernardin, et à la sépulture de St. Maurice, soient achevés par ses héritiers. Lyon, wohin er häufig kam, bewahrte mehrere Gemälde von ihm, wovon das Bildniß des Todes als ein Meisterstück gerühmt wird; es befand sich in einer gothischen Kapelle in der Kirche zu St. Paul, wo der berühmte Canzellar Johannes Gerson, einer der erlauchtesten Männer seiner Zeit, begraben lag; dieses Bild soll in der bekannten großen Lyoner Feuersbrunst zu Grunde gegangen seyn.

Ein anderes Gemälde, welches auch in den Stürmen der Revolution verschwunden ist, zog alle durch Avignon Reisende in das dortige Cölestiner-Kloster. Das Gemälde stellte ein weibliches Skelett von natürlicher Größe vor; daneben sah man einen geöffneten, leeren Sarg, dessen Inneres mit einem sehr kunstreich gearbeiteten Spinnengewebe umzogen war. Oberhalb des Sarges las man eine gothische Inschrift, die beurkundete, daß dieses das Skelett einer sehr schönen Frau sey, und die Sage sezt hinzu, René selbst liebte sie sehr, empfand später deßhalb Gewissensbisse und wollte, um seine leidenschaftliche Verblendung recht augenscheinlich zu machen, die Gestalt, die er einst vergötterte, auf diese scheußliche Weise dargestellt, der Nachwelt überliefern. Im Hospital zu Villeneuve, auf der andern Seite der Rhone, nicht weit von Avignon war man so glücklich ein Werk des Königes zu erhalten, welches seinen bizarren Geschmack hinlänglich charakterisirt. Es ist ein Oelgemälde auf Holz, wo die streitende, leidende und triumphirende Kirche, sammt der Dreyeinigkeit vorgestellt sind; das Ganze ist noch ziemlich gut erhalten.

Das Gemälde ist 5½ Fuß hoch und 7 F. breit; die zwey untern Fünftel enthalten die streitende und leidende Kirche, die drey obern Fünftel die triumphirende und die Dreyeinigkeit. Rechts auf dem untersten Fünftel sieht man fünf und zwanzig kleine Figuren, die die Hölle, die Teufel u. s. w. darstellen, auf der andern Seite links erscheinen die Seelen im Fegfeuer, deren einige von Engeln erhascht werden, die mit ihnen in den Himmel fliegen; oberhalb auf beyden Seiten ist die streitende Kirche, man sieht viele Städte, Kirchen, Geistliche und Laien, so wie Personen aus der heil. Geschichte, Moses u. dgl., auch kommt ein Engel vor, der spricht: Assumpta est Maria. Ueber dem Ganzen schwebt der blaue Himmel und ein Christus zeigt den Weg in die Wohnung der seligen Geister. Hier erscheinen bey vierzig Figuren von 3 auf 5 Zoll, Seelen, die von Gott verstoßen werden und von dannen gehen; andere die bleiben, wie heil. Jungfrauen, Beichtväter, Päpste und Märtyrer, leztere sind roth gekleidet und haben Palmen in ihren Händen. Weiter oben sind zwey Cherubim, endlich Christus und Gottvater in langen rothen Mänteln, mit Gold ausgeschlagen. Der heil. Geist in Gestalt einer Taube vereinigt sie in der Mitte und sezt der Jungfrau die Krone auf das Haupt.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 20.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 8. März 1827.

Ueber Inghirami's Monumenti Etruschi. *)

Werke von umfassender Wichtigkeit können geraume Zeit hindurch einer gewissen stillschweigenden Achtung genießen, ohne daß dem Maaß ihres Werthes eine sorgfältige Abschätzung oder auch nur eine entschieden ausgesprochene Anerkennung der hervorstechendsten Verdienste zu Theil würde. Offenkundig kann der materielle Zuwachs einer wissenschaftlichen Unternehmung, unbestritten die mühsame Herausgabe desselben seyn: die Unterscheidung und Beurtheilung des wirklich Neuen ist schwierig und somit auch der beste Zuwachs oft unbequem, über eine neue Behandlung desselben sich zu erklären eben darum mißlich, eines wie das andere aber bey wenig gefälligen und zur Zeit kaum in engerem Kreis beachteten Gegenständen überdieß undankbar.

Aehnliche Gründe mögen es verschuldet haben, daß Inghirami's großes Werk über die Denkmäler Etruriens trotz dessen seit sieben Jahren ununterbrochener Bekanntmachung und Verbreitung weder zu häufigem Gebrauch noch zu der ihm gebührenden öffentlichen Erwähnung gelangt ist. Die unerfreulichen Formen jener Denkmäler sind ihres kunstgeschichtlichen Werthes unerachtet sehr geeignet den Kunstfreund von sich abzuschrecken; wie durch einen gleichen Schrecken gefesselt ist das etruskische Studium der Antiquare seit Gori fast allein auf schriftliche Denkmäler beschränkt geblieben: und wenn solchergestalt das neue Unternehmen höchstens bey den Bewohnern des alten Etruriens mit dankbarem vaterländischem Gefühl, mit ernstlicher Benutzung des Einzelnen aber nur von sehr Wenigen aufgenommen werden mußte, so mochte die eigenthümliche und fremdartige Behandlungsweise eines auf der Gelehrtenbank vorher nicht ansässigen Mannes auch für Manchen jener Wenigen ein störendes Hinderniß öffentlicher Anerkennung seyn. Auch dem Referenten können diese Bedenklichkeiten nicht entgehen, ja es scheint ihm um so mißlicher über sie hinaus von dem Inghiramischen Werke zu reden, als eine ausführliche Würdigung desselben die Gränzen dieses Blattes überschreiten würde; andrerseits wäre es unziemlich eines Werkes so hoher Wichtigkeit neben andern kunstgeschichtlichen Fortschritten nicht wenigstens mit einer kurzen Anzeige seiner endlichen Vollendung gedenken zu wollen, dieses um so mehr als wir das, was diesem Werke bey Vielen entgegensteht, nothwendig für ein bedeutendes Verdienst erkennen, als wir die Beschäftigung mit einem unerfreulichen Theil der Kunstgeschichte wegen der treuen Gründlichkeit ihrer Pflege, die gelehrte Sorgfalt für ihren fremdartigen und oft kaum verständlichen Bilderkreis wegen der umsichtigen Zusammenstellung seiner verschiedenen Richtungen und Vorstellungen, von einem Manne, dem diese Forschungen ursprünglich fremd waren, als ein herrliches Erzeugniß vaterländischen Eifers, ersprießlicher Kunstbemühung und vielfältigen gelehrten Nachdenkens hochschätzen müssen. Es ist keine übertriebene Behauptung, daß seit Gori's unermüdlicher Sammlerfleiß in zahlreichen Abbildungen die Grundlage zur Erforschung etruskischer Kunst legte, für die Fortbildung dieses Studiums nichts Wesentliches geleistet worden sey. Der Gebrauch, den einige vortreffliche Forscher von einem oder dem andern etruskischen Kunstdenkmal zur Nachweisung alter Mythen in bildlicher Darstellung machten, konnte auf die allgemeine Kenntniß etruskischer Bilderklassen, auf die Bestimmung ihres Zeitalters, auf eine Gesammtanschauung ihres Kunstwerths und auf einen Inbegriff ihrer fremdartigen Vorstellungsweisen wenig oder gar keinen Einfluß äußern, und die nie unterbrochene Beschäftigung toskanischer Gelehrten mit ihrem Alterthum gereichte nur zur Beschränkung statt zur Erweiterung jener kunstgeschichtlichen wie der, von ihnen unzertrennlichen, mythologischen Forschung. Die Früchte einer solchen Beschränkung haben sich hie und da in beyläufigen Aeußerungen geachteter Archäologen gezeigt:

*) Monumenti Etruschi o di Etrusco nome disegnati, incisi, illustrati e publicati dal Cav. Francesco Inghirami. Poligrafia fiesolana dai torchi dell' autore 1820 — 1826. in sechs Abtheilungen von 728, 767, 412, 220, 632, 60 Seiten Text, mit 100, 90, 58, 28, 70 und 106 Kupfertafeln.

während die Anfänge etruskischer Völkerschaften und die Erscheinungen ihrer Sprache vielfach und zum Theil gründlich erörtert wurden, blieb das Zeitalter jeder etruskischer Kunstübung unbegründet, ja selbst die Grenzen des wirklich Etruskischen und des Fremden blieben dergestalt ungewiß, daß man den Etruskern eben so eigenwillig sichere Erzeugnisse ihrer Künstler absprach, als man aus alter Gewohnheit ihnen gern alle Vasenmalereyen und alle Sternbilder einer unentwickelten Kunstübung zuzutheilen pflegte. Auch in der Auswahl etruskischer Denkmäler, welche Micali's lesbare und vielverbreitete Zusammenstellung über das früheste Italien begleitete, war bey schmalem Material und in Ermanglung erklärender Zugabe mehr ein Antrieb zu erneuter Forschung als einige Befriedigung des längst vorhandenen Bedürfnisses gegeben; doch darf es allerdings und hauptsächlich jenem Werke zugerechnet werden, daß die allwillkommene Erscheinung desselben den Cav. Inghirami zu einer umfassenden Bekanntmachung etruskischer Denkmäler veranlaßte. Nachdem ihn schon früher mancherley Kunstübungen beschäftigt hatten, fand er sich aus Geschäftsverhältnissen in seine Vaterstadt Volterra zurückgezogen, durch den eigenthümlichen Eindruck der zahlreichen dortigen Ueberreste antiker Bildwerke zu Nachbildungen derselben aufgefordert, in einem Band Osservazioni über das Micalische Werk entwickelte er bald darauf ausführliche Ansichten über den Sinn jener räthselhaften Bilder. Der Antrieb achtbarer und zahlreicher Freunde des vaterländischen Alterthums befestigte ihn in diesen Beschäftigungen, denen er sich bald als ein glücklicher Zeichner, bald als ein emsiger Forscher hingab, und eine bedeutende Anstalt, die Polygraphie von Fiesole, ward hauptsächlich für Schrift- und Kupferdruck der Monumenti Etruschi von ihm gegründet.

Der Zweck dieses Werks war eine getreue Nachbildung der wichtigsten Denkmäler etruskischer Kunst, verbunden mit ausführlichen Erläuterungen. Aus den Museen von Volterra und Florenz, so wie aus hie und da zerstreuten Denkmälern war ein bedeutender Vorrath früher unbekannter Denkmäler zur Bekanntmachung des Herausgebers vorbereitet; zur Hinzufügung anderer schon bekannter forderten theils die neuen Erläuterungen auf, die er ihnen zu geben hatte, theils ihre ungenügende Abbildung in früheren Werken. Durch die antiquarische Richtung, die er durch jenen Eifer für vaterländisches Alterthum gewonnen hatte, hatte der Herausgeber, der selbst zeichnete, eine größere Strenge gewonnen als sie den Zeichnern antiker Bildwerke sonst eigen zu seyn pflegt: zuverlässiger als Gori's Zeichner, frey von manierirter Verschönerungssucht, wie sie Micali's Kupferblättern vorzuwerfen ist, hat er durch eigene Kunstfertigkeit den eigenthümlichen Charakter der Originale mit einer Wahrheit wiederzugeben gewußt, die archäologischen Werken jeder Art zum Muster dienen kann. Auch wer nie etruskische Bildwerke sah, wie denn manche Gattungen nicht leicht ins Ausland zu kommen pflegen, der kann sich nun aus den Inghirami'schen Kupferblättern ein treues Bild derselben entnehmen, nicht blos aus ihren ungefärbten Umrissen, sondern auch aus den farbigen Blättern, in denen Stein und Metall sammt dem Farbenspiel, das ein edler alter Rost ihnen zugefügt, mit meisterhafter Forschung nachgebildet sind.

Der Vorrath jener Denkmäler ist in fünf Hauptklassen vertheilt, denen noch eine sechste Abtheilung von Erläuterungstafeln sich anschließt. Die erste Abtheilung (2 Bände von 728 Seiten) enthält in hundert Kupfertafeln eine Auswahl aus der zahlreichen Bildermasse etruskischer Todtenkisten (Urne Etrusche); der häufigen Wiederkehr gewohnter Vorstellungen ungeachtet, welche sich in dieser Klasse von Denkmälern vorzufinden pflegt, gibt die bedeutende Anzahl, welche uns von ihnen übrig blieb, einen so mannichfachen Bilderreichthum aus dem Gebiete griechischer Mythologie und etruskischen Lebens, daß die Deutung ihrer Bilder und die künstlerische Anwendung alltäglicher Vorfälle des Alterthumsforschers, wie des Künstlers Aufmerksamkeit erregen mußte, wären auch nicht mitten unter den rohesten Ueberresten einer unbeholfenen Kunstübung gar manche Bilder einer geschickten und gefühlvollen Erfindung herauszuerkennen. Hauptsächlich aus diesen reichhaltigen Quellen hat es der Herausgeber versucht, den Fremden der etruskischen Vorzeit Belehrungen über die religiösen Ideen, die mythischen Sagen und die Volkssitten derselben zu geben. Mit den reichsten Sammlungen verwandter Originale vertraut hat er es vermocht, die üblichsten Vorstellungen derselben mit einer gewissen Vollständigkeit und meist nach neuen, gewöhnlich nach den vollständigsten Belegen zu behandeln; mit seinen eigenen Deutungen verbindet er jedesmal eine Auseinandersetzung der früheren und so kann man, ohne im Inghiramischen Werk ein der Zahl nach vollständiges Material vor sich zu haben, doch eine gründliche Kenntniß des Gegenstandes aus demselben gewinnen. Für die Erklärung heroisch-mythischer Gegenstände, wie denn an solchen, besonders aus dem homerischen und aus dem thebanischen Sagenkreis, die etruskischen Todtenkisten reich sind, ist aus einzelnen Bemerkungen des trefflichen Lanzi und durch eigene Zuthat des Herausgebers viel geschehen, noch mehr von diesem letzteren für die symbolischen Beziehungen anderer Bilder auf das Schicksal der Todten. Beziehungen solcher Art sind oft unzweydeutig: wo in häufigen Beyspielen Sterbliche, deren Stunde gekommen ist, durch Dämonen und Furien abgefordert werden, oder in verhüllter Gestalt auf Meerwundern sitzend über die Gewässer ziehen, ist

allgültiger Grund vorhanden, ähnliche Beziehungen auch in minder deutlichen Bildern zu suchen, und wenn auch des Herausgebers Vorliebe für astronomische Deutungen ihn in solchem Bestreben hie und da zu weit geführt haben sollte, so wird ihm doch gerade für jene Denkmäler die durchgängige Anwendung symbolischer Beziehungen nicht anders als dankbar nachzurühmen seyn.

Dieselbe Richtung seiner Erklärung auch für die übrigen Klassen seiner Denkmäler zu verfolgen, hatte der Herausgeber hinlänglichen Grund. Die häufigen Metallscheiben mit Griffen, welche man früher als Pateren bezeichnet und jetzt mit ziemlicher Allgemeinheit für Spiegel erkennt, hat er in der zweyten Abtheilung seines Werkes (zwey Bände von 767 Seiten und 90 Kupfertafeln) als mystische Spiegel (Specchi mistici) aufgeführt; dieses mit Fug und Recht, weil die eingegrabenen Zeichnungen jener Spiegel meist auf Gottheiten eines fremdartigen Kultus, nur hie und da auf mythische Sagen, selten oder nie auf gleichgültige Gegenstände hinweisen. Den Herausgeber hat die gemeinhin so vorzugsweise begünstigte mythische Auslegungsweise nicht vernachlässigt. Manches war gerade in ihrem Bereich vorgearbeitet, anderes (tav. 9. und sonst) fügte er selbst hinzu, doch hat ihn überwiegend die Nachweisung symbolisch verhüllter Grundideen beschäftigt, die er in den häufig wiederkehrenden fremdartigen Götterbildern jener, großentheils aus neuem Vorrath herausgegebenen Denkmäler lieber ohne ihre mythischen Benennungen nachweisen als mit sonst beliebter Willkür sofort mythologisch deuten wollte. Statt bey einer in dieser Bilderklasse sehr häufigen Flügelfigur einer unleugbaren Schicksalsgöttin die Den Norns oder ähnliche Provinzialbenennungen einer solchen in Anwendung zu bringen, hat er es vorgezogen, sie bis gegen das Ende seines Werkes (Vergl. II. S. 573 ff.) zwischen Fortuna und Nemesis schwanken zu lassen, und wenn ein solches Schwanken sich freylich hie und da auch auf Vermischung mythischer Personen ausdehnen dürfte, deren Begriffe keineswegs zu verschmelzen waren, so gebührt doch jedenfalls dem Herausgeber das Verdienst, seine Erklärungen aus dem Gesichtspunkt geschrieben zu haben, der im Allgemeinen für befolgenswerth gelten dürfte. Eben dieses läßt sich von der dritten Abtheilung (412 S. 58 Kupf.) sagen, welche Metallfiguren der Etrusker (Bronzi Etruschi) nämlich Rundbilder und Reliefs enthält. Die Vorzüglichkeit der Abbildungen und die Auswahl vortrefflicher Denkmäler läßt gerade in dieser Abtheilung die ungleich geringere Vollständigkeit ihrer Vorstellungen weniger vermissen; größere Abhandlungen, wie die über den Janus, den Stierbachus und über die Speerfiguren der Etrusker, haben ihrer umfassenden Aufgabe nach höhere Ansprüche auf Beachtung als die meisten übrigen Deutungen einzelner Bilder, doch dürfte neben allem Scharfsinn symbolischer Deutung (wie er sich z. B. an den beyden Dioscuren Ser. II. tav. 73. und in der Abhandlung über den Peruginer Ezzwagen Ser. III. Tab. 29. glänzend bewährt) mit der mythologischen Forschung jener Aufsätze nicht selten zu rechten seyn.

Durch urkundliche Nachrichten über die Gräber von Volterra und durch eine Zusammenstellung dessen, was man über die von Tarquinii weiß, behauptet auch die vierte Abtheilung (38 Kpf. 220 S. Text), welche die Bauwerke der Etrusker behandelt, einen nicht geringen Werth. Bedenklicher wird es manchem Leser scheinen, daß der Herausgeber Werken etruskischen Namens, aber nach jetziger allgemeiner Ueberzeugung gewiß nicht etruskischen Ursprungs, den griechischen Vasenmalereyen, eine fünfte Hauptklasse von zwey Bänden (70 Kupfertafeln, 632 S. Text) eingeräumt hat, zumal gerade diese Klasse nicht sehr reich an unbekannten Denkmälern ist: man hätte wohl lieber diejenigen Werke jener Art, welche entschieden auf etruskischem Boden gefunden werden, in einem Anhang zur Gräberkunde der vierten Abtheilung gewünscht. Andrerseits darf nicht verschwiegen werden, daß die in dieser Abtheilung gegebenen zahlreichen Vasenformen, und manche schönere, in Volterra oder sonstigen etruskischen Gräbern gefundene, griechische Vasenmalereyen ihre Behandlung in einem etruskischen Werke verlangten; und daß die unverhältnißmäßige Ausdehnung, welche der Herausgeber diesem unerläßlichen Gegenstand gegeben hat, aus dem individuellen Bedürfniß hervorging, den Ideen über alte Religionen, die er in den ersten Abtheilungen vorgetragen hatte, eine eben so begründete Gestalt zu geben, als den Denkmälern der Etrusker, welche der Titel verkündet. Er hat es versucht, seine für die etruskischen Todtenkisten mit gutem Grund geäußerte Ansicht, als seyen ihre Bildwerke durchgängig auf Schicksal und Wanderung der Seelen bezüglich, auch auf die griechischen Vasenmalereyen dergestalt überzutragen, daß er sie sammt und sonders für symbolischen oder allegorischen Ausdruck von bacchischen Einweihungen zum künftigen Leben erkennt: eine Ansicht, welcher auch der ihr gewährte Umfang noch nicht genügen kann, da sie aus zahlreichen mythischen Bildern, in Preisgefäßen und in manchen andern Fällen einen nur sehr gezwungen zu beseitigenden Widerstand erhält und ohne Vergleichung des zahlreichsten Materials kaum aufgestellt zu werden vermag.

Für ein Werk über das etruskische Alterthum konnte vielleicht auch die sechste Abtheilung des Inghiramischen Werkes entbehrt werden; doch kann der Herausgeber noch

mehr als bey der obenerwähnten fünften es rechtfertigen, wenn er seine Erläuterungen, sobald sie in solchem Umfang erscheinen, auch nicht ohne den zugänglichen Apparat wichtiger Denkmäler lassen wollte, auf die er in jenen verwies. In der That werden die Käufer archäologischer Werke bey dem dermaligen Zustand der archäologischen Literatur nicht leicht sich beeinträchtigt fühlen; wenn ihnen zugleich mit neuen Denkmälern von vielfacher und dunkler Beziehung seltene ältere in die Hände gegeben werden. Daß auch manche wiederholt sind, die sich im nothwendigsten archäologischen Hausbedarf in Winckelmanns monumenti inediti, in Visconti's Museo Pio-Clementino, ja sogar in Millin's Gallerie vorfinden, kann freylich nicht auf gleiche Weise gebilligt werden; indeß ist der größere Theil der Inghiramischen Erläuterungstafeln aus entlegenen Werken entnommen und darum gewiß keine tadelnswerthe Zugabe.

(Der Beschluß folgt.)

René von Anjou, König von Neapel, Herzog von Lothringen und Graf von der Provence, als Künstler.

(Beschluß.)

Auch in Marseille waren einige Bilder von ihm; ein Ecce homo und ein mit einem Schweißtuche verschlevertes Bildniß des Erlösers, welches von Engeln getragen wird, so wie ein heiliger Hieronymus und mehreres Andere, — man weiß nicht, wo sie hingekommen sind. Das unter dem Namen Buisson-Ardent bekannte Bild in der Metropolitankirche zu Aix wird von einigen auch dem Könige zugeschrieben, doch wollen die Kenner behaupten, daß der gekrönte Maler nicht im Stande gewesen wäre, solch ein Gemälde hervorzubringen. Darstellung und Beschreibung dieses Bildes kann man in Millins Reise nach dem südlichen Frankreich und in dem bekannten Werke des Grafen d'Agincourt finden.

René gab sich auch viel mit Porträtmalen ab; er malte, wie wir oben gesehen haben, Karl VII., sich selbst mehrmalen, worunter dasjenige, welches er „seinem guten Freunde und Gevatter" Johann de Matheron verehrte, ihn am getreuesten darstellen soll. Die Familie Matheron bewahrt noch heutigen Tages dieses interessante Denkmal der königlichen Freundschaft und Kunst, und zwar, der Sage nach, in demselben carmoisinrothen sammtenen Säckchen, in welchem ihr Vorfahr Johann es verehrt bekommen hat. Dieses Porträt in sehr verkleinertem Maaßstab befindet sich auf Holztäfelchen, die man wie ein Buch auf und zu machen kann. Auf der einen Seite sieht man René mit einer Art schwarz sammtenen Baretts, sein Mantel ist braun und mit Rauchwaaren von gleicher Farbe gefüttert, auf der Brust hängt der St. Michels-Orden. Sanftmuth, Heiterkeit und eine gewisse Art von Feinheit wird jeder in seinem Gesichte finden, doch sind die Züge schon etwas gealtert, in der Hand hat er einen Rosenkranz. Ebenso wenig zeigt Johanna von Laval, die auf der andern Seite des Gemäldes sich befindet, besondere Spuren von Schönheit, und doch soll sie so reizend gewesen seyn, daß sie den frommen König, selbst zu der Zeit, als seine Frau noch lebte, gefesselt hatte. Auch zu Bar-le-Duc ward ehemals sein, durch eigene Hand verfertigtes, Porträt gezeigt.

Der Malerey war der gute René, wie wir gesehen haben, vorzüglich gewogen, doch beschützte er, so weit es ihm möglich war, auch die Bildhauerey und die Architektur; in der heiligen Geist Kirche zu Aix befindet sich ein Relief, welches er verfertigen ließ, das die Schädelstätte, wo Christus gekreuzigt wurde, vorstellt; auch findet sich in seinen Tagebüchern, wo er mit großer Genauigkeit sein ganzes Thun und Treiben aufzeichnete, einigemal Erwähnung von Gemälden, die er angekauft hatte: so bezahlte er 1476 zu Lyon drey Gemälde mit drey Goldguiden, drey-ßig Franken heutigen Geldes, wovon das eine einen Mann darstellt, der seine Frau prügelt und das andere eine Frau, die ihren Mann prügelt. 7) Auf das Turnierbuch werden wir, wie gesagt, bey einer andern Gelegenheit zurückkommen.

Karl Friedrich Neumann.

---

7) Willemsens III. 8. folg. 103. mit den Anmerkungen.

Nekrolog.

Am 28. Januar 1827 starb in Wien der kais. königl. Hauptmann Piechbeck, ein vorzüglicher Zeichner von Landschaften in Aquarellfarben, und bekannt durch sein landschaftliches Werk, welches eine große Zahl von malerischen Ansichten aus Tyrol, Salzburg und Oestreich in schön colorirten Blättern enthält.

Nr. 21.

Kunst-Blatt.

Montag, den 12. März 1827.

Der Maler Johannes Pfenninger von Stäfa.

Die Künstler-Gesellschaft in Zürich hat in ihrem 23sten Neujahrsstück 1827 das Leben dieses ihres am lezten Tag des Jahres 1825 verstorbenen Mitgliedes beschrieben und demselben sein ähnliches Bild nebst einem seiner lieblichsten Gemälde „der erste Schiffer (nach der Idylle von Sal. Geßner)" durch Hegi in Aquatinta-Manier gestochen beygefügt. Die Hauptzüge der Lebensgeschichte des ehrenwerthen Menschen und Künstlers sind diese:

Am 20. Februar 1765 im Dorfe Stäfa am Zürchersee geboren und der Sohn redlicher, mit zahlreichen Kindern begabter Handwerksleute (der Vater war Färbermeister), hat Johannes Pfenninger seinen Eintritt in die Künstlerlaufbahn bey späterer Gelegenheit selbst also beschrieben: „Ich war acht Jahre alt (1773), als mein Taufpathe Johannes Schultheß, seines Handwerks ein Hafner in Stäfa, eines Abends meinen Vater besuchte, und sich bey einem Glas Wein mit ihm unterhielt. Ich saß an der Ecke des Tisches, horchte ihrem Gespräche zu und kritzelte dabey mit einer Messerspitze Figuren in die schwarze Schiefertafel, die in den Tisch eingelassen war, als auf einmal mein Vater mir mit einem umgekehrten Messer auf die Finger klopfte: und dann ging die Erzählung meiner Untugenden an, wie ich immer mit meinem Zeichnen den Tisch und alle Wände, ja selbst die Mauern der Nachbarn verderbe, wie ich mit meiner Wildheit, besonders mit Steinwerfen, worin ich, wie er lächelnd hinzufügte, eine verwünschte Geschicklichkeit besitze, alle Augenblicke ein Unheil anstelle. Weist du was, Gevatter, fiel ihm mein Pathe in's Ohr, gib mir den Jungen, ich will ihn Zeichnen lehren! und dabey erzählte er, wie er, seitdem seine Töchter, die in der Ofenmalerey ziemliche Geschicklichkeit hatten, verheirathet seyen, immer einen Maler kommen lassen und theuer bezahlen müsse; ich könnte also mit dieser Kunst mein Brod verdienen, und nun ward ausgemacht, daß ich, wie bis dahin, des Morgens in die Schule gehen, Nachmittags aber zu meinem Vetter kommen und zeichnen solle. Ich erschrack über diese Abrede, warf mein Messer, mit dem ich zeichnete, weg, sprang zur Thüre hinaus, und ärgerte mich über mich selbst, daß ich mir durch eigene Schuld eine Mühe aufgeladen habe, wo ich dann stille sitzen müsse, und weit weniger Zeit habe mich herumzutummeln. Ich sann auf Mittel, dem Dinge zu entgehen, und glaubte am Besten durch Stillschweigen meinen Zweck zu erreichen, in der Hoffnung, mein Vater werde die Sache vergessen; allein kaum war der folgende Mittag gekommen, als mich mein lieber Vater erinnerte, daß es nun Zeit sey zu dem Vetter zu gehen. Ich wagte einige Gegenvorstellungen, die Unsicherheit eines solchen Berufes, und daß es nicht alle Jahr so viele Ofen zu malen geben werde, wie gerade in diesem Jahr. Marschire! sagte mein Vater und wenn dieß Wort ertönte, so war es hohe Zeit zu gehorchen. Ich ging also mit schwerem Herzen an meine Arbeit. Der Vetter gab mir allerley Anfangsgründe von Blättern, Blumen und dergleichen zum Nachzeichnen. Ich weiß nicht mehr, wie ich das Ding vornahm, aber mein Pathe verstand es, mir Lust zu machen; er lobte meine Gelehrigkeit; gab mir ein Paar Schillinge, und versprach mir, so oft ich fleißig sey, einen Schilling zu geben; er entließ mich auch bey Zeiten und ermunterte mich nun selbst, mich mit meinen Cameraden recht lustig zu machen. Wer war froher als ich? Kaum konnte ich den folgenden Mittag erwarten, bis ich wieder in meine Zeichnungsstunden gehen durfte. In kurzer Zeit sezte der Pathe mich dann an die leichtern Sachen der Töpfermalerey, und noch war kein Jahr vergangen, so erklärte er mich zu seinem Ofenmaler. Er nahm nun keinen fremden Maler mehr an, und um meinen Eifer nicht erkalten zu lassen, bezahlte er mich Stückweise, so daß ich als ein neunjähriger Bursche doch wöchentlich einen Gulden, oft noch mehr verdiente. — Ein Paar Jahre gingen so hin, wo ich meine Ofen mit den wunderlichsten Vorstellungen verzierte, meistens nach den Mustern von damaligen Nürnberger und Augsburger Kupferstichen. Auch neben

der Ofenmalerey copirte ich jeden Kupferstich, den ich habhaft werden konnte, und trotz meiner Lebhaftigkeit geschah es nicht selten, daß ich einen ganzen Sonntag Abend, welcher allein noch zu meinen Jugendfreuden bestimmt war, mich in eine einsame Kammer setzte, und, des Rufens und Tobens meiner Cameraden ungeachtet, mit dem größten Eifer zeichnete."

Die Bitten des Sohnes beym Vater, er möchte ihn zu einem geschickten Maler in die Lehre thun, veranlaßten Nachfragen in Zürich, wobey der berühmte, durch seine physiognomischen Arbeiten mit allen Künstlern vertraute Johann Casper Lavater mit dem Knaben bekannt wurde und ihm sein Wohlwollen schenkte. Durch ihn ward der junge Pfenninger bey einem Maler, der auf dem Land lebte, untergebracht, wo er nun Preislers Anleitung zur Zeichnungskunst von Anfang bis zu Ende copiren mußte, im Tuschen Unterricht und manche Aufmunterung erhielt. Inzwischen zeigte sein Gönner Lavater sich von den gemachten Fortschritten nach einiger Zeit wenig befriedigt und erklärte, er wolle Pfenningern zu sich nehmen, und da sein gegenwärtiger Schreiber bald abgehen werde, so könne er an dessen Stelle treten, um in der einen Hälfte des Tages Schriften und Briefe zu copiren, und in der andern unter seiner Aufsicht zu zeichnen, wo er dann bald größere Fortschritte als bisher machen würde. Der damals erst zwölfjährige Knabe sah wohl ein, daß dieß nicht so leicht angehen würde. Seine Vorgänger in der ihm angebotenen Stelle waren immer erwachsene, gebildete Leute gewesen, und hatten doch den ganzen Tag vollauf zu thun gehabt; wie sollte nun er, der im Schreiben nicht sonderlich geübt war, noch Zeit gewinnen zum Zeichnen? allein sein Vater, dem er dieses vorstellte, war der Meynung, man müsse sich in den Willen eines Mannes fügen, der am besten wisse, was für junge Leute gut sey.

In Lavaters Hause ging es Pfenningern, so lange der bisherige Schreiber noch da war, ganz gut. Obgleich er täglich mancherley Aufträge auszurichten hatte, so konnte er doch zeichnen. Zwar waren es meistens nur physiognomische Sachen, die zur Bestätigung irgend einer Regel dieser Wissenschaft dienen sollten; aber Lavater gewöhnte ihn dabey sehr an Genauigkeit und Bestimmtheit. Als aber der Schreiber verreist war, konnte vom Zeichnen nicht mehr die Rede seyn, bis in einer bedeutenden Krankheit der junge Künstler seine Sehnsucht nach der Kunstübung äußerte, und von seinem Beschützer die Erlaubniß erhielt, täglich zwey Stunden bey dem Professor Bullinger zu zeichnen, damit er nicht wie in Lavaters Hause stets gestört und aufgerufen werden könne. Lange mochte aber auch diese Einräumung nicht benuzt werden, weil Pfenninger darüber die Schreiberarbeit hatte versäumen müssen. Nach einem zweyjährigen Aufenthalte bey Lavatern bezog er mit dessen Bewilligung eine andere Wohnung, wo er zuweilen für ihn Zeichnungen machte, daneben sich mit Verfertigung einer großen Menge von Schattenrissen und mit Unterrichtgeben im Zeichnen seinen Unterhalt verdiente.

In seinem achtzehnten Jahr ward dem Jüngling einleuchtend, daß er auf der Kunstbahn nur wenig vorgerückt sey, und daß ein Verfertiger von Schattenrissen um kein Haar besser sey als ein Ofenmaler. Bey einem Besuche des berühmten Kupferstechers und Kunsthändlers v. Mechel aus Basel in Zürich, ward er diesem empfohlen, und der vielversprechende Mann erbot sich sogleich, den jungen Künstler zu einem Kupferstecher zu bilden. „Sie können, sprach er zu ihm, sogleich mitkommen mein Kind, mein Engel, mein Schatz! morgen verreise ich." — Der Jüngling war über so viele Güte und die frohen Aussichten entzückt.

„Nach unsrer Ankunft in Basel", so erzählt Pfenninger selbst, „stellte mich Hr. v. Mechel seinen Kupferstechern vor, und bald wurden alle, besonders der älteste, Hr. Hübner, und der jüngste, Hr. Gmelin, meine Freunde. Ich mußte zeichnen, und jeder von diesen Herren ließ es sich angelegen seyn, mir Anleitung zu geben. Ein Monat verfloß so, in welcher Zeit ich große Köpfe aller Art zeichnete, wofür ich das Lob von allen und selbst den Beyfall des Hrn. v. Mechel erhielt, als eines Tages dieser in das Zimmer trat: Hören sie doch mein Kind, mein Engel! kommen sie doch ein bischen hervor. Es ist einer von den Illuministen für ein Paar Tage verreist, und die Sachen pressiren; kommen sie doch ein bischen zu Hülfe. Als ich mich anschickte zu gehen, sah ich in den Gesichtern meiner Freunde Bedauern und Aerger deutlich ausgedrückt. Auch sagten sie mir nachher, ich werde sobald nicht mehr von dem Illuminiren erlöst werden. Sie hatten Recht und kannten ihren Mann; denn zwey Jahre lang mußte ich illuminiren, das heißt, so lange ich in Basel war. Alle meine Vorstellungen halfen nichts und ich war der Verzweiflung nahe; doch meine Freunde munterten mich auf, und ich wandte die Nebenzeit und die Sonntage dazu an, etwas für mich zu arbeiten und zu lernen."

Durch Lavaters Vermittlung wurden die Mechel'schen Bande gelöst, Pfenninger kehrte nach Zürich zurück, wo er nun stets für Lavater'sche Unternehmungen beschäftigt war, und sich sogar auf dessen Wunsch mit neuen Kunstversuchen abgab. Dahin gehörte das Ueberziehen der Gemälde in Wasserfarben mit einem glänzenden Firniß, so daß sie die Kraft der Oelgemälde erreichten und dieselbe noch an Klarheit und Sanftheit übertrafen, aber leider nach ein Paar Jahren dunkel und gelb wurden.

Eben so mußten auch viele Versuche in der Wachsmalerey gemacht werden, von welcher Hr. Lips einige Proben aus Rom mitgebracht hatte. Alles dieses erregte endlich bey Pfenninger den Wunsch, in der Oelmalerey etwas soliderers herauszubringen. Eine von Prof. Würsch in Luzern geschriebene sehr verständige und deutliche Anleitung machten ihn mit den Eigenschaften der Oelfarben und mit deren Behandlung bekannt und sein erster mit Lust und Eifer begonnener Versuch hierin war ein gelungenes Bild seines Vaters, das Lavater mehrmals copiren ließ, aber stets nur in Wasserfarben, weil ihm die Oelmalerey zuwider war.

So verflossen wieder einige Jahre und der Wunsch, die Welt und größere Kunstwerke zu sehen, ward bey Pfenningern immer lebhafter, Er schwankte in der Wahl zwischen Dresden und Rom. Lavater entschied für die Hauptstadt der Kunst. Mit seinem zusammengesparten Gelde in der Tasche und einem tüchtigen Wanderstab in der Hand, zog er also im November 1793 bey schon frühe eingetretenem Winter, ohne Reisegefährten und ohne ein Wort Italienisch zu verstehen, über den Gotthard zu Fuß nach Mailand und von da nach Rom.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber Inghirami's Monumenti Etruschi.

(Beschluß.)

Mit dem achtungswürdigsten Eifer hat der Herausgeber dieses wichtigen Werkes sehr bedeutende Aufopferungen nicht gescheut, um die Grundlage, die er für das Studium seines vaterländischen Alterthums bezweckte, in ihrem ganzen verheißenen Umfang auszuführen. Von Seiten des Publikums hat es ihm zwar an achtbarer Anerkennung nicht gefehlt, wohl aber an einer Theilnahme, wie er sie wenigstens zum Ersatz des gemachten Aufwandes erwarten konnte. Der Grund davon mag theils in dem bedeutenden und daher kostspieligen Umfang des Werkes, theils in der unleugbaren Unvollständigkeit desselben liegen. Bey den Hindernissen eines allgemeineren Ankaufs ist der Herausgeber nach Kräften abzuhelfen bereit: der Preis des ganzen Werkes ist für direkte Nachsuchungen dem Vernehmen nach herabgesezt und den lückenhaften Zustand des Materials, das trotz dem Verdienst, etruskische Denkmäler zuerst treu abgebildet und in einer zweckmäßigen Auswahl des Wichtigsten gegeben zu haben, die Ansprüche gelehrter Forschung noch immer von Gori und manchen andern ältern Werken abhängig läßt, ist er seinerseits eben so geneigt zu ergänzen. Nachdem er sich über die Deutung sämmtlicher von ihm behandelter Bilderklassen früher hinlänglich verbreitet hat, hat er den Vorsatz, die übrigen wichtigen Denkmäler, die theils aus früheren Werken in das seinige nicht übergingen, theils noch in unedirten Zeichnungen bey ihm vorfindlich sind, statt eines kostspieligen Textes nur mit den nöthigsten Notizen und übrigens mit dem geringen Kostenaufwand herauszugeben, der seiner artistisch-typographischen Polygraphie leichter zu bewerkstelligen ist, als irgend einer vom Kunstbetrieb getrennten Buchhandlung. Er ist zuvörderst Willens, die beyden ersten Bilderklassen, Todtenkisten und mystische Spiegel, zu vervollständigen, auch, falls er durch hinlängliche Subscription gedeckt wird, mit einem Wiederabdruck der bloßen Kupferplatten des größeren Werkes. Bey regerem Betrieb archäologischer Studien könnte einem solchen Vorhaben die nöthige Unterstützung nicht fehlen; es ist sehr zu wünschen, daß er sie auch bey dem gegenwärtigen erhalte. Zu gleicher Zeit bereitet der thätige Herausgeber eine auserlesene und wohlfeile Sammlung von Vasenbildern, an der Zahl dreyhundert, welche die wichtigsten Stücke der älteren und kostspieligen Vasenwerke wiedergeben werden; desgleichen ist er mit einer Sammlung Homerischer Bildwerke beschäftigt, deren anspruchlose Erscheinung in einem Octavband unbekannte Denkmäler, besonders etruskischer Abkunft, nicht ausschließt.

H. R. G.

Aecht oder nicht Aecht.

Zur Antwort.

Es ist in diesen Blättern die Aechtheit mehrerer von mir früher in demselben angeführten Bilder des Gottes Thor angefochten worden und es scheint daher nicht unwichtig, einige Worte zu erwiedern. So sehr gläubig man oft in Hinsicht der von Kunsthändlern und Liebhabern zu Markt gebrachten Werke der alten Kunst ist, ungeachtet man weiß, wie viel Verfälschungen hier getrieben worden sind und getrieben werden, so sehr spielten einige die Ungläubigen bey Werken des deutschen Heidenthums und besonders bey den hie und da in Deutschland aufgefundenen Götzenbildern, indem immer des Tacitus Ausspruch: Celterum nec cohibere parietibus Deos, neque in ullam humani oris speciem adsimulare, ex magnitudine coelestium arbitrantur, angeführt wird, um zu beweisen, daß die Deutschen keine Bilder der Götter gehabt, ohne zu bedenken, daß zwischen der Zeit, in welcher Tacitus schrieb, und derjenigen, in welcher das Christenthum durch ganz Deutsch-

land eingeführt ward, ein so langer Zeitraum liegt, in dem Götterbilder genug entstehen konnten. Ueberhaupt ist der Wechsel der Zeit von den Alterthumsforschern lange nicht fest genug im Auge behalten worden.

Herr Dr. Dorow führt mehrere von mir genannte Bilder des Gottes Thor an, die (ich sah dieselben nicht) unächt, seiner Meynung nach, seyn sollen. Dieß lasse ich dahin gestellt seyn, ja ich gebe es sogar zu, daß ein und das andere unächt und nachgemacht seyn kann, aber dieß erschüttert die Ansicht:

> daß jene Bilder mit der Keule Thorbilder sind und daß so der Gott Thor in der alten heidnischen Zeit gearbeitet wurde,

gar nicht und darauf kommt es eigentlich an, nicht aber auf ein hier und da herumlaufendes Bild. In dem Breslauer Alterthümer-Museum sind sehr viele verschiedene Bilder, die ich, um alles zu vereinigen, nachformen und abgießen ließ. Wäre die Nachricht nun nicht hier, daß es Nachbildungen seyen, so könnte wohl in der Folge auch dieß und jenes für ein Urstück gehalten werden. Vielleicht ist schon früher manch solches Bild nachgeahmt worden und geht hier und da jezt in einzelnen Sammlungen als ein Urstück um; das kann aber nichts beweisen.

Immer und ewig Götzenbilder-Fabrikanten anzunehmen, muß doch auf die Länge langweilig werden und gar Kinder darüber zu vernehmen, was der Vater gemacht haben *soll*, kann in der gelehrten Welt wohl nicht als Zeugniß gelten. Es steht nicht zu beweisen, daß ein einzelnes Thorbild in dieser und jener Sammlung neueres Fabrikat sey, sondern daß die Thorbilder, die von der Eifel bis gen Siebenbürgen gefunden und zum Theil *ausgegraben* worden sind, so wie die, welche in *Norwegen* entdeckt wurden, unächt seyen und daß also der angebliche Mainzer und Rostocker Fabrikant dort mit ihren Fabrikaten hausirt haben. Nicht an Einzelnes ist die Untersuchung zu knüpfen, sondern man muß das Ganze zu überblicken suchen und das Uebereinstimmende in allen Gegenden zusammenlesen. Darum bin ich *allen* Bildern des Thor, wo mir nur eines vorkam, nachgegangen und habe allenthalben große Uebereinstimmung im Ganzen, mit einzelnen merkwürdigen Verschiedenheiten gefunden. Das Fabriziren falscher griechischer und römischer Alterthümer ist ein sehr einträgliches Geschäft, das alter deutscher Götterbilder eine sehr brodlose Kunst, zu der sich wohl nur selten Jemand bereit finden wird und am wenigsten wird er mit seinen Fabrikaten hier und dort und in so weit entlegenen Gegenden eilen, und sie wohl gar vergraben, um sie wieder entdecken zu lassen. Dieß im Allgemeinen gegen die Zweifler.

Nun ein Paar Worte zu Hrn. Dorow besonders; aus dem Kupfer selbst, woraus die Alterthümer heidnischer Zeit bestehen und die angeblichen Nachbildungen bestehen sollen, läßt sich nur wenig erkennen, und durchaus kein sicherer Schluß der Verwerfung ziehen, wenn der edle Rost fehlt. Dieser ist in der alten Mischung des Kupfers und in dem Becken, worin das Geräth lag, bedingt und ich kann Stücke vorzeigen, die auch nicht eine Spur vom edlen Roste zeigen, obgleich sie ein Jahrtausend in der Erde gelegen, (nicht etwa in der neuesten Zeit in dieselbe gelegt wurden, um sie der Sammlung als etwas Altes einzuschmuggeln). Die Breslauer Sammlung enthält viele andere Stücke, die mit X bezeichnet sind, da ihr Alterthum (sie wurden nicht von uns gefunden, sondern uns eingeliefert) zweifelhaft ist und erst spätere, unzweifelhafte Auffindungen müssen für ihr wahres Alterthum zeugen, über solche habe ich aber noch nie öffentlich gesprochen. Hr. Dr. Dorow möge mir, der ich manches kennen lernen und untersuchen konnte, was demselben vielleicht noch nicht vorkam, glauben, daß wir über das Germanische Alterthum noch nicht bestimmt absprechen können, noch nicht die Summe des Erworbenen zu ziehen vermögen, nicht erklären können: das ist falsch, jenes ist ächt. Viel zu viel fehlt uns noch, und unsere Erkenntniß muß sich nördlicher und östlicher weit weitern und breitern, als bis jezt geschehen ist, ehe ein Urtheil begründet werden kann. So bitte ich denn auch Hrn. Dorow, ehe derselbe die weiter angekündigte Abhandlung gegen die Thorbilder schreibt, sich das in Deutschland sehr seltene, aber höchst merkwürdige und treffliche Sammelwerk: Samlingar för Nordens Fornälskare T. I. af Tjöble (Stockholm 1822) zu verschaffen und dort Taf. 34 und 35 zu vergleichen, S. 129 — 31 zu lesen, ehe derselbe über das freylich sehr problematische von mir angeführte Bild in Berlin, in franz. wunderlichter Tracht (die wir im Mittelalter spanische nennen) gekleidet, den Stab bricht, auch vergleiche derselbe Manches in Caylus und andere wunderliche Bilder in Hamilton's Vasenwerk. — Vielleicht gibt es doch noch Dinge in der Welt, von denen unsere rasch aburteilnden Alterthumsforscher sich nichts träumen lassen. — Ein erfreuliches Zeichen gründlicher Untersuchung ist, — daß die Göttinger viel zu frühzeitige Frage *nicht* beantwortet worden ist. Zulezt begrüße ich Hrn. Dorow (gegen den ich manche briefliche Sünde gut zu machen hätte) in diesem offenen Briefe freundlich und hoffe, derselbe wird an meiner Vertheidigung keinen Anstoß nehmen. Berlin ist aber noch nicht der Ort zu Germanischen Alterthumsforschungen, da die dortigen Sammlungen höchst dürftig sind, nur Einzelnes, nichts *Ganzes* haben.

Büsching.

Nr. 22.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 15. März 1827.

Anzeige neuer Bearbeitungen derjenigen lateinischen und griechischen Schriftsteller, welche von der alten Kunst handeln.

III.

Plinius.

Wenn Pausanias durch seine Aufgabe, die Merkwürdigkeiten von Griechenland zu beschreiben, genöthiget wird, in den einzelnen Städten und Tempeln auch der Künstler und Kunstwerke eine manchmal ausführliche, jedesmal willkommene Erwähnung zu thun, so veranlasset den älteren Plinius sein Stoff, welcher die Merkwürdigkeiten der Natur umfaßt, auch die Werke nicht zu übergehen, welche die menschliche Kunst aus den Schätzen der Natur, aus den Metallen, aus edlen Steinen, aus Marmor und aus den Farben gebildet hat, und wir sind ihm für seine Sorgfalt doppelten Dank schuldig, weil er, die Wichtigkeit der hier zu machenden Mittheilungen wohl erkennend, sich nicht an dem Allgemeinen begnügt hat, sondern die ihm zu Gebote stehenden Untersuchungen und Schriften der Griechen und Römer über griechische Kunst, ihre Epochen und Meister eröffnend, aus ihnen ausführliche Nachrichten über diese wichtigen Gegenstände mit reichlicher Hand ausspendet. Was er von dem Seinigen hinzugethan, bezieht sich großentheils auf Kunstwerke, die er in Rom gesehen, und auf dasjenige, was sich zu seiner Zeit Merkwürdiges auf diesem Gebiet unter seinen Augen zugetragen hat. Was er aber aus früherer Zeit mittheilet, die Erfinder, die Verbesserungen der Kunst, die Epochen, die Reihen von Künstlern, bald nach der Chronologie, bald nach den Stoffen und Gattungen geordnet, das ganze Gerüst der Kunstgeschichte, oder doch wenigstens die Theile zu einem solchen, das alles ist mit mehr oder weniger Treue und Genauigkeit aus den Schriften der Früheren ausgezogen, welche der Eingang zu dem großen Werke nahmhaft macht. M. Varro, der vortreffliche Bildner Pasiteles, welcher über die bewundernswürdigen Werke der Kunst geschrieben hat, Antigonus, Menächmus, Xenokrates, Duris mit ihren Werken über die Toreutik, Menander über die Toreuten, Heliodorus über die Weihgeschenke der Athenienser waren ihm bey dem wichtigen drey und dreyßigsten Buche über die Metallarbeiten zur Hand, über die Maler außer Varro die Schriften der großen Meister Apelles, Euphranor und Parrhasius über ihre Kunst, und so auch was über Arbeiten in Marmor und edlen Steinen von demselben Varro, Pasiteles, oder von Theophrast, König Juba, Apion, Mäcenas u. a. geschrieben war. Da nicht zu zweifeln, daß aus ihnen Plinius das hauptsächliche an Namen und Sachen mitgetheilt, so dürfen wir in Bezug auf Kunstgeschichte über Aermlichkeit der Stoffe nicht klagen; im Gegentheil haben wir in Plinius gewiß die von den alten gefundene und eingerichtete Grundlage derselben nebst den wesentlichen Werkstücken zum Bau erhalten; jede Künstlerreihe, die er liefert und nach Zeit oder Stoffen ordnet, ist gewiß das Resultat mühsamer Forschung der Vorgänger, angestellt nach Dokumenten, die für uns verloren sind, und es kommt hauptsächlich darauf an, daß Alles gehörig geschichtet, geordnet und verbunden werde.

Dazu aber ist vor allem eine kritische Behandlung des Plinius erforderlich, den die neuere Philologie ungefähr in dem Zustande gelassen hat, in den ihn der sehr thätige, erfahrene, aber wenig genaue Harduin vor anderthalbhundert Jahren gebracht hatte. Sollte jedoch die Hoffnung, daß sich eine Akademie der Wissenschaften, wie die Berliner, bald dieses großen und wichtigen Stoffes bemächtigen und durch seine Bearbeitung ihre Verdienste um die Wissenschaften vermehren möchte, vor der Hand noch aufgegeben werden müssen, so wäre wenigstens zu wünschen und darnach zu trachten, daß alles, was auf Kunst und Künstler sich bezieht, von dem zu solcher Arbeit geschickten möchte zusammengestellt, und mit der Fackel der Kritik und Exegese beleuchtet werden.

Den Anfang hiezu hat schon vor hundert Jahren der vortreffliche Johann Matthias Gesner gemacht, der in seiner im Jahr 1723 erschienenen Chrestomathia

Plinians zwar nicht alle, aber doch viele und wichtige hiehergehörige Stellen des Plinius aufgenommen, erläutert und hie und da verbessert hat.

Nach ihm hat Heyer, sein Nachfolger, im Jahr 1790 zum Gebrauch seiner Vorlesungen über Archäologie die zur Kunstgeschichte gehörigen Stellen des Plinius zusammen herausgegeben, wiewohl ohne Anmerkungen, und so daß sie der Erklärung nur als Leitfaden dienen konnten; doch lieferten seine Abhandlungen, überschrieben Artium Tempora in den Opusculis Academicis viele sehr schätzbare Beyträge zum Verständniß und zur Kritik des Plinius.

Wie früher Geßner und Heyne, so hat vor einiger Zeit Herr Prof. Wüstemann in Gotha, die von der Kunst handelnden Stellen im 34sten Buche des Plinius durch besondern Druck bekannt gemacht in der Schrift:

Ex C. Plinii Secundi Historiae naturalis libro XXXIV. excerpta quae ad artes spectant. Edidit Ernest. Prid. Wüstemann. Gothae apud Carolum Glucerum. 1824. VI. S. 97.

Der Herausgeber hat die löbliche Gewohnheit, dieses Buch des Plinius mit seinen Schülern auf dem Gymnasio zu lesen und daran Belehrungen über die Künste der Alten zu knüpfen.

Zur Herausgabe der kleinen Schrift zum Behuf der jungen Leute bewog ihn der Umstand, daß Heyne's Auszüge ganz ohne Anmerkungen sind, auch glaubte er nicht wenige Stellen gefunden zu haben, die eine richtigere Anordnung zu gestatten schienen.

Was den Umfang betrifft, so behandelt, wie bekannt, das hier ausgezogene Buch des Plinius nur die Künstler, welche in Bronze arbeiteten, die eben so wichtigen folgenden Bücher über die Arbeiten in Marmor, in Edelsteinen und über die Maler sind hier also nicht zu finden, und so hat das Buch nur einen und zwar nur den geringern Theil des Stoffes, den es haben sollte, um seinem Zweck zu entsprechen, und auch denjenigen nützlich zu seyn, die es für die Archäologie statt des voluminösen Plinius zum Handgebrauch wählen möchten.

Zur Anordnung des Textes hat Hr. Prof. Wüstemann „die Ausgaben verglichen, die einen kritischen Gebrauch gestatten.“ Es sind aber nur die von Hardein und Brotier, welche den schon durchemendirten Plinius aus dem 16ten Jahrhundert enthalten. In den Handschriften allen sieht sein Text wegen der Anzahl griechischer Namen und artistischer Ausdrücke sehr verwildert aus. Wie gewöhnlich in den mittlern Jahrhunderten waren die Abschreiber des Griechischen ganz unkundig, und verderbten deßhalb die fremden Benennungen, die ihnen Räthsel waren, auf eine arge und ärgerliche Weise. Die Verderbniß der Namen zog in vielen Stellen die Verderbniß der Sätze nach sich, und diese wuchs unter den Bemühungen der spätern Abschreiber, die dem Unheil steuern und den Plinius herstellen wollten. Es gibt keinen Codex des Schriftstellers, welcher über die Zeiten dieser Unwissenheit und ihrer Entstellungen hinausreichte. Die Ausgaben des 15ten Jahrhunderts bis zu Hermolaus Barbarus (1492) haben fast ganz den handschriftlichen Plinius, und wenn man so sagen darf, unverdorben in seiner Verdorbenheit, und eine genaue Behandlung des Textes müßte nothwendig wenigstens einige derselben zu Rathe ziehen.

Die Anmerkungen enthalten Erklärung des Sinnes bey schwierigen Stellen, Angabe der Varianten und Conjecturen bey verdorbenen, dazu Verweisung auf die Schriften neuerer Archäologen, in denen die Angaben des Plinius benützt oder beleuchtet werden, Alles in einer der Bestimmung des Buches, das als Leitfaden dienen soll, gemäßen Kürze, bey Weitem das Meiste mit Genauigkeit und Gründlichkeit. Um so mehr ist zu wünschen, daß Hr. Prof. Wüstemann seine Arbeit durch ähnliche Behandlung der andern, die Kunst behandelnden Stellen des Plinius fortsetzen und ergänzen möge.

Zu einer vollständigen Ausgabe der letzten fünf Bücher des Plinius, in denen die Kunstnachrichten erhalten sind, hat uns Hr. Prof. Julius Sillig, der Herausgeber des Catullus Hoffnung gemacht in einem Aufsatze.

„Beyträge zur kritischen Geschichte der griechischen Künstler mit besonderer Berücksichtigung der in der königlichen Bibliothek in Paris befindlichen Handschriften der Naturgeschichte des Plinius“,

der im dritten Bande der reichhaltigen und belehrenden Amalthea von Böttiger abgedruckt worden ist. Dort werden die Pariser Handschriften des Plinius beurtheilt und nach ihrer Ausbeute mehrere dunkle oder verdorbene Stellen des Plinius mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit erläutert. Zu wünschen ist, daß er außer jenen Handschriften den Codex aus der Bibliotheca Riccardiana, der in Italien mit Recht eines großen Ansehens genießt, eben so den Codex aus dem Kloster Pollingen, der jetzo in München ist, vergleiche oder vergleichen lassen möge. Ueber den Riccardianus sagt das seltene Inventario e Stima della libreria Riccardiana in Firenze 1810. p. 14. Codices Calinc. no. 488. Plinii Secundi naturalis historia. Cod. membr. praestantissimus licet passim mutilus. Saec. X. exaratus et codicum omnium plinianorum facile princeps. Accedunt Plinii junioris Epistolae. Die Pollinger Handschrift ist zwar neu, aber aus einer alten und vortrefflichen geflossen, und

liefert über ihren Ursprung selbst folgende Nachricht: Plinii Secundi Naturalis historiae voluminaquae optimo exemplare editum. Quod emendatum fuit per praeclarissimos viros Quirinum Veronensem et Thomam de Vicentio, Guilielmo Copelio coadjuvante, anno domini MCCCCLVIIII Nonis Septembris. Explicit Andreas de Caligis Notarius. Nach anno domini ist eine Lakune, an deren Stelle offenbar M als das Zeichen für Tausend, gestanden hat. Emendare, wie διορθοῦν in den griechischen Handschriften jener spätern Jahrhunderte bezieht sich blos auf Vergleichung der Handschrift mit dem Original und auf Verbesserung der dabey wahrgenommenen Fehler des Abschreibers.

Diesen Dienst hat also unserm Codex der große Guarini von Verona, einer der Restauratoren der classischen Gelehrsamkeit im obern Italien erwiesen.

Fr. Thiersch.

Der Maler Johannes Pfenninger von Stäfa.

(Beschluß.)

In den ersten Wochen nach seiner Ankunft brach der bekannte Aufruhr aus, wobey der französische Gesandtschafts-Secretär Bassetille ermordet und alle Franzosen verjagt wurden. Jeder Ausländer, der nicht fertig Italienisch sprach, ward verdächtig und mußte besorgen für einen Franzosen angesehen und behandelt zu werden. Nachdem die öffentliche Ruhe wieder hergestellt war, begann Pfenninger seine Arbeiten im Vatikan, die er zwey Jahre lang unermüdet fortsetzte; nach jenen höchsten Mustern der neuen Kunst zeichnete und malte er Köpfe sowohl als ganze Gruppen, die er alle Lavatern zusandte, der darüber seine Zufriedenheit aussprach. Bey seinem offenen und bescheidenen Wesen erwarb Pfenninger sich unter den Künstlern, besonders den Deutschen und Schweizern, bald Freunde, die ihn den Fremden gerne empfahlen, welche Nachbildungen berühmter Werke zu besitzen wünschten, und damit gewann er sich das Benöthigte, um dann geraume Zeit nur seinen Studien leben zu können. Diese bestanden in Bildnissen nach der Natur und in Versuchen von eigener Erfindung. Von solcher Art waren mehrere Darstellungen aus Salomon Geßners Idyllen, die durch Anordnung und Ausdruck wie durch ihr klares und sanftes Colorit, angenehme Bilder darstellten. Gleiches Lob verdient eine Zeichnung des Herkules am Scheidewege, die er später in Oel zu malen unternahm, aber nie vollendet hat. Ueberdieß verfertigte er noch in Rom einige andere Oelgemälde, die Vermählung des jungen Tobias, eine liegende Venus mit dem Amor, und eine große emblematische Figur der helvetischen Republik, die alle von seinen Talenten zeugen. Seine in Sepia getuschten Zeichnungen des belvederischen Apollo und der Gruppe des Laocoon erwarben ihm selbst von ausländischen Künstlern ungetheilten Beyfall; am meisten erfreute ihn das Lob des Hrn. Prof. Carstens, der in Pfenningers Abwesenheit vor zahlreichen Künstlern erklärte, so genau seyen die Antiken noch nie gezeichnet worden. Durch eben diesen Freund wurde er einem Neapolitaner empfohlen, zwey Miniatur-Bildnisse zu malen, und obgleich Pfenninger sich vorher nie in diesem Fache versucht hatte, so gelang doch die Arbeit zu großer Befriedigung des Bestellers, und zog mehrere andere Aufträge nach sich, die eine sorgenfreye Existenz sichern konnten, wenn nicht im Jahr 1799 der eingetretene Unwerth aller Bankozettel, die überall in Rom statt des baaren Geldes in Umlauf waren, einen völligen Stillstand in dem Verkehr jeder Art, so eine eigentliche Hungersnoth herbeygeführt hatte. Dadurch wurde Pfenninger bewogen, in sein Vaterland zurückzukehren, und trat im April desselben Jahrs, in Gesellschaft der beyden Maler, Haxtmann aus Stuttgart und Kuhbeil aus Berlin, die Reise über Perugia und Florenz an, wo sie wegen des Einrückens der österreichischen Heere in die Lombardie einen Monat lang aufgehalten wurden, und diese Zeit dazu benuzten, die Werke der ältern Meister der florentinischen Schule zu studiren. Endlich gelang die Weiterreise, und Pfenninger traf kurze Zeit nach dem Einrücken der österreichischen Armee wieder in seiner Vaterstadt Zürich ein.

So ungünstig dieser Zeitpunkt für die Kunst, so brachte er dem Heimgekehrten gleichwohl einträgliche Beschäftigung, da ein gelungenes Bild des Feldmarschalls Grafen v. Hadick sein Talent vielen angesehenen Offizieren des kaiserlichen Heeres bekannt machte, die sich alle von ihm wollten malen lassen, als die Ankunft der Russen, welche die Oesterreicher ablösten, dieses Geschäft ins Stocken brachte. Indessen fand er in Zürich selbst hinlängliche Beschäftigung, freylich mehr im Porträtmalen als in andern Zweigen der Kunst. Er verfertigte viele schöne und sprechend ähnliche lebensgroße Bildnisse in Oel, noch weit mehrere aber in Wasserfarben in Miniatur. Selbst in der leztern Art verlor er sich nicht, wie es sonst vielen Künstlern dieses Faches begegnet, in das Kleinliche, Verblasene und Nebelhafte, seine Umrisse waren stets bestimmt und fest ohne Härte, seine Färbung naturgemäß und kräftig. Nicht nur ein-

zelne Bildnisse, auch Familiengemälde mit ganzen Figuren gelangen ihm wohl und man hatte so viel Zutrauen zu seiner Geschicklichkeit, daß man ihm auch nur allzuhäufig die Zumuthung machte, Verstorbene noch im Sarge zu malen; und vollends dieselben, die er oft im Leben nie gesehen hatte, als lebend darzustellen. Einen Theil seiner Zeit widmete Pfenninger dem Unterrichte von Jünglingen und er hat mehrere geschickte Zeichner gebildet. Zweymal verheirathet, sind aus beyden Ehen hoffnungsvolle Kinder vorhanden. Er war ein liebevoller, treubesorgter Hausvater, ein bescheidener, anspruchloser Künstler, im Umgange mit Freunden stets heiter und gefällig. Ein Schlagfluß, der ihn unter seinen gewohnten Beschäftigungen, und im Kreise der Seinigen traf, hat sein Leben unvorsehens und schnell beendigt.

Lithographische Werke.

Alterthümer und Naturansichten im Moselthale bey Trier. Gezeichnet und lithographirt von Johann Anton Ramboux. Mit erläuterndem Texte von Joh. Hugo Wyttenbach. 2tes Heft Imp. Fol. 4 Tafeln, nebst 2 Blatt Text. Trier und München 1826. Pr. 16 Thlr. Conv. *)

Das erste Heft dieses Werks ist bereits im Kunstblatt 1825. Nr. 21. angezeigt; der Verf. liefert in diesem zweyten vier Ansichten von Resten der Römerzeit, welche durch ihre großartige Anlage und Bauart einen hohen Begriff von dem Glanze jener alten Augusta Trevirorum geben. Auf dem ersten Blatt ist die innere Ansicht der Porta Martis mit ihren großartigen Pfeilern und Mauern dargestellt, und der Künstler hat zugleich einige der vorzüglichsten Ueberreste römischer Sculptur, welcher dieser Raum als Aufbewahrungsort dient, als Vordergrund angebracht. Es sind Säulenkapitelle und große Quader aus Muschelkalk, welche wie uns der Erklärer, Hr. Wittenbach, berichtet, nebst mehreren großen architektonischen Fragmenten im Mai 1825 nicht weit von der Moselbrücke innerhalb der Stadtmauern, etwa 20 Fuß tief unter der Erde gefunden wurden. Der Hauptstein war ein Eckstein und scheint ein Gefecht zwischen Römern und Germanen auf der einen Seite, und den Kampf von Gladiatoren auf der andern vorzustellen. Wahrscheinlich gehörten diese Arbeiten zu dem Fries eines Prachtgebäudes. — Die zweyte Tafel gibt die Ansicht des sogenannten Constantinischen Pallastes, eines ansehnlichen Gebäudes mit großen, jetzt zugemauerten, aber von dem Künstler offen dargestellten Arkaden, welches aller Wahrscheinlichkeit nach ein zu den Thermen gehöriger Bau, vielleicht für die öffentlichen Spiele bestimmt war. Der Text liefert die ausführlichen Nachweisungen aller Nachrichten und Meynungen hierüber. — Auf dem dritten Blatt finden wir die äußere Ansicht der römischen Thermen. Ein großartiger Backsteinbau mit hohen Arkadenöffnungen, welcher nach Hrn. Wyttenbach's Meynung ehemals einen Theil der eigentlichen Bäder ausgemacht hat. — Das vierte Blatt endlich liefert die Ansicht des römischen Amphitheaters, dessen starke und kolossale Ueberreste noch einen Begriff von der Größe des Gebäudes erwecken. Den Vordergrund hat der Künstler wieder mit mehreren hier gefundenen antiken Fragmenten, welche Reliefs und Inschriften tragen, verziert. Eine dieser Sculpturen scheint die Fabel des Perseus und der Andromeda, und daneben eine Amazone mit Streitart und Schild darzustellen.

Ferner sieht man einen Eberkopf und die bekannte Inschrift: Genio Arenariorum etc. — In der Ausführung dieser Blätter ist Hr. Ramboux seiner früheren sorgfältigen Art im Ganzen treu geblieben, nur daß sie zum Theil in der Kleidung etwas schwächer sind, als die des ersten Hefts, welches hauptsächlich in den Mitteltönen zu liegen scheint. Auf dem dritten Blatte vorzüglich erscheinen die Schlagschatten an den Thermen zu scharf gegen die übrige leichte Haltung und stören dadurch die Deutlichkeit, welche überhaupt bey solchen Ansichten und durch einfache Vertheilung der Massen erreicht werden kann. — Von großer Schönheit der Ausführung ist die Vignette des ersten Textblattes, die ein antikes Relief, ehemals im römischen Horreum zu Trier, mit drey Porträtköpfen in der Mitte vorstellt. —

Wir freuen uns, daß dieß vaterländische Werk so viel rege Theilnahme gefunden hat, um das Erscheinen des zweyten Hefts möglich zu machen, und wünschen, daß auch bald ein drittes nachfolgen möge.

S.

---

*) Der Preis dieses und der beyden folgenden Hefte ist nach Verhältniß des ersten angesetzt worden, indem das Titelblatt und die allgemeine Einleitung darin mangeln. Nach Verlauf des Subscriptionstermins wird der Ladenpreis verhältnißmäßig erhöht.

Nr. 23.

Kunst-Blatt.

Montag, den 19. März 1827.

München, den 8. März 1827.

Mit allgemeiner Freude hat man hier vernommen, daß Se. Maj. der König die Gemälde-Sammlung der HH. Boisserée und Bertram in Stuttgart angekauft hat. Diese Sammlung, aus mehr als 200 Stücken bestehend und durchaus nach einem folgerechten Plan angelegt, ist wegen der neuen Aufschlüsse, die sie über die Kunstgeschichte verbreitet, und nicht minder wegen der Trefflichkeit, der seltenen Auswahl und der schönen Erhaltung der Gemälde schon längst als ein selbstständiges Ganzes von sehr hohem Werth anerkannt. In Beziehung auf die königlichen Sammlungen aber hat sie noch den ganz besondern Werth, daß sie den großen kunsthistorischen Cyclus, welchen dieselben zu umfassen bestimmt sind, auf das glücklichste und vollkommenste ergänzt. Denn nachdem Se. Maj. der König durch frühere Ankäufe italienischer Bilder für die Ausfüllung der bisher fühlbaren Lücken, besonders in den Reihen der ältern italienischen Meister auf's Schönste gesorgt hat, so fehlte nur noch die ältere niederdeutsche Schule, von der gerade die Boisserée'sche Sammlung die zahlreichsten und herrlichsten Meisterwerke enthält. Diese schließt sich nun an die in ihrer Art auch unvergleichbare königliche Sammlung altoberdeutscher Gemälde an, und bildet mit derselben ein Ganzes, welches den Gang der deutschen Kunst in dem 14ten, 15ten und 16ten Jahrhundert in einer ununterbrochenen Folge der ausgezeichnetsten Werke darlegt. Wenn wir in den altkölnischen Gemälden des 14ten Jahrhunderts bis zum ersten Viertel des 15ten den Beginn deutscher Malerey wahrnehmen, wie sie selbst mit Beybehaltung des Alterthümlichen und Ueberlieferten doch schon zu einer gewissen Selbstständigkeit und nationalen Eigenthümlichkeit sich heranbildet, wie sie mannichfaltig an Charakteren, kräftig und leuchtend in der Farbengebung, wenn auch noch schwach in manchen Theilen der Zeichnung, einen strengen religiösen Typus mit der naiven Wahrheit des frommen Lebens zu vereinigen trachtet; so tritt uns dann in den Werken der beyden Eyck eine neue Behandlung der Malerey mit allem Glanze des umgestaltenden Genius entgegen, und wir sehen die innerste Eigenthümlichkeit deutscher Kunst, die Auffassung des Seelenvollen und die Verherrlichung des gegenwärtigen Lebens durch fromme Uebertragung auf Religion und heilige Geschichte, in überraschender Vollkommenheit entfaltet. Ihnen schließen sich die Schüler und Nachfolger in den Niederlanden und am Niederrhein an, der ernste Hugo van der Goes, der charaktervolle Israel von Meckenem, der erfindungsreiche durch seine Farbenpracht und Beleuchtung bezaubernde Hemling; der wegen seiner Liebe, wie wegen seiner Kunst mit Recht berühmte Quintin Messys, Cornelius Engelbrechtsen, Walter van Assen u. a. Dann folgen zu Anfang des 16ten Jahrh. mehrere Meister, die sich ganz selbstständig nebeneinander entwickeln und zum Theil wieder neue Schulen bilden: Vor allen Lukas von Leyden mit einer Ausführung, die bey keinem ausländischen, und kaum bey einem niederdeutschen Meister ihres Gleichen findet; ferner der vielseitige und kraftvolle Mabuse, der gemüthvolle zartfühlende Schoreel mit seinem blühenden Colorit, der edele Johann Calcar und der schön begabte Bernhard van Orley. Weiterhin zeigt sich an den Schülern des Mabuse und des Schoreel, an Johann Schwarz, Joh. Melem von Köln, Peter de Mares, Joachim Patenier Hemskerk, Barthol. de Bruyn, Torcie u. s. w. der Einfluß der italienischen Schulen und die Neigung, das Vaterländische zu verlassen. Von diesen und andern enthält die Boisserée'sche Sammlung mannichfaltige und ausgezeichnete Werke, welche den Gang der niederdeutschen Kunst bis zu dem äußersten Punkte nachweisen, auf welchem sie dem religiösen Prinzip und der kirchlichen Darstellung treu geblieben ist. Die trefflichen Werke von Holbein, Albrecht Dürer und einigen andern oberdeutschen Meistern, die sich noch in derselben Sammlung befinden, reihen sich nun unter die zu Schleißheim und München ein, die von oberdeutscher Art und Entwicklung eine vollständige Anschauung geben. An den alterthümlich strengen Wohlgemuth, welcher zwar nicht an Kunsttalent und Verdienst, wohl aber in der religiösen Richtung als Nachfolger der van Eyck zu

betrachten ist, schließen sich Martin Schön, mit seinem naiven Schönheitssinn, und Martin Schaffner, dessen edele Werke eine Verwandtschaft mit älteren italienischen Meistern zu beurkunden scheinen, dann Holbein der Aeltere von ausgezeichneter Lebendigkeit der Anordnung und löblich im Colorit. Aus ihrer Mitte erheben sich der jüngere Holbein, welcher das Bildniß auf die höchste Stufe des Ruhms erhoben hat, und der geniale vielseitige Albrecht Dürer, wie zwey Sterne, welche den Glanz der oberdeutschen Malerey fast allein in sich aufgenommen haben und noch in die folgenden Jahrhunderte hinüberstrahlen; neben ihnen ihre Zeitgenossen Hans Burgmaper von Augsburg und Hans Baldung Grün von Gemünd, beyde vorzüglich in Strenge der Auffassung und Ernst der Composition, und der treffliche Lukas Kranach. Dann folgen der gedankenreiche romantische Altorffer, der ausdrucksvolle Hans von Culmbach, die ausgezeichneten Bildnißmaler Amberger und Georg Penz, dann die weiteren Abkömmlinge der Dürerschen Schule, Schäuffelin, Grünewald, Bartolomäus Beham u. s. w. Wie viele denkwürdige Werke der genannten und anderer zum Theil noch nicht erforschten Meister oberdeutscher Schule die Gallerien von München und Schleisheim enthalten, ist hinlänglich bekannt. Se. königl. Majestät hat eine Auswahl der vorzüglichsten und bedeutendsten im Verein mit der Boisserée'schen Sammlung für die neu aufzustellende Gallerie in der Pinakothek bestimmt und diese Versammlung der ausgezeichnetsten Werke altvaterländischer Malerey wird nicht wenig zu dem Genusse beytragen, welchen die Aufstellung von zahlreichen Meisterwerken aller Schulen dort gewähren muß. Den HH. Boisserée und Bertram, welche ihre Sammlung aus reiner Liebe zur vaterländischen Kunst gebildet und seit so vielen Jahren mit seltener Aufopferung und Gefälligkeit dem gesammten deutschen Publikum zugänglich gemacht haben, muß es zur höchsten Befriedigung gereichen, sie einer der größten und schönsten Gallerien von Europa einverleibt zu sehen, als deren Bestandtheil sie dem deutschen Vaterlande, für welches sie gesammelt worden, auf immer gesichert ist. Se. Maj. hat ihnen das Recht zugestanden, an den lithographischen Nachbildungen der Sammlung ununterbrochen fortarbeiten zu lassen, und das über sie begonnene Werk zu vollenden. Hierdurch ist auch eine bedeutende lithographische Anstalt für unsre Stadt gewonnen, welche durch die Kunstliebe unsres Monarchen sie von Jahr zu Jahr an Schätzen wie an lebendiger Thätigkeit im Gebiete der Kunst bereichert sieht.

S.

Denkmäler der romanischen (rundbogigen) Bauart in der Mark-Brandenburg und in dem angränzenden Sachsen.

Ein englischer Reisender, Hr. J. A. Repton, Sohn des berühmten Gartenkünstlers dieses Namens, erwähnt in dem 21sten Bande der Verhandlungen der Londoner Alterthumsforscher, von seiner Reise von Hamburg nach Berlin mehrerer alten Bauwerke:

„Ich fand keine Ueberbleibsel von der sächsischen oder normännischen Bauart, d. h. von Gebäuden, bey denen der Halbkreisbogen allein geherrscht hätte. Die frühsten Spuren alter Bauart, die ich habe auffinden können, waren die, welche aus einer Mischung des Rundbogens und des Spitzbogens bestehen, wie sie auf den Zeichnungen Nr. 1. und 2. sich finden. *) Nach dem Style der Gebäude in England zu schließen, scheinen diese Gebäude zwischen den Jahren 1150 und 1200 errichtet zu seyn, und was bemerkenswerth ist, so sind sie aus gebrannten Ziegeln aufgeführt, wovon wir in England kein Beyspiel haben. In Norddeutschland bedient man sich gewöhnlich der Mauersteine, die man häufig mit Tünche überzieht, wie dieß z. B. an einem Kirchthurm in Berlin auf der Zeichnung Nr. 3. der Fall ist, dessen Bauart mit der aus Heinrichs III. Zeit übereinstimmt. **) Die Zeichnung Nr. 4. stellt zwey Fenster aus einer andern Kirche in Berlin dar, merkwürdig wegen der Dünne und großen Länge der Fensterpfosten, die aus gebrannten Ziegeln gemacht, sehr gut gearbeitet sind, und gegen die schweren Pfosten von Mauersteinen, wie sie in England im 16ten und 17ten Jahrhundert gemacht wurden, sehr abstechen. ***)

Die englischen Kirchen aus der frühsten Zeit haben gewöhnlich eine halbrunde Ostseite, †) die aber, welche ich in Preußen und in Holland gefunden, haben eine vieleckige Gestalt, und spitze Fenster, anstatt der halbrunden. Ich füge auch eine Zeichnung eines Giebels von gebrannten Steinen an einer Kirche in Berlin bey, welche in dem in England zwischen den Jahren 1250 und 1300 gewöhnlichen Style gebaut ist; ††) davon auch die

---

*) Sie geben Abbildungen der Vorderseiten von Hamburger Giebelhäusern.

**) Es ist der Thurm der Marienkirche, der aber in seiner gegenwärtigen, dem Spitzbogenstyl angenäherten Gestalt, sehr neu ist.

***) Es sind zwey Fenster aus der Nikolaikirche, die aber wieder älter sind.

†) D. h. der Chor tritt halbrund, mit rundgedeckten Fenstern, heraus.

††) Es ist der südliche Ausbau an der Thurmseite der Nikolaikirche.

Zeichnung des Giebels eines Gebäudes in der Nähe des Schlosses, welches die Jahrzahl 1682 trägt. *)

Es thut mir leid, keine Zeichnung von einer sonderbaren Kirche zwischen Berlin und Spremberg gemacht zu haben, an welcher ich eine Mischung von halbrunden, spitzen und sich durchschneidenden Bögen bemerkt, welche aus Steinen und Mörtel in den Jahren 1150 oder 1160 gebaut zu seyn scheinen."

Bey diesen Bemerkungen gedenke ich, daß es allerdings noch dergleichen Gebäude von jener sogenannten sächsischen oder normännischen Art in unseren Gegenden gibt.

Auf einer Reise im vorigen Sommer hatte ich Gelegenheit, eine ganze Reihe solcher Gebäude, d. h. Kirchen, **) in diesem Rundbogenstyle zu sehen, welcher der spitzbogigen, vorzugsweise Gothisch genannten Baukunst vorausging und zum Grunde liegt, und am füglichsten die Romanische genannt wird, weil sie in den Ländern der neurömischen Zunge zu Hause, dort am häufigsten und längsten im Gebrauch war, ja gewissermaßen noch fortlebt, und dieser Name dabey den Antheil des byzantischen oder oströmischen Reichs nicht ausschließt.

Sehr rein und deutlich zeigen diese Bauart die Trümmer von Paulinzelle bey Schwarzburg, weil das Kloster schon früh zerstört wurde: ihre malerische Erscheinung in der waldigen Gegend wird man sich aus zwey Gemälden der vorlezten Kunstausstellung in Berlin erinnern. Unweit davon bemerkte ich, vermuthlich als Wirkung von dorther, dieselbe Bauart an den Thürmen der Kirche von Stadt Ilm, aber nur an den untern Stockwerken, als Ueberbleibsel eines älteren Baues: die Spitzen, so wie die ganze Kirche sind in zierlich durchbrochenem Spitzbogenstyl. In Weimar und Jena habe ich keine solche Ueberbleibsel gesehen, auch nicht in Weißenfels, wohl aber in Naumburg. Der Dom zeigt an der Vorhalle, dem Kreuzgange, dem Kirchenschiffe mit den Abseiten oder Seitenschiffen und den unteren Stockwerken noch den Rundbogenstyl, d. h. hohe schlichte Wände ohne Strebepfeiler, kleine rundgedeckte Fenster, rundbogige durch kleine Säulen getheilte Oeffnungen, und durchlaufende rundbogige Gesimse: alles dieß nur verdunkelt, besonders durch den Umbau des alten Chors und den Anbau eines zweyten Chors gegenüber in hohen Spitzbögen. Dieselben herrschen innerhalb, aber nicht durchgehends, z. B. nicht in dem ganz rundbogigen, reichverzierten und mit Bildwerken geschmückten Zwischenbau (Lectorium), der den neuen Chor von dem Schiffe trennt, und vielleicht ursprünglich den alten Chor in seiner ersten Gestalt eben so absonderte. Sodann erscheint der Spitzbogen hier innerhalb zum Theil auch nur als alte gleichzeitige Mischung, vor dem völligen Durchbruche des Spitzbogens mit dem 13ten Jahrhundert. Dieß sieht man recht deutlich in der Unter- oder Gruftkirche (Crypta) unter dem alten hohen Chore, welche auf der einen Seite des Kreuzes auch schon spitzgewölbt ist. — Die Kirche von Goseck, welche auf dem schöneren Wege zwischen Naumburg und Weißenfels längs der Saale hin, auf dem hohen Ufer hervortritt, scheint mit ihren hohen schlichten Wänden und einfachem Kreuze auch noch der ältere Bau der vormaligen Klosterkirche, welche im 11ten Jahrhundert schon eine solche Gruftkirche hatte. — Diese Gruftkirche ist noch vollständig erhalten in den Trümmern der Klosterkirche von Memleben bey Roßleben an der Unstrut, aus dem 10ten Jahrh., welche auch recht anschaulich die gleichzeitige Einmischung des Spitzbogens darstellen, indem derselbe nicht blos in möglich später veränderten oder zugesezten, sondern auch, eben so wie in Naumburg, in den zur ursprünglichen Anlage gehörigen Theilen vorkömmt, z. B. in den Oeffnungen des Schiffs gegen die Abseiten und den genau damit verbundenen Spitzgewölben der Seitenbögen und Kappen (die sich an die Wände anschließen), während die Kreuzgewölbe noch rundbogig sind, damit alle Bögen zu gleicher Höhe aufsteigen; was sonst auch wohl (besonders in Italien) durch elliptische Verlängerung der Hauptbögen zwischen den Pfeilern oder Säulen des Schiffs, und ihrer Seitenbögen und Kappen bewirkt wurde.

(Der Beschluß folgt.)

*) Das Marschallgebäude in der breiten Straße. — Viel merkwürdiger wären die verschiedenen älteren Theile des königlichen Schlosses gewesen, welches so schon die Geschichte des preußischen Reichs bedeutsam abbildet.

**) In Cöln, wo es die meisten Kirchen dieser Art gibt, stehen auch noch einige alte und erneute Wohnhäuser in derselben Art, z. B. am Heumarkt.

Kunstanzeige.

(Eingesandt.)

Im Kunstbl. Nro. 2. v. 4. Jan. wird unter der Rubrik „Kupferstecherey in Mailand 1825" unter andern von den Talenten des Landschaftmalers Hr. Lose und seiner Gattin gesprochen, und dann heißt es: „Obgleich die Künstler und Herausgeber der Ansichten vom Garda-See, zwischen Brescia und Mailand, nicht der Lombardey angehören (sie sind Schweizer), so glauben wir doch von dieser Sammlung reden zu können, indem die dargestellte Gegend diesem Lande angehört und die meisten Abdrücke daselbst abgesezt werden. Die Arbeit

übertrifft alles, was in Italien von dieſer Art hervorgebracht wird, 15 Blätter 8. 10 L."

Dieſe Aeußerung veranlaßt die unterzeichneten Verleger und Unternehmer dieſer Anſichten zu folgender Anzeige an das kunſtliebende Publikum:

Die Zeichnungen jener fünfzehn Anſichten des Garda-Sees ſind von dem geſchickten Landſchaftmaler J. J. Wetzel, der ſowohl dieſe, als auch fünfzehn Anſichten vom Comer-See, fünfzehn vom Langen- und Luganer-See, zehn vom Genfer-, zehn vom Vier-Waldſtätten-, zehn vom Zürcher-, Zuger-, Wallenſtätter-, Lowerzer- und Egeri-See, und in 1826 zuletzt noch zwölf Anſichten vom Thuner-, Brienzer- und Lungern-See beſorgte. Die Blätter ſind größtentheils von dem vorzüglich in der Aquatinta gewandten Kupferſtecher F. Hegi geätzt, und nach Wetzel'ſchen Originalen durch eigens dazu gebildete, tüchtige Coloriſten colorirt; die Blätter haben im Cadre, ohne die Unterſchrift 7" Höhe und 10" Breite franzöſiſch Maaß, und werden auch einzeln um zehn Francs-de France in allen Kunſthandlungen der Schweiz und Deutſchland verkauft. Dieſe Anſichten zeichnen ſich beſonders durch zartes, natürliches Colorit und trefflich gewählte Standpunkte aus, und ſie ſind mit einer Menge anderer Fabrikartikel, die von dieſem Genre nur den Namen haben, nicht zu verwechſeln. Im Laufe 1827 werden von Hrn. Wetzel auch Anſichten des Bodenſees für unſere bedeutende Sammlung aufgenommen.

Verzeichniß
der bisher bey uns erſchienenen Anſichten.

Von J. J. Wetzel:

I. Vier-Waldſtätten-See. 1. Luzern. 2. Meggenhorn. 3. Winkel. 4. Alpnach. 5. Stanzſtad. 6. Beckenried. 7. Gerſau. 8. Brunnen gegen den Canton Uri. 9. Brunnen gegen den Canton Unterwalden. 10. Flüelen.

II. Zürcher-, Zuger-, Egeri- und Wallenſtätter-See. 1. Zürich von der Katze. 2. Zürich vom Horn. 3. Richterſchweil. 4. Rapperſchweil. 5. Zug. 6. Arth. 7. Lowerz. 8. Egeri. 9. Weſen. 10. Wallenſtadt.

III. Genfer-See. 1. Genf. 2. Nyon. 3. Morges. 4. Lauſanne. 5. Glerolle und St. Saphorin. 6. Vivis. 7. Montreux. 8. Schloß. 9. St. Gingoulph. 10. Thonon.

IV. Comer-See. 1. Riva. 2. Domaſo. 3. Gravedona. 4. Muſſo. 5. Menaggio. 6. Anhöhe von Menaggio. 7. Villa Somariva. 8. Melzi. 9. Serbelloni. 10. Inſel Giovani. 11. Pliniana. 12. Vorſtadt Vico in Como. 13. Pallazzo al Ulmo. 14. Como. 15. Lecco.

V. Langen- und Luganer-See. 1. Locarno. 2. Luvino. 3. Laveno. 4. Intra. 5. Inſel St. Giovani oder Iſolino. 6. Baveno. 7. Die borromäiſchen Inſeln. 8. Iſola bella. 9. Streſa. 10. Statue von St. Carl Borrome bey Arona. 11. Lugano, gegenüber des Salvator. 12. Lugano am Fuß des Salvador. 13. Martino gegen der Bucht von Porlezzo. 14. Biſſone, gegenüber Melide. 15. Maroggio.

VI. Garda-See. 1. Torbole. 2. Gargnano. 3. Anhöhe von Bogliaco. 4. Toscolano. 5. Salo. 6. Iſola Lechi. 7. Deſenzano gegen der Inſel Lechi. 8. Deſenzano gegen Sirmione. 9. Das alte Poſthaus in Deſenzano. 10. Catulls Grotte. 11. Bardolino. 12. Garda. 13. St. Vigilio. 14. Malſeſine gegen Riva. 15. Malſeſine gegen Deſenzano.

VII. Thuner-, Brienzer-, Lungern- und Sarner-See. 1. Thun. 2. Scherzligen. 3. Schadau. 4. Galgenhubel bey Unterſeen. 5. Unterſeen. 6. Aarmühle. 7. Rinkenberg. 8. Tracht. 9. Brienz. 10. Lungern. 11. Kaiſerſtuhl. 12. Sarnen.

An einzelnen Blättern vom gleichen Meiſter ſind bey uns ferner herausgekommen:

Das Wildkirchlein und der Sentis.
Der Klönthaler-See.
Die Kirche St. Martin von Vivis.
Das Schloß Buſſens in der Waadt.
Anſicht von Ber im Canton Waadt.
Der Grindelwald.
Das Wetter- und Wellhorn nebſt dem Roſenlauigletſcher.
Das Hoſpiz auf der Grimſel.
Der Aarefall an der Handeck.
Der obere Reichenbach.
Der Gießbach.
Die Wirthshäuſer in Brienz.
Der Rheinfall in zwey Anſichten.
Die Tellenkapelle am Vierwaldſtätten-See.
Amſteg, am Fuße des St. Gotthards.
Die Teufelsbrücke.

Von J. J. Suter, (in gleicher Manier).

Anſicht des Bergſturzes von Goldau gegen den Rigi.
Anſicht über den Schutt nach dem Hacken.

Von J. J. Meyer, (in gleicher Manier).

Anſicht der Jungfrau von der Hunenfluh.
Anſicht des Genfer-Sees.

Zürich, den 1. März 1827.

Orell Füßli und Compagnie,
Buch- und Kunſthandlung.

Nr. 24.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 22. März 1827.

Denkmäler der romanischen (rundbogigen) Bauart in der Mark-Brandenburg und in dem angränzenden Sachsen.

(Beschluß.)

Weiter, erscheint der alte Rundbogenstyl noch theilweise an der Stadtkirche zu Freyburg an der Unstrut, und dem Chore des Doms zu Merseburg aus dem 11ten Jahrhundert: fast alles Uebrige dieses Doms ist erweiterter Neubau aus dem Anfange des 16ten Jahrhunderts. Unveränderter bewahrt die alte Gestalt noch die kleine Neumarktskirche in Merseburg, welche zwar an der einen Abseite spitze Fenster bey rundbogiger Thüre hat, und flache Decke anstatt des Gewölbes. — In Halle verrathen nur noch die beyden sogenannten Hausmannsthürme, die zu einer abgebrochenen Marienkirche gehörten, und später mit der Marktkirche verbunden wurden, die ältere Bauart. —

Ganz deutlich und vollständig zeigt aber dieselbe die auf dem Felsen sich erhebende Kirche der alten Kaiserburg Quedlinburg aus dem 10ten Jahrhundert, schon äußerlich, an den aus Werkstücken aufgebauten Wänden, Fenstern, Zierrathen des Thurms sowohl als der Kirche: sehr ähnlich Paulinzelle, und nicht so verdunkelt, wie am Naumburger Dom. Das Schiff ruht, wie dort, noch auf runden Säulen mit Rundbogen, nur durch die eingebauten Chöre verdeckt; die Abseiten haben flache Decke; das Schiff deckt zwar ein Tonnengewölbe, aber spät aus Brettern zusammengeschlagen und bemalt. Nur der Chor ist erweiterter Anbau im Spitzbogenstyl, und wirklich gewölbt. Er ist sehr erhöht durch die Gruftkirche unter ihm, in welcher der hier heimische Kaiser Heinrich I. unter schlichtem, halbzertrümmertem Grabsteine liegt. Diese Unterkirche, zu welcher auch von außen eine Spitzbogenthüre durch den neuern Umbau des Chors führt, bezeichnet aber noch den über ihr gestandenen Bau des alten Chors, auf ähnliche Weise, wie jene in Naumburg über dem erweiterten Chor, und ruhet mit Rundbogen auf Säulen mit mannichfaltigen Knäufen. —

Am vollständigsten ausgeführt und am wenigsten verändert stellt sich aber diese ältere Bauart in der dem Dome gegenüberstehenden Marienkirche zu Halberstadt dar. Die Thüren, alle Fenster des Schiffs und der Abseiten, des Kreuzes und des Chors sind rundbogig, in den schlichten Wänden ohne Strebepfeiler, desgleichen die Vorlagen (Altarnischen) an den Enden der Abseiten und des Chors, über welchem außen ein gleich altes Steinbildwerk (wie es scheint, eine Krönung Mariä) eingefügt ist. Die schlanken Thürme mit ihren rundbogigen Oeffnungen sind ganz in derselben Art, und zwar auch alle vollständig ausgeführt, bis zur Spitze, die von den Giebeln eines jeden aufsteigt; es sind nämlich ihrer viere, alle gleich stark und hoch, zwey an der Abendseite dem Chore gegenüber, und zwey in den vorderen Winkeln des Kreuzes: kurz jene Anlage völlig ausgeführt, welche so manche Kirchen dieser Zeit haben, z. B. auch der Naumburger Dom, bey welchem die drey Thürme nur so fremdartige Aufsätze haben und der vierte Thurm nicht über die Kirche hinausgeführt ist. So steht diese Marienkirche in unseren Gegenden in ihrer Art einzig da, und es ist höchlich zu wünschen und von der auf heimische Kunst und Alterthum so rühmlich achtenden Gegenwart zu hoffen, daß dieses aus so alter Zeit so wundersam völlig bestandene Denkmal auch fürder erhalten, und nicht zu einem Magazin verbauet, sondern auch innerhalb in seiner Eigenthümlichkeit hergestellet und wieder ein Gotteshaus werde. —

Dieß ist auf eine sehr erfreuliche Weise mit der ähnlichen, ebenfalls dem Dome nahestehenden Marienkirche in Magdeburg geschehen. Der ältere Dom selber aus dem 10ten Jahrhundert (von Kaiser Otto dem Großen) ist schon zu Anfang des 13ten Jahrhunderts abgebrannt und sogleich wieder so glänzend erneuet worden, wie er noch, als eins der größten und schönsten Werke dieser eigentlich deutschen Baukunst ganz ausgeführt vor uns steht und jetzt eben durch die Gnade Sr. Maj. des Königs in seiner vollen Gestalt hergestellt wird. Von jenem älteren Bau im Rundbogenstyle sind aber

noch einige merkwürdige Ueberbleibsel da: namentlich, die der Kirche gegenüberstehende Seite des Kreuzganges, und die daranstoßende Kapelle, worin das Archiv ist, und dann ein großer Theil des hohen Chors selber, obwohl der Spitzbogen hier schon herrscht. Die an dem oberen Umgange des Chors eingebauten Granitsäulen von ungleicher Stärke sind offenbar (wie jene zu Aachen) aus andern, vermuthlich antiken Gebäuden hieher versezt; ebenso wie der große schöne Taufstein aus Porphyr kein deutsches Werk ist. Die auf jenen Säulen stehenden großen Steinbilder des heil. Andreas, Paulus, Petrus, Johannes des Täufers, welche ihre Peiniger, und Ottos I. und II., welche die besiegten Heidenkönige unter ihre Füße treten, scheinen, der Darstellung und Arbeit nach, auch eben nicht viel jünger, als der lezte Kaiser. — Die Bauart jenes älteren Doms zeigt sich aber noch ganz in der genannten nahen Marienkirche. Diese ist der Marienkirche zu Halberstadt in aller Hinsicht sehr ähnlich, sie hat aber nur zwey oben runde Thürme am Stamme, keine am Arme des Kreuzes, und zwischen denselben ein hoch über das Dach des Schiffes aufsteigendes Giebeldach: welche hohe Verbindung beyder Thürme auch am Dome beybehalten ist, und hier in Magdeburg noch an mehreren späteren Kirchen wiederkehrt. Die Thüre und die Vorhalle zwischen beyden Thürmen der Marienkirche sind ganz rundbogig, ebenso die Thurmöffnungen mit kleinen Säulen und alle kleine Fenster der Kirche, bis auf die längeren des später erweiterten Chors, der allein auch Strebepfeiler hat. Er hatte früher vermuthlich auch eine Vorlage, wie solche noch an den Kreuzesarmen sichtbar sind. Innerhalb ist der Umgang oben durch das ganze Schiff und Kreuz ganz rundbogig auf kleinen Säulen. Sonst zeigt sich auch hier eine, zum Theil alte Mischung, dergleichen die weiten Rundbögen auf den Pfeilern des Schiffs mit daranstoßenden Spitzgewölben der schmalen und niedrigen Abseiten, und die beyden Rundbögen des Chors und des Schiffs zunächst am Kreuze mit den außerdem in beyden und im Kreuze durchgängigen Spitzgewölben, und der Wechsel der runden und spitzen Kappen im Kreuze und Chore, nicht in der Kirche. Doch scheinen schon früh Veränderungen vorgegangen, besonders im Kreuz und Chor: der lezte trifft mit seinen Seitenwänden nicht mehr gerade auf die des Schiffs, und in diesem, das ganz auf vielgliedrigen durch die Gurtfortsetzungen verstärkten Pfeilern ruht, erkannte ich deutlich, daß auf jeder Seite der zweyte Pfeiler vom Kreuz eine runde Säule sammt ihrem schweren, mit Blattgewinde verzierten Knauf umbauet. Verhielte es sich mit den übrigen Pfeilern ebenso, so wäre die älteste Gestalt dieser Kirche denen zu Paulinzelle und Quedlinburg noch ähnlicher gewesen, in welchen beyden übrigens auch schon einige Pfeiler mit Säulen abwechseln. Sichtlich ist eine zwischen den Rundbögen der Pfeiler und dem Umgange darüber im Schiff durchlaufende flechtenartige Verzierung (ähnlich einem gewürfelten Bande in Paulinzelle) zum Theil durch die Spitzbögen verdeckt, welche über jenen Rundbögen nur mit den Gurten aus der Wand hervortreten, wie zur mehreren Ausfüllung desselben Zwischenraumes, und den höheren Kappen des Schiffgewölbes (über der wieder runden Bogenstellung des Umganges) und der Fenster entsprechen: so daß ein durchgängiges, ganz eigenthümliches und gar nicht mißfälliges Wechselspiel des Rundbogens und des Spitzbogens obwaltet. So geschickt diese sehr alte, und wohl schon vor dem neuen Dombau gemachte Einrichtung, so löblich ist auch die Erneuung dieser kürzlich dem katholischen Gottesdienst wieder eingeräumten Marienkirche, um welche sich der Pfarrer Deleker ein bleibendes Verdienst erworben hat. Alles ist in seiner Alterthümlichkeit hergestellt, und durch passende helle Farbenabstufungen sind die mannichfaltigen Bautheile anschaulich hervorgehoben. Leider mußte wegen des rings um die Kirche aufgehäuften Bodens (auch eine Anzeige des hohen Alterthums) der Kirchenboden selber etwas erhöht werden, wodurch die Pfeiler und die daran herniederlaufenden kleinen Säulen etwas vertieft stehen, und der Chor (unter welchem eine Gruftkirche zugeschüttet seyn soll) nur noch einige Stufen höher steht. In diesem heiteren Gotteshause, das auch einige neuere passende Werke schmücken, hängt noch ein treffliches altdeutsches Bild der Kreuztragung (nicht mehr auf Goldgrund). — Außerdem habe ich in Magdeburg nur noch an einer Kirche, deren Name mir entfallen ist, an dem Untersatze der Thürme und deren Thüre die ältere Bauart bemerkt.

Endlich, zu Brandenburg, stand einst die in ihrer Art einzige Marienkirche auf dem Harlungenberge, erbauet von Kaiser Heinrich I. im gleichseitigen griechischen Kreuze, mit vier Thürmen an den Winkeln (deren mit der Kirche verbundener unterer Raum diese zugleich fast zum gleichseitigen Viereck und Würfel erweiterte), mit Kuppelgewölben der halbrunden Kreuzesenden und Gruftkirche unter dem Chor, alles rundbogig erbaut: leider ist dieses ebenso ehrwürdige als merkwürdige Gebäude schon im Jahr 1757 abgerissen, und sogar völlig verschwunden, daß auf dem die Stadt und die schöne Gegend weit umher beherrschenden Berge, — der eigentlichen Brandenburg, — kaum noch die Spuren der Grundlage sichtbar sind. Doch hat sich hier noch in der alten Domkirche ein Ueberbleibsel jener ältern Bauart versteckt. In dieser aus Backsteinen später erneuten Kirche fand ich Spuren davon im Kreuzgange, hie und da Rundbogen auf Kopfgesimsen mit allerley Figuren,

ebenfalls aus Backsteinen. In der Kirche selbst zieht sich eine Reihe solcher Bögen an der Wand des einen Kreuzarmes nach der Gruftkirche unter dem sehr hohen Chore hin, und beym Eintritt in diese selbst, zu welcher jene Bögen vermuthlich einst auch gehörten, sah ich mich wieder in die Gruftkirchen von Quedlinburg und Naumburg versetzt: Säulen und ihre Verbindung, und mannichfaltige von Bändern, Blättern und Thiergestalten gebildete Knäufe, alles wie dort, und auch aus Sandstein, der weit hergebracht werden mußte, und sonst hier auch (wie häufig in der Mark) in den Zierrathen der späteren Kirche durch Formung der Backsteine ersetzt wird. Das Spitzgewölbe ist ohne Sandsteingurten, und kann wohl später bey dem Neubau der ganzen Kirche und Verkleinerung dieser Gruftkirche verändert und so aufgesetzt worden seyn. Bey diesem, in solcher Nähe von uns, vielleicht einzigen Ueberbleibsel jener alten Bauart ist um so mehr zu bedauern, daß einige Säulenschäfte lose umherliegen, und daß auf der einen Seite ein außen angelehntes Dach die Nässe an die Wand ableitet und bald einen Verfall herbeyziehen muß, welcher mit seiner Grundlage, dem hohen Chore selber drohet.

In diesem Chore kann ich den Altar nicht unerwähnt lassen, nicht sowohl wegen seines kunstreichen Schnitzwerks mit den großen Schnitzbildern von Maria, Petrus und Paulus, den Schutzheiligen dieser Kirchen, vom Jahr 1518, als wegen der dazu gehörigen innen und außen bemalten Thüren: auf denselben stehen in Goldgrund, innerhalb Magdalena mit langen Locken, das Salbengefäß öffnend; Benedict, der Abt, seinen Stab und ein zerbrochenes Gefäß mit einer Schlange haltend; Bernhard mit Stab und Buch; Ursula mit seinem Schleyer, zwey Pfeile in der Hand; außerhalb: die vier großen Kirchenlehrer Gregor und Ambrosius, jeder mit Stab und Buch; Augustin, mit dem Stab und einem vom Pfeile durchbohrten Herzen; und Hieronymus mit Buch und Löwen; alles wundervoll, frey und lebendig gemalt, vor allem die Gesichter, die Frauen holdselig, die Männer ernst und tiefsinnig; die Gewänder reich und großartig geworfen; die Farben frisch glänzend (zumal auf der innern Thüre): kurz, das Werk eines großen unbekannten Meisters, und ein wahrhaftes Kirchenbild, wie gewiß weiter keine Kirche der ganzen Mark Brandenburg aufzuweisen hat: also auch noch einer bessern Bewahrung würdig, als ihm gegenwärtig zu Theil wird.

B. d. Hagen.

Neue Kupferwerke.

Die Bergstraßen durch den Canton Graubündten nach dem Langen- und Comer-See, von J. Jakob Meyer, begleitet mit einer Einleitung und mit Erklärungen von Dr. J. G. Ebel, Verf. der Anleitung die Schweiz zu bereisen, nebst einer Wegkarte von H. Keller. Zürich bey J. J. Meyer 1826. Mit 32 Kupfern. und 164 S. Text. Kl. Quersol. — Preise: das ausgemalte Exempl. 68 fl. 45 kr.; das illuminirte 34 fl. 23 kr.; schwarz 17 fl. 12 kr.

Wer einen der herrlichen Wege durch die Schweiz nach Italien durchwandert hat, dem bleiben die malerischen Thäler, die freundlichen Seen, und die großartigen Gebirge, die sich in mannichfaltigen Linien zum Himmel erheben, unauslöschlich im Gedächtniß und jede Erinnerung ist ihm willkommen, die ihm den Uebergang aus den Alpen in die paradiesischen Fluren des Südens zurückruft. So wird das vorliegende Werk des Hrn. Meyer allen Naturfreunden ein erwünschtes Geschenk seyn. Die Blätter sind nach der beliebten Schweizerart in Aquatinta geätzt und geben in einer praktischen und effektvollen Manier, ohne genaue Ausführung des Einzelnen, die allgemeinen Formen und den Eindruck des Landes gut wieder; zu wünschen wäre, daß Hr. Meyer den Hauptton durchgängig nicht so dunkel angenommen hätte, welcher hie und da etwas Grelles in die Landschaften bringt. Die meisten dieser Ansichten sind höchst malerisch genommen, wie die Aussicht bey Madonno bei Sasso über dem See von Lacarno, die Ansicht von Bellinzona und das Misoner Thal, die Ansicht von Cleven und der Wasserfall des Pianazzo bey Campo dolcino. Eine besondere Annehmlichkeit des Werks gewähren die fünf Erklärungsblätter, aus welchen die Landschaften in kleinen Umrissen mit Benennung der vorzüglichsten Punkte dargestellt sind, so daß man sich leicht über alle Lokalitäten verständigen kann. Den größten Werth erhält aber dieß Unternehmen durch den trefflichen Text, womit der berühmte Verfasser der Anleitung die Schweiz zu bereisen, dasselbe ausgestattet hat, indem es dadurch nicht mehr ein blos malerisches Werk, eine Belustigung des Auges und der Erinnerung, sondern ein werthvoller Beytrag zur speciellen Geographie und Geschichte des Landes geworden ist. Hr. Dr. Ebel hat in einer allgemeinen Einleitung und dann in den besondern Beschreibungen jedes Blattes mit großer Genauigkeit und mit

einer Ausführlichkeit, welche das Interessante der Gegenden in allen Beziehungen und in lebendiger Darstellung auffaßt, dem Geographen, Statistiker, Historiker und Naturforscher eine reiche Aernte von Belehrungen dargeboten, indem er den Zustand jeder Gegend von den frühesten Zeiten her erforscht und ihre Schicksale bis zu dem gegenwärtigen Augenblick beschreibt. Diesen Wegweiser an der Hand wird der Reisende mit doppelter Lust diese Gegenden durchstreifen und wird sich auch noch in später Erinnerung heimisch fühlen in Gegenden, die sein Fuß nur flüchtig betrat.

S.

Paris.

Es ist merkwürdig, welchen Einfluß Walter Scott auf Literatur, Kunst und Mode ausübt. — Wie der alte Homer, hat der noch lebende Sir Walter, seine Verfälscher, Nachahmer, Ausleger, Geographen, Historiker und Künstler, die sich insgesammt bemühen, bald durch Sammlung und Erklärung der Volksgesänge und Volkssagen, seine Romane verständlicher, bald sie durch Charten und Abbildungen des schottischen Landes deutlicher zu machen.

Zu diesem Zwecke haben mehrere französische Zeichner Schottland bereist, unter welchen A. Pernet vorzüglich genannt wird. Er sammelte eine Folge von malerischen Ansichten der Gegenden und Gebäude u. s. w., die in den Puritanern, in Waverley, im Abt vorkommen. Diese Zeichnungen sind nun von verschiedenen Künstlern lithographirt und mit einem, großentheils aus Scott selbst, gezogenen Text versehen worden, so daß sie für die vielen Liebhaber seiner Romane sehr interessant seyn müssen. Das Ganze (Vues pittoresques de l'Ecosse) wird einen Band in Folio ausmachen, er erscheint in 12 Lieferungen; jede enthält 5 Ansichten, den Text und eine Vignette. Jede Lieferung kostet auf Velin 13; de Chine 18; papier teinté rehaussé 25 Franken. Man unterzeichnet zu Paris beym Buchhändler Gosselin. Rue Saint-Germain des Prés no. 9.

München, den 10. März 1827.

Die königliche Akademie der Künste hat ein neues und ausgezeichnetes Mitglied an dem Professor Heinrich Heß erhalten, welcher erst kürzlich von Rom zurückgekommen ist und bereits seinen Beruf angetreten hat. Sohn des verdienten Kupferstechers und Professors Carl Heß und Bruder des trefflichen Schlachtenmalers Peter Heß, kündigte er sich schon vor seiner Abreise nach Italien als ein mit großem Talent begabter und zu den schönsten Erwartungen berechtigender Historienmaler an, wie seine Werke aus jener Zeit, eine Grablegung, und das kleinere Gemälde in der Lausterbergischen Gallerie: Glaube, Liebe und Hoffnung darstellend, zur Genüge beweisen. Die bedeutendste Frucht seines Aufenthaltes in Rom ist ein großes Oelbild: Der Parnaß, Figuren in Lebensgröße, welches er in Auftrag des höchstseligen Königs Maximilian Joseph begann und kurz vor seiner Abreise von dort öffentlich ausstellte. Die Berichte in verschiedenen Tageblättern haben sich einstimmig mit großem Lob über dasselbe geäußert. Es ist seit Kurzem hier angekommen, dem Publikum zur Beschauung ausgestellt, und bereits von einer großen Anzahl von Kunstfreunden mit einstimmigem Beyfall gesehen worden. Wir beschränken uns heute auf diese kurze Notiz, indem wir uns einen ausführlichen Bericht darüber vorbehalten.

Stockholm.

Die Allgemeine Zeitung berichtet in einem Schreiben aus Stockholm vom 23sten Februar folgendes: Der Ausschuß, der hier seit zwey bis drey Jahren niedergesetzt ist, um das Nöthige wegen eines dem berühmten Dichter Bellmann zu errichtenden Denkmals zu besorgen, ist noch immer unschlüssig in der Wahl unter den ihm vorgelegten Entwürfen. Einer derselben scheint besonders der Ausführung werth; nach demselben sollte ein auf acht Säulen ruhender offener eiserner Tempel errichtet und in diesem Bellmanns Büste, auf einem Piedestal von Granit aufgestellt werden. Zwischen den Säulen würde man Aeolsharfen anbringen, deren Töne die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf diesen Anakreon Schwedens lenken würden.

Rom im Februar.

Die hinterlassenen Gemälde des im August verflossenen Jahres hier verstorbenen Landschaftmalers Theodor Matweff, sind jezt im Studium des Malers Chatelain zum Verkauf ausgestellt. Sie bestehen hauptsächlich aus Ansichten von Rom und seinen Umgebungen, von Neapel, aus der Schweiz u. s. w.

Der Bildhauer Filippo Gnaccarini hat das Modell einer Statue des Frühlings, die er aus Auftrag der Regierung für die Piazza del Popolo fertigt, in seinem Studium der öffentlichen Beschauung ausgestellt.

Nr. 25.

Kunst-Blatt.

Montag, den 26. März 1827.

Böttigers neueste Schriften.

Erfreulich für das Studium der alten Kunstgeschichte, wie wenig andere, sind Böttigers neueste Schriften. Wie es an und für sich zu größestem Danke verpflichtet, nach längerer Unterbrechung Gaben von einem Veteran zu erhalten, dem es an Berechtigung nicht fehlte, auf seinen Lorbern zu ruhen, so erheischt es doppelte Anerkennung, wenn die Benutzung jener Gaben durch reichhaltige und vielseitige Belehrung lohnt. Ein langes, vielbeschäftigtes und vielvermögendes Leben, hat Böttiger vorzugsweise den Denkmälern der alten Kunst gewidmet. Mehr als irgend ein vaterländischer Forscher, eingebürgerter als Winckelmann, Kunstbefreundungen aller Art näher stehend als Heyne, ist er einem Studium, dessen wissenschaftlicher Bedeutung ohne Kunstliebhaberey und Kunstbeschützung kaum gegenwärtig einige Geltung gesichert ist, zum belebenden Mittelpunkt im In- und Ausland geworden; er hat es nicht aufgegeben eine solche verbündende und anregende Thätigkeit durch das Unternehmen einer gemeinschaftlichen Zeitschrift zu beweisen, wie sie dem seit wenig Jahrzehenden umgestalteten und durch neu aufsprossenden Zuwachs tagtäglich bereicherten Material der Archäologie sehr zu wünschen war. Vielseitig in überwiegendem Maße, ein Sprachgelehrter und Alterthumsforscher von Haus aus, anderweitig belesen bis zum Unglaublichen, scharfsinnig und geübt zur Vergleichung der entlegensten Gegenstände, hat er, der in vielen Gebieten des Wissens sich glänzend begründen könnte, die Erläuterung alter Bildwerke aus dem reichen Schatz seiner geistreichen Belesenheit und das Verständniß des Alterthums durch vorzugsweise Benützung der Bildwerke, als feste Stätte seiner gelehrten Thätigkeit beybehalten. Als vollwichtiger Beleg jener verbündet fortschreitenden Belehrung liegt der dritte Band der Amalthea *) vor uns; als längst erwartete und nun kaum noch verhoffte wichtigste Frucht dieser eigensten Forschung der erste Band der Ideen zur Kunstmythologie. **)

Zweck und Plan der Amalthea ist jedem Freunde der Archäologie aus den zwey ersten Bänden jenes Werkes bekannt, welches theils selbstständige Erörterungen archäologischer Gegenstände vereinigen, theils das Material derselben durch Nachrichten über Schriften und Kunstwerke bereichern sollte. Obwohl dieser letztere Theil bey einem fern von der Heimath der Antike erscheinenden Werk fast noch größere Schwierigkeiten hat als der erstere, so ist er doch keineswegs leer oder unbedeutend ausgefallen. Die Richmondische Venus, Aufsatz von Röhden S. 1 — 18) und mehrere andere wenig bekannte hieratische Denkmäler des brittischen Museums (O. Müller (S. 35 — 42); die Alexandrinische Rhetorstatue im Besitz des Hrn. Leuthen (Böttiger S. 446 — 453); die selbst bey Ergänzung der Maus bemerkenswerthe vortreffliche Eule von Bronze (Böttiger S. 260 — 281); die mit einem Silen verzierte Lampe im Besitz des Herausgebers; (Böttiger S. 168 — 187), vorzüglich aber die mehrfachen und reichhaltigen Nachrichten über größere Sammlungen, die königlichen in Berlin (Levezow S. 213 — 240), Turin (Schorn S. 457 — 469); Haag und Leyden (Reuvens (S. 426 — 434) und einige englische Privatsammlungen (Müller S. 241 — 259) bilden einen achtbaren und ansehnlichen Beytrag für Erweiterung der Denkmälerkunde. Aufsätze wie die des Herausgebers über die Karyatiden (S. 137 — 167), den Silenus, (S. 168 — 187) die Antilopen, (S. 188 — 199) den

*) Amalthea oder Museum der Kunstmythologie und bildlichen Alterthumskunde. Ein Verein mit mehreren Freunden des Alterthums herausgegeben von C. A. Böttiger. Dritter Band mit 7 Kupfertafeln und einem Steindruck. Leipzig. Göschen. 1825. 496 S. 8.

**) Ideen zur Kunstmythologie. Erster Cursus. Stammbaum der Religionen des Alterthums. Einleitung zur vorhomerischen Mythologie der Griechen. Aus den für seine Zuhörer bestimmten Blättern, herausgegeben von C. A. Böttiger. Nebst 5 Kupfert. Dresden und Leipzig. Arnold 1826. 425 S. 8.

Mäusetödter (S. 260 — 281) und, die Kerkopen (S. 318 — 332), Meyer's Bemerkungen über florentinische Denkmäler (S. 200 — 210), desgleichen O. Müller's Nachtrag über die Tripoden (S. 19 — 34) nebst manchen gelegentlichen Bemerkungen desselben Forschers, greifen wesentlich in die Erklärung einzelner Denkmäler ein. Allgemeine kunstgeschichtliche Untersuchungen werden in Hrn. v. Klenze's anziehenden Vorträgen über alte Bauvereine (S. 78 — 110); unmittelbare Erläuterungen alter Schriftsteller in Tölken's scharfsinnigem Aufsatz über Apelles und Antiphilus (S. 113 — 134) und J. Sillig's Beytrag zur Künstlergeschichte des Plinius (S. 282 — 303) gegeben, dem Ganzen aber reichhaltige Mittheilungen aus des Herausgebers Briefwechsel (S. 304 — 456), aus Italien, Frankreich, England, Holland und Dänemark angereiht. Zweckmäßige Register des Hrn. Sillig über die bisherigen drey Bände schließen den gegenwärtigen, dem bald ein vierter folgen möge.

Mit einem Titel von bescheidener Geltung ist Böttiger's neuestes Werk bezeichnet; er nennt es Ideen zur Kunstmythologie, vielleicht nicht blos, wie er sagt, um die Unvollkommenheiten eines in derselben Gestalt schon längst fertigen und gegenwärtig erscheinenden Werkes anzudeuten, sondern vielleicht auch wie er es wohl sagen dürfte, weil seine Andeutungen, Ideen und Beyträge ein Problem betreffen, welches von ihm zum Erstenmale in seiner Gesammtheit versucht wurde. Vorarbeiten zu einer Kunstmythologie nämlich hatten Winckelmann und die italienischen Archäologen in der Erklärung einzelner Kunstwerke allerdings geliefert, Abschnitte einer solchen mit umfassender Herrschaft über den schriftlichen und bildlichen Stoff hatte Zoëga geschrieben, geredet und öffentlich gewirkt aber für Erläuterung der ganzen Mythologie aus dem unerschöpflichen Quell der Bildwerke hat zuerst Böttiger. Von ihm rührt selbst der Name einer Kunstmythologie her, ein Name, der als alleinige Erörterung der Mythologie aus Kunstwerken ein Unding seyn würde, der aber in seines Erfinders Ausführung mit aller Fülle literarischen Bereichs die bescheidensten Anforderungen für artistisches Material verknüpfte, zum Gegensatz jener ausschließlichen Pergamentgelehrsamkeit, die man im Durchschnitt noch immer als einzigen Brunnen mythologischer Forschung anzusehen pflegt, nicht schicklicher gefunden werden konnte, und zu unendlichem Vortheil der Kunst, wie des Alterthums, jene dem Philologen überlassene Studien einer nicht minder gründlichen als umsichtigen Forschung zu übergeben verhieß.

Seit der Verfasser im Jahr 1808 die ersten Vorträge über Kunstmythologie hielt, war es sein Vorsatz sie in einer vollendeteren Gestalt dem Publikum darzubieten; vielfache Hindernisse, die er in der anziehenden Vorrede entwickelt, haben ihn zeither zurückgehalten und würden uns eines gehaltreichen Werks beraubt haben, hätte der Verfasser mit Selbstentäußerung es nicht vorgezogen, sein Werk lieber in ursprünglicher Gestalt zu geben als gar nicht. So sind wir nun im Besitz eines äußerst reichen Bandes, welcher uns nächst einleitenden Entwicklungen über Fetischen- und Sternendienst als Hauptfamilien aller alten Religionen, nebst deren Anwendungen auf Verbrennen und Begraben, Schrift und Bild und Tempelgebräuche aller Art (S. 1 — 165) des Verfassers Ansicht über mythische Auslegungsweise und über die Epochen oder Systeme der griechischen Mythologie darlegt (S. 166 — 216). Nach historischer Berechtigung, wie er glaubt, findet er jene Epochen als arkadisch-pelasgische, orientalisch-phönizische und kretensisch-hellenische in Uranos, Kronos und Zeus und geht sofort zur Erörterung der Specialmythen vom Titanengeschlecht, neben Kronos auch vom Janus und von Cybele und Rhea über (S. 217 — 296). Der kretensische Zeus, nebst Europa und dem Minotaur (S. 290 — 425) schließt den ersten Band, dem ein zweyter über den olympischen Zeus und ein dritter über die Here nachfolgen soll, alles mit durchgängiger und zum Theil ausführlicher Berücksichtigung der Kunstwerke, und der schon in den ersten Erörterungen des Fetischendienstes sehr betheiligten Kunstgeschichte.

Werke von dem Umfang des gegenwärtigen sind von einem jeden aufmerksamen Leser einiges Widerspruches gewiß; wenn sie aber überdieß einen Gegenstand behandeln, der an Stoff und Behandlung, gerade neuerdings die wichtigsten Bereicherungen erhalten hat; und wenn sie zumal diesen Gegenstand von einem rückgängigen Zeitpunkt aus betrachten, so kann es leicht geschehen, daß sich der Leser eines solchen Werkes in einem durchgängigen Gegensatz mit dem Verfasser befindet. Hätte der Verfasser der vorliegenden Ideen nach Creuzer, Welcker, Müller und Stackelberg geschrieben, wie er es vor ihnen gethan hat, sein Buch würde die abweichenden Ansichten, welche der Leser mitbringt, beseitigt, er würde hie und da die seinigen nach ihnen umgearbeitet haben. Dieses ist nicht geschehen, aber auch Leser der verschiedensten Ansichten werden es dem Verfasser danken, daß es nicht geschah und daß er somit dem Publikum sein Wort nicht entzogen hat; denn welcher theilnehmende Leser legte je eine Schrift von Böttiger, ohne Belehrung aus den Händen, und welcher, der solche Belehrung dankbar zu schätzen wüßte, möchte nicht den umfassenden Gegenstand des gegenwärtigen Werkes von Böttigers Gelehrsamkeit selbst im Gegensatz eigener Meynung durchgeführt sehen, dann und wann vielleicht in solchem Gegensatz gerade am liebsten? Der Referent behält es sich vor, manche Einwürfe, zu denen ihn dieses Werk veranlaßte, anderwärts auszu-

sprechen, aber hätte er deren auch mehrere vorzutragen, er würde fortfahren mit dem lebhaftesten Dank ein Werk von so wichtigem Gegenstand und so reichem Gehalt zu benutzen und die Beendigung desselben aufs dringendste zu wünschen.

H. R. G.

Blüchers Standbild und der Blücher-Stein in Schlesien.

Von diesen beyden Denkmälern des Fürsten Blüchers von Wahlstatt in Schlesien, wo sich auch seine Grabstätte befindet, ist in diesen Blättern schon mehrmals die Rede gewesen.

Rauchs Erzbild des Marschalls Vorwärts, in schreitender Stellung mit winkender Linken das Schwert in der Rechten, 10 Fuß 3 Zoll hoch, ist, nachdem es in Berlin am 27. Nov. 1822 trefflich gegossen, *) dann ciselirt worden und eine Zeitlang glänzend zur Schau gestanden war, schon im Jahr 1824 nach Breslau abgegangen, dort aber seither am Platze seiner Aufstellung eingesargt liegen geblieben, weil sich folgende Anstände ergeben haben, welche wir aus einem Berichte der schlesischen vaterländischen Gesellschaft hier mittheilen, obwohl sie der reichsten Provinz des preußischen Reichs, von welcher der große Siegeslauf des Helden ausging, dem sie so viel verdankt, eben nicht zum Ruhme gereichen.

„Der Plan zu dem Denkmale war in einer Zeit gemacht, wo man, bald nach beendigtem Kriege, noch viel Kraft fühlte, in einer Zeit, wo der Segen der Ernten in Europa noch nicht die Preise der ländlichen Erzeugnisse zu einer Tiefe herabgedrückt hatte, die alle Kräfte des Gewerbfleißes und also auch des Geld-Erwerbes lähmt. So war ein Plan entstanden, nicht blos das Standbild, sondern auch das Fußgestell (mit Ausschluß des Sockels) von Erz zu fertigen. Die auf 45,000 Thlr. veranschlagten Kosten schienen nicht unerschwinglich, da blos von dem platten Lande und den übrigen schlesischen Städten (inclusive 6000 Thlr. von der Kämmerey zu Breslau und mit Einschluß der Zinsen) 30,727 Thlr. zusammengebracht waren, und man noch auf die Beyträge der Einwohner von Breslau zu zählen hatte, wo die meiste Wohlhabenheit der Provinz ihren Sitz hat. Allein die Zeiten wurden schlechter, die Begeisterung erkaltete, die Vorsteher der Stadtgemeinde zu Breslau sahen sich durch andere dringende Sammlungen veranlaßt, eine Sammlung von Privatbeyträgen für diesen Gegenstand zu verschieben. Unter diesen Umständen befürchtete der zur Ausführung des Denkmales beauftragte Ausschuß, nicht mehr durch baare Geldbeyträge die erforderlichen Fonds zu erhalten, und ergriff daher das Auskunftsmittel, von den Kreisen und Städten des Breslauer Regierungs-Departements die Abtretung einer Forderung an den Staat (so weit es nöthig) zu erbitten, einer Forderung, welche nach dem Edikt „über die Vergütung der Kriegsleistungen" zu denjenigen gehörte, welche baare Vergütung von Seiten des Staats zu erwarten hatten. Ein langer Zeitraum war zu Erlangung der Cessionen, und hiernach zu den Unterhandlungen, um Zahlung zu erhalten, erforderlich. Allein umsonst. Als sich hierauf im Jahre 1824 der landschaftliche General-Landtag versammelte, wurden demselben die Verhältnisse und Ursachen des Stillstandes vorgetragen, und Seitens des Ausschusses um Unterstützung und Beförderung der Sache gebeten. Derselbe bestimmte 2000 Thlr. zu dem Denkmale, unter der Bedingung, daß auch die Stadt dazu beytrage und daß die Aufstellung gesichert wäre. Von Seiten der Stadt Breslau wurde nunmehr die verschobene Sammlung von Privatbeyträgen veranlaßt. Es ergab sich ein Ertrag von 3228 Thlr. — Bey diesen Verhältnissen und der nun eingetretenen Unwahrscheinlichkeit, von irgend einer Seite her die ganze erforderliche Summe zusammen zu bringen, sah sich der Ausschuß bewogen, nunmehr den ursprünglichen Plan aufzugeben; dagegen ein schlichtes Fußgestell, von abgeglättetem, aber ungeschliffenem Granit zu wählen — denn die Politur würde 1700 Thlr. mehr kosten. Nur die bereits fertigen Erzarbeiten für das Fußgestell, als Adler, Kranzgehänge und Löwenköpfe werden benutzt, und man hat sich mit dem Bildhauer, Professor Rauch vereinigt, die bereits theils entworfenen, theils modellirten Basreliefs nicht zur Ausführung zu bringen. *) Aber auch zu dieser sehr beschränkten Ausführung fehlten gegen 2000 Thlr., und diese haben hochherzig die Mitglieder des dermalen versammelten Provinzial-Landtages, auf Antrag des Ausschusses: „Die Beendigung des Denkmals zu unterstützen", aus ihren Privatmitteln mit 1800 Thlr. unterzeichnet, indem ein, während des Landtags eingegangener Beytrag von 200 Thlr. die berechnete Summe erfüllte. Sie haben jedoch versichert zu seyn gewünscht, daß dieser Betrag ausdauge. Es unterliegt großen Schwie-

*) Vergl. Kunstblatt 1821. Nr. 98.

*) Diese Bildwerke sollten ebenfalls in Erz gegossen werden, und mit jenen Zierrathen das Fußgestell bilden, auf ähnliche Weise, wie an dem Berliner Standbilde Blüchers: dieß Fußgestell sollte 16 Fuß 7 Zoll hoch werden, und so, mit Einschluß des Granitsockels von 2 F. 1 Z., das Ganze 28 F. 11 Z. hoch dastehen.

rigkeiten, ja es ist fast unmöglich, im voraus die Kosten bestimmt anzugeben, besonders weil der Granitbruch zu Quaikau, welcher die Steine zum Sockel lieferte, nicht mehr die erforderlichen Blöcke enthält, und weil die Textur desselben zu spröde ist, um die Bearbeitung scharfer Kanten mit Sicherheit zu gestatten. Es wird daher nothwendig, zu dem Granit-Bruch am Engelsberge bey Zobten Zuflucht zu nehmen, dessen Eingang jedoch noch durch den vorliegenden Fels für Fürst Blüchers Grab geschlossen ist. Es wird folglich die Eröffnung eines neuen Eingangs in den Steinbruch nothwendig; und die Kosten, welche dies erfordert, so wie die Wegräumung der obern, nicht brauchbaren Granitlager, sind nicht unbedeutend. Auf jeden Fall ist aber die Ausführung des Denkmales nicht gefährdet und wir dürfen hoffen, im Laufe des Jahres 1826 die Statue aufgerichtet zu sehen."

Das Jahr ist verlaufen, Blücher aber noch nicht erstanden. Ein eigenes Spiel des Schicksals ist, daß man bey seinem veränderten Fußgestell auch zum ungeschliffenen Zobten-Granit greifen muß, der von lockerer Textur ist, und daß hier wieder der große zu Blüchers Grabmal bestimmte Granitwürfel im Wege steht. Von diesem Blücher-Steine*) ist schon, wegen einer weichen Ader, ein beträchtliches Stück abgearbeitet worden, und am 17. November 1823 wurde er, in Gegenwart des Generals Grafen von Zieten, der dieses Denkmal mit dem größten Eifer und Aufopferung betrieb, auf Walzen zwischen hölzernen Bahnen, in Bewegung gesezt, und durchlief, bey 6 bis 8 Grad Abfall, in einer Minute 26 Schritt: bey welcher zu schnellen Bewegung einige Pionniere verunglückten. Seit dieser Anstrengung ruht er aber, und scheint nur ein Denkmal der Verunglückten zu bleiben. Kann man ihn nicht zwey Meilen weiter nach Kriblowitz auf Blüchers Grabstätte schaffen — was freylich bey Sümpfen und Hügeln seine Schwierigkeiten hat, — und hätte Blücher sich nicht ausdrücklich jene Ruhestatt erwählt, so wäre zu rathen, die Leiche unter den Stein zu versetzen, wo er jetzo liegt, so daß dann gleichsam der ganze Zobtenberg sein noch größeres Denkmal wäre und der Blüchersberg genannt werden könnte. Indessen war der erste Gedanke eines solchen neuen Hunenbettes groß und bedeutsam; und ich kann mich nicht enthalten, hier eine Inschrift desselben mitzutheilen, welche von einem geistreichen Schlesier, dem durch seinen tragischen Tod in Glatz bekannten Justizkommissar Stöckel herrührt:

Weil er ein Spielchen geliebt und nicht immer züchtige Scherze,
Setzt ihm der Schlesische Dank noch auf das Grab ein Bonmot:
Mühsam wird und schwer ein Block aus den Zobten gerissen,
Und in Würfelgestalt ihm auf das Grab nun gelegt.

V. d. Hagen.

*) Kunstbl. 1820. Nr. 22.

Aus Berlin.

Der Professor W. Schadow hat abermals einen seiner hoffnungsvollsten Schüler verloren: Nur zwey Monate nach dem Tode des trefflichen Wegert, ist ihm schon Kuntze nachgefolgt, der als Geschichtsmaler etwas Ausgezeichnetes zu leisten versprach.

Eduard Kuntzé, der Sohn eines hiesigen Posamentiermeisters, war am 10. März des Jahres 1805 geboren, und zeigte schon in den frühesten Jahren seine Neigung und sein Talent für bildende Kunst dadurch, daß er alle ihn umgebenden Gegenstände überaus geschickt in Papier ausschnitt. Eben so große Anlagen zeigte er auch zur Musik und studirte diese Kunst einige Zeit mit besonderem Fleiß, so daß er bald ein guter Violinspieler ward; doch blieb seine Neigung zur Malerey immer vorherrschend. Er benuzte deßhalb den akademischen Unterricht im Zeichnen, und bewies in seinen Darstellungen nach dem lebenden Modell eine so vorzügliche Auffassungsgabe, daß er auf sein Ansuchen sofort in die Kunstwerkstätte des Prof. W. Schadow aufgenommen wurde, hier machte er rasche Fortschritte. Schon seine ersten Porträts erregten in der akademischen Ausstellung des Jahres 1822 verdientes Aufsehen und wurden auch, ebenso wie seine späteren Leistungen, auf der akademischen Ausstellung des Jahres 1824 in dieser Zeitung auf das ehrenvollste erwähnt. Sein gelungenstes Werk bleibt indeß ein Carton (die Parabel vom barmherzigen Samariter), dessen Ausführung in Oel er bis zur Hälfte vollendet hatte, als am 3. Januar d. J. ihn der Tod von der Beendigung dieser Arbeit hinwegriß.

Möge sein Verlust der Kunst und dem ausgezeichneten Lehrer derselben, aus dessen Unterweisung der talentvolle Jüngling so vielversprechend hervorgegangen war, durch die übriggebliebenen Mitschüler und durch die, welche sich zu ihnen gesellen werden, dereinst ersezt, und so das Kunstinstitut, welches mit dem eigenthümlichen Namen der „Schadow'schen Schule" benannt werden kann, mit steigendem Glanze emporblühen.

Nr. 26.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 29. März 1827.

Anfänge der italienischen Kunst.

III.

Giunta, der Pisaner.

So viel uns bekannt, hat Morona in seiner Pisa illustrata zuerst dem alten Maler Giunta einen bedeutenden Platz in der Geschichte der neueren Malerey angewiesen. Es ist daher begreiflich, daß bey so später Theilnahme für ihn nur wenige Nachrichten über sein Leben haben ausgemittelt werden können. Sein Namen kommt nach Ciampi zuerst in einer Urkunde von 1202 vor, wo er ein Sohn des Guidotto dal Colle genannt wird und findet sich in mehreren Urkunden bis 1258. In einer Urkunde von 1255 wird er ausdrücklich Juncta Capitenus, pictor genannt. In einer andern alten Schrift von 1267 wird er mit dem Beyfügen „quondam" genannt, woraus zu schließen, daß er zwischen 1255 und 1267 gestorben seyn müsse.

Ueber seine Künstlerbildung ist eben so wenig bekannt. Nur der P. Angeli sagt in seiner Geschichte von Assisi, Giunta habe zuerst von allen Italienern die Kunst gelernt, ungeschickt (ruditer) von den Griechen unterwiesen. In welchem Sinne dieß wahr oder unwahr sey, möchte wohl nur aus einer sorgfältigen und genauen Untersuchung seiner Werke zu entscheiden seyn, die wir deßhalb hier aufführen wollen.

Zu einem sicheren und unwidersprechlichem Maaßstabe seines Styls sind nur die Werke zu nehmen, welche unbezweifelt von ihm sind. Es gibt deren noch zwey, die seinen Namen tragen.

1. Ein Crucifix in der Kirche S. Raniero zu Pisa.

2. Ein anderes Crucifix in der Kirche St. Maria degli Angioli unter Assisi. Dieses lezte trägt zwar nicht mehr seinen ganzen Namen, sondern nur die drey lezten Buchstaben desselben mit dem Beyfügen Pisanus. Jedoch möchte dieß in Verbindung mit der Uebereinstimmung dieses Crucifixes mit dem vorher angeführten nach Morona's Zeugniß wohl zu einer vernünftigen Ueberzeugung hinreichen.

Ob Lanzi's Ausfüllung eines darunter befindlichen verstümmelten Wortes, woraus er Juntini macht, richtig sey, möchte wohl zu bezweifeln seyn, wenn Giunta ein Sohn des oben erwähnten Guidotto ist. Nach Morona, der gewiß eben so genau zugesehen hat, wie Lanzi, ständen ganz andere Buchstaben noch da. Da wir nicht Gelegenheit hatten, dieß Crucifix zu sehen, so können wir in diesem streitigen Falle keinen Ausspruch thun, machen aber andere Reisende darauf aufmerksam.

Mit etwas geringerer Gewißheit schreibt ihm Morona einige Fresken zu, welche sich in dem Chore der oberen Kirche des Sacro Convento zu Assisi befinden. Zwar führt er das Zeugniß des Wadding und von Urkunden der Kirche dafür an. Allein, wenn es auch außer allen Zweifel gesezt wurde, daß diese Gemälde von Giunta's Hand sind, so wäre sehr wenig damit gewonnen, da Morona mit Recht von ihnen sagt: „ein ganz mechanischer Färber, ein Mensch ohne gesunden Menschenverstand habe sie besudelt." Man sieht wirklich, wenn man die obere Decke der Farbe abblättert, unten eine ganz andere Art.

3. Das Märtyrthum des heil. Petrus.

4. Der Fall Simons des Magiers sind von Morona besonders ausgezeichnet, und wir führen sie hier mit auf, um demjenigen, welcher Giunta's noch vorhandene Werke etwa im Zusammenhange studiren will, ihre Auffindung zu erleichtern.

Wichtiger sind, um zu Ergebnissen über Giunta's Styl zu gelangen,

5. die Fensterverzierungen, die um das hinterste Fenster in der Altarnische sich ziehen und aus Engeln, Brustbildern von Heiligen u. dgl. bestehen. Zwar werden sie ihm nirgend ausdrücklich zugeschrieben. Aber auch Lanzi, der den beschwerlichen Weg zu ihnen nicht gescheut zu haben scheint, legt sie ihm bey. Man findet darin so ganz seine Art zu malen wieder, daß man sie dreist für seine Arbeit ansprechen kann. Sie sind um so wichtiger, da sie wohl das einzige Werk in Fresko von ihm sind, das noch übrig ist.

6. Eine Tafel aus der Kirche des heil. Sylveſter, die ſich jezt in der Kapelle des Campo ſanto zu Piſa findet. In der Mitte iſt der Erlöſer, zu den Seiten die Mutter Gottes, die heil. Catharine, Johannes und der heil. Sylveſter — alle halbe Geſtalten. Morona hält dieſe Tafel für das Ueberbleibſel eines Altargemäldes aus der Kirche des heil. Sylveſter, und beweiſet aus der Nachricht, daß dieſe Kirche 1230 ſchon eine Priorey war, wenigſtens die Möglichkeit, daß dieß Bild von Giunta herſtammen könne. Wenn er es aus dem Style auch für wahrſcheinlich hält, ſo müſſen wir ihm ganz und gar beyſtimmen.

7. Eine kleine Abnahme vom Kreuze auf der Akademie zu Piſa wird Giunta zugeſchrieben und wohl mit Recht.

8. Eine Madonna mit zwey Engeln zur Seite eben daſelbſt könnte eben ſo wahrſcheinlich auf ſeine Rechnung geſezt werden.

9. Zulezt halten wir auch noch ein Bild für ſeine Arbeit, welches in der Capelle des Campo ſanto zu Piſa befindlich und mit Cimabue's Namen getauft iſt. Man darf nur die daneben hängende Tafel mit den fünf halben Figuren, die wahrſcheinlich von Giunta iſt, damit vergleichen, um viele Aehnlichkeiten zu finden. Dagegen findet man bey näherer Betrachtung auch nicht einen Grund ſie dem Cimabue beyzulegen.

So wenig Mannichfaltigkeit und Freyheit in den Bewegungen, wie ſich hier in den kleinen Geſchichten zur Seite findet, ſolche Mattigkeit des Ausdruckes, ſo helle Carnation, ſolche Wiederholungen derſelben Köpfe im unterſten Felde zur Rechten, als Verzierung ſind Cimabue's Sache nicht.

Manche Aeußerlichkeiten, die einer frühern Zeit gehören, z. B. die ſenkrechte Stellung der Buchſtaben für die Heiligennamen, ein unvollkommener Faltenwurf u. ſ. w. ſollen der Kürze wegen übergangen werden.

Nach der Betrachtung dieſer Werke darf man es ſchon wagen eine Charakteriſtik ſeines Styls und ſeine Bedeutung für die Geſchichte der Malerey zu entwickeln.

Wenn wir ihn zu dieſem Ende mit den Parmeſanern in Vergleichung ſtellen, ſo ſind Fortſchritte in einem Stücke unverkennbar, nämlich in der Technik, wozu wir hier die Zeichnung und Färbung rechnen wollen. Die Formen ſind gereinigter und richtiger und die Gewänder nähern ſich etwas mehr der Natur. Wenigſtens ſind gröbere Falten bey ihm zu bemerken, wenn ſie auch noch, wie in Aſſiſi, etwas unordentlich ſind. Beſonders viel Gefühl ſcheint er für heitere, freundliche Farben gehabt zu haben, was ſich mehr als irgendwo in den beſſer erhaltenen Fresken zu Aſſiſi zeigt, weßhalb dieſe Behauptung auch deßhalb noch nicht als unrichtig zu verwerfen iſt, wenn die Tempera-Bilder einen dunklen bronzeähnlichen Ton zeigen, da Jedermann weiß, wie Staub und Lichterqualm in den katholiſchen Kirchen die Gemälde bräunen.

Bey aller dieſer Freude an lieblichen heiteren Farben iſt ihm jedoch gar nicht das eigentliche Weſen derſelben, ihre Leben hervorzaubernde Kraft fühlbar geworden. Hier ſind noch wie bey den Alten die Umriſſe durch beſondere dunklere Striche angegeben, eine gewaltſame Art das zuſammenzuhalten, was frey und nothwendig aus einem innern Leben hervorquellen ſollte. Die Farbenverſchmelzung, wodurch dieſer Ausdruck des Lebens allein hervorgebracht werden kann, fehlt in den Tempera- ſowohl wie in den Freskobildern ſo ſehr, daß man zur Bezeichnung des allmähligen Abnehmens von Schatten und Licht drey verſchiedene Striche über einander geſezt findet, zuerſt einen rothen oder braunen in der Carnation, darüber einen etwas helleren oder ſonſt gedämpften und auf dieſem einen weißen. Bey den Temperabildern iſt in dieſem Falle auch wohl Gold gebraucht, wie bey der Tafel mit den fünf Heiligen in Piſa. Die Augen, Naſe, Mund u. ſ. w. ſind in den Fresken mit rothen Strichen angegeben, freylich ſchon ein Fortſchritt, wenn wir bey den Griechen ſchwarze ſehen.

Bemerken wir aber hier ſchon den Mangel an Gefühl für die erſchöpfende, täuſchende Darſtellung des äußeren Lebens, ſo tritt uns derſelbe noch viel erkältender entgegen, wenn wir den Ausdruck des inneren Lebens ſuchen. Die Zuſammenſezung der Geſchichte iſt durchaus jene kalte, todte Symmetrie der Griechen, die Stellungen und Bewegungen ſind ſteif, conventionell, unfrey, der Ausdruck der Geſichter iſt lau, unbedeutend, ſchwach und unbeſtimmt und im beſten Falle, wo wirklich ein Strahl von einem belebenden Genius hindurch zu ſchimmern ſcheint, ſanft und freundlich, etwa wie in den Bildwerken des lezten ägyptiſchen Styls oder den frühern griechiſchen, von dem die Aegineten uns am auffallendſten Zeugniß geben.

Von einem urſprünglich ſchaffenden, erfindenden Genius in Giunta kann daher auch nicht die Rede ſeyn. Nach den Werken zu urtheilen, die uns noch von ihm übrig ſind, hielt er ſich ganz innerhalb der Schranken des Darſtellbaren, die ſeine Zeit und ſein Meiſter ihm einmal geſteckt hatten. Wie oft mag er nicht das Crucifix und immer auf dieſelbe Art wiederholt haben! Und wie willkommen mochte es ihm ſeyn, daß er den Cyklus von Darſtellungen aus dem Leben des Apoſtels Petrus ſchon vorfand, aus dem uns noch einige Ueberbleibſel im Chore zu Aſſiſi erhalten ſind. Um aber dieſen Aus-

spruch mit größerer Zuversicht thun zu können, möchten wir zu einer genauen Untersuchung dessen auffordern, was noch vorhanden.

Diese Würdigung würde zwar einem Morona und P. della Valle nicht gefallen, die beyde den Giunta überschätzen; doch glauben wir, daß man sie im Allgemeinen auch bey näherer Untersuchung von Giunta's Werken richtig finden wird. Nur nach einer solchen Würdigung wird es möglich seyn, ihm die richtige Stelle in der inneren Geschichte der Malerey anzuweisen, und die Art seines Einflusses näher zu bestimmen. Für den, der die Geschichte der deutschen Poesie kennt, haben wir diesen Einfluß hinlänglich bezeichnet, wenn wir Giunta den Gottsched unter den Malern nennen. Wie dieser, selbst kein Poet, im Schmuckzimmer der Poesie steht und das Kleid ordnet und bereitet, in welchem die jugendliche Braut erscheinen soll, so waltet Giunta, im vollen Sinn des Wortes kein Maler zu nennen, im Vorzimmer der Malerey und gibt seinen Nachfolgern die Maßen der Verhältnisse und die Pallette mit den geriebenen Farben. Macht er größere Ansprüche, so wartet seiner das Schicksal Gottscheds.

Mancher könnte vielleicht, so wie wir, den Wunsch haben zu wissen, wie denn Giunta zu seinem Standpunkt gelangt sey. Die Nachricht des P. Angeli von dem ungeschickten Unterricht der Griechen ist nicht eben dazu geeignet, hierüber Befriedigung zu gewähren, wenn man bedenkt, daß schon seit 1063 griechische Maler in Pisa arbeiteten, die doch nur eine eben so rohe, barbarische Schule hinter sich ließen, als die, welche vor ihnen da war. Zur Anregung der Aufmerksamkeit und weiterer Prüfung wollen wir unsre Meynung auch hierüber mittheilen.

Wir sehen ihn zwischen zwey Stimmen gestellt, die beyde ihn mit gleichem Eifer locken und für ihre Parthey werben. Die eine ruft ihm ein kühnes Vorwärts zu! die andre beredet ihn zu behaglichem Ruhen. Er neigt beyden sein Ohr und möchte gar zu gern beyden folgen. Da dieß aber einmal nicht angeht, so findet er sich mit ihnen ab, indem beyde etwas von ihren Forderungen nachlassen. Er entsagt zu Gunsten der Ersten dem häßlichen Körper, zu Gunsten der Zweyten dem lebenskräftigen Geiste, und so stehen seine Werke zur Augenlust da, ohne daß sie doch dem Herzen etwas gewährten.

(Der Beschluß folgt.)

Pompeji.

(Verspätet.)

Seit dem Spätherbst von 1825 hat man, unter der thätigen Leitung des gegenwärtigen Aufsehers, Herrn Nicolo d'Apuzzo und mit verstärkter Zahl der Arbeiter (dreyßig Menschen, wo sonst zehn beschäftigt waren), die Ausgrabungen von Pompeji rüstiger und nicht ohne Erfolg betrieben. Man arbeitete hauptsächlich an zwey Orten, außer der neuentdeckten Fullonica hinter dem Hause der Iphigenia auch auf der entgegengesetzten Seite des Forums, wo die Ausgrabungen seit länger geruht hatten; dort war es, wo man außer merkwürdigen architektonischen Resten ein Skelett mit zahlreichen Gold- und Silbermünzen fand. Deßgleichen werden Nachsuchungen in der Straße angestellt, welche vom Tempel der Fortuna zum Forum führt; in zwey dort entdeckten Zimmern fanden sich außer einigen Erzgefäßen merkwürdige Wandmalereyen. Im ersten Zimmer ist ein lebensgroßer Bacchus abgebildet, sitzend, in der rechten Hand den Thyrsus, in der Linken ein Trinkgefäß haltend, neben ihm ein Panther und vor diesem ein liegendes Horn, dieselben Wände sind mit meisterhaft gemaltem Federvieh geschmückt. In dem zweyten bemerkt man drey Gemälde, eine Carità Romana, Mars und Venus und ein drittes Gemälde, eine männliche Figur, vielleicht Merkur vorstellend, welcher einem epheubekränzten Knaben (etwa einem kleinen Bacchus) zu trinken gibt; dasselbe Zimmer hat einen vorzüglich schönen Mosaikboden. In einem Hause vom Tempel der Fortuna links ab, wo man im Herbst 1825 die Malereyen eines sitzenden Bacchus und einer gleichfalls sitzenden Ceres gefunden hatte, drang man ebenfalls weiter vor. An der Wand eines dortigen Zimmers ist ein thronender Jupiter abgebildet; ein blauer Nimbus bezeichnet den Himmelsgott, dessen Linke ein Scepter hält, während die Rechte sorglos an das Haupt gestützt ist. Der Adler an seiner Seite ist nicht vergessen, aber auch der goldfarbene Thron zeigt auf jeder Seitenlehne einen Adler. Goldfarben ist auch die Fußbank. Ueber dem Thron ist ein grünes Gewand geleitet; das Gewand des oberwärts nackten Jupiters ist blau und bedeckt nur die Beine. Eben dort befindet sich ein schönes Impluvium, an dessen Seite, dem Eingang gegenüber, ein rundes ringsum mit Mosaik belegtes Postament bemerklich ist mit der Darstellung eines Flußgottes.

Die Fullonica gehört zu den eigenthümlichsten Entdeckungen Pompeji's. Eine große Anzahl Zimmer ist dort zum Vorschein gekommen, ein großes und ein kleineres Impluvium, mehrere Wasserbehälter zum Behuf

Nro. 8.

Intelligenz-Blatt.

1827.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist unter der Presse:

Historischer Versuch über die Revolution von Paraguay und die Direktorial-Regierung von D. Francia. Ein Abschnitt der Reise nach Paraguay, von J. St. Rengger und M. Longchamp. Mit einer Karte.

Vielseitige Aufforderungen veranlassen uns, die ersten sechs Jahrgänge „des Taschenbuchs der Vorzeit von 1820 bis 1825, herausgegeben von D. K. W. Justi, mit vielen Kupfern und Steindrücken," im Preise bedeutend herabzusetzen, so lange der geringe Vorrath reicht; so daß jezt der einzelne Jahrgang 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. statt früher 1 Rthlr. 16 Gr. oder 3 fl. kostet. Jede Buchhandlung Deutschlands und der Schweiz ist in den Stand gesezt, sie zu obigem Preise zu liefern. Die Jahrgänge 1826 und 1827 hingegen behalten ihren alten Preis von 1 Rthlr. 16 Gr. oder 3 fl. — Die öffentlichen Anerkennungen, welche den Werth dieses Werks überall aussprechen, machen jede Empfehlung überflüssig.

Marburg und Kassel, Februar 1827.

J. C. Krieger und Comp.

So eben ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Aus
den Memoiren
des Venetianers
Jakob Casanova de Seingalt,
oder sein Leben,
wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb.
Nach dem Originalmanuscripte bearbeitet.
Neunter Band.

8. 32½ Bogen auf feinem berliner Druckpapier. Geheftet 2 Thlr. 12 Gr.

Die ersten acht Bände kosten 20 Thlr. 16 Gr.; der zehnte Band erscheint zur Ostermesse 1827.

Leipzig, den 15. December 1826.

F. A. Brockhaus.

Neueste Verlagsbücher von Georg Friedrich Heyers Verlagshandlung in Giessen, welche in allen Buchhandlungen Deutschlands zur Einsicht bereit liegen:

Eigenbrodt, Carl Christ.,
(Großh. Hess. geh. Staatsrath.)
Ueber die
Natur der Bedeabgaben,
in Bezug auf die Frage:
ob die Bedepflichtigen von diesen Lasten unentgeldlich zu befreyen sind. Historisch-rechtliche Erörterung nebst Chrestomathie. gr. 8.
18 gGr. oder 1 fl. 21 kr.

Hänle, Christ. H.,
(Professor in Weilburg.)
Sechs Tragödien
von
P. Corneille, J. Racine und Voltaire
für höhere Klassen der Gymnasien bearbeitet. 8.
10 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Hartig, E. Fr.,
(Kurhess. Landforstmeister und Oberforst-Direktor.)
Anweisung
zur Aufstellung und Ausführung
der
jährlichen Forstwirthschaftsplane
nach Maßgabe einer systematischen Forstbetriebs-Einrichtung. Nebst 10 Tabellen. gr. 8.
2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Herr, A.
(Gymnasial-Lehrer in Wehlar.)
Kurze Anleitung
zur
Botanik,
und vorzüglich zur Kenntniß der wildwachsenden, phanerogamischen Pflanzen Deutschlands, mit besonderer Bezeichnung der Arzney-, Gift- und Forstgewächse. Ein Lehrbuch für Gymnasien, Seminarien und höhere Bürgerschulen, so wie auch zum Selbststudium bearbeitet. 8.
22 gGr. oder 1 fl. 40 kr.

Heyer, D. C.,
(Revierförster und Lehrer am Forstinstitut in Giessen.)
Die Vortheile und das Verfahren
beym
Baumroden.
Mit einer Kupfertafel. 8.
10 gGr. oder 45 kr.

Mackeldey, D. Ferd.,
(Königl. Preuß. Geh. Justizrath und Professor der Rechte zu Bonn ꝛc.)
Lehrbuch
des
heutigen römischen Rechts.
2 Bände. 7te sehr veränderte u. verm. Ausg. gr. 8.
3 Rthlr. 12 gGr. oder 6 fl. 18 kr.

Schmidt, D. J. E. C.
(Geheimer Rath und Professor in Gieſſen.)
Lehrbuch
der chriſtlichen
Kirchengeſchichte.
3te verbeſſerte Aufl. gr. 8.
1 Rthlr. 12 gGr. oder 2 fl. 42 kr.

Schmidt, D. G. G.,
(Prof. der Mathematik und Phyſik zu Gieſſen.)
Hand- und Lehrbuch
der
Naturlehre,
zum Gebrauche für Vorleſungen und zum eigenen Studium neu entworfen. Mit 13 Kupfertafeln. gr. 8.
3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

Winckler, D. J. A. W.,
(ordentl. öffentl. Lehrer am akadem. Gymnaſ. und Privatdocent an der Univerſität zu Gieſſen.)
Vollſtändigere Lateiniſche
Chreſtomathie
zum Gebrauche für die mittleren Klaſſen.
Aus 16 proſaiſchen und 4 poetiſchen klaſſiſchen Schriftſtellern ausgezogen. gr. 8.
1 Rthlr. 4 gGr. oder 2 fl. 6 kr.

Ich wiederhole die Zuſicherung, daß ich die Einführung von Schulbüchern durch Parthiepreiſe erleichtern werde, wo es gewünſcht wird.

Bey dieſer Gelegenheit zeige ich dem verehrten Publikum und insbeſondere meinen zahlreichen Geſchäftsfreunden an, daß ich mit dieſem Jahr mein ſeit 36 Jahren geführtes Sortimentsgeſchäft des Buchhandels an meinen zweyten Sohn abgegeben habe. Er wird es unter der Firma: Georg Friedrich Heyer, Sohn, fortführen; ich aber mein Verlags- und Buchdruckereygeſchäft unter meiner Firma.

Gieſſen, den 8. Febr. 1827.

Georg Friedrich Heyer.

So eben iſt erſchienen und in Tübingen und Stuttgart in allen Buchhandlungen zu haben:

Alceſte.
Trauerſpiel des Euripides. Deutſch. Nebſt einer Abhandlung von D. C. Seybold. Zweyte ganz umgearbeitete Ausgabe von W. gr. 8. 12 Gr.

Wenn Seybolds Alceſte in der erſten Ausgabe ſich Freunde erwarb, wie dieß der Bedarf beweiſt, ſo dürfen wir mit Recht erwarten, daß dieſe zweyte ganz umgearbeitete Ausgabe von einem unſerer erſten Philologen, dem Herrn Wagner, ſich eines allgemeinen Beyfalls zu erfreuen haben wird.

Leipzig, im Januar 1827.

Weygand'ſche Buchhandlung.

J. Frank, engliſch deutſcher Buchhändler in Brüſſel, beehrt ſich den Freunden der engliſchen Literatur anzuzeigen, daß er von dem von London auf dem Continente mit Ungeduld zu erwartenden neuen höchſt wichtigem Werke:

the life of Napoleon by Sir Walter Scott

gleich bey deſſen Erſcheinen in London eine ſehr elegante Ausgabe in der engliſchen Original-Sprache auf das ſchönſte ſatinirte Papier mit ganz neuen Lettern gedruckt, veranſtaltet, welche in Hinſicht der ſchönern äußern Ausſtattung und der wirklich typographiſchen Correktheit (nicht wie dieſes auf dem Continente ſo oft vergeblich verſprochen wird) der Original-Ausgabe zur Seite geſtellt werden darf.

Von dieſer Ausgabe werden Abdrücke zu verſchiedenen Preiſen gemacht.

1) Auf das ſchönſte ſatinirte Papier. gr. 8. per Bd. holl. W. 3 fl., circa 1 Rthlr. 16 Gr.

2) Auf das ſchönſte ſatinirte Papier. gr. 12. per Bd. holl. W. 1½ fl., circa 1 Rthlr.

3) Auf ſchönes Druckpapier. gr. 12. per Bd. 1¼ fl., circa 20 Gr.

Das Ganze wird in 8 Bänden erſcheinen. Für Deutſchland werden dieſe ſehr billigen Preiſe des Transports und der andern Speſen halber aber jedoch um nur einiges Wenige erhöht werden müſſen, was aber den Preis im Ganzen nicht um zehn Prozent erhöhen wird.

Alle gute Buchhandlungen Deutſchlands nehmen Beſtellungen darauf an.

Brüſſel, im Febr. 1827.

Bekanntmachung.

Die Entreprise des Aachener Theaters kann pro 1827 und für die folgenden Jahre einem ſoliden Direktor einer guten Schauſpieler-Geſellſchaft und eines angemeſſenen Opern-Perſonals verliehen werden. Die beſondere Beziehung Aachens als Curort und Vereinigungs-Punkt vieler Fremden im Sommer, macht dieſe jedem Theater-Unternehmer ungünſtige Jahreszeit hier zu einer ergiebigen, während die Bevölkerung der Stadt ſelbſt (ſie zählt circa 36,000 Seelen) ſtark genug iſt, um auch im Winter Theater zu unterhalten.

Zu dieſem aus der Oertlichkeit entſpringenden weſentlichen Vorzuge geſellt ſich der erhebliche Vortheil, daß dem künftigen Unternehmer ein neues, geräumiges, mit den bequemſten Einrichtungen hinſichtlich der Maſchinerie, Scenerie und Heitzung verſehenes Schauſpielhaus, und zwar ohne baare Auslage für Miethe, zur Diſpoſition geſtellt wird.

Die übrigen nicht minder billigen Bedingungen ſind bey der unterzeichneten Theater-Intendanz, an welche ſich hierauf reflectirende qualifizirte Unternehmer unter der Adreſſe der hieſigen Oberbürgermeiſterey ohne Zeitverluſt in portofreyen Briefen wenden wollen, in Erfahrung zu bringen.

Aachen, den 1. Februar 1827.

Die Theater-Intendanz.

Eben hat folgende höchſt intereſſante Schrift die Preſſe verlaſſen und iſt in Stuttgart bey Metzler ꝛc. zu finden:

Von Pradt, Europa in ſeinen Verhältniſſen zu

Griechenland und zu den Staatsveränderungen in der Türkey. Aus dem Franzöſ. br. 20 Gr. Leipzig, 1827. Hinrichs.

Die Literaturblätter der Hamburger Börsenhalle sagen hierüber: Hr. v. Pradt, der so viele lichtvolle Werke geschrieben, hat dennoch keins herausgegeben, das zeitgemäßer und wichtiger als das wäre, worauf wir so eben aufmerksam gemacht haben.

Ankündigung
und
Einladung zur Pränumeration.

Geſchichte
des
Osmaniſchen Reichs,
großentheils nach bisher unbenützten Handschriften und Archiven,
durch
Joſeph v. Hammer.

In sechs Bänden in gr. 8. mit mehreren Karten.

„Das osmanische Reich, dessen Wiege an dem Ausgange des Mittelalters steht, dessen Jünglings-, Mannes- und Greisenalter die drey Jahrhunderte der neueren Geschichte thaten- und folgenreich füllt, ist ein großes und weltgeschichtlich höchst merkwürdiges Reich, dessen Schicksale nicht nur mit den seiner Nachbarreiche in Asien und Europa enge verflochten sind, sondern auch in die der europäischen und afrikanischen Saaten von der Nordsee bis ins mittelländische Meer, und von Britanniens und Skandinaviens Gestaden bis an die Säulen des Herkules und die Katarakten des Nils wirksam eingreifen."

„Auf den Trümmern des oströmischen Kaiserthums gegründet, hat das osmanische noch heute größeren Umfang als das byzantinische zur Zeit seines höchsten Flors, und wiewohl erst halb so alt als dasselbe, bietet es dem Geschichtschreiber schon die Phasen des aufnehmenden, vollen und abnehmenden Mondes dar. Den drey alten vorderasiatischen Reichen, dem assyrischen, medischen und persischen, stehen in der mittleren und neuern Geschichte Vorderasiens das arabische, mongolische und osmanische an Größe und Macht gegenüber, nur auf sichererm historischen Grunde. Die Geschichte des Chalifats, welche, wie die der mongolischen Kaiser, in Europa noch zu beschreiben ist, hat, wie diese, vor der osmanischen für den Geschichtschreiber den einladenden Vorzug eines geschlossenen Ganzen voraus, aber außer der größeren Ungewißheit durch die größere Entfernung von Zeit und Ort, leidet dieselbe noch an dem Mangel der nöthigen Hülfsmittel und Quellen, welche kaum dem Namen nach bekannt, nirgends vollständig zur Hand sind. Die osmanische Geschichte hingegen erfreut sich des Vortheils nächster Nachbarschaft von Zeit und Ort, des höchsten Interesse unmittelbarer Verbindung der Vergangenheit und der Gegenwart, und des möglichen Vereins aller Quellen; doch standen bisher die Unbekanntschaft mit diesen Quellen, ihre Seltenheit, Theurung, und die Schwierigkeit, sich dieselben zu verschaffen, ihrer Benutzung in Europa entgegen."

Den Herrn Verfaſſer des anzukündigenden Werkes lohnte ein dreyßigjähriger Fleiß unermüdeter Forschung mit dem Resultate, diese Schwierigkeiten als überwunden betrachten zu können, und sich in Bekanntschaft, und, dem größten Theile nach, selbst im Besitze von zweyhundert türkischen, arabischen und persischen Werken als Quellen oder Hülfsmitteln zur osmanischen Geschichte zu sehen, von denen selbst der große englische Orientalist, Sir William Jones, nur zwölf kannte, und von denen sogar auf keiner der öffentlichen Bibliotheken Constantinopels sich mehr als höchstens ein paar Dutzend Bände beysammen finden. Zum Eigenthümer einer so seltenen, ja, wir können sagen, einzigen Vorrichtung zur Bearbeitung der osmanischen Geschichte, der keine Bibliothek in Europa oder Asien eine gleiche an Vollständigkeit aufzuweisen hat, machten Herrn v. Hammer sein zweymaliger Aufenthalt in Constantinopel, seine Reise durch die Levante, seine seitdem in der osmanischen Hauptstadt, in Bagdad, Haleb und Cairo, zu diesem Zwecke unterhaltene Correspondenz, und in Verbindung damit seine Reisen in Deutschland, England, Frankreich und Italien, wo einem Gelehrten von solchem Rufe und Verdiensten die Bibliotheken von Wien, Berlin und Dresden, von Cambridge und Oxford, die königliche und die des Arsenals zu Paris, die von San Marco zu Venedig, die Ambrosiana zu Mayland, die Laurenziana und Magliabechiana zu Florenz, die des Museo Borbonico zu Neapel, die Vaticana, Barberini und von Maria sopra Minerva zu Rom, und die ungemein reiche Marsigli's zu Bologna, ihre Schätze willig öffneten.

Die Kritik jener Hülfsmittel, die Art ihrer Benutzung, und Vieles auf den Bau dieses Geschichtswerkes sich Beziehende, handelt die Vorrede weitläufig ab, und kann hier keinen Platz finden; wie denn die Achtung für den, in der orientalischen Literatur durch ganz Europa, und von Calcutta bis nach Philadelphia gefeyerten Namen des Verfassers Alles, was einer weiteren Anempfehlung dieses Werkes ähnlich sähe, zu unterdrücken gebietet, und wir uns blos erlauben dürfen, zur Bezeichnung des Geistes, in welchem diese Geschichte geschrieben, seine eigenen Worte aus dem Schlusse der Vorrede anzuführen:

„In der innersten Ueberzeugung des Waltens ewiger Vorsicht und Vergeltung, deren göttlicher Geist über den Wassern der Geschichte geht, ohne daß der Mensch weiß woher und wohin, habe ich die Feder ergriffen ohne Vorliebe und Widerwillen — ohne Liebe für Personen und Völker, für Verfassungen und Religionen, wohl aber mit Liebe für Edles und Gutes, mit Haß gegen Schändliches und Schlechtes; ohne Haß wider Griechen oder Türken, ohne Liebe für Moslimen oder Christen, wohl aber mit Liebe für geregelte Kraft und wohlgeordnete Regierung, für Rechtspflege und Kriegskunst, für öffentliche wohlthätige Anstalten und wissenschaftlichen Flor; mit Haß hingegen wider Empörung und Unterdrückung, oder Grausamkeit und Tyranney, mit treuem Sinn für Wahrheit und mit warmer Liebe für die Geschichte des Ostens, und insbesondere für die osmanische als die eines seit einem halben Jahrtausend in die Weltbegebenheiten des Westens als Mittelgliedes tief eingreifenden mächtigen Reiches, das vormals auf dem Gipfel seiner Macht fürchterlich, heute zwar nicht mehr gefürchtet, aber, in seinem Verfall wie zur Zeit seines höchsten Flors, europäischer Politik großes Augenmerk ist ꝛc. ꝛc."

Der Unterzeichnete, beehrt mit dem Verlage dieses

Werkes, fühlt sich sowohl zu würdiger Ausstattung als zur Sorge für möglichst erleichterte Anschaffung desselben verpflichtet; das erstere wird ohne Zweifel durch reinen und correkten Druck aus der rühmlichst bekannten Officin des Herrn Anton Strauß in Wien, und durch ein dauerhaftes weißes Papier vollkommen erreicht werden.

Die erleichterte Anschaffung kann jedoch nur im Wege der Pränumeration stattfinden, zu welcher der Verleger unter nachfolgenden Bedingungen einladet:

1. Das Werk erscheint in sechs Bänden, jeder 40 bis 45 Bogen stark, und bey dem Eintritt in die Pränumeration verbindet man sich zur Abnahme aller sechs Bände.

2. Der erste Band ist bereits im Druck vollendet, und wird eben zur Ausgabe hergerichtet; diesem Bande wird beyläufig alle sechs bis acht Monate ein weiterer nachfolgen.

3. Jeder Band kostet in der Pränumeration 3 Rthlr. 18 Gr., und man pränumerirt jedesmal auf zwey Bände mit 7 Rthlr. 12 Gr. voraus, so zwar, daß jezt bei dem Eintritt in die Pränumeration für den ersten und zweyten Band 7 Rthlr. 12 Gr., dann bey Empfang des zweyten Bandes ein gleicher Betrag für den dritten und vierten Band, und eben so viel bey Empfang des vierten Bandes auf den fünften und sechsten Band voraus zu erlegen ist.

4. Dieser Pränumerationspreis besteht bis zur Ostermesse 1827, und wird dann keine weitere Verlängerung desselben stattfinden, sondern der Ladenpreis mit 5 Rthlr. für jeden Band eintreten.

5. Zur Befriedigung höherer Wünsche sind auch 50 Exemplare auf Velinpapier abgedruckt worden, wofür der Pränumerationspreis nicht theilweise, sondern auf alle sechs Bände mit 32 Rthlr. voraus zu erlegen ist.

6. Die Namen der resp. Herrn Pränumeranten werden dem zweyten Bande vorgedruckt, und deshalb um deren deutliche Verzeichnung und Charakterangabe gebeten.

Da der erste Band bereits vollendet, und im nächsten Monat von Leipzig aus an alle deutsche Buchhandlungen versandt wird, sich somit alle Liebhaber hiezu von der innern und äußern Gestaltung des Werkes durch eigne Ansicht überzeugen können, so hoffe ich, der billige Preis werde ebenfalls Anerkennung finden, und das dereinstige Verzeichniß der P. T. Pränumeranten werde es bestätigen, daß Deutschland nicht nur einen hochansehnlichen Verein ächter Geschichtsfreunde umfasse, sondern daß ausgezeichnete National-Werke sich auch hier der lebhaften Theilnahme aller Gebildeten erfreuen.

Pesth, den 1. Januar 1827.

C. A. Hartleben.

Klitschers Liederbuch für Schulen. 4te Auflage, neu bearbeitet von D. J. B. Engelmann, 1826. I. 45 kr., II. planirt in Leder Rück und Eck gebunden 57 kr., III. Velinpap. 1 fl. 3 kr., IV. Velinpap. in Englisch-Band 1 fl. 30 kr.

Seit einer langen Reihe von Jahren hat dieses Buch in den angesehensten Lehranstalten Eingang, und so Segen verbreitet. Ich muß daher erfreut seyn, Herrn Dr. Engelmann, dessen Ruf durch frühere literarische Arbeiten begründet ist, für die Herausgabe der neuen Auflage gewonnen zu haben. In der Literaturzeitung für Deutschlands Volksschullehrer, 1826. 4s Quartal, ist in einer ausführlichen Beurtheilung unter andern gesagt:

„So viel ist dem Recensenten nach genauer Durch„sicht klar geworden, daß dieses Liederbuch eben sowohl „in seiner Anlage, als in seiner Ausführung, alles Lo„bes werth ist. Die erste Abtheilung enthält mehr kirch„liche und religiöse Schulgesänge, und beachtet mehr „ältere Schüler; die zweyte ist im Ganzen mehr für jün„gere Schüler und berücksichtigt mehr die Natur, das „Leben, die Verhältnisse des Hauses und der Schule; „doch machen beyde Theile erst ein vollständiges Ganzes. „Wir wünschen dieser trefflichen Liedersammlung guten „Eingang in unsere Volksschulen, damit von diesen aus „ihr Segen sich über das Leben verbreite, und die Her„zen der Menschen immer mehr den höchsten Gegenstän„den zugewendet werden."

Um den Lehranstalten die Anschaffung zu erleichtern, werden auf portofreye Einsendung von 8 Rthlr. 8 Gr. sächs. oder 15 fl. — im 24 fl. Fuß, an mich oder Herrn Buchhändler J. G. Mittler in Leipzig, 25 Exemplare geliefert.

Franz Varrentrapp,
Buchhändler in Frankfurt.

So eben ist folgende höchst wichtige Schrift erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Privatgutachten
über die aufgegebene Frage:
Kann ein deutscher Regent, wenn er römisch-katholisch wird, eine Pflicht oder ein Recht haben, auf eine evangelisch-protestantische Landeskirche unmittelbar und persönlich, als Souverän oder als oberster Bischof zu wirken?
Von D. H. E. G. Paulus.
gr. 8. Geh. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr. oder 22½ sGr.

Zu erhalten in Stuttgart bey Löfflund und Metzler, in Tübingen bey Laupp und Osiander, in Augsburg bey v. Jenisch und Stage, in Wien bey Heubner.

So eben ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Ueber
das Schreyen der Kinder im Mutterleibe
vor dem Risse der Eyhäute.
Ein monographischer Versuch
von
D. Karl Gustav Hesse.
Gr. 8. 7½ Bogen auf Druckpapier. Geh. 12 Gr.

Leipzig, den 15. December 1826.

F. A. Brockhaus.

Nro. 9.

Intelligenz-Blatt.

1827.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Tausend und Ein Tag. Morgenländische Erzählungen. Aus dem Persischen, Türkischen und Arabischen nach Petis de la Croix, Galland, Cardonne, Chardis und Cazotte, dem Grafen Caylus und Anderen, übersezt von F. H. v. der Hagen. 1r und 2r Bd. in gr. 16. (Taschenformat) auf feinem Velin-Patentpapier.

Der Pränumerationspreis für diese höchst sauber und geschmackvoll ausgestattete Uebersetzung beträgt für alle 10 Bändchen, so bis zur Michaelismesse bestimmt vollendet werden, nicht mehr als 5 Rthlr., wofür sie bis zur Ostermesse noch in allen Buchhandlungen zu erhalten ist. Druck und Papier gehören zu den saubersten Erzeugnissen unserer Zeit.

Nagoczy'sche Buchhandlung.

Bey uns ist so eben in Commission erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Beytrag zur Biographie Heinr. Pestalozzis und zur Beurtheilung seiner neuesten Schrift: „Meine Lebensschicksale u. s. f.", nach dessen eigenen Briefen und Schriften bearbeitet, und mit anderweitigen Urkunden belegt, von Eduard Biber. XIV und 342 Seiten in 8. Preis 1 fl. 30 kr.

Unter diesem anspruchslosen Titel erscheint einer der merkwürdigsten Beyträge zur Kulturgeschichte unserer Zeit. Der Verfasser gibt darin dem Publikum die Erstlinge seines Sinnes und seiner Kraft für die höchsten Aufgaben der bürgerlichen Gesellschaft, für Recht, Wahrheit und Sittlichkeit, deren Bewußtseyn sich in derselben mit aller Lebendigkeit eines jugendlichen, durch ihre furchtbare Verletzung empörten Gemüthes ausdrückt. — Er hat unmittelbar aus den Quellen geschöpft. Etliche und vierzig, bisher größtentheils ungedruckte, zum Theil aber berichtigte und ergänzte Original-Urkunden und Aktenstücke verbreiten ein ganz neues Licht über einen Mann und dessen Umgebungen, der zu den außerordentlichsten psychologischen Erscheinungen gehört. Das Publikum wird die in dieser Schrift enthaltenen überraschenden Aufschlüsse mit dem lebhaftesten Interesse aufnehmen und mit uns übereinstimmen, daß sie zum Verständniß von verschiedenen Gesichtspunkten der sämmtlichen Schriften Pestalozzi's, besonders seiner „Lebensschicksale," jedem Leser derselben unentbehrlich seyen.

St. Gallen, den 1. Febr. 1827.

K. Huber und Comp.

Neue Verlagsbücher

von

Franz Varrentrapp

in Frankfurt a. M.

Ackermann, der, aus Böheim. Gespräch zwischen einem Wittwer und dem Tode. — Erneuet durch Fr. Heinr. von der Hagen. gr. 12. 1824. geh. 12 Gr.

Bleibtreu, L., die arithmetischen Wunder. Sammlung merkwürdiger Zahlenergebnisse und unterhaltende Aufgaben. gr. 12. 1824. 1 Thlr. 16 Gr.

Brentano, D. v., die heilige Schrift des alten Testaments, fortgesezt von Th. A. Dereser. 2ten Theils 1r Bd. Die Bücher Josua, Richter und Samuel. 2te verb. Aufl. gr. 8. 1826. 2 Thlr. 16 Gr.

— — desselben Werkes 3ten Theils 1r Bd. Die Schriften Salomons. 2te verbess. Aufl. gr. 8. 1825. 2 Thlr. 8 Gr.

Catalogus librorum magnam partem rarissimorum ex omni scientiarum artiumque genere, qui latina, graeca aliisque linguis literatis conscripti, inde ab initiis artis typographicae ad nostra usque tempora in lucem prodierunt et pretiis solito minoribus venales prostant apud Francisc. Varrentrapp librarium Moeno-Francofurtensem. Cum Supplem. I et II. 8 maj. 1821 — 26. geh. 15 Gr.

Forcellini, Aeq, totius latinitatis lexicon. C. append. Ed. II. locuplet. IV. Vol. Fol. Patavii 1805. (Commission.)

Gmelin, L., Handbuch der theoretischen Chemie, 1r Bd. in 2 Abtheilungen. 3te verbesserte und vermehrte Aufl. gr. 8. 1826. 4 Rthlr. 15 Gr.

Grotefend, G. F., lateinische Grammatik für Schulen, nach Wencks Anlage umgearbeitet. 2 Bde. 4te verb. Aufl. gr. 8. 1823. 24. 1 Thlr. 8 Gr.

— — kleine lateinische Grammatik für Schulen. 2te verm. und verb. Aufl. gr. 8. 1825. 14 Gr.

Klitschers Liederbuch für Schulen. 4te Aufl., neu bearbeitet von J. B. Engelmann 8. 1826. Ordin. Druckpap. 10 Gr., fein Pap. 14 Gr.

Kopp, Ulr. Fr., Palaeographia critica II. Tomi. 4 maj. 1827. cum Fig. (Commission), Vorauszahlung 10 Ducaten.

Kopp, Ulr. Fr., Bilder und Schriften der Vorzeit. 2 Bde. Mit sehr vielen Holzschnitten, illum. und schwarzen Kupfern und Inschriften. gr. 8. 1819 — 21. (Commission), Vorauszahlung 9 Thlr. 12 Gr.

Milberts Reise nach Isle-de-France, dem Vorgebirge der guten Hoffnung und der Insel Teneriffa. Nach dem Franz. frey bearbeitet von J. G. L. Blumhof. Mit einer Karte und 3 Tabellen. gr. 8. 1825. 3 Thlr. 18 Gr.

Nibelungen-Lied. Erneuet und erklärt durch Fr. Heinr. von der Hagen. 2te umgearb. Aufl. gr. 8. 1824. 2 Thlr. 4 Gr.

— — Anmerkungen dazu. gr. 8. Eb. 2 Thlr.

Schloſſer, Fr. Chr., Weltgeſchichte in zuſammenhängender Erzählung. 1r Theil bis 3ten Theil 2ten Bandes 2te Hälfte. gr. 8. 1815—24. Ordin. Druckpap. 15 Thlr. 10 Gr., weiß Druckpap. 20 Thlr. 12 Gr.

— — Deſſen univerſalhiſtoriſche Ueberſicht der Geſchichte der alten Welt und ihrer Kultur. 1ſten Theils 1ſte und 2te Abthl. gr. 8. 1826. Druckpap. 3 Thlr., Schrdp. 4 Thlr. 16 Gr.

Schmidt, G. G., Beſchreibung eines neuen Planimeters, wodurch man den Inhalt ebener geradliniger Figuren ohne Rechnung finden kann. Eine Zugabe für die Anfangsgründe der Mathematik. 1r Thl. Mit einer Steintafel. gr. 8. 3 gGr.

Siebold, A. El. v., Handbuch zur Erkenntniß und Heilung der Frauenzimmer-Krankheiten. 1r Bd. und 2ten Bdes 1ſte und 2te Abtheil. 2te verb., ſehr verm. Aufl. gr. 8. 1821—23. 6 Thlr. 12 Gr.

— — deſſelben Werkes 2ten Bdes 3te Abthl. zur 1ſten und 2ten Aufl. gr. 8. 1826. 3 Thlr. 14 Gr.

— — deſſen Verſuch einer pathologiſch-therapeutiſchen Darſtellung des Kindbettfiebers, nebſt Schilderung desjenigen, welches im Februar, März und April 1825 in der Gebäranſtalt der Königl. Univerſität zu Berlin geherrſcht hat. gr. 8. 1826. geh. 1 Thlr.

— — deſſen Journal für Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten. 1r bis 5r Bd., jeder zu 3 Stücken, und 6ten Bandes 1ſ und 2ſ Stück. Mit Kupfern und Steindr. gr. 8. 1813—26. geh. 21 Thlr. 14 Gr. (Jedes Stück iſt auch beſonders zu haben).

(Aus dieſem Journal ſind folgende Abhandlungen einzeln abgedruckt):

Hörſe, D. G. F., über die äußere und innere Schädelblutgeſchwulſt neugeborner Kinder, mit beygefügten Beobachtungen über Knochenriſſe. Mit 2 Abbild. gr. 8. 1825. 10 Gr.

Meyer, N., Geſchichte einer durch den Kaiſerſchnitt glücklich beendigten Entbindung. Mit Abbild. gr. 8. 1821. 12 Gr.

— — über die Urſache des Erſtickungstodes der Kinder in und gleich nach der Geburt. gr. 8. 1823. 5 Gr.

Schenk, J. H., Geſchichte einer glücklichen Entbindung durch den Kaiſerſchnitt. Nebſt Bemerkungen über dieſe Entbindungsweiſe. gr. 8. 1825. 16 Gr.

Schmitt, W. J., über obſtetriciſche Kunſt und Künſteley, gr. 8. 1816. 12 Gr.

— — über das Zurücklaſſen des Mutterkuchens. gr. 8. 1822. 8 Gr.

Seulen, Anſichten und Beobachtungen über die verſchiedenen Urſachen und Wirkungen des Zurückbleibens der Nachgeburt. gr. 8. 1825. 8 Gr.

Siebold, A. El. v., Beſchreibung einer vollkommenen Exſtirpation der ſcirrhöſen, nicht prolabirten Gebärmutter. Mit Abbild. gr. 8. 1824. 12 Gr.

— — iſt es ſchädlich, das Mittelfleiſch bey der Geburt zu unterſtützen? gr. 8. 1824. 6 Gr.

— — Beobachtung und Heilung einer merkwürdigen Milchverſetzung oder eines Abſceſſes im Wochenbette. gr. 8. 1825. 4 Gr.

Tabor, A., Beytrag zur rechtlichen Erörterung der Verbindlichkeiten, welche aus dem Eintritte in eine beſtehende Handlungs-Firma entſpringen, beſonders hinſichtlich der ſchon vor dem Eintritt auf derſelben gelaſtet habenden Schulden. gr. 8. 1826. 3 Gr.

Von Handlungs-Geſellſchaften, ihrer Auseinanderſetzung, Geſellſchafts- und der Geſellſchafter Particular-Gläubigern. Nebſt einem correkten Abdruck der Frankfurter Wechſel-Ordnung. gr. 8. 1825. 1 Thlr.

Wenck's kleinere lateiniſche Sprachlehre, oder Grammatik für Schulen. 9te berichtigte Ausgabe. gr. 8. 1823. 10 Gr.

Neue, intereſſante Schriften.

Bey G. Baſſe in Quedlinburg iſt ſo eben erſchienen:

Napoleon,
ſeinen Zeitgenoſſen gegenüber.

Aus dem Franzöſiſchen.

Erſter Band.

8. Geheftet. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Dies iſt die Ueberſetzung des kürzlich in Paris erſchienenen Werks: „Napoleon devant ses contemporains," (für deſſen Verfaſſer Einige Tiſſot, Andere aber Lucian Bonaparte halten), welches in Frankreich großes Aufſehen erregt hat. Es eignet ſich zur Lektüre jedes Gebildeten; beſonders darf man es Leſezirkeln mit Recht empfehlen. — Der 2te und letzte Band erſcheint binnen vier Wochen.

Elegante, wohlfeile Taſchenausgabe.

Leben Napoleon's.

Von Arnault. Aus dem Franzöſiſchen überſezt von D. F. H. Ungewitter. Erſter Theil. Broſchirt. Preis 9 Gr. oder 40 kr.

Arnault's klaſſiſche Biographie Napoleons ſteht unübertroffen da, und möchte wohl nicht leicht durch ein ſpäteres Werk in den Hintergrund gedrängt werden; ſie iſt gleich frey von Partheylichkeit, als von niederer Leidenſchaftlichkeit. Für die Güte gegenwärtiger Verdeutſchung bürgt ſchon der Name des rühmlichſt bekannten Herrn Ueberſetzers.

So eben iſt erſchienen und in Tübingen und Stuttgart in allen Buchhandlungen zu haben:

Des Lebens Licht und Schatten,

in launigen und ernſten Erzählungen, von Sebaldo.

8. 1 Thlr. 8 Gr.

Unſtreitig eine der vorzüglichſten Gaben der ſchöngeiſtigen Literatur unſerer Zeit. Sie beſteht aus eilf Erzählungen, welche durch Intereſſe der Begebenheiten, treffliche Charakterzeichnung, Kraft und Lebendigkeit der Darſtellung ſich auszeichnen und wechſelnd durch heitere Laune und Humor ergötzen, wie durch wohlthuenden Ernſt feſſeln.

Leipzig, im Januar 1827.

Wepgand'ſche Buchhandlung.

Bey Joh. Fr. Gleditſch in Leipzig iſt erſchienen:

Kayſer, C. G., Bücherkunde, oder Handbuch aller ſeit 1750 bis 1823 in den Buchhandel erſchie-

neuen Bücher, mit Angabe des Formats, der Verleger und Preise, auch einer Vorrede über literarische Waarenkunde von Fr. Aug. Ebert. gr. 8. 2ter Theil L—Z.

Der Pränumerationspreis ist nun nicht mehr gültig und beyde Theile kosten gegenwärtig auf Druckpap. 8 Rthlr., auf Velinpap. 10 Rthlr.

Romane und Schauspiele werden in einem Anhang zur Ostermesse 1827 besonders geliefert, sind aber in obigen Preis nicht mit einbegriffen.

Für Freunde der engl. Literatur.

In allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und der Niederlande sind zu haben:

The poetical works of Walter Scott,
complete in one Volume.
Ladenpreis 6 fl. — Ausgabe auf Velinpapier 7 fl. 12 kr.

The works of Lord Byron,
complete in one Volume.
9 fl. — Velinpapier 11 fl. 42 kr.

Thomson, seasons et castle of Indolence.
Weiß Druckpapier 1 fl. 21 kr. — Velinpapier 2 fl. 15 kr.

Frankfurt a. M., den 1. Febr. 1827.

Heinr. Ludw. Brönner.

So eben ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Er und Sie.
Ein
Mährchen neuerer Zeit.
von
Alexander Bronikowski.

8. 20½ Bogen auf feinem Druckpapier. 1 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, den 15. December 1826.

F. A. Brockhaus.

Bey uns ist erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu haben:

Anna et pulli. Interprete B. G. Fischer.

Schreibpapier, broschirt, mit 2 Vignetten 1 Rthlr.
Dasselbe auf Velinpapier 1 Rthlr. 6 gGr.

Diese Uebersetzung von Eberhards „Hanchen und die Küchlein" zeugt von der nämlichen, bewunderungswürdigen Gewandtheit im Uebertragen aus dem Deutschen ins Lateinische, wie sie Herr Professor Fischer schon an Voßens Luise und Goethes Hermann und Dorothea bewiesen hat. Sie wird Jünglingen auf Schulen und Universitäten, die sich noch im Lateinischen üben wollen, zum großen Nutzen, und selbst den geübtesten Lateinern zum wahren Vergnügen gereichen, indem das beygedruckte deutsche Original ihnen Vers für Vers zeigt, wie der Meister im Uebersetzen seine Aufgabe, auch wo sie noch so schwierig schien, mit Leichtigkeit zu lösen wußte.

Der Preis ist, nach Verhältniß der äußeren Ausstattung, sehr billig gestellt, indem man hier Original und Uebersetzung nicht theurer, als die gewöhnliche Ausgabe des Originals zu bezahlen braucht. Wer sich mit baarer Zahlung unmittelbar an die Verlagshandlung wendet, erhält auf 6 Exemplare das siebente frey.

Renger'sche Verlags-Buchhandlung in Halle.

Anzeige
einer
rechtmäßigen, wohlfeilen Taschenausgabe
von
Blumauer's sämmtlichen Werken
in 4 Bänden.
Subscriptionspreis 1 Rthlr. Conv. Geld.

Es wäre überflüssig die Werke dieses berühmten und allgemein beliebten Dichters anzupreisen, da sie schon längst in der deutschen klassischen Literatur einen ehrenvollen Platz behaupten: seine travestirte Aeneide und seine Gedichte sind jedem Gebildeten bekannt. Um seine Werke auch jedem Unbemittelten zugänglich zu machen, hat die unterzeichnete Buchhandlung sich zu einer sehr wohlfeilen Taschenausgabe in 4 Bänden entschlossen, welche unfehlbar bis zur nächsten Leipziger Jubilate-Messe in einem anständigen Gewande auf gutem weißen Druckpapier erscheinen wird.

Der erste Band enthält die travestirte Aeneide,
der zweyte und dritte die Gedichte, und
der vierte Band die prosaischen Schriften.

Der Subscriptionspreis für alle 4 Bände ist 1 Rthlr. Conv. Geld und wird bey der Ablieferung der beyden ersten Bände für das Ganze entrichtet. Alle Buchhandlungen nehmen darauf Bestellungen an. Der nachherige Ladenpreis wird bedeutend erhöhet.

Im Januar 1827.

Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preussen.

Bey Eduard Weber in Bonn wird unter der Leitung des Herrn Geheimen Staatsraths Niebuhr eine neue Ausgabe der

SCRIPTORES HISTORIAE BYZANTINAE

erscheinen, auf welches für Philologie und Geschichtsforschung gleich wichtige Unternehmen alle Buchhandlungen zu mäßigen und für das Publikum möglichst bequemen Bedingungen Unterzeichnung (ohne Vorausbezahlung) annehmen, und eine ausführliche Ankündigung vertheilen.

Es wird dasselbe allen Philologen und Geschichtsfreunden angelegentlichst empfohlen und um eine recht zahlreiche gütige Theilnahme gebeten.

Bey demselben Verleger ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rheinisches Museum für Jurisprudenz, Philologie, Geschichte und griechische Philosophie. Herausgegeben von J. C. Hasse, A. Boeckh, B. G. Niebuhr und C. A. Brandis. 1sten Jahrganges 3s Heft.

Inhalt dieses Heftes: Ueber die Negatorienklage, von

Hrn. Professor Puchta in Erlangen. — Von der Lex Cincia, von Hrn. Prof. Hasse. — Mittheilung eines alten römischen Testaments, nebst Anmerkungen von Hrn. Puggé. — G. H. Grauerti ad Marcellini vitam Thucydidis observationes criticae. — Ueber Xenophons Hellenika, von Hrn. Geh. Staatsrath Niebuhr. — Ueber die homerischen Chorizonten, von Hrn. Dr. Grauert. — Loci aliquot tum emendati tum accuratius illustrati in Ciceronis oratione pro Archia, scripsit P. F. Elvenich. Phil. Prof. — Zur Erklärung und Berichtigung ciceronischer Stellen, von Hrn. Geh. Staatsrath Niebuhr. — Ueber die Schicksale der Aristotelischen Bücher, und einige Kriterien ihrer Aechtheit, von Hrn. Prof. Brandis. — Miscellen: Die Sikeler in der Odyssee, von Hrn. Geh. Staatsrath Niebuhr. — Eine Bedenklichkeit über die Bedeutung eines Wortes, von Demselben.

Das 1ste und 2te Heft erschien vor 3 Monaten, das 4te folgt zu Ostern d. J. Preis des Jahrg. von 4 Heften 4 Thlr.

Indische Bibliothek. Eine Zeitschrift von Aug. Wilh. von Schlegel. 2ten Bandes 4s Heft. gr. 8. 21 gGr.

Preis aller bis jetzt erschienenen 8 Hefte oder der ersten beyden Bände 7 Thlr.

So eben wurde an alle Pränumeranten und Subscribenten, so wie an alle solide und thätige Buchhandlungen versandt, das 1ste Bdchen von

Jean Paul.

Das schönste und Gediegenste aus seinen verschiedenen Schriften und Aufsätzen nebst Leben, Charakteristik und Bildniß.

Ausgewählt, geordnet und dargestellt von Hofrath D. A. Gebauer. Mit einem Vorbericht von Conz.

352 Seiten stark und schon lange fertig. Die andern 5 Bändchen folgen binnen Jahresfrist.

Wer über dieses für den größten Theil des deutschen Volks zeit- und zweckgemäße Unternehmen genügende Auskunft haben will, der lese das Vorwort des in der Literatur und in seinem Wirken so geschätzten und geachteten Hrn. Professor Conz. (Dieser schätzenswerthen Einführung wegen wurde die Ausgabe verzögert; denn aus Eigennutz entsprungene Angriffe konnten dies in den für literarisches Eigenthum so guten sächsischen Gesetzen begründete Unternehmen, um so weniger hindern, als vermeintliche Rechte mit Grund und zwar an den gehörigen Orten bestritten worden sind.)

Pränumerationspreis für alle 6 Bändchen in Taschenformat 2 Rthlr. 12 Gr. franz. Papier 4 Rthlr., in Octav Schreibpap. 4 Rthlr. 12 Gr., auf Velinpapier 6 Rthlr. Subscriptionspreis für jedes Bändchen 12 Gr., 16 Gr., 18 Gr. und 1 Rthlr.

Ernst Kleins Comptoir in Leipzig.

An alle Freunde der Homöopathie.

Die zweyte vermehrte und verbesserte Auflage aller sechs Bände von

D. S. Hahnemann, reine Arzneymittellehre. gr. 8.

ist nun vollendet und in allen Buchhandlungen, der 1ste und 2te Band jeder für 2 Thlr. 12 Gr., der 3te für 2 Thlr., der 4te für 1 Thlr. 18 Gr., der 5te und 6te Band aber jeder für 1 Thlr. 21 Gr. einzeln zu bekommen.

Um jedoch einem angekündigten Nachdrucke zu begegnen, werden alle 6 Bände statt 12 Thlr. 12 Gr. bis zur Ostermesse d. J. für 9 Thlr. 12 Gr. abgelassen. Bey einzelnen Bänden aber bleiben die Ladenpreise unverändert.

Dresden, im Januar 1827.

Arnold'sche Buchhandlung.

Literarische Anzeige.

Bey uns ist so eben erschienen und für 1 Thlr. zu haben:

Alexander und Darius.

Trauerspiel von Fr. von Uechtritz.

Mit einer Vorrede von L. Tieck.

Berlin.

Vereinsbuchhandlung.

J. Frank, englisch deutscher Buchhändler in Brüssel, beehrt sich den Freunden der englischen Literatur anzuzeigen, daß er von dem von London auf dem Continente mit Ungeduld zu erwartenden neuen höchst wichtigem Werke:

the life of Napoleon by Sir Walter Scott

gleich bey dessen Erscheinen in London eine sehr elegante Ausgabe in der englischen Original-Sprache auf das schönste satinirte Papier mit ganz neuen Lettern gedruckt, veranstaltet, welche in Hinsicht der schönern äußern Ausstattung und der wirklich typographischen Correktheit (nicht wie dieses auf dem Continente so oft vergeblich versprochen wird) der Original-Ausgabe zur Seite gestellt werden darf.

Von dieser Ausgabe werden Abdrücke zu verschiedenen Preisen gemacht.

1) Auf das schönste satinirte Papier. gr. 8. per Bd. holl. W. 3 fl., circa 1 Rthlr. 16 Gr.

2) Auf das schönste satinirte Papier. gr. 12. per Bd. holl. W. 1½ fl., circa 1 Rthlr.

3) Auf schönes Druckpapier. gr. 12. per Bd. 1½ fl., circa 20 Gr.

Das Ganze wird in 8 Bänden erscheinen. Für Deutschland werden diese sehr billigen Preise des Transports und der andern Spesen halber aber jedoch um nur einiges Wenige erhöht werden müssen, was aber den Preis im Ganzen nicht um zehn Prozent erhöhen wird.

Alle gute Buchhandlungen Deutschlands nehmen Bestellungen darauf an.

Brüssel, im Febr. 1827.

Nro. 10.

Intelligenz-Blatt.

1827.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Hesperus. Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgegeben von Christian Carl André. Februar 1827.

Correspondenzblatt des Würtembergischen Landwirthschaftlichen Vereins. Eilfter Band. Februar 1827.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber gelehrte Schulen, von Friedrich Thiersch. Zweyter Band. Die hohen Schulen mit besonderer Rücksicht auf die Universität in München. Erste Abtheilung. Akademische Gesetzgebung und ihr Gewähr in Ingolstadt, Landshut und München. Preis 48 kr.

Inhalt.

1. Unsere Lage. 2. Die Universität und ihre alte Verfassung zu Ingolstadt. 3. Die Reformen ihrer Verfassung unter Jakstatt im Jahre 1746. 4. Die neue Verfassung der Universität zu Ingolstadt vom Jahre 1799. 5. Die Universität in Landshut und ihre Verfassung im Jahr 1804. 6. Die Gesetze von 1814. 7. Vorläufige Bemerkungen über freye und gezwungene Studien auf Universitäten. 8. Schutzrede für den Zwang, und Beleuchtung der durch ihn hervorgerufenen Anstalten.

Zweyte Abtheilung, welche eine Vergleichung und Beurtheilung der Systeme freyer und gezwungener Studien enthält. Preis 48 kr.

Neues Englisches Lesebuch. Eine Sammlung zweckmäßig geordneter und lehrreicher Lesestücke zum Unterrichte in der englischen Sprache. Mit einem Wörterbuch. Herausgegeben von D. W. Th. Hundeiker. 1r Theil 1827.

Auch unter dem Titel:

New English Reading Book. Consisting of a Choice Variety of Selections in Prose and Poetry. Systematically arranged and compiled from the Works of the Most eminent Authors. by Dr. W. Th. Hundeiker. Vol. 1. Prose for the use of youger Classes. gr. 8. 1827. 1 Rthlr. 16 gGr.

Der Verleger übergibt hiemit dem Publikum den ersten Theil eines neuen Englischen Lesebuchs, durch welches, wie er sich schmeichelt, einem von Lehrern und Lernenden längst gefühlten Bedürfnisse abgeholfen ist. Der Herr Herausgeber hat in diesem neuen Lesebuche, nach einer streng methodischen Stufenfolge, eine so anziehende Sammlung von Dialogen, Anekdoten, Erzählungen, Beschreibungen, kleinen Schauspielen u. s. w., welche größtentheils in ähnlichen Sammlungen noch nicht abgedruckt sind, geliefert, daß dasselbe nicht allein zum öffentlichen und Privatunterrichte, für Jünglinge und Jungfrauen, sich eignet, sondern auch als belehrendes Unterhaltungsbuch jedem Freunde der englischen Sprache angenehm seyn wird. Das hinzugefügte vollständige Wörterbuch wird, als Erleichterungsmittel bey dem Gebrauche des Buches, jedem Besitzer desselben angenehm seyn.

Wilhelm Kaiser,
Buchhändler in Bremen.

Subscriptionsanzeige.

Versuch
eines
deutschen ökonomischen
Reallexikons und Idiotikons

oder erklärenden Verzeichnisses aller, im Gebiete der gesammten Landwirthschaft der Acker-, Wiesen-, Garten-, Forst-, Jagd-, Fischerey- und Hauswirthschaft in Deutschland, und den einzelnen deutschen Provinzen und deren Mundarten vorkommenden Kunstwörter oder Ausdrücke, und Benennungen der landwirthschaftlichen Thiere, Pflanzen und Geräthe ꝛc.
insbesondere
von
D. Friedrich Benedict Weber,
Professor in Breslau.
2 Bände, in Lexikon-Format.

Unter diesem Titel erscheint im Verlage des Unterzeichneten ein Werk (von 40—50 Bogen), welches eine schon so oft und so sehr gefühlte Lücke in der ökonomischen Literatur ausfüllen soll, die Frucht eines mehr als zwanzigjährigen, fast täglichen fleißigen Sammelns, und mehr als zweyjähriger eigentlicher Bearbeitung. Nicht nur für den Landwirth, sondern auch für jeden Geschäftsmann, besonders für Juristen, Kameralisten und Beamte jeder Gattung wird es vom größten Nutzen seyn, und ihnen alles das verständlich machen, was ihnen in diesem weitumfassenden Gebiete neu und unbekannt ist.

Der Subscriptionspreis, der bis zur Erscheinung des Ganzen, die spätestens zu Ostern 1828 zugesagt werden

kann, offen bleibt, ist auf 3 Rthlr. 12 Gr. festgestellt; der nachherige Ladenpreis dürfte wenigstens um die Hälfte erhöhet werden. Sammler und Subscribenten erhalten, bey unmittelbarer Verhandlung mit dem Verleger das 10te Exemplar gratis.

Der ausführliche Prospectus ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, im Februar 1827.

Wilh. Engelmann.

Einladung zur Subscription auf die Schule der Frauen oder Schriften zur Belehrung und Bildung des weiblichen Geschlechts von Friedrich Jacobs in 7 Bänden.

Unter diesem Titel erscheinen bey mir bis Michaelis dieses Jahres die sämmtlichen in meinem Verlage vom Herrn Hofrath Jacobs herausgegebenen Schriften in einer neuen durchaus verbesserten und zum Theil vermehrten Ausgabe. Der Inhalt wird folgender seyn:

1r, 2r Band: Rosaliens Nachlaß, 2 Thle.
3r Band: Erinnerungen aus dem Leben der Pfarrin von Mainau, 3 Bücher.
4r, 5r Band: Odo und Amanda, nebst Anhängen.
6r Band: Die Mitgabe, in 2 Abtheilungen (erweitert und vermehrt) und Trug der Liebe.
7r Band: Die beyden Marien.

Zu Johannis erscheinen die 4 ersten und zu Michaelis die 3 letzten Bände, bis dahin bleibt auch der Subscriptionspreis, welcher für alle 7 Bände 6 Thlr. 16 Gr. beträgt, offen. Nach diesem Termin findet eine bedeutende Erhöhung des Preises statt.

Alle Buchhandlungen Deutschlands nehmen Bestellungen darauf an.

Leipzig, den 12. Februar 1827.

Carl Cnobloch.

Englische Literatur.

Auf folgendes, unter der Presse befindliche Werk wird in allen Buchhandlungen Subscription angenommen:

The Life and Pontificate of Leo the Tenth, by William Roscoe etc. etc. 4 Vol.

Auf schönes weißes Druckvelin elegant gedruckt und broschirt. Subscriptionspreis bis zur Erscheinung des Werks, 4 kr. oder 1 Gr. per Bogen. Auf gegl. Velin, carton. 5½ Kr. oder 1½ Gr. per Bogen.

Wer zugleich auf

Lingard's, Dr., History of England from the first Invasion by the Romans to the accession of Mary etc. etc.

subscribirt, (Druck, Papier und Subscriptionspreis die Obigen), erhält, auf Verlangen, die bereits erschienenen Werke Roscoes:

The Life of Lorenzo de' Medici, called the magnificent. 3 Voll.

Illustrations, historical and critical, of the Life of Lorenzo de' Medici, with an appendix of original and other documents. With cuts.

um denselben Subscriptionspreis.

Der erste Band von

Johnson's Dictionary of the english language etc. etc.

wovon der ausführliche Prospectus in allen Buchhandlungen zu haben ist, wird bald erscheinen, und bis dahin ist der Subscriptionspreis von 11 fl. oder 7 Rthlr. 8 Gr. für beyde Bände noch offen.

Heidelberg, im Febr. 1827.

Akad. Kunst- und Verlagshandlung von J. Engelmann.

Bey Carl Friedrich Göschen-Beyer in Grimma wird zur Ostermesse 1827 erscheinen:

Eunomia. Darstellung und Fragmente neugriechischer Poesie und Prosa; in Originalen und Uebersetzungen. Für Gelehrte und Nichtgelehrte. Gesammelt von D. Carl Iken in Bremen. Theils aus englischen Werken, theils aus dem Munde geborner Griechen entlehnt. Mit Beyträgen von verschiedenen Gelehrten.

Bey der gegenwärtigen Theilnahme nicht nur für Griechenlands Schicksal, sondern auch selbst für neugriechische Dichtkunst und Kultur, hätte schon längst ein Werk in die deutsche Literatur eingeführt werden sollen, welches über die Poesie der Neugriechen und ihre Bildungsstufe sehr vielen Aufschluß gibt, dessen Inhalt aber bisher in Deutschland noch beynahe ganz unbekannt und fast noch von niemanden benuzt war, nämlich des Engländers Leake's Nachforschungen in Griechenland. Dies ist nun zum Theil in vorliegender deutschen Schrift geschehen; „Leake's researches" (London 1814. 4.) ist zwar nicht vollständig, aber doch großentheils in dem gegenwärtigen Buch verdeutscht und dadurch allen Griechenfreunden zugänglich gemacht. Dies wird hierdurch angezeigt, um etwaige Kollision zu vermeiden. — Außerdem ist aber auch ein großer Theil dieser Schrift aus mündlichen Mittheilungen einiger durchreisenden Griechen entnommen, deren Bekanntschaft der Herausgeber auf ihrer Reise durch Deutschland machte. Die Gedichte sind im griechischen Text und sämmtlich in gereimten Uebersetzungen im Versmaß des Originals abgedruckt, um ein treues Abbild der Urschrift zu geben. Nicht minder beachtungswerth sind die Beyträge von andern Gelehrten, die ebenfalls Umgang mit Griechen und griechischen Werken unterhielten, folglich am besten geeignet sind, um die Lücken in unserer Kenntniß von diesem interessanten Volk nach und nach auszufüllen und zugleich eine Geschichte der neugriechischen Volksbildung, Literatur und Poesie vorzubereiten.

In der Sinnerschen Buchhandlung in Coburg und Leipzig ist so eben erschienen:

Ganguin, J. F., Quatre Drames français par M. M. de Beaumarchais, Bussay, Marsollier et Saurin accompagnés de l'explication allemande des mots et des phrases à l'usage de la jeunesse qui se voue à l'étude de la langue française. 8. 1 Rthlr. sächs. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Ferner ist in Commission:

Creuzberg, H. Ch., der Chemiker als Staatsdiener. Ein patriotischer Beytrag ꝛc. und eine Ergänzung einer Lücke im allgemeinen Polizey-Fach. 8. 6 gGr. sächs. oder 27 kr.

Lehrbuch der mechanischen Naturlehre von F. G. Fischer, Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften, Professor an der Universität zu Berlin und Ritter ꝛc. 3te Auflage 2 Bände gr. 8. Berlin 1824. Nauck's Buchhandlung 3 Rthlr. Mit einem Motto aus Schiller.

Jedem denkenden, auf Bildung Anspruch machenden Menschen kann wohl nichts näher liegen, als Untersuchungen über die Natur der Dinge, wie denn auch zugleich über sein eigenes Selbst. Denn, da wir alle mitten in der Natur leben, ihre Einflüsse rundum alles umgeben, so greifen auch die Kenntnisse der physikalischen Wissenschaften in alle Verhältnisse des Lebens und der Mensch wird eigentlich nur mit ihnen erst seiner Selbst sich etwas besser bewußt. Sollen aber Untersuchungen über die Natur wesentlich nutzen, und nicht, —: wie so leicht es geschehen kann — auf dem Wege hypothetischer Träume zur bloßen Schwärmerey uns verirren, so muß jede Wahrheit ihrer Entdeckungen durch mathematischen Beweis unterstützt werden können, und Thatsache von der bloßen Hypothese sich jedesmal wohl unterscheiden.

Fischers Verdienste bey obigem Buche sind dieser Art, und sie eben zeichnen es von andern ähnlichen Lehrbüchern der Physik wesentlich aus. Auch liegt hierin der Grund, warum es von dem bekannten Naturforscher Biot zu Paris, gleich nach der ersten Auflage seiner Erscheinung 1806, ins Französische übersezt und bey den Lyceen in Frankreich zum Grunde gelegt worden ist. Eben so wurde eine zweyte Uebersetzung ins Polnische und im vergangenen Jahre noch eine dritte ins Schwedische von dem sehr geschickten Physiker Almenroth veranstaltet. Dies von den Ausländern und sogar von den Franzosen anerkannte Verdienst des deutschen Forschers wird die eigenthümliche Brauchbarkeit seines Buchs unsern lieben Landsleuten wohl am besten beweisen.

Außer dem Obigen schrieb Herr Fischer noch 1) ein Rechenbuch für das gemeine Leben, in 2 Theilen, wozu die Mangelhaftigkeit des größten Theils unsrer Rechenbücher ihn antrieb; er sagt hierüber in der Vorrede: „der Verfasser hat gewiß das Urtheil aller einsichtsvollen Schulmänner für sich, wenn er behauptet, daß kaum irgend ein anderer Lehrgegenstand so geeignet sey, den Verstand und das Nachdenken im Knabenalter zu üben, als das Rechnen, wenn es zweckmäßig getrieben wird. Betrachtet man nun aber das Heer unserer Rechenbücher, das man ohne Versündigung eine Sündfluth nennen kann, wie äußerst wenige finden sich darunter, deren Verfasser auch nur eine Ahnung von diesem höchsten Zweck alles Schulunterrichts gehabt hätten. Das Einzige, worauf es alle anlegen, ist mechanische Fertigkeit; nirgend genügende und scharfe Bestimmungen der Begriffe; nirgend gründliche, deutliche, und dem Fassungs-Vermögen des Knaben angemessene Ableitungen der Regeln aus einander und aus den Begriffen! Nirgend ein Bestreben, das noch über das Rechnen hinaus ginge! Und woher sollte auch dieses Bestreben bey Manchen kommen, welche meynen, daß zur Abfassung eines guten Rechenbuches nichts weiter erforderlich sey, als daß man selbst fertig rechnen könne? Gute Schulbücher sind etwas sehr schätzbares, aber ihre Ausarbeitung ist keine leichte Sache." Fischers Bemühungen blieben nicht unerkannt und sein Rechenbuch erfuhr eine dreymalige Auflage in einem Zeitraum von wenigen Jahren.

2) Untersuchungen über die Gesetze der chemischen Verwandtschaften aus dem Französischen des Bertholet mit Anmerkungen und Zusätzen 1802, und arbeitet jezt 3) an der Vollendung seines Lehrbuchs der Elementar-Mathematik zum Gebrauch in den obern Klassen gelehrter Schulen ꝛc. ꝛc., wovon bis jezt 3 Bände erschienen sind, mit Anhängen und Anmerkungen für solche, die über den Schulunterricht hinausgehen wollen. Dies zur Nachricht für diejenigen, welche über die anderweitigen Schriften des Verfassers der mechanischen Naturlehre eine Auskunft wünschen.

Zu kaufen wird gesucht zu Gelegenheits-Preisen.

Boccaccio il Decamerone Christofal Valdurfer 1471 fol.
Golii Lexicon arabico-latinum 1653 fol.
Grammaticae methodus rhitmica Moguntiae fol.
Psalmorum Codex latinus perantiquus. Moguntiae 1457.
Joannis de Janina Summa quae vocatur Catholicon Moguntiae 1460 fol.
Julius Caesar fol. 1473.
Acta sanctorum. ed Bollandus. Antverpiae et Tongorlove 53 Vol. et Martyrologium Usuardi 1714, Acta sanct. bollandina, apologeticis libris vendicata.
Biblia polyglotta ed Walton. London 1657. 6 Vol. et Castelli Lexicon. London 1669 seu 1686. 2 Vol. fol.
Livii historiarum libri, curant. Drakenborch 4. 7 Vol. 1738 — 46.
Ciceronis Opera stud. Oliveti 4. 9 Vol. 1740 — 42.
Ovidii Opera Ed. Burmanni 4 Vol. 4. Amst. 1727.
Ihre Glossarium sueo-gothicum. Upsaliae 1769. 2 Vol. fol.
Oratorum graecorum, quae supers monumenta ed Reiske. 13 Vol. 8. 1770.
Corsini Fasti attici 4 Vol. Florentiae 1744 — 61.
Bibel, Mainz 1462 Johann Fust und Peter Schöffer.
— Straßburg 1466 Johann Mentel.
— Ohne Jahr, Ort, Drucker auf 511 Blätter à 57 Zeilen.
— Augsburg ohne Jahr auf 531 Blätter à 58 Zeilen.

Anerbietungen von Büchern von Werth, welche zu veräußern gewünscht werden, erkenne ich mit Dank, indem ich meine Sammlung von kostbaren und seltenen

Werken, worunter sich Vieles aus den frühesten Zeiten der Buchdruckerkunst und Pergament Codices bis zu einem Alter von tausend Jahren befinden, stets zu vermehren trachte. Angenehm sind mir vorzüglich Bücher, welche, vor 1475 gedruckt sind, griechische und römische Klassiker in geachteten Ausgaben. Ich erwarte, daß an keinem Buche etwas fehle, daß selbst kleine Beschädigungen durch Wasserflecke, Einrisse, Schreibereien oder wie sie sonst seyn mögen, mir sorgfältig angegeben werden, und daß der äußerste Preis bemerkt wird, da ich mich in weitläufige Correspondenz nicht einlassen, und noch weniger vorher ein Gebot thun kann.

Zugleich empfehle ich meine Handlung zu geneigten Aufträgen bey literarischen Bedürfnissen, indem ich nicht nur die Bücher besitze, welche in jeder wohl versehenen Buchhandlung zu finden sind, sondern auch durch Uebernahme ganzer Bibliotheken mich in dem Fall befinde, nicht nur neuere, sondern auch kostbare und seltene Werke oft zu wohlfeilen Preisen zu erlassen.

Aufmerksam mache ich bey dieser Gelegenheit auf:

Catalogus librorum magna parte rarissimorum ex omni scientiarum artiumque genere, qui latina, graeca aliisque linguis literatis conscripti, inde ab initiis artis typographicae ad nostra usque tempora in lucem prodierunt et pretiis solito minoribus venales prostant apud Francisc. Varrentrapp librarium Moeno-Francofurtensem. Cum Supplem. I et II. 8 maj. 1821—26. geh. 15 gGr.

Franz Varrentrapp,
Buchhändler in Frankfurt a. M.

In meinem Verlage sind folgende sehr schätzbare Werke erschienen, die durch jede Buchhandlung zu beziehen sind, und auf welche ich Lehrer an Hochschulen, Studirende und jeden Liebhaber der in ihnen behandelten Wissenschaften wiederholend aufmerksam zu machen mir erlaube:

Bartels, Dr. C. D. A., Anfangsgründe der Naturwissenschaft. gr. 8. 1r Bd. 3 Rthlr. 12 Gr. 2r Bd. 2 Rthlr. 20 Gr. complet 6 Rthlr. 8 Gr.

Kunisch, Dr. J. S., Handbuch der deutschen Literatur seit Lessing. 1r Band Prosaiker. 2r Band Dichter. 3ter Band Altdeutsche Literatur. gr. 8. 1 Rthlr. 16 Gr. 5 Rthlr. (Bey 10 Exemplaren das 11te gratis.)

Naumann, Dr. C. F., Grundriß der Krystallographie. Mit 3 Kupfert. gr. 8. 2 Rthlr.

Tennemann, W. G., Grundriß der Geschichte der Philosophie. 4te verm. und verb. Auflage, oder 2te Bearbeitung von Amad. Wendt. gr. 8. 1 Rthlr. 20 Gr.

— — Handbuch der Geschichte der Philosophie. I—IIr Theil. gr. 8. 20 Rthlr. 8 Gr.

Tiedemann, Dr., Handbuch der Psychologie zum Gebrauche bey Vorlesungen und zur Selbstbelehrung bestimmt. Herausgegeben von Wachler. gr. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Wachler, Dr. L., Handbuch der Geschichte der Literatur. 2te Umarbeitung. 1r Band Alte Literatur. 2 Rthlr. 14 Gr. 2ter Band. Literatur des Mittelalters. 2 Rthlr. 14 Gr. 3r Bd. Neuere Literatur. 1r Thl. Nationalliteratur. 3 Rthlr. 6 Gr. 4r Band. Neuere Literatur. 2r Theil. Gelehrsamkeit. 3 Rthlr. 6 Gr. complet 11 Rthlr. 16 Gr.

Wachler, Dr. L., Lehrbuch der Geschichte der Litteratur zum Gebrauche bey Vorlesungen. gr. 8. (Erscheint zur Ostermesse dieses Jahres.)

Wurzer, Dr. Ferd., Handbuch der populären Chemie zum Gebrauche bey Vorlesungen und zur Selbstbelehrung. 4te umgearb. Auflage gr. 8. 2 Rthlr.

Etwaige Einführung der hier angezeigten Lehrbücher würde ich durch die billigsten Preise, insonderheit bey Abnahme größerer Parthien, zu fördern mir angelegen seyn lassen.

Leipzig, im Februar 1827.

Joh. Ambr. Barth.

Der ausführliche Prospectus, nebst beygedruckter Probe des Textes, einer neuen, vollständigen (108 Schauspiele umfassenden) Original-Ausgabe von:

LAS COMEDIAS
DE
D. PEDRO CALDERON
DE LA BARCA,
en cuatro tomos

welche bey Ernst Fleischer in Leipzig auf Pränumeration erscheint, wird durch alle Buchhandlungen gratis ausgegeben.

J. Frank, englisch deutscher Buchhändler in Brüssel, beehrt sich den Freunden der englischen Literatur anzuzeigen, daß er von dem von London auf dem Continente mit Ungeduld zu erwartenden neuen höchst wichtigem Werke:

the life of Napoleon by Sir Walter Scott

gleich bey dessen Erscheinen in London eine sehr elegante Ausgabe in der englischen Original-Sprache auf das schönste satinirte Papier mit ganz neuen Lettern gedruckt, veranstaltet, welche in Hinsicht der schönern äußern Ausstattung und der wirklich typographischen Correktheit (nicht wie dieses auf dem Continente so oft vergeblich versprochen wird) der Original-Ausgabe zur Seite gestellt werden darf.

Von dieser Ausgabe werden Abdrücke zu verschiedenen Preisen gemacht.

1) Auf das schönste satinirte Papier. gr. 8. per Bd. holl. W. 3 fl., circa 1 Rthlr. 16 Gr.

2) Auf das schönste satinirte Papier. gr. 12. per Bd. holl. W. 1½ fl., circa 1 Rthlr.

3) Auf schönes Druckpapier. gr. 12. per Bd. 1½ fl., circa 20 Gr.

Das Ganze wird in 8 Bänden erscheinen. Für Deutschland werden diese sehr billigen Preise des Transports und der andern Spesen halber aber jedoch um nur einiges Wenige erhöht werden müssen, was aber den Preis im Ganzen nicht um zehn Prozent erhöhen wird.

Alle gute Buchhandlungen Deutschlands nehmen Bestellungen darauf an.

Brüssel, im Febr. 1827.

Bey Wilhelm Engelmann in Leipzig ist so eben erschienen:

Frohberg, Reg., der Liebe Kämpfe. Ein Roman in 2 Theilen. 8. 1 Rthlr. 18 Gr.

Nro. 11.

Intelligenz-Blatt.

1827.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Neue allgemeine politische Annalen. Dreyundzwanzigster Band. Zweytes Heft.

Polytechnisches Journal,

Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc. Herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten in Augsburg. Jahrg. 1827. Erstes und zweytes Märzheft.

Hertha, Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. Unter Mitwirkung des Frhrn. Alex. v. Humboldt, besorgt von Berghaus in Berlin und Hoffmann in Stuttgart. Zweiter Jahrgang. Siebenten Bandes dritter Heft.

Des dritten Heftes erste Abtheilung.

Inhalt:

Ueber die Provinz Antioquia und die neuentdeckte Lagerstätte der Platina auf Gängen, von Alexander von Humboldt. — 1. A statistical account of the british settlements in Australasia, including the colonies of New South Wales and Van Diemens Land. By W. C. Wentworth, Esq. a native of New South Wales. Third Edition. 2 vols. London 1824. — 2. An account of the colony of Van Diemens Land, principally designed for the use of emigrants. By Edward Curr. London 1824. — Geographical memoirs on New South Wales, by various hands. Edited by Barron Field, Esq. F. L. S. etc. London 1825. — Bemerkungen über Jamaika. Aus dem Berichte des Missionars Joh. Heinr. Ludw. Stobwasser. — Barometerbestimmung der Höhe von Freiberg, nebst einigen Barometer-Beobachtungen auf einer Reise in Sachsen, vom 24sten April bis 12ten Juli 1825. Von dem Hrn. Heinr. v. Dechen.

Des dritten Heftes zweyte Abtheilung.

Geographische Zeitung der Hertha.

Inhalt:

Deutschland, österreichische und preußische Monarchie. Bestimmung der absoluten Höhe von Rinteln. Von dem Hrn. Dr. Garthe. — Theilung der Besitzungen des Hauses Sachsen-Gotha. — Schweden, Norwegen, Dänemark. Skandinavien's Areal und Volksmenge im Jahr 1825. Von Karl von Forsell. — Geographische Lage von Karlskrona, Bellevue, und Nyköping. — Nagra Underrättelser hörande till Kartan etc. — Einige Erläuterungen betreffend die Karte von den südlichen Theilen von Schweden und Norwegen, oder Skandinavien; in acht Blättern, herausgegeben in Stockholm, 1826. Von Karl von Forsell. Uebersetzt von dem Hrn. Prof. Dr. Heinrich Steffens. — Afrika. Expeditionen zur Untersuchung der Küsten von Afrika, südwärts des Gleichers. — Amerika. Notiz in Betreff der geographischen Ortspositionen an den amerikanischen Küsten des großen Ozeans, bestimmt durch den engländischen Schiffskapitän Basil Hall. — Höhenmessungen auf dem Plateau von Mexiko. Von Hrn. J. Burkart, Chef des Bergwesens der Bergwerks-Kompagnie von Tlalpujahua. — Ozeanische Verbindung durch den See von Nikaragua (in Guatemala). Bibliographische Nachrichten.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Neues Komplimentirbuch

oder Anweisung

in Gesellschaften und in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens höflich und angemessen zu reden, nebst einem Anhange, welcher die nöthigsten Anstandsregeln enthält:

Quedlinburg und Leipzig im Verlage der Ernst'schen Buchhandlung 8. in saubern Umschlag. Preis 12½ Sgr. oder 10 Gr. Court.

Dieses nützliche Hand- und Hülfsbuch für junge und ältere Personen enthält auch Wünsche und Anreden bey Geburten, Kindtaufen und Gevatterschaften; bey Neujahrs-, Geburts- und Hochzeitstagen; ferner Heirathsanträgen, Condolenzen; Einladungen, Anreden beym Tanze und in Gesellschaften nebst vielen andern Komplimenten und den darauf passenden Antworten.

Balladen und Romanzen der deutschen Dichter Bürger, Stollberg und Schiller. Erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt von F. W. V. Schmidt. 8. Berlin, Nauks Buchhandlung.

Der Herausgeber hat sich durch seine sachgemäßen Erläuterungen und lehrreichen historischen Bemerkungen gerechte Ansprüche auf den Dank aller erworben, welchen jene Balladen und Romanzen seit Jahren lieb geworden, und denen nun durch seine Bemühungen ein tieferes Verständniß eröffnet ist, wobey die reiche Belesenheit des Herrn Schmidt im ganzen Felde romantischer Poesie sehr angenehm sich ausspricht.

Herr Professor Schmidt hielt nämlich früher schon öffentliche Vorträge über diese Dichtungen in den Hörsälen der Universität zu Berlin, und das allgemeine Interesse der Versammlung an diesen Vorträgen bestimmt ihn, die Herausgabe derselben für das größere Publikum zu bearbeiten.

Den zahlreichen Freunden jener drey großen vaterländischen Dichter wird daher die Zusammen-Erscheinung ihrer Romanzen mit den Erläuterungen des Hrn. Prof. Schmidt gewiß nicht minder willkommen seyn. Mit gesteigertem Interesse werden sie dieselben aufs neue sich wiederholen, und, bey jeder Romanze auf das angenehmste historisch belehrt, mit Zufriedenheit das Buch aus der Hand legen können. Druck und Papier sind ganz dem Inhalte gemäß — einfach schön und dabey sehr wohlthätig einladend fürs Auge. Die Preise sind für ein Exemplar auf Velinpap. geb. 1 Rthlr. 20 Gr., auf englisches Schreibpapier cartonn. 1 Rthlr. 12 Gr., auf weiß Druckp. roh. 1 Rthlr.

Für meinen Verlag befinden sich unter der Presse:

The Works

of

Kit Marlowe.

Complete in one Volume. Roy. 8.

Leipzig, März 1827.

Ernst Fleischer.

Einladung zur Subscription ohne Vorausbezahlung.

An alle Buchhandlungen Deutschlands und der Nachbarstaaten ist versandt:

Damen-Bibliothek, aus dem Gebiete der Unterhaltung und des Wissens, einheimischen und fremden Quellen entnommen. Den Gebildeten des schönen Geschlechts gewidmet. Herausgegeben von Hofrath A. Schreiber. 1r Bd. (Das 2te Bändchen erscheint Ende dieses Monats und die folgenden eben so schnell.)

Aeußerst billiger Subscriptionspreis bey Unterzeichnung auf die erste Reihe von 16 Bändchen, jedes zu 12 Bogen gr. 8., auf feines weißes Druckvelin, mit Kupfern, elegant gedruckt und in schönem Umschlage broschirt, per Band 36 kr. oder 9 Gr.

Der Subscriptionstermin bleibt bis Ende Juni d. J. offen. Der nachherige Ladenpreis wird bedeutend höher seyn.

Inhalt des ersten Bändchens:

1. Ehret die Frauen! von A. Schreiber. 2. Yu-Kiao-Li, oder die beyden Muhmen, Roman aus dem Chinesischen von A. Remusat, übersezt von E. Geib. 3. Der Andreas-Abend, Erzählung von A. Schreiber. 4. Räthsel. 5. Glanz ohne Frieden, Roman, nach dem Englischen umgearbeitet von Carol. Stille. 6. Der Jüngling und das Hirtenmädchen, von A. Schreiber. 7. Der Tod des Marquis von Posa.

Der ausführliche Prospektus ist in allen Buchhandlungen zu haben. Bey direkter Bestellung das 7te Exemplar gratis.

Heidelberg, im März 1827.

Akad. Kunst- und Verlagshandlung
von J. Engelmann.

Anzeige des zweyten, nach den eingelaufenen Mittheilungen berichtigten Plattenabdrucks der Preisausgabe des Homer.

Es ist bekanntlich für die Korrektheit dieser Ausgabe eine in ihrer Art fast einzige Anstrengung aufgeboten worden. Ein ganzes Jahr lang — vom 1. März 1825 bis zum 1. März 1826 — hat eine Preisstellung von Einem Ducaten für jeden, auch den geringsten darin befindlichen Druckfehler Allen, die sich um das Werk verdient machen wollten, offen gestanden; und durch die eifrige Zusammenwirkung einer großen Anzahl Gelehrter des In- und Auslandes sind selbst die verborgensten Druckfehler, z. B. solche, die sich noch aus den Ausgaben vor Wolf herschreiben, entdeckt worden. Hiernach sind die Stereotypenplatten durchgängig berichtigt worden, und so ist mit Grund anzunehmen, daß in diesem neuen Abdrucke auch nicht Ein Druckfehler, weder in Buchstaben, noch in Accenten, Spiritus und Interpunktionen mehr vorhanden ist. Bey aller dieser aufgewandten Mühe und bey dem vorzüglichen Aeußern ist der Preis dieser Ausgabe nicht höher als der der gewöhnlichen Ausgaben. Es kostet nämlich Homeri carmina secundum recensionem Wolfii, cum praefatione Godofredi Hermanni, mense Aug. 1826, vollständig in 2 Bänden 2 Thlr., auf Schreibp. 2 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, im Januar 1827.

Karl Tauchnitz.

Im Verlage von H. R. Sauerländer in Aarau sind nun zum vollständigen Unterricht in der französischen Sprache folgende drey, wohl empfehlenswerthe Bücher erschienen:

Hirzel, C., neue praktische französische Grammatik. 4te von C. von Orell verm. Ausg. 54 kr. oder 14 Gr.

— — neues französisches Lese- und Uebersetzungsbuch. Eine Auswahl französischer und deutscher Aufgaben zur Uebung im Lesen und Sprechen, vervollständigt von C. v. Orell. 45 kr. od. 12 Gr.

Nouveau Dictionnaire français-allemand; oder deutsch-französisches Schulwörterbuch. Beide Sprachen in 2 Abtheilungen und nur in einem Band. 1 fl. 36 kr. oder 22 Gr.

Es kosten demnach diese drey Lehrbücher zusammen nur 3 fl. 15 kr. oder 2 Thlr.; ein für die gesammte Schuljugend, und besonders in heutiger Zeit, gewiß äußerst billiger und wohlfeiler Preis; dabey haben diese drey Lehrbücher gleiches Format, starkes, festes Papier, und deutlichen, saubern und korrekten Druck, und sind somit in jeder Hinsicht empfehlenswerth.

Confirmanden-Geschenk.

Durch alle Buchhandlungen ist sauber gebunden für 1 Rthlr. zu erhalten:

M. F. Schmalz,
Pastor in Dresden,
Erbauungsstunden für Jünglinge und Jungfrauen nach ihrem feyerlichen Eintritte in die Mitte reiferer Christen.

Zweyte Auflage mit Kupfer, Leipzig 1826, bey Friedrich Fleischer.

Diese so herzlichen und gefühlvollen Worte des geachteten Verfassers bedürfen wohl keine Empfehlung, da die Stimme des Publikums bereits zu günstig geurtheilt hat.

Zweyte Einladung zur Subscription auf die Pracht-Ausgabe des Vater Unsers

für Christen höherer Bildung und Stände.

Unsere erste Einladung zur Subscription auf das oben genannte Prachtwerk hat vielseitig bethätigte Theilnahme und huldvolle Unterstützung selbst in den ersten Königshäusern Deutschlands gefunden. Um indessen theils den mehrseitig ausgesprochenen Wünschen um Verlängerung des Subscriptions-Termins zu entsprechen, theils aber auch die unterzeichnete Verlagshandlung, in ihrem Unternehmen ein vorzügliches Denkmal typographischer Kunst der Deutschen aufzustellen, vollkommen zu sichern, wird der Subscriptions-Termin

bis Ende April d. J.

verlängert. Der Subscriptionstermin von 2 Rthlr. geht nach beendigtem Drucke in den Ladenpreis von 3 Rthlr. baar über.

Die resp. Subscribenten, deren Namen dem Werke vorgedruckt werden sollen, werden dieselben recht bald und deutlich geschrieben einzusenden höflichst gebeten.

(Sammler erhalten auf 5 Exempl. das 6te gratis.)

Leipzig, den 1. März 1827.

Ch. G. Kayser's Buchhandlung.

Literarische Nachricht.

Von dem höchst interessanten und bald in Paris ausgegebenen Werke:

Manuscrit de 1812
par le Baron de Fain
(Napoleons Cabinets-Secretär)

ist der erste Theil einer deutschen Ausgabe schon im Ausdrucken und wird in diesen Tagen an alle Buchhandlungen versandt. Der zweyte Theil ist schon im Druck, so wie eine französische Ausgabe. Durch contraktliche Vereinigung mit dem Pariser Verleger habe ich allein das Verlagsrecht für alle Länder des deutschen Buchhandels für beyde Ausgaben erworben.

Leipzig, den 15. März 1827.

Ernst Klein.

Bey uns ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Weissers, Fr., ernste, fröhliche und scherzende Muse. Auswahl der letzten Hand. 2 Thle. 8. brosch. Preis 3 Rthlr. 12 gGr. Velinpapier 4 Rthlr.

In einer Sammlung der besseren deutschen Dichter dürfen auch Weissers Gedichte nicht fehlen. Sie enthalten vorzüglich einen reichen Schatz an heiterer Laune und sarkastischem Witze, woran unsere poetische Literatur eben nicht reich ist; und diese Auswahl wird daher nicht nur den ältern Freunden der Muse des Verfassers sehr willkommen seyn, sondern ihm gewiß auch viele neue Freunde erwerben.

Renger'sche Verlags-Buchhandlung in Halle.

So eben erschien in unserm Verlage und wurde an sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands versendet:

Der hinkende Teufel zu Berlin,
herausgegeben von
Freyherrn v. Biedenfeld.
Erstes Heft 15 sGr. oder ¼ Thlr.

Inhalt: Ein Blick auf das neue Thor und auf den Leipziger Platz. — Stadtanlage. — Straßenordnung. — Droschken. — Venus Vulgivaga. — Brückenordnung. — Singknaben. — Holzverkleinerungs-Anstalten. — Theater. — Das Hoftheater. — Das Königstädtische Theater.

Die Buch- und Musikhandlung von Cosmar und Krause, in Berlin.

Früher ist bey uns erschienen:

Der Schatten im Theater, oder: Das Theater im Schatten; ein lustiges Trauerspielchen für die Mitwelt, von Wilhelm John. geh. Preis: 8 gGr. oder 10 sGr.

Cosmar und Krause.

Der Protestant.

Zeitschrift für evangelisches Christenthum, zur Erbauung und geschichtlichen Belehrung Gebildeter. Im Verein mit mehreren evang. prot. Gottesgelehrten, herausgegeben von D. G. Friederich. Erster Band, 1stes bis 3tes Heft. gr. 8. geh. 1 Thlr. 16 gGr. oder 2 fl. 48 kr.

Inhalt des ersten Heftes: Vorwort und Anzeige. — Wo ist das wahre Christenthum zu finden? Ein

religiöser Vortrag von Dr. und Hofprediger E. Zimmermann. — Grundsätze, nach denen für die vereinigte evang. prot. Kirche ein Volkslehrbuch bearbeitet werden soll. Mit Wünschen und Bemerkungen von einem Verehrer der biblisch-christlichen Religion. — Tagesgeschichte der neuesten kirchlichen Ereignisse. — Andeutungen aus dem Reiche des Höheren, vom Grafen von Benzel-Sternau. — Literatur: a) Gallerie der merkwürdigsten neuen Schriften, welche Beziehung auf die evang. prot. Kirche haben; b) Kurze Beurtheilungen gehaltreicher Religionsschriften, von Katholiken verfaßt und herausgegeben. — Miscellen.

Das zweyte Heft wird Beyträge vom Grafen von Benzel-Sternau, Superintendent Dr. Marezoll, Pfarrer März, Geh. Kirchenrath und Professor Dr. Paulus, Professor Dr. de Wette, u. a. m. enthalten, und bald nachfolgen.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen hierauf Bestellungen an.

J. D. Sauerländer in
Frankfurt a. M.

In der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg ist erschienen und in allen deutschen Buchhandlungen zu haben:

Vierzig vorzüglich wirksame Mittel
zur Vertreibung und Vertilgung
der Ratten, Mäuse, Kornwürmer, Schaben, Wanzen, Motten, Kohl- und Baum-Raupen, Erdflöhe, Ohrwürmer, Ameisen und noch andere die Pflanzen zerstörende Insekten, zum Nutzen für Jedermann. Preis 7½ sGr. oder 6 Gr. Cour.

Die Kunst seine Gesundheit zu erhalten, und wieder herzustellen, die Schönheit zu vervollkommnen und ein hohes Alter zu erreichen. Nebst einem Anhange geprüfter Mittel gegen die gewöhnlichen Krankheiten im menschlichen Leben. 8. brosch. Preis 8 Gr.

Anzeige,
die bey Gerhard Fleischer in Leipzig erscheinende
Kupfersammlung
zu Goethe's Werken
(Taschenausgabe und Ausgabe in gr. Oktav)
betreffend.

Von dieser Ausgabe, wovon die erste Lieferung, aus 5 Blättern bestehend, Anfangs nächsten Monats bestimmt erscheinen wird, sind an jede Buchhandlung 2 Probeblätter versandt worden, um den Herren Pränumeranten zu zeigen, was von dieser Kupfersammlung zu erwarten ist.

Der Preis einer jeden Lieferung in 5 Blättern wird für die Taschenausgabe 8 Gr. und für die Ausgabe in groß Oktav 10 Gr. seyn.

Zugleich mache ich nochmals auf die in meinem Verlage erscheinende Ausgabe der Oeuvres complètes de Florian en 8 volumes, aufmerksam; die ersten 6 Bände sind bereits erschienen, und die 2 letzten erscheinen bestimmt zu Ostern dieses Jahres. Um den Wünschen des Publikums zu entsprechen, bleibt der Pränumerationspreis von 5 Thlr. — Preuß. Courant, oder 9 Gulden Rhein., noch bis Ende Juni offen; nach dieser Zeit tritt der Ladenpreis ein, welcher 8 Thlr. — oder 14 fl. 24 kr. Rhein. beträgt.

Leipzig, im März 1827.

Gerhard Fleischer.

Panorama
der Stadt Zürich und ihren Umgebungen,
gezeichnet von Franz Schmid, geätzt von H. Häfeli.
Herausgegeben im Keller'schen Kunstmagazin in Zürich.

4 Blätter schwarz, zusammen à 12 Schweizerfranken, oder 8 fl. 15 kr. rheinisch, in Farben 64 Schweizerfranken, oder 44 fl. rheinisch.

Unter den vielen, seit einiger Zeit erschienenen, interessanten schweizerischen Kunstprodukten glauben wir mit Recht, das so eben vollendete Panorama von Zürich einer besondern Beachtung empfehlen zu dürfen. Dieses Bild besteht aus vier in Aquatinta geätzten Blättern, welche, zusammen gefügt, 6 Schuh in die Breite und 1 Schuh in die Höhe messen. Diese Rundansicht ist von dem sogenannten Karlsthurme der Hauptkirche aus gezeichnet, und zeigt uns deßnahen nicht nur die ganze Stadt, sondern auch alle ihre malerischen Umgebungen, den See mit seinen Dörfer-besäeten Ufern, die schönen Formen des Uetliberges und des Albis und in der Ferne die ganze Kette der Schneegebirge vom Glärnisch bis zum Titlis. Eine beynahe ans Unbegreifliche gränzende Treue und Genauigkeit, auch im kleinsten Detail, verbunden mit geistreicher und malerischer Behandlung, geben diesem Bilde nicht nur für die Bewohner Zürich's, sondern auch für jeden Freund der Kunst und Natur einen entschiedenen Werth.

Das Original-Gemälde ist gerade noch einmal so groß und befindet sich im Keller'schen Kunstmagazin in Zürich. — Die Verkleinerung desselben sowohl als die Ausführung im Aetzen, obgleich Letztere besonders mit vielen Schwierigkeiten verbunden war, sind ungemein gut gerathen.

Auch ist der Preis von 12 Schweizerfranken, oder 8 fl. 15 kr. rhein. so billig, daß es jedermann leicht wird, sich diese, in so mancher Beziehung, interessanten Blätter anzuschaffen.

In Folge empfangener Veranlassung wird hierdurch angezeigt, daß das Manuscript des im Sommer 1826 in der Köhler'schen Buchhandlung zu Leipzig, unter dem Namen: X. Y. Z, Clairobscur, erschienenen Trauerspiels: „Darius und Alexander, oder: die Verschwörung des Bessus," schon im April 1823 zur Aufführung an den Unterzeichneten eingesendet, und sich noch jetzt in dessen Händen befindet.

Berlin, den 5. März 1827.

Graf Brühl,
Gen.-Intendant der K. Schauspiele.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Einundzwanzigſter Jahrgang.

1827.

April.

Wenn Geiſt mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie ſchlummernde Funken nährt,
Dann werden ſelbſt der Apollonia
Eifrigſte Prieſter euch nicht verkennen.

Klopſtock.

Im Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den lezten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jezt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns

daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Die großen Kinder, von L. Robert. 80.
Neugriechische Volkslieder. 81.
Ode, vom Grafen von Platen. 101.
Morgen- und Abendstern, von L. Bauer. 85.
Die pfiffige Spinnerin, von W. Gerhard. 87.
An einen jungen Künstler, von L. Robert. 89.
Aqua Paolina, vom Grafen v. Platen. 92.
Heiße Liebe, von L. Bauer. 96.
Räthsel: Fichte. 84. — Charade: Urlaub. 90. — Charade: Alte Jungfer. 98. — Homonyme: Thor. 102.

Erzählungen und Romane.

Die Hütte am Senegal, von Fanny Tarnow. 79. 80. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 89. 90.
Die Bücher und die Leswelt, von W. Hauff. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92.
Rosensohn, Mährchen von Platen. 103.

Länder- und Völkerkunde.

Einiges über Lappland und dessen Bewohner. 83. 84.
Etwas über Arabien und Persien. 79. 80.
Skizzen aus Amerika. 81. 82.
Die Gärten von Tsarskoe-Selo. 103.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Ein Wort Shakespears über die sogenannte Schicksals-Idee, von L. Robert. 81.
Oeffnung einer Mumie. 81.
Aus Jean Pauls Nachlaß. 88. 91. 92. 94. 95.
Der Bär im Schweizerwappen. 93.
Bruchstücke aus der Geschichte des Philhellenen-Bataillons. 93. 94. 98. 99. 101. 102. 103.
Aphorismen aus Paris. 94. 95. 96. 97. 100.
Der Indianer beschreibt den Dieb, der ihn bestohlen. 79.
Ueber Schiffahrt und Kriegführung unter See. 95. 96.
Napoleons Nachlaß. 97.
Entdeckung eines Edikts des Kaisers Diokletian, über Preise der Lebensmittel. 99. 100.
Aus Jean Pauls Selina. 98. 99. 101. 102.
Fremdes und Eigenes, von Matthisson. 102.

Naturgeschichte.

Neue Anwendung der Magnetnadel. 83.

Korrespondenz.

Basel. 84. — Berlin. 83. 85. 86. 93. 94. 96. 98. 99. 100. Bonn. 101. — Brüssel. 89. 90. — Edinburg. 85. 86. — Frankfurt. 79. 80. — Genf. 81. 82. 103. — Hamburg. 87. — Leipzig. 93. 94. 95. 96. 97. — London. 87. 88. 91. 92. 95. 97. — München. 81. 82. 83. 84. — New-York. 91. 92. — Paris. 102. 103. — Rom. 79. 80. 100. 101. — Schweiz. 89. 90.

Kunst-Blatt.

Nro. 27.
Anfänge der italienischen Kunst. III. Giunta. — Archäo-

Nro. 79.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 2. April 1827.

Ach! weit umher kein Waſſer zu erreichen,
Verbrannt der Boden durch der Sonne Glut;
Kein Strauch erblüht, und keine Bäume reichen
Dem Wandrer Schutzwehr vor des Mittags Wuth.

T. Taſſo.

Die Hütte am Senegal,

von Fanny Tarnow.

(Fortſetzung.)

Die Hitze war unerträglich, der Sand, auf dem man wandelte, glühend, und die Frauen ohne Hüte, in bloßen Haaren und ohne Schuhe und Strümpfe. Ihre einzige Erquickung war, ſich ſo oft als möglich im Meere zu baden. Im Verlauf des Tages fand man einige Seekrabben, deren Scheeren man aussog, um ſich zu erquicken, und gegen neun Uhr des Abends machte man zwiſchen zwey ziemlich hohen Sandhügeln Halt. Man hörte freylich von allen Seiten das Gebrüll der Leoparden, doch die Ermüdung beſiegte im erſten Augenblick die Furcht, und der Schlaf bemächtigte ſich der ganzen Karavane. Doch bald wurden ſie durch das Geheul der reißenden Thiere in ihrer Nähe wieder erweckt und blieben munter, um auf ihrer Hut zu ſeyn, und bald brach man wieder auf. Vergeblich beſchäftigte man ſich aber einige Stunden mit der Aufſuchung von friſchem Waſſer, man fand keins; doch war die Gegend, die ſie jezt durchwanderten, nicht mehr ſo unfruchtbar als bisher; Hügel, Thäler und eine weite, hin und wieder mit Mimoſen beſezte Sandfläche boten ihren Blicken eine Abwechslung, welche ſie bis jezt in der Wüſte noch nicht gewahrt hatten.

Gegen zehn Uhr des Morgens erblickte man auf einer kleinen Anhöhe zwey Zelte und wanderte darauf zu. Drey bis vier junge Hirten, die einige Ziegen und Schafe in einer Oaſe weideten, ergriffen bey Erſcheinung der Karavane die Flucht; dieſe kam endlich bey den Zelten an, in denen man nur drey Maurinnen und zwey kleine Kinder fand, welche durch den Beſuch der Fremdlinge keineswegs erſchreckt zu werden ſchienen. Ein Neger, der Bediente eines der Offiziere, diente ihnen als Dolmetſcher bey dieſen Frauen, die, ſobald ſie von ihrem Unglück benachrichtigt waren, ihnen Hirſe und Waſſer brachten; doch ließen ſie ſich beydes ſehr theuer, ein Glas Waſſer mit drey Franken, eine Hand voll Korn mit dreyßig Sous bezahlen. Dieſe Mahlzeit war aber für ſo beißhungrige Menſchen ſo ungenügend, daß Picard zwey Ziegen für hundert Franken kaufte, die gleich geſchlachtet und in einem großen Keſſel gekocht wurden. Picard war nicht in der Lage, eine ſo theure Mahlzeit allein bezahlen zu können, und er bat alſo die Offiziere, von denen er wußte, daß ſie Geld beſaßen, um einen Beytrag zu Beſtreitung der Koſten, den auch alle, mit Ausnahme eines alten Marine-Offiziers, bewilligten, der, ſeiner eigenen Ausſage nach, über 3000 Franken bey ſich hatte, aber unempfindlich gegen alle Vorwürfe und Spöttereyen der Soldaten und Matroſen, ſeinen Antheil nicht bezahlte, ob er ihn gleich eben ſo gut verzehrte, wie die andern Mitglieder der Karavane.

Als unſere Wanderer im Begriff waren, ihren Weg fortzuſetzen, ſahen ſie mehrere mit Lanzen bewaffnete Mauren auf ſich zukommen; ſogleich griff Alles zu den Waffen. Zwey von dem zum Dolmetſcher dienenden Neger begleitete Offiziere gingen ihnen entgegen, um zu erfragen, was

ihr Begehr sey, kamen aber bald mit ihnen zurück, da diese Mauren erklärten, daß sie, weit entfernt, gegen die Karavane Böses im Schilde zu führen, nur gekommen wären, ihr ihre Dienste als Wegweiser nach dem Senegal anzubieten. Dieser Antrag wurde dankbar angenommen, und da das Lager der Mauren ziemlich weit von dem Platz entlegen war, wo man sich befand, so brach man gleich auf, um es noch vor Anbruch der Nacht zu erreichen. Nach einem zweystündigen Marsche kam man wieder an das Ufer des Meeres; doch gegen Abend führten die Mauren sie wieder landeinwärts dem Lager zu, wo sie von den Frauen, den Kindern und den Hunden auf die beleidigendste Weise empfangen wurden. Die Hunde fuhren beißend auf sie los, man warf ihnen Sand in die Augen, riß ihnen die Haare aus, man kniff, man kratzte sie, man spuckte ihnen in's Gesicht, und riß den Offizieren die blanken Knöpfe von den Uniformen. Ihre Führer zeigten indessen Mitleid mit ihnen, sie trieben die Neugierigen und die Hunde hinweg und riefen einige Frauen herbey, um das Abendbrod für sie einzukaufen und zu besorgen. Wasser erhielten sie umsonst, getrocknete Fische und saure Milch zu billigem Preise.

In diesem Lager befand sich ein Maure, der Herrn Picard früher am Senegal gekannt hatte und einige Worte Französisch sprach. Sobald er Picard wieder erkannte, fragte er ihn, ob er sich seiner nicht mehr erinnere? er heiße Achmet. Bey dem Klang dieser von einem Mauren gesprochenen französischen Worte geriethen alle vor Entzücken außer sich; Picard erkannte ihn und drückte ihm die Hand. Als Achmet den Schiffbruch, die Noth und die Drangsale erfuhr, die diese unglückliche Familie erlitten, konnte er seine Thränen nicht zurückhalten. Er errichtete sogleich von Fellen ein großes Zelt, weil seine Religion ihm nicht erlaubte, in dem von ihm bewohnten Christen aufzunehmen, und brachte ihnen unentgeldlich so viel Milch und Wasser als sie trinken wollten. Es wurde sehr dunkel und diese Finsterniß ängstigte die Frauen. Achmet ließ, um sie zu beruhigen, große Feuer anzünden, dann wünschten er und ihre Führer ihnen eine gute Nacht und zogen sich in ihre Zelte zurück. „Schlafet ruhig, sagten sie ihnen, der Gott der Christen ist auch der Gott der Muselmänner."

Es war beschlossen, daß man diese Ruhestätte erst bey Anbruch des Tages wieder verlassen wolle, allein einige der Reisenden geriethen auf den Argwohn, daß die Mauren sie nur in ihr Lager geführt hätten, um sie desto bequemer plündern zu können. Sie theilten den übrigen ihre Besorgnisse mit; ein panischer Schrecken bemächtigte sich der Meisten, und man beschloß augenblicklich aufzubrechen. Picard bot, ob er gleich die Treulosigkeit des größten Theils dieser Bewohner der Wüste kannte, doch Alles auf, um seine Gefährten zu beruhigen und sie zu überzeugen, daß die Araber sich zu sehr vor den Bewohnern des Senegals fürchteten, um sich durch die Beraubung der Karavane der Rache derselben auszusetzen; nichts vermochte die Zaghaften zu ermuthigen, und man machte sich mitten in der Nacht wieder auf den Weg. Die Mauren, die mit der Veranlassung dieses Aufbruchs bald bekannt wurden, erschöpften sich in Betheuerungen, und da sie sahen, daß die Anführer der Karavane darauf bestanden, das Lager zu verlassen, boten sie ihre Esel zum Transport bis an die Ufer des Senegals an. Man miethete diese Thiere für zwölf Franken täglich und reiste dann ab, von den Mauren begleitet, die schon am vorigen Tage zu Wegweisern gedient hatten.

(Die Fortsetzung folgt).

Etwas über Arabien und Persien.

(Fortsetzung.)

3. Eine armenische Trauung zu Bassorah.

Wir waren von einem Armenier, Namens Parsigd, dem ersten Dolmetscher bey der englischen Faktorie, zu seiner Hochzeit mit einer Dame eingeladen, welche er nie gesehen, und welche jetzt zu Buschnir wohnte. Man führte uns in ein ganz enges, nach türkischer Art meublirtes Zimmer, wo wir an fünfzig armenische Frauenzimmer mit dem Rücken gegen die Wand sitzen sahen, welche bey unserm Eintritt aufstanden. Am obern Ende des Gemachs lag das Nischaun oder Brautgeschenk, welches aus einer Flasche Rosenwasser, Kandelzucker und mit Goldschaum bedeckten Pomeranzen bestand, über welches alles zwey oder drey gestickte Shawls gelegt waren. Der armenische Bischof trat jetzt in's Zimmer, von zwey Priestern begleitet, welche Wachslichter mit Goldschaum bedeckt in den Händen trugen. Ihre Kleidung war einfach, blos aus einem losen schwarzen Rocke bestehend, welcher vorne mit einem kleinen silbernen Kreuze befestigt war. Ihre Köpfe waren bis auf die Krone glatt geschoren, was gerade das Gegentheil von der Tonsur der katholischen Priester ist. Ein dienender Priester brachte einen Becher Wein herein, über welchen der Bischof ein Kruzifix erhob und dann einen Diamantring hineinfallen ließ. Nach diesem sangen die Priester mehrere Kapitel des alten und neuen Testaments ab. Diese Art von Feyerlichkeit findet nur dann statt, wenn die zu verbindenden Personen von einander entfernt wohnen. Bey dieser Gelegenheit wird das Nischaun der Braut zugesandt. Nach vollendeter Feyerlichkeit begaben wir uns zum Mittagsmahl in ein anderes Zimmer. Nach dem Essen schlug einer von uns die Gesundheit der Braut mit drey mal drey Hurrahs vor,

welches zum Erstaunen unsers Wirths ausgeführt ward, der nicht wußte, was er aus unserer lärmenden Höflichkeit machen sollte. Im Laufe des Abends sang einer von seinen Verwandten mit lautem Nasenzwange ein Lied auf die Melodie God save the king.

Von dem Klange der Musik angelockt, stahlen wir uns auf ein flaches Dach, wo wir die Frauen versammelt fanden. Sie tanzten in einem Kreise mit langsamen gemessenen Schritten und mit in einander verketteten Fingern. Es ist der Tanz, den ich selbst oft auf den Jonischen Inseln getanzt habe, und der so schön und genau von Lord Byron beschrieben worden ist. Zwey sehr hübsche Mädchen, mit niedlich den Rücken hinabgeflochtenem Haar tanzten mit einander. Der Schritt war langsam, jedoch anmuthig. Später nahmen wir Europäer durch einen muntern Tanz an der Belustigung Theil, wozu die Trommeln und Pfeifen unserer Seesoldaten laut aufspielten. Nach diesem sahen wir den eigenen Auftritt eines Tanzes zwischen einem Juden und Türken zur Ehre der Verlobung eines Christen, und zwar in einem Lande, wo der Haß zwischen den Religionspartheyen so groß zu seyn pflegt. Der Tanz war sehr pantomimisch und sollte einen Kampf um ein Frauenzimmer vorstellen. Er fing mit verschiedenen schleichenden Bewegungen an und endigte mit einem Gefechte, wobey die Turbane beyder Tänzer in Unordnung kamen, aber die Ernsthaftigkeit der Personen durchaus nicht gestört wurde, indem sie während des Tanzes, der über eine Viertelstunde dauerte, auch nicht einen Gesichtsmuskel verzogen.

Es war spät als wir Abschied nahmen. Ein Heer von Bedienten begleitete uns mit linnenen Laternen, welche auf die vermischten Gruppen von Europäern und Asiaten ein sonderbares Licht warfen. Und da wir wegen unserer Verspätung den Strick nicht fürchteten, so ließen wir die Trommeln und Pfeifen voranziehen, und zogen singend und tanzend in die Faktorie zurück.

(Der Beschluß folgt.)

Der Indianer beschreibt den Dieb der ihn bestohlen.

Bey der Rückkehr in seine einsame Hütte fand ein Indianer, nordamerikanischen Stamms, daß ihm ein Stück Wild gestohlen worden sey, das bestimmt gewesen war, ihm sein Mittagsmahl zu geben. Anstatt sich mit der Speise des nun entwendeten Fleisches laben zu können, deren er nach der ermüdenden Jagd so bedürftig gewesen wäre, strengt er alle seine Sinne an, um durch genaue Untersuchung an Ort und Stelle irgend Zeichen zu finden, die ihm auf die Spur des Diebes helfen, oder ihm ein Bild von ihm geben könnten. Mit welchem Scharfsinn, mit welcher natürlichen Beobachtungsgabe diese angestellt worden, und wie bezeichnend ihr Resultat gewesen, erfahren wir aus seiner Unterredung mit einigen Stammgenossen, denen er begegnet, als er dem Diebe, der wohl in das Dickicht seine Flucht genommen hat, nachfolgt.

Seyd ihr nicht einem Weißen (Europäer) begegnet, der nicht groß und schon alt ist, ein kurzes Gewehr trägt, und dem ein kleiner Hund mit abgehauenem Schwanze folgt? — Auf ihre bejahende Antwort versicherte er sie, daß der, dem sie begegnet, derjenige sey, der ihm ein Stück Wild gestohlen habe. Auf die Frage: wie er zu dieser Schilderung seines Diebes, den er nicht gesehen, habe gelangen können, erwiederte der Indianer: daß der, welcher mein Wild gestohlen, nicht groß ist, weiß ich, weil er Steine aufeinander gelegt hat, um auf dieselben hinaufsteigend das gestohlene Wild von der Wand wegnehmen zu können, an welche ich es aufgehängt hatte. Alt muß er seyn, das beweisen seine kurzen Schritte, deren Spuren ich im Sand bis hieher gefolgt bin. Die Richtung seiner Zehen nach auswärts gibt mir deutlich zu erkennen, daß der Dieb meines Eigenthums ein Weißer ist, denn wir Indianer setzen unsere Füße im Gehen gerade in der entgegengesetzten Richtung nach innen zu. — Sein Gewehr hatte er an einen, meiner Hütte nahestehenden Baum angelehnt, und es kann nicht lang seyn, wie die leichte Spur beweist, welche die Mündung des Laufes an der Rinde desselben zurückgelassen hat. Die Fußstapfen des Hundes, der ihm folgt, sagen, daß dieser klein ist, und aus dem Sand, auf dem derselbe wohl gelegen hat, während sein Herr mein Wild losknüpfte, erkannte ich deutlich, daß sein Schwanz kurz abgehauen ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. im März.

(Fortsetzung.)

Der Abend brachte die alten, aber hier sehr beliebten Schwestern von Prag, mit der bekannten Musik von Wenzel Müller. Die Darstellenden überboten sich im komischen Spiel, und an ergötzenden Einlagen zur Ehre des Tages fehlte es nicht. Hr. Ludwig, neuengagirtes Mitglied aus Hannover, zeichnete sich als Crispin vor seinen Vorgängern aus, und seine launigen Einlagen bewiesen Geschmack und richtigen Takt. Hr. Hassel, in welchem uns ein trefflicher Buffo erwachsen ist, gab den Caspar zum allgemeinen Jubel.

Eine von den längst besprochenen neuen Opern haben wir nun zwar erhalten, aber keineswegs durch den guten

Willen von oben, sondern vermittelst durchgesetzter Wahl eines Mitgliedes unserer Bühne, Hrn. Nieser, welcher den Namen des Grafen von Femy, zu seinem Benefiz ausersah. Dieses Erstlingswerk, von einem, in Cherubinis Schule gebildeten talentvollen Komponisten, einem Franzosen, welcher einige Zeit Mitglied des hiesigen Orchesters war, ist nach einer sehr günstig aufgenommenen Darstellung, welcher bald mehrere folgten, sehr verschieden beurtheilt worden. Zuerst gereicht ihr zur Empfehlung das günstige Urtheil anerkannter Komponisten, wie des verewigten Webers, des in voller Kraft blühenden Spohrs, des gediegenen und eleganten Aloys Schmitt, und mehrerer Kenner in hiesigem Ort, welche einen entschiedenen Einfluß auf die Stimme des Publikums haben. Aber was man von ihnen zum Lobe des Werkes im Voraus hörte, war zu unbestimmt. Man behauptete, es sey seit dem Freyschützen nichts so melodiereiches geschrieben worden, was zugleich originell, tief, und in der Instrumentation durchgearbeitet und vollthuend wäre. Ueber die Fehler der Erstlingsarbeit ging man leicht hinweg. Nunmehr bricht der Tadel desto lauter hervor, aber leider wissen die wenigsten wo sie ihn anfangen, wie sie ihn wenden sollen. Es heißt, die Oper lasse doch unbefriedigt, es sey nichts Ganzes, man höre Cherubini und andere Reminiscenzen, und was dergleichen mehr, ohne nähere Bezeichnung. Die beyden belletristischen Blätter fehlten darin, daß das eine, wie gewöhnlich, mit gemeinen Spöttereyen, und das andere mit Vorliebe über die Oper sich ergoß, und so blieb das Urtheil des besonnenen Publikums bald verlassen in der Mitte stehen. Originalität ist dem Komponisten, Hrn. Femy, nicht abzusprechen, seine Melodien sind an sich einnehmend, und verfehlen auch in den ernsten und schaurigen Motiven ihre Wirkung nicht; aber man merkt wohl, er wisse sich der erlernten Gelehrsamkeit in der Instrumentation nicht recht zu erwehren, und lasse das Orchester sich mit einer Fülle von Figuren entladen, und durch so unendlich viele Schwierigkeiten durchquälen, daß dadurch der reine Genuß erschwert wird. Wird einmal Femy mehr Ruhe gewinnen, und in glücklichen Verhältnissen sich weniger stoßweise, ich möchte sagen nicht mehr krampfhaft entwickeln, dann ist von ihm wohl noch Bedeutendes zu hoffen. Dabey ist zu wünschen, daß er in seinem Vaterlande Anerkennung finden möge, und unter der Leitung seines Meisters sich weiter ausbilde.

Indeß man hier in der Erwartung anderer neuer Opern von Bedeutung lebt, muß das Publikum sich mit der alten Oper Camilla begnügen, die wieder neu einstudirt ist, nachdem sie bis vor einiger Zeit die einzige Oper dieses Meisters war, die wir lange Zeit hörten. Dieß und Aehnliches verdient ernste Rüge.

Im Schauspiel wurden wir in diesem und dem verflossenen Monat mit zwey kleineren Gaben beschenkt, und zwar, wie es das Publikum liebt, mit Lustspielen. Das eine war ihm jedoch von einer zu altfränkischen Lustigkeit, man pfiff es förmlich aus, es waren — die politischen Kannengießer, von Holberg, nach der Bearbeitung von Oehlenschläger. Ein kleineres Lustspiel, nach Scribe von Blum, der Schneider in Lissabon, machte dagegen Glück. Das Stück heißt auch die Mäntel, und die mit ihnen geführte Intrigue ist bekannt. Bey einer guten Darstellung, wie durch Hrn. Rottmayer, in der Rolle des Franziskus, Hrn. Ludwig, in der Rolle eines englischen Soldaten, und Dem. Lindner als Brigitta, des Schneiders Braut, konnte es nicht fehlen, daß das launige Stückchen den Beyfall des Publikums erhielt. Eine andere Schneiderkomödie (der Stoff scheint Mode zu werden) fand nicht denselben Beyfall, und hätte beynahe das Schicksal des politischen Kannengießers gehabt, so wenig beyde in eine Kategorie gehören. Hr. Ursprung, vom Mainzer Theater, brachte in einem, ihm aufbehaltenen Benefiz, die Schneidermamsells, Vaudeville von Angely, auf die Bühne, aber man wollte an den Gemeinheiten und Plattitüden dieser Lokalposse kein Behagen finden. Hr. Ursprung erreichte seinen Zweck — ein volles Haus. Ein früheres Lustspiel, die Reise zur Hochzeit, nach dem Französischen von Lembert, wurde wieder aufgetischt, und ihr durch sächsischen Dialekt einiger Reliefgegeben.

(Der Beschluß folgt.)

Rom, März.

(Fortsetzung.)

Vorgestern, am Donnerstage, hat sich endlich das Wetter, mit dem Eintritte der Sonne in die Fische, aufgeklärt. Somit ist dieser Tag in der Regel an sich schon, nebst dem letzten Dienstage, der glänzendste jedes Karnevals, heuer doppelt lebhaft gewesen. In der That bot das Wogen der ungeheuern Menge auf dem Corso einen fast furchtbaren Anblick dar, denn das Gedränge war so groß, daß Pferde, Wagen und Menschen nur einen einzigen Knäul auszumachen schienen, der sich unablässig fortwälzte. Daß dieses ungeheure Gewühl nicht wenigstens einigen hundert Menschen das Leben, oder doch Arme und Beine kostet, ist wirklich ein Wunder, und nicht anders zu erklären, als dadurch, daß nicht allein die Menschen, sondern auch die Pferde in den Karnevalslärm eingeübt sind, und sich davon nicht irre machen lassen, besonders aber dadurch, daß es hier keine Betrunkene gibt. Von dem Gewühle, wie es an einem stark besuchten Karnevalstage auf dem Corso herrscht, kann sich Niemand einen Begriff machen, als der es mit eignen Augen und Ohren gesehen und gehört hat. Die Pferde, lauter wohlgenährte wilde Thiere, stampfen vor Wuth, daß sie nicht fort galoppiren dürfen, und wiehern, wenn ihnen eine Düte Zuckerkörner an die Ohren fährt, daß auf zehn Schritte in der Runde, Alles mit ihrem Schaume bedeckt wird; den Kutschern, welche sich durch das stete Rufen: Si guardi, si guardino, bereits die Stimme ausgeschrien haben, steht nur noch ein Röcheln zu Gebote, die weiblichen Masken quiken, die männlichen, je nachdem sie Marktschreyer, Aerzte, Harlekine, Antiquare oder Zauberer sind, peroriren, doziren, wahrsagen, oder treiben andern Tand, alles mit dem Aufwande der rhunischen Stimme, der weder im Leben noch auf dem Theater, am wenigsten im Karneval auf dem Corso, das Fistuliren eigen ist; die Narren werfen mit den Zuckerkörnern dazu, daß die Getroffenen laut schreyen, und die Birbaccioni kriechen den Menschen und Pferden unter den Beinen herum, um die Körner aufzusuchen, und heulen erbärmlich, wenn sie getreten werden, wälzen sich aber, wenn man ihnen ein paar Bajocchi zuwirft, hohnlachend durch die Menge fort. Am vergangenen Donnerstage stieg aller dieser Lärm aufs Höchste; besonders ward das Werfen der Zuckerkörner mit einer solchen Wuth getrieben, daß es am Ende selbst den Engländern zu viel ward, und einer von ihnen ausrief: „Basta!“

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 27.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 80.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 3. April 1827.

Glaube nur du hast viel gethan
Wenn die Geduld gewöhnest an.

Goethe.

Die großen Kinder.

Keiner soll im Leben hier
Sich des Lebens stets erfreuen;
Keinem wird hier aufgespielt
Stets mit Flöten und Schalmeyen;
Keinem ist dieß unbewußt;
Keinem doch will es gedeihen;
Keiner will das Kleinste nur
Seinem bösen Stern verzeihen;
Keiner, der so weise ist,
Um nicht über Kindereyen,
Geht's nicht eben, wie er will,
Eben wie ein Kind zu schreyen.

Ludwig Robert.

Die Hütte am Senegal,

von Fanny Tarnow.

(Fortsetzung.)

Achmet, dessen Frau krank war, konnte die Familie Picard nicht begleiten, aber er empfahl sie den Wegweisern auf das Angelegentlichste. Picard hatte für seine Familie nur zwey Esel miethen können, er und die drey jungen Mädchen, Charlotte, Amalie und Maria, sahen sich daher genöthigt, ihren Weg zu Fuß fortzusetzen. Doch in einer kleinen Entfernung vom Lager zwang sie der edelgesinnte Wegnère, derselbe, dem die ganze Familie schon früher ihre Rettung verdankte, als der unmenschliche Vorschlag gemacht wurde, sie in der Wüste zu verlassen, den Esel anzunehmen, den er für sich selbst gemiethet hatte, da er, wie er sagte, niemals reiten werde, wenn er Frauen neben sich, vor Erschöpfung erliegend, zu Fuße gehen sehe. Dieser brave Offizier, dessen Menschlichkeit und Heldenmuth später vom Könige belohnt worden sind, bezeigte dieser unglücklichen Familie eine Theilnahme und Aufmerksamkeit, ohne welche die zarten Frauen vielleicht nie die Mühseligkeiten dieser Wanderung zu ertragen vermocht hätten.

Den 11ten Juli gegen fünf Uhr des Morgens gelangte man wieder an das Ufer des Meeres, bey dessen Anblick sämmtliche Esel Reißaus nahmen, um sich, von dem langen Wege durch den tiefen Sand ermattet, in die Flut zu stürzen, was ihre Reiter zwang, ein unfreywilliges Bad zu nehmen, das nicht ganz ohne Gefahr war. Doch kam keiner dabey zu Schaden, und so machte man, als es gelang, die Esel wieder an's Land zu bringen, sich lachend von Neuem auf den Weg. Gegen zehn Uhr erblickte man auf dem Meere ein Fahrzeug. Sogleich befestigte man an die Spitze einer Flinte ein weißes Tuch, schwenkte es hin und her, und hatte die Freude dieß beachtet zu sehen. Sobald das Fahrzeug sich dem Ufer etwas genähert hatte, sprangen die maurischen Wegweiser in das Meer, um zu ihm hin zu schwimmen. Nach Verlauf einer halben Stunde

sah man sie mit drey kleinen Fäßchen zurückkommen, die sie vor sich her trieben. Sie brachten Herrn Estiau einen Brief von Herrn Parnajon, dem Kapitän der Brigg Argus, die zur Aufsuchung des Floßes abgeschickt und zugleich beauftragt war, den andern Schiffbrüchigen, wenn sie diese anträfe, einige Lebensmittel zukommen zu lassen. Die drey Fässer enthielten Zwieback, etwas Wein, Branntwein und einen holländischen Käse. Welch eine glückliche Begebenheit, welch ein Fund war dieß! man schritt sogleich zur Vertheilung; jeder erhielt einen Zwieback, ein kleines Stück Käse, ein Glas Wein und ungefähr ein halbes Glas Branntwein. Man bediente sich einiger Muschelschalen, die man am Ufer sammelte, als Becher. Es ist nicht zu beschreiben, wie köstlich Allen diese Mahlzeit dünkte. Den brennenden, senkrecht niederfallenden Sonnenstrahlen ganz schutzlos Preis gegeben, durch lange Entbehrung und mannigfache Drangsale erschöpft, jedes geistigen Getränks seit lange beraubt, fühlten Alle sich durch diese Mahlzeit neu belebt, und das Daseyn, das den Meisten von ihnen zur Last geworden war, erschien ihnen wieder wie ein wünschenswerthes Glück. Jede Stirne entrunzelte sich, Feinde umhalsten sich brüderlich, die Kinder lachten wieder zum ersten Mal seit dem Schiffbruch, kurz Jeder fühlte sich mit neuem Muthe, neuer Freude beseelt.

Dieser Tag war überhaupt ein Glückstag für die Wanderer, denn bald nach dieser Mahlzeit kamen mehrere maurische Weiber, die ihnen Milch und Butter zum Verkauf brachten, die sie freylich theuer, das Glas Milch mit drey Franken, bezahlen mußten, aber sie konnten sich doch auch noch mit diesen Erfrischungen versehen. Nach einer zweystündigen Rast brach man auf, um weiter zu wandern.

Gegen sechs Uhr Abends fand sich Herr Picard so ermattet, daß er sich durchaus gezwungen fühlte, eine Viertelsstunde zu ruhen. Seine Frau und seine älteste Tochter blieben bey ihm, während die übrigen Mitglieder der Familie mit der Karavane fortzogen. Bald aber befiel der Schlaf alle drey, und bey ihrem Erwachen vermochten sie zu ihrem Schrecken nichts mehr von der Karavane zu entdecken. Die Sonne neigte sich schon zum Untergang, und Picard bereute voll Verzweiflung die Unbesonnenheit, sich vom Schlafe überraschen zu lassen, als er mehrere Mauren, auf Kameelen reitend, in der Ferne erblickte, deren Anblick ihn und die beyden Frauen so erschreckte, daß sie vor ihnen die Flucht ergreifen wollten; allein Charlotte und ihre Stiefmutter fielen wie ohnmächtig nieder. Jetzt waren ihnen diese gefürchteten, langbärtigen Mauren ganz nahe; einer von ihnen sprang von seinem Kameel. „Fürchten Sie nichts, meine Damen, rief er ihnen in französischer Sprache zu, Sie sehen in dieser arabischen Tracht einen Engländer vor sich, der zu Ihrem Beystand herbeygeeilt ist. Ich habe am Senegal gehört, daß ein Schiffbruch Sie an diese wüste Küste warf, und da ich mit mehreren Fürsten der die Wüste bewohnenden Araber gut bekannt bin, habe ich geglaubt, daß meine Gegenwart Ihnen nützlich werden könnte.“ Diese Worte beruhigten die Frauen, und sie beeilten sich, dem großmüthigen Engländer ihren Dank auszusprechen. Herr Carnet, so hieß er, sagte ihnen, daß ihre Karavane, der er begegnet war, in der Entfernung einer Stunde auf sie warte, und nachdem er ihnen einige Zwiebacke gegeben hatte, machten sie sich gemeinschaftlich auf den Weg, die Frauen zu Fuß, weil sie sich nicht entschließen konnten, die Kameele zu besteigen, was aber Picard sehr gern that. Die Karavane hatte sich neben einigen kleinen Brunnen voll süßen Wassers gelagert, und als unsere Wanderer sie erreicht hatten, beschloß man die Nacht an diesem Platze zuzubringen. Man schlug den Soldaten vor, Holz herbey zu holen, um Feuer anmachen zu können, damit man vor der Annäherung wilder Thiere geschützt sey, allein sie verweigerten dieß und Herr Carnet versprach, daß die Mauren, die er bey sich hatte, hinreichend dafür sorgen würden, die wilden Thiere von der Lagerstätte entfernt zu halten. Diese umkreiseten wirklich die ganze Nacht hindurch die Karavane, indem sie von Zeit zu Zeit das nämliche Geschrey ausstießen, welches in der vorigen Nacht einige der Reisenden in so große Angst versetzt hatte.

Nach einer ruhigen Nacht machte man sich um vier Uhr Morgens wieder auf den Weg. Herr Carnet verließ die Karavane, um wo möglich einige Lebensmittel für dieselbe aufzutreiben. Bis jetzt hatten sich die Esel noch ziemlich lenksam gezeigt, aber jetzt wurden sie bey dem Mangel an Futter stättisch und warfen, wie auf ein gegebenes Zeichen, alle in demselben Augenblick ihre Reiter ab. Es kostete den Mauren nicht wenig Mühe, sie wieder einzufangen und sie ihren Reitern zurückzubringen. Gegen Mittag wurde die Hitze so groß, daß selbst die Mauren sie kaum zu ertragen vermochten, und man sich genöthigt fand, im Schatten der hohen Sandhügel, die sich, von der Küste entfernt, durch das Innere der Wüste hinzuziehen schienen, Schutz zu suchen. Wie peinlich war aber der Weg dahin! Der Sand war im buchstäblichen Sinne des Wortes glühend; man hatte die Esel am Ufer zurücklassen müssen, da sie durchaus nicht mehr von der Stelle wollten; die meisten Mitglieder der Karavane waren ohne Schuhe und ohne Hüte, und doch mußte man eine gute Stunde weit wandern, um ein Bischen Schatten zu finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einiges über Arabien und Persien.

(Beschluß.)

4. Eine Scene am Tigris.

Um vier Uhr legten wir bey einem Gebüsche an, in das beynahe alle Bootsleute und die ganze Wache hineingingen, um Holz zu hauen. Mitten in dieser Beschäftigung jagte einer der Leute einen Löwen auf, welcher unter einem Busche schlief. Alles eilte schnell an Bord; aber der Löwe schlich davon, und die Leute, welche das Boot zogen und durch dasselbe Gebüsch zu gehen hatten, gingen ohne Anstand weiter. Es gibt hier eine ungeheure Menge Wild, ein Umstand, der uns daran erinnerte, daß wir uns in dem ehemaligen Reich des großen Jägers Nimrod befanden. Die Stelle, an der wir jezt vorbeykamen, war von verschiedenen Thiergattungen wie belebt. Bey jedem Schritte der Zugleute flog ein Schwarm von Pelikanen, Schwänen, Gänsen und Schnepfen auf; eine Menge Schweine rannten in allen Richtungen umher; eine Löwin wanderte auf unser Boot zu, stand still und starrte uns mehrere Sekunden lang an; zwey von uns schossen aus einer Entfernung von etwa dreyßig Schritte auf sie, aber, da unsere Flinten blos mit kleinem Schrote geladen waren, ohne ihr zu schaden; beym Knallen der Flinten wandte sie sich indessen gelassen um und ging eben so langsam davon als sie gekommen war. Wir sahen einen Schwarm kleiner Vögel, welcher wie ein Wirbelwind aussah und im buchstäblichen Sinne die Luft verfinsterte. Man sieht diese Art von Vogelschwärmen auch in Indien, und sie sollen von der Ortolanengattung seyn.

5. Ein betrunkener Statthalter.

Zu Kurund besuchte uns der Statthalter in Begleitung seines Bruders. Nach den ersten Höflichkeitsbezeigungen fragte er uns, ob wir nie geistige Getränke genössen. Wir verstanden den Wink und sagten, wir tränken solche zwar selten selbst, hätten aber immer welche für unsere Freunde bey uns. Während unsere Bedienten die Branntweinflaschen herbeybrachten, sagte des Statthalters Bruder, welcher uns auf das Folgende vorbereiten zu wollen schien: „Wenn ein Mahomedaner trinkt, so ist es nicht mit Mäßigung, wie ein Europäer thut, sondern im großen Uebermaß;" eine Behauptung, welche wir bald durch die Erfahrung bestätigt fanden. Der Herr Gouverneur trank zwey große Becher voll hintereinander aus und verlangte einen dritten; als ihn sein Bruder davon abwendig zu machen suchte und ihn daran erinnerte, daß es gegen das Gesetz sey, erwiederte der Mann: „Ich weiß das wohl; aber die Franken trinken Branntwein und ich folge gern einem so guten Beyspiele." Er leerte auch wirklich den dritten Becher, nach welchem ihn sein Bruder mit Mühe beredete wegzugehen. Man hob ihn mühsam in den Sattel und er vermochte nur noch seinen Dank für das empfangene Gute zu lallen. Als wir am Abend einen Spaziergang machten, fanden wir Se. Excellenz von seinem Gefolge umgeben, halbtodt mit dem Kopf auf einem Grabsteine liegen, so sehr hatte ihm das genossene Getränk zugesezt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, März.

(Beschluß.)

Am Donnerstag Abend gab Argentina seine erste Misterade (Festino in prima sera), das heißt eine solche, welche eine halbe Stunde nach Untergang der Sonne anfängt, und bis eine halbe Stunde vor Mitternacht dauert. Am Dienstag vorher hatt schon eine ähnliche im Theater Aliberti stattgefunden, aber ohne großen Erfolg. Desto glänzender fiel die in Argentina aus: nicht allein waren alle Logen besezt, sondern auch Theater und Parterre dergestalt mit Menschen überfüllt, daß keine Stecknadel zu Boden fallen konnte, da in jedem Range einundvreyßig, also in allen sechs Reihen hundert und achtzig Logen sind, außer dem Logenpreise noch von jeder Person in denselben der allgemeine Eintrittspreis von dreyßig Bajocchi (zehn Groschen, ein und ein halber Pfennig sächsisch) bezahlt werden mußte, und endlich das ungeheure Parterre vollgepfropft war, so muß die Einnahme sehr bedeutend gewesen seyn. Da auf diesem Theater, wie überall zu Rom, die vortrefflichen Detorationen im Ueberfluß sind, so war die Scene sehr glänzend und geschmackvoll verziert, das ganze Gebäude überdem auf eine sehr verschwenderische Art mit lauter Wachs (und zwar, wie hier der Terminus heißt, a giorno) erleuchtet. Die Damen waren darauf vorbereitet gewesen, und somit kamen hier so glänzende und so ächtrömische Toiletten zum Vorscheine, wie man sie selten öffentlich im Publikum zu sehen bekömmt. Dadurch ward die Schönheit der Weiber, besonders derjenigen, welche sich als Bäuerinnen gekleidet hatten (eine Tracht, welche hier die Enthüllung des Halses und der Arme erlaubt), in's hellste Licht gesezt. Da demjenigen, welcher die Zweckmäßigkeit der bürgerlichen Einrichtungen im Auslande, besonders in Frankreich, kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, in ähnlichen hiesigen Vorkehrungen, selbst in den besten, stets etwas zu wünschen übrig bleibt, so machts sich auch auf dieser Masterade, wo sonst für alle Leibes- und Seelenbedürfnisse gesorgt war, ein Uebelstand bemerkbar, welcher zeigt, wie sehr den Römern nicht allein die geistige, sondern auch die materielle Verfeinerung in ihren Spekulationen abgeht. Wer sollte glauben, daß man hier die Sitte, das Parterre zu erhöhen, und es mit der Bühne zu ebener Fläche zu bringen, nicht zu kennen scheint? Dadurch wird nicht allein die Kommunikation unterbrochen, und das Tanzen immer unmöglicher gemacht, sondern das Publikum läuft Gefahr, entweder durch den Einsturz der zerbrechlichen Treppe, welche die Verbindung zwischen dem Theater und dem Parterre befördern soll, Hals und Beine zu brechen, oder von der nachwogenden und entgegenstrebenden Menge hinabgeworfen und mit Füßen getreten zu werden. Ja oben auf derselben wird nicht einmal eine Barriere angebracht, hinter oder vor welcher man, ohne von dem Gedränge zu leiden, den allerdings sehr reizenden Anblick in das Amphitheater und auf die Logen genießen könnte. Sehr erwünscht war übrigens ein Foyer, welcher durch den neuen Anbau der Theaterfaçade gewonnen und sehr hübsch detorirt, übrigens auch ziemlich grandios angelegt worden ist. Dieser Foyer brachte eine sehr wohlthätige, obgleich

seinem Namen gänzlich widersprechende Wirkung hervor; man konnte sich dort von der ungeheuern Hitze, welche im Theater herrschte, abtödten, ohne sich im Zugwinde in der Vorhalle des Theaters, wo man sich ehemals zu diesem Behufe hindegeben mußte, den Tod zu holen. Der Beobachter überzeugte sich hier von der ungemeinen Sparsamkeit und Mäßigkeit der Römer: man denke sich eines der drey größten Theater Europa's, Scene und Parterre von oben bis unten mit Menschen angefüllt, und dennoch zählte man im Durchschnitte jedesmal höchstens anderthalb hundert Menschen im Foyer, und von diesen verzehrte wiederum nur höchstens der sechste Theil, entweder eine Tasse Kaffee für zwey, oder ein halbes Glas Gefrorenes für fünf Bajocchi. Uebrigens konnte man hier die schönen Römerinnen aus der ersten Hand anschauen, die Schleyer waren gelüftet, die Masken abgenommen, und die Shawls den Cavalieri serventi über den Arm gehangen. So kam eine Gallerie antiker weiblicher Büsten zum Vorscheine, bey welcher dem Kenner ganz anders zu Muthe ward, als in den hiesigen Museen.

Die Donnerstags-Maskerade war dem Unternehmer so wohl bekommen, daß er in der folgenden Freytagsnacht eine zweyte veranstalten zu können glaubte. Da diese aber wegen der Freytagsfeyer erst eine Stunde nach Mitternacht anheben durfte, und also eine Posta di notte lunga war, schlug sie fehl, weil, wie gewöhnlich am Freytage, kein Theater war, das Publikum sie also zu Haus, oder gar im Bette befand, und der Entschluß, noch in der Nacht um ein Uhr auszugehen, um auf ie Maskerade zu kommen, schwerer zu fassen war, als wenn man die Zeit bis dahin im Theater zugebracht hatte, und aus dem auf die andere gehen konnte. Vor der Maskerade hatte der berühmte Violinist Paganini in demselben Theater ein Konzert gegeben. Dieser Künstler, welcher nicht allein in Italien auf seinem Instrumente der Erste ist, sondern auch von den Italienern für den ersten Geiger Europa's gehalten wird, hat seit einigen Jahren, seiner geschwächten Gesundheit wegen, unthätig in Neapel gelebt, und scheint auch jezt noch nicht ganz wieder hergestellt zu seyn. Von einem bestimmten Grundsatze ausgegangen, hatte man Paganini schon früher außer der Kritik (ich sage nicht, unter der Kritik) gefunden. Niemand wußte wie es möglich wäre, die Genialität desselben mit den zahllosen Ungleichheiten, mit dem Mangel an Einheit, an Korrektheit dergestalt in Einklang zu bringen, daß sich daraus ein Künstler im eigentlichen Sinne ergeben möchte. Er zeichnet sich vorzüglich durch das Pizzicato aus, daß er mit den drey Vorderfingern der linken Hand zu machen versteht, während die zwey kleinern Hinterfinger auf den oberen Saiten liegen bleiben, so daß er auf leztern die Melodie spielt, und zugleich auf den unteren Saiten den Baß dazu kneift. Zum ersten Male gehört, bringt diese Spielerey einen angenehmen Effekt hervor. Eine andere, ohne Vergleich verdienstlichere Eigenthümlichkeit besteht in einer Art von Tönen, welche weder sul ponticello, noch Flageolets, noch sogenannte harmonische Töne, sondern ein Gemengsel von allen dreyen sind, und in welchen er ganze Sätze mit einer seltenen Vollendung spielt, zum Beyspiele im B- oder Es-Allegro eines Konzerts in tre parti (wie er es nennt), wo es eine sehr gute Wirkung hervorbringt. Den Konzerten Paganini's ist übrigens nachzurühmen, daß sie, obgleich ohne Tiefe und harmonische Kunst, höchst sangbar, natürlich, und besonders sehr zweckmäßig eingerichtet sind. Er führt eine junge Sängerin Namens Bianchi mit sich, welche im Schlafe (wenigstens so scheint es) die erstaunlichsten Dinge macht. Sollte dieses, übrigens sehr hübsche Frauenzimmer einst erwachen, so Gnade der Himmel allen ersten Sängerinnen, selbst der Dem. Sonntag! Sgra. Bianchi ist übrigens die Pariser Dem. Cinti, wie sie leibt und lebt, mit dem Unterschiede, daß diese an der Seine, jene unter dem Vesuv geboren worden ist. Hr. Paganini, dessen Gesundheit, wie gesagt, keineswegs hergestellt zu seyn scheint, begibt sich, wie der Anschlagezettel besagt, nebst Sgra. Bianchi nach Wien. Dort wird man demnächst aus eigener Erfahrung beurtheilen können, ob unser Bericht über ihn richtig war.

G. L. P. Sievers.

Frankfurt a. M. im März.

(Beschluß.)

Unser wackerer Reisender, Eduard Rüppel, welcher jezt seinen mühevollen Weg durch Arabien verfolgt, hat, wie die Zeitungen gemeldet haben, bey Gelegenheit der fünfzigjährigen Jubelfeyer der Vermählung des Großherzogs von Hessen, von der Universität Gießen, die medicinische Doktorswürde erhalten, eine Auszeichnung, welche gleich sehr die Geber wie den Empfänger ehrt, besonders in der freyen Anerkennung, welche hier dem wahren Verdienste zu Theil wird.

Es ist erfreulich, wie sich hier seit einigen Jahren der Gemeingeist in intellektueller Hinsicht neue Bahnen bricht, und wie viele eifrige Jünger besonders das Reich der Naturkunde unter uns findet, welche Vereine stiften, und diese schnell zu Ansehen und Anerkennung des Auslandes emporbringen. So hat sich namentlich auch unser, noch nicht lange bestehender physikalischer Verein schon einen Namen im Auslande erworben, und Alexander von Humboldt hat, bey seiner Anwesenheit vor mehreren Monaten, dem sorgfältigen meteorologischen Beobachtungen, welche nunmehr wöchentlich in der Oberpostamtszeitung und in der Zeitung der freyen Stadt bekannt gemacht werden, ein sehr ehrenvolles Zeugniß gegeben. Vor einiger Zeit wurde der physikalische Verein durch eines seiner Mitglieder, Hrn. H. v. Meyer, von der königlichen Gesellschaft zu Edinburg eingeladen, sich meteorologischen Beobachtungen anzuschließen, welche diese Gesellschaft auf dem größten Theil der bewohnten Erde auf Einen Tag angeordnet, wozu man für die erste Beobachtung den 14ten Januar ausersehen hatte. Mit Vergnügen unterzog sich der Verein diesem etwas mühseligen Geschäft, und erließ in die Umgegend Einladungen zu gleichem Zweck. Demzufolge wurden auf dem Feldberg, in Homburg, Friedberg, Frankfurt, Wiesbaden, und auf der Platte bey Wiesbaden, gleichzeitige stündliche Beobachtungen angestellt, welche interessante Resultate geliefert haben, die in Kastners Archiv für die Naturlehre von Hrn. v. Meyer bekannt gemacht werden sollen. Die Edinburger Gesellschaft hatte den 14ten Januar, als vermuthlich einen der kältesten Wintertage, für die stündliche Beobachtung des Wetters und der Temperatur festgesezt. Aber zufälliger Weise war dieser Tag völlig abnorm, so zwar, daß der Hygrometer 98 Grade, also beynahe Regenluft zeigte. Das Barometer war an diesem Tage in einem fast ununterbrochenen Steigen begriffen. In Frankfurt und Friedberg bemerkte man, als die Sonne unterging, ein Antirepusculum (Gegenschein). In Frankfurt wurden ferner an dem Monde, zwischen 8 und 9 Uhr Abends, zwey schwache verticale Lichtkegel beobachtet. Ueberhaupt waren die Erscheinungen der Atmosphäre an diesem Tage sehr merkwürdig, und es ist zu erwarten, daß die Zusammenstellung aller Beobachtungen zu Edinburg interessante Resultate liefern werde. Der nächstkommende Tag, der für solche stündliche Beobachtungen festgesezt worden, ist der 17te Juli dieses Jahres.

Beylage: Literaturblatt Nr. 27.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 81.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 4. April 1827.

Unsere Miliz war ein lustig Volk; sie nahmen sich was heraus, standen mit ausgegrätschten Beinen da, hatten den Hut über'm Ohr, lebten und ließen leben.

Egmont.

Skizzen aus Amerika.

(Fortsetzung von N. 24.)

II. Die Miliz.

Jeder amerikanische Bürger ist von seinem ein-und-zwanzigsten bis zum fünf-und-vierzigsten Jahre zum Militzdienste verpflichtet. Blos Prediger, Aerzte, Schullehrer und öffentliche Staatsbeamte sind davon ausgenommen. Die Reichern in den Städten und auf dem Lande formiren sich in Volunteer-Kompagnien und equipiren sich auf ihre eigenen Kosten. Die weniger Vermöglichen in Rifle Companies (Scharfschützen); die Aermern, oder die keine Soldatenliebhaberey haben, werden in das Militzregiment des County eingetheilt. Erstere (die Volunteers) sind dem Aeußern nach wenig vom regulären Militär verschieden, und sehen nicht übel aus. Blaue Uniformen, Czakos mit Kokarden, Cordons, Epauletten aus Schaffellen, die Wolle auswärts gekehrt, blaue Pantalons mit Stiefeln machen mit den Waffen die ganze Ausrüstung der Volunteers aus, die durchgängig mit Ober- und Untergewehr versehen sind. Was die Gemeinen von Wolle oder Seide haben, Epauletten, Cordons ꝛc., ist bey den Offizieren von Silber, den Sergeant ausgenommen, der seine ungeheuern Epauletten von Flittergold hat.

Die Scharfschützen in kattunenen Jacken, mit weißen oder rothen Franzen besetzt, tragen eine Mütze von Pelzwerk, Pantalons und Schuhe; statt der Patrontasche eine Jagdtasche mit einem ungeheuern Pulverhorn und einem Dolche an der Seite. Die Offiziere haben feinere Kleidung, aber sonst keine Auszeichnung. Die gewöhnlichen Milizen erscheinen in ihrer täglichen Kleidung und mit ihren Büchsen, oft auch nur mit einem Stocke. Die Fahne wird auf Kosten des County angeschafft. Die Bänder dazu geben gewöhnlich die Damen. Sind Offiziere zu wählen, so wird die Zeit und der Ort — gewöhnlich eine Tavern (Wirthshaus) in der Zeitung angekündigt, und man versammelt sich in seiner gewöhnlichen Kleidung. Die Kapitäns und Subalternoffiziere werden von den Kompagnien, die Bataillonschefs von den Bataillons, der Kolonellieutenant und Kolonel vom Regimente, und der Brigadier von der Brigade gewählt. Sämmtliche Ober- und Staabsoffiziere werden vom Governor als Commander in chief of the militia (Oberbefehlshaber der Milizen) bestätigt. Bey der Wahl gilt die Stimme des Gemeinen gerade so viel als die Stimme des Majors, der vielleicht bey der nächsten Wahl wieder Gemeiner wird. Der Gewählte legt gewöhnlich seine Dankbarkeit für die ihm erwiesene Ehre durch eine Quantität Whisky oder Brandy an den Tag, die hinlänglich ist, um manchen der Wähler sein Pferd und seine Heimath verfehlen, und sein Nachtlager auf der Straße oder im Graben nehmen zu lassen. In Städten hat jeder Kapitän das Recht, seine Mannschaft so oft ausrücken zu lassen als er es für gut findet. Zu oft darf er dieß jedoch nicht thun, sonst wählt man ihn das nächste Jahr nicht mehr. Ein Paar Pfeifen und türkische Trommeln sind die Feldmusik. Brigadereyne wird

zweymal des Jahrs gehalten, und bey dieser haben alle zu erscheinen; wer nicht erscheint, hat Strafe zu bezahlen. Man sieht da Washington Guards (Garden), Volunteers, Riflemen und die gewöhnlichen Milizen. Die Staabsoffiziere mit dem Brigadier erscheinen zu Pferde mit rothen Schärpen und ungeheuern goldenen Epauletten, dreyeckigen oder runden Hüten, gerade wie es ihr Geschmack mit sich bringt. Ist die Brigade versammelt, so setzt sie sich in Bewegung, marschirt durch einige Straßen, und sodann auf einen freyen Platz vor der Stadt, wo sie ihre Geschicklichkeit oder vielmehr Ungeschicklichkeit in Märschen und Evolutionen an den Tag legt. Wenn auch eine oder die andere Kompagnie militärische Haltung hat — die übrigen thun immer das ihrige redlich, das Ganze in Verwirrung zu bringen, und wie sehr sich auch der Kolonel Mühe geben mag, der republikanische Sinn ist zu überwiegend, als daß sie nicht bey dieser Gelegenheit ihrer Freyheit den Lauf lassen sollten. Was ihnen jedoch an Taktik abgeht, ersetzen sie durch Schußfertigkeit, und unter 2000 Milizen im Innern dürfte man schwerlich 500 finden, die nicht auf 100 Schritte jedem Eichhorn den Kopf abschießen. Das Scheibenschießen ist da, wo es eingeführt ist, immer sehr interessant. Vor mehreren Jahren besuchte mich Mr. R., der früher in französischen Diensten stand, mit seiner Frau und wir fuhren zur Revue von Armstrong-County. Die Brigade bestand aus Armstrong- und Kitlaning Freywilligen, Scharfschützen und Milizen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Wort Shakespeares über die sogenannte Schicksals-Idee.

Den durch das Christenthum vollkommen gelösten und doch neuerdings wieder begonnenen Streit über das Schicksal und dessen Einführung in die moderne Tragödie, löset Shakespeare in seinem Richard III. mit zwey Zeilen:

Richard.

Des Schicksals Schluß ist einmal unvermeidlich.

Königin Elisabeth.

Ja, wenn vermiedne Tugend Schicksal macht.

Man bemerke, daß Richard, der Mörder, seinen Mord beschönigen und bemänteln will, und zu einem alten, aus dem Heidenthume entlehnten Gemeinplatze seine Zuflucht nimmt: „Des Schicksals Schluß ist einmal unvermeidlich.“ Die Königin antwortete aber im christlichen, d. h. im offenbaren Sinne der Vernunft und des Verstandes: „Ja, wenn vermiedne Tugend Schicksal macht,“ welches aus der hier nothwendigen Sprache der Rücksicht übersetzt, also heißt: Wenn böse unsittliche Thaten (menschliche Werke, die aus mißbrauchter Freyheit, aus Unfreyheit, aus Willkür hervorgehen) dem göttlichen Rathschlusse und seiner geheimnißvollen Weltleitung zugeschrieben werden. Will man die Worte der Königin amplifiziren, so sagt sie: Du Richard, der du die königlichen Prinzen gemordet hast, nennst ihren Tod einen göttlichen Rathschluß; aber du hattest die Freyheit, dich frey zu machen von deinen leidenschaftlichen Trieben; du konntest sittlich handeln, hast aber unsittlich gehandelt; und der Tod der Prinzen war nicht Gottes Rathschluß, sondern das Werk deiner selbst verschuldeten Unfreyheit. Nun hat deine Freveltat zwar Folgen; aber trotz dem vermag sie es nicht, den göttlichen Weltplan auch nur im mindesten zu verrücken; weit eher wird sie ihn befördern. Denn was durch deine That zur Erscheinung kommt (ihre Folge), kann, wie alle Erscheinung, entweder für dich (durch Reue und Besserung) oder doch gewiß für Andere (da, durch die geheimnißvolle Vorsehung die Tugendhaften und Weisen auf Erden nicht aussterben) geeigneter Stoff werden zu Selbstfreymachung, zu Sittlichkeit. Nicht das blinde Fatum hat hier geschaltet, sondern die folgerechte Gewalt der Dinge trat ein, die Nemesis, zu deren unbewußtem, unfreyem Werkzeuge du dich gemacht hast. Ihre Strenge kann den gestraften und gewarnten Personen, deinen Nachfolgern auf dem Throne und allen, die deine That zu Herzen nehmen, die ihre Folgen verbessern und zum Rechten und Guten wenden, heilbringend, ersprießlich werden. Selbst der Tod der beyden Prinzen ist, von diesem höhern Standpunkte angeschaut, nichts als eine Begebenheit (Erscheinung), also Stoff für mögliche Freyheitsprodukte (Sittlichkeit, und für die Gemordeten gewiß unendlich gut, so weit nämlich ein Urtheil gestattet ist über die streng von uns getrennte Sphäre des Jenseits. Denn das Geheimniß des Sterbens und des Gebornwerdens ist Gottes Geheimniß; eben so wie daß dem Einen dieser, dem Andern jener Stoff zur Freyheit (zur Sittlichkeit) gegeben ist. Dieser bestimmte und gegebene Stoff, dann die göttliche Weltleitung (daß nämlich die Weisen und tugendhaften nie aussterben auf Erden) und endlich die Nemesis (die göttlich gerechte Gewalt der Dinge in ihren unvermeidlichen Folgen), dieses ist die Trias der christlichen Schicksals-Idee, im Gegensatz des blindschaltenden heidnischen Fatums. Neben dem Letztern ist keine Freyheit denkbar, die Erstere ohne Freyheit gar nicht zu denken. In wie vielen modernen Tragödien aber, und in solchen, die auf ächte Religion und philosophische Grund-Ideen Anspruch machen, sagt uns der Dichter auf jeder Seite und mit allem Ernst der Ueberzeugung:

Des Schicksals Schluß ist einmal unvermeidlich.

Shakespeare ruft allen diesen Dichtern zu:

Ja, wenn vermiedne Tugend Schicksal macht!

Wenn die unvermeidliche Folge der Dinge eintritt, der Dinge, die nicht Gottes sittliche Werke, sondern Erscheinungen menschlicher Unsittlichkeit sind.

Ludwig Robert.

Oeffnung einer Mumie.

Der Italiener Passalacqua, der in Paris eine große Gallerie egyptischer, von ihm selbst gesammelter Alterthümer aufgestellt hat, ließ vor Kurzem die Oeffnung einer vollkommen erhaltenen Mumie vornehmen. Einige Bemerkungen von Geoffroi-Saint-Hilaire über diesen wichtigen Gegenstand sind folgende: Die Mumie war ganz außerordentlich gut erhalten; es war der Körper einer Frau von 19 bis 25 Jahren; mehrere innere Theile, namentlich das Zwerchfell, waren noch weich und biegsam; das Hirn hatte man durch eine im Gaumen angebrachte Oeffnung herausgenommen und eine bedeutende Menge Leinwand an seine Stelle gesezt; die Haare hatten ihre blonde Farbe beybehalten, die Stelle der Augen vertraten Augen von Email. Ein auf Papyrus geschriebenes Manuscript war um den Kopf, ein ähnliches um die Brust gewunden. Der Orientalist Champollion d. j. sagt, diese Frau, deren Körper sich seit vielleicht 3000 Jahren erhalten hat, sey die Tochter des Aufsehers des kleinen Isistempels in Theben gewesen.

Neugriechische Volkslieder.

2.

In einem schönen Garten, den schmückten Blumen bunt',
Da ging ich eines Morgens, daß ich mir Trost gewönn',
Daß ich von meinem Geiste die trüben Sorgen bannt';
Denn eine Jungfrau lieb' ich und sie erhört mich nicht!
Wie ich nun in dem Garten oft hin und wieder geh',
Betracht' ich mir die Blumen, die schön vor andern sind;
Und in den grünen Zweigen, auf 'nem Citronenbaum,
Erblickt ich einen Vogel, der hold und lieblich sang.
Doch der Gesang des Vogels zu mir zu sprechen schien:
Seht Jünglinge und Mädchen, wie ihr vergänglich seyd!
Freut euch d'rum jeder Stunde, die euch geworden ist;
Denn jede eilt vorüber und kehret nie zurück!

Th. K.

Anm. Daß die Griechen auch die Schwermuth der Liebe kennen, beurkundet dieß Gedicht, das in Griechenland, und unter den Griechen, außerhalb ihres Vaterlandes, sehr bekannt zu seyn scheint; wenigstens habe ich es von mehrern Griechen in der Originalsprache, neben andern bekannten patriotischen Gesängen, singen hören. — Neben jener Schwermuth spricht sich doch auch ein heiterer, frecher Lebensmuth, der den Griechen so eigen ist, darin aus.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

In unserm München offenbart sich seit Anfang dieses Jahres ein reges, großstädtisches Treiben. Nord und Süd vereinigten sich unserer Stadt Glanz und Leben zu spenden. Während ersterer uns eine andauernde Kälte zuführte, welche das hier seit Jahren ungewohnte Vergnügen pompöser Schlittenfahrten begünstigte, sandte lezterer den Jokus in bunter Fastnachtsjacke über die Alpen herüber, der muthwilliger und neckender als je sein Wesen trieb. Mummereyen bey Tag und bey Nacht, Maskenbälle zu 3000 Personen, Museums-, Harmonie-, Frohsinn- und unzählige Privatbälle, Gastmäler, thés dansans etc. wechselten unaufhörlich. Junge und Betagte ergriff der Taumel des Vergnügens, und selbst die Ernsten und Weisen erfaßte die Ironie des Lebens. Wer bey den häufigen Klagen über die Unbilden der Zeit die Säle der Freude dieses Jahr weniger als sonst besucht wähnte, war im Irrthum, und kannte nicht den leichten Sinn der Menge, und den mächtigen Reiz des Augenblicks. Wohl aber mag sich manches junge Blut den Keim zur Schwindsucht geholt, mancher Hausvater mag invita crumena namhafte Auslagen bestritten haben, und den Tagen der Freude mögen in mancher Familie Wochen der Entbehrung folgen. Eine zergliedernde Schilderung unsers Karnevals würde den Raum dieser Blätter überschreiten, aber als wirklich merkwürdig muß ich des großen Maskenballfestes am 15ten Februar erwähnen, das von 36 Personen aus dem ersten hiesigen Adel veranstaltet worden, und welches der allerhöchste Hof mit seiner Gegenwart beehrte. Der Saal des Museums war in ein großes, weiß und blau drapirtes Zelt verwandelt, welches mit den an den Eintrittspfeilern aufgestellten Blumen einen eben so schönen als angenehmen Anblick darbot. Nach der Ankunft des Königs begann das Fest. Zuerst traten die in Walter Scotts Ivanhoe vorkommenden sämmtlichen Personen in feyerlichem Zuge ein, voran trug man ihre Standarten. Die Schönheit und der Reichthum, so wie die strenge Zeitbeobachtung in diesem herrlichen Kostüm, zu dessen Darstellung mehrere der Allerhöchsten und höchsten Personen mitgewirkt hatten, entzückte allgemein, und Züge voll hoher Liebenswürdigkeit, Anmuth und Güte, die wir zu bewundern gewohnt sind, schienen unter der romantischen Tracht mit vermehrtem Reize zu strahlen. Hierauf begann der Zug der Quadrillen, den eine italienische Bauernhochzeit im Karneval, mit ihrer eigenen Musik und dem Kostüm aus der Gegend von Albano eröffnete; die Quadrillen, die nunmehr auftraten, bestanden aus Ungarn in reicher Magyarentracht, aus Polen, Albanesern und Griechen, ganz vorzüglich reich, und mit strenger Beobachtung des Kostüms ausgeführt. Sie führten ihre volksthümlichen, den angenommenen Charakteren angemessenen Tänze mit einer Pünktlichkeit und Anmuth aus, die Bewunderung erregten, und den Zuschauer mit einem Zauberschlage in die Gegenden versezten, aus welchen ihm die Bewohner und schönen Bewohnerinnen lebendig vor die Augen traten. Nach Beendigung der Quadrillen ward der Tanz allgemein, und endete erst um 7 Uhr Morgens. — Der Hofbantier von Eichthal gab in seinem Hause ein großes Maskenballfest, wo bey Glanz und Ueberfluß anständiger und ungezwungener Ton herrschte. Es erschienen hier drey Quadrillen bayerischer Hochländer, süditalienischer Landleute und Griechen von Suli, nach der Zeichnung eines berühmten hiesigen Künstlers, zierlich und geschmackvoll gekleidet. Man kann sich denken wie unsere Kleiderkünstler und Künstlerinnen in diesen Tagen beschäftigt waren. — Des eleganten Künstlerballes, der zahlreichen Schlittenfahrten der hiesigen Hochschüler, der Masken-

züge der Schützengilden des Mäzgersprunges, der auch dieses Jahr unter dem Zulauf von Tausenden stattfand, will ich nur vorübergehend gedenken; genug, Sie sehen, daß wir das horazische: nunc pede libero zu befolgen wissen. — Das ernste Omega im Alphabet der menschlichen Lebensfreuden ist der Tod; so mag es Sie nicht befremden, wenn ich nach Aufzählung dieser Ergötzlichkeiten des herben Schlages erwähne, den, wie bereits bekannt, unser Theater erlitten hat. Mad. Wespermann ward uns am 6ten dieses Monats entrissen. Was sie als Sängerin war, weiß Deutschland, an dessen Kunsthimmel sie seit zehn Jahren als Stern erster Größe gestanzt hat, aber eine kurze Lebensskizze der Dahingegangenen dürfte ihren zahlreichen Verehrern im Auslande nicht unwillkommen seyn, hier ist sie: Clara Mezger, die Tochter dürftiger aber rechtschaffener Eltern, ward in der hiesigen Vorstadt Au am 15ten April 1799 geboren, und als Kind zum fleißigen Schulbesuch angehalten; ihr älterer Bruder Jakob, jetzt Mitglied der königlichen Hofkapelle, hatte sich schon frühzeitig der Musik gewidmet, und entdeckte an seiner Schwester eine besondere Vorliebe zum Gesange. Es lebte damals in der Vorstadt Au ein wackerer Schulfreund, Kaplan Merkel, dessen liebste Beschäftigung es war, Kinder im Gesang zu unterrichten; ihm ward auch Klärchen zum Unterricht übergeben; „wenn sie es nur so weit brächte, meynten die Eltern, daß sie mit Singen auf dem Chor etwas Weniges verdienen könnte.“ Die Kleine machte ungemeine Fortschritte, und erlangte in ihrem Kreise eine Art von Celebrität; sie ward in verschiedene Privathäuser gebolt, wenn Namens- und Geburtsfeste gefeyert wurden, und brachte den Eltern immer redlich den kleinen Verdienst nach Hause. Dabey wäre es wahrscheinlich geblieben, hätte nicht der Zufall, dieser mächtige Retter so manches verborgenen Talentes, sich auch ihrer erbarmt. Die Regie des Hoftheaters war eines Tages zur Darstellung eines Singspiels einiger Kleinen benöthigt, die als Tyrolerknaben des Jodelns kundig seyn sollten. Unsere Clara ward dazu verwendet und — ihr Glück war gemacht. Der selige Winter erkannte alsobald den reichen Schatz dieses Talentes, das, einst ausgebildet, auch ihm Ruhm und Ehre bringen sollte, und übernahm es, ihr Unterricht zu geben. Bald darauf, gerührt von ihrer Lage, und überrascht von ihren glänzenden Fortschritten, nahm sie der Meister in sein Haus, und erzog sie als seine Tochter. Sie betrat im Jahre 1817 als Semiramis in der Oper la figlia dell' aria zum ersten Male die Bühne, und erntete ungeträumten Beyfall. Bald darauf ging sie mit dem Meister nach Italien, wo sie sich vollends ausbildete, und auf den dortigen Bühnen, selbst in der Scala, ehrende Anerkennung fand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genf, 16. März.

Lange ist unser kleines Genf nicht so aufgeregt worden, als im Januar durch das Projekt des neuen Preßgesetzes. Es war wirklich interessant, wie Alles darüber herfiel, und sich mit mehr oder weniger Klarheit, mit mehr und weniger politischer Umsicht, aber immer mit Unwillen aussprach. Selbst so verehrte Männer wie den alten, edeln Dümont, nahm man dabey hart mit, weil er großen Antheil an dem Projekt hat. Das wurde nun alles noch ärger, als von der Pariser Rednerbühne Benjamin Constants Aeußerung erschallte, Frankreich habe Genf zur Abfassung eines strengen Preßgesetzes veranlaßt. Aber das Preßgesetz wurde weder von Westen noch von Osten veranlaßt. Der beste Beweis dafür ist, daß man in dem benachbarten, mehr an Frankreich hängenden Lausanne, und in dem östlichen Aarau und Zürich gar nicht an solche moralische Presse denkt. Ginge übrigens das Preßgesetz in Frankreich durch, so würde Genf, wie Brüssel, sehr dabey gewinnen, denn viele französische Werke würden dann wahrscheinlich hier gedruckt werden. Aber bey aller Gewinn- und Geldlust wünscht doch wohl kein biederer Genfer, daß der Peyronnetsche Vorschlag in's Leben trete.

Unsere zwey Zeitschriften dauern noch munter fort, und sind gute Freunde, seit Dürand — ein Franzose — von der Redaktion der Einen abgetreten ist, und sie nun ein Genfer führt. Das Journal de Genève beschränkt sich streng auf Genf, der Courrier du Leman aber — dem jetzt Dr. Carl Pictet vorsteht — hat einen weitern Gesichtskreis, und fällt manchmal sogar in die Poesie. Ueberdieß enthält das Blatt viel über die griechischen Angelegenheiten.

Auch diesen Winter hatten hier interessante Vorlesungen statt. Prof. Decandolle las über Botanik mit seltenem Geist. In Allem, was dieser treffliche Gelehrte über die Pflanzen, deren Anatomie, Physiologie u. s. w. sagt, so wie in seiner Darstellung des Einzelnen, herrscht eine große Klarheit und große philosophische Tiefe.

Professor Rossi wollte die Geschichte der Befreyung der Niederlande lesen, gab aber dafür ein historisches Mosaik voll Farben, aber ohne Zeichnung, bey dem Schüler geschichtliche Werke sichtlich benuzt worden sind. Man fand es aber hier ganz in der Ordnung, daß Rossi sich nicht an seinen Gegenstand hielt, sondern oft von ihm ausschweifte. So sprach er lange von Maria Stuarts Leben, Gefangenschaft und Tod, von Wallenstein, von der Schlacht bey Lützen, von der Schweiz ꝛc., weil es dabey Gelegenheit gab Rührungen, breite, dahinfließende Phrasen für die Damen, schweizerische Tiraden und dergl. einzumischen, was hier manchem Geschmack zusagt. Solch eine historische Olla potrida hätte Rossi nicht in Paris, am wenigsten bey uns in Deutschland wagen dürfen, wo man doch Gottlob einen ernstern, würdigern Sinn für die Geschichte hat.

Anders behandelt waren Pilo's Vorlesungen über griechische Geschichte, von der Eroberung Konstantinopels durch die Türken, bis auf den heutigen Tag. Alles was vorigen Sommer seine Vorlesungen über neugriechische Literatur auszeichnete, erhob auch diese. Die ganze Vorlesung war wie eine lange herrliche Tragödie. Diese Vorlesungen hatten viele Vorzüge: reiche Sachkenntniß, Unparteilichkeit, Strenge gegen seine Landsleute, genaue Bekanntschaft mit dem Lande und seinen Verhältnissen. Es gehörte aber Pilos Geburt — er stammt aus einer der ersten Fanarioten-Familien zu Konstantinopel — und seine frühere politische Stellung bey der Pforte, und bey dem Hospodar Suzo dazu, um die diplomatische Geschichte der Pforte mit den Nachbarmächten so genau zu kennen. Von besonderem Interesse war, wie er das Keimen der Hetärie entwickelte, ihren Fortgang, so wie die großen Fehler Alexander Ypsilantis und seiner Umgebungen beym Ausbruch der Insurrektion zeigte. Mit gleicher Offenheit und Sachkenntniß sprach er von den spätern großen Mißgriffen und Spaltungen, von dem Wesen der Klephten oder Kapitäni, von den Fehlern in der Regierungsform u. s. w. Er gab eine sehr anziehende Charakteristik Ali-Paschas, seiner Umgebungen, seiner Regierungsgrundsätze und seiner politischen Schritte, wobey mir die große Aehnlichkeit zwischen Ali und Wallenstein auffiel, der fast auf gleiche Weise von seinen Generalen verrathen wurde.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 82.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 5. April 1827.

So, wann ein kühnes Volk auf schwachen Schiffen
Dem ungewissen Meere sich vertraut,
In fremder Zon' umringt von Felsenriffen
Vom Sturm umbeult dem Tod entgegenschaut,
Und nun sein Blick das ferne Land ergriffen,
Erschallt sein Gruß mit lautem Jubellaut,
Ein jeder zeigt's dem andern, und vergessen
Sind Müh' und Noth des Wegs, den sie durchmessen.

Tasso.

Die Hütte am Senegal,

von Fanny Tarnow.

(Fortsetzung.)

Bey den ersehnten Hügeln angekommen, warfen sie sich unter einer Gummi-Mimose nieder, aber fast alle fühlten sich dem Ersticken nahe. Vorzüglich fand sich Charlotte übel, es war ihr alles schwarz vor den Augen, sie vermochte nicht mehr zu sehen und glaubte sich dem Tode nahe, als ihr einer der Matrosen seinen Schuh reichte, in welchem er ein Bischen morastiges Wasser aufbewahrt hatte. Sie trank gierig daraus, als einer ihrer Gefährten, gleichfalls von Durst gequält, ihr den Schuh wegriß, um sich des darin befindlichen Wassers zu bemächtigen; allein die Neige desselben war so widerlich, daß er es nicht zu verschlucken vermochte, sondern weggoß. Hauptmann Beanöre bot Charlotten einige von ihm sorgsam aufgebodene Zwiebackskrumen an, die sie aber ihrem jüngsten Bruder in den Mund steckte, der dem Tode nahe zu seyn schien.

Als man sich anschickte, diesen traurigen Platz wieder zu verlassen, erblickte man Herrn Carnet, der mit einigen Mauren herbeyeilte, und ihnen Wasser, Reiß und getrocknete Fische brachte. Jedermann trank, aber die Wenigsten besaßen noch Kraft genug um essen zu können, so vortrefflich auch der Reiß war; man sehnte sich nur nach dem Ufer des Meeres zurück, um sich durch ein Bad erfrischen zu können, und erreichte es endlich nach einer stundenlangen qualvollen Wanderung wieder. Hier sah man die Esel alle bis an den Hals im Wasser stehen und folgte ihrem Beyspiel. Nachdem man eine halbe Stunde lang gebadet hatte, ruhte man am Ufer, und als sich gegen drey Uhr ein leiser Nord-Ostwind erhob, machte man sich wieder auf den Weg. Der großmüthige Engländer eilte von Neuem voraus, um Lebensmittel anzuschaffen. Gegen vier Uhr überzog sich der Himmel mit Wolken — der Donner rollte von fern, doch zum Glück kam das Gewitter nicht herauf und man erreichte ungefährdet gegen sieben Uhr den Platz, wo Herr Carnet die Karavane mit einem Ochsen erwartete, den er für sie gekauft hatte. Man wandte sich jezt landeinwärts, um für die Nacht eine Lagerstätte zu suchen und fand diese am Eingang eines kleinen Gehölzes, in dessen Nähe einige Brunnen süßen Wassers waren. Hier wurde nun der Ochse geschlachtet und zerstückelt, und Jeder ging an die Zubereitung seines Abendbrods. Charlotte fühlte sich von einem heftigen Fieber ergriffen und unfähig, etwas zu essen. Sie schlief ein; als sie mitten in der Nacht erwachte, fand sie ihre Portion Rindfleisch neben sich in den Schuhen, die ihr ein alter Matrose geliehen, da sie auf ihren blutenden, von Stacheln und Kieseln zerrissenen Füßen nicht mehr baarfuß zu gehen vermochte. Das Fleisch war ziemlich verbrannt und hatte auch den Geruch des Tellers, auf dem es lag, angenommen, allein sie aß doch davon und gab das übrige dem Matrosen, der ihr seine Schuhe geliehen hatte, und ihr auch jezt, da er sah, daß sie krank war, ein wenig Fleisch-

brühe anbot, die er so geschickt gewesen war, für sich in einer kleinen blechernen Büchse zu bereiten. Sie bat ihn um einen Schluck Wasser, er holte ihr diesen in seinem sehr schmutzigen Hut, und ihr Durst war so groß, daß sie ohne allen Ekel aus diesem Gefäße trank.

Bald nachher wurden alle wach und man machte sich bey guter Zeit auf den Weg, da die Hoffnung, noch vor Abend am Senegal anzukommen, Jeden belebte. Gegen neun Uhr begegneten sie noch am Meeresufer mehreren Heerden, deren Hirten, einige junge Mauren, ihnen Milch verkauften, und einer von diesen schlug Herrn Picard vor, ihm für ein Taschenmesser, das er bey ihm gesehen hatte, seinen Esel bis zum Senegal leihen zu wollen, von dem die Karavane nur noch zwey starke Stunden Weges entfernt war. Dieser Vorschlag wurde freudig angenommen, und der junge Hirte verließ seine Kameraden, um die Karavane zu begleiten. Ein anderer Vorfall hätte unangenehme Folgen nach sich ziehen können, endete aber spaßhaft. Einer der Mauren fand Gelegenheit, dem Schmidt von der Medusa, als dieser eingeschlafen war, seinen Säbel zu stehlen; doch der Franzose erwachte darüber, und begann unter schrecklichen Flüchen dem Dieb nachzusetzen, der mit seinem Raube die Flucht ergriffen hatte. Als er sich von dem wüthenden Europäer verfolgt sah, kehrte er wieder um und gab, vor ihm niederkniend, dem Schmidt seinen Säbel zurück, der von diesem Beweis des Vertrauens und der Reue gerührt, ihm diesen nun freywillig schenkte. Mehrere von der Karavane waren etwas zurückgeblieben, um den Ausgang dieses Auftritts mit anzusehen — plötzlich sahen sie ihre Gefährten in der Ferne unter lauten Freudensbezeigungen vom Ufer landeinwärts eilen; mehrere derselben eilten den Zurückgebliebenen entgegen, und verkündigten ihnen, daß sie von einer kleinen Anhöhe herab den Senegal erblickt hätten; diese flogen nun, so schnell sie vermochten, diesem ersehnten Anblicke zu, und o, mit welchem Entzücken ruhte ihr Auge auf der Landschaft, die sich ihren Blicken eröffnete! die immergrünen Bäume, die das Ufer dieses schönen Flusses beschatten, reichten hin, der Gegend für unsere Wanderer den Zauber paradiesischer Schönheit zu verleihen. Nach dem öden Sandmeer, das sie durchwandert hatten, erquickte sie das Grün dieser grasreichen Flur unaussprechlich. Und mit welcher Wonne labten sich alle, als sie nun das Ufer des Flusses erreicht hatten, an seiner süßen Wasserfluth! Man lagerte sich im Schatten eines Gebüsches, während der wohlthätige Engländer, von zwey französischen Offizieren begleitet, voraus eilte, um die Ankunft der Karavane zu melden und Fahrzeuge zu ihrer Ueberfahrt zu fordern.

Gegen zwey Uhr des Nachmittags sah man ein kleines Boot, das sich ihnen näherte. Als es landete, sprangen zwey Europäer aus demselben und fragten nach Herrn Picard, zu dem sie von den im Senegal wohnenden Herrn Artigue und Laboure gesandt waren, um ihm und seiner Familie Beystand anzubieten; einer von ihnen setzte hinzu, daß man nicht auf die Fahrzeuge habe warten wollen, die man auf der Insel St. Louis zur Abholung der Karavane ausrüste, weil man sich denken könne, wie sehr Picard's Familie des schnellsten Beystandes bedürftig seyn müsse. Picard wollte ihnen danken, doch ohne ihm hiezu Zeit zu lassen, eilten sie nach dem Boote zurück, um die Lebensmittel herbeyzuholen, die Picard's Freunde diesem sandten. Sie brachten einen großen Korb, in dem frisches Brod, Käse, eine Flasche Maderawein und filtrirtes Wasser war, und außerdem hatten sie auch noch Kleider für seine Frau und Töchter und einen vollständigen Anzug für ihn selbst bey sich. Sie theilten diese Erquickungen mit Allen, die ihnen während ihres Unglücks Theilnahme bewiesen hatten, und man kann leicht denken, daß der brave Kapitän Bégnère nicht den kleinsten Theil bekam, da Picard sich glücklich fühlte, ihm diesen ersten schwachen Beweis seiner Dankbarkeit geben zu können.

Um vier Uhr kamen die vom Gouvernement gesandten Kähne und brachten so viel Zwieback und Wein mit, daß alle erquickt und gestärkt werden konnten. Das Boot, in dem sich die Familie Picard einschiffte, wurde von dem Hafenkapitän Artigue geführt, demselben, der ihnen schon einige Stunden vorher Lebensmittel gesandt hatte. Er und Picard umarmten sich als zwey alte Freunde, die sich seit acht Jahren nicht gesehen hatten und es dem Schicksal innig Dank wußten, daß es ihnen vergönnte, sich noch in diesem Leben wiederzusehen. Als sie ungefähr eine Stunde weit den Fluß hinabgefahren waren, erblickten sie die Stadt Louis, die sich in der Ferne gut ausnimmt; doch wenn man ihr näher kommt, schwindet diese Täuschung, und man sieht sie, wie sie ist, d. h. schmutzig, schlecht gebaut, armselig und voll von Hütten, die der Rauch geschwärzt hat. Um sechs Uhr landete man in dem Hafen. Fast alle Bewohner der Kolonie, mit Ausnahme der Herrn Schmalz und Lachaumareys, waren am Ufer, die Landenden zu bewillkommen. Herr Artigue stieg zuerst an's Land, um den englischen Gouverneur von ihrer Ankunft zu benachrichtigen, allein er begegnete ihm schon zu Pferde, um ihnen von Herrn Carnet und mehreren vornehmen Offizieren begleitet, entgegen zu reiten. Vorzüglich zogen Picard's Töchter und seine Nichte aller Blicke auf sich, wie sie, ihre kleinern Geschwister auf dem Arm, an's Land stiegen, so wie ihre Mutter, die ihren Säugling trug. Jedes Auge füllte sich mit Thränen bey dem Gedanken, was sie gelitten haben mußten. Der Gouverneur empfing sie mit sichtlicher Rührung und Theilnahme; die Einwohner, sowohl die Eingebornen als die Europäer, drängten sich um sie, und selbst die Negersklaven bezeigten ihr Mitleid und beklagten ihr trauriges Schicksal.

Der Gouverneur ließ die Kranken nach dem Hospital bringen und die andern wurden von den Einwohnern in ihren Häusern aufgenommen. Herr Artigue lud die ganze Familie Picard zu sich ein, wo sie von seiner Frau, seinen zwey Töchtern und einer jungen englischen Dame, die bey ihnen zum Besuch war, mit großer Herzlichkeit empfangen wurden.

(Die Fortsetzung folgt).

Skizzen aus Amerika.

(Fortsetzung.)

Für die Franzosen waren die militärischen Evolutionen ein Gräuel. Jeder marschirte, stolperte, wie es ihm beliebte, sprach, wann und wo es ihm gefiel, nahm eine Cigarre, oder auch während der Ausführung einer Evolution die Branntweinflasche, ohne daß die Offiziere es auch nur der Beachtung werth gefunden hätten. Eine halbstündige Ruhe gab uns Gelegenheit, mit dem Brigadier und dem Obersten (beyde Farmers) zu sprechen. Der Franzose konnte es nicht über's Herz bringen, sich über die ungeheure Insubordination in ärgerlichem Tone Luft zu machen. Well, well, versetzte ihm der Brigadier; wir würden euch Franzosen doch schlagen, und ich will euch zeigen, wie. Auf sein Kommando rückten nun die Scharfschützen vor, und schossen in zwey aufgerichtete Scheiben. Nach fünf-und-zwanzig Schüssen meynte der anfangs ungläubig den Kopf schüttelnde Franzose doch, daß auch so unordentliche Milizen sich in dem waldigen Pennsylvanien wohl vertheidigen könnten.

Kapitän N., ein junger Lawyer, wollte bey dieser Gelegenheit seiner ebenfalls gegenwärtigen Frau wahrscheinlich von seiner Autorität recht augenscheinliche Proben geben und ließ seiner Kompagnie, die sich eben auf sein Kommandowort March in Bewegung setzte, ein Dutzend Bouteillen Porter wegnehmen, mit dem sie sich noch auf den Marsch stärken wollten. Damn! hörten wir seine Leute ausrufen, der soll uns das nächste Jahr unsern Porter gewiß nicht wieder nehmen. Und richtig wurde auch Kapitän N. das nächste Jahr Gemeiner N., und so gut merkte man sich seine Popularität, daß er bey der Wahl für die Staatsassemblo, für die er sich als Kandidat meldete, gleichfalls durchfiel.

Uebrigens wäre zu wünschen, daß zu den höhern Offiziersstellen der Miliz Männer genommen würden, die mit den übrigen Eigenschaften auch einige militärische Kenntnisse verbänden. In ihrem gegenwärtigen Zustand leisten die Million und neunmal hunderttausend Milizen nicht das, was sie ihrer Bestimmung nach sollen, wie der Krieg von 1812 und die mannigfaltigen Beulen, die Bruder Jonathan bis zur Schlacht von New-Orleans davon trug, hinlänglich bewiesen. Es läßt sich aber von unserer Zeit mit vollem Recht erwarten, daß man den Kern der männlichen Bevölkerung der Union nicht länger einen Gegenstand des Spottes seyn lassen werde.

Wenn übrigens der Pöbel von Philadelphia seinen Witz und seine gute Laune dadurch zu zeigen glaubte, daß er den Stallknecht Pluck zum Regiments-Obersten wählte, und den Governor Schulze zwang, diese militärische Würde mit einem solchen Namen zu besudeln, so finden wir dieses ganz natürlich. Daß aber auch die bessere Klasse die gepuderte Perücke und den Karrikaturaufzug des Obersten und die Wälschkornstöcke und Besenstiele des Regiments so spaßhaft findet, gibt von dem Geschmacke dieser guten Leute ein zu ärmliches Bild, als daß es noch eines weitern Kommentars bedürfte. Daß das Milizsystem einer Reform bedürfe, weiß Jedermann, aber die Herabwürdigung des Obersteurauges ist nicht das Mittel dazu, und Menschen, die so handeln, zeigen deutlich, daß sie das Wahlrecht auszuüben nicht würdig sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

(Fortsetzung.)

Nach ihrer Rückkunft in's Vaterland erhielt sie als Hofkapell- und Theatersängerin eine, ihrem künstlerischen Verdienste angemessene und würdige Anstellung. Sie verehlichte sich im Jahre 1820 mit dem hiesigen Hofschauspieler und Regisseur Wilhelm Vespermann, der sowohl auf ihre Erscheinung auf der Bühne, hinsichtlich des Spiels und der Haltung, als auch in Rücksicht auf Verständniß der darzustellenden Charaktere und Vortrag des Rezitatifs einen überaus günstigen Einfluß übte. Wer die Verewigte als Eglantine, als Desdemona, als Agathe ꝛc. (in welcher Rolle sie Weber selbst einzig und unerreichbar nannte) gesehen, wird gestehen, daß es schwer ist, sie je ganz zu ersetzen. Diese kräftige, reine, metallreiche Stimme, im Umfange von fast drey Octaven, C, H und A, in der Tiefe eben so klingend als in der Mitte und in der Höhe, diese unendliche Kehlenfertigkeit bey so großem Portament (in canto forme), diese Leichtigkeit im Vortrag der Passagen, ohne die geringste Anstrengung, dieß liebliche mezza voce finden sich vereint nicht so bald wieder. — So war sie die Zierde und der Stolz unserer Bühne, die das Ausland um diese Perle beneidet hatte, als sie im jugendlichen Alter von 27 Jahren, in der üppigsten Fülle ihrer Kraft, in der reichsten Blüthe ihrer Kunst — abtreten mußte. Nach einer kurzen, scheinbar unbedeutenden Krankheit machte eine Blutergießung im Kopfe ihrem Leben ein Ende. Ihr Leichenbegängniß war so feyerlich, wie man nur wenige gesehen. Eine unzählbare Menschenmenge aus allen Ständen hatte sich auf dem Kirchhofe versammelt, und umgab in wogenden Massen den Leichenzug. Den Sarg, mit dem Lorbeerkranze ge-

schmückt, begleiteten, das Bahrtuch tragend, acht königliche Hofsänger in Uniform, neben ihnen sechs Frauen des Personals in tiefer Trauer; zu beyden Seiten die Fackelträger, ebenfalls aus Mitgliedern des Theaters bestehend. Dem Sarge folgten die Leidtragenden, der Vater und Bruder der Verstorbenen, der Hoftheater- und Musikintendant, sodann die Vorsteher der verschiedenen Kunstzweige, und die vorzüglichern Mitglieder der Bühne. An diese schloß sich das gesammte Frauenpersonal der Anstalt in tiefer Trauerkleidung, die königl. Hofmusik und das übrige Personal des Theaters an. Der Magistrat der Vorstadt Au wollte ihr auch die letzte Ehre erzeigen, und der Bürgermeister und die Magistratsräthe folgten unmittelbar dem Vorstande der königlichen Bühne. Am Grabe wurde von dem königlichen Hofmusikpersonal ein feyerliches Grablied gesungen. Viele der Tausende, welche oft von den Tönen dieser großen Sängerin entzückt und erhoben waren, wurden mit Rührung und Trauer erfüllt. Zu einem Nationaldenkmale, das ihr errichtet werden soll, sind bereits namhafte Beyträge subscribirt; ihr treffend ähnliches Bildniß, von dem talentvollen Künstler, Herrn Hanfstengel, auf Stein gezeichnet, wird auch ihren Verehrern im Auslande willkommen seyn. — Wenn unsere Oper durch diesen Todesfall einen empfindlichen, fast unersetzlichen Verlust erlitten hat, so drohte der Kunstanstalt ein anderer, nicht minder herber Schlag, den jedoch ein gütiges Geschick von ihr gewendet hat; der Gatte der Verstorbenen, unser allgeliebter Bespermann, der Proteus unserer Bühne, liegt seit drey Monaten bedenklich krank darnieder, ist aber jetzt wieder auf dem Wege der Besserung. Daß die Intendanz unter diesen Umständen sich in einer mißlichen Lage befindet, und in ihrem Wirken bedeutend gehemmt ist, ist leicht erklärlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genf, 16. März.

(Beschluß.)

Rizo's Vorlesungen bringen mich auf die große Zahl junger Griechen, welche jetzt hier leben, und sich durch gutes, stilles, sittliches Benehmen, so wie durch besondern Fleiß auszeichnen. Der Graf Capodistrias hat sie unter seine besondere väterliche Sorge genommen, und sie beten dafür den trefflichen Mann an. Es ist rührend und anziehend, sie bey ihm zu sehen, auf der einen Seite so viel milde, freundliche Würde im weißen Haar, und auf der andern die verehrende Liebe der jungen Leute. Auch mehrere griechische Knaben und Kinder sind hier. Bisweilen werden sie in ihrer Nationalkleidung in Rizo's Vorlesungen geführt, was einen besondern Reiz hat, und der Sache noch lebhafteres Kolorit gibt.

Unser neudotorirtes, nun sehr heiteres, mit Gas erleuchtetes Theater wurde auch diesen Winter häufig besucht, weil die französische Schauspielertruppe recht gut war. Unter den willkommenen Gästen hatten wir den Flötenbläser Böhm aus München, der uns durch sein treffliches Spiel einen hier seltenen Genuß verschafft hat; ferner einen prächtigen großen ceilonischen Elephanten, der noch die Spuren auf dem Rücken hat, daß er einst einen Kriegsthurm getragen.

Sie haben in den Zeitungen das Unglück gelesen, das am 4ten März in Lyon mit dem neuen Dampfboot geschehen. Jeder Verständige, welcher die Maschine mit hohem Druck von 100 Pferdekraft vorher gesehen, weissagte ihr Unheil, darum waren auch nur wenige Menschen auf dem Boot, als der Kessel sprang. Einige Minuten später wären wenigstens mehrere angesehene Magistratspersonen, welche erwartet wurden, mit in die Luft geflogen. Es ist durch die geführte Untersuchung klar hergestellt, daß die Unbedachtsamkeit des Mechanikers und Heizers, neben der schlechten Beschaffenheit des in Charenton gefertigten Kessels an der Explosion schuld war. Die Räder drehten sich nämlich nicht oft genug in einer Minute, um schleunig von einer seichten Stelle wegzukommen. Da schloß man das Ventil (Soupape) um die Dampfkraft zu verstärken, und nach wenigen Augenblicken erfolgte die schreckliche Explosion — die erste auf dem Continent. Eine Dame sah in ziemlicher Entfernung zum Fenster hinaus, als ihr ein Stück Holz den Kopf wegriß. Viele ähnliche Fälle sind vorgefallen, aber auch wunderbare Rettungen. Ein verständiger Mann, der das Ventil schließen sah, stürzte schnell vom Schiff weg, und barg sich nahe am Ufer unter eine steinerne Bank. In demselben Augenblick geschah auch die Explosion, er aber, wiewohl nur wenige Schritte davon entfernt, litt nicht den geringsten Schaden. Dieser Schreckensfall hat jedoch keinen nachtheiligen Einfluß auf die Dampfschifffahrt auf dem Genfer See. Jedermann weiß, daß keines unserer Schiffe von hohem Druck ist, und daß hier alle Vorsicht angewendet wird. Der schöne Leman von Ouchy war diesen Winter einmal durch einen fürchterlichen Nordostwind — hier Bise genannt — in großer Gefahr. Da er so tief geht, konnte er nicht in unsern seichten, versandeten, übrigens auch allen Winden ausgesetzten Hafen, mußte also bey dem gräßlichen eisigen Sturm auf der Höhe bleiben, wo die ungeheuren Wellen die Lucken und Fenster eindrückten, und in's Schiff drangen, das nun zu sinken begann. Vom Lande konnte weder das fehlende Brennmaterial dahin geführt, noch der Mannschaft sonstige Hülfe gebracht werden, wiewohl nach einigen Tagen schon Hungersnoth auf dem Schiffe war. Der besonnene Kapitän sah keine andere Rettung als auf einer passenden Stelle das Schiff auf eine Sandbank laufen zu lassen, um es vor dem Versinken zu bewahren. Dieß glückte ihm auch, und dadurch rettete er Schiff und Mannschaft, die unglaublich durch die heftige Kälte, das eingedrungene Wasser, den scharfen Nordwind, den Hunger und den Mangel an erwärmenden Getränken und an Brennmaterial litt, und sich Tag und Nacht auf dem eisigen Verdeck halten mußte, da der Raum, die Kajüten und Salons voll Wasser waren. Das ganze Schiff war, nebst dem Kamin, mit einer fast fußdicken durchsichtigen Eisrinde von den heranstürzenden Wellen überzogen, und dieser Anblick des krystallenen Schiffs wäre wirklich schön gewesen, wenn man durch das Brausen der Wogen und das Heulen des Windes nicht das Angstgeschrey der Mannschaft gehört hätte. Als sich endlich nach fünf Tagen die Wuth des Windes und der Wellen etwas gelegt hatte, gelang es den wackern, muthvollen Schiffern von Genf, durch die Wogen nach dem Wrack zu dringen, und die Mannschaft zu retten. Der brave Kapitän war schon ganz schwach vor Kälte, Nässe und Hunger; er wurde sehr krank, man zweifelte einige Tage an seinem Aufkommen. Jetzt ist der Leman, der bey ruhigem Wetter durch eine Menge kleiner Schiffe nach Ouchy geschleppt wurde, wieder hergestellt, und wird nächstens seine Fahrt beginnen. Auch unsere hiesigen Dampfboote sind im Begriff, nach wesentlichen Ausbesserungen wieder flott zu werden. Der Wilhelm-Tell, unser ältestes Dampfschiff, ist hinsichtlich der Maschinerie auch das beste. Fast noch nie bedurfte er der Ausbesserung, und wenn alle andern darnieder lagen, ging er langsam aber sicher seinen Weg. Weniger gut ist der Winkelried, und allzuschwach der Genfer Leman.

Beylage: Kunstblatt Nr. 28.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 83.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 6. April 1827.

Willst du reich in der Armuth seyn, so zähle dein Schaf dir
Für eine Heerde; genug, wenn es dich fröhlich ernährt.

Herder.

Einiges über Lappland und dessen Bewohner.

(Aus Brooke's Winter in Lappland und Schweden.)

1. Berg- und Seelappen.

Der Lappländer ist von Natur sowohl als aus Nothwendigkeit ein Wanderer. Da sein Unterhalt gänzlich von seinen Rennthieren abhängt, welche fast durchaus sich selbst überlassen bleiben, so kann man sagen, daß seine Bewegungen von den ihrigen geleitet und von ihnen auch größtentheils seine Lebensweise bestimmt wird. Eine Heerde besteht gewöhnlich aus 3 bis 500 Stück, womit ein Lappländer recht gemächlich fortkömmt. Er macht im Sommer Käse genug für den Verbrauch des ganzen Jahres, und kann im Winter Thiere genug schlachten, um seine Familie mit Fleisch zu versehen. Mit 200 Rennthieren kann er sich noch ernähren, wenn seine Familie klein ist. Mit 100 hat er kaum genug zu seinem Unterhalte; hat er aber nur 50, so kann er sich nicht länger mehr unabhängig erhalten, sondern muß seine Heerde mit derjenigen eines Reichern vereinigen, und die Dienste eines Knechtes leisten, wobey er das schwierige Geschäft, die Heerde zu hüten, sie zum Melken nach Hause zu bringen und andere Arbeiten mehr für seinen Unterhalt verrichtet. Indessen geschieht es oft, daß, wenn er entweder durch Krankheit oder Zufall seine Heerde bis auf wenige Stücke einbüßt, er dieselbe irgend einem andern überträgt und sich an die Küste begibt, wo er entweder bey den norwegischen Kolonisten Arbeit sucht, oder, was meistentheils geschieht, sich an irgend einer Bucht niederläßt, und aus einem Berglappen ein Küstenbewohner wird. Auf diese Weise verändert er gänzlich seine Lebensweise und wird am Ende eben so geschickt im Fischfang und kühn in der Seefahrt, als er vorher die Mühseligkeit seines Wanderlebens zu ertragen wußte. Doch vergißt er dabey nie den ehemaligen Genuß der Freyheit; er sieht den Küstenlappen, welcher weniger frey ist, als ein niedriges Wesen an, und seine Gedanken sind immer auf die Rückkehr in's Gebirge gerichtet. Wenn er glücklich in seinen Unternehmungen ist, so verschafft er sich eine neue Heerde und verfolgt aufs Neue seine vorige Lebensweise. Doch geschieht es am häufigsten, daß, wenn er einmal ein Küstenbewohner geworden ist, er es auch bleibt, indem er zu sorglos ist, um auf mehr als den gegenwärtigen Augenblick zu denken.

Ein Lappe mit einer Heerde von 1000 Köpfen wird als ein reicher Mann angesehen, und es gibt deren mehrere, welche 1500 bis 2000 haben.

2. Wilde Rennthiere.

Auf der Insel Sorõe haben die Küstenlappen ungefähr 200 Rennthiere, welche wild im Gebirge herumlaufen, und deren Milch sie demnach entbehren müssen; dann und wann aber gelingt es ihnen, eines derselben mit ihren Büchsen zu erlegen. Doch sagte man mir, daß sie einmal im Jahr die Heerde in eine Art von Gehege zu treiben wissen, um die Jungen mit einem Zeichen am Ohre zu versehen, damit ein jeder nachher sein Eigenthum

erkennen könne. Die Jagd der Rennthiere auf dem Gebirge iſt mit vieler Mühe und Gefahr verknüpft, und erfordert die größte Geſchicklichkeit und Vorſicht wegen des ungemein ſtarken Geruches der Thiere. Ihr Inſtinkt lehrt ſie immer gegen den Wind zu gehen, was ihnen die beſte Sicherheit gewährt, und wenn er aus der Gegend her bläst, von welcher der Jäger ſich nähert, ſo bemerken ſie ihn ſchon in der Entfernung einer engliſchen Meile und ergreifen ſogleich die Flucht. Er kann ſie daher nur zum Schuſſe bringen, wenn er ſich ihnen gegen den Wind nähert, und dann muß er es mit der größten Vorſicht thun. Die beſte Zeit für dieſe Jagd iſt, wenn das Wetter ganz ſtill und helle genug iſt, daß man die Thiere unten in den Thälern ſehen kann, wo ſie gewöhnlich graſen, indem dort die Kräuter am üppigſten wachſen. Sollte ſich aber der geringſte Wind von der Seite her erheben, wo er ſich befindet, ſo iſt alle ſeine Zeit und Mühe augenblicklich verloren. In trübem Wetter iſt es leichter ſie zu überraſchen, wenn man vorher den Ort aufgefunden hat, wo ſie ſich befinden.

3. Art des Schlachtens der Rennthiere.

Die Lappen verkaufen ſehr ungern ihre Rennthiere; doch gelang es mir, eins für vier Thaler zu kaufen. Es wurde demnach eines der fetteſten Thiere ausgeſucht, und der Lappe brachte es ſelbſt nach Fulgenaes, um es zu ſchlachten, denn dieß wollen die Lappen niemals einem Fremden geſtatten; er benahm ſich auf folgende Weiſe dabey. Nachdem er das Thier gebunden und zu Boden geworfen, ſtieß er ihm ſein Meſſer mitten zwiſchen den Vorderbeinen in die Bruſt und ließ es bis zum Griff darin ſtecken. Hierauf wurde das Thier losgebunden, es ſtand nach einigem Zappeln auf, und ging mit dem Meſſer in der Wunde einige Schritte weit fort. Auf dieſe Weiſe hielt es ſich noch eine Zeit lang auf den Beinen, als wenn ihm nichts widerfahren wäre, und die Lappen wollten eben ihr grauſames Werk wiederholen, als es auf einmal niederſtürzte und augenblicklich verſchied. Dieſe Methode iſt allen Lappen in Finmark gemein, und ich habe Beyſpiele geſehen, wo das Thier die Wunde ſo wenig zu empfinden ſchien, daß es wirklich zu freſſen anfing, und mehrere Minuten lang umher ging, ehe es die Wirkung des Todesſtoßes empfand. Die Urſache, warum ſie das Meſſer ſtecken laſſen, iſt, daß ſie das Blut zu erhalten wünſchen, welches, wann das Thier aufgeſchnitten iſt, im Innern verdickt gefunden, und von den Lappen, mit verſchiedenen Arten von Beeren vermiſcht, als ein Leckerbiſſen verzehrt wird.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Hütte am Senegal,

von Fanny Tarnow.

(Fortſetzung.)

Die junge Engländerin bat innig, man ſolle ihr vergönnen, einige von der Familie bey ſich aufnehmen zu dürfen und ſo übergab man ihr denn Charlotte und Amalie, die ſie mit nach Hauſe nahm, wo ſie auch von ihrem Mann höchſt freundlich empfangen wurden. Man brachte ſie in ein Ankleidezimmer, wo ſie von einigen Negerinnen gebadet, gekämmt, geſalbt und verbunden wurden. Ihre großmüthige Wirthin verſah ſie mit Wäſche und Kleidern, deren Weiße zu ihrer ſonnenverbrannten Haut grell abſtach. Beyde hatten in Leiden und Schmerzen ihre Seelenſtärke bewährt, doch dieſer plötzliche Wechſel ihrer Lage ergriff ſie bis zur Erſchütterung aller ihrer geiſtigen Kräfte. Nachdem ſie ſich einigermaßen erholt hatten, führte ihre Wirthin ſie in den Speiſeſaal, wo ihr Mann und einige engliſche Offiziere ſie erwarteten; die Schweſtern konnten aber nicht eſſen. Unter dieſen Engländern war auch ein junger Franzoſe, der, beyder Sprachen kundig, ihnen zum Dolmetſcher diente. Man bat ſie um die Erzählung ihres Schiffbruchs und ihrer ausgeſtandenen Drangſale, und alle bewunderten, wie ſo zarte Frauen und kleine Kinder dieſen nicht erlegen waren. Amalie und Charlotte waren aber in einem Zuſtand, der ihnen eine längere Unterhaltung unmöglich machte; ihnen war, als brauſe das Meer noch vor ihnen auf und als ſähen ſie ſich noch von jener unermeßlichen Sandfläche umgeben; die edle Engländerin ſah, daß ſie der Ruhe bedürftig waren, und führte ſie nach dem ihnen beſtimmten Schlafzimmer, wo ſie ſich kaum zu Bette gelegt hatten, als ihnen auch ſchon die Augen zufielen.

Picard blieb mit ſeiner Familie beynahe drey Wochen bey den edelgeſinnten Engländern, die ſich der Unglücklichen ſo menſchenfreundlich angenommen hatten; allein da er doch fürchten mußte, ihnen durch eine Verlängerung ſeines Aufenthalts in ihren Häuſern läſtig zu werden, miethete er für ſich und die Seinigen eine kleine Wohnung, die ſie in den erſten Tagen des Auguſts bezogen. Der franzöſiſche Gouverneur Schmalz war aber ſo ungerecht und grauſam, ihm keine Lebensmittel aus dem Magazin der franzöſiſchen Verwaltung verabfolgen zu laſſen, obgleich alle andere Schiffbrüchige von der Meduſa welche erhielten, und Picard ſah ſich daher genöthigt, Schulden zu machen und ſich mit ſeiner Familie auf die allereinfachſten und wohlfeilſten Nahrungsmittel zu beſchränken. Durch einen engliſchen Offizier aber, der ſie eines Tages bey ihrem dürftigen Mahl überraſchte, bekam der engliſche Gouverneur Nachricht von ihrer Noth, und ſie wurden nun aus den engliſchen Magazinen hinlänglich mit Lebensmitteln verſehen. Alle Einwohner nahmen an ihrem Unglück Theil; ſelbſt von den Negern brachten ihnen viele Milch, Eier, Garten-

früchte, und alle zeigten sich willfährig, ihnen ihr Schicksal zu erleichtern. Nur diejenigen, die das Bewußtseyn, Schuld an dem Schiffbruch zu seyn, im Busen trugen, haßten und verfolgten Picard, weil sie bey seiner unbestechlichen Rechtschaffenheit ihren Ankläger in ihm zu finden fürchteten.

Picard besuchte jezt die zwey Stunden von St. Louis gelegenen Inseln Babaguey und Safal. Die erste war früher einem Herrn von Artigue überlassen worden, um sie anzubauen, und die zweyte hatte Picard im Jahr 1807 erhalten, und dort eine Anpflanzung von Baumwollenstauden gemacht. Die Eroberung des Senegals durch die Engländer hatte ihn aber im Jahr 1809 gezwungen, allen seinen Planen zur weitern Urbarmachung der Insel zu entsagen und nach Frankreich zurückzugehen.

Die Ufer des Senegals sind nicht mit den Reizen eines blühenden, fruchtbaren Landes geschmückt; die Gegend ist rauh und öde, der Boden wie verbrannt, und nur durch die mühsamste Anstrengung vermag man ihm einigen Ertrag abzugewinnen. Picard's Anpflanzungen waren bey seiner Rückkehr sämmtlich von wilden Thieren verwüstet; er fand auf der Insel keine einzige Baumwollenstaude mehr, und doch beschloß er, den Anbau von Neuem zu versuchen. Auch hoffte er die auf Safal wild wachsenden Pflanzen zur Gewinnung von Pottasche benutzen zu können; die ersten Versuche, die er zu diesem Behuf machte, versprachen einen glücklichen Erfolg. Er sandte ein Fäßchen der daraus gewonnenen Pottasche einem seiner Freunde nach Paris, um sie dort chemisch untersuchen zu lassen, und in Erwartung des Urtheils über ihre Güte, miethete er vorläufig drey Neger, um mit der Urbarmachung seiner Insel wieder den Anfang zu machen.

Im Januar 1817 wurde die Kolonie am Senegal von den Engländern wieder an die Franzosen übergeben. Picard trat nun seine, ihm vom französischen Gouvernement übertragene Stelle an, und erhielt die Lebensmittel, die ihm als Greffier-Notaire zukamen. Er lebte jezt mit seiner Familie ein stilles, häusliches und glückliches Leben, bis ihn im Juli 1817 das Unglück traf, seine Frau zu verlieren. Mit ihr sank sein Glück in das Grab, und an diesen Verlust reihte sich eine lange Kette von Unglücksfällen. Kurze Zeit nach ihrem Tode erhielt er die Nachricht, daß die Pottasche, die er zur chemischen Prüfung nach Paris gesandt hatte, durchaus nichts tauge. Dieß zerstörte die Luftschlösser, die er darauf gebaut hatte, allein es schmerzte ihn nicht, weil er sich von größerem Unglück niedergebeugt fühlte; doch sah er am Ende des Jahrs ein, daß die Einkünfte seiner Stelle durchaus nicht hinreichend waren, um seine Kinder ernähren und die Jüngern erziehen zu können und er darauf sinnen müsse, einen andern Erwerbszweig auszumitteln, dessen Ertrag ihm erlaube, seine Insel urbar zu machen, die ihm lieber denn je war, seitdem sie die Begräbnißstätte seiner Gattin und seines jüngsten Kindes geworden. Er verband sich mit einem Kaufmann in St. Louis; doch dieser betrog ihn auf die unwürdigste Weise, und da es allen französischen Beamten am Senegal verboten ist, Handel zu treiben, durfte er sich nicht beklagen, und den Betrüger nicht zur Rechenschaft ziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Anwendung der Magnetnadel.

Es ist in Frankreich von Lebailly eine Vorrichtung erfunden worden, mittelst welcher man durch die Magnetnadel die Gegenwart der kleinsten Quantitäten von Eisen in einer Metallverbindung entdecken kann; z. B. die sehr geringe Menge von Eisen, die in den Münzen enthalten ist, zieht eine so konstruirte Nadel um sieben bis acht Grade ab. Bekanntlich ist der Magnetismus keine ausschließliche Eigenschaft des Eisens; dieselbe kommt allen Metallen zu, und äußert sich im Eisen nur unverhältnißmäßig stark, in den übrigen Metallen indessen so schwach, daß sie auf ein solches Instrument keinen Einfluß haben. Es läßt sich daher ausmitteln, in welchem Verhältniß das Eisen in einer Verbindung enthalten ist, und diese Erfindung könnte zunächst zu einem wichtigen Resultate führen, wenn es dadurch gelänge, das russische Kanonenmetall nachzuahmen, was bisher noch nicht möglich war; die russischen Kanonen sind dauerhafter als die unsrigen, aber auf dem Wege der chemischen Zerlegung konnte man bisher die Menge des darin enthaltenen Eisens nicht genau genug bestimmen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im März.

Der Karneval ist vorüber, seine Freuden aber dauern noch fort, indem gar keine da waren. Man macht hier gewöhnlich die Dauer desselben von Hofwegen öffentlich bekannt, damit Jedermann vom Anfange und Ende des Festes unterrichtet seyn möge. Uebrigens geht Alles seinen gewöhnlichen Gang, und kein Mensch unterhält sich, oder sucht sich besser zu unterhalten als vor- und nachher. Bälle und Maskeraden gehören nicht, wie in andern Ländern und Städten, der Fastnachtszeit ausschließlich an, sondern werden nach Lust und Belieben vorgenommen, wie sich's trifft. Geselligerweise also existirt kein Karneval, und was von Seiten der Behörde getban wird, um denselben zu bezeichnen, existirt auch nicht, oder sollte nicht existiren. Von unserer General-Intendanz der königlichen Schauspiele wird, dem Herkommen gemäß, wöchentlich am Dienstage ein Maskenball im Opernhause veranstaltet, welcher in der Meynung des Publikums so verschrien ist, daß Leute aus den höheren Ständen, besonders Damen, sich gänzlich davon entfernt halten. Daher kommt es denn, daß die Gesellschaft oft nicht die feinste ist, und in dieser Zusammensetzung vielleicht gar nicht stattfinden sollte. Der Grund dieser Ausartung eines Festes, welches unter den vorigen Königen der Sammelplatz der ganzen Gesellschaft und dennoch Jedermann gratis zugänglich war, liegt zum Theil in der hier herrschenden aristokratischen Epidemie, vermöge welcher fast kein Mensch, also auch nicht Schuster und Schneider, Orte besuchen will, wo

auch Leute aus niedrigern Ständen anzutreffen sind. Vom Adel geht diese Absonderungssucht aus, und trägt sich nach und nach auf die andern Stände über, weil jeder sich dadurch das Ansehen zu geben glaubt, als gehöre auch er zu den Privilegirten. Die französische Revolution hat die Edelleute zu Bürgern gemacht; die Fortsetzung derselben, unsere Zeit, gleichsam der zweyte Abschnitt, macht umgekehrt die Bürger zu Edelleuten. Ein anderer Grund, warum jene Maskenbälle so wenig erfreulich erscheinen, liegt inzwischen überhaupt in dem Mangel des hiesigen Volks an dem, was man Maskengeist nennen möchte. An Geist fehlt es ihm sicher nicht; aber an Phantasie, um diesen Geist in eine fremde Sphäre des Wirkens einzuschieben. Unsere Markt-Fisch- ꝛc. Weiber haben so gut wie ihres Gleichen unter den Männern in der Maske, welche die Natur ihnen gab, den schärfsten, oft beißendsten Witz, mit einer Zungenfertigkeit verbunden, welche kaum ihres Gleichen hat. Ziehen sie jedoch ein Maskenkleid an, und bedecken ihr Gesicht mit der Larve, so werden sie streitsüchtig, unhöflich, grob, weil sie sich in ihre neue Rolle nicht zu finden, und die Neckereyen, welche der Maske gelten, nicht von den Beleidigungen, die der Person bestimmt sind, zu unterscheiden wissen. Mangel an Phantasie also, wodurch jene Vermischung des realen mit dem idealen Zustande erschwert, ja verhindert wird, muß die Erscheinung erklären helfen, um so mehr, wenn man dabey die südlichen Völker im's Auge faßt, wo gerade das Umgekehrte sich darstellt, indem bey diesen die Idealität der Maskenexistenz das geistige Vermögen erst recht zu entwickeln und zu beleben scheint.

Was aber an Karnevals-Lustbarkeiten bey uns nicht existirt, sind — die neuen Opern, welche angekündigt, aber nicht gegeben zu werden pflegen. Dießmal hatte man uns die Abencerragen von Cherubini mit einiger Emphase verheißen, und wiewohl wir lieber das letzte Werk unseres genialen Landsmannes, der der Kunst und der Bewunderung der Welt leider zu früh entrissen wurde, kennen zu lernen gewünscht hätten, so waren wir doch erfreut, die magere Gasterey des Opern-Repertoires mit einer fremden Schüssel vermehren zu sehen. Aber wir bekamen — nichts, und es blieb bey unserer gewohnten Spontinischen Kost: Alcidor, Nurmahal, Olympia. Einmal ging die Dido von Bernhard Klein, mit getheiltem Erfolg wieder über die Bühne, während die Gluck'schen Opern: Alceste, Iphigenia und Armide, so oft sie auch wiederholt werden, stets ihr altes, schönes Recht behaupten.

(Die Fortsetzung folgt.)

München, März.

(Fortsetzung.)

Von namhaften Neuigkeiten sahen wir in jüngster Zeit das Trauerspiel, der Paria, in einem Aufzuge, von Michael Beer. Dieses Stück ist in dem Taschenbuche „Urania" von 1826 abgedruckt, ich kann daher über selbes als über eine bekannte Dichtung sprechen. Die Idee, die diesem Trauerspiele zu Grunde liegt, ist der Widerstreit zwischen Natur und Sitte, die Klage über das unterdrückte, angeborene, reinmenschliche Recht gegen die sittlich sich überlebende Gewalt der Gesellschaft, der Untergang der isolirten, verlassenen Menschennatur, im Kampfe gegen den wohlgerüsteten, zusammenhaltenden bürgerlichen Verband. Es war dieser Gegenstand von jeher der angemessenste Stoff zu tragischen Dichtungen, und diese Polemik des Herzens, dieses Anwogen und Anstürmen der Gefühle gegen den Fels des Bestehenden, gegen die Satzungen der gesellschaftlichen Vernunft, wenn sie irgendwo schön und erhaben erscheinen können, so geschieht es unter dem Gesichtspunkte der Poesie, in dem Gebiete der Tragödie. Und so vernehmen wir denn in diesem Trauerspiele mit großer Theilnahme die Klagen des Paria, des Repräsentanten unterdrückter Menschheit, und wenden uns mit Abscheu von dem Uebermuthe und der Willkühr des bevorrechteten Rajah. Die Rache selbst spricht für jenen, gegen diesen. Aber doch — soll ich's frey gestehen — verbleibt in unserm Herzen, bey der Beschauung dieses Stücks, eine Leere, eine Kluft zwischen jener Theilnahme und diesem Abscheu; es fehlt das vermittelnde Dritte, ohne das keine Ruhe, keine Befriedigung möglich ist. Denn wenn jede Poesie, besonders die Tragödie, eine Art von Theodicee seyn soll, so darf vom Dichter kein Kampf zwischen so widerstreitenden Elementen versucht und dargestellt werden, ohne daß er uns zugleich, in der Nähe oder in der Ferne, das Eine, immer und überall ausgleichende Göttliche sichtbar oder doch fühlbar machte. Er sollte keinen Widerstreit, keinen Stachel in unserm Herzen zurücklassen. Jener Conflikt zwischen natürlichen und positiven Rechten ist doch nur ein scheinbarer, er besteht nur nach Außen, in Beziehung auf weltliche, gesellschaftliche Verhältnisse. Wie in der physischen, so auch in der sittlichen Welt, waltet doch, trotz Kampf und Gewalt, Friede und Liebe; über den tobenden Elementen der niedern Regionen leuchtet immer und überall die freundliche Sonne. Beer's Trauerspiel ist eine schauerliche Gewitterlandschaft; aber es fehlt ihr, meines Erachtens, an dem erforderlichen Lichte, um noch in der Unnatur die Natur mit ihren Schönheiten zu schauen. Am schönsten und wahrsten hätte vielleicht dieser Wiederschein des Göttlichen, das Zeichen des Friedens, aus der Brust Maja's hervorleuchten können; in ihr, der Tochter eines Rajah und der Gattin eines Paria, in der ungetrübten Tiefe ihres Herzens, möchte sich noch am leichtesten der Widerstreit feindseliger Kräfte versöhnen, und die vom Scheinwesen entblößte Erscheinung freundlich gestalten. Ich habe bey meiner Beurtheilung mit Absicht den materialen Standpunkt gewählt; denn die Tragödie selbst kündigt sich, wie etwa Lessings Nathan, als ein ethisches Werk an, unter der Form der dramatischen Poesie. Im übrigen aber, wenn wir uns auf den formalen Standpunkt versetzen, und als Hauptnorm den Satz gelten lassen wollen, daß an einem Gedichte nichts wahr zu seyn brauche, als die Empfindung, so müssen wir den Paria des Herrn Beer in dieser Hinsicht für ein Erzeugniß eines warm und wahr fühlenden poetischen Gemüthes erklären. Zwar werden die Charaktere ohne Vorbereitung sogleich hingestellt, nicht erst vor unsern Augen entwickelt; die Kontraste dieser Charaktere sind ziemlich willkürlich auseinander gehalten, dadurch, daß, gegen alle Geschichte, der Paria als ein überfeinerter, der Rajah als verwilderter Mensch erscheint; jene ethische Idee selbst wird minder in einer großartigen, fortschreitenden Handlung, als durch lebhafte Erörterungen, durch hinreißenden Fluß der Rede, durch frappante Bilder dargestellt. Aber es hat einmal dem Verfasser gefallen, seine Gemälde in den engen Rahmen eines Aktes einzuschließen; und wenn man die Darstellung irgend einer so beschränkten äußern Form möglich, ja rühmlich findet, so muß man dem Dichter nicht nur jene poetischen Lizenzen gestatten, sondern sogar seinem Geschmacke Lob ertheilen, daß er das rechte Mittel für seinen Zweck gewählt, und durch den Effekt der Farbe in der Sprache den Mangel an Zeichnung im Charakter zu ersetzen gewußt hat. — Die Darstellung dieses Stücks auf unserer Bühne gehört zu den gelungensten; Eßlairs Spiel als Gabbi, und das der Fries als Maja war vollendet zu nennen; auch Hölken als Benaccar bewährte den einsichtsvollen, fleißigen Künstler. Das Publikum ehrte das Werk und die Darsteller durch große Aufmerksamkeit, und am Schlusse durch Beyfall.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 28.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 84.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. April 1827.

Die Wunden, welche die Maschinen des Schicksals in uns schneiden, fallen bald zu; aber jene, die uns das rostige, stumpfe Marterinstrument eines ungerechten Menschen reißet, fängt an zu eitern und schließt sich spät.

Jean Paul.

Die Hütte am Senegal,

von Fanny Tarnow.

(Fortsetzung.)

Zu jenen Unglücksfällen kam nun noch der mannigfaltige Verdruß, den er in seinem Amt hatte; doch ertrug er dieß alles muthig, weil er früher das Versprechen erhalten hatte, wieder bey einem Infanterieregimente als Hauptmann, ein Posten den er vor der Revolution bekleidet hatte, angestellt und zum Kommandanten von Golam, einer von dem Gouvernement des Senegals abhängigen Niederlassung, ernannt zu werden. In dieser Hoffnung war er von Paris abgegangen. Doch die feindselige Stimmung des Gouverneurs Schmalz gegen ihn stand der Erfüllung derselben im Wege, und Picard glaubte, alle Plane, die er zum Besten seiner Kinder entwerfen könne, auf den Anbau der Insel Safal gründen zu müssen. Er verdoppelte die Zahl der Neger, die er schon dazu angenommen hatte und gab ihnen einen Weißen zum Aufseher.

Im Anfang des Jahres 1818 schien es auch wirklich, als wenn seine Baumwollenernte ihn für allen bisher erlittenen Verlust entschädigen werde; die Pflanzung war im blühendsten Zustand und auch der Mais, die Hirse und die Bohnen, die er gesäet hatte, schienen vortrefflich zu gedeihen. Alle Sonntage fuhr er mit seinen Kindern nach der Insel hinüber, um für die Woche die Arbeiten anzuordnen. Er hatte für den Aufseher der Neger eine große Hütte auf dem Gipfel eines Hügels errichten lassen, der gerade im Mittelpunkt der Insel lag. Nicht fern von dieser war das Grab seiner Frau und seines Kindes; er hatte dieses mit einer Art immergrüner Bohnen umpflanzt, die, an einem Geländer hinaufgerankt, es vor jedem fremden Blick verbargen. Hier schöpfte er Muth und Kraft, und so oft er an dieser, seinem Herzen heiligen Stelle weilte, fanden ihn seine Kinder heiterer und gefaßter.

Heuschrecken und die glühenden, versengenden Winde jenes Erdstriches thaten aber seiner neuen Pflanzung so großen Schaden, daß er für das laufende Jahr nur einen sehr geringfügigen Ertrag hoffen durfte, und sich daher genöthigt sah, die Zahl der Arbeiter bis auf vier zu vermindern. In dieser Lage glaubte er noch einen neuen Versuch machen zu müssen, um seine Umstände durch eine Handelsspekulation zu verbessern. Alle Jahre gehen unter dem Schutz eines Kriegsschiffes die Handelsschiffe nur einmal von St. Louis nach Golam, und Picard befrachtete gemeinschaftlich mit einem Kaufmann, der diese Reise selbst mitzumachen Willens war, eines dieser Schiffe mit europäischen Waaren, wie sie die Bewohner jener Gegenden gern einzutauschen und zu kaufen pflegen. Sein einziger Trost waren seine beyden ältesten Töchter, die ihm treu zur Seite standen, und von denen vorzüglich die älteste, Charlotte, seinem Hauswesen mit musterhafter Thätigkeit und Ordnung vorstand. Die Kousine ging im Laufe dieses Sommers nach Frankreich zurück; Charlotte und Amalie waren aber zu edelgesinnt, um den Vater in seiner Bedrängniß zu verlassen, so tief und schmerzlich es auch die beyden feingebil-

beten und blühenden Mädchen empfanden, ihre Jugend in einem so unwirthlichen Lande und geschieden von allen Freuden des geselligen Lebens in der Verbannung hinschmachten zu müssen.

Unerwartet verlor aber Picard jezt seine Stelle; man hatte ihn in Frankreich angeschwärzt, und sein Nachfolger kam in St. Louis an, ohne daß er von irgend einer gegen ihn angebrachten Klage etwas erfahren hatte. Die Zukunft lag jezt fast eben so hoffnungslos vor ihm da, als in jenen Tagen, wo er nach dem Schiffbruch, vom Hungertode bedroht, mit den Seinigen in der unermeßlichen Wüste von Sahara umberirrte. Nur die Hoffnung, früher oder später seine Schuldlosigkeit anerkannt zu sehen, hielt ihn aufrecht. Er schrieb an den Minister des Seewesens, um ihm diese und zugleich die Hülflosigkeit zu schildern, der seine Entlassung ihn und seine Kinder preis gab und schloß seinen Brief mit folgenden Worten:

„Nach neun-und-zwanzig Dienstjahren, in denen ich den Ruf strenger Rechtlichkeit und Dienstreue bewährt habe, sehe ich mich verabschiedet, ohne nur zu wissen, was mir zur Last gelegt wird; doch bin ich zu stolz, um mich über eine Ungnade zu beklagen, die ich nur ehrenvoll nennen kann, da ich sie keinem andern Grunde zuschreiben darf, als der Menschenfreundlichkeit, die ich bey Gelegenheit unsers Schiffbruchs gegen die Unglücklichen, auf dem Floß der Verzweiflung hülflos preisgegebenen Schlachtopfer einer unverzeihlichen Grausamkeit bewiesen habe, und in diesem Bewußtseyn ergebe ich mich schweigend in mein Schicksal."

Dieser Brief machte auf das Herz des Ministers Eindruck und bewog ihn, an den Gouverneur zu schreiben, er solle Picard irgend eine andere Stelle geben, die ihm eine hinlängliche Entschädigung für die verlorene gewähre. — Doch der Gouverneur hielt es nicht für gut, Picard von diesem Briefe Nachricht zu geben — der Befehl des Ministers blieb unerfüllt.

Picard stellte jezt Charlotten vor, daß ihm nichts übrig bleibe als sich nach Safal zurückzuziehen; er hoffte dieser Insel den Unterhalt seiner Familie abzugewinnen und dort in der Abgeschiedenheit des ländlichen Lebens die Unfälle, die ihm die Bosheit der Menschen zugezogen hatte, leichter verschmerzen zu können. Da die Ernte der Baumwolle herannahte, schiffte Charlotte mit zwey von ihren Brüdern hinüber, um dieselbe zu fördern und selbst dabey Hand anzulegen, während ihr Vater, Amalie und die jüngern Geschwister noch in St. Louis blieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einiges über Lappland und dessen Bewohner.

(Beschluß.)

4. Bärenjagd.

Bey der Jagd größerer Thiere, wie z. B. des Bären, läuft der Lappländer große Gefahr, da er wegen der Kleinheit seiner Kugel, welche nicht viel größer als ein dickes Schrotkorn ist, denselben sehr nahe treten muß, und das Thier, wann es nicht sogleich tödtlich verwundet ist, sich gegen den Schützen wendet, und ihn, wenn der Boden günstig ist, leicht einholt, im Fall er nicht so glücklich seyn sollte, einen Baum zu finden, hinter den er sich verstecken und so den Bären irre machen kann. Auch bringt es bey der erforderlichen Gewandtheit und der nicht übergroßen Anzahl der Bären in Finmark einem Lappen die größte Ehre, ein solches Thier zu erlegen. Ueberdieß haben die Lappen sehr hohe Begriffe von dem Scharfsinn und der Geschicklichkeit des Bären, und behandeln ihn daher mit einer Art von Achtung, die sich andere Thiere nicht von ihnen zu erfreuen haben. Es ist ein gemeines Sprichwort unter ihnen, daß der Bär die Stärke von zwölf und den Verstand von zehn Menschen habe, und sie sind völlig überzeugt, daß er ihre Rede verstehe. Es ist daher auch oft ihr Gebrauch, daß sie das Thier anreden, ehe sie darauf schießen; und ein Fall der Art ereignete sich während meines Aufenthaltes zu Alten in dem Gebirge oberhalb Kamfiord. Ein Lappe, welcher einige wilde Rennthiere verfolgte, stieß ganz unerwartet auf einen Bären, und da er fehlschoß, redete er den Bären folgendermaßen an: „Du Schurke solltest dich schämen, einen einzelnen Mann anzugreifen; warte, bis ich wieder geladen habe, und ich stehe dir wieder." Der Bär aber, ein Weibchen, hielt es nicht für rathsam, zu warten, sondern machte sich mit zwey Jungen, die er bey sich hatte, davon.

5. Schneeschuhe.

Sobald ein Schnee gefallen ist, welcher in den kalten Ländern schnell überfriert, und hart genug wird, um das Gewicht eines Mannes tragen zu können, legt der Lappe seine Schneeschuhe an, und er findet alsdann kein Hinderniß mehr, ein Land zu durchstreifen, das vorher unzugänglich war. Die größte Geschicklichkeit aber zeigt er im Herabgleiten von den hohen Bergen in Finmark. Die Schlittschuhe, Skie genannt, sind von leichtem Holze gemacht, an sieben Fuß lang und sehr eng, und der Läufer, der sie trägt, hebt niemals den Fuß auf, sondern gleitet damit nur längs der Oberfläche hin. In den meisten Gegenden Lapplands bedient man sich ihrer vorzüglich auf der Jagd. Die größte Schwierigkeit hat der Lappe beym Ersteigen eines Berges zu überwinden; doch gelingt ihm dieß sehr leicht. Er bedeckt die Skie zuweilen deßwegen mit Rennthierfellen, deren Haare nach hinten zu gekehrt sind und das

Zurückgleiten verhindern. Aber da dieses sonst die Schnelligkeit des Laufes hemmt, so bedient er sich dieser Vorsichtsmaßregel nicht oft, und ich erinnere mich nicht, in Finmark auf diese Art bedeckte Schneeschuhe gesehen zu haben. Das Besteigen der Berge geschieht im Zickzack und verhältnißmäßig in sehr kurzer Zeit. Im Herabgleiten aber geht es ganz anders. Zuweilen sind die Gebirge vom Gipfel bis zum Fuß mehrere Stunden lang und bestehen aus gähen Abhängen, welche oft durch große Felsenblöcke unterbrochen sind, in anderen Fällen aber eine glatte, abschüssige Oberfläche mit vielen Krümmungen bieten. Wenn der Lappe herabzugleiten anfängt, so nimmt er eine kauernde Stellung an, seine Knie sind gebogen und sein Körper rückwärts gelehnt, um das Gleichgewicht zu behaupten, und in der Hand hält er einen Stab, mit dem er seinen Lauf regiert und im Nothfall mäßigt. Auf diese Weise fährt er die steilsten Berge hinab, und wenn er auf seinem Wege einen Felsen oder sonst ein Hinderniß findet, so weiß er ihnen durch Sprünge von mehreren Ellen geschickt auszuweichen, und seine Schnelligkeit ist so groß, daß man sie oft mit dem Fluge eines Pfeiles vergleichen möchte, und durch die Gewalt seines Laufes eine Schneewolke in die Höhe wirbelt. Man hat oft behauptet, daß der Lappe auf diese Weise ein Thier auf der Flucht einholen könne. Dieß ist aber nur dann der Fall, wenn der Schnee nur eben hart genug ist, um ihn zu tragen, aber nicht das flüchtige Rennthier, welches bey jedem Tritte einbricht und so leicht seine Beute wird. Denn wann er das Thier eingeholt hat, so schießt er es entweder mit seiner Büchse todt oder schlägt es mit seinem mit Eisen beschlagenen Stab nieder. Wenn der Schnee gehörig überfroren ist, so kann ein Lappländer leicht fünf Finmärkische, oder zehn bis eilf deutsche Meilen in einem Tage zurücklegen, und die Lappen unternehmen manchmal Reisen von dreyßig Meilen vom Innern zur Küste hinab, wenn man noch nicht bequem mit Rennthierschlitten fahren kann. Wenn der Schnee tief und weich ist, so dienen diese Schuhe nur dazu, daß sie das Einsinken verhindern; auch sind sie alsdann lästig, weil man regelmäßig mit ihnen gehen muß, und folglich auch nicht rasch weiter kömmt. Man erzählte mir, daß vor Kurzem ein Berglappe auf die obenbeschriebene Art einen Wolf eingeholt und zu Boden geschlagen habe. Da er ihn für todt hielt, so packte er ihn beym Schwanze und warf ihn über die Schulter, um ihn nach Hause zu tragen. Aber noch ehe er weit gegangen war, erholte sich das Thier, das blos betäubt gewesen war, wieder, wandte sich schnell um und faßte den Träger beym Halse, würde ihn auch unfehlbar zerrissen haben, wenn er es nicht hätte schnell fahren lassen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, Ende März.

Der Jahresbericht der Gesellschaft zu Beförderung des Guten und Gemeinnützigen in Basel, für das Jahr 1826, gewährte schon dadurch ein eigenthümliches Interesse, daß er die seit einem halben Jahrhundert ununterbrochene Reihe der Rechenschaftsberichte beschloß, und die Jubelfeyer ankündigte, womit nächstens das Andenken der Stiftung der Gesellschaft und die frohe Erinnerung an ihre bisherigen Schicksale geweiht werden soll. Auch das lezte Jahr war durch seine Leistungen ein sehr befriedigendes gewesen. Die Zahl der Mitglieder ist gegenwärtig auf die volle Zahl eines halben Tausend angewachsen; in demselben steigenden Verhältniß haben die Hülfsmittel zugenommen; der einzelnen Anstalten, durch welche die Gesellschaft auf jegliche Weise Nützliches zu wirken sucht, sind bereits nahe an zwanzig geworden, und noch beschäftigt sie sich mit der Gründung neuer. Die Erhaltung dieser kräftigen Lebensprincipien verdankt die Gesellschaft wohl hauptsächlich einer weisen Anordnung ihres verwürdigen Stifters (des patriotischen Iselin), der Verpflichtung nämlich, die jeder einzelnen Abtheilung oder Verwaltung, so unbedeutend sie auch scheinen mag, auferlegt ist, jährlich einen wahrhaften Bericht über ihre Verrichtungen, und den Zustand, so wie die Leistungen der ihr anvertrauten Anstalt einzugeben. Nicht leicht konnte in der That durch irgend eine Vorschrift die Gesellschaft eher vor einer frühen Veraltung bewahrt werden. Es ist kaum zu denken, daß irgend eine der Anstalten auch auf wenige Jahre nur ein bloß vegetirendes Daseyn führen könne, oder daß Männer an ihrer Spize bleiben, die ihnen nur ihren Namen, und nicht zugleich ihre Thätigkeit weihen wollen; zumal noch eine andere Anordnung, die jährliche Erneuerung der Kommissionen, es jedem erleichtert zurückzutreten, sobald Zeit oder Lust zu fehlen anfangen. Jede der Bestrebungen des Vereins kömmt wenigstens einmal des Jahres in allgemeiner Sizung zur Sprache, und damit die Frage, ob sie fernere Theilnahme verdient und der Unterstüzung bedarf; so wie die Aufforderung an einen jeden, Mangelhaftes zu rügen, und Verbesserungen vorzuschlagen.

Von den einzelnen Bestandtheilen der lezjährigen Verhandlungen wollen wir, wie gewöhnlich, nur Einiges erwähnen, was auch außer der Schweiz Theilnahme erregen möge. Bey der seit drey Jahren bestehenden Sonntagsschule für Handwerker, ward eine neue Zeichnungsschule in mehreren Klassen eingerichtet, die zusammen an neunzig Schüler zählten. Die große Mehrzahl bestand aus angehenden Zimmerleuten, Schreinern, Maurern, Gärtnern, und daß diese neue Anstalt, die so vielen Jünglingen eine nüzliche Beschäftigung am Sonntage verschafft, sich bereits als eine wohlthätige darthue, liegt außer Zweifel. Den andern Unterricht der Schule benüzten aber kaum über zwanzig Schüler. Erfreulich lautet der Bericht der Kommission zur Jugend- und Bürgerbibliothek. Die Nüzlichkeit beyder Anstalten, wovon jene vor neunzehn, diese vor drey Jahren errichtet ward, kann keinem Zweifel mehr unterliegen. Alles lernt lesen, und jeder hat Lust am Lesen; und wünschenswerth ist nur, daß jedes Buch, nach dem der Leselustige greift, wahre Civilisation befördere, und daß nur solche Bücher ihm in die Hände fallen, die das Gefühl für das Schöne und Gute beleben, eine lehrreiche Unterhaltung gewähren, und seine Kenntnisse und Einsichten erweitern. Eine solche Auswahl von Büchern, jüngern und nun auch erwachsenen Freunden der Lektüre, die keine andern Bibliotheken benuzen können, darzubieten, war der nun erreichte Zweck bey Gründung dieser Sammlungen. — Mehr wie früher suchte die Gesellschaft im vergangenen Jahr durch Veranlas-

fung gemeinnütziger Schriften, zur Förderung der Kultur beyzutragen. Die seit sechs Jahren bestehende Ausgabe eines sogenannten Neujahrsblattes ward fortgesezt, und enthielt dießmal einen Lebensabriß des Erasmus aus Rotterdam. Ein Preis von 240 Schweizerfranken ward auf die Verfertigung eines vernünftigen, belehrenden und anziehenden Haus- und Volkskalenders gesezt. Durch Unterzeichnung für eine bedeutende Anzahl Exemplare ward die Ausgabe der „Baslerischen Mittheilungen," eines für das gebildete Publikum berechneten National- oder Bürgerblatts begünstigt, welches die Theilnahme an den einheimischen Angelegenheiten belebt, und allerley auf Förderung des Gemeinwohls sich beziehende Gegenstände zur Sprache bringt. Dem naturwissenschaftlichen Museum ward von der Gesellschaft auch dieses Jahr ein Beytrag von 200 Franken bewilligt.

Um die Quellen des Wohlstands zu fördern, ist eine Kommission für industrielle Zwecke angeordnet worden. Seit ein paar Jahren schon wünschte die Gesellschaft, auf die vielfach gerühmten Vortheile der sogenannten Heizung mit gewärmter Luft aufmerksam geworden, im Stande zu seyn, die Einführung dieser Heizmethode zu befördern, wofern eine nähere Prüfung ihre Nüzlichkeit auch für Privatwohnungen hinlänglich bestätigte. Eine Kommission ward also anfänglich für diesen speziellen Zweck niedergesezt, und dieser hierauf aufgetragen, nicht allein jene Heizart, sondern überhaupt zweckmäßigere und holzersparende Feuerungen in's Auge zu fassen, und weiterhin dann auch, wo sich irgend etwas Nüzliches, in Beziehung auf Hauswirthschaft oder Gewerbswesen einführen ließe, dazu mitzuwirken, sey es durch Begünstigung von Versuchen, oder durch Anschaffung von Modellen. — Die vor siebzehn Jahren von der Gesellschaft gegründete zinstragende Ersparnißkasse hat gewiß schon unzähliges Gutes gestiftet, und mehr als irgend ein anderes Mittel einem verderblichen Luxus entgegen gewirkt, zugleich bestätigt sie, gleich so vielen andern ähnlichen Anstalten, die Wahrheit, daß auch die Klasse der Handarbeiter zur Vorsicht und Sparsamkeit gebracht werden kann. Von Jahr zu Jahr wird sie mehr benuzt; noch in dem lezten stiegen die Einlagen auf beynahe 20,000 Franken, und das gesammte Kapital, welches 1260 Beytragenden gehört, beläuft sich nun schon auf 142,000 Franken.

Ein völlig neuer Gegenstand für das Wirken der Gesellschaft bot sich im verflossenen Jahr in der Frage dar: ob und wie sie zur Errichtung einer Taubstummenanstalt Hand bieten könnte? Auch dafür ward eine Kommission niedergesezt. Sie fing ihre Verrichtungen damit an, sich ein Verzeichniß aller im Kanton befindlichen Taubstummen zu verschaffen. Die Ergebnisse dieser vorläufigen Nachforschungen waren in mehr als einer Beziehung von Werth. Es fand sich, daß die Gesammtzahl sich beynahe auf 100 beläuft, daß ihre große Mehrzahl der Klasse der Armen angehört, daß die meisten sehr auffallend sich nur in einigen wenigen Gemeinden befinden; daß viele ganz bildungsfähig zu nennen sind, und nur einer eigenthümlichen Bildungsmethode bedürfen. Die beabsichtigte Anstalt wird hoffentlich zu Stande kommen. — Bemerkenswerth ist auch noch der Bericht über das, was durch Mitwirkung der Gesellschaft zu Vervollkommnung der Zucht- und Strafanstalt geschehen ist. „Der Frauenverein (wird u. a. gemeldet), welcher sich der weiblichen Gefangenen annimmt, wirkt fortdauernd wohlthätig; er rühmt uns, wie er im Allgemeinen mit dem Betragen und den Gesinnungen der kriminellen Sträflinge zufrieden zu seyn Ursache habe, beklagt hingegen sehr den moralischen Zustand der zur Besserung eingesezten, der zwar Minderschlechten in rechtlicher, aber Verdorbeneren in sittlicher Hinsicht, und hegt den Wunsch, daß es möglich gemacht werden könnte, auch bey dieser Strafklasse die Bessern von den Schlechtern abzusondern."

München, März.

(Beschluß.)

Ehe ich diesen Abschnitt meines Berichtes schließe, muß ich noch unsers französischen Theaters erwähnen, das eben im Entstehen ist; es hat sich nämlich eine Anzahl Personen aus dem Adel zu zwölf Darstellungen französischer Theaterstücke verbunden, 150 Aktien, à 25 fl. decken die Kosten des Unternehmens, dessen Zweck Wohlthätigkeit ist. In wenigen Tagen findet in dem Rathhaussaale die erste Vorstellung statt. Mehrere dieser Herrn und Damen haben bereits früher auf Privatbühnen, namentlich auf jener des höchstseligen Herzogs von Leuchtenberg, Proben eines ungewöhnlichen Talentes abgelegt. Die höhere Gesellschaft gibt allerdings auf der Bühne wie im Leben eine gewisse Sicherheit, einen Halt, den der Schauspieler selten oder nie erwirbt. Wir möchten den Darstellern vor allem die Worte des sterbenden Attinghausen zurufen: Seyd einig, einig!

Auch für italienische Oper hat sich eine Gesellschaft talentvoller Dilettanten zusammen gefunden, im Hause des geachteten, alles Schöne mit Einsicht und Geschmack fördernden Geheimen Baurathes von Klenze. Wer die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens, und das beschränkte Lokal erwägt, der staunt hier so Gelungenes leisten zu sehen. Wenn Kunstliebhaber so erfreulich zusammen wirken, so fällt das Talent öffentlicher Sänger im Preise, und der Name Künstler hört auf bevorrechtend einer Klasse anzugehören.

Nach einem sehr strengen Winter, der dem Emporsteigen aller im vergangenen Jahre begonnenen öffentlichen Bauten hemmend entgegentrat, fängt nun allmählig bey gelinderer Witterung deren Fortschreiten wieder an, und im Odeon regt sich große Thätigkeit, um diesen Bau, der nächsten Winter für die gesellige Unterhaltung der tanzlustigen Bewohner unsrer Hauptstadt zugänglich seyn soll, bald möglichst zu vollenden. Die Arbeiten am Königsbaue, so wie an der Pinakothek werden ebenfalls in diesen Tagen wieder beginnen, und somit werden denn den neu entstehenden Werken der Architektur die fördernden Hände wieder gegeben, welche sie in wenigen Jahren der Vollendung entgegenführen sollen. Es wird eine Wonne für uns seyn, wenn die Pinakothek mit ihren großen Sälen einmal fertig dastehet, und unsern trefflichen Kunstschätzen der Malerey die Plätze angewiesen sind, in diesen würdigen Kunsthallen zu treten, und genießend umherwandeln zu können. Die vortreffliche Sammlung alt-niederdeutscher Gemälde, bis jezt Eigenthum der Hrn. Gebr. Boisserée, wurde von unserm König für die Pinakothek gekauft, und wird seiner Zeit ihren Platz in derselben finden. Obgleich wir bereits viele treffliche Werke dieser Art besitzen, so muß uns doch der Gewinn dieser so ausgezeichneten Sammlung um so willkommener seyn, als wir durch dieselbe nun etwas Ganzes, in seiner Art Einziges erhalten.

Auflösung der Charade in Nr. 78.

Buchstab.

Räthsel.

Ein Baum ist's, prangend in des Waldes Grün,
Zum Himmel steigt des Stammes kühnes Streben;
Ein Mann ist's, um die Schläfe weben
Die Musen Kränze ihm, die ewig blühn.

Beylage: Monatsregister März.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 85.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 9. April 1827.

Wo alle Sterne gros und chlei
isch er der liebst und er ellei,
und wo sie wandlet us und i,
se meint sie, müeß er um sie sy.

Hebel.

Der Morgen- und Abendstern.

Die Sterne all' am Himmel sind
Der Sonne zu Gefallen,
Doch Einer ist ihr treustes Kind,
Er dienet ihr vor allen.

Des Morgens, wenn erwacht ihr Licht,
Harrt er, sie zu begrüßen,
Und ihr in's glüh'nde Angesicht
Den frischen Thau zu gießen.

Auf daß mit feuchten Locken sie
Herabsinkt von den Höhen,
Und frisch belebend nun um sie
Die Morgenlüfte wehen.

Und wenn sie scheidet von der Flur,
Wenn Nacht und Dunkel sieget,
Weilt er, bis ringsum die Natur
In sanften Schlaf gewieget.

Dann eilt er zur Geliebt'rin schnell,
Sagt ihr die Fluren schliefen,
Und sie versenkt des Lichtes Quell
Noch mehr in Meeres Tiefen.

Ludwig Bauer.

Die Bücher und die Lesewelt.

Bilder, von Wilhelm Hauff.

1. Die Leihbibliothek.

Als ich noch in — n — lebte, gehörte es zu meinen Vormittagsvergnügungen, in eine Leihbibliothek zu gehen; nicht um Bücher auszuwählen, denn die Sammlung bestand aus 4 bis 5000 Bänden, die ich größtentheils zwey Jahre zuvor in einer langen Krankheit durchblättert hatte, sondern um zu sehen, wie die Bücher ausgewählt werden. Ich trug mich damals mit dem sonderbaren Gedanken ein Buch zu schreiben; ich hatte noch keinen besondern Gegenstand oder Zweck, und war noch sehr unentschieden, nach welchem großen Meister ich mein erstes Stück verfertigen sollte; auf den innern Werth des künftigen Buches dachte ich zwar mit unbehaglichem Gefühl, denn unter allen meinen Gedanken war ich bis jezt auf keinen gestoßen, der sich, selbst mit Schwabbacher Lettern gedruckt, schön ausgenommen hätte; doch schien mir das Größte und Nothwendigste für einen, der ein Buch machen will, daß er die Menschen studire; nicht um Menschenkenntniß zu sammeln, die lernt man jezt in Büchern, sondern um den Leuten abzusehen, was etwa am meisten Beyfall finde, oft und gerne gelesen werde. Vox populi, vox Dei, dachte ich, gilt auch hier. So saß ich denn manchen Vormittag in der Bibliothek, um die Leser und ihre Neigungen zu studiren.

Der Bibliothekar war ein alter, kleiner Mann, der

in den zehn Jahren, die ich in seiner Nähe lebte, beständig einen apfelgrünen Frack, eine gelbe Weste und blaue Beinkleider trug. Ich suchte ihm einst zu beweisen, daß er seinen Anzug nicht greller und abgeschmackter hätte wählen können; er brach aber, nachdem ich einiges Schlagende aus der Farbenlehre vorgebracht hatte, in Thränen aus und versicherte mich, er trage sich so und werde sich bis an sein Ende so tragen, denn von diesen Farben sey sein Hochzeitkleid gewesen, das er sich sechs Wochen vor der Hochzeit und leider zu früh habe verfertigen lassen; denn die Braut sey schnell am Nervenfieber gestorben. Der Bibliothekar hatte in seinem Fach eine vieljährige Erfahrung, und interessant war, was er zuweilen darüber äußerte. „Morgens, sagte er mir z. B., Morgens werden am meisten Bücher ausgetauscht, das ist die Zeit der zweyten und dritten Theile. Es kommt nicht daher, wie ich anfänglich glaubte, daß zu dieser Zeit die Bedienten und Kammermädchen ihre Ausgänge in die Stadt machen, denn dann müßte sich dieses Verhältniß auch auf erste Theile erstrecken, nein, es kömmt vom Nachtlesen her."

„Vom Nachtlesen?" fragte ich verwundert.

„Davon, meyne ich, daß die Leute interessante Bücher Nachts lesen. Ein großer Theil der Menschen, die jungen und ganz gesunden ausgenommen, kann nicht in derselben Minute einschlafen, wo man zu Bette geht. Zum Opium mag man nicht greifen, weil man damit, einmal angefangen, fortfahren muß; da gibt es nun kein besseres Mittel, als zu lesen."

„Gut, ich verstehe, erwiederte ich; aber Sie sagten ja selbst von interessanten Büchern; sind denn diese zum Einschläfern eingerichtet?"

„Nicht alle und nicht für alle; natürlich muß man unterscheiden, für wen dieß oder jenes interessant seyn kann. Sie kennen die Gräfin Winklitz, nun die kann am längsten nicht einschlafen; mich dauert nur das Kammermädchen, die ihr jede Nacht oft bis zwey Uhr vorlesen muß. Nun gebe ich einmal aus Irrthum dem Mädchen Görres Deutschland und die Revolution mit — Sie wissen, für den Kenner gibt es nichts Interessanteres — acht Nächte haben sie daran gelesen und doch hat es nur 190 Seiten und jedesmal ist die Gräfin um eilf Uhr eingeschlafen. Das Mädchen wußte mir tausend Dank für das „schläfrige Buch." Kommt, um Ihnen nur noch ein Beyspiel zu geben, kommt zu meinem großen Erstaunen der alte Professor Wanzer, der über Mathematik liest, in meinen Laden. Er habe seit zwanzig Jahren nichts Belletristisches mehr gelesen als zuweilen die Traueranzeigen im Merkur, und nun wünsche er doch wieder eine Uebersicht über das zu bekommen, was einstweilen Gutes geschrieben worden. Ich fragte ihn, ob er von Walter Scott schon etwas gelesen? er erinnert sich, von dem berühmten Mann gehört zu haben, und nimmt Ivanhoe mit, Ivanhoe, diese herrliche Geschichte! Den andern Tag kömmt er ganz verdrüßlich, wirft mir ein Paar Groschen und den Scott auf den Tisch und sagt, die Rittergeschichten, die er in seiner Jugend gelesen, seyen bey weitem schöner gewesen; er sey schon im ersten Theil eingeschlafen; bitte Sie um's Himmelswillen, ist über Ivanhoe eingeschlafen!"

„Aber wie hängt dieß mit Ihren Beobachtungen über die zweyten und dritten Theile zusammen?" unterbrach ich ihn.

„Nun, wir sprachen gerade von interessanten Büchern, fuhr er fort, und da kam ich auf die Gräfin und den Professor. Kommt aber ein interessantes Buch an den rechten Mann, so geht es, wie wenn ein Pferd flüchtig wird. Abends war man im Theater oder in Gesellschaft; man hat nachher gut zu Nacht gespeist und rüstet sich nun zu Bette zu gehen. Die Lampe auf dem Tischchen am Bette ist angezündet, das Mädchen oder der Bediente hat einen ersten Theil zurecht gelegt; alles ist in Ordnung, nur der Schlaf will noch nicht kommen. Man rückt die Lampe näher, man nimmt das Buch in die Rechte, stützt den linken Ellbogen in die Kissen und schlägt das Titelblatt auf. Sagt der Titel dem Leser zu, hat er sich über das erste, oder, wie ich's nenne, Geburtsschmerzenkapitel hinüber gewunden, dann geht es rasch vorwärts, die Augen jagen über die Zeilen hin, die Blätter fliegen, und solch ein rechter Nachtleser reitet einen Theil ohne Müde in zwey Stunden hinaus. Gewöhnlich ist der Schluß der ersten Theile eingerichtet, wie die Schlußscenen der ersten Akte in einem Drama. Der Zuschauer muß in peinlicher Spannung auf den nächsten Akt lauern. Unzufrieden, daß man nicht auch den zweyten Theil gleich zur Hand hat, und dennoch angenehm unterhalten, schläft man ein; den nächsten Morgen aber fällt der erste Blick auf das gelesene Buch, man ist begierig, wie es dem Helden, der am Schluß des ersten Theils entweder gerade ertrunken ist, oder ein sonderbares Pochen an der Thüre hörte und so eben „herein!" rief, weiter ergehen werde, und wenn ich um acht Uhr meinen Laden öffne, stehen die Johann, Friederich, Katharinen, Babetten schon in Schaaren vor der Thüre, weil gnädiges Fräulein, ehe sie eine englische Stunde hat, der Herr Rittmeister, ehe die Schwadron spazieren reitet, die Frau Geheimeräthin, ehe sie Toilette macht, noch einige Kapitel im folgenden Theil des höchst interessanten Buches lesen möchten."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Hütte am Senegal,

von Fanny Tarnow.

(Fortsetzung.)

Außer den zwey Negern, die sie als Arbeiter auf der Insel vorfand, war Charlotte nun von allem Umgange, von

allen Menschen abgeschieden. Welch eine Einsamkeit für ein in Paris erzogenes Mädchen! Der Glut sengender Sonnenstrahlen, dem Stich zahlloser Insekten preisgegeben, sammelte sie Tag für Tag die Baumwolle ein, und wenn sie am Abend erschöpft und matt nach der Hütte zurückkehrte, mußte sie noch das Abendbrod besorgen. Die Knaben trugen einige dürre Zweige zusammen, von denen in der Mitte der Hütte ein großes Feuer angezündet wurde, bey dem sie die Kuchen aus Hirsenmehl bereitete, die ihnen zum Abendbrod und auch am nächsten Morgen zum Frühstück dienen sollten. Andere Nahrungsmittel hatten sie nicht und es war schon Festtag, wenn sie diesem Mahle eine Schüssel in Salzwasser abgekochter Bohnen, ein Stückchen Butter oder wohl gar zuweilen einen Topf voll Milch hinzufügen konnte. Nur des Sonntags, wenn ihr Vater mit den Geschwistern kam, gab es frisches Brod und Fleisch, das er von St. Louis mitbrachte.

Der Gedanke, daß sie für ihren Vater und ihre Geschwister arbeite, gab Charlotten Muth. Ihr stand aber eine neue schwere Prüfung bevor. An einem Dezembertage ging sie des Morgens mit ihren Brüdern in dem kleinen Gehölz spazieren, das hinter ihrer Hütte lag. Sie bemerkten hier einen Baum, dessen schneeweißen, schöngeformten Blüthen den süßesten Wohlgeruch athmeten, und brachen davon eine große Menge, um ihre Hütte damit zu schmücken. Doch der Duft dieser Blüthen war giftig, und bald fühlten sich ihre Brüder von einem heftigen Kopfweh, dem Vorläufer eines gefährlichen Fiebers, das sie bis an den Rand des Grabes brachte, ergriffen. Ihr Vater kam, als er Nachricht davon erhielt, selbst, um die Knaben nach der Stadt zurückzubringen und Charlotte blieb nun mit einem alten Neger, er hieß Stephan, allein auf einer Insel, deren ganze Bevölkerung aus Vögeln und Tigern bestand.

In dieser Abgeschiedenheit fühlte sie sich von ihrem Muthe ganz verlassen und ließ ihren Thränen und ihrem Grame freyen Lauf. Die furchtbare Einsamkeit, in der sie, vergessen und geschieden von der ganzen übrigen Welt, ihre schönsten Jugendjahre zu verleben bestimmt schien, kam ihr wie ein ödes Grab vor. Und was durfte sie sich von der Zukunft versprechen? Welche Hoffnung konnte ihr noch tröstend erscheinen? — Nur das Gefühl, ihrem unglücklichen Vater nothwendig zu seyn; nur die Pflicht, ihren verwaiseten Geschwistern die verlorene Mutter ersetzen zu müssen, konnte ihr noch den Wunsch einflößen, ihr Leben verlängert zu sehen. Doch versank sie in eine Schwermuth, die sie nicht mehr zu besiegen vermochte. Sie ging im ersten Morgenschimmer an's Ufer des Flusses, auf dessen Wellen am vorigen Abend der Kahn, der ihren Vater und ihre Brüder trug, ihren Augen entschwunden war, und blickte mit nassen Augen auf die Wasserfläche, die ihr nun wie eine Unermeßlichkeit erschien, welche sie von der bewohnten Welt und allen ihren Lieben schied. Mit sanfterer Wehmuth fiel ihr Blick dann auf die Blumen und die Gebüsche der Insel; sie waren ihre Freundinnen, ihre Gespielinnen; sie allein vermochten ihren Schmerz zu mildern, und ihre traurige Einsamkeit zu verschönen. Die Sonne stieg eben jezt herauf, und rief sie zu ihrer Arbeit.

Zwey Tage lang vermochte sie diese noch zu verrichten, aber am Abend des dritten fühlte auch sie sich von einem heftigen Kopfweh ergriffen, und mußte sich niederlegen. Am andern Morgen konnte sie das Bett nicht verlassen; das Fieber, das in der Nacht ausgebrochen war, war so heftig, daß es ihr die Hoffnung raubte, sich nach St. Louis begeben zu können, und doch fehlte es ihr auf der Insel durchaus an allem. Der gute Stephan, dem ihr Zustand zu Herzen ging, nahm seine Flinte, um irgend ein Wildpret für sie zu schießen, aber alles, was er von seiner Jagd heimbrachte, war eine alte Krähe; er brachte ihr diese, und trotz des Widerwillens, den sie dagegen bezeigte, kochte er ihr eine Suppe davon, die sie aber, als sie sie kostete, durchaus ungenießbar fand. Ihr Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag und sie glaubte sich dem Tode nahe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Edinburg, März.

Mad. Henry Siddons, Wittwe des Sohns der berühmten Schauspielerin dieses Namens, und selbst eine ausgezeichnete Künstlerin, und eine, wegen ihres sittlichen Charakters hier hochgeachtete und in den besten Gesellschaften der Stadt aufgenommene Frau, hat mit ihrem Bruder, Hrn. Murray, nach dem Beyspiele der Londoner und mehrerer anderer Bühnen, eine Kasse errichtet, aus welcher Schauspieler, die wegen Alter oder Krankheit das Theater zu verlassen gezwungen sind, und sich in einem hülflosen Zustande befinden, Unterstützung erhalten sollen. Diese Kasse wird durch wöchentliche Beyträge der Schauspieler und freywillige Gaben der Freunde der dramatischen Kunst unterhalten; um diesen lezteren eine Gelegenheit zur Darlegung ihres guten Willens zu geben, wurde hier am 23sten Febr. ein öffentliches Mittagessen veranstaltet, eine Sache, ohne welche in Großbritannien bekanntlich keine Verhandlung vor sich geht; Parlamentswahlen, Gedächtnißfeyer berühmter Männer, milde Sammlungen für Hülfsbedürftige. Alles wird essend abgemacht. Das obenerwähnte Mahl war besonders zahlreich, und mehr als 300 Personen versammelten sich zu demselben, von denen eine große Anzahl besonders dadurch angezogen wurde, daß es unter dem Vorsitze Walter Scotts gehalten werden sollte, und obgleich öffentliches Reden, wie man sagt, im Ganzen nicht zu den glänzendsten Talenten des berühmten Mannes gehört, so wurde doch die Erwartung der Anwesenden hier gänzlich, nicht nur durch seine Rede befriedigt — von der wir unten einen Auszug geben — sondern das Interesse ward auch noch sehr gesteigert, da man ihn dahin brachte, sich hier zum ersten Male öffentlich als den einzigen Verfasser aller Waverley-Romane zu erklären; denn obgleich längst, und besonders seit seines Verlegers Constables Bankerott, wodurch die Originalma-

nuscripte zum Vorschein gekommen, kein Zweifel mehr über diesen Punkt herrschte, so hatte er selbst ihn doch niemals zugestanden, und war früher bekanntlich sogar den Fragen des Königs darüber ausgewichen. So ward nun natürlich diese Erklärung mit lautem Beyfall und lebhaftem Enthusiasmus aufgenommen.

„Es sey unnöthig," begann Sir Walter seine Rede, vor „einer Versammlung wie diese die Sache der dramatischen Kunst „zu führen. Sie sey die erste, welche das spielende Kind lerne, „und die mit ihrem Zauber die Seele des reifenden Jünglings „erfülle. Das Gefühl, welches uns zu dieser Unterhaltung „hinziehe, sey unserer Natur eingepflanzt, und die dramatische „Kunst habe stets mit der Ausbildung der menschlichen Gesell„schaft gleichen Schritt gehalten. Wenden wir unsere Augen „zurück auf das alte Griechenland, so sehen wir einen seiner „Schauspieldichter, als Anführer einer Schaar, das Vaterland „in den Gefilden von Marathon vertheidigen. In dem Jahr„hundert Ludwigs XIV., welches die Franzosen seit lange und „noch jezt als das Augustische Zeitalter ihrer Literatur betrach„ten, erschien die dramatische Kunst mit Glanz. Sie blühte „auch unter Elisabeth, als Britannien in seiner ganzen Größe „bastand. Gesetze von Niemand empfing, und der Zufluchts„ort der Verfolgten ward, und die Rechte der Menschheit ver„theidigte." (bey dieser Stelle der Rede drängen sich unwillkürlich die Hinrichtung der Maria Stuart und andere Handlungen des schrecklichsten Despotismus jener gerühmten Zeit, wo „England eine Zuflucht der Bedrängten war, und die Rechte der Menschheit vertheidigte," in unser Gedächtniß); „Ein Vorurtheil," fuhr Sir Walter fort, „habe lange in dies„sem Lande gegen die Schaubühne geherrscht; allein es ent„sprang in jenen Zeiten der Finsterniß, aus denen das Verbot „der Ehen für den Priesterstand und so manche andere nutz„lose Handlungen der Selbstverläugnung verstammen. Das „mals glaubten manche Leute, in's Schauspiel gehen hieße die „Wohnungen der Sünde betreten, und ohne Zweifel handelten „viele von denen, die diese Meynung äußerten, aus Ueberzeu„gung. Es gäbe, fuhr er fort, Personen mit besonders zar„tem Gewissen, und seine Absicht sey nicht, strenge über sie „zu urtheilen. Allein sie sollten uns, die anders denken, auch „erlauben, unserer Neigung zu folgen, und uns denen dank„bar zu beweisen, deren Bemühungen uns diese geistvolle Un„terhaltung verschaffen. Oft sey der Zustand der Schauspie„ler ganz hülflos. Sie hätten durch eine lange Lehrzeit zu „gehen, und arbeiteten Jahre lang in der Dunkelheit, Aus„zeichnung und Anerkennung werde ihnen spät, und zwar von „kurzer Dauer. Das Alter verschont kein lebendes Wesen, die „Kräfte sinken, und da Vorsicht kein charakteristischer Zug der „Künstler sey, so stürze das Alter sie oft in Armuth und „Elend. Bis jezt habe er nur von Sternen erster Größe ge„sprochen, allein es gäbe noch eine andere Klasse. Die See„leute sagen, nicht Jedermann könne ein Hochbootsmann seyn, „und so gehe es auch auf der Bühne; nicht jeder Schauspieler „könne Hamlet seyn, man braucht auch einen Rosenkranz und „Guildenstern. Im Heer ist es nicht genug die Obersten und „Hauptleute zu versorgen — was soll aus dem armen Gemei„nen werden? Vielleicht hat ein Schauspieler sich auf die Bühne „gewagt, ohne seine Kräfte gehörig zu messen — und was „soll nun aus ihm werden, wenn das Alter seine Kraft noch „mehr schwächt? Wer einmal seine Hand an den dramatischen „Pflug gelegt, kann nicht zurück." — Sir Walter endete seine Rede, indem er die Hoffnung reichlicher Beyträge für die Kasse ausdrückte, die auch nicht getäuscht ward, da mehr als 280 Pfd. St. einkamen.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, im März.

(Fortsetzung.)

Die Königin des Gesanges, die herrliche Angelica Catalani, ist vor einigen Tagen in unserer Stadt angekommen, und dieß Ereigniß hat alle unsere Zungen und Leidenschaften in gährende Bewegung gesezt. Wenden wir ja doch unsere ganze Energie auf Sängerinnen, Gesang und Alles, was fern oder nah in dieses Fach einschlägt. Man denke sich daher die Ungeduld der Erwartung und den Streit der Meynungen über die wichtige Frage: wie wird die Königin Angelica Catalani der Kron-Prätendentin Henriette Sonntag gegenüber stehen, und welche wird in dem Lorbeer-Kronen-Streit den Sieg davon tragen? — Wie eine gewaltige Schlacht-Trompete erklang also den Berlinern das bescheidene Postillionshorn, wodurch die große Angelica verkündet wurde, und von Minute zu Minute wuchs die Spannung wegen des Erfolgs der ersten, diplomatisch-friedlichen Zusammenkunft, welche durch eine vermittelnde Macht veranstaltet wurde. In einem der hiesigen glänzenden Häuser, welches als das Vaterland und Asyl der Künstler angesehen werden kann, geschah die wichtige Begegnung. Zuerst erschien, durch großartigen Putz und Schätze von Diamanten in ihrer majestätischen Haltung unterstützt, die immer noch reizende Catalani, alle Herzen gewinnend durch holde Würde und südliches Feuer; bald darauf, wie den Händen der Mode so eben entschlüpft und von allem ihrem Schimmer umringt, das anmuthige Kind unseres Landes, alle Augen bezaubernd durch Jugendfrische, Klarheit und Anspruchslosigkeit der Erscheinung. Welchen Eindruck mochte bey der glänzenden Frau das blühende Mädchen hervorbringen, — durch dessen weitverbreiteten Ruf sie den Namen der größten Sängerinnen Europas fast ausgelöscht, den sie sogar mit dem ihrigen in die Schranken treten sah, der bisher unübertroffen geherrscht hatte. Nicht zwanzig Jahre alt, war die kleine Deutsche zu einer Stufe gelangt, wonach sie, die stolze Italienerin, den schönsten Theil ihres Lebens hindurch gerungen, und der Anfang einer fremden Laufbahn, von einem Erfolg bezeichnet, welcher ihr am Ende der eigenen fast noch zu entschlüpfen drohte. Aber von dem Gefühle des eignen Werths, vielleicht auch der Gerechtigkeit beseelt, und ihre Lage mit kluger Mäßigung überschauend, traf sie in ihrem Benehmen den besten und richtigsten Weg; denn nachdem die gegenseitige Vorstellung geschehen, und die junge Nebenbuhlerin, ohne alle Ziererey, eine große Arie mit hinreißender Fertigkeit und Anmuth gesungen hatte, verließ sie ihren Platz, schloß jene gerührt in ihre Arme, und sagte mit großer Innigkeit: „Dieu Vous benisse, mon enfant, Vous êtes la meilleure chanteuse, que j'aie entendue!" Alle Meynungen waren nun vereint, und alle Stimmen gewonnen, so daß selbst die Behauptung einiger Mißwollenden, welche zwischen den Worten: vous êtes la meilleure chanteuse, noch ein: „à présent" wollen vernommen haben, wenig Glauben gefunden hat.

Wenige Tage darauf, sagt man, sey die Sonntag bey der Catalani gewesen und habe mit ihr gesungen, ja sie werde in dem Konzert der edlen Gastfreundin ein Gleiches thun; eine Nachricht, welche alle Erwartungen auf das Höchste spannt, und der Konzertgeberin, selbst wenn sie ihrem frühern verdreyfachten Preise (1 Dukaten) treu bleibt, in unserm größern Konzertsaale dennoch keinen Raum unbesetzt lassen wird.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 28.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 86.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 10. April 1827.

Ein Mann der recht zu wirken denkt,
Muß auf das beste Werkzeug halten.
Bedenkt, ihr habet weiches Holz zu spalten,
Und seht nur hin für wen ihr schreibt!

Goethe.

Die Bücher und die Lesewelt.

(Fortsetzung.)

2. Geschmack des Publikums.

„O daß ich auch einer der Glücklichen wäre," dachte ich, als jetzt die Leihbibliothek sich öffnete und ein Gemisch von bordirten Bedientenhüten und hübschen Mädchengesichtern sich zeigte, „einer jener glücklichen, deren zweyter Theil mit so großer Sehnsucht erwartet wird!" Nicht ohne Neid blickte ich auf die Bände, die der kleine Bibliothekar mit der wichtigen Miene eines Arztes zur Zeit einer Hungersnoth vertheilte. — Er hatte die dringendsten Kunden befriedigt, das Geld oder die Leseschulden eingeschrieben und ich konnte jetzt eine wichtige Frage an ihn richten, die mir schon lange auf den Lippen schwebte, die Frage über den „Geschmack des Publikums."

„Er ist so verschieden," antwortete er, „und ist oft so sonderbar als der Geschmack an Speisen. Der eine will süße, der andere gesalzne, der eine Seefische, Austern und italienische Früchte, der andere nahrhafte Hausmannskost; in einem Punkt stimmen sie aber alle überein, sie wollen gut speisen."

„Das heißt?"

„Sie wollen unterhalten seyn; natürlich jeder auf seine Weise."

„Aber wer ist der Koch," rief ich aus, „der für diese verschiedenen und verwöhnten Gaumen das Schmackhafte zubereitet? Wie kann man es allen oder nur vielen recht machen? denn darin liegt doch der Ruhm des Autors."

„Sie sind nicht so verwöhnt als man glaubt, entgegnete er; die Mode thut viel, und wenn nur die Schriftsteller fleißiger die Leihbibliotheken besuchten, mancher würde finden, was ihm noch abgeht oder was er zu viel hat. Kann doch keiner ein guter Theaterdichter werden, der nicht mit der ganzen Stadt vor seinem eigenen Stücke sitzt, aufmerksam zuschaut und lauscht, was am meisten Effekt macht."

Der Mann sprach mir aus der Seele; er hatte ausgesprochen, was auch ich schon lange mir zugeflüstert hatte. „Die Leihbibliotheken studire, wer den Geist des Volks kennen lernen will, fuhr er mit Pathos fort. Sehen Sie einmal, Bester, jene lange Reihe von Bänden an; die weißen Pergamentrücken sind so rein, als hätte man sie nie oder nur mit Handschuhen angefaßt. Wer ist wohl der Autor, der so vergessen und gleichsam in Ruhestand versetzt dort steht?"

Ich rieth auf eine Reisebeschreibung, oder auf ein naturhistorisches Werk.

„Letzteren Artikel führen wir gar nicht, antwortete er wegwerfend; nein — es ist Jean Paul."

„Wie! rief ich mit Schrecken, ein Mann, der für die Unsterblichkeit geschrieben, sollte schon jetzt vergessen seyn? Hat er denn nicht Alles in sich vereinigt, was anzieht und unterhält, tiefen Ernst und Humor, Wehmuth und Satyre, Empfindsamkeit und leichten Scherz?"

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im März.

(Beschluß.)

Herr Guillou, erster Flötist der großen Oper zu Paris und Mitglied des Konservatoriums, ist jezt hier anwesend, und hat sich bereits im großen Opernhause mit Beyfall hören lassen. Es ist vielleicht zu bedauern, daß er sein zartes Instrument mit zu viel französischer Lebendigkeit, und Hize behandelt, wodurch dasselbe seiner eigenthümlichen und höchsten Wirksamkeit entfremdet zu werden scheint. Andere mehr zum feurigen Ausdruck geeignete Instrumente, als die Violine u. s. w., würden sich der Art von Petulanz besser fügen, die man für das Charakteristische der Spielart des Herrn Guillou halten möchte, eine Eigenschaft, welche wohl schwerlich jemals mit dem Flötenspiel sich glücklich vereinigen kann. So steht denn Herr Guillou, wenn er unsere heimischen Flötenbläser auch vielleicht an Feuer und Gewandtheit übertreffen sollte, dennoch an Weichheit und Milde des Tons denselben weit nach, und hat das über alles Lob erhabene Spiel seines Vorgängers Dromt, dieses Meisters aller Flötisten, in unserm Gedächtniß nicht auslöschen können.

Uebrigens wird das von ihm im Saale des Schauspielhauses angekündigte Konzert gewiß ein sehr glänzendes werden, da er sich der Mitwirkung Moserś, der nun hier angestellten Gebrüder Ganz, der Sängerin Schulz, und vor Allem der Zauberin Sonntag zu erfreuen haben wird. Leztere wird unter andern eine Romanze von Panseron (Professor am Konservatorium zu Paris) mit Flötenbegleitung und französischem Text singen, wodurch sie schon neulich eine zahlreiche Gesellschaft, in der nebst Guillou eine ziemliche Anzahl der hier anwesenden Franzosen sich befand, in ungemessenes Entzücken versezt hat. Der Triumph war vollständig, und der Enthusiasmus, namentlich von Seiten der Franzosen, unbeschreiblich. Doch ist es auch nicht möglich, mehr zarten Ausdruck, Lieblichkeit, Grazie und Schalkheit zu vereinen, als ihr Gesang und Mienenspiel darbot. Kurz, das beglückte Schoßkind der Natur war der Mittelpunkt und Hebel der Unterhaltung, und zwang, wie seine Kunst, so auch die andern Künste, ihm dienstbar zu seyn. Denn während die Gefeyerte im heitern Gespräch begriffen war, zeichnete der talentvolle Professor Krüger, mit eben so viel Glück als Gewandtheit, ihr liebliches Profil, dem ein anwesender Freund dann als Unterschrift und Ausdruck der allgemeinen Stimmung die improvisirten Worte beyfügte:

Wo alle Künste sich vermählen,
Wo so viel holder Reiz sich zeigt,
Da will auch Poesie nicht fehlen;
Doch welche Farbe soll sie wählen,
Daß sie der Schwestern Spur erreicht?
Sie müßt' in Sonnenstrahl sich hüllen,
Sich schmücken mit des Tages Glanz;
Dann wird ihr Wunsch sich schön erfüllen,
Und dein wär', Sonn' und Tag — der Kranz!

Edinburg, März.

(Beschluß.)

Nach mehreren andern ausgebrachten Gesundheiten, und zum Theil von einigen der anwesenden Schauspieler gehaltenen Reden, erhob sich Lord Meadowbock, einer der hiesigen Richter, und ein Patron der Anstalt für die Theaterhülfskasse. Er sagte, er werde nun einen Toast ausbringen, der gewiß im ganzen Lande mit Enthusiasmus getrunken würde. Die Bescheidenheit des hochberühmten Mannes verhindere ihn, sein ganzes Gefühl auszudrücken, doch sey der Nebel, der ihn so lange verhüllt habe, nun zerstreut. Der vaterländische Barde stehe nun vor ihnen — er, dessen zauberischer Pinsel Männer der Vorzeit gezeichnet, die den Grund der glorreichen Freyheit gelegt haben, die England jezt beglückt. Sir Walter stand auf unter lautem Beyfallsruf, Winken mit Tüchern ꝛc. „Sein Freund hier," sagte er, „stehe ihm fast in Verlegenheit durch „diese Aeußerung — verrathen sey nun das Geheimniß, und „in der That müsse man sich wundern, daß es so viele Jahre „bewahrt geblieben, da es doch mehr als zwanzig Personen anvertraut gewesen sey. Er könne kaum Rechenschaft davon „ablegen, was ihn abgehalten habe den Schleier früher zu „lüften, es werde ihm fast angst, wenn er denke, was er als „les geschrieben habe, allein da seine gegenwärtigen Worte ohne „Zweifel bekannt werden würden, so halte er es für Recht, al„ler Ungewißheit ein Ende zu machen, indem er sich für den „einzigen und ungetheilten Verfasser aller „Waverley-Romane erkläre; sie enthalten in Wahrheit, „einige Anführungen aus andern Werken ausgenommen, kein „einziges Wort, das nicht von ihm geschrieben sey."

Am Ende der Mahlzeit schlug Sir Walter noch vor, dem Andenken Shakespears einen dankbaren Becher zu weihen, „dem „wundervollen Dichter, der keinem menschlichen Wesen zu ver„gleichen sey, als dem Manne in dem arabischen Mährchen, „der sich in jeden beliebigen Körper versetzen und dessen Ge„fühle und Handlungen nachahmen konnte."

Im Ganzen äußert das hiesige Publikum sehr wenig Geschmack für die Bühne; wir haben uns hier im Schauspiel befunden, wo außer der von unserer Gesellschaft besezten Loge sich im ersten und zweyten Range nur noch zwey Personen in einer andern zeigten, und nur das Parterre und die Gallerie mäßig gefüllt waren. Zum Theil rührt dieß von den strengen Grundsätzen eines Theils der herrschenden Presbyterianischen Kirche und mancher der hiesigen religiösen Sekten her, die noch immer, wie Walter Scott sagt „die Bühne als ein Haus der Sünde betrachten"; und zum Theil mag auch eine entgegengesezte Ursache viele Leute vom Schauspiel abhalten, nämlich die häufigen Bälle und Abendgesellschaften, welche hier während der Season, d. h. von Ende Dez. bis Ende März oder Mitte April gegeben werden. Der Preis der Plätze ist auch ziemlich hoch, in den ersten Logen, den einzigen, in welchen Damen sich sehen lassen mögen, fünf Schillinge; das Parterre kann von Frauen besucht werden (der Preis ist drey Sch.), doch lieben sie es nicht, und nur wenige aus den mittlern Ständen gehen dahin. Die Schauspielergesellschaft ist im Ganzen ziemlich gut. Mrs. Henry Siddons vortrefflich, auch ihr Bruder Murray und noch ein anderer komischer Schauspieler Maltby, spielen oft sehr brav. Die Direktion, und Mrs. Siddons und ihrem Bruder bestehend, thut alles mögliche die Bühne empor zu bringen, selbst mit beträchtlichem Kostenaufwande; Londoner Schauspieler. Charles Kemble ist in diesem Augenblicke hier, spielen sehr häufig, und dann füllt sich auch wohl das Haus.

Edinburg ist diesen Winter leer, im Vergleich mit den drey Jahren, was man dem allgemeinen Druck der Zeiten zuschreibt, der viele Familien, der Ersparniß wegen, auf dem Lande zurückhält.

Beylage: Literaturblatt Nr. 29.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 87.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 11. April 1827.

So wars in alten Tagen,
Sittſamer Frauen Art.
Bilder und ſchlichte Sagen
Die haben uns bewahrt;
Wie in der Frauen Kreiſe
Die Spindel nie geruht.

Kerner.

Die pfiffige Spinnerin.

Nach dem Serbiſchen, aus Goethe's Kunſt und Alterthum.

Spannen junge Spinnerinnen,
Spannen Flachs zu feinem Linnen,
Spannen ſpät bey Lampenſchein;
Doch vor allen andern Mädchen
Drehte Röschen glatt ihr Fädchen,
Dreht' ihr Fädchen rund und fein.

Und es drang zum Ohr des Zaren
Wie ein Kind ſo jung an Jahren
Fleißig ſich zum Mädchen hält;
Schickt ihr Flachs zu einem Rocken,
Blond und weich wie Röschens Locken:
Röschen, ſpinne mir ein Zelt!

Und von dem was noch — ſo ſchreibet
Ihr der Zar — dir übrig bleibet,
Die mit Spinnen du vertraut,
Davon magſt du Kleider ſpinnen,
Hochzeitkleider, und darinnen
Mir im Arme ruhn als Braut.

Klug iſt Röschen, voller Pfiffe;
Federchen vom Webeſchiffe
Schicket ſie dem Zar in's Haus.
Zar! was du, vermag nicht Jeder:
Zar! hier haſt du eine Feder!
Mach mir einen Webſtuhl draus!

Und von dem was noch — ſo ſchreibet
Röschen ihm — dir übrig bleibet,
Werd' ein Luſthaus aufgebaut!
In dem Luſthaus will ich wohnen,
Drinnen Kunſt und Fleiß belohnen,
Dir im Arme ruhn als Braut!

W. Gerhard.

Die Bücher und die Leſewelt.

(Fortſetzung.)

3. Der große Unbekannte.

Ein Bedienter unterbrach uns. „Die Frau Gräfin Langsdorf läßt ſich ein Buch ausbitten;" ſprach er.

„Was für eine Nummer?"

„Das hat ſie nicht geſagt. Aber ich glaube ſie will eine Geiſtergeſchichte."

„Geiſtergeſchichte? fragte der kleine Bibliothekar umherſuchend, darf es auch eine Rittergeſchichte ſeyn? Die Geiſter ſind alle ausgeliehen."

„Ja, nur etwas recht Schauderliches, das hat ſie gerne, erwiederte der Diener, ſo wie das letzthin, die ſchwarzen Ruinen oder das unterirdiſche Gefängniß, das hat uns ſehr gut gefallen."

„Liest Er denn auch mit?" ſagte der kleine Mann mit Staunen.

„Nachher, wenn die Frau Gräfin einen Band durch hat, leſen wir es auch im Bedientenzimmer."

„Gut; will Er lieber das Geiſterſchloß, die Rufer-

ſtehung im Todtengewölbe, oder das feurige Racheſchwert von Hildebrand?“

„Da thut mir die Wahl weh, erwiederte er; was müſſen das für ſchöne Bücher ſeyn! Nu — ich will dießmal das feurige Racheſchwert nehmen, behalten Sie mir das Geiſterſchloß für das nächſte Mal auf.“

Kaum hatte ſich der Diener der Gräfin, die gerne Schauergeſchichten las, entfernt, ſo trat gemeſſenen Schrittes ein Soldat ein.

„Für den Herrn Lieutenant Flunker beym fünfzehnten Regiment den blinden Thorwart vom alten Schott.“

„Freund, hat er auch recht gehört? fragte der Leihbibliothekar; den blinden Thorwart vom alten Schott? Ich kenne keinen Autor dieſes Namens.“

„Es ſoll auch kein Auditor ſeyn, entgegnete der Soldat vom fünfzehnten, ſondern ein Buch; der Herr Lieutenant ſind auf der Wache und wollen leſen.“

„Wohl! aber vom alten Schott? Es ſteht weder ein alter noch ein junger im Katalog.“

„Es iſt glaub' ich derſelbe, der ſo viel gedruckt hat, und den ſich alle Korporals und Wachtmeiſter um zwey gute Groſchen gekauft haben.“

„Walter Scott! rief der Kleine mit Lachen; und das Buch wird Quintin Durward heißen.“

„Ach ja, ſo wird es heißen! ſprach der Soldat; aber ich darf den Herrn Lieutenant nichts zweymal fragen, ſonſt hätte ich wohl den Namen gemerkt, und er hat ſich das undeutliche Sprechen vom Kommandiren angewöhnt.“ Er empfing ſeinen blinden Thorwart und ging. Aber der Himmel hatte ihn in dieſem Augenblick in die Leihbibliothek geſandt, und ſeine Worte hatten einen Lichtſtrahl in meine Seele geworfen. „So iſt es denn wahr, ſprach ich, daß die Werke dieſes Britten beynahe ſo verbreitet ſind als die Bibel, daß Alt und Jung und ſelbſt die niedrigſten Stände von ihm bezaubert ſind?“

„Gewiß, man kann rechnen, daß allein in Deutſchland ſechszigtauſend Exemplare verbreitet ſind und er wird täglich noch berühmter. In Scheeran hat man jezt eine eigene Ueberſetzungsfabrik angelegt, wo täglich fünfzehn Bogen überſezt und ſogleich gedruckt werden.“

„Wie iſt das möglich?“

„Es ſcheint beynahe ſo unmöglich, als daß Walter Scott dieſe Reihe von Bänden in ſo kurzer Zeit ſollte geſchrieben haben, aber es iſt ſo, denn erſt vor kurzer Zeit hat er ſich öffentlich als Autor bekannt; die Fabrik habe ich aber ſelbſt geſehen.“

„Wird vielleicht durch Vertheilung der Arbeit Zeit gewonnen?“ fragte ich.

„Einmal dieß, entgegnete er, und ſodann wird Alles mechaniſch betrieben; der Profeſſor Lux iſt ſogar gegenwärtig beſchäftigt eine Dampfmaſchine zu erfinden, die Franzöſiſch, Engliſch und Deutſch verſteht, dann braucht man gar keine Menſchen mehr. Die Fabrik iſt aber folgendermaßen beſchaffen: Hinten im Hof iſt die Papiermühle, welche unendliches Papier macht, das ſchon getrocknet wie ein Lavaſtrom in das Erdgeſchoß des Hauptgebäudes herüber rollt; dort wird es durch einen Mechanismus in Bogen zerſchnitten, und in die Druckerey bis unter die Preſſen geſchoben. Fünfzehn Preſſen ſind im Gang, wovon jede täglich zwanzigtauſend Abdrücke macht. Neben an iſt der Trockenplatz und die Buchbinderwerkſtätte. Man hat berechnet, daß der Papierbrey, welcher Morgens fünf Uhr noch flüſſig iſt, den andern Morgen um eilf Uhr, alſo innerhalb dreyßig Stunden, ein elegantes Büchlein wird. Im erſten Stock iſt die Ueberſetzungsanſtalt. Man kömmt zuerſt in zwey Säle; in jedem derſelben arbeiten fünfzehn Menſchen. Jedem wird Morgens acht Uhr ein halber Bogen von W. Scott vorgelegt, welchen er bis Mittag drey Uhr überſezt haben muß. Das nennt man dort, „aus dem groben arbeiten.“ Fünfzehn Bogen werden auf dieſe Art jeden Morgen überſezt. Um drey Uhr bekommen dieſe Leute ein gutes Mittagsbrod. Um vier Uhr wird jedem wieder ein halber Bogen gedruckte Ueberſetzung vorgelegt, die durchgeſehen und korrigirt werden muß.“

„Aber was geſchieht denn mit den überſezten Bogen vom Vormittag?“

„Wir werden es ſogleich ſehen. An die zwey Säle ſtoßen vier kleine Zimmer. In jedem ſizt ein Styliſt und ſein Sekretär; Styliſten nennt man dort nämlich diejenigen, welche die Ueberſetzungen der dreyßig durchgehen und aus dem Groben ins Feine arbeiten; ſie haben das Amt, den Styl zu verbeſſern. Ein ſolcher Styliſt verdient täglich zwey Thaler, muß aber ſeinen Sekretär davon bezahlen. Je ſieben bis acht Grobarbeiter ſind einem Styliſten zugetheilt; ſobald ſie eine Seite geſchrieben haben, wird ſie dem Styliſten geſchickt. Er hat das engliſche Exemplar in der Hand, läßt ſich vom Sekretär das Ueberſezte vorleſen und verbeſſert hier oder dort die Perioden. In einem fünften Zimmer ſind zwey poetiſche Arbeiter, welche die Motto's über den Kapiteln und die im Text vorkommenden Gedichte in deutſche Verſe überſetzen.“

Ich ſtaunte über dieſen wunderbaren Mechanismus und bedauerte nur, daß die dreyßig Arbeiter und vier Styliſten nothwendig ihr Brod verlieren müſſen, wenn der Profeſſor Lux die Ueberſetzungsmaſchine erfindet.

„Gott weiß, wie es dann geben wird, antwortete der kleine Mann; ſchon jezt koſtet das Bändchen in der Scheeraner Fabrik nur einen Groſchen; in Zukunft wird man zwey Bändchen um einen Silbergroſchen geben und alle vier Tage wird eines erſcheinen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Hütte am Senegal.

von Fanny Tarnow.

(Fortsetzung.)

In dieser ruhigen Einförmigkeit verflossen ihre Tage, und der Segen ihrer Arbeitsamkeit, ihres Fleißes und der Familienliebe, war die Zufriedenheit mit ihrer Lage. Alle Mittwoche mußten zwey von den Negern nach dem Dorf Gandiolle gehen, um Milch, Butter und Eyer einzukaufen; Picard sah sich aber nach einiger Zeit in den Stand gesetzt, eine Kuh und einige Dutzend Hühner kaufen zu können, so daß die Insel selbst ihnen nun alle Lebensmittel lieferte, deren sie bedurften. Jetzt hielten sich alle für eben so glücklich als es die reichsten afrikanischen Prinzen nur immer seyn konnten; sie besaßen ein Obdach, Milch, Butter, Eyer, Mais, Hirse, Baumwolle, sie waren gesund, ruhig, sie liebten sich — bedarf der Mensch noch mehr, um bey schuldlosen Genüssen glücklich zu seyn?

Im Genuß dieser friedlichen Tage ward Picard durch einen Brief gestört, der eine Einladung enthielt, so schnell als möglich nach St. Louis zu kommen; er übergab Charlotten die Oberaufsicht über die ganze Niederlassung, ohne das neue Unglück zu ahnen, welches ihn bedrohte, denn in einer der ersten Nächte seiner Abwesenheit entwichen sechs von den Negern, die er gemiethet hatte, und nahmen das kleine, ihm gehörende Boot mit fort; dieser Vorfall betrübte Charlotten außerordentlich. Stephan mußte gleich nach der Insel Babaguey hinüber schwimmen, und dort ein Boot miethen, um ihren Vater von diesem Unglück zu benachrichtigen. Dieser setzte den Entflohenen gleich nach, doch sie hatten schon die Wälder erreicht, und Picard kam, ohne sie getroffen zu haben, todtmüde und erschöpft nach Safal zurück. Ein neuer Hoffnungsstern schien hier für ihn aufzugehen; er erfuhr von seinen Freunden, die französische Regierung habe ihm, der zuerst am Senegal den Versuch gemacht hatte, die Baumwollenstaude anzupflanzen, eine Prämie dafür zuerkannt, und der Gouverneur, Herr Schmalz, habe den Befehl erhalten, ihm den Betrag derselben auszuzahlen. Doch alle schriftlichen Anfragen und Bitten um Auskunft hierüber blieben von dem Gouverneur unbeachtet und unbeantwortet, er verweigerte ihm, als er selbst nach St. Louis ging, mündliches Gehör, und nur die Angst des Vaterherzens, seine Kinder in Elend und Noth umkommen zu sehen, konnte Picard dazu bringen, wenigstens um die Unterstützung an Lebensmitteln zu bitten, die aus dem Magazine der Regierung so vielen verabreicht wurden, die der Kolonie ihre Dienste geleistet hatten. Auch dieß Gesuch ward ihm nicht gewährt.

„Du siehst, sagte Picard zu Charlotten als er die Nachricht erhielt, der Gouverneur verweigert uns die Unterstützung, die er, den Befehlen der Regierung zufolge, verpflichtet ist, jedem nothleidenden Franzosen zukommen zu lassen; du siehst, daß ich jeder Hoffnung auf Verbesserung unseres Schicksals entsagen muß, und wenn ich bedenke, wie Unglück und Sorgen meine Kraft gebrochen haben, und an meinem Leben zehren, und dann auf Euch alle blicke, es mit jedem Blutstropfen in mir empfinde, daß die Zeit vielleicht nahe ist, wo meine Kinder vergeblich einen Bissen Brod zur Stillung ihres Hungers von mir erbitten werden, so möchte ich fragen, ob es noch einen unglücklicheren Menschen als mich auf der Erde geben kann?“

„Ach, antwortete sie, so groß auch unser Elend ist, so wollte ich es, und wäre es noch größer, willig und ohne Murren ertragen, wenn ich dich nur nicht an den nothwendigsten Bedürfnissen Mangel leiden sähe. Wir Kinder sind ja alle jung und gesund; wir können viel Noth ertragen, und uns an Vieles gewöhnen; aber ich fürchte, daß uns Mangel an gesunder und hinlänglicher Nahrung in dir unsere einzige und lezte Stütze rauben wird.“

„Du blickst in meine Seele, rief Picard, du erräthst meine Besorgniß, und ich brauche dir, mein geliebtes Kind, künftig nicht mehr den Gram zu verbergen, den ich seit lange tief im Herzen verschlossen trage. Vielleicht aber wird mein Tod euch zum Glück gereichen, meine Feinde werden dann aufhören Euch zu verfolgen.“

„Du zerreißest mir das Herz, sagte Charlotte, indem sie ihn zärtlich umarmte. Wie kannst du der Liebe deiner Kinder für dich so vergessen, um den Gedanken zu fassen, daß dein Tod nicht der schmerzlichste und unersetzlichste aller Unglücksfällen seyn würde, die uns treffen können.“

Zum ersten Mal sah Charlotte hier Thränen in den Augen ihres Vaters. Er drückte sie fest an seine Brust. „Möge Gott mir denn das Leben fristen, sagte er, und mein Bestreben Euch ein gemächlicheres Daseyn zu verschaffen, segnen. Nach diesen lezten Beweisen von der feindseligen Stimmung des Gouverneurs gegen mich, sehe ich alle Bande, die mich an das Gouvernement dieser Insel banden, für aufgelöst an, und werde darauf sinnen, uns im Innern der von den Negern bewohnten Länder einen Wohnsiz auszumitteln. Wir sind nun einzig an die Natur verwiesen, und hoffentlich werden wir bey den sogenannten Wilden mehr Menschlichkeit finden, als die Beamten der Regierung uns bewiesen haben.“

Es gelang auch Picard, von dem Negerfürsten der Provinz Cayor die Erlaubniß zu einer Niederlassung in seinen Staaten zu erhalten, und er war Willens sich nach

der Regenzeit zu ihm zu begeben; doch das Schicksal stellte sich der Ausführung dieses Planes entgegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, im März.

Seit einigen Tagen hat das Publikum endlich die Trauer für den verstorbenen biedern Herzog von York abgelegt, und obgleich der Herzog von Norfolk als Erbmarschall von England uns in der Hofzeitung schon längst den Wunsch Sr. Majestät mitgetheilt hatte, daß man die äußern Zeichen der Betrübniß über den Verlust des Prinzen, oder wie Viele sich ausdrückten, über diese National-Calamität ablegen möge, so wollte doch Niemand der erste seyn, und im Publikum sah man es im Allgemeinen ungern, wenn die Trauer zu frühe abgelegt würde. In diesem gar zu zarten Ausdrucke des feinen Gefühls für das Aeußere ist eine Mischung eigener Art enthalten, hier Cant genannt (zu deutsch Heucheley). Wir haben davon mehrere Abtheilungen: Religious cant, Political cant u. s. w., und von den derbsten und kernhaftesten Ausdrücken der Tagblätter bis zu den abgemessensten Bewegungen der Heiligkeit lassen sich die Spuren desselben verfolgen. Unsere Literatur hat seit einiger Zeit in mehreren Zweigen des Wissens ebenfalls Trauer angelegt, und das Feld der Memoiren und der Darstellungen aus dem wirklichen Leben blühet in voller Frische, und die mit Geisteserzeugnissen beladenen Tische in den Drawing rooms erliegen fast unter der Last der Almanacks, Vivian Greys und anderer ähnlicher Blumen der Einbildungskraft. Auch an Reisen, wissenschaftlichen und erheiternden, verspüren wir keinen Mangel, mehr aber an dem, was tiefes Studium und Anstrengung des Geistes erfordert. So bleiben wir noch immer dem Grundsatze treu, daß die großen Geister, Bacon und Locke schon genug für uns gedacht haben; allenfalls besitzen unsere schottischen Brüder an Dugald Stewart noch einen lebenden Zergliederer der menschlichen Seele. Wollten wir aber wieder über die Fragen „Wie“ und „Warum“ Forschungen anstellen, so könnten wir wahrlich, wie unsere deutschen Nachbarn, wieder in Träumereyen — German fancy — verfallen. Viele wollen sich zwar von der neuen alma mater der Hauptstadt, der durch Aktien und guten Willen zu errichtenden Universität eine Umwälzung unserer Ideen versprechen, und sind zum Voraus überzeugt, daß sie, wie alles hier, kolossal seyn werde, so daß wir wohl bald beym ersten Public dinner nach Legung des Grundsteins hören werden, London habe seine Bestimmung, die erste Universität der Welt in seinen Mauern zu besitzen, erreicht, gerade wie Jemand vor einigen Tagen mit vielem Beyfalle geäußert hatte, Drurylane werde bald das erste Theater der Welt werden. Andere setzen jedoch in das künftige Wunderwerk der neuen Hochschule einigen Zweifel, und meynen, die Direktoren würden weiser gehandelt haben, statt einer großen Universität für großen Theils unvorbereitete Jünglinge vielmehr einige gelehrte Schulen nach einem, den Fortschritten der Wissenschaften entsprechenden Plane zu errichten, in welchen auch unbemittelte Eltern ihre Söhne um ein Billiges erziehen lassen könnten; dadurch würde ein besserer Grundstein für eine Umbildung des im Allgemeinen so vernachlässigten Unterrichtswesens gelegt worden seyn. Die Haupterziehung der meisten jungen Männer beginnt hier und erst eigentlich nach den Schuljahren, weil in fast allen Grammar-Schools, sammt Eaton, Harrow und a. m. der Unterricht noch immer nach dem alten Schlendrian betrieben wird; einen Klassiker historisch kritisch zu erläutern, fällt Niemanden ein; um neuere Wissenschaften bekümmert man sich wenig, der junge Mann muß sich am Ende allein forthelfen. Es gibt freylich Ausnahmen, aber solche vortreffliche Anstalten liegen wie Oasen in der Wüste. Unter sechzig bis hundert und fünfzig Pfund Sterling jährlicher Ausgabe kann kein Knabe eine gute Vorbereitungsschule besuchen, und schon das Niedrigste ist für viele Familienväter fast unerschwinglich. Die Regierung könnte freylich viel Gutes bewirken, und durch ihr bloßes Einschreiten würden schon manche Mißbräuche von selbst abgestellt werden; bald würde man dann z. B. nicht mehr sehen, daß ein vierjähriges Kind nach einer lateinischen Schule getragen wird, damit es im vierzehnten Jahre zum Abgange nach Oxford vor den den Vorzug erhalte, das erst in seinem fünften Jahre die Schule zu besuchen begonnen hatte. Aber eine Einmischung der Regierung in solche häusliche Angelegenheiten geht hier nicht an. Wehe dem, der sich an die heiligen Einrichtungen unserer weisen Vorfahren wagen wollte! Wir ertragen lieber den Wurmstich einer ergrauten Zeit, und den Despotismus eines ewigen Mißbrauches, als den guten Willen einer durchgreifenden Regierung. Ueberhaupt wollen unsere Minister (oft sey es zu ihrem Lobe gesagt) so wenig vom Durchgreifen wissen, daß sie sogar nicht zugreifen, wo ihnen die Gelegenheit hierzu angeboten wird. So schlug Herr Peel vor einigen Jahren das freywillige Anerbieten der Curatoren aus, das Vetorecht bey der Ernennung der Professoren an dem von der Regierung mit 9000 Pfund Sterling jährlich unterstützten katholischen Collegium Maynooth auszuüben.

(Der Beschluß folgt.)

Hamburg, Ende März.

Die gänzliche Vollendung unseres neuen Schauspielhauses in der Domthorstraße wird durch die Fortdauer der kalten Witterung verzögert; die Eröffnung wird schwerlich vor Mai geschehen können. Mittlerweile wird in dem alten Schröderschen Hause fortgespielt; das Haus füllt sich nur, wenn Damen, namentlich Sängerinnen, Gastrollen geben. Jetzt Madame Krauß-Wranitzky, welche in Rossinis Othello auftritt. In diesem Monat sahen wir zuerst Boieldieus weiße Frau. Anders Cervantes und Oberon sind hier noch nicht erschienen, und werden für das neue Haus aufgespart. Das Opernwesen verdrängt auch hier die gediegene Kunst der Recitative, wodurch einst Schröders Bühne für ganz Deutschland Muster war. Noch haben wir Künstler, wie Jakobi, Schwarz, Schmidt und einige andere, jener Schule vollkommen würdig, aber die Masse des Publikums, die das Haus füllt, will nur jugendliche Schönheit schauen. Auch die neue, mit Hülfe von Aktionäre zu Stande gebrachte Unternehmung wird schwerlich eine, mit aller Pracht, mit Ballett ꝛc. geschmückte Oper schaffen können, und so wird in unserer guten Hansestadt die dramatische Kunst in einem Zustande der Halbheit, und in einer Schwebe der Unentschiedenheit bleiben, die den wahren Kunstfreund mit Trauer erfüllt. Dabey wird das Haus selbst durch den Einfluß der Aktionäre eine Einrichtung erhalten, die unsern Bürgern ganz fremd ist, gesperrte Sitze, privilegirte, geschlossene Logen ꝛc., kurz einen aristokratischen Anstrich, der für unsere Republik gar nicht paßt. Schröder und die bisherige Direktion waren ganz unabhängig; die Direktion waltete als Herr im Hause; jetzt zieht das Personale zur Miethe ein, und wird sich den Einreden der Aktionäre nicht entziehen können. Das alte Haus wird mit einem höchst sinnreichen Epilog eines wackern Dichters geschlossen werden, welchen wir seiner Zeit dem Morgenblatt mittheilen wollen.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 88.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 12. April 1827.

So wandelt jezt, verjüngt, verklaret,
Der Sänger in der neuen Zeit.
Er ist den Lebenden vereinet.
Vom Hauch des Grabes keine Spur;
Die Vorwelt, die ihn todt gemeynet,
Lebt selbst in seinem Liede nur.

Uhland.

Aus Jean Pauls Nachlaß.

Wir übergeben hier unsern Lesern Gedanken, Notizen, Vergleichungen aus Jean Pauls Nachlaß, die für uns um so bedeutender werden, wenn man bedenkt, daß es Vorarbeiten eines Werkes sind, das er vielleicht noch herausgegeben hätte, daß es kleine, aber edle Theilchen eines Körpers sind, dem er seinen Geist eingehaucht hätte. Und so reichen wir mit hohem Vergnügen diese Blüthen und Blätter dar, aus welchen wohl ein unsterblicher Kranz für seine Stirne geworden wäre.

* * *

Das Echo, wie der Nachruhm, behält nur die lezte Sylbe eines Menschen.

*

Es gibt Zeiten, wo man auf halbe Jahrhunderte voraussehen kann; in unserer auf kein Jahr, ja auf kein Viertel desselben.

*

Die Gegenwart ist an die Vergangenheit gefesselt wie sonst Gefangene an Leichen, aber einst wird sie frey.

*

Je dicker der Nebel um uns, also nicht über uns, desto leichter sinkt er nieder.

*

Viel altes Laub aus unserm Herbst hängt im Frühling um uns: vielleicht die Knospe zu schützen.

*

Das Siegel wird heiß aufgedrückt und kalt abgerissen.

*

Der Staat stürmt gegen reife Gedanken an, um sie — zu vermehren; wie das Kind die Butterblume anbläst, sie entblößt sich freylich, aber der Saame, von Federn getragen, geht überall hin; die Blume ist nicht abgepflückt, sondern ausgesäet.

*

Fledermäuse fliehen Tag — und suchen Talglicht.

*

Zerschlagt einen Magnet, er zerfällt in mehrere.

*

Bey Preßbrücken sind wir Scheinleichen, die hören und fühlen, daß man ihnen einen Sarg anmißt, aber nichts dagegen sagen, und sich nicht regen dürfen.

*

In der Moral muß man Sünden nicht blos verzeihen, auch verschweigen; in der rechten Politik sie nicht blos verzeihen, sondern auch veroffenbaren; die Censur ist darum so moralisch, weil sie so schön verschweigt.

*

Wenn die Censur verzeiht, so übersieht sie nicht, sondern sie fürchtet durchschaut zu werden.

*

Die Censur bekennt die geistigen Kronschulden, durch Abweisung der Anweisung auf jene.

*

Der Argwohn sieht noch mehr, als er zu strafen wagt,

und er ist desto bitterer, als er gegen die nächste Zukunft schon im Kriege steht und keine Schonung erwartet.

*

Die öffentliche Meynung gleicht Dampfböten — blos Rauch und Dampf — doch treibt sie Alles.

*

Vor Gewittern (Revolutionen) muß man alles Feuer des Vaterlandes auslöschen.

*

Ein Volk sey frey, aber mache sich nicht frey.

*

Der Teufel geht unter, weil er nur Teufel erräth, aber nicht Menschen, geschweige Engel.

*

Ein Diplomat kann so wenig grade arbeiten, wie ein Korkzieher, er gehet im Zickzack wie ein elektrischer Funke.

*

Ein Christus in der Diplomatik würde Alles thun, weil ihn Niemand erriethe.

*

Minister schlagen das klanglose Gold zum Rauschgold der Versprechungen. Gerade unter dem Regenbogen des diplomatischen Friedens regnet es.

*

Fürst und Volk werden mit einander geboren und genährt; aus derselben Spitze des Korns steigt die Wurzel und der Gipfel, obwohl verschieden sich richtend; aber beyde haben eine Nahrung, und jeder stirbt an dem Andern. Die Fürstenkrone sey eine Baumkrone, die am größten und lebendigsten durch das üppige Leben sich breitet und Folge des Lebens des Baumes ist.

*

Bewölkte Gipfel bedeuten Sturm; bey Thronen ist's umgekehrt, die hell aus dem Thalnebel dastehen. Hier bedeutet eine bewölkte Tiefe Unglück, nicht eine solche Höhe. Die Tiefe des Thals ist stets größer als der Gipfel.

*

Die Sklaven suchen die Diamanten, und dann umgekehrt diese jene.

*

Wir klagen über den Druck der Zeit, und haben das leichteste Mittel, den Luftballon, uns über sie wegzusetzen — das Herz und den Entschluß.

*

Wir sehen recht weit zurück, aber gar nicht weit hinaus, als wenn die Regel der Perspektive nicht für beyde Zeiten gälte!

*

Denkt euch ein Jahrhundert zurück, und denkt euch ein Jahrhundert voraus, und hört dann die Menschen über euch.

*

Die Erde wird täglich nicht nur vorwärts, sondern auch rückwärts älter.

*

Junge Philosophen und Dichter sind Versalletern bey Vers-anfängen.

*

Dichter ändern und verwandeln sich. Unter den Insekten verwandeln sich nicht die ungeflügelten.

*

Je mehr Handlung, je besser wirken Einfälle.

*

Ein origineller Autor ist unerschöpflich, schreibt immer fort, wenn er spricht; man sollte ihm nachlaufen; wie Gutesthun fortdauert, so auch Gutes denken.

*

In den neuern Zeiten sind Götter nicht wie in den alten Wesen, sondern kalte Spiegelbilder; lieber verdränge sie der Dichter durch die lebendigen Regungen in uns.

*

Ein Sprachmeister kann alles übersetzen, nur nicht Gedichte; diese nur wieder Dichter; so Wieland, Voß, Herder, Schlegel.

*

Gegen die Festigkeit und Schärfe der Alten erscheinen die Neuern wie Quecksilber.

*

Die ächte romantische Kunst wird nur wegen bestehender Einmischung geliebt; Bienen hassen die Rose, wenn kein Honigthau darauf ist.

*

In je mehrere Menschen die Charaktere und Besonderheiten getheilt werden, desto mehr steht jeder Charakter hervor. Ein bekannter Charakter braucht die wenigsten Eigenheiten, da er ja sonst bekannt ist, und wird dadurch der Aufwand der Malerey an Charakteren erspart. Jede einzelne Durchführung (z. B. eines immer Heiteren) gibt und regiert schon einen Charakter.

*

Kein Dichter kann die größte Wirkung seiner Werke, weder im Guten noch Bösen, bestimmen, weil er nicht Alle anregt, und es auf die Zündbaren ankommt.

*

Man sollte einen Helden nie anders als ganz fertig aufführen. Wer wird einem Fötus an der Nabelschnur ein Ordensband umhängen (dazu gehört ein neugebornes Fürstenkind); oder einem Embryo Taufnamen geben? In die Kindheitgeschichte kann man allerdings die nächste einlegen, aber ist dieß nicht Willkür?

*

Man sollte einen jetzigen Roman schelmisch mit recht vielen Strahlen durchschießen, da die Frauen nichts lesen als Romane.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Bücher und die Lesewelt.

(Fortsetzung.)

4. Besuch im Buchladen.

Mein Entschluß stand fest; einen historischen Roman à la Walter Scott mußt du schreiben, sagte ich zu mir, denn nach Allem, was man gegenwärtig vom Geschmack des Publikums hört, kann nur diese und keine andere Form Glück machen. Freylich kamen mir bey diesem Gedanken noch allerley Zweifel; ich mußte die Werke dieses großen Mannes nicht nur lesen, sondern auch studiren, um ihm sein Geheimniß abzulauschen, und dann mußte ich irgend ein Stück aus der Geschichte ausfindig machen, um es zu meinem Zweck zu benützen. Ein dritter, und der mächtigste Zweifel war, ob ich einen Verleger bekommen würde. Ich beschloß daher, ehe ich mich an das Werk selbst machte, die Wege kennen zu lernen, die man bey solchen Geschäften zu gehen hat. Den Buchhändler Salzer und Sohn kannte ich von der Harmonie her; ich steckte zwey Thaler zu mir, um ein Buch bey ihm zu kaufen und so seine nähere Bekanntschaft zu machen.

„Ein schönes Buch um zwey Thaler? fragte er; was soll es seyn? Gedichte?"

„Erzählungen oder ein Roman, Herr Salzer."

„Um diesen Preis werden Sie nichts Schönes finden, erwiederte er lachend; doch hier ist der Katalog."

„Wie? nichts Schönes um zwey Thaler, und doch kostet ein Roman von Walter Scott nur zwanzig Groschen!"

„Wenn Sie Uebersetzungen haben wollen, sagte er; ich dachte Sie wollten Originale."

„Aber mein Gott, entgegnete ich, wenn ein guter Roman aus einer andern Sprache nur zwanzig Groschen kostet, warum hält man denn die deutschen Bücher so theuer?"

„Meynen Sie, erwiederte er unmuthig, wir werden auch noch die Originale um einen Spottpreis wegwerfen? Diese Uebersetzungen, diese wohlfeilen Preise werden uns ohnedieß bald genug ruiniren. Was ist denn jezt schon unser schöner Buchhandel geworden? nichts als ein Verkaufen im Abstreich; Alles soll wohlfeil seyn, und so wird Alles schlecht und in den Staub gezogen. In jeder Ecke des Landes sizt einer, der mit wohlfeiler Schnittwaare handelt, und wir andern, die uns noch dem Verderben entgegen stemmen, gehen darüber zu Grunde."

„Aber wie kann denn diese Veränderung des Handels so großen Einfluß auf Originale oder auf die Buchhändler üben?"

„Wie? fuhr er eifrig fort. Wie? es ist so klar als die Sonne, das Publikum wird dadurch verdorben und verwöhnt! Ich streite Scott und den beyden Amerikanern ihr Verdienst nicht ab; sie sind im Gegentheil leider zu gut. Aber jedes Näthermädchen kann sich für ein paar Thaler eine Bibliothek klassischer Romane anschaffen. Unnatürlich schnell hat sich die Sucht nach dieser Art von Dichtungen verbreitet, und hunderttausend Menschen haben jezt durch diese Groschenbibliotheken einen Maßstab erhalten, nach welchem sie einsinnig unsere deutschen Produkte messen."

„Um so besser für die Welt; wird denn nicht dadurch die Intelligenz und der gute Geschmack verbreitet, und das Schlechte verdrängt?"

„Intelligenz und Geschmack, das Bändchen um neun Kreuzer rheinisch! rief er aus; o ich kenne diese schönen Worte; guter Geschmack! als ob nur die Leute über dem Kanal guten Geschmack hätten; Intelligenz! meynen Sie denn, die Menschen denken dadurch vernünftiger, daß sie jezt alle selbst recensiren und sagen: „Es ist doch nicht so schön als Walter Scott und Cooper, und nicht so tief und witzig als Washington Irving? Und welcher Segen für unsere Literatur und den Buchhandel wird aus diesem Saamen hervor gehen, den man so reichlich ausgestreut? Verkehrtheit der Begriffe und einige schlechte Nachahmungen, (wie ich mich schämte bey seinen Worten!) und überdieß unser Ruin. Die Schriftsteller verlangen immer stärkere Honorare; wofür man sonst ein Louisd'or zahlte, will man jezt fünf, und im umgekehrten Verhältniß werden die Bücher weniger gesucht als jemals. Ueberdieß hat auch diese Herren Walter Scotts Fruchtbarkeit angesteckt. Sie sind jezt sparsam mit Gedanken, und verschwenderisch mit Worten. Gedanken, Scenen, Gemälde, die man sonst in den engen Rahmen eines Bändchens fügte, werden auseinander gezogen in zehn, zwölf Bände, damit man mehr Geld verdiene, und was früher vier, fünf hübsche Verse gegeben hätte, wächst jezt in holperiger Prosa zu eben so vielen Seiten an."

„Also geht die gereimte Poesie nicht mehr?"

„Wer will sie kaufen? Privatleute? die sehen vornehm herab und nennen alles Versley; Gelehrte? Die bekommen es vom Autor, damit sie ihn desto gnädiger recensiren möchten. Leihbibliotheken? die führen nur Romane, weil sie ihr Publikum kennen. Und diese Leihbibliotheken sind noch unser Unglück. Jedes Städtchen hat fünf, sechs solcher Anstalten. Das Publikum denkt, warum sollen wir für ein Buch so viel Geld wegwerfen, wenn wir es in der Leihbibliothek lesen können? Man kauft sich Groschenübersetzungen oder wohlfeile Taschenausgaben, um doch eine Bibliothek zu haben, und der Buchhändler, der ein Buch verlegen will, kann also höchstens noch auf fünfhundert Leihbibliotheken rechnen. Und wenn heute wieder ein Goethe oder Schiller geboren würde, man könnte keine fünfhundert Exemplare absetzen; das Publikum hat Glauben, Vertrauen und Lust an unserer Literatur verloren."

„Und von alle dem sollten Scott und die Taschenausgaben die Schuld tragen?“

„Ja! und diese unselige Zersplitterung durch alle Zweige ist auch mit Schuld! Die Schriftsteller zersplittern ihr Talent in Almanachs und Zeitschriften, weil sie dort gut bezahlt werden; das Publikum zersplittert sein Geld für diese Luxuswaaren, weil sie Mode geworden sind; wir selbst überbieten uns; jeder will einen Almanach, eine Zeitschrift haben; und diese Taschenkrebse sind es, die unsere Krebse erzeugen.“

„Aber Herr Salzer, sagte ich zu dem Unmuthigen, warum schwimmen Sie gegen den Strom? warum veranstalten Sie nicht selbst Taschenausgaben? warum unternehmen Sie keine Zeitschrift? Oder schämen Sie sich vielleicht, selbst mitzumachen?“

„Schämen würde ich mich eigentlich nicht,“ erwiederte er nach einigem Nachdenken. „Was ein anderer thut, kann Salzer und Sohn auch thun. Aber ehrlich gestanden, ich fürchte mit einer Zeitschrift zu spät zu kommen; und wer soll sie schreiben? Etwas Neues muß heutzutage neu, auffallend, pikant seyn, wenn es Glück machen soll; so habe ich mich schon lange umsonst auf einen ausgezeichneten Titel besonnen, denn der Titel muß jezt alles thun. Hätte ich hier nur einige tüchtige Männer vom Fache, eine kritische oder belletristische Zeitschrift sollte bald dastehen: denn ich bin ein unternehmender Geist so gut als einer.“

(Die Fortsezung folgt).

Korrespondenz-Nachrichten.

London, im März.

(Beschluß.)

Vor einigen Tagen hat sich in der Hauptstadt Irlands eine Scene zugetragen, die noch größeres Staunen über unsere Gleichgültigkeit erregen muß. Herr Plunket, einer der ersten Staatsdiener, General-Anwald von Irland, und Parlamentsmitglied für die Universität Dublin, sprach neulich im Unterhause, wie sein Freund Canning, zu Gunsten der Ertheilung aller staatsbürgerlichen Rechte an die Katholiken, mit einer Wärme, die einem der ersten Redner Englands und einem so erfahrenen Staatsmanne ziemt. Kaum war die Nachricht hievon in Dublin eingetroffen, als über ihn ein schreckliches Auto da fé erging; auf einem großen Brette in seiner Staatskleidung abgebildet, und auf seiner Brust den Namen Plunket tragend, führten ihn Dublins Musensöhne in großer Procession nach der Nassaustraße; hier wurde er aufgehängt, und unter lautem Jubelgeschrey, in Gegenwart vieler Tausende von Zuschauer ergriffen die Flammen den Generalfiscal in effigie. Die erschrockenen Professoren glaubten schon die Hochschule stehe in Flammen, die Universitätsspritze wurde herbeygeholt, aber umsonst, die Asche des Staatsmannes war schon den vier Winden preisgegeben. Hätte sich eine solche Unthat in andern Ländern zugetragen, wie viele Zungen und Federn wären dadurch in Bewegung gesezt worden! Doch hier geschieht nichts, man ließt eine solche Geschichte ganz kaltblütig beym Frühstücke, man lacht allenfalls, und wenn's noch kömmt fabrizirt eine Zeitung einmal einen kleinen leading Article darüber, und am andern Tage ist Alles vergessen.

* * *

Die neue Zeitschrift, the Inspector, hat bereits den eilften Monat ihres Daseyns erreicht, und verspricht durch die Aufnahme gediegener Aufsäze, eine fortdauernde Stelle unter den hiesigen Monatschriften einzunehmen; so enthält sie gegenwärtig eine ziemlich gute Biographie des Lord Liverpool, und, was für den Deutschen sehr interessant ist, einen guten Aufsaz über die Unterhaltungs-Tagblätter Deutschlands, welcher, wie es scheinen möchte, eine Reihe von Abhandlungen über die deutsche Literatur eröffnen soll. Er ist in einem leichten, beynahe läppischen Tone geschrieben, in welchem, nach dem Beyspiele des New Monthly und Blackwood'schen Magazins, heut zu Tage alles abgefaßt werden muß, was gelesen werden soll; auch sieht man es der Sache an, daß der Verfasser, der sich zwar das Ansehen eines Engländers gibt, aber ein Deutscher, Namens Dr. W. seyn soll, ernsthaftere Gegenstände auch ernsthaft behandeln kann. Hier steht denn das Morgenblatt mit seinen Trabanten, dem Kunst- und Literaturblatt, oben an. Die Zeitung für die elegante Welt, die Abendzeitung, das literarische Conversationsblatt und der Hesperus werden dann auch der Reihe nach beschrieben, belobt, und mitunter ein wenig getadelt. Auch hat der Verfasser die Gelegenheit ergriffen, einige, hier wenig oder gar nicht bekannte witzige Werke, und die Namen mehrerer Schriftsteller anzuführen, welches dazu beytragen muß die deutsche Literatur in England weiter zu verbreiten. Ein anderes Mittel hierzu bietet sich in der neuen Zeitschrift dar, die in Kurzem unter dem Titel: Foreign Quarterly Review and Continental Literary Miscellany, bey dem hiesigen Hause Treuttel und Comp. erscheinen wird, und an welcher, wie man versichert, einige der ersten Literatoren im Lande, so wie Sir Walter Scott, Sir Alexander Hamilton, Hrn. Southney, Lockhart u. a. Theil nehmen sollen. Die erklärte Absicht des Werkes geht vorzüglich dahin, die brittischen Leser allmählig mit den neueren Werken Frankreichs, Italiens, Spaniens, Deutschlands, Hollands und der nordischen Länder bekannt zu machen, hier und da aber, wo es Noth zu thun scheint, die Blicke auf die früheren literarischen Erzeugnisse jener Länder zu lenken. Von der deutschen Literatur heißt es im Prospektus: „Am wenigsten von allen muß es übersehen werden, daß von den literarischen Erzeugnissen der Deutschen (eines Volkes von mehr als vierzig Millionen Seelen, das innerhalb eines halben Jahrhunderts sich, so zu sagen, eine neue Sprache und eine endlos verbreitete Literatur erschaffen hat) eine bessere Kenntniß in Großbritannien verbreitet ist, als diejenige, welche die unbedeutenden Muster gewährten, welche einige sogenannte Uebersezer in einigen wenigen Schauspielen und Romanen geliefert haben, die in den meisten Fällen vergessen zu haben scheinen, daß ein Schriftsteller, welcher gutes Deutsch schreibt, von einem, der sich in schlechtem Englisch ausdrückt, verdorben, aber nicht übersezt werden kann. Daraus sind, besonders in den lezteren Jahren, Vorurtheile entstanden, welche nur durch viele Mühe und Beharrlichkeit beseitigt werden können.“

Beylage: Kunstblatt Nr. 30.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 89.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 13. April 1827.

Dem, der nur wenig braucht, kann auch nur wenig fehlen,
Und wer sein Glück in sich, nicht in dem äußern Schein,
Nicht in der Meynung sucht, wird leicht befriedigt seyn.

J. P. Uz.

An einen jungen Künstler.

Du buhlst um allgemeine Gunst,
Du schweifst umher nach eitelm Ruhm —
Das Glück des Künstlers ist die Kunst,
Die Werkstatt ist sein Heiligthum!
Welch ärmlich Loos, wann dort ein Herrchen
Bey Dämchen prahlt, daß es dich kennt;
Dort ein gebildet weiblich Närrchen
Vertäufig deinen Namen nennt;
Wann, just bey Laune, dir ein Skribler
In seinem Blättchen Lob gewährt,
Ein junger Reimer, was noch übler,
Dir ein Sonettchen gar beschert;
Wann dich die Großen zu sich laden,
Aus langer Weil' und Modegier
Und freundlich stolz nun Ihro Gnaden
Dich anschaun wie ein Wunderthier!
Wie? Und du buhlst um solche Gunst,
Schweifst um nach solchem eitlen Ruhm?
Und kanntest doch das Glück der Kunst
In deiner Werkstatt Heiligthum!

Ludwig Robert.

Die Bücher und die Lesewelt.

(Fortsetzung.)

5. Der unternehmende Geist.

„Man hat jetzt Morgen-, Mittag-, Abend- und Mitternachtblätter, man hat alle Götter- und Musentitel erschöpft, man sieht sich genöthigt, zu den sonderbarsten Namen Zuflucht zu nehmen, will man Aufsehen machen, denn nur der neue Klang ist es, der das Alte, längst Gewöhnte übertönt, und jeder Vernünftige sieht ein, daß eine neue Zeitschrift nicht an und für sich selbst besser ist als die alten. Erzählungen, Gedichte, Kritiken finden sich hier wie dort, und gute Mitarbeiter werden nicht zugleich mit dem Namen des Blattes erfunden."

„Aber Herr Salzer, erwiederte ich, warum verlassen denn die Menschen oft die längst bekannten Zeitschriften, um auf ein Paar Probeblätter hin eine neue anzuschaffen?"

„Das liegt ganz in unserer Zeit; Veränderung macht Vergnügen und neue Besen kehren gut, antwortete er; so ist einmal das Publikum, wetterwendisch, und weiß nicht warum. Kleider machen Leute, und eine hübsche Vignette, ein auffallender Titel thut in der Lesewelt so viel als eine neue Mode in einer Assemblee. Wer diesen Charakter der Menschen recht zu nützen versteht, kann in jetziger Zeit noch etwas machen; hätte ich nur einen Titel!"

„Da unsere Zeitschriften gegenwärtig so vielseitig seyn müssen, sprach ich, was denken Sie zu dem Titel: Literarisches Hühnerfutter?"

„Wäre nicht so übel; man könnte in der Vignette das Publikum als ein Hühnervolk darstellen, welchem von der Muse kleingeschnittenes Futter vorgestreut wird; aber es geht doch nicht! in dem Futter könnte eine Beleidigung liegen, weil es schiene, als wollte man das Publikum mit dem Abfall von dem großen Mittagstisch der Literatur füttern; geht nicht!"

„Oder etwa — die Abendglocke."

„Abendglocke? Wahrhaftig! ey, das ließe sich hören! Es liegt so etwas Sanftes, Beruhigendes in dem Wort. Will mir doch den Gedanken bemerken; aber ein kritisches Beyblatt müßte dazu; ich habe schon gedacht, ob man es nicht „der Destillateur" nennen könnte."

„Es liegt etwas Wahres in Ihrer Idee, entgegnete ich; die Bücher werden allerdings neuerer Zeit durch einen chemischen Prozeß recensirt oder abgezogen; man destillirt so lange, bis sich das X Geist, das man suchte, verflüchtigt, oder bis der gelehrte Chemiker der Welt anzeigen kann, aus welchen verschiedenen Bestandtheilen das Gebräude war, das er zersetzte; aber das Blatt röche doch zu sehr nach einer Materialhandlung oder nach gebrannten Wassern; was halten Sie aber von einem kritischen Schornsteinfeger?"

Der Buchhändler sah mich eine Zeitlang schweigend an und umarmte mich dann voll Rührung. „Ein Fund, ein trefflicher Fund! rief er; was liegt nicht Alles in diesem einzigen Wort! Die deutsche Literatur stellt das Kamin vor, unsere Recensenten die Schornsteinfeger, sie kratzen den literarischen Ruß ab, damit das Haus nicht in Brand gerathe. Ein Oppositionsblatt soll es werden, Aufsehen muß es machen, das ist jezt die Hauptsache; der kritische Schornsteinfeger! Und die Kunstkritiken geben wir unter dem vielversprechenden Titel: der artistische Nachtwächter!" Hastig schrieb er sich den Namen auf und fuhr dann fort. „Herr! Sie hat mein Schutzengel in meinen Laden geführt; wenn ich so hinter meinem Arbeitstisch sitze, bin ich wie vernagelt, aber schon oft habe ich bemerkt, wenn ich mich ausspreche, kommen mir die Gedanken wie ein Strom. So, als Sie vorhin von Walter Scott und seinem Einfluß sprachen, ging mir mit einem Mal eine herrliche Idee in der Seele auf. Ich will einen deutschen Walter Scott machen."

„Wie, wollten Sie etwa auch einen Roman schreiben?"

„Ich? o nein, ich habe Besseres zu thun; und einen? nein zwanzig! Wenn ich nur meine Gedanken schon geordnet hätte! Ich will mir nämlich einen großen Unbekannten verschaffen, dieser soll aber niemand anders seyn, als eine Gesellschaft von Romanschreibern, verstehen Sie mich?"

„Noch ist mir nicht ganz klar, wie Sie —

„Um Geld kann man Alles machen; ich nehme mir etwa sechs oder acht tüchtige Männer, die im Roman schon etwas geleistet haben, lade sie hieher ein und schlage ihnen vor: sie sollen zusammen den Walter Scott vorstellen. Sie wählen die historischen Stoffe und Charaktere aus, berathen sich, welche Nebenfiguren anzubringen wären, und dann —"

„O jezt verstehe ich Ihren herrlichen Plan; dann errichten Sie eine Fabrik, etwa wie jene in Scheeran. Sie lassen sich Kupferstiche von allen romantischen Gegenden Deutschlands kommen; die Kostüme alter Zeiten kann man von Berlin verschreiben; Sagen und Lieder finden sich in des Knaben Wunderhorn und andern Sammlungen. Sie setzen ein Paar Dutzend junger Leute in Ihr Haus; die Sechseinigkeit, der neue Unbekannte, gibt die Umrisse der Romane, hie und da zeichnet und korrigirt er an einem großartigen Charakter; die vier-und-zwanzig oder dreyßig andere aber schreiben Gespräche, zeichnen Städte, Gegenden, Gebäude nach der Natur —"

„Und, fiel er mir freudig in's Wort, weil der eine mehr Talent für Gegendmalerey, der andere mehr für Kostüms, der dritte für Gespräche, ein vierter, fünfter für's Komische, andere wieder mehr für das Tragische —"

„Richtig! so werden die jungen Künstler in Gegendmaler, Kostümschneider, Gesprächführer, Komiker und Tragiker eingetheilt und jeder Roman läuft durch aller Hände wie die Bilder bey Campe in Nürnberg, wo der eine den Himmel, der andere die Erde, jener Dächer, dieser Soldaten zeichnet, wo der erste das Grüne, der zweyte das Blaue, der dritte Roth, der vierte Gelb malen muß nach der Reihe."

„Und Einheit, Gleichförmigkeit wird dadurch erreicht, gerade wie in Walter Scott, wo alle Figuren offenbare Familienähnlichkeit haben; und eine Taschenausgabe veranstalten wir davon, so wohlfeil als nur möglich, auf vierzigtausend können wir rechnen."

„Und der Titel soll heißen: „Die Geschichte Deutschlands von Hermann dem Cherusker bis 1830, in hundert historischen Romanen!"

Herr Salzer vergoß einige Thränen der Rührung. Nachdem er sich wieder erholt hatte, drückte er mir die Hand. „Nun, bin ich nicht ein so unternehmender Geist als irgend einer? sprach er; was wird dieß Aufsehen machen! Aber Sie, Werthgeschäzter, waren mir behülflich, diesen Riesengedanken zu gebären; suchen Sie sich das schönste Buch in meinem Laden aus, und zum Dank sollen Sie — einer der Vier-und-zwanzig seyn!"

(Der Beschluß folgt.)

Die Hütte am Senegal.

von Fanny Tarnow.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens vermißte er, als er mit den Negern an die Arbeit gehen wollte, seinen Hund, der ihn stets zu begleiten pflegte, und als er bey der Baumwollenpflanzung ankam, sah er die blutigen Spuren eines Tigers und konnte nun nicht zweifeln, daß sein treuer Sultan die Beute eines solchen Raubthiers geworden sey. Er verbot nun den Kindern, sich unbegleitet aus dem Gesichtskreis der Hütten zu entfernen; doch am folgenden Abend hörten sie, als sie sich niedergelegt hatten, hinter den Hütten Töne, die dem Katzengeschrey glichen, nur viel stärker als dieses. Picard stand gleich auf, bewaffnete sich mit seinem Degen und seiner Flinte, um das Raubthier aufzusuchen, dessen Nähe seine Kinder so heftig erschreckte. Doch als der Tiger ihn erblickte, sprang er von dem kleinen Hügel, auf dem er stand, über seinen Kopf weg und verschwand in dem Gehölz. Die Kühnheit und die Schnelligkeit des Raubthiers machten für Picard die Verfolgung desselben gefährlich und er verschob es bis auf die folgende Nacht Jagd darauf zu machen. Er holte sich dazu von Babagury noch einige Neger, die er mit den seinigen verband, und nun darauf rechnete, den Tiger zu erlegen. Doch dieser erschien diese Nacht nicht; man hörte ihn nur heulen, ohne daß man seine Lagerstätte in dem Holz aufzufinden vermochte. Picard mußte am nächsten Morgen in Geschäften nach St. Louis gehen, und befahl seinen Kindern, ja alle Thüren sorgsam zu schließen, um sich vor diesem Raubthier zu schützen. Auch verrammelten sie am Abend so fest als möglich alle Zugänge, und nahmen einen Hund, den sie von einem Freunde als Ersatz für Sultan geschenkt erhalten hatten, mit in ihre Hütte. Diese Anstalten beruhigten aber Charlotten und Amalien keineswegs; die nur von Rohr und Stroh errichteten Hütten waren schon so baufällig, daß sie sich, der getroffenen Sicherheitsanstalten ungeachtet, doch vor einem Einbruch des Tigers fürchteten, und nur Stephans Anerbieten, die Nacht wachen zu wollen, gewährte ihnen Trost. Sie ließen aber doch, als sie sich niederlegten, die Lampe brennen; gegen Mitternacht erwachte Charlotte von einem dumpfen Geräusch, das sie in dem großen Zimmer vernahm — sie richtete sich auf und hörte nun deutlicher den Hund murren und zugleich ein Gebrüll, das dem Gebrüll eines Löwen glich; außer sich vor Schrecken und Angst weckte sie Amalien, und beyde konnten nicht zweifeln, daß wirklich ein Raubthier in die Hütte eingebrochen sey. Der Hund begann nun schrecklich zu bellen, das Gebrüll wurde lauter, und das alles ging in Picards Kabinett vor; die Kinder erwachten, und flohen zu den beyden ältern Schwestern, doch keine von ihnen wagte sich hinaus, um Stephan zu ihrem Beystand herbeyzurufen. Endlich ermuthigte sich Charlotte; Amalie wollte sie nicht allein gehen lassen, die Lampe in der einen Hand, einen großen Strick in der andern, machten sich beyde auf den Weg, die Ursache dieses Lärms zu erkunden. Schon von fern entdeckten sie in dem Kabinett ihres Vaters den Hund, der mit einem großen gelblichen Thiere im Kampf begriffen war, die Furcht überwältigt sie; überzeugt einen Löwen, oder wenigstens einen Tiger vor sich zu sehen, wagen sie nicht vorwärts, nicht rückwärts zu gehen, plötzlich stürzen beyde Thiere auf sie zu, lautschreyend wollen sie fliehen, die Lampe entsinkt ihnen, sie fallen beyde nieder. In diesem Augenblick fliegt Stephan herbey, er zündet die Lampe wieder an, und sie sahen nun, daß es nur ein großer, fremder Hund war, mit dem sich der ihrige herumgebissen hatte, und der wahrscheinlich von Babagury herüber geschwommen war.

Stephan schlug auf die Hunde los, um sie zu trennen, und der fremde entfloh durch das Loch, das er in die Wand gemacht hatte, um bey ihnen einzubrechen. Sie verstopften diese Oeffnung so gut als möglich, aber um ihren Schlaf war es für diese Nacht gethan. Nach Picards Zurückkunft ließ sich auch der Tiger nicht wieder sehen, und sie hofften, er werde die Insel verlassen haben.

Sie waren jezt in den ersten Tagen des Mai's mit der Einsammlung der Baumwolle fertig, aber die Ernte war bey weitem nicht so günstig ausgefallen als sie es früher gehofft hatten, und sie sahen sich genöthigt, noch sparsamer und dürftiger als bisher zu leben, und sich ganz auf die Kost der Neger zu beschränken. Auch ihre Kleidung zeugte von ihrer Dürftigkeit; die Kinder trugen alle, groß und klein, einen von den Negern gewebten groben baumwollenen Zeug, und der Vater einen Anzug von ganz grober blauer Leinwand. Die ganze Woche lebten sie nur von Hirse und Mais; des Sonntags allein ließ der Vater zwey Pfund Brod holen, mit dem er sie bewirthete, da dieß das Einzige war, was er ihnen zu gut thun konnte.

Jezt erhielt Picard auch die Nachricht, daß die Ladung europäischer Waaren, die er im vorigen Jahre nach Golam gesandt hatte, ein Raub der Flamme geworden sey. „Jezt habe ich auch die lezten Ueberbleibsel meiner Habe verloren, rief der Unglückliche, nun ist unser aller Untergang unvermeidlich!“

Alle weinten, alle fühlten ihre lezte, ihre einzige Hoffnung auf künftige bessere Tage vernichtet, und es wurde Picard unaussprechlich schwer, sich nur einigermaßen zu fassen. Seine Freunde in St. Louis nahmen aufrichtig Theil an seinem traurigen Geschick; sie wollten bey allen in der Kolonie wohnenden Europäern eine Kollekte für ihn veranstalten, allein er widersezte sich der Ausführung dieses Plans und erklärte, daß er nur von seinen wahren Freunden Unterstützung anzunehmen sich entschließen könne. Ein sehr edler Mann, Herr Dard, Direktor der französi-

schen Schulen am Senegal, zeichnete sich vorzüglich bei dieser Gelegenheit durch die Wärme seiner Theilnahme aus. Doch alle Versuche dieser Freunde, der unglücklichen Familie von Seiten des Gouverneurs eine Unterstützung von Lebensmitteln zu verschaffen, blieben fruchtlos, und doch war die Regenzeit vor der Thür, die ihnen diese nothwendiger denn je machte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, März.

Die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft, welche in ihren drey Fächern der Erziehung, der Industrie und der Armenpflege alljährlich zu Erläuterung einzelner Gegenstände derselben Fragen ausschreibt und die in den eingehenden Antworten enthaltenen Materialien durch tüchtige Referenten in umfassende Berichte zusammenstellen läßt, hat für den Zweig des Gewerbfleißes seit etlichen Jahren eine Reihe von Aufgaben gewählt, deren Lösung nach und nach die Geschichte schweizerischer Industrie seit dem Wendepunkt der bürgerlichen und Staatsverhältnisse der Eidgenossenschaft im Jahr 1798 darbieten wird. Mit den Gewerbeein ist für 1826 der Anfang gemacht worden. Die Wollgewerbe sind für 1827 aufgegeben. Nächstens wird die ausführliche und sorgfältig bearbeitete erste dieser Monographien mit den Verhandlungen der Gesellschaft ausgegeben. Sie bietet mancherley befriedigende Resultate dar und wird besonders auch merkwürdig durch die Schilderungen des Uebergangs vom System des Gewerbszwanges zu dem der Gewerbsfreyheit, und die Würdigung der Hemmungen, welche die schweizerische Industrie zu überwinden hat, und der Mittel, die dagegen anzuwenden sind. Unzählige ächt patriotische Männer bleiben in der Ansicht befangen, der Mangel unmittelbarer Maßregeln gegen die fremden Zoll- und Prohibitiv-Systeme führt zum Verderben, und selbst der Anblick unserer blühenden Gebäude und unzähliger sich neu erhebender Wohnungen vermag die fixe Idee nicht zu tilgen, unser Nationalwohlstand gehe rückwärts, während alle Thatsachen kund thun, daß die Industrie im Ganzen sich in größerem Maß befestigt und vermehrt hat, als dieß den Nachbarn trotz aller sinnreichen Erfindungen in Zöllen und Verboten gelang; also sollte die gänzliche Freyheit des Handels eine von der Erfahrung dargebotene Staatsmaxime seyn und bleiben, von der uns weder Leidenschaft noch Nachahmungssucht abführen dürfen. Unstreitig modifiziren die uns umgürtenden Mauth- und Prohibitiv-Systeme die schweizerische Industrie auf ganz eigene Weise, sie mögen hier und da einen einzelnen Zweig drücken, die gleichförmige Entwicklung aller Theile stören, und vieles unzulässig machen, was, man möchte sagen zum Luxus großer Staaten gehört, nämlich kolossale, mit ausschließenden Privilegien oder sonstigen Begünstigungen versehene Fabrikunternehmungen, welche unter einem, die Rechte der übrigen Bürger verletzenden Schutze stehen, und nichts beurkunden als Mangel an eigner Kraft und innerm Leben. Die Eigenthümlichkeit schweizerischer Industrie besteht in einer Menge, über das ganze Land verbreiteter, in Vergleichung mit den des Auslands kleinen Etablissements. Aber eben dadurch sollten die Vaterlandsfreunde mit den fremden Mauthanstalten ausgesöhnt werden; denn es ist klar, daß einzig sie nur unserm industriellen Streben eine gewisse Aengstlichkeit und Scheu vor allzugroßen und kostspieligen Einrichtungen geben; indem man keine Bürgschaft eines sichern, sich ungefähr gleich bleibenden Waarenabsatzes hat. Ob aber diese, den Unternehmungsgeist eines rüstigen Volkes, wo er geweckt ist, nicht lähmenden, sondern nur im Zaum haltenden Zwangsanstalten verderblich oder wohlthätig seyen, wenn man die Verirrungen einer ungegründeten Industrie, und das damit verbundene Kriegs- und Erdrückungssystem der großen, gegen die kleinen Kapitalvermögen in's Auge faßt; ob nicht vielleicht durch unbeschränkten Absatz der Mittelstand geschwächt, nützliche Lokaleinrichtungen gestört, die republikanische Gleichheit faktisch aufgehoben, und somit auch die allgemeine Wohlfahrt und Unabhängigkeit gefährdet werden könnten, dieß und anderes mehr noch ist des ernsten Nachdenkens werth, zumal dadurch manches Vorurtheil beseitigt und manches patriotische Gemüth beruhigt werden mag, das seine Wirkungen der fremden Mauthanstalten nicht abwartet, und der traurigen Idee einer zunehmenden Verarmung sich überläßt, während es wahrlich eher die Sorge der Vaterlandsfreunde seyn muß, den hier und da üppig treibenden Baum nicht ausarten zu lassen, als ihn durch Treibhauswärme krankhaft aufzureizen.

(Der Beschluß folgt.)

Brüssel, Ende März.

Das Karneval ist längst vorüber, der Frühling will nicht kommen; müde der Konzerte, der Opern, der Ballette, sehen wir sehnsüchtig der Sonne der Osterfeyertage entgegen; der Brüßler hat genug Affen und Riesen tanzen sehen, und will auch einmal selbst wieder tanzen, was übrigens nicht seine Hauptleidenschaft ist. Der Fremde, der jetzt hieher käme, würde sich über die Stille, den Charakter von Einförmigkeit, fast Oede in dieser sehr bedeutenden Stadt wundern, und der Deutsche würde vielleicht mit Stolz eine Vergleichung zwischen dieser Königsstadt und seiner viel kleinern Residenz anstellen; für den Augenblick könnte er recht haben, aber, wie man mich versichert, für den Sommer gewiß nicht. Das Theater ist gegenwärtig die einzige Unterhaltung, dieses Theater, das noch immer die getreue Tochter der Pariser Theater ist, als wäre Brüssel noch die Hauptstadt des Departements der Dyle; was aber dort getrennt ist, geht hier Hand in Hand. Tragödien, Komödien, sogenannte Dramen, Melodramen, Ballette, Vaudevilles wechseln in bunter Mischung auf zwey Bühnen. Der sanfte Jocko ist doppelt, im Melodram und im Ballett zu sehen, und manche sprechen sehr ungünstig von lezterem, weil, wie sie sagen, dadurch, daß auch die Menschen springen, die Rührung sehr leidet. Jedermann kennt Gulliver's Abenteuer, aber Niemanden fiel es ein, daß man diesen Stoff zu einem Ballett benützen könne, bis Coraly und Petipa durch diesen sinnreichen Gedanken die Tanzkunst vollends in das Gebiet der Seiltänzerey herabzogen, an das dieselbe, nach dem Urtheile der Kenner, bisher nur zu nahe gestreift hatte. Der Seiltänzer, den blos der Pöbel auf dem Jahrmarkte angaffte, ist nun im Terpsichores Tempel zu einem Kunstgenuß für die überreizten Sinne eines andern Pöbels geworden. Die ungeheuren Glieder der Riesen, und ihre kleinen Gesichter, denen sie nicht zugleich größere Ausdehnung gegeben haben, bilden einen lächerlichen Kontrast. Die Schlußgruppe, ein buntes Gewühl von Riesen, Liliputern und gewöhnlichen Menschen, haben manche sehr interessant gefunden, der Verständige sieht aber im Ganzen nichts als die äußerste Geschmacklosigkeit. Wir wünschen von Herzen, daß Deutschlands Tänzer keine Seiltänzer werden, und nicht auf Kosten ihrer Glieder ihrem Publikum diesen neuen Kunstgenuß verschaffen möchten; ein Wunsch, den ein bekannter kleiner Nationalfehler des Volks zwischen Rhein und Weichsel wohl unerfüllt lassen wird. Der hiesige Tänzer Laurençon gab sich als Jocko die größte Mühe, aber Mazurier kann er nicht erreichen, und wenn er sich begnügte, durch seine ausdrucksvolle Pantomime zu belustigen, so könnte er etwas, und verständigeres leisten, als wenn er einen, in seiner Art einzigen Manne nachahmt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 90.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. April 1827.

Männlich iſt's,
Mit edlem Muth dem Schickſal widerſtehen,
Das grimmig uns entgegen kämpft.

Schiller.

Die Hütte am Senegal,

von Fanny Tarnow.

(Fortſetzung.)

Die Nordwinde führten ihnen nun freylich nicht mehr die glühende Hitze der großen Sandwüſten zu, aber dafür kamen mit dem Südwind jezt ganze Wolken von Heuſchrecken und Musquitos angezogen. Ihre Hütten gewährten ihnen keinen Schutz gegen die Stiche der lezteren; Tag und Nacht ließen ſie ihnen keine Ruhe. Charlotte und Amalie erwachten eines Nachts von einem ſonderbaren Geräuſch in ihrem Zimmer; ſie ſtanden auf, um ihren Vater zu wecken, weil ſie fürchteten, es ſey eine Tigerkatze, die ſie ſchon in der Nähe des Hühnerhofs einige Male bemerkt zu haben glaubten. Als der Vater nun mit ihnen das Schlafzimmer durchſuchte, entdeckten ſie unter dem Bett ein großes, tief in die Erde hineingehendes Loch und überzeugten ſich, daß das Geräuſch, welches ſie gehört hatten, von einer Schlange herrühre, die ſie aber nicht zu finden vermochten. Das Gezifch dieſes Thieres hatte beyde Schweſtern ſo erſchreckt, daß ſie nicht wieder einzuſchlafen vermochten, und doch mußten ſie ſich daran gewöhnen, denn von dieſem Zeitpunkt an hörten ſie es jede Nacht. Einige Tage nach dieſer unangenehmen Entdeckung ſah Charlotte, als ſie vier bis fünf junge Tauben füttern wollte, die ſie aufzog, neben dem Hühnerhaus eine große Schlange, die, wie es ihr vorkam, an jeder Seite des Rachens einen Flügel hatte; ſie rief den Vater, der das Unthier durch einen Flintenſchuß tödtete; doch die Flügel waren verſchwunden; da ſie aber ungewöhnlich dick ausſah, befahl Picard den Negern ſie zu öffnen und man fand in ihrem Bauch vier von Charlottens Täubchen. Dieſe Schlange war neun Fuß lang und neun Zoll dick, die Neger aßen ſie mit großem Wohlbehagen auf; aber es war nicht die Schlange, deren Gezifch Amalie und Charlotte ſo ängſtigte, denn in der nächſten Nacht hörten ſie es wieder; dieß bewog Picard, einen beſſern Platz zu ſuchen, auf den er die Hütten verſetzen laſſen könnte, den er auch bald auf der Südſeite der Inſel, nahe am Ufer derſelben gefunden zu haben glaubte.

Sobald der Grund geebnet war, ließ er die Hütten abbrechen, und in nicht völlig drey Tagen waren ſie wieder aufgerichtet und ſchon bezogen; nur das Federvieh hatte man noch nicht Zeit gehabt, nach dem neuen Wohnplatz zu verſetzen; der bey der alten Wohnung befindliche Hühnerhof war von allen Seiten eingeſchloſſen und von oben mit einem großen Netz beſpannt, um die Raubvögel abzuhalten; man hielt es daher nicht für gefährlich, ihn noch für eine Nacht auf der alten Stelle zu laſſen; als aber Charlotte am folgenden Morgen hinging, das Federvieh zu füttern, fand ſie alle Bewohner deſſelben bis auf zwey Hühner und eine Ente erwürgt. Dieſer Verluſt war ſehr bedeutend für unſern armen Picard — 200 gebrütete Eier gingen mit verloren und über 150 Hühner und Enten, auf deren Verkauf ſie eben ſo viel Hoffnungen als auf den Ertrag ihrer Pflanzungen gegründet hatten.

Die neue Wohnung lag, wie schon erwähnt, am Ufer des Flusses, allein die Nähe desselben, so wie die eines kleinen Gehölzes, an das sie gränzte, zog so viele Muskitos herbey, daß sie es gleich vom ersten Tage an unmöglich fanden, die Nacht darin zuzubringen. Sie mußten sich in ihr Boot flüchten und darin auf und ab fahren; allein auch dieses schützte sie nicht gegen den Stich dieser Insekten. Oft, wenn sie von einer solchen Fahrt zurückkamen, hüllten sie sich trotz der Hitze in große wollene Decken, oder sie füllten auch die Hütten mit Rauch an, oder stürzten sich in den Fluß, um sich nur auf einige Augenblicke gegen diese unerträgliche Qual zu schützen.

Es kam so weit, daß ihnen allen das Leben zu einer unerträglichen Last wurde. Die durch den Stich von Millionen Insekten verursachte Schlaflosigkeit, die fauligen Ausdünstungen des morastigen Erdbodens, der Rauch in ihren Hütten und dazu nun so viel Noth, so viel Sorge, und der Mangel an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen vereinigten sich, sie zur Verzweiflung zu bringen. Die Vaterliebe gab Picard den Muth, sich seinen Kindern gefaßt zu zeigen; allein die innere Seelenqual stieg mit jedem Tage. „Ich bin nicht unglücklich, meine Kinder, sagte er, ich leide nur euch in die Wüste verbannt zu sehen. Wenn ich nur so viel Geld aufzubringen wüßte, um euch nach Frankreich zurücksenden zu können, würde ich mich gern in mein Schicksal ergeben und in dem Gedanken Trost finden, daß ihr dort eures Lebens froh werden könntet, und nicht eure Jugend, abgeschieden von aller menschlichen Gesellschaft, hier vertrauern müßtet."

„Wie kannst du es nur als möglich denken, antworteten ihm seine Kinder, daß wir uns in Frankreich glücklich fühlen könnten, wenn wir dich in Afrika elend wüßten! Grämе dich nur nicht um uns. Du weißt ja, und wir haben es dir mehr als hundert Mal betheuert, daß es unser einziger Wunsch ist, bey dir zu bleiben und dir durch unsere Liebe dein Schicksal zu erleichtern." — Dann drückte er seine Kinder an sein Herz, und die Thränen, die er in solchen Augenblicken weinte, erleichterten oft seinen Schmerz.

Die einzige Erholung und Zerstreuung, die Picard sich und seinen Kindern zu verschaffen vermochte, war die, daß er ihnen zuweilen bey ihren Handarbeiten vorlas; auch lernten sie mit Pfeil und Bogen umgehen und auf die wilden Enten Jagd machen. Sie fingen fleißig Fische; aber oft konnten sie vor den Muskitos nicht essen, deren Menge ihnen nicht erlaubte, einen einzigen Augenblick auf derselben Stelle zu verweilen und ihren Hunger zu stillen. Vorzüglich litten die kleinen Kinder unsägliches Ungemach; an ihrem ganzen Körper war gewöhnlich kein Fleckchen, das nicht wund gestochen war.

Im Anfang des Juli kam mit den heftigen Regengüssen die Saatzeit heran. Mit Anbruch des Tages machte sich nun die ganze Familie wieder an die Feldarbeit; jetzt kam aber auch die Zeit der Stürme und der in jenen Himmelsstrichen oft so furchtbaren Gewitter. In einer Nacht wurden sie durch heftige Donnerschläge erweckt, ein schrecklicher Orkan heulte durch die Luft und brach die stärksten Bäume; der ganze Himmel stand in Flammen, Donner verhallte in Donner, Regenströme fluteten nieder, die Hütte wankte, das Dach derselben war schon fortgerissen; durchnäßt, bebend, bis an die Kniee im Wasser stehend, durchwachten sie die Nacht. Sie hörten das Gezisch der Schlangen, das Brüllen der reißenden Raubthiere ganz in ihrer Nähe; alles Ungeziefer kroch hervor und schien bey ihnen Schutz zu suchen; große summende Käfer flogen schaarenweise umher; Eidechsen, Tausendfüße und ungeheuer große Kröten krochen in zahlloser Menge heran. — Endlich legte sich bey Anbruch des Morgens das Ungewitter, der Donner verstummte, der Wind legte sich, eine schwüle Luft lag schwer und drückend auf der verwüsteten Erde.

Was sie in dieser Nacht erlitten hatten, wiederholte sich oft im Laufe der nächsten Wochen und gibt nur ein sehr schwaches Bild von den Entbehrungen, Gefahren und Leiden, welche diese unglückliche Familie während ihres Aufenthalts auf Safal erdulden mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Bücher und die Lesewelt.

(Beschluß.)

6. Schluß.

So war ich denn durch mein günstiges Geschick in Kurzem dahin gelangt, wohin ich mich so lange gesehnt hatte. Jetzt hatte ich nicht mehr nöthig, die Leute und ihren Geschmack in einer Leihbibliothek zu studiren, hatte nicht mehr nöthig ängstlich nach Plan und Anordnung eines Werkes, oder gar nach vortrefflichen Gedanken umherzusuchen, ich war ein Glied, ein Finger des neuen Unbekannten geworden, durfte schreiben nach Lust und mein Geschriebenes gedruckt lesen. Es ist bekannt, welch großen Erfolg das Unternehmen des Herrn Salzer hatte, und schon längst ist es kein Geheimniß mehr für die Welt, aus welchen Bestandtheilen eigentlich der große Unbekannte bestand. Es konnte uns nur schmeicheln, daß man anfänglich auf berühmte und vorzügliche Schriftsteller rieth, wie z. B. den Professor Lur, der indessen seine Uebersetzungsmaschine erfand, den Dichter F. Kempler und andere Treffliche, ja, daß man einen Augenblick sogar Wilibald Alexis, trotz seiner bekannten Abneigung gegen die deutsche Geschichte, im Verdacht hatte. Längst haben sich jene sehr verdienst-

vollen Herrn genannt, die das Direktorium gebildet haben, und mir bleibt nur noch übrig, einiges von dem Antheil zu erzählen, welchen ich selbst an dem Unternehmen hatte.

Weil ich einige Theile Deutschlands genau kannte, erhielt ich zuerst eine Stelle unter den Gegendmalern. Leider schrieb ich aber in dem Roman „das Konzilium in Konstanz“: „Leicht und schwebend trug sie der Kahn an den rebenbepflanzten Hügeln hin, von Basel nach Konstanz;“ diese Stelle wurde, von den sechs Direktoren übersehen, gedruckt, und die Recensenten und das ganze Publikum wunderten sich höchlich, daß man damals den Rheinfall hinauf gefahren sey, und zur Strafe wurde ich in die Klasse der Gesprächführer versetzt. Gespräche in Wirthshäusern, auf Straßen und Märkten, Händel und Wortstreit wurden mir zugetheilt. In dieser Eigenschaft blieb ich, bis einer der sentimental und heroisch Sprechenden einen großen Fehler machte. Er sagte nämlich: „Die Wolken zogen bald vor, bald hinter dem Mond;“ vergebens berief er sich auf die Autorität eines Herrn Spindler, aus dessen Roman: „der Bastard“ er diese herrliche Stelle entlehnt habe; man erklärte die Worte für widersinnig, weil die Wolken nicht hinter dem Mond vorbey ziehen, und setzte ihn ab; seine Stelle fiel mir zu. In diesem Fache leistete ich mehr als in den beyden andern. So ist z. B. der größte Theil des Romans: „Der Dom zu Aachen oder die Paladine Karls des Großen“ von meiner Hand. Auch in „Barbarossa oder die Hohenstaufen,“ habe ich etwa zehn Kapitel geschrieben. Meine letzte Arbeit vor Auflösung des Unternehmens war das achte, neunte und fünfzehnte Kapitel in der „Schlacht von Kunnersdorf.“

Man hat viel über und gegen dieses großartige Unternehmen, das ich, wiewohl zufällig, in's Leben rief, geschrieben und gesprochen. Wenn man bedenkt, daß in der kurzen Zeit von zwey Jahren fünf-und-siebenzig Bände oder fünf-und-zwanzig Romane aus der Fabrik des deutschen Unbekannten hervorgingen, so muß man zum mindesten den Fleiß und die Ausdauer der Theilnehmer bewundern. Man hat vorgeworfen, daß einige geschichtliche Charaktere gänzlich verzeichnet seyen, daß sogar bedeutende Anachronismen vorkommen; aber wie kraftlos erscheint ein solcher Vorwurf gegen die übrigen Vorzüge des Unternehmens. Sind nicht alle Gegenden so treu geschildert, daß man sieht, man habe nicht die Natur, sondern wirkliche Gemälde abgezeichnet? Haben wir nicht bey den Kleidungen unserer Helden und Damen die Kostüms des pünktlichsten und genauesten Theaters von Europa als Vorlegeblätter vor uns gehabt? Hat nicht Herr Salzer mit schwerem Gelde allerley alterthümliches Hausgeräth aus Burgen und Rüstkammern gekauft, damit wir desto richtiger zeichneten?

Das ist historische Wahrheit und Treue, und das ist es auch, was das Publikum verlangt; das übrige, genaue Beachtung der geschichtlichen Charaktere oder Zeiten, ist nur Nebensache; Kleider, Schuhe, Stühle, Häuser u. s. w. wird man in allen fünf-und-siebenzig Bänden niemals unwahr oder verzeichnet finden. Daß nach zwey Jahren schon diese Art von Darstellungen aus der Mode kam, war nicht unsere Schuld; aber leider scheiterte das schöne Unternehmen an der Veränderlichkeit des Publikums. Aus der Mode entstand das Ganze, und mit dem günstigen Wind dieser Mode segelten wir auf dem Strom der Geschichte, und unser Wahlspruch war: „verletzet eher die Wahrheit der Geschichte, verzeichnet lieber einen historischen Charakter, nur sündiget nie gegen die Mode der Zeit und den herrschenden Geschmack des Publikums.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, März.

(Beschluß.)

Möge diese Ansicht des Einflusses der fremden Mauthanstalten immer mehr Würdigung in den Schweizerkantonen finden, und möge es überhaupt erkannt werden, daß die freye Entwicklung der Industrie zu den Grundbedingnissen ihrer Wohlfahrt gehört, und das Gedeihen aller ihrer gesellschaftlichen Einrichtungen, wie dasjenige des geistigen Nationallebens selbst, mittelbar an jene Freyheit geknüpft ist; woraus dann auch die große Pflicht hervorgeht, sie durch keine falschen Grundsätze zu gefährden. Ohnehin ist bey der Natur des schweizerischen Bundesstaates an keine allgemeinen Retorsionszölle zu denken, wie die Erfahrung bewiesen hat, und die Gerberey insbesondere kann auch von dieser Seite wohl schwerlich die ihr gewünschte Unterstützung hoffen; was hingegen zu ihrem Vortheil geschehen kann, was dieses Gewerb einzig unter das Hauptprinzip der schweizerischen Industrie, nämlich unter dasjenige der Güte und Wohlfeilheit ihrer Erzeugnisse zu reihen vermag, was überhaupt laut in den Forderungen der Zeit liegt, und alle Erfahrungen für sich hat, besteht darin: „Man löse die noch übrigen Fesseln des Handwerkszwanges, „und lasse die Gerberey zum kaufmännischen Gewerbe sich „ausbilden.“ Es liegt klar am Tage, und geht aus der Prüfung aller in der Schweiz vorhandenen Industriezweige hervor, daß, wo dieselben mit Zunftzwang betrieben werden, ihr Absatz immer in die nächste Umgebung eingeengt bleibt, und selbst alle Begünstigung nicht hinreicht sie zu heben, und vor dem Druck der Nachbarstaaten zu schützen; während alle kaufmännisch oder fabrikartig betriebenen Gewerbe, nach vorübergegangenem Sturm sich neuerdings erheben, und in sich erweiterndem Absatz unabhängiger geworden sind und fröhlich gedeihen. Wenn man sieht, in welch grellem Mißverhältniß die Preise aller Landeserzeugnisse zu denjenigen der Handwerksartikel stehen, wenn es auch in den Schweizerkantonen, trotz ihrer einfachen Staatsverwaltung und der Freyheit von drückenden Abgaben, dennoch dahin gekommen ist, daß der Segen der Natur nur mit halber Freude in Empfang genommen wird, und es unbestreitbar ist, daß ein Hauptgrund

dieser klaglichen Verhältnisse in den Privilegien und den, die Erzeugnisse vertheuernden alten Einrichtungen gewisser Gewerbe gesucht werden muß, während alle andern der Wohlfeilheit zu huldigen gezwungen sind, so darf wohl auch die Frage erlaubt seyn: ob, wenn die Handelsfreyheit Segen bringen soll, ihre Schwester, die Gewerbsfreyheit, nicht durch die ganze Schweiz legitimirt werden sollte, wie, nebst andern Staaten, das aufgeklärte Genf darin mit gutem Beyspiele und glücklichem Erfolg vorangegangen ist. Ein geistreicher Verfechter der Gewerbsfreyheit, Hr. Professor Bernoulli in Basel, drückt sich in seinen Gegenbemerkungen über die zu Gunsten der Gerberey verlangten Zwangsmaßregeln u. a. also aus: „Es mögen Handwerke, die ausschließlich für den örtlichen Verbrauch arbeiten und den Einwohnern unentbehrlich sind, vielleicht noch zu ihrem eigenen Nutzen Gewerbsbeschränkungen einführen und mit Erfolg behaupten; Gewerbe aber, welche Handelsartikel liefern, versuchen vergeblich ihren Flor auf dieses Princip zu gründen, und je mehr sie dasselbe festhalten, desto gewisser werden sie allmählig erlahmen und versinken; unter diese Gewerbe aber gehört unstreitig die Gerberey." Diese kann in unsern Zeiten, so wie die Tuchfabrikation, nur in der völligen Betriebsfreyheit die natürliche Kraft zu einem regen Aufschwung finden, und diese Kraft mag einzig erlangt werden, wenn der Staat und die Einzelnen sich vereinen, dem dringenden Bedürfniß zeitgemäßer Erziehung und Bildung des sämmtlichen Gewerbsstandes zu entsprechen. Dieß wird die wirksame Vertheidigung der Schweiz gegen die Nachbarstaaten und ihr lebendiges Retorsionssystem seyn, das keine Entzweyung und keine Plage, sondern nur Vortheil und Segen dem Bundesstaate bringen mag.

Brüssel, Ende März.

(Beschluß.)

Weil von Geschmacklosigkeit die Rede ist, so erwähne ich kurz der komischen Oper Mr. de Pourceaugnac, nach Molières Stück von Castil-Blaze, das hier blos zwey Mal gegeben wurde. Hätte der unsterbliche Verfasser des Tartüffe blos Komödien nach dem Zuschnitte dieses Urbildes des deutschen Pumpernickel hervorgebracht, so wäre sein Name nicht auf die Nachwelt gekommen; doch auch in dieser schwachen Posse blitzt Molières Geist hie und da in sinnreichen Zügen; aber unter den Händen des geschickten Arrangeurs ist ein Produkt daraus geworden, das sich mit Pumpernickel messen kann, und sein hier erlebtes Schicksal, ausgepfiffen zu werden, vollkommen verdient. Dävals Tragödie, Tasso, hat sich in Paris eines ausgezeichneten Erfolgs zu erfreuen gehabt, und ist verbrachter Maßen im Laufe dieses Monats auch hier einstudirt worden. Der Inhalt des Stücks wird in Deutschland hinreichend bekannt seyn; dort wird, wenn man je Dinge vergleicht, zwischen denen keine Vergleichung stattfindet, in Deutschland kein Mensch den Dävalschen Tasso über den Goetheschen stellen; in Frankreich wird es aus begreiflichen Gründen umgekehrt seyn; hier, wo es eine bedeutende Klasse gibt, die auf Bekanntschaft mit der deutschen Literatur Anspruch macht, hört man oft die sonderbarsten Urtheile für und wider Goethe, die beyde nicht der Wiederholung werth sind. Ich hatte von dem Stücke den Eindruck, als ob Däval bey jedem Eingriffe, den er in die klassischen Formen des französischen Theaters wagt, sich ängstlich umsähe, ob es Niemand bemerkt habe. Die hiesigen enthusiastischen Verehrer Talmas, den Brüssel bald als sein Eigenthum betrachtete, schrieen, um einen Mann wie Tasso würdig auf die Bühne zu bringen, bedürfe es eines Talma und eines Shakespeare, und wollen den wirklich guten Schauspieler, Bouchez durchaus nichts gelten lassen. Das wirkliche Talent der drey Hauptpersonen, Bouchez als Tasso, Charles als Herzog von Ferrara, und Dem. Verneuil als Eleonore, gab indessen, wenigstens meinem deutschen Gefühle nach, der Darstellung einen Grad von Vollkommenheit, den ich in Paris gewiß vermißt haben würde. Wahr ist es aber, Talmas Beyspiel hat auf die hiesigen Tragiker einen sonderbaren Einfluß gehabt; sie geben sich alle Mühe ihn zu kopiren, aber die alte Manier behält meist die Oberhand, und es ist spaßhaft anzusehen, wenn einer, von seinem Feuer hingerissen, die Alexandriner mit Cäsur und Zubehör klappern läßt, und schon den Arm ausstreckt, um mit der Hand den Takt zum tragischen Triller zu schlagen; an der schönsten Stelle fällt ihm plötzlich sein Ideal ein, sogleich, als würde er gebrannt, zieht er die Hand zurück, die Arme fallen schlaff am Körper herunter, und was er hochtrabend und tönend begonnen hatte, endet er langsam mit der hohlen, gemessenen Stimme seines hohen Vorbildes.

Die hiesige Literatur und die hiesigen Nachdrucker nähren sich noch immer von der französischen Literatur, und die Journale suchen, aus Mangel an besserem Stoff, das Publikum durch gegenseitige, eben nicht feine Ausfälle zu belustigen. Welchen Einfluß die Annahme des französischen Preßgesetzes auf Brüssel haben werde, läßt sich nicht berechnen, und es wäre überflüssig darüber zu sprechen, ehe die Sache entschieden ist.

Auflösung des Räthsels in Nr. 84.

Fichte.

Charade.

Im dunkeln schauerlichen Wald,
Im düstern Schatten meines Zweyten
Tobt wild das Erste oft, und bald
Siehst du's auf grünen Wiesen weiden.

In Finsternisse ferner Zeiten,
In's graue Alterthum zurück
Vermag es dich auch wohl zu leiten;
Es leiht dir alter Ahnen Glück.

Doch will, den freyen Forschungsblick
Dir raubend, dich das Erste äffen,
So wiss', in Fichtenhaines Dick
Magst nimmer du das Zweyte treffen.

Du fragst jetzt eifrig nach dem Ganzen? —
Siehst du dort fern den Kriegsmann ziehn?
Sorgfältig wahrt er's in dem Ranzen,
Und eilt vergnügt zur Heimath hin.

Doch ach! nicht lange läßt's ihn weilen
Am theuren heimathlichen Ort.
Er muß von hinnen wieder eilen,
Das karge Ganze treibt ihn fort.

F. R.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 12.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 91.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 16. April 1827.

Ich kann von Euch, Ihr Leser, nicht Abschied nehmen; ich bleibe noch ein wenig bey Euch, wer weiß, wann, und ob die Augenblicke, wo unsere Seelen über einem zerstiebenden Blatte sich die Hände geben, je wieder kommen.

Jean Paul.

Aus Jean Pauls Nachlaß.

(Fortsetzung.)

Es gibt eine dichtende Phantasie, welche mehr die Gestalten sieht als schafft, und welche sich den Menschen selbst zum Gegenstand der Dichtung wählt; eine, die sich alles einbildet, nicht Andern zum Gegenstand; welche niemand verdichtet und vorspiegelt als den Besitzer, weil sie von ihm sich nicht abtheilen kann.

*

Das Publikum hat immer gegen den Autor Recht, den es liebt.

*

Der Dichter muß zugleich Licht und Flamme seyn, messend und erhebend.

*

Die Nachtigall sizt nur, wenn sie singt; die Gänse fliegen nur, wenn sie schreyen.

*

Ich wollte nur, jeder Autor hörte vorher eine ganze Stadt über seinen Helden urtheilen; er würde ihn weit unbefangener darstellen.

*

Die Leser setzen sich in der Poesie leichter in fremde Liebe als in fremden Haß.

*

Alles Komische wirkt stärker, je mehr es in der gewöhnlichen Wirklichkeit, nicht in der phantastischen Uebertreibung und Unmöglichkeit vorkommt. Sulliver ist hier kein Einwand.

*

Ohne sittliches Interesse gibts nicht einmal einen komischen Helden; er muß Lächerliches und Interessantes miteinander verknüpfen.

*

Alle Personen sind in einem komischen Romane unmöglich zulezt in eine Einheit zu bringen. Um daher nicht alles Vergangene verbinden zu dürfen, werde mitten im Komischen eine komische Episode erzählt.

*

Es wird nichts Lustiges auf die rechte Art erzählt; gebt mir die erste beste Anekdote her, sie soll gut ausfallen.

*

Ich könnte wohl einmal einen Lustigen schildern, der zugleich ein Verdrießlicher wäre, und zugleich Freudenjäger und Freudengeber, — leicht die Gegenwart nehmend, und schwarz die Vergangenheit zusammendrängend zum Zürnen.

*

Gebt mir nur einen Wirklichen her, der die grause Strafe der Satyre verdient, durch Macht, Wohlleben, Stolz — so will ich euch zeigen, wie sich in persönlicher Satyre leicht jede komische Kraft entwickelt.

*

Das Schneiden der Gartenscheere hört man, nicht das der feinen Scheere (Schlegel, die beyden Scaliger.)

*

Vor Ohren entwickelt einer sich kräftiger als vor Augen, und seine Strahlenzerstreuung, die seinem Schaffen schadet, sammelt blos ein sammelndes Ohr dem Auge, und der fremde Blick reizt sein Wort. Er lebt nur in der Wissenschaft, so im Leben vom Augenblick.

*

Die Dichter tragen Sporen ohne Pegasus, die Kunstrichter Lenkzügel, ohne einen Pegasus.

*

Ein großes satyrisches Lexikon zu schreiben, wäre keine Anmaßung; schreiben doch andere Autoren für andere Menschen Andachten und Briefbücher, warum ich nicht Einfälle?

*

In Werken wie die meinen ist der Leser immer begierig, wer dargestellt werde.

(Die Fortsetzung folgt).

Die Hütte am Senegal,

von Fanny Tarnow.

(Fortsetzung.)

Picard sah sich in dieser Zeit genöthigt, nach St. Louis zu gehen. Während seiner Abwesenheit machten Charlotte und Amalie die Entdeckung, daß die beyden Neger, die allein noch in ihrem Dienste waren, den Plan entworfen hatten, während seiner Abwesenheit zu entfliehen. Dieß setzte sie in die äußerste Verlegenheit, und da sie Stephan der Mitwissenschaft verdächtig hielten, fanden sie kein anderes Mittel, diesen Plan zu vereiteln, als sich jede mit einer Pistole zu bewaffnen und so die Nacht wach zu bleiben. Sie befestigten das Boot mit einer Kette und setzten sich, statt zu Bette zu gehen, am Ufer nieder. Gegen neun Uhr des Abends kamen auch die beyden Neger wirklich an; allein als sie ihre jungen Gebieterinnen erblickten, stellten sie sich, als sey es ihre Absicht zu fischen. Auch hatte jeder eine Angelruthe in der Hand; Charlotte sah aber, als sie sich ihnen näherte, daß keine Schnur daran war; sie befahl ihnen daher, zu Bette zu gehen; einer von ihnen sprang schnell in das Boot; da er es aber angeschlossen fand, stieg er ganz beschämt wieder heraus und entfernte sich mit seinem Gefährten. Charlotte ging nun zu Stephan, und bat ihn, indem sie ihm den Plan der beyden andern Neger entdeckte, ihnen zur Bewachung derselben behülflich zu seyn; dieser stand auch sogleich auf, nahm Herrn Picards Flinte und bat die beyden jungen Mädchen ruhig zu seyn, und sich auf ihn zu verlassen, da es ihm gewiß allein gelingen werde, sie einzuschüchtern und ihre Flucht zu hindern. Die Neger wagten auch in dieser Nacht keinen zweyten Versuch, weil sie ohne Zweifel hofften, ein andermal glücklicher zu seyn. Als Picard bey seiner Zurückkunft diesen Vorfall erfuhr, befragte er die Neger über ihren Plan und wollte wissen, ob sie sich über irgend etwas zu beklagen hätten. „Nein, antworteten sie, es geht uns hier gut, aber wir sind doch nicht in unserm Vaterlande; man hat uns unsere Freyheit geraubt, und wir werden, sobald wir können, alles Mögliche versuchen, um uns diese wieder zu verschaffen. Sage selbst, mein Gebieter, wenn man dich hier auf deinem Felde ergriffe, um dich mit Gewalt weit von deinen Kindern hinweg zu führen, würdest du nicht auch alles Mögliche versuchen, deine Freyheit wieder zu erhalten und zu den Deinigen zurückzukehren?

Picard gestand, daß er dieß freylich thun würde. „Nun wohl, erwiederte der Neger, ich bin in diesem Fall; Vater einer zahlreichen Familie, habe ich auch noch eine Mutter am Leben; ich liebe sie, liebe meine Frau, meine Kinder, kannst du dich noch wundern, wenn ich dir, aus Sehnsucht nach ihnen, zu entlaufen suche?"

Diese Worte rührten den unglücklichen Picard bis zu Thränen, und er beschloß, diese Neger dem Herrn, von dem er sie gemiethet hatte, zurückzusenden, um nicht der Gefahr, sie diesem ersetzen zu müssen, länger ausgesezt zu bleiben. Es stand bey ihm, sie wegen ihres Vorhabens anzuklagen, wo sie dann die grausamste Strafe zu erwarten gehabt hätten, aber er war selbst zu unglücklich, um sie nicht zu bemitleiden. Wenige Tage darauf brachte ihm der Mann, dem er sie zurückgesendet hatte, zwey andere, allein diese waren so träge, daß er sie zur Feldarbeit durchaus unbrauchbar fand.

Seinem und seiner Kinder Fleiß gelang es indessen doch, die Baumwollenpflanzung beträchtlich zu vergrößern; allein der Krieg, der jezt zwischen den Mauren und der Kolonie ausbrach, vereitelte alle seine Bemühungen. Die Mauren bemächtigten sich der nahe bey Safal gelegenen Insel Bokas, und um sich und seine Kinder der Gefahr zu entziehen, von ihnen überfallen und gefangen genommen zu werden, mußte er sich entschließen, mit ihnen bis zur Beendigung des Kriegs nach St. Louis zu gehen. Mit schwerem Herzen schied er von Safal; er konnte nicht darauf rechnen, seine Anpflanzungen verschont zu sehen, und verlor nun in einem Augenblick die Frucht zweyjähriger Arbeiten und der mühseligsten Anstrengung.

Einer seiner Freunde, Herr Thomas, nahm unsere Familie gastfrey auf. Amalie und Charlotte waren während der ganzen Dauer ihres Aufenthalts auf Safal nicht einmal in St. Louis gewesen, und Beyde waren so schüchtern und furchtsam geworden, daß sie sich nicht entschließen konnten, in Gesellschaft zu erscheinen. Die Aermlichkeit ihres Anzugs mochte auch an dieser Abneigung Antheil haben; ihre Kleidung bestand aus einem groben, sehr abgetragenen Kleide von baumwollenem Zeug; sie hatten keine

Schuhe, keine Strümpfe mehr und fühlten sich tief gedemüthigt, so vor Menschen erscheinen zu sollen, unter denen sie ehemals einen gewissen Rang eingenommen hatten. Die gute Madam Thomas vergönnte ihnen gern vom Tische wegzubleiben, da sie einige Fremde bey sich hatte; sie ließ unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit allein für sie in ihrem Zimmer decken, und schützte sie dadurch vor den neugierigen Blicken einiger Jünglinge, die noch nicht in der Schule des Unglücks gewesen waren, und die die Einsiedlerinnen von Safal, so nannte man sie am Senegal, zu sehen wünschten.

Am folgenden Tage miethete Picard für sich und seine Familie ein großes Zimmer, das ihnen sämmtlich zum Wohn- und Schlafzimmer dienen mußte, und schickte sich, als sie dieß bezogen hatten, zur Rückkehr nach Safal an, trotz der Vorstellungen, die man ihm über die Gefahr machte, der er sich aussetzte; doch versprach er seinen Kindern, die Nacht in Babaguey zubringen und nur den Tag über auf Safal verweilen zu wollen. Den ältesten Sohn nahm er mit sich und versprach, seine übrigen Kinder alle Sonntage besuchen zu wollen. Charlotte begleitete ihn bis auf den Hof, und beschwor ihn noch einmal auf das Innigste, sich keiner Gefahr auszusetzen und für seine, ihr so unendlich theure Gesundheit zu sorgen; er umarmte sie zärtlich und bat sie, nichts für ihn zu fürchten; da er fühle, wie nothwendig er seinen Kindern sey, werde er sich gewiß, wo es die Erhaltung seines Lebens gelte, keine Unbesonnenheit zu Schulden kommen lassen. Aber trotz dieses Versprechens vermochte sie sich nach seiner Abreise nicht zu fassen, und erst als sie nach drey Tagen einen Brief von ihm erhielt, fühlte sie sich einigermaßen beruhigt. Er schrieb ihr, daß auf Safal noch Alles ruhig sey und er sich wohl befinde. Da sie noch an demselben Tage Gelegenheit fand, ihm zu antworten, gab sie ihm Nachricht von dem Befinden ihres jüngsten, fieberkranken Bruders und sandte ihm zugleich einige Pfund Brod und drey Flaschen Wein, die sie zum Geschenk erhalten hatte. Am nächsten Sonntage vereitelte aber ein heftiges Gewitter ihre Hoffnung ihn zu sehen; doch erhielten sie regelmäßig alle zwey Tage Nachricht von ihm und zwar immer gute.

Im August kam der beste Freund ihres Vaters, Herr Dard, der Direktor der französischen Schulen am Senegal, zu ihr, um sie von seiner bevorstehenden Rückkehr nach Frankreich zu benachrichtigen und Abschied zu nehmen. Er konnte nicht ohne Thränen diese von Gram und Mangel zu Schatten gewordenen Gestalten sehen, und riß sich mit blutendem Herzen von ihnen los. Einige Tage nachher wurde die jüngste Schwester krank, dann Charlotte und in acht und vierzig Stunden wurde die ganze Familie von demselben Fieber ergriffen; Amalie allein vermochte sich noch, ob sie gleich auch fieberte, aufrecht zu erhalten und ihre Geschwister zu pflegen, die ohne sie wahrscheinlich ein Raub des Todes geworden seyn würden. Sie wagte es kaum, ihren Vater von diesem neuen Unglück zu benachrichtigen, aber sie sah sich endlich doch dazu gezwungen.

Charlotte war zwey Tage lang alles Bewußtseyns beraubt; als sie dieses wieder erhielt, fiel ihr erster Blick auf ihren Vater, der weinend an ihrem Lager saß. Seine Gegenwart fachte den schwachen Lebensfunken, der noch in ihr glimmte, von Neuem an; sie wollte sich aufrichten, wollte reden, aber sie sank kraftlos zurück. Der älteste Bruder hatte auch das Fieber und Picard selbst war bis zum Tode matt und erschöpft. Seine Seele litt noch mehr als sein Körper; allen Gefahren, allen Leiden hatte er Trotz geboten, aber als er seine Kinder hinsterben sah, brach sein Herz und sein Muth.

Die erste, die von diesen in's Grab sank, war die kleine Laura, ein holdes, liebliches kleines Wesen, deren kindliche Munterkeit sie alle in manchem trüben Augenblick erheitert hatte. Der Vater, dessen stumme Verzweiflung allein verrieth, was er bey ihrem Verlust empfand, bestand darauf, sie solle auf Safal begraben werden. Charlotte und Amalie wollten ihn begleiten, doch als ihr Weg sie bey der Wohnung des Herrn Thomas vorbeyführte, sank Picard zu Boden. Man trug ihn in dieß Haus, und der Arzt, den man schnell herbeyholte, fand alle Anzeichen des gefährlichsten Fieberanfalls bey ihm. Er wurde zu Bette gebracht, und Herr Thomas bemühte sich für die Familie eine gesundere Wohnung als ihre jetzige aufzufinden; es gelang ihm, und man trug Picard, der sich nicht mehr zu bewegen vermochte, in diese.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

New-York.

Die europäische Civilisation schreitet in Nordamerika mit unglaublich schnellen Schritten vorwärts, ihre nächsten Begleiterinnen sind — die Tagesblätter. Am 23sten Oct. 1826 wurde zu Rochester, im Staat New-York, die erste Nummer einer Zeitung ausgegeben, die täglich erscheinen und sich über Politik unserer Staaten und Europas, über Handel, Gewerbe, Literatur u. s. w. verbreiten soll, und vor zwölf Jahren stand Rochester noch nicht! Wenigstens in einer Hinsicht, nämlich der Größe unserer Zeitungen, nehmen wir es bereits mit der ganzen Welt auf. So erscheint z. B. in Boston die Milchstraße (galaxy) von Neuengland, gegen welche den französische Moniteur ein kleines Blatt ist; sie hält fast vier gewöhnliche Druckbogen, verbreitet sich über Politik, Literatur Künste und Wissenschaften, und die Anzeigen nehmen nicht mehr als zwey Kolumnen ein, so daß die Gegenstände von allgemeinem Interesse ausführlich behandelt sind, und der Leser gewiß ist in jedem Blatt Abwechslung zu finden; doch zuweilen möchte allerdings der europäische Geschmack mit dem der Redaktoren nicht übereinstimmen. Diese Zeitung erscheint nun wöchentlich blos einmal, sie ist aber nicht die einzige dieser Art, und mehrere, fast eben so kolossale, kommen auch hier in New-York täglich heraus. Unverkennbar sind diese reißenden Fortschritte auch in allen andern Hülfsmitteln der Civilisation. Fangen wir ja doch schon an eine eigene Literatur zu bekommen, und selbst Europa kann dieses unser Fortschreiten zu einem

höheren und schöneren Zustand nicht läugnen; ein nicht geringer Beweis dafür möchte auch das seyn, daß man in einem belletristischen Blatt, wie das Ihrige, Nachrichten über den inneren, sittlichen und gesellschaftlichen Zustand Amerikas zu lesen wünscht. Fremde, welchen wir mit einigem Stolz diese Zeichen neu errungener Vortheile im Felde der Civilisation zeigen, pflegen freylich oft lächelnd zu sagen, daß unsere Journale, unsere Literatur, unsere Poesie, ja sogar unsere gesellschaftlichen Gespräche und die Reden unserer Staatsmänner keinen Halt, keinen festen Grund haben, weil wir noch keine Geschichte besitzen; aber wer, der jemals in Philadelphia an jenem bedeutungsvollen Tage verweilte, wo das jährliche Fest der Landung des großen Penn gefeyert wird, wer, der an diesem feyerlichen Tage den Jubel der Jünglinge, die gehaltene Freude der Männer, und die von Wonne der Erinnerung strahlenden Augen der Greise gesehen hat, kann sagen, wir haben keine Geschichte? Und diese Erinnerung an bedeutungsvolle Ereignisse wird immer mehr zur Geschichte, je geringer die Zahl der Männer wird, die an den frühen Hauptmomenten Theil genommen haben. Seit Adams und Jefferson, zwey der Heroen amerikanischer Freyheit, in den Nachmittagsstunden des ersten Jubiläumstages der Unabhängigkeit Amerikas von hienieden abgerufen wurden, blieb nur noch ein kostbarer Ueberrest jener großen Zeit übrig, der ehrwürdige Carroll; er ist der einzige noch Lebende von jenen Männern, welche die Unabhängigkeits-Akte unterzeichnet haben. Vor wenigen Monaten zogen die Repräsentanten der edlen Sprößlinge eines neuen Geschlechtes, die Studenten der Hochschule Cambridge bey Boston zu diesem Patriarchen ihres Vaterlandes hin, ihm die Huldigungen der Liebe und Dankbarkeit darzubringen, eine Feyer, die eben so durch die Erinnerung an eine großartige Vergangenheit als durch die Hoffnung auf eine schöne Zukunft ergreifend wirkte.

Ueber die Mischung unserer Stände, über die Art und Weise unserer Civilisation gibt wohl nichts so anziehende Aufschlüsse als die Wahlen. Am auffallendsten sind oft die Ergebnisse derselben in jungen Staaten, deren ältere Bewohner meistens Ausgewanderte aus andern Staaten der Union sind. In Europa wenigstens wäre man gewiß bey einer Wahl nicht auf dieselbe Zusammensetzung gekommen, wie sie letzthin in dem jungen und blühenden Staat Ohio stattfand. Am Ende des Jahres 1826 hatten in seinem gesetzgebenden Körper nur zwey Eingeborene ihren Sitz; bey den Uebrigen ding ihre Erwählung großentheils von dem Kulturzustand ihrer früheren Heimath ab. So waren es z. B. zweyund-dreyßig Pennsylvanier, zwey-und-zwanzig Virginier, nur sechs von New-York, drey von New-Jersey, nur einer von Nord-Carolina ꝛc. Dem Stande nach waren die neuen Mitglieder jenes gesetzgebenden Körpers: drey-und-fünfzig Bauern, neun Handwerker, sieben-und-dreyßig Juristen, zwey Aerzte, fünf Kaufleute, sieben Gastwirthe und vier Drucker. In wie viel Nachdenken liefert nicht diese einzige Thatsache Stoff! Hier sehen wir einen selbstständigen Staat, der schon an Berathungen über Weltangelegenheiten im Kapitol von Washington Antheil nimmt, unter unsern Augen geschaffen, in der Entwicklung seiner, von der Natur ihm verliehenen Vortheile eine Thatkraft entwickeln, die mit unvergänglichen Zügen von der Weisheit des gesellschaftlichen Systems von Nordamerika zeugt.

Auch die bürgerlichen Verhältnisse der älteren Staaten bekommen, namentlich durch Abfassung zweckmäßiger Gesetzbücher, immer festeren Bestand; so folgte dem peinlichen Gesetzbuche des Staats Luisiana bald das bürgerliche, das im April 1824 in Wirksamkeit trat; Levingston hat den größten Antheil an der Abfassung beyder. Das bürgerliche Gesetzbuch ist, gleich allen Gesetzen in Luisiana, englisch und französisch abgefaßt, und besteht aus 3582 Artikeln, während das französische blos aus 2281 besteht, auf welches es sich übrigens großentheils gründet; die Lokalverhältnisse indessen, und einige Neuerungen, die uns oft nicht ganz gerechtfertigt scheinen, geben ihm vieles Eigenthümliche. (Der Beschluß folgt.)

London, Ende März.

Noch nie hat man in dieser Hauptstadt in so kurzer Zeit so viele öffentliche und Privatgebäude sich erheben sehen. Man trägt den königlichen Pallast von Carlton House, die alte Residenz des gegenwärtigen Königs, ab, und baut im St. James's-Park, an der Stelle von Buckinghamhouse einen neuen Pallast, der nach dem Ueberschlag drittehalb Millionen Pfund kosten soll. Er wird geziert mit Kolonnaden und Terrassen; die Vestibüls, die Säle, die Treppen, die Zimmer werden mit Marmorsäulen, Statuen, Gemälden und reicher Vergoldung geschmückt. Ein Triumphbogen soll sich am Haupteingang erheben. Der Fußboden, das Dachgebälke, und sogar die Schäfte der Tragsäulen sollen von Gußeisen werden. Graf Grosvenor läßt ein neues Quartier bauen, das alle andere zu verdunkeln droht. Zwey prächtige Plätze bilden den Mittelpunkt, der eine, Square Belgrave, wird 6—700 Fuß lang und breit, der andere, Square Eaton, wird 371 Fuß breit und 1600 lang; ersterer allein kostet eine halbe Million Pfund. Ein großes Gebäude, das in Charing-Cross gebaut werden soll, ist für die königliche Akademie, die Gallerie und andere öffentliche Anstalten bestimmt. In Westminster baut man herrliche Häuser, die zu Kanzleyen dienen sollen. Am Ende des Regent Parks wird ein königlicher botanischer Garten angelegt, nebst Menagerien, Vogelhäusern und dem andern Zubehör, wie es in Paris ist. Ein neuer, sehr großer Flügel des Museums ist beynahe vollendet. Die Arbeiten an dem Gang unter der Themse weg, werden mit Muth und Geschicklichkeit fortgesetzt. Brunel fördert dieses gigantische Werk nach Kräften, und es ist so weit vorgeschritten, daß auch die Ungläubigsten an seiner Ausführbarkeit und bald zu erwartenden Ausführung nicht mehr zweifeln. Die Geschichte dieses Baus sollte sorgfältig geschrieben werden, nicht allein zur Ehre der Künste, sondern auch zur Belehrung der Künstler; überhaupt gehört dieses Werk, wegen der Größe des Gedankens, und der mächtigen Anregung der Einbildungskraft, den schönen Künsten an. In einem Jahre wurde der Gang in einer Länge von mehr als neunzig Meter unter dem Flusse ausgegraben. Am 13ten November 1826 war man am tiefsten Theil, und man begann nun wieder aufwärts zu arbeiten. Vor dieser Zeit noch war, wie bekannt, die Themse in die Galerien eingebrochen. Brunel erzählt dieses Ereigniß in einem Briefe an den dänischen Architekten Schleit sehr heiter: „Wir können uns schmeicheln, daß wir uns mit Ehre den Sieg erfochten haben, indem wir die Themse, die in unsere Arbeiten eingebrochen war, zurückschlugen. Gleich der Schnecke, verschanzten wir uns in unser Haus, dessen Fugen wir wohl verschlossen hielten. In diesem Zustand hörten wir den Grund des Flusses, in dem sich eine Höhlung gebildet hatte, gewaltsam auf uns herabfallen; ein zweyter Schlag war weniger stark, dann kam der Kies vom Flußboden zu uns. Trotz diesem Gemisch gelang es uns ihn gut zu verkleiden; wir sind nun zwanzig Fuß darüber weg, und haben keinen Tropfen Wasser. Unsere Arbeiter äußerten nie die mindeste Unruhe. Mein Sohn hat dreyzehn Nächte unten geschlafen, ich schlief auch daselbst, und ich hoffe, es soll dieses Ereigniß eines der schönsten Blätter in unserem Tagebuche seyn.“

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 31.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 92.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 17. April 1827.

Die Thronen waren leer, gestürzt der Götter Chöre;
Auf raschem Fittich nahm der Sieg dich, — und die Ehre
Und, — das im Schaume fort riß Kön'ge, Götter, Sitten,
Selbst dieß Jahrhundert zog vor dir mit scheuen Schritten
Zurück nach seiner Quelle sich.

G. Schwab, nach Lamartine.

Acqua Paolina.

Kein Quell, wie viel auch immer das schöne Rom
Flutspendend ausgießt, ob ein Triton es sprützt,
Ob sanft es perlt aus Marmordecken,
Oder gigantischen, alten Schalen;

Kein Quell, so weit einst herrschte der Sohn des Mars,
Sey dir vergleichbar, auf dem Janiculus
Mit deinen fünf stromreichen Armen
Zwischen granitene Säulen plätschernd.

Dort winkt mir Einsamkeit, die geliebte Braut,
Von dort beschaut, vielfältig ergötzt, der Blick
Das Rom des Knechts der Knechte Gottes
Neben dem Rom der Triumphatoren.

Kühn ragt, ein halbentblätterter Mauerkranz,
Das Kolosseum; aber auch dir, wie steigt
Der Trotz der Ewigkeit in jedem
Pfeiler empor, o Pallast Farnese!

Wo sonst des finsterlockigen Donnergotts
Siegreicher Aar ausbreitete scharfe Klau'n,
Da hob sich manch Jahrhundert über
Gipfel und Zinne das Kreuz und herrschte.

Bis jüngst der Schicksalslaune gewaltig Spiel,
Ein zweyter Cäsar lenkte den Gang der Welt,
Der pflanzte sein dreyfarbig Banner
Neben den schönen Koloß des Phidias.

Ein Sohn der Freyheit, aber uneingedenk
Des hohen Ursprungs, einem Geschlechte sich
Aufopfernd, das ihn wankelmüthig
Heute vergötterte, morgen preisgab.

O hätte dein weitschallendes Kaiserwort
Dem Volk Europa's, was es erfleht, geschenkt,
Wohl wärst du seines Lieds Harmodius,
Seines Gesanges Aristogiton!

Nun ist verpönt dein Name, Musik erhöht
Ihn nicht auf Wohllautsfittigen; nur sobald
Dein Grab ein Schiff umsegelt, singen
Müde Matrosen von dir ein Chorlied.

Und Rom? Es fiel nochmaliger Nacht anheim;
Doch schweigt's, und lautlos neben der herrschenden
Sechsrossig aufgezäumten Hoffart
Schleicht der Beherrschten unsäglich Elend.

Nicht mehr das Schwert handhaben und nicht den Pflug
Quiriten jetzt, kaum pflegt die entwöhnte Hand
Den süßen Weinstock, wurzelschlagend
Ueber dem Schutte der alten Tugend.

Im Flammenblick nur, oder im edlen Bau
Des schönen, freyheitlügenden Angesichts,
Zeigt Rom sich noch, am Scheideweg noch,
Aber es folgte dem Wink der Wollust!

Graf von Platen.

Die Hütte am Senegal,

von Fanny Tarnow.

(Beschluß.)

Alle menschlich schlagenden Herzen fühlten sich durch die Grausamkeit empört, womit der Gouverneur Schmalz diese unglückselige Familie bis an den äußersten Rand des Verderbens gebracht hatte. Es herrschte darüber nur eine Stimme, sie drang zu ihm und er sandte ihnen jezt heimlich einige Lebensmittel — doch ach, die Rettung kam zu spät, und der Augenblick war gekommen, wo der unglückliche Picard dem Gewichte seines Unglücks erliegen sollte.

Picards Zustand verschlimmerte sich sichtlich; er verlor das Bewußtseyn und seine Kinder durchwachten eine furchtbare Nacht an seinem Lager. Am folgenden Tage kam er auf einzelne Minuten wieder zu sich, und in einem dieser lichten Augenblicke erkannte er seinen Freund Dard, den er schon auf dem Wege nach Frankreich glaubte und der seinen Kindern unerwartet wie ein Engel der Hülfe und des Trostes erschienen war; Picard reichte ihm die Hand: „Ich sterbe, sagte er, und mein einziger Trost ist der Gedanke, daß Sie meine Kinder nicht verlassen werden. Vorzüglich empfehle ich Ihnen meine älteste Tochter; Sie sind ihr theuer, ich weiß es — möge sie Ihre Gattin werden, und Sie in ihr eine so zuverlässige, treue Freundin finden, wie Sie mir stets ein treuer, zuverlässiger Freund gewesen sind.“ — Er drückte bey diesen Worten Charlottens Hände an seine Lippen, sie konnte vor Thränen nicht sprechen, sondern ihn nur schluchzend umarmen, und da er sie bis zum Erliegen erschüttert sah, drang er darauf, daß alle sich entfernen sollten, weil er sich der Ruhe bedürftig fühle. Dard führte Charlotten und Amalien hinweg und bot Alles auf, sie zu trösten und sie zu neuen Hoffnungen zu ermuthigen. Er war schon am Bord des Schiffes, auf dem er nach Frankreich zurückkehren wollte, als er Picards Krankheit erfuhr, worauf er sich sogleich wieder an's Land setzen ließ, um ihm zu Hülfe zu eilen. Er und Charlotte liebten sich, ohne es sich gestanden zu haben, da sie fest entschlossen war, ihren Vater, dessen einziger Trost sie war, nicht zu verlassen, so lange er ihrer bedürfe. Picard hatte das Geheimniß ihrer Herzen errathen und geehrt, aber diese Liebe war ihm auf seinem Sterbebette ein Engel des Trostes.

Charlotte kehrte bald zu ihrem Vater zurück, um die Nacht bey ihm zu wachen. „Mein Tod, liebstes Kind, sagte er ihr, darf dich nicht so betrüben; er ist für uns alle eine Wohlthat und ich bitte dich, als um den lezten Beweis, den du mir von deiner Liebe geben kannst, alle deine Kraft aufzubieten, um ihn gefaßt und muthig zu ertragen. Ich habe ein reines Gewissen, ich habe mir nichts vorzuwerfen; ich kann im Frieden sterben, wenn du mir versprichst, auch künftig bey deinen jüngern Geschwistern Mutterstelle vertreten zu wollen. Sage auch allen, die an unserm Schicksal Theil nehmen, daß ich sterbend meinen Feinden alles Böse verzeihe, das sie mir und meinen Kindern zugefügt haben. Verzeiht auch ihr ihnen!“

Sie sank auf ihre Kniee nieder und gelobte ihm die treue Erfüllung seiner lezten Wünsche. Dann ließ er Amalien kommen, um auch von ihr Abschied zu nehmen und ihr seinen Segen zu geben. Gegen Morgen starb er in den Armen seiner Kinder.

Der Schmerz, den diese empfanden, war mehr als Todesqual, man mußte sie mit Gewalt von der Leiche trennen. Madame Thomas nahm sie mit sich nach ihrer Wohnung, während Dard Anstalten traf, Picard auf Safal neben seiner Frau und seinen Kindern begraben zu lassen.

Jezt, nach Picards Tode, fühlte der Gouverneur Gewissensbisse, daß er ihn und die Seinigen so gränzenlos elend gemacht hatte. Er erbot sich, für die Kinder zu sorgen, und kam selbst zu Madame Thomas, um sie zu sehen, allein sein Anblick erschütterte Charlotte so, daß sie in Ohnmacht fiel; doch glaubte sie seinen Beystand annehmen zu müssen, da er ihr diesen nur im Namen der französischen Regierung zukommen ließ, deren Stellvertreter er war.

Tage vergingen, ehe Charlotte sich zu fassen vermochte; doch das Gefühl ihrer Pflicht, den jüngern Geschwistern ganz Mutter zu seyn, gab ihr Kraft. Sie wünschte das Grab ihres Vaters zu besuchen; man wollte sie davon abhalten, aber ihre Freunde sahen endlich ein, daß es ihr Bedürfniß war, sich einmal einsam auszuweinen, und hörten daher auf, sich ihr zu widersetzen. Sie schiffte allein hinüber und überließ Amalien die Sorge für die Pflege der Kinder, von denen zwey noch gefährlich krank waren. Wie verändert fand sie ihre frühere Wohnstätte! Der Mann, der ihnen die Neger vermiethet, hatte diese zurückgeholt; alle Fußsteige waren mit Unkraut bewachsen, die Baumwollenstauden aus Mangel an Pflege größtentheils verdorrt, die Mais- und Hirsefelder zerstört, die Hütten halb ausgeplündert, die Bücher und die Papiere ihres Vaters geraubt. Der alte Stephan war der einzige Bewohner der Insel, er eilte ihr entgegen, und als sie ihn fragte, ob er auf der Pflanzung bleiben wolle, antwortete er ihr schluchzend, daß er diese, so lange er lebe, nicht zu verlassen wünsche; sein guter Herr lebe freylich nicht mehr, allein er sey doch auf der Insel begraben, und er wolle bis zu seinem lezten Athemzuge für seine Kinder arbeiten.

Charlotte versprach, ihn, so lange sie in Afrika bleiben würde, in ihrem Dienst zu behalten, und eilte dann zum Grabe ihres Vaters. Bey dem Anblick dieser heiligen Stätte erfüllte ein frommer Friede ihr Herz; sie sank auf ihre Kniee nieder, beugte das Haupt auf den kalten

Grabstein und betete um Ergebung in ihr Schicksal und um Kraft, das ihrem Vater geleistete Gelübde, ihren verwaisten Geschwistern ganz Mutter seyn zu wollen, treu erfüllen zu können.

Getröstet kehrte sie zu den Ihrigen heim. Am andern Morgen bot ihr der edle Dard seine Hand an, und versprach, ihren Geschwistern Vater und Versorger zu werden. Er entsagte der Rückkehr nach Frankreich und übernahm von Neuem die Stelle als Direktor der französischen Schulen am Senegal. Zum ersten Mal seit Jahren zogen in Charlottens Herzen wieder Lebenshoffnung und Lebensfreude ein. Der Edelmuth des Mannes, der ihr, dem ganz armen Mädchen, in ihrer Verlassenheit die Hand bot, war ihr ein sicherer Bürge für das Glück dieser Verbindung. Doch sie hatte den Kelch der ihr bestimmten Trübsale noch nicht ganz geleert. Sie mußte auch noch ihre beyden Brüder in's Grab sinken sehen. Von ihrer ganzen, bey der Abreise von Paris aus neun Personen bestehenden Familie waren jezt nur sie und Amalie noch übrig; alle andere waren das Opfer ihrer Leiden geworden, und auch die beyden Schwestern schienen sichtlich dem Grabe zuzuwelken. Es gelang aber der Liebe und der Freundschaft, sie durch die sorgsamste Pflege zu retten. Beyde leben noch; Amalie ist am Senegal mit einem wohlhabenden Pflanzer verheirathet und Charlotte kam im Jahr 1820 mit ihrem Gatten, Herrn Dard, nach Frankreich zurück und wohnt mit ihm in Bligny-sous-Baume, im Departement der Goldküste. Sie selbst hat die Erzählung ihrer erlebten Trübsale, aus der wir unsern Lesern einen Auszug gegeben haben, bekannt gemacht, um das Andenken ihres Vaters gegen die Lästersucht derer zu schützen, die ihn durch ihre grausame Feindseligkeit in's Grab gestürzt hatten. Einer meiner Bekannten hat sie vor zwey Jahren persönlich kennen gelernt; er schilderte sie mir als eine liebenswürdige, allgemein geachtete Frau, deren Züge und Blick aber einen Ernst, eine Wehmuth verrathen, die der Grundton ihres Wesens geworden zu seyn schien, und was er mir von ihren Schicksalen erzählte, flößte mir den Wunsch ein, diese genauer kennen zu lernen. Er wurde befriedigt, und meine Bewunderung, daß ein zartes weibliches Wesen so viel habe ertragen, so viel habe leisten können, bewog mich, sie deutschen Leserinnen bekannt zu machen.

Aus Jean Pauls Nachlaß.

(Fortsetzung.)

Ich wollte der größte Autor geworden seyn, mit Herders Kräften und meiner Anwendung derselben.

*

Herder war groß im Welthistorischen, sogar im Irren; sein Sprachaugenblick war mehr als seine Schreibstunde.

*

Herder hätte weiter nichts als einen Freytisch haben sollen, um welchen Jünglinge und Lehrer saßen und er sprach, der Tisch wäre eine Universität geworden.

*

Nie erscheint der Genius unbedeutender als vor Menschen, mit denen er nur über unbedeutende Gegenstände zu reden hat; z. B. ein Herder mit einem Kaufmann, Kutscher, Lesebibliothekar; hingegen ein Fürst, ein Held, hat hier auch ein großes Aeußere.

*

Herders Herz war früher von der Zeit, als vom Tode gebrochen.

*

Herder und Schiller gefallen mir noch mehr in ausgezogenen Stellen in andern Büchern, als sie selbst in ihren, weil dort die Palläste unter niedrigen Häusern, die Pyramiden mehr auf der Erde stehen.

*

Glaube mir, lieber Jakobi, daß deine abgerissenen Gedanken so vollständig sind wie Pyramiden in der Wüste, die, trotz des Sandes dazwischen, durch ihre Spitzen dem Auge zusammenhängen.

*

Lichtenberg stiftete einen Fürstenbund zwischen großen Ideen.

*

Wer aus dem Herzen schreibt wie Rousseau, kann sich nie widersprechen; nur der Verstand, aus Absicht.

*

Im Rabelais sind Angriffe und Allegorien gegen ganze Stände und Thorheit-Klumpen.

*

Im Don Quixote ist eine Reihe von Begebenheiten, die überall muß seyn können; nur sein Charakter ist das Stätige.

*

Man sollte eine Kritik aller großen Köpfe geben, z. B. eines Lessings.

*

Es ist bey Lessing unmöglich, daß er das ganze historische Reich so durchgefichtet, wie den Berengarius. Hingegen Müller, Möser?

*

Der Humor läßt sich Sterne'n leichter abkopiren als das Pathos.

*

Der Kunstgriff von Sterne's Rührung ist: er spricht nicht alles aus, und von dem Ausgesprochenen ein Drittheil komisch, oder in leichten frohen Allegorien; viele Gesten, Körper, komisch oder sinnlich gehalten, aber für Rührung keine Allgemeinheit; kurz das Gegentheil des abgenuzten Jetzowesens.

*

Hippel ist der dichterischeste Mensch Deutschlands; in seinen Romanen, Handzeichnungen ist nichts gemein, alles poetisch.

*

Goethe ist vielleicht der klarste Mann in Europa.

*

Mit wenigen Erfahrungen stellt ein Mensch, wie Goethe, ein größeres Werk dar, als später mit größeren.

*

Himmel! wie einträchtig wollte ich jetzt mit Goethe leben, da mich die Zeit mehr in seine Formen geschliffen!

*

Der Faust ist Miltons verlorenes Paradies, und Dante's Hölle dazu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

New-York.

(Beschluß.)

Es ist wirklich merkwürdig, welch rasche Fortschritte das System, gleichsam die Kunst der Abfassung von Gesetzbüchern macht; weit entfernte Völker, völlig verschieden durch Sitten, Einrichtungen und selbst das Klima fühlen das Bedürfniß dem großen Beyspiele zu folgen, das Frankreich am Anfang dieses Jahrhunderts gegeben, und vor allen scheint Amerika auf dieser einmal gebrochenen Bahn rasch vorzuschreiten. Der Kaiser von Rußland, dem der Gesetzgeber von Louisiana sein Werk überreicht hatte, wünschte diesem Glück zu der Vollendung seines großen Unternehmens; und diese Korrespondenz zwischen dem Selbstherrscher aller Reussen und dem Bürger eines Staats von Nordamerika, scheint uns würdig aufbehalten zu werden.

„Mein Herr, mit dem größten Vergnügen habe ich Ihren Brief erhalten; wenn Kaiser Alexander, glorreichen Andenkens, noch lebte, wenn er nicht den Hoffnungen und der Liebe der Russen plötzlich entrissen worden wäre, so würde er das wichtige Werk, das Sie ihm mitzutheilen gedachten, mit Dank angenommen haben. Als Erbe seiner Grundsätze und Wünsche, und gleich ihm innig überzeugt von der Nothwendigkeit, meinem Lande die Wohlthat eines Gesetzbuchs zu schenken, dessen es bedarf, beeile ich mich, Ihnen zugleich für Ihren Brief und das beyliegende Werk zu danken. Eine meiner ersten Sorgen war, die Kommission, welche das von Kaiser Alexander unternommene Werk beendigen soll, an meine Person zu binden, und sie unter meinen Augen arbeiten zu lassen. Da mir Ihr Talent und Ihre Kenntnisse bekannt sind, ließ ich sogleich der Kommission die mir von Ihnen überreichten Gesetzesentwürfe mittheilen. Ich zweifle gar nicht, daß sie in ihnen schöne Ideen und nützliche Materialien finden wird, und in dieser Hoffnung bin ich u. s. w.

Moskau, 1sten August 1826.

Nicolaus.

Derselbe Livingston machte in der Kammer der Abgeordneten der vereinigten Staaten, am 2ten Jan. dieses Jahrs die Motion, zu Gunsten der Griechen eine Summe von 50,000 Dollars anzuweisen, ein Vorschlag, der mit Enthusiasmus angenommen wurde.

Es ist wahr, unser Blick hängt immer noch mit hoher Theilnahme an der alten Welt; sie schließt die Wiege der Kultur, jenes erhabene, klassische Alterthum in sich, das jedem edlern Weltbürger als seine Vorzeit heilig ist. Aber nicht minder bewunderungswürdige, wenn auch neuere Vorzüge hegt unsere neue Welt in ihrem Schooße; ein Schauspiel mindestens ist hier zu sehen, das jeden Freund der Menschheit, er möge in alter oder neuer Zeit gelebt und geschaut haben, mit Staunen und freudiger Bewunderung erfüllen müßte, ich meyne den Anbau der Urwälder, die unzähligen täglich entstehenden Kolonien, und die raschen Fortschritte der Civilisation Amerikas.

Leider kommen hier und da die Interessen der neuen Kolonien mit denen der Ureinwohner, so sehr man es zu vermeiden sucht, in Widerspruch. Es ist in hohem Grade anziehend, wie treffend und wahr sich hin und wieder diese Wilden hierüber äußern. Wir setzen als Beyspiel eine Rede hieher, deren Aechtheit wir verbürgen können. Die Vereinigten Staaten schickten im Sommer des Jahres 1826 einen Agenten an die Osages-Indianer, mit dem Gesuch, sie möchten die Gegenden um den Fluß Verdigris abtreten, wofür ihnen ein Landstrich am Neosho angeboten würde. In einer feyerlichen Versammlung der Häupter seiner Nation beantwortete Clamore, das Oberhaupt der Osagen, diesen Antrag in folgender Rede:

Mein Vater, Haupt der Osagen! ich habe zu meinem Volke gesprochen, daß es mich in diesem Augenblick unterstütze. Gott sieht auf uns herab. Ich spreche mit dir an einem schönen Tage. Meine Brüder, meine Kinder, meine Freunde sind um mich, wir haben ein Wort. Haupt der Osagen, mein Volk ist unter zerstreut; du siehest sie nicht Alle. Da (indem er auf das Dorf hinzeigte) da ist meine Stadt. Um eine Stadt zu bauen, reiste ich durch das Land, und fand eine gute Stelle. Der Gouverneur Clark nahm mich mit nach Washington. Ich sah meinen großen Vater in Washington, er sagte, „wenn ihr eine große Stadt zu bauen wünscht, so „bauet sie an einen guten Strom. Da werdet Ihr ein gutes „Feuer, viele Kinder, viele Tapfere haben." Ich habe gethan was ich konnte. Ich horchte auf meinen Vater Wort für Wort. Warum verändert er seinen Gedanken? Ich fürchte er hat viele falsche Sagen von Männern gehört, die mir schaden, und mein Land wegnehmen wollen.

„Mein Vater, sehr viele rothe Häute erzählen Lügen, merke dieses. Ich bin der Einzige unter den rothen Häuten, die auf meinen Vater hören. Man hatte mir immer gesagt, daß ich glücklich seyn werde. Ich habe jene Tage nie gesehen. Wir sind nicht glücklich, sondern müssen angestrengt jagen, und unsere Bedürfnisse theuer bezahlen. Ich wünschte, daß du für unser Wohl fühlen möchtest; Ich kann nicht erzählen was ich fühle; ihr nimmt ein Stück Land; dann nehmet ihr ein anderes. Ich verstehe dieses nicht."

London, Ende März.

(Beschluß.)

Man baut eine schöne steinerne Brücke, zur Verbindung von Hydepark mit dem Garten von Kensington, sie soll fünf Bogen bekommen, und vollkommen horizontal werden; statt zweyer Trottoirs wird sie in zwey getrennte Wege von ungleicher Breite getheilt, wovon der eine für die Fußgänger, der andere für die Wagen bestimmt ist. Die neue Londons-Brücke, die eines der vollendetsten Denkmäler unserer Zeit werden wird, schreitet rasch vor, trotz der natürlichen Hindernisse, die den Bau stören. Mehrere Kirchen, mehrere Spitäler und Schulen sind vollendet, oder der Vollendung nahe. Für die Primarschule der Bluecoatboys baut man ein sehr schönes und großes Haus, und der Pallast der Londoner Universität verkündet durch seine Größe und seine edle Architektur seine erhabene Bestimmung und die hochfliegenden Pläne der Stifter einer Anstalt, über deren Zweckmäßigkeit hier die Meynungen außerordentlich getheilt sind, und der jeder ein anderes Loos voraussagt.

Beylage: Literaturblatt Nr. 31.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 93.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. April 1827.

Es stellt das von meinen Ahnen gewählte Helmzeichen vor, einen Bären, und wie Sie sehen, einen aufgerichteten Bären; denn ein guter Wappenkünstler pflegt jedes Thier in seiner edelsten Stellung zu malen. —

W. Scott, Waverley.

Der Bär in Schweizerwappen und auf Schweizermünzen.

Die Schweizerkantone Bern und Appenzell führen beyde einen Bären in ihrem Wappen. Ersterer nämlich einen schräg aufwärtsgehenden im roth und schwarzen Felde; lezterer einen aufrechtstehenden mit rothen Klauen im weißen Felde. Bern hat der Sage nach deßwegen den Bären im Wappen, weil die Jäger des Herzogs Berchtold von Zähringen, der im Jahr 1291 die Stadt gründete, daselbst zu jener Zeit einen Bären erlegt haben. Der Kanton Appenzell wahrscheinlich deßwegen, weil in frühern Zeiten häufig Bären in den damals noch vorhandenen großen Waldungen sich aufhielten, und weil, wie die Legende erzählt, St. Gallus einen gezähmten Bären hielt, daher auch die ehemalige Fürstabtey St. Gallen einen aufrechten Bären im Wappen führte.

Abt Othmar von St. Gallen soll im Jahr 768 zuerst den Appenzellern einen Bären, aber auf allen vier Füßen gehend, als Wappen und im Sigill zu führen erlaubt haben, zum Zeichen, daß sie Gotteshausleute seyen. Als aber die Appenzeller zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts ihre Freyheit sich erfochten, errichteten sie als Landwappen einen aufrechtstehenden männlichen schwarzen Bären mit rothen Klauen im weißen Felde, zum Zeichen, daß sie durch ihre Tapferkeit in Schlachten ihre Freyheit sich errungen haben. Von den römischen Kaisern des heil. römischen Reichs erhielten sie Erlaubniß, dieß Wappen in Pannern und Sigillen zu führen. Das Land Appenzell war von jeher sehr darauf bedacht, dieses Zeichen unverändert beyzubehalten. Denn als im Jahr 1579 Leonhard Straub, Buchdrucker in St. Gallen, einen Kalender drucken und auf das Titelblatt die Wappen der dreyzehn Kantone als Holzschnitt setzen ließ, fand man, daß der Bär kein Männchen, sondern ein Weibchen sey, und glaubte, dadurch sey des Standes Appenzell Ehrenwappen auf eine schimpfliche Weise verlezt; daher begehrte Appenzell Genugthuung von der Stadt St. Gallen, schickte zwey Gesandte dahin, welche seine Beschwerden, vorzüglich wegen dieses Wappens, dann aber auch wegen ein Paar anderer Anstände vortrugen und in drey Tagen Antwort verlangten. Die Stadt St. Gallen begehrte vierzehn Tage Bedenkzeit; Appenzell aber forderte nun Erklärung bis zum folgenden Tag um eilf Uhr. Auf dem Rathhaus in Appenzell ward das Landespanner aufgesteckt und man rüstete sich zum feindlichen Angriff gegen die Stadt, nachdem von derselben bis zum 4ten Hornung keine Antwort erfolgt war. Aber der Abt von St. Gallen, Joachim, suchte diesen Streit zu vermitteln, und beyde Partheyen übergaben ihm ihre Klagpunkte. Appenzell that es in vier Artikeln, wovon der erste also lautete: „Drohen sie gar mit einem feindlichen Ueberzuge, wenn man das schimpfliche Wappen des Kalenders nicht alsobald ändere, und verlangen sie zu wissen, wessen man sich gegen die Stadt zu versehen habe.“ Die Stadt St. Gallen antwortete, daß der Kalenderdrucker die Formen von Basel erkauft, wo sie im Kalender des Jahres 1577 auf glei-

che Art gedruckt worden seyen, und sich damals Niemand darüber beschwert habe. Der Abt errichtete hierauf den 30sten Mai im Kloster zu Rorschach einen Vertrag, worin unter anderm bestimmt wurde, daß dem Kalenderdrucker im Beyseyn der Gesandten von Appenzell auferlegt werde, die besraglichen Kalender zu Grunde zu richten, und bey seinem Eide zu bestätigen, daß er dieß Wappen allein aus Einfalt, und nicht um die von Appenzell an ihrem ehrlichen Wappen zu verkleinern, also gedruckt habe, womit aller Unwille todt und ab seyn solle.

Heut zu Tage ist man freylich in der Heraldik nicht mehr so skrupulos, denn auf dem Titelblatt des „großen historischen Appenzeller Kalenders auf das Jahr 1827" kommen Thiere vor, von denen selbst der Naturforscher nicht entscheiden möchte, ob es Bären, geschweige ob sie männlich oder weiblich seyen.

Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts mußte der Bär eine kurze Zeit lang der Göttin mit der rothen Mütze (damals Freyheit genannt) weichen, erhob sich aber bald wieder. Zu jener Zeit (1801) wurden alle gemalten und geschnitzten Bären im Lande vertilgt, als aber in einer Gemeinde noch solch ein Wappen vorhanden war, und ein Offizier der dort kantonirenden Waadtländerlegion solches zu vertilgen gebot, wurde ihm bemerkt, daß bey dem Bären die Buchstaben V. R. stehen, welches Vive la République bedeute; deßwegen blieb dasselbe unangetastet. Ausserrhodens Wappen unterscheidet sich nämlich seit der Landestheilung von dem der Innern-Rhoden durch die Buchstaben V. R. Usser- (oder Ausser-) Rhoden.

Im Almanach der Alpenrosen für 1827 ist ein Holzschnitt, worauf Bären gegen allerley wilde Thiere siegreich kämpfen. Er ist einem Glasgemälde entnommen, das mit zwey St. Gallischen Familienwappen und der Jahrszahl 1546 versehen ist. Dieß Gemälde hat der berühmte Alterthumsforscher, Herr Baron von Laßberg, auf die Schlacht am Stoß, welche im Jahr 1405 geliefert wurde, gedeutet und sinnreich erklärt.

Allein es ist zu bemerken, daß in dieser Vorstellung alle Bären ein Halsband, meistens mit Geschmeide und Ketten tragen, welche der Appenzellerbär niemals trug, obschon derselbe einmal als Attribut goldene Schlüssel in die Tatzen erhielt. Nämlich vom Papst Julius II. im Jahr 1512, als die Schweizer, unter denen 600 Appenzeller waren, die Franzosen aus Mailand trieben, und dadurch den päpstlichen Stuhl befestigten, weßwegen er, nebst einem weißen damastenen Panner, den Appenzellern die Freyheit ertheilte, „forthin zu ewig künftigen Zeiten die Schlüssel nach Gebrauch der heiligen römischen Kirche, von der fürtrefflichen goldenen Farb, also daß sie ein aufrechter Bär mit den Tatzen ergreife und halte, als apostolische Gewalt behalten, führen und brauchen mögen." Von diesen Schlüsseln ist jedoch kein Gebrauch gemacht worden zum Binden und Lösen, außer etwa durch Anticipation im Jahr 1425, als die Appenzeller den Bannstrahl des Papstes auf einer Landsgemeinde durch den Beschluß abwehrten, „daß sie nicht in dem Ding seyn wollen," und im Jahr 1489, als ein Landammann päpstliche Dispensation erhielt, ein Mädchen zu heirathen, dessen Taufpathe er war; auf dieß hin faßte die Landsgemeinde den Beschluß: „daß, „was dem Landamman um's Geld bewilligt worden und „recht seye, fürohin auch jedem Landmann ohne Geld erlaubt seyn solle."

Das Privilegium, ein Halsband zu tragen, erhielt der Bär der Stadt St. Gallen, die auch einen Bären in ihrem Wappen führt, im Jahr 1475 vom Kaiser Friedrich, welcher den Bären „von Ehren und getreuen Diensten wegen, mit einem Halsband und Gezierd von Perlen und Edelgestein begabte, mit kaiserlicher Freyung, hinfüro solche Zierd in ihren Pannern und Fähnlein als Ehrenzeichen zu führen." Daraus erhellet wohl klar, daß jener Holzschnitt nicht das berühmte Treffen am Stoß darstelle, weil die Bären mit dem Halsband dem Wappen der Stadt St. Gallen angehören. Jenes Glasgemälde also scheint auf nichts anderes zu deuten, als auf das siegreiche Treffen am Hauptlisberg (nun Rosenberg genannt), von den Bürgern der Stadt St. Gallen und 400 Appenzellern, die dort als Besatzung lagen, am Tage der Schlacht am Stoß dem Herzog Friedrich von Oestreich geliefert. Die Hindin in jenem Gemälde ist das Wappen des Grafen Hans von Thierstein, der Eber des Peters von Ebersberg, der Wolf des Siegfrieds von Wolffurt; diese Adligen wurden nämlich nebst mehreren andern in jenem Treffen erschlagen. Wahrscheinlich hat ein St. Galler, der Mitkämpfer war, oder sein Nachkomme jenes Gemälde verfertigen lassen.

Von den Gemeinden in Appenzell Ausserrhoden führen viele einen Bären in ihrem Sigill. So Trogen einen Bären in einem Trog stehend, welches das Wappen der Freyherrn von Trogen gewesen seyn soll; Speicher den Bären mit dem Schwert in den Tatzen, zum Andenken an die Schlacht auf Vögelisegg; Schwellbrunn einen Bären im Wasser stehend; u. s. w.

Schließlich ist noch anzumerken, daß die Batzen, welche als Scheidemünze in der Schweiz kursiren, ursprünglich vom Berner Bären ihren Namen haben. Der Kanton Bern ließ nämlich im Jahr 1500 eine Münze mit seinem Wappen, dem Bären, schlagen. Da nun der Bär vor alten Zeiten auch Petz genannt wurde, so nannte man diese Münzen Petzen, Batzen, was nachher auf andere Schweizermünzen ähnlichen Gehaltes überging.

Bruchstücke aus einer Geschichte des Philhellenen-Bataillons.

1. Das Gewitter.

Wir waren im Lager von Komboti und bald brachen die alten Feinde rüstiger Krieger, Ruhe und Mangel an Lebensmitteln über uns herein. Was halfen alle Versprechungen Maurokordato's, daß hinlänglicher Kriegsbedarf und Mundvorrath für den ganzen Feldzug vorhanden seyn würden? Das wenige Maismehl, welches uns geliefert wurde, rührte man zu einem Teig ein, röstete ihn auf glühenden Steinen und genoß ihn im frischen Wasser. Suppen waren daraus nicht zu bereiten, weil wir kein Salz hatten. Derselbe Mangel an Salz war auch daran Schuld, daß die gekochten Kräuter, welche man aus Hunger genoß, Diarrhöe erzeugten und die Leute schwächten. Hiezu kam die versengende Glut der Jahreszeit, und die Zahl der Kranken, die man weder irgendwo unterzubringen noch zu verpflegen im Stande war, nahm von Tage zu Tage zu. Maurokordato ließ sich bey uns, die wir im Thale waren, nicht sehen, sondern blieb auf seiner Anhöhe. Normann hatte sich jezt gänzlich von Maurokordato getrennt und befand sich im Lager der deutschen Philhellenenkompagnie. Er sprach uns Muth ein und Trost, wenn der lezte Funken von Hoffnung in uns ersterben wollte, und die Gelassenheit und Unverdrossenheit, mit der er selbst alle Noth ertrug, feuerte auch uns zur Ausdauer an. Wollte manchmal das Murren überhand nehmen, so ließ er verlauten, daß Arta bald gestürmt werden sollte, woselbst wir dann Alles im Ueberfluß finden würden.

Die Glut der Sonne, welcher wir auf unserem Lagerplatze ausgesezt waren, nöthigte uns, Barracken zu bauen. Wir führten dieselben von Platanen, Holz und Reisig über Gräben auf, welche sich in den nahen Weinbergen befanden, um die Vertiefung derselben zu benutzen. Bald gewährte das Lager den Anblick einer Kolonie oder eines kleinen Dorfes, das sich nicht übel ausnahm, und in der Mitte desselben war ein großer Wiesengrund, auf welchem unsere Pferde reichlichere Nahrung fanden, als wir für uns in der ganzen Gegend umher auftreiben konnten.

General Normann verschmähte es nicht, meine Barracke mit mir zu theilen. Sie zeichnete sich aber auch vor anderen durch eine bequeme und nette Einrichtung aus, da mein neuer Bedienter, ein junger Italiener und Baukunstverständiger, sie gebaut und eingerichtet hatte.

Am Abend des 24sten Juni, eines unerträglich schwülen Tages, hüllte sich der ganze Himmel in Finsterniß. Zuerst kündigte sich das herannahende Gewitter in einem Pfeifen, Sausen und Brüllen an, das aus dem, eine Stunde weit liegenden Meere zu uns herüberdrang. Nicht Blize, Feuerklumpen fuhren am fernen Horizont nieder und dumpfe Donner rollten nach. Die Luft um uns wurde zum Ersticken heiß und schon um sieben Uhr sah man rund um sich her nichts mehr, wenn nicht Blize zuckten, die jezt von Minute zu Minute die ganze Gegend in bläuliche Feuerfluten aufleuchten ließen. Schon hatte das Tosen des Meeres eine Stunde gedauert und die Blize waren immer häufiger, der Donner immer lauter geworden, als wir wahrnahmen, daß sich schwere, dichte Gewitterwolken in unser Thal niedersenkten, die so entsezlich auf die Luft drückten, daß wir nur mit Mühe und Beängstigung athmen konnten. Jeder war in banger Erwartung; Normann beredete mich, mit ihm in unsern Graben zu liegen und alles, was das Unwetter etwa bringen möchte, zu verschlafen. Der Versuch dazu wurde gemacht; wir warfen uns, der Graf in seine Pferdedecke, ich in meinen Mantel gehüllt, auf den Boden und unterhielten uns noch eine Zeit lang.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Anfang Aprils.

Seit meinem lezten Berichte hat sich der Winter schnell von uns zurückgezogen; die seit fast zwey Monaten gelegene starke Schneedecke war in Zeit von vier Tagen durch Thauwind verzehrt; die aus dem Gebirge kommenden Gewässer brachten eine nur wenige Tage dauernde Ueberschwemmung hervor. Seitdem hat der März dem April vorgegriffen, und obgleich die Erde den immerfallenden Regen und Schnee, unter Mitwirkung des Windes schnell einsaugt, so haben wir doch in diesem Jahre noch kaum sechs Tage gehabt, welche eine Ahnung des nahenden Frühlings empfinden ließen. So viel ich habe bemerken können, hat der nun hoffentlich verflossene Winter bey uns weniger die häusliche Geselligkeit, die durch die unglücklichen Ereignisse des vorigen Jahres eine große Erschütterung erlitten, als die öffentliche Unterhaltung befördert. Daß man das jahrelang entbehrte Vergnügen der Schlittenfahrt in diesem Winter recht gründlich genießen wollte, ist natürlich; aber der verständigen Anordnung der Polizey sey es gedankt, daß sie die größere Anzahl derer, welche an diesem Vergnügen nicht Theil nahmen, von den Unannehmlichkeiten zu befreyen suchte, welche ein renommistischer Uebermuth mit diesem Vergnügen gern zu verbinden sich erlaubt. Oeffentliche Bälle sollen sehr viele gewesen seyn; aber weiblicher Seits klagt man darüber, daß die jungen Leute so wenig tanzlustig und die alten keine Tänzer sind, worin leztere selbst bedauernd einstimmen. Zur Faschingsredoute hatte die Theaterdirektion durch eine, nach Wiener Art damit verbundene Gewinnlotterie und angenehme Dekoration der Bühne ein sehr zahlreiches Publikum in's Theater gezogen. Ueberhaupt hat das Theater seit Weihnachten

eine sehr günstige Epoche erlebt, die, könnte sie lange fortdauern, die Theaterdirection gewiß bestimmen würde, die Unternehmung mit dem Ablauf ihrer Pachtzeit (Ostern 1828) zu erneuern. Am meisten trägt freylich dazu bey, der neue Oberon, der in diesen Tagen zum fünfzehnten Male bey immer noch gefülltem Hause gegeben wurde. Bey dieser Gelegenheit will ich einige Bemerkungen, das Aeußere der Darstellung betreffend, nicht verschweigen. In der ersten Scene, wo die Elfen Oberons Lager bewachen sollen, weiß der Zuschauer, dem die Oper sonst unbekannt ist, gar nicht, was die Gruppen und mimischen Bewegungen bedeuten sollen, welche die Elfen hier ausführen, wenn nicht Oberon, auf einem Ruhbett liegend, zu sehen ist; um so weniger, wenn die Elfen, wie hier geschieht, nur gegen den Zuschauer hin mimisch manövriren. Es scenisch anzuordnen, daß man den Gegenstand ihrer Sorgfalt auch erblicke, kann keine unübersteigliche Schwierigkeiten haben. Daß bey dem „leichten Feentritt" die breite schwerfällige Scherpe den Elfen etwas im Wege steht, will ich beyläufig bemerken. Zweytens möchte ich das Anschlagen der klirrenden Becken in dem graziösen Satze hinwegwünschen, mit welchem Rezia von den Sklavinnen als Braut eingeführt wird; ich zweifle sehr, daß dieß der Komponist angeordnet hat. Die buntscheckige Ansicht von Bagdad steht zu tief unter dem, was sonst für die scenische Ausschmückung dieser Oper geschehen ist, und ließe sich wohl mit einem bessern, schon verbundenen Prospekt vertauschen; schwieriger schon möchten sich die an die Felsenwand gemalten Larven und Frazen in Geister der Luft und der See verwandeln lassen. Was die zweyte Rollen-Besetzung der Oper betrifft, so kann ich nicht unbemerkt lassen, daß Mad. Streit bey einer neuern Aufführung (besonders im ersten Finale) viel Gutes geleistet hat; möchte sie nur der Gewohnheit, das Angeben der höheren Töne sich durch Hinaufziehen der tieferen, und durch Hinweglassen der Worte zu erleichtern, nicht zu viel Raum geben, wenn es anders ihre Natur verstattet. Frau v. Zieten (die Gattin des Regisseurs der Bühne), welche schon früher in einigen musikalischen Abendunterhaltungen ihr Gesangtalent gezeigt hatte, machte ihren ersten theatralischen Versuch in der Rolle der Fatime. Die Schwierigkeit der Aufgabe und die Gewandtheit ihrer Vorgängerin in dieser Rolle, gebietet hier die Anforderungen zu mindern; und so können wir sagen, daß Frau v. Zieten zu allgemeiner Befriedigung auftrat, was sich auch durch ihr Hervorrufen aussprach. Ihre Stimme ist leicht, angenehm, und geschmeidig, die, wie wir hören, in kurzer Zeit erworbene Fertigkeit schon bedeutend, ihr Aeußeres wohlgefällig, kurz ein unverkennbares Talent für die Oper, was sich vorzüglich in heiteren, leichten Gesangspartien, und im flüchtigen italienischen Gesang entwickeln möchte.

(Die Fortsezung folgt.)

Berlin, Ende März.

Unsere Stadt hat jezt die Freude, Se. Majestät den König glücklich wieder hergestellt zu sehen; die Zeitungen geben schon Genesungsgedichte zu lesen, der Wagen des verehrten Monarchen fährt schon wieder durch die Straßen, und neulich besuchte Se. Majestät auch zum ersten Male die Oper. Statt der angekündigten Oper Olympia wurde Alcidor gegeben; das Haus war drückend voll, denn man hatte im Publikum davon gesprochen, daß der König zum ersten Male würde gesehen werden können. Doch um einen festlichen Empfang, wie es schien, zu vermeiden, trat Se. Majestät unbemerkt erst in der Mitte des ersten Aktes in die kleine königliche Loge zunächst der Bühne. Aber man hatte im Publikum von dieser Ankunft sich dennoch Kunde zu verschaffen gewußt, und kaum fiel der Vorhang, als von allen Seiten ein lautes Vivat und immer wiederholtes Hurrah erscholl. Da zeigte sich endlich Se. Majestät, um dankend zu grüßen, indeß „Heil dir im Siegerkranz" feyerlich angestimmt ward, und zum Schlusse ein nochmaliges Vivatrufen einen neuen Beweis von der fortdauernden treuen Anhänglichkeit lieferte, mit welcher die Berliner ihren geliebten Monarchen verehren. Zur Hochzeit Sr. königlichen Hoheit des Prinzen Carl, sagt man, sey der Ritter Spontini jezt beschäftigt, eine neue Oper, Agnes von Hohenstaufen, zu komponiren, deren Text von Herrn Raupach gedichtet ist. Wenn wir die lezten Werke des Komponisten betrachten und sehen, wie in Nurmahal die Kollisionen nur scheinbar sind, und in Alcidor in noch höherem Grade die gegeneinander streitenden Elemente sich verloren, und mehr und mehr zu dem Friedensklange einer allgemeinen, lauten rauschenden, oft bachantischen, festlichen Freude vereinigt haben, so wird es dem Komponisten schwer fallen, sich in ein neues Gebiet plötzlich und ohne Stufenfolge hineinzuversetzen. Denn wir können von Herrn Raupach nicht glauben, daß er einen Inhalt gewählt haben werde, welcher dem der genannten lezten Opern ähnlich sieht. Der innere Gang in der Reihefolge der Spontinischen Werke, die Wahl seiner Texte läßt sich vollkommen rechtfertigen, und aus den ersten bedeutenden Kompositionen, welche mit der so weit verbreiteten Vestalin beginnen, können die lezten erklärt werden; doch indem unser Meister seine ganze Kraft jezt auf den Ton der prunkvollsten Festlichkeit verwendet hat, scheint er uns dadurch nur als Zeichen seiner Erschöpfung bewiesen zu haben, daß er sich in die Darstellung hart gegeneinander streitender Empfindungen nicht mehr einlassen könne. Den Mangel neuer deutscher Originallustspiele müssen wir leider noch immer, nach wie vor, durch französische Vaudevilles ersezt sehen. Denn Herr Raupach, so schätzenswerth sein Talent für's Lustspiel auch seyn mag, kann bey der Gediegenheit seiner komischen Produktionen dem Strome dennoch keinen Damm entgegenstellen, da er nur ein Dichter ist, und es der Ueberseyer dagegen Hunderte gibt. Wie erfreulich sind jene kleinen Skizzen in ihrer französischen Umgebung, und wie langweilig, wenn sie die Rheinbrücken passirt haben. Wenn dagegen englische Tragödien, wie Lear, und Romeo und Julie uns immer wieder von neuem vorgeführt werden, wie es auch in diesem Monat geschah, so ist dieß etwas ganz anderes. Da wir diese ewigen Trauerspiele, die jedem gesunden Kunstsinn, den ältern französischen ausgenommen, befriedigen müssen, in diesen Blättern schon früher besprochen haben, wollen wir nur einige unberücksichtigte Punkte näher berühren. So hört man hier über den Lear oft den Tadel, dieser alte schwache Vater sey doch von Anfang an ein zu arger Thor, als daß sein spätteres Schicksal Interesse erregen könne; seiner Macht entschlage er sich, den Charakter seiner neben ihm großgezogenen Tochter verkenne er, und solcher Unklugheit könne man weder Mitleid noch Theilnahme schenken. Freylich handelt Lear thöricht, aber seine Thorheit ist die Thorheit der väterlichen Liebe überhaupt, einerseits zu glauben nach der Auflösung der Familie lebe die Familiengesinnung noch auf gleiche Weise fort, wie vor dieser Auflösung, anderseits ist es die Thorheit der väterlichen Liebe, welche zum Dank für ihr reiches volles, ganz sich hingebendes Gefühl nun auch den vollen Wiederklang dieses Gefühls vernehmen will, und für das Außerordentliche, das sie gethan, auch einen außergewöhnlichen Dank, einen erhöhten Ausdruck der Liebe und guten Gesinnung zurückzuerhalten verlangt. Dieß ist nicht nur äußerlich zu entschuldigen, sondern diese Thorheit liegt tief in der Natur der Sache.

(Die Fortsezung folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 94.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 19. April 1827.

Indessen tracht des Himmels ganzer Plan
Von fürchterlichen Donnerschlägen;
Auf schwarzen Flügeln bringt ein heulender Orkan
Gebirgner Wolkenflut, des Hagels finstern Regen.
Sie flieh'n erschrocken auf zerstreuten Wegen,
In Klüften sich, in Hölen einzuschließen,
Indem von Bergen schon sich Wasserbäche gießen.

Schiller.

Bruchstücke aus einer Geschichte des Philhellenen-Bataillons.

(Fortsetzung.)

Gegen zehn Uhr etwa erhob sich ein brausender Wirbelwind, der von Sekunde zu Sekunde immer mehr wüthete und tobte. Wir glaubten es zu spüren, wie er Bäume um uns her entwurzelte; mit Gepraſſel stürzten die Baracken und auch die unsere über uns zusammen. Wir waren von Holz und Reisig so überdeckt, daß wir uns durchaus nicht aus demselben emporrichten und hervorarbeiten konnten. Das Krachen der in Komboti einstürzenden Häuser vermehrte unsere Angst. Die ganze Gegend brannte im unaufhörlichen Feuer der Blitze; mehrere gewaltige Schläge erfolgten, und als gleich darauf eine heftige Erschütterung eintrat, riß sich auch eine Gewitterwolke los und goß ihre Wasser mit solcher Hast in das Thal, daß es binnen fünf Minuten in einen großen See verwandelt war. Der nahe bey uns vorüberfließende Bach war schnell zum reißenden Strom geworden, der Alles und auch einen großen Theil unserer Bagage in seine Strudel verschlang und mit sich fortwälzte. Der Graben, in welchem der General und ich lagen, war längst das Bett eines rauschenden Baches geworden, der uns mit sich fortzureißen drohte, während das über uns zusammengestürzte Holz und Reisig in solcher Verwirrung und Menge auf uns lastete, daß unsere wiederholten Anstrengungen, uns daraus hervorzuwinden, vergeblich waren. Schon hatten wir auf diese Weise und sehr wider unsern Willen in einem zweystündigen Bade zugebracht und der Frost schütteite uns heftig, als der Regen nachließ und endlich gegen ein Uhr in der Luft Alles ziemlich ruhig wurde. Da hörte ich sprechen und nahm wahr, daß mehrere Philhellenen auf den Beinen waren. Sogleich fingen wir beyde aus Leibeskräften zu rufen an: Helft, Philhellenen, wir ertrinken! Zwar vernahmen Einige unser Rufen um Hülfe, allein die Nacht war noch so dunkel und die Gegenstände umher dazu durch die Ueberschwemmung, durch die Entwurzelung der Bäume ꝛc. so unkenntlich geworden, daß sie sich lange nicht zu dem Ort, wo wir lagen, hindurchfinden konnten. Endlich gelang es dem Bedienten des Grafen, Hans Jörg; er entdeckte uns, und bald hatten wir das freudige Bewußtseyn wieder gewonnen, daß wir uns noch auf festem Grund und Boden der guten Erde befänden. Herrlich brach der Morgen an und warf glühende Blicke auf die grauenvolle Verwüstung. Fast kein Baum war unentwurzelt geblieben, alle Hütten waren zusammengestürzt, alle Gesträuche von der Gewalt der Flut niedergedrückt. Unsere Rosse hatten vor Entsetzen die Köpfe zusammengesteckt und Rudel gebildet. Das Wasser hatte sich von den erhöhteren Plätzen und aus unserm Lager verlaufen; nur die Gräben strömten noch fort. Alsbald wurde Verlesung der Truppen gehalten, und es fand sich, daß keine Seele verloren war.

2. Anatoliko und Missolunghi.

Wir befanden uns am Golf von Missolunghi, und Anatoliko lag vor uns. Dieser Anblick goß Leben in unsere Glieder; wir strengten uns an, so daß wir uns gegen vier Uhr Abends schon bey dem Brunnen befanden, der Anatoliko dicht gegenüber liegt. Hier erfrischten wir uns an der herrlichen Quelle. Die ganze Gegend umher war mit Rinderheerden angefüllt, während alle Nachrichten, welche von Missolunghi nach Komboti gelangt waren, erzählt hatten, die ganze Gegend zwischen uns und der Stadt sey rein ausgeplündert worden und von allen Lebensmitteln entblößt.

Wir kamen nach Anatoliko. Da war kein Haus, kein Weinstube, kein Kramladen, in denen nicht müßige griechische Soldaten zu treffen gewesen wären. Lebensmittel in Ueberfluß und aller Art wurden hier von Landleuten und Einwohnern der Stadt feil geboten. Der Anblick derselben erregte in uns, die wir so viele Wochen gedurdt hatten, ein wahrhaft heißhungriges Verlangen darnach. So kamen wir auf dem Platz St. Angelo an; wir mußten aber froh seyn, daß wir auf unser inständiges Flehen nur einige Paras erhielten, die man uns aber, wie den verächtlichsten Landstreichern, vor die Füße warf. Wir machten uns alsbald auf den Weg einen Kahn nach Missolunghi zu suchen, und mußten zu dem Ende durch eine enge Gasse, in welcher sich viele Kaffeehäuser befanden. In allen ging es hoch her, denn sie waren von Singenden, Spielern und Politikern übervoll. Es zeichneten sich unter diesen vorzüglich griechische Soldaten aus, die ihren leichtgläubigen Landsleuten die unverschämtesten Lügen erzählten und vor aller Welt mit Großthaten prahlten, an die sie selbst nie gedacht hatten. Die Bescheidensten von ihnen behaupteten nur, im Verein mit den Philhellenen Siege über die Türken erfochten zu haben; in einem andern Kaffeehause aber gingen manche so weit, sich einen vollkommenen Sieg über 30,000 Türken, den sie allein bey Komboti erfochten haben wollten, beyzumessen. Wir, die wir wußten, daß diese Kapitaneriegriechen an jenem Tage sich begnügt hatten, Verwundete und Todte auszuplündern und zu mißhandeln, mußten still vorüberziehen und ließen uns nach Missolunghi übersetzen.

(Die Fortsetzung folgt).

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung von N. 70.)

Die Parodieen, die bey den kleineren Theatern auf das Ballet Mars und Venus gegeben wurden, zeichneten sich nicht besonders aus, vielleicht weil die Parodie zu nahe lag; denn nur in dem Hiatus, der zwischen dem Original und der Parodie liegt, und den die letztere mit den gewandten Bocksfüßen des Satyrs überspringt, nur darin liegt der komische Reiz, woraus es sich denn ergibt, daß die Mittelmäßigkeit eben so wenig als das ganz Mißlungene, und nur das Beste und Beste parodirt werden kann. Daher ist hier auch die Parodie gewissermaßen eine Ehre, die man dem Werke erzeigt, eine Ehre, die sogar den Mißmuth überwiegt, den das parodirende Zerrbild, seiner polemisch-kritischen Natur gemäß, in der Seele des Dichters und seiner Freunde erregen dürfte. Unser deutsches Publikum hat, bey aller gepriesener Vielseitigkeit, dennoch nicht Versatilität genug, um an der Parodie und an dem Werke einen gleichen kunstgenießenden Antheil zu nehmen. Wir lassen uns durch die Parodie das Werk vernichten, was kindisch ist; und gerade wie die Kinder die Tischecke, gegen die sie rannten, schelten und schlagen, so klagen wir den komischen Dichter an, daß er uns unsern erhabenen Lieblingsautor meuchelmörderisch getödtet habe. Wir entziehen dadurch der Bühne eine reichhaltige Gattung des Komischen, uns selbst aber einen Kunstgenuß und eine kritische Belehrung, die wir vielleicht vergebens in unsern Tagesblättern suchen. Was die Parodieen jenes Blattes betrifft, so waren sie, wie gesagt, nicht ausgezeichnet, bey weitem nicht so lustig und witzig, als das Meiste, was in dieser Art hier zu entstehen pflegt. Doch einer derselben, welche auf dem Theater der Porte St. Martin gegeben ward, muß ich erwähnen. Der englische Schauspieler Cook nämlich, der auf dieser Bühne das stumme Monstrum spielt, wurde auch in dieser Parodie als Lockvogel gebraucht, und mußte, trotz englischer Aus- oder Hinein-Sprache, ein französisches Couplet singen, worin er die Franzosen für das erste Volk, für die größten Künstler, für die einzigen Richter des Geschmacks u. s. w. erklärt. Bedenkt man nun, daß dieser Engländer nicht ein Sterbenswort Französisch versteht, und daß ihm also ein Franzose (der Autor des Stücks) das hyperbolische Loblied angefertigt, und aussprechen und singen gelehrt, so wird es wirklich unauslöschlich lächerlich, wenn ob diesem Eigenlob ein langer, langer, unmäßiger Applaus erfolgt. Gerade, als ob Mälzel, der berühmte Erfinder des mechanischen Trompeters, sich ein Automat angefertigt hätte, welches ausriefe: Mälzel! du bist der größte Mann deiner Zeit! — und Mälzel nun die Lampen anzünden ließe, sich vor seine Puppe hinsetzte, und während sein Uhrwerk ihn also lobte, gar nicht aufhören wollte, zu klatschen und zu jubeln. Diese Scene aber wiederholte sich nicht nur täglich auf den französischen Bühnen, sondern das Publikum verlangte sie als Zins der Kapital-Eitelkeit, und der Autor verfehlte es nicht, sie als unfehlbares Effektstück anzubringen. Es ist nicht zu begreifen, wie eine so geistreiche Nation dergleichen coups d'encensoir, wie sie es nennen, nicht endlich überdrüssig wird. — Ich wüßte nicht, daß irgend ein Blatt den Muth gehabt hätte, diese Nare-

heit des Theaterpublikums zu rügen. Nur der Soldatenwitz hat die patriotisch-hochtrabende Nationaleitelkeit durch die Parodie einer kriegerischen Anrede gegeißelt. Français! heißt sie, Français! nous sommes Français! et puisque nous sommes Français, soyons Français!

Wenn die große deklamatorische Oper der eine Pol der französischen dramatischen Tonkunst, und zwar der negative ist, so bildet das Vaudeville den andern, positiven. Hier ist Alles wirklich und so aus dem Volksleben, aus der innersten Nationalität hervorgewachsen, daß sich diese Erscheinung nur durch ihre Umgebung vervollständigt und erklärt, daß nur der geborne Franzose rein darin aufgeht, dem einsichtigsten Fremden aber immer eine unverständliche Fraktion übrig bleiben wird. Nur Ein Beyspiel. Gesezt er verstände, durch einen langen und regen Aufenthalt in Paris und durch aufmerksame Betrachtung des Volks in seiner Sitte, Gewohnheit und Sprache, jede komische Beziehung, jedes Witzwort, jede pointe des Liedes und jede launige Anwendung der Melodie aus dem clef-de-caveau*), so dürfte es ihm doch wieder fremdartig vorkommen, wenn nun dazwischen der edle herzliche Alte ein sentimentalisches Lied mit tugendhaft naiver pointe singt. Solches wird ihn stören, ihm wohl kindisch vorkommen, während das Publikum — und in seiner Nationalität mit Recht — davon gerührt wird. So wird der Fremde auch wohl andere Lieder nicht begreifen, die kaum eine pointe haben und gewissermaßen nur einen Sprachaccent bilden, der wie in der Konversation, rasch vorüberfliegt. Es gibt unter diesen Melodien einige, die wahrhaft rührend sind, andere, die einen originalen, ergreifenden Rhythmus haben, meist alle aber sind ächt-national und ganz eigenthümlich charakteristisch; und gerade dadurch eignen sich die Lezteren (wie parador dieß auch bey oberflächlicher Ansicht klingen mag) zur steten Anwendung bey den heterogensten Gelegenheiten. Aus diesen fröhlichen und rührenden Liedern und aus den romantischen Troubadourmelodien ist die ältere französische Operette hervorgewachsen. Auf diesem Felde hätte man bleiben sollen, wenn man auch, da die Kunst stets lebendig fortschreiten soll, Fremdes dorthin verpflanzt hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der clef-de-caveau ist eine vollständige Sammlung alter, seit einer Reihe von beynahe 200 Jahren, im Volke gäng und gäbe gewordener Melodien, mit ihrem ursprünglichen Texte; so daß, wenn über dem neuen Liede steht: z. B. air: Ah, le bel oiseau Maman! oder air: A coups d'pieds à coups d'poings, oder dergleichen, dieses in dem clef-de-caveau zu suchen ist. In den neuesten Zeiten hat sich schon manche nicht nationale Melodie in diese Sammlung eingedrängt. Der Walzer des Freyschützen, der Jägerchor ꝛc., sind schon zum Vaudeville geworden.

Aus Jean Pauls Nachlaß.

(Fortsetzung.)

Für einen zweyten Faust gäbe ich den ganzen Corneille hin.

*

Wahrheit und Dichtung verspricht Goethe? Er würde ja lügen, wenn er nicht löge oder dichtete.

*

Wilhelm Meister ist ein passiver Genius, der das Höchste will, aber eben darum, weil er nicht den rechten Punkt findet, phantastisch sucht und findet.

*

Welche Sprachgewalt ein Genie besizt, zeigt sich, wenn es auf gemeine zeitliche Verhältnisse sich wirft wie Görres.

*

Ein Kanne, der die Freude nimmt, ist viel schlimmer als ein Tyrann, der nicht die Keime derselben, sondern nur einzelne Sprößlinge ausreißen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Anfang Aprils.

(Fortsetzung.)

Alles strömte herzu, als nach einer Pause von mehreren Monaten zum ersten Male wieder der Freyschütz, in Verbindung mit einer Gedächtnißfeyer des unsterblichen Tonsetzers, zum Besten seiner Hinterlassenen gegeben wurde. Die ganze Vorstellung jener Oper war eine Feyer, bey welcher die Erhebung der Darstellenden und des Publikums sich wechselseitig erregte, und an dem so lieb gewordenen Werke nährte. Aus diesem Grunde möchte ich auch keine einzelne Leistung vor der andern nennen; selbst in die Chöre war heute ein lebendigerer Geist eingedrungen, und das Orchester spielte feurig und meisterhaft. Die genannte Gedächtnißfeyer, welche dieser Aufführung folgte, sollte in sogenannten lebenden Bildern bestehen, durch Poesie erläutert und verbunden. Die Idee, welche von dem Referenten ausging, war folgende: es sollten die Hauptzustände, welche Weber durch Töne geschildert, in Bildern, größtentheils aus seinen Opern genommen, malerisch dargestellt, und mit den dazu gehörigen Tonweisen durch Blasinstrumente im Hintergrunde der Bühne begleitet werden. Hier bot sich dar der Krieg, der in Löwows wilder Jagd so mächtig und begeisternd erklang; der Friede, geschildert durch Bekränzung der Leyer des Troubadours (Abdar) am Thron des Königs Ludwig (nach der Oper Euryanthe); Zigeunerleben, geschildert durch ein Bild, dessen Hauptfigur Preciosa war; (begleitet mit dem Chor, unter welchem die Zigeuner aufbrechen und fortziehen) ländliches Leben, in Verbindung mit der Bauernhochzeit und der Musik: im Mai ꝛc. (nach Euryanthe); Liebe und Jägerleben, angedeutet durch Euryanthe, die verlassen an der Quelle liegt, während im Hintergrunde die sie rettenden Jäger erscheinen. Zum Schluß der Apotheose des Meisters, sollte seine Büste erscheinen. Aus dem Freyschütz konnte keine Situation zu jenen Bildern gewählt werden, weil die Aufführung des Freyschützen vorher-

ging. Oberon wurde später, als diese Idee entstanden war, auf die Bühne gebracht. Um an dieses Meisterwerk zu erinnern, ließ die Direktion die Elfen erscheinen, wie man sie beym Anfang der Oper gruppirt erblickt, und, mit Recht, zur Seite den ruhenden Oberon. Hr. Dr. Heinrich Stieglitz, der rühmlich bekannte Griechensänger (gegenwärtig in Berlin), übernahm es, den Sinn der Bilder poetisch auszusprechen, und sie zu einem Ganzen zu verbinden, was er so zweckmäßig als ausprechend ausgeführt hat. Mit Recht wurde Hr. Stein gewählt, diese poetischen Zwischenreden vorzutragen, da sein deklamatorisches Talent höchst ausgezeichnet ist. Was nun die Ausführung und Anordnung der Bilder anlangt, so muß ich zwar berichten, daß sie das Publikum sehr beyfällig aufgenommen hat, aber auch unverholen hinzufügen, daß sie, nach meiner Einsicht; die wesentlichsten Vorzüge der Tableaux entbehrten. Die Aufstellung derselben, auf einer kleinen Bühne im Hintergrund des Theaters, wodurch sie in einen bestimmten Rahmen traten, war zu loben. Dagegen fehlte es fast allen Bildern an malerischer Beleuchtung und Anordnung: man möchte sagen, sie waren theatralisch, d. h. zerstreut beleuchtet. Das erste: Lützow'sche Jäger bey einem (gemalten) Feuer gelagert; die Figuren zu wenig und zerstreut, hoben sich nicht aus dem Hintergrunde hervor. Bey der Wiederholung hat man daher eine Schneelandschaft zum Hintergrund gemacht. Statt der Darstellung der oben erwähnten Scene am Hofe aus Euryanthe sang Hr. Wetter in einer der vordern Koulissen zur Harfe die Romanze Adolars zwar recht schön und rund, aber schon dieß, dünkt mich, riß den Zuschauer aus der zu dieser Feyer gewählten Gattung der Darstellung heraus. Völlig geschah dieß, als später zu der Jägerscene der Jägerchor gesungen wurde, und der König, der an der Spitze der Jäger seinen Platz hatte, nachher einige Schritte hervortrat, und sich zur Euryanthe hinwendete. Durch ersteres entstand ein singendes Bild, contradictio in adjecto. Wollte man die Gestalten der Weber'schen Opern singend einführen, so wäre es besser gewesen, ganze Scenen aus denselben auf eine besondere Weise zu verbinden, noch besser, seine Opern selbst aufeinanderfolgend aufführen zu lassen. Aber durch bildliche Darstellung sollten jene Momente eben auf eine eigenthümliche Weise vor dem Zuschauer erscheinen, sie sollten ihm in einer gewissen geistigen Ferne gezeigt, ja nur angedeutet werden, und die Harmoniemusik im Hintergrunde würde diese Einwirkung auf die Einbildungskraft befördert haben. Das Zweyte aber ist als eine Vermischung der Gattungen auch in anderer Hinsicht fehlerhaft; denn durch jene Bewegung wurde kein neues sprechendes Bild hervorgebracht. Dem Publikum schien am meisten das Bild zu gefallen, in welchem Preziosa auf dem (gemalten) Pferde erschien; es war vielleicht in der Anordnung das vorzüglichste, so wie ich in Hinsicht der Beleuchtung das ländliche Bild vorzog. Zu beyden waren übrigens sehr passende Figuren gewählt worden. Der effektvolle Schluß dieser Feyer war folgender: Die Hauptgestalten aus Webers Werken: Max (Freyschütz), Preziosa, Euryanthe und Oberon erschienen vor einem Altar, welcher Webers Büste trug, mit Kränzen, welche sie von ihren Häuptern nahmen, und theils dieser Büste aufsetzten, theils über derselben aufhingen. Durch eine künstliche Maschinerie erschienen dann Sterne in den aufgehängten Kränzen, während ein Kunstfeuer Gestalten und Büste erleuchtete, und letztere endlich in dichte Dampfwolken verhüllte. Noch einigen Tagen wurde diese Feyer sammt dem Freyschützen, bey fast eben so großem Andrange der Zuschauer, und späterhin zum zweyten Male mit aufgehobenem Abonnement wiederholt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Ende März.

(Fortsetzung.)

Lear ist als König alt und grau geworden, und legt die Sorgen der Herrschaft nieder; jetzt ist er im ganzen vollen Sinn des Wortes Vater, und will nur Vater seyn, und sich durch die treue Hand der Kindesliebe pflegen lassen. Aber die Töchter verheirathen sich, sie gehören einer neuen Familie an, und können nicht mehr mit ganzem vollem Herzen die Liebe für die Familie, aus der sie geschieden sind, empfinden. Diesen Widerspruch hat Shakspeare nur dadurch schroff herausgehoben, daß er die Töchter noch dazu böse und undankbaren Herzens seyn läßt. Diese Thorheit der Liebe nun, und der Widerspruch, der in ihr liegt, bringt den König zum Wahnsinn. Die andere Thorheit Lears läßt sich auf ähnliche Weise aus seiner ganzen Stellung erklären. Wer so wie er sich ganz hingibt, plötzlich sein ganzes Leben ändert, und in dieser letzten Handlung den Kreis seines Thuns beschließt, dem genügt nicht die stumme, wortlose Liebe Cordelias, welche nur sagen kann, sie liebe den Vater nicht mehr und nicht minder als es die Pflicht der Tochter erheische. Diese anscheinende Alltäglichkeit erscheint der Vaterliebe, die sich ganz und auf so außerordentliche Weise äußert, schon als Undank. Daß aber Lear die Tochter nicht besser kennt, zeigt nicht so sehr seine altersschwache Thorheit, sondern sie beweist nur, daß er mehr in den Sorgen der Herrschaft, als im Schooße der Familie gelebt hat. Von Seiten Cordelias aber ist die stumme Innerlichkeit und lautlose Verschlossenheit, die ihre Empfindung nicht den bestimmten Umständen und Verhältnissen nach äußern kann, eine Schuld, die noch viele andere Shakspearschen Charaktere zu Grunde richtet. Ein ähnlicher Charakter findet sich z. B. sogleich in der Julia. Sie ist nur das treue, liebende Mädchen, in dessen Busen still und geheim der Keim zu allem Schönen und Besten liegt, aber sie kann nicht um sich schauen, nicht überlegen, die Welt mit allen ihren Verhältnissen liegt nicht klar vor ihren Blicken da, sie kann nur dem einen Triebe, der sich ihres ganzen Herzens bemächtigt hat, folgen, ohne ihn in Vergleich, in Einklang oder auch nur in Beziehung mit allen übrigen Verhältnissen zu bringen. Alle diese Verhältnisse, die Feindschaft der beyden Familien, den Willen ihrer Eltern, Alles vergißt sie, und als nun diese Verhältnisse feindlich auf sie eindringen, weiß sie sich nicht zu helfen, sie geht nicht zur Mutter, sie gesteht nicht dem Vater was sie gethan, sie versucht keine Vermittlung der streitenden Partheyen, sondern sie bleibt in sich verschlossen, und steht einsam und verlassen mit ihrer Liebe, ihrer Treue da, was sie ist, ist sie ganz, aber sie ist so sehr nur dieß Eine, daß ihr durch diese Abgeschlossenheit der Blick auf andere Verhältnisse unmöglich wird. Wäre Cordelia nicht so innerlich, hätte sie berücksichtigt, was der Vater verlange, was sein heißer Wunsch sey, so würde sie sich auch wärmer und inniger geäußert haben; aber indem die Fülle ihrer Liebe innerlich dieselbe bleibt, ob der Vater ihr nichts oder alles schenkt, so bedenkt sie in diesem Verhältniß in sich nicht den bestimmten Fall, und spricht und handelt wie es ihr eben um's Herz ist. Eben so blickt auch Julia weder rechts noch links, weder vorwärts noch rückwärts, sie liebt und heirathet, wie es die Stimme ihres reinen, schönen Herzens gebietet, aber Julia und Cordelia gehen an dieser Innerlichkeit unter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 32.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 95.

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Freytag, 20. April 1827.

— Und dennoch wird zu meiner Qual
Nie die Kopie Original.
Was dort ein freyes Leben hat,
Das ist hier trocken, steif und matt;
Was reizend steht und sitzt und geht,
Ist hier gewunden und gedreht.

Goethe.

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Von glücklicher Verpflanzung des Fremden in heimischen Boden geben der Wasserträger, der Schatzgräber, der Hausverkauf, Je toller je besser und einige andere Opern gültiges Zeugniß. Seitdem man aber bald italienisch, bald deutsch oder gar Rossinisch seyn will, geht alle Nationalität verloren, und Frankreich läuft Gefahr, um ein liebliches Produkt seiner heimischen Muse, um die französische Operette, gebracht zu werden. — Nur das Vaudeville erhält, im Gegensatz des ausländischen Musikgeschmacks, die volksthümlichen Melodieen, so wie es, im Gegensatz der größeren abgestorbenen Komödie, das rege Zeitleben des Lustspiels erhält. Dieß ist denn auch die Ursache, weßhalb jetzt sieben der hiesigen bedeutenden Bühnen Vaudevilles geben, während in früheren Zeiten nur Eines, das théâtre du vaudeville, dafür eigens bestimmt war. Ich werde später über die vorzüglichsten dieser Bühnen sprechen; jetzt noch im Allgemeinen folgendes. Ein solches Singspielchen wird immer in Gesellschaft verfertigt, nicht etwa nur vom Dichter und dem Musiker, sondern der Eine erfindet vielleicht den Plan, ein Anderer ordnet ihn, der macht die Liederterte, ein Anderer bringt dieses und jenes Witzwort, diese und jene Begebenheit vom Markt und Straßen, aus der Kanzley des Ministers, aus dem Salon des Herzogs, aus dem Boudoir einer Schönen als gunehmliche Gabe mit. Man bespricht sich über launige Anwendung jetzt modischer oder alterthümlicher Melodieen; hiebey hat der Musiker das erste Wort; er weiß, ohne es zu entstellen, aus einem Liede ein Duett, aus dem Walzer des Freyschützen ein Lied zu machen und benuzt das Verhallen desselben zu einem Abgang; er zeigt sich auch wohl als Komponist und bereichert den clef-de-caveau mit einer neuen Melodie. Was die Sänger betrifft, so machen sie gar keinen Anspruch darauf, Sänger zu seyn, fast so wenig als unsere deutsche Sänger Schauspieler seyn wollen. Dagegen sind die meisten und besten von ihnen vollendete Schauspieler, und als solche tragen sie die Lieder vor, d. h. die deutliche Aussprache der Worte, die eindringliche Deklamation und das Herausheben der epigrammatischen Spitze der Strophe ist die Hauptsache, ja, diese Eigenschaften allein bestimmen den Werth des Vaudevillesängers. Und das mit vollem Rechte; denn alle Laune, aller Witz, alle Ironie, ja in den rührenden Liedern alle Empfindung gingen verloren, wenn man nur ein Instrument singen, und nicht einen bestimmten Menschen in jener bestimmten Situation Worte, verständnißgebende Worte, mit höherer Deklamation, sprechen hörte. — Diese ganz aus der französischen Nationalität erwachsenen Spiele gibt man uns nun in Deutschland — und wie?! Erstlich sezt sich der Uebersezer mit Lexikon und Grammatik hin und übersezt aus dem Lebendigen in's Todte, oder vielmehr aus dem Todten in's Todte; denn wer sich einbildet, aus dem gedruckten Büchlein das bewegliche Vaudeville herauszulesen, ohne Paris durch und durch zu kennen, der irrt sich, er behält entwe-

der die Melodieen bey, die für Deutsche ohne alle Beziehung und Sinn sind, oder er nimmt neue, schöne, obwohl es hier gar nicht auf Schönheit ankommt. Zweytens kommen nun die Sänger oder vielmehr die konzertirenden Virtuosen; was geht diesen die Rolle und die Worte an? sie singen Noten, nichts als Noten, schwere Noten; und indem man nicht eine Sylbe versteht, wird das leichte, launige Spiel ein ernsthaftes Konzert, mit plumper Aktion begleitet. Das modische Publikum findet die französische Mode allerliebst, während das Volk nicht weiß, was man mit ihm will; beyde aber wissen so wenig, was ein Vaudeville ist, daß man sich selbst bey glücklichen Originalnachahmungen von Holtey und Angely über die wiederkehrenden Melodieen (gerade über das Beziehungsreiche) beklagt hat. Wer nicht Vaudevilles von Franzosen darstellen sah, sollte nicht so keck seyn, sie zu übersetzen. Originale, liebliche, launige, deutsche Vaudevilles sind aber bis jezt nur aus dem Wiener Volksleben erwachsen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Schiffahrt und Kriegführung unter der See.

Man hat schon öfters und mit Erfolg Waffen und kleine Schiffe unter Wasser angewendet, um gewöhnliche Fahrzeuge zu zerstören, ohne von diesen bemerkt zu werden. Die Schiffahrt unter See ist zwar alten Ursprungs, hat jedoch erst in neuern Zeiten bedeutende Fortschritte gemacht.

Furchtbarer als unsichtbare Kriegsheere müssen zur See Fahrzeuge wirken, die unter Wasser schwimmend, mit einem einzigen groben Geschütz am Bord, plötzlich den Kiel jedes Linienschiffes zerschmettern und auf einen Schuß mehrere Hundert Menschen dem Wassertode preisgeben. Um die gegenwärtigen Flotten auch nur gegen eines dieser neuen Fahrzeuge in Vertheidigungsstand zu setzen, müßten eine Menge ähnlicher erbaut werden.

Einige Bemerkungen über die Geschichte dieser Schiffskunst möchten wohl hier eine Stelle verdienen. In den ältesten Zeiten und im Mittelalter gebrauchte man Taucher, um kostbare Gegenstände vom Meeresgrund zu holen, den feindlichen Schiffen die Ankertaue zu kappen, den Kiel derselben zu durchbohren, Nachrichten, Geld, selbst Munition in belagerte Plätze zu bringen.

Die Erfindung von Tauchmaschinen ist gleichfalls sehr alt. Aristoteles spricht von der Taucherkappe und Taucherglocke als bekannten Dingen. Schriftsteller des dreyzehnten Jahrhunderts behaupten, Alexander der Große habe sich solcher unter See gehender Schiffe bedient. Gewisser ist, daß während und seit dem dreyzehnten Jahrhundert Tauchmaschinen manchmal gebraucht wurden. Gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts waren bey den Ukrainern große Pirogen üblich, mit denen sie untertauchten und sich so den verfolgenden Galeeren des Sultans entzogen. Gleichzeitig finden sich andere Beschreibungen von unter See gehenden Fahrzeugen. Immerhin bleibt aber der gelehrte Pater Mersenne der erste, der mit Einsicht darüber geschrieben und darauf gedacht hat, sie in den Stand zu setzen, gewöhnliche Schiffe zu zerstören.

Mersenne's Werk erschien 1644. Ungefähr zwanzig Jahre früher hatte Kornelius van Drebbel aus Alkmaer in London ein unter der See gehendes Schiff erbaut, das zwölf Ruderer hielt. Van Drebbel hatte, wie man sagt, eine Flüssigkeit entdeckt, mittelst welcher er die Luft respirabel erhielt, um längere Zeit unter Wasser aushalten zu können.

1653 zeigte ein Franzose in Rotterdam ein anderes Schiff dieser Art von 72 Fuß Länge. Der Erfinder, der die Mittel es zu bewegen geheim hielt, legte ihm die Fähigkeit bey, das zahlreichste Geschwader zu zerstören und die längsten Fahrten mit Schnelligkeit auszuführen.

David Bushnell aus Connecticut erbaute 1776 ein kleines Fahrzeug, wodurch er eine Petarde unter dem Kiel eines Schiffes von fünfzig Kanonen anschrauben wollte. Das Fahrzeug schiffte und bewegte sich über oder unter Wasser mit Leichtigkeit: es tauchte unter, wenn man Wasser in einen Behälter des untersten Schiffsraums ließ, und stieg wieder, wenn man dieses Wasser auspumpte.

Ein ähnliches Fahrzeug erbaute Fulton 1801 zu Havre und zu Brest, er nannte es Nautilus. Es trug vier Menschen und hatte Segel, die man beym untertauchen auf das Verdeck niederlassen konnte. Ein kupferner Kessel enthielt verdichtete Luft, zur Verbesserung und Ersetzung der innern atmosphärischen. Fulton schraubte unter den Kiel mehrerer Fahrzeuge Petarden an und sprengte sie dadurch in die Luft.

Auf Napoleons Befehl wurde 1809 von den Gebrüdern Coessin zu Havre ein Fahrzeug, gleichfalls Nautilus genannt, erbaut. Die Equipage bestand aus neun Personen und sollte des Nachts an's Hintertheil feindlicher Schiffe Schwefellappen (chemises soufrées) befestigen. In öffentlicher Verhandlung wurden einige Mängel daran gerügt, jedoch unter Angabe der Verbesserungsmittel und mit der Bemerkung, „daß die Schiffahrt un„ter See in kürzester Zeit und mit den geringsten Kosten „eingerichtet werden könne."

Fulton starb 1815, als er gerade an einem neuen Schiffe, das er Mute nannte, arbeitete. Es sollte dieß nur bis zum Wasserspiegel einsinken, und ein Mensch seinen Kopf über das Verdeck erheben, um den Lauf des Schiffs anzuzeigen. Der Mute hätte übrigens in einer Stunde nur anderthalb Meilen zurückgelegt, obgleich 100 Personen das Rad, das als Ruder diente, bewegen sollten.

Shouldham, ein ausgezeichneter englischer Seeoffizier,

hat vor einigen Jahren zu Portsmouth ein untertauchendes Fahrzeug auf seine Kosten erbauen lassen, womit er sich dreyßig Fuß unter Wasser senkte. Der Engländer Johnson, nach einigen Kapitän eines Kauffahrteyschiffes, nach andern Smuggler, faßte den großen Gedanken, Napoleon von St. Helena durch das größte Schiff dieser Art, das jemals erbaut worden war, zu entführen. Das Schiff hatte 100 Fuß in der Länge, Masten und Segel konnten auf das Verdeck niedergelassen werden. Johnson wollte gegen Ende des Tages St. Helena rekognosciren, und sodann unter Wasser das Ufer gewinnen. Von da wäre Napoleon Kunde gegeben worden. Ungeheure Summen waren ihm, nach gelungener Ausführung, versprochen, unter andern waren ihm 40,000 Pfund Sterling bey der Abfahrt verheißen. Aber am Tage, wo man den Kiel mit doppeltem Kupfer belegte, erfuhr man den Tod des großen Gefangenen.

Johnson, der mehrfache Beweise des kühnsten Muthes an den Tag legte, schiffte bald darauf unter der Themse weg mit mehreren Personen und blieb zehn bis zwölf Stunden, ohne frische Luft einzunehmen, unter Wasser.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Jean Pauls Nachlaß.

(Fortsetzung.)

Durch die Vorrede zum Kanne werde ich Nachrede bekommen. Die gewählte Geschichte mit ihrem Charakter ist ein Thon, den kein Prometheus mit Feuer zu einem tragischen Menschen beseelen kann.

*

Die früheren humoristischen Nachahmer Sterne's (Müller u. s. w.) haben ihm blos das Aussprechen des gesunden Menschenverstandes nachgeahmt, nichts anders.

* *

Stilling spielte die Selberblindekuh mit sich, daß man den Andern für Alles achten soll, sich für nichts, und dieser wieder mich. Durchaus kann nur feste Einsicht zwischen mir und andern wägen.

*

Woldemar wollte die Liebe als Liebe ohne Geschlechtverhältniß und fand die Freundschaft am reinsten beym weiblichen Geschlecht.

*

Mit dem halben Genie einer Staël würden wir den Britten bekannter als mit ihrem ganzen den Franzosen. Gibt's denn keinen Deutschen, der so viel Englisch kann? Schlegel. — Aber freylich in einem andern Punkte sind wir wieder über die Engländer hinaus. Und wenn der Deutsche die ihm zugesprochene Vielseitigkeit hat, so könnt' er selbst am besten über sich urtheilen.

*

Den Engländern widersteht unsre südliche Romantik. Haller muß ihnen mehr gefallen als Herder, Lichtenberg, Hippel als Goethe, ihre poetischen Leiber sind zu fett für ihre poetischen Geister. Statt Goldflittern soll die Schönheit Goldbarren tragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, im April.

In unserm blühenden und geliebten Irland vereinigen sich jezt Wunder höherer Art. Recht viele der unbestrumpften Landeskinder sollen nämlich mitten in ihrer Wohlfahrt plötzlich Philosophen geworden seyn, und nach ruhigem und reifem Nachdenken über den Werth und die Sanftmuth unserer anspruchlosen herrschenden Kirche, wozu ihnen eine edle Unthätigkeit hinlängliche Zeit läßt, den heiligen Entschluß gefaßt haben, das Joch ihres früheren Glaubens abzuschütteln, und für die anglikanische Kirche, als die einzig rechtmäßige auf Erden, zu leben oder zu sterben. Wenigstens behaupten Dr. Magee, Erzbischof von Dublin, und Dr. Blomfield, Bischof von Chester, in Irland sey „die zweyte Reformation" ausgebrochen. Ersterer hat sogar nach den Regeln der Probabilitätslehre bewiesen, daß sich nach sieben Jahren kein einziges schwarzes Glaubensschaaf in Irland mehr finden werde. Sehr viele ehrliche Protestanten zucken aber vielmehr die Achsel über diese „zweyte Reformation," und meynen, das Ganze sey, was man hier zu Lande so oft antrifft, humbug, Wind genannt, und das Nachdenken der armen Teufel beschränke sich auf den Austausch ihrer Kartoffelklöpfe gegen Fleischklöpfe. Andere wollen auch berechnet haben, daß in Irland, während des vorigen Jahres, gerade so viele weiße Schaafe schwarz wurden als schwarze weiß; sie brechen, und gewiß jeder rechtliche mit ihnen, in gerechten Zorn aus, daß mit dem Heiligsten, aus politischen Absichten, ein unedles Spiel getrieben werde. Das Wort: „Glaubensreformation" hat eine zu hohe Bedeutung, und gebietet eine zu tiefe Ehrfurcht, als daß man nicht mit Erbarmen auf die Umtriebe einiger Glaubensheiden herabblicken sollte, die das Edelste mit dem Schmutz der Selbstsucht besudeln wollen. Irland kann in seiner gegenwärtigen Lage, wo alle Katholiken in der Schwesterinsel nur eine böse herrschende Stiefschwester erblicken, eben so wenig reformirt werden, als man die 7000 Juden zu Rom zu Katholiken umbilden kann, weil sie einmal des Jahrs in eine Mönchspredigt getrieben werden. Freye Wahl kann der Druck nie erzwingen, mag er auch unter der Maske der Liebe oder der Frömmigkeit dem Auge eine Goldfolie entgegenhalten. Doch kehren wir zu unserm England zurück. Wer hätte wohl geträumt, daß ein Regenschirm das Glück haben würde, die Aufmerksamkeit der stolzesten Versammlung der Welt, des Hauses der brittischen Lords, auf sich zu ziehen, und vom ehrwürdigen Lordkanzler, von seinem hundertjährigen Wollsacke herab, in Betrachtung gezogen zu werden? Ich schicke einige geschichtliche Bemerkungen als Einleitung voraus. Wenige im Auslande, und dieses ist in allem Ernste gesagt, haben nämlich von der Ehrfurcht einen richtigen Begriff, mit welcher hier das Wort „Parlament" ausgesprochen wird. Diese Autorität ist unser weltliches Evangelium, das auf Erden bindet und löset, und die einfachen Wörter „your honorable house" stehen in ihrer engen und weitern Bedeutung parallel mit den Worten: Allergroßmächtigster, Allerdurchlauchtigster u. s. w. Ist das Parlament z. B. mit dem

Minister unzufrieden, so sagt es geradezu, wir bewilligen euch nichts, und jeder Engländer steckt sein Geld wieder in die Tasche. Ja er kann sogar nach Belieben den kings tax gatherer ohne Umstände aus dem Hause werfen. Wünscht das Parlament über irgend eine Staatsangelegenheit genaue Auskunft, und ernennt hiezu einen Ausschuß, so stehen alle Einwohner des Königreichs, vom ersten Minister bis zum lezten Handwerksburschen ihm zu Gebote, und müssen sich, sobald es verlangt wird, vor sein Tribunal stellen. Da hilft keine Ausflucht noch Einrede, und mag auch jemand auf den Orkney-Inseln wohnen, er muß erscheinen, wenn das Parlament seine Gegenwart fordert, oder er wird vom Serjeant at arms abgeholt. Ist er eigensinnig oder nicht zu finden, dann ersucht man Se. Majestät einen Preis auf seinen Kopf zu seyen, und die Hofzeitung erklärt ihn für vogelfrey; mittlerweile stehen in News-Gate Zimmer in Bereitschaft den Delinquenten zu empfangen, im Falle er erhascht wird oder sich selbst stellt. Natürlich ist dieser allmächtige Körper auf seine Rechte und Privilegien sehr eifersüchtig, und auch die geringste Verletzung derselben wird geahndet. Ein breach of Privilege ist ein Donnerwort, das in den Ohren der ganzen Nation wiederhallt. Unter jene Gerechtsame gehört nun auch, daß Niemand, wie es sich auch gebührt, mit Waffen, Stöcken, oder einem Regenschirme vor den Schranken des Hauses erscheinen darf. Da aber lezterer hier einem Gentleman unentbehrlich ist, so sind die Boten des Oberhauses gefällig genug, dem Publikum beym Eintritte diese Bürde abzunehmen. Schon oft hörte man aber Klagen ausstoßen, daß gewöhnlich die besten Regenschirme im Oberhause sich verlieren, Niemand weiß wohin. Ein solches Unglück traf nun auch einen gewissen Herrn John Bell, der die Frechheit hatte, den Boten des Oberhauses vor Gericht fordern zu lassen, und Schadenersaz zu verlangen. Den Boten des Oberhauses vor eine andere Jurisdiktion zu fordern! Eine Unthat dieser Art erheischte exemplarische Bestrafung, und sogleich erging der Befehl an Herrn Bell und seinen Anwald nebst dem Gerichtsdiener, der mit der Citation gekommen war, vor den Schranken Ihrer Herrlichkeiten zu erscheinen, und sich zu verantworten. Mad. Bell, treu ihrem Ehemanne und aufgebracht über das Betragen des Oberhauses, ließ durch dessen Boten dem Hause folgende merkwürdige Botschaft überbringen: „Sagen Sie den Lords, in meinem Namen, daß ich „meines Mannes Regenschirm haben will, oder ich lasse jeden „von Ihnen vor Gericht fordern; es war ein neuer Regen„schirm, und er bezahlte 17½ Schilling dafür. Er hat das „Recht ihn in dem Hause zu suchen wo er ihn vermißte. Er „ließ ihn in Ihrem Hause, und Sie müssen unter sich das „von wissen." Aber der Brittin edler Stolz brach an dem eiternen Willen der Lords, und ihr Gemahl mußte unter Begleitung von Anwälden und Gerichtsdienern als reuiger Sünder Abbitte vor der Bar des Hauses thun.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Anfang Aprils.

(Fortsetzung.)

Nicht geringe Neugierde erregte die bezauberte Rose, Oper von Gebe und Wolfram, welche am 13ten März in Anwesenheit ihrer Verfasser zum ersten Male aufgeführt, und seitdem zwey Male wiederholt wurde. Das Gedicht gehört unstreitig zu den bessern neuern Operntexten, und bietet der Musik durch Behandlung einer lieblichen Fabel mannichfache Gelegenheit zu wirken dar. An der dramatischen Behandlung der Fabel läßt sich noch ausseyen, daß der Dichter für die Fee Janthe von vorn herein nicht genug Interesse erregt hat; ein Selbstgespräch, in welchem sie den Zuschauer mit ihrem Schicksale (an welches auch das von Maja und Alpino geknüpft ist) bekannt macht, ist zu wenig geeignet, das ganze Gebäude zu tragen; und die schwankende Stellung, welche sie dann empfängt, indem ihr die Zauberkünste, durch welche sie Maja's Einzug verherrlicht, „unerwartet kommen," und indem sie zufällig in das Felsenthal tritt, in welchem dem Sänger, ihrem Sohne, Tod bereitet ist, hindert den Glauben an sie, und macht die dramatische Verbindung locker. Die Musik (von welcher eben auch ein sehr spielbarer Klavierauszug in der Arnold'schen Buch- und Kunsthandlung in Dresden erschienen ist) enthält des Guten sehr viel, ist tüchtig gearbeitet, zeugt von Kenntniß der vorhandenen Tonmittel, verräth ein Talent, das sich mit Lebhaftigkeit und Kraft zu äußern vermag; aber ihr mangelt, nach meiner Einsicht, der fesselnde Reiz eines entschiedenen, eigenthümlichen Charakters und einer tiefen Auffassung des gegebenen Stoffs, und insbesondere jene Frische der Melodie, ohne welche sich kein Tonstück der Erinnerung tief einprägen wird. Nicht als ob man etwa in dieser Musik häufig an bestimmte Stellen anderer Komponisten erinnerte. Referent kann dieß wenigstens nicht von sich sagen, allein man findet bald in der Einrichtung der Musikstücke (z. B. des ersten Duetts, eines der hübschesten Stücke), in der Art der Modulation und in den Figuren, daß C. M. v. Weber, Spohr oder A. auf den Tonsezer eingewirkt haben. Aber es ist wohl möglich, daß derselbe bey weiterem Fortarbeiten sein Talent immer selbstständiger ausbilden wird, und seine neue Oper (auch von Gebe gedichtet, mit dem Titel: die Normannen in Sicilien), welche mir privatim bekannt geworden, und in einem größern Style als jene frühere gearbeitet ist, scheint mir ein großer Schritt zu diesem Ziele zu seyn. Was aber den Mangel charakteristischer Auffassung anlangt, so ist zwar dem Verfasser hier schon einiges gelungen z. B. die Gegeneinanderstellung der Jäger und Krieger in den Stücken des ersten und zweyten Akts; aber die Hauptsache scheint ihm doch entgangen zu seyn; wir hören nämlich in Alpino nie den begeisterten Sänger der Liebe, seine Melodieen haben zuweilen, ich möchte sagen etwas kaltes, selbst da, wo er einen höhern Schwung nehmen soll, z. B. in der Stelle seiner Arie: „Sonne umwandle den Sängergeist ꝛc."; und der Charakter seiner Gesangspartie fließt im Ganzen zu sehr mit dem Charakter Maja's, des unter den Hirten erzogenen Mädchens, zusammen. Ein Punkt, in welchem Komponist und Dichter hinter dem Zauber des epischen Märchens von Schulz, zurückblieben, ist die Darbringung der Geschenke und die Wiederbelebung der Rose durch das Lied des liebenden Sängers. Diese Pointe, auf welche die Aufmerksamkeit des Zuschauers gespannt seyn muß, ist weder feyerlich genug vorbereitet, noch mit hinlänglichem Nachdruck ausgeführt. Auch der Zuhörer müßte, von dem Gesange Alpino's ergriffen, dem Sänger den Preis geben, und die hübsche Theatermaschinerie, durch welche die Wiederbelebung der Rose dargestellt wird, nicht die Hauptsache in dieser Scene seyn. Uebrigens will ich noch bemerken, daß die Direktion diese Oper sehr gefällig ausgestattet und mit neuen Wolkenwagen, und einer, von buntem Feuer erleuchteten Schlußgruppe versehen hatte. Sehr schön war das Kostüm der Jäger und Krieger; aber das des Sängers bunt und störend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 32.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 96.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. April 1827.

Ein schwimmend Heer furchtbarer Citadellen,
Der Ocean sah ihresgleichen nie,
Unüberwindlich nennt man sie,
Ziehn sie einher auf den erschrocknen Wellen.

Schiller.

Ueber Schiffahrt und Kriegführung unter der See.

(Beschluß.)

Von großer Wichtigkeit für die Schiffahrt unter See sind die sogenannten Kolombiaden. Dieses Geschütz ging aus einer Gießerey des Generals Masson in Columbia hervor. Sie wurden im lezten Kriege Englands mit den vereinigten Staaten Amerika's nach Art der Carronaden, die 100 Pfund (englisch) schießen, verfertigt. Sie sind Kanonen in Form eines abgekürzten Kegels, deren Anwendung unter Wasser von Fulton herrührt. Im untersten Schiffsraum wird an mehreren Orten eine Bettung gegen die Wand errichtet, darauf eine Laffette in Fugen, die keine andere als eine Bewegung vor- oder rückwärts gestatten, eingelassen und auf diese Laffette eine Kolombiade horizontal aufgelegt. Vor der Kolombiade befindet sich eine Stückpforte, genau durch eine Klappe geschlossen, die das Eindringen des Wassers verhindert. Auf fünfzehn oder zwanzig Schritte vom Gegenstande, dem es gilt, wird die Klappe aufgezogen und abgefeuert. Mit dem Schuß und dem Rückprellen des Geschützes fällt die Klappe zu, und es bringt fast gar kein oder nur so viel Wasser ein, daß man es durch Auspumpen leicht wieder hinwegschafft. 1813 und 1814 wurden zu New-York Versuche damit angestellt und ein mächtiger Eichenblock im Wasser zerstört.

Fulton schlug vor, diese neuen Feuerschlünde auf unter dem Wasser gemauerten Forts am Eingang eines Hafens, da wo er am engsten ist, zu benutzen. Auch waren sie für den Mute bestimmt.

Fultons Fahrzeug, der Mute, konnte nur des Nachts agiren, weil er blos unter den Wasserspiegel tauchte. Dieß setzte ihn dem Angriffe der gewöhnlichen Schaluppen aus. Fulton fand aber noch zu viele Schwierigkeiten, sein Schiff in größerer Tiefe zu senken, die jedoch durch die neue Erfindung der unsichtbaren Schiffe beseitigt werden.

Das unsichtbare Fahrzeug würde in Gegenwart des Feindes wirklich unsichtbar seyn, sonst aber durch Maschinen und Segel auf dem Wasser schwimmen, und an Geschwindigkeit würde es die gewöhnlichen und selbst die Dampfschiffe übertreffen, die weniges und nicht vortheilhaftes Segelwerk führen. Das von Montgery vorgeschlagene Modell stellt ein dergleichen Schiff von 86 Fuß Länge, 23 Breite und 14 Tiefe vor.

Im Allgemeinen ist Eisen dienlicher zur Erbauung untertauchender Fahrzeuge als Holz, denn die Deckung mit Metall ist undurchdringlicher als die von Holz, und in Vergleich zum äußern Umfang gewinnt man mehr Raum im Innern.

Der obere Theil des bemerkten Modells ist ungefähr seinem Kiele ähnlich, jedoch merklich abgeplattet, um das Manoeuvriren über Wasser zu erleichtern. Es hat zwey Lucken als Verbindungsmittel nach außen und ist zur Erhellung des Zwischendecks mit linsenförmigen Gläsern (patent lights) versehen. Gegen das Hintertheil sind zwey Masten mit lateinischen Segeln, gegen das Vordertheil

ein Bugſpriet und ein großer Maſt mit einer Marsſtange. Die Maſten und das ganze Takelwerk können, wenn man taucht, mitten auf dem Verdecke niedergelaſſen werden.

Das Innere des Fahrzeuges iſt durch einen horizontalen Boden getheilt; der obere Theil bildet das Zwiſchendeck, der untere den Raum. Dieſer hat Unterabtheilungen, wovon die einen zur Aufbewahrung von Munition, die andern zur Aufnahme des zum Tauchen nöthigen Waſſers beſtimmt ſind. Um das Schiff untertauchen zu laſſen, öffnet man zuführende Hahnen, das Gewicht vermehrt ſich und das Schiff ſinkt nach und nach. Iſt es hinlänglich unter Waſſer, ſo ſchließt man die Hahnen, und um zu ſteigen pumpt man das Waſſer mit Druckpumpen aus.

Vier Kolombiaden, eine Druckpumpe um brennbare Stoffe zu ſchleudern, gegen hundert Waſſerraketen wären, abgeſehen von der Bewaffnung der Matroſen die Angriffsmittel des unſichtbaren Fahrzeuges. Zwey eiſerne Röhren ſind vertikal auf dem Verdecke aufgerichtet, und ſtehen, wenn ſie ſo weit als möglich hereingezogen werden, immer noch um zwey Fuß hervor. Sie werden mittelſt einer Winde bewegt, der obere Theil läuft in eine Kappe aus, mit vier Löchern verſehen. Dieſe Löcher ſind durch vier Klappen geſchloſſen, welche ſich, ſobald ſie nichts mehr vom Waſſerdrucke erfahren, mittelſt einer Feder öffnen. Unter Waſſer immer geſchloſſen, ſind ſie in der Atmoſphäre ſtets geöffnet, wenn ſie anders nicht von einem Luftzuge augenblicklich gedrückt werden. Dieſe vier Löcher bilden die Mündungen von vier Ventilatorgängen; zwey ziehen atmoſphäriſche Luft ein, zwey ſtoßen die verdorbene aus. Sechs Zoll tiefer ſind vier andere mit Glas verſchloſſene Löcher angebracht. Mittelſt dieſer kann der im Rohre aufgeſtellte Wächter den Horizont ſelbſt unter Waſſer beobachten. Bis auf dreyzehn Fuß können dieſe Röhren über's Verdeck ſteigen; die eine iſt vorn, die andere hinten im Schiffe angebracht; man muß ſie nur nach einander emporbringen, und ſie nur ſo lange oben laſſen als es nöthig iſt, um die Stellung des Feindes zu erfahren, im übrigen hilft die Bouſſole.

Außer der Leichtigkeit, womit man mittelſt dieſer Röhren ſteuert, dienen ſie noch zur Verbeſſerung der Luft; durch ſie kann man immerwährend unter Waſſer bleiben, und in jenen, faſt unmöglichen Fällen, wo ſie nicht ausgeſtreckt werden könnten, bedient man ſich der kondenſirten Luft, die für vierzehn bis fünfzehn Stunden hinreicht, während welcher es gewiß, beſonders des Nachts, Augenblicke gäbe, wo man den Verluſt der Luft erſetzen könnte. Auf dieſe Art wären die Schiffe nun wirklich unſichtbare, und kein gewöhnliches Fahrzeug könnte es mit ihnen aufnehmen.

Aeltere und neuere Erfahrungen liefern ſomit deutlichen Beweis, daß unter See geſchifft, manoeuvrirt und ein feindliches Schiff zerſtört werden kann. Nichts deſto weniger wird Gleichgültigkeit und Unwiſſenheit bereit ſeyn, die Möglichkeit der Ausführung anzugreifen und die Folgen überſehen, die dieſe furchtbare Erfindung haben kann.

Aphorismen aus Paris.

(Fortſetzung.)

Von dem Verhältniß der kleinen Theater zu den großen iſt in dieſen Aphorismen bereits geſprochen worden. Die erſteren bilden in Summa ein gegliedertes Ganze, deſſen einzelne Theile wieder in beſtimmten Verhältniſſen zu einander ſtehen. Der Geſammtcharakter dieſer kleinen Bühnen iſt eine äußerſt erfreuliche Präciſion, ein Zuſammenſpielen, eine Rundung der Darſtellung, ein Ineinandergreifen des Dialogs, dabey jene, dem Luſtſpiel unentbehrliche Raſchheit und Leichtigkeit, die, ohne daß ſie mit dem Hammer der Plumpheit den Nagel auf den Kopf ſchlägt, dennoch jede epigrammatiſche Spitze fühlen läßt, überdieß nie und nirgends eine Hemmung oder Störung, kurz das, was auch in Deutſchland unſere bedeutenden Darſteller des Luſtſpiels auszeichnet, was aber, wenn man das Ganze als Ganzes betrachtet, ſelbſt bey den größten Bühnen ein ſo ſeltner Fall iſt, daß er als Ausnahme von der Regel erſcheint. Dann finden ſich bey allen, auch bey der lezten dieſer Bühnen, doch unfehlbar zwey oder drey Subjekte, die auf dem Platze, wo ſie ſtehen, ausgezeichnet, ja vollendet ſind. Ein Verein von lauter mittelmäßigen Leuten, wie man dergleichen wohl bey uns findet, ſo daß man ſelbſt bey Darſtellung großer Tragödien nicht einmal lachen kann, iſt hier eine Sache der Unmöglichkeit. Endlich halten ſich alle dieſe Theater und auf jedem Jedweder der Darſtellenden in den angemeſſenen Schranken; und weder Direktoren noch Schauſpieler wollen das, was bey uns der Quell aller chaotiſchen Unordnung, alles Verderbens iſt, nämlich mehr als ſie können. „Das kann Jeder, das iſt keine Kunſt," darin hat der deutſche Spruch recht; Unkunſt iſt aber etwas poſitiv Schlimmeres als das negative „keine Kunſt." Und Unkunſt iſt es, wenn man etwas will und thut, was man doch nicht kann. Dieſes aber geſchieht hier weder von Seiten der Direktoren, noch der Autoren, noch der Darſtellenden, eben ſo wenig unten im Auditorium von Seiten des Publikums, welches nicht, wie in unſerm hochgebildeten Norddeutſchland, vor lauter Kritik zu keinem Genuß kommen kann, und ein — Gott weiß was! — von der Bühnenkunſt verlangt, das, wenn es ihnen gegeben würde, ſie dennoch, trotz allem oberflächlichen Tiefreden, herzlich langweilen würde. Das vorzüglichſte dieſer kleinen Theater, oder vielmehr das feinſte, oder vielmehr das von der Modewelt am meiſten beſuchte iſt das théâtre de Madame. Ganz angemeſſen für Darſtellungen einfacher kleiner Liederſpiele gebaut, gleicht das Auditorium einem

eleganten Gesellschaftssaale. In Deutschland würde ich bemerken, daß er hell erleuchtet ist; hier in Paris versteht sich das von selbst, denn es gibt hier keine so weise Oekonomieverwalter, oder wohl gar, wie bey deutschen Hoftheatern, eine General-Ober-Rechnungs-Curatel-Kontrolle, die fünf Ries Papier verschreibt, um zu beweisen, daß es im Auditorium pech-raben-schwarz-dunkel seyn müsse, damit man oben auf der Bühne sechs Oellämplein sparen könne, welches sothanes erspartes Oel schon das Honorar des Stückes bezahle, welches, da es keine Oper ist, sich im Dunkeln behelfen kann. Ich weiß nicht, ob mir auch der miserable Styl dieser Kunstkanzleydiener gelungen ist; so viel aber weiß ich, daß alle diese Herrn hieherkommen und sich ad oculos überzeugen sollten, daß ein Auditorium hell wie der Tag seyn kann, ohne daß die Helle der Bühne dadurch verliert. Hat man aber nicht so viel Geld, daß man ein Oellämplein mehr bezahlen, oder wie hier eine Gaserleuchtung einrichten kann, so sollte man auch nicht die Ostentation haben, ein Theater besitzen zu wollen. Doch ich habe ja nicht von dem Theater dieser Herrn, ich habe von dem théâtre de Madame zu sprechen. Die im Verhältniß gegen die Tiefe sehr große Breite des Auditoriums gibt dem Ganzen das Ansehen eines Gesellschaftssaales, indem diese Einrichtung theils die Zuschauer unter sich mehr verbindet, theils diese der Bühne näher bringt; auch ist die Höhe nicht so, wie bey andern Theatern, durch ihre Thurmartigkeit störend. Dagegen sind leider auch hier, wie jezt überall, die Plätze so ökonomisch-eng abgetheilt, daß sie eher für Gänse als für Menschen berechnet scheinen. Nur noch ein kleiner Fortschritt in dieser Finanzspekulation, und es werden nur Häringe das Theater besuchen können. Ueberdieß wird man auch in den Parterrelogen dieses Theaters gerade wie in denen zu Berlin behandelt, nämlich wie ein scheuer Gaul, ja sogar noch schlimmer; denn dieser hat doch nur zwey Scheuklappen, auf jeder Seite eine, so ein Parterrelogen-Mensch hat aber von oben her noch eine mehr, so daß er aus seinem offenen Käfig heraus absolut nichts weiter sehen kann, als das ihm vom Baumeister gegönnte winzige Stückchen Bühne. Analog sind die Brustwehrverzierungen des ersten Ranges; sie bilden kolorirte Gemälde: Scenen, allbekannte, aus den klassischen Lustspielen der Franzosen; sie sind für diesen Zweck gut genug ausgeführt und spaßhaft anzusehen; ob sie aber als Verzierungen vielleicht nur andeutend, nur allegorisch seyn und nicht bestimmte Vorstellungen wiederholen sollten, will ich hier ununtersucht lassen. So viel von dem innern Raum dieses Theaters; ich erspare mir dadurch von den andern zu sprechen, von denen ich nur Aehnliches sagen könnte, mit Ausnahme jedoch des Italienischen, von dem noch die Rede seyn soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende März.

(Fortsetzung.)

Doch um nicht stets nur vom Ausländischen und Fremden zu sprechen, wollen wir auch von einem Trauerspiel berichten, das uns als *vaterländisch* angekündigt ist, nämlich von dem „*Hans Kohlhaas*“ des Herrn G. A. von Maltitz. Letzter aber wird eine Historie dadurch, daß sie in längstvergangenen Zeiten sich in unserem Vaterlande zugetragen hat, und daß ein brandenburgischer Churfürst als oberste Person auf dem Theaterzettel steht, noch nicht zu einem *vaterländischen* Drama, und Namen und Titel ist in der That das einzig Vaterländische, was die Personen dieses Trauerspiels an sich tragen, und es ist nicht zu sagen, warum mit verändertem Namen dieß Stück nicht eben so gut anderswo für vaterländisch gelten könnte. Die kurze Geschichte des merkwürdigen Mannes, wie sie sich zugetragen, ist kürzlich folgende: Der Roßhändler Kohlhaas geräth auf einem sächsischen Grenzgute mit einem Ritter in Streit wegen eines Pferdegespanns; vergebens sucht der Roßkamm, dem Gewalt geschehen ist, sein Recht bey den Gerichten, und im Zorn, daß ihm, was jedem getreuen Bürger gebührt, vorenthalten wird, und außerdem in der Gesinnung seiner Zeit (der Reformation) erhebt er sich, brennt die Burg seines Feindes nieder, raubt, plündert, und wird endlich nach langen, vergeblichen Bemühungen eingefangen und hingerichtet. Diese Begebenheit hat Heinrich von Kleist zu seiner allbekannten Erzählung vom Kohlhaas zu Kohlhaasenbrück auf anerkannt vortreffliche Weise benuzt. Und zwar liegt das Tragische bey ihm darin, daß Kohlhaas in der Verzweiflung, auf Erden nirgends sein Recht finden zu können, im Schmerz, ein geliebtes treues Weib darüber verloren zu haben, und im Mißmuth, sein ehrlich Gewerb nicht mehr redlich und zutrauungsvoll fortführen zu können, glaubt, auf Erden überhaupt regiere das Recht nicht, sondern überall herrsche nur die Uebermacht und der Hochmuth der Großen, Ungerechtigkeit, Neid, und jedes Arge und Böse. In seinem tiefen Gefühl für gesezlichen und rechtlichen Zustand, in seinem Haß aller Gewaltthätigkeit, meynt er nun, er sey berufen, diese Gesezlichkeit auf Erden herzustellen, und deßhalb zieht er sengend und brennend mit stets sich größerndem Anhange von der Burg seines Feindes vor Wittenberg, wohin sich der Junker geflüchtet hat, und fordert, der Schuldige solle ihm ausgeliefert werden. Erst Luther überführt ihn, daß er im Irrthum sey, wenn er glaube ihm könne sein Recht auf Erden nicht geschehen. Und so endet nach weitläuftigen Zwischenbegebenheiten die Erzählung auf die befriedigende Weise, daß Kohlhaas bey den Gerichten seinen Prozeß wegen der Pferde gewinnt, und dadurch das Bewußtseyn erhält, das *Recht* herrsche in der That auf Erden, wodurch sich nun seine Selbsthülfe als Verrath an Recht und Gesez kund thut, so daß er zur Sühne dieser Schuld mit Freuden sein Leben unter dem Beile des Henkers endet. Das einzige Schwache und Nüchterne in der Kleistischen Erzählung ist, wie es auch Tieck schon bemerkt hat, die gespenstige Zigeunergeschichte, daß nämlich zufälliger Weise durch eine Zigeunerin in Kohlhaasens Hand eine Kapsel gekommen ist, welche Weissagungen über das Schicksal des sächsischen Hauses enthält. Als der Churfürst erfährt, Kohlhaas besize diese Kapsel, sucht er sie ihm auf jede Weise zu entlocken, aber vergebens, denn Kohlhaas öffnet sie erst auf dem Schaffot, und verschluckt den darin befindlichen Zettel, nachdem sich ihm kurz vor seinem Tode die alte Zigeunerin, es war seine *verstorbene* Gattin, noch gezeigt hatte. Der Churfürst versinkt dadurch in Schwermuth und Krankheit, und Kleist scheint diese

ganze unhiſtoriſche Begebenheit nur deßhalb in die ſonſt ſo rein von aller Phantaſterey und Geiſterey gehaltene Erzählung eingeflochten zu haben, um dem innerſten Gemüthe des tief gekränkten Roßhändlers die Genugthuung zu verſchaffen, den ſächſiſchen Churfürſten, der ihm ſein Recht nicht hatte angedeihen laſſen (erſt der Brandenburgiſche Churfürſt hatte dieß Recht am ſächſiſchen Hofe durchgeſetzt) nun gleichfalls auf die empfindlichſte Weiſe leiden zu ſehen. Wenn nun Herr von Maltitz nicht rein dem geſchichtlichen Verlaufe folgte, ſondern ſich die Kleiſtiſche Bearbeitung zum Leitfaden wählte, ſo würde dieß ſicher nur gerühmt werden können, in ſofern er das Poetiſche und Tragiſche benutzt, und das Unpoetiſche ausgeſondert hatte. Aber auf die ſonderbarſte Weiſe hat es dem Tragiker gefallen gerade das Entgegengeſetzte zu thun, nämlich die Schönheiten der Kleiſtiſchen Erzählung nur zu zerſtören, und dagegen das Schwache als das Weſentliche herauszuheben, und mit gewiſſen Abänderungen zur Triebfeder ſeines Drama zu machen; und zwar auf folgende Weiſe: Joachim der Zweyte, Churfürſt von Brandenburg, liebte (nach ſeiner Erzählung in Herrn von Maltitz Stück) eine gewiſſe Sidow ihrer Sanftmuth und Lieblichkeit wegen; plötzlich aber verſchwand die Geliebte, und aller Nachforſchungen ungeachtet, hatte der Churfürſt das Geheimniß ihres Todes nie zu entdecken vermocht, bis einſt bey einem feſtlichen Jagdmahle eine Zigeunerin ihm verſprach das Räthſel dieſer Begebenheit zu löſen, indem ſie einen Namen (den Namen des Mörders ſeiner geliebten Frau) auf einen Zettel ſchrieb, doch dieſen Zettel ſchnell dem Kohlhaas gab, der zuſchauend unter dem Volke ſtand. Um dieſen Zettel dreht ſich nun der ganze Gang des Stücks. Denn Kohlhaas iſt, ohne daß es der Churfürſt weiß, der Bruder jener Sidow, und hält den Churfürſten für den Mörder der geliebten Schweſter, deren Sohn Albert er adoptirt hat. Der eigentliche Mörder aber iſt der Landshauptmann von Dolzing, des Churfürſten Aſtrolog und Vertrauter, ein Kotzebue'ſcher Maliſikant, der es mit Sachſen hielt, und die gute Maitreſſe, die ſein falſches Spiel einſah, deßhalb bey Seite ſchaffte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Leipzig, Anfang Aprils.

(Fortſetzung.)

Von andern Opern wurde Spohrs Zemire und Azor, und Iſouards Aſchenbrödel wiederholt, welche letztere Aufführung weniger zu loben war als die erſte. Außerdem wurde noch Tankred, die Maurer und die Italienerin wiederholt; letztere ging ohne beſondern Eindruck vorüber. Nur noch einige Worte vom Schauſpiel.

Im Schauſpiele ſahen wir doch jede Woche ein bedeutendes Stück: nämlich die Tochter der Luft, die Schuld, Othello, Donna Diana, Wilhelm Tell. In der Aufführung hob ſich Donna Diana hervor, in welchem Luſtſpiele Mad. Ernaſt in der Titelrolle, Hr. Devrient als Don Ceſar, und Hr. Stein als Perin ein allgemein anerkanntes Verdienſt haben. Tell iſt hier früher ſchon öfters beſſer geſehen worden. Fridolin war, wie es hieß, neu einſtudirt worden. Spuren dieſes Studiums habe ich indeß wenig bemerkt, indem einige Rollen nicht einmal feſt eingelernt waren. Für den Grafen von Savern fehlt es Hrn. Stein wohl an mimiſcher Kraft und Mannichfaltigkeit; in der Scene, wo der Graf überzeugt wird, daß er den Edelknappen unſchuldig in den Feuertod geſendet hat, gab er ſelbſt das kräftigſte Kunſtmittel, welches ihm zu Gebote ſteht, die Wirkung ſeines wohlklingenden Organs durch unmäßigen Gebrauch deſſelben auf. Uebrigens iſt der Gegenſatz, auf welchen die Rührung dieſes Stücks gebaut iſt, zu grell, als daß es bey uns noch große Wirkung thun könnte. Robert iſt eine Art von ſchwarzem Böſewicht, deſſen Gewalt über den Grafen keinen Glauben gewinnt, und indem er allzuplump alle zarten Verhältniſſe über den Haufen wirft, dem Zuſchauer mehr lächerlich als fürchterlich erſcheint. Die Wirkung der Nemeſis in Schillers Ballade iſt herrlich vorbereitet durch die völlige Unbefangenheit des treuen Fridolin, hier iſt ſie bedeutend geſchwächt dadurch, daß Fridolin ein ſentimentaler, unglücklich liebender Jüngling iſt.

Im Luſtſpiele waren in dieſer ganzen Zeit zwey Stücke neu, nämlich die Vernunftheirath (nach Scribe) und die Mäntel. Ueber beyde Stücke iſt ſchon von andern Beurtheilern zur Genüge geſprochen worden. Das erſte ſollte im Deutſchen lieber die verſtändige Heirath heißen, weil von keinem Vernunftgebote die Rede iſt, ſo lange blos von Verminderung der Nachtheile geſprochen wird, welche ſogenannte Mißheirathen (hier aber iſt der Unterſchied noch dazu durch die Erziehung ſehr vermindert) nach der gewöhnlichen Erfahrung nach ſich zu ziehen pflegen. Ja man könnte eine Heirath, bey welcher die Neigung erſt nachkommen ſoll, eher eine unvernünftige nennen, da ſie gegen die Grundlage der Ehe iſt. Marie handelt auch hier mehr durch dringendes Einſtürmen ihres angeblichen Wohlthäters auf ſie genöthigt, als freywillig, und die nachherige ſchnelle Entſtehung der Neigung iſt ein Faktum, was ſich beſſer erzählen, als auf der Bühne darſtellen läßt. Das Ganze ähnelt, beſonders im erſten Akte, ſehr manchen vorübergegangenen Kotzebue'ſchen Rührungsſtücken; erſt im zweyten Akte wird es durch die Figur der rührigen Pächterin, die auch einmal dem jungen Herrn gefallen, aber es vorgezogen hat, die Herrſchaft über einen wohlhabenden Pantoffelherrn zu führen, etwas lebendig. Letztere ſtellt Mad. Devrient in ihrer komiſchen Rührigkeit untadelhaft dar, und hält ſo das Stück, in welchem einige Stellen, (wie in Berlin) großes Mißfallen erregten, und daher bey der Wiederholung weggelaſſen wurden. In der Schilderung des jungen Grafen iſt eine treue Kopie des Wirklichen nicht zu verkennen, daher auch die Scene des zweyten Akts von einiger Wirkung iſt, in welcher er hinter dem Schirm verſteckt von ſeiner Unbeſtändigkeit und Flatterhaftigkeit hören muß. Auf der franzöſiſchen Bühne wird auch wahrſcheinlich der lahme Rittmeiſter, durch jene Würde und männlich-militäriſche Haltung, welche an die franzöſiſchen Krieger unter Napoleon erinnert, noch viel gewinnen.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung der Charade in Nr. 90.
Urlaub.

Räthſelcharade.

Zwey Worte ſind's; zwey Sylben hat das Wort.
Das Ganze ſchon läßt nicht erfreulich,
Und ſchleppet faſt als Widerſpruch ſich fort,
Ganz gegen Logik, doch verzeihlich.
In vollem Widerſpruch zum erſten Worte bleibt
Des Zweyten erſte Sylb', und auch die Zweyte wieder
Zum ganzen Sinn des Worts. Nun rathet 'mal, wie ſchreibt,
Wie nennt der Vogel ſich? Wer kennt ihn am Gefieder?

— o —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 13.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Nro. 97.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 23. April 1827.

— In ihren Armen
Strömte mir ein neues Leben,
Neue Kraft durch alle Glieder,
Und der Liebe süßer Einklang
Wogte mir im trunknen Herzen.

Th. Körner.

Heiße Liebe.

Im Walde draußen fließt ein Quell,
Fließt nach den Wiesen hin,
Sein Wasser ist so klar, so hell,
Die Fische schwimmen drin.

Viel' Blumen steh'n an Ufers Rand
Und seh'n ihn freundlich an,
Er ist nicht blöde, schwillt zum Land,
Küßt sie auf seiner Bahn.

Und hat er alle sie geküßt,
Bleibt doch sein Wasser kühl,
Er weilet nicht, von hinnen fließt
Er ohne Rast zum Ziel.

Doch wenn mein Mund den deinen küßt,
Strömt Feuer in mich ein,
Des Andern all mein Herz vergißt,
Möcht' ewig bey dir seyn.

Ludwig Bauer.

Napoleons Nachlaß an seinen Sohn.

In ruhigen Zeiten, die auf erschütternde Stürme folgten, gibt sich oft die Seele mehr der Erinnerung als der Zukunft hin; in solchen Zeiten ist es oft eine unbedeutende Nachricht, ist es ein Wort, was großartige Erinnerungen weckt. Noch jetzt knüpft sich an den Degen, den Friedrich der Große führte, so manche Sage, so manche Mahnung der Vergangenheit, und es gibt Männer, die bey dem Hut Napoleons ähnlichen Empfindungen Raum geben.

Die Erbschaft, welche der Sohn des Mannes in Besitz nehmen wird, der seinen Verwandten Throne und Völker hinterlassen zu können glaubte, und seinem Sohne ein Paar alte Kleider hinterließ, besteht aus folgenden Gegenständen:

Drey Uniformsröcke, einen von der Nationalgarde, einen von den Fußgrenadieren der kaiserlichen Garde und den dritten von den reitenden Jägern der Garde. Auf jedem derselben ist der große Stern der Ehrenlegion.

Ein abgetragenes schwarzes Kleid, das aus einem Ueberrock gemacht ist, den der Kaiser zuweilen anzog, wenn er inkognito aus den Tuilerien gehen wollte. Napoleon wollte die Materialien zu Erneuerung seiner Garderobe nicht von den Engländern nehmen; er ließ seine alten Kleider ausbessern und trug sie, bis sie in Stücke gingen.

Ein Oberrock von grünem Tuch mit zwey Reihen Knöpfen. Dieß ist das letzte Kleid, das der Kaiser trug; er zog es aus, als er sich zu Bette legte, um nicht wieder aufzustehen.

Ein alter runder Hut mit sehr niedrigem Kopf, oben etwas schmäler als unten.

Ein blauer Mantel mit goldgesticktem Kragen. Dieser Mantel, den Napoleon auf den Schlachtfeldern trug, bedeckte das Paradebett, auf dem er nach seinem Tode ausgestellt war; er bedeckte auch seinen Sarg, als man ihn an den Fuß der Weide trug, deren melancholischer Schatten ihm lieb gewesen war. Aus Gelegenheit des Paradebettes, auf dem der Kaiser, umgeben von allen Genossen seines Unglücks, lag, erzählen wir etwas, was minder bekannt ist. Die englische Garnison defilirte im Todtenzimmer, jeder Soldat machte vor dem Leichnam den militärischen Gruß; alle Offiziere nahmen Bonapartes kalte Hand und drückten sie achtungsvoll; ein Sergeant, der seinen siebenjährigen Sohn bey sich hatte, kniete zu den Füßen des Todten nieder und sagte weinend: „My son, there lies what was Napoleon the great!“ (Mein Sohn, dieß war Napoleon der Große.)

Ein dreyeckiger Hut, mit grünem Taffet gefüttert und wattirt. Dieser Hut, historisch wie der Helm dessen, der bey Pavia geschlagen wurde, befindet sich in sehr schlechtem Zustande: sein Anblick ist wirklich ergreifend; es ist, als könne man ihn nicht betrachten, ohne die erhabene Stirne des Helden unter der kleinen Kokarde zu sehen, vor der sich Europa's Fahnen neigten.

Ein grauer Oberrock, dessen Tuch so abgetragen ist, daß man ihn kaum anzurühren wagt. Dieses Kleidungsstück Napoleons ist sehr merkwürdig; man glaubt nicht ohne Grund, daß er auf dessen Besitz einen gewissen Werth legte; auch erinnerte es ihn an viele außerordentliche Umstände; mit ihm verließ er die Insel Elba und zog durch Frankreich, er trug es bey Waterloo, er trug es bey Lützen.

Silberne Sporen.

Zwey silberne Flaschen, welche Napoleons Wasserbedarf enthielten, wenn er auf die Jagd ging.

Ein silbernes Fernrohr, ein Waschbecken und ein Feldnecessaire vom nämlichen Metall.

Die Bänder und Sterne der Orden, welche die Kleider des Kaisers schmückten.

Zwey Necessaires voll Dosen mit Bildnissen von Prinzen aus der Napoleon'schen Familie und dem Hause Bourbon. Auf einer ist das Bildniß der Frau Gräfin von Provence, auf einer andern die Bildnisse Ludwigs XVI., der Königin und der Dauphine. Mehrere Dosen sind mit antiken Medaillen geziert; der Kopf Alexanders des Großen befindet sich auf einer, welche der Kaiser oft trug.

Eine Bondonnière von Schildkröte, mit Lakritzensaft gefüllt.

Der Wecker Friedrichs des Großen, den Napoleon in Berlin mitgenommen; er hatte ihn bey der Armee immer in seinem Zelt.

Eine viereckigte Pendeluhr von vergoldeter Bronze, die einzige, die sich zu Longwood befand. Ein sonderbarer Umstand gibt dieser Uhr einen hohen Werth. Sie blieb eine Stunde vor dem Tode des Kaisers stehen, und ging seitdem nicht wieder; man hatte sie kurz vorher aufgezogen und sie war vorher immer richtig gegangen. Sie weist noch die Stunde, in der sie stehen blieb.

Toilettengegenstände, Bürsten u. s. w.

Zerrissene Stiefeln. Napoleon wollte nicht, daß man ihm welche in England kaufte. Einige seiner Gefährten hatten sich vorgenommen zu versuchen, ob sie nicht welche verfertigen und dem Bedürfnisse ihres Herrn abhelfen könnten.

Ein blutiges Stück von dem Hemd, das Napoleons Leichnam bedeckte, als er secirt wurde.

Ein Medaillon voll dunkelbrauner Haare, die grau zu werden beginnen.

Endlich der Bart, der während der Krankheit des Kaisers einen Zoll lang gewachsen war und den Marchand gesammelt hatte.

Dieß sind die Gegenstände, aus denen der kaiserliche Nachlaß besteht.

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Das théâtre de Madame (gewissermaßen der Herzogin von Berry bedizirt) ist das jüngste in Paris und erst vor wenigen Jahren durch einen Aktien-Verein gegründet. Selbe aber stehen etwas besser, als die des königstädtischen Theaters zu Berlin, nämlich dreyhundert Prozent. Ja, werden die berliner Direktoren sagen, wir sind aber auch so beschränkt durch das königliche Theater! Wir dürfen nicht dieses nicht jenes, keine Tragödien .... Ehe Sie aussprechen, meine Herrn! das théâtre de Madame ist zehn Mal mehr beschränkt und belastet als das Ihre, dessen Defizit nur daher kommt, daß Sie sich selbst nicht beschränken wollten. Das théâtre de Madame mußte, trotz aller Fürsprache seiner erlauchten Beschützerin, den Namen Gymnase annehmen; d. h. es mußte sich verpflichten, ein Eleven-Theater zu seyn, Schüler zu bilden für die größeren Theater, die das Recht haben, jedes Subjekt, das ihnen ansteht, dort weg und zu sich herüber zu nehmen. Dieses Recht erstreckt sich so weit, daß im Fall das Subjekt, welches ein größeres Theater zu sich herüber verlangt, diesem Verlangen nicht Genüge leisten will, es auch von Stund an nicht mehr auf dem théâtre de Madame auftreten darf. So ging es mit Perlet (dem beliebtesten Schauspieler jenes kleinen Theaters), welchen das théâtre français verlangte; er

wollte nicht, weil er dort eine geringere Gage erhalten sollte, und — mußte sich auf Reisen begeben. Nach einer langen Abwesenheit hat man sich endlich so verglichen, daß er ein halbes Jahr auf jenem, das andere halbe Jahr auf diesem Theater spielen solle. So ging es mit dem zweyten ihrer beliebten Subjekte (mit Bernard-Leon), den die komische Oper wegnahm, und nach einem halben Jahre wieder zurückgab. Weder Oper, noch Ballet, noch Dramen, noch Trauerspiele dürfen auf dieser Bühne gegeben werden — nichts als Stücke in einem Akt! Diese Beschränkung, meine Herrn vom königsstädtischen Theater, wäre sowohl für Ihre Kasse, als für die Kunst von unendlichem Vortheil gewesen; Sie hätten den zwecklosen und verderblichen Wettkampf mit dem königlichen Theater gar nicht beginnen können, und Sie hätten, was einzig Ihre Sache war, ein Volkstheater gebildet und nicht eine jezt in die Luft gesprengte italienische Oper. Wie aber wäre es Ihnen nun gar ergangen, wenn Sie das zu zahlen hätten, was das kleine théâtre de Madame (wie jedes hiesige) abzugeben hat? Drey Prozent an die große Oper, sieben an die Armenkassen, und an Freybilletten und Autorantheil eher mehr als weniger denn fünf; und diese fünfzehn Prozent — wohlgemerkt! — von der Brutto-Einnahme! — Was geht nun aus dieser Thatsache, daß die Aktien dieses so belasteten Theaters sich um das Dreyfache gehoben haben, die Ihrigen aber . . u. s. w. was geht aus dieser Thatsache für ein Resultat hervor? Das, was man Ihnen schon vor Ihrem Unfalle sagte: Ein kleines Theater kann sich durch und in sich selbst erhalten — eine große Prachtbühne kann ohne Unterstützung des Staats nicht bestehen. Die hiesige große Oper z. B. (zu der auch das italienische Theater gehört) muß, troz ihren großen Einnahmen, troz ihren hohen Eintrittspreisen, und troz den Kontributionen, die ihr alle Theater zahlen müssen, dennoch mit mehreren hunderttausend Franks jährlich von der Regierung unterstüzt werden. — Dasselbe Phänomen ergibt sich bey allen großen Prachttheatern, und auch bey jenen deutschen, wo Allerhand gegeben wird. Nur daß man dort seine Ursachen hat, es nicht so augenscheinlich an's Tageslicht kommen zu lassen. So sollte nur einmal z. B. das große zu Berlin Rechnung ablegen von den Kosten und Einnahmen, also auch von dem Verlust und Gewinnst eines jeden dort aufgeführten Stückes, was, vermöge der Einrichtung seiner Bücher, sich von selbst ergibt; und man würde finden: 1) daß Oper und Ballet die Alles verschlingenden Defizit-Macher sind, 2) daß die Operette, das Lust- und Trauerspiel und Drama Ueberschuß geben, 3) daß diese letzteren einträglichen Stücke nicht so oft, als es für die Kasse vortheilhaft wäre, konnten gegeben werden, weil die große Oper, durch Wegnehmung der Lokale und Personen zu Proben und Darstellungen, den ruhigen Gang aller andern Gattungen hemmte. Hieraus geht hervor, wie nothwendig es sey, das Hoftheater von dem Nationaltheater zu trennen. Das erstere nämlich ist eine Kunst-Anstalt, deren Kosten der Staat trägt, wie die seiner Akademieen, Bibliotheken, Kunst-, Naturalien-Sammlungen u. s. Das zweyte kann sich rein durch sich selbst erhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Anfang Aprils.

(Beschluß.)

Die Mäntel oder der portugiesische Schneider, ist ein leichter Schwank, der noch lustiger seyn würde, wenn die Handlung in einen Akt zusammengedrängt, und die Episode mit dem englischen Soldaten, die auf unseren Bühnen schwerlich die beabsichtigte Wirkung thun kann, gestrichen wäre. Hr. Koch belebt die Scene durch seinen Humor, als Schneider. Noch etwas komischer könnte jedoch die Scene ausfallen, in welcher der Schneider in die Versammlung der Verschworenen geräth, wenn der Zuschauer wahrnehmen könnte, wie jener in der höchsten Verlegenheit aus lauter Angst sich immer weiter hineinredet, und eine Art von Beredsamkeit gewinnt, d. h. in einem Zuge einfältig fortschwazt, über welche Fertigkeit er sich nachher selbst wundern muß. Diese Scene hat in der Darstellung des Hrn. Koch nicht den Zug der Unbefangenheit, die Sache nimmt sich vielmehr fast aus, als wenn der Schneider die Verschworenen persifliren wollte. Die Braut des Schneiders spielt Frau Devrient. Auch in dieser Darstellung zeigt sich ihre liebenswürdige Schalkhaftigkeit sehr ergözlich und gewandt. Sie stellt die bewanderte Jungfer, welche die Gelegenheit wahrnimmt Meisterin zu werden, in ihrem verkümmerten Brautstande, aber mit dem Reize der Leichtigkeit und Laune dar, welcher allein Kopieen der niedern Wirklichkeit dem Gebildeten erfreulich macht. Der ganze Vortrag des Selbstgesprächs, in welchem sie die Sorgen und Erwartungen einer Braut ausdrückt, die auf der Schwelle des Ehestandes steht, ist unübertrefflich.

In den musikalischen Abendunterhaltungen, welche Hr. Fischer, und Hr. Musikdirektor Präger im Theater veranstalteten, wurde mancherley deklamirt, und manches interessante Musikstück vorgetragen. Was die Deklamation anlangt, so habe ich die Bemerkung gemacht, daß die meisten Mitglieder der Bühne, welche hier auftraten (Herrn Stein nehme ich ausdrücklich aus), das Theater nicht vergessen konnten, was freylich natürlich ist. Aber es gibt sich ja von selbst, daß auf dem Theater deklamiren und theatralisch deklamiren zweyerley ist, indem, wenn ein Deklamatorium im Theater veranstaltet wird, die Bühne blos als zufälliger Ort erscheint, wo man nicht in einer, dem Zuschauer irgend bekannten Rolle auftritt (was auch schon der Mangel des bestimmten Kostüms anzeigt), sondern blos die Kunst des mündlichen Vortrags geltend machen will, wobey die Geberde eine ganz untergeordnete Rolle spielt. In der ersten Unterhaltung wurde das etwas triviale Duett von Rossini, von den Damen Canzi und Erhart sehr rund vorgetragen. In der Orchesterprobe, einem musikalischen Scherze, welchen Herr Chordirektor Fischer mit

Begleitung des Orchesters vortrug, ist das Stück, in welchem die Orchester-Instrumente, nach einander aufgerufen, etwas ihrem Charakter Angemessenes auszudrücken, und später zu einem Ganzen zusammentreten, ein artiger Einfall, der sich wohl hören läßt; aber damit sollte diese Orchesterprobe schließen. In Hrn. Prägers Konzert, der wiederum Beweise seiner großen Virtuosität auf der Violine und Viole gab, wurde auch Beethovens Ouvertüre zu Lenore gut ausgeführt. Zu derselben Zeit gab Hr. von Gärtner (aus Paris) im Saale des hôtel de Saxe ein Konzert auf der Guitarre, auf welchem Instrument er Meister ist.

In unsern Abonnementskonzerten wurde eine noch in Handschrift befindliche Symphonie von Präger, mit Anerkennung ihrer Verdienste, und Wolframs Ouvertüre zu seiner eben vollendeten Oper: die „Normannen in Sicilien" gegeben. Der letzteren ziehe ich die Ouvertüre zur Rose noch vor, in Hinsicht der Einheit und des Thema's. Dem. Grabau hat sich durch den Vortrag mehrerer Scenen von Mozart, Weber, Rossini (besonders aus Semiramis), und durch den ausdrucksvollen Vortrag eines Lieds von Max Eberwein (mit obligater Klarinette) immer mehr in der Gunst des Publikums befestigt. Die Aufführungen von Gesangstücken haben durch den Eifer des Musikdirektors Pohlenz sehr gewonnen. Von größern Instrumentalwerken hörten wir in der letzten Zeit noch Beethovens Symphonie Nr. 4. Nr. 2.; die Musik zu Goethes Egmont, wo bey Hr. Stein die erläuternden und einleitenden Worte zu großem Vergnügen des Publikums vortrug; die Phantasie mit Chor. Die Aufführung seiner Sinfonia eroica am 29sten März, welcher Cherubinis originelles und großgedachtes Requiem vorausging, war, ohne daß es die zahlreichen Verehrer dieses Riesengeistes wußten, zugleich seine Todtenfeyer. Kaum an irgend einem Orte, wo deutsche Töne walten, kann dieses todtpferischen Geistes Verlöschen tiefer empfunden werden als bey uns.

London, im April.

(Beschluß.)

Carlton House, eines der wenigen Gebäude der Hauptstadt, von welchen man wahrnehmen kann, daß es einst ein Griechenland gegeben habe, beweint nunmehr seinen Untergang. Das im klassischen Style aufgeführte Gebäude stand den Spekulationen unserer Architekten im Wege. Nur das Mittelgebäude mit seinem herrlichen Porticus steht noch da, um noch kurze Zeit dem in der gegenüber liegenden neuen Prachtstraße, Regent-Street, herrschenden Ungeschmacke als lebendiger Ankläger zu dienen; in wenigen Tagen wird auch dieser letzte Rest einer einfachen und edlen Auffassung dem Beile der Vandalen weichen müssen, und die Geschmacklosen weiden sich schon an diesem großen Sieg unserer modernen Palladio's. Woher mag es auch wohl kommen, daß die hiesigen großseynwollenden Architekten so wenig den Namen von Meistern verdienen? An den Elementen zur Ausbildung eines reinen Geschmackes fehlt es ihnen fürwahr nicht; der Grabstichel liefert ihnen fortwährend die Muster einer edlen Baukunst, wie Griechenland und Rom sie uns hinterließen, und wie wir sie auch im heutigen Italien bewundern; sie reisen nicht wenig, täglich werden Anforderungen zur Aufführung neuer Paläste, Kirchen und anderer öffentlicher Gebäude an sie gemacht, und Geld, die Bedingung großer Unternehmungen, stehet in Fülle zu ihrer Verfügung, nur kein Geschmack. Unter den Hunderten von Kirchen und andern Gebäuden, die seit zehn Jahren aufgeführt wurden, würde man vergebens zwey vollendete Kunstwerke suchen; reine Verhältnisse und einen konsequenten Styl vermißt man allenthalben, es scheint fast als ob der sonst dem Britten für das innere Leben eigenthümliche schöne, einfache Sinn in seinem Wirken nach außen gar zu oft auf Abwege gerathe, und der Empfänglichkeit für das einfach Schöne im äußern Leben entbehre, durch welche manche andere Völker für den Mangel an jenem Sinn, für das innere Leben entschädigt werden. So eben wurde ein Prozeß gegen eine Bande Falschmünzer beendigt, die in ihren Unternehmungen gewiß alle ihre braven Zunftgenossen, die in europäischen Landen jemals aufgeknüpft wurden, übertroffen haben. Man muß erstaunen wie bey den schönen, und so vortrefflich ausgeprägten hiesigen Gold- und Silbermünzen, jene Unglücklichen noch ein so weites Feld für ihr verbrecherisches Handwerk finden; die Zahl der kursirenden falschen Münzen ist nicht unbeträchtlich, und einem zum ersten Male hier angekommenen Ausländer kommt es allerdings fremd vor, daß die Herrn Shoptéepers, auch nicht das mindeste Zutrauen in ihn seyen, und jedes ihnen dargereichte Geldstück durch Niederwerfen probiren. Die obigen Falschmünzer besaßen nicht weniger als drey Etablissements in der Hauptstadt, und im Laufe der Gerichtsverhandlungen ergab es sich, daß sie nur das Wohl des Staates beherzigten, und sich nicht weniger durch Uneigennützigkeit gegen ihre Handelsfreunde, als durch genaue Befolgung des Buchstabens des Gesetzes auszeichneten; sie glaubten nämlich, der Staat besitze zu wenig baares Geld, und da die meisten Politiker alle unsere finanziellen Verlegenheiten dem Banknotensystème zuschrieben, so müsse es, dachten sie, eine wahrhaft patriotische Handlung seyn, das Metallgeld auf eine wenig kostspielige Weise zu vermehren. Tausende von Pfunden von den goldenen Sovereigns bis zu den Six Penny Pieces wurden daher ausgeprägt, und in die Grafschaften verschickt. Diese Wohlthat sollte der Nation sehr wenig kosten; man gab ihr hundert und vierundvierzig Schillinge des neuen Systems für zwanzig silberne. Jeder konnte hier kaufen, und aus allen Gegenden liefen mit der Post Bestellungen ein. Das Metall für die 144 Schillinge kostete die Unternehmer drey Schilling sechs Pence, der Arbeitslohn und die übrigen Auslagen zwölf Schilling sechs Pence, so daß die Münzmeister eigentlich nur dritthalb Schilling auf das Pfund Sterling gewannen; uneigennütziger konnten die Schelmen doch nicht handeln, aber sie gingen in ihrer Laufbahn noch weiter; sie machten in einer, dem Oberhause eingereichten Petition auf die Unvollkommenheiten des Gesetzes über Falschmüngerey aufmerksam, und baten als gute Bürger, daß man doch einige Clauseln hinzufüge, welche das Staatsgebot, „du sollst nicht falschmünzen" ganz deutlich aussprechen mögen, damit alle Zweifel, ob diese Handlung gesetzwidrig sey oder nicht, gehoben würden. Sie sehen demnach wie tugendhaft unsere Verbrecher sind, und wie sie noch sogar im Gefängnisse sich um das Staatswohl bekümmern. Sehr wahrscheinlich wird aber unsern Delinquenten dieser patriotische Zug nichts frommen, da das Todesurtheil über sie schon ausgesprochen ist, und Se. Majestät wohl nicht so gnädig seyn wird, seinen Kopf (auf den Münzen) ihnen noch länger anzuvertrauen. — Wir haben nun auch das Glück den König wieder in unsern Mauern zu besitzen. Er ist von Windsor geholt worden, um den Streit zwischen unsern politischen Parteyen zu schlichten. Paris war weniger mit seinem Apfel verlegen als der gute König mit der Vergebung seiner Premierministerstelle. Viele unserer Patres conscripti können nur mit Abscheu daran denken, daß das Wort „Lord" entweiht werde, weil ein Mann wie Canning Anspruch auf den Titel eines First Lord of the Treasury machen dürfe.

Beylage: Kunstblatt Nr. 33.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 98.

Morgenblatt

für

gebildete Stände

Dienstag, 24. April 1827.

Ein fruriger Greis scheint uns ein unsterbliches, gegen die Todtensense verhärtetes Wesen, und ein in die zweyte Welt wegweisender Arm.

Jean Paul.

Aus Jean Pauls Selina.*)

Es ist bekannt und von den Freunden Jean Pauls nach seinem Tode oft besprochen worden, daß er ein Werk hinterließ, dessen öffentliches Erscheinen er hienieden nicht mehr erlebte. Dieses Werk heißt: Selina, oder über die Unsterblichkeit der Seele. Uns scheint der Gedanke, daß jener große und liebenswürdige Geist gleichsam als Abschluß der Rechnung seiner Tage, als ein reines Vermächtniß, „über Unsterblichkeit der Seele" zu uns spricht, eben so rührend als erhaben. Er lächelte wohl, als er hinüber ging; wußte er doch, daß Etwas zurückbleibe, das mit alten, mächtigen Erinnerungen und mit neuen bedeutsamen Worten zu allen sprechen werde, die ihn liebten.

Selina ist zu groß und reich, als daß wir sie in dem engen Raume dieser Blätter nach ihrem ganzen Umfang entfalten könnten; doch, einige großartige Schilderungen, die wir hier ausheben, werden seinen Freunden, unsern Lesern, willkommen seyn.

D. Red.

1. Der Vernichtglaube.

Manche Irrthümer erscheinen, wie der Mond, aus der Ferne in milder Gestalt und Dämmerung; tritt man aber nahe vor sie, so zeigen sie, wie der Mond vor dem Sternseher, ihre Abgründe und Feuerberge. Tretet näher zum Glauben der Seelenunsterblichkeit und sehet in seine Grüfte und Krater.

Nehmet einmal recht lebhaft an, daß wir Alle nur Klangfiguren aus Streusand sind, die ein Ton auf dem zitternden Glase zusammenbauet, und die nachher ein Lüftchen ohne Ton vom Glase wegbläset in den leeren Raum hinein: so lohnet es der Mühe und des Aufwandes von Leben nicht, daß es Völker und Jahrhunderte gibt und gab. Sie werden gebildet und begraben, höher gebildet und wieder erschüttert; aber was nützt es, daß mühsam gepflegt, Kraut nach Unkraut, Blume nach Blatt erwächst? Ueber den untergepflügten Völkern liegt der Gottesacker; der Vergangenheit hilft die Gegenwart nichts, und der Gegenwart die Zukunft nicht. Ewig steigen die Wissenschaften, ewig fallen die Köpfe worin sie gewesen und höhlen sich unten von allem aus. Verleiht endlich irgend einem Volke alles Höchste von Wissenschaft, Kunst und Tugendbildung, womit späte Völker alle frühern überbieten, und lasset Jahrtausende ihre geistigen Ernten und ihren Reichthum in die Menschenmenge von Klangfiguren niederlegen: in fünfzig Jahren verfliegen die Figuren und die Schätze und nichts ist mehr da, als das Dagewesenseyn. — Der Glanz der Schöpfung und der Geister ist erloschen. Denn es gibt keinen Fortschritt mehr, nur Schritte; es bleiben nichts als zerstreute Wesen übrig — höchstens die vergangnen

*) Dieses nachgelassene Werk Jean Paul's wird von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zur Ostermesse versandt werden.

mischt die Asche zu einander, und alles Höhere muß sich von neuem zusammenbauen. Gott sieht seit Ewigkeiten nur unaufhörliche Anfänge hinter unaufhörlichen Enden, und seine Sonne wirft ein ewiges falbes Abroth, das nie untergeht, auf den unabsehlichen Gottesacker, den Leichen nach Leichen breiter machen. Gott ist einsam; er lebt nur unter Sterbenden.

Man verlege und verschiebe hier die Unsterblichkeit nicht etwan auf Wesen über uns. Denn halten die Erden- oder Menschengeister das Seyn nicht aus, so vermögen es die Sonnengeister eben so wenig; denn der Unterschied des Grades, die höhere Stufe geistiger und organischer Kräfte kann keinen Unterschied der Art, wie der zwischen Fortdauer und Nichtseyn ist, erzeugen, so wie nicht das Kind, der Cretin sterblich seyn kann, der Mann und Sokrates aber unsterblich; und so muß auch der Erzengel zulezt am Fuße des göttlichen Thrones seine Flügel abwerfen und vergehen. Wenn nun bey diesem allgemeinen Geistersterben alle Planeten als Leichenwagen der Völker um die Sonne ziehen, so sind alle Zwecke des Lebens und jede Lösung seiner Räthsel durch die ungeheure Weltensense zerhauen und verstümmelt, und ein Chaos ist viel regelmäßiger als das Geister-All; denn im Chaos herrscht wenigstens ein Kampf von Kräften ohne bestimmte Abkürzung und Durchschneidung des Erfolges und Ausgleichens, und wenigstens der Gegenstreit erhielte sich als sein eignes Ziel; aber im All der Geistervernichtung, des unaufhörlichen Aufhörens und Anfangens zum Wiederaufhören ginge jede Regelmäßigkeit in ein altes Chaos über, in Vergleich mit welchem in einander stürzende Welten nur chemische Prozesse lieferten.

Unser Leben verdankt den dürftigen Schein seiner Länge bloß dem Umstande, daß wir in die gegenwärtige Zeit die vergangne hineinrechnen, aber es kriecht zum spitzen Augenblick ein, wenn man es neben die unermeßliche Zukunft stellt, die mit einem breiten Strom auf uns zu fließt, von dem aber jeder Tropfe versiegt, der uns berührt; ein Leben zwischen den beyden zusammenstoßenden Ewigkeit-Meeren, die einander weder vergrößern, noch verkleinern können.

Denke dir nun, wir würden anstatt sechzig Jahre bloß sechzig Sekunden alt — und eigentlich werden wir vor dem Angesichte der grenzenlosen Ewigkeit nicht älter, ja nicht einmal so bejahrt — was ist daran gelegen, was ein solches Einminutenwesen eine halbe Minute lang denkt, begehrt, bezweckt, um seine Saat und Ernte wieder auf ein anderes Einminutenwesen zu vererben und fortzupflanzen? Was hat die Aufklärung und das Leuchten eines Sekundenvolks, d. h. einer Staubsammlung von Geigenharzpulver für Werth, das so lange blizt und glänzt, als es durch die Flamme des Lebens geblasen wird? — Und kann die todte Reben-Unsterblichkeit von Bibliotheken und Kunstwerken, welche sich in dem verfliegenden abbrennenden Herenmehl aufhält und wiederscheint, ein Leben erwärmen und beseelen, das einem ewigen Erlöschen oft schon vor seinen durchlebten und zurückgelegten Sekunden bloß steht? Verliehe das immerwährende Hineinmischen und Eindringen der aufblühenden Generation in die abwelkende nicht der lezten einen festen Schein von Bestand und Fortdauer, als ob sie ein Elektrizitätträger der Wissenschaften wäre, sondern fiele jede Generation allzeit mit der verjüngenden unvermengt als ein Epdemerenschwarm gestorben nieder aus den Abendstrahlen ins Wasser: so würde uns alles Leuchten und Glänzen der Völker nur als das Verschwinden von Johanniswürmchen, die ihren kleinen Bogen durch die Nacht auf die Erde ziehen, erscheinen. — Und so muß jeder Einzelne mitten in seinem Anlauf und Aufflug zu fremder und eigner Veredlung ermatten durch den Gedanken, daß irgend ein Windstoß einer Wunde auf einmal den Grabstein als Fallgatter auf alle Aufstrebungen niederwerfe.

Und gehen wir von sterbenden Völkern zu sterbenden Einzelwesen über, so schmerzt es die Seele, nur auf einen Augenblick sich ein Lieben zwischen Vergehenden und Vergehenden ganz auszumalen. Aus dem langen Nichts erwachen ein Paar Menschen in ihren Sterbebetten und blicken aus ihnen einander mit Augen voll inniger Liebe an und schließen dann die Augen wieder sogleich nach einigen Minuten zum ewigen Nichts; — dieß ist nun die unvergängliche Liebe der Menschen unter einander, der Aeltern, der Kinder, der Gatten, der Freunde. Ohne Unsterblichkeit kannst du niemand sagen: ich liebte; du kannst nur seufzen und sagen: ich wollte lieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus einer Geschichte des Philhellenen-Bataillons.

(Fortsetzung.)

War die Menge müßiger Griechen, welche die Armee verlassen hatten, in Anatoliko groß gewesen, so glich Missolunghi einer Messe, auf der man sich nur mit Anstrengung durch die Menschenmassen drängen konnte. Insulaner, Moreoten, Epiroten, alle Stämme der Griechen trieben sich hier im buntesten Gemisch umher, zogen mit ihren schönen Waffen auf und ab. Besonders suchten es die Kapitani einander an reichem Waffenschmuck zuvorzuthun, mit dem angethan und vornehm schmauchend sie sich täglich auf Gassen und Markt sehen ließen. Die Begrüßungen, wenn zwey oder mehrere Kapitanerien einander begegneten, waren die ausgesuchtesten, als ob sie nach einem Hofceremoniel bestimmt wären, und wenn

dieſes Benehmen einerſeits an's Lächerliche gränzte, ſo empörte es anderſeits, weil es an die Unthätigkeit und üppige Ruhe erinnerte, der ſich dieſe Menſchen hingaben und auf welche ſie ſich noch dazu etwas einzubilden ſchienen. Alle Kaffeehäuſer waren ſtets ſo voll, daß man kaum die Thürſchwellen betreten konnte. Auf Straßen und freyen Plätzen hatten die Griechen künſtliche Fontainen in blechernen Baſſins errichtet, deren Waſſerſtrahlen auf kleine, mit Schellen behangene Rädchen fielen und eine klingelnde Muſik machten. Die Baſſins waren mit Blumenkränzen behangen und mit Citronen, Limonen, Orangen belegt. Aus den Baſſins, in welche das Waſſer ablief, ſchöpften dabeyſtehende Verkäufer Limonaden aller Art, an denen man ſich hier erquicken konnte. Es war, als würde hier ein ewiges Feſt gefeyert, als wäre die Freyheit Griechenlands von den herumſtolzirenden Müßiggängern errungen worden. Wenigſtens gaben die hieſigen denen in Anatoliko, rückſichtlich der Kraft und Ueberſchwenglichkeit ihrer Lügen nicht das Geringſte nach.

Die Zahl der müßig herumlaufenden Griechen mehrte ſich von Tag zu Tage, ſo daß Miſſolunghi ſie nicht alle faſſen konnte, und mehrere Kapitanerien außerhalb der Stadt kampiren mußten. Alle waren der Armee entlaufen und hatten das Regiment oder das Bataillon im Stich gelaſſen. So viele zurückkehrten, ſo viele neue Lügen wurden auch in Umlauf geſetzt, die endlich allen Glauben verloren, weil ſie einander gewöhnlich widerſprachen. Janny Kolokotroni, von dem und deſſen Truppen man ſo viel erwartet hatte, traf plötzlich ein, und ſchiffte nach Patras zu ſeinem Vater hinüber. Jatrakos, der freylich ſchon ſprichwörtlich Μεγαλορρήμονος (Großſprecher) genannt wurde, wollte mit ſeiner tapferen Schaar bedeutende Siege erfochten, die Philhellenen aber mit allem verſehen verlaſſen haben. „Aber, fragte ich ihn, warum haben Sie denn ihren Sieg nicht verfolgt, ſondern den Rückzug angetreten?“ „Mich treiben, entgegnete er, wichtige Geſchäfte nach Morea, bey welchen meine Gegenwart nöthiger iſt, als bey der Armee.“ In der That waren bedeutende Zwiſtigkeiten zwiſchen Odyſſeus, Kolokotroni und der Regierung ausgebrochen, die, wie ſehr man ſie zu verheimlichen ſuchte, am Ende doch öffentlich bekannt wurden. — Zur Zeit der Streitigkeiten zwiſchen Kolokotroni und der Regierung war es, daß Odyſſeus die Thermopylen öffnete, ſich nach Athen zurückzog und 40,000 Türken ungehindert vorüber ließ. Während dieſe gegen den Iſthmus und Korinth vordrangen, hatte Kolokotroni die Regierung aus Argos verjagt und ſich zum Diktator erklärt. Jetzt ſtellte er ſich den Türken beym Iſthmus entgegen. Er wird gleich beym erſten Angriff geſchlagen und zieht ſich zurück. Die Türken dringen nach Korinth vor, und beſetzen die von den Griechen weder mit Munition, noch mit Proviant verſehene, und darum im Stich gelaſſene Akropolis, ohne Widerſtand zu erfahren. Während dieß alles vorging, ſchloß Odyſſeus wieder die Thermopylen, indem er berechnet hatte, daß die Türken, ohne allen Proviant nicht lange in Morea hauſen, vielmehr ſich bald genöthigt ſehen würden, den Rückzug anzutreten. Der Erfolg hat gezeigt, daß er ſich in ſeiner Rechnung nicht getäuſcht hatte.

Plötzlich häuften ſich aber von allen Seiten Nachrichten von ſchrecklichen Niederlagen, ſo daß alles verloren zu ſeyn ſchien. Ein Suliotenprieſter erfüllte täglich die Straßen von Miſſolunghi mit Ach- und Weheruf über die üppige Unthätigkeit ſeiner Landsleute. Dieſe verſammelten ſich um ihn und hörten ihm zu. Wenn er dann von ſeinen Bußpredigten zu Ermahnungen fortſchritt, mit grellen Farben die Noth des Vaterlandes, die Gefahr für Freyheit und Religion ſchilderte, indem er mit Begeiſterung die Schatten der alten, griechiſchen Helden heraufbeſchwor, ſo fanden die Griechen ein großes Wohlgefallen daran, ließen ſich jedoch in ihrem trägen Lebenswandel nicht im Mindeſten ſtören. — Sie fielen endlich auch den Ephoren der Stadt zur Laſt und dieſe ließen, um ihnen den Aufenthalt in Miſſolunghi zu verleiden, alle Kaffeehäuſer, Weinkeller und Kramladen ſchließen. Umſonſt! die Tapferen brachen dieſe mit Gewalt auf und begingen Exceſſe über Exceſſe.

Um dieſe Zeit wurde Cyriakos Leiche nach Miſſolunghi gebracht, der am Acheron an der Spitze ſeiner tapfern Schaar gefallen war; kaum war ſie ausgeſchifft, ſo erhoben ſich die Klagen der Weiber auf allen Straßen; der Suliotenprieſter ſtürzt herbey, fordert in einer donnernden Rede das Volk zur Rache auf, und ruft drey Mal Weh über die Trägen.

Die Scene war wirklich ergreifend, auch machte ſie auf die Griechen Eindruck, und tiefe Stille lag auf der Verſammlung; allein bald wurde ihnen das Bewußtſeyn der Schuld läſtig, und ſie ſuchten es durch Toben, Schreyen und Lachen, in das ſie ausbrachen, zu überräuben. Hierauf erklärten ſie den widerwärtigen Bußprediger für wahnſinnig, riefen dieß öffentlich aus und befahlen ihm, er ſolle ſich entfernen. Er aber blieb ruhig ſtehen und ſagte: „Tödtet mich wenn Ihr wollt, zerfleiſcht mich, wenn Eure Blutgier danach verlangt, die Wahrheit wird dennoch beſtehen in alle Ewigkeit. Und wahrlich, bey dem Allmächtigen und Hohen, der da Richter iſt, Euer Loos iſt gefallen. Dieſes ganze Geſchlecht von Hellas wird und muß untergehen, und kein Schatten von Euch übrig bleiben. So habe ich in den heiligen Büchern geleſen, und in Eurem nichtswürdigen Thun!“ Er ſchwieg, und die Griechen brachen in lautes Gelächter aus. Eine alte Grie-

chin schlich sich durch die Menge hinzu, küßte das Kleid des Priesters, und führte ihn aus dem Getümmel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, im März.

Frau Birch-Pfeiffer, Mitglied des königlichen Hoftheaters zu München, ist von Riga, wo sie einundzwanzig Gastdarstellungen mit außerordentlichem Beyfall gab, hier angekommen und hat alle die großen Erwartungen gerechtfertigt, welche der Ruf ihres Talents erzeugt hatte. Sie darf gewiß für eine der ersten tragischen Schauspielerinnen gelten, und erscheint zu diesem Behufe eben so begünstigt von der Natur, als durch Studium dazu ausgebildet. Wir haben sie als Medea (in dem Trauerspiel gleiches Namens, von Grillparzer); als Gräfin Orsina, Maria Stuart, Sappho, Brunhilde, (im König Yngurd) Johanna von Orleans, Lady Milford, Donna Diana, und endlich in der dramatischen Aufgabe: Komm her! (von F. v. Elchholz) gesehen, und in allen diesen Leistungen ihr vielseitiges Talent auf das Höchste schätzen und bewundern gelernt. Es ist hier nicht der Platz von allen diesen Darstellungen einzeln zu reden, vielmehr müssen wir uns begnügen, im Allgemeinen das Urtheil auszusprechen, daß hier die höchste Kraft im Ausdruck, mit der herrlichsten geistigen Auffassung, mit Würde, Tiefe und Lebendigkeit, ohne Uebertreibung und Ziererey in hohem Grade vereinigt erscheint. Einen großen Triumph feyerte Frau Birch-Pfeiffer in der Wahnsinns-Scene als Brunhilde, wo es besonders schwierig seyn mag die Klippe der bis an's Lächerliche gränzenden Kraßheit des Charakters zu umschiffen. Sie malte den Zustand der unglücklichen Mutter mit wahrhaft herzzerreißenden Zügen, und besonders gelungen waren die Momente, wo sie glaubt den erschlagenen Sohn vor sich zu sehen, und dann das schlafende Kind auf ihren Armen zu wiegen, indem sie das Lied anstimmt. Alles dieß erschien durchaus wahr, ohne widerwärtig zu werden, und so brach dann auch, als sie an den Stufen des Thrones zusammenstürzte, ein Donnersturm des Beyfalls aus, wie hier noch selten gehört worden ist. Seit der Anwesenheit dieser Künstlerin ist das deutsche Theater fortwährend von der höchsten Gesellschaft besucht, welches sonst nicht in dem Maße der Fall zu seyn pflegt, so daß selbst Ihre Majestät die Kaiserin, zum ersten Male seit dem Regierungsantritt, dasselbe mit ihrer Gegenwart beehrt hat, bey welcher Gelegenheit auf Befehl der erhabenen Monarchin Frau Birch-Pfeiffer als Donna Diana erschien. Wenige Tage zuvor war sie vor der kaiserlichen Familie und einer Versammlung von mehr als 600 Personen im Winterpallast in Komm her mit dem glücklichsten Erfolg aufgetreten, indem sowohl ihr Spiel als die Dichtung sich des höchsten Beyfalls Ihrer Majestäten zu erfreuen hatten. Wenige Tage darauf empfing die Künstlerin ein Kabinetsschreiben, mit der Weisung: das beygefügte Geschenk, ein Brillant-Schloß, 3000—4000 Rubel an Werth, als einen Beweis des Allerhöchsten Wohlwollens und der Anerkennung ihres seltenen Talents von der Kaiserin zu empfangen.

Auch auf dem deutschen Theater wurde darauf: Komm her mit Beyfall gegeben, und soll freylich nach den Fasten, wo Frau Birch-Pfeiffer einen neuen Rollen-Cyclus beginnt, wiederholt werden. Alles was sich hier für deutsche Kunst und Poesie nur irgend interessirt, und die Zahl solcher Personen ist nicht gering, fühlt sich durch die Erscheinung dieser talentvollen Frau um so mehr erfreut, als dadurch nicht ohne Grund die Hoffnung gesteigert wird, daß endlich in unserer Hauptstadt sowohl als in den übrigen Theilen dieses großen Landes auch deutsche Kultur mehr und mehr Wurzel schlagen, und nicht blos, wie bisher, als kaum geduldete Stiefschwester der französischen, im Dunkel der Privathäuser verborgen bleiben werde, während diese in den Palästen ihren Sitz hat.

Berlin, Ende März.

(Fortsetzung.)

Durch diese Wendung wird der poetische Stoff der Kleistischen Erzählung plötzlich in die ganze Prosa des Kampfes von Gutem und Bösem hinübergespielt, und gewinnt erst im letzten Akte einigermaßen sein so schmählich verloren gegangenes Recht wieder. Dieser eine Grundfehler verderbt das ganze Stück. Denn erstlich besteht dadurch eines der Hauptinteressen in der sowohl für den Zuschauer als auch für den eigentlichen Inhalt vollkommen gleichgültigen Ausmittlung, wer es eigentlich der Mörder jener Sidaw sey, und zweytens geht die ganze That des Kohlhaas nur aus dem Irrthum hervor, daß der Roßhändler ganz ungegründeter Weise den Churfürsten statt des Astrologen für diesen Mörder hält, und deßhalb glaubt, ein solcher Fürst werde ihm nicht zu seinem Rechte verhelfen. Bey Kleist hingegen wird Kohlhaas in der That und nicht nur durch grundlose Einbildungen verhindert, in Brandenburg und Sachsen sein Recht zu erlangen. Und als Kohlhaas nun wirklich an der Todtenbahre seines Weibes zum Schwerdte greift, sich selber sein Recht zu erstreiten, gewährt er sich bey Herrn von Maltitz wie Carl Moor, er wüthet gegen die ganze Menschheit, und die schöne, bey Kleist so fest und bestimmt abgeschlossene Gestalt des Roßkamms, der still und kräftig sein ehrliches Gewerbe trieb, und sich mit Gewalt, da es nicht anders gehen will, dasjenige erkämpft, was er für göttliches und menschliches Recht hält, verflüchtigt in die allgemeine unbestimmte Vorstellung von Widerstand bey allzugroßer Unterdrückung, und löst sich in Sentenzen und Reflexionen auf. Denn ein zweyter Grundfehler des Verfassers besteht darin, daß er eigentlich nur die allgemeinen Reflexionen, die sich jeder leicht aus der lebendigen Kleistischen Erzählung abstrahiren kann, dramatisirt hat, so daß nun alle Personen, was sie bey Kleist unmittelbar und immer auf ganz bestimmte Weise vollführen, jetzt vorher immer erst in Form von Sentenzen nackt und kalt aussprechen. Bey Kleist sind diese Sentenzen die innern, unsichtbar das Ganze bewegenden Mächte, die sich in den Begebenheiten und Personen mit Fleisch und Blut umgeben, und zu lebendigen Gestalten, zu handelnden Menschen in bestimmter Lokalität, in der Farbe einer bestimmten Zeit werden, bey Herrn von Maltitz dagegen muß Kohlhaas immer und immer sagen: es sey ihm nicht um die Rappen, sondern um sein Recht zu thun, denn sein Recht müsse dem Menschen werden, gegen Unterdrückung sey Widerstand die einzige Hülfe u. s. f. So beschränkt sich denn auch die ganze Uebersetzung der Erzählung in die dramatische Form darauf, daß uns einzelne äußere Begebnisse entweder unmittelbar vor Augen gestellt oder erzählt werden, während wir die Gemüthsbewegungen fortdauernd in Monologen erfahren; Kohlhaas hält deren gewiß sechs oder sieben, und Dolzing ihrer nicht weniger. Wie bedauerten wir doch den Darsteller des Roßhändlers (Herrn Rebenstein) in den ersten vier Akten, daß er nie einen allgemeinen Ton für seine Rolle finden konnte, da sie von Karl Moor zum Tell, von Tell zum Karl Moor, von Karl Moor zum Kleistischen Kohlhaas in stetem Wechsel herüber- und hinüberschweift.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage; Literaturblatt Nr. 33.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 99.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. April 1827.

Die Schlacht geht frisch, die Schwerdter stehn im Saft.
Es kämpft sich rasch, wo Mund die Feldmusik,
Verzweiflung das Panier ist. Dorthin schaut!

L. Uhland.

Bruchstücke aus einer Geschichte des Philhellenen-Bataillons.

(Fortsetzung.)

3. Die Schlacht bey Peta.

In der Nacht vom 15ten zum 16ten Juli trat der Vollmond ein und in seinem Zauberlicht, das er über die ganze Gegend ausgegossen, schimmerten die wohlbekannten Gegenstände der Ebene still und feyerlich zu uns herauf. Noch ruhten fast alle Philhellenen in tiefem, süßem Schlummer, und sogen aus ihm Stärkung für das große Tagewerk, das ihnen bevorstand, da öffneten sich die Thore von Arta und hervorquollen die gedrängten Schaaren der weißschimmernden Albanesen. General Normann wachte und weckte nun die andern, ermahnte sie festzuhalten an der selbstgewählten Loosung, rühmlichen Sieg oder Tod zu erkämpfen. Dann bestieg er sein Roß und hielt den Umritt zu allen Posten. — Die Feinde zogen sich längs den vor uns liegenden Hügeln nach der Straße von Komboti und erfüllten diese mit großen Abtheilungen. Andere lenkten ihren Marsch an den Ufern der Arta gegen Plaka hin. Um zwey Uhr, als der Tag zu dämmern begann, waren fast alle Hügel und Ebenen vor uns schon mit Feinden bedeckt. Endlich kam die Sonne, und in ihrem glühenden Strahl funkelten die Waffen der Unsern und der Feinde. Alles war still rings umher, aber desto lauter schlug jedem das Herz in der Brust.

Nach und nach entwickelten sich die Massen der Feinde zu der Gestalt eines Halbmondes, der die gewaltigen, weitgreifenden Arme um den Hügel von Peta zu schlagen begann, indem er langsam und sicher dem Dorfe nahte. Gegen vier Uhr kam das feindliche Fußvolk bis auf sechshundert Schritte an die Vorposten der Philhellenen heran und schoß unter großem Allahgeschrey seine Gewehre gegen den Fuß des Berges ab; da aber die kurzen Büchsen der Philhellenen nur in der Nähe die gehörige Wirkung thun konnten, so blieb der erste Gruß des Feindes unerwidert. Dieser stellte daher verwundert auf einige Augenblicke sein Allahrufen ein; dann aber, vermuthlich in der Meynung, daß der untere Berg nicht besetzt sey, weil unsere Felsenschanzen sich freylich auf dem sonst felsigen Abhang nicht unterscheiden ließen, drang er mit verstärktem, gräßlichem Geschrey weiter vor. Sichtbar bewegten sich die größeren Streitmassen gerade der Gegend zu, wo die Philhellenen standen. So kamen die Türken bis auf hundert Schritte herbey, aber in dem Augenblicke, da sie den Fuß des Berges betreten wollten, empfing sie aus allen Schanzen ein mörderisches Feuer, das in einem Nu Hunderte zu Boden streckte und eine große Verwirrung in ihren Reihen anrichtete. Die Angreifenden zogen Verstärkungen an sich, so daß der zweyte, wüthende Anfall auf unsere Schanzen mit zwey- bis dreytausend Mann geschah. Tod und Verderben verbreiteten die Philhellenen mit geringem Verlust unter den dichtgedrängten Türkenhaufen, die jede Handbreit mit vielem Blute und unzähligen Tod-

ten erkaufen mußten. Jezt wälzte ſich die ganze Macht des feindlichen Fußvolks gegen unſern ſteil anſteigenden Felſen, der aber fortwährend mit Kaltblütigkeit von den Philhellenen vertheidigt wurde. Schon war der ganze Fuß des Berges mit todten Türken bedeckt und noch hatten ſie nicht den geringſten Vortheil errungen. Da unternahmen ſie einen Angriff auf die Seite des Berges, woſelbſt Chauvaſſaigne, ein zwanzigjähriger Jüngling, der früher Lieutenant unter der franzöſiſchen Garde geweſen war, mit ſeiner Diviſion eine einzelne Felſenſpitze beſezt hielt. Es war der einzige Punkt, der auf dieſer Seite vertheidigt wurde.

Der Fahnenträger der Feinde ſprang, wie gewöhnlich ſo auch dieſes Mal, mehr denn hundert Schritte voran, um die Fahne als zu behauptendes Heiligthum in den Boden zu ſtecken. In dem Moment aber, da dieß geſchieht, ſtreckt ihn eine Kugel aus der Schanze nieder, ſpringt Chauvaſſaigne tollkühn von ſeiner Felſenſpitze herab, ergreift den Halbmond und iſt mit ſeiner Ehrenbeute ſchon wieder zu ſeinem Poſten hinangeklettert, ehe noch die nachdringenden Feinde über den unerhört verwegenen Raub zur Beſinnung gekommen ſind. Die ganze Maſſe hatte vor Erſtaunen wie gefeſſelt plözlich Halt gemacht. Endlich ertönt einem wüthenden Geheul mehr, als menſchlichem Geſchrey gleich, der Allahruf der Menge, die nun im raſenden Anlauf gegen den Felſen heranſtürzt. Der erſte Angriff wird zurückgeſchlagen. Der zweyte erfolgt mit verdoppelter Wuth. Die Philhellenen weichen keinen Schritt. Zwey Mal erklimmen die Feinde den Felſen, zwey Mal tapferer ſtürzen ſie die Unſern mit ihren Bajonetten hinunter. Aber aus jedem getödteten Türken ſcheinen ſich zehn neue zu erheben. Noch ſteht Chauvaſſaigne, ſchon verwundet, in der einen Hand die eroberte Fahne, und vertheidigt ſich mit der rechten Fauſt, die den Säbel hält, wie ein Verzweifelter. Denn ſchon iſt mancher ſeiner tapfern Gefährten geſunken. Aber er wird umgangen und ein Haufe Türken will ihm die Fahne entreißen; er ſchlägt mit dieſer ſelbſt wüthend um ſich, bis ein Meſſerſchnitt ihm die Sehnen des Arms zerſchneidet und gleichzeitig ein Säbelhieb den Kopf trifft. Er ſtürzt, aber vorwärts, und begräbt im Fall den eroberten Halbmond mit ſeinem verſtümmelten Leichnam.

(Die Fortſetzung folgt.)

Entdeckung eines Edikts des Kaiſers Diokletian vom Jahr 303, über Preiſe der Lebensmittel.

Die Geſchichte des Alterthums iſt für uns faſt allein Kriegsgeſchichte; über den bürgerlichen Zuſtand der alten Völker, beſonders der Römer, ihren Gewerbfleiß, ihren Handel ſchöpfen wir aus den Denkmalen, die den Sturm der Zeiten überlebt haben, nur höchſt mangelhafte Kenntniſſe, und die unermüdlichen Forſchungen der Gelehrten und der Zufall, der hier und da unter tauſendjährigem Schutt Trümmer einer untergegangenen Welt finden läßt, reichten nicht hin eine Lücke auszufüllen, die um ſo empfindlicher iſt, da bey dem gegenwärtigen Geiſte der Zeit jene Kenntniſſe für Staatswirthſchaft und Politik ſo nüzlich wären. Vor Kurzem iſt eine Entdeckung gemacht worden, die, wenn ſie auch nicht verſpricht zu Ausfüllung jener Lücke viel beyzutragen, doch in jeder Hinſicht ſehr merkwürdig iſt. Es iſt dieß ein Edikt Diokletians vom Jahr 303 unſerer Zeitrechnung, durch welches der höchſte Preis der Lebensmittel und der Arbeit im römiſchen Reiche feſtgeſezt wird. Den erſten Theil dieſes koſtbaren archäologiſchen Denkmals entdeckte William Bankes auf einer Steintafel in Stratonice, dem heutigen Eskihiſſar in Klein-Aſien, der zweyte Theil, der einem aus der Levante kommenden Reiſenden gehört hatte, wurde ſpäter auch von Rom nach London gebracht.

Der Hauptwerth dieſes Fundes beſteht darin, daß bisher kein anderes Denkmal eine ſolche Reihe ſtatiſtiſcher Angaben über das bürgerliche Leben und den Haushalt der Römer enthielt, als dieſer Stein. In wie weit er uns über den Geldwerth im römiſchen Reiche, den Arbeitslohn, die Menge oder Seltenheit der Nahrungsmittel, den Viehſtand, den Gartenbau, den verhältnißmäßigen Werth der Produkte des Ackerbau's zu denen des Gewerbfleißes Aufſchluß geben kann, darüber möchten die Meynungen der Gelehrten ſehr verſchieden ſeyn. Auf jeden Fall liefert er einen Beytrag zu Auflöſung der Frage, ob die Feſtſtellung der Preiſe der Lebensmittel unter den Imperatoren durchgängiger oder bloß willkührlicher Gebrauch war; denn trotz der vielen Beyſpiele von dergleichen Taxen, die wir beſizen, iſt man noch nicht ganz einig darüber, da namentlich Sueton und Tacitus ſich in dieſer Hinſicht zuweilen widerſprechen. Jene Beyſpiele ſind häufig klar genug, um zu beweiſen, wie falſche Begriffe die aufgeklärteſten Cäſarn von Eigenthumsrecht, Handelsfreyheit und Landwirthſchaft hatten.

Das aufgefundene Edikt Diokletians beſteht aus mehr als achtzig Artikeln; es unterſcheidet ſich ſtreng von dem, das er, nach Aurelius Victor, im Jahr 302, alſo ein Jahr früher, erließ, in welchem die Kornpreiſe für die morgenländiſchen Provinzen feſtgeſezt wurden, denn das neuentdeckte enthält keine Beſtimmung über Getreide. Für alle darin aufgeführten Gegenſtände iſt ein Maximum feſtgeſezt, das den Preis zur Zeit der Hungersnoth vorſtellt; die Münze iſt der römiſche Denarius, das Maß für Flüſſigkeiten der Sextarius, das Gewicht das römiſche Pfund. Vor Auguſt's Zeiten

galt der Denar 24½ Kreuzer (18 Sous), sein Werth sank aber nach und nach, und unter Diokletian galt er bloß noch 12 Kreuzer (9 Sous). Das römische Pfund war gleich 12 Unzen oder 24 Loth, und der Sextarius kam dem vierten Theil eines Maßes, dem Schoppen oder dem französischen halben Litre nahe.

Moreau de Jonnès las im Pariser Institut eine Abhandlung über diesen Fund; er gibt die Tafel des Edikts mit dem römischen höchsten Preis der Artikel, und dem mittlern Preis in neuerer Münze. Als diesen mittlern Preis, den zu jener Zeit die Lebensmittel gehabt haben sollen, nimmt er die Hälfte des auf dem Stein angegebenen Maximum an, und stützt sich bey dieser Bestimmung auf die allgemeine Annahme, daß die Hungersnoth beginnt, wenn der Preis der Lebensmittel auf das Doppelte vom Preise in gewöhnlichen Zeiten steigt; so wollte, als im Jahr 1793 die Preise sich verdoppelt hatten, der Konvent, gleich Diokletian, sie auf dieser Höhe feststellen und verhindern, daß sie nicht überschritten würden. Sollten auch diese Gründe nicht überzeugend seyn, sollte namentlich manchem auch dieser mittlere Preis noch übermäßig erscheinen, und derselbe mit den Angaben verschiedener Schriftsteller und anderer geschichtlicher Denkmale im Widerspruch stehen, so bleibt doch, da nicht bloß der Preis der Lebensmittel, sondern auch der Arbeitslohn angegeben ist, das Verhältniß zwischen beyden dasselbe, ob man den Geldwerth erhöht oder erniedrigt; und da der Arbeitslohn der genaueste, sicherste Ausdruck des innern Werths der Produkte ist, so lernen wir diesen durch Vergleichung mit jenem kennen. Nach diesen Angaben hätten Lohn und Unterhalt zehn bis zwanzig Mal mehr gekostet, als jezt, und vergleicht man den Werth der Lebensmittel mit dem Arbeitslohn, so erscheint die Theurung der Lebensbedürfnisse noch übermäßiger. Wenn der Ueberfluß an edlen Metallen auf diese hohen Preise wirkte, so trug gewiß der Mangel an Gewerbfleiß und Produktivität auch viel dazu bey; und wenn auch diese Angaben der Kritik und Vergleichung mit andern Monumenten noch sehr bedürfen, so setzen sie doch in's grellste Licht die Wahrheit: daß zwey Drittheile dieses Herrschervolkes von Fisch, Käse und schlechtem Getränke lebten, während Vitellius in Einem Jahre für seine Tafel drey-und-vierzig Millionen Thaler brauchte.

1) Arbeitslohn.	Maxim. in röm. Münze.	Mittel-Preis in neuer Münze.	
	Denare.	fl.	kr.
Dem Ackermann für den Tag	25	2	36
— für Arbeiten im Hause	50	5	12
Dem Maurer	50	5	12
Dem Mörsermacher	50	5	12
Dem Marmor- und Mosaikarbeiter	60	6	18
Dem Schneider für ein Kleid	50	5	12
— blos für's Nähen	6		36
Für Patricierschuhe (calcei)	150	16	56
— Bauernschuhe (caligae)	120	13	48
— Soldatenschuhe	100	11	36
— Senatorenschuhe	100	11	36
— Frauenschuhe	60	6	14
— Sandalen für Soldaten (campagi)	75	7	50
Dem Barbier für den Mann	2		12½
Dem Thierarzt (mulomedicus) um die Thiere zu scheeren und die Hufe zu beschneiden	6		36½
— um sie zu striegeln und den Kopf zu reinigen	20	2	6
Für einen Monat Unterricht in der Baukunst	100	10	22
Dem Anwald für eine Bittschrift an die Gerichte	250	25	36
Für die Verhandlung vor Gericht.	1000	103	30

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Jean Pauls Selina.

(Fortsetzung.)

Das Herz steht einsam auf der Erde, bis es endlich in der Sarahwüste unter ihr nicht mehr einsam ist, sondern selber nichts. Es kann nicht einmal betrauern und beweinen, denn der Schatten dazu, der einen Augenblick warm und gefärbt da stand, ist nicht kühl und dunkel geworden, sondern unsichtbar in der weiten unsichtbaren Nacht; auch das Bischen Warm und Roth, was du dein liebendes Herz nennst, wird vielleicht im Augenblick, wo es noch beweint, auch zur unsichtbaren unfühlbaren Nacht, nicht ein Theil von ihr (denn sie hat keinen), sondern eine Nacht selber.

Weinender, nimm dem Beweinten keine Locke und kein Denkmal ab, und richt' ihm keines auf; es wäre das Denkmal von einem Nichts und jede Reliquie wäre lebendiger als der Vergangne, der nicht einmal selber eine mehr seyn kann. Lieben fordert Leben; aber die Geisterſterblichkeit vernichtet mit dem fortgesezten Leben sogar ein anfangendes, und kein Herz bleibt der Liebe lebendig, überall geht durch die Welt und das All nur hölzerne Instrumentalbegleitung, keine lebendige Singmusik, und alles Leben und Herz ist Schein und Maschine, und sargt sich schon über der Erde stehend ein.

Aber was ist denn die Erde, das leblose All? Eine schimmernde Antiparos-Höhle, gefüllt mit allen Wiederscheinen des Lebens, auf dem Boden der Höhle stehen Wäldchen mit hohen Stämmen von durchsichtigem Krystall, und der Pfad schlängelt sich durch krystallenes Gesträuch, und von oben hangen herrliche Frucht- und Blumenschnüre starr und kalt herab, und jeder Hügel der Höhle ist von Krystall begraset. Das Krystallisationwasser,

welches das Gebilde zusammenhält, ist die Thräne eines Augenblicks; ist diese versiegt, so ist das Gebilde zerfallen.

O tretet schnell aus der Höhle der schimmernden Erstarrung, und blicket nieder über die unendliche Breite der grünen Welt hinüber und athmet frischer!

Wie die Leere eines Unglaubens nicht schmerzlich genug empfunden wird, so wird auch die Fülle des Glaubens daran nicht recht genossen; und wenn dort der eine Mensch nicht zum offnen Abgrund und Grabe niederschaut, so blickt der andre nicht tief genug in den offnen Himmel hinein; die alltägliche Ebene der Erde, die Mitte des Lebens, erhält die Blicke im Schwanken. Es ist als hätten die Menschen gar nicht den Muth, sich recht lebhaft als unsterblich zu denken; sonst genössen sie einen andern Himmel auf Erden als sie haben, nämlich den ächten, die Umarmung von lauter Geliebten, die ewig an ihrem Herzen bleiben und wachsen, die leichtere Entsagung der Erdenwunden, die sich wie an Göttern ohne zu tödten schließen, das frohere Anschauen des Alters und des Todes, als des Abendrothes und des Mondscheins des nächsten Morgenlichts. Die Gottheit bleibt durch die Ewigkeiten hindurch vor dir stehen, denn dein Auge verweset nicht, das blitzende Sternenzelt ist nicht mehr ein gesticktes Bahrtuch über deinem Geiste, denn er wird nicht begraben, sondern er durchzieht ewig das unermeßliche Sternenlager, die Wissenschaften vermehren sich ihm wie die Sonnen, je weiter er in ihren Himmel dringt. Und alle Mühseligkeiten des Lebens sind die unter dem Ersteigen eines Aetna, um dessen Krater Meere und Italien liegen. Und der Alte, von den widerkäuten Neuigkeiten der Erde übersättigte Mensch geht und stirbt neuen Wundern entgegen. Alles Gute und Kostbare, was ich in fremde Seelen pflanze, findet seinen späten reifenden Himmelstrich, und auch meine findet den ihrigen.

Zwar ein matter lauer Nachschein aller dieser Wirkungen des Unsterblichkeit-Glaubens wird gewöhnlich gefühlt und zugestanden; aber wie verschwindet er gegen das Feuer der lebendigen Anschauung der Fortdauer! Was dieses himmlische Feuer bald erstickt, mag ich gar nicht näher betrachten, da es vorzüglich zwey Erbärmlichkeiten des Lebens thun, wovon die erste ist, daß der begrabne Körper die Phantasie so sehr hinabzieht und drückt, daß sie den Geist gar nicht lebendig aus dem Sarge bringen kann, sondern unten eingesperrt läßt. Die zweyte Erbärmlichkeit ist die hergeerbte tausendjährige Enge der theologischen An- und Aussichten, durch welche das Bestimmte und Lebendige unsrer Sehnsucht sich in Unbestimmtes und doch Einengendes jüdisch-christlicher Lehre verwandelt. Der philosophischen Systeme gedenk' ich nicht einmal, vor deren Athem schon das jetzige sichtbare Leben einschrumpft, geschweige das künftige unsichtbare.

Selig ist, wer, wie ich jetzo, nicht wie ich sonst, als sich noch die Ferne der Geisterwelt in umgekehrter Täuschung der Luftspiegelung erblickte, und das lebendige erquickende Wasserreich für Wüstensand ansah, sich seine Welt ganz mit der zweyten organisch verbunden und durchdrungen hat: „die Wüste des Lebens zeigt ihm über den heißen Sandkörnern des Tags die kühlenden Sterne größer und blitzender jede Nacht."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende März.

(Fortsetzung.)

Im Vergleich mit dieser unerträglichen Mittelmäßigkeit der ersten vier Akte erhebt sich der letzte zu einer bewundernswerthen Höhe, und so würde sich dieß Stück auf keine Weise nur irgend zu halten vermögen, wenn man nicht sagen müßte: Ende gut, alles gut. Denn hier folgt Herr von Maltitz wieder der Kleistischen Erzählung: Kohlhaas fühlt sein begangenes Unrecht, und ihm scheint nichts erwünschter als der Tod durch Henkershand. Doch eben weil der Roßhändler hier wieder in die Kleistische Farbe gekleidet ist, nimmt er sich sonderbar gegen seine bisherige Maltitzische Tracht aus, und stimmt mit seiner früheren Gestalt nur wieder durch die leer hingestellten Reflexionen zusammen, in welchen er sein jetziges Bewußtseyn ausspricht. Dieß Bewußtseyn besteht in dem Satze: weil ich Blut vergossen habe, ist es menschliches und göttliches Recht, daß mein Blut wieder vergossen werde. Diesen Satz sagt Kohlhaas zu sich selber, und setzt ihn, um ihn dem Zuschauer ja recht klar zu machen, in einem viertelstündigen Großmuthsstreit auch noch dem Churfürsten entgegen, der ihm Gnade ertheilen will. Den lächerlichsten Eindruck macht die Liebhaberey des Churfürsten zur Alchymie, und daß er am Ende jeder Scene in's Laboratorium geht. Wenn dergleichen Partikularitäten nicht der bestimmte und klare Ausdruck des Charakters sind, wie z. B. die Liebe zur Astrologie bey Wallenstein vor seinem Abfall, so sind sie nichts als Zeugen der Ungeschicklichkeit des Autors. Der am besten gezeichnete Charakter ist noch der Markgraf, Joachims jüngerer Bruder, der als wackerer Sprößling der Hohenzollern, Recht und Gerechtigkeit mit Kraft und Umsicht, mit treuem und festem Gemüth überall durchzusetzen sucht, während seines Bruders Schwachheit nur das Ungehörige vollbringt. Dieser Markgraf verschafft dem Roßhändler auch sein Recht gegen den Junker, und ward von Herr Beschort in seiner gewohnten Weise zu allgemeinem Beyfall dargestellt. Daß Herr Rebenstein in den ersten Akten nicht weiß wie er sich eigentlich benehmen, wie sprechen und sich bewegen solle, liegt an der Rolle, die in ihrer Zerstückelung und Charakterlosigkeit ein großes schöpferisches Schauspielertalent erforderte, um alle Schwächen des Dichters auszulöschen. Dagegen wußte Herr Rebenstein den letzten Akt aufs beste durchzuführen, und sich und dem Dichter lauten Beyfall zu erwerben. Das Publikum befand sich während der ersten Darstellung in großer Spannung, doch der Eifer erkältete sich im zweyten und dritten Aufzuge auf einen solchen Grad, daß nur der fünfte auf den Einfall bringen konnte den Dichter und Herrn Rebenstein vorzurufen. Bey der zweyten Aufführung war das Haus bedeutend leerer, und so ist dem Roßhändler ein glänzender Erfolg auf keine Weise zu versprechen.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 100.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 26. April 1827.

Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den Zaum.

Schiller.

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Abgesehen hier von aller Kunst, ist es eine Industrie-Anstalt, deren preiswürdige Waare so viele Abnehmer findet, daß sie immer mehrere und immer bessere wieder verfertigen kann — im Falle nämlich, daß sie frey ist, daß sie nicht in ihrem Thun und Treiben (wie in Berlin) durch eine andere mit ihr verbundene Anstalt gehemmt wird, und noch überdieß einen Theil der Kosten dieser Anstalt tragen muß; einen Theil, sage ich, denn bey weitem den größeren trägt ja doch der Staat. Nun so übernehme er auch das Ganze der Kosten, und trenne beyde, mehr als man glaubt, heterogene Kunstanstalten von einander! Beyde werden dadurch gewinnen; die eine wird seyn ein Hoftheater im schönen, glänzenden und ehrenvollen Sinne des Worts, die andere ein Nationaltheater, ein aus der Gesammtbildung emporsprießendes Kunstgewächs. Welcher unendliche Vortheil für die Kunst aus dieser Trennung hervorgeht, liegt offenbar am Tage, denn die augenscheinliche Vorzüglichkeit der französischen vor der deutschen Bühne (ich spreche hier nicht von den einzelnen Künstlern) und die Sicherheit im Urtheile des pariser Publikums geht eben nur aus der strengen und langjährigen Trennung der dramatischen Kunstgattungen hervor, so wie die Untereinanderwürfelung derselben der Quell aller Konfusion ist, die in Berlin, gerade weil dort die Masse geistreich-beweglich ist, den höchsten Grad erreicht hat. Wenn ich hier für manche Leser des Morgenblatts zu ausführlich geworden bin, so dürfen sie doch nicht glauben, daß ich mich von meinem Thema entfernt habe. Denn welche Notizen ich auch von Paris geben möchte, so ist es mir doch weniger um Erzählung von Neuigkeiten zu thun, als um beyde Länder möglichst beziehungsreich gegeneinander zu stellen, und so vielleicht einen Saamen der Nützlichkeit auszustreuen. — Die Nuance, durch die sich das théâtre de Madame von den andern kleinen Bühnen unterscheidet, ist leichter zu fühlen, als durch Worte zu beschreiben. Gern würde ich sagen, es verhält sich zu den Bühnen seiner Gattung, wie das Lustspiel des théâtre français zu denen aller andern Theater, wenn dieß nicht mehr und auch wieder weniger ausdrückte, als es soll; eben so wenig kann ich sagen, daß es sich vorzugsweise für die feinere Gesellschaft eignet, obgleich es Thatsache ist, daß diese es gerne besucht. Ich kann mich nur dadurch für Deutsche, die Paris nicht gesehen haben, verständlich machen, wenn ich sie bemerken lasse, daß Scribe der ganz eigentliche Dichter dieses Theaters ist, man kann sagen der einzige, denn erstlich ist das Beste, was dort gegeben wird ganz, das Meiste zum Theil von ihm, und das Wenige, was von Andern herrührt, gelingt selten. Das Zutrauen, welches das Publikum dieses Theaters zu ihm hat, ist so hingebend, daß schon sein Autorname dem neuen Stücke zur Schutzwaffe dient. Auch ist es nicht zu läugnen, daß dieses Zutrauen sein wohlerworbenes Eigenthum ist. Er

ist ein Kotzebue, aber ein französischer. Dieß bringt ihm den Vortheil, daß er nicht abgedroschen seyn darf und daß er, auf seine Gattung sich beschränkend, nicht sich einbilden kann, ein Tragiker und sonst noch allerhand zu seyn, z. B. ein guter Verskünstler, was Kotzebue von sich glaubte, und was dem Vaudeville- und Operndichter Scribe auch nicht im Traume einfällt. Ich halte Scribe, obgleich ich mich vielfach gegen die wörtlichen und unverstandenen Uebersetzungen seiner Lokalstücke erklärt habe, für das fruchtbarste und lebendigste Talent, welches die dramatische Dichtkunst der Franzosen jezt besizt. Die Franzosen aber halten ihn nicht dafür und auch er selbst schlägt sich bey weitem nicht so hoch an; er stellt seinen Freund, den Tragiker Delavigne, himmelweit über sich. Dieß Gefühl seines Unwerths entstehet ihm aber auf sehr natürliche Weise gerade durch das Bewußtseyn seines höheren Talents. Er ist nämlich, bey den meisten seiner Arbeiten (die früheren ausgenommen) überzeugt, daß die Ausführung mangelhaft, eben nur hingeworfen, skizzirt ist; er weiß es dabey ganz evident, daß er es hätte besser machen können; bey seinem eminenten Talente weiß er meist auch auf welche Weise es zu vervollkommnen wär. Warum that, warum thut er es denn nicht? Weil er, verleitet von dem großen Erfolg und von dem fürstlichen Ertrage seiner Stücke, nicht rasch, nicht Vieles genug arbeiten kann. Segen und Fluch liegen hier nahe bey einander. Sobald ein Dichter reich bezahlt wird, hat er seine literarische Unschuld verloren. — Perlet und Bernard Léon habe ich schon als die ersten Schauspieler dieser Bühne genannt; Legrand und der junge Paul würden jede Bühne zieren, und wollte ich alle braven Künstler dieses Theaters nennen, so dürfte ich noch manchen Namen hinzufügen, besonders aber keine der Damen auslassen; ich will also nur Jenny Vertpré als eine der beliebtesten, Dejazet als die, welche mir am originalsten scheint, und Léontine Fay nennen, weil sie sich schon als Kind einen Ruf erworben hatte, und jezt, in größeren Rollen auftretend, große Hoffnungen erregt.

Das théâtre des variétés hat, obgleich ein rundes Zusammenspielen die eminenteste Eigenschaft eines jeden französischen Personals ist, dieselbe doch nicht in jener hohen Vollendung wie die obenwähnte Bühne. Dabey muß ich aber bemerken und versichern, daß man, um diese Abstufung des mehr und weniger Ineinandergreifens zu bemerken, einer eigenen Uebung des Schauens bedarf. Derselben Uebung bedarf es, um das Repertorium beyder Bühnen zu unterscheiden, indem die meisten ihrer Stücke wirklich auf beyden könnten dargestellt werden, und bey jenen, die nur das théâtre des variétés geben kann, nur eine kleine Nüance derberer Kritik der Unterscheidungsgrund ist. Auch glaube ich bemerkt zu haben, daß die Frauen dieser Bühne, wenn gleich einige derselben sehr brav sind, doch im Allgemeinen, weder die Feinheit und Grazie, noch die vis comica derer vom théâtre de Madame erreichen. Dagegen besizt diese Bühne einen der vorzüglichsten, ja, da ich Perlet nicht gesehen habe, muß ich sagen, den vorzüglichsten der jezt lebenden französischen Komiker, nämlich den auch häufig in Deutschland genannten Potier. Auch er besizt, gleich der Mars, jene wahrhaft künstlerische Kraft, ohne welche, selbst mit dem größten Talente, nur Ephemeres, nur für den Augenblick Gefallendes hervorgebracht wird. Ich meyne jene Kraft, die alles Gewaltsame verschmäht, alles Hergeholte abweist, keines Kunstgriffes bedarf und mit den einfachsten Mitteln, ohne alle Anstrengung, die größten Wirkungen hervorzaubert. Durch eine einzige leise Accentuirung, durch eine einzige Bewegung, seltener durch den Ausdruck des Gesichts (denn er hütet sich mit dem Mienenspiel zu spielen) bewirkt Potier diesen Zauber, der die Zuschauer sogleich entzündet. Eben so ist seine Maske nie komödiantisch, sondern immer künstlerisch, d. h. bey aller Treue der Natur, hat sie nie die widerwärtige Täuschung der Wachsfigur. Es ist gewiß, und Deutsche haben es schon ausgesprochen, daß sein Spiel Aehnlichkeit mit dem Iffands hat. Mir scheint aber, als ob diese Bemerkung doch folgender Berichtigung bedürfe. In ihren Meister-Rollen und in den am wenigst guten haben beyde Künstler große Aehnlichkeit. Potier ist nicht größer und vollendeter in seinem ci-devant jeune-homme, im Beneficier und im Chiffonnier, als Iffland es im Don Ranudo, im Amerikaner und im armen Poeten war. Eben so haben Beyde, da wo nichts Neues zu schaffen war, oder wo sie es nicht konnten, eine gewisse stehende, ökonomische Manier, die bey Iffland sogar nicht selten zur peinlichen Verlegenheit wurde, aus welcher er sich dann dadurch zu retten suchte, daß er zu dem entgegengesezten Extrem überspraug und Knall und Fall einen Anlauf zur Uebertreibung nahm. Potier thut in solchem Falle lieber nichts, als daß er eben unser bekannter Potier bleibt. Ueberdieß kommt er seltener in diesen Fall, als der berühmte deutsche Meister und er hat mehr gute Leistungen als dieser aufzuweisen, wenn auch beyde gewiß gleich viel vortreffliche haben. Zu diesen gehört, was vielleicht in Deutschland von dem komischen französischen Meister weniger bekannt ist, eine Gattung biederer, fröhlicher und weicher Charaktere, wo er, vielleicht noch ungesuchter als Iffland, bis zu Thränen rührt, und gleich darauf mit noch feuchtem Auge zum Lächeln zwingt. Ifflands Naturgaben waren nicht die glänzendsten, die Potiers sind fast noch mehr beschränkt. Seine Stimme ist beynahe brustkrank; doch versteht man jede Sylbe, selbst im Liede. Er ist mager wie ein Skelet; das mögen die Schauspieler seyn, weil sie sich Gesicht und Körper ausstopfen

können, er thut es nie, es müßte denn eine Rolle seyn, wo es so nothwendig als in der Falstaffs wäre. Nächst ihm wird bey dieser Bühne Lepeintre am meisten und mit Recht geschätzt; ein äußerst vortrefflicher jovialer Komiker. Immer ein Anderer in jeder Rolle, die er spielt, hat er durchaus nichts so Stehendes in seinem Spiel als Potier, und doch steht dieser auf einer höhern Stufe der Kunst. Von Brunet, dem Sechziger, der noch fortwährend spielt, will man nicht mehr sprechen, man sieht ihn als einen ehrenwerthen, aber invaliden Veteranen an. Ich aber muß gestehen, daß ich mich noch immer, wie vor zwanzig Jahren, an ihm ergötze, daß er den dummen Jungen nach immer einzig spielt, und noch heute in parodirenden Frauenzimmerrollen (les Anglaises pour rire u. a.) das Aeußerste des Burlesken erreicht.

Das Vaudeville-Theater ist das älteste von diesem Kleeblatt; vielleicht ist es deßhalb nicht recht mehr in der Mode. Dieses nicht in der Mode seyn bestimmt nun auch einzig das Verhältniß, in welchem diese Bühne zu den beyden vorhergenannten steht; sie ist nicht frisch, und was Frischheit bey Putz- und Modewaaren sagen will, werden die Damen wissen. Ein wenig Modewaare ist aber selbst das Lustspiel, und wie viel mehr also das Lustspielchen. Dennoch fehlt es weder an Artigkeiten, die dort gegeben werden, noch an geschickten Leuten, die sie darstellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Entdeckung eines Edikts des Kaisers Diokletian vom Jahr 303, über Preise der Lebensmittel.

(Beschluß.)

2) Wein-Preise.	Maxim. in röm. Münze.	Mittelpreis in neuer Münze.	
	Denare.	fl.	kr.
Picener, Tiburtiner, Sabiner, Amineer, Sorenter, Setiner, Falerner, der Sextar	30	3	10
Alte Weine der ersten Sorte	24	2	30
der zweyten Sorte	16	1	40
gemeiner Wein	8		51
Bier (camum)	4		25½
Aegyptisches Bier (zythum)	2		12½
Asiatischer Gewürzwein (caroenium Moeonium	30	3	10
Attischer Gerstenwein	24	2	30
Abkochung von verschiedenen Traubenarten (Decoctum)	16	1	40
3) Fleischpreise.			
Ochsenfleisch, das römische Pfund	8	1	8
Hammels- oder Ziegenfleisch	8	1	8
Lamm- oder Zicklinfleisch	12	1	40
Schweinefleisch	12	1	40
Der beste Speck	16	2	15
Der beste Schinken aus dem Lande der Marsen	20	2	48
Frisches Schweinefett	12	1	40
Bauch und Eingeweide des Schweins	16	2	15
Große Leber, von einem mit Feigen gemästeten Schweine (ficatum)	16	2	15
Schweinsfüße, jeder	4		25½
Bratwurst von frischem Schweinefleisch (isicium), eine Unze wiegend	2		12½
eine von frischem Ochsenfleisch (isicia)	10	1	35
Bratwurst von geräuchertem und gewürztem Schweinefleisch (lucanicæ)	16	1	40
— von geräuchertem Ochsenfleisch	10	1	35
4) Geflügel und Wildpret.			
Ein männlicher gemästeter Pfau	250	25	36
Ein weiblicher gemästeter Pfau	200	20	42
Ein wilder männlicher Pfau	125	12	46
Ein wilder weiblicher Pfau	100	10	21
Eine fette Gans	200	20	42
Eine nicht gemästete	100	10	21
Ein Huhn	60	6	18
Eine Ente	40	4	12
Ein Rebhuhn	30	3	10
Ein Hase	150	16	56
Ein Kaninchen	40	4	12
5) Fische.			
Seefische, erste Sorte	24	2	30
zweyte Sorte	16	1	40
Flußfische, erste Sorte	12	1	15
zweyte Sorte	8		50
Gesalzene Fische	6		36½
Austern, das Hundert	100	10	21
6) Eßbare Gewächse.			
Der beste Lattich, fünf Stücke	4		25
— zweyte Sorte, zehn Stücke	4		25
Gemeiner Kohl, vom besten ein Stück	4		25
Blumenkohl, vom besten, fünf Stücke	4		25
— zweyte Sorte, zehn Stücke	4		25
Rothe Rüben, von den besten fünf Stücke	4		25
— zweyte Sorte, zehn Stücke	4		25
Die größten Rettiche	4		25
7) Andere Eßwaaren.			
Honig, vom besten, der Sextarius	40	4	12
zweyte Sorte	20	2	6
Oel, erste Sorte	40	4	12
zweyte Sorte	24	2	30
Ein Mittel um den Appetit zu reizen, aus Fischlake (liquamen)	6		36½
Trockener Käse, das römische Pfund	12	1	15

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende März.

(Beschluß.)

Seit mehreren Wochen hat sich bey uns auch ein Puppentheater wieder etablirt, das den Faust und ähnliche Stücke mit geringem Beyfall zeigt. Denn der Sinn für's Puppenspiel und der Glaube in ihm, wie in unsern deutschen Ammenmährchen, sey die Form und der ächte Inhalt der Poesie wieder aufzufinden, hat sich nur kurze Zeit hindurch und in sehr beschränktem Kreise geltend machen können. Der Italiener, Herr Rossi, hat in den Sälen der königlichen Akademie der Wissenschaften die Stadt Petersburg aufgestellt, und erwirbt durch die Treue, Genauigkeit und Sauberkeit seiner Nachbildung allgemeinen Beyfall. Der Dekorationsmaler, Hr. Gropius, baut auf einem, ihm vom Könige dazu geschenkten Platze ein Diorama, in Art und Weise des Pariser; doch da es noch lange nicht vollendet ist, bleiben die Theater jezt die einzigen öffentlichen Zerstreuungen. Das Königstädter Theater hat dem verwunschenen Schneidergesellen, den lustigen Schuster von Paer folgen lassen, und Dem. Sonntag entzückt jezt das Publikum als junge Schustersfrau. Die Musik gehört zu derjenigen, wo die Melodie schon beginnt auf ganz freyen Füßen zu stehen, und auf ihren darzustellenden Inhalt schnippisch herabsieht, und ihre Freyheit dadurch beweisen will, daß sie zu unrechter Zeit lärmt und tobt, und zu eben so unrechter Zeit so süß, sanft, zärtlich, sentimental und weichlich wird, daß nur Dem. Sonntags Kehle und Herrn Spitzeders humoristischer Vortrag mit diesen Tönen versöhnen können. An Dem. Sonntags Spiel möchten wir aussetzen, daß sie die Ungeschicklichkeit der Schustersfrau sich als gnädige Frau zu benehmen mit allzu übertriebener Natürlichkeit darstellen will. Wenigstens würde das Königstädter Publikum es gewiß lieber sehen, wenn sie ihre eigene liebenswürdige Persönlichkeit in etwas mehr heraustreten ließe. Herr Spitzeder ist leider in allen Rollen derselbe, wodurch die Bestimmtheit jeder zerstört wird, und die übrigen Herrn, besonders Herr Wächter und Jäger, wissen sich so wenig auf dem Theater zu benehmen, daß man wünschen müßte, sie ständen konzertmäßig still und sängen ihre Arien u. s. f. in aller Ruhe ab. Eine Stimme wie die des Herrn Wächter entbehrt aber das königliche Theater auf jede Weise. Mad. Catalani hatte, nachdem sie in Privatgesellschaften schon mehrmals gehört worden war, ein Konzert im Opernhause zu den doppelten hohen Opernpreisen angekündigt, doch eine Heiserkeit verhinderte die Ausführung, welche deßhalb bis auf weiteres verschoben ist. Bey der Ankunft der gefeierten Sängerin hatte ein Journalist Lichtenberg nachahmen wollen, und eine ähnliche Anzeige, wie dieser bey Philadelphias Ankunft, in sein Blatt einrücken lassen, so daß man schon zu fürchten begann, Mad. Catalani werde, hiedurch beleidigt, nicht öffentlich singen wollen, aber die Sängerin zeigte, daß sie eben so wenig eine Taschenspielerin als der Journalist ein Lichtenberg sey.

Am 15ten langten Ihre Majestät die verwittwete Königin von Baiern in bestem Wohlseyn hier an, und seitdem drängen sich die Hoffeste. Am 18ten besuchten Ihre Majestät die Oper; am nächsten Sonnabend war der lezte glänzendste Subscriptionsball im Schauspielhause; in demselben Lokal ward das Maskenfest, das der Herzog Carl am Mardi's Gras gegeben hatte, wiederholt; am 20sten war große Parade; am folgenden Tage wurden bey Se. Majestät lebende Bilder dargestellt, wozu Dem. Sonntag als Kammersängerin sang; auch Ihre königlichen Hoheiten Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, und Prinz August gaben glänzende Feste. Es heißt, daß der Aufenthalt in unserer Stadt Ihrer Majestät sehr gefalle. Vor wenigen Tagen besuchte die Königin mit Ihren königlichen Hoheiten der Kronprinzessin und deren jüngern Schwestern die Zelter'sche Singakademie, und hörte in dem neuen Lokale einen Psalm von Fasch an; auch Se. Majestät der König, sagt man, habe eine Einladung der Gesellschaft, den neuen Saal und das Gebäude zu sehen, zu welchem Se. Majestät den Grund und Boden geschenkt, nicht ausgeschlagen. Die Königin von Baiern soll erst in der Mitte des nächsten Monats wieder nach Würzburg abreisen.

Rom, 4. April.

Zu den vielen ausgezeichneten Männern, welche Italien seit Kurzem verloren hat, gesellt sich am 28sten März der Ritter Gian Giovardo de Rossi. Ein altes Gichtleiden, welches zulezt sich auf die Brust geworfen hatte, endete sein Leben im 73sten Jahre seines Alters. Durch langsam erworbenen Reichthum und durch Solidität als Bankier angesehen, durch die Heirath seiner Tochter mit einem der ersten Häuser des römischen Adels verbunden, durch kluges Benehmen von allen Partheyen und Regierungen Roms geachtet, gab er ein Bild jener ruhigen, gemüthlichen Zeiten, in welche sein Blüthenalter fiel. In Wohlstand, Wohlleben und ungestörter Heiterkeit genossen damals die ausgezeichneten Köpfe Roms eines Abglanzes des Lebens ihrer Pariser Mitbrüder in den lezten Jahren Ludwigs XV. Diese Zeit ist wohl für immer für Rom verloren. Man kann sagen, daß mit de Rossi eine Gattung untergegangen ist. Er konnte für das Urbild eines römischen Gelehrten gelten, in so fern man sich diesen getrennt denkt von Einflüssen des Standes oder Amtes.

Ein behutsames zuvorkommen, durch welches beständig Geist und Schalkheit durchblicken, eine Mischung von Unterwürfigkeit und Unabhängigkeit, von Zurückhalten und Sichgebenlassen, eine behagliche Ruhe, wie sie dem Südländer eigen ist, und der Takt, welchen der Römer vorzugsweise besizt, machten ihn zu einem der wenigen Menschen, von welchen alle gut, oder wenigstens nie böse reden. So sehr er Römer war, so gerne verkehrte er mit ausländischen Gelehrten, und noch am Ende seines Lebens erinnerte er sich Goethes mit freundschaftlichem Enthusiasmus.

Als Lustspiel-, Fabeln- und Novellen-Dichter zeigt er jene scharfe Auffassungs- und naive Darstellungsgabe, welche dem Römer vorzugsweise eigen ist, und daher romanesco genannt zu werden pflegt. So vieles Mangelnde wird durch diese ersezt und entbehrlich gemacht. Sein Calzolajo inglese, seine famiglia dell' uomo indolente sind auch in Deutschland bekannt. Mehrere andere minder bedeutende Stücke enthalten wenigstens sehr glückliche Motive, welche wohl, wie leider jezt gewöhnlich ist, benüzt worden sind, oder benüzt werden, doch ohne die Fundgrube zu nennen. Seit Kurzem ist eine neue Ausgabe seiner Lustspiele veranstaltet worden.

De Rossi war Kunst- und Alterthumskenner wie wenige, und er war es ohne Ansprüche auf Unfehlbarkeit. Hievon geben seine Erläuterungen der Vasen des Herzogs Blacas Zeugniß. Er hinterläßt eine schöne Sammlung von Vasen, Gemälden und Alterthümern. Viele seiner archäologischen Abhandlungen sind in Zeitschriften zerstreut; ich glaube er hat seine Handschriften in guter Ordnung hinterlassen, und jene werden einen Sammler, diese einen Herausgeber finden.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 34.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 101.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 27. April 1827.

Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton
Aber süßer ist noch, schöner und reizender,
In dem Arme des Freunds, wissen ein Freund zu seyn
So das Leben genießen
Nicht unwürdig der Ewigkeit.

Klopstock.

Ode.

Warm und hell dämmert in Rom die Winternacht:
Knabe, komm! Wandle mit mir, und Arm in Arm
Schmiege die bräunliche Wang' an deines
Busenfreunds blondes Haupt!

Zwar du bist dürftigen Stands; doch dein Gespräch,
O wie sehr zieh' ich es vor dem Stutzervolk!
Weiche, melodische Zauberformeln
Lispelt dein Römermund.

Keinen Dank flüstere nur, o keinen Dank!
Konnt' ich sehn, ohne Gefühl, an deines Augs
Wimper die schmerzende Thräne hangen?
Ach, und welch Auge dieß!

Hätt' es je Bacchus erblickt, an Ampelos
Stelle, dich hätt' er gewählt, an dich allein
Seines ambrosischen Leibs verlornes
Gleichgewicht sanft gelehnt.

Heilig sey stets mir der Ort, wo dich zuerst,
Freund, ich sah, heilig der Berg Janiculus,
Heilig das friedliche, schöne Kloster,
Und der stets grüne Platz!

Ja, von dort nanntest du mir die große Stadt,
Wiesest mir Kirch' und Pallast, die Trümmer Sankt
Pauls, die besegelte, leichte Barke,
Die der Strom trieb hinab.

Graf v. Platen.

Bruchstücke aus einer Geschichte des Philhellenen-Bataillons.

(Fortsetzung.)

So wurde hier, so wurde aus allen Schanzen mit gleichem Heldenmuth, doch nicht mit gleichem Unglück gefochten. Spiro, der gleichfalls mit seiner Schaar an der vordern Seite der Philhellenen tapfer gekämpft hatte und, als schon ein großer Theil der Seinen gefallen war, fortwährend Stand hielt, mußte endlich doch der Uebermacht weichen. Jezt erst griff das Regiment mit Vorsicht, aber mit unerschrockenem Muthe an, und die Kartätschen, welche Werndli aus seinen Geschützen zu schleudern begann, rissen ganze Reihen der Feinde aus einander und nieder. Der Kampf und die Wuth, mit welcher gestritten wurde, stieg immer mehr. Schon waren auch von den unsern viele gefallen, aber noch warfen die Philhellenen mit Feuer und Bajonett jeden erneuerten Angriff zurück. Es wankte endlich der linke Flügel der Türken, das Regiment that Wunder der Tapferkeit, Siegeshoffnung flammte mit der Lust, die gefallenen Brüder zu rächen, in uns auf. Wir standen in der That als Sieger auf dem Platze, die Vertheidigung verwandelte sich in Angriff und die Philhellenen schickten sich an, mit dem Bajonett in den linken, weichenden Flügel der Türken einzubrechen: da rückten zweytausend Mann Kavallerie auf den Engpaß an, und Gogo gab das Zeichen zur Flucht. Vergebens schlägt Marko Bozza-

ris, vergebens schießen die Seinigen auf die fliehenden Griechen, um sie zum Stehen zu bringen; Gogo führt dieselben auf einen Hügel und läßt auf seine eigenen Landsleute Feuer geben. Zwar unternahm jezt Marko allein die Vertheidigung des Engpasses; aber es war zu spät; schon war die türkische Kavallerie eingedrungen und warf nun leicht die Handvoll Sulioten, die sich ihr entgegenstellte, über den Haufen. Jezt brach sie aus dem Hohlweg hervor und schnitt, ehe man sich dessen versah, die Philhellenen von dem Regiment und den Kanonen, ja von dem ganzen griechischen Heer ab. Auf der Stelle vereinigen sie sich und wenden sich in gemeinsamem Angriff gegen den neuen Feind. Tarella, dessen Regiment von eben demselben mit einem großen Verlust an Offizieren zurückgedrängt worden war, bemerkt nun, daß wir abgeschnitten sind und beschließt sogleich, zu uns durchzubrechen und die Verbindung mit uns herzustellen. Er macht einen Bajonettangriff auf die Türken, den diese zurückschlagen, und in dem Augenblick, da er die Seinigen zur Erneuerung desselben anfeuert, durchbohrt eine Kugel ihm die Brust. Er fällt und das Regiment, seines Führers beraubt, tritt den Rückzug an. Da erscheint Graf Normann, der an diesem Tage, wie ein Kriegsgott, das Schlachtfeld nach allen Richtungen durchflog und überall war, wo am hartnäckigsten gefochten wurde. Auch jezt stellt er sich an die Spitze des Regiments und führt es, hoch den Säbel schwingend und mit dem Ruf: „Mir nach, tapfere Soldaten! Mir nach! Zur Rettung der Philhellenen! Sieg oder Tod!“ noch einmal gegen die Türken. Das Regiment greift mit verdoppeltem Eifer an, es gelingt ihm, den vordersten Haufen zu werfen, da trifft eine Kugel Normann's Brust und raubt ihm für den Augenblick die Besinnung. Er mußte zurückgetragen werden. Die Bestürzung, von welcher das Regiment, da es den zweyten Anführer, die Seele der Schlacht, verloren glaubt, ergriffen wird, benüzt der Feind, dringt aufs Neue vor und zwingt dasselbe zur Flucht.

Mittlerweile hatten sich die Philhellenen einen Weg zum Dorfe gebahnt, um sich darin festzusezen. Allein hier angelangt, finden sie es von Türken schon eingenommen. Es erhebt sich ein gräßlicher Kampf, jedes Haus wird zur Festung, die Straßen werden mit Leichen angefüllt: endlich müssen die Türken weichen, da Werndli aus seinen Kanonen ein ununterbrochenes Kartätschenfeuer ihnen in Flanken und Rücken schickt.

So furchtbar die unter den Türken hiedurch angestellte Niederlage war, so ließen diese dennoch nicht vom Kampfe ab, vielmehr unternahmen sie es jezt, den Berg, auf welchem die Kanonen standen, zu erstürmen. Gerade in diesem entscheidenden Augenblicke stürzte Werndli, der schon vor der Schlacht krank gewesen war, von der anhaltenden, heftigen Anstrengung erschöpft, leblos unter sein Geschüz, und die Kanonen sind verloren.

(Die Fortsezung folgt.)

Aus Jean Pauls Selina.

(Fortsezung.)

2) Der Glanz des All, oder Henriens Brief an Selina.

„Nächstens, meine Selina, haben wir die Festung, und ich habe euch und ihr mich; denn mein Wort ist gegeben. Freuden und Thaten verlaff' ich hier; aber ich finde neue bey dir wieder, Geliebte. Du gutes Herz, meinetwegen denkst du zu oft an Sterben und Unsterblichkeit. Aber glaube mir, nirgend denkt man seltener an das Sterben als im Lager unter Sterbenden. Der Mensch ist hier Flamme, nicht Asche; man sieht die wehende Fahne der Laufbahn, nicht die Gräben und Gräber, die sie durchschneiden, und das zuckende Sterben, sogar das eigne, erscheint nur als die lezte Bewegung gegen den Feind. Bloß Recht und Stärke schwellen die Gefühle, keine Stubenangst drückt sie zusammen. Mitten im Reiche der Ideen und der Thaten, die beyde nirgend als im Kriege so nahe aneinander stehen, ist das äußere Leben so leicht hinzugeben; und wenn ein einziges Griechenkind, oder ein zitternder Greis bloß in deinen Retterhänden steht, so fährst du als ein Löwe gegen die Barbarenhorde daher und der Pulverblick sieht wie ein Silberblick des Lebens aus. Wahrlich, die augenblickliche und entscheidende Vertheidigung der Unschuldigen ist der Vorschmack eines göttlichen Reichs, wo die Unschuld ihren Rächer neben sich hat und jede Gewalt eine zweyte.

Fürchte aber nicht, Selina, daß der dicke Nebel der Schlachtfelder und Schlachtthäler mir das reine Licht der Philosophie verfinstere, das still und gerade in meinem Busen brennt und das alle darauf stürzenden Nachtvögel des Kriegs nicht ersticken, nur anfachen. Ich höre durch den Donner des Mords doch, wie der taube Tonkünstler die Musik, dich und meinen Vater über das Leben reden und darüber die Dichter auf den Musenbergen der Griechen singen. Für mich ist eigentlich alles im Leben erhaben, vom Sternenhimmel an bis zum Weltmeer nieder, und was klein erscheint wie das Wölkchen droben und die Welle unten, wird vom Großen umgeben, oder ist bloß das herausgebrochene Theilchen eines Großen; das Sandkorn baut die Wüste und der Korallenwurm den Scheiterhaufen der Schiffe, und hebt Inseln in die Luft. Die Schneeflocke auf der Alpe wird zum Donner im Thale und ihr weißes Gewitter zerbricht Wälder und Dörfer.

Mir iſt jede Jahrszeit erhaben, ſogar der Winter mit ſeinem ſchmuckloſen Blau und Weiß, und mit ſeiner weiten zugedeckten Welt im Schlafe, die ſich vor der Maysonne blühend und fliegend aufrichtet. Und ſo zieht die Geſchichte, ſogar die ſündige, in den Säulengängen ihrer Zeiten hin, und die Koloſſen der alten Reiche ſtehen wie bald untergegangene Sternbilder am Horizont und die großen Geſetzgeber, die Völkerheerführer und Zeitenfürſten, ein Moſes, ein ungenannter Hoher, ein Lykurg, ein Solon bewegen mit der Magnetnadel ihrer Geſetze die ſchweren Staatſchiffe allmächtig den Strom der Zeit hinauf. Das Große jedoch ſchau' ich hier nicht in der Menge der verbundenen, aber doch kleinen Einzelweſen, noch in der geiſtigen Kraft des Geſetzgebers, der freylich mit dem langen Hebelarme ſeine Welt leichter bewegt, aber ich ſchaue das Große in der Macht, die Millionen Geiſter zu Einem Bunde berechnete und an einander ſchloß.

Und dieſes prangende All iſt in jedem Geiſte, der es denkt, zum zweyten Male geſchaffen und im Spiegelzimmer der Geiſterwelt werden die Himmel und die Welten zahllos wiederholt. Dennoch konnte ein d'Alembert das undankbare Wort ausrufen: le malheur d'être.

Aber ich ſegne das Glück, zu ſeyn, und noch mehr das, fortzuſeyn. O meine Selina, wie wird mir täglich das Leben gleichſam lebendiger und der Glaube an Fortleben wurzelt weit unter die Schlachtfelder hinunter! Zeigt mir irgendwo das Vergehen! Leben und Entſtehen zeigt euch jeder Schritt und jeder Blick. Keine Kraft ſtirbt unterwegs, ſondern ihr Stillſtand iſt nur Fortdauer ihres Widerſtands; und ſelber das Lebloſe iſt nicht zu tödten, ſondern verdoppelt ſich bloß wie ein Polype durch Zertrennen und der Diamant fliegt unter dem Brennſpiegel in tauſend kleinere verwandelt davon.

O wie bleibt die Erde doch mit allen ihren Vergänglichkeiten und Gräbern ſo lebendig! Klage mir keiner, das Leben mit ſeiner Freude ſey nur ein ſchnell aufbrennendes Feuerwerk nah am Waſſer mit einigem eben ſo flüchtigen Wiederſchein der Erinnerung, und wie viele Anſtalten zum kurzen Glanze gemacht werden, wie viele Säulen und Bildſäulen und Gebäude zum Verkleiden des Gerüſtes ſind gemacht worden. Es iſt ja aber Pulver genug dazu da und ein einziger lebendiger Funke entwickelt eine Feuerwelt. Warum ſoll die Natur mit Uebergängen geizen, da ſie mit Aufgängen und Schöpfungen wuchert? Nur in den Händen der Menſchen zerſpringt die Leuchtkugel in Leuchtkügelchen, aber in der Natur umgekehrt das Weltchen in Welten, das Kleine ins Große, und der Aetna hebt ſich höher, indem er Berge aufwirft. Der Sternhimmel hebt, allmächtig erfaſſend mein Herz am meiſten empor, ſo ernſt und ungeheuer ſchaut er herunter. Rücke nur ſo viele Tauſende der Millionen Sonnen über unſerem Erdballe herum, als nöthig ſind, um mit ihren Glanzſcheiben unſer ganzes Himmelblau zu überdecken, und ſchaue dann hinauf und dann in dein bebendes Herz. Aber was iſt dieſe Zahl gegen jene, wo ein Herſchel ein halbes Jahrtauſend braucht, um die Sterne bloß unſers Himmels, alſo bloß des halben zu zählen; — und hier wird er ja nur durch das größte Verkleinerglas, durch die Ferne mit ſeinen Sternen der tauſend dreyhundert zwey und vierzigſten Größe, oder Kleinheit eigentlich, und die Ameiſe eines Weltfügelchens, der Menſch, weiß Sonnen keinen Namen mehr zu geben, ſondern nur Ameiſenbuchſtaben; und nur die kurzen Demarkationslinien aus Spinnfäden zieht er zwiſchen ungeheuern blauen Ländern und Reichen der Sonnen. So viel iſt des Unermeßlichen; und doch nicht zu viel für den darüber hinaus und alles in ſich hineinmeſſenden Menſchengeiſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Bonn, 20. April.

Wir fühlen einen gewiſſen Beruf in uns, auf ein liebendswürdiges theatraliſches Talent aufmerkſam zu machen, das ſich ſeit wenigen Jahren auf den Bühnen zu Cöln und Bonn entwickelt hat.

Fräulein Peche verläßt uns faſt in dem Augenblicke, da wir ſie kennen, und die wunderſame Anlage, die ihre jugendliche Schönheit in tragiſchen Darſtellungen verherrlicht, bewundern lernten. Nichts aber ſpricht entſchiedender für den Beruf zum dramatiſchen Künſtler, als wenn ihm zunächſt nur der Verſuch am würdigen, d. h. am wahrhaft poetiſchen Gegenſtande gelingt. Ward er erſt von dieſem ſo durchdrungen, daß ſich in der fremden Perſönlichkeit einer Kunſtnatur die ſchöne Perſönlichkeit der eignen Natur entfaltet, und zu lebendiger Darſtellung erhebt, ſo mag er dann wohl in der Folge Einzelnheiten der Manier und der Charaktere der Willkühr unterwerfen, und dieſes auch dem minder edlen Stoff anpaſſend, die form- und umrißloſen Rollen unſerer meiſten Bühnenſtücke mit dem Schein der Perſönlichkeit umkleiden. Auf dem entgegengeſetzten Wege geht gewiß nichts zum Heil der Kunſt hervor, und es war uns daher höchſt erfreulich, daß dieſe durch Geſtalt und Stimme ſo anziehende Schauſpielerin, nachdem mehrere moderne und modernisirte Rollen uns nur einen höchſt mittelmäßigen Begriff von ihr gegeben hatten, uns plötzlich als Ophelia im ſtrengſten Sinn des Worts überraſchte. Shakſpeare ſollte, ſo ſchien es, für ſie zeugen, und ſchon um dieſer Wahl willen verdient ſie Lob, zum Ruhm wird ſie der Beyſtand, den ſie ſich erwählt, ſchon ſelbſt führen. Das bequeme Muſterweſen und Nachahmen, nicht der Natur, ſondern der Schauſpieler untereinander, das unſern Bühnen dieſe monotone Geläufigkeit und unſerm Publikum, wenigſtens dem reiſenden und ſtädtedurchwandernden Theil deſſelben, dieſes allzeit fertige Maß gedanken- und gefühlloſer Vergleichung zum Urtheil erwirbt, fehlte Ophelia. Man erkannte bald, daß die Künſtlerin dieſe Rolle entweder noch gar nicht, oder doch nicht in der Abſicht, ſie nachzuahmen, hatte darſtellen ſehen; aber ſie entfaltete in dieſer lobenswerthen Originalität eine um ſo ergreifendere Darſtellung dieſes ſchönen Lebens, das der Sturm zerknickt hat. Unübertrefflich ſchien ſie uns da, wo ſie, ſey's mit oder ohne Willen, ihres Dichters Abſicht zum Theil verläugnete, um das, was ſie daraus ergriff, mit der reinſten Anmuth zu ſchmücken: wir meynen die Scenen, wo Ophelia im Wahnſinn auftritt. Unſere Künſtlerin hatte dieſe Trübung in die Ferne gerückt; es ſchien mit dem Tod des Va-

tévé; mit dem Sterben der Liebe, ein zweyfacher Tod bey ihr eingekehrt zu seyn, und so erschien sie, ein banges Vorspiel heißen, was in wenig Augenblicken ihre That werden sollte. Das Rufen und Verlangen nach dem Vater, das leise, fast verhallende, und doch noch jedem Ohr deutlich vernehmbare in sich Hineinreden des Schmerzes, der mit dem Herzen in der eignen Brust zu verkehren scheint, wurde plötzlich, wenn die Sinne sich noch mehr verwirrten, von kindlichem Lachen, zierlicher Höflichkeit, zartem Tändeln unterbrochen; es war wie ein Frühling voll Blumen auf dem Grabe der Liebe und Unschuld, und ein Kranz in des Dichters Locken.

Auf besondere Veranlassung gab Fräulein Peche vor ihrer Abreise nach Hamburg, wo sie bey der Bühne eine Anstellung erhalten hat, noch die Rolle der Julie in Romeo und Julie, und bestätigte in derselben das günstige Urtheil, das unbefangene Freunde der Kunst über ihr Talent bereits gefället hatten. Der Einsender dieses ist im Besitz eines Briefes, der besser, als er selbst vermöchte, die öffentliche Meynung, die von Bonn aus diese junge, hoffnungsvolle Künstlerin begleitet, an den Tag legt, und er ist befugt ihn hier mitzutheilen. Die Leser werden, wenn sie die Unterschrift desselben erblicken, einsehen, weßhalb auf dieses Urtheil zu Gunsten der Künstlerin ein hohes Gewicht zu legen ist.

„An Fräulein Peche zu Bonn.

„Ich kann Sie nicht abreisen lassen, mein Fräulein, ohne Ihnen mein lebhaftes Bedauern auszudrücken, daß ich erst so „spät und beynahe nur zum Abschiede das Glück hatte Ihre Bekanntschaft auf der Bühne und persönlich zu machen. Uebersäuste Arbeiten ganz anderer Art, dann auch ein ungünstiges „Vorurtheil gegen die heutigen Modeschauspiele und die Weise, „wie man sie aufführt, hatten mich seit langer Zeit vom Theater entfernt gehalten. In die Aufführung von Romeo und „Julie zog mich mehr die Neugierde als die Erwartung, befriedigt zu werden. Aber wiewohl ich schon viel von Ihnen hatte „rühmen hören, so war ich dennoch überrascht, erstaunt und „bezaubert. Ich weiß, wie schwierig die weibliche Hauptrolle „ist: es gehören dazu, außer dem Talent, auch alle die Begünstigungen der Natur, die Sie in so reichem Maße besitzen. „Als ich Goethen zuerst meine Uebersetzung noch in der Handschrift mittheilte, hatte er große Lust, das Stück auf die „Bühne zu bringen; doch unternahm er es nicht, weil kurz „zuvor eine junge und liebenswürdige Schauspielerin gestorben „war, der er damals einzig einen vollkommenen Erfolg zutraute. „Es ist Ihnen gelungen, in dieser gewagten Rolle die ganze „Gewalt der Leidenschaften auszudrücken, und doch alle mit der „sittsamsten Zartheit und Anmuth zu überkleiden. Ich wünsche „nur, Sie mögen nicht zu oft in dem Falle seyn, das Alltägliche „zu spielen, oder jene überspannten und verschrobenen Rollen „einzulernen, die man froh seyn würde, so bald wie möglich „wieder zu vergessen. Sie sind berufen die Werke wahrhaft „großer Dichter durch Ihre Darstellungen zur Erscheinung zu „bringen. Nächst der Julie, worin Sie immer die Gunst des „gebildeten Publikums gewinnen werden, sind Schillers Thekla „und Maria Stuart, Goethes Clärchen und Iphigenie, Lessings „Emilia Galotti und Recha im Nathan, Shakspears Ophelia „und Desdemona, Porcia im Kaufmann von Venedig, Miranda im Sturm u. s. w. für Sie geeignete Rollen. Ich hätte „gewünscht, sie alle mit Ihnen lesen zu können. Sie hätten „dabey wahrscheinlich nichts gewonnen, als einige kleine Vortheile, die mich eine lange Beobachtung und die Bekanntschaft mit „den vornehmsten Theatern Europas gelehrt hat: mir aber „wäre es unendlich schmeichelhaft gewesen, wenn man Sie auch „irriger Weise für meine Schülerin ausgegeben hätte. Sie bedürfen keiner gelehrten Anleitung, Sie besitzen alles Wesentliche, und Ihr natürliches Gefühl wird Sie am richtigsten „leiten. Ueberwinden Sie nur Ihre liebenswürdige Schüchternheit, und treten Sie mit voller Sicherheit auf.

„Wenn Sie bald auf größern Schauplätzen allgemeinen „Beyfall gewinnen, und als eine Schauspielerin genannt werden, die den Ruhm einer Unzelmann erneuert, so bitte ich „Sie, mein Fräulein, erinnern Sie sich mit Wohlwollen eines „Mannes, dessen Urtheil über dramatische und theatralische „Kunst in Deutschland und im Auslande nicht ohne Gewicht „war, den man oft der Ungerechtigkeit gegen verdienstliche Leistungen beschuldigt hat, der aber in Wahrheit dem Geistreichen „und Schönen immer bereitwillig huldigte, und der sich jetzt „eine Freude daraus macht, in Bezug auf Sie der öffentlichen „Stimme voranzueilen, und Ihnen eine glänzende Laufbahn „anzukündigen.“ A. W. v. Schlegel.

Rom, 4. April.

(Beschluß.)

So weit man hier Satyren treiben darf, hat er sie getrieben. Sein Brief Bajocco an Fea, seine Galeria Tognoni und seine Rede bey Einweihung eines Bersefchmieds Namens Spesandio in die Akademie der Arkadier sind aber leider zu lokal, um außer Rom verstanden zu werden. Sein Genius trieb ihn vorzugsweise zur Satyre.

Er war ein Mann von riesenmäßiger Größe und Breite, mit gewaltiger Hirnschale und einem Auswuchse auf der Stirne, welche einem Horne glich, worüber er oft scherzte, ohne Ursache und ohne Galle. Auge und Mund waren von unbeschreiblicher Feinheit.

Sein Leichenbegängniß in S. Carlo di Catinari war sehr feverlich. Die portugiesische Akademie, deren Präsident, die Beamten der Rissonta-Casse, deren Aufseher er war, und welche von einem andern berühmten Lustspieldichter, dem Grafen Giraud geleitet wird, begleiteten ihn zur Ruhe.

Eine vom Pabste eigens niedergesetzte Kommission hat nun den Rechtsstreit zwischen dem Grafen Vito aus Vicenza und dem Abbate Fea als Fiskal der Alterthumskommission entschieden. Die Frage war: ob Mosaiken zum Gebäude oder zu wegzunehmenden Ornamenten gehören? Graf Vito hatte bey den ihm gestatteten Nachgrabungen in den Bädern Caracallas ein sehr schönes Mosaik gefunden, es der Regierung abgetreten, und Statuen von geringerem Werthe dafür erhalten. An diese Frage knüpfte sich die des Eigenthums der Bäder, welche seither das Seminarium romanum besaß; die Kommission hat dafür entschieden, daß die Mosaiken zum Gebäude gehören, jedoch die Entschädigung dem Grafen Vito zugesprochen. In Zukunft wird also diese Entscheidung einen Vorgang für alle Nachgrabungen bilden.

Die Arbeiten zu Wiederherstellung der Cascata und der Cascatelle bey Tivoli haben bereits begonnen. Der Fluß gräbt sein Bette immer tiefer. Abbate Fea tritt nun auch mit Vorschlägen auf, wie dem Uebel abzuhelfen sey. Besser gelingen die Arbeiten am Lago fucino. Man hofft gegen den Herbst das Wasser in den, mit Recht so gepriesenen Emissar des Kaisers Claudius einlassen zu können.

Eine vervollkommnete Taucherglocke wird hier gegenwärtig verfertigt, und soll noch im Laufe des Sommers im See von Nemi arbeiten. Gelingt das Unternehmen, so kann man bey Porto d'Anzo, und an der Küste überhaupt große Ergebnisse erwarten.

Viele Reisende haben sich, wie gewöhnlich, zur heiligen Woche eingefunden, aber die Klage ist allgemein, daß wenig alte Kunstwerke gekauft, und beynahe keine neuen bestellt werden.

Beylage: Literaturblatt Nr. 34.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 102.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 28. April 1827.

Zum Sterben wird dieß Leben uns gegeben,
Und was der Tod uns schenkt, das ist das wahre Leben.

Wieland.

Aus Jean Pauls Selina.

(Fortsetzung.)

Aber der Himmel deckt blos die Unermeßlichkeit des All, die Erde hingegen die Unerschöpflichkeit seines Lebens auf. Unter dem Kugelregen von Weltkugeln stehen die Wasserkügelchen und Tröpfchen und wimmeln lebendig, und das mikropische Meer ist Lebenswasser, aber kein todtes Meer. Wenn ich so sehe, daß eine todte Thierfaser nur ein Paar Tropfen Wasser verlangt, damit darin eine kriegende Völkerschaft größerer und kleinerer Thierchen auferstehe — ja wenn ich dürre Heustengelchen, eine bloße Rinde, bloße Holzkohle sich im Wasser zu jagenden, ja zu gebärenden Thieren auflösen sehe, und zuletzt, wenn sich im bloßen leeren Regentropfen allein eine Welt von fünf verschiedenen Thierarten gebiert: so frag' ich, wo ist denn Versiegen des Lebens denkbar mitten in der Ueberschwemmung von zahllosen Springquellen desselben, die rings um uns die Erde bedecken; und wenn ich diesen Vordrang des Lebens überall arbeiten sehe, daß jedes Blatt nach Goethe sich zum Baume ausstrecken würde, hielten nicht die Mitglieder desselben es nieder, und wenn Alles sich bewegt, von den Flammen an bis zu den Welten, was kein Todtes vermöchte: so freu' ich mich des Lebens, des weiten, breiten, unaufhörlichen und dadurch des meinigen auch, und ich frage, wenn alle die kleinen Aufgußthiergeisterchen sich im kalten, mageren, dünnen Wassertropfen ihr Leibchen und Leben erbauen und gewinnen können, wie sollt' es nicht künftig tausend Mal leichter dem starken gereiftern Geiste mitten unter dem Reichthum der Kräfte umher sich neue Schwingen ansetzen zum Flugkörper nach jenseits?

Wahrlich, die Natur überbaut ganz anders, und fruchtbringender als der Mensch, die Gräber mit Taufgebäuden Neugeborner und die Todten mit Tempeln der Lebensmenge. Und wie kann alsdann ein lebendiger Menschengeist zu erkalten und zu erlöschen fürchten mitten im warmen, leuchtenden Meere schwimmend, und um ihn sonnet sich daseynsfroh die Mückenwelt? Wohnt nicht die Unsterblichkeit schon vor dem Sterben unten bey uns? — Erst durch das zahllose Leben um uns her werden mir die Sterne zu etwas und die ungeheuern Bergketten von Sonnen über uns fangen an zu grünen und in die unübersehliche, in unendliche Fernen hinein gebaute Stadt des Himmels ziehen Bewohner.

O meine theure Selina! In solchen Geisterminuten der Weltbetrachtung wünsch' ich am wärmsten bey dir zu seyn, weil dein Verstehen mich begeistert und mich bestätigt. Sieh, darum schick' ich dir anstatt der Nachrichten um mich her lieber die friedlichen aus meinem Innern; und in deine Seele soll nur wieder eine Seele ziehen, nicht der Körpertroß. Aber jetzo schlägt ohnehin die große Stunde bald aus, wo die höchste Festung als der Wetterableiter der feindlichen Blitze in unsere Hände übergeht und nach welcher ich in Deutschland mich des geliebten Griechenlands

erfreuen darf. Dann halt' ich leichter den vaterländiſchen Frieden aus, weil zu mir die Wetterſtangen mit ihren Spitzen und Kugeln herüberleuchten, an welchen ſich die rohen Hagelwolken brechen müſſen, die ich über die alten Paradieſe des menſchlichen Geiſtes ziehen ſehe. Mein lieber Vater ſoll wahrlich einige hohe Stunden von der großen Vergangenheit der griechiſchen Kämpfe durch mich bey meiner Rückkehr ernten und ihm ſoll unter meinem Erzählen zuweilen ſo werden, als ſteh' er ſelber wieder wie vor Jahren mit ſeinen Waffen auf einem Feindesboden neben der Göttin Freyheit, um ihr zu opfern, die Feinde oder ſich. Wie viel ruhiger werd' ich von nun an die alten Griechen in ihren Werken lehren und ſingen hören, da doch nicht mehr der heiße Schmerz über das faule Zuſehen bey dem Foltern ihrer Enkel in mir ſtechen und klopfen wird. O es brennt überhaupt ein verzehrender Krieg im Herzen eines Jünglings zwiſchen ſeinen zweyfachen Wünſchen und Kräften, zu lernen und zu handeln, ſich in die Wiſſenſchaft einzugraben und ſich in's helle Leben zu ſtürzen — Freylich ſagt mein Bruder, lernen iſt auch handeln; aber handeln doch auch lernen. Und jedes von beyden muß ganz und glutvoll und mit allem feurigen Opfern geſchehen. Wie dank' ich meinem Vater, daß er mich zu ſeinem Ebenbilde erziehen will und ganz den Wiſſenſchaften und beſonders der Dichtkunſt leben läßt, ohne Rückſichtnahme auf die engbrüſtigen und hungrigen Gebote des adeligen und kriegeriſchen Fortkommens! — Aber, meine Selina, ich will mich auch tapfer anſtrengen und den Parnaß wie eine Feſtung ſogar an den ſteilſten Wänden zu erſteigen ſuchen; denn ich habe, zumal für dich, zarte Luna, gar zu viel Wangenroth noch vom Feldzuge her und ich muß etwas bleicher werden durch Studieren. Und was werd' ich noch für dich, du Muſe meiner Muſen? Sag' es mir. O Selina, wenn wir in die Veſte werden gezogen ſeyn und meine theuern Waffenbrüder um mich her im herrlichen Jubelton ihre Herzen lüften werden, mit welcher Ueberfülle werd' ich auf die Zinnen der griechiſchen Schirmſtadt treten und über den weiten Hafen hinüberſchauen in's unermeßliche Meer, das ſich doch an deinen Ufern abbricht, und zu mir ſagen: ja drüben, da wohnt dein Himmel, dein künftiges Leben, der Geiſt, vor welchem deiner immer höher ſtreben und wachſen wird, und der dir größere Wunden belohnen würde als du empfangen, welchen kein platter Charons Nachen führt aus dem ſtolzen Hafen, ſondern ein hohes ſiegendes Kriegsſchiff! und dieß alles gebe Gott, meine Geliebte!"

Henrion.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bruchſtücke aus einer Geſchichte des Philhellenen-Bataillons.

(Fortſetzung.)

Nun wurden auch die Philhellenen im Dorfe wieder mit ſtärkerer Gewalt angegriffen und daſſelbe zu räumen genöthigt. Sie zogen ſich, nur noch ſiebenzig Mann ſtark, auf den Gipfel des Felſenberges zurück. Erſt als ſie dieſen erreicht hatten, wurde es ihnen zur Gewißheit, daß ſie völlig abgeſchnitten und von Allen verlaſſen waren. Von allen Seiten von Feinden umdrängt, begannen ſie aufs Neue den verzweifelten Kampf. Ein jeder Einzelne hatte mit ganzen Haufen zu kämpfen. Keiner der Unſern fiel, der ſich nicht unter Leichen ſelbſtgemordeter Feinde begraben hätte. Denn furchtbar wütheten die Bajonette der Unſeren und entſetzlich war das Jammergeſchrey der blutenden Türken. Immer beſchränkter und enger wurde unſer Kampfplatz, der ſchon reichlich mit Blut getränkt war, und wieder drangen neue Türkenhaufen den Berg herauf. Da kam der alte Dannia mit Mizewsky herbey, überzählte und ſammelte auf einen Augenblick den Reſt der Philhellenen und ſprach einige begeiſternde Worte. Wir alle riefen ihm nach: Sieg oder Tod! Kaum aber hatten wir uns wieder gegen den Feind gewandt, da zerriß eine Doppelkugel Dannia's Bruſt. Er ſank vom Pferde und mit dem im Fallen wiederholten Ruf: Philhellenen, Sieg oder Tod! ſtrömte ſein Leben hin. Bald eilten Türken herbey und ſchnitten ihm den Kopf ab. So war ſein Wunſch, in Griechenland ein ehrenvolles Soldatengrab zu erkämpfen, erfüllt!

Unterdeſſen hatten die auf dem Berggipfel zurückgebliebenen Philhellenen, nur noch vierzig an der Zahl, ihre Vertheidigung unerſchrocken und unermüdlich fortgeſetzt. Endlich wurden ſie gewahr, daß eine ſchroffe und ganz felſigte Stelle des Abhangs von Türken unbeſetzt geblieben ſey. Dieſe mußte erreicht werden, um die immer noch nicht aufgegebene Vereinigung mit dem Regiment, das in vollem Rückzuge begriffen war, durchzuſetzen. Zwey Mann hoch und mit gefälltem Bajonett griffen ſie daher die ſie zunächſt einſchließenden Haufen an. Die Albaneſen, über den nochmals erneuerten Angriff außer Faſſung, öffnen ihre Reihen und laſſen uns durch. Keiner wagt es anfangs, uns aufzuhalten. Erſt als wir uns einige hundert Schritt weit Bahn gebrochen, wird wieder von beyden Seiten auf uns gefeuert. Unter einem wahren Kugelregen ſetzen wir unſern Marſch eifrig fort und verlieren faſt mit jedem Schritt einen Kameraden. So gelangen wir an den Fuß einer Anhöhe, die von Griechen beſetzt war. In der Abſicht, uns mit denſelben zu verbinden, ſteigen wir hinan, werden aber von oben herab mit einem heftigen Feuer begrüßt. Es war des Verräthers Gogo ruchloſe Schaar, die auf der

Höhe stand. Wir mußten also weiter ziehen. Da war es, daß dem Adjutanten Feldhaun einfiel, er habe des General Norrmanns Schatulle bey Peta gelassen und die müsse er noch holen. Vergebens beschworen wir ihn, von einem so erfolglosen Unternehmen abzustehen. Er kehrte mit dem Säbel in der Faust in die Schlacht, nicht aber wieder zu uns zurück.

Wir hatten nun noch einen Wald zu durchbrechen; es wird von dem kleinen, schon auf fünf-und-zwanzig Mann geschmolzenen Häuflein unternommen. Ein Berg muß erklettert werden, um endlich dem noch immer uns erreichenden Feuer der Feinde zu entgehen; auch dieß geschieht. Aber ehe wir den Gipfel erstiegen, stürzte noch mancher der Unsern, vom verderblichen Bley durchbohrt, in das Thal zurück.

(Der Beschluß folgt.)

Fremdes und Eigenes*),

von

Fr. v. Matthisson.

In der Reihe der altdeutschen Sprichwörter, die an treffender und sinniger Bedeutsamkeit mit den Sprichwörtern der Spanier und Russen wetteifern, verdient folgendes unstreitig eine der ersten Stellen:

Mit Geduld und Zeit
Wird's Maulbeerblatt zum Atlaskleid.

Unter den Sprichwörtern der Russen sind nachstehende des Aufzeichnens besonders werth:

Für's Vaterland sterben ist heilig werden.

Man empfängt den Mann nach dem Kleide und begleitet ihn nach dem Verstande.

Was am Abend dunkel scheint, erleuchtet der Morgen.

Der Sätte versteht den Hungrigen selten.

Wenn die Unterhaltung stockt, sagt der Deutsche: Es ist gut Hafer säen. Der Russe: Es flog ein Engel durch die Gesellschaft.

Um die ungewöhnliche Länge einer Meile zu bezeichnen, sagt man in Deutschland: Der Fuchs hat sie gemessen und den Schweif zugegeben.

Den Weg haben zwey Liebende gemessen, spricht der Russe.

*

Ein König von Spanien spielte jeden Nachmittag mit der Oberhofmeisterin und seinem Beichtvater l'Hombre. Hierbey ward folgende Etikette beobachtet: Der König saß in einem Lehnstuhle, die Oberhofmeisterin auf einem Sessel und der Beichtvater kniete auf einem Kissen.

Diese Spielpartie verdient allen Zeichnern, Kupferstechern und Lithographen empfohlen zu werden. Sie wäre, mit dem Geiste eines Hogarth oder Chodowiecki dargestellt, etwas ganz Köstliches.

*

Man möchte jezt (1827) daran erinnern, was einst Mirabeau zu Necker sagte: „Mein Herr, lernen Sie begreifen, daß eine Idee viel rascher durch die Länder eilt, als alle Postpferde der Welt." Eben so wäre es gerade an der Zeit, den Ausspruch von James Fox wieder in geneigtes Andenken zurückzurufen: „Alle Pressen der Welt sind nicht im Stande, die Wohlthaten aufzuzählen, welche wir der Preßfreyheit schuldig sind."

*

Byron zeichnet von Canning, mit wenigen Strichen, dieses, zufolge der öffentlichen Meynung, getroffene Bild: „Canning ist fast ein Universalgenie. Er ist Redner, Schöngeist, Dichter, Staatsmann. Lange in den Fußstapfen eines Lord Castlereagh zu wandeln, ist er der Mann keineswegs. Wenn je ein Sterblicher im Stande war ein Land zu retten, so ist er es. Aber wird er auch wohl den Willen dazu haben? Ich hoffe es."

*

Ein eifriger Theaterbesucher zu Paris hat gezählt, daß seit der diebischen Elster bis zum brasilianischen Affen acht-und-sechszig verschiedene Thiere auf den Bühnen dieser Hauptstadt ihre Rollen gespielt haben. Man könnte diesen neuen Zweig der Schauspiele Bestiodrama nennen.

*

„Man muß sehr viel wissen, um zu wissen, wie wenig man weiß." Dieser goldene Spruch des Sokrates sollte mit goldenen Lettern über dem Eingange aller Akademiesäle zu lesen seyn.

Newton sagte kurz vor seinem Tode: „Ich weiß nicht wie die Welt mich ansieht; mir selbst komme ich vor, als sey ich ein Knabe gewesen, der am Meeresstrande spielte, höchst erfreut, wenn er hier und da einmal einen glatten Kiesel oder ein buntes Muschelchen fand, indeß der große Ocean der Wahrheit unerforscht vor mir ausgebreitet blieb."

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Wir werden unsern Lesern hin und wieder unter diesem Namen Einiges aus dem reichen Schatze von Erfahrungen und interessanten Notizen mittheilen, den dieser gefeyerte Dichter hier und dort gesammelt und als vieljähriger Freund des Morgenblattes uns mitgetheilt hat.

D. Red.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die Pariser sind doch lose Spötter; alles muß ihnen zur Zielscheibe ihres Witzes dienen; und was anderswo mit gravitätischem Ernste behandelt wird, fertigt man hier mit einem bon mot ab. Bey den lezten Verhandlungen in der Deputirtenkammer hatte einer der freysinnigen Redner die Mey-

nung geäußert, es könnten unmöglich in dieser Kammer viele Deputirte sitzen, welche dem Dokturantenwesen ergeben seyn, und die Preßfreyheit beeinträchtigen wollen; worauf dann einige Deputirte aus dem Centrum, das heißt aus der Masse der dem Ministerium blindlings ergebenen, ausriefen: wir sind 300! Dieß furchtbare Wort ist nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen; die witzigen Tagesblätter haben 300 Spartiaten daraus gemacht, und seitdem spaßen sie mannichfaltig über den servilen Theil der Deputirtenkammer. Wahrscheinlich hätten die servilen Abgeordneten wohl Lust sich an den losen Journalisten öffentlich zu rächen, und sie vor ihren Richterstuhl zu fordern, aber wie würde man in Paris spotten, wenn sie einen Journalisten bestrafen wollten, weil er sie spottweise mit den 300 Spartiaten verglichen hat, sie, die immer bereit sind, zur Abstimmung zu schreiten, um das Mittagessen bey den Ministern nicht zu versäumen; die 300 haben jedoch nicht verfehlt sich zu rächen, denn bey der Abstimmung über das neue Preßgesetz hat ihre Menge den Vorschlägen zur Beschränkung der Freyheit, Tagesblätter herauszugeben, das Uebergewicht gegeben, und es ist noch ein Glück, daß die heillose allgemeine Stempeltaxe nicht durchgegangen ist. So wie die Wahlen vor einigen Jahren veranstaltet worden sind, wird es an dergleichen Spartanern in der Deputirtenkammer so bald nicht fehlen, und glücklich wird sich noch das Land schätzen müssen, wenn diese Herrn nicht ihre eigenen Landsleute für feindliche Perser halten, und auf dieselben blindlings zuhauen, und sie ihrer Freyheiten berauben! Glücklicherweise sind sie doch nicht alle so gesinnt wie Salaberry und St. Chamans, welche die Buchdruckerey den Plagen Egyptens zugesellen, und die Schriftsteller, wo nicht gar die Leser, ungefähr so behandeln möchten wie man die Aussätzigen im Mittelalter behandelte. Andere Deputirte sind zwar auch der Preßfreyheit nicht sehr hold; aber so beschränkt sind sie doch nicht, daß sie mit derselben wie eine Tollhäuslerin zu verfahren wünschen. Kein Wunder ist es also, daß man sich in den Tagesblättern auf Unkosten solcher leidenschaftlichen oder kurzsichtigen Menschen lustig macht; warum bieten sie so manche lächerliche Seite dar? In Paris, wo man sogar Epigramme und Bonmots auf den König und die königlichen Prinzen macht, müßte es wahrlich sonderbar zugehen, wenn Leute, die täglich vor das Publikum treten, und öffentlich handeln, ohne Spötterey davon kämen, so oft ihnen auf der Rednerbühne etwas Sonderbares entfährt. — In diesen Tagen ist bey der Versteigerung der Nachlassenschaft Talmas ein Blasebalg zu 3000 Franken verkauft worden. Dieser Blasebalg hatte ehemals der Königin Elisabeth von England zugehört, und war mit einem Gemälde eines Meisters geziert, von welchem man wenig Stücke besitzt. Bey eben dieser Versteigerung, wo es allerley Seltenheiten gab, wurde ein Sessel mit 300 Franken bezahlt. Dieß war der Sessel, der in Napoleons Loge im Théâtre français gestanden hatte. Nach der Absetzung des Kaisers war der Sessel in die Rumpelkammer des Theaters gerathen. Hier hatte ihn Talma bey Gelegenheit einer kleinen Forderung, die er an die Direktion zu machen hatte, und welche diese nicht gern in baarem Gelde berichten wollte, herausgezogen, um denselben statt Bezahlung anzunehmen. Es fand sich ferner bey Talma ein ganzes römisches Kabinet vor, das heißt eine Sammlung von Kostümen, Waffen, Zeichnungen und Abformungen nach Antiken u. s. w., deren sich der große Schauspieler bey seinen Rollen bediente. Bey einem mittelmäßigen Schauspieler würde Talma's Sorgfalt kleinlich seyn, aber ein großer Schauspieler erhöht dadurch das Verdienst seiner Darstellungen, und vermehrt den Kunstgenuß der gebildeten Zuschauer. Viele Neugierige sind in diesen Tagen hingegangen, um seine Sammlung von Stücken und Modellen dieser Art zu besehen, wie auch das von ihm erbaute Haus, das nun ebenfalls zu verkaufen steht, und ungefähr zu 200,000 Franken angeschlagen wird. Manche Sammlungen von Büchern, Kunstsachen und dergleichen sind im lezten Winter aus der Nachlassenschaft einheimischer und fremder Liebhaber in alle Welt zerstreut worden. Darunter befanden sich: die schöne Kupferstichsammlung und die orientalischen Zeichnungen und Handschriften des Barons Denon; die zahlreiche Sammlung von Flugschriften, besonders solcher, welche die französische Revolution betreffen, vom Grafen v. Schlabrendorf, die Büchersammlung des Grafen v. Beldelusch, eines Mannes, der etwas mürrisch aussah, aber recht hübsche musikalische Abendunterhaltungen gab, welche ihm theuer zu stehen kamen. Zu diesen Versteigerungen kamen noch einige andere von Kunstsammlungen verstorbener Kaufleute und Kunsthändler. — Der Winter ist in Paris die fruchtbarste und geldreichste Jahrszeit; die ganze große Welt ist versammen. Vergnügen, Zerstreuungen, Gelegenheit zum Geldausgeben folgen ohne Unterlaß aufeinander. Ueberall wird versteigert, vorgelesen, konzertirt, getanzt und geschmauset; die Buchhändler beeilen sich ihre neuen Produkte erscheinen zu lassen. Tonkünstler lassen die ihrigen in den Konzerten hören, die Schauspieler haben gar keine Rast; Spekulanten aller Art suchen die Aufmerksamkeit des Publikums auf ihre Unternehmungen oder Versprechen zu ziehen; die Athenäen und andere freyen Gesellschaften geben Vorlesungen und öffentliche Sitzungen, und wetteifern mit den vorigen Anstalten um den Beyfall des Publikums, und so gibt unter brausend Zerstreuungen aller Art der sonst so traurige Winter vorüber, und macht einer Jahrszeit Platz, in welcher zwar nichts von allem jenem aufhört, wohl aber Alles langsamer und sparsamer betrieben wird, weil alsdann die viel verzehrende Klasse sich aufs Land, in die Bäder, in fremde Länder begibt, und die arbeitende Klasse in Paris zurückläßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Räthselcharade in Nr. 96.
Alte Jungfer.

Homonyme.

Kennst du den Gott, den in des Himmels Höhen
Wir nach der Vorzeit Mythen herrschen sehen?
Dem in der Schlacht der Sänger Jubel schallte,
Der öfter auch als Mensch auf Erden wallte?
Das ist der Vater Zeus! — O nein,
Viel anders muß sein Name seyn.

Was ist der Mensch, wenn er von tiefem Geist beseelet
Der Sternen Weiten mißt, der Sonnen Heere zählet?
Der Erde tiefsten Schooß, der Gottheit dunkeln Willen,
Verborgner Zukunft Schleyer will enthüllen?
Er ist ein weiser Mensch! O nein!
Ein weiser Mensch muß anders seyn.

Wie heißt das Ding, das wie ein hoher Bogen
Sich wölbt, durch das der Ritter kommt gezogen,
Wenn im Triumph in seine Burg er zieht,
Und wenn, verfolgt vom Feind, er rückwärts flieht?
Soll ich dir sagen, was es ist? Doch nein,
Rath immer zu, das wird das Beste seyn.

F. R.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 103.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 30. April 1827.

Siehe! da ſtehet ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein ſo zierlich mit Ampel-Licht,
Mit Redner-Geberden und Sprecher-Gewicht.

Goethe.

Roſenknoſpe.

Ein Mährchen in zwölf Kapiteln, vom Grafen v. Platen.

Erſtes Kapitel.

Es war einmal ein gar weiſer und ſchöner König, welcher Pheriſtos hieß und ſeine Gemahlin Gyrmantis. Aber allzufrüh verlor die holdſelige Königin ihren Gemahl und ihr neugebornes Söhnlein; ſie übergab darauf die Regierung des Landes ihrem Bruder und entzog ſich allen Freuden der Welt. Sie begab ſich auf ein einſames Schloß, das im dichten Walde lag, um dort ihren Gatten zu beweinen. Noch nicht lange auf dieſer Burg angelangt, hörte ſie eines Abends an ihre Thüre klopfen, und als ſie herein rief, da kam ein Zwerglein auf ſie zu in blauem Gewand, und machte ihr einen freundlichen Knix. Er bat ſie, nicht zu erſchrecken, und ihm in ihrem Hauſe ein Nachtlager zu gönnen, da er ſich verſpätet habe in der Wildniß. Gyrmantis gewährte es ihm gerne, und des andern Morgens zog das Zwerglein wieder weiter, nachdem es der Königin ſeinen Dank in gar zierlichen Worten geſagt hatte. Nach dieſer Zeit kam er öfters wieder und brachte ihr manchmal Erdbeeren, manchmal einen Strauß von Windröschen oder andern Blumen, die man im Walde ſammelt. Zuweilen ſang er ihr ein altes Lied, und ſie hing wohlgefällig an ſeinen Lippen. Sie erfreute ſich, eine Seele gefunden zu haben, mit der ſie reden konnte von ihrem Gemahl; denn das Zwerglein hörte ihr aufmerkſam zu und ward gerührt von ihrer Treue gegen den König, den er gekannt zu haben vorgab. Ach! ſagte die Königin öfters, wohl könnte ich's verſchmerzen, wenn mein Gemahl in meinen Armen geſtorben wäre. Aber er iſt einſt plötzlich verſchwunden, und Niemand weiß wohin. Welch ein Unfall mag ihn betroffen haben? Das Zwerglein ſprach ihr Troſt ein und meinte, ihr Gemahl könne doch noch am Leben ſeyn und einſt in ihre Arme zurückkehren. Gyrmantis malte ſich dieſe Hoffnung in einſamen Stunden aus, den Zwerg aber bekam ſie täglich lieber, ſo häßlich er war, und ſo oft er ging, gab ſie ihm ihre Hand, die er zierlich an ſeinen Mund führte.

Zweytes Kapitel.

Einſtmals hatte die Königin den ganzen Tag vergebens auf ihren kleinen Geſellſchafter gewartet, als er plötzlich ſpät Abends hereinſtürzte, eine Roſenknoſpe in der Hand, die er, trotz ſeiner Eile, ſehr ſorgfältig zu tragen ſchien. „Hier nehmt, ſchöne Frau, ſagte er, indem er ihr die Knoſpe überreichte, bewahrt ſie gut, gebt ihr täglich friſches Waſſer, ſie wird der Troſt Eures Alters ſeyn. Lebt wohl, meine Feinde verfolgen mich, laßt Euch ja die Roſe nicht abnehmen. Wenn ſie verwelkt iſt, aber nicht eher, öffnet dieſen Brief, den ich Euch hier gebe. Lebt wohl!“

Drauf ſtürzte er eilig fort und ließ die Prinzeſſin ganz erſtaunt in ihrem Gemache zurück. Sie hielt die Knoſpe noch betrachtend in der Hand, als eine ganze Schaar von Zwergen hereinkam, und einer fragte: „Habt

Ihr nicht einen mißgestalteten Zwerg hier gesehen, der seit langem schon in diesem Walde herumspukt?" „Jetzt seh' ich ihrer wohl zwanzig," antwortete die Königin, ganz entrüstet über die dreisten Figuren. „Ey seht doch, sagte ein Anderer, da hält sie die Rosenknospe in der Hand, um derentwillen wir ausgeschickt sind. Gebt sie her, schöne Frau, es soll Euch kein Leids geschehen, es ist für unsere mächtige Gebieterin." „Diese Rose ist aus meinem eigenen Garten, erwiederte Gyrmantis, und ihr sollt sie nimmermehr erhalten. Was aber eure Gebieterin anbetrifft, so will ich nichts mit ihr zu schaffen haben."

Da drangen die Zwerglein auf sie ein, um mit Gewalt zu nehmen, was sie nicht gutwillig lassen wollte; sie aber nahm ihren Fächer, und schlug sie damit so derb auf die Köpfe, daß einer nach dem andern hinauswischte. Drauf schöpfte sie Wasser am Brünnlein in einem Krystallbecher und sezte die Knospe hinein, die nachgerade sich zu entfalten anfing.

Da trat eines Tags eine Alte herein, grüßte, und als sie das halbgeöffnete Röslein sah, sagte sie: „O gebt mir doch das züchtige Röslein dort im Winkel, meine Enkelin hält morgen Hochzeit, und da möcht' ich ihr doch eine Rose in den Kranz flechten. Sie sind in allen Gärten schon abgeblüht, dieß ist die einzige. Wollt Ihr mir sie geben? Seht, diesen Beutel eitel Gold sollt Ihr dafür bekommen!" Die Königin aber ließ sie kaum gewähren und erwiederte: „Ihr macht es gar zu plump, Alte. Geht nur wieder, woher Ihr gekommen seyd. Wenn aber Eure Enkelin ohne Rosen nicht kann Hochzeit machen, so soll sie warten bis in's nächste Frühjahr, wo's Rosen wieder die Hülle und die Fülle gibt." Aus den Augen der Alten funkelte der Zorn, und scheltend verließ sie die Stube.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus einer Geschichte des Philhellenen-Bataillons.

(Beschluß.)

4. Der Rückzug.

Jezt schlugen wir, mit Wunden und Blut bedeckt und in dumpfer Stille den Weg nach Languada ein, wo wir doch noch einen und den andern geretteten Freund zu treffen hofften. Die Ermattung zwang uns, einen Halt zu machen, um von der heftigen Anstrengung des fürchterlichen Kampfes auszuruhen. Wir befanden uns an einem Orte, von welchem wir das Schlachtfeld, das Grab unserer Brüder, und die Gegend umher übersehen konnten. Erfüllte uns jener Anblick mit Trauer, so erweckte es Entsetzen, zu bemerken, wie die Türken zu wüthen fortfuhren, alle Wälder und Schluchten mit großen Hunden durchsuchten, um jeden Verwundeten und sonst Zurückgebliebenen aufzufinden. Wer will es tadeln, wenn die Haufen erschlagener Türken, welche Hügel und Thäler und Ebenen bedeckten, einigen, obwohl schwachen Trost in diesen schrecklichen Momenten gewährten? — Da verkündete plötzlich der Kanonendonner von Arta's Wällen den Sieg der Türken, und jeder Schuß hallte dumpf und schmerzlich in unserm Innern wieder. Wir rafften uns auf, ergriffen unsere Waffen und eilten, diesen verhaßten Tönen zu entgehen, die wie höllischer Jubel über Verrath und Meuchelmord unser Herz zerrissen. — Nach einem beschwerlichen Marsche durch die Gebirge erreichten wir das Lager Maurokordato's. In einer Fronte von achtzehn Mann, dem lezten Reste des ganzen Korps, marschirten wir vor dem Feldherrn auf, der sechs Stunden seitwärts vom Schlachtfelde geblieben war. Er mußte schon von unserm Schicksal, das uns griechischer Verrath bereitet, unterrichtet seyn, und in unsern ernsten und düstern Blicken, mit denen wir ihn in's Auge faßten, mochte er jeden Vorwurf lesen, der ihn und seine Landsleute traf. Er war nicht im Stande, ein Wort zu sagen; heiße Zähren strömten über seine Wangen herab; Todtenstille herrschte ringsum, wie im Reiche der Schatten.

Nach und nach sammelten sich noch einige Zersprengte von Tarella's Regiment, welches gleichfalls bedeutend gelitten und den größten Theil seiner Offiziere verloren hatte. Nur der General Normann fehlte noch. Der Schuß, den derselbe auf der Brust empfangen, war nur ein Prellschuß gewesen, und er hatte sich bald davon erholt und das Kommando des Regiments auf's Neue übernommen. Seiner eben so besonnenen als unerschrockenen Leitung hatte es das Regiment zu verdanken, daß ein großer Theil desselben dem Feinde entgangen war. Als der Rückzug angetreten wurde, stellte er sich in den lezten Reihen, so oft es nöthig war, dem Feind entgegen. Wie nach dem Treffen von Kombotti, so war er auch dießmal der Lezte, welcher im Lager anlangte. Auf seinem fast zu Tode gerittenen Pferde stürzte er endlich herein und rief: „Wir haben Alles verloren, Prinz, nur unsere Ehre nicht!" Wiederum hatte der Feldherr nur Thränen zur Antwort.

Man verweilte noch zwey Tage im Lager zu Languada, um alle Versprengten, die sich etwa noch einfinden möchten, zu erwarten. Nur wenige kamen an. Dann wurde der allgemeine Rückzug angetreten. Ihm schlossen sich die wenigen Philhellenen, die der Wuth des Feindes und der Tücke der Freunde entgangen waren, an. Aus der Mitte des kleinen Häufleins ragte der Bannerstab, an welchem sich statt der blauen mit weißem Kreuz geschmückten Fahne, die lustig unserm Auszuge aus Korinth vorangeflattert war, ein schwarzer Flor niedersenkte.

Dr. W. B. Mönnich.

Die Gärten von Tsarskoe-Selo.

(Aus den vor Kurzem erschienenen sechs Monaten in Rußland von Ancelot.)

Das Lustschloß Tsarskoe-Selo, das drey Meilen von Petersburg liegt, wurde 1744 nach dem Plan des Grafen Rastlery erbaut; noch nie war mehr Pracht verschwendet worden; das Dach und alle Karnieße des Schlosses waren vergoldet, und das Auge wurde so geblendet, daß der französische Gesandte die Kaiserin Elisabeth fragte, wo das Etui für dieses kostbare Bijou sey. In wenigen Jahren war indessen ein Theil dieser Vergoldung zerstört, und Katharina II. ließ das Dach grün bemahlen, wie die meisten Dächer in Rußland bemalt sind. Spekulanten sollen 250,000 Franks für die Erlaubniß geboten haben, das übrige Gold abnehmen zu dürfen, aber Katharina antwortete, sie sey nicht gewohnt, ihre alten Sachen zu verkaufen. Ehe man zum Pallast gelangt, bemerkt man links ein kleines chinesisches Dorf; hier hielten sich Katharinens Hofleute auf, wenn sie in Tsarskoe-Selo war; jezt dient es während der Feste dem diplomatischen Korps zur Wohnung. Rechts liegt der Garten, durch einen breiten Kanal von der Straße getrennt; die früheren französischen Anlagen verschwanden unter Katharina, doch ließ man vor dem Schloß die geraden Alleen, die zu seiner majestätischen Architektur passen. Ehe man in den Park tritt, bewundert man die herrliche jonische Kolonnade neben dem Pallast, von Camerone gebaut. Auf diesem Meisterstücke von Geschmack und Zierlichkeit breiten sich schwebende Gärten aus und bekränzen es mit Blumen. Zwischen den Säulen ließ Katharina die Büsten der großen Repräsentanten aller Länder und aller Jahrhunderte aufstellen; hier erging sich in den langen Sommerabenden diese außerordentliche Frau, die Augen auf Europa geheftet, dessen Huldigungen ihr Bedürfniß waren.

Proben von allen möglichen Bauarten sind im Park umher zerstreut; am See stößt man auf die Admiralität, wo Winters die vergoldeten Barken aufbewahrt werden, die jezt auf dem See schwimmen, und die Schwäne und Enten Unterkommen finden. In der Mitte des See's befindet sich ein unter Elisabeth gebauter Konzertsaal, und nahe dabey erhebt sich aus den Wellen eine Granitsäule, von Katharina II. Alexis Orloff, dem Sieger von Tschesme, errichtet; am Piedestal befinden sich Basreliefs, die den Brand der türkischen Flotte vorstellen, und auf der Spitze entfaltet ein Adler mit dem Donnerkeil seine Flügel; Orloff bedeutet auf Russisch Adler. Diese Säule und der zum Gedächtniß der Schlacht von Kahoul errichtete Obelisk erinnern an die zahlreichen Niederlagen der barbarischen Feinde Rußlands; diese Säulengänge, diese Statuen, mit denen Paros diese Gärten schmückte, müssen sie nicht an Griechenland erinnern?

Kaum hat man jene Denkmäler aus dem Gesicht verloren, so steht man vor einem türkischen Kiosk, und glaubt sich in die Gärten des Seralis versezt. Dieses asiatische Gebäude ist keine leere Zierde; Katharinens Genie wußte sogar an die eitlen Gebilde des Luxus glorreiche Erinnerungen zu knüpfen; dieser Kiosk, der genau einem in des Sultans Gärten gleicht, und mit denselben Stoffen bekleidet ist, soll an die Sendung des Fürsten Repnin nach Konstantinopel erinnern. Den Namen Orloff finden wir wieder auf einem schönen Denkmal von vielfarbigem Marmor, das nach Rinaldis Plan erbaut ist; es ist ein Triumphbogen zu Ehren von Gregor Orloff, der 1771 den Auftrag erhalten hatte, den Verheerungen der Pest in Moskau Einhalt zu thun.

Wir bleiben einen Augenblick vor der lieblichen Fontaine des Milchmädchens stehen; an diesem Orte der Pracht ist nichts ansprechender als diese zierliche Schöpfung von Socoloffs Meisel. Ein hübsches Bauermädchen sizt auf einem Granitblock; sie hat ihren Krug fallen lassen, den Henkel hält sie noch in der Hand und weint, während aus den Scherben des Krugs mit sanftem Gemurmel eine Quelle hervorsprudelt. Man tritt von hier in den untern Garten, der seine ursprüngliche Regelmäßigkeit beybehalten hat; in seiner Mitte erhebt sich ein zierlicher Pavillon, die sogenannte Einsiedeley, ein Name, mit welchem die reiche Vergoldung und die Menge von Bildwerk einen sonderbaren Kontrast bilden. Besondere Erwähnung verdient aber ein Tisch in einem Saale des ersten Stockwerks; durch einen sinnreichen Mechanismus kommt alles was man zur Bedienung braucht, und ordnet sich von selbst. Mittelst dieser Anordnung, welche die Bedienten unnöthig machte, war die Unterhaltung bey den Mahlzeiten in der Einsiedeley völlig ungebunden. Man verläßt den Kaisersiz durch einen Triumphbogen, der von Kaiser Alexander zum Andenken an die lezten Siege seiner Heere errichtet wurde, und die einfache Inschrift hat: Meinen theuern Waffengefährten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, 18. April.

Rigo beschloß seine Vorlesungen über die neuere und neueste Geschichte Griechenlands mit dem Fall von Missolonghi. Die lezten waren der früheren ganz würdig. Ein wahres Castrum Doloris, zu dem noch die vor Kurzem hier eingetroffene Nachricht von dem Zerfalle der Ruinen der Acropolis von Athen, der Propyläen, des Parthenons ꝛc. gehören, die dem trefflich bedienten türkischen Geschüz nicht länger widerstehen konnten. So sinken die herrlichen Giebel und Säulen aus Perikles und Phidias Zeit unter den Kugeln der Barbaren, die Christen für sie gegen Christen senden, und es ist nun wirklich dahin gekommen, daß man den Lord Elginschen Kirchenraub für ein Glück, für eine Wohlthat ansehen muß! Rigo ist von hier nach München abgereist, wo er seine Vor-

Nr. 35.

Kunst-Blatt.

Montag, den 30. April 1827.

Anfänge der italienischen Kunst.

IV.

Cimabue.

(Fortsetzung.)

14. Esau bringt sein Gericht. Vertrauensvoll und gehorsam überreicht er es dem Isaak, der erschrocken auffährt, sein Gesicht von ihm abwendet, und die Hand des rechten Arms, auf dessen Ellenbogen er sich stützt, wie abwehrend, aufhebt. In dem Gesichte Isaaks liest man, welch' ein Getümmel von Gedanken und Gefühlen seine Seele bestürmt. Die Mutter steht, lauschend, im Hintergrunde, den Blick fest auf die vordere Gruppe geheftet, die rechte Hand, wie in ängstlicher Spannung an die Brust gepreßt.

15. Joseph wird in die Grube gesetzt. Mit vielen Lücken.

16. Joseph und seine Brüder. Mit den Mienen des Flehens und des Jammers liegen die Brüder vor Joseph auf den Knieen. Der Hausbalter hinter ihnen hält in der Linken den Becher empor und zeigt mit der Rechten, wie anklagend, in die Gruppe hinein. Joseph sieht nachdenklich auf sie herab, als ließe er die ganze Vergangenheit mit ihren merkwürdigen Begebenheiten vor dem Auge seiner Seele vorübergehen und vertiefte sich in die wunderbaren Fügungen Gottes. Leider sind viele Lücken in diesem Bilde, aber fast alle Köpfe sind noch erhalten mit den rührenden Bitten in den ernsten Gesichtern. Es ist nicht zu sagen, mit welcher Gewalt diese Darstellung alle Theilnahme der Seele an sich reißt und die Tiefen des Gemüths aufwühlt. Bey dem Anblicke dieses Bildes wachen plötzlich alle Gefühle der Liebe und des Mitleids auf und die heiligen Schauer der Ehrfurcht durchbeben das Herz.

An der Wand zur Rechten sind die Darstellungen aus der Geschichte des Neuen Testaments genommen. Wir nehmen zuerst wieder die oberen, dann die unteren.

1. Die Verkündigung. Der Engel spricht zu Maria, vor ihr stehend. Maria beugt sich etwas mit vor der Brust gefalteten Händen, als wollte sie sagen: Mir geschehe, wie der Herr will. Wie einfach und wie erschöpfend!

2. Abgefallen.

3. Die Geburt des Herrn. Die Mutter sizt mit dem Kinde in der Mitte, fast unter den Thieren, mit denen sie den beschränkten Raum theilen muß, und die nur ein klein wenig weiter links sind. Oben jubeln Engel und verkündigen den Hirten die frohe Botschaft, welche diese unten zur Rechten überrascht und in sichtlicher Spannung anhören. Zur Linken sizt Joseph, den Kopf auf die linke Hand gestüzt, als ob er nachdächte über die große Begebenheit.

4. Fast abgefallen. Doch scheint die zur Rechten sitzende und herabblickende Jungfrau anzudeuten, daß die Anbetung der Könige darauf vorgestellt gewesen.

5. Die Darstellung im Tempel.

6. Die Flucht nach Aegypten. Dieß ist noch eine rechte Flucht. Man sieht noch einen Theil des Esels und den eilenden Joseph, der ihn rüstig vor sich hin treibt.

7. und 8. sind unkenntlich. Lezteres ist vielleicht die Taufe.

Unten in den Vierecken:

9. Die Hochzeit zu Kana. Das Wunder der Verwandlung des Wassers in Wein geschieht vor unsern Augen. Hinter einer reichbesezten Tafel sitzen die Hochzeitgäste. Vorn sind die Diener um die Weinkrüge beschäftigt. Ein Diener langt in den Krug hinein und scheint sich verlegen nach Jemand umzuwenden, als wollte er sagen: Es ist nichts mehr darin — was soll ich nun machen? Vielleicht hat er sich an Jesus gewandt, dessen Gesicht nicht mehr da ist, und der hat das Wunder vollbracht, denn ein andrer Diener läßt schon den rothen Wein aus einem Gefäß in einen Krug laufen und sieht sich dabey verwundert nach Jesus um. Ein Dritter hält

überrascht den Gästen seine Schöpfurnen und Becher hin, um sie das Wunder sehen zu lassen, und diese kosten nicht minder überrascht, den neuen Wein. Besonders aber scheint der Bräutigam vor Verwunderung außer sich und fast versteinert zu seyn. Ein vierter Diener hat schon zur Bezeichnung der Fülle einen vollen Krug auf den Schultern, woran er sehr schwer zu tragen scheint, als ob er den Ueberfluß hinaustragen wollte. So wird das Wunder durch die Darstellung seiner Wirkungen auch unserm Gemüthe nahe gebracht. Eine solche Reihe von Handlungen, eine vor unsern Augen ablaufende Geschichte zeugt von der angemessensten Gestaltung, von einer reichen, erschöpfenden Ausführung der gewählten Idee.

10. Hier ist nur noch eine Figur zu sehen.

11. Judas Verrath. Eine reiche, volle Composition. Jesus empfängt mit einer Ruhe und Würde den Judaskuß, daß man sich bey seinem Anblicke im innersten Gemüthe erschüttert fühlt. Sein Blick geht aus der Scene hinaus, und seine Seele scheint mit ganz andern Gedanken beschäftigt. Wie hätte der Maler den freyen Entschluß Jesu sich zu opfern glücklicher ausdrücken können, denn nun sehen wir, daß der Erlöser über alle das wüthende Toben um ihn her erhaben ist, daß diese Rotte seinem innersten Leben Nichts anhaben kann. Dabey zeigt aber ein leise angedeuteter Zug von ernster Wehmuth, daß er auch menschlich fühlt, und daß sein ganzes Leiden vor seiner Seele steht. Wir zweifeln, daß die ganze Kunstgeschichte einen solchen Christus wieder hervorgebracht hat, außer in Duccio, einem Schüler Cimabue's. Der Heiland und Judas stehen, etwas größer gehalten, in der Mitte. Um sie her das Getümmel. Ein Häscher zur Rechten legt Hand an Jesus. Zur Linken hat Petrus den Malchus niedergerissen und hauet ihm das Ohr ab. Zwischen diesen beyden Hauptscenen theilt sich die lebendige Theilnahme der Umstehenden.

12. Abgefallen.

13. Jesus trägt das Kreuz. Ein gedrängter Zug, in dem sich die Theilnahme häufig ausspricht, besonders rührend bey einem Weibe zur Rechten.

14. Die Kreuzigung. Der Ausdruck des Schmerzes bey den Weibern ist voll Würde.

15. Die Abnahme vom Kreuze. Der Leichnam des Gekreuzigten liegt auf der Erde. Die schmerzensvolle Mutter hat sich auf seinen Kopf herabgebeugt und umfaßt seine Brust. Johannes in der Mitte, benezt die linke Hand des Gekreuzigten mit seinen Thränen. Maria Magdalene kniet zu seinen Füßen. Zwischen Johannes und der Mutter, aber etwas weiter zurück, als hätte sie nicht Recht zu so tiefem Schmerze, steht eine der anderen Marien. Ihr niedergesenktes Haupt ruht in der Linken. Ihr Blick, voll schwermüthiger Trauer haftet auf Jesus. Etwas hinter dem Haupte des Erlösers kniet eine andre Gestalt, die nicht mehr recht kenntlich ist. Ueber dieser steht eine männliche und eine schöne weibliche Gestalt, beyde herabblickend. In der Mitte des Hintergrundes hinter einem kleinen Hügel, wodurch die Scene sehr geschickt erweitert wird, stehen zwey weibliche Figuren, die einander ihren Schmerz auszusprechen scheinen. Rechts im Hintergrunde, aber etwas mehr vorwärts stehen zwey Männer, wovon der eine seine Hände vor der Brust faltet. Auch sie sind in Schmerz verloren, in wehmüthiger Betrachtung versunken. Ueber der Erde schweben weinende und wehklagende Engel. Der innige rührende Schmerz auf den zahlreichen Gesichtern giebt eine stille, wehmüthige Feyer über diese ganze Darstellung, wodurch die vereinzelten Gruppen zusammengehalten werden. Die Wärme des Gefühls hat hier allen unbeweglichen düstern Ernst, der sich in so vielen andern Figuren zeigt, ganz weggeschmolzen. Mit welcher Freyheit und unumschränkten Herrschaft aber der Genius der Kunst in Cimabue waltete, das beweiset in diesem Bilde auf das Glänzendste die Art der Gruppirung. Er, der sonst das Gedränge der Gestalten, die ihm seine unermeßlich reiche und schöpferische Phantasie zuführt, kaum unterzubringen weiß, dessen vollste Gruppen nur mit einem Worte, wie mit einem elektrischen Schlage, den Beschauer ansprechen, er vereinzelt und zerstreuet hier die kleinen Gruppen, weil er nur so die Wirkung hervorbringen kann, die mit der Schönheit und ihren Gesetzen verträglich ist. Er hätte das Herz zerrissen, wenn er die Wehklage und den Schmerz mit einem mächtigen Worte in unsre Seele hineingerufen hätte. Darum klagen uns die stummen Gestalten nur nach und nach ihr Leid, und wie uns auch in immer steigender Wehmuth das Herz entbrenne, so stärkt doch der Künstler jede zu weiche Stelle immer wieder mit dem heilenden Balsam der Schönheit.

16. Die Auferstehung. Man sieht noch den unteren Theil des Engels am Grabe, einen Theil der Marien, die zum Grabe kommen und die schlafenden Wächter. Von diesen hat sich einer niedergekauert, faltet beyde Hände vor seinem Knie und stützt sein Kinn auf dasselbe. Diese Stellung, wie auch die, in welcher die andern Wächter schlafen, zeigen deutlich, daß sich Cimabue nicht vor schwierigen Stellungen und kühnen Verkürzungen fürchtete und die Art, wie er sie ausgeführt hat, beweiset, in wie hohem Maße sein Auge und seine Einbildungskraft sich die Erscheinungen der äußeren Welt unterthänig gemacht hatte.

An der Vorderwand über der Hauptthür ist noch

die Himmelfahrt und die Ausgießung des heil. Geistes dargestellt.

In der Himmelfahrt steigt Christus auf, die Hände sehnsüchtig in die Höhe gestreckt. Engel scheinen die Apostel zu beruhigen, von denen noch einige Köpfe übrig sind, welche verschiedene Gemüthsbewegungen ausdrücken.

In der Ausgießung des heiligen Geistes sitzen die Apostel mit der Mutter um einen Tisch und verhalten sich leidend. Einige blicken voll Verwunderung, andre voll Ehrfurcht und Anbetung auf.

Die bisher aufgeführten Werke sprechen deutlich ihren Ursprung von einem und demselben Meister aus, und wir stehen nach dem Obengesagten nicht an diesen Meister Cimabue zu nennen.

Außerdem schreiben ihm nun aber Vasari sowohl als Lanzi die vier Doctoren der Kirche zu, die an dem lezten Gewölbe gemalt zu sehen sind. Diese sind voll Ernst, Zuversicht und wahrhafter Lehrerwürde, vor welcher der Schüler Ehrfurcht haben muß. Die Schüler, Mitglieder der ersten Mönchsorden, sind bescheiden, horchen lernbegierig zu oder forschen, prüfend, in Büchern. Der heil. Gregorius lauscht auf die Worte der Taube an seinem Ohre. Die Art, wie er, erwartend, aufgerichtet sizt, der Blick, der vor sich hin sieht, ohne ein Ziel zu haben, zeigt seine angespannte Aufmerksamkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nekrolog.

Jaques Louis David, erster Maler des Kaisers Napoleon, Offizier der Ehrenlegion, Mitglied des Instituts.

(Fortsetzung.)

Am 29sten März schenkte er dieses Gemälde der Convention und hielt bey dieser Gelegenheit eine Rede, aus der wir, um die Gefühle zu zeigen, von welchen er zu dieser Zeit belebt war, einige Stellen ausheben wollen:

Bürger, das höchste Wesen, welches seine Gaben unter seine Kinder vertheilt, wollte, daß ich meine Gefühle und meine Gedanken durch die Malerey verkünde und nicht durch die erhabenen Töne der Alles bezwingenden Rede, die unter den Kindern der Freyheit erklinget. Voll Ehrfurcht vor seinen unabänderlichen Beschlüssen, schweige ich und werde mein Tagewerk erfüllt haben, wenn einst der alte Vater von seinen Kindern umgeben, spricht: Kommt, ihr Kleinen, kommt, sehet den Repräsentanten, der zuerst starb, um euch die Freyheit zu gewinnen. Sehet seine Züge, wie sie heiter sind! so ist es, wenn man für sein Vaterland stirbt. Sehet diesen Säbel, der an einem Haar über seinem Haupte schwebt, dieses zeigt den Muth an, den Lepelletier und seine hochherzigen Genossen hatten, um.... Sehet ihr diese tiefe Wunde? Ihr weinet, meine Kinder, ihr wendet die Augen weg! aber betrachtet doch auch diese Krone der Unsterblichkeit. Strebet darnach sie zu verdienen, es wird nicht an Gelegenheit fehlen für große Seelen. Wenn jemals, zum Beyspiel, ein Ehrgeiziger euch von einer Dictatur, einem Tribunate sprechen, oder es versuchen sollte den geringsten Theil der Souveränetät des Volkes an sich zu reißen, oder wenn ein Feiger sogar einen König vorschlagen sollte, dann kämpfet und sterbet so, wie Michel Lepelletier, die Krone der Unsterblichkeit wird euer seyn.

Am 23sten Juni 1793 ward David von der Convention beauftragt, den Geist einiger Canonier-Compagnien, die Paris verließen, um an die Gränze sich zu verfügen, zu untersuchen, er sagte bey dieser Gelegenheit zur Versammlung:

„Bürger, ich habe mich des Auftrags entledigt, den ihr mir gestern ertheilt habt, ich habe mich unter die braven Canoniere, unsere Brüder, begeben; ich sprach mit diesen meinen Brüdern, die weit entfernt sind von den Zumuthungen der Ehrgeizigen; sie haben den Grund, der mich unter sie führte, wohl errathen und weit entfernt sich beleidigt zu fühlen, haben sie sich deßhalb gefreut. Ach Bürger! wie könnte ich euch die hochherzigen Gefühle des Volkes beschreiben, eines Volkes, das lieber in den Tod gehen will, als das Vaterland zu verrathen."

„Ich habe Thränen fließen sehen, hochherziges Volk, leugne es nicht, sie gereichen dem Muth zur Ehre. Achilles weinte, die Römer weinten und die Cannibalen, denen man sie vergleichen wollte, weinen nicht."

Mit zweyen der gräßlichsten Männer in der französischen Revolution, mit Marat und Robespierre stand David in inniger Verbindung. Nach der Ermordung des Erstern kam Guirault an der Spitze einer Deputation, um den Schmerz des Volkes über diesen Verlust der Convention zu verkünden:

„O Verbrechen, sagte er, eine vatermörderische Hand hat uns den unerschrockensten Vertheidiger des Volkes geraubt. Unsere Augen suchen ihn vergebens noch unter euch. Welch ein schreckliches Schauspiel, er liegt auf dem Todtenbette. David, wo bist du, du hast das Bild

Nr. 27.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 3. April 1827.

Geschichte.

Lettres du Roi de Pologne Jean Sobiesky à la Reine Marie Casimire, pendant la campagne de Vienne, traduites par M. le Comte Plater, et publiées par N. A. de Salvandy. Paris 1826. L. G. Michaud (gr. 8. pp. 224).

(Beschluß.

Aus dem nicht eigentlich historischen Theil der Nachrichten, die der König seiner Gattin gibt, können wir leider nur wenig mittheilen, so reich er auch an Schilderungen von Sitten und Personen ist. So z. B. die erste Zusammenkunft mit dem Herzog von Lothringen: „Dennoch fanden sie genug, nicht nur um zu essen, sondern auch um sich zu betrinken .... Der Herzog von Lothringen wollte Anfangs nur Moselwein trinken, und goß noch Wasser dazu. Nachdem er aber einmal im Zuge war, trank er auch Ungrischen Wein. Der Taff, den wir in Warschau als Botschafter des Herzogs bey meiner Wahl gesehen haben, hatte seinen Herrn begleitet; er zischelte ihm beständig in's Ohr, wahrscheinlich um ihn zu hindern zu trinken; aber der Mentor betrank sich am Ende selbst und forderte die Andern ebenfalls dazu auf. Da der Prinz schon etwas Wein im Kopf hatte, fragte er, nach vielen Komplimenten, was auf Polnisch Vater, Sohn und Bruder heiße. Man sagte es ihm und nun wiederholte er diese Worte hundert Mal. Er sagte: Ociec, indem er auf mich zeigte — Syn, indem er auf sich selbst wies, und: Brat, indem er auf Fanfan zeigte. Zu diesem sagte er: „Sie sind der älteste von der Familie, dann kommen drey andere, und ich bin der fünfte." Den Augenblick darauf hatte er schon wieder vergessen, wie man Bruder auf Polnisch sage. Alles das hat einige Stunden gedauert." Dieser erbauliche Auftritt hindert jedoch den König eben so wenig den Herzog billig zu beurtheilen, als seine frühere Mitbewerbung um die Krone von Polen. Folgendes ist die Beschreibung, die er von ihm macht: „Hier ist das Bild des Herzogs von Lothringen. Größe des Prinzen Radzivil, Marschalls von Litthauen, Gesichtszüge von Chetmaki; die Nase sehr gebogen, fast wie ein Papagay; er ist sehr von Blattern gezeichnet und noch krummer als L'Epine. Graues Kleid, ohne Schmuck, außer ziemlich neuen Knöpfen von Passementir-Arbeit. Hut ohne Federn; gelbe Stiefel, oder die es vielmehr einmal gewesen sind; ein ziemlich gutes Schlachtpferd, aber Sattel und Zeug sehr alt. Bey alle dem sieht er nicht aus wie ein Kaufmann, sondern sehr wie ein homme comme il faut, und sogar wie ein homme de distinction. Er spricht sehr gut von allem, was in sein Fach schlägt; spricht übrigens wenig und ist sehr bescheiden. Er trägt eine blonde Perücke, die so schlecht gemacht ist wie möglich; im Ganzen kümmert er sich nicht um seinen Anzug, aber es ist ein Mann, mit dem ich mich vertragen werde, und der einer höhern Stellung würdig ist." Anderswo heißt es: der Herzog scheine beständig in Verlegenheit zu seyn, weil er die Instruktionen des Hofes zu verletzen fürchte. Der König scheint seine Freude an solchen Silhouetten gehabt zu haben, und macht sie öfters: „Hier ist das Bild des Churfürsten von Sachsen. Kleiner als Jarocky, aber dicker; eher rothhaarig als braun, Haare kurz, frisirt, der Bart nach Art der alten Deutschen. Scheint vierzig Jahre alt zu seyn; er kann weder französisch noch lateinisch und spricht nur wenig deutsch. Weder Redensarten, noch Komplimente; scheint unbesonnen, einfach, ein ehrlicher Mann und ein Trinker zu seyn." Ganz besonders scheint Sobiesky mit dem Churfürsten von Bayern zufrieden zu seyn: „er hat kastanienbraunes Haar, kein übles Gesicht, Lippen und Kinn österreichisch aber nicht häßlich. Augen etwas matt, französischen Anstand." Der Churfürst schien sich sehr gut mit dem Prinzen Jakob, den der König immer Fanfan nennt, vertragen zu haben. So heißt es später: „Der Churfürst von Bayern wiederholt Fanfan oft, daß er eine zehnjährige Schwester habe, die viel hübscher sey als die Dauphine. Die Leute vom Hofe sprechen oft mit uns von dieser Prinzessin, aber das sind Worte in die Luft. Der Churfürst kann 23 bis 24 Jahr alt seyn; er sizt kühn

zu Pferde und sogar ohne Sattel; er schwimmt durch die Donau; kurz er ist in allen Dingen geschickt. Fanfan hat ihm einen kleinen Türken und einige Kindereyen geschenkt, womit er sehr zufrieden ist. Ich für meinen Theil habe ihm einige Fahnen und einige Gefangene gegeben."

Man könnte dem Könige einen Vorwurf daraus machen, daß er so viel von Kleidern und dergleichen Dingen spricht, wenn man nicht bedächte, daß er an eine Frau schreibt. Auch bey der Aufzählung der Beute und der Geschenke, die er erhält und macht, besonders derjenigen, die er an die Königin und seine Verwandten schickt, hält er sich sehr lange und mit sichtlichem Wohlgefallen auf. Etwas orientalisches hat der Luxus, dessen er sich gewissermaßen rühmt, während er mit einer Mischung von Verwunderung und Geringschätzung die einfache Tracht der deutschen Fürsten sieht; so z. B. statt vieler Stellen nur eine: „Was aber unser gutes Aussehen betrifft, so kann ich Sie versichern, daß, wenn man uns sieht, man glauben sollte, ich sey so reich wie Krösus. Die Livreen meiner Pagen, Reitknechte und Laquaien sind sehr schön, das Pferdezeug reich verziert; die Gemächer, die ich bewohne, so wie die von Fanfan, immer mit Goldzeug behängt, und die Vorzimmer mit Seide. Die hiesigen dagegen haben nicht die geringste Verzierung von Silber, weder an ihren Kleidern noch an ihren Pferden. Sie sind meistens deutsch oder ungrisch gekleidet. Wir haben bis jezt weder Pagen noch Laquaien bey ihnen gesehen. Der Churfürst von Sachsen hatte gestern ein einfaches rothes Kleid an mit einer Karmoisin-Schärpe." — Dagegen rühmt er das gute Aussehen und die Manneszucht der deutschen Truppen, so wie die gute Aufnahme, die er bey dem Volke gefunden, zu wiederholten Malen. An einer Stelle sagt er: Den Deutschen geht es wie den Pferden, sie kennen ihre eigene Kraft nicht.

Ein Hauptzug in dem Charakter des Königs, wie er sich hier in seinen vertrautesten Aeußerungen zeigt, ist ein hoher Grad von Religiosität. Sie zeigt sich schon in der Art, wie er sich durch einen feyerlichen Eid in die Hände des Legaten verpflichtete, den Kaiser nicht zu verlassen, ehe der Feldzug glücklich beendet sey. Diesen Eid führt er ausdrücklich als einen Grund an, weßhalb er trotz des beyspiellosen Undankes seiner Verbündeten, und obgleich die deutschen Fürsten selbst schon alle das Heer verlassen hatten, dennoch nicht ihrem Beyspiel folgen, und den dringenden Bitten und Vorwürfen der Königin, so wie der Unzufriedenheit der Polen nachgeben dürfe, sondern entschlossen sey, auch wenn ihn sein eigenes Heer verlasse, allein in den Reihen der Kaiserlichen auszuhalten, so lange Ungarn noch nicht von den Türken geräumt sey. Die Stellen, worin er in seinen Briefen die Ereignisse des Tages auf religiöse Grundsätze zurückführt, sind sehr häufig, und die Befreyung der Christenheit von dem Joche der Heiden scheint wirklich bey ihm eine lebendige, ihm beständig gegenwärtige Idee gewesen zu seyn. Seine Gattin ermahnt er immer zum Vertrauen auf Gott. Wir führen nur eine auffallende Stelle an: „Was Sie, meine Liebe, zwischen den beyden Erhebungen bey der Messe thun, kränkt und erzürnt mich sehr; wir müssen uns dem Willen Gottes unterwerfen und ihn nur um das bitten, was ihm wohlgefällig seyn kann; deßhalb verlange ich von Ihnen im Namen des Gottes, zu dem Sie bitten, daß Sie davon abstehen und sich in Allem seinem heiligen Willen unterwerfen. Ich werde nur dann ruhig seyn, wenn ich Sie noch fügsamer gegen den Willen Gottes sehe, als gegen den meinigen." — Was es eigentlich war, das er der Königin vorwarf, wird nicht näher angegeben, aber diese und ähnliche Stellen sind gewiß charakteristisch in einer Correspondenz dieser Art. Bey einer solchen Denkart ist es leicht erklärlich, wie sehr das wahrhaft unchristliche Betragen seiner Bundsgenossen ihn empören mußte, und er führt es mit besonderem Unwillen an, daß der Erzbischof von Wien ihm nicht die geringste Aeußerung der Dankbarkeit nach dem Siege gab. Für die Sitten der Zeit ist folgende religiöse Weihe vor der Schlacht nicht uninteressant:

„Der Pater Marco Aviano hat uns seinen Segen gegeben, er ist ausdrücklich dazu vom Papste hergeschickt worden. Wir haben von seinen Händen das Abendmahl empfangen, er hat die Messe gelesen und dann eine außerordentliche Ermahnung an uns gehalten. Er hat uns gefragt, ob wir Vertrauen auf Gott haben, und auf unsere einstimmige Antwort, daß wir es ganz und vollkommen haben, hat er uns mehrere Male wiederholen lassen: Jesus Maria! Jesus Maria! er hat die Messe mit der größten Salbung gelesen. Er ist wirklich ein Mann Gottes; und bey alle dem ist er weder unwissend noch bigot." Von demselben Geistlichen heißt es später: „Il padre Aviano ist von Wien nach Linz abgereist, von wo er nach Italien gehen soll. Er klagt über das Betragen des Hofes und der Stadt, über ihren Hochmuth, ihre Undankbarkeit, endlich die äußerste Unsittlichkeit, welche überall herrscht. Dem Kaiser wirft er Unterlassungssünden vor, u. s. w. Ich habe nur einen Augenblick mit dem Pater Aviano gesprochen; er hatte uns den Sieg im voraus versprochen; freylich erklärte er sich zuweilen nicht sehr deutlich darüber. Nachdem die Schlacht gewonnen war, hat er mich mit Inbrunst umarmt und mich beschworen fortzufahren und sich über die Lauheit und Unthätigkeit der übrigen beschwert." Diese Frömmigkeit

scheint jedoch oft in wirklichen Aberglauben übergegangen zu seyn. In einem Briefe z. B. erwähnt er in geheimnißvollem Tone eines Wunderbildes, das ihm in die Hände gefallen sey. Hievon erzählen gleichzeitige Nachrichten, es sey in einem zerstörten Schloß bey Wien gefunden worden und habe die Jungfrau von Loretto dargestellt, zwey Engel seyen darauf gewesen, welche Papierrollen trugen, mit den Worten: per hanc imaginem Mariae vinces, Johanne, und: per hanc imaginem Mariae victor ero, Johanne. — König Johann war sehr betroffen über diesen Fund und von diesem Augenblick erzeigte er dem Bilde große Verehrung, stellte es später in seinem Pallast zu Zolkiew auf und ließ Messen davor lesen.

Der wackere Pater Aviano ist nicht der einzige, der Vorzeichen des Sieges oder der Niederlage erblickt. Der König selbst sagt: „Dieß ist ein sonderbarer Vorfall: lezten Donnerstag *), als wir dem Feind entgegengingen, hielt sich ein schwarzer Hund ohne Ohren beständig vor unsern Gliedern auf, ohne daß es möglich gewesen wäre ihn zu verjagen; rechnen Sie dazu, daß ein schwarzer Adler gerade über unseren Köpfen geschwebt hat, und dann hinter uns weggeflogen ist. Gestern hingegen hat sich eine weiße Taube mehrere Male vor unsern Reihen sehen lassen, und ein weißer Adler ist vor uns hergeflogen, ganz dicht an der Erde, als wenn er uns gegen den Feind führen wollte."

Wirklich rührend ist die Zärtlichkeit, die in allen diesen Briefen gegen seine Gattin und Kinder sich ausdrückt, und wovon diese langen und ausführlichen Briefe, in dem größten Drange der Umstände geschrieben, selbst ein hinreichender Beweis sind. Sogar die etwas altmodisch ritterliche Galanterie in den Ausdrücken, deren sich der Held bedient, hat etwas Anziehendes. Er fängt jeden Brief mit der Formel an: „einzige Freude meines Herzens, reizende und geliebte Mariette." Die Ausdrücke: „meine unvergleichliche" — „ich umarme Ihre allerliebste Person von Ihren schönen Haaren bis zu Ihren allerliebsten Füßen u. s. w." finden sich oft wieder. Dennoch scheint die Königin durch unnütze Klagen und Sorgen oft seine Geduld auf die Probe gesezt zu haben; so sagt er z. B.: „Ich muß mich bey Ihnen über Sie selbst beklagen, meine geliebte und unvergleichliche Mariette. Wie ist es möglich, daß Sie keine bessere Meynung von mir haben, nach so vielen Beweisen der Zärtlichkeit, die ich Ihnen gegeben habe. Können Sie ernstlich glauben, daß ich Ihre Briefe nicht lese? Können Sie das glauben, während ich mitten in meinen Sorgen, in meinen Verlegenheiten jeden von Ihnen wenigstens drey Mal lese, das erste Mal, wenn sie ankommen, das zweyte Mal, wenn ich einen Augenblick Ruhe finde, und das dritte Mal, wenn ich sie beantworte. Alle diese Aufzählung der Jahre unserer Verbindung, der Zahl unserer Kinder hatte nichts in Ihrem Brief zu thun. Wenn ich Ihnen zuweilen nicht ausführlich schreibe, ist es nicht leicht, meine Eile zu erklären ohne beleidigende Voraussetzungen? Die Streiter von zwey Welttheilen stehen nur wenige Stunden von einander. Ich muß an Alles denken, Alles bis auf die Kleinigkeiten besorgen. Kann ich da noch Zeit übrig haben?" — Auch durch ihre politischen Rathgebereyen und Klagen scheint sie ihn sehr geplagt zu haben, und dann beruhigt er sie und rechtfertigt sich mit eben so viel Milde und Geduld als männlichem Ernst. Die Geduld treibt er doch etwas zu weit, indem er sich über den Vorwurf rechtfertigt, daß er gespielt habe, den ihm die Königin gemacht zu haben scheint. Eben so regelmäßig wie jene Anrede an seine reizende Mariette ist am Schlusse die Formel: „Meinen Handkuß an meine Schwester und den Marquis" (d. h. der Marquis d'Arquien, Vater der Königin). Die erste vergißt er nur einmal, in dem Brief, worin er den Sieg bey Parkan berichtet, und die zweyte nur in dem, der den Sieg bey Wien verkündet. Mit der größten Zärtlichkeit spricht er immer von seinen Kindern, denen er eigene Namen gibt; den Prinzen Jakob nennt er Fanfan, den Prinzen Alexander Mignon und Constantin Fillon. Von dem ersten, der den Feldzug mitmachte, sagt er oft mit Freude: „er ist ganz anders geworden als er war." — Der Raum erlaubt uns nicht länger bey dieser interessanten Sammlung zu verweilen, die wir unsern Lesern sehr empfehlen.

V. A. H.

*) (D. h. den Tag vor dem Siege bey Parkan, wo in einem Gefechte gegen die Türken die Polen geschlagen wurden und viele Leute verloren.)

Roman.

1) Iwan oder die Revolution von 1762 in St. Petersburg. Historischer Roman von Amalia Schoppe, geb. Weise. Zwey Theile. Leipzig, in der Taubert'schen Buchhandlung. 8. 1827.

Die neuere Geschichte Rußlands hat schon öfters interessante Stoffe zu romantischen Dichtungen dargeboten, z. B. Menzikow und Dolgoruki, Benjowsky, Peter der Große. Das Schicksal des unglücklichen Iwan verdient nicht minder die Aufmerksamkeit der Dichter, und Frau Amalia Schoppe hat einen sehr dankbaren Stoff daran

gefunden, denn der vorliegende Roman gehört zu ihren beſten, iſt vielleicht ihr beſter. Iwan war der lezte Sprößling des Hauſes Romanow von der ältern weiblichen Linie, alſo rechtmäßiger Erbe des ruſſiſchen Throns, ward aber von früher Jugend an im Kerker gehalten, während die jüngere weibliche Linie regierte. Die Verfaſſerin wählt zu ihrem Gemälde den Moment aus Iwans Leben, da er zum Jüngling erwachſen plözlich aus dem Kerker befreyt wird, zum erſten Mal das Leben in ſeiner ganzen Herrlichkeit ſieht und zum Glanz des Thrones berufen wird, aber eben ſo ſchnell den Untergang findet. Die Geſchichte beginnt in dem Augenblick, da man die Thore ſeines Gefängniſſes in der Feſtung Schlüſſelburg öffnet. Er tritt in den Garten, ſieht zum erſten Mal eine weite Landſchaft, die erſte Roſe und das erſte Mädchen, Carlowna, die Tochter des Commandanten Grafen Tſchoglokoff. Dieſe romantiſchen Situationen ſchildert die Verfaſſerin ſehr reizend, und es iſt nur Schade, daß uns ein ſchlechtes Titelkupfer, welche dieſe Scene darſtellt, die Illuſion verdirbt. Iwan wird durch den Kaiſer Peter III. ſelbſt befreyt, der ihm die Krone zudachte, weil er mit ſeiner eigenen Gemahlin Katharina im Unfrieden lebte und den Sohn, den ſie ihm geboren, den nachmaligen Kaiſer Paul, für unächt hielt. Wir verlaſſen nun Iwan und ſeine erſte Liebe, und werden nach Petersburg mitten unter die Hofkabalen verſezt. Hier bleibt die Verfaſſerin der Geſchichte beynahe wörtlich getreu, während ſie ſich nur erlaubt, ihren Helden Iwan und ſeine Liebe romantiſch auszuſchmücken. Wir lernen alle Hauptperſonen des Hofes kennen, die in zwey Partheyen getheilt ſind. Die mächtigſte Parthey bildet die Kaiſerin mit ihren Günſtlingen, unter denen ſich Gregor Orlow vor allen auszeichnet. Ihre Verſchwörung gegen den Kaiſer wird ausführlich und treu nach der Geſchichte dargeſtellt. Die Charaktere treten kräftig in richtiger Zeichnung hervor, und das Gemälde iſt durchaus lebendig. Freylich ſind dieſe Hofkabalen nur ein Gewebe von Rohheit, Gewalt und Hinterliſt, doch dieſer Contraſt erhebt deſto ſchöner die liebliche Unſchuld Iwans und ſeiner Geliebten. Bey dieſen idylliſchen Gartenſcenen, fern vom Verrath und Mord der Hauptſtadt, erſcheint uns nur die häufige Dazwiſchenkunft einer Tante Carlownas, der wahnſinnigen Petrowna, überflüſſig und ſtörend. Sie gehört zu den beliebten prophetiſchen Verrückten, die bald als häßliche alte Weiber, bald als unglücklich Liebende in den neuern Romanen und Trauerſpielen eine ſo große Rolle ſpielen und nur höchſt ſelten die Würde Caſſandras oder die Liebenswürdigkeit Ophelias behaupten, von denen ſie gewöhnlich nur Karrikaturen ſind. Der Ausgang des Romans iſt natürlich ganz tragiſch, wie es die Geſchichte verlangt. Katharina II. ſezt ſich auf den Thron, Peter III. wird gefangen und ermordet, Iwan kämpft mit ritterlichem Feuer um ſeinen Wohlthäter, um den Thron, um ſeine Liebe und um ſein Leben. Er will ſich nach Moskau werfen, der Verrath eines Nebenbuhlers aber ſtürzt ihn in die Hände ſeiner Feinde, und er wird meuchelmörderiſch umgebracht.

2) Pulawsky und Koſinsky, oder Böſe Mittel entweihen gute Zwecke. Eine hiſtoriſche Erzählung aus der polniſchen Revolution, von J. Satori. Zwey Theile. Leipzig, Rein'ſche Buchhandlung. 1827.

Auch die neuere Geſchichte Polens bietet manchen romantiſchen Stoff dar. Die Polen ſind durch ihr Unglück und durch die edle Haltung, womit ſie es ertrugen, allen Völkern Europa's intereſſant geworden. Ihr Held Kosciusko hätte wohl einen Dichter verdient. Der vorliegende Roman erwähnt dieſes großen Mannes nicht. Die Hauptperſonen darin ſind der König Stanislaus Poniatowsky, der gegen ihn empörte Pulawsky von der conföderirten Parthey, und Koſinsky, der Jugendfreund des erſteren und Eidam des lezteren, der zwiſchen Beyden ſchwankt. Der Gang des Romans iſt folgender:

Pulawsky, ein ächter alter Pole, widerſezt ſich der Wahl Poniatowskys zum König, weil dieſer unter ruſſiſchem Einfluß ſteht, und Polens Freyheit zu gefährden ſcheint. Da Poniatowsky dennoch König wird, flieht Pulawsky und erhebt die Fahne des Bürgerkriegs. Seine ſchöne Tochter Lodoiska zieht den jungen Koſinsky auf ſeine Seite, obgleich dieſer ein alter Buſenfreund des Königs iſt. Eine verſuchte Gefangennehmung des Königs mißlingt, Koſinsky ſelbſt geräth dabey in Gefahr, doch der König entläßt ihn großmüthig. Die Conföderirten werden überall geſchlagen, Koſinsky verliert im Tumult ſeine kleine Tochter, und muß mit ſeiner Gattin und dem alten Pulawsky in die Wälder an den türkiſchen Grenzen fliehen. Hier unter den ſchrecklichſten Drangſalen ſtirbt Lodoiska, die beyden Männer aber entkommen nach Conſtantinopel. Nachdem ſie von hier aus vergeblich für ihr Vaterland noch zu wirken verſucht, gehen ſie nach Nord-Amerika und helfen dieſem Lande ſeine Freyheit erkämpfen. Pulawsky fällt, Koſinsky kehrt nach Europa zurück und findet in Frankreich ſeine verloren geglaubte Tochter wieder. Der Roman erweckt Theilnahme und enthält manche ergreifende Scene, obgleich der Darſteller nur wenig Farben aufwendet.

Nr. 28.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 6. April 1827.

Lyrische Dichtkunst.

Dante Alighieris lyrische Gedichte. Italienisch und deutsch herausgegeben von Karl Ludwig Kannegießer. Leipzig bey Brockhaus. 1827.

Der verdienstvolle Kannegießer, dessen Uebersetzung der göttlichen Comödie vor zwey Jahren die zweyte Auflage erlebte, bringt uns nun auch die erste vollständige Uebersetzung von Dante's lyrischen Gedichten. Der große Dante hat in der neuesten Zeit in unserem Vaterlande viele Verehrer und Bearbeiter gefunden. Neben Kannegießer hat es Streckfuß versucht, die göttliche Comödie zu übersetzen, und dabey die Härten seines Vorgängers zu vermeiden. Abecken und Karl Witte haben jeder ein Buch über Dante geschrieben, und unter den ausführlichen und gehaltreichen Recensionen, die über jene Bearbeitungen sich ausgesprochen, steht die von Schlosser in den Heidelberger Jahrbüchern oben an. Derselbe emsige Fleiß, mit dem man schon längst an Shakespeare commentirt, hat sich nun auch auf Dante's unsterbliche Werke gerichtet. Natürlich zieht unter diesen Werken die göttliche Comödie immer die Augen zuerst auf sich, und die lyrischen Gedichte sind bisher weniger bekannt gewesen, gerade so wie auch Shakespeare's lyrische Gedichte hinter seinen Schauspielen lange Zeit im Schatten gestanden sind. Doch sind diese zahlreichen und herrlichen Gedichte ganz von Dante's Geist durchdrungen, und dürfen von der göttlichen Comödie um so weniger getrennt werden, als sie in mannigfacher Beziehung darauf stehen.

Es sind Sonnette, Canzonen, Balläden und einige Epigramme. Der Hauptinhalt ist Dante's Liebe zu Beatrice, dieselbe Liebe, aus deren Schmerzen auch das wundervolle Gedicht der göttlichen Comödie hervorgegangen ist, die Liebe, von der Dante's ganze Seele eingenommen war. Dante sah in seinem neunten Jahr die junge Beatrice zum ersten Mal bey einer Procession, wovon Uhland singt:

Unter einem Lorbeerbaume
Stand, damals neunjährig, Dante.
Der im Lieblichsten der Mädchen
Seinen Engel gleich erkannte.

Rauschten nicht des Lorbeers Zweige,
Von der Frühlingsluft erschüttert?
Klang nicht Dante's junge Seele,
Von der Liebe Hauch durchzittert?

Ja! ihm ist in jener Stunde
Des Gesanges Quell entsprungen;
In Sonetten, in Canzonen
Ist die Lieb' ihm früh erklungen.

Dieß war der Ursprung der vorliegenden Gesänge. Sie gehen aber weiter über den Tod der Geliebten hinaus, und die Klagen über die Strenge Beatricen's wechseln bald mit den Klagen über ihrem Grabe. Der innigste tiefste Schmerz ist die Seele aller dieser Lieder. Man kann sie nicht mit ähnlichen Klageliedern Petrarca's vergleichen, denn diese spielen mehr, ihr Schmerz ist nicht so wahr und herzzerschneidend, als Dante's Schmerz. Auch bestechen Petrarca's Lieder mehr die Sinne des Lesers, der Dichter vertieft sich mehr in die Schönheit seiner Laura, als in seinen Gram. Bey Dante ist es umgekehrt. Er versenkt sich ganz in die Qualen seines Schmerzes, und nur die Größe und Heftigkeit desselben nöthigt unsere Phantasie, uns das Bild der schönen Heiligen, die einen solchen ungeheuren Schmerz verursacht, mit den glänzendsten Reizen geschmückt zu denken. Petrarca bemüht sich mehr, die Ursache seines Leidens zu malen, Dante begnügt sich, nur die Wirkung zu zeigen. Auch unter den deutschen Dichtern lassen Ernst Schulze und Novalis eine Vergleichung mit Dante zu, doch die Cecilie des erstern dürfte sich wohl neben Beatrice so wenig ausnehmen, wie die heilige Cecilie des Carlo Dolce neben einer Jungfrau des Leonardo da Vinci. Novalis dagegen hat große Aehnlichkeit mit Dante. Auch er sah die Geliebte schon als ein Kind, und sie wurde die Muse seines reichen Dichterlebens, wie er selbst in der Zueignung seiner Werke sagt:

Ich darf für dich der edlen Kunst mich weihn,
Denn du, Geliebte, willst die Muse werden,
Und stiller Schutzgeist meiner Dichtung seyn.

Durch Novalis Leben und Dichtungen zieht sich wie bey Dante der tiefe Klageton der Liebe, und beyden war die frühverstorbene Geliebte der Engel, der ihnen die Pforten des Himmels öffnete. Am meisten aber stimmen sie in der philosophischen und religiösen Richtung überein, die ihre Poesie genommen hat. Novalis sah in seiner Sophie die Personification der Weisheit, und Dante machte zuletzt aus seiner himmlischen Geliebten eine Allegorie der Philosophie. Beyde Dichter bauten die ganze Welt in ihr ungeheures Gedicht, und schufen es zu einem riesenhaften Tempel, in dessen Mitte die Geliebte thront. Der unvollendete Heinrich von Ofterdingen des Novalis war bestimmt, ein eben so großes Weltgedicht zu werden, wie die göttliche Comödie des Dante, und in den übrigen dichterischen Fragmenten des Novalis herrscht derselbe grübelnde Tiefsinn, wie in den lyrischen Gedichten des Dante. Man findet daher diese Gedichte schwierig, dunkel, und oft von einer Spitzfündigkeit, die nicht jedem Geschmack zusagt. Der Schlüssel zu allem Mystischen in Dante's Gedichten ist aber jene Allegorie, die Novalis mit ihm gemein hat. Beyde stehen an der romantischen Gränze, wo die Poesie sich in Philosophie verliert, indem sie sich in einem dritten noch höherem Element, der Religion, vermischen. Es braucht übrigens nicht erst gesagt zu werden, daß eben durch jenen philosophischen Tiefsinn jede Zeile bey Dante ein Gewicht erhält, das sonst gewöhnliche Liebesklagen nicht aufwiegen. Dante ist überall gedankenvoll und verlangt Leser, die nicht auf der Oberfläche bleiben, sondern in den tiefsten Grund eingehen. Uebrigens sind die Gedichte gemischt, und es finden sich auch einige leichtere bloß gelegentliche Blätter dabey. Am schönsten scheinen uns die eigentlichen Klagelieder kurz nach dem Tode der Geliebten.

In der Uebersetzung bemerken wir alle die Vorzüge und Mängel, die wir auch in Kannegießers früherer Uebersetzung der göttlichen Comödie finden. Die meisten Gedichte sind von Kannegießer selbst übersetzt, einige aber von Wilhelm von Lüdemann und Karl Witte. Lüdemann hat am gewandtesten, aber auch am freyesten übersetzt. Die große Mehrzahl der Lieder von Kannegießer ist dagegen wieder sehr hart und unverständlich. Es ist freylich unendlich schwierig, die künstlich verschlungenen Reime des Originals wiederzugeben, und wenn man diese Reime als die Hauptsache betrachtet, so muß man ihnen oft den Rhythmus und die Klarheit der Gedanken, ja selbst die Treue der Uebersetzung aufopfern. Aber eben darum sollte man die Reime nicht zur Hauptsache machen. Offenbar gehn diesen die Treue, Verständlichkeit und gute Diktion voran, und man sollte diesen wichtigern Dingen lieber den Reim aufopfern, und lieber gar nur in Prosa übersetzen. Der Reim verliert seinen ganzen Werth, wenn der Inhalt der Verse dunkel, oder wenn der Rhythmus holprig ist, wie in folgenden Versen:

Daß meine Augen matt sind und nicht mehr
Den anschau'n können, welcher sie anblicket,
Und nur ein Doppelwunsch sich drin ausdrücket,
Zu weinen und zu äußern die Beschwer ꝛc. (S. 91.)

Würden wir statt dieser quälenden Verse nicht lieber eine runde Prosa hören? Solche Härten finden wir aber hier schaarenweise. Auch der Sinn ist oft entstellt. Der Zwang des Reims macht Worte nöthig, die denen im Original nicht entsprechen. Der Uebersetzer glaubt genug gethan zu haben, wenn er ein Wort gebraucht, das eine ähnliche Bedeutung hat, aber dadurch wird die Schönheit nur zu oft vernichtet. Tautologien sind dem Uebersetzer durchaus nicht erlaubt, er soll nicht ein ähnliches, sondern das einzig richtige Wort gebrauchen; und verlangt es der Reim anders, so ist es damit doch nicht entschuldigt, denn der Sinn, nicht der Reim ist die Hauptsache. Dagegen ist nun in der vorliegenden Uebersetzung unzählige Mal gesündigt, und wir wollen es an einigen Proben zu Nutz und Warnung anderer Uebersetzer beweisen. S. 24 heißt es bey Dante:

Morte villana, e di pietà nemica,
Di dolor madre antica etc.

Herr Kannegießer übersetzt:

Verruchter Tod, dem Mitleid nie darf nahn,
Des Schmerzes alter Ahn ꝛc.

Hier braucht er des Reims wegen das Wort Ahn, da doch im Original Mutter steht. Weil im Deutschen der Tod männlichen Geschlechts ist, durfte der Uebersetzer wohl statt Mutter Vater sagen, aber niemals Ahn. Wenn der Tod des Schmerzes Ahnherr ist, so dürfen wir billig fragen, was für eine Genealogie stattfinde, und wer vom Ahnherrn an in absteigender Linie Großvater und Vater des Schmerzensohns sey? Der Tod gebiert den Schmerz als Mutter oder zeugt ihn als Vater unmittelbar, wer wird hier an einen Ahnherrn denken? Aber ich merke, der Uebersetzer hat sich durch das Wort antica verführen lassen, und sich eine bejahrte Mutter gedacht, die er dann mit einem alten Ahn ziemlich ähnlich fand, während doch dieses antica nur ein von jeher bezeichnet. Dante sagt: der Tod erzeugte von jeher den Schmerz, und daraus macht der Uebersetzer: der Tod erzeugte den Großvater und Vater des Schmerzes.

Eben so unglücklich ist S. 83 la statura mit Mienen übersetzt. Dante sagt: meine Augen sahen, welches Mitleid in eurem Wesen sich ausdrückte, da ihr auf meine Statur, Gestalt sahet. Dieß gibt ein schönes Bild, man denkt sich die ganze traurige Gestalt des unglücklich Liebenden, nicht bloß seine Mienen, wie der Uebersetzer will. S. 110 sagt Dante:

Che l'anima, ch'ascolta, e che lo sente,
Dice etc.

Er darf wohl anſpielend ſagen, die Seele hört und fühlt, obgleich auch dieſe leiſe Anſpielung ſchon kühn iſt; wenn der Ueberſetzer aber ſagt:

Daß ſie, vernehmend es mit Ohr und Sinn,
Ausruft ꝛc.

ſo entſteht aus der Anſpielung eine plumpe Verkörperung. Die Seele kann hören, aber ſie ſoll deßhalb keine Ohren haben. S. 119 iſt con rima aspra e sottile überſetzt: durch raubſcharfſinnige Lieder. Wie etwas zugleich rauh und ſcharf ſeyn kann, iſt nicht wohl einzuſehen. Hier enthält die Ueberſetzung nicht nur eine Unrichtigkeit, ſondern auch einen Widerſpruch mit ſich ſelbſt. S. 125 ſagt Dante; ich ſage, daß der Adel in ſeiner Reinheit denen, die damit begabt ſind, immer Gedeihen bringt. Dieſer Gedanke wird in der Ueberſetzung folgendergeſtalt geſchraubt:

Ich ſage, daß der Adel nur bereitet
Damit Begabten Lob, iſt es der Reim.

Am unangenehmſten aber fällt uns in der Ueberſetzung der Gebrauch bildlicher Ausdrücke auf, von denen ſich im Original keine Spur findet. So ſagt Dante S. 176:

Poichè l'anima mia fu fatta ancella
Della tua podestà primieramente.

Dieß überſetzt nun Kannegießer:

Nachdem von deines Herrſcherthums Gewicht
Mein Geiſt zum erſten Male ward befangen.

Dante gebraucht das Bild einer Magd, Kannegießer das eines Gewichtes. Wie reimt ſich das? Dante ſagt: meine Seele iſt eine Magd, Dienerin, Sklavin deiner Herrſchgewalt. Und K. macht daraus: mein Geiſt iſt von dem Gewicht deines Herrſcherthums befangen. Von dieſem Gewicht und befangen ſeyn ſteht nicht nur nichts im Original, ſondern dieſe Redensart iſt auch an ſich unſinnig. Ein Gewicht kann drücken, aber niemals befangen. Ein Ding, von dem man befangen iſt, muß ſich wie ein Netz um uns legen; man ſagt daher, man iſt von Angſt, von Kummer befangen, d. h. eingeengt. Man kann aber von einem Gewichte ſo wenig befangen als gefangen werden.

Die gerügten Fehler haben alle ihren Grund in dem Zwange des Reims, und ſofern man ſich über dieſen nicht hinwegſetzen mag, ſind auch jene zu entſchuldigen; ich möchte wenigſtens nicht wagen, eine viel beſſere Ueberſetzung zu verſprechen, wenn ich eben ſo ſorgfältig reimen müßte. Ich zweifle, ob es jemals möglich ſeyn wird, jene verwerflichen Tautologien zu vermeiden, wenn man ſchlechterdings reimen ſoll. Ohne Reime wird aber auch eine Ueberſetzung des Dante, des zierlichſten und künſtlichſten Reimers, eine der Hauptſchönheiten entbehren, und ſo gehört wohl eine vollkommen genügende Ueberſetzung unter die frommen Wünſche, die niemals in Erfüllung gehen.

Den Schluß des Werkes machen gehaltreiche Abhandlungen des Prof. Karl Witte, worin ſich der Verfaſſer zuerſt über die Aechtheit, Bedeutung und Anordnung der lyriſchen Gedichte des Dante ausſpricht, und dieſe Gedichte ſelbſt ſodann ausführlich commentirt und mit Noten verſieht. Dieſer Commentar iſt ſehr ſchätzbar und nützlich, da der große Dante auf ſeine Zeit ſo häufige Anſpielungen macht, die uns ſonſt unverſtändlich ſeyn würden, und da er überhaupt einer der ſchwierigſten Dichter iſt.

Länder- und Völkerkunde.

Stambul oder Conſtantinopel (,) wie es iſt (;) von Wilh. von Lüdemann. Dresden, P. G. Hilſcher'ſche Buchhandlung. 1827. kl. 8. 288 S.

Der Verf. wollte in vorliegendem Buche ein Bild von Conſtantinopel — von dem das vorſtehende Motto ſagt: „So bunt, wie unſer wirres Leben ſelbſt, iſt dieſer Ort" — aus langen und zahlreichen Studien über den Orient und ſeine Hauptſtadt zuſammenſtellen, und fand ſich zur Bekanntmachung des Gemäldes durch das veranlaßt, „was St. Domingo über Rom und Paris Treffliches und Geiſtreiches geſchrieben hat." Aber freylich nicht mit Domingo's ſcharf charakteriſirendem Geiſte, nicht ſo witzig, wie er, hat W. v. L. das Gemälde von Conſtantinopel, wie ſeine Studien es ihn mögen haben auffaſſen laſſen, wiedergegeben, und es iſt vielleicht auch ſchwer, gerade Conſtantinopel mit ſeinem wirren Leben, ſeiner bunten Mannigfaltigkeit zu einem gleichen Gegenſtande der Darſtellung zu machen, wie es Domingo mit Rom und Paris gethan hat. Conſtantinopel iſt überhaupt noch zu wenig bekannt, ſo daß der, welcher alles Bekannte darüber geſammelt hat, doch noch nicht im Stande iſt, ein genügendes Bild von dem Leben dieſer Stadt zu geben, dem ſich überdem auch nicht die Seiten abgewinnen laſſen, die Domingo dem politiſchen, religiöſen, wiſſenſchaftlichen und geſellſchaftlichen Leben, in ſo fern es Oeffentlichkeit gewinnt, bey ſeinem Gemälde von Rom und Paris abgewonnen und dargeſtellt hat. Dazu ſind die Sachen in Conſtantinopel noch nicht reif, mag es auch ſonſt in ſeinem öffentlichen Leben manchen Stoff

zu wißigen, satyrischen Bemerkungen darbieten. Immer ist's damit eine andere Sache, als in dem christlichen, civilisirten Europa, wo schon im Allgemeinen die neckende und spöttelnde Laune ein weiteres Feld findet, als in dem uncivilisirten Orient. Und nun besonders in der Stadt des Statthalters Christi und der Residenz des allerchristlichsten Königes! —

Die Quellen, nach denen W. v. L. sein Gemälde von Constantinopel zusammengestellt, hat er anzugeben nicht für nöthig gehalten, und in gewisser Hinsicht bedurfte es dieser literarischen Notiz auch nicht zur Theilnahme, die er seiner Schrift zu verschaffen wünschen mußte. Aber manche Leser wollen nicht allein lesen, sondern auch prüfen, und für diese wäre eine kurze Angabe der Schriften, die hier zum Grunde liegen, erwünscht gewesen. Manches ist aus „Kaczynski's malerischer Reise in einige Provinzen des Osmanischen Reiches" entlehnt, und sie ist auch einmal als Quelle angegeben. Einen Vorwurf scheint der Verf. zu verdienen, daß er nämlich nicht die Zeit angibt, in welcher er sich selbst nach Constantinopel versetzt hat; auf die Zeit kommt hier doch nicht wenig an, weil sonst, ohne eine bestimmte Angabe derselben, manche Irrthümer entstehen müssen. Abgesehen davon indeß, stellt das Buch ein lebendiges Bild von Constantinopel, so weit es überhaupt möglich ist, diesen wahren Repräsentanten des bunten, in Gegensätzen sich darstellenden, Orients unter ein Ganzes zu fassen, auf, und es dürfte in Betreff der Gegenstände, welche zur Charakteristik der Stadt, der Einwohner, und des dortigen Lebens, der Regierung u. s. w. der Darstellung untergelegt worden sind, erschöpfend genannt werden, so daß es denen, die sich mit Constantinopel im Allgemeinen bekannt machen wollen, wohl empfohlen werden kann. Manches, wie z. B. der sogenannte griechische Adel vom Phanar, das Verhältniß der Ulema's zu dem Koran in Betreff seiner Auslegung u. s. w. hätte vielleicht einer genauern Darstellung gewürdigt werden können. Auch haben sich einige Fehler eingeschlichen. So z. B. ist Constantinopel nicht 1432 (S. 92), sondern 1453 von Mahomed II. erobert worden. Ueber die türkische Dichtkunst ist S. 177 das Urtheil zu allgemein absprechend, und der bekannte Orientalist v. Hammer dürfte damit nicht einverstanden seyn. Was ferner die beyden Hauptsekten des Islam, die Suniten und Schiiten, anlangt (S. 174), so ist es bey ihnen nicht bloß beym gegenseitigen Schmähen und Schimpfen geblieben, sondern zwischen ihnen auch zu Kriegen, und das oft aus kleinlichen Gründen gekommen. Die Perser, welche Schiiten sind, haben manchen Krieg nur wegen solcher unbedeutenden Glaubens-Verschiedenheiten begonnen. Djami im Türkischen bedeutet eigentlich einen großen Tempel, und Moschee ist nur ein Bethaus. (S. 75, 78.) Die gemeinern Türken würdigt der Verf. unpartheiisch eines günstigern Urtheils, als sie sich gewöhnlich zu erfreuen haben, und auch über den Islamismus spricht er, ruhig prüfend, sehr günstig. (S. 73, 82.) Indeß mag dieser auch ein solches Urtheil verdienen, so bleibt es doch wahr, daß derselbe mit seinen zum Theil unläugbar sehr schönen Vorschriften noch zu wenig das öffentliche Leben der Türken durchdringt und den wilden Stammcharakter derselben noch nicht zu sänftigen gewußt hat: sein Einfluß scheint sich fast nur auf das Privatleben der Türken zu beschränken, und auch hier hat sich in dem türkischen Volke dessen wahrer Stammcharakter, z. B. in Bezug auf die Behandlung der Griechen selbst durch einzelne, gemeine Türken, stets deutlich genug, trotz den Lehren des Korans, ausgesprochen. Aber wie ja auch in einem Theile der Christenheit sich die Geistlichkeit zwischen die Bibel und das Volk stellt, so ist's in der Türkey mit den Ulema's, die Manches in den Koran hineintragen, das gar nicht in ihm steht, und auf diese Art das Volk in der Abhängigkeit erhalten. Daher darf eine Reform in der Türkey nicht einseitig seyn, und nicht etwa ein Vorurtheil nur besiegen wollen, sondern sie muß das ganze Reich, seine gesammte Verwaltung in politischer und religiöser Hinsicht umfassen. —

Nordamerikanische Geschichte.

Thomas Prince aus Middleborough in der Grafschaft Plymouth sammelte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Bücher, Flug- und Handschriften in Bezug auf die Geschichte von Neu-England, reiste auch deßhalb mehrere Jahre nach Europa, gab einzeln (1736, 1755 und 1758) das Resultat in verschiedenem Format heraus, und verfaßte endlich mit Hülfe vieler Männer, welche Zugang zu den Quellen in den verschiedenen Theilen des Landes hatten, seine New England Library. Nicht unbedeutende Abschnitte sind im Revolutionskriege verloren gegangen, und es war ein nützliches Unternehmen der Cummings'schen Buchhandlung zu Boston, eine neue Auflage der 1736 erschienenen Chronological history of New England, in the form of Annals zu veranstalten, da man besonders nirgends besser als aus dieser Schrift die Geschichte der Ansiedler im ersten Drittel des 17ten Jahrhunderts lernen kann. Es ist ein Oktavband von 439 Seiten, und man hat klüglich die Epitome of the most considerable transactions and events abroad from the creation mit kleineren Lettern gedruckt, dergleichen Anhängsel die heutigen Buchhändler zu London und Paris, auf ihren Vortheil bedacht, mit einer bogenlangen Aufzählung von Büchertiteln zu ersetzen pflegen.

Nr. 29.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 10. April 1827.

Musik-Literatur.

Vorlesungen über Musik, mit Berücksichtigung der Dilettanten. Von Hans Georg Nägeli, Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1826. XVI und 285 S. (Mit einer Zueignung an den Erzherzog Rudolf von Oesterreich, Erzbischof von Ollmütz u. s. w.)

Es ist wieder einmal ein Werk erschienen, nicht bloß so ungefähr ein Buch. — Ein Werk ist uns ein solches Buch, welches nicht etwa einem stereotypen Paßformular gleicht, in welchem nur wenige leer gelassene Stellen mit allgemeiner äußerlicher Beschreibung dieser oder jener, gewöhnlich unbedeutenden, reisenden Person ausgefüllt sind: sondern in dem ein genialischer Mensch, der Beruf und Geschick hat, in Kunst und Wissenschaft dauernde Zeichen seines Daseyns aufzustellen, seine geistige Figur, ganz oder theilweise, aber stets in festen, charakteristischen Zügen niedergelegt oder ausgeprägt hat.

In diesem Sinne nennen wir Nägeli's angezeigtes Buch ein Werk; — wir könnten auch sagen, es sey eine jener seltenen Recensentenfreuden, nämlich für jeden Recensenten, welcher, wie der redliche Bergmann bey Novalis, in den literarischen Schacht fährt, so daß man ihm nachrühmen darf:

„Er führt des Goldes Strähne
In seines Königs Haus,
Und schmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus."

Selten zwar findet derselbe das Metall gediegen und rein, und oft gerade, je mächtiger der Gang, je mehr ist er mit minder edlen Metallen verwachsen und verquickt. Allein da soll er eben läutern und scheiden, — während er Springadern, deren Ertrag die Arbeit nicht lohnt, mit Fug und Recht gänzlich verschüttet, an taubem Gestein aber, ohne einzuschlagen, vorüberstreicht.

Dergleichen Recensenten müssen jedem metallhaltigen Schriftsteller ganz erwünscht seyn. Aber es gibt auch ein Geschlecht von Recensenten, welches man das der Jakobiner nennen sollte, nicht eben wegen des rothen Kamms und des Blutdurstes, sondern weil es vom alten ehrlichen Jakob, der seine Prärogativen auf das erschacherte Linsengericht begründet, und von der blöden Lea abstammt. Aus dieser Ader entsprungen ist Uhland's

„Recensent der tapfre Ritter,
Steigt zu Rosse kühn und stolz —
Ist's kein Hengst aus Andalusien,
Ist es doch ein Bock von Holz.
Statt des Schwerts, die scharfe Feder
Zieht er kampfbereit vom Ohr,
Rückt, statt des Visirs, die Brille
Den entbrannten Augen vor.

Eben so, der noch ritterlichere bey Cervantes, welcher mit der zarten Glühpfote und der unwandelbaren Elle von la Mancha ausreitet, um nach deren Maßgabe alles Krumme zu messen, zu strecken und zu zerschlagen; und nicht minder der musikliebende Saul, der ohne Weiteres unter die kleinen und großen Propheten tritt, um daselbst einen Hausgenossen, nämlich seines Vaters Esel, zu suchen. — Und wir stehen unserem Verfasser keineswegs gut dafür, daß er nicht dieser jakobinischen Vetterschaft, wo nicht in die Hände, doch in die Feder gerathen werde, zumal sein Werk manche Seite dem Angriffe darbietet, eben weil es, wie eine große Festung, vielseitig ist, und dazu viele Basteien und Nebenwerke zu vertheidigen hat.

So hätte z. B. der Musiker vom Fach über musikalische Vorlesungen, — so obenhin betrachtet, — die erste Stimme, scheinbar sogar die einzig kompetente. Gewiß wird es auch an dergleichen nicht fehlen, besonders in unsern bekannten, der Musik ausschließlich gewidmeten, Zeitblättern. In solchen aber wird unser Werk sicher der animosen Gegner genug finden, wie ähnliches überall der Fall ist, wo ein Mann auftritt, der durch seine den Zunftleisten überragende Gestalt die Normalmäßigen selbst mitüberragt, und sie folglich, obwohl auf die unschuldigste und naivste Weise von der Welt, — verkleinert. Gegen einen Solchen sind dann nur zwey Rettungsmittel zu versuchen, nämlich No. 1. gänzliches, allgemeines Ignoriren; No. 2. Geschrey in Massa. Das erstere Mittel, in der Regel immer das zweckmäßigere

(auch schon früher an musikalischen Kunstwerken und an kunstpädagogischen Schriften Nägeli's erprobt), würde gleichwohl dießmal seine Wirkung verfehlen, weil diese Vorlesungen vor einem gebildeten Auditorium mehrerer nahmhaften Städte, und zwar mit dem Erfolg lebhaftesten Interesses, vom Verfasser mündlich sind vorgetragen worden. — Inzwischen könnten unbefangene Beurtheilungen des reinmusikalischen Theiles dieses Werks recht verdienstlich und praktisch nützlich seyn, nämlich insofern sie einzelne Thatsachen, der Technik wie der musikalischen Geschichte, mit welchen der Verfasser seine kunstphilosophische Theorie in allen Partheien belegt, näher bestätigten oder widerlegten. Daß aber dergleichen Einzelheiten, wenn auch noch so unbestreitbar festgestellt, die Theorie selbst weder aufrecht zu halten noch zu werfen vermögen, weil eine solche nur in ihrer wissenschaftlichen Ganzheit aufgefaßt, folglich auch nur in dieser Weise bestritten werden kann, versteht sich von selbst. Denn Sieg im wissenschaftlichen Felde sezt immer eine überlegene Macht voraus, und die ist nothwendig nur da vorhanden, wo eine entgegengesezte Theorie, die wenigstens negativ hervortreten muß, schon begründet ist, und an welcher die angegriffene dann von selbst abstirbt, entweder wie der Herbst am Winter, oder wie dieser am Frühlinge. Klopffechterkünste aber, wie sie neulich in diesen Blättern *) vom Verfasser der „Reinheit der Tonkunst", jenem gefühlvoll-erbosten Dilettanten, gegen Nägeli versucht wurden, können einen kunstgeübten Fechter nie außer Fassung bringen, so wie sie denn von einem gerechten und Schicklichkeit pflegenden Kampfgerichte stets mit Indignation aus den Schranken gewiesen werden.

Andere Angriffspunkte, und zwar in der That nicht überall hinlänglich befestigte, bietet unser Werk dem Literar-Aesthetiker, andere, aber stärker verwahrt, dem Kunstpädagogen; in Beyder Wissenschaft, zumal in des ersteren, greift das Werk gleichfalls ein. Denn es ist des Verfassers Absicht, die Musik nicht nur in ihrer Natur und Wesenheit zu charakterisiren und allgemeingültig zu begründen, sondern auch in ihren Verhältnissen und Verbindungen mit andern Wissenschaften und Künsten darzustellen. So kommt er z. B., indem er die Theorie der Vokalmusik behandelt, auch auf die eingreifende der Poesie selbst, insbesondere der lyrischen, zu sprechen. Wollte nun der Literar-Aesthetiker von seiner Seite einen entscheidenden Angriff wagen, so müßte er, seinen immerhin einseitigen Fachstandpunkt verlassend, nothwendig auf den generell kunstphilosophischen sich vorerst erschwingen, um dem Gegner auf ebenem Felde die Spitze zu bieten.

Recensent kann, in dem beschränkten Raume dieser Blätter, der Hauptsache nach, keinen andern Zweck verfolgen, als auf die Resultate von Nägeli's Forschungen aufmerksam zu machen, indem er, ohne näher in's ganze, reiche Detail einzutreten, den eigenthümlichen Gang der Deduktion und Konstruktion bezeichnet, um so wenigstens im Umrisse die Basis seiner über das Werk dann zu fällenden Urtheile dem Leser klarzustellen. Dabey mag der Autor, so oft es dieser Ort erlaubt, selbst das Wort führen, was nach unserer Ansicht dem Werke, welchem wir, um der Wissenschaft willen, die möglichst allgemeine Theilnahme wünschen, die beste Empfehlung seyn wird. Falsche Steine glänzen durch untergelegte bunte Folie, ächte werden à jour gefaßt.

Das Werk zerfällt in zehn Vorlesungen. — Die erste behandelt den Kunstdilettantismus, d. h. das Verhältniß der Kunst zum Leben, ihre Stellung in ihm und ihren Einfluß auf Civilisation. Der Gedanke, jene große und oft absichtlich erweiterte Kluft zwischen den Fachmännern und Kunstfreunden mittelst Bildung passender, beweglicher Gruppen, gewählt aus der sonst pedantisch ferngehaltenen Laienschaft zu bevölkern, — ist uns einer der glücklichsten, und zeugt ebensowohl von freyem Ueberblick als von populärem Takt. Aber im ganzen Werk offenbart sich die gleiche Tendenz: einerseits den Dilettanten der Kunst sichere Anknüpfungspunkte darzubieten, um ihrem Kunstsinne und Urtheile die hemmenden Sperrwerke der Schule wegzuräumen; anderntheils, dieser Schule selbst durch Erweiterung ihres

*) Man sehe nur den Anfang der Antikritik: „Der Musikalienhändler und Musikus H. G. Nägeli"; — „der Buchladen des H. Nägeli wird immer mehr Labenhüter bekommen; seine musikalische Lesegesellschaft, aus der ich, zu seinem Mißfallen, wegen gänzlicher Nichtbefriedigung längst ausgetreten bin" (und, wie Nägeli beweist, wieder eingetreten). — „Während Hr. Nägeli in ganz Süddeutschland umhergereist, um seine Leihbibliothek zu empfehlen und einige Hefte über Musik für die Gebühr abzulesen" u. dgl. kunstphilosophische Genialitäten mehr. — Ist denn H. Nägeli gegen den Bf. der Reinheit der Tonkunst als Musikalienhändler und Musikus aufgetreten? oder schickt er nicht vielmehr den ganz unberufenen, subjectiv breiten Kunstrichter, mit der Ruthe der Kritik und der Kunsthistorie in die Schule? — Ueberdieß dünkt uns ein Musikalienhändler, der mit großen Opfern alte klassische Meisterwerke der Vergessenheit entreißt, wie Nägeli, (s. Gerbers Tonkünstler-Lexikon), an sich eben so höchst achtungswerth, als die affektirte Geringschätzung eines solchen ein sicherer Beweis ist von der heimlichen Verzweiflung an der eigenen Sache, für die man streitet. — Und was soll man sagen von den Vorlesungen „für die Gebühr?" — der Bf. der Reinheit der Tonkunst erinnere sich doch, daß besoldete Professoren ihre Vorlesungen gleichwohl „für die Gebühr" abhalten, und seyen es auch alle Jahre die gleichen Hefte und die gleichen stereotypen Späße; ja daß man ihnen es nachsieht, wenn sie die von Amts wegen auferlegten Publika nicht haarscharf vollzählig machen!

Gesichtskreises in die Höhe und in die Weite, den Blick zu entfesseln, mithin den Männern vom Fach den Fingerzeig zur Kunstphilosophie zu geben, welche ihnen erst Sicherheit ihrer Schätze gewährt und zugleich dem Erfindungsgeiste Bahnen in unendliche Räume zur Bebauung und Bevölkerung anweist. — Wir wollen diese erste Vorlesung ausführlicher darstellen; keineswegs weil wir ihr vorzüglicheren Werth zuschreiben — im Gegentheile sind alle folgenden noch gehaltreicher und origineller, aber eben deßhalb nicht so geeignet zu einem summarischen Auszuge —; sondern vorzüglich deßhalb, um von des Verf. Art und Weise im Deduciren, so wie von seiner Darstellungsgabe, einen ungefähren Begriff zu geben. Also:

Wie Chladni durch das bekannte Experiment, wo sich auf bestrichenen Glasscheiben mittelst Sandkörnchen mathematische Figuren zeigen, dem äußeren Sinne die Gesetzmäßigkeit des Tones darstellte: so will der Verf. den musikalischen Ton und seine organische Welt dem Seelenauge anschaulich machen. „Dabey mache ich mir zur Hauptaufgabe: nichts anderes auszusprechen, als was mir in vieljährigen Erfahrungen und Erforschungen zur lebendigen Ueberzeugung gereift ist; hier nur mitzutheilen, was in Bezug auf die vorhandene musikalische Literatur sich als eigenthümlich und neu behauptet, und hinwieder dieses Neue immer nur so darzustellen, daß durch die Art der Darstellung Jedem dessen Anknüpfung an das ihm Bekannte möglich gemacht wird." (S. 3.)

Allein daß diese Popularität, welche der Verf. sich zur Aufgabe stellt, weit entfernt von exoterischer Trivialität, vielmehr innerlich speculativ und kunstphilosophischer Natur seyn soll, das geht gleich aus dem Folgenden hervor: „der im Gebiete der Kunst Ueberzeugte steht, als solcher, auf dem allerwichtigsten Standpunkte, auf welchem ihm die Schönheit zur Wahrheit geworden ist. Auf diesem ist die Ueberzeugung ihrem Wesen nach lebendig, denn es ist Ueberzeugung von der höchsten Lebensfülle der Menschheit, die ewig nur da zu finden ist, wo die Wahrheit als Schönheit erscheint. Der Vorleser über Kunst also stellt sich mit seinen Zuhörern mitten in dieß reiche Leben hinein."

Nachdem der Vf. seine Aufgabe, so wie seine Stellung zum Publikum im Allgemeinen festgesetzt, bespricht er die Kehrseite, nämlich das Verhältniß der Zuhörer zum Vorleser, und da bildet er die oben bemerkten Gruppen. Er klassificirt erst äußerlich, nach Maßgabe der Civilisations-Verhältnisse, die sämmtlichen Kunstfreunde. Alle sind ihm willkommen und werth, wie denn auch die Kunst selbst ihnen willfährig in's Leben entgegenkomme und sie in ihr Gebiet hinüberlocke. — Eine Klasse der Kunstdilettanten suche zunächst Zerstreuung bey der Kunst: genauer betrachtet aber sey, was man so Zerstreuung nenne, eigentlich Sammlung; Geschäfts- oder Handwerksleute, einseitig verständig oder mechanisch im Berufsleben angestrengt, suchen Zerstreuung dieser Einseitigkeit, d. h. Ergänzung ihres geistigen Wesens durch Aufregung ihres Gefühls- und Phantasielebens, mittelst der Kunst. — (Wer Sinn für scharfe und feine Beobachtung und Reflexion hat, dürfte schon durch diese eine Bemerkung Interesse für das Werk gewinnen.) — Eine andere Klasse, welche, aus Zeitüberfluß, zunächst Unterhaltung bey der Kunst sucht, bekundet schon dadurch nicht gemeinen Sinn, daß sie mindestens den edelsten Zeitvertreib wählt, und sich herablassend spielt und zieht die Kunst sie in ihre höheren Kreise hinauf. — Anderen gilt das alte varietas delectat: im Wechsel der verschiedenartigen Kunstleistungen und Genüsse Befriedigung findend, bestehen sie rücksichtlich der musikalischen, vor der Kantischen Definition, nach welcher Tonkunst die Kunst des schönen Spieles der Empfindungen ist. Vermögen sie, sagt der Vf., im Tonspiel den Wechsel als Wechsel, das Tonspiel als Empfindungenspiel rein aufzufassen und zu genießen, so bestehen sie vor einer noch höheren Theorie, auf die ich später komme ꝛc. ꝛc. — Eine andere Klasse endlich, die der Neugierigen, unbefriedigt vom Einerley der Alltagserscheinungen, treibt ihr Idealsinn zur Kunst, indem er, im Gegensatz mit jenem, allerdings an ewig neue Schöpfungen aus dem Quelle der Kunst glaubt; durch diesen Idealsinn erheben sie sich zu der Sehnsucht, das wesentlich Neue, das Originelle zu erfassen, mithin zu einer geistigen Schaulust.

Hierauf betrachtet und konstruirt der Vf. den Gegenstand von innen heraus: wie der Dilettantismus schon „aus den ursprünglichen Gemüthsanlagen hervorgeht, und dann, von der sinnlichsten Anregung bis zur geistigsten Aufregung, seine wesentlich verschiedenen Richtungen nimmt." — Dieser Richtungen sind drey, nach dem Gefühl, der Anschauung, der Idee, und somit nach den drey diesen entsprechenden Künsten, der Musik, der Plastik, der Poesie. — Keine dieser schließt die andere völlig aus, sondern herrscht nur vor in ihrem eigenen Bereiche. Da die Tonkunst also vorherrschend über das Gefühl waltet, so huldigen, nach des Vf's. artiger und treffender Bemerkung, die Frauen, als vorzugsweise im Gefühlsleben webend, in ihrem Kunstdilettantismus meistens dieser Göttin; „das weibliche Geschlecht nimmt die Kunst im eigentlichen Sinne zu Herzen, so allereigenst, daß die Philosophen, indem sie längst schon die Tonkunst die Sprache des Herzens nannten, damit bloß eine historische Thatsache beurkundeten."

Das unmittelbare Gefühl für den Naturton ist nur die niedrigste Stufe, es muß sich zum Gefühle für den Kunstton steigern, so wie dieses hinwieder zum geistigen

Gefühle, dem die Menschenstimme die feinste irdische Hülle ist, in welcher der Geist sich offenbart. Aber selbst das lauterste Gefühlsleben befriediget nicht; „das höchste Kunstgefühl ist nur dann ein beseligendes Wonnegefühl, wenn ihm die Sehnsucht nach Idealen beywohnt. Diese wird nur befriedigt durch das Vermögen, die Töne in ihrer Verbindung zum Kunstwerk aufzufassen, und das vermag auch das regste Gefühl nicht, sondern nur der rege Geist. Er muß es erst dem Gefühle zuführen, und wo er einmal rege ist, da schwingt er sich an der Hand der Kunst immer wieder zu neuen Idealen auf und führt fort und fort dem Gefühle die ersehnte Nahrung zu."

Allein Naturen von vorherrschender Richtung nach dem Schauen, mithin nach der bildenden Kunst, wollen, dafern sie sich der Musik zuwenden, auch da ihre angeborne Sehnsucht befriediget sehen —: so kommt es, daß sie auch in der Musik Anschauungen suchen, daher denn die sogenannte Musikalische Malerey. Eine gefährliche Sirene! welche leicht von der rechten Bahn ablockt. Nur zu oft wird auf diesem Wege das ästhetische Spiel der Gefühle, welches den wesentlichen Charakter der wahren Musik ausmacht, in geschmacklose Nachäffung der äußeren Natur und der Naturlaute verkehrt.

Der höchste Kunstdilettantismus aber findet „im geistigen Aufleben und Aufstreben sein Element. Diesem genügen nie bloße Gefühle, wären es auch die innigsten, nie bloße Anschauungen (auch nicht die sogenannten musikalischen, womit das Hinneigen des Ohres zu ästhetischen Gehörerscheinungen bezeichnet wird), wären es auch die erhabensten, selbst nicht beyde in ihrer Wechselseitigkeit und Durchdringung." — Die Geistesthätigkeit des Kunstfreundes dieser Stufe besteht „in stetem Vergleichen, Unterscheiden, Beziehen, Bey-, Unter- und Ueberordnen." — „Auch das Neue im Kunstwerk, das der menschliche Geist nie berechnet, sondern erfindet, faßt solch ein geistiger Dilettant im Kunstwerk auf als neue Lösung eines künstlerischen Kalkuls." — In seiner höchsten Regierung, will solch ein Dilettant mittelst der Totalität der Kunstwirkung „für sein ganzes Gemüth Nahrung, ja die höchste Summe des Genusses finden. Er sucht und findet sie da, wo dem Tone noch das Wort beygesellt ist, findet sie in vollem Maße, wo die mit dem Tone verbundene Dichtkunst zugleich bildlich, bilderreich, ihm mit ihren Ideen, auch Anschauungen darbietet."

Aber auch in diesem vollen, reichen Kunstleben nimmt der Dilettantismus noch zwey verschiedene Richtungen, die eine mehr nach der realen, die andere mehr nach der idealen Seite des Kunstgebietes. In der Richtung nach der ersteren verlangt der auf Totalität ausgehende Kunstrealismus, nebst der mit dem Kunstton schon bekleideten Poesie und nebst der inneren Anschauung, welche ihm letztere gewährt, noch die äußere der bildenden und der mimischen Kunst: so wendet er sich zur Oper. — Hingegen, zum Kunstidealismus hinstrebend, erkennt er die Poesie, in ihrer Verbindung mit der Tonkunst, stets als das höhere, darum, weil sie den inneren Menschen bethätigt, indem sie „die tiefste und höchste Lebenskraft des Geistes ergreift: die Phantasie. Hiedurch erhebt der Kunstfreund sein Kunstleben zu einem Phantasieleben. Die Tonkunst aber sichert es ihm hinwieder als ein Wirklichkeitsleben, indem sie die Ideale der Dichtkunst, als Beleberin des Wortes, in schöner Sinnlichkeit verklärt."

Wie jene magischen Gewalten herrschen, weiß der gewöhnliche Dilettant nicht; dieser gibt sich nur mit reinem Gemüthe dem Einflusse der Kunst hin, und kommt „in ihre heilige Gewalt." Diese übt vollends die Tonkunst über ihn, in ihm und mit ihm aus. — Zum Beweise dieser Magie, führt der Vf. mehrere Thatsachen auf, unter andern folgende „Thatsache ist es, daß der in die höhere Tonkunst Eingeweihte bey einer vierstimmigen Fuge die vier gleichzeitig fortlaufenden Stimmen vierfach verfolgt, ohne sich durch diese vervierfachte und vervielfachte Thätigkeit zu ermüden. Dennoch sagt uns unser endlicher Verstand, daß wir, in der Zeitschranke lebend, alles in der Zeit und mit der Zeit auffassen, und daß wir auf ein Mal nur Eines fassen. Die Vernunft aber sagt uns: daß durch die Eindrücke der Kunst unsere Fassungskraft unendlich erhöht, unsere Zeitschranke unendlich erweitert wird, und wir so von Wirkungen ergriffen werden, die wir so wenig nach Naturgesetzen durch den Verstand zu erklären vermögen, daß wir sie nicht mit Unrecht magische nennen."

In der höchsten Regierung gehen diese magischen Wirkungen der Kunst in's Mystische über; „ihr äußerer Eindruck entschwindet, die innere Belebung bleibt. Dieses bewirkt die Musik, unter andern, durch Pausen." — In dieser Region der Kunst darf der Dichter sprechen von einem beredten, ja von einem „schauerlichen Schweigen. Es ist ein Schweigen, vor dem die Sinnlichkeit erschrickt; sie fürchtet vernichtet zu werden, sie ahnt den Tod. Wo aber die Sinnlichkeit den Tod ahnt, da ahnt der Geist das Leben, ein innerliches, einiges, ungetheiltes Leben. — Von der früher an den Kunsterscheinungen, so zu sagen, zusammengelesenen, vieltheiligen Einheit, erhebt sich der Geist zu einer wesenhaft untheilbaren; er erhebt sich, von der Zerstreuung der Kunstwelt, zur Einheit in Gott."

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 30.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 13. April 1827.

Musik-Literatur.

Vorlesungen über Musik, mit Berücksichtigung der Dilettanten. Von Hans Georg Nägeli, Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1826. XVI und 285 S. (Mit einer Zueignung an den Erzherzog Rudolf von Oesterreich, Erzbischof von Ollmütz u. s. w.)

(Fortsetzung.)

Diesen weiten Weg nachzuweisen, so zur vollkommenen Sammlung hinzugeleiten, die Erkenntniß der Erhebung vom sinnlichen Leben zum geistigen und göttlichen mittelst der Kunst, wissenschaftlich klarzustellen: Dieß, sagt der Vf. „ist nun mein Dilettantismus. Ihm ist die Kunst längst Mittel geworden, die Kunstwissenschaft Zweck, Endzweck." (S. 21.)

Durch diese einladende Vorhalle führt uns der Vf. in das Innere. Die zweyte Vorlesung hat die Ueberschrift: Theorie der Instrumentalmusik. Allein sie enthält voraus eine allgemeine Kunsttheorie, welche im Grunde den Schlüssel zu allen folgenden Lehrsälen und Kabinetten abgibt, insbesondere auch für die der musikalischen Kunstgeschichte gewidmeten; wir müssen uns also schon etwas näher damit bekannt machen.

Um einen Standpunkt zu gewinnen, von dem die Kunstwissenschaft anhebe, wählt der Vf. den Gemeinsinn, und zwar in dessen Richtung auf die Kunst, also den Gemeinsinn des Schönen. Dieser beruht im Individuum auf Berührbarkeit, Berührung. Auge und Ohr müssen erst unsern Kunstsinn berühren, daß er sich rühre. — Der Instinkt des Gemeinsinns treibt uns, die gefühlte Berührung fortzupflanzen, durch eine ähnliche Berührung. Diese ist im ersten Momente sinnlich, im zweyten ästhetisch, sie kann in einem dritten sympathetisch, in einem vierten religiös seyn; das erste Berühren aber ist allein unmittelbar, und diese Unmittelbarkeit ist dem Vf. der erste Anknüpfungspunkt der Kunstwirkung, die Grundlage aller Aesthetik, und die erste Aufgabe für die Kunstwissenschaft. — Daher zergliedert er dieses erste Berühren und die Wahrnehmung desselben: und so bietet sich ihm der erste Gegensatz: Farbe dem Auge, Ton dem Ohr, als Erzeugnisse von Licht und Laut. — Durch die Farbe empfinden wir, mittelst des Auges, einen Reiz, durch den Ton mittelst des Ohres, eine Regung. — Bey fortgesetzter Beobachtung nehmen wir Verschiedenheit der Farben wie der Töne, sonach auch Verschiedenheit der Reize und der Regungen wahr; — weiter: an der Farbe ein Scheinen, so wie ein Bestehen im Räumen; am Tone ein Schwingen, ein Schweben in der Zeit. Ferner: daß der Schein an einer Figur haftet, der Schwung sich in einer Bewegung oder Proportion erhält. — Die Wahrnehmung von Schein und Figur, Schwingung und Proportion, nennen wir dort Anschauung, hier Gefühl. Anschauungs- und Gefühlvermögen machen unser Seelenleben aus. Dieses strebt nach Leben im Leben, nach Lebensbereicherung. Durch Zusammenfassung mehrerer Anschauungen in Eine entsteht ein Affekt, durch die mehrerer Gefühle eine Stimmung. Durch Bethätigung und Bereicherung mittelst Affekten und Stimmungen tritt die Seele in das Gebiet der Kunst. — Die Kunst erscheint dem Menschen und wirkt auf ihn unter der Form des Raums als bildende Kunst und erzeugt Affekte; als Musik aber unter der Form der Zeit und erzeugt Stimmungen. Affekt und Stimmung sind einander entgegengesetzt, jener ist anziehend, bindend, fortdauernd: diese entbindend, verallgemeinernd. Der Affekt beruht auf dem Grundbedürfniß der Liebe, Stimmung auf dem der Lust (versteht sich, im allgemeinsten philosophischen Sinn der Worte); Anziehen ist der Grundcharakter der bildenden Kunst, Freymachen die Grundeigenschaft der Musik.

Im Kulturgange der Menschheit hat die bildende Kunst sich früher entwickelt, als die Tonkunst; erst nach Erfindung der Harmonie, also seit wenigen Jahrhunderten, konnte letztere zur Selbstständigkeit gelangen, und zwar geschah dieß in der Instrumental-Musik. Früher war Musik nur Begleiterin und Verstärkerin des Gesangs und der Dichtkunst, oder eine einstimmige Spiel-

musik, im Unisono oder in Oktaven; folglich, als Kunst betrachtet, unerheblich. — Aber auch nach Erfindung der Harmonie war man noch lange nicht im Klaren, ist es theoretisch noch nicht, vielmehr gerade umgekehrt. Weil die bildende Kunst früher entwickelt war, so abstrahirte man von ihren Meisterwerken eine allgemeine Kunstregel, und wollte derselben auch für die Tonkunstwerke Gesetzeskraft beylegen. Nach dieser heißt es denn:

„Jedes Kunstwerk muß eine bestimmte Empfindung ausdrücken, einen bestimmten Charakter haben. Je mehr dieß in der Wirklichkeit der Fall, je höher sein Kunstwerth, je stärker seine Kunstwirkung. Das einzelne Kunstwerk bewirkt einen bestimmten Affekt, das zusammengesetztere einen Gemüthszustand, das zusammengesetzteste, mehrere Gemüthszustände zusammenfassend, eine Gemüthsverfassung u. s. w." —

So wahr diese Sätze in Beziehung auf die bildende Kunst, so grundfalsch sind sie, wenn sie für die Tonkunst gelten sollen. Gerade das Gegentheil ist wahr. Die Instrumental-Kunstwerke haben, in dem Sinne, wie das Wort Charakter den Werken der bildenden Kunst zusteht, — gar keinen Charakter. Daher konnte man auch, von jener Theorie ausgehend, bisher nie weder das Wesen der Tonkunst bestimmt charakterisiren, noch an einem einzelnen Tonstück dessen Charakter bestimmt und übereinstimmend nachweisen. Natürlich! denn gerade darin stehen beyde Künste einander gegenüber, daß die Musik überall den Reizen Regungen, den Affekten Stimmungen, den Gemüthszuständen Gemüthsbewegungen, endlich der Gemüthsverfassung überall ihr bewegliches Spiel entgegensetzt. — Spiel ist ihr eigenthümliches Wesen. — Was in dem afficirten Gemüth haftet, spielt sie hinweg, und sich in das Gemüth hinein. — „Sie hat auch keinen Inhalt, wie man sonst meynte, und was man ihr auch andichten wollte. Sie hat nur Formen, geregelte Verbindungen von Tönen und Tonreihen zu einem Ganzen." — Daher wirkt sie in jeder Gestalt das Gleiche, nur in minderem oder größerem Maße, als Präludium, als Walzer, als Simfonie, Kammerstück ꝛc.

Sofort stellt der Vf. jener von der bildenden Kunst abstrahirten allgemeinen Kunsttheorie seine eigene speziell für die Instrumental-Musik geschaffene auf: „Je formenreicher, spielvoller ein Tonkunstwerk, desto allseitiger, unfehlbarer wird es dieß Hinwegspielen alles Affektes bewirken; um so treffender, trefflicher ist es. Es muß diese seine Wirkung auf die verschiedensten Individuen und ihre verschiedenartigsten Affekte überall durchstehen." — „Dadurch macht es die Seele empfänglich, für ein freyes Formenspiel wahrhaft lustempfänglich. Sie schwebt, von diesem Formenspiel getragen, in der ganzen, unermeßlichen Region der Gefühle, bald in ebbender, bald in flutender Bewegung, auf und nieder, senkt sich mit dem leise verhallenden Tonhauch zur tiefsten Herzenstiefe herab, und schwingt sich mit dem steigenden Tonschwung wieder auf zum höchsten Wonnegefühl. So lebt sie, ein Leben voll reiner Lust, so erweitert sich ihr das Reich der Töne zu einem unermeßlichen, unausgenießbaren Lustreich."

„Dieß also (sagt der Vf.) ist meine Theorie! Zu erweisen habe ich sie erst noch, indem ich sie allseitig auf die Kunstwerke und das Kunstleben anwende," — was in späteren Vorlesungen, besonders in denen über Instrumental- und Vokalmusik geschieht.

Hierauf wendet sich der Vf. zur Widerlegung der Einwände, die aus den gangbaren entgegengesetzten Theorien könnten entnommen werden. Etwas zu kurz, fertigt er zuvörderst Diejenigen ab, welche schon den Tonarten einen bestimmten Charakter beymessen, ein majestätisches E dur, ein zärtliches A moll u. s. w. behaupten. — Ferner die Schilderungen eines Sanguinikus, — Bataillenstücke (mit vollständiger Munition bis auf die Congrev'schen Raketen) ꝛc. — Schon die nöthig befundenen bekannten Ueberschriften und die Affektswörter (Adieux, mesto, amoroso) zeugen ihm von der Unzulänglichkeit der musikalischen Malerkünste; die denn allerdings an jene Schildereyen erinnern, mit Unterschriften wie: dieß ist ein Mensch, Kalb ꝛc.

Weitläufiger widerlegt der Vf. die sogenannte Kantabilitäts-Theorie: welcher er, nächst jener von der Plastik hergenommenen, die schädlichste Wichtigkeit für die Instrumental-Musik beymißt. — Diese Theorie findet den Urtypus aller Tonkunst in dem menschlichen Singorgan, daher auch die Instrumental-Musik Nachahmung des Gesanges seyn müßte. — Wirklich verhält sich die Sache (wie oben bemerkt) geschichtlich also, die Instrumentalmusik war früher Nachahmung und Gehülfin des Gesanges: keineswegs aber folgt daraus, daß sie, längst mündig und selbstständig geworden, noch ferner jenes Gängelbandes bedarf, welches vielmehr jede freye, also auch jede schöne Bewegung derselben hemmt oder unmöglich macht. Und gerade die Bewegung ist das Grundelement der Instrumentalmusik, eine zweyfache Bewegung: einmal extensiv in der Zeit als Tonproportion, d. h. Rhythmik, dann, intensiv in Tonhöhe und Tiefe, d. h. Melodik. In beyden aber überflügelt die Instrumentalmusik die Vokalmusik unendlich, schon wegen der Beschränktheit des Athemholens, so wie des Umfangs der menschlichen Stimme: während die Instrumentalmusik Wendungen und Sprünge, Steigungen und Höhen, Tonverlängerungen und Verkürzun-

gen bis zur Blitzesschnelle zu gewinnen fähig ist, welche sie, weil sie der Menschenstimme unmöglich sind, derselben auch unmöglich ablernen konnte. — Jene Theorien sind mithin dahin umzukehren: Je weiter sich die Instrumentalmusik einerseits von der Affektation der Charakteristik, anderseits von der Kantabilität entfernt, je freyer, schöner, ächter erscheint sie.

Allein statt die Aufeinanderfolge der Töne in ihrer Länge und Höhe, also statt Rhythmik und Melodik, machte die bisherige Kompositionslehre die Gleichzeitigkeit und den Zusammenklang, also die Harmonie zum Fundament, und behandelte erstere nur an lezterer willkürlich angeknüpft und nebenbey. Ein Irrthum von wesentlichem Nachtheil! wie der Vf. in Beyspielen darthut. Denn nur den allergrößten Genien gelang es, dieses Gitterwerk einer alleinseligmachenden Harmonielehre durchbrechend, insbesondere rhythmische Schönheit in ganzer Fülle zu gewinnen: — Männern wie die Bache, Haydn, Mozart, Beethoven. — Um sich insbesondere von der vorherrschenden Wichtigkeit der Rhythmik zu überzeugen, mache nur der Komponist den Versuch, ein rhythmisches Meisterstück, wie z. B. die C-moll-Sonate Mozarts, und zwar nach beliebigen Akkorden, melodisch zu variiren, und er wird, bey nur leidlicher melodischer Kunst, schon etwas sehr Bedeutendes und Wirksames hervorbringen. Gleichwohl thut der so geschäzte Gottfried Weber, in seiner Theorie der Tonsetzkunst, den Ausspruch: der Rhythmus sey nichts Wesentliches.

Da geregelte Bewegung das Grundelement der Tonkunst ist, alle solche aber auf einem Zahlgesetz beruht: so fragt es sich, welche Grundzahlen die Faktoren der Tonkunst sind? — Ohne Zweifel die gleichen, welche „auch der ganzen Weltschöpfung zu Grunde liegen," und unzweifelhaft „tragen wir von dem großen Uhrwerk des Weltalls auch ein Rädchen in uns. Der menschliche Erfindungsgeist dreht nur auf eine sinnvolle Weise dieß Rädchen um, indem er eine musikalische Komposition zu Stande bringt; er bewährt sich damit, wie in der ersten Vorlesung gesagt ist, als der versteckte Rechenmeister. Es ist ein künstlich geregeltes Spiel mit den Grundzahlen, das er treibt: aber so tiefsinnig es ist, am Kunstwerke wird's offenbar." — Als solche Grundzahlen nun erkennt der Vf. die Dreyzahl und die Vierzahl, erstere als Repräsentantin des Werdens und Gestaltens, lezztere des Seyns und Bestehens. — Das Gesez der Dreyzahl offenbart sich im Rhythmus, da es in aller Tonkunst nur drey Grundrhythmen gibt: anlaufende, gleichlaufende, auslaufende, deren ästhetische Wirkung Erhebung, Schwebung und Senkung des Gefühles ist; und so wird, zumal in der Mehrstimmigkeit, das Formenspiel der Musik, Wechselspiel unserer Gefühle. — Stätigkeit und Faßlichkeit erhält dieß bewegliche Rhythmenspiel aber erst durch die Vierzahl, welche die einzelnen Tonreihen zu rhythmischen Gliedern gestaltet, sie zu einem Ganzen verbindet und so die Eurhythmie schafft. Nach ihrem Gesetze haben sich z. B. alle Tänze aller Nationen, wahrscheinlich nach gesundem Kunstinstinkt, in vier Mal vier Takten gegliedert.

So weit des Vfs. Theorie von der Instrumental-Musik. — Originell sind noch seine Bemerkungen, daß, gleichsam als anticipirte Surrogate der später entwickelten Instrumentalmusik, ihm die Arabeske und die Gothische Baukunst erscheinen; und scharfsinnig seine Deutung des Mythos von Apollo und Daphne; unglücklich ist der Gott in der Liebe, weil eben die Musik auf das Liebereich verzichtet, ihm also nur das Lustreich der Töne, deren Symbol hier die Lyra, verbleibt. — Endlich macht der Vf. noch aufmerksam, wie die Mystiker insgemein das Gemüthsleben seliger Geister so darstellen, daß aller Affekt in ein lebendiges Meer von Musik sich auflöst, und wie der Großfürst der Mystik, Jakob Böhme, in der Tiefe seiner Ahndung von einem heiligen Spiel Gottes und einem himmlischen Freudenreiche redet; in welches der Vf. uns auf wissenschaftlichem Wege einzuführen beabsichtigt.

Die dritte Vorlesung ist der Theorie der Vokalmusik gewidmet. In dieser erscheint die Tonkunst mit der Dichtkunst verbunden: daher will der Vf. auch auf die Theorie der lezteren eintreten, zumal auf die der Lyrik. Hier nur die Hauptgedanken und Hauptresultate. — Alle Kunst ist dem Vf. ein Versuch, die Idee der Vollkommenheit durch das Kunstwerk anzudeuten, und jedes solche ein Versuch, „der Schlange auf den Kopf zu treten." — Der Maler, der Bildhauer wollen, alles Mißgestaltete ausscheidend, das verlorene Paradies, das Ebenbild Gottes herstellen: während der Tonkünstler, die Welt der Gefühle erschließend, die „goldene Zeit" in unser irdisches Zeitleben hereinzuspielen trachtet. Jede besondere Idee, sey's der Liebe, der Freyheit ꝛc., die in dem besondern Kunstwerk angedeutet ist, spiegelt die ewige Liebe, Freyheit u. s. w. — Ein solches Kunstwerk nennen wir ein Ideal — Am umfassendsten wirke der Dichter: „sein erhabener Beruf ist, auf den hinzuweisen, der Alles erfüllt." — So meynt der Vf. sey der Weg angebahnt, auf dem man, der eingebornen Ideen Plato's entrathend, jedem fruchtlosen Idealismus ausweichend, die wahre Idealität der Dichtkunst erkennen möge. Diese erscheine schon in ihrer Wirkungsart, indem die Dichtkunst nur den inneren Sinn angebe (was schon Bouterweck ausgeführt) und borge von der

bildenden Kunst den Stoff, von der Tonkunst die Form. So gewinnen wir eine innere Welt von Anschauungen und Gefühlen. — Die Dichtkunst wirke geistig auf uns, und seelisch; geistig, in so fern sie uns unsere Selbstständigkeit und unsere Gemeinschaft mit Gott und Welt irgendwie zum Bewußtseyn bringe: seelisch, indem sie bildnerisch oder musikalisch, oder beydes, uns ergreife. — Jene musikalische Wirkung sey eine doppelte, nämlich durch den Vers, und dann durch den Inhalt, welcher das Gefühl bewege, wie die Instrumentalmusik. Dadurch entstehe ein „bisher unerkanntes Mißverhältniß," dessen Aufdeckung „gegenwärtig eine der wichtigsten Aufgaben der Kunstphilosophie." — Dieß gelte vorzüglich der gesungenen Dichtung, der lyrischen. Denn wenn man mit jener schon zwiefachen musikalischen Wirkung der Dichtkunst noch den Gesang verbinde, so entstehe aus der Doppelfülle noch eine Nebenfüllung, während anderseits nur das einfach bildnerisch assistirende Wort stehe. Solche nach Form und Inhalt musikalische Gedichte eigneten sich mithin am wenigsten zum Singen, sonst werde die ästhetische Wirkung derselben unächt, drückend; sie seyen Surrogate der Tonkunst, und so vorherrschend musikalische Dichter, wie z. B. Tieck, so hoch sie stehen mögen, eigentlich zu Tonkünstlern geboren. — Hienach schienen ferner die bloß bildnerischen Gedichte, die Naturlieder, sich vorzüglich zum Gesang zu eignen, es reichte da die Musik auch der bildenden Kunst die Hand. — Ferner, erhielte die Situations-Poesie, in der sich Anschauung und Gefühl durchdringen, eine eigene Würdigung. Allein in dieser gerade versenke sich die Anschauung nur zu leicht in Gefühl, und da jene hier eine einförmige, folglich auch das Gefühl ein einförmiges sey, so werde dadurch das Spiel der Gefühle, mithin die musikalische Wirkung fast ganz aufgehoben. Auf diesem Abwege sey die Liederey und Liederey zur kleinlichen Sinnlichkeit herabgesunken. — Diejenigen Gedichte, welche den Affekt der Liebe mehr spielend und scherzend auffassen, seyen hier die singenswürdigeren, und ein Goethe'scher Müllerknecht ein ächteres, wenn auch nicht edleres Gesangsideal, als eine Laura. — Uebersättigt von solch einem Extrem, sey man auf ein entgegengesetztes verfallen: „man fing an, Erzählungen zu singen und so auch singend zu erzählen; da kamen die beliebten Balladen an die Tagsordnung;" so die bekannten Kompositionen Bürgerischer, von Andre und Zumsteg. — Wer beyde Klippen mied, ward von dem noch gefährlicheren Strudel der mattherzigen Sentimentalität jener falschen Lyrik ergriffen, und da der größte Theil jener Individuallieder Liebeslieder, so habe sich das Kunstgefühl, ermüdet vom Einerley jenes Stoffs, zum Tongefühl geflüchtet, am eintönigen Erguße der Menschenstimme sich weidend und unbekümmert um den Inhalt, wenn nur aus einem Idol mio ersichtlich, daß es die Liebe gelte.

Aus dem allem ergebe sich ein wichtiges theoretisches Resultat. Die Dichtkunst, wenn sie sich auf solche bloß seelische Wirkungsarten beschränke, verfehle ihre höhere begeistigende Wirkung, und die Tonkunst, die sich mit solcher befasse, führe eher zum Sinnlichen abwärts als aufwärts zum Geistigen. Man könne zwar dem Dichter die Besingung der schönen Natur und der Individualliebe nicht verbieten: „sein wahres, eigentliches Ziel ist und bleibt aber der Geist selbst, in der moralischen Dichtung der menschliche, in der religiösen der göttliche, und sein inhaltreichster Beruf die Anknüpfung dieses an jenen;" — dazu bieten sich ihm tausendfache Verhältnisse, als sein Stoff. — Hiernach scheidet denn der Vf. die höhere von der niederen Dichtung. Niedere Dichtung ist ihm, wenn der Besinger der Natur oder der Liebe die schöne Natur oder sein schönes Liebchen bloß anfinge, und damit in seiner Subjektivität stecken bleibe. Höhere Dichtung dagegen: „wenn die Anschauung des Dichters hinwieder Anschauung der Anschauung bietet," z. B. wenn er in die Natur ein Wesen stellt, das eigener Anschauungen fähig sey. Durch solches erheben wir uns aus der Subjektivität, unser Zustand werde poetisch, denn ein solcher sey nichts anders als „Aneignung eines fremden Zustandes durch innere Anschauung." — Letztere versehe uns in Mitgefühl, wirke daher immer zugleich moralisch. Je mehr also die Anschauungen vervielfältigt werden, je poetischer und moralischer sey und wirke das Gedicht. Zur Verdeutlichung wählt der Vf. Goethe's Erlkönig, wo der Dichter dreyerley Anschauung darbiete, des Vaters, des Kindes und des Erlkönigs, deren jedes wieder eine zwiefache habe. — Vollends klar werde dieses an der religiösen Dichtung, die nur da begeistige, wo die Gottheit als herniederschauend und wirkend dargestellt sey; deren höchster Gipfel dann die christliche, wo die Gottheit selbst in Christo niedersteigend sich der Anschauung darbiete. — Hiemit glaubt der Vf. dargethan zu haben, wie durch gesteigerte Anschauungspoesie eine gesteigerte Lyrik erzielt werde, die dem Gesang deßhalb über alles willkommen sey, weil sie dem verderblichen Ueberwiegen der Gefühlsseite ein Gegengewicht halte. — Sofort geht der Vf. zur speciellen Theorie der Vokalmusik über; Rec. aber, bevor er ihm folgt, sieht sich genöthigt, hier erst Einsprache zu thun.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 31.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 17. April 1827.

Musik-Literatur.

Vorlesungen über Musik, mit Berücksichtigung der Dilettanten. Von Hans Georg Nägeli, Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1826. XVI und 285 S. (Mit einer Zueignung an den Erzherzog Rudolf von Oesterreich, Erzbischof von Ollmütz u. s. w.)

(Beschluß.)

Zuvörderst ist uns die „Idee der Vollkommenheit" eben gar keine, so wenig als der Begriff des Mangels und der Leerheit. Sie ist eine Abstraktion von einer Fülle von Realitäten, d. h. von realisirten Ideen, welche den wahren Gehalt und Inhalt derselben erst ausmachen und bestimmen, mithin sie selbst unfruchtbar, unwesenhaft. Daher mißlang auch bekanntlich der Versuch, auf diese Pseudoidee eine Aesthetik zu begründen. Wir werden uns demnach anderswohin, etwa an die „eingebornen Ideen Plato's" wenden müssen, um einen „fruchtlosen Idealismus" zu vermeiden, von dem uns eine Aristotelische „Nachahmung der Natur," oder ein Bouterweck'scher „Wetteifer" mit derselben, schwerlich erlösen wird. Wie wollte auch, des Dichters noch zu geschweigen, der Maler, der Tonkünstler, alle Mißform ausscheidend, ein Paradies, ein Ebenbild Gottes, eine goldene Zeit uns im Kunstwerk darstellen oder andeuten, wenn er die Urbilder derselben in ihrer Reinheit und Einheit nicht ursprünglich in sich trüge? Die sublunarische Welt bietet ihm ja nur Unvollkommenes, und durch die Multiplikation des Minus wird kein Plus entstehen. Hier hätte der Vf. nur konsequent an dem festhalten sollen, was er oben so schön sagt, daß auch wir von der großen Weltenuhr ein Rädchen in uns tragen, welches wir nach gleichen Grundgesetzen wie jene, nur in eigenthümlicher Weise spielen lassen, wenn wir künstlerisch schaffen. — Ferner beruht die ganze Theorie von den geistigen und seelischen Wirkungen der Dichtkunst auf einem Irrthum, der freylich im obigen wurzelt. Unserer Selbstständigkeit und zugleich unserer Gemeinschaft macht uns schlechthin jedes Kunstwerk bewußt, wenn wir überhaupt eines solchen Bewußtseyns fähig sind: denn, bin ich es doch, dem ein Kunstwerk, ja Alles außer mir, als Objekt der Wahrnehmung erscheint; aber eben indem es naiv erscheint, habe ich ja damit den thatsächlichen Beweis meiner ursprünglichen Verwandtschaft, dermaligen Gemeinschaft, in höherer Auffassung selbst meiner Identität mit demselben. Mithin fällt der Unterschied zwischen geistigen und seelischen Wirkungsarten der Dichtkunst, ja aller Kunst, in dieser Beziehung zugleich hinweg. — Es borgt ferner die Poesie weder von der bildenden Kunst den Stoff, noch von der Musik die Form, vielmehr borgen eher beyde ihr Wesen als Künste von der Poesie, richtiger aber läßt sich sagen, sie sind drey Zungen, in denen Ein Geist redet, in der ersten mehr symbolisch, in der zweyten mehr mystisch, in der dritten allegorisch; unmittelbar an den Geist aber, wie etwa die Philosophie, nirgends. Weil nun die Poesie eine schöne, überirdische Welt schafft, so folgt nothwendig, daß sie alles Mißfällige und Zufällige ausscheidend, ihren Geschöpfen Wohlgestalt, Wohlbewegung, Wohlklang verleihe, eben weil sie nur ihr Inneres, d. i. die eingeborene Idee, damit und also veräußerlichen kann. So ist unter andern auch aller Vers entstanden, und zwar ganz instinktmäßig aus der Natur der Idee; nicht ab- und angeborgt. — Eben so erfolglos und doppelt irrig ist des Vfs. Theorie von der gesteigerten Anschauung; es kommt bey aller Anschauung wieder lediglich auf den Gehalt derselben, nicht auf die Zahl der Anschauungen an; sonst müßte ein Jahrmarkt auf unebenem Terrain und mit jüdischem Zubehör, wo unzählige wechselseitige Anschauungen statthaben können, einen ungleich ergiebigeren Stoff dem Dichter darbieten und unendlich moralischer wirken, als eine Madonna, selbst mit dem Kinde; oder der poetisch-moralische Zustand eines Publikums im Theater, bevor Musik und Spiel angehoben, alle Zuschauer aber mit bewaffneten und unbewaffneten Augen einander anschauen, auf seinem Kulminationspunkte sich befinden. Fast unbegreiflich ist es aber, wie der Vf. diese vervielfachte Anschauung zum Beding und Wahrzeichen der höheren Lyrik hat machen

können, da bekanntlich alle Lyrik da aufhört, wo solche Anschauung anhebt. Ist doch Lyrik nichts anders, als poetische Objektivirung meiner Subjektivität selbst, — und zwar meiner fühlenden, und dann eigentliche Lyrik, oder meiner denkend-fühlenden, und dann Didaktik. Selbst-Anschauungen, d. h. Vergleichungen und Bilder aller Art, welche der Lyriker bringt, sind nur die Mittel, womit er uns sein individuell poetisches Gefühl objektiv klarstellt, und somit unser, nur im Allgemeinen dem seinigen gleiches Gefühl, mit seinem eigenthümlich poetischen identifizirt. Wenn er also Gott, Liebe, Natur singt, so singt er den Gott, die Liebe, die Natur in seiner Brust, gibt uns den Spiegel in derselben mit dem künstlerisch verklärten Bilde, nicht den Gegenstand des Bildes. — Das Umgekehrte thut der Epiker, der Dramatiker, er spiegelt uns sein Inneres in außer sich hingestellten Objekten, und zwar im Epos die Allmacht in der Weltbistorie, den freyen Menschencharakter im Drama. — Der totale Irrthum des Vfs. wird recht anschaulich in seinem Beyspiele: er zeigt die Vorzüge gesteigerter Anschauung für die Lyrik an Goethe's Erlkönig — was gar kein lyrisches Gedicht ist, sondern eine epische Erzählung, eine Ballade. Warum dergleichen epische Gedichte lyrischen Vers haben, das können wir hier nicht vollständig erörtern, und so genüge die Antwort: weil der subjektive Antheil, den der Dichter an der Fabel und den Personen nimmt, ihm die epische Ruhe entzieht, und weil er deßhalb zur lyrischen Form greift, damit er, um mit dem Vf. zu reden, den Affekt hinwegspiele. Das gleiche ästhetische Motiv erschuf überhaupt alle Lyrik, nach Form und Inhalt; welches Geheimniß unsere Natur- und Minnesinger längst an sich erfahren, und selbst der gute alte Polyphem, „der da schmachtete für Galathaia" —; in seiner ästhetischen Erleuchtung wohl einsehend, daß

„Nie ward gegen die Lieb' ein anderes Mittel erfunden,
Denn Pieridengesang".

Wahre Liebeslieder sind daher nie falsch sentimental, ja nie einförmig, und eine ächte musikalische Komposition derselben befreyt vollends von dem Uebergewicht des Affekts und des Gefühls, nachdem diese bereits durch die Poesie sich in die heitere Region der Kunst erhoben haben. — Wirklich muß der Rec. gestehen, daß er im Felde der Literaraästhetik den Vf., wo er in's Specielle dieser Wissenschaft eintritt, fast so dilettantisch angetroffen, als letzterer den Vf. der Reinheit der Tonkunst auf dem musikalischen, — nur nicht so eitel und erbost. Uebrigens hätte der Rec. auch diese schon überkurze Widerlegung gespart, wenn er nicht die möglichen Folgen des Irrthumes eines Schriftstellers, wie der Vf., in Betracht zöge, der durch Geist und Gründlichkeit leicht zum blinden Schwören in verba magistri verleitet. Aber auch der Vf. hätte sich die ästhetische Abhandlung sparen können, denn er beabsichtigt hauptsächlich nur den Beweis, daß epische Gedichte in lyrischer Form, in der Weise wie der Erlkönig, sich vorzüglich zum Gesang eignen; was dem Rec. vorzüglich deßhalb einleuchtet, weil die Gefühlsseite, die sich hinter der objektiven Darstellung zu verlieren scheint, durch den Gesang künstlerisch hervortritt.

Der Vf. entwickelt dann die Grundsätze der Vokal- wie früher die der Instrumentalmusik; in ersterer findet er die Siebenzahl vorherrschend, d. h. den kunstgerechten Wechsel der Skala-Töne als Accenttöne, welchen jedes gute Volkslied instinktgemäß beobachte; dadurch bilde sich die Schönheit der Melodie. Er untersucht hier die Elemente, findet schon im Einstimmigen den Doppelschimmer von Vokalkolorit und Sington, zugleich die undulatorischen und die deklamatorischen Reize, verbunden mit dem Schmuck des Vortrags; „so quillt schon ursprünglich Vieles und Vielerley auf Einmal hervor." Dann zeigt er die Steigerung in's Mehrstimmige und dessen Gliederung nach den Gesetzen des Stimmen-Organismus, so wie die ästhetischen Wirkungen dieser zur Einheit des Kunstwerks verbundenen Vorzüge.

In der vierten Vorlesung stellt der Vf. die Grundsätze und das Verfahren der Kunstkritik auf, zeigt deren hohe Bedeutung, und wie erst durch sie unserem Kunstgenusse Wahrheit und Dauer gesichert werde. Die Hauptsache geht dahin, wie bey jeder ächten Kritik das Technische (welches früher fast einzig berücksichtigt ward) mit dem Aesthetischen (welches auf den Totaleindruck des Kunstwerks ausgeht) zu kombiniren sey; und mit Recht spricht der Vf. sich bitter über die seichte Theorielosigkeit der recensirenden Tagesschriftsteller aus, durch deren Urtheile wir in der Regel nur ihre und uninteressante subjektive Meynung, aber keinen Begriff, geschweige denn Anschauung der beurtheilten Werke erhalten.

Die vier folgenden Vorlesungen behandeln die Geschichte der Instrumental- und die der Vokalmusik. Diese sind, in gewisser Rücksicht, die wichtigsten des Buches, so wie die anziehendsten und unterhaltendsten. Das Interesse steigt mit jeder neuen Kunstentwickelung, die der Vf. gleichsam vor unseren Augen entstehen läßt, und die Charakteristiken der Kunstschöpfer und ihrer Werke sind in der That wegen ihrer lebendigen Anschaulichkeit klassisch und bewundernswürdig zu nennen. Um so schwerer fällt es dem Rec., sich hier erinnern zu müssen, daß er die Raumschranken dieser Blätter zu weit überschreiten müßte, wenn er aus dem Reichthum des

Stoffes nur den leitenden Grundgedanken aufgreifen und festhalten wollte. Er kann also nichts thun, als Jeden, der Sinn hat für Geschichte der Musik und für Philosophie derselben, auf diese meisterhafte Darstellung selbst zu verweisen.

Eben so muß der Rec. es sich versagen, auf nähere Erörterung der zwey lezten Vorlesungen, über Kunsterziehung und Kunstleben hier einzugehen. In ersterer hat uns besonders die Darstellung von der Wichtigkeit und moralischen Verpflichtung, unserer Jugend musikalische Bildung zu geben, angesprochen: theils um das den Städtern fast ganz entzogene musikalische Naturleben zu ersetzen, theils um dem empfindlichen Abbruch, den unser durch das unaufhörliche Lärmen, Hämmern und Knarren des städtischen Commerzes abgequälter, zulezt sich abstumpfender Hörsinn, und somit das Gemüth selber erleidet, das Gegengewicht zu halten.

Vollkommen stimmen wir auch dem bey, was der Vf. in der lezten Vorlesung über und gegen den herkömmlichen Choral sagt. Wann wird endlich einmal der grobe Buchstabe allgemein leserlich werden: daß eine Musik, die auf das geistigste, ergreifendste und schönste musikalische Element, auf die rhythmische Bewegung verzichtet, und nur die harmonische — gleichsam den massiven Leib im Parademarsch — zum Genuß uns darbietet, weder als Bildungsmittel für die Schule, noch als entsprechender, geschweige denn alleiniger, musikalischer Festschmuck für die Kirche geeignet ist?! — Wenn man den Antiken zu ihrer Rhythmik, die sie bereits besaßen, unsere Harmonie geschenkt hätte: welcher Abderite würde es gewagt haben, ihnen einzupredigen, ihr Unisono sey besser? oder — der Hammerschlag sey frommer als der Lerchenschlag? — Dazu kommt, daß der Choral nur dann erträglich und in seiner Art wirksam ist, wenn er von gebildeten Sängern ausgeführt wird, welche durch ihre dynamischen und Portamentokünste den Zank und Hader zwischen prosodischer Länge und Notengeltung einschläfern, während das ungebildetere Volk, vom Komponisten verführt, gerade das Umgekehrte thun zu müssen glaubt, demnach die gewichtlosen und stummen Sylben und Vokale durch breitgedehntes Geschrey den übrigen gleichmacht: wodurch denn jener absurde Handwerksburschen-Gesang in unseren protestantischen Tempeln sich eindaust, welchen, nach des Vfs. treffender Bemerkung, der schwächste Figuralgesang der ärmlichsten katholischen Dorfkirche ästhetisch unendlich übersteigt. Der Rec. ist vollkommen überzeugt, daß jener Unfug große Schuld an der Verödung unseres protestantischen Gottesdienstes trägt; denn welcher Mensch von gesundem und nicht übermäßig geräumigem Ohr möchte den Geber alles Schönen in geschmacklosem Geplärre verehrt hören?

Soll der Rec. nun zum Schluß in Kürze sein Urtheil über Nägeli's Werk aussprechen: so gebührt dem Vf. vor allem der volle Dank aller Musiker und Musikfreunde, daß er, mindestens, die rechte Bahn gebrochen zu einer klaren, gründlichen, wissenschaftlich umfassenden Erkenntniß des Wesens der Musik, so wie zur allgemeinen ästhetischen Würdigung derselben: eines Gebietes, welches bisher nur theilweise durch Streiflichter und durch eben so viele Irrlichter durchkreuzt war, als Ganzes aber für das literarische Publikum in purpurner Finsterniß da lag. Wer da Licht werden läßt, wirkt schöpferisch, belebend und begeistigend. — Der Gang der Entwickelung und Darstellung, indem der Vf., um zur Kunst und Kunsterkenntniß zu führen, zuerst sich an den äußeren Sinn wendet, und von da zum schöpferischen und erkennenden Geist aufsteigt, ist, wie der einzig populäre, so auch der einzig ächtwissenschaftliche: derselbe, welchen der Geist der Natur in allen seinen Schöpfungen geht, wenn er die Fruchthülse sprengt und zulezt das Gewächs wieder in die Hülse sammelt, — dann aber als eine Frucht, die geblüht hat. — Nur indem man, wie der Vf., die beyden Extreme der Kunst, das technische und das ästhetische, lebendig zu vereinigen weiß, läßt sich eine durchgreifende Theorie gewinnen; denn die Wahrheit liegt nie in der Mitte, so wenig als in den Extremen, sondern einzig im Ganzen. Hinwiederum ist ohne solche Theorie weder eine objektive Kritik, noch vor allem eine innere, d. h. das Wesen erfassende, Geschichte der Kunst herzustellen: während unter ihrer Führung wir in unbekanntem Land uns überall zu orientiren und Weg und Steg zu finden vermögen. Mag dann die Charte, nach der wir uns richten, auch im Einzelnen Mängel und Fehler enthalten, den gesunden Sinn können sie nie irren, und ärgern nur den verdrießlichen Pedanten, der in seinem Küchengarten das Paradies entdeckt hat. — Dagegen kann es nicht fehlen, daß durch des Vfs. Verfahren, welches die Musik uns als eine physische und moralische Grundanlage, demnach ihre Bethätigung und den Genuß derselben als ein Grundbedürfniß des Menschen, wissenschaftlich nachweist; die Geschichte der Musik aber in Form einer naturnothwendigen, organischen Entwickelung unserem geistigen Auge vorführt: — diese Kunst einen großen Zuwachs von Freunden erhalten muß, nachdem ihnen klargestellt worden, wie Musik die Eine Hälfte unseres höheren Seelenlebens auszufüllen geeignet und vorbestimmt ist. Man wende nicht ein: wem der Sinn versagt, der ist schlechthin für Kunst und Kunstgenuß verloren. Allerdings macht, nach natürlicher Ordnung, der empfängliche äußere Sinn den Anfang, wie zum Künstler, so zum Kenner und Kunstfreund. Aber weil alle leiblichen und geistigen Vermögen ursprünglich eins und stets in innigster Wech-

selwirkung sind, so kann auch z. B. durch die intellektuellen Vermögen, abwärts bis zur Bethätigung, Empfänglichkeit und Schärfung des äußeren Sinnes gewirkt, und durch den erkennenden Geist Aug' und Ohr, mitunter ohnehin nur schlafend und betäubt, für die Kunst gewonnen werden. So sah Rec. Manchen, durch eine Komposition der bildenden Kunst, an welcher dessen äußerer Sinn indifferent vorbeygegangen, nach und nach wahrhaft ergriffen, begeistert werden, nachdem ein geschickter Fingerzeig seinem inneren Sinn den ihm verborgenen Eingang in das Heiligthum gewiesen hatte.

Daß der Vf. mit einiger Vorliebe die Anknüpfungspunkte der Kunst an's Leben heraushebt und von deren Bewährtheit mit kräftigem Selbstgefühle redet, kann Rec. ihm gar nicht verargen. Seit seinem in alle Welt verbreiteten „Freut euch des Lebens," hat er sich in allen Schulen und Singvereinen seines Vaterlandes als pädagogischer und als ächtpopulärer Komponist einheimisch und unentbehrlich gemacht. Zumeist seiner und L. Pfeiffers „Gesangbildungslehre" und seiner „Chorgesangschule" verdankt man in der Schweiz die Einsicht, wonach der Gesang als eigenes Unterrichtsfach von dazu gebildeten Lehrern, selbst in Landgemeinden, gepflegt wird, und zwar nicht der Schlendrian, sondern der Figural-Gesang. — So, und indem er, aus reinem Kunstenthusiasmus unmittelbar thätig zugriff, ward es Nägeli möglich, seinen Landsleuten nicht nur Geschmack für die alte, klassische Musik einzuflößen, sondern die Meisterwerke selbst — der Bache, Händl's, Stölzels, der Haydn, — durch sogenannte Dilettanten, in vollster Besetzung und in der würdigsten Gestalt, dem offenen Kunstgenusse darzubieten.

Aus solcher Schule und Beschulung endlich gingen neuerdings, zu Stadt und Land, jene öffentlichen Singvereine in der Schweiz hervor, — eine neue, hochwichtige und in ihren wahrhaft großartigen, ästhetischen und sittlich-geistigen Folgen noch unberechenbare Kulturerscheinung! Es ist wahrlich ein eigener Anblick, ein eigenes Gefühl, eine große Versammlung insbesondere von Bauern, oft von mehreren Stunden her bey harter Witterung — sich um der Kunst willen vereinigen zu sehen! Während sie in vierstimmigem Figural-Gesang an der Aufführung schönrhythmischer Kunstwerke sich erbauen, zanken sich unsere deutschen Theologen recht ernstlich und publice, ob der mehrstimmige Choral dem gemeinen Volke als Ideal der Kunstbildung anzusinnen, oder als Schmackbissen den musikalischen Wunderthätern und Kastraten vorzubehalten sey.

Sonach scheint der Vf. die praktischen Anknüpfungspunkte der Kunst an's Leben allerdings aufgefunden und erprobt zu haben, und die Kraft zu besitzen, sein ganzes Volk der höheren musikalischen Kunst zuzuführen: — und damit den einzig möglichen Weg, ein ganzes Volk zur Kunst überhaupt, genießend und selbstthätig, emporzuheben.

T — r.

Ueberblick der in den Jahren 1822, 1823 und 1824 im russischen Reiche erschienenen Werke.

Inhalt.	1822		1823		1824	
	Orig.	Ueberf.	Orig.	Ueberf.	Orig.	Ueberf.
Mathematik .	12	8	4	8	1	4
Naturgeschichte	5	1	2	2	4	1
Chemie u. Physik	1	2	3	1	2	—
Arzneywissenschaft	7	7	4	7	1	7
Landwirthschaft	9	—	2	2	5	3
Religion . .	21	18	5	5	9	6
Philosophie (meist für die Jugend)	6	21	2	3	5	10
Rechtsgelehrsamkeit . . .	13	—	15	—	18	1
Staatenkunde und Politik . .	4	—	2	—	3	1
Geschichte und Erdkunde . . .	38	9	16	8	28	11
Lebensbeschreibungen . . .	7	2	3	1	2	2
Reisen . . .	9	2	2	—	6	1
Philologie . .	21	8	15	2	13	1
Dichtung . .	14	4	8	9	15	2
Romane und Novellen . . .	1	22	—	16	5	13
Theater . . .	13	9	8	13	12	13
Sammlungen von Werken . .	7	—	7	—	9	—
Schöne Wissenschaften u. Rhetorik . . .	8	—	6	3	9	2
Zeitschriften .	24	—	30	—	29	1
Freye Künste .	—	—	1	1	—	1
Mechanik . .	—	—	—	—	1	—
Kriegswissenschaften . . .	—	—	—	—	3	2
Technologie . .	—	—	—	—	1	—
Zeitvertreib .	—	—	—	—	2	—
	220	113	135	81	183	81
Zusammen	333		216		264	

Von den Uebersetzungen sind 122 aus dem Französischen, 56 aus dem Deutschen, 18 aus dem Englischen, 11 aus dem Griechischen, 9 aus dem Lateinischen, 7 aus dem Italienischen, 3 aus dem Slavischen, 2 aus dem Holländischen, 1 aus dem Dänischen und 1 aus dem Armenischen übertragen.

Nr. 32.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 20. April 1827.

Roman.

Die Familien Walseth und Leith. Ein Cyklus von Novellen von Henrich Steffens. Breslau. Max. 1827.

Es ist dieser Novellen schon zweymal im Literaturblatte gedacht worden, doch geschah es beyde Male nur bey Gelegenheit anderer historischer Romane, so daß ihre Eigenthümlichkeit, wodurch sie sich vor andern auszeichnen, nicht hinlänglich konnte bemerklich gemacht werden. Dieß sey uns im Folgenden vergönnt.

Vor Allem muß man alle Erinnerung an Walter Scott's Novellen und dessen Nachahmer verbannen, wenn man anders nicht Lust hat, diese als Folie oder doch als Gegensatz zu gebrauchen, vermittelst deren die Charakteristik lebhafter und das zu Charakterisirende mehr in den Vorgrund gestellt würde. — Steffens Novellen haben mit andern historischen Romanen nichts, als das Stoffartige gemein, die wirklichen, geschichtlichen Begebenheiten, in welche die handelnden Personen verflochten werden; sie bilden im übrigen ihre eigene Gattung, und wenn man durchaus vergleichende Erinnerungen liebt, so lasse man sich lieber Tiecke'sche Erzählungen, Mährchen und Novellen in den Sinn kommen; denn diesen sind die vorliegenden wenigstens in Lebhaftigkeit, dramatischer Raschheit, wenn auch nicht immer in Gewandtheit, Rundung, Wohllaut der sprachlichen Darstellung vergleichbar. Wodurch sie aber durchaus über jede Vergleichung hinaustreten, das ist die eigene Natur- und Weltanschauung und die aus dieser quellende Fülle von Ideen, welche in ihnen ein lebendiges Daseyn erlangt haben.

Vielleicht gibt man uns jene Weltanschauung und alle ihre Ideen gern zu, weil man den Herrn Verf. längst als einen der ausgezeichneteren Naturphilosophen unserer Tage kennt, zieht aber wohl eben deßwegen auch das poetische Verdienst desselben in Zweifel, weil (wie Lessing und Mendelssohn einst in ihrem Aufsatze: „Pope ein Metaphysiker" behauptet) ein philosophischer Poet kein Philosoph und ein poetischer Philosoph kein Poet sey. Wir gestehen, daß wir durch dieses Dilemma in die Scylla oder Charybdis des berühmten Krokodillenschlusses gestürzt zu werden und entweder den philosophischen Ruhm oder das poetische Verdienst des Herrn Prof. Steffens Preis geben zu müssen fürchten würden, hätte man nicht seit Mendelssohn und Lessing einen Unterschied zwischen Philosophie und Philosophie zu machen gelernt. Während jene Philosophie, welche beyde philosophische Männer im Sinne hatten, jede Thätigkeit der Phantasie von der philosophischen Spekulation ausschloß und sich auf den Verstand allein verließ, gestattet die neue Naturphilosophie nicht allein eine spekulative Thätigkeit der Phantasie, sondern verlangt sie sogar als unerläßliche Bedingung ihres eigenen Gedeihens. So ist in der Naturphilosophie an die Stelle der Scheidewand zwischen Philosophie und Poesie eben so eine, beyde verbindende, Brücke getreten, wie zwischen Philosophie und Religion. Und ist Steffens nicht Naturphilosoph, und hat er sich nicht schon vor einiger Zeit wie als Mährchenerzähler, so nicht minder als Religioser hervorgethan? — Man würde uns sehr mißverstehen, wenn man aus lezter Frage auf Ironie der vorstehenden Beweisführung schließen wollte. Vielmehr ist es unsere vollste Ueberzeugung, daß Steffens einen eben so spekulativen Kopf, als lebhafte Phantasie und tiefes, inniges Gefühl besizt, stets gleichzeitig besessen, und darum immer ein geistiges, volles und ganzes Leben geführt hat, in welchem abwechselnd Spekulation, Gefühl, Phantasie vorgeherrscht, nie die Alleinherrschaft geführt haben. Seltsam wird es freylich jedem, der sich noch über ungewöhnliche, räthselhafte Erscheinungen der unergründlichen Geistesnatur des Menschen wundern mag, vorkommen, daß jene verschiedenen Geistes- und Seelenkräfte in umgekehrter Ordnung, wie es scheint, zur Hegemonie gelangt sind. Wir können uns dieser Erscheinung nur freuen, weil sie die Verkündigerin einer jugendlichen Kraft des Geistes ist, die sich in der Jugend des menschlichen Lebens zur Reife des Alters entwickeln, im Alter dagegen Jugendblüthen treiben, ja wie ein Baum seyn kann, der gleichzeitig Früchte und Blüthen, welkende und neuaufsprießende Blätter trägt. — Diese ganze, scheinbar

überflüssige, allgemeine Charakteristik des Steffens'schen Geistes findet ihre volle Anwendung auf die vorliegenden Novellen, welche jene hervorgerufen haben.

Wir können nicht umhin, einige nähere Andeutungen beyzufügen, denn je seltener das Ausgezeichnete ist, desto mehr lohnt es, dabey zu verweilen; und was ist überhaupt mit allen Nullen anzufangen, wenn wir uns nicht der Zähler zu versichern suchen, die ihnen erst Werth und Bedeutung geben. — Wir müßten uns sehr irren, wenn nicht die Grundidee des ganzen Novellencyklus eine religiöse wäre, die man vielleicht pietistisch und mystisch nennen wird: die Einkehr der Seele nämlich, nach vielfachen Mühen, Kämpfen, Irrfahrten, in sich selbst, aus dem Streit und Zwiespalt mit der Welt, Gott und sich selbst, zum Frieden und zur Einheit mit sich selbst, der Welt und Gott. Diese Idee findet wenigstens ihren besonderen Platz und wörtlichen Ausdruck in einigen Unterhaltungen und Briefen, die zwischen den Hauptpersonen der ganzen Erzählung geführt und gewechselt werden. Aber weit entfernt, daß es hiebey sein Bewenden hätte, springt dieselbe auch aus dem Zusammenhang aller einzelnen Begebenheiten, Ereignisse und Handlungen als Resultat auf das Ungezwungenste hervor. Was man auch von dieser Idee sonst halten, ob man sie als eine wahre oder falsche, als eine das Leben gestaltende oder tödtende annehmen oder verwerfen möge, — als tief, umfassend, erfolgreich wird sie jeder anerkennen müssen. Die poetisch-historische Entwickelung derselben ist ihr selbst angemessen. Der Schauplatz wie der Zeitraum der Begebenheiten konnte darum, ohne daß in diese große Monotonie gekommen wäre, kein beschränkter seyn. Von den Norwegischen Küsten und Thälern reicht jener hinab bis nach Italien, Corsika, Tunis, von Schlesien und Oesterreich bis England, Frankreich und selbst Spanien. Von nicht minderer Bedeutung sind die dazwischen liegenden Länder: Sachsen, Dänemark, Holland. Der Zeitraum beginnt im zweyten Viertel des vorigen Jahrhunderts und schließt mit den lezten Stürmen der franz. Revolution am Ausgange desselben. — Der Norden und Süden Europa's durchdringen sich hier zu einem wahren und leibhaften Daseyn, und, indem sie durch die dazwischen liegende Natur deutscher und französischer Lande vermittelt werden, kommen sie in eine natürliche Wechselbeziehung, in welcher sie, ohne wie Eisenstangen gewaltsam zusammengebogen und dann in tragischem Knall wieder auseinander gesprengt zu werden, gleichwohl ihren nothwendigen Gegensatz behaupten.

Mit ächtem, epischen Geiste wird der Cyclus von Novellen durch eine eröffnet, die uns über die Mitte der Begebenheiten, fast an deren Ende versezt. Nichts desto weniger aber schließt eben sie den geheimnißvollen, romantischen Kern des ganzen Cyclus in sich, auf dessen glückliche, sehr gelungene Enthüllung wir bis zum Schluß auf das angenehmste gespannt bleiben. Ueberhaupt glauben wir die Architektonik des Ganzen, worin wohl eine große Mannigfaltigkeit, nicht aber Verwirrung, anzutreffen ist, meisterhaft nennen zu dürfen. Hierin offenbart sich des Verf. durch wissenschaftliches Bauen oft versuchte und erprobte, organisirende Kraft der Phantasie, mit welcher sich für den gegenwärtigen Zweck deren poetische Schwester verbunden und für die bunte, frische, doch nicht in's gar zu Kleine gehende Ausfüllung und Färbung der einzelnen Partheien gesorgt hat.

Wir versuchen in einer gedrängten Uebersicht des nach der Zeitfolge geordneten Ganges der Erzählung alles bisher Ausgesagte näher zu bezeichnen.

Zunächst werden wir in die Familie der sächsischen Grafen von Kronfels eingeführt und lernen in ihr jene Zeit kennen, darin die Reifröcke noch ihr wenig bestrittenes Regiment führten, in welcher das Leben, der höheren Kreise wenigstens, zur Ceremonie herabgesunken und unter der gleißnerischen Hülle eines zur vollkommensten Mechanik gesteigerten, wohl abgemessenen, äußeren Anstandes jeder, selbst der niedrigsten Leidenschaft eine nur um so raffinirtere Geschäftigkeit vergönnt war. Dieser geistigen Todesstarrheit tritt als fluider, Leben zeugender Gegensatz Graf Zinzendorf und sein Herrnhutianismus gegenüber, während von diesem berührt zwey Glieder der gräflichen Familie selbst sich aus dem Schooße derselben losreißen. Die lezteren sind Geschwister, von denen die Schwester in religiöser Selbstüberwindung allen Vorzügen ihres Standes, einer unschuldigen, doch nur äußerlichen Neigung zu einem edlen, Norwegischen Jünglinge entsagt und dem frommen Leben in Herrenhuth sich so ganz ergibt, daß sie sich sogar den Mühen und Gefahren einer Grönländischen Mission willig unterzieht. Der Bruder dagegen wagt sich unter dem, seiner bürgerlichen Mutter entlehnten Namen „Leith" hinaus in die Welt, für seine eigene und der Menschen Wohlfahrt thätig zu seyn, durch eigene Kraft und Anstrengung sich würdige Verhältnisse zu gestalten. Anfangs wendet er sich nach Amsterdam, des festen Willens, sich zuerst in Handelsthätigkeit zu versuchen, bald aber wird er durch ein unabwendbares Verhängniß nicht minder, als durch einen lang dauernden Liebeswunsch an das Schicksal des Königs Theodor gefesselt, und so lernen wir Natur, Land und Volk der Korsen und ihre Geschlechterfeindschaft neben der glühendsten, wildesten Freyheitsliebe kennen. Selbst der zauberische Duft und Farbenglanz tuneſischer Würz- und Blumengärten dringt zu uns herüber. Auch der edle Paoli tritt auf, Buonaparte's Großältern werden erwähnt und für das wilde, wüste Kriegstreiben auf der Insel werden wir durch laue Sommernächte entschädigt, die wir unter südlichem Himmel auf den Wogen des

Mittelmeers verleben. — Wie aber schon in Sachsen ein Nordlandssohn auftrat, um die morschen Gebeine eines entnervten Barons zu erschüttern, so begleitet auf Korsika ein zweyter Walseth, den erwähnten Deutschen (Leith), und wir finden ihn später noch ein Mal in Norwegen wieder, wo sich mit ihm der Deutsche nach mannigfaltigen Schicksalen vereinigt. Hier sind wir nach einem dritten Schauplatz der Handlung versezt, und wir fühlen es, wie die große, schauerliche Natur der Norwegischen Klippenküsten, des Nordischen Meeres, das Menschenleben dort in einer wiederum ganz eigenthümlichen Form hat ausprägen, wenn auch nicht erzeugen können. Nochmals kehren wir mit den Söhnen der Freunde in Sachsen, in Korsika ein. Hier erleben wir Fortsetzung und herannahendes Ende des alten Kampfes; dort lodern die Flammen des siebenjährigen Krieges. Friedrich der Große geht an uns vorüber; Lessing begrüßt uns, Schlachten werden gewonnen, verloren; Schlesien wird occupirt. Die Zeiten der französischen Revolution brechen an; wir überleben mit einem der Helden die Septembertage und kehren dann nach Kopenhagen und Norwegen zurück, wo inzwischen ein tiefes, inneres Seelenleiden das glückliche Leben einer ehrwürdigen Familie in den hochländischen Thälern von Tellemarken ergriffen, fast untergraben hatte. Aber zu und nach der Zeit des großen Schloßbrandes in Kopenhagen lösen sich allda die Knoten eines schweren Geschickes, nachdem es innerlich überwunden und somit erfüllt ist. — Welch' eine Welt voll Leben und Bewegung in dem eben angedeuteten Stoff und Umfang des ganzen Cyclus beschlossen sey, läßt sich hieraus schon schließen; Niemand, der sie aufsucht, wird unbefriedigt bleiben. Es ist unmöglich, einen genügenden Bericht davon zu geben. Noch einiges fügen wir über die Charaktere hinzu. Der Ausgezeichnetste, an den das Hauptinteresse geknüpft wird, ist der jüngere **Walseth**, ein reichbegabter, kräftiger Geist, der aber von einem finsteren Dämon zu Zeiten bis an die Gränze des Wahnsinns getrieben, endlich in ihn gestürzt wird, sich dennoch aber bis auf eine folternde, fixe Idee, in welcher er Freundes- und Vatermord begangen zu haben wähnt, aus dessen Banden auf lange Zeit losringet. Diese fixe Idee ist es, in welcher demselben, wenn sie über ihn kommt, alle Abgründe der menschlichen Natur sich zu öffnen, das geistige Selbst sogar zu verschlingen, in ihrem Schooße begraben zu wollen scheinen. Sie ist es, die ihn losreißt vom Herzen der geliebten Eltern, des verehrten Freundes, die ihn aus den Armen der Gattin, des holden Kindes hinausjagt in die Welt, von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, bis nach furchtbarem inneren Kämpfen und nachdem sinnbethörende, äußerliche Irrthümer gewichen sind, ihm aus Mitten des Gemüthes aufgeht ein mildes Licht des Friedens. So sehr wir befürchten, daß diese Natur, wie jede außerordentliche, entweder gar nicht oder schlecht und falsch verstanden werden wird, so sehr glauben wir, daß man sich in der ästhetischen Lesewelt dahin ziemlich allgemein vereinigen werde, sie äußerst interessant zu finden. Die übrigen Charaktere sind, wenn auch nicht von dieser inneren Tiefe, doch alle tüchtig und selbst die Schlechten noch kräftig, sobald ihnen einige Bedeutung für den Lauf der Begebenheiten eingeräumt ist. Der übrige vornehme und geringe Pöbel in der Welt wird, wie billig, auf einige, bald entlassene Repräsentanten aus ihrem ehrwürdigen Mittel eingeschränkt. Aber die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der handelnden Personen ist fast noch größer, als die der erwähnten Länder und Völker. Vom höchst ehrwürdigen Geistlichen am Tiefsee in Tellemarken bis zur corsischen Banditenseele, die ganze Stufenleiter hinab, welche Geschäfte und Stände bilden, werden uns Männer dargestellt, die überdieß noch verwandt oder verschieden sind durch besondere Eigenthümlichkeit ihrer Natur. So verbindet sich die feige Rachsucht eines verschmizten Weltmannes mit der Tücke und dem giftigen, nimmer ruhenden Groll jenes Banditen, und wenn uns die zu gemeiner Spitzbüberey ausartende Gewinnsucht eines Kopenhager Kaufmanns mit Widerwillen erfüllt, so können wir nur mit Achtung aus dem Comptoir eines ehrenfesten, umsichtigen, bis zur Pedanterey besonnenen, und doch, wo es gilt, entschlossenen, unternehmenden Handelsherren in Amsterdam treten. Doch hat es mit Recht dem geistvollen Verfasser vorzüglich gefallen, die Möglichkeit, daß sich Ehre und Tüchtigkeit, Geist und Bildung auf eine jeder Lage, jedem Stande angemessene Weise bewähren, durch lebendig und durchaus natürlich handelnde Personen in's Licht zu stellen. — Die Weiber sind, wie in der Wirklichkeit, weniger charakteristisch von einander verschieden, nur wie Gattungsbegriffe. Die kaum sich öffnende Knospe und die in üppiger Blätterfülle prangende Blüthe, stille Häuslichkeit und höfische Intriguensucht, frommes Gemüth, schöne Seele, Wirthschaftlichkeit, Gutthätigkeit mit und ohne Geräusch, treten abwechselnd und durchaus wahr gezeichnet auf. Natur- und Sittenschilderung ist überall lebhaft, anschaulich, vor allem aus gelungen die der Norwegischen Lande. Hiebey haben frische Erinnerungen, Selbstgesehenes nicht minder als besondere Liebe zum Heimathlande die Farben gemischt und den Pinsel geführt. Einen wesentlichen Unterschied von den gangbaren Schilderungen der Art finden wir in der großen Kunst, mit welcher Natur- und Menschenleben in stets lebendiger Wechselwirkung, nicht etwa beschrieben, nein vor Augen gestellt wird. Wie einfach, ja groß erscheinen z. B. nicht die hohen, ehrenfesten, verständigen Bauern in Tellemarken, schroff und rauh oft wie ihre Felsen und mild und klar

wieder, wie ihre Bäche, ihre Seen, düster und in sich gekehrt zu Zeiten, wie ihre langen Winternächte, und offen, heiter um sich blickend wieder, wie ihre langen Sommertage. — Von den Schilderungen einzelner Ereignisse zeichnen wir den eines Sturms auf der Nordsee und des Schloßbrandes in Kopenhagen aus, obgleich andere nicht minder preiswürdig sind; aber in den genannten sieht und erlebt man durchaus Alles selbst. —

Wo so Vieles und zwar das Hauptsächlichste unser Lob, ja unsere Bewunderung sich zugeeignet hat, verstummt billig der Tadel, der überdieß nur Einzelnes und Nebensächliches: manche Wendung, manchen Ausdruck, diese oder jene Meynung und Ansicht, treffen könnte.

Wir aber wünschen diesen Novellen möglichst viele Leser, aus keinem anderen Grunde, als weil wir den lezteren von Herzen die so seltene Lektüre Geist und Gemüth erquickender, Verstand und Phantasie belebender Erzählungen gönnen.

W. B. M.

Biographie.

Des jungen Feldjägers Landsmann unter ähnlichen Schicksalen. Zugleich als viertes Bändchen des jungen Feldjägers, eingeführt durch Goethe. Leipzig bey Friedrich Fleischer 1827.

Ueber den jungen Feldjäger ist in Nr. 72. des Literaturblatts vom Jahr 1825 Bericht erstattet worden. Sein Kamerad ist ihm sehr ähnlich, und hat, obgleich er sich in der Erzählung kürzer faßt, beynahe noch mehr erfahren. Von Geburt an ein Spielball des Zufalls, ist er in der sturmvollen Zeit unter Napoleon auf das seltsamste hin- und hergeworfen worden, und das Schicksal hat mit überraschend schnellem Wechsel alle seine wetterwendischen Launen an ihm ausgelassen. Wie unbedeutend die Person des Abentheurers seyn mag, wie wenig ein Bedienter oder gemeiner Soldat ohne alle Erziehung und Bildung sich aus dem Haufen vieler Tausende seines Gleichen hervorhebt, so sind doch die Abentheuer selbst interessant genug. Große Menschen sind freylich alles nur durch sich selbst, aber auch der Geringste kann durch das, was mit ihm geschiehet, noch bedeutend werden. Goethe hat mit Recht auf solche Bilder des wirklichen Lebens einen Werth gelegt, welcher den Werth so mancher Dichtung übertrifft. Man hat thörichter Weise hin und wieder die Literatur für zu vornehm gehalten, um sich mit einer Bedientengeschichte zu befassen, und doch würde ein natürliches Gefühl der Neugier und des Mitleids jedem, der etwa zufällig die wunderbaren Schicksale dieses Bedienten aus seinem eigenen Munde hörte, eine rege Theilnahme einflößen.

Der Held der kleinen Lebensbeschreibung ist der Bediente Johann, wie er schlechtweg heißt. Er war ein unehliches Kind und seine Mutter starb bey seiner Geburt. In einer Hauptstadt Thüringens, wahrscheinlich in Weimar, zogen ihn arme Taglöhner in Schmutz und Verachtung auf. Er wuchs in völliger Unwissenheit als ein böser Straßenjunge heran, und trat eben in's Jünglingsalter, als 1806 in seiner Heimath der Krieg zwischen Franzosen und Preußen ausbrach. Er gerieth unter die erstern, die ihn für einen Spion hielten und mitschleppten. In der Schlacht bey Jena befand er sich mitten im Feuer, und wollte fliehen, als ihn ein verwundeter französischer Obrist um Beystand anrief. Er pflegte diesen, wurde sein Bedienter, machte den polnischen Feldzug mit, kam dann mit seinem Herrn nach Frankreich und ging endlich mit nach Spanien. Hier fiel sein Herr in einem Treffen. Johann wollte nun nach Frankreich zurückkehren, um, wie sein sterbender Gebieter ihm aufgetragen hatte, die Familie desselben aufzusuchen. Unterwegs aber nahmen ihn die Spanier gefangen, und, um sich sein Loos zu erleichtern, trat er in ihre Dienste. Er wurde mit ihnen in Saragossa eingeschlossen und machte die berühmte Belagerung von Anfang bis zu Ende mit. Als die Stadt gefallen war, befand er sich unter den gefangenen Spaniern, die nach Bajonne geschleppt wurden. Hier trat er wieder in französische Dienste, entfernte sich aber bald heimlich von seinem Regiment, theils um einer Strafe zu entgehen, theils um ein besseres Glück zu machen, und begab sich auf ein französisches Kaperschiff. Der Kaper machte gute Beute, sah sich aber genöthigt, um der Verfolgung der Engländer zu entgehen, an der spanischen Küste zu stranden, und hier wurde die ganze Mannschaft von den spanischen Guerillas niedergemacht, bis auf unsern Johann, welcher nur schwer verwundet war und sich wieder erholte. Französische Husaren retteten ihn und er ging in ihre Dienste. Ein schweres Subordinationsvergehen zwang ihn indeß bald wieder zu desertiren, und er ging zum zweyten Mal unter die Spanier. In einem Gefecht traf ihn aber wieder das Schicksal, von den Franzosen gefangen und als Deserteur erkannt zu werden. Ein Generalpardon entriß ihn dem bevorstehenden Tode, und er wurde wieder französischer Soldat, doch nicht lange darauf von den Engländern gefangen und nach Plymouth geschleppt. Jezt nahm er englische Dienste und ging mit seinem Regiment nach der westindischen Insel Barbados. Hier erhielt er nach einiger Zeit den Abschied und heirathete eine Negerin. Diese starb aber, und er kam so arm, als er ausgezogen, in sein Vaterland zurück.

Die Erzählung ist kurz, rasch, einfach und anspruchlos. Hin und wieder sind sehr artige Anekdoten und Sittenschilderungen eingeflochten.

Nr. 33.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 24. April 1827.

Die Leipziger Büchermesse. Ostern 1827.

Der dießjährige Osterkatalog ist nicht ganz so stark ausgefallen, als die der vorigen Jahrgänge. Er zeigt nur 2486 Werke in deutscher, lateinischer und griechischer Sprache als fertig an, dazu 112 ausländische Werke, die in deutschen Buchhandlungen erschienen sind, 81 Landcharten und 24 Musikbücher. Die meisten Verlagsartikel haben dießmal folgende Handlungen: Arnold in Dresden 65, Basse in Quedlinburg 60, Franckh in Stuttgart 57, die J. G. Cotta'sche 49, Hartmann in Leipzig 44, Reimer in Berlin 40, Hennings in Gotha 33, Kollmann in Leipzig 31.

In dieser ganzen Büchermesse haben die Lehr- und Handbücher und die Zeitschriften das Uebergewicht, zum Beweise, wie sehr die deutsche Literatur immer populärer und periodischer wird. Auf allen Seiten des Katalogs begegnen uns Compendien, gemeinfaßliche Anweisungen und Journale für alle Gegenstände des Wissens. Wir zählen 48 Blätter, 33 Zeitungen, 27 Zeitschriften, 22 Bibliotheken, 20 Archive, 19 Jahrbücher, 17 Journale, 13 Magazine, 10 Annalen, 7 Repertorien, 6 Monatschriften, 5 Mittheilungen, 4 Anzeiger und noch gegen fünfzig periodische Schriften unter verschiedenen andern Titeln, und doch sind bekanntlich im Meßkatalog die meisten bloß lokalen Blätter nicht verzeichnet.

Unter den auch dießmal verhältnißmäßig sehr zahlreichen Schriften, welche die Theologie und Religion betreffen, bemerken wir nicht weniger als 31 Streitschriften, denen man ihre Bestimmung und Tendenz schon auf dem Titel ansieht. Man darf nur einige dieser Titel zusammenstellen, um einen Blick in das Gebiet des gegenwärtig wieder so rege gewordenen religiösen Kampfes zu thun. Man lese die Ueberschriften: die unveränderliche Einheit der protestantischen Kirche — über die Glaubensspaltung in der evangelischen Kirche — über Schwärmerey, christlichen Mysticismus und Proselytenmacherey — neueste Geschichte der Proselytenmacherey in Deutschland — Kunde von einem großen unsichtbaren Bunde gegen die christliche Religion und die monarchischen Staaten — der Jesuitenspiegel — geheime Geschichte eines jungen Jesuiten — Gespräch über die Wiederherstellung der Klöster in Bayern — Rechtfertigung der Beleuchtung des katholischen Glaubens — Achtung dem Katholicismus! Keine Achtung dem Romanismus! — Der erste Sieg des Lichts über die Finsterniß in der katholischen Kirche Schlesiens — Für und gegen den Katholicismus zur Beruhigung und Einigung der Gemüther — Apologie der neuen Theologie des evangelischen Deutschlands gegen ihren neuesten Ankläger — Vertheidigung der katholischen Kirche — Antwort auf die Schrift: wir bleiben Protestanten! — Bescheidene Bemerkung über den Brief Sr. Majestät des Königs von Preußen an die Frau Herzogin von Köthen — was hätte die Frau Herzogin ꝛc. antworten können — der verkannte und der wahre Katholik — daß man katholisch seyn müsse, um wahrer Christ zu seyn — die Möglichkeit einer Wiedervereinigung der protestantischen Confession mit der katholischen Kirche. Der Verfasser der lezten Schrift nennt sich Höninghaus. Was kann er wohl für eine Möglichkeit aufgefunden haben? Uebrigens verdient hier auch eine Sammlung der neuesten im Katholiken erschienenen Schriften von Görres Erwähnung.

Im historischen Fach ist wieder viel Interessantes erschienen, wie denn das Studium der Geschichte seit den lezten Kriegszeiten ganz vorzüglich in Flor gekommen ist. Ueber ältere Geschichte finden wir dießmal: Böttigers Geschichte der Karthager, die Fortsetzung von Schlossers universalhistorischer Uebersicht der alten Welt, und neue Auflagen von Voß mythologischen Briefen und von Goldsmiths Geschichte der Griechen. Außerdem soll nächstens erscheinen: der dritte Theil von Niebuhrs römischer Geschichte und Wachsmuths hellenische Alterthumskunde aus dem Gesichtspunkt des Staats. Ueber das Mittelalter erhalten wir: Kortüms Entstehungsgeschichte der freystädtischen Bünde, den zweyten Theil von Hüllmanns Geschichte des Städtewesens im Mittelalter, Klemms Attila, Spittlers Geschichte des Papstthums, Wiekes Geschichte der Tempelherrn nach neuen Quellen, Michauds Geschichte der Kreuzzüge, Bottas

Geschichte von Italien, Aschbachs Geschichte der Westgothen, Hasses Geschichte der Lombarden, Daru's Geschichte von Venedig, Hottingers Fortsetzung der Schweizergeschichte von Johannes Müller, eine alte Chronik der Dithmarschen von Neocorus, Lingards Geschichte von England in zwey Uebersetzungen, Philipps Geschichte von England, Eckendahls Geschichte von Schweden, Bergmanns Magazin für Rußlands Geschichte, Bronikowskys Geschichte von Polen, Lützows Geschichte von Mecklenburg. Künftig sollen erscheinen: Hünes Geschichte von Hannover, Villemains Geschichte Gregors VII. und der fünfte Theil von Pfisters Geschichte von Schwaben. Ausgezeichnete Werke über die neuere Geschichte sind: Sidons Geschichte von Nordamerika, Dufeys Revolution in Südamerika und Mexiko, Schepelers Geschichte der spanischen Revolution, eine Geschichte des Cevennenkriegs, Saint-Aulaires Geschichte der Fronde, die Fortsetzung von Thiers Geschichte der französischen Revolution, die dritte Uebersetzung von Mignets Geschichte der Revolution, Aders Geschichte des französischen Feldzugs in Aegypten, Geschichte von Neapel nach den Memoiren des Prinzen Pignatelli Strangeli. Versprochen wird: Guizots Geschichte der englischen Staatsumwälzung. Unter den Biographien und Memoiren bemerken wir: Thibeaudeau geheime Denkwürdigkeiten über Napoleon, die Fortsetzung von Ségurs Memoiren, die Memoiren des Robert Guillemards eingeführt durch Goethe, die Briefe des Königs Johann Sobiesky, das Leben Cosciuscos, Voltaires, des Malers David, Salieris, Wielands, des Pädagogen Salzmann ꝛc. Versprochen wird bekanntlich das Leben Napoleons von Walter Scott, ferner Ouvrards Memoiren. Unter den angeführten Werken von nichtdeutschen Verfassern sind immer Uebersetzungen zu verstehen.

Unter den politischen, juridischen und kameralistischen Schriften dürfen wir die zweyte Auflage von Says Nationalökonomie, übersezt von Morstadt, Aretin über den Standpunkt des Fiskus, Camus über den Beruf der Advokaten, Bergh und Biener über Geschworengerichte auszeichnen. Das politische Feld wird in Deutschland noch immer äußerst kümmerlich bebaut, nur in der Jurisprudenz schreiben die Romanisten vom Fach noch immer ihre unendlichen Compendien und Commentare. Doch erscheinen auch mancherley Werke, welche bestimmt sind, auch die Uneingeweihten über bürgerliche und rechtliche Verhältnisse zu belehren. So finden wir zum Beyspiel eine Schrift von Kramer über die Rechte der Schriftsteller und Verleger, worüber noch immer so abweichende Gesetze und Meynungen herrschen.

Die Natur- und Gewerbswissenschaften sind für die Literatur wieder wie gewöhnlich sehr ergiebig ausgefallen. Wir wollen indeß hier nur auf einige Reisewerke aufmerksam machen, die das Interesse unsers Publikums auf sich ziehen werden. Diese sind: Alexander von Humboldts Bericht über die naturhistorische Reise der Herrn Ehrenberg und Hemprich durch Aegypten, Arabien ꝛc., Carnes Reise nach Morea, Blanquis Reise nach Madrid ꝛc. Künftig soll erscheinen: die Reise des Prinzen Bernhard von Weimar nach Nordamerika. Auch sind wieder Gemälde der Städte Wien, Berlin, Neapel, Constantinopel, wie früher von Paris erschienen.

Die philosophische Literatur ist an neuen Werken sehr arm. Jener philosophische Taumel in den lezten Jahrzehenten des vorigen Jahrhunderts und im ersten des jetzigen ist beynahe völlig verraucht. Damals frug Alt und Jung: was hat Kant, was hat Fichte und Schelling gesagt? Jezt fragt man nur noch: was hat Napoleon, was haben die Politiker in England und Frankreich, und was hat Walter Scott gesagt? Die Politik und die Moderomane haben die Philosophie verdrängt. Unter den neuesten einheimischen oder übersezten philosophischen Werken bemerken wir: Bonstettens Philosophie der Erfahrung, Droz Anwendung der Moral auf die Politik, Bonalds Urgesetzgebung, eine zweyte Auflage von Tennemanns Geschichte der Philosophie. Versprochen werden: neue Auflagen der Hauptschriften unsers Philosophen Fries, eine Uebersetzung des Koran und Platons Republik von Schleyermacher. Auch über die sonst sehr vernachläßigte Aesthetik finden wir einige Werke: Hillebrands Aesthetik, Krauses Geschichte der Musik, das Wesen der alten Tragödie von Hinrichs, Schaffnarick's Geschichte der slavischen Sprache und Literatur. Versprochen wird der dritte Band zu Forkels Geschichte der Musik. Auch wird eine Sammlung von Karl Maria von Webers Schriften verkündigt.

Die sämmtlichen Werke folgender berühmter Deutschen erscheinen in ganz neuen Auflagen: Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Geßner, Tieck, Lenz, Heinrich von Kleist, Seume, Tiedge, Woltmann, Ernst Wagner, Campe. Fortgesezt werden die sämmtlichen Werke von Jean Paul, Louise Brachmann, ferner die Uebersetzungen von Shakespeare, Walter Scott, Cooper, Washington Irving, Byron ꝛc. Neu erscheinen zwey Uebersetzungen des Boccaccio, eine des Ossian, des Lope de Vega, des Tasso, und eine zweyte Auflage des Ariost von Gries. Versprochen wird eine des Petrarca und des Sheridan. Sodann sind erschienen: die Minnesänger von v. der Hagen, mehrere Werke des Pater Abraham a Sancta Clara, Schwänke von Hans Sachs, eine neue Uebersetzung der Niebelungen von Simrok, eine neue Auswahl aus Luthers und Lessings Schriften, Klopstocks Oden wiederaufgelegt, Jean Pauls Selina oder über die Unsterblichkeit, die persischen Mährchen Tausend und ein Tag, Wilhelm Müllers lyrische Reisen und epigramma-

tische Spaziergänge. Versprochen werden: nachgelassene Aphorismen von Thümmel, die Fortsetzung von Tieck's Aufruhr in den Cevennen und eine neue Auflage von Hoffmanns Serapionsbrüdern. Unter den 220 Romanen dieses Semesters sind 58 Sammlungen von Novellen und Erzählungen. Wir treffen auf den Titeln die bekannten Namen der Frauen: Caroline Pichler, Johanna Schopenhauer, Helmina von Chezy, Fanny Tarnow, Frau von Fouqué, Amalia Schoppe, Regina Frohberg, Friederike Lohmann, Benedictine Naubert, Miß Anna Radcliffe, und die anonyme Verfasserin der Agnes von Lilien; ferner der Herren: Blumenhagen, Bronikowsky, G. Döring, Wilhelm Hauff, Schilling, Spindler, van der Velde ꝛc. Der berühmte Clauren hat sich wie der Vetter aus Bremen in Körners Lustspiel verdreyfacht und erscheint als A., als H. und als Heinrich Clauren. Unter den 50 Schauspielen ist sehr weniges, was auf den ersten Blick Erwartungen erregen könnte. Außer Uebersetzungen von Alfieri, Beaumarchais, Calderon, Moliere, Racine, Shakespeare, Scribe finden wir ältere Kotzebuiana und Müllneriana. Die besten Gaben sind wohl die Schauspiele von Platen-Hallermünde. Auch Fanny Tarnow hat sich in einem Schauspiel „die Spanier auf Fühnen" versucht.

Oeffentliche Bibliotheken.

1) In England.

Die Bibliothek des brittischen Museums enthält ungefähr 200,000 Bände. Sie ward 1755 gegründet, und 1757 verlegte König Georg die königliche Bibliothek dahin, welche durch seine Vorgänger, von Heinrich VIII. an, gesammelt war und aus 9000 gedruckten Büchern und etwa 2000 Handschriften bestand. 1762 schaffte der verstorbene König eine Sammlung Flugschriften, die von 1564 bis 1660 herausgekommen waren (32,000 Stück in 2000 Bdn.), dafür an. Der gegenwärtige König fügte dazu unlängst die von Georg III. angelegte königl. Bibliothek, worin die 1762 für 10,000 Pfund Sterling gekaufte Bibliothek des brittischen Konsuls zu Venedig, Joseph Smith, begriffen war; sie nahm seitdem durch eine jährliche Ausgabe von ungefähr 2600 Pf. und viele dem König verehrte Bücher zu, so daß sie bey ihrer Vereinigung mit der des brittischen Museums 65,000 Bände enthielt.

Die Bibliothek des Trinity College zu Cambridge enthält ungefähr 90,000 Bde., die einzelnen Fächer sind sehr vollständig; die Sammlung reich an Seltenheiten und sehr zugänglich.

Die Universitätsbibliothek zu Cambridge enthält etwa 200,000 Bde., dazu kommen immerfort neue Werke von Verdienst und die meisten Zeitschriften.

Die Bodley'sche Bibliothek zu Oxford ist eine der reichsten und schätzbarsten Sammlungen in Europa. Ihr Gründer war Sir Thomas Bodley, der zur Zeit Elisabeths an mehreren europäischen Höfen Gesandter war. Sie enthält 400,000 gedruckte Bücher, und zwischen 25,000 und 30,000 Handschriften. Die Bücher werden nicht ausgeliehen, die Benutzung ist aber sehr leicht. Ihre gegenwärtigen Einkünfte sind ungefähr 3000 Pf., außerdem bekommt sie ein Exemplar von jedem in Großbritannien gedruckten Werk. Unlängst kaufte sie zu Venedig eine Sammlung von wichtigen griechischen, lateinischen und hebräischen Handschriften, 2040 an Zahl, deren Kosten sammt der Fahrt über 6600 Pf. betragen werden. Johann Uri, ein Ungar, war über 25 Jahre beschäftigt, ihren Katalog zu verfertigen.

2) In Schottland.

Die Universitätsbibliothek zu Edinburg hat ungefähr 50,000 gedruckte Bände und einige wenige Handschriften. Die Advokatenbibliothek daselbst enthält 80,000 gedruckte Werke und 1000 Bde. Handschriften. Ihr Hauptreichthum besteht in der inländischen Geschichte, griechischen und römischen Alterthümern und der Rechtsgelehrsamkeit.

Die Universitätsbibliothek zu Glasgow hat ungefähr 30,000 Bde.; die des seligen Dr. William Hunter daselbst enthält eine Auswahl griechischer und lateinischer Bücher, worunter viele zu den ältesten Ausgaben gehören.

Die Universitätsbibliothek von St. Andrews hat ungefähr 36,000 und in King's College zu Aberdeen sind 14,000.

3) In Irland.

Die Bibliothek des Trinity College zu Dublin hat ungefähr 50,000 Bücher und 1100 hebräische, arabische, persische, griechische, lateinische, irländische und englische Handschriften von Werth.

4) In Rußland.

Die Bibliothek der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg enthält 60,000 Bde.

Die öffentliche Bibliothek der Akademie der Wissenschaften, welche vor einiger Zeit über 40,000 Bde. stark war, hatte ursprünglich 2500, die Peter durch die Belagerung von Mietau in seine Gewalt bekam. Sie enthält viele diplomatische Urkunden aus der Regierung dieses Fürsten und die bedeutendste Sammlung chinesischer Werke in Europa (2800 Stück, von denen es ein genaues Verzeichniß gibt), einige japanische Handschriften, wie auch mehrere von den Mongolen und aus Thibet.

5) In Schweden.

Die Königl. Bibliothek zu Stockholm hat über 25,000 gedruckte Bücher und 5000 Handschriften.

Die Universitätsbibliothek zu Upsala soll 50,000 Bücher enthalten.

6) In Deutschland.

. . . . . Dreyßig Städte in Deutschland beſitzen in ihren öffentlichen Bibliotheken weit über drey Millionen (theils nach Werken, theils nach Bänden berechnet), ohne die akademiſchen und ſonſtige einzelne Abhandlungen, Flugſchriften oder Handſchriften.

7) In Polen.

Die Königl. Bibliothek zu Warſchau enthält ungefähr 25,000 Bde., meiſt neuere Werke. Die Univerſität zu Krakau hat eine Bibliothek, worin 4000 Handſchriften. Eine bedeutende Sammlung, Bibliothek der Republik oder Zaluski-Bibliothek ward von zwey Brüdern dieſes Namens 1745 dem Publikum geſchenkt, aber kein Geld zur Vergrößerung oder gehörigen Erhaltung beſtimmt. Urſprünglich beſtand ſie aus 300,000 Bänden, worunter 52,000 Duplikate; nach dem Verkauf der leztern und durch andere Umſtände ſoll ſie 1791 nicht über 200,000 Bände enthalten haben, und ward endlich 1795 von General Suwarow nach Petersburg geſchickt, wo ſie ſeit 1812 zur öffentlichen Benutzung offen ſteht.

8) In Frankreich.

. . . In den Departementen ſind die bedeutendſten Bibliotheken die zu Lyon, 106,900; Bordeaux, 105,000; Aix 72,670; Beſançon 53,000; Toulouſe (zwey) 50,000; Grenoble, 42,000; Tours, 30,000; Metz, 31,000; Arras, 34,000; Le Mans, 41,000; Colmar, 30,000; Verſailles, 40,000; Amiens, 40,000. Ganz Frankreich hat ungefähr 273 Bibliotheken, worin 80, deren Anzahl bekannt iſt, etwa 3,345,287 Bände enthalten, wovon 1,125,347 in Paris allein (es iſt hier nur von den öffentlichen Bibliotheken die Rede).

9) In Dännemark.

Die Königl. Bibliothek zu Kopenhagen ſoll 3 bis 400,000 gedruckte Bücher und viele Handſchriften enthalten. Beym Verkauf der ſchönen Bibliothek von Graf Otto Thot — die ſich auf 116,395 Bände belief, ungerechnet die Flug-Handſchriften und Inkunabeln — erhielt ſie einen Zuwachs von 50,000 Bänden, und der Graf verſchrieb ihr in ſeinem Teſtamente 4154 Handſchriften, ſammt ſeiner koſtbaren Sammlung von 6159 vor 1530 gedruckten Werke. 1799 erkaufte dazu die Regierung die an klaſſiſchen Werken und an Handſchriften reiche Lurdorf'ſche Bibliothek, nach und nach andere, und 1796 kam die des Hiſtorikers Suhm dazu, welcher ſeine im Laufe von 50 Jahren geſammelten Bände kurz vor ſeinem Tode dem Publikum zu Gebote ſtellte.

10) In der Schweiz.

Die öffentliche Bibliothek in Zürich enthält 25,000 Bände und einige merkwürdige Handſchriften.

11) In Spanien.

Die Königl. Bibliothek zu Madrid, 1712 von Philipp V. angelegt und von den folgenden Königen vergrößert, beſteht jezt aus mehr als 200,000 Bänden, ungerechnet eine Menge arabiſcher Handſchriften von Werth. — Die von San Iſidro hat 60,000 Bände. Die Bibliothek des Escurial ſoll ungefähr 130,000 gedruckte Bände und 4300 Handſchriften enthalten, von leztern 567 griechiſch, 67 hebräiſch und 1800 arabiſch.

12) In Italien.

Die Vatikaniſche Bibliothek wurde von Nicolaus IV. (Papſt ſeit 1487) gegründet. Er verſah ſie mit vielen Handſchriften aus Griechenland. Sixtus V. und die andern Päpſte bis auf Pius VI. herab bereicherten ſie. Einige ihrer größten Koſtbarkeiten kamen aus der Sammlung des Churfürſten der Pfalz; den Herzog von Bayern, der ihn gefangen nahm, ſchenkte ſie an Urban VIII. Königin Chriſtine von Schweden hatte auch 1900 Handſchriften geſammelt, nach ihrem Tode kamen ſie an das Haupt der Ottobaci-Familie, nachmals Papſt Alexander VIII., der ſie an den Vatikan brachte. Die Anzahl der darin befindlichen Bücher iſt nicht genau bekannt, die Bibliothek hat kein gedrucktes Verzeichniß: gewöhnlich ſchäzt man die Anzahl auf 400,000 gedruckte Bände und 50,000 Handſchriften, unter lezteren ſind manche von hohem Alter. Die Bibliothek hat drey Abtheilungen, die eine iſt öffentlich und Jedermann wird an zwey Tagen der Woche zugelaſſen, eine andere iſt nicht ſo leicht zugänglich, zur dritten gelangt Niemand ohne beſondere Erlaubniß.

Außerdem hat Rom noch mehrere große Bibliotheken; die der Barberini enthält 60,000 gedruckte Bände und mehrere Tauſend Handſchriften. Die Colonna-Bibliothek zeichnet ſich durch etwa 400 Bände Bücher und Kupferſtiche aus dem fünfzehnten Jahrhundert aus, und in der des römiſchen Collegiums ſind die Bücher und das Muſeum des berühmten Kircher.

Die mediciniſche Bibliothek zu Florenz hat über 90,000 gedruckte Bände und 3000 Handſchriften von Werth. Leztere ſind in einem Katalog von 11 Folianten, von Aſſemanni, Biscioni und Bandini beſchrieben worden; 3000 gedruckte Bände aus dem 15ten Jahrhundert ſind deßgleichen in 2 Folianten beſchrieben. Auch in Bologna, Mailand, Mantua, Piſa und Venedig ſind Bibliotheken.

Journal of Education. — United States.

Nr. 34.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 27. April 1827.

Geschichte.

Lettres inédites de Mde. de Maintenon et Mde. la Princesse des Ursins. IV Volumes. Paris. Bossange Frères. 1826.

Hinterlassene, dem Publikum übergebene Briefe ließen sich vielleicht am besten in historische und literarische eintheilen, wo neben beyden das Seelenkundliche immer seinen Platz behaupten muß, da Briefe die, wie auch motivirte, doch immer persönliche Darstellung und Ansichtsweise ihrer Verfasser enthalten. In beyden Fällen wird der Werth einer solchen Sammlung nicht durch ihren Umfang, sondern ihren Inhalt bestimmt, und welche Auswahl zu diesem Zweck zu machen sey, ist die große Aufgabe des Herausgebers. Auswahl ist aber selten die Absicht dieser Herren; so viel möglich, und alles was man habhaft werden kann, drucken zu lassen, ist ihr Augenmerk, und scheint uns noch vor Kurzem durch manche bändereiche Sammlung bewiesen, wo der Briefsteller und seine Zeit aus einem, höchstens zwey Bänden hätte erkannt werden können. Voltaire's und Rousseau's Briefe haben uns dieses Uebel schon früher bekannt gemacht — und es kehrt nach Zwischenräumen zurück; so wie wieder ein altes Schubfach entdeckt wird, erhält das Publikum neue Lettres inédites, die nichts Neues enthalten. Mir bedünkt ganz kürzlich wieder die Ankündigung einer kleinen Zahl Briefe von Rousseau, und die Briefe von Voltaire's gelehrter Freundin, der Marquise von Chatelet, gesehen zu haben. Ich halte es für eine der größten Plagen, diese Sammlungen in einem Zuge lesen zu müssen, und doch sehen sie nur unter dieser Bedingung den Leser in Stand, sich ein Bild des Verfassers daraus zusammensetzen zu können. Hätte man ihm aber nur die Hälfte, ja vielleicht nur ein Drittel der Sammlung gegeben, so wäre es gänzlich hinreichend, um dasselbe Resultat daraus zu ziehen. Mir scheinen unsere Sammler nur von zwey Rücksichten bey ihrer Arbeit geleitet zu werden: lebende Vettern und Mäcene nicht zu verletzen, und den Verblichenen so viel möglich makellos erscheinen zu lassen. Die erste Rücksicht beraubt das Publikum der anziehendsten und unterrichtendsten Briefsammlungen, weil sie aus Entsetzen vor irgend einer Unvorsichtigkeit zurückgehalten werden; die zweyte nimmt derselben alle Farbe und Charaktere. Ich habe davon seltsame Beyspiele erlebt. Ist es denn dem Herausgeber nicht begreiflich, daß der Inhalt der zurückgehaltenen Briefe, sobald er von einigem Interesse ist, dennoch bekannt werden muß, und dadurch seine Sammlung, weil diese Briefe fehlen, das Zutrauen der Leser verliert? Weiß der Herausgeber nicht, daß es nicht das erlangte Ziel, sondern das dahin führende Streben ist, was des Menschen und auch seines Helden Größe bestimmt und ihn zum Gegenstand der Bewunderung und Nachahmung macht?

Bey Briefen von historischem Interesse ist die Auswahl schwerer, wie bey den literarischen, weil die erzählten Thatsachen überall zerstreut, und der Charakter des Verfassers sich im Staats- und Geschäftsinteresse weniger unbefangen ausdrückt, wie im literarischen und freundschaftlichen Briefwechsel; weßhalb der Leser Thatsachen und Charakterzüge aus dem gränzenlosen Meer von Förmlichkeiten und Geklatsch herausfischen muß. Bey wenigen Briefsammlungen ist das wohl so sehr der Fall, wie bey den vorliegenden zwischen zwey Frauen, welche während einer langen Reihe Jahren den größten Einfluß auf zwey der mächtigsten Monarchien Europa's gehabt haben, und dieses nicht durch die Macht der Schönheit, die wir sehr gewohnt sind ihre flüchtige Herrschaft üben zu sehen, sondern durch die entgegengesetzteste Eigenthümlichkeit, ihrer selbst und ihrer Herren: Fr. von Maintenon behauptete ihre Herrschaft über den absolutesten Menschen, durch die unbegränzteste Bieg- und Schmiegsamkeit, die Prinzessin von Ursini die ihrige über einen gänzlich willenarmen Fürsten, durch unverhehlte Uebermacht des Verstandes und des Willens. Beyde waren beym Eintritt in ihre Laufbahn schon längst über die Jahre der Jugend hinweg: Fr. v. M. zählte dreyßig Jahre, als man ihr die Erziehung der Kinder des Königs und der Fr. v. Montespan übertrug. Der Zeitpunkt, wo sie Ludwig XIV. zu seiner rechtmäßigen Frau machte, fällt in ihr sechs-

zigstes Jahr *). Die Prinzessin von Ursini mußte wenigstens, wenn wir auch weiter nichts von ihrem Alter wüßten, um am spanischen Hofe zur Oberhofmeisterin ernannt zu werden, dem fünfzigsten sehr nahe seyn. Das Jugend-Schicksal der Frau von Maintenon ist bekannter, aber auch viel abenteuerlicher wie das der Frau v. Orsini, welche im Aeußern den gewöhnlichen Weg eines Fräuleins aus einer der größten Familien zurücklegte. (Sie war aus der geschichtlich berühmten Familie der La Tremouille. Der Gemahl, dem man sie, sehr jung, vermählte, war ein Römer aus einer der größten Familien, wurde unruhiger Gesinnungen beschuldigt, und hatte das Unglück, einen Mann von Stande im Zweykampf zu erlegen.) Allein wie vieles wir über Fr. v. Maintenon gelesen, ward uns doch nie ihr Charakter so deutlich, wie in dieser — freylich lästig langen — Reihe von Briefen. Sie wuchs, die arme, verlassene Waise eines, in den Religionskriegen verunglückten Edelmannes unter fremden und kaltherzigen Verwandten auf; die Nothwendigkeit steter Selbstvertheidigung gegen harte Uebermacht mußte sie früh selbstsüchtig machen, die Bemühung, Verdruß zu vermeiden, mußte ihren Verstand entwickeln, ihn aber doch zugleich gewöhnen, stets in dem Charakter der Demuth und Bescheidenheit aufzutreten. Da sie die Menschen, von denen sie abhing, weder lieben noch achten konnte, mußte Kaltherzigkeit in ihr entstehen, und somit lernte sie die Menschen **behandeln** und **gängeln**, welches bey dem Untergeordneten die Form seiner Herrschaft über den Herrn ist. Dazu bedarf der Untergeordnete keines umfassenden Verstandes, denn bey seiner anscheinend passiven Lage hat er stets Zeit zum Ablauern, Errathen und Vorbauen. Auch repräsentirt der Herr wenig vor ihm, ist also leicht durchschaut. Frau von Maintenon hat den Vortheil und die Schädlichkeit dieser untergeordneten Stellung sehr gut eingesehen, und warnt, wenn von der Erziehung des Prinzen von Asturien, oder den Schwächen eines andern Prinzen die Rede ist, vor dem nachtheiligen Einfluß der dienstbaren Umgebung. Der Zirkel, in welchem Frau von Maintenon ihre Bildung erhielt, und der die höchste Bildung zu besitzen glaubte, bedingte schon eine bestimmte Geistesbeschränkung, wegen der bis zur Verkrüppelung gesteigerten Künstlichkeit, die sein Wesen ausmachte. Sie erhielt diese Bildung in der Gesellschaft des Hôtel de Rambouillet, welche sich durch die monströse Zusammensetzung von platonischer Tugendziererey und zügelloser Unsittlichkeit, von überspannter Sinnreichigkeit und leerer Plattheit auszeichnete. Ob ich mich gleich von Seiten der Ritterzeits-Verehrer der Ketzerverfolgung aussetze, kann ich nicht umhin in der gesellschaftlichen Bildung während Ludwigs XIV. Regierung eine Aehnlichkeit mit der Blüthe der Ritterzeit zu finden. Man lebte in beyden Epochen ein doppeltes Leben, das eine im Geiste, das andere im Fleisch; in jenem ward gedichtet, gebetet, geturnirt, dieses ging unverwehrt neben jenem her, wie die unvermeidlichen sehr prosaischen Lebensverrichtungen neben dem geistvollsten Beruf. Petrark besang lebenslang seine Laura, und ließ dabey verschiedene Kinder von seinen Beyschläferinnen erziehen; die Ritter — wenn sie nicht früh für ihre Damen niedergerennt wurden — ergrauten in ihrem Dienst und übten dabey unbefangen das Herrenrecht bey den Hochzeiten ihrer Leibeigenen. Fast so doppellebig waren die zarten Damen des Hôtel de Rambouillet, wie Molière den Muth hatte, sie in seinen précieuses ridicules zu schildern. Wie Frau von Maintenon als des armen Scarrons Wittwe zur Erzieherin der Kinder der Fr. v. Montespan ernannt ward, mochte sie dem König, dem man bemüht war, stets frische und gefällige Schönen zuzuführen, mit ihren dreyßig Jahren, ihrer natürlichen Ehrbarkeit und Rambouilletischen Prüderie sehr widrig seyn; im Verlauf der Jahre spannen sich aber zwischen ihren durch strenge Schicksale entwickelten gründlichen Eigenschaften, und dem Bessern, was in dem Könige lag, immer mehr Fäden an. Und wie vieles Bessere in diesem Könige lag, sowohl in seiner Einsicht als seinem Gefühl, erfährt man in manchen Zügen aus diesen Briefen; vorzüglich findet der Leser aber überraschende Beweise davon in den zahlreichen eigenhändigen Briefen dieses Monarchen, welche der Abbé Millot in seinen Memoires des Marschalls von Noailles aufgenommen hat, ein Buch, das wir als sehr unterrichtend empfehlen. Wenn man die Gesinnungen, welche er hier in einer langen Reihe von Jahren über die Regierungs-Pflichten gegen seinen Enkel Philipp V. von Spanien und dessen Gemalin ausdrückt, mit den Vorgängen seiner Regierung vergleicht, schaudert man vor der Ohnmacht eines Selbstherrschers unter dem Willen seiner Werkzeuge. Ludwig XIV. mochte die tägliche Nähe einer streng sittlichen Person im Gegensatz seiner höfischen Umgebung eine Art von eigenem Tugendgefühl, ja von Gewissensruhe geben, um so mehr da ihre Religiösität durch Kirche und Priester so viele erreichbare

*) Ohne auf Fr. von Genlis den geringsten Verdacht werfen zu wollen, können wir nicht umhin den Leser aufmerksam zu machen, wie leicht es dieser sinnreichen Dame in einem gewissen Zeitpunkt hätte einfallen können, eine zweyte Frau von Maintenon werden zu wollen. Ihre Verhältnisse zu dem damaligen Herzog von Orleans sind bekannt, sie war Erzieherin seiner Kinder, es gab eine Partey, die ihn wollte an die Stelle des unglücklichen Ludwig XVI seyen; der Fürst wäre ein alter Wüstling geworden und sie eine fromme Frau. Bis sie wie Frau von Maintenon das sechzigste Jahr erreicht gehabt hätte, wäre die Gemahlin leicht gestorben, und die Geschichte hätte einen neuen Ludwig XIV. und eine neue Maintenon gesehen. Nun! der Mensch denkt und Gott lenkt. — —

D. U.

Mittel zur Tugend darbot. So lernte Fr. v. Maintenon durch lange Beobachtung und stillschweigende Nachsicht die Mittel ihrer Herrschaft kennen. Nie aber hat wohl, wie diese Briefe uns lehren, die Herrschaft in dem Grade das Joch der Knechtschaft getragen, wie bey ihr! Ihr ganzes Leben war eine stete Berechnung, des Königs Willen zuvorzukommen, ihn zu lenken oder ihm zu gehorchen. Frost, Hitze, Ermüdung, freye Luft, Eingesperrtseyn, Einsamkeit, Gesellschaft, die Obliegenheit, sich zu Geschäften brauchen zu lassen, auch die, sich ganz als eine Maschine, als ein Zimmergeräth, vor dem man frey redet, weil es nichts versteht, behandeln zu lassen, mußte sie ertragen. In ihrem siebzigsten Jahre durfte sie den Zugwind aus ihrem Zimmer nicht ausschließen, weil der König durch unmäßig genossene erhitzende Nahrung stets einen Ueberfluß an Hitze empfand; in der rauhesten Jahreszeit mußte sie aus ihrem Bette, in Versailles, sich in den Wagen packen lassen, um in Marly sich wieder in's Bett zu legen, und, bey erloschener Stimme und stets wiederkehrendem Fieber, Abende und Tage lang den abgespannten, übersatten Fürsten unterhalten. Ihre Frömmigkeit war wohl in so fern wahr, da sie in lauter Formen bestand und zum Kaufschilling ihrer Seligkeit diente; sie war für sie Gewissensberuhigung bey sehr zweydeutiger Moralität, und Mittel zur Herrschaft, da der König je länger je mehr von seinem Beichtvater abhing. So zahlreich die Nachrichten werden, welche uns aus diesem Zeitpunkt, und von dem Privatleben der Fürsten überhaupt seit einer gewissen Periode zukommen, so bleiben wir doch noch immer in Ungewißheit über den Umfang, in welchem man ihnen die Vorgänge ihrer Zeit bekannt werden läßt. Ihre Lebensweise erlaubt ihnen nicht, das Nächste um sie mit eigenen Augen zu sehen noch sich die Wahrheit durch Lektüre aus tausend Bruchstücken zusammenzusetzen; sie müssen sich meistens mit Berichten, mit einzelnen Stellen eines merkwürdigen Buches begnügen, vielseitige Berührung durch Gespräch fehlt ihnen auch, Widerspruch ermangelt ihnen ganz — wie furchtbar kann ihre Unwissenheit seyn! — Alle diese Nachtheile lasteten auch auf der Fr. v. Maintenon und mildern einen Theil ihrer Schuld. (Der Beschluß folgt.)

Geschichte.

Bruder Klaus und sein Zeitalter, oder die Lebens- und Zeitgeschichte des seligen Niklaus von Flue aus Unterwalden. Ein Bild seines Lebens und Wirkens für die Mit- und Nachwelt. Von Joseph Businger, Canonicus von Groß-Glogau in Preußisch Schlesien. Luzern bey J. M. Anich. 1827. XVIII und 148 S. 8.

Der Verfasser, welcher vor ungefähr dreyßig Jahren schon den Versuch einer Geschichte seines heimathlichen Kantons Unterwalden bekannt gemacht hatte, benuzt die ihm seither zu Theil gewordene glückliche Muse zu rühmlicher Fortsetzung vaterländischer Geschichtsforschung. Er hat vor wenigen Monaten die erste Hälfte seiner völlig umgearbeiteten und erweiterten „Geschichten des Volkes von Unterwalden ob und nid dem Wald" herausgegeben, und läßt damit gleichzeitig nun auch die Lebensgeschichte des Eremiten erscheinen, der in den Jahrbüchern seines Landes vorleuchtend glänzt, und von welchem Johannes Müller bezeugt hat: „Bruder Klaus von der Flue war, wenn je einer, ein heiliger Mann, Unterwalden aber nicht reich und Rom nicht edel genug ihn unter die kanonisirten zu bringen; doch sein Altar ist ewig in Gemüthern, die ihn fassen." Den Friedensstifter auf der Tagleistung zu Stans zwischen den erbitterten Eidgenossen verehren alle Schweizer, und ihn hat Lavater besungen; die wunderbaren Erscheinungen, welche aus allen Perioden seines Lebens erzählt und von der Legende ausgeschmückt wurden, besonders die zwanzigjährige Enthaltung der Speise, sind es, womit die früheren Lebensbeschreiber des Bruder Klaus sich in besonderer Vorliebe beschäftigt haben. Ein halbes Hundert von Schriften über ihn hat Hr. Businger verzeichnet, von denen freylich nur wenige als Quellen gelten können. Der merkwürdigsten eine und das älteste geschriebene Zeugniß, das von Bruder Klaus übrig ist, hat der Bibliothekar Hr. Ebert aus den Handschriften der Wolfenbüttler Bibliothek neuerlich erst in seinen Ueberlieferungen bekannt gemacht, in dem naiven Reisebericht eines deutschen Edelmanns Hans von Waldheim, welcher den Einsiedler in seiner Klause besucht hatte. Was dieser völlig glaubwürdige Bericht meldet, liefert keine Bestätigung von Wunderdingen, wohl aber mag daraus nochmals, was Johannes Müller über Niklaus von Flue geurtheilt hat, sich bekräftigt finden: „Es lag in diesem Manne ein außerordentlich inniges Gefühl für die erste Quelle, das Wesen von Allem, das Ewige, durch kein Buch und so viel man weiß, durch keinen Umgang entzündet, sondern hervorgegangen aus dem inwohnenden Gott; nicht finster und weit entfernt von verachtendem Stolz. Da er keinen höheren Genuß kannte als die Betrachtung, entfremdete er sich von jeher den störenden Eindrücken sinnlicher Dinge so, daß unbegreifliche Enthaltung ihm zur Gewohnheit wurde. Nachdem er dem Vaterland und seinem Hause ein halbes Jahrhundert gelebt, zog er sich in die Einsamkeit zurück."

Aus gleichem Standpunkte, wie dieses Urtheil, ist auch die vorliegende Lebensbeschreibung verfaßt. Eine Kritik des Wundervollen wäre am unrechten Ort gewesen in einem Buche, das zunächst für die Mitlandsleute des gefeyerten Mannes geschrieben, keinen Theil seiner Glorie antasten und Niemanden sollte anstößig seyn. Der Wundertheil der Geschichte ward aber sinnig, im

Nr. 27.

Kunst-Blatt.

Montag, den 2. April 1827.

Anfänge der italienischen Kunst.

III.

Giunta, der Pisaner.

(Beschluß.)

Es ist nun die Frage: Woher ist der schöne Körper? Sein sonstiges Unvermögen erlaubt uns nicht anzunehmen, daß er ihn selbst gebildet. Wie hätte er auch dazu kommen sollen, da er ja keine neuen Ideen damit zu bekleiden hatte und die alten nun schon einmal in einem Kleide steckten? Wie hätte er auch dabey stehen bleiben können, wenn er nur etwas von dem Wesen dieses Aeußeren geahnet hätte, und das wäre doch vor allen Dingen nöthig gewesen, wenn wir hier nicht dem blinden Zufalle ein Gebiet einräumen wollen.

So weiset Alles auf einen äußeren Anstoß hin, durch den er in eine neue Bahn hineingestoßen wurde. Ohne eigentliches inneres Bedürfniß wandelte er nun auf dieser Bahn fort und leitete so das Gegebene darauf weiter.

Woher ist ihm aber dieser Anstoß gekommen? Da scheinen uns nun nach dem, was wir von der Geschichte der Kunst wissen, nur drey Fälle möglich, entweder von den Griechen, welche nach der Zerstörung von Constantinopel ihre bessere Technik nach dem Abendlande könnten gebracht haben unmittelbar oder mittelbar von den Parmesanern, oder von beyden nach einander.

Von den Griechen könnte er die besseren, lebhafteren Farben bekommen haben, wie wir denn auch diesen Einfluß derselben auf die Parmesaner anerkannt haben. Allein seine Werke geben uns auch eine bessere Zeichnung zu erkennen, und nicht minder deutlich ist in ihnen im Faltenwurfe ein Blick auf die Natur wahrzunehmen. Auch hat sich das Gespenstische im Ausdruck verloren, wovon die Griechen sich nicht losgemacht. Den Griechen allein kann er also wohl nicht seine Künstler-Bildung verdanken.

Wohl aber konnte die parmesanische Schule ihn auf alle die Vorzüge leiten, die wir in seinen Werken anerkennen müssen. Bey ihren Bildhauern bemerken wir zuerst die gereinigteren Formen, den natürlicheren Faltenwurf, den befreyteren Ausdruck. Ihren Einfluß auf die Kunstübung in Pisa haben wir schon in einem früheren Aufsatze wahrscheinlich zu machen versucht, und unsre dort ausgesprochene Vermuthung erhält durch Giunta's Standpunkt eine neue Bestätigung. Die Zeiten treffen auch gerade zusammen, denn Giunta mußte etwa im Anfange des 13ten Jahrh. sich zum Künstler bilden, und um eben die Zeit müssen die Parmesaner dort wirksam gewesen seyn.

Hier aber müssen wir den Einwurf erwarten, daß Giunta's Fortschritte doch dem Anstoße der Parmesaner gar nicht entsprechend seyen. Parma's Maler, wie Bildhauer, sie, die von dem glühendsten Enthusiasmus für die höchsten Zwecke ihrer Kunst erfüllt waren, sollten ihm nichts von ihrer göttlichen Flamme eingehaucht, sondern nur ein Paar halb ausgebrannte Kohlen von ihrem Heerde mitgetheilt haben, um sich die Hände daran zu wärmen? Dieß muß um so widersinniger erscheinen, je weniger in damaligen Zeiten ein Meister abwägen mochte und konnte, was er nun eben von seinen Kunsterfahrungen seinem Schüler mittheilen wollte, und je gewisser wir überzeugt seyn können, daß Giunta unter seinen Zeitgenossen an Kraft hervorragte.

Wir können diesen Einwurf auch nicht widerlegen, sondern sehen uns genöthigt den dritten gesetzten Fall anzunehmen, daß nämlich Giunta seine früheste Künstlerbildung von Griechen empfing, nachher aber für den Unterricht der Parmesaner oder auch nur für ihr Beyspiel nicht unempfänglich blieb, sondern sich davon aneignete, was er nun eben mit seiner schon festgestellten geistigen Richtung verbinden konnte. So tritt das Gesetz der Sparsamkeit, das die Natur in allen ihren Aeußerungen so unwandelbar befolgt, auch in diesem Falle

glänzend hervor. Denn jene Griechen, von denen er nach P. Angeli soll ungeschickt unterrichtet worden seyn, dürfen wir nicht etwa für solche halten, die von Constantinopel versprengt waren. Die Geschichte erwähnt auch ausdrücklich nur die Venetianer als solche, die Achtung für Kunstwerke und daher wahrscheinlich auch für Künstlertalent hatten. Jene Griechen sind vielmehr die alten italienischen Maler, die nun einmal sich Griechen müssen schelten lassen. In dieser Schule des todtesten Mechanismus war bereits das aufstrebende Leben des jungen Künstlers gedämpft, sein Genius in den Nothstall des Hergebrachten eingesperrt, sein Gefühl für die freyen, lebendigen Aeußerungen der Natur in dem braunen Farbensumpfe ertränkt, unter der falteureichen Hülle unnatürlicher Gewänder erstickt, unter den willkürlichen Formen und Umrissen, die der Schüler gehorsam nachzeichnen mußte, erstarrt. Das Gedächtniß vertrat die Stelle der Einbildungskraft. Und so war denn der junge Baum des Waldes, der kühn seine Wipfel und Aeste in die freyen Lüfte hinausstrecken wollte, für den steifen ärmlichen Garten der damaligen Kunst zurechtgeschnitten und gestuzt, um sich gehorsam und demüthig in dem Baumgange an die Stelle eines andern pflanzen zu lassen, der eben vermoderte.

Und für immer war seine Seele umgebogen, sein Genius begränzt. Nur in einer engen Sphäre konnte er das Bessere anwenden, als er es erfuhr. Nur zagend folgte er dem Rufe der Natur, die ihn aus schmählicher Knechtschaft befreyen wollte. Zu ängstlich war er, um an große freye Compositionen zu gehen, wozu ihm in Assisi ja gar nicht die Gelegenheit fehlte und wodurch seinem Namen ein ehrenvolles Denkmal für alle Zeiten gesezt wäre. So hat die Geschichte ihr Richteramt an ihm verrichtet. Sie hat seinen Namen untergehen lassen im Munde des Volkes und hat ihn nur aus dem Staub und dem Moder todter Urkunden wieder hervortreten lassen, um ihm wenigstens ein ehrenvolles Begräbniß zu gönnen. Denn nur die Helden, die mit der Flamme göttlicher Begeisterung die Schranken des Buchstabens und der Materie niederbrennen, die frey sich aufschwingen in das Reich göttlicher Freyheit, bekommen an dem weiten Himmel der Geschichte einen Platz, um als Sterne zu leuchten.

Fr. K.

Archäologie.

Jupiter Imperator in einer antiken Bronze des königlichen Museums der Alterthümer zu Berlin. Eine archäologische Vermuthung von Konrad Levezow. Nebst zwey lithogr. Taf. Berlin, 1826. Auf Kosten des Verfassers.

Auf der Feldflur eines ärmlichen märkischen Dörfchens ist vor Kurzem außer einigen zerbrochenen Urnen eine Statue zu Tage gefördert worden, welche jenem, den Antiquaren bisher so unfreundlichen Orte den Namen klassisch zusichern muß. Und wundere sich Niemand über solchen Fund an solcher Stätte. Vor mehr denn tausend Jahren hauste dort „ein alter Germane", welcher jene Statue bey einem glücklichen Ueberfalle eines römischen Lagers, aus dem Sacrarium desselben, wo er sie von einem Verill brach, geraubt, und der als er starb, alles seinen Erben, nur nicht diesen Jupiter Imperator (S. 9) gegönnt hatte, „da dieser, ihm im Leben, „als ein vielleicht mit Schweiß und Blut theuer „errungenes Beuteeigenthum, vorzüglich lieb und werth „geworden war." Wahrscheinlich hinterließ jener Barbar auch Memoiren, die uns H. L. nebst den Handschriften Friedrichs des Großen *) grausamerweise vorenthält; denn wo hätte er sonst solche Notizen her. Dieser in seiner Art einzige Jupiter (S. 27) nun, ist beynahe 5½" rheinl. hoch, „vollgegossen, von hellgelbem Metall, mit einem bräunlich-grünen, matten Roste überzogen", und bis auf den linken Arm und die „etwas gedrückte Nasenspitze" vortrefflich erhalten. „Ein wahrhaft antikes Produkt römischer Kunst", aus der Zeit der Antonine (S. 6), steht der Donnergott da, bloßen Haupts, in „Halbstiefeln, die bis an die Waden reichen", angethan mit einem feuerfarbenen Panzer und geschmückt mit einer Chlamys, „welche im Ellbogengelenk „um den linken Arm von vorne nach hinten geschlagen „ist und flatternd an der äußern Seite des Arms zurück„wallt." Mähnenartig fällt sein Haar herab, in großen Lockenmassen das Gesicht umfassend, welches eine starkgewölbte Stirn, eine feingezeichnete, gradlinigte Nase, „schmälere Wangen, einen zum Befehlen geöffneten Mund" und tiefliegende, doch mild und heiter schauende Augen zeigt. Nach dieser Schilderung kann der Gedanke „an einen römischen Jupiter Imperator nicht mehr fern blei-

*) Siehe den Berl. hist. genealog. Kalender für [illegible] S. 95.

den", (S. 9) und Hr. L. hat darum auch, nachdem er mit seiner diplomatisch-genauen Beschreibung fertig geworden, jezt nichts eifriger zu thun, als „die Begriffs-Sphäre des Worts Jupiter", welche er hier sehr eng gefaßt haben will, zu bestimmen. Nicht „an den höchsten, allgemeinen Herrscher und Lenker aller göttlichen und menschlichen Dinge" sey hier zu denken, nicht an die ursprüngliche Bedeutung jenes Worts, vielmehr an eine „specielle Modifikation des allgemeineren Begriffs" soll hier gedacht werden. Dergleichen besondere Benennungen Jupiters, wie: Imperator, Stator, Triumphator, erinnerten ja schon hieran, und hätten auch, „wenn „sie sich bey den Griechen und Römern zumal mit ei„nem besondern Kultus verbänden, dem zufolge beson„dere Versinnlichungen in plastischen Darstellungen für „den Bedarf desselben veranlaßt." Wenn nun, schließt hierauf der Prof. L., jene „bey so mancherley besonderen Veranlassungen hervorgegangene Namen und Vorstellungen" Jupiters deutlich lehren, „wie dem kriegerischen „Römervolke ihre höchste Gottheit auch des kriegerischen „Charakters in nächster Beziehung auf ihre Schützlinge (?) „nicht entbehren konnte; so war es auch unvermeid„lich, in ihm den summus Imperator anzuerkennen." Die Nachricht, daß T. Q. Cincinnius die Bildsäule eines Jupiter Imperator aus Präneste nach Rom gebracht habe, bestärkt den Verf. in seiner archäologischen Vermuthung, und es beunruhigt ihn nur jene fatale Stelle in den Verrinen, (IV. 57) wo Cicero zum Entsetzen aller Antiquare behauptet, die Griechen hätten den Jupiter Imperator Urios genannt. Eine Menge Autoren alter und neuer Zeit werden hierüber von ihm streng verhört, die, jeder Deutung spottenden Worte des Römers für unächt erklärt, und dann zur Beruhigung der Leser alle Bedeutungen von Urios durchgegangen; welche Bemühung das erbauliche Resultat gibt, daß der Jupiter Imperator, Ciceros Worten zufolge entweder zum Urheber der guten Winde, oder zu einem Aufseher würde. S. 17. Der Urios will sich nun einmal nicht zur Hypothese des Pr. L. fügen, und hartnäckig wird darum die Identität des Jupiter Imperator und des Urios geläugnet. (S. 16). Hr. L. sieht endlich keinen andern Ausweg als sich vom Leser die Erlaubniß zu erbitten, von jener unangenehmen Stelle, mit der es ja Cicero selbst nicht so ernstlich gemeynt hätte, keinen Gebrauch machen und sich „allein an den Namen des uralten Jupiter Imperator von Präneste" halten zu dürfen, „der kein Wind- und Meergott hätte „seyn können, da Präneste nicht am Meere, sondern „mitten im Lande gelegen, und folglich dem Gotte sei„nen Namen von einer andern Veranlassung, gewiß ei„ner kriegerischen (!) gegeben haben würde." S. 25. Hieraus ließe sich denn nun mit vieler Sicherheit der Schluß ziehen, daß der sehr junge Jupiter Imperator von Lichtenberg *) ebenfalls kein Wind- und Meergott gewesen sey, indem dieser Ort bekanntlich mitten in einer Sandwüste liegt. Und es war in der That sehr human vom Pr. L., diese wichtige Folgerung den Leser selbst machen zu lassen, der nun in der Freude über seinen großen Fund die fremde Forschung wie sein Eigenthum betrachtet. Die Annahme der „kriegerischen Veranlassung" macht es nun dem Hrn. L. wahrscheinlich, „daß die dem römischen Sinne angemessenere Gestalt des Jupiter Imperator in späteren Darstellungen wirklich in dem Kostüm eines römischen Feldherrn mit dem Kopfe und den Gesichtszügen Jupiters bestanden und sich also fortgepflanzt habe"; er divinirt sogar, um seinen geharnischten Zeus gegen jeden Angriff zu sichern, daß der pränestinische Jupiter auch mit einem Panzer bekleidet gewesen sey. Wer nun demungeachtet dieser Deutung „seinen unbedingten Beyfall" versagen wollte, dem stellt der Pr. L. es anheim, an eine Darstellung des vergötterten Romulus als Quirinus zu denken, wobey er aber zugleich weislich erinnert, daß die Römer selbst kein „ächt historisches Porträt dieses ersten aller römischen Herrscher" besessen hätten. Denn auf eine „Familien-Aehnlichkeit" mit seinem Ahnherrn habe der göttliche Quirinus „den gerechtesten Anspruch machen können", und der „durch feuerrothes Kupfer ehemals glänzend plattirte Panzer" des Lichtenberger Jupiters sey hier um so eher zulässig, als eine „uralte Sage" Romulus als Quirinus nach seinem Verschwinden dem Julius Proclus mit feuerstrahlenden und glänzenden Waffen erscheinen lasse. Jedoch auch diese Annahme überläßt Hr. L. dem „Geschmack und der Ueberzeugung des Lesers", sich selbst endlich nur der Freude hingebend, daß der seltene Fund so gut geborgen sey, welche ihn zugleich den patriotischen Wunsch aussprechen läßt: es möge doch jeder der solche Schätze böte, sie so uneigennützig wie Hr. Paris, der frühere Besitzer Jupiters, an das „antiquarische Central-Museum der ganzen Monarchie" abliefern. Als Zugabe enthält die Schrift die Beschreibung der, auf dem Titelblatte abgebildeten Cameo, eines schönen Onyx, welcher einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln darstellt. Die der Länge nach durch den Stein gehende Oeffnung läßt den Verf. den Schluß machen, es habe derselbe zur Befestigung des Gewandes auf der

*) So heißt das Dörfchen, bey welchem der vermeinte Jupiter, ein zweyter Epimenides, nach tausendjährigem Schlaf aufwachte.

Schulter gedient. Dithyrambisch endet sich diese Beschreibung; auf dem Adler entschwebt der Professor in die Lüfte und verliert sich aus unsern Augen. Der Leser aber bleibt ermüdet zurück, er hat nichts als die Ueberzeugung gewonnen, daß es traurig um eine Wissenschaft stehen muß, in welcher der Geschmack und die Ueberzeugung des Einzelnen das Höchste sind. Er muß daher glauben, daß es dem Dr. D—w mit seiner Anzeige *) dieser Schrift nicht Ernst war, und das dort gespendete Lob die bitterste Satyre ist, indem nur so es erklärlich wird, wie dieser Kritiker gegen seine zuerst gethane Aeußerung: jener sogenannte Jupiter Imperator sey ein Machwerk aus der Zeit Ludwigs XIV., gleich darauf die Aechtheit der Statue behaupten konnte.

— s —

*) S. Kunstbl. Nr. 99.

Neue Lithographien und Kupferstiche.

Die Lithographie fährt fort auf wohlfeile und zweckmäßige Art die Bildnisse berühmter Zeitgenossen zu verbreiten. So sehen wir auf einem kleinen Blatt in Kreidezeichnung das Bildniß von Joh. Heinr. Voß, nach einem Gemälde von Tischbein, lithographirt von W. Unger (Hamburg bey Commeter) und in etwas größerem Folio Jean Paul Fr. Richter nach einer Zeichnung von Carl Vogel, lithographirt von Bendixer (ebendaselbst). Lezteres als Folge der Blätter, welche Hr. Vogel nach seinen Bildniß-Zeichnungen mit Fac simile's versehen, herausgibt. Dieses zeigt uns die Handschrift des Verewigten unter dem Bildniß in folgenden Zeilen:

Mein Ernst ist das überirdische bedeckte Reich, das sogar der hiesigen Nichtigkeit noch sich unterbauet, das Reich der Gottheit, der Unsterblichkeit und der Kraft. Ohne das gibts in der Lebens-Oede nur Seufzer und Tod. Mein ganzes Leben zog darauf zu, nie ließ ich es, und noch hält es mich.

Den 16. August 1802.

Jean Paul Fr. Richter.

Ungefähr in derselben Art ist das Bildniß des Bischofs J. M. v. Sailer nach einem Gemälde des Grafen August v. Seinsheim, lithographirt von Hanfstaengl. (München bey Hermann 1826.) Mit dem Fac simile:

„Ist das Gesicht der Seele Schatten nur und Schein:
Kann das Porträt nichts als des Schattens Schatten seyn.

Der Kupferstecher Valmy hat nach einer Zeichnung von Ernst Förster das Bildniß des berühmten Arztes Philipp v. Walther geliefert. (Bonn bey Schulger-Bettendorff.) Der Kopf ist mit Glück in Punktirmanier behandelt; dagegen finden wir die Schraffirungen am Rocke, die wohl in der Zeichnung nicht so gewesen sind, allzubreit und manierirt.

Als interessante Ansicht und zugleich als wohlgelungener Kupferstich ist die Ansicht der Residenzstadt München zu nennen, nach einer Zeichnung von Heinr. Adam, gestochen von Carl Schleich d. jüngern. (München bey Hermann.) Man sieht die Stadt von dem hohen Isarufer, wo sie sich am vortheilhaftesten darstellt, in der Mitte den Strom und im Hintergrund die Gebirge. Der Stich ist in einer klaren und einfachen Art behandelt. Noch zarter und mit vielem Verdienst ausgeführt sind die zehn kleinen Abbildungen, welche die obere und untere Seite der Hauptansicht als Rahmen einschließen, und die vorzüglichsten Gebäude der Stadt und Umgegend enthalten, nämlich das Hoftheater, die Michaelskirche, die königliche Residenz, das Rathhaus, die Glyptothek, Nymphenburg, das Sendlingerthor, den neubegonnenen Königsbau am Max-Josephplatz, das Isarthor und Schleisheim. Dieß Blatt wird jedem, der in München eine Zeitlang verweilt hat, zur angenehmen Erinnerung dienen.

Amsterdam.

Der Rath der Akademie der schönen Künste zu Amsterdam hat bekannt gemacht, daß die Bewerbung um den von Sr. Maj. ausgesezten großen Preis dieses Jahr für die Architektur eröffnet werden soll. Dieser Preis besteht in einer Pension von 1200 fl. auf vier Jahre, um den der ihn erwerben, in Stand zu sezen, eine Zeitlang im Ausland und zwar wenigstens drey Jahre in Italien zuzubringen.

Nr. 28.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 5. April 1827.

Anfänge der italienischen Kunst.

IV.

Cimabue.

Mit Cimabue eröffnet Vasari die Geschichte der neueren Kunst und hat dadurch viel Geschrey und häufige Protestationen hervorgerufen. Jede Stadt in Italien, die nur ein altes räucheriges Madonnenbild oder eine Tafel in ihren Ringmauern hatte, worauf noch ein Pinselstrich zu unterscheiden war, glaubte auftreten und den alten Aretiner als einen Verhehler fremder Verdienste, ja als einen absichtlichen Lügner ausstellen zu dürfen. Dieß ist so weit gegangen, daß man ganz übersehen hat, wie man an die Fächer der Geschichte, die nun in späterer Zeit geöffnet sind und durch ihre Nachrichten so manche dunkle Stelle aufgeklärt haben, nur auf seinen Achseln hat hinanreichen können. Man hat alle Dankbarkeit gegen ihn und seine Mitarbeiter aus den Augen gesetzt, ohne welche uns doch gewiß ein reicher Schatz von Nachrichten ganz wäre verloren gegangen, und besonders hat sich auf seinen eignen unschuldigen Namen aller Schimpf und Spott gehäuft, so daß der Name Vasari und die Ausdrücke: Windbeutel und Hasenfuß fast gleichbedeutend geworden sind. Wir halten dieß Verfahren für desto ungerechter, je weniger Vasari für manche geschichtliche Angaben verantwortlich gemacht werden darf, die ihm erwiesener Maßen von Gelehrten geliefert sind, und je weniger Ansprüche er mit seiner Kunstgeschichte macht. Wenigstens glauben wir, daß er von dem Vorwurfe der Partheylichkeit, indem er Cimabue, den Florentiner an die Spitze der neueren Malerey stellt, sich würde gänzlich reinigen und wohl beweisen können, daß dieser aus besseren Gründen von ihm der Anfänger genannt sey, als um eines mißverstandenen Patriotismus willen. Es ist ganz unwidersprechlich, daß Vasari nur von der wahren Kunstübung und von Künstlern spricht, die wirklich von einem schöpferischen Genius belebt und getrieben sind, wenn er den Ausspruch thut, die Künstler seyen um die Zeit vor Cimabue ganz und gar ausgegangen und die Malerey in Florenz sey eher ganz verloren gewesen, als blos verirrt. Er sagt ja selbst weiterhin, die Maler jener Zeit hätten viele, viele Jahre sich nur einander das Mechanische überliefert, ohne an irgend eine Verbesserung zu denken, wie er denn ja überhaupt fast auf jeder Seite des Lebens von Cimabue eine frühere, aber unvollkommene Kunstübung erwähnt. Bey so deutlichen Angaben durfte er sich doch wohl versichert halten, daß man ihn verstehen würde, wenn er Cimabue das Verdienst zuschreibt, die Malerey wieder erweckt, und ihr neues Licht gegeben zu haben. Soll nicht jeder, der den Pinsel handhabt, in dem höheren Sinn, wie Vasari diesen Ausdruck nimmt, ein Maler heißen, so glauben wir, daß Vasari seine Sache gewinnen würde, wenn er alle seine Gegner nach Assisi führte, und ihnen Cimabue's dortige Werke zeigte. Denn die höchsten Leistungen, die wir bisher ausgeführt haben, zeigen uns, so achtungswerth sie auch seyn mögen, doch immer nur eine Seite der Kunst in einer etwas größeren Vollkommenheit, und erst bey Cimabue schmelzen sie zuerst mehr zusammen und bilden ein erhabenes Ganzes. Man hat dieß in der neueren Zeit um so mehr verkannt, je weniger man sich es hat angelegen seyn lassen Cimabue da kennen zu lernen, wo er in seiner imposanten Größe und in seiner umfassenden Fülle allein kennen zu lernen ist, in Assisi, und in allen Schriften, die wir über die Kunst und über Italien gelesen haben, zeugen nur Vasari's und Lanzi's Kunstgeschichten von einer ebenso genauen und unbefangenen Anschauung als einer unparteyischen Würdigung dieser merkwürdigen Werke einer frühen Zeit. Wir glauben uns daher den Dank manches Reisenden zu verdienen, wenn wir einmal wieder ernstlicher darauf hinweisen und zeigen, daß hier noch weit mehr von Cimabue's Hand zu sehen ist, als wie man gewöhnlich glaubt. Wir halten dieß um so mehr für unsre Schuldigkeit, da ein Aufsatz in Nro. 40. des Kunstblatts von 1821 den Reisenden leicht von einer sorgfältigeren Untersuchung dieser Werke zurückhalten könnte, indem er ausdrücklich sagt: „Doch diese Sachen sind sämmtlich sehr

„verdorben und in den Geſchichten aus dem Alten und „Neuen Teſtament läßt ſich kaum hin und wieder ein„mal eine Figur erkennen.“ Der Verfolg wird zeigen, daß dieſer Ausſpruch ſehr der Berichtigung bedarf.

Vaſari's Berichte über Cimabue's Perſönlichkeit enthalten im Weſentlichen die Angaben, die wir im Folgenden kurz zuſammenziehen wollen.

Er wurde im Jahre 1240 zu Florenz aus adelichem Stamme geboren, ſein aufgeweckter Geiſt beſtimmte ſeinen Vater ihn den Wiſſenſchaften zu widmen, und er wurde deßhalb zu einem ſeiner Verwandten in St. Maria Novella in die Schule geſchickt, der auch die Novizen des Kloſters in der Grammatik unterrichtete. Anſtatt aber hier zu lernen, brachte der Knabe den Tag damit hin, wie ihn nun eben ſeine Natur trieb, auf Bücher und Blätter Menſchen, Pferde, Häuſer und andre Figuren zu malen, die ſeiner Einbildungskraft nun gerade vorſchwebten. Dieſen Trieb begünſtigte das Glück; denn gerade um die Zeit wurden von dem, der die Gewalt in der Stadt hatte, griechiſche Maler berufen, um die verlorene Malerey in Florenz wieder herzuſtellen. Da lief denn Cimabue, dem dieſe Kunſt ſo ſehr gefiel, oft fort aus der Schule und ſah Tage lang jenen Meiſtern zu. Als nun ſein Vater, wie auch jene Meiſter der Meynung waren, man könne von ihm in dieſer Kunſt, die wieder zu Ehren gekommen war, wohl etwas hoffen, wurde ſein Vater zu des Knaben nicht geringer Freude eins mit ihnen. Nun übte er ſich unaufhörlich, und ſeine Natur kam ihm ſo zu Hülfe, daß er in kurzer Zeit ſeine Lehrer ſowohl in der Zeichnung, als auch in der Behandlung der Farben übertraf. So gereichten ſeine Werke und ſein Namen zur Ehre des Vaterlandes, das aber durch ſeine Theilnahme für die Leiſtungen Cimabue's dieſe Verherrlichung auch verdiente. Mit dem glühendſten Enthuſiasmus nahm es die Werke ſeiner Hand auf. Als er die große Tafel mit der Madonne von Engeln umgeben, malte, die noch in St. Maria Novella zu ſehen iſt, kam gerade der König Karl von Anjou durch Florenz. Unter den vielen Höflichkeiten, die man ihm erwies und Feſten, wodurch ihn die vornehmſten Bürger der Stadt zu unterhalten ſuchten, war auch ein Beſuch bey Cimabue um das neue Bild zu ſehen. Dieß hatte bis dahin noch Niemand geſehen, daher entſtand nun ein großer Zuſammenlauf von allen Männern und Frauen der Stadt, ſo daß des Gedränges und des Jauchzens kein Ende war. Um dieſer Fröhlichkeit willen nannte man die Gegend Borgo Allegri, die Straße der Fröhlichen, welchen Namen ſie noch bis auf dieſen Tag führt. Ja, als die Tafel fertig war, brachte man ſie in einem feyerlichen Zuge mit Gepränge und unter Poſaunenſchall nach der Kirche und der Meiſter wurde mit Ehre und Lohn überhäuft. Wie ernſt er aber auch ſeine Kunſt nahm und wie empfindlich ſein Schönheitsgefühl war, das hat uns ein Erklärer des Dante überliefert, der zu einer Stelle in der Divina Comedia, wo Dante Cimabue's Namen nennt, 1334 folgende Anmerkung macht: „Cimabue von Florenz war Maler zur Zeit des Autor's, ſehr adelich und hochfahrend, mehr als ein Menſch ſagen kann; und dabey war er ſtolz und ſo ekel, daß wenn einer einen Mangel oder Fehl ſeinem Werke anhing oder er von ſelbſt dergleichen entdeckte, er unverweilt von dem Werke abließ, es möchte ſo theuer ſeyn, als es wollte.“

Nachdem viele Orte durch den Ruf ſeines Namens bewogen, ſeine Kunſt geſucht hatten, und er zuletzt noch zur Aufſicht über den Bau des Doms von Florenz in Geſellſchaft mit Arnolfo di Lapo beſtellt war, ſtarb er im Jahre 1300, nachdem er, wie Vaſari ſagt, nicht viel Geringeres gethan hatte, als die Malerey wieder auferweckt.

Ein Maler, der ſo aufgeregte und ungeſtüm fordernde Bedürfniſſe befriedigen ſollte, wie ſie ſich nach jenen alten Erzählungen in dem ganzen Volke kund thaten, durfte nicht etwas Mittelmäßiges liefern. Hätte man wie ſonſt, weiter nichts von einem Bilde gefordert, als daß es durch ſein bloßes Daſeyn die Gefühle der Ehrfurcht und Andacht wecken ſollte, ſo war dafür gewiß hinreichend geſorgt. Aber die angeführten Erſcheinungen zeigen uns, daß man mit dem Vorhandenen nicht mehr zufrieden war, daß man Schönes und Häßliches hatte unterſcheiden lernen, und nach den Wohlthaten des Erſten von ganzem Herzen ſich ſehnte. Faſſen wir ſo Cimabue nach der Stellung in ſeiner Zeit auf, ſo werden wir mit Recht Großes von ihm erwarten dürfen, und wir haben nun zu unterſuchen, in welchem Maße er dieſen Erwartungen entſpricht.

Man hat ſich bisher, um zu einem Urtheile darüber zu gelangen, gewöhnlich an zwey Werke gehalten, die von ihm noch zu Florenz vorhanden ſind, an ſeine Madonna in St. Maria Novella, und an eine andre, die jetzt in dem Bildерſaale der Akademie ſich befindet. Aber wenn Phidias auch aus einer Klaue den Löwen erkennen konnte, ſo möchte doch zur vollen Würdigung eines Malers mehr nöthig ſeyn, als die Beſchauung von einigen Statuen ähnlichen Bildern, in denen er ſich noch dazu wiſſentlich oder inſtinktmäßig mehr oder minder in den Schranken des hergebrachten halten mußte. Wie kann ſich da der Reichthum der Erfindung, die Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, die lebendige Handlung der Gruppen, die Fülle der Bewegungen und Stellungen entwickeln, in deren Darſtellung gerade das eigenthümliche Weſen und die wahre Aufgabe der Malerey beſteht? Wir führen unſre Leſer daher, ſogleich nach Aſſiſi, auf den wahren Schauplatz der Thaten dieſes neuen Herculeſ.

Man hat in neueren Zeiten die Erzählung Vasari's von den Werken Cimabue's in Assisi wohl verdächtig machen wollen, und besonders hat dieß der P. della Valle gethan, dem bey seinem leidenschaftlichen Eifer gegen Cimabue solche Werke freylich höchst unbequem seyn mußten. Aber ganz widerwillig ehrt er ihn durch das günstigste Zeugniß, indem er Werke von ihm dem Giotto, einem viel vollkommeneren Maler zuschreibt, obgleich Vasari mit allen Umständen Cimabue's Thätigkeit in Assisi erzählt. Wenn nun auch die mündliche Ueberlieferung von fünf Jahrhunderten Cimabue als den Urheber nennt, wenn es unmöglich ist in der Geschichte einen andern Maler nachzuweisen, der durch so große Leistungen und durch diesen so entschieden großartigen Charakter seiner Leistungen sich ausgezeichnet hätte, so scheint doch zu einem Zweifel an der Authenticität aller Grund zu fehlen.

Vasari erzählt, daß Cimabue zuerst in Gesellschaft mit einigen griechischen Meistern in der untern Kirche einen Theil des Gewölbes und an den Wänden der Vorderseite das Leben Christi und des heiligen Franziskus gemalt habe. Lanzi gibt das Jahr 1265 an, als die Zeit, in der er ungefähr diese Werke begonnen. Als er in diesen Gemälden die Griechen weit übertroffen, wuchs ihm der Muth, und er übernahm nun die obere Kirche allein. Das Dunkel der unteren Kirche und die Kürze der Zeit hinderte uns die erste Angabe Vasari's genau zu prüfen. Wir glaubten Werke der alten Griechen wahrzunehmen, wo wir noch die Figuren unterscheiden konnten, nur etwa mit etwas besserer Färbung, fordern aber künftige Reisende auf, hierüber genauere Untersuchungen anzustellen, und wenden uns nun zur oberen Kirche.

In der oberen Kirche des Sacro Convento zu Assisi sind noch vier verschiedene Arten von Malereyen deutlich wahrzunehmen, die im Charakter fortschreitender Vervollkommnung auftreten.

Die erste Art ist vorzüglich in dem oberen Theile des südlichen Arms zu bemerken.

Die zweyte in dem oberen Theile der Altarnische, besonders um das Fenster.

Die dritte beginnt in dem oberen Theile des nördlichen Arms und zieht sich dann an der Decke und über der Gallerie des Schiffs, die etwa in halber Höhe um das ganze Innere geht, hin.

Die vierte Art ist an den unteren Wänden des ganzen Schiffs zu sehen.

Die Bilder an den unteren Wänden der Seitenarme und des Chors sind leider so sehr beschädigt und durch Uebermalung mißhandelt, daß wohl kaum eine längere und genauere Untersuchung, als wir im Stande waren anzustellen, das Ursprüngliche und Eigenthümliche aussondern könnte, doch wagen wir nicht darüber zu entscheiden.

Es ist außerdem noch eine fünfte Hand in einigen riesenartigen zerfließenden Gestalten über der Gallerie des nördlichen Arms zu bemerken. Doch sind diese so verbauet und beschädigt, daß wir nichts davon sagen mögen, so wie auch nicht über die Kreuzigung, die in einem Seitenarme, nach dem angeführten Aufsatze, von Cimabue seyn soll. Nur bezweifeln wir das Letztere. Die Malereyen im oberen Theile des südlichen Arms sind düster und die Zierrathen bestehen nur aus trockenen, geschmacklosen mathematischen Figuren. Man thut wohl nicht Unrecht sie der rohen, früheren Kunstübung zuzuschreiben.

Die Gewölbe und inneren Fensterwände des hinteren Theils der Altarnische zeigen in den Farben eine größere Heiterkeit. Engel und Heilige sind an den inneren Fenstergewänden zu sehen und Laubwerk dient zur Verzierung. Wir finden in ihnen Giunta's Hand.

Das Gewölbe über dem Chor mit den vier Evangelisten und der nördliche Arm scheinen dann gefolgt zu seyn. Hier beginnen die Farben noch weit heiterer und lieblicher zu blühen. Wir glauben, daß hier Cimabue angefangen habe. Schon zu Vasari's Zeit waren die Bilder unten in der Tribune beynahe zerstört, die nach seiner Angabe zuerst von Cimabue in der oberen Kirche gemalt waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Syrakus.

Am sechszehnten Mai des verflossenen Jahres fanden sich in der Halbinsel, welche Ortygia und Achradina verbindet, bey Gelegenheit eines Straßenbaus nahe am Meer und an den Befestigungen der Stadt zwey antike Statuen. Es waren Togafiguren von parischem Marmor, die eine von den Schultern bis zum Saum des Gewandes sechs Palmen hoch, die andre vom Hals bis zu den Hüften drey und einen halben, beyde ohne Kopf und Hände, nach zurückgebliebener Andeutung von eisernen Klammern waren die letzteren eingefügt gewesen. In der Nähe dieser Statuen, deren Kunstwerth gerühmt wird, fand sich ein drittes Fragment, 3 Palmen 3 Z. hoch, von ähnlicher Arbeit und von kleineren Verhältnissen. Der Cav. Maria Landolina, dem wir diese Mittheilungen verdanken, setzte in patriotischem Eifer für eine dem Forum des alten Syrakus zugesprochene Stätte und in Hoffnung höherer Unterstützung, jene Ausgrabungen auf

eigene Kosten fort. Im Laufe der nächsten Wochen fand sich laut seinem Bericht vom 16. Juni die rechte Hand einer kolossalen Statue mit drey verstümmelten Fingern, das erhobene Bildwerk einer Frau, 10 Zoll breit und von den Schultern bis zum Bauch herab 8 Zoll lang; die Figur war bekleidet, der rechte Arm entblößt. Ferner fand sich die Hüfte eines mit Mantel umhüllten Kriegers und viele andre Statuen-Fragmente, ein halbes Kapitäl mit jonischer Volute, Bruchstücke eines mit Kränzen und Lorbeerblättern geschmückten Frieses, Säulenstücke von orientalischem Granit, Reste von Mosaiken, von Porphyr, Verde antico u. s. w. Selbst Reste von großen und kleinen mehrfarbig bemalten Gefäßen von gebrannter Erde fanden sich; eine Hirschkuh war, auf einem andern ein schöner Frauenkopf bemerklich. Von einer sitzenden sogenannten Isis von gebrannter Erde, eine halbe Palme hoch, wird nächst mancherley Lampen Erwähnung gethan, daher zu glauben, es sey von einer jener sitzenden Gräberfiguren desselben Materials die Rede, die man nicht selten zugleich mit den großgriechischen Vasen findet. Als anderes irdenes Geräth werden Ziegel und Backsteine von mancherley Form, cylindrische und achteckige Röhren, mancherley architektonische Zierrathen bemerkt; Griffe mit verschiedenen griechischen Inschriften als .... ΣΤΕ ΜΙΝΘΙoΤ, neben einer Blume ΔΑΜΟΥΡΑΤΗΣ, anderwärts ΩΠΙΕΤ ΚΑΕΥΣ, ΝΕΥΣ ΡΥΣ, ΑΧΙΡΙΣΤo ΕΙΤoΥ ΑΠΑΜΙΤΙoΥ. Von Steinarbeit fand sich noch ein rosenroth gefärbtes Gesims, drey Palmen lang, mit fünf Zahnschnitten von schöner Arbeit und zwey Löwenköpfen, die zum Behuf auslaufenden Wassers dienten. Von Gebäuderesten endlich entdeckten sich ausgedehnte Grundmauern von großen Quadersteinen und ein Architrav von 10 Palmen Länge, 3½ P. Breite und 2 P. Höhe, Reste von zinnoberrothem Stuck; ein zerstörtes Hypocaustum, dessen rechtwinkliche Wasserröhren zu bemerken sind, und kleine Pilaster von dicken Backsteinen.

In einem späteren Briefe vom 11. Juli hatte Cav. Landolina von neuen Früchten seines unausgesezten Eifers zu berichten. Man hatte nachträglich einen jugendlichen Kopf von parischem Marmor, eine zierliche weibliche Gewandfigur desselben Steins ohne Kopf und Hände, vom Hals bis zum Knie eine Palme und zwey Zoll lang gefunden, einer Menge Fragmente von Marmor und gebrannter Erde nicht zu gedenken. Mächtige Grundmauern von Quadersteinen zeigten sich fortwährend, desgleichen Reste von Wasserleitungen. Wie sehr wäre nach so aufmunternden Anzeichen, in einer Gegend, in der jeder Schritt belohnend seyn kann, und auf einer Stätte, wo man seit längerer Zeit das Forum von Syrakus zu suchen pflegt, eine durchgreifende Fortführung jener bisher nur durch die Aufopferungen eines Privatmanns geführten Ausgrabungen zu wünschen! Aus den Staatskassen waren früher jährliche sechshundert Ducati für syrakusische Ausgrabungen bewilligt worden; indeß ist seit fast zehn Jahren nicht mehr gegraben worden und auch die beschriebenen Entdeckungen hatten bis zum Spätherbst des verflossenen Jahres keine weitere Berücksichtigung von Seiten der Regierung erhalten.

H. R. G.

Paris, den 11. März 1827.

Kürzlich wurde dem Direktor des Museums zur Errichtung einer Antiquitäten-Sammlung die ganze erste Etage der mittäglichen Seite des Louvre übergeben, das den Namen Museum Carls X. erhielt. Arbeiter aller Art sind nun beschäftigt diese aus 18 Sälen bestehende Galerie herzurichten; unter ihnen sieht man ausgezeichnete Maler mit der Verzierung der Lambrien beschäftigt. Es werden überall neue Plafonds angebracht, wovon der eine im Eingangs-Saale, wegen seiner Größe, der andere wegen seiner Kuppel im Mittelsaale merkwürdig ist. Ihre Ausführung ist den Malern Ingres, Heim, Meynier, Horace Vernet, Fragonard und Abel Pujol anvertraut. Zur Bildung dieses Museums sind bereits mehrere Sammlungen angeschafft, als die ausgezeichnete Antikensammlung von Durand, viele ägyptische Mumien und Alterthümer aller Art. In der obern Etage dieser Seite, sollen die Gypsabdrücke der vorzüglichsten Meisterwerke der Bildnerey aufgestellt werden; zu dem Ende sind von der Direction der Arbeitsanstalt des Hrn. Jacquet auch bereits zu London, Venedig und andern Orten die Formen genommen worden. In einem kurzen Zeitraume von 12 Jahren wurden an 50 Säle für das königliche Museum gewonnen, die eine Quadratfläche von nicht minder als 400 Toisen umfassen, nämlich vom Eingange der großen Galerie an der Seite der Tuilerien an bis zum Ausgange des Louvre durch die nordöstliche Stiege gerechnet.

Zu London sind 22 wohlgearbeitete Ansichten der Ruinen von Pompeji erschienen. Der Verfertiger, William Light, wird selbige auch im Steindruck herausgeben.

Zu Mexico hat sich eine Gesellschaft für Literatur und schöne Künste gebildet.

Nr. 29.

Kunst-Blatt.

Montag, den 9. April 1827.

Besuch bey Flaxman im Juli 1826.

Von dem kürzlich erfolgten Tode des berühmten englischen Bildhauers, welchem früher als sein Meissel schon seine Zeichnungen europäischen Ruhm und Anspruch auf Unsterblichkeit erworben haben, ist bereits in diesen Blättern Meldung geschehen. Der Schmerz über seinen Verlust war allgemein in seinem Vaterlande, welches an ihm nicht blos einen der geehrtesten, sondern ohne Widerrede den genialsten seiner Künstler verlor. Die Bekanntschaft mit diesem Manne gehört zu den merkwürdigsten, die ich gemacht habe. War er mir längst als Künstler ehrwürdig und lieb gewesen, so gewann er noch im höheren Grade als Mensch meine Hochachtung und Zuneigung. Es sey mir erlaubt hier in beyden Beziehungen von ihm zu sprechen und diese kurze Nachricht als eine bescheidene Blume auf seinem Grabe niederzulegen.

Meinem Wunsche Flaxmans persönliche Bekanntschaft zu machen, war Hr. Prof. v. Schlegel in Bonn freundlich entgegen gekommen, indem er mir eine Empfehlungskarte an ihn mitgab. Doch gelang mir die Ausführung meiner Absicht in London, erst nachdem ich Flaxman den Bildhauer aus seinen Werken kennen gelernt hatte. Was mir früher in Deutschland über seine Leistungen in der Sculptur bekannt geworden war, hatte nicht auf eine gleiche Höhe des Verdienstes mit dem gedeutet, welches er sich als Zeichner der Umrisse zu Homer, Aeschylus und Dante vor den Augen der europäischen Welt unbestreitbar erworben hat. Seine Arbeiten in Marmor sagte man, verriethen ebenfalls den Skizzisten, und seyen nicht von dem hohen Geiste belebt, welchen man in seinen Entwürfen ahnet. Wie sehr ward ich daher überrascht, als ich bey dem ersten Besuch in der Paulskirche vor die Statue des Sir Joshua Reynolds trat, an deren Fußgestell Flaxman als Verfertiger bezeichnet ist. Die edle Haltung der Figur hatte schon von weitem mein Auge gewonnen; in die Tracht seiner Zeit und in den Mantel eines Doctors der Rechte gekleidet steht der berühmte Maler auf einem hohen Sockel aufrecht an einem Piedestal, an welchem das Brustbild Michel Angelo's angebracht ist. In der Rechten hält er das Buch seiner Reden, welche seinem Namen vielleicht eine längere Dauer sichern, als die Werke seines Pinsels. Aus dem Antlitz spricht Milde, Scharfsinn und bescheidene Würde; der Körper ist der eines kräftigen, ziemlich grossen und wohlgebauten Mannes und die ganze Gestalt athmet ein Leben und trotz der ruhigen Haltung eine so augenblickliche Bewegung, daß die Arbeit des Meissels auf der Natur abgeformt scheint. Die ungünstige Kleidung ist in einer Art behandelt, daß sie dem Auge nicht widerlich wird, und macht durch ihre Natürlichkeit alles dem Styl Widerstrebende vergessen. Nichts skizzenhaftes, flüchtiges oder oberflächliches konnte ich wahrnehmen, sondern je länger ich betrachtete, desto mehr überzeugte ich mich, daß Sir Joshua's Andenken bey weitem höher durch Flaxmans Werk, als durch die schöne und prachtvolle Inschrift geehrt war, die man an dem Sockel der Statue liest. Sie stehe hier, weil ihr panegyrischer Inhalt vollkommen der Meynung entspricht, welche noch jezt das englische Publikum von diesem Begründer seiner Malerschule hegt:

Joshuae Reynolds
Pictorum sui saeculi facile principi,
Et splendore et commissuris colorum,
Alternis vicibus luminis et umbrae
Sese mutuo excitantium,
Vix ulli veterum secundo;
Qui cum summa artis gloria uteretur
Et morum suavitate et vitae elegantia
Perinde commendaretur;
Artem etiam ipsam per orbem terrarum
Languentem et prope intermortuam,
Exemplis egregie venustis suscitavit,
Praeceptis exquisite conscriptis illustravit
Atque emendatiorem et expolitiorem
Posteris exercendam tradidit;

Laudum ejus fautores et amici
Hanc statuam posuerunt
A. S. MDCCCXIII.
Natus die XV mensis Julii MDCCXXIII.
Mortem obiit die XXIII Februarii MDCCXCII.

Dem Andenken
Joshua Reynolds,
welcher, der erste Maler seines Jahrhunderts,
an Glanz und Verbindung der Farben,
deren Kraft durch Wechsel des Lichts und Schattens
sich gegenseitig hebt,
kaum einem der Alten nachsteht;
welchem nächst dem höchsten Ruhm in der Kunst
auch das Lob milder Sitten
und seines Lebens gebührt;
welcher die Kunst selbst, die auf dem Erdkreis,
verschmachtend und beynahe sterbend lag,
durch herrliche Muster wieder erweckte,
in vortrefflich geschriebenen Lehren erklärte,
und verbessert und ausgebildet
den Nachkommen zur Uebung hinterließ;
setzten Gönner und Freunde seines Ruhmes
diese Bildsäule.
Im Jahre 1813.
geboren den 15. Juli 1723.
gestorben am 23. Februar 1792.

Weiter hin an einem der großen Pfeiler, welche den Dom von dem Chore sondern, fand ich das Grabmal des Lord Nelson, ebenfalls von Flarman gearbeitet, ein Werk von ausnehmender Größe und Pracht, und ganz dem Style gemäß, welchen die Engländer überhaupt bey der Anordnung ihrer Grabmonumente befolgen; nur daß der Künstler die Reinheit seines durch die Antike gebildeten Sinnes und das Edle der Formen, welches er eben dort gelernt, so viel als möglich geltend gemacht hat. Die Beybehaltung des Kostüms ist an allen diesen Denkmälern ein beynahe zwingendes Gebot und so steht auch hier auf hohem Piedestal der Seeheld auf einen Anker gestützt, in der Tracht seiner Zeit, ja mit dem Pelze bekleidet, den er von dem Großherrn empfing. Etwas tiefer zu seiner Rechten führt Brittania, eine hohe Gestalt der kriegerischen Minerva ähnlich, zwey junge Seesoldaten zu Nelson ihrem großen Vorbilde heran. Auf der andern Seite liegt der brittische Löwe als Sinnbild und zugleich als Wächter des Monuments. Zu unterst an dem Sockel sitzen vier Figuren, welche die Nordsee, das deutsche Meer, den Nil und das mittelländische Meer bedeuten; und an der Cornische sind die Worte eingehauen: Kopenhagen, Nil, Trafalgar. An dieser Composition, die wohl mehr durch Convenienz und geforderte Pracht veranlaßt, als aus des Künstlers Gemüth entsprungen seyn mag, fällt das Widerstreitende des Kostüms grell in die Augen. Die Figur des Helden, obgleich kräftig und großartig gehalten, macht in der That keine gute Wirkung und die beyden Knaben in ihren Matrosenkleidern stechen zu sehr gegen die schön drapirte Figur der Brittania ab, die allein dem Künstler vom Herzen gekommen scheint. Ihr Kopf gehört, so viel mir bekannt ist, zu den sehr wenigen, in welchen die neuere Kunst die hohe Schönheit antiker Formen mit wahrem und tiefem Seelenausdruck vereiniget hat. Voll inniger Mutterliebe und zugleich von Ehrfurcht vor dem Helden durchdrungen scheint die hohe Frau die Knaben heranzuführen und dieses doppelte Gefühl drückt sich wie in ihrem Antlitz, so in ihrer ganzen edlen Haltung aus. Diese einzige Figur war mir genug, um auch hier den ächten Künstler zu erkennen, dessen Geist und Seele durch den schwierigsten und widerstrebendsten Stoff hindurch leuchten und den Nahenden fesseln.

Ueber den Zwang des nationalen Kostüms können die englischen Bildhauer nicht hinaus und auch Flarman hat sich den Forderungen dieses an sich sehr natürlichen Geschmacks gefügt. Die Westminster-Abtey enthält von den ältesten bis auf die neuern Zeiten der englischen Geschichte die Denkmäler und Marmorbilder ihrer großen und verdienten Männer, und alle diese Werke zeigen die Trachten ihrer Zeit mit vollkommener Genauigkeit. Die Kunst hat hier ihre Gesetze aufgeben, den Forderungen des Styls und dem Bedürfniß schöner Formen gerade entgegen handeln müssen, um die historische Treue nicht zu verletzen, welche unbedingt gefordert war. Keine Gallerie ist merkwürdiger für die Geschichte der Zeit, keine dem Kunstsinn und dem Schönheit gewohnten Auge widerstrebender. Nur in den hohen Hallen dieser alterthümlichen Kirche und in ihren düstern Kapellen und Winkeln konnte eine solche Versammlung Platz finden, ohne durch ihre bunte und widerstreitende Erscheinung den Kunstsinn selbst der Nation, die sie schuf, aufs tiefste zu verletzen; aber hier wandelt man durch die Gänge der englischen Geschichte, und vor den Erinnerungen, welche diese Stein- und Erzbilder, diese bemalten und buntbekleideten Masken erwecken, verschwindet der Gedanke an die Kunst und das Verlangen ihres Genusses.

In einer der größten Abtheilungen, in welcher neuere Werke und zwar von der größten Ausdehnung stehen, hat auch ein Werk von Flarman seine Stelle. Es ist das Denkmal des Lord Mansfield, das erste, welches zwischen Pfeilern angebracht wurde, so daß man es rund umgehen kann. Die Form hat auf den ersten Anblick etwas Sonderbares, da der Künstler ein cylindrisches Piedestal für seine Hauptfigur gewählt und demselben vielleicht etwas zu viel Masse in Verhältniß zu dem

Gestalten gegeben hat. Auf diesem hohen Sockel ist der Graf als Oberrichter sitzend dargestellt und unter ihm auf einer tiefern Basis befinden sich zwey allegorische Figuren, zur Rechten die Gerechtigkeit mit gleichschwebender Wage, zur Linken die Wissenschaft, welche das Gesetzbuch aufschlägt. Auf der Rückseite liest man des Grafen Motto: Uni aequus virtuti in einem Lorbeerkranz eingeschlossen und darunter die Figur des Todes, nach der Weise der Alten, als einen schönen Jüngling mit ausgelöschter Fackel dargestellt. Auch hier hat Flarman sein Möglichstes gethan, um seine Aufgabe in ein der Kunst vortheilhaftes Gebiet zu versetzen, und die schönen der Antike nahen Formen der beyden allegorischen Figuren ziehen am meisten das Auge auf sich. Die Ausführung ist von einer Reinheit des Geschmacks, welche gegen die vielen manierirten Werke in der Nähe auffallend absticht, und zeigt wohl den Punkt an, wo die monumentale Sculptur der Engländer sich am meisten den Formen des Alterthums genähert hat. Doch erlaubt, wie gesagt, die eigenthümliche, wohl durch Umstände gebotene Anordnung weder den Totaleindruck, noch den ruhigen Genuß, welchen ein solches Werk gewähren soll.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Kupferstiche.

1. Leonidas bey den Thermopylen, gem. von David und gest. von Laugier. Sehr gr. Querfol. 55 fl.

Wenn die Neigung der Franzosen, in ihrer bildenden Kunst, wie in ihrer Tragödie, sich mit Vorliebe zu Gegenständen des klassischen Alterthums wendet, so mag es sich daher erklären, daß in beyden die Werke der Hellenen ihre Muster waren und geblieben sind. Damit ist jedoch noch keineswegs die Frage gelöst, wie überhaupt ein so unstetes, leichtbewegliches Volk sich in den hohen Ernst des Alterthums vertiefen und fast Jahrhunderte hindurch, an den strengen Formen desselben festhalten konnte. Ohne Zweifel liegt, was den Stoff betrifft, die Ursache in dem rein menschlichen Interesse, welches uns die Begebenheiten der Griechen und Römer gewähren. Die Franzosen sind besonders empfänglich für Eindrücke des Heroismus, und dieser erscheint in seiner ganzen Größe und in seinem hellesten Glanze nirgends so häufig, als in den Geschichten jener Völker; wo wir ihn später antreffen, zeigt er sich meist als trotzige Todesverachtung; ihm fehlt das erhabene Motiv, das uns in der ruhigen, besonnenen Aufopferung eines Leonidas und Q. Cäcilius, in der freywilligen Verbannung eines Aristides und Coriolan so unwiderstehlich ergreift. Außerdem zählen, in der spätern Zeit, die Massen nicht mit; der einzelne Wille herrscht, nicht die Idee, und die Persönlichkeit nimmt hier den Ruhm für sich in Anspruch, den der Spartaner blos für sein Vaterland erkämpfte. Fühlt sich aber der Künstler erst einmal von dem klassischen Alterthum angezogen, so ist ihm auch zugleich schon, in den antiken Bildwerken, die Form gegeben. Man kann den Franzosen allerdings vorwerfen, daß sie mehr an der Aeußerlichkeit als am Geiste derselben hängen, und die schöne Simplizität der Griechen durch gesuchte, theatralische Effekte verdorben haben. Auch David hat sich von dieser Verirrung seiner Landsleute nicht frey zu erhalten gewußt; ihm gebührt jedoch das Verdienst, das Studium der Antike mit der Beobachtung der Natur verbunden und auf diesem Wege eine Tüchtigkeit erworben zu haben, die ihm, unter den Künstlern seiner Nation, seit Lesueur, den ersten Rang sichert. Auch der Leonidas, den er im Jahr 1815 malte, ist ein rühmliches Denkmal seines vielseitigen Vermögens.

In diesem Bilde ist die Oertlichkeit genau beobachtet, wie Herodot und Pausanias sie beschreiben. Dieß ist kein unzeitiger Prunk mit Gelehrsamkeit, wie man ihn Poussin manchmal mit Recht vorwirft; es gehört zur Sache. Diese Altäre des Herkules und der Venus, jener Tempel der Ceres, in welchem die Amphyctionen sich zu versammeln pflegten, haben hier nicht blos eine historische Bedeutung.

Unter mehreren Momenten, welche die ewig denkwürdige Begebenheit bey Thermopylä darbot, wählte David mit Ueberlegung, das Unglück weissagende Opfer vor dem lezten Todeskampfe. Leonidas eine herrliche Heroengestalt, jezt in der Mitte des Bildes, auf einem Fels, in der Rechten das Schwert, in der Linken Speer und Schild. Den Mantel hat er abgeworfen, und ist nackt bis auf den Helm. Stellung und Gebärde kündigen einen tiefen, stillen Ernst an. Unbekümmert um die Zeichen der Eingeweide scheint er nachzusinnen, wie er seinen und seiner Gefährten Tod den Persern so verderblich machen könne, als möglich. Zu sterben war schon sein Entschluß, als er aus Sparta zog, und sein Antlitz scheint auch bereits von einem Strahle der Unsterblichkeit verklärt. Die treulosen Bundesgenossen haben ihn verlassen (man sieht noch den Schweif ihres Zugs) und er ist auf seine dreyhundert Sparter und das treue Häuflein der Thespier beschränkt. Der mit Kriegern angefüllte Hintergrund schließt das Bild gehörig ab, ohne zu stören. Alle Bewegung ist im Vorgrunde und Mittelgrunde. Der schlanke Jüngling (rechts neben dem Feldherrn), welcher sich hurtig die Solen anbindet, als ging es zu einem Feste, und der männliche Krieger mit dem Helm in der Hand, ruhig das Zeichen zum

Aufbruch erwartend, kontrastiren vortrefflich. Hinter dem lezten sieht man die Häupter der Thespier, den Greisen Demophilus und den muthigen jungen Dithyrambus. Dieser scheint jenen ins Ohr zu raunen: „Die Zeichen stehen schlecht, aber wir harren aus.“ Jener alte, blinde Krieger, der sich zum Altare drängt, ist ein Spartaner, den Leonidas an die Ephoren geschickt und welchen ein Augenübel unterwegs aufgehalten hatte. Bey der Nachricht von der Gefahr seiner Brüder kehrte er eilig zurück, um mit ihnen zu sterben. Daß ihn David nicht augenkrank, sondern blind dargestellt, ist ein Beweis, wie klar er über seine Kunst gewesen.

Was man dem Ganzen zum Vorwurf machen könnte, wäre vielleicht, daß nicht die Handlung selbst vorgestellt ist, sondern blos die Vorbereitung zu derselben. *) Ohne Kenntniß der Geschichte bleibt hier freylich manches dunkel, aber diese muß man doch wohl bey jedem historischen Bilde voraussetzen, wenn es, nicht wenigstens zum Theil, unverständlich werden soll. Immer ist dieser Leonidas ein höchst bedeutendes Werk, und widerlegt siegreich das nachgelallte Geschrey der Unmündigen, als ob die moderne Kunst nichts großes mehr auszuführen vermöge. Ein tiefes Studium der Antike nicht nur, sondern auch der Natur leuchtet aus allen Figuren hervor. Es sind herrliche Gestalten darunter, und der Reichthum der Scene ist gehörig geordnet, mitunter weniger malerisch als bedeutsam. Im Ausdrucke und in der Bewegung herrscht eine große Mannichfaltigkeit, nach Alter und Charakter, aber nirgends verliert er sich ins Unedle oder Uebertriebene.

Wir erinnern uns, daß neulich ein Schriftsteller den bekannten Weidspruch wiederholte: „Das Studium (?) der Antike habe die moderne Kunst zu Grunde gerichtet.“ Das klingt, als wenn man behaupten wollte, das Studium der klassischen Literatur habe die unsrige nicht aufkommen lassen. Nicht das Studium, sondern die Nachäfferey der Antike, brachte so nachtheilige Wirkungen hervor. Man gerieth nachgerade auf den seltsamen Wahn, die Schule gebe alles, und der akademische Styl sey der eine und alleinige. Die Einseitigkeit ist und bleibt ewig in einem Extrem befangen.

Was nun den Stich des Leonidas von Langier anlangt, so verdient das Blatt alles Lob und um so mehr die Beachtung der Kunstfreunde, je seltener historische Compositionen von diesem Umfange und Gehalt erscheinen. L. versteht die Behandlungsart historischer Gegenstände, weiß seine Tallen meist gehörig zu wechseln, und Leben und Farbe in seine Darstellung zu bringen. Hier und da scheinen uns die Uebergänge nicht genug beobachtet und es fehlt den Tönen an gehöriger Abstufung, mitunter auch an der nöthigen Schwächung. Im Ganzen ist jedoch das Blatt als eines der preiswürdigsten neuen in seiner Art anzusehen.

Die Anzeige der übrigen drey Blätter nächstens.

—ber.

*) Mit mehr Grund dürfte wohl ein anderer Vorwurf dem Bilde gemacht werden, nämlich daß es nicht eine Handlung, sondern mehrere sehr verschiedenartige Scenen dem Auge vorstellt, die wohl durch eine Hauptscene oder gemeinsame Handlung verbunden sind. Der einsam sitzende, an dem was um ihn vorgeht keinen Antheil nehmende Leonidas erhält dadurch etwas Theatralisches, welches die gezierte Stellung noch vermehrt. Die übrigen sehr bewegten Gruppen sprechen nicht für sich selbst, sondern müssen ihre Erklärung auch nur aus der griechischen Geschichte und Sitte erhalten. Daher ist unsres Bedünkens dieß Bild weder eine dramatische noch eine epische Composition zu nennen, und bleibt dem theatralischen Charakter der französischen Schule mehr getreu, als der Hr. Verfasser obiger Anzeige anzuerkennen scheint, welcher uns diese Anmerkung freundlich verzeihen möge.

E.

Kunstnachrichten.

Carlsruhe, 18. März 1827.

Fräulein Ellenrieder, welche sich gegenwärtig hier aufhält, hat den Auftrag erhalten, für den Hauptaltar der katholischen Kirche ein großes Altarblatt zu malen. Der Gegenstand ist der Märtyrertod des heil. Stephanus, dem die Kirche geweiht ist, und welche dadurch doppelt gewinnt, indem nun die Orgel, welche bis jezt so störend über dem Hochaltar stand, einen andern Platz erhält.

Der Kunst- und Industrie-Verein veranstaltet im nächsten Mai eine neue Ausstellung, wozu Einsendungen bis zum 15ten April angenommen werden. Was später eingeht, wird abgewiesen. Der Verein hat zwey goldene Medaillen, jede von 60 fl. werth, eilf für Kunstgegenstände (Werke?) inländischer Künstler ausgesezt. Es ist nicht gesagt, ob der Bildhauer, Maler, Zeichner, Kupferstecher und Lithograph hier um einen und denselben Preis concurriren.

—r.

Nr. 30.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 12. April 1827.

Denkmal für Albrecht Dürer in Nürnberg.

München, den 4. April 1827.

In Nro. 93. des Kunstblatts von 1826 haben wir einen Aufruf des Vorstandes der Nürnbergischen Kunstschule mitgetheilt, die Säkularfeyer von Albrecht Dürers Todestag am 6. April 1828 durch Anlegung eines Künstlerstammbuchs in Nürnberg zu verherrlichen. Dieser Vorschlag wurde durch Se. Excellenz den Hrn. General-Kreis-Commissär v. Mieg Seiner Majestät dem König vorgelegt, und es erfolgte darauf ein Höchsteigenhändiges Königliches Schreiben, welches ganz die großartigen Ansichten und den hohen Kunstsinn Sr. Maj. ausspricht. Wir freuen uns dasselbe hier mittheilen zu können und indem wir nicht zweifeln, eine so ermunternde Stimme werde die zahlreichen Verehrer Albrecht Dürers zu der thätigsten Theilnahme erregen, sind wir erbötig Unterzeichnungen für das Denkmal anzunehmen.

D. Red.

Schreiben Sr. Maj. des Königs von Baiern an den Herrn General-Kreis-Commissär v. Mieg in Nürnberg.

Mein lieber Herr Generalkreiscommissär! Löblich ist der an Deutschlands Künstler ergangene Aufruf Albrecht Dürer durch Anlegung eines Stammbuches Achtung zu bezeigen; es soll nicht unterbleiben, aber hinlänglich deucht es mir nicht, dieses Mannes Andenken würdig zu ehren; nur durch sein Standbild aus Erz kann dieses geschehen. In Nürnberg wo er gebören, gelebt, gestorben, fände es seine geeignetste Stelle. Wie in so vielem Trefflichen gehe diese Stadt auch hierin mit nachahmungswerthem Beyspiele vor, indem sie ihm ein Denkmal errichte, ein öffentliches, was noch in unserm deutschen Vaterlande keinem Künstler widerfahren. Aber Nürnberg nicht allein, ganz Deutschland werde zum Beytrage eingeladen; ist er ja doch dessen größter Künstler, und dessen größter Bildhauer; Rauch, verfertige es zu München, wo die einzige große Erzgießerey in Süddeutschland besteht, und derselbe sich gerade in jener Zeit aufhalten wird. Findet dieser Vorschlag in allen seinen Theilen Annahme, bin ich bereit, die Unterzeichnung mit namhafter Zusage zu eröffnen. Schön wäre es, wenn an dem 300ten Jahrestage von Albrecht Dürers Tod des Denkmales Grundstein gelegt würde, dann werde aber auch ununterbrochen an demselben gearbeitet. Konnte die kleine Stadt Rostock ihrem Mitbürger dem Fürsten Blücher aus eigenen Mitteln vor wenigen Jahren ein ehrnes Standbild errichten, wird das große Nürnberg doch wohl das nämliche vermögen, und gar mit Beyhülfe; es kann's, und an dem Willen zweifeln, hieße sich eines Unrechts gegen seine Bewohner schuldig machen. Dieses Schreiben, mein lieber Herr Generalkreiscommissär theilen Sie der von mir vorzüglich geschätzten Stadt mit, desgleichen ihrem Künstlerverein am 6ten des nächsten Monats, als an dem Tage, an welchem nach einem Jahre die dritte Säcularfeyer seyn wird. Mit den Ihnen bekannten Gesinnungen der Ihnen wohlgewogene

München, den 24. März 1827.

Ludwig.

Besuch bey Flaxman

im Juli 1826.

(Fortsetzung.)

Auf der Ausstellung der Akademie in Sommersethouse, welche eben geöffnet war, befanden sich nur zwey Büsten von Flaxmans Hand, Raphaels und Michel Angelo's Bildnisse in Gyps modellirt unter Lebensgröße. Sie waren nicht von ausgezeichnetem Verdienst und schienen flüchtig behandelt, doch standen sie auch in dem ohnehin dunkeln und für Sculpturwerke sehr unvortheilhaften Saal an übler Stelle, wo sie nur unvollkommen gesehen werden konnten. Ein drittes Werk, dessen Nummer im Register des Kataloges bemerkt stand, war ausgeblieben und durch eine Statue von Westmacott ersezt worden.

Für diese Entbehrung ward ich jedoch entschädigt, durch einen Besuch bey den Silberarbeitern Rundell und Bridge, welche nicht weit von St. Pauls, auf Ludgatehill, einen glänzenden Laden halten. Hier zeigte man mir den Schild des Achilles, in Silber gegossen und ciselirt nach einem Gypsmodell, welches Flaxman in Auftrag des Königs gefertigt hatte. Zehn Jahre war er an dieser Arbeit beschäftigt gewesen, aber was er geliefert, stellt sich ohne Zweifel auch dem Schönsten an die Seite, was die moderne Kunst in dieser Art des flachen und verzierenden Reliefs besizt. Der Schild ist zirkelrund, nur wenig convex, und hat ungefähr zwey englische Fuß im Durchmesser, den Radius desselben denke man sich in drey Theile getheilt, wovon das innere Drittheil die mittlere Abtheilung, die beyden äußeren den übrigen Raum bis zu dem Rande beschreibt. Flaxman hat nicht ängstlich gestrebt, die reiche Schilderung Homers im Bildwerke wiederzugeben, denn hätte er alles, was der Homerische Gesang berührt, in seiner Composition anbringen wollen, so würde dazu entweder eine Zerstückelung in viele Abtheilungen oder eine Anordnung im Geschmack der ägyptischen Bildwerke nöthig gewesen seyn, an welche die Beschreibung des Dichters von jener kunstvollen Arbeit des Hephästos unwillkürlich erinnert. Er suchte vielmehr das Wesentlichste aus den Angaben Homers herauszuheben und in einer dem schönen Styl des Reliefs gemäßen Anordnung zu vereinigen. Nur sehr flach hervortretende Figuren und wenige Pläne waren ihm erlaubt; die ganze Vertheilung aber hat er so einfach und großartig als möglich gehalten, um dem Raume die Ruhe nicht zu benehmen und die Darstellung nicht mit unnöthigen Nebenwerken zu beladen. In dem mittleren Rund sieht man den Helios auf seinem Wagen emporsteigen, von vier bäumenden Rossen gezogen; Erde, Meer, Himmel und Mond, welche Homerus noch andeutet, verschwinden als schwache Beywerke, und die Gestirne sind als Thierkreis in dem schmalen Rand angebracht, welcher diese mittlere Gruppe umschließt. Alle folgenden Scenen nun, welche Homer wie von lebendigen oder beweglichen Figuren und Gruppen gebildet beschreibt, sind in den zweyten, größeren Raum zusammengeordnet, indem auch hier der Künstler nur das Wesentliche herausgehoben und in dicht gedrängten äußerst anmuthig verbundenen Gruppen zusammengestellt hat. Wie die Bewohner der einen Stadt eine Hochzeit begehen und Gerichtsversammlung halten, die andern den Sturm der Belagerer aushalten, wie dann die friedlichen Arbeiten des Landmanns sich an die einfachen Freuden des Hirtenvolks anschließen, sieht man unmittelbar ohne irgend eine Abtheilung zusammengeordnet, und in den Gruppen herrscht der lebendigste Ausdruck, und die mannichfaltigste Bewegung. Den äußern Raum bildet der Strom Okeanos als einfache Zierde, das Ganze ist durchdrungen von ächt antikem Geiste, die Ausführung der Figuren hat zwar etwas Oberflächliches, doch vermochte ich nicht zu beurtheilen, ob dieß von der Hand des Meisters herrühre, da ich das Modell nicht sehen konnte, und das silberne Exemplar, welches man mir zeigte, von den Arbeitern der Officin ciselirt war. Dieser Schild ist viermal in Silber gegossen worden, für den König, den Herzog von York, den Herzog von Northumberland und den Lord Lonsdale. Vergoldet kostet das Exemplar 2000 Pfund, und unvergoldet 1900. In Bronze wird das Exemplar um 450 Pfund geliefert. Ein Kupferstich davon ist leider bis jezt nicht erschienen.

Da Flaxman durch diese Arbeit mit der Werkstatt der HH. Rundell und Bridge in Verbindung kam, welche viele kostbar und geschmackvoll ausgeführte Prachtgefäße, und mancherley Prunkgeräth in edlen Metallen liefert, so hatte er die Gefälligkeit, ihnen kleine Modelle für silberne Schachfiguren zu machen, die eben zum Formen bereit standen. Diese zierlichen, etwa dritthalb Zoll hohen Figürchen stellten Könige und Königinnen, Bischöfe, Ritter, Krieger u. s. w. im mittelalterlichen Costüm vor, alle mit außerordentlichem Geschmack und äußerst geistreich behandelt. Es hatte für mich etwas Rührendes zu sehen, daß der Geist, welcher sich mit den größten Dichtungen der alten und neuen Welt beschäftigt und genährt hatte, auch diese Spielereyen nicht verschmähte und mit dem Zaubergriffel seiner Kunst gern zur Verschönerung eines unbedeutenden Geräths beytrug.

Nachdem so mannichfaltige Werke seiner Hand mir vor Augen gekommen waren, konnte ich den Besuch bey Flaxman mir nicht länger vorenthalten. Hr. William Young Ottley, der bekannte Verfasser eines trefflichen

Werkes über alte Kupferstecher- und Holzschneidekunst, und Besitzer einer ausgezeichneten Sammlung altitalienischer Gemälde, Miniaturen und Niellen, geleitete mich eines Morgens zu seinem Freunde Flarman, der nicht weit von ihm, ganz im oberen Ende der Stadt, Buckingham-Street, Fitzroy-Square, wohnte. Wir traten in ein kleines, einfaches, aber wie alle englischen Wohnungen sehr nett und reinlich gehaltenes Haus, und wurden in das Drawing Room zu ebener Erde geführt, das mit einigen geistreich skizzirten Oelgemälden von Füßli und Stothard ausgeziert war. Nach wenigen Minuten erschien eine sehr kleine ältliche Dame, Flarmans Schwester, und entschuldigte, daß sie uns empfangen mußte, da ihr Bruder eben ausgegangen sey. Auf Hrn. Ottleys Bitten rief sie aber den Aufseher der Werkstatt herbey und trug ihm auf uns darin herumzuführen. Wir gelangten durch ein enges blühendes Gärtchen in das nicht sehr geräumige Studium, wo ein kolossaler Erzengel Michael eben in Marmor vollendet wurde. Die Statue war acht Fuß hoch, der großartige, kräftige Jüngling nackt, mit wenigem fliegendem Gewand, aber ohne Flügel dargestellt, eben im Begriff den unter ihm in Schlangengestalt sich krümmenden Satan mit dem Speere zu tödten. Die Bewegung war rasch und zugleich sehr anmuthig, und nur die Drachengestalt schien mir unten einen zu dicken Knäuel zu bilden und der Wirkung der Figur einigermaßen zu schaden. An der Ausführung nahm ich mit Freuden eine große Sorgfalt und Natürlichkeit wahr, die mir um so vortheilhafter erschien, da sie dem edlen Styl und dem großartigen Ansehen des Ganzen keinen Eintrag that. Der Kopf schien noch nicht ganz vollendet, und ich könnte daher nur unvollständig über den Ausdruck desselben Rechenschaft geben. Diese Statue war für den Herzog von Bedford bestimmt. Neben ihr stand die marmorne Bildsäule des Schauspielers Kemble, als Caton, nachdem er Platons Dialog über die Unsterblichkeit gelesen hat, aufrecht stehend, mit der Toga drapirt und eine Schriftrolle in der Hand haltend. Mehr als diese zog mich das kleinere Modell zu dem mit einem Mantel drapirten Standbilde des Marquis Hastings an, welches mehr Neuheit der Erfindung, wohl hervorgerufen durch den Kampf, in welchen der Künstler mit dem Costüm hatte treten müssen, und einen kräftigen, interessanten Charakter verrieth. Außer diesen drey Statuen enthielten das erste und das folgende Zimmer, nebst einem ziemlich großen oberen Raume, eine Menge von Entwürfen und Modellen zu Denkmälern, die in Marmor ausgeführt ihre Stellen in den Kirchen von London und der Umgegend gefunden hatten. Der Künstler hatte hier überall christliche Symbole gewählt, und einfache Figuren mit dem Ausdrucke der Frömmigkeit, Andacht und inneren Reinheit aufs glücklichste dargestellt. Oefters waren ihm auch die Schicksale des Verstorbenen Anlaß zu ganz eigenthümlicher Auffassung gewesen. So zeigte man uns das Monument des um die Kenntniß der indischen Religion und Literatur so verdienten Sir William Jones. Es war als Relief behandelt, auf welchem der gelehrte Britte dreyen Bramînen gegenüber sitzt, die ihm ihre heiligen Bücher auslegen, während er einen Auszug derselben niederzuschreiben scheint. Die Bramînen sind ganz dem indischen Nationalcharakter gemäß mit geschorenen Häuptern, stark vortretenden Backenknochen und Lippen und in kurzer Bekleidung dargestellt, und bilden auch in ihren Stellungen einen auffallenden Contrast mit der ruhigen einfach drapirten Gestalt des Engländers. Dieß Werk war ursprünglich von Lady Jones nach Calcutta bestimmt; als aber die westindische Gesellschaft dort eines auf ihre eigenen Kosten errichten ließ, wurde es in der Capelle des Universitäts-Collegiums zu Oxford aufgestellt, wo ich später auch die sorgfältige Ausführung des Marmors bewundern konnte. — Unter den symbolischen Vorstellungen zogen mich besonders zwey schmale Gypstafeln an, auf welchen die Unschuld und die Gerechtigkeit, die eine als schlanke Jungfrau, welche ein Lamm hält, die andere als kräftige Jungfrau, mit dem Schwert in der Hand, in halb erhabener Arbeit zu sehen waren. Diese beyden aufrecht stehenden Figuren, mit einfachen aber sehr geschmackvollen Gewändern bekleidet, sprachen mit dem tiefsten Seelenausdruck; der Künstler schien sie aus seinem innersten Gemüthe mit einem Hauche hervorgezaubert zu haben, und sie waren wirkliche Symbole der Begriffe geworden, die seinem Geiste vorschwebten. — Aus den leichtskizzirten aber höchst lieblichen Zügen der einen, und aus ihrer zarten Haltung leuchtet die reinste Unschuld, die fleckenlose Seele, die zarteste Menschlichkeit verbunden mit göttlicher Ruhe hervor, während in den edlen Zügen der anderen, und in ihrer großartigen Haltung die Strenge des richtenden Sinnes, die Kraft des Gesetzes und die Macht seiner Vollziehung in unbewußter Schönheit sich ausspricht. Mehr als alle anderen hier aufgestellten Werke waren mir diese der Beweis des ächten Künstlergeistes, des wahrhaft schaffenden Genius, welcher um mich waltete, und wenn ich gleich in den übrigen denselben frommen und reinen Sinn, dieselbe natürliche und gefällige Auffassung wahrnahm, so kehrte ich doch immer wieder zu diesen zurück, aus welchen die vollendete Schönheit der Kunst, vereinigt mit der höchsten Wahrheit des Gedankens und der reinsten Güte des Gemüths, mir entgegenleuchtete. Ich verhehlte meinem Begleiter, Hrn. Ottley, meine Bewunderung nicht, und äußerte ihm mein Erstaunen über diese schöne und reine Darstellung edler Gedanken, worauf er mit einiger Zurückhaltung, als ob er seinem Freunde durch zu großes

Lob zu schaden fürchtete, mir zur Antwort gab: Hr. Flarman sey ein Mann von dem trefflichsten Herzen, von tiefreligiösem Sinn und von fleckenlosem Wandel, und seine Werke sprächen aus, was seine Seele fühlte. Mir ward es schwer, diese Stätte, wo ich das Weben und Wirken eines hohen und ausgezeichneten Geistes wahrnahm, zu verlassen; aber wir konnten Flarman's Rückkehr nicht erwarten, und so nahm ich Abschied, indem ich Hrn. v. Schlegels und meine Karte hinterließ, und mir die Erlaubniß erbat, den Besuch zu wiederholen. Hr. Ottley suchte mich für dieß halbe Verfehlen freundschaftlich zu entschädigen, indem er mich zu Sir Thomas Lawrence begleitete, und in der That fand ich eine nicht geringe Vergütung in der vortrefflichen Sammlung alter Handzeichnungen, welche der Präsident besitzt und die uns auf das Gefälligste von ihm geöffnet wurde, so daß ich an diesem Tage und später viele lehrreiche und genußvolle Stunden mit der Durchsicht derselben zugebracht habe.

Aber der Wunsch, Flarman persönlich kennen zu lernen, war durch diesen Besuch nur noch höher gestiegen, und ich benuzte in den nächsten acht Tagen den ersten freyen Morgen, um wieder an Flarman's Thüre anzuklopfen. Nach kurzem Warten in dem Drawingroom sah ich meinen Wunsch erfüllt. Ein sehr kleiner, magerer und äußerst verwachsener Mann in grauem Sommeroberrocke trat herein: sein Haupt war mit wenigen Silberhaaren bedeckt, sein Gesicht blaß und kränklich und seine Züge nichts weniger als regelmäßig; aber es lag eine eigene Ruhe und Milde in ihnen, und aus seinen großen und schöngewölbten Augen strahlte lebhaft ein reger Geist und ein scharf beurtheilender Verstand. An wenigen Menschen habe ich diesen Ernst mit so viel Gutmüthigkeit gepaart, an keinem diese Anmuth des Benehmens bey so unempfehlendem Aeußern gesehen. Er kam mir mit freundlichem Bedauern meines früheren Verfehlens entgegen, und äußerte seine Freude, daß Hr. v. Schlegel ihn so wohlwollend in Erinnerung behalten. Ich mußte mit ihm sogleich heraufkommen in das Wohnzimmer, wo seine beyden Schwestern eben beym Frühstück saßen, zwey ältliche Damen, welche die Geschäfte der längstverstorbenen Hausfrau versahen. Als ich ihm sagte, wie lange ich gewünscht hätte, den Verfasser der Umrisse kennen zu lernen, die ich seit meiner frühen Jugend geliebt und welche in Deutschland so hochgeschäzt würden, antwortete er: „Diese Entwürfe sind vielleicht höher geachtet als sie verdienen; man hat sie sogar nachgeahmt; aber die Künstler hätten besser gethan, der Natur zu folgen.“ Ich erwähnte der Umrisse von Retzsch zu Göthe's Faust, welche sich besonderer Gunst bey seinen Landsleuten erfreuten. „Ja wohl,“ sagte er, „ich kenne sie auch; aber noch weit besser als Retzsch's Zeichnungen haben mir die von Cornelius gefallen, die in einem großartigern Sinn und mit tieferem Geiste gedacht sind.“ Er erfuhr erst durch mich, daß Cornelius sich in München befinde, und ich mußte ihm dann Manches von den dasigen Kunstwerken und der Akademie erzählen. „Als Professor der Londoner Akademie,“ sagte er, „habe ich auch Vorlesungen über Kunstgeschichte „gehalten; aber ich wage nicht, wie Füßli, Opie und „Reynolds, damit vor das Publikum zu treten. In der „Geschichte der alten Kunst,“ fuhr er fort, „wüßte ich „vielleicht Einiges anzugeben, was von Winkelmann un„richtig aufgefaßt worden ist. So bin ich mit Visconti „der Ueberzeugung, daß die knidische Venus des Prax„iteles nicht die Stellung der medicerischen gehabt, sondern „die, welche auf Münzen der Knidier vorkommt, wo die „Göttin mit der linken Hand ein Gewand über einem „neben ihr stehenden Gefäße hält; und den Beweis, daß „ein ausgezeichnetes Werk dieser Art im Alterthum muß „vorhanden gewesen seyn, hat mir eine Venusstatue ganz „in derselben Stellung und von vortrefflicher Arbeit gelie„fert, welche zu meiner Zeit in Rom vorhanden war, „darauf aber verschwunden und nicht wieder zum Vor„schein gekommen ist. Auch Canova, den ich bey seinem „Hierseyn darum fragte, konnte mir über ihr Schicksal „keine Auskunft geben.“ Er holte mir hierauf eine flüchtige Zeichnung hervor, die er nach jener Statue gemacht hatte und welche ganz mit der Venusfigur auf bekannten knidischen Münzen übereinstimmte. „Auch für „den Koloß von Monte Cavallo,“ fuhr er fort, „glaube „ich die Andeutung des Urbildes gefunden zu haben auf „einer Bronzemünze von Korinth, welche den Bellerophon „und Pegasus ganz in derselben Stellung wie jenen Heros „mit seinem Pferde darstellt.“ Diese große Bronzemünze war in seinem Besitz, und er fügte hinzu, als er sie mir zeigte, sie stamme aus hadrianischer Zeit, da sie dem Antinous zu Ehren geprägt sey; dieß hindere jedoch nicht, ein älteres Denkmal anzunehmen, welches vielleicht als kolossale Gruppe zu Corinth gestanden. Als ich hierauf bemerkte, daß ich früher der Meynung gewesen, jener schönere Koloß von Monte Cavallo könne ein Werk des Phidias seyn, daß ich aber nach Ansicht des Originals davon zurückgekommen sey und ihn mit Wagner für ein römisches Werk halte, war er nicht abgeneigt, meinen Gründen beyzustimmen. „Ich sehe“, fügte ich hinzu, „Sie lieben noch immer die alte Kunst, wie in der Zeit als Sie Ihre Entwürfe zu Homer und Aeschylus machten; ich hatte mir die Poesie der griechischen Welt als das Hauptgebiet Ihrer künstlerischen Thätigkeit gedacht und war desto mehr überrascht, als ich sah, mit welcher Innigkeit Sie die christlichen Gegenstände auffassen, und wie häufig Sie sich mit denselben beschäftigen.“

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 31.

Kunst-Blatt.

Montag, den 16. April 1827.

Kunstausstellung in Berlin 1826.

(Fortsetzung.)

Beym Uebergange von den plastischen Gebilden zu den Gemälden wollen wir uns zuvörderst nach einer Halle begeben, aus welcher uns eine lange Reihe wohlbekannter Gestalten entgegen blickt. Es sind vor allem die lebensgroßen Bildnisse aus unserm Königshause, von unseren drey ersten Malern, die unsere Huldigung fordern. Wir erkennen hier, welche hohe Gunst es in aller Hinsicht für das Vaterland ist, wenn sein Fürstengeschlecht sich auch durch eigenthümliche edle Gestalt und Züge auszeichnet, und die Kunst auffordert; und zugleich bieten hier die Darstellungen jener Künstler einen Wettstreit dar, dem man mit Vergnügen zuschauet. Schwer wird man sich für einen entscheiden können: Alle drey haben ihren Gegenstand in seiner und ihrer Art fast gleich trefflich aufgefaßt und ausgeführt. Die erste Erwähnung gebührt dem in ganzer Gestalt vortretenden Bilde des Königs von Begasse, über welches ich schon, als es allein im königlichen Schlosse ausgestellt war, meine Freude in diesen Blättern (1826. Nr. 69.) ausgedrückt habe: es ist in seiner Art ganz, was die neuste Büste des Königs von Rauch. W. Schadow hat in runder Einfassung das Brustbild der Gemahlin des Königs, Fürstin von Liegnitz, uns sehr treffend vor Augen gestellt: aus dem geschmackvollen, farbenreichen Putz, unter dem vollen blühenden Kranze im dunkeln Haare, blickt die eigenthümliche bescheidene Anmuth des Urbildes um so lieblicher hervor. Von derselben Hand ist das Bildniß der Erbgroßherzogin Alexandra von Mecklenburg-Schwerin, Tochter des Königs; sie sitzt im Freyen auf hohem Gestade der Ostsee; mit ihren beyden Kindern, eins auf dem Schooße sich innig anschmiegend, das andre auf dem Sofa neben ihr stehend, mit einem Apfel in der Hand: die sprechende Familien-Aehnlichkeit der Mutter und Kinder erinnert zunächst an die Züge der verewigten Königin Luise; und dazu stimmt auch die ganze häusliche mutterselige Darstellung dieses wahrhaften Familiengemäldes. Daneben sitzt im weißen Brautkleide die jüngere Schwester, Prinzessin Luise, der bey ihrer Vermählung mit dem Prinzen Friedrich von Oranien die Stadt Berlin die in diesen Blättern (1826. Nr. 60. 61.) beschriebenen Gemälde einheimischer Künstler darbrachte. Neben dem hohen Sitz in einer offenen Gartenhalle erscheint im Hintergrunde die herrliche mit Orangen besetzte Terrasse von Sanssouci bey Potsdam, der Lieblingswohnung ihres Schöpfers, des großen Königs Friedrich. Die königliche Jungfrau, dem Vater ähnlicher, als der Mutter, blickt ernst-gerad aus; einige Rosen schmücken die nicht der unschönen Mode geopferten Locken, und sie hält einen vollen Kranz in der auf dem Schooße ruhenden Rechten. Alle Zeuge, außer dem weißen Kleide, der Fürstenmantel, das Fußkissen, Schuhe, Teppich u. s. w. sind ein mannichfaltig abgestuftes Roth, und dieß erhöhet die Einfachheit und Ruhe des Ganzen, welches fast plastisch erscheint. Bewundernswürdig ist die Ausführung aller Theile; und namentlich ist der Blumenkranz und das pickende Vöglein von höchster Lebendigkeit. Sehr bedauern wir, daß Wach, der dieses Bildniß gemalt hat, nicht auch sein etwas früher gemaltes Brustbild der anmuthsvollen Kronprinzessin, welches für eine Schwester derselben bestimmt war, hier mit ausstellen konnte: in ähnlicher Einfachheit der Farben und Abstufung des schon mit dem Kleide selber beginnenden Roths, athmet dieses Bild, mit seinen himmlisch aufblickenden Augen das höchste Leben. Diese wahrhaft poetische Auffassung zeichnet vor allen Wachs Bildnisse aus.

Unter den übrigen Bildern dieses Saales fordert besonders das Bildniß des Kapellmeisters Spontini in Lebensgröße und prächtigem Rahmen, gerade der Thüre gegenüber, die Aufmerksamkeit heraus: der Musiker und Ritter sitzt in ganz schwarzer knapper Tracht, obwohl ein über den Lehnstuhl geworfener dunkler Pelz das nördliche Clima bezeichnet. Mit der Rechten auf dem Klavier tastend, horcht er auf die Töne, welche die Muse

ihm eingibt. Seine sämmtlichen Werke stehen in prächtigen Bänden umher, und ein hingeworfener offener Brief zeigte die Unterschrift eines bedeutenden Staatsmannes mit der Zeile tout a vous. Jeder will natürlich dieß lesen, und so verfehlt dieses Bild nicht seine Bestimmung, als ein Denkmal der Eitelkeit. Es ist aus Paris hergesandt, und von Hersent tüchtig und pastos gemalt; die ganze Erscheinung hat aber etwas Trübes und Unangenehmes. In die Erhebung des Technischen darin können wir auch nicht mit so manchen Ueberschätzenden einstimmen: die Hände z. B. sind weder richtig gezeichnet, noch schön gemalt; das Gesicht ist rothfleckig; und die fleißige Ausführung, welche besonders Bildnissen so angemessen ist, vermissen wir sehr. Wir weisen deßhalb auf zwey daneben hängende bescheidene Bildnisse eines jungen Malers Magnus hin: der tüchtige Vorsteher einer Erziehungsanstalt (Lauer) sieht im häuslichen Pelz mit einer Papierrolle in der Hand an einem mit einem Teppich bedeckten Tisch, und scheint ganz von seinem ernsten Berufe durchdrungen: wie innig und wahr ist der Ausdruck des würdigen Antlitzes, wie treufleißig alles ausgemalt! Das Seitenstück, die Schwester dieses Mannes, würde durch eine andere, weniger schattige Stelle noch mehr gewinnen. Dasselbe gilt von dem zu hoch hangenden und sehr eingeschlagenen Brustbilde einer schönen Frau (Robert) von demselben Maler. Es kömmt mir zwar eben nicht ähnlich vor, ist aber immer ein schönes Bild. Das Brustbild eben dieser Frau, als Muse, mit Lorbeeren im Haare, von Herbig ist gut gedacht, aber schwächer. Sonst läßt sich hier jenem Prunkgemälde auch noch ein Bildniß von Wach entgegenstellen: der Medicinalrath Rust, in Amtstracht im Armstuhle sitzend, an einem Tische voll Papiere; das offene Fenster zeigt eine südliche Gegend: man sieht den vielerfahrenen rüstigen Mann geschäftsthätig vor sich. Das Brustbild unsers Jubelgreises und Greisen-Jünglings, Heims, von Gebauer ist ähnlich und sauber, aber zu weich (es geht fast in Aehnlichkeit mit dem verstorbenen stillen Bode über): es fehlt der Geist des rastlosen Alten, der täglich aus der Quelle der Jugend zu trinken scheint, und schon durch sein Beyspiel sympathetisch wirken kann. Das kleine Bildniß einer Spanierin, in ihrer Volkstracht, von Luise Claude kömmt uns beynahe doch zu Spanisch vor, zumal Nase und Augen. Sehr ähnlich erscheint, auch ohne Kenntniß des Urbildes, das Seitenstück, ein deutscher Kriegsmann, dem sein Bedienter eben den Mantel umhängen will; deßgleichen eine hiesige Gärtnersfamilie in Sonntagskleidern um den Tisch der vorlesenden Mutter versammelt: beyde von derselben Malerin. Eine andere weibliche Hand, Caroline Lauska, Schülerin W. Schadows, hat den Kopf eines schönen jungen Mädchens mit einem Lorbeerkranze umgeben, so daß es mit seinen tiefen Augen wie ein wunderbares Kindermährchen erscheint. Ein ähnliches Antlitz ist von derselben Künstlerin zu dem Brustbilde eines Engels mit glänzenden Flügeln erhoben, und bey aller Farbenpracht ein inniges herzliches Bild.

Nächst den Bildnissen zeichnet sich die dießjährige Ausstellung auch durch eine ansehnliche Reihe anderweitiger Darstellungen aus dem wirklichen Leben aus, als strebte die Kunst wieder zum Gleichgewichte, nach den eine Zeitlang überwiegenden religiösen Darstellungen. So finden sich denn auch in diesem Saale manche schätzbare Stücke dieser Art. Das Bild eines alten lachenden Trunkenbolds, von Grosclaude du Laude, hat, bey aller Wahrheit, doch etwas Widriges: ein kleineres Format würde es erträglicher gemacht haben; wie uns denn ein solches zu Darstellungen dieser Kunstgattung (zu welcher auch die jezt sogenannten Genre-Bilder gehören) am passendsten scheint. Dieses Maaß haben auch die vorzüglichsten dieser Gemälde, von E. Pistorius, welche uns ächt märkische Gestalten und Auftritte mit großer Naivität vorführen: hier sizt ein alter Bauer am Kamin und liest mit großer Andacht die Spenersche Zeitung; dort schauet ein anderer zum Fenster hinaus nach dem Wetter. Eine alte Frau sizt in der Küche und reinigt sorgfältig das Gemüse; eine junge nette Köchin scheuert dagegen am offenen Fenster einen glänzenden Kessel, und scheint auch gesehen zu werden. In einer Dorfschenke sitzen mehrere Bauern, darunter kenntlich ein Ukermärker und ein Oderbrücher, beym Kartenspiele; rathgebende umgeben sie: besonders sieht der Hausknecht mit der Schlafmütze auf dem Kopf und der Pfeife im Munde tiefsinnig drein, während am andern Ende des Tisches ein Kürassier halbe Fronte macht und par distance mit dem nach ihm umblickenden Hausmädchen am Kaminbeerde liebäugelt. Die obige Köchin scheint bey ähnlicher Gelegenheit den nicht gut gescheuerten Kessel haben verbrennen lassen, und bringt ihn nun dem in seiner Werkstätte sitzenden Kesselflicker, der beym Anblicke des schlimmen Brandschadens bedenklich die Mütze zurückschiebt und sich in den Kopf kratzt. Das heiterste unter diesen Bildern zeigt eine alte Frau in ihrer reinlichen wohlgeordneten Stube, mit dem Pelzmantel bekleidet, als wenn sie aus der Kirche gekommen, und bey der Nachandacht, dem Vorlesen ihres kleinen am Tische sitzenden Enkels, auf dem Stuhle neben ihrer schnurrenden Katze eingeschlafen wäre: der muntere Knabe belauscht sie mit schelmischen Aeuglein, während er mit der Hand in die Zuckerschale greift: die sonntägliche Stille wird durch die verstohlene Näscherey nicht unterbrochen; es ist ein recht eigentliches Stillleben.

Unter den übrigen Gemälden dieses Saales, wo mehrere ausgestellte Flügel zugleich Gelegenheit bieten, die Gemälde in Musik zu übersetzen, bemerken wir nur noch: eine zarte Madonna von Herdig: sie sizt im Zimmer mit dem Kinde auf dem Schooße; auf dem Tische neben ihr liegt ein zierliches Gebetbuch: das Kind ist schöner, als die etwas zu mädchenhafte und gewöhnliche Mutter, aber sie ist gut gemalt, und immer die beste unter den neuen Madonnen dieser Ausstellung, deren einige sehr schwächliche auch hier noch zu sehen sind. Unter den wenigen Bildern aus dem alten Testament, welches doch für Maler und selbst für Bildhauer so unerschöpflich reich ist, ist hier Saul, wie David mit der Harfe dessen bösen Geist beschwichtigt, von J. Kirchhoff, ein zu schülerhaftes Studium, von braungelber Färbung. Weit mehr Lob verdient die Behandlung eines antiken Gegenstandes von H. Mücke, einem Schüler W. Schadows: wie die Meernymphe Leukothea dem schiffbrüchigen Odysseus ihren Schleyer zuwirft, nach der Odyssee; ein malerischer Moment, wie beym Aufruhr der Elemente, die wie Anadyomene aufsteigende Göttin den fast durchsichtigen Schleyer fallen läßt, der allein sie verhüllt. Die antiken Vorbilder sind gut benuzt, und der junge Maler läßt in der guten Schule etwas Tüchtiges hoffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Besuch bey Flaxman

im Juli 1826.

(Beschluß.)

Mit einem Ernst, der aus innerer Bewegung zu kommen schien, sagte er: „Es war der Zweck meiner „Vorlesungen an der Akademie, zu zeigen, daß die Kunst „im Christenthume noch höheres leisten könne als im „Heidenthume, denn die christlichen Ideen sind erhabener „als die heidnischen, und das Beste, was die Kunst der „Griechen und Römer hervorgebracht hat, ist dem Gedanken nach auch in den christlichen Vorstellungen enthalten, z. B. der Gigantenkampf, welchen die Apokalypse vortrefflich schildert. Das Erhabene der griechischen Kunst ist allein aus der Erinnerung an die Idee des einzigen Gottes und an den Sündenfall des menschlichen Geschlechtes entsprungen, die aus alter Zeit in dem Heidenthum übrig geblieben war, und erst durch Christus wieder zur Klarheit erweckt wurde: die Wahrheit, Anmuth und sinnliche Schönheit der Natur läßt sich eben so gut auf die christlichen Gegenstände anwenden als auf die heidnischen, und ich behaupte, daß in dem Alten und Neuen Testamente mehr vortheilhafte Gegenstände für die Kunst zu finden sind, als in der heidnischen Mythologie." Nachdem er dieß mit immer steigender Wärme und Bewegung gesprochen, stand er auf und holte mir eine Anzahl mit Bleystift gezeichneter Skizzen herbey, die er von christlichen Gegenständen entworfen hatte. Es waren Compositionen zu Reliefs; wahrscheinlich als Friese gedacht, denn sie waren sehr lang und nur in geringer Höhe gehalten. Ich erstaunte über die Kraft der Phantasie, über den Reichthum und die Großartigkeit der Gedanken, die sich aus diesen flüchtigen Linien entfalteten: die einfache Größe des Michel-Angelo hatte er mit der kunstvollen und schönen Gruppirung zu vereinigen gewußt, durch welche so viele seiner Umrisse zur Ilias und Odyssee sich auszeichnen. Die Gegenstände gehörten mehr zu den symbolischen als zu denen der heiligen Geschichte, und ganz vorzüglich gefielen mir die Blätter, welche die sieben Werke der Barmherzigkeit in zusammenhängenden Gruppen darstellten. In der Art, mit welcher er sie vorzeigte, lag der Ausdruck der unbefangensten Bescheidenheit; er wollte sie nur als Versuche betrachtet wissen, seine Ueberzeugung zu bestätigen, und lehnte deßhalb auch ab, was ich ihm vorschlug: daß er sie radiren und herausgeben möchte. Das frühere Gespräch wieder aufnehmend, fuhr er fort: „Meines Erachtens sind Kunst und Wissenschaft dem Menschen gegeben, um ihn aus der Verderbniß und Lasterhaftigkeit, in welche vor und nach der Erscheinung des Christenthums die Welt sich gestürzt hat, zum Bessern zu führen, ihm den Sinn für das Edle zu öffnen, und seine höhere Bestimmung gegenwärtig zu halten." Ohne Zweifel, erwiederte ich, sind dieß die wahren und höchsten Zwecke der Wissenschaft und Kunst, und es ist eine Ungerechtigkeit gegen die leztere, wenn man ihr vorwirft, wie öfters geschieht, daß sie am meisten in den verdorbenen Zeiten blühe, daß nicht der reine einfache Sinn, nicht häusliche, bürgerliche und kriegerische Tugend ihre wahren Keime seyen, sondern Ueberfluß und Ueppigkeit, Ausgelassenheit der Sitten und ungemessene Eitelkeit. Die Zeitalter des Perikles und der Mediceer waren zwar keine Muster von Sittlichkeit, aber zuverlässig stand die Ausbildung der Kunst in jenen glänzenden Zeiten nicht in Bezug mit der sittlichen Richtung, sondern ging aus dem Zusammenwirken der aufgeregten und mannichfaltig entwickelten Geisteskräfte hervor, welche nach allen Seiten hin das Vollendetste leisteten." „Dieß eben", sagte Flaxman, „trifft mit dem idealen Streben jedes wahren Künstlers zusammen; seine höchste

„Triebfeder muß immer Love of excellence, das Stre„ben nach Vortrefflichkeit seyn, und alles Entgegengesetzte „bestraft sich mit Untergang und Vergessenheit; der „Künstler, welcher dem Laster, der Verdorbenheit und „Flachheit seiner Zeitgenossen fröhnt, kommt früh oder „spät in Verachtung, seine Werke dauern nicht, und er „kann selbst in seinem Leben nicht glücklich seyn. Daß „aber die Blüthenzeit der griechischen Kunst keine ver„worfene war, das lehren uns die hohen Ideen des „Plato, Gedanken die nicht nur in seinen Schriften aus„gedrückt, sondern auch unter einer großen Anzahl ge„bildeter Geister verbreitet waren."

Hier wurden wir unterbrochen, und ich bat ihn darauf, mich noch einmal in seine Werkstatt zu führen, welches er bereitwillig gewährte. Neben dem Modelle des Marquis von Hastings stand dießmal ein neues in noch feuchtem Thon; er nahm die bedeckenden Tücher herab, indem er bemerkte, daß er hier mit einer Statue der Hoffnung beschäftigt sey. Es war eine schöne weibliche Figur, auf einen Anker gestützt, voll Gefühl und Ausdruck. Die Hände mit einer leisen Bewegung des Körpers ineinander schlingend, und den Blick aufwärts gerichtet; doch hatte er diesen Ausdruck so zart und würdig gehalten, daß alles Empfindsame vollkommen vermieden war. Diese Figur in dreyviertel Lebensgröße, gehörte zu dem Denkmal eines in Griechenland verstorbenen jungen Mannes. Ich betrachtete auch die beyden kleinen Reliefs der Unschuld und Gerechtigkeit noch einmal und sagte: mir gefalle besonders, daß er so natürlich und einfach im Ausdruck, wie in der Anordnung und Drapirung sey; man sehe hier, wie der begabte Sinn in der Natur Schönheiten und Motive genug finde, und einmal zur Erkenntniß des Schönen gelangt, der Nachahmung der Antiken nicht mehr bedürfe. Hierauf sagte er mit besonderem Wohlklang der Stimme und mit einem sehr heiteren Blick, der das Innerste seiner Seele hervorzustrahlen schien: „die Werke Gottes sind immer „besser als die Werke der Menschen, und die Natur, „wenn auch im Einzelnen unvollkommen, bleibt doch stets „unerreichbar. Der Künstler vereinigt aus ihr in seinen „Werken das Schönste, was er gesehen hat, aber die „sinnliche Schönheit ist nicht das Höchste, sondern die „Schönheit des Gedankens, und Plato sagt mit Recht, „die äußere Schönheit beruhe auf der Schönheit der „Seele. Daher ist auch alle Schönheit, die wir bilden „können, individuell, nicht blos, weil sie in der Natur „selbst nur individuell erscheint, sondern auch, weil sie „aus dem eigenthümlichen Charakter des Künstlers her„vorgeht, und gleichsam die Blüthe der edlen Kräfte ist, „die in ihn gelegt sind, und die er mit Sorgfalt bewah„ren und entwickeln muß." Möchte doch jeder junge Künstler sich diese goldenen Worte tief in die Seele prägen!

Unter seinen Abgüssen fand ich einen sehr schönen und scharfen von dem antiken Bronzerelief Paris und Venus, welches ich im 9ten Hefte des Tischbeinischen Homers bekannt gemacht habe. Die Bronze ist im Besitz des Hrn. Hawkins, der eben von London abwesend war, und ich hatte vergeblich bey den Formern des brittischen Museums nach einem guten Abguß gesucht. Als Flaxman dieß hörte, machte er mir den seinigen zum Geschenk, da es ihm leicht sey von Hrn. Hawkins einen andern zu erhalten, und ich bewahre dieses zarte Nachbild eines der zierlichsten Werke des Alterthums als ein theures Andenken an den mir in wenigen kurzen Stunden so lieb gewordenen Künstler. Wir nahmen mit Herzlichkeit Abschied und seine Worte hatten mir einen so tiefen Eindruck gemacht, daß ich den ersten ruhigen Augenblick benutzte, das Wesentlichste davon aufzuzeichnen, daher ich die Richtigkeit des obenstehenden verbürgen kann. Als ich später mit Hrn. Cockerell, dem rühmlich bekannten Architekten über Flaxman sprach und ihm einige seiner Worte wiederholte, sagte dieser ich sey sehr begünstigt gewesen, daß Flaxman sich so offen gegen mich geäußert: nur gegen wenige sey er so mittheilsam, aber was er mir gesagt, spreche das Innerste seiner Ueberzeugung und seines künstlerischen Strebens aus. Keiner seiner Freunde erwähnte bestimmt, daß er ein Anhänger von Swedenborg sey, aber alle sprachen mit hoher Achtung von seiner religiösen Strenge und seinem hohen sittlichen Werthe. Wenn derjenige Künstler in geistiger Hinsicht ein glücklicher genannt werden mag, dessen Ideen den größten und mannichfaltigsten Kreis umfaßten, und dem es gelang, das Erhabene und Schöne in den verschiedensten Formen zur Anschauung zu bringen; wenn doppelt glücklich der zu preisen ist, über dessen geistigen Thätigkeit Friede des Gemüths und die Heiterkeit einer reinen Seele schwebt: so darf ohne Zweifel Flaxman zu den glücklichsten gezählt werden, und der große Ruhm, dessen er in den Augen der Welt genoß, ist nichts in Vergleich mit der innern Befriedigung, die ihm der geniale Blick in die erhabenen Sphären der Religion und der Phantasie, das schöpferische Wirken durch ein großes Talent, und die Reinheit der Gesinnung und des Gefühls, in welcher er lebte und wirkte, gewähren mußte. Sein edler Geist war, als er hinüberging, sicherlich gereift für das Anschauen jener Schönheit, die ihm in lichtem Glanze dort entgegenstrahlt. Aber seine irdische Hülle ruhe sanft und sein Gedächtniß bewahre ehrend die Nachwelt!

Schorn.

Nr. 32.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 19. April 1827.

Der Parnaß.

Oelgemälde von Heinrich Heß. *)

9 Fuß hoch und 15½ Fuß breit. Figuren in Lebensgröße.

In der Mitte des Bildes auf erhöhtem Felsengrunde steht Apollo; zu seinen Füßen entströmt der kastalische Quell und stürzt nach vornen zwischen Blumen, Steinen und Kräutern herab. Der schöne Gott steht unbekleidet, ein feuerfarbenes Gewand fließt über die Schultern und den linken Schenkel und bildet den Grund auf welchem seine edle Gestalt hervortritt, in der Linken hält er die Leyer und seine Rechte faßt in ihre Saiten, während sein Haupt sich emporwendet; denn klangvolle Lieder scheinen seinen Lippen zu entströmen; seine Brust ist geschwellt, seine Schultern gehoben in der Begeisterung des göttlichen Gesangs. Um ihn im Schatten dieser Lorbeerbüsche, dieser Pinien und Cypressen, die im ewigen Frühling auf den Höhen des Parnassus grünen, haben sich die Töchter der Mnemosyne versammelt und sie horchen in stillem Entzücken seinem Liede. Ihm zunächst zu seiner Rechten sizt Calliope, die Muse des epischen Gesanges; Schwert, Lorbeerzweig und Tuba die sie hält, bezeichnen ihren hohen Gegenstand, zu ihren Füßen liegt der kriegerische Helm. Mit innigem Entzücken haftet ihr Blick an des Gottes Lippen, um die süßen Lieder von ihnen zu trinken.

Ihr zur Seite steht Melpomene aufrecht, eine hohe Gestalt; erhabener Ernst ruht auf ihren edlen Zügen; ihr Haupt ist mit Weinlaub bekränzt und das Gewand fällt in großartigen Falten bis auf die Füße. Sie hat den einen Fuß nur wenig höher auf einen Stein gesezt und trägt in der Rechten die tragische Maske. Ihr gesenktes Antlitz schien ernste Gedanken zu sinnen, aber die Töne des Gottes erheitern ihre männliche Stirne. An diese männliche heroische Gestalt schließt sich die zartere Clio, die Muse der Geschichte, welche hinter ihr sizt, die Tafel haltend, in die sie Thaten der Menschen verzeichnet. Sie wendet ihr mit Rosen geschmücktes Haupt und ihr Arm ruht traulich auf Urania, der himmlischen, die wie verloren in schwebenden Gedanken den Blick emporwendend, zu äußerst neben ihr in zusammengebogener Haltung sizt. Ihr linker Arm stüzt sich auf Clio's Schoos und ihre Rechte hält den geöffneten Zirkel. Hinter dieser schönen Gruppe der vier vereinten Schwestern zeigt sich noch Thalia, die Muse der Comödie, an einen Baum gelehnt und vorwärts nach dem Sänger gebeugt. Doch scheint sie nur halb ihm zu horchen und halb mit anderen Gedanken beschäftigt zu seyn. Ihre Hand in die Hüfte gestüzt, trägt nicht einmal das Pedum, und nur leicht ist die komische Maske angedeutet, die halb verschwindend auf ihren Haaren ruht. Zur Rechten von Apoll kniet Polyhymnia, in rosenfarbenem Gewand, ein weißes Band und einen Lorbeerzweig um die hellblonden Haare geschlungen. Ein zartes Mädchen von blendendweißer Farbe liegt hier vorgebeugt, das Haupt in die Rechte gestüzt und ihr unschuldvoller Blick ist emporgerichtet nach dem singenden Gott. Als Muse der Sage, die aus dem Munde dichterischer Begeisterung ihre holden Erzählungen empfängt, lauscht sie seinen Gesängen und den Tönen seiner Leyer, und ein ernstes Sinnen tritt auf dieser jugendlichen Stirn hervor. Süßeren Gefühlen dahin gegeben scheint Erato, welche hinter ihr sizt, in blauem Gewande, die rosenumkränzte Leyer haltend. Sie stüzt sich auf den rechten Arm und obgleich sie das Antlitz nach Apollo wendet, scheint doch ihr Gemüth mehr von einem inneren Gegenstand bewegt zu seyn. Zu äußerst an dieser Gruppe stehen Euterpe und Terpsichore in traulicher Umschlingung, und wie heranschwebend in leichtem Tanze, jene von dunklen Haaren mit Lorbeer gekränzt und die Tuba haltend. Diese blond mit einem Anemonenkranz geschmückt und von einem leichten rothen Tuch umflogen. Sie wendet den Kopf wie ergriffen von der Lust der Töne und des Tanzes, aber fast zu blaß ist ihre Farbe für die frische jugendliche Freude. Zu beyden Seiten dieser, um den Gott versammelten Gruppe öffnet sich die Aussicht auf die fernen Gebirge und das blaue Meer

*) Vergl. die Nachricht in Nro. 24. des Kunstbl.

nur mit wenigen Linien und Farben ist so angedeutet, daß das Auge auf hohem Punkt weit über unabsehbaren Flächen schwebt. Ein klarer blauer Himmel ruht über der Landschaft und das dunkelgrüne Laub mit seinen mannichfaltigen Schattirungen hebt die Gestalten auf das Lebendigste hervor.

Hierin, um von dem Aeußerlichen oder von dem Werthe des Bildes als Gemälde zu beginnen, erkennen wir ein Hauptverdienst des Künstlers. Das Bild ist vortrefflich gemalt, von der größten Wahrheit und Kraft der Farbe, in allen Theilen plastisch und gerundet, vortrefflich im Helldunkel und Transparenz, und mit einer solchen Vollendung ausgeführt, daß es fern oder nah betrachtet, immer den gleichen Reiz gewährt und bey den verschiedensten Standpunkten dem Beschauer nur das Bewußtseyn erregt, daß ihm die Leinwand näher oder ferner sey. Der Ton des Bildes, so wie die Behandlung des Pinsels und die Wahrheit sowohl der Carnation als aller andern Theile erinnert an die Werke der besten italienischen Meister der römischen, florentinischen und mailändischen Schule, ohne eben eine bestimmte Nachahmung des einen oder des andern zu verrathen. Es ist uns kein Oelbild neuerer Zeit bekannt, welches mit dieser Kraft und Heiterkeit der Farben eine so durchgängige Wahrheit und so vollendete Ausführung verbände.

Hr. Heß hat es offenbar auf einen Wettstreit seiner Kunst mit der Natur selbst angelegt, und nicht blos in der Farbe in Helldunkel und Rundung, sondern auch in der mannichfaltigen Schilderung der Charaktere: die Gestalten, die er uns vorführt, sind nach schönen Vorbildern aus der Natur genommen, und obgleich mehrere unter ihnen eine Familienähnlichkeit nicht verleugnen können, ist doch die Verschiedenheit der Individualitäten aufs glücklichste dargestellt. Die blonden und zarten, die bräunlichen und die kräftigen, dunkellockigen sind ihrem ganzen Charakter, dem Körper und Geiste nach Wesen, von der vielgestaltenden Natur hervorgebracht und mit Treue aufgefaßt. Wir wollen damit nicht sagen sie seyen durchgängig Bildnisse schöner Römerinnen, obwohl es in Rom nicht an solchen Vorbildern fehlt; aber die Motive zu seinen Charakteren hat der Künstler sämmtlich der Natur abgesehen, und dadurch ist es ihm gelungen ihnen diese große Wahrheit und Lebendigkeit zu ertheilen. Hier ist nirgends Gebrauch gemacht von erlernten Formen, sondern jeder Zug ist der Natur abgesehen und das Charakteristische tritt in dem mehr und minder Schönen, in der größeren oder geringen Fülle der Glieder und Formen hervor.

Bey dieser Treue der Naturauffassung ist es dem Künstler doppelt hoch anzurechnen, daß er das Ganze so antik zu halten gewußt hat. In der Wahl und Anordnung der Gewänder ist das den Musen gewöhnliche Costüm so streng beobachtet, als man es von dem Maler nur irgend fordern kann; die Drapirung ist reich und dennoch von einfachem Styl, und es herrscht in ihr eine natürliche Anmuth, in welcher man nur selten den Zwang herkömmlicher Motive wahrnimmt, wie etwa in dem Mantel des Apollo und in dem vorgeschürzten Gewande der Melpomene.

Daß der Künstler diese antike Eigenthümlichkeit so glücklich mit der Darstellung lebendiger Gestalt vereinigt hat, zeigt wie vertraut er mit der Natur geworden ist, und ohne Zweifel war der Weg, den er eingeschlagen, indem er das Studium der Individualitäten sich vor allem zum Zweck sezte, der einzig richtige. Die mannichfaltige Ausbeute an Erfahrungen und Kenntnissen, die er sich dadurch erworben, muß ihm ein Schatz für seine ganze künftige Thätigkeit seyn, und es wird ihm nun mit so reichen Mitteln ausgerüstet, erst leicht werden, seine Ideen in frey erschaffenen Gestalten auszusprechen.

Denn bey diesem Gegenstande war es freylich schon an sich eine schwierige Aufgabe die Ideen, welche der Mythus durch die Musen personificirt hat auf eine klare und zugleich neue Weise zu bezeichnen.

Wie unbestimmt die Bedeutung der Musen schon in dem Mythus des Alterthums gehalten sey, ist jedermann bekannt; so fließen die Begriffe der Erato, Euterpe und Terpsichore sehr ineinander und sie unterscheiden sich kaum durch etwas mehr als das Attribut. Der neuere Künstler, besonders der Maler, welcher einen Mythus des Alterthums auf eigenthümliche Weise darstellen soll, unternimmt das schwierige Geschäft, die Denkart einer vergangenen Zeit mit der Gegenwart zu vermählen und je unentschiedener die Stimme der Dichtung ist, desto leichter wird er von dem Begriffe abzuweichen in Versuchung seyn. Deßhalb dürfte man unter den von Hrn. Heß aufgestellten Charakteren finden, daß z. B. Clio erhabener, Thalia bedeutender, Terpsichore und Urania weniger schwärmerisch oder sentimental erscheinen sollten, aber man wird auch zugeben, daß Apollo vortrefflich gelungen ist und daß nicht viele so schön geformte und dabey so lebendig dargestellte Männergestalten in alten und neuen Gemälden zu finden sind. Diese Formen erinnern an die Antike, aber nicht als Nachahmungen von Statuen, wie die der französischen Schule, sondern als freyes Ergebniß der Schönheit der Natur. Daß der Künstler den Apollo, obgleich er hier als Musagetes erscheinet, nackt gebildet hat, wird ihm niemand verargen, der einsieht, welche üble Wirkung eine Mannsgestalt in langherabfließendem Gewand unter so vielen eben so bekleideten weiblichen Figuren hätte machen müssen.

Dieß führt uns zulezt auf die Composition im Ganzen, die eben so sinnvoll als künstlerisch schön genannt

werden darf. Daß die Muse der Tragödie zwischen der Muse der Geschichte und der des Epos steht, daß die Muse der Sage zunächst vor den Füßen des Gottes sizt, und Euterpe und Terpsichore, als die der leichten Fröhlichkeit Geweihten, zu äußerst erscheinen, ist gewiß nicht zufällig, sondern mit einem feinen Gefühl geistiger Stufenfolge so geordnet. Die Gruppe selbst aber theilt sich in schöne vor- und zurücktretende Masken, ist durch die äußeren Figuren anmuthig geschlossen und durch die des Apollo kräftig concentrirt. Auch die Umgebung ist mit Einfachheit und großer Naturtreue geordnet und ausgeführt.

Betrachtet man das Werk als Kunstleistung im Ganzen, so erregt es Verwunderung, wie ein so junger Künstler, während eines vierjährigen Aufenthaltes in Rom sich eine so vollendete Technik erwerben konnte, und wir stimmen vollkommen in die Hoffnungen ein, die man aus diesem Bilde für das Gedeihen der historischen Oelmalerey in München, nachdem durch Cornelius schon die Freskomalerey auf eine so glänzende Höhe gehoben worden ist, geschöpft hat. Das Publikum hat diesem Werke den ausgezeichnetsten Beyfall gezollt; während der Zeit seiner Ausstellung sammelte sich jeden Tag eine große Anzahl von Beschauern vor ihm und vorzüglich in der lezten Woche konnte man an dem unablässigen Zudrang der Menge wahrnehmen, welche allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme man ihm widmete.

München, den 7. April 1827.

S.

Kunstausstellung in Berlin 1826.

(Fortsezung.)

Den kleinen Vorsaal füllt eigentlich allein ein großes Bild, das man nicht ohne die tiefste Bewegung, die alles umher vergißt, anschauen kann: der unter dem Kreuze erliegende, mit der Hand sich aufstützende Welterlöser, mit einem übermenschlichen Ausdruck der Hingebung, wie er nur Raphael gegeben war. Es ist zwar nur Copie eines Theils des bekannten in Spanien befindlichen Bildes, *) welches eine Zeitlang in Paris war, und dort von Ternite 1817, wie es scheint, recht treu und brav wiederholt ist. Diesen Gegenstand, so wie die Grablegung, hat Raphael, so viel ich weiß, nur einmal gemalt, und auch wohl aus innigem Anlasse, wie die Grablegung beym Tode seiner Aeltern. Die Kreuzigung aber nie, es war seinem Gefühle zu schmerzlich. Christus trägt hier den grauen (ungenähten) Rock, wie ihn die Legende kennt. Ein kleines mit einem Lamme spielendes Kind, auch von Ternite, ist ein liebliches Gegenbild, und auch wohl Copie eines alten Bildes, wie sich eine solche in einem andern Zimmer von andrer Hand wiederfindet. Desto mißtöniger ist die Zusammenstellung mit einem lebensgroßen Bildnisse der im Auslande und Inlande gefeverten Sängerin Sonntag, von F. Gleich, obwohl sie als Agathe aus dem Freyschützen, vor einem Kruzifix knieend vorgestellt ist: es ist weder Aehnlichkeit noch Frömmigkeit in dieser Maske, welche zwar Knice, aber wirklich keine Füße zu haben scheint, wie ein Paradiesvogel. Die grelle Lampenbeleuchtung der weißen gespenstischen Gestalt gibt dem Ganzen das Ansehen eines Transparentgemäldes zum Geburtstage. Ein gegenüber hangendes verblassenes blondes Mädchenbild, das die schönen Zähne zeigt, vertreibt uns vollends in die lange bunte Halle gegenüber.

Auch hier sind wieder Bildnisse das Vorleuchtende. Wir treten sogleich vor ein bekanntes lebensgroßes: die treffliche Schauspielerin Stich, als Donna Diana, im vollen Staate in einem südlichen Garten sitzend, die Laute nachlässig in der Hand haltend; von J. Schoppe gemalt. Fast ein Seitenstück zur Agatha-Sonntag, aber besser gemalt, mehr im grellen Decorationsstyl, mit brennendem Roth auf dem weißen Atlaskleide, und übersattem Grün der Südvegetation. Wie der Zeichner, die gar nicht graziös hinter einander geschobenen Füße zurechtbringen will, ist schwer abzusehen. Am übelsten wirkt das Gesicht, mit dem weitgeöffneten Munde, welcher uns abermals die Zähne weiset. Das ist weder Donna Diana, noch die sonst so geistvoll blickende und redende Madame Stich. Ueberhaupt müssen wir bey dieser Gelegenheit warnen, Schauspielerinnen oder Schauspieler in beliebten Rollen zu malen: es wird mehr oder minder immer ausfallen, wie Figura zeiget. Die Persönlichkeit wird nur in höchst seltenen oder unbedeutenden Fällen mit der Rolle völlig zusammentreffen; und die zur vollständigen Verwandlung darin eigentlich auch gehörige Gesichtsmaske kann auf der modernen Bühne nur durch das lebendige geistreiche Spiel, worüber die Persönlichkeit vergessen wird, ersezt, ja überboten werden. Freylich da so viele Schauspiele nur durch die Schauspieler erst etwas werden, andere gar eigens für sie geschrieben werden (nach Art der Opern), und so viele Schaulustige nur darauf ausgehen, wie dieser oder jene in dieser oder jener Rolle sich ausnimmt, so sind auch solche Costümbilder zeitgemäß: nur sind es keine Kunstwerke, so wenig als die jezt ebenfalls Mode gewordenen Ge-

*) Bekannt unter der Benennung lo Spasimo di Sicilia, weil es aus einem Schiffbruche in Sicilien allein ans Land kam: wie das Danziger Bild vom jüngsten Gericht auf ähnliche Weise dort angeschwommen seyn soll.

Nro. 12.

Intelligenz-Blatt.

1827.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Correspondenzblatt des Würtembergischen Landwirthschaftlichen Vereins. Eilfter Band. März 1827.

Hesperus. Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgegeben von Christian Carl André. März 1827.

Ueber gelehrte Schulen von Friedrich Thiersch. Zweyter Band. Die hohen Schulen mit besonderer Rücksicht auf die Universität in München. Zweyte Abtheilung. Vergleichung und Beurtheilung der Systeme freyer und gezwungener Studien. Preis 48 kr.

Inhalt:

1. Beleuchtung der Ansicht, aus welcher der Studienzwang hervorgegangen. — 2. Einfluß des Studienzwanges auf die Jugend. — 3. Die angeblichen Hindernisse und Gefahren der Studienfreyheit auf unserer Universität. — 4. Von dem Studienzwang in Bezug auf die Lehrer der Universität. — 5. Von dem Studienzwang in Bezug auf die Wissenschaften. — 6. Die Bevormundung der Studien gegenüber den fremden Studierenden, den Hülfsmitteln der freyen akademischen Thätigkeit, der Competenz administrativer Behörden, dem persönlichen Rechte und dem Staate. — 7. Ausscheidung der allgemeinen oder philosophischen Studien. Geschichtliche Nachweisung über deren Anordnung. — 8. Schutzrede für die Ausscheidung der philosophischen Studien und mangelhafter Erfolg dieser Maßregel. — 9. Gründe wider die Ausscheidung und Voranstellung der allgemeinen Wissenschaften, genommen aus ihrer Natur, ihren Mitteln und ihrer Bestimmung. — 10. Gründe gegen dieselbe Scheidung und Voranstellung, hergenommen aus dem Bedürfnisse der Studierenden.

Die dritte Abtheilung erscheint in Kurzem und wird von den Gewährschaften freyer Studien und der akademischen Verfassung handeln.

Hertha, Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. Unter Mitwirkung des Frhrn. Alex. v. Humboldt, besorgt von Berghaus in Berlin und Hoffmann in Stuttgart. Dritter Jahrgang. Neunten Bandes dritter Heft. März 1827.

Inhalt:

Ueber die Länge des Sekundenpendels nach den neuern Untersuchungen. Von Dr. L. Fr. Kaemtz. Zweiter Artikel. — Beiträge zu einer Monographie der Molasse, oder geognostische Untersuchungen über die Steinarten und Petrefakten, die zwischen den Alpen und dem Jura gefunden werden u. s. w. von B. Studer. Erster Artikel. — Ueber das plötzliche, regellose Steigen und Fallen des Wassers im genfer See, unter dem Namen Seiches bekannt, und über die Höhe dieses Sees. — Ueber die Vegetationsgränzen im berner Oberlande. — Reise zu den altaischen Kalmüken. Von G. J. Spaßkij. (Aus dem Russischen von Dr. Bergmann.) — Beyträge zur physikalischen Erdbeschreibung von Persien. Vom Major William Monteith. — Ueber die beobachteten plötzlichen Veränderungen im Drucke der Luft. Von Brandes. — Heinrich Ernst Ritter Grout de Beaufort, eine biographische Skizze.

Geographische Zeitung der Hertha.

Inhalt:

Reisen. Bericht über die naturhistorischen Reisen der HH. Ehrenberg und Hemprich durch Nordafrika und Westasia in den Jahren 1820—1825. Von Alex. v. Humboldt. — Nautisch-geographische Resultate der Reise um die Welt, welche v. Bougainville 1824, 25 und 26 unternommen hat. — Laing's Reise nach Timbuktu. — Douville's Reise nach Amerika und Sina. — Natterer's Reise in Brasilien. — Afrika. Ueber den Berg Pappua der Alten. — Reise in das Land Trarzas. — Notiz über die Insel Zerbi ꝛc. — Vermischtes über Aegypten. — Die Anzahl der Sklaven auf dem Kap der guten Hoffnung. — Bemerkungen über die Gharian-Gebirge und über Ghadames in Nordafrika. — Ueber Ghadames. — Einige Wörter der Savan-Sprache. — Amerika. Die Inseln Aurora. — Notiz über die nordwestliche Durchfahrt. — Australia. Magnetische Beobachtungen in Paramatta. — Kosten der Verbrecher-Kolonie auf Neu-Süd-Wales.

Verlagsartikel des Jahrs 1826 von Ernst Klein's Comptoir in Leipzig:

Lebewohl! Roman nach dem Französischen der Damen Marie d'Henrès und Renée Roger frey bearbeitet von L. Kruse. 8. 3 Thle. geh. 3 Thlr.

Der Damen-Erzähler von P. J. Charrin. Uebersetzt von L. Hermann. 16. 3 Thle. geh. 2 Thlr.

Rechenbuch für Banquiers, Kaufleute, Fabrikanten ꝛc. Zum Selbstunterricht der sich der Handlung widmenden Jugend; von Joh. Ludw. Elze. Zweyte sorgfältig verbesserte Auflage. 8. 2r Thl. (höheres Kaufmännisches Rechenbuch) 1 Thlr. 4 Gr.

Beyde Theile zu 2 Thlr.

Rossberger, Dr. W. M., Jus adcrescendi ex fontibus juris Romani genuinis illustratum. Disquisitio juris civilis. gr. 8. 1 Thlr.

Zeichnungen nach der Natur. Entworfen auf einer Reise durch die Schweiz nach dem Chamouny-Thal.

Von dem Verfasser der Wahl und Führung. 8. geh. 1 Thlr. 8. Gr.

Andruzzos der Livadier. Historischer Roman von Wilh. von Lüdemann, Verf. des Sulliotenkrieges u. s. w. 2 Bändchen. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Althing's kleine Erzählungen. 16. 2 Bändchen. geh. (In Commission.) 1 Thlr. 12 Gr.

Virey, das Weib. Physiologisch, moralisch und literarisch dargestellt. Nach der 2ten Aufl. des Franz. mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. L. Hermann. gr. 8. roh und geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Rabiei Caninae, ad Celsum usque Historia Critica auctore Dr. J. A. Hofmann. gr. 8. geh. 8 Gr.

Ueber das Nickel, seine Gewinnung im Großen und technische Benutzung, vorzüglich zu Weißkupfer (Argentan, Neusilber) von M. O. L. Erdmann. 8. geh. 16 Gr.

Conversations-Lexikon.

Siebente vermehrte und verbesserte Original-Auflage.
Zwölf Bände in groß Oktav mit großer Schrift.

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.

(Conversations-Lexikon.)

In zwölf Bänden.

Siebente Original-Auflage.

Wie sie der Verfasser schrieb,
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müh' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde.
Calderon.

Pränumerations-Preise für das ganze Werk:

Nr. 1, auf weißem Druckpapier, 15 Thlr. oder 27 fl. rhein.

Nr. 2, auf gutem Schreibpapier, 20 Thlr. oder 36 fl. rhein.

Nr. 3, auf extrafeinem Velinpapier, 36 Thlr. oder 64 fl. 48 kr. rhein.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Die sechste Originalauflage unsers Conversations-Lexikons vom Jahre 1824 hat, ungeachtet seitdem zwey ähnliche Werke unter demselben Titel — das eine in Wien, das andre in Köln, beyde aber noch nicht vollendet — erschienen sind, eine so beyfällige Aufnahme gefunden, daß wir schon im vorigen Jahre die Vorbereitung zu einer neuen Auflage treffen mußten. Diese siebente Auflage des ganzen Werks mit Einschluß der Neuen Folge wird aus zwölf Bänden bestehen und gegen 650 Bogen in groß Oktav, mit großer Schrift und auf weißem Papier gedruckt, enthalten. Die sechs ersten Bände, oder die Hälfte des ganzen Werks, die Buchstaben A bis L, sollen auf einmal im Monat Mai, die drey folgenden noch vor Ende dieses Jahres, und die drey letzten drey Monate später ausgegeben werden.

Sowie nun diese Auflage sich von allen frühern durch eine für das Auge gefälligere und bequemere Einrichtung unterscheiden wird, so hoffen wir auch durch die sorgfältigste Berücksichtigung alles dessen, was zu der innern zweck- und zeitgemäßen Umbildung des Werks erforderlich ist, unsere Achtung für das Urtheil des Publikums zu bethätigen.

Es sind nämlich:

Erstens die zehn Bände des bisherigen Hauptwerks in der sechsten Auflage mit dem 11. und 12. Bande, welche die Neue Folge des Conversations-Lexikons (4 Abtheilungen von A bis Z), sammt dem Anhange und den Nachträgen, ausmachen, zu Einem alphabetischen Ganzen von zwölf Bänden neu geordnet und in sich sachgemäß verbunden worden.

Zweytens haben die Durchsicht und die Umarbeitung oder die Ausbildung der einzelnen wissenschaftlichen Fächer Gelehrte und Schriftsteller vom Fache übernommen, welche sich schon um die frühern Auflagen und um die Neue Folge verdient gemacht hatten. Es sey erlaubt, hier Einige zu nennen.

Herr Professor Dr. Ludwig Choulant in Dresden hat das Fach der Anthropologie und der Medicin durchgesehen und verbessert;

Herr Karl Friedrich Alexander Hartmann in Blankenburg, das Fach der Mineralogie und der Bergwerkskunde;

Herr Hofrath Dr. Heinrich Hase in Dresden, das Fach der Archäologie und das der Literatur einiger neuern Sprachen;

Herr Staatsrath und Professor Dr. Ludwig Heinrich von Jakob in Halle, das Fach der Volks- und Staatswirthschaft;

Herr Major Freyherr Adolf von Landsberg in Dresden, das der Mathematik und der Kriegswissenschaften;

Herr Hofrath und Bibliothekar Dr. Wilhelm Müller in Dessau, das Fach der Literatur überhaupt, und das der alten Sprachen, sowie das der deutschen und der englischen Sprache insbesondere;

Herr Hofrath Dr. Joseph Nürnberger in Sorau, das der Astronomie und mehrer damit in Verbindung stehenden wissenschaftlichen Zweige;

Herr Geh.-Rath Dr. Karl Ernst Schmid in Jena, das Fach des Staats- und Völkerrechts, sowie das des positiven Rechts;

Herr Hofrath und Prof. Amadeus Wendt in Leipzig, das Fach der Philosophie überhaupt und der Kunst insbesondere;

so haben ferner noch andre von den bisherigen Mitarbeitern die Durchsicht ihrer Fächer oder einzelner Gegenstände übernommen.

Drittens hat die Redaktion dieser Auflage, für die wir das Glück hatten, den Herausgeber der neuen Folge, Herrn Professor Friedrich Christian August Hasse in Dresden zu gewinnen, in Verbindung mit den Herren Revisoren, einen größern Sachreichthum durch Raumersparniß, mittelst Zusammenziehung des verwandten Stoffes, Weglassung der Wiederholungen, Ausscheidung des minder Wichtigen und Gedrängtheit des Ausdrucks, zu geben sich bemüht. Insbesondere sind mehrere Fächer ganz umgearbeitet, viele neue Artikel, theils biographische, theils literarische u. a., aufgenommen, die vorhandenen berichtig

und bis auf die neueste Zeit fortgeführt, bey den wichtigern endlich sind die brauchbarsten Schriften angeführt worden.

In dieser dreyfachen Hinsicht können wir die siebente Auflage des Conversations-Lexikons mit Recht als eine

umgearbeitete und vermehrte

ankündigen. Uebrigens haben wir die Grundidee des Werks:

das Wissenswürdigste für allgemeine Bildung, aus dem Umfange der Wissenschaft, der Natur, der Kunst und des öffentlichen Lebens, auf eine der Gestalt, dem Charakter und dem Bedürfnisse der neuesten Zeit entsprechende Art kurz und deutlich darzustellen,

fest im Auge behalten.

Daß wir bey dieser durchgreifenden Verbesserung und Umbildung des Werks, sowie bey der äußern Ausstattung desselben keine Kosten gespart haben, folgt schon aus dem Angeführten. Dessenungeachtet ist der Preis dieser siebenten Auflage in 12 Bänden so niedrig, daß das ganze Werk, wenn man den damit verbundenenen Aufwand erwägt, noch immer verhältnißmäßig wohlfeiler seyn wird als alle ähnliche dieses Namens.

Die Preise sind für die verschiedenen Ausgaben folgendermaßen festgesetzt worden, wozu sie durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen sind:

1) auf weißem Druckpapier, Pränumerationspreis für das ganze Werk, 15 Thlr. oder 27 fl. rhein.

2) auf gutem Schreibpapier, 20 Thlr. oder 36 fl. rhein.

3) auf extrafeinem Velinpapier, 36 Thlr. oder 64 fl. 48 kr. rhein.

Sammler, die sich in portofreyen Briefen an den unterzeichneten Verleger wenden und den Betrag ihrer Bestellung gleich beyfügen, erhalten auf sechs Exemplare das siebente frey.

Um dem Publikum einen anschaulichen Begriff von der Druckeinrichtung dieser siebenten Auflage zu geben, haben wir Anzeigen davon mit derselben Schrift und in demselben Formate wie das Werk selbst drucken lassen, welche, so wie auch Probebogen in jeder Buchhandlung zu erhalten oder einzusehen sind.

Leipzig, den 1. Febr. 1827.

F. A. Brockhaus.

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Die lustigen Weiber von Windsor von Shakspeare. Neu und getreu übersezt. 8. geh. 18 gGr.

Es ist vielfach ausgesprochen, daß Shakspeare im Komischen wenigstens eben so hoch, als im Tragischen stehe. Nur wenige indeß können diese Behauptung gehörig würdigen; da die witzsprühende, gemeine Volksprosa, in der sich Falstaff und die übrigen Herren der komischen Charakteristik vernehmen lassen, den meisten eine unzugängliche Goldmine bleibt, zu der kein Wörterbuch die Wünschelruthe darreicht. Kein Lustspiel des großen Britten war deshalb weniger gekannt zu nennen, als seine bekannten „lustigen Weiber von Windsor," in welchem die Handlung bey weitem der handfesten Komik der handelnden Personen nachsteht. Eine Uebersetzung, wie die gegenwärtige, mit Laune und Liebe von einem Manne ausgearbeitet, der durch seine Geburt dem Engländer und Deutschen gleich nahe steht, eine Uebersetzung, die statt eines anatomirenden Kommentar's dem todtliegenden Stoffe Leben einhaucht, die mit einer seltenen Gewandtheit des Geistes die Individualität der vielen ergötzlichen Gestalten sondert, wird daher wesentlich zur richtigen Würdigung des größten Dichters beytragen.

Bey J. F. Steinkopf in Stuttgart ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Ueber die nächsten Ursachen der materiellen Erscheinungen des Universums von Sir Rich. Philipps. Nach dem Englischen bearbeitet von General v. Theobald und Prof. D. Lebret. Mit 4 Steintafeln. gr. 8. 1826. Preis roh 2 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Diese Schrift darf als eine der wichtigsten Erscheinungen im Gebiete der höhern Physik angesehen werden. Die bisherigen Erklärungen über die Ursachen der Erscheinungen des Universums genügen dem Verfasser nicht. Er stellt ein ganz neues wohldurchdachtes, zusammenhängendes System auf, das in einem hohen Grade die Prüfung der Physiker sowohl als aller derjenigen verdient, welchen daran gelegen ist, eine mehr als gewöhnliche Kenntniß von unserem Welt-All zu haben. Es ist daher zu hoffen, daß sich nicht nur Kenner der physikalischen Wissenschaften, sondern auch Lese-Gesellschaften, so wie denkende Männer insbesondere, dieses interessante Buch anschaffen werden.

Inhaltsanzeige: Kurze Uebersicht des neuen in diesem Werke enthaltenen naturwissenschiftlichen Systems. — Ueber den Bau und die physischen Gesetze des Weltalls: 1. Abschnitt. Grundzüge des Systems der Physik, so wie es von Keppler, Newton und ihren Nachfolgern gelehrt wurde. — 2. Von der wahren Universal-Ursache, ihren Haupt- und Neben-Eigenschaften, und ihren Unter-Arten. — 3. Von der Ursache des Falls der Körper gegen die Erde. — 4. Ueber den Weltraum, seinen Inhalt, und seine mechanischen Verbindungen. — 5. Ueber das Sonnensystem, und die Erscheinungen der Planeten und Kometen. — 6. Theorie der Ebbe und Fluth. — 7. Von den Veränderungen, welche auf der Oberfläche der Erde, durch ihre Bewegungen als ein Planet, erfolgen. — 8. Ueber atomische Bewegung und ihre Erscheinungen. — 9. Ueber Verbrennung, Licht, Farben und Schall. — 10. Ueber Elektricität, Galvanismus und Magnetismus. — 11. Allgemeine Blicke auf die thierische und die Pflanzen-Natur. — 12. Ueber die Erscheinungen von Schicksal und Nothwendigkeit. — Erläuterungen. — Meynungen neuerer Schriftsteller über die in diesem Werke abgehandelten Materien. — Nachschrift des Verfassers.

Bey Tobias Löffler in Mannheim ist so eben folgende interessante Schrift erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das deutsch-rheinische Landrecht als Resultat des Kampfes zwischen dem preußischen Landrecht und der auf dem linken Rheinufer be-

Nro. 13.

Intelligenz-Blatt.

1827.

Um Collision zu vermeiden, zeigt die Unterzeichnete an, daß in ihrem Verlag eine Ueberſetzung von

Manuscrits laissés par le général Foy

in kurzer Zeit erſcheinen wird.

Stuttgart, den 12. April 1827.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen iſt erſchienen:

Neueſte Staatsakten und Urkunden. 6ter Band. 4tes Heft.

Dieſes Heft iſt ganz den Angelegenheiten Portugals gewidmet. Außer dem Verlobungsakt zwiſchen der Königin Donna Maria und dem Infanten Don Miguel enthält daſſelbe die Aktenſtücke über den bewaffneten Einfall der in Spanien verſammelten portugieſiſchen Inſurgenten in ihr Vaterland, und über die Verhältniſſe Großbritanniens, Frankreichs und Spaniens zu Portugal. Dieſe letzteren ſind vorzüglich von allgemeinem Intereſſe, und enthalten in zwey Unterabtheilungen die Parlamentariſchen Verhandlungen, in ſo weit dieſelben als offizielle Aufſchlüſſe über dieſen Gegenſtand, anzuſehen ſind, ſowohl in Portugal als in Großbritannien und in Frankreich, dann die diplomatiſchen Noten in chronologiſcher Ordnung bis Ende des vorigen Jahrs. — Man erhält dadurch in einer Reihenfolge offizieller, vollſtändig und mit der größten Pünktlichkeit aus fremden Sprachen überſezter Urkunden eine umfaſſende und richtige Anſicht der wichtigen und folgenreichen Verhandlungen über einen Gegenſtand der die Aufmerkſamkeit von ganz Europa in Anſpruch nimmt. Dieſem Heft iſt das Regiſter über den V. und VI. Band beygefügt. — In den bisher erſchienenen ſechs Bänden dieſer Zeitſchrift ſind ungefähr 600 Urkunden und Aktenſtücke über die neueſten und wichtigſten Ereigniſſe in allen europäiſchen und außereuropäiſchen Staaten, von den zwey lezten Jahren, enthalten. Darunter befinden ſich 35 Traktate und Konventionen, die Eröffnungsreden, Dankadreſſen, Beſchlüſſe und dgl. von 17 ſtellvertretenden Verſammlungen in und außer Europa, als: Frankreichs, Großbritanniens, Portugals, der Niederlande, Ungarns, Polens, Baierns, Hannovers, Würtembergs, Badens, des Großherzogthums Heſſen, der ioniſchen Inſeln, Columbiens, Mexicos u. ſ. w. — Die wichtigſten Verfügungen in Folge der Regierungsveränderungen in Rußland, Portugal, beyden Sizilien und Baiern; die Manifeſte und Nachrichten über die Kriege der Engländer mit den Aſhantes und Birmanen; des Kaiſerreichs Braſilien mit Buenos-Ayres; Spaniens mit ſeinen überſeeiſchen Beſitzungen; der Türken mit den Griechen; Rußlands mit Perſien ꝛc. Die Verhandlungen über die kirchlichen Angelegenheiten verſchiedener europäiſchen und amerikaniſchen Staaten; die amtlichen Aufſchlüſſe über die innern Unruhen und Aufſtände in Braſilien, Rußland, Spanien, Portugal; die bemerkenswertheſten Veränderungen und Verordnungen in Bezug auf Verfaſſung und Verwaltung in Spanien, Portugal, Baiern, Mexico, Braſilien, Ober-Peru ꝛc. Die weſentlichſten Verhandlungen und Verfügungen, Handel und Schiffahrt betr.: darunter insbeſondere jene, welche auf die Rheinſchiffahrt und die Herſtellung einer Handelsſtraße über den Splügen und St. Bernhardienerberg Bezug haben; die intereſſanteſten Geſetze und Verordnungen verſchiedener Staaten, als: Frankreichs, Rußlands, Portugals, Braſiliens ꝛc.

Von dem Wichtigſten, was in und außer Europa, in einem Zeitraum von zwey Jahren ſich ereignet hat, findet man daher in dieſem Werke die amtlichen und folglich die zuverläſſigſten Aufſchlüſſe geſammelt. Es würde eine ziemlich werthloſe Kompilation ſeyn, wenn ſich die Redaktion darauf beſchränkte, in dieſe Sammlung die in manchen politiſchen Zeitſchriften und Tagblättern erſcheinenden Ueberſetzungen der Urkunden und Aktenſtücke aus fremden Sprachen aufzunehmen; denn nicht immer darf man ſich auf die Vollſtändigkeit und Genauigkeit von derley Ueberſetzungen verlaſſen. Daher beſtehet das vorzüglichſte Verdienſt der Redaktion dieſer Zeitſchrift in einer ſtrengen, aber eben deswegen auch ſehr mühſamen Prüfung und Berichtigung der aus fremden Sprachen überſezten Urkunden mit dem Urtext, wodurch dann größtentheils eine ganz neue Ueberſetzung derſelben veranlaßt wird. Der Staatsmann, der Geſchichtsſchreiber, der aufmerkſame Beobachter ſeiner Zeit, wird den Werth ſo einer Sammlung zu würdigen wiſſen. Die Redaktion iſt zufrieden, wenn ſie in Anerkennung ihres redlichen Beſtrebens von kompetenten Richtern in die Kategorie früherer Sammler, als: Dümont, Rouſſet, Leonard, Leibnitz, Faber, Koch, Schmauß, Reuß, Wenk, Martens, Schöll u. a. geſezt wird, deren Sammlungen ſtets einen unverkennbaren Werth beybehalten werden.

Um die Anſchaffung der bisher erſchienenen 6 Bände zu erleichtern, ſind dieſelben bis 1. Sept. d. J. im herabgeſezten Preis von 8 fl. zu haben; von den nachfolgenden Bänden koſtet jedes Heft 40 kr. oder ein Abonnement von 4 Bänden in 12 Heften 8 fl.

Anzeige.

Mit der, für Gartenfreunde erfreulichen Frühlings-Zeit dürfte nicht unpaſſend zugleich die Anzeige eines Buches erſcheinen und deren Berückſichtigung empfohlen werden, das ſicherlich verdient, den vorzüglichſten Werken über Gartenkunſt an die Seite geſtellt zu werden; indem es ſowohl ſeines Inhalts als ſeiner Bearbeitung wegen entſchiedene Vorzüge beſizt.

Taschenbuch des verständigen Gärtners. Aus dem Französischen übersezt von J. F. Lippold. Nebst bedeutenden Zusätzen und Verbesserungen von den bekannten Kunst- und Handelsgärtnern, Gebrüder Baumann zu Bollweiler im Dept. Oberrhein. 2 Bände in gr. 8. Mit 31 lithographirten Tafeln. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1824. Preis 6 fl. 36 kr.

Dies Werk vereinigt mit der möglichsten Kürze eines Almanachs alle Vollständigkeit eines Lexikons. Es enthält nämlich, nebst einigen Anzeigen mehrerer interessanten Werke über Botanik und Gärtnerey, so wie über die in Europa vielleicht einzigen Pflanzungen der Gebrüder Baumann in Bollweiler, nachstehende Abschnitte:

1) Wettervorbedeutungen. — 2) Hauptgrundsätze der Vegetation. — 3) Pariser und deutscher Gartenkalender. — 4) Mittel gegen schädliche Insekten und andere Pflanzenfeinde. — 5) Beschreibung der nöthigen Gartenwerkzeuge und Geräthschaften. — 6) Erklärendes Wörterbuch der Kunstsprache der Gärtnerey und Botanik. — 7) Vergleichende Tafel der neuen und alten Pariser Maße und Gewichte. — 8) Uebersicht und Erklärung der künstlichen und natürlichen Pflanzensysteme Tourneforts, Linne's, Thunberg's, Jussieu's und Decandolle's. — 9) Vorkenntnisse der Gärtnerey überhaupt und der Pflanzenphysiologie insbesondere. — 10) Deutsche, lateinische, französische und englische Benennung nebst Beschreibung und Behandlung:

a) der Gemüs- oder Küchenkräuter, — b) der Gewürzpflanzen, — c) der Futterkräuter, — d) der Getreidearten, — e) der Oel- und andern Gewächse für den Haus- und Kunstgebrauch, — f) der Obstbäume und Sträuche, — g) der Blumenzwiebeln, Knollen- und Klauengewächse, — h) der übrigen Zierpflanzen und Stauden, — i) der Zierbäume und Sträuche, — (jeden dieser Abschnitte alphabetisch geordnet). —

11) Allerneueste Nachträge und Zusätze. — 12) Kurzes Wörterbuch der morgenländischen Blumensprache. — 13) Erklärung der lithographirten Tafeln. — 14) Vollständiges Sachregister. — 15) Genaues Namenregister der Pflanzengattungen in den oben gedachten 4 Sprachen. — Endlich 16) die lithographirten Zeichnungen, welche die verschiedenen Formen der wichtigsten Pflanzentheile, die mannichfaltigen Methoden der Pflanzenvermehrung durch Pfropfen, Okuliren, Stecklinge, Ableger und Anhänge, den alten und neuen Spalierzug, alte und neu erfundene Acker- und Gartenwerkzeuge, auch Mistbeete und Gewächshäuser einfach und deutlich vorstellen. — Ueberhaupt aber sind mehr als 2000 Pflanzenarten nebst etwa 1300 Spiel- und Abarten derselben, ohne die zahllosen Varietäten der Hyacinthen, Narzissen, Tulpen, Anemonen, Schwertlilien, Aurikeln u. s. w., mit ihrer Behandlung in diesem Werke beschrieben. —

Wie zweckmäßig übrigens Theorie und Praxis der Gärtnerey in diesem Werke verbunden sey, erhellt theils aus der Thatsache, daß das französische Original seit 1754 fast ununterbrochen alle Jahre, neu aufgelegt, vermehrt und verbessert, unter dem Titel: Almanac du bon jardinier erschienen ist und noch jährlich neu erscheint; theils aus dem durch mehr als 20jährige Erfahrung bewährten Zeugnisse der Gebrüder Baumann in ihrem Preiskataloge von 1823, welches wörtlich also lautet:

„Die in diesem Werke gegebenen Anweisungen zeigen, „wie aufgeklärt, kenntnißreich und erfahren die Verfasser „in allem dem sind, was den Gartenbau angeht, ihre „Grundsätze, Erklärungen und Verfahrungsarten sind so „interessant, daß die geschicktesten Gärtner einem so „wichtigen Werke huldigen müssen. — Demnach halten es „die Gebrüder Baumann für überflüssig, mehr darüber „zu sagen und laden die Gartenliebhaber nur ein, die „lehrreichen Vorschriften dieser berühmten Agronomen „(Vilmorin, Noisette, Féburier u. a.) in Allem, „was den Gartenbau betrifft, zu befolgen, sicher wird „sich jeder dadurch befriedigt fühlen." —

Daß endlich das französische Original durch die vorliegende Uebersetzung an Gemeinnützigkeit, namentlich durch die Zusätze und Verbesserungen der Hrn. Gebrüder Baumann, gewonnen habe, davon kann sich leicht jeder Kenner selbst überzeugen. — Auch hat die Verlagshandlung durch Deutlichkeit des Druckes, Güte des Papiers und möglichste Wohlfeilheit des Preises nach Kräften dafür gesorgt, dieses Gartenbuch allen, selbst den weniger bemittelten Gärtnern und Gartenliebhabern bestens zu empfehlen.

In der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg ist erschienen und in allen deutschen Buchhandlungen zu haben:

Vierzig vorzüglich wirksame Mittel zur Vertreibung und Vertilgung der Ratten, Mäuse, Kornwürmer, Schaben, Wanzen, Motten, Kohl- und Baum-Raupen, Erdflöhe, Ohrwürmer, Ameisen und noch andere die Pflanzen zerstörende Insekten, zum Nutzen für Jedermann. Preis 7½ sGr. oder 6 Gr. Cour.

Die Kunst seine Gesundheit zu erhalten, und wieder herzustellen, die Schönheit zu vervollkommnen und ein hohes Alter zu erreichen. Nebst einem Anhange geprüfter Mittel gegen die gewöhnlichen Krankheiten im menschlichen Leben. 8. brosch. Preis 8 Gr.

Die unterzeichnete Verlagshandlung hat von dem bekannten, bereits in der siebenten Auflage erschienenen:

Handbuch der französischen Sprache und Literatur, von L. Ideler und H. Nolte, achtzig Bogen in gr. 8.

unter dem Titel:

Manuel de la Langue et de la Littérature françoise ou morceaux choisis des principaux auteurs en prose et en vers, rangés par ordre chronologique et enrichis de notices biographiques et de notes. 2 Vols.

deshalb eine Ausgabe mit französischen Biographien und Anmerkungen veranstaltet, theils, weil sie glaubt, daß auch mehreren inländischen Schulen hier-

mit gedient seyn werde, theils und insonderheit, um dies Werk nicht auf die Lehranstalten Deutschlands zu beschränken, und auch im Auslande den Gebrauch desselben zugänglich zu machen. Ein Nebenzweck war aber zugleich, ähnlichen Verstümmelungen dieses Werks vorzubeugen, wie dasselbe in England erfahren hat, wo es schon im Jahre 1820 in der zweyten Auflage zu London unter dem Titel erschien:

Chefs d'Oeuvre of French Literature consisting of interesting extracts from the classic French Writers in Prose and Verse with biographical and critical remarks on the authors and their works.

Druck und Papier dieses Abdrucks sind empfehlend, aber die biographischen Notizen strotzen von Fehlern und sind auch in die Ausgabe übergegangen, welche ein verstorbener deutscher Gelehrte, (die englische Ausgabe für das Original haltend!) von demselben veranstaltet und unter dem Titel „Meisterstücke der französischen Literatur, zu Leipzig im Jahre 1822" erscheinen ließ.

Wenn die beyden lezten Abdrücke des „Handbuchs der französischen Sprache" einen neuen Beweis von dem Werth und der Brauchbarkeit dieses Werks liefern, so wird dasselbe ohne Zweifel auch in der, unter dem obigen Titel: „Manuel de la Langue et de la Littérature françoise" erschienenen rechtmäßigen und correkten Ausgabe einzelnen Freunden der französischen Sprache und Literatur, so wie den Schulen des Inlandes und des Auslandes willkommen seyn. Die Preise für beyde Bände sind: Auf Schreibpr. geb. 5 Rthlr., auf engl. Papier 4½ Rthlr., auf Druckp. 3½ Rthlr. Der Nachdruck kostet in London 7 Rthlr.

Berlin, im Februar 1827.

G. C. Nauck's Buchhandlung.

Zur Ostermesse d. J. erscheint in unserm Verlage:

Die Radier- und Aetzkunst in ihrem ganzen Umfange, oder gründliche Anweisung alle Arten Zeichnungen mit leichter Mühe auf Kupfer-, Zink- und Zinnplatten sehr täuschend nachzuahmen. Mit 20 Probeblättern, 2te umgeänderte und verbesserte Auflage. gr. 4. geh. 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr. Subscriptionspreis.

Ausführliche Ankündigungen hiervon, so wie ein

Bericht über Tischbeins sämmtliche Kupferwerke und Kupferstiche, welche kürzlich bey uns erschienen sind und im Laufe d. J. noch erscheinen,

sind in allen Buchhandlungen unentgeldlich zu haben.

Zwickau, im März 1827.

Literatur- und Kunst-Comptoir.

Neues Taschenbuch für 1828.

In den Blüthenkränzen, welche die Dichter den Freunden und Freundinnen anmuthiger geistreicher Unterhaltung alljährlich weihen, sind wohl die zartesten, lieblichsten Blumen die, welche den Ernst der Geschichte mit dem Romantischen vereinigen, und Wahrheit und Phantasie so innig mit einander verbinden, daß die Wahrheit sich den Schmuck der Phantasie, diese aber die Treue und das Interesse jener zu eigen macht.

Unter allen gespendeten Kränzen war bis jezt keiner, der ausschließlich nur aus diesen Blüthen gewunden war, und unter den vielen und mannichfaltigen Taschenbüchern keines, das dem Historisch-Romantischen allein angehörte. Um diesen, aus den Lieblingsblumen unserer Zeit gewundenen Kranz nicht unter seinen Brüdern fehlen zu lassen, wird in unserm Verlage im zukünftigen Herbste ein Taschenbuch unter dem Titel:

Vielliebchen
historisch romantisches Taschenbuch
für
1828,
von A. v. Tromlitz
mit Kupfern

erscheinen, welches größere Erzählungen, nur allein von diesem, als historischen Erzähler gewiß jedermann bekannten Dichter enthalten wird. Die von dem Verfasser absichtlich ganz verschiedenartig gewählten Begebenheiten, die hierdurch natürlich herbeygeführte verschiedene Bearbeitung derselben wird auch den befriedigen, der Mannichfaltigkeit vor Allem liebt, die elegante Ausstattung aber dem Titel entsprechen, welcher bey Gelegenheit des allgemein beliebten Vielliebchens dieses Taschenbuch besonders zu einem passenden Geschenke weiht.

Beym Oeffnen dieses Taschenbuchs soll, wie bey dem der Zwillingsmandel, welcher der Titel seine Entstehung verdankt, der Leser doppelte Kerne finden: Geistesnahrung und Augenweide.

Leipzig, im April 1827.

Industrie-Comptoir.

Bey Fr. Laue in Berlin ist vollständig erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

Der Maurer,
Oper in 3 Akten von
D. F. E. Auber

vollständiger Klavierauszug von C. F. Ebers mit deutschem und französischem Text (43 Bogen stark). Preis 4½ Rthlr. (d. k. 6 fl. 15 kr. Conv. M. oder 7 fl. 30 kr. rhein.) — Auch werden die verschiedenen Nummern einzeln gegeben.

Der Stich (nicht Steindruck) dieser Ausgabe ist deutlich und correkt. Die deutsche Uebersetzung ist so gewählt, daß sie sich möglichst eng der Musik anschließt. Das Arrangement ist leicht zu exekutiren.

In demselben Verlag ist erschienen:

F. Mendelsohn Bartholdy

Oeuvre 3, drittes Quartett f. Pfte., V. Viola, Vello à 2½ Rthlr.
— 4, Sonate f. Pfte. mit V. à 1½ Rthlr.
— 6, Sonate f. Pfte. allein à 1⅓ Rthlr.
— 7, sieben Charakterstücke f. d. Pfte. à 1½ Rthlr.

Zu dem vor mehreren Jahren in meinem Verlage erschienenen und mit so vielem Beyfall aufgenommenen

Nr. 33.

Kunst-Blatt.

Montag, den 23. April 1827.

Nekrolog.

Jaques Louis David, erster Maler des Kaisers Napoleon, Offizier der Ehrenlegion, Mitglied des Instituts. *)

Jaques Louis David ward geboren zu Paris im Jahre 1748; sein Vater, ein Eisenhändler auf dem Platze de la Ferraille, wurde durch einen Säbelhieb in einem Zweykampf getödtet, der aus einer Liebesintrigue entstanden war. Sein Sohn wurde gewissermaßen angenommen und erzogen von einem Hrn. Büron, Entrepreneur königlicher Gebäude. Als er seine ziemlich mittelmäßigen Studien im College des Quatre Nations geendet hatte, drangen sein Onkel und seine Mutter in ihn, sich der Architektur zu widmen, aber er ergriff diese Laufbahn nur mit Widerwillen, die Natur hatte ihn zu einer andern bestimmt. David zeigte von seiner frühesten Jugend und während seiner Studienzeit einen unwiderstehlichen Hang zur Malerey. Boucher, dessen Name schon eine Epoche in unser Gedächtniß zurückruft, in welcher ein schlechter Geschmack die ganze Schule verdorben hatte, war ein Verwandter des jungen David; seine Mutter schickte ihn zu dem Künstler einen Brief zu überbringen, als dieser gerade in seinem Atelier beschäftigt war eine Venus zu malen. Boucher las das Schreiben, wendete sich, als er geendet hatte, zu David und fand diesen in tiefer Betrachtung versunken. Nachdem er ihn einige Zeit beobachtet hatte, redete er ihn an und fragte: ob er die Malerey liebe? Der junge Mensch antwortete mit einer Stimme und einer Bewegung, die Boucher hinlänglich zeigten, daß Nichts in der Welt ihn von seinem innern Beruf zurückhalten werde. Seine Mutter gab endlich einer so entschieden ausgesprochenen Neigung nach und ersuchte Boucher, der damals erster Maler des Königs war, ihren Sohn in seine Schule aufzunehmen; aber Boucher, obgleich er der Mode huldigte, schien doch alles Falsche und Gefährliche in seiner Manier einzusehen und gab den jungen David lieber bey Vien, Maler des Königs, Mitglied der königlichen Akademie und Professor seit 1750 in die Schule. Vien suchte mehr durch seinen Rath als durch sein Beyspiel die Schule auf eine bessere Bahn zurückzuführen, er gewann seinen Schüler lieb und die Kunst kann sich glücklich schätzen, daß David unter seinem Einflusse gebildet worden ist.

Sédaine, ein Gelehrter und beständiger Sekretär der Bauakademie, Davids Pathe, bewies ihm viele Freundschaft und gab ihm eine Wohnung im Louvre; hier führte David seine ersten Arbeiten aus. Nachdem er mehrere Jahre unter Viens Anleitung seine Studien gemacht hatte, wollte er um den großen Preis concurriren; bey dem ersten Concurs 1772, wo er schon 24 Jahre alt war, erhielt er den zweyten Preis, im vierten Concurs ward seine Arbeit endlich gekrönt. In der Zwischenzeit lernte er Fräulein Guimard kennen. Der Architekt Lebour hatte für sie ein sehr schönes Haus gebaut, dessen Salon mit Malereyen verziert werden sollte; Fragonard hatte einige begonnen und David ward beauftragt sie zu vollenden. Diese Productionen, denen er zwey Jahre widmete, zeigen deutlich die Zeit, in der sie entstanden sind; erst mehrere Jahre nachher, unter dem schönen Himmel Italiens, entsagte der Künstler seiner ersten Manier.

Im Jahre 1775 ward Vien zum Direktor der Schule zu Rom ernannt; zu dieser Zeit verlebten die jungen Leute, die den großen Preis bekommen hatten, auf Kosten der Regierung drey Jahre unter einem Meister in Paris und eben so lange zu Rom; aber Vien machte David den Vorschlag alsbald mit nach Rom zu gehen,

*) Wir geben diese biographische Notiz aus der Feder eines französischen Correspondenten, dessen Urtheil sich hier so unparteyisch ausspricht, wie es von einem Landsmanne Davids nur irgend zu erwarten ist. Was nach deutscher Kunstansicht noch über den Meister und seine Werke zu sagen wäre, wird theils von dem Leser selbst leicht ergänzt werden, theils bey einer andern Gelegenheit nachgetragen werden können.

D. R.

und dieser verließ, ohne sich zu bedenken, seine Familie und wanderte mit dem Meister.

Davids Auge war noch befangen für das, was man die französische Manier nennt; er antwortete denen, welche die Arbeiten Bouchers tadelten: „Meine Herren! nicht jeder ist Boucher, der es seyn will" und denen, welche die italienische Schule rühmten: „Laßt uns Franzosen seyn." Als er aber im Dome zu Parma die bewunderungswürdigen Malereyen Correggio's sah, war er dermaßen hingerissen, daß Vien es bemerkte und ihm rieth seinen Enthusiasmus für Rom zu sparen, dorten die Schätze zu vergleichen, dann erst zu urtheilen und zu wählen.

Nachdem sie endlich in dieser ruhmvollen Stadt, die in neuern Zeiten nur den Künsten ihre Auszeichnung verdankt, angekommen waren, verlangte Vien von seinem Zögling, daß er sich anfangs ausschließlich dem Studium der Antike und der großen Meister widmen möge. Obgleich David von der Nützlichkeit dieser Arbeiten keinen Begriff hatte, so gehorchte er doch, und bald fiel der Schleyer von seinen Augen; das Schöne trat an die Stelle des Fantastischen, und nach einer Reise nach Neapel, wo er den fleißigen Archäologen Quatremère de Quincy kennen gelernt hatte, nahmen seine Ideen eine ganz neue Richtung.

Dem heilsamen Rathe Viens verdankt man die zahlreichen Studien nach Antiken, die man bey der nach seinem Tode veranlaßten Ausstellung sehen konnte; man bemerkte an ihnen im Allgemeinen eine gewisse Verzagtheit; seine Hand war noch nicht an die Zeichnung der Antiken gewöhnt.

Während dieser ersten Reise machte David eine Copie von Valentins Abendmahl und das Gemälde, welches die Verpesteten darstellt. In dem ersten dieser Werke offenbart er die ganze Gewalt seines Pinsels; das zweyte, welches noch Spuren der französischen Manier, für welche David so eingenommen war, enthält, zeigt solche Schönheiten, daß David allgemeinen Beyfall einärntete; es war 1781 ausgestellt und befindet sich jezt im Lazareth zu Marseille. Die Composition ist großartig und kräftig; der heilige Rochus ist ein schöner Charakter und die ganze Darstellung macht einen lebendigen Eindruck: man bemerkte unter andern Figuren einen Verpesteten, welcher das Haupt in Linnen eingehüllt, mit einer stoischen Entschlossenheit den Tod erwartet. Battoni, damals der erste Maler Roms, sagte dem Künstler viel Schönes über dieses Werk, was David desto mehr schmeicheln konnte, weil die Italiener gewöhnlich die übrigen Nationen für unfähig zur Ausübung der schönen Künste halten.

David hatte dieses Gemälde im Geheim gemalt und lud erst, nach dessen Vollendung, seine Mitschüler ein es zu sehen. Dieses Werk zeigte so sehr die Ueberlegenheit Davids über alle seine Genossen, daß sie, sey es aus einem geheimen Gefühl der Eifersucht, sey es aus Erstaunen oder wegen der neuen Art, welche David befolgte, alle bey dem ersten Anblick verstummten. Giraud brach endlich das Stillschweigen und sagte: „warum sagen wir nicht ganz einfach, daß das Gemälde sehr schön ist?" Diesem Geständniß folgten so lebhafte und ausgelassene Beyfallsbezeigungen, wie nur die Tugend deren fähig ist.

Nach Paris zurückgekehrt vollendete David 1780 sein Gemälde von Belisar, wie er erblindet vor den Mauern von Constantinopel um Almosen bettelt, ein Knabe der vor ihm zwischen seinen Knieen steht, empfängt die milde Gabe. Durch dieses Werk erwarb er sich im folgenden Jahr einen Ehrenplatz in der königlichen Akademie; der Churfürst von Trier kaufte es und später kam es in die Gallerie Lucian Bonoparte's. Einige Zeit hernach wiederholte es David in verkleinertem Maaßstab; diese Wiederholung trägt die Jahrz. 1784 und befindet sich im Museum. 1) In diesem Gemälde kann man schon den Ideengang deutlich sehen, den David in seinen Werken befolgte; er wich nicht mehr von ihm ab; alle seine freyen Productionen zeugen von einer Kraft, von einem Nachdruck, die allein schon hinreichend gewesen wären, ihn zu einem ausgezeichneten Rufe emporzuheben.

Im Jahre 1783 präsentirte David, um seine Aufnahme als wirkliches Mitglied bey der Akademie zu bewirken, das Gemälde: Andromache, wie sie den Hektor beweint, welches noch zur ersten Manier des Meisters gehört. Die Gestalt Hektors ist von der größten Schönheit; das von den Schultern getrennte Haupt von bewunderungswürdigem Charakter und Ausdruck, der Torso ein Meisterstück der Wissenschaft, — es ist die ohne alles System mit großer Kraft und Talent dargestellte Natur. Andromache und Astyanax zeigen noch Spuren von den ersten Studien des Malers. David ward einstimmig aufgenommen; wahrscheinlich legte er seinen Richtern auch eine Zeichnung vor, 2) deren Inhalt ebenfalls aus dem Homer genommen ist: sie stellt den Hektor dar in dem Augenblick, wo er die

1) Diese Wiederholung ist eigentlich von Hrn. Favre, unter den Augen des Meisters gefertigt und gestochen von Morel.

2) Vie de David par M. A. Th. S. 23.

Andromache verläßt, um gegen Achilles zu kämpfen, — diese Zeichnung war nach dem Tode des Meisters ausgestellt.

Ungefähr zu derselben Zeit verfertigte David auf Ersuchen der Gräfin von Noailles einen Christus für die Kirche der Capuziner zu Paris. Chaussard erzählt bey Gelegenheit dieses Gemäldes eine lustige Anekdote.

„Dieser Christus, sagt er, ist ein schöner mit vieler Einsicht ausgeführter Akt, dessen anatomische Darstellung vollkommen gelungen ist, nur spielt die Farbe etwas ins Bläuliche. Die Marschallin war anfangs sehr für das Bild eingenommen, bis es sich zeigte, daß ein schöner französischer Gardist dazu Modell gestanden hatte; dieses machte sie besorgt, sie schickte das Gemälde dem Künstler zurück, mit dem Bedeuten, daß sie niemals vor solch einem Gemälde niederknieen könne. Der Künstler bemerkte, daß die Gesinnung Alles heilige, und setzte, um sie zu beruhigen hinzu, daß er ihr mehrere Nymphen nennen könne, nach welchen Muttergottesbilder verfertigt worden seyen, aber es half Alles nichts, es kam zum Proceß, den der Künstler gewann; das Recht und die Lacher waren auf seiner Seite." 3)

Es scheint, daß David es später bereute sich mit einem Gegenstande beschäftigt zu haben, für welchen er keine Begeisterung in sich fühlte, denn die Erinnerung daran war ihm immer unangenehm.

David heirathete die Tochter des Hrn. Péconl, Entrepreneurs der königlichen Gebäude. In die Akademie aufgenommen fühlte er das Bedürfniß nochmals in die Hauptstadt der Künste zurückzukehren, wozu ihm Herr Péconl, der sich bey der Verheirathung seiner Tochter sehr großmüthig gezeigt hatte, behülflich war. David nahm seine Frau und seinen Schüler Drouais mit, der in die Fußstapfen seines Lehrers treten sollte und so jung ein Raub des Todes geworden ist. 4)

David vollendete zu Rom im Jahre 1784, den Eid der Horazier, worüber ihn der alte Vattoni außerordentlich lobte. 5) Er bat ihn sich ganz in Rom niederzulassen, David konnte sich nicht dazu entschließen; er schickte sein Gemälde nach Paris, wo es mit Entzücken aufgenommen wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

3) Le Pausanias français, ou description du Salon de 1806, publiée par un observateur impartial S. 152.

4) Chaussard führt (S. 340) einen Brief Davids an, nach welchem es scheint, als habe der Lehrer dem Schüler nachgeeifert. „Ich begleitete ihn sowohl wegen der Liebe zu meiner Kunst als zu seiner Person; ich konnte gar nicht mehr ohne ihn seyn, ich hatte selbst Vortheil von meinen Lektionen; die Fragen, die er deßhalb an mich richtete, werde ich in meinem Leben nicht vergessen: ich habe meine Nacheiferung verloren."

5) Er sagte bey dieser Gelegenheit zu D.: tu ed io, soli, siamo pittori; pel rimanente si puo gettarlo al fiume. Du und ich allein sind Maler! alles übrige kann man ins Wasser werfen.

Rom im März 1827.

(Aus einem Briefe des Freyherrn O. v. Stackelberg an den Herausgeber.)

(Beschluß.)

Diese Vorstellungen, wie auch einfassende Palmetten- und Lotus-Zierrathen sind in Umrissen eingegraben. Die Composition ist trefflich und voll Leben, die Zeichnung edel, weniger als in den übrigen Theilen, in den Köpfen, in denen etwas Unhellenisches sich verräth; dennoch gehört dieses Kunstwerk zu den besten der Art.

Die Gruppe zweyer kleiner Rundbilder, — eine Nymphe und ein Faun, der ihr im Scherz das Gewand wegzuziehen strebt, beyde auf einer kleinen Platte stehend, — mag auf dem Deckel, den Knauf zu bilden, befestigt gewesen seyn, war jedoch abgelöst vorhanden.

Der Aussage nach wurde auch ein gemeiniglich für einen Spiegel angesehenes flaches Geräth mit Handhabe in der Cista gefunden, welches wahrscheinlicher für eine zum Ausguß von Salz- und Gerstenkörnern bey Opferhandlungen dienende Patera zu halten ist, wie die Form und die ebenfalls in Umrissen eingegrabene Vorstellung auf ihrer innern Fläche schließen läßt. Diese Vorstellung scheint in Zusammenhang mit den vorerwähnten an der Cista gedacht, indem die Ermordung der Braut des Achilles, Polyxena, darin erkannt werden dürfte, durch welche Neoptolem den Tod seines Vaters bey der Hochzeit rächet. Sie hat das Säulengestell eines Idols, vermuthlich nicht der Minerva, sondern der Artemis, welche zu den Hochzeitgöttern gehört, umfaßt, während sie von dem Helden mit dem Schwerte bedroht ist, dessen Arm ein hinter ihm vortretender geflügelter Jüngling ergriffen; unentschieden bleibt, ob den Streich zu hindern oder zu lenken. Er-

steres, wie auch die Zweydeutigkeit des Idols, würde gelten können, wenn man Ajax und Cassandra, Letzteres, wenn man Neoptolem und Polyxena erblicken will, was passender scheint. Da die Zwischenkunft von höhern feindlichen Wesen häufig zum Ausdruck verderblicher Fügungen des Zufalls in Mordscenen und Kämpfen bey Homer dient, da die geflügelten Todeskeren auf dem Kasten des Cypselus vorkommen, auf einer bekannten Vase ein Flügeljüngling im Zweykampf der Helden den Todesstreich versetzend einen derselben niederstürmt, so könnte der Flügeljüngling auch hier ebenso genommen und für einen Todesgott, für Thanatos gehalten werden, den nach dem Mythus Sisyphus einst fesselte, der in früheren Zeiten activer dargestellt wurde als im späteren ruhenden Genius mit der gesenkten Fackel.

Die Zeichnung der Figuren auf diesem Geräth ist überaus nachlässig und ganz verfehlt, und in so fern schickt es sich keineswegs zu der Ciste, doch könnte es immerhin dazu gehören, und als ein Werk von einem geringen Künstler oder aus späterer gesunkener Zeit in derselben sinnvollen Absicht hineingelegt worden seyn, die es anzudeuten scheint.

Bedenkt man die hier erwähnten Vorstellungen, so muß der Mangel der Beziehung auf Mysterien, für welche höchstens die abgesonderten Rundbilder des Fauns und der Nymphe sich anführen lassen, bey der auf mystischen Gebrauch hinweisenden Form des Gefäßes auffallen, wüßten wir nicht, daß in solchen Bronzecisten öfters schon Gebeine, Asche, Strigillen, Lanzenspitzen u. a. m. gefunden wurden. Hiezu stimmt vorzüglich die Hauptvorstellung der Leichenfeyer, in welcher die Befriedigung der nach Lebensblut sich sehnenden Manen mit dem in allen drey Vorstellungen vorwaltenden Begriff der Rache übereinkommt; auch scheinen sie nicht ohne Grund aus dem Mythus des Achilles gewählt, sey nun eine besondere Anspielung auf Persönlichkeit des Verstorbenen, oder überhaupt der Gedanke an den bey Sonnenuntergang beweinten Mann der Trauer, wie im Namen des Achilles, beabsichtigt. Es drängt sich daher von selbst die Vermuthung auf, welche durch mehrere vorhandene marmorne Graburnen in Cistenform bestätigt wird, daß solche Bronzecisten überhaupt Aschengefäße in erborgter geweiheter Form sind, wovon mich längst schon die Betrachtung der Grabdenkmäler überzeugt hat. Ich weiß nicht, ob diese Ansicht schon ausgesprochen worden. Die oben auf dem Deckel ehemals eingefügte bacchische Gruppe kann bey der häufigen Anbringung von bacchischen Gegenständen auf Grabgefäßen, für welche sie vollkommen geeignet sind, uns keineswegs in der Meinung stören.

Außer diesen Bronzewerken hatte Hr. Durand einige treffliche gemalte Vasen in Neapel, und aus dem Nachlaß des Prior Laurenti in Rom eine der größten und interessantesten Lampen gekauft. Unter den Vasen zeichnete sich besonders ein kleines Präfericulum, die Perle unter den hiesigen Vasen, durch unvergleichliche Schönheit und Feinheit der Zeichnung aus, wie ich nur unter den Vasen in Griechenland angetroffen habe, daher ich vermuthe, daß sie aus diesem Lande stammte. Drey kleine Figürchen, zwey fliehende Jungfrauen und ein zwischen ihnen schwebender Flügelknabe, zieren das Gefäß. Eine andere Vase interessirt weniger durch die Zeichnung, welche wohl sorgfältig und sicher, aber durch ins Kurze übergehendes Verhältniß der Figuren mangelhaft ist, als durch die Composition und nicht gewöhnliche Behandlung des Gegenstandes. Ein bacchischer Zug ist vorgestellt. Alle Gestalten haben barbarische, indische oder scythische Tracht, doppelte kurze Aermeltuniken — von denen die unteren, schlichten, feingefalteten, etwas länger als die oberen, vielgestickten sind — und ebenfalls gestickte Anaxyriden. Eine tanzende Schaar schwärmt vor und hinter einem, auf einem Kameel sitzenden, bärtigen Mann, den man für einen indischen Bacchus halten könnte, wäre er nicht, wie die übrigen kurz gekleidet; vielleicht soll man an einen barbarischen König denken, der die bacchische Feyer begeht. Er sitzt nach Weibersitte seitwärts auf dem Sattel, und beyde Füße ruhen auf einem, an Bändern hängenden Brette, wie noch heutiges Tages, aber wohl sonst nirgends auf antiken Werken gesehen wird. Armspangen, Perlen u. dgl. Zierden sind erhoben aufgetragen und zum Theil noch mit Vergoldung erhalten, was nur auf atheniſchen Vasen öfters vorkommt.

Die große Lampe hat die Form eines zwanzigrudrigen Schiffs, die Ruderbrücke oben zu beyden Seiten angebracht; unten auf dem Boden des Gefäßes steht: ΛΑΒΕΜΕΤΟΝΗΑΙ ΟΣΕΡΑΠΙΝ. (Empfange mich den Sonnenserapis.) Auf dem Verdeck sind folgende Gegenstände, außer den seitwärtsstehenden Ruderbänken, und zwar unter einander gestellt, von dem Schiffshintertheil beginnend: 1. Serapis, ein Ruder in der Rechten haltend, neben einer weiblichen Figur mit Füllhorn und Mauerkrone, vielleicht Rhea oder Gäa, stehend. 2. Ein Dioskure das Roß haltend. 3. Die Inschrift: ΕΥΠΑΘΙΑ Wohlbefinden. 4. Eine krüppelhafte Zwergfigur aus einem Gefäße gießend, und diese steht der Oeffnung des Dochtes am nächsten.

Es wäre zu wünschen, daß diese Kunstsachen bald in sorgfältigem Kupferstich erschienen.

Nr. 34.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 26. April 1827.

Nekrolog.

Jaques Louis David, erster Maler des Kaisers Napoleon, Offizier der Ehrenlegion, Mitglied des Instituts.

(Fortsetzung.)

Dieses Gemälde hatte einen außerordentlichen Einfluß auf die Schule und selbst auf die Mode; der Geschmack und der Styl aller Dinge veränderte sich; der Maler erfuhr aber bey dieser Gelegenheit Unannehmlichkeiten, die aus dem Oppositionsgeist entsprangen. Der Eid der Horazier war für den König durch Hrn. Angivilier, General-Direktor der königlichen Gebäude, bestellt; David führte das Gemälde in einem größern Maaßstab aus, als verlangt war; Angivilier machte ihm deßhalb nicht allein Vorwürfe, sondern tadelte auch das Bild sehr. Die Zeit hat dem Künstler Gerechtigkeit widerfahren lassen; das Bild blieb was es wirklich ist, ein Werk voll der ausgezeichnetsten Schönheiten, welches aber doch der Kritik manche schwache Seiten darbietet. So scheint z. B. die Gruppe der Frauen in Beziehung auf das Malerische ein Fehler; der Künstler wollte um einen Gegensatz hervorzubringen, von der einen Seite zeigen, wie die Begeisterung für den Ruhm die zartesten Gefühle beschwichtigt, und von der andern eine Mutter, eine Geliebte und Kinder, die vergebens in der Vaterlandsliebe ein Mittel suchen, ihren gerechten Schmerz zu unterdrücken; und in der That, die Horazier mochten Sieger oder Besiegte seyn, ihr Tod wie ihr Sieg würde immer Thränen erregt haben.

Ich glaube, daß der Künstler die Gränzen, welche Malerey und Dichtkunst scheiden, überschritten hat. Der Dichter konnte nach und nach die Entzückungen der Krieger, die Schmerzen der Mutter und Geliebten hören lassen; aber der Maler konnte, ohne die Einheit aufzuheben, keine zwey so verschiedene Gruppen in einem Gemälde anbringen. Zwar ist die Frauengruppe der Krieger aufgeopfert, aber sie beschäftigt doch unwillkürlich unsere Aufmerksamkeit, und ich glaube, daß dieses fehlerhaft ist. Uebrigens welch ein Stolz in diesen Kriegern! Nicht vergebens hat Rom ihnen sein Schicksal anvertraut. Die Vaterlandsliebe, der Ruhm solche Helden erzeugt zu haben, belebt den Vater, und wie herrlich sind diese Gefühle nicht dargestellt!

Für Hrn. Trudaine, der mit seinem Bruder, während der Revolution auf dem Blutgerüste starb, verfertigte David Sokrates Tod, im Jahre 1787; im folgenden Jahre malte er für den Grafen von Artois, den jezt regierenden König von Frankreich, die Liebe des Paris und der Helene.

Sokrates von seinen Schülern umgeben, der den Giftbecher vom Diener der Elf empfängt, ist eines der erhabensten Geistesprodukte. Der Maler folgte ganz genau, dem Geschichtschreiber. Der Weise hat so eben ein Bad genommen, und sezt sich auf sein Todtenbett; der Gerichtsdiener reicht ihm mit abgewendetem Gesichte den Trank. Xenophon am Fuße des Bettes, der bis jezt den lezten Worten des Lehrers horchte, dreht sich um und bleibt wie versteinert sitzen; der lebhafteste Schmerz drückt sich bey allen Umstehenden so verschieden als wahr aus, der Philosoph allein bleibt ruhig, reicht mit der einen Hand nach dem Becher und mit der andern gen Himmel; Plato ist von Bewunderung durchdrungen; die Darstellung des Malers bringt ganz und gar den geschichtlichen Charakter des unsterblichen Weisen vor Augen.

Bey dem Gemälde Paris und Helene ist eines eigenen Umstands zu gedenken. David war verlegen über den Hintergrund des Gemäldes. Sein Zögling Girodet rieth ihm die berühmten Karyatiden des Jean Goujon dazu zu verwenden: der Meister folgte diesem Rath. In der Carnation findet man das System wieder, das David allenthalben befolgte, etwas Conventionelles, welches noch von den frühern Ansichten des Mannes zeugt; bey großen Vorzügen in der Gruppirung und einem wohl verstandenen Effekt, ist doch das Gemälde kalt. David war nicht zu dergleichen Darstellungen geeignet, daß Paris die Helene beym Arm faßt, um sie an sich zu ziehen, ist ein Mangel an Takt und verstößt

gegen die Schicklichkeiten, ihre Hand sollte er ergreifen, denn durch die Hand spricht sich die Seele aus.

Brutus, der nach Hause kehrt, nachdem er seine Söhne verurtheilt hat, ward vom Könige bestellt. Man sagt, David habe zuerst auch die Köpfe der Söhne gemalt, wie sie auf den Spießen der Liktoren stecken, aber politische Rücksichten nöthigten ihn, sie wieder auszustreichen. Wahrscheinlich bezogen sich diese auf die Ermordung Foulons und Berthiers am 5ten und 6ten October 1789, deren Köpfe auf Spießen im Triumph einhergetragen wurden.

Ich sah dieses Gemälde blos so, wie es jezt ist; der obere Theil der Leichname ist durch eine Säule verdeckt, aber die ausgestreckten Leichname eröffnen die Scene freylich sehr dramatisch. Während die entseelten Reste seiner Kinder vor der Thüre vorübergetragen werden, flüchtet sich Brutus zur Statue Roms, zur Statue seines Vaterlandes dem er ein so übermenschliches Opfer gebracht hat, er ist ganz und gar in Schmerz versunken, während die Mutter die unglücklichen Jünglinge, von ihren bestürzten Töchtern umgeben, mit ausgebreiteten Armen den Liktoren entgegenstürzt. Wie in den Horaziern, so hat der Maler auch hier die Gränzen seiner Kunst überschritten; er hat das Interesse getheilt und demnach geschwächt. Brutus, Brutus allein hätte er den Augen der Zuschauer zeigen sollen. Der Hauptfehler des ganzen Werkes liegt aber in der Unwahrscheinlichkeit; wie sollten die entseelten Leichname der Kinder vor dem Hause des Vaters vorbeygetragen werden können; es geschah des Effektes wegen; doch dieser Effekt ist unglücklich ausgefallen.

Wir kommen jezt zu der merkwürdigen Epoche, wo die alten Elemente der bürgerlichen Gesellschaft mit den neuen Ideen zu kämpfen hatten. Man kennt das Resultat dieses Kampfes; David reihte sich unter die wüthendsten Demagogen. Von diesem Augenblick an war sein Pinsel blos damit beschäftigt, die Vorfälle der Revolution darzustellen. Seine erste und wichtigste Produktion dieser Art war der Schwur im Ballhause. Er hat den Moment aufgefaßt wo Bailly, auf einem Tische stehend der Versammlung den bekannten Eid: sich nicht eher zu trennen, bis das Reich eine Constitution erhalten hat, vorliest, alle schwören ihm, ein einziger ausgenommen, mit einem Beyfalljauchzen, mit einer Begeisterung, die einzig dasteht in der Weltgeschichte: der Maler ist, man muß es bekennen, hinter seinem Gegenstande nicht zurückgeblieben. Welche Bewegung unter dieser Menge! Welcher Enthusiasmus! Welches Entzücken! Bailly, Bailly allein ist ruhig, aber welch ein Adel in seinem Gesichte! Hier sieht man zugleich wie ein Mann von Genie die schwierigsten Hindernisse zu besiegen vermag. Die modernen Kostüme, die der Malerey so widerstreben, stören keinen Augenblick, weil Alles voll Leben und Feuer ist. Um die Einigkeit der aus so verschiedenen Elementen bestehenden Versammlung anzudeuten, stellt David im Vordergrunde der Scene einen Kartheusermönch, einen Protestanten und ein Mitglied des dritten Standes zusammen. Das ist ein trefflicher Maler, der sich einer solchen Idee bemeistern kann, deßhalb lebt auch Alles! Welch einen herrlichen Effekt macht diese gut angeordnete Gruppe!

An einer beynahe übersehenen Episode dieser großen Composition kann man schon den Ideengang Davids erkennen; der Vorhang eines der Saalfenster ist heftig durch den Wind bewegt und läßt einen mit Gewölk überzogenen Himmel sehen; das Gewölk öffnet sich und ein Blih schlägt ein in die königliche Capelle. Diese Composition begeisterte Chenier zu einer Ode, die damals große Sensation erregte, sie beginnt mit folgenden Versen:

Reprend ta robe d'or, ceins ton riche bandeau,
Jeune et divine Poésie!
Quoique ces tems d'orage éclipsent ton flambeau,
Aux lèvres de David, Roi du savant pinceau,
Porte la coupe d'Ambroisie.
La Patrie, à son art indiquant nos beaux jours,
A confirmé mes antiques discours,
Quand je lui répétais que la liberté mâle
Des arts est le génie heureux;
Que nul talent n'est fils de la faveur royale,
Qu'un pays libre est leur terre natale.

Durch ein Dekret vom 28. Sept. 1791 befahl die Versammlung, daß die Composition auf ihre Kosten gemalt werden sollte, doch kam es nie zur Ausführung. Nach dem Tode Davids zeigte man eine Skizze, wo die Figuren, schon angedeutet waren; blos einige Köpfe waren fertig; die Künstler haben vorzüglich die Art und Weise wie diese Figuren gezeichnet waren bewundert, so wie die Kraft der Ausführung, die in den gemalten Köpfen herrscht.

Von der Stadt Paris zum Deputirten bey der Convention ernannt, welcher er sieben Tage präsidirte, nahm er an allen Vorfällen der Revolution lebhaften Antheil; er leitete die von der Republik gegebenen Feste; er sprach mehrmals und machte sich immer durch eine an Wahnwih gränzende Uebertreibung bemerklich. In allen Fragen, die durch den berühmten Proceß von 93 in Anregung gebracht wurden, stimmte David immer mit der Mehrheit. Man erinnere sich, daß an dem Tage, wo die Convention die Appellation an das Volk verweigerte und Ludwig XVI. zum Tode verurtheilte, Le Pelletier von einem ehemaligen königl. Gardisten namens Paris ermordet wurde. David stellt ihn dar auf seinem Todtenbette; ein

bluttriefender Degen hängt über ihm; das Blut, welches von ihm herabfließt, tropft auf den Körper; der Säbel ist blos an einem Haare befestigt und zeigt ein Papier, worauf steht: Je vote pour la mort du tyran. Oberhalb des Porträts ist folgende Inschrift:

L'An 1793, deuxième de la république française; à Michel Lepelletier assassiné pour avoir voté la mort du tyran S. L. David son collègue.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anfänge der italienischen Kunst.

VI.

Cimabue.

(Fortsetzung.)

An dem innern Gewände des Fensters sind an jeder Seite sieben Engel. In den meisten ist der Maler des Ausdrucks noch nicht mächtig gewesen; doch ist in einigen auf eine ergreifende Weise Ernst mit Milde gepaart. Die Verschmelzung der Farben fängt schon an merklicher zu werden. Die Falten der Kleider werden weich, obgleich noch eben nicht natürlich und geschmackvoll geordnet, doch sind sie weit größer, als bey den sogenannten Griechen. Sonderbar ist es, daß mitten zwischen diesen Engeln sich plötzlich wieder einer findet, der nach griechischer Art, ein kleines Gesicht hat, an welchem viele Farben wegen der Farbenmischung schwarz geworden sind. Die übrigen Verzierungen der Gewölbrippen und Rahmen sind noch etwas kleinlich.

In den vier Drevecken des Gewölbes über dem Chor sind die vier Evangelisten. Sie sitzen auf prächtigen Stühlen vor einem Pulte und schreiben. Ein Engel senkt sich aus der Spitze des Drevecks herab und berührt mit einem Finger ihre Häupter.

Das Symbol jedes Evangelisten liegt zu den Füßen des Pultes. Man kann sogar die Namen der Evangelisten noch deutlich lesen. Wir haben also auch hier Gelegenheit die Worte in dem angeführten Aufsatze zu berichtigen, in denen gesagt wird, „daß dieses Gewölbe jezt auch keine Spur mehr von einer Figur zeige."

Diese Evangelisten sind noch gänzlich im Style der Griechen gemalt. Ihre unbeholfene Bewegung ist ein weites Vorüberlehnen des Oberkörpers, wie man dieß bey den Griechen so häufig findet. Von den Gesichtern ist nur die rundliche Form geblieben und ganz schwarze Linien zeigen die Haupttheile und Hauptzüge derselben. Die Bekleidung strozt von überflüssigen, unnatürlichen, dünnen Falten. Alle diese Mängel zeigen sich in dem Evangelisten Lucas noch auffallender, als in den andern, weßhalb dieser wohl als das erste Werk anzusehen ist.

Von dieser sklavischen Beobachtung des Herkömmlichen weichen die Einfassungen dieser vier Drevecke auf eine sehr auffallende Weise ab. Auf jeder Seite der Hauptrippe im unteren Winkel befindet sich ein Engel der nicht eben geschmackvoll gekleidet und noch etwas steif ist, aber die Evangelisten doch an Vollkommenheit bey Weitem übertrifft. Dieser Engel trägt eine geriefelte Vase, deren Form etwas plump ist, auf seiner Schulter. Aus ihr wachsen zu jeder Seite drey Blätter heraus, welche alsdann andre Stängel und Ranken und Blätter auseinander hervortreiben. Zwischen den Blättern befindet sich als eine Blume ein Engelkopf eingeschlossen. In diesen Verzierungen treibt die Phantasie ein so freyes schöpferisches Spiel, daß sie dadurch den grellesten Gegensatz mit den vier Evangelisten bilden. Es ist daraus zu schließen, daß der Maler sich bey diesen nicht erlauben zu dürfen glaubte von der herkömmlichen Bildungsart abzuweichen. Dieß vorausgesezt, ist auch zu entscheiden, ob die Engel am nördlichen Fenster, und andre Verzierungen früher oder später gemacht sind, als die Evangelisten. Obgleich die Engel vollkommener sind, so glauben wir doch, daß sie eher gemalt sind, als die Evangelisten, da die Verzierungen der lezteren, in denen die Phantasie allein frey war einen höheren Grad von Entwicklung derselben zeigen, wie die Verzierungen der ersteren.

Nach den Evangelisten scheint das Gewölbe gemalt zu seyn, dessen vier Drevecke Christus, die Jungfrau Maria, Johannes den Täufer und den heil. Franziscus zeigen. In diesen Gestalten hat sich der Maler von dem Herkömmlichen viel freyer gemacht. Nur den braunen Ton der Färbung hat er noch nicht verlassen zu dürfen geglaubt. Sonst ist die Zeichnung freyer, die Formen sind großartiger, die Farben sind verschmolzener.

Die Einfassungen der Rippen sind an diesem Gewölbe zwar in demselben Geiste, wie in dem ersten behandelt, aber man denke nur ja nicht an eine Nachahmung. Die bekleideten Engel im ersten Gewölbe sind hier zu nackten Genien geworden; die plumpen Urnen, die sie trugen, zu geschmackvollen Vasen, die Engelsköpfe zwischen den Blättern in Blüthenkelche, geflügelte Basiliskenköpfe u. dergl. verwandelt. Genien schwingen sich an den Blumenranken auf oder pflücken Früchte, oder sie lauschen in den Kelchen der Blumen. Sie haben so freye, liebliche Bewegungen und ihr Fleisch ist so rund und weich, daß wohl kaum an einem Einfluß der Antike zu zweifeln ist. Einer der Genien gleicht auch sehr de-

nen, die mit gesenkter Fackel an den Seiten der Sarkophage zu stehen pflegen.

Nach einem Gewölbe, das mit Ultramarin gemalt ist, in welchem Sterne glänzen, kommt dann eines mit den vier Doctoren der Kirche, das wir aber vorläufig beseitigen, da wir es nicht für ein Werk Cimabue's halten. Die Gründe, die uns dazu bestimmen, werden in der Folge angeführt werden.

Die übrigen Darstellungen Cimabue's sind aus der biblischen Geschichte und befinden sich über dem Sims der Gallerie neben und zwischen den Fenstern der beyden Seitenwände und an der Vorderwand. Der Raum zwischen je zwey Fenstern ist in zwey Abtheilungen getheilt, die über einander sind, die untere ist viereckt, die obere ein Dreyeck mit krummen Seiten, wie das Gewölbe dieß nöthig macht. Vom Chore aus hinabgesehen stellt die linke Seite Geschichten aus dem Alten Testamente, die rechte Geschichten aus dem Neuen Testamente vor unser Auge. Wir fangen bey den oberen Abtheilungen der linken Seite an.

1. Gott der Vater, von Engeln umgeben, in halber Figur, schafft die Welt. Seine Rechte ist ausgestreckt und der Zeigefinger spricht den Befehl an die Welt aus hervorzugehn aus dem Nichts. Die Linke ist offen abwärts gewandt, als ladete sie das Geschaffene mild und liebend ein sich zu nahen. Unter ihm schwebt der heil. Geist über den Wassern. Unten zur Rechten treten Berge, Thiere, Pflanzen, die neue Schöpfung auf.

Im blauen Raume zwischen Gott dem Vater und der Erde schwimmen die Sonne und der Mond.

2. Auf der andern Seite des Fensters sizt Gott der Vater auf der Weltkugel. Vor ihm hat Adam die rechte Hand zu ihm emporgestreckt und stüzt sich auf die linke um sich zu erheben. Seine Stellung ist schlank und gefällig.

3. Gott der Vater, auf der Weltkugel sitzend, winkt der Eva hervorzukommen. Diese, halb aus Adams Seite hervorsehend, hebt Gesicht und linke Hand anbetend zu Gott auf. Adam liegt in der vortrefflichsten Stellung, schlummerd, unter Bäumen.

In allen diesen Bildern ist Gott der Vater bedeutend größer gehalten, als die Menschen und im Ausdruck majestätisch. Er ist immer mit einem grünen Unterkleide und einem rothen Obergewande angethan, dessen Farbe aber nicht überall dieselbe ist.

4. Der Sündenfall. Nur die schlanke Gestalt Eva's, und ein Theil des Baumes ist noch sichtbar.

5. Die Vertreibung aus dem Paradiese. Mit Ungestüm treibt der Engel die ersten Menschen aus dem lieblichen Garten hinaus. Erschrocken und beschämt sieht Eva vor sich nieder, die linke Hand aufhebend, wie man, erschrocken und ohne Widerstand fliehend, zu thun pflegt; mit der Rechten hält sie das Feigenblatt. Adam scheint bittend das Gesicht zurückzuwenden, doch ist dieß nicht mehr ganz deutlich zu sehen. So scheint die Vertreibung viel mannichfaltiger, biblischer und erschöpfender motivirt, als bey Masaccio und Raphael. Die Carnation zeigt Weiche und Rundung.

6. 7. und 8. sind völlig abgefallen.

Die Geschichten gehen dann in den unteren Vierecken weiter.

9. Der Archenbau. Links hört Noah in anbetender Stellung die Stimme vom Himmel, die ihm den Archenbau befiehlt. Zur Rechten sizt er und gibt seinen Dienern Befehle, von denen zwey sägen und einer einen Balken behauet. Von den Knechten, die da sägen, ist der, welcher unten steht, in dem Momente dargestellt, wie er die Säge zu sich herabzieht, wobey er ganz zusammengeht, dieß kann nur in einer schwierigen Verkürzung gezeigt werden.

Der andere, welcher den Balken zimmert, hat die Art aufgehoben und ist gerade im Begriff sie wieder fallen zu lassen, so daß Alles in voller Bewegung ist. An Noah hat sich das Gewand vorzüglich gut erhalten. Die Falten sind natürlich und ziemlich weich, obgleich eben nicht großartig und geschmackvoll geordnet.

10. Die Spuren der Arche. Man sieht zur Linken den Raben, der mit vorwärts gerecktem Halse gleichsam Bericht abzustatten scheint und gut gemacht ist.

11. Abraham, der den Isaak opfert. Man sieht Abraham noch ganz, wie er mit freyer Bewegung herzhaft zu dem Streiche ausholt. Der etwas unverhältnißmäßig klein gehaltene Isaak liegt mit gefalteten Händchen in den Reisern. Auch hier ist das Gewand sehr gut erhalten, zeigt aber so gespannte, stramme Falten, wie bey Noah.

12. Die Ueberreste von Engeln, vor denen Jemand auf den Knieen zu liegen scheint.

13. Jakobs Betrug. Isaak auf seinem Lager. Jakob, eine schöne Jünglingsgestalt naht sich ihm mit dem täuschenden Gerichte, Furcht und Zweifel und ängstliche Erwartung durch den offenen Mund ausdrückend. Beklommen wartend sieht er den Vater an, doch ist sein Gesicht noch nicht ganz von dem düsteren Ernste frey, und alle jene Gemüthsbewegungen sind nicht sowohl durch feinere Züge des Gesichts angedeutet, als durch seine Stellung und den offenen Mund. Sein Gewand ist weicher und die Falten sind fließender. Die Mutter schaut im Hintergrunde ihrem Werke zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Einundzwanzigster Jahrgang.

1827.

Mai.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbrittannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den lezten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jezt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet. Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns

daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4—5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Die erlöste Peri, von Fr. Brun. 105.
Die Tochter der Luft. 106.
Die verhängnißvolle Gabel, von M. Beer. 107.
Prolog, von Mebold. 111.
Italia. 115.
Schwank vom Teufelholen, von Th. Hell. 117.
Die treue Fischerin, von Fr. Helms. 119. 121. 123. 125.
Schriftsteller, von —a—. 124.
Lehre aus Erfahrung, von —a—. 128.
Roms Lorbeern und Cypressen, von C. Grüneisen. 130.
Charaden: Preßfreyheit. 108. — Räthsel. 126. — Sylbenspiel: Ara. 114. — Räthselerzählung. 120.

Erzählungen und Romane.

Rosensohn, vom Grafen v. Platen. 104. 106. 107. 108. 109.
Canning in dem Roman: de Vere. 110. 112. 113. 114. 116. 117. 118.
Paula de Witt, von Elise von Hohenhausen. 124. 125. 126. 127. 128. 130.

Länder- und Völkerkunde.

Skizzen aus Amerika. 119. 120. 121. 122.
Aphorismen aus Paris. 122. 123.

Reisen.

Seeleben. (Aus Briefen eines reisenden Zürchers.) 128. 129.

Biographie.

Aus dem Leben Bernardins de St. Pierre. 120. 122. 123. 124. 125. 127. 128. 129. 130.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Aus Jean Pauls Selina. 104. 110. 112. 116.
Eine Jagdscene in den Wildnissen des Vorgebirgs der guten Hoffnung. 104. 105.
Aus den hinterlassenen Schriften des General Foy. 105. 106. 107. 108. 109. 115. 116. 118. 119.
Fremdes und Eigenes, von Matthisson. 106. 107. 109.
Wahrheit und Irrthum, von Laun. 107. 108.
Etwas von J. Keppler. 107.
Geheimer Bericht über Amerika. 110. 112. 113. 114.
Das akademische Fest in Rom. 117. 118. 120.
Aus Jean Pauls Nachlaß. 121. 122. 126.
Ein Grundgesetz der Metrik. 126. 127. 129. 130.

Naturgeschichte.

Ueber Hagelableiter. 113. 114. 115.

Korrespondenz.

London. 105. 106. 124. 125. 126. — Paris. 104. 105. 112. 115. 116. 118. 119. 120. — Mexiko. 124. — Berlin. 110. 112. 113. 122. — Dresden. 117. 118. — München. 115. 116. — Leipzig. 107. 109. — Hamburg. 123. — Wien. 117. 119. 120. 121. — Nismes. 107. 108. 109. — Oberschlesien. 128. 129. 130. — Lausanne. 122. 123. 130. — Schaffhausen. 128. — Genf. 104. — Stuttgart. 113. 114.

Kunst-Blatt.

Nro. 36.

Nekrolog. J. L. David, erster Maler des Kaisers Napo-

Nro. 104.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 1. Mai 1827.

Wie bist du, wenn du Gott der Götter
Herabfährst, wenn du in dem Wetter
Einhergehst, uns so fürchterlich!
Du kömmst und Wolken sind dein Wagen
Dein Wagen donnert, willig tragen
Die Fittige des Sturmes dich.

Kirchenlied.

Aus Jean Pauls Selina.

(Fortsetzung.)

Ein Gewitter.

Ich hatte noch eine Viertelmeile zu Karlsons Gute, als ein starkes Donnerwetter, denn es kam von Norden, schon gerüstet in seiner Schlacht- und Schlagordnung zum Angriff der Erde über dem halben Himmel stand. Vom Horizonte herauf lagerte sich ein ebenes schwarzes Meer, in das die gebirgigen Wolken unter heißen Silberblicken zerliefen und am Himmel hing ein Orkus mit Flammen hinter einer Nacht. Unter dem Schauen nach ihm war ich unvermerkt in eine seltsam-schöne Gegend gekommen, die mit zahllosen Baumgruppen und Baumgängen, langen Wasserspiegeln und Wasserwindungen und breiten Gängen durch unabsehliche Kornfluren sich bis an ferne Gebirge ausdehnte.

Mitten in der grünen Fülle bäumte sich ein einsamer Fels wie ein vom Himmel gefallenes Zauberschloß empor. Auf dem Felsen stand ein von Weinreben umsponnenes Gartenhaus oder vielmehr Gartenthurm mit unzähligen Fenstern. Hoch im Freyen schwebten, wie es im Gewitterdunkel schien, zwey goldene Sterne über dem Thurm. An der mir halbabgewandten Seite führten mehrere Gärtchen als geräumige, blühende Stufen hinauf, wie etwan unschuldige Freuden den Dichter auf seine Kunstgipfel geleiten.

Jetzo fuhr Gewitterfeuer in einen einsamen Baum; und unter dem Schlage stand eine glühende Kugel über dem Gipfel. Die Goldsterne über dem Gartenhause entbrannten hell und ich erkannte nur unter dem Blitzen die beyden in vergoldete Spitzen auslaufenden Gewitterstangen.

Plötzlich wurde mir bey meinem Namen oben von einer bekannten Stimme zugerufen: hinauf zu kommen aufs Wetterhorn.

Karlson machte mich in der Eile mit seinem sogenannten Wetterhorn bekannt, das er so einrichten lassen, um hinter einer Wache von Eisenstangen dem hohen Riesenkriege der Wolken mit freyerem Genusse zuzuschauen. Schon Vormittags zieht er bey einiger Hoffnung zu dessen Ausbruch mit den Seinigen auf das Wetterhorn. — Warum aber suchen und achten überhaupt die Menschen nicht mehr das Erhabene der Erde, wenn es ihnen entgegenwandelt als Gewitter, als Meer, als Sternenhimmel, sondern bauen sich lieber ein Miniatür-Erhabenes in Parks und Opernhäusern oder tragen das natürliche Große auf Miniatürpinseln zu Nest?

Ich ließ es durch kein Reden zu einer Störung eines so vorüberrauschenden Genusses kommen, zumal da eben ein Gegengewitter in eine hohe Tanne einschlug, über welcher wieder eine Kugel glühte. Der Rittmeister hatte nämlich über einen freystehenden Baum einen Wilsonschen Knopfableiter so aufrichten lassen, daß dieser unweit des Gipfels absezte und folglich den abspringenden Blitz als einen vollen Schlag dem Baum zulenkte. Alles wurde immer reicher und wilder. Zahllos flogen die Blitze mit Brautfackeln

der Befruchtung und mit umgestürzten Todesfackeln über die Welt und standen unten in den Wassern als Grubenlichter und Silberadern und liefen über die Wolken als Steppenfeuer; und bald schauten lange Wälderzüge, bald zahllose Berghäupter als Riesen auf den Festungsmauern der Erde den Menschen im Flugtage des Blitzes an. Herrlich schlug der Donner die Regennacht auf zackigen Wolkenschutthaufen entzwey, und die weißen Schneekoppen und die schwarzen Feuerberge des Gewölkes deckten sich mit ihren ineinander gekeilten Gipfeln auf und der Himmel hing als ein der Erde zugekehrter Ätna herab. So war das stille Blau, zu dessen Frieden und Kühle der Mensch so oft aus seiner Erdenhölle sich zu trösten aufblickt, in ein feuriges Schlachtfeld verwandelt.

Endlich schloß der Himmel seinen Frieden und einen schönern als gewöhnlich die Menschen; denn keine Stunde der Natur ist lieblicher als die erste lichte nach einem Gewitter, gleichsam eine Liebe nach der Versöhnung — das besänftigte Nachdonnern der Ferne ohne die gewöhnlichen Schlußakorde der Kanonenschläge und auf den stillen Regenmeeren des Horizontes das milde Nachleuchten der vorigen Blitz-Dreyzacke; — und das kühle stumme Blitzen der getränkten Blumen und ihr frisches Duft-Behauchen der Menschen — das Herüberblicken der sanften halbverweinten Sonne auf dem hohen Gebirg, welche die stolzen Berge der Nacht überließ, aber über die fernen Hügel und Thäler mit der gold'nen Wiegendecke des Abendrothes zog — O wie reicher und schneller vergütet die Natur als der Mensch!

(Die Fortsetzung folgt.)

Rosensohn,

von Graf v. Platen.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Als Gyrmantis eines Morgens erwachte, war die Rose ganz offen, und wie sie näher hinzutrat, siehe, da lag ein holdseliges Knäblein in der Mitte. Sie nahm es heraus und küßte es und wiegte es in ihren weichen Armen. Die Blätter der Rose aber fielen schnell ab, und nur der Stengel blieb im Wasser stehen. Da gedachte sie des Briefes, den ihr der Zwerg gegeben hatte. Sie holte ihn und las:

„Den Knaben, der aus dieser Rose entstehen wird, den wahret wohl und ziehet ihn groß. Wenn er aber erwachsen ist, da laßt ihn die Rüstung anziehen, die in Eurem Garten unter der großen Linde vergraben ist. Dann soll er ausziehen und sich eine Braut suchen. Damit er aber erkenne, welche ihm bestimmt sey, so hört, was Ihr zu thun habt. Wenn Ihr ihn ausziehen heißt aus eurer Wohnung, so gebt ihm mit den abgedorrten Rosenstengel, aus dem er entsprossen ist. So er aber diejenige sieht, die er liebt, und die ihm ihre holdselige Hand will geben, so mag er ihr den Stengel überreichen. Wenn sie ihn berührt hat und es sproßt daraus eine Rose hervor, so ist es die Jungfrau, die er ehelichen soll. Bleibt der Stengel dürre, so soll er fliehen und nie wiedersehen die Geliebte des Herzens. Diesen Knaben aber mögt Ihr Rosensohn nennen, denn dieser Name ziemt ihm. Lebet wohl, schöne Frau, und gedenket meiner, den Ihr vielleicht nie mehr sehen werdet."

Gyrmantis aber erstaunte sehr, als sie diesen Brief gelesen hatte. Das Zwerglein kam nicht mehr, wie es gesagt hatte. Den Knaben aber zog sie mit Sorgfalt groß, und er ward ein schöner Jüngling, stattlich und schlank, wie die Tanne des Waldes, mit blonden Haaren und schwarzen Augen. Und als er nun achtzehn Jahre hatte, da gab sie ihm den Brief, und er grub sich die Rüstung aus und that sie an. Da glaubte Gyrmantis ihren Gemahl wieder zu sehen, so stattlich war er. Und er nahm zärtlichen Abschied von ihr und eilte davon.

Viertes Kapitel.

Nach einigen Stunden kam er an das Ende des Waldes, in welchem das Schloß der Gyrmantis gelegen war. Da sah er denn einen hohen Thurm, der ihm ein Aufenthalt von Gefangenen zu seyn schien. Bald hörte er auch die Stimme eines Mannes, der ein Klagelied anhub in gar schmerzlichen Tönen. Da blieb er stehen und rief: „Wer bist du? Wie lange wohnst du in diesem Kerker?"

„Ich bin unglücklich, erwiederte die Stimme, und schon achtzehn Jahre harre ich auf meinen Erlöser." „Kann ich dich befreyen?" fragte Rosensohn. „Nein, sagte die Stimme, ein Zauber hält mich hier fest." „Aber wer bist du denn, junger Fremdling, der meiner sich annimmt?" „Rosensohn nannte mich die Pflegerin meiner Jugend." „O sey mir dreymal gesegnet, erhielt er zur Antwort, du bist aus fürstlichem Geblüte, eine Königin hat dich geboren!" „Ja, die Königin der Blumen, erwiederte der Zögling der Gyrmantis. Eine Rose ist meine Mutter und ein geheimnißvoller Brief mein ganzes Erbtheil. Er befiehlt mir eine Braut zu suchen, aber ich bin einsam im Wald erzogen, ich kenne Niemand. Möchtest du mir ein edles Fräulein nennen, das holdselig wäre und gut, zu der ich gehen könnte und werben, und sehen, ob sie mir bestimmt sey."

Und ohne sich zu besinnen, antwortete der Gefangene: „Wohl kann ich dir nennen ein edles Fräulein, das holdselig ist und auch gut, um das du werben kannst, und sehen, ob sie dir bestimmt sey. Wandle nur gerades Weges, bis du an die Gränze kommen wirst des nachbarlichen Königreichs. Dort laß dir aber die Straße zeigen nach der

Hauptſtadt. Denn der König hat eine Tochter, Lilla genannt, die die ſchönſte iſt von allen Prinzeſſen auf der Erde.“ — Roſenſohn dankte dem Unbekannten und ging munter des Weges. Da hörte er noch den Geſang aus dem Thurme:

Zieh friſch davon
Ueber Berg und Wald,
Und kehre bald,
Du Roſenſohn.
Dann eil' herbey,
Wenn du kommſt zurück,
Und mach mein Glück,
Und mach mich frey.

(Die Fortſetzung folgt.)

Eine Jagdſcene in den Wildniſſen des Vorgebirgs der guten Hoffnung.

Ein Reiſender, der im verfloſſenen Jahre Albany und das Kafferland durchſtreifte, gibt folgende eben ſo intereſſante als lebendige Beſchreibung einer Jagd.

Wir verſammelten uns bey Tagesanbruch, und da wir der Neuheit der Sache wegen einige Tampookins bey uns zu haben wünſchten, ſo beredeten wir deren dreyßig durch das Verſprechen, ihnen eine Menge Wildpret zu ſchießen, uns zu begleiten. Sie brachten zwey milchweiße Ochſen aus dem Kraal, welche dazu beſtimmt waren, das Wildpret nach Hauſe zu tragen. Jeder der Tampookins hatte einen halbverhungerten Hund bey ſich, und die Ebene ſchien mit Reitern, Weißen und Hottentotten, Negern und Hunden wie überſäet. Wir waren bald verſammelt und ſahen einen von der Geſellſchaft einen Springbock verfolgen, den er, ob er ihn gleich durch den Leib geſchoſſen hatte, nicht einzuholen vermochte, bis die Tampookins dem Thier durch ihre Aſſagaien ein Ende machten.

Als wir gefrühſtückt hatten, beſtiegen wir unſere Pferde in der Abſicht einen Löwen aufzuſuchen. Wir theilten uns in zwey Haufen. Der eine, unter dem wir uns befanden, ſollte die Ebene in der Mitte nehmen, und das Gras nach unſerm Wild durchſtöbern, während der andere Haufe längs dem Fuße des Berges hinzureiten und in einer kurzen Entfernung von uns gleichen Schritt mit uns zu halten beſchloß. Auf dieſe Weiſe durchſtreiften wir eine große von einem ſchönen Bache durchſtrömte Ebene. Verſchiedene Arten von Rothwild und Antelopen flohen vor uns her, und eine der leztern ward zu unſerm Mittagsmahl erlegt. Wir ritten durch eine Oeffnung zwiſchen dem Gebirge und betraten ein anderes Thal, dem erſteren ähnlich, obwohl ausgedehnter. Hier ſchien die Thierwelt harmlos und ungeſtört zu hauſen; bald aber gaben ſich die Thiere das Zeichen, daß der zerſtörende Menſch ſich nahe, und die verſchiedenen Gattungen ſammelten ſich puſtend und hoch aufſpringend zu Haufen, Hirſche, Gnaggas, Springböcke und Rehe. Eine ziemlich große Heerde der erſteren fand ſich auf unſerm Wege, während wir längs den mit einzelnen Mimoſen bewachſenen Bergen hinſtrichen; wir wollten uns die Zeit zu Nutze machen, bis der andere Haufe, der zurückgeblieben war, herangekommen wäre, und wo möglich eines von dieſen Thieren erlegen. Wir ſprengten ihnen nach, und ſo oft ihnen einer von uns, der eine Flinte hatte, nahe genug kam, ſprang er ab und ſchoß, lud auf's Neue und ſprengte weiter. Auf dieſe Weiſe kamen wir ſowohl als die Heerde auseinander. Einer der Unſern hatte den Mimoſen zu geſagt, und war ſo in das Bereich gekommen, welches unſern Gefährten angewieſen war. Er wollte eben zum zweyten Male vom Pferde ſpringen, als er den wahren Gegenſtand unſerer Jagd, einen Löwen erblickte. Es war ein außerordentlich großes Thier, das majeſtätiſch langſam dahin ſchritt. Als der Jäger den Feldruf erhob, legte ſich der Löwe nieder, als wenn er auf uns zu warten gedächte, bald aber ſprang er wieder auf, und trabte den Mimoſen zu. In wenigen Sekunden war unſer Haufe zur Stelle, und um ihm den Weg zum Berge zu verſperren, ritten einige von uns unter den Bäumen hin, und ſtellten ſich am Fuße des Berges auf, während andere das Wäldchen auf der andern Seite umzingelten. Wir ſtiegen alle ab. Unſere Stellung am Berge war nicht die angenehmſte; wir hatten nur eine große Flinte bey uns, die ſich jedoch zu unſerm Troſte in ſichern Händen befand.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortſetzung.)

Dieſem beißenden Spotte würde auch das beſte Stück nicht widerſtehen können, geſchweige denn ein mittelmäßiges oder ein ſchlechtes. So wurden ſogleich einige der Geiſteskinder der Roncevantesdichter in ihrer Geburt erſtickt; glücklicherweiſe beſaß der Direktor einen guten Vorrath, und es mußten friſche Stücke die Stelle der ſo eben gefallenen einnehmen. Einige, die anfangs nicht gefielen, ſind unterdeſſen auch verbeſſert worden, und gehen jezt mit den andern durch. So iſt da ein Strohmann, der zuerſt etwas läppiſch ſchien, aber jezt ſich beſſer ausnimmt; ferner ein Wittwenbaſcher. Man hat einige Singſtücke weggeſchnitten, und nun iſt das Stück wenigſtens kürzer, ein Vortheil, worauf in Frankreich beſonders ſehr geſehen wird. Bey den erſten Aufführungen gerieth die beſoldete Schaar der Claqueurs mit den ihr Mißvergnügen durch Auspfeifen äußernden Zuſchauern in Streit und Handgemenge. Dieß Betragen wurde in einigen Blättern ſtrenge gerügt; andere Blätter meynten, das Publikum müſſe mit einem beginnenden Theater Nachſicht haben, da es nicht auf einmal zur Vollkommenheit gelangen könne. Dieß iſt denn auch geſchehen, und nun geht es ruhig bey den Vorſtellungen zu; auch wird das neue Schauſpiel ziemlich fleißig beſucht; allein der Frühling kann ihm gefährlich werden, wenn es nicht alle ſeine Kräfte anſtrengt, um ſich auszuzeichnen. Scribe liefert jeden Monat, und zuweilen alle vierzehn Tage ein neues

Vaudeville für's Théâtre de Madame. Ihm genügt ein Stoff, mit welchem mancher andere Dichter nichts würde anzufangen wissen; mit Heiterkeit und Witz bearbeitet er denselben zu einem leichten und gefälligen Vaudeville; die Schauspieler des Théâtre de Madame, die beständig seine Stücke spielen, sind an dieselben völlig gewöhnt, und spielen sie meistens vollkommen gut. Welch sonderbarer Stoff ist nicht das Mährchen einer, in eine Geliebte verwandelten Katze! Dennoch hat Scribe denselben zur Karnevalszeit in einen lustigen Schwank verwandelt, worin ein Mädchen bey einem Jünglinge, der seine Katze fast leidenschaftlich liebt, die Stelle der Katze einnimmt, lauter Katzenstreiche macht, und den Jüngling überredet, das Schicksal habe so eben ihre Katzennatur in eine Mädchennatur umgeschaffen, wie sie sich denn auch wirklich mit aller der Geschicklichkeit, der Raschheit und der Spielerey eines Kätzchens benimmt, was Jenny Vertpré recht niedlich macht. Fast sollte man glauben, dieses Stück sey die Folge einer Wette, die Scribe gethan habe, um zu beweisen, daß er auch aus dem geringsten Stoffe ein Vaudeville hervorzubringen im Stande sey. Das Dramatisirungsvermögen mag wohl noch Niemand, außer etwa Kotzebue, in so hohem Grade besessen haben als Scribe, und in dieser Hinsicht ist er eine merkwürdige Erscheinung in der französischen Literatur. Zwar haben Lesage, Vadé und andere mit außerordentlicher Fertigkeit und Schnelligkeit Possen gedichtet, wie man sie ehemals auf den kleinen Volksbühnen spielte, und die man unter dem Titel: Théâtre de la foire gesammelt hat; allein welcher Unterschied zwischen diesen Possen und den geistreichen Kleinigkeiten Scribes, worin auch das Schlüpfrige in einem sogenannten guten Tone vorgebracht wird, und die alle einen feinen Beobachtungsgeist, eine große Gewandtheit in der Darstellungskunst, und einen unerschöpflichen Vorrath von Witz verrathen, und die Eigenschaft haben, daß sie allen Ständen, den höhern wie den niedrigen gefallen! Bedenkt man nun, daß ein Theater in Paris fast einzig von den Scribe'schen Stücken lebt, daß auch andere Theater seine verschiedenen größeren Stücke von ihm mit sehr großem Beyfalle aufführen, daß in ganz Frankreich seine Vaudevilles einen Hauptheil des Theaterrepertoirs ausmachen, wie dieß auch in den französischen Niederlanden und in der französischen Schweiz der Fall ist, so wird man leicht begreiflich finden, daß Scribe sich schon durch sein Dichten ein beträchtliches stehendes Vermögen erworben hat, welches man auf fünfundzwanzigtausend Franken jährlichen Einkommens anschlägt. Er soll den Vorsatz haben, dieß Einkommen auf dreyßigtausend Franken zu bringen, und dann gemächlich zu leben.

(Der Beschluß folgt.)

Genf, 18. April.

(Beschluß.)

Unter die wichtigern Gegenstände, die vor Kurzem in dieser Gesellschaft besprochen wurden, gehört das rechte Verfahren bey Anlegung von Zink-Dächern, welche für die Kosten des Dachstuhls und des ganzen Hausbaus vom größten Nutzen sind; von der Erhaltung und Verbesserung der Landwege durch zerbrochene Ziegelsteine, die bald einen festen Cement bilden, und alle Vertiefungen ausfüllen; von den großen Vorzügen der runden Schornsteine vor den viereckigen u. s. w.

Gleich lobenswerth wie die hier den Griechen gespendeten Wohlthaten, sind die naturwissenschaftlichen Reisen, die eine Gesellschaft wohlhabender Genfer auf ihre Kosten unternehmen läßt. Verlandier ist nach Mexico geschickt worden, und nach neueren Briefen aus Tampico ist er vor Kurzem dort angekommen. Wilder ging nach Porto-Rico, setzte über den Isthmus von Panama, und wird von da nach Peru gehen, es von Norden nach Süden durchreisen, eben so Chili und Buenos-Ayros. So haben wir denn auch unsere kleinen Spitz und Martluse.

Von dem Durchgehen unseres Preßgesetzes haben die Zeitungen genüglich gesprochen, und — man mag dafür sagen was man will — es ist ein recht trauriges, betrübendes Zeichen der Zeit. Ich meyne Genf hätte die Eidgenossen am meisten durch die Erklärung beruhigt und geehrt: Wir haben keinen unserer werthen Mitstände beleidigt, und werden uns solches nie erlauben; ruhiger Tadel von Regierungsmaßregeln, ohne Anfälle, ist keine Beleidigung, es ist schweizerisches Recht, schweizerische Pflicht, auf die wir stolz sind; wir bitten für uns um solchen Tadel, denn er führt zur Oeffentlichkeit, Wahrheit und zum Recht, den Eckſteinen aller republikanischen Verfassung. Beleidigende Aeußerungen werden nach dem Kriminalgesetz auch bestraft werden, an dem wir jezt arbeiten. Uebrigens machen die Verhandlungen über das Preßgesetz Epoche in der Geschichte der Beredtsamkeit in Genf. Sie sind vielleicht dessen Höhenpunkt. Wir haben für und wider das Projekt Reden gehört, die jeder großen Ständeversammlung Ehre gemacht hätten. Hier bemerkten wir logische Bestimmtheit und Schärfe, dialektische Haltung und Wendung, dort schöne männliche, ächt republikanische Begeisterung; hier Gründlichkeit und Umsicht mit etwas Aengstlichkeit, dort die freye Sprache der Phantasie, die Wärme des Patrioten, der am Ende der, gegen seine Ansicht ausfallenden Abstimmung ausrief: Gott segne die andere Meynung mit guten Folgen!

Selten vergeht ein Monat hier ohne die Gründung einer neuen gemeinnützigen Anstalt. So sehen wir jezt ein Musik-Konservatorium entstehen, das in gar mancher Beziehung von großem Nutzen seyn dürfte. Bald werden wir nun hier die Musik auf einem höhern Grad von Vollendung sehen. Die Kosten sind äußerst gering, und die Genfer vergessen nicht zu berechnen, daß diese Anstalt ihnen für ihre Söhne und Töchter sehr nützlich seyn wird, von denen man durchaus Musikkenntniß verlangt, wenn sie in's Ausland als Erzieher und Erzieherinnen verschrieben werden. Auch von einem unentgeldlichen Zeichnungsunterricht für junge Mädchen ist schon mehrmals die Rede gewesen.

Mit der Verschönerung der Stadt, die seit fünf Jahren schon so unendlich gewonnen hat, wird rasch und unausgesetzt fortgefahren. Auch dieß Jahr fallen wieder einige dreyßig hölzerne Schuppen oder Vorbaue, kleine verstellende Krämladen sind gekauft und werden niedergerissen, neue Brücken über die Rhone gebaut, mit breiten Fußbänken versehen u. s. w. Im Quartier St. Gervais ist jezt auch das Häuschen niedergerissen worden, worin der Uhrmachersohn J. J. Rousseau geboren wurde. Es ist doch Schade, daß das kleine Haus nicht stehen bleiben und durch Ausbesserung erhalten werden konnte.

Wir haben nun schon den vollen Frühling. Zwar liegt auf den Gletschern und Hochalpen noch Schnee, aber in der Niederung, in dem smaragdenen Becken des Sees heben schon Blumen und Kräuter ihre jungen Häupter fröhlich empor. Nun wird die herrliche Baumblüthe nicht lange ausbleiben. Zwischen den reizenden Seeufern gleiten seit einer Woche unsere Dampfboote wieder lustig einher. Wer früh in Lausanne den Kaffee trinkt, kann nun in Genf ein Gabelfrühstück einnehmen, und wenn's ein Engländer ist, um 5½ Uhr in Lausanne oder gar in Vevay zu Mittag essen. Die Entfernung von zwölf Stunden scheint durch den Dampf weggezaubert. Der Waadländer Leman braucht nur vier Stunden zur Ueberfahrt, unser Winkelried vier drevviertel, Wilhelm Tell fünfthalb, und unser Genfer Leman sechs Stunden.

Beylage: Literaturblatt Nr. 35.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 105.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 2. Mai 1827.

Vom schönen Land bin ich verbannt;
In dunkler Ferne dämmerts kaum.
Es schwebt um mich im Morgentraum
Das Glück, das mir verschwand.

Herder.

Die erlöste Peri.

Die Peri bin ich.
Zwischen Erd' und Himmel
Schweb' ich, ach! schweb' ich
Viele tausend Jahre schon!
Bald im hehren Sterngewimmel
Bald nah' um des Staubes Sohn!

Ich lebe vom Blumenduft,
In des Dschinnistans Zauberluft;
Der Erde Schätze sind alle mein:
Und doch kann ich nicht glücklich seyn!

Bange schweb' ich hin und her!
Denn, o weh, mein Herz ist leer! —
Seinem Schöpfer gehört's nicht an:
Denn ich wich von der rechten Bahn. —

Das Paradies verschloß sich mir. —
Ach, ein Tropfen seiner Quelle,
Oeffnete sich diese Thür
Taucht ich in die Silberwelle,
Meiner eiteln Flügel Glanz,
Füllte meine Seele ganz!

Und als ich zum Engel nun flehte,
Der wacht' an des Himmels Thür,
Mit innigem Gebete
Da sagt' er voll Mitleid zu mir:
„Schweb' in jene Schattenhaine,
„Wo die Schöne, wo die Reine
„Erdentochter einsam geht. —
„Ihr Gebet, nur ihr Gebet
„Würde leicht und sanft dich lösen
„Von dem Eiteln, von dem Bösen.
„Bring' es schnell! — und diese Thür,
„Arme Peri, öffn' ich dir! —

Hier knie' ich nun vor deinem Fuß,
Du Schöne und du Reine!
Und bringe dir des Engels Gruß.
Du bist es, und sonst keine!
Dein Gebet mich erlösen muß!
Laß mich von deiner Lipp' es saugen!
Wie von Dschinnistans Blumenau;
Aus den Thränen der blauen Augen,
Rein wie Paradieses Thau!
Die heil'ge Thräne, sie rinnet schon! —
Sie öffnet mir Bahn zu des Höchsten Thron!

Friederike Brun, geb. Münter.

Aus den hinterlassenen Schriften des General Foy.

Der Mann, welcher der Schmuck der französischen Rednerbühne war, erscheint nach seinem Tode als politischer und militärischer Schriftsteller. Er hinterließ sehr bedeutende Handschriften, deren Haupttheil ein Gemälde des französischen Kriegs in der pyrenäischen Halbinsel ausmacht, dem er eine Schilderung der Verfassung und des innern und äußern Zustandes der kriegführenden Mächte voranschickt. Das bis jezt bekannt gewordene bezieht sich auf die englische und französische Armee: der Patriotismus, die Toleranz, die Wahrheitsliebe, die sich auf der Rednerbühne so herrlich entfalteten, verläugnen sich auch

hier nicht: sein Urtheil über Napoleons Politik ist streng, aber gerecht und unparthevisch, und die Schilderung der Disciplin und des Geistes der französischen Heere in den verschiedenen Phasen der Revolution, so wie der englischen Armee und ihrer Verschiedenheiten von der französischen ist bewundernswürdig. Es ist schwer, aus einem geschichtlichen Werke ein Blatt abzureißen; doch glauben wir, daß folgende Bruchstücke von der Manier des Verfassers eine Vorstellung geben werden.

* * *

Es gibt keine besser disciplinirten Truppen als die englischen. Die Hauptursache ihrer Vorzüglichkeit in dieser Hinsicht würde bey den französischen Truppen eine völlig entgegengesezte Wirkung hervorbringen. So wahr ist es, daß Verschiedenheit des Charakters und der äußern Lage verschiedene Mittel zum selben Zwecke erfordert.

Soldaten und Offiziere bilden in England zwey Klassen, die durch eine beynahe unübersteigliche Schranke geschieden sind. Dieß ist die Folge der Institutionen des Landes; ein mittelst der Konskription ausgehobenes Heer wählt seine Offiziere in seinem Schooße, weil es sicher ist, Bürger zu finden, und das Vaterland seinen Kindern eine offene Laufbahn schuldig ist, in welche Lage es sie auch versetzen mag. Ein durch Geld rekrutirtes Heer hat nur Recht auf das, was beym Anwerben seinen Mitgliedern versprochen wurde, und die Hellebarde des Sergeanten ist das non plus ultra des Ehrgeizes des freywillig Angeworbenen. Eine solche Armee wird erst durch Vermittlung von Offizieren, die außer ihren Reihen aus der Sphäre der gesellschaftlichen Interessen genommen sind, national. In den Augen dieser Offiziere sind die Soldaten bloße Instrumente, Räder, die man fleißig schmieren und sorgfältig unterhalten muß, damit die Maschine immer und überall spiele.

Der englische Soldat ist stumpf und unmäßig. Eine eiserne Kriegszucht benüzt einige seiner Fehler und bändigt die andern. Sein Körper ist stark, weil er von Jugend auf an körperliche Uebungen gewöhnt ist; seine Seele ist kraftvoll, denn sein Vater hat ihm gesagt und seine Obern wiederholen es ihm unaufhörlich, daß die Kinder von Altengland, getränkt mit Porter und gesättigt mit Roastbeef jeder es wenigstens mit drey Menschen von den Pygmäengeschlechtern aufnehmen, die auf dem Festlande von Europa leben. Obgleich sanguinischen Temperaments, hat er doch kein besonderes Feuer, aber er steht fest, und im rechten Augenblicke angeführt, geht er vorwärts. Im Gefecht sieht er nicht rechts, nicht links; der Muth seiner Mitkämpfer steigert seinen Muth nur wenig; ihre Muthlosigkeit kann sein Feuer dämpfen, aber nicht ersticken. Mit den Franzosen muß man immer sprechen, mit den Engländern nie.

Man kann von den Engländern nicht sagen, sie haben sich bey dieser oder bey jener Gelegenheit brav gehalten; sie halten sich immer brav, so oft sie geschlafen, gegessen und getrunken haben. Ihr mehr physischer als moralischer Muth bedarf der Unterstützung einer guten Nahrung; der Ruhm läßt sie nicht vergessen, daß sie Hunger haben oder daß ihre Schuhe zerrissen sind. Der Soldat erhält alle Jahre einen vollständigen Anzug; der geringste Sold im Heere ist ein Schilling täglich, von dem nach den Abzügen für Lebensmittel, Unterhaltung der Kleidung und anderer Gegenstände, den Soldaten zwey ein halber Pence, wenigstens fünf Sous, zur freyen Verfügung übrig bleiben. Diese in England wegen des sehr hohen Preises der Lebensmittel mäßige Bezahlung ist auf dem Kontinent mehr als das Doppelte vom Sold der Deutschen und Franzosen; von rückständigem Sold oder ungesezlicher Vorenthaltung weiß man nichts. Der englische Soldat ißt viel und besonders Fleisch, er trinkt noch mehr als er ißt. Auf seiner Insel ist Bier sein gewöhnliches Getränke; auswärts theilt man ihm Wein aus, wenn das Land welchen liefert. Im Felde kann er der gegohrnen Getränke nicht entbehren, und im Augenblicke der Gefahr nimmt er seine Zuflucht zum Rum, um seine Lebensgeister zu stärken.

Ganz auffallend ist der Kontrast der verschiedenen Heere in Hinsicht auf Haushalt und tägliche Lebensweise. Nach einem langen, mühsamen Marsch rücken die französischen Bataillons in das Bivouac; kaum haben die Trommeln geschwiegen, so werden die Tornister hinter den Gewehrpyramiden im Kreise gelegt und bezeichnen den Platz, wo die Kameradschaft die Nacht zubringen soll. Man legt die Kleider ab; bloß in den Mänteln gehen die Soldaten nach Lebensmitteln, Holz, Wasser, Stroh aus. Das Feuer wird angezündet, bald ist der Kessel in Ordnung; die Bäume werden aus dem Walde herbeygebracht und im Groben zu Pfählen und Balken zugehauen. Während sich die Baraken erheben, ertönt ringsum die Luft von den Hieben der Art und dem Geschrey der Arbeiter. Es ist, als ob die Stadt des Idomeneus durch Zauberey unter Minervens unsichtbarem Einflusse sich aufbaute. Bis das Fleisch gekocht ist, machen sich unsere jungen Leute, die nie müßig seyn können, daran, die Bügel wieder an die Kameschen zu nähen, die Patrontaschen zu untersuchen, die Gewehre zu putzen und blank zu machen. Die Suppe ist fertig, man ißt sie; fehlt es an Wein, so ist die Unterhaltung ruhig, jedoch nicht traurig, und bald sucht man im Schlafe die nöthige Kraft, um die Strapazen des folgenden Tags ertragen zu können. Langt aber der Sorgenbrecher auf den Schultern der nach Wasser ausgeschickten Mannschaft in Fässern oder in Schläuchen im Lager an, so bleibt man länger wach. Um's Feuer sitzend erzählen die Alten den Rekruten von den Schlachten, in denen das Regiment mit so viel Ruhm gestritten hat; sie sind noch voll Leben und Jubel, wenn sie das Entzücken schildern, das alles fühlte,

als der Kaiser, den man weit weg glaubte, plötzlich auf seinem Schimmel und mit seinem Mameluken vor der Front der Grenadire erschien. „Ach! wie hätte man den Feind zugerichtet, wenn das Regiment rechts von uns sich geschlagen hätte wie das unsrige; wenn die Kavallerie da gewesen wäre im Augenblicke als der Feind zu weichen begann; wenn der General der Reserve so viel Talent und Muth gehabt hätte, als der Kommandant der Avantgarde.“ Oft ertönt die Reveille und der Tag beginnt zu grauen, ehe die Erzähler fertig sind. Indessen hat man zum Gespräch reichlich angefeuchtet und an der Haltung der Zuhörer ist dieß deutlich zu ersehen; aber die Trunkenheit der Franzosen ist lustig, lebendig, verwegen; sie ist für sie ein Vorschmack von Schlacht und Sieg.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Jagdscene in den Wildnissen des Vorgebirgs der guten Hoffnung.

(Beschluß.)

Wir redeten leise miteinander; plötzlich bemerkte einer: „Hören Sie doch, das Thier fängt an zu knurren.“ Der Ton war wie ferner Donner, so daß wir ihn kaum für die Stimme des Thieres halten konnten, das wir nicht 500 Fuß von uns hatten weggehen sehen. Jezt gab ich das Zeichen, und sogleich kam Alles in Bewegung. Indem wir uns einer kleinen Erhöhung näherten, wo wir unsern Anstand zu nehmen gedachten, hörten wir vier bis fünf Schüsse fallen, welche uns überzeugten, daß die Uebrigen auch herbeygekommen waren. Sie hatten diese Schüsse gethan, um ihre Flinten zu probiren und die Gefahr des Fehlschießens zu vermeiden. Der lezte Schuß brachte den Löwen wieder zurück, und wir sahen ihn jezt ganz deutlich, wie er mit dem Schweife um sich schlug und die niedrigen Gesträuche zertrat, als wären sie Gras. Jener Schuß hatte uns indessen auch das Gefährliche unserer Lage gezeigt, indem die Kugel dicht bey uns vorbey geflogen war. Wir riefen dieses unsern Gefährten zu, und man beschloß die Angriffsweise zu verändern. Man stellte zwey Hottentoten höher auf den Berg und wir stießen zu den Uebrigen; sobald wir angekommen waren, stiegen alle ab, und wir koppelten die Pferde zusammen, um uns dem Thiere zu Fuß zu nähern. Dieß ist der gewöhnliche Plan, weil, wenn eines der Pferde mit seinem Reiter durchgehen sollte, der Löwe ihn verfolgen und wahrscheinlich zerreissen würde. Kaum hatten wir diese Vorkehrungen getroffen, als uns die Hottentoten vom Berge zuriefen, daß der Löwe entfliehe. In einem Augenblicke waren wir wieder zu Pferde, und hinter ihm her; aber er hatte uns den Vorsprung abgewonnen, doch sahen wir ihn vor uns, indem durchaus nichts im Wege war, das ihn hätte verbergen können. Die Tampookins waren jezt auch herbeygekommen, und ihre Hunde erhoben ein fürchterliches Geheul, das sonderbar zu unserm Feldruf klang. Wir stiegen ungefähr 200 Schritte vom Gebüsche ab, in das sich der Löwe geworfen hatte, banden die Pferde schnell zusammen, und nun waren wir der Gefahr gegenüber, wir standen niedriger als der Löwe, ohne einen Busch im Rücken, der uns hätte seinen freundlichen Schuz leihen können. Wir übergaben die Pferde einigen Hottentoten, mit dem Befehle, die Köpfe derselben vom Löwen abgewandt zu halten, damit sie der Anblick desselben nicht erschrecken möchte, während wir in einem Haufen gegen ihn anzurücken gedachten. Alle diese Vorbereitungen waren das Werk weniger Sekunden, und waren noch nicht vollendet, als wir das Ungeheuer wiedet knurren hörten; schon dachten wir, er wolle sich auf's Neue davon machen, aber nein! als wolle er sich wegen seiner früheren Flucht, von dem Vorwurf der Feigheit reinigen, hatte er sich jezt entschlossen, uns anzugreifen. Dem Knurren folgte ein donnerndes Gebrüll, und zu gleicher Zeit kam er mit Wuth entbrannten Augen gerade auf uns zu. Darauf waren wir nicht vorbereitet, und seine Bewegung war so schnell, daß Niemand Zeit fand zu zielen. Er stürzte sich auf eines unserer Pferde, bey deren Köpfen wir uns befanden, ohne daß wir seinen Angriff zu verhindern vermochten. Das arme Thier sprang vorwärts, und riß gewaltsam die übrigen Pferde mit sich herum. Der Löwe wandte sich auch, kauerte sich aber auf weniger als zehn Schritten von uns nieder. Auf diese Weise ward unsere linke Flanke entblößt, auf welcher aber zum Glücke zwey unserer besten und besonnensten Schützen standen. Welch ein erwartungsvoller Augenblick. Es dauerte mehrere Sekunden, in denen wir das Ungeheuer in dieser geringen Entfernung vor uns sahen; er schien sich zu bedenken, auf wen er zuerst springen solle. Nie hatte es uns so innig verlangt, einen Schuß zu hören. Bald sahen wir auf die Schützen, bald wieder auf den Löwen. Der erste Schuß mußte tödtlich seyn, sonst war einer von uns verloren. Jede Sekunde schien eine Minute. Endlich feuerte einer, die untere Kinnlade des Löwen sank, das Blut schoß ihm aus dem Rachen, und er wandte sich zum Entspringen, aber ein anderer schoß ihm durch den Rücken und er stürzte zu Boden. In diesem Augenblick sah das Thier über allen Ausdruck majestätisch aus; er wandte sich noch einmal gegen uns, erhob sich auf den Vorderbeinen mit blutendem Maule und rachedrohenden Augen; er wollte sich auf uns stürzen, aber seine Hinterbeine versagten ihm den Dienst; er schleppte sich noch eine kurze Strecke weit, bis ihn ein Schuß durch das Gehirn tödtete. Er maß an zwölf Fuß von der Nase bis zu Ende des Schweifes. Wir besahen das verwundete Pferd; des Löwen Zähne hatten den untern Theil des Schenkels ganz durchdrungen, und es war gelähmt. Einige Tampookins zogen den Löwen für uns mit ihren Assagaien ab, ich erhielt die untere Kinnlade als Trophäe, und die Elemente krönten unser Jagdvergnügen durch ein prachtvolles Gewitter, das jezt gerade über unsern Häuptern ausbrach.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beschluß.)

Scribe hatte die Rechte studirt, und sich als Advokat aufnehmen lassen; allein schon frühe hatte das Theater mehr Reiz für ihn als die Justiz. Als er seine Mutter durch den Tod verlor, konnte ihn nichts mehr abhalten, seinem Triebe nachzuhangen; er legte sich nun ganz auf's Dichten, und ward der beliebteste der jetzt lebenden französischen Theaterdichter. Ein so gefeyerter Schriftsteller, sollte man glauben, muß ein glücklicher Mann seyn; allein wie ich vernehme, ist Scribe nichts weniger als glücklich. Des Lobes und Beyfalls ist der Dichter übersatt. Der Beyfall gewährt ihm nicht so viele Freude als ihn eine strenge Kritik schmerzt. Jedes neue Stück, das er gibt, setzt ihn auf die Folter; es kann durchfallen und ausgepfiffen werden; der Dichter verlebt einige peinliche Tage, und hinter einer gleichgültigen oder übeln Aufnahme des neuen Stückes, folgen scharfe Kritiken in den Tagesblättern; alles dieses ist einem so hoch stehenden, und so sehr an Beyfall gewöhnten Dichter weit empfindlicher als einem Anfänger in der Kunst, oder einem noch nicht verwöhnten Schriftsteller. Daher soll sich denn auch der gute Scribe in einem Seelenzustand befinden, der vielleicht von denjenigen, die sich niemals um den Beyfall des Publikums zu bewerben nöthig gehabt haben, nicht recht begriffen werden kann, und es läßt sich denken, warum er sich, wie Pirrhus, nach Ruhe sehnt, aber vermuthlich auch erst noch ein Dutzend Siege davon tragen will. Dazu kömmt, daß die andern Theaterdichter Scriben die Fähigkeit absprechen, ein ächtes Lustspiel, wie die Collin d'Harleville'schen, Picard'schen, Etienne'schen u. a. schreiben zu können, und ihm daher eine Stelle neben den berühmten Dichtern des Théâtre français versagen, denn nach diesem Nationaltheater werden die dramatischen Fähigkeiten der französischen Dichter stets gemessen. Rossini scheint nicht so empfindlich zu seyn als Scribe; der italienische Meister ist es wohl gewöhnt auf ganz verschiedene Weise in Europa beurtheilt zu werden; er weiß, daß der Zauber seiner Musik doch alle Kritiken übertönt, und daß selbst seine Tadler von diesem Zauber mit hingerissen werden. Daher thut er nicht mehr und nicht weniger als was er will, schmaußt mit seinen Landsleuten in Paris, spielt mit besonderm Glücke Ekarté, und komponirt so wenig als er nur immer kann. Er scheint zu denken: was verlangen die Leute weiter von mir? ich habe ihnen gezeigt was ich vermag, und ihnen gegeben was ich hatte; jetzt will ich das kurze Leben genießen! Und einen so großen Meister als Rossini kann man auch nicht zur Arbeit zwingen; als seine Ader reichlich floß, verfertigte er ein Stück auf's andere, jetzt ist diese Ader vielleicht nicht mehr so ergiebig; und dann ist ja auch die Zahl seiner Stücke so groß, daß sich das Publikum wohl damit begnügen kann. Indessen muß einem, nach dauerndem Ruhm strebenden Tonkünstler doch die Besorgniß kommen, es möchte sich die Bewunderung des Publikums noch vor seinem Lebensende erschöpfen. Die italienische Oper in Paris spielt meistens nur seine Opern; die große französische Oper hat auch angefangen Rossinische Opern mit französischem Texte bearbeiten zu lassen; auf Mahomet II. folgt jetzt Moses, den man mit vieler Pracht ausgestattet hat. Also auch auf dieser Bühne, die man zuvor von fremden Einflüssen frey zu erhalten suchte, beginnt der Meister von Pesaro zu herrschen. Das Odeontheater spielt schon längst die vorzüglichsten Opern Rossini's mit französischem Texte, und hat dazu eine deutsche Sängerin, Mad. Schütz, engagirt. Außerdem gibt dieses Theater mehrere Opern, deren Singstücke aus Rossinischen Kompositionen gezogen sind. Ferner werden bey fast allen Konzerten, kleinen und großen, die Singstücke aus denselben Kompositionen gewählt. Also könnte ein Dilettante in einer Woche fast den ganzen Rossini zu hören bekommen. Dieß dauert nun schon einige Jahre so fort, und scheint noch nicht aufhören zu wollen. Wie, sollte aber bey aller Begeisterung der Rossinisten, die Bewunderung sich nicht endlich satt hören, und doch nach etwas neuem sehnen?

London, April.

Wie sehr die englische Gesetzgebung der Vereinfachung bedarf, ist bekannt, und Peel bemühte sich im Streben nach diesem großen Ziele auch die Sprache derselben zu vereinfachen, und so weit das verfinsternde Heer der Rechtsgelehrten es ihm erlaubt, das Regensburgische derselben in verständliches Englisch umzuwandeln. Wie nothwendig dieß sey, lehrt alle Tage die Erfahrung mehr; aber ob gleich ein jeder einsieht, daß das bisher übliche Kauderwelsch zur Wortklauberey in den Gerichtshöfen, zu endlosen verderblichen Rechtshändeln über Güterbesitz und Testamenterklärungen, ja manchmal auch zur Straflosigkeit der Verbrechen führt, so erhebt sich doch die allgemeine Stimme nicht so laut gegen das Unwesen als sie es sollte; denn es gibt fast keine einzige Familie, von den allerhöchsten bis zu denen, welche schon an die untersten grenzen, die nicht einen nahen Anverwandten unter dem gerichtlichen oder Advokatenstande hat. Aber der Einfluß der Presse läßt sich auch hier allmählig verspüren. Eines der großen Uebel des jetzigen Systems ist, daß, wenn ein Parlamentsglied, das nicht selbst ein Rechtsgelehrter ist, ein noch so heilsames Gesetz vorzuschlagen gedenkt, er die Abfassung desselben einem solchen übertragen muß; dieser hüllt dann die einfachen Vorschläge in einen solchen Schwall von Worten, daß der Urheber der Bill oft selbst nicht mehr seinen eigenen Sinn herauszufinden weiß. Indessen bringt er die Bill in's Parlament, dort wird abgeändert, ausgelassen und angehängt, und zwar Alles wieder in demselben Kanzleistyl, daß am Ende, wenn das Gesetz an's Licht tritt, weder der Urheber desselben noch das Parlament selbst weiß, was denn eigentlich verordnet worden ist; weßwegen denn auch den Richtern so viel zur Erklärung und Willkühr überlassen bleibt, und auf frühere Entscheidungen (Precedents) ein solches Gewicht gelegt wird. Viele der hieraus entstandenen Tollheiten sind weltbekannt. — Der Großkanzler hat aufs Neue den Gebrauch getadelt, gerichtliche Verhandlungen bekannt zu machen, ehe ein Rechtshandel völlig entschieden ist, viele Coroners (die Vorsitzer bey den Untersuchungen gewaltsamer oder plötzlicher Todesfälle) wollen keine Berichterstatter der Zeitungen in dem Zimmer dulden; mehrere Friedensgerichte wollen Niemanden in ihrer Gegenwart zu schreiben gestatten, und sogar die Friedensrichter der Grafschaft Middlesex haben so eben durch sechs-und-zwanzig Stimmen gegen dreyzehn entschieden, daß das Publikum, d. h. die Zeitungsschreiber, nicht bey ihren Verhandlungen zugelassen werden sollen, obgleich diese Herrn die Grafschaft jährlich mit mehr als 50,000 Pfund besteuern. Allein die Presse ist zu stark, um solchen kleinlichen Angriffen zu erliegen; es ist genug, daß die Zeitungen dem Publikum berichten, daß man ihnen irgendwo den Zutritt verbietet, um sogleich einen Verdacht gegen die Anstalt oder die dabey betheiligten Personen zu erregen, und dieselben um ihrer eigenen Ehrenrettung willen zu zwingen, die vorher verschmähte Oeffentlichkeit zu suchen.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 106.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 3. Mai 1827.

Die Schranken
Sind offen für den Würdigen, ich bin
Ein Prinz, ich hab' ein Leben dran zu wagen;
Mein Leben zwar des Glücks, doch iſt's mein Alles
Und hätt' ich's tauſend Mal, ich gäb es hin.

Schiller.

Roſenſohn.

von Graf v. Platen.

Fünftes Kapitel

Als Roſenſohn an die Gränze des benachbarten Reichs kam, fragte er nach dem Weg zu der Hauptſtadt. Den ganzen Tag ging er fort, und des Nachts ſchlief er unter einem Olivenbaume. Im Traume aber ſah er die Prinzeſſin Lilla, gar herrlich anzuſchauen und lauter Liebreiz. Durch ihre Locken war eine Krone geflochten, der Schleyer war zurückgeſchlagen. Ihre Hand aber hielt einen Kranz und ihr Mund lächelte mit unausſprechlicher Anmuth. Da raffte er ſich vom Schlafe auf, voll Sehnſucht, und in der ſiebenten Stunde des Morgens ſtand er am Stadtthore. Als er aber einen großen Zuſammenlauf von Menſchen ſah, fragte er nach der Urſache, und einer erzählte ihm denn, daß eine Menge Prinzen und Ritter verſammelt wären, um den Beſitz der Prinzeſſin Lilla zu ſtreiten. Der Trieb des Kampfes entflammte auch ihn, und als er an die Schranken kam, ſiehe da ſaß die Prinzeſſin Lilla auf einem Balkon, gar herrlich anzuſchauen und lauter Liebreiz. Durch ihre Locken war eine Krone geflochten, der Schleyer war zurückgeſchlagen. Ihre Hand aber hielt einen Kranz, und ihr Mund lächelte mit unausſprechlicher Anmuth.

Da trat denn auch er beſcheidentlich in die Schranken und alle Prinzen beſiegte er und alle Ritter, und das Auge der Prinzeſſin ruhte züchtiglich auf ſeiner Geſtalt. Und der König ſagte ihm: „Ihr habt meine Tochter erkämpft, geht aber hinauf und fragt ſie um ihre Beyſtimmung.“ Da ging er denn mit klopfendem Herzen hinauf, und als er in den Saal trat, kam ihm Lilla entgegen und ſetzte ihm den Kranz auf. Er aber warf ſich zu ihren Füßen und faßte ihre holdſelige Lilienhand, die er inbrünſtig mit ſeinen Lippen berührte. Sie hob ihn huldreich auf, und ließ ihre Frauen abtreten und begann mit verſchämten Worten: „Meine Hand habt Ihr gewonnen durch Hiebeswaffen, durch Liebeswaffen mein Herz. Doch darf ich Euch nicht begrüßen als Bräutigam. Setzt Euch und hört, was es damit für eine Bewandtniß hat.“

Sechstes Kapitel.

„Meine Pathe, begann die holdſelige Lilla zu reden, iſt eine mächtige Fee. Sie gab mir zum Angebinde eine Stecknadel, die untere Hälfte von Stahl, die obere von Silber, der Knopf aber war von purem Golde. Dieſe Nadel, ſagte ſie, ſey ein koſtbarer Talisman, der eine Wunderkraft in ſich ſchlöſſe. Meine Mutter bewahrte ſie mir auf; als ſie aber daniederlag und ihren Tod herannahen fühlte, da ließ ſie mich vor ihr Bett kommen und ſagte: „Hier überaebe ich dir das Kleinod, worauf die Fee ſo vielen Werth legte. Trag' es immer bey dir, aber wahre es wohl; gib darauf acht, und laß es dir nicht entreißen. An deinem Hochzeittage ſtecke die Nadel an dein Brautkleid, das, ſagte die Fee, wird die glücklichſte Ehe bewirken. Daher verſprich mir, mein Töchterchen, dich nicht

zu vermählen, ohne sie an dein stattliches Gewand zu heften.“ Ich versprach es ihr und sie starb.“

„Ihr seht, mein Prinz, daß ich nicht im Stande bin, Euch meine Hand zu reichen, denn daß ich die Nadel verloren, wird Euch der Erfolg meiner Geschichte lehren.“

„Ich meines Theils bildete mir nicht wenig auf das Kleinodium ein, dessen Gebrauch ich noch nicht kannte. Ich ließ es nie von mir und zeigte es Jedermann hochmüthig, weil ich es von einer Fee bekommen hatte.“

Einstmals geschah es auch, daß ich im Garten meines Vaters spazieren ging. Da kam eine ältliche Frau auf mich zu, gar häßlichen Angesichts. Und da sie mich lange betrachtet hatte und die Nadel bemerkte, rief sie aus: Ey, schönes Fräulein, was muß das für eine Nadel seyn, die Ihr da anhabt? je nun, laßt sie mich doch einmal recht betrachten, und meine Augen ergötzen an dem holdseligen Schein. Ich gab sie ihr mit einem Blick, als wenn ich dergleichen noch viele hätte. Sie aber nahm sie in die Hand, schüttelte vor Verwunderung den Kopf hin und her, indem sie sagte: Ey, ey, ey, welch eine schmucke Nadel ist dieß! Unten Stahl, oben Silber und der Knopf von eitel Gold. Nun, ich danke Euch, schönes Fräulein, für das köstliche Kleinod, so Ihr mir verehrt habt. Nein, fiel ich ihr rasch in's Wort, so war's nicht gemeynt, es hat damit eine ganz andere Bewandtniß. Es hat die Bewandtniß, daß Ihr sie mir geschenkt habt, erwiederte die Alte ganz keck, und stemmte die Arme in die Seiten, ich will sehen, wer sie mir wieder abnimmt. Hiemit kehrte sie mir den Rücken und hinkte fort. Ich aber, ganz entrüstet und in Verzweiflung, meine Nadel verloren zu haben, lief ihr nach, um sie festzuhalten. Wie ich aber auf sie zukam, verschwand sie plötzlich, und ließ mich im traurigsten Zustande zurück.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus den hinterlassenen Schriften des General Foy.

(Fortsetzung.)

Wendet eure Blicke auf jenes andere Lager; seht diese Engländer, müde, verdrossen, fast unbeweglich; warten sie gleich den Spahis der türkischen Heere, bis Sklaven ihnen ihre Zelte aufschlagen und ihr Essen bereiten? Indessen hat man sie in abgemessenem Schritte einen sehr kurzen Marsch machen lassen, und sie sind vor zwey Uhr Nachmittags auf dem Platz, wo sie die Nacht zubringen sollen. Man bringt ihnen ihr Fleisch und ihr Brod; der Sergeant theilt die Geschäfte und Frohnen unter sie aus; er sagt, wo es Wasser, wo es Stroh gibt, und zeigt die zu fällenden Bäume an. Sind die Materialien da, so weist er den Platz an, wohin jedes Stück Holz kommen soll; er schilt die Ungeschickten und züchtigt die Trägen; langsam erheben sich unförmliche Baraken. Wo ist da der gewerbfleißige, unternehmende Geist dieser Nation, die in der Vervollkommnung der mechanischen Künste den andern Nationen vorangeeilt ist? Die Soldaten wissen nichts zu thun, als was man ihnen befiehlt; in allem, was über das Angewohnte hinausgeht, sind sie verlegen, unbeholfen. Sobald die Kriegszucht unter ihnen aufhört (und wie kann man Krieg führen, ohne daß sie oft aufhört?), überlassen sie sich den größten Ausschweifungen; sie betrinken sich sobald sie können, und ihre Trunkenheit ist kalt, gefühllos, vernichtend. Subordination, die keinen Augenblick aufhört, ist die unerläßliche Bedingung des Bestehens der englischen Heere.

Die englischen Unteroffiziere sind vortrefflich, denn der Muth und das Talent finden hier ihre Gränze. Sie werden vom Kommandanten ernannt und können blos durch den Spruch eines Kriegsgerichts abgesetzt werden. Ihr Ansehen vergrößert sich durch die kleinen täglichen Geschäfte der Aufsicht, der Disciplin und des Unterrichts, welche ihnen zu überlassen man sich in andern Heeren wohl hütet. Weit entfernt, die jungen Offiziere, die zum Regiment kommen, als Eindringlinge zu betrachten, sind sie ihnen nützliche Rathgeber und achtungsvolle Mentors. Von Zeit zu Zeit, und besonders im Krieg, wird ein Sergeant Fähnrich; dieß ist ungefähr sein Marschallsstab, und er kommt nicht in Versuchung, darüber zu murren, so tief sind ihm die Abstufungen der Gesellschaft eingeprägt. Ja, es geschieht oft, daß die Kameraden des Beförderten demselben linkisches Wesen und Gewohnheiten Schuld geben, die zu seiner neuen Lage nicht passen. Man ist Gentleman durch Geburt und Erziehung, durch ein Patent kann man es nicht werden.

In England sind, ganz anders als in andern Ländern, die Männer aus den höhern Klassen im Allgemeinen größer und stärker als das gemeine Volk; dieß kommt von ihrem unruhigen Landleben. Die Verordnungen über Zulassung zum Dienst verlangen von den Bewerbern um die Unterlieutenantsstellen das Alter von sechszehn Jahren und eine gute Körperkonstitution. Die Offiziere galten sonst für unwissend und ausschweifend; indessen haben sie größtentheils eine freysinnige Erziehung genossen, und manche behalten im Lager die Liebe zur Arbeit; sie schreiben Reise- und Kriegstagebücher und lassen sie zuweilen drucken; man sah junge Leute, die bereits zum Hauptmannsrang gelangt waren, ihre Mußezeit benützen, um in den Schulen ihre zu früh unterbrochenen Studien wieder aufzunehmen. Doch finden sich ihrer weit mehrere, die in einem Leben voll Zerstreuung das Wenige vergessen, das sie gelernt haben. Uebrigens sind unsere überseeischen Nachbarn ernst, sogar in ihrer Unmäßigkeit. Die Orgien des Hauptquartiers und der Regimentstavernen sind nicht rauschend, und werden seltener werden in dem Maße, als die gute Gesellschaft die Sitte ablegt sich zu betrinken. Man findet bey den eng-

lischen Offizieren nicht den zarten, ausschließlichen Dienst der Ehre, der die mindeste Schwäche vor dem Feind mit größerem Abscheu verdammt, als eine Verletzung der gesellschaftlichen Ordnung. Noch weniger findet man bey ihnen das rührende Band, das Anführer und Soldaten verknüpft, das väterliche Ansehen der Hauptleute, die einfachen Sitten des Lieutenants, das liebevolle Theilen der Leiden, welche die Stärke unserer Revolutionsarmeen ausmachten; aber überall zeigt sich der unerschütterliche Patriotismus und der erprobte, ausdauernde Muth. In einem Lande, wo Geld der Hebel von Allem ist, erhalten die Offiziere nur wenig; denn trotz des allmähligen Sinkens des Geldwerthes hat sich ihr Sold seit den Zeiten Wilhelm III. fast nicht verändert. Die Sorge für den Haushalt der Kompagnien liegt den Unteroffizieren ob; die Verwaltung der Regimenter wird von sehr wenigen Individuen besorgt und innerhalb einer gewissen Gränze, welche eine Art von Gesetzlichkeit beschreibt. Plünderung und Erpressungen im fremden Lande erfüllen mit edelm Abscheu Menschen, welche die Achtung vor den Institutionen und dem Eigenthum sogar im Kriege beybehalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fremdes und Eigenes,

von Fr. v. Matthisson.

(Fortsetzung.)

In Lopson's Flugschrift: Guerre à qui la cherche, treten drey Personen auf: Benjamin, Konstant und Rebecque. Diese drey Personen, welche nur Eine ausmachen, und folglich nur einen und denselben Gedanken haben sollten, denken jede anders und ganz verschieden. Nichts ist von einander abweichender, als ihre politischen Reden. Der Eine zieht gegen die Eroberer los, der andere erhebt sie bis in den Himmel, der dritte verachtet sie und dient ihnen. Das Außerordentlichste bey dieser wahrhaft dramatischen Scene bleibt immer, daß den Sprechenden kein einziges Wort in den Mund gelegt wird, welches nicht buchstäblich aus den verschiedenen Schriften von Benjamin Konstant de Rebecque gezogen wäre.

*

Der isländische Dichter John Thorlakson, welcher Milton's verlornes Paradies in das Isländische übersetzte, wohnt zu Bägisa in einer ärmlichen Hütte. Die Thüre seines Zimmers ist kaum vier Fuß hoch, und die Stube selbst nur acht Fuß lang und sechs Fuß breit. In dieser steht sein Bett, und dicht bey der Thüre, einem kleinen Fenster gegenüber, der Tisch, an welchem er seine Gedichte niederschrieb. Seine Wohnung liegt aber im eigentlichen Verstande poetisch, zwischen drey Bergen, bey Bächen und Wasserfällen, wo man von allen Seiten die Aussicht auf viertausend Fuß hohe Gebirge hat. Seine Einkünfte betragen nur vierzig Reichsthaler jährlich. Vor einigen Jahren beschäftigte sich Thorlakson mit der Uebersetzung von Klopstock's Messias.

*

Die Gemälde der französischen Schule im Museum zu Florenz haben alle generischen Züge, welche die Italiener den besten Künstlern Galliens zuschreiben. Das stete Streben, ihren Werken ein gewisses air noble zu geben, ist in ihren meisten Bibelpersonen und Heiligen unverkennbar. Sie sind sämmtlich gentils au possible, und der Engel in der Verkündigung von Vouet scheint zu sagen: Madame, j'ai l'honneur de vous annoncer.

*

Pouſſin malte die sieben Sakramente. So trefflich auch dieses Kunstwerk war, fand man doch die Ehe, wegen der ungefälligen Gruppirung der Figuren tadelnswerth. Bey dieser Gelegenheit sagte ein Franzose: „Un bon mariage est difficile à faire, même en peinture.“

*

Walter Scott versteht das dichterische Handwerk, und gefällt sich darin: daher seine breite einzelne Ausführung. Seine Romane sind auseinandergezogene, mit wohlgearbeiteten Verzierungen überladene Novellen. Er würde aus jeder Novelle des Cervantes, wenn man ihm den Stoff zur Bearbeitung vorgelegt hätte, drey Bände gemacht haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Tochter der Luft,

an ihren deutschen Autor.

Nach der Idee des Calderon sagst du? Du irrst dich, Germane;
Calderon dachte mich, du träumtest ein Nebel-Gebild.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Beschluß.)

Eine vom Unterhause niedergesezte Kommission, zur Untersuchung der Stiftung und Verwaltung einer der vielen Handelsgesellschaften, welche in den lezten zwey Jahren in's Daseyn getreten sind, hat einen Bericht abgestattet, welcher mehreren Mitgliedern des Hauses wenig Ehre macht, und ohne Zweifel zu ferneren Maßregeln führen wird; und es ist kaum wahrscheinlich, daß andere ähnliche Kompagnien einer gleichen Untersuchung entgehen können.

Wir haben während der Fasten die gewöhnliche Anzahl Oratorien gehabt, aber dabey nichts von Bedeutung. Ostermontag fangen die Spektakelstücke an; und nachher werden

wir wohl einige regelmäßige neue Dramen bekommen. Der Verfasser des Romans Tremaine, Hr. Robert Ward, hat einen neuen Roman in vier Bänden, de Vere genannt, herausgegeben. So wie jener ein sittliches und religiöses Gemälde unserer großen Welt darstellte, so führt uns dieser in das Heiligthum unserer politischen Welt, und unter erborgten Namen führt der Verfasser alle Staatsmänner auf, die in unsern Tagen auf der politischen Bühne Großbritanniens erschienen, und läßt sie durch geschickte Situationen und Gespräche ihre Fähigkeiten, Charaktere und Ansichten entwickeln. Um die Gesinnung des Verfassers zu kennen, braucht man blos zu wissen, daß Canning, unter dem Namen Wentworth, sein Ideal von einem Staatsmanne ist, der sich die Vervollkommnung des Menschengeschlechts zum schönen Ziel gesetzt hat.

So eben ist auch eine neue Uebersetzung von Schillers Wallenstein erschienen; sie ist ziemlich treu, aber es fehlt ihr an dem poetischen Feuer, welches Coleridges vortreffliche Uebersetzungen von Schillers Meisterwerken auszeichnet; unglücklicher Weise sind diese alle vergriffen.

Walters Uebersetzung von Niebuhrs römischer Geschichte ist erschienen, und beynahe schon vergriffen. Diese Uebersetzung ist natürlicher Weise nach der ersten Ausgabe, da die Engländer nicht gerne ein Jahr lang auf die Erscheinung eines zweyten Bandes warten, besonders wenn ein Werk nicht sehr bändereich ist. Man hat aber doch den bereits erschienenen Band der neuen Ausgabe hier, und ist gar nicht sonderlich mit der gänzlichen Veränderung in den Ansichten des Verfassers zufrieden, und ich zweifle beynahe, ob eine Uebersetzung dieser Ausgabe sich so gut verkaufen würde, als die der ersten. Man sagt Hr. N. sey aus einem Whig ein Tory geworden.

Eine neue Auflage von dem sinnreichen Werke Death's doings, mit Zeichnungen, wozu Holbeins Todtentanz die Idee gegeben, erwirbt sich vielen Beyfall. — Auch Cruikshanks Karikaturzeichnungen in Bezug auf die Gehirnlehre, die vorzüglich auf Wortspiele gegründet sind, geben reißend ab.

Die amerikanischen Blätter machen einen Plan bekannt, wie man eine Straße von der Union nach dem stillen Meere machen könnte, wobey das hohe Gebirge im Innern kein Hinderniß zu bieten scheint. Unglücklicher Weise aber ist das Land beynahe gänzlich von Waldung entblößt, und sehr unfruchtbar.

Man hat in Europa mit Schaudern von dem, vor ein paar Jahren an dem Ky Gariep oder gelben Flusse im südlichen Afrika erschienenen Schwarme der Matatees, und den schrecklichen Grausamkeiten derselben, unter den Bechuanas und andern von ihnen überfallenen Stämmen, gelesen. Man schätzte ihre Anzahl, mit Weibern und Kindern, auf 50,000; sie hatten mehrere Oberhäupter, und bestanden aus Leuten von allen Farben, größtentheils ganz schwarz und nackt, andere von gelber Hottentottenfarbe; ja einige sollen, nach Aussage der Flüchtlinge, ganz weiß, mit langem Haar und Bart, und nach europäischer Weise gekleidet gewesen seyn, und man beschuldigte sie sogar der Menschenfresserey. Dieser große Schwarm aber ward von nicht mehr als 100 Griquas, einem halbeuropäischen Stamme, welcher an der äußersten Grenze der Kolonie an dem südlichen Ufer des Gariep wohnt, in einem einzigen Treffen so gänzlich geschlagen, daß er eben so schnell verschwand, als er erschienen war, und seitdem nichts mehr von sich hat hören lassen. Dieses Volk soll, wie man jetzt hört, aus einem Gemisch von Kaffern und Bechuanas bestehen, welche der König Chaka, der seinen Hof zu Zoola hat, und ein Heer von 15000 Mann beständig unter den Waffen hält durch seine grausamen Verheerungskriege aus ihren Wohnsitzen getrieben habe und die nun aus Noth und Verzweiflung der ganzen Menschheit den Krieg erklärt zu haben scheinen. Dieser Chaka soll ein blutdürstiger Tyrann seyn, und seinen Entschluß erklärt haben, alle zwischen seinem Lande und der englischen Kolonie gelegenen Völkerschaften auszurotten; eine Drohung, deren Ausführung man für sehr möglich hält, da er im Nothfall 100,000 Krieger soll in's Feld bringen können. Ein englischer Lieutenant auf halbem Sold hat indessen die Erlaubniß von ihm erhalten, sich des Handels halber mit einigen andern Engländern im Port Natal, 140 englische Meilen von seiner Hauptstadt, nieder zu lassen und sich ein Fort zu bauen; dieser Lieutenant hat ihn an seinem Hofe besucht. Seine Mannszucht ist so fürchterlich, daß er ohne Erbarmen alle Offiziere und Soldaten hinrichten läßt, die vor einem Feinde weichen, was er bey einer Gelegenheit mit 450 Mann thun ließ. Glücklicher Weise fehlt es diesem Barbaren an Feuergewehren.

Die Zoologische Gesellschaft, welche im Regentspark schon angefangen hat ihren Thiergarten anzulegen, hat, bis dieser vollendet ist, eine Sammlung von ausgestopften Thieren. Wegen u. s. w. in Brooks-Street eröffnet, welche zwar nicht sehr reichhaltig ist, aber doch manches seltene Individuum enthält; für jetzt aber ist sie nur den Mitgliedern und ihren Freunden zugänglich; wenn sie aber erst ein größeres Lokal hat, soll sie unter gewissen Beschränkungen dem Publikum geöffnet werden.

Erklärung.

Da sich die sehr verehrliche Redaktion des Morgenblattes erlaubt hat, die Auszüge, welche ich nicht unaufgefordert aus der zweyten Hälfte der Geschichte des Philhellenen-Bataillons, deren glaubwürdiger Verfasser der gewesene Docteur Major des Bataillons, Herr D. Elster, ist, für das Morgenblatt bearbeitet und eingesandt habe, nicht allein in Bruchstücke, sondern in wahre Verstümmlungen zu verwandeln, welches Loos im's besondere die Darstellung des, jedem Deutschen und Griechenfreunde so denkwürdigen Treffens bey Peta, in einem Maße getroffen hat, daß die historische Wahrheit, die hier zugleich eine poetische ist, gänzlich ist verdunkelt worden — so sehe ich mich aus Achtung vor der historischen und poetischen Wahrheit, vor der glaubwürdigen Darstellung und ehrenwerthen Person des Herrn Dr. Dan. Elster gezwungen, gegen das, ohne mein Wissen und Wollen durchaus willkührlich statt gehabte Verfahren der sehr verehrlichen Redaktion zu protestiren, und dieselbe um nächstkünftige Aufnahme dieser Protestation in ihr sonst so geschätztes Blatt zu ersuchen.

Dr. W. B. Mönnich.

•

Auf obige Erklärung erlauben wir uns zu bemerken, daß bey Redaktion des in Rede stehenden Aufsatzes nichts anderes berücksichtigt wurde als das Interesse des Publikums und des Blattes, in welcher Rücksicht Stellen, die den Gang der Erzählung aufhielten, oder Schilderungen, deren Detail uns zu weitläufig schien, oder die bereits aus politischen Blättern bekannt sind, weggelassen oder abgekürzt wurden. Der uns für Aufsätze dieser Art zu Gebot stehende Raum erlaubte uns nicht anders zu handeln, wenn nicht dem Publikum dieses, gewiß nach Aller Urtheil sehr anziehende Gemälde ganz vorenthalten werden sollte.

D. Redakt. d. Mbl.

Beylage: Kunstblatt Nr. 36.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 107.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 4. Mai 1827.

Das Innre ist's, das dich zu Gott erhebt,
Und zur Gemeinschaft reiner Geister führt;
Im Herzen nur reift deine Seligkeit.

A. Mahlmann.

Wahrheit und Irrthum,

von Fr. Laun *).

Gott ist die Liebe! Im Glauben an dieses Wort liegt der köstlichste Balsam für alle Wunden, welche das Leben uns schlagen kann.

Religion ist der Trieb des Herzens zum Urquell aller Dinge: zu Gott.

Alles was positive Religion heißt, muß darauf ausgehen, diesen Trieb zu wecken und rege zu erhalten.

Vernunftreligion ist gemeiniglich ein hohles Wort. Der Ausspruch, wenn kein Gott da wäre, so müßte man einen erfinden, darf für den Sohn dieser sogenannten Religion gelten, die sich sonach, im Nothfall, geradezu für die Lüge erklärt, während Gott und die Wahrheit nur Eins sind. Die falschen Priester dieser falschen Religion gleichen Eltern, welche ihre Kleinen am Weihnachtsabende mit dem heiligen Christ und dem Knecht Ruprecht abwechselnd zu erfreuen und zu schrecken suchen. Ihr Gott sind diese beyden in Einer Person.

Der wahrhafte Priester des Herrn spricht nur aus dem Herzen zum Herzen. Er sucht die Herzen auszubilden zur heiligen Liebe. Der Geist Gottes, der in dieser lebendig ist, weckt den Trieb nach ihr wo er schlummert, und erhebt so den Menschen über das Irdische und über sich selbst.

Die Zeit ist zu armselig, als daß derjenige, welcher an Gott glaubt, sich nicht auch berechtigt glauben sollte, eine bessere Ewigkeit von diesem zu verlangen.

* * *

Die rein-sinnliche Liebe gleicht dem Apfel, den die Schlange im Paradiese bot; nach dem Genusse desselben verschloß sich dem ersten Menschenpaare jener selige Aufenthalt.

Die rein-geistige Liebe ist nur allzuoft jene Schlange selbst.

Schönheit ist ein Licht, woran schon manche wild umherflatternde Mücke sich die Flügel für immer verbrannte.

Auch aus einzelnen Gliedern saugt der Blick nicht selten den Funken der Liebe; ein schöner Fuß, ein schöner Wuchs, ein schöner Mund wirken oft wie ein Zaubertrank. Aber der stärkste und dauerndste Rausch durch das Auge kömmt auch aus dem Auge. Ein einziger kurzer Blick und Gegenblick fesselt oft zwey Wesen auf ewig aneinander.

Die Liebe ist ein Leben im Verklärungsglanze der Poesie.

In ihrem Uebermuthe behandelt sie die schon fertige Welt oftmals nur als rohen Stoff zur Gestaltung nach ihrer Willkür.

Sie ist ein schöner Wahnsinn, der aber nicht selten in den allergemeinsten übergeht.

*) Abgerissene Stellen aus einem Roman, der nächstens erscheinen und unter dem Titel: „Wiederklänge von Leben und Kunst," die Darstellung mannigfacher Lebensverhältnisse, Schicksale und Ansichten enthalten wird.

Die Liebeshöfe des Mittelalters in Frankreich waren ein verunglückter Verſuch des vornehmen Müſſigganges, jenen ſchönen Wahnſinn in ein Syſtem zu bringen.

(Der Beſchluß folgt.)

Roſenſohn,

von Graf v. Platen.

(Fortſetzung.)

Siebentes Kapitel.

„Ich hatte mich eben auf eine Gartenbank niedergelaſſen, fuhr die Prinzeſſin Lilla in ihrer weitſchweifigen Erzählung fort, um mir über meine Unvorſichtigkeit nutzloſe Vorwürfe zu machen, als ein Bedienter kam, und mir meldete, daß mein Vater mich zu ſehen wünſche. Ich hielt mich dazu nicht fähig, und ſagte daher dem Boten, er möchte mich beym Könige entſchuldigen, indem ich unpaß wäre. Dieß wird nicht wohl angehen, erwiederte er, dieweil die Fee Pflaſterhold (ſo hieß meine Pathe) angekommen iſt, und nach Euer Gnaden recht ſehnlich verlangt. Ich war mehr todt als lebendig, da ich dieß hörte und der Schreck fuhr mir in alle Glieder. Nach einer Pauſe endlich antwortete ich, daß ich erſcheinen würde, man möchte mir nur einige Zeit vergönnen, mich umzukleiden. Der Page ging und überließ mich einer gränzenloſen Angſt. Ach, rief ich aus, mußte denn meine Pathe ſchon heute eintreffen, oder erſt heute, ſie hätte uns ja ſchon geſtern mit einem Beſuche beglücken können. Ach, wie wird mir's ergehen, wenn ſie erfährt, was ich ihr nicht verbergen kann! Wenn mir die Alte doch nur die Nadel für dieſen Abend noch borgen wollte! Aber nun iſt ſie fort, und Pflaſterhold verlangt recht ſehnlich nach mir! Aber ſo geht es den Hochmüthigen! Hätt' ich die Nadel beſcheidentlich verſteckt in eine Falte meines Gewandes, ſo hätte ich alles Unheil vermeiden können. Auf dieſe Weiſe zankte ich noch lange mit mir ſelbſt, bis mir einfiel, daß es Zeit ſeyn möchte, mich anzukleiden. Ich erſchwerte der Kammerfrau dieß Geſchäft ſo ziemlich; endlich mußte ich mich fortbegeben. Meine Furcht vor der Fee war unüberwindlich. Den Korridor, den ich paſſiren mußte, durchwandelte ich mit abgemeſſenen Schritten und betrachtete jedes Gemälde aufmerkſam, bis endlich mein Vater die Thüre aufriß, wahrſcheinlich mich zu holen, und rief: da iſt ſie ja!"

„Als mich aber die Fee anſichtig wurde, ſtund ſie ſittſam auf, indem ſie mir einen tiefen und langſamen Knix machte. Ich machte ihr wieder einen langſamen Knix, aber mein Herz pochte nur deſto ſchneller. Hierauf ging ich auf ſie zu und küßte ihr die Hand mit einer gar demüthigen Miene. Ey, ſieh da, hub ſie an, indem ſie mir auf die Wangen klopfte, wie ſie demüthig geworden iſt, das arme Kind! Sie hat das muntere Weſen ihrer früheren Jahre ganz abgelegt. Ich wüßte nicht, ſagte mein Vater, ſie ſcheint mir nur erſchrocken. Das arme Kind! wiederholte die Fee, indem ſie mich mitleidig anſah. Ich aber hatte mich ſittſamlich auf den Rand eines Stuhls begeben, wo ich jeden Augenblick das Wort erwartete, das mich zerſchmettern ſollte. Sie redete aber viel mit meinem Vater, und nach und nach war mir alle Furcht verſchwunden, als ſie plötzlich anfing: daß ich's nicht vergeſſe, ſcheues Kind, zeiget mir doch das Nädelchen, ſo ich Euch geſchenkt habe zum Angebinde. Es iſt gar köſtlich anzuſchauen, unten Stahl, oben Silber und eitel Gold der Knopf. Mögt Ihr mir's herbringen, es iſt zu mancherley Dingen nütze. — Ohne zu wiſſen, was ich that, ging ich hinaus, allein jetzt fragte ſich's, was ich thun ſollte? Plötzlich kam mir in Sinn, daß die Alte, ſo mir die Nadel abgenommen, wohl die Fee Pflaſterhold ſelbſt müſſe geweſen ſeyn, die dieſe Geſtalt geborgt hätte, um meine Sorgfalt in Verſuchung zu führen. In dieſem Gedanken immer mehr beſtärkt, trat ich ganz ſchüchtern hinein, warf mich der Pflaſterhold zu Füßen und begann faſt weinerlich: O beſte Pathe! verzeiht mir meinen Fehltritt, für den ich allbereits geſtraft bin. Möchtet Ihr mir wiedergeben, was Ihr mir genommen habt! Die Reue, die ich fühle, iſt innerlich, möchtet Ihr gnädig mit mir verfahren! Aus ihren erſtaunten Mienen ſah ich aber wohl, daß ſie von nichts unterrichtet ſey. Ich erzählte ihr daher Alles. Da ich zu Ende war, ſtand ſie ganz zornmuthig auf und ſagte: Ungehorſames Kind! ich will Euch nicht mehr ſtrafen, als Ihr durch den Verluſt Eures Kleinodiums gewitzigt ſeyd, das ich Euch nicht mehr erſetzen kann. Jedoch die, die es Euch genommen hat, muß eine Fee geweſen ſeyn, weil ſie die geheimen Kräfte der Dinge erkannte. Ihr ſollt wiſſen, was Ihr verloren habt."

„Hierauf erzählte ſie mir von den Wunderkräften der Nadel. Sie ſprengt alle Schlöſſer und Riegel, ſie macht den, der ſie trägt, unſichtbar auf ſein Verlangen, welches die alte Diebin benutzt hat, und Jeder, der mit dem Knopfe derſelben berührt wird, bleibt unbeweglich ſtehen, bis ihn die Berührung der Spitze wieder lebendig gemacht hat. Nachdem die Fee mir dieß umſtändlich vorgehalten, reiſte ſie unverzüglich von dannen, ohne daß ſie mir verziehen hatte."

Achtes Kapitel.

„Da ich das Alter erreichte, fuhr die ſchöne Lilla etwas beſchämt fort, wo mein Vater wünſchte, daß ich mir ein Ehegemahl auswählen ſollte, da ſchickte er zur Fee Pflaſterhold und ließ ſie um Rath fragen. Die Fee aber ſandte mir einen Brief zurück, in dem geſchrieben ſtand:

Kommt ein Ritter, der da ward
Noch einmal geboren,

Der die ſchöne Nadel bringt,
Welche du verloren,
Dieſen hat zum Bräutigam
Dir die Fee erkoren.

Mein Vater aber war baß verdrüßlich über dieſe unbeſtimmten Worte, und beſchloß, ſich gar nicht daran zu kehren. Er ließ daher das Kampfſpiel anordnen, von dem Ihr wißt, und in dem Ihr den Sieg davon getragen. Wenn Ihr mich nun zu beſitzen wünſcht, ſo möget Ihr ausziehen, das Kleinod zu erobern, das ich verloren geben ließ. An die Ulaſterholdiſche Weiſſagung ſtoßt Euch nicht, erbeutet uns die Nadel; denn ſie allein bringt ja Glück im Eheſtande. Aber nun ſagt auch Ihr mir etwas von Eurer Abkunft und Eurem Leben, von Eurem Glücks- und Unſtern, denn mit den Geſtirnen iſt unſer Loos verknüpft." Da erzählte er ihr denn Alles, und ſie lächelte holdſelig, als er ihr ſagte, wie er zur Welt kam. Kaum hatte er geendigt, horch, da tönte das Glöcklein zur Tafel. Sie ſagte ihm, indem ſie ging: „Möchtet Ihr ein bequemeres Kleid anziehen und uns in den Saal folgen, wo getafelt wird." Er zog ein leichteres Kleid an und folgte ihr. Aber jedermänniglich erſtaunte, als er eintrat, ſo ſtattlich war er. Oft wurde die Geſundheit des Brautpaars getrunken. Mit dem früheſten aber zog er fort. Als er ſchon weit vom Schloſſe war, kehrte er ſich noch einmal um, und ſiehe, die ſchöne Lilla ſtand auf dem Balkon und grüßte ihn noch von ferne. Da nickte er mit dem Kopf, es ward ihm wohl und wehmüthig.

(Die Fortſetzung folgt.)

Etwas von Johannes Keppler.

In einer Abhandlung dieſes großen Mathematikers, „Historia novi sideris, quod annis MDCIV et MDCV. fulsit," überſchrieben, die ich Laye anderer Zwecke halber durchblätterte, ſtieß ich in demjenigen Kapitel, wo die Meynungen der Aſtrologen über den Urſprung ſolcher Erſcheinungen geprüft werden, und auch die Frage im Vorbeygehen berührt wird, was der Zufall in dergleichen Dingen vermöge, auf folgende merkwürdige Aeußerung des trefflichen Mannes über ſich ſelbſt. Er wirft die Frage auf: was iſt der Zufall? und antwortet: das allerſcheußlichſte Wahnbild, und nichts anderes denn eine Schmähung des höchſten und allmächtigen Gottes und der vollkommenſten Welt, die er geſchaffen hat, worin nur blinde und willkürliche Bewegung waltet, ſtatt eines lenkenden Geiſtes, die ein unendliches Chaos iſt ſtatt eines (geordneten) Körpers. Dieſem würde dann auch freventlicher Weiſe Ewigkeit und Allmacht und Schöpfung der Welt, ſo doch Gott allein zugehörig, zuzuſchreiben *).

Nachdem er denn doch einen kleinen ſcharfſinnigen Verſuch gemacht, zu zeigen, wie wenig oder nichts herauskomme, wenn man auch auf einen Augenblick das Geſpenſt vom Zufalle wollte gelten laſſen, wobey er auf Cicero de divinat. l. 2. Rückſicht nimmt, kommt er mit einem Mal auf ſich ſelbſt zu reden, und erzählt: In ſeiner Jugend, wo er viel Muße gehabt, habe er oft viele Zeit Poſſen geſchenkt, und einer Spielerey, der manche ſehr ältere ſich nicht ſchämen, und die vorzüglich dem Chalcidiſchen Dichter Lykophron zugeſchrieben werde, ſich höchlich erfreut. So habe er die Buchſtaben ſeines Namens (Joannes Keplerus) hin und her in griechiſche Zeichen verſetzt, bis ein Sinn herauskam. Aus den griechiſchen Buchſtaben Ἰωάννης Κεπλῆρος kamen endlich die Worte an's Licht: Σειρήνων κάπηλος (Sirenenhändler) aus der lateiniſchen Joannes Keplerus: Serpens in aculeo. (Schlange mit dem Stachel). Keinerley Sinn gefiel dem jungen Mathematiker. Einen andern verlangend, überließ er die Sache ganz der Willkühr des Glücks. Er nahm Spielkarten, nach der Zahl der Buchſtaben ſeines Namens, und beſchrieb ſie der Reihe nach mit den einzelnen Buchſtaben deſſelben. Nun fing er ſie haſtig zu miſchen an, und hin und wieder nachzuſehen, ob ſie nicht einmal in eine ſolche Verbindung zuſammengemiſcht erſchienen, woraus ein Sinn hervorträte; umſonſt. In komiſcher Entrüſtung ruft er jezt aus: „Mögen alle epikureiſchen Götter und Göttinnen dieſen Zufall verderben, der mir auch von der Ferne aus nichts konnte offenbaren, was nur von weitem auf einen Sinn angeſpielt hätte, da er mir ſo viel Zeit raubte; und es war doch unter den möglichen Fällen auch der, daß jene von mir ſelbſt erfundene Verknüpfung hätte hervorkommen können: Σειρήνων κάπηλος (Sirenenhändler); und ſo raffte ich nun meine Karten zuſammen, und übergab ſie dem Epikureiſchen Wirbelſturm, ſie in's Unendliche zu tragen, und die Sage will, dort flattern ſie noch unter den Atomen in verworrenſter Verwirrung umher, immer noch ungewiß, ob und welcher Sinn in ſie käme.

Sehr gemüthlich iſt noch, was der große Mann kurz nach jener oben ausgehobenen Stelle im nämlichen Zuſammenhange anführt. Eine naive Antwort ſeiner Gattin iſt es, die er auf eine Anfrage an ſie über dieſe Materie ſeinen Leſern mittheilt. Wir laſſen ihn ſelbſt reden. „Geſtern, als ich müde vom Schreiben, und mit gänzlich von jener Atomenbetrachtung wie beſtaubtem Sinne (pulverulento animo) von meiner Frau zum Nachteſſen gerufen wurde, ſtellte ſie das Schüßelchen mit Eſſigſalat und Eyern vor mich hin. Ich ſagte zu ihr: wenn durch die ganze Luft

*) Nimirum idolum est detestabilissimum, et nihil aliud isi contumeliâ summi et omnipotentis Dei, et quem ille condidit mundi absolutissimi: cui motus coecus et temerarius est pro anima, chaos infinitum pro corpore. Huic et aeternitas et omnipotentia et mundi creatio, Dei propria, transcribuntur nefarie.

gedrängt voll Zinnstückchen, Salatblätter, Salzkörnchen, Wasser-, Essig-, Oeltropfen, kleine Eiertheilchen umherflatterten, und das so eine Ewigkeit dauerte, meynst du nicht, es könnte sich wohl auch treffen, daß ein solches Salatschüsselchen zufälliger Weise zusammenkäme? — Hm! erwiederte mein Weibchen, aber lange so artig und hübsch und nett nicht wie dieses *).

Conz.

*) Respondit bella mea; sed non hoc decore, neque hoc ordine.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, 21. April.

Während der stillen Woche ist bey uns das Theater geschlossen. Dagegen wird sie durch Aufführung mehrerer geistlichen Musiken gefeyert. Dieses Mal wurde sie durch den Vortrag des berühmten Miserere von Allegri, in der Vesper des Sonnabends vor Palmsonntag, eingeleitet. Dieser einfach große Gesang wurde von zwey Chören, von denen das eine nur einfach besetzt hinter dem Altare, das andere, durch die ganze Länge der Kirche von diesem getrennt, auf dem Orgelchore stand, mit ungemeiner Wirkung ausgeführt. Die Stimmen antworteten sich genau, und vornehmlich hielten die des ersten Chors trefflich zusammen. Die Schwingungen des reinen Soprans hallten in den hohen Gewölben unendlich rührend. Dem Herrn Cantor Weinlig, der diesen Gesang selbst in Rom hat vortragen hören, verdanken wir die wirksame Anordnung. Derselbe führte nun am folgenden Tage, d. i. am Palmsonntage, in der Nikolaikirche, und am Charfreitage in der Thomaskirche Haydn's unvergängliches Werk, die sieben Worte des Erlösers am Kreuze auf. In seinem neuen Tonwerke spricht sich die hingebende Andacht des Christen, in der Betrachtung des Todes Jesu, mit solcher Innigkeit aus. Die Aufführung war um so besser, da die Stärke der dabey singenden Thomanen im Chorgesange besteht, welcher in diesem Oratorium herrschend ist. Am Abend des genannten Palmsonntags wurde das übliche Konzert zum Besten der Armen im Gewandhause gegeben. Der edle Spohr hatte zu diesem Zwecke sein neuestes Werk, das Oratorium, welches den Titel führt: die letzten Dinge, geliehen. Der Ruf des Meisters, und die Mitwirkung des trefflichen Chors der Mitglieder des Musikvereins und mehrerer Mitglieder der bisherigen Singakademie hatten einen zahlreichen Kreis von Zuhörern versammelt. Wer dieses Werk, wie ich, nach mehreren Proben und einer vortrefflichen Aufführung mehrere Male, und zwar mit Sammlung anhören konnte, der wird mir beystimmen, daß sich der Meister dadurch einen neuen Kranz erworben hat. Unser verehrter Rochlitz hatte ihm den Text dazu gegeben, indem er nachdrucksvolle Bibelstellen, die sich auf das Gericht des Menschen beziehen, besonders aus den Psalmen und der Offenbarung Johannes, auf eine bedeutsame Weise zusammengereihet hat. Spohr faßte sie in seiner Weise auf; er schilderte weniger den ernsten Gegenstand als dessen Einwirkung auf sein Gemüth. Wenn daher auch nicht zu läugnen ist, daß seine eigenthümliche Art zu empfinden, auch in diesem Werke sich ausspricht, und manches ihm Eigene, besonders in der Modulation, an seine früheren Werke erinnert, so ist doch seine Individualität so eigen und bestimmt, und zugleich so edel, daß man ihm gern sich hinglbt, ja von ihm angezogen wird. Das Letztere gilt vorzüglich von dem zweyten Theile des Oratoriums. Der erste, der mit einer, zwar im gebundenen Style geschriebenen, aber doch nicht geistlichen Ouverture eröffnet wird, ist gleichsam nur die Vorbereitung zu der großen Scene, welche der zweyte enthält. Doch sind auch die Chöre des ersten Theils schön, vornehmlich der Chor: Betet an ꝛc., und der rührende Schlußchor: Heil dem Erbarmer ꝛc.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nismes, April.

Nismes, mit einer Bevölkerung von 40,000 Seelen und einem beträchtlichen Umfange, ist fast blos Fabrik- und Handelsstadt, und wären nicht ihre, mit Recht berühmten Alterthümer, so wüßte ich wahrlich nicht, was hier einen Reisenden anziehen könnte. Dieß muß auch die Meynung der so gerne in Frankreich überwinternden Engländer seyn, denn hier trifft man deren keine, die sich längere Zeit aufhalten. Freylich gibt es im ganzen mittäglichen Frankreich schwerlich ein unfreundlicheres Klima. Der letztvergangene Winter, den unaufhörliche Regengüsse im Herbste schon gehörig vorbereiteten, erfreute uns zu drey verschiedenen Malen mit schuhhohem Schnee, der gewöhnlich sogleich wieder aufthaute, und die Straßen so ungangbar machte, daß einmal an einem Sonntag gar keine Möglichkeit war in's Theater zu gelangen, wo denn auch gar nicht gespielt wurde. Auf Thauwetter folgte plötzlich wieder ein eiskalter Nordwind, und das Thermometer sank einmal, jedoch blos für wenige Stunden, bis auf acht Grade unter Null. Diese, an sich nicht beträchtliche Kälte wird hier, wegen der ganz und gar nicht auf den Winter eingerichteten Häuser, fast unerträglich. Als Regel darf nun dieser, wie es scheint, im allgemeinen sehr strenge Winter nicht gerade gelten. Indeß sind gewöhnlich wegen der hier beynahe beständig wehenden Nordwinde, die über die beschneiten Berge von Auvergne und Dauphiné herkommen, die Winter unangenehm, und die Sommer und Frühlinge verlieren fast allen Reiz durch die drückende Hitze, welche hier einige Grade stärker seyn soll als in der Umgegend, was den Kalksteinhügeln zuzuschreiben ist, an deren Fuße die Stadt liegt. Dazu kommen noch immerwährende Staubwirbel, die für Augen und Lunge sehr lästig werden. Lieblich sind in der Regel nur die Spätherbste; da trübt oft mondenlang kein Wölkchen das herrliche Blau des mittäglichen Himmels, und die schon schieferen Strahlen der Sonne bleiben dann eben noch lange genug über dem Horizonte, um die Frische der Nächte zu mäßigen. Zu den Unannehmlichkeiten des Klima kommt noch der Mangel an gesellschaftlichen Vergnügungen. Adeliche oder andere vornehme und reiche Familien sind hier wenige, und dann thut wohl auch die Religionsverschiedenheit der Geselligkeit Eintrag; doch dürfte dieser letztere Grund wenig Einfluß mehr üben; denn, trotz der Bemühungen gewisser Leute, oder vielmehr eben deßwegen, wird die Toleranz allgemein zur Tagesordnung. Diesem Geiste der Zeit, und dem aller Verehrung werthen Bischoffe hat Nismes es zu verdanken, daß man von Religionsscenen wenig mehr hört; der voriges Jahr in den öffentlichen Blättern erzählte, und etwas übertriebene Auftritt, der bey Gelegenheit einer gemischten Heirath statt hatte, ist mehr der Eifersucht und gekränkter Eigenliebe, als dem Fanatismus zuzuschreiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 35.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 108.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 5. Mai 1827.

Er iſt nun einmal nicht gemacht nach Andern
Geſchmeidig ſich zu fügen und zu wenden,
Es geht ihm wider die Natur; er kann's nicht.
Geworden iſt ihm eine Herrſcher-Seele,
Und iſt geſtellt auf einen Herrſcherplatz.

Schiller.

Aus den hinterlaſſenen Schriften des General Foy.

(Fortſetzung.)

Napoleon und die franzöſiſchen Heere.

Das Haupt des Herzogs von Enghien fiel als Opfer für Bonaparte's Beſorgniſſe und das bedrohte Intereſſe der Revolution. Da konnte man auf einen Augenblick glauben, alle Partheyen ſeyen einig; denn Revolutionärs und Ausgewanderte, Republikaner und Royaliſten ſprachen alle einen Unwillen aus, den alle gleich lebhaft fühlten. Dieſer Staatsſtreich, der mit dem liberalen Charakter des Jahrhunderts, in dem wir leben, ſo ſehr im Widerſpruch ſteht, iſt indeſſen der einzige Flecken im Leben dieſes großen Mannes. Wenn ſein Ehrgeiz ſo viele Thränen hat fließen machen, ſo iſt dieß die Folge des allgemeinen Gangs der Dinge, und nicht eines beſondern Hangs zur Grauſamkeit. Man darf einen Despotismus, der an der Gränze ſeines vermeintlichen Vortheils ſeinem Zürnen Einhalt that, nicht mit einer leidenſchaftlichen, blinden, blutdürſtigen Tyranney verwechſeln. Napoleon war von Natur nicht böſe; ſtets ſah man ihn voll Güte gegen die Seinigen; ſelbſt ſeine Feinde konnte er nicht lange und nicht heftig haſſen. Man leſe die Geſchichte der Männer, die ſich vom Stande einfacher Privatleute zur höchſten Gewalt emporgeſchwungen haben, und man wird finden, daß der größte Theil derſelben die Krone mit ſchlechteren Thaten erkauft hat.

Es war Napoleon nicht genug, über die große Nation zu herrſchen, er ſtrebte offen nach der Univerſalmonarchie. Bey dieſem rieſenhaften Gedanken war es vielleicht nicht ſowohl das Ziel als die Laufbahn zum Ziele, was ſeiner Einbildungskraft ſchmeichelte. Denn Unruhe war ſein Element, er labte ſich am Toſen der Stürme, die Welt war nicht groß genug, die Wuth zu befriedigen, die ihn trieb, den Ruhm eines nur zu früh berühmten Namens zu vergrößern. Er führte den Krieg mit Wolluſt; er liebte ihn wie man eine Geliebte liebt im Frühling ſeines Lebens. Um vor andern, vielleicht vor ſich ſelbſt, ſeine ausſchweifenden Plane zu rechtfertigen, ſtellte er die franzöſiſche Revolution dar als „unvereinbar mit den Vorurtheilen, welche die Welt ſeit dem Sturze des römiſchen Reichs beherrſchen.“ Seine Sendung, ſagte er, ſey nicht blos Frankreich zu regieren, ſondern ihm die Welt zu unterwerfen, denn ſonſt hätte die Welt Frankreich vernichtet. Von dieſer willkürlichen Vorausſetzung ausgehend, organiſirte er das Reich für den Krieg, und zwar für den ewigen Krieg. Nicht um ſich das Recht zu erobern ein unumſchränkter Fürſt zu ſeyn, kämpfte er unter allen Breiten; nichts hinderte ihn, es mit weniger Koſten zu werden; im Gegentheil, er gründete den Despotismus, um die Elemente der Kämpfe zu ſchaffen, zu beleben, unaufhörlich zu erneuern.

Leute, denen das Waffenhandwerk fremd iſt, können die ſtürmiſche Unruhe nicht begreifen, die Alexander an die Ufer des Ganges und Karl XII. nach Pultawa führte. Die Leidenſchaft des Kriegs erſtreckt ſich bis in die unterſten Reihen des Soldatenſtandes; für die Befehlenden iſt er die gebieteriſchſte, berauſchendſte aller Leidenſchaften. Wo

fänden die Charakterstärke, die Berechnungen des Verstandes, die Blitze des Genies ein weiteres Feld? Wer vom Ruhme beseelt ist, den versetzen Hunger, Durst, Wunden, selbst der unaufhörlich drohende Tod in eine Art von Berauschung. Welche Macht in der Gegenwart übt dieser Wille des Anführers, der nach Gefallen das Zürnen so vieler Tausende fesselt und entfesselt; welche Herrschaft über die Zukunft das Talent, dessen Eingebungen über das Loos mehrerer Generationen entscheiden! Wenn der Gott Israels seine Verehrer unter dem Gewicht seiner Allmacht erdrücken will, ruft er: „Ich bin der Herr der Heerschaaren!“

Bonapartes Kriegslust fand am Kabinet von St. James eine mächtige Unterstützung. Die Regenten Englands hatten in den Waffenstillstand von Amiens blos darum gewilligt, um ihrem Volke die Unmöglichkeit des Friedens fühlbar zu machen: diese Erfahrung wurde gemacht und der Traktat gebrochen. Napoleon versammelte das französische Heer an den Küsten des Oceans in Lagern vom Texel bis an die Spitze von Bretagne. Er bedeckte den Strand von Boulogne, der England am nächsten liegt, mit Geschütz. Die Soldaten gruben Kanäle und Seehäfen. In den Häfen und auf den großen Flüssen baute man leichte Fahrzeuge; trotz der Anstrengungen der brittischen Marine gelang es, sie in den neuen Häfen zu vereinigen. Zu gleicher Zeit liefen zahlreiche Geschwader aus unsern Seearsenalen aus und die französische Flagge wehte auf allen Meeren. Fünfzehn Monate lang standen Rom und Karthago einander gegenüber.

(Der Beschluß folgt.)

Rosenfohn.

von Graf v. Platen.

(Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel

Als er aber nachdachte, was er zu thun hätte, da wurde er überaus traurig, denn wo sollte er hingehen, um die Nadel zu finden? Zwey Tage streifte er fruchtlos umher, da kam er auch an den Wald, wo er erzogen ward. Und als er hineintrat, gedachte er der Gyrmantis und konnte nicht widerstehen sie zu sehen, die schönlockige Pflegerin seiner Jugend. Er suchte das Haus, wo sie wohnte. Als er herankam, sah sie ihn von der Ferne und trat ihm entgegen, gar freudig in ihrem Herzen. „Liebster, sagte sie, hast du gefunden, was du gesucht hast?“ „Ach nein, ich finde sie nicht, ich suche vergebens,“ gab er zur Antwort. „Wie? entgegnete sie, du hättest kein Fräulein gefunden, die holdselig wäre und gut, um das du werben könntest, und erproben, ob sie dir bestimmt sey?“ „Ach, sagte er, das Fräulein hab' ich gefunden, aber ihr Glück hängt an einer Stecknadel, wie meines an ihr.“ Da erzählte er denn alles der Pflegerin seiner Jugend. Und Gyrmantis begann zu sprechen und sagte: „Nach allem, was ich von jener Alten höre, so möchte ich fast glauben, es sey dieselbe, die mich einst besucht hat. Damals kannte ich sie nicht; nun aber weiß ich, daß sie eine Fee ist, Pfefferlüsch mit Namen, sehr böse und zornmuthig. Mögest du bey ihr dein Glück versuchen! Sie wohnt in diesem Walde in einer strohdachnen Hütte.“ Und die Königin zeigte ihrem Pflegesohn den Weg nach der Hütte und nahm gar rührend Abschied, und versprach zu seiner Hochzeit zu kommen.

Bald sah Rosenfohn die Wohnung der Alten und klopfte. „Herein!“ erscholl eine krächzende Stimme. Er trat hinein, da saß die Fee Pfefferlüsch bey einer Flasche Wein, an ihrem Halstuche aber erblickte er die Nadel, unten von Stahl, oben von Silber, den Knopf von eitel Gold. „Nun was wollt Ihr denn, schöner Herr, sagte sie, womit kann ich dienen?“ Aber Rosenfohn gegenredete kurzbündig: „Es ist hier von keinem Dienste die Rede, bey dem's auf Euer Wollen ankömmt. Die Nadel sollt Ihr wieder herausgeben, die Ihr der schönen Lilla genommen habt.“ „Gut, daß Ihr kommt, sagte sie, da mögt Ihr sie hinnehmen.“ Hiemit zog sie sie aus dem Tüchlein. Aber Rosenfohn merkte ihre Absicht, daß sie ihn damit berühren und festbannen wollte. Da kam er ihr schnell zuvor, und schlug sie so derb auf die Finger, daß sie die Nadel fallen ließ, die er eilig aufhob. Kaum aber war dieß geschehen, so drehte sie den kostbaren Zauberring um, den sie an der Hand hatte, und unter seinen Füßen that sich der Boden auf, und er versank in eine finstere Kluft, in die kein Tageslicht hineinfiel.

Zehntes Kapitel.

Lange saß er in sprachloser Betäubung auf der feuchten Erde, so sehr hatte ihn dieser schnelle Wechsel ergriffen. Doch sobald er wieder zur Besinnung kam, da dachte er an die Wunderkräfte der Nadel, die er in Händen hielt, und daß alle Schlösser und Riegel bey ihrer Berührung aufsprängen. Er suchte nun rings an den Wänden die Thüre auf. Und als er sie gefunden hatte, berührte er das Schloß mit der Wundernadel, und siehe da, es sprang, und plötzlich stand er im Freyen.

Kaum war er einige hundert Schritte gegangen, da kam eine Krämerin auf ihn zu, mit einer Schachtel voll allerley Raritäten. „Wollt Ihr nichts kaufen, schöner Ritter, sagte sie. Wenn Ihr eine Braut habt, hier ist manches, was sie ergötzen mag. Spangen, Ohrgehänge und Ringe, Nähekissen, Spindeln und Nadelbüchschen.“ „Ihr kommt wie gerufen, sagte Rosenfohn, der nichts Arges dachte. Ein Nadelbüchschen mögt Ihr mir geben, ich habe hier eine Nadel, die ich nicht heften kann an meinem Harnisch.“ Und sie gab ihm ein Büchslein; aber ehe er

die Nadel hineinsteckte, kehrte er's zuerst in die Hand um, und siehe, da waren bey tausend Nadeln, und immer mehr und mehr, jemehr er schüttelte. Alle waren wie seine, unten Stahl, oben Silber, von purem Gold der Knopf. „Nun mögt Ihr herausfinden, was Euer ist," sagte die Krämerin höhnisch, und nun merkte er, daß es Pfefferlüsch war. Er hatte aber die Nadel noch in der Hand behalten, und ging getröstet seiner Wege. Und bald gelangte er zum Thurme am Ende des Waldes. „Der Sohn der Rose ist da, sprach er, und kann Euch helfen, durch einen Zauber helfen." Er berührte mit der Nadel die Thüre des Thurms. Sie sprang auf. Ein Zwerglein trat heraus, häßlich, aber nicht widrigen Angesichts. Und der Ritter sprach: „Ich kenne Euch, Ihr habt die Rose gebracht zur schönlockigen Pflegerin meiner Jugend. Sie hat mir Euch oft beschrieben, oder ist's nicht so?" „Ich bin's, gegenredete das Zwerglein, nun aber verliert keine Zeit, und sucht die Krämerin einzuholen und mit gleicher List zu verderben. Eilet, ich folge Euch in der Ferne."

Rosensohn ging nicht lange, da begegnete ihm schon die hämische Pfefferlüsch und sagte: „Nun, ist Eure Wahl schon getroffen, schöner Herr?" Rosensohn nahm eine traurige Miene an, und sagte: „Ach, Mütterchen, ich bin in Verzweiflung, da mögt Ihr alle Nadeln wieder nehmen, und selbst die meine heraussuchen. Ich kann nicht damit fertig werden." Hierauf übergab er ihr das Büchschen. Sie grinste vor Freude, weil sie das Kleinod dabey wähnte. Da sie sich aber wendete, berührte sie Rosensohn mit dem Nadelknopfe, und mitten im Umdrehen blieb sie in schiefer Stellung am Boden gewurzelt.

(Der Beschluß folgt.)

Wahrheit und Irrthum.

von Fr. Laun.

(Beschluß.)

Nur im Fleische kann der Menschenmaler den Geist ausprägen, und diese ganze Malerey ist gewissermaßen nichts anderes als das verbum caro factum, das zu Fleisch gewordene Wort, der Geist Gottes, wie er aus dem Menschenkörper wiederscheint.

*

Die Kunst der Töne ist gleichsam der Abglanz vom Throne des Weltenschöpfers. Ohne Gestaltung von der Erde zu borgen, gestaltet und erwärmt und entzückt sie Geister und Herzen. Geheimnißvoll, wie die Sonne auf die Körperwelt, wirkt ihre magische Kraft auf das Unsichtbare im Menschen mit unwiderstehlicher Gewalt ein, ihren hohen Ursprung klarer als jede andere Kunst beurkundend.

*

Schiller gleicht dem gewaltigen Flammenstrome eines Vulkans, der im erhabenen Dunkel der Nacht zum Himmel strebend, mit seiner Pracht einen weiten Umkreis zauberisch beleuchtet; Goethe dem klaren und doch unergründlich tiefen Himmel, der am Tage die Welt und ihre Geschöpfe in die mannichfachsten Farben kleidet, und bey Nacht, im stillen Glanze der Sterne, zugleich seine und die allgemeine Unsterblichkeit verkündiget.

*

Die heiligen Schriften eines jeden Volkes sind, so lange der Glaube desselben an sie dauert, die eigentliche Quintessenz seiner Vernunft.

*

Das Leben ist ein so einfaches und abgedroschenes Thema, daß Alles nur noch auf den Gehalt der Variation ankommt, die ihm jeder zu geben weiß.

Wer es weiß, wie kurz das Leben beym ernsten Treiben von Kunst und Wissenschaft wird, der könnte leicht auf den Gedanken gerathen, lezteres den subtilen Selbstmorden beyzuzählen.

Müssiggang und Langeweile sind die kräftigsten Stützen der Lebensverlängerungskunst.

Die gebildete Jugend gleicht in ihrer Frivolität nicht selten der jungen Katze, deren Zierlichkeit auch die gewagtesten Sprünge entschuldigt; die Frivolität des Alters hingegen könnte man mit der ungeschlachten Lustigkeit des bald ausgewachsenen Kalbes vergleichen.

Wer bey dem Guten, das er den Menschen oder einzelnen von ihnen, erzeigt, auf ihren Dank rechnete, den kann man, wenn er Undank erndtet, bedauern, wie jeden andern unglücklichen Spekulanten; daß ihm aber Unrecht damit geschehen sey, kann man nicht sagen.

Poesie ist das Paradies, wohinein die Verehrer derselben, wie ihre Priester, sich und ihr Heiligstes flüchten können, wenn die Stürme der Erde toben, und die Vernichtung dessen, was dieser angehört, immer näher herandonnert. Auf ihren seligen Höhen in das Panier des Glaubens gehüllt, kann die giftige Schlange, Furcht genannt, uns nichts anhaben, und die Brücke, welche von da die Hoffnung nach dem ersehnten Jenseits schlägt, steht auf diamantenen Pfeilern fest.

Korrespondenz-Nachrichten.

Nismes, April.

(Fortsezung.)

Das Schauspielhaus ist neu; und die Façade noch nicht vollendet. Der Saal ist geräumig und mit Einsicht gebaut, so daß man überall hören und sehen kann; leider herrscht Reinlichkeit nicht vor, und dem zum ersten Male Eintretenden fällt der Geruch, der im ganzen Gebäude herrscht, und die Sitte der Zuschauer, ihre Füße auf die vordern Bänke zu stellen und meist die Hüte aufzubehalten, sonderbar auf. Im Parterre, welches, wie beynahe überall in Frankreich, ohne Sitze ist, dürfen indessen die Hüte nicht aufbehalten werden, wohl aber die Mützen. Streng ist man

gegen die Frauenzimmer in den zweyten Logen, die etwa aus Unachtsamkeit ihren Shawl oder Hut heraushängen; da erschallt alsbald im ganzen Parterre der Ruf: à bas le chiffon (weg mit dem Wisch)! Das hiesige Theater war gut besetzt, als der jetzt seit mehreren Jahren in Lyon befindliche Direktor Singier, der für einen der besten Franz. gilt, noch hier war. Seitdem hat es ein wenig abgenommen, und es steht zu fürchten, es werde immer mehr sinken. Das ganze Jahr wird gespielt (ausgenommen in den Monaten Juli und August) fünf Mal wöchentlich. Tragödien und Komödien werden nicht gegeben, es müßte denn einem fremden Schauspieler zu Lieb geschehen.

Das hiesige Parterre thut sein Möglichstes, um verdienstvolle Schauspieler abzuschrecken. Im Anfange des Theaterjahres 1826 fiel ihm auf einmal ein, nachdem die Debuts schon vorbey waren, die ganze Truppe auszuzischen und laut zu schreyen, man wolle gar kein Schauspiel mehr. Dieser Wunsch ward erfüllt, allein im Herbste mußte, auf Befehl des Ministers des Innern, wieder eine Truppe angeworben werden, die sich denn auch bald fand, und, was sehr zu verwundern, da es mitten im Theaterjahre war, mehrere gute Subjekte gerade für die Hauptrollen lieferte. Aber mit Ausnahme der jungen Rosine Rose Dugaton, die das Glück gehabt hat, dem Parterre zu behagen, verlieren wir schon die ganze Gesellschaft wieder.

Man möchte fast glauben es existire eine Verschwörung gegen die Departementstheater; denn nicht nur hier, sondern in mehreren andern Städten würden die Directeurs nicht bestehen, wenn man ihnen nicht Zuschüsse bewilligte. Dessen ungeachtet macht doch alle Jahre ein halbes Dutzend Bankerott. Was mag daran Schuld seyn? Weder das Ministerium noch die apostolische Parthey. Die letztere will bestimmt das Volk lieber im Schauspiel als in den Lesekabinetten sehen, das erstere thut alles Mögliche für Errichtung neuer Theater und Unterstützung der alten. Seine dramatische Censur mag dann und wann mit ihren Scheeren allzustark arbeiten, doch wohl nicht gegen Opern und Vaudevilles, und hier gibt man ja nichts anderes. So muß man wohl eine Veränderung im Geschmacke des Publikums, und den Unverstand der Direktionen, die sich nicht genug darnach zu richten wissen, als Ursachen des verminderten Theaterbesuchs ansehen. Allerdings bemerkte ich schon vor sieben oder acht Jahren in Lyon, daß man der ewig wiederkehrenden Stücke, und wären es auch die Meisterwerke eines Racine, Voltaire und Molière, ein wenig satt ist, denn das Haus blieb gewöhnlich leer, obschon die Truppe sehr gut war. Wenn Tartüffe eine Ausnahme macht, so verdankt er dieß nicht seinem innern Werthe, sondern den vielen Anspielungen, zu denen er Anlaß gibt, und jedes andere noch so schwache Machwerk, daß den gleichen Vortheil gewährt, wird eben so gut die Menge herbeyziehen. Daraus schließe ich aber keineswegs, daß man politische Stücke geben soll; denn ich sehe nicht ein, was der Geschmack dabey gewinnt, so wenig als bey den Villetaden und Pevonneiden, sondern blos, daß man mehr Neues auftischen sollte. Man gebe wöchentlich nur drey Vorstellungen, und jedesmal etwas Neues, und Paris läßt es Gottlob an neuen Operetten und Vaudevilles nicht fehlen; es müßte sonderbar gehen, wenn die Theaterkasse und das Publikum sich nicht besser dabey befänden. Recht unsinnige Stücke, wie Kleberts Tod, wo recht viele Soldaten erscheinen, brav geschossen und getrommelt wird, und ein Pferd und ein Esel auf der Scene paradiren, das sind denn so eigentlich Sonntagsbraten für die Menge der hiesigen Fabrikarbeiter, deren Geschmack natürlich sich an den Sommers hier stattfindenden courses de Taureaux, den Ringkämpfen und dem sogenannten Bocksprung, nicht sehr bilden kann.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, 21. April.

(Fortsetzung.)

In dem zweyten Theile ist das Große und Kräftige mit dem zarten, ätherischen so schön verbunden, wie es diesem Meister kaum irgendwo gelungen ist. Die etwas lange Ouvertüre zu demselben, gewinnt man bey wiederholtem Hören immer lieber; sie enthält mehrere Themen der folgenden Stücke. Ein Baßrecitativ schildert das Nahen des Gerichts. Darauf folgt ein Duett für Sopran und Tenor: Sey mir nicht schrecklich in der Noth ꝛc., das einzige ausgeführtere Solostück in diesem Oratorium, aber voll tiefer Empfindung, und ein Meisterstück in der Behandlung der Worte. Jetzt ertönen die ernsten Worte des Herrn: So ihr mich von ganzem Herzen suchet ꝛc., im Einklange vom ganzen Chor vorgetragen, und von dem Orchester mit dem Grundgedanken der zweyten Ouvertüre begleitet. So mächtig dieser Chor erklingt, so erschütternd ist nun der, nach kurzem Recitativ folgende Chor; der die hereinbrechende Auflösung schildert: Gefallen ist Babylon ꝛc., die große (G-moll), in welchem der Tonseyer seine Meisterschaft in der Modulation bewähren konnte. Ein kurzer Instrumentalsatz führt diese Schilderungen aus, und bereitet die Ruhe andächtiger Wehmuth vor, die in dem unendlich rührenden Chore: Selig sind die Todten ꝛc., (Ges-dur) sich ausdrückt. Es ist kein Chor der Engel, es ist die tiefe Empfindung der Menschenseelen, die, noch im Staube wallend, in Ehrfurcht des göttlichen Gerichts gedenken, und die Verklärten selig preisen. Hier erreicht die Empfindung des Meisters ihren höchsten Gipfel, die nun im Folgenden immer ruhiger wird, und bey den Worten: Ja komm Herr Jesu! ganz in Anbetung versinkt. Und wenn das Gebet die Seele kräftigt, so folgt darauf der herrliche Chor: „groß und wunderbarlich sind deine Werke," und schließt befriedigend die ernste Betrachtung. Allgemein war der Wunsch, das schöne Werk öfter zu hören, dessen Aufführung durch die genaueste Beobachtung der Tonschattirungen, welche Spohrs Musik immer fordert, höchst genußreich wurde. Hierbey ist namentlich nicht zu vergessen, daß die Solostellen nicht rührender und empfindungsvoller vorgetragen werden können, als durch Dem. Grabau, welche an diesem Abende zum letzten Male auftrat, aber im nächsten Winter zu unserer Freude wieder erscheinen wird, und durch Hr. Hering (den Tenor).

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Homonyme in Nro. 102.

Thor.

Charade.

Der ersten Solb' entströmen Wein und Lieder,
Und was du einsam denkst macht sie bekannt,
Oft geht sie mit dem Zwang auch Hand in Hand,
Schlägt selbst in Fesseln deine freyen Glieder:
Doch gibt das zweyte Paar dir Hoffnung wieder.
Sein Feueratbem webt von Land zu Land,
Sprengt deines Kerkers festgethürmte Wand,
Wirft deine Häscher, deine Fesseln nieder.
Scheint Zwey mit Eins sich nimmer zu vertragen,
So ist das Ganze doch ein hohes Wort,
Woran man nur den Widerspruch getadelt;
Doch hat sein Widerspruch manch' großen Geist geadelt,
Fürwahr! es starb des Letzten letzter Hort,
Wär' es gestorben jüngst in unsern Tagen.

W. H.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 109.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 7. Mai 1827.

Vor holder Scham erglühend ganz,
Sie vor dem Ritter ſtand.
Er ſezt ihr auf den goldnen Kranz,
Er ſteckt ihr an das Ringelein,
Dann faßt er ihre Hand.

L. Uhland.

Roſenſohn,

von Graf v. Platen.

(Beſchluß.)

Eilftes Kapitel.

Indeß trat auch das Zwerglein hinter einem Gebüſche hervor, und da es den koſtbaren Zauberring noch an der Hand der Pfefferlüſch bemerkte, nahm er ihr ihn ab, indem er ihn an ſeinen eigenen Finger ſteckte. Aber wie erſtaunte Roſenſohn, als er auf einmal ſtatt des leidigen Zwergleins einen ſchlanken Mann von mittlerem Alter vor ſich ſtehen ſah, der ihn umarmte, indem er ausrief: „Sieh in mir deinen Vater! Aber jezt verlange keinen weitern Aufſchluß; geh deiner ſchönen Hoffnung entgegen; an deinem Hochzeittage ſoll dir alles klar werden.“ Hiemit verließ er ihn, und Roſenſohn ſtand lange, ehe er ſich von ſeiner Verwunderung erholt hatte. Doch der Gedanke an Lilla verjagte jeden andern, und er ſezte ſeinen Weg unter ſüßen Erwartungen fort. Am frühen Morgen des andern Tages langte er in der Hauptſtadt an. Wie erſtaunte Lilla, da ſie ihn ſo frühe zurückkehren ſah! Er ſank zu ihren Füßen und übergab ihr die Wundernadel, die ſie gar ſorgfältig in eine Falte ihres Kleides verbarg. Als ſie ihn aber von der Erde aufhob, da überreichte er ihr zitternd den Stengel der verblühten Blume. Sie, die wohl mit dem Sinne dieſes Geſchenkes bekannt war, empfing es mit klopfendem Herzen. Aber kaum hatte ſie es berührt, ſo entfaltete ſich die ſchönſte, die vollſte Roſe aus dem abgedorrten Stengel. Der König aber beſtimmte den folgenden Tag zum Hochzeittage. Die Fee Pflaſterhold traf noch Abends vorher ein; ſie war verſöhnt und freute ſich des holdſeligen Brautpaares. Des andern Morgens meldete ein Läufer die Ankunft des benachbarten Königs mit ſeiner Gemahlin, welche der Hochzeit beyzuwohnen gedächten. Als jedoch die Saalthüren aufgingen, da ſah Roſenſohn denſelben, den er aus dem Thurme befreyt hatte; ihm zur Seite aber erblickte er die Pflegerin ſeiner Jugend, die ſchöngelockte Gyrmantis. Dieſe ging auf ihn zu und ſagte, ihn umarmend: „Erkenne nun in der, die dich erzog, deine leibliche Mutter, und in dieſem meinen Gemahl, den ich ſo lange betrauerte. Es iſt Pheriſtos, dein Vater!“ Roſenſohn ſtand freudig erſtaunt; aber die holdſelige Lilla lächelte überaus freundlich und ſagte: „Möget Ihr mir nun das glückliche Wunder begreiflich machen, das mich zu Eurer Tochter macht, wenn Ihr anders Eurem Sohne meine Hand nicht abrathet.“ Da ergriff der König das Wort und ſagte: „Das ſey ferne von uns, daß wir ihn abhalten ſollten von ſeinem Glücke, von einer Braut, die ſo gut iſt und holdſelig, und die ihm das Schickſal beſtimmt hat. Aber nun mögt Ihr meine Geſchichte vernehmen.“

Zwölftes Kapitel.

„Mein Vater, fing der König Pheriſtos ſeine Erzählung an, raubte einſt der Fee Pfefferlüſch, die wir alle kennen, und die ihm manchen verruchten Streich geſpielt

hatte, einen Zauberring, den nämlichen, den ihr hier an meinem Finger seht. Sie aber trachtete auf alle Weise, diesen Ring, in welchem ihre ganze Kunst gelegen war, wieder zu erbeuten. Aber mein Vater verwahrte ihn so gut, daß jede List an seiner Sorgfalt scheiterte. Als aber mein Vater starb, erbte ich sein Reich mit diesem Ringe. Nun ließ sie mir feyerlichst ihre Hand anbieten, wenn ich ihr den bewußten Ring als Bräutigam verehren wollte. Ihr mögt leicht denken, wie sehr dieser Antrag verworfen wurde. Bald darauf vermählte ich mich mit dieser meiner schönen Gemahlin Gormantis."

„Lange wandte Pfefferlüsch alles vergebens an, mich zu täuschen. Als aber die Königin von einem Knäblein entbunden ward, da bot sie sich als Amme an, ohne daß weder ich noch sonst Jemand vom Hofgesinde sie gekannt hätte. Als sich nun Pfefferlüsch eines Tags mit dem jungen Prinzen im Arm unbemerkt glaubte, entsprang sie durch eine Hintertreppe in die Gärten, um von da aus ihren Raub in ihre Waldhütte zu tragen. Ich aber sah sie vom Fenster aus, ahnete Verrath, und als wenn ich Flügel gehabt hätte, stand ich im Garten und eilte ihr nach. Aber leider war sie schon zu weit voraus; sie erreichte ihre Hütte und schloß hinter sich zu. Ich merkte nun, daß es Pfefferlüsch sey und gerieth in Verzweiflung. Da rief sie mir heraus und sagte: „Euern Knaben mögt Ihr gleich wieder haben, wenn Ihr mir den geraubten Ring gebt." Ich war froh, einen Preis gefunden zu haben, um den ich mein Kind erkaufen konnte, und schob ihr den Ring durch eine Spalte. Sie nahm ihn, ohne herauszukommen und mir meinen Sohn zurückzugeben. Ich harrte bis Abends, indem ich ihr ununterbrochen zurief. Sie hörte aber nicht. Da übermannte mich der Zorn und ich dachte nicht mehr an die Macht, die ihr durch den Ring verliehen war. Ich trat an ein Fenster, und da ein Rosenstock davor stand, so nahm ich ihn und durchwarf damit die Scheiben, um in die Stube zu gelangen. Die Rosen wurden alle zerknickt, eine einzige Knospe blieb unversehrt. Und indem ich mir durch's Fenster Platz machte, da rief sie: „Wenn Euch der Tod Eures Kindes nicht lieber ist, als daß ich es Euch zurückgebe, so steiget wieder hinunter." Ich aber, der ich mich ganz in ihrer Gewalt sah, gehorchte ihrem Befehle. Darauf sagte sie: „Erst laßt mich diesen Schaden wieder gut machen. Hiemit hob sie den Rosenstock auf, löste die zerknickten Rosen davon ab, nahm einen Scherben mit Erde und pflanzte die Wurzel hinein mit dem noch übrigen Knösplein. Nachdem dieß geschehen war, drehte sie ihren Ring herum und sprach unter mancherley Geberden: „Thue dich auf, o Knospe, dieß Knäblein in dir zu verschließen!" Was sie wünschte geschah in einer flüchtigen Sekunde. Ich stand lange betäubt über dieß Wunder, das ich sah, ohne es zu begreifen. Endlich aber faßte mich die Verzweiflung. Ich stieß mit dem Fuß gegen die Hüttenthüre, daß sie aufsprang. Da drehte die Fee abermals den Ring herum und ich sah mich in der Zwerggestalt, in der mich meine Gemahlin erblickt hat. „Wollt Ihr, begann die Arge, daß ich dieser Rose schone, und Euch die Freyheit lasse, so versprecht mir, nie die Grenzen dieses Waldes zu überschreiten, so lange Ihr in dieser Gestalt lebt, nie zu entdecken, wer Ihr seyd, und diese Rosenknospe niemals abzupflücken." Ich mußte es versprechen, um das Daseyn meines Kindes zu behüten. Aber da ich es selbst nicht dürfte, so beredete ich ein Zwerglein aus dem Gefolge der Fee, mir jene Knospe zu brechen, und es gelang mir, meinen Sohn der Pflege seiner Mutter zu übergeben. Als jedoch Pfefferlüsch den Raub wahrnahm, ließ sie mich durch ihre Zwerge einholen, da ich den Wald nicht überschreiten durfte. Und sie sperrte mich in jenen Thurm, aus welchem mich nur die Zaubernadel der Prinzessin Lilla befreyt hat. — In ihren Händen mußte der getrocknete Rosenstengel Blumen treiben, denn das verblühte Paradies der Kindheit schießt in der Liebe wieder auf."

Hier endigte der König seine Erzählung, und die Fee Pflasterbold nahm das Wort und sagte: „Nun sehet, schöne Lilla, daß ich Recht hatte mit meiner Weissagung." Die holdselige Lilla aber küßte stillschweigend die Hand der gütigen Fee, und das Hochzeitfest ward begangen mit großem Pompe und Frohsinn, und Mädchen sangen zur Harfe die Geschichte des Sohns der Rose und der reizenden Lilla.

Die Nadel bewirkte Glück im Ehestande, und Lilla gebar ihrem Gemahl einen Sohn, der beyde Königreiche mit Ruhm beherrschte.

Aber noch heutigen Tages steht die Fee Pfefferlüsch unbeweglich am Wege, und die Wanderer fürchten sie noch jetzt und weichen ihr aus, wenn sie ihre Straße vorbeyführt.

Aus den hinterlassenen Schriften des General Foy.

(Beschluß.)

Man hat gefragt, und es ist noch im Streit, ob Napoleon wirklich in England einfallen, oder die Engländer blos schrecken wollte. Wir zweifeln nicht, daß er den Plan hatte, die Landung zu versuchen. Wie wenig gehörte dazu, damit die vereinigte französisch-spanische Flotte nach und nach Ferrol, Rochefort, Brest und den Texel deblokirte und mehrere Tage lang Meister vom Kanal von la Manche blieb? Die Boulogner Flotte, die absichtlich als ein Kriegsschreckbild hingestellt worden war, hätte dann ihre natürliche Bestimmung erfüllt und als Transportmittel gedient. Mit zwey Flotten landeten hunderttausend Mann an den Küsten von England. Fünf Märsche am Ufer der Themse brachten die Franzosen weiter in der Eroberung der Welt als dreyßig auf dem Festland gewonnene

Schlachten. Um ſich unermeßliche Erfolge zu ſichern, war es nicht durchaus nothwendig, daß der Einfall vollſtändig und entſcheidend war. Es iſt wahr, der Rückzug hatte faſt unüberwindliche Schwierigkeiten, aber die Hoffnungen, mit denen die Landung ſchmeichelte, waren verführeriſch genug, um den Gedanken an die Schwierigkeit der Heimkehr in den Hintergrund zu ſtellen.

Die Proſcriptionen hatten den größten Theil der Generale, welche die erſten Heere der Republik befehligt hatten, weggerafft oder entfernt; andere waren auf den Schlachtfeldern gefallen. Hoche war nicht mehr, der Mann mit der Feuerſeele, dem unbeugſamen Charakter, der ſich nimmer unter einen Herrn gefügt hätte, deſſen Talente Frankreich bewieſen, wie viel wahren Adel es in den Reihen ſeiner einfachſten Bürger beſitze. Kleber war von Mörderhand gefallen; Kleber, deſſen Haupt gleich einem Banner über den Bataillonen ſchwebte, deſſen Kraft man nicht ſchätzen konnte, weil er ſchlecht gehorchte und nicht befehlen wollte. Der mürriſche, ſchweigſame Pichegrü war für Frankreich geſtorben, indem er in den Sold der Engländer trat. Moreau lebte; ſein Leben war damals rein, ſein Ruhm unangetaſtet. General, durch ſein Genie, war er der größte Meiſter ſeiner Zeit in der Kunſt, eine beſchränktere Zahl von Truppen in einem gegebenen Terrain zu kommandiren. Aber ſein Charakter erhob ſich nicht zu der Höhe ſeines Talents; vertrauend bis zur Schwachheit, ſah man ihn zum achtzehnten Brumaire helfen; kurze Zeit darauf diente ſein Name den Feinden dieſes Tages zur Loſung. Die Hauptanführer der italieniſchen Armee verhehlten ihre Unzufriedenheit nicht; die einen waren voll Unwillen über den ſtolzen Dictator, der ſeine Kameraden ſo weit von ſich weggewieſen hatte, bis er ſie als Unterthanen würde behandeln können; die andern ſeufzten, daß das Ziel ſo vieler Gefahren und Anſtrengungen nichts ſeyn ſollte, als der Sturz der Republik.

Napoleon führte ſeinen Streich auf Moreau. Die Gegner der Gewalt zitterten; einige zogen ſich auf längere oder kürzere Zeit zurück; der größte Theil trat wohl oder übel dem neuen Syſteme bey; es war ja darin für Jedermann Platz. Soult, Davouſt, Ney und andere taugliche Männer vom zweyten Rang, gaben ſich ohne Rückhalt hin; das Feld der Hoffnungen breitete ſich grenzenlos vor ihnen aus. Während ſie den Soldaten die Erinnerungen an die Republik abgewöhnten, waren ſie darauf bedacht, der Aeußerung ihrer kriegeriſchen Leidenſchaften eine neue Richtung zu geben. Durch den Einfluß der Anführer, und die Verſchiedenheiten der Lage, hatten die Heere, beſonders die Offiziere, neben dem allen gemeinſchaftlichen Muth und Patriotismus, die Farbe beſtimmter Meynungen angenommen. Dieſe Schattirungen verſchwanden in den Baraken von Boulogne, Oſtende und Montreuil. Das demokratiſche Feuer der Tapfern von der Sambre und Maas, der freyſinnige, aufgeklärte Geiſt der Rhein- und Moſelarmee, das ſtürmiſche Ungeſtümm der Sieger von Italien, verſchmolzen in einem Begeiſterungsgefühl, dem wenig zum Fanatismus fehlte. Von nun an gab es blos Eine Armee und Einen General; die Kinder des Vaterlands, geſchieden von den Bürgern, waren die Soldaten, nicht mehr der Republik, ſondern des Mannes, der ſich als der einzige Repräſentant des Nationalruhms betrug; ihre kraftvollen Arme erhoben auf dem Schild den neuen Pharamond, während der Senat, das Volk und das Haupt der Chriſtenheit das kaiſerliche Diadem auf ſeine Stirne ſetzten.

Fremdes und Eigenes,

von Fr. v. Matthiſſon.

(Fortſetzung.)

Alfieri hat vier Worte geſchrieben, die mehr ſagen als ganze Bücher. Sie ſtehen im „Don Carlos.“ Der König und ſein Miniſter belauſchen eine Zuſammenkunft des Infanten mit der Königin, worauf folgender Dialog die Scene endigt:

Vedesti? — Vidi.
Udisti? — Udi.

*

Amand Berghofer, ein philoſophiſcher Sonderling, welchen Wieland den öſtreichiſchen Rouſſeau nannte, legte ſeine Stelle als Schuldirektor zu Steyr in Oberöſterreich freywillig nieder. Sein Entlaſſungsgeſuch lautete:

Excellenz und Gnaden!
Ich bitte, daß ich aufhören dürfe zu ſeyn
Ihr
gehorſamer Diener
A. Berghofer.

*

Stöfler, Profeſſor der Mathematik zu Tübingen, gegen Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts, ſetzte durch ſeine Sündfluths-Prophezeyungen ganz Europa in ein ſolches Schrecken, daß man in Frankreich anfing Archen zu bauen, an anderen Orten alle Güter in der Ebene verkaufte, und auf die höchſten Berge zog, oder, wie Dr. Martin Luther von einem Bürgermeiſter in Wittenberg verſichert, eine hinlängliche Quantität Bier auf den oberſten Boden des Hauſes bringen ließ.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die verhängnißvolle Gabel,

von August Graf v. Platen.

Wenige werden dich lesen, Wenige bill'gend verstehen,
Aber die Wenigen sind eben die Rechten, mein Freund!
Willst du den Pöbel bekriegen, und willst dem Pöbel gefallen?
Freu' dich des Hasses! Er ist glänzender Bote des Siegs.
So mit Riemen gegürtet, peitscht in gewaltigem Kampfe
Der olympische Sohn nieder den irdischen Feind!
Wie er blutend, gezüchtigt vom göttlichen Zorne, dahinsinkt,
Haucht er den tückischen Geist unter Verwünschungen aus.

Michael Beer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, 21. April.

(Beschluß.)

Herr Musikdirektor Pohlenz, der diese Aufführung sorgfältig leitete, dirigirte auch die von Seiten des hiesigen Musikvereins veranstaltete Aufführung, welche am Charfreitag Nachmittags in der hiesigen Universitätskirche veranstaltet wurde. Man hatte dazu Mozarts Requiem und Eybler's Messe (Nr. 1. Es dur zur Krönung der Kaiserin Caroline, als Königin von Ungarn geschrieben) gewählt; letztere war in diesem Winter von dem Verein eingeübt worden, und die Aufführung in demselben erregte den vielfachen Wunsch, sie auch dem großen Publikum bekannt zu machen. Die gedrängte, nachdrucksvolle Behandlung des Textes, der fließende Gesang der Chöre (nur das Benedictus ist Soloquartett) und die eingreifende, effektvolle Instrumentation erwarben ihr allgemeinen Beyfall. Von Mozarts Requiem ist nur zu sagen, daß die kritischen Erörterungen, welche kürzlich darüber entstanden sind, diesem großen Torso von der ihm gebührenden Bewunderung wenig entzogen haben.

Am ersten Osterfeiertage, an welchem, gesetzlicher Einrichtung zu Folge, kein Schauspiel aufgeführt werden darf, war die gewöhnliche musikalisch-deklamatorische Abendunterhaltung im Theater, wo aber doch ein kleines Schauspiel mit unterlief, nämlich „Herr und Sklave," von Zedlitz, über welches ich ein andermal sprechen werde. Der übrigen Unterhaltung fehlte es wenigstens nicht an bunter Mannichfaltigkeit. Das Beste davon mochte seyn der Vortrag zweyer Ouvertüren, von C. M. v. Weber und Cherubini; der Gesang der Fräulein Canzi (Scene und Arie aus Bianca von Rossini) und Fräulein Erbart (Duett aus Tebaldo von Morlacchi) und einige deklamatorische Kleinigkeiten in komischem Vortrage (von Hrn. Deklamator Soldrig — der Catarrh, von Castelli, und zwölf Variationen über: „gute Nacht ꝛc."). Frau von Zieten zeigte in dem Vortrag der Cavatine aus Rossinis Elster ihre beyfallswerthen Fortschritte in der Gesangsfertigkeit; die Deklamation der Ballade „der graue Thurm" mit Musikbegleitung, war über die Gebühr langweilig.

Am 10ten April feyerte der verdiente Ordinarius der hiesigen Juristenfakultät, Oberhofgerichtsrath Dr. Birner sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum. Die Universität überreichte ihm ein, vom Professor Hermann verfaßtes lateinisches Gedicht. Dieselbe feyerte auch durch einen lateinischen, von Hrn. Hofrath Professor Beck verfaßten Anschlag, so wie durch Absendung von Repräsentanten nach Halle, des würdigen Kanzlers Niemeyer Lehrerjubiläum mit, den jener Anschlag, als Lehrer von Deutschland, mit Phil. Melanchthon vergleicht. Vorgestern endlich feyerte der hiesige, um die Veredlung der Typographie so sehr verdiente Buchdrucker und Buchhändler Carl Tauchnitz sein fünfzigjähriges Buchdruckerjubiläum. Die hiesigen Buchdrucker überreichten ihm ein, von Professor Clodius verfaßtes deutsches Gedicht.

In diesem Augenblicke erfreut sich unsere Stadt des seltenen Festes einer fürstlichen Familienvereinigung. Ihre Majestät die verwittwete Königin von Bayern verweilt auf Ihrer Rückreise von Berlin einige Tage in unsern Mauern, in Begleitung Sr. königlichen Hoheit des Kronprinzen von Preußen und dessen Gemahlin, und Ihrer noch unvermählten Prinzessinnen Töchter. Sie kam am 19ten hier an, und wurde hier sowohl durch Ihre von Wien kommende Frau Tochter, K. K. H. die Gemahlin des Erzherzogs von Oesterreich, Ferdinand, als auch durch Ihre, von Dresden, in Begleitung Ihres Gemahls, des Prinzen Johann, Herzogs von Sachsen, kommende Frau Tochter, Prinzessin Amalie K. H. bey Ihrer Ankunft überrascht. Zu gleicher Zeit kamen hier an, der Großherzog von Weimar und der Herzog von Braunschweig. Gestern, bey Tafel, erschienen sämmtliche hohe Herrschaften im Theater, und wohnten einer gelungenen Aufführung des noch an keinem andern Orte gesehenen Oberon bey, in welchem Hr. Wetter als Hüon den ganzen Zauber seiner Stimme entfaltete.

Nismes, April.

(Beschluß.)

Da der Frühling nun ernstlich begonnen hat, so fängt ein, dem Klima und ihren sitzenden Beschäftigungen sehr angemessenes Hauptvergnügen der Nismer Bevölkerung, nämlich das Spazierengehen unter den Bäumen auf den Boulevards und in dem reizenden Garten der Fontäne wieder an. Da kann sich der Beobachter an dem Völkchen der ouvriers und ouvrières ergötzen und sehen, wie sie auf eigenthümliche Art sich den Hof machen. Dieses besteht nämlich in kräftigen Faustschlägen, die mit schallendem Gelächter empfangen und zurückgegeben werden. Im Ganzen scheinen diese Arbeiter glücklich zu seyn; sie werden gut bezahlt, und leben nicht übel, aber freylich nur wie der Franzose sagt: au jour le jour. Bey der geringsten Stockung des Handels, oder bey einem harten Winter wie der vergangene, weiß ich nicht was aus ihnen werden würde, wenn sich nicht sogleich Gesellschaften bildeten, um ihnen zu Hülfe zu kommen. Dieß geschah denn auch hier, man theilte den Bedürftigen Brod und Holz aus, indem man Geld hiezu durch freywillige Beyträge, durch Theatervorstellungen zum Besten der Armen, durch Bälle u. s. f. zusammen brachte. Wann wird man doch so vernünftig werden, nicht mehr zu fabriziren als die Konsumtion oder der Absatz begehrt? Und wann wird man die Arbeiter dahin bringen, etwas von ihrem Verdienste für die Zukunft bey Seite zu legen, um bey eintretendem Arbeitsmangel, oder bey Krankheit einen Nothpfennig zu haben? Der verstorbene Herzog von Larochefoucauld soll dieß bey den Fabrikanten zu Liancourt durchgesetzt haben.

Von der Stadt, ihren merkwürdigsten Alterthümern und der Umgegend ein andermal, wo denn auch das Theater wieder eröffnet ist, und die Erzählichkeiten in dem Amphitheater ihren Anfang genommen haben werden.

Beylage: Kunstblatt Nr. 37.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 110.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 8. Mai 1827.

— Was sind Zeiten ohne Menschen? Wir,
Wie uns die Zeit erschafft, erschaffen Zeit,
Jahrhunderten geht Einer kühn voran;
Ein rüstiger erschafft Jahrhunderte.
Die ohne seines Geistes Kraft und Muth
Die Welt gelassen hätten, wie sie war.

Herder.

Canning in dem Roman: de Vere.

Man hat seit einigen Jahren in Frankreich, Deutschland und England den Versuch gewagt, berühmte, jetzt lebende Menschen in Erzählungen und Romanen auftreten zu lassen, und sie in Verhältnisse zu verwickeln, in welchen sie sich entweder irgend einmal befunden haben, oder in solche, die ihren Charakter, ihre Ansichten, ihr Leben in hellerem Lichte zeigen, als man sie auf der politischen Bühne mit bloßem Auge zu sehen pflegt. Solche Erzählungen gewinnen durch dieses Verfahren eine Art von historischem Hintergrund aus der Gegenwart, der ihnen, wenn auch vielleicht ephemeres, doch bey weitem höheres Interesse gibt, als ein Hintergrund aus einer schottischen oder deutschen Chronik. Ob diese Weise einen ruhig lebenden Staatsmann oder Dichter zu einem „Schauspieler wider Willen" zu machen, nicht indiskret sey, kann hier nicht entschieden werden; doch scheint uns das Unrecht, wenn es eines seyn sollte, minder groß, wenn man mit Schonung zu Werke ging und nicht die Absicht hat, den noch lebenden historischen Charakter lächerlich zu machen.

Ein reines Vergnügen gewährt in dieser Art der Roman de Vere (wahrscheinlich von Mr. Robert Ward), der vor Kurzem in England erschienen ist. Er führt, zwar unter erborgtem Namen, einen der berühmtesten Männer unserer Tage auf die Bühne, aber nur um den Helden in einem schönen, reinen Licht zu zeigen. Es ist ein Herr Wentworth, der in diesem Roman die Hauptrolle spielt, und ganz England rief, als man ihn auftreten sah: „Es ist Georg Canning!"

Wir wollen versuchen, unsern Lesern das Anziehendste in diesem Werke, den Charakter Wentworth-Cannings aus einzelnen Aeußerungen, Gesprächen und Situationen zu entwickeln, indem wir auf ihren Dank rechnen, das Weitschweifige der Erzählung ihnen erspart zu haben.

An die Person des Herrn de Vere, der gleichsam den Autor (also Robert Ward) repräsentirt, reihen sich alle Begebenheiten und Situationen an; er ist ein „Unabhängiger," und somit geeignet zur Verknüpfung der verschiedenartigsten Situationen zu dienen. Man höre z. B. das Urtheil, welches Lord Mowbray, (der dem Lord Eldon auffallend gleicht) über Canning fällt. Dem Lord Mowbray, einem alten, erfahrnen Minister, wird ein junger Mann zum Sekretär vorgeschlagen. „Vor Allem muß ich wissen, sagt der Lord, ob er vielleicht auf Genie, auf Einbildungskraft, auf originelle Gedanken oder auf andern Unsinn der Art Anspruch macht. Ist das der Fall, so sage ich Ihnen geradezu — dann taugt er nicht für mich."

„Freylich haben wir leider einen Staatsminister, den Mr. Wentworth (Canning), der ganz andere Ansichten hegt, aber das kömmt daher, weil er selbst ein Mann von Genie und Beredtsamkeit ist."

„Schon recht, schon recht; aber mit aller Hochachtung vor Mr. Wentworth, so hat er doch, wenn er schon ein Staatsminister ist, höchst unrecht, wenn er zu Vertrau-

ten in seinem höchst wichtigen Departement Männer von Genie oder gar Poeten wählt." — Se. Herrlichkeit hingegen möchte nur gewöhnliche Köpfe zu Staatsbeamten wählen: außerordentliche Geisteskräfte, meynt er, seyen gefährlich — die Mittelmäßigkeit! id tutissimum est!

An einer andern Stelle frägt Sir W. Flowerdale unsern de Vere oder den Unabhängigen, was er von dem Grundsatz: Qui nescit dissimulare, nescit regnare (Wer nicht lügen kann, kann nicht herrschen) halte? „Das ist mir eine kaltherzige Maxime, und ich hasse sie, erwiederte de Vere; denn sie ist nur jener Weise der Thoren und Zeitungsträger vorzuziehen, die sich das Herz erleichtern müssen." „Ich ehre diese Gefühle, erwiederte jener, und halte sie für richtig; wirklich haben wir auch erlauchte Beyspiele, daß Staatsmänner von den größten Talenten und von den tiefsten Ansichten über dieses niedrige Prinzip hoch erhaben sind. So ist z. B. der geistreiche Mr. Wentworth die Offenheit und das Vertrauen selbst, und je größere Geheimnisse ihm anvertraut werden, desto offener ist er."

(Die Fortsetzung folgt.)

Geheimer Bericht über Amerika von Jorge Juan und Antonio de Ulloa.

Im Jahre 1735 schickte bekanntlich Frankreich mehrere Gelehrte in verschiedene Weltgegenden, deren Arbeiten die Bestimmung der Gestalt der Erde zum Zweck hatten; während Maupertuis die Meridiangrade in der Nähe des Pols maß, begaben sich Bouguer, Godin und la Condamine nach Peru, und zwey gelehrte spanische Offiziere, Ulloa und Juan, waren ihnen von der spanischen Regierung beygegeben. Bald wurden aber ihre wissenschaftlichen Arbeiten durch politische Ereignisse unterbrochen; Peru war in Aufruhr; eine englische Flotte unter Admiral Anson bedrohte die Küsten. Die Behörden nahmen die beyden Ingenieurs in Anspruch, und diese begaben sich von Posten zu Posten, wo die Gefahr am dringendsten schien. Ihre Reisen an den Küsten des stillen Meers dauerten neun Jahre, und nie hatten wohl Reisende sich für Beobachtung der Regierung und der Bewohner eines Landes in einer günstigern Lage befunden. Die berühmte Reise, die sie herausgaben, ist ein Beweis ihrer großen Kenntnisse und Talente; man wußte aber, daß, was sie in diesem größtentheils wissenschaftlichen Werke nicht sagen wollten, von ihnen in einem geheimen Bericht an König Ferdinand VI. niedergelegt worden war. Einem in Spanien erzogenen Engländer, Barry, gelang es, sich diese seit länger als einem halben Jahrhundert in den Archiven von Madrid vergrabene Schrift zu verschaffen, und er ließ sie unter dem Titel: Noticias secretas de America wörtlich abdrucken.

Aus diesem merkwürdigen Berichte geben wir unsern Lesern einige Stellen, in welchen sie die schönste Apologie der Revolution, welche Südamerika befreyt hat, und Belehrung über die Ursachen dieses großen Ereignisses finden werden.

1. Die Indier unter der spanischen Herrschaft.

„Die unersättliche Habsucht der Spanier hatte auf alle möglichen Mittel gesonnen, um von den Indiern Geld zu erpressen. Das erste dieser verschiedenen Mittel ist der Tribut, oder das Kopfgeld von acht Dollars jährlich, welches von jedem Indier von achtzehn bis fünf-und-fünfzig Jahren erhoben wird. Von dieser Steuer ist schon vielfältig gesprochen worden; wir gehen also sogleich zu einer andern Art von Erpressung über, die in mancher Hinsicht grausamer ist als alle Ausgeburten des orientalischen Despotismus, nämlich zu den Repartimientos. — Die in ihren Distrikten mit unumschränkter Macht bekleideten Korregidors waren bey ihrer Ernennung im Allgemeinen arm; da aber jetzt ihr Glück gewiß war, so fanden sie bey den Kaufleuten in Lima, die sich überdieß mit größtem Vergnügen der abgelegenen Waaren und verdorbenen Lebensmitteln aus ihren Magazinen entledigten, sehr leicht Kredit. Auf eine oder die andere Weise brachte also der neue Korregidor in den Bezirk, den er regieren sollte, einen ganzen Waarenwust von der schlechtesten Beschaffenheit. Auf seinem Posten angelangt, war sein erstes Geschäft, sämmtliche unter ihm stehende Dörfer zu besichtigen. Man rief die Indier zusammen, er ließ sie vor sich vorbey ziehen und schrieb jedem einen gewissen Theil der Waaren zu; und bey der Vertheilung fragte er nicht nur nicht nach den Bedürfnissen oder Wünschen der Unglücklichen, sondern sagte ihnen nicht einmal, welchen Antheil jeder bekommen, noch was er ihm dafür bezahlen solle. War dieß in Ordnung, so begab er sich in ein anderes Dorf, ließ jedoch das Verzeichniß dem Kaziken zurück, der nun sah, was ihm und seinen Mitbürgern zugefallen war. Erfuhren die armen Leute, wie viel Waaren sie bekommen sollten und den unmäßigen Preis, den der Beamte dafür festsetzte, so geriethen sie in Verzweiflung; aber alle Beschwerden des Kaziken, alles Wehklagen der Indier war fruchtlos. Sie hatten gut vorstellen, die verlangte Summe betrage mehr als alles im Dorfe befindliche Geld, diese Waaren seyen ihnen unnütz, die Preise übersteigen weit die von seinen Vorgängern angesetzten, der Korregidor hörte auf nichts; er trieb so lange ein, bis er ganz bezahlt war, und strafte die Säumigen Zahler so strenge, als wären sie mit dem königlichen Tribut in Rückstand geblieben. Dritthalb Jahre war

im Allgemeinen der Termin, den man den Indiern zu Bezahlung dieser gezwungenen Schuld setzte.

Außer diesen regelmäßigen Repartimientos besuchten die Korregidors nie ein Dorf, ohne eine neue Waarenladung mit sich zu führen, welche denjenigen bestimmt war, die sie zuerst befriedigt hatten. Hier gingen sie nun nicht mehr mit offener Gewalt zu Werke: beym großen Repartimiento hatten sie sich aller Dinge entledigt, die für die Indier von gar keinem Nutzen waren, und das, was dieselben wirklich brauchen konnten, für ihre nachherigen Unternehmungen aufbehalten. Jezt erlaubten sie sogar zu wählen, nur vom Preis durfte mit keinem Worte die Rede seyn; das Recht, denselben zu bestimmen, hatte sich der Korregidor ein für alle Mal vorbehalten. Es versteht sich von selbst, daß es den Indiern streng verboten war, in andern Bezirken etwas zu kaufen, und daß der einzige Kramladen in jedem Dorfe vom Korregidor gehalten wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Jean Pauls Selina.

(Fortsetzung.)

3. Ueber die Seelenwanderung.

Da die Kraft, welche über die Welt organisch-dienender Kräfte herrscht, nicht untergeht, wenn ihre Diener sich verlaufen: — was die Menschen sterben nennen — so bleibt ihr für eine Wiedereinsetzung und neue Regierung immer im Nothfalle die Seelen-: eigentlich die Körperwanderung offen. Wir wollen diese nicht in dem engen Sinne der Indier, Egypter und Talmudisten annehmen, welche die Seelen zum Lohne und zur Strafe hin- und herfahren lassen. Die albernen Kabbalisten, z. B. — die als Juden in allem Großen kleinlich sind, wie in dem Körpersteckbriefe ihres Riesengottes — lassen böse Männerseelen in Weiberkörper als in eine Engelsburg oder la petite force und Wiener Rumorhäuser, ziehen, fromme Weiberseelen aber in Männerleiber als in Lustschlösser und neue Jerusalems — stolze Seelen in Bienen — Ehebrecherinnen in Hasen — und in ein anderes Gemenge sogar in's Pflanzenreich, in's Gestein und in's Gewässer. Nach den grotesk-phantastischen Egyptern nimmt die Seele dreytausend Jahre lang mit ihrem Leichnam, sobald er ganz bleibt, d. h. Mumie ist, als Witwensitz vorlieb, bis sie einen frischen Leib bezieht; im andern Falle muß sie zu thierischen Quartieren und Erdgeschossen sich bequemen, wiewohl ich lieber in einem regsamen dahin schießenden Fisch und Vogel leben und beleben möchte, als in einem ausgeweideten ledernen Futteral von Mumie.

* * *

Welche Belohn- und Bestrafthierleiber die Hindus für abgeschiedene Seelen offen halten, ist bekannt genug. Aber bedenken denn die Hindus, und die Egypter und die Kabbalisten nicht, daß diese Leiber wechselnd glücklich und unglücklich machen können, und daß z. B. eine Stutzerseele, die ihre Höllenstrafe in einem Weiberleibe abbüßen soll, gerade darin einen Himmel anträfe am Nachttisch. So könnte man die seelenwandernden Völker fragen, wohin denn, in welche passende Menschenleiber die Seelen der ersten Eltern und ersten Kinder sich zu begeben hatten? — Wie viele Freyquartiere neugeborne Seelen den alten lassen konnten?

Diese antike Hypothese ist vor der Hand mehr zu setzen als zu zersetzen. Eigentlich macht jeder eine Seelenwanderung schon vor dem Tode durch seinen eignen Leib, der sich alle drey Jahre von Zeit zu Zeit in einen andern verwandelt; vom Körper aus der Kindheit ist zum Körper im Hochalter vielleicht eben so weit als von beyden in einen Thierleib. Ja vor der Geburt durchwandert das junge Ich im Mutterleibe alle Thierreiche, und wird nach einander Wurm, Insekt, Amphibium und Vogel. Wird das tägliche Umziehen aus dem wachen Körper in den Schlafenden noch dazu gerechnet: so erleben wir schon ungestorben eine ab- und aufsteigende Seelenwanderung.

Auch ist diese ja nicht ein Einzug in einen schon fertig und seelenleer dastehenden Leib, sondern jedesmal der Bau eines ganz neuen, durch den Geist als Bauherr mehr denn als Baumeister; nur ob die Baute ein Fuchsbau oder ein Schneckenhäuschen oder ein Sonnentempel werde, d. h. ob darin ein Fuchs, eine Schnecke, ein Mensch körperlich erscheine, dieß kommt auf die zahllosen, aber uns verhüllten Bedingungen an, unter welchen sich eine geistige Kraft und eine Hülle wechselseitig zu einem Organismus vereinen und paaren; aber diese Bedingungen gehen nothwendig zugleich von zwey Seiten aus, vom Baumeister und vom Bauzeug, so wie die Biene zu ihrem den Blumenstaub, und der Biber zu seinem Holzstamme bedarf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Obschon dem Théâtre français ein Talma fehlt, so hat das Schauspiel doch nichts von seiner Thätigkeit verloren. Ein Hr. Mely Janin hat aus Walter Scotts Quentin Durward den Stoff zu einem historischen Lustspiele: König Ludwig XI. gezogen, und zwar mit kühner Hintansetzung der alten französischen Theaterregeln. Dieser Versuch ist nicht übel gelungen, und beweist abermals, daß, wenn die alten französischen Theaterkonvenienzen noch so gewissenhaft beybehalten werden, und zu so langweiligen Stücken Anlaß geben, dieß einzig die Schuld der Dichter ist, welche sich von denselben nicht zu befreyen wagen. Das Publikum, obschon es mit diesen Konvenienzen aufs erzogen worden ist, will im Grunde doch nur angenehm un-

terhalten seyn. So oft ein Dichter diesen Wunsch erfüllt, wird man in Hinsicht des übrigen nicht strenge mit ihm rechten. So ist es denn auch der Fall gewesen mit Ludwig XI. Walter Scott hat das Leben dieses tyrannischen, argwöhnischen Königs auf eine so anziehende Weise geschildert, daß ein Dichter wahrlich sehr ungeschickt gewesen seyn müßte, wenn er aus diesem Roman nicht ein interessantes Schauspiel hätte ziehen können. Zu bemerken ist es, daß dieser Mely Janin vor einigen Jahren einen regelrechten Orestes auf der Odeonbühne gab, der aber ausgezischt wurde. Dieser Dichter ist nun sicher von der Nüzlichkeit der Theaterfreyheit überzeugt. Im ersten Aufzuge seines Stückes geht die Handlung neben dem Schlosse Plessis-les-Tours, dem Lieblingsaufenthalte jenes Königs vor, und die Liebe des jungen Schottländers Quentin Durward zur Gräfin de Croye wird zum leitenden Faden durch die folgenden Aufzüge, indem ein Gesandter des Herzogs von Burgund diese Gräfin heirathen will, und späterhin von seinem Nebenbuhler im Zweykampfe getödtet wird, worauf dann Karl der Kühne, Herzog von Burgund, in der Meynung, sein Gesandter sey auf des Königs Befehl ermordet worden, diesen Monarchen, der ihm gerade zu Peronne einen Besuch abstattet, gefangen nehmen läßt. Quentin Durward bringt aber mit einem Haufen Kriegsknechte in's Schloß, befreyt den König, und nimmt dagegen Karl gefangen. Das Mißverständniß, das zu dem feindlichen Benehmen der beyden Monarchen Anlaß gegeben hat, klärt sich auf, es erfolgt eine Versöhnung, und Quentin Durward bekömmt die Gräfin zur Ehe. Das Stück heißt ein historisches Lustspiel; diesen Namen würde es aber noch mehr verdienen, wenn der Dichter die historischen sonderbaren Figuren des Tristan, den Ludwig seinen Gevatter nannte, und der sein Henker, sein Vertrauter und Gesellschafter war, des Barbiers Olivier Ledain, aus dem er einen Staatsrath machte, des Zigeuners Havradn u. a. beyzubehalten gewagt hätte; vermuthlich hat er gefürchtet, die Gemüther seiner Zuschauer seyen noch nicht reif genug zu solch' einer Neuerung auf dem französischen Theater, wo die Könige und Fürsten immer nur in hoher Gesellschaft erscheinen. Wahrscheinlich wird es nicht lange währen, bis die Tristans und andere Schelme auch neben ihnen erscheinen. Der bekannte Jouy hatte schon seit lange ein Trauerspiel unter dem Titel: Julian in Gallien gedichtet, aber nie die Erlaubniß zur Aufführung dieses Stücks erhalten können. Die Theatercensoren, die doch auch thun wollen, als ob sie ihren Gehalt verdienten, hatten diese Erlaubniß, ich weiß nicht unter welchem Vorwande, verweigert; da diese Leute aber in den unabhängigen Tagesblättern oft scharf beurtheilt werden, so sind sie doch zulezt vernünftig geworden, und Jouys Julian ist auf der Bühne des Théâtre français erschienen. Was die Censoren daran hatten aussetzen können, begriff niemand; daß dieses Trauerspiel aber in ästhetischer Rücksicht verfehlt sey, das sah sogleich Jedermann ein, wie denn überhaupt Jouy bey allem seinem Scharfsinne und seinem dichterischen Talente nur wenig Anlagen zum tragischen Fache verräth, und also lieber ein Eremit geblieben wäre; denn seine Eremitenschriften sind und bleiben das Beste, was er geliefert hat, wenigstens die ersten Versuchen, die lezten sind allzusehr in die Länge gezogen, und sein Eremit in der Provinz wird ein bändereiches Werk, in welchem die Sitten nur einen geringen Play einnehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, im April.

Noch niemals drängten sich bey uns die musikalischen Genüsse so sehr in den kurzen Zeitraum von acht Tagen zusammen, wie im Beginne dieses Monates. Alle Begebenheiten waren musikalisch, nirgend fand sich etwas zu sehen, überall nur zu hören. Madame Catalani, die uns seit zehn Jahren nicht besucht hatte, gab am 6ten ihr erstes Konzert im Opernhause zu den doppelten hohen Opernpreisen. Das weite Haus war übervoll; die herangewachsene Generation wollte auch diesen Genuß nicht an sich vorüber gehen lassen, während die alternde die Wiederholung und Erinnerung früherer Freuden nicht versäumen mochte. Nachdem das „Vorlegeschloß." von Carl Blum (?) durch zwey Akte endlich auf- und abgeschlossen war, trat die Sängerin, geschmückt mit Demant-Gürtel und Diadem, und vom Regisseur, Herrn Baron von Lichtenstein, geführt, auf's Theater, und ward mit lautem Beyfall empfangen. Dennoch zitterte die Stimme in der ersten Arie: „La di marie" von Morlachi, bey einigen Tönen; doch als bey den folgenden drey Arien der Beyfall immer anhaltender und rauschender wurde, gewann auch die gewaltige Stimme ihre ganze Kraft und ihren vollen Zauber wieder. Mit Ungestüm ward jezt „God save the king" gerufen, und plözlich stand die Sängerin wie verwandelt da. Mit königlichem Anstande trat sie vor, und wenn sie bisher nur hatte Freude verbreiten, und den Zauber der Töne beweisen wollen, so schien sie jezt zu wissen für diese Töne den höchsten und schönsten Inhalt gewonnen zu haben: die Bitte eines ganzen Volkes, das für die Erhaltung seines geliebten Königs den höchsten König und Herrscher anflehet. Ueber die Würde, die Fülle und Gewalt, Innigkeit und Frömmigkeit dieser Töne, dieser Gebehrden und Bewegungen geht nichts, und dieser Ausdruck schien so sehr das eigene Wesen der Sängerin, als habe sie seit früher Kindheit nur immer in Gesellschaft von Fürsten und Königen gelebt. Durch die allgemeine Anerkennung und den rauschenden Beyfall, den sie in so vollem Maße empfangen, soll sie auf's Tiefste gerührt gewesen seyn. Und es mag wohl auch erfreulich seyn, das Gefühl nicht mehr auf dem Gipfel zu stehen, sondern schon langsam wieder hinunter zu steigen, einmal ganz bey Seite seyen zu dürfen, und sich wie in den schönsten Tagen über eine unbedingte Anerkennung entzücken zu können. Mad. Catalani's Stimme und ihre Art des Vortrags ist so allgemein bekannt, daß wir kaum etwas darüber sagen möchten. Uns riß besonders die Lebendigkeit des Tones hin. Die deutschen Stimmen, und besonders die unserer Milder, fließen wie geschmolzenes Gold, in sich gediegen und fest dahin, bey der italienischen dagegen hört man auch noch das Schwingen dieses Metalles, wodurch der Ton erst recht zum Ton wird, ohne daß dieß Schwingen bis zum Zittern fortginge, oder diese innere Lebendigkeit des Tons uns wie bey Saiteninstrumenten erfreute. Denn bey diesen hört man immer heraus, daß hier das klingende Material nicht durch sich selber erzittere, sondern von außen her bewegt werde, da nur bey der menschlichen Stimme das, was tönt und das, wodurch es tönt, dasselbe ist. Jener geübten Lebendigkeit und innern Bewegung wegen ist Mad. Catalani's Ton auch der höchsten Mannigfaltigkeit fähig; er schwillt eben so sehr bis zur möglichsten Stärke und eindringlichsten Gewalt an, als er auch Ausdruck der größten Zartheit und Lieblichkeit wird; eben so freundlich als schmerzlich, eben so in sich zusammengedrängt, als in die schwierigsten Koloraturen auseinander geworfen und zersplittert, bleibt er überall belebt, und beweist, daß die Sängerin immer ganz mit Leib und Seele beym Gesange sey. Ihre Töne scheinen sich zugleich über ihre eigene Herrlichkeit zu freuen, und die Sängerin scheint nichts Höheres und Schöneres zu kennen, als Töne und Gesang. Diese Leidenschaftlichkeit für ihre Kunst geht den deutschen Sängerinnen meist ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 37.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. III.

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Mittwoch, 9. Mai 1827.

— Jetzt empfindet sein verklärtes Wesen
Nur Einen Wunsch, wenn es hernieder schaut.
O möge doch den heiligen, letzten Willen
Das Vaterland vernehmen und erfüllen.

Goethe.

Prolog
zum Vorabend des Schillerfestes,
für das königliche Hoftheater zu Stuttgart gedichtet von
E. A. Mebold.

Der Dichter sang, wir priesen seine Macht,
Wenn er mit Meisterhand den Saiten Töne
Der heitern Lust, der ernsten Klag' entlockte.
Er sprach an unser Ohr, an unser Herz,
Und durch die Seele klang es freudig nach.
Wir huldigten dem schöpferischen Geist,
Der uns in großen, herrlichen Gebilden
Darstellte alle Wunder dieser Welt,
Die frischen Blüten und die goldne Frucht.
Denn ewig neue Keime treibt die Zeit
Und ewig kehrt der Schmuck der Jugend wieder.
Anschaulich reihend Bilder neben Bilder
Läßt er Geschlechter folgen auf Geschlechter,
Der Menschheit Höhen mißt er und die Tiefen:
Da dringt ein lichter Schimmer durch die Nacht,
Und in der Dinge buntem Spiel erscheint
Die Schönheit mit der künstlerischen Form.
Arm ist das Daseyn — denn das Beste fehlt —
Wenn nicht der Dichter seine Schätze öffnet,
Und aus der Weisheit ungetrübtem Born
Die höher'n Weihen über uns ergießt.
In diesem Treiben zwischen Lieb' und Haß,
In diesem Schweben zwischen Furcht und Hoffnung,
Wo Müh' und Arbeit nimmer uns verläßt,
Wo Lust und Schmerz, Entbehrung und Genuß
In stetem Wechsel uns bestürmen, hier
Im trüben Kampf des Geists mit der Natur
Kann nie die Seele Glück und Ruhe finden.
Der enge Raum, in dem du dich bewegst,
Verengt auch dich und für das Ganze geht
Dein Sinn, dein Denken, deine Kunst verloren.
Denn einem großen Markte gleicht die Welt,
Wo Käufer und Verkäufer sich durchkreuzen,
Betrogene sich zanken und Betrüger,
Wo jede Tugend ihren Marktpreis hat,
— Hier mitten in dem gräulichen Gewirr'
Ein Weiser, wer den Augenblick ergreift.
Und doch — wie reich ist diese Wirklichkeit,
Wenn erst der Dichter unser Auge schärft
Und uns in's inn're Leben blicken läßt,
Das nur dem Blick des Sehers sich enthüllt.
Wie wenn der Wand'rer aus dem dunkeln Thal
Emporsteigt in die reine Luft der Berge:
Im grauen Nebel unten liegt das Land
Mit seinen blüh'nden Fluren, seinen Städten
Ein ungeheures Chaos, formlos da:
In unsichtbarer Ferne sind die Menschen
Mit ihrer lärmenden Geschäftigkeit,
Mit ihren Leidenschaften, ihrem Geiz,
Der sich die ganze Schöpfung zinsbar macht:
— Ein feyerlicher Augenblick, wenn dann

Die Sonne sich erhebt in ihrer Pracht
Und dieses große Weltgemäld' erquicket.
Es steht der Wand'rer still, und trunken schweift
Sein Blick durch die besonnten Räume hin.
So läßest du mich, heilige Natur,
In deinen Tempel treten, ruft er aus:
Hier, wo dein reiner Odem weht, hier kann,
Hier muß die kranke Brust Genesung suchen.
Willkommen heitre Höhe, stiller Ort,
Wo mich das Einzelne nicht stört, das mir
Nur Gegensätz' und Widersprüche beut!
Wie schön entfalten sich die Gegenstände,
Wie spricht in reinen lieblichen Akkorden
Die Harmonie des Ganzen an die Seele,
Ein Licht, das sich in tausend Strahlen bricht!
Ist's nicht der Weltgeist, der von diesen Bergen
Hinab die Quellen leitet in die Ströme,
Die Ströme in das Meer und auf den Wogen
Der Schiffe Masten an den fernen Strand!
Und ich, der Tropfen seines Oceans,
Erkenn' ihn in dem Leuchten seines Tages!
Mein ist die Welt! wie fühl' ich mich so reich!
Denn sieh', ich bin ein Glied der großen Kette,
Die mächtig sich um alle Wesen schlingt,
Und mich in diesen Millionen Wesen
Ein liebendes, befreundetes Geschlecht
Erkennen läßt! Erhabenes Gefühl,
Das mich beseelt, das die Natur beseelt!
Und mit der Lerche sing' ich in den Lüften,
Und mit dem Schwane schweb' ich auf den Wassern,
Und mit der Biene trink' ich von den Blumen:
So wandr' ich heitern Sinnes fort und fort
Durch Berg und Thal, durch Flur und Hain, zum Sturz
Des Wasserfalls, zum Silberquell; wenn dann
Nach einem langen glüh'nden Sommertag
Der stille Abend folgt mit seiner Kühle,
Die majestät'sche Nacht mit ihren Sternen,
Wenn hoch am Firmament die Wolken zieh'n,
Der Donner niederrollt, der Regen sich
In Strömen auf die lechzende Natur ergießt,
So fühl' auch ich Erfrischung, neues Leben.
Dem Dichter ward ein schönes Loos zu Theil:
Er ist der freye Herrscher der Natur,
Dem sie aus tausend Augen freudig winkt,
Der sie in tausend Leben an sich drückt.
Ein hohes Götterhaus, durch das er wandelt,
Das er mit den Gebilden seiner Kunst,
Mit den beseelten Weisen seiner Lieder
Erfüllt: da rieselt durch der Wiesen Grün
Melodischer der Bach, die Nachtigall
Lauscht in den dunkeln Zweigen seinem Sang,
Da sprossen Blumen unter seinen Füßen,
Und öffnen schmachtender den Kelch dem Licht,
Und strömen köstlichere Düfte aus.
Doch ach! wie alles Schöne bald verweht,
So sind es kurze, flücht'ge Augenblicke,
Wo dieser Vollgenuß des reinsten Lebens
Sich in des Dichters Brust zusammendrängt!
Es sind der Kindheit goldne Traumgestalten,
Die vor der ernsten Wirklichkeit entweichen!
Der Weg des Ruhmes ist ein Dornenpfad,
Ein stürm'sches Meer, wo keine Liebesfackel
Dem Schiffer durch die Nacht der Wellen leuchtet!
Da noch des Frühlings milder Zephyrhauch
Des Knaben wallende Locken kräuselte,
Da ihn, in weichen Mutterarmen ruhend,
Der Erde Schmerz, der Erde Lust nur sanft
Berührte, damals zeigte Alles ihm
Den eignen Gott, das fremde Schicksal nicht.
Jezt tritt er in den Staub der großen Welt,
— Ein Wagenrenner auf Olymp'schem Plan —
Und vorwärts, immer vorwärts geht's, umsonst
Ruft's ihm aus grauen Fernen zu: zurück,
Zurück; umsonst, im Auge dunkelt oft
Der Sehnsucht Thräne noch, jezt faßt's ihn an,
Jezt dringt's mit allen Kräften auf ihn ein,
Er muß, er will, es gibt kein Widersteh'n.
Denn wie der Geist geheimnißvoll in dunkler
Naturwerkstätte schafft, die gährenden
Urstoffe löst und bindet, Welten werden
Und untergehen läßt, und Sonnenbahnen
In ungemess'nen Räumen frey bewegt,
Und wie er bald sich als ein weiser Gott
Im großen Reich der Zwecke offenbart,
Bald als ein unbewußtes, blindes Schicksal
Hinschreitet durch die Schöpfung, Trümmer nur
Auf Trümmer, Leichen nur auf Leichen wälzt,
Und mächt'ge Völker, Städt' und Länder mit
Den stolzen Werken von Jahrtausenden
Im wilden Meer, im Lavastrom begräbt:
So ist des Dichters Leben jezt ein Garten
Voll seltner Blumen, jezt ein Bildersaal
Auf schön gewund'nen Säulen, jezt ein Tempel
Auf kühn geschwung'nen Bögen; reich geschmückt
Tritt ihm die Welt entgegen in den Werken
Der heitern Phantasie, der zarten Liebe,
Den Kindern jenes hohen Schöpfergeists,
Der wie aus den Atomen der Gedanken
Die Ideale in das Daseyn ruft.
Doch bald beginnt ein ernster Tagewerk,
Und rauher wird der Pfad, Abgründe hemmen
Des Pilgers Schritt, und Ströme ohne Brücken,
Und uferlose Meere, drohende
Gestalten um und um, und glühend brennt

Der Mittagssonne Strahl auf seine Scheitel,
Und seiner Jugend Locken werden bleich.
Er schaut die Doppelseite dieses Lebens,
Den Kampf des Lichtes mit den finstern Mächten,
Die Tugend, die dem Laster unterliegt,
Die Menschheit, die ihr Paradies verloren:
Da klammert sich ein unnennbarer Schmerz
Um seine Männerbrust, und zürnend, wie
Einst Moses, der dem Sinai entstieg,
Und seines Volkes schnöde Frevel sah,
Zerschmettert er die Tafeln der Gesetze.
— Nun ist sein Loos Entbehren und Entsagen,
Doch auch am Ziel ein Kranz von Immortellen.
Und unser Schiller, fragt die Muse jetzt,
Erkennt ihr ihn in diesen Zügen wieder?
Denn ihm ist diese Bühne so geschmückt.
Der früh Entschwund'ne kehret heute ja
Zur Heimath und zum Vaterhaus zurück.
Doch ach! er ist's nicht selbst, den wir begrüßen,
Des Lebens Kämpfe hat er ausgelitten,
Und die Cypresse weht auf seinem Grabe.
Steigt auf ihr Schatten der Vergangenheit,
Ihr Bilder ferner Zeiten, da der Knabe,
Der Jüngling noch auf Marbachs Rebenhügeln,
Am blüh'nden Neckarstrand, in Stuttgarts Thälern
Lustwandelte, da in der zarten Brust
Die Erstlinge des dicht'rischen Gefühls
Erwachten, ihm der Freundschaft holde Stimme
Zum ersten Mal aus Freundes Mund erklang,
Ein edler Lehrer ihn den Götterruf
In Shakspeares hohem Geist erkennen ließ:
Da war's, wo sich die jugendliche Kraft,
Vom dunkeln Drang des Genius bewegt
In ihren ersten Schöpfungen versuchte!

Und hat er selber nicht in späten Tagen
Oft freundlich jener Jugendzeit gedacht,
Die, trotz der Ungunst manch beengender,
Den Aufschwung hemmender Verhältnisse,
Unendlich reich an Lieb' und Hoffnung war?

Wenn sich der Mensch getragen auf den Schwingen
Der mächt'gen Zeit in's wilde Leben stürzt,
Und vor ihm her die Tugend und der Ruhm
Als freud'ge Dioskuren leuchtend zieh'n:
Da folgt er seinem Stern, frisch schwellt der Wind
Die Segel, muntere Delphine kreisen
Um's leichte Fahrzeug, und der blaue Himmel,
Der wolkenlose, kündet lust'ge Fahrt;
Da tritt die Heimath in den Hintergrund
Und kaum am fernen Horizonte noch
In stiller Dämm'rung sichtbar liegt sie da,
Ein herrlich Fabelland mit allen Wundern
Der Phantasie geschmückt, ein gold'ner Rahmen,
Worin er seine Lieblingsbilder faßt!
Wenn aber dann die Boten der Gefahr,
Allmählig näher, drohender erscheinen,
Wenn finst're Wetter aufzieh'n, wenn die Wellen
Zu Wogen wachsen und die Tiefen gähnen:
— Da ist's die Heimath, die, wie eine Insel
Der Seligen, aus dem bewegten Meer
Auftaucht, wo gern am Abend seines Lebens
Der Pilger nach der schwer bestand'nen Fahrt
Im Schatten seiner Bäume ruhen möchte!
Ihr heil'ger, mütterlicher Boden ist's,
Wo er mit allen Fasern seines Wesens,
Mit allen Trieben seines Geists, mit allen
Gefühlen seiner Seele wurzelt, wo,
Antäus gleich dem alten Sohn der Erde,
Er ewig neue Lebenskräfte schöpft!
O klaget nicht des hohen Dichters Loos,
Der in der Mittagssonne seines Lebens,
Da frisch der Lorbeer noch die Stirn umrankte,
Im fremden Lande, schon vollenden mußte!
Das Vaterland des Dichters ist die Welt,
So weit die Stimmen seiner Lieder reichen,
So weit das Sternbild seines Ruhmes leuchtet,
Wo sich der Himmel über Menschen wölbt,
Die für das Schöne, das Erhab'ne glüh'n,
Wenn der Gefühle wunderbarer Strom
Durch Dichters Macht aus dunkelm Grund erregt
Hinabrauscht in des Lebens Ocean.
Doch wenn er nicht mehr ist, wenn der Unsterbliche
Zu den Unsterblichen gegangen, da gehört
Er mit dem ganzen Glanze seines Ruhms
Der heimathlichen Erde wieder an,
Die seines Daseyns Wiege war, die jetzt
Als eine heilige Reliquie
Des theuren Sohnes Asche wieder fordert.
Und sie, die allgemeine große Mutter
So vieler Städt' und Völker, deren Liebling
Und Stolz er war, Germanien ruft uns in
Den Stimmen seiner Millionen zu:
Ihr habt ein Recht an diesen großen Todten
Der Pietät Pflicht, erfüllt sie treu an ihm.
Doch mag er draußen ruh'n, denn deutsche Erde
Deckt dort auch Deutschlands Dichter, aber ihr
Der schwäb'schen Heimath Stammverwandte ihr
Mögt seines Kenotaphes Wächter seyn,
Das sich in eurer Mitte wird erheben,
Ein Zeugniß für die Mitwelt und die Nachwelt,
Daß Deutschland seine großen Männer ehrt.
Und wohl uns, daß es Augenblicke gibt,
Wo in dem Wirken edler Geister sich
Die höhere Weltordnung offenbart,

In deren freyer Anerkennung wir
Uns selber größer, würdiger erscheinen.

Denn spurlos, wie der Nachen auf den Wellen,
Soll nicht die Zeit an uns vorübergeh'n,
Daß nur zuletzt die hingeschwund'ne Kraft,
Der abgestorb'ne Muth, der aus dem Taumel
Der flücht'gen Sinnlichkeit erwachte Geist,
Die Furchen auf der Stirn und in dem Herzen
Uns mahnten, wie einst etwas sey gewesen,
Was nicht mehr ist, was nicht mehr wiederkehrt.

Drum wenn im heitern Licht der Gegenwart
Vergangenheit und Zukunft schön verbunden
Vor unsern Sinnen sich entfalten, wenn
Die Kunst in ihren göttlichreinen Formen
Die Mißverhältnisse der Wirklichkeit
Harmonisch auflöst, so erfreu'n wir uns
Des herrlichen, erhebenden Genusses,
Den uns die Gunst des gütigen Geschicks
In diesen selt'nen Augenblicken beut.

Und ist nicht dieser Tag, den wir so festlich
Empfangen heut' aus königlicher Hand,
Der freud'gen Anerkennung doppelt werth?
Denn wenn die Macht das Schöne unterstützt,
Wenn sie mit ihrem zauberischen Wink
Die Künste zu des Künstlers Feyer ruft,
Da muß sich alles herrlicher gestalten.
Drum preisen wir den König und den Dichter,
Denn beyde lieben die Unsterblichkeit.

Und diese glanzerfüllte Bühne nun,
Was wird sie bringen zu des Meisters Ehre?
Das Treflichste, das Schönste, was sie hat:
Die Blumen, die er selber ihr gepflückt,
Die Kränze, die er selber ihr gewunden.
Es war sein freyer, hochbegabter Geist,
Der sie vom kind'schen Formendienst erlöste,
Und in der Dichtkunst reine Himmelsluft
Aus der gemeinen Wirklichkeit versetzte;
Noch mehr — sein tiefer Sinn, sein Herz voll Liebe,
Der Adel des Gemüths, die Kraft des Willens,
Die zarte Innigkeit der ganzen Seele,
Womit er alles Menschliche umfaßte;
Es war der geist'ge Duft der Phantasie,
Der um ihn webt, die hohe heil'ge Glut
Der Ideale, die uns mit entzündet,
— Er war's, der den erhabenen Kothurn
Zum freyen Träger eines reichen Lebens
Und eines göttlich ernsten Schicksals weihte!

(Das Bild aus dem letzten Auftritt des Don Karlos erscheint allmählig, wird aber erst ganz sichtbar bey den Worten: „es ist vorbey ꝛc.")

Was seh' ich? Karlos, unglückselig'er Prinz!
Und diese Wendung seines Schicksals — todt
Der Freund — für ihn gestorben — hin
Die Ideale einer großen Seele!
Und wird er nun erwachen aus dem Schlummer
Der Leidenschaft, die seine Kraft verzehrt?
Wird er den Ruf des hingegang'nen Freundes,
Der Thaten von ihm fordert, nun vernehmen?
Es ist vorbey, entsündigt steht er vor ihr,
Die einst ihm Braut, jetzt wieder Mutter ist,
— Da tritt der finst're Dämon zwischen sie
Und reißt der Tugend schönen Bund entzwey.

(Die Musik fällt ein.)

Nein, diese düstre Wahrheit der Geschichte
Ist's nicht, womit wir unsern Schiller ehren,
Ist nicht das Weihgeschenk, das wir ihm bringen.
Zurück hier aus dem Reich des Sittlichen,
Im heitern Leben woll'n wir uns erheb'n.
Johanna suchen wir, die Gottgesandte,
Die in der Hand die Oriflamme trägt
Und Frankreich rettet von der Hand der Feinde.
Wie schön ist diese Wirklichkeit, wenn sich
Dem Menschlichen das Göttliche verbindet,

(Das Bild aus der Johanna im zehnten Auftritt des dritten Akts erscheint, wird aber erst ganz sichtbar bey den Worten: „aber wie, was seh ich?")

Und wie der Engel einer höhern Welt
Die anmuthsvolle Jungfrau uns erscheint.
So war Maria — aber wie, was seh' ich?
Ist dieß die Holde, Reine, die wir suchen,
Die sich von teufl'scher Liebe läßt verblenden,
Und dieses Schicksal kann nicht glücklich enden.

(Die Musik fällt ein.)

Welch räthselvoll Geheimniß ist das Herz,
Des Guten und des Besten fähig, aber
Ein Heiligthum, das man bewahren muß,
Damit es nicht ein Sitz der Sünde werde,
Die mit verborg'nen Netzen es umstellt.
Indessen wandeln hoch am Firmament
Die Sterne hin — ihr kennt den süßen Glauben,
Daß sie die Führer seyen unsers Schicksals.

(Das Bild aus Wallensteins Tod im ersten Auftritt erscheint.)

Drum was auch immer aus uns werden mag,
Ein höher Leben waltet über uns,
Ein großes allgemeines Weltgesetz,
Das das besond're Daseyn pflegt und nähret.
Doch wehe, wenn der Mensch im Frevelmuth
Die ewige Natur in ihren Bahnen
Ergründend selbst sein Schicksal schaffen will,
An seine Fersen heftet sich der Mord
Und voll Entsetzen wenden wir die Blicke.

(Die Musik fällt ein, hierauf verwandelt sich die Scene in die Schweizerlandschaft des ersten Auftritts im Wilhelm Tell.)

Wo harmlos auf den blauen Alpenhöhen
Ein Volk von Hirten seine Heerden weidet,
Die Sonne spiegelt in des Himmels Seen,
Die duft'gen Wiesen zartes Grün bekleidet,
Wo die Lawinen donnernd niederwehen,
Wo Wilhelm Tell, der kühne Jäger schreitet,
— Klein liegt die Welt dem Wanderer zu Füßen —
Dort wollen unsern Schiller wir begrüßen.

(Die Scene verwandelt sich in die Landschaft, wo man die Tellskapelle sieht, das Bild des Dichters erscheint, die Musen bringen ihre Kränze.)

Dem Sänger, Heil! Unsterblich wie der Geist,
Der Berge schafft und hilft die Freyheit gründen,
Der mächtig sich im Arm des Tell's beweist,
Der ihn errettet aus den Wasserschlünden,
Den der Orkan, der Hauch des Zephyrs preist!
Dem Sänger Heil, dem wir den Lorbeer winden!
Es brauft der See, es sprudelt frisch die Quelle,
Die Leyer hängt er auf in Tell's Kapelle!

Beylage: Monatsregister April.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 112.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 10. Mai 1827.

Gold! Alles feil um Gold! es weckt die neue Welt
Der Völker Habsucht auf: weithin ergoßen ziehen,
Ein ausgetretner Strom, die Schaaren durch das Feld,
Europens Abschaum ist's, von diesem ausgespieen.

Delavigne.

Geheimer Bericht über Amerika von Jorge Juan und Antonio de Ulloa.

(Fortsetzung.)

„Die Abgeschmacktheit der Repartimientos kann nur mit ihrer Ungerechtigkeit verglichen werden. Was sollte ein halbnakter Indier mit ein Paar Ellen Sammt oder Brokat anfangen? Er, der immer auf Mittel sinnen muß, sich die ersten Lebensbedürfnisse zu verschaffen, war auf einmal vierzig bis fünfzig Dollars für einen Fetzen schuldig, den er zu nichts brauchen konnte. Ein armer Mensch, der seinen höchsten Ehrgeiz darein setzte, sich nach langer Zeit wieder ein Paar grober Schuhe anschaffen zu können, mußte ein Dutzend seidener Strümpfe annehmen. Ein Ritter setzte auf Befehl eine Brille auf seine Nase, ob er gleich sehr gut sah, was in seiner räucherigen Hütte war. Andere mußten sich mit Schlössern und Riegeln schleppen, während das kleinste Riemenende zur Sicherheit einer Hütte hinreichte, in welche Niemand versucht wurde mit Gewalt einzudringen. Die Indier haben keinen Bart, wurden aber endlich mit Rasirmessern versehen. Nach demselben sinnlichen Grundsatz gab man ihnen Dinte, Feder und Papier, obgleich sie ihren Namen nicht schreiben konnten, Karten und Würfel, deren Gebrauch sie nie errathen hätten, Dosen, Kämme — einen Kamm für einen Indier! Töpfe, für Menschen, die keine Kleider haben, Bücher, Tuch aller Art, kurz der ganze Auskehricht aus den Kramläden von Lima regnete auf die armen Menschen.“

Dieses Erpressungsmittel dauerte noch lange nach Ulloas Reise fort. Im Jahr 1780, erzählt der Herausgeber, fiel es zwey Korregidors ein, in einem Jahre drey Repartimientos, statt wie sonst einem in dritthalb Jahren, anzustellen; die zur Verzweiflung gebrachten Indier empörten sich und tödteten alle Spanier, die ihnen in die Hände fielen; nach einem dreyjährigen Kriege unterlagen sie der europäischen Kriegszucht, und ihr Anführer, Tupac-Amaru wurde auf's grausamste hingerichtet. Dieser Aufruhr hatte indessen die Regierung ernstlich besorgt gemacht, und man glaubte den Gebrauch, der dazu Anlaß gegeben, abschaffen zu müssen.

„Doch wir sind noch nicht am Ende des Elends der Indier. Das Repartimiento war nichts gegen die Mita oder Aushebung. Jedes Dorf war gehalten, jährlich eine gewisse Anzahl von Menschen zur Arbeit in den Minen, oder den Staatspachtungen (haciendas), oder den Manufakturen (obrajes) zu liefern; die zu lezterer Arbeit bestimmten waren die unglücklichsten. Nach dem Gesetz sollten die Ausgehobenen nach einem Jahr wieder freygegeben werden: man wird aber sehen, daß nichts leichter war, als ihre Sklaverey ewig zu machen. Jedem Arbeiter waren 14 bis 18 Dollars jährlich ausgesezt, für welchen sogenannten Lohn er 300 Tage arbeiten mußte; die 65 übrigen wurden für Sonntage und Feste gerechnet. Machte nun aber die Hitze oder eine andere Ursache die Arbeit an gewissen Tagen unmöglich, so schrieb man es auf, und der Indier mußte sie das folgende Jahr einholen. Von

den 18 Dollars nahm man die acht Dollars Kopfgeld weg; ferner zwey und ein viertels Dollar für seine Kleidung, so daß ihm noch sieben dreyviertel Dollars zum Unterhalt seiner Familie und für die Erpressungen der Kirche blieben, welche niemals von ihren Rechten abstand. Dieß ist noch nicht alles: da das kleine Stück Land, das dem Indier zum Bau seines Maises angewiesen war, ihn nicht nährte, so mußte er von seinem Herrn monatlich wenigstens eine halbe Fanega kaufen; man rechnete ihm dafür sechs Realen an, und am Ende des Jahrs war der Arme blos für Mais neun Dollars schuldig, d. h. ein und ein viertel Dollar mehr als er verdient hatte. Er war also verschuldet, und da er mit Geld nicht bezahlen konnte, so mußte er das folgende Jahr mit Arbeit bezahlen. Wir haben von seiner Seite noch die größte Thätigkeit und Sparsamkeit vorausgesezt, aber auch so ist es ihm unmöglich, den ewig wachsenden Anforderungen Genüge zu leisten, und er wird Sklave sein Lebenlang. Um das Maaß der Ungerechtigkeit voll zu machen, mußten die Kinder, die für die Schulden ihres Vaters verantwortlich waren, sie nach seinem Tode durch Arbeit abverdienen, d. h. sie wurden Sklaven gleich ihm. Wenn ein Trupp Indier sich nach den Obrajes in Marsch sezte, versammelten sich die Dörfer des ganzen Stammes und sagten ihnen mit feverlicher Wehklage, ähnlich der bey ihren Leichenbegängnissen, Lebewohl auf ewig!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Canning in dem Roman: de Vere.

(Fortsetzung.)

Ein Freund des de Vere, Dr. Herbert (der bekannte Dr. Cyril Jackson wird unter diesem Namen dargestellt), führt ihn bey dem Minister Wentworth ein. Der Minister kannte den kleinlichen Despotengeist und die Unterdrückungen im Lande sehr wohl, und glühend für die Ideale seiner eigenen Phantasie, welche alle Begebenheiten und alle Kämpfe seines Lebens nicht ganz hatten verlöschen können, ward ihm sein junger Freund bald lieb und werth. Auf der andern Seite aber mußte de Vere in Mr. Wentworth Vieles, wenn nicht Alles, bewundern. Er hielt ihn für einen Mann von so viel Tugend als nur möglicher Weise mit Ehrgeiz bestehen kann, und seinen Ehrgeiz für nicht größer, als er sonst Männern von so hohen Talenten eigen ist. Auch vieler anderer Eigenschaften wegen bewunderte und liebte er ihn. Nicht leicht ist es jedoch, diesen herrlichen und vollkommenen Staatsmann zu beschreiben. Sein Geist ist eine Verbindung alles dessen, was erregen, und alles dessen, was beruhigen kann; sein Herz, der Sitz eines ihm eigenthümlichen Ehrgeizes, ist gleich erhaben über Hof- und über Volks-Intriguen, und Furcht vor beyden kann dieses große Herz nicht erschrecken. Sein Gefühl zieht ihn zur Freundschaft hin, sein Geist zu den Vergnügungen klassischer Lektüre. So leuchtet er hier in dem Sturme der Partheyen, dort in den Zaubergefilden der Literatur hervor. In den leztern hat er sich herrlich ausgezeichnet, und hat sich, noch ehe er jene politische Größe erlangte, liebenswürdige Freunde erworben. Im Senate gleicht seine Beredtsamkeit dem Bergstrome; sie entspringt aus klaren Gründen, und tausend Nebenflüsse von Witz und Phantasie, die sie in ihrem Laufe sammelt, schwellen sie zum reißenden Strome an. Schwer ist zu bestimmen, ob Geist oder Vernunft bey ihm vorherrscht; denn beyder Wirkungen sind so eng vereinigt, daß seine Vernunft nie seinen Geist verbirgt, und sein Geist nie seine Vernunft mit sich fortreißt.

Aber er besizt eine noch mächtigere Empfehlung zu der Gunst seiner Zuhörer im Senate und im Publikum. Seine Politik, so wie sein Herz, ist wahrhaft und ganz brittisch; er beobachtet und versteht den Kontinent so gut, wohl noch besser als alle seine Vorgänger; doch ist er fest in seinem Grundsatze, auf den Kontinent, nur in sofern er mit England in Verbindung steht, Rücksicht zu nehmen. Diese Eigenschaften mußten ihm nun „die goldne Meynung mancher Leute kaufen," und seine biedere Treue gegen seine persönlichen Freunde, von denen er nie selbst den geringsten verläugnete und verließ, hat sie noch mehr befestigt. So machte ihn seine eigene Persönlichkeit zum Volkslieblinge außerhalb des Hauses, während er innerhalb desselben herrschte ohne Kampf und ohne Gleichen — nihil simile aut secundum.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Jean Pauls Selina.

(Fortsetzung.)

Manche Völker lassen die Menschenseelen nicht als Wiederkömmlinge und Gespenster, sondern als Neugeborne wiederkehren. Herder (in seinem Gespräche über die Seelenwanderung) spricht beklommen und erdensatt gegen dieses Aufwärmen des hiesigen Menschentreibens, Jung- und Lang- und Altwerdens; und in der That möcht' ich selber nicht zum zweyten Male, geschweige zum zehnten Male wieder Buchstaben lesen, und Noten, und lateinische Ausnahmen, und hebräische Zeitwörter lernen; dieß möcht' ich nicht, sag' ich jezt in meinem 60sten Jahre; aber dieses Jahr hätt' ich eben nicht in einer wiederkehrenden Kindheit, und Alles ginge von vornen an wieder so frisch wie das erste Mal. Vielmehr würde als ein solcher wiederkehrender Komet der Mensch sein Leben zugleich verdoppeln und bunt verkleiden — die schöne Jugend mit allen ihren ersten Entzückungen könnt' er wiederbekommen, und endlich würd' er nicht eben vorige Körper und Rollen zu übernehmen er-

halten, bey der so großen Mannigfaltigkeit anderer offener Lebensstellen zum Besetzen und Verwalten; der arbeitsame Landmann z. B. aber würde ohne Schmerzen als unser Hofmann wiederkommen, der Dichter als Königssohn, der Krieger als bequemer Gelehrter u. s. w. Ja ein Professor der Geschichte könnte sogar zum zweyten Mal als ein Professor der Geschichte aufzutreten wünschen, bis zum dritten, vierten und fünften Male, um das Schauspiel der Welt- und Völkerentwicklung, aus welchem er nach dem ersten Akte fortgemußt, bis zum zweyten, dritten, vierten, fünften auszuhören, und es so endlich zu erfahren, was aus China, Afrika und Deutschland mit der Zeit geworden.

Nur zweyerley ist gegen diesen Seelenumlauf am wenigsten einzuwenden, erstlich das Vergessen dieser Reisen, so wie andere Reisende überhaupt durch den schnellen Wandel der Gegenstände während ihres eigenen sich diese flacher eindrücken. Denn sogar im eigenen Leibe, ohne Körperhemdwechsel, entschwinden ungleichartige Zustände für das Gedächtniß, z. B. den in der Wildniß erwachsenen Kindern nach der Zähmung alle Erinnerung der Wildniß — dem Nervenentseelten die der Krankheit, und dem Nüchternen nach dem tiefen Rausche die Ereignisse desselben — und der Hellseherin nach dem Erwachen der Durchgang durch die ganze Glanzwelt, aus welcher nicht so viel feurige Spuren bleiben als ein Schiff in das leuchtende Meer einschneidet. Wie sollte nun hienieden Erinnerung sogar aus verschiedenen Leibern und noch verschiedenern Zuständen körperlichmöglich seyn? Eben so wenig trete uns hier die Einwendung des Zeitverlustes auf der Wanderung in den Weg, da sie Lessing schon durch die Frage zurückwies: „welche Zeit hab' ich denn zu verlieren? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?" — Himmel! Zeit muß überhaupt der Geist einbüßen durch Kindheit, und Alter und Schlaf. Und kann sie denn eingebüßt werden, in sofern man existirt? Wirkt nicht jeder Augenblick und Zeittropfe, und hölt aus oder setzt an? Bey der Wiederkehr alles Zeitlichen konnt' ich jede lange Vergangenheit ohne Verlust einbüßen, weil die noch längere Zukunft sie mir mit Ueberschuß wieder bescheren kann. Und welches Verspäten der Entwicklungen auch eintrete, so gibt es ja Niemand, der, sobald er nicht von Ewigkeit war, nicht um eine ganze verspätet wurde. Aber der Mensch — verwöhnt an sein Ich — hebt aus den beyden unermeßlichen Zeiträumen sich das Räumchen seines Lebens heraus, und stellt es als eine hohe Insel in das unendliche Zeitmeer und mißt von hier aus die Unendlichkeit. Jeder glaubt, zugleich mit ihm müsse das All auslaufen, fortlaufen und anlanden, und er sey der Mittelpunkt eines unendlichen Kreises, der lauter Mittelpunkte umgibt.

Lasset einer Ansicht des Daseyns, welche ein Plato, ein Pythagoras und ganze Völker und Zeiten nicht verschmähten, wenigstens ihr volles Licht zukommen. Denkt euch das menschliche Seelenreich als ein Reich geistiger Kräfte durch die Organisationen ziehend, von den tiefern an bis zu den höchsten hinauf. Die geistige Kraft wird von den Destillier- und Sublimirgefäßen der aufsteigenden Leiber von Pflanzen und Thieren feiner geläutert und der Geist abgezogen im höhern Sinne; sie wirft den Pflanzenleib ab, eignet und baut sich mit höhern Kräften und für höhere einen Thierleib zu; so wie sich in kleinern Zwischenräumen derselbe Wechsel der Hinaufläuterung am eignen Körper wiederholt. — Der Instinkt, dieser durch das Körperpreßwerk gleichsam nach einem Punkte hingetriebene einseitige Verstand, kann sich in der freyern Luft oder Verkörperung des höher gestiegenen Wesens — wie die eingewickelten Flügel der Raupe nach der Entpuppung mitten im Fliegen plötzlich zu breiten Schwingen sich spannen — zur weiten Besonnenheit entfalten; und in manchem kunstreichen Insekte kann der klare umsichtige Elephant als Zögling für die Zukunft wohnen.

Aber laßt uns die Seelen lieber im Familienzirkel der Menschheit behalten und umzuwandern nöthigen, ein Zauberkreis, innerhalb dessen uns alle Schätze des Lebens offen stehen, wie außerhalb desselben das Unheimliche und Unsichere wartet und droht. Lasset denn eine Seele so oft wiederkehren als sie will, die Erde ist reich genug, sie immer mit neuen Gaben zu beschenken, mit neuen Jahrhunderten und neuen Vergangenheiten und mit neuer Zukunft, mit neuen Ländern, und Geistern, und Entdeckungen, und Hoffnungen. Kein Geist ging so reich davon, dem nicht bey jeder Rückkehr das Leben der Erde frische Reichthümer entgegenbringen könnte. Nur werfe man bey solchen Betrachtungen keine Fragen auf, die über den Anfang des Lebens hinausgreifen, hier z. B. über die ersten verkörperten Seelen, über ihre Zahl u. s. w.

Jede Antwort wäre eine über der Welt, und verlangte eine zweyte. Lasset uns nicht die Vergangenheit statt der Gegenwart, oder vielmehr nicht die Ewigkeit statt der Zeit erforschen.

So bliebe denn die verschwisterte Menschengemeinde in ihrem Brüder- und Schwesterhause der Erde zusammenwohnend, bis allen endlich das Einstürzen desselben, das ihm die Jahrtausende unvermeidlich bereiten, neue Erden und Wohnungen aufdeckt im unermeßlichen Himmel, in welchen nur ein unendlicher Arm das Menschengeschlecht heben kann. Denn ohne eine Gottheit gibts für den Menschen weder Zweck, noch Ziel, noch Hoffnung, nur eine zitternde Zukunft, ein ewiges Bangen vor jeder Dunkelheit, und überall ein feindliches Chaos unter jedem Kunstgarten des Zufalls. Aber mit einer Gottheit ist alles wohlthuend geordnet, und überall und in allen Abgründen Weisheit; und daher wird sie, so wie sie die ersten Verkörperungen und Bedauungen nicht vom bloßen Zufalle unter die Seelen der ganzen Erde vertheilen ließ, eben so

wenig die zweyten und folgenden ihn haben ordnen lassen; und so wird endlich drittens am allermeisten die ganze Masse der jahrtausendalten Menschheit ihre zweyte Weltkugel, ihren neuen Hörsaal des Universums und ihren zweyten Tempel der Natur finden. Und so laßt uns wandern und hoffen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Von Julians Aufenthalt in Gallien berichtet die Geschichte zu wenig dramatische Züge; der Dichter hat daher seinen Stoff fast ganz erfinden müssen, und diese Erfindung ist eben nicht glänzend ausgefallen. Jouy hat eine griechische Sklavin erdacht, die den römischen Prinzen leidenschaftlich liebt, und von ihm geliebt wird. Nun ist aber ein liebender Philosoph, besonders ein stoischer, eine betrogene Figur. Diese Sklavin wacht über Julians Leben, entdeckt ihm die gegen ihn angezettelten Verschwörungen, und wird von den Verschwörern ermordet, zu eben der Zeit, als Constantius, welcher mit seinen Truppen gegen Julian anrückt, von den Prätorianern um's Leben gebracht, und ihr geliebter Julian zum Kaiser ausgerufen wird. Ein junger Dichter, dessen Namen, Constant Berrier, bis jetzt auf der Bühne noch nicht bekannt war, hat im Odeontheater seine **Franzisca v. Rimini** aufführen lassen, und den Stoff dazu aus dem Dante, oder vielmehr aus den italienischen Tragikern, welche denselben mehrmals behandelt haben, gezogen. Der Globe erinnert bey dieser Gelegenheit an ein ähnliches Trauerspiel, des noch in österreichischer Gefangenschaft befindlichen Dichters Pellico. Zu Siena erschien im Jahr 1824 ein anderes Trauerspiel desselben Inhalts, von Luigi Bellachi, und beym Erscheinen dieses neuen Versuches äußerte die Florenzer Antologia, es sey doch nun wohl bewiesen, daß Franzisca v. Rimini nicht für's Theater tauge, und daß Dante's rührende Verse nur Jünglinge bewegen können, ihre „dolci Sospiri" und il disiato suo riso auf die Bühne zu bringen. C. Berrier's Versuch würde den italienischen Kritiker in dieser Meynung wahrscheinlich noch bestätigen; denn auch das französische Stück hat die Kunstrichter nicht befriedigt; erstlich ist die Geschichte zu verwickelt, als daß sich der Zuschauer leicht herausfinden könnte, und dann ist auch der Styl nicht immer dichterisch und dramatisch. Das Stück wird jedoch nicht übel gespielt, und ist schon einige Mal aufgeführt worden; vielleicht kömmt es zu zwölf oder fünfzehn Vorstellungen, und wird dann bey Seite gelegt. Ein neues Lustspiel auf diesem Theater: **Der gewandte Mann**, ist besser aufgenommen worden, denn hier werden nicht Sitten und Begebenheiten aus Dantes Zeiten dargestellt, sondern es gilt hier die heutige Pariser Welt, die des Jahrs 1827 nämlich, und das ist es eben was die Pariser gern sehen. Der gewandte Mann ist ein Erb- und Stellenschleicher, der sich in die Gunst reicher Familien und angesehener Personen einschmeichelt, &c. heimlich allerley Mittel bedient, um zu seinem Zwecke zu gelangen, auch nicht ermangelt die Maske der Jugend anzunehmen, und sorgfältig allen Verdacht von Eigennutz von sich abzuwenden sucht, bis er zuletzt in die von ihm gelegten Schlingen fällt. Solch ein moralisches Sittengemälde gehört freylich allen Zeiten und allen großen Städten an. Auch hat das französische Theater diesen Gegenstand mehrmals behandelt; allein Epagny hat seinen gewandten Mann in die jetzigen Zeitumstände versetzt; er will Volksdeputirter in der Repräsentantenkammer werden, und da er nicht Steuern genug zahlt um wahlfähig zu seyn, so weiß er sich von einer Frau, die er durch sein tugendhaftes Aeußere eingenommen hat, und die ihm ihre Nichte zur Heirath geben will, ein Landgut zu erschleichen, das ihn in Stand setzt, sich um die Deputirtenstelle bewerben zu können, und dergleichen andere Züge aus der Tagesgeschichte. Das Publikum ist so erbost über alle Frömmeley und Scheinheiligkeit, daß es jedwede Gelegenheit ergreift, um seinen Widerwillen dagegen zu äußern, und daher eifrig jeden, gegen diese Untugenden gerichteten Zug in Theaterstücken beklatscht; weßhalb auch Epagny's Lustspiel weit mehr Beyfall gefunden hat, als es zu einer andern Zeit gefunden haben würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, im April.

(Fortsetzung.)

Zwey Tage nach dem Konzert der Mad. Catalani, feyerte die Berliner Singakademie die Einweihung ihres neuen Gebäudes. Außer Sr. Majestät dem Könige war der ganze Hof gegenwärtig, und der Saal mit allen Vorzimmern gedrängt voll. Der Saal selbst ist in guten Verhältnissen gebaut, und besonders in akustischer Rücksicht andern Berliner Konzertlokalen, mit Ausnahme des Konzertsaales im Opernhause, sicher vorzuziehen. Die innere Dekoration gewährt einen heiteren Anblick, nur die Deckenverzierung scheint uns nicht gerechtfertigt werden zu können, indem um die drey Kronleuchter weite Kreise gezogen sind, die dem Centrum zu in der Farbe immer lichter gehalten, die Decke kuppelförmig emporheben, während große umhergezogene Quadrate sie mit ihren Verzierungen und Goldleisten herunterdrücken, und auf diese Weise die ganze Fläche auf unangenehm widersprechende Weise zerbrechen. Im Saal, den Vorzimmern und Seitenlogen mögen wohl tausend Personen Raum finden können. Nachdem nun die sämmtlichen hohen Herrschaften versammelt waren, wurde mit einem Paul Flemmingschen Choral, von Zelter komponirt, begonnen; dann folgte die sechzehnstimmige Messe von Fasch. Da Fasch als der eigentliche Stifter dieses Singvereins anzusehen ist, konnte keine bessere Wahl getroffen werden, weil aber in dieser Messe die Solostimmen als die Hauptsache hervortreten, und nicht durchgängig auf's vortheilhafteste zu besetzen waren, zeigte sich die Gesellschaft nicht in allen Theilen in dem Lichte ihrer sonst so berühmten Vollkommenheit, was wohl der Fall gewesen seyn würde, wenn sie sich nur in Chören hätte hören lassen wollen.

Das zweyte Konzert der Mad. Catalani, das wenige Tage auf dieses singakademische Einweihungsfest folgte, war gleichfalls geistlichen Musiken gewidmet. Besonders unübertrefflich war die Sängerin in dem Gratias von Guglielmo, und in der Arie und dem Recitativ aus dem Opfer Abrahams, von Cimarosa, obgleich das Gratias nur einen glänzenden Beweis gab, zu welchem kirchenmusikalischen Leichtsinn die Italiener gekommen sind. Von den Händel'schen Arien gelang besonders die tröstende: „ich weiß, daß mein Erlöser lebt," bey welcher weder im Publikum noch bey der Sängerin die höchste Rührung zu verkennen war. Auch diesmal ward „God save the king" wieder gefordert, und die Sängerin ließ sich eben so bereitwillig finden zum zweyten Male den höchsten Triumph zu feyern. Den Beschluß machte die Aufführung des Mozart'schen Requiem.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 38.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 113.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 11. Mai 1827.

Der Gedanke ist unter allen der schönste und erhebendste, daß noch entfernte Zeiten von mir wissen, daß mein Geist auf andern Zungen forttönt, neue Herzen begeistert und meinem Andenken und Liede die Thräne der Sehnsucht fließt.

L. Tieck.

Canning in dem Roman: de Vere.

(Fortsetzung.)

So ausgezeichnet auch Mr. Wentworth in allen diesen Beziehungen war, so wurde er doch (auffallend genug) durch den Einfluß und die Intriguen seiner weit minder begabten Nebenbuhler abgehalten, den höchsten Gipfel zu erreichen. Man wunderte sich darüber, aber zum Glück für die Ruhe der Menschheit, sind die Zeiten vorüber, wo Jemand, der durch andere Mittel nicht herrschen konnte, sich keinen Gewissensvorwurf machte, das Steuerruder des Staates mit Gewalt zu ergreifen und selbst seinen Fürsten durch Furcht zu gefährlicher Nachgiebigkeit zu verleiten. Mr. Wentworth wußte das wohl, aber er würde es selbst zu andern Zeiten nie versucht haben, so weit zu gehen, und begnügte sich deßhalb für jetzt mit einer mehr untergeordneten Stelle. Dieses war zu jener Zeit, von der wir sprechen, um so weniger anstößig, als die hohen Eigenschaften und die Gediegenheit des Premierministers*) und besonders die lange Gewohnheit, ihn als das Haupt seiner Parthey zu betrachten, alle Staatsdiener bewog, sich ohne Murren seiner Gewalt zu unterwerfen. Doch sah Jedermann voraus, daß bey der Abdankung des ersten Ministers ein Streit über die Nachfolge entstehen würde, der die Regierung bis in das Innerste erschüttern müsse; und Mr. Wentworth war kein Mann, von dem man erwarten konnte, daß er sich unterwerfen oder einen untergeordneten Rang unter irgend einer andern lebenden Person einnehmen würde. So war also der öffentliche Charakter dieses vollendeten Staatsmannes, und gar viele sahen in seinen Verbindungen mit großen Familien, in seinem Anhange unter den Männern von parlamentarischem Einflusse, und vorzüglich in der Anhänglichkeit junger Männer von keimenden Talenten an seine Person, die Vorboten künftiger Macht, die eines Tages bedeutenden Einfluß auf das Schicksal des Reichs haben würde. (In prophetischem Geiste geschrieben!) Die Menge drängte sich zu seinen Diners, denn da war es, wo er die Fülle seines Witzes und den hohen Reiz seiner Sitten entfaltete. Aber die eigentliche Wonne seines Herzens fand er in weit auserleseneren und glücklicheren Versammlungen. Nur Männer, die unabhängig von der Politik dastanden, oder bey denen Politik nicht die vorherrschende Leidenschaft war, Männer, die alles, was den Geschmack erhöht und ihm zusagt, und was den Geist erleuchtet und erfreut, mit ihm fühlten und empfanden, nur solche wurden für solche Versammlungen ausgewählt. Nichts konnte ihre Zusammenkünfte verhindern, mochte auch oft die einzelnen Glieder der Kampf des Ehrgeizes und der Tumult der Partheyen im bürgerlichen Leben trennen.

Ein gewisser Sir Georg Deloraine, ein liebenswürdiger Gast bey jenen Gelagen, hatte die Eigenheit, daß er fast täglich die Grabmale zu Westminster besuchte. Mr. Wentworth hatte ihn heute getroffen, als er gerade aus

*) Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß Lord Liverpool gemeynt ist.

der Thüre des Poetenwinkels (wo die Dichter begraben liegen) schlüpfte, und neckte ihn damit. „Euch Gewaltigen im Lande, ruft Deloraine aus, würde es recht zuträglich seyn, wenn ihr sie auch besuchen wolltet; Ihr würdet sehen, wie der Ruf des größten Staatsmannes kaum dem Ruhme dessen gleichkömmt, der durch sein Genie, seine Philosophie oder durch seine Liebe zu den Wissenschaften selbst nach seinem Tode noch auf das Leben einwirkt und es erheitert." „Ich wüßte nichts, erwiederte Wentworth, was besser als diese Betrachtung geeignet wäre, uns arme Sklaven der Politik vor dem Kitzel der Luftgebilde zu bewahren." „Der Luftgebilde? wiederholte Dr. Herbert, was kann Euch Große denn verleiten, so raschen, gleichen Schrittes dem Ehrgeize nachzujagen?" „Ein wenig Schwindelgeist, versetzte Mr. Wentworth lächelnd, für den wir, wie ihr Philosophen sagt, oft die Ruthe fühlen sollten und sie auch wirklich zuweilen bekommen. Wer aber den Ruthenstreichen entgeht, der folge dem Rath des Sir Georg und besuche die Gräber der mächtigen Todten. Er wird sehen, wie viele nach unserem jetzigen Schätzungswerthe tief unter denen stehen, die sich bey ihrem Leben, im Glanze wenigstens, nicht mit jenen messen konnten. Ich habe diese Bemerkung oft gemacht und fühle mich nicht glücklicher dabey."

(Die Fortsetzung folgt.)

Geheimer Bericht über Amerika von Jorge Juan und Antonio de Ulloa.

(Fortsetzung.)

„Nach dem bisherigen sollte man glauben, das Maaß der Leiden der Indier sey gerüttelt voll; doch dem ist nicht so, denn diejenigen, deren heilige Pflicht es ist, die natürlichen Beschützer des Volks zu seyn und seine Leiden zu versüßen, erschweren sein Loos aus ganzer Macht und lähmen seine Kraft zu Ertragung der grausamsten Körperschmerzen durch Seelenqual. Sobald ein Priester Besitz von seiner Pfarre genommen hatte, machte er sich daran, alles Geld, das die Korregidors übrig gelassen hatten, von seiner Heerde zu erpressen, er sann auf alle möglichen Mittel die Festtage zu häufen, sammelte ein für alles, für die Messe, die Predigt, Kerzen, Weihrauch u. s. w. Er verlangte immer baares Geld, hatten aber die Unglücklichen keines, so nahm man ihnen ihr Geflügel, ihre Eier, ihre Schweine, und sie lebten dann so gut sie konnten von Kräutern und Wurzeln. Während der Priester in Person die Indier besteuerte, zog seine Haushälterin, seine natürliche Bundesgenossin, so viel sie nur konnte, von ihren Weibern und Töchtern. Sie verlangte von ihnen eine Menge kleiner Dienste, ließ die eine spinnen, die andere nähen, setzte die dritte an den Webstuhl; wer zu Arbeiten dieser Art nichts taugte, war immer noch zu etwas Anderem zu gebrauchen; einem alten Weibe gab sie einen Hahn und eine Henne, und verlangte dafür zu einer bestimmten Zeit eine gewisse Anzahl von Küchlein. Es ist zu bemerken, daß viele dieser häuslichen Arbeiten in der Kirche selbst verrichtet wurden, und damit keine Zeit verloren gehe saßen die Arbeiter an einem Ende der Kirche, während der Pfarrer am andern Messe las."

„Konnten die Verwandten die Kosten des Begräbnisses nicht bezahlen, so wurde der Leichnam des Verstorbenen unbeerdigt gelassen; hinterließ aber ein Indier ein wenig Vermögen, schnell veranstaltete der Priester ein prächtiges Leichenbegängniß, trotz allen Vorstellungen der Erben, und die Erbschaft wurde durch seine Rechnung verschlungen."

Für so vieles Elend, für die Aufopferung ihrer Freyheit erhielten, sagt man, die Indier die Wohlthat des Christenthums. Mit diesem großen Beweisgrunde suchten spanische Schriftsteller alle Gewaltthaten ihrer Mitbürger zu rechtfertigen. Einen grausamern Spott kann man sich nicht denken! „Der Gottesdienst wird überall ungefähr auf die Art verrichtet, wie wir ihn in einem Bezirk beobachteten. Die sogenannte Predigt der Indier wurde jeden Sonntag vor der Messe gehalten; wenn sämmtliche Einwohner des Dorfs auf dem Kirchhofe, die Weiber auf der einen, die Männer auf der andern Seite versammelt waren, begann der Unterricht. Nicht der Priester selbst, sondern ein alter blinder Indier verrichtete den Gottesdienst. Er fing an verschiedene Gebete in einem Mittelton zwischen Rede und Gesang herzusagen, und sämmtliche Zuhörer sprachen ihm, so gut sie konnten, jedes Wort nach. Zuweilen bediente man sich der spanischen Sprache, von der die Indier kein Wort verstanden, zuweilen auch der peruanischen. Dieß dauerte ungefähr eine halbe Stunde, und darin besteht der ganze Unterricht im Christenthum, den die Eingebornen von Südamerika erhalten. Ein sechzigjähriger Indier weiß daher gerade so viel davon als ein halbjähriges Kind, soviel als ein Papagay in derselben Zeit hätte lernen können. Durch lange Uebung lernten sie freylich einige Sätze hersagen, es waren aber blos Worte für sie ohne den geringsten Sinn. Das einzige, worin der Priester bey den gottesdienstlichen Versammlungen Eifer bewies, war einmal darauf zu sehen, daß sich keiner mit leeren Händen einschlich, und dann sich zu versichern, ob die Spende ausgefallen sey, wie sie sollte. Nach diesen Versammlungen überlassen sich die Indier gewöhnlich den schrecklichsten Ausschweifungen, und weit entfernt, dergleichen Auftritte zu verhindern, muntern die Priester dazu auf, weil sie eine Abgabe davon erheben. Bey diesen Gelegenheiten berauscht sich das ganze Dorf mit Chica, und ehe der Tag zu Ende ist, sieht man alles bunt unter einander sich auf der Erde wälzen."

Der Bericht der Kommissäre schließt über diesen Punkt wörtlich so: „Untersucht man den moralischen und religiösen Zustand der Indier, so ist schwer zu sagen, in wiefern das Christenthum eine Besserung unter ihnen hervorgebracht habe; oder vielmehr, sie sind keine Christen, sie sind in dieser Hinsicht, was sie zur Zeit der Entdeckung waren."

(Der Beschluß folgt.)

Ueber Hagelableiter.

In keinem Zweige der Physik ist der Naturforscher beschränkter, ärmer an Hülfsmitteln, als in der Meteorologie; in jedem andern beschränkt er sich nicht, wie die Alten, auf die unfruchtbare Rolle des Beobachters; er stellt Versuche an, er ahmt die Prozesse der Natur im Kleinen nach; aber die mächtigen Wirkungen der Natur im ungeheuern Gebiete der Luft sind viel zu ausgedehnt, als daß wir ihr Spiel mit unsern schwachen Mittel nachahmen könnten. Wir können bey diesen erhabenen Schauspielen bewundern und zittern, wir können aber in unsern Werkstätten nicht schneyen oder hageln lassen, um daran zu lernen. Zwar ist es noch nicht sehr lange, daß die Meteorologie zum Gegenstand physikalischer Forschungen gemacht wurde, aber Hypothesen, mehr oder minder sinnreich und wahrscheinlich, sind auch bis jezt fast ihre einzige Frucht.

Eines der auffallendsten Meteore, das lange ein unauflösliches Räthsel für den Physiker war, ist noch immer die Geißel des Landmanns; weit verheerender als sein beständiger Begleiter, der Blitz, hat der Hagel sich dem erfinderischen Genie des Menschen noch lange nicht so gebeugt wie jener. Der Umstand, daß sich der Hagel beständig unter einem elektrischen Sturme in der Atmosphäre bildet, mußte frühe auf den Gedanken bringen, daß Elektricität bey der Bildung des Hagels eine Hauptrolle spiele, und damit zur Vermuthung führen, Ableitung der Elektricität werde die Bildung dieser schädlichen Eismassen verhüten, und in der Verbreitung des Blitzableiters auf größere Strecken könne man einen wahren Hagelableiter finden. Aber erst Volta's sinnreiche Theorie, von der Bildung des Hagels durch die drehende Bewegung der Körner zwischen zwey mit entgegengesezter Elektricität geladenen Wolkenschichten, gab zu ernstlichen, praktischen Versuchen Anlaß. Lapostolle, der diese Versuche anstellte, schadete aber der Sache dadurch, daß er Stroh für einen besseren Hagelableiter hielt als Metall, und das ungünstige Urtheil der Pariser Akademie über diese Neuerung vielseitig auf die Hagelableiter überhaupt ausgedehnt wurde. Indessen wurden von 1821 an in verschiedenen Gegenden und in großem Maßstabe Versuche mit metallenen Hagelableitern angestellt, namentlich im Departement der hohen Pyrenäen, in der Lombardey und dem Bolognesischen, am Genfersee und in Savoyen, und die wichtige Frage beschäftigte viele gelehrte Gesellschaften. Das günstige Vorurtheil für diese Einrichtung wurde aber durch die Verheerung der Weinberge im Kanton Waad, die am besten mit Hagelableitern versehen waren, am 23sten Juli 1826 sehr erschüttert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, im Mai.

Man liest selten in öffentlichen Blättern Korrespondenzen aus oder über Stuttgart, und wer diese Stadt nicht kennt, käme wohl in Versuchung zu glauben, man sey hier zu ängstlich um öffentlich über öffentliches Leben zu urtheilen, man sey zu discret um vor aller Augen das minder Gute oder das Gewöhnliche zu rügen, zu vornehm und erhaben, um dem Verdienst sein gebührendes Lob zu spenden. Wenn darin, wie in allem öffentlichen Gerede, „irgend etwas Wahres" seyn mag, so ist dieses Stillschweigen doch wohl einem Grund beyzumessen, nämlich dem Hauptgrund, daß man von Stuttgart so äußerst wenig berichten kann. Der Affe Jocko, dieses merkwürdige Phänomen, das sich als Stern erster Größe auch an unserem Horizont zeigte, wurde so ungemein gefeyert, daß man es für überflüssig halten konnte, die Furore, die er gemacht, erst noch im Druck anzuzeigen; Seiltänzer und Springer bekommen wir wohl erst in der Messe wieder zu sehen; Opern, von C. M. v. Weber, findet sich noch nicht auf dem Repertoire, und so war Alles beym Alten geblieben. Doch, umgeben von so vielem Alten, gedenken wir mit Vergnügen einer Neuerung, die seit einigen Jahren vorbereitet ward, und vor wenigen Tagen in ihrem schönsten Festesglanz sich offenbarte, ich meyne, ein Schillerfest. Es ist bekannt, daß Schiller in Würtemberg, in einem Städtchen am Neckar geboren, und in Stuttgart in der ehemaligen Carlsschule erzogen wurde. Man scheint es ihm übrigens in Würtemberg sehr übel aufgenommen zu haben, daß er, ganz gegen alle Regel und ordentlichen Brauch, für das Verbandzeug, zu welchem er bestimmt war, die Lyra eintauschte und seine Heimath verließ. Groß geworden in der Heimath, erschien er groß in der Fremde; sein Name wurde gefeyert, und die Kinder wußten ihn zu nennen. Aber in diese feyernde Bewunderung des großen Sohnes hörte man Würtemberg nicht so einstimmen, wie man erwarten konnte. Uns wenigstens ist nichts bekannt, was man öffentlich gethan hätte, um den würdigen Stolz der Würtemberger auszusprechen, einen Schiller unter die übrigen zählen zu können. Nur Ein Mann, sein Freund, hat aus eigenem Willen, und getrieben von Bewunderung und Liebe, etwas Oeffentliches gethan den großen Dichter zu ehren; es ist Dannecker, der Schillers Büste zu entwerfen unternahm. Und wie hat sie der liebenswürdige Künstler ausgeführt! Man sieht, jeden Schnitt in den kalten Marmor hat die warme Hand der Freundschaft gethan, dieser Mund athmet, und hinter dieser Stirne liegt eine Welt. Er ist, er lebt; nur das begeisterte Auge, den Sitz der Seele, hat der Engel des Todes mit sich hinüber genommen, Alles andere blieb der Nachwelt.

Es war diese Büste lange Zeit das einzige öffentliche Denkmal, das in Stuttgart an Schiller erinnerte, und auch dieses war nur öffentlich gemacht durch Danneckers nie ermüdende Güte, durch die bewunderungswürdige Geduld, womit er jedem

Freunden das Haupt seines erhabenen Freundes zeigte. In neuester Zeit aber entschloß sich eine Gesellschaft von Männern, die sich nach ihrem Zweck, mehrstimmige Gesänge zusammen auszuführen, Liederkranz nennt, das Andenken ihres großen Landsmannes alljährlich öffentlich zu feyern. Sinnig wählten sie hiezu seinen Todestag; zu seinem Geburtstag hatten sie ein nahes, unbestrittenes Recht, aber durch den Eifer, durch die warme Liebe die sie dem Verewigten bewiesen, wollten sie sich auch ein Recht auf den Todten erkaufen. Diese Gesellschaft beschloß aus ihren eigenen Mitteln, und unterstützt von Würtemberg sowohl als dem übrigen Deutschland, Schillern ein Denkmal zu errichten, das seiner würdig wäre. Es wurde ein Feld angekauft, und ein Tempel soll dort erbaut werden.

Das dießjährige Schillerfest bekam dadurch noch besonderen Glanz, daß sein Vorabend im Theater gefeyert wurde. Zu Gunsten des zu errichtenden Denkmals hatte man eine Festvorstellung veranstaltet, die durch die Neuheit der angezeigten Gegenstände ihrem Zweck, das Haus zu füllen und das Publikum zu befriedigen, vollkommen entsprach. Ein Prolog, von Herrn Dr. Mebold für diesen Abend gedichtet, eröffnete die Vorstellung. Mangel an Zeit verhinderte, daß er nicht ganz gegeben wurde, wie ihn Nr. 111. des Morgenblattes enthält. Der erste Theil bis zu den Worten: „Denn ihm ist diese Bühne so geschmückt," fiel weg, und den Prolog eröffneten folgende Verse:

Der uns so manches schöne Fest der Kunst
Bereitete, daß willig Aug' und Herz
Dem ungewohnten Zauber huldigte,
Der Lust und Schmerz in [illegible]re Seelen sang,
Der Schöpfer eines edleren Geschmacks,
Willkommen Schiller, auf der Bühne hier,
Willkommen Schiller, zu dem Schillerfeste,
Denn ihm sind diese Bretter so geschmückt ꝛc.

Der Prolog wurde von Herrn Maurer, auf eine des Festes würdige Weise gesprochen. Die Tableaux, welche am Ende des Prologs erschienen, machten große Wirkung auf die Zuschauer, nicht nur weil ein bedeutender Theil des Publikums solche Bilder zum ersten Mal auf der Bühne sah, sondern auch, weil sie in der That sehr geschmackvoll geordnet waren.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, im April.

(Fortsetzung.)

Die mannigfaltigen Sagen, die in Bezug auf dieses letzte Werk des frühverschiedenen Meisters verbreitet sind, erhalten einen treffenden Sinn, wenn sie andeuten, daß Mozart mit letzter Kraft und Begeisterung, und innigster Rührung sich sein eigenes Schwanenlied gesungen. Denn in diesem ganzen Requiem sind nur die Gefühle ausgedrückt, die gerade Mozart bey dem Texte des Requiem haben konnte; es ist die Lyrik seines Herzens, wie es sich zu Gott wendet, das Grab betrachtet, die Posaune zu hören glaubt, und erschreckt, reuig und befreiet von der Erde Abschied nimmt. Ueberall ist der Opernkomponist wieder zu erkennen, und man hört nur die Gefühle, die wohl Don Juan, oder der Graf Almaviva haben konnten, wenn sie sterbend den Ernst eines höheren Lebens empfinden wollten; man merkt, daß Mozart sich überall ganz seinen Empfindungen überlassen hat, und auch nur immer hat ausdrücken wollen und können, wie es ihm gerade um's Herz war. Leider sangen bey der Aufführung auch die Solostimmen und der Chor, wie es ihnen um's Herz war, aber ihr Herz stimmte eben nicht immer mit Mozart überein.

Daß der Charfreitag nicht ohne Passionsmusik vorübergehen werde, stand eben so zu erwarten, als daß der Tod Jesu, von Rammler und Graun, von der Singakademie zum Besten ihres würdigen Direktors aufgeführt werden würde. Dießmal war auch Se. Majestät der König, seit langen Jahren zum ersten Mal, gegenwärtig, da sonst gewöhnlich die Osterfeiertage vom Hofe in Potsdam zugebracht werden. Die Aufführung der Chöre war, wie immer, ausgezeichnet, denn die Singakademie trägt besonders dergleichen Musiken vortrefflich vor, bey deren strengen musikalischen Behandlung dennoch der eigenen Empfindung des Komponisten und der Sänger ein weiter Spielraum gelassen ist. Weniger gelang der Theil der Recitative, der nicht durch Mad. Milder, Herrn Stümer und Devrient gesungen wurde. Denn weil die Recitative selbst schon Empfindungen über einen Gegenstand ausdrücken, und nicht nur durch den Gegenstand erregen sollen, so muß die Sängerin selber gefühlvoll, und zwar in dem genau bestimmten Maße singen, das nicht überschritten werden darf. Das geringste Zuviel steigert sich zur Ziererey, das geringste Zuwenig giebt das Gefühl eines kalten Vortrags. Mad. Milder, und besonders Hr. Stümer, trafen das Mittelmaß am besten. Die Spitze des ganzen Oratoriums, die Arie vom göttlichen Propheten, trat leider nicht als Glanzpunkt heraus. Dieser Jubel des moralischen Gemüths, durch seine Moral selig zu werden, verlangt gleichfalls ein eigenes Maaß. Madame Schulz, von der wir die Arie seit mehreren Jahren zu hören gewohnt sind, welche jedoch dießmal krank war, jauchzte den Dank mit zu voller Bravour und Leidenschaft heraus. Dem Sonntag hingegen, die am folgenden Tage in der Garnisonskirche dieselbe Arie vortrug, sang sie mit zu unschuldiger reiner Lieblichkeit, obgleich, musikalisch genommen, sich nicht leicht Erfreulicheres hören ließe. Diese Reinlichkeit und Leichtigkeit der Töne, diese Freundlichkeit und Mühelosigkeit, dieses meisterhafte Spielen mit den höchsten Schwierigkeiten, ist unübertrefflich, wenn es sich auch nicht überall mit dem göttlichen Propheten in Einklang bringen läßt.

Den Kreis dieser musikalischen Genüsse schloß am zweyten Feyertage, auf höchsten Befehl, im Opernhause die Vorstellung des Spontinischen Alcidors. In allen Opern dieses Komponisten handelt es sich um Liebe und Tapferkeit, und zwar um Liebe, der ein strenges, machtvolles Gesetz entgegen steht, und um Tapferkeit, welche der fremden Gewalt die eigene Kraft und Entschlossenheit entgegensetzt, um die Wünsche der Liebe nicht unerfüllt zu lassen. Das Eigenthümliche nun im Alcidor liegt darin, daß die beyden ersten Akte den Zwiespalt und die Vereinigung der Liebe und Tapferkeit darstellen. Dadurch, daß die Tapferkeit zunächst ihren bisherigen Inhalt verloren hat, und also inhaltlos wird, sinkt sie zum bloßen Geräusch der Bravour herab, während die Liebe, indem sie gleichfalls ihren Kampf gegen ein zwingendes Gesetz mit der Bestimmung vertauscht hat, den tapfern Helden zu bezaubern, den früheren Klang der tiefen, zurückgehaltenen, aber dennoch hervorbrechenden Klage in den der Lieblichkeit und des ineinander Verschwebens und Verklingens umwandelt. Diesen zweyfachen, oft wiederkehrenden Ausdruck hat der Komponist, besonders in dem Kriegerchor des ersten Akts (achter Auftritt) und in dem Chor der Sylphiden im zweyten Aufzuge hervorgehoben.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 38.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 114.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 12. Mai 1827.

Bejammerst du die weißen Buben? — Pfui!
Hast du denn kein Gedächtniß für Verbrechen?
— — — Die Weißen haben
Sich Blut gesäet, die Saat ist aufgegangen.

Th. Körner.

Geheimer Bericht über Amerika von Jorge Juan und Antonio de Ulloa.

(Beschluß.)

2. Die Spanier und die Kreolen.

Die Spanier haben sich viele Mühe gegeben zu beweisen, daß die südamerikanische Revolution nicht in den Bedürfnissen und dem ganzen Zustande der Gesellschaft wurzelte, sondern von rein zufälligen Ursachen herrührte; Amerika verdankte nach ihnen seine Befreyung blos Spaniens Unglück; Napoleon, der französische Einfall, der Haß gegen den aufgedrungenen König war an allem Schuld; warum alle neuen Republiken nach der Wiedereinsetzung des legitimen Königs bey ihrer Unabhängigkeit verharrten, wird nicht erklärt. Es reicht hin, einen Blick auf das Verhältniß der Spanier zu den Kreolen zu werfen, um sich von der Falschheit dieser Meynung zu überzeugen. Der Bericht sagt darüber:

„Man braucht nur ein Spanier von Geburt oder ein Capeton zu seyn, wie die Amerikaner es nennen, um die Ueberzeugung zu haben, daß man von allen Kreolen auf's herzlichste gehaßt wird; und andernseits kann jeder geborne Amerikaner gleich sicher auf die Feindschaft jedes Spaniers rechnen. Dieser gegenseitige Haß ist so stark, so eingewurzelt, daß er die Erbitterung zweyer kriegführenden Nationen weit übertrifft; zwischen diesen können die Feindseligkeiten aufgehoben werden, aber zwischen Peruanern und Spaniern findet nie ein Waffenstillstand statt. Man sollte glauben, die Ehen, die sie untereinander schließen, und die Verhältnisse aller Art, die sie einander nähern, müssen ihre Erbitterung dämpfen: aber gerade im Gegentheil steigert sich ihr Haß, je vielfältiger die Bande werden, die sie verknüpfen, und je näher sie in Berührung kommen, desto mehr verabscheuen sie sich. Kurz, das ganze Land ist ein wahres Schlachtfeld, da ist keine Hütte, in der nicht ein häusliches Gefecht geliefert würde. Besonders in den innern Provinzen, wo der Krieg lebhafter geführt wird, darf man sagen, daß die Einwohner ihr Leben im Fegefeuer und viele in der Hölle zubringen; hier kann nicht der Umgang mit Fremden dem Streite auf Augenblicke ein Ende machen, hier geht nichts vor, was den Frieden aufkommen ließe, und jedes, auch das unbedeutendste Ereigniß dient dazu, die ewige Zwietracht, welche die beyden Racen trennt, zu erregen und anzufachen. Die Kreolenmütter lehren ihre Kinder alle Spanier verabscheuen, ihren Vater nicht ausgenommen. Dieses Gefühl, das sie mit der Muttermilch einsaugen, erstarkt mit den Jahren und dem Verstand, so daß man sie nicht selten sich beklagen hört, daß sie nicht alles spanische Blut, das sich mit dem mütterlichen Blute vermischt hat, aus ihren Adern spritzen können."

Ist diese Schilderung wahr, so war der Zustand der spanischen Kolonien gewiß ein unnatürlicher, und die Trennung vom Mutterlande wünschenswerth, nothwendig, unvermeidlich. Aber woher rührte dieser Haß? Stammten diese Kreolen nicht von diesem spanischen Blute, das sie

so verabscheuten? Der Bericht verbreitet zwar Licht genug über diese Frage, aber die Kommissäre scheuten sich, sie offen zu beantworten, weil das Uebel gerade von den Männern kam, an die sie ihre Schrift richteten. Sie schildern den spanischen Abenteurer, wie er, von der Regierung mit irgend einem Amte bekleidet, sich in dem Lande ausschifft, in dem er Zuflucht gegen das Elend zu finden hofft, wie er schnell sein Glück macht, eine Verbindung mit den vornehmsten Familien des Landes sucht, für alle Kreolen ein Gegenstand der Eifersucht wird, und doch nie seine niedrige Herkunft und sein früheres Elend vergessen machen kann. Einem Schwarm von Abenteurern folgte unaufhörlich ein anderer; die Söhne sahen die Aemter, welche ihre Väter bekleidet hatten, auf die neuen Ankömmlinge übergehen. Sie, die Kreolen, kamen, allein weil sie im Lande geboren waren, in den zweyten Rang zu stehen; ihr Leben war nichts als ein langer Müßiggang; sie sahen die neuen Spanier ihnen in allen Zweigen des Gewerbfleißes den Rang ablaufen, sie durch Auflagen zu Grunde richten, sich auf ihre Kosten durch Handel und Ackerbau bereichern, und ihnen die Gunst der Peruanerinnen rauben. Aber sie trösteten sich in den Genüssen eines kindischen Stolzes, waren auf der Seite ihrer Mutter, hielten sich zu ihren kreolischen Verwandten, und betrachteten sich durch eine abgeschmackte, ihrer Unwissenheit würdige Einbildung für vornehmer als ihre Väter. So bildete sich in jeder Generation eine Gränzlinie zwischen den Söhnen der Spanier und den neuangekommenen Spaniern, und es war im Grunde ein sich ewig erneuernder Kampf eines eroberten Landes gegen einen erobernden Stamm."

Canning in dem Roman: de Vere.

(Fortsetzung.)

„Das kann Ihr Ernst nicht seyn, sagte der Geistliche, denn gibt es wohl größere Wohlthäter des Menschengeschlechts, als erleuchtete Gesetzgeber und patriotische Krieger? Welcher Dichter, ja welcher Philosoph kann mit den Gründern und Vertheidigern des Vaterlands um die Palme ringen?" „Fragen Sie Ihren Homer, Ihren Shakespeare; antwortete Mr. Wentworth," der allen Ehrgeiz über seiner Liebe zu den Wissenschaften vergaß. „Sie greifen mich an meiner schwachen Seite an, sagte Herbert, und der Gegenstand würde uns zu weit führen. Aber hätte es keinen Achill, keinen Solon, keinen Romulus, keinen Karl den Großen, keinen Alfred gegeben, so würde weder Homer noch Shakespeare uns entzücken können." „Darin stimme ich sehr mit Ihnen überein, erwiederte der Minister, aber das ist nicht die Frage, welche Sir Georg aufgeworfen hat; wir reden davon, wie sehr die Dichter und Geschichtschreiber (und wären sie in ihrem Leben Bettler gewesen) in dem Tempel des Ruhms diejenigen überstrahlen, die in Prunk und Stolz lebten und nun vergessen sind." „Von diesen spreche ich nicht, versetzte Herbert, ich rede von dem Freysinnigen, von dem Patrioten, der nach Macht strebt um Segen Glück und Ruhe um sich der zu verbreiten. Ich halte diesen Ehrgeiz für unendlich verdienstvoller, als alle Werke, die, der Natur der Sache gemäß, verhältnißmäßig nur wenigen bekannt und nützlich seyn können." „Das ist freylich wahr, sagte Mr. Wentworth, und eine Zeit lang stehen Staatsmänner, wie Sie solche beschreiben, in den Augen der Menschen, d. h. der Zeitgenossen, auf einem höheren Standpunkt. Aber lassen Sie ihre Macht erlöschen, sey es durch den Verlust der Gunst bey Hofe, oder durch Verbannung aus dem Vaterlande, denn Beydes kann sie treffen, lassen Sie diese Männer von einem gewaltsamen oder plötzlichen Tode hinweggerafft werden, dann verlischt ihr Licht von selbst, ihr Einfluß ist dahin, und wo bleibt ihr Ruf? Einen Augenblick mag er vielleicht noch flimmern, wie die ersterbende Flamme einer Kerze, bald aber erwähnt man seiner nicht mehr, erinnert sich seiner vielleicht kaum mehr. Kennen wir nicht den alten Ausspruch, der alle Freunde politischen Ruhmes zurückschrecken sollte, den Ausspruch, daß Niemand unentbehrlich ist?"

Sir Georg und de Vere blickten sich an, der Doktor lächelte und der Minister fuhr fort: „Kurz, wenn ein Staatsmann oder selbst ein Eroberer hinscheidet, so hängt es von dem glücklicheren Dichter oder philosophischen Geschichtschreiber ab, ob er seinen Namen der Nachwelt verkünden will; — der Dichter und Geschichtschreiber aber erwirbt sich selbst Unsterblichkeit und erwirbt zugleich seinem Helden eine niedrigere Stufe derselben." „Eine niedrigere Stufe!" rief Herbert aus. „Ja, sprach Mr. Wentworth, denken Sie an Plutarch und legen sie sich selbst die Frage vor, wer mehr geachtet ist, er selbst oder die, deren Thaten er erzählt? Betrachten Sie den alten Klaudius und Manlius, Livius gegenüber; oder die Charaktere in Tacitus, Mäcenas, Agrippa, Augustus selbst — Fürsten, Cäsaren, Minister, von der Mitwelt als Götter verehrt. Stellen Sie sich ihren Glanz in den Augen der Menge vor, so lange diese Menge ihnen gehorchte; und nun betrachten Sie dieselben, wie sie uns jezt erscheinen. Trotz ihrer herrlichen Geschichtschreiber wird es uns oft schwer, nur ihren alten Namen auszusprechen, während jene, die ihre Thaten beschrieben oder besangen, noch jezt vor unsern Augen leben. Das Gute, das sie geschaffen, dauerte einen Augenblick, die Werke, die es verkünden, leben ewig."

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Hagelableiter.

(Fortsetzung.)

Alle Umstände, die wir bey Bildung des Hagels beobachten können, weisen darauf hin, daß Elektricität und Hagel sich wie Ursache und Wirkung zu einander verhalten. Er zeigt sich blos Sommers, zu der Jahrszeit und den Stunden, wo die elektrische Spannung in der Atmosphäre am stärksten ist: er fällt immer im Anfange der Platzregen, durch welche sich die Gewitterwolken entladen; er bildet sich fast immer blos nach mehreren heitern Tagen, wo dann die obern Luftschichten von der Erdoberfläche durch eine trockene Luft getrennt sind; Donnerschläge geben seinem Fallen voran, und die heftige Wiederholung derselben verkündet ein stärkeres Niederstürzen des Hagels. Nach Volta's Theorie bildet sich das Graupenkorn durch die Erkältung der Wasserbläschen in Folge einer raschen Verdunstung an der Oberfläche der Wolke; und die entgegengesezte Elektricität zweyer benachbarter Wolkenschichten vergrößert nun diesen Kern und macht ihn zum Hagelkorn, indem sie denselben zwischen den beyden Wolken in kreisende Bewegung sezt. Nach einigen Beobachtungen scheint es aber, als ob die Elektricität auch durch sich selbst Eis bilden könnte. Während ein Gewürzkrämer in Montpellier das Wasser, das in seinem Keller aus den Mauerritzen drang, ausschöpfte, verwandelte ein heftiger Donnerschlag, von dem das Haus erzitterte, dieses Wasser plözlich in Eis; und an den Stellen, wo der Blitz eingeschlagen hatte, fand man schon Wasserlachen mit einer Eisrinde bedeckt. Die Nothwendigkeit der elektrischen Materie zur Bildung des Hagels in den Wolken scheint auch von allen Physikern anerkannt zu seyn; und nimmt man dieß an, so ergibt sich von selbst, daß die Ableitung der Elektricität, die wir mittelst der Blitzableiter bewirken, auch die Bildung des Hagels verhüten werde. Geht nun aber diese Bildung nicht in zu hohen Luftregionen vor, als daß die Wirkung der Metallspitzen dahin reichen könnte? Die starke Erkältung, die, wie man denken sollte, zur ersten Bildung des Graupenkorns nothwendig ist, und die koncentrischen Eisschichten, die das Hagelkorn bilden, und auf einen langen Weg desselben durch die Wasserdünste hinweisen könnten, scheinen dieß zu bestätigen. Indessen sieht man in Gebirgsländern die Hagelwetter von einem Thal in das andere ziehen; sie bilden sich sichtbar nicht über dem Rücken der Berge, und man hat auf den Bergen oft den reinsten Himmel über sich, während es im Thal hagelt. Aber auch die Theorie kann eine Bildung des Meteors in tiefen Luftschichten erklären; die Verdunstung findet in hinreichendem Grade schon in einer Höhe statt, in der unsere Spitzen die Elektricität erreichen können; und die kreisende Bewegung der Körner, wodurch der Weg von einer Wolke zur andern zwar kurz, aber sehr vervielfältigt ist, erklärt die verschiedenen Schichten, die wir an den Körnern beobachten, hinreichend. Und sollte sich der Hagel auch nicht in den niedrigsten Schichten bilden, so muß doch die Entladung der lezteren mittelst der Ableiter die successive Entladung der höheren zur Folge haben. Nun kann man aber sagen: der rasche Zug der Wolken, in denen sich Hagel bilden will, läßt den Ableitern nicht Zeit, sie zu entladen, und der Wind kann über eine mit Hagelableitern versehene Gegend eine Masse bereits gebildeten Hagels führen, auf welchen die Apparate keine Wirkung mehr äußern können.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, im Mai.

(Beschluß.)

Man hatte drey Momente aus Schiller'schen Stücken gewählt; die Schlußscene aus Don Karlos, die Scene aus der Jungfrau von Orleans, wo Johanna von dem Anblick Lionels gerührt, ihm winkt zu entfliehen, und endlich Wallenstein mit Seni im astrologischen Gemach. Das lezere Bild verfehlte theilweise seine Wirkung durch die sonderbare Stellung der beyden Figuren Wallensteins und Senis, die sich den Rücken zukehrten, und so auf störende Weise getrennt erschienen. Es mag allerdings einen Moment in der Vorstellung dieser Scene geben, wo diese beyden beobachtend aus einander gekehrt werden; dann aber *verbindet* sie immer noch die Sprache; zu einem Bild aber würde der Maler gerade diesen Moment nicht wählen, ihn wenigstens nicht so auffassen, weil es auch dem glücklichsten Pinsel nicht gelingen würde, die zur Einheit verbindende Sprache zu ersezen. So aber zerfällt das Bild in zwey, in sich abgeschlossene Bilder: Wallenstein in seine Gedanken vertieft, und Seni, der den Stand der Sterne beobachtet.

Das Schlußbild war eben so anmuthig als ergreifend. Die Musen bekränzen Schiller. Unser wackerer Dietrich hatte den Dichter als kolossale Statue gemalt, und in die vergängliche Leinwand den ewigen Geist des großen Todten gelegt.

Auf den Prolog folgte die Vorstellung von Wilhelm Tell. Man ließ den fünften Akt völlig weg, und auch die übrigen wurden so zusammen gezogen, daß weder die Darsteller noch das Publikum zu sehr ermüdet wurden. Man sah den Künstlern den Eifer an, auch von ihrer Seite dem Dichter ihre Verehrung zu bringen, und wenn wir auch an manches minder gute oder verfehlte erinnern könnten, so ziemt es sich doch nicht, eben jenen Abend der Kritik zu unterwerfen, der für die Darstellenden und die Zuschauer ein gleich festlicher war. Vorzüglich zeichneten sich Herr Gnauth als Gesler, Mad. Leibnig als Gertrud wie auch unser Sänger Häser, der die Rolle des Stauffachers übernommen hatte, aus, und Herr Maurer, der als Tell gerufen wurde, sezte bescheiden seinen eigenen Lorbeer auf die Stirne des Dichters.

Am Abend des 9ten Mai wurde das Fest selbst gefeyert, und so beliebt ist dieser Tag geworden, daß auch das schöne Geschlecht, den feyerlichen Abend mit zu feyern sich zahlreich eingefunden hatte. Der Liederkranz, der dieses Fest veranstal-

tete, hatte seine Anordnungen geschmackvoll und würdig getroffen. Wir bedauern nur, daß im ungünstigen Lokal seine harmonischen Töne sich nicht genugsam verbreiten konnten. Die Ouverture aus Tirus, und ein Lied von dem vollen Männerchor gesungen, leiteten das Fest so angenehm als sinnig ein. Herr Seger sprach hierauf einen Prolog, den er selbst gedichtet hatte. Der Raum dieser Blätter ist zu beschränkt, als daß wir dieses Gedicht hier mittheilen könnten, und es schiene uns ein Unrecht, wollten wir einen Theil von dem schönen Ganzen abreissen. Den Hauptmoment des Festes bildete eine Rede des Hrn. Dr. Mebold, welche die wechselseitige Einwirkung des Lebens und der Poesie auf Schiller zum Gegenstand hatte. Ausgezeichnet war die Deklamation: „Das verschleyerte Bild zu Sais." Unser hochverdienter Veterane Krebs hatte es übernommen dieses schwierige Gedicht Schillers vorzutragen, und allgemeiner Applaus lohnte seine edle Bemühung.

Der Gedanke, Schillern in seiner Heimath ein würdiges Denkmal zu setzen, ging hauptsächlich von dieser Gesellschaft aus; und wenn sie auch nichts höheres als dieses bezweckt hätte, könnte man sie immer eine nützliche und glückliche nennen. Sie hat aber auch das anerkannte Verdienst, einen schöneren, harmonischeren Gesang zu verbreiten. Eine nicht geringe Anzahl kleinerer Gesellschaften folgten in andern Städten Würtembergs ihrem Beyspiel, und es ist eine Freude eigener Art, Männer aus den verschiedensten Ständen, Leute die sich im bürgerlichen Leben selten sehen, vielleicht nicht einmal kennen, durch das allgemeine Band des Gesanges verbunden zu finden.

Das Denkmal, welches diese Männer zu errichten sich entschlossen haben, wird sich in seiner Form nach dem größeren oder geringeren Eifer richten, womit die Gesellschaft von auswärts unterstützt werden wird; ob man eine Büste, eine Statue aufstellen, ob sich vielleicht die Kuppel eines Tempels über Schillers Denkstein wölben kann, wird davon abhängen, ob die Herzen, die dem großen Dichter in allen Gauen Deutschlands schlagen, großmüthig genug sind, das liebliche Thal, wo er seine ersten Lieder dichtete, mit einem Denkmal schmücken zu helfen, das ihrer, das des großen Deutschlands, das des Dichters würdig wäre.

Berlin, im April.

(Beschluß.)

Ein zweyter Unterschied gegen die früheren Opern liegt darin, daß das Bewegende des inneren Verlaufs, die Mächte, welche in den Herzen leben und weben, jetzt allgemein als Mächte hervortreten; ein Sylphenkönig und ein Fürst der Vulkaninsel, Liebe also und Tapferkeit stehen sich kämpfend gegenüber. Dadurch wird aber das früher Individuelle mehr und mehr in die Allgemeinheit und Unbestimmtheit hinübergespielt, und lautes Geräusch, Gewalt und tobendes Lärmen, und stille, allgemeine Lieblichkeit und Freundlichkeit sind persönlichkeitslos einander entgegengestellt. Die Chöre machen in den ersten Akten die Hauptsache aus. Auf gleiche Weise treten hier mehr als in andern Opern die melodielosen Harmoniegänge, und die leichtbinspielenden Melodien, denen die innere Kraft tieferer harmonischer Verhältnisse fehlt, gegeneinander und nacheinander auf. Wenn unser Komponist sich eine zeitlang durch das Rauschen, die Gewalt und Härte seiner Harmonie betäubt hat, scheint er selbst genöthigt zu seyn in eine Melodie auszubrechen, die dann immer aufs freudigste überrascht, weil sie das ermüdete Ohr sich wieder erholen läßt. Im Alcidor gibt sich dieß Bedürfniß häufiger kund, da schon die ganze eine Seite des Inhalts, die Sylphenwelt, jenem kriegerischen Geräusch gegenüber steht, in welchem uns oft zugemuthet wird das Klappen der Schwerdter gegen die Schilde, und das Stampfen der Hämmer gegen den Boden für Musik zu halten. Dafür macht sich denn aber die Lieblichkeit und Freundlichkeit der Melodie für sich frey, und tritt auch da auf, wo sie dem Schmerze Platz machen sollte, wie z. B. in Selaidens Polonaise: „So sind dieß, Liebe, deine Schmerzen," während man sich bey andern Stellen nicht erwehren kann zu glauben, Spontini habe Melodien, wie z. B. am Ende des Duetts, zwischen Orione und Alcidor (erster Akt, zehnte Scene) sonst nur in seiner Tanzmusik gebraucht. Eine dritte Eigenthümlichkeit zeigt sich erst am Schlusse, indem es nämlich klar wird, daß aller Kampf und Streit, aller Schmerz und alle Klage nur Prüfung gewesen sey. Denn es kommt wohl wie in frühern Opern, dazu, daß die eigenen Wünsche allgemeinen Gesetzen widersprechen, und daß die Tapferkeit mit Gewalt erkämpft, was die Verhältnisse zunächst verbieten; aber wenn diese allgemeinen Gesetze sich nicht selbst, wie bisher, wenigstens bis zur Gestalt eines Oberpriesters individualisiren, sondern als Macht, als Sylphenkönig unbestimmt und fremdartig erscheinen, so verliert der Kampf seine Kraft, die Tapferkeit ist gelähmt, und verwandelt sich in Ehrfurcht und Klage, indeß der sonstige Klang des unterdrückten und dennoch gewaltsam sich luftmachenden Schmerzes gleichfalls seine Tiefe und Innigkeit einbüßt, weil sich Anbetung und Verehrung darein mischen. In allen Spontinischen Opern muß ein deus ex machina das Unvereinbare zusammenknüpfen; jetzt ist dieser Deus von Anfang an da, und macht aus allem früheren ernsthaften Widerstreit nun ein festliches Gepränge. Je leerer und unbestimmter aber die Musik auf diese Weise geworden ist, desto mehr ist aller Fleiß auf die einzelne Ausschmückung, auf die Berechnung bestimmter Effekte, und die Ausarbeitung der Instrumentirung verwandt, doch eben so sehr wieder durch Ueberladung vergeblich gemacht. Die beyden Grundgegensätze ganz partikularitätsloser Allgemeinheit, Strenge, Gewalt, Macht, und der ausgeführtesten Einzelheit lassen sich in allen Spontinischen Werken, durch jede Sphäre, sowohl des Inhalts als seiner musikalischen Darstellung wieder finden. Was Gluck so schön auf der einen Seite seiner Gegensätze, und Mozart auf der andern verbindet, das kämpft bey Spontini wild und zerrissen gegen einander, und sowohl die Kraft und Gewalt als auch die konsequente Durchführung dieses Kampfes ist das Bewundernswürdige. Aber eben weil das sonst Verbundene hier nur gegen einander streitet, leitet der berechnendste musikalische Verstand diesen Streit, und verwickelt sich selbst in den Widerspruch, eben so sehr nur auf den großen Totaleindruck, auf heftige Erschütterung, Ueberraschung und Betäubung, als auch auf die kleinlichste Eigenthümlichkeit des Einzelnsten hinzuarbeiten, und oft das Eine durch das Andere zu zerstören.

Auflösung der Charade in Nr. 108.

Preßfreyheit.

Sylbenspiel.

Ein lateinisches, auch Frauenzimmern kaum unbekanntes Wort, übrigens aus dem folgenden schon leicht errathbar, und ein Heiligthum bedeutend, das wie von vorn, so von hinten lesbar ist. Diesem Worte ein S voraus, so bedeutet es eine heilige Ahnfrau; ein M — eine treffliche, berühmte Sängerin.

— o —

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 115.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 14. Mai 1827.

Da ward ein rother Leu, ein kühner Freyer
Im lauen Bad, der Lilie vermählt
Und beyde dann, mit offnem Flammenfeuer
Aus einem Brautgemach in's andere gequält.
Erschien darauf, mit bunten Farben,
Die junge Königin in Glas,
Hier war die Arzeney, die Patienten starben,
Und Niemand fragte: „wer genas?"

Goethe.

Italia.

(Fortsetzung von Nro. 229. v. J.)

Der Theriak.

Von Venedigs Ruhm lebt heute des Theriaks Ruhm noch,
Der trotz Stürmen der Zeit hält sich im alten Kredit.
Nach Nicanders Rezept wird selber noch heute bereitet
Mit der Förmlichkeit dunkler arabischer Zeit.
Ein Schauspiel dem Volk, das so fester glaubt an die Heilkraft,
Je daß es mehr zu schau'n und zu bewunderen gibt.
Seht das Thor des Triumphs vor der Apotheke geschmücket;
Ausgelegt sind dort alle die Stoffe zu seh'n,
Deren Mischung gibt die wunderwirkende Heilkraft,
Deren Bereitung geschieht mit Fakultätengepräng.
Farbige Schleif' und goldene Taß' und silberne Düte
Heben das Material seltsam geschichtet dem Aug'
In Dreyeck- und Rund und anderen seltnen Figuren,
Die für sternengesetzt gelten dem gläubigen Volk.
Sieh! da kommen sie die Doktoren in schwarzen Talaren,
Um zu prüfen, ob ächt und nicht veraltet der Stoff;
Was der Fakultät thut so gewaltigen Abbruch
Muß sie prüfend hier loben sich selber zum Trotz;
Auch in der Stola kömmt der Priester, denselben zu segnen,
Weil des Theriaks Kraft mehret die Stolagebühr.
Ist vorbey der Akt, der erste, des seltenen Schauspiels,
Hebt der zweyte nun dort auf der Gasse sich an.
Zwey-und-siebzig sind die zu stoßenden, mengenden Stoffe,
Mörser halb so viel harren der Stoßenden dort;
Diesseits, jenseits auch geschaaret in doppelter Reihe,
Außen sind sie von Holz, innen gefüttert mit Erz.
Sechs-und-dreyßig nah'n sich nun der stoßenden Diener,
Alle gleich staffirt, seltsam gefiedert am Kopf;
Alle heben zugleich von einer Seite den Stößel,
Wie er niederfällt heben die anderen ihn.
Wechselweis' im Takt geht unermüdet das Stoßen
Unter dem Jubelgeschrey dieser Begeisterten fort,
Bis nach Stundenverlauf erscheinet die Zeit der Erquickung,
Wo sie Ruh' und Wein wieder begeistert zum Werk.
Von der frühesten Früh' bis in die späteste Nacht hin
Geht es also fort, bis daß gestoßen das Zeug.
Wächter sind ausgestellt, zu bewachen die offenen Mörser,
Daß der Feind nicht streu' unter die Stoffe das Gift.
Vor der Mischung kömmt nun wieder der Doktor und Priester,
Um zu prüfen den Stoff, um ihn zu segnen für's Volk,
Das vieläugig gafft und dem schon die Kappen ein Schauspiel,
Die, besonders geformt, schmücken der Stoßenden Haupt.
Vogelfedern sind's, die zieren die phrygischen Kappen,
Wie auf persischer Münz' oft die Tiaren zu seh'n.

Recht genialiſche Tracht iſt ſolche gefiederte Haube,
Loſer Vogel iſt jeder der Stoßenden hier,
Und der loſeſte wohl der Apotheker, der kluge,
Dem der Theriak zahlet den theueren Spaß.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus den hinterlaſſenen Schriften des General Foy.

(Fortſetzung von N. 109.)

Napoleons Charakter.

Mit ſeinen Leidenſchaften und trotz ſeiner Fehler iſt Napoleon doch der größte Kriegsmann der neuern Zeit. Er brachte zum Kampfe einen ſtoiſchen Muth, eine tief berechnete Hartnäckigkeit, einen Geiſt, fruchtbar an plötzlichen Eingebungen, die durch unerwartete Hülfsmittel die Plane der Feinde zu nichte machten. Man hüte ſich wohl, eine lange Reihe von Siegen der organiſchen Kraft der Maſſen zuzuſchreiben, die er in Bewegung ſezte; das geübteſte Auge wäre nicht im Stande geweſen, in ihnen etwas anderes als unordentliche Elemente zu entdecken. Man ſage auch nicht, er ſey ein glücklicher Feldherr geweſen, weil er ein mächtiger Monarch war. Die denkwürdigſten ſeiner Feldzüge ſind: der Feldzug an der Adige, in welchem er, der ſeit geſtern General war und ein nicht zahlreiches, Anfangs ſchlecht geordnetes, ſchlecht ausgerüſtetes Heer befehligte, ſich flugs über Türenne und Friedrich dem Großen an die Seite ſtellte; und der franzöſiſche Feldzug von 1814, in dem er, dem blos eine Handvoll erſchöpfter Soldaten blieb, mit Eins gegen zehn kämpfte. Das lezte Leuchten des kaiſerlichen Blitzes blendete noch die Augen unſerer Feinde, und ſchön war es, wie die Sätze des gehezten, gedrängten, umſtellten alten Löwen ſo lebhaft die Tage ſeiner Jugend zurückriefen, in denen er ſich munter auf den Feldern des Todes getummelt hatte.

Napoleon beſaß in vorzüglichem Grade die Eigenſchaften, welche das Waffenhandwerk fordert: er war mäßig und kraftvoll, wachte und ſchlief wie und wann er wollte, erſchien unvermuthet, wo man ihn am wenigſten erwartete, und verſchmähte es nicht, in die Einzelnheiten einzugehen, von welchen oft wichtige Erfolge abhängen. Dieſelbe Hand, die eben für die Regierung von Millionen Menſchen Vorſchriften gegeben, berichtigte oft den unrichtig angegebenen Stand eines Regiments, oder ſchrieb, woher man zweyhundert Rekruten nehmen, und aus welchem Magazin man ihre Schuhe beziehen ſolle. Im Geſpräch war er geduldig und nachgiebig, und erkundigte ſich gründlich; er wußte zuzuhören, ein Talent, das ſich bey den Großen dieſer Erde ſelten findet. Nie gab es einen tiefer denkenden Geiſt, der zugleich an raſchen, plötzlichen Eingebungen fruchtbarer war. Als er Kaiſer wurde, hörte er nicht auf Soldat zu ſeyn; wenn mit dem fortſchreitenden Alter ſeine Thätigkeit ſich verminderte, ſo kam dieß daher, daß ſeine körperlichen Kräfte abnahmen.

In den Spielen, bey denen Berechnung und Zufall ſich miſchen, ſezt man ſich immer deſto größern Verluſten aus, je größer die Vortheile ſind, die man gewinnen möchte. Und dieß iſt es gerade, was die trügeriſche Kunſt der Eroberer den Nationen ſo verderblich macht. Obgleich Napoleon von Natur verwegen war, ſo fehlte es ihm doch weder an Konſequenz noch an Methode, und er vergeudete weder ſeine Soldaten, noch ſeine Schätze, wo die Autorität ſeines Namens ausreichte. Was er durch Unterhandlungen oder durch Verſtellung erlangen konnte, verlangte er nicht mit der Gewalt der Waffen; das gezogene Schwert wurde nicht in Blut getaucht, als wenn es unmöglich war, durch ein Manoeuvre zum Ziele zu gelangen. Beſtändig ſchlagfertig, wählte er gewöhnlich die Gelegenheit und das Terrain; er hat vierzig Schlachten geliefert gegen acht oder zehn, die er angenommen hat.

Andere Generale kamen ihm gleich in der Kunſt, die Truppen auf dem Terrain aufzuſtellen; einige haben ſo gut wie er eine Schlacht geliefert; man könnte mehrere anführen, die beſſer eine angenommen haben; alle übertraf er in der Art, einen offenſiven Feldzug zu leiten. Die Kriege in Spanien und in Rußland beweiſen nichts gegen ſein Genie. Dergleichen Unternehmungen darf man nicht nach Türenne's und Montecuculi's Regeln und ihren Manoeuvren an der Renchen beurtheilen. Sie führten Krieg, um dieſes oder jenes Winterquartier zu bekommen, er, um die Welt zu erobern. Er mußte oft eine Schlacht nicht nur gewinnen, ſondern ſie ſo gewinnen, daß ſie Europa in Schrecken ſezte und rieſenhafte Erfolge herbeyführte. Auf dieſe Art verknüpften ſich fortwährend politiſche Rückſichten mit dem Geiſt der Strategie, und um ihn ganz zu ſchätzen, darf man nicht in den Gränzen der Kriegskunſt ſtehen bleiben. Dieſe Kunſt beſteht nicht blos aus einzelnen techniſchen Momenten, ſie hat auch ihre Philoſophie. Um auf dieſem erhabenen Standpunkte einen Nebenbuhler für Napoleon zu finden, müßte man in die Zeiten zurückgehen, in denen die Einrichtungen des Lehenweſens noch nicht die Einheit der Völker des Alterthums zerriſſen hatten. Blos die Stifter von Religionen übten über ihre Anhänger eine Macht aus, die ſich der vergleichen läßt, die ihn zum Herrn ſeines Heeres machte. Dieſe moraliſche Gewalt wurde verderblich für ihn, weil er ſie ſogar gegen das Uebergewicht der materiellen Kraft brauchen wollte, und ſie ihn zur Verachtung poſitiver Regeln führte, die in die Länge nie ungeſtraft verlezt werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber Hagelableiter.

(Beschluß.)

Bedenkt man aber, welch ungeheures Gewicht die Wolken tragen müßten, da der Boden oft mehrere Meilen weit mit Hagel bedeckt ist, so ist es nicht wahrscheinlich, daß eine Masse schon gebildeten Hagels in der Wolke weit fortgeführt werden könne; viel natürlicher nimmt man an, daß er unmittelbar über dem Ort, wo er niederfällt, sich bilde, z. B. in dem Augenblick, wo eine Wolke, in der durch die Verdunstung die Wasserbläschen gefroren sind, über eine andere Wolke, die mit der entgegengesezten Elektricität geladen ist, hinzieht; sobald nun die Schwere der Körner über die elektrische Kraft, die sie schwebend erhält, das Uebergewicht erhält, fallen sie zu Boden. Aufgerichtete Metallspitzen, die der untern Wolkenschichte ihre Elektricität entziehen, müßten demnach die Bildung des Hagels verhüten.

Die Theorie widerspricht also der Möglichkeit der Verhütung des Hagels nicht, und ihre Resultate schienen so befriedigend, daß sie zu ernstlichen Versuchen aufmunterten. Fragt man nun, wie man zu Werke gehen müsse, damit die Erfahrung die Theorie dieses wichtigen Gegenstandes bestätigen könne, so sieht man zuerst nicht ein, warum der Apparat selbst sich vom bisherigen Blitzableiter wesentlich zu unterscheiden brauchte. Er wird sich wie dieser so hoch als möglich in die Luft erheben müssen, und zu diesem Zwecke kann man alle Unebenheiten des Bodens, alle Gebäude u. s. w. benützen; man wird durch dieselben Mittel seine Spitze vor dem Rosten bewahren; man wird ihn ebenso in einen Boden senken, der durch Feuchtigkeit ein Leiter der elektrischen Materie ist; nur wird die Leitungsstange hier schwächer seyn dürfen, weil eine Entladung außerhalb derselben hier, auf freyem Felde, gleichgültiger ist als bey Gebäuden. Die Einrichtung der Hagelableiter in Savoyen scheint den theoretischen Grundsätzen am meisten zu entsprechen; in andern Gegenden ist dieß weniger der Fall. Aber gerade Savoyen, die Schweiz, sind Länder, die für beweisende Versuche die ungünstigsten Verhältnisse darbieten. Ist hier nicht das ganze Land mit Hagelableitern versehen, so kann man ihren Einfluß nie schätzen; trifft der Hagel einen Landstrich, trotz der Ableiter, die ihn hätten schützen sollen, so kann dieß daher kommen, daß er von Höhen beherrscht wird, die nicht mit Ableitern versehen sind, und hinter denen die Graupenbildung schon große Fortschritte gemacht hat, ehe die Wolken über die Linie gehen und sich durch die Ableiter entladen können; bleibt dagegen dieser Landstrich vom Gewitter verschont, so kann dieß umgekehrt daher rühren, daß die Baumspitzen der bewaldeten Höhen die Dienste natürlicher Hagelableiter gethan haben. Blos in einer weiten Ebene lassen sich Versuche mit Hagelableitern anstellen, weil sie hier allein wirken können; blos zwischen zwey Ebenen von gleicher Ausdehnung, unter demselben Klima gelegen, läßt sich in dieser Hinsicht eine Vergleichung anstellen; die in der Lombardey und dem Bolognesischen gemachten Versuche sind daher die einzigen, deren Ergebnisse in den Augen des Physikers Werth haben können. Auch hier kann aber die Erfahrung weniger Jahre die Frage nicht lösen. Sezt man auch die Wirksamkeit der Hagelableiter voraus, so kann doch ihre Wirkung unmöglich unfehlbar seyn; träte sie aber unter vier Mal auch nur zwey bis drey Mal ein, so wäre dieses immer ein schöner Gewinn für die Landwirthschaft. Um sich davon zu überzeugen, reichen indessen zwey Gewitter oder selbst zwey Jahrgänge nicht hin. Kennt man aber den, auf einem gewissen Landstrich durch Hagelschlag verursachten Schaden in einem Zeitraum von etwa zehn Jahren, vor Errichtung der Ableiter, so gäbe eine Erfahrung von zehn Jahren, nach Einführung derselben, schon einen Maßstab an die Hand, nach welchem man die schützende Kraft der Vorrichtung schätzen könnte.

Da keine der Gegenden, in denen Hagelableiter eingeführt wurden, bis jezt einen solchen Maßstab geliefert hat, so ist der ganze wichtige Gegenstand bis jezt fast blos Sache einer Theorie geblieben, für deren Richtigkeit wir wiederum keine Bürgschaft haben. Bevor die Physik dieses schädliche Meteor völlig und unumstößlich erklärt hat, wäre es voreilig den Hagelableitern dasselbe Vertrauen zu schenken wie den Blitzableitern. Es läßt sich nicht läugnen, daß darum diesen Versuchen im Großen, und sie können nur im Großen angestellt werden, große Schwierigkeiten im Wege stehen; hat die Theorie nicht recht gerathen, zeigt der Erfolg, daß ihre Vorschläge zu nichts geführt haben, so klagt eine ganze Menschenklasse die Wissenschaft der Täuschung an, und die Befestigung von Vorurtheilen, deren gänzliche Besiegung unser Jahrhundert versprach, könnte die schädliche Folge davon seyn.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Ende Aprils.

Auf unserem großen Hoftheater wurde am 16ten zum ersten Male aufgeführt, das Käthchen von Heilbronn, von Heinrich v. Kleist. Die Darstellung war sehr gelungen zu nennen. Dem. Hagn, schon durch ihre liebenswürdige Persönlichkeit zur Rolle des Käthchens geeignet, gab als solches einen Beweis ihrer Auffassungs- und Darstellungsgabe, zumal in der bekannten Traumscene. Wir vermeynen übrigens, daß in genannter Scene die Pantomime des Streichens, wenigstens der Akt des Handauflegens unerläßlich sey, indem ohne physische Berührung kein Rapport, folglich keine Clairvoyance und kein Examen statt finden kann. Die Scenerie, zumal die Darstellung des Schloßbrands, war sehr lobenswerth, und gereicht der Regie zur Ehre. Ihm verdankt wohl das Stück den größten Theil des Beyfalls, der ihm zu Theil ward.

Ueber die übrigen Neuigkeiten unserer Bühne können wir kurz hinweggehen. Das etwas gedehnte Stück, die Mäntel, gefiel durch Hrn. Augusti's Spiel, der aus dem portugiesischen einen deutschen Schneider machte, wohl wissend, was wir sehen wollen: „Uns selbst und unsere guten Bekannten.“ Großen Beyfall erhielt: Der geraubte Kuß, Lustspiel in einem Aufzug, von Raupach. Witz und Laune, gedrängte Handlung und rascher Dialog macht dieses kleine Stück überaus anziehend, das die buchstäbliche Auslegung der Gesetze von Altengland recht muthwillig persiflirt. Möge es dem geistvollen Raupach gefallen, auch die Mängel und Gebrechen mancher deutschen Institution vorzunehmen, und überhaupt deutsche Thorheiten und Lächerlichkeiten, und die herrschenden Unsitten zu Gegenständen komischer Produktionen zu wählen. An Stoff zu Lustspielen fehlt es unserer Zeit so wenig, als Herrn Raupach an Talent ihn zu verarbeiten.

Zwey neue Ballette von unserm Balletmeister Horschelt: „Der Jahrmarkt zu Krakau“ und „die Insulaner“ zeichnen sich weniger durch eine durchgeführte Handlung als durch herrliche Gruppirungen und überraschende Bilder aus, und erhielten großen Beyfall. Ihr kunstliebendes Stuttgart hat uns auch die kunstreiche Familie Taglioni zugeführt; ich behalte mir vor über ihre Produktionen in einem künftigen Berichte ausführlich zu sprechen.

Am Palmsonntage wurde Händels „Messias“ bey leerem (!) Hause gegeben. Orchester und Chöre, unter Direktion des wackern Kapellmeisters Hrn. Andinger, waren befriedigend, aber letztere zu schwach. Statt 300 Sängern waren 100 wirksam. Der Vortrag der Solopartheien, mit Ausnahme jener des Hrn. Pellegrini, entbehrte des großartigen Styls, und war schwankend und seelenlos. Es wäre übrigens zu wünschen, daß dieser Tondichtung ein neuer besserer Text statt des veralteten untergelegt würde. Im Opernhause gab eine Dem. Weiß, fürstlich Taxische Kammersängerin aus Regensburg ein Konzert, das wenige Zuhörer hatte. Dem. Weiß besitzt eine schöne Contraaltstimme, und eine recht gute Methode, aber ihrem Vortrage fehlt das Brillante und Ueberraschende, das in unsern Tagen nothwendig ist, um im Gesange Glück zu machen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Die spekulirenden Köpfe wissen diese Stimmung des Publikums recht gut zu benutzen, und wenn sie eine neue Ausgabe von Voltaires Werken oder von einem andern freysinnigen Schriftsteller an den Mann bringen wollen, so lassen sie sehr schlau in den liberalen Zeitungen ankündigen, dieß sey wieder ein Gegengift wider den Tartüffeneinfluß, oder die Tartüffen würden über den schnellen Absatz der neuen Auflage sicher vor Aerger zerbersten, worauf dann unverzüglich Exemplare in Menge abgesetzt werden. Die Obskuranten ärgern sich nun freylich sehr über den großen Absatz der liberalen Schriften, und suchen auf Umwegen zu ihrem Zwecke zu gelangen, und die Preßfreyheit zu untergraben. Die Beyfallsbezeugungen, die dem „gewandten Manne“ von Espagny gezollt werden, stellen die unabhängigen Blätter ebenfalls als einen Akkus des Freysinns dar, weßhalb denn auch manche klatschen, blos um zu zeigen, daß sie keine Obskuranten sind. Der Dichter Cas. Bonjour, Verfasser einiger bekannten Lustspiele, wollte neulich auch ein Gemälde aus der jetzigen Zeit liefern, und wählte dazu die Spekulationswuth an der Börse und bey andern Anstalten, wo Geld umgesetzt wird. Er stellte eine Familie auf, worin alle Mitglieder, sogar die Bedienten, von der Geldsucht und dem Spekulirgeiste ergriffen sind. Auch dieser Gegenstand ist in der letzten Zeit mehrmals behandelt worden. Cas. Bonjour nahm aber zum Unglücke die Personen seines Stückes in einer Handelsfamilie, und aus der Klasse der sogenannten Industriellen, das heißt, der von ihrem Gewerbsfleiße lebenden, und dieß ist gerade die Klasse, die sich jetzt am besten in Frankreich aufführt, und mit dem Zeitgeiste am meisten übereinstimmt. Es schien daher, als ob der Dichter es darauf angelegt habe, die Gewerbsfleißigen, gegen welche die Jesuitenpartheyen so aufgebracht ist, herabzusetzen. Dieß nahm das Publikum übel, und dießmal gelang es dem Dichter nicht dasselbe so herbeyzuziehen, wie zu seinen deux educations oder zu seinem mari à bonnes fortunes. Da das Lustspiel jedoch mit Geschicklichkeit durchgeführt ist, so wird es von Zeit zu Zeit vorgestellt. Auf den Volkstheatern der Boulevards sind jetzt die Straßenräuber an der Tagesordnung. Der Zulauf, den Cartouche bewirkt hat, ist natürlich ein Sporn für die Nachbartheater geworden; das eine hat sogleich einen Pendant zum Cartouche geliefert, nämlich den Poulailler, dessen Straßenräubereyen aber bey weitem kein so berüchtigter Gegenstand der Volkserzählungen sind, und der außerhalb Frankreich nicht einmal dem Namen nach bekannt ist. Dagegen hat das Theater der Porte St. Martin mit großen Kosten einen Mandrin vorbereitet, und dieser dem Cartouche gleichkommende Schelm ist nun in den letzten Tagen zur großen Ergötzung des schaulustigen Volkes und unter einem ungeheuern Zulaufe auf die Bühne getreten. Gensdarmen zu Pferde waren vor den Eingängen des Theaters aufgestellt worden, um die neugierige Menge im Zaum zu halten; diese Polizeyreiter hatten mehrere Personen umgeworfen und verletzt, und dieß Unglück, das natürlich sogleich in die Zeitungen kam, trug nicht wenig bey, den Zulauf zu vermehren. Mandrin ist wieder ein Tausendkünstler wie Cartouche oder wie Rinaldo Rinaldini, der allen Nachstellungen der Polizey entgeht, in allerley Gestalten erscheint, ein Muster von Unerschrockenheit, Gewandtheit und Geistesgegenwart, bis zuletzt im dritten Aufzuge die Stunde der göttlichen Rache und des Nachhausegehens schlägt, und der Spitzbube vom Dichter in die Hände der Justiz übergeben wird. Einige Tagesblätter haben die Polizey getadelt, daß sie das Aufführen solcher Spitzbubenstreiche dulde, und dagegen den Vorstellungen anderer Stücke, z. B. derjenigen, welche Schilderungen der Folgen des Faunatismus und des Aberglaubens enthalten, Schwierigkeiten in den Weg legt. Ich sehe aber nicht ein, warum die Polizey hier eher berechtigt seyn sollte als bey den letzterwähnten Stücken, mit ihrem Veto einzuschreiten. Warum sollte es nicht dem Volke vergönnt seyn, an der Gewandtheit, womit ein Spitzbube auf der Bühne seine Gaunerstreiche ausübt, sich zu ergötzen? Dieß wird ihm gewiß die Gaunerstreiche selbst nicht werth und lieb machen. Bey den ersten Vorstellungen des Cartouche soll ein Auftritt vorgekommen seyn, worin sich die Diebe im Stehlen übten, indem sie einen Strohmann hatten, aus dessen Taschen jeder Dieb etwas entwenden mußte, ohne den Mann anzurühren. Dieser Auftritt soll auf Befehl der Polizey jetzt ausgelassen werden. Dergleichen Diebslektionen sollen aber, wie man sagt, die jungen Gauner in den Zuchthäusern von ihren ältern Mitschuldigen oft erhalten, also wäre jener Auftritt nur eine getreue Darstellung der Wahrheit gewesen, und die Polizey hätte daraus lernen können, daß man die jungen Diebe in den Zuchthäusern nützlich beschäftigen, und sie von den ältern Gaunern absondern muß.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 39.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 116.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 15. Mai 1827.

Großes Herz, leb' wohl!
Wie ein geschwunden, schlecht gewebter Ehrgeiz!
Als dieser Körper einen Geist enthielt,
War ihm ein Königreich zu enge Schranke;
Nun sind zwey Schritte der gemeinsten Erde
Ihm Raum genug. — — —
Leb' wohl! und nimm dein Lob mit dir zum Himmel.
Es schlaf im Grabe deine Schmach mit dir,
Und sey in deiner Grabschrift nicht erwähnt.

Shakespeare.

Aus den hinterlassenen Schriften des General Foy.

(Fortsetzung.)

Als der Stolz Napoleon seinem Sturze entgegenführte, konnte er oft sagen: „Frankreich bedarf meiner mehr als ich Frankreichs." Und er hatte Recht; aber warum war er nothwendig geworden? darum, weil er das Geschick der Franzosen an die Wechselfälle eines unendlichen Kriegs gebunden hatte; darum, weil, trotz der Hülfsmittel seines Genies, dieser Krieg, der durch die Aufbietung der Gesammtkräfte und die Kühnheit der Bewegungen immer mehr Wechselfälle bot, in jedem Feldzug, mit jeder Schlacht die Früchte eines zwanzigjährigen Triumphs auf's Spiel sezte; darum, weil seine Regierung dergestalt eingerichtet war, daß mit ihm alles verschwinden, und von innen und außen zugleich ein der Heftigkeit des Drucks gleichkommender Gegendruck sich Luft machen mußte. Die Eroberungswuth hatte die europäische Frage umgekehrt; wir, die erstgebornen Söhne der Freyheit und Unabhängigkeit, wir verspritzten unser Blut um den Herrscherleidenschaften gegen die Sache der Völker zu dienen, und die empörten Völker kamen schrecklicher zurück, bewaffnet mit den Grundsätzen, die wir aufgegeben hatten.

Diese unendliche Masse von Leidenschaften, die er gegen sich anhäufte, diese Menge von Armen, bereit, sich zur Rache zu heben, erfüllten zuweilen die Seele des Ehrgeizigen mit unwillkürlichem Schauder. Er sah um sich und erschrak, daß er allein stand; dann dachte er darauf, seine Macht zu befestigen dadurch, daß er sie mäßigte; da kam ihm der Gedanke, eine erbliche Pairschaft zu gründen, und seine Monarchie auf einem minder unsichern Grunde wieder aufzubauen *). Aber Napoleon sah ohne Selbsttäuschung der Sache auf den Grund. Die Nation, einzig und unaufhörlich damit beschäftigt, die Plane ihres Oberhauptes auszuführen, hatte bis dahin noch nicht Zeit gehabt, für sich selbst welche zu machen. Am Tage, an dem das Getöse der Waffen sie nicht mehr betäubt hätte, hätte sie Rechenschaft verlangt für ihren knechtischen Gehorsam. Es ist besser für einen unumschränkten Fürsten, dachte er, er schlägt sich mit den Heeren der Fremden, als daß er mit der Kraftäußerung der Bürger zu kämpfen hat. Der Despotismus war geschaffen worden, um den Krieg zu führen; man sezte den Krieg fort, um den Despotismus zu erhalten. Das Loos war geworfen, Frankreich mußte Europa erobern, oder Europa Frankreich unterjochen.

Napoleon ist gefallen; er ist gefallen, weil er mit den Menschen des neunzehnten Jahrhunderts Attilas und Gengiskans Werk unternahm; weil er sich einer Einbil-

*) In den ersten Monaten des Jahrs 1814 sprach Napoleon zu Troyes in Champagne mit einem seiner Generale über den Stand der Dinge. Lezterer sagte: „Die Feinde sind zu zahlreich; mit unsern Soldaten, die täglich fallen und nicht ersezt werden, können wir es nicht hinausführen; Frankreich muß aufstehen." . . . „Und wie soll es denn aufstehen, unterbrach ihn Napoleon lebhaft, es ist keine Geistlichkeit da, es ist kein Adel da, und ich habe die Freyheit getödtet! . ."

dung überließ, die dem Geiste der Zeit so sehr widersprach, den sein Verstand doch so gut kannte; weil er nicht innehalten wollte am Tage, wo ihm das Bewußtseyn ward, daß es ihm ferner nicht gelingen könne. Die Natur hat eine Gränze gesezt, jenseits welcher tolle Unternehmungen nicht mit Weisheit geleitet werden können. Der Kaiser erreichte diese Gränze in Spanien, er überschritt sie in Rußland. Wäre er damals seinem Untergange entronnen, seine unbezähmbare Verwegenheit hätte ihn Paris und Moskau anderswo finden lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Canning in dem Roman: de Vere.

(Fortsetzung.)

Mr. Wentworths kräftige Rede ergriff seine Zuhörer, selbst Herbert, der zu sehr in seinen Klassikern lebte, als daß er hätte widerstehen können. „Dennoch aber, sagte der leztere, bewundern wir Camillus, Miltiades, Alexander, einen Sülly, einen Clarendon."

„Rechnen Sie doch auch den Lord Burleigh dazu, erwiederte der Minister, dem hundert Pfund Sterling eine ungeheure Summe für einen Gesang des armen Spencer schien! Wessen aber wird jezt mehr gedacht, wer ist jezt beliebter? der rechnende Minister oder der arme Dichter? der mächtige Großschazmeister oder er, „der lange vergeblich bitten mußte"? Erinnern Sie sich der Art, mit welcher Whitelocke von Milton spricht: Cromwell nahm sich einen gewissen Milton, einen blinden Mann, zum Sekretär. Whitelocke war damals der erste Mann im Staate, lebte mit allem Glanze eines Justizministers, mit dem Luxus von Bulstrode, während der Blinde früh Morgens an dem Fenster seiner Hütte auf den Morgengesang der Lerche lauschte. Und was ist nun der Lord Großsiegelbewahrer — was der arme blinde Mann? Wer weiß noch etwas von Addisson als Staatssekretair? Wie kann sich jezt seine Excellenz mit dem Manne vergleichen, dessen Schriften uns so wonnevoll entzücken? Politischer Ruhm geht mit der kalten, schroffen Größe eines französischen Schauspielers in der Tragödie an uns vorüber, der literarische bringt in unser warmes Herz, und wir umfassen ihn dort mit der Zuneigung des Freundes, mit der Bewunderung des Liebenden." — —

Die Partheyen des Mr. Wentworth und des Lords Oldcastle standen sich in so gleicher Stärke gegenüber, daß sie zur Schlacht bereit waren, um ihre Ansprüche geltend zu machen. Die Thüren der hohen Staatsbeamten waren belagert, und das Studierzimmer der höchsten Person im Staate öffnete sich häufig den verschiedenen Partheyhäuptern. Alle behaupteten, nur aus Fürsorge für die Interessen des Reichs zu handeln; doch konnte dieses Interesse, wunderbar genug, nur mit Nachgiebigkeit gegen die Privatrücksichten der jedesmaligen Partheyführer bestehen. Unzählig waren die Berichte die langen Gesichter, die Konferenzen in den Sälen der Minister und in den Gängen des Unterhauses, unter den Bäumen des Parks; und doch war es eben damals (glaube es wer da will), mitten unter diesen alles bewegenden Planen, als Mr. Wentworth jenes Mittagessen gab und jenes philosophische Gespräch führte.

* * *

Folgender Ausspruch Wentworths in einem Besuche, den er während seiner Verbannung (denn er wurde durch eine Kabale verbannt) dem Lord Bolingbroke abstattet, verdient gewiß berücksichtigt zu werden.

„Die Großmuth, weit entfernt, mit Weisheit unvereinbar zu seyn, kann selbst in der Politik einer der mächtigsten Hebel der Staats- und Partheyenregierungen werden." „Ich freue mich, das von Ihnen zu hören, erwiederte de Vere, da Sie selbst so viele Erfahrung haben und also nicht, wie wir andern, leere Theorien aufstellen." „Ich bin keiner von denen, erwiederte Wentworth, die da glauben, daß alle Regierungskunst im Verheimlichen und im Geheimnißvollthun besteht; daß Staatsmänner, um Bedeutung zu gewinnen, stets Netze auswerfen müssen, nie liebreich, nie großmüthig seyn dürfen. Ich sehe im Gegentheil keinen Grund ein, warum die Eigenschaften, welche die Zierden des Privatmannes sind, nicht auch zur Richtschnur den bey öffentlichen Angelegenheiten sollten dienen können; ja ich bin überzeugt, daß es selbst in Beziehung auf Privatvortheil besser ist. Kurz, ein offener, großmüthiger Charakter ziemt einem Staatsmanne besser, als alle Umtriebe und alle Kälte der großen Welt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Jean Pauls Selina.

(Beschluß.)

*) Das Wiedererkennen ist der Kardinalpunkt der Unsterblichkeit für das Herz der Liebe, wie viele Paternoster mit einer Reliquie schließen.

*

„Ich will meinen Geliebten wieder so finden, wie er

---

*) Anm. In den lezten Lebenstagen geschrieben.

war; und wär' er einaugig, so will ich ihn nicht zweyaugig." So wie jetzo die körperliche Physiognomie durch einen göttlichen Zwang eine geistige ausspricht, gleich den Lettern, die mit den Zügen und Zeichen ohne Verhältniß zum Gegenstand doch das Geistige aussprechen: so kann ja dieselbe Liebe, die ein Gegenstand auf der Erde uns durch jetzige Gesichtgestalt gegeben, künftig durch eine neue wieder erregt werden, so daß wir, ohne den jetzigen Körper, doch in einem andern Körper dieselbe geliebte Person wiederfinden.

*

Du siehst freylich dein Kind nicht mehr so wieder wie es war; aber wär' es dey dir geblieben und groß gewachsen, so hättest du ja die jetzige Gestalt durch eine andere verloren.

*

Wiedererkennen ist auch ohne irdische Aehnlichkeiten möglich. Denn wenn schon hier auf eine uns unbegreifliche Weise das Gesicht mit lauter unähnlichen Körpertheilen doch das Gemälde des Geistigen, der Liebe, der Freude werden muß, so kann es ja noch tausend uns unfaßliche Arten geben, womit Geister sich einander zeigen und verrathen.

*

Das Ob der Unsterblichkeit leidet bey dem Wie derselben.

*

Wiedersehen; — wiedererkennen, wiederlieben sollte man sagen, da schwerlich die Gestalt wiedergesehen werden kann. Doch ließe sich's so denken: das Ich erzeugt seinen Körper, also wird es auch künftig seine Gestalt ähnlich der verlornen bilden und seinen neuen Kräften homogen. Das aus der Erde vor seiner geistigen Ausbildung als Kind weggenommene oder nach deren Zurücksinkung als Greis weggenommene (Ich) behält doch die Kräfte einer verklärten Menschwerdung *). Braucht man zum Wiederlieben das Gesicht? Spricht nicht alles hier für ein unerklärliches Zusammenlieben im ersten Blick?

*

Niemand bedenkt das Wort Ewigkeit; sogar eine unendliche Zeit als Lohn oder Folge eines irdischen Augenblicks wäre Unsinn — Alles Fortleben kann nur ein Steigen und Bessern seyn, sonst eine unendliche Langweile. — Wohin gehört das sterbende Kind von zehn Jahren? — Die Unsterblichkeit ist gewiß, aber die Art derselben verhüllt. — Sogar für eure schwache Liebe verlangt ihr Unsterblichkeit als Lohn, welche sich ja erkältet von einem Wölkchen wie der Brennpunkt des Brennspiegels, wenn eines darüber zieht. — „Nichts Gutes in euch ist ewig; und ihr wollt Ewigkeit."

*

Wir wollen ja die Unsterblichkeit nicht als Lohn der Tugend, sondern zur Fortdauer der Tugend.

*

Die Tugend kann so wenig als die Freude belohnt werden; aber Fortdauer ist der einzige Lohn.

*

Für das Dulden kann der Mensch einen Himmel erwarten, aber nicht für das Handeln. Das Leiden können wir nicht immer abwenden, aber wohl das Sündigen. Eine gute Handlung belohnen, heißt die Befriedigung des ästhetischen Geschmacks oder einen Kuß der Liebe belohnen.

*

Wie vergütet ihr denn Martern, hinter welchen es nichts gibt, als die Vernichtung? Für frühere Leiden könnt ihr im spätern Leben noch Ersatz und Bedingung finden; aber hier bliebe euch nur übrig, daß jener Ersatz und jene Bedingung dem All zufiele. Allein kein Einzelwesen kann dem All, d. h. der Vielheit der Einzelwesen, aufgeopfert werden, wenn es nicht von diesem vielleicht einmal das Opfer zurückbekommt. Denn kein Einzelner als solcher hat ein Vorrecht, so wie ein Vater nicht ein Kind seinen zehn Kindern opfern darf, und wollte man die Mehrzahl der Glücklichen entschuldigen, so würde der ungerechte Abbruch nur klar, nicht vernichtet. Woher kämen denn alle Zeichen der Liebe und der Fürsorge für unsere Freuden, wenn der Gottheit unsere Leiden gleichgültig wären? Alle Zwecke der Schöpfung, nämlich des Lebens, waren zu befriedigen, ohne die Lockung der Freude, durch die bloßen Sporen des Schmerzes.

*

Leicht ließe sich eine Welt denken, wo ohne die Reize der Freude alles Leben doch seinen jetzigen Gang ginge; ja wo die Schmerzen ganz als dieselben Räder im Uhrwerke fortwirkten; aber die ewige Liebe wollte es nicht. Der Trieb nach ungewisser Lust lockt Thiere und Menschen nicht so unaufhaltsam, als die Scheu vor den gewissen Schmerzen sie spornt. Unsere Haut ist die Flughaut des Lebens oder das Segel; aber eben sie wird mehr vom Griffel des Leidens durchzeichnet oder vollgeschrieben als mit dem Pinsel der Freude gefärbt.

*) Wollt ihr eine verdrehte Nase während der ganzen Ewigkeit durch alle Welt tragen?

A. d. V.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beschluß.)

Bey einer Benefizvorstellung wurde neulich das drollige Trauerspiel des Perückenmachers André: Das Erdbeben

zu Lissabon, wieder gegeben, das vor zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren aufgefunden, gedruckt und gespielt wurde. Auch dießmal erschien eine neue Auflage desselben, in dem beliebten 32ger Formate. Dieser Perückenmacher lebte bekanntlich zur selben Zeit wie Voltaire, und wurde vermuthlich durch den glänzenden Beyfall, den Voltaires Trauerspiele erhielten, angereizt, sich ebenfalls im dramatischen Fache zu versuchen. Voltairen hat er denn auch sein Stück gewidmet, als einem Meister und Mitbruder. Er erzählt in seiner Vorrede, er habe seine Verse seinen Kunden vorgelesen, und diese hätten ihn aufgemuntert fortzufahren; vermuthlich hatten ihnen die komischen Verse des Friseurs manche Kurzweil verschafft. Der Mann hatte ihnen aber aufs Wort geglaubt, und sich an ein Trauerspiel gewagt, das er ganz ernsthaft als ein solches behandelte, das aber so komisch wie ein Lustspiel ausgefallen ist. Um den Reim scheint der Perückenmacher zuweilen sehr verlegen gewesen zu seyn; aber dann hat er sich mit den französischen Adverbien auf ment durchgeholfen, deren die Sprache eine Menge besizt. Der Inhalt des Stücks selbst ist lauter Unsinn. Im ersten Aufzuge geht die Handlung zu Lissabon vor. Ein junger reicher Portugiese, Sohn eines Staatsraths, ist in die Tochter eines armen Corregidors verliebt. Der Vater will ihn mit der Nichte des Großinquisitors verheirathen; da dieß der Sohn nicht will, verweißt ihn der Vater. Im zweyten Aufzuge hat der Sohn mit seinem Bedienten im Hafen von Konstantinopel eben Schiffbruch gelitten, und will in dem Gasthof zum großen Hirsche einkehren; allein die Tochter des Großmuphty hat ihn oben von ihrem Altan bemerkt, recht schön gefunden, und will mit aller Gewalt, er solle sie lieben. Dieß will der junge Portugiese abermals nicht. Der Großmuphty geht ihm zu Leibe; also schifft er sich wieder ein, und im dritten Aufzuge ist er wieder zu Lissabon. Wie alle Komödienväter und Oheime, läßt sich auch Leanders Vater endlich erweichen, und gibt seine Einwilligung zur Heirath mit des Corregidors Tochter, worauf dann Anstalten zur Hochzeit gemacht werden. Leanders Bediente heirathet, wie dieß ebenfalls in Komödien Sitte ist, die Zofe seiner künftigen Gebieterin, und da er sich recht ausputzen will, bestellt er einen Perückenmacher. Der Gedanke an diese Person mußte dem Dichter sehr nahe liegen, und es ist daher nicht zu verwundern, daß er das Frisiren in einem Trauerspiele angebracht hat. Der Perückenmachergeselle erscheint, und beginnt die Haare des Bedienten zu kräuseln. Dieser schreyet plözlich o weh! und schilt über die Ungeschicklichkeit des Gesellen, der ihm die Haut rizt. Der Geselle weiß nicht wie ihm geschieht; er kann sich nicht mehr auf den Beinen halten. Auch der Bediente bemerkt, daß sich alles im Zimmer bewegt; kurz, das Erdbeben beginnt; Alles geht drunter und drüber in Lissabon: Liebende, Corregidors und Großinquisitoren fallen in dasselbe Grab, und nur einer bleibt noch am Ende des Stückes aufrecht stehen, um den Zuschauern zu berichten, daß es mit den andern vorbey ist. Die possierlichen Verse, in denen dieß Stück geschrieben ist, und die von den Schauspielern des Variétéstheaters sehr komisch deklamirt wurden, bewirkten, daß das Publikum über dieses Trauerspiel des längst im Grabe moderuden Perückenmachers fortwährend lachte; indessen hatte man die Vorsicht gebraucht, die fünf Aufzüge in drey zusammenzuziehen, um doch nicht die Zuhörer zu ermüden. Das eben erwähnte Theater wird in kurzem einen großen Verlust erleiden, da sich Potier, der berühmte Komiker, von der Bühne zurückzieht, weil seine Stimme zu schwach wird, und er eine Brustkrankheit zu befürchten hätte, wenn er sich länger anstrengte. Nicht leicht wird sich ein Schauspieler wieder finden, der im komischen Fache wie Potier fähig ist, Gebildete und Ungebildete, Hohe und Niedrige zu belustigen und zu befriedigen, der eine so feste Haltung in seinem Spiele hat, und auch bey den größten Possen und Farcen nie in's Gemeine fällt, und auch nie steif und gezwungen wird. Potier ist ein wahres Muster des Komischen im Volksschauspiele. Das Variétéstheater besizt mehrere Schauspieler, die verschiedene Eigenschaften des Potierschen Spieles besizen, aber Niemand vereinigt sie wie er, Niemand ist beym Publikum des Beyfalls so sicher als er. Er hat einen Sohn für die Bühne erzogen, und ihn vor einiger Zeit debutiren lassen; wenn dieß der Anschlagezettel nicht angekündigt hätte, würde man nicht errathen haben, daß dieß Potiers Sohn sey, so wenig war er mit des Vaters Eigenschaften ausgestattet. Zu den Theaterneuigkeiten gehört auch noch ein glänzender Ball, den die Schauspielerin Dem. Mars am Donnerstage der Mitfasten gab, und wozu 600 Einladungen umhergeschickt worden waren. Minister und Gesandte, Herzoge und Grafen haben lezten Winter manche prächtige Bälle gegeben; aber vielleicht ist keiner derselben so belustigend gewesen als derjenige der Dem. Mars; berühmte Künstler und Schriftsteller, schöne Frauen, Beamte, Militärs u. s. w. fanden sich hier unter den mannichfaltigsten Verkleidungen zusammen. Den ganzen Olymp stellten die Masken auf eine groteske Art vor; man sah da einen kurzen dicken Saturn, und eine Diana mit Flinte und Jagdtasche. Dupin, der berühmte Advokat, der einige Tage zuvor seinen Kollegen Isambert auf eine so witzige Art wider die Anmaßungen der Polizey vor Gericht vertheidigt, und dessen Freysprechung bewirkt hatte, war einer der rüstigsten Tänzer auf diesem Balle, und empfing mitten unter dem Tanzen die Glückwünsche mancher Anwesenden, wegen seines Sieges über die Polizey. An solche Siege ist Dupin übrigens gewohnt. Die meisten wichtigen Staatsprozesse, worin er die Vertheidigung der Beklagten übernommen hatte, hat er auch gewonnen. Natürlich war nach diesem lezten Siege Niemand begieriger als er, auf dem Balle der Dem. Mars zu springen und zu tanzen.

München, Ende Aprils.

(Beschluß.)

Der Tod, der dieses Frühjahr in unserer Stadt reiche Erndte hält, hat uns wieder einen ausgezeichneten Mann entrissen. Durch den Hintritt des Staatsraths ꝛc. Dr. Nikol. Thaddäus v. Gönner, verliert die Rechtswissenschaft einen ihrer tiefsten Forscher, unser Staat einen seiner einsichtsvollsten Gesezgeber, und die hiesige Hochschule einen berühmten, gefeverten Lehrer. Der geniale Mann zerriß schon frühzeitig die Fesseln, welche ihn als Lehrer und Schriftsteller an das Alltägliche, an das geistlose Nachbeten der Meynungen anderer zu binden drohten, und erhob sich mit Kraft in die höhere Region freyer Ideen, die Lehrvorträge, die er im verflossenen Semester über „Philosophie des positiven Rechts“ hielt, bewährten den strengen, scharfen Denker, der mit universalem Wissen die Gabe der lichtvollsten Darstellung, eine glänzende Dialektik und einen prägnanten Witz verband; der weite Saal vermochte nicht die Zahl der Hörer zu fassen, unter denen sich immer angesehene Staatsdiener und Gebildete aus allen Ständen befanden. Eine Biographie des Verewigten ist in den „Zeitgenossen“ X. Heft (neue Reihe) zu finden.

Beylage: Literaturblatt Nr. 39.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 117.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 16. Mai 1827.

So übt er nun gar lang und oft
Viel Bubenstückchen aus,
Und fiel den Nachbarn unverhofft
In Hof und Stall und Haus.
Allein, der Krug geht, wie man spricht,
So lang zu Wasser, bis er bricht.

Bürger.

Schwank vom Teufelholen.

Nach einer alten Sage.

Was die Legende hier berichtet,
Trifft wack're Rechtsgelehrte nicht,
Vor diesen möglichsten Respekt:
In bösen nur der Teufel steckt.

Ging einst ein Jurispraktikus
Wohl über's Land zum Hülfsbeschluß,
Als auf ihn stößt, vorm Thore schon,
Gott sey bey uns selbst in Person.
Mein Advokat erschrickt drob nicht,
Bekam ihn oft schon zu Gesicht,
Und Beyde den Geschäften nach
Zusammen gehn, bis jener sprach:
„Mein lieber Teufel, sagt mir doch,
„Das bleibt mir stets ein Räthsel noch,
„Wie Ihr bey aller Eurer Macht,
„Es doch noch nicht dahin gebracht,
„Daß, wenn ein Mensch des Aergers voll,
„Daß ihn der Teufel holen soll
„In seinem finstern Muthe schwört,
„Ihr auf der Stell' ihn holt und hört."
„Das kommt daher, Herr Advokat,"
Der Teufel drauf ergegnen that,
„Weil selten oder niemals schier,
„Ein Mensch, der also spricht von mir,
„Es ganz im Ernste damit meynt,
„Stets es ihm bloße Kurzweil' scheint.
„Doch spricht den Wunsch im Ernst er aus,
„Zeigt sich ein Braten für mein Haus,
„Und wo ich merke solch' Gericht,
„Da fackle ich gewißlich nicht.
„Woll'n weiter wir zusammen gehn,
„So könnt Ihr's selbst vielleicht noch sehn." —
So wandern sie denn wohlgemuth
Fürbas ein Streckchen; sieh, da ruht
In eines Baumes Schatten süß,
Ein Schäfer, der die Heerde ließ
Für sich so wandern ganz allein,
Und in dem Sumpf ertrank ein Schwein.
Als er erwacht und dieß gewahrt,
Da rauft er Haupthaar sich und Bart,
Und schreyt: „So wünscht' ich, armer Knecht,
„Daß mich der Teufel holen möcht'!"
Drauf stößt der Jurispraktikus,
Den Teufel an den Pferdefuß;
Der aber schüttelt das und spricht:
„Der Mensch meynt es ihm Ernste nicht." —
Als sie nun weiter schreiten fort,
Steht an dem Zaun ein Bauer dort
Mit einem Kinde arger Art,
Das schreyt und heult bald grob, bald zart,
Und also ungezogen ist,
Daß d'rob der Mann Geduld vergißt,
Und ruft mit lauter Stimme wohl:
„Daß dich doch gleich der Teufel hol'!"
Der Advokat glaubt nun gewiß,
Ein Höllenbraten sey doch dieß;
Allein der Teufel wieder spricht:
„Der Vater meynt's im Ernste nicht." —
Und weiter schreiten sie fürbaß,
Und sprechen noch so dieß und das,
Bis an das Dorf sie kommen dann,
Allwo der Advokat gewann
Den ungerechten Richterspruch,
Der ward den Bauern drinn zum Fluch.
Vor'm Dorfe aber stand bereit
Schon Alt und Jung voll Herzeleid,

Weil mit der Exekution
Der Advokat sich nahte schon;
Und als sie diesen nur geschaut,
Ertönt's von allen Stimmen laut,
Aus banger Furcht vor schwerem Joch:
„O! holte ihn der Teufel doch!"
Da greift der Teufel auf der Stell'
Den Jurispraktikus am Fell',
Und führt ihn mit sich in die Höll'.
Und ob der auch sich sträubt und wehrt,
Der Teufel sich daran nicht kehrt;
Er ruft: „Den Casum jetzt du lernst,
„Denn dießmal war's wahrhaftig Ernst."

Th. Hell.

Canning in dem Roman: de Vere.

(Fortsetzung.)

Auf einer Reise im südlichen Frankreich spricht de Vere die Ansicht aus, daß, so angesehen auch die Beredtsamkeit in England sey, dennoch ein fester Charakter ohne Beredtsamkeit selbst die glänzendste Beredtsamkeit ohne Charakter aus dem Felde schlagen würde. Mr. Wentworth gibt es zu, glaubt aber, daß man unabhängige Stimmen noch weit eher unter Privatleuten finde als unter den Landedelleuten und den Abgeordneten der Grafschaften. „Ich fürchte, es ist nur zu wahr, erwiederte de Vere; doch spricht das nicht gegen meine Behauptung vom Werthe des Charakters?" „Im Gegentheil, erwiederte Wentworth, es bestätigt sie; und ich stimme so gänzlich mit Ihnen überein, daß, für so ehrgeizig man mich auch hält, mein höchster Ehrgeiz darin besteht, durch Charakter zu herrschen. Nur dieß kann dem wahren Stolze eines Staatsmannes genügen, und irre ich mich nicht, so bereitet sich der Staat darauf vor. Manches große Uebel mag zu heilen seyn, und die Dinge schlimmer werden, ehe sie sich verbessern. Die Clevelands, vielleicht gar die Claytons können die Oberhand wieder gewinnen; aber verlassen Sie sich darauf, die Zeit wird kommen, und vielleicht ist sie nicht fern, wo ein erster Minister erfahren wird, daß sein Charakter eine eben so feste Stütze ist, als es seine Fähigkeiten seyn könnten; eine Zeit, wo Aufrichtigkeit des Herzens und ein offenes Betragen so viel für den Kanzler der Schatzkammer thun werden als seine Ziffern, und wo ein Staatssekretär, der englisches Interesse wahrt, ohne sich jedes Streites auf dem Kontinente so zärtlich anzunehmen, mit größerer Leichtigkeit herrschen wird, als alle Machiavells sich gedacht haben." De Vere drückte seinem Freunde herzlich die Hand und freute sich der Hoffnung, daß seine Rede prophetisch seyn könnte. „Ich fühle es hier, rief Wentworth, indem er die Hand auf die Brust legte, ich sehe es im Geiste, obgleich ich vielleicht die Wirklichkeit nicht erleben werde. Die größere Ausdehnung des Wissens und des Reichthums müssen ihre natürlichen Wirkungen äußern; an dem Könige wird Temple's Gemälde des Volkslieblings in Erfüllung gehen, und die Minister werden, wie Sie es so oft wünschen, das Volk nicht ihres Eigennutzes wegen beherrschen." Wentworth versicherte, daß, sollte er je zur Macht zurückkehren, es sein Stolz seyn werde, die hellsten Geister des Landes, ohne Rücksicht auf die alte Regierungskunst, um sich zu versammeln. „Sie müssen jung seyn, sagte er, und in Geschäften neu, und nicht in der Reitbahn des Lord Oldcastle geschult; und doch weiß dieser selbst, daß ihre Schranken über ihm einstürzen werden, hat aber den Muth nicht, über sie wegzusetzen."

Die gekünstelte Beredtsamkeit des Lord Oldcastle konnte die Gefahr, in welcher seine Macht durch seine zögernde und schwankende Politik schwebte, nicht verbergen. Er hatte zu allen Mitteln seine Zuflucht genommen, welche seine Vorgänger so häufig gebrauchten. Aber er kannte weder die Männer, mit denen er zu thun hatte, noch war ihm aus der Schule, in der er erzogen worden war, bekannt geworden, daß der Ehrgeiz eben sowohl eine patriotische und großartige, als eine egoistische und selbstsüchtige Leidenschaft seyn könne. Er wußte nicht, daß es noch andere Beweggründe für das Streben nach Macht gibt, als die bloße Liebe dazu. Besonders kannte er den wahren Charakter Wentworths nicht, der ihm auf seine falschen Anerbietungen antwortete: nur die Macht sey die sicherste, welche auf die öffentliche Meynung gegründet sey, und der Minister der größte Freund seines Königs, der die Last seines Vaterlandes mit ihm trage.

Mit Beunruhigung und nicht ohne Verachtung empfing Lord Oldcastle Wentworths abschlägige Antwort. Zu seinen Vertrauten sagte er: Mr. Wentworth sey ein idealischer Phantast, der so wenig als ein Kind von der Regierungskunst verstehe, auch durchaus nicht den Charakter seiner Landsleute kenne, die zu wenig Tugend besäßen, um in der politischen Wagschaale etwas zu gelten. Die öffentliche Meynung sey freylich ein ganz gutes Ding, wenn man ihr nur beykommen könnte; Privatansichten, Leidenschaft und Partheyungen aber ließen sie nie vollkommen bekannt werden, und er wisse sie also nirgends zu suchen, als in der Majorität der beyden Parlamentshäuser.

Es war klar, daß Staatsmänner, deren Ansichten so weit verschieden waren, sich nie vereinigen konnten. Die Unterhandlungen wurden abgebrochen.

(Der Beschluß folgt.)

Das akademische Fest im Kollegium de Propaganda Fide in Rom.

Welcher Fremde versäumte wohl, einem solchen öffentlichen Exerzitium beyzuwohnen, wo er von ein-und-vierzig Individuen in mehr als dreyßig Sprachen reden hört! Be-

sonders wer Gelegenheit hatte, solche Examinatorien in Deutschland zu genießen oder zu leiden, der wird an dem voraus bestimmten Tage nicht unterlassen, dem spanischen Platze zuzuwandern und sich auf eine recht schroffe Parallele zwischen deutscher und italienischer Gelehrsamkeit zu freuen. Auch gehen die Fremden alle insgesammt hin. Italiener sieht man, wie bey allen Dingen der Art, nur wenige, und die Römer sagen, das sey blos für den Forestiere, ja selbst das Miserere sey nicht für sie. Manche sind auch böse darüber, sich dem Forestiere nachgesezt sehen zu müssen.

So wandelt man denn dem Duft des Lorbeers zu, mit dem die ganze Propaganda bestreut ist; eine schöne, ächtitalienische Hyperbel! Es ist ein wahres Vergnügen, diesen grünen Wegen nachzuwandeln, die durch den Hof des großen Pallastes über Gänge, Säle, Treppen und Zimmer führen, bis man sich zulezt vor der Pforte befindet. Ein großer Saal umfängt die Eintretenden. Schon ist das Amphitheater von einer vier- und fünffachen Stuhlreihe auf eben so vielen Stufen mit den Kandidaten der Propaganda besezt, die alle in gleichem geistlichem Kostüm, jung oder alt, vom Morgen- oder Abendland, dem Augenblick entgegensehen, wo die Festlichkeit den Anfang nehmen soll, und sich unterdessen ziemlich unruhig und laut aufführen. Inzwischen wogt's zu der offenen Thüre von allen Nationen, von allen Orden und allen Stufen des Klerus herein. Bediente drängen sich ungestüm vor, machen Platz, stoßen rechts und links; ein weißgelockter Kardinal tritt herein, dem der lange Schlepp nachgetragen wird. Während so dem Bischof, dem Monsignore Raum gemacht wird, und sie sich hinter die Kardinäle, gegenüber den Zöglingen des Kollegiums, hinsetzen, muß sich der Kapuziner durchdrängen so gut er kann, und hat nichts vor uns Fremden voraus, die wir vielleicht schon so glücklich gewesen sind, auf den beyden Reihen von Sitzen ein Plätzchen für uns zu bekommen. Die Mehrzahl der Fremden sind Engländer und Deutsche, die an diesem Nachmittag eigentlich Partheyen bildeten.

Es währt nicht lange, so werden die Zettel ausgetheilt, auf denen die Namen aller gedruckt sind, welche sprechen werden, und in Kurzem beginnt eine lateinische Vorrede von Gedidiar aus Konstantinopel gesprochen. Leider ist für mich auch durchaus nichts weiter als Einzelnes bey dieser vertrakten Aussprache des Lateinischen zu verstehen; ich merke schon ziemlich, wo es hinaus will, aber der Zusammenhang fehlt, dazu dauert diese Prefation entsezlich lang, und da sie glücklich zu Ende ist, beginnt ein Irländer eine zweyte, ebenfalls lateinische, und wo möglich noch unverständlichere. Es hat die Aussprache des Lateinischen im Mund der Römer, und aller, die in ihren Instituten erzogen werden, etwas äußerst Widriges und Schleppendes durch den Mittellaut von e und a, der jedem Endkonsonanten angehängt wird, wiewohl in andern Beziehungen die Aussprache mancher Konsonanten für mein Ohr besser lautet, als die unsere, z. B. bey einem Wort wie amicitia.

Die Vorreden hören endlich zu meiner größten Freude auf, und nun erheben sich zumal zu beyden Eckseiten des Amphitheaters zwey junge Menschen, Mesabichi von Damaskus, und ein Schottländer, Macdonald, die mit theatralischer Heftigkeit eine lateinische Ecloge zu deklamiren beginnen, in der sie sich fragen und antworten. Der Damasker bringt wirklich hübsche Dinge vor, und macht durch seinen Vortrag vieles interessant, was es nicht ist. Jezt sezen sich die beyden Eclogendichter unter dem Applaus der Zuhörer nieder, und Mehaseb vom Libanon beginnt ebräisch zu reden. Er spricht deutlich, schön und rein, so daß ich alles gut vernehmen kann. Ein Irländer folgt, der caldäisch einige Perioden durchführt; hierauf ein wirklicher Caldäer, der in der Volkssprache redet. Jezt tritt Stefano Missir von Smyrna auf, und deklamirt etwas Altgriechisches, und hierauf Mussabini, ebenfalls von Smyrna, Neugriechisch, beyde aber mit so schlechtem Organ und so lahmem Vortrag, daß man wenig verstehen kann. Ein lateinisches Epigramm bringt Brambilla von Dalmatien vor, eine italienische Uebersezung desselben der Albaneser Ghiera. Jezt spricht Masshad vom Berge Libanon Syrisch. Das Publikum wird etwas unruhiger, und da es denn doch die Sprachen alle nicht versteht, so fängt es an darüber zu lachen und lustig zu werden. Die arabische Schriftsprache trägt jezt Medad von Damaskus vor, und der junge Habajski vom Libanon redet mit seinem lieblichen, noch ungebrochenen, volltönenden Organ die arabische Volkssprache. Adem vom Libanon folgt mit dem Persischen, ebenfalls mit einer Stimme und einem Sinn für Vortrag begabt, wodurch er seine weiche, vokalreiche Sprache in aller Schönheit glänzen lassen kann. Glücklich der Perser, der vielleicht unter diesem Publikum seine Muttersprache so vortragen hörte! Abermals kommt ein lateinisches Epigramm, von einem Irländer vorgelesen; hierauf die armenische Schriftsprache von einem schönen würdigen Manne, Fra Adeodato Sarpedros von Ancira, das gemeine Armenische von einem Damasker, das Illyrische von Smajerich, einem Dalmatier.

Aber nun strecken sich zumal hundert Köpfe empor, nun wird gedeutet, gegafft, gelacht, denn der abessinische schwarze Doktor Giorgio Galabadda steht auf und spricht äthiopisch. Reverendo Signore hat aber eine abscheuliche Stimme, und die Perioden, die er vorträgt, lauten in der That barbarisch. Der Mohr sezt sich, und wird applaudirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, am 28. April.

Das Bauen neuer Häuser in und um Dresden beginnt nun bereits wieder. Es wäre wünschenswerth, daß statistische Mittheilungen der Behörden, wie wir sie ohnlängst in den Berliner Zeitungen fanden, auch über Dresden bekannt machten, wie viele Wohnungen vor zehn Jahren daselbst vorhanden waren, und wie viele nun existiren, zugleich aber auch die Zahl der damals leerstehenden, verglichen mit der gegenwärtigen. Mir scheint es doch, als ob die Baulust fast zu weit getrieben würde. Vorzüglich ist sie vor dem schwarzen Thore der Neustadt thätig, wo in Zeit von drey bis vier Jahren mehr als fünfzig Häuser mit Gärten erstanden sind. Dieß hat gewiß viel Gutes im Allgemeinen, aber die zu große Ausdehnung einer Stadt, die nicht im gleichen Verhältnisse an Bevölkerung zunehmen kann, führt auch wieder mehrere Nachtheile herbey, welche hier nicht auseinander gesezt werden können. Sonderbar genug hat diese neue Häusermasse bis jezt noch nicht die mindeste Wirkung auf Herabsezung der Miethen gehabt, die freylich in Vergleich mit Wien und Berlin hier sehr wohlfeil sind, aber dafür stehen auch in mehreren Hauptstraßen der innern Stadt Wohnungen leer. Eine gute polizeyliche Einrichtung ist jedoch darin getroffen worden, daß man dem Spekulationsgeiste mehrerer Individuen, welche die mittlern Wohnungen miethten, meublirten, und nun wieder blos auf diese Art um überspannte Preise abließen, Schranken gesezt hat. Die Thätigkeit unserer Polizeybehörde ist überhaupt in vielen Beziehungen nicht zu verkennen, und erfreulich ist es, zu bemerken, daß sie auf manche Bemerkungen, welche über örtliche Gegenstände in den Dresdner Anzeigen von wohlmeynenden Einwohnern Dresdens gemacht wurden, geachtet, und Erwiederungen oder Verbesserungen, in Bezug darauf, nicht verschmäht hat. Dieses städtische Blatt hat überhaupt, seit es, mit Beginn des Jahres, eine neue Redaktion erhielt, viel gewonnen, erscheint täglich, bringt schnell zur Kunde, und wird bey unserer liberalen Censur mannigfachen Diskussionen geöffnet, so daß dessen tägliche Lektüre bald ein Bedürfniß für jeden Bewohner Dresdens werden wird, der schnell Kunde erhalten und ertheilen will. Früher griff es auf die erbärmlichste Weise in breiten Beylagen in's belletristische Fach ein, jezt aber widmet es die, von den Bekanntmachungen übrig bleibenden Räume nur gemeinnüzlichen Mittheilungen oder örtlichen Gegenständen.

Ueber den Baumfrevler, welcher mehrere der schönsten Stämme in der schönen Kastanienallee, die nach Friedrichsstadt führt, heimlich durchsägt hat, ist aller Nachforschung und Prämienaussezung ungeachtet, noch nichts zu ergründen gewesen, und jede Vermuthung deßhalb ist geräuscht worden. Es wäre sehr schade, wenn diese, den erquickendsten Schatten gewährenden Baumreihen eingehen sollten; da man aber erlaubt hat eine Straße dicht neben denselben anzulegen, anstatt daß man jedenfalls die Häuser um mehrere Ellen von dem Fußwege hätte zurückweisen sollen, so ist zu befürchten, daß die Freude daran nicht mehr sehr lange dauern wird. Die Gewässer der Weiseritz, zu welchen diese Allee führt, sind in diesem Frühjahre sehr reißend gewesen, und haben unter andern auch den langen hölzernen Steg mit hinweggenommen, der unweit der Stadt über dieselbe führt. Da der Exekutionsplatz und die Scharfrichterey unweit davon sich befinden, und die zum Tode Verurtheilten stets diesen Steg passiren mußten, so hatte man ihm den, allerdings etwas unästhetischen Namen des Schindersteges beygelegt, man hätte ihn aber auch weit poetischer, nach Veranlaßung Vorbilde, die Seufzerbrücke nennen können. Indeß diente er auch den Spaziergängern in dieser Gegend sehr zur leichtern Kommunikation mit der Stadt, und auch die rechtlichen Leute fühlen daher diesen Verlust sehr.

Van Aken's Menagerie ist nach Leipzig zur Messe gewandert, nur Lindtl's mechanisches Theater weilt für jezt noch in seiner Bude. Mehrere Pläne zu dem für ähnliche Gegenstände zu errichtenden Schauspielhause sind bereits, bey der ausgeschriebenen Konkurrenz, überreicht worden, und es wäre zu wünschen, daß der schöne Platz, der zu allen diesen Dingen bestimmt ist, bald von den häßlichen hölzernen Buden befreyt, und seiner Bestimmung gemäß bebaut würde.

(Der Beschluß folgt.)

Wien. Jänner bis April.

In meinem lezten Berichte versprach ich Nachricht zu geben über die Taschenbücher, welche das neue Jahr bey uns in's Leben rief; wenn ich diese aber mit einiger Prüfung betrachte, so finde ich, daß es wenig Vergnügen gewähren dürfte, wenn ich dieß umständlich thun wollte. Die gesammte sogenannte Kalender-Literatur hat es bey uns noch eigentlich auf keinen grünen Zweig gebracht, was freylich kein großes Unglück ist.

An der äußeren Ausstattung lassen es die wenigsten unserer Kalenderfabrikanten fehlen, der liebe Inhalt aber steht in der Regel damit in verkehrtem Verhältniß. In Rücksicht des ersteren thut es die Aglaja allen übrigen Taschenbüchern des Inlandes sowohl als des Auslandes zuvor, obgleich einige Buchbinderalmanache anfangen mit ihr nicht ganz ohne Glück in die Schranken zu treten; was aber die Aufsäze betrifft, so hat sie dadurch, daß West, welcher die Herausgabe einiger der vorhergehenden Jahrgänge besorgte, sich von der Redaktion zurückzog, unstreitig verloren. Der lezte Jahrgang enthält zwar zwey Erzählungen, die eine von unserer geistreichen Pichler, die andere von C. A. West, von welchen besonders die lezztere, durch feste, richtige Charakterzeichnung, psychologische Tiefe und vollendete Sprache zu den ausgezeichnetsten Erzählungen der neueren Zeit gehört, aber das Uebrige steht, kleinere Gedichte abgerechnet, damit in einem wenig erfreulichen Kontraste.

Der Aglaja kommt am nächsten das Taschenbuch „Huldigung der Frauen, herausgegeben von Castelli, und ihm schließt, dem Willen nach gut gemeynt, Told's Fortuna sich an. Beyde Taschenbücher verbessern sich im Verhältniß zu den vorhergehenden Jahrgängen. Castelli's Taschenbuch ist eine Fortsezung desjenigen, welches früher unter demselben Titel in Leipzig erschien; die Kupfer, obschon sie mit jenen der Aglaja keinen Vergleich bestehen können, sind viel besser als zuvor.

Außerdem erscheint noch ein Heer von Almanachen und Kalendern mit von Jung und Alt zusammengebettelten, und zur Form eines Buches zusammengewürfelten Aufsäzen, von denen, ihrer Unbedeutenheit wegen, die Kritik keine Notiz nehmen kann.

Grillparzer arbeitet fleißig an einer Tragödie, dem Vernehmen nach aus der Ungarischen Geschichte. Von Baron Zedlitz erwarten wir ein größeres lyrisches Erzeugniß, dessen Wichtigkeit durch den poetischen Werth der uns vom Verfasser früher bekannt gewordenen Dichtungen verbürgt wird.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 118.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 17. Mai 1827.

— Ihr auch, wackre Burſche
Die ihr in England groß geworden, zeiget
Was gute Koſt vermag; wir möchten ſchwören
Ihr ſeyd es werth ſo gut verpflegt zu ſeyn.

Shakeſpeare.
Heinrich V.

Aus den hinterlaſſenen Schriften des General Foy.

(Fortſetzung.)

Das engliſche Heer.

Bey der ungeheuern Truppenzahl, welche Großbritannien in den vier Welttheilen zerſtreuen muß, kann es nie mehr als höchſtens fünfzigtauſend Mann für den Krieg auf dem Feſtlande von Europa ſtellen. Dieſes Heer zeigt ſich unvermuthet an dem Theile der Küſte, wo ſein Feind am verwundbarſten iſt. Die Soldaten werden ausgeſchifft; meynt ihr, der General werde ſeine Schiffe verbrennen? Bevor er das Ufer erreicht, hat ihm Vorſicht geboten auf die Mittel zu denken, wie er ſich wieder einſchiffen könne; man iſt ſchon beſiegt, wenn man glaubt, man könnte es werden.

Die erſten Landungstruppen haben ſich eines Waffenplatzes bemächtigt, wo man Lebensmittel und Munition aufhäuft. Der Feldzug wird eröffnet; lange noch hafteten die Blicke der Soldaten an ihrem ſchwimmenden Vaterland, und kaum haben ſie das Meer aus dem Geſicht verloren, ſo bemächtigt ſich Traurigkeit ihrer Seele. Die Armee entbehrt der leichten Truppen, und bewegt ſich blindlings vorwärts; Land, Sitten, Bewohner ſind ihr unbekannt, etwas zu lernen verſteht ſie nicht; ſchwache Bataillone von Weibern und Kindern miſchen ſich mit den ſtreitbaren Schaaren. Der Soldat führt nie auf mehr als auf drey Tage Brod mit ſich; die Keſſel und Schüſſeln hängt er nicht auf ſeinen Rücken; das Küchengeräth iſt auf Laſtthiere gepackt; andere Saumthiere tragen die Zelte, das Gepäcke der Korps, und das kleine Gepäcke der niedern Offiziere, das Tafelgeſchirr und die Vorräthe der Generale; der niedrigſte Unterlieutenant braucht zu ſeinem perſönlichen Dienſt mehrere Pferde und mehrere Soldaten. Hinter den Kolonnen des Fußvolks, der Reiterey, des Geſchützes dehnen ſich die Kolonnen von Karren aus, auf welchen das ſchwere Gepäcke, Brod, Mehl, Rum, Gerſte, Heu, geladen iſt. Ein mit Geräthe ſo belaſtetes Heer marſchirt nicht, es ſchleppt ſich fort. Am Tage des Gefechts findet man die Soldaten Alexanders, bis dahin erinnert der Luxus, mit dem ſie beladen ſind, an Darius Heere.

Nichts iſt leichter als Truppen mit einer ſo faulen Organiſation auszuweichen, ſie zu ermüden, zu lähmen; durch Entbehrungen und Strapatzen, die ſich oft wiederholen, werden ſie demoraliſirt. Der General, der ihnen gegenüberſteht, kann nach Belieben den entſcheidenden Augenblick lange hinausſchieben, und ehe er die Schlacht annimmt und liefert, warten, bis die Wahrſcheinlichkeit des glücklichen Ausgangs völlig zu ſeinen Gunſten iſt. Verließe dann auch das Glück den Muth und das Talent, ſo wäre noch nichts verloren. Ein ſeinen eigenen Hülfsmitteln überlaſſenes engliſches Heer kann ſiegen, ſeinen Sieg benützen kann es nie; würde es aber ferne von ſeinem Ausgangspunkte beſiegt, ſo wäre es nicht blos geſchlagen, es erlitte das ſchrecklichſte Unglück. Wie wenig fehlte mehr als einmal in den Kriegen auf der Halbinſel, daß die großbritanniſche Armee eine ſolche Kataſtrophe erlitt, daß kein

Mann davon kam, der die Nachricht hätte nach London bringen können.

Solche Verhältnisse müssen unvermeidlich das Talent des Generals einengen. Seine erste Pflicht ist, die Maschine, die völlig ausgerüstet ihm anvertraut wird, zu schonen und sie nicht durch unnütze oder excentrische Bewegungen abzunützen. Niemals werden in seinen Augen die Operationsplane mehrere Seiten haben; ein gesunder, wenn auch beschränkter Verstand reicht hin, um ihn in der Wahl der Mittel zur Ausführung zu leiten; er zieht die Vertheidigung, die alles was sich voraussehen läßt zu Hülfe nehmen kann, dem Angriffe vor, der wegen der ungewissen Wechselfälle häufiger die Auskunftsmittel des Genies in Anspruch nimmt. Frische, gutgenährte Truppen auf das Terrain bringen, sie vortheilhaft aufstellen und dann den Feind mit Kaltblütigkeit erwarten, dieß ist für den englischen General die Höhe der Kunst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Canning in dem Roman: de Vere.

(Beschluß.)

Eine Hauptveränderung bemerkten die alten Politiker nicht, weil sie allmählig eingetreten war. England selbst war ein ganz anderes geworden. Die erstaunliche Masse von Verbesserungen aller Art im Wissen, im Wohlstande, in wahrer Unabhängigkeit hatten aus seinen Einwohnern ein neues Volk geschaffen, während die Minister jener Zeit es immer noch wie das alte regieren wollten. Der weit blickende Forschungsgeist, das Genie, und die Volkskenntniß unsers Wentworths hatten es wohl entdeckt; sein Herz stimmte freudig damit ein, und in diesem Herzen hatte er sich den Charakter eines patriotischen Ministers mit kühnen Zügen vorgezeichnet.

Und sein Wunsch wurde erfüllt; Mr. Wentworth wurde erster Minister. Durch diese Veränderung bekam die politische Welt ein ganz anderes Ansehen. Große Dinge, bey welchen es sich um nichts geringeres als um das Wohl eines Volkes handelte, kamen zur Berathung, und vielleicht kann es keinen größern Höhepunkt geben, als den, auf welchem Mr. Wentworth stand. D'Alembert bemerkte, eine hohe Stelle sey einer Pyramide gleich, nur zwey Arten von Thieren erreichen die Spitze — kriechende Würmer und himmelanstrebende Adler. Mr. Wentworth gehörte gewiß nicht zu den ersteren. Er hatte fast nie in untergeordneten Stellen gedient, hatte immer Gönnerschaften verachtet und bey seinem Eintritte in das Parlament tausende von Verbindungen ausgeschlagen. Nur seinen persönlichen Eigenschaften und Talenten verdankte er seine Würde; er war weder der Repräsentant einer großen Familie, noch das Organ einer übermächtigen Oligarchie, welche die Macht des Königs zu bewachen suchte. Ihn hatte sowohl die Gunst seines Volks als auch die seines Monarchen erhoben. Unter dem ersteren verstehen wir nicht das, was man gewöhnlich das Volk nennt, sondern das, was es wirklich ist: die Mehrheit aller Stände in einer glücklichen Vermischung der zahlreichen Partheyen, die bisher den Staat gespalten und getheilt hatten. Lange schon fühlte man die Nothwendigkeit, neue Staatsgrundsätze aufzustellen, und diejenigen, welche sonst in nichts übereinkamen, waren doch darin gleicher Meynung, daß eine freysinnige Reorganisation unumgänglich nöthig sey, um das Vaterland vor den Fortschritten des Verderbnisses zu bewahren. So schien Mr. Wentworth alle Stimmen zu vereinigen, denn alle hegten die Hoffnung, daß er bestimmt sey, das glückliche Werk zu vollenden. Stolze, beneidenswerthe Stellung! Wer sich auf dieser Höhe befindet, ist der wahre Liebling der Geschichte, vor dem Cäsar und Alexander in Nichts versinken!

Kurz nachdem der neue Minister von einer Privataudienz bey dem Könige zurück war, traf ihn de Vere ganz anders als er ihn bey seiner neuen Größe erwartet hatte, denn obgleich er bewegt zu seyn schien, war er doch mehr ernst und nachdenkend als stolz oder erfreut. Er war mit seinem Empfang beym Könige zufrieden, und ein Berg von Briefen lag vor ihm, die sämmtlich Glückwünsche und Zustimmungen enthielten, von denen jedoch einige von Bedingungen begleitet waren, die ihm nicht ganz gefielen.

„Wie Wenige, sagte Wentworth, allenfalls die ausgenommen, welche selbst die Last getragen haben, wissen, was ihnen bevorsteht, wenn sie es unternehmen für die Wohlfahrt der Nation zu sorgen, wie viele Interessen zu berücksichtigen sind, wie vielen Partheyen man gefallen muß, wie viele Händel es auszugleichen, wie viele Köpfe zu befriedigen gibt. Der Neid schleicht selbst unter den Freunden umher, und während wir in anscheinender Sicherheit ruhen, verletzt uns früher oder später sein Stachel gleich dem einer Schlange, die unter Blumen lauscht. Ist dem so, welches Interesse kann dann bey einem Minister das Opfer seiner Ruhe, seiner Gesundheit, ja seines Geistes aufwiegen, das er dem Wohl seines Vaterlandes bringen muß?" — „Wenn nicht Ehre und wahre Vaterlandsliebe es thun, erwiederte de Vere, so weiß ich nicht, was es sonst vermag; am wenigsten wohl die Besoldungen, die ihr Minister bezieht." „Wie wahr haben Sie geantwortet, sagte Wentworth. Und doch sind es diese elenden Ziffern, die man für unsere alleinigen Beweggründe hält. Man glaubt, es sey deßwegen, daß wir wachen, wenn andere schlafen, daß wir in Angst schweben, während andere sorgenfrey leben, daß wir unter unserer Verantwortlichkeit zittern, während andere leicht und fröhlich ihres Weges gehen."

„Aber nein, ich will nicht verzagen, so lange Mäu-

ner wie Sie sind mich unterstützen, und ich die Belohnung im Busen trage, die mir Niemand rauben kann — das Bewußtseyn von Ehre und Vaterlandsliebe! Das ist auch die einzige Ermuthigung wahren Ehrgeizes; denn während unsere Macht angegriffen, unsere Beweggründe fälschlich dargestellt, unser Charakter angeschwärzt und unsere Person selbst zuweilen gehaßt wird, können uns keine Schätze unser Streben für das öffentliche Wohl belohnen, sondern nur die Ehre allein."

Nachdem uns Mr. Ward diesen schönen Charakter gezeichnet hat, führt er mehrere Handlungen des Ministers an, welche beweisen, daß er sich eben so freysinnig in seinem Amte zeigte, als er fest in seinen Grundsätzen war, ehe er zu jener Stelle gelangte. Redlichkeit, Offenheit, Patriotismus, Reinheit in der inneren Verwaltung und die Grundsätze eines wahren Britten in der Politik mit dem Auslande, sind die schönen Züge seiner Verwaltung. Von seinem Könige geliebt, von den Unabhängigen in den höhern Ständen unterstützt und von dem Volke fast angebetet, gibt er uns das Bild eines wahren Staatsmannes auf der höchsten Spitze der Macht, und wir hoffen es verwirklicht zu sehen in der Person Georg Cannings, als ersten Ministers und Lord Großschatzmeisters von England.

Das akademische Fest im Kollegium de Propaganda Fide in Rom.

(Fortsetzung.)

Gegensätze kommen ja meist hintereinander. Wenn der Abissinier bewegungslos und monoton sein Aethiopisch heruntergebrummt hatte, so springt nun Seferge von Ancira vom Sitz empor, und beginnt mit italienischer Uebertreibung und theatralischer Unnatur, mit ausgestreckten Armen ein italienisches Sonnet zu deklamiren, zu dessen Vortrag er alle mimischen Figuren, alle Stellungen und Akte, alle Sprünge der Betonung, des Ausdrucks nöthig hat. Er wird applaudirt. Ein Georgier macht uns sofort mit seiner Muttersprache bekannt. Aber nun kommt eine Freude! Der kleine junge Servier, Gasparo Crasnich, spricht Albanesisch mit einer so naiv heroischen Stimme, einer solchen anmuthigen Keckheit und Freyheit, daß eine Stille eintritt, wie sich ihrer keiner der vorigen zu erfreuen hatte, und ein allgemeiner rauschender Beyfall sein Abtreten begleitet.

Ein Bulgare liest etwas Bulgarisches, ein anderer, ebenfalls Bulgare, Wallachisch; Dodmaßci von Scutari Servisch. Nun erhebt sich abermals wieder der reverende Herr Dr. GiorgioGaladadda von Abissinien, und theilt uns, mit ebenderselben mohrischen Grazie wie das Aethiopische, jezt auch einige Sätzchen aus dem Avarischen mit. Joseph Haggi von Konstantinopel hat das Türkische. Aber nun entsteht ein allgemeines Geräusch, wie man glaubt, übrigens blos unter den Engländern, die sich zum voraus mit ihrem Vt Vt! hören lassen, denn ein Irländer spricht das Englische, wiewohl sehr schlecht. Nichtsdestoweniger wird er so tumultarisch beklatscht, daß die Deutschen darüber höchlich entrüstet werden, und sich bereits vornehmen, wenn die Reihe an ihre Sprache komme, mög' es werden wie es wolle, mit dem Applaus die Beafsteaks wo möglich noch zu übertreffen. Von einem andern Irländer kommt ein zweytes italienisches Sonnet zum Vorschein, einige schottische Phrasen rezitirt ein Schotte, und nun ist die Reihe an uns.

Erwartungsvoll harren Germaniens Söhne. Ein Preuße steht auf. Gespannt betrachten wir ihn. Er nimmt sich Zeit und läßt das Kichern und Lachen verrauschen, das zu manchen Seiten entsteht. Wir zittern für die Ehre unserer Sprache, die den Kampf mit so vielen andern beginnen soll, und wünschen dem Streiter Glück.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 4. Mai.

Paris hat doch immer etwas Neues aufzuweisen; wer hat z. B. hier je einen so sonderbaren Abend erlebt, wie den des 18ten Aprils? ein Feyerabend, an welchem der Jubel der Pariser über das Zurückziehen des Gesetzentwurfs wider die Preßfreyheit wie ein Knallfeuer durch alle Stadtreviere ausbrach, und durch Illuminationen und Feuerwerke die Nacht in hellen Tag verwandelt wurde. Selten hat die öffentliche Meynung und der Freysinn einen so glänzenden Sieg davongetragen wie dieß Mal, denn offenbar hatten die Obskuranten nur deßwegen ihre Anschläge wider die Preßfreyheit aufgegeben, weil sie nach einem langen und hartnäckigen Kampfe endlich doch eingesehen hatten, daß sie dieselben nicht würden durchsetzen können. Dieser Rückschritt, der den Freysinnigen das Geheimniß ihrer Stärke offenbarte, kam ganz unerwartet, und so geschah es denn, daß durch einen natürlichen Impuls alle unabhängigen und freysinnigen Bewohner von Paris auf einmal ihre Freude an den Tag legten. Freylich hatten die liberalen Blätter noch am Tage des Zurückziehens des verhängnißvollen Gesetzentwurfs angekündigt, man habe in verschiedenen Stadtvierteln illuminirt, allein da sich die frohe Nachricht erst spät verbreitet habe, so werde man vermuthlich erst am folgenden Abend überall illuminiren; dieß geschah denn auch. Man meynt gewöhnlich, das eigentliche Volk nehme an solchen Angelegenheiten, als Preßfreyheit u. s. w. keinen Antheil, und rühre sich nicht, so lange es nicht sein Brod gelte. Aber gerade weil sein Brod bey dem Anschlag wider die Druckfreyheit in Gefahr stand, mußte es wohl mitjubeln, so bald diese Anschläge zu Nichte wurden. Seitdem keine Censur mehr auf dem französischen Buchhandel lastet, hat dieser Handelszweig einen außerordentlichen Schwung bekommen; ich zweifle, ob sich der Buchhandel in irgend einem andern Lande Europas und Amerikas, England ausgenommen, mit dem französischen jezt messen kann. Frankreichs Buchhandel steht zwar schon seit einem Jahrhundert auf einer glänzenden Stufe, allein der ungeheure Ab-

satz, den er jezt hat, rühret doch hauptsächlich von der Freyheit her, Geschichte, Memoiren und philosophische Schriften ohne irgend eine Verstümmlung drucken zu dürfen; dieß macht, daß solche Werke in der ganzen gebildeten Welt nachgesucht und gelesen werden. Da sich die Urheber des Gesezes so gewaltige Mühe gegeben hatten dasselbe durchzusezen und zu beweisen, daß ohne die Annahme ihrer Pläne kein Heil für den Staat zu hoffen sey, so mußte ihr unerwartetes Benehmen allerdings zuerst befremden. Aber später hinderte auch nichts mehr den Ausbruch des Jubels und der Freude. Schon am Morgen des 18ten zogen aus den Buchdruckereyen alle Gesellen aus, und durchstreiften mit Fahnen die Vorstädte, um sich zu den Schenken außerhalb der Stadt zu begeben, wo Gelage für den Abend bestellt wurden. Auch die Buchhändler beschlossen sich an diesem Tage zu einem Festgelage zu versammeln; ihre Lakeydiener, einige hundert an der Zahl, feyerten auch dieses Fest der Preßfreyheit. So bald der Abend des 18ten Aprils anbrach, wurde es hell in den meisten Stadtrevieren; nur vor den Staatsgebäuden und den Hôtels der Vorstadt St. Germain blieb es dunkel und traurig. In den Gassen, die von Kaufleuten bewohnt werden, war Alles in Bewegung, vom untersten Geschosse bis zum sechsten Stockwerke waren die Fenster illuminirt; das Volk wogte in gedrängten Haufen hin und her; überall ertönten Freudenschüsse und stiegen Raketen auf; auf den meisten öffentlichen Plätzen wurden Feuerwerke abgebrannt; dieß lärmende Jubeln, das sonst durch die Polizey immer sogleich gestört wird, dauerte dießmal ohne Hinderniß bis spät in die Nacht fort; kaum erblickte man hie und da Gensdarmen; entweder hatte die Polizey diesen öffentlichen Ausbruch der Freude nicht vorhergesehen, und daher nicht die nöthigen Maßregeln nehmen können, oder sie wagte es dießmal nicht Gewalt zu gebrauchen, da beynahe ganz Paris auf den Beinen war, und nicht dazu aufgelegt schien, sich in die Häuser zurücktreiben zu lassen. Die Polizey war aber auch ganz unnöthig an diesem Abende. Der Pariser beträgt sich überhaupt auf eine sehr gesittete Weise, und bey einer liberalen Feyerlichkeit wie diese schien Jedermann es sich zur Pflicht zu machen, keinen Anlaß zu gegründeten Beschwerden zu geben. Eine Polizeyverordnung verbietet das Abbrennen der Feuerwerke auf öffentlichen Plätzen; diese Verordnung wurde sogar von den liberalen Blättern am Morgen des 18ten Aprils erwähnt, mit der Warnung, man solle doch ja derselben gehorchen, damit die Polizey keinen Vorwand habe, die Bürger in ihrer Freude zu stören. Allein es war ein Knallen und Feuern ohne aufhören, selbst unter den dichtesten Menschenhaufen wurden Raketen abgebrannt; es war als ob man eine ungeheure Menge Pulver und Feuerwerk in allen Stadtrevieren ausgetheilt hätte.

(Die Fortsezung folgt.)

Dresden, am 28. April.

(Beschluß.)

Zu der großen geistlichen Musik, welche am Palmsonntage im großen Opernhause zum Besten des Pensionsfonds für die Wittwen und Waisen der königlichen musikalischen Kapelle aufgeführt wird, war dieses Mal das Weltgericht, von Fr. Schneider komponirt, gewählt worden, und es war ein hoher Genuß, dieser Feyer beyzuwohnen. Das gründlichste darüber ist wohl von dem als Musikkenner und Dichter so rühmlich bekannten Freyherrn Boroudus von Mitrig in dem „Einheimischen," das mit der Abendzeitung ausgegeben wird gesagt worden, und was darin zum Ruhme aller Theilnehmenden Individuen mitgetheilt wurde, ist vollkommen der Wahrheit gemäß. Man kann diese treffliche Einrichtung, wodurch wir stets am Palmsonntage einer solchen musikalischen Festlichkeit entgegen sehen können, die gewiß nicht verfehlen wird in Zukunft zahlreiche Fremde zu bestimmen, namentlich auch diesen Tag zu ihren Besuchen in Dresden zu wählen, nicht genug loben, da sie hier die einzige Gelegenheit gibt, einen so ausgezeichneten Künstlerverein vollständig zu hören, und die Wahl der Oratorien stets von verständiger Hand geleitet werden wird. Dem Vernehmen nach soll mit deutscher und italienischer Sprache jährlich abgewechselt werden.

Die lezztere feyerte wieder einen Triumph in der neu einstudirten Oper, la Donna del lago. Die Darstellung war fast in allen Theilen eine ungemein gelungene. Besonders zeichneten sich die Palazzesi und Schiassetti aus, und erndteten den reichsten und ungetheiltesten Beyfall der bey öftern Wiederholungen doch stets zahlreichen Zuhörer. Auch Zezi und Rubini leisteten Vorzügliches. Wiederholungen des Crociato wurden mit noch größerem Enthusiasmus aufgenommen, und auch die Darstellung des Don Giovanni krönte, trotz der breiten Bemerkungen dagegen im hiesigen Merkur, der lautausgesprochenste Beyfall. Schade daß durch den Abgang des Basisten Salvatori die Rolle des Don Giovanni für jezt unbesezt bleibt. Sgra Tibaldi, bis vor einem Jahre eine Zierde unsrer italienischen Bühne, ist wieder hier, und das Publikum wünscht sehr, daß die Direktion sie von neuem dafür gewinnen möchte. Schiller und Shakespear waren die beyden Sterne, die seit meinem lezten Berichte neu strahlten an unserm deutschen Theaterhimmel. Sollten wir nicht zufrieden seyn? Und wir waren es auch mit dem erstern. Sein Fiesko riß uns, trotz aller Luftblasen, die das jugendliche Gemüth des ersten deutschen dramatischen Dichters noch darin zuweilen aufsteigen läßt, durch Wärme und Gefühl, Frische und Lebensregen, Kraft und Gewandheit mit sich fort. Wir konnten innigen Theil nehmen an diesem Helden, selbst in seinen Verirrungen, diese Intrigue zog uns an in ihren wechselnden Verbindungen, und die Darsteller leisteten großentheils sehr Erfreuliches. Namentlich Devrient als Fiesko, der den Charakter wacker aufgefaßt hatte, und schon durch die äußere Erscheinung und sein treffliches Organ ganz zu diesem Lieblinge der Frauen und dieser Hoffnung der freyheitskühnen Genueser geeignet war. Lebendiger Beyfall lohnte die Anstrengungen der Darsteller. Warum war dieß nicht der Fall bey dem Mohren von Venedig? Warum rührte sich keine Hand bey der ganzen Vorstellung, ausgenommen um Mad. Schirmer Dank für die Zartheit und Kindlichkeit zu sagen, womit sie den Charakter der Desdemona schmückte? Unstreitig, weil uns der Darsteller des Othello nicht zufrieden stellte, weil wir den Jago mehreres nicht verstehen konnten, weil die Emilie nicht passend besezt war, weil die Buhlerin Bianka uns beleidigte, weil eine Masse unnützer Figuren uns verwirrte, weil endlich das Ganze einen zerschneidenden, aber nicht einen erhebenden Eindruck hinterließ, wie es ja wohl eigentlich der Zweck jeder Tragödie seyn sollte. Warum ließ man uns nicht lieber Macbeth sehen, dessen Bearbeitung durch Schiller so trefflich ist, während in dieser Voßischen ungelenken Uebersezung wir nur die Darsteller bewundern mußten, wie sie im Stande waren diese Perioden, welche nach allem andern, nur nicht nach dem deutschen Sprachgebrauch geformt waren, bis zum athemraubenden Ende zu bringen? Ein Fräulein Fournier aus Mainz hat als mexikanisches Suschen debütirt. Sie ist sehr hübsch, hat Talent, gutes Organ, warmes Gefühl. Wird sie die Hoffnungen erfüllen, die man sich von ihr machen kann? Die ältere Bamberger haben wir wieder einmal in der schönen Müllerin gesehen. Warum denn seit vier Monaten in nichts anderem?

Beylage: Kunstblatt Nr. 40.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 119.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 18. Mai 1827.

Ueber die Berge,
Ueber die Quellen,
Unter den Gräbern,
Unter den Wellen,
Unter Tiefen und Seen,
In der Abgründe Steg;
Ueber Felsen, über Höhen
Findet Liebe den Weg.

Herder.

Die treue Fischerin.

In vier Liedern, von Friedrich Helmk.

I. Die Nachschau.

Das Mägdlein schaut vom Felsenstrande
Hinaus auf die lebend'ge See;
Sie strecket von dem steilen Rande
Inbrünstig aus der Arme Schnee.
Gelöset ist des Hauptes Binde,
Die braune Locke wallt im Winde,
Und ihrer Thränen heiße Flut
Entflammt der Wangen rothe Glut.

„Die Winde seine Segel schwellen,
Mit allen Flügeln eilt sein Schiff,
O traget sanft, ihr krausen Wellen,
Es über jedes falsche Riff;
Nur leicht den breiten Bord umgaukelt,
Nie ihn auf weißen Häuptern schaukelt;
Und bringt es aus dem Palmenland
Geborgen an der Heimath Strand."

Ein frischer Wind weht vom Gestade,
Die Ebbe flieht den nassen Sand;
Wie prächtig schwimmt im grünen Bade
Die stolze Brigg in's ferne Land.
Der scharfe Kiel auf Windesflügel
Durchschneidet die lebend'gen Hügel:
Die Welle steigt und kränzt mit Schaum
Die Bahn zum ungemessnen Raum.

„Was weht so streng' ihr, starke Winde?
Durch eure Kraft mein Liebstes flieht.
Noch haltet an, noch haucht gelinde,
Da ihn noch kaum mein Auge sieht.
Doch rasch der Flügel Kraft dann schwinget,
Wenn fern er nach dem Ziele ringet,
Und wendet heim er seinen Lauf,
So schwellet voll die Segel auf."

Die Sonne sinkt, der Tag verglimmet,
Die Welle flammt im goldnen Brand;
Der Flagge Roth und Weiß verschwimmet,
Schon schwand der Wimpel flatternd Band;
Und kleiner glänzt und ferner immer
Der breitgespannten Segel Schimmer:
Doch hoch an schlanker Tanne blinkt
Das weiße Tuch, das Grüße winkt.

„Wann wird die Sonne wieder steigen,
Die ihm zur frohen Heimkehr glänzt?
Wann wird der spitze Mast sich zeigen,
Mit langen Wimpeln bunt bekränzt?
Wann schaut dieß Auge hier vom Strande
Der Segel Brust gewandt zum Lande?
Und seiner Flagge rothe Zier?
Und seines Tuches weiß Panier?"

Da nimmt die Maid des Busens Hülle
Und schwenkt sie mit der weißen Hand:
Wild küßt der Ost die frische Fülle,
Doch kühlt er nicht den tiefen Brand.
Sie schwenkt den Gruß von höchster Spitze,
Da flammt es fern mit raschem Blitze,
Und des Geschützes ehrner Mund
Macht laut den Donnergruß ihr kund.

„Dein lezter Gruß! Nun ganz geschieden!
Dich trägt die falsche See dahin.
Mit nahmst du mir des Herzens Frieden,
Zurück mir bringe treuen Sinn.
Und wenn du lenkst auf feuchtem Pfade
Dein Schiff zum heimischen Gestade,
So sende Donnergruß, der spricht:
Die See verfälscht die Liebe nicht."

Die Maid zurück die Schritte lenket
Zum schilfgeflochtnen Hüttendach;
Sie tritt hinein, das Haupt gesenket,
Das Auge roth vom Thränenbach.
Die Mutter spricht: „Die Nacht ist schaurig;
Was kommt mein Kind so trüb' und traurig?"
Doch weg die Maid ihr Antlitz neigt,
Und seufzet tief, und weint und schweigt.

Skizzen aus Amerika.

(Fortsezung von Nro. 82.)

Der Farmer (Landwirth.)

Wer die elegante Farm (Meierey) sehen will, die alle Arten ökonomischer Betriebsamkeit, besonders eine Viehzucht in höchster Vollkommenheit, aufweiset, der gehe nach Massachusets, Rodeisland, New-York, und er wird in der Umgegend von Boston, Providence und häufig in New-York Meierhöfe finden, die mit den englischen wetteifern, wenn gleich kein englisches Kapital in ihnen steckt. Wer den soliden Farmer (Landwirth) sehen will, der seinen Stolz darein sezt, seine Felder im Zustande vollkommener Bebauung zu zeigen, der besuche den deutschen Amerikaner bey Reading, Lankaster, Libanon und Harrisburgh in Pennsylvanien, und er wird die Züge deutscher Abkunft in der Zucht wohlbeleibter Pferde, bey geringerer Aufmerksamkeit für Rindviehzucht, in den außerordentlich rein gehaltenen und sorgfältig eingefriedigten Feldern, und den soliden Wirthschaftsgebäuden nicht verkennen. Der ärmere deutsche oder irländische Ansiedler, dessen harten Anfang weder Kapital noch Erbschaft begünstigten, und der keine andere Habe besaß, als seine und seines Weibes Arme und eine getreue Axt, lebt im nordwestlichen Pennsylvanien. Ein fünf und zwanzigjähriger Schweiß hat ihn zum, zwar nicht reichen, doch zufriedenen Besitzer seiner Farm gemacht. Die Gewohnheit hart zu arbeiten (zu schaffen, wie er es nennt) ist ihm zur andern Natur geworden, und, obwohl im Besitze von 2 — 400 und vielleicht mehr Ackern Landes, plagt er sich doch noch immer, wie bey seinem ersten Anfange. Viele dieser Klasse kamen erst vor zwanzig oder fünf und zwanzig Jahren nach Amerika und wurden als sogenannte Redemptioners für ihre nicht bezahlte Fracht verkauft. In einigen Jahren arbeiteten sie sich frey, und nun war ihr erstes Geschäft, eine tüchtige Gehülfin zu suchen, mit der sie dem Westen Pennsylvaniens zuwanderten. Gewöhnlich fand sich da ein unbesezter Landstrich, für den nach Verlauf einiger Jahre der deed (Besitzurkunde) erhoben wurde, und dann waren diese Menschen freye und unabhängige Besitzer ihres Grundes.

Der vornehme Farmer existirt am Jamesfluß in Virginien, gastfrey, aber auch stolz, als Tabakspflanzer umgeben von einer Heerde Sklaven, die er nun, da seine Ländereyen durch unausgesezten Tabaksbau erschöpft zu werden anfangen, als ein ächter Aristokrat nach Louisiana zu verhandeln anfängt. Seine Abstammung von vier oder fünf Ahnen, die vor ihm auf dieser Farm herrschten, und eine hinlängliche Anzahl weißer Lehnsleute, denen er kleine Stücke magern Landes verpachtet, und die nie unterlassen, mit dem Hute unter dem Arm vor ihrem Lehnsherrn zu erscheinen, haben ihm eine Idee von Wichtigkeit beygebracht, die seinen Begriff von republikanischer Freyheit dahin reduzirt, daß er völlig überzeugt ist er dürfe Alles thun, und seine Umgebungen müssen sich Alles von ihm gefallen lassen, was ihm beliebt. Für ihn hat der Gedanke der Umwandlung seiner Pflanzung in ein Lordship (adeliche Herrschaft) nichts Abschreckendes, und offen erklärt er, daß Virginien und die Vereinigten Staaten, die in seinen Augen ohnedem nur eine Ergänzung seines eigenen Staates, des unzweifelhaften Hauptes der Union sind, nie glücklich seyn werden, so lange nicht die englische Konstitution, wenigstens was Lords und Commons betrifft, eingeführt werde, wobey er sich dann großmüthig mit dem Lord zufrieden stellen, die Commons aber seinen armen Teufeln von Nachbarn, den Pennsylvaniern und New-Yorkern, gönnen würde.

So hoch übrigens die Landwirthschaft in Pennsylvanien, New-York und den Neu-Englandstaaten gestiegen ist, Ohio und das daran gränzende Indiana hat sie bereits übertroffen. Die Kraft und der Unternehmungsgeist des amerikanischen Farmers sind nirgends sichtbarer. Pennsylvanien hat die Natur durch seine, an Steinkohlen, Eisenerz, und vielleicht noch edlern unentdeckten Metallen reichen Gebirge zum fabrizirenden Staate bestimmt. New-York und die Neu-Englandstaaten ladet die Nachbarschaft des Ozeans mehr zum Handel ein; dagegen die Bewohner von Ohio, Indiana und Illinois blos Landwirthe seyn können, und, nach dem zu schließen, was in den fünf- und dreyßig Jahren der Ansiedlung Ohios bereits gethan ist, muß hier die Landwirthschaft zur höchsten Vollkommenheit gelangen. Man erstaunt, wenn man das Werk weniger Jahre und eben so weniger Hände in diesem Staate betrachtet.

Oft wenn der in den Ahorn- und Buchenwäldern Ohios Reisende es sich am wenigsten versieht, nimmt ihn eine Lane (Gäßchen, das durch zwey parallellaufende Einfriedigungen gebildet wird) auf, die ihn zu einer Farm hinführt. Die Einfriedigung ist noch ganz neu, die Felder

sind von einem kürzlich verdorrten Walde nicht zu unterscheiden, die ungeheuern Stämme erst dieses Jahr durch einen zwey Fuß über der Erde mit der Art eingehauenen tiefen Ring getödtet. Zwischen den halbverdorrten Bäumen ist Wälschkorn gesäet, das, ungeachtet der zahlreichen, dürren abgefallenen Aeste und des nur halbvertilgten Gestrüppes, üppig emporschießt. Eine zweyte Lane nimmt nun den Reisenden auf; die aschgraue Farbe der Pfähle und die rindelosen Bäume, die nur ihre großen Aeste behalten haben, und diese gleich Riesenarmen in die Luft ausstrecken, zeigen ein zweyjähriges Alter dieser Felder an. Herrlicher, mannshoher Waizen wächst hier zwischen den Bäumen. Nun senkt sich die Anhöhe von einer Seite in eine mäßige Niederung, und die Wiesenländereyen erscheinen dem Auge. Die Bäume sind zum Theil getödtet, zum Theil zur Beförderung des Graswuchses lebend gelassen. Auf der andern Seite ist der angelegte Obstgarten, ein kleineres Hanf- und Flachsfeld, und dicht daran der Küchengarten. Das mäßige Wohnhaus, von gezimmerten Baumstämmen aufgeführt, deren Zwischenräume mit Lehm ausgefüllt sind, hat gewöhnlich nur eine Stube. Der Kamin ist von der Außenseite angebracht und von Steinen, oft auch blos von hölzernen Blöcken aufgeführt, die inwendig wie die Wände mit Lehm und Steinen, wenigstens für einige Zeit, feuerfest gemacht sind. Das Innere des Hauses, oder besser zu sagen der Stube, verräth Reinlichkeit und den Anfänger, der für einige Zeit auf Bequemlichkeit Verzicht geleistet hat. An den Wänden der Stube, die zugleich zur Küche dient, hängen zunächst dem Kamine die Küchengeräthe; zunächst diesen eine oder mehrere Büchsen armsdicke Reitpeitschen, und die Garderobe des Farmers und der Farmerin. Die Wände sind mit Zeitungen beklebt, die statt des Uebertünchens dienen, und den Gästen manche Viertelstunde verkürzen. Das mächtige Ehebett steht im Hintergrunde, und unter diesem ein kleineres Bett für die jüngeren Glieder der Familie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus den hinterlassenen Schriften des General Foy.

(Beschluß.)

Wir sahen am Tage unsers Unglücks diese Kinder Albions auf der Ebene zwischen dem Gehölz von Hougoumont und dem Dorf Mont-St.-Jean in Vierecken aufgestellt; sie hatten, um diese gedrängte Stellung zu erlangen, ihre Reihen zu verschiedenen Malen verdoppelt und wieder verdoppelt. Die Reiterey, welche sie deckte, wurde in Stücken gehauen, der Donner ihres Geschützes zum Schweigen gebracht. Die Generale und die Offiziere des Stabs galloppirten von einem Viereck zum andern, nicht wissend wo sie Schutz finden sollten. Wagen, Verwundete, Reservegeschütz, Hülfstruppen flohen in Unordnung gegen Brüssel zu. Vor ihnen und in ihren Reihen war der Tod, hinter ihnen die Schande. In diesen schrecklichen Augenblicken vermochten die ganz nahe abgeschossenen Kugeln der kaiserlichen Garde und die siegreiche französische Reiterey nicht, das unbewegliche englische Fußvolk zum Weichen zu bringen. Man wäre versucht gewesen zu glauben, es habe im Boden Wurzel gefaßt, hätten sich nicht seine Bataillone ein Paar Minuten nach Sonnenuntergang majestätisch in Bewegung gesetzt, als die Ankunft der preußischen Armee Wellington verkündigte, daß er, Dank der Ueberzahl, Dank der Kraft der Trägheit, und zum Lohn, daß er tapfere Leute in Schlachtordnung zu stellen gewußt, den entscheidendsten Sieg unserer Zeit davongetragen habe.

Ja gewiß, die instinktmäßige Entschlossenheit, die, selbst wenn sie einen Mißgriff thut, besser ist als eine künstlerische Unschlüssigkeit, die Seelenstärke, die keine Gefahr beugt, die Hartnäckigkeit, welche macht, daß man die Beute davon trägt, weil man im erbitterten Kampfe am längsten ausgehalten, sind seltene, erhabene Eigenschaften; wo sie ausreichen, um dem Nationalinteresse den Triumph zu sichern, ist es gerecht, den begabten Sterblichen, der sie besitzt, mit Ehre zu überhäufen. Aber die Denker aller Länder und aller Jahrhunderte werden der Uebertreibung eines so beschränkten Ruhms nicht auf's Wort beypflichten; sie werden die Kluft bezeichnen, die den Mann vom Handwerk vom Manne von Genie trennt. In der That, was kann für eine Aehnlichkeit statt finden zwischen dem gemeinen Krieger, der, begünstigt durch die Güte seiner Waffen, auf gebahnter Straße ficht, und den Halbgöttern der Iliade, die drey Schritte thun und am Ende der Laufbahn stehen? Die großen Heerführer waren groß ohne Beywerk, ohne Umgebung, und sie werden groß bleiben, trotz dem Mißgeschick; sie entlehnten ihre Kraft nicht von Einrichtungen, die ihnen vorangingen, und die sie überleben werden; im Gegentheil, sie sind es, die den Köpfen der Menge erhabene Gedanken einflößen. Sie sind sich gleich in der Entwicklung aller Kräfte des menschlichen Geistes, ihre Unergründlichkeit umfaßt alle Arten der Größe; so erschienen, mit verschiedenem Geschick, im Alterthum Hannibal und Cäsar, in unserer Zeit Friedrich und Napoleon.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 4. Mai.

(Fortsetzung.)

Einige Unvorsichtigkeiten wurden allerdings begangen, und es hatten einige kleine Unglücksfälle statt, allein im Allgemeinen war doch mitten unter diesem Lärmen und Toben einer sich selbst überlassenen Menge immer noch Ordnung und Mäßigung. Da der Preßfreyheit ein einstimmiges Vivat erscholl, braucht wohl nicht gesagt zu werden. Das ganze Fest war ja der Freyheit zu Ehren angeordnet, oder eigentlich inspirirt. Auch andere Ausrufungen wurden, mitunter gehört, als: nieder mit den Jesuiten, mit den Ministern, zur Laterne die Obscuranten! Dieß war das Einzige, was die ministeriellen Blätter von dem sonderbaren Abende zu erzählen wußten, und sie verfehlten nicht, hierin den Keim einer neuen Revolution zu se-

hein. Die liberalen Blätter läugneten jene Ausrufungen gerade weg. Dieß war auch nicht recht; denn gewiß ist es, daß dergleichen gehört worden ist. Was kann die Preßfreyheit dafür, daß sich solche Leute aus der Jakobinerzeit ihrer Sache annehmen? Sicher hat die jetzige Generation mit der Laterne nichts zu thun. Die ministeriellen Zeitungsschreiber wollen auch ein: es lebe die Republik! gehört haben. Dieß möchte ich ebenfalls nicht läugnen; denn ohne Zweifel gibt es in Paris noch genug Anhänger der republikanischen Staatsverfassung, und bey einem solchen Triumphe der Konstitutionellen lassen sich allerley Gesinnungen vernehmen, wovon einige eben nicht sehr konstitutionell sind. Aber dieß naive und freymüthige Aeußern verschiedener Gesinnungen, die sonst nicht ohne Gefahr laut werden dürfen, gehörte mit zu den Sonderbarkeiten jenes Abendes und jener Saturnalien der Stadt Paris. Am folgenden Tage war noch Feyertag in den Buchdruckereyen; die Studenten der juristischen und der medicinischen Fakultät begaben sich mit einer Fahne durch die Straßen, und brachten den ausgezeichnetsten liberalen Rednern der Deputirtenkammer ihre Dankbezeugungen und ihre Glückwünsche über den Sieg der Preßfreyheit dar. An diesem Tage aber hohlte die Polizey ein, was sie am vorigen Abende glaubte versäumt zu haben, die Gensdarmen rückten wohlberitten und wohlbewaffnet auf die St. Denisstraße zu, wo sich eine ungeheure Anzahl Menschen versammelt hatte. So wie man die Reiter anrücken sah, erscholl ein Pfeifen und Ausbohnen von allen Seiten; die Gensdarmen fuhren auf die Menge los, die sich natürlich bald zerstreute; allein einige Gensdarmen, die man einzeln packte, wurden sehr mißhandelt. Am vorigen Abende hatte man in dieser Straße denjenigen, die nicht illuminirt hatten, die Fenster eingeschlagen dießmal ward nach der Evolution der Gensdarmen alles ruhig. Da nun in Paris keine Begebenheit ohne Chansons vorübergeht, so waren auch bald schon eine Menge von satyrischen Complaintes und andere Lieder im Umlauf; sie wurden meistens in dem beliebten 32ger Format gedruckt, und in großer Menge abgesetzt. Ein Tagesblatt gab das Protokoll einer Leichenschau und Obduktion des in der Pairskammer verunglückten Preßzwanges.

Einige Tage vor dem Zurückziehen des Gesetzentwurfes hatten die ministeriellen Blätter nur so obenhin von dem Vorsatze des Königs gesprochen, am lezten Sonntage des Aprilmonats Heerschau über die Pariser Nationalgarde zu halten. Mitten unter dem Freudentaumel ergriff man schnell den Gedanken, die Gelegenheit der Heerschau dazu zu benuzen, dem Könige die allgemeine Zufriedenheit über jenes Zurückziehen zu bezeugen. Kaum hatten die liberalen Zeitungen diesen Gedanken geäußert, so ward er zum einstimmigen Willen in Paris, und nun sprachen die liberalen Blätter alle Tage von den Vorbereitungen der Bürger zu der bevorstehenden Heerschau, und von ihrem Vorsatze, dem Könige für seinen Entschluß zu danken. Ich bin überzeugt, die Ministeriellen hätten nun vieles darum gegeben, wenn sie nie von der Heerschau ein Wort hätten fallen lassen, oder wenn sie die Leute hätten von ihrem Gedanken abbringen können. Dieß war aber nicht mehr thunlich, denn die unabhängigen Blätter verfehlten nicht, unaufhörlich von der Heerschau zu sprechen. Anfangs wollten die Minister oder die Hofleute die Sache dahin abändern, daß die Heerschau im verschlossenen Hofe des Tuilerienschlosses vorgehen, und blos in einem Vorüberziehen der einzelnen Legionen der Nationalgarde bestehen sollte. Da die liberalen Blätter dieß aber sogleich als eine, das Ehrgefühl der Pariser Bürger beschimpfende, und von der Angst eingegebene Vorsichtsmaßregel schilderten, so mußte man von diesem Plane abgehen und auf den vorigen wieder zurück kommen, darauf nämlich, die Heerschau auf dem offenen Marsfelde zu halten, wo alle großen Heerschauen statt zu finden pflegen. Indeß mochte man nicht ohne große Bangigkeit wegen dieses Auftrittes seyn, zumal da sich die Pariser, die sonst oft saumselig in der Erfüllung der Milizpflichten sind, dießmal alle beeiferten, in völliger Rüstung vor dem Könige zu erscheinen; so daß man gewarten mußte, hier zwanzig bis dreyßig tausend Mann mit Waffen beysammen zu sehen. Man sagt auch, viele junge Leute haben sich als Zuschauer mit Waffen versehen, um sich im Nothfalle wehren zu können. Andernseits soll die Militärobrigkeit die an der École militaire stehenden, auf's Marsfeld gerichteten Kanonen geladen haben, um sich derselben im Nothfalle zu bedienen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wien. Jänner bis April.

(Fortsetzung.)

Mit den Theatern ist seit meinem lezten Berichte manche bedeutende Veränderung vorgegangen. Das Theater an der Wien ist seit dem Ende des vorigen Jahres geschlossen. Die Erben des verstorbenen Obrist Wimmer haben es käuflich an sich gebracht, und wollen es verpachten, wie es heißt an den ehmaligen Pächter, den gewesenen Director des Theaters am Isarthor in München, Karl, den Einzigen vielleicht, von dem eine günstigere Reform zu erwarten steht, besonders wenn die längere Dauer der Unternehmung gesichert ist. Seit längerer Zeit schien ein eigener Unglücksstern über diesem Hause zu schweben; nur Kraft und Beharrlichkeit können hier helfen. Die Wiedereröffnung soll am 1sten August geschehen, und der Pacht auf sechs Jahre geschlossen seyn.

Das Theater in der Josephsstadt kultivirt fleißig die Pantomime, und stattet sie mit einer Liberalität aus, die bey Privatdirektionen selten gefunden wird. Auch die Lokalposse fängt an immer mehr dort zu gedeihen, obschon sie eigentlich auf dem Leopoldstädtertheater heimisch ist, wo sie durch den Verein seltner komischer Individualitäten, und durch die Kraft eines seltenen Zusammenspiels bedeutend gefördert wird. Auch dieses Theater ist seit Kurzem verkauft worden, wird aber noch einige Zeit lang vom Ausschusse der früheren Creditoren geleitet. Nach Raimunds Millionär, welcher bereits die fünfzigste Vorstellung erlebte, hat „Kabale und Liebe" eine Parodie des Schiller'schen Trauerspiels, von Bäuerle, das meiste Glück gemacht. Das Kärnthnerthor-Theater gibt seit Kurzem endlich die lang versprochenen italienischen Vorstellungen. In Amarilla, von Paccini, treten Madame Lalande und Hr. Lablache auf. Die Vortrefflichkeit des Lezteren als Sänger und Schauspieler ist zu bekannt, als daß sein Ruf durch Worte vermehrt werden könnte. Die Lalande ist eine Sängerin erster Größe, weniger anmuthig als die Fodor, an Erhabenheit ihr nicht ungleich. Der Tenorist Monelli ist schwach; er soll einmal besser gewesen seyn. Sonst ist Niemand von eigentlicher Bedeutung anwesend. David wird erwartet. Nach Amarilia kamen „Semiramis," von Rossini und „L'aio nell imbarazzo," von Donizetti in die Scene. Der Reiz der Neuheit ist vorüber, die italienische Oper füllt die Häuser nicht mehr, die deutsche liegt in einem beständigen Siechthum. Nur die heftige Liebe der Wiener zur Musik fristet ihr kümmerlich das Leben. Dem. Schechner kann, aller Vortrefflichkeit ungeachtet, allein der allgemeinen Krankheit nicht Einhalt thun. Leider verläßt auch sie, dem Vernehmen nach, uns in kurzer Zeit, um die Stelle der verstorbenen Wespermann zu ersetzen. Das Ballet hat durch die Anwesenheit der unvergleichlichen Dem. Brugnoli und des Herrn Guerra bedeutend gewonnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 40.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 120.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 19. Mai 1827.

Dem Fleiß ist keine Wand zu fest,
Dem Muth kein Abgrund unzugänglich.

Novalis.

Skizzen aus Amerika.

Der Farmer.

(Fortsetzung.)

Rings um das Haus läuft eine Einfriedigung, innerhalb welcher Pfirsichbäume ausgesetzt sind. Außerhalb dieser, und vom Hause ziemlich entfernt, befindet sich die aus unbezimmerten Baumstämmen aufgeführte doppelte Scheuer, mit einer großen Oeffnung in der Mitte zum Einfahren der Fruchtwagen und zum Dreschen; darunter die Stallungen für das Rindvieh und die Pferde; zu beyden Seiten der Scheuer einige kleinere, ziemlich roh aufgeführte Behälter für das Wälschkorn, und ein oder zwey Schweinställe; Hühner, Truthühner und Schweine, die nicht gemästet werden, müssen sich ihr Nachtlager im Walde oder auf den Bäumen in der Nähe des Hauses suchen. Alles dieses ist das Werk von drey Jahren.

Der Besitzer dieser Farm ist ein deutscher oder englischer Pennsylvanier, New-Yorker oder Neu-Engländer (yankees). Nach dem Tode seines Vaters fiel ihm, so wie jedem seiner vier Brüder ein Fünftel der Farm desselben zu. Die Töchter wurden mit Geld abgefunden. Er verbesserte seinen Antheil, baute sich mit Hülfe seiner Nachbarn und Freunde die nöthigen noch fehlenden Wirthschaftsgebäude, und benutzte sie so gut als es sich thun ließ. Seine Familie hat sich jedoch während der Zeit vermehrt. Da er, um nichts zu versäumen, gleichfalls frühe geheirathet hat, und für die Brüder besorgt ist, beschließt er sich im Westen niederzulassen. Einen Käufer seiner Wirthschaft findet er unter seinen Verwandten; oder seine zahlreichen Bekannten führen ihm einen solchen zu. Sind die Bedingungen vorläufig in's Reine gebracht, besteigt er nach der Frühsaat sein Pferd, versieht sich mit dem nöthigen Gelde, und besucht die westlichen Staaten. Die Reise beträgt hin und zurück zwischen 1500 und 2000 englische Meilen; das ist aber für den Amerikaner von keiner Bedeutung. Haben sich früher Verwandte von ihm in den westlichen Staaten niedergelassen, so besucht er diese, und erhält hier über die Beschaffenheit des Landes Auskunft. Hat er diese nicht, so reiset er, mit einer guten Landkarte versehen, selbst in jene Gegenden, die seinen Absichten am besten zusagen, und die er sowohl aus der offiziellen Beschreibung der Ingenieurs, die das Land aufnahmen, als den zahlreichen Berichten seiner reisenden Mitbürger so ziemlich kennt. Uebrigens findet er überall jede mögliche Aufmunterung, die ihn jedoch selten zur Ansiedlung bestimmt. Er traut niemand als sich selbst, und überzeugt sich daher persönlich an Ort und Stelle, so daß er lieber vier bis fünf Tage und eben so viele Nächte in den Hinterwäldern zubringt, und allenfalls im Freyen schläft, als daß er sich auf die interessirten Lobpreisungen seiner Mitbürger verließe, die, weil sie gerne in ihrer Nähe Ansiedler haben möchten, stets ihre Gegend als die beste der Vereinigten Staaten rühmen. Ist er ein Anglo-Amerikaner, so bestimmt ihn bey der Auswahl seines Landes, nächst der Güte desselben, vorzüglich die Nähe eines schiffbaren Flus-

ses, oder wenigstens einer Creek (kleiner Fluß), an der sich mit der Zeit Mühlen und Fabriken anlegen lassen, Steinkohlenlager u. dgl. Ist er ein deutscher Amerikaner, so sieht er einzig auf gutes Land, wo er zwar mehr baut, aber weniger absezt als seine klügeren Mitbürger. Hat er endlich ein Stück Landes gefunden, das nach seinem Geschmack, und das noch nicht von einem Landspekulanten oder Ansiedler gekauft ist, was er beym nächsten Farmer erfahren kann, dann reiset er zur Landofficio (die Behörde, wo die Staatsländereyen verkauft werden), und bezahlt das erste Drittel für eine Sektion (640 Acker) mit 266 Dollars 33 Cents; hat er zwey Sektionen, d. h. 1280 Acker, das Doppelte. Er kehrt nun nach Hause zurück. Seine Farm ist unterdeß bereits verkauft, oder es geschieht unverzüglich. Fünfzig Acker, den Acker zu 30 Dollars (ein nicht ungewöhnlicher Preis für die östlichen beseren Ländereyen) geben ihm 1500 Dollars. Seine Fruchtvorräthe, Vieh, Hausgeräthe, das er nicht mitnimmt, bringt ihm bey der Auktion, die er in seinem Hause hält, andere 1000 Dollars. So hat er ein Vermögen von 2500 Dollars. Das nöthigste Wirthschafts- und Hausgeräthe mit etwas Küchengeschirr, Betten, Kleidung, Flachs und Wolle zur Beschäftigung des weiblichen Geschlechts für die Winterabende, wird mit ein Paar Dutzend Schinken, einigen Käsen, dem nöthigen Thee, Zucker, Kaffee, einem halben Fäßchen Whisky (Branntwein), gedörrten Pfirsich- und Apfelschnitten auf zwey Wagen gepackt, vor welche zwey oder auch mehrere tüchtige Pferde gespannt werden. So tritt er seine Uebersiedlungsreise von 6 bis 800 Meilen an. Die Reisegesellschaft besteht aus ihm, seiner rüstigen Frau, zwey vielleicht erwachsenen Töchtern, eben so vielen kräftigen Burschen, und zwey oder drey kleinern Kindern, gewöhnlich aus neun bis zehn Gliedern. Ihre Mahlzeiten bereitet sich die Familie selbst, so wie sie auf ihren eigenen Betten in der Wirthsstube schläft. Die Uebersiedlungen sind so häufig, daß es keinem Wirthe einfällt daraus Vortheil zu ziehen, so ungeduldig auch die Frau Wirthin zuweilen über das Herumtrippeln der Mädchen an ihrem Heerde wird. Die Söhne, ihre Büchsen auf dem Rücken, schießen was ihnen gerade in den Weg kömmt, die Töchter stricken auf dem Wagen, oder gehen daneben her, stets sauber und reinlich gekleidet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben Bernardin's de St. Pierre. *)

Sein Aufenthalt in Rußland.

In Bernardins Kopf war Empfindeley mit Stoicismus, kindische Eitelkeit mit Weltverachtung, hingebendes Vertrauen mit Menschenscheu seltsam gepaart, und durch eine höchst bewegliche, ausmalende Phantasie solchergestalt gesteigert, daß er von seinen Kinderjahren an nach Trugbildern jagte, und von Trugbildern irre geleitet wurde. Im vierzehnten Jahre schickte er sich an, mit Missionarien nach Indien zu gehen. In seinem drey und zwanzigsten Jahre, 1760, machte er ohne bestimmte Anstellung unter dem Grafen von St. Germain den Feldzug am Rhein mit; bey der Ungnade dieses Generals ward er ebenfalls fortgeschickt, gerieth in große Noth, lag seinen Verwandten zur Last, sollicitirte lange und erhielt endlich das Versprechen einer Offiziersstelle im Genieweſen, um mit einer Anzahl französischer Ingenieurs nach Malta, dem Orden zu Hülfe, gegen die Türken zu ziehen. Bernardin beging die unbegreifliche Unvorsichtigkeit zu Schiffe zu gehen, ohne sein Brevet abgewartet zu haben. Das Korps erkannte ihn nicht an, Demüthigung, Armuth warteten seiner auf der Insel, von der er bald in sehr traurigen Umständen nach Paris zurückkehrte. Abenteuerlich in seinen Planen, unstät in seinem Bemühen, phantastisch in seinen Begriffen von Ehre und Glück, gelang ihm nichts, die bitterste Armuth drückte ihn. Damals schwang sich Katharina auf den russischen Thron; Bernardin erfaßte plötzlich den Gedanken, unter ihrer Herrschaft seine menschenbeglückenden Plane, bey denen ihm Penns Beyspiel vorgeschwebt zu haben scheint, zu begründen; er borgte hie und da einige Hundert Franks zusammen und machte sich nach Petersburg auf den Weg. Im Haag angekommen, schlugen sogleich seine ersten Hoffnungen fehl; sein Geld war fast aufgezehrt, er fand keine Unterstützung. Da nimmt sich ein alter Franzose, ein Journalschreiber, seiner an. Er gewinnt ihn lieb und bietet ihm die Hand seiner Schwägerin nebst seiner Journalredaktion als Mitgabe an. Bernardin zog den Glanz der Menschenbeglückung vor, borgte von Neuem im Haag, borgte in Lübeck, und kam am Schlusse des Jahrs 1762 in Petersburg an.

Wie sich Bernardin in Lübeck einschiffte, empfahl ihn der damalige französische Kommandant, Ritter von Chazot, seinem Schwiegervater, dem Maler Torelli, der, um die Krönungsfeyer zu malen, nach Petersburg abging. Das Schiff war mit Abenteurern aller Art, aller Völker angefüllt, die in Rußland ihr Glück zu machen hofften. Nach vier Wochen gelangte man nach Kronstatt; die Reisenden nahmen eine Barke, die Newa hinaufzufahren. Der Fluß war mit kleinen, öden Inseln besäet, seine Ufer mit finstern Tannenwäldern bedeckt; das Geräusch der Ruder allein unterbrach die herrschende Stille. Die Reisenden blickten starr auf das wilde Land und glaubten sich am Ende der bewohnten Welt. Plötzlich machte der Fluß eine Biegung, und der Anblick des prächtigen Petersburg, die Menschenmenge, die sie am Gestade empfing, gab allen träumerischen Hoffnungen unsers Menschenbeglückers neues Leben. Die Schaluppe landete bey dem englischen Gasthaus; einer der dort wohnenden Engländer, Herr Torneton, geht den Ankommenden freundlich entgegen und ladet sie

*) Verfassers der Etudes de la Nature, des Romans: Paul et Virginie, etc. geb. 1737. gest. 1814.

ein, in Erwartung der Wagen, die sie weiter bringen sollten, den Thee bey ihm zu trinken. Schon beym Anblick der sich herzudrängenden Menge hatte Bernardin geglaubt zu Brüdern gekommen zu seyn, nach dieser Einladung ist er überzeugt, das Land patriarchalischer Gastfreundschaft gefunden zu haben, und sieht im Geist seine Plane schon verwirklicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das akademische Fest im Kollegium de Propaganda Fide in Rom.

(Beschluß.)

Der Preuße sagt endlich: Germanice; man lacht, er lacht auch. Zumal aber fährt der poetische Dämon in ihn, er reckt die Hände aus, er holt Athem, und unter Donner und Blitzen dithyrambisch erhabener Worte schwebt der Begeisterte auf dem höchsten Gipfel des Parnaß, wo längst alle Vegetation aufgehört hat, weit über die Schneelinie, ein Problem für einen ästhetischen Sauſſure. Seine Deklamation ist wüthend, seine Oktavstanzen sind überfüllt mit dreymal heilig, mit Donner und Ungewitter, Jehova und Zion, und dehnen sich im Sturm der riesenhaften Gedanken jeden Augenblick zu sechs auch sieben Füßen aus. Eine so wilde Begeisterung ist sonst nur von kurzer Zeit, und hört auf, wenn sie die Krisis überstanden hat; diese aber nicht, Ewigkeit ist ihr Lieblingswort, und wir haben eine beynahe ewige und unendliche Poesie. Wir fühlen uns ermatten von dem Schwung, mit dem uns der Dichter in's Reich des Unsichtbaren, Ueberschwänglichen und Unmöglichen fortträgt, das horror vacui ergreift uns mit Schwindel, und der Schweiß steht uns auf der Stirne, als endlich das Gedicht mit einem der tausend Ausgänge, die es hätte haben können, wirklich endet. Nun athmen wir wieder frey auf, und froh, daß unsere Sprache, die eben so viel Zeit braucht als alle andern zusammen, den Sieg gewonnen, erregen wir voll Eifersucht auf die Engländer einen rauschenden Tumult mit Händeklatschen und Bravorufen.

Manche sehen in dieser unendlichen Länge der Deutschen einen Charakterzug von uns, manche sagen, wir können doch nie fertig werden, und meynen wir müssen alles erschöpfen, manche wollen eben nicht die beste deutsche Aussprache gehört haben. Indem richtet sich ein Sachse auf, und nachdem er lachend über die noch immer nicht beruhigte Versammlung hingeschaut, fängt er an in einem scherzhaften Gedicht eine Menge deutscher Dialekte sich folgen zu lassen. Wir fanden aber keine glückliche Nachahmung darin, und Manches tönte uns so unverständlich, als das Aethiopische, Bulgarische, Türkische und Curdische. Natürlich, wenn auch der Sachse nicht, so verdienen es doch die Britten, daß ein abermaliger Applaus erschallt.

Ohne zu wissen mit welchem Gefühl wir die Leute ansehen, ob wir uns über sie erheben, oder uns ein Bischen schämen sollen, hören wir nun Flandrisch vorlesen, hernach Holländisch, und darauf beschenkt uns der Sig. Giovanni Ghinsologiu von Konstantinopel mit einer lateinischen Ode, von der ich nicht bestimmt behaupten kann, ob sie in Sapphen, in Alcäen oder in Prosa geschrieben ist. Der Irländer Dwyer bringt jezt das Irländische, und, denke man, Giovanni Ammiragli von Konstantinopel das Französische! Die Franzosen thun recht, sie machen die Vernünftigen, und applaudiren nicht, denn es ist in der That ein abscheuliches Französisch. Vitale von Smyrna thut der Spanischen ebenfalls Gewalt an, und eine italienische Canzone von Zenobio Malachian aus Konstantinopel beschließt dieses Märtyrerthum von Sprachen. Rocco Margariti von Smyrna bedankt sich noch für die Aufmerksamkeit, welche die gelehrte Versammlung der Festlichkeit geschenkt, und die lange theatralische Verhandlung hat ihr Ende nun vollkommen erreicht.

Das Publikum strömt aus dem Saal hinaus, und tritt den Lorbeer der Alumnen in dem Kollegium de Propaganda Fide mit Füßen. Diese selbst aber machen sich nichts daraus, sondern scheinen das Ganze als einen feyerlichen Spaß in Gegenwart der hohen Geistlichkeit und eines so zahlreichen und mannigfaltigen Publikums betrachtet zu haben. Sogar die Rosse der Kardinäle stampfen vor dem Thore auf Lorbeer, und der Deutsche hat nun Stoff für den Abend die Repräsentanten seiner Sprache tüchtig durchzuziehen, so wie sich des Flors der Wissenschaften in seinem Vaterlande, und ihrer geistreichen Behandlung zu freuen.

W. Waiblinger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 4. Mai.

(Fortsetzung.)

Man kann denken, welch schreckliche Auftritte vorgefallen seyn würden, wenn die Gemüther erbittert, und die Leidenschaften erhizt worden wären. Allein an ernsthafte Umtriebe dachten die Pariser nicht. Sie wollten, so bald der König erscheinen würde, alle rufen: Es lebe der König, fort mit den Ministern! Solch ein Ausruf aus dem Munde von dreyßigtausend bewaffneten Männern und eben so vielen Zuschauern, war allerdings dazu geeignet eine außerordentliche Wirkung hervorzubringen. Indessen bey reiferem Nachdenken fiel es Manchem ein, daß es doch nicht anständig, vielleicht nicht recht sey, mit den Waffen in der Hand vom Monarchen die Absetzung seiner Minister zu verlangen. Die liberalen Zeitungen ermahnten die Bürger, dem Fürsten ihre Dankbarkeit zu bezeigen, und weiter nichts; im Tagesbefehl des Generalstabs wurde ihnen dieselbe Ermahnung gegeben. Die Heerschau war prächtig; ein überaus großes und majestätisches Schauspiel bot das Marsfeld mit der bewaffneten Bürgerschaft, der ungeheuren Menge von Zuschauern, dem glänzenden Hofe, und dem zahlreichen Generalstabe dar; aber das Merkwürdigste dabey war

die allgemeine Gesinnung, welche die ungeheure Volksmenge beseelte. Aller Ermahnungen ungeachtet, ließen sich doch Stimmen hören, die hinter dem König her schrien: fort mit den Jesuiten, fort mit den Ministern! Ehrfurcht und Anstandsgefühl hielt jedoch die andern zurück. Einen der so rief, ließ der König aus der Reihe treten, und richtete die bekannten Worte an ihn. Aber nach der Revue entschädigte sich die Nationalgarde für ihre Zurückhaltung; denn so wie die Bataillone vor dem Finanzministerium in der Rivolistraße vorübergezogen, erscholl ein fürchterliches und einstimmiges: weg mit dem Finanzminister! fort mit Villele! fort mit den Jesuiten! Hier war keine Zurückhaltung; das Geschrey war donnernd und lang anhaltend. Am Abend versammelten sich das her auch schnell die Minister, und beschlossen die widerspenstige Nationalgarde aufzulösen. Der Befehl ward auf der Stelle ausgefertigt. Noch in der Nacht wurden die Posten abgelöst und nach Hause geschickt, und am andern Morgen, als die Pariser aufstanden, war keine Nationalgarde mehr vorhanden! Man kann denken wie die Leute staunten und murrten. Dieß wäre denn das Ende der so berühmten Pariser Nationalgarde, die Napoleon zur Zeit der Noth hervorrief, die während des doppelten Einrückens der verbündeten Truppen in die Hauptstadt dem Staate sehr wichtige Dienste geleistet, die sich seit dem immer sehr edel und freygebig gegen Arme, gegen Gritchen u. s. w. betragen hat, und die weit davon entfernt war ihren Untergang so nahe zu glauben; denn nie hatte sie mächtiger, glänzender und zahlreicher geschienen als gerade am Tage vor ihrer Auflösung. Sollte man sie einmal wieder bedürfen, so würde viel Zeit und Mühe dazu gehören, um sie wieder in den vollkommenen Stand zu setzen, in dem sie sich noch vor acht Tagen befand, und wovon jetzt keine Spur mehr vorhanden ist. (Der Beschluß folgt.)

Wien. Jänner bis April.

(Fortsetzung.)

Das k. k. Hofburgtheater geht mit ruhiger Würde und sicher dem Ziele zu. Seit der letzten vorjährigen Darstellung des Manuscripts, eines gutgeschriebenen Lustspiels der Frau von Weißenthurn, welches bey den ersteren Darstellungen beyläufig aufgenommen wurde, haben wir in diesem Jahre als Neuigkeiten: Flitterwochen, Lustspiel in zwey Akten, nach dem Französischen von Hell; Schüchtern und dreist, Lustspiel in einem Akt, nach Scribe von Kurländer; Belisar, Trauerspiel in fünf Akten, von Schenk; das diamantene Kreuz, Originallustspiel in zwey Akten von Deinhardstein; Ernst von Schwaben, Trauerspiel in fünf Akten von Uhland; und Shakespeares Kaufmann von Venedig, nach Schlegels Uebersetzung. Goethe's Clavigo wurde neu in die Scene gesetzt. Alle genannten Stücke sind beyfällig aufgenommen worden. Belisar ward zu einem Lieblingsstücke des Publikums, eigentlich zu einem Zugstücke. Mancher Mängel ungeachtet, zu welchen besonders das zu große Haschen nach Theatereffekt, und die in der Anlage verfehlte Zeichnung Justinians gehören, dessen ihm eigenthümlichen durchdringenden Verstand wir in seinen Handlungen nicht gewahr werden, und der dadurch, daß er im letzten Akte zu einer verbrauchten, seines Ranges und seiner sonstigen Individualität unwürdigen Weise, die Verräther zu entlarven, seine Zuflucht nimmt, unserer Theilnahme verlustig wird, zeugt das Stück von ausgezeichneter poetischer Anlage, und einer durch Studium geregelten künstlerischen Behandlungsweise. Anschütz ist in der Hauptrolle vorzüglich. Uhlands Trauerspiel sprach im Ganzen die Menge weniger an, wird aber hoffentlich ein Repertoirstück bleiben. Es ist mehr ein poetisches Meisterwerk überhaupt als ein eigentlich dramatisches, und fast zu zart für die Bretter. Freundestreue ist gewiß niemals tiefer empfunden und ergreifender dargestellt worden. Der Kaufmann von Venedig gehörte zu den denkwürdigsten und vollendetsten Darstellungen dramatischer Kunst. Mit entsprechendem Aufwande in die Scene gesetzt, vortrefflich gespielt, nahm das Stück die Theilnahme der Kenner und des größern Publikums gleichmäßig in Anspruch. Anschütz spielt die Hauptrolle, Dem. Müller die Portia, Costenoble den Shylok mit gleicher Vollendung. Löwe ist ausgezeichnet als Graziano, Wothe als Lanzelot. Eine solche Vorstellung überwiegt, dem Gehalte nach, wohl alle Genüsse, welche die sämmtlichen andern Bühnen das Jahr über uns gewähren.

Von sonstigen Neuigkeiten berühre ich den Mord, welcher durch seine besondere Gräßlichkeit unsere Stadt auf eine ungewöhnliche Weise mit Schauder und Abscheu erfüllte, nur deßhalb, weil nähere, darauf Bezug habende Umstände durch verschiedene Zeitungsberichte ganz entstellt worden sind. Die Sache verhält sich so: Abbé Plank, Rath und Professor der Mathematik an der Akademie der bildenden Künste, wurde am 12ten Febr. in seiner Wohnung durch zahlreiche Messerstiche auf die grausamste Weise ermordet gefunden. Der Mord war, wie fast mit Gewißheit anzunehmen ist, am vorhergehenden Tage um die Mittagsstunde geschehen. Bey der gerichtlichen Durchsuchung des Nachlasses des Gemordeten, zeigte sich, daß mehrere Obligationen, im Betrage von einigen tausend Gulden Metallmünze, deren Verzeichniß nach ihren Nummern sich vorfand, fehlten. In kurzer Zeit wurde das Gericht in Kenntniß gesetzt, daß mehrere dieser Obligationen noch am Tage des Mordes verkauft worden waren. Da der Verkäufer um eins der Papiere bey einem Juwelier einen Ring erstand, so hatte dieser, bey dem längere Zeit dauernden Handel, Gelegenheit, jenen Mann wohl in's Auge zu fassen, und war im Stande ihn genau zu beschreiben. Weitere Forschungen zeigten, daß er nach dem Kaufe des Ringes zu einem Sattler gefahren war, einen Reisewagen zu bestellen, und auch die Bezeichnung dieses Gewerbsmannes stimmte mit der des Juweliers zusammen. Da der Verdacht einen Mann von bedeutendem bürgerlichen Range traf, so war es nothwendig die möglichste Vorsicht bey dessen Verhaftung zu beobachten. Die Abgeordneten der Polizey verfügten sich in die Wohnung des muthmaßlichen Thäters, in Begleitung des Juweliers. Dieser bestätigte hier seine Aussage, und nun wurde jener, nicht wie man fälschlich angab, im Gasthofe, sondern in seiner Wohnung, wo er eben ein kostbares Abschiedsmahl (noch in der Nacht wollte er abreisen) bestellt hatte, in Gegenwart einiger seiner Freunde und Freundinnen verhaftet, und dem peinlichen Gerichte übergeben. Abbé Plank war in den Siebzigen, Freund des muthmaßlichen Thäters, und hat sich durch Herausgabe eines schätzbaren mathematischen Werkes, so wie durch einen streng sittlichen Lebenswandel die allgemeinste Achtung erworben.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Sylbenspiels in Nro. 114.

Ara. Sara. Mara.

Räthsel-Erzählung.

(Nach der griechischen Anthologie.)

Es war ein Mann, und doch kein Mann,
Sehend, und nicht sehend,
Hatte Füß, und keine Füße,
Der sah einen Vogel, der kein Vogel,
Auf einem Baum, der kein Baum,
Den schoß er, und schoß ihn nicht.

— 8 —

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 121.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 21. Mai 1827.

O, wenn die Nacht des Grames dich umſchlinget,
Mit ſchwerem Leid dein wundes Herz oft ringet,
Wenn nur der Stern, der nach der Sonne ſtehet,
Der Liebe Stern in dir nicht untergehet.

Ph. Conz.

Die treue Fiſcherin.

In vier Liedern, von Friedrich Helmke.

II. Der Liebe Bangen.

Schreyend zog der Waſſerrabe
Von der See in banger Flucht,
Und der Taucher kluge Schaaren
Bargen ſich im Schilf der Bucht.

Einſam bey dem warmen Heerde,
Wo die Grille heimlich zirpt,
Sitzt die Maid mit trüber Seele,
Bis die Glut der Kohlen ſtirbt.

Auf dem Lager ſchläft die Mutter,
Weich mit Mövenflaum umhüllt;
Doch von ihr entweicht der Schlummer,
Bange Sorg' ihr Herz erfüllt.

Ihrer Hand das Garn entſinket,
Das zum Netz ſie emſig flocht;
Und ſie drückt den Ring am Finger,
Auf das Herz, das ängſtlich pocht.

„Still, mein Herz, beginnt ſie leiſe,
Klopfe nicht ſo ſchwer und laut,
Bald vielleicht ja kehrt der Freyer,
Führet heim die treue Braut."

„Grimmer Nord die Wogen geißelt,
Weiß in Brandung heult der Strand,
Wirbelnd fliegt das Laub der Weiden
Und der Dünen falber Sand."

„Weh dem Schiffe, das zum Strande
Treibt der Sturm aus Mitternacht,
Stürzend auf das Felsgeſtade,
Daß der Eichenbord zerkracht."

„Ach! vielleicht ſein Schiff auch ringet
Mit des Sturmes blinder Wuth,
Und am falſchen Riff zerſplittert
Seinen Kiel die grimme Flut."

„Und der Brandung Wogenwirbel
Reißt den Schwimmer in den Grund;
Denn die See das Schönſte ſchlinget
In den unerforſchten Schlund."

„Horch! was hallt durch Sturm und Wogen?
Ruft ſein Nothſchuß durch die Nacht? —
Nein! es war der Brandung Toben,
Die am Felsgeſtade kracht."

„Still, mein Herz! ihn ſchirmt die Liebe,
Sie durchſchifft mit ihm die Flut;
Sie beſiegt das Graun der Tiefe,
Denn die Liebe ſteuert gut."

„Klopfeſt du, mein Herz, im Buſen
Darum mir ſo ſchwer und laut,
Weil ſchon reift der ſüßen Stunde
Bitt're Frucht der bangen Braut?"

„Klopfe nicht ſo ſchwer! — es keimet
Schönſtes oft aus trübſter Zeit;
Und vielleicht, indem ich weine,
Iſt das Liebſte mir nicht weit."

Schwächer ſchlug des Sturmes Flügel,
Schon entflog die halbe Nacht;
Aber in der reinen Hütte
Weinet noch die Maid und wacht.

Bis die Glut der Kohlen sinket
Und die Lampe trüber scheint;
Bis des Herzens Angst sich stillet
Und das Auge satt geweint:

Da umhüllt mit bleicher Asche
Sie der Kohlen rothe Glut;
Löscht den trüben Docht der Lampe,
Ruft den Schlaf mit leichterm Muth.

Und es kommt der Sorgentilger,
Schließt ihr thränend Auge mild;
Und ihr Herz in Wonne zittert,
Denn sie sieht ein theures Bild.

Skizzen aus Amerika.

(Fortsetzung.)

Nach Verlauf von drey bis vier Wochen sind die Uebersiedler am Ziele ihrer Reise, die gewöhnlich zu Anfang des Herbstes, der schönsten Jahreszeit in Amerika, unternommen wird. Unterkommen für die ersten Tage finden sie in der nächsten Farm. Der Farmer mit seinen Söhnen und den Nachbarn, die auf drey bis vier Meilen eingeladen werden, und nie zu kommen sich weigern, fällen Bäume zum Baue des Hauses und richten sie zu. Ist die gehörige Anzahl beysammen, gewöhnlich das Werk weniger Tage, so wird das Haus an dem dazu bestimmten Platze, immer wo möglich nahe an einer Quelle, aufgerichtet und der Dachstuhl aufgesetzt, wobey stets die Nachbarn mithelfen, die dafür reichlich mit Whisky und Kost versorgt werden. Die eben so einfache Bedachung und der Kamin bleibt dem neuen Ansiedler selbst überlassen. Bretter zum Fußboden und der Zimmerdecke liefert die nächste Sägemühle, und in einigen Wochen ist das Haus in bewohnbarem Zustande, da man zum Verfertigen der Fenster und Thüren stets Arbeiter findet. Die vorzüglichste Aufmerksamkeit des Ansiedlers geht nun dahin, hinlängliches Feld urbar zu machen, und so für die Bedürfnisse des nächsten Jahres zu sorgen. Wenigstens zur Hälfte hat er das von seiner verkauften Farm gelöste Geld bereits in Händen. Von dieser hat er das erste Drittel für eine oder zwey Sektionen mit 266 oder 533 Dollars bezahlt. Es bleiben ihm immer noch nach Abzug der Reisekosten wenigstens 600 Dollars. Mit diesen kann er schon etwas Bedeutendes thun; einen Acker Land urbar zu machen, d. h. Bäume zu tödten und das Gebüsch auszurotten, kostet ihn gegenwärtig zwischen 3 – 4 Dollars, hundert Einfriedigungspfosten 25 Cents, ein Tag Arbeitslohn eben so viel. Es wird ihm nicht schwer, mit einem Aufwande von 100 Dollars bis zum nächsten Frühjahr 20 bis 25 Acker urbar zu machen und einzufriedigen. Und dieses ist fürs erste Jahr hinreichend. Gewöhnlich bestimmt er davon ein Drittel zu Wälschkorn, dem unentbehrlichsten Bedürfnisse eines amerikanischen Farmers, ein zweytes für Waizen; in das dritte theilen sich Sommerwaizen, Flachs und Kartoffeln, mit einem kleinen Küchengarten. Auf Anlegung eines Gartens denkt er erst im zweyten Jahre seiner Niederlassung.

Einen kleinen Viehstand verschafft er sich und erhält ihn ohne große Kosten, da Kühe und Schweine Winters und Sommers im Walde ihre Nahrung finden, und nur Abends etwas Weniges zum Futter erhalten. Bey der Aufrichtung der Scheuer hilft ihm wieder die Nachbarschaft, aus der oft bis funfzig Bursche und junge Männer zu dieser sogenannten Prolick (Unterhaltung) zusammen kommen, wenn schon dieselbe öfters Manchem Arm und Beine, und zuweilen das Genick kostet. Dafür nimmt aber auch der Nachbar, wenn er selbst eine Scheuer aufblocken will (so heißt man das Aufrichten eines Holzgebäudes), seine Söhne gegenseitig in Anspruch. Die Auslagen seiner Haushaltung sind, obwohl er in dem, einem Farmer stets fürchterlichen Falle, ist Alles kaufen zu müssen, nicht sehr bedeutend. Mit hundert Büscheln Wälschkorn, die erst 25 Dollars kosten, füttert er vier Pferde bis zur nächsten Ernte, und mit höchstens 50 Dollars versorgt er sich und seine Haushaltung mit dem Nöthigen. Beschäftigung hat er und seine Familie übrigens im Winter, der ohnehin blos zwey Monate dauert, hinlänglich. Die obere Stube für die Söhne und Töchter wird in bewohnbaren Zustand gesetzt; fällt ein leichter Schnee, so wird auf die Jagd gegangen, von der man gewöhnlich nicht ohne wenigstens einen Hirsch oder einige wilde Truthühner zurückkehrt. Die Töchter und die Mutter spinnen, weben und nähen für die Familie, die für die ersten Jahre blos selbstgemachte Kleider trägt; unter diesen und ähnlichen Beschäftigungen verstreicht der Winter, und so wie die ersten Strahlen der Frühlingssonne sich zeigen, geht es wieder an die Urbarmachung des Bodens. Ist dieß geschehen, so werden Waizen, Wälschkorn und die übrigen Früchte unter die Erde gebracht, und die Wiesen mit Grassaamen besäet. Die Zwischenzeit zwischen der Saat und der Ernte benutzt man vorzüglich zur ferneren Urbarmachung und Ausrottung des mannshohen Unkrautes und Gestrüppes in den Wälschkornfeldern, was mittelst des Pfluges, und nur mit einem Pferde geschieht. Die Ernte gibt dem Farmer nun seine Aussaat wenigstens sechzigfach zurück, und er hat nun für seine Wirthschaft an 400 Büschel Waizen und eben so viel Wälschkorn, mit hinlänglichem Heu für seine Pferde. Das erste und schwerste Jahr ist überstanden. Er denkt jetzt auf Vermehrung seines Viehstandes. Bis zum zweyten Herbste, den er nun hier ist, wird es ihm und seiner Familie nicht schwer 50 bis 60 Acker urbar zu machen, die wieder auf obige Weise in Wiesen, Wälschkorn- und Waizenfelder eingetheilt werden. Nun legt er seinen Fruchtgarten an, zu dem er zwey bis drey Acker bestimmt. Sein

Kapital hat sich beynahe verdoppelt. Er gibt nun seine Farm, die ihn auf 1600 Dollars (2 Sektionen) zu stehen kam, nicht um 3000, und sie verbessert sich augenscheinlich bey einem klugen, unternehmenden und erfahrnen Verfahren, auf das weder Willkür noch Vorurtheil einen Einfluß haben.

(Der Beschluß folgt.)

Aus dem Leben Bernardins de St. Pierre.

(Fortsetzung.)

Während dieser schmeichelnden Träume sieht er eine Deputation der Akademie anlangen, in der Absicht, Herrn Torelli bey seiner Ankunft zu beglückwünschen; dieser macht seinem Schutzbefohlenen eine leichte Verbeugung, steigt in eine Karosse und fährt davon. Bald kommen andere Wagen, ein Reisegefährte nach dem andern entfernt sich aus Herrn Tortons Salon, Bernardin bleibt endlich allein, und lernt seine ganze Verlassenheit einsehen. Doch er mußte dieses Haus verlassen, er verbirgt seine schmerzliche Verlegenheit, empfiehlt sich Herrn Torton, nimmt seinen Degen unter den Arm und geht einen von Granit gebauten, von den lezten Sonnenstrahlen noch vergoldeten Steindamm hinauf, betrachtet verwundert das langbärtige Volk mit den ernsten Gesichtern, und in sich selbst zurückkehrend, empfindet er seine Vereinzelung mit nagendem Schmerz. Ein Jeder aus dieser Menge hatte eine Heimath, einen Freund, eine Familie, wo er erwartet, wo er geliebt ward — er allein hatte Niemand, keinen Menschen! — er hätte hier sterben können und sein Andenken wäre verschwunden gewesen auf immer! So ging er lange fort, als er sich plötzlich von einer nicht unbekannten Stimme beym Namen rufen hörte. Es war einer seiner Reisegefährten, ein gutmüthiger in Petersburg angesessener Deutscher, der seine Verlegenheit ahnete und ihn in den einzigen, von Franzosen gehaltenen Gasthof führte. Die Wirthin sagte ihm, ihr Bruder sey, um der Krönung der Kaiserin beyzuwohnen, nach Moskau gereist. Die Abwesenheit der Kaiserin war ein großes Hinderniß in Bernardins Planen, und in die traurigsten Betrachtungen vertieft, legte er sich zur Ruhe.

Nachdem er seine Reise bezahlt und die Zölle erlegt hatte, blieben ihm sechs Franken, und diese waren schnell verzehrt. Er brachte seine Zeit in seinem Zimmer zu, wo er sich mit mathematischen Studien zu zerstreuen versuchte. Die Zeit ging hin, der Hof kehrte nicht zurück, und Bernardin nahm deutlich wahr, daß seine Wirthin müde wurde, ihm länger Kredit zu geben. Schon verzweifelte er einen Ausweg zu finden, als ihn eines Sonntags nach der Messe beym Herausgehen aus der Kirche ein, in einen reichen Pelz gekleideter Mann sehr höflich ansprach. Nach einem ziemlich langen Gespräch, in dem er ihm viele Theilnahme bezeigte, erbot er sich, ihn bey dem Gouverneur von Petersburg, Feldmarschall von Münich, einzuführen, dessen Sekretär er war. Freudig nimmt Bernardin dieses Anerbieten an und verspricht den folgenden Morgen um die Stunde, wo Münich vorläßt, sich einzustellen. Er fand an ihm einen achtzigjährigen Greis, mager, lebendig, aufbrausend, der ihn freundlich aufnahm, und ihm in der ersten Viertelstunde sein Kabinet, seine Zeichnungen, seine Plane, und gegen hundert Bände über das Genie wesen, die seine ganze Bibliothek ausmachten, gezeigt hatte. In das Innere Sibiriens verbannt, hatte er, wie die alten Weltweisen, eine Schule in dem Lande der Verweisung errichtet. Die Soldaten, die ihn bewachen sollten, versammelte er um sich, erklärte ihnen den Euklid, und erzog für das russische Heer die ersten eingebornen Artilleristen und Ingenieurs. Ein Mann von diesem Schlag mußte Bernardins Werth zu schätzen wissen; seine Unterhaltung hatte ihm schon sehr gefallen, er wollte aber auch seine Kenntnisse prüfen, und versah ihn deßhalb mit allem Bedarf, um einen geometrischen Riß zu verfertigen. Dieser Auftrag hatte die glückliche Wirkung, daß er Bernardins Kredit in seinem Gasthofe verlängerte. Der Riß ward gezeichnet, und erhielt vollkommen des Marschalls Beyfall. Nachdem er ihn betrachtet, versprach er dem Zeichner, ihn dem Feldzeugmeister, Herrn von Villebois, zu empfehlen, ließ sich von seinem Adjudanten einen Beutel mit Rubeln bringen, und reichte ihn Bernardin als Reisegeld nach Moskau. Dieser bemerkte mit Erröthen, daß die Ingenieurs eines Königs von Frankreich nur von einem regierenden Fürsten Geld annehmen könnten. Da er sich bey diesen Worten zurückziehen wollte, stand Münich auf, und sagte mit Rührung im Ausdruck: hier zu Lande erlauben die Sitten einem Obersten, ja selbst einem General, Wohlthaten von ihm anzunehmen, doch werde er ihm wegen seiner Weigerung, die nur Uebermaß von Zartgefühl beweise, nicht zürnen. Darauf sezte er nach einigem Nachdenken hinzu: „Sie werden mir aber doch nicht abschlagen die Reise nach Moskau mit einem meiner Freunde, dem General Sivers, zu machen?“ Bernardin nahm diesen Vorschlag voll Dankbarkeit an. Der erste Schritt zu Verwirklichung seiner großen Entwürfe war nun gemacht, und er fing an zu begreifen, daß er bey ihrem Gelingen das Glück nicht für ganz entbehrlich halten müsse.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 4. Mai.

(Beschluß.)

Die Gährung, welche die Ereignisse bey der Beerdigung des Herzogs von Larochefaucault, den, wie bekannt, die Jes-

linge der von ihm in Chalons gegründeten Gewerbschule nicht zur Ruhe tragen durften, hervorgebracht hatten, mochten auch viel dazu beygetragen haben, daß die Freude über den Sieg der Preßfreyheit so rauschend wurde. — Eine andere Tagesbegebenheit war die Aufnahme des Abbé Feletz in die Académie française. Dieser Abbé, den man nicht für einen Abbé halten sollte, denn man trifft ihn in den Zirkeln der Damen in Weltkleidung an, und hört ihn recht witzige Dinge erzählen, ist noch ein Ueberbleibsel aus der vorrevolutionären Zeit, als manche Männer vom Geistlichen nichts anders als den Titel hatten; kurz Feletz ist ein wahrer Abbé aus der Regierungszeit Ludwig XV. Er schreibt seit länger als zwanzig Jahren Aufsätze im Journal des Débats, und zwar meistens recht witzige Aufsätze über neue oder alte Romane und belles tristische Werke. Ein Buch hat er nie geschrieben, und sein längster Aufsatz hat wohl nie über zwey bis drey Seiten gehabt. Nun war es etwas Neues, daß ein Schriftsteller in die Akademie aufgenommen wurde, ohne ein Buch geschrieben zu haben. Man war damit in Paris sehr unzufrieden, aber mit Unrecht. Die Journal-Literatur hat doch auch ihr Verdienst, und es gehört wahrlich viel Talent dazu, zwanzig Jahre lang durch kleine witzige Aufsätze zu unterhalten. In England waren lange Zeit hindurch die sogenannten Essaies in den Zeitschriften sehr geschätzt; Addisson und Steele haben dadurch ihren Ruf begründet. Der Abbé Feletz brauchte ja nur seine Aufsätze zu sammeln, so bekäme er ein Buch, das sich mit den Büchern anderer Akademiker wohl messen könnte. Aber wirklich war dieß wohl das erste Mal, daß ein Schriftsteller bloß wegen Journalaufsätzen in die Akademie gelangte, so daß diese Gattung der Literatur jetzt auch ihren Repräsentanten in derselben hat. Vermuthlich war es auch zum ersten Male, daß der Hr. Abbé einen geistlichen Rock anzog, er schien in demselben recht verlegen, und sagte seine Antrittsrede in sichtbarer Verwirrung her, worüber sich denn die liberalen Blätter ziemlich lustig gemacht haben. Da seitdem wieder eine Stelle in der Akademie vakant geworden ist, so hat die Akademie den freysinnigen Deputirten Royer Collard, einen der ausgezeichnetsten Redner in der Kammer, zum Mitgliede erwählt, und dießmal hat nun auch die politische oder parlamentarische Redekunst ihren Repräsentanten in der Akademie bekommen, seine Antrittsrede wird wahrscheinlich mehr Aufsehen erregen als diejenige des erwähnten Abbés.

Eine dritte Tagesbegebenheit war der Prozeß wegen der Frankfurter Lotterie. Die Frankfurter Lotteriekollektoren sind eine wahre Plage für Paris. Mehrere Jahre lang wurden die Pariser von denselben mit Briefen und Lotteriezetteln verfolgt. Dieser konnte man sich zwar dadurch entledigen, daß man sie in's Feuer warf; allein das Schlimme dabey war, daß man das Briefporto zu zahlen hatte. Nachdem dieß eine Zeit lang gedauert hatte, waren manche Pariser so klug und schickten die Billette mit der Post wieder zurück, obschon man in den Briefen gebeten hatte, die Billette nicht wieder zurückzuschicken. Da dieß nun den Hrn. Kollektoren Kosten verursachte, und nicht zum Zwecke führte, so schienen sie einen andern Weg eingeschlagen zu haben. Man hat nämlich seit Kurzem in Frankreich mehrere Frankfurter Agenten entdeckt, die sich damit abgaben, Lotterielooße an den Mann zu bringen. Nun glaubt Jedermann in Frankreich eine einheimische Lotterie sey schon mehr als hinlänglich; man kann also leicht denken, wie das Bemühen, auch noch eine fremde in Aufnahme zu bringen, angesehen wurde. Ein Hr. Schneider, und noch einige andere wurden vor Gericht gezogen; Schneider ist zu sechsmonatlichem Verhafte, und vier oder fünf andere zu hundert Franken Geldbuße verurtheilt worden. Man muß hoffen, daß die fremden Kollektoren jetzt die Pariser in Ruhe lassen werden, wo nicht, so wird die hiesige Gesellschaft der christlichen Moral wohl thun, wenn sie den Kollektoren als Gegengeschenk einige Exemplare der von ihr gekrönten Schrift über das Unmoralische des Lotteriewesens zusendet.

Wien. Jänner bis April.

(Beschluß.)

Auf eine sanftere Weise berührte der Tod einen nicht minder edlen, und durch sein Talent noch ausgezeichneteren Mann, Ludwig van Beethoven. Er starb nach längerem Krankenlager am 26sten März an der Brustwassersucht. Ich weiß mich mit einer größern und allgemeinern Theilnahme an einen hingeschiedenen Künstler zu erinnern, als die man unserm Beethoven widmete. Freylich überflügelte sein Geist ein halbes Jahrhundert. Am 29sten März war die Leichenfeyer. Eine Volksmasse von mehr als 20,000 Menschen hatte sich eingefunden, Zeuge davon zu seyn. Junge Sänger des Theaters am Kärnthnerthore trugen den Sarg; acht Kapellmeister, unter welchen auch der eben anwesende Großherzoglich Weimarsche, K. M. Herr Hummel, sich befand, hielten die weißen Bänder, welche von dem Bahrtuche herunterflatterten. Eine große Anzahl Dichter, Musiker, Schauspieler und Kunstfreunde, Fackeln tragend, und mit Blumenkränzen um den Arm geschmückt, wurden im Zuge bemerkt. In der Kirche bey den Minoriten in der Alservorstadt wurde, nachdem zuvor das Miserere, eine frühere Arbeit Beethovens, gesungen worden war, eine kurze Leichenfeyer gehalten, und dann der Leichnam zur Ruhestätte auf den ziemlich entfernten Kirchhof gebracht. Vor den Mauern desselben hielt der Hofschauspieler Anschütz eine passende, von Grillparzer verfertigte Leichenrede. Nach einigen Tagen wurde zum Andenken des Verblichenen in der Augustiner Hofkirche Mozarts Requiem aufgeführt; unter den Sängern war auch Lablache. Der Zulauf des Volks war außerordentlich. Später gab der Musikverein Eherubinis Requiem gleichfalls zur Ehre Beethovens in der Karlskirche. Sie war rings umher feyerlich ausgeschmückt mit schwarzen Tüchern. Auf Wappenschildern prangte eine Lyra, um welche ein Lorbeer sich schlang. Der Katafalk war noch höher und glänzender als der in der Augustinerkirche. Auf dem Deckel des Sarges lag neben dem Kruzifixe auf einem sammtnen Kissen die goldene Lyra mit dem Lorbeerkranze. Baron von Zedlitz will die Gedichte, welche zur Feyer Beethovens erschienen sind, worunter die zwey von Castelli und Baron Schlechta als die ersten genannt werden müssen, in einer, Beethovens Manen gewidmeten Sammlung herausgeben. Er selbst hat ihr ein Anfangs- und ein Schlußgedicht zugedacht.

Die letzte gute That Beethovens verschaffte seinem Freunde, dem ehemaligen Kapellmeister des Josephstädter Theaters, Schindler, eine reiche Einnahme. Er verwendete sich nämlich bey Hummel daß dieser im Konzerte, welches Schindler zu seinem Benefiz im Josephstädter Theater gab, spielen möchte, und der menschenfreundliche Künstler gelobte es Beethoven noch auf dem Sterbebette. Das Publikum erhielt dadurch Gelegenheit den ersten Klavier-Virtuosen Deutschlands wiederholt zu hören, und zwar zum großen Vortheil Schindlers. Zuvor hatte sich Hummel zwey Mal, das erste Mal im fürstlich Schwarzenbergischen Palais, und das zweyte Mal im Kärnthnerthortheater hören lassen; obschon der Eintrittspreis des ersten Konzerts zehn Gulden war, wurde es doch zahlreich besucht.

Beylage: Kunstblatt Nr. 41.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 122.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 22. Mai 1827.

Hoffe, ihr werdet zugegen ſeyn,
Wenn wir heut' Abend auf allen Vieren
Das liebe Publikum amüſiren.
Ich hoff, es ſoll euch wohl behagen.

Goethe.

Aphorismen aus Paris.

(Fortſetzung von N. 100.)

Das Théâtre de la Porte St. Martin (groß, heiter, einfach, angenehm und in vierzig Tagen, durchaus von Holz, erbaut) gehört ſchon zu den Miſchtheatern, wenn gleich es noch lange nicht, wie unſere deutſchen, eine Allerhandbühne iſt. Man ſieht dort Vaudevilles, meiſt Parodien, ihnen gegenüber Zauber- und Kriminalmelodramen und zwiſchendurch rührende Komödien oder Schauſpiele, ſo daß ſelbſt eine Bearbeitung von Kabale und Liebe unter dem Titel la fille du musicien dort gegeben wurde, die man jenen des théâtre français und des Odéon vorzieht. Findet nun in einer dieſer Gattungen, oder auch in der des komiſchen Ballets, etwas Merkwürdiges ſtatt, ſo geht auch wohl die ſchöne und vornehme Welt dahin, ſelbſt die Prinzeſſin von Berry, die einzige des Hofes, die nächſt der Familie Orleans zuweilen das Schauſpiel beſucht; ſonſt aber gehört dieſes Theater einem minder eleganten Publikum an, ſteht ſich aber deßhalb nicht ſchlechter; denn es kann ein Stück, das Erfolg hat, wohl hundert Mal und öfter hintereinander geben, wie z. B. das Monstrum länger als zwey Monate ununterbrochen aufgeführt wurde. Und doch ſpielt oder tanzt vielmehr Mazurier nicht darin; Mazurier! der berühmte Joko! der gefeverte Polichinell! der wunderſame Gliedermann, der überall Glieder und andere als andere Menſchen hat, ſo daß Aerzte und Chirurgen ihn ſchon als ein Phänomen unterſucht haben. Ob ein Menſch Schauſpieler-Künſtler iſt, der einen Affen darſtellt, wage ich nicht zu behaupten; aber daß dergleichen in ſeiner Art Vollkommenes noch nie geſehen worden, das behaupte ich keck. „Es iſt unmenſchlich ſchön," würden die Berliner ſagen und hätten recht; denn erſtlich ſind Mazurier's Bewegungen, Sprünge, Klettern und Gliederbiegungen unmenſchlich, und zugleich haben ſie die Schönheit, die wir in der Kraft und Geſchmeidigkeit des Waldthieres erfreulich finden. Als Polichinell präſentirt er das Gewehr, welches Gewehr ſein Fuß iſt. Was könnte ich wohl mehr ſagen, oder er Größeres thun?! — Außer den komiſchen Ballets ſahe ich auf dieſem Theater Seiltanz, und ich muß zu meiner Schande geſtehen, daß die Künſtlerin (ſo nenne ich Dem. Romanini, weil ſie keine Springerin, ſondern eine graziöſe Vigano auf dem Seile iſt) daß mir die Künſtlerin unendlich beſſer gefallen hat, als die heutigen Tänzerinnen auf ebener Erde, die in keiner Hinſicht auf ſie herabſehen können. — Das théâtre de la gaité und Ambigu-comique ſind Volkstheater. Auch ſie haben ihre beliebten Dichter und Darſteller. Ich werde ſie nicht beſſer charakteriſiren können, als wenn ich ſage, was ſie an einem Abend gaben. Die Gaité z. B. Felix et Roger, ein Vaudeville, Le cousin Ratine, ebenfalls Vaudeville und le pied de mouton (der Hammelfuß), Zaubermelodram in drey Aufzügen mit Muſik und Tanz. Dieſes letztere Stück wurde an dem Tage, als ich vor zwanzig Jahren von Paris abreiſte, zum hundert und zweyten Male (hintereinander)

und vor Kurzem wieder einen Monat lang ununterbrochen gegeben. Nun sage man noch, die Franzosen seyen ein wankelmüthiges Volk. So gab man im Ambigu-comique denselben Abend Trois méprises pour une, ein Vaudeville, le coq de village, ebenfalls, und les deux réputations, ebenfalls Vaudeville; dann aber noch ein Melodram von drey Akten: la nuit des noces. Um sich von dem Publikum eine Vorstellung zu machen, so denke man sich in dem zweyten Rang des sehr niedlichen, ja eleganten Hauses Leute jenes Standes, welcher der Konvenienz zu Gefallen nicht gern die Tortur aushält, so daß die Herrn dort bey fünf-und-zwanzig Graden Hitze ohne den Zwang des gesteiften Halstuches und ohne die Bürde des Fracks dasitzen, was ihnen auch ihre Damen, die eben auch keine peinigende Toilette gemacht haben, gar nicht verübeln. Alle andern Plätze sind mit ähnlichen Exemplaren besetzt; und nur im ersten Range erblickt man hie und da ein Atom vorstädtischer Eleganz. Dieses so zusammengesetzte Publikum beträgt sich nicht nur mit der äußersten, wohlanständigsten Ruhe, sondern es ist wahrlich nicht ohne Urtheil, und da es seine ganze Natürlichkeit erhalten hat, nie reflektirend ist, sondern in fortwährender Hingebung an die Vorstellung bleibt, so kann man von dem, was Enthusiasmus erregt, auf den Volkscharakter schließen. Und, zur Ehre des Pariser Volks sey es gesagt, nichts erregt mehr Antheil, Freude und Thränen, als aufopfernde Familienliebe, wenn der Bruder dem Bruder eine Unthat vergibt, wenn Sohn oder Tochter einen hochherzigen Beweis der Hingebung für ihre Aeltern geben u. dgl. Man wird vielleicht denken, die Darstellenden kleiden sich und spielen verhältnißmäßig zu den eben beschriebenen Zuschauern. Das ist keineswegs der Fall; dieselben sorgfältigen und modischen Toiletten der Männer und Frauen, wie auf den größern Theatern, das anständigste, negativste Spiel der Dame, das schalkhafte der Zofe; nur der Komiker ist etwas derber, so wie das Mädchen oder die Frau aus den untern Volksklassen, die in dem Lokalstücke nicht fehlen darf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Amerika.

(Beschluß.)

Ein Ritt von drey bis vier Meilen bringt den Reisenden zur nächsten Farm, die ihm ein anschauliches Bild gibt, wie die so eben beschriebene in sieben bis acht Jahren aussehen wird. Gerade so alt ist diese. Hier sind nun schon die ungeheuern und ungestalten Bäume in der Nähe des Farmhauses verschwunden; nur in den entferntern Feldern sieht man sie noch. Zweyhundert Acker der besten Felder sind mit dem herrlichsten Waizen, Wälschkorn, Grase, Tabak und den Erzeugnissen eines fetten Bodens bedeckt. Für Hafer und Roggen ist der Boden zu stark, sie wachsen aus; selbst Kartoffeln (potatoes) werden nicht wohlschmeckend, und sind speckig. Die ursprünglich rohe Einfriedigung hat zum Theil einer elegantern und solidern Platz gemacht, die sich zunächst um die an dem Hause gelegenen Felder und Gärten erstreckt. Ein elegantes Geländer läuft um das Haus herum, zwischen welchem und dem Hause selbst ein zierlicher kleiner Garten angelegt ist. Durch dessen Mitte führt ein breiter, vierzig bis sechzig Schritte langer Weg vom Gitterthore zur Doppelstiege, und von da auf eine kleine Terrasse. Nicht selten ist das Hausthor mit Säulen verziert. Den amerikanischen Farmer leiten bey seinen Bauten weder falsche Scham noch sonstige Rücksichten; der Präsident selbst ist Farmer, und jener baut daher, wenn es sein Vermögen zuläßt, sein Haus gerade wie dieser. Man findet Farms und Landhäuser, die in gothischem, italienischem, griechischem Style gebaut sind, je nachdem der Geschmack und die Laune des Besitzers sie angab.

Das Innere des Hauses verräth Wohlstand ohne ängstliche Rücksicht auf Modeeinrichtung (fashionable furniture). Das Parlour (Gesellschaftszimmer) ist mit Teppichen belegt; der rohe Kamin, in dem früher Holz gebrannt wurde, hat dem eleganten Irongrate (eisernen Kamingitter) für Steinkohlen, die der Amerikaner stets vorzieht, weichen müssen. Ein Sopha, ein Dutzend elegante geflochtene Sessel, ein Sideboard (Schenktisch), gewöhnlich von Mahagoniholz, auf dem mehrere fein geschliffene Flaschen mit Whisky, Brandy, Gill (gebrannte Wasser) aufgestellt sind, machen die Einrichtung des Gesellschaftszimmers aus, in dem nicht, wie beym deutschen Amerikaner, das allmächtige Ehebett die Hälfte des Raumes einnimmt. Das Uebrige des Hauses steht mit dieser Einrichtung in gehörigem Verhältniß. Der nämliche Mann, dessen Vermögen noch vor acht Jahren nicht mehr als 3000 Dollars betrug, würde seine Besitzung nun nicht für 20,000 Dollars geben. Unternehmungsgeist und ein Jahr Entsagung haben ihn in diesen Zustand versetzt. Von besonderem Glücke ist hier gar nicht die Rede. Es ist der gewöhnliche Weg, den Tausende einschlagen, und der bey richtiger Beurtheilung, Thätigkeit und Ausdauer immer zu demselben Resultate, Wohlstand und Unabhängigkeit, führt. Der Engländer nimmt übrigens dem amerikanischen Farmer seine Uebersiedlungs- oder vielmehr Auswanderungslust sehr übel. Daß der Kaufmann, der Rechtsgelehrte, der Arzt, die spekulirende Boarding School mistress (Instituts-Unternehmerin) den gesegneten Städten New-Orleans, Mobile und Natchez zuwandert, ungeachtet das gelbe Fieber dort beynahe regelmäßig jedes Jahr ein Paar Tausend dieser Zugvögel in die andere Welt befördert, das, sagt er, darf Niemanden wundern; daß aber selbst

der ſolide und reſpektable Farmer ohne Bedenklichkeit ſeine Geburtsſtätte, Freunde, Verwandte und alle theuern Verhältniſſe verläßt, nicht um zwanzig oder dreyßig Meilen weiter zu ziehen, ſondern einen Wohnplatz 6 — 800 Meilen entfernt zu ſuchen, das verräth nicht Klugheit, ſondern ein kaltes, ſelbſtſüchtiges Gemüth, das nur ſeinen Vortheil berückſichtigt. Ob dieſes Urtheil richtig ſey, mag die gegebene, ſo viel als möglich getreue Darſtellung lehren. Glücklicherweiſe hat jedoch der Amerikaner keine ſo empfindſame Seele, ſonſt würden die herrlichen Staaten des Weſten noch lange eine Wildniß bleiben.

Was dem amerikaniſchen Farmer einen beſondern und eigenthümlichen Charakter gibt, und ihn von denen anderer Länder, ſelbſt Englands, unterſcheidet, iſt, daß er über dem Farmer den Bürger und Republikaner nicht vergißt. Auf drey Punkte iſt ſeine Aufmerkſamkeit vorzüglich gerichtet; auf ſein County und deſſen Beamten, den Präſident Judge mit den zwey Aſſociate Judges, den Coroner Sheriff, Protonotary, Wegmeiſter u. ſ. w.; auf den Staat, deſſen Bewohner er iſt, ſeine Abgeordneten und den Governor; und endlich auf den Kongreß der Vereinigten Staaten. Die übrigen Staaten intereſſiren ihn nur in ſo fern, als etwas Wichtiges dort vorfällt, oder ſie in vorzügliche Berührung mit ſeinem Staate kommen. Das Ausland hat für ihn wenig oder kein Intereſſe. Seine amtlichen Perſonen wählt er nicht blos, er zeichnet ihnen auch in beſonders deßhalb veranſtalteten Meetings (Verſammlungen) ihr Verhalten vor, und bewacht dieſes mit den Argusaugen eines auf ſeine Beamten eiferſüchtigen Republikaners. Was ihm an Kenntniſſen und Einſichten in die Staatsverwaltung abgeht, erſetzt er durch Mißtrauen, deſſen Gegenſtand beſonders die Advokaten ſind; und ſo ſehr ſie ſich auch drehen und wenden mögen, ſein geſunder Menſchenverſtand läßt ihn ſelten einen Mißgriff thun. Seine Repräſentanten im Kongreſſe und dem Hauſe der Aſſembly verpflichtet er, ſeinen Willen bey jeder wichtigern Frage zuvor einzuholen. Vom Wegmeiſter bis zum Präſidenten hinauf betrachtet er jeden öffentlichen Beamten als Diener, der ſeinem und ſeiner Mitbürger Intereſſe gemäß zu handeln hat. Thun ſie dieſes nicht, ſo werden ſogleich Meetings veranſtaltet, wo er ihr Betragen unterſucht und ſeine Meynung in billigenden oder tadelnden Beſchlüſſen mit der freyen und derben Manier eines Farmers in die Countyzeitung einrücken läßt, von der es in unzählige andere Blätter übergeht. Auf eine neue Erwählung darf ein alſo getadelter Beamter nicht mehr rechnen. Viel zu dieſer Unabhängigkeit trägt übrigens auch ſeine Vereinzelung bey, die, obwohl durch die Noth veranlaßt, die ihn zwang, von aller menſchlichen Geſellſchaft entfernt ſich im Walde anzuſiedeln, ihm nun doch lieb geworden iſt. Seine Liebe zur Unabhängigkeit würde ihm ein Zuſammenleben zum Zwange machen, und lieber verzichtet er auf ſo manche Hülfleiſtungen und geſellſchaftliche Unterhaltungen, als auf jene. Man findet daher wohl kleine dorfähnliche Städte von Hufſchmidten, Handwerkern, Wirthen, die etwas Feldbau treiben, aber nicht von eigentlichen Farmers bewohnt. Nach den Lawyers (Advokaten) ſind die Farmers und Pflanzer (Planters) im Kongreſſe der Vereinigten Staaten die zahlreichſten Repräſentanten. Zu wünſchen wäre nur, ihre Bildung und Kenntniſſe hielten mit ihrer Feſtigkeit gleichen Schritt, da in jener Rückſicht der Abſtand zwiſchen ihnen und dem verſchmitzten Lawyer doch zu groß iſt.

Aus Jean Pauls Nachlaß.

(Fortſetzung.)

Der deutſche Süden iſt franzöſiſch, der Norden britiſch; dazwiſchen die Mitte mit ihrem wechſelnden Ueberſchlagen der Wagzungen.

*

Franzöſiſche Tragödie iſt oft der Eispallaſt eines Hofnarren.

*

Ich wünſchte ein Buch voll Spiegel, wie wir Türken, Spaniern, Amerikanern erſcheinen. Jede Nation iſt ſich gegenſeitig Parthey und Materie, erhabne und vertiefte Arbeit.

*

In Italien iſt das Volk poetiſch, nicht der Einzelne, in Frankreich eben ſo witzig.

*

Das Beſte wäre für die Franzoſen, die Deutſchen geradezu mit aller Kühnheit in's Franzöſiſche zu überſetzen; ſogar der Sprache werde Laſt aufgelegt, ſo wie bey uns der Deutſchen. Blos an dieſer Härte würden ſie Uebung gewinnen für einen höheren Geſchmack.

*

Die Britten können nicht fliegen, nur reiten; ſie brauchen ein Thier, um ſich in Schwung zu ſetzen, an ihnen iſt nichts poetiſch als der Staat.

*

Die Deutſchen haben einen ſehr beſtimmten Nationalgeſchmack. Wir werden immer in Werken, in denen wir Ausländer bewundern, etwas finden was ſie überſehen und wir bewundern. Auch hat ihn Herder angegeben.

*

Unſere Aneignung fremder Geſchmacksarten iſt darum nicht unſer eigner. Unſer Kosmopolitismus liegt anderswo, denn er will ſich ja jede Literatur zueignen, und ſonſt hätte ihn ja jedes Volk. Früher war auch unſere Vermählung mit fremden Völkern nicht ſo groß. Die Hauptſache iſt, daß wir keinen unſerer Nationalautoren irgend einem fremden gleich finden. Auch die Britten glauben ſich den Griechen ähnlich, ſo wie die Franzoſen.

*

Eine Vereinigung des Tristram und des Don Quixote wäre nur die des Kleinlichen und des Weiten.

*

Der Witz läßt sich dem Sancho leicht nachmachen, aber nicht seine Dummheiten.

*

Die gallische Poesie ist Krystallisation.

*

Was uns Wiederschein ist, ist den Franzosen Morgenglanz.

*

Der Deutsche schont die fremde Eigenliebe mehr, weil er blos der Sache wegen spricht, nie des Witzes wegen.

*

Bey den Deutschen hat fast Niemand in Gesellschaft mehr Witz, als die Kinder, und zuweilen das Volk.

*

Ich war gezwungen, um zu beweisen, daß ich die Teufelspapiere gemacht, ähnliche Einfälle zu bringen.

*

In den deutschen Eichenhainen sind eher Schweine jezt als — Priester.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Ende April.

Die vor einiger Zeit in unserm Kanton (Waadt), bey dem Dorf Colochenaz, oberhalb Morges, entdeckten alten Gräber sind höchst merkwürdig. Seitdem ein besseres System das frühere ersezt hat, und große Landstrecken, die sonst nur zur Viehweide dienten, vom Pflug durchfurcht und vom Ackerbau mit reichen Saaten geschmückt worden, sind dergleichen Funde immer häufiger geworden. Unglücklicherweise aber, wenn solche Urbarmachungen einige Ueberbleibsel der erloschenen Generationen, die vor uns diesen Boden bevölkerten, an's Licht befördern, denkt man selten, oder nie an ihre Erhaltung. Statt regelmäßige Nachgrabungen zu veranstalten, um die Umrisse der alten Denkmäler zu bemerken, und sich eine Idee von ihrem Plane und ihrer Erbauung machen zu können, zerschlägt man sie vielmehr so schnell als möglich, und zerstreut die Trümmer. Die Inschriften selbst erregen oft keine besondere Aufmerksamkeit, und man gebraucht sie entweder als Baumaterialien, oder man scharrt sie wieder in den Boden ein, wo sie, als ein Schatz für eine vernünftigere Zeit, verborgen bleiben. Nahe bey dem Dorfe Colochenaz ist ein augenscheinlich von Menschenhand gebildeter Hügel, der seit undenklichen Zeiten zur Viehweide und zum Belustigungsplatz der Jugend an Sonn- und Festtagen diente. Die zunehmende Zahl der Armen in der Gemeinde ließ vor zwey Jahren den Gedanken auffassen, alle bisher unbaut gebliebenen Ländereyen zu kultiviren. Im lezten Frühling wurde also auch jener Hügel beackert. Der Pflug fand hartnäckigen Widerstand in der Erde zu finden, und es entdeckte endlich mehreres Gemäuer auf. Ein unterrichteter Landwirth, Herr Kaupert, ließ nun behutsamere Nachforschungen anstellen, und entdeckte endlich eine große Menge alter Gräber, die in ihrer Bauart, mehrfach von denen verschieden waren, die man früher zu Pierre-à-Portey gefunden hatte. Sie bestehen aus rohen, flachen Steinen von zwey bis fünf Zoll dick, die so dicht, auf einander gelegt sind, daß man sie auf den ersten Blick für Mauerwerk halten möchte; aber man bemerkt bald das Gegentheil, da nicht die geringste Spur von Mörtel sich an ihnen zeigt. Ihre Gestalt ist beynahe die eines Sarges, breit an der Kopfseite, und schmal zu den Füßen. Sie messen zwey bis drey Fuß in der Breite, bey sechs Fuß in der Länge und anderthalb Fuß in der Tiefe. Die meisten waren mit Erde angefüllt, und enthielten mehr oder weniger gut erhaltene Skelette. Ein einziges war nicht verschüttet, und man fand zwey Gerippe darin, von denen Herr Kaupert das eine für das eines Mannes, das andere als das eines Weibes erkannte. Das lezte schien nach dem ersten beerdigt worden zu seyn, denn es ruhte mit dem linken Arm beynahe ganz auf dem rechten des andern; es war besser erhalten. Die abgenuzten und verdorbenen Zähne, der dicke Hirnkasten des Mannes deuteten einen Greis an. Das weibliche Skelett schien minder bejahrt, und sein Schädel war von sehr schöner Form. Beyde lagen auf dem Gesichte, den Rücken nach oben gewendet. Dieser sonderbare Umstand veranlaßte Herrn Kaupert, nähere Untersuchungen auch in den übrigen Gräbern vorzunehmen, und er fand, daß alle andere Skelette sich ganz in derselben Lage befanden. Er bemerkte außerdem, daß sie sämmtlich die Köpfe nach Westen und die Füße nach Osten gerichtet hatten.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, im Mai.

Madame Catalani ist noch immer hier, und wird, wie mit grosser Bestimmtheit verlautet, bis zur Vermählung unseres Prinzen Carl verweilen, um bey dieser Gelegenheit in einer Oper (Semiramis) oder doch in einzelnen Scenen uns auch ihr hochgepriesenes dramatisches Talent bewundern zu lassen. Alle Kunstfreunde freuen sich der Hoffnung eines so ausgezeichneten Genusses.

Unterdessen fährt die edle Künstlerin fort mancherley gute Zwecke durch ihre Kunst zu unterstützen. Sie hat bereits zum Besten des hiesigen Bürgerrettungs-Instituts ꝛc. ein Konzert in der Garnisonskirche gegeben, und wird auch bey der, zu Bildung eines Fonds für hülfsbedürftige Theatermitglieder im königlichen Opernhause veranstalteten, geistlichen Musik wieder thätig erscheinen. Ob die Unterstützung, welche sie dem Konzertmeister Moeser in dessen lezterm Konzert hat angedeihen lassen, auch zu den guten Zwecken gehört, wollen wir dahin gestellt seyn lassen, und nur bemerken, daß Herr Moeser seinen Zweck durch diese Gefälligkeit vollkommen erreicht hat.

Die erste, öffentlich erscheinende dramatische Arbeit des jungen talentvollen Komponisten Felix Mendelssohn-Bartholdy: die Hochzeit des Camacho, komische Oper nach Cervantes, von einem unbekannten Verfasser, und zur beybehaltenen Musik umgearbeitet von dem Regisseur der königl. Schauspiele, Herrn von Lichtenstein, ist hier neulich doch nicht mit ungetheiltem Beyfall gegeben worden. Der Text zeigt nicht viel dichterisches Feuer, und erlaubt auch sogar nicht viel musikalisches zu zeigen. Oft sind Operntexte den Kugeln zu vergleichen, jedoch nicht wegen ihrer Rundung und Beweglichkeit, sondern weil die Komponisten sie wie Schanzarbeiter die ihnen angeschmiedeten immer mit sich schleppen müssen. Die Musik scheint überall tüchtig, in einzelnen Stellen trefflich; nur möchte die Frage seyn, ob daraus im Allgemeinen nicht mehr Talent für Instrumentalkomposition, als für dramatische Musik zu erkennen ist?

Der Verfasser der dramatischen Aufgabe: Komm her, und des Lustspiels: die Hofdame (F. v. Elsholz) hat der verwittweten Königin von Bayern eine kleine Sammlung Gedichte, unter dem Titel: Denkblätter, zugeeignet.

Beylage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 123.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 23. Mai 1827.

Ach, mit jedem Laut von dir erklingen
Schmerzgefühle des vergangnen Glücks,
Und des Todes bittre Pfeile bringen
Aus dem Lächeln deines Kinderblicks.

Schiller.

Die treue Fischerin.

In vier Liedern, von Friedrich Helmk.

III. Der Fischerin Klage.

Was schimmert dort für matter Schein
Noch durch der Fenster schmales Fach,
Aus einer Hütte still und klein,
Wo zum Gestade rauscht ein Bach?
Bald bleichet schon der Sterne Schimmer,
Doch seh' ich noch das Lichtgeflimmer.

Da wachet noch die Fischerin
Allein in ihrer bittern Noth;
Ihr Auge starret her und hin,
Von Weinen und von Wachen roth;
So schwer das Haupt, im Geist verzaget,
Verwirrt im Sinn, das Herz zernaget.

Denn in die stille Hütte drang
Das Leben mit dem Tod' hinein.
Ein Knäblein, engelschön, entrang
Sich ihrem Schooß in herber Pein;
Und ihrer Mutter Herz erkaltet,
Vom scharfen Pfeil des Grams zerspaltet.

So zwischen Sarg und Wiege stand
Bey ihr der ungemess'ne Schmerz;
Wund rang sie ihre weiße Hand,
Verzweiflung zuckte durch ihr Herz;
Doch lächelt mild ihr Kind im Schlummer,
So kühlet sich ihr heißer Kummer.

Sechs Lichter flammten um den Sarg,
Der mitten in der Hütte stand;
Die bald der Schooß der Erde barg,
Umhüllt ein leinen Schneegewand;
Bleich war ihr Haupt, doch bleicher scheinet,
Die bey dem Sarge sitzt und weinet.

„Wie bald, begann ihr matter Ton,
Du meines Lebens Blüthenzeit,
Bist der Getäuschten du entflohn,
Und wandeltest mir Lieb' in Leid,
Der Lenz mit tausend Blüthen kehret,
Doch meine Blüthen sind verheeret."

„Wie war es sonst so anders doch,
Wenn Morgens ich zum Strande ging,
Wie sang mein Herz und Mund da noch,
Wenn voll im Garn die Beute hing;
Wie lieb war mir die Hütt' am Bache,
Mit ihrem rohrgeflocht'nen Dache."

„Bis einst — ich saß an Baches Rand,
Und warf die Angel in die Flut,
Da kam der schöne Mann, und stand
Vor mir mit Wangen voller Glut,
Und ach! auch meine Wange brannte,
Als ich auf ihn mein Auge wandte."

„Er saß bey mir — wie kam's so bald!
Er seine Hand um meine schlang,
Das heiß, mit zuckender Gewalt,
Mir's aus der Hand zum Herzen drang,
Ich schwamm entzückt in neuen Wogen,
Von seiner Worte Netz' umzogen."

„Und als er wieder ging und kam,
Und immer wieder kam und ging,
Der Fischerin er alles nahm,
Und gab ihr diesen goldnen Ring;

Und ſtieg in's Schiff und iſt geſchieden
Mit meines Herzens ſtillem Frieden."

„Doch fluchen ſoll mein Mund dir nicht,
Dem Liebe treu mein Mund verſprach,
Und ob der Gram mein Herz zerbricht,
Wie er der Mutter Herz zerbrach.
Und könnteſt du mich ganz verlaſſen,
Ich kann nur lieben dich, nicht haſſen."

„O kehre bald! o weile nicht!
Es wächſt die Noth, wie Sturmesflut;
Schwach glimmt nur noch der Seele Licht,
Gebrochen iſt mir Kraft und Muth;
Stoß nicht in der Verzweiflung Wogen,
Die lockend du in's Boot gezogen."

„Hier zwiſchen Sarg und Wiege klagt,
Die deiner Liebe ſich vertraut.
Komm, eh dieß Herz der Gram zernagt;
Erbleicht ſonſt findeſt du die Braut,
Und, das in Schmerzen ſie geboren,
Dein Kind, es wäre mit verloren."

„Mit Weinen rufet dich dein Kind,
Es ruft den Vater durch die Nacht;
Spann' alle Segel vor den Wind,
Durchbrich der Wellen wilde Macht,
Bis dir die Hütt' am Strand' erſcheinet,
Wo die verlaſſ'ne Liebe weinet."

„Der Morgen graut; die Mutter ruft
In's dunkle Haus der Glockenton;
Ihr treues Herz beſchirmt die Gruft
Vor Gram und Qual und bitterm Hohn;
Und Schande, Noth und Weh umringen
Nun mich allein mit tauſend Schlingen."

Die Fiſcherin zu Boden ſank
Und barg ihr Antlitz in den Staub:
Ein ſchneidend Schwert ihr Herz durchdrang,
Faſt ward ſie der Verzweiflung Raub;
Vor Schluchzen will die Bruſt zerſpringen,
Als Tod und Leben in ihr ringen.

Da webt der Glockenklang vom Thurm
Ihr Kühlung in das heiße Herz,
Da löst ſich lind der Seele Sturm
Und ſchwingt ſich betend himmelwärts;
Und tief in ihre Seele ſenket
Der Troſt ſich, den der Himmel ſchenket.

Schon naht der Träger ernſte Schaar,
Und hebt empor den ſchwarzen Sarg.
Sanft weint ihr rothes Augenpaar,
Das ſie im weißen Tuche barg;
Und leiſer hauchen ihre Klagen:
„Mein Gott! wie haſt du mich geſchlagen."

Aus dem Leben Bernardins de St. Pierre.

(Fortſetzung.)

Zu eben der Zeit, wo Bernardin einen Beſchützer fand, führte ihm die Vorſehung einen Freund zu. Düval, ein Genfer, Kronjuwelier, den Bernardin verſchiedene Male bey ſeiner franzöſiſchen Wirthin angetroffen hatte, war von ſeiner unglücklichen Lage gerührt worden, und bewunderte ſeinen Muth. Düval war ein edler, mitfühlender Menſch; er gab Bernardins Planen keinen Beyfall, tadelte ſie aber auch nicht, da er wußte, daß der Ehrgeiz nur durch das Fehlſchlagen ſeiner Hoffnungen geheilt werden kann. Als er Bernardins Abreiſe erfuhr, bemühte er ſich aufs eifrigſte, ſie zu verhindern; da es ihm nicht gelang, öffnete er ihm großmüthig ſeinen Beutel, und derſelbe junge Menſch, der des Feldmarſchalls Geſchenk ſo eben abgewieſen hatte, weil er ihn nur als einen fremden Wohlthäter anſehen konnte, ſtand nicht an, fünfzig Rubel von einem Privatmann zu borgen, weil er ihn für ſeinen Freund hielt.

Der Marſchall Münich ſtellte ihn dem General Sievers, unter deſſen Schutz er am Hofe erſcheinen ſollte, vor, und kurze Zeit darauf machten ſie ſich nach Moskau auf den Weg. Es war in der Mitte des Jenners; der General hatte für ſich und ſeine Adjudanten zwey gute, wohlverwahrte Wagen, ein offener Schlitten war für ſeine Bedienten beſtimmt, und in dieſem wies er dem jungen Franzoſen ſeinen Platz an. In der erſten Nacht warf der Schlitten zweymal um; unſer armer Reiſender, der aller Strenge der Jahreszeit ausgeſezt war, fror um ſo entſetzlicher, da er ſich gar nicht dem Landesgebrauch gemäß gekleidet hatte, ſondern ſich mit ſeinem Filzhütchen und kurzen Röckchen wie nackt vorkam. Den zweyten Tag erfror er eine Wange, und hätte ſicherlich die Ohren eingebüßt, wäre nicht ſein Begleiter ſo barmherzig geweſen, ihm eine Pelzmütze zu leihen. Bey der Ankunft in jedem Poſthaus packte der General ſelbſt den Speiſevorrath aus, gab jedem ein ſteinhartes Stück Brod und ein halbes Glas Wein, der ſo hart gefroren war, daß er mit einem Beil zerhauen werden mußte. Dann ſezte ſich der General allein zu Tiſch, während ſeine Adjudanten und ſein Sekretär hinter ihm ſtehend zuſahen. Bernardin hielt ſich nicht zu dieſem Betragen verbunden; zur großen Beſtürzung der Offiziere wagte er es, ſich in des Generals Gegenwart zu ſetzen, was ihm aber dieſer nie verzieh. Die Art von Verachtung, die Bernardin, unter die Bedienten verwieſen, erfuhr, verdoppelte ſeinen Stolz und erfüllte ihn mit Kummer. Der Anblick der Natur allein hätte ihn aufheitern können, allein die Kälte war ungeheuer! Alles war mit Schnee bedeckt, Wald, Feld, Ebene, Flüſſe, ſelbſt das Meer; jeden Morgen erhob ſich die Sonne wie eine rothglühende Kugel am Rand des Horizontes, ihr Licht war blaß, wärmelos, ſie ſezte blos Millionen Eistheilchen in der Luft in Bewegung, die wie Diamantenſtaub ſchimmerten. Eben ſo befremdlich war der Anblick der Nacht. Die Tannen, in denen ein eiſiger Wind rauſchte, ſahen wie alabaſterne Pyramiden aus, die in unendlichen Reihen ſich ausdehnten; bald beſtrahlte ſie der Mond mit ſeinem bläulichen Licht, bald ſchien ſie ein glühendes Nordlicht mit einem Feuermeer zu umziehen. Bernardins Phanta-

sie erblickte in ihnen die Trümmer eines nordischen Götterpallastes, und sah Thor und Odin unter ihnen wandeln.

Die Schlitten und die Wagen fuhren ohne andern Aufenthalt als den der Pferdewechsel in seltenen, elenden Dörfern erforderte, weiter. Tiefes Schweigen umgab sie, selbst die Hunde, selbst der Hausbahn waren in der Kälte verstummt. Nur Haufen hungriger Wölfe folgten den Reisenden; sie theilten sich in zwey Züge an beyden Seiten des Wegs, einer von ihnen lief voran und blieb nur von Zeit zu Zeit mit klaglichem Heulen, das von allen seinen Gefährten beantwortet wurde, stehen. Dazwischen hörte man nichts als das leichte Geräusch ihres Trabes auf dem Schnee, das aber noch fürchterlicher war als ihr Geheul. Bernardin dachte mit tiefem Schmerz an sein schönes Frankreich, wo die Morgenröthe dem nächtlichen Wanderer freundliche Kirchthürme, angebaute Felder zeigt, und beym Frührufe des Hahns der fleißige Landmann seine Hüttenthüre öffnet.

Endlich langten die Reisenden in dem prächtigen Moskau an. Unser Reichebegründer hatte kaum noch einen Thaler in der Tasche, allein das war seine geringste Sorge; er dachte nicht daran wo er zu Abend essen, sondern nur, wie er zu der großen Katharina gelangen sollte: denn sie sehen und sie überreden schien ihm unzertrennlich verbunden. Unter seinen Reisegefährten hatte ein einziger sein edles Betragen unter so drückenden Umständen wahrgenommen und eine lebhafte Neigung zu ihm gefaßt; Barasdine, ein Offizier, jung, heftig, voll hohen Muthes, und so starrsinnig-freymüthig, daß er sich's zum Gesetz gemacht hatte laut zu denken, und es für Feigheit hielt, dem glücklichen Lasterhaften nicht mit offenem Angriff zu begegnen. Er hatte dem General seine Vernachlässigung des jungen Franzosen oft vorgeworfen, aber dessen Stolz dadurch nur gereizt. Bey seiner Ankunft in Moskau ließ dieser seine Wagen vor einem großen Gasthof halten, und schien Bernardin mit dem Bescheid, daß es Zeit sey, ein Unterkommen zu suchen, absichtlich in Verlegenheit setzen zu wollen. Es war Nacht, die Reisenden setzten sich in Bewegung. Die beyden Freunde schieden mit dem Versprechen einander wiederzusehen; Barasdine begab sich zu seinem Oheim, dem Feldzeugmeister Herrn von Villebois, und Bernardin nahm einen Schlitten, um sich zu dem Bruder seiner Petersburger Wirthin führen zu lassen, der ihm auf Herrn Düvals Empfehlung eine Wohnung einräumen sollte. Wie er dort anlangt, hört er, daß dieser Bruder auf unbestimmte Zeit von Moskau abwesend ist, und so stand er denn ohne alle Zuflucht, einsam bey nächtlicher Weile, ohne Geld, ohne sich den Menschen verständlich machen zu können, stumm vor seinem Führer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Ich muß hier im Allgemeinen etwas bemerken, was in Deutschland nicht Sitte, hier aber überall gebräuchlich und effektvoll ist. Die Personen aus dem Volke, die auf der Bühne erscheinen, sind ganz treu, eben so wie in der Wirklichkeit gekleidet, nicht nur im Schnitt und den Farben der Kleider, sondern auch im Stoffe, und das bey Männern wie bey Frauen; selbst der niedliche Fuß der letztern wird in einen großen Schuh mit Schnallen, ja, wo es seyn muß, in Holzschuhe gethan. Ich wußte nur Herrn Devrient sen. zu nennen, der sich in dem Melodram: die Galeerensklaven, auf ähnliche Weise treu kleidete. Wenige Stücke werden in Deutschland so trefflich, so rund als dieses in Berlin gegeben. Nun, und ich kann versichern, daß die meisten Melodramen eben so tadellos auf diesen kleinen Pariser Volksbühnen dargestellt werden. — Außer diesen bestehen noch hier: das théâtre du mont-parnasse und mont-martre, wo Eleven spielen, und die im programme des spectacles unter dem Namen: Salles de la banlieu (Weichbild) vorkommen. Der Taschenspieler, Herr Comte, hat ein Kindertheater, und außer diesen gibt es noch kleinere Vorstellungen hie und da, z. B. im Palais royal, im ehmaligen théâtre Montansier, das jezt zu einem Kaffee- und Bierhause eingerichtet ist, und wo man zu seinem Glase Bier die Vorstellung eines Vaudevilles als Zulage von dem gastfreundlich-spekulanten Wirthe erhält. Von Talmas Bühne bis zu dieser ist freylich ein mächtig großer Abstand; doch ist dieses Bier-Theater noch nicht die unterste der dramatischen Darstellungen in Paris. Wandernde Tespiskarren bewegen sich durch die Straßen; der leinene Kasten wird zur Bühne, ein vor Wagen sicheres Winkelchen zum Auditorium; und Policinell, der Teufel und eine vortrefflich abgerichtete Katze führen zur Freude des versammelten Volks ein uraltes, weltgeschichtliches Stück auf, das Lust- und Trauerspiel zugleich ist, nämlich eine Prügeley. Vor der hölzernen Bude, wo Thiere, dicke Männer, starke Frauen, unverbrennliche Wilde, oder Wachsfiguren zu sehen sind, stehen auf einem Gerüste der Impresario, der Harlekin und ein Hund, und geben gratis eine Vorstellung, damit man sich vorstellen möge, was erst innen im Heiligthum zu schauen sey. Zwey Kinder, Abends auf dem Boulevard, breiten eine Decke auf dem Boden aus, stellen ein paar Stümpfchen Licht hin, und führen eine Scene mit Rede und Gesang auf. So viel Vorbereitung hat jener Mann nicht nöthig, der sich am hellen Tage auf den Steinpfahl an der Ecke stellt, eine Geschichte erzählt, und dann eine Romanze ohne Instrumentalbegleitung den Umstehenden, sehr ernsthaft zuhö-

renden vorsingt. Und so findet denn das Pariser schauspielliebende Volk überall und immer Schauspiel, wäre es auch nur daß Steine abgeladen werden, oder ein Wagen bricht, oder sonst Aehnliches.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Mai.

Am Sonntag den 25sten März kündigte Herr Lebrun vor dem Anfange der Vorstellung von Schröders Porträt der Mutter dem Publikum mit freundlichen Worten an, daß er nunmehr der Direktion des Stadttheaters beygetreten sey, und sich als Direktor dem Wohlwollen seiner Mitbürger empfehle. Er ward mit rauschendem Beyfall bewillkommt, und auch der älteste Direktor, Hr. Schmidt, hervorgerufen. Beyde Künstler, so wie der dritte Direktor, Hr. Lenz, sind auch als Bürger mit Recht allgemein geachtet.

Ein Theil der Dekorationen des neuen Schauspielhauses, welches an Größe keinem in Deutschland nachsteht, wird in Berlin gemalt. Das alte Schauspielhaus hat keine weitere Abtheilung als Parterre, erster und zweyter Logenrang und Gallerie. Jetzt sind außer der Gallerie noch drey Logenreihen und das halbe Parterre mit Speersitzen zum Parquet eingerichtet, und Alles aufs Prächtigste geziert. Aber unser Publikum ist an einen so großen Tempel Thaliens nicht gewöhnt, wo gerade diejenigen Kunstleistungen, worin Hamburgs Bühne, seit Schröder, sich vor Allen auszeichnete, wir meynen die sogenannten Konversationsstücke, unmöglich beyfällig erscheinen können.

Mehreren Aktionärs wurden in diesen Tagen Brandbriefe zugeschickt, die Drohung enthaltend, daß das neue Schauspielhaus am Abend der ersten Vorstellung in Flammen aufgehen werde; wahrscheinlich stammen diese schlechten Zuschriften aus dem verbrannten Gehirn eines Mystikers, einer Menschenklasse, welcher überhaupt das neue Schauspielhaus ein Gräuel ist. Sie haben auch die Verordnung veranlaßt, daß in der stillen Woche nicht gespielt werden darf; ja es dürfen nicht einmal Konzerte gegeben werden. Das benachbarte Altona kehrt sich nicht an diese seltsame Verordnung, welche indeß den Handel und Wandel auch hier nicht unterbricht, und dort füllen sich dann die Tanzböden und das schlechte Theater von Hamburg aus.

Die starke Abgabe oder Steuer von fünfzehn Procent auf die rohe Einnahme des Theaters ist bis jetzt nicht aufgehoben, und wird auch von allen andern Entreegeldern entrichtet. Sie bringt dem Stadtschatze von diesem Schauspiele allein 5000 Rthlr. jährlich. Während andere Regierungen, z. B. die Französischen, den Theatern jährlich einen bedeutenden Zuschuß aus dem Staatsfonds leisten, zieht die Hamburgische Regierung von dem Ertrage der Kunst eine Einnahme.

Ueber die erste Vorstellung im neuen Theater nächstens ein Mehreres. Zur Eröffnung der neuen Bühne hat Hr. Präyel den Prolog gedichtet, und bey dieser Gelegenheit wird Dr. Zimmermann die Herausgabe einer allgemeinen Theaterzeitung beginnen. Früher gab er hier dramaturgische Blätter heraus, welche mit Beyfall aufgenommen wurden.

Am 1sten Mal war die letzte Vorstellung in dem alten Schauspielhause am Gänsemarkt. Es ward ein Schauspiel aus Schröders Nachlaß: die Stimme der Natur, zum erstenmal gegeben, und ein Epilog von Bärmann gesprochen. Das alte Schauspielhaus ward als neues Opernhaus 1678 eröffnet, und zwar mit einem Singspiel: „Der erschaffene, gefallene und aufgerichtete Mensch," vom kaiserl. gekrönten Poeten Richter, mit Musik vom Kapellmeister Theil. Der Rathsherr Gerhard Schott war der vorzüglichste Beförderer dieses Opernhauses, dessen Einrichtung bey den orthodoxen Eiferern der damaligen Zeit, wo Hamburg als lutherisches Rom figurirte, den heftigsten Widerspruch fand.

Das neue Schauspielhaus wird am 2ten eröffnet. In unserm Anzeigeblatt vom 30sten April ist bereits ein Prospektus der Tages- und Kassenordnung in demselben erschienen.

Lausanne, Ende Aprils.

(Beschluß.)

Mit Ausnahme einiger Gegenstände, deren ich sogleich näher gedenken will, hat man in den Gräbern keine Spur eines Holzsarges entdeckt. Es scheint, daß man die Körper nackt beerdigte, oder daß die Zeit die Gewänder, mit denen sie umhüllt waren, vollkommen vernichtet hatte. Die Menge der bey den ersten Nachsuchungen gewonnenen Steine ist so bedeutend, daß ein Einwohner von Colochenaz sich damit ein Haus erbaut, und ein Anderer eine lange Mauer an seinem Weinberg aufgeführt hat, während große Trümmerhaufen noch den Boden bedecken. Nach dem Allem darf man also schließen, daß dieser Ort ehemals ein Kirchhof war, um so mehr, da man nicht nur Männer- sondern auch Weiber- und Kindergerippe in großer Zahl gefunden hat, und mehrere Grüfte deren zwey enthalten. In einigen derselben hat man mehrere eiserne Platten entdeckt, die nichts anderes als Gürtelschnallen gewesen seyn können. Sie sind von derselben Form wie die, welche Herr v. Lerber in den bey Arner 1822 ausgegrabenen hölzernen Gräbern entdeckte; sie sind allein dadurch von ihnen verschieden, daß ihre Bearbeitung weniger sorgfältig und vollendet ist. Die silbernen Arabesken, die darin eingeldthet sind, können mit den andern nicht verglichen werden, und sind viel unförmlicher. Eine einzige ist aus Bronze, und bietet das Bild eines Mannes mit einer Tunika und ausgestreckten Armen dar, an dem die Zeichnung von sehr schlechtem Geschmack ist. Diese Agraffen, wie die von Arner, bestehen aus einer länglicht runden Platte, von vier bis fünf Zoll Länge, und zwey bis drey Zoll Breite. An dem einem Ende ist die Schnalle, nebst der dazu gehörigen Zunge; an den Ecken befinden sich die Köpfe der Nägel, mit denen wahrscheinlich dieß Kleidungs- oder Waffenstück befestigt war. Nach dem von dem Herrn von Lerber, über die 1822 bey Arner gemachten Entdeckungen, abgestatteten Bericht, darf man aus vielen, sehr wahrscheinlichen Gründen vermuthen, daß die mit Arabesken verzierten Agraffen, welche man dort gefunden, Ueberbleibsel von der Bekleidung oder Rüstung jener Sarazenenhorden waren, die im Mittelalter die Schweiz durchzogen, um sich nach Italien zu begeben, von wo sie durch dasselbe Land wieder zurückkehrten. Obgleich die eisernen Platten von Colochenaz von viel gröberer Arbeit sind als die von Arner, so sind sie diesen letztern doch in Allem ähnlich, und mehrere, augenscheinlich italienische Vasen, die man gleichfalls gefunden, bestärken diese Schlußfolge noch mehr.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 124.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 24. Mai 1827.

Es kreisen fürchterliche Pläne längst
In meines Herzens sturmbewegten Wellen,
Der sicherste, der schnellste sey gewählt!

Th. Körner.

Paula de Witt,

Historische Erzählung von Elise von Hohenhausen.

Der Rathspensionair de Witt *), ein Mann von kluger Rede und hochfliegenden Entwürfen, verweilte einst im Jahr 1672, als die vereinigten Niederlande von Frankreich, Cölln und Münster zu Lande, und von England zur See bedroht wurden, bis in die tiefe Nacht im Hof von Holland, einem alten Gebäude, in welchem die Generalstaaten ihre Versammlungen hielten. Er sann so eben über die vielfache Noth des Landes nach, als ein wildes Geschrey der Vorübergehenden an sein Ohr schlug, und er deutlich die Worte vernahm: „Da sitzt der Rathspensionair de Witt, der Schelm, der Landesverräther!“ Festen, männlichen Sinnes, wie er war, verbannte de Witt jede Furcht aus seinem Herzen, und in der Meynung, trunkene junge Leute lassen ihrem Muthwillen freyen Lauf, ließ er sich durch einen Staatsboten vorleuchten und trat schnell den Weg nach seiner Wohnung an, wurde aber bald von vier jungen Männern angefallen, und trotz tapferer Gegenwehr zu Boden geworfen. Die Mörder entflohen im Wahne, ihr Ziel erreicht zu haben, aber de Witt raffte sich wieder auf und erreichte glücklich seine Wohnung. Als seine einzige Tochter, Paula, eine sanfte Holländerin, zart wie die Frauen jenes feuchten Nebellandes, den geliebten Vater in diesem Zustande erblickte, den schwarzen Amtsornat zerrissen und blutbefleckt, so wie das herabwallende Haupthaar, sank sie ohnmächtig nieder, und es dauerte mehrere Tage, bis ihre durch Schreck zerrütteten Geister sich wieder sammeln konnten.

„Mein geliebtes Kind, sprach der Vater einige Zeit darauf zu seiner Tochter, freue dich, daß jener Sturm so glücklich vorüberging; Muth, Klugheit und Kraft wird mich schon durch das bewegte Meer unserer Zeit führen, aber verscheuche die Schwermuth, die deine Seele belastet, und laß uns, statt in eitler Furcht hinzubrüten über die Dinge, die da kommen könnten, ihnen lieber kräftig entgegenwirken. Die angesehensten Jünglinge Hollands werben um deine Hand, willst du mir nicht die Freude machen, in einem stattlichen Schwiegersohne die Stütze meines Hauses und meiner Unternehmungen zu erblicken?“ Die schöne Paula senkte das große blaue Auge, und unter den dunkeln Wimpern hervor rollte eine klare Perle über das lilienweiße Antlitz. „Ihr wißt, theurer Vater, entgegnete sie, daß ich mir kein anderes Lebensglück wünsche, als um Euch zu seyn; fremd und feindlich gemahnt mich jede männliche Erscheinung, und ihre vertraute Annäherung ertrage ich nicht. Das häusliche Leben bietet mir auch keinen Reiz, und die verborgene und mit Kleinigkeiten tändelnde Wirksamkeit der Frauen unseres Landes dünkt meiner Seele gemein und niedrig.“

*) Johann de Witt, Großpensionair von Holland, übte zu seiner Zeit eine fast so große Macht aus, wie Cromwell in England, nur daß er mehr durch Kabalen als durch offene Gewalt herrschte, wie der Lauf dieser Erzählung kund geben wird.

„Du bist nicht für das gewöhnliche Leben geboren, meine Paula, sprach de Witt mit stolzem Lächeln, laß Oranien fallen und wir sind Hollands Gebieter, wenn nur Kornelius, mein Bruder, nicht durch seinen Ungestüm meine weisen Entwürfe vereitelt.“

„Und welche höhere Würde könntet Ihr noch erreichen, mein Vater? sprach die Jungfrau bebend, schon nennt Euch das Volk den Fürsten unsers Landes, Euren Bruder, den Landdrosten von Putten, den Fürsten unserer Meere. Hat nicht Wilhelm von Oranien alle Hoffnung je über Holland zu herrschen, durch das ewige Edikt verloren, in welchem die Ritterschaft und alle Diener des Staates beschwören, daß nie von der Wahl eines Statthalters die Rede seyn soll?“

„Aber er lebt noch, versetzte Johann de Witt, und wir haben ihn der Oranischgesinnten und seiner Mutter wegen für ein Kind des Staates erkennen müssen. Der Eid, den er geleistet hat, die Statthalterschaft nie annehmen zu wollen, ist ungültig, sobald die Generalstaaten ihn davon entbinden. Auf der andern Seite droht Ludwig XIV., den sein Minister Louvois mit Krieg beschäftigt, die Niederlande zu erobern; doch wollen wir lieber französisch als oranisch werden, unter der Fremdherrschaft blüht am stattlichsten die Gewalt einzelner Machthaber, audaces fortuna juvat.“

Damit ging der Rathspensionair in sein Schlafgemach, und die reizende Paula hob die thränenschweren Augen zum Himmel empor, in dem allein ihre Hoffnungen ruhten.

* * *

In den ersten Apriltagen des Jahrs 1672 langte der Bruder des Rathspensionairs de Witt, Kornelius, Landdrost oder Ruard von Putten, Altbürgermeister in Dordrecht, mit seiner Hausfrau im Haag an, um seinen Bruder abzuholen, und mit einer Flotte von sechszehn Kriegsschiffen unter Segel zu gehen, da die englische Flotte unter dem Herzog von York, die französische unter dem Viceadmiral d'Estree, Hollands Küsten hart bedrohte.

Sorgenvoll, doch voll hochfliegender Entwürfe war die Unterhaltung beyder Brüder, des besonnenen Johann und des stürmisch-trotzigen Kornelius; dieser wollte alles der Kraft seiner Handlungen, jener der Klugheit seiner Kombinationen verdanken.

„Audaces fortuna juvat,“ schloß Johann de Witt seine Rede, aber Kornelius versetzte rasch:

„Hinweg mit deinem Wahlspruch, du bist nicht der Kühne, schleichst im Finstern, du schreibst Bücher unter fremden Namen, unterhandelst heimlich mit Frankreich und willst immer nur andere für deine Zwecke handeln lassen; aber sie handeln für ihre eigenen. Ludwig XIV. verheert Holland, und das Buch, welches du unter des Franzosen La Court Namen gegen die Statthalterschaft geschrieben hast, ist durch ein Mandat der lezten Generalstaatenversammlung bey sechshundert Gulden Strafe verboten.“

„Nicht alle Anschläge, versetzte Johann, gelingen völlig, doch keiner verfehlt ganz seine Wirkung; das Buch ist und wird gelesen; das Volk Hollands träumt von Freyheit und Selbstständigkeit, und die Statthalterschaft ist ihm verhaßt, nicht mehr Orange, sondern Frankreichs Farbe ist die Modetracht; alle Staatsämter sind mit unsern Anhängern besetzt. Der Prinz erhält den Titel Hoheit nicht mehr, entbehrt aller fürstlichen Freyheiten, muß alle bürgerlichen Lasten tragen.“

„Aber er lebt, fiel Kornelius ein, in Fülle der Gesundheit und Kraft, ein jugendlicher Achill, der durch seine Erscheinung schon alle Herzen gewinnt; umsonst strebtest du, den Feldmarschall Turenne zum Generalkapitän der holländischen Kriegsmacht zu machen. Wilhelm von Oranien, ein achtzehnjähriger Knabe, bekleidet diesen Posten, er, dem eine Fähndrichsstelle in der Armee hätte versagt werden sollen. Was hilft es dir nun, Bruder, daß du dich zu seinem Vormunde ernennen ließest, wenn du das Aufblühen dieses lezten Orangezweigs nicht hindern kannst, und glaube ja nicht, daß er beym Volke verhaßt sey und du beliebt; auf meiner Reise hieher hörte ich von dem Landvolk und den Gassenbuben Spottlieder auf unsern Namen singen. Du weißt am Aberund, Johann; aber sollte man es denken, daß Aberglauben dir klugen, hellsehenden Manne ein so blindes Selbstvertrauen geben kann? Die in England und bey uns übliche Sitte, einen Astrologen bey der Geburt eines Kindes vornehmer Eltern zu befragen, die schon Cromwells Schicksal bestimmte, übte auch auf deine Handlungsweise einen mächtigen Einfluß aus. Der Alte, der bey der Geburt deiner Tochter eine Krone im Haus ihres Lebens schimmern sah, war sicher betrunken und glaubte, es sey von einem Knaben die Rede.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben Bernardins de St. Pierre.

(Fortsetzung.)

Da Bernardin gar keinen Ausweg wußte, stieg er mechanisch wieder in den Schlitten, dessen Führer ihn in vollem Trott dahin zurückführte, wo er ihn abgeholt hatte. Die Bezahlung des Schlittens zehrte sein lezres Geld auf, und er trat in das Haus, ohne zu wissen, wie er es den nächsten Morgen wieder verlassen würde. Kaum betrat er den Hof, so kam ihm der Wirth, ein guter wohlbeleibter Deutscher, entgegen, versicherte ihn in dem undeutlichsten Rothwälsch seiner Redlichkeit, Dienstwilligkeit, Pünktlichkeit, und legte ihm unversehens einen schönen, sammtnen Sattel, den er auf dem Arm hielt, auf die

Schultern. Dieser Beweis mußte ihm unwidersprechlich dünken, denn er setzte seiner Rede kein Wort weiter zu, sondern blieb mit höchster Selbstzufriedenheit vor Bernardin stehen. Erstaunt über diesen Empfang, gibt ihm dieser kaltblütig den Sattel zurück und verstebt nach mancher Wechselrede so viel, daß dieser Sattel Herrn von Barasdine gehört und der Wirth ihn für dessen Bedienten hält. Statt über dieses Mißverständniß zu zürnen, beschließt er es dazu zu benützen, um die Nacht ohne Schlafgeld in dem Gasthof bleiben zu können. Er sucht also dem Wirth begreiflich zu machen, er sey fremd, die Nacht finster und er wolle erst am folgenden Morgen sein Haus verlassen. Sogleich öffnet ihm der Wirth ein wohlgeheiztes Zimmer; Bernardin legt sich, den Sattel unter dem Kopf, auf eine Bank, und schläft unbekümmert bis zum folgenden Morgen.

Kaum brach der Tag an, so trat Barasdine in das Zimmer und war sehr erstaunt, seinen neuen Freund auf dem Sattel, den er eben zurückzufordern kam, sanft ausgestreckt zu finden. Bernardin ward von seinem Ruf aufgeweckt, erzählte ihm sein Abenteuer, und die beyden jungen Leute wurden bey einem guten Frühstück herzlich vergnügt. Beym Nachtische verlangte Barasdine des jungen Fremden Empfehlungsbriefe zu sehen; unter ihnen befand sich einer von des Marschalls von Münich eigener Hand an den General Dubosquet überschrieben. Barasdine versicherte, dieser würde wirksam seyn. Dubosquet hatte sein Vaterland nicht vergessen; schon der Ton einer französischen Stimme werde ihn günstig stimmen, und beredete ihn, unverzüglich diesem Mann seine Aufwartung zu machen.

Sie fanden den General in einen geblümten Schlafrock gewickelt, eine weiße baumwollene Mütze auf dem Kopf, wie er mit großen Schritten im Zimmer umherwandelnd seine Pfeife rauchte. Auf den ersten Blick fielen seine Züge unangenehm auf, allein wenn er sprach, nahmen sie eine mildere Form an, nach und nach glätteten sie sich und gingen in ein gütiges, gewinnendes Lächeln über. Kaum hatte er gehört, daß Bernardin ein Franzose sey, so verlor sich sein Ernst, und er überließ sich ohne Rückhalt der Freude, einen Landsmann zu sehen, vom Vaterland sprechen zu hören. Der junge Mann gefiel ihm, und er entließ ihn nicht ohne das Versprechen einer Unterlieutenantsstelle bey dem Geniekorps. Nach fünf Tagen erhielt Bernardin wirklich seine Bestallung, und die unerwartete Rückkehr des Bruders seiner Petersburger Wirthin machte aller seiner Verlegenheit ein Ende.

Seine Jugend ließ ihn nicht unempfindlich gegen die Zierlichkeit seiner neuen Kleidung. Ein scharlachrother Rock mit schwarzen Aufschlägen, rothgelbes Gillet, weiß seidne Strümpfe, ein schöner Federbusch, ein blitzender Degen, dieß war die russische Ingenieur-Uniform. Barasdine war über seines Freundes Aeußeres so erfreut, daß er ihn sogleich bey seinem Oheim, dem Feldzeugmeister, einführen wollte. Villebois war ein geborner Franzose und verläugnete diesen Ursprung keineswegs; er hatte einen edeln, vornehmen Anstand, die Gewohnheit des Befehlens benahm seinem Empfang nichts an Herzlichkeit und schien der schmeichelhaften Art, mit der er das Verdienst auszuzeichnen wußte, noch mehr Werth zu verleihen. Bernardins Vorzüge entgingen ihm nicht, nach dem dritten Besuch gestattete er ihm freyen Zutritt, lud ihn auf immer an seinen Tisch und nannte ihn, der russischen Höflichkeitssitte gemäß, seinen Vetter. Der Feldzeugmeister hatte viel gesehen, er erzählte gut, und Bernardin verstand gut zuzuhören.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schriftsteller.

Es ist kein Autor so gering und klein,
Der nicht dächt' etwas Recht's zu seyn;
Und wär' er noch so ein armer Wicht,
Gebt er doch stolz und aufgericht't,
Daß man glaubt der leere Hut
Noch zu dem Kleinen gehören thut.
Auch kein Autor auf den andern baut;
Denn sey ein Paar noch so vertraut,
Darfst heut' den einen herunterseßen
Willst du den Andern höher schätzen,
Und morgen, auf des Zweyten Kösten,
Läßt sich der Erste nennen den Besten.

— a —.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Mexiko, über Hamburg.

Bis zur Höhe des Anahuac-Plateau ist der Ruhm der Senorita Sonntag erschollen. Die Blätter der Hauptstadt Mexico erzählten von dem Triumphe, den ihre Stimme und ihr Spiel in Paris errungen hat, und zugleich den bekannten Roman mit dem jungen Grafen von **, den damals auch die Pariser Zeitungen mittheilten.

Es wird hier nicht, wie in Europa, blos Abends, sondern gewöhnlich zweymal: Nachmittags und Abends gespielt, jedesmal eine andere Vorstellung. Calderons und andere spanische, hochgefeyerte Kunstwerke erscheinen aber nicht auf dem Haupttheater (théâtro principal); man gibt, wie in Deutschland, Uebersetzungen, Opern, Ballette.

Im Monat December wurden aufgeführt: La muger Zelosa (die Eifersüchtige, wahrscheinlich nach dem Englischen); la avaricia castigada (bestrafter Geiz); Jason in Korinth,

oder die Zauber der Medea, Ballet; el pintor fingido (der verstellte Maler); los dos Gemellos, oder los tios burlados (die Zwillinge oder die entzweyten Oheime) Oper; el Amigo intimo, (der vertraute Freund), Komödie; la reconciliation de los hermanos (Uebersetzung von Kotzebues Versöhnung); Padre Benito, Oper; el Cid, nach Corneille. Hr. Prieto hat ein Lustspiel von Bonjour: el marido cortejante ó la leccion, für die Mexikanische Bühne bearbeitet. Ferner wurden aufgeführt: el delirio, Oper; Gretris Nina, oder Wahnsinn aus Liebe, ein Ballet; Don Quichote, oder die Hochzeit des Camacho; el Diluvio, (die Sündfluth), eine Oper; el Anciano y los dos juvenes (der Alte und die beyden Jünglinge), Lustspiel; Judiths Triumph und der Tod des Holofernes, Lustspiel; der Untergang der Templer, nach Renouard, und endlich el Jugador (der Spieler) Komödie, aus dem Französischen. Aus diesen Angaben läßt sich schon einigermaßen schließen, wie es mit dem dramatischen Kunstsinn der Einwohner der größten und fast am meisten verbilderten Stadt der neuen Welt stehl.

Ein Mexikaner, Kapitän Antepara, hat ein Trauerspiel: Solim, gedichtet, das mit Beyfall aufgenommen worden ist. Ein Roman in spanischer Sprache, el Luterano, zwey Bände, wahrscheinlich aus dem Englischen, wird stark gelesen; der Lutheraner, bekanntlich ein, bey den Spaniern höchst verabscheuter Name, wird darin als ein Tugendmuster geschildert. In einem, 1780 in Malaga gedruckten Kinderbuche findet sich dagegen ein Kindergespräch, wo ein erwachsener Bruder, der nach England reisen will, seine kleine Schwester fragt: Was er ihr aus England mitbringen soll? „Bring mir einen kleinen Lutheraner (luteranico) mit, antwortete das Kind, ich will ihn an die Kette legen und ihn peinigen, bis er sich bekehrt."

Am 12ten Dec. ward im Theater eine Hymne zu Ehren des Präsidenten Guadalupe Vittoria gesungen, gedichtet vom Obersten Jose Maria Heredia, und komponirt von dem berühmten Professor Don Manuel Garcia. Hier nur eine Stanze als Probe:

Por tu voz reconoce Europa
Nuestros santos sublimes derechos
Y Amistad con sus lazos estrechos
Ambos mundos en breve ha de unir.

Durch dein Wort anerkannte Europa
Unsre heiligen, erhabenen Rechte,
Und Freundschaft mit ihren engen Banden
Wird bald beyde Welten vereinigen.

London, May.

Der schnelle Anwachs der Bevölkerung und des Reichthums der vereinigten Staaten erfüllt selbst den fernen Beobachter mit Erstaunen, das sich vermehrt, je mehr man den frühern Zustand jener Staaten mit ihrem jetzigen, und dann wieder mit der kränklichen Hinfälligkeit vieler Länder der alten Welt vergleicht. Man nehme nur als Beyspiel den Staat Ohio, welcher noch vor dreyßig Jahren eine ungeheure Wüste bildete, in die sich selten der Fuß eines, dem Naturstand entrissenen Menschen verirrte. Dieser Staat ist bereits zum dritten im Range in der Union gestiegen, und besitzt eine Volksmenge von 850,000 Seelen. Noch vor fünf Jahren zählte man nicht mehr als 581 434 Menschen dort; man darf also ohne Uebertreibung annehmen, daß er vor dem Ende dieses Jahrzehends eine Bevölkerung von einer Million haben werde. Dieser junge Staat, welcher 39,128 englische Quadratmeilen hält, schickt sechszehn Senatoren und Abgeordnete in den Kongreß; und seine innere Legislatur besteht aus zwey-und-siebenzig Abgeordneten und sechs-und-dreyßig Senatoren. Er hat vier hohe- und neun untere Richter; die im vorigen Jahre eingeschriebene Miliz bestand aus 99,997 Mann Infanterie, 3292 Reitern und 1530 Artilleristen, welche leztere aber nicht mehr als acht Kanonen zu bedienen haben. Auch die übrige Bewaffnung scheint sehr unvollkommen zu seyn, denn man rechnete nur 36.356 Flinten, 2.131 Pistolen und, sonderbar genug, 3,786 Dolche. Die Lage des Staates schließt ihn nothwendig, jezt sowohl als für die Zukunft, von dem eigentlichen auswärtigen Handel aus, aber sein Binnenhandel ist jezt schon bedeutend, und er führt auf dem Eriesee und dem Ohioflusse Getreide, Mehl, Hornvieh, Pferde, Tabak u. s. w., in bedeutender Menge nach den übrigen Staaten aus, und empfängt dafür die Erzeugnisse derselben, so wie die Produkte und Fabrikate Europas und Indiens zurück. Er hat mehrere Häfen und Städte am Eriesee, und im Laufe des Jahres 1825 liefen in Sandusky-Bay allein 286 Dampf- und andere Schiffe ein. Auf diesem See segeln beständig vierzig bis fünfzig Schooner und vier Dampfschiffe. Um aber dem Gewerbfleiß den höchstmöglichen Schwung zu geben, gräbt man jezt in diesem Staate zwey große Kanäle: den einen von Portsmouth am Ohio nach Cleveland am Erie, 306 englische Meilen lang; den andern von Dayton nach Cincinnati, 68 Meilen lang. Es arbeiten beständig 5 bis 6000 Menschen daran, und man erwartet, daß das große Werk im Jahre 1830 vollendet seyn wird. Die Anzahl der Briefpostämter beläuft sich auf 504. Der Nationalbesitz wurde im Jahr 1825 auf 59,506,451 Dollars berechnet. Auch für den Unterricht scheint vorzüglich gesorgt zu seyn. Nebst den Elementarschulen, welche in großer Menge im Lande verbreitet sind, gibt es dreyzehn Akademien oder Gymnasien, und fünf Kollegien oder hohe Schulen; die lezteren nämlich zu Athen, Oxford, Western Reserve, Kenyon, Cincinnati. Die Universität von Athen ist ausschließlich der Theologie gewidmet, während man zu Oxford blos der Heilkunde obliegt. Vier andere Kollegien sind bereits gestiftet, hatten aber den lezten Angaben nach ihren Kursus noch nicht angefangen. Man hat zwey-und-sechszig Zeitungen, wovon eine täglich erscheint.

Wir springen von Amerika nach Indien über, und werfen zuerst einen Blick auf Singapore, das in seinem schnellen Fortschreiten zur Größe und künftigen Macht so sehr dem eben beschriebenen Staate gleicht. Der Handel dieser Kolonie vermehrt sich von Jahr zu Jahr, und das Daseyn dieses europäischen Freyhafens in den Gewässern des von Tyrannen und Handelsmonopolen niedergedrückten südöstlichen Asiens scheint auf allen Seiten den Fleiß und die Betriebsamkeit der Anwohner zu beleben. So werden seit einiger Zeit die Zimmergewerke nördlich von Malacca mit erneuerter Thätigkeit bearbeitet, und ihr Ertrag nach Singapore gebracht; Indier von der Küste von Coromandel haben in eigenen Schiffen Betelnüsse und Stückgüter hingebracht, und Zucker und Reis kam in immer größerer Menge von Siam. Die Anzahl der Einwohner vermehrt sich täglich, zu den Chinesen, Malayen, Buggesen, gesellen sich jezt auch Hindus, die, durch die großen Vortheile des Orts angelockt, sich mit ihren Familien und ihrer Habe hier niederlassen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 42.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 125.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 25. Mai 1827.

Denkwol i denk mi Bettelgwand
Mi falsche graue Bart an d'Wand? —
Jez d'schau mi recht, und chennsch mi no?
Geb Gott, i stig Gottwilche do!

Hebel.

Die treue Fischerin.

In vier Liedern, von Friedrich Helmk.

IV. Die Botschaft.

Auf der reinen Schwelle
Saß die Fischerin und sang
In den Schlaf ihr schönes Kind;
Und des Liedes süßer Klang,
Mit des Baches Welle,
Tanzte durch den Abendwind.

„Schlafe, süßes Leben,
Linde wiegt dich Mutterarm;
Deinen Vater wiegt die Flut,
Sicher ruhest du und warm;
Aber ihn umschweben
Sturmgefahr und Wellenwuth."

„Hinter dem Gestade
Tief zur See die Sonne sinkt;
Rosen schließen zu ihr Thor,
Und ihr Gold die Welle trinkt;
Aber aus dem Bade
Steigt am Morgen sie empor."

„Hinter dem Gestade
Meines Glückes Sonne sank;
Hoffnung schloß der Trennung Thor;
Doch mein Herz nur Thränen trank;
Aus dem Wellenbade
Stieg kein Wiedersehn empor."

„Schlafe sonder Sorgen,
Durch die laue Sommernacht,
Herzchen, leicht und unbeschwert;
Deiner Mutter Auge wacht,
Wacht oft bis zum Morgen,
Ob zurück der Theure kehrt."

Durch die Abendschatten
Kam daher ein alter Mann,
Braun die Wange, grau das Kinn,
Wie ein Seemann angethan;
In der Miene gatten
Trauer sich und ernster Sinn.

„Keine frohe Kunde,
Sprach er, bring' ich Euch, o Frau,
Von dem Manne, den Ihr liebt.
Sag' ich alles nun genau,
Fluchet nicht dem Munde,
Welcher böse Mähr' Euch gibt."

„Nach dem Mohrenlande
Warf ein Sturm des Liebsten Schiff,
Das als Steuermann mich trug,
Jäh auf ein Korallenriff;
Fest am Felsenstrande
Sturm und Woge es bald zerschlug."

„In den wilden Wogen
War der meisten nasses Grab,
Doch der Schiffer Rettung fand;
Als auch er schon sank hinab,
Stark emporgezogen
Ward er an den sichern Strand."

„Denn mit kühnem Wagen
Nach ein schwarzes Mädchen drang
Durch der Brandung weiße Flut,

Stark den Sinkenden umschlang,
Und im Arm getragen
Ihn entriß der Wellen Wuth.“

„Und voll Liebe pflegte
Sie in ihrer Hütte sein,
Bettet' ihn auf Laub und Moos,
Bracht' ihm Obst und Palmenwein.
Was die Hütte hegte,
Schüttet ihm sie in den Schooß.“

„Solche Lieb' ihn rührte,
Hat sein Herz ihr zugewandt;
Und als einst ein günstig Glück
Lenkt' ein Schiff an jenen Strand
Das uns mit sich führte,
Blieb bey Lili er zurück.“

Als die bittre Kunde
Hörte ganz die Fischerin,
Ward sie bleich und wieder roth;
Schwindel zog ihr durch den Sinn,
Und im Herzensgrunde
Mit dem Leben rang der Tod.

Bis in heißen Zähren
Löset sich der tiefe Schmerz,
Und die bleiche Lippe spricht:
„Schwer wirst du geprüft, mein Herz!
Aber laß gewähren,
Bis des Grames Fels dich bricht.“

„Mit dir Gottes Segen,
Die ihn zog an's sichre Land:
Theile nur mit ihm dein Loos,
Knüpfe fest an ihn dein Band,
Ob sie mich auch legen
In der Erde kühlen Schooß.“

„Du, der mich verlassen,
Und dein Kind verkauft der Noth,
Mit dem Alles ich verlor,
Treu dir bleib' ich bis zum Tod:
Lieben nur, nicht hassen
Kann dieß Herz, das dich erkohr.“ —

Plötzlich sank der Alte
Wie ein Jüngling ihr zu Fuß,
Und auf ihrer weißen Hand
Brannte mancher heiße Kuß,
Seiner Stirne Falte
Und der graue Bart verschwand.

Wohlbekannten Tones
Sprach der warme rothe Mund:
„Die Verhüllung mir vergieb!
Machte prüfend sie doch kund:
Werth des höchsten Lohnes,
Sey dein Herz, mir treu und lieb.“

„O der Liebesfülle,
Die im Frauenherzen wohnt!
O der reichen, edlen Brust,
Die mit Treue Falschheit lohnt,
Die in Opferstille
Nimmt den Schmerz und gibt die Lust.“

„Stille deine Thränen!
Treu auch hielt ich meinen Schwur,
Und durch Sturm in Meeresflut
Fand mein Schiff der Heimath Spur;
Hält mit Ankers Zähnen
Sich im Hafen, reich an Gut.“

„Die bewahrt so lange
Mir der Treue Edelstein,
Führt nun heim des Gatten Arm;
Daß der Freude Sonnenschein
Röthe bald die Wange,
Die gebleicht der trübe Harm.“

Paula de Witt,

Historische Erzählung von Elise von Hohenhausen.

(Fortsetzung.)

„Gescheitert, sagte Johann de Witt, gescheitert ist diese meine schönste Hoffnung; ich hätte Oranien zum Statthalter, ja zum Könige gemacht, würde er meiner Paula Gemahl; aber seit die Staaten ihn zu jener Reise nach England bestimmten, und er sich mit Jakobs Tochter verlobt hat, ist für meine Paula nichts mehr zu hoffen. Des Mädchens hoher ernster Sinn stimmt mit ihren Sternen ein; nun soll des Vaters Hand für sie erringen, was das Schicksal ihr zugedacht hat.“

„Das ist thöricht, Bruder, entgegnete Kornelius, baue nie deine Hoffnungen auf ein Weib! Und warum sollten nicht eher meine Söhne als deine Tochter die Macht der de Witte erben? Gib deine Tochter dem Admiral de Ruyter, so wird dieser sich noch fester mit uns verbinden.“

Johann de Witt antwortete nicht, denn eben wurde Lewin von der Graaf gemeldet, Vater des Jakob Graaf, der den Rathspensionair vor Kurzem meuchelmörderisch angefallen hatte, und nun auf den Vorpforten des Hofes von Holland gefangen saß.

* * *

„Edle, großmögende Herren!“ begann der alte Graaf, ein ehrwürdiger Greis, komme ich, um Gnade zu flehen für meinen einzigen Sohn; er ist unschuldig an dem Mordanschlag auf Ew. Großmögenden; er kam nur dem van Bruyn zu Hülfe, der Euch angriff und zu Boden geworfen wurde.“

„Euer Sohn, fuhr Kornelius auf, hat ein Crimen laesae Majestatis begangen, und ist des Todes durch Henkershand schuldig.“

„Ich habe, versetzte mit milderem Tone der Rathspensionair, die Sache des Gefangenen dem Hofgericht zur Entscheidung übergeben, nachdem er auf der Folter seinen Mordanschlag gegen mich bekannt hat.“

„So ist mein Sohn verloren, sprach der Greis, doch nein, nicht verloren; er fällt zum Opfer für das Vater-

land und sein Blut komme über euch, über dich, du schlauer Ulysses, über dich, stolzer Neptun, über die ganze Rotte der Louvensteiner *). Ich habe euer ewiges Edikt nicht beschworen; ich trat ab, als der Eid verlesen wurde, unter dem Vorwande, daß ich alt und taub sey, und seitdem sind mein Sohn und ich von allen Ehrenämtern ausgeschlossen gewesen, und des jungen Mannes Ehrgefühl ist bis zur Empörung gekränkt worden. — Aber französisch als oranisch, hast du, vermessener Kornelius, gesagt, und du, schlauer Fuchs, hast unsere Kraft durch Zwietracht vernichtet; durch französischen Luxus unsere Sitten und unsern Wohlstand zerstört; durch falsche Freyheit unserer schwer erkämpften Glaubensfreyheit und Selbstständigkeit den Abgrund gegraben, dem Ketzer, dem Franzosen uns überliefert; eine Oligarchie aus unserer Aristokratie gebildet, woraus eine Monarchie für dich hervorgehen soll, aber du irrst, Verräther; Jakobs Blut weckt die schlummernde Rache."

„Willst du deinem Sohn im Kerker Gesellschaft leisten, alter Mann? verlangen deine morschen Glieder nach den Fesseln?" sprach der Rathspensionair.

„Mit nichten, versetzte der Greis, nicht mit Ketten, mit orangefarbigen Bändern will ich diese Arme schmücken, und dann sterben auf meines Jakobs Grabe." Mit diesen Worten ging er fort.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Die Louvensteinische Faktion, wozu die de Witte gehörten, hatte sich gegen die Statthalterschaft verschworen.

Aus dem Leben Bernardins de St. Pierre.

(Fortsetzung.)

Damals war die Kaiserin Katharine der Gegenstand aller Unterhaltung. Man sprach nur von ihrem Genie, ihren Entwürfen, ihrem Ehrgeiz. Unser junger, leidenschaftlicher Gesezgeber brannte, diese außerordentliche Frau zu sehen, jedoch wollte er nicht ihr Sklave seyn. Um sie zu den edelsten Zwecken zu bestimmen, wollte er ihr schmeicheln; nicht seinen Vortheil, ihren Ruhm wollte er befördern. Was nüzten ihr, die auf den ersten Thron der Welt erhoben war, die Lobpreisungen roher Sklaven? Die Segnungen eines freyen, gebildeten Volkes sollten ihr werden, die ganze Welt ihr Beyfall zujauchzen und die Nachwelt ihn hören.

Herr von Villebois, der sich über den Enthusiasmus seines jungen Schüzlings freute, ohne seine glänzende Träume zu kennen, beschloß seinen sehnlichen Wunsch zu erfüllen, und ihn der Kaiserin vorzustellen. Ein geheimer Beweggrund scheint ihn dabey geleitet zu haben; wahrscheinlich hatte er den Plan, Orlof durch einen neuen Günstling, der ihm die Kaiserin in die Hand gäbe, zu stürzen. Eines Abends, nach der Tafel, kündigte er Bernardin das Glück an, daß er am folgenden Morgen seiner warten werde. Fast hätte unser Weltbeglücker den Kopf darüber verloren. Aus Eifer sich vorzubereiten entschlüpft er Herr von Villebois Salon, verschließt sich in sein Zimmer, liest seine Denkschrift zwanzig Mal, deklamirt sie sich vor, schlägt seinen Plutarch auf, sucht sich durch große Erinnerungen zu begeistern, und sinnt sich eine schöne Rede über die Könige, welche Republiken stiften, aus. So verstreicht die Nacht in wahrer Fiebergluth; beym Grauen des Tages beginnt er sich anzukleiden; hundert Mal unterbricht er sich, um noch ein Wort zu verbessern, einen Ausdruck zu ändern, einen Gedanken, welcher das Gelingen seines Unternehmens sichern soll, hinzuzufügen. Endlich erscheint die, zur Audienz anberaumte Stunde; seine Denkschrift ist fertig, er liest sie noch einmal, eilt sich bey Herr von Villebois einzustellen, steigt mit ihm in den Wagen, und befindet sich bald in einem prachtvollen Gemach, mitten unter den vornehmsten Herrn des Hofes. Ihr Betragen, ihre Höflichkeit, war ganz nach der französischen Sitte gemodelt. Offenheit, Zufriedenheit, glänzte in ihrem Gesicht, man hätte sie für glückliche Menschen halten können. Ein jeder beeiferte sich zu scheinen, was er nicht war, zu sagen, was er nicht dachte, anzuhören, was er nicht glaubte. Man würde die Sitte beleidigt haben, hätte man nicht betrogen. Es war ein Austausch von Falschheit, die Niemand hinters Licht führte, mit der aber ein Jeder zufrieden schien. Bänder, Gold, Silber, Juwelen blinkten allenthalben. Beym Anblick dieses bunten Haufens verlor Bernardin seine Zuversicht. Er war erstaunt über seinen Einfall, einen Plan zur Freyheit unter diese Menschen gebracht zu haben. Können die Wahrheit hören wollen, die sich in der Lüge gefallen? Werden die freye Menschen schützen wollen, die ihre Titel, ihre Reichthümer nur dem Druck zu verdanken haben, mit dem sie die armen Leibeigenen belasten? Durch diese Betrachtungen niedergeschlagen, ja erschreckt, ergriff ihn eine Schüchternheit, die er nicht zu bemeistern vermochte, er dachte daran davon zu laufen, und es wäre vielleicht geschehen, hätten sich nicht die Flügelthüren der Gallerie mit Geräusch geöffnet — plözlich war Alles schweigend und unbeweglich; er sah nichts mehr als die Kaiserin. Sie nahte sich allein, ihre Haltung war edel, ihr Ausdruck sanft und ernst, ihr Gang leicht, sie verscheuchte die Furcht, sie flößte Ehrerbietung ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Für Rossini sind die Darstellungen seines Moises auf der Bühne der großen Oper ein neuer Triumph, und vielleicht ist sein Verdienst in Paris noch nie auf eine so einmüthige und glänzende Weise anerkannt worden, als bey dieser Gelegenheit. Als er seinen Mahomed II. für diese Bühne neu bearbeitet hatte, und dieses Stück in französischem Gewand erschien, brach der Jubel der Rossinisten zwar rauschend aus, allein andere schüttelten die Köpfe und meynten, dieß seye noch keine Oper, die man den Meisterstücken der französischen Oper zur Seite seyen könne, wiewohl sich vortreffliche Singstücke in derselben vorfänden. Beym Moises aber ist keine Spaltung mehr unter den Musikkennern und Liebhabern. Das ganze Pariser Publikum ist entzückt über diese Partitur, wie sie Rossini für die französische Opernbühne neu bearbeitet hat. Das ist ächte Opernmusik! Das ist ein Meisterstück dramatischer Komposition! dieß es bey der ersten Aufführung, und dasselbe Urtheil ist seitdem in den Tagesblättern viel Mal wiederholt worden. In einigen Blättern, unter andern im Mercure du 19o siècle werden hierüber Bemerkungen wiederholt, die man bereits bey der Aufführung Mahomeds II. gemacht hatte, nämlich Rossini scheine dazu auserlesen zu seyn, das französische Opernsystem von Grund aus zu verbessern. Er als Gesangmeister habe ein großes Uebergewicht über andere Komponisten, z. B. über Spontini, der äußerst gelehrte und tiefgedachte Musik setze, die aber zuweilen, was den Gesang betreffe, kaum ausführbar seye. Eben so hätten Gluck u. a. ihre Musik mehr für's Orchester als für die Stimmen berechnet, und daher komme es, daß ihre Opern manchmal Langeweile verursachten. So viel ist gewiß, daß in den tragischen Rollen, z. B. Iphigenia, Medea, Semiramis, Dido u. s. w. die Gesangspartie dergestalt ermüdend für die Sängerin, und mithin auch für's Publikum ist, daß ein besonderer Enthusiasmus für Musik dazu gehört, um drey Stunden lang bey solchen Opern Vergnügen zu empfinden, der langsame und feyerliche Gang jener ernsthaften Opern wäre schon hinreichend, um sie dem gewöhnlichen Publikum, besonders in Paris zu entleiden, wenn nicht Tanz, Dekorationen und andere Umstände hinzu kämen, um das Unannehmliche von dergleichen Darstellungen zu versüßen. Ganz anders verhält es sich mit Rossinischen Opern, besonders mit seinem Moises. Hier ist der Gesang immer vorherrschend, und das Orchester auf das bloße Begleiten beschränkt. Der Gesang ist für den Umfang der Stimmen und das Singvermögen berechnet. Der rasche, lebhafte, und oft abwechselnde Gang der Musik vermeidet Eintönigkeit und Langeweile, selbst das Feyerliche ist mit Anmuth gepaart, und auch im Ernste herrscht noch Heiterkeit. Solch ein Styl ist etwas ganz Neues an der großen Oper; daher ist denn auch die Verwunderung darüber groß, daß die Sänger und Sängerinnen dort jetzt recht gut singen, statt zu schreyen oder sich ganz zu erschöpfen, wie sie sonst thaten, daß das Orchester vortrefflich accompagnirt, statt wie sonst durch ein furchtbares Geräusch die Ohren zu betäuben, und daß das Publikum über die Oper entzückt ist, statt wie sonst, zu gähnen, und sich nur bey den Tänzen wieder etwas zu beleben. Für die alten Opern konnte man kaum Sängerinnen finden, so schwierig und ermattend waren sie für die Frauen, und sogar für die Männer. Die Rossinische Opernmusik hat im Gegentheil unendlichen Reiz für die weiblichen Stimmen; sie können Rollen darin übernehmen, ohne daß sie den Verlust ihrer Stimme oder eine Brustkrankheit zu befürchten hätten. Kurz, diese Musik bezaubert, ohne den ungeheuren Aufwand von körperlichen Kräften, den das alte System erforderte. Darin aber geben doch wohl einige Tagesblätter zu weit, daß sie behaupten, es sey nun aus mit den vorigen ernsthaften Opern; der Geschmack an den Stücken Glucks, Piccinis, und sogar Mozarts seye verschwunden, und wer jezt auf Beyfall rechnen wolle, müsse sich den neuen Styl anzueignen suchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Mai.

(Fortsetzung.)

Der Krieg in Java, welcher die Austreibung der Holländer aus jener Insel zum Zwecke hat, und aller Wahrscheinlichkeit nach damit enden muß, führt gleichfalls Singapore neue Bewohner zu, die sich aus dem Getümmel des Krieges unter den Schutz seiner friedlichen Freyheit flüchten. Auch China, besonders im Norden, Formosa, und, wie die neuesten Nachrichten melden, Cochinchina befinden sich in Aufruhr und Bürgerkrieg, die Mahomedaner im innern Asien sollen sich gegen die Chinesische Herrschaft empört haben; Umstände, die vielleicht für den Augenblick Singapores Handel nachtheilig seyn können, die aber nothwendig durch die Vermehrung seiner Einwohner und seines Reichthums ihm noch schnelleres Wachsthum geben müssen. Die geheime Gesellschaft in China, der Malayischen Halbinsel und den östlichen Inseln, von der man gegenwärtig spricht, und deren eigentlicher Zweck wenig oder gar nicht bekannt ist, soll es seyn, welche jezt den fernen Orient in Bewegung sezt, und den Monarchen des himmlischen Reiches nöthigt, aus Geldmangel nicht nur von den Hongkaufleuten zu Canton erzwungene Anleihen zu erheben, sondern auch Mandarinsknöpfe zum Verkauf auszubieten. Ob indessen blos die Austreibung der Mandschus oder eine gänzliche Staatsumwälzung von den Aufrührern beabsichtigt wird, muß die Zeit lehren. Ein Schreiben von Hydrabad meldet, daß die Straße zwischen dieser Stadt und Masulipatam, einer bedeutenden Seestadt, mit welcher die Hauptstadt des Nizam ihren vornehmsten Handel treibt, so sehr von Tigern heimgesucht wird, daß man sich nicht anders als in großen Gesellschaften zu reisen getraut, und selbst dann noch der Gefahr ausgesezt ist, von diesen Thieren weggeschleppt zu werden; und im Laufe des Monats September soll beynahe jeden Tag ein Reisender oder Landmann ein Opfer derselben geworden seyn. Diese Straße wird nur selten von europäischen Offizieren bereist, und dennoch hatten innerhalb neun Monaten von vier Offizieren jeder einen seiner Dienstboten auf diesem Wege eingebüßt. Das Schicksal eines verabschiedeten Sapoy wird als besonders merkwürdig erzählt. Dieser Mann hatte mehrere Tage lang in einem Dorfe am Rande des Waldes auf Gesellschaft gewartet, um diesen zu durchreisen, und während der Zeit von nichts gesprochen als von seiner Ueberzeugung, daß ihn ein Tiger verschlingen werde. Endlich kam ein europäischer Offizier, an dessen Gefolge er sich anschloß. Auf dem Wege sprach er mit dem Offizier, und wiederholte seine Besorgniß über sein ihm bevorstehendes Schicksal so oft, daß dieser seines Geschwätzes endlich müde ward, sich zurücklegte, und seinen Palankin verschloß. Kaum hatte er dieses gethan, als ein großer Tiger aus dem Gebüsche hervorsprang und sich auf einen der Packochsen warf; da er aber mit seinen Tazen gegen eine, auf dem Rücken desselben befindliche Kiste fiel, so that er dem Thier weiter keinen Schaden, als daß er es niederwarf; er wandte sich also von demselben weg, packte den armen Soldaten beym Hals und schleppte ihn, ehe sich einer von der Gesellschaft zur Wehr setzen konnte, in's Gehölz davon.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 42.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 126.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 26. Mai 1827.

— Prinz von Cumberland!
Das ist ein Stein, der mir im Wege liegt,
Den muß ich überspringen, oder ich stürze!
Shakespeare.

Paula de Witt,

Historischer Erzählung von Elise von Hohenhausen.

(Fortsetzung.)

„Du willst den Jakob Graaf zum Tode verurtheilen, Bruder, nahm Kornelius das Wort, und gewiß, er muß sterben und öffentlich, damit das Volk deine Macht fühle, aber noch ein anderer muß fallen und heimlich — Wilhelm von Oranien."

„Nicht doch, Bruder, entgegnete Johann, der Verdacht des Mordes würde auf die de Witte fallen. Ueberlaß es dem Schicksal, mit ihm zu enden; der kühne Knabe verlangt gegen den Feind zu ziehen und wird dort unterliegen, da wir es ihm an den Mitteln fehlen lassen den Krieg mit Nachdruck zu führen; wer unterliegt, trägt immer in den Augen der Menge die Schuld, lächerlich erscheint alsdann seine Kühnheit, und das Volk wendet sich von ihm ab. Das ewige Edikt, das alle Regenten von Holland und Westfriesland, ja Oranien selbst beschworen haben, stellt mich sicher, daß nie von der Ernennung eines Statthalters die Rede seyn wird, und daß der Kapitängeneral von Holland, wozu wir den Prinzen ernennen mußten, nie die Statthalterschaft mit dieser Würde vereinigen kann."

„O Zauberer, versetzte Kornelius, du bist kein Fabius Cunctator, verlangst du nun gar, daß der Zufall dir diene, diese tückische Macht, die fast nie ihre Gunst dem schenkt, der darauf rechnet. Oranien muß fallen; dieser Zeitpunkt kommt nie wieder; Frankreichs Heere stehen in Holland, seine Sitten haben unser Volk gewonnen; in den Städten gährt Empörung. Wirf dich in Ludwigs Arme, ehe das Volk mit tausend Stimmen Oranien zum Statthalter begehrt, und Hollands Selbstständigkeit blüht wieder empor unter dem Schutz der Brüder de Witte." — „Eingeleitet ist das Alles, lieber Bruder, sprach der Rathspensionair, alle Oranischgesinnten sind von den Staatsämtern ausgeschlossen. Das Anerbieten de Ruyters, dreyßigtausend Mann von der Flotte auszuschiffen, um sie zu Lande dienen zu lassen, habe ich ausgeschlagen, so wie das der Stadt Mastricht von zehntausend Mann, auch die Auslösung der Kriegsgefangenen habe ich verhindert, und die Niederlande in eine Lage gebracht, aus der nur du und ich sie retten können. Warum soll der Fremdling, der Nassauer im Verein mit England über Holland herrschen, warum nicht eher ein Sohn des Vaterlandes? Wilhelm von Oranien soll nach England reisen, um sich dort mit Jakobs Tochter zu verbinden." — „Er muß sterben!" rief Kornelius. — „Vorsicht, theurer Bruder, versetzte Johann, erst laß uns sehen, wie das Volk den Tod Jakob Graafs aufnehmen wird."

* * *

Jakob Graaf ward hingerichtet. Am Tage seiner Hinrichtung waren alle Fallbrücken im Haag aufgezogen und der Platz der Exekution mit Bewaffneten umstellt. Eine Menge Wüthender durchzog die Straßen und rief: „Der Staat, die Religion ist in Gefahr!" Andere riefen dagegen: „Laßt uns lieber französisch als oranisch werden."

Die Brüder de Witt reisten ab, um den allgemeinen Aufruhr sich in sich selbst verzehren zu lassen, auch um durch einen glücklichen Sieg über die englische Flotte in den Augen des Volks zu gewinnen.

Paula begleitete ihren Vater und Oheim nach Amsterdam; auch ihre Tante, die Hausfrau des Ruards, fuhr mit ihnen; obgleich sie wenig Sinn für das Leben außer ihrem Hause hatte, wollte sie doch dem Wunsche ihres Eheherrn Folge leisten, der die Richtschnur aller ihrer Handlungen war. Den 14ten Mai 1672 fuhren die Brüder de Witt aus der Maas in die offene See. Der Ruard wollte die Souveränität des Landes vorstellen, und hatte sich deßhalb schon von Amsterdam aus von zwölf Hellebardieren begleiten lassen. Er bestieg das Admiralschiff und nahm dort von der Hütte des Steuermannes Platz, im reichgestickten Staatsrock, die zwölf Hellebardiere um ihn her.

„König der Meere! sprach zu ihm Admiral de Ruyter, möchtest du es bald ganz seyn und deinen Thron auf dem englischen Admiralschiff des Herzogs von York aufschlagen können; die rothe Flagge der Engländer ist vor uns aus Duyns nach Wigbt geflohen, um nicht von der französischen Flotte abgeschnitten zu werden.“ — „Der Sieg kann nicht fehlen, wo de Ruyter Admiral ist,“ entgegnete Kornelius. — „So Gott will, sprach dieser, werden wir alle Feinde besiegen, die die schwer erkämpfte Unabhängigkeit und Glaubensfreyheit Hollands bedrohen. Doch sind der Feinde gar viele; die Engländer haben 164 größere und kleinere Schiffe, die Franzosen 48; aber die Matrosen der Feinde sind gepreßt, die unsrigen dienen freywillig. Ich habe die niederländische Flotte in zwey Geschwader getheilt. Lieutenant Admiral Bankert mit den Seeländern und Friesen führt die Vorhut gegen die Flagge des Viceadmirals d'Estrée; ich führe das Korps de Bataille gegen den Herzog von York, und Admiral Gent führt die Nachhut wider die blaue Flagge des Admirals Montagu, Grafen von Sandwich.“

Indem de Ruyter sprach, ertönte der Allarmruf des Matrosen im Mastkorbe, und bald darauf erblickte man im fernen Meere volle Segel.

„Nun ist's Zeit, lieber Freund, sprach de Ruyter zu Johann de Witt, daß du mit deiner Schwägerin und deiner schönen Tochter an die Küste zurückgehst, denn in wenigen Tagen werden wir eine Seeschlacht haben. Sage deiner holden Paula, daß ihr Bild nicht durch Frankreichs und Englands vereinte Macht aus meiner Seele verdrängt werden kann, und falls sie das sonnenverbrannte, narbige Antlitz eines Seemanns nicht widrig findet, soll es auf der ganzen Erde keine glücklichere Frau geben als Paula de Ruyter.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Grundgesetz der Metrik,

für Layen in der Verskunst und zum Verständniß größerer Reimstrophen.

Nicht unangenehm, so dürfen wir voraussetzen, wird es dem mit der Technik der Verskunst unbekannten Liebhaber der Poesie seyn, Kunde von einem Gesetze zu erhalten, auf welches sich so manches antike Metrum, namentlich aber die Verzweigung größerer romantischer Reimstrophen gründet. Er wird dadurch erfahren, weßhalb jene Reimstellung roh, oder hart, oder abgedroschen, diese aber ihm melodisch und stets neu klingt; sein Ohr wird sich schärfen, sein Urtheil klar werden. — Man hört jezt so oft gangbar gewordene Phrasen, z. B. das Stück hat eine vortreffliche Diktion; oder: diese Verse sind äußerst fließend, u. dgl. — und so oft ist dieses Lob übel angebracht, so öfter noch weiß man sich selbst keine Rechenschaft von solchen Urtheilen zu geben, daß es schon längst unser Vorsatz war, die Leser dieser Blätter hie und da über nicht allgemein bekannte Gesetze der Verskunst zu unterhalten. Was nun aber die Wahl unseres besondern Gegenstandes betrifft, so ward sie durch eine Zufälligkeit veranlaßt, die uns sehr zu statten kommt, indem wir dem Layen zu seiner Beruhigung zeigen können, wie ein früheres Zeitalter und selbst heute noch eine hochgebildete Nation und ihre besten Kunstrichter sich, hinsichtlich tieferer Geheimnisse der Verskunst, in vollkommener Unwissenheit befinden. Es befindet sich nämlich in der vortrefflichen französischen Zeitschrift: le Globe (Tome IV. N. 94.) in einer äußerst scharfsinnigen Kritik der vor Kurzem erschienenen sieben neuen Messéniennes des Herrn Casimir Delavigne folgende Stelle: Une fois ou deux Mr. Delavigne s'est permis de ne point clore la pensée avec les rimes correspondantes, et d'enjamber par le sens sur de nouvelles rimes, au grand désappointement de l'oreille. Es wird dem Dichter hier zwar der gerechte Vorwurf gemacht, daß er mit dem Sinn über den Reim hinwegschreitet, und den Gedanken in der Mitte der folgenden Zeile schließt, als ob man z. B. schreiben wollte:

So trauert schuldlos dort die Lilje, welche
Am Rand der Felskluft steht. In ihrem Kelche
Birgt sie den Thränenthau;

welche Verse freylich aufhören gereimte zu seyn, oder, dennoch als solche vorgetragen, dem Ohre mißfälligen Zwang anthun. Aber es wird hier zugleich die Regel aufgestellt, die auch in allen lyrischen Strophen der Franzosen unverbrüchlich beobachtet wird, nämlich: den Gedanken, oder die Gedankeneinschnitte (d. h. die einzelnen Theile der Perioden) durch Reime zu bezeichnen und zu schließen, und einen neuen Gedanken oder Gedankeneinschnitt (nach einem Punkt oder Kolon, oder Semikolon) auch mit einer neuen Reimzeile zu beginnen. Diese Regel nun stammt aus der Kindheit der Reimkunst, wo das noch ungebildete Ohr nur das

Allergewöhnlichſte vernehmen, eine zuſammengeſetztere Reimverzweigung aber nicht auffaſſen konnte. Nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß zuerſt Zeile auf Zeile gereimt wurde, um kurze Sprüche im Gedächtniß zu behalten. Ein ungeübtes Ohr war dadurch ſo vollkommen befriedigt, daß wir bey alten nordiſchen Völkern ſogar die Romanze in dieſer Spruchform wiederfinden, die wir ja heute noch nachahmen, wenn die Erzählung die Farbe alterthümlicher Kindheit tragen ſoll. Die Provenzalen und die ſchwäbiſchen Dichter des dreyzehnten Jahrhunderts erfanden ſehr künſtliche, oft aber auch verkünſtelte Reimſtrophen; es ſcheint, daß ihnen ein Grundgeſetz fehlte. Die ſpäteren Meiſterſänger gaben mitunter herrliche Strophen, die ſie den muſikaliſchen Italienern und den kunſtſinnigen Spaniern nachgebildet hatten. Dieſes beſſere Beginnen ging jedoch ſehr bald unter; es wurde durch die vornehme Uebermacht der franzöſiſchen Literatur überwältigt und vergeſſen. Wir erhielten, nebſt einigen Madrigalſtrophen und andern Freyern,, den menuettartigen Alexandriner, der durch unſern Jambus noch ſteifer und klappernder wurde als das franzöſiſche Vorbild, aber nichts weniger als kunſtreich; überdieß beſaßen wir einige ſelbſterfundene oder den Italienern mit großem Mißverſtande nachgebildete Formen zu Stanzen, und das war unſer ganzes Beſitzthum zum Gebrauch für Lyrik oder Romanze. In allen dieſen Formen nun herrſchte das eben angeführte Geſetz mit unabweisbarer Strenge: Mit dem Reimſchluß mußte der Gedanke geſchloſſen ſeyn, ein neuer Gedanke mit einem neuen Reimanfang beginnen.

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit,
Bis an dein kühles Grab;
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

Und nun beginnen neue Reime. Oder:

Der König und die Kaiſerin
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn,
Und machten endlich Friede.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus Jean Pauls Nachlaß.

(Fortſetzung.)

Blos Laura's Naſe beſang Petrarka nicht.

*

Den Britten verzeiht man Alles und nennt es Originalität, und wenn wir von andern Völkern verſchieden ſind, iſt's darum nicht auch eine?

*

Das Theater bezeichnet am meiſten eine Nation, darum ſagt man nur Nationaltheater, nicht Epopöe, Roman.

*

England neigt ſich weit mehr zu Corneille hin, als Deutſchland; jenes iſt einſeitig, dieſes vielſeitig.

*

Die galliſche Tragödie erzeugt, gleich dem Irion mit der Wolke, Zentauren.

*

Für die Engländer iſt romantiſcher Blütenſtaub eben Staub.

*

Traurig iſt's für Frankreich, daß gerade ſeelenvolle Werke ſo eingreifen, als Zeichen, es habe deren ſo wenig. Betrachten wir das Volk nicht als unſern, uns verderbenden Feind, ſo muß ja doch der gutmüthige Deutſche einem ſo großen Lande Einverleibung und Annäherung an unſeres wünſchen. Nicht werden wir ihm, ſondern es uns einverleibt.

*

Die Sterneſche Laune braucht zur kleinſten Erzählung Bücher und paßt nicht für lange.

*

Niemand wird Hofmann zum zweyten Male ganz durchleſen.

*

Voltaire vertheidigt ſeine reinen Gefühle und Abſichten mit ſchlechten, d. h. den kürzeſten Mitteln, nämlich mit Spott.

*

Die franzöſiſche Enge und Präziſion erlaubt kein neues Bild, keine neue Phraſis; daher müſſen alle Neuigkeiten blos auf den Verſtand und den Witz ſich einſchränken.

*

Es kommt beym Machen eines Buches faſt Alles auf den Titel an. Denke dir im Voraus die Titel und Einkleidungen mit ihrer Einwirkungen, überall iſt das Aphoriſtiſche das Verdrießliche.

*

Bey allen Charakteren iſt die Wahl des Verſtandes beſſer als die des Herzens.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortſetzung.)

Es iſt recht gut, daß der Roſſiniſche Styl zu verdienten Ehren gelangt, und derſelbe das unerwartete Wunder bewirkt, das Schreyen an der großen Oper abzuſchaffen; aber deßhalb ſollte man doch nicht die großen Kompoſitionen eines Gluck, eines Sachini, eines Piccini verwerfen. Für Muſikkenner werden ſie immer bleiben was ſie ſind, Meiſterſtücke der Tonkunſt, wenn auch dieſer Styl etwas altern ſollte. Und nun vollends Mozart! wer wollte den wohl über Roſſini vergeſſen! Aber ſo ungerecht verfährt man bey allen leidenſchaftlichen Angelegenheiten, auch wenn es blos Muſik betrifft. Indeſſen thut die große Oper wohl daran, daß ſie Roſſiniſche Stücke gibt,

besonders solche wie Mahomet II. und Moses; denn sie gefallen, ergötzen, und bringen Geld ein. — Diese letzte Wirkung erzielt denn auch auf der Bühne der Porte St. Martin das Melodrama: Mandrin, das fast jeden Abend gegeben wird, und zwar unter großem Zulaufe. Solche unerschrockene Gauner wie Cartouche und Mandrin, sind nun einmal in Romanen und Schauspielen die Lieblingshelden des Volks. Mandrin war freylich ein Held, sein Handwerk war eigentlich nicht gemeiner Straßenraub, sondern Schleichhandel und Plünderung der Kassen der Generalpächter, einer Menschenklasse, die vor der Revolution wegen ihres Reichthums und ihrer Ueppigkeit wenig beliebt war. Vielleicht sah man damals in ihm nur einen Rächer des von den Generalpächtern bis auf's Mark ausgesogenen Bürgers und Bauers. Als solchen konnten ihn nun natürlich die Melodramdichter nicht darstellen. Sie haben also einen Straßenräuber aus ihm gemacht, aber einen tapfern und kühnen, der es mit den königlichen Truppen aufnimmt, wie es Mandrin wirklich that, und ihnen Scharmützel und beynahe Schlachten liefert. Und um ihn noch interessanter zu machen, haben sie ihn sogar das ganze Stück hindurch als verliebt dargestellt, und aus dieser Liebe die Haupthandlung des Stücks entsponnen. Der lezte Auftritt enthält seine Verdammung zum Tode, während welcher seine Bande das Rathhaus zu Valence, wo die Handlung vorgeht, in Brand steckt, so daß man das Gebäude in Flammen auflodern und in Trümmer fallen sieht. Ich begreife nicht, wie solch ein Brand, der ein wahres Schauspiel für's Volk ist, nicht das ganze Theater in Brand steckt. Es sieht fürchterlich aus, und man muß doch zugleich die Kunst bewundern, womit das Feuer gehandhabt und in Schranken gehalten wird. Mehrere Stücke in Paris endigen mit solchen Bränden, die beständig die Theater der Gefahr aussetzen lichterloh aufzulodern. Aber bey dem Bedürfnisse, einander zu übertreffen, sind solche Wagstücke nöthig, um das Publikum herbeyzulocken. In dem Stücke Mandrin hat die schaulustige Welt Unterhaltung genug. Flintenschüsse und Soldatengefechte. Räuberhöhlen und Gaunerstreiche. Tänze in schön beleuchteten Sälen. Träume und Visionen in blauem Dunste, ein aufloderndes Rathhaus. Entführungen. Verkleidungen, Gefängniß und Urtheil; wie sollte ein so buntes, mannigfaltiges Schauspiel dem großen Haufen nicht gefallen! und zu diesem großen Haufen gehört beynahe ganz Paris. Das Publikum ahndet es kaum, wie viel dazu gehört, und wie theuer es zu stehen kömmt, um ihm Belustigung zu verschaffen. Der Polizeykommissär durchsucht jeden Abend das Schauspielhaus vom Keller bis zum Speicher, um zu sehen ob der Feuersgefahr gehörig vorgebeugt werde. Ein Pompier steht in den Koulissen neben einer Wasserröhre und Spritze, die man mit dem bloßen Umdrehen eines Handgriffes in Bewegung setzen kann. Da die Theater doch nun einmal das traurige Loos zu haben scheinen, daß sie früher oder später abbrennen, so verlangt jezt die Polizey, die Unternehmer sollen wenigstens eine Hälfte desselben dadurch zu sichern suchen, daß sie einen Vorhang von Drathgeflecht im Falle der Noth herablassen, und dadurch den Saal von der Bühne trennen können, wozu denn auch eine dicke Mauer dient, welche die Bühne wie ein starker Rahmen umschließt. Diese Vorkehrung ist mit dem aus der Asche wieder aufgebauten Cirque Olympique der Franconischen Bereitertruppe getroffen worden. Der bekannte Chemiker Darcet hat neulich eine Flugschrift drucken lassen, worin er solche Drathgitter sehr empfiehlt, und dagegen die Vorhänge von Eisenblech, wie deren einer im Odeon angebracht ist, verwirft. Allein die mit den Brandspritzen umgebenden Leute lächeln über die Drathgitter, und meynen, bey einem Unglücksfalle würden ihnen solche Gitter eher hinderlich als nützlich seyn, sie würden beym Herabfallen brennender Balken nicht lange Stand halten, und wenn sie dieß auch thäten, so würde man sie doch niederreissen müssen, um die Löschanstalten ungehindert gebrauchen zu können.

(Der Beschluß folgt.)

London, Mai.

(Beschluß.)

Bey einer andern Gelegenheit ward ein Sapoy von zwey seiner Kameraden gerettet. Ein Tiger hatte ihn gleichfalls ergriffen, und war mit ihm eine beträchtliche Strecke fortgelaufen, als die andern ihn einholten und durch einen wohlangebrachten Schuß zwangen, seine Beute fahren zu lassen. Der Schuß war aber durch den Tiger hindurch dem armen Schelm in den Arm gefahren, der noch dazu im Halse, wo die Tiger immer ihre Beute fassen, tief verwundet und von den Dornen und dem Gesteine, durch welche das Ungeheuer ihn geschleppt, zerfezt und zerschlagen war; er soll aber doch am Ende mit der Angst und einigen Narben davon gekommen seyn.

Man glaubt, daß die neu angelegte Niederlassung der Engländer an der Mündung des Martabanflusses, Amherst-Town genannt, bald sehr blühend werden wird, indem viele Tausend Emigranten von Kalkutta aus bereit waren sich dort anzusiedeln. Die Birmanen indessen protestirten gegen diese Niederlassung, als vertragswidrig.

Vor Kurzem schrieb eine Frau an ihren Mann, der eines Diebstahls wegen nach Botany Bay geschickt werden sollte, und deßwegen an Bord des Gefangenschiffes gebracht worden war, daß sie, da sie von ihm getrennt sey, auf dem Punkte stehe sich am folgenden Tage wieder zu verheirathen. Sie sagt, sie habe seinen Bruder und mehrere andere guten Freunde zur Hochzeit gebeten, und hoffe recht lustig zu seyn. Das einzige was sie bedaure, setzt sie ganz unschuldig hinzu, sey, daß er selbst nicht bey der Lustbarkeit zugegen seyn könne! Sie hofft übrigens, er werde sie bey seiner Rückkehr besuchen, und unterschreibt sich — seine treue Frau.

Auflösung der Räthsel-Erzählung, nach der griechischen Anthologie, in Nro. 120.

Ein schielender und lahmer Kastrat schoß nach einer Nachteule auf einem Nartherstrauche, und verfehlte sie.

Charade.

Erste Sylbe.

Dem Vogel bin ich gleich an Schnelle,
Dem Eichhorn an Behendigkeit,
Ich hüpfe schäkernd um die Quelle,
Wenn Frühlingsluft das Grün erneut.

Zweyte Sylbe.

Die kleinste, schönste Vorrathskammer
Bewundrungswürdig aufgebaut.
Ein Aufenthalt von Klag und Jammer,
Der oft nur Unglückselge schaut.

Das Ganze.

Ein mystisch, sonderbares Wesen,
Das manchem unerklärlich ist;
Gott ist's dem Menschen stets gewesen,
Doch deutlich sieht ihn nur der Christ.

F. R.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 127.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 28. Mai 1827.

Welch einen Himmel öffnest du vor mir,
O Fürstin! Macht mich dieser Glanz nicht blind,
So seh' ich unverhofft ein ewig Glück
Auf goldnen Strahlen herrlich niedersteigen.

Goethe.

Aus dem Leben Bernardins de St. Pierre.

(Fortsetzung.)

Bey dem General-Feldzeugmeister hielt die Kaiserin sich auf, und während er sprach, hefteten sich ihre Augen auf unsern jungen Gesetzgeber, der bald auf ein Zeichen des Herrn von Villebois näher trat, und der Sitte gemäß mit einem Knie am Boden, der Kaiserin dargebotene Hand küßte. Nun that sie ihm einige Fragen über Frankreich, und ein bezauberndes Lächeln versicherte ihn, daß seine Antworten gefallen hatten. Endlich sagte sie: sie sähe ihn mit Vergnügen in ihrem Dienst und bitte ihn Russisch zu lernen. Darauf grüßte sie Herrn von Villebois, warf den huldvollsten Blick auf seinen Schutzbefohlenen, und setzte, von allen Großen umgeben, ihren Weg fort. Die Raschheit dieses Auftritts hatte Bernardin außer Fassung gebracht; seine Rede war auf seinen Lippen, seine Denkschrift in seiner Tasche geblieben. Er, der nur um Wahrheit zu sagen hergekommen war, hatte nichts als Schmeicheleyen ausgesprochen. Durch welchen Zauber hatte ihn der Einfluß des Hofes so schnell hingerissen? Warum hatte er die Schwachheit, vor der er erröthete, nicht überwinden können?

Sobald die Kaiserin sich hinwegbegeben hatte, umringten die Hofleute Herrn von Villebois und beglückwünschten ihn über die Begünstigung seines jungen Vetters, der plötzlich Aller Aufmerksamkeit auf sich zog. Dienstanerbietungen wurden an ihn verschwendet, man überschüttete ihn mit Schmeicheleyen, Freundschaftsversicherungen, Höflichkeiten. Selbst Orlof trat ihm näher und lud ihn zum Frühstück ein; Baron Breteuil, welcher damals französischer Gesandter war, schmähte ihn, daß er seine Landsleute vernachlässige. Schwindelnd, wie trunken, konnte unser armer Unterlieutenant nicht begreifen, was ihn so plötzlich zu einem so wichtigen Menschen gemacht habe. Er näherte sich Barasdine, der ihm von weitem zugesehen hatte und sich seines Triumphs zu freuen schien. Wie sie sich allein befanden, machte er seinem jungen Freund den Wetteifer eines Hofes, der immer jedem flüchtigen Götzen der Gunst zu huldigen bemüht ist, begreiflich. „Man glaubt, sagte er zu ihm, daß der Feldzeugmeister Sie ausersehen hat, Orlof zu verdrängen, um dadurch die Gunst, auf die er sich Hoffnung gemacht hatte, wieder zu gewinnen. Man sagt, die Kaiserin habe, wie sie sich von Ihnen entfernt, Ihre Züge, Ihre zuversichtlichen, lebhaften Antworten gelobt; mein Oheim, mehrere Andere haben günstig von Ihnen gesprochen. Orlof sey erblaßt. Glauben Sie mir,' wagen Sie es der Nebenbuhler dieses unwürdigen Günstlings zu seyn, alle Geldbeutel werden Ihnen offen stehen. Schaffen Sie sich Equipage, Hôtel, Dienerschaft an, treten Sie der Kaiserin unaufhörlich in den Weg; sie ist jung, schön, Sie sind Franzose, liebenswürdig — nichts ist Ihnen unerreichbar."

Dieser seltsame Vorschlag öffnete unserm jungen Abenteurer die Augen; anfangs zweifelte er an der Wahrheit

des Gehörten, aber davon überzeugt, war er auch bald entschlossen; der Ehrgeiz hatte seine Seele überreizt aber nicht verdorben; er wußte, daß, wer nach unsterblichem Ruhm ringt, keinen befleckten Ruf haben darf — kurz, er wollte gebieten, nicht sich verkaufen. Bey dieser Denkart konnte er die Kaiserin von ferne bewundern, aber lieben konnte er nur die Tugend, und er wies Barasdines Vorschläge zurück. Den folgenden Morgen begab er sich, mit seiner Denkschrift in der Hand, zu Orlof zum Frühstück. Sein Empfang war sehr höflich, aber ein wenig kalt; sein Betragen ein seltsames Gemisch von Stolz, Vertraulichkeit und Offenheit. Seine männliche Schönheit würde etwas hartes gehabt haben, hätte nicht die Weichheit seines Tons, die studirte Sanftheit seines Blickes bewiesen, daß er ein Joch getragen, und daß er, um zu regieren, sich hatte bemühen müssen zu gefallen. Man trug den Thee auf; während dem Frühstück begann ein Gespräch über Politik, Literatur und Befestigungskunst. Orlof drückte sich mit Klarheit aus, er verstand sich darauf, zuzuhören um sich zu unterrichten, was in der großen Welt eine seltene Sache ist. Gegen das Ende des Frühstücks nahm er zwey Bände der Encyklopädie aus seiner Bibliothek, deren Ränder mit Anmerkungen über abstrakte Wissenschaften von der Hand der Kaiserin beschrieben waren. Wie er sie aufschlug, kniete er nieder, bedeckte sie mit Küssen, schraubte sich bis zum Enthusiasmus auf, und rühmte in den leidenschaftlichsten Ausdrücken das Genie seiner Gebieterin, ihre Huld, ihre Schönheit und das hohe Glück derer, die sie liebte. Nachher nahm er ein reich eingebundenes Buch aus seinem Sekretär, und sagte zu Bernardin: „Dieser Band schließt nicht so viele Gelehrsamkeit in sich, aber sehen Sie! zum Glück ist sein Inhalt nicht gleichgültig!“ Damit zeigte er, daß er voll von Bankzetteln war, und fuhr lachend fort: „Sie müssen einige Blätter daraus nehmen;“ und mit angenehmerem Ausdruck setzte er hinzu: „Ich weiß, daß die Ausstattung eines Unterlieutenants sehr theuer ist, und sein Sold sehr gering; Sie werden also einem Offizier, der eben so angefangen hat wie Sie, keine abschlägige Antwort geben.“ Dieses Anerbieten rührte Bernardin tief, er hielt es für eine edle, großmüthige Handlung; wenn er die Menschen gekannt hätte, würde er blos das Bemühen, einen von einigen Höflingen schon geschmeichelten Nebenbuhler zu demüthigen, darin gesehen haben. Wie dem auch seyn mochte, Orlofs Anerbieten hatte denselben Erfolg wie das des Marschalls von Münich. Bernardins Wohlthäter konnte nur sein König oder sein Freund seyn. Allein indem er mit einer Hand die Gaben des Günstlings ablehnte, reichte er ihm mit der andern die ihm so wichtige Denkschrift. Orlof durchlief sie gleichgültig mit den Augen und warf sie dann auf den Tisch, mit der Aeußerung, solche Projekte laufen den Reichsgesetzen und dem Vortheil der Großen zuwider. Dieser Einwurf, statt unsern Gesetzgeber zu entmuthigen, erhitzte ihn im Gegentheil, und er versuchte mit großer Lebhaftigkeit, Orlof von ihrer Schönheit, ihrem Nutzen zu überzeugen. Dieser hörte mit Zerstreuung zu, und schon war er wie ein Mensch, dem die Wahrheit nicht schmeichelt, aufgestanden, als man ihn zur Kaiserin rief. Unverzüglich begab er sich in Pantoffeln und Schlafrock zu ihr, und ließ Bernardin zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paula de Witt,

Historische Erzählung von Elise von Hohenhausen.

(Fortsetzung.)

Frau de Witt trennte sich mit tausend Thränen von dem geliebten Gatten, der kaum beym Abschiede seine gewöhnliche Rauhheit in Herzlichkeit verwandelte, und ein glänzendes Jachtschiff trug den Rathspensionair nebst Tochter und Schwägerin an die holländische Küste zurück. Mit ihnen war der Obrist Mombas, ein Franzose von Geburt, aber im Dienst der vereinigten Niederlande Oberbefehlshaber der Reiterey unter dem Prinzen von Oranien; mit ihm pflog Johann de Witt fortdauernd geheime Unterhandlungen.

Einst äußerte Mombas: „Oranien besteht, trotz seinen schwachen Streitkräften, noch auf der Vertheidigung der Issel.“ Johann de Witt erwiderte: „So wird der Tollkühne untergehen, denn das Land an der Issel ist verloren; alle Gelder, die in jener Provinz liegen, habe ich, in Tonnen gepackt, nach Amsterdam schicken lassen.“ — „Der Prinz weiß das, antwortete Mombas, und wünscht, Ihr möchtet sie dazu anwenden, die Armee zu rekrutiren und besser zu bewaffnen; denn ihre Waffen sind völlig unbrauchbar. Des Prinzen Armee ist nicht stärker als achtzehntausend Mann, während Spanien und Frankreich, Cölln und Münster die vereinigten Niederlande mit zahlreichen Armeen bedrängen.“

„Ihr wißt am besten, Mombas, daß ich dem Begehren des Prinzen nicht willfahren werde,“ sagte Johann de Witt. — „Wohl weiß ich es; doch als ich ihn im Lager bey Arnheim auf seinem schwarzen Rosse durch die Reihen der Feinde jagen sah, ein jugendlicher Held, schön, kräftig, gewandt, ernstes Sinnen auf der erhabenen Stirn, die der Lorbeerkrone entgegen strebt, da fühlte ich fast Reue...“

Paula hatte mit großer Aufmerksamkeit dieser Rede gelauscht, als plötzlich Frau de Witt laut aufschrie: „Gott schütze meinen Herrn!“ denn vom Meere her hallte Kanonendonner. In dem Dorfe an der Küste, wo das Jachtschiff gelandet war, wurden die Glocken geläutet, die Häuser geschlossen und in den Kirchen für das Glück der nie-

heimischen Waffen gebetet. Furchtbar erhaben war der Anblick des Meeres, über dessen ruhigen Wogen dunkle Rauchwolken schwammen, von den Blitzen des Geschützes durchzuckt; zwischen dem Donner der Kanonen erklang feyerlich-ernst das Läuten der Glocken und das Singen in den Kirchen. Die furchtbar-majestätische Scene erhob Paulas hohes Gemüth zum Vergessen aller irdischen Sorgen, indessen Frau de Witt nur an die Gefahren ihres Gatten dachte.

Die Franzosen flohen zuerst vor der Standhaftigkeit der Seeländer und Ostfriesen; Admiral de Ruyter eroberte das englische Admiralschiff; mehrere der englischen Schiffe gingen durch die Kühnheit der niederländischen Brandschiffe in Flammen auf; endlich flohen auch die Engländer dem Kanal zu, und de Ruyter hatte einen vollständigen Sieg erkämpft. Siegsgeschrey hallte überall von den Küsten wieder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Grundgesetz der Metrik,

für Layen in der Verskunst und zum Verständniß größerer Reimstrophen.

(Fortsetzung.)

Wir haben Bewährtes angeführt, um zu zeigen, daß diese Regel, obgleich nie unbedingt nothwendig, doch bey dem Liede, der Romanze und allem, was sich für den Gesang eignen soll, anwendbar ist; daß sie aber bey andern Dichtungsarten, und hauptsächlich bey lebendig lyrischen Ergüssen zu Härte und Steifheit führt, und, wenn auch dieses vermieden wird, durch den stets gleichmäßig wiederkehrenden Rhythmus, wenigstens dem gebildeten Ohr, ein abgedroschener Gemeinplatz wird. Bey kleineren Reimstrophen jedoch vermag der Dichter durch die Sauberkeit der Arbeit selbst das geübteste Ohr zu befriedigen, und er braucht und soll auch vielleicht nicht von dieser Regel abweichen. Die Franzosen aber unterwerfen sich dieser Regel auch bey größeren Reimstrophen, und hier ist sie nicht nur überflüssig, sondern verderblich und sich selbst widersprechend. Denn gesetzt, eine Strophe bestände aus sechszehn Zeilen, so müßte entweder die Periode sechszehn Zeilen lang seyn, damit das Ohr die Strophe als ein Ganzes auffasse, was doch bey steter Wiederholung ein äußerst monotones und schleppendes Musikstück gäbe, oder es müßten, obiger Regel zufolge, nach jedem Gedanken, nach jedem Punkte, der ja ein Reimschluß wäre, mit dem neuen Gedanken auch ein neuer Reim beginnen, und dann wäre die Strophe nicht mehr eine sechszehnzeilige, sondern sie zerfiele in so viele kleine Stücke, als sie Sinn- und Reimschlüsse, als sie Punkte hätte. Hier also steht diese Regel in offenbarem Widerspruche mit sich selbst, und es ist unter dieser Bedingung unmöglich, daß ein französisches Ohr eine so gearbeitete größere Strophe als ein untheilbares Ganze je aufgefaßt habe. Nicht die Deutschen, und man wird uns also der Nationaleitelkeit nicht beschuldigen, sondern Italiener und Spanier haben für größere Reimstrophen ein Gesetz aufgefunden, welches diese Nothwendigkeit hat, und daher das baare Gegentheil der französischen Regel ausspricht. Es heißt: „Kette den Nachsatz an den Vordersatz, oder den neuen Perioden an den vorhergehenden durch den Reim an.“ Z. B. die ersten vier oder sechs Zeilen einer zwölfzeiligen Strophe schlössen also: „Und so gestand er ihr was er begangen,“ so muß, damit die Strophe nicht auseinander fällt, der neue Satz durch den Reim unmittelbar angeknüpft werden.

Und so gestand er ihr, was er begangen. (Pause)
Da rollten Perlen über ihre Wangen
Und mit gesenktem Haupt u. s. w.

Außerdem, daß ohne diese Anknüpfung die Strophe auseinanderfiele, so entsteht nun noch ein eigenes musikalisches Gegenwirken des Gedankens und des Reims, das von unendlichem Reiz ist. Der Verstand nämlich ist vollkommen durch den Schluß des Gedankens befriedigt, er hat seinen verlangten Sinnpunkt erhalten; diesen aber achtet der musikalische Reim nicht, er zerstört ihn durch den unmittelbar folgenden Gleichklang, und so entsteht der Zauber, welchen das Ohr fühlt, wenn nach der Pause, welche der Punkt fordert, nun mit dem neuen Gedanken der alte Reim wiederkehrt, und die Phantasie das schon Vorübergeschwundene wieder zu vernehmen glaubt. Dieses Gesetz eines harmonischen Widerstrebens ist so unabweisbar musikalisch, daß es sich selbst da wieder findet, wo jene zuerst angeführte und ihm widersprechende Regel angewendet wird, in den einzelnen Perioden nämlich, z. B. bey den schon angezogenen Zeilen:

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit,
Bis an dein kühles Grab;
Und weiche keinen Fingerbreit
Von Gottes Wegen ab.

Denn auch hier ist ja nach der zweyten Zeile der Verstand vollkommen befriedigt, das Ohr aber ist es nicht; und nun wird auch, durch dessen Befriedigung, durch den Reim, der Verstand zu der zweyten Hälfte des Perioden gleichsam hinübergetragen. Damit aber hat es ein Ende, und soll nun die Strophe größer werden, so muß mit einem der beyden schon gehörten Reime angeknüpft werden, oder sie fällt durch einen neuen Reim auseinander. Eine kleinere Strophe jedoch, wenn sie auch innerlich auseinander fällt, vermag das Ohr noch als ein Ganzes aufzufassen, wie z. B. die sogenannte deutsche Stanze, wo

vier Zeilen verschränkt und dann zwey und zwey unmittelbar reimen:

Ein frommer Knecht war Fridolin u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

An dem neuen Nouveautéstheater ist unter der Bühne auch eine Noththüre angebracht, die immer verschlossen bleibt, und nur dazu dienen soll, im Falle eines plötzlichen Brandes, den im Saale oder auf der Bühne vorhandenen Personen einen Ausweg zu verschaffen. Und da bey solchen Unglücksfällen fast niemals der Schlüssel einer verschlossenen Thüre zu finden ist, so hat man die Vorsicht gebraucht einen Hammer beyzuhängen, um sie einschlagen zu können. Es ist ein Glück, daß das Theaterwesen in Paris den Leuten eine große Fertigkeit gibt mit dem Feuer umzugehen; denn sonst würden bey den zwölf oder fünfzehn Theatern weit mehr Unglücksfälle sich ereignen, als deren wirklich statthaben. Die kleinern Theater haben in der lezten Zeit wieder manches Neue gegeben, jedoch weniges, das im Auslande bekannt zu werden verdiente. Ein wahres Lokalstück ist das Vaudeville: les rues et les passages, die Straßen und die Durchgänge, wozu ein kleiner Tagesvorfall Anlaß gegeben hat. Zwey Unternehmer von Durchgängen mit Buden zwischen der Straße am Palais royal und der rue Vivienne, sind kürzlich in Streit gerathen, und die Polizey wollte einem derselben nicht erlauben ein Haus zu kaufen, durch welches eine öffentliche Treppe in jener Richtung führt, die er zum Vortheil seines Durchgangs schließen wollte. Dieß gibt nun Stoff genug zu Ausfällen auf die Polizey, die Anhänger des Alten und die Parapluiemacher.

Seitdem die Lithographie allgemein in Gebrauch gekommen, haben sich mehrere Künstler auf das Zeichnen possierlicher Volksscenen und Lebensbegebenheiten verlegt, wodurch denn recht unterhaltende Sammlungen entstanden sind, wie man sie, glaube ich, sonst nirgends sieht. So z. B. hat man die Geschichte der Widerwärtigkeiten, die einem Pariser Spießbürger vom Anbruche des Tages bis zur Nacht begegnet seyn sollen oder ihm hätten begegnen können, in acht oder zwölf Blättern, ferner die Geschichte der kleinen Widerwärtigkeiten, die einem ehrlichen, auf der Diligence reisenden, seine Bequemlichkeit liebenden Hausvater zustoßen, als das Zuspätkommen und Nachlaufen mit einer Menge von Paketen und Schachteln, das beschleunigte Mittagessen auf der Poststation, der plötzliche Aufbruch mitten in der Nacht zur Abreise u. s. w., in mehreren Blättern lustig skizzirt. Aus dieser lezten Reihe von Bildern haben, wie ich schon früher gemeldet, die Vaudevilledichter eine Posse gemacht, in der Potier die Hauptrolle mit seiner gewöhnlichen Originalität spielte. Besonders erschütterte er das Zwerchfell aller Zuschauer in dem Auftritte, wo er im Gasthofe angelangt ist, und seine Frau zu Bette geleitend, ihr allerhand vorschwazt von gehofften Erbschaften u. s. w., sich allmählich zum Schlafengehen anschickt, und, als er sich fast ganz ausgezogen hatte, auf einmal durch einen Ruf zur Abfahrt aufgeschreckt wird. Im Nouveautéstheater, wo es an einem Scribe fehlt, will es mit den dramatischen Versuchen nicht recht glücken, wie man es vorhergesehen hatte. Wozu eine neue Vaudevillebühne, da schon drey dergleichen vorhanden sind? Zwar hofft der Direktor sich mit neuen Operetten durchhelfen zu können; allein die komische Oper hat dagegen Klage erhoben, und deßhalb hat das Nouveautéstheater die Operetten einstellen und sich auf die Vaudevilles beschränken müssen, womit es natürlich kein Glück machen kann. Zwar hat es jezt eben ein neues Stück, das Zulauf erregt: Paris und London, ein Gemälde fast ohne Handlung, mit schönen Dekorationen, worin unter anderm die Koulissen und der Saal der großen Oper dargestellt werden. Der Schaulustigen gibt es überall eine große Menge, und ein Theater ist immer des Zulaufes gewiß, wenn es den Augen etwas Schönes und Unerwartetes darstellen kann; allein der Gesichtssinn wird bald befriedigt, und wenn ein Theaterstück nur diesen allein anzieht, so kann der Beyfall unmöglich lange dauern. Dazu kömmt, daß die bloße Augenweide gewöhnlich der Direktion sehr theuer zu stehen kömmt, da das Pariser Publikum schwer zu befriedigen ist, und daher, wenn es hinzuströmen soll, auch etwas ganz Außerordentliches zu sehen bekommen muß. Mit solchen Schauspielen kann sich eine Direktion also leicht zu Grunde richten, und es kostet ihr weit weniger, wenn sie dem Publikum etwas Aesthetisch-gutes darbieten kann.

Hamburg, 4. Mai.

Gestern ist das neue, prachtvoll eingerichtete Schauspielhaus eröffnet worden. Der Andrang der Menschenmenge war unsgeheuer; es wurden aber nur 800 Billets für's Parterre, und 400 für die Gallerie ausgegeben. Außer einer Schaar Polizeybeamten jeden Rangs, wovon mehrere in Gefahr schwebten erdrückt zu werden, schüzte ein Kommando unserer stattlichen Lanzenreiter der Garnison die Pforten, und zwar so martialisch, daß dadurch sogar mehrere Damen beschädigt wurden. Die Vorstellung eröffnete C. M. v. Webers Jubel-Ouvertüre, welche wegen des eingewebten „God save the king" (hier „auf Hamburgs Wohlergehn") höchst passend war, und von Herrn Kapellmeister Andersdorf, jezigem Musikdirektor des Theaters, geleitet wurde. Prägels Prolog ist didaktischer Art, fand aber wegen seiner Herzlichkeit bey allen Unpartheyischen aufrichtigen Beyfall. Patriotische Andeutungen, überhaupt Worte wie sie der freye deutsche Bürger hier bey solcher Veranlassung dankbar aussprechen soll, wurden vermißt. Die beyden auftretenden Personen, Sylvio und Florestin, wurden von Herrn Jacobi und Lebrun gegeben; Madame Lebrun, eine in jeder Rücksicht höchst achtungswerthe Künstlerin, trat als Muse auf, welche gleichsam den neuen Tempel, Angesichts der Stadt und des Hafens weihet. Die Dekoration ist vortrefflich. Mit großer Sorgfalt, und wahrlich des Dichters würdig, gelang als Hauptdarstellung „Goethes Egmont," worin die durch A. W. Schlegel uns aufs Beste empfohlene Demoiselle Peche als Klärchen glänzte, und wirklich viel Talent, Wärme und lebendige Darstellungsgabe offenbarte. In strenger Schule kann viel aus der jungen Künstlerin werden. Nach der Vorstellung wurden die Direktoren, Schmidt und Lebrun abgerufen. Schmidt empfahl sich mit herzlichen Worten dem Wohlwollen der Mitbürger. Die neulich erwähnte bedeutende Abgabe auf die Einnahme des Theaters ist durch Rath und Bürgerschluß auf fünf Jahre provisorisch aufgehoben.

Beylage: Kunstblatt Nr. 43.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 128.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 29. Mai 1827.

Schiffe, Schiffe, ich erspäh' euch
Auf der Fluth,
Und ich komm' und seh' euch,
Wohin ihr geht, was ihr thut;
Eins segelt fort, in Handel und Verkehr,
Ein andres bleibt, des Landes sichre Wehr,
Ein drittes kömmt nach Haus an Schätzen schwer.

W. Irving.

Seeleben.

Aus den Briefen eines reisenden Zürchers.

Von der Rhede von Verdun, 20. Lieues von Bordeaux, am Bord der Nancy, 14. Juli 1826.

Seit zwey Tagen befinden wir uns an der Mündung der majestätischen Garonne. Wie ich vermuthet und gehofft hatte, werden wir durch widrige Winde gehindert das hohe Meer zu gewinnen. Durch diese Verzögerung erhalte ich Zeit, meine Papiere, was die Unruhe der letzten Tage in Bordeaux nicht mehr gestatten wollte, noch vollends in Ordnung zu bringen und meine Verfügungen zu treffen. Dieß ist nun mit der gehörigen Ruhe geschehen; auch habe ich, wie es vor jeder Reise nach Ostindien unter uns Kaufleuten gebräuchlich ist, meinen letzten Willen niedergeschrieben. Mit festem Muthe und heiterm Sinne trete ich die weite Reise an, vollkommen beruhigt über meine Gesundheit und die Lage der Geschäfte, und glücklicher mit jedem Tage durch meinen gefaßten Entschluß.

Auf der hohen See, außerhalb Cordouan am 15. Juli Nachmittags um 2 Uhr.

Der lezte Lootse steht im Begriffe von uns zu scheiden. Das feste Land fängt an unsern Augen zu entschwinden, und der Schiffskapitän läßt mir meine Briefe abfordern. Bey der schönsten Witterung treten wir in die See ein, und mit hochgeschwellten Segeln durchschneidet unser Fahrzeug die heranströmenden Wellen und rückt majestätisch vor auf dem Spiegel der Flut. Der Pilote hat uns verlassen und kein Land ist mehr zu sehen. Ich scheide mit schwerem Herzen.

Im atlantischen Ocean, 8. Aug. 1826. Länge 28°, Breite 10°30′ (Merid. v. Paris.)

So glücklich und angenehm, als es auf einem Schiffe zu leben möglich ist, haben wir bereits eine bedeutende Strecke unsers Weges zurückgelegt. Nach meiner Rechnung müssen wir gegenwärtig ungefähr 2000 Lieues von euch entfernt seyn. Mit schnellen Schritten nähern wir uns dem Aequator und den Gegenden, wo man gewöhnlich die aus Ostindien kommenden und nach Europa segelnden Schiffe antrifft. In der Hoffnung, euch vielleicht durch eine solche Gelegenheit Nachrichten von mir zukommen zu lassen, sehe ich im Voraus diese Zeilen in Bereitschaft. Sollte es unmöglich seyn, dieselben unterwegs an euch abgeben zu lassen, so werdet ihr sie unfehlbar durch das erste nach unserer Ankunft im Ganges aus demselben auslaufende Schiff erhalten. Mögen sie euch auf jeden Fall willkommen seyn!

Der Gott der Meere hat uns bis jezt sehr mild und freundlich behandelt: einige wenige Tage ausgenommen, haben wir überaus günstigen Wind und herrliches Wetter gehabt. Wenn es so fortgeht, dürfte unsere Ueberfahrt

ganz kurz seyn *). Unser Schiffsarzt, der uns hinsichtlich der Gesundheit mit einem guten Beyspiele vorangehen sollte, fühlt sich, so oft unser Fahrzeug nur einigermaßen schwankt oder tanzt, von der ganzen Heftigkeit der Seekrankheit ergriffen. Auch ein anderer Reisegefährte, ein herzensguter und gebildeter Jüngling, hat dem Neptun seine Zeche auf eine derbe Weise bezahlen müssen. Wir Schweizer scheinen diesem Uebel weniger unterworfen zu seyn, und ich selbst habe von jener höchst widrigen Krankheit nicht das Mindeste verspürt. Viel Merkwürdiges ist uns bis jezt noch nicht zu Gesicht gekommen. In der Nähe von Teneriffa machte ein verdächtiges, einem spanischen, auf den kanarischen Inseln ausgerüsteten Korsaren gleichendes Fahrzeug von leichter Bauart sechs Stunden lang Jagd auf uns. Bald aber schlug die Größe unseres Schiffes, in Verbindung mit einem halben Dutzend Kanonenschüssen, den Muth dieses Spitzbuben solchergestalt nieder, daß es uns um Mittag verließ und einen andern Weg einschlug. Nach wenigen Stunden hatten wir es ganz aus dem Gesichte verloren. Um dieselbe Zeit erblickten wir in weiter Entfernung mehrere in verschiedenen Richtungen segelnde Schiffe, von denen wir eines an seiner Flagge als einen freyen Hanseaten aus Hamburg, ein zweytes für einen Britten erkannten. Wir segelten diesem lezten so nahe, daß der Kapitän desselben durch das Sprachrohr den unsrigen um die Höhe und Breite fragen konnte, welche Frage dieser mit der den Franzosen angebornen Höflichkeit beantwortete. Unser Fischfang ist bis jezt noch nichts weniger als ergiebig gewesen. Einige fliegende Fische ausgenommen, haben wir noch gar nichts gefangen, obschon wir eine Menge Delphine und auch einige Haifische von ziemlicher Größe ganz in der Nähe unseres Schiffes zu sehen bekommen haben. Uebrigens führen wir in unserm schwimmenden Hause ein ziemlich einförmiges Leben, und dennoch verfließen die Tage im Ganzen noch schneller als ich mir vorgestellt hatte. Eine mannigfaltige Unterhaltung gewährt mir die Gesellschaft unseres Kapitäns, eines vieljährigen vertrauten Bekannten und eines sehr feinen und gebildeten Mannes, der die in der Regel etwas rauhe Hülle des Seeoffiziers längst abgestreift hat, und von seinen nach allen Weltgegenden gemachten Reisen, die ihm auch die Dekoration des Ludwigsordens erworben haben, tausend unterhaltende Dinge zu erzählen weiß. Auch meine, zwar sehr kleine, aber mit Sorgfalt gewählte Reisebibliothek, und mehr noch die gänzlich zu meiner Verfügung stehende Büchersammlung des Kapitäns leistete mir vortreffliche Dienste. Einzig die Tage, wo Wind und Wetter alles Lesen und Schreiben unmöglich machen, und uns Passagieren nichts übrig bleibt, als angebunden an die Stühle des Verdeckes einige Cigarren verdampfen zu lassen, schleichen langsam vorüber. Daß sich besonders in solchen Stunden meine Gedanken länger und anhaltender mit euch beschäftigen, und daß ich in solchen Gedanken eine angenehme Zerstreuung finde, glaube ich euch nicht erst sagen zu müssen. Was das Schiffsvolk gegenwärtig am meisten beschäftigt, ist die sogenannte Linientaufe, welche der Mannschaft unserer Nancy binnen wenigen Tagen bevorsteht, und womit der spaßhafte Kapitän auch uns auf alle mögliche Weise zu necken sucht.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Kurz, auch wohl ganz kurz heißt in der Seesprache eine solche Ueberfahrt, wenn sie, wie es dießmal mit der Nancy der Fall war, in hundert und zehn Tagen vollendet wird.

Paula de Witt,

Historische Erzählung von Elise von Hohenhausen.

(Fortsetzung.)

„Wird meine Paula dem Retter des Vaterlandes ihre Hand versagen?“ fragte Johann de Witt kurz darauf seine Tochter. — „O gewiß, das wird sie nicht, da mein Herr und ihr Vater es wünschen, fiel Frau de Witt ein, wenn auch der Admiral nicht mehr jung, und von der Sonne verbrannt ist, so bleibt und ist er doch noch immer ein schöner, kräftiger Mann.“

Paula legte die Hand auf's Herz und sprach: „Mein Vater, zwingt mich nicht zu dieser Verbindung; de Ruyter ist gewiß einer der edelsten und würdigsten Helden, die je lebten, doch habe ich keinen andern Wunsch als den, als Jungfrau in meines Vaters Hause zu sterben.“

„Welch thörichter Wunsch ist das, Nichte! fiel Frau de Witt ein; du bist ja nicht katholisch, daß du Nonne werden könntest, wie kann denn ein Weib ohne Eheherrn glücklich leben?“

Mit finster gerunzelter Stirne versetzte de Witt: „Oder fesselt dich vielleicht mehr des Obristen Mombas jugendliche Erscheinung? er liebt dich mit aller Glut der Leidenschaft. Gerne hätt' ich zum Schwiegersohn den wackern Seehelden, doch ziehst du Mombas vor, so will ich meiner einzigen, geliebten Tochter keinen Zwang anthun.“ — „Ihr handelt thöricht, Schwager, sagte Frau de Witt, mein Herr würde befehlen.“ — „O mein Vater, nichts von diesem, entgegnete Paula schaudernd, doch sich sammelnd setzte sie hinzu: „Nichts von allen Männern dieser Erde.“ — „Ich vermuthete diese Antwort fast, antwortete Johann, aber, mein Kind, auf's Höchste mißfällt mir, daß dein Geist sich von allem Irdischen abzieht. Du wirst auf Irrwege gerathen in deinem Glauben wie in deinen Neigungen, darum beschloß ich, daß du deine Tante nach Dordrecht begleiten sollst; dort in ihrem thätigen Hauswesen wirst du wieder irdische Freuden und Mühen schätzen lernen. Mich ruft mein Amt nach Amsterdam.“

Paula seufzte und versank in tiefe Betrachtungen; wie ganz anders als ehedem klang jezt ihres Vaters Sprache; er, der immer das Außerordentliche, das Ungewöhnliche an ihr heraushob, wollte sie sezt wieder dem Alltäglichen nahe bringen; seine glänzenden Hoffnungen mußten im Sinken seyn; seine Reise nach Amsterdam wurde unternommen, um Oraniens immer wachsender Parthey mit der Kraft der Verzweiflung entgegen zu kämpfen, und sein Haus im Haag sollte leer bleiben, weil für seine Besitzer dort keine Sicherheit mehr war. So klar ward alles vor den geistigen Augen der edeln Paula, aber auch in die trübe Zukunft drang ihr Blick und sie seufzte: „Ach, eine Krone wähnte der Astrolog im Haus des Lebens zu erblicken, die Krone der Märtyrer wird mir werden."

* * *

Mombas konnte es nicht fassen, daß die reizende Paula ihn, den Unwiderstehlichen, verschmähe; er versuchte sein Glück selbst bey ihr, mit allen Schmeichelreden seines Volkes, beseelt vom Feuer der Leidenschaft, doch Paula hörte ihn mit strenger Kälte an, und wollte zulezt aus der anmuthigen Gartenlaube entfliehen, in der er sie überrascht hatte. Da flammte kecke Verwegenheit in Mombas auf, und er faßte die Erbleichende in seine starken Arme; Abscheu und Angst vermehrten die Kräfte des schwachen Mädchens; sie rang sich los und entschlüpfte in ein nahes Gitterthor, es schnell hinter sich zuwerfend. Außer sich rief ihr Mombas nach. „Noch hab' ich nicht alles erreicht, was ich wollte, und bey meinem Leben, du Unsinnige, du wirst die Meine!"

„Niemals!" rief Paula und verschwand im Gebüsch.

Der folgende Tag führte sie nach Dordrecht, ihren Vater nach Amsterdam, Mombas verschwand, ohne Abschied zu nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben Bernardins de St. Pierre.

(Fortsetzung.)

Wie nach halbstündigem Warten Orlof nicht zurückkam, begab sich Bernardin hinweg, und verwünschte sowohl seinen Ehrgeiz als die Verblendung der Großen, die nie das Gute einsehen wollen. Die traurigsten Betrachtungen begleiteten ihn in sein jämmerliches Kämmerchen, das Traumbild von Größe, mit dem er sich geschmeichelt hatte, war plötzlich verschwunden, und er befand sich wieder allein bey seinem Ofen, neben seinen mathematischen Büchern, deren Studium ihm jezt eben so langweilig wie vergeblich vorkam, und einem gemeinen russischen Soldaten, den ihm sein Lieutenantsgrad zum Bedienten gab, zur Seite. Selbst der Anblick dieses Menschen vermehrte seine Niedergeschlagenheit. Der Arme war so eben seiner Familie entrissen worden, unbeweglich stand er neben seinem Herrn, vollzog wie ein Automat alle Befehle, die ihm jener durch Zeichen gab, und schien in seinem dumpfen Schmerz in Alles ergeben und für nichts empfänglich. Nur von Zeit zu Zeit stimmte er eine Art Gesang, oder vielmehr ein eintöniges Gemurmel an, das seine Thränen begleiteten. Außerdem hatte er so wenige Begriffe von den gemeinsten Dingen, daß er die Schuhe, um sie zu reinigen, in's Wasser steckte, und erst zum Gebrauche herauszog. Als ihn Bernardin ein Kleid ausbürsten lehrte, schien ihm die Bürste eine so erstaunliche Erfindung, daß er nicht übel Lust hatte sich vor seinem Herrn als vor einem höhern Geiste niederzuwerfen. Die beständige Gegenwart dieses Halbwilden war für unsern Freund um so drückender, da sie ihn unaufhörlich daran erinnerte, daß er da, wo er Ruhm und Glück suchte, nichts gefunden hatte als Sklaverey und Elend. Hr. v. Villebois hatte bald eingesehen, daß sein Schützling sich nicht zu seinen politischen Planen bequemen werde; weit entfernt aber, ihm deßhalb abgeneigt zu werden, schien dieß seine Neigung für ihn zu erhöhen. Doch die Gelegenheit, ihm zu dienen, zeigte sich nicht. Orlofs Gunst stieg damals täglich, und man sah nicht ab wie weit sie gehen werde; viele Großen wurden ihrer Würde beraubt, um sie auf ihn zu häufen.

Eines Tages überreichte Bestuchef im versammelten Rath der Kaiserin eine, von den vornehmsten russischen Großen unterzeichnete Bittschrift; sie enthielt die Bitte: die Kaiserin möchte zur Ruhe des Reichs auf eine neue Heirath denken, und bezeichnete Orlof als den, welchen das Publikum zum Throne berufe. Katharine übersendete dieses Schreiben dem Senat, um darüber zu berathen, und dieser erklärte einstimmig, er sey entschlossen Orlof niemals als Kaiser zu erkennen. Dieser Vorschlag wurde in Moskau im März 1763 gemacht, er veranlaßte eine solche Gährung, daß man jeden Augenblick einer Revolution entgegen sah.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lehre aus Erfahrung.

Hat dir ein Autor Geld gelieh'n,
Und kommt und will den Wechsel zieh'n,
Und kannst doch nicht sogleich bezahlen,
Ihm auch keinen andern Trug vormalen,
So sprich getrost: „Jezt weiß ich schon,
's war als die treffliche Recension,
Wie Euer leztes Werk gelungen,
Stund in den Literatur-Zeitungen;
Waret gelobt über'n Schellenkönig,
Und dennoch, deucht es mir, zu wenig.
Aber könntet Ihr nicht noch borgen
Einige Zeit?" „Seyd ohne Sorgen,"

Der Autor drauf ganz freundlich spricht:
„Nach meinem Geld verlangt mich nicht.
„Bleibet mein Freund! 's hat kein' Gefahr,
„Könnt mich bezahlen bis über's Jahr."

*

Sey einer gewappnet noch so gut,
Wie Siegfried mit des Lindwurms Blut:
Du kannst ihn klüglich überwinden,
Wirst du seine schwache Seite finden.

—s—

Korrespondenz-Nachrichten.

Schaffhausen, Mai.

Gleich mehrern andern Hülfsgesellschaften der Schweiz war die Schaffhausische ein Ergebniß der Noth und der Theurungsjahre des abgeflossenen Jahrzehends, und als diese schneller als man hoffen durfte vorüber gingen, wandten alle diese Vereine, von der ihnen glücklicher Weise entschwundenen Noth der Gegenwart, ihren Blick auf die Zukunft, und beschäftigten sich mit bleibenden Vorkehrungen, um die Quellen der Verarmung in dem mehr oder minder ausgedehnten Wirkungskreise eines jeden dieser Vereine zu tilgen; so that auch die Gesellschaft in Schaffhausen, und ihre jüngst erschienene zehnte Rechenschaft der Verhandlungen vom Jahr 1826 konnte befriedigend das abgeflossene Jahrzehend ihres Bestehens überblicken. „Immer ist es, sagt der Berichterstatter, wie zur Zeit der ersten Wirksamkeit des Hülfsvereins, vor allem die dürftige, nothleidende, verlassene, unglückliche Klasse der Einwohner, auf die wir bey Verwendung unserer numerairen und geistigen Kräfte Rücksicht zu nehmen uns veranlaßt und verpflichtet fühlten; und diesen Bedürfnissen, wo und in welcher Gestalt sie sich zeigen mochten, waren wir stets zu begegnen bereitwillig. Wer nur auch in unsern Umgebungen auf einige Unterstützung, Erleichterung und Milderung Anspruch hatte, und vertrauensvoll bey der Quelle, woraus die Mittel dazu verfließen, Zuflucht suchte, blieb weder unbeachtet noch ungetröstet; davon zeugen die für Nahrungsmittel, für Arzney, für Holz u. s. w. dargereichten Summen. Dabey aber glaubten wir, zumal in glücklichen Tagen, wo die Noth schon durch die Wohlfeilheit der Lebensmittel sehr erleichtert wird, die Erfordernisse für anderweitige, eben so wohlthätige Zwecke um so weniger aus den Augen verlieren, vielmehr mit freygebiger Hand denselben entsprechen zu dürfen; weil doch an der Aufrechthaltung und Beförderung dessen, was den wesentlichen, geistigen Bedürfnissen aufhelfen soll, so vorzüglich viel gelegen ist. Wir wurden auch von Zeit zu Zeit immer mehr in der Ueberzeugung gestärkt, wie nicht blos durch die Erziehungs- und Bildungsanstalten für arme Mädchen bürgerlicher Abkunft, und für Verwaiste beyderley Geschlechts, sondern auch durch die uneigennützige Verwaltung der als Ersparniß uns anvertrauten Gelder wesentlich wohlthätige Dienste geleistet werden." In der That sind die drey hier angedeuteten Stiftungen, die im Lauf weniger Jahre von der Hülfsgesellschaft ausgingen oder veranlaßt wurden, bereits zu selbstständigen, in ihrer Nutzbarkeit und Güte bewährten Anstalten gediehen. Bey einer Jahresausgabe von ungefähr 1200 Gulden besitzt das Töchterinstitut doch schon ein zinstragendes Stammvermögen von nahe an 4000 Gulden; die vortreffliche neue Waisenanstalt erfreut sich, bey einer an 5500 Gulden betragenden Jahresausgabe, bereits eines Kapitalvermögens, das über die Hälfte jener Ausgabe an Zinsen trägt; in der Ersparnißkasse wird ein Vermögen von beyläufig 36,000 Gulden verwaltet, und der Vorstand des Schaffhausischen Vereins drückte sich in seiner Anrede bey der letzten Jahresversammlung mit Gefühl und Würde so aus: „Die schönste Vereinigung im menschlichen Leben ist gewiß diese: Wohlthaten und Dank wechselseitig empfangen und geben. Ja, es ist dieß das stärkste und einfachste Band der menschlichen Gesellschaft; es sind dieß die zwey Tugenden, die das gesellschaftliche Leben der Menschen begründen, erhalten und beglücken. So tief steht die Menschheit nirgends, daß sie nicht Augen hätte, um gute Thaten zu erkennen; nicht den Sinn, das wahre Verdienst um ihr Geschlecht zu schätzen; nicht Sprache, um das Ruhmwürdige zu rühmen. Es ist unverkennbar, das mancherley Gute, das in unsern Tagen durch Vereine geschehen ist, und weiter geschieht; sie sind eine schöne, frohe Hoffnungen erweckende Erscheinung der Zeit. Möchte ihnen kein Hinderniß in den Weg gelegt, wohl aber jeder Zeit und überall die möglichst beste Richtung gegeben werden."

Aus Oberschlesien, Mai.

Der Theil der Provinz Schlesien, den man Oberschlesien nennt, ist ganz verschieden von Niederschlesien. Wenn in diesem der größte Theil der Einwohner deutscher Abkunft und deutscher Sitte ist, so herrscht in jenem bey slavischer Abkunft slavische Sitte. In diesem ist Ackerbau die Hauptnahrungsquelle, in jenem Bergbau. Wiederum sind auch die beyden Hälften, in welche beyde Theile durch die Oder geschieden sind, sehr verschieden. Die, welche am linken Ufer liegen, erfreuen sich meist eines guten Bodens, während der Boden des rechten Ufers, mit wenigen Ausnahmen, meist dürftig ist.

Wir beschränken uns auf den Theil von Oberschlesien, wo der Bergbau die Hauptnahrungsquelle ist, und dieß ist die Gegend am rechten Ufer der Oder, und zwar von Malapane und Kreuzburg an bis an die Karpathen hinauf. Eisen, Galmey und Steinkohlen sind die Hauptprodukte des Betriebs. Metalle, besonders edlerer Art, sind von minderem Belange.

Bereist man diese Gegenden im Winter, so findet man ein Leben auf den Landstraßen, wie es wohl, außer der Nähe von Hauptstädten, selten getroffen werden dürfte. Tausende von Wagen oder Schlitten durchkreuzen Wald und Land, diese mit rohen Erzen, jene mit Holz, andere mit Eisen, wieder andere mit Zink. Züge von oft mehr denn dreyßig Fuhrwerken folgen einander in ununterbrochener Reihe. Charakteristisch ist Alles an diesen Fuhrwerken. Die Menschen nach polnischer Art gekleidet, die Brust meist entblößt, mit einem Pelz von Schaffellen und dergleichen Mühe, zeigen bey anscheinender Dürftigkeit einen hohen Grad von Genügsamkeit. Die Pferde sind meist klein, ihre Höhe beträgt oft nicht viel über drey Fuß. Der Wagen paßt zu denselben, und darf, wegen der specifischen Schwere der zu ladenden Gegenstände, keinen großen Raum einnehmen. Das ganze Fuhrwerk hat somit ein höchst dürftiges Ansehen, und dennoch werden auf demselben jährlich Gegenstände von Millionen im Betrage verfahren. Wenn auch im Sommer dieser Transport weniger lebhaft ist, weil rohe Erze, Holz, und die in Handel kommenden Produkte meist im Winter an Ort und Stelle geschafft werden, so hört er deßhalb nicht auf, und ist immer noch so stark, daß er der Gegend eine ungemeine Regsamkeit gibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 43.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 129.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 30. Mai 1827.

Monarchin, Mutter, Kaiserin,
Europens Schiedsrichterin,
Die Göttin Rußlands, und der Glanz im Norden,
Das Alles und noch mehr ist Katharina worden.

Herder.

Aus dem Leben Bernardins de St. Pierre.

(Fortsetzung.)

Am Abend dieses Tages verdoppelte man die Wachen des Pallastes; Orlof erhielt den Befehl, in sein Gouvernement abzureisen; die Kaiserin begab sich in den Senat und sprach: „Ich habe Sie um Rath gefragt, wie eine Mutter sich mit ihren Kindern um das Wohl ihrer Familie berath. Ich will in Nichts die Reichsgesetze verletzen. Bestuchef hat mich betrogen.“ Allein bey ihrem Weggehen ließ sie ein Schreiben folgenden Inhalts zurück: „Ich verbiete Ihnen unter noch härtern Strafen als die Verweisung, von mir zu sprechen; kein Soldat soll in den nächsten vier-und-zwanzig Stunden sich in den Straßen blicken lassen.“ — Die Senatoren ließen sie fragen: ob dieser Befehl bekannt gemacht werden solle. „Nicht allein dem Senat, war die Antwort, sondern ich befehle dessen öffentlichen Anschlag.“ — Dieser heftige Auftritt war der letzte. Unter despotischen Regierungen gibt es keine Gefahr, als nicht Alles zu wagen; Katharinens Stütze war ihr fester Wille. Und wen hätte sie denn auch am Ende zu fürchten gehabt? Das Volk war gleichgültiger Zuschauer, die Großen Theilnehmer an der Sache — Alles ward in Stillschweigen begraben.

Diese Auftritte versetzten Bernardin in die tiefste Betrübniß, er sollte so weit hergekommen seyn, nur um Unglückliche zu sehen! Dennoch ließ er Katharina die Gerechtigkeit widerfahren, daß sie bey allem Despotismus Züge von Größe blicken ließ. Die sich ihr widersetzten, hatten nicht mehr Sibirien zu befürchten, sie befahl ihnen, die gebildetsten Länder Europa's zu besuchen, damit sie einst bey ihrer Rückkehr den Geschmack an Kunst und Wissenschaften mit sich bringen möchten. Sie beförderte den Handel, den Landbau, die Fabriken, eröffnete Schulen, theilte Belohnungen aus; doch das Volk gefiel sich allein in der Knechtschaft und stellte ihr durch seine Gleichgültigkeit allenthalben Hindernisse entgegen.

Bernardin war mehr als einmal Zeuge dieser gänzlichen Unthätigkeit. Als er eines Abends bey dem Feldzeugmeister speiste, stürmte die Lärmtrommel durch die Straßen. Anfangs fürchtete man einen Aufruhr des Militärs, bald aber zeigte sich, daß es einer Feuersbrunst wegen sey, die besonders die große Fabrik eines Grafen Lomorow betroffen hatte. Eine ganze Straße war in Flammen; viele Unglückliche, die nicht zur rechten Zeit entflohen waren, streckten aus ihren brennenden Häusern die Arme nach Hülfe aus. Mehrere Männer standen unthätig ihren auflodernden Wohnungen gegenüber und hielten den Flammen gläubig ein Heiligenbild entgegen; die Masse des Volks blieb aber stumm, unthätig, theilnahmslos bey diesem Schauspiel. Herr von Villebois führte die zum Löschen beorderten Soldaten an und suchte die Umstehenden anzufeuern, von denen mehrere dieses Unglück als einen Festtag benuzten und in der nächstgelegenen Schenke tranken, sangen und bey der Helle der Feuersbrunst tanzten. Empört stürzte sich Barasdine unter einen Haufen dieser

Art, um ihn zu züchtigen. Einer dieser Elenden rief ihm aber keck zu: „Was geht uns der Brand an? er erspart uns Arbeit und Plage. Wir mußten die Seidenzeuge fertigen, die in unserm Lande nicht Gebrauch sind. Nun brennt die Fabrik nieder und wir sind dessen recht froh.“

Lomorow mit seiner zahlreichen Familie sah von Weitem jammernd dem Untergang seines Wohlstandes zu. Mit bitterm Schmerz sagte er, er habe den Gewerbfleiß aufmuntern, des Landes Wohl befördern wollen, und nun lache man seines Untergangs und Niemand wolle ihm helfen. Herr von Villebois wendete sich von diesem Manne ab, er konnte ihn nicht beklagen. „Lomorow, sagte er, spricht von der Undankbarkeit seines Landes und vergißt, daß wir, nur indem wir das Glück unseres Nächsten befördern, zum Wohl unseres Landes beyzutragen vermögen. Das Vaterland ist dem nichts schuldig, der einzig sich zu bereichern bedacht ist.“

Die Kaiserin, der Orlofs Abwesenheit unerträglich war, erwartete nur den Frühling, um zu ihm nach Petersburg zurückzukehren. Sie reiste ab, und das Volk sah ihren Reisezug ohne Beyfall und Bewunderung, ohne sich umzusehen, ohne stille zu stehen; es war ihm ein gleichgültiger Anblick.

Herr von Villebois folgte der Kaiserin unverzüglich; er überließ den beyden Fremden die Sorge für seine Wagen, welche den hohen Wasserstand abnehmen lassen mußten, um über die Flüsse zu gehen. Bernardin konnte kein größerer Gefallen geschehen, denn nach dem furchtbaren nordischen Winter genoß er mit Entzücken der Zauberschnelle, mit welcher die Frühlingssonne in jenem Lande endlich die Keime belebt. Wenige Tage schaffen die Eisdecke in eine Blumenflur um, und wie er sich mit Barabine auf den Weg machte, litt er in derselben Gegend, wo er allen Schrecken der Kälte ausgesetzt gewesen war, die drückendste Hitze. In einfacher leinener Kleidung konnten die Reisenden die Glut der Sonne nur dadurch mildern, daß sie einen großen Eisklumpen neben sich hatten, den sie unaufhörlich mit einem neuen ersetzten, und dessen geschmolzenes Wasser mit Zitronsaft vermischt genossen. Die Nacht hindurch wurden sie von Mückenschwärmen eigener Art gepeinigt, von andern am Morgen, diese machten einer dritten Gattung zu Mittag Platz, und Abends waren die Reisenden einer vierten Preis gegeben, so daß der Erzähler mit vollem Recht dabey der Plagen Egyptens gedenkt. Das Landvolk schützt sich vor dem giftigen Stich dieser Thiere, indem es seine Hemden in geschmolzenen Talg taucht. Unsere Reisenden begegneten einer Menge mit dieser Schutzwehr versehenen Kosacken, die lustig und froh ihre zahlreiche Heerden von Hornvieh nach Petersburg trieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Seeleben.

(Fortsetzung.)

16. Aug., L. 2° W. B. 25° S.

Gestern Abend um 10 Uhr 24 Minuten haben wir den Aequator passirt, und uns an den Ceremonien und Späßen bey dieser Gelegenheit nicht wenig belustigt. Von alter Zeit her wird bey allen Schiffahrt und Handel treibenden Nationen der Uebertritt aus der einen Hemisphäre in die andere feyerlich und festlich begangen, wobey jedes Mal diejenigen, welche der Feyerlichkeit zum ersten Mal beywohnen, die Zeche bezahlen müssen. Der Bon homme tropique, wie ihn die französischen Matrosen zu nennen pflegen, kommt auf einem mit zwey Delphinen bespannten Wagen in Begleitung seiner Gemahlin, einiger Pfaffen und mehrerer Seeungeheuer an Bord an, und erbittet sich von dem Schiffskapitän die Erlaubniß, denjenigen Personen, welche heute zum ersten Mal in sein Gebiet eintreten, einen feyerlichen Willkomm darbringen zu dürfen. Die Bewilligung wird jedes Mal gerne ertheilt, und so wurden denn dießmal auch wir — die Zahl der Täuflinge belief sich auf vierzehn Personen — einer nach dem andern zu einem glänzend aufgeputzten Altare hingeführt, wo ein für die Rolle eines Pfaffen ganz trefflich passender Matrose an jeden von uns einige Fragen richtete, die reichlichen Stoff zum Lachen an die Hand gaben. Alsdann verrichtete Neptun in eigener Person die Taufe, welche darin bestand, daß den Täuflingen das Gesicht erst mit schwarzer Farbe bemalt und dann mit Wasser unter gewaltigem Uebersprützen wieder gereinigt wurde. Wir Passagiere und ich insbesondere wurden von dem Gotte der Meere überaus glimpflich behandelt, wozu einige Fünffrankenstücke, die wir ihm in die Hand drückten, und die er jederzeit zu empfangen bereit ist, nicht wenig beygetragen haben mögen. Die Ceremonie dauerte beynahe vier Stunden und verschaffte uns wenigstens eine, bey der Einförmigkeit des Seelebens keineswegs zu verachtende Zerstreuung. Ein köstlicher Schmaus, bey welchem sich die Matrosen nach Seefahrersitte, man könnte sagen, für die ganze Reise volltranken, machte den Beschluß dieses in seiner Art ganz eigenen Festes. Inzwischen segelt unser Fahrzeug ohne Unterlaß mit Schnelligkeit vorwärts; doch haben uns die Westwinde so weit nach Osten getrieben, daß wir übermorgen in Rio-Janeiro seyn könnten, was wir aber, als dem Zweck unserer Reise zuwider, unterlassen werden.

23. Aug. L. 33° 59′ W. B. 17° 19′ S.

Beynahe hätte ich Euch gestern vom festen Lande geschrieben; denn wir waren der, sich ganz in der Nähe von Brasilien befindenden, in allen Karten verzeichneten Insel Trinité, die aber nicht mit einer in Westin-

bien gelegenen, den Engländern gehörenden Insel desselben Namens zu verwechseln ist, so nahe gekommen, daß wir bereits beschlossen hatten, in sofern die Winde uns nur einigermaßen günstig seyn würden, einige Stunden auf diesem, zwar nur von Schildkröten bewohnten Eilande zu verweilen, in der Hoffnung wenigstens einige seiner Bewohner zu einem von den Gastronomen sehr hoch geschäzten Gerichte, gefangen zu nehmen. Neptun aber hatte es anders beschlossen, und ein plözlich eintretender, für unsere Fahrt übrigens sehr günstiger Sturmwind, gab unserm Schiffe so schnell eine andere Richtung, daß wir die Küste von Trinité nicht einmal deutlich zu sehen bekamen.

28. Aug., L. 27° 30′ B. 28°.

Gestern erblickten wir ein sich uns näherndes, wie es schien auf dem Wege nach Europa begriffenes Fahrzeug. Schon hoffte ich eine Gelegenheit gefunden zu haben, um euch diese Zeilen zukommen zu lassen. Aber nicht lange, so sah ich mich in dieser angenehmen Hoffnung gänzlich getäuscht, indem jenes Fahrzeug, so wie es des unsrigen ansichtig wurde, ohne seine Flagge sehen zu lassen, einen andern Weg einschlug. Durch das Fernrohr glaubten wir auf dem Verdecke eine große Anzahl Neger zu erblicken, was uns in unserer schon früher gefaßten Vermuthung bestärkte, daß jenes uns so geflissentlich ausweichende Fahrzeug ein von den afrikanischen Küsten kommender und nach Brasilien segelnder Sklavenhändler sey. Nicht nur ist in Brasilien der Sklavenhandel ganz frey, sondern es wird derselbe von Seiten der Regierung durch gewisse, den Sklavenhändlern zuerkannte, Prämien unterstüzt.

Jezt nähern wir uns mit schnellen Schritten dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Mit jedem Tage wird es unwahrscheinlicher, daß ich euch unterwegs Nachrichten von unserm schwimmenden Hause werde geben können. Gleichwohl sezе ich meine Reisebemerkungen fort, um euch dieselben gleich nach unserer Ankunft in Kalkutta durch die erste Gelegenheit, die sich von dort aus darbieten wird, zuzusenden. Ganze Schaaren um unser Fahrzeug versammelter Vögel, die der Matrose Damiers, Büffon Petrels nennt (Sturmvögel), verkünden uns alte, aber darum nichts desto weniger günstige Witterung. In der Ferne erblicken wir einige Albatrossen, deren Gegenwart uns hoffen läßt binnen zehn oder vierzehn Tagen unsern Uebergang in den indischen Ocean glücklich zu bewerkstelligen.

(Die Fortsezung folgt.)

Ein Grundgesetz der Metrik,

für Layen in der Verskunst und zum Verständniß größerer Reimstrophen.

(Fortsezung.)

Aber bey größeren Zusammensezungen fällt, wie gesagt, die Strophe in Stücke. Italiener und Spanier, von denen uns das Gesez der Reim-Ankettung überkommen ist, scheinen eine bestimmte Grenze zwischen kleinen Strophen, wo diese Ankettung nicht, und zwischen großen, wo sie stets nöthig ist, gezogen zu haben. Was nämlich die Zahl von acht Zeilen überschreitet, ist ihnen eine größere Strophe. Ihre meisten Liederformen (die Arie gehört hier nicht her) gehen nicht über acht Zeilen hinaus. In der Oktave ist das Anketten, obgleich es auch hier geschieht, kein nothwendiges Gesez. Aber, abgesehen davon, daß die Terzine, als epische Form, eine ununterbrochene Reimverkettung darstellt, so ist schon jede Strophe von mehr als acht Zeilen auf dieses Gesez gegründet. Das vierzehnzeilige Sonett macht gleichsam den Uebergang von kleinen zu großen Reimstrophen: die beyden Quartette sind durch die Reime verknüpft, eben so die beyden Terzette; zwischen diesen und jenen aber ist ein musikalischer Hiatus; doch da der Verstand die Konklusion des ersten, und die epigrammatische Spize des lezten Terzetts noch erwartet, so ist jener Hiatus nur als eine Fermate zu betrachten. Ganz vollkommen nun stellt sich dieses Gesez in der Kanzone der Italiener dar, noch kunstreicher vielleicht in der Dezime der Spanier. Die Kanzone hat keine bestimmte Zeilenanzahl; sie kann aus zwölf, zwanzig, ja mehreren Zeilen bestehen; jedoch muß eine Strophe wie die andere seyn, die lezte ausgenommen, welche die Coda oder der Renvoi heißt, und gewöhnlich aus der lezten Hälfte der Strophe besteht. Reimankettung ist aber hier ein so unverbrüchliches Grundgesez, daß man, um es noch fühlbarer zu machen, mit einer kurzen Zeile an eine lange, oder auch umgekehrt gern anknüpft; oder auch wohl mit einem Kettenreime, d. h. mit einem solchen, der inmitten der Zeile steht und eine nachdrückliche Cäsur bildet. Die bekannteste und üblichste Kanzonenform bey uns ist eine von dreyzehn Zeilen, die A. W. Schlegel zuerst bey uns einführte. Wir haben leider das schöne Gedicht: Todtenopfer an Novalis, nicht zu Hand, und müssen daher eine solche dreyzehnzeilige Strophe von einem andern Dichter, blos zur Versinnlichung der Form, hier anführen.

So schied an Aulisstrande,
Zum Heile seines Volks, von seinem Kinde
Einst Agamemnon, trotz der Gattin Fleh'n.
Die Götter sind versöhnt, sie senden Winde,
Die günstig in die schlaffen Segel weh'n,
Die Flott entteilt dem Lande. —

So trug zum Opferbrande
Den Sohn, den schuldlos armen,
Abram, um Gott zu dienen.
Den Himmel könnt Ihr sühnen;
Die Höll ist ohn' Erbarmen!
Nach Opfer wird sie Opfer neu begehren;
Denn Blut kann ihre Blutgier nur vermehren.

Diese Strophe beginnt mit zwey Terzetten, wovon jedes den Verstand vollkommen befriedigt, und die durch den Reim verbunden sind. Der neue Gedanke wird nun durch eine kurze, unmittelbare Reimzeile angeknüpft; und führt zu einem Quartette über, das hier (solches ist aber nicht überall nothwendig) aus zwey, durch den Reim verknüpften Hälften besteht. Und nun kommen zwey reimende Schlußzeilen als Konklusion der Strophe. Der Laie wird sich, nun von dem eigenen Reiz dieser Form Rechenschaft geben können. — Die innere Struktur der Dezime ist noch geistvoller, noch kunstreicher. Auch diese wollen wir unsern Lesern erklären, und zu dem Ende eine hier geben.

Schmetterlinge, Waldgefieder,	—	—	+	1
Und das Wild, die zahme Heerde	—	—	—	2
Grüßen Himmelsglanz und Erde	—	—	—	2
Fröhlich jeden Morgen wieder.	—	—	—	1. —
Zarte Nachtigallenlieder	—	—	—	1
Hallen wieder durch das Feld.	—	—	—	3
Jedes, seiner Art gesellt,	—	—	—	3
Und von Lust und Glück umgeben,	—	—	—	4
Liebt sein freudenreiches Leben,	—	—	—	4
Und genießt die schöne Welt.	—	—	—	3

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Oberschlesien, Mai.

(Fortsetzung.)

Dem Landbau schadet dieß freylich, indem jeder, der Zuzug für denselben hat, dasselbe zu viel zu jenem Transport verwendet. Man berechnet blos den augenblicklichen direkten Gewinn, und vergißt den indirekten, später eintretenden Schaden. Die Folge davon ist, daß alle ländlichen Erzeugnisse hier fast in der ganzen Provinz am theuersten sind, da besonders die Konsumtion durch die Menge der zum Berg- und Hüttenbetriebe angestellten Menschen groß ist. Das Fehlende ersetzt das nahe Polen, und es kommt z. B. auf den Getreidemarkt nach Tarnowitz fast nur Polnisches Getreide. Diese Zufuhr vermehrt denn auch das Leben auf den Straßen.

Zur großen Bequemlichkeit des Hauptverkehrs dient jetzt die neue vorzügliche Kunststraße von Oppeln nach Gleiwitz, die bald bis an die Gränzen des Freystaates von Krackau fertig seyn wird. Da diese außerdem alles, was fast aus ganz Schlesien dorthin geht, aufnimmt, so ist sie eine der befahrensten, und das auf sie verwandte Kapital wird hohe Zinse tragen. Auffallen muß bey deren Bau und Erhaltung, daß man fast nur Weiber dabey angestellt sieht, und in der Regel auf zehn derselben nur ein Mann zu rechnen ist. Die Männer sind nämlich größtentheils beym Berg- und Hüttenbetriebe angestellt. Uebrigens verstehen die Weiber diese Arbeiten gut, wobey ihnen ihre kräftige Konstitution zu statten kommt. Hat aber der Fremde von den feinen Zügen und dem gut gebauten Körper der Slavinnen gehört, so sucht er beydes hier vergeblich. Denn verkleideten sich auch sämmtliche hier angestellte Frauen in Männer, so würden gerade ihre Gesichtszüge und ihre Figuren sie am wenigsten verrathen. Strenge Arbeit von Jugend auf, und mitunter unregelmäßiges Leben mögen wohl hauptsächlich Ursache hiervon seyn. — Der Hauptbetrieb der Berg- und Hüttenwerke ist um Tarnowitz, wo auch das Bergamt für das ganze Oberschlesische Revier ist. Der Arbeiter, die unmittelbar bey diesem Betriebe angestellt sind, können leicht über 10.000 seyn, die nicht mitgerechnet, die bey dem Fuhrwesen beschäftigt sind. Den Hauptgewinn gab vor einigen Jahren der Galmey, so lange der Zink so gesucht und gut bezahlt ward. Wie bey allen schnell eintretenden günstigen Konjunkturen, so wurden auch hier eine Menge Menschen in kurzer Zeit reich. Die sogenannten Lehnsträger, d. i. die Eigenthümer dieser Werke bekamen unverhofft eine Ausbeute, die ihre kühnsten Berechnungen mehr als doppelt überstieg. Der Eifer des Betriebs erwachte nun in demselben Grade, als der Gewinn gestiegen war, und bald sank das Produkt, dessen Nachfrage ab- und dessen Gewinnung zunahm, wieder im Preise. Anfangs machten mehrere Handelshäuser der Provinz dadurch den Hauptgewinn, daß sie, die zuerst die eintretende günstige Konjunktur inne wurden, sogleich die sehr bedeutenden Vorräthe mehrerer Hütten kauften, und außerdem noch auf mehrere Jahre hinaus zu einem bestimmten Preise kontrahirten. Wie groß der Gewinn hierbey seyn mußte, wird daraus am besten klar, wenn man berechnet, daß sie auf den Centner Anfangs zu viertehalb Rthlr, dann zu vier, und endlich zu fünf Rthlr. abschlossen, und derselbe nicht lange darauf bis auf acht, sogar einmal auf neun Rthlr. in die Höhe ging. Bey den Kontrakten, die auf mehrere Jahre hinaus geschlossen wurden, und die bis zu fünf Rthlr. lauteten, ward freylich in der Folge wieder bedeutend verloren, indem der Centner wieder auf vier Rthlr. herabging, und jetzt nicht immer diesen Preis hält. Daß aber bey den eintretenden günstigen Umständen sich sehr bald eine wahre Stockjobberey zeigte, läßt sich von selbst vermuthen. So wurden unter andern von auswärtigen Handlungshäusern Kontrakte auf sehr bedeutende Quantitäten zu annehmlichen Preisen mit den Lehnträgern der Galmeygruben, oder auch mit inländischen Kaufleuten auf eine bestimmte Zeit der Ablieferung geschlossen. Man ließ sich auf Lieferungen von solcher Menge ein, daß man sie aus den eigenen Werken in der festgesetzten Zeit nicht leisten konnte, und rechnete darauf, das Fehlende leicht aus fremden zu ersetzen. Aber der Termin der Ablieferung kam heran, und wie man von fremden Hütten das Fehlende beziehen wollte, war bereits Alles von den Kontrahenten in Beschlag genommen, und die Verpflichteten mußten von diesen um jeden Preis kaufen, und ihnen mehr als den gehofften Gewinn zurückzahlen.

Diesen Schwankungen folgt jetzt ein solideres Gang, und der Zink wird für Schlesien noch auf lange Zeiten hinaus eine sehr ergiebige Ader seines Aktivhandels bleiben. Auch nach Polen drang dieser Spekulationsgeist, und es sind dort eine Menge Galmeygruben eröffnet worden. Deutsche, welche hierbey behülflich waren, haben nicht überall ihre Rechnung gefunden, und vielmehr oft Ursache gehabt es zu bereuen. Noch werden wohl Jahrhunderte vergehen, ehe der Pole sich mit dem Deutschen ganz befreundet, und so lange noch bey den Deutschen „Polack" und bey den Polen „Deutscher" Schimpfname bleiben, ist dazu wenig Hoffnung.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 130.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 31. Mai 1827.

Nicht mehr das Schwerdt handhaben und nicht den Pflug
Quiriten jezt, kaum pflegt die entwöhnte Hand
Den süßen Weinstock, wurzelschlagend
Ueber dem Schutte der alten Tugend.

Platen.

Roms Lorbeern und Cypressen.

Warum, Lorbeern und Cypressen,
An der Tiber sind' ich euch,
Wie ein Wald, der unermessen
Klage weist und Ruhm zugleich?

„Weil seit mehr denn tausend Jahren
„Kein Triumph in Rom erscholl,
„Römer nicht zu kränzen waren,
„Steh'n wir Lorbeern dicht und voll."

„Daß die Enkel nicht vergessen,
„Was allhier begraben sey,
„Steh'n und weinen wir Cypressen.
„Wand'rer, geh' nicht kalt vorbey!"

C. Grüneisen.

Paula de Witt,

Historische Erzählung von Elise von Hohenhausen.

(Fortsetzung.)

In der Stadt Dordrecht lebte Paula in häuslicher Geschäftigkeit, mit welcher Frau de Witt die Sorge um den geliebten Gatten zu zerstreuen suchte; aber auch durch den Kreis tausend kleiner selbstgewählter Sorgen drang die Kunde von Oraniens Heldenmuth, von seinem klugen Rückzuge von der Yssel auf Utrecht, und von seinem Siege mit wenigen Truppen über die zahlreiche Armee Ludwigs XIV.

„Habt Ihr vernommen, wie tapfer Oranien unsere Gränzen vertheidigt?" fragte Paula ihre Tante. — „O ja, wie sollte ich nicht, versetzte diese, die Leute auf der Straße sprechen ja davon; sie nennen ihn nur den zweyten Gideon, doch ich mag nichts von ihm hören, weil mein Herr ihn nicht liebt." — „Und sollte sich nicht jeder Niederländer freuen über die Rettung des Vaterlandes, über die Weisheit des königlichen Jünglings? fuhr Paula mit glühender Wange fort. In das Herz von Holland wollte der Feind dringen, an fünf Orten zugleich; da theilte Wilhelm sein kleines Heer; da wuchs sein Muth mit der Gefahr; da ließ er Tag und Nacht graben, Schleußen und Teiche öffnen, das Land überströmen, und Holland ward gerettet. . . ."

„Weißt du schon, fiel Frau de Witt ein, daß der Obrist Mombas an der Betau Rethaus genommen hat, wodurch Condé den Rheinübergang erzwang?" — „Und was geschah dem Nichtswürdigen?" — „Der Prinz ließ ihn gefangen über Utrecht nach dem Haag führen, und der Pöbel warf ihm die Fenster seines Gefängnisses ein; nachher sollte er vor ein Kriegsgericht gestellt werden, aber er ist aus dem Kerker entkommen." — „O der Verräther!" rief Paula. „Wie kannst Du einen Mann Verräther nennen, der deines Vaters Freund ist?" versetzte Frau de Witt. „Er ist ein Nichtswürdiger, rief Paula, o ich

kenne ihn, er verräth das Vaterland." — „Ach, du hast einen Vater, sprach Frau de Witt ärgerlich, was soll dir das Gerede von Vaterland, das ist nicht Sache der Weiber." — „O doch, doch, die Spartanerinnen, die Römerinnen liebten ihr Vaterland, habt Ihr es nicht gelesen?" — „Zum Lesen habe ich keine Zeit, und du solltest auch mehr in der Welt leben als in den Büchern; komm, wir wollen nach dem Hühnervolke sehen." Damit ging Frau de Witt, Paula folgte ihr, verlor sich aber bald einsam in den Gängen des Gartens.

* * *

Lauter und immer lauter erhoben sich Gerüchte von der Ernennung des Prinzen von Oranien zum Statthalter, so wie von der Aufhebung des ewigen Edikts, und schwiegen auch dann nicht, als eines Tages Kornelius und Johann de Witt in Dordrecht anlangten. Der Ruard schloß sich krank in seine Zimmer ein, und war für Niemanden sichtbar; auch selbst auf Johanns immer Ruhe heuchelnden Gesichtszügen lagerten tiefe Sorgen.

Der König von England hatte einen Aufruf an die Niederländer ergehen lassen, worin er alle, die mit der Regierung ihrer Staaten unzufrieden waren, einlud, sich in England niederzulassen. Das machte das Volk auf die Fehler seiner Regenten aufmerksam. Empörung tobte durch die Straßen von Dordrecht, und man sagte allgemein, der Prinz werde in Person nach der Stadt kommen und verlangen in die Rechte seiner Vorfahren eingesetzt zu werden.

„So ist es dahin gekommen, sprach der Ruard, auf seinem Ruhebett liegend, mit düsterm Tone zum Rathspensionair, so ist es dahin gekommen, daß man an den Prinzen eine Deputation in das Lager von Bodegrave senden will, damit er hieher komme und den Zustand der Regierung in Dordrecht ordne?" — „Es ist leider so, entgegnete sein Bruder, morgen wird der Prinz hier eintreffen; ich selbst werde ihm mit den Altbürgermeistern entgegen gehen." — „Du selbst? nimmermehr," rief Kornelius vom Ruhebett aufspringend. — „Wisse, kühner Mann, entgegnete Johann mit Ernst, daß dein Ungestüm jetzt nichts mehr in Dordrecht vermag; der Pöbel wüthet, von der neuen Orgel in der großen Kirche ist das Wappen der de Witte heruntergerissen, und Oraniens Bildniß statt seiner hingesetzt. Die Wache auf dem Rathhause hat alle dort befindlichen Sessel in Stücke zerschlagen unter dem Ausruf: „Neue Herrn, neue Kissen." Maaß und Gewicht zerbrachen die Kaufleute und riefen: „Neue Herrn, neue Maaße." Ja, das schöne Bild im Rathhause, welches dich in deinem Glanz auf dem Schiffe de Ruyters vorstellt, ist herabgerissen, dein Haupt herausgeschnitten und an den Galgen gehängt."

Der Ruard sprach zähneknirschend: „So ist es Zeit." — „Es ist Zeit, versetzte Johann, doch müssen wir mehr als je vorsichtig seyn. Von den Thürmen wehen bereits orangenfarbige Fahnen, und hörst du, wie sie rufen?" Deutlich schallte das Geschrey des Volks, das Oranien hoch leben ließ, zu den Fenstern herauf.

Kornelius rief: „Schafft den Wundarzt Tilelaar herbey," und hüllte sich in seine Decken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben Bernardins de St. Pierre.

(Fortsetzung.)

Die Gegenwart der Kaiserin hatte in Petersburg alles Murren gedämpft. Am Hofe sprach man nur von Festen, Schauspielen und Belustigungen. Der Frieden schien gesichert, das Volk zufrieden, die Großen begütigt. Bernardin eilte zu seinem Freund Duval und zum Feldmarschall von Münich, die ihn Beyde auf das Herzlichste empfingen. Herr von Villebois versprach, ihn zu seinem ersten Adjutanten zu machen, und behandelte ihn seinem Neffen ganz gleich. Alles lächelte ihm, dennoch war er traurig, unruhig, von Kummer niedergedrückt. Der Luxus des Hofes kränkte ihn, weil er sein und des Volkes Elend um so mehr heraushob; er erwiederte seiner Freunde Tröstungen nur mit Klagen; wenn seine Obern ihm Muth einsprachen, brach er in Vorwürfe aus, und alle Wohlthaten stieß er von sich. Zwey Gründe veranlaßten diese üble Stimmung; die Nothwendigkeit, seinen herrlichen Entwürfen zu entsagen, und die Unmöglichkeit, seine in Moskau gemachten Schulden zu bezahlen. Die Arbeit machte ihm Langeweile, die Ruhe ermüdete ihn; mit sich und andern unzufrieden und nicht wissend, welchen Entschluß er ergreifen solle, erinnerte er sich des Baron von Bretenil und beschloß, sich an ihn um Mittel zur Rückkehr in sein Vaterland zu wenden. Er machte ihm in einem Briefe eine offenherzige Darstellung seiner Fehler, seiner Reue und seiner Lage. Eine Antwort erhielt er nicht, aber zwey Tage später sagte ihm der Generalfeldzeugmeister lachend: „Herr von St. Pierre, die Kaiserin schenkt Ihnen 1500 Franken und macht Sie zum Hauptmann. Doch benachrichtige ich Sie, setzte er ernsthafter hinzu, daß man hier die Klagen nicht liebt." Bernardin sah wohl, daß sein Brief aufgefangen worden war; allein er tröstete sich darüber, bezahlte seine Schulden, und dieses gute Glück, Duvals und Barasbine's Umgang belebten wieder auf eine Weile seinen Muth, oder vielmehr seine Täuschungen. Duval tröstete ihn mit Hoffnungen, indem er ihm alle Wege zeigte, die denen, die zu wollen und zu warten wissen, offen stehen; Barasbine versprach ihm einen nahen Krieg und zog ihn indeß in alle rauschenden Lustbarkeiten des Hofs hinein. Er zeigte ihm Biron, den ehemaligen Bedienten der Herzogin von Kurland, der neun Jahre lang

neben Münich das Reich beherrschte. Weiter sah er da die Fürstin Daschkof und den Grafen Lestoq; jene, die sich unvorsichtig gerühmt hatte, der Kaiserin Plane an die Hand gegeben und deren Gelingen vorbereitet zu haben, diesen, der die Regierung der Kaiserin Anna gestürzt, und unter Elisabeth Einfluß gehabt hatte, und jezt im großen Haufen verloren war; ein unnützer Zuschauer bey der neuen Verschwörung, sprach er mit Bitterkeit von den Verschwornen und beneidete sie um Alles, selbst um ihr Verbrechen. Auch sah man einen Haufen junger Männer, welche mit eifersüchtigem Mißfallen Orlofs Herrlichkeit anschauten, und ihre Blicke mit Wohlbehagen und Hoffnung auf sich selbst hefteten. Allein das Merkwürdigste an Katharinens Hofe war die Menge von Menschen, welche so schnell aus dem Dunkel aufgestiegen waren, daß man ihren Ursprung gar nicht aufzufinden vermochte. Geld, Orden, Titel hatten sie schnell verwandelt; indem man den Lohn des Verbrechens zur Schau trug, glaubte man die Verbrecher unkenntlich zu machen. Es läßt sich denken, was der Anblick eines solchen Hofes für einen Eindruck auf zwey junge Leute machen mußte, welche die Tugend mit Schwärmerey liebten, besonders auf Bernardin, der bey seinen Träumen von Gesetzgebung der Macht etwas Göttliches verliehen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

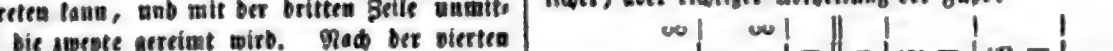
Ein Grundgesetz der Metrik,

für Layen in der Verskunst und zum Verständniß größerer Reimstrophen.

(Beschluß.)

Die Dezime besteht, wie das Beyspiel zeigt, aus zehn Zeilen und vier Reimen, die wir dezifiert haben; sie beginnt mit einem Quartette, wo ein Reim den andern umschließt: 1. 2. 2. 1, und wo also schon Gelegenheit zu Reimankettung ist, indem nach der zweyten Zeile eine kleine Sinnpause eintreten kann, und mit der dritten Zeile unmittelbar auf die zweyte gereimt wird. Nach der vierten Zeile aber muß stets die Hauptsinnpause eintreten; dann kommt die Ankettungszeile mit dem neuen Gedanken und dem schon gehörten Reim 1, dann der neue Reim 3, und an diesen knüpft sich durch den Reim ein Quartett an, das die gleiche Reimstellung wie das erste hat: 3. 4. 4. 3. Daß die Hauptsinnpause nach der vierten Zeile eintreten muß, ist deßhalb nothwendig, weil, wenn sie nach der fünften einträte, nach dem Reime 1 keine Ankettung mehr statt fände, indem der Reim 3 folgt, und also die zehnzeilige Strophe in zwey gleiche Hälften zerfallen würde, eigentlich in zwey kleinere Strophen, welche die Spanier auch anwenden, und Quintillos oder Espinelen nennen. In der Mitte der Quartette darf die Hauptsinnpause deßhalb nicht eintreten, weil diese beyden größeren Glieder der Strophe, welche durch die Reime 1 und 3 aneinandergekettet sind, nicht zerstört werden sollen, nach der sechsten Zeile aber darf sie, wie im obigen Beyspiel, eintreten; doch darf alsdann auch eine kleinere Sinnpause nach der vierten nicht fehlen. Es ergiebt sich also, daß zwey gleiche Quartette: 1. 2. 2. 1 und 3. 4. 4. 3. durch zwey schon gehörte Reime: 1 und 3 aneinandergekettet sind; ferner bemerke man, daß diese 1 und 3 die Mitte der Strophe bilden, während dieselben Reime 1 und 3 am Anfang und am Schluß des Ganzen tönen; endlich stehen, wenn man die Strophe in zwey gleiche Hälften theilt, je fünf und fünf Zeilen in so entgegengesezter Reimfolge, daß die erste Hälfte von oben und die zweyte von unten gezählt, dasselbe Produkt geben: 1. 2. 2. 1. 1. und 3. 4. 4. 3. 3. Aus diesem harmonischen Streit der Reime mit sich selbst und mit dem befriedigten Verstande (mit den Sinnpausen) geht nun jener Reiz, jener Wohlklang hervor, der das Gehör in ein kleines Labyrinth und wieder hinausführt; so daß sich die Spanier dieser Form vorzugsweise gern zu antithetischen und blumenreichen Gedichten und selbst zu Glanzpunkten in ihren Dramen bedienen. Man sage nicht, was ein sogenannter klassischer Franzose gewiß behaupten wird, daß nämlich diese Form eine verkünstelte, eine außerwesentliche Spielerey sey. Die Franzosen (obgleich ihre Verskunst einzig auf den Reim beschränkt ist) wissen nichts, weder von antithetischer Stellung desselben, noch von Reimankettung; und doch sind diese Gesetze so wesentliche der Verskunst, daß sie auch in den griechischen klassischen Formen zu finden sind. Ohne von den größeren lyrischen Strophen, von Oden und Chorsylbenmaßen zu sprechen, zeigt dieses schon der Hexameter, dessen Cäsur (wie alle andere) eine Verkettung ist, und dessen zweyte Hälfte (nach der Cäsur) die Antithese der ersten Hälfte ist:

Eben so der Pentameter nach folgender, nicht gewöhnlicher, aber richtiger Abtheilung der Füße:



Und demnach bleibt Reimankettung und anthitetische Stellung der Reime Grundgesetz, wesentliches, der größern romantischen Strophen; und so unabtrennlich ist es auf Wohlklang gegründet, daß sich dasselbe Gesetz auch in dem melodischen Theil der Musik nachweisen ließe. Die Franzosen aber (den Operndichter Quinault vielleicht ausgenommen) kennen dieses Gesetz nicht, und auch wir Deutsche hatten es vergessen, während und die Pariser Dichter beherrschten.

. t .

Nr. 35.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 1. Mai 1827.

Geschichte.

Lettres inédites de Mde. de Maintenon et Mde. la Princesse des Ursins. IV Volumes. Paris. Bossange Frères. 1826.

(Beschluß.)

Der vorliegende Briefwechsel der beyden Frauen ist, meines Bedünkens, sehr ungeschickt also abgetheilt, daß die ersten zwey und ein halber Band die Briefe der Fr. v. Maintenon, die lezten anderthalb Bände die der Prinzessin Ursini enthalten. Da beyde eine fortlaufende Reihe Schreiben und Antworten ausmachen, erschwert diese Trennung die Gedächtniß-Arbeit ungemein, da die Briefe beyder Frauen dem Datum nach abwechselnd an einander gereiht eine viel leichtere Uebersicht gewährt, und die ganz verschiedenen Charaktere der Verfasserinnen anziehende Gegensätze gebildet haben würden. Frau v. Maintenon erscheint immer muthlos, klagend, frömmelnd, ängstlich, förmlich, oft bitter; die Prinzessin muthig, voreilig, schmeichelnd, unmoralisch, humoristisch und satyrisch. Sie hat auch ihre fromme Floskeln, bringt sie aber ohne alle Aengstlichkeit bey ihren Betrachtungen, Geschäften oder Berichten wie Endreime an. Intriguengeist und Selbstsucht blickt aus Beyder Briefen hervor, aber ich würde die Prinzessin doch noch mehr eines warmen Gefühls fähig halten, als Fr. v. Maintenon. Auch berechnete diese ihre Lage besser, denn Ludwigs XIV. Tod endete erst ihre Herrschaft; die Prinzessin aber ward von der Höhe ihrer Macht gestürzt, und fiel, wenn auch nicht unverdient, dennoch wie der Stärkere durch den Schwächern, durch hinterlistige Ueberraschung.

Der hier vor uns liegende Briefwechsel begreift die Jahre 1705 bis 1717, zwey Jahre nach Ludwigs XIV. Tod, und in diesen lezten zwey Jahren war nur noch sehr wenig Verkehr zwischen den beyden Damen übrig geblieben. Die Natur solcher Briefsammlungen bringt es mit sich, daß viele, den beyden Briefstellenden schon bekannte Gegenstände darin berührt werden, deßwegen trifft der Leser auf jeder Seite auf Dinge, über deren Zusammenhang er keine Auskunft erhält. Bey den Hofklatschereyen, welche den größten Raum dieser Briefe, vor allen in denen der Frau v. Maintenon einnehmen, kann er sich trösten, allein da sie der politischen und Kriegsbegebenheiten, und der bey ihnen wirksamen Menschen stets erwähnen, bedarf es schon eine ziemliche Vertraulichkeit mit den Begebenheiten der Zeit, um die dahin einschlagenden Winke oder kleinen Züge zu verstehen. Da aber eben dieser Theil des Inhalts über die Ansicht Ludwigs XIV. von mancher Maßregel seiner Regierung, manchen Beweggrund seines Betragens Licht gibt, so wie über die Art, wie die beyden Briefstellerinnen die Menschen beurtheilten, die Geschäfte behandelten und ihr Zeitalter ansahen, bedauert man, daß der Herausgeber nicht in ganz kurzen Noten den Leser zurechtgewiesen hat. Außer diesen historischen Beziehungen nehmen ewig wiederholte Nachfragen und Nachrichten über die Gesundheit Ludwigs XIV. und der königl. Familie beyder Reiche einen ungebührlichen Raum ein. Dem Leser wird keine Purganz des großen Monarchen nebst ihrer Wirkung erspart, am weitläufigsten werden aber die Schwangerschaften der Königin von Spanien und der Herzogin von Burgund abgehandelt. Da man von diesen beyden Fürstinnen die Thronerben zweyer großen Reiche erwartete, so erregt ihre Hoffnung, und späterhin die beyden von ihnen gebornen Prinzen, die Eifersucht der beyden Damen. Frau v. Maintenon äußert sich oft mit einem fast beleidigenden Mitleid über die bedrängte Lage des Königs von Spanien, und mit prahlendem Hochmuth über die Geistes- und Körpervollkommenheit ihres kleinen Herzogs von Anjou — sie behandelt ihn wie einen Erbjunker und den armen Ludwig von Spanien wie seinen Cadet, eine Art Krippenreiter aus erhabenem Geschlecht. Die Prinzessin Ursini ermangelt nicht, ihren Prinzen auch herauszustreichen, aber ohne Tücke und oft mit scharfen Einfällen und drolliger Laune. Sehr komisch beklagt sie sich, daß er bey der Taufhandlung, die mit allem Pomp der spanischen Hofetikette vollzogen ward, das ganze Gesicht voller Ausschlag hatte, und tröstet sich nur damit, daß sein gewaltiges Geschrey während der Handlung dem Volk seine Gesundheit bewiesen hätte. Sie scheint

die Nothwendigkeit einer vernünftigen physischen Behandlung des Kindes sehr lebhaft eingesehen zu haben — aber leider hatte sie ein armes Geschöpf zu pflegen! Von seiner Mutter hatte er Scropheln geerbt, welche diese Fürstin in früher Jugend dahinrafften, Philipp V. hatte bey dem, der Familie Bourbon eignen persönlichen Kriegsmuth, einen schüchternen, schwankenden Charakter, einen ungebildeten, höchst trübseligen Geist, so daß er zu Zeiten, besonders in seinen reifern Jahren, lange dauernde Anfälle von stumpfer Schwermuth hatte. Alle diese Umstände werden in diesem Briefwechsel vielmehr nur angedeutet als ausgesprochen, der jungen Königin Drüsenübel ausgenommen, das fast in jedem Brief berührt wird. Die Geschichte dieser Dame verdiente eine seelenkundige Behandlung. Sie war die jüngere Schwester der Herzogin von Bourgogne, beyde Töchter des Victor Amadeus von Savoyen. Als sie nach Spanien kam, hatte sie noch nicht ihr funfzehntes Jahr erreicht, und schon im folgenden Jahr mußte sie, während Philipp V, im Lager vor Barcelona stand, die Regentschaft übernehmen — und nicht dem Namen nach, sondern sie nahm Theil an den Geschäften, gewann und übte durch Geist und weibliche Gewandtheit einen bestimmten Einfluß über die stolzen Granden im königlichen Geheimen Rath. Der Ursini Briefe enthalten viele kleine Züge, welche die nationale Eigenthümlichkeit der spanischen Großen, so wie auch des Volks, sehr lebhaft darstellen. Hoffeste, Huldigung, Tauffeyerlichkeiten, geben dazu die reichste Veranlassung. Man suchte durch das ganze Land nach Ammen für den noch ungebornen Thronerben. Mit Bekümmerniß hört der Leser, wie das Volk in jeder Provinz durch ein anderes Körperübel untüchtig gemacht wird, eine Amme zu liefern. Unter dem rüstigen Bergvolke von Biscaya verbot allgemein herrschende Krätze eine solche zu wählen. Endlich brachte man davon ein Dutzend zusammen, die alle beybehalten wurden, um, im Fall der Noth, eine die andere bey dem königlichen Säugling zu ersetzen. Diese Details wären sehr kurzweilig, wenn man sie nicht zehn Mal wiederholt, und doch lästig zerstückelt aus hundert Briefen zusammenlesen müßte.

Der endliche Eindruck, den diese Nachrichten über Spanien erregen, ist der des Erstaunens über die Aehnlichkeit seines damaligen Zustandes und seines jetzigen; die damaligen Menschen haben andern Platz gemacht, aber ihre Eigenthümlichkeiten, die Triebräder, die sie in Bewegung setzen, sind dieselben. Wirklich! näher bezeichnen möchte ich sie nicht! Die Geschichte wird es einst thun, zur Schmach des einen Theils, zum tiefen Schmerz über den andern, wie sie durch diese Briefe beyträgt, es über Philipps V. Zeiten zu thun.

Die damaligen Verhältnisse des französischen Hofs, so wie der bey ihm auftretenden Personen, sind der Mehrzahl der Leser viel besser bekannt, wie die des spanischen. Frau v. Maintenon's Briefe machen die größere Hälfte dieser Sammlung, und enthalten noch viel mehr Hof- und Privatklatscherey, wie die der Ursini. Dennoch haben sie vieles Interesse für das Charakterstudium jener Zeit. Sie geben mannigfache Züge aus Ludwigs XIV. Familienleben, von seinen Ansichten mancher seiner Unternehmungen, seinen Privaturtheilen, seinen Verhältnissen zu seinen Kindern, Höflingen und Staatsdienern. Abschreckend ist die Kälte, ja die durchschimmernde Schadenfreude, mit welcher Fr. v. Maintenon in diesen, an sie gerichteten Briefen den tiefen, überraschenden Sturz der Prinzessin von Ursini behandelt. Andere Nachrichten aus dieser Zeit beschuldigen die fromme Frau, bey diesem ganzen Briefwechsel nur ein ministerielles Werkzeug und an der harten und in den Formen ganz ungerechten Verweisung der Ursini nicht ohne Theilnahme gewesen zu seyn. Die Briefe der Prinzessin hören unmittelbar vor diesem Zeitpunkt auf, und der Leser wird diesen Umstand bedauern, da er begierig seyn muß zu erfahren, wie diese stolze, muthige Frau verdientes Unglück und nie zu entschuldigende Ungerechtigkeit zu ertragen verstanden hat. Aus ein paar Briefen der Frau von Maintenon erfahren wir, daß sie, nach ihrer Verweisung, nach Paris kam, sich dort zu vergeblichen Bitten verstand, nach sehr kalter Behandlung und nach vielen Schwierigkeiten Erlaubniß erhielt, Frau von Maintenon in St. Cyr zu besuchen. Diese drückte ihr unverholen ihre Verwunderung aus, daß sie in ihrer jetzigen Lage in St. Cyr erscheinen möchte, wo man sie ehedem in ihrem Glanze gesehen, und nach dem Besuch erwähnt sie voll Erstaunen ihre ruhige Haltung, und beklagt sich, daß sie stets nur von Andern, nicht aber von sich spreche. Bekanntlich zog sich die Prinzessin endlich nach Rom zurück, wo sie, so wie Frau v. Maintenon in St. Cyr, aber viel später, fast ohne Theilnahme einzuflößen starb.

Den Tod Ludwigs XIV., der nach der Prinzessin Verweisung stattfand, meldet Frau v. Maintenon der Prinzessin in wenigen Zeilen mit einer Gottergebenheit, die sehr kühl klingt, aber sehr großartig seyn kann. Einige nachfolgende Briefe rühmen die gottselige Ruhe und vergnügliche Annehmlichkeit, welche sie in St. Cyr, wo sie als Fürstin herrschte, genieße. Schon zwey Jahre vor ihrem Tod verstummen diese Briefe, gleichsam verhallend wie das Leben der Schreiberinn. Als Frau v. Maintenon 4 Jahre nach Ludwig XIV. starb, ward ihr Tod außer den Mauern von St. Cyr nur noch als eine Stadtneuigkeit betrachtet, allein in den, Ehre und Wohl gefährdenden

Schicksalen, die Frankreich nachher getroffen haben, wirkte vielleicht ihr Einfluß auf seine Herrscher noch nach.

Th. H.

Arabische Zeitschrift in Paris.

Zu Paris erscheinen französische, englische, deutsche, italienische, spanische Werke, zuweilen auch andere. Seit Kurzem ward bekanntlich daselbst vorgeschlagen, daß jede Schrift einige Tage vor dem Erscheinen zur Untersuchung deponirt werde, und es kann hoffentlich für jeden Zweig ein Cato gefunden werden, welcher im Stande ist, binnen kurzer Frist ein vorgelegtes Werk kritisch zu prüfen.

Da aber in derselben Stadt auch hebräische, syrische, arabische, persische, armenische, chinesische, auch in der heiligen Sanskritsprache, ja in hinterindischen Dialekten verfaßte Schriften gedruckt und lithographirt erscheinen, so könnte man einmal in Gefahr gerathen, dem Herausgeber sein eigenes Werk zur Durchsicht übersenden zu müssen. Es ist sogar eigen, daß dergleichen Arbeiten nicht den Stoff zu einem Amendement gegeben haben, denn eine in der von unserem Landsmann Lassen in der königlichen Bibliothek wieder vorgefundenen Pali-Sprache geschriebene noch so beißende Lebensbeschreibung würde in der Hauptstadt Frankreichs, wo man wie im Alterthum gewöhnlich nur seine eigene Sprache kennt, keinen vorher unaufgeklärten Kopf erhitzen.

Auf jeden Fall wird der Herrn Garcin de Tassy und Babinet in einem arabischen Prospektus angekündigte Zeitschrift: „Wissenschaftliche und industrielle Sammlung" in arabischer Sprache jeden Monat — wenn sich anders Subscribenten genug finden — ganz ungehindert erscheinen. Es ist übrigens kaum nöthig zu bemerken, daß die Zeitschrift hauptsächlich für das Morgenland bestimmt ist: sonst hätte man lieber geradezu eine neue Sprache erfinden sollen, wie der Scheich Mohyi etwa 1000 Jahre nach der Flucht Mohammeds die Balaibalan-Sprache erfand und durch seine Grammatik und sonstige Hülfswerke wohl zugänglicher machte als das Arabische, welches noch weit größere Schwierigkeiten darbietet, als das Griechische, und worin der größte Kenner in Europa, der doch ein arabisches Werk über die Heldenthaten seines Kaisers verfaßte, nach dem Urtheile kompetenter (afrikanischer) Richter keinen fehlerfreyen Brief schreiben kann. Wie gesagt, offenbar soll das Journal nicht geradezu zum Besten von Frankreich seyn; hätte es bloß gegolten, mit schwerer Arbeit zu prunken, man hätte, wie die Circassier thaten, zwischen jede Sylbe ein ri oder si einsetzen; an jedes Wort, wie die Bewohner einer unter Ormuz im persischen Meerbusen stehenden Stadt (Seetzen berichtet es) die Sylbe la anhängen; oder, wie die Zigeuner in Spanien und Italien, jedem Worte eine andere Bedeutung geben, oder eine Zeitschrift ohne den Buchstaben r herauszugeben versuchen können. Alle diese Künsteleyen, oder ein Patois, ein Argot (das französische Rothwelsch), eine Ziffer-, Zeichen-, Logogryphenschrift wären in Frankreich eher verstanden worden als die Sprache Mohammed's und Hariri's.

Dieser weitläufigen Bemerkungen hätten wir uns enthalten, wenn die gelehrten Herrn Journalisten nicht dennoch ihre Schrift zum Theil für Europäer bestimmten, denn sie haben schon Cirkuläre an die Gelehrten des Orients geschickt, und dieselben aufgefordert, ihren Artikel über

die herrschenden Winde,	Thiere,
den Regen	Gewächse,
die Erdbeben,	Mineralien, u. dgl. m.

einzusenden. — Zur Zeitschrift werden die besten Werke und Journale Europa's benuzt werden, und man hofft um so mehr, daß die hohen Häupter der verschiedenen Staaten Asiens die Blätter in ihre Länder einlassen (sich sogar selbst abonniren) werden, da folgende unschädliche Zweige der Wissenschaft darin behandelt werden sollen:

Mathematik (worunter auch die Astronomie begriffen),	Geologie,
	Arzneywissenschaft,
Erdkunde,	Anatomie,
Physik,	Landbau
Chemie,	und alle nützliche
Naturwissenschaften	Künste des Friedens.

Der Zusatz: „worunter auch die Astronomie begriffen," möchte in Chiwa, Buchara und anderwärts, wo es eine astrologische Parthey gibt, auffässige Feinde finden, und kaum könnte es Persien und der Türkey angenehm seyn, durch die Erdkunde die Kenntniß der Grenz-Gebirgspäße und schmälsten Wüsteney-Durchmesser dem mittleren Asien anvertraut zu sehen. Auch fürchten wir, daß es nicht ganz zu den nützlichen Künsten des Friedens gehöre, wenn Völkern, wo die Oberhäupter das Monopol der in der Erde vergrabenen Schätze besitzen, die Kennzeichen des metallhaltigen Bodens dargethan werden, und Leichname dürften wohl in der ersten Zeit noch weniger nach der Anatomie gebracht werden, als in England.

Verkennen wir aber das herrliche Verdienst einer Zeitschrift nicht, welche vorhat, „den durch einiger hochherzigen Häupter Bestreben erwachten Muselmännern" die Künste und Wissenschaften und „die Bildung" wiederzugeben, welche einst Europa „von ihnen" erhielt.

„In der That, als der Thron Harunerraschid's, umgeben von Gelehrten und Dichtern, mit vollem Glanze leuchtete, als Mamun und so viele andere ruhmwürdige Chalifen unter dem schönen Himmel des Orients neben des Krieges Künsten, welche den Völkern Schutz verleihen, die nicht weniger kostbaren Künste des Friedens zur Blüthe brachten, welche ihnen Aufklärung, Trost und

Ruhm geben: da war Europa, das jezt so ruhmumstrahlte Europa, gehüllt in Finsterniß, dichter, schwieriger zu zerstreuen, als die Wolken, womit seitdem der Horizont des Orients sich überzog." Des Vorzuges bemeisterten sich drauf die Europäer; jezt werden sich wieder, meynt der gelehrte Verfasser, die Morgenländer erheben. „Das Zeichen ist schon gegeben: europäisches Kriegswesen ist in einem Theile der muselmännischen Länder angenommen, mehrere unserer nützlichen Erfindungen finden Eingang, Schulen sieht man dort gleich denen in Europa, Buchdruckereyen werden angelegt, Aegypter lernen in Frankreich, Perser und Inder in England." Die Schulen für den gegenseitigen Unterricht kommen in Persien auf, seitdem man diese Art Anstalten in Frankreich nicht mehr haben will, Buchdruckereyen werden angelegt — dieß kömmt Alles der Ansicht des gelehrten Verfassers zu statten: denn die in pelasgischer Urzeit aus Asien her zu uns, mit Alexander hin, durch die Araber hergebrachte Kultur könnte eben so gut wieder nach Asien gebracht werden, und es ist bemerkenswerth, daß, während Griechenland aufblühte, die Kultur in Asien sank; daß während Alexander Mamurs Zeitalter in Asien vorbereitete, das klassische Alterthum zu Ende ging, und die Araber politisch und geistig sanken, seitdem ihre Kultur in Europa Fuß faßte. Auf jeden Fall ist es gut, daß die neuen, friedsamen Kreuzfahrer auch etwas für das Beste unsers Europens bedacht sind, und den Asiaten keine Mittheilungen über das Kriegswesen versprechen: denn die Undankbaren, einmal belehrt, könnten uns leicht den ungeschliffeneren Theil ihrer Volksmasse als eine neue Völkerwanderung zusenden, und es könnte dann wieder eine Zeit dauern, bis ein Wiederaufleben der Wissenschaft etwas Licht in die Finsterniß brächte.

Für's Erste können wir unbesorgt seyn. Die Circuläre sind noch auf dem Hinwege, rückwärts kommen die Bestellungen, — wenn anders nicht Rußland und die ostindische Kompagnie Asien gern nach ihrer Weise bilden — zu Lande nach der Türkey und Aegypten, von da aber sehr schnell an die Herrn Garcin de Tassy und Babinet — in Europa.

Geschichte.

Uebersicht der Geschichte der Jesuiten von Karl Liskenne. Aus dem Französischen übersezt mit Anmerkungen. Nebst dem Bildnisse des Grafen Montlosier. Leipzig, Baumgärtners Buchhandlung 1827.

Schwerlich gibt es auch nur eine einzige völlig unpartheyische Schrift über die Jesuiten, denn diese Gesellschaft hat das Eigene, daß man nothwendig immer für oder gegen sie Partey nehmen muß. Sie war und ist durchaus polemisch, ihr ganzes Daseyn war und ist ein Kriegszustand. Seit ihrer Wiederherstellung hat sie wieder nur, wie vor ihrer Auflösung, Freunde oder Feinde, und selbst in den ein und vierzig Jahren, von 1773 bis 1814, während welcher sie nicht mehr existirte, war ihr Andenken noch zu frisch im Gemüth der Zeitgenossen, als daß man sie mit der Ruhe und Unpartheylichkeit der ächten Geschichtsforschung hätte beurtheilen können, oder die bloße Untersuchung aller der Laster, welche die Geschichte an ihr aufbewahrt hat, riß unwillkürlich zu Haß und Zorn gegen dieselbe hin.

Die vorliegende Schrift ist im höchsten Grade gegen die Jesuiten eingenommen, und reiht sich an die bekannten Arbeiten des Grafen Montlosier an. Doch hat sie das Gute, daß sie fast nur historische Thatsachen aufzählt, ohne sich in ein breites Raisonnement zu verlieren. Obgleich sie aber immer auf dem Boden der Geschichte bleibt, so ist sie doch partheyisch, denn sie zählt nur die bösen Thaten jener Gesellschaft auf. Sie führt uns durch eine ganze Gallerie von schändlichen und empörenden Gemälden, in denen alles zusammengestellt ist, was die Jesuiten uns verhaßt machen kann. Es ist nicht eine Uebersicht der Jesuitengeschichte, sondern nur eine Auswahl des Schrecklichsten und Gehässigsten aus derselben. Diese Uebersicht steht daher auch weit hinter der vortrefflichen Geschichte der Jesuiten von Wolf zurück, die schon lange in den Händen aller Deutschen ist. Nur einige wenige Thatsachen hat Herr Liskenne ausführlicher als Wolf behandelt, weil er mehr Quellen, als jener, haben konnte, und besonders Thatsachen, die später sich ereigneten, als Wolf schrieb, z. B. den Aufenthalt der Jesuiten in Rußland und ihre Vertreibung aus Petersburg und Moskau durch den Ukas Alexanders I. im Jahr 1816.

Bekanntlich prophezeihte der Jesuiten-General Franz von Borgia am Ende des sechszehnten Jahrhunderts: „Wie Lämmer haben wir uns eingeschlichen, wie Wölfe werden wir regieren, wie Hunde wird man uns vertreiben und wie Adler werden wir uns verjüngen." Verjüngt haben sich die Jesuiten wirklich, aber von der Adlernatur ist noch nichts zu spüren. Der Adler ist ein Tagvogel und man sagt, daß er am liebsten gegen die Sonne fliege und deren Strahlen trinke. Aber wenn man auch eine Eule hinter dem Schleyer der Nacht und des heimlichen Dunkels hervorzieht, und sie in den lichten Tag hineinstellt, ist sie noch lange kein Adler.

Nr. 36.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 4. Mai 1827.

Das gerettete Berlin.

In Nr. 55 des Berliner Conversations-Blatts, das nicht nur von Willibald Alexis, sondern auch von Fr. Förster redigirt wird, liest man einen Artikel, der folgende Aufschrift trägt: „Ehrenrettung Berlins gegen den gewaltsamen Angriff des Grafen v. Platen mit der verhängnißvollen Gabel; nebst kritischen Betrachtungen über dessen neuestes Lustspiel: Die verhängnißvolle Gabel. Stuttgart in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1826, und einem Déjeuner à la Fourchette.“ Nachdem in diesem Aufsatz die verhängnißvolle Gabel nach allen Regeln der Kunst geprüft ist, ob sie von ächtem Stahl sey, ob sie einen reinen Ton angebe und vielleicht zu einer Stimmgabel passe ꝛc., geht der Kritiker zu der Ehrenrettung über. Der Graf v. Platen hat in einigen Versen über die Berliner Sprache, über die kritische Kunst und die Scholastiker Berlins sich beklagt. Die Sprache hatte er süß und manierirt, die Kunst beduinisch, die Scholastik feil und despotisch genannt. In wie weit diese Bezeichnungen wahr und treffend seyen, kann und soll hier nicht nachgewiesen werden; nur die Art und die Gewandtheit, womit der Berliner den Ball, der ihn treffen soll, zurückzuschlagen sucht, wollen wir hier erläutern:

„Was die Sprachverderberey in Berlin betrifft, so ist's freylich in Deutschland überhaupt schwer zu sagen, wo denn eigentlich deutsch gesprochen wird; indessen denken wir ohne Anmaßung versichern zu können, daß wir die muthmaßlichen Landsleute des Verf., die von uns in jeder Hinsicht geachteten Schwaben, niemals als unsere Sprachmeister berufen werden.“ Arme Schwaben! In Berlin glaubt man, daß ihr nicht einmal deutsch schreiben könnt. Und ganz „ohne Anmaßung“ sagt der Kritiker von der Spree in seinem Conversationston: „Komm man zu mich, lieber Schwabe, ich will Dir in die reinste deutsche Sprache unterrichten.“

Wie trefflich man bey den großen Scholastikern die Logik erlernt habe, beweist der Umstand, daß man den Grafen v. Platen-Hallermünde zu einem Schwaben macht. Die „muthmaßlichen Landsleute“ dieses Dichters würden dem Berliner gewiß großen Dank wissen, könnte er ihn schon durch diesen Ausspruch zu ihrem Landsmann machen. Aber, wenn auch den Orakelsprüchen des neuen Delphos bis jezt leider noch keine so große Kraft innewohnt, so bleibt es doch immer merkwürdig, daß man in Berlin ohne Anmaßung muthmaßt: ein Mann, der die Sprache, Kritik und Philosophie der Berliner nicht für die einzig wahre hält und dieses Urtheil in Schwaben drucken läßt — müsse ein Schwabe seyn. So müßte Tieck, weil er die Berliner Kunst und Kritik nicht für die höchste hält und dieß in Sachsen drucken ließ, ein Sachse, und Hegel müßte kein Schwabe, sondern ein Brandenburger seyn, weil er zufällig die Ehre hat, am Kupfergraben zu wohnen und in Berlin einige Schriften drucken ließ!

Auffallend und beynahe beleidigend für den großen Philosophen scheint es uns, daß der Kritiker gegen Platen's Vorwurf „despotisch feiler Scholastik“ Hegel in Schutz nehmen zu müssen glaubt. Wir geben zwar zu, daß die kleineren Berliner Scholastiker bey jedem Angriff sich mit Recht hinter dem Talar ihres Meisters verstecken; warum sie aber, wenn von „despotisch feiler Scholastik“ die Rede ist, nur um sich nicht getroffen zu fühlen, Hegel voranstellen und ihn auf eine Art vertheidigen, daß man fast glauben muß, Platen habe ihn ausschließlich gemeynt, ist schwer zu begreifen. Sehr vornehm und nach der Weise einer gewissen Societät klingt auch der Satz: Platen weiß nicht, „daß die von ihm so hart verklagten Scholastiker jenen Spuk- und Schicksals-Tragödien schon längst das Urtheil gesprochen haben.“ Wir glaubten bis heute, der Geschmack des Publikums und die gesunde Vernunft seyen es gewesen, die überall längst über Grillparzer, Müllner, u. s. w. entschieden haben; nach Nr. 56 des Berliner Conversations-Blatts sind es aber die Berliner Scholastiker, die — ihnen das Urtheil sprachen. Nachdem man die Ehre der Berliner Sprache und Berliner Philosophie gerettet hat, indem man den Vorwurf der Sprache auf Platen zurückwarf und ihn zu einem Schwaben machte,

vor die „verrufenen Scholastiker" aber Hegel als Schild und Ehrenzeichen stellte, wird nun Berlin von dem Vorwurf befreyt, daß in dem dortigen Klima nur „die Beduinische Kunst" fortkomme. Jeder wird mit uns darüber einverstanden seyn, daß Rauch, Tieck, Schadow, Wiechmann, u. s. w. ehrenwerthe Künstler bleiben, sie mögen in Süden oder in Norden wohnen; daß das Brandenburger Thor nach einem schönen Vorbild aufgebaut, daß das Berliner Opernhaus ein sehr anständiges Gebäude sey; aber wer kann ein Lächeln unterdrücken, wenn er folgende Standrede des von seinen Herrlichkeiten entzückten Berliner Ehrenretters liest?

„In welcher Stadt Deutschlands ist wohl ein regerer Sinn für alle Künste und welche Stadt kann sich, wenn unsere Künstler auftreten, daneben stellen? (In Dresden, Frankfurt, München, u. s. w. findet man einen eben so regen Sinn, obgleich sie eine geringere Anzahl großer Künstlernamen zählen.) Wird etwa die Baukunst hier nicht gepflegt, wo wir ein Brandenburger Thor, ein solches Opernhaus, ein solches Schauspielhaus, ein solches Museum und — einen Schinkel dabey haben? Welche andere Stadt hat in neuester Zeit solche Statuen aufgestellt, wie die von Blücher, Bülow und Scharnhorst, durch die Rauch, Tieck und die Wiechmänner sich verewigten! Welche Gemälde-Ausstellung war reicher als die Berliner? In welcher anderen Stadt werden Gluck, Händel und Mozart noch so verstanden und gefeyert wie in Berlin? (Antw. Ueberall wo man keine Ambos-Musik und keine tonangebende philosophisch-kritische Schule hat, die ihren Maaßstab sogar an die Tonleiter legt.) In welcher Stadt darf ein Theater für Goethe's Tasso und Iphigenie ein so empfängliches Publikum erwarten, wie hier? (Antw. Ueberall eher als in Berlin, wo übersetzte Vaudevilles in der Königsstadt, und im Opernhause Spontini und das Ballet einen Tasso und eine Iphigenie längst vergessen machten.) Wo gibt es für das Drama eine Stich, einen Devrient, einen Wolf? (Nirgends in Deutschland; aber wo als in Berlin ist man so kalt gerade gegen diese großen Künstler? Lasset an einem und demselben Abend Joco im Königsstädter Theater springen, lasset im Opernhause Alcidor aufführen, und wir wollen sehen, wie viele Zuhörer aus dem ganzen, großen Berlin, eine Stich, ein Wolf und Devrient nach dem Schauspielhause lockt.) Und dennoch will diese verhängnißvolle Gabel der Welt es weiß machen, daß alles Geschmacklose und Manierirte von Berlin ausgegangen sey?" Es brauchte nicht erst dieser Gabel, um die Welt von dieser Wahrheit zu überzeugen; aber der Herr Kritiker hat den Grafen Platen in seinem Enthusiasmus falsch verstanden. Er sprach nicht von jenen großen und gefeyerten Namen, die ja nicht jener armen, mit einer Masse schöner Häuser, angebauten Sandsteppe, sondern Deutschland angehören, — er sprach nicht von der wahren und göttlichen Kunst, die in jedem Klima sich gleich bleibt; nein, er sprach von jenem Unding, welches alles geschmacklose, manierirte und gesuchte ausgeben ließ — von der Berliner Kunstkritik. Seine Worte lauten:

„Was geschmacklos ist, manierirt und gesucht, das ging vom süßen Berlin aus,
„Beduinische Kunst, kritisirende blos kommt fort im dasigen Klima,
„Und gesellt ist ihr in Geschwisterlichkeit despotische, feile Scholastik."

Wen meynt er nun? Einen Rauch, einen Tieck und Schadow? Eine Stich, einen Wolf und Devrient? Wann und wo waren diese kritisirend? wann und wo geschwisterlich verbunden mit despotischer Scholastik? Aber die kritisirende Kunst, die Kunstkritiker leben allerdings dort in schönster Eintracht mit der despotischen Scholastik, und es ist dieß in allen Theilen Deutschlands so bekannt, daß wir keiner Beyspiele und Citate bedürfen. Böslich wäre es von uns, wenn wir an die Spitze dieser geschmacklosen Kunstrichter und despotischen Scholastiker Hegel stellen wollten, wie es in Nr. 56 des Berliner Conv.-Blattes offenbar geschehen ist. Wir haben zu viel Ehrfurcht vor diesem Philosophen, als daß wir glauben sollten, er spiele in dem mißtönenden, ohrzerreißenden Concert, das die „Manier und den Geschmack" im Brandenburgischen und in ganz Deutschland angeben will, die erste Violine.

Aber diese kunstrichtenden Scholastiker halten gegenwärtig ihre sechs, durch einen Namen und einige Brücken verbundenen Städtchen, ihre achttausend Häuser für Deutschlands Paris, sich selbst aber für eine Art von Académie française; sie halten sich für berufen, Sprache, Styl, Geschmack, Poesie, ja selbst die Gedankenfolge in ganz Deutschland nach ihrem System und ihrer Manier zu modeln. Und das war es, was Platen sehr treffend despotische Scholastik, was er beduinische, kritisirende Kunst nannte.

Unbegreiflich ist es uns, daß Herr Wil. Alexis, der uns von seinem Eifer für das Bessere und Schönere schon so oft Beweis gegeben, der immer gezeigt hat, daß sein Streben durchaus ein anderes, als das jener kunstrichtenden, despotischen Scholastiker, sey, diesem Aufsatz, der die Ehre seiner Vaterstadt zum mindesten nicht rettet, einen Raum in seinem Blatte gönnte, und dieß zu einer Zeit, wo er (in eben derselben Nummer) seine treffliche Erzählung, „meine letzte Nacht in Berlin" gibt, uns in ihr jene berühmte scholastische Kritik, die aller wahren Kunst Hohn spricht, so treffend geißelt. Sollte die Schuld darin zu finden seyn, daß er nicht Dictator, sondern nur Consul ist, so müssen wir ihn und sein Blatt bedauern.

Zum Schluß geben wir noch einige Fragen in der Manier der „Ehrenrettung Berlins“: In welcher Stadt ist der Einfluß, den große Künstler und Dichter auf den Geschmack ihrer Mitbürger zu üben pflegen, so mächtig und auffallend, als in Berlin? Welches Publikum ist so allgemein gebildet, als das Berliner? Welches Publikum steht so hoch und ist so wenig abhängig von der Stimme jedes Lehrlings, der eine Kritik schreibt, als das Berliner? In welcher Stadt nimmt das Publikum ehrenwerthe und verdiente Künstler so edelmüthig gegen feile und despotische Kritiker in Schutz, als in Berlin? In welcher Stadt huldigt man den Auswüchsen und Erbärmlichkeiten der Kunst weniger, als dort? In welcher Stadt machte Joco auf zwey Theatern so ungemein Furore, als in Berlin? In welcher Stadt werden Gluck und Mozart noch so gefeyert, wie in Berlin, wo man sogar im Don Juan einen Vers zum Lobe Mozarts singt und, um recht zu genießen, den Genuß einer Mozart'schen und Gluck'schen Oper durch Alcidor und Nurmahal Monate lang unterbrechen läßt? In welcher Stadt kommt man dem Drama mit so großer Liebe und so schönem Eifer entgegen, als dort? Wo würden Wolf, Devrient, Stich höher geschätzt werden? In welcher Stadt darf das Theater für Goethe's Tasso und Iphigenie ein so empfängliches Publikum erwarten, als in jener Stadt, die „eine Säule“ in sich schließt, „an welcher sich Goethe als Epheu hinaufschlängelt“. —? In welcher Stadt herrscht in Beziehung auf Kunst eine geringere Verwirrung der Begriffe? Welche Stadt ist so glücklich, so viele, so gemäßigte, so unpartheyische, so rein vernünftige Kunstrichter in sich zu vereinigen? In welcher Stadt endlich ist Wirklichkeit und Ideal, Kunst und Natur so schön vereinigt, als vor dem herrlichen Brandenburger Thor, im — Berliner Thiergarten?

H. W — m.

Länder- und Völkerkunde.

Gegenwärtiger Kriegsschauplatz zwischen den Russen und Persern jenseits des Kaukasus, oder Beschreibung Georgiens, seinen Provinzen, seines Bodens ꝛc. Besonders auch für deutsche Kaufleute und Fabrikanten nothwendig. Aus dem Französischen des General-Consuls von Frankreich zu Tiflis, des Ritters Gamba. Mit einer Charte. Leipzig, Baumgärtners Buchhandlung, 1827.

Da der Verfasser dieser Schrift sich lange Zeit als Consul in Tiflis, der Hauptstadt Georgiens, aufhielt, so ist er am besten im Stande, über jenes Land Nachricht zu geben. Sein Werk klärt uns in der That über den Stand der Dinge jenseits des Kaukasus, hauptsächlich in Bezug auf den gegenwärtigen Krieg und in merkantilischer Hinsicht, vollkommen auf. Georgien ist seit 1801 russische Provinz. Der letzte Fürst von Georgien trat sein Land an den Kaiser von Rußland freywillig ab, damit es unter einem so mächtigen Schutz gegen die Einfälle der heidnischen und mohamedanischen Nachbarn besser geschützt werden möchte. Die Georgier sind von Alters her Christen, und dieß verbindet sie mit den Russen mehr als mit den Persern, obgleich die Natur das Gegentheil zu wollen scheint, denn Georgien ist von Rußland durch die furchtbare Gebirgskette des Kaukasus geschieden, gegen Persien aber liegt es offen. Die Russen haben durch den Erwerb dieser Provinz auf doppelte Weise gewonnen. Sie können sich, nachdem sie einmal den Kaukasus überschritten und in Georgien festen Fuß gefaßt haben, von diesem offenen Land aus weiter hin gegen Süden ausbreiten. Die Grenzmauer, welche der Kaukasus bildete, ist dadurch gleichsam eingesunken. Sodann concentriren sich jetzt die südasiatischen Handelswege in Tiflis. Hierhin strömen jetzt zahllose Waaren, die sonst den Kaukasus nie würden überschritten haben. Schon jetzt blüht Tiflis im schönsten Flor, und wird es immer mehr. Auch Europa fühlt bereits den Einfluß jenes Handelswegs. Tiflis ist das Thor, durch welches jetzt die Armenier in das Innere Europa's kommen. So viel Vortheile muß Rußland aber auch mit großen Aufopferungen erkaufen. Es kann jenes offene Land hinter dem Gebirge nur durch eine starke Besatzung schützen, und diese muß beständig ergänzt werden, da sie im Kriege mit den räuberischen Nachbarn sich aufreibt. Die Russen kommen hier in dasselbe Verhältniß, wie die Römer zu der Zeit, da sie das erste Mal die Alpen überschritten und jenseits derselben die offene Provence colonisirt hatten. Mitten unter feindlichen Völkern mußten sie hier ihre Legionen gerüstet stehen lassen, bis dieselben unter dem großen Cäsar alle jene Völker unterwarfen. Man darf nur einen Blick auf die geographische Lage der neuen russischen Provinz werfen, um sich über das politische Verhältniß, in welches dadurch Rußland mit Persien gekommen ist, aufzuklären. Persien und alle südkaukasischen Völker können niemals zugeben, daß die Russen jenseits des Gebirges festen Fuß fassen, oder wenn sie sich dessen nicht erwehren können, so müssen sie warten, früher oder später das Schicksal zu erfahren, was die Gallier von der Provence aus erlitten. Wie aber damals und dort die Römer von einzelnen gallischen Stämmen unterstützt wurden, so jetzt und hier die Russen durch alle südkaukasische Christen.

Der kundige Verfasser schildert uns ausführlich die Verfassung Georgiens unter den Russen und entwirft uns unter anderem auch ein genaues Gemälde des russischen Obergenerals Yermaloff. „Er ist von einer hohen Statur und besitzt eine außerordentliche Stärke. Diese Eigenschaften haben viel zu dem Schreckenseindruck beygetragen, welchen seine Ankunft unter den Völkern des Kaukasus veranlaßte. Ganz verschieden von den Satrapen Asiens besitzt er die Gewohnheiten eines Scythen; er verschmäht den morgenländischen Luxus, reiset fast immer in einem nicht in Federn hängenden Wagen, schläft auf einem bloßen Teppiche und ist bis zum Uebermaß enthaltsam. Mit diesen strengen Sitten verbinder er das ausgezeichnetste Benehmen, eine große Freundlichkeit und Dienstfertigkeit, und ist ein eben so geschickter Taktiker, als ein trefflicher Gelehrter ꝛc.“ Die Schilderung des schönen und reichen Landes ist sehr anziehend und belehrend. Der Verfasser nimmt besonders auf die Produkte des Landes Rücksicht und sucht die merkantilische Wichtigkeit desselben in's Licht zu setzen. Auch die Eigenheiten und Sitten der Einwohner werden geschildert. Unter die leztern haben sich auch einige deutsche Kolonisten aus Würtemberg verirrt. Sie wohnen an dem Flusse Jory in zwey Dörfern, Petersdorf und Marienfeld. Der Verfasser sagt von ihnen unter andern: „Zu Marienfeld befindet sich ein Posten von zwölf Kosacken, welche sowohl das Eigenthum der Kolonisten gegen die Einfälle der Lesger (eines kriegerischen Volkes im Kaukasus), als auch das Oberhaupt der Kolonie (einen lithauischen Edelmann) gegen die Unzufriedenheit sichern sollen, welche die Kolonisten im Anfang ihrer Niederlassung geäußert hatten. Sie wollten nicht arbeiten, und behaupteten, Rußland habe die Bedingungen nicht erfüllt, zu denen es sich gegen sie verbindlich gemacht hatte. Seit dieser Zeit betreiben sie jedoch den Ackerbau, und alles verkündet den Anfang eines glücklichen Gedeihens.“

R o m a n.

1) Fray Eugenio, oder das Autodafé von 1680. Von M. Mortonval, Verfasser des neuen Tartuff. Aus dem Französischen von L. A. Magnus. Drey Theile. Leipzig bey C. H. F. Hartmann. 1827.

2) Der Pater Clemens, oder der Jesuit als Beichtvater, eine englische Novelle, deutsch nach der vierten Auflage des Originals, von Friedrich Gleich. Frankfurt a. M. bey Wilhelm Schäfer. 1826.

Der Titel dieser beyden Romane hat schon einen gewissen Beyschmack von Polemik, und der Inhalt überzeugt uns, daß wir wirklich Controverspredigten in romantischem Gewande, oder mit einem Wort Controversromane vor uns haben. Man greift das religiöse Bekehrungsgeschäft von allen Seiten an, und sucht die bittern Pillen durch allerley Ueberzuckerung einzuschwärzen. Sonst verbannte man die Romane als Teufelswerk, um christlichen Erbauungsbüchern Platz zu machen. Jezt bringt man die Erbauung selbst in Romane. Obgleich durch dieses Verfahren der Poesie nicht immer ein Dienst erwiesen werden dürfte, so erweist doch sicherlich die Poesie der Polemik einen Dienst; denn mit poetischen Farben malt man alles lebhafter und eindringlicher. Der Controverspredigter will seine Behauptungen durch Beyspiele nach dem Leben erläutern, und alles glänzend ausmalen, und ehe man sich's versieht, entsteht ein historischer Roman. Seit dem ehrlichen Sebaldus Rothanker hat es schon viele solche Romane gegeben, und die meisten sind gegen den Katholicismus gerichtet gewesen. So auch die vorliegenden. Der erste stellt die spanische Inquisition, der zweyte die heimliche Proselytenmacherey der modernen Jesuiten in protestantischen Ländern in das schwärzeste Licht. Jener erzählt mehr Thatsachen, dieser entwickelt mehr Grundsätze. Jener ist aber etwas langweilig, und die wirklich guten Schilderungen darin sind unter einer nur allzu breiten Hererzählung der Hofcabalen am Hofe Karls II. untergetaucht. Der zweyte Roman ist kürzer und schweift zwar in theologische Disputationen aus, diese sind aber sehr zweckmäßig und populär. Der Verfasser schildert zwey benachbarte englische Familien von hohem Adel. Die eine ist katholisch und hat einen Jesuiten als Beichtvater im Hause. Die andere ist protestantisch. Die Kinder beyder Häuser kommen zusammen und die Bekehrungsversuche des Jesuiten erwecken bey den Protestanten erst Widerstand, dann selbst Bekehrungseifer. Der Jesuit wird vollständig besiegt, und würde sich wahrscheinlich öffentlich bekehrt haben, wenn er nicht im Gram über seine Umtriebe gestorben wäre. Diese einfache Geschichte ist aber nur der Rahmen für die Controverse. Die beyden Partheyen disputiren und correspondiren durch das ganze Buch, und die wichtigsten Beweisgründe für den einen oder andern Glauben werden anschaulich einander entgegengesezt. Daß der Katholicismus dabey etwas stiefmütterlich zu seinem Nachtheil behandelt ist, liegt in der Art solcher Partheyschriften, wenn sie sich auch die Miene unpartheyischer Dichtung geben; und wir wissen kaum, ob wir dem Verfasser einen Vorwurf daraus machen können, da in religiösen Dingen alles Parthey ist.

Nr. 37.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 8. Mai 1827.

Epische Dichtkunst.

Die Frithiofs-Sage von Esaias Tegnér, Bischof von Werid. Aus dem Schwedischen übersezt von Amalie von Helvig, geborne Freyin von Imhof. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1826.

Seit 1820 erschienen in der Stockholmer Zeitschrift Idunn einzelne Bruchstücke des schwedischen Originals, und 1825 erschien es zum ersten Mal vollständig unter dem Titel: Frithiofs Saga af Esaias Tegnér. Stockholm. Tryckt hos Direct. H. A. Nordström. 1825. Seit 1822 erschienen auch schon im Morgenblatt deutsche Uebersetzungen der ersten Bruchstücke, von Frau Amalie von Helvig und von Herrn von Souhr. Die erste vollständige deutsche Uebersetzung war die von Ludolf Schley, Upsala, 1826; die zweyte die von Mohnicke, Stralsund, 1826; die dritte die vorliegende.

Diese dreyfache Uebersetzung beweist schon, für wie werthvoll das schwedische Gedicht zu achten ist, und wer es erst kennt, findet sich davon bezaubert. Unter den drey Uebersetzungen ist die erste von Schley auch die geringste. Die zweyte von Mohnicke ist schätzbar, hat aber in Vergleich mit der dritten große Härten. Die lezztere von Frau Amalie von Helvig ist nicht nur unter den dreyen die beste, sondern auch überhaupt ein Muster schöner Uebersetzung. Sie sucht an Klarheit und Lieblichkeit ihres Gleichen. Zur Probe dürfen wir nur gleich den Anfang des Gedichts hersetzen:

Es wuchsen einst auf Hildings Gut
Zwey Pflanzen unter treuer Huth,
Schön, wie sie nie dem Nord erschienen:
Sie wuchsen herrlich auf im Grünen.

Gleich einer Eiche schoß empor
Die eine, schlanker als ein Rohr;
Wie strebend sich die Kron entfaltet,
Gleicht sie dem Helme kühn gestaltet.

Der Rose hold die andre glich,
Wenn kurz der Winter nur entwich,
Und Frühling, dem die Ros' entkeimet,
Noch in der Knospe liegt und träumet.

Doch wenn durch's Land die Stürme wehn,
Wird man die Eiche kämpfen sehn;
Und bey der Lenzluft wärmerm Glühen
Erschlossen, wird die Ros' erblühen.

So wuchsen sie im Kindertraum,
Und Frithiof war der junge Baum;
Es blüht die Blume süß und linde
In Ingeborg, dem Königskinde.

Die übrigens recht gute Uebersetzung des Herrn Mohnicke klingt gegen die vorliegende doch um vieles steifer und härter, wie man aus Folgendem ersieht:

Es wuchsen einst auf Hildings Gut
Zwo Pflanzen unter treuer Huth;
Zwo schön're nie im Nord erschienen,
Sie wuchsen herrlich auf im Grünen.

Aufschoß die eine, wie die Eich',
Es ist ihr Stamm der Lanze gleich;
Die Krone, zitternd in den Winden,
Sieht man wie Helmgewölb sich ründen.

Die andre glich der Rose zart
Wann eben floh der Winter hart,
Doch Lenz, die Rose hüllend, säumet,
Noch in der Knospe liegt und träumet.

Doch Sturm wird einst die Erb' umgehn,
Mit ihm die Eich' im Kampfe stehn,
Lenzsonne wird am Himmel glühen,
Dann roth der Rose Lippen blühen.

In Freud' und Spiel sie wuchsen gleich,
Und Frithiof war die junge Eich;
Das Röslein in dem grünen Thale
Schön Ingeborg es nannten Alle.

Hier liegt schon in den Reimen Eich' und gleich, Winden und ründen, zart und hart, Thale und Alle eine große Härte, und das Ganze ist nicht so geschmeidig und lieblich, auch nicht so klar, wie in der Uebersetzung der Frau von Helvig, der man es gar nicht ansieht, daß es eine Uebersetzung ist.

Das Gedicht selbst ist von außerordentlicher Schönheit, ja wir kennen kaum ein neueres Epos, das mit ihm verglichen werden könnte. Es vereinigt die Kraft und Tiefe einer ächten alten Nordlandssage mit der Lieblichkeit und dem ausgebildeten Geschmack der neuern Dichtkunst. Fouqué und Walter Scott haben ähnliche

Bearbeitungen alter Sagenstoffe versucht, aber es ist ihnen nicht gelungen, so ganz den Zauber des alterthümlichen Tones zu treffen. Am meisten Aehnlichkeit hat das Gedicht mit dem Cid, dem es auch die Romanzenform entlehnt zu haben scheint, und mit dem Tristan, dem es in der zarten Behandlung der Liebe und auch einigermaßen im Inhalt gleichkommt; denn wie Tristans Geliebte die Gattin eines Andern ist, so auch die Geliebte Frithiof's. Wir erlauben uns, einen kurzen Auszug des Inhalts zu geben. Das Ganze ist aus einer alten norwegischen Sage gleiches Namens geschöpft, wobey noch einige andere Sagen von dem Dichter benutzt worden sind. Die Geschichte spielt in Norwegen um das das Jahr 700 nach Christo. Die Könige, die in dem Gedichte vorkommen, sind sämmtlich kleine Gaukönige, unter welche Norwegen vertheilt war, bevor Harald Schönhaar das ganze Land unter seinen Scepter brachte. Das Gedicht enthält vier und zwanzig Lieder oder Romanzen, in denen, wie im spanischen Cid, die Geschichte gleichsam in einer Reihe von Bildern dargestellt wird. Das erste Lied, Frithiof und Ingeborg, gibt uns ein einfaches und reizendes Bild des Paares, dessen Geschichte uns beschäftigen soll. Ohne Umschweif werden wir sogleich in das Hauptinteresse der Dichtung eingeführt, und diese anspruchlose, recht alterthümliche Einfachheit sticht sehr glänzend gegen die künstreichen und verwickelten Eingänge in andern epischen Dichtungen ab. Wir erfahren in diesem Liede nur, daß die beyden Kinder nach nordischer Sitte vom elterlichen Hause fern bey einem treuen Pfleger erzogen worden seyen, und ihr Bild wird uns in der lieblichsten Zartheit ausgemalt. Das zweyte Lied, König Bele und Thorsten Wikingssohn, ist das Gegenbild zum ersten. Hier treten nämlich die Väter des jungen Paares auf, der mächtige König Bele, Ingeborgs Vater, und der ärmere Thorsten, Frithiof's Vater. Beyde sind Greise und weihen sich nach nordischer Sitte dem Tode. Bele theilt sein Reich unter seine Söhne Helge und Halfdan, Thorsten übergibt sein Gut Frithiof. Beyde geben ihren Söhnen ernste und weise Lehren auf den Lebensweg. Von hoher Schönheit ist Thorsten's Rede:

Zuerst verehr' die Götter; Müh' und Gedeihn.
Vom Himmel kommt's, gleich Stürmen und Sonnenschein;
Sie schau'n in Herzens Tiefen, und büßend duldet
Das Leben, was die Stunde, die flücht'ge schuldet.

Gehorch dem König! Einem gehört die Macht;
Der Tag hat ein Licht, tausend die düstere Nacht.
Läßt doch der Beh're willig den Besten walten;
Denn an dem Schwerdt auch braucht man den Griff zum Halten.

Kraft ist der Götter Gabe, doch nicht Gewinn
Bringt sie dem Eigner, mangelt ihm kluger Sinn.
Der Bär hat zwölf Mann's Kräfte, den einer fället;
Schild ist vor's Schwerdt, vor Willkür Gesetz gestellet.

Den Stolzen fürchten wen'ge, ihn hassen all',
Und Uebermuth, o Frithiof, erzeugt den Fall.
Hoch sah ich manchen fliegen, jetzt an der Krücke;
Denn was bey Saaten Wetter, ist Wind dem Glücke.

Den Tag sollst du nicht loben, bevor es Nacht;
Nicht Meth, eh' er getrunken, Rath' eh' er vollbracht.
Auf mancherley verläßt sich leichtgläub'ge Jugend,
Doch prüft der Streit das Schwerdt nur, und Noth die Tugend.

Nicht trau' einnächt'gem Eise, dem Lenzschnee nicht;
Noch ihm, was hingewieget, das Mägdlein spricht;
Denn ihres Sinnes Schweifen kann Treu nicht zügeln,
Und Wankelmuth wohnt unter den Lilienhügeln.

Du selber stirbst, es schwindet, was Muth erwirbt. —
Doch eines weiß ich, Frithiof, das nimmer stirbt:
Das ist des Todten Nachruhm durch die Geschlechte —
Drum wolle nur, was edel, thu' nur das Rechte.

Das dritte Lied „Frithiof nimmt sein väterliches Erbe in Besitz" enthält wieder große Schönheiten, indem es uns jenes nordische Erbe genau so umständlich und lebendig beschreibt, wie Homer das Haus des Odysseus, oder wie Voß die ländliche Wirthschaft in Grünau. Auch hat der Verfasser hier in Hexametern gedichtet, was die Aehnlichkeit noch sprechender macht. Diese antike Versart stört allerdings die Harmonie des Ganzen in seiner äußeren Form, da sie sich mit dem nordischen Versmaß nicht wohl verträgt. Der Inhalt aber paßt vollkommen zum Ganzen, und wir sehen mehr auf das Bild, als auf den Rahmen. Im vierten Liede, wie Frithiof freit, sehen wir den jungen Helden zu Helges Hofe fahren, und um dessen Schwester Ingeborg freyen; aber der neue König verweigert sie dem geringen Jüngling. Da zürnt Frithiof:

Hell glänzte die Klinge im Sonnenstrahl,
Roth flammten die Runen auf blankem Stahl;
Du Augurwadel,
Du bist doch, ruft Frithiof, von altem Adel!

Und wär mir nicht heilig der Hügel hier,
Das tückische Haupt gleich spalten' ich dir,
Sollst doch erfahren
Vor meinem Schwerdte dich nächst zu wahren.

Im fünften Liede, König Ring, führt uns der Dichter ein neues Bild vor.

Und den Goldstuhl vom Tische rückt König Ring fort;
Skald und Kämpen im Kreise
Stehn auf, zu vernehmen des Königs Wort,
Berühmt im Nord,
Der wie Baldur so fromm, und gleich Mimer so weise.

Dieser berühmte nordische König beschließt, um die schöne Ingeborg zu freyen, ob er gleich schon alt ist. Aber Helge und Halfdan verweigern auch ihm die Schwester, und der letztere spottet über sein Alter. Da rüstet Ring sich zur Rache. Das sechste Lied, Frithiof spielt Schach, zeigt uns den jungen Helden daheim beym Schachbrett. Helges Bote kommt und bittet ihn, mit

gegen Ring in's Feld zu ziehn. Doch Frithiof ſchlägt es aus. Das ſiebente Lied, Frithiof's Glück, führt uns in Baldur's Tempel ein, wo Ingeborg aufbewahrt wird. Frithiof hat ihren Aufenthalt erfahren und dringt heimlich zu ihr. Hier genießen ſie die ſüße Luſt verbotener Liebe. Ingeborg bangt vor dem Zorn des Gottes, deſſen Heiligthum ſie durch ihre Liebe zu entweihen fürchtet, doch Baldur iſt ein Freund der Liebenden. Das achte Lied, der Abſchied, iſt ein's der längſten und ſchönſten. Frithiof erzählt ſeiner Geliebten, daß ihm Helge zum zweyten Mal eine abſchlägige Antwort gegeben, und ihn als einen Störer des Tempelfriedens mit Verbannung oder Tod bedroht. Statt dieſer Strafe ſey ihm aber der Auftrag geworden, von dem wilden Aganthyr auf den weſtlichen Inſeln den rückſtändigen Tribut einzutreiben. Vergebens beſchwört er Ingeborg bey ſeiner Liebe, ihm zu folgen. Sie aber will die Liebe nicht durch ihre Ehre erkaufen.

Beles Tochter
Stiehlt nicht ihr Glück ſich, läg' es noch ſo nahe.
Was wär das Weib, riß eigenmächtig ſie
Sich von den Banden los, womit Allvater
Ihr ſchwaches Weſen an den Starken knüpfte? —
Der bleichen Waſſerlilie gleichet ſie,
Die mit der Woge ſteigt und mit ihr ſinket:
Des Schiffers Kiel geht über ſie dahin,
Merkt nicht, daß er den Stengel ihr durchſchnitt.
Das iſt nun ihr Geſchick; jedoch ſo lange
Die Wurzel feſt im tiefen Sande hängt,
Behält ſie Werth und Daſeyn, leiht die Farben
Von ihren bleichen Brüdern ſich, den Sternen,
Auf blauer Tiefe ſchwimmend, ſelbſt ein Stern;
Reißt ſie jedoch ſich los — dann treibet ſie,
Ein welkend Blatt, umher auf der Fluth.

Das neunte Lied enthält Ingeborgs Klage, nachdem Frithiof ſie verlaſſen. Das zehnte zeigt uns Frithiof auf dem Meere. Schrecklich wüthet der nordiſche Sturm, doch Frithiof kämpft unerſchüttert mit dem wilden Element, und entgeht glücklich dem Tode. Im eilften Liede erſcheint Frithiof bey Aganthyr. Dieſer ſitzt eben mit ſeinen Mannen bey'm Feſtmahl. Im Wettkampf bewährt Frithiof ſeine Heldenkraft, und Aganthyr wird von ſolcher Achtung gegen ihn erfüllt, daß er das ſchuldige Gold ihm freywillig einhändigt. Das zwölfte Lied ſchildert Frithiof's Rückkehr.

Süß iſt's dem Segler, vom fernen Lande
Den Kiel zu wenden zum Heimathsſtrande.
Wo Rauch vom Herde, dem eignen, ſteigt,
Und Wohlbekanntes dem Blick ſich zeigt;
Der Kindheit Spielplätz' im Quell ſich ſpiegeln —
Die Väter ſchlummern in grünen Hügeln,
Und wo voll Sehnſucht die treue Braut
Von hoher Klippe zum Meere ſchaut.

Aber König Ring war unterdeſſen in's Land gefallen, hatte Helge beſiegt und ihn gezwungen, ihm Ingeborg zur Gemahlin zu geben. Sie fügte ſich in ihr Schickſal.

Ein Opfer bin ich, ſprach ſie gelaſſen,
Für Beles Lande; geſammächt mit blaſſem
Schneeblumenkranze und Wintergrün
Sieht man das Opfer des Friedens ziehn.
Voran der Skalde mit düſterm Sange;
Auf ſchwarzem Roß ſaß mit bleicher Wange
Die Braut.

Im dreyzehnten Liede, Baldur's Tempelbrand, übt Frithiof grimmige Rache. Er dringt zu König Helge in den Tempel, und wirft ihm das Gold Aganthyr's an den Kopf, daß er blutend zurücktaumelt. Helge hatte Frithiof's Armring, den dieſer ſeiner Ingeborg geſchenkt, dem Mädchen wieder geraubt und damit das Bild Baldur's geſchmückt. Frithiof will das Kleinod wieder losreißen, reißt aber das Bild des Gottes ſelbſt um, daß es in das Opferfeuer ſtürzt und bald den ganzen Tempel in Flammen ſetzt. Das vierzehnte Lied zeigt uns daher Frithiof landflüchtig, als Tempelzerſtörer. Er wirft ſich wieder auf's Meer, und hier gibt er ſeinen kühnen Geſellen das berühmte Seegeſetz der Wikinger. Es wird im fünfzehnten Liede, Wikinger Recht, ausführlich verzeichnet, und iſt der Triumph nordiſcher Heldenkraft und Tollkühnheit. Unter andern ſoll der Wikinger ſtets nur unter freyem Himmel und mit dem Schwerdt in der Hand ſchlafen, beym Sturm auf der See den Winden zum Trotz alle Segel aufſpannen, keinen andern Sold als Wunden nehmen ꝛc. Alles dieß iſt der alten Sage wörtlich getreu. Im ſechszehnten Liede, Frithiof und Biörn, entſchließt ſich der Held im Geſpräch mit ſeinem getreuen Gefährten Biörn, König Ring aufzuſuchen. Im ſiebzehnten kommt Frithiof zu König Ring, als ein armer Greis verkleidet. Da er aber von des Hauſes Dienern verſpottet wird, packt er den Einen und verräth ſeine Stärke. Der kluge König Ring befiehlt ihm, ſich zu offenbaren.

Und ſchon vom Haupt des Gaſtes abfällt die Bärenhaut,
Daß jeder ſtatt des Greiſes den ſchönſten Jüngling ſchaut;
Hell von der offnen Stirne, um breite Schultern rollt
Die Fülle lichter Locken gleich einer Fluth von Gold.

Da zeigt Gewand und Mantel des blauen Sammtes Pracht,
Der Gürtel Handbreit Silber, drauf kunſtreich angebracht
Des Waldes wilde Thiere, die jagten luſtiglich
Rund um des Helden Mitte, im Kampfe tummelnd, ſich.

Und Wucht der goldnen Ringe ziert ihm den Arm ſo reich,
Zur Seit' ihm hing ſein Schlachtſchwerdt, geſtählten Blitze gleich.
Der Blick ſo heldenruhig der Gäſte Reih' durchflog,
Schön ſtand er da, wie Baldur, wie Thor, ſo kühn und hoch.

Da ſteigt in bleiche Wangen der holden Frau das Blut;
So färbet Schneegefilde des Nordlicht's Purpurglut.
Und wie zwey Waſſerlilien, wenn hoch die Wellen gehn,
Sich ſchaukeln auf den Fluthen, ihr Buſen war zu ſehn. —

Der König befiehlt ihn gaſtlich zu ehren, und Ingeborg muß ihm den Becher reichen.

Da nahm die ſchöne Herrin das Horn, ſo vor ihr ſtand,
Von Ures Stirn gebrochen, umfaßt von goldnem Rand,
Auf blauen Silberfüßen, mit Bildern wunderbar
Und Runenſchrift bedeutſam es rings gezieret war.

Und wie geſenkten Blickes, ſie zitternd es ihm bot,
Schwankt das Gefäß und netzet die Finger purpurroth;
Wie Abendröthe ſäumet der Lilienblätter Rand,
So brannten dunkle Tropfen ihr auf der weißen Hand.

Das achtzehnte Lied ſchildert die Eisfahrt, die König Ring mit Ingeborg und Frithiof unternahm. Ingeborg's Schlitten bricht ein, Frithiof aber rettet ſie mit ſtarker Hand. Das neunzehnte Lied enthält Frithiof's Verſuchung. König Ring hat trotz Frithiof's Verſtellung ſogleich gemerkt, wer er ſey, und will ſeine Redlichkeit prüfen. Er ſtellt ſich, während er mit Frithiof einſam im Walde auf der Jagd iſt, als ob er unter einem Baum eingeſchlafen ſey, ſo daß Frithiof keine beſſere Gelegenheit finden kann, ihn zu ermorden. Doch der Jüngling widerſteht der Verſuchung. Da freut ſich der Greis und ſpricht:

Siehſt du! Alt bin ich geworden, ſteige bald in Hügel ein:
Nimm mein Reich dann, mein Gemahl nimm, Jüngling, die von Anfang Dein,
Sey mein Sohn indeß und zeche mit mit fröhlich, wie vorher.

Doch Frithiof entgegnet:

Meine Braut nur wollt' ich ſchauen — einmal, ach, zum lezten Mal! —
Weh, und halbgelöſchte Flammen zünd'et ich zu neuer Qual.
Schon zu lang' in deiner Halle weilt' ich — zeche dort nicht mehr;
Unverſöhnter Götter Zürnen ruht auf meinem Haupte ſchwer:
Baldur mit den hellen Locken, er, der alle Weſen liebt,
Haßt nur mich, den er dem Elend, der Verbannung übergibt.

Die beyden folgenden Lieder, König Ring's Tod und Ring's Draya ſchildern den ſanften Tod und die Beerdigung des guten Königs; darauf das zwey und zwanzigſte Lied die Königswahl. Das Volk wählt Ring's jungen Sohn zum König, und Frithiof ſoll ihm zur Seite ſtehen, ihm wollen ſie die Wittwe vermählen. Doch Gott Baldur zürnt noch. Nur von ihm kann Frithiof die Braut empfangen. Troſt ſuchend ſteht im drey und zwanzigſten Liede Frithiof auf ſeines Vaters Hügel, und hier ſieht er in einem himmliſchen Geſicht an der Stelle des zerſtörten Tempels einen neuen emporſteigen. Sogleich trifft er Anſtalt, dieß Geſicht wahr zu machen, und als der Tempelbau vollendet iſt, erfolgt im vier und zwanzigſten und lezten Liede die Verſöhnung. Frithiof wird von ſeiner Schuld losgeſprochen und auch Helges Tod geſühnt. Halfdan gibt ihm die Schweſter.

Und langgeſchiedene Hände ſchlugen nun vereint
Den kräft'gen Handſchlag, treufeſt, wie der Felſengrund.
Da löſt den Bann der Prieſter alſobald, der ſchwer
Auf lang verfehmtem, auf friedloſem Mann noch lag.
Und als er weggenommen von des Helden Haupt,
Das frey ſich hob, da plötzlich eintrat Ingeborg,
In Brautſchmuck leuchtend, ſtolz umwallt vom Hermelin
Des Königsmantels; Dienerinnen um ſie her,
Wie um den Mond die Sterne an des Himmels Zelt,
Mit Zähren in den ſchönen Augen ſank ſie hin
An ihres Bruders Buſen, doch er legt gerührt
Die theure Schweſter ſanft an Frithiof's treue Bruſt,
Und am Altar des Gottes reichte ſie die Hand
Dem theuren Freund der Jugend, dem Geliebteſten. — —

Literärgeſchichte.

De l'influence de nos poètes sur la langue française; par Emile Mazens. Paris 1826.

Eine Provincial-Akademie warf vor einigen Jahren die Preisfrage auf: Verdankt die franzöſiſche Sprache den Dichtern oder den Proſaikern ihre Ausbildung und Vervollkommnung? — Der Verfaſſer gehört zu der alten klaſſiſchen Parthey in Frankreich, die ſich der neuern romantiſchen Parthey heftig entgegenſezt, und die zugleich neben dem vergötterten Paris nichts anerkennt, was in den Provinzen hin und wieder erſtrebt wird. Sehr ungerecht ſind ſeine hämiſchen Blicke auf die provencaliſche Poeſie, deren romantiſchem Geiſte die neueſte franzöſiſche Dichtkunſt ſich wieder genähert hat. Dieß iſt aber nicht von einem verblendeten Franzoſen zu verwundern, der in dem Siècle de Louis XIV. den Höhenpunkt aller Literatur ſieht. Er hätte ſich die Mühe ſparen können, über das Alter der Poeſie überhaupt zu präliniren. Was iſt nun der langen Rede kurzer Sinn? Die Sprache der Einbildungskraft verdankt den Dichtern am meiſten: die Sprache des Verſtandes und des Urtheils aber iſt mehr das Werk der Proſaiſten. Nach ihm wurde die Sprache zuerſt wieder durch die Poeſie gehoben und der Verachtung entzogen, die auf ihr laſtete. Nachdem der Verf. den Anfang der franzöſiſchen Literatur etwas ſeicht beſprochen, geht er zu Marot und Montaigne über, von dem er glücklicherweiſe Gutes ſagt und mit Voltaire, zwar nicht ſeine Sprache, wohl aber ſeine Einbildungskraft zurückwünſcht. Sehr mit Unrecht vergißt er Calvin, den man unſtreitig als den erſten Proſaiſten ſeiner Zeit anſehen kann. Die Klaſſiker aus dem Siècle de Louis XIV: Corneille, Racine, Boileau (!), Fenelon, Paſcal ſetzen ihn in gebührendes Entzücken. Auf die Aera der ſchönen Wiſſenſchaften folgt, nach ihm, die Aera der Philoſophie. An die Stelle von Fenelons und Boſſuets Grazie tritt der lebenvolle correkte Styl von Montesquieu und der glühende farbenvolle Proſa Rouſſeau's. Der Verf. meynt, als die ſchönen Wiſſenſchaften geſunken wären, hätte ſich doch die Poeſie oben erhalten, und ihr verdanke die Sprache ihre bleibende Reinheit und Schönheit. Er meynt aber nur die Poeſie Voltaire's. Die neueſte franzöſiſche Dichterſchule wird keines Worts gewürdigt. Was ſoll man von dergleichen Literatoren denken?

Nr. 38.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 11. Mai 1827.

Neugriechische Literatur.

Wenn schon vor der gegenwärtigen griechischen Revolution, also bis zum Jahre 1821, das nie ganz unterdrückte Streben der Neugriechen nach wissenschaftlicher Ausbildung nicht ohne, zum Theil einflußreichen, Erfolg, auch trotz so mancher gewaltig hemmenden Hindernisse von Innen und Außen, geblieben ist; so wird, wenn der Ausgang des Kampfes dem Zwecke entspricht und ein freyes bürgerliches Leben über Griechenland sich verbreiter, auch Kunst und Wissenschaft in ihrer frühen Wiege von Neuem und kräftiger sich regen. Bürgen doch dafür zum Theil die, wenn gleich gegen früher nur in geringer Anzahl, auf einzelnen Universitäten Europa's studirenden griechischen Jünglinge, die, wie viele andere Griechen, welche vor längerer Zeit schon gebildet wurden, Kunst und Wissenschaft, überhaupt die Früchte der Civilisation, in ihr Vaterland bringen werden! — Und wie jener Kampf und die Ausdauer, mit welcher die Griechen ihn kämpften, ihre Thaten, ihre Tugenden und das Unglück, so sie gethan, gezeigt und — erlitten haben, ein reinmenschliches Interesse für Griechenland in den Völkern erregt hat, so ist auch hier und da, besonders auch in Deutschland, der Sinn und das Interesse für die Sprache und die wissenschaftlichen Bemühungen der Neugriechen lebendig geworden, und nur allgemeiner wird jener Sinn und jenes Interesse werden, wenn erst politisches und wissenschaftliches Leben das freye Griechenland von Neuem durchdringt. Besonders im nahen Frankreich ist die neugriechische Literatur nie ganz, und auch während der lezten Jahre nicht, aus dem Buchhandel ausgeschlossen gewesen; und wie mancher gelehrte Grieche dort eine Zuflucht gefunden hat, so ist da auch Manches zur Beförderung, wie der altgriechischen Literatur, so der Kultur der Neugriechen, von Griechen im Drucke erschienen, sey es nun, daß Griechen selbst das Unternehmen unterstützt, oder französische Buchhändler (wie Didot, Eberhard) der Wissenschaft und dem Interesse für das erwachende Griechenland ein Opfer gebracht haben. Ref. hat ganz kürzlich einige dieser neugriechischen Bücher (keineswegs alle, die in der lezten Zeit erschienen sind) aus Paris empfangen, und er glaubt, besonders da sie in Deutschland selten seyn mögen, daß es nicht ohne Interesse seyn dürfte, zum Beweise, was von einzelnen Griechen außer Griechenland für ihr Vaterland und für die Wissenschaft in den lezten Jahren geschehen, Einiges über dieselben hier kurz mitzutheilen. Könnte es doch das Interesse an den wissenschaftlichen Strebungen der Neugriechen noch vermehren und erhöhen! —

Aus dem Jahre 1823 liegen mir vor:

1) Ἡ ἐπιστημη του καλου Ριχαρδου συνταξασα ὑπο του Φραγκλινου. 1823. bey Didot in Paris. kl. 8. 81 S.

2) Ὁ Ἀλεξις της Φιλελληνος; χηρας Βυττεμβαχίου. 1823. bey Didot. 8. id. und 74.

Aus dem Jahre 1824:

3) Ἡ Λυρ. Ὠιδαι Ἀ. Καλβου Ἰωαννιδου του Ζακυνθιου. 1824. Genf, bey Guil. Fick. kl. 8. 153 S.

4) I. E. Βερναρδινου Σαιμπιερρου τα κατα Παυλον και Βιργινιαν. 1824. bey Didot in Paris. kl. 8. 206 S.

Aus dem Jahre 1825:

5) I. E. Βερναρδινου Σαιπιερρου Ἠθικα διηγηματα τρια. 1825. bey Didot in Paris. kl. 8. ΜΔ und 125.

6) Δοκιμιον περι των προσωπικων ἀσφαλειων, τας ὁποιας ἀπαιτει ἡ σημερινη καταστασις της πολιτικης κοινωνιας, γραμμενον ἀις γαλλικην γλωσσαν ἀπο τον Π. Κ. Φ. Δωνουν. 1825. bey Didot. 8. ΙΔ und 241.

Aus dem Jahre 1826:

7) Καλβου και Χρησοπουλου Λυρικα. 1826. Paris bey Jules Renouard. kl. 8. XII und 251.

Nr. 1. ist eine Uebersetzung der Schrift Franklin's: „Die Weisheit des guten Richard," der auf fünf und zwanzig Seiten das neugriechisch geschriebene Leben Frank-

lin's voranstehet. Wahrscheinlich ist dasselbe von dem Uebersetzer, als welcher der Chiot Phurnaraki's genannt wird: er selbst nennt sich hier nur: Φ. Φ. Das Ganze hat er: „Εἰς τους ἐυεργετας και συμπατριωτας Χίους" gewidmet. Auch befindet sich voran ein Bildniß Franklin's, mit der neugriechischen Uebersetzung des bekannten Hexameters, den der Minister Turgot auf Franklin gedichtet: „Καὶ κεραυνὸν κατήργησε, καὶ σκῆπτρον τῶν τυράννων."

Nr. 2. ist gleichfalls eine Uebersetzung aus dem Französischen, und zwar des „Alexis" der Wittwe des Leydner Professors und berühmten Philologen, Wyttenbach, und von demselben Φ. Φ. Aus dem Vorworte (εἰδησις) erfahren wir, welche edle Gesinnungen jene gebildete Frau zu Gunsten der neuen Hellenen geäußert, und daß sie unter andern den Erlöß einer ihrer Schriften zum Besten der verwundeten Kämpfer Griechenlands bestimmt hatte.

Nr. 3. enthält zehn neugriechische Oden des Zakynthiers Kalvos in lyrischem Vermaße, über die er S. 141 ff. einige Bemerkungen beyfügt. Sie zeichnen sich durch eine glänzende, reine Sprache, lebendiges Kolorit, Kraft und Erhabenheit der Gedanken aus, und lassen den Patrioten im Dichter erkennen. Derselbe ist — nach den kurzen, in einer französischen Uebersetzung jener Oden (La lyre patriotique de la Grèce. Paris, 1824.) von dem Griechen Nikolopoulos in Paris mitgetheilten Notizen über Kalvos, — erst dreyßig Jahr alt, hat in Italien studirt, ist in Frankreich, Deutschland und England längere Zeit gewesen und hat namentlich in London die griechische Sprache gelehrt. Zur Verständniß seiner Oden hat er ein Verzeichniß einzelner Wörter und Redensarten, mit französischer Uebersetzung, S. 121 — 137, angehängt.

Nr. 4. und 5. sind Uebersetzungen, sowohl des „Paul et Virginie" als dreyer Contes moraux des Bernardin de St. Pierre, beyde von dem Griechen N. S. Piktolos, welcher früher Lehrer an der Schule in Chios war (s. Iken's Leukothea. Thl. 2. S. 4) und jezt als Professor der Philosophie an der Universität in Korfu angestellt ist. Nr. 4. ist dem gelehrten Griechen Konst. Vardalachos, der sich jezt in Odessa aufhalten soll, Nr. 5. aber dem, als Dichter, des Trauerspiels Ἀσπασία i. J., bekannten Jakobakis Rizos Nerulos gewidmet. In lezterer Schrift befinden sich auch einige Notizen über Bernardin de St. Pierre, aus dem Französischen des Chenier, und am Schlusse Anmerkungen des Uebersetzers. Die Dedikation von Nr. 4. ist aus Paris, 1822 datirt.

Nr. 6. ist eine Uebersetzung des „Essai sur les garanties individuelles. Par Daunou" nach der dritten Ausgabe dieser Schrift vom Jahr 1822, von dem obengenannten Phurnarakis, und auf Kosten eines griechischen Kaufmanns, wie die Προλεγόμενα lehren, gedruckt. Diese Prolegomena enthalten auch biographische und literarische Notizen über Daunou. Beygefügt sind zwey Verzeichnisse griechischer und französischer Wörter, zum Nutzen künftiger Lexikographen der griechischen Sprache, und um dadurch nach dem Rathe des gelehrten Griechen Korais, zur Verbesserung derselben beyzutragen. (Vergl. die Εἰδησις του συγγραφέως. ΙΓ. ΙΔ.)

Nr. 7. enthält lyrische Gedichte von Kalvos und Christopulos, mit einer französischen Uebersetzung. Voranstehen einige Worte „Au général Lafayette," woraus hervorgeht, daß Kalvos nur nach Griechenland gegangen ist, um, wie er für Griechenlands Freyheit gesungen, nun auch für dieselbe zu kämpfen. Denn ein kräftiger Geist, ein glühender Patriotismus spricht auch aus den hier mitgetheilten zehn Oden, während die Lieder des Christopulos, die derselbe, ein anderer Anakreon und in dessen Weisen, schon vor der jetzigen Revolution gedichtet hat, nur Liebe und Weichlichkeit athmen. Diese Lieder des Christopulos sind theils Λυρικὰ (XVI.), theils Βακχικὰ (VII), und nur eine Auswahl aus der in Wien 1818 erschienenen Sammlung seiner „Λυρικὰ," mit dem Unterschiede, daß die in jener Auswahl gegebenen Lieder orthographisch richtiger gedruckt sind, als in der Wiener Ausgabe. Unter den lyrischen Dichtern des neuen Griechenlands bis 1821 gilt Christopulos für einen der ersten, und in der That besitzt er alle die Vorzüge der anakreontischen Muse, wie er denn auch „der neue Anakreon" genannt worden ist. Diese Vorzüge räumt ihm auch der Grieche, dessen Briefe in Iken's Leukothea die Grundlage sind, ein (Thl. 2. S. 87), während er indeß auf der andern Seite seine weichliche Philosophie, seinen Mangel an Patriotismus scharf tadelt. Doch kann man sich über diese Ausartung und Verweichlichung nicht wundern, wenn man weiß, daß Christopulos zu der Klasse der Phanarioten gehört und in der Nähe des frühern Hospodars der Wallachey, Karadscha, eine Stelle bekleidete, welche ihn in den Besitz von Reichthümern sezte.

Vorstehenden Bemerkungen will Ref. noch Folgendes über einige in den lezten Jahren im Drucke erschienene Arbeiten einzelner Griechen, zum Beweise ihrer Thätigkeit, und als Nachtrag zu der auch in diesem Blatte (1826. Nr. 37.) besprochenen Leukothea von D. Iken, beyfügen.

Von dem gelehrten, aber in der That noch jugendlich wirkenden, Greise Korais (er ist 1748 geboren) in Paris, sind seit 1824 folgende Ausgaben altgriechischer Autoren erschienen:

Πλουτάρχου τὰ πολιτικά. (Als sechster Band der Πάρεργα.) Paris 1824.

Ξενοφῶντος Ἀπομνημονεύματα καὶ Πλάτωνος Γόρ-

γιας. (Als fünfzehnter Band der Ἑλληνικὴ βιβλιοθήκη.) Paris 1825.

Λυκούργου λόγος κατὰ Λεωκράτους. Paris 1826.

Ferner muß hier erwähnt werden die neugriechische Uebersetzung von Riemer's altgriechisch-deutschem Wörterbuch, an welcher der gelehrte Grieche Konstantin Kumas (jezt in Wien) mehrere Jahre gearbeitet hat und die nun in Wien 1826 erschienen ist. Derselbe beschäftigt sich gegenwärtig mit einer Uebersetzung der Abderiten von Wieland, dessen Agathon er bereits in's Neugriechische übersezt hat (erschien 1814). — Im Jahre 1825 gab auch der Grieche Minoides Minas, früher Professor in Paris und in Betreff der neugriechischen Sprache und ihrer Bildung ein Anhänger des Systems von Kodrika, heraus: Traité sur la véritable prononciation de la langue grecque. Paris, 1825.

Das Interesse an der Literatur der Neugriechen ist kürzlich auch in Deutschland rege geworden, besonders durch Fauriel's Chants populaires de la Grèce moderne (Paris, 1824, 1825.), die in zwey Verdeutschungen erschienen sind. Ein neuer Abdruck des neugriechischen Originals wird, besorgt von Prof. Friedrich Schultze in Liegnitz, noch in diesem Jahre bey Teubner in Leipzig erscheinen, wobey besonders die falsche Orthographie der Volksgesänge, wie sie, nach Fauriel, auch Wilhelm Müller in seiner Uebersetzung beybehalten hat, berichtiget und verbessert werden soll. Zugleich wird jener Abdruck auch mehrere bisher unbekannte neugriechische Volkslieder enthalten und demnach Fauriel, dessen Werk, als das erste seiner Art, manchen Nachtrages und vieler Ergänzungen fähig ist, ergänzen. Wie Ref. hört, wird ferner gleichfalls in diesem Jahre noch ein neues Werk über Poesie und Literatur der Neugriechen von D. Iken (bey Göschen in Grimma) erscheinen, und dasselbe namentlich auch manchen Beytrag zu der Volkspoesie der Neugriechen und ihrer Literatur überhaupt, so wie manche Materialien für eine künftige Literaturgeschichte derselben, enthalten. — Was die neugriechische Sprache anlangt, so ist auch diese in der lezten Zeit nicht unbeachtet in Deutschland geblieben, vielmehr sind in den Jahren 1825 und 1826 drey Grammatiker der neugriechischen Sprache. (Kurze vergleichende Grammatik der Neu- und Altgriechischen Sprache, u. s. w. Braunschweig, Lucius 1825. Gedrängte, reine und angewandte neugriechische Sprachlehre, u. s. w. Von K. H. W. Münnich. Dresden, Arnold, 1826. und: Lehrbuch der neugriechischen Sprache von W. v. Lüdemann. Leipzig bey Brockhaus, 1826) erschienen. Es scheint aber fast, die Existenz einer neugriechischen Sprache sey noch zu wenig festgestellt, die Sprache der Neugriechen sey noch gar zu sehr im Entstehen, als daß von ihr, als von einer gebildeten, und von einer Grammatik derselben schon jezt die Rede seyn könne. Sind doch die gelehrten Griechen selbst unter sich uneinig, wie die Volkssprache, die gesprochene Sprache der Neugriechen, gebildet und vervollkommt werden müsse, um zur geschriebenen, zur Büchersprache erhoben zu werden! —

So viel für dieses Mal und hier über die neugriechische Literatur und das, was für sie und zu ihrer Kenntniß in Deutschland geschieht!

Zeitschriften.

Neue Jahrbücher für Religion und Sitten; oder für Kirchen-, Schul- und Armenwesen in der evangelisch-reformirten Schweiz. In Verbindung mit mehreren Schweizerischen Geistlichen und Vaterlands-Freunden herausgegeben von J. R. Steinmüller, Pfarrer in Reineck, Kirchenrath und Vice-Antistes der evangelischen Geistlichkeit des Kantons St. Gallen. Jahrgang 1827. Erster Heft. St. Gallen, bey Huber und Comp. 258 S. 8.

Der Herausgeber ist ein ehrwürdiger Veteran, auch dem Auslande nicht unrühmlich durch die Veranstaltung mehrerer Schweizerischer Zeitschriften, theils für die Naturkunde (Alpina und Neue Alpina), wie durch eine gründliche Schrift über die Alpenwirthschaft bekannt und in der Schweiz selbst durch eifrige und vieljährige Bemühungen um Jugendunterricht und Schullehrerbildung ausgezeichnet und geschäzt. Seine jezt neubegonnene Zeitschrift, die in halbjährigen Heften oder Lieferungen erscheinen soll, ist bestimmt, der evangelischen Schweiz einen Vereinigungspunkt für Mittheilungen über Gegenstände des Kirchen- und Schulwesens zu gewähren und damit einem Zeitbedürfnisse zu entsprechen. „Ein Kanton (so drückt Hr. Steinmüller sich im Vorworte aus) achtet immer mehr auf das, was in andern Kantonen erscheint; das Gute findet wärmere Theilnahme und Nacheiferung als ehedem; die Geistlichen fodern zugleich dasselbe auch vereinter und unerschrockener, und auf diesem Wege werden die verschiedenen Einzelnheiten durch Verähnlichung immer fähiger zu einem sich in nichts widersprechenden Ganzen verbunden zu werden, so daß wir auch mehr als je hoffen dürfen: jene heißersehnte Zeit nähere sich allmählig, wo unsere evangelisch-kirchlichen Institutionen in der Schweiz mehr Bestimmtheit, Zweckdienlichkeit und Einheit, damit dann auch zugleich mehr Zuverlässigkeit und Wirksamkeit erlangen."

Die Jahrbücher befassen theils eigene Abhandlungen, theils Urkunden und Aktenstücke, theils endlich Nachrichten und Anzeigen aller Art aus den Fächern, denen sie gewidmet sind. Jeder Jahrgang soll die vollständige Beschreibung der kirchlichen Verfassung und der bestehenden Verordnungen über Schul- und Armenwesen eines evangelischen Schweizerkantons befassen, und dieser erste eröffnet die Reihenfolge mit dem Kanton Thurgau. Unter den Abhandlungen des ersten Heftes möchten diejenigen des Herausgebers und des Bernischen Pfarrers, Gruner, in Zimmerwald, über die Verhältnisse der Primarschulen und über Landschullehrer-Bildung am anziehendsten seyn. Beyde Männer sprechen aus langer eigener Erfahrung, und sie tadeln manche angeblich gemachten Vorschritte.

„Es ist (sagt Hr. Steinmüller unter andrem) für die Zufriedenheit und Brauchbarkeit der Landschullehrer ungemein viel gewonnen, wenn diese nicht durch den, mehrere Jahre andauernden Aufenthalt in Städten oder höhern Instituten zu sogenannten Halbherren methodisch umgemodelt, oder durch Unterricht in vielen Realfächern für ihren Beruf überbildet und verbildet werden. Ich habe während dreyßig Jahren mehr als 800 Schullehrer unterrichtet, und überall im Kanton sind meine Zöglinge angestellt. Anfangs leitete der Erziehungsrath meine Anstalt; seit zwölf Jahren erhält sie sich selbst, als Privatinstitut. Sehr angenehm verschwinden mir alljährlich 3 bis 4 Wintermonate, wo ich jedesmal, von einem meiner ältern Zöglinge (der nur im Sommer eine Schule zu besorgen hat) unterstützt, junge Bauernsöhne im Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen, in der Unterrichts-Methode und namentlich in der zweckmäßigen Behandlung und Erklärung der eingeführten Schulbücher unterrichte. Wenn Privatlehrer in den Seminarien in Geschichte, Geographie, Physik u. s. w. oder in fremden Sprachen Unterricht erhielten, so ist dieß nach meinen vielfältigen Erfahrungen eine gewöhnliche Ursache, daß besonders die fähigern jungen Männer alle Lust und Liebe für den Primarunterricht verloren haben, und entweder in ihren Schulen die Hauptsache vernachlässigten, oder ihre Stellen niederlegten und sich einer andern, einträglicheren oder bequemeren Berufsart widmeten.“

Unter der Rubrik: „Ultramontanische Proselytenmacherey“ werden verschiedene Bekehrungsgeschichten junger und alter Weibspersonen erzählt, die als Fabrikarbeiterinnen oder durch Zufälle aus der Schweiz in's Vorarlbergische gekommen, und dort zum katholischen Kultus convertirt worden sind. Die jungen Mädchen schreiben alsdann in der Regel Briefe nach Hause, die ihnen unzweifelhaft nur die Feder dictirt sind und die, ad imitationem der berüchtigten Hallerischen Epistel, das ihnen widerfahrene Heil preisen und den Ihrigen zu Hause die baldige Nachfolge wünschen. Den alten Weibspersonen hingegen werden in der Regel lateinische Bettelbriefe mitgegeben. Eine solche, deren zu Vaduz am 3ten Mai 1826 ausgestellter Conversionsschein hier abgedruckt ist, und worin es unter andrem heißt — hinc ipsam a me conversam Dei auxilio, quorunque pervenerit, officiis cujuscunque boni Christiani summopere commendo — kam in ihre heimathliche reformirte Gemeinde zurück, und übergab den Schein ihrem Pfarrer mit den Worten: sie müsse ihm einen Spaß zeigen. Als dieser ihr andeutete, daß dieß gar kein Spaß heißen könne, mit Bemerkung, daß, wenn sie so evangelisch im Herzen sey, als sie vorgebe, sie diesen Schein zurücklassen müsse, erwiederte die Neubekehrte: sie wolle ihn dem Herrn Pfarrer gerne zurücklassen, wenn er ihr einen Bettelbrief an die evangelischen Geistlichen gebe. — Ein Seitenstück zu diesen Bekehrungs-Geschichten bildet die gleichfalls hier erzählte Traktätlein-Saat, welche im August 1826 unbekannte Reisende, von den einen für Engländer, von den andern für Schweizer gehalten, vornahmen, indem sie auf der Straße längs dem Bodensee das Thurgau hinauf aus ihrer Kutsche links und rechts an die Arbeiter auf dem Felde Druckschriften und Büchlein auswarfen, deren kritisches Verzeichniß hier gegeben wird. Sie sind meist alle in Basel gedruckt und frömmelnd spielenden Inhalts, aus seltsam gewählten und zusammengefügten Bibelsprüchen bestehend, oder auch von Missionen und Heidenbekehrungen handelnd. Ein anderer Reisende in jener Gegend stellte sich beym Schlusse des Gottesdienstes in einem Pfarrdorfe vor die Kirchthüre und machte da ähnliche Austheilungen an Kinder.

Literärische Notiz.

Worte aus der pariser Korrespondenz in einer englischen Zeitschrift.

Ein französischer Uebersetzer ist so eben im Begriff, Niebuhrs Werk klar und verständlich zu machen, und es ist nicht so leicht, dem Werk eines deutschen Geschichtschreibers, der in einem fort von seinen Erzählungen in die platonischen Träumereyen Kant's wandert, Verständlichkeit zu geben. Niebuhrs Werk wäre einer englischen Uebersetzung würdig. (Dieß ist übrigens schon geschehen, und im Augenblicke ist die Uebersetzung der zweyten Ausgabe unter der Presse.)

Nr. 39.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 15. Mai 1827.

Länder- und Völkerkunde.

Essai politique sur l'île de Cuba, par A. de Humboldt, avec une Charte et un supplément qui renferme des considérations sur la population, la richesse territoriale et le commerce de l'Archipel des Antilles et de Colombia. Paris 1826. 2 Theile.

So oft die Gegenwart etwas Großes leistet, sehen wir uns um, ob nicht schon das Alterthum den Weg angedeutet. Dieß Mißtrauen ist gerecht, wo es auf Erhabenheit von Wort und That, auf Tiefe des Gedankens ankömmt. Auch in den reellen Wissenschaften und in gar Manchem, worin wir stolz die Alten unmündig nennen, werden wir oft erst spät durch dieselben belehrt. Die Wiederherstellung der von jenen eingeschlagenen Wege neben den unsrigen wird zum richtigen Verfolgen aller von der Natur vorgeschriebenen Bahnen führen: Die Straßen der Seren, der Garamanten können neben der maritimen Verbindung, der Mutter neuerer Kultur, belebt werden. Ihren Geschmack in unsere Schriften einführen, verliehe den trocknen Forschungen unsers Zeitalters den Reiz, wodurch die Werke der Alten ewig anziehend sind.

Freylich gaben erst, als das klassische Alterthum auf die Neige ging, Aristoteles einen Begriff von Naturwissenschaft, Polybius von pragmatischer Geschichtserzählung, Ptolemäus und Strabon von der lange Zeit wieder unwissenschaftlich gewordenen Erdkunde. Was Keppler, Newton, Leibnitz ergründet, alle Siege der höhern Analysis und der mannichfaltigen Erfahrungen so vieler Jahrhunderte waren ja dem Alterthum unbekannt. Die Bestrebungen von Tausenden erweitern fortwährend unsern Gesichtskreis; man möchte behaupten, daß die Entdeckungen nicht von ungefähr entstehen, aber Ehre demjenigen, welcher das Erforschte zur Ergründung des Unerforschten zu benutzen versteht.

Im Kreise seiner forschenden Mitwelt hat Alexander von Humboldt für die Erdkunde ein neues Gerüste errichtet, alle Hülfswissenschaften derselben verspürten zugleich seinen Einfluß. Wir beschäftigen uns hier nur mit einem kleinen Theile des Erdganzen, worüber dieser Reisende unlängst Licht verbreitete, aber dieser Bezirk ist ein wichtiger Punkt in den gegenwärtigen Verhältnissen; des Welthandels und der Humanität Forderungen schließen sich daran, und wir erkennen in dem neuen Werke ein Muster für die Berechnung der Hülfsquellen eines Landes nach sicheren Grundlagen. Die Nicht-Zufälligkeit dieser Hülfsquellen wird dargethan durch ernste Betrachtung des Bodens und seiner nahen und fernen Umgebung, und die Untersuchung erhebt sich von der zugänglichen Rechenkunst bis zu den schwindelnden Höhen der Sternkunde, vom finstern Meeresgrunde bis zum Beständigen im Wechsel der Luftschichten. Das erste Bedürfniß geordneter Staaten ist, ihren Zustand zu kennen, die neue Welt wird sich beeifern, auch die neuen Vorschläge ihres Geographen und Historikers zu benutzen.

A. von Humboldt bereiste im Jahr 1804 4½ Monate lang die Insel Cuba und stand seitdem in Briefwechsel mit den gründlichsten Gelehrten Amerika's. Er findet mit dem berühmten Spanier Bauza als Flächeninhalt der Insel 3520 französische Seemeilen in's Gevierte (3615 sammt der Insel Pinos), und so ergibt sich, daß Cuba um ein Siebentel kleiner ist, als man bisher annahm, um ein Drittel größer als Haiti, fast eben so groß als die übrigen großen und kleinen Antillen zusammen. Java ist die Insel, welcher sie an Gestalt und Flächinhalt am nächsten kömmt.

Das Binnenland von Cuba hört jezt auf, terra incognita zu seyn, die Küstenschifffahrt ist gesichert, so weit es die Wissenschaft thun kann. Auch muntert H., zur Beförderung der inneren Kommunikation, zur Anlage des seit 50 Jahren vorgeschlagenen Kanals zwischen Havana und dem gegenüber liegenden Hafen Batabano auf, (dessen Länge nicht mehr als 8½ französische Seemeilen betragen würde), wenn man anders in der trocknen Jahreszeit genug Wasser nach dem Wassertheiler führen könne, und empfiehlt ihn auf jeden Fall für den Transport der Erzeugnisse des Landes auf Dampfschiffen, da der lockere Kalkboden zum Anlegen von Eisenbahnen nicht

gut geeignet wäre. Die Unkosten, anderthalb Millionen Piaster, würden schnell durch das Aufblühen des inneren Verkehrs ersezt seyn.

Schon in seiner Reise in die Aequinoctial-Gegenden hat H. von der Möglichkeit einer Kommunikation zu Wasser zwischen Venezuela und Buenos Ayres gesprochen: „die Ausführung dieses Werkes gehört dem entfernten Zeitpunkte an, wo die vier Zuflüsse des Orinoco die Berühmtheit des Ohio und Missuri erlangt haben werden." Glücklicherweise hebt in der Benuzung der Ländernatur eine nüzliche Unternehmung die andere. Dem Staate Ohio kam das Aufblühen des Nachbarlandes zu statten, und die romantischen Farben, womit Chateaubriand die dortigen Wildnisse malt, verwirklichen sich. Schon wird das Bedürfniß gefühlt, Südamerika von dem Vorwurfe einförmiger, afrikanischer Abgeschlossenheit zu retten, und zum großen Glücke für die noch menschenarme neue Welt liegt es im Interesse seiner bewohnteren Striche, wie auch der nichtamerikanischen Völker, die neue Weltstraße mitten durch den größten aller Welttheile zu eröffnen.

Es existirt sogar seit 1788 eine kleine Wasserverbindung zwischen dem Atlantischen und Stillen Meere, auf welche H. zuerst in Europa aufmerksam machte. Ehe man die Vorarbeiten an einem der (fünf) Punkte beginnt, welche das Problem lösen könnten, „sollte man sie," erinnert derselbe, „alle untersuchen. Seitdem ich „die neue Welt verlassen, ist keine Barometermessung, „kein Nivellement angestellt worden, um die Wasserschei„den der vorgeschlagenen Kanäle zu bestimmen!" Ward aber auch bisher darüber nichts weiter bekannt, als was Amerika und Europa durch den deutschen Reisenden wußte, so geht doch aus den Untersuchungen, welche derselbe auf Mittheilungen vom Lande gebaut hat, die tröstende Gewißheit hervor:

1) Der Unterschied des Niveau's beyder Weltmeere, auf bloßer Ungleichheit der Fluth beruhend, ist kein anderer als in den Meeren, welche der große schottische Kanal vereinigt, und besser als das Alterthum würde man eine Differenz von 24 Fuß überwinden.

2) Wenn man die nicht sehr lobenswerthen Riesenwerke überschaut, welche seit 200 Jahren ausgeführt worden sind, um das Wasser der Seen im Thale von Mexiko zu vermindern, so überzeugt man sich, daß durch gleiche Arbeit die Landengen von Nicaragua und Huasacualco hätten durchschnitten werden können, vielleicht sogar die von Panama.

3) Dann entstünde ein lebendiges Verhältniß mit dem größten Theile der Westküste Amerika's, befördert würde der Handel von Havana und den Vereinigten Staaten mit Manilla, von England und Massachusets mit der Pelz (N. W.)-Küste und den Inseln des Stillen Meeres — und von da mit Canton und Macao.

Cuba, wohin wir endlich zurückkehren, liegt in der Nähe jenes Kanallandes, in dem doppelmündigen Mittelmeere der Antillen, enthält bey weitem nicht den 300sten Theil des Flächeninhalts von Amerika, aber den 50sten Theil der Bevölkerung. Südamerika würde bey eben so starker Bevölkerung, als die von Cuba ist, 10 Mal so viel Einwohner haben, als jezt die ganze neue Welt. Das Maximum der Bewohner auf dem Raum einer französischen Seemeile in's Gevierte ist in Cuba 1778 Seelen, dagegen gibt es westlich vom Mississippi und im Innern des spanischen Guyana auf Strichen, wie die Schweiz oder die Niederlande, keine zwey Einwohner auf gleichem Raume. Cuba's Bevölkerung ist zwar nicht bedeutend gegen die von Haiti, Jamaica, Porto-Rico, aber sie hat sich seit 1791 verdoppelt (von 362,700 bis 715,000), welches in den andern genannten Inseln nicht der Fall ist; und ist anders der Schäzung von 1775 zu trauen (170,370), so steht die Insel in Hinsicht der Vermehrung den Vereinigten Staaten nicht nach, wo sich in einem Viertel-Jahrhundert die Bevölkerung verdoppelt.

Amerika hat sechs große Städte: Mexiko, New-York, Philadelphia, Havana, Rio-Janeiro und Bahia, mit mehr als je 100,000 Einwohnern. Mexiko hatte 170,000 im Jahre 1820, aber New York (140 000) ragt nicht sehr über Havana (mehr als 130,000) hervor. Die Meynung eines neuern Reisenden, der in Havana war, die Ureinwohner seyen auf Cuba nicht verschwunden, ist eben so ungegründet, als die Versicherung, Cuba habe 1511 eine Million Einwohner gehabt, 1517 dagegen nur 14,000. Wenn Reisende ein Land entdecken, mögen sie beym ersten Zusammenlauf der neugierigen Einwohner auf Sitten, Sprache und auf den Boden Acht geben, nicht aber Listen der Einwohnerzahl zurückbringen.

Die gegenwärtige Bevölkerung der Antillen (2,843,000) besteht aus $\frac{1}{2}$ Negern, $\frac{1}{4}$ Weißen, $\frac{1}{4}$ Mischrassen; auf Cuba besteht aber beynahe die Hälfte der Einwohner aus Weißen. Jamaica hat $\frac{1}{10}$ Weiße, die englischen Antillen zusammen $\frac{1}{8}$, die Antillen überhaupt $\frac{1}{10}$, Brasilien $\frac{1}{10}$, Cuba $\frac{1}{10}$ (die Vereinigten Staaten Nordamerika's $\frac{1}{100}$). Cuba steht in der Behandlung der Schwarzen weit vor den französischen Antillen voran. „Wird „die Gesetzgebung der Antillen und der Zustand der „Nichtweißen nicht bald verbessert, so geht das poli„tische Uebergewicht in die Hände derer über, welche „Kraft zur Arbeit, den Willen zur Befreyung, Muth „zur Ausdauer bey langem Entbehren besitzen. . . . . „Wer wagt den Einfluß vorherzusagen, welchen ein

„Afrikaniſcher Bund der freyen Antillen-„Staaten, in ſeiner Lage zwiſchen Columbia, Nordame-„rika und Guatimala auf die Politik der neuen Welt „ausüben würde? — Die Inſel Cuba kann eher als „jede andre der Antillen dem gemeinſamen „Umſturz entgehen. Sie hat 455,000 Freye und „260,000 Sklaven: durch menſchliche und zugleich kluge „Maßregeln kann ſie das einzelne Abſchaffen der Skla-„verey vorbereiten. Die Weißen und beſonders die „Freygewordenen, deren Intereſſe ſich leicht mit dem der „Weißen verbinden läßt, ſind auf Cuba in ſchnellem Zu-„wachſe begriffen. Ohne die Schmuggeley würde die „Sklavenanzahl ſehr ſchnell abnehmen. Wenn durch die „Fortſchritte der menſchlichen Kultur und den feſten „Willen der neuen Staaten des freyen Amerika's dieſer „ſchändliche Handel völlig aufhört, ſo wird die Abnahme „der Sklavenbevölkerung bey dem Mißverhältniß zwiſchen „beyden Geſchlechtern und der fortwährenden Emancipa-„tion einige Zeit bedeutender werden ..... Die „Weißen und die Freygewordenen machen ſchon faſt zwey „Drittel der ganzen Bevölkerung aus, und ihre Zunahme „bezeichnet, in dieſer Geſammtzahl, wenigſtens zum „Theil, die Abnahme der Sklaven.“ *) — Auch ſind bis jezt noch faſt fünf Sechstel der Inſel beynahe menſchenleer, ſie enthält nur halb ſo viel Einwohner, als die drey Mal kleinere Mark Brandenburg. Iſt Cuba einſt nur ſo gut bebaut als jezt Jamaica, ſo wird eine Bevölkerung von drey Millionen, größer als die gegenwärtige von Columbia, auf dem außerordentlich großen Küſtenſtriche (520 franzöſiſche Seemeilen, wovon 280 dem Südufer angehören), äußern Angriffen größeren Widerſtand leiſten können, als dieß wohl gegenwärtig möglich wäre.

Die Einkünfte von Cuba kommen den columbiſchen faſt gleich, und betragen mehr als die von allen Duanen der Vereinigten Staaten vor 1795, zu welcher Zeit dieſe doch ſchon 4½ Million Einwohner hatten. Die Duane allein bringt drey Fünftel der Einkünfte in die Staatskaſſe von Cuba, und iſt für die Koſten der inneren Verwaltung und die Vertheidigung im Kriege mehr als hinreichend. Freylich muß Cuba, ſo lange Spanien die neuen Freyſtaaten nicht anerkennt, bedroht durch Columbia und den Mexikaniſchen Bund, eine Kriegsmacht unterhalten, welche ſeine Finanzen zu Grunde richtet. „Wie ſehr muß die Kultur und das Gedeihen des Landes nicht gewinnen, wenn bey innerer Ruhe über anderthalb Millionen Piaſter jährlich zum Gemeinwohl verwendet werden können, und beſonders zum Loskaufen arbeitſamer Sklaven, wie dieß ſchon jezt unter der weiſen, menſchlichen Geſetzgebung des Freyſtaates Columbia der Fall iſt!“ *) Das iſt die Zeit, in welcher Mexiko Spanien mit dem nöthigſten aller Lebensmittel verſehen, wo dieſes Reich durch daſſelbe Band an Amerika gefeſſelt ſeyn wird, welches fruchtbare Theile von Europa an die Krimm bindet, Italien und Griechenland an Mauritanien und Aegypten knüpfte, Venezuela und den Küſtenſtrich von Neu-Granada in eine ähnliche Abhängigkeit von den gegenüberliegenden Küſten der Vereinigten Staaten ſezt.

Die Statiſtik und Beſchreibung von Cuba gibt dem gelehrten Verfaſſer vorliegenden Werks vielen Anlaß zu vergleichenden Unterſuchungen, über die Handelsartikel von Cuba, Columbia u. a. m. — den Zuckerverbrauch in Europa — die Gränzen der amerikaniſchen Staaten — die Vertheilung der Bevölkerung auf der neuen Welt nach Anzahl, Farbe, Sprache, Religion — das Gleichbleiben der Wärme zwiſchen der Linie und der Breite von Cumana, und andere klimatiſche Verhältniſſe. Die Cayos dürfen wir nicht übergehen; ſenkte ſich das Meer um 20 bis 30 Fuß, ſo verwandelten ſie ſich in der Nähe Cuba's in eine Inſel von der Größe Haiti's. — Mögen geſchickte Hände die einzelnen For-

*) Das merkwürdige Verhältniß zwiſchen der Anzahl der dortigen männlichen und weiblichen Sklaven führt den gelehrten Reiſenden auf die in ſeinem Verſuch über Neu-ſpanien (B. II. Kap. VII.) begonnene Vergleichung zwiſchen der Anzahl des männlichen und weiblichen Geſchlechts auf den verſchiedenen bekannten Theilen der Erde zurück. Die Dörfer und Städte Mexiko's und der Vereinigten Staaten haben eine größere Anzahl männlichen Geſchlechts, umgekehrt die in Europa.

Die wichtige Bemerkung: „So groß iſt der Einfluß der verſchiedenen Beſchäftigungen und Sitten auf die Sterblichkeit,“ möchte ſich auch durch folgendes merkwürdige Beyſpiel beſtätigen. In den Städten von Cochinchina ſieht man nach dem neuen, glaubwürdigen Berichte von Kapitän Pureſoy funfzig weibliche Individuen gegen ein männliches, und das Verhältniß des weiblichen zum männlichen Geſchlecht ſcheint, in dieſem Lande überhaupt, 5 : 1 zu ſeyn. Dort aber taugen die Männer nicht zum Krieg, nicht zum Ackerbau, die Frauen dagegen treiben Handthierungen, Geſchäfte, Küſtenſchifffahrt auf Fahrzeugen von 50 bis 100 Tonnen! — Vielleicht könnte man aus einem Theil der von Herodot (I. 35) erwähnten ſonderbaren Sagen Schlüſſe auf das alte Aegypten ziehen, wo nur die Töchter ihre Eltern ernähren mußten, wo die Frauen alle Geſchäfte trieben, die Männer zu Hauſe ſpannen, die Männer zwey Kleider trugen, die Frauen eins. „Es ſitzen,“ heißt es bey Sophokles:

„Dort zu Land die Männer alleſammt
„Daheim und weben, aber ihre Gattinnen
„Beſorgen draußen alles für den Unterhalt.“

*) Die Antillen haben 1,148,000 Sklaven: nur 5 bis 600,000 arbeiten für die Kolonialwaaren.

ſchungen benutzen und die Reſultate in unſere deutſchen Handbücher eintragen — welche ſich gar oft verblenden laſſen, wenn in England oder Frankreich ſelbſt deutſche Quellen nachläſſig zu Rathe gezogen worden ſind.

Wir haben etwas lange bey dem zunehmenden Gedeihen der Inſel Cuba verweilt, aber ſie iſt ein Land, welches, nach des Abtes Raynal prophetiſchem Ausſpruche, allein für Spanien den Werth eines Königreiches haben könnte. H. war dort nur wenige Zeit mit ſeinem Gefährten Bonpland zuſammen, deſſen Befreyung Europa ſo ſehnlich entgegenſieht. Er rühmt die Gaſtfreundlichkeit von Havana und ſtattet nach allem, was er dort und anderwärts in Amerika erfuhr, dem Herzog von Orleans und deſſen Brüdern daſſelbe ehrenvolle Zeugniß ab, welches ihm ſelbſt nachzuſagen alle neuere Reiſende ſo oft Gelegenheit hatten. Das gute Benehmen des Reiſenden iſt wohl der beſte Empfehlungsbrief für den Nachfolger.

D.

Orientaliſche Literatur.

Tauſend und ein Tag. Morgenländiſche Erzählungen, aus dem Türkiſchen, Perſiſchen und Arabiſchen nach Petits de la Croix, Galland, Cardonne, Chawis und Cazotte, dem Grafen Caylus und Andern, überſezt von F. H. von der Hagen. Erſter Band. Prenzlow, bey Ragoczy, 1827. 12.

Der Verfaſſer dieſer Erzählungen iſt der perſiſche Derwiſch Mollés. Sie ſind ein vollkommenes Seitenſtück zu den Erzählungen der Tauſend und einen Nacht, und es iſt zweifelhaft, ob ſie vor oder nach jenem verfertigt worden ſind. Bekanntlich hatten jene nächtlichen Erzählungen der reizenden Scheherazade den Zweck, einem Manne ſein Vorurtheil gegen die Frauen zu benehmen. Die vorliegenden Erzählungen dagegen beabſichtigen, eine ſchöne Frau, die gegen die Männer eingenommen iſt, über ihren Irrthum zu enttäuſchen und ihr die Tugenden des männlichen Geſchlechts im beſten Lichte zu zeigen. Es heißt im Eingang, ein König in Kaſchemir, Togrül-Bey, beſaß eine reizende Tochter, Namens Farrüchnas. Dieſer träumte einſt, daß ein Hirſch, der ſich in einer Schlinge gefangen hatte, von einer Hindinn befreyt wurde, und bald darauf, als die Hindinn in dieſelbe Schlinge fiel, anſtatt ihr wieder zu helfen, ſie verließ. Die Prinzeſſin ſchloß aus dieſem Traum, daß alle Männer treulos wären, und die Zärtlichkeit der Frauen nur mit Undankbarkeit vergälten, und ſeitdem zeigte ſie gegen alle Männer einen unnatürlichen Widerwillen. Als dieß ruchbar geworden war, übernahm es ihre Amme Sütümeme, den üblen Eindruck jenes Traumes dadurch auszulöſchen, daß ſie der Prinzeſſin täglich, wenn ſie im Bade ſaß, jene Geſchichten erzählte, worin alle Vorzüge und Tugenden der Männer, hauptſächlich aber ihre Treue gegen die Frauen, nach Gebühr geprieſen werden, und ſie erreichte den Zweck vollkommen.

Die äußere Form dieſer Erzählung und ihre Eintheilung in Tage entſpricht genau der Form in dem Mährchen der Tauſend und einen Nacht. Auch ihrem poetiſchen und moraliſchen Werthe nach ſtehen ſie nicht hinter jenen zurück. Auch hier herrſcht eine glänzende Phantaſie, eine liebenswürdige Naivität und die ganze Anmuth des orientaliſchen Scharfſinnes und Witzes. Wer noch irgend das Vorurtheil hegt, daß im Orient kein Sinn für romantiſche, ritterliche Liebe denkbar ſey, wird hier grade das Gegentheil kennen lernen. Das ganze Thema dieſer Erzählungen iſt Großmuth, Galanterie, Standhaftigkeit in der Liebe und eheliche Treue. Sie ſetzen ſich gegen die orientaliſche Sitte der Polygamie in einen Gegenſatz, und beweiſen, daß die höchſte Tugend wie die höchſte Glückſeligkeit in der Liebe eines einzigen Paares beſtehe. In dem erſten Bande ſind nur drey Erzählungen enthalten, und eine vierte epiſodiſch eingeflochten. In der erſten, Albukaſem, wird das Ideal eines großmüthigen Mannes aufgeſtellt; in der zweyten, Rüſpanſhad und Sheheriſtani, das Ideal eines treuen und gehorſamen Ehemanns; in der dritten, Kuluf und Dilara, das Ideal eines ſtandhaften Liebhabers. Albukaſem darf dem guten Grandiſon unbedingt an die Seite geſtellt werden. Sein in hohem Grade liebenswürdiges Bild eröffnet ſehr würdig die Reihe der übrigen Gemälde männlicher Tugend. Sheheriſtani iſt eine Zauberin, die ſich mit einem irdiſchen Manne verbindet, daher einige Aehnlichkeit mit unſerer Meluſine und Undine hat, doch iſt der Ausgang der perſiſchen Novelle heiter, weil hier der Mann, Rüſpanſhad, ſeiner überirdiſchen Gemahlin treu und gehorſam iſt. Kuluf und Dilara ſind ein Paar, das unter tauſend Leiden und Gefahren ſich treu bleibt, und ſie erinnern an Cervantes ſchöne Geſchichte von Perſiles und Sigismunda.

Der Ueberſetzer dieſer anmuthigen Erzählungen, unſer durch ſo vielfältige Thätigkeit ausgezeichneter von der Hagen, verdient auch für dieſe Sammlung den Dank des Publikums, und wir ſehen mit Vergnügen der baldigen Fortſetzung derſelben entgegen.

Nr. 40.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 18. Mai 1827.

Dichtkunst.

Die Poesie der Troubadours. Nach gedruckten und handschriftlichen Werken derselben, dargestellt von Friedrich Diez, außerord. Professor an der königl. preußischen Rheinuniversität. Zwickau, im Verlag der Gebrüder Schumann, 1826.

Der Verfasser dieses Werkes hat sich schon früher durch Untersuchungen über mittelalterliche Poesie verdient gemacht. Hier gibt er uns eine sehr ausführliche Geschichte und Charakteristik der provencalischen Poesie, die Jedermann zu rühmen gewohnt ist, die aber nur sehr wenige wirklich kennen. Man hört so viel von den Troubadours, und zahllose Romanzen oder Fouqué'sche Romane weisen darauf hin, und wie ein goldnes Wunderland hebt sich die blüthenreiche Provence in unserer Phantasie empor; aber wir wissen doch eigentlich nichts Näheres von jenen Blüthenklängen und Frühlingssängern zu sagen. Ihre Lieder sind bey uns unbekannt, Niemand hat sie uns übersezt. Die Literatur derselben ist sogar in Frankreich ziemlich beschränkt. Die wichtigsten Sammlungen der provencalischen Lieder haben seit 1816 Raynouard und Rochegude gemacht, und dadurch veranlaßt, hat 1818 August Wilhelm v. Schlegel observations sur la langue et la littérature provençales geschrieben. Herr Diez ist der erste, der ein ausführliches deutsches Werk über sie schreibt. Eben darum aber wäre zu wünschen, daß er auch eine Auswahl der besten provencalischen Lieder in Original und Uebersetzung beygefügt hätte. Er urtheilt über eine Poesie, die er uns erst durch Proben näher hätte bekannt machen sollen. Schwerlich darf er bey allen Lesern eine vertraute Bekanntschaft mit den französischen Sammlungen voraussetzen, zumal da die altprovencalische Sprache schwierig zu verstehen ist. Indeß belegt er seine Charakteristik immer mit zahlreichen abgerissenen Stellen aus den alten Gedichten, und diese genügen ihm für seinen Zweck.

Nachdem er in der Vorrede die wenigen Sammlungen der provencalischen Poesie abgehandelt hat, verbreitet er sich im ersten Abschnitt im Allgemeinen über den Geist und die Schicksale jener Poesie. Sie gieng aus der provencalischen Mundart, lingua romana, hervor, die in Südfrankreich und im östlichen Theil von Spanien einen eigenthümlichen Charakter im Gegensatz gegen die andern romanischen Mundarten behauptete. Ihre Ausbildung erhielt sie aber erst im eilften Jahrhundert, zu der Zeit, als der bis dahin ziemlich rohe Adel würdigere Sitten und ein feineres Betragen annahm, als die Turniere, die Ritterorden, die Kreuzzüge, die Courtoisie und Galanterie ihren Anfang nahmen. Früher gab es nur verachtete Jongleurs oder Spielleute, die um Geld Bänkelsängerey trieben. Als sich aber der Adel der Dichtkunst annahm, entstanden in seiner Mitte die Troubadours oder Erfinder, Dichter, die eine neue und vornehme Poesie einführten. Sofern der Gesang von Spiel begleitet wurde, war der Troubadour entweder zugleich Jongleur, oder führte einen Jongleur bey sich, der aber immer einen geringern Rang behauptete. An eine eigentliche Dichterzunft ist bey den Troubadours nicht zu denken, so wenig wie bey den ritterlichen Minnesängern der Deutschen. Zu einem Handwerk wurde die Poesie erst im spätern deutschen Meistergesang. Auch die berühmten Minnehöfe gehörten nicht den Provencalen, sondern den Nordfranzosen an. Dagegen zogen die Troubadours und Jongleurs, wenn es nicht selbst vornehme Herrn waren, allerdings wie die englischen Minstrels, die nordischen Skalden und einige deutsche Sänger, an den Höfen der Fürsten und Herren umher, oder versammelten sich dort längere Zeit unter dem Schutz eines Mäcen, dergleichen es unter den provencalischen Grafen und arragonischen Königen viele gab.

Der ganze Zeitraum, welcher die provencalische Poesie umfaßt, reicht von 1090 bis 1290, hat also nur zwey Jahrhunderte gedauert. Der Verfasser unterscheidet darin drey Perioden. Die erste, von 1090 bis 1140, ist am dunkelsten, ihr Charakter aber, „bewußtes Streben aus dem Einfachen zum Künstlichen, ist bey Guillem von Poitiers nicht zu verkennen. Die zweyte, von 1140 bis 1250, ist geschichtlich klar; nach innen bezeichnet sie der

schwärmerische Geist der Poesie und die Höhe der Kunstform, nach außen die glückliche und ehrenvolle Lage der Dichter. Die erste Hälfte dieses Zeitraums ist eigentlich das goldne Alter der Troubadours: Bernard von Ventacour, Bertran von Born und Arnaut Daniel, in welchen sich der Geist derselben ausspricht, können zugleich die verschiedenen Richtungen dieses Geistes darstellen. In Guiraut von Borneil, der schon der zweyten Hälfte angehört, hat die Kunstpoesie ihre Höhe erreicht, in sofern sie in ihm zur Selbstbetrachtung gelangt ist; nicht mit Unrecht nannten ihn die spätern den Meister der Troubadours. Allein zugleich deutet er auf den Untergang der Kunst in jenen Klagetönen, in welche gegen das Ende des zweyten Zeitraums auch andere einstimmten. Der dritten Periode, von 1250 bis 1290, ist die Neigung zum Elegischen und Belehrenden eigenthümlich, und ein Streben nach dem Erhabenen und Gelehrten. Guiraut Riquier offenbart dieß Streben am sichtbarsten, und verlangt sogar für die Dichter dieser Classe den Namen „Doktoren der Poesie." So hat also auch diese Poesie den Weg genommen, den jede gegangen ist, den Weg aus dem Einfachen zum Schwülstigen und Gelehrten.

Im zweyten Abschnitt behandelt der Verfasser die Form der provencalischen Poesie. Sie ist vorzüglich dadurch ausgezeichnet, daß ihr Versbau nicht, wie der lateinische, auf der Quantität oder Länge und Kürze der Sylben, sondern auf dem Accent, auf der Betonung gegründet ist. Uebrigens gibt es nur neunzehn provencalische Versarten, steigend oder fallend, jambisch oder trochäisch, gleich den Versarten der deutschen Minnesänger; sind aber die Verse nicht sehr verschieden, so herrscht dagegen in den Strophen eine desto größere Mannigfaltigkeit, und nicht minder sind die Reime künstlich verschlungen. Der Reim ist offenbar erst durch die Deutschen in die romanischen Sprachen gekommen. Im Provencalischen heißt der Vers mot, die Strophe cobla, der Reim rima und das ganze Gedicht, sofern es bloß Erfindung oder Composition ist, trobar, sofern es gesungen wird, chantar oder sonet. Außerdem haben die Gedichte dem Inhalt und ihrer Bestimmung nach wieder sehr verschiedene Namen.

Von diesem Inhalt handelt der dritte Abschnitt. Der Verfasser bemerkt voraus, daß sich in den provencalischen Liedern, wie in unsern alten Minneliedern, mehr die Stimme eines ganzen Volks, als irgend eine ausgezeichnete Individualität ausspricht. Alle diese Dichter besingen denselben Gegenstand mit demselben Gefühl und aus demselben Standpunkt, daher sich auch ihre Ausdrücke beständig wiederholen, wie wir dieß in der Manessischen Sammlung unserer schwäbischen Dichter auch finden. Nur wenige einzelne Dichter zeichnen sich durch besonders glückliche Behandlung des gemeinsamen Stoffes aus, ohne darum den allgemeinen Charakter zu verläugnen. Auch das haben die Provencalen mit unsern schwäbischen Sängern gemein, daß ihre Poesie ursprünglich ist, aus der eigenen Natur entsprungen, keine fremde Nachahmung. Sie äußern nur ihr unmittelbares Gefühl, lassen ihr Herz überströmen in Liebe, Tapferkeit, Ehrgefühl. Es ist in ihrer ganzen Dichtungsweise nichts, was ihren Sitten und ihrem Zeitalter fremd wäre. Obgleich diese Provencalen sich selbst und ihre Sprache noch von den Römern herleiten, so erscheint doch das klassische Alterthum beynahe gänzlich bey ihnen verschollen. Sie kennen nur den Ovid und den Cato, und den Virgil als einen Zauberer, wofür ihn beynahe das ganze Mittelalter ansah. Vom Ovid haben sie den Amor entlehnt, den sie in ihren Liebesliedern nöthig haben. Sonderbar genug aber ist Amor hier in eine Göttin verwandelt, weil das lateinische Wort amor im Romanischen, wie andere Substantiva dieser Endung, weiblich geworden. Diese neue Göttin trägt eine Lanze und verwundet damit, wie Amor mit seinen Pfeilen. Im Vergleich mit den deutschen Minnesängern sind die provencalischen weniger ausgezeichnet in den Naturschilderungen. Vielleicht, daß der Genuß eines schönen Himmels weniger auffordert, ihn zu schildern; wie umgekehrt die Phantasie der nordischen Völker in ihren winterlichen Gegenden aufgefordert wird, sich die Reize einer schönern Natur vorzuspiegeln. Aber auch in der Schilderung der gefeyerten Schönen zeigen die Provencalen eine weit ärmere Phantasie, als die alten Schwaben. Nur höchst selten versuchen sie, ein Portrait der geliebten Dame zu entwerfen, dergleichen doch die deutschen Sänger sehr häufig und auf eine sehr zierliche Weise versucht haben.

Man unterscheidet drey Hauptarten unter den provencalischen Liedern, die Canzone, das Sirventes und die Tenzone. Die erste ist das eigentliche Minnelied und eben so mannigfaltig und abwechselnd, als das schwäbische. Ihren Hauptinhalt machen Wünsche, Klagen, Fragen und Lehren der Liebe aus. Sie sind indeß etwas vornehmer und kälter, als die deutschen Minnelieder. In der Regel war der Sänger nicht eigentlich in seine Dame verliebt, noch war ihm der Besitz derselben immer möglich. Er pries sehr vornehme und häufig verheirathete Damen, die schon ohne ihn glänzten und durch deren Glanz er sein Lied und sich selbst nicht minder verherrlichen wollte, als sein Lied ihren Glanz vermehren sollte. Diese Loblieder waren also mehr von der Eitelkeit, als von der Liebe diktirt. Dieß mußte sie etwas kalt machen, und wenn der Sänger wirklich auch eine rechte Glut im Busen trug, so war es ihm doch gefährlich, sie zu äußern, um seine vornehme Dame nicht zu beleidigen, oder ihren Gemahl, ihre Familie nicht gegen sich zu erzürnen. Die Sänger stehen daher ihren

Damen immer sehr ferne und äußern ihr Lob mit großer Behutsamkeit. Nur eine Gattung dieser Liebeslieder ist wärmer und so sinnlich, wie dieselbe Gattung es auch bey unsern Minnesängern ist. Das sind die Morgenlieder oder Albas, zu welchen die geheimen Liebschaften Veranlassung gaben. Die Liebenden pflegten ihre nächtlichen Zusammenkünfte unter der Obhut eines Wächters zu halten. Sobald der Morgen graute, rief dieser zum Aufbruch, und diesen Moment, da die Liebenden sich trennen sollen, fassen die Dichter auf und malen uns in einem klagenden und zärtlichen Wechselgespräch das reizende Bild der verbotenen Lust. Die Albas sind bey den Provencalen so häufig, als im Manessischen Codex die bekannten Wächterlieder, und beyde sind sich vollkommen ähnlich.

Die Sirventes sind durchgängig besser als die Liebeslieder. Ein Sirventes ist dem Namen nach ein Dienstlied oder Loblied, dergleichen man zu Ehren tapfrer Helden und rühmlicher Fürsten sang. Daran schloßen sich denn auch im Allgemeinen patriotische und Kriegslieder, und nach der Sitte der Zeit Kreuzlieder, welche zum Kampf gegen die Ungläubigen aufforderten. Folgende Strophen sind aus dem schönen Liede des Pons an Capdueil entlehnt:

Für edel gilt kein Herr zu dieser Zeit,
Der Kreuz und Gras nicht Hülfe eilt zu bringen;
Mit Waffenschmuck, mit Muth, mit Zierlichkeit
Und dem, was gut und schön vor allen Dingen,
Vermag man Heil und Ehre zu erringen
Im Paradies. O wären mehr bereit
Die Herrn und Könige zum edlen Streit,
Daß sie der Pein des Höllenpfuhls entgingen,
Wo Sünder ewiglich in Qualen ringen!

Wen Alter oder Krankheit auch beschwert,
Der muß sein Gold den Kämpfern nicht versagen,
Denn falls ihm Lauheit nicht die Fahrt verwehrt,
So thut er wohl, zum Zuge beyzutragen.
Ach, was wird vor dem Weltgerichte sagen,
Wer pflichtvergessen nicht von dannen fährt,
Wenn Gott spricht: „die ihr falsch seyd und verkehrt,
Für euch ward ich gemartet und geschlagen?“
Dann wird auch der Gerechteste verzagen!

Zu dieser Gattung gehören auch die Turnierlieder, Drohlieder, tadelnde und sittenrichtende Gedichte, endlich Gelegenheitslieder, worin persönliche Verhältnisse der Dichter sich geltend machen.

Die Tenzonen sind nicht minder wichtig. Es sind Wechselgespräche über gewisse Streitfragen, daher auch ihr Name, denn tenzos heißt Streit. „Aus der großen Menge von Streitfragen, die in den Tenzonen verfochten werden, mögen zur Charakteristik dieser Dichtart einige auf Liebe bezügliche hier folgen, welche zugleich einen weitern Begriff von der ars amandi der Troubadours geben können.

Was ist am größten, die Freuden oder die Leiden der Liebe?

Von zwey Ehemännern hat der Eine ein sehr häßliches, der andere ein sehr schönes Weib; beyde hüten sie gleich sorgfältig — welcher ist am wenigsten zu tadeln?

Muß eine Frau für ihren Geliebten eben so viel thun, als er für sie?

Was ist vorzuziehen, von einer edlen, schönen Dame, welche noch nie geliebt hat, um Liebe gebeten zu werden, oder sie bitten zu müssen?

Wer ist am meisten verliebt, der dem Drange nicht widerstehen kann, von seiner Dame allerwärts zu reden, oder der ihrer schweigend gedenkt?

Ein edler Ritter liebt eine Dame, die seine Liebe erwiedert, allein er hat so lange sie zu besuchen versäumt, daß er gewiß weiß, sie wird ihm aufsagen, wenn er sie wieder besucht. Soll er nun in diesem Zustande verharren, oder sie wiedersehen, um sie zu verlieren?

Soll ein Liebender, der glücklich ist, vorziehen, der Geliebte oder der Gatte seiner Dame zu seyn?

Ein Ehemann erfährt, daß seine Gattin sich einen Liebhaber hält; beyde letztere bemerken dieß; wer von den dreyen ist am meisten in der Enge?“

Im vierten Abschnitt lernen wir die größeren Erzählungen und Lehrgedichte der Provencalen kennen. Es sind uns davon weniger erhalten worden, als von den Liedern, welche letztere überhaupt mehr in Aufnahme gewesen sind. Die Provence war durch das Lied, Nordfrankreich aber mehr durch die erzählende Poesie, die Romanze und den Roman ausgezeichnet. Doch hatten auch die Provencalen ihre Romans und Novas, Romane und Novellen. Erhalten sind noch 1) Girart von Rousillon, aus dem Fabelkreise Karls des Großen, in zehnsylbigen Versen mit langanhaltender Reimfolge, aus dem zwölften Jahrhundert. 2) Jaufre aus dem Fabelkreise der Tafelrunde in achtsylbigen Versen, paarweise gereimt, dem Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts angehörig. 3) Philomena aus dem Fabelkreise Karls des Großen, in Prosa geschrieben. Außerdem gibt es noch mehrere Romane, die den Provencalen mit Wahrscheinlichkeit zugeschrieben werden müssen; dahin gehört die Geschichte der schönen Maguilona, ein Gedicht vom heiligen Graal, von Lanzelot, von Floris und Blancaflor ꝛc., über deren Ursprung man jedoch nicht ganz im Klaren ist. Sodann sind uns noch fünf Novellen und vier Legenden erhalten; außerdem eine schöne Reimchronik, die Geschichte des Albigenserkriegs von Guillem von Tudela, in beynahe 10,000 Versen mit langer Reimfolge; ferner sechs wissenschaftliche Gedichte, eilf moralische und vier geistliche. Unter den erstern zeichnet sich ein Buch über die Liebe, unter den zweyten ein Adelspiegel oder Anweisung zu adeligem Verhalten, und unter den letztern ein Liederbuch der Waldenser aus. (Der Beschluß folgt.)

Musik.

Zwölf Volkslieder, gesammelt und für 4 Männerstimmen gesezt von Friedrich Silcher. II. Heft. Tübingen bey Heinrich Laupp. 1827.

Gewiß dankenswerth und verdienstlich ist der thätige Eifer, womit Herr Silcher fortfährt, seine vierstimmig gesezten Volkslieder dem musikalischen Publikum mitzutheilen. Ueber den Geist und Zweck derselben hat Ref. sich schon bey der Anzeige des ersten Heftes im vorigen Jahrgang dieses Blattes (Nr. 38. 1826) genügend ausgesprochen, und es kann jezt nur noch davon die Rede seyn, wie sich das zweyte Heft zum ersten nach Form und Inhalt verhält, und ob es der ausgesprochenen Tendenz getreu bleibt, in welchem das erste sich angekündigt.

Nach dem vorausbestimmten Plan enthält auch dieses zweyte Heftchen 12 Volkslieder, die theils unter dem Volke wirklich gesungen werden, theils als Produkte gemüthlicher Dichter sich wenigstens für den reineren Geschmack und Ton des Volkes eignen. Die Melodien sind, wie ihr Text, meistens alt, und in der Tonsetzung selbst, die sich in diesem Hefte nicht minder, wie im ersten, durch Reinheit, Einfachheit und durch technische Präcision auszeichnet, sind geschmacklose Auswüchse und technische Unrichtigkeiten, die der unreine und ungebildete Ton des Volkes in dieselben gebracht, und um so länger erhalten hat, je ungeübter sein Ohr für Auffassung derselben war, auf eine Weise ausgemerzt und vermieden, bey der der Charakter des Liedes selbst nicht nur nicht verwischt wird, sondern nur um so reiner hervortritt. Um Einzelnes herauszuheben, bemerkt Ref., daß ihm bey der im Ganzen auch hier mit Geschmack besorgten Auswahl doch die Lieder Nr. 1, 4, 6, 8, 11 und 12 am meisten angesprochen haben.

Nr. 1. enthält das bekannte und allbeliebte „Aennchen von Tharau" von Simon Dach, († 1659) im Ganzen nach der Herder'schen Bearbeitung, hier wohl deßwegen nicht durchaus gereimt, um das alte Costüme nicht ganz zu vertilgen. Man hat zwar von diesem Liede mehrere Bearbeitungen, jedoch gebührt der Herder'schen der Vorzug. In der neuesten Zeit fand dasselbe auch hochdeutsch modernisirte Bearbeitung, wobey aber der Geist des Liedes unter seiner Melodie verloren geht. Nr. 2. „Müllers Abschied" aus den „deutschen Liedern für Jung und Alt." Nr. 3. ein gemüthliches Schäferlied aus dem Wunderhorn. Nr. 4. Das herrliche Soldatenlied „der gute Kamerad" von L. Uhland. Ganz geeignet erscheint dazu die marschmäßige Melodie. Nr. 5. Soldatenabschied von Fr. Müller. Auffallend ist dem Ref., wie dieses Lied den poetischen Produkten Schubart's in der neuesten Frankfurter Ausgabe seiner Werke eingereiht werden konnte. Nr. 6. „Die Nonne," ein sehr altes Lied von wehmüthigem Charakter, dessen Melodie ungemein anspricht. Nr. 7. Der bekannte Hebel'sche „Wächterruf." Nr. 8. „Der brave Reitersmann," ein in Schwaben längst einheimisches Lied mit trefflicher Melodie in gehaltenem und festem Ton. Nr. 9. Das zarte und poetische „Mein eigen soll sie seyn." Nr. 10. „Der Jäger und die Nixe." Nr. 11. Das aus dem Wunderhorn bekannte Schlafliedchen: „Schlaf, Kindlein, schlaf," sowohl durch seine kindliche Poesie, als durch seine höchst einfache und gemüthliche Melodie, von eben so einfachen und wohltönenden Akkorden unterstüzt, wodurch das Ganze einen ungemein lieblichen Klang bekommt, der aber auch einen sehr reinen und sanften Vortrag im Gesange erfordert, und endlich: Nr. 12. das herzliche Abschiedsliedchen: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele (Städtchen) naus," das ebenfalls, so wie das vorangehende in Schwaben zu Hause ist, und von dem Volke häufig gesungen wird.

Nicht nur aus dem löblichen Zweck, einen Beytrag zur Veredlung der Volksgesänge und zur lieblichen Erheiterung, besonders jugendlicher, Gesangvereine zu liefern, sondern auch aus der Art und Weise, wie der Verfasser diesen Zweck zu realisiren bemüht ist, erkennt man den eigenthümlichen Werth dieser Sammlung, die als kein planlos gemischtes pot pourri sich darstellt, sondern solche Lieder in sich begreift, welche neben dem nationellen poetischen Gehalt auch durch Einfachheit und Schönheit der musikalischen Composition sich auszeichnen. Mit diesem innern Gehalt verbindet sich auch, soweit die Sammlung bis jezt gediehen ist, Mannigfaltigkeit. Selbst für das Militär ist gut gesorgt, (vergleiche I. Heft 6 und 11. II. Heft 4, 5, 8.)

Für die Fortsetzung dieser Liedersammlung möchten wir übrigens dem Verfasser mehr Rücksicht auf historische Stoffe empfehlen. Namentlich sollten noch mehrere Erzählungen, Schlachtlieder, Romanzen, Legenden ꝛc. aufgenommen werden. Die Seltenheit derselben im Cyklus der alten deutschen Volkslieder würde das Verdienst des fleißigen Sammlers nur noch erhöhen. Indessen lebt z. B. im Munde des Schweizervolkes wohl noch manches Schlachtlied fort, noch manche in's Gebiet der Legende und Romanze einschlagende Dichtung, die im Gesange sich erhalten hat. Ebenso würde für den fortdauernden Reichthum dieser Sammlung gut gesorgt werden können, wenn die Verbreitung derselben, die, so viel Ref. vernommen, in Schwaben, Franken und am Rhein bereits einen glücklichen Fortgang gewonnen, dem Verfasser Gelegenheit verschaffen würde, seine Nachforschungen nach solchem Liederstoff weiter auszudehnen, und auf dem Wege schriftlicher Mittheilung von kundverständigen Freunden des Volksgesanges immer mehr Treffliches und Schönes zu sammeln, was sonst nicht in weiteren Kreisen bekannt werden könnte. —

Nr. 41.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 22. Mai 1827.

Romane.

1) Brambletye-House, or Cavaliers and Roundheads, a Novel. Third Edition. London, 1826. 8. 3 vols.

2) The Tor-Hill. By the Author of Brambletye-House. London, 1826. 3 vols. 8.

Wenige englische Romane (außer denen des „großen Unbekannten," der sich jüngst bey einem Mittagsmale à propos des bottes, wie es scheint, in einen großen Bekannten verwandelte) haben eine so günstige Aufnahme, in England selbst, wie auf dem Continent, gefunden, als Brambletye-House und Torhill. Der Verf., Horace Smith hatte immer nur als Nachahmer einen Namen, indem er zu den Verfassern der Rejected Addresses gehört, eines kleinen Werkes, das die Manieren und den Styl der bekanntesten englischen Schriftsteller nachäffte und seiner Zeit viel Glück machte. In den vorliegenden beyden Romanen hat er seine Laufbahn nicht verlassen: treuer als sein Schatten tritt er in jeden Fußstapfen des Schottischen Romancier's, und gleich dem Schatten schwärzt er nur und verdunkelt das Bild, dessen Umriß er wieder gibt. Vielleicht erklärt diese Schattenseite Smith's zugleich am besten die gute Aufnahme, die ihm ward, da man nicht selten neben den Portrait's von Freunde und Geliebten, und noch häufiger sogar neben den Urbildern selbst, auch ihre Silhouetten aufbewahrt. Die neueste Nr. der Quarterly Review spricht über ihn folgendes Urtheil, das wir nicht anders, als unterschreiben können. *)

Smith's erster Roman, Brambletye-House, ist in Styl und Anordnung, in seiner Grundidee, wie in vielen einzelnen Begebenheiten und Charakteren eine fast sclavische Copie der späteren Produktionen des Verf. von Waverley — denn der Verf. scheint sich bewußt gewesen zu seyn, daß er nicht Kraft genug besaß, um sich an die besseren Vorbilder zu wagen — und in's Besondere von Peveril of the Peak. Es fehlt ihm an allem, was uns als das Zeichen der Originalität und des Genius in den ersten Werken eines Schriftstellers gilt. Er ist außer Stande, das, was er copirt, durch irgend eine vorherrschende Leidenschaft oder die von derselben herbeygeführten Verwicklungen zu modificiren; er trägt kein Leben aus seinem eigenen Geiste darauf über; er zeigt weder Tiefe in den Gedanken, noch Kraft in den Gefühlen. Das Resultat ist demgemäß ein völliger Mangel beydes von Einheit und von Interesse gewesen. Von dieser Geistesarmuth ist die Manier, in welcher die geschichtlichen Umstände und Personen in den Roman eingeführt werden, ein merkwürdiger Beweis; eine Gelegenheit zur Einführung derselben zu suchen, scheint in der That die Hauptbemühung des Verf. gewesen zu seyn. Es scheint, als wenn seine ganze Geschichte nur zu diesem Zweck ersonnen wäre, und doch wäre es eine schwierige Aufgabe, auszumitteln, was sie überall mit der Geschichte zu thun haben.

Der Verf. hat durch fleißiges und wohlbedachtes Durchlesen einiger Memoiren der Zeit entdeckt, daß von Personen vorhanden waren: Cromwell, Milton und Marvell, der Duc de Crequi und Monsieur Mancini, Karl II. und seine Gemahlin, der Herzog von Ormond, der Herzog von Monmouth, Isaac Walton, de Witt, Elias Ashmole, Sir Jonas Moore, Lilly und Booker, die Herzogin von Newcastle, Dr. Wilkins („später Bischof von Chester"), Waller („der Poet") und ein Heer von andern; und Begebenheiten, wie die Pest, der Kropf — geheilt durch die Berührung des Königs, — und das große Feuer in London. Dem zu Folge geht er nun darauf aus, eine Geschichte auszuspinnen, die zur Introduktion aller dieser Dinge und Personen Veranlassung gibt.

In den lezten Jahren von Cromwell's Protectorat kommt eine Abtheilung von des Lord Protector's eigenem Regiment nach Brambletye-House, um Sir John Compton

*) Vergl. Britannia oder Neue Englische Miscellen. redigirt von Dr. Hermes. Jahrg. 1826. Aprilheft.

aufzusuchen und gefangen zu nehmen, der sich in eine Verschwörung zum Sturz des Usurpators eingelassen hat. Sie dringen, in der Abwesenheit von Sir John, ein, ohne Widerstand zu finden. Jocelyn, sein Sohn, ein Knabe von zwölf oder vierzehn Jahren, schießt von dem Musikbalcon des Saales, in welchem die Eindringlinge ihr Mittagsmahl halten, einen Pfeil auf Oberst Lilburn ab; er wird ergriffen und als Gefangener nach London geführt, wo er gerade zur selben Zeit vor den Protector kommt, wo der Duc de Crequi und Monsieur Mancini, die Gesandten Ludwigs XIV. und des Cardinals Mazarin, sich ihm nahen, um ihm zu den Erfolgen der vereinigten englischen und französischen Streitkräfte Glück zu wünschen. Darauf wird der Knabe in eine geräumige und prächtige Bibliothek gebracht, wo er Milton, als lateinischen Sekretär des Protectors, seinem Amanuensis Andreas Marvel dictiren sieht. Mit dem Protector, dem Duc de Crequi und Monsieur Mancini dinirt der Obrist; bey welcher Gelegenheit Dr. Goodwin, der Capellan, das Tischgebet spricht und der berühmte Hugh Peters einen Text der Schrift auslegt; und die glücklichen Fremden werden der Protectorin, ihren Töchtern, den Ladies Faulconbridge und Rich und dem Lieblingskind beyder Eltern, der Lady Claypole, vorgestellt. Sie werden trefflich bewirthet, ein langes Gracias wird von Jeremias White gesprochen und Dr. Goodwin erfreut die Gesellschaft mit einer zweyten Predigt; und darauf versichert Milton, der Psalmgesang sey die schönste Musik, und sezt sich an die Orgel und spielt einen Psalm, den sein Freund Henry Lawes in Musik gesezt hat; und darauf executirt er ein leichteres Stück von der französischen Art aus Matthias Lookes „Consort of Pavans, Ayres, Corants and Sarabands.“ Es wird Befehl gegeben, ein kleines Concert anzuordnen, in welchem Davis Mill und Paul Wheeler, zwey der besten Tonkünstler der Zeit, auftreten und der unvergleichliche Balzar von Lübeck ein Solo auf der Violine spielt. James Quin, der Bassist, wird ausdrücklich verlangt; er ist wohl gefüllt mit Sect und gefällt seiner Hoheit so sehr, daß ihm sein Platz im Collegium der Christkirche wieder versprochen wird, aus welchem er seiner Unmäßigkeit wegen ausgestoßen worden war.

Indeß Oberst Lilburn so unterhalten wird, findet er sich der junge Compton, der in das Gefängniß von Westminster gebracht wird, in Gesellschaft der Quäkerprophetin Hannah Trapnell, und des Fanatikers James Naylor und anderer Galgenvögel. Er entkommt nach Frankreich, geht mit seinem Vater (der durch den Marquis, später Herzog von Ormond gerettet worden ist) zu dem König nach Brügge und hält sich unter Weges einen Tag bey Sir Henry de Vic auf. Sir John Compton wird vom König mit Depeschen an den Herzog von York gesandt, der sich bey der Belagerung von Dunkerken befindet. Zum König zurückkehrend, wird Sir John bey Monheer Gerard Douw eingeführt, dem Maler, „der zu Rom il Pittore Cavalieresco hieß,“ und dem Karl II., durch einen günstigen Zufall, gerade zu Portrait sizt. Darauf wird er auf das Postamt gesandt, um ein Paket Briefe für den König zu holen, unter denen sich einer befindet, der S. Majestät von der Verrätherey von Kapitän Manning in Kenntniß sezt, der später in dem Thor eines festen Schlosses bey Cölln erschossen wird, wohin er als Gefangener gesandt worden war. So endet der erste Band.

Sir John und Jocelyn kommen zu Paris an; und der leztere wird unter die Obhut von Sir Richard Browne gestellt, indeß sein Vater sogleich nach Brügge zurückkehrt. Jocelyn wird in der Akademie von Monsieur du Plaſſis unterrichtet. Bey einem Spaziergange in Luxemburg beleidigt er den Herzog von Anjou, indem er sich des Herzogs von Monmouth in einem Streit annimmt. Mit diesem begleitet er, nach der Restauration, die Königin-Mutter nach London. Er findet seinen Vater, ein altes grabenumgebenes Haus in der Nähe von Bramblette bewohnend, weil seine Güter von einem Schurken von Rundkopf eingenommen sind, und der König, auf seine Bitten um Hülfe, nicht geantwortet hat. Er beschließt daher, selbst an den Hof zu gehen und persönlich die Sache seines Vaters zu betreiben. Er kommt in London an mit Empfehlungsschreiben an Lord Rochester und den König und erreicht seinen Zweck auf dieselbe Weise, wie Julian in Peveril of the Peak; und außerdem erhält er das Amt eines Vicekämmerers bey der Königin. Hier wird er ein Bekannter, oder ist in der Gesellschaft, oder hört Geschichten erzählen von Lady Castlemain, dem Herzog von Buckingham, Lord Ashley, Sir Thomas Killigrew, Lord Lauderdale, ꝛc. ꝛc. Die Königin ist unwillig über die Aufführung ihres königlichen Gemahls; und Jocelyn, der die Beleidigungen, welchen seine Herrin ausgesezt ist, zu stark fühlt, wird in ein Duell mit Bagot verwickelt, einem von des Königs Mundschenken, worin der leztere gefährlich verwundet wird. Durch Hülfe der Königin entgeht Compton der Gefangennehmung; verfolgt, bekommt er von Isaac Walton, dem Verf. des „vollkommenen Anglers,“ der zum Glück gerade im Fluß Lea fischt, die Verkleidung eines Fischers, bis die Gerichtsdiener vorüber sind. Er entflieht nach Holland und erhält gastliche Aufnahme bey Monheer Adrian Berenning, einem der Bürgermeister von Rotterdam, in dessen Tochter Constantia er dieselbe Lady entdeckt, in deren schwarze Augen er sich vor einiger Zeit bey einem Carroussel zu Paris verliebt hat. Aber man hält ihn für einen englischen Spion; er muß daher Rotterdam verlassen und wird in einer traurigen Behausung am Rhein

untergebracht, wo Valentin Walton, einer der Königsmörder, sich unter dem Namen Strickland, verborgen hält und mehrere Streiche von Somnambulism und Hypochondrie ausführt — zur Beunruhigung der Familie und zum Schreck unsers Helden. Aber Walton hat eine Tochter, Julia, deren Reize den von ihrer Freundin auf Jocelyn's erregbares Herz gemachten Eindruck verwischen. Ein Brief von Hofe unterrichtet ihn indeß, daß er ohne Gefahr nach England zurückkehren kann; und so endet der zweyte Band.

(Der Beschluß folgt.)

Dichtkunst.

Die Poesie der Troubadours. Nach gedruckten und handschriftlichen Werken derselben, dargestellt von Friedrich Diez, außerord. Professor an der königl. preußischen Rheinuniversität. Zwickau, im Verlag der Gebrüder Schumann, 1826.

(Beschluß.)

Im fünften Abschnitt wird das **Verhältniß der provencalischen zur auswärtigen Literatur** erörtert, und zwar zuerst ihr Verhältniß zur nordfranzösischen Poesie. „In Frankreich beginnt die Dichtkunst mit der erzählenden Gattung, dem Roman und dem Fabliau; daß man auch das Lied kannte, bedarf keines Beweises; allein seine Form war einfach; eine eigentliche lyrische Kunst fand in der normannischen Poesie nicht statt, also auch keine Hofpoesie im provencalischen Sinne. — Erst zu Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts erscheint das Kunstlied auch in Frankreich, und diese altfranzösische Lyrik, wie sie sich seitdem entfaltet hat, ist ein vollständiges Gegenstück zur provencalischen. — Die Mittheilung konnte bey der vielfältigen Berührung zwischen Nord- und Südfrankreich mit Leichtigkeit geschehen. — Die französische Lyrik ist indessen keine reine Wiederholung der provencalischen. Jene hat niemals die Höhe der letztern erreicht; sie ist im Ganzen ein farbloser Wiederschein derselben, eine herabgestimmte Wiederholung ohne höhere Eigenthümlichkeit.“ Umgekehrt findet sich keine Einwirkung der nordfranzösischen Poesie auf die provencalische, außer in der erzählenden Gattung.

Mit den schwäbischen Minnesängern haben die Provencalen viele Aehnlichkeit. Dennoch ist die Poesie bey allen beyden durchaus ursprünglich. Schon die deutschen Kunstausdrücke und ganz eigenthümlichen Formen beweisen, daß die schwäbische Minnepoesie sich keineswegs nach der provencalischen gebildet, sondern ursprünglich aus der deutschen Nation selbst hervorgegangen ist. Allerdings finden wir manche Spuren, daß die provencalischen Troubadours den deutschen Sängern nicht unbekannt waren, daß sie sogar zuweilen von denselben nachgeahmt und frey übersetzt wurden. Dieß war bey der Art und Weise der Deutschen, sich um alles Fremde zu bekümmern, und bey der Berührung, in welche sie auf Ritter- und Kreuzzügen mit den Fremden kamen, sehr natürlich, entscheidet aber nichts gegen die Ursprünglichkeit und Eigenthümlichkeit der deutschen Minnepoesie, die aus allen andern Umständen unumstößlich erwiesen ist. Wenn aber wirklich einige deutsche Minnesänger die Provencalen kannten, schätzten und nachahmten, so wurde ihnen diese Theilnahme doch von den Provencalen nie erwiedert. Diese waren zu stolz, sich mit den Deutschen zu befassen, und welche Ansicht sie von denselben hatten, beweisen die Verse des Peire Vidal:

Alamans trob deschauzits e vilens
E quan neguns se feing d'esser cortes,
Ira mortals e dols et enois es,
E lor palars sembla lairar de cans,
Perqu'ieu no voill' esser seigner de Friza,
C'auzis tot jorn lo glai dels enoios.

d. i. Die Deutschen finde ich roh und gemein, und wenn einer sich einbildet, höflich zu seyn, so ist dieß zum Sterben; und ihre Rede gleicht dem Gebell der Hunde; daher möchte ich nicht Herr von Friesland seyn, da ich stets das Gekreisch der Leidigen hören müßte.

Die altitalienische Poesie bildete sich ursprünglich in Sicilien und namentlich am Hofe Kaiser Friedrichs II. aus. Ihr Charakter ist dadurch bezeichnet, daß etwas vom klassischen Alterthum darin nachklang und daß die scholastische Philosophie einigermaßen darauf einwirkte. Da indeß Italien mit den Normannen und Provencalen in mannigfaltige Berührung kam, so übten die erstern auf die epische, die letztern auf die lyrische Poesie der Italiener bald den Einfluß, den eine ausgebildete Poesie immer auf eine noch rohere zu üben pflegt. Die kleinen Fürsten Oberitaliens nahmen die Troubadours aus der Provence gern an ihren Höfen auf, und die Provencalen fanden in dem schönen Nachbarlande eine neue und behagliche Heimath. Daher finden wir auch mehrere und bedeutende Troubadours italienischen Ursprungs, unter welchen Bartolome Zorgi, Bonifaci Calvo, Lanfranc Cigala, Sordel und unter den Großen der Markgraf Albert von Malaspina die bekanntesten sind.

Den Schluß dieses gehaltreichen Werkes macht eine Abhandlung über die provencalische **Sprache**. In einer lichtvollen Darstellung macht der Verfasser zuerst auf einen historischen Unterschied der Sprachen aufmerksam. Er unterscheidet ältere Flexionssprachen, die gleich der latei-

nischen die verschiedenen Begriffsverhältnisse mittelst der Flexion an einem einzigen Worte bezeichnet. Diese Flexionssprachen schleifen sich aber durch langen Gebrauch allmählich ab. Die streng abgemessenen Flexionssylben, besonders am Schluß eines Worts, werden verschlungen, zusammengedrückt, bald ganz fallen gelassen. So bleibt z. B. von dem lateinischen Worte corpus und allen verschiedenen Flexionen desselben in der Deklination, am Ende nur das einsylbige corps übrig, wie es die Franzosen jezt gebrauchen. Da nun aber die verschiedenen Begriffsverhältnisse, die früher durch die Flexion im Casus ausgedrückt wurden, nicht unbezeichnet gelassen werden durften, so mußte die Sprache zu Hülfswörtern, dem Artikel und der Präposition greifen. Auf diese anschauliche Weise haben sich aus allen ältern Flexionssprachen die neueren Sprachen, die überall Hülfswörter gebrauchen, allmählich gebildet. Die provencalische Sprache nun steht in der Mitte dieser Umwandlung und dient, den allmählichen Uebergang zu bezeichnen. Sie hat noch vieles vom lateinischen, aber auch schon vieles von den neuen Hülfswörtern. Sie hat noch nicht alle Flexionsendungen abgeschliffen oder ausgestoßen, aber sie drängt dieselben durch Syncope oder Apocope gegen die Stammsylbe hin zusammen. So entstanden aus dominus und hominem allmählich domnes und homne. Da nun auf diese Weise die Quantität der lateinischen Wörter verloren ging, blieb nur der lateinische Accent übrig, und dieser herrscht streng und allein in der provencalischen Sprache vor. Weil aber die Accentsylbe einmal den Ton hatte, so schleiften sich die tonlosen Endsylben allmählich vollends ab, und so wurde aus domnes und homne endlich dons und hom, nur die Tonsylbe blieb übrig. Durch jene Zusammenziehung der Flexionssylben entstand natürlicherweise eine gewisse Härte in der provencalischen Sprache. Indem die tonlosen Vocale ausgestoßen und nur die Consonanten zusammengerückt wurden, häuften sich diese am Ende des Worts, bis auch sie später größtentheils weggelassen wurden. Zum Ersatz der verlorenen Flexionen nahm die provencalische, gleich allen Tochtersprachen des Lateinischen, das Pronomen ille als Artikel, und die Präpositionen de und a auf.

Man muß indeß drey ursprüngliche Hauptmundarten der romanischen Sprachen unterscheiden, wie sie sich aus der lateinischen entwickelt haben, die italische, gallische, die auch im Nordosten von Spanien herrschte, und die hispanische. Die italische zeichnete sich schon früh durch die eigenthümliche Weichheit ihrer Formen aus, die nur Vocalendungen duldet und daher nur die Consonanten ausstößt, die Vocale aber vom Lateinischen behält. Sie steht in einem Gegensatz gegen die gallische, die umgekehrt die Vocale ausstößt und die Consonanten beybehält. Die hispanische hielt wahrscheinlich die Mitte zwischen beyden, wie die Betrachtung des spätern Castilianischen lehrt denn für die frühern Sprachdenkmale fehlt es an Urkunden. Die gallische Sprache nun, auf die es hier vorzüglich ankommt, unterscheidet sich schon vor dem Einfall der Normannen in eine südliche, provencalische oder limosische, und in eine nordfranzösische Mundart. Ein charakteristisches Zeichen dieser Unterschiede war der Vocal o, welchen die Provencalen vom Lateinischen beybehielten, die Nordfranzosen aber in u verwandelten, und das t in der dritten Person des Verbums, welches jene ausstießen, diese aber behielten. Diese Abweichung entdeckt man schon im neunten Jahrhundert. Mit Recht bemerkt der Verfasser zum Schluß: „Ohne Zweifel würde man die Volksmundarten früher als Schriftsprachen gebraucht und gepflegt haben, wenn ihnen nicht zwey andere Sprachen höheren Ranges im Wege gestanden hätten: die lateinische, als Sprache des Staats, der Kirche und der Wissenschaft, und die deutsche, welche von den romanischen Sängern noch Jahrhunderte nach Eroberung des weströmischen Reiches festgehalten ward.“

Hinter dem Werk sind als Anhang einige provencalische Lieder zur Probe abgedruckt. Es wäre zu wünschen gewesen, daß statt derselben ein ganzer Probeband mit beygefügter Uebersetzung dem deutschen Publikum eine nähere Kenntniß der besprochenen Poesie eröffnet hätte. Das Aeußere des Werks ist sehr anständig.

Geschichte.

Jahrbücher der neuesten Geschichte (1815 bis 1825) von Gustav Wilhelm Hugo, landständischem Archivar in Karlsruhe. Hamburg bey Fr. Perthes. 1826.

Ein recht nützliches empfehlenswerthes Buch. Es enthält zwar nichts, als eine kalendermäßige Aufreihung von Jahres-, Monats- und Tageszahlen, mit beygefügten kurzen Notizen, was unter jedem Datum geschehen ist. Aber eben eine solche chronologische Uebersicht des Interessantesten aus der jüngsten Zeit ist etwas sehr dankbares, und gewiß ein Bedürfniß aller, die sich nicht gänzlich der Tagespolitik entfremden. Gerade über die Data der jüngstverflossenen Zeit ist man oft am unklarsten, da man noch keine Compendien dafür hat, und es äußerst mühevoll ist, immer erst in den Zeitungen nachsuchen zu müssen. Das Einzige, was man von einem Werk, wie das vorliegende, verlangen kann, ist Genauigkeit in den Daten und Vollständigkeit. Beydes hat der Verfasser, so weit es ihm möglich war, geleistet.

Nr. 42.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 25. Mai 1827.

Romane.

1) Brambletye-House, or Cavaliers and Round-heads, a Novel. Third Edition. London, 1826. 8. 3 vols.

2) The Tor-Hill. By the Author of Brambletye-House. London, 1826. 3 vols. 8.

(Beſchluß.)

Beverning, der zu der republikaniſchen Parthey gehört, welche mit ihrem Haupt, dem berühmten Penſionär de Witt geſtürzt wird, ſieht ſich genöthigt nach England auszuwandern, wo er mit mehreren berühmten Gelehrten zuſammengeführt wird und nicht lange darauf am Fleckfieber ſtirbt. — — Jocelyn kehrt in einem Fiſcherboot nach England zurück, wird deßhalb für einen Spion gehalten und an Bord des Royal Charles vor den Herzog von York gebracht. „Zur Zeit als Jocelyn die Leiter des Royal Charles heraufſtieg, ſtand ſein erlauchter Commandeur auf dem Verdeck, umgeben von dem Earl von Falmouth, Mr. Boyle und Lord Muſterry, von denen der letztere glücklicher Weiſe (fortunately!) unſern Helden perſönlich kannte und ſich mit Freuden für ſeine Identität verbürgte.“ Er kommt in London an zur Zeit der Peſt, wird angeſteckt und nur durch die glückliche Dazwiſchenkunft von Fräulein Conſtantia vor der Gefahr gerettet, von einer unmenſchlichen Krankenwärterin erſtickt zu werden. Er findet günſtige Aufnahme bey Hofe, wird vertraut mit dem Herzog von Buckingham, Lord Rocheſter und dem Herzog von Monmouth ꝛc., und ſtürzt ſich mit der Unwiſſenheit und dem Eifer eines Neulings in alle Ausſchweifungen jener Tage. Auf einer ſeiner Excurſionen findet er Milton, jetzt im Elend, der eben eine Stelle aus dem zwölften Buch von Paradise lost dictirt und ſeine beyden Töchter. Auf einer andern ſieht er ein Volksgedränge vor den Thüren des Palaſtes; er hört, daß der König im Begriff iſt, (durch Berührung mit ſeiner Hand — nach einem alten Aberglauben) Kröpfe zu heilen, und da er dieſe Ceremonie noch nicht geſehen hat, ſo miſcht er ſich unter die Zuſchauer und verhilft uns dadurch zu einer Beſchreibung derſelben. Nun folgt das Feuer von London. Aus einem der brennenden Häuſer rettet Jocelyn Julia Strickland, die nach einer Entführung und mehreren anderen Unfällen, als dem Gericht über ihren vermeinten Vater Valentin Walton und einer Verhaftung Jocelyn's, auf Verdacht der Theilnahme an einer Verſchwörung, als eine in ihrer Jugend verlorene Verwandte des letztern erkannt und glücklich mit ihm verheirathet wird. Die unintereſſirte Conſtantia Beverning tritt ihnen ihr ganzes Vermögen ab und nimmt den Schleyer. Und damit endet das Buch.

Wir beſorgen, daß wir die Geduld unſerer Leſer, indem wir ſie mit den Hauptzügen dieſes Romans bekannt machen wollten, in der That zu hoch geſpannt haben; aber wir waren bemüht, dem Verf. — ſelbſt auf die Gefahr der Langweiligkeit hin — Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, indem wir ſeine gewiß originelle Manier, hiſtoriſche Perſonen und Ereigniſſe einzuführen, darlegten. In ſeinem Beſtreben, den Schottiſchen Dichter zu übertreffen, hat er das vornehmſte Verdienſt deſſelben völlig verkannt. Dieß liegt — weit entfernt ausſchließlich aus antiquariſcher Gelehrſamkeit zu beſtehen — in ſeiner poetiſchen Kraft, die Alles, was ſie ergreift, der Flamme gleich, in ihre eigene Subſtanz verwandelt. Der Ueberfluß von gelehrten Materialien iſt ſelten ein Zeichen des Reichthums, ſondern nur des Mangels an Geſchmack und häufig der Dürftigkeit des gewöhnlichen Wiſſens, die ihre Freude über einen außerordentlichen Erwerb nicht verbergen kann. Die hiſtoriſchen Materialien, die Smith geſammelt hat, ſind ſichtlich in Haſt zuſammengehäuft, dem Intereſſe des Stücks fremd und nicht im geringſten mit der Entwickelung deſſelben verbunden. Alles, was in Brambletye-House geſchieht, geſchieht zufällig; ſtatt Verknüpfung iſt überall nur mechaniſche Nebeneinanderſtellung. Auf dieſe Weiſe wird nicht einmal wahre Kenntniß der Zeit erworben. Alle, welche ſich die Mühe nehmen wollen, können ſich ſelbſt in Beſitz der antiquariſchen Facta ſetzen; aber der Verf. eines Romans unternimmt etwas mehr, als alte Dokumente ab-

zuſchreiben oder (und dieß iſt alles, was Smith gethan hat) eine Memoirenſammlung zu plündern. Er muß über den Buchſtaben, der tödtet, hinausgehen und uns den Geiſt geben, der belebt. Die Perſonen, die in dieſen Berichten bloß als Namen exiſtiren, müſſen in ſeinem Werk als Individuen leben. Und eben ſo die Begebenheiten. Es iſt nicht genug, dieſe aus irgend einer allgemeinen Beſchreibung auszuziehen und in dem Style eines Zeitungs-Artikels zu detailiren; ſondern ſie müſſen von der Phantaſie mit Fleiſch und Bein bekleidet und plaſtiſch und lebendig dargeſtellt werden. Wir würden dem Verf. empfehlen, zu ſehen, wie Dryden und Wilſon das Feuer von London und die Peſt behandelt haben, und ihre reichen poetiſchen Gemälde mit ſeinen proſaiſchen und zurückſtoßenden Wirthshausſchildern zu vergleichen. Der Dichter beſizt die Kunſt, ſelbſt das Grauſenhafte anziehend, bezaubernd zu machen; nichts gleicht dem Ekel, der uns erfüllt, wenn wir Mr. Smith's Beſchreibung der Peſt leſen.

Alle dieſe Fehler gehen aus der Armuth der Phantaſie des Verf. hervor. Seine Geſchichte iſt — wie man leicht finden kann — in allen weſentlichen Theilen dieſelbe mit der von Peveril of the Peak. Der Grund und Boden, auf dem ſie ſpielt, iſt in beyden der Anſpruch eines Rundkopfes (Presbyterianers) auf die Güter eines Cavaliers (Royaliſten); und einige der einzelnen Vorfälle ſind dieſelben. Die Art, wie Lord Rocheſter Jocelyn einführt, iſt copirt von der, die Fenella zur Einführung Julian's bey Karl II. wählt; und die Urſache, welche für dieſe Art der Einführung angegeben wird, iſt bey beyden dieſelbe: Die Unempfindlichkeit des Monarchen gegen alles, was ihn nicht durch unerwartetes plözliches Hervortreten, oder Seltenheit überraſcht. Die Art, wie Jocelyn durch Conſtantia's Vermittlung aus dem Towerboot gerettet wird, iſt dieſelbe, die Fenella zur Befreyung Julian's auf ſeinem Wege zum Tower vorſchlägt. Die Gattungen der auftretenden Charaktere ſind gleichfalls dieſelben, mit denen in dem älteren Roman; und unglücklicher Weiſe ſind auch mehrere der Individuen dieſelben. Smith's Portrait von Karl II. ſteht dem ſeines Meiſters kläglich nach, und ſein Rocheſter iſt nur eine affectirte Karrikatur von Scott's Buckingham. Beyde, Julian und Jocelyn, werden zu dem Lever ihrer reſpectiven Patrone eingeführt, das ziemlich ſpät am Tage vor ſich geht, und aus derſelben Art Leute zuſammengeſezt iſt. Jocelyn ſelbſt wollen wir gern dem Verf. als ſeine eigene Creatur zugeſtehen. Er iſt ohne eine einzige Tugend, wenn wir die des perſönlichen Muthes ausnehmen; welche, wie Dryden ſagt, „zum beſten eine Fevertagsart Tugend iſt, ſelten auszuüben und niemals, wenn nicht die Noth dringt; — Gefälligkeit, Milde, Zärtlichkeit und Gutmüthigkeit ſind von täglichem Gebrauch; ſie ſind das tägliche Brod der Menſchen und der Stab des Lebens.“

Charakteriſtiſch iſt auch die Wahl der Gegenſtände der beyden Auctoren. Der eine iſt zufrieden mit einem Bruch der königlichen Amneſtie und Titus Oate's Verſchwörungen, welche Erfindung fordern, wenn ſie intereſſant gemacht werden ſollen; der andere begnügt ſich mit nicht wenigerem, als der Peſt und dem Feuer von London, welches Gegenſtände ſind, die in guten Händen alles für ſich ſelbſt thun, aber einen ſchwachen Kopf durch ihre Großartigkeit überwältigen — wie dieß in dem vor uns liegenden Werk der Fall geweſen iſt.

Torbill iſt eine noch viel untergeordnetere Produktion, als Brambletye-Houſe, aber gerade in derſelben Manier geſchrieben. Der Verf. iſt ein Nachahmer, kein Künſtler; er iſt ein Maurer, kein Architect, — er iſt ein bloßer literariſcher Handwerker, der nicht im Stande iſt ſelbſt einen Plan zu entwerfen und nur die einzelnen Theile nach einer Anordnung oder einem Muſter zuſammenſezte. Wir können dieſe zweyte Zuſammenſetzung nicht auf dieſelbe Art auseinanderlegen, wie wir es mit der erſten gethan haben; es iſt uns genug, zu ſagen, daß die hiſtoriſchen Charaktere und Begegniſſe eben ſo zufällig in ihrer Einführung ſind, wie in dem früheren Roman, daß ſie eben ſo wenig Einfluß auf das Intereſſe der Erzählung haben, und eben ſo wenig Verbindung mit der Anordnung des Ganzen. Es iſt vielleicht mehr Auswahl beobachtet worden, — ſie ſind nicht in ſolche Haufen übereinandergeworfen worden, wie bey jener früheren Gelegenheit; aber ſie ſind eben ſo unnüz und müßig und charakteriſiren eben ſo wenig die Zeit, in welche die Handlung verlegt wird. Alles was geſchieht, hätte eben ſo gut zu jeder anderen Zeit geſchehen können, wir haben bloß das Wort des Verf., daß die Dinge ſo waren, aber wir ſehen keine Nothwendigkeit davon. Wir haben die Namen von Heinrich VIII., Anna Boleyn, Cardinal Wolſey und ein Portrait in Lebensgröße von dem poëta laureatus Skelton; aber alles, was ſie thun oder ſagen, gibt uns im Geringſten keine klarere Vorſtellung von den Ereigniſſen oder Motiven der Reformation, als wir zuvor hatten; Ja, wenn wir unſere Kenntniß aus dieſem Roman allein ſchöpfen müßten, würden wir ganz und gar keine Vorſtellung von ihrem Charakter erhalten. — Unter jedem ſeiner Hauptcharaktere iſt der Verf. zuſammengebrochen; und die untergeordneteren ſind nicht von der Art, daß ſie ihn weit auf ſeiner Reiſe hätten fördern können, ſie verlaſſen daher ihn und den Leſer meiſt ſchon am Ende des erſten Bandes.

Der erſte Charakter iſt Sir Giles Hungerford, eine „zornmüthige“ Perſonage, die, von der 8ten Seite des erſten Bandes, in einem der Gefechte von Calais erſchlagen wird, und bis zu ſeinem ſeligen Ende, es nicht zu-

geben kann, daß er an einer Pfeilwunde ſterben ſoll, die er in das Geſicht bekommen hat; Popns Dudley, ſein Neffe und Knappe, dem er ſeinen lezten Brief an den Vormund ſeines Sohnes, Cecil Hungerford, anvertraut, iſt ein bloßes Inſtrument, um die Geſchichte weiter zu ſpinnen, dem es daher unzweckmäßig geweſen wäre irgend einen beſtimmten Charakter zu geben. Von Pierre, ſeinem Diener, iſt der Humor (wie Ben Jonſon ſagen würde), daß er nach Belieben Engländer oder Franzoſe iſt, wie es der Gelegenheit dient: „ſtolz, ein brittiſcher Unterthan zu ſeyn, ſo oft Vortheil oder Ehre mit dieſem Titel verknüpft war, während er bey jeder andern Gelegenheit, wo der Franzoſe die Palme davon trug, beſorgt war, einen Antheil an dieſer Auszeichnung anzuſprechen, indem er ſie zu ſeinen Landsleuten annahm.“ Obgleich der Burſch zwey Heimathen hat, führt er doch bloß einen Spaß im Munde. Wenn er den Weg nach Wokey Hole verfehlt und ſein Herr ihm Vorwürfe über die luſtige Laune macht, die er dabey zeigt, ſo antwortet er: „Pardi, Monsieur, wir lachen immer über ſolche Dinge in Frankreich.“ Wenn er jede Verwandtſchaft mit einigen barbariſchen Bergleuten ablehnen will; ſo ruft er aus: „Morbleu, wir haben keine ſolche Wilden in Frankreich!“ Wenn er die wunderbare Conſtruktion der Höle: Wokey-Höle in Somerſetſhire anſtaunt, ſo bemerkt er: „Pardi, ſie haben nichts ſo Wundervolles in Frankreich!“ — und ſo geht es fort bis zu Ende der Geſchichte des Tölpels. — Etwas beſſer gehalten ſind die Charakter von dem Schenkwirth Sil Faucil und dem Mönch Frank, ſo wie der von Sir John Dudley; aber keiner derſelben hat Verdienſt oder Wichtigkeit genug, dem Werk einen Ton zu geben.

Die Hauptcharaktere ſind, wie wir geſagt haben, dem Verf. zu viel geweſen. Zuerſt haben wir Sir Lionel Fitzmaurice, den Vormund von Cecil Hungerford, den er ohne alle Erziehung aufwachſen läßt und der Vernunft berauben will, um ſich ſelbſt ſeine Güte zuzueignen. An dieſem Charakter hat Smith ſeine ganze Kraft verſucht; aber eben dadurch hat er am deutlichſten gezeigt, wie unzulänglich dieſelbe iſt. Er möchte den Leſer gern jeder Zeit in Schreck ſezen, ſo oft nur der Name Sir Lionel geſchrieben wird. Wir ſollen glauben, daß er im Beſiz übernatürlicher Gewalt, in einem Bündniß mit dem Böſen ſteht; er hat die ausſchließliche Controlle über „den Markt der Meineide,“ bemächtigt ſich durch legale Proceſſe der Beſitzungen ſeiner Nachbarn und iſt, um das Ganze zu vollenden, ſeiner Frau untreu und ein Bigamiſt. Dieß ſind, wie es ſcheint, Elemente genug, um eine Wirkung hervorzubringen; und doch hat der Verf. die Situationen ſo anzulegen gewußt, daß es ihm auch nicht in einem einzigen Fall gelingt, die geringſte Bewegung zu erregen. — Die Tochter dieſer fürchterlichen Perſonage iſt hochmüthig, glänzend und frey, aber wir werden weder in Furcht geſezt durch ihren Stolz, noch geblendet von ihrer Schönheit, noch begeiſtert von ihrem Geiſt. Cecil Hungerford iſt ein Knabe von zartem Körper und krankem Geiſt; aber außerdem iſt er noch — unnatürlich und unverſtändlich. Er iſt die poetiſche Perſon des Stücks, ſo weit der Verf. poetiſch ſchreiben kann, und obgleich ohne alle Erziehung muß er doch die beſten Dinge in dem beſten Styl ſagen, der dem Verf. zu Gebot ſteht. Er ruft aus: „Leben iſt nur ein Funke, der dies Dunkel der Unendlichkeiten vor und nach der Geburt ſcheidet; aber dahin ſchwindend, wie er iſt, o, möchte doch der meinige ruhiger verlöſchen!“ Die Sonne nennt er, bey einer Verfinſterung derſelben, „das Centralauge Gottes, mit geſchloſſenem Augenliede!“ Alle dieſe Sentiments, ſind völlig außer ihrer Art, unnatürlich und unmöglich.

Wir haben die Erwähnung der einzigen erträglichen Perſon im Buche bis zulezt aufgeſpart, dieſe iſt die Gemahlin von Sir Lionel Fitzmaurice. So wenig ſie auch zu dem Charakter ihres Gemahls paßt, und obgleich ſie ſichtlich nur dazu eingeführt iſt, des Verf. Kenntniſſe in der Kochkunſt der Zeit zu zeigen; ſo zeichnet ſie ſich doch unter allen übrigen als das einzige Weſen aus, das natürlich aufgefaßt und mit einigem geſunden Menſchenverſtande ausgeführt iſt.

Der Hauptmangel dieſer Bände iſt der an allem dramatiſchen Intereſſe. Statt die Handlung vor unſern Augen, wie auf einer Schaubühne vorübergehen und die Acteurs ſelbſt ſprechen zu laſſen, ſchreibt der Verf. beſtändig in eigener Perſon und erzählt und berichtet. Dieß iſt das wahre Geheimniß der Wirkungsloſigkeit ſeines Hauptheldeu. Der Verf. ſagt uns: er ſey eine ſehr thätige Perſon — er ſagt uns, daß ſeine Machinationen überall hinwirken — er ſagt uns, ſeine eheliche Untreue ſey abſcheulich. Alles dieß wird geſagt, aber nichts gethan. Sir Lionel thut in der That nicht das Geringſte. Er hat durch alle drey Bände keine Zuſammenkunft mit der Maitreſſe, die er, wie wir hören, in einem ſeiner Schlöſſer unterhält. So viel der Leſer ſieht, kommt er kaum ein Mal aus Torhouſe heraus und ſelten aus einem beſtimmten Gemach darin. Mehrere Handlungen geſchehen in den drey Bänden, mit welchen Sir Lionel ſichtlich nichts zu thun hat, und in denen wir ihn kaum für intereſſirt halten würden, wenn wir nicht auf den lezten Seiten des leiten Bandes von einem Vater Barnabas, der früher nur ein einziges Mal bey einer unbedeutenden Veranlaſſung vorgekommen war und von deſſen Verbindung mit Sir Lionel wir zuvor nicht den leiſeſten Wink bekommen haben, unterrichtet würden, daß er der Hauptagent des Ritters geweſen ſey und auf ſeinen Befehl alle die verſchiedenen Streiche geſpielt habe, die ſo viel Unglück veranlaßt hätten. Wir können indeß Vater Bar-

nabas keinen Glauben beymessen. Wir haben genug von Sir Lionel gehört und ihn häufig in Torhouse gesehen; aber nie haben wir davon gehört, daß Vater Barnabas mit ihm, oder irgend Jemand Anderem etwas zu thun habe; und wir sind gewiß, daß wir nie die beyden Herren bey einander gesehen haben. Ueberdieß wissen wir weiter nichts von Vater Barnabas; seinem eigenen Geständniß nach ist er ein schlechter Bursch, und deßhalb können wir seinen Aussagen unmöglich glauben. Aber wir mögen ihm glauben, oder nicht, seine Aussage kommt zu spät; die Jury ist bereits eingeschlossen, und die Geschwornen haben keine Lust sich durch neue Zeugen stören zu lassen, da sie ihre Schlafmützen bereits aufhaben.

Mr. Smith ist eben so schwach in dramatischer Sprache, als dramatischer Handlung; sein Dialog hat kein Feuer, kein Leben; er ist steif und geistlos. Von seiner poetischen Diktion wollen wir zur Probe eine der Stanzen geben, die er verfaßt hat, um sie als Motto's über seine Capitel zu setzen:

Niemand hält diesem Schwerdte Stand,
Geführt von unbarmherz'ger Hand,
Gewöhnt an tragische
Mordthaten; denn er ist gewirbt
Mit Talisman's, das Schwerdt gefeit
Durch Sprüche, magische *)

Sapienti sat, und wir glauben, für dießmal, aller Welt.

---

*) None can that fatal sword withstand;
'T is wielded by a ruthless hand,
Inured to tragic
Deeds of blood; 't is said, he's armed
With talismans, his weapon's charmed
By rites of magic.

Unsere Ueberseyung übertrifft, unserer bescheidenen Meynung nach, noch bey weitem das Original.

Geschichte.

Geschichte der Jungfrau von Orleans, nach authentischen Urkunden und dem französischen Werke des Herrn Le Brun de Charmettes, von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Zwey Theile. Berlin in der Schlesinger'schen Buch- und Musik-Handlung, 1826.

Unter den neuern Schriften des unermüdlichen Fouqué ist die vorliegende gewiß die beste, obgleich sie nicht ganz sein eigenes Geisteswerk ist. Die Geschichte der Jungfrau von Orleans dürfte man noch mit Vergnügen lesen, wenn man gewisse Quelangurromane und Maudragoranovellen vergessen haben wird. Wozu auch eine längst erschöpfte Phantasie noch anstrengen wollen, um kümmerliche Dichtungen zu erzeugen, da die Geschichte selbst der romantischen Wunder genug darbietet, die nur noch nicht würdig genug geschildert sind. Fouqué hat durch seine lebenvolle warme Auffassung der noch immer ziemlich verwahrlosten Geschichte der Jungfrau von Orleans einen Dienst erwiesen, den sie ihm selbst wieder reichlich vergilt; denn es ist ein höchst dankbarer Stoff. Man denke sich unter dieser authentischen und diplomatischen Geschichtserzählung ja nichts Trockenes. Sie ist von Anfang bis zu Ende so anziehend, wie der beste Roman. Jeanne d'Arc war wirklich ein so wundervolles, heiliges Wesen, daß ihr Bild durch eine treue Darstellung nach ächten Quellen nur gewinnen kann. Man muß diese Darstellung nur nicht mit den Verläumdungen ihrer früheren und späteren Verfolger und Spötter verwechseln. Von diesen wird die Jungfrau hier, nicht wie es Schiller gethan hat, kraft einer nur poetischen Autorität, sondern durch das Zeugniß der Geschichte selbst gereinigt; aber das gereinigte Bild in seiner einfachen historischen Wahrheit ist immer noch erhaben genug, um Schillers Ideal an die Seite gestellt werden zu dürfen. Vielleicht hätte Schiller, wenn er die Quellen so genau gekannt hätte, noch manchen zarten Zug zu seinem Bilde benutzt, und manche willkürliche Veränderung, die er sich erlaubt hat, lieber fallen lassen, um der Geschichte völlig getreu auch so die erhabenste Unschuld darzustellen. Vieles von den Schicksalen der Jungfrau, was bisher einer poetischen Darstellung unfähig schien, wird hier in einem Lichte gezeigt, worin es sehr poetisch erscheint. Vielleicht aber dürfte der historische Roman sich besser als das Trauerspiel eignen, jeden eigenthümlichen Zug des historischen Bildes aufzufassen.

Die Bearbeitung Fouqué's ersetzt uns diesen Roman. Er faßt, theils von seinem Herzen und Geschmack geleitet, theils von der dem Gegenstand selbst innwohnenden Poesie fortgerissen, vorzugsweise das Romantische, Wunderbare, Mystische in der Geschichte der Jungfrau auf, und läßt sich nichts entgehen, was zur romantischen Wirkung des Ganzen irgend beytragen kann. Geflissentlich nimmt er alle örtlichen Volkssagen, die mit der Jungfrau in einer nähern oder entferntern Beziehung stehen, neben den geschichtlichen Zeugnissen in seine Darstellung auf, und selbst im Ton des Ganzen läßt er etwas poetisches vorherrschen. Er bedient sich so oft als möglich der eigenen Worte der alterthümlichen Quellen, und besonders derer, die einen unbedingten treuherzigen Glauben an die Heiligkeit des Mädchens aussprechen. Für die historische Treue bürgt die Angabe der Quellen, die Berücksichtigung und diplomatische Widerlegung der bekannten Verläumdungen, und endlich eine gewisse innere Wahrheit und Consequenz in allen angegebenen Thatsachen.

Nr. 43.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 29. Mai 1827.

Dichtkunst.

Iwein der Riter mit dem Lewen, getihtet von dem Hern Hartman Dienstman ze Ouwe. Herausgegeben von G. F. Benecke und K. Lachmann. Berlin. Gedruckt und verlegt bey G. Reimer. 1827. (420 S.)

Unter den deutschen Gedichten, welche aus dem Mittelalter auf uns gekommen sind, ist der Iwein Hartman's von Aue eines der schönsten und lieblichsten. So klar und anspruchlos ist die Sprache in demselben, so anmuthig und naiv die Erzählung, daß selbst unsere besten Dichterwerke dieser Gattung es nicht übertreffen. Und wenn auch Walthers von der Vogelweide Lieder sinnvoller und zarter als Hartman's sind, und einen höhern poetischen Werth besitzen, auch unser Dichter eben so wenig die lyrische Fülle und Tiefe der Empfindung Wolfram's von Eschenbach erreicht, so macht ihm dagegen kein Dichter seinen Rang als besten Erzähler streitig. Diese behagliche Breite, diese sinnigen Betrachtungen, die er häufig, doch nie am unrechten Ort seiner Erzählung einmischt, und in denen sich die Gemüthlichkeit ihres Verfassers so treu abspiegelt, geben dem Ganzen jene eigenthümliche Farbe und einen hohen Reiz, den jeder für das Schöne Empfängliche in sich fühlen wird. Wohl am wenigsten gelangen unserem Hartman seine Lieder, meist Sprüche moralischen Inhalts, die er gegen das Ende seines Lebens hin dichtete, wo ihn das dichterische Feuer schon mußte verlassen haben. Um so ausgezeichneter sind aber seine anderen Werke, von denen leider bis jezt erst der kleinere Theil gedruckt ist. Es sind vier epische Gedichte von sehr ungleichem Umfang: Gregor, Erec, der arme Heinrich und Iwein. Nur die beyden lezten sind herausgegeben; Gregor und Erec aber, bis auf ein kleines Bruchstück, *) immer noch ungedruckt. Den armen Heinrich besitzen wir in drey Ausgaben von Myller, Grimm und Lachmann; lezteres ist, was den Text anbetrifft, die vorzüglichste. An eine Uebersetzung dieses Gedichts in unsere (?) heutige Sprache braucht man nur zu erinnern, um einen gänzlich mißglückten Versuch zu bezeichnen, den Unbeholfenheit im Ausdruck, wie grobe Verstöße gegen die mittelhochdeutsche Sprache als seines Urhebers vollkommen würdig bezeichnen. Den Iwein besitzen wir jezt ebenfalls in drey Ausgaben, von Myller, Michaeler und den jetzigen Herausgebern *), welche durch die Benutzung der reichlichen Quellen, die ihnen zu Gebote standen, mit so glücklichem Erfolg das Gedicht in seiner ächten und wahren Gestalt wiederzugeben gestrebt haben, daß der Text keine bedeutende Abänderungen fernerhin erleiden dürfte. Das Gedicht selbst nun gehört zu dem Sagenkreise, der sich auf den König Artus bezieht; es sind die Abenteuer Iweins, eines Ritters, der am Hofe dieses Fürsten der Sage glänzte, welche der Dichter verherrlicht hat. Ueberaus glücklich ist das Ganze eingeleitet, und wahrlich gleich der Anfang beurkundet Hartman's Meisterschaft. Mit der schönen Reflexion beginnend, daß dem, welcher mit ganzer Seele nach Gutem und Edlem trachte, Glück und Ehre folge, bahnt er sich gleich zum gefeyerten Artus den Weg: Artus bewähre dieses, im Munde seiner Landsleute lebe er fort, da sein Ruhm ihn unsterblich gemacht habe. Und somit finden wir uns gleich an Artus Hofe versezt, mitten in das bunte Gewühl der frohen Menge, welche sich auf mannigfaltige (V. 65 — 72) Weise ergözt. Artus und die Königin ziehen sich endlich in ihre „Kaminata" zurück; nur sechs Ritter, unter denen unser Iwein, Kalogreant, Gawein und des Königs Seneschal, „der zuchtlose Keil," auf den Fußboden hingestreckt, sich befinden, bleiben im Saale zurück. Nicht lange darauf kommt die Königin wieder, nähert sich aber den Rittern so leise, daß sie nicht eher von diesen bemerkt wird, bis sie ganz nahe bey ihnen steht. Kalogreant, zuerst sie erblickend, macht ihr sogleich ehrerbietig Platz, wovon

*) S. Wiener Jahrbücher. Band 16.

*) Die Berichtigung des Textes geschah vom Prof. Lachmann.

Keil sogleich Anlaß nimmt, seine Höflichkeit mit bitterem Spotte lächerlich zu machen. So ist ein Gespräch veranlaßt, worin der Dichter die von uns auftretenden Personen sich selbst äußerst treffend charakterisiren läßt, besonders den, mit gewisser Vorliebe behandelten Keil. Dieses Gespräch wird benuzt, die Leser dem Ziele allmählig entgegenzuführen, indem es damit endet, daß der Seneschal den Kalogreant auffordert, seine „Maere" zu erzählen, was auch die Königin verlangt, der gern gewillfahrt wurde. Wie vortrefflich, ja künstlerisch geordnet dieser ganze Eingang erscheint, braucht wohl nicht erst erinnert zu werden. Kalogreant erzählt nun, wie ihn Durst nach Abenteuern zulezt nach langem Umherirren zu einem Brunnen getrieben habe, welchen aufzusuchen ihm ein Riese gerathen hätte, falls er sein Leben wagen wollte. Hier habe er nun, jenem Rathe weiter folgend, mit einem am Brunnen hängenden Becher Wasser aus demselben geschöpft, und auf den Stein gegossen, worauf urplözlich ein furchtbares Donnerwetter entstanden, und als dieses verschwunden, ein Ritter mit eingelegter Lanze über das Feld auf ihn losgesprengt sey, mit welchem er einen unglücklichen Kampf habe bestehen müssen. Seine Mähr ist beendet, als der König in den Saal tritt, dem die Königin sogleich dieß Abenteuer mittheilt, was ihn so einnimmt, daß er schwört, auch nach jenem Brunnen hinzuziehen. Iwein, dieß Vorhaben hörend, beschließt alsbald dem König zuvorzukommen und früher dieses Abenteuer zu bestehen. Durch diesen Umweg hat uns der Dichter nun zum Helden des Stücks geleitet. Beym Brunnen angekommen, versucht er ohne Zögern, was für seinen Vorgänger so üble Folgen gehabt hatte. Er schöpft von jenem wunderbaren Wasser und vergießt es sodann. Alsbald erhebt sich ein schreckliches Ungewitter, welches sich kaum gelegt hat, als ein Ritter mit verhängten Zügeln auf ihn zujagt und zum Ergeben oder Kämpfen fordert. Iwein besiegt den Ritter, und verfolgt ihn bis in seine Burg, wo dieser todt vom Pferde sinkt, er aber, durch ein hinter ihm herabfallendes Gitterthor, wie im Gefängniß sich plözlich eingeschlossen sieht. Wie ihn nun hier die Dienerin der trauererfüllten Wittwe, deren Gatten er erschlug, vor dem Tode bewahrt, und seine Liebe zur schönen Burgherrin, durch seine Ueberredungskunst mit dem schönsten Erfolg gekrönt wird; wie er alsdann als Schirmer des Brunnens, den übermüthigen Keil bey demselben besiegt, dann vom Ruhm verlockt Gaweins Stimme folgt und seine Burg und seine fürstliche Gemahlin verläßt, doch mit der Zusage: nach einem Jahr heimzukehren; wie er hierauf, als er unter steten Kämpfen seines Worts vergißt, zur Strafe von seiner Gattin verstoßen wird, und nun, von Liebesqualen wahnsinnig, in die Wildniß stürzt, wo nach langem Umherirren ihn, den am Wege entschlummerten, eine mitleidige Jungfrau mit der wunderkräftigen Salbe der Fee Morgana heilte; und wie Iwein jezt, da ihm Besinnung und klares Bewußtseyn wieder gekehrt waren, sich ermannt, von Sieg zu Siege eilt, glänzende Thaten vollführt, die ihn weit berühmt machen, doch nimmer von seinem tiefen Schmerz befreyen mögen, bis endlich der Zorn seiner strengen Herrin schmilzt, und er, der Sieggekrönte, in ihre Arme zurückeilen darf — dieß alles, was uns Hartman so unvergleichlich schön erzählt hat, wird der Leser gewiß vom Dichter selbst hören wollen. Und er hat ein Recht hierzu. Denn wahrlich ungerecht und barbarisch heißt es am Dichter handeln, wenn man sein Kunstwerk alles poetischen Schmucks entkleidet, und mit derben Fäusten den Blüthenstaub der Phantasie verwischt, um eine trockene bis zur Ermüdung langweilig fortgesponnene Beschreibung der Handlung zu geben, welche der Dichter besang. Mitten in seinem Siegeslauf schwindet Iwein aus unsern Augen. Auf einer Burg ihn verlassend, fährt „Her Hartman" also fort:

V. 5615 Dô begunde der tôt in den tagen
Einen grâven beclagen
Unt mit gewalte twingen
Ze nôthigen Dingen,
Den von dem swarzen dorne.
Des was er der verlorne:
Wander muose im ze suone gebn
Beide sîn gesunt unt sîn lebn,
Der dannoch lebendec lac
Zwô schoene junevrouwen lie.

Das Gedicht erhält auf ein Mal eine ganz andere Farbe, ernst und feyerlich schreitet es daher in einfacher Größe. Man glaubt auf eine Episode zu stoßen, auf eine störende Zwischenscene, denn etwas besseres sind die Episoden häufig nicht, die den Gang der Handlung nur unterbräche und den Helden wenigstens gar nicht beträfe. Allein wie bald ist unsere Täuschung verschwunden. In die episodenartige Erzählung ist gleichsam die Katastrophe verlegt, und Iwein hat nur den Schauplaz verlassen, um bald sich in noch hellerem Glanze auf demselben zu zeigen. Die Töchter des Todten streiten um ihr Erbe; ihr Recht verfolgt die Jüngere, welcher die Aeltere ihren Antheil verweigert, an Artus Hof; ein Kampf soll über dasselbe entscheiden. Welchen andern Ritter konnte die Jungfrau da wählen, als Iwein, den Ritter mit dem Löwen *), ihn, dessen Ruhm im Munde aller lebte.

*) Iwein befreyte auf seinen Zügen einst einen Löwen von einem Lindwurm; aus Dankbarkeit, wie der Dichter sagt, folgte der Löwe seinem Befreyer nun überall nach; daher jener Beynahme.

Iwein's heldenmäßiger Kampf, sein darauf bewiesener Edelmuth bricht Landinen's, seiner erzürnten Gattin, Herz, und söhnt beyde aus. Und so zeigt sich das, was anfangs als fremdartig erschien, als lebendig eingefügter Theil des Ganzen.

Wenn gleich Hartman den Stoff seines Gedichts von einem fremden Dichter entlieh, so ist die Einkleidung des Ganzen doch unbestreitbar sein Werk, und die sinnvollen Reflexionen, die er nicht sparsam in die Erzählung einflicht, dürfte wohl kein anderer Dichter als sein Eigenthum ansprechen wollen. Welche reiche Ausbeute dieß Gedicht für einen Geschichtschreiber des Mittelalters enthält, in Bezug auf Sitten, Lebensweise, Kleidung, Sprache, Rechtspflege ꝛc., kann hier nur angedeutet werden, wie auch eine Untersuchung über die Sage selbst hier des beschränkten Raums wegen unterbleiben muß. Genügend ist bis jezt nur die Sprache des Gedichts erläutert, welches sehr schwierige Geschäft zwey Kenner über sich nahmen, wodurch ein bedeutender Schritt zum tiefern Verständniß desselben gethan ist. Denn mit einem oberflächlichen Verstehen, wie es wohl auch von Unkundigen auf den ersten Anblick erlangt wird, ist nichts gewonnen. Wie schwer aber das Verständniß des Gedichts sey, können die von den Herausgebern erläuterten Stellen denen am besten sagen, welche gleich alles zu verstehen meynen, da ihnen so viele Wörter entgegen kommen, deren äußerer Zuschnitt alte Bekannte zu verrathen scheint, die aber näher betrachtet lauter Fremdlinge sind, die erst ein langer und vertrauter Umgang uns wieder befreundet. Daß die wenigsten der zahlreichen Anmerkungen die Sache erläutern, man über den Dichter selbst, sein Leben und seine Werke nur spärliche und zerstreute Andeutungen findet, lag vielleicht im Plan der Herausgeber; auch wollen wir deßhalb nicht rechten mit ihnen, die so vieles gethan, und uns durch eine Fülle grammatischer Bemerkungen für vieles andere reichlich entschädigt haben.

Zulezt kann noch angeführt werden, daß bald nach der ersten Erscheinung des Iwein eine Bearbeitung desselben vom Herrn von Halem *) versucht wurde, die aber zum Glück nicht weit gedieh, denn ärger ist wohl nie ein Uebersezer oder Umsezer mit einem Dichter umgegangen.

Lz. B. v. M.

*) S. Deutsches Museum. Jahrg. 1782.

Literär-Geschichte.

Literarischer Almanach für 1827. So nüzlich und angenehm, als unterhaltend und lustig zu lesen. Von Lic. Simon Ratzeberger dem Jüngsten. Erster Jahrgang. Leipzig, bey Glück.

Der Verfasser gibt sich für den jüngsten Nachfolger Simon Ratzebergers des jüngern aus, welcher in den Jahren 1764 bis 1777 ein Vademecum für lustige Leute schrieb. Er scheint ein recht guter alter Herr zu seyn, nur die witzigen Capriolen, um die er sich entsezlich abmüht, wollen seinen steifen Gliedmaßen nicht gelingen. Er hätte bedenken sollen: was das Entsezlichste sey von allen entsezlichen Dingen? — ein Pedant, den es juckt, locker und lose zu seyn. Der lockere Ton, den er annimmt, die scherzhaften Ankündigungen „so nüzlich und angenehm, als unterhaltend und lustig" mit dem Zusaz „ohne Kupfer, Charten, Musik und Tanztouren, jedoch mit einem Vorbericht, der nicht das Schlechteste an dem Büchlein seyn sollte," lassen in der That nur etwas sehr Abgeschmacktes erwarten, und was den Ton des Werkes betrifft, so ist derselbe wirklich von Anfang bis zu Ende unausstehlich schäckerhaft; der Sachinhalt indeß entschädigt uns dafür. Das Buch enthält allerley literarische Merkwürdigkeiten und Curiosa, mit denen man sonst nicht leicht bekannt wird, und deren Sammlung verdienstlich ist. Die Auswahl ist nicht immer die beste gewesen, doch geht das Uninteressante und Ungehörige mit dem vielen Interessanten in den Kauf.

Zuerst handelt der Verfasser von Schriftstellern, die ihr eignes Leben ganz oder zum Theil beschrieben haben. Er bringt deren 39 zusammen, unter denen aber einige der wichtigsten fehlen, z. B. Moritz. Jung-Stilling, Bronner, Voß, Steffens. Ein zweytes Verzeichniß nennt 209 Schriftsteller, die älter als achtzig Jahr geworden sind. Die fünf ältesten sind Fontenelle und Stapulensis Faber, beyde 100 Jahre alt, Robert Constanzius 103, Michael Stiefel 110, Hupazuoli 115 Jahre alt.

Unter dem Namen eines literarischen Allerley gibt sodann der Verfasser eine Menge kurzer Notizen und Anekdoten, die Literatur betreffend, z. B. „In der Mitte des 17ten Jahrhunderts wollte man den gelehrten Jesuiten Tanner in Tyrol nicht an geweihter Stätte begraben lassen, weil man unter seinem Nachlaß ein Mikroskop und unter demselben einen Floh fand, den man für einen haarigen Teufel hielt. — Die berühmten Münchhausischen Lügen finden sich schon unter dem Titel mendacia ridicula im dritten Buch der deliciae academicae von Johann Peter Lange, Heilbronn 1665. — Im Jahr 1824 erschien eine neue Bearbeitung des vor etlichen dreyßig Jahren herausgekommenen gelehrten Berlins, und diesem zu Folge soll sich die Zahl der dort wirklich leben-

Nr. 36.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 3. Mai 1827.

Nekrolog.

Jaques Louis David, erster Maler des Kaisers Napoleon, Offizier der Ehrenlegion, Mitglied des Instituts.

(Beschluß.)

In dem Gefechte, welches der Maler unsern Augen darstellt, ziehen vorzüglich drey Figuren die Aufmerksamkeit des Zuschauers auf sich: Romulus, Tatius und Hersilia. Die zwey Krieger sind von den Pferden gestiegen, um sich näher zu messen. Der erstere erhebt seinen Wurfspieß, um ihn zu schleudern; seine Haltung, sein Stolz und seine Schönheit zeigen den Göttersohn an (der eigene Sohn stand dem Künstler zum Modell); alles verkündet an ihm den Gründer einer Stadt, die die Welt unterwerfen soll; Tatius, mit seinem Schilde sich bedeckend und das Schwert in der Hand, wartet auf den günstigen Augenblick, um auf seinen Feind loszustürzen; aber in dem Moment, wo der Streit der zwey Herrscher den Sieg entscheiden soll, wirft sich Hersilia zwischen sie; ihre Blicke, ihre Bewegungen sind die einer Flehenden; die andern Sabinerinnen folgen ihr, legen ihre Kinder zu den Füßen der Streitenden oder halten sie den Lanzen entgegen. Ihre Bitten, ihr Geschrey, ihr Weinen haben die Wuth der Streiter gebrochen; der Kampf endet, hier steckt ein römischer Anführer sein Schwert in die Scheide dort befiehlt ein Sabiner den Seinigen Halt zu machen. Den Vorwurf, den man David wegen der Nacktheit der zwey Haupt- und einiger Nebenfiguren gemacht hat, ist ohne Grund; David schöpfte aus einer fabelhaften Geschichte und benuzte sie, soviel als möglich, zum Vortheil seiner Kunst. Der Farbe des Gemäldes fehlt Pracht, aber seine Zeichnung ist hier auf den höchsten Grad ihrer Schönheit und Erhabenheit gediehen; es ist die Natur, aber die schöne und mit Auswahl, wie die Alten sie dargestellt haben.

Bonaparte ersuchte, als Oberhaupt der italienischen Armee, den Maler David sich in sein Lager zu begeben, die Schlachten zu malen, die ihn unsterblich machten. David kam nicht. Nach dem Frieden von Campo-Formio wollte der General den Künstler sehen; bey dieser Zusammenkunft war die Rede davon, Bonaparte's Porträt zu malen.

„Ich gedenke Sie zu malen, sagte David, mit dem Degen in der Faust auf dem Schlachtfelde.“ „Nein, erwiederte Bonaparte, mit dem Degen gewinnt man keine Schlachten, ich will ruhig gemalt seyn auf einem wilden Pferde.“

Nach dem Siege von Marengo nach Paris zurückgekehrt, ließ Bonaparte nochmals den Künstler holen und fragte ihn: Mit was beschäftigen Sie sich jezt?

Ich arbeite an dem Zuge durch die Thermopylen.

Schlimm genug! warum bemühen Sie sich, Besiegte darzustellen?

Aber, Bürger-Consul, diese Besiegten waren ebenfalls Helden, die für ihr Vaterland starben, obgleich sie überwunden wurden, haben sie doch die Perser von Griechenland abgehalten.

Thut Nichts, der einzige Namen Leonidas ist auf uns gekommen, alles Uebrige ist für die Geschichte verloren.

Bonaparte verlangte dann nochmals sein Porträt und David versprach sich damit zu beschäftigen und bat ihn zu sitzen.

Wozu, antwortete B., glauben Sie, daß die großen Männer des Alterthums, deren Porträte wir haben, gesessen sind?

Aber ich male Sie für ihr Jahrhundert, für Menschen, die Sie gesehen haben, die Sie kennen, die Sie ähnlich finden wollen.

„Aehnlich! nicht die Gleichheit der Züge macht ähnlich, sondern der ganze Ausdruck des Gesichtes, das Leben, das muß man malen.“ — Das Eine schließt das Andere nicht aus. — „Alexander hat gewiß niemals dem Apelles gesessen; niemand bekümmert sich darum, ob das Bildniß eines großen Mannes ähnlich ist oder nicht, wenn nur ein Geist darin lebt.“

Sie haben Recht. Nun Sie sollen mir nicht sitzen, ich werde Sie malen.

David stellte B. so vor, wie dieser es in der ersten Unterredung gewünscht hatte, ruhig, auf einem wilden Pferde den St. Bernhard hinanreitend. Auf dem Felsen liest man die Namen Hannibals und Karls des Großen.

David wiederholte dieses Porträt mehreremale und eine dieser Wiederholungen war nach seinem Tode ausgestellt; zwey andere machte er für den König von Spanien und für das Museum. Das Original befand sich zu St. Cloud und ward 1814 von den Preußen genommen; es ist jezt eines der schönsten Gemälde in der Berliner Gallerie.

Nachdem Bonaparte als Kaiser ausgerufen war, wollte er Jedermann belohnen, jedes Verdienst auszeichnen; Vien ward Senator und David erster Maler. In dieser Eigenschaft führte er mehrere große Werke aus, wie die Austheilung der Adler und die Krönung. An dem lezten Gemälde arbeitete er drey Jahre, es ist das größte aller vorhandenen. Man kann sich übrigens leicht alle Schwierigkeiten denken, die der Maler bey der Ausarbeitung zu übersteigen hatte; Schwierigkeiten, die zum Theil in der Natur des Gegenstandes lagen. Die Personen, welche darauf vorkommen sollten, sezten den Künstler mit ihren Prätensionen in Verzweiflung; der türkische Bothschafter, verbat sich die Ehre, darauf zu figuriren, weil seine Religion es ihm nicht erlaubte, christliche Kirchen zu besuchen. Als das Werk vollendet war, nahm es der Kaiser in großem Cortege in Augenschein und bezeigte seine vollkommene Zufriedenheit.

Alle Theile dieses Gemäldes sind sicherlich nicht gleich schön; aber die Haltung Napoleons ist voll Würde und Majestät, die der Kaiserin voll Anmuth, die des Papstes voll Salbung; sein Haupt hat einen zugleich sanften und edeln Ausdruck; auch die übrigen Figuren sind mit einer Meisterhand ausgeführt. Neben diesen, durch die Umstände hervorgerufenen Gemälden, machte David noch mehrere Porträte; worunter das des Papstes ein tadelloses Meisterstück ist.

Sein Gemälde der Thermopylen mußte er deßhalb auf die Seite sezen; er vollendete es erst 1814.

Dieses Bild fand größern Beyfall als alle vorhergehenden; die Maler und Kenner aber theilten nicht den Enthusiasmus, der vorzüglich durch den dargestellten Gegenstand erzeugt wurde; sie fanden, daß David gewöhnliche Gestalten für ein Bild gewählt hatte, welches die Nation des Erdbodens darstellen sollte, die das Schönste am tiefsten gefühlt und am meisterhaftesten dargestellt. Man bemerkte auch, daß der Maler nach einer Farbenpracht strebe, die er bis jezt vermieden hatte, indem er blos Gestalt und Ausdruck beachtete; sie wäre nur dann ein Lob, wenn das Uebrige des Gemäldes nicht zu ernstlichem und gegründetem Tadel Veranlassung gäbe.

David mußte 1815 in die Verbannung wandern und ward selbst aus dem Institut ausgestrichen; doch entschädigten ihn einigermaßen die Ehrenbezeugungen des Auslands; der König von Preußen lud ihn ein nach Berlin zu kommen und wollte seiner Direktion alle Kunstanstalten übergeben, David wollte aber ruhig und unabhängig in Brüssel leben, wo er gesucht und geachtet wurde.

Jezt widmete er sich wieder ganz der Kunst; er malte nach einander den Amor die Psyche verlassend, Telemachus und Eucharis, Mars und Venus. Lezteres Bild trug dem Meister bey einer Ausstellung zu Paris 45,000 Franken ein. Alle diese Werke kann man als die lezten Hauche eines schönen Talentes ansehen, was aber in Erstaunen sezt, ist die Farbenpracht, die der Künstler seit seinem Leonidas entfaltete.

In den lezten Augenblicken seines Lebens, erhielt David einen doppelten Beweis von Liebe und Achtung, der ihn sehr rührte; seine alten Schüler und die Stadt Gent ließen Medaillen auf ihn schlagen; die eine von Galle gravirt, ward ihm von Hrn. Gros, einem der geschicktesten Maler Frankreichs überreicht; die andere durch Vanhutten, Mitglied der Generalstaaten, zum Beweis wegen der Erkenntlichkeit für einige Ausstellungen zum Besten der Armen.

Während des Sommers 1825 ward er krank so daß man für sein Leben besorgt war; er ward wieder hergestellt und wollte den Zorn des Achilles vollenden, es geschah von Hrn. Stapleaux unter seinen Augen. Bald bemächtigten sich seiner die furchtbarsten Schmerzen; bald todt zeigte man ihm noch den ersten Abdruck des Kupferstiches der Thermopylen, worüber Laugier seine Meynung vernehmen wollte. Er ließ ihn sich vorlegen, deutete mit dem Stock auf einzelne Theile des Kupferstiches und sprach mit großer Mühe einige Worte; als er an die Hauptperson kam, sagte er: „Ah! ce n'est pas là la tête de Leonidas! c'est qu'on fait il n'y avait que moi qui pût la faire.“ Sein Stock entfiel ihm und das Haupt sank auf die Brust.

Er starb, von seiner Familie umgeben, den 29sten December 1825, 10 Uhr des Morgens. Seine Kinder wollten den Leichnam nach Frankreich zurückbringen; es ward ihnen verweigert; die in Paris vertheilten Todesanzeigen enthielten: décedé en exil à Bruxelles.

David erscheint bey der Nachwelt aus dem doppelten Gesichtspunkte der Politik und der Kunst.

In politischer Beziehung ist sein Betragen so excentrisch, daß es an Wahnsinn gränzt; obgleich er rauh in seinem Ton und seinen Manieren war, so war David

doch nie ein böser Mensch; er war ein guter Sohn und ein gleich guter Vater. Die politischen Ansichten haben gewöhnlich einen ganz andern Ursprung als im Herzen. David war begeistert von der schrecklichen Vaterlandsliebe der Römer und hier suchte er die Stoffe seiner ersten Kunstdarstellungen: der alte Horatius, der von seinen Söhnen den Schwur erhält, fürs Vaterland zu sterben und dafür dem Himmel dankt; Brutus, der seine eigenen Söhne zum Tode verurtheilt, weil sie gegen die Freyheit sich verschworen haben. — — Alles dieses zeigt, wie die Liebe zur Freyheit und zum Vaterlande den Busen des Künstlers bewegte; wie Corneille, mit welchem er Vieles gemein hat, ist er besonders in der Zeichnung großartiger Scenen stark und liebt hochgesteigerte Empfindungen; wer weiß, welchen Eindruck die Revolution auf Corneille gemacht hätte.

Den 5ten April 1793, sagte Petion in einer permanenten und äußerst stürmischen Sitzung, indem er Marat fixirte:

„Die Zeit ist gekommen diese kühnen Menschen, diese Bösewichter aus der Versammlung zu stoßen, die uns erniederigen und jeden Augenblick mit Meuchelmord drohen."

„Ihr, schrie Marat mit Heftigkeit, ihr seyd Meuchelmörder!"

Der Schrey des Unwillens der ganzen Versammlung erstickte die Stimme Marats; David nahm sich seiner an, warf sich in die Mitte des Saals und schrie:

„Ich bitte euch auch mich zu ermorden... Auch ich bin ein tugendhafter Mann... Die Freyheit wird siegen."

Es folgte eine lebhafte Bewegung.

„Was beweist Davids That? sagte Petion; Nichts, es ist das Hingeben eines ehrlichen Mannes, der in Wahnsinn verfallen und betrogen ist durch Schurken; du wirst es noch einsehen, David!"

„Niemals" antwortete dieser.

Als aber nach dem Tode Robespierres André Dumont David anklagte, sagte er:

„Niemand glaubt, bis auf welchen Grad der unselige Robespierre mich betrogen hat; durch seine Heucheley hat er mich hintergangen. Nun Bürger! ich versichere euch, daß das, was ich jezt fühle, ärger ist als der bitterste Tod. Von jezt an schwöre ich, und ich werde meinem Eid treu seyn, mich niemals an Menschen, sondern nur an Grundsätze zu halten." Doch ist ihm dieß Alles noch eher zu verzeihen, als daß er das republikanische Haupt vor dem kaiserlichen Scepter beugte!

David, als Künstler betrachtet: ist der erste Maler seiner Zeit. Wenn man von den ersten Productionen seiner Kunst absieht, wo er noch keinen bestimmten Charakter hatte, so kann man an ihm drey ganz verschiedene Manieren wahrnehmen. Die erste Reihe nehmen alle Gemälde ein von Belisar bis auf Brutus; hier ist eine starke, wahre und kräftige Zeichnung; aber dem Ton des Fleisches fehlt häufig Wahrheit; die Draperie ist nicht gut angeordnet, man könnte sagen, seine Compositionen sind in mancher Hinsicht Basreliefs ähnlich.

Die Sabinerinnen bilden allein die zweyte Epoche; der Pinsel ist nicht mehr auf dieselbe Weise geführt; die Zeichnung eben so rein, ist vielleicht noch erhabener, ohne aufzuhören wahr zu seyn. Dem Gemälde fehlt Farbenpracht, aber man sieht auch nicht mehr den Zinnober, der die ersten Gemälde verunziert.

Die dritte Epoche geht vom Krönungsbild bis zu Mars und Venus. Hier sind die Farben dicker aufgetragen, die Figuren kommen mehr hervor, die Farbe glänzt mehr; aber David nahm häufig die gemeine Natur zum Vorbild und man muß es sonderbar finden, daß mehrere Figuren in griechischem Costüme neben Leonidas gemeine Formen zeigen, so wie auch auf den Gemälden Amor und Psyche, Mars und Venus.

Betrachtet man aber alle seine Leistungen, so muß man ihn für den geschicktesten Maler jener Zeit erklären; seinem Rathe, seinem Beyspiel verdankt man eine Menge ausgezeichneter Künstler, Drouais, Girodet, Gérard, Gros, Fabre, Ingres und andere, was nicht sein geringster Ruhm ist. Sein Beyspiel diente der Schule lange zur Richtschnur und sie bedarf eines Oberhauptes, das sie von ihrem Abwege, wo das Talent selbst nur vorübergehenden Ruhm einerndten kann, zurückführe; nur durch Studium, durch Streben nach dem Schönen und Wahren, aber nach dem Wahren ohne Gemeinheit, kann ein Kunsterzeugniß auf die Achtung der Nachwelt rechnen.

David, groß durch sein Talent, groß durch den Einfluß auf die Künste in Frankreich, groß durch die Zöglinge, die aus seiner Schule hervorgegangen sind, hat sich, wir wiederholen es, eine Unsterblichkeit erworben, die Nichts ihm rauben kann.

P. A. C.

Kunstausstellung in Berlin 1826.

(Fortsetzung.)

Von den übrigen Bildnissen dieses Saales erwähnen wir nur noch zweyer Offiziere von Herbig und Ternite, beyde etwas pastellartig; eine alte Dame, von Schoppe, zeigt diesen Maler vortheilhafter, als

das vorige grelle Bild, ist aber wieder eintönig aschgrau. Ein männliches Bildniß von K. Sohn, einem Schüler W. Schadows, ist sehr sprechend, und verspricht noch mehr. Rauchs Bildniß im umgeworfenen Mantel, von Kretschmar, ist zwar ähnlich, jedoch verfehlt. Mehrere Frauenbildnisse von J. Wolf sind in der schon gedachten verblasenen, farb- und leblosen Manier.

Die hier hangenden französischen Gobelins (ein königliches Geschenk) gehören eigentlich anderswohin, behaupten jedoch wohl ihre Stelle unter den Gemälden und mancher bemerkt wohl kaum, daß es Gewebe sind, so fein und kunstreich ist die Arbeit, so lebhaft die Farbe. Das Brustbild des verstorbenen Königs Ludwigs XVIII., nach Gérard, im schlichten blauen Rocke, zeigt ganz den guten prunklosen König. Dagegen tritt der jezt regierende Karl X., lebensgroß im vollen alterthümlichen Krönungsstaat einher, wie wir ihn in der Jungfrau von Orleans zu sehen gewohnt sind; und in der That hat auch hier auf dem Bilde die ganze Darstellung etwas französisch theatralisches.

Die Akademie der Künste hatte im Jahr 1825 nach langer Zeit zuerst wieder eine Preisaufgabe für die Kunstschüler gestiftet. Zur vorläufigen Prüfung ihrer Zulässigkeit, malten ihrer zwölfe eine nackte männliche Figur nach der Natur; unter diesen wurden viere ausgewählt, und ihnen eines Morgens die Aufgabe mitgetheilt: wie Danae mit dem neugebornen Perseus, von ihrem Vater Akrisius, (um den ihn geweissagten Tod durch seinen Enkel abzuwenden), in einem leichten Nachen den Wellen preißgegeben, an die Insel Seriphus getrieben und von dem Beherrscher derselben Polydektes und seinem Bruder Diktys gerettet und aufgenommen wird. Die vier Preisbewerber wurden zur Anfertigung eines Entwurfs zusammen eingeschlossen, und dann zur Ausführung, ohne Beyhülfe jedem ein besonderes Zimmer gegeben, zu welchem nur das lebende Modell Zutritt hatte. Nach drey Monaten wurde der Preis dem Gemälde August Hopfgartens aus Berlin, einem Schüler Wachs, zuerkannt, obwohl die Wahl lange zwischen ihm und August Wegert aus Berlin, einem Schüler Schadows, geschwankt hatte. Beyde Gemälde hangen des jugendlichen Diktys, den Vorzug verdient. — Dieser hier neben einander, und man kann nicht anders, als den Ausspruch billigen: er ist wohl begründet darin, daß Wegerts Bild zwar eine vollkommenere Ausbildung der einzelnen Theile sehr erfreulich erkennen läßt, Hopfgartens Bild dennoch in Ansehung der geistigen Auffassung des Gegenstandes überhaupt, und in dem Ausdruck der hülfesuchenden Mutter und der theilnehmenden Retter, besonders des älteren Polydektes, und in der Darstellung Wettstreit hat aber noch einen andern rührenden Wettstreit erzeugt und eine tragische Folge gehabt. Der ältere Wegert, schon in der vorhergehenden Ausstellung durch sein Gemälde vom verlorenen Sohne und andere hoffnungsvolle Arbeiten (vergl. Kunstbl. 1826. Nr. 94.) ausgezeichnet, war von den übrigen Mitbewerbern schon zum voraus als Sieger angesehen; und als nun die unerwartete Entscheidung erfolgte, wollte der jüngere Hopfgarten doch gern dem Freunde den Preis überlassen, der in einer Unterstützung (von 1000 Thalern) zum zweyjährigen Aufenthalt in Italien besteht. Wegert den Vorzug des Preisbildes anerkennend, nahm dieß natürlich nicht an; es war aber dieses mannichfaltige Leid, besonders die getäuschte Hoffnung zur italienischen Reise, ohne Zweifel mit die Ursache seines bald darauf erfolgten allgemein beklagten Todes, von welchem in diesen Blättern auch schon Meldung geschehen ist (1827. Nr. 25.). Ein anderes Gemälde von Hopfgarten, der bescheiden noch ein Jahr hier lernen will, bevor er nach dem gelobten Kunstlande geht, bestätigt erfreulich die von ihm erregte Hoffnung: es ist der auf Kreta geborgene kleine Jupiter, wo er in einer üppigen Gegend am Meer unter einem Baume von zwey schönbekränzten Nymphen und einem Hirten mit der Milch der neben ihm stehenden Ziege Amalthea gepflegt wird. Das Ganze ist sehr gefällig, und auch in den Nebenwerken, Blumen, Laub und Früchten, sorgfältig ausgeführt. In dem Kinde schon den Götterkönig anzukündigen, ist freylich mehr erstrebt, als gelungen. Auch muß man es zu Gute halten, daß in den Nymphen zu sichtlich das weibliche Modell von den vorigen Bildern wiederkehrt; wie es denn nochmals auf dem Bilde eines Mitschülers Hopfgartens, K. Fielgrafs, als Nausikaa erscheint.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische und Kunstanzeige.

Durch Anfragen verschiedener Art sehe ich mich veranlaßt, hiermit öffentlich zu erklären, daß die von mir in diesem Jahre erschienenen Werke, als:

Die Denkmale altgermanischer und römischer Zeit in den rheinisch-westphälischen Provinzen; 2ter Theil, enthaltend: die Alterthümer in und um Neuwied am Rhein. 4. mit 31 Steindrucktafeln und 1 Kupferstich in Folio.

Denkmäler alter Sprache und Kunst; 2ter Theil. 8. mit 4 Steindrucktafeln in Folio.

hiermit als geschlossen zu betrachten sind, und daß also keine Fortsetzungen ferner von mir erfolgen werden.

Berlin, März 1827.

Dr. Doron.

Nr. 37.

Kunst-Blatt.

Montag, den 7. Mai 1827.

Kunstausstellung in Berlin 1826.

(Fortsetzung.)

Von den sonstigen antiken Gegenständen hier, verdient eine mit einem Panther spielende Bacchantin, vom Prof. Dähling, kaum der Erwähnung. Der Gemälde aus der heiligen Geschichte sind überhaupt auffallend wenige, unter diesen hier aber ein sehr vorzügliches, wieder von einem hoffnungsvollen jungen Maler, J. Hübner, Schüler W. Schadow's: die schöne alttestamentliche Idylle, wie Boas der lieblichen Aehrenleserin Ruth unter einem Baume Früchte darbringt. Die bey dem Carton in der Schadow'schen Ausstellung (1826. Nr. 94.) ausgesprochene Erwartung ist durch die Ausführung erfreulich in Erfüllung gegangen, und das anmuthig gedachte Bild auch harmonisch in Farben gesetzt. Es ist eines der besten eigenen Werke dieser Ausstellung.

Ein großer, die ganze Wand einnehmender Carton, von einem in Bonn ausgeführten Wandgemälde überragt freylich alles, was in dieser Art hier ist. Unter der Darstellung der vier Facultäten, welche die Wände des Universitätssaales dort beleben, ist von Hermann (jetzt in München), einem Schüler des Cornelius, die Theologie entworfen. Daß Raphaels ähnliche große Werke in den Stanzen dabey zum Vorbilde gedient haben, ist nur zu loben, da sie einmal so typisch sind, und die Anwendung hier doch so eigenthümlich ausgeführt ist. In der Mitte, auf einem Altare thront die Theologie, in weiblicher Gestalt, mit ihren tiefen Augen geradaus schauend. Auf den Stufen zunächst steht Johannes und Paulus. Weiter herab zu beyden Seiten sitzen, stehen und liegen in mehreren Halbkreisen und Gruppen zunächst die Kirchenväter, mit mannichfaltigen Gebärden redend, lesend, schreibend, Schriften vergleichend u. s. w. Viele sind durch ihre Namen auf den Büchern oder sonst bezeichnet, andere ohnedieß kenntlich, z. B. Dante mit seiner divina Commedia unterm Arm, und auf der linken Seite, wo die Protestanten neben einem großen Bücherschranke stehen, Luther mit der geöffneten Bibel, Melanchthon, Erasmus u. a. bis auf mitlebende bedeutende Männer, z. B. zur Rechten der Dr. Sailer, und in einem zur Linken ganz vorn für sich forschenden Gesichte wollte man einen bekannten reformirten Gottesgelehrten erkennen. Alle Gestalten, Gesichter und Gebärden sind bedeutsam und würdig gehalten, und von hohem geistigem Leben durchdrungen. Durch die offenen Räume der Halle im Hintergrunde blickt man auf bezügliche Gegenden, z. B. über Luther nach Eisleben und Wittenberg. Endlich, ist auch die arabeskenartige Einrahmung des Ganzen sehr reich und durchaus bedeutsam verziert, mit Vorbildern des alten Testaments und Erfüllung im Neuen, vom Baum der Erkenntniß bis zum Kreuze. Alles ist, bis auf einige Undeutlichkeit der zur Linken sich vielfach durchkreuzenden Arme, trefflich ausgeführt, und die Einwirkung des Meisters nicht zu verkennen. Nur in einen Tadel müssen wir einstimmen: die Theologie hat durch ihre etwas starre und auf dem Hochsitz verkürzte Erscheinung etwas Götzenhaftes. Raphael läßt bekanntlich in der Disputa, über dem Kelch und der Hostie die Dreyeinigkeit selber persönlich schweben, und setzt die Theologie, in anderer Frauengestalt, nur in die Verzierung des Gewölbes darüber. Hiebey gedenken wir zugleich eines daneben hangenden Cartons von einem andern Cornelianischen Schüler, H. Stilke: die große Schlacht bey Merseburg, wo Kaiser Heinrich I. Deutschland und die Christenheit für immer von den Hunnen (Ungarn) befreyet: das deutsche Seitenstück zur Schlacht Constantins. Die einzelnen Kämpfe sind mannichfaltig und lebendig; der Kaiser zu Rosse unter dem wehenden Banner der heil. Jungfrau, hebt sich deutlich hervor, und die christliche Ritterschaft mit ihm; die Heiden sind durch seltsame Waffen und besonders ungeheuerliche Helmzierrathen bezeichnet: im Ganzen spürt man aber noch zu sehr die Schule, etwas Manierirtes. Eine kleine Federzeichnung von derselben Hand, die Vermählung des Cid mit der Ximene, nach der spanischen Romanze, hat einen für die Malerey noch unbenuzten reichhaltigen Stoff glücklich erfaßt, und

an dem Bildchen wäre gar nichts auszusetzen, wenn nicht ganz vorn ein Zuschauer sich so unanständig ausspreizte und uns die Kehrseite zeigte.

Das Gemälde aus Goethe's Faust, am Schlusse, wie Mephistopheles den Faust abruft und dieser Gretchen aus dem Gefängnisse mitführen will, von Th. Hildebrandt, einem Schüler Schadow's, verdient ganz das Lob, das schon der Zeichnung dazu bey der Schadow'schen Ausstellung ertheilt worden, und übertrifft das frühere Bild von Faust und Mephistopheles in der Höhle. Noch gelungener scheint die Darstellung des Schlusses von Shakspeare's Lear, wie dieser seine liebste Tochter Cordelia beklagt: noch im Tode holdselig liegt sie da, und der alte Vater kniet verzweifelnd neben ihr und hebt die Arme empor. Es ist nicht zu verkennen, daß zu dieser rührenden Gruppe die treffliche Darstellung von Devrient und Mad. Stich benuzt ist; aber hier ergibt sich recht der Unterschied von jenem theatralischen Bildnisse: es sind hier beyde Schauspielende nur als Studium angewandt, (wie Devrient auch zum Mephistopheles), und die Darstellung der Charaktere und der Handlung selbst ist die Hauptsache.

Unter den geschichtlichen Gemälden aus dem Mittelalter, behaupten die von Kolbe fortwährend den Vorzug. Drey derselben sind für die neuen Glasgemälde des Schlosses Marienburg in Preußen entworfen und dort im größern Maaßstabe ausgeführt: 1. wie Ludwig der Heilige, König von Frankreich, in Palästina, dem Hochmeister Hermann von Salza die Lilien in das Wappen des deutschen Ordens gibt; 2. wie Papst Innocenz III. in Rom demselben Hochmeister den Siegelring verleiht; 3. wie Bischof Christian ihn gegen die Heiden in Preußen um Hülfe bittet: alles tüchtig und ohne Ziererey dargestellt, dem gegebenen schmalen und hohen Fensterraum angepaßt, und in lebhafte harmonische Farben gesezt. Nur bemerken wir auch hier, wie auf so manchen Bildern, ein gewisses allgemeines ritterliches Costüm, namentlich die steifen Harnische, welche wenigstens im 13ten Jahrhundert noch nicht den die Gestalt lebendiger durchzeichnenden Ringpanzer verdeckt oder verdrängt hatten. Sehr anmuthig ist von derselben Hand eine Gesellschaft von ritterlichen Jägern auf einem hohen laubigen Söller sich beym Mahl und Saitenspiel erquickend; ein Mädchen, die eine Kanne mit Wein und Becher achtsam die Treppe hinaufträgt, ist besonders lieblich, und scheint auch den Dudelsackspieler auf dem Baum aus dem Takt zu bringen. Viel Lob verdienen in dieser Art auch die Gemälde von Prof. Hampe; eine Fürstin in Trauer, die mit ihren beyden Kindern an der Hand, das Grab ihre Gemahls besucht; das Ritterbild desselben liegt auf seinem Grabmal in einer gothischen Kapelle, welche der rothe Morgen- oder Abendschein zugleich mit den brennenden Kerzen dämmernd erhellt: die Trauer der schönen jungen Wittwe, welche die Kinder noch nicht so tief mitfühlen, ist gut ausgedrückt und das Ganze macht eine einfache Wirkung. — Die Wasserfahrt einer Familie bey Sang und Saitenspiel auf der Spree in dem alten Berlin, ist noch mehr belebt durch das Spiel der Kinder mit den friedlich umherschwimmenden Schwänen: nur dünkt uns die Färbung etwas zu bleich. — Die Geschichte, wie der Churfürst Friedrich I. im Jahr 1425 sich bey Prenzlau von einem starken Manne durch einen Sumpf tragen läßt, um es wieder zu erobern, ist weder ein malerischer Gegenstand, noch von J. H. Stürmer dazu erhoben.

Von sogenannten Genre-Bildern ist hier auch eine beträchtliche Anzahl. Fr. Catel (in Rom), der diese Art besonders in Schwung gebracht, hat auch ein vorzügliches Stück geliefert, eine Piferari-Familie, d. i. ein alter Dudelsackspieler mit seiner Tochter, vor einem Madonnenbilde an der Straße. Es ist bekannt, wie die armen Hirten aus den Abruzzen zu Weyhnachten in die Städte, bis Rom kommen, und im Andenken der Anbetung der Hirten, vor den Madonnenbildern spielen und sich etwas verdienen. Diese beyden Gestalten erinnern wir uns selber gesehen zu haben, so ausdrucksvoll sind sie: der alte kräftige Hirte in seinem braunvließigen Kleide, und neben ihm sitzend, in der malerischen, hier freylich ärmlichen Landestracht, die etwas fleche aber schöne Tochter. Die Ausführung ist fleißiger, als sonst. Unfertig scheinen dagegen zwey lebensgroße sitzende Frauenbilder in ihrer ähnlichen Landestracht aus Sonnino, dem bekannten Raubneste, das unlängst geschleift werden sollte: von Langrich gemalt. — Roberts schlafender Räuber, wie ihn seine schöne Genossin mit ihrem übernächtigen, die wüste Gegend durchspähenden Falkenblicke bewacht, der bey der vorigen Ausstellung mit Recht so allgemein gefiel, ist hier mannichfaltig wiederholt zu sehen, in Oel (von J. Gotthard), in Zeichnung (von Burggraf und Berger), und in Steindruck. Roberts diesjähriges Gegenstück dazu, ein junger italiänischer Räuber, in langem Mantel mit spitzem Hut, Gewehr und Pfeife, wie er die schlafende Gefährtin bewacht, findet, mit gleichem Rechte, weniger Beyfall: der gerade aus schauende Räuber ist nichts sagend. Bedeutender ist der allein unter einem Felsenhang nachdenklich hingestreckte Bandit. Uns nähere Räuber in den Ardennen, wie sie ihre Beute theilen, hat K. F. Schulz mit grauenhafter Wahrheit vorgestellt: Mord und Brand klebt auf diesen Gesichtern und Blut klebt an der Beute; die erdige Färbung stimmt zu diesen wüsten Gestalten. Von derselben Hand sahen wir einen französischen Spion voll Ausdruck vor einem preußischen Major, der ihm, nicht ernst genug, gegenüber sizt. Die bey Bild-

nern und Schauern aufgeregte Lust an dergleichen Gegenständen vergleicht sich dem gegenwärtigen Wohlgefallen an den zu Melodramen verarbeiteten Criminalgeschichten. Heiterer ist, von J. Schulz, akademischem Schüler, die Darstellung aus dem lezten Kriege, wie in der Straße einer deutschen Stadt Kosaken und andere Hülfsvölker lagern, ihr Zeug ausbessern und die Küche besorgen, während französische Gefangene aller Art, zum nahen Thore hereingeführt werden. Noch vergnüglicher, aus dem friedlichen Leben, sind die Gemälde des von dieser Seite, besonders als Pferdemaler, schon rühmlich bekannten Hofmalers Fr. Krüger: ein jüdischer Pferdehändler preist einem, ihn durchschauenden Reiteroffizier, seine vorgerittenen, fehlerfreyen Pferde an; mancherley Pferde werden zum Beschlagen nach der Schmiede geritten; und nach einer großen Hasenhetze, ruhen Rosse und Reiter, Jäger und Hunde in mannichfaltigen Gruppen, erfrischen sich, weiden die Beute aus u. s. w. Diese hier ganz örtlichen und mit vielen bekannten Bildnissen belebten und allgemein ansprechenden Gemälde gehören zu den trefflichsten ihrer Art. Ein großes Blumenstück von Völker, verwundert uns durch die Fülle und Pracht der einheimischen Blumen, die hier im Freyen zusammen ranken und blühen: der Hintergrund, Wasser und Luft, dürften weniger trübe seyn, ohne den Blumen Abbruch zu thun.

An Copien alter Gemälde fehlt es dießmal auch nicht, obwohl ihrer wenigere sind, als sonst. Erwähnt zu werden verdienen, eine Madonna mit dem Kinde, nach Luini, von K. Duncker, einem Schüler Schadows; nach Tizian, die himmlische und irdische Venus, jene nackt, diese bekleidet, kleine Figuren, von P. Mila; die Raphaelische Madonna, welche im Zimmer des Großherzogs von Toskana, im Palast Pitti lange nur wenigen Glücklichen zu sehen vergönnt war, jezt aber auch durch Morghens Kupferstich bekannt ist, hat Kemp in der Größe des Urbildes, wie es scheint, recht treu und sorgfältig wiederholt, wenn auch wohl etwas zu weich. Die Copie der Nacht Correggio's von F. W. Herdt ist aber nur geeignet, manche Uebelstände des Urbildes, z. B. die gar nicht graziöse Beinschwingung der oben schwebenden Engel, noch vorspringender zu machen.

Besonders reich ist die dießjährige Ausstellung an Gemälden von bedeutenden Bauwerken alter und neuer Zeit, unter denen aber die aus dem Mittelalter am vortheilhaftesten erscheinen. Das Innere der Peterskirche, in der Nähe des Altars unter der Kuppel, wo ein Cardinal kniet, (kenntlich der verstorbene tüchtige Minister Gonsalvi), versezt uns ganz in die heitere Pracht des größten und reichsten Christentempels. Doch überbietet ihn das Innere des gothischen Doms von Mailand mit seinem freyen Säulenwalde (in vier Reihen), deren schlanke Bögen alle Räume weit höher und größer erscheinen lassen, obwohl die Kuppel mit ihrem Thurm in der Peterskuppel bequem stehen könnte. Die beyden inneren Ansichten dieses Wunderbaues, die eine nahe am Haupteingange, die andre unweit des Kreuzes und der Kuppel, mit den leuchtenden Glasgemälden des Chors, sind mit großer Genauigkeit und Wärme der Farbe von J. K. Schultz (in Rom) gemalt. Dasselbe gilt von seiner Ansicht eines Theils des Forum Romanum (campo vaccino), der zunächst am Capitol stehenden Tempelhalle der Concordia und anderen antiken Bautrümmern. — In ähnlicher Art zeigt uns C. Hasenpflug das Innere des Magdeburger Doms, und zugleich die äußere Ansicht der beyden vollendeten Thürme dieses in Norddeutschland bedeutendsten gothischen Baues, von dessen Geschichte hier unlängst (1827. Nro. 23.) die Rede gewesen ist. Von demselben Maler ist die äußere Ansicht des ehrwürdigen Erfurter Doms mit seiner hohen Terrasse und seinen Nebengebäuden, und endlich auch der hiesige, im neurömischen Styl erbaute, und kürzlich von Schinkel erneute Dom. Das frische neue Ansehen, welches alle diese Bauwerke auf den Gemälden haben, paßt bey den lezten am besten, wird aber auch bey den übrigen durch die architektonische Bestimmtheit, die nicht blos auf malerische Wirkung geht, gerechtfertigt. Noch strenger herrscht die Zeichnung vor in den Baugemälden von H. Hintze: das Spitalthor zu Straßburg mit dem, in seiner ganzen Riesenmacht, dasselbe, wie alles ringsumher, überragenden und durchsichtig in der Luft schwebenden Münster; der Markt zu Nürnberg mit seinen mannichfaltigen alten Denkmalen, voraus der Frauenkirche mit ihrer reichverzierten Vorhalle; dann im kleineren Maaßstabe, mit landschaftlicher Umgebung, das Stammschloß Ambras bey Insbruck und das Wohnhaus des Sandwirths Andreas Hofer zu Passeir in Tyrol: alle diese Gebilde sind mit einer Schärfe ausgeführt, daß sie fast wie ausgemalte Federzeichnungen erscheinen, aber vortrefflich, wahre Porträte. Mehr in der malerischen Art dagegen ist das Innere einer gothischen Kirche mit Leuten in alterthümlicher Tracht, von Quaglio, der uns schon so manches schöne Gemälde dieser Art geliefert hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aecht oder Unächt.

Siehe Kunstblatt Nro. 96. 1826 und Nro. 21. 1827; so wie Dorow's Denkmäler alter Sprache und Kunst 2ter Band. Berlin 1827. Seite 85. Tab. II.

An Hrn. Prof. Büsching in Breslau.

Die Erwiederung in Nro. 21. des Kunstblattes, Ihre einarmigen Thorbilder betreffend, will allein mit einer großen altgermanischen Götterversammlung im Ganzen zu thun haben. Dieses große Ganze stützen Sie aber auf die einzelnen Funde; diese einzelnen Funde, worauf Ihr System gebaut ist und welche Sie nicht einmal — wie Sie sagen — aus eigener Anschauung kennen, sind nun nicht Götzen des Alterthums, sondern wie klar bewiesen wird: spanische Kriegsknechte, italienische Bajazzos und Nachahmungen des Herkules im Mittelalter.

Da nun in Ihrem altgermanischen Gebäude kein Glied existirt, wo bleibt das große Ganze? Es ist also die Phantasie einer altgermanischen Götterversammlung, fundirt: auf einem spanischen Helden des 30jährigen Krieges, einen italienischen Arlequin und dem Himmelreiter Herkules. Rühs, Jak. Grimm haben es längst bewiesen, daß es keine germanische Thor- und Tyrbilder gibt, und alles was seither darüber vorgebracht worden, Täuschung sey.

Dank glaube ich daher von Ihnen zu verdienen, wenn ich Sie über Alterthumsgegenstände aufkläre, die Sie nur aus Zeichnungen kennen, und worauf Systeme gebaut werden sollen, zugleich Ihnen Nachricht gebe von den Fabriken, wo dergleichen Puppen gemacht wurden. Hypothesen- und Systemmacherey auf falsche Vordersätze gegründet, kann den Gelehrten wohl endlich langweilig werden, nicht aber Erforschung der Wahrheit, selbst wenn sie unsre Lieblingsfictionen zerstört und auch nicht aus dem Munde eines Professors und Gelehrten vernommen wird! Sie werden Sich wohl überzeugen, daß man sehr viel gesehen haben muß, um das Aechte vom Unächten in der Alterthumskunde zu unterscheiden. Sehr vortrefflich mögen die Breslauer-Sammlungen seyn, doch sie reichen hierzu nicht aus, wie wir jetzt gesehen und dürfen auch ja nicht überschätzt werden. Daher zürnen Sie nicht, wenn mein Urtheil über das Aechte und Unächte der Alterthümer, — überhaupt die praktische Beurtheilung derselben, Ihnen gegenüber, stets sehr bestimmt ist. Die Gegenstände aus der Breslauer-Sammlung kommen häufig, beynahe überall in Deutschland vor und sind allgemein bekannt, nicht so die Gegenstände aus den großen öffentlichen und Privat-Alterthümersammlungen in Deutschland, Tyrol, Frankreich, Holland, Schweiz, Dännemark, welche man wenigstens gesehen und studirt haben muß, will man so belehrend und abfertigend sprechen, als Sie es in Ihrer obengedachten Erwiederung gethan!

Meine Entgegnung gilt allein der Sache, nämlich:

Ausmerzung altgermanischer Thor- und Tyrbilder aus den wissenschaftlich geordneten Museen der Alterthümer.

Den Irrthum also germanische Thors und Tyrs darin aufzustellen, greife ich an.

Lesen Sie die sehr lehrreichen Andeutungen, von Jak. Grimm über diesen Gegenstand in den göttingischen gelehrten Anzeigen Nro. 52. 31. März 1825 und Sie werden finden, daß die Thor- und Tyranbetung nunmehr auf sich beruhen muß, da jetzt alle von Ihnen zur Aufbauung dieses Systems hergezählte Idole als Unächt konstatirt worden; auch Grimm es Ihnen schon im Anfange des Jahres 1825 öffentlich gezeigt und bewiesen hat: „daß es kein germanisches Götterbild gibt; daß nie in Deutschland ein Gott Namens Tyr existirte; daß selbst in Scandinavien keine Spur vorhanden ist, daß Tyr jemals einhändig abgebildet worden, so wenig wie Odin einäugig, und endlich, daß der „kostbare" Himmelreiter-Thor eine dem Herkules nachgebildete Puppe aus dem Mittelalter sey." Also über Thor und Tyr kein Wort, bevor nicht neue und gewichtigere Bausteine herbeygeschafft sind!

Sie aber, mein lieber Büsching, mit Ihrem schönen Eifer für die Sache vaterländischer Kunst und vaterländischen Alterthums und Ihrem trefflichen Wirken dafür, sind mir herzlich lieb und theuer, und so sehr Ihre Erwiederung auch den Charakter der Ostentation trägt, selbst in der öffentlichen Anführung unserer Privat-Korrespondenz, in der Sie meines Wissens keine Sünde begangen und ich Sie daher auch öffentlich davon absolvire, — so wünsche ich dringend, daß kein Thor und kein Tyr sich zwischen unser früheres Freundschaftsverhältniß dränge und sage Ihnen bey meiner Abreise von Berlin ein herzliches Lebewohl, jedoch Ihnen nicht beystimmend, daß diese Stadt so unfruchtbar für deutsche Alterthumskunde sey; wir haben auch in dieser Beziehung hier ausgezeichnete und gründliche Gelehrte, die mehr gesehen und das Gesehene mehr verglichen und studirt haben, als wir Beyde; auch besitzen wir in dieser Beziehung hier größere Alterthums-Schätze, als Sie vermuthen mögen; ja! käme es selbst auf alle Töpfe und Lampen an, so dürften sich deren hier eben so viele finden als in Breslau und statt Ihres Himmlriter Götzen, haben wir — den einarmigen Thor in Puffentracht und spanischem Barett! — Doch lassen wir diesen ruhen; leben Sie wohl und gedenken freundlich des Abwesenden!

Berlin, März 1827. Dr. Dorow.

Nr. 38.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 10. Mai 1827.

Anfänge der italienischen Kunst.

IV.

Cimabue.

(Fortsetzung.)

Der heil. Augustin unterrichtet den Schüler, der vor ihm sizt und aufmerksam zuhört. Er hebt die Hand auf, und man glaubt ihn sprechen zu hören.

Der heil. Ambrosius hört seinen Schüler lesen und gibt sorgfältig Acht auf seine Worte.

Der heil. Hieronymus lieset selbst, während sein Schüler dasselbe thut.

Wir wissen nicht, welchen Theil Cimabue vielleicht an der Erfindung dieser Bilder haben mag, die Ausführung derselben müssen wir ihm aber gänzlich absprechen, wenn wir seine bisher angegebenen Werke als Maaßstab gelten lassen. Schon die ganz andre Farbenbehandlung würde dieß wahrscheinlich machen, denn die Farben haben sich an diesem Gewölbe viel kräftiger, frischer und lebhafter erhalten, wie an den andern Fresken. So ist auch ein derberer Auftrag der Farben, und eine kräftigere Karnation des Gesichtes, wie sonst gewöhnlich, nur diesem Bilde eigenthümlich. Ferner weicht die Behandlung der Gewänder durch eine geschmackvollere Anordnung der Falten und einen gefälligeren Fluß derselben von der Behandlung Cimabue's ab. Besonders aber sind in den Verzierungen der Gewölbrippen, welche die Bilder der Doctoren einschließen, Anzeigen, die eine andre Hand verrathen, denn diese Verzierungen sind eine entschiedene Nachahmung von den Verzierungen des Gewölbes, an welchem Cimabue den Heiland, die Mutter, den Täufer und den heil. Franziskus gemalt hatte. Nur ist diese Nachahmung mit etwas gebildeterem Geschmacke und größerer Kunstfertigkeit angestellt. Die Genien sind freyer und korrekter in ihren Bewegungen und treiben mit der Angabe der Muskeln in dem Nackten ordentlich Prunk. Ihre ganze Stellung glauben wir in der Kirche der heil. Konstanze bey Rom gefunden zu haben; doch steht uns diese nur noch in dunkler Erinnerung. Aufmerksamkeit mag es aber allerdings wohl verdienen, daß die Ideen der Verzierungen in jener alten und dieser neuern Kirche sich so nahe berühren. Zu einer solchen bloßen Nachahmung war wohl Niemand weniger aufgelegt als Cimabue, den eher der Reichthum seiner Phantasie quälte, und dem gewiß jeder Ort willkommen seyn mußte, wohin er den immer sprudelnden Quell seines schöpferischen Genius ableiten konnte. Wir haben auch gesehen, mit welcher Freyheit er eine ähnliche Idee zum zweyten Male ausführt, indem er die Einzelnheiten gänzlich verändert. Daß auch Vasari schon die besondere Eigenthümlichkeit dieser Bilder aufgefallen ist, bemerken wir mit Vergnügen. Er sagt nur von diesem ausdrücklich: „Es war gewiß ein mühevolles Werk und ist mit einem unendlichen Fleiße ausgeführt", während er sich über die andern nur mit allgemeiner Bewunderung derselben äußert. Auch Lanzi sagt eben nur von diesem Werke, daß eine gewisse Neuheit der Erfindung und der Anordnung darin zu bemerken sey, die bis dahin noch von keinem erreicht worden, daß das Colorit kräftig, die Verhältnisse ungeachtet ihrer Colossalität nicht übel beachtet seyen, und daß überhaupt hier die Malerey zuerst das gewagt habe, was bisher nur die Mosaik wagte. Es fehlt uns also gewiß nicht an Grund, wenn wir diese Arbeit nicht für ein Werk Cimabue's anerkennen.

Wir wenden uns nun zur Entwicklung und Bezeichnung von Cimabue's Eigenthümlichkeiten. Da aber das innerste Wesen derselben in einem unermüdlichen Fortschreiten besteht, so wird es nicht unbillig erscheinen, wenn wir uns in dieser Hinsicht an seine höchsten Leistungen halten.

Die Parmesaner und Giunta wurden nur noch von einer leisen Ahnung der Wahrheit in ihrer Thätigkeit getrieben. Nur zu ungewissen Schritten wurden sie dadurch ermuntert, die noch dazu nur einseitig von jenen, wie von diesem in einem Gebiete der Malerey gewagt wurden. Cimabue trägt das Wesentliche der ganzen Kunst lebendig und gesetzgebend im Gefühle. Wie er mit sicherem Instinkte die Malerey als seine Aufgabe

unter allen verschiedenen Kunstzweigen herausfand, so leitete ihn dieser Instinkt auch eben so sicher in der Wahl der Ideensphäre, deren Versinnlichung in der Malerey gefordert wird, als auch in der Behandlung und Anwendung der verschiedenen Darstellungsmittel. Daher finden wir schon bey ihm einen ausgedehnten Gebrauch derselben und ihre Anwendung ist immer streng im Sinne ihrer wahren Bestimmung. Aber jedes Darstellungsmittel erreicht nun die Stufe der Vollkommenheit; die zum Ausdrucke der Ideen wesentlich und unumgänglich nothwendig war. Keine andere Rücksicht waltete bey Cimabue vor als Darstellung der Ideen, die sein Inneres bewegten. Alles was daher die gewöhnlichen und nöthigen Darstellungsmittel noch weiter erlauben, alles was z. B. nur zu treuer oder auch schöner Nachahmung der äußeren Natur von ihnen gefordert wird, finden wir vernachlässigt, wenn es nicht zugleich positiven Einfluß auf jenen Ausdruck der Ideen hat. Wenn durch die gefalteten oder die ausgestreckten Hände nur die Idee der Andacht oder der Sehnsucht ausgedrückt war, so kümmerte sich der Maler eben nicht darum, ob die Hände groß oder niedlich, falsch oder richtig gezeichnet waren. Hatten sie nichts anzudeuten, so wurden sie noch mehr in der Ausführung hintangesezt. Bey diesem ausgedehnten und wesentlich richtigen Gebrauch der Darstellungsmittel ist ferner nicht zu vergessen, daß er durchaus nicht von einer regelrechten Theorie bestimmt wurde und die Korrektheit daher mangelt. Die Phantasie war die einzige Regel. Aber so tadelnswerth, ja lächerlich es auch ist, wenn zu einer Zeit, da die Theorie bis in das Einzelnste ausgebildet ist, der Künstler willkürlich der Korrektheit sich entschlägt, so entschädigt für den Mangel derselben in diesen alten Bildern reichlich der Charakter der Unmittelbarkeit, der sich in ihrer Inkorrektheit ausspricht. Nichts Berechnetes, Gelerntes stört uns, sondern wie Alles aus dem warmen, frischen Gefühle ausfloß, so trifft es auch wieder das empfängliche, reizbare Gefühl des Beschauers und reißt diesen mächtig fort. Wir geben die Belege zu unsrer Behauptung durch die nähere Bezeichnung der Stufe, worauf Cimabue die Darstellungsmittel gebracht hat und auf welcher er sie gebraucht.

Die Zeichnung ist das erste und vorzüglichste Mittel malerischer Darstellungen, da sie den Raum und seine Gestaltungen abbildet. Frey und kühn hat Cimabue sie in allen ihren Zweigen ergriffen und angewandt, so weit sie diese Bestimmung erfüllt. Durch perspektivische Behandlung hat er den Raum ausgedehnt und eingetheilt. Schon die Art seiner Gruppen mußte ihn dazu zwingen und wir haben schon oben ein einzelnes Beyspiel angegeben, welches von der Anwendung dieses Elementes zeugt. Die Mannichfaltigkeit der Gestaltungen des Raums konnte nicht wohl ohne die verschiedenartigsten Stellungen und Bewegungen und diese nicht ohne Verkürzungen zur Anschauung gebracht werden. Auch davon haben wir oben schon Beweise beygebracht. Die menschlichen Gestalten sind durchgängig edel und großartig in ihrer allgemeinen Erscheinung. Bis auf treue und schöne Nachbildung der Einzelnheiten, wie z. B. der Hände, Haare u. dergl. hat aber das Schönheitsgefühl seine Herrschaft nicht erstreckt. Die Form der Gesichter ist durchaus ähnlich. Der mittlere Theil des Gesichts, so weit die Nase geht, bildet sich sehr entschieden aus dem Gesichte heraus und auch der untere Theil des Kinns tritt etwas hervor. Diese Gleichförmigkeit der Gesichtsbildung kann auf der Stufe, auf welcher Cimabue steht, gar nicht befremdend seyn. Er hatte genug zu thun, um nur den großen Eindrücken der äußeren Natur eine kräftige Rückwirkung entgegen zu setzen, die kleinsten, flüchtigsten der menschlichen Physionomie konnte natürlich ein so in Anspruch genommenes Gemüth nicht zur Rückwirkung, also Darstellung, reizen. Man muß sich aber auch ja hüten diese Gleichförmigkeit für Einförmigkeit zu halten. So lange der Ausdruck der Idee das einzige Streben des Künstlers ist, bedarf es keiner großen Verschiedenheit der Gesichtsbildung, denn jeder Ausdruck kann in jedes Gesicht gelegt werden. Daher finden wir auch bey Giotto's ganzer Schule für dieselben Alter immer die ähnlichen Gesichtsbildungen, freylich sind sie in dieser Schule von dem verschiedenartigsten Ausdrucke beseelt. Die Gewänder falten sich ziemlich natürlich. Die Falten sind fein, schmal, wie von sehr feinen Stoffen, dabey etwas stramm oder gespannt und sehr reich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstausstellung in Berlin 1826.

(Fortsetzung.)

In den nächsten Zimmern ist wieder ein starkes Gedränge um das Bildniß der bezaubernden Sängerin, welche schon als Freyschütz-Agathe zu sehen war, hier aber, als sie selbst, in jeder Weise vortheilhafter erscheint: sie sizt lebensgroß, im veilchenblauen Kleide, fast etwas zu ernst da, und ihre Kunst deutet nur eine Leyer und das Lorbeergebüsch hinter ihr an, zu welchem aber der weiße Pelzbesatz des Kleides nicht recht stimmt. Das anziehende Bild ist sorgfältig und brav gemalt, von P. Mila. Nicht so viel Gutes können wir von Tisch-

deins d. j. Egmont und Klärchen sagen: es sind wieder verkleidete Schauspieler, und die Kleider haben wohl schillernden Glanz, aber keine rechte Farbe. Die Uebersetzung der bekannten runden Bildwerke Thorwaldsens, Tag und Nacht, in Farben von Senf, beruht auf Mißverständnissen zwischen Malerey und Plastik, und konnte nicht gerathen. Der Flug des Ikarus ist hier in zwey Bildern versucht (von F. Frick und A. Siebert), aber nicht gelungen: in Sieberts Bildniß ist das Nackte gut. Die Opferung Isaaks, von Fielgraf, Wachs Schüler, ist noch sehr unbeholfen und leblos. Noch schlechter ist eine Skizze dazu in Wasserfarben, von Kirchhoff. Die Auferstehung Christi, Altarblatt für die Nicolaikirche in Pasewalk, oben in gothische Spitzbögen eingerahmt, ist mühsam gemalt, aber ausdruckslos, zu schwächlich und dünn, zumal die überschlanken Engel oben. Die der Malerey auf ähnliche Weise günstige leuchtende Erscheinung des Engels im Gefängniß und Befreyung des Petrus, ist hier dreymal zu sehen: am größten von F. W. Herdt, für die Nicolaikirche in Spandow, aber nicht besser gerathen, als seine Copie der Nacht von Correggio. Weniger transparent ist das Gemälde von G. A. Cords (der auch ein gutes Knabenbildniß geliefert hat); und mehr verspricht die Farbenskizze von A. Henning, aus Wachs Schule. Eines der schönsten Bilder dieser Art ist hier eine kleine, im Winkel von vielen übersehene Madonna, von L. Grimm: das auf ihrem Schooße schlafende Kind beleuchtet sie selbst und die Umherstehenden, Joseph, Augustin und Georg, dessen Harnisch und Schwert diese Beleuchtung widerspiegelt und zugleich den Schein der Morgenröthe, welche die Wolken und das Meer unten blutroth besäumt: zwey Engel knien vor dem Kinde, der eine mit dem blutgefüllten Kelche, der andere aus einem Rosenstrauche die Dornenkrone windend. Das ganze Farbenspiel ist wohlgelungen und besonders schön ist das Kind und der jugendliche Georg; weniger befriedigt die (wie die sixtinische Madonna) ernst gerad'aus blickende Mutter, und der Raum zwischen Augen und Mund scheint zu groß: überhaupt aber ist zu viel Bedeutsamkeit gesucht, nicht sowohl in dem Ausdruck des Kindes, als in der Umgebung. Eine heil. Familie, vom Prof. Wintergerst zu Düsseldorf, in Mantegna's buntfarbiger und schlanker Art gemalt, ist desto unbedeutender. Die große Anbetung der Hirten, von Bouterweck, einem Schüler Kolbe's, kommt auch nicht in Betrachtung. Eine Madonna mit dem Kinde, Kniestück, von K. Herrmann (zu Breslau), wünschten wir, wäre nicht ausgestellt, sie ist zu gewöhnlich und fleckig gemalt: wir haben besseres von ihm gesehen. Der Sündenfall, von C. Steinbrück, einem Schüler Wachs, ist sehr lobenswürdig gemalt; die Schlange hat, nach alter, auch von Raphael (in den Stanzen) befolgter Ueberlieferung, einen Menschenkopf: die beyden völlig nackten Figuren sind jedoch zu kenntliche Modelle, zeigen nicht genug das Urbild der Menschen, wie es unmittelbar aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, und wie es die schöpferischen Hände Michel-Angelo's und Raphaels wiederholt haben. Unsere alten Maler, von Eyck (auf dem Genter Bilde) bis Lukas Kranach u. s. w. können uns hier nicht als Vorbild dienen, und die Entschuldigung eben mit der Verderbniß der menschlichen Natur gilt in der Kunst nicht. Zugleich hat diese blonde Eva einen unangenehmen, die verbotene Frucht anschmeichelnden Ausdruck.

Eigenthümlich unterbricht die gewöhnlichen weltlichen Gegenstände ein Bild von Ruhl (in Kassel), wie aus 1001 Nacht, eine morgenl. Fürstinn mit ihrem Gefolge wird in der Wüste von den räuberischen Arabern überfallen und entführt. Die Fürstin mit ihrem sich furchtsam anschmiegenden Kinde, unter einem Baldachin auf dem Kameel, und ihre Gefährtin, die man eben von einem andern Kameele herunterhebt, sind sehr anmuthig in Zügen und Gebärden, und die Tracht zierlich; der vorn und im Hintergrunde noch mannichfaltig fortwährende Kampf, und besonders die Pferde sind aber nicht so lebendig, als sie seyn wollen und sollen. Ein kleineres Gemälde von derselben Hand vergegenwärtigt uns röm. Landmädchen, wie sie im Garten einer Villa einen Brief lesen, vermuthlich von Herzensangelegenheiten, ein Knabe schauet mit hinein: die Mädchen sind lebhaft und hübsch in ihrer Landestracht (es scheint zunächst die von Albano), die Färbung aber, besonders des Fleisches, hat einen zu brillanten Metallschimmer. Eine andre italienische Scene, aus der Gegend von Subiaco, wie ein Jäger heimkehrt zu den Seinigen, die im Hofe mannichfaltig beschäftigt sind, von Neher (in München), ist fleißig gemalt, nur zu sehr vereinzelt. Riepenhausens Mädchen aus der Fremde nach Schillers Dichtung, so freundlich sie ist, ist doch schon ein wenig veraltet.

Die eigentliche Pracht dieser Zimmer ist eine Reihe von Landschaften. Von Koch (in Rom) ist eine Gegend Griechenlands, welche die Schönheiten der Natur und Kunst (Tempel) in der Blüthe zusammenstellt, mit dem Regenbogen darüber; dann die Gegend bey Olevano, und die Ansicht des Schreckhorns in der Schweiz. Die beyden Südlandschaften sind zu bunt und dabey schwarz in den Schatten, und die erste kann mit der in diesen Blättern (1826. Nro. 60.) schon besprochenen Darstellung der Blüthezeit Griechenlands von Schinkel, welche hier von K.

Beckman, einem Wach'schen Schüler, treu wiederholt ist, keine Vergleichung aushalten. Rohden (in Rom) hat eine Felsschlucht mit einem Wasserfall, es scheint aus der Nähe der Grotte des Neptuns bei Tivoli, mit aller ihm eigenen Ausführung der kleinsten Theile, des dortigen üppigen Pflanzenwuchses, besonders des Lattichs und der Farrenkräuter, gemalt: die Travertinfelsen erscheinen dabei nur etwas zu maserartig. Noch besser gefällt uns eine Gegend an der Tiber, den zu Wohnungen benutzten Steinbrüchen (Cervare) gegenüber, aus denen das Kolosseum erbauet ist: vorn sitzen zwei Jäger mit ihren Hunden und erfrischen sich, und wir erkennen in ihnen den Maler selber mit Reinhart, dem trefflichen Landschafter und rüstigen Campagna-Jäger. — Von Dahl ist nur ein kleines Bild hier, der Vesuv, aus einer Grotte angesehen; aber es zeiget den Meister. — Aus den mancherlei übrigen italischen Landschaften erwähnen wir nur noch: eine von G. Feldmann, zunächst aus dem Felsthale von Subiaco genommen; und von J. B. Pascal, aus der Gegend von Neapel, eine Composition zu Göthe's: Kennst du das Land ꝛc., mit dem Harfenspieler und Mignon, aber nicht bedeutend und südlich genug. — Die Ansichten des Sees von Bolsena und der Gegend bei Civita Castellana, von Bognav, sind genau, sehen aber aus wie Skizzen in Wasserfarben. — Schweizerlandschaften sind sehr ausgezeichnete hier: von J. J. Biedermann (in Winterthur), mit der feinsten Ausführung (den vorigen Rohdenschen Landschaften vergleichbar), der Untergletscher bei Grindelwald, die Insel Schwanau im Lowerzersee am Fuß des Rigi (unweit des verschütteten Goldau), und ein Viehstück mit der Gegend von Thun: die miniaturartige Behandlung ist mit großer Klarheit der Farbe verbunden. — Breiter gemalt und trüber sind A. Künklers Ansichten des Wasserfalls des Reichenbachs, und des Wetterhorns von der Scheideck. — Die letzte Ansicht, anders aufgefaßt, zugleich mit dem seinem schönen Namen entsprechenden Rosenlaui-Gletscher, hat M. von Meuron (in Neufchatel) weit übertroffen. Vor allen zieht aber desselben Malers Ansicht des Bieler-Sees mit der Peters-Insel, die einst Rousseau bewohnte, alle Blicke auf sich. Aus einem schattigen, durch einige Ziegen belebten Vorgrunde, über Jolimont, dem Landhause des Grafen Pourtalis, überschaut man den völlig ruhigen See mit seinen schönen Ufern, die sich zugleich mit dem klaren Himmel darin spiegeln. Man kann nichts Reizenderes sehen, und die Malerei ist so meisterlich, daß man sie ganz über den Gegenstand vergißt. Meuron dünkt uns gegenwärtig der trefflichste Schweizerlandschafter. — Aber auch unser näheres Vaterland kann sich dermalen trefflicher Landschafter rühmen. W. Ahlborn, wieder ein Schüler Wachs, trägt den Preis davon: seine Ansicht des thüringischen Schlosses Schwarzburg auf der Felsenecke mit den Thälern der Schwarza auf beyden Seiten erneuet uns aufs lebhafteste, die vor Kurzem gehabte wirkliche Anschauung einer der herrlichsten Gegenden Deutschlands, und des würdigen Stammsitzes eines altberühmten Hauses. Das Eigenthümliche dieser Gegend, das schwärzliche Schiefergestein mit seinem kräftigen Pflanzenwuchse, welchen die schlanksten Weißtannen kränzen, ist deutlich hervorgehoben, und dazu stimmt der leise Duft über dem bewohnten Thale auf der einen Seite, und das sonnige Wiesenthal auf der andern. Größer und in ihrer Art noch trefflicher, ist von demselben jungen Maler, die Ansicht des neuen Schlosses bey Potsdam von der hohen Terrasse des mit Recht so genannten Belvedere's im Garten: die Prachtgebäude des großen Palasts mit seinen Säulen, goldgrüner Kuppel, und röthlichen Wänden, die südlichen Blumen im Vorgrunde, der Orangenwald um das Schloß, die herrlichen Baumgruppen des Parks, auf den fernen Höhen die pinienähnlichen Fichten, der zu Seen sich erweiternde Strom mit seinen Schiffen, der heitere Himmel und der warme über das Ganze gehauchte Lufton: alles dieses macht, daß man auf den ersten Blick irgend eine italische Gegend zu sehen glaubt, jedoch bald mit doppelter Freude die nahe, so oft unbillig geschmähte Heimath wiedererkennt. Es geschieht dieß aber nicht etwa durch eine fremdartige Verkleidung, sondern es ist hier nur die rechte Stelle und der günstige Augenblick glücklich gefunden: so oft man zu den an derselben Aussicht sich erfreuenden Frauen und Kindern hintritt, wird einem so wohl zu Muth, als wenn man von der Sonne beschienen würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

London.

Im April erscheint zu London die erste Abtheilung einer Selection of Architectural and other ornaments, und zwar von griechischen, römischen und italienischen, gezeichnet in den Museen und nach den Gebäuden in Italien, von den Architekten William Hosking und John Jenkins. Das Ganze, sammt der Beschreibung, wird acht Abtheilungen enthalten, von denen alle sechs Wochen eine erscheinen soll. Bey weitem der größte Theil ist, wie es heißt, inedirt; die griechischen Stücke hauptsächlich aus dem Museum zu Neapel und nicht in dem herkulanischen Werke befindlich. Die italienischen Zeichnungen sind meist aus dem 14ten Jahrhundert, nach alten venezianischen Gebäuden.

Nr. 39.

Kunst-Blatt.

Montag, den 14. Mai 1827.

Kunstliteratur.

Ueber Restauration alter Oelgemälde, von C. Köster. Erstes Heft. Heidelberg 1827. 51 S. 8.

1. *) Wer gern einen Künstler von Geist und Einsicht über das Restauriren von Gemälden vernehmen will, der lese diese Schrift. Der Verfasser, als Landschaftmaler bekannt, hat sich aus Liebe und Verehrung für die großen Maler der Vorzeit theilweise dem wichtigen Geschäfte der Restauration gewidmet. Ja seit einigen Jahren ist er mit Schlesinger, der sich durch seine sehr verdienstliche Bildnisse und höchst vortreffliche Copien nach Raphael und anderen rühmlichst ausgezeichnet hat, in Berlin fortwährend beschäftigt, die von S. M. dem König von Preußen erkaufte Solly'sche Sammlung altitalienischer und altniederländischer Gemälde herzustellen. Unter diesen Verhältnissen hat er Gelegenheit gehabt, vielfache Erfahrungen zu machen; er spricht sie in der vorliegenden kleinen Schrift auf eine eigenthümliche und lebendige Weise aus, ohne eben alles umfassen zu wollen, was zu dem Gegenstand gehört. Er beschränkt sich in diesem ersten Heft auf die Oelmalerey und hat vorzugsweise die Werke der ältern italienischen, deutschen und niederländischen Schule im Auge. Die drey Haupttheile der Restauration, die Herstellung des Grundes, das Reinigen und die Herstellung der Malerey, behandelt er mehr oder weniger ausführlich, indem er meist die bekannten Mittel dazu angibt, jedoch werden die Kenner auch einiges Neue, nicht in andern Büchern Verzeichnete finden. Bey allem diesem wiederholt der Verfasser stets, daß es weniger auf die Mittel als auf den Gebrauch derselben ankomme.

„Alle Regeln sind gut und nothwendig. Es gibt „aber etwas, was über aller Regel schwebt, und das ist „der feine Takt. Sein Wesen läßt sich nicht in Worte „fassen, es wäre unnütz darüber zu reden."

Dieß ist das Thema der Schrift, und in dessen Ausführung scheint uns auch das größte Verdienst derselben zu bestehen; denn man kann es nicht oft genug sagen, es gehören zum künstlerischen Restauriren, wie zur Kunst selbst angeborene Gaben, Talente, die man entwickeln, aber nicht erwerben kann, und nur denjenigen, welche in den Geist, in den Styl und in die technische Behandlung eines Kunstwerks einzudringen, dasselbe mit Geduld, Umsicht und Gewissenhaftigkeit zu behandeln vermögen, nur diesen sollte man das Restaurations-Geschäft anvertrauen. Freylich finden sich nicht viele, von diesen Eigenschaften, welche sich einem so schwierigen, so verdrießlichen und langwierigen Geschäft unterziehen mögen; darum müßte man es aber desto besser belohnen, und wahrlich, aller Aufwand dafür würde in keinem Verhältniß stehen zu dem Schaden, welcher der Kunst durch ungeschickte Restauratoren zugefügt wird!

Ein besonderes Verdienst dieser kleinen Schrift, wodurch sie für alle Maler ein Interesse hat, scheint uns auch noch das zu seyn, daß sie über die Haltbarkeit der Farben Erfahrungen mittheilt, und andere Künstler zu ähnlichen Mittheilungen auffordert. Wir bedauren nur, daß die hier gegebenen Nachrichten nicht ausführlicher und nicht bestimmter abgefaßt sind. Gerade dieser Theil der Maler-Technik dürfte derjenige seyn, über den die gesammelten Erfahrungen öffentlich bekannt zu machen, den meisten Nutzen haben würde. Maler, denen die Dauerhaftigkeit ihrer Werke am Herzen liegt, müßten sich mit ausgezeichneten Chemikern und Fabrikanten in Verbindung setzen, ihre Beobachtungen und Kenntnisse gegeneinander austauschen, und von Zeit zu Zeit den Erfolg davon dem Publikum vorlegen, damit auch Andere Ver-

*) Diese Anzeige war bereits abgefaßt, als wir von einem unsrer geschätztesten Mitarbeiter eine andere über dasselbe Werkchen erhielten. Wir halten es nicht für überflüßig das Publikum durch zwey verschiedene Stimmen auf einen in unsern Tagen besonders wichtig gewordenen Gegenstand aufmerksam zu machen, und lassen daher beyde Anzeigen unter Nro. 1. und 2. auf einander folgen.

Red.

ſuche darüber anſtellen, und ihre Bemerkungen mittheilen könnten, wir würden dann nach und nach wieder zu einer mit zuverläſſigen, haltbaren Farben ausgeſtatteten Palette gelangen. Denn, obwohl eine große Unſtätigkeit in der Fabrikation der Farben beſteht, weil man auch hier von Handgriffen und mancherley Zufälligkeiten der Praxis abhängt, und nicht, wie der Verfaſſer meynt, durch wiſſenſchaftlich beſtimmte Recepte geſichert werden kann, ſo würde doch bey gehöriger Kenntniß des allgemeinen Bedürfniſſes das Intereſſe ſchon Leute vom Fach dazu bewegen, der Fabrikation jene Aufmerkſamkeit zu widmen, wodurch die gleichmäßige Erzeugung und Erhaltung der einmal erprobten Qualität der Farben erzielt wurde. Die Mittheilung der Erfahrungen über die Haltbarkeit der Farben in ihren verſchiedenen Miſchungen mit Oelen und Firniſſen aber müßte auf doppeltem Wege Statt finden, einmal für wiſſenſchaftliche Männer und Fabrikanten in einer der meiſt geleſenen chemiſchen Monatsſchriften, und dann für die Künſtler in einer Zeitſchrift ihres Fachs; wir ſchlagen zu dieſem leztern Zweck das Kunſtblatt vor, und hoffen, daß dieſer durch Hrn. Köſter gegebene Anlaß den beſten Erfolg haben und für unſere Malerey reiche Früchte tragen möge!

2. Niemand mißkennt wohl den Werth der Reſtaurationen alter Gemälde, durch die uns ſo manches treffliche Werk gleichſam wiedergegeben und ſeine Erhaltung vielleicht für Jahrhunderte geſichert wird. Wie vieles aber auch bis jezt im Reſtaurationsweſen geleiſtet worden, ſo mußte man doch das dabey gangbare Verfahren, im Ganzen, als unzweckmäßig erkennen, nicht zu gedenken, daß manches koſtbare Bild, unter ungeübten Händen, und durch die Anwendung zerſtörender Mittel, für immer zu Grunde gerichtet worden. Hr. Köſter, ſelbſt ein ſinniger, geiſtreicher Künſtler, verdient daher den wärmſten Dank, daß er in dieſer Schrift redlich und unverholen mittheilt, was vieljährige Verſuche, in Verbindung mit kundigen Freunden unternommen, ihm zur Löſung ſo vieler ſchwierigen Fragen beym Geſchäft der Reſtauration an die Hand gegeben.

Bisher hat man die Sache überhaupt nur von Seite der Manipulation und der Technik betrachtet; aber es iſt mit der Herſtellung eines alten Bildes wie mit der Herſtellung eines durch Abſchreiben und ſpätere Umgeſtaltungen verdorbenen Dichterwerkes: Mit Sprache und Metrik allein reicht man dabey nicht aus; ein dem Dichter verwandter Geiſt muß hinzukommen, und die abgeſtorbenen Theile mit neuem Lebenshauche durchdringen. Das iſt es eben, was ſo vielen, ja faſt allen Reſtauratoren bis jezt gemangelt hat, und ſelbſt die beſten haben meiſt dem Original nicht das verlorene Eigenthümliche zurückgegeben, ſondern etwas fremdes, wie ſie es eben ſelbſt beſaßen, an die Stelle deſſelben geſezt. Wie oft würde der Schatten eines ehrwürdigen alten Meiſters mit Zorn und Schmerz auf ſeinen Reſtaurator blicken, wenn es ihm vergönnt wäre, während der Arbeit deſſelben, neben ihm zu ſtehen! ſehr wahr bemerkt der Verf.: „die Fälle ſind ſelten, wo ein blos mechaniſches Verfahren, welches, beym Lichte beſehen, ſchon an ſich nicht denkbar iſt, ausreichte, da bey alten Bildern, faſt immer, das Verderben, mehr oder weniger in das organiſche des Bildes ſelbſt eingedrungen iſt, und alsdann eine Hülfe nöthig macht, welche nur der feinſte Künſtlerſinn, verbunden mit erworbener techniſcher Fertigkeit, zu leiſten vermag. Schon einzelne defekte Stellen erfordern bisweilen einen vertrauten Sinn mit dem Objekte und Styl des Meiſters; aber viel häufiger noch hat ein Gemälde ſeine ganze Haltung verloren, ſeine urſprüngliche Harmonie in Farbe, Form und Ausdruck iſt dahin. Da gilt es nun, dem Werke mit verwandtem Geiſt tief ins Herz zu blicken, und es gewiſſermaſſen, wie ſein eigenes Kind zu betrachten.“

Mit ſeltener Ehrlichkeit und Offenheit gibt Herr Köſter hierauf nicht blos die Verfahrungsarten und Mittel an, wie ſie, je nach dem Zuſtande eines Bildes, angewendet werden müſſen, ſondern macht zugleich auch auf die ſchädlichen und nachtheiligen Behandlungen aufmerkſam, und ſeine Schrift bietet nicht nur dem Reſtaurator, ſondern auch dem Maler überhaupt viel Nüzliches und Beherzigungswerthes dar.

Erwägt man, nach einem beſonnenen Ueberblicke des Reſtaurationsgeſchäfts, daß dazu Männer erfordert werden, welche im Stande wären, ſich durch eigene Produktionen einen bleibenden Namen zu machen, ſo begreift man leicht, welche Reſignation und uneigennüzige Kunſtliebe dazu gehört, ſich einem ſolchen Geſchäfte, welches nicht als Nebenſache und in Zwiſchenſtunden betrieben ſeyn will, zu widmen. Je weniger an einem hergeſtellten Gemälde die Hand des Reſtaurators ſichtbar iſt, deſto größer iſt unläugbar ſein Verdienſt, aber um ſo weniger auch kann es erkannt werden. Für die königliche Sammlung in Berlin iſt es als ein Glück zu betrachten, daß Künſtler wie Schleſinger, Köſter, Keller ſich bereitwillig gefunden, den Bildern jener Sammlung ſo viel möglich ihre urſprüngliche Geſtalt und Reinheit zurückzugeben. Doch, was den Künſtler hier lohnt, ſagt der Verf. S. 50, iſt der vertraute Umgang mit den Geiſtern einer vergangenen Welt, wobey er ſich manchmal etwas vorträumt, von einem unſichtbaren Dank, welcher irgendwo feſt hängt, er weiß ſelbſt nicht wo.

— ber.

Anfänge der italienischen Kunst.

IV.

Cimabue.

(Fortsetzung.)

Die Behandlung der Farbe ist das zweyte malerische Darstellungsmittel. Die wesentliche Aufgabe, die dadurch erreicht werden soll, ist der Ausdruck des inneren, nothwendigen Lebens in seiner augenblicklichen, vorüberfliehenden Wirksamkeit. Zur Lösung dieser Aufgabe ist Wahrheit, Lebendigkeit, augenerfreuende, harmonische Abwechslung der Farbe und ein gewisser Grad eines derben Auftrages und Verschmelzung unumgänglich nöthig, und alle diese Eigenschaften der Farbenbehandlung finden wir in Cimabue's Werken. Der vorherrschende Ton ist ein kräftiger und in der Carnation besonders ein kräftiges Braun, ja die Schatten der Gesichter um die Augen und an der Nase überschreiten das rechte Maas. Auf den Wangen sieht man eine frische Röthe, und die verschiedenen Farben-Nüancen sind so weit mit einander verschmolzen, daß sie in Verbindung mit der Derbheit des Auftrages aus dem innern wirksamen Leben hervorzuquellen scheinen. Die heitere Abwechslung der Farben ist schon oben gerühmt und sticht besonders durch den Contrast mit der todten Eintönigkeit der alten Meister in derselben Kirche sehr glänzend hervor. Von der Beleuchtung, welche mit diesem Darstellungsmittel in der nächsten Verbindung steht, ist in diesen Werken am wenigsten zu sagen.

Am Eigenthümlichsten ist in Cimabue's Kunstübung das dritte Darstellungsmittel behandelt, der Ausdruck. Unter den Bewegungen, wodurch der Ausdruck hervorgebracht wird, unterscheiden sich die des ganzen Körpers, nebst denen der gröberen Glieder, durch den Charakter einer gröberen Deutlichkeit und Aeußerlichkeit von den Bewegungen des Gesichtes, die nur im Gefühle nicht durch den Verstand zu analysiren sind, so fein und beynahe unmerklich sind sie. Jenes Mittel des Ausdrucks, die Geberden, finden wir von Cimabue mit solcher Sicherheit und in solcher Mannichfaltigkeit gebraucht, daß seine Gemälde beynahe allein dadurch eine so lebhafte Wirkung hervorbringen, wie der Künstler, den die Malerey sich ganz zu eigen weihete, wohl erreichen mußte. Das andre Mittel des Ausdrucks aber, die Mienen, befinden sich in einem auffallenden Grade der Gebundenheit. In dieser Gebundenheit tritt der Mangel an individualisirten Darstellungen der Seelenzustände und zugleich der Mannichfaltigkeit gegründet hervor, durch welche sonst eben ein so reiches Leben in der Seele des Beschauers aufgeregt wird. Allein diese Gleichförmigkeit des Ausdrucks hat doch eine ähnliche Wirkung, indem wir wahrnehmen, daß eine reiche, üppige Fülle des Lebens hier in Fesseln geschlagen ist, die mit unwiderstehlicher Gewalt hervorzubrechen strebt. Wir fühlen das innere Ringen der Knospe, die sich zu enthüllen strebt in den Tiefen unsrer Seele. Wir sehen ja den Kampf in den ernsten, strengen, barschen, drohenden Zügen. Die Gewaltigkeit, der Trotz alter griechischer Bildwerke, die wahrscheinlich eben vor der Vollendung des Phidias verfertigt sind, zeigt sich in gleich mächtiger Kraft in den Gesichtern Cimabue's, doch ist diese Kraft nach der Weise des christlichen Lebens mehr nach innen gewandt und erscheint zuweilen schwermüthig in sich versenkt, oder majestätisch-erhaben. Nur selten und dann um so rührender blüht einmal ein bestimmtes, einzelnes sanfteres Gefühl rein und frey hervor. Aber sehr häufig finden sich in dieser allgemeinen Gebundenheit des Ausdrucks leise aber verständliche Andeutungen der heftigeren Gemüthsbewegungen, wie der Verwunderung, der Trauer, des Zorns u. s. w. Und was in solchen Fällen der Ausdruck noch zu wünschen übrig läßt, das ersetzt reichlich die passende und schnell ansprechende Geberde.

Das wichtigste und schwierigste Mittel der Darstellung, die Gruppirung finden wir in dem Grade vollkommener bey Cimabue gebraucht, je mehr sich eben darin das Wesen seiner Kunst offenbart, und es möchte alle Berechnung schwerlich die unbewußte Schöpfung seines Genius in dieser Sphäre übertreffen. Die Malerey soll uns die einzelnen Bildungen der idealen Welt vor Augen bringen, und je vielfältiger und reicher diese Bildungen sich uns offenbaren, desto entschiedener und unwiderstehlicher wirken sie auf unsre Seele ein und rufen das ihnen gleichartige Leben hervor — das lezte Ziel aller Kunst. Denn was soll diese Andres, als das göttliche Leben, aus dem Alles entkeimt ist, uns dadurch zum Bewußtseyn bringen, daß sie die Schöpfungen derselben dem menschlichen Gemüthe auf menschliche Weise näher bringt, als die Natur dieß gewöhnlich thut? Das wird die Kunst aber durch reiche Gruppen um so zuverlässiger thun, je gewisser es ist, daß viele Kräfte auf ein Ziel gerichtet mehr wirken als eine einzelne. Darum fühlt auch das ungebildetste Gemüth, wenn es nicht ganz in Rohheit und Verwilderung untergegangen ist, eine ästhetische Regung bey dem dramatischen Leben einer Gruppe, wenn eine einzelne Bildsäule, oder ein einzelnes Bild auch nicht den kleinsten Eindruck machen würde. Welche Fülle von Ideen nun aus Cimabue's reichem und kräftigem Genie ausströmte, wenn er dieses einmal seiner Schöpfungslust überlassen durfte, darauf ist schon in der Schilderung der einzelnen Bilder aufmerksam gemacht und wir erinnern hier nur noch einmal an die Scene von

Joseph und seinen Brüdern, an die Hochzeit zu Kana, an die Gefangennehmung des Heilandes, an seine Abnahme vom Kreuze.

Aber nicht minder nothwendig für die harmonische und beseligende Erregung des idealen Lebens im Beschauer als die Fülle der Ideen ist ihre Vereinigung unter eine Hauptidee, in welcher das vielfach bewegte Leben seinen Ruhepunkt findet. Im entgegengesetzten Falle muß ja, je reizbarer die Empfänglichkeit ist, desto mehr Zwiespalt und Zersplitterung in der Seele entstehen, die nur ängstigen und peinigen kann. Wir sind desto glücklicher, je thätiger und bewegter unser inneres Leben, aber immer nur unter der Herrschaft einer Idee ist. Und diese Vereinigung aller Ideen unter eine Hauptidee, der Zusammenhang aller verschiedenartigen Lebensäußerungen und ihr Zusammenwirken zu einem großen Eindrucke ist ebenfalls in den schon genannten Bildern, wie in allen, so musterhaft, daß wir kühn den größten Meister herausfordern dürfen, etwas Vollkommeneres zu liefern. Fast in keinem andern Gebiete nimmt Cimabue unsre Bewunderung so sehr in Anspruch, wie in diesem, denn vergleichen wir einmal die Gruppirung in der Scene, wo Josephs Brüder ihn um Verzeihung anflehen, mit der, die der Maler in der Abnahme vom Kreuze angewandt hat, so müssen wir gestehen, daß er die beyden Extreme erreicht hat. Erscheint uns in jenem Bilde alles Einzelne, wie gewaltsam zusammengedrängt, wie ein gleichzeitiger Ruf von hundert Stimmen, so scheint sich in diesem alles Einzelne aufzulösen, auseinander zu fließen und sammelt unsre Gefühle und Gedanken erst allmählig zu einer Theilnahme, wie die bedeutsamen Worte und Handlungen eines Menschen, der uns zuerst unbedeutend erschien, uns allmählig immer zwingender zu ihm hinziehen und wir uns um so inniger und treuer mit ihm verbinden, je mehr wir in unserm Herzen fühlen, daß wir ihm ein Unrecht abzubitten haben. Die Idee sammelt und zerstreuet die Gestalten, je nachdem sie die Seele, wie ein volltönender, mächtiger Akkord ergreifen und in ihren innersten Tiefen zusammenziehen, oder sanft sie zu inniger Wehmuth auflösen will. Wo aber die Extreme in solcher Vollendung entstehen konnten, wo der feinste Takt sie und ihre richtige Anwendung hervorrief, da darf man wohl nicht zweifeln, daß das mitten inne Liegende gleichmäßig zu Gebote stand, und es müßte ein beneidenswerther Genuß seyn einmal mit Muße alle Gruppen des Meisters nach ihrem Zusammenhange und ihrer Bedeutung sich zum Bewußtseyn zu bringen. Wie viele, die für große Meister gehalten wurden, mögen hundert Gruppen zusammengesetzt haben, ohne auch nur einmal eine Ahnung davon zu haben, daß in der Gruppirung selbst Sinn und Bedeutung liege, was Cimabue so fein und so lebendig fühlte.

Daß bey so tiefem, lebhaftem Gefühle für das Zweckmäßige, Passende, Nöthige kein müßiges oder todtes Glied in irgend einer Gruppe stört, braucht wohl kaum erwähnt zu werden

So sehen wir die Seele der Parmesaner und den Körper Giunta's in Cimabue zu einem Ganzen, zum vollen Keime der Malerey verschmolzen. Wie dieser schon das Wesen der Pflanze in allen ihren Theilen in sich trägt nur noch unentwickelt, so hat Cimabue's Kunstübung, sowohl in seinem gewählten Ideen-Kreise, als in der Behandlung aller seiner Darstellungsmittel das Wesentliche aufgefaßt und geleistet, woraus sich in der Folge die Mannichfaltigkeit entwickeln sollte, welche die Geschichte der Malerey uns erblicken läßt. Eben wegen der genauesten Uebereinstimmung in allen verschiedenen Aeußerungen seiner Kunstübung ist seine ganze Erscheinung selbst ein großes, meisterhaftes Kunstwerk der bildenden Natur, und spricht uns, wenn wir uns einmal auf den rechten Standpunkt zu erheben vermögen, mit eben dem beseligenden und begeisternden Zauber an, den jedes wahre Kunstwerk um sich verbreiten soll.

Haben wir Giunta's Bedeutung für die Geschichte der Malerey mit Gottscheds Einfluß auf die deutsche Poesie verglichen, so dringt sich uns zu demselben Zwecke eine Vergleichung Cimabue's mit Klopstock so mächtig auf, daß wir sie nicht unterdrücken können. Wir sehen die Hand der Vorsehung aus den Wolken, die sie verhüllen, nach beyden Lieblingen ausstrecken und selbst sie weihen zu ihrem erhabenen Dienst. Beyde riß sie aus den Schulbänken, von den todten Büchern hinweg und an ihre ewig strömenden Lebensquellen, damit das Wasser des Lebens ihre Seelen tränkte. Und beyde zeigten sich auch als ihre ächte Priester, durch den Eifer, der selbst sein eigenes Werk nicht verschont, wenn der Genius der Vollkommenheit auch nur den leisesten Tadel merken ließ. Gewiß, diese Uebereinstimmung ist mehr als zufällig.

(Der Beschluß folgt.)

Preußen.

Se. Maj. der König von Preußen hat die zu Paris befindliche große Sammlung ägyptischer Alterthümer des Hrn. Passalaqua durch Vermittlung des preußischen Gesandten in Paris, Hrn. Baron v. Werther und des Hrn. Barons v. Humboldt, angekauft. Ehe dieselbe zur Absendung nach Berlin eingepackt wird, sollte am 26. April noch die Eröffnung einer Mumie, in Gegenwart vieler Pariser Gelehrten und Aerzte statt finden. (Allg. Zeit.)

Nr. 40.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 17. Mai 1827.

Anfänge der italienischen Kunst.

IV.

Cimabue.

(Beschluß.)

Wenn wir nun noch einen Blick auf Cimabue's Künstlerbildung werfen, so wird uns seine Erscheinung ein Gegenstand neuer Bewunderung. Welche schwer zu ersteigenden Stufen lagen zwischen der alten todten Kunstübung und der seinigen, und doch wurde es ihm nicht so wohl, wie unsern Kunstjüngern, sie in ihrer Ausbildung überspringen zu dürfen. da ihm als Lehrling noch kein Meister den neuen Gewinn mittheilte, sondern er mußte sich selbst hindurcharbeiten und alles in sich verwandeln. Er riß sich los aus den Fesseln seiner Lehrer, er erfaßte das Wesen und die Idee der Malerey, wie die Parmesaner, er unterwarf sich die Darstellungsmittel, an deren Ausbildung Giunta alle seine Kraft gesezt hatte und schreitet nun von so vielen Trophäen umgeben, als kühner und glücklicher Sieger, frohlockend, in eigener Glorie einher. Ja, in Assisi kann man noch alle Schritte und Bewegungen verfolgen, die ihn dem Siege zuführten, denn welch' ein Abstand ist zwischen den trockenen, steifen, kleinlichen Evangelisten über dem Chore und seinen lezten Darstellungen aus dem Neuen Testamente! Jene Evangelisten sollen aber noch nicht einmal die ersten Proben seiner Kunst, sondern in der Unterkirche noch recht eigentlich seine Schülerarbeiten zu sehen seyn. Es möchte wohl eine Aufgabe seyn, die mit sehr angenehmen Untersuchungen verbunden wäre, den Zusammenhang, die Folge und die allmähligen Fortschritte in den Werken Cimabue's nachzuweisen, und wir halten sie für recht wohl ausführbar, da ein so kräftiger Genius gewiß den rothen Faden von Anfang an hineingewebt hat, woran zu erkennen, daß sie dem Könige angehören.

Als das wirksamste Element seiner Künstlerbildung müssen wir wohl die Entwicklung seiner Zeit ansehen, die gerade so weit gekommen war, daß bey ungeschwächter Kraft diese doch nach verschiedenen Richtungen sich wandte, von denen eine jede sich ihre eigene Sphäre bildete. So wie hiedurch eine größere Mannichfaltigkeit bestimmter Erscheinungen begründet wurde, so konnte auch die Phantasie schon eine Stätte finden, in welcher sie nicht mehr von dem Drange des äußern Lebens aufgestört wurde, um den kaum emporgetriebenen Keim in den wilden Bewegungen wieder zertreten zu lassen. In diesem Asyl sammelte sie in ihre Schatzkammern ein. Welcher Moment der Geschichte konnte dafür reichere Beyträge liefern? Welche, bis dahin fast unbekannten Kräfte der menschlichen Seele entwickelten sich im Mittelalter, diesem Jünglingsalter der neuen Zeit. Die Frömmigkeit, die Begeisterung, die Schwärmerey der Liebe, kurz alle die Gefühle und Lebensäußerungen, die man unter dem Namen der romantischen zusammenfassen könnte, traten ungestüm hervor. Bürgerliche Gesetze waren nur ein schwacher Zügel für alle diese Kräfte, da sie am Glühendsten und Heißesten trieben, und sie zerrissen dieselben oft ungestraft, wenn es ihnen beliebte. Wie konnten in so aufgeregter Zeit die Aeußerungen dieser Triebe auch nur die schwächste Schranke in Sitte, Herkommen, Uebereinkömmlichen, kurz in fremder Meynung, welche jezt alle menschlichen Aeußerungen kaum noch den beschränktesten Spielraum erlaubt. So hemmten denn Rücksichten keiner Art die Ausbrüche aller dieser Lebens-Elemente, sondern jeder lebte offen und natürlich seine ganze Individualität heraus. Durch wie viele Haufen kann jezt der Künstler hindurchgehen, ehe er einmal die leise Aeußerung einer durchgreifenden Lebensidee oder nur eine entschiedene Eigenthümlichkeit bemerkt. Im Mittelalter, wo jeder sich selbst leben konnte und mußte, wenn er gelten, oder auch nur sicher seyn wollte, mußte dieß ganz anders seyn, und der unerschöpfliche Reichthum der Maler des 13ten, 14ten und 15ten Jahrhunderts beweiset dieß. Die Maler der neuern Zeit haben also wahrlich denen keine Verpflichtung, welche sie lange abgehalten haben in den älteren Werken das zu suchen, was sie bey dem Zustande des jetzigen geselligen Lebens in diesem

selbst nur so sparsam finden — Reichthum an individuellen Erscheinungen des innern Lebens.

Aber eben diese überschwängliche Fülle und Mannichfaltigkeit der Lebensäußerungen und ihre gewaltige und entschiedene Kraft mußten einer künstlerischen Ausbildung auch wieder gefährlich werden und sie schwierig machen, indem nicht geringe Energie dazu gehörte in diesem ungestümen Getümmel eine herrschende Selbstständigkeit zu behaupten. Und wo entsteht ohne diese ein großer Künstler! Wenn die andern sich bequem mit dem ersten, dem besten Arme des großen Stromes, der sie eben erfaßte, fortströmen ließen, so durfte der Künstler kaum den Zug desselben fühlen. Darum sehen wir auch, daß bey Tausenden all' dieß schwellende und treibende Leben nur ein unförmlicher Klumpen blieb, der in den lombardischen Städten und von den Ritterburgen aus wie ein verzehrendes Feuer umherrollte; bey tausend andern sehen wir es nur in einem einzigen Stamm aufschießen, der mit seinen Zweigen und Unterholze die heitere Fülle des Lebens überwucherte und durch Entziehung der Nahrungssäfte unterdrückte. Doch, wozu alle diese einseitigen Formen aufzählen? So viel ist klar, daß ein Mensch, der sich in diesen Zeiten zum Künstler bilden wollte, eine mehr als gewöhnliche Kraft aufbieten mußte, zum Widerstande gegen die mannichfaltigen, ihn bestürmenden Einflüsse, die ihn mit sich fortzureißen suchten. Cimabue mied die Gefahr nicht, aber er leistete muthigen und tapferen Widerstand, um darin Herr seiner selbst zu bleiben. Sein befestigtes Gemüth lieh sich allen den mannichfaltigen Eindrücken seiner Zeit und empfing danach seine Ausbildung. Es blieb aber allen einzelnen Erscheinungen offen, verwandelte sie in seiner Einbildungskraft in Bilder, welche die Keime der Ideen weckten, die in den Tiefen seiner Seele schliefen, und von nun an hielten sich Bilder und Ideen innig umarmt. Und hiemit empfing er die Weihe zur Kunst. Welche Ideen sein schaffender Genius nun auch hervorbringen mochte, so drang ihm die Einbildungskraft sogleich das Bild dafür auf, welches einst sie ins Leben gerufen hatte, und dieß war das Einzige, was er, wie jeder Künstler leiden mußte. So wirkte seine Zeit auf ihn, wie der laue Frühlingsregen auf die lebensschwangere Natur, die nur auf seinen milden Segen harret, um alle ihre Knospen zu erschließen. Konnte er aus dem weiten Gebiete der Geschichte wohl einen andern Stoff wählen, als die heil. Geschichte, in welcher die Gottheit sich zu dem Menschen herabläßt? Hier fand er die Weltanschauung wieder, bis zu welcher seine Seele sich erhoben hatte, und darum sehen wir auch eben nur in diesen Darstellungen so recht das kühne und freudige Walten seines schaffenden Genius. In der Form dieser Weltanschauung zeigt er uns Freude und Trauer, Frömmigkeit und Bosheit, erhabene Entsagung und frohen Genuß, hohe Andacht und irdisches Treiben als ein treues sichtliches Abbild der Geschichte, die im alten und neuen Testamente uns überliefert ist. Und wollte man noch heut zu Tage die Wirkung der heiligen Schriften durch die Kraft der äußeren Anschauung verstärken, so könnte man nur getrost Cimabue's Bilder dazu gebrauchen und gewiß seyn, daß sie selbst neben Raphaels Bibel bestehen würden.

Außer diesem Hauptfactor von Cimabue's Künstlerbildung ist nun allerdings den Griechen, oder was für alte Künstler es seyn mochten, auch ein bildender Einfluß auf ihn nicht abzusprechen. Obgleich sie ihm nur den todten Mechanismus der Kunst lehren konnten, die er nach ihnen wieder ins Leben rief, so förderte doch auch schon dieser seine Schritte, da seine Urkraft dadurch nicht gebrochen wurde, wie bey Giunta. Die Betrachtung seiner Werke verbürgt in der Hauptsache Vasari's Erzählung von seinen griechischen Meistern, deren Styl z. B. in den Evangelisten in der oberen Kirche noch so unverkennbar ist, daß auch nicht ein leiser Zweifel dagegen aufgeworfen werden kann. Und die Verzierungen umher tragen zum Glück so sehr das Gepräge Cimabue's, daß nur mit einer Möglichkeit gegen eine Wahrscheinlichkeit der Zweifel begründet werden kann, ob sie auch wirklich von Cimabue seyen, wenn man Vasari's Zeugniß auch gar nicht einmal in Anschlag bringen will. Was für Künstler aber unter diesen Griechen zu verstehen seyen, italienische von der alten Kunstübung oder byzantinische, die nach der Eroberung von Konstantinopel ihre Zuflucht in Italien suchten, muß vielleicht unausgemacht bleiben, wenn nicht die Bilder in der unteren Kirche darüber Auskunft geben. Nach einem flüchtigen Blick auf diese Bilder zu urtheilen, müssen die griechischen Meister derselben wenigstens eine ganz andere Art gehabt haben, wie diejenigen, von denen noch einige Werke im südlichen Flügel der Oberkirche sich erhalten haben.

Auch Giunta's Fortschritte konnten nicht ohne Wirkung auf Cimabue's Künstlerbildung bleiben. Wenn wir ihn auch nicht Giunta's unmittelbaren Schüler seyn lassen, wozu ihn der Padre della Valle, wenn wir nicht irren, ohne Umstände macht, da die Zeiten dazu gar nicht stimmen, so bedurfte es doch auch gar nicht eines so unmittelbaren Einflusses um Cimabue des Gewinn's theilhaftig zu machen, den Giunta erworben hatte. Cimabue hatte ja Giunta's Werke vor sich und konnte sich aus ihnen belehren, und was er ohne einen Meister aus derselben nicht lernen konnte, dazu wurde bey der Schule, die Giunta hinter sich gelassen hatte, und wovon besonders deutliche Spuren in Siena sind, leicht Rath. Wenn dennoch Cimabue's kräftig braunes Colorit so sehr von den milden Farben Giunta's abweicht, so ist dieses aus der Selbstständigkeit, womit Cimabue jeden Gewinn

sich aneignete und mit seiner übrigen Bildung verschmolz, leicht erklärlich.

Aber wir nehmen bey der aufmerksamen Vergleichung des Gewölbes, an welchem die Evangelisten zu sehen sind, mit dem folgenden, an dem Christus, die heil. Mutter, der Täufer und der heil. Franziskus sich befinden, eine Veränderung wahr, welche unser Nachdenken nach dem Grunde derselben in Bewegung setzen muß. Dieses lezte Gewölbe zeigt nämlich viel mehr Großartiges und Freyheit in Geist, Formen und Farben, als die Evangelisten, welchen die Kleinlichkeit der früheren Kunstübung noch anklebt. Die Veränderung kommt uns zu plötzlich, zu bedeutend vor, als daß wir annehmen dürften, der Gang seiner Entwicklung habe sie natürlich mit sich geführt, und wir sind daher sehr geneigt einen äußeren Anstoß zu dieser neu auftretenden Richtung vorauszusetzen. Wir kennen nur einen Ort, woher ihm dieser Anstoß kommen konnte; dieß ist Parma, in dessen Baptisterium ein so bedeutsames Ringen nach Freyheit, eine Kunstübung, die den Keim des Großartigen so deutlich in sich trägt noch heutzutage sich kund gibt. Aber leider hat uns die Geschichte nichts von Cimabue's Reisen aufbewahrt, das über unsre Vermuthung Aufklärung gäbe. Nur möchte uns etwa eine Nachricht zu Hülfe kommen, die wir bey Lanzi finden, daß Cimabue nämlich in Padua gewesen sey, wo man seine Kunst noch spät hoch in Ehren hielt. Der Kopf eines Johannes wurde, als die Kirche del Carmine abbrannte, aus dem Brande gerettet und in Holz gefaßt, von Alessandro Capella aufbewahrt. Nun möchte es doch aber wohl erlaubt seyn anzunehmen, daß wenn Cimabue sich einmal in der Lombardey befand, auch die Werke der Malerey im Baptisterium zu Parma seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußten, da sie zu groß sind, als daß ihr Daseyn zu jener Zeit nicht sollte großes Aufsehen und nahe und ferne Theilnahme erregt haben. So würde sich leicht das Räthsel des erwähnten plötzlichen Ueberganges aufklären. Der Anblick der Parmesaner löste seine Phantasie aus der Kleinlichkeit der früheren Meister; sie rissen ihn in ihrem Schwunge nach dem Großartigen mit sich empor und sezten so seinen Genius in eine Bahn, die er wahrscheinlich schon lange insgeheim angestrebt hatte, denn der Geist seiner Zeit mußte ihn dazu drängen, die er aber ohne diesen äußeren Anstoß vielleicht erst spät, vielleicht nie gefunden hätte.

So hatte denn von allen Quellen des Schönen die zu seiner Zeit auf der Erde floßen, keine dem darnach dürstenden einen nährenden und belebenden Trunk versagt, wie sollte dann die einzige noch übrige, die Kunst der Alten sich vor ihm verschlossen haben? Wollten wir aber nicht glauben, daß er aus ihr geschöpft, weil die Geschichtsbücher uns nicht mit Worten erzählen, wo dieß geschehen und an welchen Werken, so dürften wir darüber nicht mit Zuverlässigkeit sprechen. Aber zum Glück hat die Geschichte noch andre Zeichen, als Buchstaben. Aus den Segnungen, die hinter ihm bleiben, erkennt man, wo ein hoher Geist gewandelt hat, wenn die undankbare Welt sein Daseyn und seinen Namen auch schon vergessen hat. Woher hätte Cimabue sonst den besseren Faltenwurf an Kleidern, die damals nicht mehr getragen wurden, als aus der Antike? Woher die ganzen Gestalten der nackten Genien, die dem christlichen Maler, der seinen Engel bekleidete, sonst fern liegen mußten? Welche Achtung für die Kunst der Alten, wußte er seinen Schülern mitzutheilen, wie Giotto's Kunstübung und die unteren Fresken der Oberkirche, die wir seinen Schülern beylegen, häufig bezeugen! Er hat aber auch schon ein Vorbild gegeben, wie weit die Kunst der Alten mit der Malerey der neuern Zeit zu verschmelzen ist. Mit sicherem Gefühl und richtigem Takt hat er von ihr nur zu untergeordneten Zwecken Gebrauch gemacht. Sie umspielt nur und verschönt das geistigere, höhere Bild, welches die Malerey aus einer idealen Welt auf die Erde herabzieht.

Fr. K.

Kunstausstellung in Berlin 1826.

(Fortsetzung.)

Mehrere andere Landschaften aus derselben Gegend, die durch ihre mannichfaltigen Wasserspiegel, Landzungen, Inseln, waldige Höhen und schöne Gebäude sich auszeichnen, lassen ihr Gerechtigkeit wiederfahren. Verschiedene märkische Landschaften, von Prof. Barth, sind zwar mehr nur Aussichten, als eigentliche Landschaften, auch kälter und einförmiger behandelt, jedoch recht lobenswürdig, besonders die Aussicht vom Brauhausberge bey Potsdam. — Der Ahlbornschen Landschaft, zunächst steht aber eine Ansicht des Landhauses des Prinzen Karl zu Glinike bey Potsdam: der Blick aus den Bäumen an der langen Brücke über das belebte Wasser nach der in italischer Art, mit Nebenhallen auf beyden Seiten und Terrassen (von Schinkel) erbauten Villa, ist von T. W. Langheim eben so günstig erfaßt, als wahrhaft malerisch ausgeführt. Von demselben ist auch eine Ansicht des Klosters Nonnenwörth auf der Rheininsel, mit den romantischen und sagenberühmten Burgtrümmern Rolandseck und Drachenfels; deßgleichen Bache-

rach am Rheine, mit der merkwürdigen alten Kirche im Rundbogenstyle, und den malerischen hohen Spitzbogen-Fenstern der zertrümmerten Wernerskirche darüber. Und so finden sich noch manche gute Rheinlandschaften, besonders aus dem Umkreise von Coblenz; um so mehr, seitdem diese gesegneten Gegenden mit zu den einheimischen gehören. — Aus Süddeutschland nenne ich noch die Herbstansicht des Schlosses (sonst Klosters) Tegernsee und der Umgegend von H. Brandes (in München), die recht wohl gerathen ist.

Von Copien älterer Gemälde ist in diesen Räumen zu bemerken: Cignani's Potiphar und Joseph, zwar etwas gemein, aber kräftig, nach dem Dresdener Bilde, vom Herrn v. Wimpfen; das gewaltige blonde Frauenbild vor dem runden Spiegel mit dem Nester, nach dem Pariser Bilde Tizians, dessen Geliebte sie war, hat Wach meisterhaft wiederholt. Das Bildniß einer am Tische stehenden Frau (Kniestück) in alterthümlicher reicher Tracht, nach Bronzino von Magnus, zeigt uns vollständig die gründliche und tiefe Art dieses seltenen Meisters. — Den wunderbar anziehenden bleichen Violinspieler von Raphael (in der Gallerie Sciarra in Rom) sehen wir hier zwey Mal, von einem Ungenannten, und am besten von W. Leitzmann, aus Wachs Schule; deßgleichen, die wunderliebliche kleine Madonna Raphaels, in Camuccini's Sammlung zu Rom, vorzüglich von F. Kühne, einem Wach'schen Schüler, der auch Raphaels Madonna au linge (in Paris), und den Kopf und den Engel aus der Madonna von Foligno (in Rom) sehr gut copirt hat.

In den lezten Zimmern treffen wir noch einige bedeutende eigene Gemälde. Eine lebensgroße Engelsgestalt, ohne Flügel, in rothem und weißem Gewande, tritt uns aus einer vor ihren Händen aufgehenden mit bedeutsamem Bildwerke verzierten Flügelthür entgegen, über welcher mit goldenen Buchstaben steht: „Klopfet an, so wird euch aufgethan", und läßt uns in die Glorie der Dreyeinigkeit und Engelschöre schauen. Die malerische Verkörperung jenes biblischen Gedankens ist überraschend, und der, fast zu schlanke Engel hat einen tiefen Blick, als prüfte er die Draußenstehenden: die Herrlichkeit drinnen erscheint dagegen nur zu winzig. Der obgedachte junge Maler des Sündenfalls hat dieses löbliche Gegenbild dazu geliefert; und zwey andere Schüler Wachs, J. Gotthard und E. Däge, haben zu demselben, wie zu einem Altarblatte, zwey passende Seitenbilder gefügt: zur Rechten steht Petrus, ein kräftiger Greis, nach dem alten Typus, mit dem Haarbüschel auf der Glatze in himmelblauem Mantel; zur linken Paulus, jünger, ein edles, tiefes und festes Angesicht mit braunem Haar und Bart, in dunkelgrünem Mantel: beyde sehr würdig dargestellte Apostel sind auch die rechten Pförtner dieser Thür, und der Schlüssel und das Schwert, welches sie auch hier führen, bezeichnen zugleich ihre Worte in dem Buche, das sie in der andern Hand tragen. Es wäre zu wünschen, daß diese drey Bilder in einer Kirche beysammen blieben: sie verdienen es weit mehr, als die beyden obgedachten Altarbilder. — Um vieles schwächer ist ein Christuskopf von H. Beck (Hofmaler in Dessau); eine kleine Madonna mit dem Christkinde und Johannes im Garten ist zart gemalt, aber nichts sagend; die mit dem Lamme spielenden Kinder sind recht artig. — Zu einer, wie die Inschrift zeigt, von de Heem 1650 auf Holz vortrefflich gemalten Einfassung von Blumen- und Fruchtgewinden, hat Begasse das fehlende Mittelbild ergänzt durch das Brustbild einer Madonna mit dem Kinde auf dem Arme; sie trägt einen vollen blühenden Myrtenkranz auf den blonden langen Locken, und hat ein liebliches bräutliches Ansehen, obwohl sie den Meisten zu gewöhnlich vorkömmt, und Kenner die Einfassung vorziehen; ich bekenne dagegen, daß ich mir die neue Erscheinung darin recht wohl gefallen lasse und sie den meisten diesjährigen neuen Madonnen vorziehe. Da die christliche Malerey den unerschöpflichen Vortheil hat, daß in ihr das Höchste und Heiligste zum Familiengemälde geworden, so kann sie dieß, mit frommem Sinn, aufs mannichfaltigste wiederholen, und zugleich mit dem Dichter sagen:

„Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt:
Doch keins von allen kann dich schildern,
Wie meine Seele dich erblickt."

Die Reihe der christlichen Gemälde beschließt recht heiter ein kleines Bild von Stilke: der heil. Georg, wie er auf edlem weißen Rosse den scheußlichen Lindwurm mit der Lanze niederbohrt und die schöne in der Nähe knieende Königstochter befreyet; diese scheint etwas zu ruhig; sie vertrauet aber dem zuversichtlichen mit Gotteskraft gerüsteten Helden, dessen jugendliches Haupt der Sieg schon zum voraus gekränzt hat. Dieß oben abgerundete Bild hat etwas recht Anmuthiges, und eine blühende Farbe, wozu selbst die Darstellung und das Farbenspiel des Unthiers beytragen muß. — Unter den Bildern aus dem gegenwärtigen Leben verdienen hier auch ein Paar von Sophie Gark der Erwähnung: eine junge schlesische Bäurin, die mit allerley Vorrath aus der Thüre tritt, und eine Mutter mit ihren Kindern vor der ländlichen Wohnung, fleißig und lebhaft gemalt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 41.

Kunst-Blatt.

Montag, den 21. Mai 1827.

Kunstausstellung in Berlin 1826.

(Beschluß.)

Endlich ist hier noch einiger merkwürdigen Bildnisse zu gedenken: Das Brustbild des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, von Eggers, gibt eine üble Vorbedeutung für seine vor zwey Jahren hier ausgestellten, schon alten Gemälden ähnlich sehenden Bilder; denn es ist an den Schatten ganz schwarz und unkenntlich geworden, als wenn es mit Asphalt gemalt wäre. — Desto frischer und lebendiger sind mehrere kleine Geschwister, mit einem Eichhörnchen auf dem Tische spielend, von Erhard gemalt, die Familienähnlichkeit ist nur fast zu stark. — Das große Kniestück eines Offiziers, der nachsinnend mit einem Buche, neben einem sonst noch wissenschaftlich besetzten Tische sizt, von A. Schmidt, einem Schüler Wachs, muß wohl getroffen seyn, so wahrhaft kündigt es sich ohne weiteres von selber an. — Eine höchst sonderbare Erscheinung ist ein kürzlich aus Paris hergekommenes, wenn ich nicht irre, von Frank gemaltes Bildniß, eines langbärtigen Mannes, der in einem Bücherzimmer sizt: ich meyne, es ist der als Sonderling bekannte Graf Schlabberndorf, der mitten in Paris, viele Jahre als philosophischer Einsiedler bey wunderlichen Studien lebte, und sich um sein großes Vermögen daheim in Schlesien fast gar nicht bekümmerte, sondern immer noch die Wiederkehr der Freyheit erwartete, welche er in der Schreckenszeit und dann durch Napoleon hatte untergehen sehen, bis er unlängst darüber starb. *) — Goethe ist dießmal der lezte: lebensgroß steht er vor uns am Meerbusen von Neapel, dem Vesuv gegenüber bey einem Säulensturz des alten dorischen Tempels in Pompeji, im grauen Mantel über dem schwarzen Frak und weiten Beinkleidern, mit aufgelöster Halsbinde, er hat Hut und Stock hingeworfen, um in ein Taschenbuch die Worte zu schreiben: „Noch nicht vorbey, es muß erst frommen!" So gut gemeint dieses Bildniß vom Prof. H. Kolbe (zu Düsseldorf) ist, so mißrathen und mißtönig ist jedoch alles mit einander, die Landschaft, die Tracht, die forçirte Genialität, und die starren faltigen Gesichtszüge, welche das Ansehen haben, als wenn sie nach einer der lezten Büsten gemalt wären. Dieses Bild, das, nur im Blendrahmen, gerade am Ende der ganzen Zimmerreihe steht, so daß es durch alle Thüren derselben entgegen tritt, wird so eine fast gespenstische Erscheinung. In der Zimmerreihe auf der andern Seite ist ganz ebenso Spontini's Prachtbild gestellt: ist das ein Witz des Zufalls? —

Der lange schmale Gang, durch welchen wir den Rückweg antreten, hängt auch noch von oben bis unten voll Bilder, wir verweilen jedoch nur bey einigen vorzüglichen Stücken. Zu diesen gehört eine Copie des herrlichen Raphael'schen Wandgemäldes von den Sybillen, in der Kirche della Pace in Rom, welches unlängst Palmaroli wieder gereinigt hat. Diese kleine Nachbildung von Schoppe ist uns weit lieber, als seine großen Bildnisse, und vergegenwärtigt uns das Urbild sehr lebhaft. — Dieß scheint nicht so der Fall bey den fünf großen Kreidezeichnungen, nach ausgeführten Wandgemälden von der Kuppel der ältern abgebrochenen Peterskirche, welche erst im Jahr 1823 wieder entdeckt und in der neuen Peterskirche aufgestellt sind. Durch besondere Vergünstigung hat Ternite sie durchgezeichnet: aber die Ausführung ist sehr einförmig und manierirt, und gibt schwerlich eine angemessene Vorstellung von den merkwürdigen alten Gemälden. — Sehr getreu sind die Durchzeichnungen von den beyden äußersten Flügeln des Eyck'schen Altarbildes zu Gent, welche man vorlängst darum beseitigt hatte, weil sie Adam und Eva in ihrer allerdings nicht nach schönen Modellen porträtirten Nacktheit darstellen. Sie sind dadurch dem Verkaufe mit den übrigen hieher nach Berlin gekommenen Flügelthüren entzogen, und vor einigen Jahren erst im Archiv der Kirche

*) Das bekannte, dem verstorbenen Kapellmeister Reichard zugeschriebene Buch „Napoleon und das französische Volk", soll eigentlich ihm angehören.

wiedergefunden, wo ich sie auch später noch gesehen habe. Die hier ebenfalls durchgezeichneten Kehrseiten, die beym Schließen des Altars zusammentreffen, bilden eine noch kenntliche Ansicht eines Platzes in Gent mit dem Eyckischen Hause. Beyde Flügel hat auch Coris nicht in seine Copie aufgenommen, welche uns sonst die meisten übrigen Stücke des großen Bildes ergänzt. Die uns davon noch fehlende Maria und Johannes der Täufer (von Coris, in München) hat Fr. Schultz, mit den vorigen, auch nach dem Genter Urbilde durchgezeichnet, und die Maria in Wasserfarben ausgemalt, was aber nicht so gut, und zu trübe ausgefallen ist. Die ganze Geschichte dieses so wichtigen Kunstdenkmals kennen wir jetzo durch de Bast's gründliche Untersuchungen, mit Umrissen des Ganzen, welche hier auch ausgemalt zu sehen sind. — Ich gedenke diebey einer in den lezten Tagen erst zur Ausstellung gekommenen und von Wenigen gesehenen Federzeichnung von F. S. Otto: der Erzengel Michael, wie er eben die Schaaren Luciffers hinabstürzt, deren gigantische Gestalten man nur in seinem Harnisch abgespiegelt sieht; er trägt einen prachtvollen, mit Sinnbildern des höheren Sieges Christi geschmückten Mantel, so wie seine Lanze oben als Kreuz endigt. Alles ist bedeutsam und meisterhaft gezeichnet, besonders noch die Federn der mächtigen Flügel; nur ist die gepanzerte Gestalt etwas zu schlank, und der Kopf mit den vollen Locken hat etwas Medusenartiges. — Eine von den lieblichen Madonnen Francia's, von A. Klein (in Rom) gemalt, ist recht wohlgerathen. — Die Copie des bekannten David'schen Bildes, wie Bonaparte im Sturme den Gotthard hinaufsprengt, (welches jezt hier in Berlin ist), von F. Sarneti, bezeugt das Affectirte dieser ganzen Darstellung; und füglich hat sich ein andrer Nachbildner, L. Most, mit dem ausdrucksvollen Kopfe begnügt.

Unter den mancherley Landschaften zeichnet sich hier vor allen aus eine von C. F. Lessing (Schüler des Prof. Dähling) erfunden, und ihr gebührt in dieser Art, welche an Ruysdael erinnert, der Preis: ein Kirchhof mit einer alten morschen Todtenkirche, verfallenden Mauern und Grabmälern unter hohen Bäumen, und unter einer alten Eiche ein neuer weißer Grabstein, welchen ein gebrochener Sonnenblick durch das trübe Gewölk erhellet: ungesucht macht das Ganze einen einfachen wehmüthigen Ausdruck. — Bey Friedrich erscheint die Einfachheit dagegen oft zu bedeutsam und wunderlich, und nur seine gründliche Ausführung versöhnt uns damit: das Aeußerste in dieser Art erreicht hier die Darstellung des Polareises, zwischen welchem ein Schiff zerdrückt theilweise hervorragt. So wahr das prismatische Farbenspiel des mannichfaltig gebrochenen Eises ist, so geht doch die ganze Darstellung über die Kunst der Malerey hinaus. — Mehrere Bilder von dem Decorationsmaler K. Blecher schreiten nicht unglücklich auf eben diesem Wege einher, und eine Schneelandschaft mit einem verwitterten Bildstock und seltsam gestalteten Baumstorren, hielt ich auf den ersten Blick für eine Hervorbringung Friedrichs. Eine ansehnliche Reihe großer und kleiner Bilder von demselben, bezeugt dessen Geschick und Fruchtbarkeit in schauerlichen Erfindungen, welche an allerley bekanntes erinnern, z. B. wie ein Jäger den hinten ein Gespenst beym Schopfe packt, ein Ungeheuer schießt, an die Wolfsschlucht im Freyschützen; ein Mönch mit Grabscheit in einem italischen Garten an den in Romeo und Julie; und ein Paar gräßliche Fratzen sind aus Hoffmanns Teufelselixieren entsprungen. — Von einem andern Decorationsmaler, F. W. Köhler sind verschiedene gute Ansichten: der Hafen von Genua, und der Hof des Pallasts Doria in Genua, dann der Grindelwaldgletscher, die Burg Kynast bey Warmbrunn in Schlesien, und der Hafen von Swinemünde. Der lezte ist nochmals, vom Golmberge ausgenommen, von W. Schirmer, Schüler der Akademie, recht brav. — Die Aussicht des preußischen Konsulats in Rio Janeiro auf die Stadt und Bai, von J. Jansson, entführt uns weit weg in jene wundervolle tropische Natur: aber gern begeben wir uns wieder zu dem Stralauer Fischzug (bey Berlin), welchen L. L. Müller und J. B. Pascal recht anschaulich geschildert haben. — Von F. Gärtner waren schon in den vorigen Zimmern treue Oelgemälde von der Schloßkapelle in Charlottenburg, und von einem kleinen Platz am Pont neuf in Paris, wo man die Notre-dame-Kirche sieht, die nur in zu duftiger Ferne gehalten scheint: hier sind von ihm noch mehrere Ansichten von Paris, besonders aus derselben merkwürdigen Umgegend, in Wasserfarben, welche sehr genau und auch bedeutsam mit Figuren belebt sind. — Mit Trauer erfüllt jeden, der die ehrwürdige alte Paulskirche vor den Thoren Roms gesehen, das Bild ihrer Zerstörung nach dem unglücklichen Brande, von Lazzarini, sie ist aber selbst in den kostbaren Trümmern noch herrlich, und es ist doch gut, daß man sie aus denselben, so gut es gehen will, wiederherstellt. — Näher stehen uns die Ueberbleibsel des Klosters Chorin, welches eins der bedeutendsten gothischen Gebäude in der Mark war, und in dem waldigen Thale am See mit einer kleinen Insel, eine malerische Lage hat: eine gesammte Ansicht der verschiedenen Gebäude von .... leihet den gebrannten Steinen, woraus alles geformt und gebauet ist, nur eine zu geldglänzende Färbung. Wahrer sind zwey genau aufgenommene Blätter des Aeußern und Innern der großen Kirche, von C. Spranger, und rügen so auch den Vandalismus, womit man diese hohen gothischen Gewölbe

zerschlagen hat, um bequemeren Raum für Kornspeicher zu gewinnen. Dieselbe geschickte Hand hat in gleicher Art die äußere Ansicht des noch vollständigen Doms von Stendal geliefert; von welchem, so wie von der Stendal'schen Marienkirche, auch ein recht sauberes Modell aus Korkholz, von dem hiesigen Küster F. Schilling, unter den Bronzen aufgestellt ist. — Ein Blatt des Professors Wendel in Erfurt zeigt uns nochmals den dortigen Dom mit der ältern merkwürdigen Peterskirche, wie sie nach der lezten Belagerung zerschossen dastand, worauf sie ganz verschwunden ist. — Die farbigen Ansichten des romantischen Luganer-Sees und des herrlichen Thals von Turin, von F. W. Moritz, sind sehr ansprechend; und die genauen Sepialzeichnungen aus Italien von Prof. Rösel, erfrischen das Andenken jener unvergeßlichen Stellen bey den Camaldulenſern unweit Neapel, bey Aricia, bey Genzano.

Zum Schlusse gedenken wir noch zweyer kleiner sehr gelungener Nachbildungen ungemein zierlicher niederländischer Gemälde: das Bildniß der schönen Frau von Montespan im Atlasputze, nach Netscher, von G. F. Krieger; und eine junge in Atlas gekleidete Dame, welche sich, wie nach vollendetem Putze die Hände wäscht, nach Gerhard Terburg, von Sophie Harty. — Einige von C. Bräuer in Breslau gezeichnete Köpfe bekannter Männer sind recht brav und ähnlich. — Endlich, ein Gemälde von Siegert in Breslau, welches schon dort viel Aufsehen erregt, hat es auch hier nicht verfehlt, zumal unter Bekannten. Es steht im Verzeichnisse so aufgeführt: „der Dominikaner Carlo Bronte und der Jesuit Petrus Lellisius disputiren mit einander über den Metus Gehennae", und so sieht man auf dem Bilde auch einen wohlbeleibten Bruder in weißer Kutte in seiner Zelle am Fenster neben Büchern sitzen, und ein andrer langer schwarzer Mönch mit scharfem Gesichte steht im Gespräche neben ihm, und sieht nachdenklich aus, während jener, es scheint bald nach Tische, es sich eben nicht sehr zu Gemüthe zieht. — Wir erkennen mit Vergnügen darin den jovialen Dichter Carl Schall, mit dem Baron v. Farst; die Aehnlichkeit ist treffend, und die Einkleidung (welche an alte ähnliche Künstlerscherze, selbst in den Kirchen, erinnert) ist höchst geistreich: kurz, es ist eine der heitersten Erscheinungen in der ganzen Ausstellung.

H.

* * *

Berichtigungen zu dem Anfange dieses Berichts:

Die in Nr. 3. ausgefallenen Namen der Berliner Glasmaler sind C. v. Scheidt und Heinr. Müller. — Ebend. lies: Coué, statt: Loué. S. 10. Sp. 1. Z. 1. v. u. l. sprechende; ebend. Z. 5. l. sich an, st. an sich; ebend. Sp. 2. Z. 1. v. u. l. lieblich, st. lieblich; S. 14. l. Putbus, st. Puttue; S. 15. Sp. 2. Z. 20. v. o. l. fein, st. ein; und Z. 7. v. u. l. Führt, st. Läßt.

Sammlungen zu Kopenhagen und Berlin.

(Aus einem Briefe des Freyherrn von Rumohr an den Herausgeber.)

Die königliche Gemäldesammlung zu Kopenhagen ist bereits in guter Ordnung aufgestellt und allen Kunstfreunden zugänglich. Eine längere Zeit wird es erfordern, die unschätzbare Kupferstichsammlung der königl. Bibliothek nach den Meistern zu ordnen, da es unumgänglich ist, vorher die einzelnen, in 200 Folio-Bände planlos eingeklebten Blätter mit Vorsicht abzulösen. Die bloße Uebersicht dieser Sammlung hat mich 14 Tage lang beschäftigt: Allerdings ist sie verhältnißmäßig arm an Incunabeln und älteren italienischen Blättern; hingegen besizt sie einen Schatz von niederländischen und holländischen Malerradirungen, welche mir bisher nirgend in so gleichmäßig schönen Abdrücken vorgekommen sind. Es scheint, daß man im Verlaufe des 17ten Jahrhunderts alle damals erscheinende Werke sich habe einsenden lassen. Diese Sammlung bestand schon zu Anfang des 18ten Jahrhunderts und ward seitdem nicht wesentlich erweitert, ist mithin wenigstens unter den öffentlichen die älteste Sammlung holländischer und niederländischer Malerradirungen.

Während der allgemeinen Barbarey des 18ten Jahrhunderts erfuhr auch diese Sammlung manche Schädigung und Minderung. Demungeachtet ist sie noch immer reich an seltenen und unbekannten Sachen, deren Verzeichnung leicht einen Supplementband zum peintre graveur ausfüllen dürfte. Von Neyts entdeckte ich sechs neue Blätter, von Mattne (Matthaeus) außer den drey von Bartsch aufgeführten ein viertes, welches zu derselben Folge gehört.

Besonders bemerkenswerth schien mir ein Blatt von Hanns Brosamer, ein Probedruck, dessen Wappenschilder nicht ganz beendigt und mit der Feder nachgebessert sind. Vielleicht ist dieses Blatt überhaupt nicht beendigt und ausgegeben worden, da Bartsch nur die Copie mit dem Jahre 1541 gesehen hat, welche ihm für das Original galt. Dieses lezte, den Sammlern bekannte Blatt enthält dasselbe Brustbild und dieselben Wappen; doch ist der Kopf etwas kleiner gehalten, die Ausführung gefühlloser und derber, das Jahr und die Aufschrift verschieden. Auf jenem Probedrucke der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen lieset man im Felde, etwas

zur Linken: AETATIS 35.; und in einer Abtheilung unter dem Brustbilde in römischen Capitalbuchstaben:

Reverendo ac illustri principi et
Dño Dño Joanni electo et confirmato
Ecclesie Fulden. Dive Auguste
Archicancellario ꝛc Comiti et Dño
In Hennenberg ꝛc ad Imaginem
Dominacionis sue Johannes Brosamer
Sue D. Clientulus faciebat Anno
M. D. XXXVI. HB.

In einigen Wappen mit Handzeichnungen fanden sich unter andern schätzbaren Dingen auch die Ueberreste eines Zwickbuches von Hanns Holbein dem jüngern; Bildnisse, Studien und Entwürfe zu Bildern mit stumpfem Silberstifte auf mit Bleyweiß grundirtem Papier ausgeführt. Das Buch scheint nach den Beyschriften der Bildnisse in Augsburg eröffnet und zu Basel fortgesezt zu seyn.

Ich habe zu Berlin einige Wintermonate zugebracht, wo ich bey wiederholter Besichtigung der Solly'schen Sammlung deren Umfang und Reichthum immer mehr bewundern gelernt. Die Gallerien zu Bologna, Florenz, Mayland, Venedig mögen einzeln genommen reicher seyn an Probestücken ihrer respectiven Schulen; doch gibt es in Italien keine einzige Sammlung, welcher jene an Umfang und Vielseitigkeit zu vergleichen wäre. Mit dem Schätzbarsten in den älteren Sammlungen der königlichen Schlösser zu Berlin und Potsdam vereinigt, wird diese reiche Sammlung unbedenklich eine der reichsten, vielumfassendsten der Welt und des herrlichen Gebäudes werth seyn, welches diese und die übrigen königl. Sammlungen von Alterthümern und Kunstwerken gemeinschaftlich umfassen soll.

Nachstehender Aufforderung an Kunstfreunde zum Behuf eines Badischen Künstlerlexikons, welches von den frühern Zeiten an, alle bedeutenden Künstler umfassen soll, die im gegenwärtigen Umfang des Großherzogthums Baden geboren wurden oder einen größern Theil ihres Künstlerlebens da zubrachten, wünschen wir durch das Kunstblatt eine weitere Verbreitung und günstigen Erfolg zu verschaffen.

Red.

An vaterländische Kunstfreunde.

Forschungen über Momente der vaterländischen Geschichte haben mich häufig auf Namen heimischer Künstler geführt, die längst vergessen sind. Ich zeichnete sie auf, weil es mir verdienstlich schien, ihr Andenken zu erneuern. Bey der Uebersicht meiner Materialien mußte ich es aber bald für zweckmässig halten, meinen Plan auf alle Künstler des Landes, von den früheren bis auf unsere Zeiten, auszudehnen. Eine vaterländische Kunstgeschichte können wir, aus begreiflichen Ursachen, nie haben, wohl aber eine Künstlergeschichte, die einen Haupttheil von jener ausmacht. Ich möchte jedoch etwas Gründlicheres und Vollständigeres geben, als Meusel gab, und Füßly, bey dem Umfange seines Plans, geben konnte. Zugleich ist es meine Absicht, den Notizen über unsere Künstler und ihre Werke eine Nachricht von den im Lande zerstreuten ältern Werken der Architektur, Sculptur und Malerey, von öffentlichen und Privat-Kunstsammlungen, so wie von Kunstschulen, lithographischen und chalkographischen Anstalten, Kunsthandlungen ꝛc. ꝛc. beyzufügen.

Die Namen der Künstler werden alphabetisch geordnet, und alle die aufgenommen, welche im gegenwärtigen Umfange des Großherzogthums geboren wurden, oder einen bedeutenden Theil ihres Künstlerlebens darin zugebracht, oder noch darin leben.

Ohne die Mitwirkung eifriger Kunstfreunde würde es unmöglich seyn, einem solchen Unternehmen eine gewisse Vollständigkeit zu geben. Leider ist die Geschichte der Kunst und der Künstler in Deutschland im Ganzen bis jezt nur wenig beachtet worden, und, während Jöcher, Adelung, Hamberger, Panzer, Clement, Ebert und hundert andere, treulich dafür sorgten, daß von den zahllosen Productionen der Buchdruckerpresse, zumal aus der Zeit der sogenannten Incunabeln, auch nicht ein Titelchen selbst des Geringfügigsten verloren ginge, waren nur Wenige bemüht, die Namen selbst trefflicher Künstler zu erhalten.

Jezt dürfte es gerade an der Zeit seyn, das Versäumte, in so fern es möglich, nachzuholen. Der Sinn für vaterländische Kunst ist neuerdings angeregt, manche Quellen sind zugänglicher geworden, und man begreift und achtet das Streben einer Zeit, die den Menschen nicht sich selbst entfremdet hatte.

Darum spreche ich auch meine Bitte an die Männer des Vaterlandes, denen die Ehre desselben und die Ehre der Kunst Etwas gilt, nicht ohne Zuversicht aus. Mehrere haben mich bereits mit Beyträgen unterstützt, von andern darf ich welche erwarten, und von vielen, die dieses lesen, hoffe ich ein freundliches Entgegenkommen.

Werke dieser Art sind die undankbarsten, sie fordern einen unsäglichen Aufwand von Zeit, Mühe und Fleiß, die von den eben nicht zahlreichen Lesern bey der Beurtheilung selten in Anschlag gebracht werden. Aber je uneigennüzziger das Unternehmen ist, desto mehr glaube ich auf Theilnahme rechnen zu dürfen.

Baden, am 25. März 1827.

Aloys Schreiber.

Nr. 42.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 24. Mai 1827.

Anfänge der italienischen Kunst.

V.

Die unteren Fresken in der Oberkirche des Sacro Convento zu Assisi.

Vasari erzählt, daß Cimabue nach Vollendung der oberen Gemälde auch angefangen habe die unteren Wände zu malen, bald aber durch Umstände gezwungen, nach Florenz gereiset sey, weshalb Giotto erst lange nachher diese Arbeit beendigt. Diese kurze Nachricht stimmt in so fern nicht ganz mit dem überein, was uns die Fresken dieser Wände selbst erzählen, als an denselben auch kein Pinselstrich von Cimabue selbst wahrzunehmen ist. Daher sind schon manche Muthmaßungen über die Urheber dieser Bilder aufgestellt worden, eine der neuesten im Kunstblatt von 1821, welche diese Gemälde in eine sehr viel spätere Zeit herabsetzt. Obgleich wir es freylich hier vorzugsweise nur mit Cimabue zu thun haben, so möge es uns doch verstattet seyn diesen Ort zur Darlegung unsrer individuellen Meynung über diese Bilder zu benutzen. Der genannte Aufsatz im Kunstblatt hat das Verdienst, diese Werke, die bisher einem Meister zugeschrieben wurden, an drey zu vertheilen, wie der Wahrheit gemäß ist. Doch können wir nicht glauben, daß sie in einer so viel späteren Zeit gemacht sind, und die dafür aufgestellten Gründe sind nicht überzeugend. Dagegen glauben wir, daß sie unmittelbaren Schülern Cimabue's zugeschrieben werden müssen und zwar eine Reihe derselben, nämlich die von der zweyten Hand gearbeiteten, wirklich dem Giotto. Wir stellen die Gründe für unsre Meynung zusammen und überlassen dann Andern die Entscheidung.

Bey dem Eifer und der Sorgfalt, die man während des Baus dieser dem verehrtesten Heiligen jener Zeit geweihten Kirche bewieß, wovon dieß schon Zeugniß gibt, daß man die berühmtesten Künstler der Zeit zu dem Werk der Verherrlichung des heil. Gebäudes zusammenwirken ließ, muß es schon sehr auffallend erscheinen, daß man nun auf einmal, lässig, mitten im Werke eine Pause gemacht haben soll. Und wie lang hätte nach jener Meynung die Pause gedauert! die Kunstübung, deren Charakter der Verf. des angeführten Aufsatzes hier finden will, ein sich bemerklich machendes Belauschen der Natur, eine überraschende Nachahmung derselben in kleinen Zügen der Wirklichkeit, für welche man Anerkennung forderte, trat erst mit dem Verfall von Giotto's Schule ein, um die Zeit von Spinello Aretino und Paolo Uccello, und erst um diese Zeit, nach dem Zwischenraume fast eines Jahrhunderts, hätte man wieder daran gedacht das angefangene Werk fortsetzen zu lassen? Was hätte dazu bewegen können einen so großen Meister, wie Giotto war, zu übergehen, ihm das Gewölbe der Unterkirche zu übertragen, während in der Oberkirche noch nackte Wände waren, die um so anstößiger seyn mußten, da man offenbar sehen konnte, es sey darauf angelegt, auch sie durch Gemälde zu verschönern? Es ist aber auch etwas übereilt, um jener treuen Auffassung der Natur Willen die Bilder einer späteren Zeit zuzuschreiben, da offenbar Cimabue und seine Schüler in den Erscheinungen der Natur lebten und webten, wie so wohl die Werke dieser Meister als überlieferte Anekdoten aus ihrem Künstlerleben darthun.

Wenn aber der Verfasser jenes Aufsatzes den Werken Cimabue's mehr Aufmerksamkeit geschenkt hätte, so würde ihm wahrscheinlich nicht entgangen seyn, daß wenigstens die Werke des ersten Meisters eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den Werken seines Lehrers an sich tragen. Diese ist auffallend in den Physiognomien, die nach dem Charakter jener Zeit noch eine große Aehnlichkeit unter einander zeigen. So sind auch die starken, wenig gemilderten Schatten in der Carnation, die rothen Backen, die beynahe zu sehr bezeichneten Augenbrauen, die dunklen Schatten um Auge und Nase Eigenthümlichkeiten, die deutlich genug auf die Kunstübung Cimabue's und seiner Zeit hinweisen. Besonders aber ist es die Stufe des Ausdrucks, welche eine spätere Zeit ganz und gar abweiset. Wie bey Cimabue, so ist auch hier der

Ausdruck häufig noch in düsterem Ernst versteckt und tritt darum manchmal nicht frey genug und nicht ganz für die Umstände passend auf. Dieß ist besonders bemerklich in der Scene, wo der heil. Franziskus seine Kleider abgibt und in den Bischöfen, die zugegen sind, als der Papst ihm die Ordensregeln ertheilt. So ist auch in dem Engel, der dem heil. Franziskus in der Erscheinung den Thron zeigt, noch einmal ganz der düstere Ernst von Cimabue's Engeln zu bemerken.

Eine andre Anzeige dieser früheren Zeit bemerken wir in der Behandlung der Gewänder. Sie sind in den ersten Bildern mager, werden aber mit auffallenden Fortschritten immer geschmackvoller und großartiger. Zu einer Zeit, da die Kunst und ihre Mittel in der Ausbildung begriffen sind, ist eine solche Erscheinung leicht erklärlich. Wird sich aber ein späterer Schüler, dem der Gewinn der früheren Meister schon eher aufgedrungen wird, ehe er ihn einmal fordert, sich wohl so an der Hand der Natur allmählig hinaufarbeiten können, selbst, wenn er auch wollte? Wir bemerken in seiner Ausführung wohl Grade der Unvollkommenheit und Vollkommenheit, aber eine Fortschreitung im Wesen selbst ist ihm nicht mehr möglich, da seine Hand schon in Besitz genommen ist, ehe er einmal selbst wählen konnte.

Manche dieser Eigenthümlichkeiten finden wir in den vier Doctoren der Kirche wieder, und wir vermuthen daher, daß diese von demselben Schüler Cimabue's mögen gemalt seyn. Er scheint sich vorzugsweise auf die Vervollkommnung der Außendinge gelegt zu haben, auf schönere Färbung und verbesserten Faltenwurf, auf lebendigere Darstellung des Nackten, wie denn die Genien an dem Gewölbe und der heil. Franziskus in dem fünften Bilde ein gleiches Bemühen verrathen das Nackte recht natürlich wieder zu geben. Ueber diesem Streben nach einer größeren äußeren Vollendung scheint ihm aber das innere Leben seiner Kunst unter den Händen geschwunden zu seyn, und wir stimmen dem Verf. des Aufsatzes im Kunstblatte darin bey, daß dieser erste Meister im Wesentlichen nicht viel leistet. Wäre das Bild Mino's im Palazzo pubblico zu Siena in seiner ursprünglichen Eigenthümlichkeit erhalten, so würde es sich ausweisen, ob er nicht vielleicht diese Bilder gemalt habe. Sein Zusammenhang mit Cimabue wird später erwiesen werden. Die Korpulenz der Figuren hier und dort unterstützt diese Vermuthung, die wir ohne weitere Ansprüche auf ihre Richtigkeit hier mittheilen. Vasari's Angabe ist aber auf jeden Fall in so fern gerechtfertigt, als man dem Meister das wohl zuschreibt, was er durch seine Schüler, die noch keinen Namen haben ausführen läßt.

Mit der gegenüberstehenden Wand beginnt dann eine Reihe von Bildern, unter denen mehrere Giotto zum Urheber haben, doch können wir nicht genau angeben, wo sie anfangen, glauben aber wohl, daß hierüber der mehr erwähnte Aufsatz das Richtige bestimme.

Wir dürfen doch nicht die Sage, welche ihm diese Bilder zuschreibt für eine leere, grundlose Erfindung Vasari's oder seiner Zeit halten. Daß auch Bilder, die er nicht gemacht hatte und die sich an demselben Orte befanden unter seinem Namen sich versteckten, ist erklärlich nach der Regel: a potiori fit denominatio. Aber daß ein so großes Werk ganz grundlos einem berühmten Meister sollte zugetheilt seyn, ist zum Mindesten sehr unwahrscheinlich, wenn man bedenkt, wie häufig diese Kirche von nah und fern besucht wurde und noch wird und wie so der wahre Name des Meisters sich fast nothwendig durch Ueberlieferung erhalten mußte.

Kommt man nun aber auch mit unbefangenem Gemüthe zu eigener Ansicht dieser Bilder und bringt eine etwas vertrautere Bekanntschaft mit Giotto's Künstler-Charakter mit, so findet man diesen hier ganz und gar wieder. Hier sieht man die so kenntlichen Gesichtsformen Giotto's in dem todten Hauptmann und einigen Weibern derselben Geschichte, in einigen beynahe verloschenen Engeln, in den schönen Frauen und einigen Jünglingen, ja an dem heil. Franziskus selbst in der Darstellung von dessen Leichenfeyer, am allermeisten aber in dem leider so sehr beschädigtem Bilde dicht daneben. Die lang geschlitzten Augen, die schon so lange für eine Eigenthümlichkeit Giotto's gelten, zeigen sich häufig. Der Faltenwurf ist von einer großartigen Einfachheit, wie überall bey Giotto.

Der Hauptbeweis bleibt freylich immer der Geist, das in den Bildern verborgene und doch so sprechende Leben der Seele. Die innersten, geheimsten, tiefsten Regungen derselben spiegeln sich auf den Gesichtern der Gestalten wieder ab. Die strengste Einheit und der innigste Zusammenhang verbindet immer alle Bestandtheile zu einer einzigen, bestimmten Wirkung. Der Reichthum der Phantasie, welche die unsichtbaren Seelenbewegungen, wie ihren sichtbaren Ausdruck in solcher Fülle und in solcher Lebendigkeit in sich trug, die künstlerische Fertigkeit, welche diesen Reichthum auf die nackte Wand in solcher Lebendigkeit übertragen konnte, daß auch nicht die zarteste Regung unter der todten Masse der Materie verloren ging, von der ehrfurchtgebietenden Majestät an bis zur lieblichen, bezaubernden Holdseligkeit hätten diesem Maler einen Namen gesichert, wenn es Giotto nicht selbst gewesen wäre. Der Tod des Hauptmanns, die Predigt des heil. Franziskus zu Ostia, die Leichenfeyer des Heiligen sind vollkommen erhalten, und wir tragen kein Bedenken sie zu dem Trefflichsten zu zählen, was Giotto's Pinsel hervorgebracht hat. Möchte doch ein Künstler Unterstützung finden, der diese kostbaren Ueberreste dem

Untergange entrisse, der ihnen leider bald bevorsteht. Sie sind ohne Zweifel aus der schönsten Zeit Giotto's, aus der Zeit, wo sein Genius in jugendlicher Kraft seinen Zeitgenossen die Seligkeit des Himmels zu enthüllen anfing.

Durch einige Aehnlichkeit mit Cimabue's Art scheint er seinem hohen Meister noch den Dank für seine Lehre darbringen zu wollen — es scheinen die rührenden Scheidegrüße zu seyn, die der Schüler, welcher sich zu neuen Höhen aufschwingt, dem geliebten Lehrer zuwinkt.

Die lezten drey Bilder, die sich noch an dieser Wand befinden, sind von einer dritten Hand und zwar von der ungeschicktesten. Es verlohnte sich nicht der Mühe, wie es uns vorkam, sie so genau zu betrachten, daß wir über ihre Verwandtschaft mit Cimabue's Art gewiß geworden wären, da wir dieselbe schon in den vorigen Bildern deutlich genug glaubten erkannt zu haben. Doch haben wir später diese Flüchtigkeit, zu der wir freylich durch die Umstände gezwungen wurden, sehr bereut, da wir im Verfolge unsrer Reise veranlaßt wurden zu glauben, daß gerade diese drey Bilder den streitigen Punkt der Entscheidung näher bringen können.

Wir finden nämlich im Vasari mit den Nachrichten von dem Leben des Fiorentiners Stefano die wenigen Lebensumstände des einzigen Schülers von Cimabue verbunden, den Vasari als solchen außer Giotto aufführt. Er nennt ihn Ugolino von Siena und von den einzelnen Angaben, die wir hinsichtlich seiner finden, heben wir zwey, als unsrer Aufmerksamkeit besonders werthe hervor. Vasari erzählt von ihm, daß er viele Tafeln und Kapellen durch ganz Italien malte, und daß er sich dabey aus einem gewissen Eigensinne streng an Cimabue's Art hielt, der nachher noch einmal sein Lehrer genannt wird.

Diese Nachrichten wurden uns wichtiger, als wir in S. Giacomo zu Bologna ein Bild fanden, welches das entliche Gepräge von Cimabue's Einfluß an sich trägt. Es befindet sich in derselben Kapelle, in der das Holz es heil. Kreuzes ist. Um dieses her ist ein Altar mit ielen kleinen Tabernakeln, und in jedem derselben zeigt ch eine einzelne Figur eines Heiligen. Nur gerade unter dem Kreuze sind einige sparsam ausgestattete Gebichten. Nun findet sich in diesen Bildern ganz das unkle Colorit, das Cimabue charakterisirt; die Engelsichter haben mit denen des lezten eine auffallende ehnlichkeit; die rothen Backen, die langen Hände sind ndre Eigenthümlichkeiten, die wir auch bey Cimabue iederfinden; der Faltenwurf ist noch erst im Werden. Wir irren daher wohl nicht, wenn wir glauben hier einen Schüler Cimabue's vor uns zu haben.

Wenn sich dieß nun wirklich so verhält, sollte denn cht nach jenen ausdrücklichen Angaben im Vasari einiger Grund zu der Vermuthung da seyn, daß der Ugolino, der so eigensinnig seines Meisters Styl fortsezte, der in ganz Italien malte, der Urheber dieses Kunstwerkes sey?

Dieser Maler aber zeigt in diesen Bildern eben solche Eigenthümlichkeiten, wie wir an den lezten drey Bildern wahrnehmen: eine ärmliche, sparsame Erfindung, einen unvollkommenen Faltenwurf, eine übermäßige Länge der ganzen Gestalten, die besonders bey den oberen Figuren an dem Altare zu Bologna zu bemerken ist.

Sollte daher der Maler, der jene drey Bilder in Assisi malte und der in Bologna das Holz des heiligen Kreuzes schmückte, nicht vielleicht derselbe und eben Ugolino von Siena seyn? Wenn er ganz Italien durchzog, so konnte er auch leicht nach Rom kommen und da die Trajanssäule sehen, die wir auf dem lezten Gemälde nachgebildet finden.

Möge aber das Lezte auch unausgemacht bleiben, so wird sich doch durch eine genaue Untersuchung über die Verwandtschaft der angeführten Werke auf das Reine kommen lassen, und ist wirklich die Aehnlichkeit so groß, daß beyde demselben Meister müssen zugeschrieben werden, so ist wenigstens so viel gewiß, daß die Bilder in Assisi von Cimabue's Schülern oder doch bald nach ihm gemalt sind, denn daß der Maler zu Bologna Cimabue's Schüler sey, das möchte wohl sehr einleuchtend seyn.

Die spätere Erbauung der Kapelle kann nicht als Gegengrund eingewandt werden. Denn obgleich sie erst 1408 erbaut ist, so hängt doch auch schon ein Kruzifix des Malers Simon von 1370 darin.

Fr. K.

Archäologische Literatur.

Venere Proserpina illustrata da Odoardo Gerhard. Poligrafia Fiesolana. 1826. 8. 82 S. mit 16 lithographirten Bildertafeln und 7 Vignetten.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift glaubt den Lesern dieser Blätter eine gedrängte Anzeige derselben hauptsächlich darum schuldig zu seyn, weil die darin geführte Untersuchung sich an allgemeine Erörterungen anschließt, welche früher im Kunstblatt (1825. Nr. 16.–19.) gegeben wurden. Eine ansehnliche Reihe seither unbeachtet gebliebener Bildwerke veranlaßte ihn, ein in ihnen wiederkehrendes weibliches Idol mit der Benennung einer als Mysterien- und Unterweltsgöttin gedachten Venus zu bezeichnen. Diese Ansicht ward einerseits durch die im Idol selbst und in seiner Umgebung nachweißlichen

Hindeutungen auf Geheimdienst und unterirdische Herrschaft, andrerseits auf eine allgemeine Erörterung der mystischen Bacchusgemahlin Libera begründet, deren Dienst uns die unaufgelöste Idee einer vereinigten Venus und Proserpina zu zeigen und deren eigenthümlichste Abbildungen uns entschiedene Bilder der Venus vorzuführen pflegen. Der Verfasser hatte sich eine weitere Ausführung dieser Ansichten zugleich mit der Mittheilung der großentheils unbekannten bildlichen Belege, auf die er sich bezog, vorbehalten, und wenn die Ungunst des italienischen Buchhandels ihn dessen ungeachtet von hundert nächst den Grundzügen seiner Beweisführung anzuknüpfenden Erläuterungen (illustrazioni) und eben so viel Abbildungen gegenwärtig nur die fünfzehn ersten derselben hat geben lassen, so ist doch in denselben wenigstens dasjenige zur Bekanntmachung gediehen, was der ganzen Untersuchung zum Anfangs- und Schlußpunkt diente, nämlich die Reihe der in mancherley Gruppirung und Nebenwerk verschiedenen Bilder des vorerwähnten alterthümlichen Idols.

Die Bilder, zehn gruppirte, wie früher (Kunstbl. 1825. S. 61 f.), nur daß an die Stelle des puteolani-Monuments (Kunstbl. a. a. O. not. 9. S. 63 Venere Proserpine p. 14) ein pompejanisches gekommen ist, sind folgende:

1. Diese bekannte Gruppe von S. Ildefonso: zwey stehende Jünglinge vorstellend, deren einer eine erhobene und eine gesenkte Fackel hält, nach Winckelmann Orest und Elektra, nach der gewöhnlichsten Annahme zwey Dioscuren, nach dem Verfasser Schlaf und Tod (tav. 5. illustr. 5. vergl. Kunstbl. a. a. O. not. I. 25. 53. u. 54. S. 71) (tav. 6. ill. 6.)

2. Opfernder Herkules, Lampe bey Passeri luc. II. 3. (tav. 6. ill. 6, vgl. Kstbl. not. 763. S. 71.)

3.—5. Taf. und ill. 8. 9. 10.) bekleidete, auf das fragliche Idol gestützte Frauen, nach dem Verf. wahrscheinlicher Venusfiguren als Bildnisse sterblicher Frauen. Die Originale sind drey Marmorgruppen, sämmtlich unedirt; sie befinden sich im Museum von Neapel (Kstbl. not. 10.) auf der Ruffinella über Frascati und (Kstbl. not. 12) im großherzoglich toskanischen Lustschloß Poggio Imperiale (Kstbl. not. 11).

6. 7. Taf. und ill. 11. 12.) Halbentblößte auf dasselbe Idol gestützte Frauen, von venusähnlichem Ansehen, auf dasselbe Idol gestützt. Die Originale, beyde unedirt, sind eine in der Villa Panfili (Kstbl. a. a. O. not. 13.) befindliche Marmorgruppe und eine großgriechische Gruppe von gebrannter Erde, früher dem Grafen von Jugenheim, gegenwärtig der königl. Sammlung zu Berlin angehörig. (Kstbl. a. a. O. not. 15.)

8. Nackte auf dasselbe Idol gestützte Jünglingsfigur, nach dem Verf. Bacchus; eine Marmorgruppe im Vatikan. Unedirt (tav. 13. ill. 13. vergl. Kstbl. a. a. O. not. 14.)

9. Tav. ill. 14.) Fragment einer ähnlichen kleineren Gruppe, nach der Tracht und Stellung des Jünglings einem Merkur beygemessen. Das Original befindet sich in einem Magazin zu Pompeji.

10. Einweihungsscene zweyer Frauen neben dem fraglichen Idol (Kstbl. S. 62 ill. 15.): das Original ist eine attische Terracotta, die hier nur für den Zweck der nächsten Untersuchung erwähnt werden konnte, im attischen Gräberwerk des Baron v. Stackelberg aber vollständig bekannt gemacht und erörtert werden wird. Die beygefügte Abbildung (tav. 15.) gibt das von dem für den gegenwärtigen Zweck mitgetheilte Idol.

Diesen zehn Wiederholungen, von denen höchstens Nr. 2. von einer allzu vereinzelten Erwägung dem in Rede stehenden Idol abgestritten werden könnte, durfte nach vorausgeschickten Grundsätzen des Vfs. über die Hermenbildung weiblicher Gottheiten (ill. 1.) und bey Vergleichung drey sehr ähnlicher Gruppen (tav. 8.—10.) eine eilfte hinzugefügt werden, in welcher eine bekleidete Frau sich auf eine weibliche Herme stützt, statt auf das bewußte durchgebildete Idol. Das Original dieser merkwürdig abweichenden Gruppe ist eine kleine Marmorgruppe im Magazin des vatikanischen Museums (tav. 7. ill. 7.)

In einer vergleichenden Zusammenstellung (ill. 4.) der mehr oder weniger ausgeführten Idole jener eilf Denkmäler ist zugleich vier einzelner Bilder desselben Erwähnung geschehen, denen nachträglich (epilogo p. 79.) noch ein fünfter hinzugefügt worden ist. Es sind eine Terracotta im Magazin des Museums von Neapel, eine für die Stadt Korinth versehene Marmorstatue bey Cavalieri (stat. Rom. II. 55.), zwey Rhodische Münztypen (p. 11. 73. aus Mus. Hunter. XLV. 11. 7.) und eine etruskische Erzfigur, welche der Vf. in der Gallerie zu Florenz zeichnen ließ (tav. 15. a.)

(Der Beschluß folgt.)

Römische Straße.

Handlanger haben beym Graben, ungefähr einen Fuß unter der Erde, Reste der alten römischen Heerstraße zwischen Salisbury und Winchester, sammt Münzen und Gebeinen von Menschen und Pferden gefunden. Man nennt die alte Straße dort Devil's Bank, sie ist von großen Kieselsteinen.

Nr. 43.

Kunst-Blatt.

Montag, den 28. Mai 1827.

Die Ruinen von Babylon.

Seit Benjamin von Tudela (1173) wurden die vermoderten Reste des einst so herrlichen Babylons von vielen Reisenden aufgesucht, bald flüchtig, bald mit Sorgfalt beschrieben und durch Zeichnungen und Abbildungen der Phantasie des Lesers anschaulicher gemacht. Den Engländern, die sich in allen Unternehmungen durch ihren richtigen Takt, ihre hervorstechende Genauigkeit und Bestimmtheit auszeichnen, haben wir auch nebst Niebuhr vorzüglich unsere erweiterten und gründlicheren Kenntnisse asiatischer Monumente zu verdanken. Beauchamps Mémoire sur les antiquités Babyloniennes, im Journal des Savants vom Jahre 1790, ward unbrauchbar durch die vortreffliche Abhandlung des englischen Consuls Rich in Bagdad (Fundgruben des Orients III. 129), noch mehr aber durch Ker Porters umsichtige von allen Einsichtsvollen äußerst geschätzte Forschungen. Nach solchen Vorgängern wird es schwer seyn im Ganzen etwas Neues über die Ruinen Babylons zu liefern, wohl aber mag Einzelnes nachgeholt, näher bestimmt und erläutert werden können. Solche einzelne Notizen und Erläuterungen enthält auch die vor Kurzem in London erschienene Reise des Capitän Keppel (Personal Narrative of a Journey from India to England, by Bussorah, Bagdad, the Ruins of Babylon etc. in the year 1824. By Captain the Hon. George Keppel. London 1826. 4.). Zum bessern Verständniß sind dem Werke einige Zeichnungen beygegeben. Wir wollen hier Einiges aus diesen in Deutschland noch wenig bekannten Reisen herausheben.

„Bald darauf kamen wir zu den weithin sich erstreckenden Ruinen auf der linken Seite des Flusses, wo wir landeten. Wahrlich die Strecke von hier bis Bagdad enthält jezt noch Spuren von den volkreichen Städten, die ehemals hier standen. Ehe wir diesen Raum beschreiben, müssen wir einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken, in Beziehung auf das Aussehen der Ruinen, dieser einst so bevölkerten Gegenden."

„Der Boden Assyriens und Babylons besteht aus einer feinen, mit Sand untermischten Thonmasse, womit, wenn das Wasser der Flüsse in sein Bett zurücktritt, die Ufer bedeckt sind. Wenn diese Masse durch die Sonnenhitze ausgetrocknet ist, wird sie hart und fest, — das herrlichste Material für die so berühmten Backsteine Babylons. Wir alle überzeugten uns von der Tauglichkeit dieser Materie für Töpferwaaren, indem wir einige nasse Stücke von den Ufern des Flusses aufnahmen und ihnen eine beliebige Gestalt gaben; der Sonne ausgesezt waren sie nach kurzer Zeit so hart wie Stein. Diese Bemerkungen sind wichtig in Beziehung auf die Bauten dieser Gegenden; Backsteine werden hier allgemein gebraucht, so wurden Seleucia, Ktesiphon und das mächtige Babel selbst erbaut, wofür wir selbst die Autorität der heil. Schrift haben, worin es ausdrücklich heißt: Backsteine dienten ihnen anstatt der Steine und Lehm anstatt des Mörtels."

„Demzufolge erscheinen unsere Ruinen, die unsere Begleiter Mumlieh nannten, wie eine Hügelreihe in einer todten Fläche und keine Säulentrümmer sind vorhanden, die auf eine architektonische Ordnung schließen ließen. Betrachtet man sie näher so findet man viereckige Massen von Ziegelsteinen, die, obgleich durch die Zeit sehr verwittert, doch noch von großer Regelmäßigkeit zeugen; in der Gegend herum finden sich Bruchstücke von Ziegeln, zerbrochenem Töpfergeschirr und anderen aus Glas verfertigten Gegenständen; auch werden Münzen, der sicherste Beweis einer frühern Bevölkerung, gefunden. Man findet deren in so großer Anzahl, daß in trockener Jahreszeit Leute eigens von Bagdad hieher kommen, um sie zu suchen. Abub Nasir sagte uns, daß er vor Kurzem einen ganzen Topf voll gefunden habe und Hr. Hart hob zwey auf, deren Umschriften unleserlich waren; wahrscheinlich bestehen sie in cufischen Charakteren."

Pfeiler oder Säulen errichteten sie durch mehrere übereinander liegende Lagen Backsteine. „Eine halbe englische Meile von den Ufern des Flusses lag der Rest eines solchen Pfeilers, aus gebrannten Backsteinen zusammen-

gesetzt, 20 Fuß 2 Zoll hoch und 36 Fuß im Umfang. Er bestand aus acht Lagen, wovon mehrere Abtheilungen der sieben Lagen immer horizontal, eine aber vertikal aufgestellt war; zwischen den Lagen befand sich Cement halb so dick wie ein Backstein. Der Pfeiler befand sich auf der östlichen Seite einer großen Ruinenmasse, wahrscheinlich die Reste eines großen Pallastes oder Tempels."

Richs Berichte und Messungen fand Keppel allenthalben richtig; er sah und bemerkte aber Mehreres, was wir bey Rich vergebens suchen. Wir gedenken später nochmals darauf zurückzukommen und für jezt nur die Gründe anzugeben, wodurch der Verfasser bewogen wurde, diese Ruinen für die des alten Babels zu halten.

„Seit meiner Zurückkunft nach England ward ich mehrmal gefragt, welche Gründe ich hätte, diese Ruinen, die ich sah, für die Babylons zu halten. Rennel hat ihre Identität mit dieser Stadt, so ohne allen Widerspruch bewiesen, daß ich blos die Gründe meiner eignen Ansicht auseinanderzusetzen brauche."

„Der Ort wird heutiges Tags von den Einwohnern des Landes noch Babel genannt; die Sagen orientalischer Schriftsteller und des benachbarten Arabiens schreiben diesen Ruinen ein sehr hohes Alter zu und stimmen hierin mit den Berichten der Griechen und Römer überein. *) Das Aussehen des Platzes entspricht ganz den Beschreibungen dieser alten Autoren, so wie die Lage dieser Ruinen mit der relativen Entfernung Babylons von andern Städten übereinstimmt, — Seleucia von Nordosten und Is von Nordwesten. Das Aussehen dieser verfallenen Stadt ist ganz so, wie die Propheten in den heil. Schriften es im Voraus verkünden. Alle geographischen Nachrichten überzeugen mich, daß Babylon nirgend wo anders hätte stehen können und keiner andern Stadt können diese ungeheueren Ruinen zugehören."

„Warum sind aber nicht größere Ueberbleibsel vorhanden? darauf ist leicht zu antworten, wenn man die Umstände bedenkt, unter denen Babylon gebaut wurde. Ich sagte vorhin nach der heil. Schrift, sie gebrauchten Backsteine, anstatt der Steine und Lehm, anstatt des Mörtels, eine Eigenthümlichkeit, die von Herodotus und andern Schriftstellern erwähnt wird; auch bemerkte ich, wie leicht die nasse Materie an den Ufern des Flusses von der Sonne hart gebrannt wird. Bedenken wir nun den sandigen Boden, worauf Babylon stand, die leicht zerstörbare Masse, wovon es erbaut ward und die großen Städte zu deren Aufbauung es die Materialien liefern mußte; bedenken wir, daß immerdar Arbeiter beschäftigt sind, die Backsteine wegzuführen, daß der periodisch austretende Euphrat, so wie Wind und Wetter innerhalb zweyer Jahrtausende auf ihre Vernichtung losstürmen, — so müssen wir uns vielmehr wundern, wie solche große Massen haben erhalten werden können. Deßhalb glaube ich, daß alle gewöhnlichen Gebäude in Staub versunken und nur die größern erhalten worden sind. Jeder wird wohl dieser Vermuthung beystimmen, der die Lehmwohnungen in den asiatischen Städten gesehen hat. Wäre noch ein Beweis von Nöthen, so fänden wir ihn bey Diodor von Sicilien, der angibt, daß ein großer Theil des Platzes innerhalb der Mauern zu seiner Zeit umgeackert und besäet wurde."

„Von den Wällen der Stadt konnten auch wir so wenig, wie die frühern Reisenden irgend eine Spur finden. So wörtlich wurde die göttliche Prophezeihung gegen Babylon erfüllt, daß ich den Worten Jeremias „die breiten Wälle Babylons sollen ganz und gar vertilgt werden" vollkommen Glauben schenke. Einen Theil davon sah noch der heil. Hieronymus im 4ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung; in den folgenden Jahrhunderten sind sie vom Erdboden und aus der Geschichte verschwunden."

Karl Friedrich Neumann.

*) Keppel hätte noch hinzusetzen können, daß jezt bey den orientalischen Schriftstellern das ganze Land, wegen der ehemaligen Hauptstadt, Erâk Babeli oder Arabi, d. h. babylonisches oder arabisches Trak, um es von dem persischen zu unterscheiden genannt wird. Mehrere Orientalen behaupten, Mahalel, Kains Sohn baute Babylon vor der Sündflut; aber die persischen Geschichtschreiber stimmen mit den Rechnungen des Kallisthenes überein. Herbelot Bibliotheque orientale I. 311. Vergl. auch Ritter Erdkunde II. 144.

Archäologische Literatur.

Venere Proserpina illustrata da Odoardo Gerhard. Poligrafia Fiesolana. 1826. 8. 82 S. mit 16 lithographirten Bildertafeln und 7 Vignetten.

(Beschluß.)

Die Berechtigung so mancher dem ersten Anblick ganz verschieden erscheinenden Bildungen unter jenem einzigen Gesichtspunkt zu vereinigen, wird bey Vergleichung der mitgetheilten Abbildungen von umsichtigen Lesern dem Verfasser nicht leicht abgestritten werden; denn wenn z. B. allerdings ohne weiteren Grund Niemand behaupten wird, die strahlendekränzte Göttin rhodischer Münztypen oder die etruskische Erzfigur mit dem Tutulus sey dem Mobius bedeckten Idol der Gruppe von S. Ildefonso darum entschieden gleichzusetzen, weil alle drey die Bewegung der auf die Brust gelegten Hand mit einander

gemein haben; so ist die Vergleichung des attischen Idols (tav. 15.), welches bey anderweitiger Aehnlichkeit mit dem von S. Ildefonso einen strahlengeschmückten Modius führt, beweisfähig genug uns die Verwandtschaft beyder mit dem rhodischen Münztypus ins Licht zu setzen, und eben so genügt es in Betreff der etruskischen Figur, die für altetruskische Idole völlig allgemeine Anwendung des Tutulus, anstatt des ihnen vielleicht ganz fremden Modius zu wissen. Fügen wir hiezu die Erwägung, daß dem Bilderkreis unirer antiken Denkmäler, namentlich den Marmorwerken, jede andre Abbildung von Idolen neben bewegten Figuren eben so ungewöhnlich ist als sie nach des Vfs. Beweisführung in Betreff des in Rede stehenden Idols gewöhnlich war, so wird ihm einige Rechtfertigung vergönnt werden, wenn er auch in dem einzigen bestreitbaren Fall (denn tav. 12. schließt sich an tav. 11. an), in dem Bildwerk der passerischen Lampe (tav. 6.), lieber ein Idol jener gewöhnlichsten Art als irgend ein anderes, für einen opfernden Herkules höchstens in einer Ceres aufzufindendes, erkannte.

Erst auf dem gesicherten Grund zahlreicher Denkmäler hat es hienach der Verfasser gewagt den archäologischen Bilderkreis mit einem zeither so unbeachteten als vormals vielverbreiteten altgriechischen Götterbild zu vermehren. Wir sagen, altgriechischen; denn wenn allerdings die beygebrachten Denkmäler größtentheils spätrömische sind, und Mancher wohl gar geneigt seyn könnte wegen einiger Aehnlichkeit des einen, unverbürgten, Jünglingskopfes (keinesweges der so entscheidungsfähigen Brust) mit dem Antinous die Gruppe von S. Ildefonso bis in die Zeiten des Hadrianus herabzurücken, so ist doch, der alterthümlichen Formen und der vorerwähnten Hermenbildung des Idols selbst zu geschweigen, durch Baron Stackelberg die Autorität eines atheniſchen Werkes der besten Zeit und durch die großgriechische Terracotta, so wie durch die Verwandtschaft der rhodischen Münztypen ein ausgedehnter Beleg für das Alter jenes oder eines gleichbedeutenden Götterbildes hinzugekommen. Demnächst war die Frage, die man in Bezug auf das Idol von S. Ildefonso mit mancher seltsamen Willkür beantwortet hatte; durch ihre Beschränkung auf den Kreis der Götterbilder eben nicht leichter geworden; diese Beschränkung war durch eine Reihe verwandter Bildwerke auferlegt und die Vergleichung eben dieser Bildwerke verlangte die Nachweisung eines Idols, welches, in römischer Zeit hochgefeiert, bereits in altgriechischer Zeit und in mehreren Gegenden Griechenlands zu Athen, zu Rhodus und in großgriechischen Kolonien, eine ansehnliche Verehrung genossen hatte.

Eine solche Nachweisung war mit jener häufigsten und bequemsten archäologischen Manier, deren vereinzelnde Betrachtungsweise ein gegebenes Bildwerk der spielenden und ungefähren Vergleichung irgend eines abgerissenen schriftlichen Zeugnisses unterwirft, unvereinbar; und wenn sie allerdings mit allgemeinen Benennungen, wie mit der einer unterirdischen Machthaberin, eben so wenig, ja bey Vermeidung jeder speciellen Ortsbenennung, entschieden gar nicht erreicht scheinen mußte, so stand doch nur der Weg einer für alle ähnlichen Idole gleich vollgültigen Begriffsbestimmung offen, um durch sie einiges Licht für die lokale Geltung der einzelnen und für ihre mehrfache Verbindung mit mancherley Nebenfiguren zu gewinnen. Der Verfasser glaubt in einem, der von ihm behandelten Bildwerke (tav. 6.) das Idol der Aphrodite-Persephassa nachgewiesen zu haben, welchem Herkules im Aenianerlande opferte; aber wäre auch jenes Idol so ausgeführt als es in der That nur roh und unvollständig angedeutet ist, so hätte doch die Benennung zahlreicher verwandter Bildwerke nach einem einzigen Provinzialkultus nothwendig gemißbilligt werden müssen. Indem er statt dessen dem Gegenstand seiner Untersuchung nur die allgemeine Gattung einer mit Aphrodite verwandten Unterwelts- und Mysteriengöttin angewiesen und ihn mit dem zwar vollständig entsprechenden, im römischen Gebrauch jedoch unerhörten, Namen einer Venus Proserpina bezeichnet hat, ist ihm die unentstellte Benennung der äniatischen Göttin wieder verloren gegangen, dagegen aber, wie er glaubt, ein gründliches Verständniß der weit verbreiteten und in verschiedenen Lokaldiensten ohne Zweifel verschieden benannten Göttin gewonnen worden.

Dieses Verständniß ließ sich aus den allerdings spärlichen Andeutungen jener zusammengestellten Götterbilder folgendermaßen entnehmen. Zur herrschenden Bildungsweise des Idols gehört der Modius auf seinem Haupte; dieses in alterthümlicher Bildung sehr häufige Abzeichen ist vom Vf. (illustr. 2.) als entstanden aus dem Cerealischen Kalathos und mithin als ein, Erd- und Unterweltsgottheiten gegebenes, Symbol der Erdenfülle nachgewiesen worden, und wird durch die Strahlen, mit denen es, wie oben bemerkt, hie und da wechselt oder geschmückt ist, nur, wie in bekannter Bildung des Serapis, erweitert, nicht aufgehoben. Sonach muß die Idee einer Unterweltsgöttin dem fraglichen Idol vorherrschend zukommen; sie wird bestätigt durch die in der Mehrzahl seiner Wiederholungen bemerkliche Anordnung seiner einen auf die Brust gelegten Hand, indem diese Bewegung entweder nach der Analogie schlafender Nymphen und Genien als Andeutung des Todesschlafes oder nach der ältern Bildungsweise etruskischer Figuren als eine krampfhafte Bezeichnung der Todesqual erscheint, mithin jedenfalls Symbol einer Todesgöttin ist (Ill. 3.). Abgesehen von weiteren Fragen über die verbreitetsten Benennungen einer solchen, wie sie der Verf. (Kstbl. a. a. O. S. 62. ff.)

voranschickte, ergibt sich nun aus einem dritten, an den meisten jener Idole bemerklichen Umstand, daß dieses Idol mehr vom Ausdruck einer Venus als irgend einer andern Göttin hat; die andere Hand desselben pflegt jene tanzmäßige Auffassung des Gewandes zu zeigen, welche, andern altertümlichen Götterbildungen selten und fast nur im Schreiten gegeben, für die Bilderfitte einer vollendeten Kunstübung zum charakteristischen Abzeichen der Spes geworden ist, eigentlich aber, da sich alle Spesfiguren des römischen Kunstgebrauchs ihrer ursprünglichen Bedeutung nach als Venusbilder nachweisen lassen (Kstbl. a. a. O. not. 69. Venere Pros. p. 21. 25.) ein eben so gültiges Abzeichen der Venus, und in der That auch unläugbaren Vorstellungen dieser lezteren gegeben ist. (Kstbl. S. 65).

Die genauere Erwägung jenes Abzeichens läßt sich auf eine überraschende Weise mit der von dem Vf. früher vorangestellten anderweitigen Wahrscheinlichkeit vereinigen, daß ein Idol von so ausgebreiteter Geltung die bekannteste Göttin der Schattenwelt, Proserpina, vorstellen möge. Nachweislich in der Einheit eines einzigen Götterbildes ist eine vereinigte Aphrodite Persephassa; Idole, den beschriebenen verwandt, finden sich auf einem zu Palestrina befindlichen Relief (Kstbl. not. 75. mitgetheilt auf dem Titelblatt) und auf einer Ara des Museo Chiaramonti (Kstbl. not. 70.) in bacchischer Umgebung; Persephone-Kora ist als die Bacchusgemahlin Libera der Mysterien bekannt; diese vielerwähnte, obwohl aus dem Bildwerke kaum irgendwo nachgewiesene, Göttin Libera aber oft in entschiedener Bildung der Aphrodite zu finden (Kstbl. S. 65 f. Venere Pros. p. 18. ff.): Umstände, welche eben so sehr die Bedeutung dieser Libera als verschmolzener Venus-Proserpina erhärten als sie volle Berechtigung geben, in der altertümlichen Bildung jener immerhin meist aus später Zeit überlieferten Idole keine bloße Liditina, sondern eine meist (nämlich mit Ausnahme der rhodischen Münztypen, worüber zu Tafel X. der antiken Bildwerke) als Libera mit den cerealischen bacchischen Mysterien, namentlich mit den Thesmophorien, verknüpfte Göttin zu erkennen, von der die römische Liditina erst als getrennte Figur einer Todesvollstreckerin abgeleitet ist. Der Verfasser, der sich in der vorliegenden Schrift mit der Mittheilung der wichtigsten bildlichen Belege begnügen mußte, kann auch hier auf die weitere Anwendung des durch sie gewonnenen Resultats nicht eingehen, doch muß bemerkt werden, daß auch die frühere im Kunstblatt ausgesprochenen Ansichten über Venusbilder und über die als Venus-Proserpina gedachte Libera in dem vorliegenden italienischen Text nicht ohne genauere und erweiterte Bestimmungen geblieben sind. Desgleichen ist nachträglich zu erwähnen, daß außer den bereits angeführten und mit Ausnahme von zweyen bisher unbekannten Bildwerken mehrere andere abgebildet sind, welche der Vf. hauptsächlich der freundlichen Mittheilung des Herrn Baron v. Stackelberg verdankt, nämlich eine Herme der Hekate mit tanzenden Horen am Schaft (tav. I. p. 80. Marmorwerk zu Kuluri auf Salamis), ein weiblicher Kopf, in dessen Hauptschmuck mit Vergleichung eines Erzbildes in Hrn. Dodwells Besitz die Form des Polos nachgewiesen ist (tav. 2. p. 29. 80.) und eine athenische Münze mit der Vorstellung Minervens, welche vor den Augen des Marsyas die Flöten weggeworfen. Nach einer schönen Glaspaste des Herrn Grafen v. Ingenheim ist eine dem Bad entstiegene Venus vorgestellt, neben welcher man das Idol eines bärtigen Bacchus erblickt (p. 31.), nach einem gegenwärtig zerstörten pompejanischen Wandgemälde ein vor einer stehenden Muse flötender Marsyas.

C. G.

Berlin, den 27. April 1827.

Zwey neue Kunstwerke von Bedeutung werden nächstens hier an das Licht treten, nämlich vom Prof. Carl Wichmann die sitzende Statue der jetzigen russischen Kaiserin, lebensgroß in weißem Marmor. Die Behandlung dieses Werkes ist von der Art, daß sie dem Künstler eine achtbare Stelle in der Reihe der lebenden Bildner bestimmt. Das zweyte gleichfalls der Erwähnung werthe Bild ist ein großes historisch religiöses Gemälde von Wach, welches ebenfalls beynahe vollendet ist. Auch Ludwig Wichmanns Amor und Psyche, welcher Gruppe Ihr Blatt bereits bey Gelegenheit der lezten Ausstellung Erwähnung gethan, hat der König in Marmor bestellt. In Rauch's und Tieck's Werkstatt herrscht gleichfalls die größte Thätigkeit, beyde sind, wie Sie wissen, mit öffentlichen Denkmalen beschäftigt. Ternite malt auf allerhöchsten Befehl unsre verehrte verstorbene Königin lebensgroß. Die Skizze ist schon vollendet. Unser mit Recht berühmter Genremaler, Prätorius, vollendet eben wieder ein kleines allerliebstes Bild, welches einen Schulmeister mit seinen Schülern darstellt.

—b—

Nekrolog.

Der Historienmaler und Professor an der Akademie der schönen Künste zu Stockholm, Hr. Hasselgren, ist sehr betrauert von allen Kunstfreunden, daselbst im Laufe des März mit Tod abgegangen. Er hatte wesentlich zur Läuterung des Geschmacks in Schweden beygetragen.

Nr. 44.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 31. Mai 1827.

Ueber die Kunstausstellung in Prag 1827.

(Brief eines Reisenden.)

Wenn wir seither durch das hervorragende Talent des böhmischen Malers Joseph Führich auf die Kunst in seinem Vaterlande aufmerksam gemacht worden, so durfte auch ich mit gegründeter Spannung und Erwartung der hiesigen Kunstausstellung entgegensehen, die bald nach meiner Ankunft in Prag statt fand.

Ich besuchte die Ausstellung, allein die Kunst schien ihre Gaben spärlich vertheilt zu haben — und da die sämmtlichen Producte ohne Nummer und Namen trübselig umherhingen, auch noch kein Katalog vorhanden war (der, wie ich auf meine Erkundigung erfuhr, noch in der Censur lag) verließ ich alsbald den Saal und beschloß, ihn nicht wieder zu betreten bis der Katalog entweder erschienen, oder im Fall des Censur-Verbots, die Namen der etwanigen Künstler auf anderm Wege angezeigt würden.

Nach einigen Tagen fand ich zufällig eine Brochüre in Quart, mit dem Titel: „Kunstausstellung in der Akademie zu Prag, zu Anfang des Jahres 1827. Prag, gedruckt bey G. Haas Söhne."

Ueberrascht durch diesen Titel fragte ich, wie oft denn allhier eine Kunstausstellung veranstaltet werde? Worauf man mir antwortete: „Einmal im Jahr." Die Ausstellung, welche ich bereits besucht hatte, war um die Mitte Aprils eröffnet und nun fand es sich, daß im Katalog dieselbe Ausstellung gemeynt sey, die regelmäßig um Ostern in dem akademischen Gebäude zu Stande gebracht wird.

Für's erste unterhielt ich mich mit besagtem Katalog, der durchaus nicht uninteressant war. Er enthielt nämlich die genaue Anzeige des Namens und Standes der Personen, die im natürlichen Streben, zu irgend einer Oeffentlichkeit zu gelangen, ihr Contersey der gemeinnützigen Anschauung preisgegeben. Da fanden sich „Kaufleute, Apotheker, Instrumentenmacher, Officiere, Professoren, Schlossermeister und gerichtliche Schätzer!" die „Buchbinder Wittwe" stand neben dem „Landschaftmaler" der „Augenarzt" neben dem „Obristen-Sohn in Bombardier-Uniform" u. s. w. — Die Anzeige des Alters jeder Person mag aus Versehen nicht angegeben seyn; mir scheint aber das Eine so nothwendig wie das Andre. So viel über den Katalog; nun zur Ausstellung.

Soll eine Kunstausstellung der Forderung genügen, die schon in ihrer Bezeichnung angedeutet wird, so müßte wenigstens die Mehrzahl der zur Schau gestellten Werke einen Kunstwerth in sich tragen und in den untergeordneten Versuchen der Einfluß — die richtige Leitung derjenigen zu erkennen seyn, denen die Wartung und Pflege in dem akademischen Kunsttreibhaus anheimgestellt ist.

Der Katalog, mit dem Anhang, enthält gegen zweyhundert Nummern. Es sind aber größtentheils Producte, über die sich wenig sagen läßt, wenn nicht der Beurtheilende einen Hang zur Schmähsucht verrathen wollte, der mir fremd bleiben möge. Jedoch nicht alle Bilder sind dieser Gattung; im Gegentheil finden wir die würdigsten Arbeiten vom schlechtesten Machwerk umgeben, und wenn hier zu Lande das Bierfaß im Keller, wie der Bücherballen im Laden einer Untersuchung und Prüfung unterworfen ist, so muß es den Beobachter um so mehr befremden, daß bey dieser Ausstellung durchaus keine Wahl getroffen, die zur Aufrechthaltung des Künstlerrufs eines Landes wohl eben so nothwendig wäre als die Censur des Katalogs.

Ich werde Sie mit den wenigen Kunstproducten bekannt machen, die unsrer Aufmerksamkeit würdig sind:

Von Joseph Führich, der seit einigen Monaten in Rom lebt, fand ich leider nur ein einziges Bild: Eine heil. Familie von vier Figuren, mittlerer Größe. Es ist unbedingt das vorzüglichste Werk in dieser Sammlung, wenn auch nicht das beste dieses ausgezeichneten Künstlers. F. schließt sich der würdigen neuern Schule an, die so oft profanirt und mit der sogenannten altdeutschen Manier verwechselt worden, welche, wie jede

Manier, der Kunst im Allgemeinen nur zu sehr geschadet hat. Es mag aber nicht schwer seyn, einem Bilde anzusehen, ob es aus gezwungene Nachahmung einer hochgepriesenen Schule, oder als freye Ergießung eines kunstdurchdrungenen Gemüths entstanden. Als lezteres wird es laut und kräftig reden zum empfänglichen Herzen, und diese Sprache führen alle Werke des genannten Künstlers, die mir bisher bekannt worden. Obiges Bild ist, in technischer Hinsicht, mit der sorgfältigsten Farben-Oekonomie gemalt, die aber keine Mängel des Colorits zeigt, sondern in lebendiger Frische das Auge fesselt, und die genaueste Untersuchung der einzelnen Theile zuläßt; Composition, Zeichnung und Ausdruck ist höchst edel, und wenn Etwas einzuwenden wäre, so möchte das Antlitz der Madonna vielleicht allzujugendlich seyn, jedoch ist der Ausdruck der Reinheit und kindlichen Unschuld eben in diesen jugendlichen Zügen verwebt, und würde ungern vermißt werden.

Franz Nadorp aus Anholt in Westphalen, (Schüler der hiesigen Akademie) zeigt ebenfalls ein bedeutendes Talent, jedoch sieht man in seinen Bildern das Schwanken zwischen den beyden Wegen, die zur anspruchslosen Nachahmung der Natur, und zum Ruf eines tüchtigen Malers führen; und auch er würde in einer andern Schule schon jezt ein andrer Schüler seyn, wie dieses bey so manchem der Fall seyn könnte. Ein kleines Altarbild: Jesus, Maria und Joseph, und insbesondere ein kleiner Johannes mit dem Lamm in einer Landschaft, zeugen von seiner Bestimmung.

Die heil. Elisabeth. Markgräfin von Thüringen in ihrem Gemach von ihren Kindern und Dienerinnen umgeben, beschäftigt, Kleidungsstücke für Arme zu verfertigen (mit einem Engel, der ihr einen Knaben zuführt) von Johann Gruß, ein Bild in Lebensgröße, beurkundet ein ernstes Künstlerstreben, nur thut es dem Beschauer weh, daß das Studium der Antike in der Ausführung dieses Gegenstandes zu sehr hervortritt, und in den, freylich nicht ohne Natur colorirten Köpfen, bekannte Gypsabgüsse zu erkennen sind. Weniger ist dieses in der Hauptfigur der Fall, auf der das Auge gerne verweilt. Die Composition ist nicht frey, die Stellungen, wenn auch edel, nicht immer ausdrucksvoll. Das Colorit ist rein und kräftig.

Die Bilder des Historienmalers Wenzel Manes zeigen den ausgelernten Schüler der Akademie — es sind sämmtlich Bilder, in denen das Modell zur Genüge benuzt, eine Hauptrolle spielt; man findet sie an jeder Akademie und in dieser Gattung sind die Werke des Hrn. M. keineswegs ohne Werth. Wird doch dieser Weg von so manchem Kunstrichter als der Wahre, und allein zum Ziel führende hoch geschäzt, und in dieser Beziehung gehört Hr. M. zu den Bessern in seiner Sphäre.

Die Porträts von Anton Mascheck sind vorzüglich bemerkenswerth und entsprechen der höhern Forderung. Sie gehören zu den Bildnissen, bey denen es keine Frage bleibt, ob sie ähnlich sind, oder nicht. Die Individualität jeder Person ist trefflich wiedergegeben und jedes einzelne Bild bestätigt die Wahrheit des Colorits in Vergleich mit einem andern von demselben Meister.

Unter den historischen Compositionen zog nur eine Zeichnung mich an: Eine Scene aus dem böhmischen Mädchenkriege von Joseph Knizek aus Eger. Dieser Künstler scheint Dürer zu kennen, und wenn er auch noch beschränkt ist im technischen, spricht dennoch der wahre Künstlergeist aus der imposanten Anordnung, wie aus dem Einzelnen der Zeichnung.

Vier Blätter, charakteristische Nationalscenen, (Tänze von Böhmen und von Polen, Altenburger und Vierlander), von Georg Opitz aus Prag, Professor in Leipzig, entsprechen ihrer Bezeichnung und beurkunden ein glückliches Talent hinsichtlich der Auffassung des Individuellen, so wie eine geübte Hand. Uebrigens ist dieser Künstler sehr bekannt, und bedarf keine besondere Erwähnung zu seinem Ruhm.

Zeichnungen ähnlicher Art von Joseph Sembera sind ebenfalls nicht uninteressant, jedoch mangelt ihnen das Bestimmte und Reine in der Ausführung, was in den Vorigen besonders anspricht.

Unter den Landschaftmalern steht Anton Manes oben an. Ich bedaure einen andern nicht nennen zu können, da an den beyden vortrefflichen Bildern die ich vorfand, weder Nummer noch Namen befindlich ist, und auch der Katalog sie nicht bezeichnet. Die beyden Bilder des ungenannten Künstlers (vielleicht hat die Censur Nr. und Namen gestrichen) sind Waldgegenden mit trefflichen Figuren, die, wie das Uebrige der Bilder treu und fleißig nach der Natur gemalt sind. Sie haben eine ganz eigene Originalität und ragen vor allen andern hervor.

Die sämmtlichen Landschaften des Hrn. Manes zeugen von fleißigem Studium der Natur und Gewandtheit im Technischen, jedoch sind sie keineswegs mit einer gewissen Bravour behandelt, die einst so viel galt, in unserer Zeit, aber durch die Produkte des Fleißes und der Beharrlichkeit aus dem Cours gekommen sind. Zu den Bäumen bedient Hr. M. sich einer etwas harten (grellen) Farbe, die man ihm von der Palette wegnehmen sollte; er würde dann schon eine bessere finden, wie er in seinem lobenswerthen Studium schon so Manches gefunden hat, wornach Andre vergebens ringen.

Zwey Copien nach Ostade und Catel, von der Frau Altgräfin v. Salm, geb. Gräfin Bachta, könnten für Originale gelten und beschämen die sogenannten Künstler deren Machwerk in der Nähe hängt.

Nach der angegebenen Zahl sämmtlicher Produkte, die diese Ausstellung bietet, läßt sich nun leicht schließen, daß des Mittelmäßigen und Geringen gar viel vorhanden ist, wenn ich schon jezt mit dem Aufzählen des Bessern fertig bin. Die Arbeiten der Akademiker „nach dem Runden" sind in ihrer Art am schlechtesten und werden hoffentlich ohne alle Correctur zusammengemischt seyn. Die armen antiken Köpfe machen ein jämmerliches Gesicht und beklagen sich augenscheinlich durch Verzerrung und Grimassen über sothane Mißhandlung. Einige Landschaften (Copien) sind aber im höchsten Grade merkwürdig, da die ordinärsten Sudeleyen auf Tabacksdosen in Vergleich mit diesen, als wahre Kunstwerke zu schätzen sind. Wenn dieselben, wie die genannten Zeichnungen nach Gyps unter Leitung und Aufsicht akademischer Lehrer entstanden, so sieht es wahrlich mit der diesigen Akademie traurig aus. — In jedem Fall ist es unverzeihlich dergleichen Spottgeburten „in die Ausstellung der Akademie" aufzunehmen und nur der Verwaltung fällt die Schuld anheim, da der Pinsel der ähnliche Versuche liefert, durch seine Beschränktheit entschuldigt, und aller Verantwortlichkeit überhoben ist. Ich fand den Saal der Ausstellung bey jedem Besuche leer, und habe mich darüber nicht verwundert.

— l —

Ueber den Maler Johann von Ulm.

Ich habe unter den bisher bekannt gewordenen deutschen Malern den Namen des Johann von Ulm noch nie gefunden; und glaube daher, den Freunden vaterländischer Kunst keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn ich sie mit demselben in so weit bekannt mache, als ich es selbst bin. Dieser Mann, wie es scheint aus edlem Geschlechte, war um die Mitte des 15ten Jahrhunderts Stadtschreiber zu Eßlingen, und ein Freund des kaiserlichen Kammerschreibers Michel von Pfullendorf, mit welchem er in Briefwechsel stand. Die Entdeckung, daß er auch ein Maler gewesen, habe ich zufälligerweise gemacht, als ich zu andern Zwecken in den Briefen des Aeneas Sylvius nachlas. Der 119te Brief des Aeneas Sylvius ist an Nikolaus von Ulm, *) Sekretär der Stadt Eßlingen überschrieben und enthält außer einigen Aeußerungen der Theilnahme an dem Tode des zu Siena gestorbenen Michael von Pfullendorf, noch folgende Stelle:

„Ich habe auch dein Gemälde, den heil. Michael „vorstellend, gesehen. Du zeichnest dich durch zwey Sa„chen aus: durch Beredtsamkeit und Malerey, in lezterer „jedoch vorzüglich, da du hierin falls dem Appelles und „Zeuris nahe kömmst. In ersterer kannst du es, wenn „du beharrlich bist auch noch über das Gemeine dringen. „Denn beyde Künste sind innig mit einander verschwi„stert. Malerey und Beredtsamkeit fordern Genie, und „zwar kein gewöhnliches, sondern ein ausgezeichnetes. „So lange die Beredtsamkeit blühte, war die Malerey „auch auf der Stufe der Vollkommenheit. Die Zeiten „des Demosthenes und Cicero beweisen das. Wie die „Wohlredenheit unterging, starb auch die Malerey da„hin, wie jene sich wieder erhob, erstand auch diese wie„der. Betrachten wir die Gemälde, welche vor 200 Jah„ren gemacht wurden. Man findet keine Spur von „Kunst in ihnen. So sind auch die Bücher jener Zeit „geschmacklos, barbarisch, voll Albernheit. Auf Petrarch „hoben sich die Wissenschaften, mit Giotto regten sich „auch die Hände der Maler wieder, und in beyden Fä„chern sehen wir nun bereits Vortreffliches. Ich lobe „dich daher als einen trefflichen Maler und mittelmäßi„gen Stylisten, und ermahne dich, es in der Kunst der „Rede so weit zu bringen zu suchen, als du es als Ma„ler bereits gebracht hast. Auf solche Weise kann die „Gabe der Wohlredenheit, die bey den Allemannen einst „im Werthe war, wieder durch dich zu Ehren gebracht „werden."

Dieser Brief ist aus Wienerisch-Neustadt, und wahrscheinlich im Jahre 1444 geschrieben, indem Aeneas Sylvius das folgende Jahr zu Neapel war, und nicht mehr nach Deutschland zurückkehrte.

Wie mir scheint, so kann man das Lob, welches Aeneas Sylvius dem Talente des Johann von Ulm, als Maler, ertheilt, nicht wohl für ein bloßes Compliment gelten lassen, indem er auf der andern Seite dessen Kenntnisse in den schönen Wissenschaften ziemlich schonungslos beurtheilt.

Ein giltiges Urtheil in Sachen der Kunst, möchte ich dem gelehrten Aeneas nicht wohl streitig machen, da er ohne Zweifel das Beste dieser Art gesehen haben wird, was damals Italien und Deutschland aufzuweisen haben mochte. Es ist bereits viel gesagt, wenn Johann von Ulm, wie es mir scheint, über oder doch neben Giotto gestellt wird. Ich bin aber geneigt, unsern kunstreichen Schwaben wirklich, auf das vorliegende Zeugniß hin, für einen ausgezeichneten Maler seiner Zeit zu hal-

---

*) Wie erklärt sich aber hier die Verschiedenheit des Vornamens?

D. H.

Nro. 14.

Intelligenz-Blatt.

1827.

Die erste Lieferung der Taschen-Ausgabe
von
Goethe's Werken,
bestehend in fünf Bänden, ist bereits fertig und erscheint zur Ostermesse versprochenermaßen. Format, Druck und Papier kommen mit der ersten Anzeige völlig überein, und die Theilnehmer werden hoffentlich erkennen, daß hier ein lebender Autor selbst mit Beihülfe vorzüglicher Männer und einer aufmerksamen, thätigen Verlagshandlung Sorge getragen.

Weimar, d. 29. März 1827. Goethe.

Mit dieser Erklärung des Herrn Verfassers verbinden wir folgende Nachricht:

1) Der bis zur Ostermesse dieses Jahr verlängerte Pränumerations-Termin von 1 Thlr. 12 gr. sächs. oder 2 fl. 42 kr. rhein. wird mit der Ostermesse geschlossen.

2) für einige Gegenden lassen wir denselben aber fortdauern. Nach öffentlichen uns jetzt erst zugekommenen Erklärungen haben nämlich die Herren J. J. Bodné, Chr. Garthe, J. B. Krieger und Comp., und J. Luckhardt, in Cassel und Marburg, so wie H. R. Sauerländer in Aarau — das Publikum ersucht, sie mit Bestellungen auf diese neue Ausgabe von Goethe's Werken zu verschonen, weil dem Buchhändler von der Verlagshandlung Bedingungen gestellt worden seyen, welche eben so neu als unerfüllbar seyn würden, indem man dadurch genöthigt wäre, den Herren Subscribenten für jede Lieferung besondere Berechnung über Porto, Fracht und Nebenkosten zu machen. —

Was wir den Herren Buchhändlern zugestanden haben, ist folgendes:

a) Bei 10 Exempl. 18⅓ Proc. Rabatt.
b) Bei 20 Exempl. etwas weniges unter 22 Proc.
c) Bei 30 Exempl. etwas weniges unter 23 Proc.
d) Bei 40 Exempl. etwas weniges unter 24 Proc. } Rab.
e) Bei 50 Exempl. und mehr, volle 25 Proc. od. ¼

Dabei erklärten wir in unsrer Anzeige, daß ursprünglich angenommen worden sey, ein reiner Gewinn von 10 Proc. könnte genügen, daß aber wegen der Schwierigkeit, den Pränumeranten die Nebenkosten zu berechnen, oben erwähnte weitere Vortheile zugestanden würden.

Wir haben dadurch deutlich ausgesprochen, daß, wo jener Rabatt zureicht, keine Nebenkosten zu berechnen wären, wie dieß namentlich bei den gedachten Herren in Cassel, Marburg und Aarau der Fall seyn wird, denn wenn sie die Exemplare auf dem gewöhnlichen Wege zur Fuhre mit andern Büchern in Ballen beziehen, so können die Fracht- und Speditionskosten nicht wohl höher kommen, als 3⅓ Proc., so daß die Herren Buchhändler, wenn sie die Kosten tragen, doch immer noch 15 Proc. bei 10 Ex. und 21⅔ Proc. bei 50 Ex. erhalten, ein Gewinn, mit dem Jeder gewiß zufrieden seyn kann.*)

Aber da, wo Accise, Zoll, Geld-Cours noch größere Auslagen erfordern, wo auch die Frachtkosten bedeutender werden, wie z. B. bei Kopenhagen, Moskau u. s. w., haben wir uns angeboten, dieß den Herren Pränumeranten zur Vergütung anzuzeigen — wo dieß aber nicht der Fall ist, wie z. B. in der Schweiz bei Herrn Sauerländer, da glaubten wir und glauben es noch, daß die zugestandenen 15 bis 21 Proc. ein so bedeutender Gewinn sey, daß sich Jeder damit wohl begnügen könnte, und wir würden uns sehr reichlich belohnt fühlen, wenn uns nur die Hälfte dieses Gewinns zufiele — auch möchten wir jene Herren wohl fragen, ob sie bei ihrem gewöhnlichen Sortiments-Geschäft auf einen solchen Gewinn rechnen können? Eine lange Erfahrung läßt uns dieß sehr bezweifeln. — Inzwischen da sie sich nicht mit der Präm. Sammlung befassen wollen, so glauben wir hiedurch berechtigt worden zu seyn, in jenen Gegenden jedem Partikulier den gleichen Rabatt anzubieten, und wir lassen daher für diese Gegenden, wo gedachte Herren ihre Verkaufssprengel haben, den Präm.-Preis bis Michaelis in der Maße bestehen, daß, wer bei uns direkt 12 Ex. und darüber bestellt, immerhin den 4ten Theil Rabatt erhält, und versichert seyn kann, daß, so wie wir dem Buchhändler keine Emballage berechnen, wir auch dem Pränumeranten-Sammler keine berechnen und die billigste Fracht accordiren werden, so daß sie voraussetzen dürfen, die Lieferung von 5 Bänden, welche im Pränumerations-Preis 2 fl. 42 kr. R. G. kostet, werde nach eben zugesagtem Rabatt, und mit Einschluß der Fracht, etwa auf 2 fl. 6 kr. zu stehen kommen, — ja wir wollen uns anheischig machen, für diesen Preis die Exemplare frachtfrei zu liefern.

Stutigart und Tübingen, den 13. April 1827.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Neue allgemeine politische Annalen. Dreyundzwanzigster Band. Viertes Heft.

Polytechnisches Journal,

eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc. Herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fa-

---

*) In dieser Ansicht finden wir uns um so mehr bestärkt, als uns die Heinrichshofen'sche Buchhandlung zu Mühlhausen in Thüringen in Folge der Erklärung obiger Buchhandlungen ersucht, den sich für Goethe's Werke interessirenden Theil des Hess. Publikums mit seinen Bestellungen auf die Ausgaben derselben an sie zu verweisen.

Den 18. April 1827. D. O.

brikanten in Augsburg. Jahrg. 1827. Erstes und zweytes Aprilheft.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, herausgegeben von der Societät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin. März 1827.

Inhalt:

Eduard Gans: Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter; von Friedrich Carl von Savigny. 2r Bd. Heidelberg 1826. — Heinrich Leo: Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Kultur; von Friedrich Christoph Schlosser. 1r Theil. Frankfurt a. M. 1826. — Friedr. Wilh. Carové: die Einheit in der Kirche, oder das Prinzip des Katholizismus; von Johann Adam Möhler. Tübingen 1825. — J. Oltmanns: Almanak ten Dienste der Zeelieden vor het jaar 1823 op last van Zyne Majesteit den Koning der Nederlanden etc. — Amsterdam. — G. Phillips: A History of England from the first invasion by the Romans; by John Lingard. 10 Vol. third Edition. London 1825. Erster Artikel. — Marheineke: 1) Philipp Melanchton, der Glaubenslehrer ꝛc. Eine Streitschrift von Ferdinand Delbrück. Bonn 1826. 2) Ueber das Ansehen der heiligen Schrift ꝛc. Drey theologische Sendschreiben an H. P. Delbrück von D. F. H. Sack, D. C. J. Nitzsch und D. Fr. Lücke. Nebst einer brieflichen Zugabe des H. D. Schleiermacher ꝛc. Bonn 1827. 4/3. — Dritter Bericht der Societät.

Neue Fortsetzung der Amman-Bohnenberger'schen Karte von Schwaben.

Die Unterzeichnete zeigt hiemit an, daß von genannter Karte wieder drey neue Blätter, fortgesezt von C. H. Michaelis, königl. preuß. Hauptmann a. D., erschienen sind, und zwar

Nr. 10 Straßburg.
— 19 Offenburg.
— 20 Kniebis und Kinzig.

Da unsere frühere Anzeige, bey Erscheinung der Nr. 2 Rastadt, Nr. 3 Karlsruhe, Nr. 11 Baden, Nr. 61 Gallenkirch vielen Herren Subscribenten nicht wird zu Gesicht gekommen seyn, so wiederholen wir unsere Bitte, uns ihren Charakter und Wohnort anzugeben, um ihnen diese 7 Blätter zusenden zu können. Wir können dabey versichern, daß die Aufnahme, so wie die Zeichnung und der Stich, mit der größtmöglichsten Genauigkeit ausgeführt sind, und daß an der Vollendung dieser Karte ununterbrochen fortgearbeitet wird, so daß das Ganze in möglicher Bälde vollendet seyn wird.

Um Liebhaber einzelner Blätter befriedigen zu können, ist der Preis für jedes Blatt auf 1 fl. 30 kr. bey portofreyer Einsendung des Betrags festgesezt worden.

Im April 1827.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Das erste und zweyte Bändchen der rechtmäßigen, wohlfeilen Ausgabe von

Tiedge's poetischen Werken

ist versendet, und kann von den Pränumeranten in Empfang genommen werden. In Kurzem werden wir das dritte und vierte, so wie vor Ablauf der Jubilate-Messe das fünfte bis siebente Bändchen versenden. — Ueber die Preiswürdigkeit dieser Ausgabe wird hoffentlich nur eine Stimme seyn. Der Pränumerationspreis von zwey Thalern findet auf kurze Zeit noch statt. Nachher tritt ein weit höherer Ladenpreis ein.

Halle, am 20. März 1827.

Renger'sche Verlagsbuchhandlung.

Bey Johann Ambrosius Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der
barycentrische Calcul,
ein neues Hülfsmittel
zur
analytischen Behandlung der Geometrie
dargestellt
und insbesondere
auf die Bildung neuer Klassen von Aufgaben und die Entwickelung mehrerer Eigenschaften der Kegelschnitte angewendet
von
August Ferdinand Möbius,
Professor der Astronomie zu Leipzig.
Mit vier Kupfertafeln.
gr. 8. 2 Rthlr.

Der Verfasser sucht in diesem Werke das Gebiet der reinen Geometrie mit mehreren neuen Methoden und Theorieen zu bereichern. Unter den neuen Methoden ist die hauptsächlichste der barycentrische Calcul, eine Rechnungsart, die auf den Grundeigenschaften des Schwerpunkts beruht, und die ihrem Aeußern nach als eine Rechnung mit Punkten sich darstellt. Der Verfasser benuzt diesen Calcul zu einer neuen Coordinatenmethode, und zeigt, wie damit ein großer Theil der höhern sowohl als der niedern Geometrie ungleich einfacher und leichter, als mit der gewöhnlichen Coordinatenmethode, behandelt werden kann. Die neuen Theorieen betreffen gewisse Beziehungen, hier Verwandtschaften genannt, in denen geometrische Figuren zu einander stehen können, und neue, aus diesen Beziehungen abgeleitete, zur Polygonometrie und Poledrometrie gehörige Klassen von Aufgaben, die sich dadurch auszeichnen, daß die Anzahl der gegebenen Stücke der Figur geringer ist, als bey den bisher bekannten Aufgaben dieser Art. Außerdem enthält diese Schrift eine nicht unbedeutende Menge neuer, mittelst des barycentrischen Calculs entwickelter merkwürdiger Eigenschaften von Figuren, hauptsächlich von Kegelschnitten und Flächen der zweyten Ordnung, und ist mit einer Faßlichkeit geschrieben, die sie auch dem in der Analysis weniger Geübtem verständlich macht.

Für Kunstfreunde.

Nachstehendes wichtige Werk ist so eben erschienen und durch alle Kunst- und Buchhandlungen (in Leipzig bey Leopold Voß) zu erhalten:

Abbildungen der vorzüglichsten Werke von Christ. Rauch, Bildhauer S. M. des Königs von Preußen. Mit einem erläuternden Texte von Dr. G. F. Waagen. 1ste Lieferung. Denkmal des Grafen

Bülow v. Dennewitz. 2te Lieferung. Denkmal des Generals v. Scharnhorst. gr. Fol. Preis beyder Lieferungen auf Velinpapier 5 Thlr. 10 sGr., auf chinesischem Papier 10 Thlr.

Dasselbe Werk mit französischem Texte zu gleichen Preisen.

A. Gerstäcker,
Eigenthümer der Kunsthandlung
Schenk und Gerstäcker in Berlin.

Bey Joh. Friedr. Gleditsch in Leipzig ist erschienen und versandt worden:

Allgemeine Encyklopädie der Künste und Wissenschaften, herausgegeben von Ersch und Gruber. 1ste Sect. A—G. 16 Theil. C—Chimy. gr. 4.

Zu Ende Mai erscheint von demselben Werke der erste Theil der zweyten Sect., herausgegeben von Hassel und Wm. Müller. H—Hamz. gr. 4. Subscriptionspreis 3 Rthlr. 20 Gr., Velin 5 Rthlr.

Neues deutsch-lateinisches Handwörterbuch.

Nach F. K. Kraft's größerm Werke

besonders für Gymnasien bearbeitet von

F. K. Kraft und M. A. Forbiger.

90 Bogen Lexikonformat. 2 Thlr. 18 Gr. (5 fl.), Schrbp. 3 Thlr. 16 Gr. (6 fl. 36 kr.)

Nach Vollendung des größern Werks fühlte der Herr Verfasser die Nothwendigkeit eines kleinern wohlfeilern; für höchst wünschenswerth erklärten dies die Aufforderungen mehrerer einsichtsvoller Gymnasial-Direktoren und Lehrer. Bey guten Grundlagen und Vorarbeiten, frühern Anfang des Herrn Mitarbeiters, und bey des Herrn Verfassers schon erprobter Fähigkeit zu solcher Arbeit, konnte dies Werk, ohne Uebereilung, in gewünschter Schnelle, sehr brauchbar geliefert werden.

Ueber die Proben urtheilten Direktoren und Lehrer-Collegia schon so günstig, daß sie das Werk in großen Partheien zu 60 und 114 Exemplaren bestellten, ja an einem Tage über 150 bestellt wurden, da die 1ste Abtheilung diese gute Meynung bestätigt hatte. Lange mit Sorgfalt vorbereitet, vielseitig erwogen, mit Benutzung des guten Raths competenter Richter, wird dies Werk gewiß den Erwartungen und Wünschen entsprechen, welche man hegt und hegen kann von einem Philologen und erfahrnen Schulmanne, dessen Beruf zur Lexikographie so allgemein und rühmlich anerkannt ist, und dem überdies ein aus trefflicher Schule hervorgegangener, im Mittelpunkt der Gelehrsamkeit lebender und an zwey berühmten Anstalten lehrender, eben so geschickter als eifriger Philolog bey dieser Arbeit zur Seite stand. Es wird die Bedürfnisse der mittlern und untern Klassen, oder der nicht bemittelten Gymnasiasten befriedigen, welche in ihrer spätern Laufbahn die umfassende Kenntniß der lateinischen Sprache nicht so unumgänglich nöthig zu haben glauben; oder es wird auch für den Gebrauch des größern ausführlichen Werkes — welches keineswegs dadurch überflüssig wird — zweckmäßig vorbereiten.

Die Zahl der deutschen Artikel ist zweckmäßig gestellt, und manche in das Gebiet der Gymnasialbildung nicht eigentlich gehörende Ausdrücke sind ausgeschlossen worden. Ausführliche Erklärungen der deutschen Artikel sind meist nur zur Unterscheidung der einzelnen Begriffe deutscher Wörter gegeben. Die lateinische Phraseologie ist mit Auswahl des Zweckmäßigen gegeben und auch die abgekürzte Autorität beygefügt. Auf Synonymik der lateinischen Ausdrücke ist möglichste Rücksicht genommen und eine sorgfältige Wahl bey Aufnahme der Latinität beobachtet. Ja es sind sogar manche übersehene Artikel und manche Bedeutungen mehr als in Krafts großem Werk enthalten, manche Verbesserungen angebracht worden.

Ausführliche Anzeigen, Proben und Exemplare sowohl von diesem als dem großen Werk, erhält man in allen soliden Buchhandlungen und in der Verlagshandlung.

Deutsch-lateinisches Lexikon, aus den römischen Classikern zusammengetragen und nach den besten neuern Hülfsmitteln bearbeitet von F. K. Kraft. 2te stark verm. und umgearbeitete Aufl. 2 Bde. 160 Bog. größtes Lexikonformat. 6 Thlr. (10 fl. 48 kr.) Schreibp. 8 Thlr.

Ueber den Werth dieses Werkes ist nur eine Stimme. Es steht einzig in seiner Art da und immer noch als das vollständigste, das bis jezt erschienen.

Ernst Kleins Comptoir
in Leipzig.

Herabgesezter Bücherpreis.

Wir sind durch einen beabsichtigten Nachdruck veranlaßt worden, das große

Wörterbuch der deutschen Sprache vom D. J. H. Campe, in Sechs Bänden, welche 713 Bogen des größten Quartformats, korrekt und sauber gedruckt, enthalten,

von der nächsten Leipziger Oster-Messe an und so weit die zu diesem Zwecke bestimmte Anzahl von Exemplaren reicht, für den sehr herabgesetzten Preis von Drei Friedrichsd'or (oder 10½ Rthlr. Conv. Münze, 17 Thlr. preuß. Courant, 31 fl. 30 kr. rhein.) zu verkaufen.

Zu diesem Preise, und gegen eine billige Vergütung der Fracht von Braunschweig oder Leipzig bis zum Orte des Bestellers, werden es alle Buchhandlungen liefern.

Ueber den hohen Werth dieses Werkes haben Deutschlands kompetente Sprachforscher entschieden; es enthält, beyläufig gesagt, über 80,000 Artikel und Wörter mehr, als das Adelungsche, welches schon seit einigen Jahren beym Verleger fehlt.

Braunschweig, am 4. April 1827.

Schulbuchhandlung.

Vorzügliche deutsche Sprachschriften, welche im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung zu Hannover erschienen sind:

Heyse's, D. J. Ch. L., (Schuldirectors zu Magdeburg) Theoretisch-praktische deutsche Grammatik oder Lehrbuch zum reinen und richtigen Sprechen,

Lesen und Schreiben der deutschen Sprache, nebst einer kurzen Geschichte und Verslehre derselben. 4te sehr vermehrte und verbesserte Aufl. gr. 8. 1827. (55 Bogen) 2 Rthlr. 8 gGr.

Heyse's, D. J. Ch. A., theoretisch-praktische Schul-Grammatik oder kurzgefaßtes Lehrbuch der deutschen Sprache; mit Beyspielen und Aufgaben zur Anwendung der Regeln. 6te verb. Auflage. gr. 8. 1826. (24 Bogen) 16 gGr.

— — Leitfaden zum gründlichen Unterricht in der deutschen Sprache, für höhere und niedere Schulen; 4te sehr verbesserte Aufl. gr. 8. 1826. (8 Bogen) 6 gGr.

Der als Lehrer und Schriftsteller schon seit vielen Jahren rühmlichst bekannte Herr Verfasser dieser drey Sprachlehren zeigt bey jeder neuen Erscheinung derselben, daß er das ihnen überall ertheilte Lob sich nur zur Ermunterung dienen ließ, sie dem Ziele der Vollkommenheit immer näher zu führen. Dies beweist jeder Abschnitt der genannten Werke, besonders in diesen neuen, nach dem gegenwärtigen Standpunkte der deutschen Sprachwissenschaft großentheils umgearbeiteten Ausgaben. So wie das zunächst zum Gebrauche für Lehrer und zum Selbstunterricht bestimmte größere Werk (Nr. 1) ein trefflicher Commentar des kleinern (Nr. 2) für höhere Schulklassen bearbeiteten ist: so kann dagegen dieses letztere als Hand- und Hülfsbuch dem Lehrer in den untern Klassen von Gelehrten- und Bürgerschulen dienen, für welche der Leitfaden (Nr. 3) bestimmt ist, der Alles enthält, was dem Lehrling eine klare Einsicht in den Bau der zu erlernenden Sprache und einen leicht faßlichen Ueberblick der hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten derselben gewähren soll. So reicht das eine Werk dem andern gegenseitig die Hand, und überall hat der Verfasser mit der bündigsten Kürze, Deutlichkeit, Bestimmtheit und Vollständigkeit so zu verbinden gewußt, wie es nur von dem geschehen kann, der seines Gegenstandes vollkommen mächtig ist. Hiezu kommt eine musterhafte Druckrichtigkeit, wie man sie selten in Sprachwerken findet, so sehr sie auch gerade hierin unerläßliche Bedingung seyn sollte.

Heyse's, D. J. Ch. A., kurzgefaßtes Fremd-Wörterbuch, oder Handbuch zum Verstehen und Vermeiden der in unserer Sprache mehr oder minder gebräuchlichen Ausdrücke; mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung, und der nöthigsten Erklärung. 4te (mit 5000 Wörtern) vermehrte und verb. Ausg. gr. 8. ord. Druckpapier 1 Rthlr. 16 gGr. fein Druckpapier 1 Rthlr. 20 gGr.

— — K. W. L., kurzgefaßte Verslehre der deutschen Sprache, zum Schul- und Hausgebrauch. 2te umgearbeitete und vermehrte Auflage. gr. 8. 12 gGr.

Heinsius, D. Th., (Professor in Berlin), vollständiges Wörterbuch der deutschen Sprache; mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung für die Geschäfts- und Lesewelt. 4 Bände in groß Lexiconformat. A bis Z. (353 Bogen.) Auf einige Zeit besteht noch der Pränumerationspreis für's Ganze auf Druckpapier 10 Rthlr. (wonach der Bogen nur ungefähr 7 Pf. kostet) und auf Schreibpapier 13⅓ Rthlr. Der spätere Ladenpreis wird bedeutend erhöht werden.

Das obige Lexikon ist als ein unentbehrliches Hülfsmittel beym Studium der deutschen Sprache, bey der Lektüre belletristischer und wissenschaftlicher Werke, als Rathgeber bey allen schriftlichen Arbeiten und zugleich als Verdeutschungs- und Sacherklärungs-Wörterbuch bereits zu allgemein bekannt, als daß es noch einer weiteren Empfehlung bedürfte, um so mehr, da es als das neueste, vollständigste und zugleich nach Verhältniß wohlfeilste Werk dieser Art für jetzt einzig in unserer Literatur dasteht.

Folkmann, Ch. F., stylistisches Elementarbuch oder erster Cursus der Stylübungen, enthaltend eine kurze Anleitung zum guten Styl, eine große Anzahl Aufgaben sowohl zu einzelnen Uebungen als auch zu Beschreibungen, Erzählungen, Abhandlungen, Briefen und Geschäftsaufsätzen aller Art, nebst einer Reihe Beylagen über Grammatik, Titulaturen ꝛc. für Anfänger im schriftlichen Vortrage und zur Selbstbelehrung bestimmt. gr. 8. 18 Bogen. 12 gGr.

— — Hülfsbuch der deutschen Stylübungen; für die Schüler der mittleren und höheren Klassen bey dem öffentlichen und beym Privatunterrichte. gr. 8. (37 Bogen) 1 Rthlr. 12 gGr.

— — Methodik der deutschen Stylübungen. Zweyte, gänzlich umgearbeitete und bedeutend vermehrte Aufl. gr. 8. (41½ Bogen) 2 Rthlr.

In der P. G. Hilscher'schen Buchhandlung in Dresden ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Stambul
oder
Constantinopel
wie es ist,
von
Wilhelm v. Lüdemann.
8. brosch. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Wir eilen der deutschen Lesewelt ein Werk von hohem Interesse mitzutheilen, das sich jeden Beyfalls zu erfreuen gewiß ist. Der als glücklicher Sittenschilderer durch seine Pyrenäenzüge, seine Andruzzos u. a. W. bekannte Verf. gibt hier in einer lebhaften und geistreichen Darstellung ein treues und anziehendes Bild von dem eigenthümlichen Leben und Treiben der Hauptstadt des türkischen Reichs, von dem Geist, den Sitten, den Lebensansichten ihrer Bewohner, ihrer Regierung; kurz, von dem gesammten innern und äußern Leben des Moslemin.

Nro. 15.

Intelligenz-Blatt.

1827.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Diutiska. Denkmäler deutscher Sprache und Literatur. Von E. G. Graff. Erster Band. Drittes Heft. Preis 1 fl. 48 kr.

Inhalt:

Die heilige Elisabeth. (Beschluß.) — Altdeutsche Uebersetzung einzelner Wörter und Sätze der Bibel aus dem 9ten (oder vielleicht noch 8ten) Jahrhundert. An Benecke in Göttingen.

Hesperus. Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgegeben von Christian Carl André. April 1827.

Hertha, Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. Unter Mitwirkung des Frhrn. Alex. v. Humboldt, besorgt von Berghaus in Berlin und Hoffmann in Stuttgart. Dritter Jahrgang. Neunten Bandes vierter Heft. April 1827.

Inhalt:

Ueber die Längen-Gradmessung zwischen dem Tour de Cordouan und Fiume, im Parallel des 45sten Grades. Ausgeführt von den Herren Brousseaud, Nicollet, Plana, Carlini u. a. — Narrative of Travels and Discoveries in Northern and Central Africa, etc. — Ueber die Methode, die Längendifferenzen zweier Stationen, durch Mondskulminationen zu bestimmen. (Von Francis Baily.) — Vorläufige Bemerkungen über eine noch unbekannte, größere, Insel im rothen Meer, von den Insulanern Farsan genannt; aus dem Reise-Journal der DD. Hemprich und Ehrenberg. (Mitgetheilt von Dr. Ehrenberg). — Fortschritte in der Kultur unter den Indiern Nord-Amerika's. (Nach handschriftlichen Notizen, mitgetheilt von dem Hrn. Staatsminister Freiherrn Wilhelm von Humboldt.) — Albert Gallatin's Uebersicht der Indierstämme in den vereinigten Staaten von Nord-Amerika. (Mitgetheilt vom Freiherrn Alex. von Humboldt.) — Ueber die geodätischen Arbeiten in Frankreich, von Hrn. Puissant.

Geographische Zeitung der Hertha.

Inhalt:

Reisen. Kapitän Franklin's Expedition. — Spanien. Verkehr im Hafen von Barcellona, im Jahr 1826. — Frankreich. Corabœuf's trigonom. Vermessung der Pyrenäen. — Memorial topographique et militaire. 3r Bd. — Denkmal zu Ehren La Peyrouse's. — Großbritannien und Irland. Ueber die Maaße und Gewichte Großbritanniens. — Polhöhe der Sternwarte Greenwich. — Hydrographische Untersuchung der shetländischen Inseln. — Londons Verbrauch an Steinkohlen im J. 1826. — Londons Konsumtion. — Englands Thee-Verbrauch. — Verkehr im Hafen von London 1826. — Deutschland. Geburts- und Sterbeliste deutscher Länder und Städte für das Jahr 1826. — Lübeck's Schifffahrt im J. 1826. — Verkehr im Seehafen von Triest. — Verkehr im Hafen von Danzig. — Nekrolog. Soltau. — Niederlande. Meteorologische Beobachtungen. — Physikalische Geogr. der Provinz Brabant. — Bevölkerung vom Haag, 1827. — Schifffahrt des Texels im J. 1826. — Errichtung einer Sternwarte in Brüssel. — Geburten, Trauungen und Sterbefälle in den Niederlanden 1826. — Der nordholländische Kanal. — Schweden, Norwegen, Dänemark. Zünfte und Gewerbe von Kopenhagen. — Dänemarks Binnen-Schifffahrt. — Dänische Gemälde-Gallerie. — Navigationsschulen in Schweden. — Volksmenge in Ost-Finmarken. — Einfuhr in Gothenburg. — Russisches Reich, Polen. Tula's Gewehrfabriken. — Blick auf Bessarabien. — Unglücksfälle im russischen Reiche im J. 1826. — Verkehr im Hafen von Kronstadt und St. Petersburg. — Geburten und Sterbefälle im J. 1825. — Zur kirchlichen Statistik von Polen. — Zahl der Studierenden in Warschau. — Afrika. Bevölkerung am Kap der guten Hoffnung. — Geburten und Sterbefälle.

Im März 1827 habe ich folgende Neuigkeiten versandt:

Feldjäger, der junge, eingeführt von Goethe, 46 Bändchen (des jungen Feldjägers Landsmann), 12. geh. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Frank, D. F. L., der Arzt als Hausfreund, gr. 8. Dritte Auflage. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

Hartung, G., Katechetenschule, zum Lehren und Lernen. Ein Hülfsbuch für Seminaristen, zum Selbstunterricht und ein methodisch bearbeitetes Magazin zum Gebrauch beym Unterricht. 1r Band. Pränumerations-Preis für alle 3 Bände (über 90 Bogen gr. 8.), für 1827. 3 Thlr. 5 fl. 24 kr.

Hein, M., architektonische Verzierungen, für Decorationsmaler, Stuccatur- und Bronce-Arbeiter. 16 Heft. Folio. 1 Thlr. 4 Gr. oder 2 fl. 6 kr.

Hornung, D., Handbuch zur Erläuterung der biblischen Geschichte und Geographie. Zweyte Aufl. 8. 12 Gr. oder 54 kr.

Kries, Fr., von den Ursachen der Erdbeben und von den magnetischen Erscheinungen. Zwey Preisschriften. gr. 8. 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

Pritsch, Caplan, über die Sacramente der Buse und des Altars. Vierte Auflage. 8. 8 Gr. oder 36 kr.

Rückkehr zu Gott. Gebetbuch vom Verfasser des katholischen Hausbuches, 12. mit Kupfern. Vierte Aufl. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

Schreyer, M. E. H., die reine ächte Schriftreligion, oder die vorzüglichsten Schriftstellen, welche die Wahrheiten des Glaubens enthalten, gesammelt und geordnet. Herausgegeben von E. F. Otto. 10 Gr. oder 45 kr.

Sternberg, Comte de, Essai d'une flore du monde primitif. Cah. 4e. Fol. 10 Thlr. oder 18 fl.

Friedrich Fleischer.

So eben ist erschienen und an alle solide Buchhandlungen versandt:

Meusel, J. G., das gelehrte Deutschland, oder Lexikon der jezt lebenden deutschen Schriftsteller. 21ster Band, bearbeitet von J. W. S. Lindner, Advocat in Dresden, und herausgegeben von J. S. Ersch, Professor und Oberbibliothekar auf der Universität zu Halle. 5te durchaus vermehrte und verbesserte Aufl. 3 Rthlr.

— — Das gelehrte Deutschland im 19ten Jahrhundert, nebst Supplementen zur 5ten Ausgabe desselben im 18ten. 9ter Band. 3 Rthlr.

— — Das gelehrte Deutschland, oder Lexikon ꝛc. 4te Aufl. 18ter Nachtrag. 3 Rthlr.

Mit diesem 21sten Bande ist das ganze Werk fürs erste geschlossen. Jedoch wird in möglichst kurzer Zeit ein Supplementband folgen, welcher die Fehler und Lücken der vorigen Bände verbessern und ausfüllen, auch Register enthält, welche die Brauchbarkeit und Vollständigkeit der ganzen Bänderreihe erhöhen wird. Das gelehrte Publikum wird aber auch bey diesem letzten Bande den Fleiß und die Genauigkeit nicht vermissen, deren bey dem Stande unserer Literatur ein solches Werk nicht entbehren darf.

Lemgo, im März 1827.

Meyer'sche Hofbuchhandlung.

Collisions-Anzeige.

Von nachstehend bemerktem Werke erscheint in meinem Verlage eine von einem Sachverständigen sorgfältig bearbeitete Uebersetzung zur Herbstmesse d. J.

Considérations sur les causes de la grandeur et de la décadence de la monarchie espagnole, par M. SEMPÈRE, ancien magistrat espagnol. Paris 1826. Tom. I. II. 12o.

Auch von den in London nächstens erscheinenden:

Mémoirs of Sir HUDSON LOWE during his Government of St. Hélena

wird von mir eine getreue Uebersetzung möglichst schnell versandt werden; was ich als vorläufige Anzeige und zur Vermeidung von Collisionen hiermit anzeige.

Zugleich mache ich wiederholt, namentlich für die resp. Abonnenten der allgemeinen Geschichte der Kriege der Franzosen und ihrer Alliirten ꝛc. bekannt, daß — trotz der bey Hrn. Basse in Quedlinburg erschienenen Verdeutschung, die bereits im Sommer vorigen Jahres von mir angekündigte Uebersetzung von

NAPOLÉON dévant ses contemporains

in gleichem Format und zu gleichem Preis der Kriegsgeschichte, also das Bändchen à 6 Gr. oder 27 kr. und mit diesem Werk ein Ganzes bildend, herauskommen und eben so sorgfältig und getreu wie dieses von dem Uebersetzer übertragen werden soll

Darmstadt, den 15. April 1827.

C. W. Leske.

Deutsche Blumenlese aus niederländischen Dichtern, von P. F. L. v. Eichstorff. Namur 1826. Leipzig, bey Wienbrack in Commission. Preis 1 Rthlr.

Die Uebersetzung dieser Lieder sind von Follens, Bellamy, Cats, Hooft, Nierstraß, Poot, Feith, Bilderdyck, Huygens, Kinker u. s. w.. Sind einige muthwillig, wie Follens Liebe auf dem Eise, oder ernst, wie Nierstraß Gottes Vorsehung; so kann man wieder nichts erhabeneres lesen, als das Ableben, oder die Weltseele von Kinker, welches jeden Aesthetiker erfreuen wird.

Bey J. M. Beyer in Eichstädt ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Eduard Vollhanns Lebensbilder, nach dessen Tode herausgegeben von einem seiner Freunde. 2 Thle. 8. in lithographirten Umschlag geheftet. 3 fl. oder 2 Rthlr.

Der erste Theil, 15 Bogen stark, enthält: 1) Die Kapitulation der St. Willibaldsburg unter dem Kommando des Lieutenant Krach im Jahre 1796. 2) Theodors Wanderungen.

Der zweyte Theil, 16 Bogen stark, enthält: 1) Reiseabentheuer von Berneck nach Freyberg. 2) Aus dem Tagebuche eines Fußreisenden im Gebiete des Freystaates Krakau; 3) Reiseabentheuer von Krakau nach Wieliczka, mit Bemerkungen über das dortige große Salzbergwerk. 4) Die Halle der Erschlagenen.

So eben ist bey Unterzeichnetem erschienen:

Prämien-Buch
für
die Schul-Jugend
zur
Belebung des Fleißes und der Liebe zur Wissenschaft
von
F. P. Wilmsen.
Broschirt in Umschlag à 1 Rthlr.

Wenn gleich ein jedes nützliches Buch als Prämie gegeben werden kann, so dürfte doch ein Buch, welches durch Titel und Inhalt das eigenthümliche Gepräge eines zur Belebung des Fleißes und Eifers bestimmten Buches trägt, und sich durch Angemessenheit und Reichhaltigkeit dazu eignet, keineswegs überflüssig seyn, besonders wenn es die Aufmerksamkeit des Schülers auf sein Inneres, auf die Werke und Fügungen des Weltregierers, auf die denkwürdigsten Ereignisse und Erscheinungen seiner Zeit und auf sein Vaterland richtet, und sich eben dadurch zu einem Familienbuche eignet, so daß nicht nur an der Freude des durch ein Prämium Ausgezeichneten, sondern auch an dem Prämium selbst die Familie Antheil erhält. Hierauf ist der Inhalt des Buches berechnet, welcher in moralischen Erzählungen, Schil-

derungen großer Naturscenen, historischen und geographischen Darstellungen (darunter der siebenjährige Krieg) besteht.

E. S. Mittler,
in Berlin, Posen und Bromberg.

In der P. G. Hilscher'schen Buchhandlung in Dresden ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Geschichte der merkwürdigsten Völker der Erde in einer Reihe geistvoll dargestellter, pragmatischer Uebersichten der speziellen Staatengeschichte, unter dem Titel:

Allgemeine historische Taschenbibliothek.

Pränumerationspreis für jede Lieferung von 10 Bändchen (à 6 Gr.) 2 Thlr. 12 Gr.

1ste Lieferung. 1—10tes Bändchen:
Geschichte Frankreichs, in 2 Bdch., vom Professor Herrmann. Ladenpreis 1 Thlr.
— — Englands, in 2 Bdch., vom Prof. Heusinger. Ladenpreis 1 Thlr.
— — Schottlands, in 3 Bdch., von Lindau. Ladenpreis 1 Thlr. 12 Gr.
— — Nordamerika's, in 3 Bdch., vom Hofrath Philippi. Ladenpreis 1 Thlr. 12 Gr.

2te Lieferung. 11—20stes Bändchen:
Geschichte der Schweiz, in 2 Bdch., vom Conrektor Baumgarten-Crusius. Ladenpr. 1 Thlr. 8 Gr.
— — Spaniens, in 3 Bdch., von Belmont. Ladenpr. 1 Thlr. 4 Gr.
— — der Kreuzzüge, in 3 Bdch., vom Prof. Heusinger. Ladenpr. 1 Thlr. 4 Gr.
— — der vereinigten Niederlande, in 2 Bdch., vom Hofr. Philippi. Ladenpreis 1 Thlr. 8 Gr.

3te Lieferung. 21—30stes Bändchen:
Geschichte Rußlands, in 4 Bdch., vom Prof. Herrmann. Ladenpr. 1 Thlr. 12 Gr.
— — Sachsens, in 2 Bdch., vom Hofr. Pölitz. Ladenpr. 1 Thlr.
— — der Lombardei, 1stes Bdch., vom Prof. Hasse. Ladenpreis 12 Gr.
— — des Freystaats von St. Domingo, in 3 Bdch., vom Hofrath Philippi. Ladenpr. 1 Thlr. 12 Gr.

4te Lieferung. 31—40stes Bändchen, welche zur Ostermesse 1827 ausgegeben wird.
Geschichte Preußens, in 4 Bdch., vom Hofrath Pölitz. Ladenpr. 1 Thlr. 12 Gr.
— — Polens, in 4 Bdch., vom Major v. Oppeln-Bronikowski. Ladenpr. 2 Thlr.
— — der Lombardey, 26 und 36 Bdch., vom Prof. Hasse. Ladenpr. 1 Thlr.

Das lezte Werk der berühmten Anna Radcliffe:

Gaston von Blondeville,

oder die Hofhaltung Heinrichs des Dritten im Ardennerwalde. Aus dem Englischen von *r. 2 Thle. 8. 2 Rthlr. 8 Gr. ist so eben im Verlage von A. Wienbrack in Leipzig erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt.

Dies ist das reichhaltigste Gemälde alter Sitte und Lebensweise, erzählt von einem treuherzigen Mönche. Es fesselt durch den Gang der Begebenheiten, welche die Erwartung bis zur lezten Seite immerfort steigern, wie durch die mannichfachsten Charaktere, die in ihnen dargestellt sind. Das Romantisch-Schauerliche, das über das Ganze verbreitet ist, das Geisterreich, das seine Pforten öffnet, den Günstling eines Königs zu züchtigen, gibt übrigens der Erzählung einen Reiz, wie ihn keiner der neuen Romane hat.

Für Kunstfreunde.

Bey mir ist so eben folgendes schöne Blatt erschienen:

Maria mit dem Christuskinde und Johannes; nach einem Gemälde des Franc. Francia in der königl. Gallerie zu Dresden, gestochen von Marc. Lecomte. Preis mit der Schrift 10 fl. rheinl., vor der Schrift 20 fl. rheinl.

Unter den ältern italienischen Malern, welchen es vorzugsweise gelang religiöse Gegenstände würdig darzustellen, zeichnen sich die Madonnen des Franc. Francia, eines Zeitgenossen und Freundes Raphaels durch den Ausdruck der innigsten Frömmigkeit und Ruhe, so wie durch edle Einfalt ganz besonders aus, und das jezt zum Erstenmal gestochene Gemälde, dessen eigenthümliche Schönheiten von dem Kupferstecher vortrefflich wiedergegeben sind, gehört zu des Künstlers besten Arbeiten dieser Art. Das Kupferblatt hat die Größe des allgemein bekannten Johannes von Fr. Müller nach Dominichino, zu welchem es ein schönes Gegenstück bildet.

A. Gerstäcker,
Eigenthümer der Kunsthandlung:
Schenk und Gerstäcker in Berlin.

Bey P. J. Döring in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben, in Leipzig in der Kollmann'schen Buchhandlung:

Das Buch der Andacht und der Gottesverehrung. Eine aus den Meisterwerken der größten Gottesgelehrten ausgewählte Sammlung moralisch-religiöser Betrachtungen und Gebete auf alle Tage im Jahre, 2 Bände; auf milchweißes Papier. 1 Thlr. 8 gGr.

„Das Gebet," sagt der Verfasser in seiner Vorrede, „ist ein Leitfaden, mit dem wir an der Hand Gottes mit „Muth und Trost freudig durch das Leben gehen. Das „Gebet ist für den religiösen Menschen ein Bedürfniß; „durch dasselbe beurkundet er seine hohe Abkunft und seine „Fortdauer für eine höhere Zukunft."

Dieses neue Erbauungsbuch wird jeden wahren Christen von seiner Abhängigkeit von Gott, von seiner hohen Würde und von seiner erhabenen Bestimmung als Mensch auf das vollkommenste belehren. Jeder Unglückliche, jeder Leidende, jeder Mißmuthige und jeder Zweifler findet hier Zurechtweisung, Trost und Beruhigung. Man wird wenig Bücher finden, in welchen die Fortdauer der Seele und die Gewißheit unserer Unsterblichkeit so überzeugend, so klar und so faßlich dargelegt wird, als in diesen Betrachtungen.

Bey Heinrich Wilmans in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Tarnow, Fanny, Margarethens Prüfungen. Ein Familiengemälde. Frey nach dem Englischen einer ungenannten Verfasserin bearbeitet. 2 Thle. 8. geh. 2 Rthlr. 6 Gr. oder 4 fl. 3 kr.

Die berühmte Uebersetzerin gibt hier nicht eine trockene Nachbildung des englischen Originals, sondern eine gänzliche Bearbeitung desselben, wodurch dieses anziehende Familiengemälde, in welchem reine Gemüthlichkeit und tiefe Religiösität athmet, unendlich gewonnen hat.

So eben hat die Presse verlassen:

ROSENMUELLERI, Dr. E. F. C., Scholia in Vetus Testamentum. Partis VIIae. Vol. I. Editio secunda auct. et emendat. (Prophetae minores Vol. Im. Hoseas et Joel) 8 maj. 1827. Druckp. 1 Rthlr. 21 Gr., Schreibp. 2 Rthlr. 4 Gr., Berliner Papier 2 Rthlr. 8 Gr. Velinp. 2 Rthlr. 16 Gr.

Früher sind erschienen:

Scholia in Vetus Testamentum 8 maj.

Pars I. Pentateuchus.	Vol. I. Genesis. Edit. tert.	3 Rthlr.	16 Gr.
	Vol. II. Exodus. Edit. tert.	2 Rthlr.	8 Gr.
Pars II. — —	Vol. III. Leviticus, Numeri, Deuteronomium. Edit. tert.	3 Rthlr.	
Pars III. Jesaiae Vaticinia.	Vol. I. Edit. sec.	2 Rthlr.	8 Gr.
	Vol. II. Edit. sec.	2 —	4 —
	Vol. III. Edit. sec.	2 —	12 —
Pars IV. Psalmi.	Vol. I. Edit. sec.	3 —	—
	Vol. II. Edit. sec.	2 —	16 —
	Vol. III. Edit. sec.	3 —	8 —
Pars V. Jobus. Edit. sec.		4 Rthlr.	12 Gr.
Pars VI. Ezechiel. Vol. I. sec.		2 Rthlr.	16 Gr.
Vol. II. Edit. sec.		3 —	
Pars VII. Prophetae minores Vol. II.	Amos, Obadja, Jonas. Ed. sec. (unter der Presse.)		
Vol. III.	Micha, Nahum, Habacuc.	1 Rthlr.	20 Gr.
Vol. IV.	Zephanja, Haggai, Zacharias, Maleachi.	1 Rthlr.	16 Gr.
Pars VIII. Jeremiae Vaticinia et Threni Vol. I.		2 Rthlr.	15 Gr.
Vol. II. Edit. prim. (erscheint in einigen Wochen.)			

Die hier angezeigten Theile kosten

auf Schreibpapier	50 Rthlr.	
auf Berliner Druckp.	53 —	16 Gr.
auf Velinpapier	58 —	20 —

Pars IX. und die folgenden werden die Salomonischen Schriften, den Daniel und die historischen Schriften enthalten.

Leipzig, im Januar 1827.

Joh. Ambr. Barth.

Praktisches Handbuch der höhern Kochkunst.

Von Jos. Fahrmbacher, Mundkoch Sr. Maj. des Königs von Baiern. 8. 476 Seiten. Nürnberg, bey Schrag. Brosch. 2 Thlr.

Ueber 1000 Gerichte enthaltend, insbesonderet

48	Arten Suppen und Kraftbrühen.	6	Arten Poularden.
		7	Gerichte von Kapaunen.
35	— Saucen.	23	— welsche Hahnen.
16	verschiedene Garnituren.	18	— Tauben.
67	Arten Gemüße.	15	— Enten.
40	— Eierp., Omeletten.	5	— Gänse.
67	Gerichte von Fischen.	34	— Fleischspeisen.
39	Arten Auflauf.	35	v. Hammelfleisch.
21	— Puddings.	9	— Lammfleich.
28	— Crême.	11	— Schweinfleisch.
21	— Compoten.	51	— Kalbfleisch.
97	— Mehlspeisen, Bäckereyen und Torten.	8	Arten Klöße.
		17	— Würste.
85	— Fastenspeisen.	15	— warmer Getränke.
25	— Farcen.	41	— kühlender Getr.
58	Gerichte von Wildpretarten.	23	— Gefrornes.
		9	— Marmeladen.
29	— von Hühnern.	12	— eingekochte Früchte.

Die Kochkunst ist die Fertigkeit, die zur Sättigung des Menschen nöthigen Lebensmittel so zuzubereiten, daß sie nicht allein das Bedürfniß des Hungers stillen, sondern auch dem Gaumen, den die Natur mit einer besondern Reizbarkeit begabt, wohlschmeckend werden. Diese Kunst ist jeder Hausfrau unentbehrlich, sie wird in der Tochter mit als ein Zeichen guter häuslicher Erziehung erkannt. In der geschmackvollen Art, wie eine Hauswirthin ihre Gäste bedient, weiß sie sich mehr auszuzeichnen, als durch kostbares Silberzeug, überladene Tafelaufsätze, oder durch eine Menge kostspieliger Speisen.

Die Ansprüche, die man aber an Kochbücher zu machen pflegt, sind meist übertrieben. Ohne einer gewißen Fertigkeit in Zubereitung der gewöhnlichsten Gerichte, bleibt jede Anweisung in Büchern ungenügend, und ein Kochbuch, welches verspricht — die meisten thun dies — ohne alle Vorübung die Zubereitung großer Gastmäler, auserlesener Speisen ꝛc. zu lehren, erinnert an jene Anweisungen, eine fremde Sprache in zweimal 24 Stunden zu lernen.

Was der Verfasser in diesem Handbuche dem Publikum übergibt, ist ganz aus seiner vieljährigen Erfahrung geschöpft; es ist das vorzüglichste der deutschen und französischen Küche. Fern von dem Wahne, — daß sein Werk alle andern bey weitem übertreffe — begnügt er sich, wenn man in vielen Fällen seine Anweisungen faßlicher, die Auswahl der Speisen zweckmäßiger, besonders auch kleinen Hauswesen passender, und hier und da etwas Neues finden wird.

Außer 1015 Speiserezepten enthält dies Buch noch ein belehrendes Verzeichniß der Viktualien, ihres besten Zustandes in den verschiedenen Jahreszeiten, mehrere Speisezettel von 6 bis zu 60 Converts, und zum Schlusse die Anweisung, verschiedene Erfrischungs- und andere Getränke, Gefrornes, und was zur Bedienung eines Abendzirkels, oder zur Ausstattung des Theetisches erforderlich ist, zuzubereiten.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Einundzwanzigster Jahrgang.

1827.

Juni.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den lezten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jezt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupfersich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparteylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den

neueſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von allgemeinem Intereſſe ſind, bekannt machen zu können.

Dieſe gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die dieſem Zweig beſtimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieſes bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweiſen, daß wir blos auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das Kunſt-Blatt einzeln halten wollen, ſo wird dieſen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunſt- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünſchen, oſtet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einſchluß des Literatur- und Kunſt-Blatts, würde nun alſo koſten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des Literatur- und Kunſt-Blatts ohne das Morgenblatt . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.
das Kunſt-Blatt . . . 3 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Italia, Padua. 131.
Regel für Kranke. 132.
Die Poeſie, von Manfred. 135.
In der Neujahrsnacht, von Platen. 139.
Der Sonne Untergang, von W. von Breitſchwerdt. 143.
Le partage de la terre, nach Schiller von Duport. 149.
Glück in Kunſterzeugung, von Robert. 150.
An einen jungen Kunſtfreund, von Robert. 153.
Vaterländiſches, von W. Müller. 1 u. 2. 154.
An einen jungen Künſtler. 155.
Räthſel: Blumenkohl. 132. — Charade: 1) Roſenkranz. 138. 2) Jungfernkranz. 144. 3) Leichenſtein. 150.

Erzählungen und Romane.

Paula de Witt; von Eliſe von Hohenhauſen. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139.
Lord Byrons letzte Liebe. 155.

Länder- und Völkerkunde.

Seeleben. 132. 133. 136. 137. 138. 140. 141. 142. 145. 146.
Aphorismen aus Paris. 145. 146. 147. 148. 149.
Türkiſche Sitten. 150. 151. 152.

Reiſen.

Kapitän Heads Durchflüge durch die Pampas. 149. 150. 154. 155. 156.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Ueber den Einfluß der Hoftheater auf Kunſt und Künſtler. 133. 135. 136. 137. 138. 139.
Brief eines Franzoſen über Goethe. 134.
Aus Jean Pauls Nachlaß. 139.
Zwey Beſuche eines Franzoſen bey Goethe. 143. 144.
Kriegsſcenen. 147. 148.
Soldatenleben in Irland. 153. 154.
Pour un fait personnel. 155.
Das alte und das neue Frankreich, von Dupin. 156.

Biographie.

Aus dem Leben Bernardins de St. Pierre. 131. 132. 133.
Der Dr. Francia. 140. 141. 142. 143. 144. 145.
Züge aus Bonapartes Jugend. 147. 148.

Naturgeſchichte.

Aufklärungen durch die neueſten Reiſenden im Fache der Zoologie des Alterthums; von Böttiger. 140. 141. 142. 152. 153.
Ueber Sitten und Politik der Bienen. 155. 156.

Korreſpondenz.

Berlin. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 152. 154. 155. 156. — Bremen. 134. 135. — Como. 154. 155. — Eßlingen. 136. 137. 138. 139. — St. Gallen. 134. — Genf. 140. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. — London. 149. 150. 151. — München. 148. 149. 150. — Paris. 140. 141. 152. 153. 156. — Prag. 131. 132. 133. — Rom. 131. 132. 133. — Turin. 135. — Waadtland. 136. 137.

Kunſt-Blatt.

Nro. 45.

Neue Kupferwerke. Das Vater Unſer, in 9 Blättern, gezeichnet und radirt von Joſ. Führich und mit ausführlichem Text von A. Müller. Prag 1826. — Kunſtausſtellung in Karlsruhe, Mai 1827. — Ueber den Baumeiſter des ſchiefen Thurmes in Piſa.

Nro. 46.

Die zwey javaniſche Idole im Königl. Muſeum in Berlin, von K. F. Neumann. — Antike Baukunſt. Architecture antique de la Sicile etc. par J. Hittorf et L. Zanth. — Alterthümer und Naturanſichten im Moſelthale bey Trier. Gezeichnet und lithogr. von J. A. Ramboux. Text von J.

Nro. 131.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 1. Juni 1827.

— Die Well' entführet der Strom, durch die glänzende Straße
Drängt eine andre sich schon, schnell wie die erste zu flieh'n.
So beleuchtet der Würden Glanz den sterblichen Menschen;
Nicht Er selbst, nur der Ort, den er durchwandelte, glänzt.

Schiller.

Italia.

(Fortsetzung.)

Padua.

Alte Verbündete Roms an den euganäischen Hügeln
Als Antenors Stadt, Padua, sey mir gegrüßt!
Weil du den Römern halfst das Kapitol zu befreyen,
Neideten sie dich nicht um den trojanischen Ruhm.
Was gedichtet Virgil, galt bald als historische Wahrheit,
In der Mittelzeit, die sich von Fabeln genährt.
Sehet den alten Sarg geadelt durch gothische Inschrift
Als Antenors Sarg dort auf die Säulen gestellt.
Gleich der Mutterstadt ward Padua niedergebrennet
Von dem Hunnentyrann, Gottes geschwungener Peitsch';
Später ward sie gezwängt vom satanerzeugten Tyrannen,
Den Ugolino's Tod würdig des Vaters gezeigt;
Endlich beherrschte sie das alte Geschlecht der Carara,
Welches den Thurm gebaut, der dem Piazza gehört.
Ihre Bilder schaut ihr dort mit klassischer Inschrift
In dem Stiegenhaus, welches geleitet zum Thurm;
Fracastoro's auch und Navagero's, der Zungen.
Die mit kräftigem Nerv hoben zu Würden die Sprach',
Stolz darfst Padua du dich nennen als den Geburtsort
Römischer Zunge, die durch patavinisch Latein
Mit der Thaten Ruhm den des eigenen Namen verschwisternd
Ewig in der Geschicht' als ihr Verschönerer lebt.
Deßhalb hebt sich mit Recht im großen Saale das Brustbild
Des unsterblichen Mann's mit der belehrenden Schrift:
„Deine Gebein' und das Haupt, das haben dir, größester Livius,
„Die Mitbürger hier freundlich zusammengelegt;
„Deiner Vaterstadt und Rom gabst ewigen Namen,
„Jener durch Geburt, dieser durch Thatengedicht,
„Dieß das Vaterland dir, und wär' es selbem gegönnet
„Stündest du fürwahr goldene Statue hier."
Dieses einzige Maal steht, Livius, deinem Gedächtniß,
Minder Berühmter kann zweyer derselben sich freu'n.
In dem Saal' und im Dom lest ihr von Sperone Speroni,
Schwerlich habt ihr je And'res gelesen von ihm.
Von Lucretia auch habt ihr nicht gehöret, der Zweyten,
Die nächst Livius dort wurde beehrt mit dem Maal'.
Immer mögen sie steh'n die beyden Maale der Ehren
Neben Livius hier, ohne zu schänden den Ort.
Aber es schändet den Saal der Stein bankbrüchiger Mäkler,
Dessen Inschrift schon meldet Bestimmung der Schmach.
And're Maale steh'n dort in Antonio's Kirche;
Siebenkuppelig thürmet der gothische Bau.
Für den Pöbel ist hier Antonjo zu schauen allein nur,
Dessen Wunder dort starren herab von der Wand.
Daß er predigt den Fischen, fürwahr! nimmt nimmer mich Wunder,
Stummen ist predigen leicht, nimmer entgegnen sie was.

Dorten zu Rimini iſt es geſcheh'n, ſo meldet die Aufſchrift,
Komm' ich nach Rimini hin, hör' ich wohl mehr noch davon.
Friedlich mag er ruh'n der waſſerſüchtige Heil'ge,
An der Waſſerſucht ſtarb er, der Pred'ger des Meer's.
Statt zu ſeinem Grab, wallfahrt' ich zu jenem der Helden,
Die Venedigs Ruhm ſtützten im öſtlichen Meer.
Zu Contarini's Maal, der, venetiſche Flotten regierend,
In dem ägeiſchen Meer mit Barbaroſſa ſich maß.
Zu Contarini's Maal, der auf Candia's ſchlotterndem Bollwerk
Mit der Inſel Ruin ſank in das rühmliche Grab.
Auch zu Sicco's Grab, der bey der türk'ſchen Belag'rung
Mit dem Bollwerk ſank, niedergeſchmettert vom Pfeil.
Endlich zu dem Stein', erhöht dem beredtſamen Bembo,
Beyder Zungen bered't, röm'ſcher italiſcher auch.
Dieſe Männer ſind heut' Padua's einziger Ruhm nicht,
In der Akademie pflanzet derſelbe ſich fort.
Alter Doktorenverein, wie Bologna einſt und Pavia,
Ward vormals die Stadt auch die Gelehrte genannt,
Heut' die Finſtere wohl durch ihre Hallen und Bogen,
Welchen aller Reiz luftiger Schwingungen fehlt.
Sinnig wandl' ich doch durch die langen niederen Hallen,
Wo Galileo ſonſt und wo Petrarca gewallt.
Laßt uns wallen dahin, wo er beſchloſſen die Wallfahrt,
Hin nach Arqua's Berg, wo er gelebet und ruht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Paula de Witt,

Hiſtoriſche Erzählung von Ellſe von Hohenhauſen.

(Fortſetzung.)

Der alte Graaf war es, der die Schritte der Bürger in Dordrecht lenkte; am Morgen jauchzte Dordrechts ganze Bevölkerung dem Prinzen von Oranien entgegen. Die reitenden Bürger hielten in den Straßen mit orangenfarbigen Bändern geſchmückt, und ſchloſſen ſich an den Prinzen an, der bloßen Hauptes und zu Fuß zwiſchen den Deputirten durch die Stadt nach dem Rathhauſe ging. Sein ſchöner Anſtand, ſeine herrliche Geſtalt, ſein edles Antlitz erregten allgemeines Aufſehen und der Donner der Kanonen und Musketen, das Läuten aller Glocken erhöhten die Feyerlichkeit des Einzugs.

Auf dem Rathhauſe bot man dem Prinzen im alten Rath einen Platz an, aber der alte Graaf ergriff den Seſſel und ſchleuderte ihn hinweg mit den Worten: „Die ſtatthalterlichen Stühle wurden durch das ewige Edikt zerſtört, wir zerſtören ſeine Ewigkeit; den fürſtlichen Stuhl her für Se. Hoheit.“

Ein neuer grünſammtner Seſſel mit dem Wappen des Prinzen ward gebracht, und er nahm ihn, ſo wie den Titel Hoheit, ſchweigend an. Johann de Witt erbleichte, doch faßte er ſich ſchnell wieder, und mit freundlich-glatter Rede wandte er ſich an den Prinzen, ihm die Freude und den Dank der Stadt Dordrecht über ſeine Ankunft ausdrückend, und wie ſehr die Regenten bereit wären, den Anſichten Sr. Hoheit in der Verwaltung des Landes zu folgen; doch der Statthalterſchaft ward mit keinem Worte gedacht. Der Prinz dankte in allgemeinen Ausdrücken, und die Sitzung ward aufgehoben, ohne daß wegen der Zukunft ein Entſchluß gefaßt worden wäre.

Als aber des Prinzen Wagen zur neuen Brücke kam, umringten ihn bewaffnete Bürger, und der alte Graaf rief in den Wagen hinein: „Hat man Ew. Hoheit zum Statthalter ernannt?“ — „Ich habe Urſache, mit den Verfügungen der Regenten zufrieden zu ſeyn,“ entgegnete Oranien, denn neben ihm ſaß Johann de Witt.

Der alte hartbörige Graaf ließ ſich des Prinzen Worte wiederholen, wodurch ſie auch der verſammelte Kreis der Bürger hörte, und entgegnete dann mit lauter Stimme: „Aber wir ſind nicht zufrieden, wir wollen es nicht ſeyn, bis Se. Hoheit zum Statthalter ernannt iſt.“

„Vivat Oranien!“ rief Johann de Witt. „Ha Judas! ſchrie der alte Graaf, zurück Kutſcher nach dem Rathhauſe; dort ſoll Se. Hoheit zum Statthalter erwählt werden.“ — „Laßt das, ihr guten Leute, hat Oranien, ihr wißt, daß ich durch einen Eid, durch das ewige Edikt verbunden bin, niemals nach der Statthalterwürde zu ſtreben.“ — „Erlaſſen ſey der Eid, zerriſſen das ewige Edikt!“ jauchzten die Bürger, und die Kutſche kehrte um nach dem Rathhauſe.

* * *

Unheil brütend ſaß Kornelius de Witt auf ſeinem Ruhebett und fragte ſeine Gattin: „Was bedeutet denn ſchon wieder der Kanonendonner?“

Frau de Witt brach in Thränen aus und ſagte: „Sie haben auf dem Rathhauſe den Prinzen von Oranien zum Statthalter erwählt, das ewige Edikt zerriſſen und auf dem Gerichtstiſche verbrannt, und draußen ſtehen zwey Rathsherrn in ihren langen Gerichtsröcken und wollen, daß du die Akte unterſchreiben ſollſt, durch die der Prinz zum Statthalter erklärt wird und das ewige Edikt vernichtet iſt.“ — „Laß ſie aus dem Hauſe werfen, rief Kornelius; was ich und mein Bruder ſeit neunzehn Jahren gebaut haben, will ich nicht durch einen Federſtrich vernichten.“ — „O, mein Herr und Gemahl, entgegnete Frau de Witt, Eurem Leben droht Gefahr: das Haus des Bürgermeiſters Halling, der ſich auch widerſetzen wollte, iſt der Erde gleich gemacht; er ſelbſt bekam einen Hieb in die

Schulter mit einem Schlächterbeil; Jedem iſt der Tod geſchworen, der den Prinzen nicht als Statthalter anerkennen will, ich bitte Euch!" — „Weib, unterſtehſt du dich! rief mit rauher Stimme Kornelius, kannſt du etwas anderes als gehorchen? zu viel Kugeln ſind im lezten Seetreffen um mich her geflogen, als daß ich den Tod fürchten ſollte; ich unterſchreibe nicht."

Die Landdroſtin verließ händeringend ihren Gatten, kam aber bald mit ihren Kindern zurück, und bat ihn, ſich über ſie und die armen Kleinen zu erbarmen, wenn er auch nicht an ſich ſelbſt denken wollte.

Kornelius, endlich erwägend, daß ſeine Hartnäckigkeit jeden Ausweg verſchließen würde, ſagte: „Entſchuldige mich bey den Rathsherrn, ich ſey krank und könne nicht ſchreiben." — Aber ſie waren damit nicht zufrieden, und Kornelius mußte wirklich ſeinen Namen unter die Urkunde ſetzen.

Kaum hatte er ſein Gemüth wieder etwas beruhigt, als athemlos Johann de Witt hereinſtürzte. „Um Gotteswillen, Schwägerin, rief er, ſchafft ſchnell Rath; ich habe den Prinzen zur Mittagstafel und heut Abend zum Ball in Euer Haus geladen."

Frau de Witt ging, um in dem mit Vorräthen aller Art gefüllten Hauſe Anordnungen zu treffen. Der Ruard erklärte, nicht bey Tiſche gegenwärtig ſeyn zu wollen, und ſeine Nichte Paula wollte ſtatt ſeiner Gattin die Pflicht der Krankenwärterin übernehmen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus dem Leben Bernardins de St. Pierre.

(Fortſezung.)

Glücklicherweiſe unterbrach ihn der General Dubosquet in ſeiner Schwärmerey; dieſer war zu einer Reiſe nach Finnland beordert, um die militäriſchen Punkte des Landes kennen zu lernen, und deſſen Vertheidigungsmittel zu ordnen. Er forderte Bernardin auf ihn zu begleiten; in froher Stimmung durchzog er die Wüſten, allein das dauerte nicht lange; er langweilte ſich bald bey einem Gefährten, der den ganzen Tag ſchlief, nichts beobachtete, an nichts dachte. Das rauhe, nördliche Land, das ſie beſuchten, hat gaſtfreye Einwohner, von denen die Reiſenden auf das Bereitwilligſte aufgenommen, auf das Reichlichſte verpflegt wurden. Wenn der General bey Zeiten zur Ruhe gegangen war, wachte Bernardin noch in einem Winkel des Hauſes, wo er vor den ewigen Mahlzeiten geſchüzt war, zeichnete an ſeinen Planen und ſchrieb ſeine Bemerkungen auf. Dieſe Blätter ſtehen mit dem, was er ſonſt ſchrieb, im vollkommenſten Widerſpruch; er zeigt ſich in ihnen ganz als Ingenieur, als eifriger Mathematiker; ſein Beruf ſcheint ſeine Neigung zum Poetiſchen ganz verdrängt zu haben. So viel Genie und Fleiß dieſe Arbeiten verriethen, ſo wußte die ruſſiſche Regierung ſie doch nicht zu ſchäzen; die Folge hat es wenigſtens bewieſen.

Wie Bernardin nach Petersburg zurück kam, fand er alles verändert. Man ſprach von einem nahen Krieg, von der Ungnade, welche viele der vornehmſten Hofleute getroffen, und von Orlofs unumſchränkter Gewalt. Die älteſten Kronbediente waren gänzlich hintan geſezt. Der weiſe Münich ſelbſt ſaß nicht mehr im Staatsrath, und man ſagte laut, die Stelle des Generalfeldzeugmeiſters ſey dem Günſtling beſtimmt. So ſah nun Bernardin nach Verfluß von vier Monaten das Glück ſeiner Beförderer geſtürzt, er fand ſeinen Freund Duval ſehr bekümmert, Barasdine aber außer ſich vor Zorn. In ſeinen Hoffnungen betrogen, von der gegen ſeinen Oheim verübten Ungerechtigkeit erbittert, ſprach er von Orlofs Anſehen nur mit Abſcheu. Bernardins Begriffe von Unabhängigkeit hatten in ſeinem Kopfe gegohren, ſein betrogener Ehrgeiz hatte ihm die Republik lieb gemacht, denn er, ſo wie alle Unzufriedene, ſah darin eine Hoffnung zur Herrſchaft. Doch ein Vorgang, welcher die Aufmerkſamkeit von ganz Europa auf ſich zog, trieb ſeine Ueberſpannung auf's Höchſte. Auguſt der Dritte, König von Polen, ſtarb, und ließ ſeinen Wahlthron allen Ehrgeizigen zur Beute. Rußland und Preußen wagten es noch nicht das Land zu theilen, ſie zogen jezt vor ihm einen König zu geben, der ihrer Macht zum Werkzeuge diente. Katharine ernannte Poniatowsky dazu, Friedrich hieß es gut, Frankreich ſah dieſen Einrichtungen, welche die Vergrößerung Rußlands und Preußens voraus verkündeten, mit Unruhe zu; ſein Vortheil legte ihm auf, Polen zu beſchützen, da es aber durch lange Kriege geſchwächt war, durfte es ſich nicht öffentlich erklären, es begnügte ſich, den jungen Fürſten Radziwil, das Haupt der Unzufriedenen, in's Geheim zu unterſtützen. Dieſer Pole hatte mächtige Freunde und ungeheure Reichthümer; er hätte den Thron erlangen können, hätte er es nicht verſchmäht ihn aus den Händen einer Frau zu empfangen. Kurz, er wollte die Feinde ſeines Vaterlandes bekriegen, und nicht, um zu regieren, ihnen ſchmeicheln, nicht regieren um zu gehorchen. Faſt wie ein Wilder aufgewachſen, war er einem Helden der Fabelzeit ähnlich geworden; in ein Elendfell gehüllt, den Pelz eines Bären, den er in ſeinen Armen erwürgt hatte, auf dem Kopf, ſah man ihn aus den Wäldern Lithauens hervor treten, und plözlich unter ſeinen Mitbürger erſcheinen, um ſie zur Freyheit zu rufen. Seine ungeheure Stärke, ſein rieſenhafter Wuchs, ſein harter, ſtörriger Charakter, machten einen lebhaften Eindruck. Bey ſeinem Ruf ſchienen ſich die Wälder zu öffnen, und

ergossen unzählige Menschenschaaren, bereit für das Vaterland zu sterben. Von diesem barbarischen Hofstaat umgeben, erklärte Radziwil die Freyheit von Polen, und Katharina selbst erbebte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Mai.

Rom hat, trotz seiner vorübergehenden, aber nichts weniger denn losen Verbindung mit einem ausländischen Volke, und trotz der Menge von Fremden, welche hier schon seit Jahrhunderten aus allen Gegenden und Nationen zusammen strömen, immer noch eine so eigene Physiognomie, und den Sitten daselbst ist fortwährend ein so origineller Stempel aufgedrückt, daß sich auf letztere, so sehr auch viele derselben eine oberflächliche Aehnlichkeit mit denen des Auslandes haben mögen, das Sprichwort: Duo dum faciunt idem non est idem, vollkommen anwenden läßt. Unter diesen Eigenthümlichkeiten steht die Art und Weise, wie die Römer ihr Interesse an neuen Theaterkompositionen, besonders an ersten Vorstellungen äußern, obenan. Allerdings zieht auch in Deutschland und in Frankreich, besonders zu Paris, ein neues Stück, namentlich eine neue Oper, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich. Aber welch ein Unterschied! Die Deutschen essen, schlafen und arbeiten deßhalb mit nicht weniger Ruhe; auch gehen sie um neun Uhr nach Hause, um sich Punkt zehn Uhr zu Bett zu legen, und ohne sich viel darum zu bekümmern, ob das Stück gefallen hat oder ausgepfiffen worden ist. Unter den Parisern geht es freylich an solchen Tagen lebendiger zu, aber dennoch nur im Aeußern, das heißt, sie bemühen sich mit Wort oder That, Parthey für oder gegen den Verfasser, einen Schauspieler oder eine Schauspielerin zu werben, und nehmen Abends am Schicksale des Stücks einen lebhaften, thätigen Antheil, ohne daß ihnen jedoch eine erste Vorstellung als solche mehr am Herzen läge als die hundertste; denn sie sehen ein klassisches Werk zum tausendsten Male mit nicht geringerem Vergnügen als zum ersten. Ueberhaupt bleibt, und hierauf kömmt am meisten an, ihre Theilnahme an der dramatischen Literatur immer nur beschränkt; denn wie groß auch der Stolz des Pariser's auf seine klassische Dramatik seyn möge, er weiß, daß gleichzeitige bestehen, welche sich auch für etwas halten. Jener Stolz ist daher, wie sehr auch oft das Gegentheil geglaubt worden seyn mag, nie ausschließend. Dieß macht den Unterschied zwischen der dramatischen Empfänglichkeit des Pariser's und der musikalischen des Römers. Dem Römer, und er kann in jeder Hinsicht, besonders aber, wenn es auf Gesang ankömmt, als Repräsentant der ganzen italienischen Nation betrachtet werden, ist die Oper eine Nationalangelegenheit, an welcher er nicht nur als Individuum, sondern auch als Staatsbürger Antheil nimmt. Wie andere Völker auf errungene Waffensiege stolz sind, und in ihnen ihren Nationalruhm finden, wie die Helden bey den Griechen und Römern sogar ein Gegenstand der Vergötterung wurden, so betrachtet sich der Römer als Gebieter im Reiche der Töne, und ist auf die Herrschaft, welche er durch diese über die ganze gebildete Welt ausgeübt hat, und, was man auch dagegen sagen möge, noch immer ausübt, eben so stolz als es seine Vorfahren, die Quiriten, auf die politische Herrschaft über die Erde waren. Dem Römer ist kein anderer Nationalruhm bekannt, als der aus der Vokalmusik erwächst; die großen Meister derselben verehrt er, wie Heroen, und beym Namen eines seiner großen Sänger oder Komponisten schwillt seine Brust von demselben Enthusiasmus, mit welchem das alte Rom und Griechenland vom Andenken an seine Staats- und Kriegshelden begeistert wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Prag, März — Mai.

Ohne gerade in die Klagelieder der Unzufriedenen einzustimmen, die Zeter über den Verfall unseres Theaters schreyen, und behaupten, das kleinste Städtchen habe ein besseres, so bleibt doch die Prager Bühne immer nur die Hauptbühne einer Provinz, und da ich nicht glauben kann, es werde in Deutschland allgemein interessiren, ob Minna von Barnhelm oder Fiesko neu in die Scene gesetzt worden ist, oder Hr. * sich selbst übertroffen, Madame ** nicht an ihrem Platze gestanden hat u. s. w., so will ich mich blos darauf beschränken, diejenigen dramatischen Erscheinungen zu berühren, die hier zuerst erscheinen, oder gar hier erzeugt sind, und auch bey diesen der Darsteller nur in Fällen ganz besonderer Auszeichnung namentlich zu erwähnen. Uebrigens besitzen wir an Hrn. Polawsky und Bayer noch zwey ausgezeichnete Künstler als Ueberreste aus der goldenen Zeit der Prager Schaubühne; diese sind von manchen wackern Schauspielern und hoffnungsvollen jugendlichen Talenten umgeben, und manche Leistungen beweisen, daß unsere Direktion noch immer nicht nöthig hätte ihre Zuflucht zu Athleten, Seiltänzern, Thieren und Thierspielern zu nehmen, wenn sie nur ihre Kräfte stets gehörig benützte. — Vor nicht langer Zeit ist der Fall eingetreten, daß hinter einander einige einheimische dramatische Produkte aufgeführt wurden, von welchen keines ganz mißfiel. Das Bedeutendste derselben ist: „Isabelle von Crove, oder des Sieges Preis," nach Walter Scotts Quintin Durward, von W. Marsano, bey dem Theaterpublikum durch sein „Spiegelbild" in angenehmer Erinnerung. Es ist nicht zu läugnen, daß der junge Dichter auch hier wieder sein Talent für die Bühne bekundete, doch wird er nun wohl die Unmöglichkeit eingesehen haben, zwey so verschiedene Kunstgattungen in eine zu verschmelzen, und aus einem guten Roman auch ein gutes Drama zu machen; denn hat das Schauspiel gleich einzelne interessante Momente, und einen gewaltigen Knalleffekt am Schlusse des vierten Aktes, so ist es doch kein Ganzes, und wenn ihm zugestanden werden muß, daß er mit ziemlicher Gewandtheit ausgeschieden hat, was den Raum über die Gebühr erweitert haben würde, so entstehen doch aus den Hinweglassungen theils Lücken, welche dem Verständniß bey allen denen schaden müssen, die den Roman nicht kennen, und anderntheils erlaubt die Eile, womit man von einer Begebenheit zur andern jagt, zu wenig, die einzelnen Charakterzüge hervorzuheben, die den Personen Interesse verleihen; so ist Isabelle, obschon sie dem Werk den Titel verleiht, eine ganz unbedeutende Nebenperson geworden, und selbst Quintin erscheint uns wohl recht beweglich, tapfer, ehrlich und klug, doch nicht eben sehr interessant. König Ludwig, der Herzog von Burgund, Graf Wilhelm von der Mark, Orleans und Dunois sind nur Schatten ihrer eigentlichen Gestalt; der Zigeuner und der Astrolog fehlen ganz, und Leslie und Hameline sind die Hauptpersonen geworden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 44.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 132.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 2. Juni 1827.

— Iſt's kein Wahn?
Will der Holde, Vielgetreue,
Dem ich Herz und Leben weihe,
Heute noch zu Gruß und Kuſſe nah'n?

Fr. Haug.

Paula de Witt,

Hiſtoriſche Erzählung von Eliſe von Hohenhauſen.

(Fortſetzung.)

Der Kranke war zufolge heftiger Gemüthserſchütterung in einen tiefen Schlaf verfallen, als Paula nach dem Garten ſchlich, der in holländiſcher Pracht einer der ſchönſten des Landes war; zwar mißfielen den Franzoſen die zu Theekannen und Taſſen verſchnittenen Taxusbäume, welche die Alleen zierten, gleichſam das Lieblingsgetränk der Nation feyernd; aber die ſtrenge Regelmäßigkeit und Ordnung, verbunden mit Nützlichkeit, die man überall entdeckte, erregten angenehme Empfindungen. Paula verweilte hier nicht, ſondern ſchloß ein eiſernes Gitterthor auf, das zur herrlichen Orangerie des Ruards führte und eilte eine Allee von Orangenbäumen hinan, zu einer Laube von Myrthen und Lorbeeren. Ihr Vater hatte ſie gebeten, einen Lorbeerkranz für den Prinzen zu winden, der am heutigen Balladende ihm aufgeſetzt werden ſollte, darum begann ſie eilig ihr Werk, denn ſchon neigte ſich die Sonne, und die Stunde war nah, in der die Gäſte von der Mittagstafel aufſtehen konnten.

Ein Rauſchen an der Gitterthür ſtörte ſie in ihrem Geſchäft; ſie blickte auf und ſah durch die Allee her eine Jünglingsgeſtalt auf ſich zu wandeln. Staunen feſſelte ihre Glieder; er war es, ja, es war Oranien, aber wie viel ſchöner, edler, als da ſie ihn im Hauſe ihres Vaters im Haag, ja ſelbſt wie ſie ihn in ihren Träumen geſehen. Eine ſtahlblaue Rüſtung deckte den ſchlanken Leib des jungen Kriegers, den die Liebe ſeiner Bürger eben dem Lager entriſſen hatte, und eine orangenfarbige Binde um den Leib und den linken Arm, ſo wie reiche goldene Bruſtketten und eine koſtbare Spitzenkrauſe bezeichneten den Prinzen. Sein reiches, dunkelblondes Haar wallte zu beyden Seiten der erhabenen Stirn herab; die römiſche Naſe und die großen dunkelbraunen Augen gaben dem Antlitz Hoheit, und der ſchöngebildete Mund verbreitete unausſprechliche Anmuth über die Züge des jugendlichen Helden, des künftigen Gründers des Gleichgewichts in Europa gegen Frankreichs Uebermacht. Er ſchritt ſchnell auf Paula zu und drückte ihre Hand an ſeine Lippen.

„So iſt's kein Traum meiner Phantaſie, ſo ſeyd Ihr es ſelbſt, die ich erblicke, holde Jungfrau," ſprach er innig bewegt. — „Statthalter von Holland . . . ." begann Paula; doch er unterbrach ſie ſchnell.

„Was ich bin, bin ich durch Euch. O holdes Mädchen, im Hauſe deines Vaters, wo Verrath und Verderben mich umlauerten, ſah ich allein in Deinem Engelsantlitz Wahrheit und Wohlwollen. Wie mein Schutzgeiſt ſtandet Ihr unter den Dämonen, die ſich zu meinem Untergange verſchworen hatten; aus Euren Blicken ſchöpfte ich Muth und Vertrauen auf Gott, da Ihr mir wie ſein Engel erſchient; in der Schlacht umſchwebte mich Euer Bild und die himmliſche Milde dieſer Züge bändigte meine Kühnheit. — Hier traf ich Euch nicht, der Sieg über meine Feinde ward mir, aber ich ſah Euch nicht, und

bange Ahnung überfiel mich. Kaum genoß ich Speise und Trank an der Tafel des Feindes; auch legte ich den Panzer nicht ab. Wie einst Heinrichs IV. Herz dem Dolche Ravaillacs bang entgegen schlug, quälte namenlose Angst das meine; aber nun erblicke ich dich unter Düften des Paradieses, und die Ruhe des Himmels kommt zu mir herab. Holdes Mädchen! fremd sind deine Züge diesen Fluren wie deine Seele; nur in Raphaels Engelsgestalten glaubte ich dich zu erblicken, den Malern Niederlands schwebte nie ein Bild vor wie das deine."

Paula hatte den Prinzen nie so reden hören; sie schwieg bebend, auch er stand schweigend vor ihr, in ihrem Anschauen verloren. — „Für wen flechtet Ihr den Lorbeerkranz?" fragte er endlich. „Für den Sieger, für Euch." — „O so laßt mich ihn hier empfangen, nicht im Getümmel des Festes, hier aus den Händen meines Schutzgeistes, in diesen bezaubernden Umgebungen, fern vom Kämpfen und Ringen, hier, hier, holde Paula, hier krönt mich zu Eurem Helden."

Damit kniete er vor der Jungfrau nieder. Paula bekränzte den knieenden Helden und sprach: „Die Abendsonne vergoldet den Lorbeer, er glüht einer blutrothen Krone gleich." — „Und sollte mir diese bestimmt seyn, versetzte der junge Kriegsheld, sollte sie jenseits des Meeres mir winken, da meine Glaubensgenossen in England sich meinem Schutze empfohlen haben, doch kann sie mir nie einen seligern Augenblick verleihen als der ist, den ich jetzt genieße." Er stand auf, brach einen blühenden Myrthenzweig ab und fuhr fort: „Vergönnt mir nun auch diesen Zweig durch Euer Haar zu winden, vielleicht wird bald ein edler Jüngling . . ." — „O, niemals, niemals, unterbrach Paula den Prinzen, nimmermehr! nicht für mich blüht die Myrthe." — „Und warum nicht? o wäre es möglich," rief Oranien, das liebeglühende Auge auf sie geheftet.

Da schallten laute Stimmen am Gitterthor, und Paula entwich schnell durch eine kleine Thüre des Hauses, die nach den innern Gemächern des Ruards und seiner Hausfrau führte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Seeleben.

(Fortsetzung.)

6. Septemb., L. 1°, B. 36°.

Seit acht Tagen haben wir stürmisches, aber gleichwohl günstiges Wetter. Pfeilschnell bewegt die Nancy sich vorwärts, und von gestern Mittag bis heute Mittag, folglich in vier-und-zwanzig Stunden, haben wir nicht weniger als neun-und-achtzig französische Lieues zurückgelegt. Während dieser Zeit aber befanden wir uns beynahe fortwährend unter Wasser, und unsere Betten, Geräthschaften und Speisen schwammen sehr oft bunt durcheinander, was mich nicht wenig ergötzte. Meine Reisegefährten waren abermals krank geworden, indeß mir das stürmische Wetter sehr gut bekam. Da dermalen weder an Lesen noch an Schreiben zu denken ist, so bringe ich meine Zeit auf dem Verdecke zu. Gestern bekamen wir die ersten Wallfische zu sehen. Einer derselben verfolgte unser Schiff mehrere Stunden weit; er hatte über 50′ in der Länge. Es ist gräßlich anzusehen, wenn sich ein solches Ungeheuer in die Höhe hebt, um nach Luft zu schnappen. Noch sind wir ungefähr 260 Lieues vom Kap entfernt. Wenn der Wind weiter so fortbläst, so werden wir bis Sonntag jenseits desselben seyn. Es ist unmöglich länger zu schreiben, denn alle Augenblicke werden meine Schreibgeräthschaften durcheinander geworfen.

16. Septemb. L. 32°, B. 40°.

Am 11ten früh haben wir das Vorgebirge der guten Hoffnung glücklich zurückgelegt und von den um diese Jahreszeit in diesen Gegenden herrschenden Stürmen nur wenig zu fühlen bekommen. Dagegen ist seit unserm Eintritte in die Meere von Ostindien eine gänzliche Windstille erfolgt, die zur Stunde noch fortdauert und uns alle nicht eben in die beste Laune versetzt. Gegen solche Hindernisse aber ist Geduld die einzige Waffe. Wir belustigen uns unterdessen mit Vogelfang aller Art; auch verschaffen mir die unser Schiff zu Hunderten umtanzenden Delphine, von denen wir jedoch noch keinen in unsere Gewalt haben bekommen können, manche Unterhaltung. Heute sind es gerade 60 Tage, seitdem wir uns in offener See befinden, und wir haben ungefähr zwey Drittheile unserer Reise auf die glücklichste Weise zurückgelegt. Möge dasselbe auch mit dem dritten der Fall seyn!

22. Septemb., L. 44°, B. 35°.

Die an der Mündung des Kanals von Mozambique und in der Nähe von Madagaskar herrschenden unbeständigen Winde hindern uns so schnell als wir wünschten vorwärts zu kommen, was uns um so unangenehmer und empfindlicher ist, da der sehr kalte, heftig pfeifende Südwind uns beweist, daß der Winter in Madagaskar noch nicht ganz vorüber sey. Vorgestern haben wir während eines kleinen Sturmes zwölf große Albatrossen gefangen, was man für eine ganz außerordentliche Seltenheit hält, indem in der Regel die nach Ostindien segelnden Schiffe sich glücklich schätzen, wenn sie auch nur zwey oder drey dieser Prachtvögel in ihre Netze bringen können. Eine andere Unterhaltung von einigen Stunden verschaffte uns das Zusammentreffen mit dem großen, von London nach Madras segelnden englischen Schiffe, Atlas, mit welchem wir uns einige Minuten besprachen

und es dann bald hinter uns zurückließen. Abends hatten wir daſſelbe bereits aus dem Geſichte verloren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus dem Leben Bernardins de St. Pierre.

(Fortſetzung.)

Von der Neuheit dieſes Schauſpiels hingeriſſen, gründete Bernardin ſchnell alle ſeine Hoffnungen auf ein Volk, das die neuere Zeit durch, des Alterthums würdige Tugenden ehren zu wollen ſchien. In ſeiner neuen Ueberſpannung dachte er nur auf Mittel, die Gefahren dieſes edeln Volkes zu theilen; Barasbine nährte dieſelbe Begierde, er überließ ſich gleichen Träumen, beyde ſchworen, daß es Rußland gereuen ſolle, ſie fortan unter ſeinen Gegnern zu ſehen. Die franzöſiſche Geſandtſchaft feuerte ſie in ihrem Entſchluſſe an; ſie ſollten nicht als Abenteurer in Polen auftreten, ſondern im Namen Frankreichs und der Freyheit die Waffen ergreifen. Von dem Geſandten anerkannt, mit einem anſehnlichen Offizziersrange verſehen, mit Verheißungen und Hoffnungen überſchüttet, ſollten ſie abreiſen. So vermeynten ſie tugendhaften Antrieben zu folgen, indem ſie nur ihrem Ehrgeize Gehör gaben.

Der Generalfeldzeugmeiſter ſah mit Ruhe und Würde täglich ſeiner Verabſchiedung entgegen; er bemühte ſich, das Aufbrauſen der jungen Männer zu mäßigen. Beſonders ermahnte er ſeinen Neffen zur Vorſicht; dieſer konnte aber nicht ſchweigen, ſondern zog ſelbſt das Unglück herbey, das ihn ereilte. Wie ſich die beyden jungen Freunde eines Abends im Schauſpielhaus befanden und von ihrem Unternehmen in Polen ſprachen, ſahen ſie Orlof in der Feldzeugmeiſters Uniform, von allen Ingenieuroffizieren umgeben, in ſeine Loge treten. Dieſer Anblick brachte Barasbine außer ſich. Er erkannte ſeines Oheims Sturz und ſah einen andern mit ſeinem Raube geziert. Verächtlich rief er: Ehedem ſey ein erhabener Rang der Lohn langer Dienſte, großer Siege geweſen, jetzt brauche man nichts als ſein Land verrathen und eine Fremde auf den Thron gehoben zu haben. Bernardin zitterte vor der Raſerey ſeines Freundes und riß ihn mit Gewalt aus dem Schauſpielhaus; aber kaum hatten ſie einige Schritte in der Straße gemacht, als ſich Soldaten ihrer bemächtigten und ſie trennten. Bernardin ward in ſeine Wohnung gebracht und eine Wache vor ſeine Thüre geſtellt. So bald er allein war, überfiel ihn die furchtbarſte Angſt, alle frühere Gewaltthätigkeiten kamen ihm in's Gedächtniß, jeden Augenblick glaubte er den unſeligen Karren, der ihn nach Sibirien führen ſollte, anlangen zu hören, ja die Schritte der Schildwache vor ſeiner Thür reichten hin ihn vor Schrecken ſtarr zu machen. O wie lebhaft ſah er jetzt die Thorheit ſeiner Entwürfe und ſeiner Reiſe ein! Wie ſchön erſchien ihm jetzt das Frankreich, das er um ſo eitler Ausſichten willen leichtſinnig verlaſſen! Nie hatte er es ſo geliebt, ſich ſo nach ihm geſehnt, ſeine Vorzüge ſo lebhaft anerkannt. Und ſein armer Freund! vielleicht brachte ihm dieſe Stunde den Tod. In ſolchen traurigen Gedanken brachte er die Nacht zu; gegen Morgen, wie er eben anfing in einen unruhigen Schlummer zu fallen, vernahm er, daß mehrere Menſchen ſich vor ſeiner Thüre leiſe unterredeten, dann ward Alles wieder ſtill, ſelbſt die Wache hatte ſich entfernt. Er athmete freyer; ein Billet, welches eine unbekannte Hand unter ſeiner Thüre durchgeſteckt hatte, vollendete ſeine Beruhigung. Man ſchrieb ihm:

„Wenn Sie Ihren Freund nicht in's Verderben ſtür„zen wollen, ſo hüten ſie ſich auch nur ſeinen Namen zu nen„nen. Herr von Villebois begibt ſich auf ſeine Güter; dieſe „Nacht iſt er abgereiſt. Graf Orlof, der ſein Nachfolger „iſt, wünſcht Sie in ſeiner Nähe zu haben. Erinnern „Sie ſich, daß man mit Muth und Geduld alle Hinder„niſſe überwindet. — Nachſchrift: Die Verweiſung Ih„res Freundes hat ſtattgefunden. Er iſt dieſe Nacht nach „Aſtrakan abgeführt worden.“

(Der Beſchluß folgt.)

Regel für Kranke.

Haſt du mit dem Apotheker Streit,
Es dem Arzt zu klagen vermeid';
Haſt du über den Arzt zu klagen,
Sollſt du's nicht dem Apotheker ſagen;
Denn ſind ſie auch Feinde immerdar,
So werden ſie Freund am neuen Jahr,
Verkünden: der hat dieß geſagt,
Und mir hat er von dir geklagt.
Wirſt du nun krank in den erſten Wochen,
Die Arzney ſie zuſammen kochen:

„Recipe: Was er uns gethan,
Rühren wir ihm jetzt doppelt an;
Zwanzig Drachmen von ſeinen Klagen
Mit asa foetida für den Magen.
Misceatur, detur, nebſt unſ'rem Groll,
Alle Stunden zwey Löffel voll.“

Und ſtirbſt du nicht in der Blüthezeit
Ihrer neuen Herzinnigkeit,
Laſſen ſie dich ſo lange liegen
Bis ſie ſelbſt wieder Händel kriegen.

*

Merke: Zweyer Gegner Klagen
Mußt du nicht hin und wieder tragen;
Weißt nicht ob, die geſchieden ſcheinen,
Sich nachmals gegen dich vereinen.

— a —

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Mai.

(Fortsetzung.)

So begreift sich's, daß in Rom eine erste Opernvorstellung eine Wichtigkeit darbieten müsse, von welcher man im übrigen Europa keinen Begriff hat. Wenn andere Völker nach einem Siege der Vorsehung dankend ein Te Deum anstimmen, so betrachtet das hiesige Publikum den glücklichen Erfolg einer Oper an und für sich selbst wie einen Lobgesang, in welchen es, ohne Rücksicht auf die Person, mit lebendiger Begeisterung für die Sache mit einstimmt. Und hier zeigt sich gerade jene erhabene, ich möchte sagen religiöse musikalische Bildung der Römer, welche weder von Partheylichkeit noch von Vorurtheil weiß, wenn es auf Entscheidung des Werths oder Unwerths einer Oper ankömmt. „Che briccone," heißt es vom Götzen des Tages wie vom unbekanntesten Anfänger, wenn ihre Werke für schlecht erkannt werden. In der ganzen Welt möchte es daher kein unpartheyischeres Urtheil über Vokalmusik geben als in Rom.

Man muß es mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört haben, um zu begreifen mit welcher Wichtigkeit eine erste Opernvorstellung vom hiesigen Publikum betrachtet wird. Der Römer ist, wie Jedermann weiß, knickig; um einen Quattrino kann er sich den ganzen Tag mit seinem Nachbar streiten. Aber, wenn es eine erste Opernvorstellung gilt, so wirft er zwanzig und dreyßig Bajocchi mit einer Großmuth weg, welche ihn selbst Wunder nehmen würde, ersetzte nicht der musikalische Genuß das Mittags- oder Abendessen, das er sich für den Tag versagt, um das entstandene Mißverhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe wieder aufzuheben. Aber nicht allein der Hunger, selbst die Liebe vermag ihm am Abende einer ersten Vorstellung nichts anzuhaben, und hätte er in vierzehn Tagen seine Geliebte nicht gesehen, sie muß am fünfzehnten vergebens warten, wenn an diesem eine neue Oper gegeben wird. Ist die heißersehnte zweyte Stunde in der Nacht herangenaht, wie erwartungsvoll sie da im Parterre sitzen, wie ihnen die Spannung, in welcher sie sich befinden, sie nicht einmal zur Konversation (nach dem täglichen Brode dem Römer sein nöthigster Bedarf auf Erden) kommen läßt, wie sie sich die Hände reiben, mit den Lippen zittern, bald auf diesem bald auf jenem Fuß stehen, wie ihr ganzes Seyn von der Neugierde in einen wirklich krampfhaften Zustand versetzt wird. Die schönsten Weiber mögen vor und neben ihnen ihre Reize zur Schau stellen, kein Hebetopf gewinnt ihnen einen Blick ab. Erschallt endlich das übliche Leuchtergeklapper des Vorgeigers zum Zeichen, daß die Symphonie anheben soll, wie sie dann die Köpfe emporstrecken, sich mit den Ellenbogen Platz machen, um besser zu hören, und einander zuwinken, daß nun endlich der entscheidende Augenblick gekommen sey, welche gebieterische St! St! sie ergehen lassen, wo etwa noch Störung herrscht. Findet dann ein oder das andere Stück, oder auch nur eine oder die andere Passage in einem Stücke ihren Beyfall, so gerathen sie in einen Zustand, welcher begreiflich macht, warum man das Gefallen einer Oper in Rom far furore nennt; sie springen auf die Bänke, schlagen mit Händen und Füßen um sich (wobey selten die Rippen des Nachbars leer ausgehen), umarmen einander, und lassen Töne erschallen, welche (um die Sache recht sinnlich zu bezeichnen) wie das Wiehern der Pferde klingen. Ein Glück ist, daß eine Oper in Rom nie ganz uneingeschränkt gefällt, sondern daran immer noch eins oder das andere auszusetzen bleibt, sonst würde wahrscheinlich Mord und Todtschlag erfolgen, oder gar das Haus demolirt werden, alles vor lauter Entzücken.

(Der Beschluß folgt.)

Prag, März – Mai.

(Fortsetzung.)

Dem Schauspiele, Isabelle von Croye, folgte nach ungefähr vierzehn Tagen: „Die Abenteuer der Neujahrsnacht, oder die beyden Nachtwächter." Maskenspiel nach Zschokke. Erst bey der zweyten Vorstellung war Hr. Professor Geele als Verfasser, oder eigentlich Bearbeiter, genannt. Er hat wohl gethan, seinen Namen bey der ersten Aufführung zu verschweigen, denn die Erinnerung an seinen „blauen Domino," ein sehr kaltes, sogenanntes feines Lustspiel, welches wir vor einigen Jahren sahen, dürfte wohl kein günstiges Vorurtheil für seine neue dramatische Produktion erregt haben, die sich viel besser selbst empfahl. Das Lustspiel vereinigt mit der Lebendigkeit der Posse einen recht anständigen Ton. Es besitzt überdieß zwey Eigenschaften, die ihm überall sehr vortheilhaft seyn werden; einmal hat es *nur eine große*, und zwar sehr *dankbare* Rolle, und dann wird dem Publikum das Vergnügen zu Theil, recht bequem alle Täuschungen zu durchschauen, welche die Mitspielenden erleiden. Es hat hier gefallen, und wird überall noch mehr gefallen, wo das nöthige Zusammenspielen hervorgebracht, die Hauptrolle mit Lust und Leben gespielt wird, und die Direktion auf äußere Ausschmückung bedacht ist, was hier Alles nicht der Fall war. Uebrigens scheint man das Verdienst des Verfassers bey dieser Arbeit doch etwas zu hoch geschätzen, denn er fand in Zschokkes Erzählung: „Das Abenteuer der Neujahrsnacht," so viel vorgearbeitet, daß es bey einiger Bühnenkenntniß leicht war, diese wirksame theatralische Bagatelle daraus zu bilden, die, vorzüglich als Gelegenheitsstück für den Neujahrstag, überall recht angenehm seyn dürfte, wo man nicht schon die Lebrun'sche Bearbeitung desselben Stoffes aufgeführt hat.

Von zwey andern Lustspielen unbekannter einheimischer Verfasser: „Das Waldenbainer Revier" und „Knoipe, Rost und Herdstrose," hat keines besonders gefallen, am wenigsten das erstere.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 126.
Nebelzeit Räthsel.

Charade.

Die ersten Zwey wittert der Schneider.
Den Dritten wittert der Bock;
Die Zwey haben bunte Kleider.
Der Dritte nur einen grünen Rock;
Die Zwey überall sind zu sehen,
Wo Lebenswärme nur wallt;
Den Dritten sieht man oft stehen,
Wo Sonne liegt, winterlich kalt.

Das Ganze macht mancher Dichter
Und mancher prosaische Wicht,
Durch einen Nürnberger Trichter
Gießt ein er das fade Gericht.
Und manch verwässert Gelichter
Verzehrts als ein schmackhaft Gedicht;
Nur täuscht es den schmeckenden Richter,
Die feinere Zunge doch nicht.

F. H.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 133.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 4. Juni 1827.

Mit dir haſt du verloren
Dich ſelbſt, dir ſelbſt, den Thoren,
Der alles unternahm.
Was haſt du, als dein Leben,
Und ward es dir gegeben,
Daß du's verſchwendeteſt im Gram?

Herder.

Aus dem Leben Bernardins de St. Pierre.

(Beſchluß.)

Beym Leſen der erwähnten Zeilen fühlte ſich Bernardin ein wenig erleichtert und er ſegnete die großmüthige Hand, welche ſie geſchrieben. Da er den Grafen von Münich in ihr zu erkennen glaubte, eilte er in ſein Hôtel, wo er jedoch nicht vorgelaſſen wurde; darauf verſuchte er zu dem Generalfeldzeugmeiſter zu gelangen; dieſer war aber, wie das Billet ſagte, in der Nacht abgereiſt. Endlich ging er an Barasdine's Wohnung vorbey, die er verödet fand, ſo wie er es ſich vorgeſtellt hatte, und kaum konnte er ſich darüber der Thränen enthalten. Nach verſchiedenen andern vergeblichen Gängen kehrte er von Schmerz und Verzweiflung überwältigt nach Hauſe. Der General du Bosquet kam ihm hier entgegen; er unterhielt ihn von Barasdine und ſeiner Verweiſung, die er für eine Begünſtigung hielt. Bernardin war unfähig, ihn anzuhören, tauſend fürchterliche Vorſätze wälzten ſich in ſeinem Kopf; er wollte ſeinem Freund nacheilen, ſeine Verweiſung theilen, ſeine Begnadigung erflehen, ſeine Rechtfertigung ſchreiben. Glücklicher Weiſe kam Duval dazu und machte ihm begreiflich, daß jeder Schritt, den er in dieſer Sache thun könnte, nicht ſowohl ihn als ſeinen Freund in Gefahr ſtürzen würde. Dieſer Grund beruhigte ihn endlich, allein er verſicherte Duval, daß er den ruſſiſchen Dienſt verlaſſen und die Gunſt einer Frau, die im Wahn ſtehe, die Herrſchaft beſtehe im Strafamte, aufgeben wolle. Vergebens verſuchte General Dubosquet das, was er eine neue Thorheit nannte, zu verhindern; mochte er nun aber von Bernardins Seelengröße gerührt ſeyn, oder während ihrer finnländiſchen Reiſe wirklich eine väterliche Zuneigung zu ihm gefaßt haben, genug, er ergriff ſeine Hand mit der rauhen Vertraulichkeit, die allen ſeinen Bewegungen einen Ausdruck gutmüthigen Wohlwollens gab, und ſagte mit Thränen im Auge: „Bleibe bey mir! Ich habe keine Kinder; du ſollſt mein Sohn ſeyn, du ſollſt meine Nichte heirathen (ein Fräulein von Latour), ſie iſt wie du jung, liebenswürdig, Franzöſin und unglücklich — ja unglücklich, denn ſie verlor noch in der Wiege ihre Eltern; aber du und ich, wir wollen ſie ihr erſetzen. Nicht wahr, du entſchließt dich? Ja, das iſt recht! ihr ſollt meine Familie ausmachen; ich bin reich, ich gebe euch Alles.“ Ein ſolches Anerbieten mußte Bernardins Seele durchdringen, er glaubte aber, es nicht annehmen zu dürfen. Barasdines Verweiſung, Herrn von Villedois Ungnade erfüllten ihn ſo ganz, daß ihn kein anderer Gegenſtand beſchäftigen konnte. Was hätte er, indeß Alle, die er liebte, ſo unglücklich waren, mit ſo viel Glück machen ſollen? und mußte er nicht, um Fräulein Latours Hand zu beſitzen, ſeinem Vaterlande entſagen, ſeinen Entwürfen, dem unermeßlichen Ruhm, den er, indem er für Polen kämpfte, zu erringen im Begriff ſtand?

Wie er ſich zu ſeiner Abreiſe anſchickte, fühlte er dennoch, daß er Rußland nicht ohne Bedauerniß verlaſſen konnte. Er ſeufzte unwillkürlich, indem er an Fräulein

von Latour oder an Varasdine dachte, den er nie wiedersehen sollte. Er fühlte, daß ein Theil seiner schönsten Tage verflossen sey, gedachte, wie Niemand mehr ihm so weisen Rath geben würde, als der alte ehrwürdige Münich, gedachte Villebois Güte, Dubosquets Großmuth und Duvals unermüdlichen Wohlwollens. Dieser, den Bernardins einfache Lebensweise, seine Sittlichkeit, gewonnen hatten, bedauerte dessen Ehrgeiz. Und bey so ungeheurer Begier konnte er sich mit so Wenigem begnügen! Wirklich artete Bernardins Uneigennützigkeit fast in Sorglosigkeit aus. Nachdem er seine Schulden bezahlt hatte, blieb ihm kaum das nöthige Geld, um nach Polen zu gelangen; allein das kümmerte ihn nicht. Glücklicherweise sorgte Duval für ihn; um dessen vielleicht zu reizbares Zartgefühl zu schonen, bot er ihm den Abend vor seiner Abreise, den sie sehr stillschweigend zusammen zugebracht hatten, ein Spiel an. Bernardin willigte in die erste Parthie ein, dann in die zweyte, in die dritte, und gewann so ansehnlich, daß er sich schämte, aufzuhören. Duval spielte gegen ihn und ward des Verlierens gar nicht satt, so daß sich Bernardin bey seiner Abreise um zweyhundert Louis reicher sah, als er vor dem Spiele gewesen war, ein Glücksfall, den er immer lieber dem Ungefähr als der Freundschaft zuschreiben mochte.

Damit endigten die glänzenden Entwürfe, die ihn nach Rußland geführt hatten. Nach vier in diesem Lande verlebten Jahren verließ er es ohne Belohnung für seine Arbeiten und so wie er es betreten hatte, von Hoffnungen und Täuschungen voll, und noch immer nicht erkennend, daß, wer dem Glück nachjagt, nie die Zufriedenheit findet.

Paula de Witt,

Historische Erzählung von Elise von Hohenhausen.

(Fortsetzung.)

Die Tapetenthüre, durch welche Kornelius de Witt aus seinem Schlafzimmer in den Gang gelangte, der zur Orangerie führte, war verschlossen, doch seine laute Rede schlug an Paulas lauschendes Ohr. Er sprach zu Tibelaar, seinem Wundarzte. „Dreyßigtausend holländische Gulden und der Schultheißendienst im Beverlande sind Euer, sofern Ihr den Prinzen gut trefft. Diesen Abend auf dem Balle wird mein Bruder ihm vorschlagen, mich auf meinem Krankenbette zu besuchen, und unter dem Vorwande, ihn nach dem Ballsaale auf einem kürzern Wege zurückzuführen, ihn durch diese Tapetenthüre gehen lassen; dort treffe ihn Euer Dolch; schnelle Pferde stehn gesattelt, die Euch nach Utrecht bringen werden, wo die Franzosen stehen; dort gebt Ihr diesen Brief dem Obristen Mombas, so wird Holland gerettet werden, denn bey der Prinzenherrschaft müßte es zu Grunde gehen."

Tibelaar, ohne auf die Gründe zu achten, womit der Mörder seine That beschönigen wollte, schwur mit einem schrecklichen Eid, sie zu erfüllen.

Entsetzen fesselte Paulas Glieder; schon sah ihr dunkel werdendes Auge das Blut des Geliebten auf der Treppe fließen wo sie stand; doch ihre Seele überwand die Erschütterung ihres Körpers, gestärkt durch eine unnennbare Macht, die dem Menschen in seinen schwersten Augenblicken fast immer hülfreich zur Seite steht, wenn sie seine Schwäche nicht zurückstößt. Sie schlich leise die Stufen hinab; verschloß den geheimen Gang zur Orangerie sorgfältig, und warf sich verzweifelt in derselben Laube nieder, in der sie vor wenigen Minuten die höchste Seligkeit dieses Erdenlebens empfunden hatte.

Sollte sie verrathen, was sie vernommen? ihren Oheim, ihren Vater, der, wie groß auch seine Vergehungen seyn mochten, gegen sie nur Liebe und Zärtlichkeit gewesen war, dem Henkerbeil liefern? und warum? um eines jugendlichen Traumes der Liebe willen, der Liebe für den Feind ihres Hauses, ihres Vaters? — sie schauderte vor diesem Gedanken zusammen. Sollte sie, ein Weib, erzogen für den innern Kreis des Hauses, in das Gewirre politischer Kabalen eingreifen mit ungeübter Hand? — Bedurfte Gott ihres schwachen Arms Oranien zu schützen, wenn dieß sein Wille war? Aber auf seinen Strahlenfittichen trug sie ihr Genius empor aus dem Staube der zagenden Gewöhnlichkeit. Gott und Vorsehung! vor diesen strahlenden Gedanken zerrann die Nacht vor ihrer Seele. Was war de Witts irdisches Glück gegen den Verlust seines ewigen Heils? was konnte die liebende Tochter mehr für den Vater thun, als die gräßliche Blutschuld von seiner Seele nehmen? Die Macht, die sie so wunderbar zu Oraniens Rettung herbeygeführt hatte, werde sie ihr auch vollbringen helfen, und daß das Gräßliche geschehe, daß des Vaters Haupt falle, das werde die Liebe nicht geschehen lassen; sie, deren Daseyn aus höhern Sphären stammend, auf Verwandtschaft der Geister sich gründend, nur vom niedern Wüstling oder dem kalten Materialisten geläugnet werden kann, goß in Paulas Seele gottergebenes Vertrauen.

* * *

Wilhelm von Oranien schmückte sich zum Balle, wo er die im Stillen lang angebetete Huldin zu finden hoffte, deren inniger Blick ihm heute Gegenliebe verrieth, als ein junger Offizier ihm gemeldet wurde, der seinen Namen und sein Anliegen durchaus nur seiner Hoheit anvertrauen könne. Glück und Liebe hatten dem Prinzen heute ihren Zauberbecher gereicht, darum vergaß er jezt etwas der ihm von seinem Großvater anstammenden Besonnenheit, indem er den Offizier einzulassen und seinen Begleitern sich zu

entfernen gebot. Als der junge Offizier ihm gegenüber noch immer schwieg und zu beben schien, ergriff Argwohn den Prinzen; er faßte den Mantel des Fremden und rief: „Sage mir wer du bist, bey Gefahr deines Lebens!" Unbeschreiblich war sein Erstaunen, als der Mantel in seinen Händen blieb, und die holde Paula todtenbleich mit dem Ausruf: „Mord! — der Wundarzt Tibelaar — der Ruard — Schonung für meinen Vater!" in einen Sessel sank.

Oranien bemühte sich sie zu beruhigen; aber als das schreckliche Geheimniß seinen Fragen klar geworden war, sank er mit dem Ausruf: „O du mein Schutzgeist!" zu ihren Füßen. „Schonung für meinen Vater!" bat die Jungfrau. „Und du kannst noch darum bitten? o betrübe mich nicht, sprach Oranien, Johann de Witts Freyheit soll keinen Augenblick angetastet werden, bey meiner Fürstenehre." — „So ist mein Geschäft vollbracht, entgegnete Paula nach ihrem Mantel greifend. „O verweile noch einen Augenblick, bat der Prinz. Sieh, vielleicht nie wieder im Leben lacht mir das Glück heiliger Liebe; nicht am Arm von Englands Königstochter, nicht im Schooße der Hoheit; laß mich das rollende Rad der Zeit einen Augenblick festhalten, um einer Seligkeit zu genießen, die in der Erinnerung mich durch mein ganzes Leben begleiten wird."

Damit drückte er auf die unberührten Lippen der Jungfrau den ersten heiligen Kuß seiner und ihrer ersten Liebe. Mit ernstem Mahnen ertönte jetzt der Schlag der Glocke in Paulas Ohr, und sie entzog sich der Umarmung des Prinzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den Einfluß der Hoftheater auf Kunst und Künstler.

Wer in seinem konzentrirten geistlichen Hochmuthe Alles, was nicht er selbst ist, also auch die Kunst der Bühne für sündhaft erklärt, wer, von seinem Zahlen- oder Aktenhaufen herab, das ganze Theaterwesen als eine untergeordnete Lapalie verachtet, wer seinen Sperrsitz bezahlt, um seine lange Weile los zu werden, und nur Zerstreuung und Amüsement verlangt, ohne im behaglichmüßigen Halbschlafe gestört zu werden, für alle solche und ähnliche kann dieser Aufsatz weniger Interesse haben, als wenn er von einer Spielbank, von einem alten Reichskammergerichtsedikte, von einer neuen Mode oder Schüssel handelte. Ehrlich sagen wir dieses sogleich im Eingange, damit sie nicht induzirt werden, und lieber etwas, ihrer Bestimmung gemäß nützlicheres lesen mögen als diese Zeilen. Allen aber, denen die Kunst das Schöne und Geschmackvolle, das Schöne aber das Gute, das Geschmackvolle das Sittliche ist, also dem Künstler, dem Freunde und dem Beamten der Bühne, dürften die folgenden Bemerkungen wenigstens Stoff zum Nachdenken geben, um die Stelle aufzufinden, wo man, wie die Kritik dieß bereits einstimmig zugibt, von dem rechten Wege abgekommen und in ein Labyrinth gerathen ist. — In der Sphäre der Theorie wird diese Stelle schwerlich zu finden seyn, wir müssen uns also auf praktischen, auf geschichtlichen Boden begeben, wo wir es mit Thatsachen zu thun haben.

Um nicht vom Ey anzufangen, übergehen wir die Zeit, wo der Karren des Thespis willkürlich in Deutschland umherfuhr; wo später das Nomadenvolk der Komödianten feste Sitze aufschlug; wo darauf einzelne, weiter sehende Männer zuerst (wie solches in unserem Vaterlande bey gemeinnützigen Gegenständen immer der Fall war) die Bühne als wichtig erkannten, und sich ihrer Ausbildung annahmen; und wo endlich der Staat Nachfolger dieser voranschreitenden Männer wurde, und Nationaltheater gründete, deren Oberaufsicht er sich freylich vorbehalten mußte, doch diese auf eine glimpfliche Weise ausübte. Wir beginnen unsere Betrachtungen mit der Epoche, wo sich bey weitem die meisten unserer Nationaltheater in Hofbühnen, oder vielmehr in Hof- und Nationalbühnen verwandelt haben, und berichten zuerst, was die Vertheidiger dieser Umwandlung sagen.

Man mag, so sagen sie, die Bühne von Seiten ihrer Nützlichkeit, als öffentliche Bildungsanstalt, oder rein als Kunstanstalt betrachten, die schlechthin um ihrer selbst willen da ist, so hat sie in beyden Fällen keinen gefährlicheren Feind, als — die Rohheit. Indem diese den Geschmack untergräbt, zerstört sie in der Schönheit die Kunst selbst; indem sie sich, ohne zu erröthen, öffentlich darstellt, und mit frecher Stirn Beyfall fordert, gefährdet sie die allgemeine Sittlichkeit; und indem sie die Bühne zu einem verderblichen Uebel herabwürdigt, führt sie dieselbe ihrer Vernichtung entgegen. Durch welches Mittel aber vermochte die Rohheit, diese ewige Feindin des Schönen und Sittlichen, leichter und friedlicher bewältiget zu werden, als dadurch, daß die Bühnen von dem Hofe nicht nur beschützt, sondern in dessen höhere, lichte Kreise emporgehoben, und Hoftheater errichtet wurden? Der Hof, was auch der Satyriker von seiner Kehrseite sagen mag, ist die Blüthe der guten Gesellschaft, die Sphäre des Anstandes, der Feinheit, des rücksichtsvollen guten Geschmacks. Gewisse plumpe Rohheiten, Ungezogenheiten und spießbürgerliche Plattheiten, können so wenig bey Hofe vorfallen, als er sie auf der Bühne, die seinen ehrenvollen Namen führt, zu dulden vermag. Schon durch diesen Namen wird sie vor dem steten Angriff fanatischer Zeloten geschützt; schon durch diesen Namen befindet sich ein gemischtes und zu Rohheit geneigtes Theaterpublikum in ehrfurchtgebietender Gesellschaft, in welcher es zu sittigem Anstand erzogen wird;

schon durch diesen Namen erhält der Schauspieler seine würdige Stellung im Staate, da er hingegen früher mit Leuten auf gleiche Stufe gestellt wurde, deren traurige oder eckele Beschäftigung zu den entehrenden gehörte; wodurch allein schon der verachtete Künstler Gefahr lief auch ein wirklich verächtlicher zu werden. Ueberall, hinter den Kouliſſen, auf der Scene, im Auditorium verbreitet ſich vom Hofe aus würdiger Anſtand und geſchmackvolle Feinheit, und ſie ſind das Sonnenlicht und die Sonnenwärme zu gedeihlichem Emporkommen ſchöner Bühnenkunſt. Man vergleiche doch nur die noch heute umherziehenden Schauſpielbanden mit unſern Hoftheatern, und man wird ſich von allem hier Geſagten thatſächlich überzeugen. So die Vertheidiger der Hofbühnen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Prag, März — Mai.

(Beſchluß.)

Man hat von jeher behauptet, das literariſche Klima Böhmens ſey dem Gedeihen der Zeitſchriften nicht günſtig, und leider haben viele traurige Erfahrungen dieſen Satz beſtätigt. Nur zwey Zeitſchriften, der Apollo, von Prof. Meißner, und der Hesperus, von Hofrath André redigirt, erhoben ſich gegen denſelben, und ſchienen andeuten zu wollen, daß auch hier eine Zeitſchrift grünen und blühen könne, wenn nur ein tüchtiger Redakteur von einem tüchtigen Verleger unterſtützt wird. Seit in der neueſten Zeit die Zeitſchrift: „der Kranz,“ trotz der Anſtrengungen der aufeinanderfolgenden Redaktoren, Schiebler, Profeſſor Gerle, und Caroline von Woltmann, auf ſo traurige Weiſe zerfallen iſt, und ſeit der Hesperus nicht mehr hier herauskommt, beſitzt Prag keine andere Zeitſchrift mehr als eine unbedeutende Kompilation von alten und neuen Nachdrücken, unter dem Titel: „Erinnerungen an wiſſenſchaftliche und unterhaltende Gegenſtände,“ die mehr der Kupfer und des wohlfeilen Preiſes als des Inhalts wegen gekauft wird. Um ſo erfreulicher mußte daher dem Freunde der heimiſchen Literatur die Erſcheinung der „Monatſchrift der Geſellſchaft des vaterländiſchen Muſeums in Böhmen ſeyn, die mit dem Januar 1827 begann, und doppeltes Intereſſe durch ihre ächt vaterländiſche Tendenz erhält: eine Zeitſchrift von Böhmen für Böhmen zu liefern, welches Unternehmen man bisher, aus ungerechtem Mißtrauen in die Kraft der böhmiſchen Literatoren noch nicht wagte. Hr. Palacky, dem die Redaktion übertragen wurde, hat in den bereits erſchienenen drey Heften ſchon hinlänglich bewieſen, daß es hier gar nicht unmöglich, ja nicht einmal ſchwer wird, ganz ohne das Ausland, ja ſelbſt Oeſterreich in Anſpruch zu nehmen, Arbeiten von Werth in allen Fächern zu ſammeln, und dem Publikum eine würdige Gabe daraus zu geſtalten. Der phantaſiereiche C. C. Ebert, dem ohne Widerrede der erſte Platz unter unſern Dichtern gebührt, hat in der letzten Zeit außer ſeinen Beyträgen zu dieſer Zeitſchrift, leider nichts geliefert, was gewiß jeder Freund der ächten Kunſt bedauert. Hr. S. W. Schießler, der ſich durch eine Unzahl mißbilligender Recenſionen nicht abſchrecken läßt, hat nebſt einer Sammlung Erzählungen, unter dem Titel: Monatsroſen, und dem dramatiſchen Almanach, Thalia, ſeine Gedichte in zwey Bänden, welche unter vielem Mittelmäßigen auch manche recht artige lyriſche Kleinigkeit enthalten, auf Pränumeration herausgegeben. Dieſem Beyſpiel folgten alſobald ein Paar andere Verfaſſer poetiſcher Verſuche, und gingen und ſandten von Haus zu Haus, um Pränumeranten zu preſſen. Auf dieſe Art wurden die dramatiſch-romantiſchen Bühnenſpiele von J. A. Köllner-Werdenau, zwey Thle., und Prochaskas dramatiſche Dichtungen, zwey Thle., herausgegeben. Im Felde des Romans und der proſaiſchen Erzählung hat ſich in der letzten Zeit Niemand verſucht als Prof. Gerle, von welchem zwey Sammlungen kleiner Erzählungen erſchienen ſind: „Die Liebesharfe oder Gegenſätze des Lebens und der Liebe,“ und „Neue Erzählungen.“

Rom, Mai.

(Beſchluß.)

Abgeſehen von den jungen Brauſekopfen, deren muſikaliſche Extaſen für einen Fremden ſo viel Auffallendes haben, daß er ſich, ſelbſt mit dem redlichſten Ergeben in Nationalſitte, und nach vielen Jahren nicht damit befreunden kann, gewährt der ältere Theil des Publikums einen deſto intereſſanteren Anblick. Namentlich die Aeltern, die noch Piccini und Anfoſſi gekannt haben, fällen mit einer Blitzesſchnelle, die in Erſtaunen ſetzt, Urtheile, die nicht allein aus den Ohren, ſondern auch aus dem Verſtande kommen, und für deren Konſequenz der Kenner, ſelbſt bey entgegengeſetzter Meynung, Achtung empfinden muß. Wo ſich irgend in der Kompoſition oder im Vortrage etwas Unzweckmäßiges oder Verfehltes zeigt, da wird es von ihnen auf der Stelle gerügt, und nicht ſelten mit einem ſo richtigen Geſchmacke, ſelbſt mit ſo viel Einſicht in das Handwerk der Kunſt, daß man glaubt gelehrte Komponiſten vor ſich zu haben, während es lauter Menſchen oft aus den unterſten Ständen ſind, welche in ihrem Leben keine Note geſehen, noch weniger gelernt haben.

Man ſollte glauben, daß, wo der Ausdruck des Beyfalls ſich ſo heftig zeigte, das Mißfallen einen noch furchtbareren Charakter annehmen müſſe. Aber hier zeigt ſich das Reinmenſchliche in der muſikaliſchen Empfänglichkeit der Römer frey von aller perſönlichen Befangenheit. Da keine Partheylichkeit, noch weniger Kabale herrſcht, ſo begnügt ſich das Publikum zu ziſchen, mitunter auch zu pfeifen, und geht dann ruhig von dannen, nachdem es dem Komponiſten oder den Sängern das bekannte: „Che bricconi“ an den Hals geworfen hat. Scandalöſe Auftritte, wie in den Pariſer Theatern, wo der Abſchaum des Volks zum Pfeifen oder zum Ziſchen gedungen wird, wo ſelbſt der gebildete Theil des Publikums, je nachdem es Freunde oder Feinde der Verfaſſer oder Schauſpieler unter denſelben gibt, in's Handgemenge mit einander geräth, ſind in Rom unerhört. Selbſt ein mehrmaliges Mißlingen, von Seiten der Komponiſten und der Sänger, erregt kein nachtheiliges Vorurtheil; ſie können eins, zweyn, ja drey Mal mißfallen haben, und werden, wenn das Publikum ſie nur übrigens als brave Künſtler kennt, auch noch zum vierten Male engagirt werden, wie es davon Beyſpiele an allen ältern und neuern Komponiſten, an Roſſini ſelbſt, und an vielen Sängern gegeben hat.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 45.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Nro. 134.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 5. Juni 1827.

O, Himmelshauch!
Schwell du die Segel mir, und hilf dem schwachen Fahrzeug,
Das ohne dich den Hafen nicht erreicht!

Walter Scott.

Seeleben.

(Fortsetzung.)

20. Okt., 8° 32′ N. B. 87° 50′ O. L.

Einen abermaligen Beweis, wie einförmig das Seeleben ist, findet ihr in diesen Zeilen enthalten. Beynahe seit einem Monate habe ich dieselben nicht wieder fortgesezt, und der alleinige Grund dieser Zögerung ist Mangel an Stoff zum Schreiben. Bey günstigerer Witterung könnten wir zur Stunde bereits in Kalkutta seyn, während wir, in Folge der seit vierzehn Tagen wehenden nur schwachen Winde und der seit gestern eingetretenen gänzlichen Windstille, eher rückwärts als vorwärts kommen. Am 15. haben wir die Linie zum zweyten Male glücklich passirt, und sind zur Stunde noch ungefähr 260 Lieues von dem weltberühmten Ganges entfernt. Drey bis vier Tage günstigen Windes, und das Ziel unserer Reise müßte erreicht seyn. Schon bekommen wir von Zeit zu Zeit einige Schwalben, Schildkröten und kleine Schlangen zu Gesichte, alles untrügliche Zeichen, daß wir dem festen Lande mit schnellen Schritten entgegenrücken. Um so mehr steigert die ungünstige Witterung unsere Ungeduld. Wären die Bewohner der andamanischen Inseln, in deren Nähe wir uns gerade befinden, etwas gastfreundlicher und nicht immerfort in Bereitschaft, den Europäer, der sie besuchen will, mit ihren Pfeilen von ihren Küsten fern zu halten, so hätten wir ihnen, der Kapitän und ich, einen kleinen Besuch abgestattet; bey reiferer Ueberlegung aber fanden wir es doch gerathener zu Hause, d. h. am Borde der Nancy zu bleiben. Mit der seit mehreren Tagen hier herrschenden, vollkommenen Windstille verbindet sich jezt eine ungeheure, fast unerträgliche Hitze, von welcher ich jedoch nicht die geringste Unannehmlichkeit verspüre. Indeß bey euch wohl schon alles mit Schnee und Eis bedeckt seyn und Groß und Klein den warmen Stubenofen suchen wird, dienen mir täglich zwey bis drey kalte Bäder zur Erfrischung. Gestern bekamen wir die ersten Turbane zu sehen. Ein mit Mohamedanern bemanntes Schiff segelte bey uns vorbey, das wir an seiner gewaltig großen blutrothen Flagge, womit es uns begrüßte, und hinwieder eine ähnliche Höflichkeitsbezeugung von uns in Empfang nahm, für einen, vermuthlich von Madras kommenden und nach Sumatra segelnden Araber erkannten. Wir kamen ihm aber nicht nahe genug, um mit ihm sprechen oder von seinen frischen Früchten, womit die Araber, namentlich mit Ananas, Kokosnüssen, Orangen u. s. w. jederzeit reichlich versehen sind, kaufen zu können. „Du vent, du vent,“ tönt es auf einmal vom Verdecke herab; ich verlasse euch auf einige Augenblicke, um mich von der Wahrheit dieser erfreulichen Nachricht selbst zu überzeugen.

2. Nov., B, 20°. L. 88°

Abermal in unserer Hoffnung getäuscht, sind wir seit fast vierzehn Tagen auf dem nämlichen Flecke stehen geblieben, und treiben unser Fahrzeug umher von einer Seite

des bengalischen Meerbusens zur andern. Ueberall nichts als Gegenwind; groß ist der Aufwand an Zeit, das Ziel in unmittelbarer Nähe und doch nicht, oder nur höchst langsam erreichbar. Wir wollen nicht müde werden uns mit Geduld zu waffnen.

5. Nov., im Angesichte des festen Landes an den Mündungen des Ganges.

Wir befinden uns vier Lieues vom Ganges und haben die sogenannte Sandküste im Gesichte. Der Kapitän macht uns die Anzeige, daß wir gegen zwey Uhr Nachmittags die Lootsen zu Gesicht bekommen werden, und wirklich signalisirte die Schildwache auf den Masten zu der angezeigten Zeit zwey Pilotenfahrzeuge. Wir nahmen unsere Richtung sofort nach dem einen derselben hin, konnten ihm aber, der Windstille wegen, vor Abends um sechs Uhr nicht nahe kommen. Nun setzte das Fahrzeug sein Boot aus, und die Lootsen wurden, wie leicht zu erachten, mit offenen Armen von uns empfangen. Dieser erste Anblick der Hindous, ihr Kostüm, ihre Sprache und Manieren machten einen ganz eigenen Eindruck auf mich, und drollig genug kam es mir vor, in einer Entfernung von fünftausend sechshundert Lieues von Hause mit diesen Figuren in Berührung zu kommen. Zwey Neuigkeiten hatten uns unsere Lootsen als die frischesten unter den in Bengalen kursirenden mitgetheilt. Die erste, die gänzliche Beendigung des Kriegs mit den Birmanen, welche den Briten eine bedeutende Portion Landes abtreten und 100 Säcke Rupien (25 Millionen Franks) als Entschädigung für die Kriegskosten bezahlen müssen. Der Vicekönig des birmanischen Reiches begibt sich gerade jezt als Abgesandter seines Hofes nach Kalkutta, wo zu seinen Ehren große Feste veranstaltet werden, denen ich, aller Wahrscheinlichkeit nach auch beywohnen werde. Die zweyte Neuigkeit, welche die Schiffer und Seefahrer in hohem Grade beschäftigt, ist diese, daß der seit 1789 verloren geglaubte Seefahrer, F. la Perouse, wieder zum Vorschein gekommen seyn soll. Ein von Botany-Bay ausgelaufenes brittisches Fahrzeug hat an einer Insel, östlich von Neu-Guinea, angehalten und daselbst in einer Wildenhütte ein Seitengewehr, nebst mehreren andern Gegenständen, vorgefunden, welche insgesammt mit dem Buchstaben P. bezeichnet waren. Die Schiffsmannschaft, ganz erstaunt, auf einer beynahe ganz verlassenen Insel europäische Habseligkeiten anzutreffen, stellte Nachsuchungen an, deren Resultat die Entdeckung des erwähnten, seit sechs-und-dreyßig Jahren todt geglaubten Mannes gewesen seyn soll. Die Ostindische Kompagnie hat von diesem Ereignisse Kenntniß erhalten und beschlossen, unverzüglich ein Schiff nach jener Insel abzusenden. Diese Nachricht scheint aber keinen Glauben zu verdienen. Wäre jener aufgefundene Mensch wirklich la Perouse gewesen, würde er dem Fahrzeuge, welches ihn auffand, nicht sofort selbst Aufträge an die Ostindische Kompagnie ertheilt haben? Und wie alt müßte la Perouse wohl seyn, wenn er jezt noch lebte? Beynahe ein Neunziger. Eher ließe sich vermuthen, der Mensch, den man gefunden, habe dem Gefolge des Weltumseglers, der in den hier genannten Gegenden verunglückt seyn soll, angehört.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paula de Witt,

Historische Erzählung von Elise von Hohenhausen.

(Fortsetzung.)

Die schönsten Frauen Dordrechts in glänzendem französischem Putz waren im Hause des Ruards versammelt, und ihrer aller Gespräch hatte nur einen Gegenstand, den ersehnten Prinzen von Oranien. Kaum bemerkte man in der Ungeduld der Erwartung die Aengstlichkeit der Wirthin, Paulas Todtenblässe und die sorgenvolle Stirn des Rathspensionairs, der absichtlich das Lob des Prinzen von Oranien zum Gegenstande seiner Unterhaltung wählte und immer wiederholte, er werde der Erhalter der niederländischen Freyheit werden, wie sein Großvater ihr Gründer gewesen sey; der Himmel habe ihn gesendet, der gegenwärtigen Noth und Verwirrung in den Angelegenheiten des Vaterlandes ein Ende zu machen.

Neidisch die Pracht um sich her anschauend, sagte darauf ein alter Bürger Dordrechts zu Johann de Witt: „der große Luxus ist's, der uns ins Verderben stürzt, statt daß der Holländer sich sollte genügen lassen, wie ehedem, mit einfältigen Kleidern von starkem Zeuge ohne Posament und Schnüre, trägt er alle Moden, die zu Paris und Montpellier von den wollüstigen Frauenzimmern und den Hofschneidern erfunden werden. Die Voreltern bauten bürgerliche Wohnungen und zierten dieselben aus mit nützlichem und nöthigem Hausrath, nun aber scheinen die Kaufleute den Fürsten, und ihre Häuser den Palästen gleich, welche angefüllt sind mit dem zierlichsten und kunstreichsten Geräthe, welches in der Welt zu finden ist. O wo sind die Zeiten hin, da die Staaten des Landes so schlicht einhergingen, daß einst ein spanischer Gesandter im Haag, der fragte, wer die Herren wären, sagte, als er es erfuhr: „das sind schlechte Räthe, die meinen König zum Kriege mit diesem Lande reizten; da seine Regenten so sparsam leben, wird der Krieg auf Kosten meines Königs geführt werden. Ja damals kamen die Regenten zu Fuße zum Landtage und trugen ihre Speise im Waidsack mit sich."

Johann de Witt wollte antworten, als die Tritte Bewaffneter durch die lärmende Tanzmusik erschallten, und

ihnen die rauhen Worte folgten: „Macht auf im Namen des Statthalters!“ Plötzlich blinkten Hellebarden im Tanzsaal, und mit stummem Erstaunen erfuhr die versammelte Menge, daß der Ruard von Putten und der Wundarzt Tibelaar als Staatsgefangene sofort nach dem Haag abgeführt werden sollten.

Jammer und Wehklagen erfüllten nun das der Freude geweihte Haus, und die Gäste verließen es sogleich. Johann de Witt, staunend darüber, daß der Blitzstrahl seinem Haupte vorbeygefahren war, entschloß sich augenblicklich, mit seiner Tochter nach dem Haag zurückzukehren und begleitete seinen Bruder.

Im Haag wurden die Brüder de Witt streng bewacht, obgleich der Rathspensionair nicht Gefangener war. Er lebte in beständiger Unruhe, schlief in seinen Kleidern, und kam bald darauf um die Erlaubniß ein, seine Stelle als Rathspensionair niederlegen und eine andere in den Gerichtshöfen annehmen zu dürfen; sein Gesuch wurde bewilligt und ihm die Wahl jeder andern Stelle freygestellt. Er schrieb auch an Oranien und erklärte seine Bereitwilligkeit, sich gegen alle Verläumdungen zu vertheidigen, die bey Sr. Hoheit gegen ihn vorgebracht wären, worauf der Prinz kalt und höflich erwiderte, daß er der Verläumdung wie sein Ohr leihe, sondern sich nur an Thatsachen halte. Das Glück hatte unterdessen Oraniens Kühnheit und Thätigkeit begünstigt. In Rotterdam, Delft, Middelburg, Harlem und Leiden fand fast zu gleicher Zeit ein Volksaufruhr statt, dem zufolge diese Städte den Prinzen als ihren Statthalter anerkannten. In Harlem waren es die Weiber, die mit einer orangenfarbigen Fahne durch die Straßen ziehend das Signal zum Aufruhr gaben. Die Provinz Seeland erklärte sich gleichfalls für den Prinzen; so geschah es denn, daß sich endlich im Haag die Generalstaaten von Holland und Westfriesland versammelten, das ewige Edikt zu vernichten, und Wilhelm von Oranien zum Statthalter, Generalkapitän und Admiral über Land- und Seemacht der vereinigten Niederlande zu erklären. Als dieß geschehen war, ließ sich der Prinz auf dem öffentlichen Gerichtsplatz unter den Gerichtsräthen nieder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Brief eines Franzosen über Goethe.

Der folgende Brief ist aus Weimar den 9ten Mai d. J. von einem jungen Franzosen, Sohn des berühmten Mathematikers Ampère, der sich in Weimar aufhält, um sich zum Dichter auszubilden, an eine Dame in Paris geschrieben und wird im Pariser Globe vom 22sten Mai mitgetheilt.

Sowohl als Beweis von dem ernsten Streben, wenigstens einer Klasse von Franzosen, sich die deutsche Literatur, namentlich die deutsche Poesie, zu eigen zu machen, als in mancher andern Hinsicht, scheint uns dieser Brief sehr merkwürdig.

* * *

Goethe ist, wie Sie wissen, achtzig Jahre alt. Ich hatte das Vergnügen mehrere Male in einem kleinen Kreise mit ihm zu speisen, und hörte ihn mehrere Stunden hinter einander mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart sprechen, bald mit Feinheit und Originalität, bald mit der Beredsamkeit und dem Feuer eines Jünglings. Er ist mit allem bis auf das Neueste bekannt, alles hat für ihn Interesse, und alles, was Bewunderung verdient, findet sie bey ihm. Mit seinen weißen Haaren, seinem sehr weißen Hauskleide, ist er ganz das Bild der Reinheit, das Bild eines wahrhaften Patriarchen. Mitten unter den Seinigen, seinem Sohne, seiner Schwiegertochter, seinen zwey Enkeln, die mit ihm spielen, spricht er über die erhabensten Gegenstände. Er unterhielt uns von Schiller, von ihren gemeinschaftlichen Arbeiten, er sprach davon, was dieser hatte unternehmen wollen, was er sich vorgesetzt hatte von dessen Planen, dessen Rückerinnerungen auszuführen; es gibt keinen interessanteren, keinen liebenswürdigeren Menschen.

Seines Ruhms ist er sich auf eine naive Weise bewußt, die nicht mißfallen kann, weil er sich um jedes andere Talent bekümmert, und für alles Gute, es mag sich zeigen, wo und in welchem Fache es will, ein inniges Gefühl hat. Er verehrt Molière und Lafontaine, bewundert Athalie, findet Geschmack an Berenice, weiß Berangers Lieder auswendig, und erzählt unsere neuesten Vaudevilles ganz vortrefflich. Aus Gelegenheit von Tasso behauptete er große Forschungen angestellt zu haben, und die Geschichte nähere sich sehr seiner Behandlung des Gegenstands. Mit Vergnügen werden Sie vernehmen, daß er an Tassos und der Prinzessin Liebe glaubt; aber immer aus der Ferne, immer romantisch, und ohne die abgeschmackten Heirathsanträge, die man bey uns in einem neuen Drama findet.

Ich habe ein ganz außerordentliches Werk von Goethe, das in einigen Tagen erscheinen wird *), im Manuscript gelesen, er hat es im Alter von mehr als 77 Jahren geschrieben; es ist eine Episode oder vielmehr ein Zwischenspiel, das einen Theil der Fortsetzung des Faust ausmachen soll, der noch nicht vollendet ist. Es ist, wie er es selbst betitelt, eine Phantasmagorie, und so gut als unübersetzbar; aber neben vielen Sonderbarkeiten und ziemlicher Dunkelheit, herrscht Tiefe, Poesie und Anmuth darin. Die Geschichte von der Belagerung von Troja bis zu der Belagerung von Missolunghi, die griechische Mythologie, das Mittelalter, die gegenwärtige Zeit, Lord Byron, alles kommt darin vor. Es ist ein

*) Ist bereits in dem vierten Bande der neuen Ausgabe seiner Werke erschienen.

Traum eines großen Geistes, und in diesem Werke ist alles, gut oder schlecht, die Schöpfung dieses achtzigjährigen Kopfes.

Doch, Sie werden denken, die Wuth, mit der die Deutschen ihren Dichter bewundern, habe auch mich angesteckt. So weit bin ich indessen noch nicht wie die gute Frau, bey der ich hier wohne; diese war außer sich darüber, daß die Gedankenfülle des großen Mannes so groß sey, daß er sich einen Sekretär halten müsse. Einen Sekretär zu haben ist hier zu Lande etwas beyspielloses.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bremen, Mai.

Es gibt hier wenig neue Erscheinungen im Gebiet der Literatur. Unsere Köpfe feyern. Den griechischen Büchern und Autoren hilft man mehr auf als dem griechischen Volke. Doch auch diesem letzteren widmet sich zuweilen eine Feder und eine mildthätige Hand. Von der Reise des hiesigen Philhellenen, Gottfried Müller, ist neulich schon die zweyte Auflage erschienen, ein besonders günstiges Schicksal, das, unsers Wissens, keine einzige andere Reise nach Griechenland erlebt hat, geschweige denn eine Philhellenenreise unserer Zeit, deren wir schon so viele haben. Des Verfassers Schicksal ist aber noch merkwürdiger als das seines Buches. Er hat für Griechenland geblutet; ein türkischer Dolch schwebte schon über seinem Haupte, auf der Insel Mitylene packte ein Muselmann ihn an der Brust und zog sein langes krummes Messer heraus, um ihm den Kopf abzuschneiden; doch wunderbarer Weise wurde er noch aus den Händen dieses Wütherichs errettet. — Mielgands ist Willens eine „Chronik von Bremen," in drey bis vier Bänden auf Unterzeichnung herauszugeben, worin Bruchstücke aus alten seltenen Chroniken, die sich auf hiesiger Stadtbibliothek befinden, und aus andern alten Scribenten des Mittelalters, wörtlich mitgetheilt werden sollen. Bald ist nun auch zu hoffen, daß die bisher noch ungedruckte, berühmte Renner'sche Chronik von Bremen sofort im Druck erscheinen wird, weil aus ihr alle neueren geschöpft haben, und weil sie die Hauptgrundlage der bremischen Geschichte ist. Des verstorbenen Prof. Storks „Ansichten von Bremen," enthalten ebenfalls eine schätzbare, gedrängte Uebersicht der Geschichte von Bremen, aus den Quellen bearbeitet. Nur schade, daß die hübsch gestochenen Kupfer nicht besser gewählt sind, und die Darstellung nicht ganz treu ist.

Einige Handelsschiffe, die, theils von Brasilien, theils von den kanarischen Inseln hier ankamen, brachten eine Sammlung von Naturalien mit, worunter sich eine Sammlung vorzüglich schöner Schmetterlinge auszeichnet. Obgleich diese im Lande, wo sie einheimisch sind, selbst gesammelt wurden, so kommen sie doch sehr theuer zu stehen: ein kleines hohes Kästchen, von kaum einem halben Fuß im Gevierte, mit höchstens einem Dutzend Schmetterlingen, kostete in Brasilien an Ort und Stelle fünf spanische Thaler, also mehr als einen Louisdor; ein Beweis, daß man in Amerika selbst den Werth solcher Seltenheiten, oder vielmehr Naturschönheiten, denn dort sind sie nicht selten, schon recht gut kennt, und daß man sie beynahe schon als einen einträglichen Handelsartikel betrachtet. Aber die kolossalen perlmutterfarbenen Schmetterlinge sind auch in der That sehr schön, vielleicht, außer den Kolibris von Westindien, das prachtvollste Farbenspiel, das man in der Natur finden kann. Um sie gegen den verheerenden Wurmfraß zu schützen, füllt man die kleinen Leiber dieser Thiere schon in Brasilien mit Arsenik an, der sie vollkommen gut bewahrt. Wie es scheint, sind in Berlin die größten Liebhaber solcher seltenen Insekten, wohin denn auch zuweilen dergleichen neu ankommende Sammlungen verschleift werden, und dort bald guten Abgang finden. Auch in München herrscht viel Sinn für Schönheiten dieser Art, besonders seit den Reisen der Baierischen Naturforscher Spix und Martius, des Prinzen von Neuwied und anderer. Nicht blos öffentliche Kabinette, sondern noch mehr wohlhabende Privatleute bezahlen solche Naturalien sehr gut, ein Hang, der doch rühmlicher ist als die Sucht nach Gegenständen des bloßen Luxus, oder, wie in unsern Hansestädten, nach den Leckereyen einer von Ueberfluß brechenden Tafel, die in einer Minute verschlungen und dann vergessen werden.

(Der Beschluß folgt.)

St. Gallen, Mai.

Seiner stillen und bescheidenen Wirksamkeit unerachtet, bleibt der seit etlichen Jahren erst gegründete „Verein zur Förderung der Volksbildung im Kanton St. Gallen," sehr beachtenswerth. Den, alle und jede Bildungsanstalten nach kirchlichen Konfessionen trennenden Einrichtungen des Landes, steht diese vereinende Stiftung gegenüber, und ihre Verhältnisse hat der Vortrag ihres Vorstandes, des Kriminalgerichtspräsidenten Müller-Friedberg, in der jüngsten Jahresversammlung näher entwickelt. Glückliche Umstände beschieden unserm Vaterlande ein unpartheyisches Loos, insofern es außer den Strudel politischer Zwiste gestellt ist. Allein kein Volk ist groß oder klein genug, daß es von den allgemeinen Konstellationen unberührt bliebe, und keines so isolirt, daß ihre Einflüsse nicht auf solches zu seinen Gunsten oder Ungunsten zurückwirkten. Darüber sprechen mancherley Erfahrungen zu uns. Um so erfreulicher erscheint aufrichtiges Handbieten und freundliches Zusammenwirken zu Zwecken, welche, ächt vaterländisch, nur des gemeinen Wesens bleibendes Wohl und Bestes im Auge haben. Verschiedene Vereine erwuchsen zwischen dem Rhein, dem Jura und den Alpen; jeder wählte sich eine gemeinnützige Aufgabe. In allen war das Gefühl lebendig, daß offene, patriotische Verbindungen zu den Stützen des öffentlichen Heils gehören, daß wir miteinander stehen oder fallen. In solcher Empfindung verklangen die zweyundzwanzig Kantonaldissonanzen in allgemein bürgerlichen Interessen; auch die kirchlichen verloren das Abstoßende, wo es sich darum handelte, Frieden und Liebe zu pflanzen, und Sittlichkeit zu pflegen, die Elemente christlichen Geistes, wie des Glücks eines Freystaats. Merkwürdig ist die Entstehung unsers Vereins, als eines freywillig geknüpften Bandes, in einem Momente, der scharfe Trennungen hätte herbeyführen sollen, schärfer als irgendwo. Was aber aus der Natur der Sache und den innersten gesellschaftlichen Interessen hervorquillt, kann nie ganz seine Anerkennung verlieren; über kurz oder lang muß der wahre Werth erkannt, und durch den Drang der Umstände selbst wieder zu Ehren gebracht werden. In der Regel überleben die Formen den Geist, der sie stiftete; hier triumphirte seine Lebenskraft über die Formen. — Ein so eben an die Mitglieder ausgegebenes viertes Heft der Jahrkunde dieses achtbaren Vereins, macht mit dem bekannt, was er für Verbesserung des Schulwesens, für Schullehrerbildung und damit verwandte Verhältnisse thun will, und zu leisten wirklich begonnen hat.

Beylage: Literaturblatt Nr. 45.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 135.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 6. Juni 1827.

Was ſich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur tief im Verborgnen ſchafft,
Muß mir entſchleyert und entſiegelt werden;
Denn nichts beſchränkt die freye Dichterkraft.

Schiller.

Die Poeſie.

Ode,

geweiht dem Dichter Friedrich Rückert.

Lieb hab ich ſie all,
Wie ſie da heißen, —
Muſik, die Nachtigall,
Mit ihren herrlichen Weiſen,
Mit ihrem klagenden Laut,
Der ſchmelzend niederthaut,
Und mit ihren Wettern
Die Herzen können zerſchmettern.

Und die ſtille malende Kunſt,
Geſchaffen, daß ſie entzücke,
Die mit freundlicher Gunſt
Feſthält die Augenblicke,
Und was ſie der Natur
Adelnt auf grüner Flur,
Oder in ſchöner Augen Klarheit,
Bewahrt in treuer Wahrheit.

Und dann das hohe Weib,
Das mit kühnem Zwingen
Den allerſchönſten Leib
Dem Stein weiß zu entringen;
Die Mutter Laokoons,
Die den Schmerz ihres Sohns
Und die Schlangen der Qual, die wilden,
In Marmor weiß zu bilden.

Sie, auf deren Wink
Erſteben Rieſenkoloſſe
Im weiten Zeitenring,
Die kräftige, große,
Die nach Jahrhunderten noch
Trotzt jeglichem Zeitenjoch,
Und mit kräftigem Mahnen
Den Enkel weiſt auf die Ahnen.

Dann mit dem Winkelmaas
Die ſchöne Nahverwandte,
Die mit dem Zirkel niederſaß,
Und kühne Bogen ſpannte,
Und Dome luftig groß
Entzaubert dem Erdenſchooß,
Die rieſig emporgeſtiegen,
Und Wunderwerke vor uns liegen.

Und ſie, die zu beben weiß
Den Geiſt auf ſcharfen Blicken,
Und zu dem Sternenkreis
Aufbauet kühne Brücken,
Die Sonnen und Räume mißt,
Wenn ſie nicht im Keime iſt,
Und wo ſie entſtanden, Wunder
Vom Himmel wahrſagte herunter.

Doch vor Allen lieb
Iſt mir die Eine
Mit dem Flammentrieb,
Die herrliche, reine,
Die Zauberin Poeſie,
Die mit verliebter Müh'
Sich Feenreiche geſtaltet,
Drin ſie als Königin waltet;

Die mit unendlichem Licht
Erfüllt das Menſchenauge,
Damit es das Angeſicht
Der Göttin zu ſehen tauge,

Damit es im Himmelsraum
Erſpähe den Himmelsbaum,
Aus deſſen goldenen Zweigen
Segen und Luſt herniederſteigen;

Sie, die Prometheus gleich
Den Sonnenfunken entwandte,
Wodurch ſie das Reich
Des Menſchenherzens entbrannte,
Auf daß es auflodere hell,
Das Höchſte fordere ſchnell,
Und mit reinen Liebesflammen
Schlage um ihr Bild zuſammen;

Die ſelbſt ein Wunderbaum,
Daran viel Tauſend Aeſte,
In deſſen frohem Raum
Viel liebe Sängergäſte,
An deſſen grünen, rauſchenden
Gezweigen alle Lauſchenden,
Wie Abſalon, bleiben gefangen
Mit dem Haar der Gedanken hangen.

Ihr gefügeltes Wort
Erklingt als ſüße Kunde,
Wandelt von Ort zu Ort
Und von Mund zu Munde;
Jahrhunderte klingen es nach,
Und Enkel ſingen es nach
Im Süden und im Norden
Zu kräftigen Akkorden.

Und die Erde iſt Poeſie,
Und Poeſie iſt der Himmel,
Mit all ihrem Schönen die
Und ihrem frohen Getümmel,
Der mit ſeiner Unendlichkeit
Und reinen Verſtändlichkeit,
Mit ſeiner ewigen Wahrheit
Und ſeligen Klarheit.

Ihr Odem webt überall,
So in Kies und Erzen,
Wie im Liede der Nachtigall
Und klopfenden Herzen;
Sie eint den Sternenglanz
Mit der Blumen fernem Kranz,
Und treibt den Gedanken
Hinaus in unendliche Schranken.

So walten und geſtalten
Sich ihre Wunderwerke,
Und halten und entfalten
Den Himmel mit Kraft und Stärke,
Blüh'n in der Blume auf,
Thun ſich im Heiligthume auf,
Und entkeimen und entſproſſen
Allem Schönen und Großen.

Wo aber das Geringe ſich
Entwickelt in Kleinheit,
Oder niedere Dinge ſich
Zeigen in Gemeinheit,
Verklingt ihr ſüßer Hall
Und wird zum Donnerſchall,
Drin ſich ihr Zorn entledigt
Und ewige Strafe predigt.

Denn eine Glut iſt Poeſie,
Die verzehret und ſich erweitert,
Metall begehret ſie,
Damit es werde geläutert;
Doch naht ihr niedres Holz,
So bäumt ſie auf in Stolz,
Und nagt mit zürnenden Flammen
Es bald in Nichts zuſammen.

Manfred.

Paula de Witt,

Hiſtoriſche Erzählung von Elſe von Hohenhauſen.

(Fortſetzung.)

So mit unumſchränkter Macht ausgerüſtet, wandte der Statthalter alles zur Rettung des Staates an; die Armee wurde in beſſeren Stand geſetzt, Feſtungen wurden errichtet, freywillige Beyträge geſammelt und die ganze Kraft des Landes in Bewegung geſetzt. Bald flog der Prinz in die aufrühriſchen Städte, um durch ſeine Erſcheinung die Gemüther zu beruhigen und auf beſſere Zeiten zu vertröſten; bald ſtellte er ſich an die Spitze eines oft geringen Heeres faſt immer mit Glück dem überall andrängenden Feinde entgegen, deſſen Kühnheit und Selbſtvertrauen indeſſen in dem Maße abnahm, in welchem die Kraft der Verwaltung in den Niederlanden erſtarkte.

„Und du magſt noch immer Hoffnung nähren, daß unſere Macht wieder aufleben werde," ſprach eines Tages der Ruard de Witt mit düſtern Blicken zu ſeinem Bruder, „nein, laß uns ſterben." — „Das bleibt das Letzte, entgegnete Johann de Witt; ich hoffe, die Gefahr iſt vorüber; noch immer iſt mir das Glück nicht untreu geworden, wie wäre es ſonſt möglich, daß ich jeder Unterſuchung, jeder Verhaftnehmung glücklich entgangen bin, und wie geht es zu, daß der Befehl, dich auf die Folter zu ſpannen, um dich zum Geſtändniß deines Mordanſchlags gegen den Prinzen zu bringen, zurückgenommen iſt?"

„Würde ihnen auch nichts geholfen haben, rief der Ruard, und wenn ſie mich in Stücken zerhauen, ich bekenne nichts. Glaubt man mit mir wie mit dem elenden Tibelaar verfahren zu können?" — „Doch, lieber Bruder, entgegnete Johann, haſt du es nicht läugnen können, daß Tibelaar dir genau bekannt ſey, und durch deine Heftigkeit haſt du dich in deinen Ausſagen ſo ſehr verwickelt, daß der hohe Gerichtshof dich auch ohne dein Bekenntniß für ſchuldig erkennen muß." — „Ich weiß es, verſetzte der Ruard, auch iſt mir der Tod willkommen; meine Krankheit, der Verluſt unſeres Glückes, die Knechtſchaft, der wir entgegen gehen, haben mir das Leben verhaßt gemacht, der Tod komme je eher je lieber."

„Und wenn du nun freygeſprochen würdeſt, Bruder?" — „Das iſt unmöglich." — „Aber wenn es wäre, dann flüchten wir aus Holland zu den Franzoſen; unſere

Anhänger folgen uns; der Sieg neigt sich auf unsere Seite, und bald herrschen wir wieder im Vaterlande." — „Du träumst," sprach Kornelius. „Hier, versetzte Johann, beweise ich dir das Gegentheil, hier sind Briefe vom Obersten Mombas; sie melden, daß der König von Frankreich uns seine Armee anbietet, hier Briefe vom Kurfürsten von Köln, und hier wird mir gemeldet, daß unsere in der Gegend versammelten Anhänger, mehrere Tausend an der Zahl, als Fischer und Bauern verkleidet in die Stadt dringen und dich befreyen wollen. Der Prinz steht bey Wesel mit seiner Hauptmacht."

„Ha! Rache an Oranien!" stammte Kornelius auf, doch setzte er voll Verzweiflung hinzu, „es ist zu spät, sie finden nur meine Leiche."

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den Einfluß der Hoftheater auf Kunst und Künstler.

(Fortsetzung.)

Hören wir auch nun ihre Gegner. — Die Kunst, sagen sie, ist so göttlichen Ursprungs und mit so eigener, inwohnender Kraft vom Himmel ausgerüstet, daß sie der äußeren, fremden Hülfe nicht bedarf, um ihre vielfältigen Feinde selbst zu besiegen, unter welchen die Nützlichkeit, wenn sie sich als Endziel der Kunst hinstellt, ihre listigste Gegnerin ist. Was die Rohheit betrifft, so hat — und es sollte also seyn — alle Kunst mit ihr begonnen; und da, wo man die Kunst nicht selbst walten ließ, um die ihr widerstrebende Rohheit von sich auszuscheiden, da wo fremde, unberufene Hände es sich herausnahmen, dieses Unkraut auf dem goldenen Aehrenfelde der Musen herauszuraufen, haben sie sich noch immer, trotz ihrer angemaßten Kenntniß, versehen und zugleich mit dem Unkraut der Rohheit auch das Kunstgewächs freyer Derbheit herausgerissen. Ueberhaupt haben die Künste — die Vorfahren nannten sie sinnvoll die freyen — keinen gefährlicheren Feind als die Macht, die sie durch äußere, nicht in ihr selbst zu findende Hülfsmittel vormundschaftlich beschränken will. Unter einer solchen unberufenen Vormundschaft steht nun jede Hofbühne. Was kann daraus erfolgen? Was in dem sogenannten goldenen Zeitalter Ludwigs XIV. erfolgte: nach unzähligen Kollisionen der Würdenträger und der öffentlichen Kunstanstalt, nach ununterbrochenen Plackereyen der Dichter, Darsteller und Beamten von Seiten eigensinniger, unverständiger und willkürlicher Vorgesetzten, wie solches in so vielen Denkschriften zu lesen ist — endlich der Untergang der französischen Nationalpoesie, und an deren Stelle eine bereitete Hofkunst, die ihrer vollendeten Schicklichkeit wegen zwar meisterhaft, doch auch tanzmeisterhaft zu nennen ist. Daß damals ein Genie wie Molière entstand, ist eine Ausnahme von der Regel, und würde auch dann nichts gegen unsere Behauptung beweisen, wenn sich der Lustspieldichter nicht, wie es doch geschah, fern vom Hofe, in der Provinz gebildet hätte. Eben so entfaltete sich Lafontaine's schalkhafte Naivität in hofferner Einsamkeit, während der bey weitem großartigere Racine dem Einflusse seiner Zeit nicht zu widerstehen vermochte, und der eigentliche Gründer und unübertroffene Meister der dramatischen Hofkunst wurde. Dieß geschah in Paris, in der tonangebenden Hauptstadt eines großen Landes, das allen andern damals an feiner Art und Kunst zum Muster diente; unter einem siegbeglückten, verschwenderischen Fürsten, der seinen Stolz darein setzte, Talente jeglicher Art in seine Nähe zu ziehen, wobey ein angeborener Scharfblick ihn oftmals die beste Wahl treffen ließ, während die höhere Gesellschaft dadurch neue, lebensfrische Mitglieder erhielt, und im geistigen Verkehr verjüngt und gestärkt wurde; endlich im Jünglingsalter der dramatischen Kunst, wo auch das Geringste mit Enthusiasmus ergriffen wurde, wo das Beste noch den Reiz der Neuheit hatte, und wo es noch lange nicht nöthig war, diesen immer stumpfer werdenden Reiz durch die verächtlichsten Mittel der Unkunst nicht sowohl zu befriedigen, als fortwährend anzustacheln. Was aber wird bey unsern, nicht vielgewaltigen, aber gewaltig vielen kleinen Hofbühnchen erfolgen? Was man vermag, wird man nicht wollen, was man will, nicht vermögen. Wie selten war es von jeher und überall einen tüchtigen Bühnenchef zu finden, und hier nun gar unter so wenigen hohen Kandidaten. Da werden denn wahrscheinlicherweise einem vornehmen Hofbeamten zu seinen anderen Titulaturen noch ein Paar mehr verliehen, durch die er für fähig erklärt wird, der ersten und größten Kunstanstalt des Landes vorzustehen. Der Mann ist rechtschaffen und brav, er hat früher die Dienerschaft des Hofes mit einer unbestreitbaren Geschicklichkeit wohl regiert, er hat die Rechnungen der Hofküche mit gewissenhafter Treue kontrollirt, er hat sogar auf den guten Geschmack des Hofkonditors, bey Servirung des Nachtisches, nicht übel eingewirkt; aber die Kunst ist ihm immerdar, bey seinen vielen wichtigen Amtsgeschäften so weit entfernt geblieben, daß er sie kaum vom Hörensagen kennt. Wer wird unter solchen Umständen den meisten Einfluß auf ihn haben? nicht der, der das Bühnenwesen am besten versteht, sondern der am besten versteht ihm vorzuspiegeln, daß der Fürst mit dem Amt auch den Verstand gebe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, 20. Mai.

Unter den Merkwürdigkeiten der hiesigen Stadt verdient unstreitig das egyptische Museum den ersten Platz. Diese höchst merkwürdige Sammlung egyptischer Alterthümer, von dem französischen Generalkonsul in Alexandrien, Herrn Drovetti erkauft, enthält eine Menge größerer und kleinerer Bildsäulen, zum Theil von vortrefflicher Arbeit, in egyptischem Style, sehr viele Stelen (eine Art Grabmonumente nach Art unserer Leichensteine), mehr als dreyßig Mumien, großen Theils noch unerößnet, eine große Zahl von Münzen, kleinen Götzen, Scarabäen (kleinen Münzen in Käfergestalt); Ringe, Waffen und andere Geräthschaften, von denen ich nur den vollständigen Apparat eines Malers, und einen Spiegel aus Glas nenne; außerdem Papyrusrollen bey 300 an der Zahl, mit demotischen, hieratischen, hieroglyphischen Schriften und allegorischen Zeichnungen. Viele Alterthümer konnten, wegen Mangel an Platz (da der andere, für das Museum bestimmte Flügel des ehemaligen Jesuitenkollegiums noch nicht vollendet ist) noch nicht aufgestellt werden, und liegen bis jezt in ihren Kisten oder in den verschlossenen Schränken. Der hohe Werth dieses Museums, das ohne Anstand das erste in Europa genannt zu werden verdient, besteht vorzüglich in dem Alterthum der einzelnen Gegenstände. Man sieht hier Bildsäulen, Papyrusrollen u. s. w. aus den Zeiten vor und kurz nach Moses bis auf die Herrschaft der Perser herab, während die ältesten uns bisher bekannten Inschriften nicht über die christliche Zeitrechnung hinaufreichen. Die Alterthümer aus den Zeiten der Ptolemäer und der Römer, die im hiesigen Museum aufbewahrt werden, sind im Vergleich mit den frühern viel weniger zahlreich. Zu meiner großen Freude fand ich hier den Professor aus Leipzig, Herrn Seyffarth, der mit unermüdlichem Eifer seit sieben Monaten im Museum arbeitet. Er hat eine Menge wichtiger Entdeckungen gemacht. Seine Art, die alte egyptische Schrift zu entziffern, scheint, trotz der Einreden des Franzosen Champollion, so viel als erwiesen. Neuerdings hat er bedeutende Stücke von den uralten egyptischen Tempelannalen, in denen Tag für Tag die Ereignisse in Egypten aufgezeichnet sind, und einige alte Grundrisse verschiedener Katakomben gefunden; vorzüglich wichtig sind drey Papyrusrollen, die ein Verzeichniß der egyptischen Dynastien enthalten. Da die Namen der einzelnen Pharaonen chronologisch geordnet sind, und bey jedem derselben die Zeit seiner Regierung in Jahren, Monaten und Tagen angegeben ist, so kann man diese Dokumente als die erste Grundlage einer egyptischen Geschichte ansehen.

Vor Kurzem ist auch Seyffarths Vertheidigung seines hieroglyphischen Systems (Difesa del Sistema geroglifico dei Sig. Spohr e Seyffarth) hier gedruckt worden. Der Verfasser zeigt darin, daß die von Herrn Champollion in einer frühern kleinen Schrift (Lettre à M. le duc de Blacas sur le Système de Mss. Spohr et Seyffarth) gegen seine Entzifferungsweise erregten Zweifel, eben so viele Beweise für dieselbe sind, während das hieroalphabetische System des Herrn Champollion geradezu den ausdrücklichen Zeugnissen der Alten über die Schrift der Egypter widerspreche, und bis jezt noch keine Zeile eines Textes zu erklären vermocht habe. Wirklich ist hier eine hieroglyphische Inschrift, mit der griechischen Uebersetzung daneben, zu sehen, die unwidersprechlich für die Wahrheit der Behauptungen Seyffarths zu sprechen scheint. Denn nach Champollion's System kann diese egyptische Inschrift durchaus nicht erklärt werden, während die in den rudimentis hieroglyphicis des Hrn. Seyffarth angegebenen Regeln alle Buchstaben dieser Schrift völlig gleichlautend mit der griechischen Uebersetzung entziffern. Unter diesen Umständen läßt es sich kaum noch bezweifeln, daß das System des deutschen Gelehrten über die Erklärungsweise des Franzosen die Oberhand behalten wird.

Bremen, Mai.

(Beschluß.)

Auswärtige Gelehrte, besonders die betriebsamen Franzosen, laufen uns Deutschen oft den Rang ab, und kommen uns in manchen Stücken zuvor. So durchreiste z. B. ein französischer Gelehrter, Hr. Raymond, Professor aus Paris, das Holsteinische, blos in der Absicht, die Alterthümer, und insbesondere die vielen Hünengräber dortiger Gegend aufzunehmen und zu beschreiben. Die merkwürdigsten derselben sind in der Tänzfelder Aue, einem Dorf oder einem Distrikt unweit Lübeck, wo die Hünengräber ordentlich mit einer Art von kleinen Mauer oder einem Steinwall sorgfältig eingefaßt und umgeben sind, doch so, daß dieser Wall nur von natürlichen Steinen oder Feldsteinen zusammengesezt ist, die nicht auf einander, sondern blos neben einander liegen. Hr. Raymond durchwanderte alle diese Steinhaufen, stellte genaue Vermessungen an, machte sich Grundrisse davon, und zeichnete sich Länge, Breite, Höhe und Entfernungen aller Art auf, um darüber in Paris eine Druckschrift herauszugeben. Man sollte in jener Gegend doch Nachgrabungen veranstalten, um endlich zu dem sichern Aufschluß zu gelangen, ob es Begräbnißplätze oder nur Opferstätten waren. Das Hünengrab zu Osterholz bey Bremen hält man jezt bestimmt für ein Erbegräbniß, und nicht mehr für eine Opferstätte, wie bisher irrig geglaubt wurde.

Von Bremens Schaubühne ist gegenwärtig manches Gute zu rühmen, und es würde noch mehr zu rühmen seyn, wenn leider nicht der Abgang der trefflichen Sängerin, Walburga Eggers, an das Theater zu Braunschweig, zu beklagen wäre, wiewohl Mad. Steinert in Soubrettenrollen, und Hr. Steinert als erster Tenorist, noch immer recht viel leisten. Die Anstalt wird, allem Anschein nach, uneigennüzig und sorgfältig verwaltet durch die beyden Direktoren, Hrn. Pillwitz und Bethmann, und hebt sich um so mehr, da sie an dem ersteren keinen der lezten Bassisten, und an dem lezteren einen der ersten Komiker beißt. Die gegenwärtige Direktion läßt mehr neue Stücke geben, Opern und Schauspiele, als irgend eine frühere Direktion, z. B. kurz vor und nach Ostern; die Opern: Cortez. Silvana. Vestalin, weiße Frau, der Schnee ꝛc. hätten wir sonst vielleicht noch in langer Zeit nicht gehört. Großen Genuß gewährte uns im April Hr. Kunst, Regisseur des Theaters an der Wien, als Hamlet. Otto von Wittelsbach, Karl Moor, als Prinz in Leben ein Traum, und in andern Gastrollen. Der allgemeine Beyfall ehrte in ihm einen der ersten Tragiker Deutschlands. Es heißt, im September werde die berühmte Sängerin, Dem. Sonntag, in Hamburg auftreten, und von da auch nach Bremen kommen, um hier drey Gastrollen zu geben. Möge diese Verheißung in Erfüllung gehen.

Der Verlust des großen Beethoven hat hier allgemeines Mitgefühl erregt, da er kaum irgendwo so viele wahre Verehrer zählte als in Bremen. Seine großen Symphonien waren hier die allerbeliebtesten, die jemals hier gegeben wurden, und die der vormalige Musikdirektor Löwe (jezt in Polen) hier zuerst einführte, und mit Liebe und Verstand leitete. Seine Klavierkonzerte, einzelne Arien, Quartette, und besonders sein genialer Sextett, lockten jedesmal die sämmtlichen Kunstfreunde in das Konzert. Schade, daß seine Oper Fidelio, die doch in London, Hamburg, Braunschweig, Wien und Berlin so viel Glück machte, bis jezt noch niemals hier gegeben worden ist, da es an passenden Sängerinnen fehlte.

Beylage: Monatsregister Mai.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 136.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 7. Juni 1827.

Du bist am Ende — was du bist.
Setz' dir Perrücken auf von Millionen Locken,
Setz' deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibst doch immer was du bist.

Goethe.

Ueber den Einfluß der Hoftheater auf Kunst und Künstler.

(Fortsetzung.)

Welche Stücke wird er annehmen und welche zurückweisen? Sein Melodrama- und Vaudeville-Repertorium gibt Antwort hierauf. In welchem Ton wird er sich schriftlich gegen Dichter und Schauspieler vernehmen lassen? In dem bestmöglichsten, den er für subalterne Leute in gewohnter Bereitschaft hat; er wird dem Dichter schreiben, wie an einen fremden wohlgebornen Kammerdiener, dem Schauspieler, wie an den ihm untergebenen ungeborenen Hoflakayen. Wie werden die Stücke in Scene gesetzt werden? Wie es der Zufall will; er hat andere Dinge zu thun, und überläßt so untergeordnete Dienstsachen dem durch Gunst erwählten Regisseur, dem Maschinenmeister, dem Dekorateur, Feuerwerker und Schneider, und obgleich in der Hofküche die alte Warnung bedacht wird, daß viele Köche den Brey verderben, so hat doch das auf der Hofbühne nichts zu sagen, wenn nur der Schneider für die gehörigen und ungehörigen Flittern, der Feuerwerker für rothes und blaues bengalisches Verklärungsfeuer gesorgt hat. An eine Versammlung von Gelehrten und Künstlern im Hause des hohen Hofbeamten, wo man sich über die Wahl der Stücke, ihre Besetzung, ihre Einrichtung, und was sonst dahin gehört, bespräche, ist nicht zu denken: das wäre gegen alles schickliche Dekorum, und würde auch zu mannigfacher Verlegenheit führen, so wie es denn die gar bequeme Alleinherrschaft der Bühne höchst unangenehm stören könnte. Man müßte da etwas lernen, und das wäre beschämend; es ist viel behaglicher, sich mit lauter Leuten zu umgeben, die, aller Literatur ermangelnd, ein deutsches klassisches Werk von einem französischen Melodram nicht unterscheiden können, oder es aus knechtischer Augendienerey nicht unterscheiden wollen. Bey einem solchen Hoftheater, welches nicht viel mehr als ein, nun einmal leider zum Bedürfniß gewordener, Appendix der Hofküche ist, wird der Dichter zu einem Fabrikanten, der Schauspieler zu einem Handwerker, und die Kunst — zu einer Pastete von Gänseleber, Austern und Hahnenkämmen. Dahin ist es bereits mit so manchen der kleinen Hofbühnen gekommen; aber auch bey denen, die vielleicht nicht so völlig vom rechten Wege abirren, stellen sich zwey Beschränkungen ein, die kaum zu vermeiden sind, und die doch der Kunst das Element, in dem allein sie zu leben vermag, die selbstständige Freyheit, entziehen. Die erste dieser Beschränkungen ist die individuelle Liebhaberey, der Privatgeschmack des Hofes. Theils ist ein solcher wirklich vorhanden, theils wird er von der kriechenden Schmeicheley, in unerlaubter Verbindung mit ihrem Buhlen, dem Privat-Vortheil, geboren und groß gezogen, und als ein unbezwingbarer Despot, ja als ein Feind der Kunst, ihr gegenüber gestellt. Ein solches Schreckbild zur bequemen Beschönigung des eigenen bösen Willens, der eigenen Trägheit und Ignoranz, geht meistens von dem subalternen Intriganten, von dem seine Macht läugnenden Machtha-

der, von jenem heimlichen Faiseur aus, der nur bey wenigen Bühnen zu fehlen pflegt. Wenn man mit einem solchen über die Verirrungen seiner Bühne spricht, wenn man ihn durch die Evidenz der Thatsachen aus einer Verschanzung in die andere schlägt, so rettet sich der Schächer zuletzt in das Allerheiligste, und schiebt höhnend und bedauernd die eigene Schuld des Kunstunwesens auf den ungeläuterten Geschmack des Hofes — eine Lästerung, die nur durch ihre gewandte Heimlichkeit sich der gerechten Strafe entzieht. Dergleichen Leute sind es allein, die überall das Verderben der Bühne durch ihre Selbstsucht herbeyführen, die dem Schlechten und Mittelmäßigen Vorschub leisten, das Bessere und Edle, das sich über ihre gemeine, niedere Sphäre erhebt, für sinnlos oder extravagant ausschreyen; den Dichter und Schauspieler, die ihnen nicht persönlich schmeicheln, von dem Repertorium und aus den Rollen verdrängen, und sich selbst und ihre Kreaturen überall mit frecher und lächerlicher Anmaßung einschieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paula de Witt,

Historische Erzählung von Elise von Hohenhausen.

(Fortsetzung.)

Paula stürzte in das Gemach; ihr folgte der Schreiber des Hofgerichts in seinem Amtsrock.

„Ich soll Euch, Kornelius de Witt, Ruard von Putten, das Endurtheil des Hofgerichts, von seiner Hoheit unterschrieben, mittheilen," so begann er feyerlich. Paula blickte ihn mit bald leichenblassem, bald hochrothglühendem Antlitz an; die Brüder de Witt zwangen sich ruhig zu scheinen, das Urtheil lautete:

„Da der Hof von Holland gesehen und examinirt hat die Schriften und Zeugnisse, so vom Fiskal gemeldeten Hofes wider Kornelius de Witt, Altbürgermeister der Stadt Dordrecht und Landdrosten von Putten, gegenwärtig auf den Vorpforten des Hofs Gefangenen, eingebracht worden u. s. w., erklärt er denselben aller seiner Würden und Aemter verfallen, bannt ihn auch ferner aus dem Lande von Holland und Westfriesland ewiglich, bey hoher Strafe, soll auch dieses Land mit dem ersten zu räumen haben; überdieß kondemnirt er ihn in die Kosten und Schaden des Gerichts." — „Ich gratulire Euch, meine Herrn, sprach der Schreiber trocken nach Lesung des Urtheils, im Haag hat man ein ganz anderes erwartet."

Als er weg war, erhob Paula dankend ihre Hände zum Himmel empor und sprach: „Vater, Oheim, preißt doch mit mir Gottes Gnade und Oraniens Milde." Aber düster sahen beyde de Witte vor sich nieder und Johann sprach: „Verworfene Tochter, aus deren Munde das Lob von ihres Vaters Todfeind ertönt. Deine Stunde ist jetzt gekommen, sprich, weißt du von dem schändlichen Verrath, der deines Vaters Hoffnungen auf immer zerstörte?" — „Sie weiß es, rief Kornelius, sieh nur, wie bleich sie wird, wie sie bebt; eine Schlange hast du in deiner Brust genährt." Paula vermochte kaum zitternd zu antworten: „Noch ist mir nicht klar, mein Vater, was Ihr meynt." — „Sprich, fuhr Johann fort, und seine Züge verfinsterten sich immer mehr, wo warst du, als der Ball in Dordrecht begann, auf welchem unser Unglück seinen Anfang nahm?" — Paula schwieg. „Es heißt, nahm Kornelius das Wort, ein junger Offizier habe unsern Anschlag dem Prinzen verrathen; erhielt der Nachricht von dir, kennst du ihn? Wer war's Unglückliche?" — „Ich selbst," sprach Paula kaum hörbar. Der Ruard fuhr von seinem Lager auf, und der gichtkranke Arm griff nach dem Schwerte, vermochte es aber nicht zu führen. Johann rief, vom tiefsten Schmerz ergriffen: „Ehrlose, Schändliche! die erste Jungfrau Hollands in Mannskleidern, in den Zimmern eines fremden Jünglings, um ihren Vater zu verrathen; Fluch dir!" — „O Vater! flucht mir nicht," versetzte Paula rasch, und das Gefühl ihrer Unschuld flößte ihr hohen Muth ein, „ich bin nicht ehrlos, ich bin nicht schändlich; nicht strafbare Liebe zog mich zu Oranien, nur der Wunsch, einen Mord zu verhindern; nur die Pflicht, meines Vaters Seele vor Blutschuld zu schützen, sollte auch sein zeitliches Glück darüber zu Grunde gehen." — „Albernes Geschöpf, Lügnerin, schalt der Ruard, kommt es dir zu, deines Vaters Handlungen zu beurtheilen? hast du sie zu verantworten? Das kommt von deiner albernen Erziehung, Bruder. Ein Weib muß nur für Gehorsam, Küche und Kinderstube Sinn haben; wer etwas mehr aus ihnen machen will, stürzt sich in's Verderben."

„Hinweg aus meinen Augen, du bist fortan nicht meine Tochter mehr," sprach Johann. — „O mein Vater," rief Paula, und strebte vergebens die Knie des rauh Abwehrenden zu umfassen, „vergebt mir, flucht mir nicht, hört auf meine lezte Bitte, entsagt allen ehrgeizigen Planen für die Zukunft, erkennt Oraniens Milde, handelt nicht mehr gegen Euren Landesherrn, und gewiß, gewiß, Gott, der Euch erniedrigt hat, wird Euch wieder erhöhen." — Der Ruard bezwang sich nicht länger, ein Schlag seiner Faust streckte die Knieende zu Boden; blutend raffte sie sich auf, und verließ seufzend das Gemach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Seeleben.

(Fortsetzung.)

8. Nov., an der Insel Sagoor, sonst auch die Tigerinsel genannt.

Langsam gleitet unser durch Ebbe und Gegenflut in einem Laufe gehemmtes Fahrzeug den Ganges hinauf. Seit gestern Abend liegen wir an der Tigerinsel vor Anker. Die immer steigende Sehnsucht nach dem Lande hat uns bewogen, heute Vormittags auf diesem Eilande eine Jagdpartie zu veranstalten. Von allen den furchtbaren Thieren, denen dasselbe zum Aufenthalte dient, haben wir nichts gesehen. Ein Dutzend Hirsche, die uns aufstießen, machten sich, so wie wir näher kamen, aus dem Staube. Mit uns liegen hier viele englische Schiffe und eine, unsere Neugierde im höchsten Grade in Anspruch nehmende, chinesische Jonke vor Anker. Hundertweise umschwimmen uns Fischerboote, Fische und andere Landesprodukte feilbietend, alles zu sehr wohlfeilen Preisen. Jetzt passirt man uns in der Ferne einige Schiffe, welche den Ganges herabsegeln und auf der Rückreise nach Europa begriffen sind. Ich benutze gleich die beyden ersten derselben, um diesen Brief in doppelter Abschrift an euch abzusenden. Briefe, die ich in diesem Augenblicke von Kalkutta erhalte, lauten hinsichtlich der Handelsverhältnisse ganz gut; auch melden sie, daß die Witterung daselbst sehr schön, und durchaus keine Spur von Krankheiten vorhanden sey.

Kalkutta, December 1826.

Schon längst solltet Ihr Nachricht von unserer höchst glücklichen Ueberfahrt von den Ufern der Garonne nach denen des Hugly *) erhalten haben. Mit heute fange ich an euch einiges aus der Bengalischen Hauptstadt selbst mitzutheilen. Wer, wie es mein Fall ist, nur neun bis zehn Wochen in Kalkutta zu verweilen hat, findet zu andern als kaufmännischen Beschäftigungen im Ganzen nur wenige Zeit. Aber auch die Berufsgeschäfte geben äußerst langsam von Statten, in einem Lande, wo Jedermann der Gemächlichkeit liebt, und Niemand den Bequemlichkeiten des Lebens entsagen will. Die Tage sind hier zu Lande sehr kurz: des Morgens denkt vor zehn bis eilf Uhr Niemand an's Arbeiten, und um halbfünf bis fünf Uhr sind schon wieder alle Kaufmannsgewölbe geschlossen. Dazu kommen eine Menge religiöser Feste, welche in einem Lande, wo jeder das Recht hat, Gott auf seine Weise zu verehren, nicht leicht Jemand unbeachtet läßt. Heute hat der Kaufmann mit einem Muselmann zu thun, und morgen, es tritt ein Mohamedanischer Feyertag ein, morgen nimmt ihn ein Fest der Hindus in seinem Verkehr, übermorgen ein anderes; diese Unterbrechungen nehmen gar kein Ende.

Unsere Ankunft zu Kalkutta fiel gerade in die Schlußtage des großen, vierzehn Tage lang dauernden Festes der Göttin Dourga. Diese ganze Zeit über bleiben die Büreaux der öffentlichen Beamten geschlossen, und es werden keinen Geschäfte gemacht. Jede Klasse der Eingeborenen vergnügt sich in diesen Tagen nach ihrer Weise. Vom Morgen bis zum Abend durchlaufen die Hindus lustig und guter Dinge, unter dem Schalle der Musik, die Straßen, tragen ihre Fetische auf Bahren umher, und werfen sie zuletzt als Opfergaben in die Fluthen des Ganges. Während dieser Festfeyer der Dourga geben die Baboos der Hauptstadt zuweilen Feste, zu denen jeder Europäer von einiger Auszeichnung ohne Mühe Zutritt erhält. Einem dieser Feste, von einem der allerreichsten Baboos gegeben, habe ich beygewohnt, und muß unverhohlen gestehen, ich hätte nicht geglaubt, daß es mit dem Luxus und der Verschwendung so weit könnte getrieben werden. Ein prächtiger, einzig der Göttin Dourga geweihter Pallast war an diesem Tage, so wie während der ganzen übrigen Festfeyer, mit ganz außerordentlichem Aufwande ausgeschmückt, und bot dem zum ersten Male nach Indien versetzten Europäer ein Bild jener Zauberfeste dar, welche die Feenmährchen der Phantasie vormahlen. In den Sälen dieses Pallastes wurden alle Arten indischer Spiele gegeben. In einem trieben die Gaukler ihr Wesen, in einem andern konnte man sich an den Tänzen und Gesängen der Bajaderen vergnügen; das schönste der Zimmer aber war der Göttin Dourga selbst geweiht, welche in der Gestalt eines Weibes mit zwey Köpfen und zwölf Armen dargestellt ist; sie ruhte in einem massiv goldenen, mit Diamanten ausgelegten Tempel. Jeder in dieß Heiligthum Eintretende wurde mit Rosenessenz und andern wohlriechenden Wassern des Orients besprengt. In den im ersten Stocke befindlichen Speisesälen war drey Nächte hindurch offene Tafel, und der Wein aus allen Ländern des Erdballs, vorzüglich aber der Champagner, floß in Strömen. Ich war Augenzeuge, wie Engländer eine Champagnerflasche des Stöpsels entledigten, ein Glas davon tranken, alsdann Flasche und Glas zum Fenster hinauswarfen, mit einer zweyten dieselbe Operation vornahmen und auf diese Weise weiter fortfuhren, alles zur Ehre und Freude des Hausherrn, der einen hohen Werth darauf sezt, daß recht viel Geld bey ihm verpendet werde.

Die Hindus fühlen sich geschmeichelt, wenn sie Weiße regaliren können, und aus Eitelkeit verbinden sie mit ihrem Aufwande viel Staat und Schaugepränge. Das erwähnte Fest soll ungefähr anderthalb Laks (400,000 Fr.) gekostet haben, und in ganz Kalkutta findet sich kein Weißer, der reich genug wäre, um ein ähnliches geben zu

*) Der Hoogly (Hugly) ist der westliche, sich selbst wieder in zwey Arme theilende Arm des Ganges. An dem östlichen dieser zwey Arme und zwar an das östliche Ufer desselben ist Kalkutta, die Prächtige, gebaut.

können. Bemerkenswerth aber ist der Umstand, daß wohl die Hälfte der angegebenen Summe auf Werke der Barmherzigkeit verwandt wird; denn mitten unter jenen Festherrlichkeiten bleiben die Armen keineswegs ungetröstet. An dem Feste, welchem ich beywohnte, sah man Arme und Elende, auf einer weiten Ebene zu Tausenden in Reihe und Glied gestellt, die Liebesgaben in Empfang nehmen, welche die Intendanten des Baboo unter sie austheilten. Mehrere dieser Unglücklichen erhielten 30 und bis auf 50 Rupien, die geringste Gabe betrug eine Rupie (5o franz. Sous). Wer sollte es glauben, daß die Geber dieses und ähnlicher Feste, die Tage des Festes und jener Almosen ausgenommen, wie die ärmsten Leute leben, sich von Reiß und Fischen ernähren, und anstatt in ihren eigenen Pallästen, die sie nur für Andere öffnen, in elenden Hütten wohnen. Mehrere von Europäern veranstaltete Bälle, zu denen ich in der Folge geladen ward, waren an sich zwar ganz hübsch, aber höchst armselig in Vergleichung mit dem Feste des Baboo.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Eßlingen, im Mai.

Ungeachtet eines sehr bedeutenden Verlustes, welchen, wie aus dem Folgenden erhellen wird, der hiesige naturhistorische Reiseverein im vorigen Jahre erlitten hat, ist die Theilnahme an dem Institute so wenig erkaltet, daß derselbe im Stande ist, nicht nur Herrn Fleischer für dieses Jahr gehörig zu unterstützen, damit er durch längern Aufenthalt in Kleinasien den erlittenen Schaden so viel möglich wieder ersetze, sondern auch ein beynahe mit noch größern Schwierigkeiten verbundenes Unternehmen, die Untersuchung der Insel Sardinien auszuführen. Zu dieser Reise erklärte sich Herr Franz Müller, aus Sachsen gebürtig, bereit. Er hatte im vorigen Jahre durch seine Reise in Istrien und auf den Alpen von Kärnthen, Stevermark und Salzburg sich die Zufriedenheit des Vereins in hohem Grade erworben, und seine Fähigkeit erprobt. Trotz sehr beunruhigender Berichte über die Gefahren einer Reise in Sardinien, ließ sich Hr. Müller nicht abschrecken. Der Verein seinerseits war bemüht, Alles zu thun, was zur Sicherheit des Reisenden geschehen konnte. Diese Bemühungen waren auch von dem günstigsten Erfolg, indem die königl. würtembergische Regierung den Reisenden bey der sardinischen Regierung aufs kräftigste empfahl, und Se. Majestät der König, an jeder Anstalt, die auf Erweiterung der Wissenschaft hinwirkt, den lebhaftesten Antheil nehmend, dem Vereine ihren besondern Schutz zusagten. Eben so wurde der Reisende auf die Bitte der Akademie der Wissenschaften in München von der königl. baierischen Regierung mit mehreren Empfehlungen versehen, so daß wir hoffen, das Unternehmen werde glücklich ausgeführt werden.

Auf diese Art hat der Reiseverein bereits hohen Schutz und Anerkennung gefunden. Ja, auch im Auslande ist das Institut nicht minder gewürdigt worden. Statt aller weiterer Mittheilungen möge hier eine Stelle aus einem Schreiben des Dr. Hooker in Glasgow, eines der ersten Botaniker Englands, stehen: „Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr „ich durch den mir vom Reisevereine zugesandten Antheil erfreut worden bin. Es ist dieses ein Etablissement, welches „in der Folge aufs Vortheilhafteste auf die Naturwissenschaften „einwirken wird, und sobald es hinlänglich bekannt geworden „ist, wird es auch ohne Zweifel von England aus die Aufmunterung erfahren, die es verdient. Zur Erreichung dieses „Zwecks habe ich, sobald ich mein Paket erhalten hatte, und „im Stande war, mit Sicherheit von der Beschaffenheit der „Sammlung dieses Jahrs zu sprechen, einen möglichst vollständigen Bericht über dieses Institut geschrieben, und dringend „empfohlen, daß derselbe in die zunächst erscheinende Nummer „von Dr. Brewster's Journal eingerückt werde." — Noch ehe diese öffentliche Bekanntmachung erfolgt ist, sind bereits elf Aktienbeyträge aus England angekündigt. Bey solch reger Theilnahme ist kaum zu zweifeln, daß sich das Institut bald zu einer bedeutenden Wichtigkeit erheben werde. Wenn gleich bey der Wahl der Reisenden die Fertigkeit im Auffinden und Bereiten der Naturgegenstände für Sammlungen die Hauptrücksicht ist, so haben solche doch den Auftrag, über Alles, was ihnen in Bezug auf Natur und Menschen merkwürdiges aufstößt, ein Tagebuch zu halten, und ihre Bemerkungen dem Vereine mitzutheilen.

Bis wir dieses erhalten, theilen wir einen Brief von Herrn Fleischer und einen von Herrn Müller mit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Waadtland, Mai.

Als Julius Cäsar die Helvetier, die von den überrheinischen Stämmen nach Frankreich gedrängt wurden, zurückgeschlagen hatte, drangen die Römer bekanntlich in die Schweiz ein. Von der Rhone und den Ufern des Genfersee's, wo Cäsar das heutige Lyon (colonia Julia equestris) gründete, erweiterten sie ihr Gebiet, dem Laufe des Jura folgend, rasch bis an den Rhein. In der Mitte der neuen Provinz wurde die Stadt Aventicum, heut zu Tage Avenche, gegründet, an dem lacus aventicus, der damals ohne Zweifel die drey Seen von Neufchatel, Murten und Biel umfaßte. Diese Stadt wurde sehr blühend; Vespasian, dessen Vater sich dort aufgehalten hatte, befestigte und verschönerte sie; eben so Titus. Ihr Umfang kam, nach den noch übrigen Spuren der Ringmauer zu schließen, dem heutigen Lyon gleich, und die Pracht der Gebäude zeugte von ihrem Reichthum.

Ueberhaupt muß die ganze Provinz, namentlich der südwestliche Theil der Schweiz, unter den Römern sehr blühend gewesen seyn. Eine unglaubliche Masse von Alterthümern aller Art, Trümmer von Gebäuden, Säulen, reiche Fußböden mit Mosaikarbeit, Hausgeräthe, Schmuck, Denkmäler mit Inschriften, Münzen ohne Zahl, sind in den letzten Jahrhunderten hier gefunden worden, und kein Jahr vergeht, wo der Zufall nicht auf neue Entdeckungen führet.

Es ist auffallend, daß sich über die Zeit und die Umstände der Zerstörung von Aventicum und der Verheerung dieser blühenden Provinz keine bestimmten Nachrichten vorfinden. Die alten Historiker schweigen davon, und anderer Seits hat es noch nicht gelingen wollen aus den gefundenen Ueberresten die Periode genauer zu bestimmen. Freylich wurde diesen für die alte Geschichte der Schweiz so wichtigen Gegenständen früher nicht die nöthige Aufmerksamkeit geschenkt. So lange die ehemalige Bernerregierung im Besitze des Waadtlandes war, achtete sie gar nicht auf die alten Denkmäler. Schöne Ueberreste von Mosaik, von Gebäuden, Säulen u. s. w., wurden muthwillig zertrümmert, oder gingen durch Vernachlässigung zu Grunde. Goldnes und silbernes Geräthe wurde eingeschmolzen, gefundene Münzen da und dorthin zerstreut und verkauft.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 46.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 137.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 8. Juni 1827.

Ha, horch! die tödtlichen Verfolger kommen,
Und ich bin schwach, kann ihre Wuth nicht fliehn;
Gezählt sind meines Lebens Stundengläser;
Hier muß ich bleiben, hier mein Leben enden.

Shakespeare.

Paula de Witt,

Historische Erzählung von Elise von Hohenhausen.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte Paula sich entfernt, als sich Getümmel und Geschrey in den Straßen erhob, durch den milden Urtheilsspruch über den Ruard erzeugt. Johann de Witt ließ eine Kutsche kommen, um seinen freygesprochenen Bruder in seine Wohnung zu führen, wo seine Freunde ihn zur Mittagstafel erwarteten; ihn unterstützend hatte er die Vorderthür des Gefängnisses geöffnet, als das versammelte Volk in den lauten Ruf: „die de Witte!" ausbrach. Eine Frau rief: „Ihr Männer, da kommen die Verräther herab, treibt sie in den Kerker zurück oder schlagt sie todt!" Die Bürgerwache bedeutete die beyden Brüder zurückzugehen. Der Rathspensionair wollte dagegen reden, aber vorüber war die Zeit, wo man seiner Stimme wie einem Orakel lauschte; gespannte Gewehre zwangen ihn zu schweigen und in's Gefängniß zurückzugehen.

Immer lauter ward indessen der Tumult in den Straßen, und nun schrie das Volk: „Der Ruard will entlaufen!" Steine und Kugeln durchlöcherten die Fenster des Gefangenhauses; einige Bürger stiegen sogar, mit Pistolen und Piken bewaffnet, auf die Dächer der um das Gefängniß liegenden Häuser, um jeden Ausgang derselben zu bewachen. Zwey Bürgeroffiziere nebst vier Bürgern gingen in das Gefängniß und fanden den Ruard in seinem japanischen Schlafrocke auf einem Ruhebett liegen. Johann de Witt saß auf einem Stuhl daneben und las in der Bibel. „Meine Herrn," redete er die Offiziere mit der ihm immer noch treugebliebenen Geistesgegenwart an, „schützen Sie uns vor der blinden Volkswuth; es ergeht mir wie dem Heilande im Evangelium, ich muß auch sagen: Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun. Ich bin eben dieser rasenden Bürger willen gegen die Ernennung des Prinzen gewesen, weil ich glaubte, der Adel würde sie unter seiner Regierung unterdrücken."

Die Offiziere gaben Johanns Worten Gehör, ja seine Beredtsamkeit wirkte noch einmal so mächtig, daß sie die Mittagsmahlzeit mit den Gefangenen einnahmen. Mittlerweile ergriffen alle Bürgerkompagnien die Waffen und bildeten von der Gefangenpforte an zwey Reihen. Drey Kompagnien von der Kavallerie des Prinzen, die im Haag waren, wollten diese Reihen trennen, wurden aber von den wüthenden Bürgern mit geladenen Musketen und gefällten Piken zurückgetrieben. Als die Offiziere so lange bey den Gefangenen verweilten, erhob sich ein wüthender Volkslärm; alles schrie, die Gefangenen wären durch Verrätherey entflohen, die Offiziere nöthigten nun diese, sich am Gitter zu zeigen, wodurch augenblicklich einige Ruhe hergestellt wurde.

Allein sie war von kurzer Dauer. „Wozu die Verräther noch länger bewachen, schrie ein Weib, schlagt sie todt, so sind wir aller Sorge enthoben." „Sie entfliehen unfehlbar in der nächsten Nacht," rief ein anderer Bür-

ger. — „Verdächtiges Gesindel ist von den Thoren zurückgewiesen worden, das vermuthlich die de Witte befreyen und unsere Stadt plündern will," rief ein Vierter. — „Wir wollen sie nach dem Rathhause bringen, sagten die Offiziere, welche eben von den Gefangenen kamen, von dort können sie nicht entwischen." — „Wozu die Umstände, rief ein feuriger junger Bürger, wir wollen sie auf den Rabenstein schleppen und da todtschießen, ihr Männer, folgt mir nach," und mit einem großen Schmiedehammer sprengte er die Gefängnißpforte; blutdürstig stürzte ein wüthender Haufe ihm nach. Zwey Mittelthüren und die Thüre zum Gefangenzimmer wurden wie die erste mit Schüssen durchlöchert und mit Aexten erbrochen.

Johann de Witt trat den Wüthenden mit der Bibel entgegen und sprach: „Männer, Bürger! was wollt ihr von mir, wozu diese Gewalt?" Die einzige Antwort war: „Hinunter mit euch." — „Was habt ihr mit uns vor?" fragte de Witt weiter. „Wir wollen euch todtschlagen," tönte es ihm einstimmig zurück; zugleich ward Kornelius vom Bett emporgerissen und mit dem Ausruf: „fort du Hund!" nach der Thüre getrieben. Johann faßte seinen kranken Bruder bey der Hand und führte ihn unter Schlägen, Stößen und Drohungen des Volkes die Stiegen herab. Als er aus dem Gefangenhause trat, sah er den großen Platz vor demselben ganz mit bewaffneten Bürgern und wüthendem Pöbel angefüllt, und von vielen tausend Stimmen erklang sein Todesurtheil. Bald darauf ward er von einer Pike am Auge verwundet. Noch einmal faßte er sich und wollte hinter den Reihen der bewaffneten Bürger hergehen; allein einige ergriffen ihn, um ihn nach dem Rabensteine zu schleppen; ein anderer zielte auf ihn, und als sein Gewehr versagte, kehrte er es um und schlug ihn mit der Kolbe zu Boden. Er raffte sich noch einmal auf, aber jezt schlugen die lezten Jammertöne des hinter ihm ermordeten Ruard an sein Ohr, worauf Johann mit dem Ausruf: „Seyd ihr Männer, seyd ihr Bürger?" sich zu Boden warf, wie einst Julius Cäsar sein Antlitz mit seinem Mantel verhüllte und sich ruhig ermorden ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Seeleben.

(Fortsetzung.)

Die mancherley höchst merkwürdigen und sehenswerthen Gegenstände, welche Kalkutta dem Fremdlinge darbietet, konnte ich, wenn ich nicht meine Geschäfte verabsäumen wollte, einem großen Theile nach nur wie im Fluge betrachten. Kalkutta ist eine sehr schöne Stadt, aber unmittelbar neben Pallästen, wie Europa keine ähnlichen aufzuweisen hat, stößt man auf Hütten von Bambusrohr, und dem größten Luxus und Reichthum geht das tiefste Elend zur Seite. Der stolze Nabab, von Diamanten strahlend und in Kaschmire gehüllt, durchfährt die Straßen in einem prachtvollen sechsspännigen Wagen. Lanzenträger, Läufer und Diener ohne Zahl geben ihm voran und bilden sein Gefolge. Verächtlich schaut dieser Zug auf Tausende von Elenden herab, deren ganze Kleidung in einem Stücke Baumwollenzeug besteht, das ihnen kaum die Schenkel bedeckt. Die Straßen sind größtentheils ungepflastert, aber mit einem gelben Sande belegt, und werden zum Schutze vor dem Staube täglich fünf bis sechs Mal angefeuchtet. Die Häuser stehen vereinzelt und haben meist eine Gartenumgebung. Die Zimmer sind sehr geräumig und außerordentlich hoch. Thüren und Fenster stehen jederzeit offen und in jedem Zimmer hängt von der Mitte des Plafonds ein Panka, eine Art großen Luftzuges, herab, welchen die Dienerschaft mit Stricken in Bewegung sezt, damit man im Zimmer frische Luft erhalte. Ueberhaupt fehlt es in Kalkutta keineswegs an Verwahrungsmitteln gegen die Hitze, welche jezt, zur Winterszeit, gar wohl zu ertragen ist. Morgen und Abend sind in diesen Monaten prachtvoll; man athmet frey; den Tag über habe ich es freylich sehr warm gefunden, ungeachtet das Reaumursche Thermometer nie über 34° stand, während dasselbe im Sommer, d. h. in den Monaten März bis August nicht selten bis auf 42° steigen soll. Wenn man aber auch auf der einen Seite von der Hitze zu leiden hat, so wird man dafür durch die vielen sich überall darbietenden Bequemlichkeiten reichlich entschädigt. Bey Tische hat man nicht nöthig die Serviette auseinander zu schlagen; dafür ist ein Diener da. Man braucht sich auch nie persönlich zu bücken, das thun für euch unzählige Aufwärter, die um euch herum sind und alles zu erspähen suchen, was euch etwa abgehen oder von euch gewünscht werden sollte. Für Alles, selbst zum An- und Ausziehen der Strümpfe, sind Bediente vorhanden. Dem, der an diese allzugroßen Bequemlichkeiten nicht gewöhnt ist, werden sie anfangs lästig; wer sich dagegen längere Zeit in Bengalen aufhält, muß sich der Landessitte fügen und findet zulezt auch an solchen Dingen ein Wohlgefallen. In Folge des nämlichen Bequemlichkeitssystems macht ein Mann, der nur irgend etwas vorstellen will, seine Besuche niemals zu Fuß, sondern besteigt, ginge es auch nur zwey Schritte weit, einen Palankin. Dieses ist ganz unerläßlich, und ich kenne Häuser, wo ein Europäer, der sich in staubigen Stiefeln ankündigte, nicht gut empfangen werden dürfte. Der Palankin ist ein sehr weiter und bequemer Traxsessel, in dem man sich eben so gut dehnen kann als im Bette. Vier Männer tragen ihn und werden von Zeit zu Zeit durch vier andere abgelöst. Ein neunter, unter welchem in der Regel die acht ersteren stehen, läuft bey Tage voraus, um Platz zu machen, und des Nachts, um zu leuchten. Eine zehnte Person endlich geht dem in dem Palankine Sitzenden, um ihn

vor den Sonnenstrahlen zu schützen, mit einem Sonnenschirme zur Seite. Dieser zahlreichen Begleiter kann auch der unbedeutendste Privatmann nicht entbehren; große Herrn lassen sich auf eine ungleich imposantere Weise transportiren.

Unter den Gebäuden und architektonischen Denkmälern von Kalkutta zeichnen sich ganz vorzüglich aus: der Regierungspallast, welcher von größerem Umfange ist, als die Tuilerien, die mohamedanische Universität, das Hôtel der ostindischen Kompagnie, die armenische Kirche, der Missionstempel, einige Pagoden, und die große Moschee; den ergreifendsten Eindruck aber macht und einen wirklich entzückenden Anblick gewährt der, gleich dem Port von Bordeaux, in Form eines Halbmondes an dem Ganges liegende Hafen. Die Häuser in der Stadt sind von Backsteinen aufgeführt, aber mit einem farbigen Gypsanwurfe überzogen, und haben, da das Klima häufige Ausbesserungen nöthig macht, immer ein neues und frisches Aussehen. In den meisten Quartieren der Stadt herrscht, was in so heißen Ländern unumgänglich nöthig ist, große Reinlichkeit, und zur Erleichterung einer erfrischenden Wässerung findet man überall große, mit Rasengrün eingefaßte Wasserbehälter angebracht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den Einfluß der Hoftheater auf Kunst und Künstler.

(Fortsetzung.)

Die andere Beschränkung der Kunstfreyheit geht aus dieser ersten hervor. Theils wird das Publikum zu einem einseitigen Geschmacke erzogen, theils aber kann in einer kleinen Residenz kein freyes Kunsturtheil entstehen, und noch weniger sich öffentlich aussprechen. Da ist keiner, der nicht Rücksichten zu nehmen hätte; und da die Theaterdirektion es nie und nimmer ermangeln läßt, sich als eine hohe Hof- und Staatsbehörde zu spreitzen, so wird es auch zum Hof- und Staatsverbrechen, wenn man dem obersten Bühnenvorsteher einen Uebelstand nachweist, in dem ersten Helden nur einen manierirten Routinier, und in der ersten Vorstellung nur eine erste Probe sieht. Die ergiebige Wechselwirkung vom Parterre zur Scene, von der Scene zum Parterre hört auf, oder nein! sie hört nicht auf: eine Todtenstille stellt sich bey dem Auditorium ein, und theilt auch diesen Tod den Schauspielern mit, denen man ihren innigsten Herzenswunsch: „Ach wäre es doch nur erst aus!“ immerwährend ansieht, trotz dem sie sehr langsam und mit bedeutenden Pausen sprechen, welches aber nur die Folge schlechten Memorirens, und die Schuld des stets schuldigen Souffleurs ist. Und ist es etwa in unseren größten Hauptstädten viel anders mit der Freyheit des Theaterpublikums bestellt? Finden wir nicht dort auf den Gängen der Hofbühnen sogar ellenlange Staatsgesetze angeschlagen, die in zahllosen Paragraphen Verbote und Strafen gegen verbrecherische Kunsturtheile enthalten? Sind nicht auch dort die Schauspieler zu betitelten Staatsbeamten erhoben? Ruhen sie nicht auch dort auf dem weichen Kissen ihrer Staatsdienerschaft und ihres lebenslänglichen Gehalts, lassen die Kunst Kunst seyn, und denken: ich habe nun ausstudirt, und mein Schäfchen im Trockenen? — Muß der wirkliche Privatgeschmack des Hofes, oder der ihm nur listig angedichtete, nicht auch dort dem bösen Willen, der Trägheit und dem Unverstande zum verhüllenden Deckmantel dienen? Oder ist nicht noch kürzlich sogar bey jenem Theater, welches sich, mit allem Rechte, der meisten ächten Bildung rühmt, welches unter einem einsichtsvollen, kunstbeflissenen, gütigen, und das Beste wollenden Chef steht, ist nicht sogar bey diesem Theater das Lustspiel eines beliebten jungen Dichters, ein Lustspiel, woran Goethe, guten Rath gebend, Gefallen fand, schon wegen des Titels: „die Hofdame,“ für unaufführbar in einer Residenz erklärt worden? Residenz!! Schon das Wort ist kleinstädtisch. — Geschieht dergleichen dort, so kann man daraus abnehmen, was bey andern Bühnen geschieht, deren Chefs nicht so einsichtig, nicht so kenntnißreich, wohlwollend und kunstbeflissen sind, als der Bezeichnete. Da wird denn gewiß jede Plumpheit genehm, jede Anspielung erlaubt seyn, und überall kein Bedenken getragen werden, wenn nur das Stück im Ganzen gehörig ordinär ist; aber wehe dem Produkt, das einer höheren Sphäre angehört! Da wird jeder Titel gleich bedenklich, die Fassung unbequem, der Stoff unzulässig. Dem Lustspieldichter werden nur Schneider und Juden, dem Tragöden nur das unpersönliche Fatum preisgegeben. Wagt es ein edler und tapferer Kritiker solche Unkunst und Gleißnerey mit rückhaltloser Offenheit in ihrer armseligen Blöße hinzustellen, so wird er, wenn man es vermag, beschränkt, oder wenigstens bedroht, und öffentlich und heimlich angefeindet, und nur den schmeichelnden Recensenten wird wieder geschmeichelt und jeder Vorschub geleistet, inwährend sie, wie schlechte Polizey, den Unfug und die Verwirrung nur vermehren. Auf solche Weise sind Affen, Hunde und Wölfe hoftheaterfähige Personen geworden, und nicht nur mit wehmüthigem Rückblick denkt man an jene Bühnen, denen einst ein Schröder, ein Dalberg, ein Libich vorstanden, sondern man freut sich sogar in so verwilderten Zeiten, einer herumziehenden Truppe zu begegnen, und dort wenigstens Frischheit, Natur und — guten Willen zu finden.

Wir haben nun die beyden Ultraurtheile für und wider unsere Hoftheater gehört. In beyden ist so manche thatsächliche Wahrheit enthalten, beyde aber stellen die Sache auf die Spitze, wie solches auf den zwey äußersten Seiten

zu geſchehen pflegt. Mit keinem dieſer Urtheile iſt eigentlich für den praktiſchen Mann etwas anzufangen. Sollen wir nun dieſes Schwarz und Weiß nach der Theorie einer neueſten Schule untereinander miſchen, und ſo jenes beliebte Grau bereiten, welches aller Welt gefällt, weil Jeder darin das Seinige findet? Wir meynen, daß dadurch die Verwirrung nur noch vermehrt würde. Vielmehr wollen wir uns bemühen, einen Satz aufzufinden, der die beyden erſten zugleich vereint und auseinander hält. Vielleicht finden wir dadurch den Punkt, auf den es praktiſch ankommt, die Stelle, wo man zuerſt vom rechten Wege abirrte.

Ohne von den Mediceern zu ſprechen, dürfen wir nur auf Weimar hinſchauen, um uns zu überzeugen, was ſelbſt ein nicht großer Hof für ächte Kunſtbildung vermag. Ohne uns in die Zeiten der hanſeatiſchen Macht zu verſetzen, haben wir nur nöthig auf Schröder und Hamburg zu blicken, um gewahr zu werden, welch eine edle Nationalbühne auf dem Boden einer freyen Stadt entſtehen kann. Schon hieraus dürfte hervorgehen, daß weder die Nationals noch die Hofbühnen, als ſolche, den Keim jenes Kunſtverderbens in ſich tragen, welches man heute überall ſo wild aufgeſchoſſen findet, daß es das hie und da einzeln erblühende Gute wuchernd erſtickt. Im Allgemeinen iſt wohl hieran unſere höchſt bewegte und noch nicht geſtaltete Zeit ſelbſt Schuld. Aber mit dem Allgemeinen iſt wieder dem praktiſchen Manne nicht geholfen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Eßlingen, Mai.

(Fortſetzung.)

Smyrna, 17. Jan. Vorgeſtern kam ich mit der Korvette Caroline wieder hier an. Ich machte auf derſelben eine Reiſe nach Egypten, in der guten Abſicht, die Monate November und December, in welchen hier in Smyrna faſt nichts zu ſammeln war, auf eine nützlichere Art hinzubringen. Allein wie wenig wurden meine Hoffnungen und Erwartungen erfüllt! Denn auf der ganzen Fahrt kam ich nur an drey Orten, Cypern, Alexandretta in Syrien und Alexandrien in Egypten, und an jedem derſelben nur einige Mal, an's Land. So viel ich konnte, habe ich da freylich gethan, weder Sturm noch Regen ſcheuend, allein, offen geſagt, viel iſt es nicht. Als ich nach Smyrna zurück kam, beſtätigte ſich die traurige Nachricht, welche ich ſchon in Alexandrien vernahm, aber nicht glauben wollte, daß jenes Tabernakel, welchem ich meine, mit ſo vieler Mühe und ſaurem Schweiße erworbene Sammlung übergeben hatte, verunglückt ſey. Mehr als 6000 getrocknete Pflanzen, darunter 1500 Exemplare von Seegewächſen, welche ich während der heißen Sommermonate geſammelt hatte, viele Land- und Seeſchnecken, und, was mich eben ſo ſehr ſchmerzt, eine Menge Saamen, welche ich ſorgfältig ausgeleſen und geordnet hatte, ſind verloren. Zwiebeln und Knollen in Menge will ich gar nicht rechnen. Wer wird an die Rettung dieſer Sachen gedacht haben? Wie wehe mir dieſes Unglück thut, kann ich nicht ausdrücken. Daß ich über den Werth meiner Sammlungen nicht zu viel geſagt habe, davon überzeugt mich die tiefe Ruhe, die ich beym Nachdenken über dieſen Verluſt in meinem Innern fühle, ſelbſt wenn ich mir die Möglichkeit denke, daß mein Beſtreben, mir Achtung und Ehre, nicht Ruhm, zu verdienen, mißkannt werden könnte. Verloren iſt verloren; ich ſehe ein, daß Worte zu nichts führen, ſondern nur Thaten den Verluſt erſetzen können. Gerne will ich meine Kräfte doppelt anſtrengen, gerne will ich mich doppelten Gefahren ausſetzen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus dem Waadtland, Mai.

(Beſchluß.)

Wenn es überhaupt möglich werden ſoll, aus den gefundenen Alterthümern ein hiſtoriſches Reſultat zu ziehen, ſo müſſen ſie überall mit Sorgfalt geſammelt, und nach Art und Zeit geordnet werden.

In unſerer Zeit haben nun die Regierungen der Kantone da und dort Sorge getragen, daß die gefundenen Ueberreſte für die Wiſſenſchaft erhalten werden. In Bern, Lauſanne, Genf, ſind Muſeen dafür geſtiftet. In Avenche haben die patriotiſchen Bürger ein ſchönes Haus erbauen laſſen, um die Denkmäler aus der Zeit ihrer römiſchen Vorfahren darin zu ſammeln und zu erhalten. In Genf iſt das wohlgeordnete Muſeum für ſchweizeriſche Alterthümer bereits ſehr reich. Im Jahr 1822 wurde in der Stadt ſelbſt, bey dem Bau eines Hauſes, ein Gefäß mit 4000 Münzen entdeckt. Um dieſelbe Zeit wurden im Bezirke von Ger Ringe, Armbänder, Schalen, Halsbänder, und gegen 1500 Münzen gefunden, und außerdem noch ſieben Türkiſſe mit eingeſchnittenen Figuren, ohne Einfaſſung; ein ſehr ſchöner Jupitertopf zeichnete ſich unter ihnen aus. Der größte Fund geſchah im März des Jahres 1826, bey Landecy, einem Dorfe des Genferkantons, an der Straße von Chambery, nämlich ein Gefäß, etwa einen Schuh hoch und anderthalb Schuh im Durchmeſſer haltend, mit 6400 Münzen. Die neueſten ſind aus der Zeit von Claudius Gothicus, der größte Theil beſteht aus Hartmetall (potin), der Reſt aus Kupfer.

Das Muſeum in Lauſanne, von den Herrn Reynier und de Dompierre geſtiftet, beſteht erſt ſeit wenigen Jahren, aber es bereichert ſich zuſehends. So iſt vor Kurzem zwiſchen Orbe und Valeyres, auf einem Hügel, Chatillon genannt, unter alten Mauerſteinen ein Gefäß mit etwa 1200 Münzen gefunden worden. Leider verſchenkte der Finder noch an demſelben Tag den größten Theil, 300 kamen nach Frankreich. Doch iſt der Reſt noch ſehr ſchätzenswerth, die ſpäteſten von denen, die verglichen werden konnten, ſind von Aurelianus. Das Gepräge iſt meiſtens ſehr gut erhalten, die gewöhnlichen Bilder auf der Rückſeite eine Fortuna auf dem Rad, eine Victoria, die einen Krieger krönt. Sehr intereſſant ſind vier Münzen mit dem Bilde der edlen Salonina, der Gattin des unwürdigen Gallienus, die mit ihrem Gatten und Sohn vor Mailand, im Jahr 268 n. Chr. G., gegen den Gegenkaiſer Aureolus fiel. Die Münzen von dem tapfern Aurelianus, dem Wiederherſteller des Reichs, tragen die Ueberſchrift: Victus militum, Fortunae redux.

Beylage: Literaturblatt Nr. 46.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Nro. 138.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 9. Juni 1827.

Anders seyn und anders scheinen,
Anders reden, anders meynen,
Allem Winde Segel geben,
Bös' und Guten dienstbar leben,
Alles Thun und alles Dichten
Blos auf eig'nen Nutzen richten:
Wer sich dessen will befleißen
Kann politisch heuer heißen.

Friederich v. Logau.

Ueber den Einfluß der Hoftheater auf Kunst und Künstler.

(Fortsetzung.)

Wir müssen die nächste Ursache des Uebels aufsuchen, und glauben sie darin zu finden, daß es heute gar keine Hoftheater mehr gibt, wohl aber viele solche, die sich dafür ausgeben. Ein Theater, wo man an der Kasse sein Eintrittsgeld erlegt, ist nämlich so wenig ein Hoftheater, als eine Gesellschaft, zu der Jeder seine Schüssel beysteuert, ein Hoffest ist. Aus diesem ersten verwirrenden Widerspruch, gleich vorne an der Kasse, gehen nun alle die andern Widersprüche und Verwirrungen hervor, welche die Opposition den Hoftheatern zurechnet, und welche doch nur Folgen der heterogenen Mischung von Hof- und Nationalbühnen sind. Der Intendant, die Beamten, die Schauspieler, die ganze Kunstanstalt und das Publikum gerathen durch diese Inkonvenienz in eine gezwungene, schwierige und mißliche Stellung. Der Intendant ist ein hoher Beamter des Hofes, und hat als solcher nicht nur dessen Geschmack und Wünsche zu berücksichtigen, muß nicht nur für den hoffestlichen Glanz seiner Bühne fortwährend Sorge tragen, sondern er muß auch seine Person mit diesem Glanz umhüllen, die öffentliche Meynung in ehrerbietiger Ferne halten, und jede zu nahe, wenn auch ersprießliche, Berührung vermeiden, um nur seine hohe leichtverletzliche Stellung zu behaupten. Zugleich aber ist er, durch das erlegte Eintrittsgeld, vom Publikum abhängig, dessen Kritik bloßgestellt und in die Lage jedes andern gewöhnlichen Theaterdirektors versetzt. In diesem Konflikte können nur halbe Maßregeln genommen werden, und durch diese muß eine Verwirrung entstehen, in welcher nur zu oft die wahre Kunst abhanden kommt. Dieses wird nun, wie wir so eben gehört haben, der hohen Hofstelle selbst zum Vorwurf gemacht, indem es doch nur die Schuld einer gedoppelten und sich widersprechenden Abhängigkeit ist. In einem eben so zersplitternden Verhältnisse befinden sich die andern Beamten und die Kunstanstalt selbst, die schon dadurch allein in einen innern Widerspruch geräth, daß sie, alles Maaß überschreitend, zu einer höchst weitläufigen und daher langsamen Staatsbehörde wird, wo eine Unsumme von nöthigen und unnöthigen Angestellten kalkuliren, kopiren, referiren, Reskripte ausfertigen und so viel Papier verbrauchen, daß vor lauter Kanzleygeschäften die Kunst gar nicht zu Athem kommen kann. Auch sie trifft aber dieser Vorwurf nicht, denn sie haben ja bey der Hof-, National- und Volksbühne für Alles und für Alle zu sorgen. Große, kostspielige, lange Vorbereitung fordernde Hoffestspiele sollen dargestellt werden, dabey muß man, dem Volke zu Liebe, für Possen sorgen, die französischen Uebersetzungen der Melodrame und Vaudevilles fluten wogend heran, und das anerkannt Vaterländische muß doch auch hie und da, des Anstandes halber, eingeschoben werden. Zu allem dem kommt noch, daß sie, diese Räthe, Sekretarien und sonst betitelte Schreiber, nicht die oberste Behörde sind. Es konnte nämlich nicht ausbleiben, daß

die Hoffestspiele, die kostspielige große Prunkoper, mit ihrem übergroßen Personal von Musikern, Sängern, Chören, Tänzen und Komparsen, ein Defizit in der Kasse herbeyführen mußte, das selbst dem splendidesten Hof zu groß erschien. Irgend eine andere Behörde, vielleicht die Staatskontrolle, mußte sich in's Mittel schlagen, und die Theaterdirektion bevormunden. Welche neue Hemmungen und Widersprüche, welche neue Geschäftsvermehrung und Langsamkeit gehen aus dieser Vormundschaft hervor? Kann man es von den ehrenwerthen Mitgliedern einer Rechnungskammer, die sich das lange Jahr über nur mit Zahlen beschäftigen, verlangen, daß sie Kenntnisse und Erfahrung in Kunstsachen haben; daß sie die hundertfachen Gliederungen einer so großen Anstalt in allen ihren Einzelnheiten überschauen; daß sie es wissen, was derselben Noth thut oder nicht, wo die Künstler mit Strenge, wo sie mit schonender Zartheit zu behandeln sind und wie man Verhältnisse abwägt, für welche die Arithmetik keinen Ausdruck hat? Dennoch wird die Kontrolle ihre amtliche Thätigkeit, auch vielleicht ihre ritterliche Kampflust an den Tag legen wollen; und siehe! sie löscht dort eine Lampe aus, wo sie brennen sollte, annullirt hier einige Freybillets, und mit ihnen Anstand und ersprießliche Liberalität, verweigert dem Schauspieler eine Reise zu seiner Bildung oder Herstellung seiner Gesundheit, hält die Darstellung der Stücke auf, indem jede Fabrik- und Handwerksrechnung zuvor vielfach revidirt und aktenmäßig unterschrieben werden muß, und führt den verzweifelt kämpfenden neun Musen immer wieder neue Zahlenmassen von Hunderten und Tausenden entgegen, bis endlich die ätherische Phantasie vor der handfesten Oekonomie das Feld räumt, und die Scene selbst zu einer Kanzley wird, wo Finanzräthe, Hofräthe, geheime Sekretarien, und sonst noch zu vielen andern Dingen sehr nützliche und ehrenwerthe Leute revidiren, korrigiren, probiren und überhaupt regieren.

(Der Beschluß folgt.)

Paula de Witt,

Historische Erzählung von Elise von Hohenhausen.

(Fortsetzung.)

Sobald die beyden de Witte todt waren, schien die Wuth der Bürger vorüber; alle Kompagnien marschirten nach den Behausungen ihrer Fähndriche ab, und ließen die todten Körper liegen. Nun aber begann die Wuth des Pöbels höllische Saturnalien zu feyern. Man schleppte die Leichname zum Gerichtsplatz, henkte sie an den Sprossen der Leiter auf, den Rathspensionair einen Fuß höher als den Ruard, riß beyden die Kleider ab, und trug sie in der Stadt herum zur Schau.

Der alte Graaf, der hier wie in Dordrecht die Bürger gegen die Brüder de Witte waffnete, ohne sich jedoch unter ihre Mörder gemischt zu haben, rief aus: „Nun will ich gerne sterben, nun ist meines Sohnes Blut gerochen!“ Einer der Wüthenden schnitt dem Rathspensionair die beyden Finger ab, womit er das ewige Edikt beschworen hatte, und nun wurden die Glieder der unglücklichen Brüder Gegenstände des Handels; man bot sie in den Straßen aus, einen Finger für dreyßig, ein Ohr für vierzig Stüber u. s. w. Dieser furchtbare Gräuel ward doch endlich den wüthenden Bürgern selbst zu viel, und als die Nacht den rasenden Pöbel von den Straßen entfernte, ward es de Witts unglücklicher Tochter gestattet, sechs Lakayen ihres Hauses auszusenden und die zerstreuten Gebeine ihres Vaters und Oheims auflesen zu lassen; auch die Ueberreste der Leichname lieferte man ihr vom Rabensteine aus, und von der Bürgerwache begleitet, ließ sie Paula mitten in der Nacht nach der Kirche fahren, wo ihre Mutter ruhte, und in deren Gruft beyseßen, die sorgfältig verriegelt und verschlossen wurde; doch aber schlugen auf diesem entsetzlichen Wege unaufhörlich Drohungen an ihr Ohr. Der Pöbel schwur, am andern Tage die Gräber zu öffnen, die Leichen herauszuholen, zu Asche zu brennen und in die vier Winde zu streuen, damit ihnen nie in kommenden Jahren ein Ehrendenkmal errichtet werden könne. Die Bürger verhinderten indessen diesen Frevel.

Der fürchterliche Wechsel, den Paula erfahren hatte, vom höchsten Glanz zur tiefsten Schmach, vom kaum gehofften und geträumten Glück in der Seele des herrlichen Jünglings zu leben, zur Zerreißung der heiligsten Bande, hatte sie aus ihrem Traumleben erweckt. Sie handelte mit Fassung und Besonnenheit, weil ihre Furcht wie ihre Hoffnung keinen irdischen Gegenstand mehr hatte. — Ihre Liebe selbst hatte ihr irdisches Ziel erreicht, und fortan mußte sie Oranien eher fliehen als aufsuchen, sollte ihre Liebe wie ein milder verklärender Schein ihr Leben erheitern und weder ihrem Ruf noch ihrer Ruhe gefährlich werden. Darum verwarf sie auch jeden Gedanken, sich dem Schutze des Statthalters zu empfehlen, und floh noch in derselben Nacht, in der sie ihrem unglücklichen Vater die lezte Pflicht erwiesen hatte, nur ihre Juwelen mit sich nehmend, aus dem Haag nach einem Landhause, in der Gegend von Dordrecht, welches Frau de Witt von ihren Eltern her besaß, und wohin sie sich seit der Gefangennehmung ihres Mannes zurückgezogen hatte. Vergebens stellte die Kammerfrau, welche Paula begleitete, ihr die Unsicherheit der Straße vor, die sie nehmen mußte, indem die Feinde überall umherstreiften; sie erwiderte immer: „Mein Unglück ist so groß, daß bey dem Namen der Tochter des unglücklichen de Witt auch die rohesten Gemüther Ehrfurcht und Mitleid empfinden müssen.“

(Der Beschluß folgt.)

Seeleben.

(Fortsetzung.)

Kalkutta, December 1826.

Bey allem Angenehmen, das Kalkutta darbietet, fehlt es hinwieder auch nicht an lästigen Dingen und Unannehmlichkeiten, an die sich der Europäer nur mit Mühe gewöhnen kann. Unter dieser Rubrik gehören vor allen die zahllosen Insekten, womit alle Häuser angefüllt sind, namentlich die Moskiten, von denen man gleich nach Sonnenuntergang angefallen wird, und deren Stich überaus schmerzhaft ist. Durch Netze von feiner Gaze, womit die Betten umzogen werden, sucht man sich gegen ihren Anfang zu schützen. Eine widrige Erscheinung sind auch die wilden Hunde, die nächtlicher Weile unter gräßlichem Heulen hundertweise die Straßen durchlaufen, und die Ratten, auf die man überall stößt. Den empörendsten Anblick aber gewähren die Leichname, die, von der Flut hergetrieben, zu allen Tageszeiten in großer Anzahl auf dem Flusse umherschwimmen, und denen man, sobald man sich dem Hafen nähert, nicht ausweichen kann. Bekanntlich pflegen die niedrigsten der indischen Kasten, welche zu arm sind, als daß sie ihre Todten verbrennen könnten, dieselben auf ein Brett zu binden und so in den Fluß zu werfen. Ein Spiel der Wellen schwimmen nun diese Leichname, zuweilen schrecklich verstümmelt, auf dem Hugli herum, bis der Wind sie an's Ufer treibt, wo dann die Krokodille, die wilden Hunde, die Geyer, Raben u. s. w. dieselben schnell verschwinden machen. Raubvögel gibt es an den Ufern des Ganges in solcher Menge, daß sie zuweilen eigentlich den Himmel verfinstern, und es ist bey einer Geldbuße verboten, dieselben zu tödten. Was man in Betreff anderer Raubthiere von Bengalen erzählt, mag im Allgemeinen sehr übertrieben seyn. Tiger bekommt man in den Umgebungen der Stadt nicht zu sehen; wer auf ein solches Thier treffen wollte, hätte wenigstens 30 bis 40 Lieues weit nach dem Gebirge zu wandern. Krokodille habe ich an den Ufern des Flusses mehrere gesehen; sie waren aber insgesammt klein und hielten höchstens fünf Fuß in der Länge. Es muß aber auch sehr große geben, denn als ich einmal Sonntags, mit einer Gesellschaft von Europäern auf einem zwey Stunden von Kalkutta entfernten Landhause unmittelbar an den Ufern des Ganges spazieren ging, kam ein Wächter auf uns zugelaufen mit der Warnung, uns von dem Wasser zu entfernen, indem gerade in der verflossenen Nacht an eben dieser Stelle ein badender Bengalese von einem sehr großen Krokodille gepackt und in die Tiefe fortgerissen worden sey. Auch von dem Besitzer des Landhauses ward uns diese Nachricht bestätigt. Er selbst hatte auf das Ungeheuer mehrere Flintenschüsse gethan; aber umsonst, es war bereits mit seiner Beute verschwunden. Was man beym Spazierengehen auf dem Lande am häufigsten antrifft, sind Schlangen und Nattern. Schlangen habe ich sehr große gesehen, und der erste Anblick eines solchen Ungeheuers hat mich in gewaltigen Schrecken versetzt. Indessen hat man diese Thiere wenig zu fürchten, denn wohin man immer zu Fuße spaziert, oder auch wenn man irgendwo absitzt, wird man von einigen Hindus begleitet, die den Wanderer in ihrer Obhut behalten. Groß ist auch in Kalkutta die Zahl der in der Wildheit lebenden Affen, und nicht selten sieht man sie den Spaziergängern in den Weg kommen. Einmal machte ich mit mehreren Europäern, unter denen sich auch ein junger Berner befand, der als Astronom der Kompagnie sehr vortheilhaft angestellt ist, des Morgens sehr früh einen Ausflug auf's Land. Wir waren zu Fuß und ließen unsern Wagen nachkommen. Uns begleiteten blos zwey Bediente, als Träger eines frugalen Frühstücks, das wir im Freyen einzunehmen gedachten. Mitten in einem Kokosgehölze trafen wir auf ein sehr kühles und schattenreiches, zu unserm Zwecke geeignetes Plätzchen. Mit vortrefflichem Appetit begannen wir unsere Mahlzeit, als wir plötzlich ein Geschrey hörten, und einen gewaltigen Affen, einen eigentlichen Waldmenschen erblickten, der sich an einem Kokosbaume langsam zu uns hernieder ließ, und Miene machte, mithalten zu wollen. Wir aber wollten mit einem Gaste von so ungewohntem Aussehen nicht theilen, und ließen lieber das ganze Frühstück im Stiche. Unsere Furcht war jedoch ungegründet, indem die vorübergehenden Bauern uns versicherten, diese Gattung von Affen thue Niemand etwas zu leide. Die Hindus verstehen es sehr gut, mehrere Arten der bey ihnen einheimischen Thiere zu zähmen. Die Gaukler, welche in den Straßen von Kalkutta umherziehen, lassen ihren Kunstvorstellungen jedes Mal Tänze von Schlangen und Krokodillen vorangehen, die sie in Körbe verschlossen halten, und mit denen sie vornehmen können, was ihnen beliebt.

Was mich in Indien ganz besonders in Erstaunen gesetzt hat, ist die unermeßliche Bevölkerung, die man überall antrifft. Zufolge einer im Jahr 1822 vorgenommenen Zählung, beläuft sich die Zahl der Stadtbewohner von Kalkutta auf etwa 700,000 Seelen. Hierzu kommen wenigstens 100,000 an Bedienten und andern Individuen, die sich den Tag über in der Stadt aufhalten, die Nacht aber auf dem Lande zubringen. Die Zahl der Häuser schätzt man, die Bambushütten mit inbegriffen, auf 67,519. Jene Bevölkerung von 700,000 Menschen besteht aus ungefähr 15,000 Christen, 50,000 Muselmännern, 1000 Chinesen, die übrigen sind Hindus. Den Tag über ist das Gewimmel und Getümmel in den Straßen ganz ungeheuer, und in gewissen Quartieren, wie z. B. in der Gegend des Hafens, in der Nähe der Mauth,

der Börse u. s. w. noch größer als selbst in Paris. Mit einbrechender Nacht aber scheint diese unermeßliche Bevölkerung zu verschwinden, und nach sieben bis acht Uhr begegnet man auf der Straße Niemand mehr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Eßlingen, Mai.

(Fortsetzung.)

Cagliari, 13. April 1827. Schon längst würde ich Nachricht gegeben haben, wäre ich nicht durch ungünstige Witterung, welche mich über einen Monat auf der See zuzubringen nöthigte, an Erfüllung dieser Pflicht verhindert worden. Diesen Monat werde ich in meinem Leben nicht vergessen. Bis zum 26sten Febr. mußte ich in Genua warten, ehe das Schiff abgehen konnte, indem immer ungünstiger Wind war. Ich machte zwar einige Exkursionen, allein es war noch sehr kalt, und selbst niedrige Gebirge lagen noch mit Schnee bedeckt; außer einigen Moosen habe ich in Genua nichts erbeutet. Nachdem ich mit dem Kapitän für meine Ueberfahrt acht spanische Thaler oder zwey-und-fünfzig Lire, und für die Kost täglich 2½ Lire akkordirt hatte, verließ ich Genua an dem genannten Tage, in der Hoffnung, bald in Cagliari zu botanisiren. Allein der Himmel hatte es anders beschlossen. Die zwey ersten Tage ging es immer, wiewohl sehr langsam, vorwärts, denn erst gegen Abend des zweyten Tages sahen wir Korsika; den dritten aber wurde der Wind ganz ungünstig, und wir mußten zurück um im Golfo di Spezia Anker zu werfen. Von hier fuhren wir sechs Mal aus, und kehrten eben so oft wieder zurück. Es war, der Unannehmlichkeit ungeachtet, ein wahrer Spaß; früh wurden gewöhnlich die Anker gelichtet, und der ganze Hafen war lebhaft, denn es lagen immer zehn bis zwölf Schiffe da, und Abends waren sie alle wieder zurück. Ich machte einige Exkursionen, sammelte auch einiges, da aber beständig nasse Witterung war, und ich kein trockenes Papier hatte, so gingen die meisten Pflanzen wieder zu Grunde. Den 20sten verließen wir den Hafen zum letzten Male, da aber der Wind uns immer ungünstig war, so brauchten wir acht ganze Tage zur Reise hierher. Diese vier Wochen waren schmerzlich für mich, denn erstens hatte ich nichts zu thun, dann war ich fast immer unpäßlich, und fühlte mich blos dann besser, wenn ich auf meiner elenden Matrage lag, und endlich hatten wir nie etwas ordentliches zu essen. Zum Frühstück erhielt ich einen geräucherten Häring oder eine Sardelle, zum Mittag eine Suppe von Reis, Bohnen, Nudeln oder Erbsen auf italienische Art, nämlich hart und dick mit Oel zubereitet, Abends einige schlechte Kartoffeln mit Oel und Essig, was mir noch das Liebste war. Ich zankte mich zwar einige Mal wegen der schlechten Kost mit dem Kapitän, allein dieser sagte, wir seyen auf der See und nicht zu Lande, er esse selbst auch nichts anderes. Ich war einige Mal so mißmuthig gestimmt, daß ich bereute, diese Reise unternommen zu haben. Einige Mal hatten wir starken Sturm, und einmal stießen wir in der Nacht mit einem Schiffe zusammen, wodurch das unsrige Schaden litt. Eine königliche Fregatte soll zu dieser Zeit genöthigt gewesen seyn die Kanonen über Bord zu werfen, und ein Unteroffizier auf demselben Schiffe nahm sich aus Ueberdruß wegen der schlechten Witterung das Leben. Gut war es, daß ich direkt hierher und nicht nach Sassari fuhr, weil ich von dort aus zu Fuße oder mit einem Pferde hätte hierher reisen müssen, indem die Post nicht mit Wagen, sondern blos mit Pferden geht, und es keine Anstalt zur Beförderung der Reisenden gibt. Am 28sten März früh um fünf Uhr wurden die Anker im Hafen von Cagliari geworfen; wir erhielten aber erst um zehn Uhr Erlaubniß an's Land zu gehen. Ich machte noch denselben Tag einige Besuche, und fand bey dem östreichischen Konsul, Herrn Rossi, eine sehr freundliche Aufnahme. Er gab mir zu meiner Unterstützung seinen Sekretär mit. Eben so empfing mich der Direktor des Naturalienkabinets, Herr Brenner aus Augsburg, mit zuvorkommender Güte. Er verschaffte mir auch sogleich ein Logis, und zwar bey einer deutschen Frau, der Wittwe des schwedischen Konsuls, wo ich noch denselben Tag einziehen konnte. Sehr interessant und belehrend ist für mich die Bekanntschaft mit Herrn Dr. Moris, Professor der Botanik, aus Turin gebürtig; er ist seit mehreren Jahren mit Sammlung der Materialien zu einer Flora des Landes beschäftigt. Diese wird übrigens so bald noch nicht erscheinen, dagegen wird ein Katalog der aufgefundenen Pflanzen gedruckt, und Hr. Dr. Moris hat mir versprochen, vor meiner Abreise alle Pflanzen, die ich finden würde, nach diesem Kataloge zu bestimmen. Die hiesige Gegend hat derselbe in Gesellschaft des Herrn Thomas schon ziemlich durchforscht, und ich habe in seinem Herbarium viele, mir bisher gänzlich unbekannte Pflanzen gefunden. Er hat mir den Rath gegeben, vorzüglich in der hiesigen Gegend zu botanisiren, indem ich hier seltenere und mehr südliche Pflanzen antreffen würde als in den Gebirgen, wo eine mehr der nördlichen Flur ähnliche sich findet. Ob ich gleich etwas später, als in dem mir vorgeschriebenen Reiseplan berechnet war, hier angekommen bin, so glaube ich doch noch nicht viel versäumt zu haben; indem ich noch wenige Pflanzen (z. B. Ixia Bulbocodium, Sedum rubrum) verblüht gefunden habe; und ich hoffe daher eine große Anzahl Pflanzen liefern zu können, deren ich schon etwa 2500 theils ganz, theils halb getrocknet gesammelt habe. Uebrigens geht das Trocknen, da ich keinen Backofen bey der Hand habe, und alles an der Sonne trocknen muß, etwas langsam.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 132.

Blumenkohl.

Charade.

Mit Thränen zur Mütter
Kam's Mägdlein gerannt.
Was weinst du, mein Kindlein?
Hast Blut an der Hand.
„Ich suchte die Ersten
„Zum Dritten für dich,
„Da hat mich verwundet
„Ein schmerzlicher Stich.“
Es hanget am Arme
Das Ganze ja mir.
„Willst beten du geben?
„So nimm mich mit dir.

F. H.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 139.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 11. Juni 1827.

Wenn ich sinnend durch das Leben walle;
Dann erscheint mir das Gebiet der Zeit,
Wie der Schauplatz einer Schattenhalle,
Wo die Täuschung ihre Bilder reiht.

A. Tiedge.

In der Neujahrsnacht.

Seele der Welt, kommst du als Hauch in die Brust des
Menschengeschlechts, und gebierst ewigen Wohllaut?
Große Bilder entstehn und große
Worte beklemmen das Herz.

Blende mich nicht, willige Kraft, wie ein Traumbild
Blende mich nicht! O und ihr, ziehet umsonst nicht
Meine sorgende Stirn vorüber,
Wandelnde Strahlen des Lichts!

Liebend bisher leitetet ihr, und ich folgte;
Hinter mir ließ ich, was nicht euer Geschenk war:
Jeden irdischen Glanz und jede
Stille des häuslichen Glücks.

Immer nach euch klimmt' ich empor, und es rollt mir,
Was ich errang, wie der Kies, unter den Füßen
Weg, ich blicke zurück nicht,
Klimme nur weiter empor!

Irrt' ich? Es sey. Aber wie sehr des Verständ'gen
Tadel mich traf, so gewiß (fühl' es, o Tadler!)
War ich strenge mir selbst, so weit es
Stürmische Jugend vermag.

Habt ihr umsonst, Sterne, mich jetzt an der Vorzeit
Reste geführt, und gestählt Augen und Herz mir?
Lehrt mich größere Schritte, lehrt mich
Einen gewaltigen Gang!

Gebet hinfort leuchtender auf, und ein Flämmchen
Wehe von euch, an des Haars Locke sich schmiegend,
Sanft herab und erwärme lieblich
Jeden Gedanken des Haupts!

Platen.

Paula de Witt,

Historische Erzählung von Elise von Hohenhausen.

(Beschluß.)

Paula traf ihre Tante weit weniger von dem Unglück erschüttert, als sie geglaubt hatte. Die Sorgen der Gegenwart verdrängten bey ihr das Entsetzen der jüngsten Vergangenheit. Beschäftigt mit den Sorgen ihres ländlichen Hauswesens fürchtete sie stündlich eine Zerstörung desselben durch Lurenburgs grausame Krieger von Utrecht her, wo dieser Marschall stand.

„Willst du nicht an den Statthalter schreiben, daß er uns vor den Franzosen schütze, sprach Frau de Witt zu ihrer Nichte. Die Gegend ist jetzt ohne allen Schutz, denn die Reiter, die der Prinz am Strand aufgestellt hatte, haben den Befehl erhalten zu ihm zu stoßen."

„Schreibt Ihr selbst, Tante, versetzte Paula erglühend, der Jungfrau will solches nicht ziemen; auch wird Oranien keine Zeit haben, für uns zu sorgen; es heißt, er werde, ein zweyter Scipio, den Krieg in Feindesland übertragen, während sein eigenes Land hart bedrängt ist."

„Wie du dich doch anstellen kannst," erwiederte Frau

de Witt; ich dächte, du kenntest den Prinzen genau genug, um dich an ihn wenden zu können. Ich habe es schon längst gemerkt, daß er dir im Herzen steckte. Wäre das nicht der Fall gewesen, so hättest du den Admiral de Ruyter geheirathet, dann wäre alles anders gekommen; deine thörichte Liebe hat meines Mannes und deines Vaters Untergang herbeygeführt, und nun willst du nicht einmal an Oranien schreiben, läugnest wohl gar, daß du ihn liebst?"

„Nein, versetzte Paula, ich liebe ihn, aber meine Liebe ist nicht von dieser Welt." — „Wie albern immer deine Reden klingen, sprach Frau de Witt, was könnte mir eine Liebe helfen, die nicht von dieser Welt wäre? aber dir haben die Bücher den Kopf verrückt, du machst dich selbst und alles um dich her elend."

Die Furcht der Frau de Witt war nur zu gegründet. Lurenburgs wilde Schaaren drangen von Utrecht nach Dordrecht vor, durch Oraniens Niederlage bey Woerden ermuthigt. Die Landleute versammelten sich, um Widerstand zu leisten, unterlagen aber bald, und die entsetzlichsten Grausamkeiten wurden damals von den Franzosen an den unglücklichen Niederländern verübt, die sie als Ketzer behandelten. In den brennenden Häusern wurden die ausgeplünderten Einwohner festgebunden, die weinenden Kinder in die Flammen zurückgeschleudert, oder an Piken gespießt.

Das Landhaus der Frau de Witt blieb von diesen Gräueln verschont, da Obrist Mombas es für sich zum Quartier nahm; doch für Paula begann nun eine neue Quelle der Leiden. Der Obrist sah in ihr nicht mehr die Tochter des mächtigen Rathspensionairs, die durch eine Verbindung mit ihm Reichthümer und Ehrenstellen auf ihn gehäuft hätte; aber noch immer war sie der Gegenstand seiner glühenden Leidenschaft, und er fand es unbegreiflich, daß sie diese jetzt noch verschmähte.

„Niemals, niemals soll ich hoffen, sprach er einst zu ihr, so wird der Sieger seine Rechte geltend machen." — „Der Sieger, entgegnete Paula, wird Oranien werden. Kennt Ihr die Prophezeihung, die im Karmeliterkloster zu Mecheln gefunden worden ist?" — „Wohl kenne ich sie, erwiederte Mombas. Der Samen der Lilie wird in das Land des Löwen kommen und die Söhne des Löwen unterjochen." — „Mit nichten, rief Paula, ein Sohn des Löwen wird sich ermannen, und die Söhne der Lilie werden von ihm besiegt werden, und entfliehen wie Wolken vor dem Sturmwind." — „Hier aber, sprach Mombas grimmig lächelnd, hier wenigstens soll der Sohn der Lilie siegen, du bist in meiner Gewalt." — „Zurück, Elender, rief Paula, ich gehöre dieser Erde nicht mehr an. Hörst du den Kanonendonner? das ist Oranien. Siehst du dort vom Hügel herab seine Fahnen wehen? Er ist's, er kommt, mich zu retten."

Wirklich waren es Oraniens Schaaren, die sich nahten; Niemand wußte um die Entschlüsse des Fürsten, ehe er sie ausführte. So wollte er jetzt, während Luxemburg seine Macht vor Dordrecht zerstreute, ihn einzeln aufreiben und Utrecht von ihm befreyen.

Mombas traf schnell Anstalten zur Vertheidigung. Das Landhaus ward von den Angreifern in Brand geschossen; auf dem Balkon desselben gewahrte Oranien eine weibliche Gestalt, eine orangenfarbige Fahne schwingend. Eine dunkle, doch selige Ahnung sagte ihm, wer sie sey. Als die Franzosen vertrieben waren, eilte er schnell, den Brand zu löschen, und eilte selbst auf das italienische Dach des Hauses. Dort fand er die Geliebte — entseelt, zum Theil von den Flammen in Asche verwandelt. Er ließ sie in dem Garten des Hauses begraben und weinte heiße Thränen über ihrer Urne; auch auf dem Throne von Großbritannien, als Gemahl von König Jakobs Tochter, verließ ihn nie die schmerzlich süße Erinnerung an die Geliebte seiner Jugend.

Ueber den Einfluß der Hoftheater auf Kunst und Künstler.

(Beschluß.)

Auch das Publikum befindet sich bey dieser Mischung von Hof-, National- und Volkstheater in sehr beengender Lage. In einem wirklichen Hoftheater soll und wird es sich die Hemmung seines freyen Urtheils gefallen lassen, indem es fühlen wird, daß man ihm da eine Gunst, eine Gunst zu seiner Bildung, erweist. Aber hier hat es an der Kasse bezahlt, und bringt von daher die Empfindung des Eigenthumsrechts mit, will mitwirken durch lebendigen und oftmals starken und lauten Ausdruck von Lob und Tadel; will sich zwar von der Scene herab belehren, aber nicht gebieten lassen, sondern im wechselseitigen Unterricht wieder dort oben belehren. Dagegen aber streitet die Sitte, die es verpönt, in einem Hoftheater sein Mißfallen zu äußern; und so muß es sich anfänglich Alles gefallen lassen, bis ihm zuletzt wirklich alles Mögliche und Unmögliche gefällt. Dadurch wird nun auch dem ächten Künstler der ächte Beyfall entzogen, und die Handwerker, an denen es bey keinem Bühnenpersonal fehlt, trotzen in ihrer lässigen Gemächlichkeit auf ihre unantastbare Hof- und Staatswürde. Dabey bedenke man, welche Wirrnisse und gegenseitige Hinderungen bey dem Repertoirentwurf, bey Besetzung, Proben und selbst in den Rechnungen da entstehen müssen, wo die allgewaltige Prunkoper mit der Tragödie, das feine Lustspiel mit dem Melodram, das französische Vaudeville mit der Wiener Posse, Rossini's mit Shakespears Othello, sogar wilde Thiere mit den vaterländischen Helden in offener Fehde stehen; und wo doch Allen, auch denen, die offenbar Unrecht haben, Recht geschehen soll!! Man denke

ſich dieß, und man wird einen Begriff von dem ſonſt unbegreiflichen Ausdruck eines Hof-, National- und Volkstheaters haben.

Das Reſultat unſeres Vermittelungsgeſchäfts zwiſchen den Vertheidigern und Antagoniſten der Hofbühnen ergibt ſich nun ganz von ſelbſt. Beyde Partheyen haben ſich nicht verſtanden, haben nur einen Wortſtreit geführt. Die Verehrer der Hofbühne haben in Allem, was ſie zum Lobe derſelben ſagen, vollkommen recht; aber eben ſo gerecht iſt der Tadel ihrer Gegner, die nur in einem einzigen Stücke ſich irren: ſie glauben nämlich gegen die Hofbühnen aufzutreten, und ereifern ſich doch nur gegen die verderblichen Miſchbühnen, indem überall kein eigentliches Hoftheater mehr exiſtirt. Mit dem Einfalle der Franzoſen in Deutſchland gingen unſere Hoftheater zu Grunde; ſie mußten ſich aus eigenen Mitteln erhalten, und um dieſe herbeyzuſchaffen, mußte man das beutebeladene Heer in die Schauſpielhäuſer locken. Die Fremden aber verſtanden unſere Sprache nicht, man mußte alſo ihre Augenluſt beſtechen, ſie durch Prunk und Pracht ankörnen; oft geboten ſie ſogar dergleichen; und von dieſer unſeligen Epoche datirt ſich die Verwandlung der edeln deutſchen Bühne in einen Guckkaſten. — Wir haben es ſchon vielfach in dieſen Blättern geſagt, wir wiederholen es, und wir werden leider noch oft Gelegenheit haben, es zu wiederholen: keine Hoffnung für das Wiederaufblühen der dramatiſchen Kunſt, als bis wieder wirkliche Hofbühnen neben den Nationaltheatern errichtet werden. Oder ſollten Hoftheater mit freyem Eintritt ſtaatsrückſichtlich nicht mehr möglich ſeyn, ſo trenne man jene Bühnen, wo die großen prunkvollen Hoffeſtſpiele gegeben werden, welche ſich nirgends ohne Beyhülfe der Staatskaſſe erhalten können; ſo trenne man dieſe ſtreng von der eigentlichen Nationalbühne, ſtreng ſagen wir, durch zwey verſchiedene Häuſer, zwey verſchiedene Direktionen, zwey verſchiedene Perſonale und zwey durchaus getrennte Kaſſen. Zwar wird man dadurch erfahren, was man jezt vielleicht verbergen will: was nämlich die große Prunkoper koſtet, und wie viel die andern Zweige des dramatiſchen Kunſtbaums eintragen; aber das Weſentliche, die Kunſt, wird gewinnen; die Hoffeſtſpiele ſelbſt werden ſich zu dem erheben, was ſie allein ſeyn ſollen: würdige, prächtige, geſchmackvolle Darſtellungen in glänzender, ehrfurchtgebietender Verſammlung; ein ſchöner und einflußreicher Gegenſatz zu der freyeren und doch einfacheren Nationalbühne; kurz eine grandioſe Kunſtanſtalt, die von einem großen Hofe ausgeht, und es ſo durch ihre Erhabenheit ſchon verbietet, daß ihr in jedem Städtchen nachgeäfft wird. Für ſolche kleinere Orte werden die Nationaltheater unſerer Hauptſtädte dann zum Muſter dienen, und ſo wird doch zuerſt die grenzenloſe Verwirrung des deutſchen Bühnenweſens gelöſt, und wenigſtens Raum für die jezt überall beengte und gedrängte Kunſt entſtehen. Aber, bevor dieſe Trennung nicht in aller Strenge ausgeführt wird, ſind alle andern, auch die wohlwollendſten Bemühungen vergebens.

Aus Jean Pauls Nachlaß.

(Fortſezung.)

Das Deduzieren aus der Vergangenheit motivirt einen Charakter nicht; die Sache iſt ein anſchaulicher Grund aus der Gegenwart, alles entzünde ſich aus der Seele des Helden, wobey gar nichts zu motiviren iſt, ſondern umgekehrt.

*

Die grobe Saite nur ſieht man ſich ſchwingen; ſo, ſichtbare Kunſtbeſtrebungen.

*

Ein Lichtmagnet zieht alles Licht an, nur kein Mondlicht; ſo iſt der rechte Autor und Menſch kein Nachahmer.

*

Die Poeſie braucht nicht immer Schmerzen. Der Regenbogen ſteht auch im umwölkten Himmelblau.

*

In der Poeſie öffnet ſich das Herz ſanften Schmerzen, harte ſchließen es zu; ſo ſchließen ſich Blumen dem Thaue auf, dem Regen zu.

*

Geiſt muß man in Alles bringen; hat man nichts zu ſagen, ſo iſt auch kein Geiſt da, im andern Falle kommt er von ſelber.

*

Gewiſſe Hauptſachen kann derſelbe Autor nicht zum zweyten Male machen, weil er eine ganze Menſchheit, ſein Ich ausſpricht, wozu wieder zum zweyten Mal ein zweyter Menſch gehört.

*

Der Geſchmack iſt die Blüthe ſämmtlicher Weltverhältniſſe.

*

Wir hören immer die fremden Ermahnungen, aber wir kehren uns nicht daran, wir hören die vaterländiſchen, aber wir kehren uns wieder nicht daran. Aus der jetzigen Zügelloſigkeit entſteht nichts. Alle frühern Geiſter, wie Goethe u. ſ. w. waren unterthan, und lernten von früheren kritiſche Geſetze, aus Leſſing, Wieland. Jezt hält ſich jeder Geſetz*übertreter* für einen Geſetz*geber*.

*

Dem größten Genie mag in einigen Stellen Korrigiren erlaſſen ſeyn, aber in anderen, wo ſeine abgematteten Kräfte arbeiten, muß es mit friſchen nachhelfen.

*

Korrigiren iſt jetzo ſo ſelten; man hält den Landbrecher für den Obſtbrecher. Der öffentliche Markt iſt ihr Bleichplatz, und kaum eine zweyte Auflage verbeſſern ſie

mühsam. Das Korrigiren ist aber bey der ersten Auflage besser als bey der zweyten. Ist ja das erste Hinschreiben schon ein Korrigiren, da Niemand den ersten Gedanken sondern den gewählten hinschreibt. Ein Schauspieler kleide sich und spiele noch so gut, er braucht doch den Theaterschneider.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Eßlingen, Mai.

(Beschluß.)

Cagliari, 13. April 1827. Bis jetzt bin ich blos in der Umgegend der Stadt auf meinen Exkursionen herumgekommen, kam aber immer bald mit reicher Beute beladen zurück. Es sind hier viele unbesuchte Orte, vorzüglich Hügel, die den Schafen und Ziegen zur Weide dienen, man findet hier eine große Menge Pflanzen, aber freylich häufig durch das Vieh oder auch die Hitze beschädiget. Es ist übrigens eine wahre Freude, auf einem solchen Hügel zu botanisiren, Asphodillen, Lavandeln, Cistusröschen von mehreren Arten, begegnen dem Wanderer mit vielen andern weniger auffallenden, und vielen mir noch unbekannten. In vielen Pflanzen hat diese Flora Aehnlichkeit mit der von Istrien. Nicht minder reichhaltig ist der Meeresstrand, und auffallend ist, daß viele dieser Strandpflanzen auch auf den Hügeln wieder vorkommen. Kurz, ich habe alle Hände voll zu thun, und weiß nicht wo ich zuerst hingehen, und was ich zuerst nehmen soll. Einige Wochen werde ich blos in der Nähe der Stadt botanisiren, dann ziehe ich von hier aus in die nahen Gebirge, in Ausflügen von zwey bis drey Tagen. Ende Juni's, wenn die Hitze zunimmt, habe ich im Sinne tiefer in das Land eindringen, und zwar nach Arrigu, wo die höchsten Berge sich finden, und welches etwa die Mitte der Insel ist. Wenn ich diesen Plan ausführe, so müßte ich bis Ende Septembers in dieser Gegend verweilen, weil es in den Monaten Juli und August auf der Straße und in der Gegend zu reisen sehr gefährlich ist. Dagegen ist das Klima in den Gebirgen gesund, die Vegetation, welche in der Ebene erstorben ist, dauert fort, und ich würde mit Nutzen hier bleiben können. Ich erwarte die Billigung dieses Plans. Herr Prof. Moritz. Hr. v. Marmora (ebenfalls Naturforscher und Verfasser einer Schrift über Sardinien). Hr. Thomas von Genf, und einige andere Personen reisen in ungefähr vierzehn Tagen von hier ab, um in das Innere der Insel zu gehen. Ich könnte mich sehr leicht an diese Gesellschaft anschließen, allein ich finde es nicht zweckmäßig, denn diese Herrn reisen ziemlich eilfertig zu Pferde von einer Stelle zur andern, legen ihre Pflanzen zwischen Papier, und senden solche durch Eilboten an einen Geistlichen, welcher die weitere Trocknung besorgt. Ich könnte auf dieser Reise zwar einige seltene Pflanzen finden, welche mir, nach meiner Art zu reisen, entgehen, ich würde aber nur wenige und schlecht präparirte Pflanzen liefern können. Ueberdieß würde diese Art zu reisen sehr kostspielig seyn.

Nun einiges über Cagliari und seine Bewohner. Die Stadt ist ziemlich groß, mit ungefähr 23.000 Einwohnern, das Militär nicht mitgerechnet; sie ist an den Berg gebaut, und es geht daher immer bergauf und bergab; sie hat eine Menge Kirchen und Klöster: die Straßen sind enge und schlecht. In der Stadt selbst spricht man rein italienisch, weit besser als in Genua und Turin; aber außer der Stadt sardisch, eine aus vielen andern Sprachen zusammengesetzte Sprache, selbst einige deutsche Wörter besitzt sie, z. B. ja, setzen u. a. m. Die Männer verrichten hier alles, die Weiber nichts. Geht man auf den Markt, so sieht man nur Männer, welche einkaufen, und eine Menge junger Knaben, welche das Eingekaufte nach Hause tragen; man bekömmt daher fast keine Weiber auf den Straßen zu sehen. Die Kleidung der Landleute, welche in die Stadt kommen, ist sehr verschieden, je nachdem sie aus einem Theile der Insel sind. Einige tragen eine schwarze herabhängende Mütze, kurze Beinkleider von grobem schwarzem Zeug, unter welchen sie noch ein Paar leinene tragen, welche unter den schwarzen vorstehen, nebst einer Art langer Kamaschen. Andere tragen anstatt des Rocks einen Pelz ohne Aermel, und zwar im Winter die Haare nach innen, im Sommer nach außen gekehrt; es ist fast unbegreiflich wie die Leute bey der großen Hitze eine so lästige Kleidung tragen können. Noch andere tragen ein Kleid von gegerbtem Leder, und um die Hüfte einen Gürtel, was gar nicht übel aussieht. Alle sehen braun aus, und haben ein langes schwarzes Haar, welches einige geflochten auf dem Kopfe mit der Mütze befestigen.

Es ist hier nicht so wohlfeil als mir gesagt worden ist. Logis und Lohn der Handwerksleute sind ungemein theuer: so mußte ich für ein Paar Schrauben und einen Spatel zum Pflanzenausgraben fünfthalb Scudi (ein Scudi ungefähr 2 fl. 24 kr.) bezahlen. Mein Zimmer mit Bett und einigen Meubeln kosten monatlich vier Scudi, ich mußte dasselbe aber auf zwey Monate miethen. Dagegen sind die Lebensmittel sehr wohlfeil, z. B. ein Pfund Fleisch jeder Art, auch Fische, zwey Soldi (etwa fünf Kreuzer), eine Bouteille guten Wein drittehalb Soldi. Im Ganzen lebe ich wohlfeil; meine täglichen Ausgaben betragen etwa sechs bis sieben Reale (deren zehn auf einen Scudi gehen); hiebey ist noch die Löhnung des Bedienten begriffen, welcher täglich zwey Reale, und Abends ein Paar Gläser Wein erhält; wenn er mich später auf weitere Reisen begleitet, so habe ich ihn ganz zu verköstigen. Ich esse bey meiner Hauswirthin für tägliche zwey Reale ziemlich schlecht; Gasthöfe, wo man speisen kann sind hier nur zwey, wo man drey bis vier Reale für Mittagessen bezahlt. Mein Nachtessen besteht gewöhnlich aus Brod und Wein, ersteres ist sehr gut, ich habe bis jetzt nirgends so schönes weißes Brod gefunden. An Wasser fehlt es fast ganz; man hat nur Cisternen-Wasser, und zum Trinken kann man es nur mit Zucker und Citronen gebrauchen, letztere sind ungemein wohlfeil, für ein Soldi erhält man fünf bis sechs Stück. Alle Lebensmittel werden hier zu Pferde auf den Markt gebracht, deren es eine Menge gibt. Nur die Baumaterialien habe ich auf Wagen, welche nur zwey Räder oder vielmehr Scheiben haben, führen sehen. Ueberhaupt reitet hier Jedermann, ein Pferd kostet täglich zwey Reale, man füttert sie nicht mit Hafer, sondern mit grüner Gerste. Die Milch bringt man in Gefäßen von Blech, oder häufiger von Korkholz; nicht selten treibt der Hirte eine ganze Heerde Ziegen in die Stadt, hält vor den Häusern und melkt eine Ziege. Dieses geschieht, damit man versichert ist, daß die Milch nicht mit Wasser vermischt wird. — Salz gibt es hier genug, es wird aus mehreren Salinen gewonnen, und liegt in großen Haufen, welche mit Erde bedeckt sind, im Freyen. Jeder Einwohner bekommt so viel Salz als er bedarf, und bezahlt dafür nichts als den Fuhrlohn.

Es ist hier gegenwärtig schon ziemlich heiß, doch ist seit meinem Hierseyn die Hitze durch beständigen Wind gemildert; die Nächte sind kühl, und jeden Morgen sind die Pflanzen stark bethaut. Das Klima ist noch gesund bis zu Ende Juni's, wo man sich sehr in Acht zu nehmen hat, besonders gegen Untergang der Sonne, doch ist es in der Stadt selbst nicht gefährlich, aber in der Umgegend, wo besonders der Fremde viele Gegenden ganz meiden muß.

Beylage: Kunstblatt Nr. 47.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 140.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 12. Juni 1827.

Ja, ſelbſt wer mit der Krone ward geboren
Steht nicht ſo ſtolz und aufgeblaſen da,
Wie dieſer Mann, aus unbekannter Wiege,
An jenem Tag ſich brüſtete und blähte
Als ich zum erſten Mal ihn ſprach.

Ben Johnſon.

Der Doktor Francia.

In Kurzem wird in Deutſchland und Frankreich ein hiſtoriſcher Verſuch über die Revolution von Paraguay und die Direktorialregierung des Doktor Francia erſcheinen *). Die Verfaſſer dieſes intereſſanten Werks, die Doktoren Rengger und Longchamp, verließen Europa im Jahr 1818, um ſich nach Buenos-Ayres zu begeben, und von da aus entweder Chili oder Paraguay zu bereiſen; ihre Abſicht war, neue Thatſachen über die Naturgeſchichte dieſer Länder zu ſammeln, und die Ausübung der Arzneykunde ſollte ihnen die Mittel dazu erleichtern. Die Erkundigungen, die ſie in Buenos-Ayres einzogen, entſchieden ſie für Paraguay, als ein weniger bekanntes und der tiefſten Ruhe genießendes Land. Sie kamen im Juni 1819 zu Aſuncion an, und ſollten von nun an ſechs Jahre lang gezwungene Zeugen von Francia's Tyranney ſeyn, denn erſt im Mai 1825 gefiel es dem Diktator, ſie wieder zu entlaſſen. Die Reiſenden ſchicken dieſes kleine Werk einer umfaſſenden Reiſebeſchreibung voran, und aus dieſem lebendigen politiſchen Gemälde, in dem ſich alles um Francia's Perſon dreht, theilen wir einige Charakterzüge dieſes merkwürdigen Mannes mit.

* * *

Nachdem wir den 30ſten Heumonat 1819 in Aſuncion gelandet hatten, empfing uns der Diktator einige Tage darauf. Ich fand in ihm einen Mann von mittlerer Statur, mit regelmäßigen Geſichtszügen und dem ſchönen ſchwarzen Auge, wodurch die Kreolen von Südamerika ſich auszeichnen; ſein Blick war durchdringend und drückte zugleich Mißtrauen aus. Er trug einen blauen mit Gold bordirten Rock, die Uniform eines ſpaniſchen Brigadegenerals, weißes Gilet, weiße Beinkleider und ſeidene Strümpfe, nebſt Schuhen mit goldenen Schnallen. Dieſe von ihm angenommene Tracht konnte auffallen, wenn man kurz vorher Artigas und ſeine Legaten halb nackt oder doch in ſehr ſchlechter Kleidung geſehen hatte. Doktor Francia war damals 62 Jahre alt, ſchien aber nicht über 50 zu ſeyn. Mit einem geſuchten Ausdrucke von Stolz richtete er mehrere Fragen an mich, die mich in Verlegenheit ſetzen ſollten. Indeſſen nahm er bald einen ganz andern Ton an. Als ich meine Brieftaſche öffnete, um die Papiere zu ſuchen, die ich ihm zu überreichen hatte, ward er ein Miniaturgemälde von Bonaparte gewahr, welches ich, von ſeiner Verehrung für das Original unterrichtet, abſichtlich hinein gelegt hatte. So wie er vernahm, wen das Bild vorſtellen ſollte, ergriff er daſſelbe und betrachtete es mit vieler Aufmerkſamkeit. Hierauf hob er eine vertrauliche Unterredung über die politiſchen Verhältniſſe von Europa an, von denen ich ihn weit beſſer unterrichtet fand, als ich erwarten durfte. Er fragte mich nach Neuigkeiten von Spanien, über welches er ſich mit der größten Verachtung

*) In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

äußerte; die Verfassung Ludwigs XVIII. war nicht nach seinem Geschmacke; desto mehr bewunderte er die Militärregierung und die unglücklichen Eroberungen Napoleons, dessen Fall er beklagte. Ich bemerkte, daß er im Gespräch über denselben mit Vorliebe bey den Begebenheiten verweilte, die einige Aehnlichkeit mit seiner eigenen Lage haben konnten. Er warf uns als Schweizern unsern traurigen Feldzug von 1815 vor, indem er uns an den Fußtritt erinnerte, der in der Fabel dem sterbenden Löwen gegeben wird. Den Hauptgegenstand seines Gespräches aber machten die Mönche aus. Er beschuldigte sie des Hochmuths, verdorbener Sitten, ränkevoller Umtriebe, und klagte bitterlich über das Bestreben der Geistlichkeit überhaupt, sich der Botmäßigkeit der weltlichen Macht zu entziehen. Um die Grundsätze, zu denen er sich hierüber bekannte, mit einem Worte auszudrücken, sagte er: „Wenn der heilige Vater nach Paraguay käme, so würde ich ihn blos zu meinem Hofkaplan machen.“ Indem er für Europa die Wiederkehr des Aberglaubens und des Fanatismus voraus sah, drang er auf die Nothwendigkeit, den Mönchsgeist in Amerika zu ersticken, bevor es an dieser neuen Ansteckung Theil nehmen könnte. Dennoch wollte er unserer Versicherung, daß die Wiederherstellung der Jesuiten zum Theile schon statt gefunden habe, nicht Glauben beymessen, so verderblich kam ihm diese Maßregel vor. Als ihn das Gespräch auf die Verhältnisse des spanischen Amerikas zum Mutterlande führte, gab er seine Anhänglichkeit an die Sache der Unabhängigkeit und seinen festen Entschluß, sie gegen jeden Angriff zu vertheidigen, mit Nachdruck zu erkennen. Seine Ideen über die Art, wie diese neuen, noch so wenig civilisirten Staaten regiert werden sollten, schienen mir ziemlich richtig, aber leider wandte er keine derselben an. Er war so herablassend, uns seine Bibliothek zu zeigen, die zwar klein, aber ungefähr die einzige im ganzen Lande war. Ich fand da neben den besten spanischen Schriftstellern, die Werke von Voltaire, Rousseau, Raynal, Rollin, Laplace ꝛc., die er sich alle seit der Revolution verschafft hatte. Er besaß überdieß einige mathematische Instrumente, Erd- und Himmelskugeln und Landkarten, unter andern eine Karte von Paraguay, die genaueste, die man von diesem Lande hat. Sie war von Don Felix de Azara in den lezten zwanzig Jahren des vergangenen Jahrhunderts bey Anlaß der ihm übertragenen Gränzbestimmung aufgenommen und dem Cabildo von Asuncion zum Geschenk gegeben worden, ohne daß sie je öffentlich erschienen wäre. Da man den Diktator sich seiner Himmelskugel bedienen sah, um die Sternbilder kennen zu lernen, und da er vermittelst seiner Karte überall im Lande Bescheid wußte, ohne es je durchreist zu haben, so glaubte das Volk, er lese in den Gestirnen. Er selbst hat indessen nie ähnliche Mittel gebraucht, um sich ein trügerisches Ansehen zu geben; er suchte im Gegentheil, wie ich mich überzeugt habe, die zahllosen Vorurtheile, mit denen seine Landsleute behaftet sind, auszurotten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aufklärungen durch die neuesten deutschen Reisenden im Fache der Zoologie des Alterthums.

Von Böttiger.

Durch die neuesten Nachrichten und Bemerkungen reisender Naturforscher in jenen Ländern, deren Kultur in die frühesten Zeiten des Alterthums hinaufsteigt, hat sich auch die Naturgeschichte mit der Alterthumskunde vielfach befreundet. Die alte Stein-, Pflanzen- und Thierwelt ist uns dadurch immer mehr aufgeschlossen, und mancher Lichtstrahl auf alte Schriftsteller und bildliche Denkmale geleitet worden. Wir ziehen hier zur Probe nur Einiges aus. Zwey deutsche reisende Naturforscher haben in den lezten zehn Jahren uns die merkwürdigsten Aufschlüsse über die Naturgeschichte und zoologische Geographie der obern Nilländer, Nubien, Sennaar, Dongola mitgetheilt und diesen durch Uebersendung von präparirten Thierexemplaren in die vaterländischen Museen eine beschauliche Unterlage gegeben, die auch die genaueste Zeichnung nicht gewährt, wodurch aber ganz treue Abbildungen zuerst bewerkstelligt werden können. Wir erwähnen hier zuerst die Verdienste des edeln Frankfurters, Eduard Rüppel. Seit dem Anfange des Jahrs 1822 betrat er den klassischen Boden Nordafrikas, um die Völkerkunde, Naturgeschichte und Geographie dieses in den Vorhallen der griechischen und römischen Vorwelt so wichtigen Landes zu untersuchen. Michael Hey, ein Zögling des Frankfurter naturforschenden Instituts, ward ihm von der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft zum Gehülfen gegeben. Gleich zum Anfang des Jahrs 1822 gelang es ihm, sich die Gunst des egyptischen Vicekönigs, Mehmet Ali Pascha, durch Untersuchung der alten Goldmine an der östlichen Küste des rothen Meeres zu gewinnen. Schon zu Ende des Jahrs befand er sich in Neudongola, der Hauptstadt Nubiens, vollführte im Frühling 1823 seine Reise in die Wüste Korti und drang mit den, die rebellischen Einwohner bekämpfenden, Armeen des Pascha auf dem Nil bis Kurgos (17°), beschiffte nach unendlichen Mühseligkeiten den in den Nil sich ausmündenden Atbara bis zur Hauptstadt von Sennaar. Hey erkrankte, während er sich in Dongola mit der Hippopotamusjagd beschäftigte, konnte aber doch mit Rüppel im November 1824 nach Sukkot gehen, wo sie so glücklich waren, mit Hülfe der Einwohner vier Hippopotamen (unter denen ein ausgewachsenes kolossales Exemplar) und mehrere große Krokodile zu erlegen, die nun für das Frankfurter Senkenbergische Museum zubereitet wurden. Hätte

der große Philolog und Naturforscher, Joh. Gottl. Schneider, als er 1789 zu Acerbi's Synonymen die kritische Geschichte des Hippopotamus bey den Alten schrieb, schon damals solche Entdeckungen und Anschauungen benutzen können! Da Hey über der Bearbeitung dieser Thiermassen wieder erkrankte, ging Rüppel zu Ende 1824 allein durch die Wüste von Simria nach Haraza und Obeit, der Hauptstadt der Oase von Kordofan, wo er mit einem Beduinenstamme in die südlich gelegene Wüste von Darfur auf die Giraffenjagd ging, und sowohl mehrere ausgewachsene Giraffen als eine große Menge anderer Thiere gewann, die auch alle glücklich nach Cabira und von da nach Europa gelangten. Hey ging besonders in die libysche Wüste. Rüppel hat all seine gefahrvollen und kostspieligen Reisen (aus eigenen Mitteln) in der Absicht ausgeführt, um nach völliger Beendigung derselben (bis zu Ende 1827, da jetzt die Ost- und Westküste des rothen Meers mit Abstechern in das Binnenland ihn ausschließlich beschäftigen) all seine Beobachtungen in einem eigenen Werke mitzutheilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Seeleben.

(Fortsetzung.)

Die Hindus von Kalkutta sind in der Regel von sehr sanfter Gemüthsart, unterwürfig, zuvorkommend, dienstfertig, in den Geschäften sehr gewandt, mitunter auch etwas spitzbübisch, mir hat jedoch bis jetzt keiner von allen, mit denen ich im Verkehr gestanden, zu irgend einer Klage Anlaß gegeben. Ueberaus groß ist ihre Anhänglichkeit an ihre Kasten, und an eine Religion, die, wenn sie auch aus eitel Aberglauben zusammengesetzt ist, gleichwohl eine Grundlage von guter und sanfter Moral in sich schließt, welcher es zu verdanken ist, daß diese Leute sehr selten große Verbrechen begehen. Die Unterhaltungen der Hindus bestehen im Besuche ihrer Pagoden, in der Theilnahme an religiösen Ceremonien, und der Erfüllung aller der Uebungen, zu welchen sie ihr Glaube verpflichtet. Alle diese Bemerkungen beziehen sich jedoch blos auf das männliche Geschlecht, Weiber bekommt man selten zu sehen. Geht man in einem Dorfe spazieren, so wird alles, was dem weiblichen Geschlechte angehört, in möglichster Eile die Flucht ergreifen; und sollte man etwa durch Zufall ein weibliches Wesen näher zu sehen bekommen, so ist solches auf jeden Fall eine Unglückliche, die der niedrigsten Kaste angehört. Zu wiederholten Malen habe ich Gelegenheit gehabt, die ungemein große Industrie der Hindus zu bewundern. Sie verfertigen die niedlichsten Kleinigkeiten aller Art mit einer Geschicklichkeit, welche die der Europäer weit übertrifft. Dieses fällt um so mehr auf, da sie sich zu allen ihren Kunstarbeiten ganz schlechter Werkzeuge bedienen, von denen in Europa Niemand Gebrauch machen würde. Hat man ein Paar Schuhe nöthig, so muß man sie dem Schuster im Voraus bezahlen. Mit dem erhaltenen Gelde geht dieser, den wilden Hund einzukaufen, der seine Haut zu Fertigung der Bestellung hergeben soll. Ist dem Thiere die Haut abgezogen, so wird sie noch an demselben Tage zubereitet, und den andern Morgen das Paar Schuhe abgeliefert. Neben den Hindus begegnet man zu Kalkutta Menschen aus allen Nationen der Erde, zumal Morgenländern. Auf den Abendspaziergängen, gegen Sonnenuntergang, gewähret die Gesammtheit aller dieser schönen orientalischen Kostüme einen überaus reizenden Anblick. Jede Nation scheint es da der andern an Pracht und Luxus zuvorthun zu wollen. Der stolze Europäer sieht sich nicht ohne Befremden von einem Nabab übertroffen, dessen Gefolge mit goldenen Stöcken einherprangt, während seine Dienerschaft blos mit silbernen versehen ist. Der Araber sucht seinen Glanz in der Schönheit seiner Pferde, der Armenier in einer überschwänglichen Menge von Diamanten und andern Edelsteinen, der Perser in der Pracht seiner Kleidung, der Chinese allein wandelt unter dieser Masse von Wagen, Pferden und Bedienten bescheiden umher, zu Fuße, den Sonnenschirm in der Hand, und ohne Prunk. Mehrmals sind mir auf diesen Spaziergängen, wohin man sich in der Regel von fünf bis sechs Uhr begibt, in einem einfachen mit einem Pferde bespannten Cabriolet, die Söhne Tippo Saibs begegnet, dessen Name einst für die brittische Herrschaft so furchtbar war. Es ist übrigens diese brittische Herrschaft nichts weniger als despotisch. Es denkt auch in Kalkutta kein Mensch an Unabhängigkeit; man ist im Gegentheil allgemein überzeugt, daß man unendlich unglücklicher seyn würde, wenn man sich selbst zu regieren hätte. In der Stadt ist weder von Bajonetten noch von Gensdarmen die Rede. Jeder thut was ihm gut dünkt, und so lange er nichts Böses thut, bekümmert sich Niemand um ihn. Das Gesetz ist für den vornehmsten Engländer und für den gemeinsten Hindus dasselbe. Die Polizey wird, trotz des ungeheuern Umfanges der Stadt, durch eine Anzahl bestellter Diener verwaltet, die Tschotidars heißen, Eingeborene sind, und Tag und Nacht die Straßen durchstreifen, ohne irgend etwas anderes als einen Stock mit sich zu führen. Nie hört man etwas von nächtlichen Einbrüchen, in welchem Quartiere und zu welcher Stunde es auch seyn möge. Entsteht zuweilen Lärm, so geschieht dieß allemal in dem Quartier der Seeleute, wo die Matrosen, wie solches in allen Seehäfen zu geschehen pflegt, sich zanken und herumbalgen. Die ganze Garnison besteht aus ungefähr hundert Sipoyen, welche vor den Staatsgebäuden Schildwache zu stehen haben. Die Militärmacht liegt in dem etwa eine Stunde von der Stadt am Ganges gelegenen Fort William, welches eine bedeutende Festung

ist, zusammengezogen. Die Zahl der Truppen beläuft sich auf ungefähr 10,000 Mann. 4000 davon sind Weiße, die übrigen Sipayen (Eingeborne), welche von weißen Offizieren kommandirt werden. Die sämmtlichen Truppen kantoniren im Fort und dessen Umgegend. In der Stadt sieht und hört man nichts von ihnen; es ist, als ob sie gar nicht vorhanden wären, und kein Regiment darf, wenn es etwa zufällig durchmarschirt, die Trommel rühren. Sonntag Abends spaziert man gewöhnlich nach dem Fort hinauf, um die Musik der weißen Regimenter zu hören.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Ende Mai.

Bekannt ist die von Sellon gestellte Preisaufgabe, betreffend die beste Darstellung und Entwicklung der philosophischen, christlichen, moralischen, juridischen und Erfahrungsgründe gegen die Todesstrafe, mit besonderer Rücksicht auf die Staaten, wo diese Strafe bereits abgeschafft ist, z. B. Toskana und Rußland, unter Anführung der Resultate, welche sich in diesen Ländern davon gezeigt haben. Ausgeschlossen waren dabey alle Gründe, welche für die Todesstrafe sprechen, oder doch zu sprechen scheinen. Ich glaube, daß die Aufgabe, so gestellt, eine vollendet gute Lösung der Frage unmöglich macht. Warum doch diese Scheu vor den Gründen, welche gegen die Sache sprechen? Sieht es doch aus, als wenn man sie für zu stark hielte, und sich davor fürchtete. Eine gute Bearbeitung müßte im Gegentheil zuerst die bisher für die Todesstrafe angeführten Gründe vollständig darlegen, sie aber hernach siegreich durch die Gründe zu widerlegen suchen, welche dagegen sprechen. Ich äußerte gegen Sellon, daß diese Frage gar nicht vollständig in Frankreich beantwortet werden könne, daß dabey deutsche, englische und italienische Rechtsgelehrte gehört werden müßten. Ich rieth ihm daher, den Termin nicht auf den 1oten Januar d. J. zu bestimmen, und die Abhandlungen auf französische Sprache zu beschränken, sondern auch lateinische, deutsche, englische und italienische Schriften anzunehmen. Dieß schien ihm Anfangs einzuleuchten, zumal es den Namen Sellon noch weiter getragen hätte. Andere haben ihm hernach in's Ohr gesagt: es sey bedenklich, fremde Rechtsgelehrte, zumal deutsche, mit ihren „metaphysischen Grillen" zuzulassen. So blieb es denn beym Alten. Die von ihm ernannte Jury prüfte die bis zum 1oten Januar eingekommenen Preisschriften, und erkannte einstimmig, daß die Abhandlung des Herrn Lucas, Advokaten an der cour royale in Paris, unter den eingekommenen die beste sey, und ihr als solcher der Preis zukomme, fügte aber weislich hinzu: „ohne daß sie jedoch durch diese Erklärung sich für oder wider des Verfassers Ansichten in der Sache selbst ausgesprochen haben wolle." Diese Clausel war Sellon gar nicht erwünscht. Der Preis selbst bestand in einer goldenen Medaille, zwey-und-vierzig Dukaten an Werth (500 Franken), worauf die Gerechtigkeit vorgestellt ist, die französische Journale ermangeln nicht hinzuzusetzen: Sous les traits d'une belle femme. Diese Gerechtigkeit stützt sich auf den Altar der Gesetze. Mit einer Hand weißt sie den Tod mit dem Richtschwerdt weg, mit der andern auf das Genfer Strafarbeitshaus deutend. Die Umschrift ist die des vaterländischen Wappens: post tenebras lux. Diese schöne Medaille ist von unserem geschickten Künstler A. Bovy, der auch die herrliche Medaille mit Goethe's Bildniß, und den Adler, Goethe's Dichterlorbeer zum Himmel tragend, schnitt. Derselbe Advokat Lucas hat fast zu gleicher Zeit noch einen Preis in Paris von der Gesellschaft der christlichen Moral erhalten. Der Gegenstand seiner Abhandlung war fast derselbe: die Todesstrafe und die Mittel, sie zu ersetzen. Seine Preisschrift wird nun wohl bald gedruckt werden. Indessen hat der wackere Sellon schon wieder neue Schritte zur Abschaffung der Todesstrafe bey dem Staatsrath gethan, wurde jedoch abermals dabey auf die Abfassung des neuen Kriminalgesetzbuchs verwiesen. Hoffen wir, daß Lucas Schrift günstig auf die Bestimmungen dieses Codex wirken möge! Dann hat Sellon ein großes Verdienst, nicht nur um sein Vaterland, sondern um die Menschheit überhaupt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Ende Mai.

In der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 28sten Mai, las Benjamin Delessert mehrere Briefe vor, die der englische Ingenieur Brunel, mit der Bitte, sie der Akademie mitzutheilen, aus London an ihn geschrieben hatte. Sie enthalten einen interessanten Bericht über das Ereigniß, das Brunels schönes Werk betroffen hat; authentische Notizen über ein Unternehmen, an dem alle Freunde der Kunst lebhaften Antheil nehmen, können nicht anders als von hohem Interesse seyn.

Der Brief an Delessert lautet so:

„Sie erhalten hiemit die Geschichte der Hauptereignisse, die sich bey unserer Havarey zugetragen haben; denn ein Schiffbruch ist es nicht, unser Schiff kann nicht sinken."

„Der Bericht, den ich Ihnen sende, ist genau. Ich hegte seit sechs Wochen Besorgnisse, und theilte sie unsern Administratoren mit, doch diese meynten, ich sey ein wenig ein Grillenfänger. Den Freitag zuvor waren mehr als 7 — 800 Kubikfuß einer in Koth umgewandelten Erde eingebrochen; es war uns gelungen, allem Einhalt zu thun, und wir hatten bereits eine halbe Länge unseres Schildes *) gewonnen, als das Ereigniß eintrat. Alle unsere Arbeiter haben sich in der Gefahr sehr gut betragen, so groß war das Vertrauen, das sie in die Schutzmittel setzen, die wir für uns angebracht haben."

Nun folgt der Bericht selbst:

„Am 15ten Mai drang das Wasser in solcher Menge in den Tunnel (Röhre, Gang), daß die Arbeiter nur mit Mühe in ihrem Geschäfte fortfahren konnten. Indessen ergriff man da so rasche, so wirksame Maßregeln, daß dem Uebel am 16ten Einhalt gethan wurde, und am 17ten eine sichtbare Besserung in der Beschaffenheit des Terrains eintrat. Am folgenden Tag, Freitag, hatte der Schild eine Thonschichte erreicht und man war außer aller Gefahr, ausgenommen in den Abtheilungen oder Zellen Nr. 10 und 11. An diesen zwey Stellen hatte das Erdreich die Konsistenz eines flüssigen Kothes, und erforderte die größte Vorsicht."

„Der Ingenieurgehülfe Beamish war auf seinem Posten, und beaufsichtigte im Augenblick des Ereignisses die Arbeiten am andern Ende des Schildes. Der Mineur in der Zelle Nr. 11 rief um Hülfe, aber im Augenblick konnte man ihm nicht beyspringen, denn keiner wollte seine Zelle verlassen. Der Mineur rief aufs Neue um Hülfe, der Arbeiter neben ihm eilte ihm zu, konnte sich aber blos durch einen Wasserstrom, der die Lichter auslöschte, zu ihm durcharbeiten."

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Bekanntlich nennt Brunel Schild den ungeheuern gegossenen Rahmen, der in 36 Behälter oder Zellen getheilt ist, in deren jeder ein Mann arbeitet. Dieser Rahmen stützt das Erdreich, und rückt in dem Maße vor, als die Ausgrabung vor sich geht.

Beylage: Literaturblatt Nr. 47.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 141.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 13. Juni 1827.

Des Winters Eis, des Sommerbrandes Wüthen,
Hält hier des Himmels ew'ger Glanz verbannt,
Und nährt der Wiesen Gras, des Grases Blüthen,
Der Blüthen Duft, der Bäume Laubgewand.

Tasso.

Seeleben.

(Fortsetzung.)

Kalkutta, nach Weihnachten 1826.

Die geschäftlosen Weihnachtstage habe ich zu einem kleinen Ausfluge in das Innere des Landes benuzt. Da es in Bengalen durchaus keine Gasthöfe gibt, und man seinen ganzen Bedarf selbst mitschleppen muß, so wird hierdurch auch die kleinste Reise ungemein kostspielig. Am schnellsten reist man in Palankinen; da aber auf den Posten die Ablösungen nicht, wie in Europa, durch Pferde, sondern durch Menschen geschehen, so kommt diese Art zu reisen sehr theuer zu stehen. Auch werden durch einen zweyten Palankin mit Proviant, den man sich muß nachtragen lassen, die Kosten noch bedeutend vergrößert. Die zuvorkommende Höflichkeit eines Engländers, an den ich empfohlen war, half mir aus der Verlegenheit. Dieser schickte mir nämlich ungefähr die Hälfte Weges seinen Elephanten entgegen; die andere Hälfte machte ich zu Fuße, und den Rückweg zu Wasser. Dieß Reisen auf Elephanten ist anfangs sehr ermüdend; allmählig aber gewöhnt man sich an die Bewegung, und zuletzt findet man sie sogar angenehm. Der Elephant ist hier ein ganz gewöhnliches Thier. In jedem Landhause finden sich welche. Man bedient sich ihrer, um Lasten fortzuschaffen und Jagd auf die Tiger zu machen, hauptsächlich aber zu Lustpartien.

Auf meinem Ausfluge nahm ich auch mehrere Fabriken in Augenschein, unter andern diejenigen, aus welchen jene in ganz Europa berühmten seidenen Taschentücher hervorgehen. Die Fabriken dieser Art sind nichts weiter als elende Hütten von Bambusrohr. Die kleine Landreise hat mir aber auch noch anderweitigen, mannigfaltigen Genuß gewährt. Das Land gleicht nach allen Richtungen hin einem unermeßlichen Garten. Gehölze von Kokos-, Palmbäumen und Pisangs bilden eine zusammenhängende Einfassung der Straßen. Die Vegetation ist üppig und prachtvoll; überall herrscht ein Grün, wovon man sich in Europa keinen Begriff macht. Mitten in diesen, ein Bild des irdischen Paradieses darstellenden Ebenen, stößt man so zu sagen mit jedem Schritte auf ansehnliche Dörfer, deren Bewohner herbeyeilen und dem Reisenden die unter seinen Augen gepflückten Früchte ihrer Bäume mit offener Gastfreundlichkeit anbieten. Auf meinem Rückwege wäre ich beynahe Zeuge eines jener schrecklichen Schauspiele geworden, die heut zu Tage glücklicher Weise immer seltener werden, nämlich der Verbrennung der Wittwe eines kürzlich verstorbenen Hindus. Bereits hatte die dem Tode geweihte Unglückliche sich dem Scheiterhaufen genähert, als plötzlich ein Piket Soldaten heranrückte, sie mit Gewalt wegnahm und in ihre Wohnung zurückführte. Es hatte nämlich der Stadtmagistrat, in Folge eingezogener Erkundigungen sich überzeugt, daß jene Wittwe keineswegs aus eigenem freyen Entschluß, sondern lediglich aus gefälliger Nachgiebigkeit gegen ihre Familie eingewilligt habe, sich den Flammen zu opfern; die englische Regierung widersetzt sich solchen Hinrichtungen nicht, sobald es erwiesen ist,

daß dieſelben aus eigenem freyen Willen ſtatt finden ſollen; dagegen iſt auf den Fall, daß ein ſolcher Mordbrand blos auf Anſtiften der Braminen, oder aus einem Zwange, den die Familie eines Verſtorbenen gegen deſſen Wittwe zu üben ſucht, vollführt werden ſollte, der Magiſtrat angewieſen, das Opfer mit Gewalt den Händen ſeiner Mörder zu entreißen, daher denn auch bey jedem ſolchen Anlaſſe ein Detachement Soldaten bey der Hand ſeyn muß. Auf jeden Fall aber iſt ein ſolches Weib zu bedauern, denn wenn ſie ſich nicht will verbrennen laſſen, ſo verliert ſie ihre Kaſte, und wird ein Gegenſtand der Verachtung ihrer ganzen Familie.

Auf meiner Rückreiſe beſichtigte ich ferner die Portugieſiſche Ortſchaft Bandel, die außer einem, von einem Mönche beſetzten, Kloſter nichts Sehenswerthes darbietet. Dann ging es nach Chinſurah, einem niedlichen, nach holländiſcher Weiſe gebauten Städtchen, das vormals den Holländern gehörte, nun aber den Britten überlaſſen iſt; Chinſurah iſt einer der Sitze der Miſſionsgeſellſchaft von London. Einige Stunden weiter hinab führt die große, längs den Ufern des Ganges ſich hinziehende Landſtraße nach Chandernagor, einer kleinen und ärmlichen franzöſiſchen Kolonie, wo durchaus nichts zu ſehen iſt, und alles das Gepräge der Dürftigkeit trägt. Kaum iſt man aus dieſem Neſte heraus, ſo befindet man ſich auf dänſchem Gebiete. Die Dänen beſitzen hier nämlich die zwar kleine, aber überaus hübſche, einen wahrhaft reizenden Anblick gewährende Stadt Sirampur. Sie iſt in deutſcher Manier gebaut und hat eine lutheriſche Kirche, die ſich durch geſchmackvolle Einfachheit auszeichnet. Ein ganz nahe bey dieſem Tempel ſtehender Pallaſt gewährt durch ſeine Pracht und Größe einen höchſt frappanten Anblick. Auf die Frage, wem wohl dieß ungeheure Gebäude gehören möge, erhielten wir zur Antwort, es ſey ſolches der Sitz oder vielmehr das Seminar der Wiedertäufermiſſionen. Der Stadt Sirampur, an welcher ich mich nicht ſatt ſehen konnte, gegenüber liegt Barackpoore, ein für die Engländer äußerſt wichtiger Militärpoſten, und zugleich die Sommerreſidenz des Generalgouverneurs. Die Kompagnie beſitzt hier ſehr ſchöne Gärten, eine prächtige Menagerie, ein Theater und mehrere öffentliche Anſtalten. Auch hat Barackpoore eine Garniſon von 8 bis 10,000 Mann, welche in einer weiten Ebene kampiren. Dieſe Ebene iſt es, auf welcher im letztverfloſſenen Jahre ein Regiment Sipayen, welches ſich geweigert hatte, gegen die Birmanen zu marſchiren, bis auf den letzten Mann vertilgt wurde. Man umzingelte das Regiment mit Elephanten, hinter welche man mit Kartätſchen geladene Kanonen geſtellt hatte, ließ dann die Elephanten ſich zurückziehen und ſchoß die Unglücklichen zuſammen, ohne daß auch nur ein Mann mit dem Leben davon gekommen wäre. Es hat zwar, wie man hört, die engliſche Regierung, obwohl zu ſpät, ihr großes Mißfallen an dieſen grauſamen Maßregeln gegen einen Gouverneur ausgeſprochen, der geglaubt hatte, nur durch ein ſolches Verfahren den Keim des Aufruhrs bey Truppen erſticken zu können, an deren blinden Gehorſam er nur zu ſehr gewöhnt iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Doktor Francia.

(Fortſetzung.)

Der Diktator entließ uns mit den Worten: „Beſchäftigen Sie ſich hier, womit Sie wollen, bekennen Sie ſich zu der Religion, die Ihnen gefällt, Niemand ſoll Sie beunruhigen; allein miſchen Sie ſich nie in die Angelegenheiten meiner Regierung.“ Wir befolgten dieſen Rath während der ganzen Zeit unſers Aufenthalts in Paraguay und der Diktator ſeinerſeits hielt ſein Verſprechen redlich. Beym Weggehen hatte ich Bonapartes Bildniß auf ſeinem Tiſche gelaſſen, in der Meynung, er würde es gern beſitzen; allein er ſandte mir daſſelbe durch einen Offizier zurück, der den Auftrag hatte, mich um deſſen Preis zu fragen. Da ich, zumal für einen Gegenſtand von geringem Werthe, keine Bezahlung annehmen mochte, der Diktator aber ſich zur Regel gemacht hatte, alle Geſchenke abzuweiſen, ſo blieb mir das Bildniß. Dieſes Benehmen ſetzte mich um ſo mehr in Verwunderung, da er mir in ſeinem Kabinete eine Nürnberger Karrikatur gewieſen hatte, auf welcher ſein Held vorgeſtellt war und die er ganz im Ernſte für deſſen Abbildung hielt, bis ich ihm die deutſche Aufſchrift des elenden Kupferſtiches erklärte. Ohne Zweifel war es dieſe Karrikatur, auf die er Werth zu ſetzen ſchien, welche ihm die Idee gab, ſeine Uniform durch einen ungeheuern Kiak zu vervollſtändigen, in Nachahmung deſſen, womit ſein Vorbild dort ausſtaffirt war.

*

Im Jahr 1820 wurde eine große Verſchwörung gegen Francias Leben entdeckt. Von dieſem Zeitpunkte an ward er noch unzugänglicher als vorher; überall ſah er Verräther und Verſchworne. Wehe denen, die ihm auf der Straße begegneten; Gefangenſchaft oder Zwangsarbeit warteten ihrer. Der unſchuldigſte Vorfall konnte den Diktator beleidigen. Als ſein Pferd eines Tages vor einem alten Faſſe ſcheu geworden war, ſchickte er den Eigenthümer des Hauſes, vor welchem ſich dieß zugetragen hatte, in's Gefängniß. Da er durch die Ausſagen des Angebers erfahren hatte, daß die Verſchwornen übereingekommen waren, ihn bey ſeinem Spazierritte zu überfallen, ſchienen ihm die engen und gewundenen Straßen der Stadt und die Alleen von Pomeranzenbäumen in denſelben dazu geeignet, ein ſolches Unternehmen zu begünſtigen. Er ließ alſo dieſe, in dem brennenden Sande der Hauptſtadt ſo wohlthätigen Bäume umhauen und zur Oeffnung einer neuen

Straße ganze Häuser, so wie zur Erweiterung alter die Vorderseiten von andern niederreißen. So wie er aber merkte, daß es, um der Stadt mehr Regelmäßigkeit zu geben, eines Planes bedurfte, der noch nicht vorhanden war, wandte er mißverstandene Befehle vor, und hielt die Eigenthümer der Häuser, deren Vordertheile waren niedergerissen worden, zur Wiederaufbauung derselben auf ihre eigenen Kosten an. Auch ließ er sich in einer, außer der Stadt gelegenen, Kaserne eine Wohnung einrichten und begab sich zuweilen dahin, so daß man nie wissen konnte, wo er die Nacht zubringen würde. Dagegen ging er bisweilen ganz allein aus und besuchte Theile der Stadt, wo er sonst nicht hinzukommen pflegte, beydes um glauben zu machen, daß er sich für vollkommen sicher halte. Was die Verschwornen betrifft, so begnügte er sich für jezt, sie gefangen zu halten und ihr Vermögen einzuziehen; das Haus aber, wo sie gewöhnlich sich versammelt hatten, ward auf seinen Befehl geschleift.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aufklärungen durch die neuesten deutschen Reisenden im Fache der Zoologie des Alterthums.

(Fortsetzung.)

Da Rüppel vorläufig seine ganze zoologische Ausbeute dem Museum seiner Vaterstadt zu wissenschaftlicher Bearbeitung überschickt hat, wodurch eine fast vollständige Fauna Nordafrika's aufgestellt werden kann: so bearbeitet indeß die Senkenbergische Gesellschaft diese Stoffe und gibt zu Rüppels Reise in Nordafrika einen Atlas heraus, der dessen Zoologie und Geographie in zwey Abtheilungen umfassen wird. Von der zoologischen ist bereits das erste Heft mit sechs untadelhaft ausgeführten und kolorirten Steindrucktafeln, in Kommission bey Brönner (aus dessen Officin auch der Druck, in Schönheit und Schwärze ein Muster seiner Art, hervorgegangen ist) ausgegeben worden: „Atlas zu der Reise im nördlichen Afrika, von Eduard Rüppel, 1. Abtheilung, Zoologie. I. Heft. IV. und 18 Seiten in Folio." Der rühmlich bekannte Sekretär der Senkenbergischen Gesellschaft, Dr. Kretzschmar, hat die Besorgung des Ganzen, und die Beschreibung der Wirbelthiere insbesondere übernommen, wobey jedoch die artistische Besorgung dem berühmten Sömmering obliegt. Wo solche Männer ihre Kraft vereinigen, muß etwas Ausgezeichnetes hervorgehen. Schon in diesem ersten Hefte erhält die Alterthumskunde mehrere sehr dankenswerthe Aufklärungen. Gleich die erste Tafel führt uns in der sehr saubern Abbildung der kleinpfötigen nubischen Katze (felis maniculata) den Typus der alten egyptischen Hauskatze vor, wie dieß durch die noch vorhandenen Katzenmumien und Katzenabbildungen auf egyptischen Monumenten hinlänglich bewiesen wird. Es ist merkwürdig, daß die alten ersten Griechen unsere jetzige Hauskatze noch gar nicht gekannt haben, da sie nur vom Wiesel als des Mausfängers reden, und daß man daher schon früher bey einer Nachricht über eine Katzenmumie, im Besitz des Referenten, (in der Abendzeitung von 1824, Nr. 244), die Muthmaßung aussprach, daß die Griechen die Hauskatze erst genauer kennen lernten, als Egypten unter den lezten Pharaonen den Griechen geöffnet wurde, und das Thier, dessen Hausgewöhnung schon Cuvier ein Meisterstück des menschlichen Uebergewichts über die Thiere nennt, auch zuerst als Marderschwanz (Ailuros) benannten. Auch Kretzschmar nimmt in seiner Erklärung zu jener Tafel an, daß unsere Katze von jener egyptischen abstamme, da die Egypter dieses Thier gewiß eher domesticirt hatten, als die Europäer. Schon Cuvier hatte diese Meynung im Dictionnaire de l'histoire naturelle Vol. VIII. p. 210 bestimmt ausgesprochen.

Zu gleicher Zeit mit dem Frankfurter Naturforscher machten die von der Berliner Akademie der Wissenschaften zuerst dem General Menu von Minutoli, als naturforschende Reisegefährten zugegebenen, dann aber nach der verunglückten Unternehmung nach Cyrenaika den ihnen von Berlin aus vorgeschriebenen Reiseplan vom Juli 1821 allein verfolgenden Aerzte und Naturalisten: die Doktoren Ehrenberg und Hemprich ihre Beobachtungen und Sammlungen in den oberhalb Assuan gelegenen Nilländern, an der Küste des rothen Meers und auf dem Libanon. Sie zogen mit der siegreichen Armee Mehmed Ali's im August 1821 bis Februar 1823 durch Nubien nach Dongola, bis in die Wüste bey Embukol und Corti, welche Sennaar, Kordofan und Dongola trennt. Während Hemprich die gewonnenen Naturschätze den Nil hinab bis nach Alexandrien brachte, und dort für das Berliner Museum einschiffte, mußte sich Ehrenberg aus Dongola, wo er geblieben war, nach der Ermordung Ismael Paschas flüchten, und kam nun, geschwächt durch tropische Wechselfieber, mit seinem brüderlich geliebten Freund Hemprich wieder zusammen. Durch den Bankerot des preußischen Konsuls in Triest, der die neuen Geldmittel aus Berlin erhalten hatte, in grausame Verlegenheit und Entbehrung versezt, machten sie doch vom Mai 1823 bis März 1824 eine Untersuchungsreise über die Meerenge von Suez zum Sinaigebirge, und auf den Inseln längst der Küste von Akaba hin. Der Reiseplan, von Tor, wo Ehrenberg fünf Monate blieb, sich gemeinschaftlich nach Habesch einzuschiffen, mußte aufgegeben und dafür zur See eine Reise nach Syrien, auf den Libanon bis Baalbek unternommen werden, bis zum August 1824. Im November dieses Jahres schifften sie sich nun zum lezten Ziel ihrer Reise auf dem rothen Meer nach Habesch ein, und kamen im April 1825 nach dem Hafen Massuah, von

wo sich gegen Südwesten das habessinische Hochland erhebt. An dem Abhange desselben wurden Naturprodukte gesammelt, die zu den seltensten gehören, die ein europäisches Museum besitzen kann. Aber hier erkrankten erst mehrere ihrer Gehülfen, und Hemprich selbst, von der beschwerlichen Bergreise ermüdet, starb am 30sten Juni, nachdem er fünf Jahre lang, ernstliche Thätigkeit mit persönlichem Muth verbindend, sein seltenes Talent für Naturforschung im Beobachten, Sammeln und Absenden erprobt hatte. Ehrenberg konnte und wollte so allein (single-handed) die Reise nicht fortsetzen, und schiffte sich Anfangs Novembers 1825 nach Triest ein, wo er bey seiner Sammlung überwinterte, dann über Wien u. s. w. im Sommer 1826 in Berlin ankam, und dort angemessene Anerkennung und Belohnung gefunden hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Ende Mai.

(Beschluß.)

„Als Beamish den Kies herabstürzen, und zugleich das Wasser einbrechen hörte, eilte er sogleich an diese Stelle, sammelte die Leute, die davon gingen, und gab sich alle Mühe dem Strome Einhalt zu thun; dieser war aber zu solcher Stärke gediehen, daß man den Arbeitern befehlen mußte, sich zurückzuziehen. Das Wasser war nun zu einer bedeutenden Höhe gestiegen, und die Holzstücke und Fässer mit Kitt schwammen darauf herum, ein Umstand, der den Rückzug ziemlich schwierig machte. Beamish war der letzte, der den Schild verließ; ein alter Soldat von seinem Regiment, der nicht von ihm wich, zog ihn mit sich fort."

„In diesem Augenblicke erschienen Brunel, der Sohn, und der zweyte Ingenieurgehülfe Gravat; sie sammelten die Arbeiter aufs Neue, und alle, einen einzigen ausgenommen, erklärten sich bereit zum Schilde zurückzukehren, so groß war ihr Vertrauen auf seine Wirksamkeit. Sie verlieren sich eine Minute, und da sie es unmöglich fanden vorzudringen, kehrten sie zum großen Schachte (dem Thurm) zurück. Als sie die Treppe erreicht hatten, warfen sie einen Blick hinter sich; majestätisch drang das Wasser vor, indem es seine Fluthen aus der rechten in die linke Gallerie wälzte. Es hatte den Gang zu zwey Drittheilen angefüllt, als die Cabine in der rechten Gallerie eingestoßen wurde; die Luft, die hier heraus fuhr, glitt längs der Oberfläche des Wassers hin, und löschte in einem Augenblick alle Lichter im Gang aus. Bis dahin war die entfernteste Lampe sichtbar gewesen, und die schäumenden Wogen, die den Glanz aller dieser Lichter rückstrahlten, gewährten ein auffallendes, interessantes Schauspiel."

„Die Treppen und Gallerien des Thurms waren von den Mineurs besetzt, die alle ängstlich den Fortschritten des Wassers unter ihnen zusahen. Brunel, der Sohn, ließ die Treppe räumen, denn er fürchtete die Folgen, die der Druck einer solchen Menschenmenge haben konnte, und er und die andern Ingenieurs stiegen langsam hinauf, in dem Maße als das Wasser vordrang. Kaum waren sie oben an den ersten Absatz gekommen, der auf dem Erdreich ruhte, als dieser vom Wasser fortgerissen wurde."

„Als sie oben waren, riefen sie schnell die Arbeiter zusammen, und bemerkten, daß einer fehlte, den man auch unter den Fässern und Stücken Zimmerholz herumtreiben sah. Brunel, der Sohn, griff sogleich nach einem Seil, sprang in's Wasser, und es gelang ihm dasselbe um den Körper des Mannes zu befestigen, der am Ertrinken war. Gravat, der gesehen hatte, was sein Freund gethan, ging längs des eisernen Geländers hinab, schwamm hinein, und durch vereinte Anstrengung hatten sie das Glück ihn zu retten."

„Auf der Stelle schickte man Arbeiter zum Bassin von Westindien, um die Taucherglocke zu verlangen, die auch sofort vom Kapitän Pariset ausgeliefert wurde. Der Hafenmeister gab mehreren, mit Kohlen beladenen, Fahrzeugen, die an der Stelle lagen, wo der Riß geschehen war, Befehl, die Anker zu lichten. Man ließ Säcke füllen, und mit Thon beladene Barken herbeyschaffen."

„Den folgenden Morgen tauchte Brunel in der Glocke unter, untersuchte das Flußbett, fand das Loch, maß es, und nahm es so genau als möglich auf. Brunel, der Sohn, und Gravat tauchten gleichfalls unter, untersuchten das Backsteingewölbe des Gangs, und fanden es in vortrefflichem Stande; sie sahen auch den Schild, und überzeugten sich, daß alles an seinem Orte sey. Brunel, der Sohn, ließ sich mittelst eines Seils zum ersten Stockwerk des Schilds hinab, und sah, daß sich daselbst nichts verrückt hatte."

In einem spätern Briefe vom 24sten Mai schreibt Brunel, daß mittelst Säcken von Thon, die man auf den Grund des Flusses legte, die Oeffnung der Höhlung allmählich vollkommen ausgefüllt wurde; bereits hatte die dritte Fluth ihren Einfluß geäußert, ohne im Geringsten etwas zu verrücken. Da nun die Spalte verstopft war, und das Wasser nicht mehr eindringen konnte, machte er sich fertig die Pumpen spielen zu lassen, um den Tunnel zu leeren.

Man erfuhr seitdem aus öffentlichen Blättern, daß am selben Tage die Pumpen zu spielen begannen, und zwar mit dem besten Erfolg. Indessen hütete sich Brunel wohl den Tunnel auf einmal zu leeren. Er wollte erst nur die Wasserhöhe in der Gallerie vermindern, um sich die Mittel zu verschaffen, den am weitesten gediehenen Theil des Werks zu befestigen, und den in die Oeffnung gebrachten Materialien zum Erhärten Zeit zu lassen.

Nach neuern Nachrichten ist aber die Themse von Neuem eingebrochen. — Am 31sten Mai hatte die Dampfpumpe die Gallerie bereits so weit entleert, daß das Wasser nur noch etwa zwey Fuß hoch stand. Der jüngere Brunel drang in einem kleinen Kahn bis ungefähr 400 Fuß von der Oeffnung vor, und fand das Mauerwerk, so wie die Vorrichtung, mittelst welcher das Erdreich während des Ausgrabens gestützt wird, in gutem Zustande. Kurze Zeit darauf, und als man nur noch einen und einen halben Fuß Wasser hatte, fand ein neuer Durchbruch statt, und bald war die ganze Gallerie und der Schacht aufs Neue angefüllt. Um zwey Uhr Nachmittags tauchte Brunel in der Glocke, und fand, daß das Floß, das man über der Spalte versenkt, und mit einer Tonschichte von vier Fuß bedeckt hatte, von der Fluth verrückt worden war, und den Lehm, auf den man es aufgesetzt, großentheils mit weggenommen hatte, ein Umstand, der den zweyten Einbruch des Wassers veranlaßte. Man machte sich den andern Morgen fertig das Floß wieder über die Spalte zu bringen, und es mit einer Menge alten Eisens zu beladen, damit es nicht wieder von der Strömung weggerissen werden könnte.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 142.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 14. Juni 1827.

Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

L. Uhland.

Der Doktor Francia.

(Fortsetzung.)

Als der Diktator ganz Paraguay seinen Befehlen unbedingt gehorchen sah, und er von innen wie von außen nichts mehr befürchten zu müssen glaubte, schien sein Gemüth sich zu beruhigen und sein Benehmen gemäßigter werden zu wollen. Es ist zu vermuthen, daß der, in der Mitte des Jahrs 1824 vorgefallene, Selbstmord eines seiner Beamten zu dieser Aenderung beygetragen habe. Es war ein junger Mann, der sehr viel bey ihm galt und für den er die Stelle eines Staatssekretärs errichtet hatte. Dieser fürchtete so sehr, für einige unerhebliche, in seinem Amte begangene, Fehler von dem Diktator getadelt oder gar verstoßen zu werden, daß er den Entschluß faßte, sich zu ertränken, obgleich ihm, als dem ersten Staatsbeamten, alle Mittel zur Flucht zu Gebote standen. Er hinterließ denselben einen Brief, worin er ihm von seiner Amtsführung Rechenschaft gab und hinzusetzte, daß er in der Lage, in welcher er sich befinde, sein Vaterland und sich selbst zu entehren glauben, wenn er die Flucht ergriffe. Der Diktator, der ohne Zweifel zu fühlen begann, wie schwer sein Joch selbst auf denen lastete, die ihm am treuesten ergeben waren, wurde durch diesen Tod heftig erschüttert. „Wenigstens zeigte er sich von diesem Zeitpunkte an weit leutseliger; er gab seinen Umgebungen zu verstehen, daß die Zeit nicht fern sey, wo Paraguay einiger Freyheit genießen würde; die Verhaftungen wurden seltener, die Todesurtheile trafen nur noch Verbrecher; die Anklagen wurden nicht mehr angehört; er ließ sogar einen Diener, der gekommen war, seine Herrschaft anzugeben, mit 25 Stockschlägen abweisen. Zu verschiedenen Malen entließ er die Offiziere, die, aus der niedrigsten Volksklasse hervorgegangen, sich durch übermüthige Behandlung ihrer Mitbürger ausgezeichnet hatten. Aus ähnlichen Gründen wurden mehrere Kreiskommandanten von ihren Stellen abgerufen, einige sogar für die von ihnen verübten Gewaltthätigkeiten bestraft. Er ersetzte sie, wenn auch nicht durch Männer von der ersten Klasse der Landeseinwohner, doch durch Grundeigenthümer, denen das öffentliche Wohl und ein guter Name am Herzen liegen konnten. Er ging so weit, daß er im Laufe des gleichen Jahres eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Staatsgefangenen losließ. Kurz, man begann wieder freyer zu athmen. Wenn inzwischen seine Anfälle von Hypochondrie zurückkehrten, unterließ er nicht, irgend eine Handlung zu begehen, welche die Schreckenszeit erneuerte. So wurde ein Weib aus der untern Volksklasse, weil sie, unbekannt mit den Anmeldungsformen, sich dem Fenster seines Kabinets genähert hatte, für diese Verwegenheit ins Gefängniß geschickt, und ihr Mann, der um dieses sogenannte Vergehen nicht einmal etwas wußte, theilte ihr Schicksal. Ueber diesen angeblichen Mangel an Ehrfurcht für seine Person war der Diktator so aufgebracht, daß er der Schildwache vor seiner Thüre folgende Ordre gab: „Wenn ein Vorbeygehender es wagt, an meine Fenster hinaufzuschauen, so schießest du auf ihn; fehlst du ihn, so ist dieß für

einen zweyten Schuß;" — er hatte ihr ein zweytes, scharfgeladenes Gewehr gebracht — „fehlst du ihn abermals, so werde ich dich nicht fehlen." Diese Ordre ging wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt, und Jedermann hütete sich, vor dem bezauberten Pallaste vorüber zu gehen, oder wenn man nicht ausweichen konnte, geschah es nur mit gesenktem Haupte. Nach vierzehn Tagen kam ein Indianer aus dem Stamme Payagua, der von Allem nichts wußte, und gaffte die Wohnung des Diktators an; sogleich feuerte die Schildwache ihr Gewehr auf ihn ab, verfehlte ihn aber, wie man hoffen darf, absichtlich. Als der Diktator den Knall hörte, kam er heraus und bob, so wie er die Veranlassung vernahm, die Ordre auf, an deren Ertheilung er sich nicht einmal erinnern wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aufklärungen durch die neuesten deutschen Reisenden im Fache der Zoologie des Alterthums.

(Fortsetzung.)

Jezt noch nicht zu übersehende Schätze für alle Zweige der Naturgeschichte sind durch diese Reise für das naturhistorische Museum in Berlin gewonnen worden. Auch die Alterthumskunde darf sich durch sie große Aufklärung versprechen. Dieß versichert ausdrücklich Alexander von Humboldt in dem „Bericht über die naturhistorischen Reisen der Herrn Ehrenberg und Hemprich, gelesen in der Akademie der Wissenschaften 1826. (Berlin in Kommission bey Dümmler) 26 S. in 4.," den er im Namen des zur Untersuchung der Ausbeute dieser Unternehmung niedergesezten Komité (Lichtenstein, Lieb, Rudolphi, Weiß) abgestattet hat. Hier heißt es (S. 14): „An Säugethieren sandten sie in allem nicht weniger als 590 Individuen, die zu 135 unterschiedenen Arten gehörten. Die wenigsten derselben waren bisher überhaupt oder in genauen Beschreibungen bekannt. Ueberall liefern die Exemplare oder die darüber angestellten Beobachtungen die wichtigsten Aufschlüsse über Angaben alter Schriftsteller und über die Bedeutung noch vorhandener alterthümlicher Darstellungen." Und man muß dabey nicht in Anschlag zu bringen vergessen, daß Ehrenberg, und in den lezten Jahren der von ihm angeleitete Maler, der Italiener Fenzl, unermüdet zeichneten, und daß jener in der von ihm bereits angekündigten Reisebeschreibung alles durch kolorirte Abbildungen erläutern wird. Den sprechendsten Beweis, welchen Gewinn die Naturgeschichte der Alten und die bildliche Alterthumskunde aus diesen Reisebeobachtungen ziehen werden, hat bereits der gelehrte und thätige Vorsteher des Berliner Museums, Professor Lichtenstein, in einer schon im März 1824 in der Akademie der Wissenschaften gehaltenen, aber erst 1826 in Druck erschienenen Vorlesung geführt: „Ueber die Antilopen des nördlichen Afrika, besonders in Beziehung auf die Kenntniß, welche die Alten davon gehabt haben. 48 S. in 4. mit fünf sauber kolorirten Steindrucktafeln." Hier lernen wir sogleich in der auf der ersten Tafel abgebildeten Antilope Leucoryx aus Sennaar den wahren gätulischen Oryx der Alten kennen, indem die in Oppians Jagdgedicht davon gegebene Schilderung bis aufs Haar damit übereintrifft. Das Thier paradirte in den römischen Amphitheatern, und von seinen Hörnern wurde selbst beym Ackerbau Gebrauch gemacht. Dabey kömmt nun auch die berüchtigte Frage über das Einhorn zur Sprache. Lichtenstein bezieht alle Stellen der Alten, welche vom Einhorn sprechen, auf den Oryx mit Aristoteles und Plinius. Das Thier kommt im Falle der Verstümmelung, die aber im Alterthume häufiger vorkam, wirklich in bildlichen Vorstellungen in den innern Räumen einer Pyramide von Memphis einhörnig vor, und ist auch unter der ersten Tafel dieser Vorlesung nach der in der Description de l'Égypte davon mitgetheilten Abbildung noch einmal abgebildet worden. Lichtenstein hält den Reem des alten Testaments, welchen die siebenzig Dolmetscher durch Monokeros, Einhorn, übersezen, für den Oryx, dem man, um ihn als ein Hausthier zu brauchen und zu bändigen, früh schon das eine Horn abbrach, und das andere, um seinen Stoß minder gefährlich zu machen, wunderbar verdrehte. Doch will er es dahin gestellt seyn lassen, ob irgendwo noch das wahre Einhorn einmal gefunden werde. Und in der That berechtigen selbst einige Aeußerungen Rüppels in seinen neuesten Berichten noch immer zu einer Hoffnung der Art. Die Oryxhörner sind übrigens häufig mit den Hörnern der Gazelle, Antilope Dorcas, auf egyptischen Denkmälern verwechselt und in der Erklärung derselben genannt worden. Allein der Oryx war, wie Lichtenstein aus Aelia und Horapolle beweist, ein unheiliges Thier, und kommt daher auf keinem religiösen Denkmal vor.

Die auf der zweyten Tafel dieser Vorlesung abgebildete Antilope Addor ist der Strepsiceros des Plinius, der aber bis in die neuesten Zeiten mit der indischen Cervicapra irrig verwechselt wurde. Seit durch Ehrenberg das erste ganz erhaltene Exemplar in neuer Zeit (unter den Imperatoren kam es freylich oft nach Rom) gebracht worden ist, lösen sich alle Irrungen. Die Hörner dieses Addor sind es nun auch, welche auf den Häuptern der egyptischen Götter so oft Bockshörner genannt wurden, wie durch die, unter die Abbildung des Thiers gesezten Thierköpfe der egyptischen großen Götter, die alle noch besonders mit diesen doppeltgewundenen Hörnern geschmückt sind, augenfällig sich erweiset. Nur darin, daß nun auch der ächt arkadische Ziegengott Pan an den Addor erinnern soll, möchte Lichtensteins Deutungslust zu weit gehen. Aus dem, die Befruchtung bezeichnenden, Bockfetisch der arkadischen Ziegenhirten bildet sich der griechische Pan hervor, indem dem

Bockfüßler mit dem sehr bestimmten Abzeichen der Befruchtung die halbe Menschengestalt aufgesezt wird. — Die so irrig mit unserm Dambirsch verwechselte wahre Dama der Alten wird uns auf der dritten und vierten Tafel vorgebildet. Sie erscheint auf einer Camee des Grafen Georg Einsiel in St. Petersburg, wo die Thiere um den egyptischen Orpheus versammelt sind. Endlich erblicken wir auch auf der fünften Tafel die wahre Dorcas der Alten. Sie war der Isis geheiligt. Sie ist es, deren Opfer auf der Berlinischen Tafel gebildet erscheint. Sie kommt ganz gemalt auf einer in Berlin bewahrten Papyrusrolle vor. Es leidet keinen Zweifel, daß selbst, was diese afrikanischen Wiederkauer in dem umfassenden Antilopengeschlecht anbetrifft, noch vieles in alten Schriftstellen und Monumenten zu erklären übrig bleibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Seeleben.

(Fortsetzung.)

Der lezte merkwürdige Punkt, der sich uns, bevor wir wieder in Kalkutta eintraten, darbot, ist Dum-dum. Hier liegt das Material des brittisch-ostindischen Genie- und Artilleriewesens. Von nun an weht nach allen Richtungen hin wieder die brittische Flagge, und allmählig öffnet sich wieder die Aussicht auf den herrlichen Port von Kalkutta. Schon sehen wir von fern die Flaggen aller Nationen flattern. Die erste dieser Flaggen, die wir von unserer Barke aus deutlich zu unterscheiden vermögen, ist die arabische. Ihre Purpurfarbe scheint sich im Glanze der Morgensonne zu spiegeln, und unter der großen Anzahl von Schiffen, auf welchen dieselbe aufgepflanzt ist, finden sich mehrere, die vermöge ihrer Bauart und Form an die Fahrzeuge mahnen, von denen die heilige Schrift spricht. Weiter hinab auf den Fluten des Hafens erblicken wir Schiffe, die mit Insulanern aus der Sundastraße bemannt sind. Dort wehen chinesische Wimpel, und gleich neben den Farben der Ferdinandschen Absolutisten spielt das Panier des stolzen Republikaners von Chili. Neben einem portugiesischen Fahrzeuge liegt ein Brasilianer vor Anker. Hier und da flattern auch weiße Flaggen auf Schiffen, die sich durch die Eleganz ihrer Bauart auszeichnen. Ein großes Fahrzeug mit schwedischen Farben scheint anzudeuten, daß auch der Norden von Europa seinen Repräsentanten in dem ersten Hafen der Welt haben wolle. Auch große Dampfboote fluten in eilender Fahrt hin und her längs der Rhede, und Yachten, eine zierlicher als die andere, nebst andern Booten und Canots sieht man auf dem Strome sich nach allen Richtungen durchkreuzen. Was aber, nach welcher Seite man seinen Blick wenden mag, am meisten in Erstaunen sezt, ist die zahllose Menge englischer Schiffe, vor deren Flaggen sich die übrigen alle gleichsam in nichts verlieren, und jeder Zweifel an der unbedingten Ueberlegenheit der Britten hinsichtlich auf Handel und alles, was damit in Verbindung steht, über alle Nationen des Erdbodens, mit einmal verschwindet. Wir verlassen unsere Barke, und allzuschnell ist unsere höchst ergözliche Lustfahrt zu Ende.

Kalkutta, 27. December 1826.

Wir waren gestern früh um sechs Uhr im Hafen angelangt, und fanden Alles noch in die tiefste Stille begraben. Die ersten Unterbrechungen dieser Stille verursachten die Indianer, welche, wie sie alltäglich zu thun pflegen, zu Tausenden kamen, sich in dem heiligen Flusse zu baden und zu reinigen. Der Morgen war prächtig und die Hize leidlich. Ich benuzte diese beyden Umstände, um, bevor ich in mein Quartier zurückkehrte, noch eine Fuß-Exkursion durch die Stadt vorzunehmen. Mit Muße durchwanderte ich die Quartiere, welche ausschließlich von den Eingeborenen bewohnt sind. Hier sind die Wohnungen sehr ärmlich, die Straßen enge und unsauber; alles trägt das Gepräge der Dürftigkeit. Nichts destoweniger wohnen gerade in diesem Quartier Leute, welche Millionen besitzen. Ganz besonders zogen die Bazars, in welchen es gerade anfing lebendig zu werden, meine Aufmerksamkeit auf sich. Es bestand zwar derjenige, wo ich am längsten verweilte, blos aus kleinen, hier und da den Einsturz drohenden, mit Stroh oder Matten bedeckten Gebäuden aus Backsteinen oder Bambusrohr; gleichwohl ist gerade hier der Ort, an dem sich die Erzeugnisse aller Welttheile beysammen finden, der Mittelpunkt von allem Verkehr, der allgemeine Vereinigungspunkt aller Geschäftsmänner. Hier sizt der Chinese im Vorgrunde seiner Theebude, und erschöpft sich gegen den Vorübergehenden in Lobpreisungen seines vortrefflichen Landesproduktes, der Cachemirhändler hat seine vorzüglichsten Tücher zur Schau gelegt, während der Indianer, so bald man vor seinem Waarenmagazin stehen bleibt, die mannigfaltigen Erzeugnisse seines Bodens und Kunstfleißes mit Beredsamkeit anpreist, und es jedem klar zu machen sucht, daß bey keinem andern von seiner Gilde so vortheilhafte Einkäufe wie bey ihm selbst zu machen seyen. Alle diese Leute sprechen ein, nirgend anderswo verständliches, Kauderwelsch. Meist reden sie mehrere Sprachen durcheinander. Dem Fremdlinge, der in den Bazar eintritt, lesen sie die Nation, welcher er angehört, gleich auf dem Gesichte, und apostrophiren ihn sofort mit einigen Phrasen aus seiner Landessprache. Dieses Gewühl und Gedränge, diese verschiedenen Mundarten, diese Menschen von allen Nationen, auf einem großen Mittelpunkt zu einem Zwecke vereinigt, kaufend und verkaufend, rufend und schreyend, sich zankend und stoßend, dieß Alles zusammen bildet ein in seiner Art einziges Ganzes.

Mitten in diesem Bazar befindet sich die Kirche der Armenier, die sich fast in allen Stadtquartieren angesiedelt haben. Sie stand offen und ich ging hinein, um der, einer Kommunion gleichenden Kirchenfeyerlichkeit beyzuwohnen. Der innere Luxus dieser Kirche entspricht ihrer äußeren Pracht. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Ende Mai.

(Fortsetzung.)

Vor mehreren Jahren bildete sich hier eine Literaturgesellschaft aus jungen Männern, um sich in regelmäßigen Sitzungen ihre literarischen Erzeugnisse vorzulesen, diese kritisch zu besprechen und sich in der freyen Improvisation zu üben. Mehrere Professoren wurden eingeladen, dem Vereine mit ihrem Rath beyzustehen, und die Versuche der Mitglieder zu leiten. Einige wenige thaten dieß auch mit Wohlwollen und freundlichem Eifer. Andere aber nahmen vornehm keine Notiz davon, dachten wohl auch, die Sache könne in Genf nicht bestehen, wo nur die sogenannten exacten Wissenschaften etwas gelten. So war es auch im Allgemeinen. Die vornehmen Leute nahmen an der Gesellschaft keinen Theil, so gerne und thätig sie auch sonst wissenschaftliche Vereine unterstützen. So schien die Literaturgesellschaft eingeschlafen, als der hiesige Schriftsteller Peschier eine Schrift über den schlechten Zustand der schönen Literatur in Genf herausgab. Sie hatte unter andern auch das Gute, dem Vereine einen neuen Impuls zu geben; denn am 12ten April hielt er eine Generalversammlung, die Alle anziehen, Allen genügen mußte, die daran Theil nahmen. Ich weiß, daß es Leute, selbst Deutsche, hier gibt, die über die Sache spöttteln, weil sie ihnen klein und unscheinbar vorkömmt. Ich meine, das ist unbillig. Ich wenigstens finde, daß die Gesellschaft ein sehr dankenswerthes Unternehmen, ja ein bedeutender Schritt ist, der schönen Literatur hier aufzuhelfen und den Sinn dafür zu erwecken. Lasse man doch der Sache Zeit, sich zu entwickeln und in den Sinn der Leute einzugehen! — Der alte, wackere Bonstetten war auch in der Sitzung und hörte mit wahrem Interesse zu. Am interessantesten war der Jahresbericht des Professors de la Rive, Präsidenten der Gesellschaft, voll geistreicher, witziger Bemerkungen, eben nicht schmeichelhaft für seine Genfer Landsleute in Beziehung auf ihren Literatursinn; ferner eine Abhandlung über die Tragödie Tasso, von Rocchetti, einem jungen Italiener, der vor einigen Jahren aus Piemont hieher geflüchtet ist; Uebersetzungen aus dem Deutschen, von A. Pertscher, und französische Gedichte von Vidal ꝛc. Ich wünsche dem Verein junger talentvoller Männer das beste Gedeihen auf dem harten Boden, und zweifle nicht, daß die Zeit kommen wird, wo er sich weniger undankbar zeigen wird als bisher.

Die hiesige wissenschaftliche Literatur hat ein merkwürdiges Werk aufzuweisen. Es erscheinen von Zeit zu Zeit Männer, welche die Kunst zu sehen und zu beobachten in hohem Grade besitzen, und dadurch der Wissenschaft neue Bahnen brechen. Zu diesen Ausgezeichneten gehört unser De Candolle. Seine gehäuften praktischen Arbeiten in der Botanik haben ihn nicht gehindert, sich vielfach mit den Grundprincipien der Wissenschaft und deren gänzlicher Umgestaltung zu beschäftigen. Den ersten Schritt dazu that er in seiner französischen Flora, dann in seiner Elementartheorie. Dieses Werk ist aber zu kurz und gedrängt, um von Botanikern verstanden und nach Verdienst gewürdigt zu werden, die an den Pflanzen nichts als die Staubfäden und Linnés System sehen wollen. Um seine Ansicht über diesen Gegenstand genauer auseinanderzusetzen, schrieb De Candolle seine Organographie végétale, 2 Vol. 8. 1827. mit 60 Kupfertafeln. Dieses Werk, auf vieljähriges Studium gegründet, wird bald in deutscher Uebersetzung von Dr. Meißner in Bern (in der Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart) erscheinen, und, wie wir nicht zweifeln, ein große Sensation unter allen Freunden und Kennern der Botanik in Deutschland hervorbringen, zumal unser großer Botaniker in seinen neuen Grundsätzen viel Analogie mit denen zeigt, die früher zum Theil unser Goethe ausgesprochen hat. Es ist diese Organographie ein Werk voll Geist und Studium. — De Candolle ist von den deutschen Naturforschern sehr freundlich zu ihrem dießjährigen Verein in München eingeladen worden, es ist aber noch nicht entschieden, ob er dahin gehen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Anfangs Mai.

Königliches Schauspielhaus; Clavigo und Nathan der Weise.

Indem unser Publikum die Goethe'schen Dramen nur zu sehen Gelegenheit erhält, wenn das Wolffische Ehepaar es einmal nöthig findet, uns wieder frischer in's Gedächtniß zurückzurufen, daß es das bedeutendste deutsche Künstlerpaar seyn möchte, oder wenn irgend ein auswärtiger Künstler zeigen will, daß er eine gute Schule durchgemacht, und seine Freude und Belohnung nur in der Darstellung des für alle Zeiten Besten suche, so sollte man glauben eine solche Darstellung, wenn sie außerdem auch noch als Darstellung vortrefflich wäre, müßte jedes Mal mit dem lebhaftesten Beyfall und Dank aufgenommen werden, aber oft zeigt sich leider das Gegentheil. So hat Herr Julius, wie sehr er in Dresden auch immer gefallen, und von Tieck mit steter Anerkennung rühmend hervorgehoben werden mag, sich bey unserem Publikum einen allgemeinen Beyfall nicht erwerben können. Und dennoch hat er den Beaumarchais auf eine Weise gespielt, wie es keinem unserer heimischen Künstler gelingen möchte. Auch das ganze Drama, obschon seit so langen Jahren nicht aufgeführt, erregte keine allgemeinere Theilnahme. Denn der vornehme Theil des Publikums ist ganz für die Oper eingenommen, die im königlichen Opernhause durch kaiserliche Pracht, durch Aufzüge, Anzüge, Decorationen und Tänze, und in dem königstädtischen Theater durch die Liebenswürdigkeit und Lieblichkeit der Sängerin, durch die starklungige Fistel des Tenoristen, und durch die Jubatlosigkeit der Operetten amüsirt; der entgegengesetzte Theil des Publikums liebt ausschließlich die Schillerschen Stücke, oder läßt sich auch wohl in Melodramen durch Herrn Devrients Bösewichter erschreckend ergötzen; für Goethe'sche Schauspiele und Tragödien bleibt daher nur ein kleiner Theil übrig. Denn was diesem kleineren Theile die Goethe'schen Werke so lieb macht, vermindert dem andern größeren die volle Freude und Theilnahme: es fehlt diesen Werken (nicht als ob auch wir es als Fehler ansehen möchten) jenes Handeln aus Sentenzen, Grundsätzen und Pflichtgefühl, jene Unterdrückung eigener Neigung, um dem Sittengesetze Folge zu leisten, jene moralische Erhebung überhaupt, welche die Kunst und auch das Theater zu einer Besserungsanstalt und zu einem moralischen Zuchthause in ihrem Sinne erheben möchte. Bey Goethe handeln dagegen die Personen ihrer innern Natur gemäß, und die der früheren entgegengesetzte Forderung ist jetzt die, nicht Triebe und Neigungen, Wünsche und Hoffnungen dem allgemeinen Sittengesetze zu unterwerfen, dagegen die Forderungen derselben aufzugeben, sondern im Gegentheil diese Wünsche mit dem sittlichen Leben in Familie und Staat und bürgerlichen Verhältnissen in Einklang zu bringen, oder an dem Mißklang zu Grunde zu gehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 48.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 143.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 15. Juni 1827.

All deines Blickes hohes Ende
All deines Ganges End' iſt Himmel nur:
Und du, die in mir denkt, ſüß Sonne; was du denkeſt
Iſt mehr als Lichtesſtrahl.

Herder.

Der Sonne Untergang.

Erhab'ne Sonn', in ſtillem Glanz vollendend
Des Tages Lauf, die feſten Blicke wendend
In goldnen Strahlen nach dem offnen Grab,
Senkſt du vom hohen Himmel dich herab.
So zieht der Held dem Tode kühn entgegen,
Wie du der Gruft, die unſerm Blick dich raubt;
So zieht der Sieger mit bekränztem Haupt
In ſtolzem Gang auf des Triumphes Wegen.

Bey deinem majeſtät'ſchen Nah'n erblitzen
Von Diamantenfeu'r die Felſenſpitzen,
Der königliche Purpur wallt um dich,
Dir ſäumt in Gold die fernſte Wolke ſich,
In deinem Schimmer lacht noch Thal und Hügel,
Dein Glühen bricht durch dichter Tannen Nacht,
Und freudig gibt die ganze Feenpracht
Der See zurück auf dem kryſtall'nen Spiegel.

Wohl magſt du froh zu deinem Ziele ſchreiten,
Dich wird der Dank des Landmanns ſtill begleiten,
Den du bey früher Arbeit ſchon begrüßt,
Als von den Blättern du den Thau geküßt.
Wohlthätig liebeſt du die kräft'gen Strahlen,
Das Land zu wärmen, daß die Saat gedeiht,
Des Baumes Frucht voll ſüßer Lieblichkeit,
Der Blumen zarte Knospen, bunt zu malen.

Du ließeſt in die Beeren, die dort ſprießen
Am Hügel, deine Flamme ſich ergießen,
Die mächtig einſt den würz'gen Saft durchglüht. —
Welch Auge ſtrahlt nicht freudig, das dich ſieht?
Magſt du den Schweiß auf rmſ'ger Stirn erwecken,
Der Fleiß, die Redlichkeit ward deiner froh,
Nur des Verbrechens ſcheue That entfloh
Vor deinem reinen Blick ſich zu verſtecken.

Ha! weiter immer ſchwebeſt du darnieder,
Von deinem Feuer ſtrahlt gewalt'ger wieder,
Die bald dich aufnimmt, jener Berge Kluft,
Die dir entgegenglüht, die Flammengruft!
Du neigeſt dich, daß ſie dich bald umfange.
Doch wie? du zeigſt dein Antlitz größer nur!
— Das iſt der Edeln göttliche Natur,
Am größeſten zu ſeyn im Untergange.

Du ſinkſt: o weile, gönn' uns das Entzücken!
Umſonſt, du biſt verloren unſern Blicken;
Doch über deinem Grab iſt Glanz und Licht.
Noch iſt der Schauplatz deiner Thaten nicht
In Nacht gehüllt. O ſelig, wer im Sterben
So glänzend läßt die ſchön beſchloſſ'ne Bahn,
Wem ſo des Wirkens reiche Frucht deran
Noch reift, ihm ſpäten Dank noch zu erwerben!

Du biſt dahin! . . . Und wirſt du wiederkehren?
Wer kann uns Antwort auf die Frage lehren?
Wer bürgt uns, daß dein oft verjüngter Strahl
In ſeinem Glanz uns leuchte noch einmal?
Daß neu vom Morgenroth die Berge glühen,
In friſchem Licht die Schöpfung jubelnd webt,
Nicht ew'ge Nacht . . . . doch ſtill, die Hoffnung lebt,
So mögt ihr fernhin, düſtre Zweifel, fliehen. —

Verlöſcht ſind auf dem großen Grab die Flammen;
Die ſchwarzen Wolken rücken dicht zuſammen,

Entkleidet von dem purpurgoldnen Saum;
Des Berges Felsenspitzen sprühen kaum
Noch Funken hier und dort in schwachem Flimmern.
Ob hier dein letztes Licht der Nacht verfällt,
Was kümmerts dich! auf eine neue Welt,
Erhab'ne, läßt du schon dein Antlitz schimmern.

Wie jene Funken stirbt der Blumen Fülle,
Die auf dem Grab, das eines Edeln Hülle
Umschließt, gepflanzt der frommen Liebe Hand,
Wenn auch die Hand des Todes Fessel band.
Dann liegt sein Grab schmucklos bey andern Hügeln,
Doch grünt noch frisch sein Thun; sein Geist lebt fort,
Der Sonne gleich, die sank; er leuchtet dort,
Wohin er schwebte mit gelösten Flügeln.

W. v. Breitschwert.

Zwey Besuche eines Franzosen bey Goethe.

Die Bekanntmachung des Briefs über Goethe, den wir auch im Morgenblatt Nro. 134. mitgetheilt haben, rief einem andern Franzosen ins Gedächtniß, daß er nach zwey Besuchen, die er in einem Zwischenraum von acht Jahren Goethe abgestattet, sich sogleich die Hauptpunkte des Gesprächs, oder auch Goethe's eigene Worte im frischen Gefühle der Verehrung getreu aufgeschrieben habe. Der Inhalt dieser Notizen ist folgender:

Erster Besuch bey Goethe.

Weimar, 17. Okt. 1817.

Goethe ist ein Mann von etwa neun-und-sechszig Jahren: mir schien er nicht sechszig alt zu seyn. Er hat Talma's Wuchs mit etwas mehr Fülle; vielleicht ist er auch etwas größer. Seine Züge sind großartig und scharf gezeichnet, eine hohe Stirne, ein ziemlich breites, aber gut proportionirtes Gesicht; ein strenger Mund, durchdringende Augen, dunkle Gesichtsfarbe, der Ausdruck im Allgemeinen Kraft und Nachdenken.

Sein Haus ist prächtig; es ist, wie man mir sagte, auf der Stelle einer Kirche gebaut; über der innern Thüre steht das Wort: Salve. Er empfing mich in einer mit Büsten gezierten Gallerie, in der wir auf- und abgingen. Sein Gang ist ruhig und langsam, wie seine Sprache; doch verräth die und da eine unwillkürliche und heftige Geberde, daß sein Inneres in lebendigerer Bewegung ist als sein Aeußeres. Das Gespräch war Anfangs kalt, belebte sich aber allmählig; er schien sich darin nicht sehr zu mißfallen, und ich genoß einiger Augenblicke, in denen sich Goethe mit Lust gehen ließ. Er ging und blieb stehen, um mich zu betrachten, oder sich zu sammeln und immer tiefer in seinen Gedanken einzudringen, oder um einen Ausdruck zu suchen, oder ein Beyspiel zu geben und etwas auszuführen. Die Geberden sind bey ihm selten aber malerisch; seine Haltung im Allgemeinen ernst, kräftig, achtunggebietend. Wir blieben ungefähr eine Stunde beysammen. Den größten Eindruck machte auf mich sein hoher Verstand. Er sprach keine Paradoxe, keinen sonderbaren Satz gegen mich aus, und doch war, was er mir sagte, neu. Seine Einbildungskraft blickte von Zeit zu Zeit durch: viel Geist im Einzelnen und in der Ausführung, ein wahres Genie in der Verkörperung des Gedankens. Der Hauptcharakter seines Geistes scheint mir das Umfassende desselben zu seyn.

Ich setzte ihm den Zustand der Philosophie in Frankreich und meine Plane auseinander. Er sagte, Frankreich werde sich nie mit Philosophie beschäftigen, sondern blos einige Individuen wie Villers, dessen Verlust er beklagte.

Dieß brachte uns auf den Zustand der Philosophie in Deutschland. Er ging alle ausgezeichneten Philosophen durch, die aus Jena und Sachsen-Weimar hervorgegangen sind: Rheinold, Fichte, Schelling, Hegel, Herder, Schiller, Wieland, der auf seine Weise auch Philosoph war.

„Ich habe alles in Deutschland erlebt, von der Vernunft bis zum Mysticismus. Ich war Zeuge aller Umwälzungen."

„Vor einigen Monaten machte ich mich daran, Kant wieder zu lesen; nichts ist klarer, seitdem man aus allen seinen Vordersätzen alle Schlußfolgen gezogen hat... Kants System ist nicht umgestürzt. Dieses System, oder vielmehr diese Methode, besteht darin, daß man das Subjekt vom Objekt unterscheidet, das Ich, das urtheilt, von der Sache, über die es urtheilt, mit dem Gedanken, daß es immer das Ich ist, das urtheilt... Da nun die Subjekte oder Prinzipien des Urtheils verschieden sind, so versteht es sich von selbst, daß auch die Urtheile es sind. Kants Methode ist ein Prinzip der Menschlichkeit und Toleranz."

„Die deutsche Philosophie, sagte er ferner, ist die Aeußerung der verschiedenen Eigenschaften des Geistes. Nacheinander sahen wir auftreten Vernunft, Einbildungskraft, Gefühl, Enthusiasmus."

Er sprach viel über Physik mit mir. Nach ihm zerfällt Biots Werk (das eben erschienen war) in zwey Theile, die nach zwey verschiedenen Systemen geschrieben sind, die sich, was einem geübten Geiste nicht entgeht, beständig widersprechen.

Er sprach eifrig gegen das atomistische System.

Ich kann hier blos die Hauptpunkte unserer Unterhaltung bemerken; welchen Reiz Goethe's Sprache hat, davon vermag ich keinen Begriff zu geben; alles ist individuell, und doch hat alles den Zauber des Unendlichen; in seinen Worten ist Genauigkeit, und Umfang, Zierlichkeit und Kraft, Fülle und Einfachheit, und eine unbeschreibliche Anmuth. Ich hörte ihm mit Entzücken zu; zwanglos ging er von einem Gedanken zum andern über, verbreitete

über jeden ein helles aber sanftes Licht, das mich erleuchtete und bezauberte; sein Geist entwickelte sich vor mir mit der Reinheit, der Leichtigkeit und dem gemäßigten Glanze, und der kräftigen Einfachheit des Geistes Homers.

(Der Beschluß folgt.)

Der Doktor Francia.

(Fortsetzung.)

Um die Schilderung des Mannes zu vollenden, machen wir noch den Leser mit seinem häuslichen Leben, das mit seiner öffentlichen Wirksamkeit in naher Beziehung steht, bekannt.

Seine Wohnung, die ehemalige Residenz des spanischen Gouverneurs, ist eines der größten Gebäude von Asuncion, das, von den Jesuiten kurz vor ihrer Vertreibung aufgeführt, als weltliches Ordenshaus zu den sogenannten Uebungen des heiligen Ignatius dienen sollte. Der Diktator ließ dasselbe ausbessern, gab ihm ein, wenigstens für dieses Land, ziemlich geschmackvolles Aussehen, und sonderte es auf allen Seiten durch breite Straßen ab. Hier lebt er mit vier Sklaven, nämlich einem jungen Schwarzen, einem Mulatten und zwey Mulattinnen, die er alle mit vieler Gelindigkeit behandelt. Die zwey erstern sind Kammerdiener und Stallknechte zugleich; eine der Mulattinnen besorgt die Küche, die andere seine Wäsche. Sein tägliches Leben ist äußerst regelmäßig. Selten treffen ihn die ersten Strahlen der Sonne im Bette. So wie er aufgestanden ist, bringt ihm der Neger ein Kohlenbecken, einen Theekessel und einen Krug mit Wasser, das er in seiner Gegenwart wärmt. Alsdann bereitet der Diktator selbst und mit aller möglichen Sorgfalt seinen Maté oder Paraguaythee. Nachdem er diesen zu sich genommen hat, geht er im innern, den Hof umschließenden, Säulengang spazieren und raucht eine Cigarre, die er vorher sorgfältig auseinander gewickelt hat, um zu sehen, ob sie nichts Schädliches enthalte, wiewohl seine eigene Schwester dieselben für ihn verfertigt. Um sechs Uhr kommt der Barbier, ein schmutziger, schlechtgekleideter und dem Trunke ergebener Mulatte, aber das einzige Individuum der Fakultät, dem sich der Diktator anvertraut. Ist der letztere guter Laune, so unterhält er sich mit ihm, und bedient sich oft dieses Mittels wie einer Staatszeitung, um das Publikum auf seine Plane vorzubereiten. Darauf begibt er sich, mit einem kattunenen Schlafrocke *) bekleidet, in den äußeren Säulengang, der rings um das Gebäude läuft, und empfängt da, indem er hin und her geht, die zur Audienz zugelassenen Privatpersonen. Gegen sieben Uhr zieht er sich in sein Kabinet zurück, wo er bis neun Uhr bleibt; dann erscheinen die Offiziere und die übrigen Beamten, um Bericht abzustatten und Befehle einzuholen. Um eilf Uhr werden vom fiel de fecho die ihm vorzulegenden Schriften überbracht, worauf er demselben seine Entscheidungen in die Feder diktirt. Zur Mittagsstunde entfernen sich alle Beamten, und Dr. Francia sezt sich zu Tische. Seine Mahlzeit ist sehr einfach, und immer von ihm selbst angeordnet. Wenn die Köchin vom Markte zurückkommt, so legt sie alles Eingekaufte vor dem Zimmer ihres Herrn ab, der dann heraustritt und ihr anzeigt, was er für seine Person bestimmt. Nach der Mahlzeit hält er eine Sieste, trinkt hierauf seinen Maté, und raucht zugleich eine Cigarre, alles mit den nämlichen Ceremonien wie am Morgen. Dann arbeitet er bis vier oder fünf Uhr, zu welcher Stunde seine Begleitung für den Spazierritt sich einfindet. Während man sein Pferd sattelt, tritt der Friseur ein, um ihn zu kämmen. So wie dieses Geschäft abgethan ist, steigt er zu Pferde, und besucht entweder die öffentlichen Arbeiten oder die Kasernen, am öftersten diejenige der Reiterey, wo er sich eine Wohnung hat zurecht machen lassen. Bey diesen Spazierritten ist er, obschon in der Mitte seiner Begleitung, nicht allein mit einem Säbel und mit Reiterpistolen, sondern überdieß noch mit einem Paare doppelter Taschenpistolen bewaffnet. Nachdem er bey eintretender Nacht nach Hause zurückgekehrt ist, liest oder arbeitet er noch bis neun Uhr, und hält dann mit einer gebratenen Taube und einem Glase Wein seine Abendmahlzeit. Bey schönem Wetter spaziert er noch in der äußeren Gallerie, wo er öfters lange verweilt. Um zehn Uhr ertheilt er die Losung, und schließt, ehe er sich schlafen legt, alle Thüren seiner Wohnung selbst zu.

Während mehrerer Monate des Jahres bewohnt er die Reiterkaserne, welche außer der Stadt, eine Viertelstunde von seinem gewöhnlichen Sitze, gelegen ist, und wo er die nämliche Lebensart führt, außer daß er zuweilen auf die Jagd geht. In den Zimmern, wo er sich aufhält, hat er immer Waffen bey der Hand; Pistolen hangen an den Wänden, oder liegen ihm zur Seite auf dem Tische, und Säbel, zum Theil ohne Scheide, stehen in den Ecken. Diese Vorsichtsmaßregeln stimmen ganz mit der Etiquette überein, welche für die Audienzen vorgeschrieben ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Nach dem Beyspiele des Diktators tragen die Kommandanten und Alcalden, überhaupt alle Beamten, ähnliche Nachtröcke, aber als Amtstracht, und ohne sie den Tag über, selbst nicht wenn sie ausreiten, abzulegen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs Mai.

(Fortsetzung.)

Daher kommen denn auch bey Goethe die wahrhaften Gesinnungen für Familie, für Vaterland, für den heimischen Staat; deren inhaltsvoller Werth gegen das nur Formelle des Guten und Bösen verloren gegangen waren, wieder zu ihrem vollkommenen Rechte, nachdem sie auch Schiller schon in die Tragödie wieder eingeführt hatte. Merkwürdig dagegen ist es, daß Goethe keinen einzigen Bösewicht oder Malefikanten mehr auftreten läßt. Oft sind seine Naturen unsittlich, weil sie dem nicht folgten, was ihre innere Natur ihnen als das ihnen Gemäße zeigte, so daß sie aus Übermuth oder Eigensinn, wie z. B. Eduard und Charlotte, das ihrem innern eigentlichen Wesen Widersprechende für das Rechte ansehen. Dann rächt sich jene verkannte innere Natur, und läßt das den jetzigen Verhältnissen nach Unsittliche begehen. Am schlimmsten aber ist eine, in sich selbst sich widersprechende Natur, wie z. B. Clavigo, berathen, der zwey unvereinbare Sphären in sich vereinen möchte, indem er sich zu beyden hingezogen fühlt, und aus der einen in die andere getrieben, beyde verletzt, und durch diesen innern Bruch sich und andere in's Verderben stürzt. Dieß Drama ist besonders gelungen zu nennen, weil es aus Goethes eigener, innerster Natur hergeflossen ist. Früh mit einem lieben Wesen innigst vereinigt, in einem beschränkten Kreise, einem ländlichen Aufenthalte, glücklich und zufrieden, muß er im Innern und auch äußerlich dennoch die Geliebte verlassen, weil er fühlt, er sey zu Größerem berufen. Dieser höhere Beruf hat sich in ihm auf glänzende Weise bewährt, und darum ist Goethe weder Clavigo geworden noch gewesen. Denn was dem Clavigo fehlt, ist eben die Kraft und Gewalt des höheren innern Berufs, so daß Carlos recht hat, gegen ihn auszurufen: „Weh dir, daß du eine Bahn betreten hast, die du nicht endigen wirst! Mit deinem Herzen, deinen Gesinnungen, die einen ruhigen Bürger glücklich machen würden, mußtest du den unseligen Hang nach Größe verbinden!" Diese wenigen Worte sind der beste Schlüssel für Clavigo's ganzen Charakter. Doch dieser unselige Hang nach Größe, dieser Trieb über die gewöhnlichen Häupter der Menschen hinwegzuragen, und da zu herrschen, wo andere, weil sie zu befehlen nicht die Kraft haben, freudig gehorchen, und im Gehorsam und den stillen Verhältnissen eines ruhigen, unbeachteten Familienlebens ihr Glück finden, ist bey Clavigo nicht etwa eine leere Schwungsucht, ein eitler Trieb, sondern Clavigo fühlt in sich, daß ihm ein weiterer, ein höherer Geist gegeben sey als andern, daß er daher in verwickelteren, schwierigeren Verhältnissen, in der Sorge für das Wohl von Hunderten und Tausenden allein seine Befriedigung finden könne; und wenn er noch nicht auf dieser Stufe steht, so ist ihm sein jugendlicher Muth und der Blick auf die bereits mit schnellen Schritten zurückgelegte Bahn die Gewähr für die Erfüllung seiner höheren und weiteren Plane. In der Freude dieses Rückblicks und einer hoffnungsvollen Aussicht in die Zukunft, sehen wir ihn auftreten. Aber sogleich offenbart sich der Widerspruch seines Charakters. Er hat nicht immer in diesen größeren Verhältnissen gelebt, wo die Arbeit des Kopfes beginnt, und die Gefühle des Herzens, Liebe und ausschließliche Sorge für häusliches Glück und Zufriedenheit ihre Stelle nicht mehr finden, sondern er hat früher sich ganz jenen süßen, abgemessenen Gemüthsfreuden hingegeben, und sich nur für die Geliebte seines Herzens in der Welt jener Verhältnisse nach einer Stellung umgesehen. Doch nachdem er diese erlangt hat, fühlt er sich plötzlich verwandelt, und es ist ein tiefer Zug des Dichters, den Clavigo nicht nur auf den Rath des Freundes, nicht nur aus der Ueberzeugung, daß es verständiger sey, sondern auch, weil es ihm nicht mehr wie sonst ums Herz war, seiner geliebten Marie untreu werden zu lassen. Diese engen Bande waren ihm zu Fesseln geworden, in denen er sich nicht mehr frey und glücklich bewegte, deßhalb warf er sie wie eine Last von sich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genf, Ende Mai.

(Fortsetzung.)

Zu den nützlichen Unternehmungen, im Fache der Naturgeschichte, gehört unstreitig auch, daß jetzt wöchentlich ein Verzeichniß herauskommt, worin die von zehn Tagen zu zehn Tagen im Becken des Lemans, besonders aber bey Genf erscheinenden Blumen-, Blüthen- und Thierarten mit kurzen Bemerkungen angeführt sind, von denen manche ein besonderes Interesse gewähren.

Ich habe schon mehrmals berührt, daß die öffentliche höhere Erziehung hier einer großen Verbesserung bedarf. Dieß sehen auch unsere aufgeklärtesten Männer ein. Humbert sprach schon vor einem Jahre davon in einer eigenen Schrift. Neuerdings haben De Candolle, Roget und andere, jene Verbesserungen zum Gegenstand ihrer Erörterungen gemacht. Rogets Schrift: Lettres à un Professeur, ou considérations sur notre éducation publique, verdient besondere Erwähnung und Auszeichnung. Sie beschränkt sich nicht auf Bemerkungen über den Unterricht der Akademie und des Kollegiums; sie stellt vielmehr ganz neue, sehr interessante Gesichtspunkte über die Erziehung der männlichen Jugend in Republiken überhaupt auf, und es ist sehr zu wünschen, daß sie bey den Umgestaltungen dieser beyden Institute beherzigt werde.

Hier muß ich auch der Schule erwähnen, die in St. Gervais, dem belebtesten, aber auch dem ärmsten Stadttheile, ihren Sitz hat, wo also die Eltern am wenigsten für die Erziehung ihrer Kinder thun können. Sie ist weniger auf Unterricht, denn auf sittliche Verbesserung berechnet. Hier werden hundert dreyßig bis hundert vierzig Kinder in einem passenden Lokal vereinigt. Da sprechen, spielen, freuen und unterhalten sie sich unter Aufsicht. Auf vielen Zeichnungen und bunten Bildern sind eine Menge Dinge aus dem gewöhnlichen Leben dargestellt, Gegenstände, die den Kindern täglich in die Augen fallen, von denen sie oft hören. Diese zeigt man ihnen vor, und erklärt sie ihnen spielend. Das Gesagte wiederholen die Kleinen einander, und das macht ihnen viel Freude. Man sollte nicht glauben, wie viel sie in kurzer Zeit auf diese Weise lernen und begreifen, und wie glücklich sich dabey ihre Geisteskräfte entwickeln. Ich habe selbst Mädchen von fünf bis sechs Jahren gesehen, deren Ausbildung von Kindheit an vernachlässigt war. Verwildert, roh, unreinlich und unsittlich kamen sie in die Schule, und schon nach einigen Wochen erkannte man sie nicht mehr. So hatte sich im täglichen Umgang mit gesitteten Kindern das Wilde verloren und abgeschliffen, und an dessen Stelle war Lust an Beschäftigung getreten, die ihnen dann später, wenn sie in die eigentliche Schule treten, von großem Nutzen ist. Ich kann diese Anstalt nicht genug zur Nachahmung empfehlen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 48.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 144.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 16. Juni 1827.

Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur,
Was die Geschichte reicht, das Leben gibt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf:
Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüth,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.

Goethe.

Zwey Besuche eines Franzosen bey Goethe.

(Beschluß.)

Zweyter Besuch bey Goethe.

Weimar, den 28. April 1825.

Ich ging um eilf Uhr zu Goethe und fragte zuerst nach Frau von Goethe, seiner Schwiegertochter, für welche ich zwey Briefe von Berlin hatte. Ich ging über die gemeinschaftliche Treppe in einen Flügel, wo die ganze Familie wohnt. Der Bediente sagte mir, Frau von Goethe (die Kammerräthin) befinde sich nicht wohl und hüte noch das Bett. Ich gab also meine beyden Briefe dem Bedienten, und bat, mich wissen zu lassen, wann ich wieder kommen dürfte. Ich fragte sodann nach Sr. Excellenz dem Herrn Minister von Goethe, und gab für ihn dem Bedienten Hegels Brief, mit derselben Bitte wie bey Frau von Goethe, und entfernte mich. Ich hatte die Straße bereits zur Hälfte zurückgelegt, als ich den Bedienten herbeylaufen sah; er sagte, Herr von Goethe wünsche mich sogleich zu sprechen. Ich ging also die schöne Treppe, die mit Gypsabgüssen und kleinen Statuen geziert ist, wieder hinauf; man führte mich sodann in die kleine Gallerie, wo ich vor acht Jahren das Glück gehabt hatte, eine Zeit lang mit Goethe auf und ab zu gehen, und von dieser Gallerie in das Kabinet, in das, wie man mir sagte, Goethe kommen würde. Ich war ganz verwirrt und warf ringsumher gierige Blicke auf die Gemälde, die Kupferstiche, die Bücher und alles Geräthe im Zimmer. Dieses ist mehr lang als breit; an der Wand, den Fenstern gegenüber, befinden sich Zeichnungen und Kopieen von Gemälden; über dem Kanapee eine Komposition, welche näher zu betrachten ich nicht Zeit hatte; auf einem Möbel kolorirte Zeichnungen, eine mit der Aufschrift, Herrn Alexander von Humboldt; gegenüber bey den Fenstern kleine Möbel mit einigen Büchern, alles in der größten Ordnung; im Grunde des Zimmers ein Pult mit verschiedenen Fächern, in denen große, lange Cartons lagen, ohne Zweifel mit Karten oder Kupferstichen. Ich sah mich um, doch zu hastig, um viel unterscheiden zu können, denn ich war ganz voll von dem Gedanken, hier zu seyn, in Goethes Kabinet, wo Goethe bald erscheinen sollte; da öffnete sich die Thüre der Gallerie, und ich sah einen Greis, den ich sogleich erkannte. Er trug ein farbiges Halstuch nachläßig gebunden, tuchene Beinkleider, einen blauen Ueberrock und bloßen Kopf. Welch ein Kopf! breit, hoch, tief, ehrfurchtgebietend, bewundernswürdig! Er trat langsam, leise vor, wies auf den Sopha und setzte sich mit mir.

Ich dankte ihm, daß er die Güte gehabt, mich wieder rufen zu lassen; er sagte, es würde ihm leid gethan haben mich nicht zu sprechen. — „Sie kommen von Berlin? Sie kennen Herrn Hegel? Ein herrlicher, herrlicher Mann.“

Bey jedem Worte, das er sprach, hustete er; seine Stimme zitterte. Während ich ihn sprechen hörte, sah ich ihn fest an, und wurde dadurch in Stand gesetzt von den Verheerungen zu urtheilen, welche acht Jahre auf diesem

großen, kräftigen Gesichte angerichtet hatten. Jedes Wort kostete ihn Mühe; er schien zu leiden; ich sagte ihm dieß.

„Nein, ich leide nicht zu sehr. Aber das Alter. . . Ich muß nur vorsichtig seyn, ich darf mich mit nichts zu lange abgeben und muß mich im Gleichgewichte erhalten, um den Beschäftigungen gewachsen zu seyn, die ich beybehalten habe."

Ich fragte ihn, ob er mir nichts nach Paris aufzutragen habe, wo man anfange sich für Deutschland zu interessiren, wo man Schillern und ihn übersetze. Ich wollte ihn veranlassen, mit mir vom Zustande der Literatur in Frankreich zu sprechen, und mir von ihm rathen lassen; doch er sagte nichts als dieß:

„Ja, so viele Uebersetzungen beweisen einen Trieb zum Besseren; und man kann nicht läugnen, daß es in Frankreich nicht an gutem Willen fehlt."

„Ja, ich weiß es; doch habe ich diese Uebersetzungen nicht gelesen. Wie ich Ihnen sagte, ich muß mich im Gleichgewichte erhalten, und mir Lektüre versagen, die mir gefallen könnte. In meiner Jugend gab ich mich Allem hin, was mich ansprach; jezt muß ich mich enthalten und mich auf wenige Gegenstände beschränken."

„Faust ist wörtlich übersezt worden? Doch ich kann es begreifen. Um sich zu vervollkommnen, braucht die französische Sprache nur ein Paar Jahrhunderte zurückzugehen, und wieder auf Marot zu kommen. Ja, Marots Sprache. . . Man muß sich einige Freyheit erlauben; nach und nach gewöhnt man sich daran."

Da ich sah, daß ich ihn zu keiner weitern Mittheilung über Frankreich bringen konnte, ging ich auf einen andern Gegenstand über und sagte: „Ich fühle mich wenigstens glücklich, daß Sie unter die Gegenstände, mit denen Sie sich noch beschäftigen, die neue italienische Literatur und meinen Freund Manzoni aufgenommen haben."

„Ach Manzoni! (die Augen aufschlagend und im Ton des Nachdenkens) das ist ein sehr interessanter junger Mann. Er hat angefangen von den hergebrachten Regeln abzugehen, besonders von der Einheit des Orts. Aber die Ancienniſten — dabey lächelte er selbst über seinen Ausdruck — wollen dieß nicht."

„Ja, man hat es ihm verübelt, und doch hat er sich blos mit Mäßigung Abweichungen erlaubt, und so gefällt es mir. Dieß ist ein sehr guter Anfang. Diese Kämpfe werden übrigens ewig dauern und dieß hat gar nichts zu sagen; Jeder soll auf seine Weise schaffen."

„Ja, ich habe Adelchi erhalten. Ich habe sogar einen Auszug daraus gemacht, den ich vielleicht herausgebe, wenn ich Gelegenheit dazu finde. Ich habe ihn recht studirt; es ist sehr viel Schönes darin. Ich bleibe nicht gern bey Einzelnheiten stehen, man muß immer aufs Ganze sehen; doch, erinnern Sie sich des longobardischen Soldaten, bey dem sich die Verschwornen versammeln, und der blos auf sein eigenes Emporkommen denkt? wie er Alles zu seinem Vortheile einleitet!" — Erschöpft, beständig hustend, jedoch sichtbar von der Unterhaltung angezogen, begleitete hier Goethe die wenigen Worte, die er aussprechen konnte, mit Blicken und Geberden, um mir dadurch verständlich zu machen, was er nicht auszudrücken vermochte. . . . „Wie er Aller Absichten zu seinem Zwecke zu nützen weiß! und dann, an Karls des Großen Hof, wie er da thut, als beschüzte er diejenigen, die er verrathen hat!"

„Ja, Manzoni hält sich an die Geschichte und die wirklich geschichtlichen Personen; aber (mit sanftem Lächeln) er erhebt sie zu uns durch die Charaktere, die er ihnen zuschreibt; er leiht ihnen unsere menschlichen, selbst unsere liberalen Gesinnungen, und er hat Recht. Wir können uns für etwas nur dann interessiren, wenn es uns ein wenig gleicht; nicht für die Lombarden oder Longobarden und den Hof Karls des Großen, der auch ein wenig allzu ungeschlacht wäre. Z. B. Adelchi, das ist ein Charakter von Manzoni's Erfindung."

Darauf sagte ich nicht ohne Rührung: „Die Gesinnungen des sterbenden Adelchi sind Manzoni's eigene Gesinnungen; Manzoni, der immer Lyriker ist, hat sich in Adelchi geschildert."

„Ja, wirklich? Schon längst kannte ich sein Herz und seine Empfindungsweise aus seinen Inni sacri. Er ist ein treuherziger, tugendhafter Katholik."

Ich bezeugte ihm als Manzoni's Freund meinen Dank dafür, daß er die Güte gehabt, denselben, ohne ihn zu kennen, gegen die Kritik des Quarterly Review zu vertheidigen. Er antwortete mit wahrem, tiefem Ausdruck: „Ich schäze ihn sehr, ich schäze ihn sehr. Adelchi ist ein größeres Sujet; aber der Graf von Carmagnola hat große Tiefe, und sein lyrischer Theil ist so schön, daß der boshafte englische Kritiker ihn gelobt und sogar übersezt hat."

Ich sagte ihm, Manzoni schreibe einen Roman, in welchem er sich treuer als Walter Scott an die Geschichte halten, und sein historisches System in seiner ganzen Strenge anwenden wolle. „Und was ist der Gegenstand?" — „Das sechszehnte Jahrhundert in Mayland." — „Das sechszehnte Jahrhundert in Mayland! Manzoni ist ein Mayländer. Er wird dieses Jahrhundert recht studirt haben. Wenn Sie Manzoni sprechen, so sagen Sie ihm, wie sehr ich ihn achte und liebe."

Goethe war so erschöpft, daß ich es für Pflicht hielt, die Unterhaltung nicht weiter fortzusetzen. Ich stand auf und fragte ihn, ob er nichts nach Paris zu besorgen habe. Er sagte, für den Augenblick habe er mir keinen Auftrag zu geben. „Glauben Sie aber, sprach er, und sah mich mit seinen ruhigen, durchdringenden Augen an, daß ich großen Antheil an Ihnen nehme, und wenn Sie wieder in Paris

ſind, ſo laſſen Sie mich etwas von Ihnen wiſſen.“ Drauf neigte er ſein edles Haupt, und ich ging.

*

Als ich Abends Frau von Schw. erzählte, ich habe am Morgen Goethe geſprochen, wunderte ſie ſich ſehr und ſagte mir, Goethe habe Tags zuvor zur Ader gelaſſen, und der Arzt habe ihm befohlen, mehrere Tage lang Niemanden anzunehmen. Herr von M., ein Hausfreund von Goethe, der bey ihm geſpeiſt hatte, ſagte mir, Goethe habe ſich gütig über mich geäußert, und habe mich nicht von Weimar weggehen laſſen wollen, ohne mich zu ſprechen. Als ich in meinen Gaſthof zurückkam, ſagte mir der Kellner, der Herr Miniſter von Goethe habe ſich nach mir erkundigen laſſen, und es ſey eine Karte für mich da. Ich begriff ſehr wohl, daß ſo viele Aufmerkſamkeiten durchaus nicht meiner Perſon galten, ſondern daß mir Goethe in meiner Stellung öffentlich hatte ſeinen Antheil bezeugen, und Hegels Freund ehren wollen; und ſo rührte es mich weit mehr, als wenn er dabey an mich gedacht hätte. Bereits beherrſchte Goethe über meine Einbildungskraft und meinen Verſtand; von dieſem Augenblicke an gehörte ihm auch mein ganzes Herz.

Der Doktor Francia.

(Fortſetzung.)

Wird man beym Diktator vorgelaſſen, ſo darf man ſich ihm höchſtens auf ſechs Schritte nähern, bis er ein Zeichen zum Vorwärtstreten gibt, und dann auch muß man in einer Entfernung von drey Schritten ſtehen bleiben. Die Arme ſollen längs dem Körper herabhängen und die Hände umgekehrt und offen gehalten werden, damit der Diktator ſich überzeuge, daß ſie keine Waffe verbergen; die Offiziere ſogar und die andern Beamten dürfen nicht mit dem Säbel oder dem Degen an der Seite vor ihm erſcheinen. Er ſieht jedoch gern, wenn man ihm beym Geſpräche ins Geſicht ſchaut und ſchnell und beſtimmt antwortet. Darum ließ er mir einſt ſagen, daß ich bey der erſten Sektion eines Paraguayers nachſehen möchte, ob ſeine Landsleute nicht einen Knochen zu viel im Halſe hätten, der ſie den Kopf aufzurichten und laut zu ſprechen hindere.

Er ſucht diejenigen, mit denen er ſich unterredet, anfangs ſchüchtern zu machen; ſezt man aber ſeinen Ausfällen Feſtigkeit entgegen, ſo nimmt er bald einen mildern Ton an, und ſeine Unterhaltung wird ſogar anziehend, wenn er gut aufgeräumt iſt. Man erkennt dann in ihm den talentvollen Mann; indem er das Geſpräch wechſelweiſe auf die verſchiedenſten Gegenſtände lenkt, zeigt er vielen Geiſt, einen durchdringenden Verſtand, und für Jemand, der kaum über die Grenze von Paraguay gekommen iſt, ausgedehnte Kenntniſſe. Frey von der Menge von Vorurtheilen, mit denen die Köpfe ſeiner Landsleute angefüllt ſind, macht er ſie oft zum Gegenſtande ſeiner Unterredung. So äußerte er ſich gegen mich mit vielem Spotte über den Kommandanten und den Pfarrer von Curuguaty, die ihm ein armes Weib, gefeſſelt und mit einem ungeheuern Roſenkranze ausſtaffirt, zugleich einen Verbalprozeß, woraus ſich ergeben ſollte, daß ſie eine Hexe ſey, zugeſandt hatten. Dann kam er auf die mannigfaltigen Künſte des Aberglaubens, die unter dem Volke im Schwunge ſind, auf die Krankheiten und die Heilungen, die es denſelben zuſchreibt, zu ſprechen, und endete mit den Worten: „Sie ſehen, wozu dieſen Menſchen die Religion und die Prieſter nützen, zu nichts weiter, als daß ſie an den Teufel weit mehr als an Gott glauben.“

In den erſten Zeiten ſeiner Erhebung ließ er ſich jeden Sonntag in der Kapelle einer der Kaſernen die Meſſe leſen, und wohnte an den großen Feſttagen dem Gottesdienſte in der Hauptkirche bey. Bald aber erſchien er nicht mehr in dieſer Kirche, und im Jahr 1820 verabſchiedete er ſeinen Kaplan. Seit dieſem Zeitpunkte iſt ihm jede Art von Gottesdienſt fremd geblieben, und bey jeder Gelegenheit ſpricht er ſich gegen die eingeführte Religion aus. So antwortete er einem Kommandanten, der ein Heiligenbild, um es in einer neuerbauten Guardia als Schutzpatron aufzuſtellen, von ihm verlangt hatte: „Wie lange wollt ihr Paraguayer ſolche Tröpfe bleiben? Als ich noch dem katholiſchen Glauben anhing, dachte ich wie du; jezt aber erkenne ich, daß Kugeln die Heiligen ſind, die unſere Grenzen am beſten bewachen.“ In der erſten Audienz, die wir bey ihm hatten, fragte er nach unſerer Religion, und ſezte gleich hinzu: „Bekennen Sie ſich zu welcher Sie wollen; ſeyen Sie Chriſten, Juden oder Muſelmänner, nur ſeyen Sie nicht Atheiſten.“

Wenn der Diktator mit einem Anfalle von Hypochondrie behaftet iſt, ſo ſchließt er ſich entweder mehrere Tage lang ein, ohne ſich mit den Geſchäften abzugeben, oder er ergießt ſeine böſe Laune über Alles, was ihn umgibt; Civilbeamte, Offiziere, Soldaten werden alsdann ohne Unterſchied von ihm mißhandelt. Er ſtößt Schmähreden und Drohungen gegen ſeine wahren oder eingebildeten Feinde aus. In ſolchen Augenblicken war es, daß er die meiſten Verhaftungen vornehmen und die härteſten Strafen vollziehen ließ; ein Todesurtheil auszuſprechen, galt ihm dann für eine Kleinigkeit.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs Mai.

(Fortſetzung.)

Um hierin nicht eine nur gemeine, intereſſeloſe Treuloſigkeit darzuſtellen, läßt der Dichter die Familie ſelbſt ſich in einem nur untergeordneten und engen Kreiſe bewegen, der dem ſpäteren Leben Clavigo's von allen Seiten nur Grenzen und Beſchränkung zeigte; auf gleiche Weiſe lebt Marie nur in der Welt ihres Innern, und weiß und will nichts Weiteres, ſo daß dieſer ganze Kreis von Menſchen, Gefühlen und Geſin-

nungen an und für ſich dem Clavigo eben ſo verwandt als entfremdet war, und er eben ſo aus demſelben heraustreten mußte, als er auch ſein Herz darin zurückließ. Dieſer Beſchränktheit wegen verkennen auch alle den Treubruch Clavigo's, und ſehen darin nur eine ſchändliche Untreue, ohne ſeine Verhältniſſe zu berückſichtigen; ſie meynen, es gäbe auf Gottes Welt keine andere Pflicht, als ein geliebtes Mädchen zu heirathen, und ſollte auch alles Andere darüber zu Grunde gehen. Der Hauptcharakter in dieſer Familie iſt der Bruder, Beaumarchais, der ſich als Richter und Rächer aufwirft, und ſich dem Clavigo feindlich gegenüberſtellt. Auch dieſem Bruder fehlt das eigentliche Gemüth; es iſt nicht aus Liebe für die Schweſter, daß er ſie rächen will; er kommt nur, um das ihr geſchehene Unrecht durch Beſtrafung zu vergüten, und als der einzig übrig gebliebene Beſchützer durch die Schmach des Gegners den Schimpf der Verſchmähung wieder auszutilgen, welcher eine Beſchimpfung der Familie geworden iſt. Er will mehr ſich ſelber als die Schweſter rächen, und es iſt wiederum ein tiefer Zug, daß er, ſtatt ſie zu retten, nur ihr Verderben und ihren Tod beſchleunigt. Wie wenig ſich Clavigo aus den Banden jener kleinlichen Verhältniſſe losgemacht, wie ſehr er ſie nur äußerlich und nicht auch innerlich abgeworfen habe, beweiſt die Scene, in welcher ihm der Bruder zum erſten Mal das begangene Unrecht auf die bekannte meiſterhafte Weiſe vorhält. Denn Clavigo hat plötzlich alles vergeſſen, was ihn zu dieſem Schritte getrieben, er fühlt nur ſein Unrecht, und weiß von keinem ſchöneren Glücke, als ſich ganz jenen früheren Gefühlen und Verhältniſſen hinzugeben, ſein Trieb nach Größe iſt nicht groß genug, ihm das, was er war und wieder werden will, als klein im Verhältniß mit dem zu zeigen, was er zu werden in ſich den lebhafteſten Drang und die hinreichende Kraft und Energie gefühlt hatte. Doch wie ihm der Widerſpruch ſeines Innern offenbar wurde, als er den Kreis des ſtillen bürgerlichen Lebens verließ, um im Staat für Kunſt und Wiſſenſchaft zu wirken, und durch dieſe Wirkſamkeit ſich emporzuſchwingen, ſo offenbart ſich dieſer Widerſpruch noch härter, als er in den Schooß der Familie, in die Arme der Braut zurückkehrt. Er fühlt ſich dieſem Kreiſe ſeinem ganzen Innern nach entfremdet, und ſeine Rückkehr gibt ihm nur das unglückſelige Bewußtſeyn, daß er eben ſo unfähig ſey, ſich darin zu befriedigen als ihn zu verlaſſen. Hier tritt uns nun eine dritte Hauptperſon des Stückes, Karlos, entgegen, das eigentliche Gegenſtück zu Beaumarchais. Denn wie dieſer ſeine überlegende Verſtändigkeit, ſeine Einſicht in die Verhältniſſe des Staates und des Treibens der Welt überhaupt auf einen Inhalt beſchränkt, der eigentlich dem Gemüthe angehört, und dadurch auch ſeine Familie nur zur Grunde richtet, ſo kann der kalte, verſtändige, weltkluge Karlos, dem alle Menſchen, ihrer Unverſtändigkeit wegen, zuwider ſind, dennoch nicht von der Liebe für Clavigo laſſen, der mehr noch als andere zu den Schwankenden, Unentſchloſſenen und Unverſtändigen gehört. Aber eben dieſe unzerſtörbare Freundſchaft für Clavigo macht dieſen, ohne ſie liebloſen, Charakter intereſſant und liebenswerth, weßhalb es auch von dem Schauſpieler überall muß herausgehoben werden, daß Karlos nur aus Intereſſe für den Freund und aus der Ueberzeugung handle, daß beyde nur auf dieſe Weiſe und nicht anders, ohne nicht das Thörichte zu begehen, handeln könnten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Genf, Ende Mai.

(Fortſetzung.)

Im Conseil représentatif war am erſten Mai die Rede von der Nothwendigkeit, eine techniſche Schule für die niedern Klaſſen zu gründen, wo neben den nöthigen Kenntniſſen auch die Elemente der Algebra, Chemie, Mechanik, Trigonometrie, Optik, Hydraulik u. ſ. w., nebſt mechaniſchen Fertigkeiten praktiſch gelehrt würden. Die Sache wird zu Stande kommen, und für das kunſtfertige Genf von großem Nutzen ſeyn.

Unſerer öffentlichen Bibliothek ſteht eine glückliche Umgeſtaltung bevor. Der Katalog, der bisher ſehr ungern vermißt wurde, iſt nun ſeiner Vollendung nahe. Der größte Uebelſtand iſt aber ihre jetzige Aufſtellung in einem unpaſſenden, baufälligen Lokal, wo die Bücher ſogar nicht gegen den eindringenden Regen geſchützt ſind. Eine Summe von 75,000 Franken, welche die Damen Rath ganz neuerdings der Stadt geſchenkt haben, wird hoffentlich zur Errichtung eines neuen Bibliothekgebäudes verwendet werden; vielleicht in der Nähe des botaniſchen Gartens. Wenigſtens hat De Candolle neulich im Staatsrath darauf angetragen.

Seit einigen Wochen haben wir hier ein neues Journal, Archives Genévoises genannt, deſſen erſte Numern ſich ziemlich gut ankündigen, aber doch an Vielſeitigkeit und originaler Farbe den Courrier du Leman nicht erſetzen, der unter einer andern Redaktion ſehr gewann, jetzt aber auf dem Punkt iſt, aus Mangel an Unterſtützung einzugehen. Vielleicht tritt ein Volksblatt an ſeine Stelle.

Unerwähnt darf hier nicht bleiben, daß ſich ganz neuerdings in der untern Stadt eine kleine Buchhandlung aufgethan hat. Dieß wäre freylich an ſich ſehr unbedeutend. Man ſieht aber dabey einen bedenklichen Zweck. Dieſe Buchhandlung verkauft vorzüglich die ultrakatholiſchen und jeſuitiſchen Schriften, die in Frankreich, in Freiburg und in Wallis an das Tageslicht gefördert werden, dazu Kupferſtiche in ähnlichem Geiſt.

Doch zu etwas Erfreulicherem, der Verſchönerung unſerer Stadt, die in wenigen Jahren zu den freundlichſten der Schweiz gehören wird, da ſie vor einiger Zeit noch im untern Theile eine der düſterſten war, und in ihrem Innern nichts hatte, was ihrer ſchönen Lage entſprach, die allerdings auf dem ſüdlichen Ufer einige Aehnlichkeit mit der Küſte des Pauſilipps bey Neapel hat. Zum Erſatz der in den Straßen weggeräumten Buden und Kramläden, werden wahrſcheinlich von einer Geſellſchaft bedeckte Gallerien in den zahlreichen Durchgängen angelegt, eine Nachahmung im Kleinen der ſchönen Paſſagen in Paris. Der Play Bel-Air wird in Kurzem ſehr gewinnen, denn die Rhonebrücken ſind bereits erweitert und verſchönert worden. Man ſpricht von Neuem davon, die freundliche Inſel des barques an der Nordweſtſeite unſeres Hafens, jenes kleine Eiland, geſchmückt mit anmuthigen Pappeln und Gebüſchen, zum öffentlichen Spaziergange zu machen, und durch eine breite ſteinerne Brücke mit dem Ufer zu verbinden. Von der Inſel gelangte man dann über eine andere gleiche Brücke in den wirklich ſehr ſchönen Stadttheil des Bergues, der ſich ſchon jetzt durch eine Reihe großer Häuſer mit vornehmen Façaden auszeichnet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung der Charade in Nr. 138.

Roſenkranz.

Doppel-Charade.

Den beyden Erſten nur geziemt das Dritte,
Das ſie mit holder Sittſamkeit bewahren.
Bis zu dem Tage, wenn das ſchöne Ganze
Zum erſten Male und zum letzten Male
Des Lebens höchſte Blüthenpracht verkündet,
Wenn umgekehrt es dann, ein bunt Gefolge,
Mit leiſem Wunſch das auserkohrne Opfer
Zu dem Altar der ſchönen Göttin leitet.

F. H.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Nro. 145.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 18. Juni 1827.

Des Menschen Herz gleicht einer Feuerquelle,
Dem Urgemisch von Himmel und von Hölle.
Von Laster und Vollkommenheit.

Seume.

Der Doktor Francia.

(Beschluß.)

Die Witterung scheint einen großen Einfluß auf seine Gemüthsstimmung zu haben, indem seine Anfälle am öftesten eintreten, wenn der Nordostwind herrscht. Dieser sehr feuchte, von drückender Hitze begleitete Wind führt plötzliche und täglich wiederkehrende Regengüsse herbey, und macht auf Personen, die an Verstopfung der Leber oder anderer Eingeweide des Unterleibs, in Verbindung mit großer Reizbarkeit der Nerven, leiden, einen widrigen Eindruck. Beym Südwestwinde hingegen ist der Diktator gewöhnlich gut aufgeräumt. Man hört ihn dann allein für sich singen und lachen, und er unterhält sich gern mit denen, die ihn zu sprechen haben.

So veränderlich auch seine Laune ist, so bleibt er sich doch in einer rühmlichen Eigenschaft gleich; ich meine seine Uneigennützigkeit. Er bezahlt Alles baar, was für ihn selbst bestimmt ist, und zeigt sich eben so freygebig in seinen persönlichen Ausgaben, als er mit dem Staatsgute geizt. Sein Vermögen hat sich durch seine Erhebung um nichts vermehrt; er hat nie ein Geschenk angenommen, und seine Besoldung ist immer rückständig. Seine größten Feinde sogar lassen ihm in dieser Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren. Bey mehreren Gelegenheiten hat er gleichfalls bewiesen, daß ihm das Gefühl der Dankbarkeit nicht fremd sey. Als er einst erfuhr, daß sich der Sohn eines Hauses von Cordova, in welchem er in seiner Jugend sehr gut war aufgenommen worden, zu Asuncion und im größten Elende befinde, ließ er ihn sogleich rufen, gab ihm einige Hundert Franken und ernannte ihn zu seinem Sekretär. Zuweilen gedenkt er auch seiner alten Schulkameraden, und unterstützt sie, wenn sie dessen bedürfen.

Er erinnert sich aber an keine empfangene Wohlthat, er kennt weder Verwandten noch Klienten mehr, sobald er einen Eingriff in seine Gewalt oder Mangel an Ehrerbietung gegen seine Person zu sehen glaubt. Ihn nicht Excellentissimo Señor *) betiteln, ist schon eine unerläßliche Sünde, obwohl er selbst, mit Ausnahme einiger Fremden, Jedermann duzt; eine Gewohnheit, die er nur allmählig und so wie sich seine Gewalt befestigte, angenommen hat. „Gleichwie Ihren König, und noch mehr sollen Sie mich ehren, sagte er einst zu einem Franzosen, denn ich kann Ihnen mehr Gutes erweisen und mehr Böses zufügen als er.“ Mehrere Personen von seinen nächsten Umgebungen, die sich auf einen zu vertraulichen Fuß mit ihm setzen wollten, fielen in Ungnade, und andere wurden mit Ketten beladen, weil sie sich eine Gewalt anmaßten, die er ihnen nicht ertheilt hatte. Zwey seiner Neffen, die seit Anfang der Revolution als Offiziere in den Linientruppen dienten, waren die ersten, welche er als

*) Er würde keinen Brief annehmen, der nicht die Aufschrift führte: Al Excellentissimo Señor, Don Caspar Rodriguez de Francia, supremo dictator perpetuo de la republica del Paraguay.

Diktator entließ, einzig aus Furcht, daß sie ihr verwandtschaftliches Verhältniß mißbrauchen könnten. Auch bestrafte er sie für die geringsten Fehltritte weit strenger als jeden andern. Der eine lag vier Jahre lang in Fesseln, weil er beym Tanze einen Menschen, von dem er gröblich war beleidigt worden, geschlagen hätte, und der andere büßte den Einfall, einen Musikanten der Truppen zu einer Serenade zu gebrauchen, mit einjähriger Gefangenschaft. Seine Schwester endlich, die einzige Person, für die er dauernde Anhänglichkeit gezeigt hat, und die sein kleines Landgut besorgte, wurde von ihm weggeschickt, weil sie sich eines Zeladors bedient hatte, um eine Sklavin zu züchtigen.

Bey dieser eifersüchtigen Handhabung seiner Gewalt stand nicht zu erwarten, daß der Diktator je einen Vertrauten haben sollte. Was er auch vornehmen mochte, so ist ihm nie beygefallen, irgend Jemand zu Rathe zu ziehen, und Keiner mag sich rühmen, je den geringsten Einfluß auf ihn ausgeübt zu haben. Wenn ihn früher oder später das Loos trifft, welches die Unterdrücker ihres Vaterlandes erwartet, so wird er dieß sich allein beyzumessen haben.

Indem ich das öffentliche Leben von Doktor Francia zu schildern versuchte, habe ich mich aller Betrachtungen über denselben enthalten; allein dieses allmählige Fortschreiten zur unumschränkten Gewalt, sein Konsulat, seine Diktatur, die Frucht eines Machtstreiches, erst auf bestimmte Zeit, dann für die Lebensdauer errichtet, diese Militärregierung, diese Landessperre mit ihren Licenzen, diese Zernichtung des Handels, verbunden mit der Aufnahme des Ackerbaues und der Gewerbe, und endlich dieser eiserne Willen auf der einen, und diese Knechtschaft auf der andern Seite, müssen an einen Mann und an eine Herrschaft erinnern, die, freylich unter Formen, wie eine hohe Civilisation sie erheischte, aber auch nach einem unendlich größeren Maßstabe, zugleich mit der jüngsten Geschichte von Paraguay, die uralte Wahrheit bekräftigen: daß von allen Leidenschaften des Menschen Herrschgier die unbändigste ist.

Seeleben.

(Fortsetzung.)

Kalkutta, 7. Januar 1827.

Die Zeit unserer Abreise aus dem bengalischen Meerbusen rückt mit schnellen Schritten heran, und binnen wenigen Tagen hoffen wir, wenn Wetter und Wind uns begünstigen, auf unserer Nancy unter Segel zu gehen.

Ein Gegenstand, welcher dem Europäer, auch bey einem kürzern Aufenthalte in diesen Weltgegenden reichlichen Stoff zu mancherley ernsthaften Betrachtungen darbietet, ist der Kultus und die hier zu Lande herrschende unbedingte Gewissensfreyheit. Der Europäer, der von jenem, das Herz der civilisirtesten Reiche seines Welttheiles zerreißenden Fanatismus so viel gesehen und gehört hat, erstaunt, wenn er hier in einer und derselben Stadt so viele Leute von den verschiedensten Glaubensbekenntnissen und Religionen in vollkommenem Frieden mit und nebeneinander leben sieht. Welche Lehre für den Eiferer, wenn er bemerkt, wie der Britte sein Gebet hier unmittelbar neben einer indischen Pagode verrichtet, wie der Tempel des Mohamedaners und die Kirche des römisch-katholischen Glaubensgenossen einander berühren, und das Sakrament des Katholiken in einer Straße mit dem Fetische der Braminen friedlich zusammentrifft. In Kalkutta gibt es keine Staatsreligion; Jedem ist gestattet, Gott zu verehren nach seinem Belieben und Wohlgefallen. Die Regierung bestreitet einzig und allein die Unkosten der anglikanischen Kirche; Kalkutta hat eine Kathedrale und ist der Sitz eines Bischofs, unter dessen Stabe die gesammte bengalische Geistlichkeit steht. Für den Bedarf der übrigen Religionspartheyen wird durch Subscriptionen von Seite der zu jeder derselben gehörenden Individuen gesorgt. Die Schottländer haben eine sehr schöne Kirche, welche mein Lieblingstempel geworden ist. Nicht minder gibt es eigene Kapellen für die Presbyterianer und Wiedertäufer; unter den sämmtlichen protestantischen Kirchen aber zeichnet sich die der Missionäre durch Größe und Schönheit am meisten aus. Dieses ist die Modekirche; ich habe sie von Menschen vollgepfropft gesehen, und die Zahl der vor diesem Gebäude, so oft darin Gottesdienst gehalten wird, aufgestellten Palankine und Wagen mag sich ohne Uebertreibung auf mehrere Hundert belaufen. Von dem Andachtshause der Armenier ist bereits die Rede gewesen. Auch die Katholiken haben eine sehr schöne Kirche und ihr hiesiger Kultus hat etwas Imposantes. Diese Religionspartheyist in Kalkutta sehr stark; denn zum katholischen Glauben bekennen sich auch die farbigen Leute von der Küste von Coromandel und andern alten portugiesischen Niederlassungen, die sich fortwährend in großer Anzahl hier aufhalten. Die Judensynagoge hat, mit Ausnahme des Anzuges der arabischen Rabbiner, nichts Merkwürdiges. Die große Moschee habe ich nicht besichtigen können. Indische Pagoden gibt es in großer Menge; einige sind ganz klein, andere hinwieder von ungeheurer Größe mit Vorhallen und sehr vielen Thürmchen. Die Bauart dieser Gebäude hat meist etwas ganz Seltsames; in die meisten dieser Pagoden kann man nach Belieben hineingehen. Am Eingange derjenigen, zu welchen der Zutritt gestattet ist, steht gewöhnlich ein Bramin als Wache, welcher den Eintretenden höflich ersucht, vorerst die Schuhe auszuziehen: lieber ist es ihm freylich, wenn man gar nicht in das Heiligthum eingeht, denn er glaubt, dasselbe werde durch den Eintritt eines Christen verunrei-

nigt. Mehr als einmal habe ich bemerkt, daß, sobald ich wieder aus einer solchen Pagode heraustrat, der Fußboden sowohl als die Theile der Mauer, die ich etwa mit den Händen berührt haben mochte, sorgfältig abgewaschen und gereinigt wurden.

Ich habe in Kalkutta auch mit mehreren Mitgliedern der Missionsanstalt Bekanntschaft gemacht; mit einem Herrn Reichard, der in Zürich bekannt seyn will, mit einem Dr. Schmid aus Weimar, der zugleich Direktor des Waisenhauses ist, und mir eine Anzahl auf die Bibelgesellschaften und ihre Angelegenheiten bezüglicher Flugschriften zur Uebergabe an den ehrwürdigen Greisen Heß zugestellt hat. Im Ganzen machen die protestantischen Missionen in Bengalen kein Glück. Der Bekehrungen gibt es wenige, und wenn etwa dergleichen statt finden, so betreffen sie Hindus von den allerniedrigsten Kasten. Dieses ist leicht zu erklären, wenn man bedenkt, daß die indische Religion von milder Natur ist, eine gute Moral in sich schließt, das höchst abergläubische Volk mehr Anhänglichkeit an dieselbe bezeigt als an sein eigenes Leben, und daß die Braminen eine große, sich über Alles erstreckende Gewalt ausüben. Ich habe mich mehrmals mit einem sehr aufgeklärten Braminen über religiöse Gegenstände unterhalten. In mehr als einer Hinsicht räumte er zwar der christlichen Religion vor der seinigen den Vorzug ein, behauptete aber gleichwohl, man könne auch unter dem Schilde der seinigen eben so gut wie der unsrigen, ins Paradies eingehen. Uebrigens konnte er nicht begreifen, warum man nicht jeden Menschen bey der Religion wolle verbleiben lassen, in welcher ihm Gott seine Stelle in der Welt angewiesen habe; auch müßte es, sezte er mehr als einmal hinzu, uns Europäern höchst befremdend vorkommen, wenn indische Braminen zu uns herüberkämen, um das Werk unserer Bekehrung vorzunehmen. „Ohne weiteres, sagte er einmal, würden eure Priester uns ersuchen, zu Hause zu bleiben: sollten denn nicht hinwieder auch wir das Recht haben, den eurigen dasselbe zu sagen?" Uebrigens stiften die Missionen in Bezug auf die Kindererziehung unendlich viel Gutes. Viele Hindus, welche zu arm sind, um sich selbst mit der Erziehung befassen zu können, überlassen ihre Kinder an die christlichen Schulen, wo für alle ihre Bedürfnisse gesorgt wird. Solcher Schulen gibt es ziemlich viele und die Zahl der sie besuchenden Kinder beläuft sich auf mehrere Hundert. Diese Kinder, frühzeitig dem Aberglauben der Religion ihrer Väter entrissen, erhalten auch früh genug Unterricht im Christenthume. Ihre Fortschritte sind die Belohnung der Missionäre, deren Geduld und Muth in der That Bewunderung verdient.

(Der Beschluß folgt.)

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung von N. 122.)

In Paris gibt es eine Straße, fern genug von dem Gewühle der Theater und Speisehäuser, des Groß- und Kleinhandels, um still genannt zu werden, keineswegs aber im Wohnviertel der Gesandten und der Aristokratie gelegen; diese Straße heißt zwar nicht, aber wird doch genannt: le quartier d'Athène, weil hier die Duschenois, die Mars, Horace Vernet, nicht etwa nur wohnen, sondern sich Paläste erbaut haben. So großartig sind diese Paläste schon von außen mit ihren Façaden, Statuen, Säulen, Vorhöfen, Pavillons ꝛc., daß es auffallend ist, wie ein solches Besitzthum Leute besitzen können, die es weder in direkter Linie von ewigen Zeiten her ererbt, noch kürzlich im Staatspapierspiel gewonnen haben. Wenn ich von Adel wäre, oder ein Bankier, oder gar beydes zusammen, so wüßte ich wirklich nicht, worüber ich mich mehr ärgern sollte, über die Leichtigkeit, mit welcher Leute, die im guten alten Mittelalter arme verachtete Schlucker waren, heut zu Tage Geld und Ruhm erwerben, oder über die Keckheit, mit welcher diese Personen, die doch nur zu unserem Vergnügen da sind, und also tief unter uns stehen, ihren Reichthum zeigen und es uns gleich thun wollen. Daß ich als Banquier oder vornehm Geborner also fühlen und denken würde, weiß ich a posteriori, nämlich von jenen selbst. Z. B. es kommt eine junge Sängerin hier an, mit den unumgänglichen Empfehlungsbriefen an ein kosmopolitisches Papierhaus. Das Papierhaupt des Hauses nimmt sie mit eben so vieler Würde als Herablassung auf; hiedurch vielleicht allzudreist gemacht, bittet ihn die Sängerin, sie doch bald zu einer soirée zu laden; sie wolle da singen, und hoffe, dadurch sich vortheilhaft bekannt zu machen. Das ist unmöglich, erwidert der Kosmopolit, ich sehe nur Minister und Gesandte bey mir, und das ist nicht das Publikum, welches Theater und Konzerte füllt. Ein anderes z. B. gehört eigentlich nicht hieher, weil es sich in London zugetragen, aber es ist zu drollig, als daß ich mich erwehren könnte, es zu erzählen. In jenem Inselande der Freyheiten und Ungleichheiten ist nämlich, wie bekannt, die Hochgesellschaft reiner noch und ungemischter, als, wo möglich, selbst in Deutschland, Hannover jedoch ausgenommen, aber man ist dort naiver und reicher. Will man einen Künstler bey sich sehen, nämlich in jenen Häusern, wo er seiner Geburt nach nicht hingehört, so wird er, um sich hören oder sehen zu lassen, fürstlich bezahlt, nicht aber mit zweydeutiger Herablassung behandelt, und wie der Bauer in Don Ranudo honorirt. Auf diese reele Weise ward ein berühmter französischer Violonist von einem berühmten englischen Herzog eingeladen, einer Abendgesellschaft sein Talent zu produziren; die Kaufsumme war mit

sechzig Guineen bedungen; dagegen mußte sich der Virtuos verpflichten, sein kürzestes Musikstück zu wählen. Es waren Variationen; er spielt: erst das Thema, dann eine Variation, darauf eine andere, etwas schwierigere, das Tutti fällt ein, endet, und er will eben die dritte, noch kunstreichere Variation beginnen, da klopft ihm der hinter ihn getretene herzogliche Wirth leise auf die Schulter und flüstert ihm zu, daß es genug sey, und das Violinspiel hat ein Ende, um dem Kartenspiele Platz zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf. Ende Mai.

(Fortsetzung.)

Mit dieser Unternehmung steht eine andere in Verbindung, nämlich die Anlegung eines schönen Kays längs der Rhone und dem Hafen. Er soll 68 Fuß breit werden, und davon 12 den Eigenthümern der Häuser abgegeben werden, die dagegen die Verbindlichkeit haben, ihre Häuser nach der Rhoneseite mit neuen Façaden zu versehen. Dergleichen Plane werden hier, wegen des Ueberflusses an baarem Geld mit Leichtigkeit ausgeführt. Auch zwey neue Drathbrücken, zu den zwey schon vorhandenen, sind vorgeschlagen worden. Dadurch würde zugleich die Stadt mit den westlichen und nordwestlichen Landhäusern und Gärten eine bisher ungern vermißte Kommunikation erhalten. Die Staatsbehörde ist aber noch wegen der leidigen Festungswerke dagegen.

Eine andere wesentliche Verschönerung wird die Stadt am neuen Thor bekommen, wo das imposante Museum Rath, unsere kleine Glyptothek, steht. Für die Umgestaltung des massiven Thors und der Façade des Theaters, hat der Municipalrath schon bedeutende Summen angewiesen. Dadurch wird dieser Platz in der Nähe des botanischen Gartens und der herrlichen Baumalleen neben ihm, am Fuß des berühmten Spaziergangs la Treille, und überragt von den grandiosen Façaden der obern Stadt, den hängenden Gärten und Terrassen, einen ganz originellen, aber schönen Charakter erhalten.

Daneben sind noch mehrere neue Staatsbauten im Werk; eine Reitschule, ein Irrenhaus, eine Bibliothek. Zu Allem liegt das Geld schon vorräthig da, nur ist man über Ort und Stelle noch nicht einig. Dieß ist in unserer kleinen, durch die Festungswerke sehr beschränkten Stadt nicht so leicht als anderwärts, wo die schönsten Gebäude vor die Thore in den Vorstädten angelegt werden können. Wann wird man doch hier einmal die unglückliche Idee aufgeben, Genf als Festung betrachten zu wollen!

Das Museum Rath, so edel im Aeußern als schön im Innern, zeigt schon jetzt den günstigen Einfluß, den man sich bey seiner Gründung versprach. Es führt die bildenden Künste mehr in's Leben ein, entwickelt Schönheitsgefühl und den Sinn für edle, reine Formen. Alle Donnerstag steht es für Jedermann offen. Noch wollen sich die Frauen nicht an das Nackte gewöhnen, daher ist ihnen in den fünf Sälen der Gypsabgüsse etwas unheimlich und bänglich zu Muthe, und sie eilen schnell zu den Gemälden, wo bisher leider nicht viel Gutes zu schauen war. Doch gibt sich das schon ein wenig. Sehr interessant ist es mir hier, die Naturmenschen in ihren Aeußerungen über Kunstwerke zu beobachten. Ich habe dieß auch häufig in Rom und Neapel gethan, wo oft Bauern und gemeine Leute Urtheile fällen, in denen man ihren hohen angebornen Kunstsinn und den richtigsten Instinkt erkennt. In geringerem Maßstabe findet man dieß auch hier, aber weit weniger bey den Genfern als bey den hier so gering geachteten Savoyarden, die doch ein herrliches Volk sind, voll Gemüth, Herzensgüte, Treue und Biederkeit, freylich nicht in den Oberstern nahe bey Genf, aber in den entfernten Thälern. Ist es doch als wenn man den Süden, als wenn man Italien schon merkte. Ich hörte vor Kurzem ein Paar Kaminfegerjungen zu. Sie standen vor der Florentinischen Ringergruppe, und vor dem Knaben, der sich den Splitter aus der Fußsohle zieht, Murillos hätte die Buben sehen soll, wie sie bey ihrem Kunstraisonnement herzhaft in die mitgebrachten Brodrinden und schlechten Aepfel bissen. Zuerst stritten sie sich über das linke Bein des unterliegenden Ringers, konnten auch nicht gleicher Meynung darüber werden. Ein dritter meynte, der Kopf des Splitterknaben sey zu groß u. s. w. Die Savoyardinnen stellen sich mit unbefangenem Wohlgefallen vor den Apoll von Belvedere und den Diskuswerfer hin, und bedauern von Herzen den armen Laokoon, dessen Schicksal sie gar nicht begreifen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Anfangs Mai.

(Fortsetzung.)

Schon Tieck in den dramaturgischen Blättern verwirft die Meynung, welche in Karlos nur einen Intriguant sieht. Man kann sagen, er besitze in Ueberfluß alles, was den andern Personen fehlt, und ihm fehle, was sie besitzen. Denn für die ganze Welt des Gemüths, für die Liebe der Braut, des Gatten, des Bruders, der Schwester, hat er keinen Sinn, er läßt sie nicht als wesentlichen Lebensinhalt gelten, sie sollen nicht für sich selber Zweck seyn, sondern nur als Mittel gebraucht werden, die Stellung im Staat und in der bürgerlichen Gesellschaft zu befestigen oder zu erhöhen. Für ihn ist daher diese ganze Welt des Gefühls überhaupt die Welt der kleinen Verhältnisse, über die der Mensch, der sich großen Interessen widmet, müsse hinwegsehen können, indem er sie geringzuschätzen und zu verletzen berechtigt sey. Die Frauen stehen bey ihm nur in so fern in Gunst, als sie Anderen im Staate verschaffen, oder zum Vergnügen und zur Erholung nach mühevoller Arbeit beytragen; sind sie zu Beydem unfähig, so muß man sich ihrer entschlagen. Ein anderer wesentlicher Zug in Karlos Charakter spricht sich darin aus, daß er nicht selber der große Mann ist, der Staaten zu beherrschen die Kraft und den Drang in sich fühlt; Karlos bleibt dabey stehen, zu wissen und verständig einzusehen, wie dergleichen Pläne durchzusetzen seyen, was man bey ihrer Ausführung fallen lassen, was man ergreifen müsse; er hat in großen Verhältnissen, aber nur als Zuschauer gelebt, seine Leidenschaft beschränkt sich darauf, zu verlangen, daß das Verständige, diesen Verhältnissen Gemäße gethan, daß kleinlichere Wünsche und Neigungen ihnen nachgesetzt werden. Denn sein Haß gegen die Welt und gegen die Thorheit der Menschen hat seinen Grund darin, daß er geringgeachtete Gefühle so oft sieht die Vollbringung desjenigen stören und gänzlich verrinnen, was ihm als das Höchste, Letzte und einzig Wünschenswerthe gilt. In diesem Sinne spricht er in der zweyten Hauptscene des Stücks zu Clavigo, er stellt ihm den Zustand der Verhältnisse in dem richtigen Lichte dar, nur daß er seine große Welt einseitig überschätzt, und die Kraft seines Verstandes in absichtsvollem Spiele geltend macht, indem er an dem neugeknüpften Liebesbunde Clavigo's nur die lächerliche Seite und den Widerspruch hervorkehrt, der den ganzen Schmerz des Lebens unseres unentschlossenen Helden ausmacht und sein Schicksal bestimmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 49.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 146.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 19. Juni 1827.

Es steht ein öder Fels, die Woge schlägt ihn klagend,
Der Schiffer sieht von fern auf seinem Strande ragend
Vom Meere hingeschwemmt, ein einsam schimmernd Grab;
Es hat die Zeit noch nicht den schmalen Stein gebräunet,
Und unter Dorn und Moos, das grünend ihn umzäunet,
Blinkt .... ein zerbrochner Herrscherstab.

G. Schwab, nach De Lamartine.

Seeleben.

(Beschluß.)

Kalkutta, 14. Januar 1827.

Morgen wird die Nancy unter Segel gehen und ihre Rückreise nach Europa antreten. So schön die Bilder sind, unter denen mir das Vaterland täglich vor Augen schwebt, so scheide ich doch gewissermaßen ungern von einer Stadt, die mir einen so großen Reichthum neuer und schöner Genüsse bereitet und so vielfache Gelegenheit verschafft hat, meine Berufskenntnisse, trotz der Kürze meines Aufenthaltes, mit Riesenschritten zu erweitern, und wo ich mich so mancher anziehenden Bekanntschaft zu erfreuen gehabt, auch von den ansehnlichsten Kaufleuten beyder Welttheile die wohlwollendste und gefälligste Aufnahme genossen habe. Unter dem Schutze Gottes vertraue ich mich nochmals dem unsichern Elemente an. Zürnt uns der Himmel nicht, so hoffen wir in den ersten Tagen des Maimonats die Küste von Frankreich im Gesichte zu haben.

James-Town auf der Insel St. Helena,
15. März 1827.

Vor wenigen Stunden sind wir auf dieser, in neuester Zeit so vielfach besprochenen Insel angelangt. Da unser Zweck blos dahin geht, frisches Wasser einzunehmen, so wird unser hiesiger Aufenthalt nicht länger als vier-und-zwanzig Stunden dauern. Die Insel St. Helena gewährt im Ganzen einen schauerlichen, mit den schönen Ufern des Ganges wunderbar kontrastirenden Anblick. Sie stellt sich als eine gewaltige Masse nackter, röthlicher Felsen vor Augen, und die Stadt James-Town liegt in einem beengten Thalgrunde, der von ungeheuern Bergen umschlossen ist. Von der Meerseite gesehen, gleicht die Stadt einer Theaterdekoration. Einige Bäume und niedliche Gärten, welche den Hintergrund bilden, verleihen, trotz der Wildheit der übrigen Umgebungen, diesem Punkte einen gewissen Zauberreiz. Wohl muß Bonaparte furchtbare Betrachtungen über den Unbestand der menschlichen Dinge angestellt haben, als er zum ersten Mal diese Felsenmassen erblickte, die, um so möglich noch furchtbarer zu erscheinen, ringsum dicht mit Kanonen bepflanzt sind. St. Helena ist wegen seiner Lage an der Straße nach Ostindien für die Engländer ein Militärposten von höchster Wichtigkeit; auch liegt daselbst eine starke Garnison, die nebst den aus Ostindien kommenden Schiffen, welche hier insgesammt anlegen, so zu sagen die einzige Hülfsquelle der Einwohner ausmacht. Daher sind auch fast alle Häuser Gasthöfe; alles wird sehr theuer bezahlt, und das Geld findet um so schneller seinen Weg, weil den von der See kommenden nach Allem gelüstet. Unser heutiges, sehr gewöhnliches Mittagessen mag uns wohl auf eine Guinee für den Kopf zu stehen kommen, und ein ähnlicher Maßstab gilt für alle andern Bedürfnisse. An Weintrauben habe ich mich gleich nach unserer Ankunft köstlich erlabt; aber erst, wie es ans Zahlen ging, bemerkte ich, daß mich jedes Stück auf ungefähr 40 Sous französischen Geldes zu stehen kam. Die Insel bringt alle Arten von Baumfrüch-

ten hervor, und es gewährt eine angenehme Ueberraschung, in den Gärten der Kompagnie neben den asiatischen auch alle Arten von europäischen Früchten gedeihen zu sehen.

16. März 1827.

Wir lichten die Anker, um unsern Weg weiter zu verfolgen, ich aber verfolge weiter den Faden meiner gestrigen Erzählung. Die einzigen Merkwürdigkeiten, welche St. Helena aufzuweisen hat, sind die Grabstätte Bonapartes und das Haus, worin er gewohnt hat. Mit Bewilligung des Gouverneurs und unter Bedeckung eines englischen Majors stiegen heute früh die sämmtlichen Passagiere unsers Fahrzeugs zu Pferde, um das erwähnte, etwa sechs Meilen von der Stadt entfernte Grabmal in Augenschein zu nehmen. Um zu demselben zu gelangen, muß man erst hohe Gebirge erklettern und dann wieder in einen wüsten Abgrund hinabsteigen, in dessen Tiefe sich jenes Grabmal befindet. Es bildet dasselbe ein oblonges, abgerundetes, mit einem hölzernen Geländer eingefaßtes Viereck, in dessen Mitte sich Napoleons Denkstein befindet. Dieser ist so viel als roh, ohne alle Verzierung und Inschrift. Ihn umgibt ein eisernes Gitterwerk. Einige Eichen, schöne Thränenweiden, eine Menge wild aufsproßender Blumen und eine Quelle klaren Wassers verleihen diesem Gemälde einen traurigen und melancholischen Anstrich. In einer hölzernen, für den Grabhüter, einen alten brittischen Invaliden, bestimmten Hütte findet sich ein Buch, in welches jeder Durchreisende seinen Namen einschreibt, und der Invalide erzählt mit geläufiger Zunge alles, was auf den Aufenthalt des Kaisers auf St. Helena Bezug hat. Von der Grabstätte begaben wir uns nach dem, auf einer sehr hohen Gebirgsfläche liegenden, dem Andrange der Sturmwinde nach allen Richtungen im höchsten Grade ausgesezten Longwood. Napoleons ehemaliges Wohnhaus ist dem Einsturze nahe und von einem Pächter der Kompagnie bewohnt, der dasselbe zu einer Stuzerey eingerichtet hat. Sogar das Schlafzimmer des Kaisers hat er in einen Stall verwandelt, und an der Stelle, wo sein Bett gestanden hat, erblickt man einen, das Licht raubenden Haufen von Kehricht und Unrath. Nur wenige Schritte von diesem Hause, welches ein abscheulicher Wohnort gewesen seyn mag, findet sich der neue Pallast, in welchen der Gefangene hätte versezt werden sollen. Dieß ist ein sehr schönes Haus, im Geschmacke der großen indischen Landhäuser. Es wohnt Niemand darin, als ein alter Sergeant und seine Frau, welche in einem, zu Bonaparte's Toilettenzimmer bestimmten, Kabinette allerley, zum Besten der Armen von den feinen Händen der Damen von St. Helena gefertigte, niedliche Arbeiten zum Verkauf anbieten. Nachdem wir Alles besichtigt hatten, traten wir unsern Rückweg nach der Stadt an. Unterwegs trafen wir auf ein Infanterieregiment, welches mitten im Gebirge seine Waffenübungen vornahm. Zu James-Town erfrischten wir uns einige Augenblicke und kehrten dann, hoch erfreut vier-und-zwanzig Stunden auf dem Lande haben zubringen zu können, an Bord der Nancy zurück. Indem wir die Anker lichteten, lief ein großes, von London kommendes, der ostindischen Kompagnie zustehendes Schiff in den Port ein. Am Borde desselben befand sich einer meiner Bordeleser Freunde, der mir in Eile einige französische Zeitungen zukommen ließ. Einige Augenblicke später erschien ein zweytes, ebenfalls der Kompagnie zugehöriges Schiff von 1600 Tonnen; auf der Rhede, welches aus China kam. Ueberhaupt ist in St. Helena immerfort alles in lebendiger Bewegung, und schwerlich dürfte ein Fleck der Erde zu finden seyn, wo sich so leicht erfahren ließe, wie man sich von einem Ende des Erdbodens bis zum andern befinde.

18. März, 20° B. 1° L.

Mit der Schnelligkeit des Blizes fliegt die Nancy der Heimath zu. Was uns in Stunden der Langeweile hauptsächlich ermuntert und aufrecht erhält, ist die Hoffnung, schnell den Ort unserer Bestimmung zu erreichen und gleich bey unserer Ankunft Briefe von den Unsrigen vorzufinden.

10. April, 30° B. 43° L.

Ohne irgend ein Hinderniß fährt unsere Reise fort in beflügelter Eile von Statten zu gehen. Schon befinden wir uns in der Nähe der Azoren. Zwey Tage noch und wir sollten, wenn anders der Wind uns getreu bleibt, diese Eilande, nach Verfluß von vierzehn Tagen aber das feste Land von Europa zu Gesichte bekommen.

25. April, im Angesichte der Küste von Frankreich.

Jezt sind wir ganz nahe am Ziel. Ein drittes Element entfaltet sich unsern spähenden Blicken, und der laut erschallende Ruf: Land! Land! hat mir diesen Morgen ein fröhliches Aufwachen bereitet. Vielleicht werden wir schon diesen Nachmittag den Piloten in Dienst treten lassen, und morgen dürften wir den Leuchtthurm von Cordouan bereits im Rücken haben. Einige Schlußzeilen werde ich meinem Briefe in Bordeaux noch beyfügen; denn da wir keinen Kranken am Bord haben, so wird man uns wahrscheinlich die Quarantaine erlassen.

26. April, aus der Quarantaine, 12 Lieues von Bordeaux.

Heute früh sind wir hier eingetroffen, und Freude erfüllt mein Herz beym Wiederanblick der europäischen Küste. Der Tod eines diesen Morgen noch am Borde der Nancy vor Alter verstorbenen Passagiers ist die Ursache, daß wir einige Tage hier im Lazarethe verweilen müssen. Die ganze übrige Schiffsmannschaft genießt nebst mir, der vollkommensten Gesundheit. Mit steigender Sehnsucht seh' ich den

ersten Nachrichten aus Bordeaux entgegen. Auf baldiges Wiedersehen! denn wie sollte ein guter Sohn nach einer Reise von zehn- bis eilftausend Stunden es nicht möglich machen wollen, seinem Liebsten auf Erden im Laufe dieses Sommers wenigstens einen, wenn auch noch so kurzen Besuch abzustatten.

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Bey dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin zu bemerken, daß in den Pariser vornehmsten Salons (einige vielleicht ausgenommen, von denen aber nie und nirgends Notiz genommen wird) eine vollkommene Standesgleichheit herrscht. Man hat Titel und Rang draußen mit dem Mantel abgelegt, und wen man im Zimmer findet, behandelt man als seinen Mitgast: der Pair von Frankreich den Advokaten, der junge Beamte oder Künstler den Minister. Es ist mir in der Art nur ein einziges Beyspiel von hochmüthiger Landjunkerey im Benehmen vorgekommen, und als ich mich nach dem auffallenden Manne erkundigte, so war es ein in seiner frühen Jugend nach Deutschland Emigrirter und dort Großgewordener. Dahingegen sieht man, was in Deutschland in der sogenannten zweyten Gesellschaft häufig geschieht, die hiesigen Schauspielerinnen nicht. Vielleicht ist dieses die Ursache, weßhalb die ersten und reichsten derselben so prächtige Hôtels haben, so fürstlich leben und von den Gelehrten, Künstlern und Fremden, welche sie bey sich sehen, auch wie Fürstinnen behandelt werden.

Wer hier ausgebeten ist, hat nicht nöthig, sein Mittag- oder Abendessen zu bezahlen, nämlich den darauf angewiesenen und impertinent harrenden Domestiken. Diese Unsittlichkeit hat in Norddeutschland, und namentlich in Hamburg und Berlin, ein solches Uebermaß erreicht, daß sich Bediente in großen Häusern auf sechs- und achthundert Thaler stehen, und ihren Abschied begehren, wenn die Herrschaft nicht oft genug Gesellschaft gibt. — Fühlt man denn nicht das Beleidigende, das in dieser Unsitte für den Wirth liegt? Und könnte man nicht eben so gut wie die Aufwartung auch Speisung, Erleuchtung u. a. bezahlen? Ich meyne, daß es in jeder Hinsicht, auch für die allzuleicht Geld erwerbenden Bedienten, gut ist, dieses Unwesen zu rügen, und auf Paris hinzuweisen, dem man ja in Deutschland so Manches nachahmt, und so manches Gute nicht.

Ich fragte einen Deutschen, der seit vielen, vielen Jahren hier lebt, und Stadt und Land sehr genau kennt, wo denn alle diese Barons A., diese Vicomtes B., diese Princes C., Ducs D., u. s. w., u. s. w. mit einem Male herkämen, deren Namen jezt in Zeitungen und Salons, auf den Listen der Civil- und Militärbeamten genannt werden; alle, meynte ich, könnten doch nicht erst mit Ludwig XVIII. zurückgekehrt seyn, und wo denn alle diese vornehmen, theils sehr reichen, theils sehr fähigen Männer seit ihrer Zurückberufung aus der Verbannung sich verborgen hätten? — Du warst, antwortete mir mein Landsmann, vor zwanzig Jahren unter der Kaiserregierung hier, wo solltest du da die Zurückberufenen gesehen haben, oder haben nennen hören? Napoleon machte damals erst einen kleinen Anfang, seine Vorzimmer und Thronsäle mit ihnen zu bevölkern, und der Name eines Kammerherrn wurde damals vor den Namen der vielen Feldherrn gar nicht vernommen. Ein großer Theil dieser Zurückberufenen, oder auch gar nicht Ausgewanderten, bewohnte aber auch damals die sogenannte Vorstadt St. Germain; nur auf andere Weise wie heute lebten sie dort. So einsam und zurückgezogen, und so voll unzerstörbarer Hoffnung auf die Wiederkehr der Vergangenheit, ja fortwährend so heimlich thätig dafür, daß Napoleon gesagt haben soll: „Ich habe die Welt besiegt, aber nicht den faubourg St. Germain.“ Ob diese Anekdote wahr ist, fuhr mein Freund fort, kann ich um so weniger wissen, als ich sie nie diesseits der Seine gehört habe; das aber weiß ich, daß Beständigkeit eine Kraftäußerung ist, und daß Kraftäußerung immer gefällt, selbst abgesehen von dem Zwecke, aber mit einem schönen Zwecke verbunden Kunst, mit einem guten Sittlichkeit wird. So gibt es denn unter diesen Beständigen der ehrenwerthen Männer viele, viele aber auch, deren Hartnäckigkeit nur hochmüthige Selbstsucht war. Da indessen bey weitem die wenigsten Menschen selbstständig sind, so ließen sich auch bey weitem die mehrsten der Ausgewanderten von den Wogen der Zeitereignisse bald hie bald dort hin tragen. Viele von ihnen hatten Gelegenheit gehabt, entweder ganz oder doch zum Theil ihre veräußerten Landgüter wieder zu ersteben. Alles, was sie sonst nach der Hauptstadt gelockt hatte, ihr eigner hoher Rang, die Wollust vor Andern zu glänzen, der Reiz eines prächtigen Hofes u. s. w. war von Grund aus zerstört; sie blieben auf ihren Gütern; aber auch hier waren sie nicht mehr wie früher, kleine Souveräne, nicht einmal Eximirte und Bevorrechtete; sie waren mit ihrem Nachbar, dem Pächter und freygewordenen Bauer, in einem gleichen Verhältniß. Fortgerissen von diesem Strome der Zeitergebnisse, wurden sie, gewissermaßen unbewußt, in die Sphäre der Oekonomie und Industrie hineingezogen. Ihr eigenes Wohlergehen, der Segen der Thätigkeit, gab ihnen erst das Bewußtseyn ihres neuen Daseyns; sie machten ihre Güter schuldenfrey, sie verbesserten sie, wurden wohlhabend, sorgenlos, glücklich. Viele derselben sind in dieser Sphäre geblieben, andere haben sich nach der Restauration in die glänzende, kostspielige Hauptstadt, in den Strudel des politischen Treibens, oder in den Abgrund bodenloser Verschwendung verlocken lassen. So kenne ich, fuhr mein Freund fort, einen sehr

vornehmen Ausgewanderten, der nach einiger Zeit wiederkehrte, meist alle seine schwerverschuldeten Güter wieder erstand, sich ganz der landbaulichen Industrie ergab, in wenigen Jahren Schätze erwarb, der geliebte Vater seiner Pächter und Bauern ward, und so reich, glücklich, zufrieden und vernünftig war, daß er sich gewiß für schwer beleidigt gehalten hätte, wenn man ihm sein heutiges Schicksal hätte voraussagen wollen. Mit den besten Gesinnungen kam er nach der Restauration hieher, und ging in dem prunkenden Leben der Hauptstadt so unter, daß seine Güter von Neuem tief verschuldet, seine Bauern und Pächter aber durch seine hartherzigen Quälereyen tief gedrückt und unglücklich sind. Auch das ist eines der vielen Uebel, die die übergroße und einzige Hauptstadt über das Land bringt. Voilà déjà un malheur que ça ne fut pas imprimé à Paris! sagte mir ein Franzose von einem Buche, dessen ich lobend erwähnte, und welches er, obgleich es in sein Fach einschlug, nicht kannte. Was nicht in Paris gedruckt ist, das hält man schon a priori, für nicht gut, und es wird nicht gelesen. Auf diese Weise wird das Vorurtheil am Ende gerechtfertigt, und Paris auch in dieser Sphäre zur alles verschlingenden, ringsumher alles verheerenden Hyder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs Mai.

(Fortsetzung.)

Weil dem Clavigo beyde Welten, die des stillen, häuslichen Glückes und die der Macht, des Ansehens, des Einflusses gleich werth und wesentlich sind, kann er sich zu keiner entscheiden, und wie ihn Beaumarchais aus der einen in die andere zurückgescheucht hatte, dringt jezt Karlos darauf, er solle sich, da beyde sich nicht vereinigen ließen, zu einer entscheiden, und weiß ihn für die seinige zu gewinnen. Aber dadurch ist Clavigo eben so wenig gerettet; denn Karlos hat den Geist der Familie und ihre Freuden nur gemißhandelt, und die Rache dieses Geistes trifft ihn, indem er seinen Freund verliert, und dem Sterbenden schwören muß, das zu thun, was allen seinen Grundsätzen widerspricht: Karlos selber soll jenen großherzigen Bruder rettend über die Grenze bringen, den er geringgeschätzt, und der ihm den Freund geraubt hat. So zeigt es sich denn auch im lezten Akt deutlich, daß Goethe der Familie gegen jene größeren Verhältnisse ein höheres Recht eingeräumt habe. Der Schatten der gestorbenen, durch ihn gestorbenen Geliebten treibt Clavigo dem Schwerdte des rächenden Bruders entgegen, der lebend nach Frankreich zurückkehrt. Und nach der Weise, wie im ganzen Verlaufe des Stückes die Verhältnisse dargestellt sind, kann auch nur gerade dieses Ende befriedigen. Die Verbindungen Clavigo's mit seiner Geliebten und ihrer Familie, werden uns lebendig vorgeführt, wir kennen die Personen, und können ihnen unsere Theilnahme nicht versagen; was geschieht, bezieht sich auf ihren gegenwärtigen Zustand, oder auf einen vergangenen, dessen Wirkungen wir in dem gegenwärtigen aufs Deutlichste wieder erkennen. Wie wenig werden wir dagegen mit den Staatsverhältnissen Clavigo's vertraut; wir sehen ihn in seinen Functionen seines Amtes, sein ganzes Staatsleben liegt nur erst in seiner Gesinnung, seinem Drange, tiefer in eine Sphäre hinein zu geben, auf deren Schwelle er jezt erst steht; seine ganze Wirksamkeit soll sich erst in der Zukunft zeigen, und als gegenwärtig wird uns nur der Bruch seines Innern dargestellt, die Hoffnung, diese Zukunft mit seinem vergangenen Leben in Einklang bringen zu können. Jener von ihm verletzten Familie gegenüber, stellt sich uns die Macht der großen Welt und ihrer weiten Verzweigung, ihre Nothwendigkeit und Würde, nicht gleichfalls in einem Kreise von Personen dar, sondern nur in den Wünschen Clavigo's und in den verständigen Rathschlägen seines Freundes. Je weniger wir diese Rathschläge, diese Wünsche ausgeführt, und den Wunsch dieser Ausführung nur das Familienglück zerstören sehen, desto höher steigt das Recht dieses Familienglücks, und desto bedeutender erscheint das Unrecht der Verletzung, indem das Recht Clavigo's: für große Verhältnisse die kleineren aufzuopfern, nur in diesem schwankenden, in sich selbst zerspaltenen Charakter auftritt. Denn Karlos weiß, wie gesagt, nur anzugeben, auf welche Weise Clavigo's Pläne könnten ausgeführt werden. Daß diese Pläne in der That der Ausführung werth seyen, ist nirgends gezeigt. Die einzige Gewähr für Clavigo's politisches und wissenschaftliches Talent liegt darin, daß ihn das Glück der Liebe, der Häuslichkeit, nicht zu befriedigen vermochte, und er deßhalb, um der anderen lauten Stimme seines Innern folgen zu können, die innige Gemüthsverbindung zerriß!

(Die Fortsetzung folgt.)

Genf, Ende Mai.

(Fortsetzung.)

Im Museum Rath hat man vor Kurzem eine Einrichtung getroffen, die den Mangel an guten Gemälden weniger fühlbar macht. Mehrere unserer Reichen, z. B. Favre-Bertrand, de Sellon, Louis Duval und andere, besitzen viel Gutes und sogar manches Treffliche in ihren Gemäldesammlungen. Diese Herrn haben nun beschlossen, nach und nach das Beste ihrer Kabinette in den Sälen des Museums auszustellen, und einige Monate lang jedem Künstler das Studiren und Kopieren zu verstatten. So hat jezt Louis Duval einen schönen Ruysdael, de Sellon aber Bilder von A. Caracci, Fiesole Fra Bartolomeo, H. Holbein, Gerhard Dow, Tizian u. s. w. dahin gegeben.

Aus Gelegenheit der Gemälde erzähle ich Ihnen einen glücklichen Zufall, der sich neulich hier zugetragen hat. Vor einigen Wochen war in dem nahen Städtchen Morges eine Versteigerung. Ein Genfer Trödler findet unter den alten Sachen auch ein, durch Rauch und Staub ganz unkenntlich gewordenes Bild, meynt aber doch, der Rahmen könne stets Franken werth seyn. Für diesen Preiß wird ihm auch das alte Gemälde zugeschlagen, und er bringt es mit andern erstandenen Sachen hieher. Auf dem Wagen wird es zwischen altes Küchengeräth gesteckt. Diese fragen hier und da den Schmutz ab, so daß Herr Martin, der sich auch ein Bischen auf Gemälde versteht, sich die Mühe nimmt es zu reinigen, zu waschen und zu putzen. Da findet sich denn, daß das Bild ein Simson und Delila, von Correggio, seyn soll. Unglücklicherweise war gerade der Pariser Gemäldehändler Dubois hier, und ehe die Sache noch recht in Genf bekannt wurde, hatte es der Franzose schon für ein geringes Geld weggeschnappt. Es war dies eine merkwürdige Auktion in Morges, denn auch eine Amatigeige wurde da für zwey Schweizerfranken verkauft, die der jetzige Besitzer nicht für achtzig Louisdor ablassen will.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 49.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 147.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. Juni 1827.

Ich will nicht mit ihnen durch Coventry marſchiren, das iſt klar — ſie, und die Schurken marſchiren auch ſo mit geſperrten Beinen, als wenn ſie Fußeiſen an hätten.

Shakeſpeare.

Kriegsſcenen.

Die engliſche Literatur iſt gegenwärtig ſehr reich an Memoiren über die lezten Feldzüge der engliſchen Heere, militäriſchen Skizzenbüchern u. ſ. w. von ſehr verſchiedenem Werthe. Wir heben aus einem Werke dieſer Art einige lebendige Schilderungen aus.

* * *

1. Die Matroſen als Landſoldaten.

Der Schaden, welchen uns die feindlichen Scharfſchützen auf der Inſel Walchern thaten, ward bedeutend durch die Matroſen vermindert, welche man in eine Brigade geſammelt hatte und zum Landdienſte verwandte. Dieſe ſonderbaren Burſchen machten ſich ein Vergnügen daraus, die Monſieurs, wie ſie die Franzoſen nannten, zu jagen, und eine furchtbarere Meute hat man wohl nie im Felde geſehen. Jeder mit einem ungeheuer langen Spieß, einem Jagdmeſſer und einer Piſtole bewaffnet, zogen ſie gewöhnlich in Abtheilungen aus, als wenn es auf die Jagd irgend eines wilden Thieres abgeſehen wäre. Jeden Tag nach dem Eſſen, welches ſie gewöhnlich zuſammen auf dem Platze im Dorfe Oſt-Zuburg hielten, fingen ſie, mit einem Unteroffizier an der Spitze eines jeden Haufens, ihre Jagd an. Sie ſprangen über die Gräben, über welche ihnen ihre Lanzen wegbalfen, und andere durchwadeten ſie; ſie waren wie ein Haufen neufundländiſcher Hunde im Waſſer, und wenn ſie irgendwo ein Paar franzöſiſche Scharfſchützen erblickten, dann ging es bunt durcheinander auf dieſelben los, und alle Waffen galten. Die Auftritte, die ſie uns jeden Augenblick durch ihre Eigenheiten zum Beſten gaben, waren des Pinſels eines Hogarths werth. Zu den lächerlichſten unter dieſen gehörte ihr Exerziren, oder „Soldatenſpielen," wie ſie es nannten. Was auch ihre Offiziere thun mochten, ſie konnten ſie weder ſtille noch in Ordnung erhalten; aber dieſe Offiziere waren im Grunde von demſelben Schlage wie ihre Leute, und konnten ſich eben ſo wenig zu der ſteifen Regelmäßigkeit der Parade als zur Haltung einer Predigt bequemen. Auch war es die Abſicht nicht, regelmäßige Soldaten aus ihnen zu machen, man wollte ſie blos dazu gewöhnen, daß ſie bey einem Marſche in Reihe und Glied blieben, und nicht wie eine Heerde Vieh durchs Land wanderten. Dieſe Exerzitien machten den Offizieren wie den Soldaten den größten Spaß; die ungleiche Größe der Leute, indem der Vordermann vielleicht vier Fuß, und der hinter ihm ſtehende ſechs Fuß hoch war, das Kommandowort vom Mitſchippmann, welches immer ein Goddam! begleitete, die Späße und Streiche der Leute. „Den Kopf in die Höh, du lumpiger Korporal dort!" rief ein kleines Kerlchen aus der Hinterreihe, ſeinen Vorwitz hinter der Länge ſeines Vordermanns verbergend. Dann wandte ſich der Mann vor ihm, um ſein Gefühl des Anſtändigen zu zeigen, um und ſagte: „Hör' einmal, Meiſter William, kannſt du dich nicht vor dem Offizier wie ein Soldat benehmen?" Dann

rief eine Donnerſtimme von einer andern Stelle her: „Ich will des Henkers ſeyn, wenn ich mir das gefallen laſſe — da ſticht mir der Murphy ſeinen Säbel in den Schenkel.“ Oder der Mitſchippmann rief: „Rechts um kehrt euch!“ und einige wandten ſich rechts, andere links und andere kehrten die Geſichter gegen einander. Nach ein Paar Minuten indeſſen wurde dieſer Verwirrung abgeholfen, wenn das Wort „Marſch!“ zu neuen tollen Streichen Anlaß gab; einige pfiffen den Marſch, andere ahmten den Schall der Trommel mit dem Munde nach. Ein Lieblingsſpaß war, einander auf die Ferſen zu treten, und einmal ſah ich einen aus der Reihe ſpringen, mit den Worten: „Ich will verdammt ſeyn, wenn ich länger vor dem Riley marſchire; der Kerl hat Stacheln an ſeinen Zehen!“ und ſich dann ganz gelaſſen an die Hinteren anſchließen. Dann ging es an ein Rufen: „Schritt gehalten!“ und ähnlicher Dinge; ſie ſchlugen einander die Hüte über die Augen, ſtießen ſich hin und her und immer ſo fort dem Feind entgegen, und ſelbſt unter den Kugeln der Scharfſchützen und der Kanonen auf den Wällen. Einer von dieſen ſonderbaren Burſchen erhielt einen Schuß ins Bein, der ihm die Knochen zerſchmetterte und ihn zu Boden warf. Er war eben mit einigen Andern in der Verfolgung einiger Scharfſchützen begriffen, die ſich zu weit vorgewagt hatten. Als er fand, daß er nicht mehr fort konnte, warf er ihnen ſeinen Theerhut nach und rief: „Da, ihr Lumpenhunde! ich wollte es wär' ein Achtzehnpfünder für euch!“ Seine Kameraden trugen ihn in's Lazareth, wo er nach ein Paar Tagen ſtarb. Dieſe Halbteufel hatten eine Batterie von ſechs vier-und-zwanzigpfündigen Kanonen zu bedienen; aber auch dieſes mußten ſie auf eine ihnen eigenthümliche Weiſe thun: ſie feuerten nämlich, wie bey den vollen Lagen eines Schiffes, alle auf einmal ab, ſo daß jedesmal die Erde zitterte. Unglücklicherweiſe aber ließen ſie in ihrem Eifer ihre Munition in die Luft fliegen, und etliche zwanzig von ihnen wurden ſchrecklich verſtümmelt und verbrannt.

(Der Beſchluß folgt.)

Aphorismen aus Paris.

(Fortſetzung.)

Einer der innerſten und tiefſten Unterſchiede zwiſchen Deutſchland und Frankreich begründen die Lehranſtalten. In Frankreich iſt keine Lehrfreyheit; es gibt hier keine Univerſität im deutſchen Sinne des Wortes, nur Schulen, keine Studirenden, nur Schüler. Weder der Profeſſor darf leſen, was er will (z. B. keine Kant'ſche Philoſophie) noch der Schüler ſich jenen Lehrer wählen, der ihm am meiſten zuſagt. Die Regierung ſagt, was gelehrt und wie gelernt werden muß. Sie erreicht aber ihre Abſicht nicht. Der als Schüler behandelte und in die Schule eingezwängte Studirende ſucht und findet außerhalb derſelben (in der Literatur und im Umgang) Unterricht. Hier nun ganz ſich ſelbſt überlaſſen und in leidenſchaftlicher Reaktion gegen den Schulzwang, bleibt er nicht mehr rein-wiſſenſchaftlich, dringt voreilig auf Anwendung, und bringt ſo in und um ſich eine Verwirrung hervor, die ja eben die Regierung vermeiden wollte, und die nur durch eine vernünftig begränzte Lehrfreyheit zu vermeiden iſt. Dieſe Gränzen aber zu beſtimmen iſt aber nur Sache des verſammelten Lehrerkollegiums; denn die Regierung hat Anderes zu bedenken und zu vollbringen, als daß ſie ſich die dazu nöthigen wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe erwerben könnte. So läßt z. B. die hieſige Regierung ganz allgemein von allen Lehrſtühlen der Philoſophie den kraſſeſten Materialismus predigen, in der eiteln Hoffnung, daß hieran die Religion zu knüpfen ſey, und verſchließt gerade den einzigen philoſophiſchen Weg, der zur Moral und von da zu den Sonnenhöhen der Religion führt. Um nichts beneiden uns die Vernünftigen und Rechtſchaffenen unter den Franzoſen ſo ſehr, als um unſere Lehrfreyheit, die Gott, unſere geliebten Fürſten erleuchtend, uns erhalten möge! Amen!

Die Franzoſen haben eine Académie des inscriptions, und doch ſteht am Pallaſt Luxembourg mit großen goldenen Buchſtaben folgende Inſchrift: Palais de la chambre des Pairs. Eben ſo gut wie Pallaſt der Kammer könnte man Greis des Stabes oder Meſſer der Schneide ſagen.

Ich habe auch der Aufnahme zweyer Dichter als Mitglieder der franzöſiſchen Akademie beygewohnt; und nach dem Ausſpruch ſelbſt der Franzoſen ſoll ich ſo glücklich geweſen ſeyn, das non plus ultra in dieſer Art erlebt zu haben, nämlich die langweiligſten Reden und Gegenreden, die je in dieſem Raume, und das will viel ſagen, geſprochen worden ſind. Der Raum iſt ſchön und edel, die Verſammlung glänzend, ſowohl unten im Saale, im ſogenannten Cercle, wo die gelehrten und wißbegierigen Damen, ja ſelbſt die Schriftſtellerinnen weder Eleganz noch Toilettenkunſt verſäumt haben, als auch oben in den Logen und Tribunen, die alle von der gebildeten Welt vollgedrängt ſind. Nicht weniger glänzend ſind die Bänke der Akademiker und der andern Mitglieder des Inſtituts zu ſchauen, die rechts und links im Halbkreiſe, und in brauner Uniform, mit grünem Lorbeerlaub geſtickt, um den Präſidenten der ſitzen, während er ſelbſt in der Mitte der beyden Sekretärs und mit dem großen blauen Bande geziert, den Thron der franzöſiſchen Gelehrſamkeit, den Lehnſtuhl der Akademie einnimmt. Dieſer Anblick iſt von einer feyerlichen Wirkung und rechtmäßig imponirend; denn überall erblickt man Männer, die ſich in irgend einer Kunſt oder Wiſſenſchaft einen hiſtoriſchen Namen erworben haben. Wenn nun aber das gegenſeitige Komplimentenſchneiden angeht;

wenn der Neuaufgenommene behauptet, nicht werth zu seyn, einem solchen Kreise anzugehören; wenn er drauf die unumgängliche Lobsalbaderey seines Vorgängers anstimmt, so wird die Sache entsetzlich langweilig, ja so entsetzlich langweilig, daß ich von der noch gesteigerten Langweiligkeit des antwortenden Präsidenten, der nun wieder den Neuaufgenommenen lobt, nichts zu sagen weiß, indem ich schon längst, trotz aller Gegenwehr, entschlummert war. Mit mir schlummerten, nach Aussage der Journale, eine nicht ungroße Zahl von Institutsgliedern. Wir alle wurden von dem lautesten Donnergepolter des Applaus aufgeschreckt. Noch klatschte man und rief Bravo! und obgleich ich sehr beschämt war, geschlafen zu haben, so nahm ich mir doch ein Herz und fragte meinen Nachbar, mit der Entschuldigung, daß ich etwas hartbörig sey, nach der Ursache dieses plötzlichen und stürmischen Beyfalls. Da erfuhr ich denn, daß der neue Akademiker ein Blitzwort zu Gunsten der Griechen und eine Donnerphrase gegen die Unchristlichkeit der europäischen Mächte geschleudert habe, und daß dieß um so merkwürdiger wäre, da der junge Mann, von einer Kotterie Damen und Herrn auf diese Stelle gehoben worden, was ganz entgegengesetzte Aeußerungen vermuthen ließ. Ohne von einer Kotterie getragen zu werden, das erfuhr ich nebenher, gelangt man nicht zu der Ehre der Akademie, die freylich deßhalb von ihrem Werthe in den Augen des Publikums eingebüßt hat, dennoch aber einen anständigen Gehalt und mächtigen und lukrativen Einfluß bringt. Von Wissenschaft, von Kunst in diesen Aufnahmsscenen kein sterbend Wort. Nichts als Komplimente und ein Paar auf Applaus berechnete politische Phrasen; denn Theoretisches über Kunst und Wissenschaft würde an einem so feyerlichen Tage, je tiefer der Gegenstand behandelt würde, um so weniger Gunst finden. Die politische Saite aber klingt hier überall wider.

(Die Fortsetzung folgt.)

Züge aus Bonaparte's Jugend.

(Aus den Briefen eines Franzosen über Korsika.)

Die Zahl der Korsen, welche in der Geschichte eine gewisse Bedeutung erlangt haben, ist nichts weniger als geringe; da sind die Sampiero, Ornano, Gaffori, die Paoli besonders; da ist jener Bauer von Cargèse, der Korsika verließ, um in Paris das Moos zu verkaufen, das er als Arzney bekannt machte, und als Graf von Sommènes und Feldmarschall starb; da ist das unbekannte Dorf Ajata, das so stolz darauf ist, der Geburtsort des Bonapartes der Diplomatie, des russischen Gesandten in Frankreich, zu seyn; aber alle Namen verdunkelt der Name des berühmten Korsen, der seinem Vaterlande beynahe keine andere Ehre erwiesen hat, als die, in ihm zur Welt zu kommen; und wenn man sieht, mit welchem Stolze diese Erinnerung noch jetzt seine Mitbürger erfüllt, sollte man glauben, diese Ehre genüge ihnen.

Zuerst muß man wissen, daß ganz Korsika, oder beynahe wenigstens, mit Bonaparte verwandt ist. Kein Bürger ist so gering, kein Schäfer so arm, der den Exkaiser nicht seinen Vetter nennte, und, während er sein Kastanienbrod verzehrt, wohlgefällig preisgäbe, was Alles aus ihm hätte werden können, wenn er sich nur hätte die Mühe geben wollen an den Hof zu gehen, und seinem erhabenen Vetter sein sonnenverbranntes Antlitz vorzustellen. Wer nicht die Ehre hat, der kaiserlichen Familie anzugehören, tröstet sich leicht damit, daß er einem sagt, in seinem Dorfe gebe es, ungezählt, zehn Leute, die Bonaparte geworden wären, hätte ihnen das Glück gewollt wie ihm, und die nun, weil sie nichts Besseres thun können, das Land bauen. È stato felice, sagte ein Schäfer zu mir, als er vom großen Manne sprach, und ich begriff, was er sagen wollte: Glück, dieß allein hatte ganz andern Leuten als ihm gefehlt.

So dünkelhaft auch diese Vorstellungen dem Fremden erscheinen mögen, so sind sie doch nicht ganz grundlos; und derselbe Ehrgeiz, der den Ziegenhirten von Bastelica, Sampiero, an den Hof Heinrichs II., den Mooshändler von Cargèse an den Hof Ludwigs XVI., und den Schüler von Brienne auf den Thron von Frankreich brachte, gährt noch in Köpfen, welche von so vielen glänzenden Beyspielen schwindeln. Jeder möchte sich hier gerne erheben, auf die Gefahr, desto tiefer zu fallen; und nichts muß so peinlich seyn als diese lebhafte Einbildungskraft, dieser eingebildete Ehrgeiz, der sich in einem armen, gewerblosen Lande ohne Zweck und ohne Erfolg verzehrt. Korsika hat keinen Handel, und der Mangel an Kapitalien ist vielleicht nicht allein Schuld daran: die Korsen sind gleichsam eine Nation von Edelleuten, die sich nicht zum Handel erniedrigen und sich so viel vergeben will, daß sie sich zu bereichern suchte.

Ich besuchte in Ajaccio das Zimmer, in dem Napoleon geboren wurde; ich besah mit dem lebhaftesten Interesse den kleinen, mit Bäumen bepflanzten Platz vor dem Hause, wo er seine kriegerischen Spiele trieb, und sein Lieblingsspielzeug, die kleine eiserne Kanone, die vielleicht den kriegerischen Instinkt in ihm weckte, der uns vor Toulon einen tief denkenden Artilleristen, bey Arcole einen großen Feldherrn blicken ließ. In jenem Gefühle ernster Rührung, das sich an die Jugenderinnerungen eines großen Mannes knüpft, schweifte ich besonders in den Gärten der Familie Bonaparte umher; ich setzte mich in eine Grotte, welche zwey ungeheure, an einander gelehnte Felsen bilden, wo der junge Schüler seinen Euklid überlas, und vielleicht bereits an etwas anderes als seine harmlosen Studien dachte. Alle, die ihn kannten (und hier ist kein alter Mann, der sich nicht seiner so gut erinnerte, als hätte er

ihn gestern gesehen) sagen einstimmig, er sey düster, schweigsam, stolz gewesen, habe sich unter Andere nur gemischt, um ihnen zu befehlen, und sich lieber von ihnen entfernt als ihnen gehorcht; übrigens aber besaß er eine lebhafte, kühne Fassungskraft, una testa sovrana, wie man hier sagt, einen Kopf, geschaffen um zu herrschen, hätte es ein Schmeichler unter dem Kaiserreich übersetzt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Ende Mai.

(Fortsetzung.)

Am 19ten April hielt die hiesige Bibelgesellschaft ihre Generalversammlung in der Kirche des Auditoriums. Die kleine Kirche war voll Menschen. Nach einleitenden Gebeten und Reden verlas der Pfarrer Lütscher den zehnten Jahresbericht, der folgende interessante Resultate ergab. Vor sechs Jahren bestanden nur 140 Theilnehmer. Seitdem wurden auch weibliche Hülfsgesellschaften errichtet, und nun zählt der Verein mehr denn 1000 Mitglieder, die großentheils der weniger vermöglichen Einwohnerklasse angehören. Das Frauenkomité zu St. Gervais hat sich in zwey Hälften getheilt, um seinen Arbeiten besser vorstehen zu können. Dasselbe ist in Genf selbst geschehen. Auch in den benachbarten Dörfern Eaconrex und Vandoeuvre, desgleichen zu Carouge und Plainpalais haben sich Hülfsvereine gebildet, so daß jetzt im Ganzen eilf bestehen. Die Einnahme betrug dieses Jahr gegen 6000 Franken, und die Ausgabe 4300 Fr. Es wurden 772 Exemplare religiöser Bücher vertheilt, nämlich 339 Bibeln und 333 neue Testamente. Seit dem Bestehen der Genfer Gesellschaft überhaupt vertheilte man 8215 Exemplare. Ihr Deputirter wurde sehr freundlich von der Bibelgesellschaft zu Basel, der ältesten auf dem Kontinent, empfangen. Sie entstand bekanntlich im Jahr 1804, fast zu derselben Zeit wie die englische. Der Berichterstatter zeigte, wie die Genfer Bibelgesellschaft mit denen Englands, Frankreichs und der Schweiz in genauer Verbindung stehe, und wie sie sich gegenseitig Sendungen an Geld und Büchern machten. Kürzlich habe die englische Bibelgesellschaft fünfzig englische Bibeln geschickt, um sie hiesigen Engländern zu geben. Der Pastor Liotard entwickelte hierauf die trefflichen Folgen, welche die Vertheilung der Bibeln und religiösen Bücher in den niedern und ärmsten Klassen hervorbringe. Am Ende folgte wieder ein passendes Gebet.

Am 11ten April hatte gleichfalls in der Kirche des Auditoriums die Genfer Missionsgesellschaft ihre jährliche Generalsitzung. Man wohnte auch ihr mit besonderem Interesse bey. Den Jahresbericht gab der Kassier der Gesellschaft, welche ihre Beyträge und eingesammelten Gelder an das Missionsinstitut zu Basel sendet. Hernach hielt der Präsident, Professor Pescheier, eine interessante Rede über die Fortschritte und die heilsamen Folgen der christlichen Missionen überhaupt. Er sprach von den jungen Deutschen, die jetzt in Kolchis und an den Ufern des Phasis, oder in Indien reisen, den Nil hinauf bis nach Abyssinien bringen, oder in der Kolonie Mozurado in Afrika predigen, wo die Amerikaner für Neger, die durch Entlassung oder Loskaufung der Sklaverey entkommen, eine Niederlassung angelegt haben. Auch von der Kolonie Sierra-Leona sprach er, die wegen des schlechten Klima's nach der Insel Fernando Po verlegt werden mußte, desgleichen vom Major Denham, der im Innern von Afrika reist, und dem überall die christlichen Missionen folgen. Er bemerkte, daß die Basler Missionäre auch den unglücklichen Griechen Trost und Beruhigung bringen, damit sie mit Muth den tausend Gefahren, der Entbehrung, der Hungersnoth und der Verzweiflung widerstehen. Er zeigte wie sich in Asien, in Persien und in Armenien, die christliche Kirche erhebt, und in Indien diesseits des Ganges 125 Dörfer zum Christenthum übergegangen sind, da wo der Abbé Dubois sich beklagt, in dreyßig Jahren nicht Einen Einwohner zum Christenthum haben bewegen zu können. Zuletzt sprach er ehrenvoll von den Missionsgesellschaften in Lausanne und Paris. In der Rede des Pastors Moulinié waren eine Menge Thatsachen entwickelt, die hoffen lassen, daß sich die Juden zum Christenthum bekehren werden.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Anfangs Mai.

(Fortsetzung.)

Daß aber die Geliebte seines Herzens diese Stimme nie vernommen hat, daß sie also ihren Geliebten nach seiner eigentlichen innersten Natur nicht kennt, und daher nicht sein Wohl, sein Glück und seine Zufriedenheit gewollt, sondern in ihm nur immer sich selber, ihr eigennütziges Glück geliebt hat, dieß bestraft sich in ihr dadurch, daß sie den Schritt Clavigos nicht einsieht, und dadurch in ihrem Schmerz keinen Halt, keinen Trost hat. Die frühere eigennützige Liebe läßt sie jetzt ganz in sich selber versinken, und an der Leere dieses einsamen Insichgehörens sich langsam aufzehren. Selbst als Clavigo wieder zu ihr zurückkehrt, kann sie zu keiner vollen Freude wieder aufblühen; sie ist verwelkt, eine geheime Stimme sagt ihr, Clavigo gehöre dennoch ihrem Herzen nicht an, und der offenbare zweyte Verrath, der dieser Stimme verständliche Worte leiht, spricht zugleich auch den inneren Tod ihres Herzens aus. Wir können den Dichter nur loben, daß er Marien so zeichnet, daß Clavigo sie nicht lieben kann; sie darf nur ein gewöhnliches Mädchen seyn, damit wir nicht nur über den Verräther erzürnt sind, sondern den Treubruch, wie sehr wir ihn auch mißbilligen müssen, dennoch loben können. Dieses Lob schien die heutige Marie, Mad. Komitsch, in vollem Maße ihrem Geliebten zuwenden zu wollen, denn sie hielt sich so genau an Karlos Worte: „sie hatte die Schwindsucht, als dein Roman noch sehr im Gange war," daß man fürchten mußte, die Sterbeszene des vierten Aktes werde schon im ersten vor sich gehen. Dafür war Herrn Julius Spiel als Beaumarchais desto vollendeter, und ganz in dem Sinne, wie es Tieck in den dramaturgischen Blättern beschreibt. Nur konnten wir die erste Ankunft nicht zu „tumultuarisch" finden. Die Scene mit Clavigo ward meisterhaft gespielt, und besonders war die Unterdrückung des Zornes bey den schmeichelhaften Anreden, in denen dieser Zorn dennoch hindurchscheinen muß, unübertrefflich. So sah der Erzürnte z. B. dem Gegner nie in's Auge, wie hätte er sonst das Gefühl der Rache zurückhalten können; auch die berühmte Erzählung ward vollendet vorgetragen, indem der Ton zwischen dem des Vortrags einer fremden Geschichte, und einer eigenen Begebenheit schwebte, bis es immer deutlicher hervortrat, Beaumarchais sey der Bruder, und der Verräther Clavigo. Die Worte: „der Bruder — bin ich," sprach Herr Julius mit all dem Anstande, dem noch unterdrückten Zorn der Festigkeit und Entschlossenheit, mit der er sich von Anfang an benommen hatte, und alle Gluth der Rache blitzte nur in den Worten: „der Verräther bist du!" augenblicklich hervor, um schnell wieder zu verschwinden. Auch in der Wuth bey der Entdeckung von dem zweyten Verrathe Clavigos befriedigte uns Herr Julius dadurch, daß er selbst bey den Worten: „mit diesen Händen will ich ihn erwürgen," nicht den stets behaltenen Anstand außer Acht ließ, um, wie wohl andere, zur Hyäne zu werden. Von den übrigen Mitspielenden, besonders vom Clavigo, sey es uns erlaubt zu schweigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 148.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 21. Juni 1827.

— Es gibt keinen Zufall!
Und was uns blindes Ungefähr nur dünkt,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen.

Schiller.

Züge aus Bonapartes Jugend.

(Beschluß.)

Ueber der Stadt, auf einer der Anhöhen, die sie umgeben, befinden sich die Trümmer eines kleinen Forts, mit Namen Fortino. „Hätte ich nur ein Einkommen von viertausend Livres, sagte Bonaparte zu der Person, die es mir erzählte, so wüßte ich wohl was ich thäte.“—„Und was thätest du?“ — „Ich ließe mir da oben ein Haus bauen.“ — „Und warum? der Ort ist ja wüste.“ — „Ja, aber ich würde die ganze Stadt beherrschen.“ Ist nicht der ganze Mann in diesen wenigen Worten geschildert?

Im Jahr 94, wo das durchdringende Auge des Genies unter der Anarchie im Innern und den Siegen im Ausland bereits den Despotismus keimen sah, schrieb der junge Bonaparte an seinen Großoheim, den Archidiakonus Luciano, einen langen Brief, in welchem er seine ehrgeizigen Hoffnungen mehr durchblicken ließ als eigentlich aussprach. Ich konnte mir keine Abschrift davon verschaffen, denn mehr als Ein bloßer Bürger von Ajaccio besitzt Schätze dieser Art, auf die jeder im Verhältniß ihres Werths eifersüchtig ist; doch ist mir folgende Stelle aufgefallen, er schreibt: „Seyn Sie nicht in Sorgen wegen Ihrer Neffen, sie werden sich schon Platz zu machen wissen.“

Ich habe vier von den Originalen abgeschriebene Briefe in Händen; sie sind aus verschiedenen Zeiten, vom Schüler zu Brienne bis zum Kaiser der Franzosen. Sie sind sämmtlich an seine Mutter oder seine Verwandte gerichtet, und aus den Höflichkeitsformeln der alten Regierung schimmert darin fortwährend ein Hang zu den süßen Gefühlen hervor, die man Bonaparten so oft abgesprochen hat. Das Tagebuch von St. Helena hat ihn von diesem Vorwurf hinlänglich gereinigt, und in jenem Buche wie in diesen Briefen thut es wohl, wenn man fühlt, wie ein menschliches Herz unter dem Goldgewande des Kaisers oder unter dem grauen Ueberrocke des Soldaten schlägt. Was gleichfalls in diesen Briefen auffällt, ist, daß er häufig auf die religiösen Vorstellungen kommt, welche die italienischen Sitten und eine südliche Einbildungskraft seiner Kindheit eingepflanzt hatten. Was man daher zuweilen in den Dekreten des Kaisers für eine geheuchelte Sprache halten konnte, erklärt sich aus jenen ersten Eindrücken, die so schnell wieder erwachen und so schwer auszurotten sind. Religiös aus Gewohnheit, despotisch von Natur, befriedigte er durch Wiederherstellung des Katholicismus in Frankreich diese beyden Bedürfnisse zugleich; es war allerdings die Religion der Gewalt, aber auch die Religion seiner Kindheit. Ich müßte mich überdieß irren, oder die Eroberer müssen mehr als andere Menschen an ein höchstes Wesen glauben; unaufhörlich vom Laufe der Dinge fortgerissen, auch dann, wann sie ihn zu beherrschen scheinen, fühlen sie blos ihre Ohnmacht, wo andere ihre Kraft erblicken; und der Winter von Moskau hat auf schreckliche Weise das Daseyn Gottes einem Manne bewiesen, der hätte in Versuchung kommen können sich selbst für Gott zu halten.

Drey dieſer Briefe enthalten nichts Merkwürdiges: ſie handeln ganz von Familienangelegenheiten. Doch iſt es anziehend, wenn man den künftigen Kaiſer von einer Mühle, die auszubeſſern iſt, und von einem unbedeutenden Prozeſſe ſprechen hört, mit dem er ſich noch inmitten des ernſteren Prozeſſes beſchäftigt, den er zu führen beginnt. Ein anderer, den er an ſeine Mutter richtet, um ſie über den Verluſt ihres Gemahls zu tröſten, athmet ernſte, achtungsvolle Zuneigung. Ein dritter, geſchrieben an Madame mère im Jahr 1808, hat einen andern Ton: der Kaiſer ſchreibt an die Frau, die die Ehre gehabt ihn zu gebären; er nennt ſie Madame ſtatt ma très chère mère; er bewilligt ihr ihre Geſuche in Betreff der Einführung barmherziger Schweſtern, für welche er ſich aufs lebhafteſte zu intereſſiren ſcheint. Der Styl iſt ernſter, abgemeſſener, aber die Anhänglichkeit blickt überall durch, nur iſt ſie majeſtätiſcher: es iſt, als ob ein Löwe liebkoſte.

Zum Schluſſe ſetze ich einen Brief über den Tod ſeines Vaters ganz her; er iſt datirt von Paris den 28ſten März 1785. Sein Schmerz wird vielleicht etwas abgemeſſen erſcheinen; doch mir dünkt, man findet darin ſogar in der Wahl der Worte den Mann wieder, der ſtets die ſeinigen abwog; und dieſe, gewiß mehr wahre als geheuchelte Emphaſe ſteht dem Manne an, der ſich zum Voraus errieth und bereits an ſich ſelbſt glaubte.

An Herrn von Buonaparte, Archidiakonus der Kathedrale von Ajaccio.

Lieber Oheim!

Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, welchen Eindruck das Unglück, das uns betroffen, auf mich gemacht hat. Wir haben einen Vater verloren, und Gott weiß, was es für ein Vater war, wie anhänglich, wie zärtlich er war! Ach! Alles ließ uns in ihm die Stütze unſerer Jugend erblicken. Sie haben in ihm einen gehorſamen, dankbaren Neffen verloren, und fühlen beſſer als ich, wie ſehr er Sie liebte. Ja, ich darf es wohl ſagen, das Vaterland hat durch ſeinen Tod einen eifrigen, aufgeklärten, uneigennützigen Bürger verloren. Die Würde, mit der er mehrere Male beehrt wurde, iſt ein genügender Beweis von dem Zutrauen, das ſeine Mitbürger ihm ſchenkten. Und doch ließ ihn der Himmel ſterben, und wo? hundert Meilen von ſeinem Vaterlande, im fremden Lande, dem ſein Daſeyn gleichgültig war, fern von dem Theuerſten, das er beſaß. Es iſt wahr, ein Sohn war im ſchrecklichen Augenblicke ihm zur Seite; es mußte dieß ein ſehr großer Troſt für ihn ſeyn, der ſich aber gewiß mit der traurigen Freude nicht vergleichen läßt, die er empfunden haben würde, hätte er in ſeinem Hauſe, bey ſeiner Gattin, im Kreiſe ſeiner Familie ſeine Laufbahn vollendet. Aber der Höchſte wollte es nicht alſo; ſein Wille iſt unabänderlich; er allein vermag uns zu tröſten. Ach, wenn er uns das Theuerſte, das wir hatten, geraubt hat, hat er uns doch diejenigen gelaſſen, die allein ihn erſetzen können. Haben alſo Sie die Gewogenheit, bey uns die Stelle des Vaters zu vertreten, den wir verloren haben; unſere Anhänglichkeit, unſere Dankbarkeit wird einem ſo großen Dienſte gleich kommen. Ich ſchließe mit dem Wunſche, daß Ihre Geſundheit ſo gut ſeyn möchte als die meinige.

Ihr ergebenſter und gehorſamſter Diener und Neffe
Napoleone di Buonaparte.

Kriegsſcenen.

(Beſchluß.)

2. Der letzte Zwieback.

Der Krieg hat ſo viele Schreckniſſe, und der Soldat verwildert ſo oft unter dem Getümmel der Waffen, daß man zwar oft in den Erzählungen der Theilnehmer oder Zuſchauer der großen Völkerkämpfe von Thaten des Heldenmuthes, oder auch wohl der Tollkühnheit lieſt, aber ſelten von Handlungen des Gefühls und der Menſchenliebe; und wo ſie erſcheinen, verdienen ſie aufbewahrt und mitgetheilt zu werden. — Fünf Tage lang, ſo erzählt ein britiſcher Offizier, hatten unſere Truppen (in Spanien) im Angeſichte des Feindes von zwey Pfund Zwieback, einem Pfund Fleiſch und einem Viertelmaß Wein gelebt. Viele hatten mit dieſen wenigen Lebensmitteln drey Tage lang ausgehalten, einige wenige ſogar vier Tage; aber der fünfte ſah beynahe alle, vom niedrigſten bis zum höchſten, nahrungslos und erſchöpft, und alle Geſichter verriethen durch ihre Bläſſe den Mangel und die Entkräftung der armen Leute, die um ſo mehr zu beklagen waren, da der Feind ihnen faſt keinen Augenblick Ruhe ließ, und ſie Tag und Nacht, wo nicht beſtändig im Gefechte, doch ſtets unter den Waffen hielt. Die Franzoſen hatten ſich in den Beſitz eines alten Hauſes geſetzt, aus welchem ſie uns vielen Schaden zufügten; aus dieſem mußte man ſie vertreiben: eine Abtheilung von unſern halbverhungerten Leuten that es, aber nicht ohne den Verluſt von mehreren Todten und Verwundeten. Ungefähr eine Stunde nach der Einnahme dieſes Gebäudes begab ich mich hin, um den Wahlplatz zu beſehen. Der Offizier, welcher die Abtheilung befehligt hatte, ſchlug ſich auf dem Wege zu mir, um die Wegſchaffung der Verwundeten zu beſchleunigen. Wir begegneten mehreren derſelben, welche ihre Kameraden nach dem Lazarethe trugen, unter andern einem, den uns vier Soldaten ſehr langſam in einer Decke entgegen brachten. Sobald er ſeinen Offizier erblickte, rief er heftig, doch mit ſchwacher Stimme: „Halt, halt! legt mich nieder, laßt mich mit dem Hauptmann ſprechen.“ Man gehorchte und ließ ihn

unter dem Schatten eines überhangenden Felsens nieder. Ich erkannte des Mannes Gesicht, denn ich hatte ihn oft als einen gesetzten ordentlichen Soldaten bemerkt; er mochte ungefähr vierzig Jahre alt seyn und hatte eine Frau und zwey Kinder in England. Er lag in den letzten Zügen und das Blut quoll in Strömen aus einer gefährlichen Halswunde hervor. Er hielt seinem Hauptmann die Hand entgegen; dieser drückte sie ihm mit freundlicher Rührung. „Herr Hauptmann," sprach der arme Mann mit einem Blicke, in dem sich Liebe und Dankbarkeit malten, „Sie sind immer mein bester Freund gewesen, von dem Augenblicke an, wo ich ins Regiment trat; Sie sind der Freund eines Jeden in der Kompagnie und ein guter Offizier. — Sie haben mich einmal von unverdienter Strafe gerettet, Gott segne Sie dafür." Hier traten dem Unglücklichen Thränen in die Augen, und der Hauptmann und alle Umstehenden weinten stille. „Ich bitte Sie nur um eins, Herr Hauptmann, fuhr der Sterbende fort, lassen Sie so bald als möglich meiner lieben Frau und meinen armen Kleinen meinen rückstehenden Sold zukommen, ich habe nicht mehr lange zu leben." Der Offizier verhüllte sich die Augen mit dem Schnupftuche und vermochte nicht zu antworten. „Ich habe meine Pflicht gethan, nicht wahr Herr Hauptmann?" — „Das hast du, Thomas, wie ein braver Mann," versetzte der Hauptmann mit tiefer Rührung. „Gott erhalte Sie, fuhr er fort, indem er sich von einem seiner Mitsoldaten seinen Ranzen geben ließ; ich habe nur noch eins zu sagen: ich habe mich in diesen letzten Tagen nicht ganz wohl befunden, und nicht all meinen Proviant aufessen können. Ich habe noch einen Zwieback, es ist alles was ich habe. Sie leiden Mangel wie die Uebrigen; nehmen Sie es, nehmen Sie es aus Liebe zu einem armen Soldaten, und der Herr segne und erhalte Sie!" Mit diesen Worten fiel der gute Mensch erschöpft zurück und verschied nach wenigen Minuten vor unsern Augen. Der Hauptmann weinte wie ein Kind, die ganze Kompagnie begleitete den ehrlichen Kerl zu Grabe, über welches der Hauptmann das Gebet las. Er hielt dann eine kurze, eindringliche Lobrede auf den Verstorbenen, er zeigte seinen Kriegern den Zwieback, erzählte ihnen, wie er ihn bekommen, und erklärte, daß er zum Andenken an den guten Mann ihn **behalten** wolle, und sollte er darüber verhungern müssen. Denselben Abend noch kamen Lebensmittel an, was den edelmüthigen Offizier der Gefahr überhob, vielleicht in der größten Noth seinem schönen Entschluß untreu werden zu müssen.

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Was das französische Publikum von einer gewissen Seite sehr vortheilhaft auszeichnet, und dabey äußerst charakteristisch ist, das ist ein gewisser Sinn für Kunst, der auch dem Geringsten unter ihnen nicht fehlt. Rein mit diesem Sinne, ohne weiteres Nachdenken, weiß der Gebildete wie der Ununterrichtete, ob ein Werk geistreich ist oder nicht. Halb durch Uebung erworben, halb instinktartig, ist dieses Urtheil ein reines Geschmacksurtheil. So weit die schöne und gute Seite dieser allgemeinen Eigenschaft. — Nun kann aber ein Werk unendlich reich an Geist seyn, und doch im Grund und Boden ohne allen verständigen, vernünftigen Halt = Tiefsinn. Dahin reicht das Geschmacksurtheil gar nicht, und so nie und nimmer, daß ein Geschmacksurtheil über Tiefsinn ein Widerspruch = unmöglich ist. Wenn nun aber dennoch die Masse einer Nation mit nichts als dem Sinne des Geschmacks über tiefsinnige Werke aburtheilt, was geschieht alsdann? Es entstehen stereotype Gesinnungen über Romantisch und Antik, über die dramatische Kunst Shakespeares, über deutsche Philosophie u. s. w., wie sie in der Masse des französischen Publikums gäng und gäbe sind, und von den Kritikern des Tags immer wieder von Neuem zur Presse gesendet werden.

Unter den Journalen, welche sich bemühen den Franzosen mit der ausländischen Literatur bekannt zu machen, zeichnen sich das Bulletin universel, dessen Herausgeber der Baron Ferussac ist, und die Revue encyclopédique, von Herrn Jullien redigirt, vortheilhaft aus. Doch sind beyde gezwungen, wie dieß bey encyklopädischen Werken unvermeidlich ist, bald einem Werke einen zu großen Raum zu widmen, bald wieder so viele Werke zusammenzudrängen, daß man nur einen Katalog zu Gesicht bekommt. Indessen tragen beyde Zeitschriften wohlthätig dazu bey, um hier zu Lande wenigstens die Kenntniß der, wenn ich so sagen darf, literarischen Geographie zu verbreiten. Für die englische Literatur besteht schon seit einiger Zeit ein eigenes Journal, welches guten Fortgang hat: la revue britannique; und, wie ich höre, soll bald eine revue germanique hier erscheinen, was einen Beweis gibt, daß die größeren, allesumfassenden encyklopädischen Zeitschriften sich nicht genugsam über die Literaturen der einzelnen Länder verbreiten können. Diejenige kritische Zeitschrift aber, die für Deutschland das meiste Interesse haben dürfte, weil sie unserer Literatur nicht allein Gerechtigkeit widerfahren läßt, sondern mit anhänglicher Liebe für uns gegen so manche Anfeindung des Mißverstandes und der eiteln Unkenntniß kämpft, ist der Globe. Ein junger Mann von eben so vielem Geiste als gutem Sinne,

Herr Dubois, steht an der Spitze dieses kritischen Vereins, der allen Vorurtheilen der literarischen Konvention entsagt, und einen Weg der Kritik eingeschlagen hat, der bisher in Frankreich unbetreten blieb, und auf welchem, nach dem Ausspruch des Seniors unter den Fürsten der europäischen Literatur, eine neue Aera für die französische Kritik zu hoffen ist. Wie umsichtig und langsam und leiseschonend diese tüchtigen Männer auftreten müssen, um nach und nach sich Eingang zu verschaffen, wird jeder, der nur ein wenig das hiesige Terrain kennt, leichtlich beurtheilen können. Um so interessanter aber dürfte es für den Deutschen seyn, diese bey uns nicht häufig gelesene Zeitschrift kennen zu lernen. Sie ist die treueste literarische Allirte, die wir in Frankreich haben, und es wird daher den Herrn Vorstehern der deutschen Museen, Kasino's und sonstigen Lesegesellschaften zur Pflicht, diese Zeitschrift anzuschaffen, theils um eines der besten französischen Literaturblätter zu besitzen, theils um das, für deutsche Kunst und Art liebevolle Unternehmen zu unterstützen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Juny.

Unsere Residenz gleicht in den Monaten, wo der Hof abwesend ist, einer größeren Handelsstadt; es fehlt ihr zwar nicht an einem regen, vielbewegten Treiben, aber dieses Treiben ist ein gleichförmiges, ein ewig gestriges, das sich auch nur in den Kreisen bürgerlicher Wirksamkeit, und an öffentlichen Unterhaltungsorten kund gibt, es fehlt der Impuls von oben, das Wort, das schafft und bildet und umgestaltet. In solcher Zeit hat es Niemand schlimmer als ein Korrespondent, der berichten soll, während — nichts geschieht. Der unlängst stattgehabte feyerliche Eintritt eines jungen Fräuleins in den strengen Orden der Servitinen, und der Uebertritt einer geistreichen Protestantin zur katholischen Konfession kann höchstens diejenigen interessiren, die nicht wollen, daß die Kirche frische Mädchenleben der Welt entziehe, und die in diesen und ähnlichen Vorfällen merkwürdige Zeichen der Zeit erblicken. In Ermanglung eines andern Stoffes, gehe ich demnach zu dem Gegenstande über, der Allen Etwas, Vielen Alles ist, nämlich zum — Theater. Im Fache des Trauer- und Lustspiels haben wir seit meinem lezten Berichte nichts Neues gesehen, was wohl daher rührt, daß die Matadors unserer Bühne unwirksam waren, oder noch sind. Eßlair ist auf einer Reise begriffen, wo er seinen Künstlerruf und, durch Belisar, auch unseres Schenk's Dichterruhm in nordischen Landen verbreitet. Urban ist erst unlängst von einem Kunstabsteher nach Nürnberg und Bamberg, von dem kunstsinnigen Herzog Wilhelm von Bayern fürstlich beschenkt, zurückgekehrt, während der genesene Vespermann an den reizenden Gestaden des Wurmsees frische Bergluft trinkt. Thätiger war die Oper, sie gab uns Rossini's Barbier, der seit der Auflösung der italienischen Oper nicht mehr gegeben wurde. Diese Vorstellung war gleichsam das Wiedergenesungsfest der Dem. Sigl, welche eine lange und gefahrvolle Krankheit seit lange von der Bühne entfernt hielt. Sie ward bey ihrem Erscheinen mit den lebhaftesten Freudensbezeugungen des gesammten Publikums empfangen, und sang und spielte ihre Rolle mit aller Auszeichnung, auch ward die Oper im Ganzen ziemlich gut gegeben, obwohl sie durch die Uebersezung des ohnehin mittelmäßigen Librets und die Verwandlung des recitativo parlante in gemeine deutsche Prosa vielen Reiz verloren, und sich dem Gebiete der Posse genähert hatte. Es war überhaupt ein gewagtes Beginnen, eine Buffa, die man früher von den Italienern in größter Vollendung gesehen, von deutschen Sängern, und zwar im großen Hause darstellen zu lassen, wo die Mimik der Darsteller größten Theils verloren geht, und die lieblich instrumentirten Melodien ihre Wirkung versagen.

(Die Fortsezung folgt.)

Genf, Ende Mai.

(Beschluß.)

Alles was mit der Religion in Beziehung steht, hat in Genf ein besonderes Interesse, und Jedermann nimmt redend und handelnd daran Theil. Um so auffallender sind manche Erscheinungen, nach denen man auf religiöse Kälte schließen könnte. So wird z. B. der Charfreitag hier nicht gefeyert, es ist da kein Gottesdienst, kein Abendmahl, die Laden sind offen, und geräuschvolle Arbeiten werden auf den Straßen verrichtet. Die Sache wurde neulich in unsern Journalen besprochen, aber auf den Vorwurf erwidert, die Vervielfältigung der Kirchenfeste mit Unterbrechung aller Arbeit sey ein großer und schädlicher Uebelstand. Die Einsezung des heil. Abendmahls werde viermal des Jahres bey den großen Kommunionen gefeyert, der Tod Christi aber sey in der Osterfeyer begriffen. Dabey ist es vorerst geblieben. Aber viele Genfer wünschen die Feyer des Charfreitags.

Ein anderer Uebelstand, den wir auch in allen protestantischen Tempeln Deutschlands finden, besteht in den käuflichen Kirchensitzen. Einer unserer hiesigen Schriftsteller und Dichter sprach neulich sehr kräftig darüber, und seine strengen aber wahren Worte bezeichnen trefflich den öffentlichen Geist in unserer Republik.

Da ich einmal bey den Genfer Kirchenangelegenheiten bin, muß ich noch einiges in dieser Beziehung anführen. Calvin bestimmte, daß der Pfarrerverein in Genf wöchentlich einen andern Präsidenten haben, und daß diese Präsidentschaft rund um unter den Pfarrern gehen, also völlige Gleichheit herrschen solle. Die Herrn fanden nun auf einmal dieses Gesez nicht mehr weise, und wünschten, eine Präsidentschaft durch Wahl auf längere Zeit einzuführen. Dieß hätte den Pfarrerverein ganz umgestaltet, und ihm eine durchaus verschiedene Richtung gegeben. Das war es aber gerade, was viele wollten: denn in der definitiven Abstimmung haben nur 19 gegen 12 auf Beybehaltung der alten, durch Calvin ehrwürdigen Ordnung bestanden.

Der wackere Sellon hat bey dem repräsentativen Rath auf bessere Bezahlung der Pfarrer angetragen, damit sie nicht nothwendig hätten sich durch Stundengeben und noch weit weltlichere Beschäftigungen, Unternehmungen und Spekulationen von ihrem Amt und seiner Würde zu entfernen. Der Antrag hat aber vorerst keine Folgen gehabt.

Beylage: Kunstblatt Nr. 50.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 149.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 22. Juni 1827.

Welch ein Gefühl mußt du, o großer Mann!
Bey der Verehrung dieser Menge haben!
O! glücklich! wer von seinen Gaben
Solch einen Vortheil ziehen kann.

Goethe.

Aphorismen aus Paris.

(Beschluß.)

Es freut mich, bey dieser Gelegenheit die Nachricht geben zu können, daß sich hier eine Gesellschaft junger französischer Gelehrten bilden wird, lediglich zu dem Zwecke, sich mit deutscher Literatur zu beschäftigen. Aerzte und Philosophen, Dichter und Rechtsgelehrte, Kritiker, Naturforscher und Historiker werden sich zu bestimmten Zeiten in einem bestimmten Lokale versammeln, wo deutsche Zeitschriften und Novitäten aus allen Fächern der Kunst und Wissenschaft aufgelegt seyn werden, und wo man sich über Dieses und Jenes besprechen, Dieses und Jenes mündlich und schriftlich mittheilen wird, was in Deutschland im Felde der Literatur erscheint und ein allgemeines Interesse hat. Auch diese Gesellschaft wird mehrere Glieder von den Mitarbeitern des Globe zu den ihrigen zählen; und so ist es denn erfreulich zu sehen, wie der segensreiche Friede auch auf dem Felde geistiger Kultur zwey von Natur sehr verschiedene Völker vereinen will, um aus den großen Verdiensten Beyder vielleicht eine geistige Verschmelzung zu erzielen, die hier wie dort in wohlthätigen Folgen zurückwirkt.

Es gibt nicht leicht hier eine Kunsthandlung, wo man nicht unter den ausgestellten Kupferstichen, neben denen des Königs und seiner Familie, neben den berühmten Kriegern, Staatsmännern, Gelehrten und Künstlern des Landes, das Bild Goethe's, unsers Dichterfürsten, sieht; am öftesten die zuletzt verfertigte Lithographie mit dem fac simile darunter. Wie dieses in der Fremde ein deutsches Herz freut und erhebt, kann ich und brauche ich auch wohl nicht zu beschreiben. Und doch bin ich neulich vor diesem Bilde in bittere Verlegenheit gekommen, und zwar durch einen der wenigen Franzosen, die im Stande sind, den großen Dichter im Original zu lesen, und der ihn bis zur Vergötterung bewundert. Um so tiefer war mein Schamgefühl, als er eben vor diesem Bilde, feurig wie die Franzosen sind, vorwurfsvoll ausrief: „Und ihr Deutschen (vous autres allemands) wollt, daß wir eure großen Männer achten und ehren sollen, während ihr selbst das Gegentheil thut! Kommt es euch denn nicht lächerlich vor und zugleich traurig, daß euer geehrtester Schriftsteller als Lohn vieljähriger Bemühung und als Zeichen der Nationaldankbarkeit für den Ruhm, der von ihm auf euch zurückstrahlt, ein Recht erhält, welches der schlechteste Eurer Handarbeiter hat, nämlich, daß man ihm sein Eigenthum nicht stehlen darf?! Ist es nicht traurig, daß er sich dieses Recht bey jedem einzelnen eurer Staaten erbitten mußte, und daß diese ihm dieses allgemeine Eigenthumsrecht als Vorrecht vor Andern, als Gnade gewährten? Ist es nicht mehr als traurig, daß dieser große Mann nicht umhin konnte, für das Privilegium, nicht beraubt werden zu dürfen, im öffentlichen Drucke Dank zu sagen? Und sollen wir Franzosen nicht frod und stolz seyn, daß, während solches in Deutschland ohne die kleinste öffentliche Rüge geschieht, hier eine von unserer Regierung einge-

sezte Kommission entschieden hat, daß das Eigenthumsrecht des französischen Schriftstellers sowohl von Seiten der Verleger als der Bühnen fünfzig Jahre nach seinem Tode währt?" — Wie gesagt, ich war tief beschämt und in bitterer Verlegenheit, als der Franzose so zu mir — und das vor Goethe's Bilde — sprach.

Kapitän Heads Durchflüge durch die Pampas.

(Fortsezung von N. 296. d. J.)

Art zu reisen.

Man reiset entweder zu Wagen oder zu Pferde durch die Pampas. Die Wagen haben weder eiserne noch hölzerne Federn, hängen aber so künstlich in ledernen Riemen, daß sie ganz bequem sind. Es gibt zweyerley Wagen, einen langen mit vier Rädern, wie ein Kasten geformt, mit einer Thüre hinten, der von vier oder sechs Pferden gezogen wird, und in welchem acht Personen sitzen können, und einen kleinern mit zwey Rädern, ungefähr halb so lang, vor den man gewöhnlich drey Pferde spannt.

Als ich das erste Mal durch die Pampas reiste, kaufte ich für mich und meine Begleiter einen großen Wagen und einen ungeheuern zweyrädrigen Karren mit einem Verdeck, in welchem sich ungefähr 25 Centner Bergmannswerkzeugen ꝛc. befanden. Ich miethete einen Capataz (Führer), und er nahm für meine Rechnung eine gewisse Zahl von Peons (Fuhrleute) an, die jeder 30 oder 40 Dollars erhalten sollten, um die Wagen nach Mendoza zu führen.

Den Tag vor der Abreise kam der Capataz zu mir, um Geld zum Einkauf von Häuten zu fordern, damit er die Wagen auf die gewöhnliche Weise einrichten könne. Die Häute wurden naß gemacht, und dann in ungefähr dreyviertel Zoll breite lange Streifen zerschnitten, womit man die Deichsel und fast alles Holzwerk an dem Wagen fest umwickelte; diese nassen Streifen schrumpfen, wenn sie trocken sind, in Bänder zusammen, die beynahe so hart als Eisen sind. Die Speichen der Räder, und zu unserm großen Erstaunen, sogar die Felgen wurden auf eben diese Weise umwickelt, so daß sie buchstäblich auf dem Leder rollten. Wir waren alle überzeugt, daß dieses zerrieben seyn würde, ehe wir das Steinpflaster von Buenos Ayres verlassen hätten; allein es blieb während 700 Meilen unbeschädigt, und ward dann erst von einigen scharfen Granitfelsen durchschnitten, über welche wir genöthigt waren zu fahren.

Man hatte uns gesagt, und dieß fand sich in der That wahr genug, daß wir in den Pampas wenig Lebensmittel, ausgenommen Rindfleisch und Wasser, finden würden; und so kaufte man einen großen Vorrath von aller Art ein, den Kirschbranntwein nicht zu vergessen. Im Augenblicke der Abfahrt fand sich, daß die Brode und Fische, der Weinkorb ꝛc. kurz der ganze Vorrath zurückgelassen war, ob zufällig oder absichtlich, darauf kommt es hier nicht an, aber meine Begleiter willigten alle mit heiterm Muthe ein, „sich so gut es gehen wolle," zu behelfen, welches in der That die einzige Art ist, in welchem Lande es auch seyn mag, ohne Beschwerlichkeiten zu reisen. Wir nahmen etwas Branntwein und Thee mit uns, allein so sehr fehlte es uns an Allem, daß wir den ersten Tag genöthigt waren, unsern Thee aus Eyerschaalen zu trinken.

Da man der Regierung von Buenos-Ayres berichtet hatte, daß die Pampa-Indianer in den Strich Landes, den wir zu durchreisen hatten, eingefallen wären, so hatte der Minister die Güte, uns einen Befehl für einen Offizier, der sich mit Truppen auf unserm Wege befand, zu geben, damit er uns im nöthigen Falle Hülfe leisten möge; außerdem kauften wir ein Dutzend Musketen, einige Pistolen und Säbel ein, welche wir auf das Verdeck des Wagens legten.

Da es gewöhnlich ist, den Peons die Hälfte ihres Lohns im Voraus zu bezahlen, und da im Voraus bezahlte Leute in allen Ländern durstige Freunde haben, so kostet es große Mühe, die Fuhrleute zu versammeln. Unsere waren von allen Farben, schwarz, weiß und braun, und der ganze Trupp sah wild genug aus. Wir hatten sechs Pferde vor dem Wagen, eben so viele vor dem Karren, und auf jedem saß ein Peon; ich und noch einer aus der Gesellschaft ritten.

Man kann eine Reise durch die Pampas in einer Strecke von mehr als 900 englischen Meilen mit Recht ein erstaunenswürdiges Unternehmen nennen. Das Land ist flach, mit keiner andern Straße als einem unbestimmten Wege, der beständigen Abänderungen unterworfen ist. Die Hütten, welche man Stationen nennt, liegen im Durchschnitt immer ungefähr zwanzig englische Meilen von einander entfernt, und wenn man mit Wagen reiset, so ist es nöthig, einen Mann voraus zu senden, um die Gauchos zu ersuchen, ihre Pferde in Bereitschaft zu setzen.

Die Art, wie die Peons fahren, ist sehr sonderbar. Da das Land sich im völligen Stande der Natur befindet, so ist es mit Quellen, Bächen, Flüssen, Fontanas (Morästen) ꝛc. durchschnitten, über welche man setzen muß. Einmal fuhren wir wirklich durch einen See, der natürlicherweise nicht tief war. Die Ufer der Bäche sind oft sehr abschüssig und ich fand, daß wir über Stellen hinwegfuhren, welche in Europa jeder Offizier in seinem Berichte als völlig unwegsam angeben würde.

Die Art, wie die Pferde angeschirrt sind, ist diesem wilden Fahren aufs Beste angemessen. Sie ziehen mit dem Sattel und nicht mit Kummten, und da sie nur mit Einem Strange angespannt sind, so können sie sich auf unebenem Boden jede gute Stelle zu Nutzen machen; da, wo der Grund unsicher ist, und nur Ein Pferd trägt, nimmt jeder Peon

ſeinen eigenen Weg und alle Glieder des Pferdes haben eine freye und ungehemmte Bewegung.

Um die Pferde an und abzuſchirren, brauchen die Peons nur den an ihrem Sattel befeſtigten Laſſo loszuhaken; und dieß iſt ſo einfach und leicht, daß wir beſtändig beym Anhalten der Wagen die Bemerkung machten, daß der Peon die Pferde ausgeſpannt hatte, ehe wir aus dem Wagen ſpringen konnten, und uns ſchon aus den Augen war, um in dem Corral friſche einzufangen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Le partage de la terre *).

Traduction de Schiller.

Prenez pour vous le monde, hommes, mes tributaires,
De son trône élevé cria le roi du ciel;
Venez en partager, comme un peuple de frères,
l'héritage éternel.

Il dit; jeunes et vieux, pleins d'une ardeur avare,
Disputent de vitesse à saisir ses bienfaits.
Des champs, de leurs moissons le laboureur s'empare,
Le chasseur, des forêts.

Les greniers du marchand se remplissent; le prêtre
Réclame le nectar d'un vin quotidien;
Le roi munit sa ville, et dit: je suis seul maître:
Les impôts sont mon bien.

Plus tard, et quand déjà s'était fait le partage,
Le poëte de loin arrive avec lenteur;
Helas! rien ne restait dans ce riche héritage,
Tout a son possesseur.

Grand dieu! c'est donc moi seul que ta loi déshérite,
Moi, qui de tous tes fils dus être le plus cher,
Qui fus le plus fidèle! il dit, se précipite
Aux pieds de Jupiter.

Si tu portais ailleurs ta course vagabonde,
D'où vient, lui dit le Dieu, que tu te plains de moi?
En quels lieux étais-tu, quand on prenait le monde?
J'étais auprès de toi.

Ma paupière vers toi s'élevait suspendue;
Mon oreille écoutait les célestes concerts;
Pardonne à mon esprit, qui, ravi de ta vue,
Oublia l'univers.

Que faire! dit le Dieu; tu ne peux plus poursuivre
Les trésors dont chacun déjà s'est emparé;
Avec moi dans le ciel te plaira-t-il de vivre?
Viens, je te l'ouvrirai.

Paul Dupont.

*) Der Verfaſſer dieſer ſo gelungenen Ueberſetzung, der in Paris lebt, iſt ein begeiſterter Bewunderer Schillers, und hat dem Einſender eine beynahe fertige Uebertragung von den beyden Piccolominis und von Wallenſteins Tode in dem gewöhnten tragiſchen Versmaaße der Franzoſen gezeigt; die Stellen, die er ihm daraus mittheilte, laſſen auf die Vorzüglichkeit des Ganzen ſchließen. Leider bleibt dieſer Verſuch im Pulte des Verfaſſers, und er gedenkt ihn nicht öffentlich bekannt zu machen.

Die Theilung der Erde.

Von Schiller.

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von ſeinen Höhen
Den Menſchen zu. Nehmt! Sie ſoll euer ſeyn.
Euch ſchenk ich ſie zum Erb' und ew'gen Lehen;
Doch theilt euch brüderlich darein.

Da eilt, was Hände hat, ſich einzurichten;
Es regte ſich geſchäftig jung und alt,
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birſchte durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was ſeine Speicher faſſen,
Der Abt wählt ſich den edeln Firnewein,
Der König ſperrt die Brücken und die Straßen,
Und ſprach, der Zehente iſt mein.

Ganz ſpät, nachdem die Theilung längſt geſchehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern'.
Ach, da war überall nichts mehr zu ſehen,
Und alles hatte ſeinen Herrn!

Weh mir! So ſoll denn ich allein von Allen
Vergeſſen ſeyn, ich, dein getreuſter Sohn?
So ließ er laut der Klage Ruf erſchallen,
Und warf ſich hin vor Jovis Thron.

Wenn du im Land der Träume dich verweilet,
Verſetzt der Gott, ſo hadre nicht mit mir.
Wo warſt du denn, als man die Welt getheilet?
Ich war, ſprach der Poet, bey dir.

Mein Auge hing an deinem Angeſichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih dem Geiſte, der, von deinem Lichte
Berauſcht, das Irdiſche verlor!

Was thun! ſpricht Zeus; die Welt iſt weggegeben,
Der Herbſt, die Jagd, der Markt iſt nicht mehr mein.
Willſt du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommſt, er ſoll dir offen ſeyn.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, 8. Juni.

Ein Phänomen eigener Art hat ſich hier kund gethan, wir gehen rückwärts, und wahrſcheinlich in's Mittelalter zurück. Man ſpricht zwar noch von keiner Errichtung neuer Klöſter oder anderer Inſtitute ähnlicher Art, aber es gibt Anzeichen, daß auch bey uns die Gemüther manchen frommen Gebrauch der Vorzeit wieder aus dem Grabe hervorzurufen wünſchen. Unſer berühmter Magiſtrat, und wem iſt wohl der Lord Mayor von London mit ſeinen weltbekannten Aldermen unbekannt? befindet ſich in einem krankhaften Zuſtande, an welchem auch mancher andere Erdenſohn leidet – ſeine Finanzen ſind nicht in

der besten Ordnung. Der Stadtkassier, wir nennen ihn hier in der Curialsprache den City Kammerherrn, City Chamberlain, hat schon mehrere Mal vorgestellt, daß er bereits für dreyßig tausend Pfund in Vorschuß sey. Warum kümmern sich aber die Citymännern auch um Weltangelegenheiten, die ihnen ganz fremd bleiben sollten, und bewilligten vor längerer Zeit in einer ihrer Versammlungen tausend Pfund Sterling für die Griechen, und einen ähnlichen Beytrag für die lieber in's Exil geflüchteten Spanier? Das Defizit ist aber einmal da, es kann der Welt nicht länger verborgen bleiben, und die große Frage ist nun zu lösen, durch welche Mittel die Finanzen der City wieder zu einem gesunden und kräftigen Zustande zurückgeführt werden können. Dem zur Erörterung dieses wichtigen Gegenstandes niedergesetzten Ausschusse konnten sich nur zwey Wege darbieten, die einzuschlagen wären, nämlich Einschränkung in den gewöhnlichen Ausgaben, oder die Auffindung neuer Hülfsquellen zur Vermehrung der Einnahmen. Eine Einschränkung wird aber immer eine bedenkliche Sache für unsere Kommons-Concil und Aldermen bleiben, an welche man sich aus zarten Rücksichten nicht gern wagen will; denn was würden da nicht die armen Citybäche, die Schildkrötenhändler, die Fisch-, Fleisch-, Weine und andere Verkäufer eindüsen müssen! Wer es weiß, wie nothwendig die öffentlichen Schmäuse als Erholungsmomente für unsere Citväter sind, wer es weiß, wie viele unter ihnen nach dem schönen Ziele streben, ihren Mitbürgern auch im Aeußern als wahre Repräsentanten des guten John Bull zu erscheinen, und wer vollends das Glück hatte bey solchen Schmäusen einst gegenwärtig gewesen zu seyn, und in glühenden Farben die Nothwendigkeit solcher Liebesmahle preisen hörte, der fühlt sich schon vorher überzeugt, daß eher von Verzichtleistung auf Cityfreyheiten als von Einschränkungen die Rede seyn kann. Der erste Weg konnte also nicht eingeschlagen werden, und das Komité mußte folglich auf Mittel und Wege sinnen, die Einnahmen zu vermehren. Aber hier stieß man auf neue Schwierigkeiten. Die Stadt hat nicht die Macht sogenannte neue Abgaben auszuschreiben, und die Bürger Londons würden es lieber auf einen Aufruhr ankommen lassen, ehe sie duldeten, daß man beym Parlament um eine Erleichterung ihrer Taschen anhielte. Endlich hatte ein Kommons-Conciliman den wahrhaft politischen Einfall, durch ein einfaches Mittel der City zu einem bessern Finanzzustand zu verhelfen; nämlich die Rückkehr zur guten alten Zeit, durch den Verkauf aller, künftighin vom Stadtmagistrat zu vergebenden einträglichen Stellen, wie z. B. die eines Stadtausrufers, Stadtfeuerbesichtigers, Stadtwundarztes und tausend anderer Stadtämter. Ein Stadtausrufer, hier Stadtschreyer genannt (City Crier) braucht keine Stimme zu haben, wenn er nur Geld besitzt; wozu bedarf ein Stadtkammerherr eines Schlüssels, wenn er keine Geldkiste aufweisen kann, oder ein Stadtrichter der Rechtsbücher? sein Hauptcodex bleibt sein Geldbeutel! Dieser schöne Plan, bewundernswürdiger Ueberrest einer vergangenen Zeit, fand in unserem Gemeinderathe einen allgemeinen Beyfall, jeder lobte den genialischen Urheber, der das Alterthümliche mit den dringenden Anforderungen der Gegenwart so harmonisch zu vereinigen verstand, und es ist nicht zu bezweifeln, daß der Vorschlag in der nächsten Sitzung unsers Gemeinderathes zum Stadtrecht erhoben werden wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

München, Juni.

(Fortsetzung.)

Ein sehr interessanter Gast war uns Herr Breiting vom Mannheimer Theater, der leider nur einmal, und zwar als Julius von Aveuel in der „weißen Frau" auftrat. So eine schöne, herrliche Tenorstimme, voll natürlicher Kraft und jugendlicher Frische, erinnern wir uns lange nicht gehört zu haben. Er vermag das hohe eis, wie andere Sänger kaum das f und g, mit ganzer Kraft anzuschlagen, und sein Falset ist vom Brustton kaum zu unterscheiden. Mit dieser seltnen Naturgabe verbindet der junge Mann viel natürliches Gefühl und ein leichtes, angenehmes Spiel. Wird es Hrn. Breiting gelingen, seine Mitteltöne zu verbessern und zu verstärken, und durch angestrengtes Studium in besserer Schule sich einen guten Vortrag anzueignen, woran es ihm noch sehr gebricht, so kann er eine merkwürdige Erscheinung unter den Tenorsängern, ein deutscher Labläche werden. Hr. Breiting hat das Verdienst, der trefflichen Oper, die hier in zweyen Darstellungen unbegreiflicher Weise keinen Beyfall fand, Anerkenntniß verschafft zu haben; er selbst fand eine ehrende allgemeine Würdigung, die durch das Zuthun seiner zahlreichen Freunde unter den hiesigen Hochschülern, (er selbst war früher Student in Würzburg) zum wirklichen Enthusiasmus gesteigert wurde. Wir haben Hoffnung, den uns werth gewordenen Sänger bald wieder zu sehen, möge er uns dann für immer angehören!

Seit fünf Wochen erfreuen uns die Gastvorstellungen des Balletmeisters, Hr. Philipp Taglioni, durch die schönsten Genüsse aus dem Gebiete der choreographischen Kunst. Dem. Marie Taglioni erregt schon durch die Anmuth ihrer zarten Gestalt beym ersten Anblick Wohlwollen und Theilnahme, ihre Bewegungen und Stellungen zeichnen sich durch eine ungemeine Anmuth und Grazie, Leichtigkeit, Sicherheit und Dezenz, verbunden mit der seelenvollsten Mimik, aus. Mit geflügelten Schritten scheint sie kaum den Boden zu berühren, keine Spur von Anstrengung und Schwierigkeit stört den Zuschauer im Genusse, wie dieses oft bey schwerfälligen Tänzerinnen der Fall ist; sie versteht die seltene Kunst, alle Pas und Touren in gleichem Grade, sowohl von Geschmack, Anmuth und Präzision, als von Kraft, Leichtigkeit und Geschwindigkeit auszuführen. — Ihr Bruder, Herr Paul Taglioni, ein junger, in der großen Oper zu Paris gebildeter Tänzer, vereint in seinen Bewegungen und Stellungen Anmuth mit Sicherheit, und weiß die schwersten Formen mit Anstand und Gewandtheit durchzuführen; dasselbe gilt von Hrn. Stuhlmüller, dessen tours de force eine kunstvolle Geschmeidigkeit und staunenswerthe Muskelkraft beweisen; während jedoch seiner Bewegung Anmuth und Grazie gebricht. — Die bisher gegebenen Ballete waren: „Die Rose und der Zephyr" und „Aglae oder Amors Pflegekind," beydes anakreontische (?) Ballete in einem Aufzuge, und „Danina oder Jocko," in vier Aufzügen, wo unser wackerer Groteskтänzer Laroche mit großer Virtuosität die Rolle des Affen spielt, wenn ihm auch hie und da was Menschliches begegnet. So sehr nun diese Ballete, oder wenigstens die genannten Künstler gefallen, und so sehr, namentlich Dem. Taglioni, Ursache hat, mit der enthusiastischen Würdigung ihres Talentes zufrieden zu seyn, so ist der Andrang dazu nichts weniger als groß. Der berühmte Jocko, mit Lindpaintners trefflicher Musik, ward schon das zweyte Mal bey wenig besetztem Hause gegeben. Mag nun die Ursache dieser geringen Theilnahme in der zu einfachen Handlung gefunden werden, die diesem Ballet zum Grunde liegt, oder in den zu vielen Wiederholungen und zu häufigen Abonnements suspendus, oder aber in andern Umständen, die ich hier nicht erwähnen will, genug, die Intendanz scheint bey ihrer Berechnung nicht gefunden zu haben, eine zwar betrübende Erscheinung, die sie jedoch nicht entmuthigen wird, dem Publikum auch in der Folge Neues und Interessantes darzubieten.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 50.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 150.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 23. Juni 1827.

Das sinkt von sel'ger Himmelskur
Als reiches Leben dir hernieder.

L. Uhland.

Glück in Kunsterzeugung.

Und dem Alten in die Rede
Fiel der Jüngling, und rief: Wie?
Glücklich nennst du diese schöne,
Reiche, tiefe Poesie?
Ist der Dichter dir ein Spieler,
Kunst dir eine Lotterie?
Zog der blinde Knabe: Zufall,
Selbst nicht wissend was und wie,
Aus dem umgeschwungnen Glücksrad
Diese Welt voll Harmonie? —
Solch organisches Gebilde
Lag in solchem Rade nie;
Und doch meynst du, daß der Zufall,
Daß die Blindheit dem Genie
Aus chaotischer Verwirrung
Dieses Meisterwerk verlieh?
Nein, nicht Glück ist die Erfindung
Einer schönen Phantasie;
Glück zu nennen Kunstvollendung
Hielt ich stets für Blasphemie. —
Und der Alte zu dem Jüngling:
Was ich eben Glück genannt,
Ist ein längst schon Aufgefund'nes,
Längst ersonnen, tief erkannt,
Deß allseitig-klare Fülle,
Wie ein Blitz aus Schöpferhand,
Plötzlich rings die Welt erleuchtet;
Und, ein licht gewobnes Band,
Erd' und Himmel heiter einet,
Segen gießend auf das Land. —
Und da ich bezeichnen mußte
Das, wofür kein Wort ich fand,
Was uns scheint aus höh'ren Sphären,
Als Geschenk, herabgesandt,
Als das Wahre und das Gute
In der Schönheit Glanzgewand,
So hab' ich mit vollem Rechte,
Was geheimnißvoll entstand,
Und geheimnißvoll bezaubert,
Gunst des Himmels, Glück genannt.

Ludwig Robert.

Kapitän Heads Durchflüge durch die Pampas.

(Fortsetzung.)

Wenn einer der Peons etwas in vollem Galopp fallen ließ, so spannte er sein Pferd ab, jagte zurück und holte den Wagen wieder ein, der niemals seinetwegen anhielt. Die Geschwindigkeit, mit der man mit diesen Pferden fährt (wenn man nämlich eine hinlängliche Anzahl hat) ist ganz außerordentlich. Unser mit 25 Centnern beladener

Karren fuhr dem Wagen im gewöhnlichen Galopp gleich. Oft, wenn beyde Fuhrwerke so forteilten, fingen einige der Peons, die immer sehr fröhlich gelaunt waren, an, zu schreyen: „Ah mi P[illegible]!“ und dann eilten sie mir in vollem Galopp mit den Wagen nach, und häufig war es mir unmöglich, einen Vorsprung zu behalten.

So sonderbar jedoch auch der Bericht von dieser Art zu fahren klingen mag, so wird doch ein Jeder, der die Pferde bey ihrer Ankunft betrachtet, bald hinter das Geheimniß kommen. Niemals hat man in England Pferde in einem solchen Zustande gesehen; die Sporen, Fersen und Beine der Peons sind buchstäblich in Blut gebadet, und von den Seiten der Pferde fließt das Blut nicht tropfenweise, sondern in Strömen. Der Billigkeit wegen muß ich aber hinzusetzen, daß es unmöglich ist, dieß zu verhindern. Die Pferde können nicht traben, und es ist unmöglich, so genau zwischen Paß und Galopp zu unterscheiden, oder bey einer Reise durch ein Land das System des Reitens zu ändern, das überall in den Pampas grausam ist.

Die Peons sind vortreffliche Reiter, und mehrere Male sahen wir sie in vollem Galopp dem Pferde den Zügel auf den Hals werfen, einen Tabaksbeutel aus der Tasche ziehen und mit ein wenig Papier oder einem Blatte Mais eine Cigarre verfertigen und anzünden.

Die Hütten, in denen man die Pferde wechselt, liegen von 12 zu 36 und an einer Stelle bis zu 54 (engl.) Meilen von einander entfernt, und da es unmöglich seyn würde, so weit im Galopp zu fahren, so sendet man frische Pferde voran und wechselt sie oft fünfmal zwischen einer Station.

Man kann sich kaum einen wildern Anblick denken als unsere Wagen und bedeckten Karren, so wie ich sie oft über die spurlose Ebene hingaloppiren sah *); vor oder hinter denselben ein Trupp von 30 bis 70 wilden Pferden, alle lose dahinlaufend, von einem Gaucho und seinem Sohne, und zuweilen von ein Paar Kindern getrieben.

Wenn man durch die Pampas reitet, ist es gewöhnlich, einen Bedienten mitzunehmen, und oft wartet man, um einen Wagen zu begleiten; oder wenn man dazu fähig ist, reitet man mit dem Kourier, der in zwölf oder vierzehn Tagen Mendoza erreicht. Wenn Reisende ein Bett und zwey kleine Mantelsäcke mitzunehmen wünschen, so packt man diese auf ein Pferd, das voran getrieben oder mit einem Halfter an den Sattel des Postillions gebunden wird.

Die unabhängigste Art zu reisen ist ohne alles Gepäck und ohne Bedienten. In diesem Falle reitet der Reisende von Buenos-Ayres oder Mendoza mit einem Postillion, der auf jeder Station gewechselt wird. Der Reisende muß sein Pferd selbst satteln, und da es unmöglich ist, irgend einen Vorrath mitzunehmen, so muß er sich mit den geringen Lebensmitteln behelfen, welche das Land darbietet, und fast allein von Rindfleisch und Wasser leben. Natürlich ist es ein hartes Leben; allein es gewährt eine so reizende Unabhängigkeit, und wenn man im Stande ist, das Reiten zu ertragen, ist es eine so schnelle Art zu reisen, daß ich sie zweymal wählte, und stets vorziehen würde; allein ich rathe Niemanden es zu versuchen, der nicht eine starke Gesundheit hat.

Auf meiner ersten Reise durch die Pampas begleitete ich einen Wagen, und obgleich während meines ganzen Lebens gewohnt zu reiten, war es mir doch unmöglich mit den Peons auszuhalten, und nachdem ich vier oder fünf Stunden galoppirt hatte, war ich genöthigt, mich in den Wagen zu setzen; allein als ich drey oder vier Monate lang geritten und von Rindfleisch und Wasser gelebt hatte, befand ich mich in einem Zustande, den ich nur beschreiben kann, wenn ich sage, daß nach meinem Gefühl keine Anstrengung in der Welt fähig war, mich zu tödten. Obgleich ich immer so völlig erschöpft ankam, daß ich nicht zu sprechen vermochte, so stärkten mich doch einige wenige Stunden Schlaf auf meinem Sattel stets so, daß ich während einer Woche täglich vor Sonnenaufgang auf dem Pferde sitzen, und in der That zehn oder zwölf Pferde des Tages müde reiten konnte. Dieß kann zur Erklärung der unerhörten Entfernungen dienen, welche die Südamerikaner, wie man sagt, durchreiten, und ich bin überzeugt, daß man die Stärke dazu nur erhalten kann, wenn man von Rindfleisch und Wasser lebt.

Im Anfange erhitzt das beständige Galoppiren so, daß ich oft vor Schwindel nicht auf den Füßen stehen konnte, wenn ich vom Pferd stieg; allein nach und nach gewöhnt sich der Körper daran, und dann gibt es auf der Welt kein köstlicheres Leben. Es ist entzückend durch seine Abwechselung und den natürlichen Ideengang, zu dem es reizt; in der Morgendämmerung, wenn die Luft noch frostig und frisch ist, wenn das Vieh wild umher irrt und die ganze Natur das Gepräge der Jugend und Frische trägt, gibt man sich jenen Gefühlen und Träumen hin, in die man sich mit Wollust versenkt; doch die Hitze des Tages und die Ermüdung des Körpers bringen den Geist allmählig zur Vernunft; ehe die Sonne untergegangen ist, sind Gefühle und Meynungen verändert, und wie am Abend des Lebens

*) Ich war eines Tages in der Betrachtung unserer Karavane verloren, statt auf meinen Weg zu blicken, und mein Pferd fiel in einen Bisacharo und quetschte mir den Arm so, daß ich fast ohnmächtig ward; ehe ich mich wieder in den Sattel schwingen konnte, waren die Wagen fast verschwunden, und während ich von dem erlittenen Schmerz noch betäubt war, mußte ich ihnen nachjagen und hatte, glaube ich, sieben Meilen in gestrecktem Galopp, so schnell mein Pferd laufen konnte, zurückzulegen, ehe ich sie einholen und mich einsitzen konnte.

A. d. V.

blickt man auf die vergangenen Thorheiten des Morgens zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Türkische Sitten,

ein Dialog.

Ein in Konstantinopel geborener Grieche, der seine ganze Jugendzeit unter den Türken zugebracht hat, wird nächstens in Frankreich eine Reihe von Dialogen erscheinen lassen, in denen er die gegenwärtigen Sitten der Ottomanen schildert. Diese kleinen Scenen machen durchaus keinen Anspruch auf dramatischen Effekt; ihr einziger Zweck ist, in der Form der Unterredung kleine, aus dem Leben gegriffene Züge fühlbar zu machen, die in der blosen Beschreibung größtentheils verloren gehen müßten. Obgleich Grieche, schmeichelt sich der Verfasser doch gegen seine Feinde die strengste Unpartheilichkeit beobachtet zu haben. Wir geben eine Probe von diesen nach Ton und Inhalt sehr mannigfaltigen Gesprächen.

* * *

Ein Derwisch (Bettelmönch), ein Imam (Priester einer Moschee) und Mustapha, ein junger Türke.

Mustapha. — Wann ist denn einmal das Beyramsfest? *)

Imam. — In acht Tagen; vor zwanzig Tagen hat der Mond begonnen.

Mustapha. — Ich gestehe Euch, dieser Ramazan **) wird mir nachgerade sehr zur Last: der Tag kommt einem so lang vor, wenn man nicht essen darf! Auch warte ich täglich des Sonnenuntergangs mit so viel Ungeduld als der Erscheinung des großen Propheten; kaum sehe ich ihre lezten Strahlen hinter die Berge schlüpfen, so setze ich mich zu Tische, und stehe nicht eher auf, als bis der Morgen dämmert.

Derwisch. — Und du ißt diese ganze Zeit lang?

Mustapha. — Nein, immerfort esse ich nicht; ich tröste mich aber für das Fasten am Tage damit, daß ich keinen Blick von den Speisen wegwende, die ich nun wieder fünfzehn Stunden ***) entbehren soll.

Imam. — Allerdings ist es ein wenig lästig, vom Morgen bis zum Abend nichts zu essen; aber . . .

Mustapha. — Wenn man nur wenigstens trinken dürfte! Wenn man nur in dieser heißen Jahrszeit die Lippen mit einem Tropfen Wasser benetzen dürfte; es wäre doch eine Erleichterung.

Imam. — Die Vorschriften unserer Religion verbieten es; man muß gehorchen, ohne zu murren.

Mustapha. — Besonders daß ich nicht rauchen darf, ist mir unerträglich.

Derwisch. — Desto besser; der wahre Muselmann soll während der heiligen Tage sich von allem enthalten, was ihm Vergnügen machen kann.

Mustapha. — Nicht rauchen und nicht schnupfen dürfen, ist sehr hart!

Derwisch. — Wer an den Propheten glaubt, soll in diesem Monat sich nicht nur alles versagen, was den Sinnen schmeicheln kann, sondern auch sich hüten zu lachen, Spaß zu treiben und mehr zu reden, als seine Geschäfte erfordern.

Mustapha. — Das ist gut sagen, Derwisch; wer kann aber alle diese Vorschriften so streng befolgen? Unter Tausenden kann nicht einer so die Fasten halten.

Derwisch. — Desto schlimmer, Mustapha Aga, desto schlimmer, mein Kind.

Mustapha. — Ich weiß wohl, daß ihr Derwische, ihr und sogar die Imams im Stande sind, diese strengen Gesetze alle getreulich zu befolgen. Ihr könnt den ganzen Tag im Bette bleiben, und wenn man im Bette liegt, denkt man weder an Essen, noch Rauchen, noch Schwatzen; aber bey uns, die wir unsere Geschäfte haben und den ganzen Tag herumlaufen, ist es nicht so. Nicht nur die Fasten können wir nicht in ihrer ganzen Strenge halten, auch im übrigen Jahr gibt es Vorschriften genug, denen wir uns unmöglich fügen können. So soll jeder Rechtgläubige täglich fünfmal in den Tschami (Moschee) gehen; und doch sieht man nie viele Leute darin; die meisten begnügen sich ihre Abwaschung zu verrichten, wenn sie den Ausrufer die Stunde des Gebets verkünden hören, und wie viele müssen sich sogar von dieser Pflicht freysprechen!

Imam. — Täglich fünf Mal beten, ist dieß denn viel? Gottes Wille war, man solle fünfzig Mal beten, und blos auf die Bitten des großen Propheten wurde diese Zahl auf fünf herabgesetzt; je mehr man betet, desto angenehmer ist man Gott und seinem Propheten.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Ostern der Muselmänner.

**) Die Fasten, die einen Mondmonat lang dauern.

***) Der Ramazan fällt zuweilen auf die Zeit der langen Tage, und dann ist das Gesetz, welches das Fasten von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang vorschreibt, viel härter als sonst.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 2. Juni.

(Fortsetzung.)

Sie sehen, wie friedsam wir hier in die liebe alte Zeit zurückgleiten, da ist kein Murren, kein Aufrauschen wie bey uns

fern kühnern Nachbarn jenseits des Kanals, das Volk ist ruhig, still, und wer weiß, ob wir nicht noch bis zu Wilhelm dem Eroberer und seinem Zeitgenossen Gregor VII. unvermerkt zurück kommen. — Sind wir Europäer aber nun so bescheiden, uns nur nach dem Mittelalter und der ihm angrenzenden Zeit zurückzusehnen, so gehen die jüngern Nordamerikaner mit weit größerm Ungestümm rückwärts, und wollen das Augustische Zeitalter auf ihren Boden verpflanzen. Ein amerikanischer Heerführer, nicht zufrieden, daß die Bevölkerung seines Vaterlandes sich in fünfzehn bis fünfundzwanzig Jahren verdoppelt hat, während wir zu solchen Operationen oft 100 Jahre gebrauchen, machte neulich im Senate von York den Gesetzesvorschlag, daß der Staat auf alle Hagestolzen eine außerordentliche Abgabe legen, und damit ihr Stolz recht gedemüthigt werde, zu gleicher Zeit eine Hundetaxe aufreden möchte, die mancher ehrwürdigen Dame schon so viel Herzeleid verursacht hatte. Zum Glücke ist das Gefühl für persönliche Freyheit bey den Republikanern jenseits des atlantischen Meeres noch nicht ganz erstickt. Der Senator und General wurde mit so vielen Herausforderungsschreiben und andern Briefen bestürmt, an einem Tage erhielt er deren vierhundert, daß er eine sogenannte Abbitte an die Betheiligten thun und öffentlich versprechen mußte, auf seinen Gesetzesvorschlag nicht weiter dringen zu wollen. Doch wieder zurück zu Großbritannien. Welcher Deutsche weidet sich nicht an der so ganz eigenthümlich ausgebildeten Individualität dieses Volkes; wie getrennt, wie charakteristisch, wie hervorstechend entwickelt sich hier nicht alles! In jedem Individuum sehen wir die Unabhängigkeit in mannigfaltigen Umrissen sich gestalten. Alles zeigt eine tiefe Charakterfestigkeit, die vielleicht oft als Sonderbarkeit dem Neuankommenden sich darstellt. Aber sie gefällt, weil sich das rein Nationelle darin ausspricht. Schon der gentlemanlike Empfang des Kellners in unsern Hôtels, Leute die uns gewöhnlich zuerst entgegenkommen, flößt uns Ehrfurcht ein, und daß sich dann Niemand mehr um uns bekümmert, zeigt gerade wie allgemein empfänglich das Volk für Unabhängigkeit ist. Freylich kömmt man zu diesen Betrachtungen oft nicht ohne äußere Anregungen. Der Wirth in Goulds Hôtel, Termyn Street, z. B. ist rein brittisch, dafür müssen Sie auch täglich für zwey Zimmer 5½ Thaler (15 Sch.), für das Diner von drey Schüsseln 4½ Thlr., für einige Feigen und Rosinen 16 Groschen, für Wein 2 Thlr., für eine Zeitung 8 Groschen, für zwey Wachslichter 1½ Thlr., und endlich für eine Nachtkerze 4 Groschen bezahlen. So fühlt der Neuankommende, bevor er noch einen Schritt in's Aeußere wagt, auf's drückendste seine Pygmäengröße. Man wird es daher gewiß bey vielen unserer, auf dem Festlande reisenden, Britten ganz lobenswerth finden, daß auch sie hinwieder das Eigenthümliche des Auslandes gern auffassen, und sich daselbst in Pygmäen verwandeln, um in der Heimath wieder als Riesen zu erscheinen.

(Der Beschluß folgt.)

München, Juni.

(Beschluß.)

Im hiesigen Buchhandel hat eine kleine Broschüre: „Einige freymüthige Worte über das Theater von München," ein Paar Tage lang Sensation gemacht. Kein Wunder, der Titel erregt Neugier. Jeder glaubt über das Theater sprechen zu können, jeder darf darüber reden, wenn er was Kluges zu sagen weiß. Leider ist das nicht der Fall des Verfassers der angezeigten Schrift. In verworrener, undeutscher Rede sagt er auf eine allerdings sehr freymüthige Weise manches Wahre, aber dieses Wahre ist nicht neu, und Viele vor ihm haben es bey weitem klarer und gründlicher ausgesprochen. Seine eigenen Ansichten sind freylich neu, aber nicht stichhaltig, und in der Anwendung unausführbar; man kann ihm die Xenie zurufen:

Dein redseliges Buch enthält manch' Neues und Wahres.
Wäre das Neue nur wahr, wäre das Wahre nur neu!

Wir gehören — manch' freyer Tadel in diesen Blättern hat es bewiesen — nicht zu den Lobpreisern der hiesigen Theateranstalt, mit der wir in keinem näheren Verhältnisse stehen; wir glauben und wissen vielmehr, daß sie, wie jede andere menschliche Einrichtung, ihre Mängel und Schwächen hat, aber ihrem Vorstande zollen wir die aufrichtige Verehrung, die seinem edlen Charakter, seiner Einsicht und Thätigkeit gebührt; wir haben darum die Entrüstung vieler getheilt, diesen würdigen Mann hier auf eine unanständige Weise angegriffen zu sehen. Der Freyherr von Poissl mag sich übrigens leicht darüber trösten. Der König hat ihn erst unlängst durch ein schmeichelhaftes Kabinetsschreiben in seiner Stelle definitiv bestätigt, und das darüber erfreute Theaterpersonal dem geehrten Vorstande einen werthvollen, geschmackvoll gearbeiteten Becher mit einem sinnigen Gedichte, ihre dankbare Liebe und Anhänglichkeit an seine Person aussprechend, als Geschenk zugestellt.

Auflösung der Doppel-Charade in Nr. 144.
Jungfernkranz.

Charade.

Die ersten Zwey.

Sie schlafen tief und fest im weißen Bette,
Doch nimmer wird der Glanz der Glieder warm;
Sie wohnen an der freudeleeren Stätte,
Doch sind sie frey von allem Weh und Harm;
Sie hält umspannt die niegesprengte Kette,
Doch frey von allen Banden ward ihr Arm.
Nicht frage sie: wer seyd ihr? nimmer trennen
Die stummen Lippen sie, sich dir zu nennen.

Das Dritte.

Ein Riese, dessen Stirn den Himmel spaltet;
Ein winz'ger Zwerg, dem Blick fast unsichtbar;
Des Feuers Keim sein harter Schooß entfaltet;
Doch springt aus ihm manch Kindlein kalt und klar;
Verächtlich, überall, gemein gestaltet;
Das Köstlichste, was die Natur gebar;
So findest du's im Kern der Erdengrüfte,
Doch sauft es auch durch die erschrocknen Lüfte.

Das Ganze.

Ist eine Tafel, die mit ehrnem Hammer
Die Wahrheit oft beschrieb, oft Schmeichlerband,
Ein Blatt ist's, das der Liebe starke Klammer
In einem großen Stammbuch aufgespannt;
Ist eine Thür zu einer stillen Kammer,
Wo schon manch wundes Herz Genesung fand;
Sie mag mit Bergeslast den Frevler drücken,
Dem Frommen wird sie nur die Wohnung schmücken.

F. H.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 151.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 25. Juni 1827.

— Solche Furcht rühmt sich kaum Soliman
In seiner Feinde Herz getaucht zu haben,
Als dieser Christenhund von Euch erzwang.

Th. Körner.

Türkische Sitten.

(Fortsetzung.)

Mustapha. — Gewiß, man muß aber einem Esel nie mehr aufladen, als er tragen kann. Fünfmal ist wenig für einen Geistlichen; es ist viel zu viel für die Leute, die zu thun haben. Wenn im Augenblicke, wo der Muezzim (Ausrufer) vom Minaret herabruft, ein Kaufmann auf dem Punkt ist, einen Handel abzuschließen, soll er sich der Gefahr aussetzen, seinen Monstieri (Kunden) zu verlieren, um beten zu gehen? und der Schiffer, der auf dem Kanal fährt, soll der seine Ruder und sein Steuer liegen lassen? der Lastträger, der sich unter dem Gewicht seiner Last bückt, soll der sie zu Boden werfen und in den Tschami laufen?

Imam. — In den Fällen, von denen du sprichst, kann man sein Gebet da verrichten, wo man gerade ist, wenn nur die vier Bedingungen erfüllt werden und es die vorgeschriebene Zeit ist.

Derwisch. — Ist aber das Gebet einmal begonnen, junger Mensch, so mag dir Gefahr drohen, welche da will, mag die Erde unter deinen Füßen zittern, mag der Blitz über deinem Haupte einschlagen, mag der Feind seinen bloßen Säbel vor deinen Augen flimmern lassen, du darfst dich nicht vom Platze rühren, bis du zu Ende bist.

Imam. — Besonders aber sollst du nie aus niedrigem Eigennutz dieses heilige Gesetz verletzen.

Mustapha. — Man muß aber doch leben.

Derwisch. — Vor Allem muß man die Pflichten der Religion erfüllen, und sich vor dem Fluche des Propheten bewahren.

Mustapha. — Dann bleibt einem aber nichts übrig, als Hungers zu sterben oder andere zu berauben, wenn man leben will.

Derwisch. — Gott, der uns erschaffen hat, wird uns nicht nothleiden lassen. Mache es wie wir Derwische: wir denken nie auf den folgenden Tag und leben doch.

Mustapha. — Ja, ihr lebt von Almosen; gesteht aber, wenn es Jedermann machen wollte wie ihr, kämet ihr in große Gefahr, Hungers zu sterben.

Derwisch. — Man kann immer von Kräutern, Früchten und Wasser leben. Gott ist groß.

Mustapha. — Gewiß, aber ein so nüchternes Mahl taugt blos für euch, die ihr ehelos lebt: wenn ihr Kinder hättet, könnten diese von Kräutern leben?

Derwisch. — Und warum nicht? Leben die Thiere anders? und doch gedeihen ihre Jungen, ihre Geschlechter erhalten und vervielfältigen sich seit die Welt steht. Meynst du, die Menschen seyen nothwendiger auf der Erde als die Thiere? Ihre Vervielfältigung ist nichts als ein Verderben, denn seit sie so zahlreich sind, beleidigen sie ihren Schöpfer jeden Augenblick. Gäbe es nicht einige Rechtgläubige wie wir, die Welt wäre längst vernichtet worden; unsere Gebete erhalten sie. Ich meyne nicht die Yavours*),

*) Ungläubige, namentlich Christen.

die Gott niemals anſieht, und deren Daſeyn ihm gleichgültig iſt; was ich geſagt, beziehet ſich auf unſer eigen Volk, das geſchaffen wurde, um einzig auf der Erde zu ſeyn, jezt aber ſo verunreinigt iſt durch unſere Sünden, daß man glauben ſollte Gott und ſein Prophet haben ihre Blicke von ihm abgewandt.

Imam. — Ach! darum geräth unſer Reich von Tag zu Tag mehr in Verfall, darum ſind wir weder von den Krahls *) noch den chriſtlichen Völkern mehr geachtet, wie unſere Vorfahren. Wir ſind jezt das Spielzeug dieſer Ungläubigen; ſie machen mit uns, was ſie wollen.

Muſtapha. — Was mich betrifft, irrſt du dich, Imam; mit mir machen ſie nicht, was ſie wollen; ich verachte ſie, die Hunde.

Imam. — Ohne es ſelbſt zu wiſſen, mein Kind, läßt du dich von ihnen leiten ſo gut als andere. Bemerkſt du nicht, wie durch ihre Schuld täglich ein Paar unſerer alten Gebräuche abgeſchafft werden, ein Paar unſerer Geſetze, welche ſo viele Jahrhunderte geheiligt, ſo viele Siege befeſtigt haben? Die abſcheulichen Sitten ihrer Länder ſchleichen ſich allmählich, man weiß nicht wie, unter uns ein. Alles hat ſich in unſerer Türkey verändert, alles verändert ſich noch. Bereits miſchen ſie ſich in unſere Rechtspflege; man muß ihnen Rechenſchaft davon ablegen, wie wir unſere Raja's behandeln; da wollen ſie unſerer Miliz eine andere Geſtalt geben; wahrſcheinlich werdet ihr bald ſehen, wie ſie uns ſchimpflich aus unſern Beſitzungen in Europa hinausjagen.

Derwiſch. — Wenn dieß geſchrieben ſteht, können wir nichts machen; der Wille des Propheten geſchehe!

Muſtapha. — Warum laſſen aber unſere Miniſter ſie machen?

Imam. — Unſere Miniſter! ſie ſind ſo feig, ſo niederträchtig, daß ſie den Abgeſandten dieſer Ungläubigen den Hof machen; ſie ſchmeicheln ihnen, ſie liebkoſen dieſelbe, ſie gehen ins Haus zu ihnen. Ja, man ſagt, ſie treiben die Niederträchtigkeit ſo weit, daß ſie an ihrem Tiſche eſſen und trinken.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Die chriſtlichen Könige.

Pour un fait Personnel.

(Verſpätet.)

Im dießjährigen Morgenblatt, Nro. 73 bis 76, befindet ſich unter der Aufſchrift: „Die Apoſtaten des Wiſſens und die Neophyten des Glaubens," ein Aufſatz, an deſſen Ende folgende Stelle vorkommt:

„Der Beurtheiler des Werkes: vom wahren Glauben „und der falſchen Theologie, hat geſagt: (im Literaturblatt „des Morgenblatts) das Werk ſey unheilbringend. „Das war ein böſes und ein unkluges Wort! Bös, „weil es nicht wahr iſt; kein Buch, nur Schweigen iſt „unheilbringend. Unklug — weil es nicht klug iſt zu ſagen, was manche Menſchen gar zu gern vernehmen. Der „Beurtheiler ſprach von Inquiſition, von Scheiterhaufen „und anderm hergebrachten (sic) Jammer, wozu Steffens Lehre führen könne. Die Verderblichkeit einer Lehre „— das iſt das alte Ammenlied, womit man alte Kinder „in den Schlaf zu lullen ſucht. Als die Inquiſition wüthete, ſchrieb man keine Bücher ſie zu vertheidigen, (?) „und jezt, da in keinem chriſtlichen Staate mehr politiſcher (auch kein mönchiſcher?) Despotismus herrſcht, erſcheinen täglich Werke, die den Despotismus anpreiſen. „Es iſt ein gutes Zeichen, wenn ein Schlimmes zergliedert „wird; denn entweder iſt es todt, weil man, oder man „tödtet es, indem man es zergliedert.

Dr. B."

Dem ſogenannten Beurtheiler des Steffensſchen Buchs*) wird hier Böſheit und Unklugheit vorgeworfen. Die Unklugheit nimmt er auf, indem er gar oftmals im Leben ſich derſelben hinterher bewußt wurde; ja er geſteht ſogar, ſo unklug zu ſeyn, daß er es nicht einmal weiß, was das für Menſchen ſind, die es gar zu gern hören, was er ſo unklug geſagt hat. Die vorgeworfene Böſheit aber muß er ruhig liegen laſſen, weil er eben nicht bös iſt, nicht einmal darüber, daß ihn der Dr. B. bös nennt, welches er gewiß, wie ſo Manches in ſeinem Aufſatz, recht gut gemeynt hat, indem er ja nur aus Klugheit über mich verfährt, damit es die Dummen nicht merken ſollen, daß er mich eigentlich gar nicht widerlegt, ſondern heimlich mir Beyfall zuwinkt. Oder hab' ich auch hier falſch geſehen, bin ich auch hier unklug? Nun dann muß ich freylich noch ein Paar Worte hinzufügen. Warum? Weil ich, zwar nicht mit Allem, doch mit Vielem, was der ſpirituelle Dr. B. ſagt, einverſtanden bin; oft mit einem Nachſatze vollkommen, und mit dem Vorderſatze durchaus nicht, z. B. mit dem ſchon angeführten Axiom: „Kein Buch, nur „Schweigen iſt unheilbringend." Da ich nun a priori und a posteriori überzeugt bin, und mit mir auch ſo mancher Andere, daß nicht nur ein Buch, ſondern ſelbſt das Wort: „Kein Buch iſt unheilbringend" Saamen zu Unheil werden kann, ſo darf ich ja, dem Axiom des Herrn Dr. B. zufolge, nicht ſchweigen. Ich wiederhole alſo, daß ein Buch, welches die Vernunft und den Verſtand verpönt, unheilbringend werden kann, daß es um ſo gefährlicher iſt, wenn es (wie bey Steffens) einen Enthuſiasmus zur Quelle hat, der individuell wahrhaftig

*) Zu viel Ehre! das Schriftchen wurde nicht beurtheilt, nur eine ſeiner Konſequenzen nachgewieſen.

iſt, ſich aber nun Andern, die andere Wege gingen, ja Allen unduldſam aufdrängt, was er nicht ſoll; um ſo gefährlicher iſt ein ſolches Buch, wenn es (nicht etwa von einem aſcetiſchen Mönch), ſondern von einem Apoſtaten des Wiſſens geſchrieben iſt, von einem Manne, der Epoche in der Philoſophie machte, und der nun durch Vernunftgründe zu beweiſen ſucht, daß die Vernunft nicht geduldet werden müßte, wenigſtens nicht überall, und der alſo an Philoſophie nicht glaubt und ſie doch treibt, fort- und wegtreibt; und ſeinen Glauben alſo doch nicht mit den Händen gewählt hat, wie er es zu verlangen ſcheint; — um ſo gefährlicher iſt ein ſolches Buch, wenn es von einem geliebten Lehrer der Jugend geſchrieben iſt, von einem, ob ſeiner innern Ehrlichkeit und äußerlichen Liebenswürdigkeit mit vollem Rechte geliebten Lehrer der ſtudirenden Jugend! Was ſoll ſie denken, wenn der Lehrer der Philoſophie, anſtatt ihr die mühſamen Pfade der Forſchung brechen zu helfen, und ſie ſo zum wahrhaftigen Ueberzeugungsglauben zu führen, was ſoll ſie denken, wenn er ſtatt deſſen Verſtand und Vernunft verpönt, und den ſich nie ſelbſt erkennenden Enthuſiasmus als höchſtes Prinzip aufſtellt? Sie ſoll und ſie wird auch eben nichts denken. Zu welchen Zwecken aber der unbedachtſame Enthuſiasmus von der berechnenden Selbſtſucht gebraucht werden kann, das zeigt die Geſchichte auf jeder ihrer Seiten. „Der Menſch ſoll alles dulden — aber auch die Unduldſamkeit?“ ſo frägt der Herr Dr. B., und ich ſage: Ja, auch die Unduldſamkeit ſoll er für ſeine Perſon, gegen ſeine Perſon dulden; aber er ſoll ſie nicht dulden gegen Andere, nicht gegen die Menſchheit, nicht gegen das, was den Menſchen zum Menſchen macht: gegen Vernunft und Verſtand, die unveräußerlichen Güter der dieſſeitigen geiſtigen Welt! Darum ſagte ich: das Buch iſt unheilbringend, und da ich kein Prophet bin, ſo kann dieſes nichts anders heißen, als: es kann unheilbringend werden. Und dieſes wiederhole ich nicht nur, ſondern ich ſage es auch von dem fraglichen Aufſatze des Dr. B., und zwar gerade, weil er voller Geiſt und voller Wahrheit, aber auch voller drehender Verwirrung und voller blendender Irrthümer iſt, während auch Ueberflüſſiges und Ungehöriges, poetiſche Ergüſſe und humoriſtiſche Seitenſprünge nicht fehlen, ſo daß der Neophyt daran etwas zu haben wähnt, und doch nichts hat als Verwirrung, die wahrlich zu Allem führt, auch zu Unheilbringendem. Oder glaubt der Herr Dr. B. die große Diskuſion damit geſchloſſen zu haben, wenn er ſagt: „Welcher Glaube iſt der rechte? welche Philoſophie iſt die „wahre? das will ich dir ſagen, Leſer. Die Philoſophie „iſt die wahre, die, daß ſie die wahre bleibe, nicht „nöthig hat, eine andere Lügen zu ſtrafen. Der Glaube „iſt der rechte, der, daß er der rechte bleibe, nicht „gezwungen iſt, einen andern irrgläubig zu finden.“ Dieß iſt nichts als eine kleine Variation über ein altes Thema, das längſt ſeinen uſurpirten Kredit verloren hat; ich meyne das Geſchichtchen von den drey Ringen, die der weiſe Nathan erzählt. Oder glaubt der Herr Dr. B. daß es jezt an der Zeit, und von wohlthätigem Einfluſſe ſey, wenn er, mit unbedachter Milde, die Scheiterhaufen der Inquiſition „einen hergebrachten Jammer“ nennt, und ſo die gerechte Beſorgniß der Beſſern verſpotten oder „in den Schlaf lullen“ will? Fern ſey es von mir, einen wohldenkenden Mann, wie den Herrn Dr. B., einer ſolchen Abſicht zu zeihen. Aber ich frage ihn ſelbſt: Geſezt es käme einmal eine Zeit, in der ein Bund herrſchſüchtiger Finſterlinge Scheiterhaufen und Inquiſitionen wieder herzuſtellen ſuchten, könnte alsdann einer ihrer Häupter die geheimen Plane beſſer vermummen und verſtecken, als wenn er mit Geiſt, Witz, Poeſie und Laune diejenigen als bös darſtellte, als unklug verſpottete, die in einer ſo höchſt aufgeklärten Zeit noch von Scheiterhaufen und Inquiſition nur reden können? — Ob Zeiten wiederkehren können, wie die des eilften Jahrhunderts, und ob man dann einen Kreuzzug mit derſelben That beginnen wird, mit der man, noch in der Heimath, den erſten begann, das mag der Herr Dr. B., vielleicht mit Recht, bezweifeln; was aber noch in unſeren Tagen in Nismes geſchahe, das muß ihm bekannt ſeyn. Er wird freylich ſagen: daran war kein Buch ſchuld; aber es gibt unduldſame Bücher, die eben nicht wollen, daß man Bücher leſe, daß es Bücher gebe; und dieſe waren, ſind und bleiben unheilbringend; und ihre Verfaſſer und ihre Beſchöniger haben eine große Buchſchuld abzutragen, die auf den Seiten der Geſchichte, nicht ſelten mit blutigen Lettern, verzeichnet iſt. Das iſt nun freylich nach dem Dr. B. Jammer, aber es iſt auch wirklich ein Jammer!!

P. S. Der Dr. B. iſt übrigens ſehr zu entſchuldigen, da er, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, das in Rede ſtehende Buch nicht kennt, und er ſeinen Aufſatz ſchon vor längerer Zeit, als Wolf noch in Berlin lehrte, niedergeſchrieben hat. Seitdem iſt freylich ſo Manches in der Welt vorgegangen, und, um nur Kleines zu nennen, die beurtheilte Beurtheilung wurde ja auch erſt nach Wolfs Tode geſchrieben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, 8. Juni.

(Beſchluß.)

Werfen wir einen Blick auf unſere Inſtitutionen. Welche Verſchiedenheit von denen anderer Länder! Welch eine Mannigfaltigkeit! Es mag hier vorläufig nur ein Beyſpiel genügen. Als wir vor wenig Tagen im Unterhauſe ein Mitglied, Michel Angelo Taylor, über einige kleine Misbräuche beym Verfahren

in Insolvenzangelegenheiten gewaltig klagen hörten, erfuhren wir nach näherer eingezogener Erkundigung, daß diese Hauptstadt nicht weniger als achtzig Bankerottrichter (Commissioners of Bancruptcy) besitzt, die insgesammt Anwälde sind, und dieses Richteramt, wozu sie blos vom Lord Kanzler ernannt werden, nur nebenbey als ein bloßes job (ein bedeutungsvolles Wort in unserm innern Staatsleben, dessen schwerwichtiger Inhalt das Ausland wohl noch nicht ganz zu würdigen weiß) ansehen; dafür beziehen sie auch keinen Gehalt vom Staate, sondern von den respektiven Konkursmassen, und zwar baar, denn bey jeder Gerichtssitzung, wozu abwechselnd fünf Richter erfordert werden, wird jedem derselben von den Anwälden jeder einzelnen Konkursmasse eine Guinee als Fee (Sportel) in die Hand gesteckt. Viele solcher jobs oder Abhörungen und Gerichtsverhandlungen geben auch in Kaffeehäusern vor sich, man nennt dieß Privatverhandlungen, und die Stelle eines Kommissionärs, die wöchentlich ein oder zwey Nachmittage in Anspruch nimmt, trägt im Durchschnitte 300 Pfund Sterling jährlich ein. In ihrem Gerichtshofe prakticiren ferner fünf bis sechshundert Attornies oder sogenannte Blutsauger, die wieder 1500 bis 2000 Abgeordnete in den weitläufigen Bezirken und Höfen der Schuldgefängnisse unter sich haben, welche sich in die Gunst der neueintreffenden Gefangenen zu setzen suchen, und ihnen auf die uneigennützigste Weise die aufrichtige Freundschaft ihrer Patrone anbieten. Kostet auch diese Freundschaft den armen Schuldgefangenen gewöhnlich etwas, bisweilen den letzten Heller, nun so erhält er doch am Ende seine Freyheit, wenn er nur noch die Rechnung seines guten Freundes bezahlen kann; denn bis dahin bleibt er durch das Band der Freundschaft an ihn gefesselt. Verwickelte Angelegenheiten kommen vor das Kanzleygericht, da hat es denn mit dem Fortwesen kein Ende. Der Lordkanzler, der Master, der Barrister, der Solliciter, der Schreiber und andere Subalternen, nehmen insgesammt eine Heuschreckennatur an, bis zuletzt alles aufgezehrt ist. Diese Thiere sind zwar auch in vielen andern Gegenden unsers Welttheils einheimisch; doch ist der hiesige Boden zu ihrer Vermehrung in einem ganz besondern Grade geeignet.

Mit jedem Tage zeigt sich unsere neuere Generation empfänglicher für die Verfeinerungen des höhern Lebens, und wetteifert schon in manchen Dingen mit dem tonangebenden Frankreich, während dessen Einwohner wegen der leidigen Theorieen von bürgerlicher Freyheit u. s. w. täglich mürrischer, absprößiger und fast zu Catonen werden, zeigt sich bey uns gerade das Gegentheil; wir werden immer graziöser, liebenswürdiger. Wäre es nicht um die stoische Presse, die dann und wann sich erkühnt, die Wächterin der Morale publique zu spielen, wir würden den Knoten des Anstandes ungestümm zerreißen. Noch vor zwanzig Jahren gehörte es zum guten Tone, sich zu betrinken; sogar für den großen Pitt wurden noch täglich zwey Bouteillen Portwein erfordert, und wer viele Stunden nach aufgehobener Tafel, ohne zu stolpern, noch im Theezimmer der armen Damen erscheinen konnte, wurde für einen wahren Tölpel gehalten, der die Trinksitte der Väter nicht zu würdigen verstand. Wie hat sich alles dieses verändert! kaum sind die Männer eine halbe Stunde allein, so schallen schon die Worte: the tea is ready aus dem Munde des Bedienten, Alles eilt nach den Zimmern, wo die Liebenswürdigkeit ihren Sitz aufgeschlagen, das Reich der Bouteillen steht verödet da, und muß dem himmlischern, der Theetasse, weichen. In sofern haben wir schon an alter Kernhaftigkeit beträchtlich eingebüßt, und uns verfeinert, aber wir wollen noch vollkommener werden, und errichten jezt auf Subscription, an der Ecke der bekannten St. James-Straße, ein pallastähnliches Spielhaus, das alle ähnliche menschenfreundliche Anstalten, selbst die in Paris nicht ausgenommen, überflügelt. Lange genug seufzten diese Pflanzschulen der höhern Bildung vieler unserer Großen unter dem Drucke barbarischer Gesetze; nur im Verborgenen durfte der Unterricht ertheilt werden, und noch bis jezt hat sich ein, ihnen ertheilter, Spottname, Hells, die Höllen, unter dem Volke erhalten. Aber Dank sey der Verfeinerung und dem Sinne für Toleranz! wir treten nun mit unserer Lehre öffentlich an's Licht. Nur noch einen Feind haben wir zu besiegen, den gegenwärtigen Premierminister, Herrn Canning; er, der sich so tolerant gegen alle andern Sekten zeigt, und alte Verordnungen aufzuheben strebt, will gegen das Spiel neue Verfolgungsgesetze erlassen.

Paris, Juni.

Eine öffentliche Sitzung wurde neulich von der Gesellschaft des wechselseitigen Unterrichts gehalten. Die Blüthezeit dieser Gesellschaft ist längst vorüber, und die edle Anregung, die sie in ganz Frankreich bewirkt hatte, ist beynahe wieder erloschen. Die Ostscurantisten haben so viel geschrieen, geschrieben und gepredigt, daß manchen Menschenfreunden, die es mit ihrem Vaterlande redlich meynten, und gern ein jährliches Opfer an Geld dargebracht hätten, um ihren unbegüterten Nebenmenschen die Wohlthat des Unterrichts zu verschaffen, der Muth entfallen ist, und sie ihre Hand und ihre Gaben zurückgezogen haben. Nicht Jedermann hat den Muth, das Gute zu erkämpfen; die meisten Menschen sind zwar geneigt, etwas für ihre Mitbrüder zu thun, aber es muß sachte und sanft geschehen; wenn sie nun gar bey ihren Aufopferungen noch Gefahr laufen vom Pfarrer, oder vom Maire, oder vom Präfekten ihres Wohnorts übel angesehen, und Liberale, Freysinnige, Revolutionäre gescholten zu werden, so entfällt ihnen alle Lust, und die Beyträge hören auf. Dieß ist mit wenigen Worten die Geschichte der Gesellschaft zur Beförderung des wechselseitigen Unterrichts in Frankreich. Unter Graf Decazes Ministerium, als sich die Regierung der neuen Lehrart lebhaft annahm, und diese durch Wort und That beförderte, beeiferten sich auch eine Menge begüterter Privatpersonen, Schulen anzulegen, oder sich zur Unterstützung derselben mit ihren Mitbürgern zu vereinbaren. Normalschulen bildeten damals Lehrer für Frankreich und für's Ausland; Schulbücher wurden auf öffentliche Kosten gedruckt und unters Volk vertheilt. Der Unterricht war vernünftig und zweckmäßig, und zielte auf wahre Bildung der Volksklassen ab. In manchen Gegenden, wo sonst nie gute Schulanstalten vorhanden gewesen waren, entstanden vortreffliche Institute. Ein wahrer Eifer für's Gemeinderwohl beseelte die Bürger, sie beriethen sich über die zweckmäßigste Beförderung desselben. Man konnte sich die herrlichsten Früchte von diesem edlen Patriotismus versprechen, und so wie Frankreich durch alle seine Einrichtungen und Neuerungen großen Einfluß auf das übrige Europa ausübt, so diente es damals auch zum Muster für andere Länder, in denen der Volksunterricht ebenfalls noch sehr unvollkommen war. Dazu kam, daß sich die Pariser Gesellschaft des wechselseitigen Unterrichts mit den aus ähnlichen Gesellschaften Europa's, Asia's, Afrika's, Amerika's in Verbindung setzte, und so ein Bund eifriger Menschenfreunde entstand, die den besten Willen hatten, die Menschheit aufzuklären, und sie durch die Ausbildung des Denkvermögens besser und glücklicher zu machen. Dieß ist nun alles vorbey

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 152.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 26. Juni 1827.

Dieß edle Roß, du würdeſt es geſtehen
Des Himmels Lüfte haben es gezeugt.
Säh'ſt du wie eilend, daß kein Tritt zu ſehen
Es ausgeſtreckt auf ebnem Sande fleugt.
Und ſäh'ſt du es gelenk und leicht ſich drehen
Wie es im Kreis bald rechts, bald links ſich beugt.

Taſſo.

Aufklärungen durch die neueſten deutſchen Reiſenden im Fache der Zoologie des Alterthums.

(Fortſetzung von Nro. 142.)

Auf Einiges hat Rüppel in einem Aufſatz, welcher im 3ten Bande der Amalthea S. 188 ff. abgedruckt wurde, bereits aufmerkſam gemacht, wo auch von den Subulonen, den Spießen, des Plinius die Rede iſt, ob die Orxhörner mit denen der Dama oder Dorcas irrig verwechſelt wurden, was nun nach Lichtenſteins Vorleſung nicht mehr ſtatt finden kann. Dieſer denkt in einer im Anhange beygefügten Anmerkung ſehr gering von den egyptiſchen Thierformen, die nur auf der Barberiniſchen Moſaik von Paläſtrina mit beygeſetzten griechiſchen Benennungen vorkommen. Er glaubt, daß ſie theils durch dieſe beygeſchriebenen Namen ſchon hinlänglich beſtimmt, oder auch völlig unbeſtimmbar und fabelhaft wären. Dieſe Meynung würde Millin, wenn er noch lebte, nicht theilen, da er unter des in Italien noch lebenden Franz Catel's Aufſicht mit großen Koſten kolorirte Zeichnungen von dieſer Moſaik in voller Größe des Originals aufnehmen ließ. Aus ſeinem Nachlaß iſt wahrſcheinlich auch dieſe, aus zwanzig großen Blättern beſtehende Zeichnung auf die königliche Bibliothek gekommen; und wenn ſie auch für die afrikaniſche Zoologie nicht ſo wichtige Ergebniſſe darböte als Nointel's Zeichnungen von den Frieſen in der Akropolis, die auch in der königlichen Bibliothek aufbewahrt werden, noch ganz neuerlich den archäologiſchen Forſchungen über die Skulpturen des Phidias dem Profeſſor Ottfried Müller in Göttingen geboten haben, ſo möchte dadurch doch noch mancher Aufſchluß über das fabelhafte und nicht fabelhafte Thiergewimmel im Innern von Afrika, wohin ſich ſo viele, ſonſt in Nubien und in den weſtlichen Oaſen anzutreffende Thiere zurückgezogen haben, gefunden werden können. Gewiß, ſie gäben den Stoff zu einem neuen Spicilegium, wie uns der Veteran Blumenbach deren einige mittheilte.

Das Roß iſt in der Vorwelt allgemein als ein Fremdling in Europa angeſehen worden. Es kam auf phöniziſchen Schiffen zuerſt an die Küſte von Griechenland, in den Peloponnes, nach Korinth, nach Theſſalien. Nun lautet die alte Sage, Poſeidon (Neptun) habe das Pferd erſchaffen. Es iſt aber aus Herodot zur Genüge bekannt, daß Libyen, die Nordküſte Afrika's, der älteſte Sitz des Neptunusdienſtes geweſen, daß Neptun aus Libyen zu den Hellenen gekommen ſey. Mithin ſtammte das Roß, welches die phöniziſchen Seefahrer nach Griechenland brachten, aus afrikaniſcher Race; ja es läßt ſich wahrſcheinlich machen, daß die berühmten arabiſchen Pferde, welche ja alle, der Sage nach, nur erſt von den Stuten Mahomeds abſtammen, alle ſelbſt afrikaniſchen Urſprungs ſind. Bekanntlich ließ Salomo ſeine Streitroſſe und Streithengſte durch Händler in Karavanen nach Paläſtina aus Egypten bringen. Denn Karavane bezeichnet das Wort im erſten Buche der Könige, 10, 28, wie der große Orientaliſt Geſenius in einer Rezenſion von Heerens Ideen gezeigt hat. Und in der That

müſſen unter den Pharaonen und Seſoſtriden auch die egyptiſchen Schlachtroſſe und Wagengeſpanne ſehr vorzüglich geweſen ſeyn, wie die zahlreichen Bildwerke an den Tempeln Oberegyptens beweiſen, die freylich der Ritter Michaelis noch nicht kannte, als er jene Forſchungen über die älteſte Pferderaçe in ſeiner Abhandlung über die Pferdezucht widerlegte. Die Berber- oder afrikaniſche Pferderaçe, die Jahrhunderte lang einen vorzüglichen Exportationsartikel des puniſchen Welthandels machte, und als caput aeris equi, als ſchlanker Pferdekopf, als Kakkabe, um das karthagiſche Wort zu brauchen, noch jezt tauſend puniſchen Münzen in allen Metallen aufgeprägt gefunden wird, muß alſo in einer Egypten nachbarlich gelegenen Gegend geboren ſeyn. Dieß alles erhält nun durch die neueſten Reiſen am Ober-Nil über Nubien hinauf eine überraſchende Beſtätigung. Dort fand man in der Nähe von Dongola, bey Dar-Schangin, in Berber, bis Tinarab hinauf dieſelbe ausgezeichnete Raçe wieder, von welcher ſchon Bruce geſprochen hatte. Der treffliche, Afrikas innerer Erforſchung zu früh entriſſene Burkhardt ſpricht in ſeiner zweyten Reiſe von dieſer herrlichen Dongolaraçe ausführlich und bemerkt zugleich, daß jede Karavane von Soccokin, dem Stapelorte Nubiens und Habeſſiniens am rothen Meer, zu Schendy, dem wahren Mittelpunkte dieſer Zucht von gewaltigen Roſſen, eine Menge Pferde von der Dongolazucht aufkaufe und ſie wieder vortheilhafter in Yemen bis Mokha hin abſetze. Mit der Beſchreibung dieſer herrlichen Stammraçe ſtimmt Waddington vollkommen überein, der in Begleitung des Feldzugs, welchen der Vicekönig von Egypten durch ſeinen Sohn Ismael dorthin unternehmen ließ, und der ſo unglücklich endete, von der Schönheit und impoſanten Größe dieſer Pferde ergriffen, eine merkwürdige Schilderung davon entwirft. Das alles hat ſich nun in der neueſten Zeit noch weit mehr beſtätigt. Denn nun ſind Hengſte und Stuten von dieſer Raçe, welche in der Stuterey des Aly Paſcha ſchon ganz einheimiſch iſt, bereits ein Einfuhrartikel über Trieſt auch nach Deutſchland geworden. Der König von Würtemberg erhielt einige für ſeine Stuterey in Weil, und ein neuer Ankauf von dieſen Dongolas aus einem vor Kurzem zu Trieſt eingetroffenen Transporte, von den Herrn Lebolo und Drovetti aus Alexandrien expedirt, iſt für das königlich Würtembergiſche Geſtüt bewerkſtelligt worden. Wenn das Pferd, welches General Minutoli aus Egypten an ſeinen königlichen Zögling, den Prinzen Karl, nach Berlin ſchickte, nicht allen Hoffnungen entſprach, ſo darf daraus kein Schluß aufs Ganze gemacht werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Türkiſche Sitten,

(Beſchluß.)

Derwiſch. — Alle dieſe Elzir (Geſandte) ſind nichts als Spione; warum läßt man ſie in der Hauptſtadt leben? warum ſchickt man ſie nicht auf die Prinzeninſeln?

Muſtapha. — Lieber zum Seitan mit ihnen, mit allen zum Seitan (Satan)!

Imam. — Wenn wir auch ihrer los wären, wären wir darum nicht gerettet: allerdings hat unſer Unglück ſeine Quelle in den Laſtern unſerer Staatsmänner; aber es iſt geſchehen, die Verderbniß iſt bereits im Volke. Alle Vorſchriften, alle Verordnungen des großen Propheten werden mit Füßen getreten. Man ſieht jezt die Osmanlis Glücksſpiele ſpielen; man vernachläſſigt nicht nur das Gebet und die Faſten, ja, man wagt es, ſich der von Mahomet ſo ſtreng verbotenen Getränke und Fleiſchſpeiſen nicht mehr zu enthalten. Ja, könnt ihr es glauben? ich habe Schweinefleiſch eſſen ſehen.

Muſtapha. — Aber ich bitte euch, da ihr ſo gelehrt ſeyd, ſagt mir, warum iſt uns das Schweinefleiſch unterſagt? Sollte wahr ſeyn, was ich habe ſagen hören, daß dieſes Thier einſt Schläuche voll Waſſer aufwühlte, welche der Prophet heimlich hatte vergraben laſſen, um mitten in der Wüſte ein Wunder zu wirken, wie ein alter Jude einmal vor Alters eins that, und daß das arme Vieh zur Strafe verflucht und ſein Fleiſch von unſerer Nahrung ausgeſchloſſen wurde?

Derwiſch. — Welche Läſterung!

Imam. — Junger Menſch, welch hölliſcher Geiſt hat dir dieſe gottloſe Geſchichte erzählt! Bedurfte der Prophet ſolcher Hülfsmittel, um Wunder zu thun, er, der von tauſend Legionen Engeln begleitet wurde, ſo oft er auszog, die Juden und Götzendiener zu vernichten; er, der eine ganze Stadt mit einem Korb voll Datteln ernährte!

Derwiſch. — Das Schwein iſt ein unreines, ſchmutziges, verworfenes Thier: darum iſt uns verboten, ſein Fleiſch zu eſſen. Wäre aber dieſer Grund auch nicht vorhanden, darf man grübeln über dem Willen des Herrn? Nein, mein Kind, man muß glauben, ohne zu fragen; dieß iſt der wahre Grundſatz unſerer Religion, dieß iſt die Richtſchnur jedes Rechtgläubigen. Laſſen wir die Gottloſen und Ungläubigen die Gottheit bekritteln!

Muſtapha. — Vergebt mir, Bababar *), ich ſagte blos wieder, was ich gehört hatte.

Derwiſch. — Wir vergeben dir, denn du biſt jung und ohne Erfahrung. Imam, ſprich ein Gebet zum Propheten und flehe ihn an, daß er verzeihe.

Imam. — Vergib, Heiliger aller Heiligen! vergib dieſem Kinde und allen Seinesgleichen; ſie wiſſen nicht

*) Mehrzahl von baba, Vater.

was ſie thun, noch was ſie ſagen, ſie kehren vielleicht einſt um zum Wege der Heiligkeit! (Zu Muſtapha.) Du ſiehſt, junger Menſch, wie leicht es iſt, in die Fallſtricke dieſer Ungläubigen zu fallen; ſo verderben und verkehren ihre Lügen tagtäglich welche aus der Mitte der Gläubigen. In der Hauptſtadt bemerkt man noch eine gewiſſe Achtung vor den alten Gebräuchen; aber geh in die Provinzen, und du wirſt abſcheuliche Dinge ſehen; da wirſt du Ungläubige auf Pferden einherreiten ſehen; wirſt ihre Häuſer bemalt ſehen, wirſt an ihren Leibern Goldſtickerey, weite Kleider, rothe, ja grüne*) Stoffe ſehen, mit Einem Wort, Luxus aller Art. Alles iſt ihnen erlaubt, wenn ſie nur den Aga's Geld geben.

Derwiſch. — Geld iſt heut zu Tage ein Gott; man ſchätzt es höher als das Paradies der Osmanlis.

Imam. — Gib den Paſchas, ja dem Vezir ſelbſt hundert Beutel, und du bekommſt die Erlaubniß, eine Kirche wieder aufzubauen; gib ihnen nur das Drittheil davon, ſie laſſen dich eine Chriſtenſchule errichten; die Hälfte unſeres Reiches wird auch bald mit Ungläubigen bevölkert ſeyn.

Muſtapha. — Ich habe ſagen hören, man habe mehrere Bücher, welche die Franken geſchrieben haben, in unſere Sprache überſetzt.

Imam. — Ach! die verfluchten Bücher! dieß iſt die grauſamſte Geißel, die der Prophet zur Strafe unſerer Sünden über uns ſchwingt!

Derwiſch. — Der Wurm ſoll ſie zernagen, die Mäuſe ſollen ſie freſſen, das Feuer ſie verzehren, dieſe verfluchten Papiere!

Muſtapha. — Habt ihr eins oder das andere von dieſen Büchern geleſen?

Iman. — Gott bewahre mich! und du, mein Sohn, hüte dich wohl, ſie zu berühren! Fällt jemals eines dir in die Hände, ſo kannſt du nichts beſſeres damit thun, als es ſogleich ins Feuer werfen. Wäre ich reich, hätte ich ſie alle gekauft, um ſie zu verbrennen, und damit Tauſende von Seelen gerettet.

Muſtapha. — Man hat mich aber verſichert, dieſe Bücher verdienen nicht alle ſo behandelt zu werden. Gewiß ſind ſehr ſchlechte darunter, wie die, in denen die Geſchichte des Landes der Franken, ihrer Sitten, ihrer Gewohnheiten ſteht; dieſe, das gebe ich zu, ſoll man ohne Erbarmen vernichten; es heißt aber, es gebe andere, die nicht ganz ſchlecht ſeyen.

Imam. — Sie ſind alle ſchlecht.

Derwiſch. — Wie ſollten ſie nicht abſcheulich ſeyn, da ſie aus dem Lande der Franken kommen? Hat man je geſehen, daß etwas Gutes von ihnen kam?

Muſtapha. — Aber die, die von der Kriegskunſt handeln?

Imam. — Nun was! glaubſt du denn, wenn die Ungläubigen ein Geheimniß wüßten wie man Krieg führen muß, ſie würden es uns entdecken? Eher das Gegentheil würden uns die Schurken lehren, damit wir in ihre Fallſtricke fielen. Unſere Väter, die im Kampfe ſo furchtbar und ſo mächtig waren, hatten die nöthig, die Bücher der Franken zu leſen?

Muſtapha. — Sagt mir aber, was können die Bücher ſchaden, aus denen wir rechnen, zählen, meſſen lernen?

Imam. — Dieſes alles verſtehen wir ganz gut.

Derwiſch. — Zählen unſere Kaufleute nicht vortrefflich mit ihren Roſenkränzen und Kerbhölzern?

Imam. — Wir brauchen die Franken weder dafür, noch für irgend etwas anderes. Wir wollen nichts von ihnen, durchaus nichts.

Muſtapha. — Gut! man ſagt aber doch, ihre Bücher werden ſich bedeutend bey uns vermehren; nicht mehr durch Abſchriften mit der Hand, ſondern mittelſt einer Maſchine, wie ſie heißt weiß ich nicht.

Derwiſch. — Er meynt wahrſcheinlich die Preſſe.

Imam. — Ja, das iſt die verfluchte Buchdruckerkunſt; ſchon ſeit mehreren Jahren iſt ſie bey uns eingeführt, und ſie wird unſerem unglücklichen Lande den Garaus machen.

Muſtapha. — Man kann aber mit dieſer Maſchine auch unſere guten Bücher vervielfältigen.

Imam. — Mein Kind, unſere heiligen Schriften dürfen mit dieſer Höllenmaſchine nichts gemein haben. Ich weiß wohl, man war ſo gottlos damit Abſchriften davon machen zu laſſen, aber die wahren Gläubigen leſen nichts anderes und dürfen nichts anderes leſen als Handſchriften. Als Gott den Coran durch ſeinen Erzengel dem großen Propheten ſandte, und ihm befahl, ihn unter allen Völkern zu verbreiten, hätte er da nicht zu ihm geſagt, er ſolle ihn drucken laſſen, wenn er gedacht hätte, es ſey dieß etwas Gutes? Täuſche dich nicht, junger Menſch, was nicht im Coran geſchrieben ſteht, was nicht vom Propheten befohlen iſt, und was unſere Vorfahren nicht kannten oder nicht anwendeten, iſt ſchlecht, verderblich, verabſcheuungswerth, und muß aus dieſem Reiche verbannt werden. Gehorche dieſem Grundſatze, und du wirſt nicht allein glücklich ſeyn auf dieſer Welt, ſondern du wirſt auch aller Freuden genießen, die der Prophet ſeinem geliebten Volke im Paradies bereitet hat.

---

*) Die türkiſchen Luxusgeſetze ſchreiben den Rajas blos dunkle Farben an Kleidern und Häuſern vor. Die grüne Farbe aber iſt ſelbſt den Türken verboten, wenn ſie nicht Emirs ſind; auch dieſe dürfen ſie blos am Kopfe tragen; ſie genießen dieſes Vorrecht als Abkömmlinge von Mahomets Tochter, Emine.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Unter dem jetzigen Ministerium wird nicht allein der wechselseitige Unterricht nicht befördert, sondern sogar gestört und unterdrückt. Zwar hat es keine Macht über Privatanstalten; allein es zieht die Frères ignorantins zu Volkslehrern vor, und diese Halbgeistlichen oder Layenbrüder verstehen nicht viel mehr als Kirchenceremonien. In Zucht halten sie die Volksjugend freylich so gut, und vielleicht noch besser als die weltlichen Lehrer, allein ihr Furcht- und Schreckenssystem macht doch keinen Unterricht aus, und bildet keinen freygesinnten Bürger. Die Provinzialbehörden, die sich immer nach dem Ministerium richten, lassen die Schulen des wechselseitigen Unterrichts fahren, und brauchen die Gemeindegelder zur Unterstützung der Schulen der Frères ignorantins, denen noch außerdem Legate und Schenkungen in Menge zufallen. Natürlich konnte der Bericht des Generalsekretärs, Baron Degerando, bey der dießmaligen öffentlichen Sitzung der Gesellschaft eigentlich nichts als ein Ausbruch der Klagen der Menschenfreunde über den Rückgang des Volksunterrichts seyn. Hie und da stehen nur noch Trümmer der abgelobten Anstalten. Meistens werden sie von reichen Privatgutsherrn oder von Handelskompagnien unterhalten, z. B. von der Kompagnie, welche die großen Steinkohlenwerke zu Cazin besitzt; diese unterhält eine Schule für die Kinder der Bergleute; eben so in andern Gegenden Frankreichs, wo es Bergwerke oder beträchtliche Fabriken gibt, und wo sich mithin eine gewisse Zahl gebildeter und begüterter Bewohner aufhält, die mit der Regierung in keiner Verbindung stehen, und sich an das Treiben der Ultras nicht zu kehren brauchen. Glücklicherweise verliert auch die Pariser Gesellschaft den Muth nicht ganz, und vermittelst der freywilligen Gaben und Subscriptionen, die sie sammelt, wirkt sie doch immer noch einiges Gute. Indem sie Schullehrer besoldet, Schulbücher, Schreibmaterialien u. a. D. unentgeldlich an die ärmern Kinder vertheilt, den Schulanstalten in den Provinzstädten mit Rath beystehet, und die Abfassung guter Volksschriften zu Preisaufgaben macht. So hatte sie dießmal mehrere Preise auszutheilen, für Elementarbücher gemeinnütziger Wissenschaften, als Erdbeschreibung, Himmelskunde, Meßkunst, wie auch für einen Volkskalender. Man hat mit Recht bemerkt, daß für einen beträchtlichen Theil des Volks der Kalender fast das einzige Buch ist, das es liest; könnte man ihm also durch einen Kalender eine gewisse Anzahl nützlicher Kenntnisse und Erfahrungen beybringen, so wäre ihm dadurch ein großer Dienst geleistet. Aber dieß ist keine kleine Aufgabe, denn erstlich: da ein Kalender nicht theuer seyn darf, ist der Raum äußerst eingeschränkt; zweytens soll man so faßlich seyn, daß Jedermann die kurzen Aufsätze nicht allein verstehen, sondern auch benutzen kann; und dann müssen die Aufsätze auch noch anzüglich genug seyn, um dem Volke Lust einzuflößen sie zu lesen. Aus den eingegangenen Preisschriften konnte man sehen, mit welchen Schwierigkeiten die Schriftsteller zu kämpfen gehabt hatten. Einige hatten den zweckmäßigen Ton für den Volksunterricht gar nicht getroffen; andere hatten zwar moralische Lebensregeln und Anweisung zum Erdäpfelpflanzen hineingebracht, aber das ging dann auch nur durch einander; Anekdoten waren auch nicht vergessen worden. Indessen bezeigte sich die Gesellschaft mit diesen Versuchen nicht zufrieden, und stellte dieselbe Preisaufgabe aufs Neue. Ich fürchte, es wird ihr das folgende Mal nicht viel besser gehen als jetzt. Mehr Erfolg würde dieser Konkurs haben, dünkt mich, wenn die Aufgabe nicht zu allgemein wäre.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Anfangs Mai.

(Fortsetzung.)

Herr Lemm, den ein fast zweyjähriges Krankenlager von der Bühne entfernt gehalten hatte, trat wenige Tage nach der Aufführung des Clavigo zum ersten Male als Nathan wieder auf. Das Publikum, das den trefflichen Künstler und Nathan so lange hatte entbehren müssen, schien durch den rauschendsten Beyfall beyde mit den Anfangsworten Dajas empfangen zu wollen: „Er ist es, Nathan! — Gott sey ewig Dank, daß Ihr doch endlich einmal wieder kommt.“ Wer seine Bildung in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts empfangen hat, und dieser Bildung auch in dem neuen Jahrhundert noch treu geblieben ist, der athmet in Nathan dem Weisen wieder die Luft seiner geistigen Heimath, nachdem er sich in den Gesinnungen der gegenwärtigen Zeit nur stets hat fremd und unbehaglich fühlen müssen. Wie viel ältliche Gesichter sah man nicht bey den Hauptstellen zufrieden in sich hineinlächeln, wie viel ältliche Hände bey der Erzählung von den drey Ringen, indeß die Jüngern den Schauspieler beklatschten, auch in Rücksicht des Inhalts den lautesten Beyfall bezeugen! Denn ein Hauptverdienst des Stückes ist es, die wesentlichsten, höchsten Interessen seiner Zeit dargestellt zu haben, und weil diese Zeit ein Wendepunkt ist, wird diese Darstellung auch ein dauerndes Interesse behalten, wenn zuletzt auch nur ein geschichtliches. Dieses Interesse ist das der Aufklärung, wie diese sich nicht nur gegen alles Katholische, sondern eigentlich gegen alles Religiöse überhaupt, und zwar in dem bestimmten Sinne wendet, daß es nicht darauf ankomme, was man glaube, welches Gefühl, welche Vorstellungen, welche Offenbarungen der Mensch vom Göttlichen und Wahren habe, sondern nur darauf, wie er handle. Näher drückt dieß Lessing selber durch die Worte Nathans zum Tempelherrn aus:

> Sind Christ und Jude eher Christ und Jude
> Als Mensch? Ach! wenn ich einen mehr in Euch
> Gefunden hätte, dem es gnügt ein Mensch
> Zu heißen!

Alles Menschliche ist hier zum ersten Male wieder als das Höchste ausgesprochen warum es zu thun sey, und zwar nicht in der Weise der Griechen, welche den Inhalt des Menschlichen, die beliebte Natur, die Sittlichkeit der Familie, Schönheit und Liebe, und den Ernst des wissenden und politischen Geistes zum Inhalte ihrer Götter erheben, sondern in dem ganz entgegengesetzten Sinne, daß es gleichgültig sey, was als das Göttliche angenommen werde, indem nur das Menschliche als das eigentlich Werthvolle Gültigkeit haben soll, und zwar nicht das Menschliche in seiner Erfüllung von Volksunterschieden, sondern nur als moralisches Handeln überhaupt. Unter jedem Himmelsstriche, unter jedem Volke, bey jedem Glauben, soll gut und edel gehandelt werden, soll der Mensch wahrhaft Mensch seyn können, daher sind diese Unterschiede der Nation und der Religion gleichgültige Unterschiede, die sogar abgeworfen werden müssen, damit der Mensch erst recht zu dem komme, was seine höchste Bestimmung ist, nämlich Mensch zu seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 153.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 27. Juni 1827.

Sie trug ein inneres Wehe, welches aller Schmeicheleyen der Freundschaft spottete, und achtete nicht des Sanges des Zauberers, zauberte er auch noch so kunstreich.

W. Irving.

Lord Byrons lezte Liebe.

Ich wohnte unlängst einer Abendgesellschaft in Genf bey. Es war ein Grieche eingeladen, der in Missolunghi gekämpft und sich mit seinen Kampfgenossen durchgeschlagen hatte. Seine Züge waren edel, sein Auge voll Feuer; aber noch zeigten sich auf seinem Gesichte die Spuren des überstandenen Elends und der Hungersnoth. Von Napoli di Romania aus war er, mit den besten Empfehlungen versehen, hieher gekommen, um seine Gesundheit wieder herzustellen. Natürlich drängte sich Alles um ihn; die Anwesenden, und besonders die Damen, ergossen sich in Lobsprüchen über seine und seiner Genossen Tapferkeit. Die Männer wollten die nähern Umstände der Belagerung und des Ausfalls hören. Das Gespräch kam auch auf Lord Byron. Spiliades (so hieß der Grieche) sprach mit dem höchsten Enthusiasmus und mit Thränen in den Augen von ihm, und erzählte uns folgende Geschichte, die Byron ein Jahr vor seinem Tode in Missolunghi begegnet ist.

Als Byron eines Tages von der Hühnerjagd zurückkam, auf die er, von seinen Sulioten begleitet, oft ausging, hörte er in einem niedlichen Hause Klavierspiel, von einer herrlichen Stimme begleitet. Sowohl die Seltenheit des Instruments in diesem Lande, als die Schönheit des Gesangs sezten ihn in Erstaunen. Er machte mit seinen Palikaren Halt. Das Geräusch, welches hierdurch entstand, wurde oben gehört; der Gesang verstummt, aber die Sängerin tritt neugierig auf den Balkon, und vor den entzückten Blicken des Lords zeigt sich eine Gestalt, deren Schönheit nach seiner eigenen späteren Aeußerung, Alles übertrifft, was er je von schönen Frauen in Griechenland gesehen hatte. Er redete sie in neugriechischer Sprache an und dankt ihr für den Zauber ihrer Stimme und ihres Spiels. Sie antwortet ihm auf Französisch; ein neuer Beweis ihrer für eine Griechin seltenen Bildung. Gern hätte Byron das Gespräch länger fortgesponnen; aber sie zog sich bescheiden zurück. Doch die Erscheinung war allzu bezaubernd für ihn, um nicht weiter zu gehen. Byron ließ Erkundigungen einziehen und hörte, daß sie die Tochter eines griechischen Kaufmanns in Missolunghi, und kürzlich von Marseille zurückgekommen sey, wo sie bey Verwandten, um ihrer Ausbildung willen, einige Zeit verlebt hatte. Byron kannte ihren Vater, der in der Stadt ein Amt bekleidete, und wegen seiner Vaterlandsliebe allgemein geachtet war. Da der Lord von den Griechen angebetet wurde, so war es ihm leicht, Eintritt in das Haus des Griechen zu bekommen, zuerst unter dem Vorwande von Geschäften, bald durch den Vater, der sich durch seine Besuche geehrt fand, eingeladen. So sehr ihn beym ersten Anblick die Gestalt der jungen Griechin entzückt hatte, so sehr wurde er jezt von ihrem Geiste angezogen. Sie sprach außer dem Neugriechischen und Französischen auch italienisch, das Byron leidenschaftlich liebte. Besonders aber bezauberte ihn ein gewisser romantischer Schwung in ihrem Wesen. Bey

aller Weiblichkeit und der Bescheidenheit ihres Geschlechts, hegte sie eine schwärmerische Liebe für ihr Vaterland, war stolz auf den griechischen Namen und den alten Ruhm ihres Volks, und haßte die Türken unversöhnlich. Byron faßte eine heftige Liebe für sie, die er erst durch Blicke, später durch leidenschaftliche Worte zu verstehen gab. Aber sie wich lezteren immer aus, lenkte das Gespräch ab, wenn er von Liebe anfing, blieb aber immer sanft und gut gegen ihn, und ließ ihre Verehrung für ihn als Griechenfreund frey durchschimmern. Es war vielleicht das erste Mal, daß er bey allen Bemühungen, Gegenliebe zu erringen, unerhört blieb. Indeß reizte dieses Mißlingen seine Leidenschaft nur noch mehr. Aber ohne Erfolg, obgleich auch der Vater, eine ernste Verbindung hoffend, ihm nicht entgegen schien. Byron konnte sich dieses Räthsel nicht erklären, bis es sich endlich schrecklich löste. Als er eines Tages nach seiner Gewohnheit zu ihr kam, fand er sie todtenbleich, thränenlos, und über ihre himmlischen Züge den tiefsten Schmerz ausgegossen. Außer sich eilt er auf sie zu, und fragt sie nach der Ursache ihres Grams. Sie antwortet ihm: „Wisse, ich habe mein Herz an einen Palikaren geschenkt, der schon der Gespiele meiner frühen Jugend war. Als er jüngst zum Heere abging, schwor ich ihm ewige Liebe, und verhieß seinen Tod nicht zu überleben, wenn er im Felde sterben sollte. Ich habe heute Nachricht erhalten, daß er für sein Land gefallen ist; mein Loos ist bestimmt.“ Mit diesen Worten begann sie zu wanken. Byron faßte sie; sie verschied in seinen Armen an Gift, das sie genommen hatte. Byron konnte von diesem Tage an nimmer heiter werden.

Aufklärungen durch die neuesten deutschen Reisenden im Fache der Zoologie des Alterthums.

(Beschluß.)

Wir haben in einem eben jezt vom General Minutoli herausgegebenen, reich ausgestatteten und mit dem Hauptwerk seiner Reise in der genauesten Verbindung stehenden Supplementband: „Nachträge zu meiner Reise zum Tempel des Jupiter Ammon und nach Oberegypten 1820 und 1821. (mit 7 Kupfertafeln, Berlin 1827. 377 S. gr. 8.) nicht nur aus der Feder des Generals selbst einen interessanten Beytrag über diese Dongolaraçe erhalten, sondern es ist dabey auch ein sehr lesenswerther Aufsatz: Bemerkungen über die Pferderaçe von Dongola, von dem Stallmeister, Herrn von Hochstetter, mitgetheilt worden, worin die Hengste und Stuten dieser Raçe aus der unmittelbarsten Beobachtung kunstgerecht beschrieben, und die durch manche nachtheilige Gerüchte gegangenen schönen Eigenschaften dieser alten Stammraçe ins gehörige Licht gesezt werden. Besonders merkwürdig ist hier die Beobachtung über die auffallende Aehnlichkeit dieser Dongolaraçe mit den spanischen Pferden im ganzen Körperbau und in der Flüchtigkeit des Gangwesens. Und das Urtheil, daß Spaniens Pferdearten zum Theil von dieser Dongolaraçe abstammen, läßt sich daher mit vielen Gründen aus dieser besondern Aehnlichkeit schließen. Die von den Römern schon so hochgepriesenen Lusitanischen Stuten (die von Zephyr geschwängerten) der Asturier und Andalusier führen gewiß ihren Stammbaum eben daher, woher das thessalische Schlachtroß, das korinthische Flügelpferd, die agrigentinischen Wettrenner in der griechischen Vorwelt stammten, aus Afrika, durch den phönizisch-karthagischen frühen Handelsverkehr. So wäre vielleicht durch die neuesten deutschen und englischen Reisenden ein festerer Standpunkt für die früheste Verpflanzung und Ansiedlung des Pferdes an den Küstenländern des Mittelmeers gewonnen, und des gelehrten und scharfsinnigen Freret Hypothese, die unerwartet in den jüngsten Forschungen über den Neptunusdienst neue Vertheidigung gefunden hat, daß unter den Rossen Neptuns nur die Schiffe zu verstehen wären, würde schwerlich neue Vertheidiger finden können. In den oben angeführten Nachträgen des Generals von Minutoli findet sich auch eine neue Erklärung des bekannten Völkerzugs, den Belzoni im Atlas zu seiner Reise, Tafel 6 — 8, zuerst abbildete, wobey auch die Hauptfiguren wegen der Seltenheit und Kostbarkeit des belzonischen Werkes auf der dritten Tafel noch einmal farbig dargestellt sind. Belzoni fand in der einen Gruppe, durch eine auffallende Nationalähnlichkeit bewogen, Juden; auch Blumenbach überzeugte sich davon; der Augenschein spricht für diese Ausdeutung. Indeß fand Minutoli lieber arabische Hyksos darin. Immer bleibt jene Vorführung von Individuen aus ganz verschiedenen Raçen zum Throne des Siegers eine der merkwürdigsten Musterkarten unterthäniger Völkerstämme unter der Regierung der Pharaonen.

Hier gilt es indeß der antiken Thierkunde aus neuen Forschungen und dem Wunsch, bald ein Hierozoicon, eine Bestimmung und Beschreibung aller in der Vorwelt und in den Mythen und Denkmalen des Alterthums vorkommenden Thiere, in einem weit umfänglicheren Sinne zu erhalten, als es einst der gelehrte Samuel Bochart gab und dessen kundiger Herausgeber Rosenmüller ergänzen konnte. Dazu wäre aber durchaus eine neue kritische Bearbeitung der Bücher des Plinius erforderlich, welche die Thierkunde umfassen, wie sie in der lezten Versammlung der deutschen Naturforscher im September 1826 in Dresden zur Sprache gebracht, und von Oken im 2ten und 3ten Stück der diesjährigen Isis in den ersten Grundzügen mitgetheilt worden ist.

Soldatenleben in Irland.

In Edinburg iſt ein Werk erſchienen: „Scenen und Skizzen aus dem Leben eines Soldaten in Irland," das ſo intereſſante Bemerkungen, Aufſchlüſſe und Bilder enthält, daß wir nicht umhin können, unſern Leſern einiges davon mitzutheilen.

1. Schreckliche Leibesſtrafen.

Der erſte Mann, den ich peitſchen ſah, war ein Ausreißer; er empfing 800 Streiche; es würde barmherziger geweſen ſeyn, ihn zu erſchießen, aber es gibt Fälle, wo Leute 1000 Streiche erhielten, ehe man ſie von den Hellebarden (an denen man ſie feſtbindet) abnahm, und wo die Natur die zuerkannte Strafe nicht auf einmal auszuhalten vermochte, ſo daß man ſie zu wiederholten Malen herausbrachte, um ihre halbgeheilten Rücken aufs Neue zu zerfleiſchen; man hat ſie unter der Geißel in Ohnmacht ſinken und wieder ins Leben peitſchen ſehen. Bey andern Gelegenheiten wußte man ihren gräßlichen Schmerz dadurch zu verlängern, daß man ihnen die Streiche nach den Schlägen einer Trommel gab, und eine halbe Minute zwiſchen jedem Schlage verſtreichen ließ; wenn dann der zerfetzte Rücken ganz geſchunden war, und die nackten Muskeln unter der Geißel zitterten, ſo hatte man die Gnade, mit einem andern Theil des Körpers anzufangen! Und dieſes alles geſchah unter den Augen eines Volkes, welches auf Chriſtenthum und Verfeinerung Anſpruch macht, welches täglich das Parlament mit Bittſchriften gegen das Peitſchen der Neger mit der Karrenpeitſche überſchwemmte, während das Blut ihrer Landsleute den Hof einer Kaſerne beſprizte und ihr Geſchrey ihnen in die Ohren drang! Sie ſahen es nicht, ſie hörten es nicht; ihre Gefühle waren zu verfeinert, um ſie andern als entfernten Jammer empfinden zu laſſen. Das Jammergeſchrey der gefolterten Landeskinder verhallte im Winde; keine Stimme, kein Arm erhob ſich, um ſie zu retten. Ja, einige Wenige gab es, die für die mißhandelte Menſchheit ſprachen, und dieſe leben im dankbaren Andenken der Soldaten; aber ihre Bemühungen wurden durch den Widerſtand von Männern vereitelt, von denen ich nicht reden darf, ohne vielleicht zu viel zu ſagen. Gott ſey Dank, die Zeiten, die ich beſchrieben, ſind vorüber; man kann jezt nicht Leute auf dieſe Weiſe behandeln, ohne daß es zu einer Unterſuchung führen müßte; aber genug davon iſt übrig, um uns die gänzliche Abſchaffung wünſchenswerth zu machen. Obgleich das Peitſchen im Lande ſelbſt jezt ſelten ſtatt findet, ſo fürchte ich doch, daß es in unſern Kolonien noch allzuhäufig iſt, und wahrſcheinlich zu jener Verworfenheit und dem Hange zum Betrinken führt, die man an den Soldaten bemerkt, die lange in Oſt- oder Weſtindien gedient haben.

2. Eine Sterbeſcene.

Meine Urlaubszeit ging ſchnell vorüber, und ich mußte auf's Neue meinen Freunden Lebewohl ſagen, und zu meinem Regimente zurückkehren. Bey meiner Ankunft fand ich meinen Kameraden Dennis nebſt mehreren andern, mit Waffen und Gepäck, das Gewehr auf der Schulter, und mit dem Geſichte nur ein Paar Zoll von der Kaſernenmauer ſtehen; ſie waren verurtheilt drey Tage lang vom Aufgang bis zum Untergange der Sonne in dieſer Stellung zu bleiben, weil ſie beym Abendverleſen gefehlt hatten. Dieß war eine neu erfundene Strafe, welche als eine mildere Buße für das Peitſchen gelten ſollte, aber meiner Meynung nach ſchwerer, und der Geſundheit nachtheiliger war. Unſere ſittlichen Aerzte ſcheinen Körperſchmerz als die große Panacee für alle geiſtigen Verirrungen zu betrachten. Es iſt merkwürdig, wie Herkommen und Vorurtheil Männer von ſonſt guter Erziehung über dieſen Punkt irre führen; dieß rührt entweder von Trägheit her, welche ſie überhaupt am Denken verhindert, oder ihre Leidenſchaften ſind ſo viel ſtärker als ihre Vernunft, daß ſie ihrer beſſeren Ueberzeugung entgegen handeln. Das Leztere aber iſt das Gewöhnlichſte von beyden. Hätte man ſich die Mühe gegeben nach der Urſache zu forſchen, welche den armen Dennis zu jenem Fehler verleitet hatte, ſo würde man gefunden haben, daß ſie jene ſchwere Strafe nicht verdiente. Seine Geliebte, Peggy Doyle, war von dem Gehirnfieber befallen worden, welches damals herrſchte. Die Armen in Irland haben eine beynahe unglaubliche Furcht vor dem Fieber; oft weigern ſich die nächſten Verwandten eines davon Befallenen ihn zu beſuchen, und oft iſt der Leidende gänzlich verlaſſen, wenn ſich anders nicht eine liebende Frau, Tochter oder Mutter findet, die ihre Treue über die Todesfurcht erhebt. Die arme Peggy hatte die Krankheit in einer Familie geerbt, in der ſie eine vertraute Freundin hatte; die ganze Familie, welche aus fünf Perſonen beſtand, war unglücklicherweiſe auf einmal davon befallen worden, und da Peggy ſahe, daß ſie Niemand pflegen wollte, hatte ſie großmüthig ihren Dienſt verlaſſen, um ihre Wartung ſelbſt zu übernehmen. Der Vater und ein Knabe ſtarben, aber die Mutter nebſt zweyen Töchtern erholten ſich. Dennis hatte inzwiſchen oft die Arbeit und Gefahr freudig mit ihr getheilt, deren ſie ſich mit einem ſo edlen Eifer freywillig unterzogen.

(Der Beſchluß folgt.)

An einen jungen Kunſtfreund.

Was aus fernen Welten klingt,
Unbeſtimmt im Aether blinkt
Und dich recht poetiſch dünkt,
Iſt es meiſtens nicht. —

Und was dir profaisch deucht,
Weil's der Erde nicht entfleucht,
Guter Jüngling, das vielleicht
Ist durchaus Gedicht.

Ludwig Robert.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Das Landvolk hat, in Frankreich wenigstens, andere Bedürfnisse als das Stadtvolk; ersteres lebt vom Ackerbau, letzteres von Handwerken oder Fabrikarbeiten; derselbe Kalender, wofern er auf das häusliche Leben und die gewöhnlichen häuslichen Beschäftigungen eingehen soll, kann also nicht beyden Klassen anstehen. Wenn nun aber auch ein guter Kalender verfertigt würde, soll dieser denn jährlich wieder abgedruckt werden, und unaufhörlich ein's und dasselbe enthalten? Wäre es also nicht gut, wenn die Pariser Gesellschaft den Volkskalender oder den Kalender für eine bestimmte Volksklasse zu einer stehenden Preisaufgabe während einer Reihe von Jahren machte, oder gar alle Jahre einen Kalender für's folgende Jahr durch den Konkurs bestellte? Denn ein Kalender muß, wie jede andere Zeitschrift, auch den Zeitumständen angemessen seyn, und ein mit stehenden Typen Jahr aus Jahr ein gedruckter würde dem Volke wenig behagen und wenig nützen. Die Gesellschaft der christlichen Moral, die bereits durch wichtige, in's Staatswohl eingreifende Aufgaben sich ein hohes Verdienst erworben hat, hatte dieses Jahr die Frage über die Rechtlichkeit und Zweckmäßigkeit der Todesstrafen aufgeworfen. Den Preis erkannte sie einem Advokaten, Namens Lucas, zu, dem auch zu Genf, wo durch des humanen Sellons Betrieb dieselbe Preisaufgabe gestellt worden war, eine Belohnung zufiel. Auf die Regierung hat dieß nun zwar noch keinen Einfluß. Nach dem jetzigen Strafgesetzbuche in Frankreich kann man auch nicht behaupten, daß die Todesstrafe gemißbraucht werde, da sie nur gegen Mord und Brand verhängt wird. Allein auch dieses noch scheint den Menschenfreunden unbillig; sie meynen, es stehe den Menschen nicht zu, ihren Mitbruder, so verrucht er auch seyn mag, seines ihm vom Schöpfer ertheilten Lebens zu berauben, und die bürgerliche Gesellschaft habe blos das Recht, einen Böswicht außer Stand zu setzen ferner zu schaden. Schon hat die Gesellschaft der christlichen Moral einen großen Sieg dadurch erhalten, daß sie den Sklavenhandel in seiner ganzen Abscheulichkeit dargestellt, und die Regierung, die Anfangs nicht daran wollte, bewogen hat, strenge Maßregeln wider die unmenschlichen Seelenverkäufer zu verhängen. Vielleicht gelingt es ihr einmal eben so auch die Abschaffung der Todesstrafe zu bewirken, wiewohl dieß ein Gegenstand ist, der nicht allen so einleuchtet wie das Abscheuliche des Negerhandels. Die Galeerenstrafe ist in Frankreich auch etwas schreckliches, und bessert die Verbrecher nicht; ja manche kommen noch verdorbener zurück als sie waren. Deßhalb hat man in der letzten Zeit mehrmals darauf gedrungen, in Schriften sowohl als auf der Rednerbühne, Frankreich solle sich eine Botanybay aufsuchen, und die Verbrecher dahin senden. Aber wo findet sich ein zweytes Land wie jenes, das so weit entfernt liegt, ein so zuträgliches Klima hat, und noch unbebaut ist? Ich bin überzeugt, die Regierung hat schon darnach gesucht, aber bisher keines gefunden. Sie selbst muß sich ernstlich nach einer solchen Kolonie sehnen. Denn die Galeeren sind eine wahre Plage für Frankreich, und kosten den Staat sehr viel, ohne daß die dadurch bezweckte Absicht ganz erreicht wird. Mit andern Mißbräuchen oder schlechten Anstalten hat die Gesellschaft der christlichen Moral auch einen Kampf begonnen, ist aber bis jetzt noch nicht so glücklich gewesen, den Sieg zu gewinnen. So hatte sie Preise aufgestellt für Abfassung guter Schriften wider den Lotterieunfug und die privilegirten Spielbänke. Die Schriften sind gedruckt, und die Verfasser von der Gesellschaft belohnt worden; allein das sogenannte Glücksrad der königlichen Zahlenlotterie wird noch immer drey Mal des Monats umgedreht, und die beschützten Spielbänke richten noch immer unerfahrene Jünglinge oder leidenschaftliche Spieler zu Grunde. Erst vor einigen Tagen hat diese Leidenschaft einen jungen Menschen auf's Schaffot gebracht, indem ihn das Spiel rein ausgeplündert, und er in der Verzweiflung den schrecklichen Vorsatz gefaßt hatte, einen seiner Bekannten, einen Weinhändler, zu ermorden und zu bestehlen. Der junge Mensch hat selbst im Gefängnisse seine Geschichte geschrieben, die dann auch sogleich gedruckt und herausgegeben worden ist. In dieser belehrenden Geschichte beschuldigte er die Spielhalter geradezu, sie seyen die Urheber seines Verbrechens und der erbärmlichen Lage, in welche er gerathen sey. Der arme junge Mensch ist mit Zeichen einer wahren Reue zum Richtplatze gegangen; er schien einen sehr aufgeweckten Verstand zu haben, und wäre vielleicht ein guter Bürger und Hausvater geworden, wenn er nicht in die verderblichen Spielhäuser gerathen wäre. Eben so wird mancher Ladendiener, Kassenhalter oder sonstiger Beamter an die Galeerenketten geschmiedet, weil er, durch Spielsucht verleitet, seinen Herrn oder den Staat betrogen, oder falsche Unterschriften ausgestellt hat. Freylich würde das Zuschließen der öffentlichen Spielbänke die Spielsucht nicht aufheben, und es würde heimlich noch fortgespielt werden, allein dieß wäre vielleicht ein geringes Uebel (falls es nicht zu verhüten wäre) in Vergleich mit demjenigen des öffentlichen Spielens, zu welchem Jedermann zugelassen wird, wo Jemand so schnell zum Bettler oder gar zum Verbrecher wird, und die Inhaber eine so ungeheure Menge Geldes aufhäufen. Vor einigen Jahren zahlte die Spielverwaltung einem Herrn von ** jährlich 50.000 Franken, blos damit er seinen Namen hergebe, und sey der Regierung als Repräsentant der Spielunternehmer gelte. Es gibt Jemand in Paris, dem die Spielverwaltung eine Pension von 10.000 Franken zahlt, da er sich in ihren Häusern zu Grunde gerichtet hat; dafür muß er aber auch die Honneurs machen, und den Vorsitz beym Souper führen, wie er immer geboren zu haben scheint. Dieß ist also eine Art von Hofkavalier der Spielverwaltung, und ihm ist wahrscheinlich das Leben und Weben unter den Spielern zu einem Bedürfnisse und zu einer zweyten Natur geworden. Aber gegen solche Gebräuche und Gewohnheiten empört sich mit Recht das menschliche Gefühl. Es ist dieses Jahr wieder mit vieler Beredtsamkeit von den Oppositionsrednern in der Deputirtenkammer wider den Mißbrauch und das Unmoralische der privilegirten Spielbänke gesprochen worden, und die Minister haben die schändliche Einrichtung des öffentlichen Spielwesens dießmal nicht mehr in Schutz genommen. Vielleicht wird die Regierung zuletzt auch einsehen, daß das Geld, welches der Staat aus einer Schandthat zieht, nicht als eine Bereicherung der Staatskasse anzusehen ist, und daß vor allem das Moralische oder Unmoralische eines Finanzzweiges in Betracht gezogen werden muß. Vielleicht werden einmal Spielhäuser und Lotteriebureaux zu gleicher Zeit geschlossen, und das Geld der Nation auf einem ehrlicheren Wege zum Finanzminister geführt.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 154.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 28. Juni 1827.

Freundschaft, Lieb' und Natur leiten wie Grazien
Uns mit göttlicher Hand ihren geweihten Pfad
Reich an Blumen der Freude
Die noch über den Sternen blühn.

Matthisson.

Vaterländisches.

von W. Müller.

1. Morgengruß aus Luisium *).

Im Mai 1826.

Nicht mit goldnen Ehrenketten in den Käfich enger Gunst
Hat mein Fürst mich eingeschlossen und verzogen meine Kunst.
In des Landes schönstem Garten gab er mir ein grünes Haus,
Und ich singe meine Lieder frey in freye Luft hinaus.
Nachtigall im Neste drüben, die du flötest Tag und Nacht,
Lobst du deines Gottes Güte, der den Baum dir hat gemacht?
Also lob' ich meinen Fürsten und er wird den Klang verstehn,
Wann der Hirsch im tiefen Forste seinem Schützentritte lauscht,
Und mit hochgesträubten Borsten durch das Schilf der Eber rauscht.
Ja, dann schall' ihm frisch entgegen, Morgengruß aus voller Brust,
Und er fühle meine Liebe in dem Klange meiner Lust.
Solch ein Lied ist seiner würdig. Lied und Lieb' ist froh und frey.
Heil dir, Fürst! zu deinem Lobe brauchst du keinen Papagey.

*) Ein herzoglicher Garten bey Dessau, in welchem der Dichter im Sommer 1826 der Gnade seines Fürsten eine schöne Wohnung verdankte.

2. Der Rosenstrauch *).

Es steht ein junger Rosenstrauch
In einem kleinen Garten.
Die Engel kommen in der Nacht,
Des Strauches treu zu warten.
Sie waschen ihn mit Himmelsthau,
Sie putzen seine Blätter,
Sie weihen mit geheimer Kraft
Ihn gegen Wind und Wetter.

Wer hat euch Gärtner hergesandt? —
Ein Kindlein, das wir lieben,
Hat einst das Sträuchlein hier gepflanzt,
Ist dort ihm treu geblieben.
Das Kindlein hat der Herr gepflückt,
Das Sträuchlein ließ er stehen.
Drum sendet uns das liebe Kind,
Nach seinem Strauch zu sehen.

Als eine Rose blüht es jetzt
In Gottes großem Kranze,
Und gäb' uns gern das schönste Licht
Von seinem Himmelsglanze,
Damit wir diese Rosen hier
So überirdisch malten,
Daß in der Mutter feuchten Blick
Sein Bild sie widerstrahlten.

*) In Luisium steht ein Rosenstrauch, welchen die früh vollendete Prinzessin Auguste, Tochter Sr. Durchlaucht des Herzogs Leopold Friedrich und J. K. Hoheit der Herzogin Friederike, geb. Prinzessin von Preußen, kurz vor ihrem Tode gepflanzt hat.

Kapitän Heads Durchflüge durch die Pampas.

(Fortsetzung.)

Es ist durchaus nothwendig bewaffnet zu seyn, wenn man durch die Pampas reiset, da es dort viele Räuber oder Salteadores gibt, besonders in den öden Provinzen von Santa Fé. Diese Menschen gehen natürlicherweise auf Geld aus, und deßhalb reiste ich stets so schlecht gekleidet und so wohl bewaffnet, daß sie es, obgleich ich mitten durch sie hindurch, blos von einem Kinde begleitet, ritt, doch niemals der Mühe werth hielten, mich anzugreifen. Ich hatte beständig zwey Paar Pistolen im Gürtel und eine kurze Doppelflinte in der Hand. Ich machte es mir zur Regel, niemals ohne Waffen zu seyn, und zog beständig beyde Hähne meiner Flinte auf, sobald ich einem Gaucho begegnete.

In Betreff der Indianer kann man keine Vorsichtsmaßregeln nehmen, sondern muß sich dem Glück überlassen, das, im Ganzen genommen, eher günstig als ungünstig seyn wird. Fällt ein Reisender in ihre Hände, so mag er gemartert oder getödtet werden, allein es ist sehr unwahrscheinlich, daß er ihnen auf seinem Wege begegnet; indessen sind sie so listig und reiten so schnell, und das Land ist so von Einwohnern entblößt, daß es unmöglich ist, Nachricht von ihnen zu erhalten; außerdem sind die Leute so in Furcht gesetzt, und man hört so verschiedene Berichte, daß es unnütz wird, auf irgend einen zu achten, und ich glaube, es ist eben so sicher, nach dem Orte hinzureiten, wo man sagt daß sie sind, als umzukehren.

Die größte Gefahr liegt in den Löchern der Viscachos, in welche die Pferde sehr oft fallen. Ich rechnete, daß im Durchschnitt mein Pferd einmal alle 300 Meilen im Galopp stürzte; und obgleich ich des weichen Bodens wegen mich niemals sehr beschädigte, so fühlt man doch bey der Abreise peinlich, in welcher verlassenen Lage man sich befinden würde, wenn man so weit von aller Hülfe ein Bein bräche oder verrenkte.

Die Stadt San Luis.

Es war die fünfte Tagereise von Buenos-Ayres. Wir kamen eine Stunde nach Sonnenuntergang bey einem befestigten Posten an, und fanden mit Mühe im Dunkel die Küche; alles sah wild und ungastlich aus, es hielt schwer, etwas zu essen zu erhalten, die acht hungrigen Peons um ein Schaf, das sie schlachteten, herumstehend erschienen im Mondlicht gleich hungrigen Tigern, die im Begriff sind, über ihre Beute herzufallen.

Am zwölften Tage verließen wir die Station mit drey frischen Zügen von Pferden, um unterwegs zu wechseln. Die Entfernung bis San Luis betrug 36 Meilen (englische). — Unsere Pferde fingen an zu ermüden und die Sonne war fast untergegangen, ehe wir irgend einen Anschein von Häusern bemerkten, doch als sie anfing unter den Horizont zu sinken, entdeckten wir eine Hütte, und als wir darauf zuritten, sagte uns ein kleines Mädchen, wir seyen nahe bey San Luis. Wir kamen gerade mit Anbruch der Nacht auf der Station an, und befragten eifrig eine wilde Gruppe, ob ein Gasthof in der Stadt sey. „No hai, Señor, no hai!“ Wir fragten dann nach Betten. „No hai, Señor, no hai!“ „Ist hier ein Kaffeehaus?“ „No hai, Señor,“ immer in demselben Tone. Als wir umher sahen, fanden wir nichts als nackte Wände und Flöhe. Wir hatten an diesem Tage englische Sättel und fragten deßhalb aufs Neue nach Betten. Die Frau sagte, sie werde uns das übrige geben, und in wenigen Augenblicken brachte sie Matratzen, rollte sie auf und breitete sie auf dem Boden aus; als ich aber meine Augen auf die Decke und besonders auf die Betttücher wandte, bat ich sehr ernstlich um etwas reinere. „Son limpias,“ (sie sind rein) sagte die Frau, indem sie auf einen kleinen Fleck zeigte, der ein wenig weißer wie das übrige aussah. Es konnte zu nichts helfen mit ihr zu streiten, und so ging ich zur Hütte hinaus, indem ich den Zipfel des Betttuchs in den Händen der Frau ließ und es für unmöglich erklärte, hier zu schlafen. Ich ging zu der Thüre des Maestro da Posta (Postmeisters) und sagte ihm, ich habe den ganzen Tag ohne zu essen geritten, sey sehr hungrig und wünsche zu wissen, was wir hier haben könnten. „Lo que quere, Señor, tene uste todo,“ (was Ihnen beliebt, wir haben Alles). Ich wußte nur zu gut, was „todo“ sagen wollte, und so erklärte er mir, daß er „carne de vacca und Gallinas“ (Rindfleisch und Hühner) habe. Ich bestellte ein Huhn und ging dann in mein Zimmer. Der Anblick des Bettes machte mich aufs Neue schaudern, und nachdem ich mich einige Zeit, aber vergebens, bemüht hatte, mich zu überzeugen, daß es erträglich sey, entschloß ich mich, zu dem Gouverneur zu gehen, meine Briefe zu übergeben und zu sehen, was mit ihm zu machen sey. Ich verschaffte mir einen Führer, der mich in der Dunkelheit nach des Gouverneurs Hause führen sollte. Nachdem wir eine Weile gewandelt waren, sagte der Mann: „Aquista.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Soldatenleben in Irland.

(Beschluß.)

Während die armen Leute krank waren, war Peggy völlig gesund geblieben; aber eben waren ihre Freundinnen im Stande ein wenig umher zu kriechen, als ihre treue Wärterin selbst auf das Krankenlager gestreckt wurde, das sie noch kaum verlassen hatten, und zwar unter weit heftigeren Krankheitszeichen. Dennis wollte verzweifeln; jeden

Augenblick, den er frey hatte, brachte er bey ihr zu, und den Abend, wo er beym Verlesen gefehlt hatte, war sie so krank, daß er darüber den Zapfenstreich vergaß, und die Berichte schon eingegeben waren, ehe er die Kaserne erreichte. Ich wandte den wenigen Einfluß, den ich besaß, dazu an, für Dennis die Erlassung der übrigen Strafe und für die Nacht Urlaub für uns Beyde zu erhalten. Nachdem ich dieses erlangt, begleitete ich ihn zu seinem kranken Mädchen; sie war aber zu krank, um mich zu erkennen; sie raſete nicht, aber es lag eine tödtliche Betäubung in ihrem starren Auge. Dennis war durch und durch erschüttert, aber er bemühte sich, seinen Jammer mit männlicher Fassung zu ertragen. Die Mädchen waren noch zu schwach, um auf zu seyn, aber die Mutter saß neben dem Krankenbette. Die Gute lag offenbar in den lezten Zügen, ihr Auge wurde starrer, der blaue Kreis um dem Munde tiefer, und das Athemholen schwerer und schwerer. Wir hatten eine Zeit lang gesessen und dem langsamen Hinschwinden des Lebens zugesehen, als uns plözlich das Heulen eines Hundes vor der Thüre aufschreckte. Ich kann und brauche nicht die Wirkung zu beschreiben, die dieser unerwartete traurig gedehnte Schall auf uns alle machte. „Ach, das ist ein gewisses Zeichen, sagte die Alte, als sie sich ein wenig erholt hatte, es wird nun bald mit dem armen Kinde aus seyn.“ Ich bin nicht besonders abergläubisch und bemühte mich, die Gefühle zu unterdrücken, die sich bey mir erhoben, als ich hinausging, um nach dem Hunde zu sehen. Er saß auf der Straße, mit dem Kopfe gegen uns gekehrt. Es war ein Hund, welcher dem Regimente sehr gut bekannt war, indem er oft in den Hof der Kaserne kam, und so oft er ein Horn blasen hörte, auf dieselbe Art zu heulen pflegte. Dieses beruhigte mich einigermaßen, aber mich gänzlich von dem Eindrucke zu befreyen, den diese Begebenheit auf mich gemacht, war unmöglich. Als ich zu Peggy's Bette zurückkam, fand ich sie weit schlimmer, sie röchelte sehr stark, und ihr Aechzen zeigte, wie schwer der Kampf war den sie zu kämpfen hatte. Die Alte weckte jezt ihre Töchter — „Steht auf, lieben Mädchen,“ sagte sie, „und betet für die Seele des guten Kindes, das um euretwillen jezt mit dem Tode ringt.“ „Fallt auf die Kniee, Kinder, sezte sie nach einer Weile hinzu, und betet zu Gott, daß er ihr den Weg zum Himmel erleichtern wolle.“ Wir sanken alle neben dem Bette nieder, und während unseres Gebetes, schwang sich ihre Seele zu jener Welt empor, wo ihre guten Werke gewiß ihre Belohnung gefunden haben. Dennis hatte schon einige Zeit vorher eine von ihren Händen gefaßt, und hielt sie noch immer, bis die Alte zu ihm sagte: „O Dennis, laß fahren, sie ist hin.“ Jezt fuhr er in die Höhe, blickte einige Sekunden lang auf den Leichnam, bückte sich, und drückte den lezten Kuß auf ihre kalten, bleichen Lippen, die noch wenige Tage zuvor in der Fülle der Gesundheit geglühet hatten, wandte sich dann um, und sezte sich, in stummen Schmerz versunken, in einem Winkel des Zimmers nieder. Nach einer Pause von einer Stunde, während welcher die Weiber inbrünstig für die Seelenruhe der Hingeschiedenen beteten, sagte die Mutter zu der ältesten Tochter: „Komm, meine Liebe, wir wollen sie auslegen, während sie noch warm ist, denn ich glaube, sie hat nicht weit zu reisen*). Jungen, ihr thätet besser, ihr ginget nach Hause und suchtet zu ruhen.“ Dennis mußte den nächsten Tag auf die Wache, und konnte mich nicht begleiten; bey meiner Rückkehr aber fand ich, daß die Alte und ihre Töchter nicht müßig gewesen waren. Das Bett, worauf Peggy gelegen hatte, war weggeräumt und verbrannt, die Wände beyder Stuben mit Kalk übertüncht, und der Fußboden mit Lawendel bestreut. Auf der ausgehobenen, und auf zwey Stühlen ruhenden Stubenthüre lag der Leichnam, welcher bis zu dem jezt ruhig lächelnden Gesichte mit einem weißen Tuche zugedeckt war, und am Kopf-Ende standen drey, mit geschnittenem Papier verzierte Kerzen. Obgleich der Morgen sehr stürmisch war, war doch das jüngere Mädchen hinausgegangen und hatte Schneeglöckchen, Primeln und Immergrün, die einzigen Blumen der Jahreszeit, gesammelt und auf die Hülle der todten Freundin gestreut. Dieselbe Furcht, welche die Nachbarn verhinderte, sie während ihrer Krankheit zu besuchen, hielt sie auch von der Leichenwache zurück. Aber es war desto besser; denn so trauerten keine als wahrhaft liebende Herzen um sie, und es flossen keine Thränen, als die aus treuem Herzen flossen. Man sah nichts von der lärmenden Fröhlichkeit, die ich bey ähnlichen Gelegenheiten bemerkt hatte, wenige Nachbarn, freundlich gesinnter als die übrigen, wagten sich in die Vorderstube, und brachten dort die Nacht zu. Die Alte aber und ihre Töchter saßen eine um die andere, und manchmal beyde zusammen, bey dem Haupte der Todten und redeten mit der leblosen Leiche, indem sie alle die guten und liebenswürdigen Eigenschaften hersagten, die sie im Leben besessen, von den glücklichen Stunden sprachen, die sie mit ihr verlebt, und mit thränenden Augen die traurigen Gesänge wiederholten, die sie ehemals geliebt und oft in ihrer Gesellschaft gesungen hatte. Es war etwas so Feyerliches und Rührendes in diesem Auftritte, daß man sich unwillkürlich angezogen fühlte, und das Herz einem zuflüsterte: hier ist gut seyn. Als ich einmal an's Feuer trat, um mich zu wärmen, hörte ich eine von den Weibern einen unre-

*) Es ist ein allgemeiner Glaube unter dem gemeinen Volke in diesem Theil von Irland, daß das erste Geschäft des Geistes, nachdem er den Körper verlassen, darin bestehe, alle die Gegenden zu durchwandern, die er im Leben besucht hat, indem das Band, das die Seele an die irdische Hülle knüpfte, noch nicht als ganz aufgelöst betrachtet wird, weßwegen sie den Leib einige Zeit nach dem Tode nicht anrühren.

geimäßigen Reim hermurmeln, und auf meine Frage, was solcher zu bedeuten habe, erfuhr ich, daß es ein Reim sey, den das gute Mädchen oft zu wiederholen pflegte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Como, im April.

Wer kennt nicht den Erfinder der Säule, der die Physik und Chemie zum wenigsten so viele neue Entdeckungen verdanken, als die Astronomie dem Teleskop und die Naturgeschichte dem Mikroskop? Volta ist nicht mehr, er starb am 5ten März im Alter von 82 Jahren in seiner Vaterstadt Como, am nämlichen Tage, an dem Frankreich den Verlust des Veteranen Laplace bedauerte.

Alexander Volta wurde den 18. Febr. 1745 zu Como in einer alten Familie dieser Stadt geboren. Zu dem Unglück, das in seiner Jugend über ihn erging, ist auch zu rechnen, daß er eine närrische Amme hatte. Sein Talent erwachte erst spät, und zwar durch glückliche poetische Versuche; der Gegenstand seiner lateinischen und italienischen Gedichte ließ bereits ahnen, welcher Art von Beschäftigung er sein Leben widmen werde. Bald machte er auch wirklich prosaische lateinische Aufsätze über die Erscheinungen der Elektricität und einen neuen Apparat bekannt, der zu weitern Entdeckungen in diesem Zweige der Physik führen sollte. — Nachdem er die Lehranstalten seines Vaterlandes durchgemacht hatte, wurde er zum Lehrer an denselben ernannt, und erhielt sodann eine Professur der Physik. Von da kam er auf die Universität Pavia, und hier war dreyßig Jahre lang der Schauplatz seines Ruhms. Im Jahr 1804 erhielt er seine Entlassung unter der Bedingung, jährlich einige Vorlesungen zu halten. „Große Männer sterben auf dem Schlachtfelde.“ sagte Napoleon bey dieser Gelegenheit zu ihm; auf diese Worte anspielend, sagte Volta nach des Kaisers Sturze: „Er hat mir nicht Wort gehalten.“ Als Bewohner einer Grenzstadt war Volta einer der ersten Italiener, die sich Bonaparte bey seinem ersten Einfall in Italien vorstellten; seine Mitbürger schickten ihn im Jahr 1796 mit dem Grafen P. B. Giovio dem General entgegen, um sich unter den Schutz des Siegers zu begeben, und seitdem versäumte Bonaparte keine Gelegenheit, Volta Ehre zu erweisen. Er verlieh ihm die Orden der Ehrenlegion und der eisernen Krone, den Titel eines Grafen und Senators des Königreichs Italien; und als man bey der Errichtung des italienischen Instituts in Bonapartes Gegenwart berathschlagte, ob man das Verzeichnis der Mitglieder nach alphabetischer Ordnung abfassen solle, schrieb er oben an ein Blatt Papier Volta, gab es zurück und sagte: „Jezt wie Sie wollen, wenn nur dieser der erste ist.“

Häufig benuzte Volta seine Ferien zu Reisen. 1777 bereiste er mit seinem Freund Giovio die Schweiz, und besuchte Haller und Voltaire. 1780 beobachtete er in Toskana mit besonderer Aufmerksamkeit die Feuer, die man längs der Straße von Bologna nach Florenz auf den Apenninen bemerkt, und Vulcanetto di pietra mala nennt. In seiner Beschreibung davon bewies er zuerst, daß diese Feuer, gleich denen, die bey der alten zerstörten Stadt Velleja vorkommen, von der Verbrennung inflammabler Luft herrühren, die sich aus dem Boden entwickelt. 1782 machte er mit seinem Kollegen Scarpa eine Reise durch Deutschland, und setzte sie allein nach Holland, England und Frankreich fort. Bey seiner Rückkehr führte er in der Lombardey den Kartoffelbau ein, den er in Savoyen kennen gelernt hatte, und wandte dadurch den Bauern, die sich damit abgaben, den von der patriotischen Gesellschaft in Mailand ausgesezten Preis zu.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Anfangs Mai.

(Fortsetzung.)

Um die Gleichgültigkeit jener Volks- und Glaubensverschiedenheit zu zeigen, stellt Lessing einen Juden, Mahomedaner und Christen auf, welche alle auf gleiche Weise edel handeln. Wie viele Züge bezeichnen nicht im Nathan den Juden! ja die ganze Verwicklung geht aus seiner ächtjüdischen Liebe zur Familie hervor; er kann ohne Kind nicht leben; auch der Sultan beweist seinen Mahomedanismus durch die Liebe für sein Geschlecht und durch den Drang nach Thaten zur Ehre Allahs; und wie specifisch katholisch stellen sich Daja, der Klosterbruder, und der Patriarch dar. Indem aber andernseits die Toleranz, als Gleichgültigkeit gegen Volks- und Religionseigenthümlichkeiten, den eigentlichen Inhalt und die ächte Weisheit ausmachen, und das gute Handeln nur auf diesem allgemeinen Boden, der keine Marksteine kennt, soll gedeihen können, so ist andernseits der Jude eben so sehr nicht im geringsten Jude, der Mahomedaner auf keine Weise Mahomedaner, und der Tempelherr gegen sein Christenthum im direktesten Widerspruche. Dieß gedoppelte entgegengesezte Bemühen des Dichters, seinen Hauptpersonen jene Unterschiede eben so sehr zu geben als auf immer zu nehmen, ist einer der merkwürdigsten Züge im ganzen Gedicht. Auf gleiche Weise merkwürdig, und ganz im Sinne des vorigen Jahrhunderts ist die Behandlung des Christenthums. Denn das eigentliche Christenthum soll nicht mehr im Christenthum, nicht mehr in den Lehren zu suchen seyn, durch welche es die Offenbarung der Wahrheit selber ist, sondern im Gegentheil in jener, durch die Gestalt des Nathan verherrlichten Toleranz. Eine solche Toleranz kann aber nur eintreten, wenn der Glaube an die Offenbarung durch Gottes Mund selber verloren gegangen ist, und so glaubt denn auch keiner der dargestellten Christen recht an seinen Glauben, sondern verbraucht die intolerante Autorität desselben zu eigennüzigen oder herrschsüchtigen Zwecken. Auf die merkwürdigste Weise ist alles, was die Christen im Sinne des Christenthums unternehmen, als das Böse, Unedle, ja Schändliche dargestellt. Nur der Tempelherr zeigt sich hin und wieder edel, aber dann bricht er auch mit seinem Glauben, und wirft, indem er zu Nathan hinüber tritt, die Vorurtheile seiner Kirche von sich. Was nur immer der Ausartung der Kirche kann vorgeworfen werden, ist fast mit Schadenfreude benuzt. Wie eifrig schwazt Daja von der Lebendigkeit ihres Glaubens, und dennoch schließt ein neues Kleid ihren Mund, dessen katholischer Pflicht es wäre, den Juden auf den Scheiterhaufen zu befördern. Wie knechtisch gehorcht der Klosterbruder gegen eigenes besseres Wissen dem Patriarchen, und nur wenn er den Muth hat, die Ketten dieses Gehorsams abzustreifen, vermag er, ein Mensch zu seyn. Und nun gar erst der Patriarch! welch ein vollendeter Pfaff! er scheint nur für die Kirche Gottes zu handeln, und handelt doch nur für sich; die Heucheley seines Glaubens wird zu sophistischer Bosheit, und sein zelotischer Eifer zu fast kriechender Schmeicheley. Und was als das Allerschlimmste dargestellt ist — in diesem christlichen Glauben soll nicht moralisch gehandelt, sondern nur geschwärmt werden können.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 52.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 155.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 29. Juni 1827.

Warum doch, könnet Ihr es sagen,
Mög Euch der Böse darum plagen,
Warum habt Ihr denn solch ein Nest gebaut
Wo für mich selbst kein Bissen zu erfragen
Und nichts, woran mein müdes Rößlein kaut.

W. Scott.

Kapitän Heads Durchflüge durch die Pampas.

(Fortsetzung.)

Der Gouverneur war nicht zu Hause, allein ich fand seine Frau auf einem Bette sitzend von Damen umgeben. Man nöthigte mich zum Sitzen, allein ich eilte fort zu dem Kokonello; er sey nicht zu Hause, sagte eine junge Dame, die mich einlud mich zu setzen; ich ging nach den Baracken, wohin man einen Soldaten mit mir sandte, um dem Postmeister zu empfehlen, mich mit besonderer Achtung zu behandeln. Ich sah mich nach meinem Mittagessen um — die Köchin, die es bereiten sollte, saß im Rauche mit den Peons — und erblickte einen schwarzen eisernen Topf am Feuer stehen, worin ich mein Huhn vermuthete. Ich fragte, ob die Henne im Topfe sey. „No, Señor, aqui sta!" sagte das Mädchen, warf eine alte wollene Decke von ihren nackten Schultern, und zeigte mir das Huhn lebendig auf ihrem Schooße. Ich wollte anfangen mich zu beklagen und vielleicht zu fluchen, allein es kam ein solcher Rauch in meine Augen und in meinen Mund, daß ich weder sehen noch sprechen konnte. Endlich fragte ich nach Eyern. „No hai, Señor." „Gütiger Himmel, sagte ich, gibt es denn in dem Hauptorte von San Luis nicht ein einziges Ey?" „O ja," versetzte sie, allein es sey zu spät, sie wolle mir morgen einige verschaffen. Sie fragte mich, ob ich Käse wolle. „O ja," rief ich lebhaft aus. Sie gab mir einen ungeheuern Käse und drang darauf, daß ich ihn ganz mit mir nehmen solle, allein sie hatte kein Brod. Ich hatte mir den Arm beym Fallen mit dem Pferde beschädigt, indessen schleppte ich doch den Käse in mein Zimmer, allein nun wußte ich nicht, wo ich ihn hinlegen sollte. Der Boden war schmutzig, das Bett noch ärger, und es gab keine andern Meubeln; so mußte ich den Käse mit meinem lahmen Arm halten und stand so eine Zeitlang in Betrachtungen über den Zustand der Hauptstadt der Provinz von San Luis verloren.

Reise durch die Goldminen und Laraderos von la Carolina.

Ich reisete bey Tagesanbruch von San Luis ab, um nach den Goldminen und Laraderos *) von la Carolina zu gehen. Ein Trupp loser Pferde lief mit uns, und ungefähr um zwölf Uhr hielten wir an, um zu wechseln. Man trieb die Pferde bis dicht an den Rand eines ganz senkrechten Abgrundes, unten brauste ein Bergstrom dahin, und wir bildeten einen Halbkreis, während die Peons anfingen die Pferde mit dem Lasso (Schlinge) zu fangen, vor welchem sie eine große Furcht bezeigen. Die Pferde waren so durch einander gedrängt und so erschrocken, daß ich erwartete, sie alle in den Abgrund stürzen zu sehen; endlich glitten die Hinterfüße eines derselben über den Felsen, und es hing auf die außerordentlichste Weise an den Vorderfüßen, die Nase so weit als möglich von sich gestreckt, um sich im Gleichgewicht zu erhalten. Sobald wir es in die-

*) Angeschwemmter Boden, aus dem man Gold wäscht.

ser Lage erblickten, ließen wir die andern Pferde laufen, und in einem Augenblicke warf der Peon seinen Lasso mit der erstaunenswürdigsten Genauigkeit, und er schlang sich um den Schweif des Thieres wie der Schwanzriemen des Geschirres. Wir zogen dann alle mit verzinten Kräften, und es gelang uns endlich das Pferd heraufzubringen. Während der ganzen Zeit blieb es ruhig, und dem Anscheine nach fühlend, daß der kleinste Widerstand es herabstürzen würde. Wir bestiegen unsere frischen Pferde, und obgleich der Pfad über die Gebürge so steil und rauh war, daß wir uns gelegentlich gezwungen fanden, einen oder mehrere Fuß breite Löcher zu überspringen, so ritten wir doch mit den losen Pferden vor uns neun bis zehn englische Meilen in einer Stunde.

Des Abends kamen wir zu einem schmalen Bache, der uns zu dem elenden Dörfchen la Carolina führte, welches dicht an der Mine liegt. Ein Mann bot uns Obdach zum Schlafen an, was wir sehr gern annahmen, und dann in mehrere der Hütten gingen, wo wir uns mit den armen Leuten unterhielten, die von reichen englischen Bergwerksvereinen gehört hatten, und glaubten, wir brächten ihnen alles, was sie nur wünschen könnten. Des Abends erhielten wir etwas zu essen und schliefen auf dem Boden in einem Schuppen.

Den ganzen nächsten Tag brachte ich in den Minen und Laraderos zu, und des Abends ging ich allein in einen kleinen Garten und suchte zwischen der Erde nach Gold. Ich fand in der That einige kleine Goldtheilchen und es schien sonderbar, dieses kostbare Metall in den Gärten so armer Leute aufzulesen. Auf dem Rückwege ging ich in mehrere der Hütten, um etwas Goldstaub einzukaufen. Von ungefähr hatte ich nichts als Goldstücke von vier Dollars Werth bey mir, und obgleich sie freyen Umlauf in ganz Südamerika haben, so wollte sie doch hier zu meinem großen Erstaunen Niemand nehmen. Vergebens versicherte ich ihnen den Werth derselben, diese armen Leute, gewohnt Gold für Silber zu geben, riefen einstimmig aus: „No vale nada," (Gold hat keinen Werth) und zwischen diesen wilden Gebirgen drängte sich mir die große moralische Wahrheit ihres Ausrufs mit Macht auf. Ich bot ein Goldstück von vier Dollars für das, wofür sie nur zwey oder drey Dollars forderten, allein vergebens, und wir fanden mit Mühe Silbergeld genug unter uns, um unser Nachtquartier zu bezahlen.

Unsere Pferde, welche wir von San Luis gebracht, waren eingefangen und den Abend, ehe wir die Stadt verließen, in den Corral eingesperret worden und hatten die ganze Nacht nichts zu fressen. Am nächsten Morgen vor Tagesanbruch bestiegen wir sie und ritten 60 Meilen zurück nach San Luis, und da einige von der Gesellschaft sehr spät kamen, so glaube ich, daß der Postmeister die Pferde die ganze Nacht in dem Corral behielt, und dann in die Ebene trieb. Die armen Thiere mußten natürlich sehr gelitten haben, und ich wußte nicht, daß es in Carolina nichts für sie zu fressen gab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Beobachtungen über Sitten und Politik der Bienen.

Seit langen Jahren beschäftigt sich Herr Huber-Cullin in Genf mit der Bienenzucht, und man kann sagen, daß der ausgezeichnetste Erfolg seine Bemühungen und sein Nachdenken gekrönt hat. Sein Bienenstand ist der beste und reichste im ganzen Lande. Ein Freund des edeln Greises hat einen Theil der Beobachtungen niedergeschrieben, welche Herr Huber lange Jahre hindurch über die interessanten Thiere gemacht hat, und als, ungeachtet der besondern Hochachtung für seine Person, an der Richtigkeit dieser Bemerkungen gezweifelt wurde, hat Huber-Cullin von Neuem versichert, alles Hiergesagte gründe sich auf genaue, geprüfte und wiederholte Erfahrung. Wir theilen daraus das Interessanteste mit.

Stellung der Bienenhäuser. Gewöhnlich legt man sie so an, daß die Bienenkörbe gerade gegen Mittag stehen, auf der entgegengesetzten Seite aber sorgfältig gegen den Nordwind geschützt sind. Wenn nun die Sonne scheint, so gerathen die Bienen in den Körben in lebhafte Bewegung, sie drehen und wenden sich, kriechen auf und ab, summen und schwärmen und sind weidlich guter Dinge, fliegen um den Bienenkorb herum, aber immer nur in der Nähe desselben. Das erfreut nun die Bienenväter und sie wissen die Thätigkeit und Rüstigkeit der kleinen Thiere in den Sonnenstrahlen nicht genug zu rühmen. Wenn es dunkles Wetter ist und die Sonne nicht scheint, ist es in und außer den Bienenstöcken weit ruhiger. Nun meynt man, an jenen sonnigen Tagen freyen die Bienen viel thätiger. Dieser Schluß aber ist übereilt. Die Bienenväter sollten doch zweyerley bedenken. Erstlich: für alles lebende Arbeitsvolk, vom Menschen bis zum kleinsten Insekt, besteht ein gewisser Grad von Thätigkeit, ein Maximum der Arbeit. Ist dieser Grad einmal erreicht, so kann wohl scheinbar die Thätigkeit zunehmen, dabey vermindert sich aber die Masse der Arbeit selbst in umgekehrtem Verhältniß. Gibt man z. B. dem Taglöhner beym Beginnen der Arbeit am Morgen zwey oder gar dreymal mehr Wein als gewöhnlich, so wird im Anfang seine Arbeit sehr rasch von statten gehen, und doch wird es sich am Ende des Tags finden, daß er, ohne es zu wollen und zu denken, weniger gearbeitet hat, als wenn er nur sein gewöhnliches Weinquantum genossen hätte. So ist es auch mit den Pferden und mit jeder Art von Arbeitern. Nun ist die Wärme ein besonderes Reizmittel für die Bienen, und die

Frage iſt nur, wie weit darf dieſer Reiz gehen? Darüber hat man bisher nicht genug nachgedacht.

Zweytens: die Bienenväter ſollten doch die Bienen in ihrer Freyheit, Ungebundenheit, Unabgeſchloſſenheit beſſer beobachten. Wo bauen ſich dieſe Thiere an, wenn ſie unabhängig ſind? In hohlen Bäumen, mitten im Gebüſch, ſorgfältig gegen die Sonnenſtrahlen geſchützt. Aber der Menſch hat es auch hier beſſer machen wollen als die große Meiſterin Natur, und ich glaube, es iſt ihm hier widerfahren, was ihm ſchon ſo oft begegnete, wenn er die Natur beſſern will, indem er gegen ihren Sinn und gegen ihre Geſetze handelt.

Schon dieſe beyden Beobachtungen hätten die Bienenväter in der Wahl der Stellung für die Bienenhäuſer und Bienenkörbe beſonnener und vorſichtiger machen ſollen. Es gibt aber noch einen viel nähern und entſcheidendern Grund für meine Anſicht. Davon gleich nachher, hier erſt eine allgemeine Frage, eine Erfahrung, die Jeder täglich machen kann. Was thun denn die luſtigen, weiblichen Immen, die im warmen Sonnenſtrahl in Haufen aus dem Korbe kriechen, und um denſelben in engern oder weitern Kreiſen herumſchnurren? Arbeiten ſie, bauen ſie, ſammeln ſie, tragen ſie ein? Nein, ſie ſummen, und ſchnurren, und fliegen vergnügt herum. Gleichen ſie doch den Haufen junger Leute, welche an ſchönen Sommertagen vor den Kaffeehäuſern ſtehen und ſich gütlich thun! Wenn nun ein Reiſender durch eine Fabrikſtadt kömmt, und viele luſtige Leute ſich ergehend auf den Straßen und vor den Häuſern ſieht, wird er meynen, daß in der Stadt viel gearbeitet werde? Der Naturforſcher geht aber noch weiter, er beobachtet mit dem Thermometer den Wechſel der Temperatur in den Bienenkörben. Da wird er bald bemerken, daß die Bienen fortwährend bemüht ſind friſche, kühle Luft in ihr Haus zu ſchaffen, und daß ſie dabey ein eigenes Verfahren anwenden; er wird auch gewahr werden, daß dieſe Thierchen keine große Hitze ertragen können, denn ſo wie es im Stock über 29° Reaumür iſt, ſo halten es die Bienen nicht mehr darin aus, ſondern fliegen heraus um freye Luft zu ſchöpfen, die ihnen natürlich ſehr wohl thut, und ſie ganz aufregt. Warum alſo die Bienenſtöcke ſo ſtellen, daß ſie im ohnedieß ſehr warmen überfüllten Innern leicht 29° R. haben? Sollte man dieß im Gegentheil nicht ſorgfältig zu vermeiden ſuchen?

Nun endlich komme ich zu meiner Haupterfahrung über dieſen Punkt, zu einem wahren experimentum crucis. Schon im Jahr 1793 war ich von der eben ausgeſprochenen Meynung über den Stand der Bienenkörbe überzeugt. Mein Pachter hatte ein ſchönes, nach den herkömmlichen Regeln geſtelltes Bienenhaus in einem großen und ſchönen Hof, wo die Sonne den ganzen Tag ſchien. Daher kam es auch, daß an den Eingängen ſeiner Bienenkörbe immer ein heftiges Gedränge war, denn Tauſende wollten heraus und Hunderte wollten hinein. Kein Menſch war vergnügter darüber als der gute Pachter, der das Alles für Arbeitsluſt und Eifer hielt. Ich aber hatte nur einen armſeligen Bienenſtock im Schatten, mitten im Gebüſch. Kaum ſah man drey oder vier Bienen zu gleicher Zeit am Eingang: ſie waren ganz ruhig, drängten ſich nicht und hinderten ſich nicht. Jedermann, der den Bienenſtock ſah, beklagte ihn auch: der arme Stock! er iſt krank, es ſind nur wenig Bienen darin, aber er iſt auch in ſo ſchlechter Lage!" Ich aber erwiederte den Leuten wohl: „Ihr Herrn, bedenkt doch, daß die Arbeiter in der Werkſtatt ſind, und nicht Zeit haben ſich auf offener Straße herumzutreiben, wie die Bienen meines reichen Pachters; aber warten Sie nur, am Ende werden wir ſehen, wer die beſten Arbeiter hat." — In der That ließ ich nach einiger Zeit meinen Stock gegen die Immenſtöcke des Pachters wägen, und was fand ſich da? der meinige war weit ſchwerer als irgend einer des Pachters, die doch der Sonne ſo gut ausgeſetzt waren. Der Pachter aber war nicht wenig darüber erſtaunt.

(Die Fortſetzung folgt.)

An einen jungen Künſtler.

Menſchen und Naturgeſchichte
Mußt du nehmen, wie ſie ſind:
Spitze Nadeln trägt die Fichte,
Schnell vorüber fährt der Wind,
Plauderhaft ſind alle Baſen,
Katzen hämiſch, Fiſche ſtumm,
Muthig Löwen, feig die Haſen,
Schlechte ſchlecht, und Dumme dumm.
Und du willſt den Hund betangen,
Weil er heulet bey Muſik?
Kein Talent iſt noch entgangen
Einer feindlichen Kritik.

Ludwig Robert.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Cymo, im April.

(Beſchluß.)

Eine vierte Reiſe Voltas macht nicht nur in ſeinem Leben, ſondern in der Geſchichte der Phyſik Epoche. Die Verſuche, auf welche ſich die unermeßliche Entdeckung der Verrührungselektricität, die man bisher noch Galvanismus Verſuchen an Fröſchen fälſchlich thieriſche Elektricität genannt hatte, gründet, waren in Paris angeſtellt worden, aber nicht gelungen; 1801 berief man daher Volta; er wiederholte im Inſtitut und in Gegenwart des erſten Konſuls die Verſuche an der Säule, die ſeinen Namen führt. Sie gelangen vollſtändig, und das Inſtitut machte ihm zum Beweis ſeiner hohen Bewunderung, und um einen, für die Fortſchritte der Wiſſenſchaften ſo denkwürdigen Zeitpunkt zu bezeichnen, eine goldene Medaille zum Geſchenk, mit der Inſchrift: A Volta,

la classe des sciences mathématiques et physiques. Ein Jahr später erhielt er eine zweyte mit der Inschrift: A Volta, associé étranger. Die königliche Gesellschaft von London schickte ihm gleichfalls eine goldene Medaille, und alle wissenschaftlichen Vereine in Europa wollten den großen Physiker zum Mitgliede haben.

Als er zum Senator des Königreichs Italien ernannt worden war, mußte er einen Theil des Jahrs in Mailand zubringen. Abends ging er in den Cirkel im Hause des Präsidenten Paradisi, wo die ausgezeichnetsten Männer zusammen kamen. Er sprach wenig von seinen Studien, noch weniger von Politik, sondern gefiel sich darin Calembourgs zu machen. Gewohnt, in der Zusammensetzung und Trennung der Körper immer neue Resultate zu suchen, ging er in den Stunden der Muße mechanisch auf einen andern Prozeß, die Zusammensetzung und Zergliederung der Worte, über; es war dieß sein Steckenpferd. Eines Abends hatte er so viele Quodlibets gemacht, daß Scarpa, der nicht so heitern Humors war, rasch aufstand und mit den Worten fortging: non resisto più con questo freddurajo (alberner Schwätzer). Volta hielt ihn ernsthaft zurück und sagte: Sie irren sich, Scarpa, wie so re-sisto? sagen Sie doch papa sisto, nicht re-sisto. Voltaires Komplimente beantwortete er mit einer Anspielung auf ihren Namen: „Ich muß wohl etwas seyn, ich bin ja die gute Hälfte von Ihnen.“

Volta verheirathete sich im Jahr 1794, und erhielt drey Kinder; er wandte sehr große Sorgfalt auf ihre Erziehung, und fühlte schmerzlich den Verlust eines Sohnes, der viel Talent für Mathematik verrieth. Er brachte sein hohes Alter in seinem väterlichen Hause in Como, im Schooße seiner Familie zu. Der mehr als achtzigjährige Greis hatte aller Arbeit entsagt, und war wieder geworden, was er in seiner Kindheit gewesen war; weder vorher noch nachher hätte man, wenn man ihn sah und hörte, geahnet, was aus seinem Kopfe hervorgehen sollte oder daraus hervorgegangen war. Er starb nach zweytägigem Fieber den 5ten März 1827, mit sehr religiösen Gesinnungen.

Voltas vorzüglichste Entdeckungen in der Physik sind:

1) Das beständige Elektrophor, (Elektricitätsträger) das er im Juni 1775 beschrieb; dieses Datum ist wichtig, weil man die Ehre dieser Erfindung Wilcke zuschreiben wollte; Volta kannte Wilckes Versuche, die mit seiner Entdeckung einige Aehnlichkeit haben, gar nicht.

2) Die Brennbarkeit der aus den Sümpfen sich entwickelnden Luft. 1776 und 77 machte er darüber sehr merkwürdige, an Pater Campi geschriebene Briefe bekannt, die in's Deutsche und Französische übersetzt wurden.

3) Das Voltasche Pistol und die Voltasche Lampe. 1777.

4) Das Eudiometer (Luftgütemesser) 1777. Dieses Instrument dient dazu, mittelst der Elektricität das Verhältniß des Sauerstoffgases und des Stickstoffgases, aus denen die atmosphärische Luft besteht, mit einer Genauigkeit zu bestimmen, der man sich damals noch lange nicht genähert hatte.

5) Der Condensator, mittelst dessen man die kleinsten Theile des elektrischen Fluidums merkbar machen kann. 1782.

6) Die Voltasche Säule. Er beschreibt seine erstaunliche Entdeckung und den so einfachen Apparat zum ersten Mal in einem Briefe an Doktor Banks, den Präsidenten der Londner königlichen Societät.

Die Briefe und Memoiren, in denen Volta mit der größten Klarheit und Einfachheit diese und andere minder wichtigen Entdeckungen beschrieb, sind von Vincent Antinori gesammelt, und 1816 in Florenz unter dem Titel: Collezione delle opere del cav. conte Alessandro Volta herausgegeben worden. Mit Vergnügen liest man hier, mit welchem Scharfsinn der große Mann die Natur in ihrem geheimsten Gange belauschte; man bewundert die so einfachen und so sinnreichen Vorrichtungen, die er erfand, um durch bestimmte Versuche darzuthun, was ihn seine verwickelten Beobachtungen ahnen ließen, und um sich und andern die Richtigkeit seiner scharfsinnigen Vermuthungen zu erweisen. Wer Alexander Volta näher kannte, vergaß in der Unterhaltung mit ihm den Mann von Genie, und sah nur den guten, einfachen Menschen. Er war ein vortrefflicher Familienvater, war geliebt um seiner häuslichen und bürgerlichen Tugenden willen, und seine Vaterstadt, die er zärtlich liebte, übertrug ihm von jeder Aemter und Würden, die er mit Redlichkeit und Einsicht verwaltete. Bewunderung und achtungsvolle Liebe hatten gleichen Antheil an der letzten Ehre, welche ihm seine Mitbürger aller Stände zu erweisen wetteiferten. In einer besondern Versammlung vom 23sten März, beschloß der Gemeinderath von Como ihm zu Ehren eine Medaille schlagen und ein Denkmal errichten zu lassen. — An der neuen Façade der öffentlichen Schule zu Como befindet sich, neben den Büsten des Plinius, Giovios und anderer großer Männer, die in dieser kleinen Stadt das Licht der Welt erblickten, eine leere Nische, deren Bestimmung Jedermann kannte, und Comos Bürger huldigten so auf zarte Weise dem Genie und der Bescheidenheit Alexander Voltas.

Berlin, Anfangs Mai.

(Fortsetzung.)

Wie schlimm ergeht es nicht gleich im ersten Akte dem Engel, den Dajas wunderabergläubisches Gemüth der exaltirten Recha in den Kopf gesetzt hat. Aber auf bewunderungswürdige Weise ist dieser ganze didaktische Inhalt zu lebendigen Gestalten verwandelt, und die meisterhaft verhüllte Absichtlichkeit blickt nur hin und wieder mit klugen, verständigen, prosaischen Augen hervor. Das Kunstreiche, Anziehende der Einkleidung jener Lehren der Aufklärung liegt darin, daß die Anderesgläubigen am Schlusse sich entweder als durch Bande des Blutes vereinigt zeigen, oder durch edle Thaten auf's Engste verbunden sind. Durch die großmuthsvolle Aufopferung des Tempelherrn ward Recha gerettet, durch die Liebe zur Familie nahm Nathan sie als Kind bey sich auf, aus Liebe zum Bruder befreyte Saladin den jungen Ritter vom Tode. Daß dieses moralische Thun noch nicht zu dem vollendet inhaltlosen Edelmuth, und überhaupt noch nicht zu der bloßen Form des Guten und Bösen ausgeleert ist, sondern noch aus der Familienliebe, und überhaupt aus großen Verhältnissen entspringt, muß gleichfalls rühmend hervorgehoben werden. Wie anders seyen dagegen die Figuren aus, zu welchen Iffland und Kotzebue in der Konsequenz jener Lessingschen Lehren gekommen sind. Aber daß der Nathan ein wichtiger Wendepunkt der deutschen dramatischen Poesie sey, zeigt sich darin, daß von hier aus alles rührende Stillleben und die ganze Tugendleidenschaft ausging, bis sie sich so sehr auf die Spitze trieb, daß sich gerade die moralischen Helden als die recht eigentlichen Lumpen bewiesen, und dadurch die große Kontrerevolution hervorriefen, deren Siege besonders Tieck und Schiller erfochten haben. Im Ganzen ward der Nathan mit dem lebhaftesten Beyfall aufgenommen, denn auch die jüngere Generation ist in der Aufklärung groß geworden, und weiß das Nützliche dieser Erziehung zu schätzen. Herr Lemm gab den Nathan mit vollendetem Fleiß, der gern anerkannt wurde, wenn auch die nicht völlig wieder erlangte Kraft den Künstler verhinderte die letzten Akte so durchführen zu können, wie es die ersten erwarten ließen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 52.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 156.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 30. Juni 1827.

Die eine Zeit hat Männer nöthig um zu entstehen, die andere um zu bestehen; die unsere hat sie zu beyden nöthig.

J. Paul.

Das alte und das neue Frankreich.

Nach Dupin.

Die Klage über das Schlechterwerden der Welt ist beynahe so alt wie die Welt, ein Lieblingsgegenstand des Alters, das ja am liebsten in der Erinnerung lebt. Mag auch die Geschichte noch so laut dagegen sprechen, die gute alte Zeit erschien dennoch von jeher dem lebenden Geschlechte als ein Gegenstand der Sehnsucht; und nicht allein eine Generation verläumdete die andere, auch eine Altersklasse verkleinerte die andere, und die jüngere war es immer, auf deren Unkosten die ältere sich pries. Allerdings durfte man sich oft über Verhältnisse betrüben, welche die Gesellschaft in ihrem Fortschreiten hemmten, aber Thorheit wäre es, im Großen an ein Rückschreiten der Menschheit zu denken. Die Menschheit schritt fort, als Wissenschaften und Künste einander selbst und mehr noch dem Ackerbau, dem Gewerbfleiß, dem Handel fremd bleibend, im Dunkeln sich kümmerlich fortbildeten; und jezt, da alle diese Kräfte sich wechselseitig unterstützen, sollte sie stille stehen? Die Aufklärungen im Gebiete der Moral, noch mehr als die physikalischen Wissenschaften, haben dadurch, daß sie Vorurtheile besiegten, daß sie dem Menschen das Gefühl seines Adels gaben, daß sie jeder Fähigkeit die Laufbahn zu jeder Auszeichnung öffneten, den materiellen Reichthum der Völker ins Unendliche vermehrt. Die Kenntnisse der Völker, wie ihre Sitten, stehen in innigem, nothwendigem Verhältnisse zu der Entwicklung der produktiven und kommerziellen Kräfte. Von diesem Gesichtspunkte aus entwirft Dupin eine Schilderung der Fortschritte, die Frankreich seit 1814 gemacht hat; wir geben eine kurze Uebersicht der Resultate, welche das Zusammenwirken der physischen und intellektuellen Kräfte in diesem Lande schuf, und die Vergleichung zwischen der alten und der neuen Generation.

Von 1803 bis 1815 entriß der Krieg Frankreich eine Million Menschen und sechs Milliarden Franken. Zwey Einfälle der fremden Heere verzehrten auf seinem Boden fünfzehnhundert Millionen, den Frieden erkaufte es um fünfzehnhundert andere. In zwölf Jahren wurden also der Industrie neun Milliarden entzogen und waren auf immer verloren; und in neun Jahren sind alle diese Wunden geheilt; Frankreich hat nicht allein seine Verluste ersezt, sondern es ist kraftvoller, thätiger, achtunggebietender als je: die Bevölkerung hat um drittehalb Millionen zugenommen, und die Erzeugnisse des Bodens haben sich so vermehrt, daß man häufig klagen hörte, Frankreich bringe zu viel hervor. Fast alle Zweige des Gewerbfleißes haben sich bedeutend verbessert, fast jeder hat von Jahr zu Jahr mehr produzirt; alle Punkte der ungeheuern Budjets beweisen das rasche Wachsen des Reichthums, und dabey ist bis jezt noch ein großer Theil der produktiven Kräfte gelähmt, und über die Hälfte der Departements hat an diesen großen Fortschritten keinen Theil genommen.

Was die Ausbreitung von Kenntnissen und das Fortschreiten der Wissenschaften betrifft, so kennt man die aus

Wunderbare gränzende Zunahme der Produkte der französischen Presse, eine Zunahme, die von 1814 bis 1826 787 auf 1000 beträgt; ja, die Entwicklung der intellektuellen Kraft und die Ausbreitung der literarischen Schätze schreitet unverhältnißmäßig rascher vorwärts als jeder Zweig des Gewerbfleißes, und in dem auf seine alten Gränzen beschränkten Frankreich erscheinen doppelt so viele Schriften als im Kaiserreich in seiner größten Ausdehnung. Jeder Zweig der menschlichen Kenntnisse hat zwar an diesem Wachsthum seinen Antheil, den vorzüglichsten aber haben die ernsten Wissenschaften. Trotz dieser unermeßlichen, in die Augen fallenden Fortschritte gibt es Männer, die, von Leidenschaft und Vorurtheil verblendet, die Hoffnung noch nicht aufgegeben haben, ein großes Volk rückwärts schreiten und seine Kraft ersterben zu sehen. Dupin versucht es zu beweisen, wie thörigt eine solche Hoffnung ist; er zeigt ihnen, daß in zwölf Jahren des neunzehnten Jahrhunderts die Buchdruckerey trotz aller Hemmungsversuche so viel geleistet hat, als acht frühere Jahrhunderte, wenn man annähme, daß diese alle so viel geleistet hätten als die drey verflossenen; er zeigt ihnen, daß auf dieses kräftige Leben kein Zustand von Lähmung folgen wird, daß Frankreich Raum vor sich hat, um seinen beschleunigten Lauf im Felde der Intelligenz fortzusetzen; daß die Zahl der Franzosen, die lesen können, sich seit vierzig Jahren fast verdoppelt hat, und daß, wenn, wie man allerdings hoffen muß, einst ganz Frankreich lesen kann, schon dadurch die Zahl der jährlich erscheinenden Schriften aufs Doppelte steigen wird. Aber vierzehntausend Gemeinden haben bis jezt noch keinen Schullehrer, und in Hinsicht des Elementarunterrichts steht Frankreich Irland und Oesterreich nach; trotz dem breitet sich die Civilisation nach und nach aus, und schon durch die theilweise Erneuerung der Armee müßte allmählig das Lesen und Schreiben in den vierzehntausend Gemeinden eingeführt werden. Doch hat sich Frankreich sehr anzustrengen, um durch den Elementarunterricht sich zu Völkern zu erheben, die es als unwissend betrachtet; besonders hat der mit Erbitterung verfolgte gegenseitige Unterricht seit 1820 sehr große Verluste erlitten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kapitän Heads Durchflüge durch die Pampas.

(Fortsetzung.)

Mendoza.

Die Stadt Mendoza liegt am Fuße der Anden, und das umliegende Land wird durch Kanäle, welche von dem Rio de Mendoza ausgehen, bewässert. Dieser Fluß begränzt die Westseite der Stadt, und von dessen östlicher Seite kommt ein Kanal von ungefähr sechs Fuß Breite, der fast Wasser genug hat, um eine große Mühle zu treiben. Dieser Kanal versorgt die Stadt mit Wasser und schmückt und erfrischt die Almeida oder den öffentlichen Spaziergang. Er wässert die Straßen, welche von dem Flusse herunterkommen und kann auch in diejenigen geführt werden, die in einem rechten Winkel laufen.

Mendoza ist eine artige kleine Stadt, nach dem gewöhnlichen Plane gebaut. Die Straßen sind alle rechtwinklich; es gibt einen viereckigen Platz, an dessen einer Seite eine große Kirche steht, und mehrere andere Kirchen und Klöster liegen in der Stadt zerstreut. Die Häuser sind nur ein Stockwerk hoch, und die vorzüglichsten haben ein Thor, das in einen viereckigen Hof führt. Die Häuser sind von Lehm gebaut und auch mit demselben gedeckt; die Mauern weiß übertüncht, was ihnen ein nettes Ansehen gibt; doch sind dieselben natürlich sehr weich, gelegentlich löset sich ein großes Stück davon ab, und ihre Festigkeit ist so gering, daß man in wenigen Augenblicken mit einem Spaten oder einer Hacke sich einen Weg durch jede Mauer in der Stadt brechen kann. Einige Häuser haben Glasfenster, allein die meisten haben keine. Fast alle Häuser sind kleine Buden, und die Waaren, die sie enthalten, bestehen hauptsächlich in englischen Baumwollenzeugen.

Die Bewohner sind, dem Anscheine nach, eine ruhige, ehrbare Art Leute. Der Gouverneur, der ein alter Mann ist, hat die Manieren und das Ansehen eines wohlerzogenen Mannes; er hat eine zahlreiche Familie von Töchtern, die recht gut aussehen. Die Männer sind in blaue und weiße kurze Jacken gekleidet. Die Frauen sieht man bey Tage nur an ihren Fenstern im Morgenkleide sitzend, allein des Abends kommen sie geschmackvoll gekleidet in vollem Anzuge und im Londner oder Pariser Kostüm auf die Almeida oder den öffentlichen Spaziergang. Die Art, wie diese Leute zusammen leben, zeigt viel gutes Gefühl und Geselligkeit, und ich habe niemals weniger Anschein von Eifersucht an irgend einem Orte gefunden. Das Volk ist sehr träge; ein wenig nach eilf Uhr des Morgens beeilen sich die Krämer, ihre Siesta zu halten; sie fangen an zu gähnen und allmählig die Waaren, die sie des Morgens zur Schau ausgelegt, einzupacken. Ungefähr um ein Viertel auf Eins verschließen sie die Buden, alle Fensterladen in der ganzen Stadt sind fast oder ganz geschlossen, und bis drey und zuweilen bis sechs Uhr Abends ist Niemand auf den Straßen zu sehen. Während dieser Zeit ging ich gewöhnlich durch die Stadt, um Bemerkungen zu machen. Es ist wirklich ein sonderbares Gefühl, in einer Ecke der rechtwinklichen Straßen zu stehen und in jeder Richtung eine so tiefe Einsamkeit in der Mitte des Hauptorts einer Provinz zu finden. Das Geräusch, das die Fußtritte erregten, glich dem Echo, das man hört, wenn man einsam in einem großen Dome auf und

ab geht, und die ganze Scene erinnert an die öden Straßen von Pompeji. Wenn ich an den Häusern vorbeyging, konnte ich oft schnarchen hören, und wenn die Siesta vorüber war, unterhielt ich mich oft damit, die Leute erwachen zu sehen. Sie liegen gewöhnlich auf dem Fußboden des Zimmers, und oft sind die Gruppen belustigend. Ich sah einst einen alten Mann, der zu den angesehensten Personen in der Stadt gehörte, auf dem Fußboden fest schlafend liegen; seine betagte Frau saß im Nachtkleide neben ihm, und ihre Tochter, ein hübsches siebenzehnjähriges Mädchen, lag wachend auf der Seite und spielte mit einer Katze.

Des Abends wird die Scene lebendig. Die Buden öffnen sich; man sieht eine Menge Grashaufen durch die Straßen gehen, denn die Pferde, die sie tragen, sind völlig unter der Last verborgen. Hinter der Ladung steht ein Knabe auf dem Rücken des Pferdes, und um auf- und abzusteigen, klettert er an dem Schweif des Thiers hinauf. Einige wenige Gauchos reiten herum und verkaufen Früchte, und dann und wann sieht man einen Bettler zu Pferde, mit dem Hute in der Hand und einen Psalm absingend.

Gleich nach Sonnenuntergang ist die Almeida gedrängt voll, und die Scene ist sehr sonderbar und anziehend. Die Männer sitzen an Tischen, rauchen Cigarren oder essen Eis, die Damen ruhen auf Sitzen von Erde, welche sich auf beyden Seiten der Almeida befinden. Die Almeida ist ein fast eine englische Meile langer Spaziergang, zwischen zwey Reihen hoher Pappeln; auf der einen Seite sind die Mauern der Gärten, von Rosen und andern Gebüschen versteckt, und auf der andern der Fluß, der die Stadt mit Wasser versorgt. Man wird es kaum glaublich finden, daß, während die Almeida mit Leuten bedeckt ist, Weiber von allem Alter ganz unbekleidet in großer Anzahl in dem Flusse baden, der den Spaziergang begränzt. Dieser ist oft auf eine sehr einfache Weise mit Papierlampen erleuchtet, die in Form von Sternen ausgeschnitten sind und worin sich ein einziges Licht befindet. Gewöhnlich spielt eine Bande Musikanten, und am Ende der Allee befindet sich ein aus Lehm erbauter Tempel von sehr zierlicher Form, von dem man mit Wahrheit sagen mag: „Materiam superabat opus.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Beobachtungen über Sitten und Politik der Bienen.

(Fortsetzung.)

Die Wahrnehmung der Bienen. Es scheint, daß die Fühlhörner der Immen die einzigen Organe sind, wodurch sie fühlen, sehen und wahrnehmen. Erst wenn das Fühlhorn berührt wird, scheint die Biene Kenntniß von dem Gegenstand zu haben, der sie berührt. Die Berührung an allen übrigen Stellen ihres Körpers scheint gar keinen Eindruck auf sie zu machen. Diese Meynung wird sehr wahrscheinlich, wenn man die Immen beobachtet, wie sie des Nachts am Eingang ihres Stocks Wachen aufstellen, um eine Art von Nachtschmetterling abzuhalten, der gern in die Stöcke dringt, und da seine Eier in das Wachs legt. Die Bienenwachen kauern sich auf dem Brett des Stocks in divergenten Linien um den Eingang und strecken, übrigens unbeweglich, ihre Fühlhörner aus. Die Phaläne kömmt bald herbey, fliegt rund herum um das Loch, und paßt den Augenblick ab, wo sich vielleicht durch zufällige Bewegung der Wächter ein freyer Durchgang für sie findet; dann schlüpft sie augenblicklich in den Stock. Bey ihren oft wiederholten Versuchen einzudringen, berührt sie häufig den Körper der Bienen. Das thut aber nichts; die Immen kümmert dieß nicht, nichts verändert sich, wenn nur die Fühlhörner nicht berührt werden. Stößt sie aber an ein's, so ist Lärm und Sturm im Lager, und man sollte glauben tausende riefen: der Feind, der Feind! Wer hat doch die Phaläne gelehrt, daß sie ihre Eier am besten in Honig legen kann, daß der Honig in den Bienenkörben ist, daß der Eingang dazu bewacht und schwierig, jedoch möglich ist, wenn sie geschickt die Fühlhörner der Bienen zu vermeiden versteht, unmöglich hinzugen, und wahrscheinlich todtbringend für sie, wenn sie an ein's rührt? Wer hat den Bienen diese treffliche, rein taktische Stellung zur Bewachung ihres Lagers eingegeben? Wer sagt ihnen, daß sich ein Feind naht, und was er im Sinne führt? Nicht genug, daß das berührte Fühlhorn der Biene die Ueberzeugung gibt, daß ein Körper sie berühret, und von welcher Art dieser Körper ist, es scheint selbst, daß durch dieselben Fühlhörner eine Biene der andern ihre Kenntnisse, Erfahrungen, Gedanken, Meynungen, und Gott weiß was Alles mittheilt, daß die gegenseitige Berührung der Fühlhörner ihre Sprache ist, eine Sprache, die gewiß auch ihre Zeitwörter, ihre Substantive, ihre Adjektive u. s. w. hat. Diese Fühlfädensprache ist bey den Ameisen noch merkwürdiger und besser beobachtet. Was ich hier in Beziehung auf die Fühlhörnern sage, wird auch noch durch eine Erfahrung bestätigt, die ein jeder machen kann. Schneidet man einer Biene die Fühlfäden ab, so ist sie wie vernichtet, sie weiß nicht mehr was sie thut, sie kennt nichts mehr, und ist wie wahnsinnig. Welches Auge ist noch in die innere Gestaltung dieser Fühlfäden gedrungen? Wo ist die hohe Weisheit, die sie erdacht, wo die Hand, welche diese Gestaltung ausgeführt hat?

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 44.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 1. Juni 1827.

Geschichte.

eschichte des Osmanischen Reiches, großentheils aus bisher unbenuzten Handschriften und Archiven durch Joseph von Hammer. Erster Band. Von der Gründung des osmanischen Reichs bis zur Eroberung Konstantinopels, 1300 — 1453. Mit einer Charte. Pest, in C. A. Hartlebens Verlage. 1827.

Herr von Hammer ist unstreitig unser größter Orientist und überhaupt einer der gebildetsten und geschmackvollsten Männer unsers Vaterlandes. Wir hegten daher on geraume Zeit von der künftigen Erscheinung seiner rkischen Geschichte große Erwartungen, die nun durch r vollendeten ersten Band vollkommen befriedigt worden d. Ehe wir sein Verdienst in Absicht auf die eigentGeschichtforschung rühmen, gebietet uns die Natur Sache, unsere Aufmerksamkeit erst im Allgemeinen die Tendenz dieses geschichtlichen Werkes zu richten. ch dieser Tendenz sind wir in unserer Zeit immer zu en berechtigt und verpflichtet, sobald von Werken die de ist, welche mit der Tagespolitik in irgend einer, n auch nur entfernten Berührung stehen. Eine Gechte der Türken nun kann sich dieser Frage und einem tischen Tendenzprozeß gewiß eben so wenig entziehen, eine Geschichte der Griechen, z. B. die von Pouque. Man frägt unwillkürlich: wie verhält sich das rk zu den Partheyansichten unserer Zeit, ist es vielht ein Dokument irgend einer dieser Partheyen, und , ist es für oder wider Türken oder Griechen? ibst eine strenggelehrte urkundliche Geschichte, wie die liegende, die sich dem Lärm der Tagespolitik entfremin die heiligen Hallen der Wissenschaft, in den Temfrieden der Clio zurückzieht, kann jener strengen Frage Zeitgeistes nicht entgehen.

Ohne Zweifel werden wirklich, wenigstens die Uebereutesten unter den Griechenfreunden das Werk des rn von Hammer als ihrer Tendenz entgegen mißigen, nicht, als ob dieses Werk sich entschieden zu Gunsten der Türken aussprächе, sondern weil es sich ganz unpartheylich ausspricht. Sie werden schon diese Unpartheylichkeit mißbilligen, nach dem Grundsatz: wer nicht ist für mich, der ist wider mich! Sie werden sagen: ein Christ dürfe nie so indifferent und weltbürgerlich denken, wie Herr von Hammer, der alle Grausamkeiten der Türken gegen die Christen mit vollkommenem Gleichmuth erzählt, und, anstatt die Niederlagen des Kreuzes zu bejammern, vielmehr wohl gar noch den Halbmond wegen seines glänzenden und kräftigen Wachsthums rühmt. Sie werden sagen: mag ein Muselmann selbst, oder ein Monddewohner, der weder Muselmann noch Christ ist, die Thaten der Türken auf diese schonende Weise berichten, nur nicht ein Christ und nur nicht in jenem Wien, das so oft die Vormauer der Christenheit gegen eben diese Türken gewesen ist, nur nicht in einem Lande, wo schwerlich eine Familie lebt, deren Vorfahren nicht einst im heiligen Kampf gegen die Ungläubigen geblutet. Sie werden etwas besondres darin suchen, daß Herr von Hammer die Geschichte der Türken durchaus als eine bloß politische behandelt, daß er alles vermeidet, was ihre Kriege als Religionskriege bezeichnen könnte. Sie werden ihm vielleicht vorwerfen, er habe nur deßhalb die Darstellung des Muhamedanismus von seinem Gemälde gänzlich ausgeschlossen, um nicht auch des Christianismus im Gegensatz gedenken zu müssen; er rede nur von dem türkischen Volksstamme, und wieder nur von dem osmanischen Zweig desselben, um auch die Christen, die von ihnen unterworfen oder wenigstens bekämpft wurden, als bloße Völkerstämme gelten zu lassen; er rede nicht von Allah und Muhamed, damit er nicht von Gott und Christus reden dürfe, und durch diese Beseitigung des Religiösen geschehe es, daß wir allen Haß gegen die Türken verlören, die uns sofort nur als kräftige, herrliche Sieger erschienen, und auch alle Theilnahme an den Christen z. B. in Konstantinopel vergäßen, die uns sofort nur als politische Feiglinge vorkämen. So werde durch einseitige Behandlung des historischen Stoffs, durch absichtliche Weglassung alles Religiösen, das Hauptinteresse und alle Ehre auf die Türken übergeleitet; ihnen nähme der

Verfasser nichts, indem er ihnen ihre großen Thaten läßt; ihren Gegnern aber entziehe er alles, indem er ihres Gottes nicht gedenkt, nicht ihres Glaubens, um dessentwillen sie unter den Schwertern und Henkerbeilen der Türken ihr Blut vergoßen. Man wird fragen: warum stellt sich Herr von Hammer so ganz auf den türkischen Standpunkt und ignorirt die jedem Christen so wichtigen und heiligen Interessen, die sich uns schon beym bloßen Namen der Türken aufdrängen? warum schildert er so unbefangen, gleichmüthig und selbstzufrieden das Wachsthum und Vordringen der Türken in Europa und vergißt es gänzlich, uns dabey zu erinnern, daß jeder Fußbreit Erde, den jene Barbaren gewonnen, vom Herzen der Christenheit losgerissen waren, daß diese Erde mit unschuldig vergossenem Christenblut gedüngt, daß die Eroberung ein gen Himmel schreiender Raub, daß sie von unermeßlichen Gräueln begleitet war, wie sie nie früher noch später ein Volk beging oder litt, endlich daß jener mit Mord und Brand besudelte Boden das schönste Land Europa's, das alte heilige Griechenland war. Warum ignorirt Herr von Hammer Betrachtungen dieser Art gänzlich, und schildert uns die Eroberung Griechenlands, wie etwa Curtius die Eroberung von Bactra, als ob ihm die Besiegten fremde uninteressante Völker, und nur die Sieger lieb und theuer wären?

Indeß wär' es wohl unbillig, wenn wir bey der Beurtheilung eines strengwissenschaftlichen Werkes von dieser Partheyansicht ausgehen wollten, die, so sehr sie christlich, natürlich und löblich ist, doch immer eine Partheyansicht bleibt. Ein Geschichtschreiber der Türken darf und soll sich auf einen unabhängigen Standpunkt stellen, und seine Ansicht durch kein, wenn auch noch so heiliges Vorurtheil trüben lassen. Es ist des Geschichtschreibers Pflicht, das Volk, das er schildert, nicht nach den Berichten der Feinde desselben zu beurtheilen, sondern sich so viel als möglich in dessen eigenen Horizont zu versetzen und es mit dessen eigenen Augen anzusehen. Aber auch selbst wir Christen, als alte und nothwendige Feinde jener Türken, haben doch ihren Tugenden immer Gerechtigkeit widerfahren lassen. Schon längst ist die gebildete Welt davon unterrichtet und darüber einverstanden, daß die Türken eine höchst kräftige und geistbegabte Nation sind, an der sehr vieles gebilligt, gelobt, ja bewundert werden muß, daß aber ihr wildes blutdürstiges Temperament in allen ihren Handlungen eben so vorherrscht, wie das Roth in ihren Farben. Es sind Löwen der Wüste, stark, edel, großmüthig, königlich, aber dennoch blutlechzende Thiere. Sobald wir in ihre Geschichte eintreten, baden wir vom Anfang bis an's Ende im Blut. Müssen wir uns aber einmal an diese Hauptfarbe gewöhnen, so dürfen wir doch nicht übersehen, daß unter dem grellen Schein derselben auch noch sehr zarte Farben verborgen sind, und selbst in jener Blutfarbe ist etwas Furchtbarschönes. Es fehlt den Türken nicht an sanften Dichtern, weisen Gesetzgebern, und selbst ihre Sultane und Krieger, die Henker ganzer Völker, haben etwas Gewaltiges und Prächtiges, das Bewunderung einflößt. Dieß hebt Herr von Hammer mit Recht hervor, während er jene Barbarey keineswegs bemäntelt.

Es war dem Verfasser, man sieht es, um ein treues ungetrübtes Gemälde der türkischen Geschichte nach türkischen Quellen zu thun. Er läßt die Türken selbst von sich selbst reden, und schließt jede falsche oder feindselige Ansicht der Christen dabey aus. Um seinem Gemälde die möglichste Gedrängtheit und Uebersicht zu geben, hält er sich auch rein an die Geschichte des türkischen Volksstammes, und zwar nur des einen Zweiges davon, des osmanischen. Die übrigen Zweige dieses großen asiatischen Volksstammes werden im Anfang der Geschichte nur kurz erwähnt, um die Genealogie dieses Hauptzweiges herzuleiten. Was aber noch wichtiger ist, der ganze Muhamedanismus und die Araberherrschaft, auf welche die osmanische sich aufpfropfte, wird von Herrn von Hammer übergangen. Er unterscheidet sehr genau seine Geschichte der Osmanen von einer Geschichte der Türken überhaupt, oder der Muhamedaner. Dennoch wäre zu wünschen gewesen, daß er sich auf die Charakteristik des Muhamedanismus und namentlich auf die Gestaltung desselben unter den Osmanen tiefer eingelassen hätte. Man sollte wirklich meynen, daß er es geflissentlich vermiede, die religiöse Saite anzuschlagen, aus Furcht, sie möchte einen Mißton angeben.

In den angezeigten Grenzen indeß ist dieses Werk ein so vollkommenes, als selten eines erschienen ist. Dem Verfasser gebührt der höchste Ruhm des Geschichtforschers. Alles, was wir bisher über die Türken erfahren, verschwindet beynahe als völlig fragmentarisch oder verfälscht vor dem vollständigen Gemälde, das Herr von Hammer jezt nach bisher unbekannten ächten Quellen entwirft. Von zweyhundert türkischen, persischen und arabischen Handschriften, die er benuzt, kannte der beste frühere Orientalist, Sir William Jones, nur ein Dutzend, ja selbst auf den öffentlichen Bibliotheken in Konstantinopel findet man nicht mehr als je ein Dutzend davon. Bey den Türken selbst sind diese Quellen zerstreut, und Herr von Hammer ist vielleicht der einzige Mensch auf der Erde, der sie in diesem Umfange zusammengetragen hat. Dreißig Jahr lang hat er daran gesammelt, auf zwey Reisen im Morgenlande selbst und auf allen bedeutenden europäischen Bibliotheken. Als k. k. Dolmetsch war er immer in naher Berührung mit der Türkey, und zugleich standen ihm die für seine Geschichtforschung wichtigen Archive von Venedig, Ungarn und Oesterreich offen.

Er scheute keine Anstrengung, keine Kosten, sich von allen Quellen Abschriften oder die Originale selbst zu verschaffen. Ein einziges türkisches Werk kostete ihn 500 Dukaten. Von allen diesen Quellen, sofern sie den ersten Theil seines Werkes betreffen, gibt er vorn ausführliche Nachricht. Demnach läßt er von Seiten der Geschichtforschung wohl nichts zu wünschen übrig. Er hat die Quellen nicht nur benuzt, er hat sie entdeckt. Auch als Geschichtschreiber verdient er unsere volle Anerkennung. Sein historischer Styl ist rein und edel, und man darf die Kunst bewundernswürdig nennen, mit welcher er den so oft sich wiederholenden Raub- und Mordzügen immer eine neue Seite abzugewinnen weiß, daß unser Interesse nicht ermattet. Er bewirkt dieß vorzüglich durch die Einflechtung von Sagen und Anekdoten aus seinen Quellen, und durch die einfache Erzählungsweise, welche der des Herodot gleichkommt.

Der vorliegende erste Band beginnt mit der Geschichte des osmanischen Stamms und reicht bis zur Eroberung Konstantinopels, umfaßt also nur etwa anderthalb Jahrhunderte. Der Verfasser verbreitet sich zuerst mit kritischen Bemerkungen über den Namen und das Vaterland der Türken. Er bemerkt, daß die Türken selbst diesen Namen jezt für schimpflich halten und ihn nur den wilden tatarischen Stämmen beylegen, da er ihnen so viel bedeutet, als den Griechen der Name der Skythen, nämlich herumstreifende Horden. Das gemeinsame Vaterland der Türken ist Turkistan, das weite Steppenland Hochasiens, zwischen dem See Aral und China, Sibirien und Tibet. Dieß Turkistan ist das alte Turan, welches die Perser als das schwarze, feindselige, nordische Reich ihrem eignen Lande, Iran, als dem lichten, guten und frommen Reich, entgegensezten, wie das höllische Reich Arimans dem himmlischen ihres Ormudz. Daher verstanden die Perser und nach ihnen alle gebildeten Völker des Südens unter einem Turanen einen feindseligen Barbaren und Zerstörer, und derselbe Name ging in den griechischen τυραννος über. So ist denn ein Türk und ein Tyrann schon dem Namen nach dasselbe.

(Der Beschluß folgt.)

R o m a n.

Gaston von Blondeville oder die Hofhaltung Heinrich III. in dem Ardenner Walde. Aus dem Englischen der Anna Radcliffe. Leipzig, bey Adolf Weinbrack. 1827.

Uns bedünkt seit langer Zeit keine bessere Uebersetzung gelesen zu haben, als die vorliegende. Der alterthümliche Ton des Originals ist mit so vielem Geschmack beybehalten, daß er nie in das Platte und Anspruchsvolle fällt, das Leser, welche nicht glauben das Eigenthümliche eines Zeitalters als Muster aller künftigen ansehen zu müssen, in manchen unserer Mittelalters Romane bis zum Ekel ermüdet. Ob der Uebersetzer stets getreu ist, können wir, da uns das Original nicht bekannt ist, um so weniger beurtheilen, als sich die Uebersetzung weder Steifheit noch befremdlicher Wortschmieberey schuldig macht. Das Original muß den Charakter guter alter Chroniken sehr gut getroffen haben, denn die Uebertragung bringt durch den Ausdruck von Frömmigkeit und Unbefangenheit bey sichtbarer Unvollständigkeit, durch Schalkhaftigkeit und poetische Naturansicht, eine sehr bestimmte Wirkung hervor. Worin aber Madame Radcliffe mit jedem alten Chronikenschreiber, und jedem neuen historischen Roman wetteifert und sie vielleicht übertrifft, das ist in der Breite der Beschreibungen von Festen, Gepränge und Putz. Ohne Zweifel gehört eine eigene Art Einbildungskraft dazu, diese Schilderungen zu erfinden, es ist eine Art Verdienst, Einheit und eigenthümlichen Charakter in sie zu bringen. Wir hoffen, daß es auch eine Art Leser gibt, welche diese Beschreibungen mit Vergnügen lesen; — wir gestehen aber, daß sie uns eben so sehr ermüden, wie diese Feste selbst es thun würden, und daß, wie wir uns von jenen nach der ersten halben Stunde davon schleichen möchten, wir auch von diesen nur die Beschreibung des ersten Festes aushalten konnten. Sind nun die Beschreibungen dieser Feste schon lang, so sind es die unter- und überirdischen Gänge noch mehr, durch welche ein gewisser armer Sünder, der, ohne Held der Geschichte zu seyn, sie dennoch gänzlich veranlaßt — eine ganze Nacht lang geführt und in ihnen mit Dolch und Tod bedroht wird. Dieser wird von einem abscheulich boshaften Prior von St. Marien Trepp auf und Trepp ab, durch Hallen, Marterkammern und Gewölbe, unter dem Schloßaraben durch und vor Wachen vorbeygeführt, so wundersam, daß es einen aufmerksamen Leser lohnen würde, einen leichten Riß von einem Gebäude zu machen, in welchem sie alle Raum fänden. Sehr wahrscheinlich würde das berühmte Labyrinth der Vorzeit wie ein Jagdschlößchen dagegen erscheinen.

Ueber die Einleitung zu der Erzählung wollen wir schnell hinweggehen. Sie sagt uns, daß ein alterthümelnder Reisender, mit einem humoristischen Gefährten durch Warwikshire reisend, die Ruinen von Kenilworth (welches unter uns klassischer Boden geworden ist) besucht. Diese Ruinen werden in allen ihren Theilen, mit allen ihren Umgebungen recht anziehend und sehr weitläufig beschrieben. Ein Landmann der Umgegend bietet sich an, ihnen das Schloß zu zeigen, erzählt ihnen viele Volks-

sagen, welche den Antiquar entzücken und den Humoristen langweilen, macht aber dennoch endlich so viel Eindruck auf beyde, daß sie den Schauplatz der Sagen ganz unheimlich finden. Endlich verkauft er dem Antiquar eine alte mit schönen Bildern verzierte Chronik, welche die Beschreibung der Feste und Begebenheiten während König Heinrichs III. Hoflager in Kenilworth enthält. Diese in neun Tagen abgetheilte Erzählung lesen wir in Mrs. Radcliffes Roman.

Die Erzählung selbst ist eine recht eigentliche Spuckgeschichte, die unsere Aeltermutter sehr wesentlich abgekürzt hätte, indem sie den Hauptbösewicht und seinen Spießgesellen ohne viel Ceremonie nach Don Juans Beyspiel vom Teufel hätte holen lassen. Statt dieser einfachen Katastrophe mühet sich hier ein armes Rittergespenst jämmerlich ab, erscheint aller Ecken und Orten, erschreckt König und Pagen, um endlich seinen Mördern das Garaus zu machen. Ein ärztliches Visum repertum würde unbedenklich sagen, die Herren wären an einem apoplektischen Zufall gestorben; damit wäre aber kein Roman zu Stande gekommen, und der Ritter hätte vergeblich gespuckt.

Madame Radcliffe erzählt uns, wie der König Heinrich III. von England sein Hoflager in Kenilworth gehalten, wo er die Hochzeit seines Günstlings, eines Gaskognischen Junkers, Gaston von Blondeville, gefeyert habe. Während dieser Feyerlichkeiten naht sich ihm ein Unbekannter, der diesen Gaston des Mordes an seinem Vetter, einem Ritter beschuldigt, den er vor drey Jahren bey dessen Rückkehr vom heiligen Lande in den Kenilworth umgebenden Ardennerwalde erschlagen haben soll. Diese Anklage empört den König ungemein; leider hat sich der unansehnliche Fremde, ein Kaufmann aus Coventry, auf gar keine Beweise gefaßt gemacht, und beträgt sich überhaupt wie ein Besessner oder halb Verrückter, wird also mit harter Behandlung in den Kerker geführt. Nun folgt ein Spuck dem andern, der eine besteht in einem kostbaren, höchst sinnreichen Maskenzuge, der, die ganze Mord- und Trauergeschichte darstellend, dennoch lauter Blendwerk ist. Sie alle werden aber von Gaston von Blondeville und seinem Spießgesellen, dem Prior von St. Maria, für eitel von dem armen Kaufmann herrührende verdammliche Hexerey erklärt. Die Furcht, daß dieser aber dennoch ihr Bubenstück an das Licht bringen möchte, bewegt den Prior, den Kaufmann aus dem Gefängniß zu entführen, und bey diesem Anlaß findet die obenerwähnte wunderseltsame Gang- und Kellerreise statt. Des Priors Absicht dabey ist uns viel weniger klar geworden, als die der Mrs. Radcliffe. Diese wollte ihre Erzählung ausdehnen, jener hätte den armen Gefangnen aber schon auf der ersten Kellerstation tödten können. Statt dessen jagt er ihn mit seinem Dolch und seiner Angst so lange vor sich her, bis derselbe endlich die Klosterkirche zu St. Maria erreicht und den Schutz des Altars in Anspruch nimmt, wo die Mönche ihn schützen. Dem Könige von Neuem ausgeliefert, muß er sein Todesurtheil hören. Bis zu der auf den nächsten Tag anberaumten Hinrichtung gibt es aber ein Turnier; bey diesem steigt das Rittergespenst zu Pferde, und verlangt durch grimmige Gebärden mit Gaston von Blondeville eine Lanze zu brechen. Dieser, welcher jedes Mal bey dem Anblick seines ermordeten Gegners mit kataleptischen Zufällen heimgesucht wurde, fällt dieses Mal, wie das Rittergespenst das Schwerdt gegen ihn ausstreckt, todt vom Pferde. In der darauf folgenden Nacht quält dieses Rittergespenst dem König, der über seines Lieblings Tod in tiefster Betrübniß ist, unter wahrhaft imposant fürchterlichen Umständen die Ueberzeugung von des Kaufmanns Unschuld ein. An dem folgenden Morgen wird der Prior todt im Bett gefunden, der Kaufmann erhält, ohne weiteren Trost, seine Freyheit, und der König, dem das spuckhafte Kenilworth widrig geworden ist, zieht mit seinem Hofstaat nach Woodstok, von dem wieder eine prächtige Spuckgeschichte geschrieben werden könnte.

Literarische Notiz.

Treuttel und Würz in London haben ein Journal für ausländische Literatur angekündigt, dessen Herausgeber Hillins, bekannt durch seine Uebersetzung von Müllners Schuld, La Motte Fouqué's Zauberring und mehrerer deutschen Erzählungen, dort lebt. Das Werk wird unter dem Titel Foreign Quarterly review et continental literary miscellany erscheinen. Deutsche, spanische und italienische Literatur werden den Hauptinhalt desselben ausmachen. Der Plan ist ungefähr derselbe, wie der der bibliothèque universelle. Walter Scott, Southey, Prof. Wilson hier (Verfasser der lights et shadows of Scottish life und anderer Werke), Dr. Quincy, und Carlisle, der Wilhelm Meister übersezt und neulich auch eine Uebersetzung der Wanderjahre nebst mehreren Erzählungen von Tieck, Jean Paul ꝛc. herausgegeben hat, werden als Mitarbeiter genannt.

Druckfehler.

In Nr. 42. S. 168 auf der ersten Spalte, Zeile 2 von unten lies Gunlaugur statt Quelaugur.

Nr. 45.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 5. Juni 1827.

Länderkunde.

Course dans la Gruyère ou description des moeurs et des sites les plus remarquables de cette intéressante contrée du canton de Fribourg. Paris, imprim. de Firmin Didot. 1826. 117 pag. 8.

Diese Beschreibung der Landschaft Greyers oder Gruyère im schweizerischen Kanton Freyburg schließt sich der Geschichte der Landschaft Saanen (welche vormals mit Greyers eine gemeinsame Herrschaft bildete) durch Johann von Müller, und den Briefen über ein schweizerisches Hirtenland durch Carl von Bonstetten an. Diesen Vorgängern hat auch wohl der ungenannte Verfasser nachgestrebt, und es ist ihm gelungen; denn gleich jenen schrieb er von großer Liebe für seinen Gegenstand erfüllt, und da er ein Eingeborner der Landschaft ist, durch das ille mihi praeter omnes terrae angulus ridet getrieben, des Gegenstandes, den er behandeln wollte, kundig und mit Geschmack.

Eine statistische Darstellung des Landes darf man aber in seinem Durchfluge (course) nicht suchen; ein Naturgemälde desselben wollte er liefern, die Geschichte seiner Einwohner kürzlich hinzufügen und von ihrer Lebensart, Charakter und Sitten Kunde geben. Er thut dieß als ein gebildeter Mann, und seine Schilderung, die man in manchen Dingen umständlicher wünschen möchte, gewährt dem Leser eine angenehme Stunde. Des Landes ältere Schicksale liegen im Dunkel und seine merkwürdige Geschichte als Grafschaft ist bekannt; das Andenken der großherzigen, aber verschwenderischen Grafen, die dem Volke die Freyheiten, die es seither besessen hat, verkauften, lebt in den Segnungen der Einwohner fort. Nicht minder bekannt ist die Staatskunst, womit Bern und Freyburg eben jene Verhältnisse des Grafen Michael sich zu Nutze machten, um die Länder ihres Schuldners unter sich zu theilen, so daß an Bernische Herrschaft das Saanenland und an Freyburgische das Greyerserland, jedoch ohne Abbruch der Freyheiten, die diese bereits zuvor durch Loskauf sich erworben hatten, überging.

Von den Bewohnern der Landschaft sagte Johann von Müller (Werke, XII. S. 387): „Sie sind an Wuchs und Bildung bis auf diesen Tag eines der schönsten unter allen Völkern;" sie bilden, fezt der Verfasser dieser Wanderung durch ihr Land hinzu, unter den Völkerschaften des Kantons Freyburg das geistreichste und gebildeteste. Als Hirtenvolk mangelt es ihnen an Muße nicht, seit zwey Jahrhunderten hat bald jedes ihrer Dörfer eine Schule, alle sind des Lesens und Schreibens kundig und dadurch werden ihnen die Fortschritte der Außenwelt zu Theil. Sie lesen die Tageblätter, und die eigene Verwaltung ihrer Gemeinheiten (communes) zeigt von Einsicht, Regsamkeit und Gewandtheit.

Aus dem Sittengemälde wählen wir, was vom Tanze erzählt wird. Vormals, sagt der Verfasser, war dieß Vergnügen das beliebteste, allgemein und zu allen Jahreszeiten geübt. Jezt ist es nur noch viermal im Jahr erlaubt. Das verbietende Gesetz ward jedoch erst im Jahr 1824 erlassen, und die zahllosen Verletzungen, welche es seither erlitten hat, müssen auf die Vermuthung führen, daß dasselbe nicht von langer Dauer seyn werde. Mit den wechselnden Tanzmandaten, die seit zwanzig Jahren erschienen sind, ließe sich ein Band füllen. Was war die Folge davon? Das Ansehen der Regierungs-Verordnungen überhaupt erhielt dadurch empfindlichen Abbruch. Das Tanzen ist hier nationelle Sitte von Alters her, und es Abschaffen, wäre unklug, wenn es auch möglich seyn sollte. Daß es unmöglich sey, hat die Regierung von Bern erfahren, als sie im Saanenland den Versuch dafür machte; so wird es auch mit den jezt verbotenen bénichons *) seyn. Der Name bezeichnet ein Dorffest, das bey jeder Hochzeit begangen wird. Die ganze Gemeinde versammelt sich, um daran Theil zu nehmen, als Zuschauer die Alten, die Jugend zum fröhlichen Tanze. Ein langer Vorgenuß geht dem Feste voran: die Mädchen sind mit ihrem Schmucke, die Jünglinge mit den

*) Das Wort kömmt von benediction (des mariages) und findet sich im Englischen (benison) auch in Shakespeare's Macbeth. Act. 2.

Zurüſtungen des Feſtes beſchäftigt. Alles iſt geregelt und ziemend. Ein Jugendführer mit zwey Beyſitzern und dem Schulmeiſter bildet den hohen Rath der feſtlichen Abende. Mit dem Läuten der Veſperglocke ertönt die Muſik; die Knaben mit Band und Blumenkranz geſchmückt, die ſie von geliebter Hand heimlich geſchenkt erhielten, erwarten am Wege die Mädchen, welche, gruppenweiſe anrückend, durch beſcheidene Haltung die Freude, die ihnen aus den Augen ſtrahlt, zu verbergen ſuchen. Der Tanz öffnet die Herzen für Alt und Jung. Am zweyten Abend, zuweilen auch am dritten, wiederholt ſich die Freude der Dorfes.

Mit den bénichons geben gepaart als köſtliche Volksſitte die noch viel älteren Koraules (Tänze mit Chorgeſang), welche in ihrer ganzen Herrlichkeit zwar nur noch in Sagen leben. Eine ihrer Ueberlieferungen, welche auch die angenehmen Erinnerungen an die vormaligen Grafen einſchließen, iſt dieſe: „Il avint un jour que le Comte de Gruyère rentrant en son castel trouva en dessous d'icelvi grande liesse de jouvençaux et jouvencelles, dansant en Koraule. Le dit comte, fort ami de ces sortes d'ébattemens, prit aussitôt la main de la plus gente de ces femelles et dansa tout ainsi qu'un autre. Sur quoi aucun ayant proposé comme par singularité dont puisse être gardé souvenance, d'aller toujours en dansant jusqu'au village prochain d'Enney, pas n'y manquèrent, et de cettui endroit continua la Koraule jusqu'au chateau d'Oex, dans le pays d'enhaut; et c'étoit chose merveilleuse de voir les gens des villages par où passèrent se joindre à cette joyeuse bande.“ — Dieſer Luſtzug, der bey vier Stunden Weges tanzend zurücklegte, erhielt den ſeither unvergeßnen Namen grande coquille. Ich bin in meiner Jugend Zeuge und Theilnehmer ſolcher Freuden geweſen, und ihre Erinnerung gehört zu den angenehmſten, die ich bewahre. Es war in den ſchönen Tagen der ſchönſten Jahrszeit, im Herbſt, wenn die Sommerhitze vorüber iſt, und ein lichter, das Alpengebirg umherziehender Nebelduft ihm einen eigenthümliche, man möchte ſagen melancholiſche Färbung ertheilt. Am St. Michaelstag und nach demſelben verſammelte die Veſperglocke die Jugend des Dorfes zum munteren Koraule, mit deſſen Muſik ſich auf den nahen Wieſengründen das Schellengeläute der von den Bergen zurückgekehrten Heerde verband; die ländliche Scene war entzückend. In der Beſchreibung vom Schilde des Achilles, wo Homer den ländlichen Tanz erklärt, der auf jenem zu ſehen iſt, habe ich, ſo oft ich ſie las, das Urbild des Koraule im Lande Greyers zu finden geglaubt; nun aber ſind dieſe anziehenden und dichteriſchen Koraule ſeit fünfzehn Jahren immer ſeltner geworden, ſo daß nur noch an drei oder vier Orten in der ganzen Landſchaft ihre Wiederholung angetroffen wird.

Des Landes alter und wichtigſter Gewerbszweig iſt die Käſebereitung und der Handel mit dieſem Landeserzeugniſſe; ein neuerer zweyter, durch Ertrag und Ausdehnung ebenfalls ſehr bedeutſamer, iſt das Strohgeflecht, das für Damenſchmuck in Paris, Wien und Berlin Abſatz findet. — Wo bey dem Val Sainte von den Trappiſten die Rede iſt, welche 1791 bis 1798 und nochmals von 1802 bis 1816, wo ihre Rückkehr nach Frankreich keine Schwierigkeit mehr fand, gewiſſermaßen im Exil gelebt hatten, wird der Denkſchriften über dieſelben gedacht, welche ein im Jahr 1824 verſtorbener einſichtiger- und wohlthätiger Mann, Hr. Dargnies, aus der Freyburgiſchen Gemeinde Riez, welcher zwölf Jahre im Orden gelebt und den Abt zuweilen auf ſeinen Reiſen begleitet, dann aber ſich wieder frey gemacht hatte, in Handſchrift hinterließ und deren Bekanntmachung ohne Zweifel erwünſcht ſeyn müßte. Der freundliche und bequem zu erſteigende Moleſon iſt der weſtlichen Schweiz, was der öſtlichen der Rigi iſt; vielbeſucht um ſeiner herrlichen Fernſichten willen iſt von lange her auch jener, und um ſeinen Ruhm gleich dem des Rigi zu ſteigern, ſoll jezt auch auf ſeiner Höhe eine bequeme Wirthſchaft eingerichtet werden. Ueberall iſt lateiniſches Idiom in den Namen der Ortſchaften erkennbar: Montboron (mons boum), Nerive (Nigraqua), Albeuve (Albaqua) ſind drey durch reiche Waiden und Alpen beglückte Dörfer; ihre verſtändigen und wohlhabenden Einwohner haben ſeit Jahrhunderten kein Grundſtück ihres Gebietes einem Auswärtigen zu kaufen gegeben, und wenn ein Reiſender die Schönheit ihrer Wieſengründe preiſt, ſo bekömmt er die ſtolze Antwort: „Oui, et les messieurs de Fribourg n'y ont rien à voir.“ — Dem ſchöngedruckten kleinen Buche iſt eine nach des Freyburger Patriziers, Hr. Fegely, Zeichnung in Paris hübſch geſtochene Anſicht des Schloſſes Greyerz, von Boſe aus geſehen, vorgeſetzt, bey der durch einen unangenehmen Mißverſtand des Kupferſtechers die Maiſon Forte von Broc für das Schloß angeſehen und ihr die Sorgfalt zugewandt ward, die dem entfernteren Greyerz gebührt hätte.

Geſchichte.

Geſchichte des Osmaniſchen Reiches, großentheils aus bisher unbenuzten Handſchriften und Archiven durch Joſeph von Hammer. Erſter Band. Von der Gründung des osmaniſchen Reichs bis zur Eroberung Konſtantinopels, 1300 — 1453. Mit einer Charte. Peſt, in C. A. Hartlebens Verlage. 1827.

(Beſchluß.)

Der Verfaſſer unterſcheidet zwey Hauptſtämme der

Türken, einen östlichen, die Uiguren oder Usbeken, und einen westlichen, zu welchen die Seldschuken und die spätern Osmanen gehören. Die erstern werden noch jezt von den Osmanen für ihre Brüder anerkannt, sind aber durch Persien von ihnen getrennt. Indeß beurkundet sich ihre Verwandtschaft in den Feindseligkeiten, mit welchen sie von Osten her Persien nicht weniger heimsuchen, als es die Osmanen von Westen thun. Die ursprüngliche türkische Sage gibt Oghus-Chan als den ersten Herrscher und Gesetzgeber der Türken an, gleichzeitig mit Abraham. Dieser theilte sein Heer oder Volk unter seine sechs Söhne. Den drey ersten gab er einen Bogen, den sie in drey Stücke brachen, wovon sie die Zerbrecher oder Verderber genannt wurden. Sie erhielten den Befehl über den westlichen Heerzug. Den drey andern Söhnen gab er je einen Pfeil und sie zogen nach Osten. Nur die Geschichte der erstern kommt hier in Betracht, denn von diesen Verderbern stammen die Osmanen. Der erste Sohn hieß der Chan der Berge. Von ihm leiten sich die Oghusen her, die noch im Gebirge blieben und von hieraus die Perser und Araber bekämpften. Der zweyte hieß der Chan des Meeres und von ihm stammen die Seldschuken, die ihre Herrschaft schon bis ans Meer ausbreiteten. Der dritte hieß der Chan des Himmels, von dem sich die Osmanen als die edelsten und mächtigsten herleiten.

Die Geschichte der Oghusen und Seldschuken wird nur kurz berührt. Schon auf der 41sten Seite des nahe an 700 Seiten umfassenden ersten Bandes beginnt die Geschichte der Osmanen. Sie gingen von den Oghusen aus dem Gebirg aus, und ihre frische Kraft verdrängte die schon zerrüttete Seldschukenherrschaft. Erst mit ihnen beginnt die Größe der Türken, und erst bey ihrem Auftreten wird die türkische Geschichte klar. „Der Strom der Geschichte, der sich bisher vom verborgnen Quellenhaupte der Sage durch das Gestrüppe gestürzter Stämme und vielfach verflochtner Zweige in eingeengtem Rinnsaale mühsam durchgearbeitet hat, fließt nun, sobald er nach Vereinigung mehrere Zuflüsse und Zurücklassung ihrer Namen, den der Familie Osmans angenommen, in breiterem und bequemerem Thalwege ruhiger und klarer fort." Der Großvater Osmans wanderte aus, indem er vor Dschengis-Chan floh. Der Vater sezte sich schon in Kleinasien fest, und hier gründete Osman selbst in der Mitte vieler kleiner Stämme und Heere des aufgelösten Seldschukenreichs durch überlegne Tapferkeit das Reich, das unter seinen Söhnen ununterbrochen wuchs und bald nach Europa hinüberreichte. Die Sage berichtet, wie ein Traum Osman seine künftige Größe vorhergesagt. Schon sein Name ist nicht wenig ominös, denn Osman heißt: Beinbrecher. Sein Betragen machte diesem Namen Ehre, denn er war ein grimmiger Vertilger und Wütherich. Dem ersten Christen, der von einem Osmanen gefangen wurde, ließ er den Bauch aufschneiden. Das war der Anfang der Grausamkeiten, die seitdem fünfhundert Jahre lang fortgedauert haben. Auch von dem Despotismus unter den Türken selbst gibt Osman schon das erste große Beyspiel. Er tödtete seinen eignen Oheim auf der Stelle, als dieser ihm ganz freundlich einen Rath geben wollte.

Von Osman an nimmt die Geschichte ununterbrochen ihren Lauf. Der Verfasser erzählt aufs ausführlichste und lebendigste nach den echten Quellen die Thaten der mächtigen Sultane, ihre Kämpfe und Eroberungen, und nicht minder ihre Staatseinrichtungen. An die Geschichte der Sultane knüpft sich dann immer die der gleichzeitigen wichtigen Männer, besonders der türkischen Priester, Gelehrten und Dichter. Zur Probe heben wir hier die schöne Darstellung des türkischen Dichterlebens auf dem Olymp aus. „An die Stelle der griechischen Koenobiten und Eremiten traten nun in Klöstern und Zellen türkische Derwische und Santone, vom Fuße des Olympos bis an den Gipfel desselben von den Herden herumziehender turkomanischer Horden umgeben. Die Schönheit und Fülle der Natur begünstigte aber nicht nur den heiligen Müßiggang von Mönchen und Einsiedlern, sondern begeisterte in der Folge auch die Muse von Dichtern, und die Muse von Gelehrten zu schönen und nützlichen Werken. Der erste große türkische Dichter Mola Chosrew sang seine Schirie auf den Höhen des Olympos, unter dem Gesäusel der Pinien, das in seiner Dichtung webt, unter dem Gemurmel der reinen Bergwasser, das in seinem klaren Reime wiederschallt; Wasi Ali, der Verfasser der bilderreichen Uebersetzung der Fabeln Bidpais, sammelte in dem Blumengefilde Brusa's die schönsten Blüthen der Dichtkunst und Rhetorik, und übertrug in sein unsterbliches Werk mit dem Farbenschmelz des Wohllauts der Natur den Wohllaut der hallenden Wälder und der fallenden Ströme. Chiali, d. i. der phantasiereiche, und Deliburader, d. i. der närrische Bruder, schwärmten hier, der erste im hohen Schwunge lyrischer Gedichte, der zweyte in niederen lüsternen Erzählungen. Ein anderer, Chosrew und ein anderer, Chiali, als Gesetzgelehrte von derselben Größe, wie ihre Namensgenossen als Dichter, arbeiteten hier classische Werke der Gesetzwissenschaften, der Gottes- und Rechtgelehrsamkeit aus; desgleichen die ersten Kolosse osmanischer Theologie und Jurisprudenz, der große Scheikh Albeslami, und der große Richter Alfenari, von denen bald ausführlicher gesprochen werden soll, so wie von dem größesten und berühmtesten, der in der heiligen Erde von Brusa ruhenden Scheikhe, nämlich vom Scheikhe Mohamed aus Buchara, berühmt unter dem Namen Sultan Emir, d. i. Herrscher und Fürst im Reiche der Heiligkeit. An seinem Grabe, wornach ein Viertel der Stadt genannt ist, erhebt sich eine der

größten Moscheen Brusa's, mehr als einmal durch das Feuer verheert, und eben so oft durch die Frömmigkeit der Sultane wieder hergestellt. Diese Frommen und gelehrten Männer, diese Dichter und Richter ruhen am Fuße des Olympos, auf dessen Höhen sie unter Vögelgesang und Fluthenklang, betrachtend und nach dem Höchsten trachtend, ihres Lebens genossen, oder an den Schulen, wo sie lernend und lehrend aus dem Quell der Wissenschaft schöpften, und denselben weiter spendeten, in ihren, so lang das Reich und die Sprache der Osmanen dauern wird, fortlebenden Werken."

Der vorliegende erste Band begreift die Geschichte aller Sultane von Brusa in sich, denn Brusa in Kleinasien war ihre Residenz, bevor sie Konstantinopel eroberten. Unter diesen ersten Sultanen glänzen vorzüglich Bajesid, welcher von Timur oder Tamerlan besiegt wurde, und Mohamed II., der Eroberer von Konstantinopel. Unter den Gegnern der Türken zeichnet sich der große Tamerlan und der ungarische Held Hunyades aus. Die Begebenheiten dieser Männer sind die wichtigsten im ersten Bande. Obgleich sie uns im Allgemeinen schon bekannt sind, so enthält die kritische Darstellung des Herrn von Hammer doch im Besondern viel Neues von mehr oder minder wichtiger Bedeutung. Unter andern widerlegt er das Mährchen, als ob Bajesid von Tamerlan in einen eisernen Käfig gesteckt worden sey, welches sich alle unsre Geschichtschreiber beständig nacherzählt haben. Wichtiger ist eine Nachricht, die er uns von der klugen Politik der Asiaten gibt. Als Bajesid von Timur gefangen war, gab er diesem den Rath, die türkischen Besitzungen am schwarzen und Mittelmeer zu schonen „als ein Bollwerk des Islams." Timur befolgte diesen Rath und zerstörte jene den Christen so gefährliche Länder und Festungen nicht. Er setzte sich lieber der Gefahr aus, daß sie ihm selbst gefährlich würden, und achtete die gemeinsame Politik der Muhamedaner gegen die Christen höher, als die Politik der Muhemedaner gegen einander selbst. Dieser Maßregel läßt sich eine große Weisheit nicht absprechen, und es fehlt nur, daß Herr von Hammer nicht eine Nutzanwendung davon auf die Christen gemacht hat. Wie Kleinasien das Bollwerk des Islam, so ist Griechenland das Bollwerk des Christenthums, und Timurs weise Politik sollte den christlichen Machthabern nie gefehlt haben. Daß sie ihnen fehlte, stürzte Konstantinopel und erhielt es bis auf den heutigen Tag in den Händen der Türken.

Das große Gemälde dieses ersten Bandes schließt mit der Eroberung der unglücklichen griechischen Kaiserstadt, und eröffnet uns die Aussicht auf die Glanzperiode des türkischen Reichs, die mit dem nächsten Bande beginnen wird. Diesen erwarten wir mit Begierde. Das Aeußere des Werkes ist anständig.

Brief-Literatur.

Clément XIV. et Carlo Bertinazzi, correspondance inédite. 1827.

Ungleichartigeres in der Zusammenstellung hat die Literatur bisher nichts aufzuweisen, denn was scheint wenigstens unähnlicher und widersprechender als ein Papst und der Hanswurst eines Theaters? Und doch stehen sie hier ohne Schroffheit, ohne Beleidigung, ja zu beider Ehre zusammen; mag sie nun die Geschichte oder die Dichtung neben einander bringen. Es ist Lorenz Ganganelli und Carlo Bertinazzi, bekannt unter dem Namen Carlin, Pulcinel des italienischen Lustspiels in Paris. Der Herausgeber dieser Correspondenz sagt in der Vorrede: „Im Jahr 1720 befanden sich in einer Schule von Rimini zwey Knaben, die sich herzlich gut waren und enge Freundschaft schlossen; der eine gehörte einem armen Bauer in der Gegend von Sant-Angelo in Vado, der andere aber war der Sohn eines Offiziers. Die Knaben versprachen sich heilig, und schlossen nach Knabenart einen mit ihrem Blut geschriebenen Pakt darüber, daß sie sich wenigstens alle zwey Jahre schreiben wollten, was auch ihr Schicksal oder ihre künftige Stellung in der Welt seyn möge. Beyde haben Wort gehalten. Der eine Knabe hieß Lorenz Ganganelli und war der Sohn eines armen Bauers in der Gegend von Sant-Angelo in Vado; er wurde in der Folge Professor der Philosophie zu Pesaro, Franziskanermönch, Definitore und Consultore des heiligen Offiziums, ferner Cardinal, und endlich Papst unter dem Namen Clemens XIV. Der andere Knabe, Sohn eines wohlhabenden Offiziers in sardinischen Diensten, ging nach dem Tode seines Vaters nach Frankreich, und unter dem Namen Carlin ward er einer der berühmtesten Arlequins des italienischen Lustspiels in Paris. Hier legen wir nun ihren Briefwechsel vor." — Es ist natürlich, daß in Frankreich die ganze apostolische Partey und ihre Organe gegen die Aechtheit dieser Briefe auftreten, und sie zu einer Parteyschrift stempeln wollen. Damit glauben sie dann Alles gewonnen zu haben. Aber angenommen auch, daß die ganze Correspondenz nicht echt ist, sind doch diese Briefe voll Wahrheit, Gefühl, Geist, Beobachtungstalent und in einer schönen Sprache geschrieben. Auch Ref. hat die große Zahl von unecht erkannten mémoires secrets und correspondances inédites nicht vergessen. Allerdings muß erwähnt werden, daß im Jahr 1775 Caraccioli 3 Bände lettres intéressantes de Clément XIV. in Paris herausgab. Ihre Echtheit konnte von dem Herausgeber nicht dargethan werden. Weitere Untersuchungen, besonders der Gelehrten de l'art de vérifier les dates, thaten in der Folge die Unechtheit dieser Briefe dar.

Nr. 46.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 8. Juni 1827.

Lustspiele.

Mit jedem Jahre vermehren sich die Sammlungen kleiner Lustspiele in der beliebten Form des zuerst von Kotzebue eingeführten dramatischen Almanachs. Sie sind auf dem dramatischen Gebiet dasselbe, was in der Romanwelt die Novellensammlungen sind, gleichsam die leichten Truppen der Poesie. Im Allgemeinen ist diesen kleinen, meist auf einen Akt beschränkten Lustspielen nicht viel Gutes nachzurühmen. Es sind größtentheils nur schwache, etwas modernisirte Nachahmungen alter Stoffe, und die Original-Lustspiele selbst zeugen meistens nur von einer bereits erschöpften und forcirten Produktionskraft. Indeß findet sich doch hin und wieder manches Artige, und man darf auch nie vergessen, daß ein Lustspiel auf der Bühne selbst durch die Kunst der Schauspieler in einem weit reizenderen Lichte gezeigt werden kann, als es bey der bloßen Lektüre erscheint.

Unter den verschiedenen Sammlungen behauptet das Vorrecht des Alters: der Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande, begründet von August von Kotzebue, herausgegeben von Carl Lebrun. Fünf und zwanzigster Jahrgang. Hamburg bey Hoffmann und Campe 1827. Er enthält fünf Lustspiele: 1) Warum, Lustspiel in einem Akt von Wilhelm Jürgensen, ein Seitenstück zu Kotzebue's Geständniß. Auch hier tritt ein Baron und eine Baronin auf. Er ist eifersüchtig auf sie, und sie beschämt ihn, ganz wie bey Kotzebue. Die Charaktere sind dieselben, nur in der Intrigue ist eine andre Wendung. Der Baron ist nämlich auf seinen Neffen eifersüchtig, und um nun ihn von seiner Frau zu entfernen, willigt er in eine Verheirathung desselben ein, die er sonst streng verweigert hatte. 2) Der König von gestern, von St. Schütze, ist ein recht lustiger Schwank. Zwey Studenten wurden, als sie eben auf einem kleinen Theater die Rollen eines Königs und eines Prinzen spielten, von den sie verfolgenden Häschern überrascht und mußten in ihrer Theatertracht flüchten. Sie treten müd und matt bey einer Bauernhütte auf, der falsche König nimmt die Rolle des wahren an, und läßt sich von den Bauern huldigen und, was ihm vorzüglich Noth thut, mit einer ländlichen Mahlzeit erquicken. Zufällig kommt der rechte König, der auf der Jagd ist, dazu, und der falsche wird entdeckt, zieht sich aber durch Witz und gute Laune aus der Verlegenheit. 3) Staatspapiere, von Bärmann. Dieß kleine Lustspiel ist entsetzlich auf Schrauben gestellt und unnatürlich, die Intrigue bey den Haaren herbeygezerrt. Ein armer Buchhändler verliebt sich in ein Bild, das ein Fremder in einem benachbarten Gasthof zurückgelassen. Plötzlich langt das Original dazu an, ein armes Mädchen, welche dem Buchhändler ein ihr hinterlassenes Manuscript anbietet. In diesem Manuscript findet er eine bedeutende Summe Staatspapiere, von denen das Mädchen nichts gewußt hat, und in der Freude über diesen glücklichen Fund nimmt sie den Finder zum Manne. 4) Hans Michel Meerrettigs Liebes- und Ehestandssachen, eine Fastnachtstrilogie von C. Raupach. Erster Theil: die Mondsucht, Posse in zwey Akten. Dieses Lustspiel ist zwar von Raupach, aber doch nichts werth. Es ist bey weitem unbedeutender, als seine andern neuen Lustspiele, und Rez. hat oft gezweifelt, ob es wirklich der Feder dieses sonst guten Dichters entflossen sey. Der Held des Stückes ist so gemein, daß er unter die Sphäre des Komischen fällt; er ist so roh wie der Rochus Pumpernikel und noch lange nicht so lustig. Die Intrigue selbst ist arm und gezwungen. Hans Michel soll geprellt werden. Man will ihn zwingen, seiner bestimmten Braut, die einen ärmern Jüngling liebt, zu entsagen, und bewerkstelligt dieß, indem man ihm einbildet, sie sey mondsüchtig. Sie erscheint ihm auf dem Kirchhof in der Rolle einer Mondsüchtigen, und er entsetzt sich dergestalt, daß er sie aufgibt. 5) Ein Tag Karls V., historisches Gemälde von Castelli. Dieser Karl ist nicht der deutsche Kaiser, sondern ein König von Frankreich. Seine Großmuth ist der Vorwurf des Stückes. Er zwingt den alten Thevenay, seinen bittersten Feind, der ihm überliefert wird, statt aller andern Strafe, nur einen Tag lang in seiner Nähe zuzubringen und alle die großmüthigen Handlungen anzusehn, die ihm gewöhnlich sind, wodurch er ihn aus einem Feind zum wärmsten Freunde

macht. Das Drama ist ein recht gutes Lobgedicht auf gute Fürsten, nur etwas zu prahlerisch.

Jahrbücher deutscher Bühnenspiele, herausgegeben von Carl von Holtei, 6ter Jahrgang, für 1827. Berlin in der Vereinsbuchhandlung. Auch diese Sammlung enthält ein neues Lustspiel von Raupach, der geraubte Kuß. Es ist weit artiger, als das erstenwähnte. Der geraubte Kuß wird ein Gegenstand gerichtlicher Klage und Verantwortung, und gibt Anlaß, die Pedanterie der englischen Gesetze und ihrer altmodischen Anhänger zu verspotten. Die Geringfügigkeit eines Kusses steht mit der Wichtigkeit der gerichtlichen Verhandlung in einem sehr komischen Kontrast, und unter den handelnden Personen sind der Kläger, ein verbißner Altengländer und steifer Anhänger des Gesetzes, ferner der fette schläfrige Richter und zulezt der hungrige kluge Schreiber sehr gute Karrikaturen. Das zweyte Stück dieser Sammlung heißt ein romantisches Idyll von Ludwig Becker und führt den Titel: Morgen gewiß! Es ist ein idyllisches Schicksalsstück und winselt in Müllnerschen Trochäen. Das Schicksal führt einem jungen Fischer seine verlorne Geliebte wieder zu, und zwar an demselben Tage, an welchem er ihre Wiederkehr geahndet und zuversichtlich gehofft hat, und zwar mitten im Meer, in welchem sie eben ersaufen will, so daß er gerade noch Zeit hat, sie zu retten. Diese Rettung verhängt das Schicksal, um den reichen Oheim der Geretteten zu bewegen, sie dem Retter, dem armen Fischer, zur Frau zu geben. Es folgt ein größeres Lustspiel von Albini: zu zahm und zu wild, ein Seitenstück zu seinem andern Lustspiel: Kunst und Natur. Der Verfasser gefällt sich in Kontrasten. In Kunst und Natur hielt er eine überbildete Dame und ein übernaives gurlimäßiges Dorfgänschen gegen einander, hier stellt er einen lustigen Wildfang à la Herr von Ruf und Fritz Hurlebusch einem äußerst sanften und blöden Jüngling gegenüber. Es fehlt dem Verfasser nicht an Talent; seine Charakterzeichnung ist vielversprechend, bis jezt aber noch etwas übertrieben. Am wenigsten ist die Anordnung seiner Stücke für die Bühne zu loben. Er versteht sich nicht sonderlich darauf, die Handlung leicht ineinander spielen zu lassen und alle Schauspieler zu beschäftigen, welches man freylich weniger vor dem Buch, als vor der Bühne selbst empfindet. Das folgende Stück: die Ehrenschuld, ist eine unbedeutende Anekdote aus dem Leben Montesquieus, und das lezte: Allen ist geholfen, eine abgeschmackte Posse, darin ein verliebter Stadtschreiber, der einer Käsersfrau nachschleicht, in eine Tonne gesperrt und auf alle Weise gefoppt und geprellt wird.

Theater von Deinhardstein, erster Theil. Wien 1827. In Armbrusters Verlag. Diese Sammlung enthält fünf kleine Theaterstücke, theils Rühr-, theils Lustspiele, sämmtlich in guten Jamben geschrieben. Der Verfasser hat mehr Talent für das Ernste und Rührende, als für das Komische. Das erste Drama: der Gast, ist unter allen das beste. Es spielt im schottischen Hochland und sein Gegenstand ist die erhabene Großmuth der alten einfachen Sitten. Der Dichter führt uns in die einsame Hütte Magoffs, eines vertriebenen schottischen Lairds, dem Wallraff, sein falscher Freund, vor vielen Jahren sein Schloß verbrannt, seinen Clan zerstört, sein Kind gemordet. Eben dieser Wallraff tritt jezt als ein ebenfalls vertriebner und verfolgter Mann in die Hütte, zum Tode matt und siech. Beyde kennen sich nicht mehr, weil Gram und Alter sie abgezehrt. Magoff gewährt ihm das Gastrecht, aber im Gespräch erkennen sie sich, und Magoff, welcher sechs und zwanzig Jahre lang nach dem Augenblick der Rache geächzt hat, sieht seinen Feind vor sich stehn. Doch dieser ist sein Gast, und dem Gast darf ein Schotte kein Haar krümmen. Magoff unterdrückt sein gerechtes Rachgefühl, und als sein eigner Sohn mit andern Verfolgern des unglücklichen Wallraff ankommt, stellt er sich selbst gegen sie zur Wehr, um seinen Gast zu beschützen. Er wird überwannt, doch jezt entschließt er sich großmüthig, die Gefangenschaft seines Gastes zu theilen und sich mit ihm zum König führen zu lassen, um ihn dort zu vertheidigen und die Pflicht der Gastfreundschaft ganz zu erfüllen. Das zweyte Stück, Floretten, ist eine Anekdote aus dem Leben Heinrichs IV. Dieser Monarch liebt ein junges armes Fräulein und behält gegen sie ein strenges Incognito bey, um seiner Leidenschaft desto ruhiger obliegen zu können. Sein alter Freund Vallis warnt das Mädchen und entdeckt ihr den Stand ihres Geliebten, wobey er den ganzen Zorn seines Gebieters wagt. Heinrich läßt endlich die Tugend über seine Leidenschaft siegen, verzeiht dem Freunde und entsagt Floretten, die in ein Kloster geht. Die verschleyerte Dame ist nur die Variation eines schon oft gesungenen Themas. Ein Jüngling gewinnt die schönste Frau durch sein Vertrauen. Er sieht sie nur verschleyert, ja er muß sie für häßlich halten, aber er liebt sie um ihres Geistes willen, und wird nun durch ihre Schönheit reichlich belohnt. Boccaccio ist wieder eine Darstellung großmüthiger Entsagung. Ein Freund tritt dem Dichter Boccaccio seine junge Gattin ab, da sie denselben mehr liebt, als ihn. Das Bild der Dame stellt eine Scene aus dem Leben Salvator Rosa's dar. Dieser Maler steht seinem Freunde Ravienna bey, den alten Direktor der florentinischen Akademie um seine schöne Mündel zu prellen. Im Lustigen besitzt Deinhardstein aber nicht so viel Stärke, als im Erhabenen und Edlen, und wahrscheinlich würde seiner Kraft auch ein größerer tragischer Gegenstand mehr entsprechen, als die kleinen Sujets seiner kleinen Stücke.

Dramatische Neujahrsgabe für 1827 von Lembert. Wien bey Tendler und Manstein. Die Gabe besteht aus einem Schau- und einem Lustspiel. Das Schauspiel: Maria Stuarts erste Gefangenschaft, nach Walter Scott, gewährt sehr wenig Interesse und darf in keiner Hinsicht mit Schillers Trauerspiel verglichen werden. Es verfehlt seine Wirkung besonders durch den ungewissen Ausgang. Maria wird durch allerley kleinliche Listen endlich aus ihrem Gefängniß entführt, aber der Dichter kann uns doch nicht damit trösten, daß ihr Schicksal dadurch eine günstigere Wendung genommen hätte, und schon der Titel: „erste Gefangenschaft" deutet auf eine zweyte hin. Somit fehlt dem Ganzen der Schluß und die Befriedigung. Weit besser ist das Lustspiel; der Ehrgeiz in der Küche, durch die scenische Darstellung schon in ganz Deutschland bekannt. Es ist ein Charakterstück und karrikirt wohl ein wenig zu stark, doch lassen wir uns dieß um der guten Satyre willen, welcher diese Karrikatur zur Unterlage dient, gern gefallen. Die Idee ist einer bekannten Anekdote aus den Briefen der Frau von Sevigné entlehnt. Der Held erscheint als der Enkel und echte Sprößling des unglücklichen Kochs Vatel, welcher sich aus Ehrgeiz erstach, weil ihm die Stockfische, die er Mittags serviren wollte, zufällig ausblieben.

Taschenbuch dramatischer Blüthen für das Jahr 1827 von Georg Harrys. Dritter Jahrgang. Hannover, in der Helwingschen Buchhandlung. Das erste Stück dieser Sammlung führt den Titel: die Audienz, allegorisches Originalfestspiel für den Neujahrstag, vom Herausgeber. Es treten darin die vier Jahreszeiten als Kammerherren, und die zwölf Monate als das übrige Hofpersonale des jungen Jahresmonarchen auf, z. B. Demoiselle Mai als Hofsängerin, Madame Juni als Hofblumenfabrikantin, der Hofkonditor Dezember, der Hofpoet Januar, der Hofnarr Avril ꝛc. Die Idee wäre nicht so übel, wenn nur die Ausführung durch die gehörige vis comica unterstützt worden wäre. Das zweyte Stück: wer nimmt ein Loos? nach Duval von Th. Hell, ist äußerst leer und abgeschmackt. Das dritte: der blinde Passagier, ein Schwank vom Herausgeber, spricht eben so wenig an. Ein verdorbner Schauspieler wird mit einem Edelmann verwechselt und von dem Pächter des Letztern gut bewirthet, bis der Betrug entdeckt wird. Eine höchst schwache Nachahmung vieler anderen Verwechslungsgeschichten.

Geburtstagsspiele und andere kleine dramatische Dichtungen von Adelbert vom Thale. Viertes Bändchen. Berlin, Posen und Bromberg, bey Mittler 1827. Für Geburtstagsspiele sind diese Stücke wohl etwas zu lang und zu satyrisch. Sie enthalten eine Menge Anspielungen, Ausfälle und Seitenhiebe auf literarische und theatralische Thorheiten, die wenigstens für den fröhlichen Familienkreis nicht taugen. An sich sind sie zeitgemäß, besonders enthält das zweyte Stück, die Schicksalswanne, recht artige Satyren gegen den Schicksalsunsinn insbesondere, und gegen die Theaterwuth überhaupt. Nur gefällt sich der Verfasser zu sehr in burschikosen und militärischen Stereotypwitzen, und seine fröhliche Laune hält sich etwas zu viel zu gute. Daher sagt er auch gleichsam zur Entschuldigung am Schluß:

Muß es einmal Unsinn seyn,
Soll's auch rechter Unsinn seyn. . . .

Lustspiele für deutsche Bühnen, zunächst für das königl. Theater zu Berlin, nach dem Französischen bearbeitet von Carl Blum. Berlin und Landsberg a. d. W. 1827 bey Enslin. Die drey in dieser Sammlung enthaltenen Stücke beurkunden die ihnen angeborne französische Leichtigkeit und das bekannte Talent des Herausgebers, diese leichte Grazie im Deutschen getreu wieder zu geben. Das erste Stück, die beyden Britten (nach Merville), spielt in London. Ein lebenssatter reicher Lord und ein Kaufmann, der eben fallirt hat, begegnen sich an der Themse, in dem Augenblick, wo sie sich darin ersäufen wollen. Sie stutzen, erklären sich, und der Lord bietet dem Kaufmann an, ihn mit so viel Geld zu unterstützen, als er nur haben will, da er selbst seines Reichthums nicht mehr bedarf. Der Kaufmann sieht auf diese Weise seine Familie gerettet, will aber aus Dankbarkeit den Lord nicht verlassen, sondern mit ihm den Sprung in die Themse machen. Er empfängt das Geld und führt den Lord in sein Haus, wo er ihm seine Familie vorstellt. Hier verliebt sich der Lord in die Tochter des Kaufmanns, und aus dem Sprung in die Themse wird eine Hochzeit. Der Ehrgeiz, demzufolge beyde Männer sichs lange nicht gestehen wollen, daß sie doch lieber am Leben blieben, ist recht komisch geschildert. Das zweyte Lustspiel, die beyden Philibert nach Picard, ist ein ziemlich unbedeutender Pariser Schwank, eine entfernte Nachbildung der beyden Veroneser von Shakespeare, und nicht um den zwanzigsten Theil so witzig. Die Verwechslung der beyden sich sehr ähnlich sehenden Brüder ist lange nicht so glücklich benutzt, gibt bey weitem nicht zu so viel komischen Scenen Anlaß. Doch hat das Stück als ein Pariser Sittengemälde noch immer viel Anziehendes. Das letzte Stück, die Reise nach Dieppe, ist ein Seitenstück zum vorhergehenden, ebenfalls ein lustiger Pariser Schwank, und noch reicher an Charakteren und Verwicklungen. Ein guter Pariser Bürger hat seit 26 Jahren nur den einzigen Wunsch gehegt, einmal das Meer zu sehen, und will jetzt in dieser Absicht mit seiner Familie nach Dieppe reisen. Er fällt einer Rotte muthwilliger junger Pariser in die Hände,

die sich einen Spaß mit ihm machen, und ihn, statt nach Dieppe, auf einem Umwege bey Nacht wieder nach Paris führen. Er glaubt wirklich in Dieppe zu seyn, und dieß gibt zu vielen komischen Scenen Anlaß. Die jungen Leute kommen aber selbst in große Verlegenheit, da einer von ihnen in der Tochter des Betrogenen seine Geliebte erkennt, die er wiederzufinden schon lange vergeblich bemüht gewesen ist. Er muß nun fürchten, daß der Betrug, den er gespielt hat, alle seine Hoffnungen zerstören werde. Ein alter Freund legt sich indeß ins Mittel, nimmt die Schuld des Betrugs auf sich, besänftigt den Vater und verschafft dem Liebhaber die Tochter.

Neben Carl Blum ist Lebrun jezt wohl der gewandteste Bearbeiter französischer Stücke für deutsche Bühnen. Sein Lustspiel: Verwechslungen nach Picard (Mainz, bey Kupferberg 1826) läuft zwar auch nur auf eins der bekanntesten und abgedroschensten komischen Kunst- und Effektstückchen hinaus, auf die Verwechslung zweyer Personen, doch sind es dießmal nicht, wie sonst gewöhnlich, Geschwister, sondern Vater und Sohn, und dieß ist schon origineller. Der Sohn nimmt die Gestalt seines bösen Vaters selbst an, um im Namen desselben in seine eigene Verlobung zu willigen, die der Vater verhindern will. Dieß gibt äußerst komische Situationen, besonders da der Vater selbst dazu kommt, und der Sohn genöthigt ist, hinter seinem Rücken immer noch den Andern gegenüber dessen Person darzustellen, bis beyde endlich zusammentreffen. Ein zweytes Lustspiel von Lebrun, ebenfalls nach Picard, Aller Welt Vetter, ist etwas übertrieben. Ein muthwilliger und gewandter Stuzer verhilft seinem Freunde zu dessen Braut, indem er die ganze Familie derselben in der angenommenen Rolle eines Vetters durch seine frechen Lügen umstrickt und nach seinen Absichten lenkt.

Weiber hüten ist nicht möglich, Lustspiel von Don Austin de Morto, aus dem Spanischen von Richard. Aachen und Leipzig bey Mayer 1826. Ein spanisches Intriguenstück, welches die Absicht hat, die alte Wahrheit zu beweisen, daß selbst die hundert Augen des Argus nicht hinreichen, den Amor zu hüten. Don Pedro wettet, daß er seine Schwester, Donna Ines, vor jeder Nachstellung zu hüten im Stande sey. Ihr Liebhaber jedoch, Don Felix, weiß mit Hülfe seines schlauen Dieners alle Maßregeln des Bruders zu entkräften, und die Schwester zu entführen. Das Ganze ist zu sehr im Styl der Novellen, und besonders im Dialog nicht witzig genug.

Die Verdächtigen, Lustspiel in vier Aufzügen von Mathias Nusser. Basel bey Neukirch 1827. Bey Gelegenheit der demagogischen Umtriebe sind manche Lächerlichkeiten vorgefallen, nicht nur von Seiten der Demagogen, sondern auch von Seiten der Demagogenrieher, gewisser Polizeymenschen, die an die Thorheiten der erstern so eifrig geglaubt haben, als diese selbst, und hinter denselben hergetrabt sind, wie weiland der ehrliche Sancho Pansa hinter dem sinnreichen Junker von la Mancha. Dieses Doppelpaar von Narren wird denn auch im vorliegenden Lustspiel gegeißelt. Die Hauptpersonen der Handlung sind: ein verrückter, sonst ganz unschuldiger Apotheker, dessen fixe Idee die Teufelsthümmeley ist, und ihm gegenüber ein Stadtdirektor, der gar zu gern eine Verschwörung entdecken möchte. Ein Paar junge Leute, welche den Apotheker besuchen, und nicht genügend sich ausweisen können, werden sofort als Verschworne arretirt und festgehalten, bis der Fürst selbst, der sie kennt, ihre Loslassung befiehlt und dem Director einen derben Verweis gibt. Eine ganz ähnliche Satyre herrscht in dem frühern Lustspiel, die Theilung der Erde, und dieses ist feiner und witziger, als die Verdächtigen; die Intrigue ist verwickelter und der Gang des Ganzen viel gewandter, auch sind in der Charakterzeichnung die Farben nicht so grell aufgetragen. In beyden aber spricht sich eine gesunde und loyale Gesinnung aus, und die Ansicht, welche jeder Vernünftige längst von jener politischen Kinderkrankheit gehegt hat.

Topographie.

Wegweiser für Fremde in Stuttgart und seinen Umgebungen. Mit einem neuen Grundrisse von Stuttgart, und einem topographischen Grundrisse der Umgegend, gezeichnet von Hausch. Stuttgart 1827 bey Ferd. Steinkopf.

Es sey uns vergönnt, in wenig Worten ein Buch zu empfehlen, welches Stuttgart, die freundliche Heimath unsers Morgenblatts, den Fremden näher bekannt macht. Alle größere Städte Deutschlands haben bereits dergleichen Wegweiser. Stuttgart gehört zwar nur zu den minder großen Städten des deutschen Vaterlandes, doch wird wohl kein Fremder, der aus dem Norden nach der Schweiz und Italien eilt, Stuttgart übergehn, ohne sich dort einige Tage zu gefallen. Solche Reisende finden sich jeden Sommer in großer Anzahl in Stuttgart ein, und für sie ist das vorliegende Buch bestimmt. Es beschreibt alle Merkwürdigkeiten der Stadt, Kunstsammlungen, Bibliotheken, Alterthümer, Institute, Vergnügungsörter. Zugleich enthält es die Adressen aller Männer, welche die Fremden auf irgend eine Weise interessiren können, und die beyden Grundrisse gewähren in topographischer Hinsicht die beste Orientirung. Leider verliert Stuttgart eine seiner ersten Zierden in der Boisseréeschen Sammlung, welche nach München kommt. Ohne Zweifel aber sind diese Gemälde in München besser an ihrem Platz als in Stuttgart. Dort werden sie unter den zahllosen andern Kunstschätzen eine große Lücke ausfüllen. Hier standen sie isolirt.

Nr. 47.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 12. Juni 1827.

Astronomie.

In den lezten Jahren sind eben keine großen astronomischen Entdeckungen gemacht worden, doch hat man das Gewonnene verarbeitet und häufig populär gemacht. Einige dieser populären Schriften über die Sternkunde wollen wir hier betrachten, und zuvor nur gleichsam im Vorbeygehn einer sehr interessanten, aber streng gelehrten Schrift, erwähnen. Sie ist aus dem Englischen übersezt unter dem Titel: Ueber die nächsten Ursachen der materiellen Erscheinungen des Universums von Sir Richard Philipps, nach dem Englischen bearbeitet von General von Theobald und Prof. Dr. Lebret. Stuttgart bey J. F. Steinkopf 1826. Der Verfasser stößt alles um, was seine Vorgänger aufgestellt. Newton selbst wird von ihm wie ein Schulknabe behandelt, und über die deutschen Naturphilosophen wird er nicht müde, die bittersten Sarkasmen auszuschütten. Er behauptet, die jezt allgemein gültige Lehre von der Gravitation der Himmelskörper sey nicht ursprünglich von Newton, sondern von Jakob Böhme, dem Schwärmer, erfunden, von dem sie Newton entlehnt, und sie sey nichts als ein Hirngespinnst. Er läugnet die ganze Dynamik, auf welcher jene Lehre beruht, und begründet die seinige auf eine bloße Mechanik, d. h. er hält die Annahme von ursprünglichen innern Kräften im Mittelpunkt der Himmelskörper, vermöge welcher sie sich wechselseitig anziehen, für Thorheit, und behauptet dagegen, alle Bewegung dieser Körper sey nicht dynamisch, aus einer innern eignen Kraft erfolgend, sondern blos mechanisch, durch einen äußeren Anstoß hervorgebracht. Er läßt es dahingestellt seyn, woher der erste Anstoß in die Welt gekommen, hält aber die ganze gegenwärtige Bewegung der Himmelskörper für die fortdauernde Folge eines solchen ersten unbekannten Anstoßes, und erklärt nun alle möglichen astronomischen Erscheinungen rein aus mechanischen Grundsätzen. Er thut dieß mit einem bewundernswürdigen Scharfsinn, und man muß ihm auf jeden Fall Dank wissen, denn entweder klärt seine Lehre selbst die Wahrheit auf, oder sie wird ein Probierstein für die Wahrheit der entgegengesezten Lehre. Je vielseitiger eine Wissenschaft behandelt wird, desto leichter macht sie Fortschritte. Ein entdeckter Irrthum nüzt so viel als eine entdeckte Wahrheit. So lange sich gegen ein herrschendes System noch irgend ein Zweifel aufbringen läßt, muß er gehört werden. Es ist hier aber nicht der Ort, in das Nähere der Lehre Philipps einzugehen. Nie ist die Astronomie seelenloser, kälter, todter, unpoetischer behandelt worden, als in diesem Buche, dessen Widerlegung wir von den angegriffnen Gelehrten erwarten müssen.

Herr Professor Brandes in Breslau, der es sich früher schon zu einem dankbaren Geschäft gemacht hat, die wichtigsten Lehren der Sternkunde im ungelehrten Publikum zu verbreiten, hat Unterhaltungen für Freunde der Physik und Astronomie in fortlaufenden Heften herausgegeben (Leipzig, bey Barth, 1826). Unter den schäzbaren Aufsätzen dieser Hefte, die indeß doch schon manche mathematische Kenntnisse beym Leser voraussetzen, ist uns besonders eine merkwürdige Untersuchung über die Sternschnuppen aufgefallen, mit welcher die ganze Sammlung beginnt. Der Verfasser hat die große Mühe nicht gescheut, in Gesellschaft junger Freunde, die zum Theil an ganz verschiedenen, weit entfernten Orten ihren Standpunkt nehmen mußten, die flüchtigen Erscheinungen der Sternschnuppen zu beobachten, ihre Zahl, Höhe, Länge und Dauer zu messen. Indeß sind die Resultate, wie zu erwarten war, nicht bedeutend ausgefallen. Der Verfasser hat nur das, was mit bloßen Augen zu sehen ist, näher bestimmt und zusammengestellt, über das eigentliche Wesen und den Ursprung jener Meteore aber keinen neuen Aufschluß geben können. Seine Beobachtungen haben gezeigt, daß unter 36 Sternschnuppen 26 herabgefallen, 9 aufgestiegen, und 1 horizontal fortgeschossen ist. Das Aufwärtssteigen beweist wenigstens, daß die Sternschnuppen von einer Kraft getrieben werden müssen, die der Schwerkraft der Erde widerstreben kann, und daß sie gleich den Blitzen in der Atmosphäre entspringen und nach allen Seiten sich richten können. Der Beobachter hat ferner in den Bahnen der Sternschnuppen

eine vorherrschende Richtung nach Südwesten bemerkt, was mit der Bewegung der Erde zusammenzuhängen scheint. Die längste Bahn einer Sternschnuppe, die er beobachtet, schäzt er auf 40 Meilen, die Schnelligkeit ihrer Bewegung auf 4 bis 8 Meilen in einer Sekunde, ihre Höhe von 1 — 100 Meilen, und die höchsten fand er immer als die größten, die niedrigsten als die kleinsten.

Die dritte Auflage von Gelpke's Allgemeinfaßlichen Betrachtungen über die großen Wunderwerke des Weltalls beweist, daß ein gewisser deklamatorischer Predigerton dem größern Publikum besser gefällt, als die einfache wissenschaftliche Darstellung, selbst wenn jener oberflächlich und abgeschmackt, diese tief und geistreich seyn sollte. Von mehreren weit bessern populären Darstellungen der Astronomie hat keine die dritte Auflage erlebt, dieser ist es durch eine aus Brokes irdischem Vergnügen in Gott oder den Stunden der Andacht entlehnten Salbung gelungen, außerordentlichen Beyfall zu finden. Der Darsteller gehört zu jener Klasse, von der Lichtenberg sagt: je weniger sie die eigene Größe zu zeigen im Stande sind, desto lauter preisen sie die Größe Gottes. Herr Gelpke füllt zwey Drittheile seines Werkes mit Ausrufungen über die Wunder, die er darstellt, und nimmt den Mund so voll, daß es uns beym Lesen ganz ängstlich zu Muthe wird, der Mann könnte sich schaden. Uebrigens ist die Darstellung, so weit sie nicht in jene albernen Verwunderungen abschweift, recht faßlich und lobenswerth. Nur führt der Verfasser seine Phantasie oft zu lächerlichen Hypothesen und Widersprüchen. Die dunklen Flecken im Monde hält er für Vegetation, und doch nimmt er an, der Mond habe kein Wasser; Pflanzen ohne Wasser sind aber ganz undenkbar. Auch über die Mondbewohner stellt er Vermuthungen auf, und seine lebhafte Vorstellungsgabe spiegelt ihm vor, wie die Männer im Monde gleich Gemsen von einem Berggipfel auf den andern springen.

Die vorzüglichste populäre Darstellung der Sternkunde und verwandter Zweige der Naturwissenschaft ist in den vermischten Schriften von Friedrich Theodor Schubert, dem berühmten kürzlich verstorbenen russischen Staatsrath, enthalten. Sie sind in vier Bänden in der Cottaschen Buchhandlung von 1823 — 1826 erschienen. Kein Gelehrter hat es so gut verstanden, die Strenge der Wissenschaft mit der Anmuth der Unterhaltung zu verbinden. Seine Aufsätze sind von der Art, daß sie selbst in Taschenbüchern für Damen freundlich Platz nehmen könnten, während ihr Inhalt zugleich die strengste gelehrte Prüfung zuläßt. Ueber den lezten Band dieses interessanten Werkes hat der verdienstvolle Naturforscher, Dr. Nürnberger, uns folgende Betrachtung mitgetheilt:

Die allerglücklichste Fähigkeit gemeinfaßlich-gefälligen Vortrages der abstraktesten Gegenstände ist das hervorstechende Verdienst dieser Schriftensammlung des verewigten Schubert, welche sich namentlich über Astronomie und Physik verbreitet. Man halte jene Fähigkeit ja für kein gewöhnliches Talent, ein Autor muß recht vertraut mit seinem Gegenstande seyn, um ihn in diesen Formen geschickt zu handhaben; und es ist oft viel leichter, eine gelehrte Dissertation für Gelehrte zu schreiben, als eine verständliche Darstellung für Uneingeweihte. Hiermit vereinigt sich aber in dem vorliegenden besondern Falle noch ein anderer Vorzug: Schubert weiß seiner Popularität zugleich ein anziehendes, ja oft höchst reizendes Gewand umzuhängen. Seine Schilderungen aus der Topographie des Himmels sind das Anmuthigste, was man lesen kann; sie entfalten die Schwingen der Phantasie zum freyesten und doch nicht unregelmäßigen Fluge, da der Ernst des Wissens dem schwärmerischen Drange der Wißbegier stets regelnd zur Seite bleibt.

Die erste Abtheilung des vorliegendes Bandes fezt die früher abgebrochene Wanderung durch den Himmel fort, und wir finden unsern Reisenden auf den reizenden Gefilden des Jupiter, der, nächst der Venus, der schönste Stern an unserm Himmel ist, und die Blicke meiner Leser durch sein herrliches, gelbliches Licht gewiß schon oft auf sich gezogen hat. Wie viel Artiges weiß der astronomische Reisebeschreiber von diesem funkelnden Planeten zu erzählen, und wie lebhaft regt er die Einbildungskraft auf, sich immer tiefer in die Wunder einer so ganz abweichenden Welten-Formation hinein zu denken! Wir sagen „ganz abweichenden", denn schon in dem vorigen Bande hat der Verfasser darauf aufmerksam gemacht, „daß mit dem Jupiter eine neue Planetenwelt anzuheben scheine" *), deren Gränze die Natur durch die ungeheure, jenseits des Mars sich eröffnende, von den vier Asteroiden nur sehr schwach ausgefüllte Kluft auf das Bestimmteste bezeichnet.

Jupiter ist an Oberfläche 121 Mal größer als unsere Erde, und hält also über tausend Millionen Quadratmeilen. „Diese ungeheure Masse drehet sich in noch nicht vollen zehn Stunden um ihre Are, deren Aequator mit der Ebene der Bahn des Planeten um die Sonne den kleinen Winkel von drey Graden macht. Eine so geringe Schiefe der Ekliptik hat die natürliche Folge, daß auf dem Jupiter der Wechsel der Jahrszeiten kaum merklich

*) Anm. Referent hat diesen Gedanken des Petersburger Astronomen weiter verfolgt, und in einer, über das Zerfallen unseres Planetensystems in zwey Hauptgruppen betitelten Dissertation, den Unterschied in den Zügen beyder planetarischen Physiognomien so bestimmt hervorgehoben, als es der heutige Zustand der Himmels-Topographie gestattet. Er wird in diesen Blättern darauf zurückkommen.

ist; die heiße Zone erstreckt sich nur drey Grad nördlich und eben so viel südlich vom Jupiters-Aequator; und die Witterung muß also im Allgemeinen beständig demjenigen Verhältniß ähneln, welches auf der Erde um die Zeit der Herbstnachtgleiche eintritt. Unser Verfasser gefällt sich darin, diesen Charakter größerer Stabilität der Lebenseinrichtungen auf dem schönen Jupiter hervorzuheben; und wer von unsern Lesern, der das Fragmentarisch-Kurze der Erdengenüsse jemals recht lebhaft empfunden hat, wird ihm in diesen Schlüssen nicht gern folgen! „In der That," sagt er, „muß das dortige Leben von dem unsrigen sehr verschieden seyn. Dort hat ein Mädchen von sechzehn Sommern die Erfahrung von beynahe zwey Jahrhunderten, und wer achtzig Male den Umlauf der Sonne erlebte, der hat Methusalah's Alter erreicht." Wer wird in der That neugierig, die Bekanntschaft einer solchen sechszehnjährigen Jupitersschöne zu machen. — Mit noch glänzenderen Farben, als den Jupiter selbst, schildert Schubert aber den Aufenthalt auf seinen Trabanten *). „Die Schönheit unseres gestirnten Himmels ist nicht zu vergleichen mit dem Anblicke, dessen die Jupitersmonde genießen. Auf dem ersten derselben erscheint die Scheibe des Hauptplaneten weit über tausend Mal größer, als die Sonne oder der Vollmond bey uns. Wir können uns kaum eine Vorstellung von dem prächtigen Schauspiele machen, welches eine so ungeheure erleuchtete Scheibe geben muß, die groß genug ist, um alle sieben Sterne des Wagens im Sternbilde des großen Bären zu bedecken."

Die Himmelsreise führt hiernächst auf den Saturn, welcher an seinem Ringe eine Auszeichnung besitzt, wie die ganze uns bekannte Planetenwelt keine zweyte aufzuzeigen hat. Dieser Ring liegt genau in der Ebene des Saturn-Aequators, und umschwebt denselben, gleich einem, von keinerley Pfeilern unterstützten, nur durch seine eigene Schwere getragenen (oder vielmehr in Folge eigener Umwälzungsbewegung um den Planeten sich schwebend erhaltenden) Gewölbes. Von der Erde aus betrachtet, gewährt dieser Ring in seiner Erleuchtung durch die Sonnenstrahlen ein sehr schönes Schauspiel; „und es wird," fügt unser Verf., der hier in eins der interessantesten Details der physischen Topographie des Himmels eingeht, hinzu, „dadurch die Vermuthung erregt, daß dasselbe den Bewohnern des Saturns, die dieses Lichtgewölbe über ihren Häuptern schweben sehen, einen noch viel schöneren Anblick bieten müsse; ja man hat darin sogar ein Mittel zu finden geglaubt, wodurch die Natur jenen Wesen, die einen der größten Planeten unseres Systems bewohnen, und namentlich den Saturns-Polarländern den Lichtmangel ihrer langen Winternacht hat ersetzen wollen *). Es ist dieses einer der vielen Beweise, wie leicht wir uns irren, wenn wir Alles in der Natur, deren Pläne wir Kurzsichtigen so wenig übersehen, durch unsere Zwecke zu erklären suchen. Bey näherer Betrachtung zeigt sich nämlich gerade das Gegentheil. Denn da der Ring sein Licht von Außen erhält, so kann seine innere, dem Saturn zugekehrte Seite nie anders als dunkel seyn; und da er über dem Aequator seines Planeten schwebt, so bedeckt er den Ländern unter der Linie beständig einen Theil des Himmels, und namentlich diejenigen sechs Monde, die in derselben Ebene laufen. Wenn die Sonne aber durch den Aequator geht, und also der Saturns-Frühling oder Herbst anfängt, welches, da der Umlauf dieses Planeten um die Sonne fast 30 unserer Jahre dauert, etwa alle 15 Jahre geschieht, so wird nur die obere Fläche des Ringes erleuchtet, daher er sein Licht nach außen zurückwirft, und auf dem ganzen Planeten unsichtbar ist. Um beyde Pole des Saturns endlich gibt es eine Zone von 26 Grad, für welche der Ring so gut wie gar nicht existirt, weil er beständig unter ihrem Horizonte liegt. Zwischen dem Gränzkreis dieser Zone und dem Parallel von 37 Grad sieht man nur einen Theil von ihm, und zwar im Horizonte; und überhaupt zeigt er sich den, am günstigsten gelegenen Ländern des Saturns höchstens 24 Mal größer, als die Sonne bey uns, und diese größte Breite hat er nur da, wo sich ein ganz kleiner Theil von ihm über den Horizont erhebt."

Nicht weniger anziehend, wenn gleich weniger ausführlich, sind die Bemerkungen, wozu der Uranus, das letzte bekannte Glied unserer Planetenkette, unserm Himmelstopographen Veranlassung gibt; wir verlassen diesen astronomischen Abschnitt des Werkes nur, um auch einigen Raum für den zweyten, physikalischen, Theil zu gewinnen. Der Verfasser zeigt auf diesem neuen Gebiete keine geringere Anmuth des Vortrages. Auf welche artige Weise versteht er Interesse für die Theorie der Farben zu erregen, deren Schwierigkeiten er seinen Lesern durch die Gewandtheit der Darstellung versüßen will! „Jeder sichtbare Körper erscheint uns mit einer gewissen Farbe, selbst die Flamme des Feuers ist weiß, gelb, roth, grün oder blau, nach Maßgabe des verschiedenen Stoffes, welcher sie unterhält; nur das

*) Den ersten dieser Jupitersmonde beschreibt sehr ausführlich Nr. 3 meiner „Astronomischen Reiseberichte" im September-Heft der „Abendzeitung für 1825." Ich begegne dort dem Petersburger Astronomen wiederholentlich.

Nürnberger.

*) Da die Schiefe der Ecliptik auf dem Saturn 30 Grad, und also beträchtlich 6½ Grad mehr als bey uns beträgt, so stehen die Polarcirkel also auch um so viel weiter von den Polen ab, und das Gebiet zu den beyden dortigen kalten Zonen ist im Bogen um eben so viel größer.

N.

Sonnenlicht ändert seine Farbe nie, woraus allein schon folgt, daß es keine Flamme sey *). Die Menge der verschiedenen Farben ist so groß, daß unsere Sprachen nur für den kleinsten Theil derselben Namen haben, und täglich neue Namen dafür erfunden werden; und so vermischt sich das Farbenspiel, welches sich uns zugleich zeigt, daß wir mehrentheils verlegen sind, welchen Namen wir den Farben eines Körpers geben sollen. Dieser Farbenmischung verdanken wir die größten Schönheiten der Natur und der Kunst, von der bemalten Leinwand an bis zum Bogen der Iris. — „Welche magische Kraft" frägt Schubert hierauf „bringt diesen Zauber der Farben hervor?" und geht sodann in die Euler'sche und Newton'sche Farbentheorie ein.

Als ein wahres Meisterstück allgemeinfaßlicher Darstellung abstrakter physikalischer Lehren betrachte ich aber die nun folgende Erklärung des Regenbogens; und wer die Schwierigkeit der Bestimmung der Stellen wirksamer Strahlen (radios efficaces) bey allem Aufwande analytischer Kunstgriffe kennt, der wird dem Verfasser für die Gewandheit Dank wissen, mit welcher er diese Schwierigkeit in einer populären Entwickelung zu umgehen versteht, ohne doch der deutlichen Einsicht dadurch zu schaden. Mit einer besondern Vorliebe und Ausführlichkeit sind die ferner folgenden Untersuchungen über den Unterschied zwischen Licht und Wärme, und die Consistenz beyder Naturstoffe, oder wenigstens der erregenden Substanzen im Sonnenlichte, behandelt; und Schubert stellt sich, nach Beybringung der schönen Herschel'schen dießfallsigen Versuche, die Sache so vor: „daß alle Sonnenstrahlen mehr oder weniger Licht in unserm Auge, Wärme in unserem Gefühl, und chemische Wirkungen in allen Körpern hervorbringen, daß sich aber ihr erwärmender, und ihr chemischer Wirkungskreis weiter als der leuchtende erstrecke **).

Unter den neuesten Bereicherungen der Theorie des Lichtes endlich, nimmt die von Malus gemachte, und mit dem Namen der Polarisation bezeichnete Entdeckung eine Hauptstelle ein. „Fällt nämlich ein Lichtstrahl auf die Oberfläche eines durchsichtigen Körpers, z. B. polirten Glases, so wird er nur zum Theile gebrochen, anderen Theiles aber zurückgeworfen, und zwar unter demselben Winkel, unter dem er aufgefallen war. Fängt man nun den solchergestalt zurückgeworfenen Strahl mit einem zweyten polirten Glas auf, so, daß er mit dessen Oberfläche, gleichviel nach welcher Richtung, denselben Winkel macht, so wird er auch von dieser zweyten Fläche unter demselben Winkel reflektirt; es finden aber bey dieser zweyten Reflexion die merkwürdigsten Modifikationen statt. Wenn das zweyte Glas nämlich eine solche Lage hat, daß die Reflexion in derselben Ebene geschieht, wie bey dem ersten Glase, so hat der Lichtstrahl bey der zweyten Reflexion die größte Lichtstärke. Je weiter man aber das zweyte Glas aus dieser Lage drehet, jedoch so, daß es immer denselben Winkel mit dem auffallenden Strahle macht, desto schwächer wird das Licht des zurückgeworfenen Strahles; und es wird am allerschwächsten, oder, welches dasselbe ist, der größte Theil des Lichtes dringt in das zweyte Glas ein, wenn man dieses um einen rechten Winkel gedrehet hat. Es gibt sogar für jeden durchsichtigen Körper einen gewissen Auffallswinkel, für welchen, in diesem lezteren Falle, alles Licht in das Glas eindringt." Diese unendlich merkwürdige Modifikation des Lichtes hat man Polarisation, aus Gründen, genannt, in deren Entwickelung sich abermals das glückliche Talent eigenthümlicher Klarheit bewährt, welches wir unserm Verfasser wiederholentlich nachgerühmt haben.

Eine nun folgende Abhandlung über das Nordlicht wird mit nicht geringerer Befriedigung gelesen werden. Den dritten und lezten Abschnitt machen Miscellen aus. Der Verfasser hat schon den vorangehenden Bänden einen ähnlichen Anhang von weniger ernsten Artikeln beygegeben, gleichsam, um nach der lange in Anspruch genommenen Aufmerksamkeit dem Leser einen gewissen Ruhepunkt anzuweisen; dießmal ist diese Abtheilung einem einzigen Gegenstande, nämlich der Theorie der Uhren, gewidmet, und es finden sich Notizen darin vor, nach denen man sich in den größeren, dieser Materie ausschließlich gewidmeten Schriften vergeblich umsehen würde. So gehört z. B. die Darlegung des Mechanismus den Taschen-Chronometer zu den ganz ungewöhnlichen und dankenswerthesten Erscheinungen in einer populären Schrift, und ich wüßte kein einziges Werk anzuweisen, aus welchem man eine ähnliche Belehrung schöpfen könnte.

Dr. Nürnberger.

---

*) Dieser Schluß ist, nach den Vorangehenden, nicht logisch richtig; man braucht das Sonnenlicht danach nur als eine, immer von demselben Material unterhaltene Flamme zu betrachten, wenn nicht andere Gründe für Schubert's Behauptung sprechen.

N.

**) Auf die dynamische Ansicht geht der Verfasser dabey gar nicht ein; und ich kann mir wohl denken, welchen Anstoß ein Mann, der immer an der Hand der Analysis gewandelt ist, dabey finden müßte.

N.

Nr. 48.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 15. Juni 1827.

Dichtkunst.

Reisebilder von H. Heine. 2ter Theil. Hamburg 1827 bey Hoffmann und Campe.

Da diese Schrift füglich auch jeden andern Titel haben könnte, und vermuthlich selbst nicht weiß, wie sie dazu kommt, just der zweyte Theil eines gewissen andern ersten Theils zu seyn, so wird von jenem ersten Theil hier nicht gehandelt werden; sondern..... Aber wir sehen gar nicht ein, warum wir über ein zwar außer, aber eben dadurch unordentliches Buch eine ordentliche Kritik verfassen sollen. Es ist bey weitem angemessener eine Briefseite zu geben, die ein Freund des raschen Verfassers über dessen neueste Schrift rasch niederschrieb, weil, wie den Autor Gefühle und Gedanken, ihn der Abgang der Post drängte. Die Kritik wird auf diese Weise — wie es unbescheidene Autoren verlangen — bescheiden seyn, indem sie eilig die Feder laufen läßt, sich also nicht vornehm über das beurtheilte Werk erhebt und demselben sogar durch möglich getreue Nachahmung huldigt. Also:

Madame! Ich lege Heine's letztes Buch so eben aus den Händen, und habe es — Sie doch gewiß auch, Madame — ausgelesen. Lallarolla, la — la — la! — Sie sehen, wie begeistert ich von meinem Autor bin. Verstehen Sie nur das Wort „mein Autor" in seinem ganzen himmeltiefen und höllenlichten Sinn, in welchem sich Geburt und Grab, Vernichtung und Schöpfung so innig durchdringen und umschlingen, wie ich Sie, Madame, nämlich in Gedanken — in jenem ewig tragischen Gedanken, in welchem ich fortwährend sterben würde, wenn Sie mir nicht mit einem Veilchenblicke das Leben gerettet hätten. Die Franzosen trinken Thee von Veilchen — ach! von getrockneten — und der Tambour Legrand sagte mir, er trockne auch die von Thränen feuchten Augen, und bewältige den Krampf des Herzens. — Madame! Ihr Veilchenblick hat mich ganz aus dem Konzept gebracht. Ich kehre zu meinem Autor zurück, der deßhalb buchstäblich mein Autor ist, weil er mich, so zu schreiben, erschaffen hat; — nicht etwa wie Allah aus nichts, nicht etwa wie Brama aus Hand und Fuß, sondern wie der Vogel Greif aus einer Feder seines Fittichs; und dann ließ mich mein Autor laufen, und so schreibe ich Ihnen im Drange unendlicher Gefühle, Madame, wie er. — Sie wollen eine Kritik des Heine'schen Buchs? — L'art est difficile; aber die Kritik dieser Art noch difficiler! — Madame! Sie haben zwar ein hartes Herz, aber doch weiche Momente, glauben Sie also: die Schellenkappe auf meinem Haupte soll nur den tiefen Schmerz überklingeln, den ich über dieses treffliche Buch nur deßhalb empfinde, weil es so trefflich und doch kein Buch ist. — Ich habe Sie belogen, Madame, mein Schmerz ist nur Scherz, meine Schellen aber sind peinliche Fesseln, mit denen ich an die Galeere meiner mich selbst vernichtenden Ironie geschmiedet bin; und mit denen ich um Hülfe schelle, wenn mir mein Geyer mit den blauflammenden Augen das Herz aufritzt. Verstehen Sie, Madame? — Hol mich der Geyer! ich glaube, der Geyer sind Sie, Madame. Doch nein, Sie lieben mich ja gar nicht und also gewiß nicht zum — Fressen. Tralla la la la! Aber ewig spreche ich von mir und meiner albernen Liebe; und soll doch von Heine's Buch sprechen. Ich habe es gelesen, ausgelesen! Es ist ein allseitiges Buch, voll der herrlichsten Einfälle! Keine Seite, auf der nicht Vortreffliches stände! Gedanken, Empfindungen, Ansichten, Scherz, Ernst, Liebe, Haß, Spott, Ehrfurcht und alles andere und das Gegentheil von diesen und — jenem. Und nicht nur Einmal, nein, Zweymal hab ichs gelesen, und beyde Male gefiel es mir beynahe gleich gut. Aber wenn es mir auch das erste Mal ein bischen besser als das zweyte Mal gefiel, so ist das durchaus nicht die Schuld des Autors, sondern jenes komischen Ungefährs, welches man Witz des Schicksals nennt. Ich muß mich erklären. Das erste Mal nämlich durchblätterte ich das nicht aufgeschnittene Heft — ich war noch nicht entschlossen es zu kaufen — und da geschah es, daß die abgebrochenen Stellen, die ich las, ein innig zusammenhängendes und vollkommen abgeschlossenes Kunstwerk bildeten. Nicht nur die schönen Nordseebilder, die Enkel der Tieck'schen Reisegedichte, nicht nur die Ideen, sondern, au con-

traire, auch die Briefe aus Berlin waren so besonnen und doch so begeisterungsvoll, daß ich über den gediegenen Kunstwerth, über den innigen Zusammenhang des Ganzen nicht genug staunen konnte, und mir steif und fest einbildete, unser lieber Heine müsse eine geraume Zeit über Form und Inhalt nachgedacht und Alles in seiner vernunftbeherrschten Phantasie nicht allein fix, sondern auch schon fertig gemacht haben, bevor er nur das erste Wort dieses grandiosen Werks, nämlich: „Thalatta" niederschrieb. — Und diesen Menschen, Madame, lieben Sie nicht? Sie zerreißen ihm das Herz. — Ich aber schnitt sein Buch auf, las dasjenige im Zusammenhange, was ich so eben nur fragmentarisch gelesen hatte, und wurde nun den Witz des Schicksals gewahr. Just im Zusammenhang war das Buch ohne allen Zusammenhang, just als Ganzes ganz zerstückelt, just als Kunstwerk gar keine Kunst. Ja ich sahe nur noch ein Buch des Buchbinders, nur er hatte es gebunden, und ohne ihn wäre mir das Werk ohne Band total ungebunden erschienen. Aber Ungebundenheit ist Heldenart. Ungebundenheit — parbleu Madame! muß Sie bezaubern. Lesen Sie nur, wie ungebunden und ohne Scheu mein Autor, nicht nur Die ganze Welt, nein, sogar einzelne hohe und niedre Bekannte in den Staub tritt. Muth, parbleu Madame! Muth ist ja sonst so beliebt bey Frauen; und Sie, Sie verschmähen meinen Autor? — Ungebundenheit ist Heldenart; und sind nicht Napoleon und sein Tambour Legrand die Vorbilder Heine's? — Steigert er ihre Heldenart nicht bis zur Heldenunart, wenn er gefeyerte Leute austrommelt? — Madame! Sie sind ein deutsches Weib mit Lilienhänden, Rosenwangen und Veilchenaugen; Sie leben in seliger Abgeschiedenheit mit freyen Blumenkindern, welche die bräutliche Erde ihrem Garten, dem Frühling, gebiert; die Weste schmeicheln, der stille Weiher zeigt Ihnen das schönste Spiegelbild; die Vögel, selbst die losen, singen Ihr ewiges Lob; Sie horchen beym Abendroth dem schönen Mährchen, das Ihnen die Natur erzählt, und in dem Veilchenkelch Ihrer Augen glänzt dann ein mondbestrahlter Thautropfen himmlischer Sehnsucht. Sie haben also in Ihrer zufriedenen Einsamkeit gar keine Idee von Politik, sonst würde ich Sie aufmerksam machen auf den überschwänglichen Hymnus, den mein Heine seinem Napoleon singt. — Hier wird das Kleinste groß, die Selbstliebe Demuth, die Demuth Anbetung, und die Anbetung Religion, die ihren Beweis nur in sich selbst hat. — O, daß Novalis doch noch lebte! Er würde diesen Hymnus lesen, und tief beschämt jene Worte auslöschen, die er mit einem Flammenpfeil in Klio's eherne Tafel grub. — Sie heißen:

„Das Ideal der Sittlichkeit hat keinen gefährlicheren „Nebenbuhler, als das Ideal der höchsten Stärke, des „kräftigsten Lebens. Es ist das Maximum des Barbaren, „und hat leider in diesen Zeiten der verwilderten Kultur, „gerade unter den größten Schwächlingen, sehr viele „Anhänger erhalten. Der Mensch wird durch dieses Ideal „zum Thiergeiste; eine Vermischung, deren brutaler Witz „eben eine brutale Anziehungskraft für Schwächlinge hat." — Bemerken Sie aber, daß diese Worte viel älter, als St. Helena's großes Grab sind: sie passen nicht mehr. Jetzt hat die Melodie andre Worte. Sie heißen:

„Worüber Ihr, mit wildem Triebe, zu blinder Thier„wuth Euch entflammt; das ist es, was ich an ihm „liebe; ja eben das, was ihr verdammt. Das aber, „was an ihm zu hassen, der inn're Richter mir gebeut; „das — sagt' ich's Euch — Ihr könnt's nicht fassen; „weil Ihr darin ihm ähnlich seyd." — Doch wozu das Alles? Sie haben ja keine Idee von Politik, Madame! Lassen Sie dergleichen, das gänzlich außer Ihrer Sphäre liegt, und auch außerhalb des Heine'schen Buchs liegen würde, wenn es nicht dennoch darin vorkäme. Sie werden darin hundert und hundert andere köstliche Stellen finden, die Ihnen bald ein Lächeln, bald eine Thräne, bald einen Nachgedanken abzwingen; Sie werden, von einer geistreichen Phantasie fortgerissen, das Buch nicht aus den Händen legen können, obgleich Sie am Ende, und sogar schon früher, sehen werden, daß es kein Buch ist; und doch werden Sie sich sagen müssen, daß dieses Nicht-Buch 19,000 Mal besser ist, als 19,000 Bücher, die in den lezten Tagen bey uns erschienen sind. Würde ich Ihnen sonst so viel davon schreiben, Madame? — Aber ich bin ein intimer Freund des Verfassers und 19,000 Thaler würde ich drum geben, wenn mein Heine, mit seinem eminenten Talente, einmal ein Werk, bevor er es schriebe, zwey Mal durchdenken wollte, um ein regelrechtes Kunstgebilde zu geben; wäre es auch nur als Gegensatz seiner blauen Regellosigkeit, die eine Folge von dem ist, was er selbst eingesteht, nämlich: daß er bey den verbis irregularibus mehr Prügel bekommen hat, als bey den verbis regularibus. — Vous pleurez, Madame? — Thun Sie das nicht! Le ridicule touche au sublime. Sie werden das überall in dem köstlichen Buche bestätigt finden. Haben Sie die Güte, unserm Heine den Vorschlag mit den 19,000 Thalern zu machen; und sollte er, was ich vermuthe, behaupten, daß er selbst diesen Brief geschrieben habe, so nennen Sie mich; und sollte er auch Sie nicht erkennen, so sagen Sie ihm, Madame, daß Sie die Redaktion des Morgenblatts sind. —

Betrachtungen

durch „den unbekannten Flüchtling in der Mühle zu Körau, ein Zeitgenosse Luthers, erzählt für Protestanten von einem Protestanten in Anhalt" veranlaßt und der Zurechtweisung der Besserwissenden unterworfen.

Die Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft haben sich in unsern Zeiten so seltsam gestaltet, daß wir Erscheinungen auftreten sehen, die wir, in dieser Form wiederzusehen nicht erwartet hatten. Kirchliche Besorgnisse, kirchliche Eiferey und kirchliche Verfolgung scheinen wieder an der Tagesordnung zu seyn. — Wir gebrauchen sehr mit Bedacht den Ausdruck „kirchlich", wo der andere: „religiös" gäng und gebe ist, weil wir fürchten, daß die Verwechslung dieser beyden Worte auch die der Begriffe fortpflanzt, und damit im gemeinen Leben der nächste Anlaß von Anfeindung zwischen den verschiedenen Gemeinden gibt. Die Religion ist ein Band der Vereinigung zwischen allen Gemeinden, denn sie besteht in den einfachen Lehren Christi, der von keiner Sekte, keiner Kirche etwas wissen wollte. Liebe des Nächsten, Gott und Ewigkeit wird in jeder christlichen Gemeinde gelehrt, und diese lehrte Christus; was die Kirche bildete, sind menschliche Zusätze, welche der Lauf der Zeiten vielfältig modifizirte, so daß der eifrigste Verfechter seiner Kirche sich nur gründlich unterrichten sollte, um wahrzunehmen, daß das Alte, was er festhalten, zurückführen will, das nicht mehr ist, was er sich darunter denkt. Das Bedürfniß nach etwas Göttlichem, von der Wandelbarkeit und von den Mühen des Lebens Unabhängigem, treibt den Menschen auch in dem rohesten Zustand, sich eine Art Religion zu erfinden; auf jeder Stufe der Entwicklung modelt er an diesem Theil seiner Begriffe; schreitet seine Entwicklung zurück, so werden sie roher, undeutlicher, leidenschaftlicher; schreitet sie vorwärts, so gewinnen sie an Einfachheit und Klarheit. Es ist hier nicht von der Bildung durch Wissenschaft und Künste die Rede, obgleich diese ihren größten Werth dadurch, daß sie die Bildung veredeln, erhalten, es ist die allgemeine Bildung zur Pflichterfüllung, die im Evangelium das Muster der Gebete uns lehrt, in ihm wird auf kein Mysterium, keine Kirche, keine Sekte gedeutet; der göttliche Beter wußte aber wohl, daß Zwiespalt aus seiner Lehre hervorgehen mußte, und wie ernst er seine Schüler davor warnte, ist diese Lehre der Liebe seit zweytausend Jahren zum Zankapfel geworden, weil immer eine neue Bekleidung, Einkleidung und Darstellung der Idee, eine neue Kirche, als die Hauptsache angesehen wurde. Unser großer Reformator Luther brachte die gleiche Wirkung hervor, aber in einem umfassendern Umfang wie seine Vorgänger alle, weil die vorgefundene Kirche sehr verdorben war, und die Entwicklung der Bewohner des Westen von Europa bey aller Barbarey doch so weit gediehen, daß der Kampf zum großen Theil Sache jedes Einzelnen ward. Aber wieder hing sich das Zeitalter an eine Form, bildete sich eine Kirche, und der ewig belebende Grundsatz, von dem Luther ausging: freye Untersuchung der Lehre, eignes Forschen, welches die Natur des Protestirens ausmacht, von dem Luthers Gemeinde ihren Namen bekam, ging verloren. Die Zeit ging indeß ihren Weg fort, und wir standen endlich da, wo die Formen des Denkens, die Kirchen, die Gemeinden, die sich seit Luther wieder nach ihren einzelnen Stiftern nannten, ihre Verderbniß, ihre Ausartung einsahen, und der zahlreichste Theil gewiß mit redlicher Absicht, als Mittel zur Verbesserung, nicht einen neuen Menschen anzulegen dringt, sondern den alten lutherischen Menschen dazu empfiehlt und aufdringt. Ob das nun wird möglich seyn, neben allen Veränderungen, in Wissenschaften, Künsten, allgemein gewordnen Bedürfnissen, Naturkenntnissen, politischen Verhältnissen, die Kirche vom Anfang des sechszehnten Jahrhunderts in dem Anfang des neunzehnten von Neuem zu erbauen, kommt uns zweifelhaft vor. Die Materialien und Arbeiter haben sich seitdem verändert, das ist gewiß, so gewiß, daß wir fast überzeugt sind, Luther, wenn er wieder aufstünde, würde das, was wir seine Kirche nennen, zuerst bey Seite schieben, und dann wieder damit anfangen zu sagen: Brüder, forscht nach der Wahrheit, protestirt gegen Unvernunft, ihr seyd ja so viel glücklicher, wie ich war, der ich meine Brüder lehren mußte, in der Finsterniß der Unwissenheit ihren Gott zu erkennen, da jetzt durch das Licht der Wissenschaft der Geringste unter euch die Erhabenheit des Schöpfers und seine Pflicht gegen seine Mitbrüder so viel heller erkennen kann. — So ungefähr würde Luther sagen. Unter uns gibt es Viele, die einen andern Weg gehen. Einerseits nimmt man ein systematisches Bemühen wahr, jene Vorzüge der Kenntnisse, welche unsre Zeitgenossen vor denen Luthers genießen, wieder zu beschränken; Anderseits, und von diesen sprechen wir eigentlich, das Zeitalter in religiöser Rücksicht in Luthers Kirche, nicht zu Luthers Protestantismus zurückzuführen.

In so fern dieses in polemischen und Controverseschriften geschieht, liegt es für uns Layen zu hoch; wenn aber die Einkleidung des Romans dazu benuzt wird, dürfen wir ein Wort darüber sprechen. Es geht uns so nahe an, wie den Wissenden, und redliche Bemerkungen über einen Gegenstand wollen nichts weiter als zur Belehrung auffordern.

Ein solcher lutherthümlicher Roman ist die obengenannte Geschichte des Flüchtlings in der Mühle zu Körau. Der wohlmeinende Verfasser erzählt, wie Fürst Wolfgang

von Anhalt-Köthen nach der Mühlberger Schlacht in der Mühle von Körau, als Mühlknappe verkappt, verborgen gelebt habe; hier erörtert er in manchem Gespräch mit dem Müller Rudolph die Vortrefflichkeit der lutherischen Protestationen gegen den Papst, und die beyden wackern Männer erzählen sich, um den Leser zu unterrichten, viele Umstände, von denen es nicht zu glauben ist, daß sie einem jeden Einzelnen unbekannt geblieben waren. Dieser Umstand beweist, daß der Verfasser durch die Form des Dialogs keine glückliche Wahl getroffen hat. Auch das Kostüm der Zeit in Sitte und Rede hat er nicht aufgefaßt. Die ehrlichen Müllersleute sind wortzierlich und müßig, und die Müllerstochter Anna tritt etwas empfindsam, ja fast Gurlihaft auf. Eine benachbarte Barons-Familie, laue Protestanten, deren Sekretär, ein heimlicher Emissar Moritzens von Sachsen, Annens Bräutigam ist, kehren zum Papstthum zurück, und geben dem Verfasser Gelegenheit, diese Kirche in dem verächtlichsten und strafwürdigsten Lichte darzustellen. Um für ein, auf diese Art aufgefaßtes, Gemälde grelle Farben zu finden, bedurfte es keines Scharfsinns, und bey dem großen Haufen wird Haß und Abscheu unfehlbar damit erregt. In einem Gespräch, welches der Müller Rudolph mit dem Baron hat, vertheidigt er das Lutherthum auf eine sehr siegreiche Weise, so daß es sehr zu wünschen wäre, mancher Pastor unsrer Zeit wüßte seine Rede so gut zu setzen, wie der Müller von Körau zur Zeit der Mühlberger Schlacht. Moritz von Sachsen wird in den mannigfachen Gesprächen sehr sinnreich vertheidigt, und sein etwas seltsames Betragen, aus Eifer fürs Lutherthum, etwas jesuitisch entschuldigt und erklärt. Nach dem Vertrag von Passau begibt sich Moritz in eigner Person in die Mühle von Körau, setzt den Fürsten Wolfgang in seine Länder wieder ein, lohnt den wackern Müller Rudolph, indem er seinen Schwiegersohn zu seinem Kastellan macht, und das Schloß des apostaten Barons geht, nachdem er mit den Seinen nach Rom floh, in Flammen auf. Gegen diese Begebenheiten läßt sich gar nichts einwenden; Wolfgangs Aufenthalt, in dieser längst verfallenen Mühle von Körau soll sich sogar auf eine Volkssage der Gegend gründen, allein die Farbe jenes Jahrhunderts ist in dem Bilde verfehlt. Wolfgang erinnert, indem er mit den politischen Begebenheiten so gut bekannt scheint, an Kotzebue's Bittermann, spanischen Andenkens; der Müller Rudolph spricht meistens im Ton einer Reformationspredigt unsers letzten Jahrzehents, und die römisch-katholisch mystische Frau Baronin ist bey Frau von Krüdener in der Schule gewesen. Das alles malt nicht Luthers Zeit. Achtungsvoll erkennen wir den Eifer des Verfassers für die gute Sache, für eine Sache, die um der Thronen und Völker willen wieder die größte Sache werden muß, allein seinen Beruf, für sie auf diesem Wege zu wirken, ziehen wir, bis er sie zeitgemäßer aufgefaßt hat, in Zweifel.

Reise-Literatur.

Mes Souvenirs d'Égypte, par Me. la Baronne de Minutoli. Revus et publiés par Raoul-Rochette. 2 Vol. avec gravures. Paris 1826.

Frau v. Minutoli, eine Polin an einen Deutschen verheirathet, drückt sich in französischer Sprache mit Anmuth und Gewandheit über ihre Reise und über Gegenstände der Alterthumswissenschaft aus. Alles darin folgt schnell und rasch auf einander, alles hat Zeichnung und Farbe. Sie hat gesehen und gefühlt, was andere Schriftsteller in Aegypten beschrieben. Sie sah auch mit eigenen Augen, und über jeden Gegenstand, über jeden Eindruck, den sie empfand, spricht sie auf ganz eigenthümliche Weise. Eine Frau ist tief und innig beym Erblicken der Trümmer von Theben bewegt, die ein Gelehrter nur mißt und beschreibt. Schnell baut sich in ihrem Gemüthe und an den riesigen Mauern die alte ägyptische Welt auf, in der sie nur entstehen konnte, Männer suchen hier nur Wissenschaft, technischen Unterricht und Muster. So spricht Frau v. Minutoli von den Ruinen alter ägyptischer Größe und alten Glanzes. Sie spricht davon mit Würde, Weihe und Wärme, und theilt keineswegs die Ansicht derer, die in der ägyptischen Kunst nur eine Kunst ohne Kunst sehen, und nicht zugeben wollen, daß die Griechen von den Aegyptiern gelernt haben. Sie hat in dem Lande Alles gesehen, von Alexandria an bis Philä. Mit Anmuth mischt sie das Aegypten des Mohamed-Ali in das Aegypten des Sesostris. Ueberdieß hat ihr Werk noch einen besondern Reiz. Als Frau konnte Frau v. Minutoli auch die Gemächer sehen, wohin kein fremder Mann zu dringen vermag. Sie gibt darüber anziehende Kunde, und es ist interessant, eine Frau unserer Zeit und unserer Sitten in nächster Berührung mit dem ganz Fremdartigen zu erblicken, was sich unseren Sitten, unseren Gebräuchen und unseren Ideen so schroff gegenüber stellt. In den Beobachtungen herrscht Mannigfaltigkeit und Treue. Die edle Frau versteht es, dem Geiste die Anmuth beyzugesellen. Sie that aber nicht wohl daran, Raoul-Rochette ihr Buch zur Durchsicht, Ausfeilung und Herausgabe zu übertragen. Er hat auf seine Weise nicht unterlassen, von dieser ihm doch nur übertragenen Autorität und von den Verbesserungen zu sprechen, die er in dem Buche wirklich vorgenommen. Die Franzosen können es ihm außerdem nicht verzeihen, daß er von Hrn. Champollions Ansichten über die Hieroglyphen nicht durchdrungen ist, und daß er die Hieroglyphen ein amusement du siècle nennt.

Nr. 49.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 19. Juni 1827.

Geschichte.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben durch die Freyherrn von Hormayr und von Mednyansky. Achter Jahrgang 1827. Wien bey Franz Ludwig.

Der außerordentlich reiche Inhalt dieses Taschenbuchs beschämt die Armuth fast aller unsrer übrigen Taschenbücher, und die Oesterreicher, denen „die im Reich" sonst in literarischer Hinsicht nicht gern einen Vorzug zugestehn, haben ihn hier unwidersprechlich errungen. Doch schon der Name des Herrn von Hormayr bürgt für die Vortrefflichkeit des Buchs. Es ist nicht allein der Geschichte gewidmet, sondern auch der Poesie, sofern die Geschichte theils in denkwürdigen Ereignissen und Personen, theils in der Volkssage zur Poesie wird. Auch ist dieser Inhalt nicht blos für Oesterreicher interessant, denn die Schicksale und berühmten Männer Oesterreichs haben auf ganz Europa Einfluß gehabt, und die poetische Sage geht jeden Freund des Schönen an.

Im laufenden Jahrgang dieses Taschenbuchs finden wir die Fortsetzung der Rubrik: Ahnentafel, darin die Geschichte der berühmtesten österreichischen Familien mitgetheilt wird. Dießmal erhalten wir die Geschichte der Häuser Wurmbrand, Saurau, Metternich und Nyary mit den schön in Kupfer gestochenen Porträten der um Oesterreich hochverdienten Männer, Graf Johann Wilhelm von Wurmbrand, Graf Franz von Saurau, Graf Stephan Illesdazy. Das Porträt des dermaligen Haus-, Hof- und Staatskanzlers, Fürsten von Metternich, befindet sich vorn als Titelkupfer. Der Geschichte seiner Familie ist seine Lebensbeschreibung bis zum Jahr 1825 beygefügt. Eine andre Rubrik: die Burgen, ist ebenfalls fortgesezt, und wir erhalten dießmal die Beschreibung und Geschichte der alten Burgen Appony, Toth-Liptse und Ghymes. Durch diese detaillirten Schilderungen werden wir lebhaft in die alten Zeiten Oesterreichs und Ungarns versezt. Ihnen reihen sich zahlreiche alte Urkunden und Documente an, wodurch wir noch besser in den Stand gesezt werden, einen Blick in jene Vorzeit zu thun. Wir finden hier abgedruckt mehrere Briefe der Wiener Bürgerschaft an verschiedne Kaiser, namentlich an Ferdinand I. aus der Zeit, da Wien vom Sultan Soliman belagert wurde, ferner militärische Berichte aus dieser Zeit, unter andern von dem durch die Vertheidigung von Güns berühmten Nikolas Jurischitz, einen Bericht über die Umtriebe zu Gunsten des ungarischen Gegenkönigs Zapolya, das Testament des berühmten siebenbürgischen Fürsten Bethlen Grabor, ein Freyheitsbrief der deutschen Ansiedler in der Zips, endlich ein höchst interessantes Memorienbuch Kaiser Maximilians I. vom Jahr 1502. Darin hat sich der Kaiser alles, was ihm wichtig oder merkwürdig schien, um es dem Gedächtniß einzuschärfen, sorgsam verzeichnet, Ausgaben und Einnahmen, Befehle, die zu ertheilen wären, Notizen über Personen, die er brauchen konnte, nützliche Belehrungen, die er schon erhalten oder erst einholen will, endlich Curiosa. Wir zeichnen einiges davon aus, und übersetzen es der schnelleren Verständniß wegen in die hochdeutsche Sprache.

„Ein Schmidt zu Weyrlberg im Lande Krain kann gute Hellebarden machen.

Die Hofmeisterin soll Würste machen von dreyerley Säuen zu der Fastnacht und Ostern.

Man soll die Burg zu Botzen mit Recken (Helden) malen.

Die bösen Brücken in der Markgrafschaft Burgau allenthalben zu machen.

Einen Feigenbaum nach Wien zu setzen und die Kunst von dem von Augsburg zu lernen.

Der König soll es darauf absehn, daß ein Landesfürst zu Oesterreich es bestelle, daß allweg zu einer Meile ein Edelmann ein Schloß und der Landsfürst zu drey Meilen eine Stadt habe.

Der König soll die Ziegel nach der neuen Kunst zu Augsburg und Insbruck brennen lassen.

Das Schloß Runkelstein mit dem Gemälde erneuern lassen, wegen der guten alten Historie und dieselbe Historie in Schrift bringen.

Nota, wie man Kraniche mit Enten fängt — wie man Trappen mit Netzen fängt — Enten mit Netzen zu fangen.

Der schönen Aglay-Historie von Nasserept und Linz nicht zu vergessen.

Ein Buch zu machen, wie ein Fürst die Städte in den niederösterreichischen Landen regieren soll.

Der König soll suchen den Riesen in König Artus Chroniken.

Der König soll vom Meister Niklas, dem Wundarzt, die Kunst mit dem Beinharnisch lernen.

Zu erfahren, wie man die frischen Weinbeeren einmachen soll, wie Wolf Kammermeister weiß.

Lasse Priester die österreichischen, sächsischen und bairischen Chroniken zusammenstimmen.

Zu Pollingen, Dietenhofen und Lützelburg sind viele alte Chroniken.

Ein Fisch heißt ein Nerssling, ist besser als ein Esch, und geht in der Donau in Oesterreich, ist gar gut zu essen.

Zu Ebersberg im Kloster ist ein Mönch, der kann griechisch, lateinisch und hebräisch schreiben.

Böhmisch lernen zu reden.

Bey Herzog Albrecht von Baiern die Historie der Fürsten von Oesterreich zu suchen, von Graf Sigmund von Hardek herkommend.

Einer, der nie keine Ehre erlangt hat, der kann keine verlieren. Exemplum im Reich, die faulen Räthe.

Den Büchsenmeister an der Etsch gen Nürnberg zu schicken, um das Pulver körnen zu lernen.

Der Salpetermacher soll im königl. Namen bestellen alle Schafställe, Kuhställe und dieselben zum Salpeter zurichten.

Lang hat einen gedruckten Zettel, darin alle Päpste verzeichnet sind.

Doktor Haiden hat eine alte Chronik von Zürich.

Der König soll dessen Namen erfahren, der gesagt hat, es sey nicht möglich, daß Seine Majestät ein Hof- oder Justizgericht in den niederösterreichischen Landen aufrichte.

Den Advokaten und Fiskal in Oesterreich ihre Instruktion zu machen, wie sie sich halten sollen in der neuen Ordnung.

Der König hat zwey schöne Rubinringe verlegt, die zu suchen.

Caspar Ziegler soll ein Büchel machen und darein alle königliche Räthe im Reich und in den Erblanden schreiben.

Ein gemeines tägliches Hofalmosen aufzurichten.

Dem Abt von Tegernsee einen bessern Ornat zu schicken.

Das Kreuzbuch von Kaisern und Königen zu Nürnberg in Pergament drucken zu lassen, doch König Maximilians Chronik auszulassen.

Um zwey Löwen und Leoparden zu schicken.

Einen verständigen listigen Kriegsmann in die Wallachey zu schicken.

Maler Koldrer soll die Grafschaft Cilli, Friaul und Ysterreich mit den Landschaften abmalen.

Zu schicken nach dem (Sebastian Brandt), der das Narrenschiff gemacht hat.

Der König soll in diesem Handel vier Schreibern genug zu thun geben, damit Seine Majestät den Julius Cäsar überpoche.

Die Kunst mit dem schwarzen Roß, so des Kreuzers Knecht gesehen hat, zu hören.

Es hat einer im Meer süß Wasser geschöpft zu Allaspezia."

Von dieser Art sind alle in dem Memoirenbuch enthaltenen Notizen, und sie sind ein treues Zeugniß von der großen Thätigkeit ihres Urhebers. Ferner enthält das Taschenbuch: Bilder aus der Neustadt von Joseph Scheiger, worin einige Alterthümer dieser Stadt ausführlich beschrieben werden, und interessante Nachrichten von österreichischen Reisenden aus der Vorzeit, von Georg von Ebingens Zügen in zehn Königreichen, aus dem 15ten Jahrhundert, von Johann Schiltbergers Schicksalen in türkischer Gefangenschaft zur Zeit Bajasids und Tamerlans, und von des Dolmetsch Benedikt Kuripeschitz's Reise nach Konstantinopel im Anfang des 16ten Jahrhunderts. Schiltbergers Reisebericht ist der interessanteste, und ihn hat auch Herr von Hammer in seiner Geschichte der Osmanen benuzt.

Den historischen Nachrichten sind sodann Sagen beygesellt; wir finden deren zwölf unter dem Titel: Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder. Sie stammen sämmtlich aus dem sagenreichen Böhmen her, haben aber zum Theil mit deutschen und nordischen Sagen große Aehnlichkeit. Gewisse Sagenstoffe finden sich fast bey allen Völkern. So finden wir hier die Sage von der Undine, vom ewigen Juden und mehrere andere wieder. Am interessantesten scheinen uns folgende drey Sagen. Der Böhmische Brutus ist ein treuer Beleg der patriarchalischen Sitte altslavischer Edlen. Der Vater läßt den Sohn hinrichten, weil dieser einen alten treuen Diener ermordet hat. Solche Züge der Gerechtigkeit und Liebe zum Volke mögen sich wohl im Gedächtniß desselben erhalten haben. Der Bauerfürst ist der böhmische Pendant zu Richard Löwenherz und dessen treuem Diener Blondel. Herzog Sobieslaw wird von seinem Diener Hotusch zwey Mal aus dem Gefängniß gerettet, und zulezt stirbt sogar dieser treue Knecht für seinen Herrn.

Wie in jener Erzählung die Liebe des Herrn zum Knecht, so wird hier umgekehrt die Liebe des Dieners zum Gebieter in der Sage verherrlicht. Dieß sind recht slavische, den Charakter und die Sitten dieses Volksstamms bezeichnende Sagen. Zito und Macgill ist etwas zu sehr modernisirt, und in die Manier Walter Scotts hinübergespielt, obgleich die Grundlage der Sage echt ist. Sie handelt von dem berühmten böhmischen Zauberer Zito und dessen tragischem Ende. Diese Sagen sind prosaisch behandelt; eine Menge andre finden wir in der Romanzenform, und diese Dichtungen sind zum größten Theil sehr schön. Zwey Romanzen des Grafen von Auersberg erinnern wieder an bekannte deutsche Sagen. Die „Strombraut" zeigt uns ein Mädchen, das von einem Wassermann entführt wird, von einem Niren, einer männlichen Undine. Die „Brüder" sind die Bewohner zweyer nahe bey einander liegenden Schlösser, feinden sich an und bringen sich wechselseitig um, wodurch ihr Stamm erlischt. Dieselbe Sage so wie die zwey Schlösser finden sich auch in Deutschland an mehrern Orten, z. B. an der Mosel. Merkwürdig ist eine Romanze von W. F. von Canaval „Kaiser Heinrich und Metter." Der bekannte fromme Kaiser Heinrich II. hatte einen treuen Diener, Namens Metter, der hoch bey ihm in Gunsten stand. Aus Neid ahmte ein Andrer Metters Handschrift nach und schob ihm einen hochverrätherischen Brief unter, den er dem Kaiser anzeigte. Dieser aber spricht:

Nein, solche schwarze Unthat hat Metter nicht gethan.

Daher soll sich der so berühmte Name Metternich ursprünglich herschreiben.

Brief-Literatur.

Briefe von Bonstetten an Matthisson, herausgegeben von Füßli. — Orell und Füßli. 1827.

Ich kenne eine alte, würdige Familie, in welcher es seit Jahrhunderten Sitte ist, daß sich die einzelnen Familienglieder malen ließen; sie haben auch Grund dazu, denn es ist ein schöner Menschenschlag; auf ihrem Stammschloß zeigte man mir sechs Bilder von einem und demselben alten Herrn, den ich wohl kannte. Das erste Mal war er als achtjähriger Knabe im rothen gestickten Röcklein gemalt, das zweyte Mal als Jüngling von 18 Jahren, das dritte Mal als Soldat, das vierte Bild stellte ihn als Bräutigam vor, auf dem fünften sitzt er von seinen Kindern umgeben und das sechste ließ er seiner Enkeltochter malen, als sie sich verheirathete. Es war ein anziehendes Geschäft, die wohlbekannten Züge des Greisen aus diesen Kinder- und Jünglingsgesichtern herauszufinden, oder zu betrachten, wie sich der Ernst des Mannes wieder in dem heiteren Lächeln des Greisen verlor; dennoch war die Uebereinstimmung der einzelnen Bilder auffallend; die freye Stirne, das klare Auge und der angenehme Mund fand sich hier und dort, mochte kindlicher Frohsinn, mochte der Muth des Soldaten, mochte der liebevolle Ernst des Vaters um sie schweben.

Unwillkürlich fielen mir jene Familienbilder bey, als ich das obengenannte Buch las. Wir treffen zwar nicht mehr den Knaben oder den Jüngling selbst, wenn wir die ersten und frühesten Blätter aufschlagen; Bonstetten ist schon im Mannesalter und schreibt 1795 an seinen Freund, er werde ihn als Landvogt zu Lugano finden; aber nach und nach entfalten sich alle jene reichen Erinnerungen aus früherer, schöner Zeit, wir sehen den spielenden Knaben, den lernbegierigen Jüngling, den heiteren, geistreichen Freund, und in einem Zeitraum von 30 Jahren (1795—1826) lernen wir einen jener seltenen Menschen kennen, denen die Götter bis weit hinauf über das gewöhnliche Alter der Sterblichen, ein klares Auge, einen jugendlichen Muth, und jene fortdauernde Freude an Aufsuchung des Guten und Schönen, an Erforschung jeder höheren Wahrheit erhielten, ohne welche selbst ein kurzes Leben leer und ohne Bedeutung ist.

Der Name des Gebers und des Empfängers dieser Briefe bürgen dafür, daß es nicht gewöhnliche Freundschaftsversicherungen oder Herzensergießungen, wie man sie in so manchen Briefsammlungen findet, seyn werden, und in der That enthält auch das Büchlein, so klein es ist, doch sehr wichtige und gehaltvolle Memoiren über Politik und Philosophie, über Kunst und Leben, und es gibt uns den seltenen Anblick eines Philosophen, den drey Viertheile eines Jahrhunderts, in der feinsten Gesellschaft zugebracht, nicht für die Natur abstumpfen konnten; den die reiche und herrliche Natur des Genfersees nicht von seinen philosophischen Studien abzog, und der diese Studien in ein schönes, beschauliches Leben zu verweben wußte. Aus solchen Briefen kann man mehr lernen, als aus irgend einem psychologischen Kompendium; und schön finden wir es, daß auch ein Bonstetten nicht nur hin- und wieder seine Meinungen ändern kann, sondern, daß er auch die Kontraste, welche der Unterschied so vieler Jahre herbey führte, zugesteht, indem er sie öffentlich macht. Man vergleiche z. B., was er im Jahr 1795 über die Möglichkeit eines großen europäischen Freystaates sagt, mit seinen Ansichten 1817, Seite 7: „Gelingt es Frankreich, Freyheit und Ruhe gegen die Wuth der Faktionen zu behaupten, so kann da noch eine neue Schöpfung aufblühen, von der sich unsere bisherige Politik nichts träumen ließ." S. 37: „Nicht in Republiken wollen

wir die Freyheit suchen, wohl aber bey den Antoninen.“ Es muß wohl wahr seyn, wenn ein alter und weiser Republikaner wie Bonstetten dieß sagt, um so mehr als er es in Beziehung auf einen guten König sagt. Spricht er sich doch (1802) eben so unbefangen über die damalige Gestaltung der Schweiz aus, S. 19: „Das zu Paris neu gebohrene Kind, Helvetia, ist besser gestaltet, als wir dem Anschein nach hoffen durften. Schade nur, daß das Mägdlein unehelich und folglich zur Sclaverey geboren ist.“ Diese rege Theilnahme an politischem Leben und Treiben des Zeitalters verläßt ihn nie. Man vergl. z. B., was er im Jahr 1823 bey Gelegenheit der Revolution in Mexiko sagt. Wie wahr ist das Wort: „die, welche die Konstitution (in Spanien) mit Feuer und Schwerdt vertilgen wollen, sind die wahren Revolutionäre; sie geben der verbotenen Frucht den höchsten Werth; wird ein Mal ein Ding zum Objekt aller Leidenschaften, so entsteht ein Vulkan da, wo sonst Ruhe und Stille ungestört geblieben wäre.

Unrichtig, wenn nicht unbillig scheint es aber, wenn er das Gegentheil dieses Satzes auf Würtemberg anwendet. „Sonderbar genug,“ schreibt er aus Stuttgart 1822 an Friederike Brun, „sonderbar genug, daß ich im ganzen Würtemberg kein Wort von Politik und Konstitution gehört habe. Keine Menschenklasse in diesem Reiche hat mich einen Laut von dieser Erscheinung hören lassen. Ich glaube, man könnte so ein Ding, wie eine Konstitution abschaffen, ohne daß sich andere als Gelehrte darum bekümmerten.“ Von einem Recht, das er seit drey Jahrhunderten besitzt, spricht freylich der Würtemberger nicht als von etwas Neuem; die Erscheinung ist zu alt, daß man damit prahlen möchte; übrigens täuscht man sich sehr, wenn man glaubt, daß man so ein Ding abschaffen kann, oder, daß man über einen Versuch dieser Art nur unter Gelehrten sprechen würde. Wir glauben, daß es gerade die Ungelehrten sind, die über ein solches Ding in Würtemberg sprechen; Gelehrsamkeit hat mit der Verfassung nichts zu thun.

Sehr interessant sind die Ansichten über Kunst, die Bonstetten, dem nichts Schönes und Wissenswerthes der Erde fremd geblieben, hin und wieder ausspricht. Mit einer seiner Ansichten können wir uns übrigens nicht befreunden. Er spricht (109) z. B. über Danneckers Christus: „Ich hasse ordentlich die allegorischen Bilder, und Jesusgott ist mir schon zu metaphysisch für ein Bild; — ein Gottmensch kommt mir so abenteuerlich vor, als ein Anubis mit dem Hundskopfe. — Mir kommt sein Jesus vor wie ein schöner Landprediger.“ — Dieß alles wäre wahr, wenn Dannecker seine Aufgabe auf diese Art gestellt hätte. Die Abneigung gegen metaphysische Bilder verhinderten aber wohl unseren sonst so unbefangenen Bonstetten zu bemerken, daß D. einen lehrenden Weisen, einen Körper darstellte, den sich die Gottheit zur Wohnung wählte, und daß diese Idee auch in Bonstettens Seele einen leisen Anklang fand, beweist seine Vergleichung dieses Jesus mit einem „schönen Landprediger.“ Allerdings hat D. einen solchen dargestellt, und zwar den Ersten, der für alle Lande predigte. Anubis hat aber nicht gepredigt.

Wie lebhaft, wie rasch sind alle Gefühle in diesem ewig jungen Herzen! Wie schön ist die Stelle, die er (1813) den Versen seines Freundes: „Schön ist's von Aetna's Haupt u. s. w.“ nachschickt: „Schön war es auf Yurtens Haupt Elisium zu dichten! Schön war es im Kabriolet nach Nyon ins Proconsulat zu fahren! Schön war es aus dem grünen Kabinette beym sanften Rauschen des idyllischen Mühlenbachs, See und Alpen im Abendpurpur zu schauen! Schön war es zu des weisen Bonnets Füßen zu sitzen! Schön, ja göttlich und Zukunftahnend war es, daß der Genius der Freundschaft uns einander zuführte.“ Und kann man eine wärmere, reichere, gemüthlichere Beschreibung der Wunder des Genfersees lesen, als jene, die (S. 140) der jugendliche — achtzigjährige Bonstetten, von seinem Dampfschiff aus, gibt? — Er läßt nichts Neues unter der Sonne an sich vorüber gehen, ohne davon einen Theil zu seiner Belehrung zu nehmen. Denn, sagt er: „Lebte ich ohne Arbeit, ohne Gedankentrieb, ich würde mein Alter in allen Fibern fühlen.“ Und so finden wir ihn noch 1827, in einem Alter von 83 Jahren; — mit Rizo studirt er die Literatur der neueren Griechen und fühlt, daß „ein fremder, unbekannter Geist“ ihn anwehe.

Am Ende seines lezten Briefes (11. Jan. 1827) spricht er noch ganz flüchtig von seinem neuesten Werk, das jezt aber erst fertig geworden *), wie von einer Sache, die sich von selbst verstebt, und keine große Verwunderung erregen darf, und wessen Bewunderung muß nicht ein Mann erregen, der in so hohem Alter mit so viel Klarheit über den Menschen spricht?

Wahrlich, wir möchten unseren herrlichsten Literatoren dieses ungetrübte, freundliche Alter, uns selbst aber einen Freund wünschen, der so treu wäre, und so schöne Briefe an uns schriebe, wie — Bonstetten an Matthisson.

H. W—m.

---

*) Philosophie der Erfahrung, oder Untersuchungen über den Menschen und sein Vermögen, von C. V. von Bonstetten. 2 Bände. Stuttgart in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1827.

Nr. 50.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 22. Juni 1827.

Dichtkunst.

Johannes Angeli Silesii, Cherubinischer Wandersmann, oder Geistreiche Sinn- und Schluß-Reime zur göttlichen Beschaulichkeit anleitende. Neue unveränderte Auflage. München 1827, bey Michael Lindauer.

Der bescheidne Herausgeber dieses alten Werkes hat sich weder genannt, noch eine Sylbe von eigner Hand hinzugefügt. Das Werk selbst ist nach der Vorrede des Autors vom Jahr 1674. Es besteht aus sechs Büchern, davon jedes 2 — 400 sogenannte Sinn- und Schlußreime, kleine epigrammatische Verschen enthält. Sie sind alle mit einander der göttlichen Beschaulichkeit gewidmet, so wie das ganze Werk vorn ausdrücklich „Gott" dedicirt ist. Wahrscheinlich wird diese Nachricht die modernen Leser augenblicklich zurückschrecken, das Buch näher zu betrachten, denn die Frömmigkeit von 1674 ist gewiß so gut, wie die Hexen jener Zeit, aus der Mode. Dennoch weiß jeder, der irgend einmal etwas von Angelus Silesius gelesen hat, daß dieser nie sehr berühmt gewordene, und fast ganz vergeßne Mystiker ein sehr geistreicher Mann und der Unsterblichkeit würdiger gewesen, als so mancher seiner weit berühmten Zeitgenossen. Er macht der deutschen Literatur des siebzehnten Jahrhunderts sicher mehr Ehre, als Hoffmannswaldau und dessen zahlreiche Schule, und wenn er gleich nur von Gott handelt, so dürfen wir doch bey ihm durchaus nicht an die finstre Theologie seiner Zeit denken.

Angelus Silesius ist ein Mystiker, aber einer der liebenswürdigsten, die es je gegeben hat. Ungleich den meisten Mystikern, hat er durchaus nichts Gedrücktes, Finsteres, Melancholisches, sondern etwas unendlich Freyes und Fröhliches. Er ist unter den Mystikern des 17ten Jahrhunderts, was Fichte unter den Philosophen des 18ten. Sein System ist mystische Vergötterung des eignen Ichs. Er geht von dem Grundsatz aus: Gott müsse unaufhörlich und in immer höherem Grade lieben, und er könne nichts geringeres lieben, als sich selbst; dieses Selbst aber müsse, damit er es lieben könne, aus ihm heraustreten, ihm objectiv, d. h. Mensch werden. Der Mensch sey demzufolge Gott selbst, aber nicht nur das Geliebte in Gott, sondern auch zugleich wieder das Liebende. Es bestehe demnach eine ewige wechselseitige Liebe zwischen dem Menschen und Gott, und in dieser Liebe eine völlige Gleichheit.

Seine Verse sind sehr durcheinandergeworfen. Nimmt man sich aber die Mühe, das Zusammengehörige zu ordnen, so ergibt sich folgendes anschauliche System.

Buch V. Spruch 75.

Nichts dauert ohn' Genuß. Gott muß sich selbst genießen;
Sein Wesen würde sonst wie Gras verdorren müssen.

V. 35.

Nichts ist, das Gott nicht kann. Hör, Spötter, auf zu lachen,
Er kann zwar keinen Gott, wohl aber Götter machen.

V. 36.

Ein Ein'ger Gott, und viel, wie stimmt dies überein?
Gar schöne; weil sie all in Einem Einer seyn.

I. 8.

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nun kann leben,
Werd ich zu nicht, er muß von Noth den Geist aufgeben.

II. 178.

Nichts ist als Ich und Gott und wenn wir zwey nicht seyn,
So ist Gott nicht mehr Gott, und fällt der Himmel ein.

II. 201.

Sag zwischen mir und Gott den ein'gen Unterscheid?
Es ist mit einem Wort nichts als die Anderheit.

I. 224.

Gott ist mir Gott und Mensch: ich bin ihm Mensch und Gott,
Ich lösche seinen Durst, und Er hilft mir aus Noth.

I. 18.

Gott liebt mich über sich: lieb ich ihn über mich,
So geb ich ihm so viel, als Er mir gibt aus sich.

I. 16.

Wo Gott mich über Gott nicht sollte wollen bringen,
So will ich ihn dazu mit bloßer Liebe zwingen.

II. 99.

O Wunder! Gott ist mir, ich Ihm ein Täubelein;
Schau doch, wie alle zwey einander eines seyn.

III. 37.

Gott liebet mich allein, nach mir iſt Ihm ſo bange,
Daß Er auch ſtirbt für Angſt, wenn ich Ihm nicht anhange.

III. 205.

Wer iſt der Heiligſte? der mehr verliebet iſt:
Die Liebe machts, daß man für heilig wird erkieſt.

V. 205.

Gott könnte ſich auch gar den Teufeln nicht entziehn,
Wo ſie nur umgekehrt vor ihn hin wollten knien.

V. 199.

Menſch, was du liebſt, in das wirſt du verwandelt werden.
Gott wirſt du, liebſt du Gott, und Erde, liebſt du Erden.

IV. 140.

Das edelſte Gebet iſt, wenn der Beter ſich
In das, vor dem er kniet, verwandelt inniglich.

I. 124.

Gott iſt dir worden Menſch, wirſt du nicht wieder Gott,
So ſchmähſt du die Geburt und höhneſt ſeinen Tod.

I. 72.

Gott wohnt in einem Licht, zu dem die Bahn gebricht.
Wer nicht Er ſelber wird, der ſieht ihn ewig nicht.

I. 285.

In Gott wird nichts erkannt. Er iſt ein innig Ein,
Was man in ihm erkennt, das muß man ſelber ſeyn.

II. 142.

Frag nicht, was göttlich ſey: denn ſo du es nicht biſt,
So weißt du es noch nicht, ob dus gleich hörſt, mein Chriſt.

V. 24.

Wann du denkſt, Gott zu ſchaun, bild dir nichts Sinnliches ein.
Das Schauen wird in uns, nicht außerhalb uns ſeyn.

I. 272.

Was Gott in Ewigkeit begehr'n und wünſchen kann,
Das ſchauet er in mir als ſeinem Gleichniß an.

V. 188.

Gott iſt ſo überſchön, daß Ihn auch ſelber ganz
Von Ewigkeit verzückt ſein Angeſichtes Glanz.

I. 115.

Ich ſelbſt muß Sonne ſeyn, ich muß mit meinen Strahlen
Das farbenloſe Meer der ganzen Gottheit malen.

I. 88.

Wie mag dich doch, o Menſch, nach etwas mehr verlangen,
Weil du in dir hältſt Gott und alle Ding umfangen.

I. 86.

Ich bin ſo breit, als Gott, nichts iſt in aller Welt,
Das mich (o Wunderding!) in ſich beſchloſſen hält.

III. 135.

Gar unermeßlich iſt der Höchſte, wie wir wiſſen:
Und dennoch kann ihn ganz ein menſchlich Herz umſchließen.

III. 148.

Gott iſt mein Mittelpunkt, wenn ich Ihn in mir ſchließe:
Mein Umkreis dann, wenn ich aus Lieb' in Ihm zerfließe.

V. 347.

Unermeßlich iſt zwar Gott, jedoch kannſt du ihn meſſen,
Wo du mein Herze mißt: denn's iſt von ihm beſeſſen.

I. 140.

Der Menſch iſt alle Ding'. Iſts, daß ihm eins gebricht,
So kennet er fürwahr ſein'n Reichthum ſelber nicht.

II. 149.

Wie magſt du was begehr'n? Du ſelber kannſt allein
Der Himmel und die Erd' und alle Engel ſeyn.

II. 85.

Die Welt, die hält dich nicht, du ſelber biſt die Welt,
Die dich in dir mit dir ſo ſtark gefangen hält.

I. 185.

Nicht du biſt in dem Ort, der Ort der iſt in dir.
Wirfſt du ihn aus, ſo ſteht die Ewigkeit ſchon hier.

III. 112.

Ein Herze, welches ſich vergnügt mit Ort und Zeit,
Erkennet wahrlich nicht ſein' Unermeßlichkeit.

I. 291.

Daß der gerechte Menſch wächſt wie ein Palmenbaum
Verwunder' ich mich nicht: nur daß er noch find't Raum.

I. 275.

Menſch! alles liebet dich; um dich iſt ſehr Gedränge;
Es laufet all's zu dir, daß es zu Gott gelange.

III. 111.

Gott, Teufel, Welt und all's will in mein Herz hinein:
Es muß ja wunderſchön und großen Adels ſeyn.

V. 231.

Kein Ding iſt hier, noch dort, das ſchöner iſt, als ich:
Weil Gott, die Schönheit ſelbſt, ſich hat verliebt in mich.

I. 236.

Gott liebt und lobt ſich ſelbſt, ſo viel Er immer kann:
Er kniet und neiget ſich, Er bet't ſich ſelber an.

Der Hauptinhalt des ganzen Werkes iſt die Liebe zu Gott, oder die Liebe überhaupt, daher ſagt er auch

III. 82.

Der Schiffmann red't vom Meer, der Jäger von den Hunden;
Der Geitzige vom Geld, und ein Soldat von Wunden;
Mir, weil ich bin verliebt, will anders nichts gebühren,
Als Gott und ſeine Lieb' im Munde ſtets zu führen.

Dieſer Vers iſt ganz anakreontiſch, ſo wie überhaupt der Dichter ein heiterer, faſt ſcherzender Sänger der Liebe iſt, obgleich dieſe eine ganz heilige iſt. Seine Verſe ſind ſehr ſteif und hölzern; und auch die Gedanken ſind nicht immer gleich tief, geiſtreich und fein. Wir finden darunter auch eine Menge ſehr gewöhnliche oder ſchielende. Immerhin aber bleiben die vielen guten ein Schatz, deſſen wir uns um ſo mehr freuen dürfen, als er ſchon beynahe ganz vergeſſen und verloren war. Wir wollen zur Probe noch einige Sinnſprüche herſetzen, die ſich weniger auf das myſtiſche Syſtem des Dichters beziehen, und von einem allgemeineren Intereſſe ſind:

I. 163.

Daß dir im Sonne-Sehn vergehet das Geſicht,
Sind deine Augen Schuld, und nicht das große Licht.

I. 267.

Freund! Soll'n wir alleſamt nur immer eines ſchrey'n,
Was wird das für ein Lied und für Geſinge ſeyn?

II. 82.

Mein Herz ist unten eng und oben her so weit,
Daß es Gott offen sey, versperrt der Irdigkeit.

II. 117.

Die Einsamkeit ist Noth, doch sey nur nicht gemein,
So kannst du überall in einer Wüsten seyn.

II. 218.

Die Weisheit tadelt nichts. Sie aber muß allein
Von ihrer Kreatur so oft getadelt seyn.

IV. 98.

Sich nicht verstellen ist nicht sündigen.

Was ist nicht sündigen? Du darfst nicht lange fragen,
Geh hin, es werden dir's die stummen Blumen sagen.

IV. 100.

Du sprichst, das höll'sche Feuer wird nie gelöscht gesehn:
Und sieh, der Bäser löscht's mit einer Augenthrän'.

Ueber Dr. Hahnemann und die homöopathische Schule.

Literaturblätter sind geflügelte Begleiter der Zeitgeschichte; alles, was für das lebende Geschlecht von Wichtigkeit ist oder werden kann, darf ihnen angehören. Möge daher folgender Beytrag zur Geschichte der jezt vielbesprochenen homöopathischen Heilmethode, deren Begründer ein Deutscher ist, in diesen Blättern einen Platz finden.

Dr. Samuel Hahnemann, als praktischer Arzt, Chemiker und Schriftsteller rühmlich bekannt, beschäftigte sich seit dem lezten Decennium des vorigen Jahrhunderts mit einer Gesammtrevision der medicinischen Wissenschaften. Die erste Andeutung seiner neuen Ansichten über Arzneymittellehre und Therapie gab er 1796, in Hufeland's Journal der praktischen Heilkunde (s. Band 2. Stück 3. S. 391 und Stück 4. S. 465). Ihr folgten von Zeit zu Zeit theils ähnliche Abhandlungen im gedachten Journal, theils einige besondre Schriften, namentlich die Monographie über Heilung und Verhütung des Scharlachfiebers, (Gotha 1801), die Fragmenta de viribus medicamentorum positivis sive in corpore sano observatis. (Lipsiae, 1805), und Heilkunde der Erfahrung, Berlin 1806. — Die ausführlichere Darlegung seiner Lehre, als eines abgeschlossenen organischen Ganzen, welches er nach dem Grundprincipe mit dem Namen „homöopatische Heilkunst" belegte, erfolgte jedoch erst in seinem Organon der rationellen Heilkunde, Dresden 1810. Um auch den mit Hahnemann's Theorie nicht vertrauten Lesern die gegenwärtige historische Skizze anziehender zu machen, ist es nöthig jenes Grundprincip hier kürzlich zu entwickeln; „Die Krankheiten des Menschen (sofern sie „nicht rein mechanischer Natur sind) werden auf die sanfteste, schnellste, vollständigste und dauerhafteste Weise „durch Erregung künstlicher Affektionen mittelst solcher „Arzneystoffe gehoben, deren eigenthümliche Wirksamkeit „zu dem vorhandenen Leiden in nächster Aehnlichkeitsbeziehung stehet. Eine solche Beziehung findet statt, wenn „der Arzneystoff bey seiner Anwendung im gesunden Menschenkörper, wo sich allein seine eigenthümliche Kraft in „ihrer Reinheit offenbart, einen höchst ähnlichen künstlichen Krankheitszustand, als der fragliche ist, zu erregen vermochte. Durch die ähnliche arzneyliche Affektion „(ὁμοιον πάθος) wird die vorhandene natürliche umgewandelt, ausgetilget und geheilet; das künstliche Leiden „aber verschwindet von selbst, sobald die Arzneypotenz ihre „kurze naturgesetzliche Wirkungszeit durchlaufen hat. Das „homöopathische, d. h. nach Aehnlichkeitsbeziehung gewählte Mittel muß jedoch nicht nur einfach, sondern „auch in sehr kleiner Gabe gereicht werden, damit „keine gefährliche Steigerung der Krankheit erfolge."

Hätte Hahnemann seine neuen Ideen mit umsichtiger Schonung der herrschenden Ansichten in die Wissenschaft eingeführt, hätte er das homöopathische Heilverfahren den übrigen Heilmethoden freundlich beygeordnet, statt es für das einzig Wahre zu erklären, so würden seine wichtigen Entdeckungen, (dieß scheint uns fast gewiß) sogleich von vielen geistvollen Aerzten beherzigt, geprüft, und als etwas Wirkliches und Schätzbares anerkannt worden seyn. Doch eine gewisse Gereiztheit der Stimmung, vielleicht durch mehrfache, von Standesgenossen erlittene Kränkungen und Verfolgungen erregt, und jener stürmische Enthusiasmus, welcher sich so gern mit dem schaffenden Genius verbindet, führten ihn oft ab vom Pfade der Mäßigung und Billigkeit. Es erfolgte eine äußerst heftige Reaktion. Die Homöopathie, (denn dieß ist der gangbar gewordne Collektivname für Hahnemann's Lehren) ward nach theoretischen Demonstrationen für eine offenbare Chimäre erklärt, keiner Untersuchung auf dem Erfahrungswege gewürdiget, und für immer aus dem Gebiete der Medizin verbannt.

In den Jahren 1811 — 1820, welche Hahnemann in Leipzig verlebte, las er als Privatdocent Collegia über sein Organon. Es versammelte sich um ihn ein Kreis akademischer Jünglinge, welche nicht blos seine Zuhörer, sondern auch Gehülfen beym Prüfen der Arzneystoffe am eignen gesunden Menschenkörper wurden. Es versteht sich, daß lezteres stets mit der nöthigen Vorsicht und unter Anleitung des Lehrers geschah, welcher stets den Versuch gleichzeitig mit sich selbst anstellte.

Die Resultate dieser gemeinschaftlichen, streng fortgesezten Experimente legte Hahnemann in den 6 Bänden seiner reinen Arzneymittellehre (Dresden bey Arnold, 1811 – 1821) nieder. Aus jener Pflanzschule gingen

die ersten homöopathischen Aerzte hervor, welche die neue Heilmethode zunächst in Sachsen bekannter machten. Doch auch im Auslande begann die Kunde davon sich zu verbreiten; angesehene Fremde kamen oft aus weit entfernten Gegenden, Hülfe suchend, nach Leipzig, und viele ausgezeichnet glückliche Kuren krönten das Bemühen des Urhebers des neuen Heilverfahrens. Im Jahre 1819 erschien die 2te umgearbeitete und vermehrte Ausgabe des Organon unter dem abgeänderten Titel: Organon der Heilkunst. — Das Vergreifen der ersten Auflage bewies, daß die neue Methode an Anhängern gewonnen habe, wiewohl kein älterer Arzt der herrschenden Schule sich öffentlich günstig über dieselbe aussprach. Bekannt war es aber, daß sie besonders in den österreichischen deutschen Staaten viele Verehrer habe. — Im Jahre 1822 eröffnete der geistvolle Dr. Ernst Stegel zu Naumburg, (welcher als schon promovirter Arzt und mehrjähriger Praktiker sich mit Hahnemann und seiner Lehre befreundet hatte) eine Zeitschrift unter dem Titel: „Archiv für homöopathische Heilkunst" als Organ gegenseitiger Mittheilung über Theorie und Praxis in diesem neuen Felde der Arzneywissenschaft. (Es erscheinen davon jährlich, Leipzig bey Reclam, 3 Hefte, welche einen Band bilden.) Der Erfolg war der Absicht entsprechend. Es traten allmälig mehrere ältere achtbare praktische Aerzte auf, welche Hahnemanns Theorie auf dem Wege sorgfältiger Versuche prüften, und die Ergebnisse derselben theils in erwähntem Archiv, theils in besondern Schriften zu Tage lezten. Sie erklärten dabey redlich und offen: „daß sie „sich von der Existenz und dem Nutzen des homöopathischen „Heilwesens vollkommen überzeuget hätten, daß sie den„selben jedoch nicht für den einzig wahren und überall pas„senden annehmen könnten, sondern eine Mehrheit der „Heilmethoden der Natur des menschlichen Organismus als „entsprechend ansehen, so daß jeder derselben eine eigenthüm„liche Wirkungssphäre zukomme, welche stets genauer zu „ermitteln das Problem der fortgesezten praktischen Thätig„keit sey." — So bildeten sich allmälig unter den die homöopathische Heilmethode ausübenden Aerzten zwey Partheien; eine strenge und eine gemäßigte; erstere, meist aus Hahnemann's ersten Schülern bestehend, das Organon als Lehrbegriff durchgängig annehmend, und sich ausschließlich mit Ausübung der neuen Heilmethode befassend; leztere, meist aus ältern praktischen Aerzten gebildet, und den vorhin entwickelten Ansichten huldigend.

Durch Böhmen und Oesterreich drang die Homöopathie nach Ungarn, wo sie viele eifrige Anhänger fand, von denen einige als Mitarbeiter im Archiv auftraten. Im lezten Hefte dieser Zeitschrift stehet sogar ein lateinischer Brief eines Dr. Alexander Mainotti, zu Traunik in Bosnien, welcher nicht nur sich selbst als Freund und Ausüber der Hahnemann'schen Lehre zu erkennen gibt, sondern auch noch von Collegen in Adrianopel und Salonichi spricht, (s. Archiv, VI. Bd. 1stes Heft). — Durch einen deutschen Arzt, Dr. Necker, ward die neue Heilmethode 1822 auch nach Neapel verpflanzt; er errichtete in seiner Behausung ein Klinikum für chronische Kranke, hielt Vorlesungen vor einer Versammlung deutscher und italienischer Aerzte, und bildete so allmälig in Neapel eine homöopathische Schule, zu welcher unter andern der Leibarzt der Königin, Cosmo de Horatiis, gehört. Prof. Bernardo Quaranta übersezte das Organon, Dr. Francesco Romani die Arzneymittellehre Hahnemann's. — In Warschau ward die Homöopathie seit 1825 durch den Leibarzt des Großfürsten Konstantin, Dr. Bigel, einem französ. Arzt, ausgeübt, welcher sie während seines Aufenthaltes in Sachsen 1824 kennen gelernt hatte. Es erschien von ihm eine kleine Schrift unter dem Titel: Justification de la nouvelle méthode curative de Dr. Hahnemann, par Bigel, Leipzig 1825, chez Reclam. — Auch der kais. russ. Hofarzt und Staatsrath, Dr. Stegmann sprach sich im Archiv als Freund und Ausüber der homöopathischen Methode aus.

Im Jahre 1824 erlebte das Organon die 3te Aufl. und in den Jahren 1821 — 1826 die Arzneymittellehre die 2te. Von ersterem lieferte eine französ. Uebersetzung C. G. von Brunnow zu Dresden unter dem Titel: Organon de l'art de guérir, à Dresde, chez Arnold. Die Arzneymittellehre dagegen wird jezt von Dr. Stapf (dem Redakteur des Archivs) in Verbindung mit Dr. Groß und dem erwähnten v. Brunnow ins Lateinische übersezt. Der 1ste Theil dieser Bearbeitung erschien bereits im vergangnen Jahre unter dem Titel: Samuelis Hahnemanni materia medica pura sive doctrina de medicamentorum viribus in corpore humano sano observatis, etc Dresd. et Lips., sumt. Arnoldi libr. MDCCCXXVI.

Mit zunehmender Verbreitung der Homöopathie erhob sich auch mit erneuter Lebhaftigkeit die literarische Polemik. Als Gegner der neuen Lehre nennen wir unter einer Menge Namen blos Jörg, Heinroth und Wedekind. Die Replikschriften finden sich im Archiv.

Denen, welchen es um eine unpartheyische Beurtheilung des Gegenstandes zu thun ist, empfehlen wir folgende 2 Schriften: 1) Dr. Ch. L. Rau (großh. hess. Hofrath und Physikus, jezt zu Gießen) über den Werth des homöopathischen Heilverfahrens, Heidelberg bey Groos 1824, und 2) Dr. Fr. Rummel, (prakt. Arzt zu Merseburg) die Homöopathie von ihrer Licht- und Schattenseite, Leipzig 1827 bey Reclam. — Ein mildes versöhnendes Wort zu den streitenden Partheyen sprach zu Anfange des verwichenen Jahres der ehrwürdige Veteran der deutschen Aerzte, Staatsrath Hufeland (s. dessen Journal f. prak. Heilk. v. 1826. S. 3 — 28). Er weist in diesem lesenswerthen Aufsatze der neuen Heilmethode einen Platz unter den übrigen an, würdigt ihre Vortheile und Nachtheile, und ermuntert zu aufrichtiger Prüfung, fern von Intoleranz und Verfolgungssucht. Mögen seine Worte Eingang finden!

Nr. 51.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 26. Juni 1827.

Trauerspiele.

1) Adelgis, Trauerspiel von Alexander Manzoni, übersezt von Karl Streckfuß. Berlin bey Trautwein 1827.

Manzoni folgt dem Alfieri in der Gattung der politisch-patriotischen Trauerspiele. Die Italiener sind eigentlich mehr als alle andern gebildete Völker dazu berufen, diese Gattung auszubilden, weil ihre Geschichte ihnen die erhabensten und niedrigsten Beyspiele von Helden und Begebenheiten darbietet. Der Stoff des vorliegenden Trauerspieles ist wirklich aus der italienischen Geschichte entlehnt, und der Autor scheint denselben nicht ohne Beziehung auf die neuere Geschichte seines Vaterlandes gewählt zu haben. Es scheint, er habe seinen Landsleuten im Spiegel der Vergangenheit ihr eignes Bild zeigen wollen, denn er schildert den schmählichen Untergang des alten Lombardenreichs, der ziemlich viel Aehnlichkeit mit den doppelten und dreyfachen Niederlagen der neuern Italiener von allen Farben hat. Er entwirft in einfachen, aber sprechenden Zügen das Bild einer gesunkenen Dynastie, eines erschlafften und treulosen Volkes, und diesem gegenüber das Bild eines großen kriegerischen Helden, Karls des Großen, des Siegers. In dieser Weise hat sein Trauerspiel dieselbe Tendenz, wie das kürzlich in diesen Blättern besprochene Trauerspiel von Uechtritz, Alexander und Darius. Wie dort die persische Dynastie durch Erschlaffung und Verrath vor dem glücklichen Sieger zusammenbricht, so hier die Lombardische. Was dort Darius ist, das ist hier der alte Lombardenkönig Desiderius; was dort Alexander, ist hier Karl der Große. Manzoni hat aber nicht wie Uechtritz eine ferne Nation im Sinne gehabt sondern seine eigenen Landsleute; darum ist er darauf bedacht, in das Nachtstück der Schmach und Schande, die er schildert, auch einige helle Lichter strahlen zu lassen, und den entmuthigten Sinn seiner Landsleute am Gedanken der Ehre wieder aufzurichten. In Adelgis, dem Sohn des Desiderius, stellt er das Bild eines jungen Helden auf, der allein löwenherzig widersteht, und, wenn er auch das Reich nicht retten kann, doch die Ehre rettet. Somit ist die Idee des Ganzen sehr zu loben. Die Ausführung ist schmucklos, aber eben darum der Würde des Gegenstandes ganz angemessen. Der Uebersetzer hat indeß nicht immer die Einfachheit des Originals treu genug wiedergegeben. So wenig wir ihm sonst den Ruhm eines guten Uebersetzers streitig machen wollen, hat er sich doch dießmal einige Nachläßigkeiten erlaubt, die uns um so mehr wundern, als er sein Werk einem so feinen Kenner, wie Goethe ist, zugeeignet hat. S. 26 finden wir unter andern folgenden Vers:

> Geheime Feind', einst offne, weichen, uns:
> Die Stirne tief von Schmach gebeugt zu sehn,
> Trost ist und Rach'.

Diese Konstruktion ist undeutsch, geschraubt und undeklamatorisch. Dem Schauspieler, der diese Verse recitiren soll, muß ganz bange werden. So würde vielleicht Voß übersezt haben, aber Streckfuß hätte nicht so übersetzen sollen.

2) Der Löwe von Kurdistan. Ein romantisches Schauspiel in fünf Akten. Nach Walter Scotts Talisman bearbeitet von Joseph Freyherrn von Auffenberg. Würzburg, in der Etlinger'schen Buch- und Kunsthandlung, 1827.

Es ist zu bedauern, daß Herr von Auffenberg sein glänzendes Talent an Nachbildungen fremder Geistes-werke verschwendet. So vortrefflich auch das vorliegende Schauspiel ist, und so sehr es dem Publikum einerley seyn kann, ob es mehr Walter Scott oder Auffenberg angehört, so haben doch solche Nachbildungen immer ein gegründetes Vorurtheil gegen sich. Man wünscht mit Recht von einem Dichter, den man lieben gelernt hat, daß er uns nur sich selbst gebe, daß er nur seinem eignen Geist, nicht einem fremden folge. Dieß müssen wir in dem vorliegenden Fall insbesondere wünschen, da wirklich alles, was an dem Löwen von Kurdistan zu tadeln ist, theils der ursprünglichen Dichtung Walter Scotts, theils der Schwierigkeit, dieselbe aus einem Roman in ein Drama zu übersetzen, zuzuschreiben ist, während beynahe

alles, was uns an diesem Schauspiel entzückt, auf Rechnung des deutschen Dichters kommt. Die Behandlung ist so geistreich, die Sprache so herrlich, daß sie nichts zu wünschen übrig lassen, als daß der Dichter einen andern, bessern, minder schwierigern, überfüllten und grotesken Stoff gewählt haben möchte. Die Sprache muß vor Allem gelobt werden. Seit Schiller und Theodor Körner haben wir keine so schwungvollen wohlklingenden Jamben wieder auf der deutschen Bühne gehört, als die von Auffenberg.

Der Löwe von Kurdistan ist unter den Versuchen, Romane von Walter Scott auf die Bühne zu bringen, gewiß der gelungenste, so wie auch der Roman, dem diese Dichtung entnommen ist, der Talisman, eine der vorzüglichsten Schöpfungen des schottischen Dichters ist. Auch Andre haben andre Romane desselben schon für die Bühne bearbeitet, z. B. Lenz, sie sind aber weder so verdienstlich, noch haben sie so viel Beyfall gefunden, als das vorliegende Schauspiel von Auffenberg. Es ist zu wünschen, daß die Modelust in dieser Hinsicht nicht allzuweit um sich greife, sonst dürften unsre Bühnen bald mit bloßen Pracht- und Kostüm-Stücken überschwemmt werden.

3) Germanikus, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Wilhelm Huscher. Kitzingen, im Verlag von Gundelach, 1826.

Der Dichter hat sich einen nicht undankbaren Stoff ausgesucht. Germanikus, der junge, großherzige, allgeliebte Held, fällt in der Blüthe seines Lebens und seines Ruhms durch den schwarzen Neid des Tiberius, seines Oheims und Kaisers, für den er alle seine Thaten vollbracht, dem er aufs treueste gedient hat. Die Treue selbst wird wegen des Ruhms, der sie begleitet, die Ursache seines Verderbens. Indem der Dichter diesen Gegenstand gewählt hat, kommen ihm alle die Vortheile zu Statten, die ein großer historischer Gegenstand dem Dichter immer gewährt. Man interessirt sich für seinen Helden schon im Voraus, weil man ihn aus der Geschichte kennt; der Dichter braucht dieses Interesse nicht erst zu erwecken, nur zu nähren und zu verstärken. Sodann entspricht diese Geschichte auch überhaupt einer äußerst fruchtbaren tragischen Idee, die von den Dichtern der ältern und neuern Zeit schon auf die mannigfaltigste Weise benutzt worden ist, ohne daß sie je erschöpft worden wäre. Man stellt den Helden, der alles durch sein Verdienst ist, dem Könige oder Herrscher gegenüber, der alles durch Geburt und äußere Macht ist. Das aufstrebende Verdienst scheitert an der Macht, oder wird von ihr tyrannisch niedergedrückt. So hat schon Homer den göttlichen Achill dem männerbeherrschenden Agamemnon gegenübergestellt. In den Nibelungen erscheint Siegfried in einer ähnlichen Stellung. Die schöne Sage von den vier Haimonskindern beruht ganz auf diesem Gegensatz des Helden gegen den Herrscher, und in den meisten nordischen Sagen finden wir dasselbe. Unter den neuern Dichtern dürfen wir nur an Schiller denken, der in Fiesko, Marquis Posa, Wallenstein denselben Gegensatz ausgesprochen. In dem vorliegenden Trauerspiele erscheint dieser Gegensatz in seiner ganzen Strenge, strenger noch als in Schillers Don Karlos. Der Held ist noch idealer, reiner, als Don Karlos und Marquis Posa, weil Germanikus durchaus keine feindseligen Absichten gegen seinen Oheim hegt; und der Tyrann ist noch schlechter und teuflischer dargestellt als Philipp II., weil Tiberius nicht fanatisch, sondern ganz gemein egoistisch ist, und nicht einmal eine Spur von Größe, oder nur von deren Schein, von würdigem Anstand hat. Der bekannte historische Stoff gab dem Dichter ein Recht, die Licht- und Schattenseite der beyden entgegengesetzten Hauptcharaktere so stark als möglich hervorzuheben, und die Poesie hat gegen diese Kontrastirung nichts einzuwenden, wenn dieselbe nur der tragischen Würde nicht widerspricht. Aber diese Würde hat der Dichter offenbar ein wenig vernachlässigt, indem er den Tiberius, zwar der Geschichte getreu, doch über die poetische Gebühr gemein und schändlich darstellt. Im Trauerspiel muß das Laster, wenn es nicht gänzlich außerhalb des Poetischen fallen soll, immer eine gewisse Erhabenheit, oder einen gewissen Humor an sich tragen. Hr. Huscher scheint in der That verlegen gewesen zu seyn, wie er den Tiberius auf eine poetische Weise einführen könne. Ihm etwas Erhabnes zu verleihen, wie Philipp dem Zweyten, gestattete die Geschichte nicht, und würde selbst für seinen poetischen Zweck nicht getaugt haben, da es darauf ankam, dem lichten, reinen und unschuldigen Bilde des Germanikus eine recht schwarze Folie zu geben. Der Dichter hielt sich daher an ein andres Vorbild, an Shakespeares Richard III., und borgte von demselben den Humor der Grausamkeit. Diese Wahl zeigt von einem richtigen Geschmack, doch das Talent hat ihn nicht gehörig unterstützt, die Ausführung ist nicht gut gerathen. Der wichtigste Monolog, in welchem Tiberius seinen ganzen Charakter entblößt und die Motive seiner Handlungen sich selbst rechtfertigt, in der Reflexion über sich selbst dem Zuschauer und Leser gleichsam durchsichtig wird, dieser Monolog steht sehr tief unter ähnlichen Betrachtungen Richards, Philipps II., selbst Franz Moors. Die Gedanken des Tyrannen sind zu gewöhnlich und ihr Ausdruck ist zu gemein. Man urtheile. Tiberius spricht, wie der Dichter hinzufügt „mit boshafter Laune“:

Die Freyheit — Ja! Sie ist der Tugend Schwester.
Auf jedem Theile ihres Körpers ist
Ihr eingeprägt der Stempel des Gesetzes.
Auch da, wo man nicht gern sich stempeln läßt.
Man findet sie bey trägen Völkern nicht,
Bey Völkern, welche lieber Worte machen,
Als Thaten thun; ein üppiges Schätzchen lieber
In ihre Arme fassen, als den Feind,
Die Nadel besser führen, als das Schwert,
Und denen beyde Augen übergehen,
Wenn sie ins Sonnenlicht der Freyheit sehen.

(Fast naiv.)

Die ächte mag man nicht. Ich mag sie auch nicht.
Die falsche ist mir auch verhaßt. Nur Eine —
Die will ich. Diese Eine ist die Meine.
Das ist die schönste Göttin. Denn sie hat
Soldatenschultern, Henkerfäuste dran,
Und in der rechten Hand ein Veilchen, in
Der linken ein recht angenehmes Strickchen
Und hinter'm Ohr gar manches liebe Täckchen.

— —

Was mir gerecht und passend ist, das ist
Für mich Gerechtigkeit. Ein Kleid,
Das mich nicht zwängt, ein guter Schuh,
Der mich nicht drückt — der ist gerecht.
Drum lob' ich mir, wie jeder andre auch,
Gerechtigkeit, wenn sie gerecht mir ist.
Gern wirft die andre jeder auf den Miß.

Außer dem Tiberius haben auch die übrigen schlechten oder niedrigen Personen des Stücks einen Anstrich von Humor erhalten, der dem Darsteller aber eben so wenig gelungen ist. Das Volk hat der Dichter zu schildern gestrebt, wie Shakespeare im Cäsar, doch hat er sich den schlagenden Witz ein wenig allzu bequem gemacht.

Dritter Bürger.

Ey! wenn ich
Nichts bessers hätte, sag, was hält' ich denn?

Zweyter Bürger.

Das Rathen kostet Mühe. Sag's nur gleich!

Dritter Bürger.

Am Leibe Lumpen und im Leibe Hunger,
Horn an der Stirne und im Hirne Maden.

Ein vierter Bürger. (Zornig.)

Und dann noch etwas.

Dritter Bürger.

Was?

Vierter Bürger. (Indem er ihn schlägt.)

Am Rücken Schwülen!

Dritter Bürger.

Was schlägst du mich?

Vierter Bürger. (Fortfahrend.)

Ich schlage nicht, ich klopfe.

Dritter Bürger. (Ihn schlagend.)

Ich klopfe nicht, ich klappe.

Vierter Bürger.

Ey zum Henker!
Das ist kein Klappen, nein! das ist ein Klapsen;

Dritter Bürger.

Das ist kein Klapsen, sondern ist ein Dreschen!

Von dieser Gattung sind die humoristischen Personen des Trauerspiels, sämmtlich mißlungene Nachbildungen Shakespeares. Die höhern idealischen Personen, welche diesen gegenüber gestellt sind, haben mehr Verwandtschaft mit ähnlichen Personen bey Schiller. Germanikus selbst hat einen starken Besatz von Don Karlos und Max Piccolomini, sofern er als Adoptivsohn des Kaisers erscheint, und von Marquis Posa, sofern er der Freyheit und dem Volke das Wort redet. Er hat über diesen Gegenstand eine sehr lange Unterredung mit Tiberius, die derjenigen zwischen Philipp II. und Posa sehr ähnlich ist. Der berüchtigte Sejan vertritt hier die Stelle des Domingo und Alba zugleich. Sogar die Prinzessin Eboli fehlt dieser Nachbildung nicht. Sie erscheint als Plancina, von heftiger Liebe für Germanikus entflammt, der aber diese Liebe nicht erwiedert, weil er schon in einer sehr glücklichen Ehe lebt. Plancina ist die gelungenste Figur im ganzen Stück. Sobald sie erscheint, wird die Darstellung des Dichters wahrer, wärmer und lebendiger.

Im Ganzen ist dieses Trauerspiel in der Anlage sehr zu loben, und nur in der Ausführung zu tadeln. Der Dichter ist in Rücksicht auf diese letztere nicht sicher genug. Hier schweift er zu sehr in die Manier Shakespeares, dort in die Manier Schillers aus, ohne sie doch erreichen zu können, und dabey erlaubt er sich offenbare Nachläßigkeiten, alltägliche Gedanken und unnütze Worte. Dadurch werden seine Scenen öfters bis zur Ungebühr verlängert, und das ganze Stück wird zu lang. Es umfaßt 366 Seiten. Der Dichter wird künftig wohlthun, wenn er seine Darstellungsweise ein wenig ökonomischer einrichtet, gewöhnliche Gedanken und Redensarten wegläßt, gegen seine humoristischen Einfälle vorsichtiger ist, und die Funken des Genies, die ihm eigenthümlich sind, vom fremden geborgten Glanz und vom Irrlicht alltäglicher Phrasen und falschen Witze säubert. Der ganze Grundriß seines Trauerspiels und viele einzelne glückliche Partieen in der Ausführung verbürgen das Bessere, wozu er fähig ist, wenn er vorsichtiger auf sich achtet und sich nicht übereilt.

4) Athenais, Trauerspiel in fünf Akten. Mannheim, Schwan und Götz'sche Buchhandlung 1827.

In der Dedikation nennt sich der Verfasser dieses Trauerspiels Franz Freyherr von Keller-Schleidheim. Er behandelt ebenfalls einen Stoff aus der römischen Kaiserzeit, wie das vorige Trauerspiel, doch aus einer etwas spätern Zeit. Die Geschichte der Athenais, welche unter dem Namen Eudoria die Gemahlin des Kaisers Theodosius II. wurde, ist bekannt und auch schon anderwärts poetisch behandelt worden, wenigstens erinnert sich Ref. sie in der Form einer Novelle in einem Taschenbuch gelesen zu haben. Athenais ist in der Geschichte des oströmischen Kaiserreiches dasselbe, was Anna Boley in der englischen, und die Königin Karoline in der dänischen Geschichte. Mit jener hat sie die Erhebung aus niederm Stand auf einen Thron, aber nicht den schimpflichen Tod; mit dieser hat sie das Schicksal der Verbannung, aber nicht die edle Geburt gemein. Beyden gleicht sie darin, daß sie als Fürstin durch Verläumder der Untreue gegen ihren Gemahl beschuldigt und verstoßen wurde. Ein solcher Stoff nun eignet sich sehr schicklich für ein Trauerspiel. Athenais nimmt nicht nur als eine unschuldig Verfolgte unser Mitleid in Anspruch, ihr Unglück ist um so rührender, als sie eben erst aus der Niedrigkeit zum höchsten Glück erhoben worden ist, und nun plötzlich wieder hinabgestürzt wird, und zu dem allem kommt noch, daß Athenais das schönste, liebenswürdigste und frömmste Weib der damaligen Zeit und daß sie allein durch diese persönlichen Vorzüge so hoch emporgestiegen war.

Der Dichter hat seine Heldin ganz so tugendhaft dargestellt, als sie es seyn mußte, nur fehlen alle die kleinen Züge des Liebenswürdigen, die wir bey dieser Tugendhaftigkeit doch auch nicht vermissen dürfen. Ein eben solcher fleckenloser Tugendspiegel ist Paulinus, ihr Freund, mit welchem sie sich bemüht, ihrem schwachen Gemahl bessere Rathschläge zu ertheilen. Dies Verständniß wird ihnen übel ausgelegt, und ein neidischer Eunuch beschuldigt beyde eines unerlaubten Umgangs. Warum der Dichter alle Schuld auf diesen subalternen Bösewicht geschoben, ist nicht wohl einzusehn. Die Lenkerin des Schicksals soll vielmehr Pulcheria seyn, des Kaisers Schwester, die ihn gänzlich beherrscht und das Reich in seinem Namen verwaltet. Sie war es, die ihm die schöne Athenais als Spielzeug zugeführt und ihm dasselbe wieder nahm, sobald Athenais sich erlaubte, ihrem Gemahl Rathschläge zu ertheilen und sich ins Regiment zu mischen. Der Dichter übergeht aber diese Politik der Pulcheria gänzlich, schiebt die ganze Machination dem Eunuchen unter, und stellt die kaiserliche Schwester sogar als eine theilnehmende und gerührte Freundin der Verfolgten dar. Dadurch bringt er sich selbst um einen der schönsten dramatischen Kontraste, den ihm die Geschichte darbietet, und den er so schön hätte ausführen können, wie Schiller den Kontrast zwischen der verfolgten Maria Stuart und der eifersüchtigen Elisabeth.

Uebrigens ist das Trauerspiel in Jamben geschrieben, die aber um vieles besser seyn könnten. Nicht selten finden wir darin statt des jambischen Fußes den trochäischen, und auf einen Fuß mehr oder weniger kommt es dem Dichter auch nicht immer an. Ueberhaupt ist die Versifikation ohne Schwung, gesperrt und holprig, und klingt wie harte Prosa, womit denn die prosaischen Gedanken der redenden Personen zusammenstimmen. Neue tiefe Gedanken, kühne Bilder, die bewegte Stimme der Leidenschaft wird der Leser hier gänzlich vermissen.

Sitten-Geschichte.

Vom Einfluß des Christenthums auf das Verhältniß der Frauen. Aus dem Französischen des Gregoire von C. von H. München 1827. In der Jos. Lindauer'schen Buchhandlung.

In dieser Schrift wird bewiesen, daß die Achtung und würdige Behandlung des schönen Geschlechts, sowohl im Staat, als in der Gesellschaft und im Familienleben vorzüglich durch das Christenthum eingeführt und festgestellt worden ist. Der Verfasser zeigt, in welcher Abhängigkeit und Verachtung das weibliche Geschlecht früher gestanden, und wie erst allmählich der Einfluß des Christenthums diese Roheit überwunden habe. Dieß belegt er vorzüglich durch interessante Auszüge aus den ältern und spätern Gesetzen der zum Christenthum bekehrten Völker. Nachdem der Verfasser nun augenscheinlich dargethan, wie viel Gutes die Damen dem Christenthum zu verdanken haben, verlangt er auch, daß sie dieß erkennen und sich dafür dankbar bezeigen sollen. Er ist der Meinung, daß Unglauben und Religionsspötterey, wovon in neuern Zeiten die Damen, besonders in Frankreich, nicht frey geblieben, nur dahin führen können, ihnen die Würde und das Ansehn, das sie durch das Christenthum erlangt, wieder zu entreißen, und er nennt den Atheismus der Damen das Häßlichste, wozu sie sich verirren können: „Die Gottlosigkeit einer Dame empöre selbst die Gottlosen."

Nr. 52.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 29. Juni 1827.

Geschichte.

Mémoires de M. le Prince de Montbarrey, Ministre Sécrétaire d'Etat au département de la Guerre sous Louis XVI; grand d'Espagne de la première Classe, Prince du St. Empire, grand Préfet de dix villes impériales d'Alsace, Lieutenant Général des Armées du Roi etc. etc. Paris 1826.

Wenn Gelehrte und gens du metier recensiren, thun sie es gewöhnlich wieder für Gelehrte und für gens du metier, und das Buch wird nur innerhalb ihres Umkreises bekannt, denn ihr Gesichtspunkt sezt einen gleichen bey ihren Leser, und ihr Urtheil eine Gemeinschaftlichkeit von Kenntnissen voraus. Um ein Buch Laven oder Ungelehrten bekannt zu machen, sollte es aus ihrem Gesichtspunkt und mit Berücksichtigung der für sie anziehenden Eigenschaften dargestellt werden. — Die gründlichen Vorzüge jenes Urtheils anerkennend, zeige ich die Memoiren des Prinzen von Montbarrey in lezter Absicht an.

Der Fürst rühmt sich einer Geschlechtstafel, die fast nur von der Genealogie der Montmorency, deren Ahnen schon die Jungfrau Maria Frau Muhme nennen durften, übertroffen wird. Seine Familie, die ursprünglich St. Mauris heißt, ist aus der Stadt gleiches Namens in Wallis, führt auch mit ihr ein gleiches Wappen — ein Kleeblatt. Späterhin faßte sie Wurzel in der franche Comté. Seine Vorfahren bekleideten seit Jahrhunderten große Aemter unter den spanischen Königen; einer von ihnen unterhandelte für Carl V. um die Freyheit Franz I., während dessen Gefangenschaft in Madrid. Derselbe war unter Philipp II. erster Minister der Statthalterin der Niederlande, sein Enkel zeichnete sich unter Ferdinand II. bey der Schlacht von Prag aus; er stellte diesem Fürsten, der eben in großer Bedrängniß war, auf seine Kosten ein Regiment, wofür er keinen andern Lohn annahm, als die Vergünstigung, seinem Wappen die beyden stehenden Löwen des böhmischen Wappens zufügen zu dürfen, und das Versprechen, zum Reichsfürsten erhoben zu werden, welches erst ein Jahrhundert später an dem Verf. dieser Memoiren erfüllt ward. Schon im sechszehnten Jahrhundert trat das Haus St. Mauris in die Brüderschaft des heiligen Georg und mehrerer anderer Kapitel, die von väterlicher und mütterlicher Seite sechszehn Ahnen erfordern. Unter jenem Sieger bey Prag nahm sie von einem ihrer Güter in franche Comté den Namen Montbarrey an. Man kann denken, daß eine so ausgezeichnete Familie ihren Glanz durch Heirathsbande immer noch zu vermehren trachtete, allein diese wenigen Anzaben müssen, Raumes wegen, hier den anerkennenden Leser befriedigen. Und anerkennend soll er seyn! Für den Wackern ist es ein schönes Bewußtseyn, daß seine Altvordern rühmlich gelebt haben, so wie für den Gesunkenen es eine Schmach ist. Aber dieses Bewußtseyn geben Thaten, nicht Brüderschaften und Stifte, und der Landmann, der auf der blühenden Flur, die er anbaute, das Feld zeigen kann, das sein Ahn urbar machte, den Wald, den er pflanzte, mag freudig um sich herschauen — verwilderte sein Acker, verschleuderte er seinen Waldplatz, so folgt ihm Schmach — nur darin ist sein Stand von dem eines St. Mauris Montbarrey verschieden, daß dessen Stolz das Verdienst überlebt.

Bedenken wir aber, daß diese Ahnen alle von dem ersten St. Mauris bis zu unserem Verf. in der Ueberzeugung aufwuchsen, daß ihre Vorrechte die Grundveste des Staats, der König nur ein nothwendiger Schlußstein am Gebäude ihrer Größe, das Volk aber nur ein leidendes Werkzeug ihres Willens sey, so finden auch wir, daß unter diesen Ahnen Männer waren, auf die unser Fürst mit Recht stolz seyn konnte. Diese Denkart hat bey ihm aber auch eine so absolute Herrschaft, daß er das sich auszeichnende Verdienst unter dem niedern Adel nur mit verdrießlicher Toleranz, bey den bürgerlichen aber als eine ärgerliche Anmaßung ansieht. Die Gewissenhaftigkeit, mit welcher er einer jeden Klasse unausgesezt ihren Standestitel gibt, kann nur durch einen Grad Geistesspannung bewirkt werden, die ihm zur zweyten Natur ward; wenn er sich die Nation in Masse denkt, nennt er sie le peuple, in bestimmterer Bezie-

hung sagt er ces gens, einzeln wird ein bürgerlicher, wenn er ein Amt bekleidet mit großer Pünktlichkeit, le Sieur genannt, ist er nur so ein bloßer Mensch, so heißt er wohl auch nur Créature. Noch eine Menschenklasse wird von ihm anerkannt, weil sie dem eigentlichen Adel zu seiner sichtbaren Erscheinung gleichsam nothwendig ist. Dieses ist der Soldatenstand; durch ihn erhält auch die Nation eine Art Daseyn, weil er aus ihr ausgeschieden ist, da nun die Ehre dieses Standes in vielen Fällen mit der des hohen Adels (als den Kriegsobersten) fast verschmolzen ist, bildet sich in diesem Adel eine Art Nationalstolz, und, da der Boden mit dem Menschen, der ihn bewohnt, nahe zusammenhält, eine Art Vaterlandsliebe.

Diese Standes-Begriffe mußten wohl mit unserem Prinzen geboren werden und aufwachsen, seine sittliche Denkart bildeten die Ansichten seines Jahrhunderts. Zu seiner großen Ahnenzeit war das Bereichern wohl auch das erste Augenmerk eines St. Mauris, der Weg dazu aber einfach und bestimmt; er hieß Plündern und Brandschatzen auf eigene Faust. In unserer Zeit braucht es für seine Nachkommen schon größere Umwege. Könige müssen Krieg erklärt haben, und im Frieden gehört Intriguiren, Höfeln und Abwarten dazu. Der einfache Grundsatz, zu nehmen, damit man habe, ist für unsere Zeit nicht hinreichend, man muß auch nehmen, damit ein anderer nicht habe; man muß auch haben, um noch mehr nehmen zu können. Von diesem Streben nach Gut und Ehre ist unser Fürst ein wahres Muster, und mit eben der Zuversicht, mit der er von seinen Ahnen spricht, webt er den Bericht über sein Einkommen, seine Erbschaften, Titel, Würden, Erwerbungen jeder Art, als einen fortlaufenden Faden durch das Gewand seiner Größe. Sein Pflichtbegriff ist durch seine Standesehre repräsentirt; diese bedingt aber gewisse Regeln des Handelns, welche der Moralität ähnlich sind. Bestimmt verboten ist alles, was einen Cavalier unfähig machte einen Zweykampf zu bestehen, und jede Oeffentlichkeit, die ihm den Hof oder die Salons verschließen könnte. So ein unentbehrliches Lebensprincip aber auch die Hofgunst ist, so wird ein musterhafter Aristokrat wie unser Prinz, sobald der Fürst die Vorrechte seines Standes angreift, als Mitglied desselben zur Vertheidigung schreiten, und wenn einer seines Gleichen sich jener Vortheile unwürdig macht, beurtheilt er ihn, so anständig und gemessen sich sein Ausdruck auch erhält, sehr scharf.

Seine Begriffe von Gatten- und Vaterpflichten sind auf ganz gleicher Höhe mit seinen Ansichten der Verhältnisse im Staat. Die Gemahlin eines Grand von Spanien, eines Reichsfürsten, muß äußerlich in höchsten Ehren gehalten werden, und der Prinz versichert oft wiederholt, daß er stets bemüht gewesen ist, der Frau von Montbarrey seine Liebschaften zu verbergen; auch behandelt er sie, so oft er ihrer erwähnt, wie es sich der Theilnehmerin seines Glanzes und dessen Repräsentantin geziemt. Ueber die Liebe, die er, wie es sich denken läßt, nur bey Gelegenheit seiner Liebschaften berührt, hat er sich den Grundsatz gemacht, daß ihr ein Staatsmann, ein Mann von höherem Beruf, nur in so fern es die Befriedigung seiner Sinne erheischt, Raum geben soll; andern Falls würde sie ihm Zeit und Freyheit rauben, seinem Streben nach Rang und Vermögen Hindernisse in den Weg legen können. Diesem Grundsatz versichert er allezeit treu gewesen zu seyn. Nachdem die Person, mit der er viele Jahre dem gemäß gelebt, es für gut fand, den Maler Casanova, Bruder des, durch seine schamlose Memoiren so übel berüchtigt gewordenen Abenteurers, geheirathet hatte, blieb er, da ihn der Drang seiner Ministerialgeschäfte von dergleichen Nebendingen entfernt hielt, ohne eine solche Verbindung und begnügte sich, wie er es mit einem eigenthümlichen Ausdruck nennt, mit herrenlosen Schönen; etwas freyer geworden, beschloß er eine neue Verbindung einzugehen, er eröffnete es seinem Kollegen, dem ersten Minister Maurepas, der ihm sehr Beyfall gab, ließ sogar ein Wort davon beym König fallen, der nichts dagegen einwendete, und beschied dann den Polizey-Direktor Lenoir zu sich, dem er den Auftrag gab, ihm durch seine geheimen Spionen eine vollkommen sichere, mit allen erforderlichen Eigenschaften versehene Person auszusuchen, und sie, wenn er sie zu seinem Gebrauch geeignet fände, auch unter steter Aufsicht zu behalten — und der Auftrag wird zu des Prinzen Zufriedenheit erfüllt. Ich füge zu diesem Abschnitt gar keine Bemerkung hinzu; der Fürst spricht von seiner Handlungsweise als einer rühmlichen, und hält es daneben mit vielen, die ihm wahrscheinlich gleich dachten, für eine Gottlosigkeit, als das neue französische Gesetzbuch die Ehescheidungen erlaubte. Der Fürst hatte nur zwey Kinder. Er hatte in seinem Knabenalter nichts gelernt, und erzählt sehr ruhig, daß sein Sohn, den er von einem sieur David, der, wie er bemerkt, weiter auch kein Talent zum Erziehen hatte, unter den Augen seiner Gemahlin erziehen ließ, ebenfalls nichts lernte, dagegen im Fechten, Reiten und Tanzen excellirte. Gegen ihn erfüllte er, nach seinen Begriffen, jede väterliche Pflicht, indem er seine Zukunft so glänzend zu machen suchte, wie möglich. Schon als Knaben ließ er ihn zum Obersten des Regiments, unter dem er ehedem seine eigene Kriegsbahn betreten hatte, ernennen; er hatte die sicherste Hoffnung, ihn eine große Heirath thun zu lassen, dieses verschob sich aber, weil er, um ihm noch größere Ansprüche zu verschaffen, die Erlangung der Grandenwürde, um die er sich, wie ich früher sagte, bemühte, abwarten wollte, und die ihm der König von Spanien, nach langem Hinhalten, endlich er-

theilte. Die Memoiren geben noch nicht bis zur Epoche jener Heirath, die aber statt gefunden haben muß, da er eine Wittwe hinterließ — denn er endete — wie einige Worte der Einleitung sagen — sehr traurig. Zu seines Vaters großem Mißfallen sprach er sich als Deputirter der franche Comté in der Provinzial-Versammlung für die Aufhebung der Privilegien aus. Später emigrirte er, wie so viele, die dieses gethan hatten, begab sich nach Coblenz, ward dort dieser Zustimmung wegen mißhandelt, ging nach Paris zurück, wo er sich verbergen zu können hoffte, aber während der Schreckenszeit in die Anklage einer Verschwörung verwickelt und guillotinirt ward. Für seine Tochter glaubte der Fürst ebenfalls sehr väterlich zu sorgen, als er sie in ihrem achtzehnten Jahre mit dem zehnjährigen Erbprinzen von Nassau Saarbrück, dem Lezten seiner Linie, verheirathete. Mancher unserer Landsleute, die in dem ersten der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Göttingen studirten, wird sich dieses gutmüthigen fürstlichen Knaben erinnern, der in seinem fünfzehnten Jahre noch schwach, blaß und klein, als Gemahl der Prinzessin von Montbarrey, unter der Leitung eines sehr wackern Hofmeisters, dort studirte. Ich weiß nicht, wodurch der Ehe heiliger Charakter mehr herabgewürdigt wird: wenn Montbarrey, der Hausvater, sich von dem Polizeydirektor ein Kebsweib auslesen und garantiren läßt, oder wenn er einer Jungfrau einen kindischen Knaben zum Gatten gibt, der seine Rechte erst ansprechen kann, wenn ihre erste Jugendblüthe dahin ist, und durch das unnatürliche Verhältniß der Jahre nie die moralische Würde seines Geschlechtes gegen sie behaupten kann. Die Prinzessin von Montbarrey lebte beym Ausbruch des Revolutionskrieges am Rhein mit ihrem Gemahl, der im ersten oder zweyten Jahr desselben durch einen Sturz aus dem Wagen das Leben verlor, und keine Kinder hinterließ.

Seltsamer Weise ist die Freundschaft die einzige natürliche Empfindung, welche der Prinz mehrmals und mit Eifer, wenn auch nicht mit Wärme erwähnt. Wir andern Menschen würden schwerlich den Begriff, den er damit verbindet, richtig auffassen; die Sache selbst ist mit seltenen Ausnahmen unter unsern Männern zu bloßer Klubsgenossenschaft geschwunden; doch glaube ich, was der Prinz Freundschaft nennt und aus Kriegskameradschaft, Standesverhältnissen ohne Durchkreuzung der Bestrebungen des Ehrgeizes, und Aehnlichkeit des Geschmacks und der Gewohnheiten zusammengesezt gewesen seyn mag, ist von ihm mit ehrenhafter Zuverlässigkeit gepflegt worden.

In allen diesen Zügen ist nicht die geringste Uebertreibung, so wie in des Verf. Aeußerungen nie die Absicht, etwas zu scheinen, hervortritt. Billig betrachtet, ist dieser Mann kein ausgearteter Mensch, sondern er gehört zu einer eigenen Race, und seine Denkart ist ihm so wenig vorzuwerfen, wie dem Neger seine Farbe. Der fatale Unterschied, der dabey statt findet, ist es, der ihm und so vielen nachtheilig ward; der Neger nämlich bedarf keines andern Menschen Kräfte anzustrengen oder zu lähmen, um seine schwarze Farbe zu bewahren, der Prinz konnte aber seine Denkart nur dadurch erreichen, besitzen, behaupten, daß Anderer Kräfte für ihn angestrengt oder gelähmt wurden — welches wir mit dem gefährlichen Wort: bevorrechtet seyn, benannt haben. Dieses soll aber unserem Prinzen nicht zum Vorwurf gereichen; wir beurtheilen ihn aus sich selbst, und da erscheint er uns denn als das Ideal eines Aristokraten der vorrevolutionären Zeit. Die beyden Bände seiner Memoiren, die ich hier vor mir habe, enthalten keinen Zug, keinen Ausdruck, der dieses Ideal entstellte, und an und für sich betrachtet, kann ich ihm so wenig, wie jedem andern vollkommenen Ganzen eine gewisse Größe absprechen.

Unser Fürst ward bis zu seinem zwölften Jahr in Paris in dem Jesuiten-Kollegium erzogen. Er sagt uns, die Politik dieser Väter habe sie vermocht, Knaben von großer Familie, die sie auf alle Weise an sich zogen, so lange als möglich unter ihrer Zucht zu behalten und sie wenig zu lehren; diejenigen, welche von ihren Eltern zum geistlichen Stande bestimmt waren, machten eine Ausnahme; in ihnen suchten sie die Fähigkeiten zu entwickeln, die sie einst als große Würdenträger der Kirche zu Stützen und Beschützern des Ordens machen konnten. Ihren eigentlichen Fleiß wandten sie an ihre Schüler aus dem mittlern Stand, denn diese gingen nachher in alle Klassen der Gesellschaft aus, um die Ansichten des Ordens zu verbreiten und ihm Anhänger zu werben. Im zwölften Jahr, während des österreichischen Erbfolgekriegs (1744) ward der Prinz von seinem Vater, General in der französischen Armee, der ihn gern so früh wie möglich auf die Kriegsbahn bringen wollte, zu der Belagerung von Freyburg im Breisgau berufen. Der Knabe befand sich als Lieutenant dem Feuer der Feinde ausgesezt; zwey Jahre darauf focht er an der Seite seines Vaters bey der Schlacht von Raucou und theilte die Gefahren dieses rühmlichen Tages. Die Wintermonate dieses Kriegs, die nach damaliger Art ihn zu führen die Truppen im Quartier, die vornehmen Officiere in den Hauptstädten zubrachten, verlebte Montbarrey während der ersten Jahre in einem reichen Kloster der franche Comté, von dem seine Tante Aebtissin war, später in Namur, wo er als siebzehnjähriger Knabe eine Liebschaft hatte, und erklärter Bräutigam ward, — eine Verbindung, welche die Umstände wieder auflösten. Nach geschlossenem Frieden brachte ihn sein Vater nach Paris, um die Studien nachzuholen, welche seine frühe Kriegsbahn unterbrochen hatte. Daß er sich in diesen Studien, außer Reiten und Fechten,

nicht sehr anstrengte, gesteht er selbst; es ist offenbar, daß sein guter natürlicher Verstand, sein hinreichendes Selbstzutrauen, seine große Thätigkeit und unermüdliche Consequenz in Verfolgung seiner Zwecke, Kenntnisse bey ihm ersetzt haben. Im Fortschritt seiner Memoiren, erzählt er, wie bey Uebernehmen eines neuen Amtes er sich beeilte, die dazu nöthigen Kenntnisse in den verschiedenen Fächern erst nothdürftig zu erlernen. Es ist kein Wunder, wenn der Mann bey solchen glücklichen Anlagen, bey diesem wirklichen Verdienst und bey den größten Begünstigungen des Glücks, sich für einen vorzüglichen Sterblichen hielt. Von dem, was wir Schulkenntnisse und die Franzosen humanités, nennen: alte Sprachen oder Geschichte der Römer und Griechen, zeigen die Bildungsjahre dieses Mannes keine Spur, und gewiß trug die Entfernung von allen dahin einschlagenden Ideen zur Ganzheit seiner Sinnesart bey.

Sein Vater starb noch während seiner Minderjährigkeit; ein Oheim, Ritter von Montbarrey, dessen Charakter und Eigenthümlichkeiten sehr anziehend geschildert sind, nahm sich seiner Angelegenheiten an, und verheirathete ihn im ein und zwanzigsten Jahre mit einer Tochter der Grafen von Mailly. Er machte darauf den siebenjährigen Krieg als Oberster des Regiments de la couronne, und es ist sehr interessant, einen Mann seiner Sinnesart auf dem Posten, den er bekleidete, mehrere damalige Kriegsvorfälle, unter andern die Schlachten von Crevelt und preußisch Minden beschreiben, so wie ihn über Thaten einzelner Officiere und die wenig rühmliche Rolle des Prinzen von Clermont sprechen zu hören. Von diesem letzten spricht er, ohne seine Unfähigkeit zu läugnen, mit entschuldigenden Ausdrücken; von der Schlacht bey Roßbach ist er ganz still, erwähnt aber den Prinzen von Soubise, der sie so kläglich verlieren machte, an mehreren Stellen mit Lobeserhebung und einer Achtung, welche, im Falle sie wahrhaft ist, Niemand zu theilen sich berufen fühlen kann. Nach dem Frieden von Hubertsburg ward der Fürst als Maréchal de camp mit der Einführung der Neuerungen in dem französischen Kriegswesen beauftragt. Dem damaligen ersten Minister, Herzog von Choiseuil, hatte das schmähliche Mißgeschick der französischen Waffen gegen Friedrichs II. Kriegskunst, die Idee angeregt, dessen Einrichtungen auf das französische Heer zu übertragen. Dieser ganze Abschnitt ist höchst interessant. Der Prinz gehörte als reiner Aristokrat zu Choiseuils Gegnern, weil dieses Ministers Macht und Gunst das Werk der Pompadour war, gegen deren Einfluß, besonders, wenn sie ihn nicht zu seinem Besten anwendete, der hohe Adel seiner Natur nach sich sträuben mußte. In eben dieser Eigenschaft eines reinen Aristokraten mußte er alle Neuerungen hassen, und scheint in diesem einzelnen Fall sogar einige gute Gründe dazu gehabt zu haben. Die Art, wie er sich bey seinem Auftrag, bey den in Flandern liegenden Truppen das neue Manöuvre einzuführen, beträgt, wie er die Plane der Regierung bekrittelt, sie umgeht, modificirt, ist schon ein augenscheinlicher Vorbote der Zeit, die nun nahete. Ich möchte diese Epoche mit der Annäherung des alten Rheins zu seinem Falle vergleichen, wie er Anfangs nur an einzelnen Felsstücken rauscht, dann mit zunehmend schnellem Laufe die zunehmenden Hindernisse umbraust, und endlich, vom steilern Abhang hingerissen, in die Tiefe hinabstürzt.

(Der Beschluß folgt.)

Dichtkunst.

Aeschylos von Heinrich Voß, zum Theil vollendet von Johann Heinrich Voß. Heidelberg bey Winter 1826.

Heinrich Voß, der Sohn des berühmten Johann Heinrich, war Professor in Heidelberg und starb 1822. Alle, die ihn gekannt, selbst viele Feinde seines Vaters, schildern ihn als einen trefflichen Mann voll natürlichen Anlagen und ungemeinen Kenntnissen. Doch scheint es, die väterliche und gelehrte Vormundschaft, unter der ihn Erziehung, Gewohnheit und kindliche Pietät drey und vierzig Jahre lang bis an seinen Tod festhielten, sey der freyen Entwickelung seiner Eigenthümlichkeit hinderlich gewesen. Sein Vater dehnte die kindlichen Pflichten auf Leistungen eines geistigen Vermögens aus, dessen Nutznießung wohl schwerlich jedem Vater zusteht. Daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn seine Werke den Stempel des Vaters auf der Stirne tragen.

Voß, der Sohn, übersetzte den Aeschylos. Wie die Vorrede sagt, hing er mit ganzer Seele an dem Shakespeare der Alten, und dieß macht seinem Geschmack die größte Ehre. Viele Jahre war sein Studium dem großen Tragiker zugewandt, und die Uebersetzung selbst beweist, wie ungemein fleißig er gearbeitet, und von Anfang bis zu Ende mit der gleichen Liebe, Kraft und Sammlung. Ich wüßte nicht, worin diese Uebersetzung irgend einer des Vaters nachstünde, und wer ein Freund Voßischer Uebersetzungen ist, wessen Geschmack mit jener Manier übereinstimmt, wird auch das Werk des Sohnes lieben und in seiner Art wie alle Werke des Vaters bewundern müssen. Voß, der Sohn, hat die Manier seines Vaters treu beybehalten, und die retouchirende Hand des Vaters mag überall noch nachgeholfen haben. Die Uebersetzung ist treu, sie ist kraftvoll und majestätisch, wie das Original, und die Härten des Aeschylos kommen auch wirklich nicht selten den Voßischen zu gute. Doch ist trotz allen diesen glänzenden Vorzügen die Uebersetzung, gleich allen Voßischen, dem deutschen Ohre nicht gefällig.

Nr. 53.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 3. Juli 1827.

Geschichte.

Mémoires de M. le Prince de Montbarrey, Ministre Sécrétaire d'Etat au département de la Guerre sous Louis XVI; grand d'Espagne de la première Classe, Prince du St. Empire, grand Préfet de dix villes impériales d'Alsace, Lieutenant Général des Armées du Roi etc. etc. Paris 1826.

(Beschluß.)

Des Fürsten Ansehen bey Hof stieg ungemein, als nach Ludwigs XV. Tod der Graf von Maurepas nach fünfundzwanzigjähriger Ungnade und Verweisung zum zweyten Mal zum Staatsminister ernannt ward. Der Fürst hatte sein Wohlwollen von seinem Vater geerbt, er war unter den Vielen gewesen, die ihn in seinem glänzenden Exil fortwährend aufgesucht hatten *), und genoß nun den Einfluß dieses günstigen Verhältnisses. Der Charakter, den er von diesem Minister und seiner Geschäftsführung entwirft, ist höchst lebendig, und der Leser, „der fern vom Throne steht," wird gern, und sein Loos anerkennend, die vielen Details über den Geschäftsgang und dessen Collisionen mit der Intrigue lesen. Maurepas Wirksamkeit während seines ersten Ministeriums, die Intriguen, welche ihn stürzten, seine Charakterstärke, sein Leichtsinn, sein Scharfsinn und zuletzt die Ermattung des Willens, mit dem er im höchsten Alter sein zweytes Ministerium beschließt, unterrichten über den Menschen im Ganzen, und über dieses Menschen Einfluß in die Begebenheiten der Zeit.

Der Tod des Kriegsministers Grafen von Monchy, veranlaßte die Ernennung des Grafen von St. Germain zu diesem Departement. St. Germain, der in seiner ersten Jugend (1732) als Freywilliger in Ungarn gegen die Türken gedient hatte, trat nach einander in österreichische, französische und dänische Dienste; in diesen letzten blieb er als Feldmarschall in großem Ansehen, bis er nach Struensees grausamer Hinrichtung (1772) aus ehrenwerther Mißbilligung seinen Abschied nahm. Der Bankier, dem er sein sämmtliches, nur in Capitalien bestehendes Vermögen anvertraut hatte, machte bankerott, und St. Germain kaufte von dem, was ihm überblieb, in der Gegend von Lauterdach im Elsaß ein kleines Gut, auf dem er eingeschränkt lebte. Es ist sehr seltsam, daß der Fürst von Montbarrey in der kleinen Notiz, die er von des neuen Kriegsministers Leben gibt, seines Aufenthalts in Dänemark gar nicht erwähnt, sondern ihn von 1759, wo er als französischer maréchal de camp, wegen einer Diensteifersucht gegen den Marschall von Broglio, seinen Abschied nahm, in einer kleinen Landstadt des Elsaßes leben läßt, und sogar oft auf diese lange Zeit seiner Einsamkeit zurückkommt, indem er sie einiger Eigenheiten anklagt, die ihm nicht an diesem Minister, den er jedoch fortwährend als seinen Beförderer anrühmt, gefielen. Dahin gehörte eine gewisse Sucht den militärischen Dienst zu reformiren, die er Zeit gehabt hatte, in seiner philosophischen Abgeschiedenheit auszubrüten. Hätte diese nun von 1759 bis 1774, wo er zum Kriegsminister ernannt wurde, gedauert, so möchte sie einige Wirkung gehabt haben können; allein St. Germain verließ Dänemark nach Struensees Hinrichtung, die 1772 statt fand und konnte also nur zwey Jahre im Elsaß gelebt haben. Mir ist dieses Uebergehen einer so wichtigen, langen Lebensepoche eines Mannes, dem er so viel verdankt, unerklärlich — doch genug, daß Maurepas dessen Ernennung beschloß, um die Zudringlichkeit einer großen Zahl Höflinge zu vermeiden. St. Germain, ein sechszigjähriger kränklicher Mann, fühlte bald die ganze Last seiner Würde, und vermochte den König, den Fürsten, der während des siebenjährigen Krieges unter ihm gedient hatte, mit dem neugeschaffenen Titel eines Directeur de guerre seinem Departement zuzugesellen. Diese Ernennung brachte denselben in des Königs unmittelbare Nähe, in den Ministerialrath,

*) Fr. v. Gentz zählt nicht mit Unrecht die Beflissenheit, mit der man von jener Zeit an den gefallnen Ministern den Hof machte, gleichsam dem legitimen in dessen Verweisung ausgesprochenen Willen zum Trotz, mit unter die Anzeichen des sinkenden Ansehens des Thrones.

in den Depeschenrath, und stellte ihn so, daß er, als St. Germain 1778 durch Kränklichkeit — (und, wie es scheint, auch durch Kränkungen, an denen wir wünschen, daß unser Verf. keinen Antheil daran gehabt haben möge) — bewogen, seinen Abschied nahm, als sein Nachfolger einrückte. Er selbst hat, billigerweise, seine Seelenfreude an diesen stufenweisen Fortschritten seines Ansehens und Glücks. Rechnet er von Zeit zu Zeit dem Leser vor, wie weit er es an Einnahme, Erbschaften, Titeln und Würden gebracht hat, so empfindet dieser selbst eine Art von Vergnügen, consequent verfolgte Plane gelingen zu sehen. Unter diese gehörten auch seine, auf Dienste, die, wie wir oben sagten, einer seiner Ahnherrn dem Hause Oesterreich leistete, gegründeten Ansprüche an die Reichsfürstenwürde. Er strebte unermüdet mehrere Jahre darnach, wartete den günstigen Augenblick ab, ließ es sich 100,000 Fr. kosten und erreichte auch endlich seinen Zweck — denn, daß er eine in seinem Lande so bald darauf abgeschätzte Waare kaufte, verändert nichts an der Sache. Eben so beharrlich arbeitete er an der Erlangung der spanischen Grandezze, auf die er, durch Successionsrechte der ihm nahe verwandten Familie Poes, Ansprüche hatte. Auch sie erlangte er, wie seine Titel beweisen, und der Leser kann nur schwermüthig lächeln über so eitle Mühe, da der einzige Erbe so vieler Herrlichkeit (denn der Mannesstamm erlosch mit seinem Sohn), von seltsamer Ueberspannung hingerissen, diese mühsam erstrebten Herrlichkeiten zur Vernichtung betrug, und dann ohne Kinder dahinstarb.

Der Leser wird bey einem anscheinend so geregelten Gang der Beförderung nicht glauben, daß der Fürst den Zeitpunkt, wo die Blüthe seines Glücks sich entfaltete, dennoch einer, seinen Verdiensten und Bemühungen als Soldat und Geschäftsmann, so wie der Gnade seines Königs und der Gunst des ersten Ministers, ganz fremden, Ursache beschreibt. Er findet sie in der Laune der Königin, die er sich durch eine Art Pagen dienstgünstig stimmte. Er hatte im Ministerialrath durch seine Empfehlung die Ernennung des Grafen von Laval Montmorency zum Obersten befördert, ohne zu wissen, daß die Königin dem Kriegsminister einen ihrer Schützlinge für diese Stelle angedeutet hatte. Erbost über diese Durchkreuzung ihres Willens, beruft ihn die Königin zu sich in ihr Kabinet, und behandelt ihn auf eine Weise, bey der, wie diskret der Fürst es erzählt, die weibliche Grazie doch kaum hat bestehen können. Montbarrey behält seine Fassung, eilt zum König und erzählt ihm fußfällig den Vorgang. Dieser beruhigt ihn, verspricht, die Königin zu versöhnen, legt ihm aber auf, bis auf seinen ausdrücklichen Befehl der Monarchin Gegenwart sorgfältig zu vermeiden. Nach sechs Wochen läßt sie ihn wieder berufen, schmeichelt ihm mit Grazie und Würde, bittet ihm ihr Unrecht ab, läßt ihn aber den Frieden durch eine Intrigue abkaufen, die er, mit Hülfe zweyer Weiber gegen den Grafen von Laval, zu Gunsten eben des Schützlings spielen muß, durch dessen Zurücksetzung er sich ihre Mißhandlung zugezogen hatte. Diese Geschichte läßt durch ihre Details einen klaren, aber recht unseligen Blick in die Einmischung der Königin in die Staatsgeschäfte thun. Unter andern erfahren wir, daß der Directeur de guerre ihr regelmäßig von den Vorgängen des Kabinetsraths Bericht zu erstatten hatte. Der Fürst spricht stets sehr vorsichtig von ihr, aber seine Standesgröße verbietet ihm gewisse Unredlichkeiten der Erzählung, und so sagt er genug, um zu zeigen, wie sie durch ihre Verschwendung die Finanzen zerrütten half, und seltsamer Weise beym Ausbruch des amerikanischen Kriegs die Opposition bildete, welche die Abneigung Montbarreys und des Königs selbst, die Insurgenten zu begünstigen, bestritt. Unser Verf. mußte seiner Denkart nach in den Amerikanern nur Rebellen sehen, die jeder legitime König zu unterdrücken berufen war, und hielt es für höchst unvorsichtig, die französischen Hülfstruppen zu ihnen in die Lehre zu schicken *). Unter den Ministern, die neben ihm in Thätigkeit waren, ist Vergennes derjenige, der seinen entschiedenen Haß auf sich zieht; und da der arme von keiner der Oligarchen-Familien ist, läßt er ihn ungescheut aus, und erklärt ihn wiederholt für einen Minister ohne Ansehen und Würde mit den Talenten eines geschickten Commis. Necker wird noch viel übler behandelt; er ist schon als Genfer ein Gegenstand des Abscheus für ihn, denn Genf nennt er „die Pfütze, in welcher aller Unrath Europas sich sammelt.“ Ich bin geneigt zu glauben, daß außer dem Unwillen, den diese Stadt als ein Sitz des Freyheitssinnes und der Wissenschaft auf sich ziehen mußte, persönliche Ursachen diesen sonst stets den Gränzen des Anstandes beobachtenden Mann hingerissen haben. Er lebte bey seiner Auswanderung eine Zeit lang an einigen Orten der französischen Schweiz; vielleicht empfing er damals Eindrücke, die er durch diesen lächerlichen Ausfall zu rächen vermeint. Er behandelt Neckers Finanz-Operationen als bloße Marktschreyerskünste, und macht damit dem armen Maurepas, der sehr zu altern begann, das Leben oft schwer. Doch von dem ganz verzweifelten und jährlich zunehmenden Mißverhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe gäng-

*) Diese Ansicht theilten viele Männer der damaligen Zeit, und hielten sie vollkommen gerechtfertigt durch den Ausbruch der französischen Revolution. Bey dem eilfertigen Bestreben in diesem Zeitpunkt, einen Krieg anzufangen, welcher jene gefährlichen Lehren noch weiter verbreiten mußte, fing die Verwunderung von Neuem an und stieg auf's Höchste, als man bey der Restauration zahlreicher Heeren die Gelegenheit verschaffte, in der Muße friedlicher Einquartierung den Lehrcursus gründlich zu studiren.

stigt, macht der Kriegsminister (bey dem Ausbruch des Kriegs für Amerika) endlich selbst einen Amortisations-Plan, den er dem König übergibt. Er besteht hauptsächlich in einer Reihe höchst vernünftiger Reformen zahlloser Sinecuren, die vom Schloßwart bis zum Provinz-Gouverneur Millionen verschlangen, die er nach dem Absterben der Inhaber zur allmähligen Deckung des Deficit angewendet haben wollte. Er zählt bey diesem Anlaß die Ursachen der ungeheuren Anhäufung der Nationalschuld auf; man übersieht mit Entsetzen, wie Frankreich, seit der Beförderung der Bourbons auf den spanischen Thron, jeden Krieg mit Verlust führte, jeden Frieden mit Geld erkaufte, durch seine Subsidien und Bestechungen allen europäischen Kabinetten die Schätze der Nation austheilte. Man nimmt auch bey diesem Anlaß die Verblendung der alten Monarchisten wahr, die bey ihrem ungemessenen Haß gegen alle Neuerungen nicht wahrnehmen, daß alles, was sie zum Erhalten des Alten zu thun vermeinen, durch die Veränderung der Dinge sie selbst zu Neuerungen verleitet. Unser Verf. hält seinen Plan, weil er die Königliche Macht und die Vorrechte des Adels unberührt läßt, für keine Neuerung, da er doch die durch langen Gebrauch gesetzlich gewordenen Ansprüche auf Versorgung oder Wohlhabenheit von vielen Tausenden zerstört, und so eine ganze Masse von Stützen des morschen Staatsgebäudes niedergeworfen hätte.

Ein sehr anziehender Abschnitt der Memoiren beginnt mit dem amerikanischen Krieg. So sehr der Fürst die Insurgenten verachtet, tadelt er den schüchternen Gang des Ministers Vergennes, der sie, da die Regierung sie doch begünstigen wollte, so lange durch halbe Maßregeln unterstützte, die er für eben so unklug als einer großen Monarchie unwürdig hält. Der Herzog von Broglio, welcher die, an der Westküste aufgestellte, Observations-Armee befehligte, war, obschon von dem Fürsten als Kriegsminister vorgeschlagen, dessen persönlicher Widersacher, und die Schilderung ihres Verhältnisses kann für eine Schule ministerieller Vorsicht und Würde gelten. Bey der wirklichen Kriegserklärung gegen England, ward es zum Besten des Dienstes nöthig, diesem feindseligen Verhältniß ein Ende zu machen; Broglio ward entfernt und Montbarrey mit dem Seeminister Sartines (dem ehemaligen Polizeyminister) im größten Einklang, gab Rochambeau das Commando der Truppen, die nach Amerika geschickt wurden und diese Wahl, wie der Fürst sie motivirt, macht seinem Verstand Ehre. Rochambeau war der garstigen Philosophie und den Neuerungen nicht ganz abgeneigt, aber ein strenger Officier und vornehmer Mann; daher hoffte Montbarrey, er würde die Strudelköpfe, welche seiner Autorität unterworfen wurden, bändigen, ohne sie zu verletzen. Wenn dem Fürsten etwas bey diesem, den Rebellen geschickten Beystand trösten kann, so ist es die Hoffnung, auf diesem Wege Frankreich von einer ganzen Menge Feuerbrände zu befreyen, und er äußert irgendwo den frommen Wunsch, sie in Amerika alle unter den Rasen gebettet zu sehen. Man findet hier sehr interessante Details über den völlig abgeschlossenen Plan einer Landung in England, welche für diesen Zeitabschnitt bestimmt war. Alle Vorbereitungen waren gemacht, der Graf de Vaux hatte den Befehl über die Landungstruppen, unermeßliche Vorräthe jeder Art waren zu ihrer Unterstützung an die Küsten geschickt, und der König beauftragte seinen Kriegsminister selbst, diese Unternehmung zu leiten. Der Fürst begab sich unter dem Vorwand einer Inspektionsreise an die Küste; die Befehle für diesen Plan, die ein zwischen dem König, Maurepas und dem Kriegsminister bewahrtes Geheimniß war, sollte der Graf de Vaux erst nach der Einschiffung erhalten, doch im Augenblick, wo diese statt finden sollte, kam dem Fürsten der Befehl von Versailles, das ganze Unternehmen aufzugeben. Er reiste auf seinen Posten zurück, und der Leser erfährt nie, aus welchen Gründen so kostbare Anstalten vergeblich gewesen waren.

Der unglückliche Herzog von Chartres, später Orleans Egalité, erscheint auch hier in einem höchst schimpflichen Lichte. Der Fürst behält zwar seinen anständigen Ton bey, aber die Erzählung eines Versuchs, durch Bestechung den Kriegsminister zu stürzen, bedeckt ihn mit Schmach. Wir haben hier eine beym Lesen mehrerer Memoiren dieser Zeit, die es nicht an Klatschereyen fehlen lassen, schon gemachte Bemerkung wiederholt: daß sie alle bey Gelegenheit dieses Herzogs von Chartres der Frau von Genlis nie erwähnen, die doch in so naher Beziehung mit ihm gestanden haben soll. Nach allem, was ich hier von dem Inhalt dieser Memoiren gesagt habe, kann wohl über die politische Denkart des Verf. kein Zweifel obwalten; sie muß ein unerschütterliches Beharren in den Begriffen, eines in Oligarchie ausgearteten Adels seyn. Schon zu der Zeit, wo Montbarrey Kriegsminister war, stand diese Denkart mit der damaligen Entwicklung der Ansichten von Staat und Nation in grellem Widerspruch, doch waren diese Ansichten in Frankreich noch nie zur Anwendung gekommen, kein altes Vorrecht war verletzt, gegen keine Unterdrückung hatte man sich aufgelehnt; hatte sich auch ein und das Andre verändert, so war doch das Wort noch nicht ausgesprochen, und die Bewegung der Völker könnte man mit den Leidenschaften des Einzelnen vergleichen: so lange er sie in seinem Busen verschließt, bleibt er ihrer Herr und fügt sich auch nach den ihnen aufgelegten Hindernissen, aber einmal ausgesprochen, reißen sie ihn zu Handlungen hin, und dieses Handeln steigert wieder rückwirkend ihre Macht. Seit Montbarrey das Ministerium

Nr. 45.

Kunst-Blatt.

Montag, den 4. Juni 1827.

Neue Kupferwerke.

Das Vater Unser, in 9 Blättern gezeichnet und radirt von Joseph Fürich; und mit einem ausführlichen Texte begleitet von Anton Müller, k. k. Professor der Aesthetik und Geschichte der Philosophie an der Prager Universität. Herausgegeben durch Peter Bohmanns Erben. Prag 1826. kl. Fol.

Dieses Werk eines jungen Künstlers zeugt von schönem Talent, ernstem Streben, und einer Fertigkeit der Hand, wie sie in manchen Arbeiten geübter Meister sich kaum ausspricht. Wir könnten dieß Urtheil durch vieles Einzelne gut Erfundene und wohl Ausgeführte belegen, und so ein sicher nicht unverdientes Lob über das Werk aussprechen. Doch glauben wir deutliche Spuren zu finden, daß der Künstler noch manches weit Bessere leisten werde, und da wir auf diese guten Vorzeichen größeres Gewicht legen als auf sein gegenwärtiges Verdienst, so sey es uns erlaubt, sein Werk etwas schärfer ins Auge zu fassen. Vielleicht gelingt es uns, ihn auf manches aufmerksam zu machen, was er übersehen, oder trifft unsre Ansicht mit derjenigen überein, die er nun fassen wird, da er, wie wir hören, vor Kurzem angefangen hat in Rom die Werke der größten Künstler zu studiren.

Eine Arbeit, wie die vorliegende, die augenscheinlich mit Ernst unternommen und vollendet ist, will auch ernst betrachtet seyn, und wir prüfen sie daher nach den Haupttheilen der Kunst, welche bey solchen Gegenständen in Anschlag kommen. Die erste Frage ist: Wie hat der Künstler die gegebenen Gedanken aufgefaßt oder bildlich ausgedrückt? Die zweyte betrifft den Styl oder die Art, wie er seine Gestalten und Formen behandelt und mit dem Gedanken in Verhältniß gesetzt hat. Die dritte, die Ausführung oder den Werth, welchen er seinen Darstellungen der Schönheit und Wahrheit der Natur gegenüber verliehen.

Was die Auffassung angeht, so konnte sich der Künstler wohl selbst nicht verhehlen, welchen schwierigen Gegenstand er zu bearbeiten unternahm. Denn die Bitten des Vater Unsers sind von so umfassendem Gehalte, daß es schwer ist, durch anschauliche Bilder allen den Vorstellungen zu entsprechen, die in dem betenden Christen bey diesen einfachen Worten erwachen. Daher sind auch einige Blätter mehr, andere weniger in der Auffassung gelungen. Die Anrede könnte ziemlich anschaulich werden durch die Figur Gott Vaters, welcher halb in Wolken verhüllt seine segnende Rechte über betenden Landleuten erhebt. Doch wie er hier dargestellt ist, die Krone auf dem Haupt und die Weltkugel haltend, möchten sie eher ihn anrufen: Herr, der du gebietest über Himmel und Erden! als: Vater Unser der du bist im Himmel! — Auf dem zweyten Blatte sehen wir einen Ritter mit seiner Hausfrau nach der Kirche gehen; die Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, voran, und der fromme Ritter reicht einem Armen, der wohl im Namen Gottes ihn darum angefleht hat, ein Almosen. So ist hier die Bitte: Geheiligt werde dein Name, durch That und Gesinnung erfüllt. Dagegen finden wir die Winterlandschaft, in welcher ein Priester auf einem Esel reitend das Hochwürdige in den erstarrten Händen trägt, der Sakristan mit der Schelle vorangeht, und ein Wandersmann andächtig im Vordergrunde kniet, für die Worte: Zu uns komme dein Reich! nicht geeignet, denn die Bitte um Heiligung und Segen ist weit heiterer und umfassender als der Gedanke an die Gegenwart des Höchsten in Tod und Bedrängniß. — Einen Ritter, der von seiner Hausfrau Abschied nimmt, um in den Krieg zu ziehen, zeigt uns das vierte Blatt; er sucht ihre Betrübniß zu stillen, indem er seine Linke zum Himmel emporhebt, den Willen des Herrn bezeichnend! — Unser täglich Brod gib uns heute! hat der Künstler durch einen Landmann versinnlicht, welcher säet und, den Blick nach oben wendend, um Gedeihen betet. Die Gewährung folgt unmittelbar, den hinter ihm begießt ein Engel das Feld. Trotz der poetischen Schönheit des Gedankens, scheint uns doch hier der Sinn etwas fern

zu liegen. Die Worte des Gebetes gehen auf die Befriedigung des täglichen Bedürfnisses, auf Schutz vor Mangel und Noth, und nicht weiter.

Eine andächtige Versammlung um den Beichtstuhl, in welchem der Beichtvater eben sein Amt verrichtet, bezeichnet deutlich das: Vergib uns unsre Schuld! — Desto unschicklicher aber dünkt uns der Höllenspuck, womit der Künstler den armen Wanderer in Versuchung führt, da es doch in der Bitte heißt: führe uns nicht in Versuchung. Der geleitende Engel bringt ihn zwar glücklich hindurch, aber man sieht es dem Pilger wohl an, daß er allein den Lockungen des Goldes und der Wollust nicht widerstanden haben würde, obgleich sie im Feuerpfuhle liegen und hinter ihnen die Teufelslarven hervorblicken. — Gegen die Deutlichkeit des lezten Blattes endlich, wo der Schutzengel einen Pilgerknaben gegen den Satan vertheidigt, läßt sich nichts einwenden; doch könnte man diesen Ausdruck des Gedankens wohl etwas grell finden.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß der Künstler die einzelnen Gegenstände seiner Blätter in keinem innern Zusammenhange gedacht hat. Hätte er dieß beabsichtigt, so wäre die Aufgabe ohne Zweifel noch schwerer zu lösen gewesen. Doch hat er dadurch, daß er alle Gegenstände mittelalterlich und romantisch genommen, eine äußerliche Uebereinstimmung in dieselben gebracht. Diese Art der Auffassung erlaubte ihm denn auch das Sentimentale und Phantastische; aber wäre nicht für den Inhalt des Vater Unsers die ernst historische und religiöse Auffassung eigentlich die angemessene gewesen? Konnte sich der Künstler eine überall gleich kräftige und harmonische Wirkung versprechen, wenn er in einigen seiner Darstellungen Bilder des gewöhnlichen Lebens, in andern phantastische Erscheinungen, wieder in andern religiöse und poetisch-sentimentale Gegenstände zur Anschauung brachte? Daß ihm die höhere religiöse Auffassung vorgeschwebt, sieht man mehreremale sehr deutlich, besonders an dem Gott Vater auf dem ersten Blatt, und den Schutzengeln auf dem achten und neunten; aber mit diesen Gestalten vertrug sich der gewählte Styl nicht, welcher den Figuren und der Landschaft gleiche Rechte läßt, und neben der Bedeutsamkeit der erstern auch in weiter Ausdehnung Felder, Hügel und Flüsse, und Mond und Sonne zeigt.

Die kleinen Figuren der betenden Landleute zwischen den Kornfeldern nehmen sich wunderlich aus gegen die große Halbfigur Gott Vaters, die in den Wolken über ihnen schwebt, und die Engelsgestalten scheinen aus altdeutschen Kirchengemälden in Genrebilder versezt zu seyn. Der ernste historische Styl verlangt einen sehr mäßigen und durchaus den Figuren untergeordneten Gebrauch der Landschaft. Die Motive sollen allein in den lebendigen Gestalten liegen, und nicht in Nebendingen und Anspielungen zerstreut, auch die Füllung des Raums und die Anordnung der Linien soll ganz von den Figuren bedingt seyn. In dieser Hinsicht hat die Darstellung der Beichte auf dem siebenten Blatte den meisten Werth; sie ist ein gut geordnetes und im Styl harmonisches Bild, und da sie auch den Gedanken verständlich ausdrückt, so wird sie wohl den unbedingtesten Beyfall der Beschauer finden. Was die Behandlung der Formen im Einzelnen betrifft, so sieht man wohl, daß der Verfasser Albrecht Dürer studirt hat, daß ihm auch einiges aus Cornelius Faust und selbst hie und da eine Figur aus den Compositionen von Retzsch vorgeschwebt; es finden sich in der Zeichnung des Nackten wie im Faltenwurf Ungleichheiten, welche auf solche fremde Einflüsse hindeuten. Diese Empfänglichkeit für fremdes wollen wir jedoch dem jungen Künstler nicht zum Vorwurf machen, da sie nicht ohne das Gepräge eigenen Charakters und deßhalb mehr das Zeichen noch unentwickelten Strebens als des Mangels an innerem Gehalt ist. Mit den Formen der menschlichen Figuren steht auch die Behandlung der Landschaft in Widerspruch, welche sich nicht genug dem Ernsten und Einfach-Alterthümlichen derselben anschließt, aber dieser Fehler mußte fast nothwendig aus der ihr gegebenen zu großen Ausdehnung entspringen.

In Betreff der Ausführung bemerken wir zuerst, daß wir, außer der richtigen Zeichnung, darunter auch die Schönheit der Anordnung im Einzelnen und den charaktervollen Ausdruck verstehen. Lassen wir die einmal gewählte Art gelten, so können wir dem Vf. manches Gelungene der Anordnung nicht absprechen, doch hat er, wie uns bedünkt, nicht überall die Landschaft in glückliche Verbindung mit den Figuren gebracht. Die Gruppe des Ritters, z. B. welcher zur Kirche geht, verwirret sich durch den architektonischen Hintergrund, während die Aussicht zur Seite ebenfalls etwas Unruhiges und Ueberladenes hat. Der säende Landmann und der Engel hinter ihm, stehen etwas mager in dem weiten Gefilde, aus welchem gerade in der Mitte und der Hauptfigur zum Schaden, ein Baum emporragen muß. Den Köpfen fehlt es größtentheils nicht an gutem Charakter und richtigem Ausdruck, doch scheinen uns die Männer und Frauen im Gange besser gelungen, als die Kinder; nur die Hausfrau, die von ihrem Ritter Abschied nimmt, ist steif und ungraziös ausgefallen und ihr herabgesenktes Haupt verräth zu wenig Geist. Hie und da scheint auch die große Fertigkeit und Sicherheit, die er sich in Behandlung des Technischen erworben hat, den Künstler zu verführen; wir finden dieß in einigen Nachlässigkeiten der Zeichnung des Nackten, und besonders auch am Titelblatt, auf welchem sinnreich oben Gott Vater mit zwey Engeln, und an jeder Nebenseite drey Abtheilungen mit Geschichten des Neuen Testamentes angebracht sind, die in ihrer Folge wieder die sieben Bitten versinnlichen.

Diese kleinen Scenen sind gut componirt, aber nähern sich durch innere Unbedeutenheit ein wenig den Augsburger Heiligenbildchen. Wir warnen den Künstler vor der zu großen Leichtigkeit, die zur Oberflächlichkeit führt, und ermahnen zu fortdauerndem genauem Studium der charaktervollen Natur. Warum die unerfreuliche Einfassung von dürren Stäben gewählt ist, da man bey dem Gebete des Herrn lieber an den kräftig und freudig grünenden Baum des Lebens denkt, wissen wir nicht. Sehr gut ausgeführt dünkt uns das Bildniß des Verfassers in der Nische unten; ob es ähnlich sey, können wir zwar nicht bestätigen, aber sehr lobenswerth ist hier, wie fast durchgängig, die zweckmäßige und sichere Handhabung der Radirnadel. Einige haben gefragt, was die Buchstaben unter dem Bilde bedeuten? Wir lesen sie: Omnia ad majorem Dei gloriam, und hoffen, daß dieser Wahlspruch unsere Künstler unablässig erinnern werde, sein schönes Talent ernst und gründlich auszubilden und würdig zu gebrauchen. S.

Die Kunstausstellung in Karlsruhe im Mai 1827.

Die Kunst mußte sich aus ihrem Verfall wieder erheben, weil das Schlechte, wie überall, so auch hier, seine Herrschaft nicht auf die Dauer zu behaupten vermag. Man verdankt diese Palingenesie jedoch keineswegs einzelnen Männern, sondern einer gemeinsamen innern Richtung der Gemüther, die sich unter uns zuerst in der Poesie; und bald nachher auch in den bildenden Künsten offenbarte. Der Rückschritt zum Bessern konnte freylich nicht geschehen, ohne mancherley Bedenklichkeiten, Mißverständnisse und Spaltungen; aber allmählig lernte man sich verstehen, und es ist erfreulich, jezt auch wieder in dem frühern Sitze deutscher Kunst, am Rheine, so viele mit Muth und Glück aufstrebende Talente zu erblicken, die unsern Namen in der Kunstgeschichte neuerdings zu Ehren bringen werden, nachdem wir, seit dem 17ten Jahrhundert, gar nicht mehr darin mitzählten.

Leider! scheint freylich nur erst noch das belebende, aber nicht zugleich auch das erhaltende Element vorhanden zu seyn. Der Architekt, Maler, Bildhauer ꝛc. bedürfen einer äußern Begünstigung, welche der Dichter meist entbehren kann. Diese fehlt fast allenthalben in Deutschland. Darum sind unsere Ausstellungen meist so überfüllt mit Porträten und Ansichten, weil es nur für diese noch einige Liebhaberey unter den Vornehmen und Reichen gibt. Diese Bemerkung erhält ihre Bestätigung auch in dem dießjährigen Karlsruher Salon. Der (übrigens etwas planlos verfertigte) Katalog enthält 170 Nummern; aber unter den 60 bis 70 Oelgemälden sind nur 4 historische Bilder, während die Zahl der Porträte (die in Pastell und Miniatur ꝛc. mit eingerechnet), über 50 steigt. Im Ganzen bleibt allerdings die gegenwärtige Ausstellung hinter der von 1825 zurück, doch enthält sie auch wieder manches Treffliche und vieles Beachtungswerthe, was eine nähere Anzeige verdient. Wir lassen hiebey die Namen der Künstler nach der Ordnung des Katalogs auf einander folgen.

Maria Ellenrieder (aus Constanz). Zwey historische Bilder, ein Porträt in Oel und vier Porträte in Pastell.

Diese Künstlerin hat die Aufgabe, wie das religiöse Prinzip der altdeutschen Schule mit den Anforderungen der Technik zu verbinden sey, vortrefflich gelöst. In ihren Werken gesellen sich zur Tiefe des Gedankens und der Empfindung, Schönheit und Anmuth; die Ausführung ist sorgsam ohne Aengstlichkeit, das Colorit frisch, harmonisch, die Zeichnung meist wohl verstanden, und bey allem Mangel an künstlichem Effekte ziehen ihre Bilder doch auf den ersten Blick an durch Reinheit, Klarheit und Ruhe. Das eine der hier ausgestellten: Die heil. Jungfrau Victoria, welche ihrer Freundin Anatolia zuredet, sich ebenfalls dem Himmel zu weihen, halten wir für das Meisterstück der Künstlerin. Der Ausdruck ist unübertrefflich, und Anatolia eine der schönsten, reinsten, jungfräulichen Gestalten. Der Kopf der Victoria will uns weniger zusagen, besonders wirkt ein Zug um den Mund nachtheilig. Das zweyte Bild, der Knabe Johannes, hat eine unaussprechliche Anmuth und ist mit warmem Pinsel gemalt, nur dünkt uns der Moment nicht gut gewählt. Er sizt in einer heitern Landschaft und bindet eben ein Kreuz zusammen. In dieser mechanischen Handlung verliert sich die mystische Bedeutung. Uebrigens bleibt es immer ein Bild, dessen sich kein alter Meister schämen dürfte. — Das Porträt des Großherzogs von Baden ist trefflich behandelt und von großer Aehnlichkeit; noch höher stellen wir aber die drey Kinderbildnisse in Pastell. In Kindergestalten möchte diese Künstlerin schwer zu übertreffen seyn. Sie idealisirt, aber ohne die Aehnlichkeit zu verwischen, oder mit andern Worten: sie gibt dem Sichtbaren seine Verklärung.

G. Dittenberger (aus Heidelberg). Von diesem jungen Künstler, den die Natur mit dichterischem Geist ausstattete, enthält der Salon zwey historische Bilder: Ritter Toggenburg, der sein Schloß als Pilgerin verläßt, und eine Venus, die ins Bad steigt; mehrere Porträte und viele Zeichnungen. Die Fortschritte, welche er seit einigen Jahren auf seiner Lauf-

bahn gemacht, sind bedeutend. Das Porträt seines Vaters ist mit Geist und Liebe behandelt, und der Carton, die heil. Barbara vorstellend, würdig gedacht und großartig stylisirt. Auch unter den Federzeichnungen (die einen Cyclus aus Schillers Don Carlos und einen andern aus dessen Ritter Toggenburg darstellen) ist manche preiswürdig in Erfindung und lobenswerth in der Zeichnung.

H. Heinlein (aus Mannheim). Vier große Ansichten aus Tyrol, Savoyen und der Schweiz. Aus diesem genialen jungen Landschafter könnte ein zweyter Salvator Rosa werden. Wie dieser hat er blos ein Auge für das Große, Furchtbare in der Natur. Aber indem er die kahlen Gipfel und schauerlichen Abgründe der Alpen mit dem oft phantastischen Spiel der Lichter nur in der Totalwirkung auffaßt, vernachlässigt er zu sehr das Detail, und läuft Gefahr, sich in eine zwar originelle, aber doch immer tadelnswerthe Manier zu verlieren. Man muß sagen, daß er, wie ein etwas verzogenes Schooßkind, die Gunst der Natur etwas ungefällig erwiedere, und sie nicht ganz kindlich und dankbar behandle. Möge ihn jedoch sein guter Genius künftig auch vor dem entgegengesetzten Fehler bewahren; denn in der That wollen wir noch lieber wilde Kühnheit als geduldige Pinseley, da das Sandkorn und der Fels gleich bedeutsam sind. Uebrigens hat uns unter den vier Scenereyen das Seitenthal von Val Valorsine in Savoyen am meisten angezogen, und wer in Hochgebirgen gelebt hat, wird in den Luft- und Lokaltönen die strengste Wahrheit finden. Die Formen freylich sind mitunter zu zerflossen. Die Staffage dagegen ist gut gewählt, und mildert, doch nicht störend, die Schrecknisse der Wildniß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den Baumeister des schiefen Thurms zu Pisa.

Der als geistreicher Schriftsteller bekannte verstorbene Graf Maximilian von Lamberg, berichtet in einer kleinen Schrift, die unter dem Titel: Mémorial d'un mondain, bereits 1774 mit seinem Namen, unter dem angeblichen Druckorte Cap Corse, erschien, daß der berühmte schiefe Thurm zu Pisa das Werk eines Deutschen sey. Er beruft sich hierwegen auf das Zeugniß des Lords Baltimore. Die Stelle selbst lautet folgendermaßen:

Ungeachtet der allgemein angenommenen Meynung glaube ich nicht, daß der Thurm zu Pisa sich gesenkt habe, weil seine Mauern nicht von gleicher Dicke sind. Wäre der Thurm aus seiner lothrechten Stellung gewichen, so müßte das Gebäude auch schief geworden seyn.... Und hinge es von mir ab, dem Baumeister das gebührende Lob zu ertheilen, so würde ich es thun, und ihm und mir es zur Ehre rechnen, seinen Namen bekannt machen zu können. Dieser geschickte Mann war ducklicht. Lord Baltimore fand in einer der Vorstädte von Pisa eine Inschrift, die hierüber Auskunft gibt, und einen Irrthum berichtigt, in welchem die Künstler bisher waren. Sie lautet: Johannes Oenipontanus obliquus, obliquae vindex. Pisis 1174. Der Thurm mußte wohl schief werden, wenn der Meister ihn nach dem Muster seines Rückens baute! *)

Wenn Lord Baltimore recht gelesen, und Graf von Lamberg recht verstanden hat, so gebührte die Ehre des wunderbaren Thurmes zu Pisa einem Deutschen. **) Wie mancher andere kunstreiche Landsmann mag noch in unverdienter Vergessenheit liegen, und dem Tag entgegensehen, da einmal Zufall oder Fleiß seinen Namen bekannt machen, und sein Verdienst nach Gebühr zu Ehre bringen!

K. Walchner.

---

*) Je ne crois point cependant, malgré l'opinion générale, que la tour de Pise se soit affaissée, les murs étant d'une épaisseur inégale. Si la tour eut foncé, l'interieur de l'édifice devroit être oblique ... et s'il dependoit de moi de rendre à l'architecte l'honneur qu'il merite, je ne m'en ferois pas moins de l'avoir nommé; cet habile homme fut hossu, Lord Baltimore à trouvé dans les Fauxbourgs de Pise une inscription qui l'assure et qui detrompe les gens de l'art sur une erreur. Ce n'est pas la tour qui baissa; faite sur le plan de la bosse de l'architecte, elle devoit être oblique. Voici l'inscription qui semble le prouver:

Johannes Oenipontanus obliquus, obliquae Vindex Pisis 1174.

**) Nach Vasari und Baldinucci wurde der schiefe Thurm zu Pisa von dem Pisaner Bonanno und Wilhelm dem Deutschen gebaut, welcher letztere bey Dempster Wilhelm von Inspruck heißt. Die obenangeführte Inschrift nennt einen Johannes von Inspruck, und da ihre Jahrszahl mit der an dem Thurme befindlichen übereintrifft (A. D. MCLXXIV campanile hoc fuit fundatum mense Augusti) so, ist wohl die Aufstellung auf die schiefe Stellung desselben nicht in Zweifel zu ziehen. Es bliebe demnach auszumitteln, ob vielleicht der Name Wilhelm bey den italienischen Schriftstellern blos eine Verwechslung mit dem genannten Johann wäre?

K.

Nr. 46.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 7. Juni 1827.

Die zwey javanischen Idole im königlichen Museum zu Berlin.

Herr Professor Lichtenstein kaufte diese zwey Idole auf einer Versteigerung in London, Dorow ließ sie in seinem gehaltvollen Museum für Geschichte, Sprache, Kunst und Geographie (Berlin 1827) abbilden und durch Herrn Dr. Bolzenthal erläutern. Im englischen Versteigerungs-Katalog befanden sich blos die Worte: two curious Idols from a very ancient temple in the Northend of the Island of Java, was aber Hrn. Dr. Bolzenthal nicht abgehalten hat diese interessanten Gegenstände asiatischer Religion und Skulptur aus den bekannten indischen Religionssystemen zu erklären. Nach ihm ist die eine Figur eine Darstellung des Gottes Lingam, anstatt des bekannten Dreyecks Yoni befände sich hier blos ein weibliches Gesichts, dessen Nase eigentlich den Phallus bilde; die zweyte im Gebete begriffene Figur könne aber wohl nichts anderes seyn „als eine irgend einer im Bramaismus lebenden Sekte angehörige Einsiedlerin, denn wir wissen ja, daß es in Indien gebräuchlich war, sich von der Welt zurückzuziehen.“.... Es ist jezt durch die Forschungen von Mackenzie, Barker, Raffles und Crawfurd eine ausgemachte Sache, daß vor Einführung der mohamedanischen Religion, welche erst in der zweyten Hälfte des 15ten Jahrhunderts geschehen ist, der Cultus des Brama und Buddha auf der ganzen Insel verbreitet war; ja heutigen Tags befinden sich noch in den reizenden Tenggar-Gebirgen 40 Dörfer von 1400 Einwohnern, die alle dem Gottesdienst der Hindu ergeben sind. Ihr höchst einfaches und unschuldiges Leben hat Raffles in seiner zweyten Rede, gehalten bey dem Zusammentritt der batavischen Gesellschaft zu Java, auf eine sehr anziehende Weise beschrieben. Raffles befragte sie über die Strafe des Ehebruches und anderer Verbrechen; diese Verbrechen, antworteten sie, sind uns unbekannt, sollte einer der Unsrigen Unrecht thun, wird es ihm verwiesen, und dieß ist Strafe genug für einen Mann von Tenggar (transactions of the Batavian Society of arts and sciences Batavia 1816. Vol. VIII. 56.). Auch finden sich unter den zahlreichen und großartigen Monumenten hinlängliche Spuren von Phallusdienst; gleich auf der Schwelle des einen Tempels unter den Ruinen bey Sukuh, sagt Crawfurd, fanden wir ein Relief, Phallus und Yoni darstellend, auf die unzweydeutigste Weise und in ihrer ganzen eckelhaften Nacktheit (History of the Indian Archipelago II. 206.). Hr. Dr. Bolzenthal hat wahrscheinlich die Abbildungen bey Raffles und Crawfurd, so wie Mackenzie's Beschreibung der javanischen Monumente im siebenten Band der Verhandlungen der batavischen Gesellschaft nicht vergleichen können, sonst würde er gefunden haben, daß die erste Figur der Darstellung auf der 25sten Platte bey Crawfurd, wenn man den, wie aus den Reliefs erhellt, bey gleichbedeutenden Figuren verschiedenen Kopfputz abrechnet und das angebliche weibliche Gesicht für eine Art an einer Kette hängenden Schmuckes erklärt, in der Haltung beynahe gleichkommt, und daß auf den verschiedenen Reliefen oder in den Statuen-Gruppen zu Boro Budor wie zu Brambánan eine Menge betende Figuren vorkommen. Freylich sezt Crawfurd unter die oben angeführte Abbildung, One of the gigantic statues representing a Warder from the temples of Brambànan, womit aber nicht gesagt ist, daß alle auch innerhalb des Tempels Wächter darstellende Figuren von gigantischer Gestalt gewesen seyn müssen. Wir halten deßhalb die Figur bey Dorow (tab. III.), ungeachtet des weiblichen Gesichtes, woran wir aber noch nicht recht glauben können, für einen Tempelwächter, wie deren viele in den indischen Monumenten vorkommen, so wie die betende Figur (tab. IV.) für eine andächtige Person, die ihr Gebet zu Buddha richtet. Man vergleiche nur die Abbildungen im zweyten Bande von Raffles History of Java und Crawfurds History of the Indian Archipelago.

Die beschränkte Geheimnißkrämerey der Holländer verhinderte jede Forschung über das Innere der Insel Java, so wie über Alles, was mit dem Treiben der ostindischen Handelscompagnie zusammenhing; die Engländer haben in einigen Jahren mehr geleistet als die Hol-

länder in einigen Jahrhunderten; durch sie sind wir jezt eben so genau über die Ruinen von Java unterrichtet, wie über die von Elephantine und andern Orten Indiens. Leider sind die darauf sich beziehenden Untersuchungen in seltenen und kostbaren Werken zerstreut, weßhalb wahrscheinlich, die so äußerst merkwürdigen Ruinen, (In the whole course of my life I have never met with such stupendous and finished specimens of human labour, sagt der Capitän Georges Barker) in Deutschland noch wenig bekannt sind. Wir gedenken nächstens in einer ausführlichen Abhandlung über die Religion, die Architektur und Bildwerke Javas alles darüber vorhandene zusammenzustellen.

Karl Fried. Neumann.

Antike Baukunst.

Architecture antique de la Sicile ou recueil des plus interessans monumens d'architecture des villes et des lieux les plus remarquables de la Sicile ancienne, mesurés et dessinés par J. Hittorff et L. Zanth. Chez M. Hittorff, Architecte du Roi etc., rue Coquenard, Nro. 32. à Paris.

Mit dem Zwecke, nähere Untersuchungen über die Architektur Siziliens anzustellen, bereiste H. Hittorff, königlicher Architekt zu Paris, in Begleitung eines andern Architekten, Hrn. Zanth, (und mit Hrn. Stier, welchen H. Hittorff von Rom aus, auf eigene Kosten mitnahm) die Insel Sizilien in den Jahren 1823 und 1824. Die Reisenden hatten Gelegenheit genug, sich von der Unvollständigkeit und Ungenauigkeit der früheren Werke über Sizilien zu überzeugen, und zwar besonders — um nicht von Pancrazi, Pignati, Saint-Non, Houel u. a. zu reden — von den Mängeln der 1807 zu Cambridge erschienenen Magna Graecia. Bis zu den geringsten Details herab, fanden sie jenes Werk ungenau. Seit dessen Erscheinung sind den reisenden Künstlern eine Menge der wichtigsten Denkmaler entweder ganz neu bekannt, oder mit größerer Aufmerksamkeit von ihnen betrachtet worden. Bey den Ruinen von Selinus fehlen die drey Tempel der Akropolis; Fragmente kolorirter Bildhauerarbeit u. a. m., die man den Nachsuchungen von Harrys und Angell dankt; ein daselbst von Hrn. Hittorff selbst entdeckter Tempel; die Theater, Odeons und Amphitheater von Catania, Syrakus, Tyndaris und Taormina; die Grab- und andre Denkmäler lezterer Stadt; die schönen Reste des alten Akre ein cyklopischer Bau von Cephalödis; die Kapelle des Phalaris; der Tempel des olympischen Jupiters, und endlich die von den Reisenden ausgegrabenen architektonischen Fragmente. Alles dieß fehlt in den bisherigen Werken, auch in der neuen speciellen Schrift von Angel über die mit Bildhauerarbeit versehenen Metopen von Selinus.

Das angekündigte Werk wird nicht blos für den Architekten, sondern für jeden, der sich mit der Kunst, mit der Geschichte der Architektur in Sizilien und der Spezialgeschichte des Alterthums abgibt, von Wichtigkeit seyn. Es wird, im Ganzen nach dem System von Stuart und Revett, außerdem mit einigen kolorirten Blättern und Perspektivansichten mehrerer restaurirten Denkmäler, in 180 Blättern erscheinen. Diese enthalten eine Charte von Sizilien, topographische Grundrisse mehrerer alten Städte, eine Auswahl der schönsten Denkmünzen; die Ansichten der merkwürdigsten Ruinen, mit dem Grabstichel ausgeführt; die Grundrisse (wie sie sind und restaurirt) von 14 Tempeln, 6 Theatern, 2 Amphitheatern, 2 Odeons, mehreren Grabmälern und sonstigen Denkmälern. Durchschnitt und Aufriß (in Umrissen) von jedem dieser Denkmäler in seinem jetzigen Zustand; die Wiederherstellung derselben in Umrissen, mehrere derselben kolorirt und einige perspektivisch; die architektonischen Einzelheiten mit Angabe der Bauart, und darunter außer der dorischen Ordnung, mehrere Beyspiele von jonischer und korinthischer; endlich die mit Bildhauerarbeit versehenen Metopen der Tempel von Selinus, die kolossalen Figuren aus dem Tempel des olympischen Jupiters, die Bildhauerreste der Giebel dieses Tempels und mehrere andre zu Agrigent, Taormina, Syrakus, Catania und Akre gefundene Fragmente, leztere schattirt und kolorirt.

Die Mannichfaltigkeit ist eben so groß unter den einzelnen Gattungen, von dem einfachsten Grabe bis zu den Sarkophagen mit reicher Bildhauerarbeit, von dem Urtypus des griechischen Theaters (in Segeste, Akre, Tyndaris, Syrakus) bis zur glänzenden Pracht in römisch-griechischen (zu Taormina) und ganz römischen (zu Catania), — Tempel von allen Arten, welcher Vitruv erwähnt, und mehrere von andrer Einrichtung. Unter diesen hat der von Diodor beschriebene Jupitertempel zu Agrigent zu so vielen Vermuthungen über seine ursprüngliche Form Anlaß gegeben, worunter die Restauration von Cockerell nach dem Urtheile der Reisenden noch die gelungenste ist; in dem angekündigten Werke aber soll endlich in der Restauration nach bestimmteren Grundlagen jenes ungeheure Gebäude gezeichnet werden, welches so hoch war als die trajanische Säule und dessen einzelne Säulen einen größeren Durchmesser als die kolossale des Trajan hatten.

„Zu Selinus, bemerkt Hr. Hittorff, wo die Tempel besonders durch die Verschiedenheit und Originalität

der Grundrisse merkwürdig sind, ist das auch für einen Jupitertempel gehaltene Gebäude von einer eben so wunderbaren Größe. Diesen Oktastylos, Hypäthros, Pseudodipteros, Peripteros hat eine ganz eigenthümliche Vertheilung im Pronaos. Der von 54 ganz vereinzelt stehenden Säulen umgebene Tempel ist fast eben so groß als der zu Agrigent und gewiß eines der schönsten bekannten Werke dieser Art. Unter den Ruinen dieses Denkmals, wie unter allen in derselben Stadt sind zahlreiche Fragmente von Bildhauerarbeit und Architektur mit verschiedenen Farben bemalt oder mit kolorirtem Stück bedeckt. Die Beyspiele, welche wir zu Agrigent, Syrakus, Acre, Catania gefunden haben, werden im Verein mit dem Zeugniß, welches die Denkmäler von Athen, Aegina und Phigalia ablegen, keinen Zweifel mehr übrig lassen, daß die Alten ihre Bildhauerey und Architektur kolorirten, daß sie nicht blos das Innere ihrer Tempel, sondern auch die Außenwände der Cella, die Säulen, Architrave, Metopen, Karnieße, Giebel, ja die Dachziegel durch die Farbe und gemalte Verzierungen hervorhoben. Die Darlegung dieser Wahrheit und vieler andern Entdeckungen über die Stufen, die Bedeckung, Bauordnung und die verschiedene Bildhauerey beym Bau und Verzieren der Denkmäler werden neues Licht über den Geist der Alten in künstlerischer Hinsicht verbreiten. Wenn von diesen Entdeckungen die Anwendung der Malerey bey den Werken der bildenden und der Baukunst den bisherigen Vorstellungen zuwider scheint, so ist darum nicht weniger bestimmt, daß die Griechen und alle Völker, deren Baukunst uns bekannt ist, jene Weise befolgten; auch ist sie in solchem Einklang mit dem Reichthum der Natur, daß man sich wohl eher hätte wundern sollen, sie nicht an den Denkmälern Siziliens vorgefunden zu haben. Wenn man das alte Trinacria besucht, im Lande gelebt, den Himmel des beglückten Eilands bewundert hat, wenn man gesehen, wie die Sonne ihre Morgenklarheit über die ganze grüne Insel verbreitet und sie durch ihre lezten Strahlen mit einem goldenen Saume umfaßt, wenn man die glänzenden Farben ihres Lorbeers, der Palme, Aloe, Morte, Orange betrachtet hat, kurz Alles, was der Boden der Wüste und was der Ackerboden hervorbringt: so gewinnt man die Ueberzeugung, daß der Künstler seine Begeisterung aus den umgebenden Schönheiten schöpfen, das Kunstwerk mit allem Glanze der Natur bereichern mußte. Nach diesen Grundsätzen ausgeführt, mußten die Tempel Siziliens jene zierliche und erhabene Schönheit darbieten, welche den griechischen Gottheiten poetisches Erdtheil war. Noch gebieten ihre Ruinen Ehrfurcht. Seit Jahrtausenden von dem Menschen verlassen oder verheert, durch Erdbeben erschüttert, erheben sich noch Säulen von fünfzig Fuß mitten unter den umgebenden Trümmern, und stehen entblößt da, wie eben so viele Leichensäulen, welche an die vergangene Größe ihrer Erbauer erinnern."

Zugleich mit dem genannten Werke erscheint ein anderes über die neuere Architektur Siziliens (18 Lieferungen, wovon schon fünf herausgekommen sind). Von den beyden Reisenden selbst ins Reine gezeichnet, von den besten pariser Künstlern gestochen, wird das Werk jedem Freunde der Kunst willkommen seyn und den Gelehrten und Künstlern zu vielseitigen Studien Anlaß geben können. Das Werk über die alte Architektur Siziliens wird 30 Lieferungen haben, deren erste im Mai 1827 erscheinen wird, darauf jeden Monat eine, jedesmal mit einer vorläufigen Erklärung; zu Ende erhalten die Subscribenten (die Lieferung zu 10, 20 oder 25 Fr.) einen Band Text gratis und ihre Namen werden am Schlusse des Werks gedruckt. Die bisher erschienenen Blätter der neuern Architektur sind durch die Mannichfaltigkeit des dargestellten und die meisterhafte Ausführung sehr belehrend und anziehend.

Lithographische Werke.

Alterthümer und Naturansichten im Moselthale bey Trier. Gezeichnet und lithographirt von Johann Anton Ramboux. Mit erläuterndem Texte von Johann Hugo Wyttenbach. 3tes Heft. Imperial-Folio, 4 Tafeln, nebst 1 Blatt Text und 1 Vignette. Trier und München 1827. Preis 6 Thlr. Courant.

(Vergl. Kunstbl. Nr. 22. d. J.)

Dem kürzlich angezeigten zweyten Hefte ist schnell das dritte gefolgt und es scheint, daß die Anstrengung womit der Verf. gearbeitet, seine Sorgfalt verstärkt hat, denn sowohl an Gehalt als an Ausführung scheint uns dieses Heft bey weitem vorzüglicher als das vorhergehende. Auf dem ersten Blatte zeigt sich das Dianendenkmal zu Bollendorf, ein lebendiger Fels als viereckige Ara zugehauen, mit der Inschrift: Deæ Dianæ Q. Postumius Potens v. S., über welcher die Göttin in Relief dargestellt war. Die schöne waldige, von der Sonne durchleuchtete Umgebung bildet für dieß einfache Monument einen malerischen Rahmen, die Schönheit und Kraft des Vordergrundes gereicht dem Künstler besonders zur Ehre, nur einige Baumstämme finden wir zu hell gehalten, welches eben so wohl der Natur zuwider, als dem Effekt des Ganzen nachtheilig ist. Einen imposanten Anblick

gewährt die innere Ansicht der Porta Martis auf dem zweyten Blatte mit ihren schönen Fensteröffnungen und Gewölben. Der Künstler hat hier wieder mit geschmackvoller Auswahl einige architektonische Fragmente, Skulpturen und Meilensteine, die in der Umgegend von Trier gefunden sind, zusammengestellt.

Eine noch reichere Sammlung merkwürdiger Gegenstände finden wir in der innern Ansicht des sogenannten Heidenthurms auf dem dritten Blatte, dessen kolossaler Backsteinbogen hier offen dargestellt ist, um die Aussicht auf die nicht weit davon gelegenen Thermen zu zeigen. Unter den Basreliefs an Altären und Steinfragmenten die man hier erblickt, sind besonders merkwürdig: ein Herkules, welcher den Cerberus entführt, ein anderer stehend mit der Keule als Verzierung eines Altars, an dessen Nebenseiten Merkur und Pallas befindlich sind, dann die fragmentirte Figur eines Hermes, welcher den jungen Bacchus auf dem Arme hält, zwey Minervenfiguren und die einer schön drapirten opfernden Priesterin, über welchen leztern sich eine Votivtafel für den Aeskulap und eine Sammlung irdener Gefäße zeigen. Auch von den in jener Gegend gefundenen alten Waffen sind hier einige Proben abgebildet. Das vierte Blatt, die innere Ansicht der römischen Bäder, ist unsers Bedünkens zu schwach gearbeitet, und nicht genug in Massen gehalten, welche das derbe und dunkle des Steinbaues versinnlichen. Ueber alle diese Gegenstände gibt der Text des Herrn Wyttenbach lehrreiche Auskunft. Als Vignette steht über demselben ein schönes Traubenornament nach einem Fragment aus buntem Sandstein, welches jedoch weniger die Wirkung eines Basrelief als die einer Malerey macht, da der Grund dunkel gehalten und keine Schlagschatten angebracht sind. Wir wissen uns aus dieser Behandlung nicht recht herauszufinden, da der Vers. doch wohl keine gemalte Verzierung darstellen wollte. — Nach einer Bemerkung auf dem Umschlag wird das vierte Heft des Werkes in zwey Blättern die vier Seiten des Igeler Monuments, in zwey andern die Moselbrücke, und die äußere, schönste Façade der Porta Martis, nebst einem umfassenden Text enthalten.

S.

Nekrolog.

Am 9. Mai starb zu Paris der berühmte Bildhauer Franz Friedrich Lemot. Er war 1773 zu Lyon geboren, und studirte sehr früh die Anfangsgründe der Architektur zu Besançon. Im Alter von 12 Jahren schickten ihn seine Eltern nach Paris, ohne andere Empfehlung als seinen Eifer zur Arbeit und seine glücklichen Anlagen. Sein wahrer Beruf ward ihm einst deutlich, als er bey einem Spaziergange im Park von Sceaux den Herkules des Puget erblickte, der ihn in Entzücken versezte. Er fing an dessen Schönheiten zu studiren und ihn von allen Seiten zu zeichnen. In dieser Beschäftigung ward er von dem Bildhauer Dejour bemerkt, der ihm seine Werkstatt öffnete und den jungen Künstler durch das Band einer väterlichen Liebe an sich fesselte. Im Jahr 1790 gewann Lemot den großen Preis der Sculptur und ging nach Rom, von wo er sich im Jahr 1793 mit allen Zöglingen der französischen Schule entfernen mußte. Er kam nach Paris zurück, um bey der Regierung eine Pension für die jungen Flüchtlinge auszuwirken. Kaum hatte er seine Sendung erfüllt, so ward er, schon im Begriff, wieder nach Italien abzureisen, requirirt, und mußte sich unter die Fahnen von Pichegrü stellen, wo er im Artilleriekorps bis zum Jahr 1795 diente. Um diese Zeit wollte die Regierung das Andenken der Anstrengungen des Volks vereinigen und verordnete, daß auf der Mitte des Pont-Neuf eine Kolossalstatue errichtet werden sollte, welche das Volk in der Gestalt des Herkules darstellte. Lemot erhielt Befehl sich um die Ausführung dieser Statue zu bewerben; das Schiedsgericht gab seinem Modell den Vorzug: aber die folgenden Ereignisse erlaubten ihm nicht ein Werk zu vollenden, welches dem Ruhme des Künstlers und zugleich dem der Nation mangelt, welcher man diese so wohl gerechtfertigte Regung der Eitelkeit wohl verziehen hätte. Das Verzeichniß von Lemots Arbeiten ist sehr beträchtlich. Seine Hauptwerke sind: Ein Lykurg, ein Leonidas, ein Cicero, eine Büste von Jean Bart, eine Statue des Mürat, eine Hebe, das Giebelfeld der Colonnade des Louvre, der Wagen und die Viktorien auf dem Triumphbogen des Carousels, die Reiterstatuen Heinrich IV. und Ludwigs XIV. Alle diese Werke zeugen von wahrem Talent. Sein Styl ist kraftvoll und korrekt, doch zuweilen etwas schwerfällig, besonders merklich ist dieser Fehler in seinem Heinrich IV. Sein Ludwig XIV. für die Stadt Lyon ist ein schönes Werk, und bey allem Tadel, den man gegen die Aengstlichkeit aussprechen muß, mit welcher Lemot nach der lächerlichen Sitte des 17ten Jahrhunderts den großen König im Harnisch und mit französischer Perücke dargestellt hat, muß man doch den Geschmack zugeben, womit diese disparaten Beywerke angeordnet sind. Lemot hatte auch gründliche Studien über die Erzgießerey gemacht, seine beyden Reiterstatuen sind Meisterstücke in dieser Hinsicht. Lemot war Ritter der Ehrenlegion und des St. Michaelsordens, und Mitglied der 4ten Classe des Instituts. (Pandore).

Nr. 47.

Kunst-Blatt.

Montag, den 11. Juni 1827.

Anfänge der italienischen Kunst.

VI.

Früheste Malerey in Siena.

Die heftigsten Klagen über verschwiegene Verdienste ihrer Vorfahren in der Malerey haben unstreitig die Sieneser gegen Vasari erhoben, und der Padre della Valle hat es in seinem Zorn sogar den unschuldigen Cimabue entgelten lassen, daß Vasari die Madonna von Guido nicht eben so sehr gerühmt hat, als die Madonna von Cimabue. Es haben auch vielleicht keine Ehrenrettungen so viel Eindruck gemacht, wie diese, denn selbst unter den deutschen Reisenden ist es nicht ungewöhnlich geworden dem Vasari einen Nasenstüber zu geben, oder wenn sie recht vornehm sind, wenigstens zu bemerken, Vasari habe einen verdient, weil er nicht so viel gewußt hat, wie sie zu wissen vermeinen, wenn sie an dem bekannten: Me Guido de Senis, diebus depinxit amenis etc. vorübergegangen sind. Ohne nun eben darauf ausgehen zu wollen, Vasari zum untrüglichen Papst der Kunstgeschichte zu erheben, ergreifen wir doch mit Freuden die Gelegenheit, ihn, wo er ungerecht angegriffen wird, zu vertheidigen, da dieß bey dem höheren Zweck, den wir haben, die Wahrheit an den Tag zu bringen, zugleich mit geschehen kann.

Die beyden Gemälde, worauf die Gelehrten von Siena sich berufen haben, wenn sie ihrer Stadt den höchsten Einfluß auf das Aufleben der neueren Malerey zuschrieben, sind eine Madonna von Guido in der Kirche St. Domenico mit der Unterschrift:

Me Guido de Senis diebus depinxit amenis
Quem Christus lenis nullis velit agere poenis.
Anno 1221.

Das andre Bild ist die Darstellung einer Mutter Gottes mit dem Kinde unter einem Baldachin, der von Aposteln und den Schutzheiligen der Stadt gehalten wird. Dieses befindet sich im Rathssaale des Palazzo pubblico, und sein Meister heißt Mino.

Jenes erste Gemälde hat man mit Lobeserhebungen überschüttet und einer der nüchternsten und partheylosesten Kunsthistoriker, Lanzi, sagt davon: „das Gesicht dieses heiligen Bildes ist liebenswürdig, und hat gar nicht das Gespenstische, welches eine Eigenthümlichkeit der Griechen ist. Auch im Gewande ist eine Spur von einem neuen Style zu entdecken.“

Der ehrbare Morona schließt seine Beschreibung mit den Worten: „Ihre Miene, ihre Stellung, die Zeichnung, kurz, der ganze Styl gefällt mehr, als der des ersten florentinischen Meisters.“ Und damit sezt er das Bild in die erste Epoche pisanischer Kunst und behauptet, die ganze Art des Bildes entferne sich nicht weit von Giunta's.

Dabey muß man natürlich stillschweigend voraussetzen, daß das Gemälde sich noch in dem ursprünglichen Zustande befindet, in welchem es aus den Händen des Malers gekommen; daß es wenigstens nicht willkürlichen Veränderungen unterlegen habe, wenn es auch den nothwendigen, welche die Zeit selbst mit sich bringt, nicht habe entgehen können. Morona aber hat für nöthig gehalten noch ausdrücklich hinzuzufügen: „Diese Madonna ist wohl erhalten und scheint von keiner Wiederaufmalung verändert zu seyn.“ Aber er sezt doch hinzu: „obgleich der Ton der Farben an den Köpfen weniger bronzebraun ist, als der an den Händen.“

Dieser lezte Umstand muß allerdings schon einigen Verdacht erregen, daß es mit der Freyheit von allen Veränderungen doch nicht seine völlige Richtigkeit haben möge, denn welcher Maler wird wohl an derselben Gestalt die Farbe des Fleisches an Gesicht und Händen verschieden machen, da ja beyde Theile des Körpers denselben Einflüssen ausgesezt sind, wenn nicht etwa die Frauen ihr Gesicht, wie im Morgenlande, verschleyern. Daher nahmen wir uns vor, ehe wir ein Urtheil über die Bedeutung dieses Kunstwerkes wagten, eine so genaue Untersuchung anzustellen, als unsre Kräfte zuließen. Dazu fanden wir uns noch mehr aufgefordert, als wir das Bild wirklich ins Auge bekamen, denn da wir eben aus der Bildersammlung der Akademie dahin gingen, wurden

wir sehr von der Aehnlichkeit dieser Madonna mit einer ziemlich bedeutenden Anzahl anderer überrascht, die etwa in die Mitte des 13ten Jahrhunderts gesezt werden und sich durch einen grünlichen Fleischton sehr auffallend auszeichnen. Zugleich aber sahen wir auf den ersten Blick zu unserem Erstaunen, daß diese Madonna Guido's sehr wenig Aehnlichkeit mit einer andern hatte, die in dem Bildersaale der Akademie vom Jahre 1262 eben dem Guido zugeschrieben wird, und in jeder Hinsicht der in S. Domenico an Vollkommenheit nachsteht. Um nun möglichst durch diese wunderlichen und verwirrenden Beziehungen und Verschlingungen uns hindurch zu finden, eilten wir uns eine Leiter herbeybringen zu lassen, um das Bild in größerer Nähe zu besehen. Hier erblickten wir in den beyden oberen Ecken zwey Gruppen kleinerer Engel, die über dieß Bild einen überraschenden Aufschluß geben. Sie sind nämlich so gänzlich im rohesten, sogenannten griechischen Styl, daß man versucht werden könnte sie einem ganz andern Meister zuzuschreiben, als dem, welcher die Madonna gemalt hat, wenn diese Annahme nicht gar zu abenteuerlich wäre. Die Gruppe zur Linken ist im Kolorite schwarzbraun, die Schatten sind auffallend schwarz, die Falten der Kleidung sind überflüssig und gänzlich willkürlich, der Ausdruck ist abschreckend düster. In der Gruppe zur Rechten ist der düstere Ton der Färbung gemildert, Licht und Schatten sind mehr durch Uebergänge vermittelt, die Falten sind natürlicher und der Ausdruck ist nicht so abschreckend.

Dazu kommt, daß ein Christus mit Engeln, der in größerer Höhe über diesem Bilde angebracht, und offenbar ein Theil dieses Gemäldes ist, einen viel dunkleren Farbenton zeigt, als die Madonna mit dem Kinde, wenn man auch wegen seiner zu großen Höhe die übrigen Eigenthümlichkeiten nicht erkennen kann.

Alles dieses zwingt zu der Ueberzeugung, daß diese vielbelobte Madonna in späterer Zeit durch Uebermalung ihren ganzen Charakter verändert haben müsse, wobey aber durch einen unbekannten Zufall die eine Engelgruppe nur flüchtig, die andre gar nicht übermalt worden ist. Wie hätte ein Maler, welcher der Madonna den gerühmten, sanften und freyen Ausdruck gegeben hat, den Engeln einen so düsteren und unfreyen gegeben! das Umgekehrte wäre erklärlich gewesen, und wir finden es bey Cimabue, denn für die Engel hatte man keinen so allgemein angenommenen Typus, als man für die Heiligen, diese Gegenstände religiöser Verehrung, hatte; bey ihrer Bildung war also der Maler jener frühen Zeit sich selbst überlassen, nicht so bey diesen. Wie hätte ein Maler, dessen Behandlung der Gewänder in der Madonna man rühmt, bey den Engeln die conventionelle Vorschrift sclavisch abgeschrieben! Wie hätte er, der, nach der Madonna zu urtheilen, Gefühl für Lebendigkeit und Verschmelzung der Farben haben mußte, bey den Engeln gar nicht die Wirkung der leblosen Eintönigkeit empfunden!

Diese Ueberzeugung wird noch mehr befestigt durch Vergleichung dieser Madonna mit der des Guido, die ehemals in der Kirche des heil. Bernardino, jezt in dem Bildersaale der Akademie sich befindet. Sie ist viel härter, die Schatten sind durch unverschmolzene schwarze Striche angegeben; die Falten sind gerade und brechen eckig. Das Gesicht stört wohl nicht mehr durch falsche Verhältnisse, aber es hat doch auch keineswegs das Sanfte, Harmonische der andern Madonna; der braune Ton ist durchaus vorherrschend. Daher ist der Verfasser des Katalogs dieser Bilder (Abb. de Angelis, wenn wir nicht irren) auch der Meynung, daß Guido sie wohl müsse in seinem Alter gemalt haben. Doch möchte es auch in diesem Falle unerklärlich seyn, warum der Maler, der einmal von der alten Manier sich zu einer besseren gewandt hatte, diese nun sollte verlassen und die alte zu Gnaden angenommen haben, zu einer Zeit, wo eine Menge von Bildern eine höhere Geschicklichkeit und besseren Geschmack beurkunden. Hätte er aus Altersschwäche sich verschlimmert, so ist doch anzunehmen, daß er das nun in seiner neu angenommenen Manier würde gethan haben.

Man wirft vielleicht ein, daß, wie Lanzi sagt, kein hinreichender Grund da ist dieses zweyte Bild dem Guido zuzuschreiben. Möge dieß aber auch eine falsche Annahme seyn, obgleich beyde in den nicht übermalten Stellen eine Aehnlichkeit in der Behandlung der Fleischschatten zeigen, indem bey beyden eine grünliche Untermalung durchscheint, so beweiset diese Madonna doch die Unwahrscheinlichkeit, daß die Madonna von S. Domenico, so wie sie jezt ist, aus den Händen des Malers sollte hervorgegangen seyn. Ist es denkbar, daß bey diesen Fortschritten im Jahre 1221, 41 Jahre nachher, 1262, an demselben Orte ein so viel unvollkommeneres Bild sollte gemalt seyn? Ist dieß denkbar bey den so viel größeren Fortschritten, welche um diese Zeit Giunta gemacht hatte, und die, wie wir nachher sehen werden, den Malern von Siena nicht konnten verborgen geblieben seyn, deren Einfluß sich daher auch in manchen neben diesen aufgehängten Bildern zeigt! Nur daraus ist diese Erscheinung zu erklären, daß ein schon in seiner Manier verknöcherter Maler, diese nicht aufgeben wollte und daher 1262 noch eben so malte, als 1221, woraus denn wieder wahrscheinlich würde, daß beyde Bilder wohl von einem Meister abstammen möchten.

Wahrscheinlich sind uns mehrere Anzeigen entgangen, welche unsere Annahme von einer, Alles Eigenthümliche unter sich begrabenden Uebermalung, bestätigen würden. Aber es schien uns doch, als ob alle die helleren Parthien der Gewänder vorzugsweise neu gemacht seyn mö-

gen, da sie natürlicher, freyer, großartiger sind: so der Schleyer der Madonna, und das Tuch, worauf das Kind sizt, nebst den Unterkleidern über der Unterschrift, in deren Feld dieselben auch hineinreichen. Dagegen bricht sich das Oberkleid in geraden, eckigen Falten. Die Verschiedenheit der Karnation hat schon Morona bemerkt.

Diese Uebermalung ist wahrscheinlich zu derselben Zeit vor sich gegangen, da die Madonnen in der Akademie, die dem Buonamico, Salvanello, Maestro Mino, Rinaldo, Segna, Vigoroso u. s. w. zugeschrieben werden, ihr jetziges Aussehen erhalten haben. Sie theilen wenigstens alle die eine Eigenthümlichkeit eines beynahe hellgrünen Tones der Fleischfarben und großer Verschmelzung derselben.

Werden nun bey mehrseitig wiederholten Untersuchungen unsre Angaben und die daraus gezogenen Schlüsse bestätigt, so ergibt sich, daß die Patrioten von Siena mit einer Waffe für die Ehre ihres Vaterlandes gekämpft haben, die sich gegen sie selbst kehren wird. Denn ist die Madonna ursprünglich so gewesen, daß sie mit den, glücklicher Weise noch unangetasteten Engeln in Harmonie gestanden hat, so ist daraus zu erkennen, daß die Kunst der Malerey im Jahre 1221 in Siena noch nicht höher stand, als in Florenz, Bologna und so vielen andern Orten, wo Madonnen gefunden werden, die in demselben tödten, wirkungslosen Styl gemalt sind, und daß sie daselbst erst nach dieser Zeit kann ins Leben gerufen seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom, den 9. Mai 1827.

(Aus einem Briefe des Freyherrn O. v. Stackelberg an den Herausgeber, als Ergänzung der Nachricht in Nro. 32 und 33.)

Bey der Nachricht, welche ich über die von Herrn Dürand erstandene, eherne Cista und Patera Ihnen mittheilte, vergaß ich nicht zu bemerken, daß ich sie nur unvollkommen aus der Erinnerung zu geben vermochte, jezt bin ich im Stande einige Ergänzungen und Berichtigungen nachzutragen und die ganzen Darstellungen genau zu beschreiben. Statt 13 sind 14 Figuren rings um die Cista eingegraben, denn ich habe einer Minerva nicht erwähnt, die in der Reihe derselben stehet. Ferner ist auf dem Scheiterhaufen der Leichnam des Patroklus nicht sichtbar, es muß angenommen werden, daß die da stehenden Waffen ihn verbergen. Auch sind außer dem Achilles noch drey männliche Figuren bekleidet. Die abgelösten kleinen Rundbilder eines Satyrs und einer Nymphe erweisen sich bestimmt als spätere Zuthat, indem die längliche Platte, auf der sie stehen, in den Spuren der Anlöthung Theile des Deckelbildes überragte. Auch scheint mir nicht mehr zweifelbar, daß auf der Patera Ajax und Kassandra vorgestellt sey: das Idol, welches leztere umfaßt, kann man nur für ein Minervenidol und den Flügeljüngling neben Ajax für einen Eros halten, der den Sinn desselben vom Morde zur Begier wendet. Folgende genaue Beschreibung der Darstellungen an beyden Bronzegeräthen wird eine vollkommene Uebersicht gewähren.

An der Cista:

Deckelbild. Eine Seegöttin, über ein Seepferd hingelehnt, umschlingt mit der Linken den Hals desselben und hält in der Rechten ein Schwert. Sie ist nackt bis auf den leichten Gewandüberwurf, der ihren rechten Schenkel verhüllt; eine Schleuderbinde um ihr Haupt, zeichnet sie von den andern Figuren aus. Vielleicht ist diese die Thetis. Ein kleiner Delphin schwimmt zwischen dieser Gruppe und der folgenden, einer Nereide, die auf einem Seeungeheuer mit Bart und vorstehenden Ohren, vermuthlich einem Seewolfe, sizt, eine Beinschiene in der Rechten emporhaltend, die untere Hälfte des Körpers mit Gewand bedeckt, das Haar über die Wangen herabhängend. Eine zweyte Nereide liegt auf einem Delphine ausgestreckt, ganz entblößt, leichtes Gewand um die Oberarme, Schuhe an den Füßen, in der Rechten die andere Beinschiene tragend. Das Meer ist durch das bekannte Wellenornament ausgedrückt, Lorbeerzierath als Einfassung des Bildes angebracht.

Hauptbild, das Gefäß umgebend. Minerva in langer Diplois, behelmt, die mit Schlangen eingefaßte, mit dem Medusenhaupt vorn geschmückte Aegis, die schräg hinab bis über die Hüften reicht, mit Schlangen um den Leib gegürtet, ein Schlangenarmband am Gelenk der linken Hand, hält in derselben ein Schwert und stüzt sich mit der Rechten auf eine Lanze oder Scepter. Die Eule sizt neben ihr auf einer angedeuteten Erdhöhe. Die Göttin scheint das Schwert zu den übrigen Waffen auf den in der Mitte dargestellten Scheiterhaufen des Patroklus hinzutragen; denn vor ihr steigt ein unbekleideter Jüngling ebendahin empor, Beinschienen darzubringen, die er mit vorgestreckten Armen in beyden Händen hält. Neben demselben sizt auf dem Boden zusammengekrümmt mit schreckenvoller Geberde, die Arme rückwärts gebunden, ein nackter Gefangener, und ein Jüngling in kurzer, auf der Brust kreuzweis gegürteter Tunika, hält ihn am Stricke, sich an eine Erdhöhe anlehnend, die Beine übergeschlagen. Er wartet auf die Vollendung des Opfers, welches neben ihm Achilles an einem anderen, gebundenen Gefangenen gerade vor dem Scheiterhaufen vollführt. Achilles, das Haupt geschoren, einen Panzer

über der Tunika tragend, den Schild auf dem Boden niedergelegt, hat ihm das Haar an der Stirne gefaßt und den Hals mit dem Schwerte durchschnitten, daß das Blut herabströmt. Ein anderer Gefangener, dasselbe Loos erwartend, steht vor ihm, den Sterbenden ansehend. Seine Arme sind rückwärts gebunden und der Strick um einen Lorbeerbaum befestigt, welcher über einer Erdhöhe halb hervorscheint. Ein Stück Gewand liegt auf derselben. Aus dem, zwischen den drey leztern Figuren sichtbaren Scheiterhaufen des Patroklus, ragt in der Mitte die Spitze eines Pfahls mit einem Helme überdeckt, ein Panzer steht unter dem Helme und zu beyden Seiten stehen Schilde, von denen der eine mit einem Medusenhaupte, der andere mit einem Sterne geschmückt ist. Diese Waffen bedecken den oberen Theil des Holzstoßes. Zu dieser Scene kömmt noch ein dritter, ein bärtiger Gefangener herbey, nackt, wie alle übrigen, die Hände rückwärts gebunden, und ihm folgt ein unbekleideter Jüngling, der ihn am Stricke hält. Auf der Erdhöhe zu beyden Seiten desselben liegt ein Helm und ein Gewand. Nach dieser Gruppe folgt eine ähnliche: ein Jüngling, der einen bärtigen Gefangenen am Stricke führt, doch trägt lezterer das Haupt gesenkt, ersterer ist mit Panzer und Beinschienen bekleidet, sein Schild neben ihm an den Boden gestellt, und er hält in der Rechten einen verzierten Helm empor. Hieran reiht sich die lezte Gruppe von drey Figuren: ein unbekleideter Jüngling, den Rücken zuwendend, die Linke in die Seite gestüzt, hält in der Rechten den Strick des auf dem Boden sizenden Gefangenen, welchen ein anderer, kurz gekleideter Jüngling am Haupte gefaßt hat und mit einem Messer bedroht, vermuthlich ihn zum Aufstehen zu zwingen, damit er dem erstern gegen den Scheiterhaufen hin folge. Ein Gewand ist hier ebenfalls zwischen den Figuren auf der Erdhöhe sichtbar und diese Gruppe schließt sich an die anfänglich erwähnte Minerva. Die im Hintergrunde des Bildes durchgängig vorscheinende Erdhöhe und im Vorgrunde zum Theil mit Pflanzen bewachsenen Erdschollen, sollen vermuthlich die Vorbereitung des Tumulus andeuten, der über die Asche des Patroklus gehäuft wurde. Epheuranken bilden die obere, Palmetten- und Lotuszierath die untere Einfassung des Bildes.

Innerhalb der spiegelförmigen Patera.

In sehr flüchtigen Umrissen ist ein auf niedrigem Fußgestell stehendes Idol der Minerva zu erkennen, die, mit schräg übergelegter Diplois bekleidet, eine Lanze in der Rechten hält, mit der Linken ihren herabgestellten Schild berührt und auf dem Haupte vermuthlich einen Helm trägt. Neben ihr steht eine jonische Säule, anzuzeigen, daß die Handlung in einem Tempel vorgeht. Eine Jungfrau, des Gewandes entblößt auf dem Boden liegend, Kassandra, hat das Idol mit den Armen umschlungen; ein bärtiger Mann, in schmalem, um den Leib gewundenen Gewande, Ajax, faßt sie an den zerstreuten Haaren und zückt das Schwert mit der Rechten, welche ein hinter ihm vortretender geflügelter Jüngling, Eros, ergriffen und zurückhält, indem er zugleich fürbittend die linke Hand nach seinem Kinn ausstreckt. Eros ist mit einem Halsbande geschmückt. Zierath von Epheuranken umgibt dieses Bild, und zwey kleine Seeungeheuer stehen unter demselben, den Raum auszufüllen.

Neue Kunstsachen.

J. P. Hebel, nach dem Leben gezeichnet und gestochen von Friedrich Müller. Fol. Mannheim bey Artaria.

Diese Reliquie des zu frühe hingeschiedenen Künstlers wird den Freunden der Kunst, so wie den Verehrern des uns nun gleichfalls entrissenen allemannischen Sängers eine sehr willkommene Erscheinung seyn. In den bisherigen Bildnissen Hebels waren — mehr oder weniger — blos seine materiellen Züge wiedergegeben; Müller hat es verstanden, auch den ruhigen, klaren Geist, die harmlose Scherzlaune, die Kindlichkeit und Gemüthlichkeit auszudrücken, die sich so lebendig in dem Antlitze des Dichters ausprägten. Das Porträt ist, in Zeichnung und Stich, im edlen historischen Styl behandelt, der dem herrlichen Stecher schon so eigen war, und uns seinen Verlust jezt aufs Neue beklagen läßt.

— ber.

Kupferstich-Versteigerung in Stuttgart.

Am 3ten September dieses Jahres und die folgende Tage wird in Stuttgart eine bedeutende Anzahl Kupferstiche, Holzschnitte, Kupferwerke ꝛc. (Doubletten und sonstige überflüssige Blätter der königlichen Kupferstichsammlung) aus der italienischen, deutschen, niederländischen und französischen Schule an den Meistbietenden öffentlich verkauft werden. Der gedruckte Katalog hierüber ist für 6 Kr. in der Gz. Ebner'schen Kunsthandlung in Stuttgart und in den meisten soliden Kunst- und Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu erhalten.

Nr. 48.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, den 14. Juni 1827.

Anfänge der italieniſchen Kunſt.

VI.

Früheſte Malerey in Siena.

(Fortſetzung.)

Das Gewaltſame und Sonderbare in der Annahme einer ſo gänzlichen Veränderung eines alten Bildes, daß es dadurch in einer neuen und ſelbſtſtändigen Eigenthümlichkeit auftritt, verliert glücklicher Weiſe ſeine gegen unſere Annahme zeugende Kraft durch ein anderes Bild, bey dem dieſe Veränderung hiſtoriſch erwieſen iſt. Dieß iſt ein Gemälde, worauf die Patrioten von Siena faſt eben ſo ſehr gepocht haben, wie auf die Madonna von Guido und, ſo lange ſie vornehm Cimabue's großen Werke in Aſſiſi unbeachtet ließen, mit noch größerem Rechte. Es iſt die obengenannte zweyte Darſtellung, die Jungfrau mit Engeln und den Schutzheiligen der Stadt, umgeben im Rathsſaale des Palazzo pubblico von Meiſter Mino um 1289 gemalt, wie ſich aus Urkunden über die Bezahlung erweiſen läßt. Es könnten auch ſelbſt Cimabue's Werke keine Vergleichung damit aushalten, wenn der jetzige Zuſtand der urſprüngliche wäre. Aber ſchon Lanzi ſagt: „Uebrigens kann man mit Sicherheit kein Urtheil darüber fällen, denn dieß Gemälde wurde im Jahre 1321 von Simon von Siena wieder zurecht gemacht, und es gibt darin ſo ſchöne Züge in den Geſichtern und in den Gewändern, daß ſie nur dem Reſtaurator zugeſchrieben werden können.“ Nun iſt es wirklich wahr, daß Simon Memmi ſo wenig ſeines Vorgängers Eigenthümlichkeit ſchonte, daß er ſich faſt ganz an deſſen Stelle geſetzt hat. Aber eine ſorgfältige Betrachtung, wobey beſonders die Nebenwerke nicht dürfen aus den Augen gelaſſen werden, läßt doch recht gut einen doppelten Styl in dieſem Bilde unterſcheiden, ſowohl im Ausdrucke, als in der Farbenbehandlung, und man bekömmt dadurch genügende Auskunft über die urſprüngliche Art der Kunſtübung an dieſem Gemälde. So bemerkt man in den Köpfen, welche ſich in der Einfaſſung befinden, den gebundenen, unfreyen Ausdruck, dieſen faſt drohenden Trotz, welchen wir als ein charakteriſtiſches Merkmal in Cimabue's Kunſtübung kennen gelernt haben. Dagegen offenbaren die Köpfe, denen Simon Memmi ſein Gepräge aufgedrückt hat, ganz beſtimmt und deutlich einen beſondern Zuſtand der Seele. Ferner zeigen jene Köpfe eine dunkle, faſt ſchwarzbraune Karnation, wogegen Simons Figuren noch heut zu Tage die heiterſten, blühendſten Farben ſehen laſſen. Auch iſt in den Geſichtsformen ein merklicher Unterſchied, indem Simon Memmi's Oval hier, wie in ſeinen übrigen Werken etwas länglicher iſt. Durch dieſe auffallende Verſchiedenheit in dem Werke ſelbſt wurden wir veranlaßt alles Urſprüngliche, ſo weit es noch zu erkennen iſt, von der ſpäteren Uebermalung zu ſondern, und waren ſehr überraſcht in dieſem Urſprünglichen eine ſehr deutliche Verwandtſchaft mit Cimabue's Art zu finden. Mit den Köpfen in der Einfaſſung, die wohl nicht den Einfluß des Verbeſſerers erfahren haben, ſtimmt auch noch die heil. Magdalena überein, ſo wie einer von den zwey Jünglingen zur Rechten. Auch iſt der Chriſtus dem des Cimabue ſehr ähnlich. Ferner erinnert die Art der Einfaſſung an die Einfaſſung, welche Cimabue ſeiner Madonna zu St. Maria Novella gab; es ſind nämlich Köpfe von Heiligen darin angebracht, zwiſchen denen immer ein viereckiges Feld mit Laubwerk ſich befindet. So iſt ja auch die ganze Idee nur eine Erweiterung von Cimabue's Idee, die er in ſeiner Madonna zu St. Maria Novella ausgeführt hat. Daher iſt der Schluß wohl erlaubt, daß Meiſter Mino unter dem Einfluſſe Cimabue's mag geſtanden haben. Man darf dieß um ſo unbedenklicher annehmen, da auch das Zeitverhältniß dafür ſpricht. Denn, als Mino ſein Bild im Jahr 1289 malte, war Cimabue ſchon lange zu ſeiner Meiſterſchaft gekommen und konnte einen ſolchen Schüler ſchon gebildet haben.

So begründet iſt das Vorgeben, auf welches die Stadt Siena den Ruhm verlangt, das Götterkind der Malerey zuerſt aus dem Himmel auf die Erde herabgezogen, an ihrem Buſen es genährt, in ihrem Schooße es gepflegt zu haben.

Wir wollen versuchen der Kunstübung von Siena eine richtigere Stelle in dem Zusammenhange mittelalterlicher Kunst anzuweisen.

Mit Bezug auf unsre obigen Erörterungen behaupten wir, daß die Kunstübung in Siena sich um 1221 noch nicht von der überall herrschenden, sogenannten griechischen Art entfernt hatte. Um diese Zeit aber bildete sich Giunta in Pisa schon zu einer höheren Vollkommenheit aus, und gestüzt auf das Gesetz der Sparsamkeit, welches die ganze Natur, sowohl die freye als die nothwendige durchherrscht, nehmen wir an, daß die Fortschritte, welche wir um diese Zeit in Siena bemerken, durch Giunta's vollendete Kunstübung veranlaßt sind. In dieser Annahme bestärkt uns die augenscheinliche Aehnlichkeit der Kunst in Sienesischen Bildern, die wahrscheinlich dieser Periode angehören mit der Kunst in Giunta's Gemälden, welche Aehnlichkeit Morona auch schon vor uns bemerkt hat. Sie ist ganz besonders auffallend an einer Tafel mit dem Apostel Petrus, die später noch wird erwähnt werden und in der Akademie freylich in ein früheres Jahrhundert zurückgeschoben wird, ferner in einem Bilde von Diotisalvi unter Nr. 5. in der Akademie, welches dem 13ten Jahrhundert zugeschrieben wird, deßgleichen in einem Camaldulenser, der 1257 auf einem Umschlag eines Buches aus der Bicherna ausgeführt ist. Die besondere Eigenthümlichkeit dieser Kunstübung bezeichnen wir hier nicht näher, weil dieß da geschehen ist, wo wir von Giunta sprachen.

Die Annahme dieses Zusammenhangs wird wohl um so weniger Widerspruch finden, wenn wir nachweisen, auf welchem Punkte sich die Meister von Siena und Giunta antreffen mußten. Dieß war in Assisi, welches durch den Zusammenfluß frommer Christen aus Reichen und Ländern um diese Zeit wohl einen eben so weit reichenden Einfluß auf die Verbreitung der Bildung übte, als die olympischen Spiele für Griechenland hatten. Schon im Jahre 1219, als der heil. Franziskus daselbst das erste Generalkapitel hielt, strömten in dieser Stadt an 5000 Minoriten aus allen Ländern zusammen. Und wenn nun freylich auch das religiöse Interesse das vorherrschende war, bey manchem vielleicht alle anderen erstickt hatte, so ist doch wohl mit Recht zu vermuthen, daß nach den Gebeten und gottesdienstlichen Uebungen auch Unterhaltungen andrer Art geführt wurden, wodurch die Bildung verschiedener Länder sich berühren und durchdringen mußte. Wie viel mehr mußte dieses nach dem Tode des heil. Franziskus der Fall seyn, da z. B. bey seinem Leichenbegängniß, wie Fra Bartolommeo von Pisa erzählt, ein solcher Zusammenfluß des Volks war, daß die Stadt Assisi nicht alle Menschen fassen konnte, sondern sie auf den Feldern außerhalb der Stadt sich einrichten mußten? In so aufgeregter Zeit mußte wohl Alles, was in Assisi geschah, in der ganzen Christenheit bekannt werden, und wurde eines der dort unter den neuern Malern entstehenden Kunstwerke, das den Blicken entgegentrat, auch nicht ästhetisch gewürdigt, so wurde es doch um seines Gegenstandes Willen ohne Zweifel ein Gegenstand weit verbreiteten Ruhmes und Preises. So war jedes Gemälde, welches in Assisi zu Stande kam, als ein Samenkorn anzusehen, welches hundertfältige Früchte zu tragen bestimmt war, und wenn die Religion der Kunst auch viel verdankt, so verdankt diese doch der Religion noch weit mehr. Denn genau von dieser Zeit an, als das religiöse Bedürfniß die Christen aller Länder und Gegenden an dem Grabe des Heiligen zusammenführte, ward die Würde und die Bedeutung der Kunst gefühlt und dieß Gefühl überall hin verbreitet. Cimabue's Kunst beschränkt sich noch auf einen engeren Wirkungskreis. Giotto durchzog im Triumphe Italien von einem Ende bis zum andern und auf seinen Wegen blüheten die Blumen der Kunst auf, wie die Blumen des Feldes unter dem linden Hauche des Frühlings. Nun war es mit dem sklavischen Nachtreten todter Vorbilder in der Malerey vorbey. Auch der rohesse Geschmack wird ein verzerrtes, grauenhaftes, mumienbraunes Bild der alten Kunstübung einem Gemälde nachsetzen, welches durch richtigere Formen und heitere Farben das Auge erfreuet, und so mußten sich die Maler schon um des Publikums willen bequemen die bessere Art sich anzueignen, wenn die Achtung gegen ihre Kunst sie auch nicht dazu trieb. Hierin liegt schon eine moralische Nothwendigkeit, daß Giunta's Verbesserungen einen weit verbreiteten Einfluß üben und zum Wetteifer anfeuern mußten, so wie es auch nicht anders möglich war, als daß sich dieser Einfluß bald zeigen mußte. Die Reizbarkeit des Gefühls jener Zeit wirkte noch dazu mit, denn wenn das so stark gefühlte religiöse Bedürfniß den Maler jener Zeit zu einer Wallfahrt nach Assisi trieb, so mußte er wohl stark getroffen werden von Vorzügen, die ihm bisher ganz unbekannt geblieben waren, und an die Stelle der am Grabe des Heiligen gesänftigten Sehnsucht, nahm er einen neuen Eifer für seine Kunst mit zurück, der köstliche Früchte tragen mußte. Daher die Aehnlichkeit des Styls jener Bilder mit dem Style Giunta's.

Dieser Styl mußte dauern, bis Cimabue mit einem reicheren, mächtigeren Genius Giunta's technische Verbesserungen verbindend eine neue Art erschuf, und Giunta überbietend mit kunstreicher Eigenthümlichkeit die Fülle und die Kraft seines Genies in den Kirchenhallen des Sacro Convento walten ließ. Je unwiderstehlicher das höhere Leben seiner Bilder, welches der Stimmung seiner Zeit so verwandt, ja gleichartig war, in das innerste Gemüth der hier zusammenströmenden Menge

hineindrang, deſto höher und lauter mußte ſein Ruhm werden, deſto ſtärker mußten die Maler ſich aufgefordert fühlen ihm das Geheimniß abzulernen, womit er ſo große Wirkungen hervorbrachte. Nun hat uns leider die Geſchichte kaum eine Andeutung von einem andern Schüler Cimabue's, als Giotto, in ihren Büchern aufbewahrt, doch iſt es unſerer Meynung beſonders günſtig, daß der Maler, den ſie uns außerdem noch als einen Zögling des großen Meiſters nennt, eben aus Siena iſt. Es iſt dieſes der ſchon im Leben des Cimabue erwähnte Maler Ugolino, deſſen kurze Lebensumſtände Vaſari mit denen des Stefano zuſammenfaßt. (Vaſ. I. 116). Lanzi beſtreitet freylich, daß Ugolino ein Schüler des Cimabue geweſen ſey und gibt nach ſeiner umſichtigen Weiſe auch einen Grund für ſeine abweichende Meynung an. Er findet nämlich in der Madonna, die von Ugolino noch in der Kirche von Orſanmichele zu Florenz zu ſehen iſt, ein viel helleres Kolorit, als das des Cimabue. Wenn man aber bedenkt, daß er mit Stefano, einem Schüler Giotto's in der innigſten Freundſchaft lebte, und daß zu jener Zeit ein helleres Kolorit allgemein angewandt wurde, ſo iſt doch leicht erklärlich, daß er das ſeinige auch etwas milderte, wenn er auch ſonſt noch ſo eigenſinnig ſeyn mochte. Er mußte es ſchon thun, wenn er Aufträge haben wollte. Dann kann aber doch auch dieſer Umſtand Vaſari's ausdrückliche Meldung von einer beſondern Eigenthümlichkeit in dem Geſchmack des Malers, die mit Cimabue's Namen in ſo enger Verbindung ſteht, nicht entkräften. Wo wäre wohl ein Grund zu einer Erfindung ſo ſonderbarer Art? Was für Veränderungen können dagegen mit dem Bilde vorgegangen ſeyn, wonach Lanzi urtheilt! Kann es nicht daſſelbe Schickſal gehabt haben, welches Guido's und Mino's Madonnen traf? Leider haben wir dieß alte Gemälde nicht genau unterſucht. Daß Ugolino ſeine erſte Bildung von Meiſtern in Siena erhalten, iſt damit ſehr gut vereinbar. Er verließ ſie aber, um einer ſtrahlenderen Sonne zu folgen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Einiges über die Kunſtausſtellung zu Bamberg, von dem dortigen Kunſtverein vom 8. bis 17. April 1827 veranſtaltet.

Unter den Produkten der ſchon in einigen Blättern erwähnten Kunſtausſtellung zu Bamberg, erregte die Zeichnung eines Kruzifixes mit Johannes und Maria beſondere Aufmerkſamkeit, weil dieſe Kompoſition zum Vorbild eines Monumentes dienen ſoll, das in 10 Fuß hohen Figuren aus feinem Sandſtein ausgeführt, auf dem vor einigen Jahren neu errichteten Leichenacker aufgeſtellt werden wird. Ein wohlhabender Mann bewilligte die Koſten dazu. Die Zeichnung wurde von Gündter, welcher ſich auf der Schule zu München bildete, gefertigt. Der Bildhauer Wurzer erhielt den Auftrag zur Ausführung, jedoch mit dem Bedeuten, ſich genau an die Zeichnung zu halten. Da in der Ausſtellung, nebſt dieſer Zeichnung das von Wurzer gefertigte Modell zu ſehen war, ſo wollen wir beyde etwas näher beleuchten.

Chriſtus hängt mit vollkommener Ruhe am Kreuze, als läge er auf einem Ruhebette. Alle Muskeln ſind in ſanfter Harmonie; von einer krankhaften Bewegung derſelben, folge eines ſolchen Zuſtandes, iſt nichts zu bemerken, und man lieſt auf ſeinem Munde: ſo, laßt mich ruhig, ich hange recht gut, es iſt mir wohl; indeſſen Johannes mit bitterer Miene und zurückweiſender Hand ſagen will: Meiſter, was haſt du gethan! Maria ſteht, mit Mänteln umhängt, gedankenlos zur Rechten des Kruzifixes. Dieſe Ausdrucksloſigkeit iſt neben der wilden Gebärde des Johannes um ſo auffallender. Die ſonderbare Gleichgültigkeit des Chriſtus ſoll nach der Verſicherung Einiger das Göttliche ſehr gut ausdrücken, und gerade den Moment bezeichnen, wo er ſagt: Frau, ſiehe deinen Sohn ꝛc. Der Körper des Chriſtus hat die Anlage zu einem Fechter; der Kopf iſt zu den Fleiſchmaſſen etwas klein gehalten. Der Mangel an anatomiſcher Kenntniß des Künſtlers iſt häufig bemerkbar.

Der Bildhauer hat ſich, trotz ſeinem Auftrage, im Modelle einige Abweichungen erlaubt; ſo beugte er den Kopf des Chriſtus ganz auf die rechte Schulter, und das Bedeutungsloſe im Ausdruck wird hierdurch noch ſtärker. Die drohende Hand des Johannes bekam eine leichtere und vortheilhaftere Wendung; aber das Geſicht deſſelben iſt das eines Taglöhners und von widrigem Eindruck. Dieſer wird bey der Höhe der Figuren, die noch dazu hoch geſtellt werden, recht auffallend, indem man dem Jünger mit aufgehobenem Kopfe, nur in die Naſenlöcher ſehen kann. Das Kreuz, Maria und Johannes, ſtehen in einem beynahe gleichſeitigen Dreyecke, letztere wenden ſich von dem Beſchauenden etwas ab, und will man eine oder die andere Figur von vorne beſehen, ſo muß man rechts oder links treten; deſſen ungeachtet wird hierdurch der Zweck nicht ganz erreicht. Endlich ſtellt man ſich hinter den Kreuzſtamm, um ſie beſſer zu überſehen; aber gerade durch dieſen wird die Ausſicht auf ſie benommen. Auch durch dieſe Anordnung erleidet alles Beeinträchtigung, und Kenner und Kunſtfreunde werden bedauern, daß ein Werk, welches den neuen Leichenacker verherrlichen ſoll, weit unter dem Werth bleibt, den es haben ſollte.

Die übrigen ausgeſtellten Kunſtwerke waren meiſtens Gemälde und Zeichnungen, nach dem gedruckten

Verzeichniß waren es 177 Gegenstände, von 53 Künstlern und Dilettanten gefertigt. Die Werke des Fräulein v. Boose Nr. 4. — 11. zeigten, daß die Künstlerin nicht ohne Anlage sey, jedoch scheint sie nicht immer gute Originale gehabt zu haben. Die Gemälde von J. Dorn Nr. 16. — 27. sind von solchem Gehalte, daß jedes einzeln gehörig beurtheilt werden muß, welches in einem der nächsten dieser Blätter geschehen soll. Die Zeichnungen des Landbaumeisters Eck Nr. 29. — 31 waren hart und zeigten schwerfällige Gebäude. Die Gouacher Gemälde von Geibel waren voll Kraft, aber nachlässig behandelt. Die Gemälde von J. Günder Nr. 40. — 43. werden mit den Dornischen, ebenfalls jedes einzeln, gehörig beurtheilt werden. Das Gemälde von S. Gütlein Nr. 47. hätte wegen seines geringen Gehaltes nicht aufgehangen werden sollen. Die Bildnisse von Barbara Kraft Nr. 65. — 69. zeichneten sich sehr vortheilhaft durch Wahrheit und kräftiges Kolorit aus; nur wäre bey jugendlichen Köpfen weniger Feuer zu wünschen. Die Gemälde von P. J. Kraus Nr. 70. — 72. zeigen, daß der Künstler noch vieler Ausbildung bedarf. Das Gemälde Nr. 78. von K. v. Lind verdient nur wegen seiner Gehaltlosigkeit Erwähnung. Die Landschaften von L. Neureuther Nr. 91. — 96. sind mit gut und schlecht zu bezeichnen; unter erstere rechnen wir Nr. 91. 92. 95. und 96. — Nr. 107. die Prachtthüre des Doms zu Bamberg, eine Zeichnung von Reinstein, zeichnete sich vortheilhaft aus. Nr. 110. ist eine recht schöne Landschaft von Fr. K. Rupprecht mit guter Anordnung und eben so guter Ausführung. Das Eltmanner Thor Nr. 111. von demselben Künstler, Nr. 137. — 141. Landschaften von K. Theodori, zeichneten sich durch schönes Kolorit, nette und schöne Ausführung aus. — Das Verzeichniß dieser Ausstellung ist sehr oberflächlich verfaßt, bey mehreren Fertigern von Kunstwerken nicht angemerkt, ob sie Künstler, Dilettanten oder Schüler sind. Der Fall tritt bey den Namen Boose, Finzel, Freiberg, Gutteuberg, Herbst, A. Hofmann, Hollenbach, Köderlein, Künsberg, Mohr, Pfenfer, Scheubel, Schumm, Seckendorf, Weling, ein; dieß kann in der Kunstgeschichte leicht Irrthümer veranlassen. Selbst der Titel ist nicht deutlich genug, er heißt: Verzeichniß der einheimischen Kunstwerke. Soll darunter verstanden werden: Kunstwerke, welche sich zu Bamberg befinden, oder von Bamberger Künstlern gefertigt sind? Wir beziehen es auf das leztere, dem fränkischen Merkur zu Folge, worin dieser Kunstausstellung lobpreisend gedacht wurde.

—r.

Kunstausstellung in der französischen Akademie zu Rom.

Wenn es wahr ist, daß jede Zeit sich in ihrer Kunst abspiegelt, so muß man glauben, daß in den Franzosen mehr Ernst und wahres Gefühl sich rege, als früher, wenn man die Werke, welche dieses Jahr von den hiesigen französischen Akademikern ausgestellt sind, mit früheren Hervorbringungen vergleich.

Ein großes, in sehr kurzer Zeit gemaltes Bild, M. Antonius, wie er das römische Volk bey J. Cäsars Leiche anredet, von Hrn. Court, hat zwar noch des theatralischen Vieles, und die Gestalten treten nicht gehörig zurück, inzwischen ist ein lobenswerthes Streben nach Individualität in den Köpfen, Mäßigung im Gebrauche der Motive, und große Tüchtigkeit in der Zeichnung mehr als hinreichend, diese Fehler auszugleichen. Dieser Künstler scheint bestimmt, die Schulen von David und Gros den Italienern nach und nach wieder zu nähern.

Zwey nackte Figuren, besonders eine Erigone von Bouchot, sind vortrefflich in der Farbe, welche seither leider von den ersten Franzosen, besonders nachlässig behandelt worden ist.

Nur eine Landschaft ist ausgestellt, eine Ansicht der Stadt Capri von Girour, sie ist mit zu breitem Pinsel gemalt, und die heimkehrenden Zugstiere sind ein gar zu arger Verstoß wider die Oertlichkeit.

Die Bildhauerey hat eine Statue über Lebensgröße in pariſchem Marmor von le Maire geliefert: der Pflüger, welcher Waffen und Schädel aufpflügt, nach einer Stelle in Virgils Landbau. Die Bedeutung bleibt etwas dunkel, die Bearbeitung ist lobenswerth.

Auch im laufenden Jahre hat die Baukunst sich vor ihren Schwestern ausgezeichnet. Die Trajans- und Antoniussäule, der Jupiterstempel zu Ostia, der Vestatempel zu Rom, sind mit Geschmack, Gelehrsamkeit und Mäßigung ergänzt. Es ist sehr zu wünschen, daß der, in Paris jezt so schwunghafte Steindruck uns eine Sammlung aller Ergänzungen gebe, welche seit vielen Jahren von den französischen Künstlern mit ausgezeichnetem Glücke bearbeitet worden sind.

Eine sehr schöne Komposition, ein Universitätsgebäude von Blouet ist sehr glücklich gedacht, und fand allgemeinen Beyfall.

Rom, den 28. April 1827.

M.

Nr. 49.

Kunst-Blatt.

Montag, den 18. Juni 1827.

Anfänge der italienischen Kunst.

VI.

Früheste Malerey in Siena.

(Fortsetzung.)

Hätten wir auch gar nicht diese geschichtliche Meldung, so würde deutlicher, als alle Worte, das Werk des Mino den Cimabue mit der Schule von Siena in Verbindung setzen. Und wäre auch noch mehr von dessen Eigenthümlichkeit verrätzt, so blieben uns doch noch Duccio's, dieses vortrefflichen Meisters, Werke, welche mit der kräftigsten Originalität die Weise Cimabue's so eng und innig verbinden, daß man eine seltene Verwandtschaft zwischen den Geistern und Gemüthern dieser beyden Künstler annehmen muß, deren Schicksal auch darin verwandt ist, daß sie so ungerecht vergessen, so oberflächlich verkannt sind. Daß man die Aehnlichkeit zwischen beyden, eine Aehnlichkeit, die so groß ist, wie sie nur je zwischen Meister und Schüler statt finden kann, bisher noch nicht ans Licht gestellt hat, scheint lediglich daraus erklärt werden zu müssen, daß man die Werke beyder keiner genauen Ansicht gewürdigt hat.

Hätte Vasari nicht unüberwindliche Schwierigkeiten gefunden, die merkwürdige Tafel, welche wir nachher beschreiben werden, auch nur zu sehen, so würde diese Sache vielleicht schon seit Längerem besprochen seyn. Aber er klagt, daß er bey aller Mühe, die er sich gegeben, sie nicht habe finden auch nicht erfahren können, was daraus geworden sey, seitdem sie durch ein Tabernakel von Bronze aus ihrer Bestimmung vertrieben. So redet er denn blos von den mit schwarzem Marmor in weißen eingelegten Figuren, die sich auf dem Fußboden des Doms von Siena befinden und eine so große Berühmtheit erlangt haben. Er rühmt von ihm, daß er bey aller der Schwierigkeit dieser Kunst die Gestalten auf das Vortrefflichste ausgeführt habe und schreibt übrigens Ghiberti's Urtheil über die Tafel nach, daß sie beynahe in griechischer Manier, doch mit der modernen vermischt, ausgeführt sey.

Wir verdanken Vasari's Nachrichten aber eine Notiz über die Orte, an denen Duccio gearbeitet, indem I, 230. gemeldet wird, er habe auch außer Siena in Florenz, Pisa, Lucca, Pistoja gemalt, und überall ungemein viel Ruhm und Lohn eingeärndtet. Da aber diese toskanischen Städte vorzugsweise der Wirkungskreis von Cimabue's und Giotto's Schule seyn mußten, so schließt man daraus wohl nicht mit Unrecht, daß Duccio auch müsse zu ihr gehört haben.

Lanzi rühmt dieser Tafel zwar nach, daß sie beynahe Epoche in der Kunst macht und zu den besten jener Zeit gehört; aber er beruft sich auf das allgemeine Urtheil, daß sie Griechisches an sich habe und hat also wohl schwerlich dem Bilde die verdiente Aufmerksamkeit geschenkt, sonst würde er sich wohl ein eigenes Urtheil gebildet haben, welches Recht ihm eben so sehr zusteht, als er sonst davon Gebrauch macht. Die meisten seiner Anführungen scheinen auch mehr aus Büchern, als aus eigener Anschauung entnommen zu seyn.

Leider konnte des Padre della Valle Empfehlung des Meisters aus bekannten Gründen keine Wirkung haben. Aber man hätte doch die geschichtlichen Zeugnisse, die auf seine hohe Würdigkeit hinweisen, den rauschenden Enthusiasmus, womit sein großes Altarbild im Dome von seinen Zeitgenossen aufgenommen wurde, die Worte des Titius berücksichtigen sollen, der von Duccio sagt: „Er war zu jener Zeit der Trefflichste unter den Meistern seiner Kunst. Aus seiner Werkstatt gingen, wie aus dem trojanischen Pferde, vortreffliche Maler hervor.“ Es ist ein sehr ungünstiger Umstand für sein wundervolles Bild im Dome, daß man die Leiter gebrauchen muß, um sich etwas genauer damit bekannt zu machen. Damit man diese Mühe aber nicht länger scheue, wollen wir ein Verzeichniß der Darstellungen hier folgen lassen, woraus der Reichthum derselben und die unerschöpfliche Phantasie des merkwürdigen Künstlers geahnet werden möge.

Wir reden hier zuerst nur von der Tafel, welche die Darstellung der Leidensgeschichte Christi enthält. Es mag vielleicht schon die Aufmerksamkeit der Leser erregen,

wenn wir sagen, daß der Maler in dieser Geschichte von dem Einzuge in Jerusalem an bis zur Auferstehung des Erlösers Stoff zu zwanzig bis dreißig einzelnen Darstellungen gefunden hat. Doch ist trotz dieser Vereinzelung und Trennung der Momente eine jede Darstellung mit einer reichlichen Fülle von Figuren ausgestattet, in deren Gestaltung und Zusammensetzung durchweg so neue und überraschende Motive angewandt sind, daß sie Zeugniß geben, von einem nie verlegenem Erfindungsgeiste, von der umsichtigsten Besonnenheit, von der tiefsten Durchdringung des inneren und äußeren Lebens, und von einer Vertiefung in seinen Gegenstand, wodurch eine bis in das Einzelnste gehende Individualisirung mit der reinsten Objektivität sich verbindet. So geschieht es, daß man auf das Stärkste in die Begebenheiten mit hineingerissen wird, und von seiner Verwunderung sich kaum erholen kann, wenn man nun einmal blos auf die Kunst des Meisters sein Auge wendet. Man glaubt, der Künstler müsse durchaus bey allen diesen Scenen zugegen gewesen seyn, so sind auch die unbedeutendsten Kleinigkeiten, wodurch höheres Leben und innigerer Zusammenhang hervorgebracht werden kann, von ihm seiner Aufmerksamkeit werth gehalten. Was wir uns in unsre Erinnerungsbücher über das Einzelne aufgezeichnet haben, bieten wir nun den Lesern dar. Bleibt dieß aber sehr unvollständig, so bitten wir sie zu bedenken, daß wir erst später veranlaßt wurden an die öffentliche Mittheilung dieser Aufzeichnungen zu denken, die wir ursprünglich nur zu unserem eigenen Studium vornahmen, und bey unserem nur kurzen Aufenthalte zu Siena eher abbrechen mußten, als uns lieb war. Der Mangel an befriedigender Vollständigkeit schließt also kein Mangel an Achtung gegen die Leser in sich. Gern würden wir zur Erhöhung der Theilnahme noch die geschichtlichen Thatsachen über Duccio hier mittheilen, welche der Padre della Valle in seinen Lettere sanesi zusammengestellt hat, wenn uns an unserm jetzigen Aufenthaltsorte dieses Buch nicht trotz aller unserer Bemühungen unzugänglich geblieben wäre. Lanzi führt T. I. S. 277 und T. II. S. 69 in diesem Werke, als Stellen an, die von diesem Maler handeln, und wir bitten unsre Leser, denen das Buch zur Hand ist, sie nachzuschlagen, indem sie hierin über das Schicksal der Tafel, welche wir jetzt beschreiben werden, nähere Angaben finden werden.

In ihrem jetzigen Zustande ist sie ein Viereck, in welchem die einzelnen Darstellungen, auch Vierecke, nicht eben ganz ordentlich bey einander stehen. Die Figuren sind etwa eine Palme hoch. Die Reihe der Begebenheiten beginnt

1. mit dem Einzuge in Jerusalem. Die Scene ist nahe vor dem Thore. Jesus reitet zur Linken auf der Eselin, neben welcher das Füllen geht. Hinter ihm sind die Apostel, alle voll Kraft in den Männer- oder Jünglingsgesichtern. Unter ihnen zeichnet sich besonders Johannes durch Schönheit aus. Ihre auf das Volk gerichtete Gesichter scheinen diesem zu sagen: Hier bringen wir Euch Euren König. Jesus selbst scheint eben mit würdigem, ernstem Blick, der nicht frey von Wehmuth ist, die Rechte aufgehoben, die Worte des Weh's über die Stadt auszusprechen. Ueber ihm pflücken Männer in und unter Bäumen Zweige von denselben. Von den Zinnen der Stadtmauer und über eine Gartenmauer unter den Mauern der Stadt schauen eine Menge von Männern, Weibern und Kindern mit ernsten Blicken aber voll inniger Theilnahme an dem, was sich begibt. Vor dem Erlöser her zieht der Volkshaufen. Einige legen sich um und breiten mit dem Ausdrucke der innigsten Ehrerbietung Kleider auf dem Wege aus, Andre tragen Zweige vor ihm her; noch Andre werden wider ihren Willen fortgedrängt und schauen noch, so gut sie in diesem Drange können, nach dem Könige um. Kurz, es ist ein solches Getümmel auf dem kleinen Raume dargestellt, worin jede Figur nicht etwa blos mit ihrem Körper, sondern durch die Theilnahme ihrer Seele eine Rolle spielt, daß wir uns nicht erinnern, etwas Aehnliches gefunden zu haben. Ja, es ist die Frage, ob es möglich sey, diese Darstellung zu übertreffen. Wenigstens sind wir gewiß, daß die Idee eines solchen Getümmels hier so erschöpfend und befriedigend ausgeführt ist, daß ein größerer Aufwand dazu schwerlich von Ueberfluß frey gesprochen werden könnte. Im Thore stehen die Pharisäer und Schriftgelehrten; von denen sich einige über das Aufsehen ärgern, welches ihr Gegner macht und von Neid verzehrt werden. Andere wundern sich mit aufgehobenen Händen über seine unerhörte Kühnheit. Doch sind auch einige darunter, denen man die boshafte Zuversicht auf dem Gesichte lieset, da sie seiner schon Herr werden wollen.

Wir sind überzeugt, daß unser trefflicher, die wahre Sphäre der Malerey so richtig würdigender und fremdes Verdienst so innig anerkennender Overbeck es nicht übel deuten wird, wenn wir dieses Bild Duccio's in Hinsicht der Erfindung dem Einzuge Christi an die Seite stellen, welcher jetzt die Hauptzierde der St. Marienkirche zu Lübeck ist. Wir überlassen es der Entscheidung der Kunstverständigen, ob nicht sogar das Motiv Duccio's, der die Apostel mit dem Volke in Verbindung setzt, dem Motiv Overbeck's möchte vorzuziehen seyn, der die Apostel ohne Theilnahme an dem Volksjubel in frommer Ergebenheit gegen ihren Meister und zum Theil in Betrachtung über seine Göttlichkeit vertieft, einhergehen läßt. Wenigstens schließt sich durch Duccio's Motiv das Ganze zu einem lebendigeren, dramatischeren Gemälde viel enger zusammen.

2. Die Fußwaschung. Jesus wäscht eben dem

Petrus die Füße, und wir erblicken ihn hier eben so beschämt und bestürzt, wie der Evangelist Johannes ihn in seinem Evangelio uns beschreibt, und da wir ihn hier mit unseren leiblichen Augen sehen, so ist der Eindruck noch viel stärker. Er hält die rechte Hand fest in peinlicher, ängstlicher Verlegenheit vor die Stirn; auf die andere Hand stützt er sich. Jesus auf einem Knie vor ihm, hält seinen Fuß in seiner linken Hand und mit seiner sanftmüthigen Würde ihn anblickend, scheinen die Lehren der Liebe und Demuth von seinen Lippen zu fließen. Wie Petrus zur Linken, so sizt ein andrer Jünger zur Rechten, der eben seine Sandalen löset, und diese beyden schließen mit den dazwischen stehenden Aposteln die Gruppe auch äußerlich zu einem Ganzen ab, welche der Ausdruck der tiefsten Verehrung gegen ihren göttlichen Meister, der innigen Rührung über seine Herablassung, des versunkenen Nachdenkens über seine Hoheit zu einer der herzergreifendsten macht, die sich sehen läßt.

Die so ganz aus der Idee und aus der inneren Nothwendigkeit hervorgehende Gruppirung ist aber nicht blos hier, sondern auf jedem Bilde gleich vortrefflich. Es ist reiner Ausdruck der bewußtlos bildenden Kraft einer höheren Natur. Kein bloßes Nachdenken, nicht das angestrengteste Studium würde ausreichen, um so etwas in immer neuer Fülle und Angemessenheit zu gestalten. So viele Figuren auf diesen Bildern auch immer bey einander stehen, so scheint doch nie eine überflüssig; im Gegentheil würde der Zusammenhang gestört werden, wenn auch nur eine fehlte, denn, wo wir auch den Versuch machten eine hinwegzudenken, da entstand ein Riß.

3. Das Abendmahl. Es zeichnet sich durch lebendige Handlung und mannichfaltigen Ausdruck aus. Besonders ist der feurige Petrus hier wie überall in der lebendigsten Individualität dargestellt. Weit entfernt das freylich effektreichere, aber nur für einen stumpferen Sinn berechnete Mittel anzuwenden, den Verräther Judas durch etwas Auffallendes, auszuzeichnen, wie z. B. Leonardo da Vinci in seinem Abendmahl gethan hat, scheint er hier vielmehr in der Reihe der Jünger einen ihm zukommenden Platz einzunehmen, und unterscheidet sich eben durch nichts Aeußerliches von ihnen. Man erkennt ihn blos an dem kaltverständigen, berechnenden Gesichte, während allen Andern das Gemüth von Zorn, Trauer oder Wehmuth überwallt, und diese Bewegungen sich in ihren Mienen malen. Man würde, wenn man diesen Ausdruck aus der Acht ließe, ihn nur durch die Vergleichung mit seinem Ebenbilde in der folgenden Abtheilung erkennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lithographie in München.

Malerische und militärische Reise von Wittenberg in Preußen bis Moskau im Jahre 1812, an Ort und Stelle aufgenommen und auf Stein gezeichnet von Albrecht Adam. München bey Hermann und Barth.

Kriegsscenen hatten von jeher ausgezeichnete Künstler beschäftiget, da sie reichen und mannichfaltigen Stoff zu Schilderungen darbieten, die hinsichtlich der Geschichte sowohl als in artistischer Beziehung durch Mannichfaltigkeit der Situation, durch Reichthum der Anordnung und Motive vielfältiges Interesse gewähren.

Der Feldzug, aus welchen Hr. Adam den Stoff zu diesem Werke schöpft, ist jener vom Jahre 1812 in Rußland. Die unglücklichste aller Katastrophen für die damals in Rußland versammelten Heere, wo alles, was lebte, nicht nur gegen den schrecklichsten Mangel und die drückendsten Entbehrungen aller Art, sondern auch noch gegen die in Wuth aufgereizten Elemente zu kämpfen hatte, machte diesen Feldzug zum einzigen in seiner Art, aber auch zur reichhaltigsten Quelle von Ereignissen, deren Schilderung, an Ort und Stelle mit möglichster Treue von einer lebhaften Phantasie aufgefaßt und mit entsprechender Charakteristik im Ausdruck der handelnden Personen wieder gegeben, nicht anders als mit dem lebhaftesten Interesse aufgenommen werden kann.

Hr. Adam, seiner vorzüglichen Neigung zur Pferde- und Schlachtenmalerey folgend, wohnte schon dem Feldzuge in Oesterreich im Jahre 1809 bey und kam hierauf mit einer reichen Ausbeute von Zeichnungen, die er im Verlaufe desselben zu fertigen Gelegenheit fand, nach Wien, wo er von dem damaligen Vice-Könige von Italien und nachmaligen Herzoge von Leuchtenberg, Prinzen Eugen, bemerkt und von diesem großen Gönner und Freunde der Kunst mit der Bestimmung in seine Dienste genommen wurde, ihn auf seinen Reisen und Feldzügen zu begleiten. Im Jahre 1812 ward der Feldzug in Rußland eröffnet und unser Künstler folgte dem erlauchten Prinzen zu Pferd von Wittenberg in Preußen bis Moskau und war Augenzeuge von allen Gefechten, Schlachten, einzelnen Waffenzügen und merkwürdigen Ereignissen, die bis dahin statt fanden, und wobey er keine Gefahr scheute, und keine Mühe achtete, um an Ort und Stelle getreue Zeichnungen von dem zu entwerfen, was sich vor seinen Augen zutrug.

Diese Zeichnungen, von dem Künstler selbst lithographirt, machen nun den Inhalt des angezeigten Werkes aus, dessen beyde ersten Lieferungen, jede von 4 Blättern, vor uns liegen, und deren Darstellungen in ge-

schichtlicher und artistischer Hinsicht wir hiermit näher anzeigen.

Erste Lieferung.

1. Ein Bivouac der italienischen Ehrengarde bey Marienpol.

Einige Gardisten sind eben mit Abkochen beschäftiget, zwey andere sind vom Dienste zurückgekommen und harren des frugalen Mahles. Man sieht mehrere ausgeschirrte Pferde, wovon einige in der Ferne der Weide nachgehen.

2. Eine Scene vor dem Dorfe Pilony am Niemen.

Der Künstler öffnet uns hier den traurigen Anblick eines vom Regen durchnäßten, öden Kornfeldes, auf dessen Vordergrund ein leerer Wagen steht, dessen Viergespann kaum seinen Heißhunger mit der noch frischen Saat gestillt hat und kraftlos dahin gesunken liegt. In der Ferne gewahrt man mehrere todte Pferde.

3. Schlacht bey Ostrowno am Morgen des 26sten Juli.

Auf dem von Waldungen durchschnittenen Schlachtfelde zeigt sich die Cavallerie in mehrere Haufen getheilt, dem Angriffe entgegengestellt. Zur Rechten des Vordergrundes zieht die Infanterie in Eilschritten vorüber, um sich der Reiterey zur Unterstützung zu nähern, wozu sie eben von dem Prinzen Eugen, in Mitte des Vordergrundes, begleitet von mehreren Ordonanz-Offizieren, befehliget worden ist. In mäßiger Entfernung zur Linken der kommandirende General der Kavallerie mit mehreren Ordonanzen.

4. Einige leichte Reiter der baierischen Kavallerie passiren die Dwina bey Bezenkowitschi.

Das Regiment hat bereits das jenseitige Ufer erreicht und zieht in die Ferne hin, einige nähern sich dem Ziele durch den reißenden Strom; nur einer hält noch am Ufer, die Gefahr des Rittes auf seinem ermatteten Pferde erwägend.

Zweyte Lieferung.

1. Nachzügler in der Gegend von Moskau.

Neben einem mit russischen Pferden bespannten Wagen im Freyen einer öden Gegend, halten einige Bursche, vom französischen Fuhrwesen, zu Pferd. Der eine ist in einen Weibermantel von Pelz gekleidet. Dem Wagen folgt eine Ziege, auf demselben bemerkt man todtes und lebendiges Geflügel, den übrigen Raub verbirgt die Decke über dem Wagen.

2. Der Hofraum des alten Schlosses Holzany, Hauptquartier des Prinzen Eugen.

Mehrere Pferde erquicken die matten Glieder durch Nahrung und frischen Trunk. Den Hof umgibt altes Gemäuer für Rußland von ungewöhnlichem Baustyl, der darum auch den Künstler zunächst zu dieser Darstellung bestimmt hat.

3. Eine Scene vorwärts von Bezenkowitschi.

Mitten durch hohe, gereifte Saaten reitet Prinz Eugen mit mehreren seiner Offiziere nach Ostrowno, als er eben die Nachricht empfängt, daß mit dem Feinde dort ein hartnäckiges Gefecht begonnen habe; zur Linken eilt ein unterstützendes Korps Reiterey voran und in der Ferne entsteigt dem schweren Geschütze geballter Pulverdampf.

4. Marsch des vierten Armeekorps auf der Straße von Piloni nach Kroni.

Dieses Blatt gibt eine Idee von jener Unordnung auf den Märschen der französischen Armee, die oft nur zufällig veranlaßt, zum Theil den Untergang derselben beförderten. — Stockung eines Zuges von Proviant- und Bagagewagen, Marketender und Soldaten verschiedener Gattung zu Fuß und zu Pferd, ruhiges und stummes Dahinziehen Einzelner, gedrängte Eile, Streit und Wortwechsel anderer, Pferde und Schlachtvieh, gefallene Pferde, ermattete Krieger, Trümmer zerbrochener Wagen umher ꝛc., Alles bunt durch einander auf grundlosem Boden, gaben in seltsamen Kontrasten dem Künstler Stoff zu dieser Darstellung.

(Der Beschluß folgt.)

Paris.

Oeuvre de Jean Goujon, gravé au trait, d'aprés ses statues et ses basreliefs par Mr. Reveil, accompagné d'un texte explicatif sur chacun des monumens qu'il a embellis de ses sculptures et précédé d'un essai sur sa vie et ses ouvrages par M. J. G...., recueilli et publié par M. Audot. Ire Livr. chez Charles Potrelle, rue S. Honoré no. 140. Preis 4 Fr. Das ganze Werk soll 20 Lieferungen enthalten. In der ersten findet sich der heil. Johannes, die Viktoria, die Städte und die Figuren der Fama aus dem Schloß Ecouen, über welches der Text handelt, wobey zugleich auf die Theilnahme des Jean Bullant an den Arbeiten von Ecouen Rücksicht genommen wird.

Nr. 50.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 21. Juni 1827.

Lithographie in München.

Malerische und militärische Reise von Wittenberg in Preußen bis Moskau im Jahre 1812, an Ort und Stelle aufgenommen und auf Stein gezeichnet von Albrecht Adam. München bey Hermann und Barth.

(Beschluß.)

Herr Albrecht Adam ist als ein ausgezeichneter Künstler in diesem Fache zu bekannt, als daß, was Zeichnung, Anordnung und Gruppirung betrifft, sich von diesem Werke nicht volle Befriedigung erwarten ließe. Die hier geschilderten Momente, von dem Künstler selbst an Ort und Stelle aufgenommen, sind mit genialer Leichtigkeit und lebendiger Einbildungskraft, gleich Originalzeichnungen, auf Stein geschrieben. Die Gruppen sind wohl vertheilt, die einzelnen verständig angeordnet und unter sich zu einer sich zufällig darstellenden Gesammtwirkung verbunden. Die beyden ersten Blätter jedes Heftes sind durchaus in der Kreidemanier behandelt und ausgeführt, die Gegenstände auf dem dritten sind mit der Feder leicht konturirt und dann neben harmonisch ansprechenden Lichtern mit der Kreide in leichten Schatten gesezt. Das vierte Blatt endlich erscheint als eine Federzeichnung in bloßen Umrissen von getstreicher Behandlung. Diese Mannichfaltigkeit in der Ausführung gibt dem Ganzen einen eigenen Reiz und beweist in technischer Hinsicht die Meisterschaft unseres Künstlers.

Diese Blätter sind mit einem leichten Tone, ähnlich dem des chinesischen Papieres, rein und kräftig gedruckt. Den Druck hat Hr. Joseph Lacroix besorgt, dessen neben der schon rühmlich bekannten Offizin des Hrn. Selb inzwischen neu entstandene chemische Druckerey, in Bezug auf Kraft, Harmonie und Klarheit des Druckes, hier mit Auszeichnung genannt zu werden verdient.

Der jedem Hefte beygegebene erklärende Text in französischer Sprache, mit Hinweisung auf Labaume's Schriften, unterstüzt die Deutlichkeit der bildlichen Darstellungen in historischer Beziehung und verdient in typographischer Hinsicht die ehrenvollste Erwähnung. *)

Die Herausgeber dieses Werkes, Hermann und Barth, haben nichts versäumt, demselben, das in einer Folgenreihe von beyläufig 120 Blättern bestehen wird, auch von Außen jene Zierlichkeit zu geben, die der Schönheit und Gediegenheit seines artistischen Inhaltes vollkommen entspricht und jeden Theilnehmer an demselben für den mäßigen Subscriptionspreis von 4 fl. für ein Heft, mehr denn hinreichend entschädiget.

Wir sehen mit Vergnügen der Erscheinung der dritten Lieferung entgegen.

* * *

Bey eben genannten Herausgebern erschienen noch zwey andere lithographirte Werke, interessant in verschiedener Beziehung und nüzlich zugleich, wenn auch von minderem Umfange als das oben erwähnte.

1. Blumen- und Früchte-Studien nach der Natur und in natürlicher Größe, lithographirt von Xav. Nachtmann.

2. Architektonische Verzierungen ꝛc. zur Benuzung für Baufreunde, Maler, Zeichner, Bildhauer, Bronze- und Silberarbeiter, erfunden und lithographirt von Andreas Borum.

Von dem erstern Werke sind bereits zwey Hefte erschienen, jedes mit sieben Blättern, wovon drey kolorirt, die übrigen in schwarz schattirten Abdrücken vorliegen. Es hat den Unterricht im Blumen- und Früchte-Zeichnen zum Zwecke, wozu es sich auch durch sich selbst empfiehlt, da bey der sichtbaren Korrektheit der Zeichnung

*) Der Druck aus der Offizin des Hrn. Lindauer auf einer englischen Presse veranstaltet, ist bey der Schönheit und Schärfe der Lettern und mit möglichster Reinheit und Schwärze abgezogen, so vollkommen gelungen, daß er den schönsten typographischen Werken des Auslandes an die Seite gesezt zu werden verdient.

und ansprechenden Naturwahrheit Niemand verkennen wird, daß es dem beabsichtigten Ziele vollkommen entspricht. Hr. Nachtmann, anfänglich nur der Porzellan-Malerey in diesem Fache mit Auszeichnung zugethan, übt nun auch die Oelmalerey in einem solchen Grade der Meisterschaft, daß er den tüchtigsten Künstlern neuerer Zeit mit Recht beygezählt werden muß. Seine lezten Oelgemälde berechtigen zu diesem Urtheile, an welchen neben einer sehr befriedigenden Anordnung ein wirksames Helldunkel, Wahrheit und Harmonie des Kolorits, eine zierliche, geschmackvolle Behandlung aller Theile, besonders des so schwierigen Blätterwerkes, kurz alle jene Vorzüge hervorstechend sind, wegen welcher die älteren Werke der Niederländer in diesem Genre so vorzugsweise gefallen. Dieser Umstand wird daher unbezweifelt dem vorliegenden lithographirten Werke seinen Fortbestand mit Auszeichnung sichern, besonders wenn nach den Musterblättern des zweyten Heftes auch die folgenden mit derselben Kraft und Vollendung der Ausführung fortschreiten werden.

Das zweyte Werk besteht aus sechs Blättern architektonischer Verzierungen, die ihrer Form nach sich größtentheils zur Dekorirung von Friesen eignen mögen. Die Theile sind gut gewählt und unter sich und zu einem fortlaufenden Ganzen leicht und natürlich gefügt und verschlungen. Der edle Styl, welcher darin herrscht, gereicht dem reinen Geschmacke des Erfinders zu allen Ehren und macht die Fortsetzung dieser Blätter höchst wünschenswerth. Auf die Ausführung hat Hr. Borum den möglichsten Fleiß verwendet mit aller Zierlichkeit und plastischer Bestimmtheit der Behandlung, die den Werth der Erfindung nur erhöhen konnte. Auch diese beyden lezgenannten Werke verdanken die Reinheit, Egalität und Klarheit ihres Druckes der Presse des Hrn. Lacroix. Speth.

Anfänge der italienischen Kunst.

VI.

Früheste Malerey in Siena.

(Fortsetzung.)

4. Judas Ischarioth verkauft seinen Meister den Pharisäern. Die eigentliche äußere Handlung, die Auszahlung der dreißig Silberlinge, welche hier dem gierigen Judas in die beyden offenen Hände geschüttet werden, ist hier nur Nebensache. Die Haupttheilnahme wendet sich auf den Ausdruck der Gesichter, in denen alle Leidenschaften und augenblicklichen Regungen mit so sprechender Deutlichkeit zu lesen sind, daß das innere Ohr sie auch ohne Worte reden hört. Der eine Pharisäer hat das Geld in seinem Gewande herbeygebracht, ein andrer zahlt es ihm aus. Jener scheint mit dem aufgehobenen Finger, dieser mit dem auf Judas gehefteten Auge diesem alle die Verbindlichkeiten in das Gemüth zu rufen, die er für das Geld übernimmt, und Judas antwortete darauf, auf das Bestimmteste entschlossen sie zu erfüllen. Zwischen Judas und den Auszahlenden blicken zwey Köpfe auf das Geld herab, als bedauerten sie noch den Verlust ihres Mammons, als schiene der Preis ihnen noch zu hoch. Zwey Männer zur Linken von Judas aber sind voll Freude über das Gelingen ihrer lange vergeblichen Nachstellungen und ihre Einbildungskraft, die durch die Bosheit ihres Gemüths in Bewegung gesezt ist, scheint ihnen schon die Scenen vorzumalen, in welchen sie ihren Triumph über den gefürchteten Feind zu feyern gedenken.

5. Jesus kündigt seinen Jüngern an, daß er von ihnen scheiden muß. Die innige, tiefgefühlte Wehmuth, welche Mienen und Bewegungen durchdringt, macht auch dieses Bild zu einem sehr ergreifenden. Wenn wir einmal auf die technische Ausführung Rücksicht nehmen wollen, so haben wir an dieser Darstellung sehr die Kraft des Kolorits zu loben. Wir möchten von denen, die in der Kunstübung Duccio's Griechisches finden wollen, einmal hören, wo sich in dieser Abtheilung auch nur die leiseste Spur davon zeige.

6. Jesus Leidensstunden in Gethsemane. Unten zur Linken liegen die übrigen Apostel, in ihren Mänteln eingehüllt, theils schlafend, theils voll Schlafs in so mannichfaltigen und gewagten und doch dabey so richtigen und angemessenen Stellungen, daß sich wohl kaum etwas Trefflicheres ausfinnen läßt. Etwas höher ist Jesus; seine Seele ist vom Schmerze aufgewühlt. So rührend, wie im Evangelium Marci, scheint er zu dem allein wachen Petrus zu sagen: Ach! wollt ihr nun schlafen und ruhen? Petrus antwortete ihm für Alle, aber den Lieblingsjünger hinter Petrus überwältigt auch schon der Schlaf. Weiter nach oben betet Jesus mit aufgehobenen Händen und die ganze Qual seiner geängsteten, von Todesschmerzen gefolterten Seele tritt in seinem Gesichte hervor. Ein Engel spricht ihm Trost zu.

Wenn irgendwo, so ist es uns bey diesem Bilde deutlich geworden, mit welch' unwiderstehlicher Macht die Kunst der Malerey der Religion zu Hülfe kommen kann. Wo wäre wohl ein Gemüth so hart, so gefühllos, das nicht in seinen innersten Tiefen erschüttert werden müßte, wenn es hier den allein Reinen, den Fleckenlosen in der Einsamkeit der Nacht, in dem beklemmenden Dunkel sieht, so verlassen von allen denen, für welche er in den Tod geht, verlassen in der Stunde, die vielleicht die ein-

e ist, in der er ein theilnehmendes Menschenwort für
re Wohlthat hielt, in der ein wacher Freund die hef-
en Qualen seiner Seele lindern konnte. Aber er,
n Niemand vergebens hat, er bittet hier vergebens;
hrend er noch redet, senkt sich der Schlaf auf die
igen seines Geliebtesten, Johannes. Doch daß un-
Herz nicht ganz zerrissen werde, so sehen wir,
ß der Vater vom Himmel ihm Trost sendet. Soll-
eine Stimmung, die aus dem Anschauen eines
chen Bildes hervorgeht, nicht schon eine religiöse seyn,
d sollte sie nicht auf die wohlthätigste, einflußreichste
eise von denen benuzt werden können, die im Staate
Sorge für das Heil der Seele übernommen haben?
ir geben zu, daß die so anschauliche Erzählung der
angelisten, die eben in ihrer Einfachheit für jedes ge-
hlvolle Gemüth so ergreifend ist, schon ähnliche Ein-
ücke hervorbringt. Aber es ist doch wohl außer Zwei-
l, daß diese viel tiefer, viel dauernder, viel eindring-
her seyn würden, wenn das Auge die geschilderte Scene
ich vor sich sähe. Könnten wir doch vermögende Wohl-
äter der Menschheit für den Gedanken begeistern, solche
aftvolle Darstellungen aus der biblischen Geschichte in
e Schulen zu bringen! Möchte doch die Vorstellung von
n frommen und heiligen Gefühlen, die dadurch erweckt
erden könnten, ein edles Gemüth aus dem behaglichen
enusse aufstören, wozu die Reichthümer so überredend
rlocken, und es mit einer Unruhe erfüllen, die nicht
er gestillt würde, als bis die Verschmelzung der Kunst
it dem Volksleben durch seine Bemühungen zu Stande
bracht wäre. Doch, wo gerathen wir hin! —

7. Jesu Gefangennehmung nach des Ju-
as verrätherischem Kuß. Zur Darstellung dieser
egebenheit hat der Künstler doppelt so viel Raum ge-
ommen, wie zu den andern, wie dieß auch bey dem
inzuge in Jerusalem geschehen ist.

Der Erlöser reicht hier mit der ruhigsten Seelen-
öße, mit der geduldigsten Ergebung seinen Mund dem
usse des Verräthers dar und wird von dem getümmel-
llen Haufen, der ihn umgibt, ergriffen. Zur Rechten
eht der Haufen der Jünger im aufgeregtesten Schrecken
on dannen und kaum wagen einige mit ganz verschüch-
erten Mienen sich umzusehen. Zur Linken ist der feu-
ige Petrus mit einigen Kriegern handgemein und haut
den dem Malchus das Ohr ab,

8. Petrus verläugnet den Herrn. Der
Künstler hat diese ganze, so wirkungsreiche Episode der
eidensgeschichte treu in sein Gemälde aufgenommen.

Eine Magd zur Linken will gerade die Treppe hinan-
eigen und hat das Geländer mit der Rechten schon an-
efaßt. Ihr Gesicht ist noch auf die Gruppe der Män-
er gerichtet, in deren Versammlung ihre Worte so
eben den Zankapfel hineingeworfen haben. Hier sitzen sieben Feinde Christi um das Feuer und bey ihnen, aber am Ende der Bank, Petrus. Hier ist der Maler vorsichtig den Worten der heiligen Urkunde gefolgt, welche sagt: Und Petrus saß bey den Knechten und wärmte sich am Lichte. Konnte er deutlicher zu erkennen geben, daß des Petrus Festigkeit schon wankt, daß er sich nicht mehr so dreist in die Gefahr hineinwagt? Er wärmt sich die Füße am Feuer. Man sieht die Bestürzung, in welche ihn die Worte der Magd versezt haben und er hebt die rechte Hand auf und wehrt mit der Linken die Beschuldigung von sich ab. Er ist offenbar in der großen Verlegenheit seiner selbst nicht mehr mächtig, indem er das Theuerste, das seine Seele hat, verleugnet. Ein Pharisäer oder Schriftgelehrter sieht ihn mit einem boshaften Späherblicke an. Dessen Nachbar, ein ziemlich dummes Gesicht, scheint aus des Ersten Mienen lesen zu wollen, was seine Untersuchung ihm gesagt hat. Zwey Andere, die weiter zur Rechten sitzen, wärmen sich in den natürlichsten Stellungen die Hände über dem Feuer, sind aber zu müde, um an der Inquisition Theil zu nehmen; nur der eine von ihnen hört wenigstens mit neugieriger Theilnahme dem Verhöre zu. Zwey Andre hinter ihnen nehmen die Sache ernsthafter und haben Lust gleich zuzugreifen, und der eine scheint eben den andern zu fragen, was er dazu meyne.

9. Jesus vor dem Hohenpriester. Die Hände gebunden, den Ausdruck tiefen Leidens im Gesichte, steht er vor dem Hohenpriester, der ihn mit boshaft feindseligem Gesichte eben gefragt hat. Jesus hat ihm eben das, was wir bey Johannes finden, geantwortet, und ein Diener hebt nun gerade seine Hand auf, um ihm einen Backenstreich zu geben, und auf seinem, von zornigem Unwillen, glühenden Gesichte, sieht man zugleich die Ursache seiner Handlung. Jesus steht in der Mitte vor den Häschern und Soldaten, von denen die hinteren, die vorderen auf die Schulter fassen und zurückbeugen, um Alles recht genau mit ansehen zu können.

10. Jesus vor dem Hohenpriester, der bey der Antwort des Erlösers sich das Kleid zerreißt. In eifrigem, glühenden Unwillen fahren alle Pharisäer umher auf. Einer hebt die Hand in die Höhe, als riefe er es laut aus: Er hat Gott gelästert! Andre sehen den Heiland mit wüthenden, racheschnaubenden Blicken an und ein Theil blickt auf den Hohenpriester, wie fragend, warum er ihn nicht gleich härter strafen lasse. Dieser zerreißt sein Kleid und neigt dabey mit einem Ausdrücke von Scheinheiligkeit sein Haupt etwas auf die Seite von Christus weg. Man lieset dabey seine geheime Zufriedenheit, die mühsam versteckte

Freude über das Gelingen seiner Pläne auf seinem Gesichte, da Jesus nun sich selbst durch seine Antwort den Stab gebrochen hat. Mienen und Geberden sagen deutlich zu Jesus: Nun kann dir Niemand mehr helfen, du bist deinem Schicksal verfallen. Im Vorhofe kommt Petrus zum zweyten Male in Verlegenheit. Ein Pharisäer hebt den Zeigefinger der rechten Hand drohend gegen ihn auf, als wollte er sagen: Wir kennen dich wohl. Ein andrer richtet fest und prüfend seinen Blick auf ihn. Petrus mit verlegenem, schuldbewußten Antlitze leugnet aber zum zweyten Male.

11. Christus mit verbundenen Augen wird verhöhnt. Hinten aus dem Haufen, der um ihn steht, kommen die Finger, die ihn zupfen und schlagen. Andre fassen ihn an und rütteln ihn, als wollten sie ihn zwingen zu antworten. Auch ein wüthender Schriftgelehrter schämt sich nicht an der Verspottung Theil zu nehmen, während die andern, um den Hohenpriester, die Köpfe zusammensteckend, sich berathen, was nun zu thun sey. Unterdeß verleugnet Petrus den Herrn zum dritten Male vor der Thüre auf Veranlassung einer Magd.

12. Das erste Verhör vor Pilatus. Doch ist es vielleicht auch schon das zweyte, da wir Jesus in dem weißen Kleide sehen, welches Herodes ihm ja anlegte. Unsre Aufzeichnungen befinden sich an dieser Stelle in Unordnung. Auf diesem Bilde aber, wovon wir nun reden wollen, sieht man Folgendes: Pilatus mit ausgestreckter Hand, hat Jesus eben eine Frage vorgelegt, worauf dieser antwortet, vielleicht wohl, daß er der Juden König sey. Die Soldaten hinter ihm, lächeln über seine Antwort, ganz in ihrem Charakter. Die Pharisäer aber gerathen in Aufruhr. Sie strecken die Hände gegen ihn aus und sprechen unter einander, und einer scheint Jesus mit seinen Blicken durchstechen und zerreißen zu wollen. Hier, im ordentlichen Verhör, muß das Volk bescheiden an der Thür stehen bleiben. Diese Abtheilung ist auch von vorzüglich trefflichem und kräftigen Kolorit.

13. Jesus vor dem Könige. Dieser sizt auf einem Thron zur Rechten. Hinter ihm steht ein Diener, seiner Befehle wartend. Jesus steht vor ihm; diesem zur Seite sind zwey seiner Feinde, von denen der eine ihn anklagt, mit der aufgehobenen Hand auf ihn hinweisend. Der König hebt, wie erstaunt, die Hand in die Höhe und blickt auf Jesus, der in würdiger Haltung da steht und aus der Scene hinausblickt, mit seinem Geiste weit über dieß kleinliche Treiben erhaben. Hier bey dem Könige, auf dessen Gunst sie rechnen dürfen, haben die Pharisäer und Schriftgelehrten sich vorgedrängt, um die Anklage zu verstärken und scheinen nun auf die Antwort des Königs zu warten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Malerey auf der Insel Ceylon.

Ceylon, welches von den Indiern Lanka genannt wird und den Alten wahrscheinlich schon unter dem Namen Taprobane bekannt war, ist von dreyen verschiedenen Volksstämmen bewohnt, den Singalesen, Kandyern und Malabaren. Die beyden ersteren haben viele Anlage zu Künsten, besonders zur Verfertigung von Schmuck und allerhand Zierathen. Bey dem Allen haben die singalesischen Maler, sagt John Davy in seiner Reise nach Ceylon, keinen Begriff von Perspektive; ihre Landschaften sind immer roh und selbst bey der einfachsten Darstellung verleiten sie die Regeln, die sie befolgen, zu den größten Fehlern. Sie haben keine Ahnung von dem Effekt des Lichtes und machen in ihren Gemälden keinen Unterschied zwischen Licht und Schatten. Ihr einziges Bestreben geht auf den Effekt der Farben. Ihre Farben sind nicht zahlreich, aber von einem herrlichen Glanz und einer außerordentlichen Dauer; sie erhalten Gelb durch Operment, Blau durch Indigo, Roth von Merkuroxyd und Ocher; um Weiß hervorzubringen mischen sie Kalk mit beynahe kalcinirten Magnesia alba; ihr Schwarz besteht aus Rauch und alle Zwischenfarben bildet das Gummi. Die Oelmalerey kennen sie nicht.

Von den Kandyern aber sah Noé Arabesken auf Holz, so gut gezeichnet und mit so glänzenden Farben von Lack ausgeführt, daß er darüber erstaunte. Die Farben erhalten diese auf folgende Weise: sie nehmen Gummilack, das sich gar häufig auf der Insel findet, schlagen es auf einem Amboß zu Brey und vermischen es dann mit andern zu Pulver gestoßenen farbigen Materien. Sie treiben durch Rühren und Schlagen das Amalgama sehr durch einander, theilen es dann, machen kleine Kuchen daraus, oder bringen es in eine andere beliebigen Form. Wenn sie davon Gebrauch machen wollen, machen sie es flüssig und tragen mit Palmblättern das erhizte Gummi, wie Wachs, auf die Zeichnungen. Diese Komposition fällt nie ab und kann sehr fein polirt werden; sie würde, wäre sie in Europa bekannt, bey Chaisen und andern Gegenständen mit Vortheil angewendet werden können. Mémoires relatifs à l'expédition anglaise de l'Inde en Egypte, par M. le Comte de Noé, Pair de France. Paris 1826. S. 67.

Karl Fried. Neumann.

Nr. 51.

Kunst-Blatt.

Montag, den 25. Juni 1827.

Anfänge der italienischen Kunst.

VI.

Früheste Malerey in Siena.

(Fortsetzung.)

14. **Pilatus läßt Jesus an der Säule geisseln.** Pilatus steht und gibt mit der ausgestreckten Rechten Befehl zu der Geisselung. Auf dem Gesichte Jesu lieset man, daß er Schmerz erträgt, aber mit Geduld.

15. **Jesu wird die Dornenkrone aufgesezt.** Pilatus sizt zur Rechten und sieht hinein in die getümmelvolle Scene, als sehe er verwundert zu, wie weit die Feinde Christi es treiben würden und wie lange er solche Qualen auszuhalten im Stande sey. Vor Jesus und zu seiner Seite knieen mit höhnischen Mienen seine Feinde und strecken spöttisch bittend die Hände zu ihm aus. Von hinten wird ihm die Dornenkrone aufgedrückt. Den andern Pharisäern zur Linken ist es anzusehen, daß es ihnen schon ganz recht ist, wie Jesu mitgespielt wird, aber es ist ihnen doch noch lange nicht genug, sondern ihre Entwürfe gehen weiter in die Ferne, und sie werden erst mit dem Tode ihres Feindes zur Ruhe kommen.

16. **Jesus wird seinen Feinden übergeben.** Pilatus ist von seinem Stuhle aufgestanden und läßt sich von einem Diener Wasser über die Hände gießen. Zwey Feinde Jesu führen diesen in ihrer Mitte hinweg. Einer von ihnen sieht sich noch einmal nach Pilatus um, als ob er eben sagte: Sein Blut komme über mich. Der Andre sieht Jesus von der Seite an, mit boshafter Freude, über das endliche Gelingen seiner Wünsche. Dieser Triumph, diese Genugthuung, daß ihr Todfeind nun ganz in ihre Hände gegeben ist, spricht auch aus den Augen der Pharisäer, an denen Jesus vorübergeführt wird.

17. **Jesus wird zur Kreuzigung geführt.** Der volle Zug ist im Vorüberziehen und scheint nur eben einen Augenblick anzuhalten. Ein Hoherpriester zur Rechten, der den Zug anführt, sieht sich um und drückt Unwillen über den Stillstand aus. Neben ihm ist Simon, der widerwillig das Kreuz trägt und im Begriff ist auch den Augenblick zu benutzen, das Kreuz niederzusetzen und auszuruhen. Ein Pharisäer, derselbe, der den Erlöser bey Pilatus verhöhnte, legt seine Hand auch hier an ihn, um ihn nach dem Richtplatz fortzureißen, auf welchen er mit der Linken hinweiset. So treibt ihn auch von der andern Seite einer seiner Henker erbarmungslos vorwärts, neben welchem ein andrer geht, der den Korb mit den Kreuzigungsgeräthschaften in der Hand hat. Zur Linken folgt der Zug der betrübten Weiber, die mit tiefem aber edlen Schmerz auf den Theuren hinblicken und mit ihren Händen ihn scheinen zurückhalten zu wollen. Mitleidsvoll erwidert er ihre Blicke und diese stumme Unterredung der innigsten Liebe mitten unter der rohesten, erbarmungslosesten Gewaltthätigkeit racheschnaubender Feinde bringt eine um so tiefere Rührung hervor, je deutlicher und entschiedener der Maler in dem ganzen vollen Bilde Alles nur dem Ausdrucke dieser beyden Ideen dienen läßt. So scharf nun auch der Kontrast dadurch wird, so ist darum doch die ästhetische Versöhnung nicht minder vollständig, da bey gleichen Anforderungen an unsre Theilnahme das beruhigende Gefühl, welches die Liebe erweckt, das Gefühl des Abscheues, welches uns der Haß, den wir sehen, einflößt, nicht zum Uebergewichte kommen läßt. Hinter den Weibern ist noch eine Menge von Soldaten und Volk.

18. **Die Kreuzigung.** Zur Rechten haben sich die Feinde des Herrn auf einen Haufen versammelt, als ob sie nach einem wohl vollbrachten Werke nun feyern könnten. Mit kaltem Hohn zeigen Einige zu ihm hinauf, als ob sie ausriefen: Da hängt der König von Juda! Andre führen ihre Hand über das Gesicht zum Ausdruck der vollendetsten Genugthuung und Zufriedenheit. Doch hat einige Andre noch nicht die Furcht vor seiner übermenschlichen Gewalt ganz verlassen, sondern sie sehen bedenklich zu ihm hinauf. Zur Linken ist die Gruppe der Freunde und Freundinnen des Gekreuzigten.

Die Mutter ist endlich ihres Gefühls nicht mehr mächtig, sondern fällt rückwärts in die Arme einer der andern Marieen. Johannes hält die Hand seiner neu erworbenen Mutter. Oben über dem Kruzifix schweben klagende Engel.

Hier verlassen uns unsre ins Einzelne gehende Aufzeichnungen und wir geben nur kurz die andern Darstellungen an, die wir uns angemerkt haben. Da wir unser Vorhaben noch einmal nach dem Dome zurückzukehren nicht mehr auszuführen im Stande waren, können wir auch nicht einmal für die richtige Zahl der Darstellungen bürgen, glauben vielmehr, daß ihrer noch mehrere waren.

19. Die Kreuzesabnahme.
20. Die Beysetzung.
21. Die Marieen am Grabe.
22. Jesus im Limbus.
23. Die Erscheinung des Herrn unter der Gestalt eines Gärtners.
24. Jesus geht mit den beyden Jüngern nach Emaus.

Dieser ganze aufgezählte Reichthum ist aber immer nur noch die eine Hälfte der Tafel, welche einst als Altargemälde diente und noch dazu die Hälfte, wofür der Künstler am wenigsten Ruhm einzuärndten hoffen durfte, da sie nach der Rückseite gewandt war, während das Hauptbild vom Schiff der Kirche ausgesehen wurde. Es ist also Erzeugniß der freyen Schöpfungslust des Künstlers, was wir in diesen kleinen Bildern vor uns sehen, denn er würde sich schwerlich große Vorwürfe dadurch zugezogen haben, wenn er diese Rückseite mit geringerer Anstrengung abgefertigt hätte. Wenn wir also an den Künstlern der alten Griechen die unermüdliche Sorgfalt und die liebende Treue loben, womit sie bey ihrem Werke bis zur vollkommensten Vollendung ausharren, wenn wir dadurch veranlaßt werden von ihnen zu rühmen, daß eine göttliche Begeisterung für das Schöne sie trieb und nur die Erscheinung desselben das Ziel ihrer glühendsten Sehnsucht war, so hat nach unserer Meynung Duccio bewiesen, daß man nicht zu verschwenderisch mit Preis und Ehre umgeht, wenn man von ihm dasselbe sagt. Es scheint uns nur eine einfache Handlung der Gerechtigkeit zu seyn.

Die Vorderseite des Bildes, welche nach der Zertrennung des Bildes von dieser Rückseite abgesondert und an der gegenüberstehenden Wand des Domes befestigt ist, gibt uns die Jungfrau zu sehen, umgeben mit Engeln, Aposteln und Heiligen. Es ist der alte, beliebte Gegenstand, den Cimabue und Miro auch schon behandelt hatten. Die Madonna hat auch mit der des Cimabue eine sprechende Aehnlichkeit. Oben sind die Bilder der zehn Apostel, die in dem anbetenden Chore nicht haben Platz finden können, in einer Reihe dargestellt. An den männlichen Gestalten sind mit der treuesten Naturnachahmung die kleinen Falten des Gesichts angegeben, obgleich weit entfernt von aller Trockenheit und Härte. Wir führen dieß hier nur darum ausdrücklich an, weil man aus solchen kleinen, der Natur abgelauschten Zügen hat beweisen wollen, daß die Gemälde der Kirche des Sacro Convento von Assisi, über deren Urheber man ungewiß ist, etwa um ein Jahrhundert später als Giotto zu setzen seyen. Die Gesichtsformen in diesen größeren Gestalten, sind fast ganz die des Cimabue; nur ist der Ausdruck in ihnen frey geworden und sie erscheinen dadurch veredelt. Schatten- und Lichtpartieen sind durch Uebergänge sehr mit einander verschmolzen, doch sind die Schatten um die Augen und an der Nase noch etwas unharmonisch dunkel, und dieß möchte auch wohl das Einzige seyn, worin Ghiberti's Behauptung, es sey an diesen Bildern Griechisches, einen schwachen Grund fände.

Wir dürfen hier nicht unterlassen die Reisenden zu warnen, daß sie sich ja nicht an die Bilder, die in der Sammlung der Akademie Duccio's Namen tragen, wenden mögen, um ihn kennen zu lernen, da einige derselben wohl schwerlich von seiner Hand seyn möchten. Unbezweifelt ist wohl ein sehr zusammengesetztes kleineres Altargemälde von seiner Hand, welches die Zahl 17 trägt, wenn wir eine beynahe verwischte Zahl in unsern Aufzeichnungen richtig deuten. Ein Hauptblatt ist in der Mitte, zwey Flügel, die das Hauptblatt bedecken können, sind zur Seite. Die Hauptvorstellung auf dem Hauptblatt ist die Anbetung der Hirten. Darüber in der Spitze ist die Auferstehung Christi. Auf dem Blatt zur Linken sind der heil. Jakob und der heil. Franziskus, auf dem zur Rechten die heil. Katharine und Magdalene. In den beyden halben Dreyecken über diesen ist die Verkündigung.

Wenn die Wahl der Geschichten dem Künstler frey stand, so verdient es schon Anerkennung, daß er so glücklich zu wählen wußte, denn der Anfang und das Ende mag wohl am Geeignetsten die Idee des Ganzen in uns erwecken, wenn einmal dieses in seinen Einzelnheiten nicht kann dargestellt werden.

Dann sind aber auch in der Ausführung des Einzelnen alle die wahren Künstlereigenschaften zu bemerken, die uns bey der Betrachtung seines größeren Gemäldes kund geworden sind. Ueber der Hauptdarstellung, der Anbetung der Hirten, weiter im Hintergrunde und um die größere Entfernung anzuzeigen in kleineren Dimensionen, ist die Verkündigung der Engel an die Hirten. Der eine derselben hat eben in der Ruhe der Nacht unter einem Baume vor seiner in den Hürden eingeschlossenen Heerde gesessen und seine Schalmey geblasen. In dieser Selbstvergessenheit hat ihn der Engel, der mit

frommer Ehrfurcht auf den neugebornen Heiland herabzeigt, überrascht. In dieser Ueberraschung, welche gerade durch die vorhergegangene Ruhe um so heftiger wirken mußte, ist er zurückgefahren, hält die rechte Hand über die Augen, um den Glanz abzuwehren, während die ausgestreckte Linke mit der Sackpfeife, deren Blase von Luft noch angeschwellt ist, um den Eindruck der Ueberraschung zu verstärken, herabgesunken ist. Diese Stellung, die ohne die äußerste Spannung des Geistes nur einen Augenblick würde zu ertragen seyn, hat dem Maler zu viele Schwierigkeiten dargeboten, um sie ganz glücklich zu besiegen, weßhalb sie etwas ungelenk ist. Doch erkennt man auf den ersten Blick, was sie zu bedeuten hat, und der Eindruck des Ganzen wird daher nicht dadurch gestört, wenn auch dem nachfolgenden prüfenden Blick die Mängel leicht bemerklich werden. Die Spannung aber, wodurch der Hirt eine Zeitlang in dieser Stellung erhalten wird, ist motivirt durch die wunderbare Erscheinung des Engels, dessen Worten die ganze Theilnahme seiner Seele zugewendet ist. Der andere Hirt hat in einem Fruchtgebüsch gesessen und die Erscheinung macht ihn nicht so betroffen, denn er ist älter, und darum bringen die Eindrücke schon nicht so heftige Wirkungen in ihm hervor. Er stützt die linke Hand auf den linken Schenkel, hat den Kopf auf die linke Schulter gewandt und hört in dieser, ruhige Aufmerksamkeit anzeigenden Stellung die frohe Botschaft an.

Beyde sehen wir auf der größeren Darstellung ihre Huldigung dem neugebornen Heilande darbringen. Die heil. Familie befindet sich in einer Felsenhöhle, die etwas zurechtgehauen ist und über deren Eingang zur Rechten ein schützendes Dach gebauet ist. In dieser Felsenhöhle sitzt zur Linken die Jungfrau und scheint mit frommer, nachdenkender Miene das Kindlein so eben aus der Krippe zu nehmen. Ochs und Esel stehen etwas hinter der Krippe zurück. Ueber der Mutter und dem Kinde schweben mit gefalteten Händen und gekreuzten Armen mehrere Engel. Mit andächtigen Mienen und Geberden knieen die beyden Hirten vor dem Himmelskinde. Ihr treuer Hund ist ihnen gefolgt und der Künstler hat ihn eben so geschickt und gewiß bescheidener in die Handlung verflochten, wie ein Namberg würde gethan haben. Er steht da mit zusammengezogenem Körper, hebt den linken Fuß in die Höhe und richtet seine Blicke eben dahin, wohin auch sein Herr die seinigen wendet. Joseph steht schweigend unter dem Vorbau. Auch die Heiligen, welche neben dem Hauptbilde dargestellt sind, nehmen mit an der Handlung Theil. Der heil. Jakob und die heil. Magdalene stimmen mit ein in die Anbetung der Hirten, und der heil. Franziskus, wie die heil. Katharine theilen ihre frommen Gefühle den Nebenstehenden mit.

In der Auferstehungsscene darüber tritt Jesus mit der Fahne des neu gestifteten Gottesreichs eben aus dem Sarkophage hervor, den kräftigen, erhabenen Blick nach oben gerichtet. Zur Seite des Sarkophags schlafen zwey Wächter.

Die Ausführung dieses Tempera-Bildes ist im Ganzen und besonders in Joseph, dem emporsteigenden Jesus und den Hirten so fein und so sorgfältig, wie nur erdenkbar. Bey allen andern Figuren ist sie ohne Zweifel eben so gewesen, doch sind diese nicht mehr ganz so wohl erhalten.

Ein daneben hängendes kleines Altarbild thut es an Kraft des Gefühls und Reichthum des Geistes diesem gleich. Doch möchten die beyden darunter hängenden Tafeln unserem Künstler wegen des Mangels dieser Eigenschaften wohl nicht zugeschrieben werden dürfen. Von den gegenüberhängenden ist die Anbetung der Könige voll Geist und Leben und möchte auch wohl durch ihre andre Kunstweise auf Duccio, als ihren Urheber hinzeigen.

Außerdem erinnern wir uns von Duccio noch eine große Tafel in der Kapelle des Campo santo zu Pisa gesehen zu haben, worauf Johannes der Täufer, Jakobus und der heil. Antonius vorgestellt sind. Zeichnung, Kolorit, Faltung der Gewänder, Ausdruck würden Giotto zur Ehre gereichen.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Beschäftigung mit dichterischen Denkmälern unsrer Vorzeit und dem Nibelungenliede, insbesondere in künstlerischer Hinsicht.

(Schluß der Eröffnungsrede zu den Vorlesungen über das Nibelungenlied und verwandte ältere deutsche Dichtwerke, an der königlichen Hohenschule zu München; von Dr. H. F. Maßmann, Privatdocenten ꝛc.)

Es bleibt mir zum Schlusse die dritte Betrachtungsweise unseres National-Epos, wenigstens anzudeuten übrig, welche schon durch die reichen, von einem hochherzigen Könige herbeygeführten Verhältnisse der baierischen Hauptstadt geweckt wird — die des bildenden Künstlers: ich möchte sie daher die plastische nennen.

Ich setze hier den Künstler hauptsächlich als den vaterländischen voraus, als erfüllt von dem Drange und Auftrage, vaterländischer That, Tüchtigkeit und Treue seinen Pinsel, Griffel und Meißel zu weihen, als entschlossen aus der vaterländischen Geschichte, besonders den früheren und frühsten Abschnitten derselben (z. B. aus dem langen jahrhundertlichen Kampfe der Germanen wider die ewige Roma) treue Gebilde und sinnvolle Veranschaulichungen zu Tage zu fördern.

Spätere Jahrhunderte gewähren dem Historienmaler hinreichende Quellen der Erkundigung sowohl für Thatsachen überhaupt, als über Persönlichkeiten der Handelnden, Sitte der Zeit, Tracht der Stände ꝛc. insbesondere. Nicht so die früheren und frühsten Jahrhunderte. Vergebens sucht hier der gründliche, wie der kühne Künstler nach scharf gekennzeichneten Gestalten, nach bestimmten Umrissen und Umgebungen, die ihm um so nothwendiger sind, als die Phantasie im gegebenen Felde doch ungezwungen schaffen soll. Die wenigen tiefsinnigen und großartigen Grundzüge urdeutscher Art zu empfinden und zu glauben, zu denken und zu handeln, die uns die Römer gelegentlich aufbewahrt haben und die durch das römelnde Gewand des Jornandes, Warnefried u. s. w. durchschimmern — sie können, wie sie auch in Klopstock's Gelehrtenrepublik und sonst beysammen steht, dem plastisch-darstellenden Künstler nicht genügen: seine Phantasie fühlt sich beengt in dem zu weiten Spielraume, sie fürchtet sich leicht verführt von den nur zu oft gesehenen, darum nur zu leicht und unvermerkt sich unterschiebenden griechischen Gebilden. Sie verlangt daher um so mehr scharfe Umgränzung der Gestalten, deutschthümliches Gepräge der Charaktere; sie will das Rauschen deutscher Eichenhaine vernehmen und unter ihren grünen Lauben deutsche Menschen wandeln und handeln sehen.

Wohin sich nun wenden? Lassen sich solche Kunstgebilde aus der Luft construiren? — Des Tacitus-Germania ist von Rubs, Luden und Anderen mit Recht zurückerklärt worden aus den späteren deutschen Gesetzen, nordischen länger lebendig gebliebenen Sitten und eddischen Gesängen. So greife denn der junge Künstler furchtlos und zuversichtlich zu den Dichtwerken des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts und ihren früheren Anklängen! Hier ist eine unsrer Erzväter nicht unwürdig wandelnde Nachkommenschaft; hier ist vielfacher Nachklang der Urzeit, unverhallt; hier ursprüngliche Grundanschauung mit der alten, treu und lebendig überlieferten Heldensage verwebt, die selber nur verjüngte Wiedergeburt noch früherer That, noch früheren Glaubens ist.

Selbst in den Zügen, welche den Jahrhunderten der Dichter und Undichter näher stehen oder ganz anheimfallen, ist in Betracht späterer Jahrhunderte oder gar unserer Tage, alterthümliche Farbe und Form, Anreiz und Anspruch für die zurückschaffende Phantasie des begeisterten Künstlers genug niedergelegt und ausgeprägt, als daß ihm nicht seine ahnende Seele erfüllt werden sollte von treffenden Lichtgestalten auch für das ferne Nebelland unserer Urgeschichte. Die Erzeugnisse großer und reicher Künstler in den letzten zehn und zwanzig Jahren sind dafür der lebendigste Beleg; und wie in den neuesten besten Büchern über deutsche Geschichte (von Badrot, Luden, Wolfgang Menzel), denen mit Recht auch der germanische skandinavische Norden nicht fremd geblieben ist, keine deutsche Urwildniß und keine thierischen Bärenhäuter mehr vorkommen, so sind sie auch aus den bessern Kunstwerken verschwunden und haben sinnigeren, innen bedeutsameren, kernkräftigeren Gestalten weichen müssen.

(Der Beschluß folgt.)

München.

Se. Maj. der König hat der Stadt New-York in Nordamerika; für das von ihr übersandte Geschenk eines lithographischen Prachtwerks (s. Kstbl. Nro. 4. d. J.) ein Gegengeschenk senden lassen, bestehend in einer Sammlung von 50 der vorzüglichsten lithographischen Blätter nach Gemälden der Münchner Bildergallerie aus dem von Pilotz, Flachenecker u. A. herausgegebenen Werke. Diese Sammlung befindet sich in einem schönen Einbande mit der einfachen Aufschrift: „König Ludwig der Stadt New-York", und ist bereits auf dem Wege nach Amerika. Der Werth des schönen Geschenks ist durch den Sinn des Gebers noch erhöht worden. Erinnert man sich des Anlasses dieser Sendungen, so findet man in den Thatsachen einen Beweis, daß die Humanität, der Sinn für das Gute und Schöne, die entferntesten Gegenden der Erde verbindet.

Wunsch.

Schon längst wünscht gewiß jeder Freund der vaterländischen Kunst, daß von dem Bamberger Dom, welcher meistens in dem byzantinisch neugriechischen Styl aufgeführt ist, gelungene Abbildungen herausgegeben werden möchten. Denn diejenigen, welche man bis jetzt davon hat, das Rupprechtische Blatt ausgenommen — verdienen fast gar keiner Erwähnung. Nur eine einzige ältere Abbildung dieser Kirche ist mir bekannt, in welcher jedoch der Baustyl gar nicht deutlich bezeichnet ist; sie befindet sich in dem seltenen Werke: Histoire ecclesiastique d'Allemagne 1724. T. I. p. 191. Die anderen Abbildungen, sowohl in Kupferstich als Holzschnitt, erscheinen immer nur als Beywerke auf den Bildnissen des Kaisers Heinrich und der Kunigunde, welche den Dom tragen. Von einzelnen Theilen der Kirche ist außer einigen Monumenten, nichts in Abbildungen erschienen. Daher ein Werk, wie die von Moller, oder die über den Dom zu Konstanz und den Freyburger Münster, dem Unternehmer gewiß Nutzen und Ehre bringen würde.

J. Heller.

Nr. 52.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 28. Juni 1827.

Ueber die Beschäftigung mit dichterischen Denkmälern unsrer Vorzeit und dem Nibelungenliede, insbesondere in künstlerischer Hinsicht.

(Beschluß.)

Aber die Gestalt und Welt des Nibelungenlieds ist auch, wie sie nun vor uns liegt als Vermächtniß des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts, für sich selber, um ihrer selbst willen eine ergiebige Fundgrube für die Phantasie des neuschaffenden Künstlers. *) Hier thut sich ihr auf eine reiche fröhliche Welt der plastischen Anschauung und Auffassung, wie für das Gemüth eine Welt der Theilnahme und Bewunderung. Ein lebendiger nie ruhender Wechsel der Handlung und der Helden; eine mit sich fortreißende Entwicklung, ein rasches richtiges Fortschreiten zum unausweichlichen, ernstlösenden Ende: eine Fülle wundervoller Verknüpfungen, innig rührender Verflechtungen und lieblicher Gruppirungen; eine reiche Schaar kräftiger Heldengestalten mit starken Tugenden und entschiedenen Leidenschaften im grünen Vordergrunde des Rosengartens zu Worms, endlich eine Walstatt der Rache und der Klage im blutrothen Hintergrunde des Hunnenlandes — gewiß Stoffes und Aufgaben genug für einen schaffenden Künstler, der eine neue Welt von Gebilden sucht!

Und wie springen alle Heldengestalten scharf umgränzt, voll, rund und rein ausgeprägt, glücklich in den Rahmen eingefügt, richtig in die Handlung eingreifend — kräftig und kühn, und wieder mild und fromm, holdselig und hochedel — hervor aus diesem Heldensaale! Sinnig ist die Sitte geschildert, reichlich und mit verweilender Vorliebe Feyerlichkeit, Pracht, Waffe, Kampfart, gemalt. Wahrlich — hier ist ein reiches Feld zum Bilden und Schaffen, um wiederzugeben der Anschauung Vieler, was das Lied dem Gemüthe gab.

Ferner wie dem Sprachforscher in unserm Liede das blühende Gewebe der ausgebildeten Sprache ein anmuthiger Gegenstand der Betrachtung und der Forschung wird, wie dem historischen Kritiker die Ausgestaltung der Sage, der Vergleich ihrer deutschen lebendigen Ausbildung (im Nibelungenliede und im selbstständigen Heldenbuche) mit der nordischen Kristallisation derselben, die Zergliederung der Liedesabschnitte nach poetischen Gesetzen und kritischen Anforderungen, die Ausscheidung oder Andeutung der rhapsodischen Volkslieder, aus denen etwa der letzte edle Dichter das schöne Siegfriedsgewand mit dem blutrothen Kettenschlage der Chriemhilden-Rache wob, endlich die historische Wirklichkeit und mit Maaß etwa auch die mythische Bedeutsamkeit der einzelnen Gestalten, welche die Sage und das Lied allmählig im Abbuche der Jahrhunderte von den

*) Früher war gesagt worden: „Was ich im Verfolge der Betrachtung von dem inneren wie äußeren Werthe des Nibelungenliedes sagen werde, ist seit zehn und mehr Jahren von den trifftigsten Stimmen umständlich bewiesen worden, und die gültigsten Urtheiler haben bey weitem Vollständigeres, Treffenderes, Innigeres darüber ausgesagt. Daher hier nur in Kürze dieses: Das Lied von der Nibelungen Noth ist der Schlußstein und Edelstein eines großen Sagenringes. Blüthe einer selbstständig ausgewachsenen, an allen großen Grundzügen der Poesie reichen, Sagenwelt, die — wäre sie auch nicht eine recht eigentlich heimische, schon um ihrer selbst willen, wegen ihrer anerkannten Großartigkeit, ihres gewaltigen Gehaltes und ihres vollendeten Gepräges vollstes Unrecht hat zur Aufnahme in die historisch-ästhetische Abbildung des deutschen Geistes. Sie ist ferner der Strahlenspiegel einer gänzlich vom klassischen Alterthum verschiedenen Erscheinung und Lösung, einer neuen Welt, erwachsen aus germanischem Heldenthum und verwachsen mit dem neuen Christenthum zum frauendienstlichen Ritterthume. Diese Liederwelt ist Abglanz und Wiederhall einer Zeit, die gegen das veraltete Alterthum, bey allen wunderlichen Neuverschränkungen und Verecktungen des Lebens, doch in Staat, Baukunst, Malerey, Dichtkunst einen eigenthümlichen Geist, einen frischen und fröhlichen, noch nie zuvor erlebten Frühling heraufführten und mit germanischem Jugendgeiste die verwirrte Welt anhauchten. Das Lied der Nibelungen ist ferner ein in sich abgerundetes plastisches Kunstwerk, genügend den Anforderungen der Form, wie des Geistes der Poesie u. s. w.

Schlachtfeldern der Geschichte in den brennenden Hunnensaal zum Todeskampfe versammelte — wie dieses Alles vorzugsweise dem Sprachforscher, Historiker und Kritiker Gegenstand der Untersuchung ist; so wird auch den bildenden Künstler mancher plastische Gewinn erwachsen aus einer, so weit ihm gut und noth, theilnehmenden Mitbetrachtung aller dieser Untersuchungen, besonders des Vergleiches der einzelnen Heldengestalten und Aventiuren, so wie des Ganzbaues und Fortganges des deutschen Liedes gegen die selbstständig ausgebildete, bald gleichlaufende, bald abweichende nordische Darstellung in der Wilkina Saga und Volsunga Saga, in den Eddaliedern, den dänischen Heldenliedern und in den Liedern, welche noch heutiges Tages auf den Farör von der Nibelungen Noth zu Reigen gesungen werden und jüngst gesammelt worden sind.

Es ist Sache des Lehrers, bey fortgehender Lesung des Liedes, neben nothwendig werdenden sprachlichen Erläuterungen des Textes, bey den einzelnen Anlässen des Stoffes, der Sage, der Handlung jene gleichlaufenden oder abweichenden Ausgestaltungen der nordischen und anderweitigen Auffassung, die selber unter einander abweichen, in Vergleich und zur Anschauung zu bringen, und sie am Schlusse der gemeinsamen Lesung nochmals in einen Brennpunkt zum dann wohlthuenden Ueberblick und Rückblick zu sammeln. Es ist ferner Sache des Lehrers, die hier getrennt besprochenen mehrfachen Betrachtungsweisen unsers Liedes, so wie älterer deutscher Sprachdenkmäler überhaupt vor einer gemischten Zuhörerschaft zu vereinigen und sich wechselseitig, nach den vorherrschenden Anforderungen, die an ihn gemacht werden, durchdringen zu lassen. Dieses weiter auszuspinnen, gönnt aber die gegebene Frist nicht, und bleibt überhaupt besser der glücklichen Ausführung überlassen.

Viele besondere Beziehungen für die einzelnen Betrachtungsweisen, besonders die des Künstlers, könnten noch hinzugefügt werden. Ich deute zum Schlusse nur noch eine an.

Die Künstlerwelt ist vielfach, wie überhaupt an die reichlichen und bewunderungswürdigen Ueberreste der griechischen Kunstvergangenheit, so auch insbesondere an den Homer, an seine Götter- und Heldenwelt gewiesen. Es ist hier nicht der Ort, noch die Zeit, den Werth des Homers und des Nibelungenliedes gegen einander abzuwägen. Aber nichts ist für den jungen deutschen Künstler erwecklicher, entwickelnder, freimachender von jeder einseitigen, immer verderblichen Hingebung, sey es an griechische Modellüberlieferungen, sey es an altdeutsche Manier, als das erst unbefangene, absichtslose, dann das gegeneinander haltende Lesen beider Dichtwerke. Unser heidnisches Alterthum, wie unser Urchristenthum, hat keine Marmorgebilde hinterlassen. Darum Lied gegen Lied: Siegfried gegen Achilles, die beyde nur an Einer Stelle verwundbar waren, u. s. w.

Das aus jenem Doppelstudium hervorgehende Erkennen, so des Verwandten und Verwandtbaren, als der Grundverschiedenheit heiterer griechischer Plastik und ernster deutscher Gemüthstiefe — wird den deutschen Künstler theils zu einem neuen so nothwendigen Erfassen im Bereich der griechischen Kunstwelt, theils — was noch nothwendiger ist — zu einer selbstständigen, frischen und kühnen deutschen Kunst fortführen und immer mehr darin befestigen und befreien. Dann wird unserer Zeit nicht mehr nachgesagt werden, sie habe nur in akademischer Ueberlieferung Nachgeahmtes nachahmen können.

Und ist nicht in unsern Tagen der bildenden Kunst mehr denn früher ein hoher Beruf zu Theil geworden? — Unser Ohr ist durch verweichte Musik und vielfach entweihtes Wort abgestumpft. Das Auge aber trachtet, durch eine frischere, freiere Naturanschauung und tiefere Naturkunde Jenem das ihm gebührende Gleichgewicht wieder abzugewinnen: Sollte da nicht die Kunst durch diesen wortlosen Augendienst, durch dieses innere Stillleben, das dennoch so vernehmlich spricht, dem Gemüthe und dem Leben neue Anschauungskraft, frische Begeisterungsempfänglichkeit, klare und warme Andachtsfähigkeit wieder zuzuführen vermögen?

Sollte sie es nicht wenigstens versuchen und sich zum Vorwurfe nehmen? Wäre das nicht ein hohes Ziel der Hohen gesteckt, versöhnend zwischen Leben und Religion zu treten? — Zwey große Aufgaben hätte sie hier zu lösen: Gemälde wahrhaftiger Frömmigkeit und Verherrlichung des Vaterlandes.

In beyden dient sie nur Einem Herrn. Durch beydes soll sie die Gegenwart neubeleben helfen. Ihre Schwester aber, die ernste Wissenschaft, soll ihr in der genesenden Gegenwart auf eine größere, kühnere Zukunft hin die Tenne fegen zum fröhlichen Steigen in immer höherem Tone.

H. F. Maßmann.

Anfänge der italienischen Kunst.

VI.

Früheste Malerey in Siena.

(Fortsetzung.)

Nachdem nun, wie wir denken, nicht ohne Grund die älteren Werke von Siena, theils auf Giunta's, theils auf Cimabue's Schule zurückgeführt sind, bleibt uns noch übrig von einem Bilde zu sprechen, welches eben sowohl hätte vorangestellt werden können. Wäre das Urtheil des Padre della Valle nicht zu verdächtig, da er so oft, unbekümmert um die Wahrheit, vorgefaßten Ansichten und Lieblingsideen zu Gefallen das Recht beugt, so würden wir uns auf das Lob berufen, welches er in so reichem Maaße dem Bilde ertheilt, welches die Sammlung alter Bilder in der Akademie eröffnet, und einst in der Kirche der heil. Petronilla sich befand. Da er sich aber um das Recht gebracht hat bey einem Kunsturtheile als eine Autorität zu gelten, so müssen wir die Merkwürdigkeit dieser Erscheinung schon durch unsre Beschreibung, denen, die nicht Gelegenheit gehabt haben sie zu sehen, vor das Auge führen.

Die Tafel wird jezt dem Guido, genannt Guiduccio, zugeschrieben und in das eilfte Jahrhundert versezt; doch haben wir Niemand gefunden, der von beyden Angaben den Beweis führen mochte. In der Mitte sizt Johannes der Täufer, gekrönt, auf einem Throne. Die rechte Hand hebt er zum Segnen auf, in der Linken hält er eine Weltkugel, aus der eine Blume hervorwächst. Zu beyden Seiten der Schultern liefet man noch so viele Buchstaben des etwas verloschenen Namens, daß man Sanctus Johannes baptista herausbringt. Kleine Geschichten gehen an beyden Seiten des Mittelstücks herab, und zwar immer zwey Reihen nebeneinander, in jeder Reihe drey. Sie beziehen sich auf Johannes den Täufer. Wir geben um des Folgenden Willen kurz den Inhalt einer jeden Abtheilung an. Oben links

1. die Verkündigung des Engels, der den Zacharias im Tempel trifft. Der Priester steht zur Rechten.

2. Daneben die Heimsuchung. Die beyden Frauen umarmen sich.

3. Darunter die Geburt Johannes. Freylich liegt offenbar die jüngere der Frauen im Bette und die ältere hält das neugeborne Kind in den Armen. Doch müssen wir jene für Elisabeth und diese für die Jungfrau Maria halten, wie die Folge zeigen wird. Zur Rechten sind zwey Dienerinnen.

4. Die beyden Mütter mit ihren Kindern. Maria ist auch hier als die ältere dargestellt und hält das segnende Kind im rechten Arme auf dem Schooße. Elisabeth, als die jüngere, kniet vor ihr, den Johannes, welcher auf den Erlöser weiset, auf dem Schooße.

5. Ein Engel trägt den Johannes auf seinen Schultern in die Wüste.

6. Johannes wird von Gott, der in einem Ovale schwebt, berufen.

7. Johannes verweiset seine fragenden Schüler auf Jesus.

8. Christus wird von ihm im Jordan getauft. Zu den Füßen Christi sizt eine kleine betende Figur.

9. Johannes wird enthauptet.

10. Das Haupt des Täufers wird an die Tafel gebracht.

11. Darunter steigt Johannes in den Limbus (limbus geschrieben), in der Hand eine Schrift, worauf steht: vidi salvatorem (und nicht redemptorem, welches della Valle will gelesen haben).

12. Auf der lezten Abtheilung sitzen Maria und Jesus auf einem Throne, und Johannes scheint vor ihnen Rechenschaft zu geben von seinem vollbrachten Berufe.

Was nun schon aus diesem trockenen Verzeichnisse der Darstellungen in die Augen fällt, das ist die selbstständige Auffassung, die wahrhaft poetische Kraft und Kühnheit, womit der Künstler das geschichtlich Gegebene sich unterwirft und eine epische Dichtung zu Stande bringt, die von Anfang bis zum Ende an einem Faden ohne Unterbrechung fortläuft. Selbst wo zwischen 8 und 9 eine Lücke zu seyn scheint, ist dieß nur scheinbar, da ja durch die Wirkung in 9 die Ursache auch gegeben ist und durch diese Ausbebung der Momente die Ueberraschung des Beschauers bewirkt wird, wovon er sich bey 10, wo die Geschichte weniger fortschreitet, erholen kann. Die Idee des Epos ist: Johannes, der Vorläufer und Verkündiger des Welterlösers. Mit ächt dichterischem Erfindungsgeiste und kühnem Muthe und mit nicht minder künstlerischer Besonnenheit sehen wir ihn nun Alles anwenden, um seinem Gegenstande erhabene Würde zu verleihen und die Reihe der Begebenheiten in sich abzuschliessen, unbekümmert um den wirklichen Verlauf der Geschichte. So tritt, wie das Wunderbare, die sichtbar werdende Gottheit im Epos, hier die Mutter Gottes ein, nicht als geschichtliches, sondern außer der Geschichte und über die Geschichte erhabenes göttliches Wesen. Durch sie läßt der Künstler die Geburt des Johannes erst weihen, ihr und ihrem Sohne huldiget Johannes schon als Kind. Damit seinem Helden nichts zu thun übrig bleibt,

Nro. 17.

Intelligenz-Blatt.

1827.

An Pestalozzi's Freunde!

Seitdem unser Pestalozzi in die Wohnungen des Lichtes und Friedens eingegangen ist, haben die Stürme der Leidenschaft, die sein Herz bis zum Brechen bewegten und erschütterten, auch am Grabe nicht aufgehört, nieder zu reißen, wo die Liebe, deren himmlischer Geist das gebrochne Herz einst so mächtig durchdrang, versöhnend und Friede bringend, zu neuem Aufbaue sich hätte anschicken sollen. Wohl hat, wer dem großen und unsterblichen Manne in dem lezten Jahrzehende und in den lezten Kreisen seines Wirkens näher trat oder länger nahe stand, mit Schmerz und Kummer die vielfachen Verirrungen, die leidenschaftliche Befangenheit, Unselbstständigkeit und Ungerechtigkeit des unfreyen Greises betrauert und erkannt, daß er an der Zerstörung des früherhin so schönen Wirkungskreises einen großen Theil der Schuld trug. Aber — wer ohne Schuld ist, hebe den Stein auf! Ihm ist viel vergeben, denn er hat viel geliebt! Die Schatten in seinem Leben werden von dem Lichte, das aus seinem Geiste segensvoll für seine Mitwelt sich ergoß, weit überstrahlt, und wer es wagen wollte, ihn zu richten und zu verdammen, müßte zunächst ein Herz voll großer und reiner Liebe mit Thaten der Liebe, wie Er, aufzuweisen haben. Aber wer in der Liebe lebt, richtet nicht, eifert nicht, läßt sich nicht erbittern, freut sich nicht der Ungerechtigkeit, freut sich aber der Wahrheit. Und so laßt uns, Freunde des am Geiste und Werke der Liebe großen Schweizers, der Wahrheit uns freuen, daß sein Leben ein hoher Segen Gottes für uns, für diese Zeit, für das ganze Geschlecht war und ist, daß es, erhellend die Bahn einer freyen, naturgemäßen und reinmenschlichen Erziehung und Bildung, in alle Verhältnisse des Lebens, nicht nur der Häuslichkeit und Schule, sondern des Staates und der Kirche selbst, tiefeingreifende und bleibende Segnungen verbreitete. — Der Mensch Pestalozzi hat die Kämpfe geendet. Auch bey ihm ist der Tod verschlungen in den Sieg, und das Sterbliche hat angezogen die Unsterblichkeit. Der freye Geist, geläutert und verklärt, lebt im Lichte der Wahrheit, nach dem er sich sehnte, und in der Ruhe des himmlischen Friedens. Von dort begrüßt er uns Alle mit dem Gruße der Seligen: „Friede sey mit euch.“ Ja Friede, Friede mit Dir und uns, du Verklärter und Herrlicher! Laut sehnt sich das Herz, das Dich liebt und verehrt, nach diesem Frieden. Es fühlt und erkennt auch seine Schuld gegen Dich: die Dir nahe standen, Dein Vaterland und Dein Geschlecht ist in der Liebe Dir noch Vieles schuldig geblieben. Für die Liebe aber, die ja nimmer aufhört, ist, Gottlob! auch immer noch Raum, und immer Zeit, und was wir Dir schuldig blieben, alter theurer Vater Pestalozzi, das wollen wir Dir, verklärter und hoher Geist Pestalozzi, im geistigen und liebenden Fortbaue an deinem Werke, so lange wir noch wandeln im Lande des Kampfes und Stückwerks, treulich zollen. Die lezte Hoffnung deines erlöschenden Lebens soll nicht zu Schanden werden *).

*) Pestalozzi's lezte Worte in „seinem lezten Willen“ sind: „Möge der Friede, zu dem ich eingehe, auch meine Feinde zum Frieden führen! Auf jeden Fall verzeihe ich ihnen. Meine Freunde segne ich, und hoffe, daß sie in Liebe des Vollendeten gedenken, und seine Lebenszwecke, auch nach seinem Tode noch, nach ihren besten Kräften fördern werden.“

Edle und ehrwürdige Freunde Pestalozzi's, ich irre mich nicht, wenn ich mit meiner dankbaren und unauslöschlichen Liebe der euern entgegen zu kommen glaube, indem ich auf öffentlichem Wege die Loosung zu einer Vereinigung zu geben wage, deren Zweck sey, in vereinter Wirksamkeit unserer Liebe dem Verklärten ein Denkmal zu setzen, seiner würdig, und den Bestrebungen seines Lebens gemäß. Es ist gewiß kein heiterer Traum nur, wenn ich mir denke, daß auf meine Anregung und Bitte viele edle, dem Freunde der Menschheit im Geiste und Herzen verwandte Männer, mir die Hand bieten werden, und in den verschiedensten Theilen des deutschen Vaterlandes und der Schweiz nicht allein, sondern auch andrer Länder, einen Mittelpunkt der Theilnahme und Wirksamkeit für die Zwecke eines solchen Vereins zu bilden; ich irre mich nicht, wenn ich hoffe, daß Tausende mit mir das Gleiche wünschen, und in ihren Herzen bewegen, und daß ich nur laut aussspreche, was an der Zeit ist und aus dem Geiste einer dankbaren Mitwelt redet. Kein Denkmal aus Stein oder Erz ist eines solchen Helden für seine großen und treuen Kämpfe zum Wohle der Menschheit würdig. Aber das, was seiner Liebe und seines Strebens ursprüngliches und herrliches Ziel war, in einer festbegründeten Anstalt auf ferne Jahrhunderte zu bringen, für Kinder der Armen und Verlassenen im Volke ein Erziehungshaus zu stiften, in welchem sein Geist und seine Liebe walte und in immer kräftiger Wirksamkeit segne, das ist ein Denkmal, in dem der verklärte Geist selbst ein würdiges Opfer unsrer Liebe erkennen würde. — Und so nahe ich mich und begrüße Euch aller Orten voll Ehrfurcht und Vertrauen, würdige und liebe Männer, durch das Band einer lauteren Liebe und Verehrung für den unsterblichen Mann mit mir vereint und bitte Euch, reichet Herz und Sinn, Wort und Hand dem Werke so freudig dar, als ich es freudig und vertrauend in Eure Hände lege; laßt uns, ein Jeder in seinem Kreise, die Neigung der von Liebe erfüllten und dankbaren Zeitgenossen ergreifen, laßt uns einsammeln Gaben der Liebe, ausdauernd und im frohen Vertrauen, um vom Ertrage zu seiner Zeit, ein Pestalozzisches-Armen-Erziehungshaus zu gründen, das, so Gott es will, auf fernste Jahrhunderte Segen verbreite und als ein heilbringendes Denkmal dastehe, wie eine dankbare Mitwelt des großen Kinder- und Armen-Freundes Verdienste ehrte. Wem es sein Herz geheut, in seinem Lande, an seinem Orte ein freudigthätiges Werkzeug für diesen Zweck zu seyn, den bitte ich, mich seine liebevolle Bereitwilligkeit schriftlich wissen zu lassen. Es ist zuvörderst nöthig, daß ein solches Werk einen Einigungspunkt habe. Leichter wird dann die gemeinsame Verständigung über das Nä-

here und Zweckgemäße der Mittel und der Ausführung. Aus Vieler gutem Rathe wird leicht der beste erlesen. Die Theilnahme, der glückliche Erfolg ist so gewiß, als die Liebe und der Dank gewiß ist, der in vielen Tausenden lebt, welche die Segnungen erkannten, die Pestalozzi's Leben der Mit- und Nachwelt brachte. Es werden, von den weisesten Staatsmännern bis zu den Kindern der Schulen hinab, frohe und vielfache Opfer dargereicht werden. — Könnte dann nicht die Wiederkehr des Geburtstages Pestalozzi's, der 12. Januar des kommenden Jahres, für die dankbare Jugend Deutschlands und der Schweiz als eine Todten- oder vielmehr Lebens-Feyer des Verklärten, zugleich zu allgemeineren Einsammlungen für diesen, unserer Liebe würdigen Zweck benutzt werden? Doch alles Besondere und Einzelne lehret besser die kommende Zeit und des Werkes Entwicklung. Möge recht bald ein bereitwilliges Entgegenkommen und eine freundliche Handreichung Vieler mein Vertrauen und meine Hoffnung rechtfertigen! Möge Gott dem Beginnen Segen und Gedeihen geben!

Dresden, am 27. Mai 1827.

Karl Justus Blochmann,
Director einer Erziehungs-Anstalt in Dresden.

Von der so äußerst wohlfeilen Taschenausgabe (das Heft zu 15 kr.) des wichtigen Originalwerkes

Geschichtskunde

von der Regierung Friedrichs des Großen bis auf unsre Zeit, oder von dem Jahr 1740 bis zum Jahr 1830,

ist so eben des ersten Bandes drittes Heft, mit dem lithographirten Bildniß Moritz Marschall von Sachsen, erschienen.

Auf dieses höchst interessante Werk, das sich schon bey seinem Beginnen einer Aufnahme von vielen Tausenden erfreut, kann man fortwährend auf jedem löbl. Postamt und Zeitungsexpedition, so wie in jeder Buchhandlung Deutschlands und der Schweiz unterzeichnen. Der äußerst billige Preis von 15 kr. für jedes 7 bis 8 Bogen starke Heft hat jedoch nur bis zum 1. Juli d. J. Statt; nachher tritt der erhöhte Ladenpreis ein.

Frankfurt, den 16. Mai 1827.

Heller und Rohm, Verleger.

Subscriptions-Anzeige,

Prag,

Vollständige Sammlung
aller klassischen und volksthümlichen
Deutschen Gedichte
aus dem 18. und 19. Jahrhundert,
herausgegeben von
Anton Dietrich.
Mit einer Einleitung
von
Ludwig Tieck.

In 9 Lieferungen zu 2 Bändchen, das Bändchen 8 gl.

Unter diesem Titel wird in unterzeichneter Verlagshandlung eine Sammlung deutscher Gedichte erscheinen, welche die Worte: vollständig, klassisch, volksthümlich, und den wohlfeilen Preis, für welchen sie zu haben seyn wird, nicht blos zu einem anlockenden Aushängeschilde braucht, sondern ein längst gefühltes Bedürfniß des deutschen Publikums zweckmäßiger, als bisher, ja möglichst vollkommen zu befriedigen, geeignet ist. Diese Sammlung wird keineswegs ein Nachdruck, wie es mehr oder weniger jede Auswahl deutscher Gedichte ist, die man als oberflächlichen Auszug aus jedem Dichter in kleinen Bändchen und Lieferungen zusammenstellt, sondern ein 1) nach den besondern Dichtungsarten (von denen die Romanzen und Balladen den Anfang machen werden) und 2) in diesen Abtheilungen wieder chronologisch geordnetes Ganzes, ein Werk seyn, welches zugleich für die Geschichte der deutschen Poesie von desto höherer Wichtigkeit ist und für alle Kenner und Freunde derselben ein um so größeres Interesse haben wird, je weniger bey der reichen Auswahl auf den Geschmack einer einzelnen ästhetischen Schule einseitig Rücksicht genommen, je sorgfältiger vielmehr Alles beachtet ward, was den Entwickelungsgang der deutschen Poesie durch die ganze neuere Periode unsrer Literatur nach allen seinen Richtungen charakterisirt. Die äußere Ausstattung dieses Werkes wird den Forderungen jedes Gebildeten entsprechen und eines deutschen National-Werkes würdig seyn; zugleich aber soll der Ankauf desselben durch einen möglichst billigen Subscriptions-Preis und durch das Erscheinen in Lieferungen zu zwey Bändchen, à 15 Bogen, deren Versendung alle zwey Monate (vom Ende Mai's an) pünktlich erfolgt, erleichtert werden. Das Format wird das kleinste Oktav seyn, um diese Sammlung zugleich als Taschenausgabe brauchbar zu machen; auch wird sie mit den neuesten Lettern und ohne kleinliche Oekonomie gedruckt. Die erste Lieferung ist bereits unter der Presse.

Für jedes Bändchen ist der bey der Ablieferung zu entrichtende Subscriptionspreis:

Ausgabe auf feinem weißen Druckpapier:
8 Groschen sächs. = 10 sGr. = 36 Kr. rhein.
Ausgabe auf Velinpapier:
12 Groschen sächs. = 15 sGr. = 54 Kr. rhein.

Subscriptionssammler erhalten auf 10 Exemplare das 11te frey. Vom Erscheinen der zweyten Lieferung an wird die Subscription geschlossen und ein höherer Preis eintreten.

Dresden, im April 1827.

Wagner'sche Buchhandlung.

A. W. Iffland's
theatralische Werke.
Auswahl in 11 Bänden.

Wohlfeile Ausgabe in Taschenformat, wie Klopstocks, Wielands und Shakespeare's Werke.

Die Kritik unserer Zeit hat über Iffland's dramatische Werke als Dichtung für die Bühne manches Nachtheilige gesagt; die Theater-Vorsteher klagen, daß solche die Kasse nicht mehr füllen, weil Schaulust im Theater die Hauptsache geworden ist. Ich weiß das gar wohl, glaube aber doch, vielen Wünschen zu entsprechen, indem ich diese Auswahl der Iffland'schen Dramen in einer wohlfeilen Ausgabe ankündige, aus folgender Ansicht:

Iffland's Freunde, zu denen auch ich gehöre, wissen, daß er behauptete, das Theater müsse nicht allein auf das Vergnügen und den Geschmack, sondern auch auf die moralische Bildung des Volks wirken. Zu diesem Zweck

benutzte er als Schriftsteller sein Talent, seine, in der hohen und niedern Welt erworbene, große Menschenkenntniß, und seine Kunst. Er hatte Witz, Laune, Beredsamkeit, inniges Gefühl, feinen Ton, und verstand die Sprache des Herzens. Der aufmerksame Leser wird gestehen müssen, daß Iffland in keinem seiner Stücke Unkraut in das unschuldige Herz gesäet hat, und wird sich oft wahrhaft gestärkt, erhoben, und innig gerührt fühlen. Die Tugend ist immer würdig dargestellt, Laster und Verbrechen sind scharf gegeißelt, Fehler in ihr wahres Licht gestellt. In jeder Sittenschule, bei Erziehung und Ausbildung zum Seelenadel können diese Werke als Hülfsmittel gebraucht werden, die zugleich Ergötzung und Erheiterung gewähren.

Die Auswahl

besteht in 11 Bänden; jeder ungefähr 20 bis 24 Bogen, wovon die ersten 6 Bände zu Ende Oktober d. J. erscheinen, damit sie noch als Weihnachtsgeschenk für die Jugend benutzt werden können; die übrigen 5 Bände werden zu Ostern 1828 an die Pränumeranten abgeliefert. Diese 11 Bände enthalten folgende Stücke:

I. Band. Albert von Thurneisen. Verbrechen aus Ehrsucht. Der Komet. II. Bd. Die Jäger. Der Spieler. III. Bd. Bewußtseyn. Reue versöhnt. IV. Bd. Frauenstand. Hausfrieden. V. Bd. Herbsttag. Leichter Sinn. VI. Bd. Elisa von Valberg. Erinnerung. VII. Bd. Der Mann von Wort. Die Hagestolzen. VIII. Bd. Die Aussteuer. Die Reise nach der Stadt. IX. Bd. Das Erbtheil des Vaters. Die Advokaten. X. Bd. Dienstpflicht. Der Vormund. Vaterfreude. XI. Bd. Die Höhen. Scheinverdienst.

Bis zur Michaelis-Messe d. J. kosten diese 11 Bände 3 Rthlr. 18 Gr. sächs. gegen Vorausbezahlung; nach dieser Messe 5 Rthlr. Ich verspreche reinlichen Druck, weißes Druckpapier und sorgfältige Korrektur.

Alle Buchhandlungen nehmen Pränumeration an; andere Sammler erhalten auf 6 Exemplare das 7te frey.

Ifflands sämmtliche Werke in 8. 16 Bände mit Kupfern, nebst Ifflands Portrait, sind bei mir noch immer für 18 Rthlr. zu haben.

Elf schöne Kupfer in guten Abdrücken auf Schweizerpapier zu Ifflands sämmtlichen Werken, von den trefflichen Künstlern W. Böhm und Jury, sechs von dem erstern und fünf von dem letztern nach Ramberg, auch Ifflands ähnliches Porträt von Bolt gestochen, in Octav (nicht in Taschenformat) sind bey mir für 2 Rthlr. 12 Gr. besonders zu haben.

Leipzig, im Mai 1827.

G. J. Göschen.

Bey Carl Focke in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Historische Erzählungen, aus den Pariser Salons, von Musset-Pathay. Deutsch bearbeitet von Fr. Gleich. 2 Bände, Preis 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr. rheinl.

Das Literaturblatt Nr. 89 zum Morgenblatt 1826 spricht sich darüber folgendermaßen aus:

„Dieses Buch hält mehr als es verspricht, denn statt „willkürlich mit der Zeitgeschichte durchflochtener Romänchen giebt es uns einzelne Gemälde von Gegenständen „aus der Zeitgeschichte, in einen ähnlichen Rahmen gefaßt, „wie der, dessen sich Goethe bey seinen „Auswanderern" „bediente. — In verschiedenen Abschnitten werden als „Vorwürfe gesellschaftlicher Unterhaltung folgende Gegenstände erörtert: Familienleben der heutigen Zeit, in „einigen, verschiedene Ueberschriften tragenden, Kapiteln; „über die Sittenlosigkeit der Weiber unter den beyden letzten „Ludwigen vor der Revolution, und über die literarischen „gesellschaftlichen Zirkel, eine sehr anziehende Zusammenstellung, welche es begreiflich macht, wie aus diesen „zahlreichen Feuerheerden lebendiger, kühner und auch „rücksichtsloser oder schlecht gereifter Ideen sich die Funken „durch ganz Frankreich verbreiten mußten; ein sehr auffregender Abschnitt über die Jesuiten unter der Aufschrift la rotonde et le coupé (zwey verschiedene Plätze „der französischen Postwagen); und eine bittere Kritik der „Amtsführung der heutigen Minister."

Vermischte Gedichte
der
Geschwister Ständlin.
(Gottlieb Friedrich, D. Carl Friedrich, Gotthold Friedrich und Charlotte.)
Herausgegeben
von
einem Freunde der Familie.

Sie erscheinen Ende Juli in 2 Bänden jeden zu 10 bis 12 Bogen in Druck und Format (gr. 12.) wie Matthisson's Gedichte; da wir indeß noch keinen Ladenpreis bestimmen können, so wollen wir für diejenigen, welche ihre Bestellungen bey uns oder in jeder andern Buchhandlung vor Beendigung des Drucks machen, folgende niedrige Preise bestehen lassen:

Ausgabe auf Druckpapier. 2 Theile. 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr. 4 aGr.

Ausgabe auf Velinpostpapier. 2 Theile. 3 fl. oder 2 Thlr.

welche nachher wenigstens um ein Drittel erhöht werden.

Stuttgart, im Mai 1827.

Sonnewald'sche Buchhandlung.

Anzeige für Pferdeliebhaber.

Abbildungen
sämmtlicher
Pferde-Racen
nach dem Leben gezeichnet, lithographirt und herausgegeben von
Rudolph Kunz,
mit naturhistorischer Beschreibung von
E. d'Alton.

(Im Selbstverlag des Herausgebers in Karlsruhe 1827.)

Die erste Lieferung in groß Quer-Folio ist bereits erschienen; sie enthält, nebst Umschlag, Titel- und Zueignungsblatt, Vorrede und Einleitung des naturhistorischen Textes, mit sechs Blättern Abbildungen. Kunstfreunde belieben sich wegen der Subscription an den Unterzeichneten oder an Herrn Kunsthändler Velten dahier, auch an alle gute Buch- und Kunsthandlungen zu wenden; welchen auf Verlangen Exemplare zur Einsicht zugesendet werden sollen. Der Preis für jede Lieferung, deren noch fünf, höchstens von 6 zu 6 Monaten, nachfolgen und, neben dem fortlaufenden Text, jedesmal sechs Abbildun-

gen enthalten, ist: 3 Dukaten oder 16 fl. 30 kr. im 24-Gulden-Fuß. Abgabe und Versendung guter Abdrücke für die Subscribenten geschieht nach der Subscriptions-Ordnung, daher um deutliche Namens-Unterschrift gebeten wird. Die lezte Lieferung soll noch als Zugabe das Skelet eines gut gebauten Pferdes enthalten; auch erscheint binnen kurzer Zeit eine besondere Ausgabe des nämlichen Werkes in französischer Sprache.

Karlsruhe, im Mai 1827.

Rudolph Kunz, Maler.

Bey Carl Focke in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reise nach Madrid, im August und September 1826, von Adolf Blanqui. Aus dem Französischen von Gustav Sellen. Preis 1½ Rthlr. oder 2 fl. 24 kr. rhein.

Diese Reise, allein in der Absicht zu beobachten unternommen, giebt ein lebendiges Bild von dem kläglichen Zustande dieses unglücklichen Landes; Blanqui wollte ganz Spanien bereisen, allein die Polizey fand es für gut, den Lauf seiner Beobachtungen in Madrid zu hemmen, das gegenwärtig einer afrikanischen Stadt gleicht, zu der man sich durch Wüsten und Räuberbanden durchschlägt! — Er giebt übrigens auch sehr wichtige — bis jetzt noch unbekannte, durch Aktenstücke belegte — Aufschlüsse über das Benehmen der Cortes im Jahre 1823, und beschließt sein Werk mit interessanten Bemerkungen über die spanischen Schaafheerden.

So eben ist erschienen:

Friedrich Buchholz

über die allzuweit getriebene Furcht vor den Proselytenmachern, und über die allzugeringe Achtung vor dem Geist der Wissenschaft. Preis geh. 5 sGr.

Berlin bey Th. Chr. Fr. Enslin.

Bey A. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Liebe und Irrthum

von

Clauren.

8. Preis 1 Rthlr.

Ein neues freundliches Geschenk für die gebildete Lesewelt. Wer sich am heitern Conversationston, an angenehm verwickelten Lebensverhältnissen gern ergözt, welche das vielgestaltete Leben in seinen anziehendsten Situationen zeigen, der findet hier volle Befriedigung. — Doch wozu noch eine preisende Auseinandersezung alles dessen, was ein Blick auf den Titel und in das Büchlein von selbst verheißt!!

Ganz neu erschienen und in alle Buchhandlungen versandt ist:

Des jungen Feldjägers Landsmann gefangen und strandend.

Eingeführt von Goethe.

Leipzig bey Friedrich Fleischer,

sauber geheftet 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Dieses Bändchen ist auch als 4te Bändchen des jungen Feldjägers zu betrachten, und wird den vorhergegangenen an Interesse gewiß nicht nachstehen. Der Preis aller 4 Bändchen ist 4 Rthlr.

In allen Buchhandlungen Deutschlands und Oestreichs zu haben.

Bey J. W. Boicke in Berlin ist erschienen:

Ueber Insektenschaden in den Wäldern, die Mittel ihm vorzubeugen und seine Nachtheile zu vermindern

von

D. W. Pfeil.

Preis geh. 8 gGr.

In dieser Schrift sind nicht, wie gewöhnlich geschieht, die Mittel, die schädlichsten Waldinsekten zu vertilgen, allgemein angegeben, sondern sie enthält diejenigen, welche bey jeder Raupengattung besonders anwendbar sind, so wie Bestimmung der Zeit, wo die Anwendung statt finden muß. Zugleich sind die Kennzeichen genau angegeben, woran man die ungewöhnliche Vermehrung der Waldinsekten zeitig genug erkennen kann, so wie auch darin die Behandlung des beschädigten und getödteten Holzes gelehrt ist, um den Nachtheil des Insektenschadens möglichst zu verhindern.

Sie behandelt daher ihren Gegenstand weit vollständiger und richtiger als bisher noch in irgend einer Schrift geschehen.

Bey einem Werk, das fast alle Zeitungen und politischen Nachrichten als höchst merkwürdig erwähnten, und an dem das Publikum in Deutschland und Frankreich so viel Theil nimmt, bedarf es nur der Anzeige, daß dasselbe nun mit dem 2ten Band beendigt ist, und dann an die zahlreichen Interessenten versandt wird:

Manuscript vom Jahre 1812.

Darstellung der Begebenheiten dieses Jahres, als Beytrag zur Geschichte des Kaiser Napoleon, von Baron Fain, damaligem Cabinets-Sekretär und Archivar.

Rechtmäßige deutsche Ausgabe von E. Klein und Belmont. 3 Rthlr., mit Karten 4 Rthlr.

Eben so wird nun an die Pränumeranten und Subscribenten versandt, vorerst das 2te Bändchen (384 S.) vom

Deutschen Dichtersaal,

von Luther bis auf unsere Zeiten, Biographie, Charakteristik und Auswahl ꝛc. In Taschenformat das Bändchen 12—16 Gr., in Oktav 18 Gr. — 1 Rthlr. Die Lieferung von 4 Bändchen 1 Rthlr. 16 Gr. — 2 Rthlr. 8 Gr. — 2 Rthlr. 16 Gr. und 3 Rthlr. 12 Gr.

Ernst Kleins Literarisches Komptoir.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Adelgis. Trauerspiel von Manzoni, a. d. Ital. übersezt von K. Streckfuß. Velinp. Berlin bey T. Trautwein. Preis brosch. 21 gr.

Die günstige Meinung, welche Goethe in seiner Vorrede zu der in Jena erschienenen Ausgabe der Werke dieses Dichters über das Original und die vorangezeigte Uebersetzung ausgesprochen hat, wird dem Buche in aller Hinsicht zur genügenden Empfehlung dienen.

Digitized by Google

Nro. 18.

Intelligenz-Blatt.

1827.

Erwiederung.

In Nr. 102 der Zeitung für die elegante Welt sagt ein Herr K., es sey eine neue Entdeckung, und doch gar zu arg, daß das Wort Chirurgie von Chiron herkommen solle, wie ich in meiner Uebersetzung von Chateaubriand's Reise nach Jerusalem behauptete.

Was das Neue der Entdeckung betrifft, so würde Hr. K. sie nicht für etwas solches ausgeben, wenn er den Artikel Chiron im Conversationslexikon (von Brockhaus) und in mehrern mythologischen Wörterbüchern nachgelesen hätte; denn er würde dort schon diese Behauptung gefunden, daher schon längst sein: „das ist doch gar zu arg!" in die Welt gerufen haben.

Was aber die Etymologie des Wortes Chirurgie betrifft, so ist es allerdings weder neu noch unbekannt, daß es von χειρ (die Hand) herzuleiten sey. Dem Hrn. K. wird eben so wenig unbekannt seyn, daß Chiron oder Cheiron, der Erfinder und erste Lehrer der Heilkunst, seinen Namen von seiner geschickten Hand (χειρ) erhielt. Wo wäre nun etwas Ungereimtes in der Angabe, die Kunst selbst habe nach ihm (mit Beybehaltung derselben Etymologie) ihre Benennung erhalten?

Die flüchtigen Anmerkungen in meiner Uebersetzung Chateaubriand's sollen nur Andeutungen für das größere Publikum seyn, sie sind aber gar nicht für gelehrte Männer, wie Herr K., welcher besser als ich wissen wird, was von Cheirons und seines Schülers Asklepios wirklicher Existenz, von seiner Kentauren-Abstammung, von seinem Mythus überhaupt zu halten sey, und darüber längst Böttiger, das große Etymologikum, Plutarch, Plinius u. s. w. zu Rath gezogen haben wird. Ich beschränke mich als Ungelehrter auf die bescheidene Rechtfertigung, daß ich nur in den Noten gebe, was schon vor mir gedruckt worden, und auf die Bemerkung, daß Herr K. füglich gehaltvollere Lesefrüchte den Lesern der Zeitung für die elegante Welt auftischen könnte.

von Kronfels.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung sind zur Ostermesse dieses Jahrs erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Annalen, neue allgem. polit., 22r — 24r Bd. 12 Hefte. gr. 8. br. 9 fl.

Bearner, der kleine, ein moral. Lesebuch für die Jugend. 1r Bd. 8. 48 kr.

Correspondenzblatt des würt. landwirthsch. Vereins. 1827. 12 Hefte. 8. br. 3 fl.

Erzählungen von der Verfasserin der Agnes von Lilien. 2r Bd. 8. 3 fl.

Evangelium, das, des h. Matthäus in der hochdeutschen Sprache des 9ten Jahrhunderts. Aus dem Orforder und St. Galler Texte der übersezten Evangelien-Harmonie Tatians, zum Gebrauch bey Vorlesungen, zusammengestellt von J. A. Schmeller. gr. 8. 1 fl.

Fouqué, Fr. de la Motte, Gedichte. 5r Bd. gr. 8.
Schrbpr. 3 fl. 24 kr.
Druckpr. 2 fl. 30 kr.

Goethe, v., über Kunst und Alterthum. 6r Bd. 1s Heft. 8. br. 2 fl. 36 kr.

— — sämmtliche Werke, Taschen-Ausg. 1ste Lfrg. oder 1r — 5r Bd.
Prän.-Preis f. 40 Bde. {Velinpr. 28 fl. 21 kr. / weiß Druckpr. 18 fl. 54 kr.
Prän.-Pr. in Liefrgn. berechnet, Velinpr. 32 fl. 24 kr. w. Druckpr. 21 fl. 36 kr.

Graff, E. G., Diutiska, Denkmäler deutscher Sprache und Literatur, aus alten Handschriften. 1r Bd. 3s H. gr. 8. br. 1 fl. 48 kr.

Hartig, G. L. von, Lehrbuch für Förster und die es werden wollen. 3 Thle. Siebente verm. und verb. Auflage. gr. 8. 7 fl. 12 kr.

Herder, J. G. von, sämmtl. Werke, Taschen-Ausg. 1ste Lieferg. od. 1r — 6r Bd. Velinpr. Subscr.-Pr. 3 fl. 36 kr. weiß Druckpr. 2 fl. 24 kr.

Hertha, Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. Unter Mitwirkung des Frhrn. Alex. v. Humboldt, besorgt von Berghaus und Hoffmann. 3ter Jahrg. 1827. 12 Hefte. gr. 8. br. mit Charten und Kupfern. 16 fl.

Hesperus, encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausg. von C. C. André. 1827. gr. 4. 16 fl.

Hug, Dr. J. L., Einleitung in die Schriften des neuen Testaments. 2 Thle. 3te verb. und verm. Auflage. gr. 8. 6 fl. 36 kr.

Humboldt, A. von, u. A. Bonplandt, Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents in den Jahren 1799 — 1804. 5r Thl. gr. 8. 6 fl. 45 kr.

Jahrbücher für wissenschaftl. Kritik. 1827. 1r Jahrgang. gr. 4. 21 fl.

Journal, polytechn., Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie ꝛc., v. Dr. J. G. Dingler. 8r Jahrg. 1827. 24 Hefte. gr. 8. mit Kupfern. 16 fl.

Justiz-, Kameral- und Polizeyfama, allgem. deutsche, herausg. von Dr. Th. Hartleben. 1827. gr. 4. 9 fl.

Kunstblatt, herausg. von Schorn. 1827. gr. 4. 6 fl.

Literaturblatt, Jahrgang 1827. gr. 4. 6 fl.

Memminger, J. D. G., Beschreibung des Königreichs Würtemberg. 4tes Heft, enthaltend die Beschreibung d. Oberamts Riedlingen. gr. 8. br. Subscr.-Pr. 1 fl. 12 kr.

Morgenblatt für geb. Stände, Jahrg. 1827. gr. 4. 20 fl.

Mozin, Abrégé de la grammaire française. 4mo Edit. gr. 8. 1 fl. 12 kr.

Richter, J. P. F., Selina, über die Unsterblichkeit. 2 Bdchn. 8. 3 fl.

Schmeller, J. A., bayrisches Wörterbuch, Sammlung von Wörtern und Ausdrücken, die in den lebenden Mundarten sowohl als in der ältern und ältesten Provincial-Literatur des Königreichs Bayern, besonders seiner ältern Lande, vorkommen, und in der heutigen allgemein deutschen Schrift-Sprache entweder gar nicht oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind, mit urkundlichen Belegen nach den Stammsylben etymologisch-alphabetisch geordnet. 1r Theil. gr. 8. 5 fl.

Schwab, G., der Bodensee nebst dem Rheinthale von St. Luzienſteig bis Rheinegg, Handbuch für Reisende und

Freunde der Natur, Geschichte und Poesie. gr. 8. br. mit 2 Charten. 3 fl. 36 kr.

Sidons, C., die vereinigten Staaten von Nordamerika nach ihrem politischen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältniß betrachtet. Mit einer Reise durch den westlichen Theil von Pennsylvanien, Ohio, Kentucky, Indiana, Illinois, Missuri, Tenessee, das Gebiet Arkansas, Mississippi und Louisiana. 2 Thle. gr. 8. 4 fl.

Staatsakten, neueste, und Urkunden in monatlichen Heften, 7r — 10r Bd. gr. 8. 12 Hefte. 16 fl.

Taschenbuch für Reisende durch Würtemberg; mit einem Anhang über die besuchteren Bäder Würtembergs, einem Ortsregister und zwey lithographirten Abbildungen, auch auf Verlangen mit einer Charte. 12. br.

ohne Charte 1 fl. 24 kr.
mit Charte 2 fl.

Thibaudeau, le comte, histoire générale de Napoléon Bonaparte, de sa vie privée et publique, de sa carrière politique et militaire, de son gouvernement et de son administration, par l'Auteur des memoires sur le consulat. Tom. I. et IV. gr. 8. br. 5 fl. 30 kr.

Thiersch, Fr. v., über gelehrte Schulen, mit besonderer Rücksicht auf Bayern. II. 16 — 36 Heft. gr. 8. br. 3 fl.

Wagler, Dr. Joannes, Systema avium, pars prima. 8. broch. 3 fl.

Zeitung, allgemeine. 1827. gr. 4. 16 fl.

Charte, topograph. von Schwaben, (Fortsetzung der Amman- und Bohnenberger'schen Charte) von C. H. Michaelis. Nro. 10, 19 u. 20. Jedes Blatt 1 fl. 30 kr.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Historischer Versuch über die Revolution von Paraguay und die Dictatorial-Regierung von Dr. Francia. Ein Abschnitt der Reise nach Paraguay von J. R. Rengger und M. Longchamp. gr. 8. Mit einer Charte von Paraguay. Preis 1 fl. 45 kr.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber gelehrte Schulen, von Friedrich Thiersch. Zweyter Band. Die hohen Schulen mit besonderer Rücksicht auf die Universität in München. Dritte Abtheilung. Von den Gewährschaften freyer Studien und dem akademischen Lehrstande. Preis 1 fl. 24 kr.

Inhalt.

1. Von der Gewähr der Studienfreyheit im Allgemeinen. — 2. Von der Vorbereitung der akademischen Jugend. — 3. Von der akademischen Freyheit und ihren Folgen. — 4. Gefahren und Gewähr der akademischen Freyheit gegen ihre Ausartung. Verhältnisse der Studierenden untereinander. — 5. Verhältniß der Studierenden zu den öffentlichen Behörden. — 6. Von dem akademischen Lehrstande im Allgemeinen und von der Curatel. — 7. Von den Verhältnissen der akademischen Lehrer. — 8. Von den Privatdocenten. — 9. Die Honorarien. — 10. Verkehr zwischen Lehrern und Studierenden. Wissenschaftliche Vereine. Akademische Würden. Endprüfungen. — 11. Nachträgliche Bedenken über freye Studien, über ihr Gewähr und über die Vereinigung der allgemeinen mit den besondern. — 12. Ueber das Verhältniß der Religion zur Wissenschaft in Bezug auf das Gedeihen freyer Studien.

Neue allgemeine politische Annalen. Vierundzwanzigster Band. Erstes und zweytes Heft.

Neueste Staatsakten und Urkunden in monatlichen Heften. Siebenter Band. Erstes Heft.

Polytechnisches Journal.

Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc. Herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten in Augsburg. Jahrgang 1827. Erstes Juniheft.

Hertha, Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staaten-Kunde. Unter Mitwirkung des Freiherrn Alexander v. Humboldt, besorgt von Berghaus in Berlin und Hoffmann in Stuttgart. Dritter Jahrgang. 9ten Bandes 3r Heft. Des fünften Heftes erste u. zweite Abtheil. Pr. für den ganzen Jahrgang in 12 Heften 16 fl. Mai 1827.

Correspondenzblatt des Würtembergischen Landwirthschaftl. Vereins. Eilfter Band. April 1827.

Allgemeine deutsche Justiz-, Kameral- und Polizey-Fama. Herausgegeben von Dr. Th. Hartleben. April 1827.

Hesperus. Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgegeben von Chr. K. André. Mai 1827.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Die Uebersetzung von

Organographie végetale par De Candolle. 2 T. avec 60 planches.

ist nun unter der Presse. Der Inhalt dieses Werkes: Beschreibung des Baues und der Organe der Gewächse, ihrer Entstehung, Bildung, Form und Ausartung, ist von so hoher Wichtigkeit und wegen der Neuheit und Gründlichkeit der Bearbeitung des rühmlichst bekannten Botanikers von solchem Werthe und Interesse, daß es jedem wissenschaftlichen Botaniker unentbehrlich seyn wird.

Die Uebersetzung, welche Hr. F. Dr. Metsner, ordentlicher Lehrer der Zoologie und Botanik zu Bern, mit Einverständniß und Mitwirkung H. F. De Candolle's besorgt, wird den Ansprüchen des deutschen gelehrten Publikums entsprechen.

Das Werk wird Einen Band in 8. geben, welchem sich die 60 Kupfertafeln anreihen. Die Abbildungen bey

unserer deutschen Uebersetzung werden so gut wie die Originale ausfallen.

Stuttgart im Juni 1827.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Dresdner Morgen-Zeitung,

herausgegeben

von

Fr. Kind und K. C. Kraukling,

nebst

dramaturgischen Blättern,

von

Ludw. Tieck.

Diese Zeitschrift hat sich durch ihre Gediegenheit schon eine große Anzahl von Freunden erworben; es genügt, von den Mitarbeitern zu nennen: Carus, Philippine Engelhard geb. Gatterer, Fouqué, Gottschalk, Franz Horn, Fr. Kind, Dr. Lomler, v. Lüdemann, Fr. v. Raumer, Tieck, Tiedge, v. Weyrauch, Dr. Wolff und die Verfasserin von Juliens Briefen u. s. w.; von pseudonymen: Armstrong, Arthur vom Nordstern u. and.; auch haben die werthvollen und gewählten Mittheilungen aus dem schriftlichen Nachlasse eines Baggesen, Kästner, Heinr. v. Kleist, Johannes v. Müller, Jean Paul Fr. Richter, Rousseau, Schiller, Seume, A. Wall, Joh. Winkelmann, mit Recht die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums erregt. Von dieser Zeitschrift erscheinen in unterzeichneter Verlagshandlung wöchentlich 4 Nummern, und monatlich 2 Nummern der dramaturgischen Blätter, auf feinem Velin, mit vorzüglich schönem Druck, und den etwa nöthigen Kupfer- und Musikbeylagen. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen darauf an. Der Preis des ganzen Jahrganges ist 8 Thaler. Bis Ende Juni werden noch Bestellungen auf die zweyte Hälfte des Jahrganges (Preis: 4 Thlr.) angenommen.

Wagner'sche Buchhandlung
in Dresden.

Literarische Anzeige.

Bey uns ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das

Nibelungenlied.

Uebersetzt von

Karl Simrock.

1r Bd.: Sigfriedens Tod. 2r Bd.: Chriemhildens Rache. Preis 1 Thlr.

Ohngeachtet seines anerkannten Werthes ist das Nibelungenlied einem großen Theil des deutschen Volkes kaum mehr als dem Namen nach bekannt. Dies kann nur aus dem großen Abstande zwischen der Sprache des neunzehnten Jahrhunderts und der des dreyzehnten erklärt werden, wodurch es auch dem redlich Wollenden unmöglich wird, dies deutsche Heldengedicht ohne Hülfe eines Lehrers zu verstehen. Hier ist eine Uebersetzung, in der, bey allem Streben nach Verständlichkeit und gewissenhafter Berücksichtigung der neuhochdeutschen Grammatik, dennoch die alterthümliche Farbe des Gedichts und die kindlich-naive Sprache erhalten sind, die dem Original einen so hohen Reiz verleihen. Da wir nun glauben dürfen, daß von den gebildeten Deutschen Viele sich das berühmteste Gedicht ihrer Vorzeit anschaffen werden, so haben wir, bey einer sehr anständigen Ausgabe, einen höchst billigen Preis gestellt.

Berlin.

Vereinsbuchhandlung.

Im Verlage der J. G. Calve'sche Buchhandlung in Prag sind so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Homer's Werke,

3r, 4r Band: Odyssee, 2 Bände.

Prosaisch übersezt von

Professor J. St. Zauper.

In Taschenformat, wie Schiller's, Klopstock's und Wieland's Werke. Prag, 1827. 20 Bogen stark. Sauber gebunden 1 Thlr. 12 Gr.

Der vielfältige Beyfall, den Prof. Zaupers prosaische Uebersetzung der Iliade im Heimathlande und in Deutschland erhielt, so wie der Wunsch, daß der durch eine so gemeinnützige Uebertragung Homer's beabsichtete Nutzen vollständig erreicht werden möge, vermochten den Verfasser, auch die Odyssee, in derselben Art und Weise behandelt, dem Publikum zu übergeben. Da hier Summarien, wie sie der Iliade aus Goethe's „Kunst und Alterthum," eingeschalter sind, fehlten, so bemühte sich der Verfasser, solche auch für die Odyssee nach dem Muster der erstgenannten zu bearbeiten, welche gleichen Vortheil für Selbststudium und Auffindung einzelner Schönheiten des Klassikers darbieten. Die Verlagshandlung, welche dieses zweyte Werk dem ersten dem Aeußern nach ganz gleich ausstattete, hofft um so mehr Theilnahme, als schon mehrere Anfragen die gute Wirkung bezeugen, welche die Iliade in der Uebersetzung des vorgenannten Verfassers auf die Unterrichteten und sich zu unterrichten Strebenden gemacht habe.

Sammler von fünf Exemplaren erhalten das sechste gratis, dasselbe gilt auch von der im vorigen Jahre erschienenen Iliade, deren Preis für ein Exemplar gleichfalls 1 Rthlr. 12 gGr. beträgt.

Anzeige für Pferdeliebhaber.

Abbildungen

sämmtlicher

Pferde-Racen

nach dem Leben gezeichnet, lithographirt und herausgegeben von

Rudolph Kuntz,

mit naturhistorischer Beschreibung von

E. d'Alton.

(Im Selbstverlag des Herausgebers in Karlsruhe 1827.)

Die erste Lieferung in groß Quer-Folio ist bereits erschienen; sie enthält, nebst Umschlag, Titel- und Zueignungsblatt, Vorrede und Einleitung des naturhistorischen Textes, mit sechs Blättern Abbildungen. Kunstfreunde belieben sich wegen der Subscription an den Unterzeichneten oder an Herrn Kunsthändler Velten dahier, auch an alle gute Buch- und Kunsthandlungen zu wenden; welchen auf Verlangen Exemplare zur Einsicht zugesendet werden sollen. Der Preis für jede Lieferung, deren noch fünf, höchstens von 6 zu 6 Monaten, nachfolgen und,

neben dem fortlaufenden Text, jedesmal sechs Abbildungen enthalten, ist: 3 Dukaten oder 16 fl. 30 kr. im 24 Gulden-Fus. Abgabe und Versendung guter Abdrücke für die Subscribenten geschieht nach der Subscriptions-Ordnung, daher um deutliche Namens-Unterschrift gebeten wird. Die lezte Lieferung soll noch als Zugabe das Skelet eines gut gebauten Pferdes enthalten; auch erscheint binnen kurzer Zeit eine besondere Ausgabe des nämlichen Werkes in französischer Sprache.

Karlsruhe, im Mai 1827.

Rudolph Kuntz, Maler.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Damen-Bibliothek. Aus dem Gebiete der Unterhaltung und des Wissens. Einheimischen und fremden Quellen entnommen. Den Gebildeten des schönen Geschlechts gewidmet. Herausgegeben von Hofrath A. Schreiber. 36 und 48 Bändchen.

Der geringe Subscriptionspreis von 36 kr. pr. Bändchen, bleibt noch kurze Zeit offen. — Das 5te und die folgenden Bändchen werden eben so prompt erscheinen:

Der Barbier von Paris. Nach Ch. Paul de Kock. Aus d. Franz. 4 Bdchn. Subscr.-Pr., 2 fl. 24 kr. od. 1 Thlr. 14 gr.

Ferner hat die Presse verlassen, und wird versandt:

Erste Nahrung für Geist und Herz. Elementar-, Lehr- und Lesebuch zur Unterhaltung und zum stufenweisen Unterricht der Kinder vom sechsten Jahre an. Frey nach dem Englischen der Early Lessons von Maria Edgeworth für die deutsche Jugend bearbeitet von Amalia Schoppe, geb. Weise. 4 Bände. Mit Kupfern. Geb. 8 fl. oder 5 Thlr. 8 gr.

Vivian Grey. Humoristischer Roman. Aus dem Engl. von F. L. Rhode. 3 Bändchen. Subscriptions-Preis 1 fl. 48 kr. od. 1 Thlr. 4 gr.

Heidelberg, im Mai 1827.

C. J. Engelmann.

Literarische Anzeige.

Bey uns ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Luise von Halling.
In Briefen aus Südspanien.
von
Dan. Leßmann.
Zwey Theile. Preis 2½ Thlr.

Ein Roman, in welchem sich ein merkwürdiges Land, wie Südspanien, durch geistreiche Reflexionen und pikanten Humor spiegelt, wird bey dem Publikum seinen Beyfall nicht verfehlen. Der nordische Charakter begegnet dem südlichen in interessanten Verhältnissen, und so verschieden auch der Geschmack oder das Bedürfniß des Lesers seyn möge, ein jeder wird hier finden, was ihn fesselt und ergözt, und wird dem Verfasser für seine reich ausgestattete Gabe Dank wissen.

Berlin.

Vereinsbuchhandlung.

Bey Tob. Löffler in Mannheim ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gehres, S. F., Lebensbeschreibung von Dr. C. Ludw. Posselt, nebst mehrern noch ungedruckten Briefen desselben und biographischen Nachrichten von Durlachs denkwürdigen Männern oder kleine Chronik von Durlach. 2r Thl. gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Anzeige
für Maler, Bildhauer und Kunstliebhaber überhaupt.

Landons französische Kunstannalen.

Zweiter bis siebenter Band.

Im herabgesetzten Preis.

Der Unterzeichnete hat sich entschlossen, einen Vorrath der oben bezeichneten Bände dieses schäzbaren Kunstwerkes, wovon jeder bis jezt fl. 11. oder Rthlr. 6. 8. kostete, zu einem bedeutend niedrigern Preis zu erlassen, überzeugt, daß es manchem Liebhaber willkommen seyn wird, sich, wenn auch nur theilweis, in dessen Besiz sezzen zu können, sobald ihm die Anschaffung erleichtert wird. Es kostet also, von jezt an, so lange der nicht bedeutende Vorrath hinreichen wird:

der einzelne Band, wovon jeder über 70 Kupfertafeln enthält, fl. 3. 36. oder Rthlr. 2.,

der 2te bis 7te Band, zusammen genommen, Rthlr. 10. oder fl. 18.

Jede solide Buchhandlung nimmt Bestellungen an und wird in Stand gesezt, die Bände um diese Preise portofrey abzuliefern. Vollständige Exemplare aller sieben Bände sind nur noch einige vorhanden, und können blos im bisher bestehenden Preis abgegeben werden.

Basel den 1. Juni 1827.

J. G. Neukirch.

Ankündigung.

So eben ist zu London, bey W. Raddon, Nro. 38., Sidmouth-Street, Grays Inn Road, und Hrn. Colnaghi, Cockspus-Street, von W. Raddon in der Linien-Manier gestochen, erschienen:

Ein Kupferstich,
von dem berühmten Gemälde des seligen Hrn. H. Füßli, Mitglied und Professor der Londoner Königl. Akademie, jezt im Besize Ihrer Hochwohlgeboren der Gräfin von Guilford, genannt:

The Night Mare, (der Alp).
Größe des Kupfers, sieben Zoll bey neun.

Preise: Erste Abdrücke auf chines. Papier 1 L. 1 Sch. 6 D.
— — auf französ. Papier, 16 Sch.
Gewöhnliche Abdrücke 10 Sch. 6 D.

Digitized by Google

Exercise 1.3 Write a program that reads a number and prints the square of that number. Test your program with the following inputs: 0, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100.

№ 636772

AP30
M6
1827:1

Morgenblatt für gebildete Stände.

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google